Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

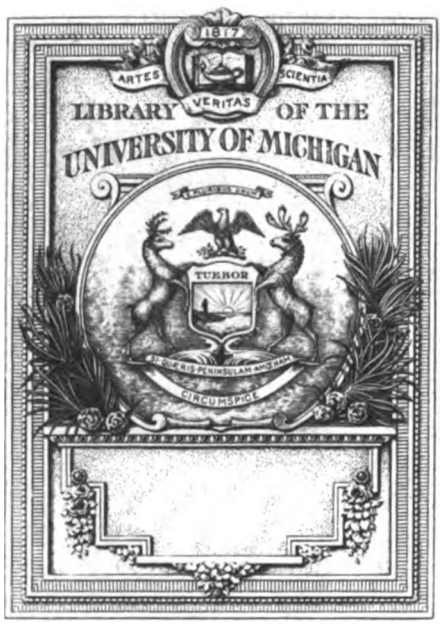
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D 402775

Digitized by Google

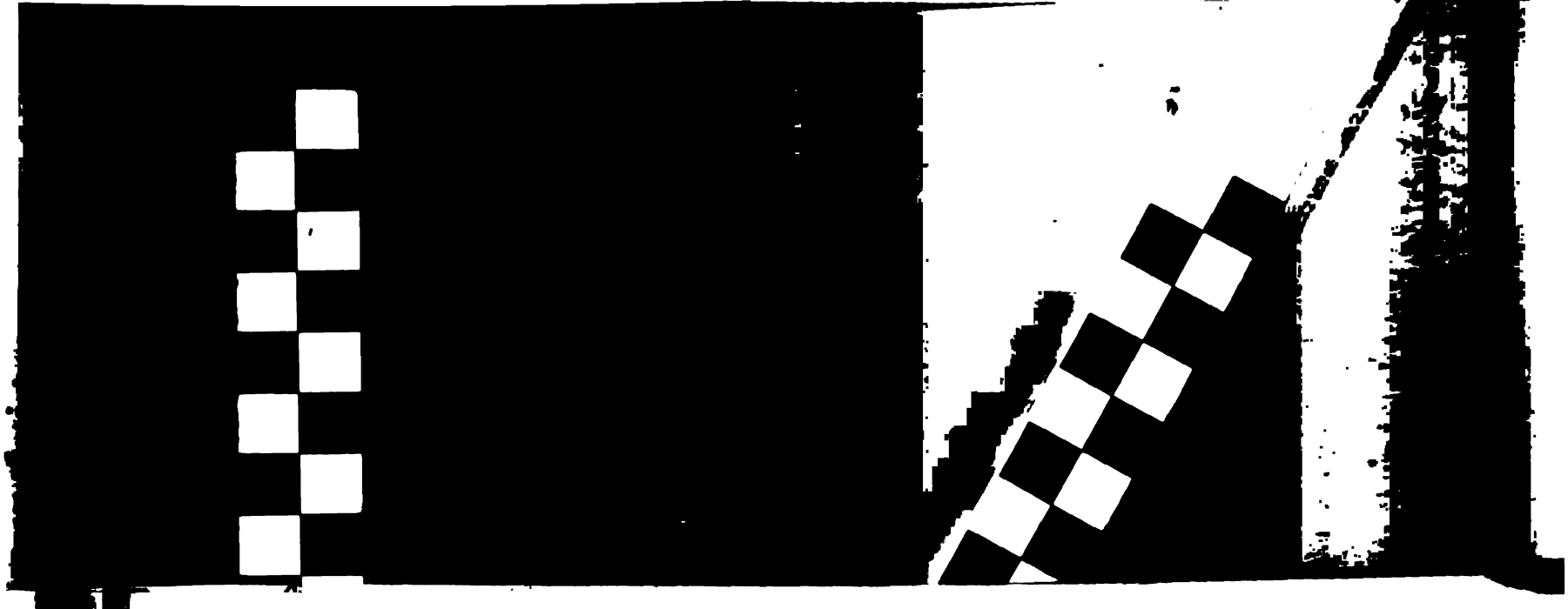


Digitized by Google

A S
1
.G 3

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

3. Jahrgang. 1936

Berlin und Leipzig

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

1936

Digitized by Google

Digitized by Google

Aufsätze, Berichte und Notizen:

nach Verfassern alphabetisch geordnet. Die große Zahl hinter dem Text gibt die Nummer des Heftes an, die kleine, hochgestellte Zahl die Seite in der Nummer.

—: Forschung als Forderung und Funktion. 4 [1]
Adelsberger, U.: Die astronomisch ermittelte Zeit und Zeitmessung mit Quarzuhren. 22 [5]
Amlong, H.: Neue Forschungen über das Längenwachstum der Pflanzen. 2 [8]
Amlong, H.: Neue Erkenntnisse über die tropistischen Reizbewegungen der Pflanze. 9 [3]
Amlong, H.: Fortschritte der Wuchsstofforschung. 17 [7]
Bahlow, H.: Germanisches Erbgut in unseren Familiennamen? 3 [1]
Basdevant, Suzanne: Der gegenwärtige Stand des Studiums des internationalen Rechts in Frankreich. 19 [6]
Baumgart, W.: Ein Museum für deutsche Volkskunde. 3 [7]
Baumgart, W.: Weihnachtsmärchen im Weltkriege. 23 [7]
Baumgärtel, Tr.: Moderne Verwertung der Azetylzellulose. 2 [9]
Becker, Albert: Johann Kaspar Zeuß — ein Lebensbild. 8 [12]
Becker, Albert: Philipp Franz von Walther — ein Lebensbild. 17 [12]
Becker, Albert: Friedrich Kasimir Medicus — ein Lebensbild. 22 [12]
Betz, Werner: Wörterbuch des Abendländischen? 18 [9]
Betzinger, W.: Musik und Medizin. 4 [7]
Beurlen, Karl: Die Stellung der Geologie im Rahmen der Naturwissenschaften. 19 [1]
Bierich, R.: Über Krebsbekämpfung. 2 [1]
Blumenthal, H.: Tendenzen der neueren Herderforschung. 7 [9], 8 [7]
Blumenthal, H.: Vom Preußischen zum Deutschen Gesamtkatalog. 20 [7]
Boll, Marcel: Die Lage der Chemie. 13 [9]
Brandenstein, W.: Die Herkunft der Etrusker. 5 [9]
Brinckmann, A. E.: Pathos und Ratio als italienisch-französischer Gegensatz. 4 [5]
Brodführer: Albertine Andrienne Necker de Saussure — ein Lebensbild. 18 [12]
Cabos, H. V.: Der Zeitschriftenstil d. Auslandes. 8 [11], 9 [11]
Chevallier, R.: Die jüngsten physikalischen Forschungen in Frankreich. 13 [7]
Combes, R.: Die botanischen Forschungen in Frankreich. 13 [12]
Congar, M.-J.: Tendenzen und Bewegungen der katholischen Theologie im heutigen Frankreich. 13 [3]
Coutinho, A. C.: Karl Ernst von Baer, — ein Lebensbild. 6 [12]
Diewerge, Heinz: Das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. 18 [7]
Dornseiff, F.: Dörpfeld's Alt-Olympia. 15 [7]
Eckert, Hermann: Die Heidelberger Inschriftensammlung. 12 [3]
Ehlers-Lange: Ranke und Hegel. 11 [7]
Elster, Alexander: Analogie als rechtswissenschaftliches Problem. 16 [5]
Erich, O. A.: Vom Vogelreiter zum Hahnrei. Zur Typenbildung in der Volkskunst. 14 [3]
Erich, O. A.: Gestalten der Julzeit. Zur Typenbildung in der Volkskunst II. 23 [1]
Eschmann, Ernst Wilhelm: Die Heidelberger Soziologie. 16 [7]
Feldkeller, Paul: Das Okkultismus-Problem. 16 [9]
Friederichs, K.: Über fremddienliche Zweckmäßigkeit von Lebenserscheinungen. 9 [7].
Fromont, Pierre: Die Geschichte der sozialen Doktrinen in Frankreich seit 1920. 13 [1]
Gädeke, Hannah: Geheimrat Karl Hampe zum Gedächtnis. 12 [9]
Gasser, Richard: Der Zeitbegriff des Märchens. 23 [11]
Gee: Cooke und Bismarck. 19 [9]
Gerlach, H.: Rhythmus und Arbeit. 4 [9]
Gerlach, H.: Kirchenmusik in Heidelberg. 12 [5]
Gnilton, L.: Neue Canadische Literatur. 1 [6]
Gosebroek, K.: Leben und Tod im Hinblick auf die neuere Physik. 9 [5]
Gunrich, A.: Uexküll und sein Lebenswerk — die Umweltforschung. 2 [5]
Hellpach, W.: Landschaft und Schicksal. 3 [5]
Hof, Walter: Wort und Bild bei Hölderlin. 12 [11]
Hofmann-Stirnemann, H.: Das lebendige Museum. 8 [9]
Holtfreter, Joh.: Grundphänomene in der tierischen Entwicklung. 9 [1]
Hopffgarten, E. v.: Wissenschaft und Forschungsarbeit auf den Canarischen Inseln. 7 [7]
H. ten: Internationale Ausstellung chinesischer Kunst. 2 [11]
Jacob, Ernst Gerhard: Bernhard Schädel, der Begründer des Ibero-Amerikanischen Instituts in Hamburg. 19 [6]
Janssen, H. L.: Vorgeschichtsforschung und Grenzlandarbeit. 8 [5]
Ilberg, Georg: Aus der Entwicklungsgeschichte des Menschen. 17 [5]
Jordan, P.: Das Einerseits — Andererseits in der modernen Physik. 6 [1]
Jürgens, A.: Die Organisation der geisteswissenschaftlichen Forschung in Amerika. 7 [1]
Jürgens, A.: Der Neuaufbau von Wissenschaft und Forschung in Belgien. 11 [9]
Jürgens, A.: Englands geistige Aufrüstung. 17 [1]
Jurkat, Ernst: Die Soziologie von Ferdinand Tönnies. 21 [7]
Kausche, G. A.: Zur Problematik der modernen Züchtungsforschung. 22 [1]
Kletzl, O.: Die Junker von Prag in Straßburg. 4 [3]
Krahe, H.: Sprachliches zur Ligurerfrage. 5 [10]
Krogmann, Willy: Leistung und Aufgabe der Sprachwissenschaft in der Heimatsfrage der Indogermanen. 21 [1]
Kühn, A.: Johann Michael Franz, — ein Lebensbild. 9 [12]
Kwang-Chi, Wang: Rechtsstaat und Moralstaat in der chinesischen Staatsphilosophie. 5 [1]
G. L.: Die Wiedergewinnung der großen Heidelberger Liederhandschrift. 12 [12]
Landgraeber, Fr. W.: Pflanzen als Schlüssel zur Erde. 22 [3]
Landgrebe, Ludwig: Diltheys Stellung in der deutschen Geistesgeschichte. 20 [1]
Lauts, Jan: Die Anfänge der Waffenätzung und Radierung. 14 [1]
Lehmann, Gerhard: Seele und Geist. Zur 13. Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft vom 21.—23. September in Berlin. 20 [9]
L-n, G.: Bericht über einen Vortrag von Prof. Günther: Lamarckismus, Darwinismus, Neudarwinismus. 6 [11]
Loch, Alfred: Das 400jährige Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1786. 12 [7]
Lodewyckx, A.: Die weiße Rasse in den australischen Tropen. 7 [3]
Ludwig, Otto: Arbeitssuche des wandernden Gesellen. 11 [1]
Ludwig, Otto: Märchen und Recht. 18 [3]
Mannsfeld, Wilh.: 15 Jahre Herder-Institut zu Riga. 21 [11]
Mautz, Kurt: Max Stirner in der Ursprungsgeschichte der modernen Lebensphilosophie. 16 [1]
Mehlan, Arno: Geschichte der Balkanmessen. 19 [3]
Menges, H. I.: Verkehrserschütterungen. 6 [7]
Möhrke, Edwin: Die Spur des Orients in der neueren deutschen Dichtung. 15 [11]
Mönch, W.: Machiavelli und Friedrich der Große als politische Erzieher. 10 [1]
Morper, J. J.: Die neuen Ausgrabungen im Bamberger Dom. 14 [7]
Mühlmann, W. E.: Die Hamburger Südsee-Expedition. 19 [11]
Müller, H. v.: Über die Gruppierung von Dichtern einer Sprachgemeinschaft. 3 [9]
Müller, H. v.: Eduard Grisebach — ein Lebensbild 7 [12]
N., G. v.: Säugetiere als Blütengäste. 2 [4]
N., G. v.: Der Wandel im Weltbild der Physik und die Biologie. 2 [8]
N., G. v.: Wandernde Insektenschwärme. 2 [9]
N., G. v.: Eine unbekannte vorarische Hochkultur am Indus. 5 [11]
Natzmer, G. v.: Anton de Bary — ein Lebensbild. 2 [12]
Natzmer, G. v.: Die Herkunft der Indianer und das Alter amerikanischer Kulturen. 7 [5]
Natzmer, G. v.: Das physiologische Zeitgedächtnis. 9 [9]
Natzmer, G. v.: Das neue Weltbild der Biologie. 17 [9]
Neuberg, A.: Ergebnisse der Schweizer Alpengeologie. 2 [7]
Nienholdt, E.: Philipp Hainhofer — ein Lebensbild. 20 [12]
Nouy, Lecomte du: Wissenschaft von heute; Fortschritte der biologischen Wissenschaften in Frankreich seit vier Jahren. 13 [10]
Pietsch, Erich: Aufgaben und Organisation der chemischen Forschung in Deutschland. 16 [3]
Pischel, Barbara: Die thüringische Glasbläserei als Volkskunst. 14 [5]
Predeek, A.: Staat und öffentliche Bibliotheken in Großbritannien. 24 [7]
Pury, Roland de: Die reformierte Kirche und die Theologie. 13 [5]
Rabaud, Etienne: Die zoologische Forschungsarbeit in Frankreich. 13 [11]
Rauen, Hermann: Über die Beziehung zwischen Vitaminen und Fermenten. 17 [3]
Rave, P. O.: Ein Verzeichnis der neueren Bildnis-Plastik. 21 [9]
Rech: Albrecht v. Haller und Jean-Jaques Rousseau. 11 [3]
Reusse, W.: Grundsätzliches zum Fernsehen. 22 [9]
Rohrbach, Paul: Hamilkar von Fölkersahm — ein Lebensbild. 21 [12]
Rüdiger, Horst: Winckelmann und Frankreich. 15 [3]
Ruge, G.: Rechtssprache und Volkskunde. 10 [3]
Ruska, J.: Griechische Alchemie. 15 [5]
Schelling, H. v.: Die Doppelsterne, ein Problem der Himmelsmechanik. 6 [3]
Schiffers-Davringhausen, H.: Der Senussismus — ein Problem? 1 [1]
Schiffers-Davringhausen, H.: Gerhard Rohlfs — ein Lebensbild. 3 [12]
Schiffers-Davringhausen, H.: Was ist Reiseliteratur? 19 [5]
Schmalfuß, H., Werner, H., Gehrke, A.: Das Altern der Stoffe am Beispiel der Fette. 6 [5]
Schmidt, A.: Das Zentralproblem der russischen Geschichte. 1 [3]
Schmidt, A.: Die Staatsidee Polens. 10 [9]
Schmitthenner, Heinrich: Die Heidelberger Landschaft. 12 [3]
Schmitthenner, Paul: Die Arbeit des Kriegswissenschaftlichen Seminars der Universität Heidelberg. 12 [6]
Schneider, Hermann: Neue Forschungen zu Walther von der Vogelweide. 21 [5]
Schramm, P. E.: Die Krönung Ottos I. in Aachen, 7. August 936. 20 [5]
Schuchhardt, Wolfgang: Neujahrsglückwünsche. 24 [1]
Schwentner, Ernst: Die Tocharer und die tocharische Sprache. I. Die Tocharer. 15 [9] — II. Die tocharische Sprache. 18 [5]
Schwerdtfeger, W.: Sophie Charlotte — ein Lebensbild. 4 [12]
Soden, W. v.: Die Assyriologie als Glied der deutschen Altertumswissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart. 5 [7]
Stadelmann, R.: Politische Literatur zur Geschichte des Weltkrieges. 1 [7]
Stemmermann, P. H.: Heidelbergs Raum in vorgeschichtlicher Zeit. 12 [1]
Sugg-Bellini, E.: Georg Friedrich Daumer — ein Lebensbild. 1 [12]
Sühnel, R.: Das olympische Ideal und die klassische Antikendeutung. 15 [1]
Tille, A.: Lebensabrisse. 3 [3]
Tönnies, J.: Kirche und Kultur im Weltbild des Mittelalters. 11 [5]
Traub, Hans: Der Film als ein Forschungs- und Lehrgebiet der deutschen Universität. 18 [1]
Traudt, Theodor: Ein Kapitel Schiffsmaschinenbau. 6 [8]
Urbach, O.: Wesensunterschiede deutscher und französischer Dichtkunst. 8 [3]
Vries, Jan de: Aufgaben und Probleme der altnordischen Literaturgeschichte. 20 [3]
Wegner, A.: Deutsches Jugendrecht. 8 [1]
Weha: Eine neue Diktiermaschine. 2 [10]
Weha: Die Netzanschlußuhr, ihre Arbeitsweise und ihr Aufbau. 22 [7]
Wentzel, Hans: Lübeckische Malerei und Plastik 1250—1350. 14 [9]

Digitized by Google

Wentzcke, P.: Max Donnevert und sein geistiges Erbe. 5 [12]
Wolff, Wilh.: Das Felseiland Helgoland und seine im schleswigschen Marschboden begrabenen geologischen Verwandten. 6 [9]
Zahn, Otto: Peter Simon Pallas — ein Lebensbild. 19 [12]
Zimmer, H.: Über den Umgang mit Mythen. 5 [5]
Zucker, F.: Neues aus dem hellenistisch-römischen Ägypten. 5 [3]

Besprochene Bücher:

nach Buchverfassern alphabetisch geordnet. Hinter dem Buchtitel folgt der Verlag und Erscheinungsort, in eckigen Klammern steht der Rezensent, die Nummer des Heftes und, hochgestellt, die Seite in der Nummer.

Abel, Othenio: Vorzeitliche Lebensspuren. G. Fischer, Jena [G. Heberer 2 [4]]
Adrio, Adam: Die Anfänge des geistlichen Konzerts. Junker & Dünnhaupt, Berlin [U. Leupold 4 [11]]
Alpart, Erich: Nation und Reich in der politischen Willensbildung des britischen Weltreichs. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Papajewski 1 [9]]
Alt, Johannes: Grimmelshausen und der Simplizissimus. C. H. Beck, München [W. Baumgart 21 [3]]
American-German Review, The: Philadelphia, Carl Schurz Memorial Foundation [G. Kartzke 7 [6]]
Andronnikow, W. v.: Margarethe von Wrangell. Albert Langen/Georg Müller, München [F. J., 18 [3]]
Anrich, Ernst: Die englische Politik im Juli 1914. W. Kohlhammer, Stuttgart [R. Stadelmann 1 [7]]
Arend, I. P.: Atombildung und Erdgestaltung. Ferdinand Enke, Stuttgart [v. Schelling 19 [3]]
Aristoteles: Hauptwerke, ed. W. Nestle, Adolf Kröner, Leipzig [L. v. Renthe-Fink 15 [9]]
Bannes, Joachim: Plato, das heroische Vorbild. Walter de Gruyter & Co., Berlin [F. Römer 15 [3]]
Benoist, Charles: Souvenirs t. III (1902—1933). Plon, Paris [R. Stadelmann 1 [7]]
Bense, Max: Aufstand des Geistes, eine Verteidigung der Erkenntnis. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [Hans Behrens 16 [12]]
Benz, Richard: Bettina schaut, erlebt, verkündet. R. Piper & Co., München [A. Dahle 3 [10]]
Berger, Friedrich: Menschenbild und Menschenbildung. W. Kohlhammer, Stuttgart [H. Blumenthal 8 [7]]
Berliner Hochschulführer. Hrsg. Studentenwerk, Berlin 1936 [M. D. 9 [11]]
Bethe, Erich: Familiengeschichte bei Griechen und Römern. C. H. Beck, München [G. L. 5 [11]]
Bethke, W.: Wilhelm Meinholds Briefe. L. Bamberg, Greifswald [Wanda v. Puttkamer 18 [9]]
Bibliographie, Internationale des Buch- und Bibliothekswesens, Jg. 10, 1935 ed. Vorstius, Joris u. Gerhard Reincke, Otto Harrassowitz, Leipzig [H. Praesent 18 [11]]
Bibliographie, Internationale Personal-, 1850—1935 ed. Max Arnim, Karl W. Hiersemann, Leipzig [H. Praesent 18 [11]]
Bibliographie zur Vorgeschichte des Weltkrieges ed. Alfred v. Wegerer, Quader-Verlag, Berlin [R. Stadelmann 1 [7]]
Bleibaum, Fr.: Joh. Aug. Nahl, der Künstler Friedrichs des Großen und der Landgrafen von Hessen-Kassel. R. M. Rohrer, Brünn [H. Keller 4 [6]]
Böckmann, Paul: Hölderlin und seine Götter. C. H. Beck, München [W. Baumgart 21 [4]]
Böhringer, Robert: Platobildnisse. Ferdinand Hirt, Breslau [F. Römer 15 [6]]
Boll, Marcel: La Chimie au laboratoire et à l'usine, dans la nature et dans la vie. [A. Leroy 13 [6]]
Bollnow, Otto Friedrich: Dilthey, eine Einführung in seine Philosophie. B. G. Teubner, Leipzig [J. v. Kempski 20 [3]]
Boor, W. de: Herders Erkenntnislehre in ihrer Bedeutung für seinen religiösen Realismus. Bertelsmann, Gütersloh [H. Blumenthal 8 [7]]
Borchers, Philipp: Die weiße Kordillere. Scherl, Berlin [O. Maull 19 [10]]
Boßhart, Emilie: Die systematischen Grundlagen der Pädagogik Eduard Sprangers. S. Hirzel, Leipzig [Hap. 16 [8]]
Brake, Jürgen: Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung. G. Schulte-Bulmke, Frankfurt a. M. [Horst Rüdiger 24 [6]]
Bran, Fr. A.: Herder und die deutsche Kulturanschauung. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Blumenthal 8 [7]]
Brandl, Alois: Zwischen Inn und Themse. G. Grote, Berlin [G. L. 23 [6]]
Breysig, Kurt: Psychologie der Geschichte. M. & H. Marcus, Breslau [E. Hering 5 [3]]
Breysig, Kurt: Die Meister der entwickelnden Geschichtsschreibung. M. & H. Marcus, Breslau [Ernst Hering 20 [6]]
Brillouin-Festschrift, Marcel- [R. Chevallier 13 [3]]
Bröcker, Walter: Aristoteles. Vittorio Klostermann, Frankfurt [J. v. Kempski 15 [3]]
Bubnoff, S. v.: Geologie von Europa. Bd. I, Bd. II, 1, 2. Gebr. Bornträger, Berlin [Karl Beurlen 12 [3]]
Bubnoff, S. v.: Geschichte und Bau des deutschen Bodens. Gebr. Bornträger, Berlin [Karl Beurlen 12 [3]]
Buch der Natur ed. Woldemar Klein. Gustav Kiepenheuer, Berlin [Hans Schimank 22 [10]]
Bühler, Johannes: Deutsche Geschichte, Bd. I u. II. Walter de Gruyter & Co., Berlin [W. H. 23 [6]]
Bülow, Fr.: Volkswirtschaftslehre. Alfred Kröner, Leipzig [Mellerowicz 22 [4]]
Burckhardt, Jakob: Briefe zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt, ed. Fritz Kaphahn. Alfred Kröner, Leipzig [Walter Schwerdtfeger 18 [9]]
Burger, Heinz Otto: Die Kunstauffassung der frühen Meistersinger. Junker & Dünnhaupt, Berlin [W. B. 20 [4]]
Burkhard, Arthur: Matthias Grünewald, Personality and Accomplishment. Harvard University Press [L. H. H. 21 [10]]
Burkhardt, Carl J.: Richelieu. Georg D. W. Callwey, München [H. S. 23 [10]]
Buttersack: Körperloses Leben — Diapsychikum. Wilhelm Engelmann, Leipzig [a. h. 17 [7]]
Büttner, Ludwig: Fränkische Volksmedizin. Palm & Enke, Erlangen [F. Maurer 2 [3]]
Capelle, Wilhelm: Die Vorsokratiker. Alfred Kröner, Leipzig [J. v. Kempski 15 [6]]
Carlyle, Thomas: Heldentum und Macht. Alfred Kröner, Leipzig [J. v. Kempski 11 [6]]
Chadourne, Mac: Ostasiatische Reise. Dietrich Reimer, Berlin [G. L. 23 [16]]
Clark, Grover: China am Ende? Wilhelm Goldmann, Leipzig [G. L. 23 [16]]
Claudius, Matthias: Gläubiges Herz. Hrsg. W. Koch. Alfred Kröner, Leipzig [W. Baumgart 23 [4]]
Clemen, Carl: Die Religion der Etrusker. Ludwig Röhrscheid, Bonn. [H. Krahe 24 [12]]
Colerus, Egmont: Vom Punkt zur vierten Dimension. P. Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig [Max Steck 6 [4]]
Conrad, Hermann: Liegenschaftsübereignung und Grundbucheintragung in Köln während des Mittelalters = Schr. d. Ak. f. d. R. H. Böhlau, Weimar [E. v. Künßberg 10[5]]
Cori, C. I.: Biologie der Tiere. Urban u. Schwarzenberg, Berlin-Wien [K. Th. Andersen 6 [11]]
Courtin, René: Die Planwirtschaft. 13 [3]
Credner, Wilhelm: Siam. Das Land der Tai. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart [H. V. C. 2 [11]]
Cüppers, Clemens: Die erkenntnistheoretischen Grundgedanken Wilhelm Diltheys. B. G. Teubner, Leipzig [H. A. Ploetz 20[2]]
Cysarz, Herbert: Deutsches Barock in der Lyrik. Philipp Reclam jun., Leipzig [W. Baumgart 23 [6]]
Debye, P.: Kernphysik. S. Hirzel, Leipzig [M. Steck 2 [7]]
Demus, Otto: Die Mosaiken von San Marco in Venedig 1100—1300. R. M. Rohrer, Baden bei Wien [E. G. Troche 4 [4]]
Deubner, Ludwig: Kult und Spiel im alten Olympia. Heinrich Keller, Leipzig [G. L. 23 [12]]
Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten. Hrsg. Ernst Forsthoff. Alfred Kröner, Leipzig [v. Kempski 10 [12]]
Deutschen, Die Großen. Hg. W. Andreas u. W. v. Scholz, 4 Bde. Propyläen-Vlg., Berlin [G. L. 10 [12]]
Deutscher Hochschulführer 1936. Hrsg. Reichsstudentenwerk. Walter de Gruyter & Co., Berlin [M. D. 9 [11]]
Deutsches Bauerntum, sein Werden, Niedergang und Aufstieg, ed. K. Scheda. Enßlin & Laiblin, Reutlingen [F. Martini 3 [3]]
Dexel, W.: Unbekanntes Handwerksgut. Alfred Metzner, Berlin [O. A. Erich 14 [6]]
Diehl, Charles: La Peinture Byzantine. Van Oest, Paris [Kurt Weitzmann 14 [11]]
Diepgen, Paul: Deutsche Volksmedizin, wissenschaftliche Heilkunde und Kultur. Ferdinand Enke, Stuttgart [F. Maurer 2 [3]]
Dietzel K. H.. Die Südafrikanische Union. Verlag der Kolonialen Rundschau, Berlin [Sch. 19 [3]]
Dingler, Hugo: Das Handeln im Sinne des höchsten Zieles. E. Reinhardt, München [Max Steck 24 [12]]
Dircks, Grete: Schöpferische Gestaltung der deutschen Volkskunst. Otto Maier, Ravensburg [O. A. Erich 14 [6]]
Donin, R. K.: Die Bettelordenskirchen in Österreich. R. M. Rohrer, Wien [E. Schaffran 10 [3]]
Doerne, Martin: Die Religion in Herders Geschichtsphilosophie. Felix Meiner, Leipzig [H. Blumenthal 8 [7]]
Dörpfeld, Wilhelm: Alt-Olympia. E. S. Mittler & Sohn, Berlin [F. Dornseiff 15 [7]]
Drechsler, Julius: Die erkenntnistheoretischen Grundlagen und Prinzipien der Aristotelischen Didaktik. Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. v. Kempski 15 [6]]
Eberl-Elber, Ralph: Westafrikas letztes Rätsel. Das Bergland-Buch, Salzburg [Ernst Gerhard Jacob 19 [7]]
Ebersolt, Jean: Monuments d'Architecture Byzantine. Van Oest, Paris [Kurt Weitzmann 14 [11]]
Meister Eckart, die deutschen und lateinischen Werke, Lief. 1. W. Kohlhammer, Stuttgart [P-tz 20 [10]]
Eckhardt, Karl Aug.: Gesetze des Merowingerreiches 418—711. H. Böhlau, Weimar [E. v. Künßberg 10 [5]]
Eddington, A. S.: Die Naturwissenschaft auf neuen Bahnen. Vieweg & Sohn, Braunschweig [H. v. Schelling 6 [4]]
Ehrenstein, W.: Einführung in die Ganzheitspsychologie. Johann Ambrosius Barth, Leipzig [F. Giese 16 [3]]
Ehrhard, August: Fürst Pückler. Atlantis-Verlag, Berlin [G. L. 11 [12]]
Eichholtz, Fritz: Der biologische Gedanke in der Medizin. Weiß'sche Universitätsbuchhandlung Heidelberg [a. h. 22 [3]]
Eickstedt: Grundlagen der Rassenpsychologie. Ferdinand Enke, Stuttgart [E. Hefter 9 [3]]
Ekman, Sven: Tiergeographie des Meeres. Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig [Rob. Mertens 19 [11]]
Eppelsheimer, Hanns W.: Handbuch der Weltliteratur. V. Klostermann, Frankfurt a. M. [W. Gebhardt 3 [10]]
Erasmus: Gespräche ed. H. Trog. Benno Schwabe, Basel [I. Pracht 23 [14]]
Erman, Adolf: Die Welt am Nil. I. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig [G. L. 23 [13]]
Eschmann, Ernst Wilhelm: Griechisches Tagebuch. Eugen Diederichs, Jena [Horst Rüdiger 23 [14]]
Faber du Faur, Kurt von: Deutsche Barocklyrik. Anton Pustet, Salzburg [W. Baumgart 23 [4]]
Fels, Edwin: Der Mensch als Gestalter der Erde. Bibliograph. Inst. A. G., Leipzig [A. Haushofer 6 [10]]
Ferienkurse in Europa 1936. Hg. Völkerbundsinstitut für Geistige Zusammenarbeit, Paris. Vertrieb f. Deutschl. Alfred Lorentz Verlg. Leipzg. [M. D. 9 [11]]
Förster-Nietzsche, Elisabeth: Friedrich Nietzsche und die Frauen seiner Zeit. C. H. Beck, München [A. Dahle 18 [8]]
Franz, Eugen: München als deutsche Kulturstadt im 19. Jahrhundert. Walter de Gruyter & Co., Berlin [Walter Schwerdtfeger 23 [9]]
v. Frauenholz, Eugen: Das Heerwesen d. germanischen Frühzeit, des Frankenreiches u. d. ritterlichen Zeitalters. Bd. I d. Entwicklungsgeschichte d. dtschen Heerwesens. C. H. Beck. München [J. Bühler 11 [3]]
Freytag, Willy: Irrational oder Rational. Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. v. Kempski 16 [11]]
Ganzer, K. R.: Das deutsche Führergesicht. J. F. Lehmann, München [Hellpach 10 [11]]

Digitized by Google

Ganzer, Karl Richard: Geist und Staat im 19. Jahrhundert. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [I. B. 20 7]
de Gaulle, Charles: Vers l'armée de métier. L. Voggenreiter, Potsdam [C. 1 6]
Geiger, Alfred: Die indoarische Gesellschaftsordnung. J. C. B. Mohr, Tübingen [H. Dempe 3 4]
Geiger, Paul: Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. Walter de Gruyter & Co., Berlin [G. L. 23 15]
Gentile, Giovanni: Philosophie der Kunst. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Hap 14 12]
Gerfeldt, Ewald: Unsere Nahrungs- und Genußmittel. Georg Thieme, Leipzig [Adolf Bickel 22 11]
Gerstenberg, Kurt und Paul Ortwin Rave: Die Wandgemälde der deutschen Romantiker im Casino Massimo zu Rom. Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Berlin [H. Hofmann 21 11]
Geyer, Albert: Die Geschichte des Schlosses zu Berlin, Bd. I. Deutscher Kunstverlag, Berlin [K. F. 8 10]
Giardini, Cesare: Don Carlos. Georg D. W. Callwey, München [F. J. 23 10]
Gidel, Gilbert: Le droit international public de la mer [Suzanne Basdevant 13 6]
Gieseler, W.: Abstammungs- u. Rassenkunde des Menschen, I. Teil (Abstammungskunde). Hohenlohesche Buchhandlung F. Rau, Öhringen [a. h. 9 5]
Gohlke, Paul: Die Entstehung d. aristotelischen Logik. Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. v. Kempski 15 8]
Goeken, Walter: Herder als Deutscher. W. Kohlhammer, Stuttgart [H. Blumenthal 8 7]
Goering, Max: Italienische Malerei des 16. Jahrh. Kurt Wolff, Berlin [G. L. 21 10]
Goethe-Kalender auf das Jahr 1937 ed. Frankfurter Goethe-Museum, Dieterichssche Verlagsbuchhandlung, Leipzig [G. L. 23 4]
Gottschalk Walter: Die bildhaften Sprichwörter d. Romanen I. Winter, Heidelberg [H. Rheinfelder 7 11]
Goetz, W.: Propyläen-Weltgeschichte. Propyläen-Verlag, Berlin [R. Stadelmann 1 7]
Grabmann-Festschrift: Aus der Geisteswelt des Mittelalters. Aschendorffische Verlagsbuchhdlg., Münster [J. v. Kempski 11 7]
Griaule, Marcel: Die lebende Fackel. Dietrich Reimer, Berlin [J. v. K. 19 7]
Griechische Gedichte. Mit Übertragungen deutscher Dichter ed. Horst Rüdiger. Ernst Heimeran, München [G. L. 23 13]
Griechische Liebessagen. Nach den Quellen erzählt von Herta Snell. Ernst Heimeran, München [G. L. 23 13]
Grimrath, Hermann: Der Weltkrieg im französischen Roman. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Traub 1 10]
Grimsehl-Tomaschek: Lehrbuch der Physik. Bd. I, Bd. II, 1, Bd. II, 2. B. G. Teubner, Leipzig [M. Steck 22 6]
Grisebach, August: Römische Portraitbüsten der Gegenreformation. Heinrich Keller, Leipzig [L. H. Heydenreich 14 11]
Gröbner, Wolfgang: Der Weg aufwärts. Braumüller, Wien [H. Behrens 16 13]
Grühl, Max: Abessinien, die Zitadelle Afrikas. Schlieffenverlag, Berlin [Sch. 19 7]
Grundfragen der neuen Rechtswissenschaft. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Alexander Elster 24 10]
Gumpert, Martin: Das Leben für die Idee. S. Fischer, Berlin [G. L. 17 11]
Güntert, Hermann: Ursprung der Germanen. Kultur und Sprache. 9. Bd. C. Winter, Heidelberg [Fr. Specht 10 6].
Gutenberg-Jahrbuch 1936, ed. A. Ruppel. Gutenberg-Gesellschaft, Mainz [H. Praesent 18 11]
Hackett, Francis: Franz I. Rowohlt, Berlin [Walter Schwerdtfeger 23 10]
Hagemann, Walter: Richelieus politisches Testament. C. Heymann, Berlin [G. Wolfram 1 10]
Hahne, Hans: Vom deutschen Jahreslauf im Brauch. Eugen Diederichs, Jena [G. L. 23 15]
Hain, Robert: Deutschland im Lichte französischer Geschichtsbücher für den Schulunterricht. Weidmannsche Buchh., Berlin [H. H. 10 13]
Haller, Joh.: Von den Staufern zu den Habsburgern. Walter de Gruyter & Co., Berlin [J. B. 1 11]
Haller, Joh.: Nikolaus I. und Pseudoisidor. Cottasche Buchh. Stuttg. [J. Bühler 10 8]
Halm, Georg: Geld — Kredit — Banken. Duncker & Humblot, München [W. Keim 20 11]
Hamann, Richard u. R. Hamann-Mac-Lean: Olympische Kunst. August Hopfer, Burg [H. V. C. 15 13]
Handbuch der deutschen Volkskunde ed. Wilhelm Peßler, I. Bd. Akademische Verlagsges. Athenaion, Potsdam [G. L. 18 6]
Handbuch der deutschsprachigen Zeitungen im Ausland. ed. W. Heide, Walter de Gruyter & Co., Berlin [H. Traub 1 11]
Handbuch d. Erziehungswissenschaft: III. Teil, Pädagogik u. Didaktik d. Altersstufen Bd. I, V. Teil, Geschichte d. pädagog. Ideen u. Einrichtungen i. d. großen Kulturländern Bd. 1, Bd. 3, 1. und 2. Hälfte. J. Kösel & Fr. Pustet, München [H. Wenke 8 8]
Handbuch d. gesamten Jugendrechts ed. Burmann & Mölders, H. Luchterhand, Berlin [Arthur Wegner 20 11]
Handbuch der Kulturgeschichte: G. Neckel: Kultur der alten Germanen, A. Kletler: Deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen. Akademische Verlagsges. Athenaion, Potsdam [G. L. 18 6]
Handbuch f. d. Unterricht d. deutschen Vorgeschichte in Ostdeutschland ed. Geschwendt, F. Hirt, Breslau [7 10 Ed. Sturms]
Hanefeld, Kurt: Geschichte des deutschen Nährstandes. Br. Franke, Leipzig [F. Martini 3 8]
Hankamer, Paul: Deutsche Gegenreformation und deutsches Barock. J. B. Metzler, Stuttgart [W. Baumgart 21 8]
Hartmann, Fr.: Ästhetik im Brückenbau. F. Deuticke, Wien [F. K. 2 6]
Hartmann, Nicolai: Zur Grundlegung d. Ontologie [nicht, wie in d. Anmerkg. 20 9 angegeben: Grundzüge der Ethik]. Walter de Gruyter & Co., Berlin [K. Hancke 20 9]
Haug: Störungen des Persönlichkeitsbewußtseins. Ferdinand Enke, Stuttgart [Herbert Siegmund 17 6]
Hebbel, Friedrich: Der Mensch und die Mächte, hrsg. v. Ernst Vincent. Alfred Kröner, Leipzig [G. L. 23 4]
Hedin, Sven: Die Seidenstraße. F. A. Brockhaus, Leipzig [G. L. 23 16]
Hefter-Noeldechen, Lotte: Kindergestalten im amerikanischen Roman. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Horst Rüdiger 19 9]
Hege, W. u. G. Rodenwaldt: Olympia. Deutscher Kunstverlag, Berlin [G. L. 15 8]
Hegel heute (Hegel-Auswahl). Felix Meiner, Leipzig [J. 11 8]
Helbok, Adolf: Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Walter de Gruyter & Co., Berlin [Richard Marek 8 4, 24 8]
Helbok, Adolf: Was ist deutsche Volksgeschichte? Walter de Gruyter & Co., Berlin [F. Martini 3 6]
Helden, Hirten und Hajduken ed. G. Gesemann. Albert Langen / Georg Müller, München [B. G. Orlick 1 8]
Herder: Mensch und Geschichte ed. Koch. Alfred Kröner, Leipzig [R. Sühnel 7 10]
Herzberg, Adalbert Josef: Der heilige Mauritius. L. Schwann, Düsseldorf [Friedrich Pfister 24 5]
Hesse, Richard: Abstammungslehre und Darwinismus. B. G. Teubner, Leipzig [F. Pax 17 7]
Hettner, Alfred: Vergleichende Länderkunde Bd. I—IV. B. G. Teubner, Leipzig [O. Maull 19 10]
Heyer, G. R.: Praktische Seelenheilkunde. J. F. Lehmann, München [H. Siegmund 4 6]
Heyse, Hans: Idee und Existenz. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [H. Behrens 16 13]
Hoche, A. E.: Jahresringe. J. F. Lehmann, München [G. L. 17 11]
Hoche, A. E.: Aus der Werkstatt, J. F. Lehmann, München [G. L. 17 11]
Hoffmann, Ross: Great Britain and the German Trade Rivalry 1887—1914. University of Pennsylvania Press, Philadelphia [R. Stadelmann 1 7]
v. Hofmann, Albert: Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [W. Hellpach 3 5]
Horaz, Die Gedichte des, übers. v. R. A. Schröder, Phaidon-Verlag, Wien [W. Baumgart 15 6]
Huffmann, Fritz Robert: Über die sächsische Berggerichtsbarkeit vom 15. Jahrhundert bis zu ihrem Ende. H. Böhlau, Weimar [Alfred Loch 24 9]
Huizinga, J.: Erasmus. Benno Schwabe, Basel [J. Pracht 23 14]
Humboldt, Karoline und Friedrich Gottlieb Welcker. Briefwechsel 1807—1826 ed. E. Sander-Rindtorff, L. Röhrscheid, Bonn [H. V. C. 18 9]
Hume, E.: U. S. Army, Colonel Heros von Borcke. The Historical Publishing Co. [Kartzke 7 6]
Jacob, E. G.: Der Deutsche in Portugal und Spanien. Langensalza, J. Belz [E. v. Hopffgarten 7 7]
ed. Jagow, Kurt: »Queen Viktoria«. Karl Sigismund, Berlin [Wanda v. Puttkamer 23 11]
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft ed. Max Hecker, 21. Bd., Weimar [W. Baumgart 18 7]
Jahrbuch für idealistische Philosophie, Bd. I, ed. Ernst Harms. Rascher & Cie, Zürich [L. v. Renthe-Fink 18 8]
Jaquet, A.: Wissen und Glauben. Benno Schwabe, Basel [A. Coutinho 3 11]
Jaspers, Karl: Nietzsche. Walter de Gruyter & Co., Berlin [Franz Fischer 16 6]
Jaspers, Karl: Vernunft und Existenz. Wolters, Groningen [L. von Renthe-Fink 16 6]
Ibbeken, Rudolf: Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871, 2. Abteilung, Bd. V d. Gesamtreihe: April 1864 bis April 1865. Gerhard Stalling, Oldenburg [W. Sch. 11 8]
Jonas, Hans: Gnosis und spätantiker Geist, Teil I. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen [R. 20 10]
Jordan, Pascual: Physikalisches Denken in der neuen Zeit. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [H. H. 9 10]
Jordan, Pascual: Die Physik des 20. Jahrhunderts. Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig [W. R. 22 6]
Jungbauer, Gustav: Deutsche Volksmedizin. Walter de Gruyter & Co., Berlin [F. Maurer 2 8]
Kahl-Furthmann, G.: Das Problem des Nicht. Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. v. Kempski 16 11]
Kanter, Helmut: Der Gran Chaco und seine Randgebiete. Friedrichsen, de Gruyter & Co., Hamburg [O. Maull 19 10]
Kants opus postumum ed. A. Buchenau. Walter de Gruyter & Co., Berlin [W. Sange 16 6]
Kayser, Walther: Marwitz. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [Hermann Witte 23 8]
Kiaulehn, Walther: Die eisernen Engel. Ullstein, Berlin [Haus Schimank 22 11]
Kienzl, Florian: Bolivar, Ruhm und Freiheit Südamerikas. Alfred Metzner, Berlin [Sch. 19 10]
Killian, H.: Facies Dolorosa. G. Thieme, Leipzig [Hellpach 10 11]
Kirchner, Heinrich: Beiträge zum deutschen Volksliedstil um 1500. Eugen Diederichs, Jena [W. B. 18 4]
Kirkpatrick, F. A.: Die spanischen Konquistadoren. Goldmann, Berlin-Leipzig-Wien, 1935 [H. V. C. 7 8]
Kirn, Paul: Politische Geschichte der deutschen Grenzen. Bibliographisches Institut, Leipzig [F. Schnabel 8 6]
Knapp, Fritz: Riemenschneider. Velhagen & Klasing, Bielefeld-Leipzig [Hans Hartmann 21 10]
Knapp, Fritz: Grünewald. Velhagen & Klasing, Bielefeld-Leipzig [Hans Hartmann 21 10]
Koch, G.: Die bäuerliche Seele. Furche-Verlag, Berlin [F. Martini 3 6]
Koellreuter, Otto: Deutsches Verfassungsrecht. Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. v. K. 24 10]
König-Fachsenfeld, Olga Freiin v.: Wandlungen des Traumproblems von der Romantik bis zur Gegenwart. Ferdinand Enke, Stuttgart [G. R. Heyer 17 6]
Kohlrausch, F.: Praktische Physik. B. G. Teubner, Leipzig [Th. Traudt 22 6]
Kohlrausch, Robert: Deutsches Heldentum in Italien. R. Lutz Nachf. O. Schramm, Stuttgart [E. Schaffran 3 13]
Kommerell, Max: Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik. Bondi, Berlin [H. Blumenthal 8 7]
Kral, August von: Das Land Kamâl Atatürks. W. Braumüller, Wien [E. von Hopffgarten 5 8]

Digitized by Google

Krockow, Martin: Deutschlands Zusammenbruch und Freiheitskampf 1918—1935. Hirt, Breslau [H. Behrens 1 [6]]

Kühn, Herbert: Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands. Propyläen-Verlag, Berlin [G. L. 14 [2]]

Külbs, F.: Gesundes Leben. Georg Thieme, Leipzig [a. h. 6 [11]]

Kunz-Lack, J.: Die deutsch-amerikanischen Beziehungen 1890—1914. W. Kohlhammer, Stuttgart [G. Kartzke 7 [6]]

Kupferstiche, Altdeutsche. Prestel-Verlag, Frankfurt [H. Hofmann 14 [6]]

v. Kürenberg: Krupp, Kampf um Stahl. Wolfgang Krüger, Berlin [Walter Möhl 22 [11]]

Kürschners Literatur-Kalender, Nekrolog zu, 1901—1935, ed. Gerhard Lüdtke. Walter de Gruyter & Co., Berlin [W. B. 11 [12]]

Landsberg, Paul L.: Einführung in die philosophische Anthropologie. Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. [J. v. Kempski 16 [12]]

Lang, H. ed.: Die Wissenskiste. Ein Jugendlexikon. R. Voigtländer, Leipzig [H. Sell, 23[5]]

Lauffer, Otto: Dorf und Stadt in Niederdeutschland. Walter de Gruyter & Co., Berlin [R. Beitl 14 [5]]

Lemberg, Eugen: Wege und Wandlungen des Nationalbewußtseins. Aschendorff, Münster [H. R. 1 [11]]

Lenard, P.: Deutsche Physik, Bd. 1. J. F. Lehmann, München [M. Steck 17 [6]]

Lenel, E.: Friedrich Kapp. Hinrichs, Leipzig, [G. Kartzke 7 [6]]

Lenz, Fr.: Friedrich List, der Mann und das Werk. R. Oldenbourg, München [Walter Schwerdtfeger 21 [6]]

Lewalter, Ernst: Der Große Kurfürst. Keil-Verlag, Berlin [Walter Schwerdtfeger 23 [6]]

l'Houet, A.: Psychologie des Bauerntums. J. C. B. Mohr, Tübingen [F. Martini 3 [6]]

Lin Yutang: Mein Land und mein Volk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [G. L. 23 [16]]

Lissner, Ivar: Völker und Kontinente. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [G. L. 23 [16]]

Litt, Theodor: Kant und Herder als Deuter der geistigen Welt. Quelle & Meyer, Leipzig [H. Blumenthal 8 [7]]

Lloyd George, David: War Memoirs, vol. I.—IV. Nicholson & Watson, London; Deutsche Ausgabe, Bd. I, II, S. Fischer, Berlin [R. Stadelmann 1 [7]]

Loepelmann, Martin: Erziehung und Unterricht an der höheren Schule, Bd. I: Voraussetzungen. M. Diesterweg, Frankfurt a. M. [A. Buchenau 4 [3]]

Lösch, A.: Bevölkerungswellen und Wechsellagen Jena [A. Lösch 19 [4]]

Löwith, Karl: Kierkegaard und Nietzsche oder theologische und philosophische Überwindung des Nihilismus. Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. [H. Pleßner 24 [15]]

Luckwaldt, Fr.: Der Aufstieg der Vereinigten Staaten zur Weltmacht. Walter de Gruyter & Co., Berlin, Sammlung Göschen [G. Kartzke 7 [6]; Hans Praesent 11 [11]]

Luther, Arthur (bearb.): Deutsches Land in deutscher Erzählung. Karl W. Hiersemann, Leipzig [G. L. 23 [4]]

Lützeler, Heinrich: Grundstile der Kunst. Ferdinand Dümmler, Berlin [H. Hofmann 14 [12]]

Lyrik, Frühe deutsche, ed. Arens, Hans. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin [G. L. 12 [10]]

Maier, Heinrich: Philosophie der Wirklichkeit, II, 2 u. III. J. C. B. Mohr, Tübingen [H. Ehlers 24 [15]]

Mally, Ernst: Erlebnis und Wirklichkeit. Julius Klinkhardt, Leipzig [M. Lange 16 [11]]

Masaryk erzählt sein Leben; Gespräche mit Karl Capek. Bruno Cassirer, Berlin [G. L. 23 [6]]

Maschke, Erich: Der deutsche Ordensstaat. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [Lampe 10 [6]]

Maskow, E.: Theodor Schwarz, ein pommerscher Romantiker. L. Bamberg, Greifswald [Wanda v. Puttkamer 18 [6]]

Maul, Otto: Frankreichs Überseereich. Sammlung Göschen, Walter de Gruyter & Co., Berlin [Hans Praesent 11 [11]]

Maur, Gilbert in der: Die Jugoslawen einst und jetzt. J. Günther, Wien [R. Busch-Zantner 10 [10]]

Maurach, R.: Volksethik und Strafrecht. C. Heymann, Berlin [G. L-n. 24 [10]]

Meißner, Rudolf: Nordisches Recht; Rechtsbuch des Gulathings. Schr. d. Ak. f. d. R., H. Böhlau, Weimar [E. v. Künßberg 10 [5]]

Menzel, Adolf von: Skizzenbuch aus dem Jahre 1846, hrsg. von W. Weidmann. Gebr. Mann, Berlin [J. Pracht 23 [6]]

Merk, Walther: Der Gedanke des gemeinen Besten in der deutschen Staats- und Rechtsentwicklung. H. Böhlau, Weimar [Schultze- v. Lasaulx 24 [10]]

Metzger, Arnold: Phänomenologie und Metaphysik. Niemeyer, Halle [H. Kuhn 24 [15]]

Metzke, Erwin: Geschichtliche Wirklichkeit. J. C. B. Mohr, Tübingen [H. Rüdiger 11 [4]]

Meyer, Adolf: Krisenepochen und Wendepunkte des biologischen Denkens. Gustav Fischer, Jena [K. Th. Andersen 17 [10]]

Meyer, Herbert: Das Handgemal als Gerichtswahrzeichen des freien Geschlechts bei den Germanen. Böhlau, Weimar [E. v. Künßberg 3 [2]]

Meyer, Herbert: Mühlhäuser Reichsrechtsbuch aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. H. Böhlau, Weimar [E. v. Künßberg 10 [5]]

Mitteis, Heinrich: Lehnrecht und Staatsgewalt. Böhlau, Weimar [Walther Merk 24[8]]

Müller, Carl Otfried von: Briefwechsel, ed. Otto Kern. Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen [B. Snell 23 [14]]

Müller, Georg: Zeugnisse germanischer Religion. Chr. Kaiser, München [A. Heiermeier 24 [13]]

Müller, Karl: Die Epigramme des Antiphilos von Byzanz. Junker & Dünnhaupt, Berlin [F. Zucker 15 [6]]

Nachtsheim, Hans: Vom Wildtier zum Haustier. Alfred Metzner, Berlin [Rob. Mertens 22 [3]]

Natur und Mensch. Die Naturwissenschaften und ihre Anwendungen. Walter de Gruyter & Co., Berlin [M. Blaschke 2 [6]]

Naturforschung im Aufbruch, ed. August Becker. J. F. Lehmann, München [S. P. 22 [11]]

Naumann, H. u. G. Weydt (ed.): Herbst des Minnesangs. Junker & Dünnhaupt, Berlin [W. Baumgart 23 [4]]

Neale, J. E.: Königin Elisabeth, H. Goverts, Hamburg [Walter Schwerdtfeger 23 [10]]

Nevermann, Hans: Bei Sumpfmenschen und Kopfjägern. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [H. V. C. 7 [4]]

Nicolas II., Journal intime de: Traduit du Russe par Bénouville et Kaznakov. Payot, Paris [R. Stadelmann 1 [7]]

Nietzsche, Friedrich, Werke und Briefe, Bd. I—III. C. H. Beck, München [G. L. 23 [5]]

Nigg, Walter: Kirchengeschichtsschreibung. C. H. Beck, München [J. Bühler 10 [7]]

Noack, Ulrich: Katholizität und Geistesfreiheit. Nach den Schriften von John Dalberg-Acton. G. Schulte-Bulmke, Frankfurt a. M. [J. Bühler 10 [7]]

Nohara, Komakichi: Das wahre Gesicht Japans. Zwingerverlag, Dresden [G. L. 19 [8]]

Onken, Hermann: Nation und Geschichte. R. Grote, Berlin [J. B. 10 [9]]

Ortega y Gasset: Gesamtwerk. Madrid (Espasa-Calpe) [H. Meier 7 [8]]

Otto, Ernst: Allgemeine Unterrichtslehre. Walter de Gruyter & Co., Berlin [F. Hartmann 16 [8]]

Paul, Gustaf: Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes. J. F. Lehmann, München [W. Hellpach 3 [5]]

Pauli, Gustav: Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten. Rainer Wunderlich, Tübingen [G. L. 23 [6]]

Pawlikowski-Cholewa, Alfred v.: Heer und Völkerschicksal. R. Oldenbourg, München [J. Bühler 11[2]]

Petersen, Otto: Herder und Hehn. Löffler, Riga [H. Blumenthal 8 [7]]

Pettazzoni, R.: La Confessione dei Peccati, I u. II. Zanichelli, Bologna [R. F. Merkel 7 [11]]

Pfahler, Gerhard: Warum Erziehung trotz Vererbung. B. G. Teubner, Leipzig [H. Wenke 24 [6]]

Pfeffer, Karl Heinz: Die bürgerliche Gesellschaft in Australien. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Ernst Gerhard Jacob 19 [10]]

Pfister, Friedrich: Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben. Walter de Gruyter & Co., Berlin [G. L. 23 [15]]

Pidal, Ramón Menéndez: Das Spanien des Cid, I. Band. Max Hueber, München [Horst Rüdiger 11 [12]]

Plutarch: Helden und Schicksale, ed. Wilh. Ax. Alfred Kröner, Leipzig [F. J. 23 [13]]

Plutarch: Große Griechen und Römer, ed. Dagobert v. Mikusch. Propyläen-Verlag, Berlin [F. J. 23 [13]]

Pompeianische Wandinschriften, ed. Hieronymus Geist. Ernst Heimeran, München [Horst Rüdiger 23 [13]]

Poppelreuther, W.: Psychokritische Pädagogik. C. H. Beck, München [K. Reumuth 16 [6]]

Popper, Karl: Logik der Forschung. Julius Springer. Wien [M. Steck 22 [10]]

Preiser, Erich: Gestalt und Gestaltung der Wirtschaft. J. C. B. Mohr, Tübingen [K. Mellerowicz 22 [4]]

Preller, Hugo: Englands Weltpolitik als Gleichgewichtspolitik. Sammlung Göschen, Walter de Gruyter & Co., Berlin [Hans Praesent 11 [11]]

v. Prittwitz u. Gaffron: Deutschland und die Vereinigten Staaten seit dem Weltkriege. B. G. Teubner, Leipzig [G. Kartzke 7 [6]]

Quante, Peter: Die Flucht aus der Landwirtschaft. Kurt Vowinckel G. m. b. H., Berlin-Grunewald [Hans-Jürgen Seraphim 6 [6]]

Räikkönen, Erkki: Svinhufvud baut Finnland. Albert Langen/Georg Müller, München [G. L. 23 [11]]

Ranke, Leopold von: Geschichte und Politik. ed. H. Hofmann. Alfred Kröner, Leipzig [J. Pracht 23 [5]]

Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, ed. O. Schmitt. J. B. Metzler, Stuttgart [B. Meier 4 [10]]

Reche, Otto: Rasse und Heimat der Indogermanen. J. F. Lehmann, München [Th. Steche 10 [6]]

Redeker, Martin: Humanität, Volkstum, Christentum in der Erziehung. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Blumenthal 8 [7]]

Rehm, Walther: Griechentum und Goethezeit. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig [W. Baumgart 21 [4]]

Reichardt, Konstantin: Runenkunde. Eugen Diederichs, Jena [G. L. 18 [6]]

Reinhardt, Karl: Sophokles. Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. [W. Baumgart 15 [6]]

Renouvin, P.: La crise européenne et la Grande Guerre (1904—18). Alcan, Paris [R. Stadelmann 1 [7]]

Reynold, Gonzague de: Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz. Vita Nova, Luzern [J. v. Kempski 1 [9]]

Rickert, Heinrich: Grundprobleme der Philosophie. J. C. B. Mohr, Tübingen [F. Richter 16 [11]]

Rilke, Rainer Maria: Briefe an seinen Verleger. Insel-Verlag, Leipzig [G. L. 23 [5]]

Ritter, Eberhard: Politik und Kriegführung. Junker & Dünnhaupt, Berlin [R. 11 [2]]

Ritter, Gerhard: Die Heidelberger Universität, Bd. I. Carl Winter, Heidelberg [J. Pracht 12 [12]]

Ritter, Gerhard: Friedrich der Große. Quelle & Meyer, Leipzig [W. v. Puttkamer 23 [8]]

Rogge, Heinrich: Hitlers Friedenspolitik und das Völkerrecht. Schlieffen-Verlag, Berlin [K. Willimcik 5 [12]]

Rohracher, H.: Kleine Einführung in die Charakterkunde. B. G. Teubner, Leipzig [J. P. 17 [6]]

Roloff, Gustaf: Frankreichs Wiederaufstieg zur Weltmacht und zum Empire. Walter de Gruyter & Co., Berlin [O. Urbach 1 [10]]

Roß, Colin: Amerikas Schicksalsstunde. Brockhaus, Leipzig [G. Kartzke 7 [6]]

Roß, Colin: Zwischen USA und dem Pol. Brockhaus, Leipzig [G. Kartzke 7 [6]]

Rossi, Mario M.: Saggio su Francesco Bacon. Alfredo Guida, Neapel [H. H. 18 [8]]

Rösser, Ernst: Göttliches und menschliches unveränderliches und veränderliches Kirchenrecht, von der Entstehung der Kirche bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts. F. Schöningh, Paderborn [A. Wegner 10 [7]]

Roswitha von Gandersheim, Werke, ed. H. Homeyer. F. Schöningh, Paderborn [W. B. 3 [11]]

Rudy, Hermann: Vitamine und Mangelkrankheiten. Julius Springer, Berlin [W. Pschyrembel 22 [8]]

Rukwied, H.: Brückenästhetik. W. Ernst & Sohn, Berlin [F. K. 2 [6]]

Digitized by Google

der Alaune und Salze.
tlateinischen Alchemie.
H., Berlin [R. Winder-

rc. Rembrandt-Verlag,

ebhardt: Herder, seine
achkommen. Zentral-
u. Familien-Geschichte

neger und Halbzwerge.
[W. E. Mühlmann

e Kultur der Griechen.
G. L. 5 [8]]
aumeister. B. Cassirer,

Die Welt des Schalles.
[Hans Schimank 22 [10]]
tische Herder. Schmidt-
enthal 8 [7]]
phäre und Nichteukli-
. B. G. Teubner, Leip-

und Begriff. S. Hirzel,

Konfirmationspraxis im
cher Erkenntnisse. Wal-
rlin [D. Uckeley 24 [11]]
efe von —, ed. Ernst
& Co., Berlin [H. V. C.

chte der germanischen
r, Köln [E. Sprockhoff

China im Profil. Biblio-
pzig [Theodor Stocks

Geschichte im 19. Jahr-
Freiburg [K. D. 11 [8]]
Die Welt der Maske.
en [F. Rumpf 4 [10]]
des deutschen Mittel-
inchen [Hellpach 10 [11]]
merzeit in Österreich.
en b. Wien [Friedrich

ormation. H. Pöpping-
eer [Johannes Bühler

chland. J. Neumann,

thodenproblem in der
. E. Poeschel, Stuttgart

che Arbeitslied. Carl
d Quellmalz 18 [4]]
lichkeit im Lichte der
, Leipzig [A. Coutinho

rdwesten, Bd. I von
land hrsg. von N. Krebs.
[H. V. C. 6 [10]]
manische Heldendich-
ngen [H. Rüdiger 11 [4]]
: Dichtung und Dichter
ag, Berlin [R. Sühnel

Lehre des Jainas nach
ellt. Walter de Gruyter
Prutz 24 [12]]
des römischen Rechts.
nchen [W. Keim 24 [9]]
err von: Schwedische
lag, Uplandslag Schr.
, Weimar [E. v. Künß-

Origin of International
[H. M. 7 [11]]
ehrbuch der Topologie.
[J. v. Kempski 17 [8]]
der biologischen For-
ntike und ihre grund-
rch Theophrast von
Co., Aarau [Adolf

an Diplomacy during
kins Press, Baltimore

Silz, Walter: Early German Romanticism. Harvard University Press, Cambridge [Ernst Rose 12 [10]]
Simons, Walter: Religion und Recht. Hans Bott, Berlin [Arthur Wegner 24 [11]]
Sommer, Franz: Studien zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Lichte der Philosophiegeschichte. Ferdinand Schöningh, Paderborn [Arthur Wegner 20 [11]]
Sommer, P. K.: Kunst und Kunsterziehung. W. Crüwell, Dortmund [E. Brodführer 14 [12]]
Spann, Othmar: Erkenne Dich selbst. Gustav Fischer, Jena [H. Behrens 16 [2]]
Speiser, Andreas: Leonhard Euler und die deutsche Philosophie. Rascher & Cie., Zürich [K. E. Fueter 24 [16]]
Springmayer, H.: Herders Lehre vom Naturschönen. Eugen Diederichs, Jena [H. Blumenthal 8 [7]]
Stange, Alfred: Deutsche Malerei der Gotik, Bd. II. Deutscher Kunstverlag, Berlin [H. Wentzel 21 [10]]
Steinbrech, Lothar: Unser Lebensproblem. Waldemar Hoffmann, Berlin [H. Ehlers 16 [12]]
Steinhausen: Geschichte der deutschen Kultur, ed. E. Diesel. Bibliographisches Institut, Leipzig [G. L. 12 [10]]
Stenzel, Julius: Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles. B. G. Teubner, Leipzig [M. Steck 15 [8]]
Stephan, H.: Herder-Auswahl. Felix Meiner, Leipzig [H. Blumenthal 8 [7]]
Stifter, Adalbert: Briefe, hrsg. von Fr. Seebaß. Rainer Wunderlich, Tübingen [W. Baumgart 23 [5]]
van Stockum u. van Dorn: Geschichte der deutschen Literatur, 2 Bd. J. B. Wolters, Groningen [G. L. 18 [6]]
Stoye, Joh.: Das britische Weltreich. Bruckmann, München [H. Papajewski 1 [9]]
Stoye, Joh.: Ölmacht — Weltmacht. B. G. Teubner, Leipzig [W. S. 22 [4]]
Stoye, Johannes: Japan, Gefahr oder Vorbild? Quelle & Meyer, Leipzig [G. L. 23 [16]]
Studium und Prüfungen in Berlin. Amtlicher Führer für die Universität, Technische Hochschule und Handelshochschule, hrsg. Akad. Auskunftsamt. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin [M. D. 9 [11]]
Stulz, J.: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Herder & Co., Freiburg [G. Kartzke 7 [6]]
Sühnel, Rudolf: Die Götter Griechenlands und die deutsche Klassik. Triltsch, Würzburg [W. Baumgart 21 [4]]
Swann, W. F. G.: Die Architektur des Universums. Keilverlag, Berlin [W. R. 19 [2]]
Swoboda, K. M.: Neue Aufgaben der Kunstgeschichte. Rudolf M. Rohrer, Prag-Wien [Otto Kletzl 14 [12]]
Taeger, Fritz: Orient und Okzident in der Antike. J. C. B. Mohr, Tübingen [H. Rüdiger 11 [4]]
Terhalle, Fritz: Leitfaden der deutschen Finanzpolitik. Duncker & Humblot, München [W. Keim 20 [11]]
Thomas, Alois: Die Darstellung Christi in der Kelter. L. Schwann, Düsseldorf [G. L. 23 [15]]
Thomas v. Aquino: Summa Theologica. Anton Pustet, Salzburg [E. Przywara 10 [8]]
Thomas v. Aquino: Summe d. Theologie. Alfred Kröner, Leipzig [E. Przywara 10 [8]]
Thomas v. Kempen: Nachfolge Christi, übertragen von Felix Braun. Alfred Kröner, Leipzig [E. Przywara 10 [8]]
Thurnwald, Hilde: Die schwarze Frau im Wandel Afrikas. W. Kohlhammer, Stuttgart [J. Tönnies 1 [2]]
Thurnwald, Richard C.: Black and White in East Africa. London [J. Tönnies 19 [7]]
Thyssen, Johannes: Geschichte der Geschichtsphilosophie. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Ernst Hering 20 [6]]
Tiefseebuch, ein Querschnitt durch die neuere Tiefseeforschung. E. S. Mittler & Sohn, Berlin G. Heberer 2 [2]]
Tierzeichnungen aus acht Jahrhunderten. Prestel-Verlag, Frankfurt [H. Hofmann 14 [6]]
Tietze, Hans: Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika. Phaidon-Verlag, Wien [G. Kartzke 7 [6]]
Treitschke, H. v.: Deutsche Kämpfe. Alfred Kröner, Leipzig [H. H. 10 [12]]
Tritsch, Walther: Karl V. Julius Kittls Nachf., Leipzig [F. J. 23 [10]]
Troche, E. G.: Italienische Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts. Kurt Wolff, Berlin.
Troche, E. G.: Niederländische Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts. Kurt Wolff, Berlin [G. L. 21 [10]]
Trübners Deutsches Wörterbuch, ed. Alfred Götze. Walter de Gruyter & Co., Berlin [Horst Rüdiger 18 [11]]
Ulmenstein, U. v.: Über Ursprung und Entstehung des Wappenwesens. Böhlau, Weimar [E. v. Künßberg 3 [4]]
Unger, Rudolf: Herder, Novalis und Kleist. M. Diesterweg, Frankfurt [H. Blumenthal 8 [7]]
Uexküll, Jakob Baron: Niegeschaute Welten. S. Fischer, Berlin [G. L. 23 [6]]
Varé, Daniele: Die letzte Kaiserin. Paul Zsolnay, Berlin [G. L. 23 [16]]
Veit, Ludwig Andreas: Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Herder & Co., Freiburg i. Br. [G. L. 23 [15]]
Verde, Guiseppe Lo: Die Lehre vom Staat im neuen Italien. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Fick 1 [2]]
Vesper, Will: Die Ernte der deutschen Lyrik ges. von W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen [G. L. 23 [4]]
Viëtor, Karl: Deutsches Dichten und Denken von der Aufklärung bis zum Realismus. Walter de Gruyter & Co., Berlin [W. B. 3 [11]]
Vilmar, A. F. C., bearbeitet u. fortgesetzt von J. Rohr: Geschichte der Deutschen National-Literatur. Safari-Verlag, Berlin [G. L. 23 [4]]
Visser, Ph. C. u. Jenny Visser-Hooft: Wissenschaftliche Ergebnisse der Niederländischen Expeditionen in den Karakorum und die angrenzenden Gebiete in den Jahren 1922, 1925 und 1929—30, Bd. I. Kommissionsverlag F. A. Brockhaus, Leipzig [W. F. Reinig 5 [11]]
Visser, Ph. C.: Durch Asiens Hochgebirge. Huber & Co., Frauenfeld [W. F. Reinig 19 [9]]
Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde 1936, ed. Georg Schreiber. J. Kösel & F. Pustet, München [O. Lehmann 3 [2]]
Voßler, Karl: Poesie d. Einsamkeit in Spanien I. C. H. Beck, München [K. Wais 7 [8]]
Wagemann, Ernst: Narrenspiegel der Statistik. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [W. Schwerdtfeger 1 [11]]
Wagner, Anton: Los Angeles. Bibliographisches Institut, Leipzig [Th. Stocks 2 [10]]
Waller, Martha: Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Emil Ebering, Berlin [H. Rüdiger 21 [3]]
Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben, hrsg. v. Georg Schreiber. L. Schwann, Düsseldorf [J. Sauer 24 [4]]
Walter, Franz: Euthanasie und die Heiligkeit des Lebens. Die Lebensvernichtung im Dienste der Medizin und Eugenik nach christl. und monistischer Ethik. M. Hueber, München [W. Rauch 9 [8]]
Wanderscheck, Hermann: Weltkrieg und Propaganda. E. S. Mittler & Sohn, Berlin [Hans Traub 11 [11]]
Weber, Adolf: Leitfaden der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Duncker & Humblot, München [W. Keim 20 [11]]
Weber, Adolf: Leitfaden der Volkswirtschaftspolitik. Duncker & Humblot, München [W. Keim 20 [11]]
Weber, Gottfried: Herder und das Drama. Dunker, Weimar [H. Blumenthal 8 [7]]
Weber, Max: Jugendbriefe, hrsg. v. Marianne Weber. J. C. B. Mohr, Tübingen [I. Pracht 23 [6]]
Wechßler, Eduard: Hellas im Evangelium. Alfred Metzner, Berlin [J. v. Kempski 24 [11]]
Weckering, R.: Nouvelles théories sur la constitution de la matière et l'origine des rayonnements. Dunod, Paris [M. Steck 9 [4]]
Wegener, A.: Herder und d. lettische Volkslied. Beyer, Langensalza [H. Blumenthal 8 [7]]
Weidauer, Friedrich: Objektivität, voraussetzungslose Wissenschaft und wissenschaftliche Wahrheit. S. Hirzel, Leipzig [M. Lange 20 [2]]
Weidhaas, H.: Formenwandlungen in der russischen Baukunst. Akademischer Verlag, Halle [Otto Lehmann 14 [11]]

Digitized by Google

Weigels Ständebuch, Christoph, ed. Fritz Helbig. W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen [G.L. 23 [15]]
v. Weizäcker: Studien zur Pathogenese. Georg Thieme, Leipzig [Herbert Siegmund 17 [8]]
Der Weltkrieg gegen das deutsche Volk 1914—1918. Hirt, Breslau [C. 1 [8]]
Die Welt als Geschichte, ed. H. E. Stier. W. Kohlhammer, Stuttgart [H. V. C. 1 [9]]
Wendland, W.: Kunst im Zeichen des Kreuzes. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin [F. Rothe 14 [10]]
Wießner, Hermann: Twing und Bann. R. M. Rohrer Brünn [J. Bühler 10 [6]]
Wilhelmsmeyer, Hans: Carl Gustav Carus als Erbe und Deuter Goethes. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Horst Rüdiger 21 [6]]
Winkler-Deutsch: Deutsche Malerei des 16. Jahrh. Kurt Wolff, Berlin [G. L. 21 [10]]
Wirth, Albrecht: Ostasien. G. J. Manz, Regensburg [H. V. C. 19 [8]]
Die Wissenskiste ed. Hans Lang. R. Voigtländer, Leipzig [H. Sell 23 [8]]
Witte, Hermann: Die pommerschen Konservativen. Walter de Gruyter & Co., Berlin [J. B. 23 [9]]
Witzenmann, Walter: Politischer Aktivismus und sozialer Mythos. Junker & Dünnhaupt, Berlin [G. Jung 24 [16]]
Wolf, Friedrich August: Ein Leben in Briefen, ed. Siegfried Reiter. I. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart [Bruno Snell 21 [6]]
Wolf, Julius: Physiognomik und Völkergeschichte. Miron Goldstein ägyptol. Verlg. Berlin [Hellpach 10 [11]]
Wolfram, Georg: Ein feste Burg ist unser Gott. Walter de Gruyter & Co., Berlin [R. Sühnel 21 [3]]
Wörterbuch der Antike. ed. Hans Lamer. Alfred Kröner, Leipzig [G. L. 23 [18]]
Wörterbuch der Deutschen Volkskunde. ed. Erich, O. A. u. R. Beitl: Alfred Kröner, Leipzig [G. L. 23 [15]]
Wörterbuch, Theologisches zum neuen Testament. ed. G. Kittel u. a. W. Kohlhammer, Stuttgart [A. Debrunner 5 [6]]
Wörterbuch der Wirtschaft. ed. Friedrich Bülow. Alfred Kröner, Leipzig [G. L. 22 [4]]
Wüllenweber, Fritz: Altgermanische Erziehung. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [Horst Rüdiger 24 [6]]
Wüst, Walther: Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch des Alt-Indoarischen (Altindischen) Lief. 1—3. Carl Winter, Heidelberg [A. Debrunner 18 [10]]
Wütschke, Joh. Der Kampf um den Erdball. R. Oldenbourg, München [O. Maull 1 [2]]
Zahn-Harnack, Agnes v., Adolf von Harnack. Hans Bott, Berlin [G. L. 10 [18]]
Zeidel, Edwin H.: Ludwig Tieck, the German Romantieist. Princeton University Press [Ernst Rose 12 [10]]
Zeitungswissenschaft 11[0]5. Sonderheft: die dtschen Fachzeitschriften. Walter de Gruyter & Co., Berlin [S. P. 11 [11]]
Zeller, Adolf: Die Auswertung des Befundes früher Bauanlagen im Saale in Ingelheim. Walter de Gruyter & Co., Berlin [F. Behn 14 [8]]
Zimmer, Heinrich: Indische Sphären. R. Oldenbourg, München [H. v. Glasenapp 5 [8]]
Zimmermann, Karl: Deutsche Geschichte als Rassenschicksal. Quelle u. Meyer, Leipzig [H. H. 10 [18]]

Wie bestellt man die „Geistige Arbeit“?

1. **Bei jedem Buch- oder Zeitschriftenhändler (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. Porto).**
2. **Durch eine Postkarte beim Verlag Berlin W 35, Woyrschstr. 13.**
   (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. 4 Pfg. Porto für die Nummer.)
3. **Bei jedem Briefträger oder jeder Postanstalt des Deutschen Reiches. Es empfiehlt sich die Ausfüllung des beiliegenden Bestellscheines oder einer Postkarte.**
   (Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzüglich M 0.22 Bestellgeld.)

Postscheckkonto des Verlages Berlin 59533.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

FEB 12 1936

Berlin, 5. Januar 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 1

eistige Arbeit

ng aus der wissenschaftlichen Welt

er de Gruyter & Co
n und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

VRINGHAUSEN, Engelsdorf

ssismus — ein Problem?

Anlaß, auf diese Frage
ige kurze Notizen, die
Zeit in der Presse auf-
en, die Senussisten, mit
Kufras durch die Ita-
rtrieben, seien jetzt an
ätte zurückgekehrt, um
Gelegenheit des abessi-
Leben sauer zu machen.
eit wurde gleichzeitig auf
ume gelenkt, die Kufra
den schrecklichsten der
nt möglich, den Senussis-
hne das Gesetz kennen
ahara ihren Bewohnern
ese, den Naturgewalten
gegeben haben. Es ist
die religiöse Seite der
ligen, ohne die Lehre
, was sich im Laufe der
kelt hat, wenigstens in
erkennen. Man wird
er Senussimus vergleich-
lanzen, die aller Dürre
zeln auf zwanzig Meter
d schicken; und jenen
en dürrsten Boden der
, um in dreißig Meter
ste Feuchtigkeit aufzu-
mus ist auf weite Jahr-
ergangenheit der Motor
r den nordafrikanischen

ichte als erster Europäer
Kufra, zehn Jahre nach-
al als erster Europäer
e. Kufra war damals
der Sahara', der Sitz
geworden. Aber Rohlfs
e dem Tode durch die
gehetzten Leute. Einer
enbrüder meinte aller-
r: »Wir sind ganz arme
en uns nur mit Beten
Gaben«. Der Ägypter
ach dem Weltkriege in
östlich davon gelegenen
enat entdeckte, schreibt
eichen Buche über den
er Wüste': »Die Senus-
einen Stamm noch ein
ische Einheit oder eine
llen diesen Begriffen ist
. Sie beherrschen das
me, sodaß benachbarte
Regierungen mit ihnen rechnen müssen.« Das ist deutlich genug. Die Italiener haben auch damit gerechnet, und der faschistische Staat konnte bei der Pazifizierung Libyens [1]) im Hinblick auf seine Ziele kaum anders vorgehen. Man lese die aufschlußreichen Werke des Leiters der Operation, des bekannten Generals Graziani, ‚La riconquista del Fezzan' und ‚Cirenaica pacificata'. Eine anschauliche Zusammenfassung gibt Richard Pfalz in seinem Buch ‚Bei Faschisten und Senussi'. Hier finden wir auch in deutscher Übersetzung die Unterhaltung Grazianis mit dem letzten Führer der ‚ribelli', Omar el Muktar.

Der Begründer des Ordens war Sayed Ibn Ali El Senussi. Er wurde 1787 (nach Hassanein Bey) in Algerien geboren (1202 der Hedschra; nach anderen Quellen 1791). Bei der Entwicklungsgeschichte der Bruderschaft darf man sich nicht zu sehr auf genaue Daten versteifen. Es ist auffallend, andererseits aber auch charakteristisch gerade für die Senussi, wie die Zahlenangaben schwanken. Leider gilt ähnliches auch für viele Zahlen aus der Entdeckungsgeschichte Afrikas, da eine kritische Würdigung, die ins Detail ginge und den heutigen Standpunkt berücksichtigt, noch fehlt. Der Gründer ging nach Mekka. Er war einer der Nachkommen des Propheten. In der Hochburg des Islam erkannte er seine Berufung zum Reformator. Er forderte die Zurückführung des Islam auf seine ursprünglichste Form. Seinen Anhängern verbietet er den Genuß von Kaffee, Tabak und Tee. Desgleichen von Kristallzucker, da er mit den unreinen Händen der Europäer in Berührung gekommen sei. Er verbietet jeglichen Umgang mit Christen und Juden. Er gebietet asketischen Lebenswandel, absoluten Gehorsam und strengste Schweigepflicht.

Von Mekka kommt der Gründer nach Nordafrika, das mit der beginnenden europäischen Durchdringung seinem Puritanertum ein günstiges Feld bot. Überall entstehen Zweigklöster (Sauias). Ihre Organisation ist überraschend einfach, vollkommen aus dem Leben im saharischen Raum hervorgegangen und mit allen Mitteln die Kräfte, die die Sahara dem Menschen bieten kann, fast bis ins Geniale steigernd. Vorsteher ist der ‚Ichuan'. Es gibt in jedem Kloster drei Zimmer. Das erste ist für die Erziehung der Jugend, das zweite für den Pater Prior und das dritte, das wichtigste, für die Gäste. Jeder der Mekkapilger, der Handelsleute, ob arm ob reich, erhält drei Tage Nahrung und freie Unterkunft; und wird so zur vorzüglichen Informationsquelle und zum Agitationsmittel für einen Raum von mehreren Millionen Quadratkilometern, der von der Westküste Nordafrikas bis weit nach Arabien hineinreicht.

In der Cyrenaika, wo der Islam stark atomisiert zu werden begann, setzte Sayed den Hebel an. Er stiftet Frieden zwischen den ewig sich befehdenden Gebirgsstämmen. Wo eine Oase mit der Gründung einer Sauia beehrt wird, beeilen sich die Bewohner, Gärten, Kamele und Sklaven dem Orden zu vermachen. Man lese bei Duveyrier nach, was er in seiner Schrift »la confrérie musulmane di Sidi Mohammed ben Ali es-Snûssi et son domaine géographique . . .« über die Machtmittel sagt, die in den ersten Entwicklungsjahrzehnten des Ordens dem Groß-Senussi zur Verfügung standen. Wenn auch Rohlfs einzelne Angaben bezweifelt, trifft die kleine Schrift doch den Kern der Sache. Von der strategisch äußerst günstigen gelegenen Oase Djarabub in der Nähe der italienisch-ägyptischen Grenze wurde der Hauptsitz nach Kufra verlegt. Von da hinter die Berge von Tibesti (siehe: von Oppenheim, ‚Rabbêh und das Tschadseegebiet'). Vor den vom Tschadsee nach Norden vordringenden Franzosen kehrte der Groß-Senussi nach Kufra zurück, wo in der Festung ‚El Tadsch' die religiöse, mehr noch machtpolitische Zentrale war, die die Italiener 1931 lahmlegten.

Es ist äußerst interessant, diejenigen Stellen zu vergleichen, mit denen die Besucher der verschiedenen Nationalitäten den Eindruck schildern, den sie von der Senussisten-Zentrale erhielten. Sehr gründlich berichtet Gerhard Rohlfs über diesen 'Orden mit erblichem

[1]) Der Gesamtname für Tripolitanien, Cyrenaika und das italienische Hinterland heißt offiziell »Libia«.

AUS DEM INHALT

SCHMIDT: Das Zentralproblem der russischen Geschichte

STADELMANN: Politische Literatur zur Geschichte des Weltkrieges

PAPAJEWSKI: Das britische Weltreich heute

S. F. Daumer — ein Lebensbild

Digitized by Google

Oberhaupt' in seinem Buche. Eine neuere französische Darstellung finden wir im Jahre 1924 bei Bruneau de Laborie in ‚Du Cameroun au Caire par le désert de Libie'.

Auf der Höhe der Taktik zeigt sich der Senussismus in den großen, mehrere Jahre dauernden Auseinandersetzungen während des Weltkrieges. Über die in mehrfacher Hinsicht lehrreichen Operationen der Jahre 1914—18 auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz ist wichtig der neunte Band des amtlichen französischen Generalstabswerkes ‚Les armées françaises dans la grande guerre; opérations contre les senoussis. Paris 1924'.

Hier gelang es dem Senussismus, mit List und Druck fast die Hälfte der Wüstenstämme zum Aufstand und zu einem komplizierten Guerillakrieg zu bringen. In den auf das Jahr 1918 folgenden Jahren wurden sie auf die libysche Wüste beschränkt. Für einen Augenblick schien ihre Macht wieder emporschnellen zu wollen, als das vorfaschistische Regime zu geradezu fantastischen Zugeständnissen an den Groß-Senussi sich bereit fand; der aber als ‚Emir des Fezzan' mit dem faschistischen Vormarsch auf Kufra seine Rolle ausgespielt hatte.

Mit allen Mitteln der Technik und der überzeugenden Wirkung zivilisatorischer Leistungen hält Europa den nordafrikanischen Raum. Mit den Mitteln der ganz spezifisch wüstenhaften Religion vom reinen Islam und einem Einblick in das Trieb- und Willensleben der Araber, der Neger wie der Berber hatte der Senussismus gearbeitet. Die völlige Unterordnung unter das Oberhaupt ist, soweit man das von außen her zu beurteilen vermag, fast unbegreiflich. So wird die Beantwortung der in der Überschrift angedeuteten Frage, entsprechend dem Standpunkt des Beurteilers, eine verschiedene sein müssen. Daß der Senussismus ein Problem gewesen ist, steht außer Zweifel.

Die schwarze Frau im Wandel Afrikas

Die vorliegende Arbeit ist das Resultat einer Forschungsreise. Sie entstammt eindringenden Studien und der gründlichen Kenntnis des Sachgebiets. — Die Verfasserin legt ihrer Arbeit das Problem der »Anpassung« zu Grunde. An ihm rollt sie die spezielle Frage der Anpassung der afrikanischen Frau an die Lebenssphäre des Europäertums auf, das in die naturgebundene und magisch bestimmte Welt der afrikanischen Menschen hineinbricht. — Um die Frage der Anpassung für das jetzige Stadium zu bestimmen, ist es notwendig, die ursprüngliche, vom europäischen Einfluß noch nicht berührte Situation der afrikanischen Frau zu schildern. Kennzeichnend hierfür ist nicht das Herausheben von Einzelheiten, sondern die Zusammenfassung aller soziologisch bedingenden Faktoren zu einem Gesamtbild. Das Leben der afrikanischen Frau ist bestimmt durch die Gemeinschaft, als deren Glied sie erfaßt, verstanden und bewertet werden muß. Alle Stadien des Lebensweges: Geburt, Reife, Verlobung, Ehe und Tod werden umzirkt und bestimmt von der Gemeinschaft (Stamm, Sippe, Familie), begleitet von Sitten und Gebräuchen, die dem Zusammenhang der Geschlechter entstammen. Verstanden aus der notwendigen Einordnung in die Gemeinschaft, kann die Stellung der afrikanischen Frau nicht als inferior bezeichnet werden. Wohl ist ihr Leben fest umgrenzt von Haus und Familie und gebunden durch ihre erste und dominierende Aufgabe als Mutter. Aber der Gruß: »Gegrüßet seist Du, die Du geboren hast«, gilt als Ehrengruß; denn die afrikanische Frau wird nicht als bloßes Werkzeug der Natur angesehen, sondern als Bewahrerin des Lebens von Geschlecht zu Geschlecht, als Bindeglied zwischen denen, die waren und denen, die kommen werden, zwischen Ahnen und Enkeln. Sie ist es, die durch die Fortleitung des Geschlechts die Verbindung mit den Abgeschiedenen bewirkt, die Geister der Ahnen ehrt, versöhnt und den Lebenden geneigt erhält. — Der europäische Einfluß hat eine Wandlung im Leben des Afrikaners gebracht, aber im ganzen nur eine langsame Anpassung der afrikanischen Frau. Die tiefgreifenden Forderungen des Christentums: Einehe, unbedingte Achtung vor der Einzelpersönlichkeit, sexuelle Moral, Erziehung haben den Lebensbereich der Afrikanerin vornehmlich getroffen. Vorsichtig abwägend zeigt die Vf. alle diese und andere vom Europäer her wirkenden Einflüsse auf. Wir verfolgen, von kluger und kundiger Hand geführt, eine Entwicklung und eine Wandlung, die zu vielerlei allgemeinen Betrachtungen und Folgerungen, zu Ausblick umd Umblick über die lokal begrenzte Sphäre Anlaß und Anregung gibt.

Dr. I. Tönnies
Berlin

Hilde Thurnwald, Die schwarze Frau im Wandel Afrikas, eine soziologische Studie unter ostafrikanischen Stämmen. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie Band XIV. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1935.

Der Kampf um den Erdball

War es vor fast anderthalb Jahrzehnten ein Leichtes, neben den wenigen Veröffentlichungen ähnlicher Zielsetzung (Kjellén, Bowman) die volle Anerkennung zu erreichen mit einer Darstellung des Kampfes um den Erdball, die weithin eigenartige Wege einschlug, so hat sich seitdem eine so reiche Literatur der sich zudem dauernd wandelnden Probleme bemächtigt, daß ein neuer fruchtbarer Blickpunkt nur noch von ganz hoher, vielleicht erst mühsam zu errichtender Warte zu gewinnen ist. Dieser Schwierigkeit ist sich der Verf. bei der Besorgung der zweiten Auflage seines bewährten Buches [1]) nicht bewußt gewesen. Er hat dagegen, wie ein Vergleich mit der ursprünglichen Fassung zeigt, überall die bessernde, feilende Hand angelegt, die einzelnen Abschnitte auf den neuen Stand gebracht, vieles umgestellt und manches neugruppiert, aber die Wesenszüge der alten Anlage gelassen und — in der Hauptsache durchaus nicht zu Unrecht — die Grundauffassung bewahrt.

Das im einzelnen kräftig umgestaltete, auch jetzt wieder zu begrüßende Buch bietet damit in den beiden ersten Teilen, die etwa einen Drittel seines Umfangs umfassen, eine kurze politische Geographie und Geopolitik, um erst dann der Themastellung seines Titels gerecht zu werden. Es gliedert die Schilderung der einzelnen geopolitischen Kraftfelder in Europa, die Reibungszone um das Indiameer, Ostasien, den Pazifik und die Neue Welt und erkennt in dem Britischen Reich, U.S. Amerika und Japan die Kerne von Machtkreisen. So viel Beachtliches an von langher Bleibendem und darum auch für die Zukunft Bedeutendem im einzelnen und im ganzen gesagt wird, so ist doch, zum Teil wenigstens, schon mit ganz anderen Machtfaktoren zu rechnen und ziehen die Fronten im Kampf um den Erdball vielfach anders, als sie Wütschke aufzeigt.

Prof. Dr. O. Maull
Graz

[1]) Wütschke, Johannes, Der Kampf um den Erdball. Politisch-geographische und geopolitische Betrachtungen zu den Machtfragen der Gegenwart und nahen Zukunft. 2. völlig umgestaltete Auflage. Mit 36 Kartenskizzen im Text. 174 S. München u. Berlin (R. Oldenbourg) 1935. 3,20 M.

Die Lehre vom Staat in Italien

Wer den Faschismus und den faschistischen Staat studieren und verstehen will, ist heute nicht mehr allein auf die italienischsprachige Literatur angewiesen. Wir nennen nur die Arbeit von Lea Meriggi in den Schriften der Akademie für deutsches Recht und das neu erschienene Buch von Ex. Sergio Panunzio über die »Allgemeine Theorie des faschistischen Staates«. Einige von diesen Schriften sind unmittelbare und lebendige Zeugen faschistischen Wollens und eindringliche Interpreten faschistischer Ideen. Panunzios Buch ist in wissenschaftlicher Form das Bekenntnis eines Mitschöpfers und Verkünders.

Giuseppe Lo Verde, ein jüngerer Fachvertreter des Staatsrechts, fügt zu der genannten Literatur unter dem Titel »Die Lehre vom Staat im neuen Italien« ein weiteres Buch hinzu. Prof. E. v. Hippel, Königsberg, hat es in seiner Sammlung »Fachschriften zur Politik und Staatsbürgerlichen Erziehung« (Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1934) herausgegeben. Dieses Buch scheint uns weniger ein Bekenntnisbuch zu sein. Es dient vielmehr vor allem der wissenschaftlich-vorsichtigen und umsichtigen Erfassung der wesentlichen Tatbestände im faschistischen Staatsleben.

Die Schrift zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil enthält eine »Soziallehre«, der zweite die »Staatsrechtslehre« des faschistischen Staates. Aus der Soziallehre, für die unsere obigen Bemerkungen vor allem gelten, entnehmen wir, daß der faschistische Staat ein Zweckstaat ist und im Grunde nichts anderes bedeutet als eine Neubelebung des nationalen Staatstyps. — In der Staatsrechtslehre wird u. a. die faschistische Partei, der Große Rat, das Verhältnis des faschistischen Staates zur katholischen Kirche und die faschistische Staatsform behandelt. Die Erörterung des Korporationsrats und der kürzlich erst neu errichteten Korporationen scheidet klar und zutreffend die verschiedenen Stadien, die die Entfaltung des korporativen Systems durchlaufen hat; also die Gesetze von 1926, 1930 und 1933.

Der Autor hat viele, auch deutsche Literatur verarbeitet. Die Darstellung verrät ein vielseitiges historisches und staatsvergleichendes Wissen. Der deutsche Text des Buches stellt offensichtlich keine schlechte Arbeit dar. Daß sich gelegentlich die Fremdworte allzusehr häufen, wird man bedauern, aber im Hinblick auf die großen Schwierigkeiten einer Übertragungsarbeit entschuldigen müssen.

Priv.-Doz. Dr. H. Fick, *Jena*

Montenegrinische Volksgeschichten

Gerhard Gesemann hat es unternommen, unter dem Titel »Helden, Hirten und Hajduken« eine Zusammenstellung von Anekdoten und Kurzgeschichten, die er selbst übersetzte, herauszugeben. Er gibt der historischen oder heroischen Kurzgeschichte die »sachliche, realistische, knapp gehaltene Gestaltung eines tatsächlich oder zum mindesten vom Volk als wirklich angenommenen Geschehnisses«. Gesemann spricht von dem mangelnden künstlerischen Eigendasein der Kurzgeschichte, die vielmehr nur die Verdichtung einer an sich amorphen Rahmenunterhaltung, die eine »agonale Unterhaltung« ist. Die Kurzgeschichte im höchsten Sinne des Heroikers will den Geist der Gemeinschaft erfassen und ihn exemplarisch in festumrissenen historischen Persönlichkeiten finden, in deren Handlungs- und Denkweise, deren Haltung und Aussprüchen. Dies gelingt vollauf bei der getroffenen Zusammenstellung, die ein lebendiges, in bunten Farben schillerndes Bild Montenegros gibt. Unter den häufig barbarisch anmutenden Volksgebräuchen, unter der rauhen Schale des naiven Slawen schimmert das Heroische, das spontan oft zum Durchbruch kommt.

Der Ehrbegriff des Montenegriners ist aufs Höchste entwickelt. Der Ehrgeiz der Mutter ist, den Sohn lieber in der Schlacht fallen zu sehen, als daß er mit Wunden bedeckt heimfindet, und bei genauer Betrachtung dieser Kurzgeschichten wird man in Gesemanns Buch eine Charaktergeschichte der Südslawen erkennen, die besser als manche geschichtshistorische Darstellung die Eigenarten eines Stammes hervorhebt, der vielfach heute noch als mit barbarischen Sitten behaftet angesehen wird. Folkloristische Beiträge dieser Art sind Brückenglieder zwischen fremden Ländern, sie heben die Achtung und unterstreichen das Gemeinsame verschiedener Landschaften. Die Bücherei Südost-Europa, herausgegeben in Verbindung mit dem Südost-Ausschuß der Deutschen Akademie, und der Verlag Albert Langen/Georg Müller-München erwerben sich daher mit der Herausgabe von Büchern, die südöstliche Länder in ihrer Dichtung darstellen, kein geringes Verdienst.

B. G. Oelick
Berlin

Helden, Hirten und Hajduken. Montenegrinische Volksgeschichten. Gesammelt und übersetzt von Gerhard Gesemann. Verlag Albert Langen. Georg Müller-München. 1935. Lwd. RM 3.80.

Digitized by Google

A. SCHMIDT, Berlin

Das Zentralproblem der russischen Geschichte

Vorbemerkung.

Das Wort »Russisch« hat im Lauf der Zeit eine Wandlung durchgemacht. Daher ist es für den deutschen Leser nicht leicht, sich in der russischen Geschichte zurecht zu finden. Ursprünglich wurde das Wort »Russj« nur für den von den Warjägern begründeten Kiewer Staat (die spätere Ukraine) in der sarmatischen Ebene gebraucht. Nach Professor Hruschewskij haben sich folgende slavische Stämme: die Tiverćzen, Ulicen, Duliben, Drevljänen, Poljänen, Siverjänen, zum Ukrainischen Volk zusammengeschlossen, während andere slavische Stämme wie die Drehovicen, Krivicen, Slovenen, Vjäticen, Radomicen, nur lose dem Kiewer Staate angegliedert waren. Aus einer Vermischung dieser nördlich vom Kiewer Staat siedelnden Slaven mit noch weiter nördlich von ihnen wohnenden finnischen Stämmen ist später das großrussische Volk entstanden, wozu sich nach den Einfällen der Tataren Kolonisten aus dem Kiewer Gebiet hinzugesellten. Ihr staatlicher Mittelpunkt wurde Moskau, das sich mit der Zeit zum kaiserlichen Rußland auswuchs.

Außer dem großrussischen und dem ukrainischen Volke, in zarischer Zeit das kleinrussische genannt, ist noch ein drittes, das weißrussische oder weißruthenische Volk vorhanden. Es hat fast die ganze Zeit seiner Existenz im Zusammenhang mit dem litauischen und später dem polnischen Volke verbracht, und kam erst bei den polnischen Teilungen an Rußland.

Wie man sieht, gibt es also streng genommen gar kein russisches Volk, sondern das kaiserliche Rußland, das eine Gründung des großrussischen Stammes war, unterwarf sich später die Weißruthenen und den größten Teil der Ukrainer; der Rest befand sich unter österreichisch-ungarischer Herrschaft und lebt jetzt aufgeteilt in Rumänien (Beßarabien und Bukowina), in der Tschechoslowakei (Karpatho-Ruthenien) und in Polen (Ostgalizien, Wollhynien und Cholmgebiet.) In zarischer Zeit wurde im gewöhnlichen Sprachgebrauch russisch oft für großrussisch gesetzt, oder es wurden darunter alle drei slavischen Stämme verstanden, die zu Rußland gehörten. Seit der Bolschewismus aus dem zarischen Rußland eine Sowjetunion gemacht hat, ist das Wort »russisch« auf den großrussischen Teil beschränkt, da es nebenher eine ukrainische und eine weißruthenische Republik gibt.

In diesem Aufsatz wird der Kiewer Staat oft auch mit seinem alten Namen »Russj« genannt, und davon ist das Adjektiv »ruthenisch«. Das zarische »Moskowien« dagegen wird später mit Rußland bezeichnet, und das Adjektiv davon ist »russisch«.

Karamsin und Hruschewskij

In zarischer Zeit galt es als unbestritten, daß der Moskauer Staat aus dem alten Kiewer Staat entstanden sei. Durch den tatarischen Einfall sollte dieser Staat so geschwächt worden sein, daß nicht nur eine Machtverschiebung vom Süden nach Norden eintrat, sondern auch eine Verlagerung der Slaven nach Norden in das ursprüngliche finnische Gebiet stattfand. Diese Theorie wurde zuerst vom großrussischen Historiker Karamsin aufgestellt und ist von seinen Nachfolgern Solowjew und Kliutschewskij übernommen worden. Nur der aus der Ukraine stammende Historiker Kostomarow vertrat eine andere Ansicht. Er hat darüber eine sehr wertvolle Studie »Die zwei russischen Völker« veröffentlicht, die, obwohl sie schon 1861 erschienen ist, noch heute lesenswert bleibt. Er vertritt die Ansicht, daß die früher nahestehenden Stämme der ostslavischen Gruppe – Ukrainer und Großrussen – sich zu zwei ganz verschiedenen nationalen Typen entwickelten mit ganz verschiedenen Eigenschaften, verschiedener Psychologie, Weltanschauung und sozialen Idealen.

Aber diese Stellungsnahme von Kostomarow wurde von der gesamten großrussischen Geschichtsschreibung einmütig abgelehnt. Er fand erst Unterstützung, als der ukrainische Professor Hruschewskij seine bedeutsame historische Arbeit in Lemberg aufnahm. Zwar hatte ihm schon sein Lehrer in Kiew, Professor Antonowitsch, durch eine Reihe von Spezialarbeiten vorgearbeitet, aber in zarischer Zeit mußte ein im russischen Reich lebender Historiker sehr vorsichtig sein und er konnte seine Ansichten nur andeutungsweise mitteilen. Im Laufe von zwanzig Jahren (von 1894 bis 1914) hat Prof. Hruschewskij nicht nur seine grundlegenden Werke über die Geschichte des ukrainischen Volkes veröffentlicht, sondern auch eine große Anzahl von jungen Historikern herangebildet, die die These von Kostomarow von den zwei russischen Völkern weiter ausbauten.

Hruschewskijs Lehre ging kurz gesagt dahin, daß der Kiewer Staat nicht der Vorläufer des moskowitischen gewesen sei, da er im Königreich Halitsch noch weiter bestanden habe. Nach Erlöschen der Halitscher Dynastie sei dieser Staat dann Litauen und später dem politischen Staat einverleibt worden. Der Moskauer Staat dagegen sei eine Gründung von Slaven, die nördlich von denen lebten, die den Kiewer Staat mit Hilfe der Warjäger gebildet hatten. Ein Teil der Ukrainer, die vor dem Einfall der Tataren auswichen, sei nach Westen, nach Halitsch abgewandert, ein anderer sei nach Norden gezogen und habe sich dort mit den Großrussen, die, wie wir sahen, ein Gemisch aus Slaven und Finnen sind, vereinigt.

Diese seine These hat Prof. Hruschewskij in einem Aufsatz »Das übliche Schema der russischen Geschichte und die Frage einer rationellen Gliederung der Geschichte der östlichen Slaven« dargestellt. In diesem heißt es:

»Das gewohnheitsgemäß geltende Schema der russischen Geschichte ist allen bekannt. Es beginnt mit der Vorgeschichte Ost-Europas, gewöhnlich mit der nichtslavischen Kolonisation, alsdann ist die Rede von der Ansiedlung der Slaven, von der Gründung des Kiewer Staates; die Geschichte dieses Staates wird bis zur zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts fortgeführt, dann wird zum Großfürstentum Wladimir übergegangen, von diesem — im XIV. Jahrhundert — zum Fürstentum Moskau, es folgt die Geschichte des Moskauer Staates, des späteren Zarenreiches und aus der Geschichte des ukrainischen und der weißruthenischen Länder, die außerhalb der Grenzen des Moskauer Staates verblieben waren, werden zuweilen die wichtigsten Episoden (wie der Staat Danylos, die Gründung des Großfürstentums Litauen und die Union mit Polen, die Kirchenunion, die Kriege Chmelnyzkijs) entnommen, mitunter jedoch auch gänzlich beiseite gelassen. In jedem Fall hören diese Länder jeweils nach ihrer Angliederung an das großrussische Reich auf, Gegenstand der russischen Geschichte zu sein. . . . . Äußerst unrationell ist vor allem die Vereinigung der alten Geschichte der südlichen Stämme, des Kiewer Staates mit seinen sozialpolitischen Einrichtungen, seinem Rechtswesen und seiner Kultur, mit dem Wladimir-moskauischen Fürstentum des XIII. und XIV. Jahrhunderts, gleichsam als wäre letzteres die Fortsetzung des Kiewer Staates. Für Alt-Moskauer Geschichtsschreiber war dies möglich — ihnen genügte die genealogische Nachfolgeschaft; die heutige Wissenschaft sucht den genetischen Zusammenhang und hat kein Recht, die Kiewer Periode mit der Periode von Wladimir zu verbinden als Entwicklungsstadien ein und desselben politischen und kulturellen Prozesses. Wir wissen, daß der Kiewer Staat, sein Recht, seine Kultur, die Schöpfung eines Volkes, nämlich des Ukrainischen, der Wladimir-Moskauer Staat dagegen die Schöpfung eines anderen, des russischen Volkes war . . . . . Die Kiewer Periode ist nicht in die Wladimir-Moskauische übergegangen, sondern in die Halitsch-Wolhynische des XIII. Jahrhunderts, später in die Litauisch-Polnische des XIV. und XVI. Jahrhunderts. Der Wladimir-Moskauer Staat war weder Erbe, noch Nachfolger des Kiewer Staates. Er erwuchs aus seiner eigenen Wurzel; die Beziehungen Kiews zum Wladimir-Moskauer Staate lassen sich eher z. B. mit den Beziehungen Roms zu seinen gallischen Provinzen vergleichen, nicht aber mit einer vermeintlichen Kontinuität zweier Perioden in der Staats- und Kulturgeschichte Frankreichs.«

Soviel aus den Hruschewskijschen Ausführungen zum Thema: Großrußland und Ukraine.

Gegner

Diese These fand zwar einmütigen Beifall bei den ukrainischen Gelehrten; dagegen wurde sie aufs heftigste von den großrussischen Historikern abgelehnt. Zur Verteidigung ihrer Theorie von der Kontinuität zwischen dem Kiewer und dem Moskauer Staate hatten die großrussischen Gelehrten freilich zum Teil zu sehr gewagten Konstruktionen gegriffen, z. B. zu der sogenannten Lehre von der »Leerwanderung des Kiewer Staates«. Am weitesten war in dieser Beziehung der Akademiker Pogodin gegangen, der schon 1856 die Theorie aufstellte, daß ursprünglich die Großrussen im Kiewer Staat gesessen hätten, die dann durch den tatarischen Einfall nach Norden weggedrückt worden seien, wo sie den moskowischen Staat gründeten. Nachdem die tatarischen Bedrohungen nachgelassen hätten, seien dann ukrainische Volksstämme aus dem Gebiet der Karpathen in das verlassene Kiewer Land eingewandert und hätten sich dort niedergelassen.

Diese Theorie von Pogodin wurde später von Prof. Ssobolewskij aufgenommen. Er stellte in einem Referat in der Kiewer Historischen Gesellschaft die Behauptung auf, daß in den alten Kiewer Denkmälern die ukrainischen phonetischen Eigenheiten fehlen. Hiergegen traten sofort eine Reihe von ukrainischen Gelehrten unter Führung von Antonowitsch und Maximowitsch auf. Später wurde Prof. Ssobolewskijs Theorie vom Akademiker Jagić und darauf auch von Prof. Schachmatow, der anfänglich Pogodins These angenommen hatte, scharf kritisiert. Am ausführlichsten hat die Frage der Leerwanderung des Kiewer Gebietes Prof. Hruschewskij behandelt. Er schreibt[2]):

»In der Literatur wurden die nachteiligen Folgen der Mongolen-Invasion für die Entwicklung der ukrainischen Kolonisation häufig überschätzt. Man stellte die Sache so dar, als hätte der Einfall des Batu das Kiewer

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

Land und überhaupt das ganze mittlere Dnjepr-Gebiet in eine völlige Wüste verwandelt, eine ungeheure Menge der Bevölkerung ausgetilgt und auseinander gesprengt und den noch übrig gebliebenen Teil genötigt, seine Wohnsitze zu wechseln; infolgedessen seien diese Länder lange Zeit verödet gewesen und später aufs neue besiedelt worden. Gar so schlimm stand die Sache denn doch nicht, wenngleich die Verheerung in der Tat furchtbar war und das wirtschaftliche Leben des Dnjepr-Gebiets und der Ukraine überhaupt dadurch noch mehr untergraben wurde, zu einer völligen Verödung des Landes war es ohne Zweifel trotz alledem noch lange nicht gekommen [3]).«

Jedoch auch großrussische Gelehrte, wie Sotow-Golubeew und Wladimirskij-Budanow, lehnten die Pogodin'sche Theorie ab. In der Diskussion über diese Frage schrieb Prof. Schachmatow u. a.: »Vom Standpunkt der Geschichte des ukrainischen Volkes müssen wir auf das Entschiedenste den Gedanken ablehnen, daß das Kiewer Gebiet nicht von den Vorfahren der heutigen Kleinrussen (wie wir sahen, eine andere Bezeichnung für die Ukrainer) in alter Zeit besiedelt war, sondern von den Vorfahren der übrigen russischen Völker. Im zehnten und elften Jahrhundert nach Großrussen im Dnjeprgebiet zu suchen, ist ganz vergeblich. Denn das großrussische Volkstum ist neuerer Entstehung.«

Was die sprachliche Seite dieser Streitfrage betrifft, so kann sie jetzt als erledigt angesehen werden, hat doch im Jahre 1905 die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, in der lauter großrussische Gelehrte saßen, ein Gutachten abgegeben, nach welchem das Ukrainische als selbständige Sprache zu bezeichnen sei.

Nach Ansicht von Kliutschewskij dagegen gab es bis zum Einfall der Tataren nur ein russisches Volk, das sich dann nach Norden an die Wolga und nach Westen rettete. Seitdem der gemeinsame Mittelpunkt Kiew verloren gegangen sei, könne man nicht mehr vom russischen Volke schlechthin sprechen, sondern von einer Verzweigung des Volkes in zwei neue Stämme, Ukrainer und Großrussen:

»Ich rede nicht von den altertümlichen Stammesbildungen oder Bezirkseigentümlichkeiten, sondern von der Verzweigung des Volkes in zwei neue Stämme, die etwa im XIII. Jahrhundert einsetzte, als die Bevölkerung der zentralen Länder am Mittellauf des Dnjepr in entgegengesetzte Richtungen auseinander flutete, als die beiden nun von einander getrennten Stämme ihr sie verbindendes Zentrum, nämlich Kiew, verloren hatten, als sie der Einwirkung neuer und verschieden gearteter Lebensbedingungen ausgesetzt waren und als von einem gemeinsamen Leben schon nicht mehr die Rede sein konnte.«

»Das großrussische Volk verdankt seine Entstehung nicht der fortschreitenden Entfaltung der althergebrachten Eigenart einzelner Gebiete, vielmehr ist es unter dem Einfluß neuer mannigfacher Strömungen entstanden, die nach jener Spaltung im Volke wirksam wurden, zudem in einem Lande, das außerhalb der alten ursprünglichen Russj lag und das noch im XII. Jahrhundert mehr von fremdstämmigen Völkerschaften als von Russen bewohnt wurde. Die Umstände, unter deren Einwirkung die russischen Auswanderer infolge der Kolonisation am Mittellauf der Oka und am Oberlauf der Wolga gerieten, waren zwiefacher Art: enthnographische, die durch die Begegnung russischer Auswanderer mit andersstämmigen im Gebiet zwischen Oka und Wolga in Aktion traten und geographische, sofern die Natur des Landes, wo diese Begegnung erfolgte, bestimmend war. So haben denn zwei Faktoren gemeinsam an der Bildung des großrussischen Stammes teil: Völkermischung und Natur des Landes [4]).«

Schon Kliutschewskij's Schüler, Platonow, hat Pogodins These von der Leerwanderung des Kiewer Gebietes und das spätere Einströmen von Ukrainern aus dem Karpathengebiete fallen gelassen:

»Es kann heute als erwiesen angesehen werden, daß die Masse der arbeitenden Bevölkerung das Kiewer Land nicht verließ. Nach dem Verlust seiner politischen Selbständigkeit und der alten Staatsordnung lebte das Volk in den gewohnten sozialen Lebensformen in der alten Heimat weiter und bildete den ukrainischen Stamm mit einem gewissen Einschlag von nichtrussischen, aber doch zumeist slavischen Elementen, während im Nordosten der fremdstämmige Einschlag, wie wir sahen ein vorwiegend finnischer war. Ebensowenig kann aber die Tatsache geleugnet werden, daß der Staat, der im XV. Jahrhundert von Moskau geschaffen wurde, die organische Fortsetzung des Kiewer Staates war. Moskau war der Nachfolger Kiews sowohl im Hinblick auf die Dynastie, als auch auf die kirchliche Hierarchie und es setzte auch das von Kiew begonnene Werk der nationalen Einigung fort [5]).«

Ganz klar ist die Darstellung Platonows freilich nicht. Einerseits lehnt er die Pogodische Theorie von der Leerwanderung ab, andererseits spricht er davon, daß das »dagebliebene Volk mit einem gewissen Einschlag von nichtrussischen aber doch meist slavischen Elementen den ukrainischen Stamm bildete«; in der Einleitung seines Werkes vertritt er noch eine andere Ansicht; er schreibt (S. 32), daß schon lange vor den geschichtlich ermittelten Daten des VIII. bis IX. Jahrhunderts die von den modernen Anthropologen festgestellten Stammestypen des »Waldajers, des Rjasaners und des Kleinrussen (Ukrainer)« nachgewiesen seien. Wie konnte sich also erst nach der Wiederbesiedlung des Kiewer Gebiets der ukrainische Stamm bilden, wenn er schon im VIII. und IX. Jahrhundert vorhanden war?

Zelenin

Mit dieser letzteren Ansicht decken sich auch die Ausführungen von Professor Zelenin-Petersburg in seiner »Russischen Volkskunde«. Dieser großrussische Gelehrte schreibt [6]):

»Im VII. und VIII. Jahrhundert zerfielen die Ostslaven in drei Stämme. Die Ostrussen, in den ältesten Annalen als Wjatici bezeichnet, drangen nach Osten vor und besetzten das nördliche Stromgebiet des Don; ihnen gehörte später Tmutorokan — dieses dritte nach Kiew und Nowgorod bedeutendste Kulturzentrum des älteren Rußland. Die Nordrussen breiteten sich nach Norden aus; der Chronist bezeichnet sie als Slovene (am Ilmen-See, bei Nowgorod), Krevici (an der oberen Wolga, der oberen Düna und an den Dnjepr-Quellen, d. h. in Smolensk, Witebsk und Pleskau und als Polocane (an der Düna um die Polock). Die Südrussen blieben in den ältesten Wohnsitzen zurück; es sind (nach der Terminologie der Chronik): Poljane — am Dnjepr, bei Kiew, die Drevljane — in Polesje, die Dulebi — am Bug, Ulici und Tiverci — am Dniestr, die Severane an der Desna, am Sem und der Sula, sowie die Dregovici — zwischen dem Pripet und der Düna. Auf diese Weise erscheinen die jetzigen Ukrainer als die Nachkommen der alten Südrussen und die jetzigen Nordgroßrussen (o-Dialekt) als Nachkommen der alten Großrussen.«

Diese Angaben stimmen mit Hruschewskijs Ausführungen, die wir im Anfang dieser Arbeit angeführt haben, vollständig überein. Platonow hält, wie wir gesehen, trotz der Ablehnung der Theorie von der Leerwanderung noch an dem Gedanken fest, daß Moskau die Nachfolgerin Kiews ist. Freilich beschränkt er diesen Gedanken auf Dynastie und kirchliche Hierarchie. Diese beiden Argumente erscheinen wenig beweiskräftig. Erstens war es doch nur eine jüngere Linie des Kiewer Herrscherhauses, die über Ssusdal und Wladimir nach Moskau kam, während der älteste Zweig sich im Westen (Halitsch) verankerte, also vielmehr Anspruch hat, als Nachfolger Kiews zu gelten. Dynastische Beweise sind überhaupt wenig zugkräftig; sonst könnte man die englische Geschichte als Anhängsel der Hannovranischen bezeichnen. Oder man braucht nur an die Verhältnisse auf dem Balkan zu erinnern, wo in Griechenland, in Rumänien und Bulgarien fremde Dynastien sitzen, wobei es niemand einfällt, irgendwelche staatliche Verbindungen mit den Ursprungsländern der Dynastien herzustellen.

Ebensowenig schlüssig ist der Hinweis auf die Übersiedlung des Kiewer Metropoliten nach Wladimir und von dort nach Moskau. Die Kirche hat niemals rein nationale Zwecke verfolgt. Außerdem war es dem Kiewer Metropoliten sehr verlockend, statt in einem verödeten Staatswesen, wie Kiew, zu sitzen, in ein aufstrebendes zu kommen. Wenn man den hierarchischen Beweis gelten lassen will, könnte man mit demselben Rechte eine ähnliche Beziehung zwischen dem stets aus Griechenland stammenden Metropoliten und Griechenland herstellen. Hierauf macht auch Platonow aufmerksam. Selbst ein so fanatischer Großrusse, wie Prof. Miljukow [7]), erklärte, daß Karamsins Schema nur eine Wiederholung jener Anschauungen sei, die sich im XVIII. Jahrhundert herausgebildet hätten und denen die Genealogische Idee des Moskauer Zaren des 15. und 16. Jahrhunderts zugrunde läge. Auf Grund ihrer Herkunft aus der Kiewer Dynastie meldeten die Moskauer Herrscher ihren Anspruch auf das Kiewer Erbe an. Während sie in den litauischen Fürsten, die damals das Kiewer Gebiet besaßen, Usurpatoren sahen, erklärten sie bereits im XV. Jahrhundert die weißruthenischen und ukrainischen Gebiete für ihr Erbgut. Prof. Platonow schreibt [8]), daß die Geschichte der Kiewer Russj in letzter Zeit Gegenstand von speziellen Untersuchungen jener Gelehrten geworden, die die Ansicht vertreten, daß die historische Tradition des alten Kiewer Gebietes nicht aufgehört habe, sondern im ukrainischen Volke und in den Institutionen des litauischen Fürstentums fortgelebt habe. Wie man sieht, beginnt dieser großrussische Gelehrte sich ein wenig der ukrainischen Auffassung zu nähern.

Jüngere Forschung

Inzwischen ist von einer Reihe von jüngeren großrussischen Gelehrten viel neues Material für die Entstehung des großrussischen Volkes und des Moskauer Staates her-

Wustmann, Sprachdummheiten 10. Aufl. Von W. Schulze. Oktav. XI, 394 Seiten. 1935. Geb. 2.80
In jeder Buchhandlung käuflich! Prospekte kostenlos.

Digitized by Google

beigeschafft worden, das die These von Hruschewskij unterstützt. Als erster wäre W. Sterezow zu nennen, dessen »Russische Geschichte der ältesten Zeit« schon im Jahre 1898 in Moskau erschienen ist. Dieser großrussische Historiker hebt nachdrücklich hervor, daß die Russj und Moskau zwei vollkommen verschiedene Erscheinungen seien, deren Geschichte ungleichartig von zwei besonderen Teilen des russischen Volkstums geschaffen sei. Dazu bemerkt Hruschewskij, daß es besser zu sagen wäre, von zwei Völkern, um Konfusionen, die mit der Theorie von der Einheit des russischen Volktums verbunden sind, zu vermeiden.

Im Jahre 1918 hat dann Prof. Pressnäkow ein Buch unter dem Titel: »Bildung des Großrussischen Staates« veröffentlicht. Er stellte fest, daß es nicht richtig sei, die Fürsten Jurij Dolgorukij und Andrej Bogolubskij als die »Entdecker des Rostower und Ssusdaler Landes« [9]) zu bezeichnen, vielmehr sei es schon vorher von slawischen Elementen besiedelt gewesen. (Schon im Ihor-Lied wird vom mächtigen Großfürsten von Ssusdal gesprochen, den Ihor um Hilfe gegen die Petschenegen anruft).

Die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Zustände seien nicht so primitiv gewesen, wie man das bisher anzunehmen geneigt war. Nun ist es aber nach Pressnäkow nicht denkbar, daß schon in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts eine Massenübersiedlung aus dem Kiewer Staat stattgefunden hätte, weil damals im Lande Russj die Zustände noch zu gute gewesen seien, um eine Abwanderung nach dem unwirtlichen Norden zu veranlassen. Daher ist Pressnäkow der Ansicht, daß sich schon vor dem tatarischen Einfall das großrussische Volk herauszubilden begonnen habe, während es sich erst Ende des XII. Jahrhunderts mit größter Energie darangemacht habe, ein eigenes Staatswesen aufzubauen. Im Anfang seiner Ausführungen stellt sich deswegen der Verfasser auf den Standpunkt Hruschewskijs; er schreibt:

»Vielen Lesern wird der Standpunkt Hruschewskijs paradox erscheinen, da er die gewöhnliche Vorstellung von der unteilbaren Geschichte des unteilbaren russischen Volkes verwirft. Aber er ist garnicht so abwegig, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Im Gegenteil. Ohne Übertreibung wird man sagen können, daß er auch für die großrussische Historiographie charakteristisch sei.«

Diese Studie von Pressnäkow wird gut ergänzt durch ein Buch von M. K. Ljubawski »Die Bildung des staatlichen Kerngebietes des großrussischen Volkes«. Auf Grund eingehender Prüfungen des historischen und geographischen Materials (gleichlautende Fluß- See- und Städtenamen) schildert der Verfasser die allmähliche Auseinandersiedlung der slavischen Kolonisten. Aber diese ersten Kolonisten stammen nicht, wie bisher vielfach angenommen wurde, aus dem Kiewer Land, sondern vor allem aus den Gebieten von Nowgorod, aus den Gebieten der slavischen Stämme, der Slovenen, Krivicen und Wjaticen. Diese Stämme gehören aber, wie anfänglich angeführt wurde, zu den Slaven, die nicht zu der Bildung des Staates Russj und des ukrainischen Volkes beigetragen haben. Da das flache Land im Ssusdaler Gebiet schon von der finnischen Urbevölkerung besiedelt war, setzten sich die slavischen Kolonisten zuerst in den Städten fest, von wo sie dann in die Dörfer und Ansiedlungen vorstießen.

Ljubawski schickt seiner Untersuchung folgende Bemerkung voraus: »Das staatliche Kerngebiet des großrussischen Volkes bildet das Territorium des Moskauer Staates, wie es sich darstellt bei der endgültigen Bildung dieses Staates, d. h. etwa um die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Auf diesem Territorium ist das großrussische Volkstum entstanden, wuchs es und schloß sich zum Staat zusammen und von diesem Territorium aus begann es seine Ausdehnung nach dem Osten und Süden, nach dem Wolgagebiet und Uralgebiet und Sibirien, nach dem Schwarzmeergebiet, dem östlichen Europa und Westasien.«

Auch bei Ljubawski wird mit keinem Wort von ‚Kiew als der Mutter des Moskauer Staates' gesprochen.

Diese großrussischen Historiker werden in ihrer Theorie von der Verschiedenheit des großrussischen und ukrainischen Volkes von dem schon zitierten Professor der Volkskunde, Zelenin bestens unterstützt. Um die in der Einleitung dieses Aufsatzes festgestellte Unklarheit über den Begriff »Russisch« zu vermeiden, spricht er meistenteils von den vier ostslavischen Völkerschaften: Ukrainer, Weißrussen und Großrussen, die er aber noch in Nordgroßrussen und Süd-Großrussen unterteilt. Von der Seite der Volkskunde her zeigt er immer wieder die Verschiedenheit der Lebensweise und der Gebräuche bei den Großrussen und den Ukrainern auf und untermauert damit vortrefflich die Theorie Hruschewskijs.

Deutsche Gelehrte

Wie man sieht, beginnen sich in der jüngeren Generation der großrussischen Gelehrten Stimmen zu melden, die das Entstehen des Moskauer Staaten nicht nach dem Karamsinschen Schema behandeln, sondern die These von Hruschewskij annehmen. In den Arbeiten der deutschen Historiker zur russischen Geschichte ist dagegen von diesem grundlegenden Problem wenig zu spüren. Die meisten deutschen Gelehrten folgen dem Karamsinschen Schema; nur in der kleinen Schrift von Luther [10]) wird zwischen dem Kiewer und dem Moskauer Staat ein deutlicher Trennungsstrich gezogen. Auch Professor Stählin folgt in seiner eben im Erscheinen begriffenen »Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart«, die sonst viel Neues bringt, in dieser Frage ganz den Spuren Kliutschewskijs. Zwar schreibt auch Stählin, es sei nicht mehr bestreitbar, daß die Besiedlung des Gebietes von Ssusdal lange vor dem XII. Jahrhundert von Slaven, hauptsächlich des Nowgoroder Landes, nämlich der Krivicen begonnen und ununterbrochen fortgeführt wäre. Später stellt sich aber der geschätzte Gelehrte auf Kliutschewskijs Standpunkt von dem späten Entstehen des Ukrainischen Volkes:

»All diese Umstände dürften den Beweis erbringen, daß das russische Volk, das sich in der ersten Periode seiner Geschichte gebildet hatte, im Beginn der zweiten in zwei Teile auseinanderriß. Die Hauptmasse, die vor dem Ansturm aus der Steppe an die Oka und obere Wolga entwich, sollte dort mit der Zeit zu neuen Kräften kommen und so befähigt werden, als Großrussentum die alte Heimat am Dnjepr in Besitz zu nehmen. Denn der großrussische Stamm ist dort entstanden: nach seiner eigenen Berechnung heute $^2/_3$ der gesamten europäisch-russischen Bevölkerung. Er hat sich aus der Mischung mit den finnischen Ureinwohnern, zunächst mit den Mordwinen und Tscheremissen verwandten, heute ausgestorbenen Meriern und Muromern gebildet und diese Mischung ging im ganzen kampflos vonstatten. . . . . [11]).«

Bei der Schilderung der Regierungszeit vom Zaren Alexjej kommt Prof. Stählin auch auf die Frage der Wiederbesiedlung der Ukraine zu sprechen. Er führt dabei aus:

»Mit Polen flammte der Krieg unter Zar Alexjej von neuem auf. Diesmal entzündete sich der Brand in Kleinrußland. Zwei Momente hatten die Neubesiedlung dieser verödeten Gebiete veranlaßt. Der Verfall der goldenen Horde unter gleichzeitigem Erstarken Moskaus und, noch weit stärker wirkend, seit der Lubliner Union von 1569 die Ausbreitung der polnischen Leibeigenschaft auf litauschem Boden, welche die zunehmende Flucht der Bauern von ihren Panen in jene freien Gegenden zur Folge hatte. Die Masse der neuen Bevölkerung, die nun in nochmaliger Mischung mit den Resten der fremden Steppenvölker und in dialektischem Unterschied ihrer Sprache zur großrussischen ihre kleinrussische Eigenart ausgestaltete, bestand vermutlich aus der Nachkommenschaft der im XII. und XIII. Jahrhundert nach der entgegengesetzten Richtung Abgewanderten (d. h. nach Westen). Diese Flüchtlinge waren es in erster Linie, welche die Steppe neu bevölkerten. So entstanden zu Anfang des XVII. Jahrhunderts südöstlich der Linie Kiew-Brazlaw Dutzende von Städten, Hunderte von Dörfern. Erst nachdem sich die Bauern so hinter den Kosaken eingeschoben hatten, wagte es auch der Adel, in die Ukraine vorzudringen [12]).«

Leider scheinen Prof. Stählin die von mir besprochenen Arbeiten der großrussischen Gelehrten Sterezow, Pressnäkow und Ljubawski, die Kliutschewskijs These bekämpfen, unbekannt geblieben zu sein, da er ihrer nicht Erwähnung tut. Weiter erzählt der deutsche Gelehrte von den Dnjeprkosaken, die er »das dritte und älteste slavische Element« nennt. Wir wollen hier davon absehen, daß es sich u. E. bei den Kosaken nicht um ein besonderes slavisches Element handelt, sondern einfach um einen Teil des ukrainischen Volkes, der sich wegen der tatarischen und türkischen Einfälle zu einer Kriegerkaste ausgebildet hat. Dann heißt es:

»Mitteninne sitzend zwischen den ringenden Mächten Rußland, Polen-Litauen, Krimhorde und Türkei, haben diese ewig unruhigen Kriegskameradereien im Strudel der dortigen Kämpfe ihre Bedeutung erlangt und ein zweites Heldenzeitalter der Ukraine heraufgeführt.«

Hier müssen wir Halt machen und fragen, was Prof. Stählin als erstes Heldenzeitalter der Ukraine rechnet? Das Zeitalter Wladimir des Großen kann er doch nicht meinen? Hat doch der geschätzte Verfasser soeben erst dargelegt, daß erst nach der Rückkehr der nach Westen abgewanderten Bewohner des Kiewer Gebietes und ihrer Vermischung mit den Resten der Steppenvölker sich ihre kleinrussische Eigenart ausgestaltet hätte. Auch Prof. Stählins Bemerkung über den »dialektischen Unterschied ihrer Sprache zur großrussischen« ist nicht ganz durchsichtig. Es ist daher bedauerlich, daß der geschätzte Verfasser, der sonst zu allen Fragen ein so reiches Beweismaterial beizubringen pflegt, an dieser Stelle nicht auf die Frage näher eingeht, ob das Ukrainische eine eigene Sprache oder nur ein Dialekt des Großrussischen darstellt. Das war umsomehr zu erwarten, als, wie wir gesehen, in dieser Frage sogar die großrussischen Sprachforscher in der Petersburger Akademie mit den ukrainischen

Digitized by Google

Fachgelehrten übereinstimmen. Wenn Prof. Stählin also hier das Wort »Dialekt« braucht, so schiebt er damit das Gutachten der Petersburger Akademie einfach beiseite. Uns bleibt nur das Bedauern, daß er seine Gründe dafür nicht angibt. Eine Auseinandersetzung in dieser Frage wäre aber umso erwünschter gewesen, als selbst die Übersetzer des Werkes von Kliutschewskij ins Deutsche, dem Stählin in dieser Frage folgt, nicht umhin können, in der Einleitung [13]) eine einschränkende Bemerkung zu machen:

»Es ist selbstverständlich, daß in einem so großen und gedankenreichen Werke, wie es dieses ist, nicht alle Ansichten des Autors Gemeingut der Wissenschaft sein können und daß einige seiner Thesen strittig sind. So ist z. B. die Schilderung der Entstehung des großrussischen Volkes soweit sie eine vollständige Verödung des Dnjepr-Gebiets im XII. und XIII. Jahrhundert und eine Neubesiedlung desselben im XV. Jahrhundert von West und Nordwest aus voraussetzt, von südrussischen Gelehrten (besser gesagt ukrainischen) leidenschaftlich angegriffen worden. Sie behaupten die direkte Abstammung der Kleinrussischen (ukrainischen) Bevölkerung von den ersten slavischen Siedlern des Dnjepr Landes. Die Akten sind über dieser Frage noch nicht geschlossen, und es wird vielleicht anzunehmen sein, daß Kliutschewskij hier, von seiner Gesamtauffassung ausgehend, etwas einseitig die eine Reihe von Zeugnissen lauter reden ließ, als die anderen, die ihnen entgegenstehen. Übrigens wird dadurch die Richtigkeit des Hauptgedankens in dessen wesentlichem Inhalt keineswegs in Zweifel gezogen. In demselben Kapitel beweisen die Ausführungen Kliutschewskijs über den Einfluß der finnischen Sprache auf die Bildung des großrussischen Dialektes, daß der Verfasser kein Sprachforscher ist. Ein Linguist hätte die Frage anders angefaßt, und die Thesen auf andere Weise formuliert.«

Auch Prof. Hötzsch vertritt in seinem Buche »Rußland« die These von Kliutschewskij: »Kleinrußland entsteht eigentlich erst in den Kämpfen der Kosaken gegen Polen [14]).«

In letzter Zeit ist Professor Koch-Königsberg in seinem Nekrolog auf Prof. Hruschewskij [15]) auf diese Frage zu sprechen gekommen. Er vertritt dabei die These des ukrainischen Gelehrten sehr energisch. Freilich seinem Optimismus, als ob auch in Deutschland bereits die Hruschewskijsche Geschichtsauffassung Gemeingut der meisten deutschen Historiker geworden sei, kann ich mich nicht anschließen. Prof. Stählins und Prof. Hötzsch's gegenteilige Ansicht haben wir schon kennen gelernt, während sonst den ukrainischen Problemen wenig Interesse entgegengebracht wird. Es herrscht vielmehr in Deutschland noch so gut wie unumschränkt die Karamsin'sche These von dem organischen Zusammenhang zwischen der Kiewer und der Moskauer Periode. Daher erschien es mir wünschenswert, auch einmal die ukrainische These darzulegen, zumal diese jetzt von einzelnen großrussischen Gelehrten, wie mir scheinen will, mit guten Gründen unterstützt wird und sich ihr selbst Prof. Platonow, unzweifelhaft nach Prof. Kliutschewskij die repräsentativste Persönlichkeit unter den großrussischen Historikern, angenähert hat, indem er die These von der Leerwanderung des Kiewer Landes fallen ließ.

[1]) Osnowa 1861 III.
[2]) Geschichte der Ukraine, Teil 1, Seite 94/95, Lemberg 1916.
[3]) Siehe auch Hruschewskijs Arbeit: »Übersicht der Geschichte des Kiewer Landes« 1891 (ukrainisch).
[4]) W. Kliutschewskij, »Geschichte Rußlands«, Teil 1, S. 302, Stuttgart, Leipzig, Berlin 1925.
[5]) S. F. Platonow, »Geschichte Rußlands«, Leipzig, 1927 S. 162.
[6]) D. Zelenin, Russische (Ostslavische) Volkskunde. Berlin-Leipzig 1927, Walter de Gruyter & Co.
[7]) Länder, nördlich vom Kiewer Staat.
[8]) Die Hauptströmungen des russischen historischen Gedankens. Moskau 1897.
[9]) In seinen »Lekzii« (Vorlesungen).
[10]) Luther, »Rußland II Geschichte, Staat und Kultur«, Leipzig 1917.
[11]) K. Stählin, »Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart«, Bd. I. Stuttgart, Leipzig, Berlin 1923. S. 97.
[12]) Stählin, Band I S. 365/66.
[13]) Kliutschewskij T. I. S. XIII/XIV.
[14]) Otto Hoetzsch, »Rußland«, Berlin, Georg Reimer, 1917, S. 25.
[15]) Jahrbuch für Kultur und Geschichte der Slaven, Bd. 11, Heft 1. 1935.

Neue Canadische Literatur

Neben der Library of Parliament und der des Dominion Archives ist die seit fünfzig Jahren bestehende öffentliche Bibliothek von Toronto die wichtigste und reichhaltigste Canadas. Wären weitere Beweise nötig, um das Interesse der Canadier an Geschichte und Werden ihres Landes sowie ihr Nationalbewußtsein darzutun, so dürfte diese ausgezeichnete Bibliographie sie liefern, die Geschichte, Wirtschaft, Religionsleben, Soziologie und (in bescheidenem Maße) Literatur Canadas (seit Jacques Cartiers Entdeckungen im Jahre 1534 bis zur Föderation Canadas durch die British North America Act 1867) umfaßt. Es sei vorweg gesagt, daß das Buch in jeder Hinsicht einen Vergleich mit europäischen Werken dieser Art aushält. Der Preis ist derartig niedrig, daß die Provinz Ontario große Zuschüsse geben mußte, um die Herstellung zu ermöglichen, was bei der schweren wirtschaftlichen Krise, die auch Canada durchmacht, umso anerkennenswerter und erfreulicher ist.

Wenn auch die Entdeckung Canadas durch den Venezianer Giovanni Cabotto (in der canadischen und englischen Geschichte als John Cabot bekannt), der im Dienste Heinrichs VII. von England stand, auf das Jahr 1497 zurückgeht, so kann man die Anfänge der Geschichtsschreibung Canadas erst in dem Werk von Giovanni Battista Ramusio: PRIMA RELATIONE DI JACQUES CARTIER (Venedig 1556) erblicken. Von den 4646 angeführten Titeln (die nur eine Auswahl der wichtigsten der Bibliothek von Toronto darstellen) ist dies seltene Buch das erste. Der Wert der Bibliographie wird dadurch erhöht, daß Facsimili der Titelblätter der älteren und selteneren Werke gegeben werden.

Die Zahl der Veröffentlichungen in deutscher Sprache über Canada ist in früheren Zeiten recht gering, und das Interesse für Canada setzt hier zu Lande erst mit der Wende des Jahrhunderts ein. Es bewegt sich seither auch nur in bescheidenen Grenzen und erstreckt sich hauptsächlich auf Sprachen, Sitten und Gebräuche der Indianer. Immerhin besitzt die Bibliothek von Toronto die 2. Auflage jenes aufschlußreichen Buches »Die Berufsreise nach America. Briefe der Generalin von Riedesel ..... 1776 bis 1783.« Berlin 1801. Bekanntlich begleitete Baronin von Riedesel ihren Mann, der als General 4000 braunschweigische Truppen führte, die auf der Seite Englands gegen die Amerikaner kämpften, nach Canada. Dagegen fehlt M. v. Elkings »Die deutschen Hilfstruppen im Nordamerikanischen Befreiungskrieg 1776—1783« (Hannover 1863). Es ist mir nicht bekannt, ob das Tagebuch von Georg Pausch (1740?—1796?), Chef der Hanau'schen Artillerie in Burgoynes amerikanischem Feldzug, in Deutschland im Druck erschienen ist; jedoch besitzt die Bibliothek von Toronto eine gedruckte Übersetzung von William L. Stone (Albany, N. Y., MDCCCLXXXVI). Die Handschrift befindet sich in der Casseler Staatsbibliothek. Stone hat sich verdient gemacht durch die Übersetzung von Berichten der deutschen Offiziere im amerikanischen Feldzug. So hat er unter anderem sieben ihrer Briefe (»Vertrauliche Briefe aus Canada«) in Schlözers »Briefwechsel« (4. Teil, Heft XIX—XXIV, Göttingen 1779) übertragen.

Wenn auch J. G. Kohls unübertroffene »Reisen in Canada« (Stuttgart 1856) in der englischen Übersetzung nicht fehlen, vermisse ich einen Hinweis auf die seltene und seltsame »Beschreibung des Britischen Amerika zur Ersparung der englischen Karten« (Wolfenbüttel 1778). Die anonyme »Historische und Geographische Beschreibung von Neuschottland« (Frankfurt/M. u. Leipzig 1750) dürfte überhaupt nicht in canadischen Bibliotheken vertreten sein. Das Buch ist das erste canadische Einwanderungspropagandawerk auf Deutsch und ist auf Veranlassung der englischen Regierung herausgegeben, um die Bevölkerungszahl der damals neugegründeten Stadt Halifax zu heben. Im Anfang der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts sind circa 2000 Deutsche dorthin ausgewandert. In Halifax wurde von ihnen auch die erste lutherische Kirche auf canadischem Boden gegründet. — Sie steht heute noch. Die Stadt Lunenburg südlich von Halifax ist von dortigen Deutschen gegründet. —

Die Zahl der in englischer Sprache über Canada erschienenen Werke ist schier ins Uferlose gewachsen. Die im Jahre 1930 erschienene Geschichte Canadas in Band IV der »Cambridge History of the British Empire« enthält eine sehr vorsichtig ausgewählte Bibliographie über die allerwichtigsten Geschichtswerke und weist nicht weniger als 72 enggedruckte Großoktav-Seiten auf. Unter den Dominien besitzt Canada die reichhaltigste Literatur. In den letzten Jahren hat die Flut allerdings nachgelassen. Dies dürfte aber hauptsächlich auf die allgemeine wirtschaftliche Krise zurückzuführen sein. Jetzt ist sie wieder im Steigen begriffen.

»Heaton's Handbook« (jährlich) ist für jeden, der sich für Canada interessiert, zusammen mit »The Canada Year Book« (amtlich) unentbehrlich. Es ist der »Whitaker's Almanack« Canadas und enthält neben Aufschluß über Regierung, Ministerien, Handelskammern, Verkehrswesen, Handel, Finanz, Bankwesen, Steuern, Zölle, Ein- und Ausfuhr eine ausführliche Würdigung der natürlichen Erzeugnisse und Wirtschaft der Provinzen und eine Beschreibung von jeder Stadt und jedem Dorf mit Angabe der Einwohner, der Zahl der Hotels, Kirchen, Bibliotheken, Banken usw. Außerdem gibt es eine Anzahl Karten zur schnellen Orientierung, Auskunft für Einwanderer, sowie ein Register der Anwälte und Ärzte. Besondere Aufmerksamkeit wird der Einwanderung zugewendet. Tatsächlich erspart der Besitz von »Heaton's Handbook« und »The Canada Year Book« jedem, der nicht Sonderstudien treibt oder Sonderinteressen für Canada hat, die Anschaffung weiterer Literatur.

L. Hamilton

Berlin

»A Bibliography of Canadiana«. Herausgegeben von Frances M. Staton und Marie Tremaine mit einer Einleitung von George H. Locke, Toronto, Public Library: 1935. 838 Seiten. $ 5.00.

»Heaton's Commercial Handbook of Canada« (»Heaton's Annual«), 29. u. 30. Auflage: 1934, 1935. The Heaton Publishing Company, Toronto, 1934, 1935. XXXIV, 802; XXXVI, 835 Seiten. $ 5.00.

Dokumente der deutschen Politik

Herausgegeben von Reg. Rat Paul Meier-Benneckenstein, Präsident der Deutschen Hochschule für Politik

Band 1

Die nationalsozialistische Revolution 1933

Bearbeitet von Dr. Axel Friedrichs
Leiter der Bibliothek an der Deutschen Hochschule für Politik

Alle wichtigen Dokumente der deutschen Politik des Jahres 1933, Reden, Kundgebungen, Gesetze, Verordnungen sind in diesem „Lesebuch" vereinigt. Damit wird ein geschlossenes Bild der nationalsozialistischen Revolution des Jahres 1933 vermittelt. Wer bisher nach solchen Dokumenten in ihrem vollen Wortlaut suchte, hatte es nicht immer leicht, sie sogleich aufzufinden. Diesem Mangel will die vorliegende Sammlung abhelfen. Was zumeist verstreut auf vielfältige Publikationen verteilt liegt, ist hier zusammengefaßt. So schließt sich in diesem „Lesebuch" die nationalsozialistische Revolution in ihren Quellen und das Jahr der großen Entscheidung steht in seiner Ursprünglichkeit noch einmal vor uns.

VIII, 360 Seiten, in Leinen RM 12.—

Bis zum Ablauf des Jahres 1938 werden insgesamt 5 Bände des Dokumentenwerkes vorliegen. Bei Verpflichtung zur Abnahme von 5 Bänden wird ein Subskriptions-Rabatt von 15% gewährt. Ratenzahlung ist gern gestattet.

Junker und Dünnhaupt Verlag/Berlin

Digitized by Google

Priv.-Doz. Dr. R. STADELMANN, Würzburg

Politische Literatur zur Geschichte des Weltkrieges

An eine Gesamtdarstellung der Weltkriegsgeschichte wagen sich bis heute aus begreiflichen Gründen nur Bearbeiter, die von außen her, von einem Verlagsauftrag oder im Rahmen eines Sammelwerkes, die Rechtfertigung für ihr Unternehmen empfangen haben. Denn ein wissenschaftlich auf sich selbst stehendes Epos des Großen Krieges, das des Gegenstands im vollen Sinne des Wortes würdig wäre, kann noch nicht geschrieben werden. Weil die zur Verfügung stehenden Aktenstücke und Memoirenwerke eine allzu willkürliche und zufällige Auswahl aus dem Bestand der Quellen darstellen und weil das innere Entwicklungsergebnis der Weltkriegsepoche in manchen Ländern noch zu wenig sichtbar geworden ist. Der Vorläufigkeit des Materials geht die Vorläufigkeit der Gesichtspunkte parallel. Das meiste, was bisher über den Weltkrieg gesagt worden ist, nimmt seinen Ausgang allzu sehr von der Vorkriegszeit. Dann erscheint die Epoche der $4^1/_2$ Jahre wohl als Episode in den Machtkämpfen der Imperialismen (Spengler) oder als Endresultat der wilhelminischen Ära (Ziekursch), als Fortsetzung der *Balkan*krisen oder gar als Verbrechen der Julidiplomaten.

Auch die beiden Gesamtdarstellungen in der deutschen Propyläen-Weltgeschichte und der französischen Universalgeschichte von Halphen-Sagnac verfallen noch in gewissem Sinn diesem Zwang. Äußerlich zeigt sich das, indem der Weltkrieg entweder eingereiht wird in ein »Zeitalter des Imperialismus 1890—1933« oder betrachtet wird als letzte, mit dem Waffenstillstand von Compiègne beendete (!) Phase einer »Europäischen Krise«, die mit dem ersten Zusammenstoß der Mächte in Marokko ihren Anfang genommen habe. Eine wirklich fruchtbare Geschichte des Weltkriegs wird aber erst geschrieben werden können, wenn man versteht, daß die Grenze zwischen zwei weltgeschichtlichen Epochen, für deren eine wir noch keinen Namen besitzen, mitten durch die viereinhalb Jahre hindurchgeht und 1916 oder 1917 liegt.

Das Werk von Renouvin[2]), des bewährten Geschichtsforschers der jüngsten Vergangenheit, ist bis heute der zuverlässigste Führer durch alle militärischen und diplomatischen Schachzüge, durch alle Länder und Regierungen der Weltkriegsepoche. Es übergeht keinen einzigen der neutralen Kleinstaaten und vergißt weder die Haltung der Lateinamerikaner noch den Waffenstillstand mit der Türkei — jedem dieser Gegenstände ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Durch sein Vollständigkeitsprinzip leistet das Buch unserer Kenntnis einen unentbehrlichen Dienst. Und doch ist auf den mehr als 600 Seiten eigentlich wenig gesagt. Die Nüchternheit der Erzählung hat hier nicht die Größe eines Tatsachenberichts. Vielleicht deshalb, weil sie zu sehr im Allgemeinen bleibt und für das Einzelne auf die zahlreich angeführte Literatur verweist. Aber es zeigt sich aufs neue, daß ein Handbuch nicht sein Schwergewicht in den Literaturübersichten suchen darf. Denn allzu leicht wird es hier übertroffen durch eine einschlägige Bibliographie. Die Zusammenstellung Alfred von Wegerers[3]) berücksichtigt nur die »Vorgeschichte« des Weltkriegs, und doch ist sein Verzeichnis etwa der russischen Dokumente der deutschen Diplomaten-denkwürdigkeiten ungleich vollständiger als Renouvins Apparat; es ist nur zu wünschen, daß der verdiente Herausgeber der Berliner Monatshefte seine bibliographische Sammlung und Ordnung der Quellen auch auf die Zeit bis 1919 ausdehnen wird.

Die Propyläen-Weltgeschichte[1]) erschüttert durch Zahlen. Schlägt man am Schluß des Bandes die Zeittafeln auf und durchläuft die Karte »Geistesgeschichte«, so ist man betroffen: 15 Schillings Mona Lisa, Pfitzners Palestrina, Wölfflins Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. 1916 Rosenbergs' Indienfahrt, Gundolfs Goethe, Klages' Handschrift und Charakter. 1917 Kolbenheyers Paracelsus, Freuds Einführung in die Psychoanalyse. 1918 Gerhard Hauptmanns Ketzer von Soana. Wohl stehen daneben Namen wie W. Flex, Lersch, Paul Ernst, O. Spengler, die dem Krieg tiefer verwandt sind und stärker aus ihm ihre Kraft empfangen haben. Aber den Tatbestand jener Liste vermögen sie nicht aufzuheben, der zu besagen scheint, daß das deutsche Geistesleben den Weltkrieg nicht innerlich mitgekämpft hat. — Was Graf Montgelas, der Bearbeiter des Abschnittes »Politische und militärische Geschichte des Weltkriegs«, zu berichten hat, sind wiederum Zahlen. Weltgeschichtliche Zahlen. Von 371 ausgefahrenen U-Booten sind 178 nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt; die Zahl der Todesopfer durch die Hungerblockade der Entente wird auf 760000 geschätzt; in 50 Monaten sind mehr als 100 deutlich unterscheidbare Schlachten geschlagen worden; eine Bevölkerung von 115 Millionen hat schließlich gegen 665 Millionen im Krieg gestanden. Die Reihe der gewaltigen Daten wäre noch lange fortzusetzen. Was Montgelas an erzählenden Worten hinzufügt, hält den Vergleich mit der nackten Größe der Zahlen nicht aus. Es ist (trotz der Hilfe der Kartenskizzen) zu knapp, um die strategischen Situationen wieder aufleben zu lassen, und der chronologische Aufbau läßt es nicht zu, die politischen Probleme im Zusammenhang zu beleuchten. An den Punkten, wo den Verfasser eigene Forschungen unterstützen, bei den Friedensschritten von 1916 und 1917, wird die Schilderung farbiger, das Urteil deutlicher. Das Ergebnis auch dieser Prüfung ist unmißverständlich: der Entscheidung durch die Waffen war mit keinerlei diplomatischen Mitteln zu irgend einem Zeitpunkt des Weltkriegs vorzugreifen.

Fast wider Willen wird diese Tatsache bestätigt durch die Vorlesungen von Ch. Seymour[4]) über die Vermittlungsversuche der amerikanischen Diplomatie. Der Verfasser, der aus den handschriftlichen Beständen der Ed. M. House-Sammlung der Yale-Universität schöpfen konnte, läßt keinen Zweifel darüber, daß die Friedenswünsche des Präsidenten Wilson, denen der deutsche Botschafter Graf Bernstorff so weit entgegenkam, schon zu Anfang des Krieges in England und Frankreich auf strikte Ablehnung stießen. Die berühmte Februarmission des Obersten House im Jahr 1916 ist nicht gescheitert, weil die Deutschen die Vermittlungsbedingungen ja doch nicht angenommen hätten, sondern weil im Lager der Entente England vor Frankreich und ein Kabinettsmitglied vor dem andern Furcht hatte, das Wort Frieden auch nur in den Mund zu nehmen. Mit Recht betont Seymour, daß die Politik des Knock-out schon damals die Gedanken Lloyd George's beherrscht hat. Es bestätigt sich neu, daß die Versäumnisse der Mittelmächte jedenfalls nicht in verpaßten Friedensgelegenheiten lagen, sondern höchstens dort, wo die militärisch-moralischen Tiefpunkte der Gegenseite nicht voll erkannt und ausgenutzt worden sind.

Über diese Schwächemomente der Entente gibt fast jedes neuerscheinende Memoirenwerk aus dem Lager unserer früheren Gegner weitere Aufschlüsse. Aus dem Tagebuch des letzten Zaren[5]) erfahren wir allerdings wenig über die wirklichen Elendszustände Rußlands, zumal die Aufzeichnungen für die entscheidenden Jahre 1915/16 eine Lücke aufweisen und erst in der Zeit des Rasputinmordes, mit der Beisetzung des »unvergeßlichen Gregori« wieder beginnen. Aber was an diesen täglichen Notizen erschütternd auffällt, ist der gänzliche Mangel an politischem Verständnis bei dem autokratischen Herrscher und Oberbefehlshaber aller russischen Streitkräfte. Selbst nach dem endgültigen Vollzug der Revolution in der Hauptstadt und im Hauptquartier kann sich Nikolaus II. noch wundern, daß man die Entfernung des »armen Grafen Fredericks« von ihm verlangt — »ich weiß nicht, warum seine Anwesenheit hier jedermann irritiert«; es scheint, als wisse er überhaupt nicht, daß der Aufstand der Generalität in erster Linie gegen die »Potsdamer Hofpartei« gerichtet war und der kaiserliche Hausminister als ihr vornehmster Exponent galt. Dagegen vergißt er auch in den schlimmsten Tagen der Abdankung nicht, aufzuzeichnen, mit welchem seiner Kinder er den Nachmittagsspaziergang gemacht und ob er abends Domino gespielt oder gelesen hat. Seine Lektüre, ein französisches Werk über die Eroberung Galliens durch Julius Cäsar, ist nicht unterbrochen worden durch die Märzereignisse 1917, die das alte Rußland begraben haben.

Ziemlich selbstgefällig und wenig vornehm im Ton sind die Erinnerungen des Pariser Abgeordneten und Soziologen Ch. Benoist[6]), Begründers des berühmten Comité d'études, das im Jahr 1917 zur Vorbereitung der Friedensbedingungen zusammengestellt worden ist. Nach Benoist's eigenem Zeugnis scheinen die Arbeiten des Comités doch viel weniger Beachtung bei den Politikern gefunden zu haben als man bisher bei uns geglaubt hat. Interessant sind zwei Reiseberichte über die Stimmung in Italien Jan./Febr. und Nov./Dez. 1915. Beim ersten Besuch im Vatikan sagt Benedikt XV. zu dem Franzosen: »Wenn Sie, wie ich wünsche und hoffe, das Elsaß und Lothringen zurückgewonnen haben, werden Sie wohl genötigt sein, mit mir zu sprechen.« Er erhofft also auf dem Umweg über die Rückgliederung Elsaß-Lothringens eine Wiederaufnahme der Beziehungen des laizistischen Frankreich zum Hl. Stuhl und wünscht darum den französischen Erfolg schon am Beginn des Jahres 1915!

Von ungleich größerer Offenheit und durch einen beinahe mächtig zu nennenden Einsatz der Persönlichkeit ausgezeichnet sind die »Kriegsmemoiren« Lloyd George's[7]). Nächst den Enthüllungen der Housepapiere sind sie die bisher wichtigste geschichtliche Quelle von der Gegenseite. Wer sie freilich in allen Einzelheiten wörtlich nehmen und ihnen vollauf Vertrauen schenken wollte, würde sich gewiß einem geheimen Geringschätzungslächeln des wallisischen Autors aussetzen. Man kann etwa beim päpstlichen Friedensangebot oder bei der dunklen Geschichte von der Übersiedlung der Zarenfamilie nach England den Finger auf die Stellen legen, wo der englische Premier eine Wahrheit verschweigt — selbst wenn sie bereits bekannt oder geahnt ist. Manchmal bricht sie wider seinen Willen aus gewissen Halbheiten seiner Darstellung hervor. So wenn er durch alle Entrüstung über den »zynischen Egoismus« des unnachgiebigen Karl von Habsburg nicht verbergen kann, daß die Staatsmänner in Paris und London durchaus einer Meinung waren über die Angebote des Sixtus-Briefes. Paul Cambon hat dieser Meinung dadurch Ausdruck gegeben, daß er den franzosenfreundlichen Prinzen Sixtus im Vertrauen beiseite nahm und ihm erklärte, »daß er Frankreich eigentlich keinen Dienst erweisen würde, wenn er die Verhandlungen erfolgreich zu Ende führte«. Die Alliierten fürchteten auch hier nichts grimmiger als einen Verhandlungstisch, der sie verhinderte, »den Krieg gegen Deutschland bis zum vollständigen Sieg fortzusetzen«. So hat es Lloyd George auf einem Bleistiftzettel als Niederschlag einer Unterredung mit Ribot im April 1917 notiert — in einem Augenblick, wo die Ziffer der durch deutsche U-Boote versenkten Tonnage auf 866000 Tonnen im Monat hinaufschnellte und die Berechnungen der englischen Admiralität noch übertrumpft wurden, die, pessimistisch genug, spätestens für Juni 1917 den völligen Zusammenbruch der alliierten Handelsschiffahrt voraussagten. Lloyd George's Anteil an der Einführung des so erfolgreichen Geleitsystems wird sehr anschaulich, und der Erste Seelord Admiral Jellicoe kommt dabei in der Kritik des Zivilministers kaum glimpflicher davon als Sir Douglas Haig in dem vernichtenden Urteil über die sinnlose Schlächterei von Passchendaele. Es ist durchaus glaubhaft, wenn Lloyd George seine oft als richtig erwiesenen Ansichten und Einsichten darauf zurückführt, daß er »mit Frontoffizieren und Frontsoldaten, die geradewegs aus dem Graben kamen, mehr Umgang gehabt habe als irgend ein Mitglied des Stabes, sei es im Obersten Hauptquartier, sei es im Kriegsministerium«.

Was als Gesamteindruck aus allen diesen politischen Äußerungen der gegnerischen Front hervorgeht, ist die Tatsache, daß sich die Mittelmächte im Weltkrieg einer unzerreißbaren Entente gegenüber sahen, einer »anonymen Gesellschaft«, die von Anfang an gegen Deutschland auf Tod und Leben verkettet war. Den Schlüssel zu diesem

Digitized by Google

Ring trug freilich England. Aber auch England führte den Krieg nicht so sehr für eigene Ziele als für die Ziele einer fast abstrakt gewordenen Entente, die nur ein Gemeinsames verband: die Vernichtung der unbegreiflichen deutschen Lebenskraft und des »unverwundbaren« deutschen Heeres.

Diese Tatsache ist geeignet, auch die Verantwortungen in der Kriegsschuld-frage neu zu verteilen. Noch Erich Brandenburg sagt in seiner klar abwägenden und reichhaltigen Vorgeschichte des Weltkriegs [1]): »Indem sich Sassonow entschloß, den Zaren zur Gesamtmobilmachung zu drängen, obwohl Rußland selbst noch nicht bedroht war, hat er den Krieg unvermeidlich gemacht.« Diese Auffassung von der Hauptschuld der russischen Kriegspartei hat sich in deutschen und amerikanischen Wissenschaftskreisen breite Bahn gebrochen. Die neue Arbeit von Ernst Anrich [9]) lenkt das Augenmerk wieder stärker auf England durch eine neue Wendung der Schuldfrage. Sie fragt nicht: was hat England getan? sondern: was hat England versäumt in der Julikrise 1914? Schon vom Tag des Attentats an, als die englischen Politiker noch so von dem Konflikt in Irland gebannt waren, daß sie glaubten, an einer eminent europäischen Frage wie der jugoslawischen sich desinteressieren zu können. Das umfängliche Buch ist temperamentvoll geschrieben, freilich in einer allzu unbekümmerten und vielfach wider Willen abstrakten Sprache, die sich andererseits doch nicht bewußt ist, daß der Aufbau des Werkes viel stärker gedanklich, ja logisch bedingt ist als die äußere Dramatisierung des Stils wahrhaben will. Trotzdem entsteht eine echte innere Spannung, und zwar nicht, weil der Verf. den Entscheidungen des Londoner Foreign Office nach Tagen, Stunden und dem Ein- und Ausgang der einzelnen Telegramme nachspürt, sondern deshalb, weil die Fragen, die der Verf. aufwirft, ein wichtiges geschichtliches Problem treffen.

Anrich lehnt das ältere Prozeßverfahren, das gegen die englische Politik angestrengt worden ist, ab: daß Grey zu spät den Mittelmächten klar zu erkennen gegeben habe, daß er im Konfliktsfall auf der Gegenseite stehen würde. Eine solche Drohung, meint Anrich, hätte gerade im deutschen Volk das Gefühl ausgelöst, daß nur noch ein Krieg dem eigenen Staat Luft schaffen könne, hätte also die Mittelmächte erst recht zum Äußersten entschlossen gemacht. Statt dessen erhebt das neue historische Prozeßverfahren den Vorwurf, daß Grey und sein Stab versagt hätten, als es galt, ähnlich wie in der Konferenzstimmung von 1912/13, die Südostangelegenheit von einer europäischen Verantwortung aus zu »gestalten«. Freilich, wird man hier nicht noch stärker als bei einer frühzeitigen Parteinahme Englands zu erwägen haben, ob eine allzu betonte schiedsrichterliche Haltung der Inselmacht für das schwer erschütterte Österreich (und damit für seinen deutschen Bundesgenossen) überhaupt tragbar war? Mußte nicht aus jeder englischen Initiative früher oder später die Unterwerfung des Habsburgerreichs unter eine Botschafterkonferenz herausspringen? Und war damit die Existenz eines Nationalitätenstaats im hochexplosiven Donauraum zu behaupten? — Die Rechnung, die der Verf. aufstellt, geht sicherlich nicht glatt auf. Um so weniger, als man von England vielleicht keine »europäische« Haltung erwarten kann in einem Augenblick, als die britische Macht ihre Schiedsrichterstellung von Deutschland bereits erschüttert oder doch bedroht fühlt.

So führt die Betrachtung wieder zurück zu der in den Anfängen des Krieges so viel erörterten Frage nach den Gründen der englischen Feindseligkeit gegen Deutschland, die so vielen diesseits und jenseits des Kanals überraschend kam. Gemäß einer nicht ganz glücklichen räumlichen Disposition will Anrich diese Dinge in einem gesonderten Band (über »Die inneren Wesenselemente der Ententepolitik«) behandeln, wo vor allem die Gedankenwelt der Deutschenhasser Crowe, Nicolson und Henry Wilson zur Darstellung kommen soll. Es ist anzunehmen, daß Anrich dann auch auf die Thesen von Ross Hoffmann [8]) eingehen wird, der neuerdings aus den britischen Konsularberichten der Jahre 1892—1914 den Beweis erbringen will, daß der englische Handelsneid und der Wutschrei der Northcliffepresse über den deutschen Wettbewerb nicht bloß Agitationsmittel in der Hand der Politiker waren, sondern reale Grundlagen hatten in dem rasch ansteigenden Verlust der kontinentalen Märkte, vor allem in Holland und Belgien. Daß der politische Kurs des Foreign Office daraus nicht zu erklären ist, bleibt bestehen. Insoweit dieser Kurs nicht bloß beruht auf Notwendigkeiten der britischen Staatsräson, sondern auch auf Vorurteilen gewisser Männer, die Deutschland zu kennen glaubten, ist das Thema der englischen Feindschaft von geradezu aktuellem Interesse. Es ergibt sich daraus die weitere Aufgabe, den Anteil zu ermessen, den die »außenpolitische Propaganda« des deutschen Kaiserreichs an diesen Vorurteilen gehabt hat. Wir verstehen darunter nicht so sehr die direkten Werbemethoden einer Regierung im Ausland, als vielmehr die unwägbaren Repräsentationsmittel, durch welche das Bild eines Volkes und Staates in den fremden Augen erzeugt wird. In der Erforschung dieser Außenpropaganda bis weit ins 19. Jahrhundert zurück sehe ich eine der Hauptaufgaben einer gegenwartsbewußten Vorkriegsgeschichte.

1. Propyläen-Weltgeschichte, herausgeg. von W. Goetz. Bd. X Das Zeitalter des Imperialismus 1890—1933. Berlin, Propyläen-Verlag, 1933.
2. Peuples et Civilizations, ed. par Halphen et Sagnac, t. XIX. Pierre Renouvin, La Crise européenne et la Grande Guerre (1904—1918). Paris, Alcan, 1934.
3. Alfred von Wegerer, Bibliographie zur Vorgeschichte des Weltkrieges. Berlin, Quader-Verlag, 1934.
4. Charles Seymour, American Diplomacy during the World War. Baltimore, John Hopkins Press, 1934.
5. Journal intime de Nicolas II. Traduit du Russe par Bénouville et Kaznakov. Paris, Payot, 1934.
6. Souvenirs de Charles Benoist, t. III. (1902—1933). Paris, Plon, 1934.
7. David Lloyd George, War Memoirs, vol. I—IV. London, Nicholson and Watson, 1933/34. Deutsche Ausgabe: Mein Anteil am Weltkriege, Bd. I—II. Berlin, S. Fischer, 1933/34.
8. Roß Hoffmann, Great Britain and the German Trade Rivalry 1887—1914. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1933.
9. Ernst Anrich, Die englische Politik im Juli 1914. Eine Gesamtdarstellung der Julikrise. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1934.

Ein Tatsachenbericht über die Jahre 1918—35 in Deutschland

Dem vielfältigen Schrifttum, das sich um eine geistige Deutung der Gegenwart bemüht, stellt Krockow einen (mit 290 Seiten verhältnismäßig knappen) Tatsachenbericht gegenüber, der weniger den »Ablauf der Ereignisse« als die Taten der Verantwortlichen schildern will. Indem sich Krockow von kurzsichtigem Chauvinismus ebenso fern zu halten sucht wie von der Gleichgültigkeit einer vermeintlich standpunktlosen Wissenschaft, kann er in der nationalsozialistischen Idee den Rahmen voraussetzen, der die Vielheit von Ereignissen zu einem Tatsachenzusammenhang werden läßt.

Mehr als 100 Seiten kennzeichnen die Hauptbestimmungen des Versailler Diktates und die ihm entsprechende innere und äußere Erfüllungspolitik des Weimarer Systems. Die dem deutschen Volke unter der »Herrschaft artfremder Mächte« wie Judentum, Marxismus und Zentrum drohende Gefahr des Bolschewismus erscheint sehr greifbar. In der Schilderung der nationalsozialistischen Bewegung, ihres Kampfes um die Macht und ihrer Verwirklichung durch das große Organisations- und Gesetzeswerk der ersten beiden Aufbaujahre bis zur Wiedergewinnung der Wehrhoheit, gipfelt die Darstellung.

Glücklich ist ihre Art, die Dinge selbst — in den entscheidenden Einzelereignissen und Zahlen — und die Handelnden selbst — in Zitaten aus Briefen, Reden und Urkunden — unmittelbar reden zu lassen. Glücklich auch, daß für besonders wichtige Punkte, z. B. Schuldlüge und Sinnlosigkeit des Versailler »Friedens« auch ausländische Zeugnisse herangezogen sind. Es ist dem Verf. im allgemeinen gelungen, aus der Fülle der einzelnen Stimmen, der einzelnen Geschehnisse jeweils solche auszuwählen, die die großen Linien der Entwicklung zu repräsentieren imstande sind. Dies ist wesentlicher, als daß mancher Kenner der jüngsten Vergangenheit einzelne Betonungen anders setzen würde. Durch seine fast dramatische Konkretheit erscheint Krockows Buch besonders geeignet, dem Geschichtsunterricht in Schule und Kursus zu dienen.

H. Behrens, *Berlin*

Martin Krockow: Deutschlands Zusammenbruch und Freiheitskampf 1918—1935. (Verlag Hirt Breslau, steif RM. 3,85.)

Frankreichs Stoßarmee

Das Buch »Vers l'armèe de metier« des Oberstlt. Charles de Gaulle, im Verlag Ludwig Voggenreiter, Potsdam, erschienen, ist für uns insofern besonders interessant, als es uns die Gedanken eines höheren französischen Offiziers und nach der starken Beachtung, die das Buch in Frankreich gefunden hat, wohl die der Masse des französischen Volkes enthüllt und in allen seinen Teilen aufzeigt, daß es zu einer wahren Verständigung zwischen uns und den Franzosen trotz redlichster Bemühungen der Regierung des Dritten Reiches noch lange Wege hat.

Schon auf der ersten Seite seines Buches liebäugelt Oberstlt. de Gaulle mit dem Rheinstrom, »den die Natur den Galliern als Grenze und Schutz ihrer Heimat bestimmte«. Immer wieder taucht der Gedanke von Frankreichs Sorge um seine schlechten Grenzen auf. In fast taschenspielerisch gewandter Form wird Deutschlands durch schlechteste Grenzen ungeschützte Bedrohung gegen einen Kranz waffenstarrender Nachbarn in eine Frankreich weit überragende gesicherte Lage umgewandelt. Wenn dazu nicht nur »schmale Täler, steile Hänge und tiefe Wälder«, sondern sogar Nebel und Kobolde herhalten müssen, so zeigt das, wie de Gaulle bemüht ist, in der den Franzosen liegenden temperamentvoll übertriebenen Art seinen Landeskindern die immer erneuten Steigerungen französischer Heeresvermehrung schmackhaft zu machen.

Ein hochinteressantes Buch, dessen Lektüre nicht nur jedem deutschen Soldaten, nein jedem deutschen Mann nur empfohlen werden kann, zeigt es uns doch in unverhüllter Klarheit die Denkungsweise des französischen Offiziers.

C., *Langensalza*

Charles de Gaulle, Vers l'armée de métier. L. Voggenreiter, Potsdam 1932. 89 S. RM 1.80.

Der Weltkrieg gegen das Deutsche Volk 1914—1918

Das Buch ist ein im Verlage Ferdinand Hirt in Breslau erschienene auf 220 Seiten zusammengedrängte, abschnittsweise Sammlung von Erlebnissen und deren Zusammenstellung aus 94 Kriegswerken und Büchern, die insbesondere der Jugend einen Überblick über das Kriegsgeschehen des Deutschen Volkes zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft an Hand von kurzen Stimmungsbildern, die in geschickter Form zusammengetragen, mit einer Anzahl Bildern geschmückt und einigen Karten versehen sind, übermitteln soll. Mit Recht kommen in dem Werk Männer wie Beumelburg, Ernst Jünger, Hans Henning, Frhr. v. Grote, Franz Schauwecker, v. Mücke und Boelcke besonders zu Worte. Haben sie es doch am hervorragendsten verstanden, kommenden Generationen den Heldenkampf des deutschen Volkes besonders eindrucksvoll zu gestalten. Kein Lehrbuch des Krieges, ein Buch für die Jugend in leicht faßlicher Form zusammengestellt, das ihr den Krieg in »all seinen Phasen in kurzen Bildern zu schildern sucht«.

C., *Langensalza*

Als neues großes Standardwerk der Erdkunde und als **eine überragende Leistung deutscher Kultur** erscheint mit gegen **4000** scharfen Bildern und Kärtchen, dazu **300** farbigen naturnahen Landschaftsbildern, vielen großen Übersichtskarten: **Handbuch der geographischen Wissenschaft**

Herausgegeben von Prof. Dr. **Fritz Klute** in Verein mit Universitätslehrern, Schulgeographen und Forschungsreisenden. — Dieses für die Schule und Wissenschaft unentbehrliche, für jede Hausbibliothek begehrenswerte **Werk** liefert zu **günstigen Bedingungen**

Man verlange ausführliches Angebot u. Ansichtssendung 16 c

ARTIBUS ET LITERIS
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Nowawes

Digitized by Google

Prof. Dr. **H. PAPAJEWSKI, Königsberg i. Pr.**

Das britische Weltreich heute

Durch die Auseinandersetzungen in Ostafrika hat das britische Weltreich wieder eine Aktualität gewonnen, wie es sie in diesem Maße seit dem Ausgang des Weltkrieges kaum mehr gehabt hat, obwohl es in den letzten 15 Jahren doch niemals in Vergessenheit geraten ist, denn seine beiden wunden Stellen, Indien und Irland, haben nicht nur auf die britische Weltreichspolitik im engeren Sinne eingewirkt. Dazu kommen noch größere strukturelle Wandlungen, die das Interesse an seinem Aufbau und seiner Zusammensetzung in fast allen europäischen Ländern wach gehalten haben. Die Einführung des Dominionstatus in Irland, die Übernahme einer neuen Verfassung in Indien, sowie die Verabredungen der verschiedenen englischen Weltreichskonferenzen haben in gewissem Sinne dann auch erneut das Problem einer Verfassung des gesamten Weltreichs zur Diskussion gestellt. Daraus ergibt sich für das heutige British Empire eine zweifache Problematik, die bestimmt wird durch die geopolitische Situation und die Auswirkung der ideologischen und willensmäßigen Faktoren in Heimat und Weltreich, die seinen Zusammenhalt bestimmen. Beides steht naturgemäß in einer gewissen Wechselwirkung zueinander. Die Arbeitsweise der einzelnen Forscher führt in Darstellung und Analyse zu einer Verlagerung des Akzents auf das eine oder das andere Gebiet und gibt der Problematik damit eine bestimmte Nuance.

Vom geopolitischen Gesichtspunkt geht Johannes Stoye in seiner Darstellung des britischen Weltreichs aus. Zum ersten Male liegt damit eine wirklich abgerundete Arbeit über die geopolitischen Verhältnisse dieses Gebiets vor, erklärt und gedeutet aus dem englischen Volkscharakter und den Faktoren, die sein Handeln bestimmen. Man könnte fast sagen, hier wird auf recht kurzem Raum eine Enzyklopädie des britischen Weltreichs geboten. Die Menge der angeführten Tatsachen ist sowohl was die Beschreibung der geschichtlichen Entwicklung des britischen Weltreichs anbetrifft wie vor allem aber auch die systematische Behandlung der einzelnen Dominien und die geopolitische Deutung von einer Reichhaltigkeit, wie sie bis heute kein Werk in deutscher Sprache über diesen Gegenstand aufweisen kann. Dazu kommt, daß die aus dem dargebotenen Material gezogenen Schlüsse immer vorsichtig sind und sich keineswegs nur im Rahmen von bloßen Vermutungen bewegen. Die Mängel sind demgegenüber nur gering: hier und da wären bei Darlegung der geschichtlichen Entwicklung kleine Berichtigungen anzubringen ebenso wie bei den wirtschaftspolitischen Ausführungen am Schluß des Werkes.

Stoye bespricht eingehend die Grundfragen eines jeden Dominions: die Situation, die sich für Canada daraus ergibt, daß es heute mit an der Spitze der modernen Industrieländer steht, die Möglichkeit seines Anschlusses an Amerika und seine Bedeutung für die Gestaltung der angloamerikanischen Politik in Gegenwart und Zukunft. Er erörtert die besondere Lage Australiens in seiner Bevölkerungspolitik, die zu einem gewissen Klassenfeudalismus des Arbeitertums geführt hat, zu einer Reinerhaltung der weißen Rasse, aber zugleich auch durch die starke Einschränkung der Geburten und durch die Verhinderung fast jeder Einwanderung außer der britischen zu einer Bevölkerungsarmut, die es geradezu zum Ziel der japanischen Ausdehnungspolitik machen muß. Diese drohende japanische Gefahr wird auch für Indien eingehend erörtert und die Gesamtlage der asiatischen Besitzungen Englands, die sich in letzter Zeit ganz außerordentlich schwierig gestaltet hat. Abschließend bespricht Stoye die Möglichkeit des Verfalls des Empire, vor allem der Loslösung seiner asiatischen Gebiete und zeigt, welche Kräfte diesem Verfall entgegenwirken, und wie gerade neuerdings wieder der Zusammenhalt und die Einheit des Weltreiches nachhaltig betont werden. Der Bestand des Empire scheint gesichert, wenn es die notwendigen außenpolitischen Konsequenzen zieht: zu gemeinsamen Wirken und der außenpolitischen Zusammenarbeit mit Amerika und der Erkenntnis der sich aus seiner geopolitischen Lage ergebenden Notwendigkeiten.

Das Buch von Alport dagegen geht vornehmlich all den Faktoren im Denken und Handeln der Völker des britischen Weltreichs nach, die zu seiner Bildung und zu seinem Weiterbestand beigetragen haben und seine Existenz auch in der Zukunft garantieren werden. Im Gegensatz zu den meisten modernen Staatsgebilden beruht das britische Weltreich ja nicht auf Verfassungsdokumenten und Gesetzen, sondern auf Willensimpulsen und dem Glauben an Ideologien, die im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung zum nicht geringen Teil realisiert wurden. Dabei herrscht nicht einmal so etwas wie die Planmäßigkeit der politischen Willensbildung vor. Bekannt ist ja Seeleys Wort, daß das britische Empire in 'a fit of absence of mind' geschaffen wäre — in einem Anfall von Geistesabwesenheit. Mag dieses Wort in seiner Formulierung übertrieben und überspitzt sein, so ist doch viel Wahres daran, denn die Geschichte des britischen Weltreichs bis zu seiner heutigen Gestalt, so weit sie auch in die Analyse des vorliegenden Buchs einbezogen ist, bietet ja immer wieder den Eindruck weitgehender Planlosigkeit. Der Gedanke der Föderation z. B. ist zu keiner Lösung gekommen. Was sich an »praktischen Faktoren« für den Zusammenhalt des Empire bietet: die Reichskonferenzen, die Vertretungen verschiedener Art, die einzelne Reichsteile in London haben, ja sogar die Reichsverteidigungseinrichtungen, die vor dem Kriege zweifellos noch mit zu den Institutionen gehörten, die am erfolgreichsten um den Zusammenhalt des britischen Weltreichs bemüht waren, besagen ebenso verhältnismäßig wenig wie eine gewisse gemeinsame außenpolitische Aktion und eine wenigstens in Teilen übereinstimmende Handelspolitik. Entscheidend sind für die assoziativen Strömungen, die das britische Weltreich in seinem Zusammenhang bestimmen: die gemeinsame Vergangenheit, die gemeinsame Sprache, die gemeinsame literarische Überlieferung, das Recht und die Gemeinschaftssymbole, von denen am bedeutsamsten die Krone ist, die zwar weitgehend ihrer realen Macht entkleidet wurde, aber als Symbol des Zusammenlebens aller Briten um so größere Bedeutung gewonnen hat.

Gewiß setzt an verschiedenen Punkten des britischen Weltreichs heute etwas wie eine nationale Individuation ein; das Bestehen, die Existenz des Weltreichs als solches, hat aber in seiner historisch-politischen Bedeutung schon so großes Gewicht, daß diese Individuation sich keineswegs in extremer Art auswirken kann. — Insofern als die wirtschaftlichen Strömungen bei dieser Untersuchung von Alport bewußt außer acht gelassen sind, ist diese Studie natürlich einseitig, aber gerade die Einseitigkeit zeigt in ihrer Größe den Prozeß der Hingabe an die natürliche Entwicklung des nationalen Lebens, das immer wieder zur Einheit strebt, ein Prozeß der sich — wie die Entwicklung des englischen Volkscharakters — in Einzelheiten nur deuten und beschreiben läßt, aber kaum erklären und begründen.

[1]) Johannes Stoye: Das britische Weltreich. F. Bruckmann München 1935.
[2]) Erich Alport: Nation und Reich in der politischen Willensbildung des britischen Weltreichs. Junker und Dünnhaupt Verlag. Berlin.

Die Welt als Geschichte

Die vorliegende Zeitschrift für universalgeschichtliche Forschung ist aus dem Ziele entstanden, die schädliche Zersplitterung der Spezialwissenschaften durch eine Zeitschrift zu bekämpfen, die den Zusammenhang zwischen den einzelnen Wissensgebieten für das einzelne Arbeitsgebiet fruchtbar machen will. Für diese Bestrebung verdient die Arbeit der Zeitschrift weitestgehende Förderung.

Es ist allerdings ein Irrtum zu meinen, daß durch eine solche Zeitschrift »die Spezialisierung und Zersplitterung ihren Schrecken verliert«. Die Spezialisierung ist nämlich nicht eine äußerliche »folgerichtige Entwicklung des weiteren Ausbaues der Forschungsarbeit«; sie ist vielmehr der zwangsläufige Ausdruck materiell-egozentrischen Wertdenkens. So vermag diese Zeitschrift wohl, dem Spezialwissenschaftler die Verbindung mit den Ergebnissen der Nachbarwissenschaften zu schenken, aber solange ein Haufen Steine noch kein Haus bedeutet, wird es ihr nicht gelingen, dadurch auch der wissenschaftlichen Arbeit das verlorene ethische Fundament wahrer Erkenntnis in einem neuen Bewußtsein universaler Gebundenheit zu geben. Solange durch das Fehlen dieses neuen allgemein wirkenden Fundaments die Atomisierung der Wissenschaft ständig fortschreitet, werden Zeitschriften wie »Die Welt als Geschichte« als ausgleichende Faktoren eine unbestreitbare Notwendigkeit darstellen.

In Erfüllung dieser Aufgabe umfaßt die »Welt als Geschichte« einmal das ganze Gebiet der Geschichte selbst, zum andern pflegt sie besonders die Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften wie Anthropologie und Geschichtsphilosophie. In dem ersten Jahrgang der Zeitschrift nimmt die Behandlung althistorischer Themen besonders großen Raum ein. Neben einem umfangreichen Beitrag von Oswald Spengler zur Weltgeschichte des 2. vorchristlichen Jahrtausends werden Stoffe der Politik, der materiellen und geistigen Kulturentwicklung der Antike behandelt. Unter den Themen der mittelalterlichen Geschichte ist vor allem der Aufsatz »Nationalstaat und Reichsgedanke im deutschen Mittelalter«, unter den Arbeiten zur neueren Geschichte »Das Problem der Entstehung des Weltkrieges« zu erwähnen; die Verbindung mit der Anthropologie stellt Prof. Hans Weinert in grundsätzlichen Ausführungen über »Anthropologie und Geschichtsforschung« her. Das sichtbare Verantwortungsbewußtsein der Mitarbeiter gegenüber dem universalen Wesensgehalt der Geschichte rechtfertigt ihre Leistungen und sichert der Zeitschrift ihre zeitgebundene Bedeutung, die durch die Verschiedenwertigkeit ihres Inhalts nicht beeinträchtigt wird.

H. V. C.

Die Welt als Geschichte. Zeitschrift für universal-geschichtliche Forschung. Herausgegeben von Dr. Hans Erich Stier, Universität Berlin. 1. Jahrgang (1935). Druck und Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart.

Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz

Samuel Cornut hat einmal den hübschen Ausspruch getan: »Die Schweiz ist ein kleines, mit sich selbst versöhntes Europa«. Aber mit Europa steht's nicht zum Besten, und auch die Schweiz befindet sich in einer ernsten Krise um ihre Existenz. Gonzague de Reynold, der geistvolle katholische, aus altem burgundischen Geschlecht stammende Schweizer Publizist und Politiker stellt sich und der Schweiz die Frage nach dem Sinn ihrer Existenz [1]). Der Zweck dieser Selbstbesinnung ist, die Kräfte aufzurufen und zu erkennen, die die Schweiz vor dem Untergang, den er, geht's so weiter, kommen sieht, retten möchten. Wir werden von unserem deutschen Standpunkte aus manches anders beurteilen als de Reynold, der ganz (aber wir müssen hinzufügen: scharf) mit den Augen des Konservativen, des gläubigen Katholiken, aber auch des von dem Bewußtsein, daß wir in einer Zeitwende stehen, Erfüllten sieht. Seine Position gleicht in mancher Hinsicht der, die die action française der Barrés und Maurras in Frankreich einnimmt, nur daß er vor allem in einem völlig ungetrübten Verhältnis zur Kirche steht. Die kleine geistvolle, ebenso inhaltreiche wie nachdenkliche Schrift ist ein wichtiger Beitrag zur Analyse der europäischen Situation aus dem besonderen Gesichtspunkt der Schweiz und mag jedem, der sich über das, was außerhalb unserer Grenzen heute in Europa vor sich geht, interessiert, der sehen will, wie auch in den demokratischen Ländern der Glaube an den Parlamentarismus mehr und mehr ins Wanken geraten ist, empfohlen sein.

J. v. Kempski
Berlin

[1]) Gonzague de Reynold, Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz. Deutsch von Ed. Horst v. Tscharner. 80 Seiten. Vita Nova Verlag, Luzern 1934. Fr. 1.80.

Digitized by Google

Richelieus politisches Testament

Hagemanns Schrift, »Richelieus politisches Testament«, zielt nicht darauf ab, die Frage der Echtheit dieses Testamentes zu behandeln, sondern will zeigen, welche Pläne Richelieu gehabt hat und wie diese in der französischen Politik durch die Jahrhunderte lebendig geblieben sind. Es ist keine kritische Untersuchung, die neue geschichtliche Ergebnisse bringen will, sondern lediglich eine auf Grund der neueren wissenschaftlichen Darstellungen der französischen Pläne für weitere Kreise gegebene erschöpfende Zusammenstellung der politischen Absichten Frankreichs gegen Deutschland.

Wenn der Fachhistoriker auch nichts wissenschaftlich Neues aus Hagemanns Buch erfährt, so wirkt doch die Verarbeitung des Stoffes schlagend.

Wenn Frankreich durch den westfälischen Frieden nur das Elsaß in seine Gewalt brachte, dem 75 Jahre später die Eingliederung Lothringens folgte, so nahmen die Männer der Revolutionszeit die alten Rheinziele offen wieder auf, und Napoleon I. gelang es, sie durchzusetzen. »Die große Nation, welche die Fackel der Zivilisation trägt, besitzt das Recht, ihre Hegemonie in Europa auszudehnen; sie steht über den Königen, die sie erheben und stürzen kann«, schrieb damals ein Franzose. Jenseits der Grenzen aber, wie sie Napoleon gezogen hatte, schuf er im Rheinbund einen Wall von Staatswesen, die scheinbar selbstständig, in Wirklichkeit aber Frankreich hörig waren. Nur Preußen behauptete noch seine Souveränität. Jedenfalls war das »Sicherheitssystem«, wie es schon Richelieu verlangt hatte, geschaffen. Es waren damals schon über den Rheinbund hinaus nicht wenige Länder und Fürsten verpflichtet, Hilfsvölker für die von Frankreich geführten Kriege zu stellen. Die Kontinentalsperre gegen England aber entsprach der wirtschaftlichen Einkreisung Deutschlands, wie wir sie heute erleben.

Das Saargebiet, das Frankreich durch den Frieden von 1814 zugestanden war, mußte schon ein Jahr später wieder ausgeliefert werden. Aber Talleyrand hatte im Wiener Frieden doch erreicht, daß das Elsaß bei Frankreich und Deutschland selbst in der Zersplitterung verblieb, die der westfälische Frieden geschaffen hatte. Gewiß regten sich jetzt ein deutsches Nationalgefühl und deutsche Einheitsgedanken, aber diesen gefühlsmäßigen Wünschen fehlte doch der politische Nachdruck zur Durchführung. Es war lediglich erreicht, daß man die französische Gefahr 1830 und 1840 zu durchschauen begann und ein offenes Zusammenspiel deutscher Staaten mit Frankreich unmöglich geworden war. Jenseits des Rheins wurde dieses Erwachen unterschätzt. Luxemburg, Landau und Mainz wurden auch jetzt wieder als »Schlüssel zu Paris« bezeichnet und Chateaubriand erklärte die Rheinlinie als eine »Forderung der Ehre und Sicherheit«, ja Polignac entwickelte den Phantasieplan, aus den Rheinlanden einen eigenen Staat für den König von Sachsen zu bilden und dafür Preußen durch Sachsen zu entschädigen. Das wäre freilich eine getarnte Annexion gewesen. Nur ein Mann, Alexis de Toqueville, hatte den Mut zu erklären: »einem Frankreich, das dem deutschen Volke nicht das gleiche Lebens- und Daseinsrecht gewähre, müsse der Nachbar auf Grund bitterer Erfahrung stets mißtrauen«. Das änderte aber nichts an der Politik Napoleons III. Schon 1863 verlangte er in Verhandlungen mit Österreich die Rheingrenze und versprach der Donaumonarchie dafür Serbien, Bosnien und den größeren Teil von Süddeutschland. 1866 wendet er seine Politik und bietet Preußen die Hegemonie in Deutschland, den Österreichern dafür Schlesien an. Für sich selbst sucht er natürlich einen Maklerlohn in der Herstellung der Rheingrenze oder wenigstens in der Autonomie der Rheinlande, die dann nach Persignys Plan, den dieser im französischen Staatsrat entwickelt » friedlich durchdrungen werden soll«. »Der Bevölkerung solle man französische Zivilisation nahe bringen, der hohe französische Klerus solle sich der Katholiken des Landes annehmen. Mit dem autonomen Rheinlande solle dann Holland, Belgien und Luxemburg einen gallischen Staatenbund unter der Vormundschaft Frankreichs bilden«.

Auch die Angebote, die Napoleon direkt Bismarck mit einem Bündnisvertrag gegen Abtretung der Rheinpfalz und Rheinhessens nach 1866 macht, scheitern selbstverständlich. Das hindert ihn aber nicht, seine politischen Angebote fortzusetzen, um im Rheingebiet Fuß zu fassen und zur Sicherung seines Thrones politische Erfolge nach Hause zu bringen. Schließlich gelingt es ihm, Österreich für ein Bündnis zu gewinnen, bei dem er das linke Rheinufer mit einer Einflußzone in Baden gegen Schlesien und Vormachtstellung in Süddeutschland austauschen will. Auch ein »Abrüstungsvorschlag« wird von ihm gemacht: Preußen, Österreich und Frankreich sollen ihre Heeresmacht auf 250000 Mann beschränken und Preußen soll seine Wehrverfassung mit Reserven und Landwehr fallen lassen. Aber gerade während dieser Verhandlungen baut Frankreich seine Heeresverfassung aus und erneuert sein Mobilmachungs- und Festungssystem.

Man kann das Buch Hagemanns auf das Wärmste empfehlen, es sollte weit verbreitet werden, um das Verständnis für das politische Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich zu finden.

Geh. Rat Prof. Dr. G. Wolfram
Frankfurt a. M.

Walter Hagemann, Richelieus politisches Testament. 300 Jahre europäischer Unsicherheit. Carl Heymanns Verlag, Berlin 1934, Okt. 130 S. RM 3.—.

EKKLESIA

Eine Sammlung von Selbstdarstellungen der christlichen Kirchen

Eine Kirchenkunde der Gegenwart

herausgegeben von Prof. D. Friedrich Siegmund-Schultze

„bietet in zeitgemäßer Einstellung wertvolle und zuverlässige Beiträge auf weiter Grundlage".
(Prot. Rundschau)

In Vorbereitung:

II, 6: Die evangelische Kirche in Norwegen etwa RM 8.50, Subskr. etwa RM 6.—

Es liegen bereits vor:

I, 1: Die Kirche von England RM 6.—, für Subskr. RM 4.—
II, 5: Die Kirche in Schweden RM 7.50, Subskr. RM 5.50
III, 9: Die Evangelischen Kirchen der Niederlande RM 8.—, Subskr. RM 5.50
III, 10: Die Evangelischen Kirchen der Schweiz RM 11.—, Subskr. RM 8.—
III, 11: Die Altkatholische Kirche RM 6,50, Subskr. RM 4.50
IV, 14: Die Evangelische Kirche in Österreich RM 7.50, Subskr. RM 5.50

Prospekt anfordern!

Leopold Klotz Verlag * Gotha

Frankreichs Wiederaufstieg

G. Roloff, Professor an der Universität Gießen, ist einer der besten Kenner französischer Kolonialpolitik. So ist es äußerst lehrreich, in dieser körnigen Gedrängtheit des kleinen Göschenbändchens alles Wesentliche über das gewaltige Anwachsen des französischen Kolonialbesitzes und über die Ziele und Methoden der Außenpolitik Frankreichs zu erfahren. Roloff geht aus von der These, daß die französische Außenpolitik seit Jahrhunderten unverändert geblieben sei. Ihr Ziel sei die Beherrschung Europas. Diesem Ziele dienen: eine gewaltige Militärmacht, die künstliche Niederhaltung aller aufstrebenden Nationen und ein überaus geschickt ausgearbeitetes Bündnissystem, das eine ganze Welt umspannt. Zum Beweise dieser These gibt Roloff einen geschichtlichen Überblick, beginnend mit dem Jahre 1814/15 und schließend mit dem Viermächtepakt 1933. Besonders zeitgemäß sind natürlich alle jene Kapitel, welche sich mit der Vorbereitung des Krieges und der Nachkriegspolitik beschäftigen. Das Kapitel: »Der Kampf um Deutschlands Niederhaltung bis zur Ruhrbesetzung« und das darauf folgende »Die Besetzung des Ruhrgebiets und der Locarnovertrag 1922—1926« sind mustergültig in ihrer logischen Entwicklung und in ihrer knappen, hieb- und stichfesten Formulierung. Da ist kein Wort zu viel oder zu wenig. Jeder Satz enthält eine klare Erkenntnis.

Zu bemerken wäre vielleicht, daß Roloff die Verbindungslinien zum Reiche Bonapartes ein wenig überschätzt. Die Außenpolitik der troisième république hat sich von den Ideen Napoleons mehr und mehr entfernt; man könnte vielmehr behaupten, daß sie dem System der Bourbonen näher stünde. — Eigenartig ist auch die These Roloffs: »In nichts könnten die Franzosen Maß halten, daher der Radikalismus des Umschwungs.« Für die Auffassung, den Franzosen kennzeichne ein »Mangel an Maß« kann sich Roloff freilich auf Goethe berufen, der sich einmal ähnlich zu Eckermann geäußert hat. Aber es ist überraschend, daß die Franzosen genau denselben Vorwurf gegen uns erheben! Immerhin hat Roloff durchaus richtig gesehen, daß ein Mißverhältnis besteht zwischen der französischen Volkskraft und den vom Staat erstrebten imperialistischen Zielen. Doch an dieser Stelle berührt Roloff die innere Problematik eines jeden Weltreiches. — Ob aber die imperialistischen Ziele der französischen Staatspolitik wirklich den Wünschen und Gedanken des französischen Volkes entspricht, zu dieser Frage ließe sich Vieles sagen. Sicher ist, daß es in Frankreich starke Strömungen gibt, die in der Nachkriegspolitik die Ursache der Weltkrise sehen, und die gern zu einer Verständigung mit Deutschland kommen möchten. Es klingt eigenartig, ist aber leicht festzustellen, daß in Frankreich, mehr als in jeder anderen Nation, ein breiter und tiefer Riß klafft zwischen Staat und Volk.

Prof. O. Urbach
Nizza

Dr. Gustav Roloff, Frankreichs Wiederaufstieg zur Weltmacht und zum Empire. (Mit 10 Kartenskizzen.) 130 Seiten. Sammlung Göschen W. de Gruyter. 1935. Berlin und Leipzig. RM 1.62.

Der Weltkrieg im französischen Roman

Der Kriegsroman wird immer eine eigene Stellung im Rahmen des Schrifttums einnehmen. Persönliches Erleben und Volkserleben greifen hier so eng ineinander, daß die literarisch-psychologischen von den publizistisch-politischen Elementen nicht mehr zu trennen sind. Dichtung und historische Quelle werden eins. So ist es besonders zu begrüßen, daß der neue Band der »Neuen Deutschen Forschungen« das vielseitige und umfangreiche Gebiet des französischen Kriegsromans, der nächst Deutschland nirgends eine solche Blüte erlebte, sorgfältig bearbeitet. Dank seiner sachlichen Einteilung — entgegen etwa einer ästhetisch-formalen — bietet er ein anschauliches Bild vom Gehalt der Romane, wie sie das Erleben der französischen Front und des Hinterlandes aufzeichnen. Hierbei sind mancherlei Ähnlichkeiten mit dem deutschen Schrifttum festzustellen, etwa der tiefgehende Unterschied zwischen den Frontbildern, wie sie der Frontsoldat geschaffen hat, und jenen Schriftstellern, die nie an der Front waren. Dann wieder zeigt sich neben diesem typisch Kriegerischen, das alle Völker angeht, das charakteristisch Französische bei den Schilderungen des Poilu und des Deutschen. Der Abschnitt über die Darstellung der Kriegsursachen ist ein wertvoller Beitrag zur Frage der Kriegsschuldlüge. Auch der Sprachforscher findet wichtige Hinweise auf Wortschöpfungen des Krieges. Dabei vergißt man in einzelnen Teilen über den ergreifenden Erzählungen, die aus den besprochenen Werken aufleuchten, daß wir es hier mit einer wissenschaftlichen Abhandlung zu tun haben. Denn »weil der Krieg etwas Ewiges ist, ist es falsch, zu glauben, daß unter den Fortschritten der menschlichen Kultur die Kriege aufhören würden«. — Die nach Erscheinungsjahr und Verfassernamen alphabetisch geordnete Bibliographie von über 200 Kriegsromanen und einer Reihe einfacher Berichte, Tagebücher und kurzer Erzählungen bietet dem Bibliothekar und Forscher ein treffliches Hilfsmittel.

Priv.-Doz. Dr. H. Traub, *Berlin*

Hermann Grimrath, Der Weltkrieg im französischen Roman. 144 S. 8°. 1935, Junker und Dünnhaupt, Berlin. RM 5.50.

Digitized by Google

Wege und Wandlungen des Nationalbewußtseins

Lemberg setzt in dieser Abhandlung die Linie fort, die er in seiner sorgfältigen Arbeit »Grundlagen des nationalen Erwachens in Böhmen« (Reichenberg 1932) begonnen hat: Aufhellung der geistigen Entstehungsbedingungen des modernen Nationalismus in denjenigen Landschaften, in denen verschiedene völkische Gemeinschaften sich begegnen und durchdringen. Das klassische Land dieser Auseinandersetzung, Böhmen, ist Lembergs engere Heimat, und diese lebendige Anschauung setzt ihn als einen Teil einer im gleichen Sinne arbeitenden Gemeinschaft junger Sudetendeutscher in Stand, die Zusammenhänge zwischenvölkischer Ideenverflechtungen aufzudecken. Der geistige Standort seiner Betrachtung gibt seinen Arbeiten eine über das landschaftliche Interesse hinausgehende Bedeutung. Er greift die These von dem tschechenfeindlichen, germanisierenden Charakter des absolutistischen Habsburgerstaates und damit die geschichtsphilosophischen Grundlagen der tschechischen Renaissance des 19. Jahrhunderts an und versucht nachzuweisen, in welchem Maße die an sich übernationale Barockkultur die Elemente des Nationalbewußtseins entwickeln hilft. Da gleichzeitig im tschechischen Historikerlager (vor allem bei Pekař) eine ähnliche Revision der nationalliberalen Geschichtsauffassung im Gange ist, gewinnt die hier vertretene Betrachtung der Dinge eine symptomatische Bedeutung für den Wandel des politisch-historischen Lebensgefühls in Böhmen. — Die Hereinnahme der Darstellung eines gleichgelagerten niederländischen Problems soll die Allgemeingültigkeit der gewonnenen Ergebnisse erhärten. Die Stärke der Abhandlung liegt in der historischen Analyse. In der Nutzanwendung für die Gegenwart und insbesondere die Ereignisse seit der nationalsozialistischen Revolution verengt L. sein Blickfeld auf einen besonderen Ideenkreis (Möller van den Bruck) und wird damit der Vielfalt der letzten Ereignisse nicht gerecht. Eine breitere Auseinandersetzung mit den Einzelheiten und den Ergebnissen dieser Schrift wäre sehr zu begrüßen.

Dr. H. R.

Eugen Lemberg, Wege und Wandlungen des Nationalbewußtseins — Studien zur Geschichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen. Aschendorff, Münster 1934. 246 S. RM 8.—, geb. 9.20.

Geltungskampf einer Wissenschaft

»Ist die Statistik eine selbständige Disziplin, wie Zahn, Žižek und viele andere meinen? Sollte sie eine eigene Wissenschaft sein, welches ist dann der in ihren Bereich fallende Forschungsgegenstand? Oder ist sie nur eine Hilfswissenschaft, wenn nicht gar nur ein Zweig der Mathematik, wie Pearson, Bowley und Edgeworth behaupten? Ist sie vielleicht nur eine Methode? Und wenn ja, etwa nur eine besondere Art des Induktionsverfahrens?«

Für die Geltung der Statistik, deren Standort im System der empirischen Wissenschaften heftig umstritten ist, und die im Vorurteil der Laien als höchste Potenz der Lüge gilt, reitet Ernst Wagemann, der nach Delbrück 10 Jahre lang das Statistische Reichsamt leitete, in die Schranken[1]).

Er definiert sie, unter Verwendung der berühmten Antithese Kants, als Wissenschaft der empirischen Zahl, im Gegensatz zur Wissenschaft der reinen Zahl, der Mathematik.

Dem Zweifel an den Erkenntnissen dieser Wissenschaft zu begegnen, die die »ungewissen und ungenauen Gesetze des Zufalls und der Wahrscheinlichkeit« in einem Weltbild zusammenzufassen versucht, hält Wagemann nun den Narrenspiegel einer Systematik der statistischen Fehlermöglichkeiten empor, indem er den Glauben Sokrates' zu teilen vorgibt, daß der Mensch die Fehler meidet, wenn er sie erkennt.

Analog den Grundgesetzen der Logik baut er sein System der statistischen Zuordnungen auf und zeigt ebenso deren Umkehrung: das Register der statistischen Denkfehler. Über die sich verengenden Stufenkreise führt uns der Vergil vom Institut für Konjunkturforschung in das Inferno der Unlogik: von den einfachen Begriffsverfälschungen über die Zerrbilder der Mittelwerte, deren phantastische Steigerung der »homme moyen« Quetelets ist, über die Gefahren der Reihenverschmelzung, die dem Laien im orientalisch-bunten Gewand des »Indexmärchens vom geizigen König« vorgeführt werden, über gekünstelte Korrelationen, falsche Basiswahl, unorganische zeitliche und willkürliche räumliche Gliederung, trügerische Vergleichung und Verknüpfung bis zu den Trugschlüssen, den Fehlern im Schätzungsverfahren. Das alles wird veranschaulicht durch das Material einer jahrzehntelangen Erfahrung. Brennend interessant, wenn aus Diagrammen, Lochkarten und Tabelliermaschinen Groß-Politik aufsteigt: wie ein statistischer Trugschluß zu der verhängnisvollen Überschätzung der wirtschaftlichen Auswirkungen des uneingeschränkten U-Boot-Krieges führte; die Rolle der Statistik in der Reparationsfrage, in der gegnerischen Saarpropaganda, und, in dem Bestreben die Erfolge der Arbeitsschlacht in Deutschland zu verkleinern, bei dem Problem der unsichtbaren Arbeitslosigkeit.

Aber Wagemann begnügt sich nicht damit, zu erweisen, »wie ein verehrliches Publikum mit der Statistik Schindluder zu treiben beliebt und wie auch eine ehrbare Zunft sich manchesmal vergaloppiert«, er will aus der Betrachtung ihrer Anomalien zum Wesen der Statistik vordringen. Hat er aus der Parallele zwischen Logik und Statistik sein System der statistischen Zuordnungen geschöpft, so führt er jetzt die Analogie noch weiter. Wie die Logik, die mit Denkformen zu tun hat, welche in andern Bereichen wurzeln, so ist die Statistik — wenn auch auf das sehr viel kleinere Anwendungsgebiet der empirischen Denkbereiche beschränkt — Urwissenschaft. Ihre Verknüpfung mit der Begriffswelt der gesamten empirischen Wissenschaften erscheint als Merkmal der Überordnung.

Im verwirrenden Nebeneinander der einzelnen Erscheinungen und Geschehnisse zeichnen sich in großen Linien die ewigen ehernen großen Gesetze ab, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden müssen. Aus ihrem Gesichtswinkel nun zeigt die Statistik »den Dualismus individueller Freiheit und kollektiven Zwanges, der in der mechanischen und organischen Natur ebenso wie im Gesellschafts- und Staatsleben auftritt, sobald sich die Einzelerscheinungen zu Massen vereinigen«. Das Gesetz der großen Zahl, der Zusammenhang des Unzusammenhängenden, das ist das statistische Grundgesetz der Welt.

W. Schwerdtfeger

Berlin

[1]) Ernst Wagemann, Narrenspiegel der Statistik. VIII und 256 S. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1935. RM 6.80, geb. 7.80.

Sammlung Göschen

4 neue Bände

Deutsches Dichten und Denken von der Aufklärung bis zum Realismus (Deutsche Literaturgeschichte von 1700 bis 1890). Von Karl Vietor, ord. Prof. a. d. Univ. Gießen. 156 Seiten. (Band 1096)

Frankreich (Das französische Großreich: Der Reichskern) Länderkunde und Geopolitik. Von Dr. Otto Maull, o. Prof. d. Geographie a. d. Univ. Graz. Mit 10 Karten. 179 S. (Bd. 1095)

Kartenkunde. Von Dr. Max Eckert-Greifendorff, o. Prof. a. d. Techn. Hochschule Aachen. Mit 66 Abbildungen. 147 Seiten. (Bd. 30)

Mechanik des Motor- und Segelfluges. Von Dr. E. Everling, Prof. a. d. Techn. Hochschule Berlin und Dr.-Ing. habil. H. Müller, Dozent a. d. Techn. Hochschule Hannover. Mit 42 Abbildungen. 126 Seiten. (Bd. 841)

Jeder Band in Leinen

geb. RM. 1.62

Sammelbezugspreise: 10 Expl. = RM 14.40
25 Expl. = RM 33.75 50 Expl. = RM 63.—

Bisher sind rund 1100 Bände erschienen.

Verlangen Sie das systematische Verzeichnis.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Georg Friedrich Daumer, 1800—1875

Wer ist Georg Friedrich Daumer? Ein philosophischer Romantiker und dichterischer Philosoph. So kennzeichnet ihn Ricarda Huch, die in ihrer Romantik wieder auf ihn aufmerksam gemacht hat. Er war mehr noch: ein außerordentlicher Charakter und eine sensible und leidenschaftliche Natur. Ernst und verantwortungsbewußt für sich und seine Generation. Mit ganzem Einsatz lebend. Vom Schicksal leidbeladen. Kränklich von früher Jugend an. Verachtet, angegriffen, unaufhörlich im Kampf stehend. Mit einer Feindschaft verfolgt, die nur jenen entgegengebracht wird, die das Niveau des Durchschnitts überragen und ernstgenommen werden, weil sie wesentliche Erkenntnisse haben. Er war ein selbständiger Denker, ein feinsinniger Theologe und religiöser Mensch.

Daumer hat die Problematik seiner Zeit erfaßt, den Fortgang der geistigen Entwicklung vorausgesehen, ihre Nöte begriffen und mitgelitten und sie zum Ausdruck gebracht. Er hat die kommende Krise des Christentums ins Bewußtsein gehoben, der Übermacht rationalistischen Denkens eine neue Erkenntnislehre entgegengestellt, aus Verzweiflung an dem »gegenwärtigen Menschen« die große Konzeption des Zukunftsmenschen gehabt, der später in Nietzsches Terminologie »Übermensch« genannt wurde.

Daumer war Süddeutscher aus Nürnberg. Dort besuchte er das Gymnasium, das Hegel leitete, dessen Söhne er später vorübergehend unterrichtete. In Erlangen stand er während seiner Studienzeit in nahem Kontakt mit Schelling. Mit wachen Interessen verfolgte er den langsamen Aufbau der großen philosophischen Systeme, deren Einseitigkeit und ausschließlich rationale Spekulationen ihm verdächtig erschienen: als Verengung der Erkenntnisfülle der Welt, als unberechtigte Verarmung an religiösen, seelischen und vitalen Werten, die er als ungeheuer lebendiger Mensch miteinbegriffen wissen wollte in eine Philosophie, die wirklichkeitsnah und wahr sein sollte. So war er ein Gegner aller Philosophien der Neuzeit, die die spinozistische rationale Methode benutzten. Ein Feind der Untersuchungen Kants, der abstrakten Auffassungen Hegels, ja auch Feuerbachs, Fichtes und Bruno Bauchs. Dafür ein entschiedener Anhänger Jacob Böhmes und beeindruckt durch die spätere Philosophie Schellings. In dem Sinne war er Romantiker: als ganzer Mensch fühlte er sich der ganzen Seinsfülle der Welt verpflichtet.

Sein Leben verlief eigentlich unendlich traurig und freudlos. Sohn eines erfolgreichen Kürschners und Geschäftsmannes in Nürnberg und einer intelligenten und feinen Mutter, hatte er sowohl einen klaren Verstand als auch Sensibilität und Geistigkeit geerbt. Eigenschaften, die ihn dem Wesen der Dinge nahebrachten. Aber durch seine Krankheit, die kurz nach Beendigung seiner theologischen und philologischen Studien ihm selbst nicht gestattete, seinen Posten als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt auszufüllen, war er überreizt und nervös. Die Eigenständigkeit seiner Gedanken, die oft scharfen Urteile über Zustände und Zeitgenossen, — die der leidenschaftlichen Sehnsucht nach Verbesserung der allzu erbärmlichen Welt entsprangen, — brachten ihm Feinde. Er wurde schon mit 30 Jahren pensioniert. Daher lebte er bis in sein hohes Alter hinein als Literat, unentwegt über die Anliegen der damaligen und kommenden Zeitepoche schreibend, die zum Teil noch heute die unsrigen sind. Dabei langsam erblindend. Ohne daß die Liebe ihm das Leben erträglicher gemacht hätte, denn seine Ehe mit Marie Friederike Rose, Tochter des Nürnberger Optikers Rose, war schlecht. Sein Arbeitszimmer war lange Jahre hindurch ein asketischer, weißgetünchter Raum im fünfeckigen Turm der Nürnberger Burg. Ein quadratischer Eichentisch vor dem breiten Bogenfenster, ein Stuhl, ein würfelförmiger Kachelofen, Tintenfaß, Gänsekiel und Kerzenleuchter waren die bescheidenen Gegenstände, die den äußeren Rahmen für dieses einsame Leben bildeten.

Der Briefwechsel mit seiner Nichte Helene Daumer, — der Tochter Jean Daumers, der als wohlhabender Kaufmann in Wien lebte, — war von 1853 mit einigen Unterbrechungen bis 1874 ein wichtiger Austausch für ihn. (»Briefe an seine Nichte« in »Süddeutsche Monatshefte« 1913/14). Neben dieser Frau hat die Dichterin Amara George, eine seiner Schülerinnen, durch jahrelange verehrende Freundschaft eine große Rolle für den »Träumer, Sonderling und Phantast Daumer« gespielt, wie er sich selbst scherzhaft einmal nannte, da er wußte, ungerechtfertigter Weise als solcher bekannt zu sein. Über diese junge Frau schrieb er an seine Nichte: »sie ist das geistvollste und interessanteste Wesen, das ich kenne .... Sie hat einen herrlichen Geist, einen eminenten Verstand, ein tiefes, feines Gefühl.« Dieses und ihre außerordentlich tiefe Empfindung für die gesamte Natur verband sie vor allem mit dem Gelehrten, der zwar gedanklich sich mit den Problemen

der Welt und den Menschen auseinandersetzte, aber aus der Liebe zur Natur viele Impulse zu seinen Arbeiten empfing. In ihren Liedern und Dichtungen »Blüten der Nacht« und in den novellistischen Studien »Vor Tagesanbruch«, in »Charakterstudie und Anekdoten« und in dem 1879 erschienenen Roman »Dissonanzen und Akkorde« sind viele Züge dieses sonderbaren Denkers und Philosophen Daumer gezeichnet, der heute wieder Aufmerksamkeit erregt.

Die Titel seiner Bücher »Die Religion des neuen Weltalters«, »Die Stimme der Wahrheit in den religiösen und konfessionellen Kämpfen der Gegenwart«, seine Schriften »Aus der Mansarde«, die den existentiellen Einsatz des ganzen Menschen in Religion, Denken und Leben fordern, bringen ihn uns nahe. »Ein Weltalter geht jetzt zu Ende, schrieb er, und mit diesem seine Art von Religion ....., das neue Weltalter, an dessen Schwelle wir stehen, wird auch durch eine neue Ansicht von Gott und seinem Verhältnis zur Natur und Menschheit ausgezeichnet sein.« Wie aber sah er die neue Religion? Eine neue christliche Weltanschauung schwebte ihm vor. Ohne konfessionelle Spaltung, ohne humanistisch und rationalistisch verfälschte christliche Ideale. Naturnahe. Die Wertbereiche des Lebendigen, Kosmischen und Geistigen umfassend. Die dunkle, böse Macht der Kulte, die er in den »Geheimnissen des christlichen Altertums« gebrandmarkt hatte, ausschließend. Aus einer tiefen Ablehnung des Christentums hat er durch das Studium der vorchristlichen, heidnischen Zeit, der griechischen und römischen Mysterienkulte, der daran sich ideengeschichtlich anschließenden christlichen Lehre durch die vitale Mächtigkeit der römischen Ecclesia sich für diese entschieden. Er wurde Katholik. Denn Tuen und Erkenntnis war für ihn eins.

Allerdings war das konkret daseiende Christentum für ihn nicht das ersehnte. Er schloß sich dem Traum der kommenden vollendeten Religion an, der durch Creuzer, Möhler und de Maistre in der Luft lag. Eine Einheitskirche sollte ihr die Gestalt geben mit weltumspannender Macht, alle Kulturkreise umfassend. Die romantische Sehnsucht einer allumschlingenden Einheit, die er durch Baader, Passavant und Görres unterstützt sah, ließ ihn die prophetischen Worte verkünden: »Eine neue Kirche wird erstehen und das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen.«

Eng verwoben mit diesen Problemen war seine für das ganze Jahrhundert entscheidend gewordene Konzeption des »Zukunftsmenschen«. Dieser neue Gedanke half ihm aus seinen schweren Depressionen über den Zustand der Menschheit heraus. Die in vordarwinistischer Zeit schon darwinistischen Spekulationen des französischen Romantikers Charles Nodier über die mögliche Höherentwicklung der Art und Gattung Mensch leiteten ihn zu dem Glauben an eine existentiell menschliche Entwicklung nach oben, dessen erstes geschichtliches Beispiel Daumer in Christus sah. Für das 19. Jahrhundert aber war es der autonome Mensch. Ein höheres, freieres, machtvolleres Wesen, »das aus dem von allem unabhängigen vernünftigen und sittlichen Bewußtsein und der Erkenntnis des menschlichen Geistes« seine Entscheidungen fällt. Der aristokratische, gottgleiche »Übermensch« Nietzsches, den dieser im Willen zur Macht schuf, war der nächste Schritt dieser Entwicklung.

Der für damalige Zeit unübliche, weite psychologische Blick dokumentiert sich in der Behandlung des Problems Kaspar Hauser. Den Nürnberger Findling nahm Daumer in sein Haus auf. Nach eingehendem Studium des »Unbewußten« und »Unwißbaren« in der menschlichen Seele schrieb er seine geistige und seelische Geschichte. Ohne Kenntnis der modernen Theorie des Unbewußten, ohne Psychoanalyse, ohne Charakterologien. Seine menschliche Veranlagung und schöpferische Denkkraft hob ihn über das Wissen seines beginnenden Jahrhunderts hinaus. »Hafis«, der kleine Band persischer, arabischer und türkischer Gedichte, begann die Auseinandersetzung mit den östlichen Kulturkreisen, die damals noch fremd war. Aus Liebe zu allen Geschöpfen der Natur gründete er 1840 den ersten deutschen Tierschutzverein zu Nürnberg und verfaßte gleichzeitig eine Propagandaschrift über »Tierquälerei und Tiermißhandlungen. Ein Gespräch ...« Infolge der Beobachtung der Wirkungen der Speisen hielt er die rein vegetarische Ernährung für die bessere und lebte nach dieser Einsicht.

Georg Friedrich Daumer starb 75jährig nach einem Leben, das die Macht des Geistes verherrlicht und aus den reinen Kräften der Natur geschöpft hatte. Nach einem Leben, das menschlich groß, weitsichtig und empfindungsreich, zugleich aber auch bitter, befeindet und einsam war. Der Vorläufer einer späteren Zeit, die durch Nietzsche, die Phänomenologen und den notwendigen Rückschlag auf eine vermechanisierte Daseinsbetrachtung wieder den Zugang zur ganzen Fülle der Welt hat. Georg Friedrich Daumer war einer auf dem Wege dorthin.

Dr. E. Sugg-Bellini
Berlin

Wie bestellt man die „Geistige Arbeit"?

1. **Bei jedem Buch- oder Zeitschriftenhändler (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. Porto).**
2. **Durch eine Postkarte beim Verlag Berlin W 35, Woyrschstr. 13.**
   (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. 4 Pfg. Porto für die Nummer.)
3. **Bei jedem Briefträger oder jeder Postanstalt des Deutschen Reiches. Es empfiehlt sich die Ausfüllung des beiliegenden Bestellscheines oder einer Postkarte.**
   (Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzüglich M 0.22 Bestellgeld.)
   Postscheckkonto des Verlages Berlin 59533.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4833 IV. Vj. 35.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

FEB 15

Berlin, 20. Januar 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 2

...istige Arbeit aus der wissenschaftlichen Welt

...Gruyter & Co
Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

...sinstitut der Universität Hamburg

...ekämpfung

...ung geht von ...ch die Krebs... ...rmehren, eine ...swichtiger Sy... ...leren Abwehr ...wird und daß ...dlung ist, ihn ...freien.

...t an, daß die ...webes hervor... ...en Zellen des ...r haben und ... auf solch ein ...n längere Zeit ...ikalische Fak... ...s Zusammen... ...liegenden mit ...virkenden Be... ... Veränderung ...f die folgenden ...nd sich in der ... Abartung der ...owie des Zell... ...en sollen sich ...be vermehren ...närgeschwulst ...die Nachbar... ... Lymphgefäße ... sie mit der ...vebe des Kör... ...en zur An... ...die generali...

...ng kann das ...tbildung nicht ...Bedingungen, ...steht, nur für ... Bedingungen ...rveränderung ...ihr nicht be... ...ung in der ...e Schädigung ...che Struktur... ...n die Krebs... ..., wenn beide ..., kann die ...n, wo sie die ...Krebsbildung ... bei einigen ...ädigung, die ...nnt ist und ... direkt kon... ...r der größte ...rgane betrifft ...s der Schädi... ...ziehen, sind die Aussichten gering, die auslösenden Schädigungen für sie und damit für die Hauptmasse der Krebse nachzuweisen.

Die heutige Krebsbekämpfung kann mikroskopisch kleine Herde von Krebszellen, die im Anfang der Krebsbildung in einem Gewebe des Körpers bestehen, nicht nachweisen, sondern kann erst eingreifen, wenn solche Herde eine Größe erreicht haben, durch die sie entweder direkt auffallen oder Beschwerden machen, die den Kranken zum Arzt führen. Wenn dieser dann den Kranken zur Behandlung bringt, hängt der Erfolg der Behandlungsmethoden davon ab, ob in dem Bezirk, den sie angreifen, alle Krebszellen konzentriert sind, die im Körper bestehen oder ob zu dieser Zeit schon Krebszellen über die Grenzen des behandelten Bezirks hinaus in den Körper verschleppt sind. Ist diese Aussaat zustandegekommen, so sind die Herde meist so klein oder so zahlreich, daß sie mit den heutigen Methoden nicht erfaßt und daher auch nicht vollständig entfernt werden können.

Beurteilt man die Leistungsfähigkeit dieser Behandlungsmethoden an einer großen Zahl von Krebsfällen, die nach einheitlichen Gesichtspunkten und mit einwandfreier Technik behandelt, nach der Operation sorgfältig kontrolliert und statistisch gut verarbeitet sind, so ergibt sich, wie z. B. in der neuerdings von Estabrook über 102 Krebskranke der großen Hospitäler Philadelphias veröffentlichten Statistik, daß das Schicksal von 15% der behandelten Kranken in einer 6jährigen Nachkontrolle nicht festzustellen war, 10% von ihnen geheilt und 75% von ihnen im Laufe der Beobachtungszeit gestorben waren.

Die Geschwulstbildung war also bei 10% der Kranken in einem Stadium erfaßt worden, wo die Krebszellen noch in dem ursprünglichen Geschwulstherd und in seiner nächsten Umgebung konzentriert waren und daher radikal entfernt werden konnten, während sie offenbar bei 75% der Kranken in diesem Stadium keinerlei auffallende Beschwerden machte. Dies erklärt sich dadurch, daß diese Fälle hauptsächlich Krebse der inneren Organe betrafen, bei denen Beschwerden von seiten der Geschwulst meist erst zustandekommen, wenn diese eine bestimmte Größe erreicht hat. In diesem Stadium ist aber die Geschwulst auch in der Regel schon in die Nachbarorgane eingewuchert und ihre vollständige Entfernung auf operativem Wege daher nicht möglich.

AUS DEM INHALT:

AMLONG: Neue Forschungen über das Längenwachstum der Pflanzen
HEINRICH: Uexküll und sein Lebenswerk — die Umweltforschung
NEUBERG: Ergebnisse der Schweizer Alpengeologie
BAUMGÄRTEL: Moderne Verwertung der Azetylzellulose

Eine Erkennung der Hauptmasse der Krebse, besonders der Krebse der inneren Organe im lokalisierten Stadium ist — weil sie zu dieser Zeit keine Beschwerden machen — auch nicht mit serodiagnostischen Methoden möglich, auch wenn diese den Krebs spezifisch erfassen können, was die heutigen serodiagnostischen Methoden noch nicht tun.

Da es zur Zeit nur relativ selten gelingt, die Krebsbildung zu verhüten oder sie im lokalisierten Frühstadium zu erfassen, versuchte man — wenigstens bei der Operation — Aussagen über den Bösartigkeitsgrad der Geschwulstzellen zu gewinnen und damit Richtlinien für eine vorbeugende Behandlung der Metastasen und Rezidive zu erhalten. Man ging hierbei von der Beobachtung aus, daß sich das histologische Bild der Primärgeschwulst häufig in ihren Metastasen und Rezidiven wiederholt und nahm an, daß in den Zellen, aus denen die Metastasen oder Rezidive hervorgehen, offenbar derselbe Grad von Abartung vorliege, der in den Zellen der Primärgeschwulst nachzuweisen war und daß den verschiedenen histologisch nachweisbaren Graden der Zellabartung jedesmal bestimmte Bösartigkeitsgrade der Zellen entsprächen. Da dies sich in dem Grad der Bösartigkeit des Geschwulstverlaufs zeigen mußte, sollte die histologische Struktur der Geschwulst benutzt werden, um ihre Veranlagung zu Metastasen und Rückfällen zu bestimmen und damit Richtlinien für die Nachbehandlung zu gewinnen.

Die Methode wurde an Krankenhäusern der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Englands, einiger anderer Staaten und auch am Hamburger Krebsinstitut an mehreren Hunderten von Fällen nachgeprüft und hat nach den bisher vorliegenden Berichten nur einen begrenzten Wert. Nach den Erfahrungen des Hamburger Krebsinstituts reichen die von der Methode benutzten morphologischen Veränderungen im Geschwulstge-

Digitized by Google

webe bei der überwiegenden Zahl der untersuchten Krebse nicht aus, um ein zuverlässiges Urteil über den postoperativen Verlauf der Fälle abzugeben.

Das Hamburger Krebsinstitut hat dann im Sommer 1935 Untersuchungen an 54 operativ entfernten Krebsen mitgeteilt, nach denen der Cholesteringehalt bei verschiedenen Krebsen von Fall zu Fall in relativ weiten Grenzen schwankt und sich eine Gruppe von Krebsen feststellen ließ, bei der er relativ niedrig, eine zweite und dritte Gruppe, bei der er höher und eine vierte Gruppe, bei der er besonders hoch war, so daß sich die Geschwülste nach ansteigendem Cholesteringehalt in vier Gruppen einordnen ließen. Als die Lebensdauer der Kranken, die im Laufe von 5 Jahren nach der Operation regelmäßig nachkontrolliert worden waren, bestimmt wurde, ergab sich, daß diejenigen von ihnen, deren Geschwulst bei der Operation den relativ niedrigsten Cholesteringehalt gezeigt hatte, nach 5 Jahren am Leben waren, die, deren Geschwulst einen mittleren Cholesteringehalt gezeigt hatte, 2—3 Jahre gelebt hatten und die mit dem relativ höchsten Cholesteringehalt im Laufe des ersten Jahres nach der Operation gestorben waren. Diese Untersuchungen werden fortgesetzt und wenn sich — wie wir hoffen — die regelmäßigen Beziehungen zwischen Cholesteringehalt der Geschwulst und Lebensdauer der Kranken auch an den weiter zu untersuchenden Fällen nachweisen lassen, kann die Methode benutzt werden, um die Lebensdauer der Kranken vorauszubestimmen und damit zuverlässige Richtlinien für die Nachbehandlung der Kranken zu schaffen.

Wir nehmen an, daß diese Untersuchungen zwischen Geschwulst und dem übrigen Körper klar werden, sobald sie ergeben haben, ob die Cholesterinanreicherung in den Krebszellen eine Abwehrreaktion des Körpers ist.

Daß Beziehungen zwischen Geschwulst und übrigem Körper bestehen müssen, ergibt sich schon aus der allgemeinen Erfahrung, daß kein einziger Prozeß im lebenden Körper isoliert verläuft, sondern immer in Beziehung zu gegenläufigen Prozessen steht. Hierfür spricht weiter die Erfahrung bei Krebsen, die bei Arbeitern der Teer- und Anilinfabriken, Arbeitern der englischen Baumwollspinnereien und den Schneeberger Bergleuten auftreten, daß die Geschwulstbildung erst nach jahrelanger Einwirkung der Berufsschäden zustandekommt und daß die sorgfältige Beobachtung von Krebskranken ergibt, daß sowohl die Primärgeschwulst relativ lange am Ort ihres Auftretens lokalisiert bleiben kann, daß aber auch im Verlauf der Krankheit Perioden vorkommen, in denen die Ausbreitung des Prozesses gehemmt erscheint.

Um diese Beobachtungen für die Behandlung der Krebskrankheit verwerten zu können, muß zunächst festgestellt werden, wodurch die Krebsgeschwulst den Körper schädigt, wo diese Schädigung angreift und mit welchen Mitteln der Körper sie abwehrt. Daß Schädigungen des Körpers durch die Geschwulst erfolgen, ergibt sich — abgesehen von den hier angeführten direkten Beobachtungen am Kranken — daraus, daß in der Zusammensetzung der Bluteiweißkörper bei Krebskranken häufig Veränderungen nachweisbar sind.

Die Untersuchungen, die an unserem Institut hierüber bisher ausgeführt wurden, befassen sich damit, nachzuweisen, wo und mit welchen Stoffen diese Wirkung angreift und mit welchen Mitteln der Körper sie abwehrt. Sobald diese Stoffe nachgewiesen sein werden, wird die Krebsbekämpfung in der Lage sein, nicht nur den kranken Körper wie bisher durch Entfernung der Geschwulst zu entlasten, sondern in ihm auch die Abwehrkräfte wiederherzustellen, die er zur Bekämpfung der im Körper zurückgebliebenen Krebszellen — und damit zur Bekämpfung der aus ihnen hervorgehenden Metastasen und Rezidive — nötig hat.

Dornblüth, Klinisches Wörterbuch

Die Kunstausdrücke der Medizin. Dreiundzwanzigste bis sechsundzwanzigste vermehrte u. verbesserte Auflage. Bearbeitet von Dr. Willibald Pschyrembel. Mit über 300 Abbildungen im Text. Oktav. 629 Seiten.

Gebunden RM 7.—

In über 2200 Spalten bringt der neue „Dornblüth" die Erklärung für **mehr als 16 000 medizinische Fremdwörter** und Kunstausdrücke mit kurzer Angabe der Ableitung, der Bedeutung und der Betonung. Die vielen in den Text eingestreuten instruktiven Abbildungen erhöhen den Wert und die Brauchbarkeit des Buches ungemein. In dieser neuen Auflage entspricht es wieder völlig dem gegenwärtigen Stand der medizinischen und chemisch-pharmazeutischen Wissenschaft und ist über seine Bedeutung als einfaches Wörterbuch weit hinausgewachsen.

Für jeden, der mit medizinischen Fragen zu tun hat, hat sich der „Dornblüth" als unentbehrliches Handbuch erwiesen.

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35,
Weyrichstraße 13

Deutsche Volksmedizin

Drei Werke über deutsche Volksheilkunde sind im letzten Jahr erschienen: Jungbauers zusammenfassender »Grundriß«, Diepgens medizingeschichtliche Vorlesungen, Büttners »Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens« [1]).

So ist die Klage, die Jungbauer zu Beginn seines Buches erhebt, schon kurze Zeit später erhört und erfüllt. Wenn Jungbauer weiter das Vorhandene einseitig nennt, da einmal meist Ärzte vom fachmedizinischen Standpunkt aus ohne Berücksichtigung der volkskundlichen Seite sich mit den volkstümlichen Heilungen befaßt hätten, da ferner meist nur landschaftlich begrenzte Teile untersucht worden seien, so erklärt sich das aus der Sache selbst: Denn ein Gebiet wie die Volksmedizin wird immer unter der Schwierigkeit leiden, daß der Bearbeiter eigentlich Volkskunde und Medizin als Fachmann beherrschen müßte, was nur selten der Fall sein wird; und es wird ferner der Weg zu einer deutschen Volksheilkunde nur führen können über landschaftlich begrenzte, dafür aber sachlich möglichst vollkommene Arbeiten. Bei allem Streben nach zusammenfassender Darstellung kann auch Jungbauers Buch nicht allseitig sein. So hat jedes der heute anzuzeigenden Werke seinen eigenen Wert.

Jungbauers Buch nennt sich »Grundriß«; es will einen »Überblick über den wesentlichen Stoff« und einen »Einblick in die geistig-seelischen Voraussetzungen und Grundlagen« bieten, um vor allem auch Ärzte, Lehrer, Geistliche in den Stoff einzuführen, mit dem sie immer wieder zu tun haben. Mit großem Fleiß ist ein sehr reiches Material aus allen deutschen Gauen und unter Verwertung der vorhandenen Literatur zusammengetragen und übersichtlich gruppiert, so daß das Ziel einer Einführung gut erreicht wird. Vor allem werden den an der Arbeit teilnehmenden Ärzten Art und Wege volkskundlicher Forschung dargelegt; sie sind bei Jungbauer besonders psychologisch und geschichtlich gesehen, während die neueren soziologischen Fragestellungen nicht berücksichtigt werden.

Auf Büttners Arbeit, die von mir als Erlanger Dissertation beraten wurde, will ich aus diesem Grund nur kurz anzeigend hinweisen. In ihrem Stoff landschaftlich beschränkt, greift sie in der Behandlung nach allen Seiten aus und ist methodisch deshalb bedeutsam, weil sie zum ersten Mal versucht, nach den neueren volkskundlichen Gesichtspunkten die Untersuchung geschichtlich, psychologisch, vergleichend und soziologisch zu führen. Das heute in Franken lebende Gut ist der Ausgangspunkt: magische, empirische und okkulte Heilweise (Magnetopathie, spiritistische Medizin, Erdstrahlen usw.) werden in ihrer volksmedizinischen Verwendung nach ihrer geschichtlichen Herkunft, nach ihrer psychologischen Zusammenhängen und nach ihrer soziologisch-geographischen Verbreitung dargestellt.

Mit Paul Diepgen schließlich kommt der Mediziner und zwar der beste Kenner der älteren Medizin zu Wort. »Eine Übersicht über die historischen Wurzeln der deutschen Volksmedizin zu geben« ist sein Ziel. Von der Medizin der alten Germanen über die Einwanderung antiker Bindungselemente, die Christianisierung, die sonstigen mittelalterlichen Einflüsse und Entwicklungen zu den Ärzten von der Schwelle der Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert werden die entscheidenden Züge dargestellt. Mediziner wie Volkskundler werden das Buch in gleicher Weise dankbar benutzen.

Prof. F. Maurer
Erlangen

[1]) Gustav Jungbauer, Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. Berlin u. Leipzig, de Gruyter 1934. VIII u. 248 Seiten. Paul Diepgen, Deutsche Volksmedizin, Wissenschaftliche Heilkunde und Kultur. Stuttgart, Ferdinand Enke 1935. VIII u. 136 Seiten. Ludwig Büttner, Fränkische Volksmedizin, Ein Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens (= Fränkische Forschungen 6). Erlangen, Palm u. Enke 1935. IX u. 269 Seiten.

Ein Tiefseebuch

Die Tiefsee ist für den Laien das Reich der zoologischen Wunder, und die Kenntnisse darüber werden in den meisten Fällen aus sensationell gehaltenen Presseberichten bezogen. Hiergegen besonders wendet sich das Buch und gibt einen ausgezeichneten Einblick in die Methodik der neueren Tiefseeforschung und ihre Ergebnisse (Physik, Chemie, Biologie und Geologie der Tiefsee). — Die systematische Erforschung der Tiefsee ist erst in neuerer Zeit, vornehmlich von deutscher Seite, in Angriff genommen worden. Der bedeutende Anteil Deutschlands wird an Hand der großen deutschen Expeditionen 1874—1927 vor Augen geführt. Insbesondere hat die Reise des »Meteor« gezeigt, welche Ergebnisse erzielt werden können, wenn mit neuen Gesichtspunkten die Durchforschung eines Ozeans in seiner ganzen Ausdehnung begonnen wird. Die Forschungsmethoden der Ozeanographie, die Fragen der Meeresströmungen, besonders die Wasserbewegungen in der Tiefsee, die Frage, was die Tiefsee an Nährstoffen für das tierische und pflanzliche Leben enthält, der Gesamt-Chemismus des Meeres und der Kreislauf der Stoffe, die Bedeutung der Nährstoffe des Tiefenwassers für das Plankton und damit für die höhere marine Lebewelt, die Frage, was überhaupt für Lebensformen in der Tiefsee sich finden und wie sie sich biologisch verhalten, all das sind Probleme, die von den einzelnen Fachleuten klar und übersichtlich dargestellt werden. Bei der Behandlung des Tiefseebodens und der Herkunft seiner Materialien tritt die Wichtigkeit der Kenntnis der Tiefseeablagerungen eindringlich hervor. Mit röntgenspektographischen Methoden werden hier selbst die submikroskopischen Teilchen untersucht. Im Schlußabschnitt wird das Golfstromproblem besprochen und ein Einblick gegeben in den gegenwärtigen Stand unseres Wissens über diese für uns so wesentliche Meeresströmung. — Das Buch ist das 3. in der von dem Institut für Meereskunde, Berlin, herausgegebenen Bücherreihe: Das Meer in volkstümlichen Darstellungen und ist ein Muster volkstümlicher Darstellungskunst.

Priv.-Doz. Dr. G. Heberer
Tübingen

Tiefseebuch. Ein Querschnitt durch die neuere Tiefseeforschung in Beiträgen von C. W. Correns, A. Defant, F. Geßner, W. Stahlberg, O. v. Schubert, H. Wattenberg, G. Wüst. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1934. Geb. RM. 4,80.

Deutsche Volksmedizin

Ein Grundriß von Gustav Jungbauer.
Oktav. VI, 232 S. 1934. Geb. RM 4.80

Die Volksmedizin war bisher ein Stiefkind der deutschen Volkskunde. In dem vorliegenden Grundriß wird zum erstenmal ein klar zusammenfassender Überblick über den vielfältigen Stoff und ein Einblick in die geistig-seelischen Voraussetzungen und Grundlagen geboten, auf denen sich die Krankheitsvorstellungen und Heilverfahren des Volkes aufbauen. Der Band beschränkt sich auf die deutsche Volksmedizin und offenbart so einerseits die deutschen Besonderheiten, andererseits die allgemein menschlichen Zusammenhänge, die gerade der volksmedizinische Glaube und Brauch im reichem Maße aufweist.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35,
Weyrichstraße 13

Digitized by Google

Dr. H. U. AMLONG, Greifswald

Neue Forschungen über das Längenwachstum der Pflanzen

Die experimentelle Botanik ist heute bestrebt, alle an der Pflanze makroskopisch sichtbaren Vorgänge nach Möglichkeit zellphysiologisch zu erklären, d. h. auf Prozesse zurückzuführen, die sich in den Zellen, den Bausteinen der Lebewesen, abspielen. Besonders große Fortschritte in dieser Richtung hat die Wissenschaft während des letzten Jahrzehnts bei der Erforschung des Wachstums machen können.

Schon lange wußte man, daß die sichtbare Längenzunahme der Pflanzen darauf beruht, daß sich die Zellen der wachsenden Zone »strecken«, d. h. vom embryonalen in den Dauerzustand übergehen. Im jugendlichen Stadium sind die Zellen völlig von dem lebenden Stoff, dem Protoplasma, ausgefüllt. Da dieses aber nicht imstande ist, sein Volumen durch Wachstum zu vermehren, entstehen bei der Wasseraufnahme der jungen Zelle Vakuolen oder Safträume, die sich allmählich vergrößern, um schließlich miteinander zu einem Zentralsaftraum zu verschmelzen. Dieser beansprucht nun weitaus den größten Raumanteil der Zelle, während das Protoplasma als ganz dünner Belag der stark gedehnten Zellwand tapetenförmig anliegt.

Voraussetzung für die Streckung ist natürlich, daß ständig neue embryonale Zellen erzeugt werden. Dies geschieht durch Teilung vorhandener embryonaler Gewebe, die als »Vegetationspunkte« die Sproß- und Wurzelspitze bilden. Nach der Teilung wird naturgemäß ein Teil der Zellen durch Streckung zu Dauergewebe, ein anderer Teil jedoch bleibt embryonal und behält die Teilungsfähigkeit während des ganzen Lebens der Pflanze bei.

So läßt sich also das gesamte Längenwachstum im Prinzip auf zwei Teilvorgänge zurückführen: auf die Teilung der Zellen in der Organspitze und ihre Streckung in der darunter liegenden Zone.

Betrachten wir zunächst einmal den heute am besten bekannten Teilprozeß: die Zellstreckung! Sinnreiche Versuche führten verschiedene Botaniker in den letzten Jahren zu der Erkenntnis, daß die Zellvergrößerung bei der Streckung der Sprosse durch ein Hormon hervorgerufen wird, das man Wuchsstoff oder Auxin nannte. Dieser Wirkstoff wird von der äußersten Spitze jeder Pflanze, dem Vegetationspunkt, ständig erzeugt und den darunter liegenden, noch nicht ausgewachsenen Zellen zugeleitet, die sich nun unter dem Einfluß des Wuchshormons zu strecken beginnen.

Der Beweis für die von Went erstmalig aufgestellte Behauptung: »Ohne Wuchsstoff kein Wachstum« läßt sich leicht erbringen. Entfernt man nämlich durch Abschneiden der Spitze den Auxinerzeuger, so hört das Wachstum sofort auf. Daß nicht etwa der fehlende Vegetationspunkt, sondern der fehlende Wuchsstoff die Ursache hierfür ist, geht daraus hervor, daß die Pflanze auch ohne Spitze wachsen kann, wenn man nämlich künstlich Auxin hinzufügt. Das läßt sich im Versuch am bequemsten etwa so ausführen, daß man an Stelle der Spitze ein mit Wuchsstoff getränktes Gelatinewürfelchen auf den Stumpf aufsetzt, der dann sein Wachstum sofort wieder aufnimmt. Solche auxinhaltigen Würfel kann man leicht gewinnen, indem man abgeschnittene Sproßspitzen, aus deren Schnittfläche der Wuchsstoff herausdiffundiert, auf eine Gelatineplatte aufsetzt und diese dann entsprechend zerschneidet.

Heute beschäftigt die Wissenschaft nun vor allem die Frage, in welcher Weise der Wuchsstoff in den verwickelten Vorgang dieser Zellvergrößerung eingreift. Bis vor kurzem glaubte man, daß das Auxin unmittelbar auf die (nicht lebenden) Zellwände durch Erhöhung ihrer Dehnbarkeit einwirkt. Heyn hatte nämlich festgestellt, daß sich Sprosse, die man durch Abschneiden der Spitze (»Dekapitieren«) auxinfrei gemacht hatte, bedeutend leichter als intakte Stengel dehnen ließen und auch nach Aufhören der sie dehnenden Zugkraft (angehängte Gewichte) nicht in ihre Ausgangslage zurückgingen. Heyn glaubte nun den Schluß ziehen zu dürfen, daß das Auxin die plastische Dehnbarkeit der Zellulosemembranen erhöhe. In der Tat wäre damit das Streckungswachstum mit verblüffender Einfachheit erklärt worden: Das durch Osmose in die jungen Zellen einströmende Wasser fände in den nun leicht dehnbaren Zellhäuten weniger elastischen Gegendruck als vor der Einwirkung des Auxins, die Zellen erführen also eine bleibende Gestaltsvergrößerung, d. h. sie wüchsen.

Daß aber die Dinge in Wirklichkeit nicht so einfach liegen, konnte im vorigen Jahre Strugger zeigen. Dieser Forscher beobachtete nämlich, daß das Protoplasma wachsender Zellen zähflüssiger ist als das von nicht wachsenden, eine Erscheinung, die er auf Unterschiede im Säuregehalt der verschiedenen Abschnitte der Wachstumszone zurückführen konnte. Daher war es beispielsweise möglich, durch Änderung des Säuregrades nicht wachsenden Zellen die Plasmazähigkeit (Viskosität) wachsender Zellen aufzuzwingen. Die so behandelten Zellen hatten damit auch gleichzeitig wieder die Fähigkeit zu wachsen erhalten. Tauchte er also Pflanzen, deren Spitzen abgeschnitten worden waren, d. h. die infolge Auxinmangels nicht mehr wuchsen, in schwache Säurelösungen, so nahmen die Stümpfe auch ohne Anwesenheit dieses Hormons ihre Streckung wieder auf. Ein Wachstum durch Säurewirkung ließ sich ferner auch in der Weise erzielen, daß durch Entziehen von Sauerstoff, etwa durch Einbringen der Pflanze in Paraffin, die Atmung gehemmt wurde. Dadurch bilden sich im Innern gewisse organische Säuren, die dieselbe wachstumsfördernde Wirkung ausüben, als ob sie von außen zugeführt worden wären. Aus diesen Versuchen geht hervor, daß das Auxin wahrscheinlich zunächst in den Vorgang der Atmung, und zwar hemmend, eingreift. Die so entstehenden Säuren wirken in dem beschriebenen Sinne auf das Protoplasma ein und veranlassen damit das Wachstum. Die erwähnte, tatsächlich nachgewiesene Erhöhung der Wanddehnbarkeit wachsender Zellen käme demnach auf diesem verwickelten Umweg über das Protoplasma zustande.

Alles bisher über die Wirkung des Auxins Gesagte gilt nur für die Sprosse, dagegen nicht für die unterirdischen Organe der Gewächse. Die einzelnen Vorgänge des Wurzelwachstums sind noch recht wenig geklärt, doch läßt sich jedenfalls schon so viel erkennen, daß hier auch ohne Anwesenheit des Hormons Wachstum stattfinden kann. Durch ähnliche Versuche, wie sie oben für Sprosse beschrieben wurden, hat man feststellen können, daß durch Erhöhung der Auxinmenge die Wachstumsgeschwindigkeit der Wurzel sogar verringert wird. Trotzdem bildet auch die Wurzelspitze Wuchsstoff, was man z. B. daran erkennen kann, daß dekapitierte Wurzeln schneller als intakte wachsen.

Welche Bedeutung hat nun aber das Auxin für die Wurzel? Es fördert hier zwar nicht das Wachstum wie beim Stroß, hat aber wichtige regulatorische Funktionen zu erfüllen: Eine durch äußere Einflüsse (»Reize«) bedingte ungleiche Auxinverteilung bewirkt Krümmungsbewegungen, die bei der Wurzel entgegengesetzt wie beim Sproß verlaufen, eine Erscheinung, die wir jetzt auf die inverse Wuchsstoffwirkung in den beiden Organen zurückführen können. Über die Beziehungen zwischen den Wachstumsregulatoren und diesen Reizbewegungen soll jedoch erst später in einem besonderen Aufsatz berichtet werden.

Es sei nun noch auf die Frage eingegangen, durch welche Kräfte der Wuchsstoff von der Organspitze zu der darunter liegenden Streckungszone bewegt wird. Trotz mancher Versuche ist es bis heute nicht gelungen, dieses Problem zu lösen; nur so viel steht fest, daß hier keine Diffusion vorliegt, da das Auxin mit einer für diesen Vorgang viel zu großen Geschwindigkeit (etwa 1 cm/h) fortgeleitet wird. Dagegen scheint es nach gewissen Erfahrungen der letzten Jahre nicht unwahrscheinlich, daß elektrische Kräfte den Hormontransport verursachen.

Zum Verständnis der Wirkung elektrischer Felder auf den Wuchsstoff sei zunächst einiges über dessen chemischen Bau vorausgeschickt. Im Jahre 1931 gelang es Kögl, dieses Hormon in kristalliner Form aus Harn zu isolieren. Nun erst zeigte sich seine ungeheure Wirksamkeit: ergab doch schon ein fünfzigmillionstel Milligramm des reinen Stoffes eine deutlich sichtbare Reaktion!

Die chemische Untersuchung zeigte, daß das Auxin eine einbasische Säure der aliphatischen Reihe von der Formel $C_{18}H_{32}O_5$ darstellt. Seine verhältnismäßig großen Anionen, die etwa die Größenordnung von Rohrzuckermolekülen aufweisen, sind es nun, die auf das Streckungswachstum in dem beschriebenen Sinne einwirken und die infolge ihrer negativen Ladung von positiven Organzonen elektrostatisch unmittelbar angezogen werden könnten.

Daß schon kleine elektrische Spannungen wie sie an jeder Pflanze auftreten, tatsächlich imstande sind, Auxin zum positiven Pol zu verschieben, konnte Koch (1934) zeigen. Unterstützt wird die elektrische Wachstumstheorie weiter durch den auffallenden Parallelismus zwischen Auxinverteilung und elektrischer Ladung eines Organs: stets sind die auxinhaltigen Teile elektropositiv gegen die auxinarmen Gewebeabschnitte. Wie hier aber im einzelnen der Kausalzusammenhang ist, ob die Potentialdifferenz den Auxintransport bewirkt (Went 1932, Koch 1934), oder ob umgekehrt die ungleiche Auxinverteilung erst die elektrische Ladung bedingt (Ramshorn 1934), ist noch nicht befriedigend aufgeklärt.

Während es anfangs so schien, als ob der Wuchsstoff ganz spezifisch nur auf das Streckungswachstum von Einfluß wäre, hat sich bald gezeigt, daß er auch noch ganz andere Aufgaben übernehmen kann. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß z. B. die Bewurzelung von Stecklingen auf eine Stauung des Auxins an der Schnittfläche zurück-

Digitized by Google

zuführen ist. Die streng polar erfolgende Wanderung des Wuchsstoffes von der Spitze zur Basis wird ferner von einigen Autoren mit der bipolaren Gliederung der Pflanze in Sproß und Wurzel in Zusammenhang gebracht. Schließlich wird in jüngster Zeit auch eine Beziehung des Auxins zur Zellteilung in Erwägung gezogen (Jost 1935). Es zeigte sich nämlich, daß dieser Stoff in sehr hoher Konzentration auch Teilung hervorrufen kann.

Das bringt uns zur Frage nach den Ursachen der Zellteilung, über die wir, wie schon eingangs erwähnt, noch recht wenig wissen. Es scheint aber so, daß im Gegensatz zur Streckung dieser Prozeß durch verschiedene Einflüsse ausgelöst werden kann. So konnte z. B. Haberlandt nachweisen, daß absterbende Zellen (die ja auch in der unverletzten Pflanze vorhanden sind), teilungsfördernde Stoffe, die er »Nekrohormone« nannte, bilden. Gurwitsch dagegen glaubt den Nachweis geführt zu haben, daß die von den Lebewesen ausgehende — allerdings noch recht hypothetische — »mitogenetische Strahlung« die Ursache der Zellteilung ist.

Ein Hormon der Zellteilung konnte schließlich vor kurzem auch Kögl in Form seidig glänzender Kristalle nach $3^1/_2$millionenfacher Anreicherung aus Eidotter isolieren. Dieses »Biotin« hat eine eigenartige Vorgeschichte: Bereits vor mehr als 60 Jahren vermutete der bekannte deutsche Chemiker Liebig, daß die Organismen neben der eigentlichen Nahrung noch in geringster Menge einen unbekannten Stoff, den er »Bios« nannte, zum Leben benötigen. Zu diesem Schluß führte ihn die Beobachtung, daß Hefezellen in einer chemisch ganz reinen Nährlösung ihr Teilungswachstum einstellen. Liebig vermutete daher, daß in den natürlichen Verunreinigungen der Nahrungsstoffe das »Bios« enthalten sein müsse. Damals wurde er von verschiedenen Forschern, besonders von Pasteur, scharf angegriffen, aber später ist unter dem Einfluß der Vitamin- und Hormonforschung der alte Liebigsche Gedanke von der Wissenschaft erneut aufgegriffen und geprüft worden. Die Entdeckung des »Biotins« durch Kögl, das schon in den allergeringsten Spuren Hefekulturen zu starken Zellteilungen veranlaßt, bildet nun gewissermaßen die Bestätigung der Hypothese Liebigs.

Diese kurzen Ausführungen mögen genügen, um einerseits die großen Fortschritte zu charakterisieren, die in den letzen Jahren von der Wachstumsphysiologie erzielt werden konnten, andererseits aber auch zu zeigen, daß wir von einer endgültigen Lösung dieser Fragen noch weit entfernt sind.

Gurwitsch, Die mitogenetische Strahlung. Berlin 1932.
Haberlandt, Wundhormone als Erreger von Zellteilungen. Beitr. z. allg. Bot. 2, 1. 1921.
Heyn, Der Mechanismus der Zellstreckung. Rec. d. Trav. bot. néerl. 28, 113. 1931.
Jost, Wuchsstoff und Zellteilung. Ber. d. Deutsch. Bot. Ges. 53, 674. 1935.
Koch, Untersuchungen über den Quer- und Längstransport des Wuchsstoffes in Pflanzenorganen. Planta 22, 190. 1934.
Kögl, Über Wuchsstoffe der Auxin- und der Biosgruppe. Ber. d. Deutsch. Chem. Ges. 68, 16. 1935.
Ramshorn, Experimentelle Beiträge zur elektrophysiologischen Wachstumstheorie. Planta 22, 737. 1934.
Strugger, Beiträge zur Physiologie des Wachstums I. Jb. f. wiss. Bot. 79, 406. 1934.
Went, F. W., Wuchsstoff und Wachstum. Rec. d. Trav. bot. néerl. 25, 1. 1928.
Went, F. W., Eine botanische Polaritätstheorie. Jb. f. wiss. Bot. 76, 528. 1932.

Antiquariatskatalog 14:
Auslanddeutschtum, Bibliographie, alte Medizin, Technik, Volkskunde usw. versendet
WOLF MUELLER, Berlin-Friedenau
Taunusstr. 27

Vorzeitliche Lebensspuren

Wenn ein neues Buch des früheren Wiener, jetzt Göttinger Paläobiologen O. Abel erscheint, dann bedeutet dies nicht nur für den Erforscher der Tierwelt der Vorzeit, sondern auch für den »Neobiologen« ein Ereignis. In hervorragendem Maße gilt dies für das vorliegende Werk, in dem von des Verf. genialer Hand gestaltet ein Gebiet erstmalig eine synthetische Darstellung erfährt, das, lange vernachlässigt, von vielen wegen seiner schweren Erfaßbarkeit sogar gefürchtet, in jüngerer Zeit sich mehr und mehr des Interesses der Forschung zu erfreuen beginnt: die Erforschung der Lebensspuren der vorzeitlichen Tiere als Mittel zur Aufhellung der Lebensweise.

Nur von einer so großzügig entwickelten Basis, wie Abel sie im Laufe seiner jahrzentelangen palaeobiologischen Arbeit geschaffen hat, war eine solche Zusammenschau mit Erfolg möglich. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine trockene Aufzählung des gesamten, bereits ungeheuer umfangreichen Materiales, sondern mit großem Geschick sind »aus der Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen, in denen uns die vorzeitlichen Lebensspuren entgegentreten, zahlreiche Einzelfälle zusammengestellt, um in die durch die Eigenart des Materials bedingte Verschiedenartigkeit der Enträtselungsmethoden einzuführen«, wobei an erster Stelle die biologische Analyse steht, als deren klassisches Beispiel immer wieder Sörgels Analyse der Chirotherienfährten gelten wird. Aber heute nimmt daneben bereits die rezente Spurenforschung, wie sie z. B. von der Forschungsanstalt »Senckenberg am Meer« betrieben wird, einen bedeutsamen Rang bei der Deutung vorzeitlicher Spuren ein, und mit Nachdruck weist Abel darauf hin, wie aussichtsreich derartige Arbeiten an tropischen Strandformationen sich gestalten würden. Das ganze Buch ist durchweht vom Geiste moderner biologischer Forschung, wie dies u. a. auch durch die Betonung der Wichtigkeit der Ökologie und der Biocönotik der vorzeitlichen Lebewelt zum Ausdruck kommt. Das in dem Werk mitgeteilte Material, durch 530 Abbildungen (z. T. hervorragend schöne Photographien) anschaulich gemacht, ist nach biologischen Gesichtspunkten gegliedert. Zuerst wird die Fortpflanzung behandelt. Zu welch wichtigen Ergebnissen die Paläobiologie hier gelangen kann, hat z. B. die Erforschung der Höhlenbären der Mixnitzer Drachenhöhle gezeigt. Den breitesten Raum nimmt naturgemäß die Darstellung der auch der Menge nach zahlreichsten Lebensspuren, der Fährten, ein. Wirbeltierfährten aus allen Formationen seit dem Karbon werden an typischen Beispielen eingehend besprochen, besonders interessant die »Schwimmfährten« von Fischen und Schildkröten. Dazu kommt das Heer der Bewegungsspuren wirbelloser Tiere. Sehr vieles muß hier noch hypothetisch bleiben, und mancher wird für diesen oder jenen Fall eine andere Deutungsmöglichkeit bevorzugen. Hier ist eben Neuland der Forschung, tastendes, aber erfolgreiches Vorwärtsschreiten! An die Fährten schließt sich ein Kapitel über »Nahrung und Ernährung« an: Nahrungsreste zwischen den Zähnen und in der Leibeshöhle fossiler Wirbeltiere, Gewölle, Futterreste von Wohn- und Futterplätzen, die zahlreichen fossilen Exkremente und die Fraßspuren. Die Besprechung der Wohnspuren und Wohnbauten bietet viel Interessantes, besonders die vielen Probleme, die sich an die zahllosen gangartigen Gebilde, die größtenteils von Crustaceen und Vermoiden herrühren, anschließen. Ein kürzerer Abschnitt ist den Lebensgemeinschaften gewidmet, wobei eine Anzahl von Beispielen zur Besprechung gelangen. Sehr wertvoll erscheinen noch die letzten Kapitel, die die Spuren von Kämpfen, Verletzungen, Krankheiten (»Paläopathologie«) und des Todes behandeln. Hieran schließt sich als letztes ein Beitrag von A. Bachofen-Echt, über den Tod im Bernstein (alttertiäre Bernsteineinschlüsse).

Möge der Wunsch des Verf. in Erfüllung gehen, daß dieser erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der Lebensspuren der Vorzeit der Bearbeitung dieses Neulandes weitere Freunde und Förderer zuführt, und möge der Ruf nicht zuletzt auch bei den »Neobiologen« Widerhall finden. Die bisherigen Erfolge sind Rechtfertigung und Ermutigung zugleich.

Dr. G. Heberer
Frankfurt a. M.

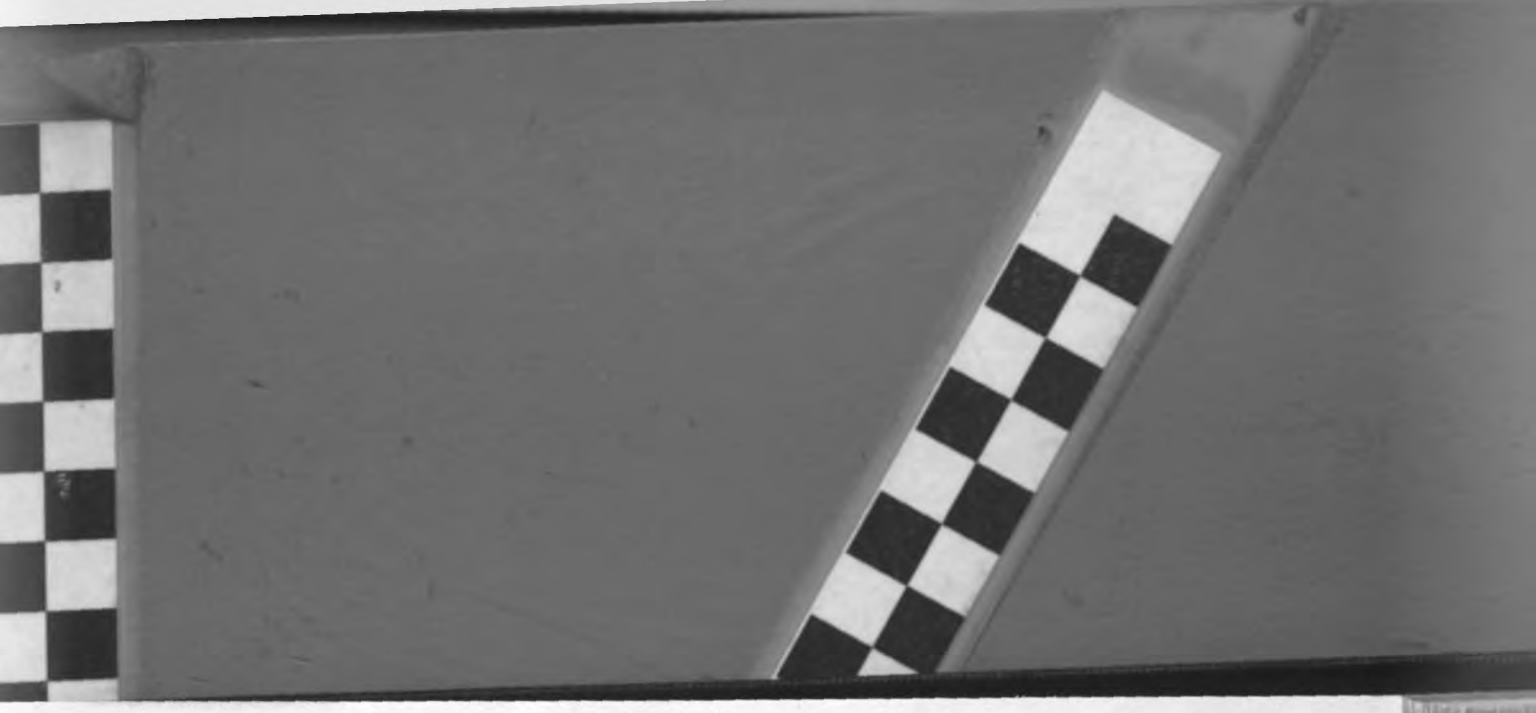
Abel, Othenio: Vorzeitliche Lebensspuren, mit 530 Abb. Gustav Fischer, Jena 1935, geh. 24.— RM., geb. 26.— RM.

Säugetiere als Blütengäste

In unseren gemäßigten Breiten konnten nur Insekten Blütenbesucher werden, die vom Nektar leben. Geht die sommerliche Vegetationsperiode zu Ende, so verschwinden mit den Blumen auch diese Insekten: teils überwintern sie in Schlupfwinkeln, teils überdauern ihre Eier oder Larven die kalte Jahreszeit. Anders in tropischen und subtropischen Erdteilen, in denen das Blühen niemals ein Ende nimmt! Dort besteht auch für weniger kurzlebige Tiere die Möglichkeit, zur Nektarnahrung überzugehen. Hinzu kommt, daß dort die Pflanzenwelt einen ganz anderen Blütenreichtum entwickelt. — Erst Prof. O. Porsch (Wien) hat nachgewiesen, daß diese Chance in manchen warmen Ländern auch von höheren Wirbeltieren genutzt wird. Vögel, ja sogar Säugetiere wurden dort zu ständigen Blütengästen. »Blumenvögel« sind nicht etwa nur Kolibris und einige ähnliche Formen! Prof. Porsch schätzt nämlich ihre Zahl auf etwa 2000 Arten. Andererseits kennt man heute schon in fast allen Familien tropischer Blütenpflanzen ausgesprochene »Vogelblumen«. Viele von ihnen werden regelmäßig durch ihre Gäste bestäubt. Kürzlich faßte Porsch das Ergebnis seiner Forschungen dahin zusammen, daß in den Tropen und Subtropen die Lebensgemeinschaft zwischen Blumen und Vögeln die seit langem bekannte zwischen Blumen und Insekten an Umfang und an Tiefe bedeutend übertrifft. — In letzter Zeit hat Prof. Porsch begonnen, auch die Beziehungen zwischen Blüten und Säugetieren zu erforschen. Schon vor einigen Jahren beobachtete er in Costarica, daß dort gewisse Blüten regelmäßig von Fledermäusen, die deren Nektar ausschlürfen, besucht werden. Diese Blüten öffnen sich erst am Abend, und ihr Bau entspricht in allem und jedem völlig den Körperabmessungen der Fledermäuse. Die gleichen Beziehungen zwischen Fledermäusen und bestimmten Blüten wurden auch im südasiatischen Erdraum festgestellt. Beide Glieder einer solchen Lebensgemeinschaft sind in hohem Maße auf einander angewiesen: die betreffenden Fledermausarten vermitteln die Bestäubung der Blüten, die ihren Gästen zum Entgelt süßen Nektar zur Verfügung stellen. Diese Anpassung an die Nektarnahrung hat bei manchen Fledermäusen nach neuesten Mitteilungen bereits Veränderungen im Bau der Speiseröhrenschleimhaut bewirkt. Aber auch andere Säugetiere verschiedenster Verwandtschaftskreise sind zu Blütengästen geworden! Neben kleinen Beuteltieren finden sich unter ihnen vor allem Eichhörnchen, Affen, Halbaffen, ja sogar ein kleines Raubtier, nämlich der indische Charsarmarder. Viele von ihnen sind allerdings nur Ausbeuter, welche die süßen Blütenteile fressen und zerstören. Andere, z. B. ein südindisches Eichhörnchen, vermitteln gleich manchen Vögeln auch die Bestäubung. An den Blüten geraten sie oft mit einem Blumenvogel, dem Rosenstar, in Streit um die Nahrung. Wie weit die Anpassung zwischen diesen Säugern und manchen Pflanzen fortgeschritten ist, zeigt die Tatsache, daß eine von ihnen besuchte Pflanze einzelne Blütenblätter zu besonders zuckerreichen »Bekköstigungskörpern« umgewandelt hat, welche von ihren Gästen besonders gern verspeist werden. Die engste Lebensgemeinschaft mit Blütenpflanzen sind jedoch manche Kleinbeutler Australiens und der ihm benachbarten Inselwelt eingegangen. So besitzt z. B. der mausähnliche Rüsselbeutler gleich den Kolibri eine lange, dünne Fadenzunge, mit deren Hilfe er den Nektar aus den Blütenkelchen aufsaugt. Es ist übrigens eigenartig, daß nicht nur die kleinsten Vögel, die Kolobri, sondern auch einige der kleinsten Säugetiere, z. B. der Zwergbeutler, der samt seinem mehr als körperlangem Schwanz nur 14,5 cm lang wird, zu ständigen Blütenbesuchern geworden sind.

G. v. N.
Berlin

Digitized by Google



ebenswerk — die Umweltforschung

gilt — neben
epräsentant des
jener Denk-
chkeit der ma-
f naturwissen-
und der alten
sen eine irgend-
rksam sei, von
Wie man sich
wie sie Aristo-
st völlig unge-
refflicher Weise
artitur zu be-
ßigkeit, die in
igstens zu er-
orschung der
geeignet, hier
üll auch in den
gsweise, deren
ihm geleiteten
zu Hamburg

ale die Ergeb-
gen und die
trug, meinten
, aber falsch!«
s sagen heute:
alt«, und Uex-
gen, wenn er
eute vortragen
nen Ergebnisse
– jedem selbst-
ese Ergebnisse
Klarheit dar-
Werk berichten
enso klar ver-
der Beispiele
n, die Uexküll

en Auffassung
e die Tiere als
e Umweltfor-
e den Mittel-
nwelt bilden.
sgehend, daß
oviel von der
als es von ihr
merken im-
aß jedes Sub-
elt umgeben
das Subjekt
s es auf die
ch zu seinen
nzt eine sub-
ve Merkwelt

jedes Tier-
Spezialbühne.
die Anschau-
einzige allge-
nicht nur alle
Tiere ihre
e Auffassung
, weil sie zu
ungeheuren
zur Geltung

die Umwelt
s. Die Um-
nseren Augen
en, entdecken
auf die Tiere
st völlig un-
lich aus den
einzelne Tier

selbst hinausverlegt. Wir Menschen sehen nur unsere eigenen Merkmale, die aus unseren Merkzeichen aufgebaut sind. Die Merkzeichen fremder Subjekte sind uns verschlossen, aber deshalb sind sie doch da und werden ebenfalls hinausverlegt und bilden um jedes Tier eine Umwelt, die völlig voneinander verschieden sein können, obgleich die Umgebung für die Tiere die gleiche ist; dabei ist eine Umwelt genau so vollkommen wie die andere.

Die Zecke, die am Waldrand auf einem Zweige sitzt, nimmt von allen Wirkungen der Umgebung, in der sie sich befindet, nur den Duft der Buttersäure wahr, die dem Schweiß aller Säugetiere entströmt. Tritt dieser Reiz auf, so läßt sich die Zecke fallen und gerät in das Fell des unter ihr dahinstreichenden Tieres. Durch die Haare, die als Hindernis wirken, muß sie sich bis auf eine freie Hautstelle hindurchwinden. Nun wirkt die Wärme der Haut als Reiz auf sie ein und veranlaßt sie, ihren scharfen Rüssel in die Haut zu treiben, um sich mit dem warmen Säugetierblut vollzupumpen, dessen sie zur Reifung der Eier bedarf. Die Armut ihrer Umwelt verbürgt der Zecke die Sicherheit ihres Handelns, die durch keine Wahlmöglichkeit verwirrt wird; und niemand wird bestreiten, daß ihre Umwelt genau so vollkommen ist wie die eines Menschen, die durch tausende von Reizen durchkreuzt wird.

Die einzelnen Umwelten der Tiere, die wie Tautropfen im All schweben, können sich auch überschneiden. So wird die Stubenfliege, die in unseren Räumen ihre Umwelt entfaltet, zugleich Objekt in der Umwelt der Spinne. Und da erkennen wir gleich das Prinzip der gegenseitigen Durchdringung. Die Fliege besitzt in dem ihr durchaus zusagenden Umweltraum eine relativ beschränkte Anzahl großer Merkmale, die jedoch für ihre Bedürfnisse ausreichen. Die Spinne webt aber ihre Fäden so fein, daß sie außerhalb der Größe eines optischen Fliegenmerkmals bleiben und daher von der Fliege nicht wahrgenommen werden. Diese Einpassung erscheint uns deshalb so erstaunlich, weil die Spinne niemals die Möglichkeit besitzt, um von den ihr gänzlich unsichtbaren Fliegenmerkmalen Kenntnis zu erhalten. In der gleichen Lage wie die Fliege befindet sich der Mensch den Cholerabakterien gegenüber, die ja so klein sind, daß er sie mit seinen Sinnen nicht fassen kann. Auch die Bakterien erhalten niemals Kenntnis von dem Menschen. Trotzdem zeigt die Anordnung der Baupläne eine Sicherheit des Ineinandergreifens, die auf eine überindividuelle Planmäßigkeit der Natur hinweist.

Überall sehen wir, wie die durch die Organisation notwendig mitgegebenen Eigenschaften und Handlungen des einen Tieres durch ein anderes Tier zu seinem Vorteil ausgenutzt werden. Überall zwingt ein jedes Subjekt selbsttätig und gewalttätig fremde Subjekte als Objekte in seine Umwelt hinein. Kein Subjekt entgeht diesem Ineinandergreifen der Umwelten, und jedes Subjekt bleibt trotzdem der einzige Mittelpunkt seiner Welt.

Die Schwierigkeit der Erforschung fremder Umwelten besteht, wie gesagt, darin, daß nur die eigene Merkwelt uns unmittelbar in unserer Anschauung gegeben ist, die fremden Merkwelten unsichtbar bleiben und besonders bei den Tieren nur durch mühsame Rückschlüsse ermittelt werden können. Es würde für das Umweltstudium eine ungeheure Erleichterung sein, sagt Uexküll, wenn ein Tiersubjekt seine Merkdinge mit einer Farbe anstriche und sie auf diese Weise auch unserem Auge sichtbar machte; doch das gibt es leider nicht. Daher ist die Umweltforschung nicht weniger mühsam als andere Forschungsrichtungen auch. Doch die Art, wie Uexküll die Umwelten erforscht, ist in ihrer Klarheit und Einfachheit imponierend. Ohne große Hilfsmittel, ohne komplizierte Apparatur geht er an die Lösung der Probleme heran. Ja, komplizierte Apparate sind für ihn nichts als Fehlerquellen. (Scherzhafter Weise sagte er mir einmal, man solle jedem Physiologen auf 10 Jahre verbieten, einen Apparat anzurühren, dann würde man bald erkennen, wer wirklich biologisch denken und mit den Lebewesen was anfangen kann, und die leidigen Arbeiten, die fast nur der Apparate wegen gemacht werden, hätten ein Ende!) Eine Kordel, an welcher eine mit Leim bestrichene Erbse hängt, genügt Uexküll, einen Teil der Umwelt unserer Stubenfliege zu erkennen. Diese Erbse schwingt er vor dem Fenster mit bestimmter Geschwindigkeit hin und her, dann fliegen bestimmte Fliegen an die Erbse und bleiben an ihr kleben. Die Untersuchung ergibt, daß alle Fliegen, die »auf den Leim gekrochen sind«, Männchen sind. Daraus kann man also schließen, daß der männlichen Fliege ein Schatten von bestimmter Größe, der sich mit bestimmter Geschwindigkeit bewegt, als Weibchen imponiert. —

Um die objektiven Dinge zu messen und ihre Wirkungen aufeinander zu prüfen, bedürfen wir objektiver Maßstäbe. Diese sind, wie sich von selbst versteht, ganz untauglich, um unsichtbare Wirklichkeiten zu messen. Es gibt kein Metermaß für einen Gedanken und kein Grammgewicht für ein Gefühl, deswegen aber sind die Gedanken und Gefühle gelegentlich doch bei dem einen oder anderen vorhanden.

Selbst die Physiologie, die doch mit lebenden Wesen operiert, ist durch ihre objektiven Methoden gezwungen, sich jeder Aussage über die nicht sichtbaren Vorgänge der Lebewesen, ihrer Gefühle und Gedanken zu enthalten. Ein ernsthafter Physiologe bleibt sich dieser Beschränkung wohl bewußt. Auch wenn er die Vorgänge im Nervensystem untersucht, die elektrischen Ströme in den Nervenfasern mißt und möglichst sauber alle Handlungen der Tiere in Reflexbögen auflöst, weiß er doch stets, daß ihm die Tür zum eigentlichen Wesen des Lebendigen verschlossen bleibt. Ein Lebewesen besteht eben nicht nur, wie uns die Umweltforschung deutlich zeigt, aus Stoff und Form, sondern es ist in **ihm noch ein unsichtbarer Faktor, eben ein Bauplan enthalten.**

Niemand wird bestreiten, daß zum Bau eines Hauses ein Plan notwendig ist, denn durch Zufall entsteht kein Haus. Es ist daher unmöglich, den Lebewesen einen Plan abzusprechen.

Man kann, wie Uexküll sagt, mit einem Buche zweierlei machen: Man kann das Gewicht feststellen, das Papier chemisch und physikalisch untersuchen, den Elastizitätsmodul des Einbanddeckels bestimmen, die Druckerschwärze analysieren und endlich die Größe und Form der Buchstaben registrieren; man kann aber auch versuchen, das Geschriebene zu lesen. Und dies will die Umweltforschung mit dem Buche der Natur, nicht mehr und nicht weniger.

Digitized by Google

Die Brücke als Kunstwerk

Noch bis vor etwa 100 Jahren hätte wohl niemand daran gezweifelt, daß eine Brücke — zum mindesten die bis zu diesem Zeitpunkt vorherrschende gewölbte Brücke aus Stein — ein Kunstwerk sei. Es war auch der Architekt ihr Schöpfer. Schon im Altertum galten die Werke der Bau-Ingenieure als Kunstwerke. Die Brücken und Wasserleitungsbauten der Römer sind ohne Zweifel als Erzeugnisse der Kunst zu werten. Noch in den Zeiten der Renaissance waren meist Architekt und Ingenieur in einer Person vereinigt. Palladio zum Beispiel, der große Baukünstler Ober-Italiens, war nicht nur Architekt, sondern gleichzeitig ein berühmter Brückenbauer.

Dann aber kamen die neuen Baustoffe — das Eisen — und zuletzt, seit der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Eisenbeton. Nach Rukwied[1]) bedeutet die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Wendepunkt, von dem ab sich die Brückenbauer vom Architekten trennten. Genügte für die Stärkebestimmung der kleinen und mittleren Steingewölbe die Erfahrung und das »statische Gefühl«, so mußten nunmehr die Kräfte und Spannungen der stählernen Brücken mit Hilfe der statischen Wissenschaft zahlenmäßig ermittelt werden, ebenso wie jene der weitgespannten Hallen, der Krankonstruktionen und sonstiger Bauten des Ingenieur-Hochbaues. Als Kunstwerk wurde die Brücke in dieser Zeit abgelehnt.

Erst neuerdings ist hier wieder ein Wandel eingetreten, also im gewissen Sinn eine rückläufige Bewegung vor sich gegangen, indem es gelungen ist, die neuen Baustoffe Eisen und Eisenbeton künstlerisch zu formen. Man strebt also mehr und mehr wieder dem früheren Zustand zu, die Annäherung zwischen Architekten und Bauingenieuren, die Totalität des baulichen Gestaltens zu erreichen.

Was nun das Schrifttum über diesen neuen und doch so uralten Zweig der allgemeinen Ästhetik anlangt, so gab es schon vor Rukwied Sonderwerke und Sonderabhandlungen darüber. Es waren aber fast ausschließlich Beiträge von sogen. »Material-Ästhetikern«, die nicht von allgemeinen Grundlagen ausgingen, Abhandlungen der Betonfachleute über Beton-Ästhetik und Schriften der Eisenbauer über die künstlerische Gestaltung von Eisenbauten, die bei Rukwied ausführlich gewürdigt sind.

Auch Hartmanns[2]) Buch stellt — trotz des allgemein gehaltenen Titels — eine versteckte Material-Ästhetik der Stahlbrücken dar. Erst Rukwied gebührt das große Verdienst, eine allgemeine Grundlagen aufweisende Ästhetik der Brücken — ohne Rücksicht auf den Baustoff — geschaffen zu haben. Seine Lehre ist nicht nur beschreibend, sondern Richtlinien gebend. Neu ist ferner die Methode, die Brücke in ihre einzelnen Teile zu zerlegen. Dieser Zerlegung ist der Hauptabschnitt (Nr. 3) des Buches gewidmet. Wir lernen hier — ganz losgelöst vom Statisch-Konstruktiven[3]) — die Teile der Brücke kennen, die für ihre Beurteilung in schönheitlicher Hinsicht maßgebend sind: die Fahrbahn mit Geländer, das Tragwerk, die Pfeiler, die Ankündigung.

Für den nicht fachmännisch gebildeten Leser sollen hier ein paar Worte der Erklärung über die einzelnen Teile eines Brückenbauwerks eingeschaltet werden. Um sich die Teile einer Brücke zu vergegenwärtigen, stellt man sich am besten den Bauvorgang vor. Zunächst werden — auf dem in den Grund einbindenden »Grundbau« oder »Fundament« die Pfeiler aufgebaut, auf die Pfeiler stützen sich die Träger oder das Tragwerk und diese wieder stützen die Fahrbahn, oft unter Vermittlung besonderer Fahrbahnträger. Die Fahrbahn, bei Fußgängerbrücken die Gehbahn, ist also derjenige Teil der Brücke, der mit den Verkehrslasten unmittelbar in Berührung kommt und diese auf die Träger und schließlich auf die Pfeiler und den Grundbau weiterleitet. Dies sind die tragenden Bestandteile einer Brücke. Dazu kommen aber noch Teile, denen keine tragende (statische) Aufgabe zufällt, die jedoch auch das schönheitliche Gepräge oft wesentlich beeinflussen. Auf den Beschauer wirkt noch das Geländer, das nur zum Abschluß dient, und die sogenannte Ankündigung, d. s. Aufbauten an den beiden Enden der Brücke, wie Pfeiler, Beleuchtungsmaste, Bildhauerwerke aller Art (meist von allegorischer Bedeutung), Portale, die sämtlich den Zweck haben, den an die Brücke herannahenden Zügen, Kraftwagen und sonstigen Fuhrwerken und auch den Fußgängern anzukündigen, daß jetzt eine Brücke kommt und erhöhte Vorsicht geboten ist.

An Hand von ausgezeichneten Textabbildungen, die von Reise-Aufnahmen des Verfassers herrühren, lernen wir Kritik üben zunächst an der »Fahrbahnlinie«. Sie darf nicht etwa »vergessen«, auch nicht »unterdrückt« werden. Ganz zu verurteilen ist die Anordnung, bei der die Fahrbahn durch das Tragwerk »zerschnitten« wird, d. h. bei der das Tragwerk z. T. unter, z. T. über der Fahrbahn liegt. Das Tragwerk selbst wird uns vor Augen geführt in Gestalt der Balkenbrücken, Bogenbrücken und Hängebrücken. (Dies ist die auch sonst übliche Gliederung.) Hier sehen wir zunächst »richtige Umrisse in Eisen«. Hierzu gehören der bekannte Träger mit gleichlaufenden Gurtungen, d. h. die obere und die untere Begrenzungslinie verlaufen beide waagerecht (Parallelträger nennen ihn die Statiker). Als besonders schöne und glückliche Lösung wird bezeichnet der gestufte Parallelträger, ein Träger mit stufenweise abnehmender Höhe der Tragwand vom Mittelfeld beiderseits nach den Seitenfeldern hin bei Brücken über mehreren Öffnungen, also über mehr als zwei Pfeilern. Viele neuere Brücken in Deutschland sind mit solchen Trägern ausgestattet, z. B. die Elbbrücke bei Hämerten und die Rheinbrücke bei Duisburg-Hochfeld. Es folgen dann die »zulässigen Balkenumrisse« in Eisenbeton und Eisen, sowie die »falschen Balkenumrisse« in Eisen. Zu den letzteren rechnet man alle Träger mit einer gekrümmten Gurtung oder mit deren zwei. Dieser Ansicht des Verfassers werden sich kaum alle Brückenbauer anschließen! Ganz besonders verpönt — und dies mit Recht — sind ferner alle Brücken mit plötzlichen, unnatürlichem Knick in den Gurtungen, das sind Gelenkbrücken mit eingehängten Zwischenfeldern, bei denen die Gurtungen nicht stetig verlaufen. Die Fachleute nennen sie nach dem Erfinder »Gerberbrücken«. (Bekanntestes Beispiel dieser Art die Straßenbrücke über den Main bei Haßfurt).

Ästhetisch besonders wertvoll ist die Bogenbrücke, deren Form als kleines Gewölbe, wie schon erwähnt, den alten Meistern seit den Römerzeiten zu verdanken ist. Hier gilt als schön und richtig nur der Fall, in dem der Bogen die Fahrbahn trägt, also nur der Bogen mit hochliegender, auf diesen sich abstützender Fahrbahn, und nur in diesem Fall kann man im ästhetischen Sinn von einer Bogenbrücke sprechen. Als außerordentlich wirksam erweist sich hierbei die aufgelöste Bauweise, bei der die Bogenzwickel nicht vollwandig, sondern, zwecks Gewichts- und Material-Ersparnis mit Öffnungen (Durchbrechungen) versehen sind. Viele große Talübergänge, darunter auch Spitzenleistungen deutscher Brückenbau-Kunst im Betonbau, die Echelsbacher Brücke im Zuge der Straße München-Oberammergau, sind nach diesem System errichtet worden.

Von ganz hervorragender und ausgezeichneter Wirkung sind die Hängebrücken. Diese Form, bei der über hohen Pfeilern, Pylonen genannt, Stahlkabel nach der geometrischen Figur der »Kettenlinie« frei durchhängen, die ihrerseits unter Vermittlung von »Hängestäben« die Fahrbahn tragen, ist die leichteste und eleganteste. »Man wird von dem Eindruck bewegt, vor etwas Ungewöhnlichem, Ausgezeichneten zu stehen. Leicht und frei erscheint das Bild, elegant schwingt sich das Seil, die Kette übers Wasser, kräftig ist die Wegidee im Fahrbahnschatten verkörpert. Schwer ist nur der erdgebundene Pfeiler.« Die Spitzenleistung deutscher Brückenbau-Technik auf dem Gebiet des Stahlbaues, gleichzeitig die weitgespannteste Brücke der alten Welt, wurde nach diesem System errichtet; es ist die Kabel-Hängebrücke über den Rhein bei Köln-Mühlheim.

In gleicher Weise werden nach dem Tragwerk die Pfeiler, Stützen und die Ankündigungen einer kritischen Untersuchung unterworfen.

Man wird von dieser Schrift rühmend hervorheben können, was ihr Verfasser selbst als Schluß-Ergebnis seiner Literatur-Besprechung von denjenigen Arbeiten über Ästhetik sagt, die man mit Nutzen liest, nämlich dieses: Beim Studium des Buches zeigt es sich, daß »Sicherheit und Selbständigkeit im ästhetischen Urteil« des Verfassers zu finden sind, was gewiß bei dem »Wirrwarr widersprechender Meinungen« auf dem Gebiete der gesamten Ästhetik und in Sonderheit der Brücken-Ästhetik nicht wenig bedeuten will.

F. K.

[1]) Brückenästhetik von H. Ruckwied. 112 S. mit 125 Textabb., Berlin 1933. Verlag von W. Ernst & Sohn. Preis steif geheftet RM 9.50.

[2]) Fr. Hartmann, Ästhetik im Brückenbau, Verlag Franz Deuticke, Wien.

[3]) Darunter versteht man die Belange der festigkeitstheoretischen Untersuchung und der baulichen (konstruktiven) Durchbildung.

Urdeutschland

Wer das neue, Urdeutschland betitelte Werk Walther Schoenichens zur Hand nimmt, — und wir hoffen, daß vor allem denjenigen, die heimat- und naturkundliche Kenntnisse zu vermitteln haben, dieser Führer durch die deutschen Naturschutzgebiete zugängig gemacht wird — ist beglückt, daß unser Vaterland in allen Gauen noch solche natürliche Kleinodien besitzt. Die Mannigfältigkeit, Schönheit und Eigentümlichkeit der deutschen Landschaft wird hier ebenso offenbar wie die Verpflichtung, Naturschutz zu üben und darüber zu wachen, daß nicht diese letzten Reste urtümlicher Landschaft gewerblichen und verkehrstechnischen Erfordernissen zum Opfer gebracht werden. Die Naturschutzgebiete sind — richtig aufgefaßt und genutzt — Kraftquellen deutschen Wesens und daher in einer Zeit der völkischen Selbstbesinnung als solche zu würdigen. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß ein wirkliches Verständnis für deutsche Art, für den deutschen Menschen die Kenntnis und das Erleben der deutschen Landschaft voraussetzt. Naturschutz ist jedermanns Angelegenheit und nicht Privatsache »fachlich Interessierter«!

Der erste Band des Urdeutschland-Buches, der im Laufe des Jahres 1935 in 12 Lieferungen erschienen ist, behandelt die erdgeschichtlichen Schutzgebiete. Die durch den geologischen Aufbau bedingte Formenmannigfaltigkeit der Landschaft, seien es die Berge und Maare der Eifel, die vergletscherten Alpengipfel, die Moränen der Eiszeit, oder die steilen und flachen Meeresküsten, tritt hier deutlich in Erscheinung. Nahezu 100 Bildtafeln und zahlreiche, von Dr. Walter Effenberger gezeichnete Kartenbilder und Lagepläne liegen den anschaulichen, wissenschaftlich begründeten Schilderungen der Naturschutzgebiete zu Grunde. Die Bilder sind in einem solchen Werke mehr als Beigabe; darum ist die vorzügliche Ausstattung des Buches anerkennend zu erwähnen. Die farbigen Tafeln spielen eine untergeordnete Rolle, zeigen allerdings, »daß unsere deutschen Naturschutzgebiete für den Maler eine reiche Fundgrube herrlicher und bedeutender Vorwürfe darstellen«, worauf der Autor im Vorwort hinweist. Mit vollem Rechte behandelt Schoenichen die wissenschaftlichen Zusammenhänge in volkstümlicher Weise, indem er grundsätzlich auf die fremdsprachlichen Fachausdrücke verzichtet, denn nur auf diesem Wege ist es möglich, bei allen, denen die deutsche Heimatnatur am Herzen liegt und die von Amts wegen über die Erhaltung und Gestaltung der Landschaft zu entscheiden haben, ein tieferes Verständnis für die Notwendigkeit eines schöpferischen Naturschutzes zu wecken. Der zweite Band, der die unter Schutz stehenden Wälder, Moore, Heidegebiete sowie Vogelfreistätten und Wildgehege behandelt, wird ebenfalls in 12 Lieferungen im Laufe des Jahres 1936 erscheinen. Dann wird das Urdeutschland-Buch das Standardwerk der deutschen Naturschutzliteratur sein.

Dr. G. F

W. Schoenichen, Urdeutschland. Deutschlands Naturschutzgebiete in Wort und Bild. Verlag J. Neumann, Neudamm.

Digitized by Google

Ergebnisse der Schweizer Alpengeologie

Die Alpengeologen Frankreichs und der Schweiz haben seit drei Jahrzehnten für die Entstehung der Alpen die Deckenlehre zur Herrschaft gebracht. »Deckentheorie« darf man nicht mehr sagen; als ich vor Jahren so sagte, erwiderte mir A. Jeannet eifrig: »O, ce n'est pas une théorie, c'est une doctrine!« Danach sind die heutigen Alpen nicht, wie man früher meinte, durch vertikale Kräfte gebildet, sondern im wesentlichen durch seitliche zusammengeschoben, aufeinander getürmt, über einander wegtransportiert. So sind die helvetischen Nordalpen, also die an den Diablerets, um Interlaken und Meiringen, die am Vierwaldstätter See, die von Glarus und Appenzell, in tertiärer Zeit (und noch früher) über die kristallinen Kernmassive des Berner Oberlandes (Aarmassiv) und des Gotthard (Gotthardmassiv) hinweggewandert; die penninischen Alpen (Walliser, Tessiner, Graubündner teilweise) von Süden her in mehrfachen mächtigen Decken (nappes) über einander bis an den Südrand der genannten Massive gerückt (»gebrandet«), und endlich die ostalpinen Decken von den Ostalpen her bis an den Ostrand der Schweiz (Rätikon) vorgestoßen, hauptsächlich die große Silvrettadecke. Riesige Gesteinsinseln, die Préalpes vom Chablais bis zum Niesen, sowie einzelne merkwürdige »Klippen« (lambeaux isolés), am bekanntesten die Mythen bei Schwyz, gleichfalls vom Süden her gekommen und als landfremde Ruinen auf fremdem Boden stehen geblieben, Gewächse des Südens nach Norden verpflanzt; die Mythen bestehen aus Trias-, Jura- und Kreidegesteinen und stehen wurzellos auf Flysch, also jüngerem Boden.

Diese großartige Wandertektonik (Argand sagt gern: Kinetik) hat nun voriges Jahr ihren endgültigen, einen ihrer würdigen Ausdruck gefunden in dem großen »Geologischen Führer der Schweiz«, den die Schweizerische Geologische Gesellschaft unter Führung M. Lugeons zur Feier ihres Fünfzigjahrbestehens herausgegeben hat. Über die handliche und praktische Gestaltung braucht man kein Wort zu verlieren, darin sind die Schweizer immer mustergültig. Klar gegliederte Einführungen, Exkursionen, Eisenbahnfahrten (prächtig!). Das Werk ist auch trotz der Menge der Verfasser einheitlich; kleine, bescheiden vermerkte Differenzen (z. B. über die Herkunft der Préalpesdecken, der unterostalpinen im Engadin) tun wenig zur Sache. Das nationale »Gespaltenhorn« der Schweiz zeigt sich in der uns fremd anmutenden Zweisprachigkeit: 82 deutsche, 29 französische Artikel und einer gar gemischt. Das alles tut der schönen Geschlossenheit keinen Abbruch. Ein Plan durchwebt das Ganze, und die gemeinsame Richtung hat etwas künstlerisch Vollendetes. Wundervoll auch die zeichnerische Ausstattung, eine Fülle klarer Einzelprofile, und vor allem Lugeons Gesamtprofile durch die ganze Schweiz von Nord nach Süd, die einfach ein Meisterstück sind.

Es sollen hier die wichtigsten Endergebnisse verzeichnet werden, insbesondere soweit sie für die deutschen Geologen bemerkenswert sind.

Für die — nördlichsten und ältesten — helvetischen Decken wird teils Ursprung aus dem Gotthardmassiv angenommen (Arbenz), teils mehr südlicher (Argand). Wir möchten fragen, ob sie nicht einfach als der zusammengeschobene, nach Norden abgescherte Sedimentmantel des Aar- und Gotthardmassivs zu betrachten sind? Hauptdecken sind die Dent de Morcles-, die Diablerets-, die Wildhorn-, die Doldenhorn-, die Drusberg-, die Glarner, die Mürtschen- und die Axendecke. Interessant wird nachgewiesen, wie die drei erstgenannten am Mont Bovin in die »ultrahelvetische« Decke eingewickelt liegen. Am Nordabhang der Jungfrau liegt Doldenhorndecke (einschließlich Silberhorn und Schwarzmönch), nördlich davor in der Männlichenkette Wildhorndecke. Der Jungfraugipfel ist Granit, der Mönch Kalk (»Öhrlikalk«), au. jüngeren Jura- und Kreideschichten stehend, die im Norden wie im Süden unter ihm erscheinen.

Die Préalpes und Klippen gelten als »ultrahelvetisch« und werden, seitdem Lugeon 1914 in der Niesendecke bei Gsteig kristalline Schiefer gefunden hat, den Penniden eingereiht.

Die penninischen Decken, die mächtigsten, infolge gewaltiger Tektonik und hoher Belastung am schärfsten umkristallisierten, sind umfassend und sorgfältig von Argand, ihrem besten Kenner, dargestellt. Er unterscheidet jetzt, von unten ab gezählt, Verampio-, Lukmanier-, Antigorio-, Monte Leone-Decke (diese im Tessin), St. Bernhard- (die mächtigste), Monte Rosa-, Mt. Emilius-, Mt. Mary- und Dent Blanchedecke; letztere die interesanteste, weil noch strittigste; denn noch immer rechnet sie R. Staub zu den ostalpinen Decken — »eine grisonide Klippe in den Westalpen, die Berninadecke des Westens«; aber Argand bleibt bei seiner Auffassung. In der Ostschweiz sind penninisch die Tambo-, die Suretta-, die Margna- und die Selladecke (letztere wohl auch noch strittig). Interessant ist das Matterhorn, das zur Dent Blanchedecke gehört: auf mächtigem Gabbrosockel die Grüngesteine der »Arollaserie« (»Arollagneis«), in diese südlich eingefaltet Schichten der dioritischen »Valpellineserie«, der Gipfelblock wieder Valpellineserie, das Ganze ein groteskes Denkmal der ungeheuren Pennidentektonik. Auch geologisch ist das Matterhorn ein »Standardwork« eigener Art!

Die ostalpinen Decken werden nicht mehr in Unter-, Mittel- und Oberostalpin geschieden, sondern in Grisoniden (Grisons = Graubünden) und Tiroliden. Erstere die Falknis-, Sulzfluh-, Err-, Bernina-, Campo-, Umbraildecke; tirolid vor allem die gewaltige Silvrettadecke, die Hauptphase der Bewegungen. Am Ostrand der Schweiz kämpfen die Deckengrenzen penninisch, grisonid und tirolid miteinander. Im Unterengadin bei Schuls ist das Silvrettakristallin wieder abgetragen und läßt im »Endaginer Fenster« die penninischen Bündnerschiefer zutage treten. Für das interessante Grenzgebiet von Parpan (südlich von Chur) war zu erwarten, daß man auf die 1933 von Ampferer geltend gemachten Bedenken eingehen würde. Er sah am Rothorn und Lenzerhorn die Silvrettadecke nicht »eingewickelt«, sondern regelrecht aufgeschoben und nahm über dem üblichen südöstlichen Deckenschub eine höhere — spätere — ostwestliche Überschiebung an (»Reliefüberschiebung«, d. h. über ein schon fertig erodiertes Relief). Man hat das ignoriert und bleibt bei Verschuppung und Einwicklung, wie man sich überhaupt gegen die Ostalpengeologen reserviert abzuschließen scheint. In deren Arbeitsgebiet trifft das einfache Schweizer Schema doch nicht ebenso einfach zu [1]). Doch kann dies mit der oben gerühmten Einheitlichkeit erklärt werden. Um so erfreulicher ist, daß für das Quartär (Paul Beck) das Viereiszeitensystem von Penck, wenigstens im ganzen, auch mit den Namen übernommen ist.

Die Dinariden (Südalpen) um den See von Lugano usw. scheinen, wenigstens für Argand, als nordwärts bewegt angenommen zu werden, was ja noch problematisch ist.

Die autochthonen Massive, die noch am alten Platze stehen, Aar-, Gotthard-, Montblanc- und Aiguilles Rouges-Massiv, Reste der älteren herzynischen Alpen, gelten doch nur noch relativ als autochthon. Besonders das Mont Blanc-Massiv hat nicht nur eine Aufwölbung, sondern auch eine kräftige Verschiebung nach Nordost erlitten, wofür die Exkursionen um Orsières und Campex bedeutende Kontakte zeigen.

Die beiden schwierigsten Punkte, vielleicht sogar Achillesfersen der Deckenlehre, sind die Tessiner Kulmination und die Wurzelfrage. Erstere ist in bisher üblicher Weise behandelt; es kann hier nicht darauf eingegangen werden. Für die Wurzeln (Entstehungsgebiete der Decken), besonders das berühmte Gebiet von Locarno und Bellinzona, hat man die mechanische Erklärung wie bisher beibehalten: Die steil gerichteten Schichten beweisen das Emporsteigen aus der Tiefe. Aber das ist doch noch sehr zweifelhaft. Abgesehen davon, daß man sich solche Gebirgsbewegungen doch nicht gut vorstellen kann wie etwa das Herausquellen der Hobelspäne aus der Maschine oder nach Art der Quetschtube des Konditors: Steilstellung kann doch auch späterer Zusammenschub sein, wie auch bereits der Schweizer Cadisch gesagt hat. Es fragt sich sehr, ob diese einfache Wurzelmechanik mit den großen Deckenschüben ohne weiteres im lückenlosen Zusammenhang steht. Staub hat früher ein Vordrängen der afrikanischen Masse nach Norden angenommen und sich so einen ziemlich einfachen Erklärungsgrund für die Deckenbildung gesucht. Interessant ist, daß er dies hier ausdrücklich zurückzieht. Da liegen große Schwierigkeiten. Von den geographischen, die sich ergeben würden, wenn man diese Decken alle wieder auseinanderziehen wollte, soll gar nicht geredet sein. Mit bloßem Tangentialdruck, noch dazu rätselhaftem, ist das Phänomen nicht erklärt. Man wird ohne die Untergrundbewegungen Ampferers der ungeheuren Tektonik nicht gerecht werden.

Aber, alles in allem, die Alpen sind ein Deckengebirge. Selbst wenn Westalpen und Ostalpen verschiedenen Typus zeigen (erstere vielleicht älter). Daran kann kein Zweifel sein. Und das in so klarer, einheitlicher Weise für die Westalpen festgelegt und mit einer schönen Reihe eindringlicher Profile nachgewiesen zu haben, ist ein Verdienst des »Führers«. Außer den längstbekannten Paradebeispielen (Axenstein, Lochseite, Stockhorn) seien hier einige neuere frappante Beispiele genannt, auf die Staub im Engadin hinweist: eine wilde Verschuppung am See von Sils, mit bis zehnfacher Schichtenwiederholung, eine andre bei Marmoré und eine am Sass albo.

So ist das Werk der Schweizer ein gewichtiger Schlußstein. Freilich wohl noch nicht das letzte Wort. Eine kleine Frage noch: Die Schweizer betonen gern, es heiße »die« Rigi, nicht »der« Rigi, wie wir zu sagen pflegten. Aber hier differieren sie selber: für Buxtorf und Christ ist Rigi ein Maskulinum, für Baumberger ein Femininum. Was ist sie oder er nun eigentlich?

Dr. A. Neuberg
Dresden

[1]) Wiener Geologen (Sander, Kölbl, Löwl, Winkler, auch Koßmat) haben in sorgfältiger Forschung im Venedigergebiet gefunden, daß die Tauernkristallisation nicht so einfach penninisch ist und penninisch-fertig als »Tauernfenster« durch die beseitigte Silvrettahülle schaut, sondern mindestens spätere Zeiten noch überdauert hat. Die Schweizer lassen das noch unbeachtet. — Vgl. auch neuere Beobachtungen von L. Rüger (Geol. Rundschau 1934).

Kernphysik

Die kleine Schrift stellt die erweiterte Ausarbeitung eines vom Verf. gehaltenen Vortrages dar und entwickelt in überaus klarer und eindrücklicher Weise die neuesten Entdeckungen der Kernphysik.

Die Darlegung der Methoden, die man anwendet, um die Kerne einander so weit zu nähern, daß Reaktionen möglich werden, führt zum vollen Verständnis der sog. Kernreaktionen und am eindrücklichen, durch eine gute Aufnahme begleiteten Beispiel zum Erfassen des Wesens der Atomzertrümmerung. Schließlich werden neben dem Proton und dem Elektron noch die erst in neuester Zeit entdeckten Elementarteilchen, das Neutron und das Positron, und ihre atomphysikalischen Wirkungen behandelt und an sinnfälligen Beispielen von Kernreaktionen und ihrer symbolmäßigen Darstellung die schönen Experimente der neuesten Kernforschung erklärt. Die Besprechung der wichtigen Kernumwandlungen von Fermi und seiner Schule leitet endlich zur Darlegung des Aufbaus der Kerne über und schließt mit dem Beispiel der Darstellung der vier Methoden zur Erzeugung von Radionatrium den interessanten Vortrag ab, der als erste Einführung in die neueste Gedankenwelt physikalischer Forschung hervorragend geeignet ist.

Dr. M. Steck
T. H. München

[1]) P. Debye, Kernphysik, mit 7 Textabb. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1935. 34 S. RM. 1.60.

Katalog 86: Originalausgaben deutscher Dichtungen d. 18. u. 19. Jahrh. (3165 Nummern). Mit Abbildungen.
ANTIQUARIAT STRAUB, BERLIN W 35
Lützowstr. 30

Die Buchhandlung Karl Buchholz
Berlin W 8, Leipziger Str. 119/120 (zwischen Wilhelm- und Mauerstr.), Tel. A 1 (Jäger) 5643, legt Ihnen die besprochenen Bücher gern zur Ansicht vor.

Digitized by Google

Aus der Entstehungsgeschichte der Erde

Die Verteilung von Land und Meer innerhalb der verschiedenen Abschnitte der Erdgeschichte war nicht die gleiche. Im ältesten Teil der Erdrinde, dem Archäozoikum und Proterozoikum, muß man mit großen Gebirgsbildungen, vulkanischen Erscheinungen, Ablagerungen von Sedimenten im Meere, auf Kontinenten, großen Einebnungsflächen rechnen. Mit dem Paläozoikum beginnt die jüngere geologische Zeit, die das Paläozoikum (Altertum), Mesozoikum (Mittelalter) und Känozoikum (Neuzeit) umfaßt. Im Paläozoikum muß die Erde größer gewesen sein als später, doch läßt sich kaum eine richtige Vorstellung von der Großgliederung der Erde geben, richtig und sicher ist nur, daß in den heutigen Randgebieten paläozoische Meere waren. Die paläozoischen Kettengebirge erscheinen heute auf der Erde (nach Kober) in Form der alten Schollen- oder Massengebirge, so die deutschen Mittelgebirge, der Ural, die Schollengebirge Zentralasiens, die Appalachen.

Im Mesozoikum sind die heutigen kontinentalen Massen größtenteils vorhanden, z. B. sind so die Gondwanaschichten auf dem »Gondwanalande« in Afrika, Indien, Australien, Brasilien als Fortsetzung der jungpaläozoischen Bildungen entstanden. Als kontinentale Massen sind in dieser Zeit anzusehen: Nord- und Südamerika, Afrika, Australien, Eurasien, Antarktis und vielleicht noch einige Landmassen im Pazifik.

Die Neuzeit der Erdgeschichte, das Känozoikum, weist in der jüngeren Tertiärzeit bereits die heutige Großgliederung der Erdoberfläche auf. Die ältesten erstarrten Gesteinmassen, die Urkontinente ragen heut nur noch an wenigen Stellen an die Erdoberfläche, so im »kanadischen Schild«, der russischen, sibirischen, brasilianischen und australischen Platte. Die heutigen Großkontinente entstanden später durch Verschweißung der kleinen Landstücke, so z. B. in jüngerer Vorzeit aus den Urmeeren des heutigen Europas zuerst Schottland und Skandinavien, dann Südengland, Deutschland, Frankreich und Spanien, dann die Alpen, der Balkan, der Kaukasus bis zum Himalaya; dadurch wurde die nördliche Halbkugel überwiegend Festland. Auf der südlichen waren früher Südafrika, Südamerika, Indien und Australien miteinander verbunden, bildeten das »Gondwanaland«.

Schon lange kam man zur Ansicht, daß die Kontinente langsam emporsteigen oder im Meere untertauchen. Die Kontinente führen also senkrechte (»Epeirogenese«) wie horizontale (»Epeirophorese«) Bewegungen aus (wie etwa ein Eisberg, ein Wrack), weil sich unter den Festländern eine zähflüssige, den Erdbebenwellen gegenüber starre (wie Stahl wirkende) Masse befindet. Nach Beobachtungen hebt sich Skandinavien, verschiebt sich Grönland, wurden Breitenänderungen in Washington, Mailand, Greenwich beobachtet; nachgewiesen wurde um einen kleinen Betrag die Verringerung der Entfernung zwischen Zugspitze und München, auch wurden andere Höhenänderungen beobachtet und dadurch erklärt, daß die entsprechenden Kontinente nach dem Wegschmelzen einer Eisdecke entlastet, bzw. infolge vulkanischer Vorgänge oder dem Fortgang von Gebirgsfaltungen freier würden. A. Wegener erörterte als erster diese Ideen, trug Beweismaterial zusammen und sprach von einer Drift der Kontinente. Nach seinem Tode behandelte sein Bruder K. Wegener die horizontalen Kräfte dieser Vorgänge, die Plastizität der Oberflächenansichten der Kontinentalscholle, die Fließfähigkeit des kalten Eises, die Bewegung von Eisströmen, die Bedingungen, unter denen eine Eismasse von 2000 m Dicke auf einem Kontinent lastet und dergl. mehr.

Auch Banse hält die Kontinentalverschiebung nicht für unwahrscheinlich. England soll sich gegen Nord-Amerika z. Zt. um 3,5 m jährlich verschieben, Arabien und Madagaskar schwimmen von Afrika weg, Amerika von Europa-Afrika, wie ihre gut ineinander passenden Ränder bezeugen; von Grönland will man innerhalb der letzten 100 Jahre eine Veränderung beobachten, indem es sich noch heute jährlich um 9—32 m von Europa wegbewegt. Für die Theorie sprechen der eigenartige Parallelismus zwischen der Ostküste der beiden Amerika und der Westküste Europas und Afrikas, das Umbiegen der Südspitzen der vorspringenden Halbinseln von Hinterindien, Grönland, Florida, Feuerland und Grahamland (Westwanderung der Kontinente). Nach den Geologen allerdings stimmt der geologische Aufbau diesseits wie jenseits des Atlantischen Ozeans nicht genau überein, und nach den Astronomen läßt sich das Abtreiben von Grönland bestreiten und auf Beobachtungsfehler zurückführen. Auf weitere geologische Gegengründe gegen die orogenetische Theorie von Wegener macht Kober in seinem »Lehrbuch der Geologie« aufmerksam (S. 182 und 381).

Andererseits sprechen für die Theorie (Bd. 2 von »Natur und Mensch« S. 426) nach C. Schäffer [1]) mancherlei Gründe, so z. B. werden die Landbrücken unnötig, welche zur Erklärung der Tier- und Pflanzenverbreitung über die Ozeane hinweg angenommen werden müssen. Es brauchen keine Festländer zu versinken oder Tiefseeböden aufzutauchen; infolge der Zusammenschiebung bzw. Verschiebung der Kontinente, Polverschiebung usw. wird die weite Verbreitung von Vereisungen der Erde erklärlich und manche gewaltigen Klimaänderungen, Steinkohlenvorkommen auf Spitzbergen usw. als Reste von Palmenwäldern sind eher zu verstehen.

Dr. M. Blaschke
Berlin

[1]) Natur und Mensch. Die Naturwissenschaften und ihre Anwendungen. 4. Bd. mit zahlreichen, auch farbigen Abb. Bd. 1, Weltraum der Erde. Bd. 2, Das Leben und seine Entwicklung. Bd. 3, Der Mensch als Individuum und Rasse. Bd. 4, Die angewandten Naturwissenschaften. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin 1926—1931.

Der Wandel im Weltbild der Physik und die Biologie

Die Umgestaltung des physikalischen Weltbildes, welche wir heute erleben, kann auch auf die Biologie nicht ohne Einfluß bleiben. Die letzten Menschenalter lebten in dem Glauben, daß alle Naturvorgänge den Denkmitteln einer strengen Kausalbetrachtung zugänglich wären. Das Ideal der Naturforschung war daher dies, alle Erscheinungen dem großen Rahmen des physikalischen Geschehens einzugliedern und sie aus seinen Gesetzen abzuleiten. So bemühten sich ganze Forschergenerationen, auch die Lebensvorgänge möglichst restlos auf physikalisch-chemische Prozesse zurückzuführen. Allerdings mußte jeder ernste Forscher zugeben, daß dieses Ziel noch nicht erreicht war, ja noch in weiter Ferne lag. Fast allgemein herrschte jedoch die Auffassung, daß rein kausale Fragestellungen zu mindest die einzig fruchtbare Arbeitsmethode seien, um Einblick in die Zusammenhänge des organischen Geschehens zu erhalten. Selbst Vitalisten gingen von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß alles stoffliche Geschehen streng kausal determiniert sei. Sie behaupteten nur, daß sich das Organische vom Anorganischen dadurch unterscheide, daß in allen Lebensprozessen auch unräumliche Kräfte oder Energien wirksam seien, welche die kausalen Abläufe leiten und auf bestimmte Ziele hinlenken.

Heute ist nun das Grundgefüge dieses physikalischen Weltbildes in Frage gestellt. Im Bereich der Atome wird den Naturgesetzen keine Gültigkeit im Sinne der klassischen Physik zugesprochen, und nur in der makroskopischen Welt haben sie nach dieser Auffassung als zweckmäßige Arbeitshypothesen weiterhin ihre Berechtigung. Jedoch bedeuten die Naturgesetze auch dort nur noch statistische Regeln. Aber bereits im Reich des Organischen scheinen diese Regeln wieder nicht mehr zu gelten. Und zwar offenbar schon deshalb, weil dort alle stofflichen Vorgänge derart kompliziert sind, daß es sich jedesmal um einmalige Situationen, also um wechselnde Größen handelt, welche durch keine allgemeingültige Formel erfaßt werden können. Aus diesem Grunde ist es vielleicht auch für alle Zukunft unmöglich, für komplizierte organische Verbindungen eine Molekularformel zu ermitteln. Im organischen Geschehen scheint danach, und zwar in gesteigertem Maße, ähnliches zu gelten wie im Bereich der Mikrophysik. Die Begriffe der makroskopischen Physik sind dort jedenfalls nicht mehr am Platze. Eine Beobachtung atomphysikalischer und physiologischer Vorgänge ist also nur in unvollkommener Weise möglich. Vieles spricht dafür, daß diese Schranke, die der Beobachtung und dem Experiment gesetzt ist, nicht auf einen Mangel der Methode deutet, sondern im Wesen der Sache selbst liegt.

So scheinen die Gesetze der klassischen Physik eigentlich nur in einem Zwischenreich zu gelten, das allseits von Reichen anderer Geschehensart umspannt wird. Organisches und Anorganisches wären dann im Grunde nur durch Denkmittel zu bewältigen, die uns bisher allein in der Biologie geläufig waren. In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, daß man heute immer mehr auch anorganische Gebilde unter dem Gesichtspunkt der Ganzheitsbetrachtung, die der Biologie entstammt, zu verstehen versucht.

In Umrissen ersteht vor uns heute schon ein ganz neues Bild der Natur, das sich von dem der Vergangenheit wesenhaft unterscheidet. Damals erschien sie als ein nach unabänderlichen Gesetzen in sich kreisendes Gefüge, in dem das Leben eigentlich keinen Platz hatte, weshalb man seine Sonderart immer aufs neue fortzudeuten versuchte. Heute nun erleben die Intuitionen einzelner Naturphilosophen, die bestenfalls als Dichtungen betrachtet wurden, in neuartiger und verwandelter Gestalt eine Art Auferstehung. Man denke etwa an Schelling und Fechner, die organische Gesetze auch im Anorganischen wirken sahen.

Wie das naturwissenschaftliche Weltbild in einigen Jahrzehnten aussehen wird, können wir heute nicht voraussagen. Auf jeden Fall ist es aber bedeutsam, daß Betrachtungsweisen, die man unter der Einwirkung einer lange allmächtigen Denkrichtung selbst aus dem Gebiet der Biologie verbannen wollte, sich heute unter dem Zwange neuer Beobachtungstatsachen sogar innerhalb der Phsyik Heimatsrecht verschaffen.

G. v. N.
Berlin

Kohlhammer

Grundzüge der Ethik

Von Prof. Dr. Bruno Bauch

1935. VIII u. 327 Seiten. Brosch. RM 13.50, geb. 15.—

Die Philosophie Br. Bauchs gehört anerkanntermaßen zu den hervorragendsten Ausprägungen systematischen Weltdenkens der Gegenwart.

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart

Ida Friederike Coudenhove

Gespräch über die Heiligkeit

Ein Dialog um Elisabeth von Thüringen. 10. Auflage. (17.—20. Tausend) Oktav. 94 Seiten. Kartoniert 1.90 M.; in Leinwand 3.— M.

Von den zwei Türmen

Drei Briefe über Welt und Kloster. 4. Auflage. (13.—16. Tausend) Oktav. 112 Seiten. Kartoniert 1.90 M.; in Leinwand 3.— M.

„Wie wenige andere vermögen die Schriften von Ida F. Coudenhove auch den Nichtkatholiken die Größe und den Ernst, aber auch die Menschlichkeit des christlichen Lebens begreiflich machen"

(Frankfurter Zeitung)

Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

Dr. TR. BAUMGÄRTEL, München

Moderne Verwertung der Azetylzellulose

Die gewaltige Entwicklung der modernen Zellulose-Veredelungs-Industrie hat im Verlauf der letzten Jahrzehnte verschiedene technisch wertvolle Zellulosederivate populär gemacht, unter denen der Zelluloseester »Azetylzellulose« (Zelluloseazetat) eine hervorragende Stellung einnimmt, weil sich dieses Fabrikat dank seiner besonderen physikalischen wie chemischen Eigenschaften vielseitige Anwendungsmöglichkeiten erschlossen hat.

Im neuzeitlichen Veredelungsverfahren wird die Azetylzellulose aus mechanisch zerkleinerten Baumwoll-Linters fabriziert, deren Zellulose zunächst auf dem Wege der Azetylierung mit Hilfe eines geeigneten Katalysators in das chloroformlösliche Primär-Azetat (»Zelluloseriazetat«) übergeführt wird, um dann mittels Hydratisierung in das azetonlösliche Sekundär-Azetat (»Zellulosediazetat«), d. h. die technisch verwertbare »Azetylzellulose«, umgewandelt zu werden. Aus ihren Lösungen läßt sich die Azetylzellulose mittels Wasser in Form von schönen, weißen Flocken abscheiden, die zweckmäßig gewaschen und getrocknet werden, um — nach abermaliger Auflösung, z. B. in Azeton oder Azeton-Alkohol, — zur Herstellung von Lacken, plastischen Massen (Platten, Stäben, Röhren, Profilen), künstlichen Fäden und Fasern, Folien und photographischen Filmen verwendet zu werden. Eben, weil die wasser-, fett- wie ölunempfindliche und mechanisch recht widerstandsfähige Azetylzellulose in gewissen organischen Solventien löslich ist und sich aus ihren Lösungen in alle möglichen elastisch-stabilen und chemisch ziemlich indifferenten Gebilde — in Faden-, Flächen- wie Körperform — umwandeln läßt, bestehen gerade für dieses Zellulosederivat viele praktisch wichtige Anwendungsgebiete; dies umsomehr, als die in Pulver- wie Flockenform stapelfähige Azetylzellulose lange haltbar ist, um je nach Bedarf in beliebigen Mengen wieder aufgelöst und verarbeitet zu werden.

Rückblickend auf die Entstehungsgeschichte der Azetylzellulose und deren technischer Verwertung erkennt man vor allem die fortschreitende Bedeutung der »Azetatseide« für die Textil-Industrie, weil die hieraus hergestellten Textilien — im Gegensatz zu solchen aus anderen Kunstseideprodukten — einen besonders fließend weichen Griff besitzen und nach Entdeckung bestimmter Farbstoffgruppen auch in beliebiger Weise gefärbt werden können. Die Azetatseide wird heute in den verschiedensten Feinheiten von 1 Denier pro Einzelfaden, ähnlich der Naturseide, bis zu gröberen Gebilden ausgesponnen. Allgemein wird jedoch Azetatseide in feineren Titern erzeugt, was dieselbe auch bezüglich Fadenfeinheit als edleres Produkt kennzeichnet. Neuerdings hat sich die Mode-Industrie das färberisch verschiedenartige Verhalten der Azetatseide gegenüber anderen Textilprodukten intensiv zunutze gemacht, um im Einbad-Färbeverfahren die interessantesten Mischeffekte zu erzielen. Schließlich wird in jüngster Zeit die Azetylzellulose auch zur Herstellung von »Stapelfasern« — ähnlich den bekannten Verfahren zur Erzeugung von »Vistra« und »Wollstra« — herangezogen, was heute noch nicht zu überblickende Perspektiven eröffnet.

Viel Beachtung hat die Verarbeitung der Azetylzellulose in gröberen und gröbsten Titern zu Gebilden für die Damenhut-Industrie gefunden, um den vom Ausland eingeführten Hanfprodukten entgegenzuwirken und die fabrikatorischen Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Verarbeitung des Hanfes mit den unendlich vielen Knoten bietet. Sehr schöne Erfolge hat man mit diesem Artikel vor allem in Frankreich aber auch in der Schweiz und in Deutschland erzielt, so daß heute geschmackvolle Damenhüte aus röhrchenförmigen, gröberen Azetatseidengespinsten auf dem Markte sind. Anknüpfend an die Fabrikation solcher röhrchenförmiger Gebilde aus Azetylzellulose hat man in Deutschland und in der Schweiz nach vielen Versuchen ein Verfahren gefunden, um beliebige lange und weite Röhrchen herzustellen, denen als Hohlkörper-Grundlage für die Erzeugung von Gefäßen, Behältern, Dosen, Hülsen und Kapseln eine aussichtsreiche Zukunft in der modernen Verpackungstechnik bevorsteht. Ein geradezu klassisches Produkt dieser Art bilden seit kurzem die hygienischen »Trinkhalme aus Azetylzellulose«, welche porzellanweiß glänzende, spiegelglatte, nahtlose Röhrchen darstellen, die geruchlos, geschmackfrei und wasserfest sind und sich infolge ihrer elastisch-stabilen Beschaffenheit leicht biegen und um den Finger wickeln lassen, ohne hierbei zu zerknicken, zu zersplittern oder gar zu zerbrechen. In ähnlicher Weise fabriziert man heute aus Azetylzellulose elegante »Sektquirle«, die zur hygienischen wie ästhetischen Vervollkommnung des Trinkgenusses beitragen.

Neben den faser- und bändchen-, den stäbchen- und röhrchenförmigen Azetylzellulose-Gebilden wurde der gleiche Rohstoff insbesondere auch zur Herstellung von Lacken verschiedenster Art, wie: Holzlacke, Flugzeuglacke, Glühlampentauchlacke, Isolierlacke usw. ausgearbeitet. Während des Weltkrieges hat die englische Azetylzellulose-Industrie solche Lacke hauptsächlich für die Flugzeugfabrikation hergestellt, weil die Azetylzellulose-Lacke schwer entflammbar sind und neben guter Wasser- und Wetterfestigkeit auch eine verhältnismäßig hohe Beständigkeit gegen Motortreibstoffe (Benzin, Benzol, Öle) aufweisen. Aus den Lacken und Lösungen der Azetylzellulose wurden alsdann flächenartige Gebilde, vor allem Azetatfolien hergestellt, die sich dank ihrer Luft-Feuchtigkeits-, Öl- und Fett-Dichtigkeit für alle möglichen Verpackungszwecke in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, in der chemischen, pharmazeutischen und kosmetischen Industrie, sowie für Fabrikate der Textil-, Wäsche-, Leder- und Schmuckwaren-Industrie eingebürgert haben, weil die Transparentfolien, die von einer absoluten Glasklarheit, wellenlosen Oberfläche und unbedingter Formatbeständigkeit sind, dem modernen Zeitgeschmack für hygienische und elegante Verpackungstechnik entsprechen. Die Azetatfolien, die in endlosen Bahnen von etwa 60 cm Breite und in Stärken von 0,02 bis 0,30 mm für Verpackungszwecke hergestellt werden, kommen für besondere Reklamezwecke farblos oder gefärbt, gerillt oder bedruckt in den Handel; daneben — stärkeren Formats — in Form von nahtlosen, glasklaren oder farbigen Dosen mit Deckel- oder Schraubenverschluß, die zu geschmackvollen Luxuspackungen geworden sind. Schließlich werden auch in neuerer Zeit farbige Azetatfolien so präpariert, daß sie als sog. Lichtfilter zum Schutz gegen die bleichenden Strahlen des Sonnenlichtes verwendet werden können, wie z. B. als Sonnenschutzrouleau im Schaufenster.

Ein besonders praktisch wichtiges Anwendungsgebiet findet die Azetatfolie im Kaschieren, d. h. im Überziehen von flächenartigen Gebilden: Drucksachen, Plakaten, Landkarten, Geweben usw. mit hauchdünnen Azetylzelluloseschichten. Die Azetylzellulosefolie wird ohne Anwendung irgend eines Klebemittels direkt unter Druck und Wärme mit dem zu überziehenden Gegenstand derart innig verbunden und verschweißt, daß sie sich von der Unterlage weder durch mechanische noch chemische Mittel ablösen läßt. Der Überzug ist insbesondere gegen Wasser, Fett, Öl, Benzin, Benzol, Alkohol usw. vollkommen unempfindlich. Er bietet daher einen absoluten Schutz des überzogenen Materials gegen Verschmutzung durch Staub, Schweiß, Fett usw. und insbesondere auch gegen alle Witterungseinflüsse. Der Überzug mit Azetylzellulosefolie unterliegt auch keiner Veränderung durch die Einwirkung von Licht. Dieser Überzug kann hochglänzend oder matt ausgeführt werden. Die matte Ausführung ist beschreibbar mit Bleistift, Farbstift, Tinte oder Tusche und kommt daher besonders für Landkarten, Preistafeln, Schreibunterlagen usw. in Betracht. Die Beschriftung ist leicht zu entfernen. Zum Schluß seien hier noch die Schreibtafeln aus Azetylzellulose erwähnt, die mehr und mehr die leicht zerbrechliche Schiefertafel ersetzen.

So erlebt die moderne Zellulose-Veredelungs-Industrie in der praktisch vielseitig verwertbaren Azetylzellulose eine besondere technische Hochform ihrer Leistungen!

Wandernde Insektenschwärme

Nicht nur Zugvögel, auch Säugetiere und Fische schließen sich immer wieder zu großen Wandergesellschaften zusammen. Nahrungsmangel zu Beginn des Winters bzw. der Dürrezeit oder in anderen Fällen der Fortpflanzungstrieb sind fast immer der eigentliche Anlaß für ihre Wanderungen. Auch viele Insektenarten treten, bisweilen zu Millionenschwärmen vereint, Wanderungen an, auf denen sie manchmal Kontinente, ja sogar Meere überqueren. Eigenartig ist es, daß alle die Ursachen, welche die Wanderzüge der Wirbeltiere erklären, bei dem Zustandekommen der Wanderzüge der Insekten keinesfalls entscheidend mitgewirkt haben. Die wandernden Insektenschwärme haben nämlich niemals ein eigentliches Ziel, sie enden meistens erst dann, wenn der größte Teil der Tiere völlig erschöpft zu Boden gesunken und zu Grunde gegangen ist. In letzter Zeit haben sich nun verschiedene Naturforscher mit dem Problem der wandernden Insektenschwärme beschäftigt und sich vor allem die Frage gestellt, was sie eigentlich rastlos weiter treibt. — Heute wissen wir z. B., daß die ungeheuern Heuschreckenschwärme warmer Länder nicht durch Nahrungsmangel verursacht sind, der diese Insekten weiter treibt. Ihre Wanderzüge sind im wesentlichen rein psychologisch bedingt! Die Heuschrecken erheben sich erst bei einer bestimmten Temperatur und nur dann zum Wanderflug, wenn ihre Scharen eine gewisse Dichte erreicht haben. Es spielt dann keine Rolle, ob an dem Platz, von dem sie aufbrechen, noch Nahrung in Fülle für sie alle vorhanden ist. Und zwar währt ihr Flug um so länger, je größere Massen sich zu einer solchen Wanderschar vereinigt haben. In den Gegenden, welche ein solcher Schwarm überquert, reißt er alle Artgenossen mit sich fort. Die gleiche psychische Ansteckung ist auch beim Entstehen anderer Insektenschwärme, z. B. der Wandergesellschaften von Libellen, Schmetterlingen und Käfern, wirksam, und eine ähnliche

Digitized by Google

Massensuggestion hält auch sie zusammen auf ihren Zügen, die kein Ziel haben und deren Ende meist gleichbedeutend ist mit Untergang und Tod der meisten ihrer Mitglieder. Zwei englische Forscher, Williams und Mellows, haben sich in den letzten Jahren unabhängig voneinander mit den Wanderzügen gewisser Schmetterlingsarten beschäftigt. Immer wieder begegnet man z. B. über dem Kanal und der Ostsee gewaltigen Weißlingsschwärmen. Die Falter ziehen, ganz entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten, auf dem Ozean sogar des Nachts weiter. Manchmal lassen sie sich zwischendurch ermattet auf dem Wasserspiegel nieder. Ehe das Festland erreicht wird, ist dann der größte Teil von ihnen von den Fluten verschlungen worden. Ein amerikanischer Schmetterling, der Monarch, wird manchmal auch in England gefangen: offenbar handelt es sich hier um Tiere, die das Meer überquert haben. Hat man doch bisweilen diese Falterart weit draußen auf dem Atlantischen Ozean angetroffen. Dieser Schmetterling hat übrigens von Amerika aus bereits Hawai, Australien und Neuseeland besiedelt. Auch bei uns in Deutschland erscheinen gewisse Schmetterlingsarten der Mittelmeerländer und Innerasiens beinahe allsommerlich. Auch sie wandern z. T. in gewaltigen Schwärmen. Selbst wenn sich einige dieser Arten bei uns gelegentlich fortpflanzen, können sie hier doch niemals wirklich Fuß fassen und gehen stets wieder zugrunde. Ebenso sind auch in tropischen Gebieten wandernde Schmetterlingsschwärme eine immer wieder beobachtete Erscheinung. Prof. A. Seitz ist z. B. in den weiten Trockengebieten Brasiliens solchen Wandergesellschaften eines Zitronenfalters begegnet. In dichten Massen lassen sie sich auf Gesicht und Händen der Reisenden nieder, um durstig deren Schweiß zu trinken. In Süddeutschland erschienen in den letzten Jahren verschiedentlich gewaltige Scharen eines südeuropäischen Käfers, der sog. Spanischen Fliege, die dort größtenteils zugrunde gingen. — Die Wanderzüge mancher Insekten sind, wie schon gesagt, im allgemeinen ein rein psychologisches Phänomen. Übrigens zeigen auch Beobachtungen an manchen anderen Insektenarten, z. B. an Ameisen, daß diese Tiere für psychische Ansteckung sehr empfänglich sind: unglaublich schnell teilt sich nämlich jeder Erregungszustand, in den nur wenige Mitglieder einer solchen Gesellschaft geraten, allen ihren Gefährtinnen mit. In welchem Maße »Massenpsychosen« Insektengesellschaften in ihren Bann schlagen können, verdeutlicht eine Beobachtung, die Prof. Demoll mitteilte! Die Raupen des Prozessionsspinners ziehen in langen geschlossenen Heersäulen dahin. Und zwar folgen alle Raupen fast wie unter einem Zwange den Tieren, die an der Spitze marschieren. Es ergab sich nun einmal, daß diese Spitzentiere durch eine Schwenkung auf das letzte Glied der »Prozession« stießen, die sich so zu einem Kreise schloß. Nun lief die ganze Raupenschar während einer vollen Woche im Kreise. Erst am achten Tage wurde durch einen Zufall dieser in sich geschlossene Kreis der wandernden Raupen gesprengt, und damit war der Bann gebrochen. Erst dieser Zufall erlöste die mittlerweile völlig ermatteten und fast verhungerten Insekten von ihrem sinnlosen Marsch.

G. v. N.
Berlin

Eine neue Diktiermaschine

Die Diktiermaschine ist in den letzten Jahren immer mehr zu einem unentbehrlichen Hilfsgerät des vielbeschäftigten Gelehrten, Forschers, Dichters, Schriftstellers, Geschäftsmannes, Rechtsanwaltes, Richters, kurz aller der Leute geworden, zu deren Obliegenheiten es gehört, ständig längere Schriftstücke zu verfassen.

Zum Aufnehmen von Sprache und Musik kennt man drei Verfahren, das Nadelton-, das Lichtton-, und das Magnetton-Verfahren. Bei weitem die größte Verbreitung für die Selbstaufnahme hat der Nadelton gefunden. Während die selbstgeschnittene Schallplatte fast ausschließlich nur Liebhaberwert besitzt, verwendet man für die Diktiergeräte Wachswalzen. Sie haben den wesentlichen Vorteil vor der Platte, daß man sie abdrehen und somit mehrfach verwenden kann. Außerdem ist ihr Fassungsvermögen größer. Die Wachswalze hat aber verschiedene Nachteile. Durch die mechanische Abtastung sind die eingegrabenen Schallrillen einer gewissen Abnutzung unterworfen, so daß die Lebensdauer der Aufzeichnung beschränkt ist. Der Raumbedarf der Walzen ist ziemlich groß, sodaß ihre Aufbewahrung und ihr Versand Schwierigkeiten bereitet. Das Abdrehen der Walzen nimmt Zeit in Anspruch und ist umständlich.

Ganz wesentlich ist ferner, daß die Tongüte den zeitgemäßen Ansprüchen kaum genügt, weshalb man selbstaufgenommene Wachswalzen nicht für Musikwiedergabe verwenden kann. Außerdem sind die Walzengeräte fast ausschließlich nur für mechanisch-akustische Aufnahme und Wiedergabe eingerichtet. Schließlich wird als großer Mangel empfunden, daß man keine nachträglichen Korrekturen in den Aufnahmen anbringen kann.

Der Lichtton dagegen, der im Tonfilm eine überaus große und schnelle Verbreitung gefunden hat, vermeidet eine ganze Reihe Fehler des Nadeltons, muß aber dafür andere Mängel in Kauf nehmen. Die Aufnahme- und Wiedergabedauer des Lichttons ist praktisch unbegrenzt. Bei sachgemäßer Bedienung der Geräte ist die Wiedergabe ausgezeichnet. Man ist nicht auf Kopfhörer angewiesen, sondern kann auch Lautsprecher verwenden. Korrekturen sind zu jeder Zeit möglich, indem man die schlechten Stücke herausschneidet und durch andere, bessere ersetzt. Aus langen Gerichts-, Verhandlungs- oder Sitzungsaufnahmen kann man durch Zusammenfügen einzelner, charakteristischer und wichtiger Ausschnitte gedrängte Protokolle zusammensetzen, was beim Nadelton ausgeschlossen ist.

Was trotz dieser Vorzüge den Lichtton von der Verwendung als Diktiergerät ausschließt, ist, daß der Tonträger nicht mehrmals verwendbar ist, und daß man die Aufnahme nicht sofort abhören kann.

Beim magnetischen Verfahren benutzte man bisher einen Stahldraht oder ein Stahlband, das im Rhythmus eines Mikrophonstromes magnetisiert wurde. Zur Wiedergabe läßt man den magnetisierten Tonträger an einem »Hörkopf« vorbeilaufen, in dessen Spule durch Induktion ein Strom erzeugt wird, der im gleichen Rhythmus wie der Mikrophonstrom schwankt. Dieser Strom kann verstärkt und einem Lautsprecher zugeführt werden.

Die Verwendung von Stahlband oder -draht barg verschiedene Nachteile. In erster Linie ist das sehr hohe Gewicht und der große Raumbedarf des Tonträgers zu nennen. Für 25 Minuten Aufnahmedauer braucht man 2,5 bis 3,2 km Tonträger. Die Tonqualität war durchaus nicht befriedigend und außerdem war es nicht mit einfachen Mitteln möglich, Teile der Aufnahme zu einem gedrängten Bericht zu vereinigen.

Auf der Funkausstellung zeigte die AEG ein neues magnetisches Aufnahmegerät, das diese Nachteile vermeidet. Als Tonträger dient dabei ein Film von 0,05 mm Stärke und 6,5 mm Breite, der mit einer eisenpulverhaltigen Emulsion versehen ist. Dank der außerordentlich guten magnetischen Eigenschaften dieses Magnetophonfilmes konnte die Laufzeit wesentlich herabgesetzt werden. Für 25 Minuten Aufnahme braucht man nur noch eine Spule von etwa 30 cm Durchmesser und 1kg Gewicht.

Das Gerät, das in einer Schrankausführung und als Koffergerät hergestellt wird, ist zum unmittelbaren Anschluß an das Wechselstromlichtnetz eingerichtet. Es wird mit Druckknöpfen gesteuert, von denen je einer für Aufnahme, Wiedergabe, Halt, Rückspulen und Vorlauf (zum beschleunigten Aufsuchen einer bestimmten Stelle auf der Spule) vorgesehen ist.

Die Bedienung ist überaus einfach. Das Mikrophon, dessen Empfindlichkeit in zwei Stufen einstellbar ist, kann aus einigen Metern Entfernung besprochen werden, nachdem der Aufnahmeknopf gedrückt worden ist. Zur Wiedergabe braucht man das Band nur durch Betätigen des Rückspulknopfes mit sechs- bis achtfacher Geschwindigkeit zurücklaufen zu lassen, um das Gespräch nach dem Drücken des Wiedergabeknopfes laut und mit vollkommener Naturtreue aus dem Lautsprecher schallen zu hören.

Der Magnetophonfilm ist zu jeder Zeit unbeschränkt oft wieder verwendbar, indem frühere Aufzeichnungen vor der Aufnahme durch einen Konstantmagneten gelöscht werden. Man kann den Film mit einer Schere zerschneiden und mit einem besonderen Kitt leicht zusammenkleben. Die Klebestellen sind nicht hörbar. Korrekturen sind zu jeder Zeit möglich. Man braucht nur die fehlerhaften Stellen neu zu besprechen.

Dank seiner zahlreichen guten Eigenschaften stellt das Magnetophon nicht nur das Ideal des Diktiergerätes dar. Jede Schallerscheinung läßt sich auf seinen Tonträger bannen. Musik, Verhandlungen vor dem Gericht, geschäftliche Besprechungen, Aufsichtsratssitzungen, polizeiliche Vernehmungen, Reportagen und vieles andere kann man auf einfachste und bequemste Weise aufnehmen und zu jeder Zeit mit nicht zu übertreffender Naturtreue wiedergeben. **Dipl.-Ing. Weha**
Berlin

Werden, Leben und Gestalt einer amerikanischen Zweimillionen-Stadt

Die wissenschaftliche Betrachtung von Städten, insbesondere von Großstädten, durch Geographen ist eine erst verhältnismäßig junge Erscheinung, die aber schon reiche Früchte eingebracht hat. Es bedurfte erst der aus dem Kampf der Meinungen unter den Geographen hervorgegangenen kräftigen Anregungen, um, zunächst noch sehr schüchtern, dann mit immer klarerer Zielsetzung und mit verbesserten Arbeitsmethoden, das Schrifttum über Städte, »Stadtlandschaften« wie der Geograph sagt, bis zu der heutigen Menge anwachsen zu lassen. Die Zahl solcher Stadtgeographien ist ohne gründliches Studium heute nicht einmal angenähert zu ermitteln; besonders Deutschland steht darin an der Spitze. Was wunder, wenn deutsche Geographen sich auch in Übersee Stoff zur Forschung gesucht haben!

Haben wir es in der alten Welt meist mit solchen Stadtgebilden (selbst bei Großstädten) zu tun, die eine lange Geschichte hinter sich und sogar in den sogenannten Gründerjahren kaum amerikanisches Tempo eingeschlagen haben, so begegnen wir in der neuen Welt dem geraden Gegenteil. Und darum ist es nicht ohne Reiz, eine solche Stadtgeographie, die Anton Wagner, ein Schüler des Kieler Geographen Schmieder, über Los Angeles im Verlag des Bibliographischen Instituts Leipzig mit dem obigen schlichten Untertitel herausgegeben hat[1]), zu studieren. Rezensent kennt keine Stadtgeographie, die einen solchen Umfang erreicht. In diesem Buche ist alles amerikanisch, das Objekt der Betrachtung, der Umfang (fast 300 Seiten!), das Literaturverzeichnis (fast 800 Nummern), das Tempo des Werdens von Los Angeles, wie es in den Tabellen zum Ausdruck kommt. Hierüber einige Daten:

	1850(1860)	1930	Berlin 1930 zum Vergleich
Städtisch bebaute Fläche .	<70 qkm	1400 qkm	ca. 400
Bevölkerung	4.385	1.238.048	4.024.286
Rang (nach der Bevölkerungszahl) unter den Städten von U.S.A.	(113.)	5.	—
Zahl der Neger .	12	38.894	—
Zahl der Japaner und Chinesen .	—	24.090	—

Echt deutsch ist indessen bei diesem Buch die Gründlichkeit und Liebe, mit der der Verfasser sich seines Objektes annimmt. Und das Objekt hat noch nicht einmal eine reizvolle Geschichte (reizvoll vom Standpunkt der Geschichte europäischer Großstädte), denn die kaum 1½ Jahrhunderte dieser Stadt sind, gemessen an alten deutschen Städten, von denen wir solche Stadtgeographien besitzen, eine ganz kurze Spanne.

Th. Stocks

[1]) XII u. 296 Seiten, mit zahlreichen Textkarten, Tafelbildern und Kartenbeilagen. Preis geb. RM 9.50.

Digitized by Google

auf. Für die Zukunft jedenfalls ist die Frage nach der Normativität eindeutig geklärt. Es wird nur eine Betriebswirtschaftslehre geben. Diese wird streng auf dem Boden der Normen stehen, die aus der nationalsozialistischen Weltanschauung folgen. Die Forscher aber und Lehrer des Faches werden in induktiver oder deduktiver Methode vom innerbetrieblich administrativen Aufgabenkreis oder von den zwischenbetrieblichen Grundfunktionen her zur Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge streben. Ihr Forschungsstandort liegt stets in der Einzelwirtschaft, im Gegensatz zur Nationalökonomie, die nicht betriebsgebunden ist. Hier ist der Unterschied zwischen den beiden Zweigen der Wirtschaftswissenschaften zu sehen, die im übrigen von einem gemeinsamen weltanschaulichen Standpunkt aus sich mit demselben Forschungsobjekt, der Wirtschaft des deutschen Volkes, befassen.

Prof. Dr. P. Deutsch
Leipzig

Schönpflug, Fritz, Das Methodenproblem in der Einzelwirtschaftslehre. Eine dogmenkritische Untersuchung. C. E. Poeschel Verlag, Stuttgart 1933. 432 S. RM. 17.50.

Internationale Ausstellung chinesischer Kunst in London

In London wurde vor kurzem im Burlington-House eine Ausstellung Chinesischer Kunst eröffnet, die bis zum 7. März zugänglich bleibt. Diese Ausstellung ist die bedeutendste ihrer Art, die wohl je in Europa stattgefunden hat, da neben den meisten großen Sammlern und Sammlungen der Welt zum ersten Mal die chinesische Regierung selbst aus den Sammlungen des Kaiserpalastes bedeutende Werke zur Verfügung gestellt hat. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Berliner Gesellschaft für Ostasiatische Kunst unter ihrem Präsidenten, dem früheren Botschafter Dr. Wilhelm Solf und ihrem Schriftführer, Prof. Dr. Kümmel, dem Generaldirektor der Staatlichen Museen, an dieser Ausstellung das größte Interesse nimmt, um so mehr als auch die Staatlichen Museen — ferner die hervorragenden privaten Sammlungen v. d. Heydt, Klemperer und Oeder (eine kostbare Bronzesammlung, die sich in der Nähe von Berlin befindet) — mit 85 ausgewählten Stücken auf der Londoner Ausstellung vertreten sind. Im Rahmen einer Mitgliederversammlung der »Gesellschaft für ostasiatische Kunst«, die Mitte Dezember im Berliner Roswithasaal des D. L. K. stattfand, erstattete Prof. Kümmel vor einem Gremium von Kennern und Liebhabern dieser großartigen, über 3000 Jahre reichenden Kunst einen Bericht über seine Reise nach dort anläßlich der Eröffnung der Ausstellung. Nach diesem Bericht zeigt die Londoner Ausstellung in 15 großen Sälen 3080 Kunstgegenstände aus $3^1/_2$ Jahrtausenden chinesischer Kultur, während 3000, die noch keinen Platz fanden, dort noch ruhen. In hervorragendem Maße haben sich außerdem noch Großbritannien selbst, Frankreich, Japan und Schweden beteiligt, dessen Kronprinz ein bedeutender Archäologe ist, ferner Nordamerika. Die Qualität der ausgestellten Gegenstände sei von weit mehr als der Hälfte derselben geradezu erschütternd. An Hand herrlicher Lichtbilder wurden dann einige der besten Stücke vorgeführt und begutachtet. Sehr reich vertreten seien die Sakralbronzen der Chou-Dynastie mit ihrem feinen, symbolischen Dekor, die zum Teil erst vor kurzem durch Grabungen gefunden worden sind, sowie mannigfaltige andere Bronzen, Skulpturen — wundervolle Keramiken und Malerei aus der Sung-Dynastie, von der die 10 Meter lange Querrolle »Tausend Meilen des Jangtse-Flusses« in Tusche auf Seide gemalt dem Maler Hsia-Knei — tätig zwischen 1180—1230 — zugeschrieben wird. Der Gesamteindruck, den der Vortragende von der Londoner Ausstellung heimbrachte, gipfelte in den Worten, daß die Ausstellung einen überwältigenden Eindruck von der Macht und Tiefe chinesischer Kunst über 3 Jahrtausende gebe. Etwas, was heute eben nur noch China besitze. — Die Zuhörer waren um so beeindruckter, als die »Gesellschaft für Ostasiatische Kunst« Anfang Februar 1936 mit dem Dampfer „General von Steuben" des Norddeutschen Lloyd eine achttägige Gesellschaftsreise nach London zur Besichtigung der Ausstellung für Mitglieder und Freunde Chinesischer Kunst ausführt, zu der sich schon Viele gemeldet haben. Der Preis wird von 165 RM. ab aufwärts für Hin- und Rückfahrt, Unterkunft und Verpflegung an Bord während der ganzen Zeit betragen. Der Dampfer liegt dann in Tilbury — etwa eine Stunde von Piccadilly. Gäste sind, soweit noch Platz vorhanden, willkommen und können beim Norddeutschen Lloyd, Berlin, Unter den Linden 1, anfragen.

H.ten

Siam. Das Land der Tai

Die »Bibliothek länderkundlicher Handbücher«, die nach dem Willen ihres Herausgebers Prof. Albrecht Penck durch neue, vorbildliche Werke der Länderbeschreibung zu intensiverer Pflege dieses Arbeitsgebietes anregen soll, hat nach den bisherigen Arbeiten von Krebs, Machatschek und Gradmann nunmehr eine neue wertvolle Erweiterung erfahren.

Die »Landeskunde von Siam« des Münchener Geographen Wilhelm Credner verdankt ihre Entstehung eigenen Untersuchungen des Verfassers, die er in den Jahren 1927—29 auf mehreren Reisen durch Siam und dessen Nachbargebiete durchführte. Der Einfluß dieser persönlichen Beobachtungen auf die Gestaltung des Werkes ist überall zu bemerken. Ihm ist es zu danken, wenn trotz der unvermeidlichen Systematik der deskriptiven Darstellung die reiche Fülle des Tatsachenmaterials nirgends ihre lebendige Formung verliert, wenn selbst die Abschnitte über geologischen Bau und klimatische Verhältnisse niemals zu einer nüchternen Tatsachenhäufung herabsinken.

Dieselbe Klarheit und Anschaulichkeit charakterisiert auch die Ordnung des Inhalts. In einer großen Linie wird der Gedanke der Schicksalsverbundenheit von Mensch und Erde durchgeführt. Aus der eingehenden Darstellung der kulturökologischen Grundlagen im geologischen Bau, in der Oberflächengestaltung und den klimatischen und hydrographischen Bedingungen wird die Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur des Landes verständlich gemacht. Und dieser enge Zusammenhang zwischen der Natur des Landes und der Kultur seiner Bewohner, der gerade in Siam bis in die kleinsten Einzelheiten besonders sinnfällig wird, gewinnt seine historisch-politische Auswertung in dem Bilde der Entwicklung Siams von den kleinen Kantonstaaten bis zur heutigen Stellung des siamesischen Staates im geopolitischen Kräftespiel Ostasiens. Ein vorzügliches reiches Bild- und Kartenmaterial sowie ein ausführliches Namen- und Sachregister tragen das Ihrige zur Vollendung des Werkes bei.

So bedeutet die Arbeit Credners nicht allein die erste zusammenfassende Darstellung Siams in deutscher Sprache, sondern zugleich ein klassisches Werk einer neuen deutschen Länderkunde.

H. V. C.

Siam. Das Land der Tai. Eine Landeskunde auf Grund eigener Reisen und Forschungen. Von Prof. Dr. Wilhelm Credner, München. Mit 27 Figuren im Text, 1 Tabelle, 12 Karten und 70 Bildern auf 32 Tafeln. Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart. 1935.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

SCHIFFERS-DAVRINGHAUSEN: Der Senussismus — ein Problem?

SCHMIDT: Das Zentralproblem der russischen Geschichte

STADELMANN: Politische Literatur zur Geschichte des Weltkrieges

PAPAJEWSKI: Das britische Weltreich heute

Die nächste Nummer bringt u. a.

BAHLOW: Germanisches Erbgut in unseren Familiennamen?

TILLE: Lebensabrisse

BAUMGART: Ein Museum für deutsche Volkskunde

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Anton de Bary (1831—1888)

Unter den bedeutenden Forschern, die die Grundlagen für unser heutiges Wissen legten, muß der Botaniker Anton de Bary mit an erster Stelle genannt werden. Nicht ganz ohne Grund wird allerdings sein Name in der Reihe der führenden Naturforscher jener Zeit häufig vergessen. Die Arbeiten de Barys behandelten nämlich verhältnismäßig eng begrenzte Spezialgebiete der Botanik, deren Probleme ursprünglich nur geringe Beziehungen zu den großen, die Geister bewegenden Fragen der biologischen Forschung zu haben schienen. Nun ist es aber charakteristisch und bedeutsam, daß sich die Untersuchungen de Barys immer wieder zu Fragestellungen grundsätzlicher Art weiteten. Ihre eigentliche Tragweite können wir heute besser erkennen, als dies seinen Zeitgenossen möglich war: gründen sich doch manche Teilgebiete der heutigen Biologie mit in erster Linie auf seine Forschungen.

Das Leben de Bary's war in mancher Hinsicht repräsentativ für das Dasein vieler Universitätslehrer und Forscher seiner Zeit. Äußerlich ereignisarm, floß es in ruhigen, streng geregelten Bahnen dahin. Seine Hauptetappen seien daher nur kurz skizziert. Als Sohn eines Arztes wallonischer Herkunft im Jahre 1831 in Frankfurt a. M. geboren, studierte de Bary anfangs Medizin. Er ließ sich dann als Arzt für kurze Zeit in seiner Vaterstadt nieder. Aber bereits vor Ablauf eines Jahres gab er den ärztlichen Beruf endgültig auf. Wie er selbst gestand, interessierten ihn die Krankheiten seiner Patienten nur solange, bis er die Diagnose gefunden hatte. War er doch durch seine Wesensanlage von vornherein zum Forscher bestimmt. Schon als Schüler und Student hatte er sich mit botanischen Untersuchungen beschäftigt. Sie nahm er nun wieder auf, um sich als Dozent für Botanik in Tübingen zu habilitieren. Sehr bald wurde er als Professor nach Freiburg berufen, später wirkte er in Halle und vom Jahre 1872 bis zu seinem Tode in Straßburg. Dort war er der erste Rektor der neugegründeten Universität. Hier vor allem fand sich um ihn ein großer Schülerkreis zusammen, und viele bedeutende Botaniker des In- und Auslandes haben damals ihre ersten Arbeiten unter seiner Anleitung begonnen. Nach kurzer schwerer Krankheit, herausgerissen aus intensivster Arbeit, starb de Bary im Alter von 57 Jahren.

Diese äußeren Tatsachen und Daten verraten jedoch wenig von der Bedeutung de Bary's als Forscher. Ausgang der meisten seiner Arbeiten waren Untersuchungen über die damals noch wenig erforschte Biologie der Pilze, besonders jener Formen, die an anderen Lebewesen, vor allem an höheren Pflanzen schmarotzen. Als de Bary in den fünfziger Jahren seine Forschungen begann, hatte sich zwar die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung unter dem Einfluß bedeutender Botaniker, z. B. Schleidens, für die höheren Pflanzen bereits durchgesetzt, die Pilzkunde fand jedoch im allgemeinen noch immer bei reinen Formbeschreibungen ihr Genügen. An ihrer Stelle gab nun de Bary richtige Lebensbeschreibungen, die erst ein wahres Verständnis der unendlich wandlungsfähigen Gestalten der Pilzwelt möglich machten. Hätte sich die Bedeutung de Bary's wesentlich hierauf beschränkt, so würde ihm zwar ein ehrenvoller Platz in der Geschichte seiner Spezialwissenschaft, jedoch noch nicht in der Reihe der großen Biologen seiner Zeit zukommen. Wie jedoch schon angedeutet wurde, erwiesen sich viele seiner Untersuchungen auch als überaus wichtig für Verständnis und Klärung mancher allgemein-biologischen Probleme.

Schon eine Schrift aus dem Jahre 1863, in der de Bary Beobachtungen über die Entwicklungsgeschichte parasitischer Pilze zusammenfaßte, sprengte in ihrer Zielsetzung den Rahmen einer Spezialuntersuchung. Diese Arbeit war eine Antwort auf die Preisfrage der Pariser Akademie über die sog. Urzeugung. Damals wurde nämlich die Frage, ob Organismen aus unbelebten Stoffen neuentstehen können, allgemein lebhaft erörtert. Den Preis erhielt zwar die zu gleicher Zeit eingegangene Arbeit von Louis Pasteur. Aber die Untersuchungen de Bary's gingen in dieselbe Richtung wie die des berühmten französischen Forschers. Während Pasteur nachwies, daß die uns bekannten Mikroorganismen niemals durch »Urzeugung« entstehen, sondern stets aus organischen Keimen hervorgehen, zeigte de Bary, daß parasitische Pilze nicht Produkte der Pflanzen sind, auf denen sie wuchern, sondern daß umgekehrt diese Pflanzen durch Pilzkeime infiziert wurden und infolgedessen erkrankten. Diese Mitteilungen de Barys fanden damals große Beachtung. Um ihre Bedeutung zu verstehen, muß man wissen, welche Fragestellungen zu jener Zeit noch immer ernsthaft erörtert wurden! Einige Botaniker deuteten die parasitischen Pflanzenpilze als Auswüchse der erkrankten Pflanzen selbst. Andere sahen in ihnen zwar echte Pilze, nahmen aber an, daß diese Pilze, durch »Urzeu-

gung« erst aus den Geweben der erkrankten Pflanzen entstehen. Endlich wurde auch schon die Anschauung vertreten, daß die Pilze selbständige Lebewesen sind, die jene Pflanzenkrankheiten hervorrufen. Aber erst de Bary gelang es, diese Vermutung durch mühevolle Beobachtungen ein für allemal zu bestätigen.

Diese Untersuchungen leiteten nun zu anderen Forschungen von teils theoretischer, teils auch praktischer Bedeutung über. So wies de Bary z. B. die Sexualität der Pilze nach und zeigte ferner, daß anscheinend geschlechtslose Formen nicht primitiv, sondern erst nachträglich verändert sind. Wie wir heute wissen, gilt das Gleiche auch für viele andere pflanzliche und tierische Organismen, die sich ungeschlechtlich fortpflanzen. Wichtig war ferner der Nachweis, daß jede parasitische Pilzart nur ganz bestimmte Wirtspflanzen befällt und daß viele Pilze in mehreren, äußerlich voneinander abweichenden Generationen auftreten. Ferner stellte es sich heraus, daß die verschiedenen Generationen einer Pilzart häufig verschiedene Pflanzenarten heimsuchen. Erst diese Einsicht in ihren Entwicklungsgang machte eine wirksame Bekämpfung dieser Schädlinge möglich. Einen solchen Wirtswechsel konnte de Bary zuerst für den Rostpilz des Getreides nachweisen. Er beobachtete nämlich, daß auf Getreidehalmen entstandene Pilzsporen auf diesen Gräsern nicht keimten. Sie verhielten sich dort ganz ähnlich, als wären sie auf Glasplatten ausgesät. Nach kurzer Zeit starben sie, während die Halme selbst gesund blieben. Diese Beobachtung brachte de Bary auf den Gedanken, daß der Rostpilz einen Zwischenwirt befallen muß, ehe er sich wieder auf Getreide zu entwickeln vermag. Eine alte Bauernregel, die besagt, daß die Nachbarschaft von Berberitzenbüschen den Rost des Getreides erzeugen soll, führte ihn auf die richtige Fährte. Versuche ergaben nämlich, daß die Sporen des Getreiderostes auf Blättern der Berberitze tatsächlich keimen und zu Pilzen heranwachsen, deren Fortpflanzungskörper dann wieder das Getreide infizieren. Diese Entdeckung hat große praktische Bedeutung gehabt: durch Ausrottung der Berberitzen ist man vor allem in Skandinavien und in Kanada des Getreiderostes fast Herr geworden. Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Wirksamkeit dieser Maßnahme in anderen Ländern, und auch bei uns in Deutschland, noch immer umstritten ist. Es hat sich nämlich gezeigt, daß der Getreiderostpilz überall dort, wo Wintersaaten möglich sind, auf die Entwicklung einer »Berberitzengeneration« verzichten kann und dann auf den Halmen des Wintergetreides die kalte Jahreszeit übersteht. Heute kennt man etwa 300 Rostpilze, die einen ähnlichen Generationswechsel zeigen.

Andere Arbeiten führten de Bary zur Entdeckung sog. »physiologischer Arten«. Manche parasitischen Pilze unterscheiden sich nämlich allein in ihrer Lebensweise, aber nicht in ihrem Bau und in ihrer Gestalt von anderen Arten, d. h. hier, jede von ihnen befällt andere Wirte. Solche physiologischen Arten hat man im Laufe der letzten Zeit in vielen Gruppen des Pflanzen- und auch des Tierreiches entdeckt. Ferner stellte de Bary fest, daß gewisse Pilzarten erst in einem bestimmten Entwicklungsalter als Schmarotzer gefährlich werden. Sie scheiden dann giftige Stoffe aus, mit deren Hilfe sie in ihren Wirt eindringen. Biologisch äußerst bedeutsam war die Entdeckung, daß auch die Empfänglichkeit bzw. Widerstandfähigkeit der Wirtspflanzen nicht immer die gleiche ist, sondern daß sie örtlichen und individuellen Schwankungen unterliegt. Später hat die Erforschung der menschlichen Seuchen gezeigt, daß ähnliche Faktoren auch Ausmaß und Gefährlichkeit unserer Infektionskrankheiten bestimmen.

Pilzstudien führten de Bary auch zur Entdeckung mancher anderer Tatsachen von allgemein biologischem Interesse. So erkannte er zuerst, daß die Myxomyceten, die sog. Schleimpilze, Lebensformen sind, die pflanzliche und tierische Wesensmerkmale in sich vereinen. Schon im Jahre 1864 sprach er ferner als erster die Vermutung aus, daß die Flechten Doppelwesen sind, die sich aus Algen und aus Pilzen aufbauen. Auf der Naturforscherversammlung im Jahre 1878 bezeichnete er eine Lebensgemeinschaft dieser Art erstmalig als »Symbiose«. Heute ist die Erforschung solcher Symbiosen zu einem der wichtigsten und bedeutsamsten Forschungszweige der allgemeinen Biologie geworden. Ja, es zeigt sich immer deutlicher, daß jene »Flechten« genannten organismenhaft engen Zusammenschlüsse verschiedenartiger Lebewesen als Prototyp gewisser Lebensgemeinschaften gelten können, die sich, wie wir heute wissen, auch in vielen anderen Gruppen des Organismenreiches finden. Vieles spricht dafür, daß mit der Erforschung der Flechten damals ein entscheidender Schritt in ein neues Land der Forschung getan wurde, über dessen Tragweite wir auch heute nur Vermutungen äußern können.

De Bary war durchaus nicht nur Pilzforscher. Auch auf vielen anderen Gebieten der Botanik hat er jahrelang gearbeitet. So beschäftigten ihn z. B. langwierige Untersuchungen über Veränderlichkeit und Konstanz sog. Kleinarten. Manche dieser Arbeiten sind heute, wie dieses nicht anders sein kann, durch neue Einsichten überholt. Hier sollte nur von den Untersuchungen gesprochen werden, die lebendig bis in die Gegenwart weiter wirken. Es sind dies einmal jene Forschungen, durch die de Bary die Voraussetzungen für manchen Zweig der neuzeitlichen Pflanzenpathologie schaffte. Aber darüber hinaus rühren viele seine Untersuchungen zum ersten Male an biologische Probleme, deren eigentliche Bedeutung wir erst heute voll erkannt haben.

G. von Natzmer
Berlin

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4833 IV. Vj. 35.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 5. Februar 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 3

...stige Arbeit

...uyter & Co
...ipzig

aus der wissenschaftlichen Welt

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

...Erbgut ...iliennamen?

...Familien- ...enommen ...er Kreise ...t worden. ...e sich auf ...ist sicher- ...kommen. ...n Zustand ...dels der ...beleuch- ...h gründ- ...d Pflege ...Reihe der

...miliennа- ...gst dieses ...nen fort- ...1800 der ...ostfriesi- ...iarda in ...men und ...Als Ge- ...e Kennt- ...eser Ost- ...die Ent- ...men und ...t so klar ...man es ...legenden ...essenheit ...ach 125 ...wieder ...esselnder ...u einem ...Namen- ...einander

...daß die ...Quellen ...g eines ...ß dieser ...Haupt- ...Urquelle ...rlei ist, ...gehöret. ...erung... ...n unter- ...letztere, ...größte. ...übrige ...Hieraus ...n Fällen ...bringen

müsse.« — Das sind dieselben Erkenntnisse und Grundsätze, die erst im vergangenen Jahrzehnt von neuem erarbeitet werden mußten und in meinem »Deutschen Namenbuche« 1933 zum ersten Mal in umfassender Weise durchgeführt sind (und zwar ohne Kenntnis Wiardas!). Wie aber kam es, daß Wiardas verheißungsvolle Saat nicht aufging, sondern von Dornen und Disteln erstickt wurde?

Es dürfte bekannt sein, daß das folgende Zeitalter der Romantik mit der Wiederentdeckung des germanischen Altertums auch die germanischen Namen wieder ans Licht zog und manchen von ihnen zu neuem Leben erweckte. Wiardas Wunsch nach einem »vollständigen Verzeichnis aller ächt germanischen Namen« sollte jetzt, dank Jakob Grimms Aufruf, durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften vom J. 1846 in Erfüllung gehen: In jahrelanger Arbeit entstand Förstemanns monumentales »Altdeutsches Namenbuch« Bd. 1 (1856, 2. Aufl. 1900); eine Sammlung von Tausenden klangvoller Namen, die, längst verklungen und vergessen, aus dem Staub der Archive und Bibliotheken plötzlich ihre Auferstehung feierten. Sie harren noch heute der ihrer würdigen wissenschaftlichen Bearbeitung; nur die »Kosenamen der Germanen« hat Franz Stark (1868) gründlich erforscht.

Es war nun ein verhängnisvoller Fehler Förstemanns, seinem Buche ein Verzeichnis von vielen hundert Familiennamen beizufügen, die (nach seiner bloßen Vermutung) auf Germanennamen zurückgehen sollten. Das war ein Sprung über Jahrhunderte, ein Sprung in den Abgrund. Denn Förstemanns Sammlung reicht nur bis zum Jahre 1100 und enthält sehr viele Namen, die schon seit dem 8. oder 9. Jahrhundert nicht mehr bezeugt sind. Die Anfänge der Familiennamen aber datieren erst vom 13./14. Jahrhundert und ihre Schöpfung war noch im 16. Jahrhundert nicht völlig abgeschlossen. Gerade in dieser Zeitspanne aber vollzog sich die einschneidende Wandlung der deutschen Vornamengebung: das Einströmen der fremden, kirchlichen Namen, meistens von Heiligen, und das Zusammenschrumpfen des altererbten Namenbestandes.

Aber die Vorliebe für alles Germanische war zu mächtig, als daß man für die Familiennamen die richtige Schlußfolgerung hätte ziehen können. Das Beispiel Förstemanns machte Schule, von Pott über Vilmar und Steub bis hin zu Albert Heintze (1882). In dessen Buch »Die deutschen Familiennamen« fand das Dogma von der germanischen Namenwurzel seinen sichtbarsten Ausdruck. Nach Heintzes Tode (1906) von Paul Cascorbi betreut, entwickelte sich dies Werk in 7 Auflagen (bis 1933) zu dem »maßgebenden« Namenbuch der Gegenwart. Warnende Stimmen wie die von Hans Witte (Neustrelitz), schon 1905[1]), von Edward Schröder (Göttingen) 1924[2]) und von mir 1926[3]) fanden kein Echo. Im Gegenteil, es tauchten zwei neue Namenbücher im gleichen Fahrwasser auf: Brechenmachers »Deutsches Namenbuch« (1928) und Gottschalds »Deutsche Namenkunde« (1931); und während dieser Niederschrift »Die deutschen Familiennamen« von Engelbert Hertel.

Zur Veranschaulichung des Gesagten hier ein paar Proben: Süddeutsches Scheuerbrand, 1374 noch ohne Diphthongierung Schürbrand — so hieß ein Marburger Schlossergeselle —, erklärt sich ganz ungezwungen als Brandschürer, gehört also in eine Reihe mit Stakebrand, Rakebrand u. a.; Heintze-Cascorbi aber und seine Nachfolger erfinden ein niemals bezeugtes Skuri-brand, um die Herkunft aus einem germanischen Taufnamen (ähnlich Hildebrand u. dgl.) zu erweisen. — Mecklenburg - vorpommersches Methling wird jeder Unbefangene als Zuwanderer aus Groß-Methling in Vorpommern deuten; aber das wäre ja zu prosaisch, drum muß die germanische Thing-Bezeichnung Mathla, altsächsisch mahal, herhalten, auch wenn um 1200 die Namen dieses Stammes längst verschwunden waren. Selbst der Familienname Madelung ist nichts anderes als der Ortsname Madelungen in Thüringen,

AUS DEM INHALT

TILLE: Lebensabrisse
HELLPACH: Landschaft und Schicksal
BAUMGART: Ein Museum für deutsche Volkskunde
v. MÜLLER: Über die Gruppierung von Dichtern einer Sprachgemeinschaft

[1]) Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg, S. 93.
[2]) Deutsche Literaturzeitung 1924, H. 1.
[3]) Teuthonista, Jg. 1926.

Digitized by Google

worauf schon seine thüringische Heimat hinweist. — So hat auch der obersächsische Name Gellert nichts mit germanisch Geldhard zu tun. Die ältere Form Geller führt den Kenner alter Ortsnamenformen auf den richtigen Weg: nach der niederländischen Provinz Geldern: tatsächlich finden wir in niederrheinischen Urkunden des 16. Jahrhunderts mehrfach Gleichungen wie Joh. von Gelre 1560 = Joh. Geller 1559. Die niederländisch-flämische Kolonisation zwischen Elbe und Saale dürfte die Verbreitung des Namens in diesem Gebiet genügend erklären. Und in Hertels neuestem Buch wird der Name Hitler auf germanisch hild »Kampf« zurückgeführt, während in Wirklichkeit ein Hüttler gemeint ist, der mit der Salzverschiffung auf der Salzach zu tun hatte, wie Alfred Götze nachgewiesen hat.

Diese Beispiele dürften zur Genüge beweisen, daß gegen eine solche falsche Namendeuterei Front gemacht werden muß. Ich habe deshalb in meinem »Deutschen Namenbuch« (1933) erstmalig den Anteil der germanischen Taufnamen an unserer Familiennamenwelt genauer festgestellt und damit die Möglichkeit zu leichterem Erkennen und Absondern der zahlreichen Herkunftsnamen geschaffen. Rund 375 Germanennamen, gebildet aus etwa 120 Stämmen oder »Namenwörtern«, war es vergönnt, sich in die Familiennamen hinüber zu retten, und zwar einschließlich derer, die nur mit Hilfe der Kirche, als Heiligennamen, fortzuleben vermochten. Von der vieltausendköpfigen Schar der Förstemannschen Sammlung ein leider nur kleines Häuflein. Die ererbte, immer üppiger wuchernde Kurz- und Koseformenbildung und die mannigfaltigen mundartlichen Verhältnisse der deutschen Stämme und Landschaften haben wenigstens dafür gesorgt, daß sich aus jenem Rest gegen 3000 Familiennamen entwickelten, die an Fülle und Buntheit der Formen den übrigen Namengruppen nicht nachstehen. Aber gemessen an der Gesamtsumme der deutschen Erbnamen sind es kaum 5 v. H., während sie bisher auf rund 50 v. H. geschätzt wurden. Die beste Bestätigung hierfür sind die Untersuchungen des letzten Jahrzehnts über die Frühzeit der norddeutschen Bürgernamen, die alle zu derselben Verhältniszahl kommen und die Gruppe der Herkunftsnamen mit fast 50 v. H. als die größte erweisen, während der Rest (je 20—25 v. H.) sich etwa gleichmäßig auf die Berufs- und Übernamen verteilt [1]).

Damit sind der Forschung ein für alle Mal die Wege gewiesen, die allein zum Ziele führen und über denen als Leitstern die methodische Grundfrage steht: Wie muß der Name erklärt werden? Nämlich aus der Heimat und der Entstehungszeit heraus, und wenn er sein Geheimnis nicht hergeben will, durch Prüfung auf einen Ortsnamen hin.

Alle wahren Germanenfreunde aber mögen zum Schlusse zweierlei beherzigen:

Wer sich an den Strohhalm der »sehr lückenhaften Überlieferung« klammern zu dürfen glaubt, um möglichst viele Germanennamen für die Familiennamen zu retten, der kennt nicht die unglaublich reiche Fülle erhaltener Namenquellen des späten Mittelalters. Sie machen es zur Gewißheit, daß auf die Dauer kein Taufname der Aufzeichnung entgehen konnte, am allerwenigsten — so paradox es klingen mag — ein seltener Name; denn Seltenheit weist auf sozial gehobene Schichten, und gerade in diesen gab es viel häufiger Gelegenheiten zu urkundlicher Fixierung.

Und zweitens: Wer Ortsnamen als Zeugen für das Fortleben nicht mehr oder gar nicht bezeugter Germanennamen anruft, der muß auch nachweisen können, daß die betreffenden Ortsnamen erst in der fraglichen Zeit, also nach 1200, entstanden sind. Diesen Beweis aber wird er stets schuldig bleiben, weil alle diese späten Ortsnamengebilde nur solche Taufnamen enthalten, deren Fortleben auch sonst bezeugt ist. Wer freilich Tauf- und Übernamen verwechselt und aus Mannetstätter oder Manatzeder einen germanischen Manhart herausliest, scheint nicht zu wissen, daß junge Ortsnamen auch von Übernamen gebildet wurden (vgl. Socin S. 152).

Man kann den gegenwärtigen Stand der Familiennamenforschung kaum treffender kennzeichnen als mit den Worten der Marburger Germanistin Luise Berthold in ihrer Kritik meines »Deutschen Namenbuches«: Viel landschaftliche Sonderforschung ist noch zu leisten, aber es sind jetzt — und darauf kommt es an — mit energischer Hand tragfähige Grundmauern gelegt, die ein sicheres Weiterbauen gestatten, ja zu ihm anreizen. (Hess. Bl. f. Volkskunde 1933.)

(Nach abgeschlossenem Druck dieser Zeilen erscheint soeben Brechenmachers neues Namenbuch »Deutsche Sippennamen«, Teil 1—5, erfreulicherweise im Sinne der obigen Ausführungen, im Anschluß an mein »Deutsches Namenbuch«.)

[1]) Genauere Übersicht in meiner Abhandlung »Der Zug nach dem Osten im Spiegel der niederd. Namengebung (Teuthonista 1933).

Ein Jahrbuch für Volkskunde

Der neue Band (1936) enthält nicht weniger als dreiundzwanzig planvoll aneinandergereihte Aufsätze zur religiösen Volkskunde. Nachdem Theodor Grentrup in einer kritischen Untersuchung des Begriffs »Volkstum« dieses als das infolge der gleichen Geistesartung in jedem Volksgenossen gemeinsam Wiederhallende nachgewiesen hat, erörtert der Bischof von Regensburg, Michael Buchberger, das Verhältnis der Kirche zur religiösen Volkskunde und im dritten Aufsatz (Volksreligiosität im deutschen Lebensraum) betont der Herausgeber die Aufgabe des Geistlichen, in das eigentliche Volkstum als die Seele des Volkes einzudringen. Mit reichen Literaturangaben und Quellennachweisen zur katholischen Volksreligiosität wird die starke Wechselwirkung zwischen kirchlichem Kultus und völkischem Brauchtum eingehend dargelegt. Der gründliche, für die Volkstumsforschung im deutschen Kolonialgebiet beispielhafte Aufsatz Joseph Klappers behandelt die religiöse Volkskunde im gesamtschlesischen Raum, d. h. in der Landschaft, die in der Siedlerzeit des 13. und 14. Jahrhunderts ein in Sprache und Bildung nicht einheitliches Volkstum erhielt. Wie die Schrift des Zisterzienserbruders Rudolf aus der Mitte des 13. Jahrhunderts eine ergiebige Quelle für vorchristliches, volkstümliches Brauchtum ist, so auch die Synodalstatuten der einzelnen Sprengel. Diese und weitere Angaben von Quellenschriften weisen auf die Notwendigkeit, den verwickelten Problemen des schlesischen Volkstums eindringlich nachzugehen. Ins Besondere gehen die Untersuchungen von Johannes Vincke über den Wert des Sprichwortes für die Erforschung des Volkstums an der westfälisch-engrischen Grenze, die Anregungen in dem Aufsatz von J. M. Ritz, wieweit der von der Kirche gebotene Stoff im Bereich des Kultbaus, in den Devotionalien und den Gnadenbildern volksmäßig und stammlich behandelt wird. Desgleichen ergeben die kunstgeschichtlich reizvolle Studie von Friedrich Zoepfl über das schlafende Jesuskind mit dem Totenkopf und Leidenswerkzeugen, der Aufsatz von Friedrich Doelle über das, bei der feierlichen Einkleidung übliche aber bisher fast unbekannte Brauchtum des weltlichen dritten Franziskanerordens, der Aufsatz von Johannes Quasten über die Wallfahrtsorte in Westfalen und am Niederrhein, der pädagogisch wertvolle Aufsatz von Anton Stonner über die Volkstumskunde im katholischen Religionsunterricht ein so reiches Material zur Volkskunde, daß die Klagen über ein Schwinden des Volksbrauchtums nicht berechtigt sind, daß vielmehr noch genügend gegenwartsnahes Volksgut vorhanden ist, um die Stellung des einzelnen Menschen und des Volkes zu Gott und den übersinnlichen Mächten erforschen zu können.

Es ist unmöglich, im gebotenen engen Rahmen den immer anregenden Inhalt der einzelnen Aufsätze eingehender darzulegen, doch soll erwähnt werden, daß manche Arbeiten über den deutschen Raum hinausgehen, so z. B. Rudolf Kapp: Volksfrömmigkeit usw. im anglikanischen England, in dem die Unzerstörbarkeit des Volkstums nachgewiesen wird (our lineage is English not Roman) und der Aufsatz von Andreas Ludwig Veit über das Brauchtum im merovingischen Gallien, wo zur Zeit der Mission ein buntes Volksgemisch vorhanden war, und wo die Synodaldekrete wichtige Aufschluß über das ursprüngliche, von der Kirche im Sinne Gregors des Großen noch nicht umgewandelte Volkstum versprechen. Eine Büchereschau und treffliche Bildtafeln zu einzelnen Aufsätzen vervollständigen den Band und machen ihn zu einer wertvollen Gabe für jeden Volkskundler, von welcher Seite er auch dem Volkstum nähertritt.

Prof. O. Lehmann

Alt

Volk und Volkstum, Jahrbuch für Volkskunde. In Verbindung mit der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Dr. G. Schreiber, Universitätsprofessor. Mit 33 Abbildungen. 1936. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München. 312 Seiten. RM 12.

Handgemal

Die Doppelbedeutung von Handgemal, Stammgut und als Zeichen, war es vor allem, seine Deutung so erschwert hat, daß es schon eine große Literatur darüber gibt und einen ganzen Fächer auseinandergehender Meinungen. Es kommt, daß die beiden Wurzeln Mal und Ma durcheinandergehen.

Die Hauptergebnisse der Untersuchung Herr Meyers, für die seine älteren Arbeiten über Heerfahne, den Roland, die Friedelehe usw. wertvolle Vorläufer bildeten, sind kurz folgende: Handgemal ist das Gut, in dem die Gerichtsstätte liegt und deren Wahrzeichen, der Staffelstein. Ahnengrab ist die Kult- und Gerichtstätte jedem Edelhofe. An der Säule des Gerichtszeichens auf dem Ahnengrabe sind Hausmarken die Zeichen der Urahnen, angebracht. Gerichtskreuz ist altgermanisch; erst später gab die Kirche die Erbschaft an. An die Stelle des Ahnengrabes tritt das Heiligengrab, die Gerichtstätte aber bleibt. Das Asylrecht des Edelhofes rührt von dessen Eigenschaft als Dingstätte her. Das Kreuz in den Urkunden und Monogramm ist nach Meyers Ansicht gleichfalls vorchristlich. Ja, selbst die Rota in den Papsturkunden geht auf weltliche Rechtsgebräuche germanischer Zeit zurück. Auch die Notariatszeichen sind eine Nachbildung des Handgemals. Die Firmatio, die Handauflegung zur Festigung, ist ein Zauberakt wie der Eid.

Manche Schlußfolgerungen erinnern in ihrer Sicherheit an das Ei des Kolumbus; die besonnene, umsichtige und eindringliche Beweisführung wird gewiß viele Anhänger finden. Auch jede weitere Forschung wird dankbar für die Anweisung immer wieder auf dieses grundlegende Werk zurückgreifen.

Prof. Dr. E. v. Künßberg

Heidelberg

[1]) Das Handgemal als Gerichtswahrzeichen des freien Gerichts bei den Germanen. Untersuchungen über Ahnengrab, Adel und Urkunde von Herbert Meyer, ord. Mitglied der Akademie für Deutsches Recht. 1934 Verlag Hermann Böhlaus Nachf. Weimar. (= Forschungen zum deutschen Recht, herausgegeben von Franz Beyerle, Herbert Meyer und Karl Rauch, Heft 1). XIII, 132 S. RM 6.50.

Soeben erschien: **Romania Germanica**
Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreichs. Von ERNST GAMILLSCHEG.
Band III: Die Burgunder. Schlußwort. Mit 3 Karten. XII, 252 Seiten. RM 12.—, geb. 13.—
(Grundriß der germanischen Philologie. Band 11, III.)
Früher sind erschienen: Band I: Zu den ältesten Berührungen zwischen Römern und Germanen. Die Franken. Die Westgoten. Oktav. XVIII, 434 Seiten. 1934. RM 11.—, geb. 12.—
Band II: Die Ostgoten. Die Langobarden. Die altgermanischen Bestandteile des Ostromanischen. Altgermanisches im Alpenromanischen. Mit 8 Karten. Groß-Oktav. XIV, 329 Seiten. 1935. RM 12.—, geb. 13.— *Ausführlicher Prospekt kostenlos!*
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Staatsarchivdirektor i. R. Prof. Dr. ARMIN TILLE, Bonn

Lebensabrisse

Der Wissenschaftler, auf welchem Gebiet er auch tätig sein mag, ja schon der gewissenhafte Zeitungsleser, hat täglich das Verlangen, sich über irgendeine nebenher erwähnte Person schnell zu unterrichten. Er will wissen, wann und wo sie gelebt und gewirkt, worin ihre Leistung bestanden hat, wie diese zu Tage getreten ist (Buch, Kunstwerk, Erfindung), welchem Lebenskreise sie eingeordnet werden muß, und schließlich fordert er Aufschluß darüber, an welcher Stelle des Schrifttums er näheres über diese Person finden kann. Das wichtigste Werk, das in dieser Beziehung unterrichtet, ist die »Allgemeine Deutsche Biographie«, kurz A. D. B. genannt, die nach einem Plane von Ranke (1858) seit 1868 von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durch Rochus Freiherrn v. Liliencron (1820—1912) in 55 Bänden (1876—1910; Registerband 1912) erschienen ist und rund 26000 z. T. recht umfangreiche Lebensbeschreibungen enthält. Dieses große einzig dastehende Werk trägt natürlich durchaus den Stempel des 19. Jahrhunderts und steht namentlich in den ersten Bänden, deren Beiträge vor 60 und mehr Jahren geschrieben sind, nicht auf der heute gewünschten Höhe. Es hat deshalb auch an Ausstellungen in Bezug auf Einzelheiten, die zu berichtigen wären, und hinsichtlich der ganzen Anlage nicht gefehlt. Aber am schmerzlichsten wird empfunden, daß in der A. D. B. nur Personen zu finden sind, die bis 31. Dez. 1899 gestorben sind; die Nachträge Bd. 46—55 enthalten vorwiegend in der Zeit 1876—1899 Gestorbene. Hermann Christern, der Herausgeber des »Deutschen Biographischen Jahrbuchs«, hat in einer trefflichen weitgreifenden Abhandlung »Entwicklung und Aufgaben biographischer Sammelwerke« (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie d. W. 1933, S. 1069—1148) dieses Werk neben andern in vorzüglicher Weise gewürdigt.

Ein solches Nachschlagewerk für die 1900 bis zur Gegenwart Verstorbenen wird überall vermißt, zumal da ja bei sehr vielen ihre Hauptarbeitsleistung vor 1900 liegt — man denke z. B. an den oben genannten R. v. Liliencron. Als Ergänzung der A. D. B. für diesen Zeitraum sollte das schon vor Abschluß der A. D. B. begonnene »Biographische Jahrbuch und deutscher Nekrolog«, herausgegeben von Bettelheim, dienen; es ist 1898—1917 erschienen und enthält die Toten der Jahre 1896 bis 1913, 18 Bde. Seit 1925 erscheint das an Bettelheims Unternehmen anknüpfende »Deutsche Biographische Jahrbuch«, hrsg. vom Verband deutscher Akademien, das bisher die Toten der Jahre 1914—1923 und 1928—1930 umfaßt; es fehlen also, abgesehen von den jüngsten Jahren, auch noch die Toten der Jahre 1924—1927. Das Aufsuchen einer bestimmten Person (für 1914—1923 sind es 410 ausführliche Lebensbeschreibungen neben den schematischen Totenlisten), sofern ich aus andrer Quelle nicht das Sterbejahr kenne, ist schon eine mühsame Arbeit; die Vergleichung von zwei und drei Männern, die im Leben zusammen gewirkt oder gegeneinander gestanden haben, ist nicht leicht. Da zur Zeit, da die Nekrologe abgefaßt wurden, vielfach größere Arbeiten über die Personen oder Veröffentlichungen aus ihrem Nachlaß, Briefwechsel u. dgl. noch nicht vorlagen, so sind diese Lebensbeschreibungen heute schon recht unvollständig.

Neben diesen zwei großen Lebensbilder-Sammlungen, von denen die erste zwar weit zurückgreift, aber doch das 19. Jahrhundert stark betont, die zweite fast nur Leute behandelt, die ihrer Haupttätigkeit nach noch dem 19. Jahrhundert angehören, die aber beide ganz Deutschland in Betracht ziehen, besitzen wir noch andere Sammlungen, die sich mit Personen aus einzelnen Landschaften oder einzelnen Berufen beschäftigen und mehr oder weniger weit zurückgreifen. Solche landschaftliche Sammlungen aus neuerer Zeit gibt es z. B. für Baden, Bremen, Elsaß, Franken, Hannover, Hessen, Mitteldeutschland, Österreich, Sachsen, Schlesien, Sudetendeutschland, Westfalen, Württemberg, nach Anlage, Umfang und Zeit der behandelten Personen so verschieden wie nur denkbar. Dasselbe gilt für die nach Berufen gegliederten Sammlungen; solche gibt es für Ärzte, Chemiker, Künstler, Musiker, Naturwissenschaftler, Politiker, Techniker, Wirtschaftsführer und sonst nur denkbare Gruppen. Ausdrücklich nennen möchte ich nur das wegen seines gewaltigen Umfangs anstaunenswürdige »Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart« von Thieme, Becker u. a., dessen Bd. 1 1907, Bd. 29 (bis Scheffauer) 1935 erschienen ist. Wieder andrer Art ist das seit 1933 erscheinende Werk »Katholisches Deutschland. Biographisch-bibliographisches Lexikon« von W. Kosch und die »Große jüdische Nationalbiographie mit mehr als 11000 Lebensbeschreibungen namhafter jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten und Länder« von S. Wininger (Czernowitz 1925—32, 6 Bde.), das auch getaufte Juden berücksichtigt. Fast jede der genannten Arten von Sammelwerken ist aber auch schon im 17. und 18. Jahrhundert zu finden, so daß eine einigermaßen vollständige Übersicht wohl 200—300 solcher Werke ergeben würde. Den ersten Versuch, eine solche Zusammenstellung zu liefern, hat der bekannte Bibliograph Robert F. Arnold (Wien) unternommen in dem Aufsatze »Territoriale Biographie« in der von mir herausgegebenen Monatsschrift »Deutsche Geschichtsblätter«, Bd. 14 (1913), S. 130—145. Jch selbst habe auf diesem Gebiete mit Erfolg weiter gesammelt.

Alles in allem ist es also Tatsache, daß wir von Personen, die sich in Deutschland in den letzten vier Jahrhunderten irgendwie über die Masse erhoben haben, Lebensbeschreibungen, wenn auch sehr verschiedenen Wertes, in großer Menge besitzen. Nur ist es im gegebenen Falle sehr schwer festzustellen, an welcher Stelle sich eine solche findet, zumal da viele der älteren einschlägigen Werke in den Bibliotheken nicht vorhanden sind. Deshalb ist seit zehn Jahren immer wieder die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die A. D. B. in erweiterter Form und andrer Gestalt neu bearbeitet werden könne. Dr. H. Christern (Berlin) sagt dazu, jetzt seien die Voraussetzungen dazu noch nicht gegeben; man müsse erst die Fortschritte der landschaftlichen Sonderwerke abwarten. Das ist nur teilweise richtig; denn diese werden stets erhebliche Unterschiede aufweisen, da die für sie festgelegten Richtlinien wesentlich von einander abweichen. Schließlich ist es sehr fraglich, ob gerade die vom allgemein deutschen Standpunkte aus wichtigsten Persönlichkeiten auf diesem Wege überhaupt ihre Bearbeiter finden. Ausschlaggebend aber ist, daß heute die erforderlichen Geldmittel für die Schaffung einer neuen A. D. B. fehlen. In der alten Form, d. h. so, daß jedes Lebensbild eine selbständige neue Arbeit eines Sachkenners darstellt, ist die Ausführung unmöglich, da ein solches Werk unter heutigen Verhältnissen nicht dreißig Jahre bis zum Abschluß brauchen darf, wenn es Nutzen stiften soll, sondern in rascher Folge zu Ende geführt werden muß. Auf der andern Seite wäre aber in dem neuen Werke eine wesentlich größere Zahl von Leuten zu behandeln. Die Gesichtspunkte für die Auswahl sind heute andere als um 1870. Ganze Gruppen von Menschen, namentlich Wirtschaftsführer und Techniker, sind jetzt einzureihen; viele bedeutende Menschen früherer Zeit sind gewissermaßen inzwischen neu entdeckt worden; auf allen Gebieten wären die seit 1900 Verstorbenen hinzuzufügen. So würde man vielleicht nahe an die 50000 (statt 26000) Personen kommen, die bei Behandlung in der alten Art mindestens 100 Bände füllen würden. So etwas ist ausgeschlossen. Deshalb muß ein neuer Weg gesucht werden, der schon angebahnt ist.

Dove hat einst der »Biographie« mit schriftstellerisch-künstlerischem Anspruch, mag sie in einem selbständigen Buche oder in einem Aufsatze bestehen, das »Biogramm« — ich möchte dafür deutsch »Lebensabriß« sagen — gegenüber gestellt, d. h. eine kurze Lebensbeschreibung ohne höhere schriftstellerische Form, die sich auf den äußeren Lebensgang und die Kennzeichnung der Leistung beschränkt, aber auf die Stelle des Schrifttums hinweist, wo die Person zuletzt ausführlicher behandelt ist. Wenn man in zweispaltigem Lexikonformat im Durchschnitt eine halbe Spalte für die Person rechnet, so ergibt das 64 Personen für den Druckbogen, für einen Band von 50 Bogen 3200, so daß in 15 solchen Bänden 48000 Personen behandelt werden könnten. Das wäre eine Form, die der nur wenig überlegen sein würde, die die allgemeinen Nachschlagewerke, die früher sogenannten Konversationslexika (Brockhaus, Meyer, Herder) für die bekannteren Personen, auch die lebenden, angewandt haben. Schon vor Jahren hat Bauermann (Historische Zs., Bd. 146) ein Gesamtregister für alle landschaftlichen Biographien gefordert. Dem hat Christern mit Recht entgegengehalten, daß dann mindestens auch die Lebensbeschreibungen des Biographischen Jahrbuchs und der wissenschaftlichen Zeitschriften, die ja meist größere Nachrufe für Verstorbene aus der Feder ihrer nächsten Berufs- oder Arbeitsgenossen oder Mitarbeiter bringen, einbezogen werden müßten. Aber ein solches Register, sei es auf die Zeit nach 1900 beschränkt, sei es weiter zurückgreifend, würde kaum den Druck lohnen, da der Nachschlagende eben doch etwas mehr über die Person wissen möchte, selbst bei solchen, deren Werk er gut kennt, den genauen Lebensgang. Wir brauchen gewissermaßen ein »Wer ist's?« für die Vergangenheit!

Gegenwärtig ist nun aber infolge der Belebung und Vertiefung der Rassen- und Sippenforschung die Teilnahme weitester Kreise für die Personengeschichte erheblich gewachsen, so daß auch über sonst weniger bekannte Personen Untersuchungen angestellt werden und personengeschichtlich ganz neue Aufgaben zu lösen sind. Denn für diese Zwecke kommt es darauf an, über Leben und Wirken möglichst vieler Personen, auch solcher, die sich nur wenig über den Durchschnitt erhoben haben, etwas Zuverlässiges zu ermitteln, mögen es Ahnen jetzt Lebender oder wenigstens Angehörige ihrer Sippen sein oder mögen sie zu bekannten Sippen der Vergangenheit — es sei z. B. an die Familie Bach erinnert — gehören. Besonders wichtig für die rassische Behandlung sind die Bildnisse [1]) von Personen, namentlich vor Erfindung des Lichtbilds entstandene. Es liegt nahe, daß der Nachweis von Schriften über eine Person auch den Weg zum Bildnis zeigt, wenn es überhaupt eins gibt. H. W. Singer weist in seinem »Allgemeinen Bildniskatalog« (1930—34, 13 Bde.), der vorwiegend vom kunstgeschichtlichen Standpunkte bearbeitet ist, aus 20 großen deutschen Sammlungen für 35261 Personen über 100000 Bildnisse nach. Darunter sind auch viele Ausländer, aber der Großteil kommt doch auf Deutsche. Diesen Bedürfnissen kann sich die Personenforschung auf die Dauer nicht entziehen; sie hat die Pflicht, die von der Zeit geforderten Bestrebungen durch Zugänglichmachung des Tatsachenstoffs zu unterstützen. Deshalb gilt es, die Lebensabrisse durch Angaben über Vorfahren und Nachkommen auszugestalten und durch Einbeziehung des sippenkundlichen Schrifttums (Ahnentafeln berühmter Deutscher!) ganz planmäßig Personengeschichte und Sippenkunde enger zu verbinden. Wie läßt sich allen diesen Forderungen entsprechen?

Die Bearbeitung und Drucklegung eines Werkes von 15 Bänden mit 750 Druckbogen, wie oben als wünschenswert bezeichnet, würde eine große Summe Geld erfordern, die heute nicht zur Verfügung steht; denn nur mit staatlichen Mitteln läßt sich solch ein Werk herstellen. Aber wenn sie einmal zur Verfügung stehen werden, dann muß eine Vorarbeit geleistet sein, die in absehbarer Zeit die Herstellung des Manuskripts gestattet. Um diese Vorarbeit, die viel Zeit erfordert und die sich nicht nach der Buchstabenfolge der Namen

[1]) H. Römpp hat für die rassische Zugehörigkeit bedeutender Biologen (Monatsschrift »Rasse« 1935, Heft 10) nur für 50 von 255 Männern gute Bildnisse beschaffen können.

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

ausführen läßt, kann es sich jetzt nur handeln. Aber da über Umfang und Plan des künftigen Werks im einzelnen nichts feststeht und jetzt festzustellen voreilig wäre, darf die Vorarbeit nicht zu eng auf dieses Ziel gerichtet sein, sondern muß mit Rücksicht auf die Personengeschichte überhaupt alle erreichbaren Lebensbeschreibungen und Lebensabrisse (Bücher, Aufsätze aus Sammelwerken, Zeitschriften, Zeitungen) in einer großen Kartensammlung (Kartothek) nachweisen, sodaß im Bedarfsfalle jeder sich dort Auskunft holen kann. Schon hier möchte ich betonen, daß es sich bei der Anlage einer solchen Kartensammlung keineswegs um eine mechanische Schreibarbeit, die untergeordnete Kräfte leisten könnten, handelt, sondern daß nur wissenschaftliche, kritisch geschulte Arbeiter in Frage kommen, da schon die Feststellung der Personengleichheit oft gar nicht einfach ist — man denke an die vielen Müller und Träger andrer Sammelnamen. Ja es gilt, in gewissen Grenzen auch sofort Fehler zu tilgen, damit sie sich nicht fortpflanzen, oder mindestens Unstimmigkeiten und Widersprüche aufzudecken. Nur zwei Beispiele. Im deutschen Biographischen Jahrbuch 1917 ist zu lesen, Schüddekopf habe die Werke Heines herausgegeben: es handelt sich aber um die des Schriftstellers Wilhelm Heinse (1746—1803). Es mag ein bei der Korrektur übersehener Druckfehler sein, aber ein verhängnisvoller. Solche Fehler finden sich leider in allen Sammelwerken, auch in der A. D. B.; ich könnte eine Menge aufzählen.

Wenn man sich zuerst auf die seit 1900 Verstorbenen beschränkte, so würde schon recht bald eine brauchbare Sammlung entstehen. Nach Erreichung dieses ersten Ziels könnte dann immer weiter zurückgegangen werden. Jede Karte braucht zur Feststellung der Person nur zu enthalten: Namen, Vornamen, Ort und Tag der Geburt und des Todes, Hauptlebensberuf und etwa 6 Zeilen für den Nachweis der Stellen, an denen sich Lebensbeschreibungen oder -abrisse finden. Eine solche Sammlung wird, wenn auch die künftig Sterbenden alsbald eingereiht werden, zu den allerverschiedensten wissenschaftlichen und praktischen Zwecken nützlich sein. Die Zeit, die jetzt Hunderte mit Ermittlung solcher Dinge verschwenden, läßt sich ersparen, und zwar durch umgekehrtes Verfahren, d. h. dadurch, daß planmäßig die Sammelwerke durchgearbeitet werden, damit jede einzelne Person, die zugänglich ist, ans Licht gestellt wird. Welche Auswahl später einmal für eine Drucklegung der Lebensabrisse getroffen wird, darf uns heute nicht kümmern; denn die als dauernd gedachte Kartensammlung muß auf jeden Fall beträchtlich reichhaltiger sein als ein gedrucktes Sammelwerk. Wenn jede Person gleich zweimal aufgenommen wird, ist es möglich, neben der Hauptreihe nach der Buchstabenfolge noch eine zweite praktisch sehr wichtige nach Berufsgruppen anzulegen. Bildet die Kartensammlung das Rückgrat des Unternehmens, so kann man sie, sobald genügend Arbeitskräfte da sind, durch eine Stoffsammlung ergänzen, die neben Büchern auch Nachrufe für Verstorbene aus Tageszeitungen, Zeitschriften und sonstigen Veröffentlichungen (Jahresberichten) aufnimmt. In dieser Weise bin ich seit dreißig Jahren für mich tätig gewesen und habe eine reiche Sammlung, die in Mappen ($1^1/_2$ Meter) wohl annähernd 10000 Personen betrifft. Darunter sind Verstorbene der letzten Jahrzehnte, aber auch Lebende, während für Leute der weiteren Vergangenheit allerlei neue Veröffentlichungen (Erinnerungen, Briefwechsel), Lebensbeschreibungen, neue Forschungsergebnisse, Gedenkaufsätze zum 100. Geburts- oder Todestag u. dgl. in buntem Gemenge angemerkt sind, wie es mir gerade unter die Hände gekommen ist. Beruht der so gesammelte Stoff auch nicht auf planmäßiger Arbeit, so leistet er mir doch gute Dienste, da hier viele Leute vorkommen, die in der A. D. B. fehlen, und für andere, die dort behandelt sind, die wichtigsten Ergänzungen vorliegen, die auch die künftigen Lebensabrisse verwerten müßten. Nach demselben Rezept, aber in erweitertem Umfange, habe ich auch für meinen ehemaligen Archivsprengel Weimar gewirkt und darüber unter der Überschrift »Soll das Archiv Gegenwartsstoff sammeln?« (Archivstudien, zum 70. Geburtstag von Woldemar Lippert, hrsg. von H. Beschorner, 1931) berichtet. Die Personenreihe spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle.

Das sind meine aus der Erfahrung abgeleiteten Ratschläge für den Aufbau einer personengeschichtlichen großen Stoffsammlung. Heute handelt es sich darum, Verständnis für diesen Plan auf weite Sicht zu wecken, die vorläufig bescheidenen Mittel für einige Jahre zu beschaffen, damit frisch ans Werk gegangen werden kann, und die Amtsstelle zu finden, der zweckmäßig eine solche Personengeschichts-Nachweisstelle angegliedert werden könnte.

Der Ursprung der Wappen

Die Beschäftigung mit Familiengeschichte steht heute in voller Blüte und damit ist auch die Beschäftigung mit den Wappen sehr in den Vordergrund gerückt. Dabei lassen leider romantische Wünsche und die Ungeschultheit der großen Menge von Liebhabern den wissenschaftlichen Aberglauben in üppigster Fülle wuchern. So ist es aufs Wärmste zu begrüßen, wenn in einem kleinen, leichtfaßlichen Buch ebenso nüchtern wie kenntnisreich die Keime und die Geschichte des Wappenwesens klargestellt wird. Wie schon vor wenig Jahren Otto Hupp in seinem temperamentvollen Buch »Wider die Schwarmgeister« energisch betont hat, liegt den Wappen keinerlei schicksalsträchtiges Runengeheimnis zugrunde. Das Wappenwesen hat vielmehr seine Wurzel einmal in den Zeichen der Kampfschilde, dann in den Symboltieren und Heerbannzeichen. Weiterhin haben Handgemal und Siegel entscheidenden Einfluß auf die Entstehung der Wappen genommen. Haus- und Hofmarken hingegen sind zwar eine verwandte Erscheinung und von viel höherem Alter; aber sie sind keine direkten Ahnen der Wappenzeichen, wenn auch bald nach der Entstehung der Wappen gelegentlich, ja sogar oft, Hausmarken heraldisiert wurden. Seit dem 12. Jahrhundert erst kann man von einem Wappenwesen sprechen. Es ist also keine altgermanische Einrichtung. Die Wappen sind von Haus aus eine ritterliche Angelegenheit. Da die Ritter in ihrer Rüstung unkenntlich waren im Kampf und im Turnier, so waren Abzeichen nötig. Schild und Helm wurden dazu benutzt. Indem nun diese Kennzeichen — und Farbe war dabei ein wesentliches Moment, im Unterschied zu den Hausmarken —, vererbliche Familienzeichen wurden und symbolische Bedeutung bekamen, auch im Siegelbild in Schildform angewendet wurden, war das Wappen fertig. Die alten Volkssymbole, die Tierbilder Stier, Drache, Löwe usw., gingen insbesondere in die Herrschaftswappen über. Dazu gesellte sich als geläufigstes Herrschaftszeichen, aber aus der Antike entlehnt, der Adler. Aus dem Herrscherwappen entstand das Landeswappen, aus dem Stadtsiegel das Stadtwappen. In weiterer Analogie und Nachahmung breitete sich die Wappenführung auf alle Stände und Schichten aus, so daß Wappen und Waffe — sprachlich eigentlich dasselbe — schließlich nichts mehr mit einander zu tun hatten.

Prof. Dr. E. v. Künßberg
Heidelberg

Schriften der Akademie für Deutsches Recht, Gruppe Rechtsgeschichte. Herausgegeben von dem Präsidenten der Akademie für Deutsches Recht Reichsminister Dr. Hans Frank. Forschungen zum Deutschen Recht, herausgegeben von Franz Beyerle, Herbert Meyer und Karl Rauch. Band I Heft 2. Über Ursprung und Entstehung des Wappenwesens von Christian Ulrich Freiherr von Ulmenstein, Referent bei dem Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern. 1935, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar. 74 S. RM 4.20

Deutsches Heldentum in Italien von **R. Kohlrausch**

Kriegs-, kultur- und kunstgeschichtliche Wanderungen. Mit 24 Orig.-Zeichn. v. A.H. Pellegrini u. Geschichtsabriß v. Dr. Bühler. 384 S. Kart. RM 5.—, Leinen RM 6.50

Ein Buch voll deutscher Kraft und Schönheit, voll deutscher Wehmut und deutschem Jubel!

Verlag Rob. Lutz Nachf. Otto Schramm
Stuttgart

Die indoarische Gesellschaftsordnung

Jedes Volk besitzt seine eigene gesellschaftliche Gliederung und Schichtung, die es zu einem besonderen großen Lebensganzen zusammenschließt. Alfred Geiger hat in einem sachkundig und mit ebensoviel Ernst wie Liebe geschriebenem Buche [1]) die von arischem Erbgut maßgebend bestimmte indische Gesellschaftsordnung eindringlich untersucht mit dem Ziele, sie als Ausdruck einer einheitlichen indischen Wesens- und Geistesart zu begreifen und verständlich zu machen.

Stadien- und Kastenwesen geben dem indischen Volkstum sein eigentümliches Gepräge. Seit alters dürfen nur die drei Stände der priesterlichen Brahmanen, der wehrhaften Kschatrijas und der Handel und Wirtschaft treibenden Waischjas den Weda, das heilige Schrifttum Altindiens, studieren. In unzählige Unterkasten zerspalten heben sie sich auch heute noch als 'zwiegeborene' Kasten von den dienenden, 'nur einmal' geborenen Schudrakasten scharf ab. Innerhalb des Einzellebens, das durch das Karman unlöslich in die Lebensganzheit des Volkes hineingestellt ist, durchläuft der gläubige Indoarier vier Achramas, vier Lebensstadien: das Wedastudium als seinem Brahmanenlehrer ergebener Schüler (Brahmatscharin), das Haushaltertum als in der Gemeinschaft tätiger Familienvater (Grihastha), das Waldeinsiedlertum als sinnender Eremit (Wanaprastha) und schließlich das Endstadium der Einsamkeit als heiliger, nirgends beheimateter Bettler (Pariwradschaka).

Geiger sieht in der religiösen Lehre vom übersinnlichen und unpersönlichen Brahman, wie sie Chankara im System des Wedanta aus den Upanischaden entwickelt hat, die geistige, das gesamte Gesellschaftsbild Indiens gestaltende Kraft. Demgemäß werden altwedische Heldenzeit ebenso wie die Systeme des Sankhja und Joga mit dem gesamten Buddhismus, der indische Theismus ebenso wie der Schiwaismus und Schaktismus von Geiger als Neben- oder Fehlformen indischer Kulturentwicklung angesprochen. Mit dem universalen Gemeinschaftscharakter der aus dem transzendenten Grunde des absoluten Brahman fließenden Welt der indischen Gesellschaft scheint jedoch die tatsächliche, schroffe Absonderung der Schudrakaste, die schicksalsschwere Ausstoßung der Mischehen entsprossenen Parias und die volksabgewandte Einsamkeit des asketischen Muni unvereinbar. Geiger bemüht sich, diese »Widersprüche« im Gefüge des indischen Gesellschaftssystems aus den letzten religiösen Wurzeln des Indertums, »aus seinem Geiste selbst heraus«, verständlich zu machen: Das Leben der Gesellschaft hat seine Herkunft von eben dem Brahman, dem sich der heimatlose Einsame ganz hingibt; die Schudras nehmen den oberen Kasten alle handwerkliche Arbeit ab, damit diese sich um so ungefährdeter ihren geistigen Aufgaben widmen können; und der kastenlose Paria muß sein bitteres Los tragen, weil nur die Wahrung der Kastenordnung die notwendige »Unverrückbarkeit des Vollkommenheitsbildes der Gesellschaft«, die Herrschaft des Dharma, gewährleistet.

Die inhaltsreichen Darlegungen des Autors erhellen aufs klarste die merkwürdige religiöse Gesamtdurchdringung des indischen Gesellschaftslebens. Es ist eine natürliche Auswirkung seines eigenen mystisch-religiösen Glaubens an den Erbsündenfall der Menschheit aus der Einheit eines vollkommenen Urstandes zu einer Vielheit von Ständen, wenn Geiger die geschichtliche Wirklichkeit des indischen Gesellschaftslebens trotz der Erkenntnis seiner offenbaren Schattenseiten im selben Maße überhöht, wie er die im Innern indischen Menschentums schlummernden Möglichkeiten neuer Lebensformung unterschätzt. In dieser Grundeinstellung, die den theokratischen Geist Othmar Spanns atmet, wird ihm nicht jeder Leser folgen können, auch wenn er den tiefen und anregenden Wertgehalt des Geigerschen Buches dankbar anerkennt.

Dr. H. Dempe
Waltershausen i. Th

[1]) Alfred Geiger, Die indoarische Gesellschaftsordnung Grundlagen und Aufbau. J. C. B. Mohr, Tübingen 1935. XVI 223 S. Gr. 8°. br. 10, 50, geb. 13,20 M.

Digitized by Google

Prof. Dr. Dr. W. HELLPACH, Heidelberg

Landschaft und Schicksal

Vieldeutig ist jedes der beiden Worte, die unsere Betrachtung zueinander setzt. Wir sprechen von Schicksalsschlägen und meinen damit nichts weiter, als höchst schmerzhafte Ereignisse (Tod Nahestehender; Erblindung; Berufsstellungsverlust), die in einem Menschenleben auftreten. Aber oft geben wir dem Wort einen geheimnisvollen, metaphysischen Sinn: dann reden wir vom Schicksal als einer dunklen »Macht«, die jene Heimsuchungen »verhängt«. Und dazwischen bewegt sich eine mehr schillernde Bedeutung, die etwa unser Schicksal in unsere eigenen Hände legt, sodaß wir es »schmieden«, wobei es sich freilich herausstellen kann, daß wir ihm »nicht gewachsen« sind. Nicht eindeutiger ist der Begriff Landschaft. Man vergegenwärtige sich nur selber, welch verschiedene Bedeutungen wir vorfinden, wenn wir »Generallandschaftsdirektor« sagen, »Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften« lesen, für »Landschaftsmalerei« uns interessieren, ein schönes »Landschaftsbild« genießen! So ist es denn nötig zu umgrenzen, was hier unter Landschaft und unter Schicksal verstanden werden soll. Wir sprechen nicht von der verwaltungspolitischen, noch von der künstlerischen, sondern von der geographischen Landschaft: das ist die in ihrer Eigenart (ihrem »Landschaftscharakter«) in sich geschlossene Oberflächenganzheit eines begrenzten Erdraumes (ihre Ebenheit oder Bergigkeit, ihr Besitz an Gewässern, an Pflanzendecke, ihre Leere oder Bebautheit), so wie sie sich unserer Um- und Überschau darbietet. Und *wir handeln* nicht von einer über- oder hintersinnlichen Schicksalsmystik, die »Unerforschliches« »verhängt« glaubt, sondern von der tatsächlichen Daseinsgestaltung, insofern sie übers bloß Zufällige und Eintägige hinaus einen wiederum in sich geschlossenen Ganzheitscharakter erkennen läßt, »typisch« wird, z. B. Wohlstand oder Armut, Fülle oder Kargheit, friedliche oder kampfharte, ländliche oder städtische, stetige oder unstete, engräumige oder großzügige Existenzform zeigt. Ob solches Schicksal, das Einzelne, Geschlechter, Stände, Völker erfahren, von der umgebenden Landschaft mitbestimmt wird: das ist die Fragestellung unserer Betrachtung.

Seit alters wird ein solcher Zusammenhang bejaht, meistens so, daß man eine Analogie, eine Entsprechung der Eigenschaften von Mensch und Landschaft behauptet: heitere, sonnige Natur macht ihre Bewohner heiter und sonnig, die Bevölkerung düsterer Landschaften neigt zur Schwermut und Schwerblütigkeit, die weite russische Steppe prägt den »breiten« russischen Menschen, in karger Natur erwächst ein nüchternes, herbes Geschlecht. Das klingt alles so einleuchtend, aber prüft man es genauer, so hält es nur sehr bedingt stand. In dieser vermeintlichen Verursachung steckt zunächst schon ein Analogie- und Zirkelschluß: denn was ist eigentlich »heitere«, »düstere«, »herbe« Landschaft? — Wir sind es, die solche Gemütszüge in die Natur hineinlegen, und »wir«, das ist der reflektierende, differenzierte Bildungsmensch, nicht der naive, praktische Mensch, der sich mit der Natur abmühen und abrackern muß, um ihr des Lebens Notdurft abzuringen, anstatt sie betrachten und genießen zu können. Wir Bildungsmenschen begehen dabei noch einen weiteren Fehlschluß: wir verallgemeinern eine seelische Umstimmung, die der Eindruck neuer Landschaft in uns hervorruft, und unterstellen, so wirke diese Landschaft auch auf jene, die in ihr geboren und aufgewachsen sind, denen sie »selbstverständlich« ist. Auch Dorf und Kleinstadt erscheinen ja dem »friedlich«, der sie von einer Anhöhe aus liegen sieht oder am Feierabend durchschlendert; der Eingesessene aber ist in dutzendfältigen Zwist und Streit, in Haß und Parteiung, in Klatsch und Prozeß verstrickt.

Neben diesen beiden Fehlschlüssigkeiten aber erhebt sich dann drittens noch die Frage, ob der Zusammenhang, wo er tatsächlich feststellbar ist, nicht etwa ursächlich umzukehren sei: ob nicht ein Menschenschlag — etwa als Stamm, Großsippe, Völkerschaft — sich die ihm »adäquate«, wesensgemäße, »seine« Landschaft als Lebensraum instinktiv gesucht habe und ebenso instinktiv an sie sich festklammere? Diese Problemwendung entspricht der heutigen Abneigung gegen jederlei »Umwelttheorie«, d. h. gegen Erklärung wesentlicher Eigenschaften aus den äußeren Lebensbedingungen, und der entsprechenden Hinneigung zur Ableitung alles Wesentlichen im Menschen aus seiner Erbanlage. Danach vermag kein Boden das Blut zu ändern, wohl aber ist es möglich, daß jedes Blut sich »seinen« Boden sucht und auf ihm am natürlichsten gedeiht. Man könnte in diesem Sinne von arteigener Landschaft sprechen (und artfremder), oder besser vielleicht (weil »Art« eben ein festgelegter Systembegriff der Lebewesenwissenschaften ist, der sich nicht ohne Gewaltsamkeit und Verwirrung auf kleinere und kleinste Gruppen innerhalb einer Art einengen läßt) von (volks-, menschen-) schlageigener, schlagfremder Landschaft. In verwandtem Sinne hat die jüngst erschienene 4. Auflage meines Werkes »Geopsyche« der Frage arteigenen und artfremden Klimas einen besonderen Abschnitt gewidmet — und wenn auch Klima nicht mit Landschaft sich deckt, so gehört es doch entscheidend, sie mitgestaltend und von ihr mitgestaltet, zu ihr (Bezeichnungen wie »sonnig«, »grau«, »harte Natur« deuten das ja schon an); daß aber die großen Rassen des Menschengeschlechts, das sind die durch Farbmerkmale unterschiedenen, in bestimmten Klimaten daheim, auf sie zugeschnitten sind und in abweichenden nur unter Schwierigkeiten zu leben vermögen, das ist heute eine gesicherte Erkenntnis, für keine Rasse so gesichert wie für die hellfarbene nordische. Sie hat bestimmt in den kühlen, niederschlagsreichen und jahreszeitlich wechselstarken Zonen der Erde ihr Existenzoptimum, geht in den Tropen mindestens generativ (im Fortpflanzungsprozeß) ein (um einen Ausdruck aus der Blumenzucht zu gebrauchen), und entartet wahrscheinlich schon im europäischen Süden (wo die mittelländische Rasse ihr Daseinsbest hat). Nur die mongolische Rasse scheint unbedingt klimafest zu sein; sie gedeiht am Äquator und am Polarkreis, auf der östlichen und westlichen Halbkugel (hier als indianischer Zweig); unerprobt ist freilich, ob sie das ostatlantische Klima (das eigentlich »europäische« und afrikanische) ungeschwächt ertragen würde. Es wäre nun durchaus möglich, daß innerhalb der Großrassen auch die einzelnen »Schläge« in bezug auf ihren besten Lebensraum »schlageigene« Instinkte hätten und sich die entsprechende Landschaft suchten, oder in einer schlagfremden verkümmerten (»pauperieren«): der Zusammenhang zwischen Landschaft und Schicksal wäre dann freilich umgekehrt, als er landläufig konstruiert zu werden pflegt, aber er wäre höchst positiv. Er entspräche der gesicherten Erkenntnis moderner Erbwissenschaft, daß ein Erbfaktor (und die Totalität der Erbfaktoren) erst an den wirklichen Lebensumständen, in die er gerät, sich zu Eigenschaften (und zur »Eigenart«) ausgestaltet — und wie diese Eigenschaften ausfallen, das hängt u. a. wesentlich davon ab, ob die »adäquate«, art- oder schlageigene, die optimale Umwelt gefunden wird. Aber die wissenschaftliche Erfahrung, wie sie bisher vorliegt, gibt uns freilich kein Recht, hier nur die extremen Möglichkeiten des Gedeihens und Verkümmerns anzunehmen. Dazwischen liegt eine Fülle von So-sein und Etwas-anders-sein; derselbe Genotypus wird ein etwas anderer Phänotypus je nach den Umständen, in denen er sich entfaltet (wie die Chinaprimeln aus demselben Samen rot blühen, wenn sie bei 15 Grad, aber weiß, wenn sie bei 35 Grad gehalten werden, nie freilich gelb oder blau), und so besteht auch noch die Möglichkeit, daß ein Volksschlag in mancherlei Landschaft ungefährdet existieren kann, durch diejenige aber, in die er wirklich gerät, »phänotypisch«, und d. h. solange er in ihr bleibt, auf eine bestimmte Art geprägt wird (in der Ebene etwa anders als in einem mittleren Hochland). Auch das wäre ein Teilzusammenhang zwischen Landschaft und Schicksal, wenn man das Wort »Schicksal« nur nicht gar zu anspruchsvoll nimmt und immer gleich an weltgeschichtliche Sendung, große Reichsgründungen, Untergang dabei denkt.

Die Forschung ergreift alle diese Fragen eben erst; es brauchte dabei nicht so unnötig viel Dilettantismus zu geben, wenn nicht die gelehrte Zunft sich ihnen so lange und so hartnäckig verschlossen hätte, so daß wir auf diesem Gebiet der Zähigkeit und Kühnheit fragestellender und lösungsuchender Dilettanten wirklich viel verdanken. Es sind sehr verwickelte Fragen, und rasche Lösungen können nicht, glatte jedenfalls nur für einzelne davon erhofft werden. Jeder ernsthafte Versuch, der von echtem Wirklichkeitsgewissen zeugt, muß willkommen geheißen werden.

Albert v. Hofmann hat zwischen 1920 und 1930 in vielbändigen Darstellungen die Schicksale der Deutschen als raumbestimmt zu ergründen versucht. Es ist Wenigen möglich und liegt Wenigen, durch solche Riesenwerke sich hindurchzuarbeiten. Darum ist eine auf 260 Seiten zusammengedrängte Fassung [1]) seines Dreibändewerkes über »Das deutsche Land und die deutsche Geschichte« höchst willkommen. Der Verfasser bestimmt sie für den Lehrer, der daraus Geschichte in geographischer Sicht verstehen und behandeln lernen soll. Das Buch läßt als Ganzes diesen schuldidaktischen Zweck weit hinter sich. Wen das deutsche politische Schicksal nicht so oder nicht bloß als Wirkenden, sondern als Betrachtenden beschäftigt, kann an v. Hofmanns Versuch, es auszudeuten, nicht vorüber. Jeder, der dies Buch studiert (zum »Durchlesen« ist es bei der verdichteten Fülle seiner Tatsachenbeibringung denkbar ungeeignet), wird dann mit ganz anderer Schau und Sicht durch das deutsche Land gehen. Nicht alles wird ihn überzeugt haben; und zwar sind es weniger gewagte Konstruktionen, hinter die man sein Fragezeichen setzt, als die Folgerungen aus der den Text beschließenden, aber von Anfang an beherrschenden Grundthese v. Hofmanns (der gebürtiger Berliner ist): »W- märkische

Digitized by Google

Politik treibt, treibt deutsche Politik«. Seit v. Sybel und v. Treitschke ist deutsche Geschichte nicht wieder so exclusiv großpreußisch gesehen worden; der Autor geht so weit (S. 35) zu beklagen, daß der Krieg von 1870 als deutscher (statt als preußischer) Krieg geführt worden ist. Über Österreich enthält das Werk fast nur abschätzige Urteile; darunter solche, die gerade aus der landschaftsschicksalsmäßigen Sicht anfechtbar sind, wie: (S. 290) »Wien war Raum- wie Volksbildung versagt«. Wenn so etwas von einem der kräftigsten Eindeutschungskessel und Reichsbildungsfelder dogmatisch behauptet wird, weil das deutschraumvolkbildende Monopol der Mark Brandenburg und Berlin reserviert bleiben soll, so könnte man an dem ganzen Ergründungsprinzip irre werden, das diesem Werk zugrundeliegt. Exklusiv preußisch, sieht v. Hofmann die Schicksale von Volk und Reich auch ausschließlich militärpolitisch. Nur tritt an die Stelle der Jahreszahlen von Feldzügen und Schlachten (aus denen im vorigen Jahrhundert großenteils Geschichte zu bestehen schien) ihr Schauplatz, ihre Aufmarschlineatur — Geographie an die Stelle von Chronologie. Manchmal meint man, einen Generalstäbler der Operationsabteilung das deutsche Schicksal erläutern zu hören. Darunter finden sich meisterhafte Kabinettstücke: die strategische Schlüsselstellung meines Heimatstädtchens Landeshut im Riesengebirge ist selten so schlagend aufgedeckt worden (S. 229). Dennoch fallen dabei große Kreise völkischen Wirkens und Schaffens in den »blinden Fleck«, bleiben unsichtbar. Die Kulturmacht einer Landschaft kommt kaum zum Vorschein; in den Abschnitten über Wien, den Rhein, vor allem auch Altpreußen (die Deutschordenslande) wirkt das geradezu befremdlich. Die großen Rassenprobleme sind nicht einmal gestreift; v. Hofmann hält jedes Nationalitätenprinzip für eine Verirrung (S. 15 und anderwärts); der »Boden« zwingt nach seiner Anschauungsweise auch dem »Blut« sein »Schicksal« auf. Von Wirtschaftskräften ist nicht die Rede, die Glaubensmächte und -kämpfe sind als lästige oder unheilvolle Raumfeldstörungen betrachtet (S. 15, 29, 257 f.; man fragt aber, wie der Raum, wenn er die geschichtemachende Macht ist, durch solche Fremdmächte für Jahrhunderte entmachtet werden kann?). Seiht man die Essenz im Hinblick auf unser Thema hier ab, so ergibt sich etwa der raumvisionäre, Landschaftseignung begreifende Genius führender Persönlichkeiten als die völkerschicksalformende Seelenkraft. Das ist subjektiv packend gesehen, das ist auch objektiv durchaus wesentlich, und darin liegt die Wichtigkeit dieses Buches. Es ist sicher nicht das einzig Wesentliche. Es erscheint hier rücksichtslos vereinseitigt — aber jede neuartige Betrachtungsweise bedarf der Einseitigkeit: Übertreibung ist die Nährmutter alles Fortschritts, auch des Erkenntnisfortschritts.

Auf ganz anderer Linie faßt Gustav Paul das völkische Schicksalsproblem in seiner Landschaftsabhängigkeit an, wenn er eine »Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes« vorlegt [2]). Ihm ist das Erbblut der geschichtlich-primäre Tatbestand, und der Raumbezug die Fragestellung, die er an diesen Tatbestand heranbringt. Dr. Paul bewältigt eine schier erdrückende Schrifttumsmasse, und namentlich von den Zügen, Wanderungen, Einströmungen und Umsiedlungen bringt er eine weitreichende Detailkunde für seine Aufgabe mit; in dieser Hinsicht bedeutet sein Buch wirklich eine stattliche Fundgrube. Dagegen führt er an die Frage des inneren Zusammenhangs von Rasse und Raum gerade nur heran. Rassenteile haben Räume gewechselt, Räume haben bald diese, bald jene Rassenmengung oder -mischung beherbergt. Aber die Frage ist eben, wie sich bestimmte Rasse zu bestimmtem Raum verhält? Damit erst reckt sich das Forschungsproblem »Blut und Boden« (und übrigens auch das Siedlungsproblem, gerade wenn es biologisch angepackt wird) auf. »Die Landschaft«, lesen wir auf S. 39, »schafft neue Spielarten und Schläge der Rassen (Gautypen) . . . und formt ihr Seelenleben«. Und nun folgt (S. 40—53) eine Darstellung all der »Pforten« und »Tore«, durch die Fremdrassen in den deutschen Raum eindringen, die Germanen aus ihm austreten konnten — aber warum einmal jenes, einmal dies geschieht, das Wiener »Donautor« z. B. erst eine furchtbar gefährliche Einfallspforte, schließlich aber der abendlandrettende Abriegel gegen die Asiaten wird, m. a. W. das geschichtliche Schicksal, wie es sich aus den entgegengesetzten Möglichkeiten tatsächlich gestaltet hat — das wird anscheinend »singulär« (feldherrlich, dynastiepolitisch, ökonomisch) entschieden, denn wir erfahren nicht, warum es etwa rassisch oder geobiotisch so oder so kam; Raumverlagerungen oder Raumstabilisierungen rassischer Kräfte waren nur das Ergebnis davon. Wir lernen kennen, wie Geschichte die Rassenverteilung, -durchmengung, -vermischung ändert, nicht aber, wie etwa Geschichte selber aus Rassenverteilung, -durchmengung, -vermischung hervorgehe. (Die Ummengungen durch Glaubensverfolgungen z. B. nehmen einen breiten Raum ein.)

Aber es ist sicher, daß sich nicht (auch vom größten Dämon und Genius nicht) mit jeder Bevölkerung beliebig jede Geschichte machen läßt. Die staatsmännische Vision für die historischen Möglichkeiten der völkischen Substanz ist wahrscheinlich ebenso geschichtemachend, wie die feldherrliche Vision für die historischen Möglichkeiten des landschaftlichen Raumes (s. o. v. Hofmann). So ist z. B. jeder, noch so großartig angelegte Versuch, mit Deutschen oder mit Franzosen Imperialismus zu treiben, immer wieder zusammengebrochen (im Mittelalter, unter Napoleon). Geschichtlich Recht behalten haben hier Talleyrand, dort Bismarck, welche diese Unmöglichkeit spürten, erschauten und ihr durch nationalpolitisches Maß Rechnung trugen. Dagegen haben Angelsachsen, Italiker und Iberer ausgeprägte Imperialgeschichte zu machen und Imperien jahrhundertelang zu halten vermocht. Hier kann gar keine andere Ursache, als substanziell (physiopsychisch) verschiedene Wesenheit vorliegen, es fragt sich nur: hat sie ihren Entstehungsgrund ausschließlich in der genotypischen Blutmischung oder in der phänotypischen Ausfaltung, welche ein bestimmter Volksstandort an den in ihm lebenden, so oder so blutsgemischten Bewohnern vollzieht? Man erkennt: das ist die wissenschaftliche Frage nach dem Schicksalsergebnis von Blut mit Boden, von Hominidenschlag mit Landschaft!

Es könnte sich (nach meiner Überzeugung wird sich) ergeben, daß sich verschiedene Landschaften hinsichtlich ihrer phänotypisierenden (die tatsächlichen Eigenschaften herausholenden und ausformenden) Einwirkung auf ihre Bewohner ganz verschieden verhalten: z. B. die Ebenen indifferenter als alle Gebirge. Dann wäre im Tiefland das »Blut«, im Hochland der »Boden« entscheidender schicksalsetzend. Alle Bergvölker der Erde [3]) sind reicher, vielfarbiger, aber auch unabänderlicher geprägt, als die Tiefebenenvölker, die »amorpher« erscheinen. Für das Kulturschicksal wesentlich: alle Bergvölker sind phantasiereicher, anschauungskräftiger, musischer, die Ebenenbevölkerungen willenszäher, nüchterner, zuchtwilliger; jene erscheinen schöpferischer, diese ordnerischer, jene begabter, diese bedachter. Und nun hängt damit offenkundig zusammen eine bestimmte Eignung desjenigen künstlich geformten Daseinsraumgebildes, welches der Mensch sich in der Stadt geschaffen hat und für den die moderne Geographie geradezu den Begriff der »Stadtlandschaft« prägte. Die überwältigende Mehrzahl der geschichtlichen Reichshauptstädte auf Erden waren und sind nämlich Tieflandsstädte, zumeist Tieflandsgroßstädte, die meisten in (oder wenig über) Meereshöhe. Dagegen haben Reiche mit Hochgebirgshauptstädten, die doch strategisch außerordentlich begünstigt erscheinen, früher oft geradezu unangreifbar waren, trotzdem nur kurzlebige Dauer gehabt oder sich später eine andere, tiefländische Hauptstadt erwählt. (Die berühmtesten Beispiele dafür sind Quito und Mexiko, Inka- und Aztekenreich.)

So wichtig nun auch eine solche Tatsachenfeststellung ist, so wenig kann die Wissenschaft sich dabei bescheiden. Vielmehr hat sie zu ergründen (und das heißt eben: die Gründe aufzudecken), woher so etwas kommt. Ist es in bestimmten Eigenschaften der Stadtbevölkerung begründet? Ist die Lebensform der Stadt auf die Dauer Voraussetzung für die Kraftentfaltung eines Großherrschaftssitzes? Und das, obwohl die Geniekunde aufzeigt, daß etwa Dreiviertel der großen Willensmenschen aus ländlicher Welt kommen, während Dreiviertel der großen Geistmenschen — Forscher, Denker, Erfinder, Künstler — aus der städtischen Welt, überwiegend der städtischen Kleinleuteschicht stammen? Ändert aber Hochgebirgslage alle diese Faktoren? Welche seelischen Kräfte begünstigt die Tieflandsstadt gegenüber der Bergstadt und macht sie der zentralen Herrschaftsaufgabe dienstbar — macht sie »hauptstadtfähig«?

Erst mit solchen Fragen hebt die eigentliche Geo-Wissenschaft, und auch die wirk-

Digitized by Google

liche Erforschung eines Zusammenhanges von Landschaft und Schicksal an! Ein Gregor Mendel wäre in der Vorarbeit für die Erbgesetzentdeckung stecken geblieben, wenn er sich bei der noch so exakten Ermittlung der Zahlenregeln für die Nachkommenbeschaffenheit beschieden hätte — der Proportionen 1:2:1 für die Spaltung, 3:1 für die Überdeckung (Dominanz), 2:1 für die innere Gliederung des Überdeckenden, 1:1 für die Rückkreuzung. Sein Forschergenius tat sich darin kund, daß er den Ursachen des Zustandekommens dieser Verteilungen nachging und sie entschleierte. Aus der klassischen Vollendung, mit der er seine sich selber gestellte Aufgabe löste, kann jeder Wissenschaftszweig lernen. Auch die Aufgabe unserer Fragestellung ist nicht bewältigt, wenn wir festgestellt haben, daß so und so viele von der und der Sorte Menschen von hier oder dort oder von dort nach hier gekommen sind. Solche Feststellungen, so verläßlich wie möglich, sind grundlegend wichtig. Aber sie sind nur grundlegend, noch nicht ergründend. Der Ergründungsakt hebt erst mit dem Warum? an. Wir wollen und müssen ergründen, warum bestimmte Menschen in bestimmten Landschaften sind, was dort aus ihnen wird, wie aus diesen Landschaften heraus ihr Schicksal (oder ob und wie es unabhängig von der Landschaft) sich ausformt. Unter anderen ist da auch die Frage zu lösen, ob es mehr neue, fremde Landschaft ist, die auf Zusiedelnde stark, rasch und merklich, oder mehr heimische, gewöhnte Landschaft, die auf ihre Eingesessenen leise, stetig und unmerklich gestaltend wirkt? Unsere Betrachtung konnte nur ein paar Tatbestände und ein paar Fragen aufzeigen. Ein Trost: wir wissen schon um Tatbestände, wir haben schon mancherlei Kenntnisse von diesen Dingen. Und ein Sporn: Fragen über Fragen erheben sich, sie wollen gelöst sein, sie anzupacken lohnt die Mühe. Der Sinn, den unser Sein hat, offenbart sich vielleicht dem Menschen noch klarer, wenn er sich als einen Gestalteten und nicht bloß als einen Gestalter der Erde durchschaut.

---

[1]) Alb. v. Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Neue kurzgefaßte Ausgabe. 1934. 260 S. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

[2]) Dr. Gustav Paul, Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes. Mit 82 Abb. u. Karten. 1935. 478 S. J. F. Lehmanns Verlag, München.

[3]) W. Hellpach, Geopsyche. Die Menschenseele unterm Einfluß von Wetter u. Klima, Boden u. Landschaft. 4. (völlig neubearb.) Aufl. 1935. 317 S. Verl. Wilh. Engelmann, Leipzig. Über Hochlandsvölker, Hochlandsreiche u. Hochlandshauptstädte s. daselbst d. Abschn. 141 u. 142 sowie S. 298.

Deutschlands erster Theaterbau

Eine Geschichte des Theaterlebens und der englischen Komödianten unter Landgraf Moritz dem Gelehrten von Hessen-Kassel. Von Dr. HANS HARTLEB, in Berlin. Groß-Oktav. VII, 162 Seiten. Mit 2 Grundrissen. RM 5.20, geb. RM 6.—

Es kann heute nicht mehr bezweifelt werden, daß Deutschlands erster Theaterbau in Kassel gestanden hat. Ein glücklicher Dokumentenfund im Marburger Staatsarchiv setzte nunmehr den Verfasser in die Lage, das Ottonium — so lautete der Name des durch Landgraf Moritz von Hessen zu Beginn des 17. Jahrhunderts errichteten Theaters — in seinen wesentlichen Zügen zu rekonstruieren. Freilich handelt es sich bei dieser Untersuchung nicht so sehr um eine Baugeschichte als vielmehr um den Versuch, Form und Idee des ersten deutschen Theaters aus der Zeit seiner Entstehung und den besonderen Bedingungen, denen es als rein höfische Institution unterworfen war, deutlich werden zu lassen. Gerade heute, da dem Theater die gesteigerte Anteilnahme der Öffentlichkeit zuteil wird, dürfte die Geschichte des ersten deutschen Theaters nicht ohne Interesse sein.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Dr. W. BAUMGART, Berlin

Ein Museum für deutsche Volkskunde

Berlin hat ein neues Museum erhalten. Die früheren volkskundlichen Sammlungen sind aus den engen und dunklen Räumen des alten Patrizierhauses der Klosterstraße entfernt und als neues »Staatliches Museum für Deutsche Volkskunde« zusammengefaßt worden. Mit der Unterbringung im Schlosse Bellevue (nach dem Vorbilde der badischen Sammlungen im Karlsruher Schlosse) ist endlich für das Anschauungsmaterial der Volkskunde, die als Wissenschaft ja auch erst in letzter Zeit die vollverdiente Anerkennung erreicht hat, ein würdiger und zweckentsprechender Platz gefunden. Zwei Stockwerke aus dem Mittelbau des Schlosses, das, jetzt gerade 250 Jahre alt, als reizvolles Denkmal des »preußischen« Stils allein mit seinen Deckenbemalungen und Parkausblicken schon Anziehungskraft genug besitzt, dienen zunächst den Zwecken des Museums. Der kleine Rundsaal des ersten Geschosses, in der Mittelachse des Baus, ist zur Ehrenhalle bestimmt worden, die von der Büste des Führers, von vier plastischen und vier zeichnerischen Portraits von Vorkämpfern der Volkskunde (Herder, Stein, Arndt, Grimm—Möser, Arnim, Jahn, Riehl) geschmückt wird.

Zugleich mit der Übersiedlung hat man die Ordnung des Sammlungsbesitzes und die Formen der Darbietung grundsätzlich geregelt. Volkskunde ist eine in außergewöhnlichem Sinne gegenwartsverbundene Wissenschaft. Sie hat es mit einem bei aller Traditionszähigkeit doch stets lebendigen Stoffe zu tun. Dieser Lebenserfülltheit und Lebensfülle des Volksgutes wird das gewöhnliche Museumsprinzip, die Sammlungsgegenstände nach bestimmter Ordnung zu gruppieren und ein für allemal festzulegen, nicht gerecht. Ja, schon die ungeheure Vielfalt des Materials, das zur Anschauung gebracht werden soll, stellt sich dem entgegen. Der eigene Charakter alles volkstümlichen Kulturgutes, Zeugnis oder Erscheinung nicht eines einmaligen und abgeschlossenen Vergangenen, sondern eines dauernd Gegenwärtigen zu sein, erfordert auch eine neue Art des Zur-Schau-stellens. Und gerade der Großstädter, dem nicht mehr die Umwelt seine Einbezogenheit in die Kreise der volkstümlichen Kultur im Bewußtsein wach hält, bedarf der eindringlichsten Hinweise auf die Lebendigkeit der Volkskultur. So hat das neue Volkskundemuseum, das sich ganz mit Recht mit einem geradezu politischen Anspruch an die weitesten Kreise wenden darf, einen neuen Weg in der Darbietung des Schaumaterials beschritten. Man hat den schon von anderen Museen mit Glück angewandten Gedanken der Sonderschau aufgegriffen und dahin weiterentwickelt, überhaupt stets nur einen bestimmten Teil der gesamten Bestände zu zeigen. In halbjährlich wechselnden Ausstellungen sollen jeweils einzelne Sachbezirke des volkskundlichen Gesamtgebiets im Zusammenhange vorgeführt werden.

Die erste dieser Ausstellung ist der deutschen Bauernkunst gewidmet. »Eine deutliche Linie künstlerischer Gesinnung führt von der germanischen Bauernkultur der Bronzezeit bis in die Gegenwart«, unter diesem Leitgedanken sind älteste und jüngste Zeugnisse einer einheitlichen Kultur über rund 5000 Jahre hin vereint. Neben dieser zeitlichen steht eine ebenso umgreifende räumliche Zielsetzung, die über die Grenzen provinzialer Volkskundeforschung hinaus alle deutschen Gaue in ihrer bäuerlichen Kunst umfaßt. Die Leistungen des frühsten Kunsthandwerks in Stoff, Holz, Metall sind in mustergültigen Nachbildungen ausgelegt, die deutlicher als die originalen Fundreste ein Bild früher germanischer Kulturhöhe geben, so Webstühle und Webematerial, ganze Trachten (an lebensgroßen Figuren), Schmuck und Waffen. Die enge innere Verbindung zwischen den Zeiten machen gleich die folgenden Räume anschaulich, in denen handwerkliche Bauernkunst des 19. Jahrhunderts gezeigt wird, Stickereien und vor allem Teppiche. Allein die köstlichen Knüpfteppiche ostpreußischer Bauern (in einer seit dem Mittelalter unveränderten Technik) füllen einen ganzen Saal und dazu das Treppenhaus, in dem der Raum und die Schönheit des Schaustücks zu wunderbarer Gesamtwirkung gebracht sind.

»Sinnbild und Bildsinn« leitet die oberen Räume ein. Die Symbolzeichen des Lebensbaumes und des Radkreuzes werden in ihrem Vorkommen verfolgt und an Kannen und Schüsseln, Brustlätzen, Teppichen, Waffeleisen und Gebäckformen, ja sogar in den Verzierungen eines christlichen Eisenkreuzes wiederentdeckt. Die Ornamentik leitet zur künstlerischen Gestaltung in Holz, Eisen und Stroh, Glas und Keramik über; die neuen Räume gestatten es, hier auch Gegenstände größten Ausmaßes aufnehmen. So kann als Zeugnis der Holzschnitzkunst neben Hirtenstock und Wiege auch ein ganzes westfälisches Haustor mit seiner kunstvollen Umrahmung Platz finden.

Was alles sich um das Hochzeitsfest schließt, zeigt eine letzte Gruppe von Räumen, in denen Brauttracht und -schmuck, Liebesgaben und Hochzeitsgut vorgeführt werden. Auch hier ist vom Fingerring bis zum Schrank und Tisch Kleinstes und Größtes sorgfältig und übersichtlich zusammengebracht. Nur die vollständig eingerichteten Wohnräume, die die Lebensatmosphäre des einzelnen Stammes so lebendig wiedergaben, oder den riesigen Hochzeitswagen, der die Räume der Klosterstraße fast sprengte, vermißt man in diesem Zusammenhang; ein Seitenflügel des Schlosses soll, wie es heißt, diese Teile der Sammlungen in Zukunft aufnehmen.

Ein Eindruck von der Fülle des Gezeigten und der Kunsthöhe des einzelnen Gegenstandes ist in der Kürze nicht zu geben. Beides kann auch den noch überraschen, der mit den Schätzen der volkskundlichen Gebiete vertraut ist. Die erste Ausstellung im Schlosse Bellevue erweist sich als ein glücklicher und vielversprechender Anfang einer neuen Epoche volkskundlicher Museumsarbeit in Berlin.

Das Problem der Rassenbildung

und die Abstammung des Menschen / Die Entwicklung des Menschen und seiner Kultur / Die heutigen Menschenrassen / Der menschliche Körper

(Natur und Mensch, Bd. III). 1929. Quart. Mit 243 Abbildungen i. Text u. 24 teils farbigen Tafeln. XI, 422 Seiten.

In Leinen geb. nur RM 10.—

. . . eine umfassende, fesselnd geschriebene und hervorragend illustrierte Darstellung der Menschheitsentwicklung . . .“
Naturwissenschaftliche Monatshefte

Kaufen Sie diesen billigen Band in Ihrer Buchhandlung.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35 Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Bücher vom deutschen Bauern, seiner Seele und seiner Geschichte

Die sich an Unterrichtsstätten aller Art mit Recht mehr und mehr durchsetzende Beschäftigung mit Wesen, Geschichte und Bestand des deutschen Bauerntums verlangt die Auflockerung einer älteren, vorwiegend sozial- und rechtsgeschichtlich wie statistisch ausgerichteten Forschung und eine Einführung in die lebendige Ganzheit des bäuerlichen Seins, die das Bauerntum aus seiner urbedingten, artgebundenen Wesenheit einerseits, aus seiner wechselseitigen Bezogenheit auf alle Lebensbereiche des Volkes andererseits zu sehen lehrt. Eine solche Betrachtung, die im weitesten Sinne einer Volksgeschichte als Zusammenschau von Volksgeist und Volkskörper in ihrem Werden überhaupt nahekommt, ist heute nur erst im programmhaften Ansatz verwirklicht. Ihr Ziel muß die Entfaltung aller bildenden Kräfte und Bewegungen der Volkwerdung in Raum und Zeit, der ursprünglichen, bluthaft und organisch gegebenen Bestände, der Bedingungen und Bedingtheiten einer Entwicklung im Zusammenstoß geschichtlicher Widerstände und geistiger Spannungen sein; eine ungeheure Aufgabe, die auch ihrer methodischen Bewältigung noch harrt. Überaus entscheidende Anregungen gibt dazu die wertvolle Schrift von A. Helbok »Was ist deutsche Volksgeschichte?, Ziele, Aufgaben und Wege« [1]), die eine Fülle von Fragen und Aufgaben erschließt, deren Erforschung nur planvolle Zusammenarbeit, eingehendste Einzelforschung und gemeinsame Ausrichtung aller historischen und philologischen Teildisziplinen auf ein Erkenntnisziel ermöglicht. Diese Schrift sei zu Anregung und methodischer Grundlegung eindringlichst empfohlen.

J. Möser gab zuerst den Anstoß zu einer Erforschung der bäuerlichen Wirtschaftsgeschichte und Gesellschaftsformen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zu fast unübersehbaren Einzelarbeiten auseinanderflatterte und oft zu undankbaren, verwirrenden Fachkontroversen führte; W. H. Riehl fand nach bruchstückhaften Versuchen von Hirzel, Stilling, Garve, Arndt u. a. zuerst den Weg zur bäuerlichen Wirklichkeit und ihrem Charakter. An Möser und Riehl hatte alle Forschung anzuknüpfen, bis unsere Zeit vom verwandelten Weltbild her eine neue politische Totalität des Bauerntums im Volkskörper zu erkennen lehrte. Riehls Anregungen führte das zuerst 1905 erschienene Buch des niedersächsischen Pfarrers Borrée, der sich hinter dem Pseudonym L'Houet verbirgt [2]), auf breiterer Grundlage aus. Seine »Psychologie des Bauerntums«, jetzt in 3. Auflage erschienen, erwuchs aus langjährigen Erfahrungen eines Landpastors. Es fand große Beachtung, und so ist seine neubearbeitete Auflage um so begrüßenswerter, als nicht nur viele Erkenntnisse heute ihre unmittelbare Betätigung finden, sondern der Verf. auch die Ergebnisse der Haltung unserer Zeit neu einzuarbeiten vermochte. Umwelt, Natur (Charakter), Religion, Moral sind die großen Einheiten, auf denen der Verf. seine Beobachtungen aufbaut und die das Gerüst aller seiner Ergebnisse und Vergleiche liefern. Seine psychologische Analyse des bäuerlichen Charakters und seiner Moralität schuf Ordnungsbegriffe, die unbestreitbar von dauerndem Wert sind.

Führt auch eine solche Auseinanderlegung in bestimmte normative Formen wie z. B. Beharrung, Nachhaltigkeit, Tradition, Friedfertigkeit, Dreiviertelkraft usw. zu der Gefahr einer flächenhaften Verallgemeinerung, die den spezifisch bäuerlichen Charakter in allgemeinmenschliche Züge aufzulösen droht, so gibt ihre Gesamtheit doch ein überzeugendes und leibhaftes Bild, das anschauliche Beispiele abrunden, beleben. Eingehendster Kenntnis entspringen l'Houets Aus-Ausführungen über Haltung und Form der bäuerlichen Religiosität, die immer wieder auf die Grundform eines noch schlechthin jugendlichen, mittelalterlichen Menschtums der bäuerlichen Seele hinweisen — eine Hauptthese des Verf., die jedoch nicht einer geschichtsphilosophischen Konstruktion, sondern begründeter Beobachtung entspricht, auch wenn man sich hüten muß, sie zur Formel erstarren zu lassen; eine Gefahr, der z. B. l'Houets Vergleiche mit dem Alten Testament, dem Engländertum usw. verfallen. Gerade in diesen Vergleichen ist von l'Houet die Anregung zu kultur- und volksgeschichtlichen Überlegungen gegeben, die eine geschichtliche Vertiefung der bäuerlichen Wesenschau mit einer kulturkundlichen Gesellschaftspsychologie verbinden müßten.

Geht l'Houet wesentlich vom niedersächsischen Bauerntum aus, auch wenn er viele Beispiele dem bayrischen Volkstum entnimmt, so baut das mehr wissenschaftlich gerichtete Buch von Prof. Georg Koch: »Die bäuerliche Seele, eine Einführung in die religiöse Volkskunde« [3]), in erster Linie auf Erfahrungen und Erlebnissen unter hessischen Bauern auf. Auch hier spricht ein Theologe von langjährigen Erfahrungen, mehr jedoch durch eine religionsphilosophische Gesamtkonstruktion, völkerkundliche Kenntnisse und Methoden, die protestantische Dorfkirchenbewegung und eine praktische Aufklärungstendenz bestimmt. Kochs Systematik ergänzt l'Houets mehr impressionistisch gehaltene Aussagen, ohne sie zu verneinen. Die Auflösung des bäuerlichen Charakters in primär, primitiv und agrarisch bestimmte Züge ist vortrefflich und fordert geradezu eine allgemeinere volksgeschichtliche Vertiefung, die die religionsphilosophische Ausrichtung des Verf. leider zu Gunsten einer mehr theologischen Systematik vermeidet. Seine Verneinung heidnisch gebundener Reste im bäuerlichen Charakter engt seinen Blick für weitreichende artgebundene und frühgeschichtliche Zusammenhänge ein; doch lehrt sein Buch eindringlichst die große Bedeutung der Kirche als Zuchtmeister und geistige Welt für die Seele des Bauern schlechthin, die in vielen Jahrhunderten sein Antlitz prägte — ein bedeutungsvolles Kapitel der Geschichte des deutschen Volkscharakters, das am Wesensunterschied des evangelischen und des katholischen Bauern einmal näher dargelegt werden müßte. Koch deutet gerade in seiner unbedingten Stellungnahme auf Probleme der bäuerlichen Seelengeschichte, auf eine Mehrheit von Seinsschichten in seinem Charakter, auf die hingewiesen zu haben allein schon ein großes Verdienst ist. Kochs Psychologie des bäuerlichen Menschen ergänzt, verfeinert und vertieft so l'Houets Ausführungen auf vortreffliche Weise. Beide Bücher dürften für jeden protestantischen Landpfarrer unentbehrlich sein. Leider gehen beide Verf. nicht auf die Frage ein, wie die bewegte Vergangenheit des Bauerntums seinen Charakter bestimmt und beeinflußt hat. Sie wird mit sehr entschiedener Stellungnahme wenigstens berührt von Dr. Kurt Hanefeld, Geschichte des deutschen Nährstandes [4]). Hanefeld faßt die umfangreiche Einzelforschung zur Geschichte der bäuerlichen Wirtschaftsgeschichte zu einem übersichtlichen Umriß zusammen, der die großen Entwicklungslinien aufweist und so ein deutliches, allgemeinverständliches Bild liefert. Eine Fülle von Material wird so zu einer in aller Knappheit doch reichhaltigen und immer entschieden wertenden Darstellung zusammengefaßt. Vielleicht läßt diese Wertung, in der der Verf. sich von bestimmten aktuellen Gedankengängen stark beeinflussen läßt, bei einzelnen historischen Stufen den Sinn für einmalige geschichtliche Notwendigkeiten vermissen, der zum Verständnis eines in jeder Hinsicht so beziehungsreichen und durch viele widerstrebende Kräfte bedingten Entwicklungsganges, wie ihn das deutsche Bauerntum bis heute durchschreiten mußte, notwendig gehört, doch muß sein Wille zu faßlicher und einprägsamer Überschau und Ausdeutung dankbar begrüßt werden.

In die Hand jedes Bauern, in jedes Landhaus schlechthin gehört dagegen das monumentale Werk, das unter Mitarbeit von Fachbearbeitern und führenden Männern des Reichsnährstandes Syndikus Karl Scheda in geradezu mustergültiger Weise herausgegeben hat: Deutsches Bauerntum, Sein Werden, Niedergang und Aufstieg [5]). Außerordentlich reich mit Bildern aus Geschichte, Brauchtum und Gegenwart des Bauerntums aller deutschen Länder, mit den Photographien aller deutschen Bauernführer ausgestattet, überrascht das Buch schon äußerlich durch gewichtigen Umfang und eindrucksvolle Gestaltung. Es ist eine Enzyklopädie des heutigen Bauerntums und seiner Stellung zu Volk und Reich, wie sie sich reicher und ergiebiger nicht denken läßt. Einer kurzen Biographie des Reichsbauernführers R. W. Darrées folgt eine ausführliche, sehr sachlich wertende Geschichte des deutschen Bauerntums bis zu unserer Zeit, die mit einem bemerkenswerten Sinn für die Totalität des Bauerntums alle einzelnen Formen und Erscheinungen zu einem großen Gesamtbild vereint, weiter eine alle Fragen der Gegenwart behandelnde Darstellung der rechtlichen und sozialen Stellung des Bauern in unserem Staatsgefüge, von hervorragenden Mitarbeitern des Reichsbauernführers verfaßt — Aufsätze, deren Bedeutung der Name ihrer Verfasser wie ihr Thema verbürgt und die wohl die gegenwärtig beste Einführung in die Reformen und Verfassungsänderungen des Bauerntums in Deutschland geben. Diesen ausführlichen und umfassenden Darlegungen schließt sich eine eindringliche Darstellung der Entwicklung der ländlichen Arbeitsweisen an, die den besten Einblick in ihre Geschichte wie die dauernden Verbesserungen der landwirtschaftlichen Methoden durch die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis gibt. Neben reichhaltigen Abhandlungen über die deutsche Bäuerin in Geschichte und Überlieferung, über ihre Stellung in Haus, Hof, Brauchtum und Volksgemeinschaft steht eine dankenswerte Darstellung der deutschen Bauernvorposten in aller Welt — ein besonders wesentliches Kapitel deutscher Volksgeschichte. Das Buch erstrebt ein Gesamtbild der gegenwärtigen Lage, in die die geschichtliche Entwicklung als aufbauende und gründende Kraft, aber auch als Nachweis mancher Irrungen und Abwege einbezogen ist. Zusammen mit dem vorzüglichen Bildmaterial erfüllen die Beiträge des Werkes, deren fast ausschließlich an führender Stelle stehenden Verfasser hier unmöglich alle genannt werden können, diese Aufgabe voll und ganz. Wer immer sich mit Fragen der Geschichte des Bauerntums, der Bauernpolitik des Reiches, mit der organisatorischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Lage der heutigen Landwirtschaft zu beschäftigen hat, wird zu diesem Buch greifen müssen, das das beste Zeugnis einer wahrhaft aufbauenden Arbeit ist.

Dr. Fritz Martini

[1]) Adolf Helbok: Was ist deutsche Volksgeschichte, Ziele, Aufgaben und Wege; mit 19 Karten. W. de Gruyter & Co., Berlin. 1935. RM 3.30.

[2]) A. l'Houet: Psychologie des Bauerntums. 3. Auflage. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen. 1935. VIII, 368 S. RM 3.—, Lw. 4.80

[3]) G. Koch: Die bäuerliche Seele, Eine Einführung in die religiöse Volkskunde. Furche-Verlag Berlin. 1935. 275 S. RM 5.60, Lw. 6.80.

[4]) Kurt Hanefeld: Geschichte des deutschen Nährstandes. B. Franke-Verlag, Lpz. 1935. XII, 514 S. Lw. RM 10.—.

[5]) Deutsches Bauerntum, Sein Werden, Niedergang und Aufstieg. Unter Mitarbeit von Fachbearbeitern des Reichsnährstandes u. a. hrsg. von Syndikus Karl Scheda. Mit etwa 360 Abb. 607 S. Enßlin & Laiblin, Verlagsbuchhandlung, Reutlingen. Lw. RM 16.—.

NEUERSCHEINUNG

Erfüllung und Befreiung

Von Hans Haußherr. Der Kampf um die Durchführung des Tilsiter Friedens. Broschiert RM. 10.80, Leinen RM. 11.80

Erfüllung und Befreiung, zwischen diesen beiden Polen bewegt sich die Politik Preußens und Deutschlands nach den beiden Friedensschlüssen von Tilsit und Versailles. Haußherr geht aus von der Darstellung der politischen Lage Preußens des Jahres 1807 und den unerhörten Friedensbedingungen des Tilsiter Vertrages. An dem Beispiel Steins zeigt er, daß nicht der Zwang übermächtiger Ereignisse es ist, der das Schicksal der Völker gestaltet, sondern Geist und Wille heroischer Entschlossenheit, mit dem Staatsmänner und Völker diesem Schicksal begegnen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Digitized by Google

Dr. HANS VON MÜLLER, Berlin

Über die Gruppierung von Dichtern einer Sprachgemeinschaft

[2. Teil zu dem in Nr. 24 des letzten Jahrgangs S. 7 erschienenen Beitrag]

Mit der Ordnung nach dem Geburtsalter ist ein Princip gewonnen, das sich gleichmäßig auf alle Autoren anwenden läßt; für die Aufstellung privater und öffentlicher Sammlungen von Autographen und Büchern reicht es völlig aus. Um es auch auf literarhistorischen Darstellungen anzuwenden, müssen die zwölfhundert Jahre deutschen Schrifttums (zu dem wir die von deutschen Autoren lateinisch oder französisch geschriebenen Werke hinzurechnen) von Karl dem Großen bis zur Gegenwart in Gruppen zusammengefaßt werden, die für die Darstellung je eine Einheit bilden und die sich ihrerseits wieder zu übergeordneten Gruppen kombinieren lassen.

Für die Geburtsjahrgänge 1401—1830 habe *ich 1913/14* eine solche Gruppierung bei der Neuaufstellung der von Erich Schmidt hinterlassenen Bibliothek handschriftlich durchgeführt; das letzte Drittel davon, von dem Jahrgang 1694 ab, habe ich, mit einigen Modifikationen und bis zum Jahrgang 1878 fortgeführt, im Herbst 1917 in einem sehr knappen Auszuge veröffentlicht. Ich ließ mich hier noch von überkommenen Vorstellungen leiten, wenn ich eine »Generation der älteren Klassiker« statuierte, die von Klopstock bis zu Lichtenberg reichte und in vier Teilgruppen zerfiel (zwei ältere, Goethe dauernd feindliche, um Klopstock und Lessing — und zwei jüngere, später zu Goethe bekehrte, um Wieland und Claudius), und dieser eine »Generation des jüngeren Klassiker« gegenüberstellte, die von Herder über Goethe zu Schiller führte. Beide »Generationen« umfaßten nur *21 bzw. 17* Geburtsjahrjänge, während davor und danach Reihen standen, die mit durchschnittlich etwa 30 Jahrgängen der Dauer einer wirklichen Generation nahekamen. Die Unterteilung aller dieser Generationen war aber wiederum ganz ungleichmäßig durchgeführt: in Gruppen von 7—13, durchschnittlich etwa 10 Jahren. Ich verfuhr also so frei wie es Pinder bei der Gruppierung der bildenden Künstler tut.

Im Sommer 1926 veranlaßte mich die Neuaufstellung einer anderen Bibliothek, mich näher mit Johann Georg Hamann zu beschäftigen. 1917 hatte ich noch geglaubt, ihn wohl oder übel in die »Teilgruppe um *Lessing*« stellen zu müssen, wenn ich auch in den Vorbemerkungen zu der Liste seinen tiefen Gegensatz zu diesem ausdrücklich hervorhob. Jetzt wurde mir klar, daß mit *ihm, nicht erst* mit seinem Schüler Herder, die neue Generation zu beginnen sei, deren Schaffen unter der Herrschaft des innigen und leidenschaftlichen Gefühls steht, während Lessing Krönung und Abschluß der mit Reimarus und Gottsched einsetzenden Generation der großen Rationalisten und normensuchenden Ästhetiker ist. So teilte ich die bisherige »Generation der älteren Klassiker« auf, und die 66½ Jahrgänge von Reimarus und Günther bis zu Schiller und Hebel zerfielen mir von nun an statt in drei Pseudo-Generationen in zwei echte: 36½ Jahrgänge bis zu Lessing und Geßner, und 30 Jahrgänge seit Hamann.

Während so gewissermaßen ohne mein Zutun die ganze Reihe in echte Generationen zerfiel, vollzog sich gleichzeitig vor meinen Augen eine andere, noch überraschendere Erscheinung. Die zu der quasi-vorklassischen, von Reimarus und Günther geführten Generation geschlagene Gruppe um Klopstock und Lessing (sie reichte von Cramer und Ebert bis zu Mendelssohn und Geßner) ergab 7½ Jahrgänge. Dann folgten 8 Jahrgänge, die von Hamann und Gerstenberg einerseits, den unfrommen Sensualisten Wieland, Scheffner und Thümmel anderseits gebildet waren. Darauf erschien in 7 Jahrgängen die fromme, von Hamann aufs stärkste beeinflußte Reihe des Claudius, Jung-Stilling, Hippel, Lavater, Fritz Jacobi und Herder. Dann ritten in 7 Jahrgängen die stürmischen »Originalgenies« heran: nur als die wichtigsten nenne ich aus ihrer älteren Teilgruppe Heinse, Wagner, Wezel, Bürger, aus der jüngeren Maler Müller, Goethe, Lenz und Klinger. Wiederum 8 Jahre später werden Schiller und Hebel geboren, die diese Generation abschließen. Diese Gruppierung zu 7—8 Jahrgängen war mir außerordentlich merkwürdig: denn schon Dilthey hatte gesehen, daß die ältere Romantik 8 Geburtsjahrgänge umfaßt, und 1917 hatte ich für das junge Deutschland von Laube bis Gutzkow den Umfang von 7 Jahrgängen festgestellt. Man wird begreifen, daß ich daraufhin 1928 bei einer Neubearbeitung der Liste die Geburtsjahrgänge von 1561—1892 in zehn Generationen zu 29—38 (durchschnittlich 33⅕) Jahrgängen und — was mindestens ebenso wichtig ist — jede dieser Generationen in 4—5 Altersgruppen zu 7—8 Jahrgängen zerlegte — zumal sich die eben genannten alten Reihen der Romantiker und der Jungdeutschen genau in das neue Fachwerk fügten und auch sonst nie eng zusammengehöriges dadurch auseinander gerissen wurde. Bis zum Nachweis einer besseren Einteilung werde ich also an dieser festhalten. Wie das Gradnetz für die Landkarte schafft sie einen objektiven Maßstab für den Zeitraum und zeigt z. B., daß Zinzendorf, den Goedeke munter in demselben § 188 behandelt wie Spee, ebenso um 109 Jahre von diesem entfernt ist wie George von Schiller; gleichzeitig aber schafft sie, im Gegensatz zu dem toten geographischen Gradnetz, dank der Elastizität, die ihr in gewissen Grenzen eignet, auch organische Einheiten für die Darstellung.

Noch lebensvoller wird das Bild der Altersgruppe, wenn man sie in zwei Teilgruppen — in der Regel zu 3—4 Jahrgängen — zerlegt, wie das bei der Gruppe Klopstock-Lessing und Heinse-Goethe sich von selbst aufdrängt. Als ein weiteres klassisches Beispiel nenne ich die Dilthey-Reihe der von Mitte 1767 bis Mitte 1775 geborenen Romantiker, die ich noch um je zwei Dramatiker, Komponisten und Landschaftsmaler bereichern möchte. Die vier älteren, von Mitte 1767 bis Mitte 1771 geborenen Jahrgänge wurzeln noch fest in der Klassik, streben aber mehr oder weniger zur Romantik hin: es sind der Komponist Beethoven, der Maler J. A. Koch, der Philosoph Hegel, der Theologe Schleiermacher, der Ästhetiker A. W. Schlegel und der Publicist Arndt (dessen heidnische Anfänge vergessen sind über seiner späteren Wendung zum Christentum). Ihnen entsprechen im Drama Werner, in der Lyrik Hölderlin: beide gehen vom späteren Schiller aus, beide streben in Todessehnsucht zur Erlösung. Die jüngeren dagegen, von Mitte 1771 bis Mitte 1775 geboren, sind rein romantisch. Wir nennen den Komponisten Louis Ferdinand von Preußen, den Maler Caspar David Friedrich, den Philosophen Schelling, die Ästhetiker Friedrich Schlegel und Wackenroder. Ihnen entsprechen im Drama Müllner, in Roman, Märchen und Lyrik Novalis und Tieck.

In der Folgezeit habe ich dann die Autorenliste rückwärts bis zu den älteren Zeitgenossen Karls des Großen und vorwärts zunächst bis zum Jahrgang 1909 ausgebaut; neben den Erzählern sind für die ältere, weniger kritische Zeit auch die Chronisten, Memoirenschreiber und Reiseschriftsteller, neben den Philosophen auch die Mystiker sehr ausgiebig berücksichtigt, während ich für die letzten Jahrhunderte mich darin weit mehr zurückgehalten habe. Von Anfang an ist, soweit die Geburtsjahre bekannt sind, die Teilung der Gruppen zu je 7—8 Jahrgängen durchgeführt, die von 1480 ab wieder in je 2 (ausnahmsweise auch 3) Teilgruppen zerlegt sind. Die Autoren, die nicht mit Sicherheit einer bestimmten Generation oder Gruppe zuzuweisen sind, werden zwischen den beiden Reihen verzeichnet, die für sie in Frage kommen.

Bei dieser quantitativen Fertigstellung der Liste ergab sich ungesucht als letzte Überraschung ein übersichtlicher Aufbau des Ganzen. Ich erkannte, daß das Frühbarock in der Lyrik nicht erst mit Schallenberg und Schein beginnt, sondern mit Regnart und den Neulateinern Melissus und Haslob; im Drama nicht erst mit Heinrich Julius von Braunschweig, sondern mit Ayrer und Cysat (wobei ich besonders an dessen Kreuzerfindung von 1575 denke); in der Satire nicht erst mit der Hoyer und Lauremberg, sondern mit Fischart. So traten an die Stelle der fünfteiligen Generation von 1561—1597 zwei vierteilige von 1539—1597. Und an die elf Generationen, die jetzt vorlagen, schloß sich eine im Entstehen begriffene zwölfte, die man mit dem Jahrgang 1889 beginnen mag; gehören doch diesem neben etwa zwanzig mehr oder weniger begabten Dichtern der auch in Wort und Schrift gewaltige Begründer des dritten Reiches und andere namhafte, wenn auch zum Teil entgegengesetzt gerichtete Prosaiker an. Wir nennen von diesen die Kriegsschriftsteller Ludwig Renn und Georg von der Vring und drei Philosophen: auf der einen Seite steht Martin Heidegger, auf der anderen die beiden Münchner Geburtstagsgenossen Erich Przywara S. J. und Dietrich von Hildebrand, von denen dieser, ein Augustinus des 20. Jahrhunderts, wie mit Engelszungen die hohe Würde der Ehe und die höhere der gottgeweihten Jungfräulichkeit gepriesen hat.

Wenn man diese zwölf Generationen in vier Gruppen zu je dreien zusammen ordnet, so ergeben sich für die drei ersten, 1539—1635I, als Charakter Früh- und Hoch-Barock, für die drei nächsten, 1635II—1730I, Aufklärung im Gemenge mit Spätbarock (Leibniz bedeutet den Beginn, Lessing den Abschluß der Aufklärung im engeren Sinne; andererseits ist Klopstocks Gelehrtenrepublik noch ebenso barock [und ebenso deutsch-patriotisch] wie Lohensteins Arminius); das dritte Viertel, 1730II—1819, vertritt in seinen ersten beiden Generationen (Sturm und Drang, Romantik) den Irrationalismus, das vierte Viertel (1820 ff.) ist zum mindesten in seiner ersten Hälfte, aber vielfach auch noch bis in seine letzte Generation hinein der literarische Ausdruck der materialistisch-technischen Zivilisation, des Maschinenzeitalters. Trotz dieser Beobachtung möchte ich auch heute

Digitized by Google

noch nicht behaupten, daß je drei Generationen (also ein rundes Jahrhundert) eine innere Einheit bilden; doch mag sich für die Darstellung eine solche Zusammenfassung der Übersichtlichkeit wegen empfehlen.

Soviel über die zwölf neueren Generationen von 1539 ff., vom Frühbarock bis zur Gegenwart. Vor sie treten zwölf ältere und zwölf mittlere.

Die zwölf älteren, von 726—1120, repräsentieren die Zeit von Karl dem Großen bis zu dem ersten Hohenstaufenkaiser, Konrad III., also die Zeit der karolingischen und der romanischen Architektur. Sie bilden insofern eine Einheit, als sie fast durchweg aus geistlichen Schriftstellern bestehen. Die ersten drei Generationen schließen sich einheitlich zusammen zu der karolingischen Renaissance von Paulus Diaconus (geb. um 726) bis zu Walahfrid Strabo und zu Karls Enkel Nithart.

Die zwölf mittleren, von 1121—1538, aus der Zeit von Friedrich Barbarossa bis zu Maximilian II., der Zeit der gotischen und der Renaissance-Architektur, sind nicht einheitlich; man darf aber *cum grano salis* sagen, daß sich in der Führung der Literatur vier Stände ablösen: Ritter — Mönche — Bürger — Humanisten.

Damit ist die Haupteinteilung auch für die Darstellung, wie ich sie mir denke, gegeben: drei Bücher zu je zwölf Generationen. Bei jeder Generation und später bei jeder Gruppe sind erst die führenden Talente zu behandeln, die vor der Geschichte der Gruppe die Signatur geben: ihre Werke wird man zweckmäßig wohl zunächst nicht nach dem Verfasser, sondern nach der Gattung ordnen, also Abschnitte bilden wie »Die weltliche Lyrik des älteren Frühbarock«, »Das Trauerspiel der Kraftgenies«, »Der Roman der älteren Romantik«. Nach dieser Hauptabteilung wären etwaige bemerkenswerte Eigenbrötler und Satiriker zu besprechen, darauf begabte Volksschriftsteller wie Grimmelshausen, Beer, Zschokke, Fritz Reuter und höhere Possenreißer wie Kotzebue und Blumenthal samt ihren seriösen Kollegen wie Iffland, L'Arronge und Sudermann, zum Schluß kurz die Nachahmer älterer Stile.

Die Erörterungen beider Aufsätze fassen zum größeren Teile das kurz zusammen, was 1917 in dem Heft »Die namhafteren deutschen Dichter und Denker seit Reimarus und Günther in Altersgruppen geordnet«, 1928 in der Schrift »Zehn Generationen deutscher Dichter und Denker. Die Geburtsjahrgänge 1561—1892 in 45 Altersgruppen zusammengefaßt« und 1929 in dem Aufsatz »Über die Anordnung der Dichtungen eines Volkes in der Bibliothek, der Bibliographie und der Literaturgeschichte« (in Hans Botts 12. Jungbuchhändler-Rundbrief) ausführlicher dargelegt ist. — Die gesamte Literatur über das Generationsproblem seit 1862 ist 1933 verzeichnet und charakterisiert von Helmut Klocke in den Blättern für Deutsche Philosophie Bd. 7, Heft 5. Mit Recht nicht berücksichtigt ist darin die in diesem Zusammenhang irrigerweise öfter genannte »Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, dargestellt nach Generationen« von Friedrich Kummer (Dresden) 1909, die nicht Generationen von Autoren, sondern von Lesern meint, also bei ihrer Periodisierung von dem wechselnden Geschmack der Konsumenten, nicht von der sich ändernden Richtung der Produzenten ausgeht.

Wustmann, Sprachdummheiten 10. Aufl. Von W. Schulze. Oktav XI, 394 Seiten 1935. Geb. 2.80
In jeder Buchhandlung käuflich! Prospekte kostenlos.

Die Persönlichkeit im Lichte der Erblehre

Das vorliegende Werk versucht durch 6 verschiedene Beiträge (die von Schottky stammende Einführung, die von Hefter gegebene Charakterisierung des Lebenswerks Galtons, den von Bürger-Prinz geschriebenen Aufsatz: Hohe Begabungen und Erbbiologie, die von Kloos verfaßte Studie »Begabung und Vererbung«, die von Stumpfl gelieferte Abhandlung »Die Vererbung des Charakters«, die von Graf durchgeführte Übersicht »Experimentelle Psychologie und Erblehre« und die von Panse herrührende Darstellung des Schwachsinnigen) die Hauptfragen der gegenwärtigen Vererbungsforschung einem breiten wissenschaftlich interessierten Publikum nahe zu bringen und ihm damit auch zum Verständnis der biologischen Voraussetzungen zu verhelfen, von denen die Regierung bei der Gesetzgebung zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ausgeht. — In den verschiedenen Beiträgen, von denen ich zum politischen Verständnis der gegenwärtigen Bevölkerungspolitik die Galtons Lebenswerk gewidmete Arbeit am bemerkenswertesten halte, wird wesentlich referiert. Neue Ergebnisse wird man schwerlich finden. Und obwohl die Verfasser, die in ihren Arbeiten vielfach psychologische Probleme behandeln, keine Psychologen, sondern Ärzte sind, so ist doch trotz des laienhaften Charakters dieses Sammelwerks sein Erscheinen sehr zu begrüßen; versucht es doch wie kaum ein anderes auf dem Gebiet der Erblehre, in gleicher Kürze wesentliche Grundzüge zu bieten, die jedermann, der an der Gesetzgebung interessiert ist, kennen muß.

Dr. A. C. Coutinho
Hamburg

Johannes Schottky, Die Persönlichkeit im Lichte der Erblehre. In Verbindung mit H. Bürger-Prinz, O. Graf, E. Hefter, G. Kloos, F. Panse, F. Stumpfl, Verlag G. B. Teubner, Leipzig und Berlin 1936. VI, 146 S. RM 4.20, Lw. 5.60.

Handbuch der Weltliteratur

Wenn man die jüngst erschienene erste Lieferung des »Handbuchs der Weltliteratur« von H. W. Eppelsheimer aufschlägt, dann wundert man sich vor allem, statt eines Mitarbeiterkreises von Spezialisten nur einen Verfasser zu finden, aus dessen Feder die Bearbeitung von den altorientalischen Literaturen bis zum europäischen Schrifttum der Vorkriegszeit stammt. Dazu gehört eine heute selten gewordene umfassende Belesenheit, eine Sicherheit des geschmacklichen Urteils und besonders — was dem Fachmann am schwersten fällt — der Mut zur Sichtung. Daß eine wissenschaftlich-kritische Überschau dessen, was aus der Uferlosigkeit des uns erhaltenen Menschheitsschrifttums heute noch als »Weltliteratur« Gültigkeit besitzt, nötig ist, steht außer Zweifel in einer Zeit, die, zu lange schon von der Vereinzelung aufgehalten, heute ihren Blick wieder dem Gesamtablauf aller Lebenserscheinungen zuwendet. Eppelsheimers Werk, im Untertitel als Nachschlagewerk bezeichnet, hält sich im Aufbau zwischen Literaturgeschichte und räsonierender Bibliographie, d. h. es skizziert den geschichtlichen Ablauf mit knappen, aber sehr verdichteten Sätzen, legt aber den Ton auf die Literaturangaben, die alle wichtigen Nachweise bringen. Von den Gesamtdarstellungen der einzelnen Epochen ausgehend werden für jeden Autor Biographien, Gesamtausgaben, Erstdrucke, kritische und Volksausgaben der Einzelwerke, Luxusdrucke und — besonders wertvoll! — deutsche Übersetzungen gegeben und jeweils stichwortartig gewürdigt. In der mustergültigen Sorgfalt der bibliographischen Arbeit und der durchdachten Satzanordnung offenbart sich der Bibliotheksfachmann. Dies allein schon: für alle gelegentlichen, willkürlichen Befragungen einen zuverlässigen Führer in einem leicht benutzbaren Band zu besitzen, würde das Werk hochwillkommen machen. Die Durchsicht dieser 96 Seiten, die die Darstellung bis zur ausgehenden Antike führen, zeigt aber, daß das Handbuch weit mehr zu werden verspricht als ein nur deskriptives Nachschlagewerk. Überall ist das Bemühen erkennbar (und die noch ausstehende Einleitung wird es sicherlich dartun), in kargen Strichen den geistesgeschichtlichen Zusammenhang in der literarischen Entwicklung sichtbar zu machen. Die Anordnung des Stoffs wird davon in gleicher Weise bestimmt wie die Weite des Blicks, die über den Kreis der »schönen Literatur« hinaus das wesentliche Schrifttum der kulturellen Nachbargebiete Religion, Kunst, Musik, Philosophie, Staat, Wirtschaft und Technik berücksichtigt. Wenn die folgenden sechs Lieferungen die Darstellungsform in gleicher Weise fortführen, dann werden wir eine sehr bedeutsame Vorarbeit zu der noch zu schreibenden Weltliteraturgeschichte aus geistesgeschichtlicher Sicht bekommen.

Es entsteht hier ein Werk, das jedem, der aus Beruf und Neigung mit Büchern umgeht, sicherlich bald zum unentbehrlichen Berater werden wird. Besondere Erwähnung verdient die verlegerische Leistung, die dem ganz vorzüglich ausgestatteten Lexikonband einen wirklich volkstümlichen Preis zu geben verstanden hat.

Dr. W. Gebhardt
Darmstadt

Hanns W. Eppelsheimer, Handbuch der Weltliteratur. Ein Nachschlagewerk. Frankfurt/M., Vittorio Klostermann 1935, Lfg. 1, 96 S. RM. 3.— (vollständig ca. 6—8 Lfgg.).

Eine Bettina-Anthologie

Benz stellt seine Auswahl aus Bettinas gesamtem Werk zusammen und ordnet den Stoff nach inhaltlichen Gesichtspunkten in sieben Bücher: Buch der Bekenntnisse — Buch der Begegnungen — Buch der Liebe — Buch des Lebens — Buch der Natur — Buch des Geistes — Buch der Tat. Schon an dieser Einteilung sieht man, daß hier etwas ganz Neues entstanden ist. Aber in diesem neuen Gewand zeigt sich die echte und einzige Bettina, wenn man sich die Mühe macht, sie zu finden.

Jede Auswahl trägt die Gefahr in sich, die Geschlossenheit einer Persönlichkeit und ihres Werkes zu sprengen, einseitig zu werden oder ins Fragmentarische abzugleiten. Bei Benz geschieht nichts davon, sondern seltsamerweise fast das Gegenteil. Bettina erscheint in diesem Buche geschlossener und runder als sie in Wirklichkeit gewesen ist. Das Unstete und Sprunghafte ihres Wesens, das sich auch in allen ihren Büchern ausdrückt und sie tausenderlei Verschiedenes gleichzeitig aufgreifen läßt, der Irrwisch Bettina wird verdeckt durch diese nach verschiedenen Gebieten wohlgeordnete Zusammenstellung. Das gilt allerdings nur für die Bettina in ihrem Leben und Werk eigentümliche Ausdrucksform, nicht aber für das Inhaltliche, für die »geistige Gestalt« Bettina, die anschaubar zu machen »in ihrer ganzen Gewalt, in allen Bereichen des Lebens« Benz' letztes Ziel ist. Und sie zeigt sich in diesen Ausschnitten in all ihrem Reichtum, in immer neuer Verwandlung, in der sie doch die gleiche geblieben ist: der Mensch, dessen größte Kraft und höchste Fähigkeiten im Verstehen, im Einfühlen, im Empfangen und sich Hingeben an Menschen und Welt gelegen haben. So war es schon bei dem wunderlichen Kind, das ganz mit der Natur lebt, »vertraulich mit der Natur« ist, befreundet mit ihr, sie verschenkt sich an die Natur, gibt sich ihr hin, und schließt sie sich auf wie selten ein Mensch. So geht es ihr auch mit den Menschen: immer braucht sie einen, dem sie sich ganz hingeben kann, den sie lieben und verehren muß. Und in ihrer Liebe dringt sie tief ein in das Wesen des Geliebten. Wieviel hat sie von Hölderlin gewußt. Wie hat sie Beethoven erkannt und was mehr ist, wie hat sie ihn aufzuschließen verstanden! Daß Goethe ihre Liebe nicht so ernst genommen hat wie sie gewesen ist, spricht weniger gegen Bettina als gegen ihn selbst. Rilke hat einmal geschrieben: »Diese Liebende ward ihm auferlegt und er hat sie nicht bestanden.« Das ist ein hartes Wort, aber ein wahres.

Dieses »artig Kind« Bettina, das dann als Arnims Frau ganz in der Ehe, in der Liebe für Mann

Katalog 7
LITERATUR, GESCHICHTE, PHILOSOPHIE und RELIGIONSWISSENSCHAFT, KUNST
2300 Nummern. Zusendung kostenlos.
Antiquariat Dr. E. KREBS, Berlin-Wilmersdorf, Jenaer Str. 3

Digitized by Google

Alter eine neue
sie ihre ganze
rang auf soziale
die Armen und
h ihre weniger
it in sein Buch
h von Bettinas
in dieser Form
chließen. Jetzt
zigartige Leben
ner wieder hin-
zu sein allem
gnet, das wird
r schon unwill-

Dank für Benz,
seines Buches
on der Mensch-
g und von dem
Allgewalt, die
bestimmende
Benz in seiner
ollkommen be-
menstellung oft
gemacht.

Dr. A. Dahle
Berlin

ches Wissen, Wesen,
enz. Verlag R. Piper

Problem vom
und Mechanis-
ersucht Jaquet
ntnis, soweit es
re handelt, auf-
keine der herr-
ologie zu ent-
der Mechanis-
ungen, obwohl
stärkeren An-

triebs zu Experimenten und zu einer metaphysikfreien Erfahrungswissenschaft sympathischer erscheint. — Das Buch bringt — wie der Verfasser selbst gesteht — keine neuen Erkenntnisse, sondern breitet ein reiches Wissen über die verschiedenartigsten Experimente aus, um zu veranschaulichen, wie wenig wir vom Leben wissen. Leider überwiegen die Berichte einzelner sich widersprechender Forschungsergebnisse so sehr, daß darüber die Behandlung der prinzipiellen Fragen der Biologie zu kurz kommt.

Dr. A. C. Coutinho
Hamburg

A. Jaquet, Wissen und Glauben, drei Essays, Verlag: Benno Schwabe & Co., Basel. 1935.

Deutsches Dichten und Denken

Das zweite Bändchen der neuen literarhistorischen Göschenreihe, das den Zeitraum von der Aufklärung bis zum Realismus, von rund 1700 bis 1890 umfaßt, hat Karl Viëtor[1]) geschrieben. Auch hier, wie in dem ersten (von Günther Müller bearbeiteten) Abschnitt, ist die Dichtung aus den geistesgeschichtlichen Grundlagen heraus entwickelt. Der Begriff des Idealismus, vom Aufstiege im Sturm und Drang bis zum Ausgange in den »Nachfahren«, ist in den Mittelpunkt gerückt.

Die besondere Aufgabe der Literaturwissenschaft, der breitesten Allgemeinheit kurz, aber zuverlässig einführende Hilfsmittel an die Hand zu geben, ist hier aufs glücklichste gelöst. Darstellung und Urteil entsprechen dem Stande der Forschung; auch jüngere Begriffe wie der des literarischen Biedermeier sind bereits eingearbeitet. Die Schwierigkeiten, die die Zusammenfassung so großer Stoffmassen stets bietet, werden durch die Knappheit und Treffsicherheit der Charakterisierung überwunden. Diese Kunst schlagwortartiger Formulierung gestattet sogar, auf engstem Raume auch literarische Erscheinungen geringerer Wichtigkeit aufzuführen. So ist bei straffster Zeichnung ein ebenso reiches wie übersichtliches Bild der bedeutendsten Epoche deutscher Dichtung entstanden, und man kann diesem neuen Taschenbuch literarhistorischen Wissens nur weiteste Verbreitung wünschen.

W. B.

[1]) Prof. Dr. Karl Viëtor, Deutsches Dichten und Denken von der Aufklärung bis zum Realismus. (Deutsche Literaturgeschichte von 1700 bis 1890). Bln. u. Lpz. 1936, Verlag Walter de Gruyter. 156 S. In Leinen geb. RM. 1.62.

Roswitha von Gandersheim

Die sämtlichen Dichtungen der Nonne Hrotsvith, die im 10. Jahrhundert in lateinischer Sprache Legenden, Dramen und Epen verfaßte, hat Helene Homeyer[1]) neu herausgegeben. Ihr Ziel ist, das Werk der ältesten deutschen Dichterin seiner Bedeutung entsprechend weiteren Kreisen bekannt zu machen. In dieser Absicht hat die Herausgeberin auf eine klare und verständliche Wiedergabe des Inhalts den meisten Wert gelegt. Darum hält sich ihre Übersetzung frei von Altertümeleien und ist manchmal sogar bewußt glatt, ohne daß doch der herzhafte und kräftige Ton Roswithas verloren ginge. Die Schwierigkeiten der Versform sind am besten in der Übersetzung der Dramen überwunden, die in der kunstvollen Reimprosa das Sprachbild des lateinischen Originals äußerst geschickt und glücklich wiedergibt. Eine gute Einführung und die nötigsten Anmerkungen und Literaturhinweise ergänzen den Band, der auch äußerlich durch die Holzschnitte des Erstdrucks aus dem Jahre 1501 geschmückt ist und so als die gültige »Volksausgabe« der Werke Roswithas angesehen werden kann, die uns das Jubiläumsjahr 1930 noch schuldig blieb.

W. B.

[1]) Roswitha von Gandersheim, Werke. Übertragen und eingeleitet von Dr. Helene Homeyer. Paderborn 1936, Verlag Ferdinand Schöningh. RM. 3.60, geb. 4.80.

:

AL BIBLIOGRAPHY
ORICAL SCIENCES

le Bibliographie
tswissenschaften

EAR 1933

AL COMMITTEE OF HISTORICAL
XI, 510 Seiten. 1936. RM 24.60

hienen: First Year (1926) brosch.
nd Year (1927) brosch. RM 21.—,
8) brosch. RM 24.60, Fourth Year
RM 24.60, Seventh Year (1932)
0, Fifth Year (1930) RM 24.60

dieses neuen Bandes der Internationalen
raphie waren dieselben Richtlinien maß-
e früher erschienenen 6 Bände galten.
nur Arbeiten berücksichtigt, die auf
taaten und Völker untereinander Bezug
en wirklichen Fortschritt der geschicht-
bedeuten. Einzelforschungen und Dar-
er Gebiete sowie alle rein politischen
sgeschlossen, da das Jahrbuch keineswegs
hte der Geschichtswissenschaft ersetzen

TER & CO., BERLIN W 35,
13

Soeben erschien:

Eike von Repgow

Der Sachsenspiegel (Landrecht)

In unsere heutige Muttersprache übertragen und dem deutschen Volke erklärt von Dr. Hans Christoph Hirsch, Rechtsanwalt und Notar in Halle a. S. Oktav. XIII, 360 Seiten. Mit 78 Abb. im Text und einer bunten Tafel. 1936. Geb. RM 6.80

Das vorliegende Buch will den reichen Inhalt und die edle altertümliche Sprache des Sachsenspiegels möglichst weiten Kreisen des deutschen Volkes, allen denen nahebringen, die eine heiße Liebe und einen starken Drang zu der großen deutschen Vergangenheit im Herzen tragen. Die Verständlichkeit war oberstes Gesetz für die neue Übertragung und ihre Beigaben. Ein ausführliches Glossar erklärt diese altertümlichen Rechtsausdrücke und Rechtseinrichtungen. Überdies erleichtern die Anmerkungen bei einzelnen Stellen das Verständnis. Der Bildschmuck dient ebenfalls diesem Ziel, wie schon die Bilderhandschriften, denen er entnommen ist. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, von diesen Erklärungsmitteln, Glossar, Kommentar und Bildschmuck, Gebrauch zu machen, wird bis zum Kern von Eikes Werk vordringen zu einer blutgebundenen deutschen Rechtsordnung, die auf der Pflicht, der Treue, der Ehre, der Arbeit, der Wehrhaftigkeit aufgebaut ist. Diesen Kern sucht insbesondere die Einleitung darzulegen.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Wie bestellt man die „Geistige Arbeit“?

1. Bei jedem Buch- oder Zeitschriftenhändler.
(Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Porto.)
2. Durch eine Postkarte beim Verlag, Berlin W 35, Woyrschstraße 13.
(Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. 4 Pfg. Porto für die Nummer.)
3. Bei jedem Briefträger oder jeder Postanstalt des Deutschen Reiches.
(Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzüglich RM 0.22 Bestellgeld.)

Postscheckkonto des Verlages Berlin 59533.

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Gerhard Rohlfs, der Entdecker Kufras (1831—1896)

Gerhard Rohlfs war Arzt wie Gustav Nachtigal. Er stammte von der Waterkant, nämlich von Vegesack bei Bremen, wie Heinrich Barth, der in Hamburg geboren ist. Er ist der Typus des deutschen Tatmenschen, der in die Welt hinausstürmt, um Abenteuer zu erleben. Auch der Vater von Gerhard war Arzt, dem ein besonderes Impfverfahren eine gewisse Berühmtheit verschafft hatte. Der Kampf um Schleswig-Holstein schlägt Gerhard sogleich in seinen Bann. Die beiden Brüder Heinrich und Hermann standen als Ärzte bei der Armee. Am 18. Januar 1849 tritt auch Gerhard als Füsilier bei der ersten Kompagnie des Bremischen Füsilierbataillons ein. Auf dem Schlachtfeld von Idstedt (24. Juli 1850) wurde Rohlfs wegen besonderer Tapferkeit mit neunzehn Jahren zum Leutnant befördert. Der Medizinstudent kam zu Virchow. Seine überschäumende Lebenskraft und sein tolles Draufgängertum stellen ihn in krassem Gegensatz zur ruhigen Nüchternheit und dem Insichgekehrtsein des jungen Heinrich Barth.[1])

»Und es kam wieder der Tag, an dem der Feurige die Sehnsucht nach Taten nicht zügeln konnte. Er ließ Göttingen und Studium im Stich und fuhr nach Österreich, um hier wieder Soldat zu werden. Aber ohne Krieg hielt Rohlfs den trockenen Dienst nicht aus...« So charakterisiert der Biograph des Forschers, Konrad Guenther, in seiner Lebensdarstellung (Freiburg i. Br. 1912) den jungen Mediziner. Bald tauchte er in Nordafrika auf. Im Gefolge der Kolonnen, die sich mit den Kabylen herumschlagen, ist auch unser Arzt Rohlfs. Mit den erworbenen Sprach- und Landeskenntnissen stürzt er sich auf das wilde Gebirgsland Marokko, und seine Geschicklichkeit erwirbt ihm bald die Gunst des in Wesan herrschenden Groß-Scherifs Sidi el Hadsch Absalom. Als Mohammedaner verkleidet, dringt er 1862 bis Tafilelt vor, sieht 1863 das kaum bekannte Tuat und reiht sich mit seiner großen Afrikadurchquerung, die ihn 1865 von Tripolis über Bornu, Sokoto, den Benue abwärts, den Niger aufwärts und dann nach Lagos an die Guineaküste führte, würdig in die Reihen der berühmten Durchquerer Afrikas ein. Manchmal liegen kaum Monate zwischen den einzelnen, wie man sich denken kann, äußerst strapaziösen Reisen. Er ist wie besessen von Nordafrika. 1868 finden wir ihn in Begleitung der englischen Armee bei der abessinischen Expedition.[2]) Er hat die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung erweckt und erhält vom König den Auftrag, Geschenke an den Sultan von Bornu abzusenden, der den deutschen Forschern immer größtes Entgegenkommen zeigte. Diesen Auftrag aber übernimmt Gustav Nachtigal, der damit seine große Reise durch die Sahara und den Sudan durchführt, die den bis dato fast völlig unbekannten Arzt in die Reihe der ersten Afrikaforscher rückte. Rohlfs zieht in die Cyrenaika und zur Oase des Jupiter Ammon.

Endlich im Jahr 1870 findet der nimmermüde ein Heim in Weimar. Die Zeit der Vortragsreisen beginnt, auf welchen er in Riga, im Hause Schweinfurths, Loni Behrens heiratet. 1873—74 ist er wieder unterwegs mit einer Expedition von zehn Deutschen zu den Oasen Farafra, Dachel und Siwa. 1875 macht er eine Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten, und 1879 war mit seiner Entdeckung Kufras einer der Höhepunkte seines Lebens. Genau genommen war das eigentliche Ziel dieser Reise, nämlich die Geschenke des Deutschen Kaisers an den Sultan von Wadai zu überbringen, durchaus nicht erreicht worden. Aber das Bild, das Rohlfs von der libyschen Wüste gegeben hat, insbesondere vom Oasenarchipel Kufras, ist grundlegend geblieben bis auf die Jahre nach dem Kriege. Es ist interessant zu verfolgen, auf wievielen der heutigen Kartenwerke die Rohlfsschen Darstellungen sich erhalten haben, die durch die neuere Forschung bis zu einem gewissen Grade ergänzt und berichtigt worden sind.

Augiéras hat recht, wenn er in seinem Buche »Chronique de L'Ouest Saharien« (Sonderdruck des Comité de l'Afrique Francaise) sagt, daß die Karte, die dem Werk über Tuat und Tidikelt beigegeben ist, keinen Wert hat. Die ersten Reisewerke mögen uns, vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, sogar als etwas feuilletonistisch erscheinen. Es ist aber zu beachten, daß Augiéras seine Feststellung im Jahr 1930 macht, und daß er zweifellos kein auf die Entdeckungsgeschichte hinzielendes Urteil abgeben wollte. In diesem Zusammenhang stellen wir fest, daß die Berechnung der Lage von Buseima (in Kufra) des Ägypters Hassanein Bey und von Gerhard Rohlfs einen Unterschied von 13′ 31″ aufweist. »Steck-r (der

Nach einer Zeichnung von H. HOFMANN, AACHEN

Begleiter) und Rohlfs, die kühnen Männer, schwebten in Lebensgefahr, als sie jene Messungen durchführten.«

Gerhard Rohlfs, der anfing als fast tollkühner Einzelreisender, ist auf der Höhe seines Forscherlebens, kurz vor den Jahrzehnten deutscher amtlicher Kolonisationsarbeit, einer der eifrigsten Pioniere des kolonialen Gedankens in Deutschland geworden. Verwiesen sei auf die Arbeiten von Dr. Belger-Vegesack, der den ausgedehnten Briefwechsel von Gerhard Rohlfs und seinen sonstigen schriftlichen Nachlaß geordnet und der Wissenschaft zugänglich gemacht hat (Heimatmuseum Vegesack bei Bremen).

Bismarck betraute Rohlfs mit der so wichtigen, aber auch heiklen Stellung eines Reichskommissars in Sansibar in dem entscheidenden Jahr 1884. Rohlfs blieb nicht lange dort. Er kehrte nach Deutschland zurück und lebte hier einer umfangreichen literarischen Arbeit und seiner sehr weitgespannten Korrespondenz, die ihn mit allen führenden Männern aus den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens zusammenführte.

Von Rohlfs Büchern geht der Hauch unbezwingbarer Tatkraft aus. Seine Charakterisierungsgabe ist glänzend entwickelt, seine Urteile prasseln geradezu auf den Leser nieder, können aber nicht alle überzeugen. Seine Gewissenhaftigkeit gleicht der eines Barth. Daß er sich mit seinen lebenstrotzenden Schilderungen auch die Herzen der Jugend eroberte, wird nicht weiter verwundern, wenn man sich nur einmal in eine neuere Zusammenstellung vertieft, wie sie z. B. unter dem Titel »Kreuz und quer durch Nordafrika« (Brockhaus) erschienen ist. Die angegriffene Gesundheit zwang ihn, das milde Klima des Rheintals aufzusuchen. »Meine afrikanischen Jahre zählen doppelt.« Er starb in Rüngsdorf bei Godesberg am 2. Juni 1896, also vor noch nicht ganz vierzig Jahren. Seine Asche ruht in der Heimaterde zu Vegesack.

H. Schiffers-Davringhausen
Engelsdorf, Rhld.

[1]) Das Geburtsdatum von Rohlfs (1831) ist in zahlreichen Quellen, besonders in den Nachrufen, falsch angegeben.

[2]) Nach der Erstürmung von Magdala erhandelte er, wie Guenther mitteilt, (S. 99 a. a. O.) ‚von einem beutemachenden Soldaten für zwei Flaschen Rum' die ‚salomische Krone des Königs der Könige', eine dreikronige Tiara, aus vergoldetem Blech.

Deutsches Heldentum in Italien

Jeden Deutschen, der besinnlich eine Reise nach Italien unternimmt, begleiten die Schatten deutscher Helden, oder sie erstehen ihm bedrängend und beglückend aus der Fülle der geschichtlichen und landschaftlichen Bilder. Ohne jene deutschen Erinnerungen wäre Italien für uns tot, mindestens eines seiner größten Werte beraubt. Denn es sind für uns Werte, weil durch deren Erkenntnis das Verständnis für die herrliche deutsche Vergangenheit geschärft wird, eine Vergangenheit, in welcher Unseliges neben Seligem, Leid neben Freude liegt, und in welcher der alte deutsche Trieb nach dem Südland unheilvoll-heilvoll gewitterleuchtet. Robert Kohlrausch hat diese Werte zu tiefst in seiner deutschen Seele gefühlt und eine große Zahl Erinnerungen an deutsche Geschichte auf italienischem Boden so erlebt niedergeschrieben, daß sein Buch sich Goethes »Italienischer Reise« und des wackeren Gregorovius »Wanderfahrten« würdig zur Seite stellt [1]). Im Stil sowohl wie in der oft dichterischen Gestaltung des Stoffes. Da aber keine zusammenhängende Geschichte des deutschen Wollens in Italien geschrieben wurde — es ist fraglich, ob dies in wissenschaftlicher Form überhaupt möglich ist —, zerfällt das Buch in einzelne Berichte, in die Schilderung besonders bedeutsamer Örtlichkeiten, was trotz aller Schönheit der Darstellung nur eine feuilletonistisch-lockere Reihe gegeben hätte, wäre nicht dem Buch ein ausgezeichneter, zusammenfassender Geschichtsabriß durch Johannes Bühler beigegeben worden. Er erst verbindet die Kapitel und rundet das Ganze zur höheren Einheit, ohne diesen Kapiteln das persönliche Eigenleben zu nehmen.

Natürlich dürfen in diesen Kapiteln keine neuen Forschungsergebnisse erwartet werden; doch sind erstaunlich viele Materialien gesammelt und zur schön geschlossenen Darstellung verwendet worden. Auf diese Weise leuchten manche Stätten besonders hell, weil über diese Vorarbeiten vorhanden waren, andere, vielleicht noch wichtigere Orte streift hingegen nur ein karger Lichtstrahl. Wo aber Kohlrausch aus dem Vollen gestalten kann, rundet sich das historische Bild zu einprägsamer Größe, und manche Kapitel, wie jenes über Paterno, wo Kaiser Otto III. starb, jenes über das Schlachtfeld von Tagliacozzo oder besonders jenes über Castell del Monte, der Riesenburg des Hohenstaufen Friedrich II. müssen, an Ort und Stelle gelesen, sicher tiefen Eindruck machen.

Prof. E. Schaffran
Wien

[1]) Robert Kohlrausch, Deutsches Heldentum in Italien, Wanderungen auf den Spuren der Goten, Langobarden und Hohenstaufen. Verlag Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm, Stuttgart. 381 Seiten, karton. RM. 5.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

BIERICH: Über Krebsbekämpfung

AMLONG: Neue Forschungen über das Längenwachstum der Pflanzen

HEINRICH: Uexküll und sein Lebenswerk — die Umweltforschung

Die nächste Nummer bringt u. a.

BETZINGER: Musik und Medizin

HAAG: Rhythmus und Arbeit

BRINCKMANN: Pathos und Ratio als italienisch-französischer Gegensatz

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4833 IV. Vj. 35.

Digitized by Google

MAR 24 1936

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 20. Februar 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 4

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Forschung als Forderung und Funktion

Wie stehen wir heute? Wie ist die Lage auf den einzelnen Gebieten der Forschung?

Es soll Ziel der »Geistigen Arbeit« sein, im Ablauf der nächsten Monate ein großes Gemälde sowohl der Forschungsorganisationen zu geben mit vergleichenden Ausblicken für einzelne Gebiete, für einzelne Fragen, um die Möglichkeit zu gewähren, einmal Budgetvergleichend vorzugehen, zugleich aber Gesamtüberblicke über die einzelnen Forschungsgebiete selbst zu geben. Als Einleitung veröffentlichen wir den nachfolgenden Aufsatz.

Es ist immer ein Zeichen einer Änderung von Sachinhalten, wenn auf einem Arbeitsgebiet ein neuer Ausdruck auftaucht oder ein bisher gelegentlich gebrauchtes Wort in den Vordergrund tritt.

Wo vor zwei Jahrzehnten noch das Wort und der Begriff Wissenschaft in allen Sprachen vorherrschte, erscheint heute das Wort Forschung, research anstatt science und knowledge, italienisch la ricerca statt scienza, spanisch investigación statt ciencia. Wo früher das Wort Wissenschaft im Titel von Institutionen oder Zeitschriften erschien, da ist es heute in den mannigfachsten Abwandlungen und Zusammensetzungen bei uns, wie in Amerika, Japan, Italien und anderen Ländern das Wort Forschung: Cancer Research, Research Council, Consiglio di Ricerche.

Welche Entwicklung verbirgt sich dahinter? Mit dem Begriff Wissenschaft verbinden wir stets den Gedanken an ein festes greifbares Gut, die Weitergabe des Wissensstoffes durch Lehre gehört zu den Hauptaufgaben des Wissenschaftlers, bei Forschung denkt man an den geistigen Arbeitsprozeß, an die Erarbeitung neuer wissenschaftlicher Tatbestände. Das aktive Moment ist vor dem tatischen in den Vordergrund getreten. Wissenschaft konnte auch der einzelne für ch treiben, Forscher ist der überragende ucher neuer Wahrheiten, der — ein einlner zwar — zugleich wohl meist Glied m mindesten einer ideellen Arbeitsgemeinaft gleichstrebender Forscher ist.

Den einzelnen großen Gelehrten gab es Altertum so gut wie im Mittelalter. ter dem Forscher verstehen wir den Mann, in seiner Funktion in den Entwicklungszeß des Volksganzen eingebaut ist. Mit em Ausruf »Störet mir meine Kreise t« ist Archimedes uns ein Prototyp des abgewandten Gelehrten, aber seine Erung des archimedischen Feuers zeigt ihn uns schon in einer Funktion, die auch seine besonderen geistigen Fähigkeiten in höchster Not seiner Vaterstadt dienstbar macht — doch beginnt hier vielleicht schon die Tragik solcher rettender Gedanken, Entdeckungen und Erfindungen, kann sich doch die Auswirkung später auch gegen das eigne Vaterland richten.

Forschung als Forderung — nicht als Liebhaberei eines geistvollen Mannes von Welt, wie im 18. Jahrhundert, oder als innere Verpflichtung eines Genius, wie zu allen Zeiten — Forschung als Forderung ist ein Ergebnis des 19. Jahrhunderts und des deutschen Menschen. Es war ein Ausfluß der Zeit des deutschen Humanismus, die Aufgabe der deutschen Universität nicht nur in der Weitergabe des schon bekannten Wissensstoffes, der Lehre zu sehen, sondern zugleich die Forderung eigener Forschung des zur Lehre Berufenen aufzustellen.

Die französischen Hochschulen waren durch die Revolution und Napoleon zu mehr technischen Akademien geworden, für die englischen Hochschulen und ihre geistige Haltung ist der noch bis 1879 von Professoren wie Studenten verlangte antipapistische Eid bezeichnend, beides für das Geborenwerden und Wirken ganz großer Geister natürlich ohne Belang, für das Gesamtniveau aber herabdrückend und angeborene Fähigkeiten des einzelnen hemmend und nicht fördernd. Der Gedanke der deutschen Universität, auf der doppelten Forderung von Lehre und Forschung, und damit der Gewissensfreiheit und des Wahrheitspostulates beruhend, hat sich in der Welt durchgesetzt und ist das Muster der Hochschulorganisation des 19. Jahrhunderts geworden. Bezeichnend dafür sind die Vereinigten Staaten von Amerika, auf die ein Blick zu werfen lehrreich ist.

Der Altpräsident Thwing von der Northwestern University hat in seinem Werk »The American and the German University«, New York 1928, die Entwicklung der amerikanischen Universitäten und die ihnen zugrundeliegende Idee dargestellt. Danach sind die alten großen Universitäten Yale und Harvard und ihre nächsten Nachfolger auf anglosächsischem Geistesboden erwachsen. Ihre zweite, von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis etwa zu Napoleons Sturz reichende Epoche stand dann im Zeichen des französischen Geistes der Aufklärung und Revolution. Seit dem Beginn der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde dieser dann vom deutschen Einfluß abgelöst.

AUS DEM INHALT:

KLETZL: Die Junker von Prag in Straßburg
BRINCKMANN: Pathos und Ratio als italienisch-französischer Gegensatz
BETZINGER: Musik und Medizin
HAAG: Rhythmus und Arbeit

Es ist die Idee einer Verbindung von Lehre und Forschung, die Thwing von Deutschland her befruchtend eindringen sieht. In drei Perioden wickelte sich dieser Vorgang ab: in der ersten hatten einzelne Studenten diese aus dem deutschen Humanismus erwachsene Synthese in Deutschland kennengelernt, dann hatten deutsche Lehrer an amerikanischen Hochschulen in diesem Sinne gelehrt, zuletzt war die deutsche Universität in ihren ganzen Methoden, der Weckung der geistigen Kräfte und des Denkvermögens der Studenten, wie der Erkenntnis von der Notwendigkeit der eigenen Forschung für die Hochschullehrer über die Weitergabe des Lehrstoffes hinaus, für den Unterricht, die Methoden und die forscherische Einstellung gerade der führenden amerikanischen Universitäten als solchen entscheidend geworden. Da sich manche Universitäten der Forschung gegenüber ablehnend verhielten, drohte diesen Universitäten zeitweilig die Führung zu entgleiten und auf neu entstehende, besondere Forschungsinstitute überzugehen. Heute ist die eigene Forschung unverlierbare Forderung des amerikanischen Universitätsbegriffs.

Doch kehren wir zur deutschen Entwicklung zurück und bleiben wir zunächst bei der Organisation der Forschung, so finden wir diese das ganze 19. Jahrhundert mit der Universität eng verbunden. Hier gerade den sich immer stärker anmeldenden Bedürfnissen der Forschung großzügig und rechtzeitig entsprochen zu haben, ist das Verdienst Althoffs, wie ihn z. B. der Amerikaner Flexner als Vorbild des Sachwalters der Forschung noch vor wenigen Jahren schilderte. Dies allein aber schien nicht zu genügen. Die verantwortlichen Kreise bei uns sahen doch eine Gefährdung der deutschen Wissenschaftssuprematie darin, daß in Frankreich (um Pasteur) und in den Vereinigten Staaten reine Forschungsinstitute um große Forscherpersönlichkeiten herum gebaut wurden und beschlossen in gleicher Weise

Digitized by Google

befähigte Persönlichkeiten von der Verpflichtung der Lehre, wenn sie es wünschten, zu entbinden und ihnen die Möglichkeit reiner Forschungstätigkeit zu geben.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (1910) wurde die Trägerin dieser Forschungsinstitute, die, für reine Forschung errichtet, für das Volk und sein Bestehen sich schon in der Kriegszeit als unumgänglich notwendig erwiesen haben. Damit hatte die Entwicklung bei uns zunächst ein Ende.

Das alte geflügelte Wort »πόλεμος πατὴρ πάντων« aber erwies sich gerade auf dem Gebiet der Organisation der Forschung als berechtigt: um die Versäumnisse von Friedensjahrzehnten nachzuholen, schuf England 1915 ein Committee for Scientific and Industrial Research, das dann 1916 durch Kabinettsorder zu einem Department for Scientific and Industrial Research erhoben wird, d. h. zu einem Reichsamt für Forschung, dessen Chef dem Gesamtministerium, aber nicht dem Kabinett angehört. Die Vereinigten Staaten schufen 1916 das National Research Council, 1919 das American Council of Learned Societies für die geisteswissenschaftliche Forschung, 1923 das American Council of Social Research, Italien 1923 das Consiglio Nazionale di Ricerche, Belgien holte 1919 und 1927 das im Kriege Unmögliche durch die Gründung der Fondation Universitaire und des Fonds National de la Recherche Scientifique nach, um nur die wichtigsten Gründungen dieser Zeit zu nennen.

Aber die obengenannten Organisationen erschöpfen die weltweite Aktivität auf diesem Gebiete nicht. Das Bild rundet sich erst, wenn wir auch die übrigen, weniger bekannten Nerven- und Kraftzentren der Forschung uns vor Augen führen:

Frankreich kann heute mit der Fondation Nationale pour la Recherche Scientifique und dem Office National des Recherches Scientifiques et des Inventions mit der Caisse Nationale des Sciences neben der alten Association Française pour l'Avancement des Sciences antreten, wo in dem Namen der letzteren sehr gut der Gegensatz einer freien Vereinigung von Gelehrten verschiedener Fächer zu regelmäßigen Berichten über ihre Arbeiten gegenüber den modernen, die Forschung regulierenden und finanziell fördernden Zentralen zum Ausdruck kommt. Japan besitzt ebenfalls eine autoritäre Einrichtung, das National Research Council, ausschließlich für naturwissenschaftliche Fächer. Bei den Vereinigten Staaten, deren Forschungseinrichtungen viel stärker der Privatinitiative entsprossen sind, sind neben den die Zentralisierung betonenden Einrichtung die durch ihre Mittel viel wichtigeren Stiftungen, Rockefeller Foundation, Carnegie Corporation, sowie die Unzahl anderer Stiftungen, die ihre ursprünglich mehr für humanitäre Zwecke bestimmten Mittel mehr und mehr auf die Forschung konzentrieren, zu nennen.

Von den kleineren Kulturländern steht hier Dänemark an der Spitze mit dem allumfassenden Carlsberg Fonds und dem mehr für Auslandskulturpolitik bestimmten Rask-Örsted Fonds. Norwegen hat in den zwei Fonds: Chr. Michelsens Institutt for Videnskap og Aandsfrihet und Statens Videnskapelige Forskningsfond wieder Vertreter sowohl der statischen wie dynamischen Wissenschaftsauffassung, während Schweden in der Nobelstiftung über die Stiftung verfügt, die international am meisten zur Förderung der Forschung und namentlich zur Propagierung der Wichtigkeit der Forschung für den menschlichen Fortschritt beigetragen hat, während die Organisation und Förderung der nationalen Forschung des Landes einem noch im Aufbau befindlichen Fonds zugedacht ist.

In Spanien ist in der Junta para Ampliacion de Estudios y Investigaciones cientificas wenigstens ein Zentralorgan für die historischen Wissenschaften vorhanden. In Portugal ist in der Junta de Educaçao National eine ganz neue Zentralstelle geschaffen. Rußland hat auch heute noch seine einzige, wissenschaftliche Arbeiten großen Stiles unternehmende Stelle in der alten Petersburger Akademie, während die Moskauer Akademie für materielle Kultur z. T. stark mit Vorzeichen versehene Arbeiten liefert. Polen dagegen hat in der Kasa im. Mianowskiego, Institut Popierania Nauki Polskiej eine wirklich aktive Zentralstelle für die Förderung der Forschung geschaffen.

Die Einrichtung zentraler Forschungsstellen hat in den alten Kulturländern nicht Halt gemacht. In Australien gibt es das Council for Scientific and Industrial Research, in Canada das National Research Council, in Neu-Seeland das Department of Scientific and Industrial Research.

Nach diesem Rundgang über unseren Erdkörper kehren wir zur Urheimat des Gedankens der Forschung als Forderung zurück und sehen, daß auch hier die Durchdringung des dynamischen Prinzips in der Schöpfung einer eigenen, autonomen, schlagkräftigen und einsatzbereiten Organisation gipfelte: die 1920 gegründete Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft wurde hier unter Führung des früheren preußischen Kultusministers Schmidt-Ott aus einem Notorgan zur Behebung der augenblicklichen Notlage der Forschung in wenigen Jahren zu der zentralen Pflegestätte der Forschung, sodaß von ihr das Hölderlin-Wort galt: »Mit ihrem heiligen Wetterschlage, mit Unerbittlichkeit vollbringt die Not an einem großen Tage, was kaum Jahrhunderten gelingt.« Die Notgemeinschaft wurde sogar in ihrer Organisation vorbildlich für ausländische Forschungsorganisation, wie z. B. den belgischen Fonds National. Ihre innere Zielsetzung auf die reine Wissenschaft wurde nach Jahren des Schwankens und Experimentierens für das englische Department of Scientific and Industrial Research richtunggebend. Die Notgemeinschaft hatte auch vor den zeitlich vor ihr gegründeten Schöpfungen voraus, daß hier ohne äußere Organisation mit einem Instrument gespielt werden konnte, dessen einzelne Teile in den meisten anderen Ländern erst zusammengestellt werden mußten. Den äußeren parlamentarischen Formen zum Trotz lag die Entscheidung bei der führenden Persönlichkeit. Vor zwei Jahren hat die Notgemeinschaft im Sinne des Aufbaugedankens unseres nationalsozialistischen Dritten Reiches in der Namengebung dieser Sachlage Rechnung getragen, indem sie sich Deutsche Forschungsgemeinschaft nennt.

Enge organisatorische und personelle Fäden verknüpften diese autonome Dachorganisation der freien Forschung mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der Trägerin der wichtigsten großen Forschungsinstitute. In beiden herrschte neben der strukturellen Idee der Selbstverwaltung stark der Führergedanke. Ob heute die Gesellschaftsform erhalten oder eine autoritäre Form endgültig siegen wird, steht dahin, die Entwicklung hat gezeigt, daß trotz äußerer Formen für die Leistung die führende Persönlichkeit entscheidend bleibt.

Zugleich aber änderte sich die Funktion der Forschung. Aus einer Nebenforderung wurde sie zur ersten Komponente bei der Beurteilung einer Persönlichkeit. Die Aufgabe der Forschung in der Volksgemeinschaft wurde eine andere. Heute ist schöpferische Forschung für das Leben des völkischen Organismus eine nicht mehr weggeleugnete Notwendigkeit, deren weitreichende Aufgaben in dem Worte unseres jüngsten Nobelpreisträgers Spemann in Freiburg umschrieben seien: »Zweckfreie Forschung und angewandte Wissenschaft«.

Erziehung und Unterricht

Das Loepelmannsche Handbuch besteht aus einer Sammlung von richtungweisenden Abhandlungen über Erziehung und Unterricht an der höheren Schule im Sinne des neuen Staates. Die Arbeit wurde unter einer Reihe von führenden Fachleuten aufgeteilt. Das Werk ist für den praktischen Gebrauch geschrieben und bringt daher auch in der Hauptsache Tatsachen, Erfahrungen und Erkenntnisse aus der Praxis. Bei aller Kürze soll stets das Wichtigste über das Fach mitgeteilt und alle breite »pädagogische« Schriftstellerei vermieden werden. Das vorliegende 1. Heft enthält eine Reihe von recht lebendigen und anregenden Aufsätzen des Herausgebers, der zum Schluß betont, daß sein Büchlein keineswegs umstürzend Neues bringen soll. Wesentlich ist für ihn vielmehr, daß die heutige Erziehung mit dem Geiste erfüllt wird, wie er der politischen Umgestaltung in Deutschland angemessen ist. Es wird daher hier der Jugendliche unter den Lebensgesetzen betrachtet, die nun einmal für alles Menschliche gegeben sind. Trotz der Kürze enthält dieses Buch eine Reihe von Gedanken und praktischen Winken, die insbesondere für den jüngeren Lehrer recht bedeutsam sind. Der Fortsetzung sehen wir mit Spannung entgegen.

Dr. A. Buchensau
Berlin

Martin Loepelmann: Erziehung und Unterricht an der höheren Schule. Band 1: Voraussetzungen. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main, 1936. 59 Seiten, Preis RM 3.—.

Deutsche Baumeister

Es ist schwer, gemeinverständlich über Architektur zu schreiben, zumal wenn nicht die Bauwerke, sondern die Baumeister — die anonymen und die mit Namen — im Vordergrund stehen. Karl Scheffler, der frühere Herausgeber von »Kunst und Künstler«, hat sich an diese in größerem Rahmen bisher nicht behandelte Aufgabe gewagt. Sein neues Buch ist ein interessanter Querschnitt durch ein Jahrtausend deutscher Baukunst, eine Wanderung durch »Triumphstraßen von Meisterwerken«. Scheffler ist dabei ein ebenso kenntnisreicher wie gewandter Führer. Er verfolgt den Weg der Baumeister durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart, schildert ihr zu jeder Zeit anders gerichtetes Wollen und sucht die Gesetze ihres Schaffens zu ergründen. Den Leser, der die Materie kennt, freuen besonders die ausgezeichnet formulierten grundsätzlichen Betrachtungen und die gerechten, klug abwägenden Urteile; aber auch die flüssige, alles weniger als trockene und doch sachliche Sprache macht die Durcharbeit zum Genuß.

Das Buch gehört ohne Frage zu den wichtigsten kunstgeschichtlichen Neuerscheinungen. Man möchte daher wünschen, daß es zahlreiche Leser aus allen Kreisen findet und im In- und Ausland für den Genius des deutschen Baumeisters wirbt. Die sorgfältig gewählten, fast durchweg ganzseitigen Abbildungen erhöhen die Freude an der Lektüre, die Register am Schluß die Brauchbarkeit des Buches.

Dr. H. Bethe
Stettin

[1]) Karl Scheffler, Deutsche Baumeister, Elf Jahrhunderte deutscher Baukunst. 235 Seiten, 65 Abbildungen. Berlin, Bruno Cassirer. 1935. Geh. RM. 6.—, geb. RM. 8.50.

Digitized by Google

ahn

g in Straßburg

6. und 17. Jahr-
n sagenhaft un-
Form berichten
us Prag, die als
Straßburg voll-
r und Bildhauer
geleistet und
en Schutz ge-
auch bald ihr
u zeigen; 1565
ren sogar eine

hrhunderts die
forschend ge-
ne romantische
geheimnisvollen
Nachrichten er-
vorsichtigerem
ch genötigt, das
kontrollierbare
unker mit der
ade feststehen-
nicht übereinstimmen, eingehende
eutsche Kunst-
mehr als einem
ergab jedoch,
r alten Nach-
Prag in Straß-
Ja, daß diese
sie nur vom
ahe buchstäb-
unbestimmten
ratenen Form,
oder dritter
et.
ete dieses Zu-
nüsse sich hier
nten Meister-
lie am Dome
en Glanzzeiten
uhütte hatten.
g schien aber
ar wenn man
Prager Meister
len sollte, daß
ätten, fiel eine
nz gesicherten
ptturmes im-
Prager Parler
Prager Parler
unker«?
Problem die
ng« des Straß-
ner mächtigen
i des Jahres
nicht gänzlich
ter Klaus von
Ensingen von
rkmeister der
mußte. Mei-
sterschauseite
fassade; einer
Paar seitlich
im Gegenteil
enden Giebel
t bestimmter
cht beruhigte,
lossene Masse
leisters Klaus
Klaus folgte
sichten seines
ael von Frei-
sein Amt als
raßburg ver-
iden Meister

nun und niemand Anderes sind die Junker von Prag in Straßburg.

Michael von Freiburg, der dritte Michael der Parler-Familie, ist ein Sohn jenes Johannes von Gmünd gewesen, der seit 1359 den Bau des neuen Chores am Münster von Freiburg i. Br. leitete. Dieser Johannes war ein Bruder Peter Parlers, des Dombaumeisters von Prag; Michael demnach dessen Neffe. Michael, sein Bruder Heinrich (der vierte seines Namens unter den Parlern) und sein Vater Johannes haben in Prag, an der Haupthütte ihrer Familie also, gearbeitet. Nach dem Brauche ihrer Zeit durften sie sich dann umsomehr »Meister von Prag« nennen oder nennen lassen, als der bauhüttenmäßige Gedanke einer Werk-Gemeinschaft bei den Parlern sehr ausgebildet war und dem Dome des Kaisers Karl IV. zu Prag für ganz Deutschland ausgesprochen repräsentative Bedeutung zukam. Der ganze Kreis von Meistern und Parlierern um diese Familie, der in dem neuen Mittelpunkt deutsch-gotischer Kultur in Böhmen geschult worden war, gehörte für Deutschland zu den »Meistern von Prag«. Welch hohe Ehren diesen Meistern in allen deutschen Bauhütten schon um 1400 erwiesen wurden, bezeugen mehrere Urkunden; außerdem die Ausfuhr von Kunstwerken aus Prag in alle Landschaften Deutschlands. Auch Straßburg, ja der ganze Oberrhein ist von dieser Ausfuhr erreicht worden.

Als Michael nach Straßburg berufen wurde, befand sich der Münsterbau nicht nur in einer wirtschaftlichen, sondern auch in einer künstlerischen Krise. Schon Meister Rudolf, der Erbauer des Münster-Langhauses und nach ihm vor allem Meister Erwin hatten den Türmen der Westfassade nicht jene überragende Rolle zuweisen wollen, die ihnen in der französischen Hochgotik allenthalben zugeteilt wurde. Ein Meister der Erwin-Nachfolge hatte diesen Grundsatz dann zu Gunsten einer ausgesprochenen Turmfassade durchbrochen und als Meister Konrad, der Vorgänger Michaels im Amte des leitenden Architekten, in den Siebzigerjahren an den dritten Turmgeschossen baute und über dem großen Rosenfenster Erwins eine Galerie von Apostelgestalten einfügte, war die Entscheidung für oder gegen den letzten Ausbau im Turmfassadensystem unaufschiebbar, zugleich aber auch schwieriger denn je geworden. Michael entschied sich für eine Wandfassade, weil ein solches System jener sondergotischen Hallenbauweise (drei gleich hohe Schiffe nebeneinander) am meisten entsprach, der sich die Parler seit ihrem ersten großen Bau, der Hl. Kreuzkirche in Schwäb. Gmünd allenthalben ergaben. Michael setzte seine Absichten in Straßburg mit Hilfe eines ebenso meisterhaft wie eindringlich gezeichneten Schaubild-Planes durch, der uns als Riß Nr. 5 in der Plansammlung der Straßburger Bauhütte, des sogenannten Frauenhauses erhalten geblieben ist. Um die halb vollendet überkommene Fassade seinem Ideale gemäß fertigzustellen, mußte Michael in der Mitte über der Apostel-Galerie noch ein weiteres Geschoß errichten; ein Geschoß, das zugleich die dritten, in seiner Zeit schon frei aufragenden Turmstockwerke zu einer wandartig geschlossenen Einheit verband. Dieses Mittelgeschoß nahm dann auch die Glocken auf und wurde durch einen Giebel gekrönt, der nunmehr höher war als die seitlichen Turmstümpfe, deren Vollendung Michael natürlich mit Absicht unterließ. So konnte mit verhältnismäßig geringen Mitteln und in einer absehbaren Zeit ein Fassadenwerk ansehnlich zum Abschluß gebracht werden, das zu Michaels Zeiten schon durch ein ganzes Jahrhundert währte. Es kann darum nicht wundernehmen, daß Michael mit seiner geschickten Sonderlösung im Frühjahr 1383 durchdrang. Nun wurde nach seinem Plane weitergebaut und Klaus, sein Nachfolger, hat diesen Bau in seinen Hauptzügen auch vollendet. Wäre das Münster in dem Zustande vom Sommer des Jahres 1399 verblieben, so hätte es also einen ähnlichen Anblick geboten wie die Fassaden der Dome von Konstanz, Braunschweig oder Magdeburg.

Ja, es erweist sich, daß Fassaden im Wandsystem in der deutschen Baukunst seit jeher besonders beheimatet gewesen sind. Bis in die ersten, die karolingischen Epochen dieser Baukunst reichen die Wurzeln einer Entwicklung herab, welche zur Zeit der Gotik dann noch solch ein prachtvoll wandhaftes System wie den Unterbau der Fassade des Domes von Köln hervorbrachte. Gerade das, was ein nur nach französischen Vorbildern hin ausgerichtetes Kunsturteil hier immer auszusetzen hatte — daß die Türme auf dem zweistöckigen Unterteil der schreinhaft geschlossenen Fassade wie aufgesetzt wirken —, erweist sich als das spezifisch Deutsche dieses Bauwerkes! Das gilt auch von den Wandfassaden der Parler. Außer Straßburg hat ihre Kunst hier nämlich noch die Schauwand am Hauptturm von St. Stephan in Wien und einen großen Entwurf für die Fassade des Domes von Regensburg hervorgebracht; von kleineren Auswirkungen ganz zu schweigen.

Woher stammt aber der Name »Junker« für die Parler? Die Aufklärung bringen hier erst sprachgeschichtliche Überlegungen. Das Wort Junker ist im 14. und 15. Jahrhundert noch in ganz anderen als den heute üblichen Bedeutungen gebraucht worden. In diesem Falle ist neben der Bezeichnung eines Jung-Gesellen im Handwerk diejenige für einen vornehmen, angesehenen Bürger schlechthin die ausschlaggebende gewesen. Der Name Parler konnte durch die, von der Junker-Legende weitergegebene Bezeichnung deshalb so sehr verdrängt werden, weil die deutschen Familiennamen im späteren 14. Jahrhundert allgemein erst im Entstehen begriffen waren und darum nur unverbindlich, auch in wechselnden Formen gebraucht worden sind. Als Sammelname für die ganze Werkgemeinschaft der Dombaumeister aus dem kaiserlichen Prag erweist sich die Bezeichnung »Junker« sogar als gut gewählt.

Die alten Nachrichten aus Straßburg behalten auch weitgehend Recht, wenn sie die Meister aus Prag als Bildhauer und Maler von besonderen Graden preisen. Der Entwurf Meister Michaels für Straßburg enthält prachtvoll gezeichneten und auch kolorierten bildhauerischen Schmuck. Diese Zeichnungen, welche zu gutem Teile den Einfluß der Plastik der Prager Dombauhütte deutlich erkennen lassen, sind uns um so wertvoller, weil der bildhauerische Schmuck der betreffenden Münsterteile im Original fast ganz durch die französische Revolution zerstört worden ist.

In der Tat, die Meister Michael und Klaus, die Parler-Meister der Prager Schule haben im Sommer des Jahres 1399 die Straßburger Münsterfassade nach eigenem Plane weitgehend vollendet. Auch Klaus, der mit der

Digitized by Google

Gmünder Meisterfamilie wahrscheinlich obendrein verwandt ist, hat nämlich in ihren Bauhütten zu Augsburg und Regensburg, zuletzt aber in Prag gearbeitet, bevor er zu Meister Michael nach Straßburg kam und hier dann sein Nachfolger wurde.

Haften dem Werk der Straßburger Parler-Meister schon in seiner idealen Plan-Form notwendig deutliche Züge einer Notlösung an, so ist es in Wirklichkeit fast ganz zerstört, ja bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden durch den Nachfolger des Meisters Klaus, den großen Turmbaumeister der deutschen Spätgotik, durch den schwäbischen Architekten Ulrich von Ensingen. Es muß einen heftigen Kampf mit dem noch in rüstigen Jahren stehenden Meister Klaus gegeben haben, bevor sich Ulrich in Straßburg mit seinem überkühnen Turmfassadenplan durchsetzen konnte. Aber dieser Plan, der den Ehrgeiz und die Begeisterung der Bürger zu entflammen wußte, hat schließlich doch gesiegt. Er mußte siegen, weil der jüngere Meister Ulrich auch in Ulm, in Eßlingen und Basel einer allgemeinen Turmfreude der Bürgerschaft wahrhaft großartigen Ausdruck zu geben verstand. In Straßburg durfte er daher zuletzt das Wandfassaden-Stockwerk der Parler als Sockel des kühnsten Denkmals himmelstürmender Turmfreude benützen, das in deutschen Landen jemals errichtet worden ist. Das Mittel-, das Glockengeschoß der Junker von Prag in Straßburg hatte durch die nochmalige Hinwendung zum Turmfassadensystem seinen Sinn völlig eingebüßt und konnte darum für das allgemeine Urteil nicht verständlich sein. Bis in die jüngste Vergangenheit herauf ist es darum immer wieder als eine künstlerische Entgleisung verdammt worden.

Wieso sind aber gerade die Junker von Prag in Straßburg im 16. und 17. Jahrhundert so berühmt geworden und nicht Ulrich von Ensingen oder jener Johannes Hültz von Köln, der doch dem Turme Ensingens schließlich einen ebenso geistreichen wie kühnen Helm aufsetzte? Dieser Ruhm beruht auf einer Verwechslung. Den Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts standen noch originale Nachrichten über die vollendende Tätigkeit der Meister aus Prag zur Verfügung, die heute verschwunden sind. Da aber zu jener Zeit nur der Riesenturm des Münsters vor aller Augen stand, so konnte man solch originale, sicher auch wortkarge Nachrichten umsomehr nur auf den Hauptturm beziehen, weil der Name Ulrichs von Ensingen und der des Meisters Hültz damals schon ganz vergessen waren und erst in viel späterer Zeit wieder neu entdeckt worden sind.

So ist also den Junkern von Prag in Straßburg wenigstens durch die Legende ein Künstlerruhm zuteil geworden, der in Wahrheit jenem Ulrich von Ensingen gebührt, der einst ihr fast vollendetes Werk durch Fortbau im Sinne eines ganz anderen Systems um jede Wirkung gebracht hatte.

Einführende Literatur: J. Neuwirth, Die Junker von Prag. Prag 1894. Studien z. Geschichte d. Kunst i. Böhmen. 3. Heft.

O. Schmitt, Die Junker von Prag. Thieme-Beckersches Künstlerlexikon, 19. Bd. Leipzig 1926. S. 338ff.

O. Kletzl, Die Junker von Prag in Straßburg, Schriften des Elsaß-Lothringen-Instituts der Universität Frankfurt /Main 1936, 160 Seiten und 85 Abb.

Alteuropa *Kulturen — Rassen — Völker. Von C. Schuchhardt. Mit 43 Tafeln und 186 Textabbildungen. XIII, 355 Seiten. 1935. Geb.* **7.20**

Paideia *Die Formung des griech. Menschen. Von W. Jaeger. 1. 2. Aufl. IX. 513 S. 1936. Geb.* **8.-**

Sonderprospekte kostenlos!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35
Woyrschstraße 13

Die Mosaiken von San Marco

Immer mehr wird der reiche Mosaikenschmuck von S. Marco als eines der wichtigsten Denkmäler hochmittelalterlicher abendländischer Malerei erkannt. Er ist dies nicht allein durch seinen äußeren Umfang und die — trotz vielerlei Unbill — vergleichsweise vollständige Erhaltung. Der hohe Kunstwert der meisten Zyklen wird heute kaum mehr geleugnet werden. Tikkanens Entdeckung, daß ein großer Teil der Mosaiken der westlichen Vorhalle sich eng an die byzantinische Cottonbibel anlehnt, hat dieser Erkenntnis freilich wenig genützt. Es wird das Verdienst von Otto Demus[1]) bleiben, als erster den Gesamtumfang der Mosaikenausstattung in einen logischen Zusammenhang gefaßt zu haben, die umstrittene Zeitfolge ihrer Entstehung durchgehend geklärt und die Elemente ihres Stiles — hier Abhängigkeit von Byzanz, dort bodenständiges und abendländisch-romanisches Kunstwollen — aufgedeckt und beim Namen genannt zu haben.

Dies ist im Rahmen einer äußerst knapp gefaßten, sich streng an den Stoff haltenden Analyse geschehen. Nachdem L. Marangoni erwiesen hat, daß der (jetzige) Neubau des 11. Jh. eine geraume Zeitlang als Ziegelrohbau ohne jede Wandverkleidung gestanden hat, lassen sich die ersten Mosaiken nicht früher als in den Beginn des 12. Jh. setzen. Diese befinden sich in der Hauptapsis und in den Nischen über den westlichen Eingangstüren, über die hinaus im Anfang wahrscheinlich keine weitere Mosaizierung geplant war. Vf. betont die Stilparallele mit mittelbyzantinischen Denkmälern wie Chios und Daphni, weist aber schon hier auf den charakteristisch venezianischen Hang zum Linearen hin. Erst nach Vollendung der Marmorinkrustation im Innern kann dann in den 70er Jahren des 12. Jh. die Auskleidung des gesamten Kirchenraumes begonnen haben. Ein einheitlicher Plan, der damals gefaßt sein muß, umfaßt die Ausstattung des Hauptschiffes mit seinen drei Kuppeln und seitlichen Tragebögen. Hier scheiden sich eine Anzahl von Stilgruppen, die als verschiedene Werkstätten zu deuten sind. Eine älteste Gruppe bildet das monumentale Pfingstfest der Westkuppel zusammen mit der nördlichen Querhauskuppel (Johanneslegende) und den Christusgeschichten am südl. Tragebogen der Mittelkuppel. Das sehr starke byzantinische Element ist in ähnlichem Grade abgewandelt wie etwa in den Salzburger Nonnbergfresken. Vf. rückt hier wie an anderen Stellen den Zusammenhang mit mittelbyzantinischen Denkmälern (Hosios Lukas) in den Vordergrund, im Gegensatz zu der von Heisenberg hartnäckig vertretenen These der Abhängigkeit vom Schmuck der justinianischen Apostelkirche. Ein indirekter Einfluß wird aber am Schluß auch vom Vf. nicht geleugnet. Das Schwinden organischer Gestaltenbildung und die Beschränkung des Beiwerkes, der zunehmende Linearismus in der Johanneskuppel und den Christusgeschichten werden auf angenommene Miniaturen als Vorbilder zurückgeführt, doch dürfte es sich im gleichen Maße um eine örtliche Parallelerscheinung handeln. Vf. kennzeichnet selbst (S. 21 f.) die Auflösung der byzantinischen Form mit Worten, die geradezu die Grundprinzipien der gesamten späteren Tafelmalerei Venedigs beim Namen nennen. Für ihre Anfänge werden schon diese Mosaiken daher zu einem Denkmal von überragender Aufschlußkraft.

Die zwei Strömungen, die Vf. von dieser ältesten Gruppe her weiterverfolgt, sind eine manieristische, die Plastizität der byzantinischen Formen überbetonende Richtung, und eine andere, die entschlossen dem mittelalterlichen »Chronikstil« und dem venezianischen Zug zu flächiger Strichzeichnung folgt. Zur ersteren gehören die Altarkuppel mit dem Bildnis des Immanuel und Propheten, die Mittelkuppel mit der Himmelfahrt, »eine der großartigsten Leistungen der italobyzantinischen Monumentalmalerei«, und die Christusgeschichten am Westbogen der Mittelkuppel (um 1200). In der Vereinigung mit spätromanischem Gedankengut, das sich thematisch in dem Reigen der Tugenden im Tambour der Mittelkuppel zeigt, findet Vf. hier die künstlerisch bedeutendsten Denkmäler örtlicher Stilbildung. Die zweite, lineare Gruppe, der das Marienleben im linken Querschiff, die Jugendgeschichte Christi im südl. Kreuzarm, ferner die Marcus- und Petruslegenden in den beiden seitlichen Chorkapellen angehören, löst die Szenen in lockere Gruppen und Einzelfiguren auf; ihre künstlerische Qualität ist weit geringer. Sie wird zeitlich zwischen 1192 und 1230 festgelegt. Weit größere Bedeutung besitzt die Werkstatt, der die Ausstattung der gesamten Vorhalle mit der Cappella Zen, ferner im Innern die Mosaiken im nördl. und südl. Seitenschiff und an der nach dem Brand von 1231 neuerrichteten Tesorokapelle zufielen. Nach der Ausschmückung der Fassade mit den Spolien des 4. Kreuzzuges kann die Arbeit in der Vorhalle nicht vor 1220 begonnen haben und endet erst gegen Ende des Jh. Eine wichtige Pause der Arbeiten wird zwischen 1240 und 1258 nachgewiesen. Als Vorbild für den westlichen Arm dieser einheitlich geplanten Vorhallendekoration hat schon Tikkanen die Cottonbibel erkannt. Zur gleichen Phase gehörten die heute größtenteils verlorenen, durch Gentile Bellinis Prozessionsbild überlieferten Mosaiken der Fassade. Im »zweiten Vorhallenstil« (nach 1260), dem die nördliche Vorhalle nebst der Geschichte der Markusreliquien im nördl. Seitenschiff angehören, gewinnt ein neuer, wieder plastisch modellierender Stil die Oberhand, der durch seine Verwandtschaft mit dem gleichzeitigen Schmuck der Kahriedjami und andererseits in den gotischen Elementen der Ornamentik die Verbindung sowohl mit Byzanz wie mit dem Abendland wieder besonders eng erscheinen läßt. Ein Abriß der Erhaltungsgeschichte der Mosaiken ist höchst willkommen und zeigt, wie große Vorsicht nach den Restaurierungsversuchen so vieler Jahrhunderte am Platze ist. Im Schlußkapitel wird die Entstehung und Abfolge der ikonographisch höchst interessanten Ausstattungspläne noch einmal festgelegt. Auch dieser Teil hat von berufenster Seite (O. Wulff in Dtsch. Lit. Ztg. 1935, Heft 49, Sp. 2139 f.) Anerkennung gefunden. Die Anmerkungen und Exkurse bringen so viel Literaturbelege, daß gleichzeitig ein ausgezeichnetes Nachschlagekompendium für das ganze Gebiet entsteht. Durch 50 Autotypien wird die Beweisführung bestmöglich belegt. Innerhalb des durch die verlegerischen Möglichkeiten gesteckten Rahmens ist zu niedrigem Preise ein für jeden Interessierten äußerst brauchbares, gerade in seiner Beschränkung höchst begrüßenswertes Buch entstanden.

Dr. E. G. Troche
Berlin

[1]) Otto Demus, Die Mosaiken von San Marco in Venedig 1100—1300, verlegt bei Rudolf M. Rohrer in Baden bei Wien, 1935. Preis RM. 7.—.

Zur Neubegründung der Wissenschaft:

Völkisch-politische Anthropologie

von **Ernst Krieck**

Teil I: Die Wirklichkeit. **RM 5.—**

Einst besaßen die Wissenschaften und Universitäten eine gemeinsame, verpflichtende Grundlage in der Humanitätsidee. Mit dem Verfall dieser tragenden Idee setzte jener Prozeß der Auflösung ein, der durch beständige Verzweigung der Wissenschaften und Verselbständigung der Zweige fortschritt, bis die Hochschule nur mehr ein organisatorischer Rahmen für einen formlosen Haufen unzusammenhängender Einzelheiten war. Konnte eine solche Wissenschaft und Hochschule dem Studierenden überhaupt noch eine Sinneinheit darbieten, ein Weltbild und damit Bildung vermitteln? Durch die nationalsozialistische Weltanschauung, die berufen ist, das deutsche Volk einer neuen Erfüllung entgegenzuführen, ist eine neue bindende Grundlage für alle Wissenschaften, Fakultäten und Hochschulen gegeben. Aus ihr ersteht ein neues Bild von Welt und Mensch, das an Stelle der Humanitätsidee in den Mittelpunkt tritt; daran haben alle Wissenschaften empfangend und gebend Anteil, daraus wird ihnen die Erneuerung, der neue Auftrieb kommen. Das vorliegende Buch erhebt den Anspruch, diese neue Wesensmitte zu umreißen, ihren Ort und ihre Art zu kennzeichnen: es ringt um ein Bild vom deutschen Menschen, das in die Zukunft führt.

Bezug durch jede Buchhandlung

Armanen-Verlag, Leipzig

Digitized by Google

Prof. Dr. A. E. BRINCKMANN, Frankfurt M.

Pathos und Ratio als italienisch-französischer Gegensatz

Wir sind gewohnt, Italien und Frankreich unter dem Begriff der romanischen Völker zu fassen. Dieser Begriff bildete sich auf Grund sprachlicher Übereinstimmungen, ist jedoch nur beschränkt richtig. Denn die rassische Zusammensetzung, die Trägerin aller geistigen Eigenschaften, ist in beiden Ländern eine wesentlich andere, so daß die künstlerischen Konstanten Italiens und Frankreichs, ihre gestaltenden Grundkräfte trotz vielfältiger Beziehungen sich deutlich unterscheiden. Sehr häufig sogar sind in der Kunst die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland engere gewesen als die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien. Selbst Deutschland stand Italien oft wesentlich näher — man denke an das Schicksal des deutschen Barock. Wurden in unserer kunstgeschichtlichen Forschung die Gegensätze zwischen Italien und Frankreich weniger betont, so liegt dies einmal an der typischen Themastellung »Italien — Deutschland« seit Thode und Wölfflin, zum anderen an der Bereitwilligkeit französischer Forschung, die lateinische Schwester als richtungweisend anzuerkennen, zumindest seit der Renaissance. Es gibt aber zu denken, daß die Gegensätze Italien—Frankreich gerade im 17. Jahrhundert, in einem Augenblick größter Leistungen Italiens und starker nationaler Selbstbesinnung Frankreichs, deutlich werden, ja geradezu aufeinanderprallen; damals nämlich, als der Führer der italienischen Barockkunst Giovanni Lorenzo Bernini 1665 von Rom nach Paris kam. Bernini war gerade 67 Jahre alt, stand auf dem Gipfel seines Ruhms als Bildhauer und Architekt. Seine größten Monumente in römischen Kirchen waren errichtet, die von ihm entworfene Piazza di San Pietro, dem Riesenbau Michelangelos und Madernas vorgelagert, ging der Vollendung entgegen. Es bedurfte eines Handschreibens Ludwigs XIV., um ihn zur Reise zu bewegen, die über Piemont und Burgund führend ein Triumpfzug wurde. Die französischen Künstler zitterten vor seiner Macht und waren dennoch bereit, sich seinem Urteil zu unterwerfen, bezaubert durch die Vorstellung Italien, Rom. Bernini aber kam eine königliche Angelegenheit: für die Vollendung des Louvrepalais in Paris.

ber den Aufenthalt Berninis in Paris,
Erfolge und Mißerfolge, sind wir sehr
unterrichtet durch zwei Tagebücher.
ine schrieb ein Monsieur de Chantelou,
anzose, der längere Zeit in Rom gelebt
der für Italien schwärmte, ein wenig
if die Beherrschung der italienischen
war und vom König als persönlicher
Bernini beigegeben wurde. Dieses
h ist vor 50 Jahren in der Gazette
ux-Arts von Ludovic Lalanne ver-
t worden. Es steht ganz auf Seiten
Die Gegnerschaft vertritt Charles
die rechte Hand des Ministers
nd Bruder des Architekten Claude
nach dessen Plänen schließlich die
sade vollendet wurde. Dessen Tage-
anderen Schriften Charles Per-
1909 von Paul Bonnefon in den
Amateurs et d'Artistes herausge-
rden. Die Gegnerschaft aber, die
Colbert und zunächst gegen den
istallisierte, trat schließlich vom
uldet offen gegen den Italiener auf.
itiker kritisiert sein Objekt, aber ebenso auch sich selbst durch die Art der Kritik. Und so kritisiert auch Perrault den Italiener Bernini und zugleich das Französische, indem er kontrastiert oder das ihm Fremde betont. Man braucht daher nur einige Stellen dieser Mémoires zu zitieren, um Charaktere und Gegensätze deutlich zu machen, wie sie auch heute noch bestehen. Von Bernini heißt es: »Sein vorgerücktes Alter und seine große Berühmtheit gaben ihm reichlich Selbstbewußtsein. Er besaß einen lebhaften und glänzenden Geist, hatte zudem ein besonderes Talent, sich in Geltung zu setzen. Ein guter Redner, voll von Sentenzen, von Parabeln, von Geschichtchen und bons mots, mit denen er zumeist seine Antworten spickte statt einfach auf das zu erwidern, was man ihn fragte. Er war ein sehr tüchtiger Bildhauer, wenn er auch eine sehr miserable Reiterstatue des Königs geschaffen hat, unwürdig des Souverains, der ihr daher auch an Stelle des Porträtkopfes ein antikes Haupt aufsetzen ließ. (Sie steht noch heut als Marcus Curtius in einem Winkel des Versailler Gartens, das Modell mit dem Kopf Ludwigs XIV ist veröffentlicht in den Barockbozzetti Band III, 1925.) Er war ein mäßiger Architekt, schätzte eigentlich nur die Menschen und die Werke seines eigenen Landes. Er zitierte oft Michelangelo und man hörte ihn immerfort sagen: si come diceva il Michelangelo Buonarotti (Bernini sprach nur die eigene Sprache, was der Kabale besten Vorschub gab).« Besonders die italienischen Gesten findet der disziplinierte und in höfischen Formen erzogene Franzose übertrieben, ja lächerlich. Als Bernini eine Variante für den Louvrebau vorlegte — es war tatsächlich eine unbedeutende Abänderung —, schildert dies Perrault folgendermaßen: »Drei Tage später war wiederum eine Versammlung im Louvre (der Bau war seit François I zu Dreiviertel fertig gestellt, Bernini sollte Vorschläge für die vierte Quadratseite machen), der Colbert, Herr von Chambray (ein Bruder des erwähnten Chantelou und berühmter Architekturtheoretiker) und ich beiwohnten. Bernini brachte eine Zeichnung, hielt sie gegen den Bauch gepreßt (mit zunehmendem Alter war er etwas korpulent geworden), wandte sich an Colbert und meinte, er sei überzeugt, daß der heilige Schutzengel Frankreichs ihn inspiriert habe, denn er selbst hätte eine so schöne, so große, so glückliche Sache, wie sie nun seine Gedanken erfülle, nicht allein finden können. Io sono entrato, setzte er hinzu, in pensiero profondo. Er sagte diese Worte mit solcher Emphase, daß man glauben mußte, er sei bei diesem Gedanken bis zum Grund der Hölle hinabgelangt« — und dem Franzosen schien eine derartige Pathetik, gemessen am Objekt, reichlich überflüssig.

Bei der eingehenden Besprechung der inneren Anordnung des neuen Louvrebaus, wie ihn Bernini an Stelle des alten plante, platzen dann die Gegensätze aufeinander: »Bernini bekümmerte sich um keine Einzelheit, er war nur darauf bedacht, große Theater- und Festsäle zu entwerfen, er bemühte sich nicht im geringsten um Einwände, um die so notwendige Verteilung der Wohnräume, um alles das, was in Unzahl eine besondere sachliche Eignung verlangt, die Bernini bei seinem bestimmten und lebhaften Naturell (naturel prompt et vif) eben nicht besaß«. ... »Colbert dagegen verlangte Genauigkeit, er wollte sehen, wo und wie die königlichen Räume lägen, wie der Service bequem gehandhabt werden könne, denn er war mit Recht überzeugt, daß in einem solchen Bau nicht nur die Mitglieder des königlichen Hauses richtig unterzubringen seien, sondern ebenso der ganze Hofstaat bis zum jüngsten Offizier.«

Es gibt in Italien wenig Bauten, wenn auch einige ganz große wie die Peterskirche, an denen über eine längere Zeit hin gearbeitet worden ist. Aber es gibt viele Großbauten, wie die Dome von Siena und Bologna, die nur begonnen oder unvollendet abgeschlossen sind. Italien baut rasch oder es wechselt das Thema. Frankreich dagegen ist das Land rationeller Baupflege, und noch im 17. und 18. Jahrhundert hat man im Mittelalter begonnene gotische Kathedralen gotisch zu Ende gebaut. Am Versailler Schloß haben Souveraine über zwei Jahrhunderte arbeiten lassen und schon Ludwig XIV sprach den Satz: »Faites ce qu'il vous plaira, mais si vous l'abattez (das alte kleine Schloß, heute das Zentrum der Anlage), je le ferai rebâtir tel qu'il est sans y rien changer«. Der Satz Cäsars »rerum novarum cupidi« gilt eben nur für die alten Gallier, er gilt nicht mehr seit der Nationwerdung Frankreichs, seit dem 12. Jahrhundert. So mußte es den Franzosen von vornherein mißfallen, daß Bernini keineswegs die Aufgabe angriff, Entwürfe für den vierten noch unvollendeten Flügel des Louvre zu machen, sondern vorschlug, den ganzen bestehenden Bau niederzureißen, um eine riesige Neuanlage zu schaffen: einen Block mit pathetischen Fassaden, gewaltigen Vestibülen, Hofkolonnaden, alles das lebhaft räumlich und plastisch modelliert. Dazu lange Flügel gegen die westlich gelegenen Tuillerien mit freiem Raum zwischen sich — ein ganzes Quartier hätte dazu abgebrochen werden müssen, und der große Korse hat dies denn auch zu Anfang des 19. Jahrhunderts von seinen Architekten Percier und Fontaine ausführen lassen. (Wie dürftig hieran gemessen Pariser Projekte für eine Place Louis XV im 18. Jahrhundert!) Alles das war, wie das Studium der uns von Blondel überlieferten Pläne zeigt, wahrhaftig kein kleinliches Spiel. Aber die französischen Kritiker, gegen die selbst Chantelou nur schwache Worte der Verteidigung findet, erklärten diese ganze Anlage für pathetisch und bombastisch wie den Schöpfer Bernini selbst. Sie fanden keinen Gefallen an der vitalen Fülle räumlicher und plastischer Formen, am Denken und Disponieren in wahrhaft großen Abmessungen. Das Sinnlich-Schöpferische dieser Baukomposition schien ihnen déraisonnable.

Noch in Gegenwart Berninis wurde feierlich der Grundstein gelegt. Der König machte ihm große Geld- und Ehrengeschenke — Bernini erklärte sich allerdings mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit unbefriedigt, seine Phantasie hatte anderes erwartet. Am 20. Oktober 1665 reiste er enttäuscht aus Paris nach Rom ab. Kaum war er fort, wurde ein anderes Projekt gewählt für die Vollendung, nicht für einen Neubau: die noch heute bestehende und so charakteristische Louvrekolonnade, eine vornehmlich dekorative Lösung, wie es auch französische Architekturschriftsteller des 18. Jahrhunderts bei aller restlosen Bewunderung zugegeben haben. Charakteristisch für den französischen Geist, charakteristisch schon im Urgrund, weil nicht sinnliche Schöpferkraft, sondern

Digitized by Google

rational kluge Überlegungen und Errechnungen ihre Paten waren. Denn Claude Perrault, ihr Erbauer, der Bruder des Charles Perrault, war von Hause aus weder Architekt noch überhaupt Künstler, sondern Mediziner und ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann. Er hatte sich theoretisch wie historisch mit architektonischen Fragen beschäftigt, hatte den Vitruv, den Baulehrer der antik-augusteischen Zeit, ins Französische übersetzt und kommentiert. Fragen der Proportion hatten ihn in erster Linie interessiert. Und so ist auch seine Louvrekolonnade ein Proportionsexempel geworden, deren generelle Gesichtspunkte und Maßerrechnungen uns Perrault selbst überliefert hat. (Sein Manuskript ist zwar im Tuillerienbrand 1871 nebst wertvollen anderen Plänen untergegangen, doch benutzte es der französische Architekt des 18. Jahrhunderts Patte ausführlich für seine Darstellung. Ich habe diesen Fragen in meiner Baukunst des 18. Jahrhunderts, 5. Aufl. 1930, eine ausführliche Darstellung gewidmet.) So ist ein wundervoll klares aber an sich einfaches Fassadenschema entstanden: eine Flächenzeichnung mit zahlenmäßig berechneter Säulenordnung, kein Block, kein modellierter Kubus in italienisch-bernineskem Sinn. Es ist wieder und wieder reproduziert worden. Denn es befriedigt ganz eine Seite des französischen Geistes, das geordnete Errechnen statt unberechenbarer Erfindung, in der so viel Unterbewußtes mitwirkt. Schon in der Gotik, dann im 18. Jahrhundert und selbst heute haben französische Architekten stets einen besonderen Sinn bewiesen für Zahlenproportionen.

Säulenordnung, Ordnung, Ordo — das sind Zauberworte in der französischen Architektur. Ordnung und Vernunft, Ordo und Ratio sind die Grundpfeiler des französischen Denkens, in der Kunst wie in der Philosophie. Auch Italiener, vor allem die des 16. Jahrhunderts, haben sich mit den Berechnungen der »Fünf Säulenordnungen« beschäftigt. Aber in der praktischen Auffassung solcher »Fünf Säulenordnungen« eines Vignola und jener der Franzosen besteht ein genereller Unterschied. Vignola maß zwar Mitte des 16. Jahrhunderts die antiken Beispiele, stellte allgemeine Zahlenproportionen fest, aber dem Einzelnen blieb überlassen, damit zu schalten und zu walten wie es ihm beliebte. Es verblüfft, daß die Proportionen, die Vignola bei eigenen Bauten verwendet hat, mit seinen Vorschriften nicht genau übereinstimmen. Auf der anderen Seite stehen die französischen Bücher des 17. Jahrhunderts, die Seite auf Seite mit Zahlenkolumnen füllen, die in ihren Berechnungen der wahren Säulenproportion bis in kleinste Zahlenbruchteile gehen, um eine absolute Gewißheit zu finden. Was sich ergab, war zumindest die Anerkennung eines Gesetzes. Daß dementgegen die italienische Baukunst des 17. Jahrhundert von keiner Theorie in diesem Sinn begleitet wird, hat schon Wölfflin angemerkt.

So stehen sich — und die abwandelnden und noch genauer klärenden Beispiele lassen sich bis Ingres, bis Seurat häufen und finden sich in allen Lebensformen, besonders auch in politischen Konstruktionen, stets wieder — im Italienischen und Französischen Primär-Sinnlich-Schöpferisches und Ordnend-Rationales gegenüber, wertig beide im höchsten Sinn für die Gesamtheit der europäischen Kultur. Denn ohne Ratio überstürzt und übernimmt sich das Schöpferische, fehlt aber das Pathos des Schöpferischen, so ist die Ratio wesenlos und tödlich für das Leben. Und dies dürfte wie für die Kunst für alles Geistige gelten. (Aus einem Manuskript über »Nationale Charaktere in der europäischen Kunstgeschichte«.)

Ein Innenarchitekt des 18. Jahrhunderts

Noch immer gibt die Bautätigkeit des 18. Jahrhunderts der Forschung die größten Rätsel auf, die in der Arbeitsorganisation dieser Zeit beruhen. Der bestimmte, von architektonischen Kenntnissen gelenkte Wille des Bauherrn, der leitende Baumeister, zu Rate gezogene andere Architekten, die entwerfenden Dekorateure, die ausführenden Maler und Stukkateure sind in ihrer eigentlichen Wirksamkeit zumeist auch durch das reichlich vorhandene Urkundenmaterial nicht gegeneinander abzugrenzen. Ja, gerade die erhaltenen Dokumente haben — etwa bei den Würzburger Bauten — die Forschung in die Irre geführt.

Das vorliegende, mit kostbaren Tafeln ausgestattete Buch sucht die leitende Kraft des friderizianischen Rokoko aufzuspüren, die während des ersten Jahrfünfts der Regierung des jungen Königs die Schlösser von Charlottenburg, Potsdam, Sanssouci zu den großartigsten Zeugnissen der europäischen Baukunst der Zeit gemacht hat. Bisher hatte man in dem Intendanten Wenzeslaus v. Knobelsdorff diese überlegene Künstlerpersönlichkeit erblickt; der Verf. sucht ihm diesen Platz als Innenarchitekt streitig zu machen und Joh. Aug. Nahl, den »directeur des ornaments« als selbständig waltende Kraft neben Knobelsdorff als den eigentlichen Schöpfer des friderizianischen Rokokos hinzustellen. Da unsere Stilkritik der Handzeichnungen des Berliner Architektenkreises noch ganz in den Anfängen steht (die Versuche selbst der vorliegenden Arbeit auf diesem Gebiet erscheinen uns wenig glücklich), so hat der Verf. das oft behandelte Problem einmal von einer ganz neuen Seite angefaßt. Nahl hat nach seiner Flucht vom Berliner Hof, wo ihm der preußische Ton nicht paßte, in Kassel eine neue glänzende Wirksamkeit entfaltet, die mit der Berliner durchaus verglichen werden darf, da die Arbeitsbedingungen in Wilhelmstal ganz die gleichen waren. Der architektonische Rahmen stammt in einem Falle von Knobelsdorff, im andern von Cuvilliés, die Wilhelmstaler Innendekoration hat indessen mit den Münchner Bauten Cuvilliés gar nichts zu tun, steht aber den Potsdamer Schlössern so nahe, daß sie sich nun als der Magnet erweist, der den Nahlschen Anteil aus der Kunst des Berliner Kreises sondert. Das ist das bedeutendste Verdienst des vorliegenden Buchs. Freilich wird es ebenso klar, daß der Wilhelmstaler Meister in Berlin noch ein Lernender ist, der in der einzigartigen schöpferischen Atmosphäre dieser Künstlergemeinschaft ebensoviel empfängt wie er gibt. Das zeigt schon die Uneinheitlichkeit seiner Entwicklung. Am wenigsten er selbst ist Nahl in der Charlottenburger Goldenen Galerie. Nach des Königs eigenem, entscheidenden Zeugnis ist es Knobelsdorff, der hier die Vorlagen bestimmt hat, und dessen Wirksamkeit, neuerdings durch Funde erhellt, von Bleibaum sehr unterschätzt wird. Über die Jugendentwicklung Nahls während seiner Straßburger Zeit hätte man gern mehr erfahren, sie hätte vielleicht den Schlüssel für das Verständnis der so komplizierten inneren Entwicklung des Künstlers während der Berliner Zeit geboten. Bei der Schilderung von Nahls Kasseler Wirksamkeit zeigt sich dann der Verf. ganz in seinem Element.

H. Keller
München

Fr. Bleibaum; Joh. Aug. Nahl; der Künstler Friedrichs des Großen u. der Landgrafen von Hessen-Kassel. Verlag R. M. Rohrer, Brünn. 261 Seiten, 84 Tafeln.

Praktische Seelenheilkunde

Vorliegendes Werk stellt mit den eigenen Worten des Verfassers ein ergänzendes Lehrbuch der Psychotherapie für den praktischen Arzt dar und ist aus einer Vorlesungsreihe, die im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft für medizinische Psychologie an der Universität München gehalten wurde, entstanden. Entsprechend diesen Voraussetzungen wird in gedrängter Form eine Fülle von Anregungen vermittelt, die eine zutiefst lebendige Anteilnahme an allem Geschehen bekunden und durch konkrete Fälle aus der ärztlichen Sprechstunde erhärtet werden.

Zuerst finden die verschiedenen Organneurosen ihre Betrachtung: obwohl sie in bestimmte Gruppen zerfallen und in deren Rahmen relativ ähnliche Krankheitsbilder ergeben, hält der Verfasser eine individuelle und nicht schematische Behandlung in allen Fällen für unumgänglich notwendig, was an den Arzt bzw. sein Einfühlungsvermögen äußerst hohe Anforderungen stellt, aber bei der unendlichen Vielgestalt der menschlichen Daseinsformen durchaus berechtigt erscheint. Ferner wird an hand von Krankheitsberichten der Beweis erbracht, daß trotz der Unheilbarkeit mancher Fälle und der häufigen Notwendigkeit einer medikamentösen Behandlung vielfach schon die Aufdeckung der psychischen Ursachen genügt, um eine Heilung herbeizuführen.

Es folgt sodann zur Einführung in die eigentlichen Psychoneurosen eine kurze Darstellung der seelischen Struktur überhaupt, die in ihrer Unbewußtheit aus verschiedenen Partialseelen mit annähernd eigener Dynamik besteht. Mythen und Sagen stellen hierbei den bildhaften Niederschlag des psychischen Geschehens dar und finden eine der Primitivität der Abläufe entsprechende, oft verblüffend einfache Deutung. Verfasser lehnt sich bei seinen diesbezüglichen Ausführungen sehr eng an C. G. Jung an und bekennt sich zu der von ihm gelehrten Tiefenpsychologie.

Den mehr allgemeinen Betrachtungen gliedert sich eine ausführliche über suggestive Behandlung an, die eine Entspannung des gestörten, d. h. verkrampften Ablaufs vorbereiten soll und somit ein den Heilungsprozeß unterstützender Faktor werden kann. Sie kann auf autoritativem und einschmeichelndem Wege erreicht werden, was sich ganz nach den Erfahrungen richtet, die der Patient im Laufe seines Lebens erworben hat.

Im Anschluß daran wird auf die Häufigkeit von Störungen des Geschlechtslebens bei seelischen Schwierigkeiten hingewiesen, wobei die wichtigsten Ursachen eine eingehende Erklärung erhalten. Und schließlich findet in einem gesonderten Kapitel das gerade für den heutigen Menschen wichtige Gebiet der Schlafstörungen und ihrer Voraussetzungen eine Beleuchtung.

In einem Anhang äußert sich Lucy Heyer über die Hilfsmethoden der Psychotherapie, besonders die Vorteile von Gymnastik und richtiger Atemtechnik.

Es ist zu bedauern, daß im Rahmen des Werkes verschiedene Gebiete nur gestreift wurden, da die Vielfältigkeit leicht auf Kosten der Übersicht geht. Speziell vermißt man bei den Anleitungen zu therapeutischen Maßnahmen auf dem Gebiete der Psychoneurosen eine eingehendere Betrachtung.

H. Siegmund
Berlin

[1]) G. R. Heyer, Praktische Seelenheilkunde. Verlag J. F. Lehmann, München 1935. 184 S., geh. RM 4.—, geb. RM. 5.60

Die Buchhandlung Karl Buchholz
Berlin W 8, Leipziger Str. 119/120 (zwischen Wilhelm- und Mauerstr.), Tel. A 1 (Jäger) 5643, legt Ihnen die besprochenen Bücher gern zur Ansicht vor.

Bei genügender Vorausbestellung soll im Herbst dieses Jahres erscheinen:

RANKE, L. v., Englische Geschichte
Neun Bände in vier.

Ungekürzter Neudruck nach der Ausgabe letzter Hand von 1878/79 mit allen Anmerkungen, Analekten und Register. 4 Ganzleinenbände RM 24.—

A. Haller & G. Schmidt
(vorm. Conrad Skopnik)
Gegründet 1895
Berlin NW 7, Prinz-Louis-Ferdinand-Straße 1
A 6 Merkur 2600 und 2681

Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken

Digitized by Google

W. BETZINGER, Heidelberg

Musik und Medizin

Der Zweck dieses Aufsatzes ist ein doppelter: 1. Durch einen chronologisch geordneten Überblick über die Entwicklung des Problems »Musik und Medizin« (resp. die Lösungsversuche), eines Problems, demgegenüber auch die beiderseitigen Fachleute noch sehr wenig wissen, soll in weiteren Kreisen Interesse für die hier zu lösenden Aufgaben erweckt werden, denn ich bin der Überzeugung, daß eine Bitte um Aufmerksamkeit und Festhalten aller Beobachtungen auf diesem Gebiet sich nicht nur an die Fachleute zu richten hat. 2. Ich arbeite mit Unterstützung einer Reihe hervorragender Mediziner an der Verwirklichung eines neuen, von mir aufgestellten Prinzips, das sich kurz so ausdrücken läßt: Nicht von der Therapie mit Musik ausgehen, sondern von Untersuchungen ihrer Einzelelemente (Rhythmus, Ton, Intervall, Motiv, Konsonanz, Dissonanz, Kakophonie, Dur, Moll usw.) und deren besonderen Beziehungen zu den verschiedenen organischen Funktionen, vor allem aber den Neurosen und Psychosen. Solche Untersuchungen sind bis jetzt nicht ausgeführt worden; man kann aber hier nicht mit der Therapie beginnen, so wenig man den Bau eines Hauses beim Dache anfängt!

Betrachten wir nun zunächst in großen Zügen die bisherigen Beobachtungen und Erkenntnisse: Da zeigt sich, daß in prähistorischen Epochen, aber auch noch fast das ganze Altertum, ja z. T. Mittelalter hindurch mythische Einflüsse und Direktiven der klaren Erkenntnis im Wege standen und zu einer quasi »instinktiven« Betonung des Psychischen führten, während erst ab ca. 1700 rein wissenschaftliche Untersuchungen begannen und auch bald Forschungen und Experimente hinsichtlich des Einflusses der Musik auf organische Funktionen und Ähnliches hinzutraten, ja zeitweise zu sehr allein die Aufmerksamkeit beanspruchten.

Nach glaubhafter Annahme der vergleichenden Völkerkunde sind Trommeln, Pauken, Flöten und ihr Spiel Abbild und Gleichnis geschlechtlicher Vorgänge gewesen; von günstiger Beeinflussung der Fruchtbarkeit der Frauen sagt ein ägyptischer Papyrus um 2500 v. Chr. Der Klang der Musik ist für jene kindhaft gläubigen Seelen Einbruch des Dämonenjenseits; es fällt auf, daß primitive Naturvölker stets nur monotone Rhythmen von hypnotisierender, ja Wahnsinn erregender Wirkung kannten und fast allein die Indogermanen einen geordneten Wechsel von stark und schwach be-

auch die gleitende, in kleinsten Tondistanzen (Vierteltön, ja noch weniger) um einen Mittelt kriechende Melodik jener Naturvölker im Ansatz zu der schreitenden, ein sicheres Aus- in weiten Intervallschritten darstellenden Indogermanen gehört hierher.

Genaue Berichte sind uns über die medine Bewertung und Verwendung der bei den Griechen erhalten; auch auf Gebiet ist es das Verdienst der grieen Kultur, zuerst den wirren mythischstischen Emotionen klare Erkenntund Gedanken von unvergänglichem entgegengesetzt zu haben. Und zwar es hauptsächlich Plato und Aristoteles, m Einfluß der Musik auf Seele und r nachgingen.

homöopathischem Prinzip wurden krankAffekte und Bewußtseinstrübungen bis zu unkte gesteigert, wo eine vehemente Entderselben erfolgen mußte, welche die nach sich zog.

Im Aufklärungszeitalter beginnt eine fortschreitende Trennung der musik-medizinischen Bestrebungen von Kult und Mythos zum Nutzen der medizinischen Wissenschaft, die sich jetzt in den hier in Rede stehenden Punkten eher mit der rationalen Philosophie verbindet. Daneben zeigt sich das bis in unsere Tage fortbestehende Bestreben, den Einfluß der Musik auf einzelne psychische und physische Gebiete, ja einzel-organische Funktionen zu untersuchen. Leibniz (1646—1716) war es, der dadurch, daß er die medizinische Kraft der Musik, ihre Gewalt über Herz und Nerven wieder betonte, auf das Verhältnis der Musik zur Körpernatur hinwies; noch weiter, bis zu einer Untersuchung der »Tiermusik« ging auf seinen Spuren Pierre Bourdelot (1610—85, 1642 Königlicher Leibarzt in Paris). Glücklicherweise besitzen wir ein Werk, das uns über die Forschungen jener Zeit genau und ausführlich berichtet: »Psychologische Abhandlung über den Einfluß der Töne und insbesondere der Musik auf die Seele« von Johann Joseph Kausch, Breslau 1782, ein Werk, das auch Kant benutzt hat und auf das ich näher eingehe, weil es selbst eine Reihe anderer Forscher zitiert.

Der Verfasser bringt zunächst eine Reihe von Beispielen ähnlicher Art von musikpsychologischer Wirkung wie ich sie bereits nannte: »Alexander (d. Große) ist durch den Musiker Thimotheus in eine Art Raserei versezet worden. Lipsius soll durch die Tonkunst in die größte Schwermut gerathen sein. ... Man wird erwarten, daß ich beim Aeskulap und beim Pythagoras, welchen man die ersten Kuhren durch die Musik zuschreibt, den Anfang machen werde, daß ich von diesen bis auf den großen Bonnet, welcher beim Podagra Wirkungen der Musik erfahren haben soll, und der vielleicht die letzte Erfahrung hierüber uns mitgeteilt hat, herabsteigen werde. Man wird vermuten, daß ich die Fälle des Didmerbrök, welche die Pest, des Theophrast, die das Hüftweh betreffen, und besonders was Baglin in seiner berühmten Abhandlung über den Tarantelbiß, welchen er so glücklich durch Musik und Tanz geheilet hat (wahrscheinlich ist hier der reichliche Schweißausbruch der entscheidende Faktor) hier genau anführen werde; daß ich nicht unterlassen werde, die Kuhren der Schwermut und der Histerie und selbst den Gebrauch der Musik bei der Lungensucht von den Herren Pome und Dessault als auch den guten Erfolg der Kantaten des Berniers meinem Leser hier vor Augen zu legen.« Kausch erklärt dann, daß das genaue Verständnis der Berichte jener alten Schriftsteller deshalb erschwert sei, weil man nicht genau wisse, was dieselben unter »Musik« verstanden hätten. »Vom Aristoteles weiß man, daß er unter Musik eben nichts anderes gedacht hat, als was wir oft heute darunter verstehen, Melodie ohne Gesang. (Der Verfasser meint: reine Instrumentalmusik, die man damals noch dem Altertum vielfach ganz absprechen wollte.) Viele gelerte Kritiker wollen hingegen darthun, daß man vor demselben diesem Worte einen weit ausgebreiteteren Sinn gegeben habe. Der Engländer Brown behauptet, man habe darunter Tanz, Melodie und Gesang verstanden. Herr Eschenberg und Rousseau sind der Meinung: die Alten hätten die Übung aller Seelenkräfte und deren Geschicklichkeit Musik genannt und diese nebst der ganzen Wissenschaft des Schönen, Anständigen und Nüzlichen bedeute es im weitesten Verstande. Darum schreiben eben so viele Schriftsteller der Kraft der gesungenen Gedanken den größten Theil der Wirkungen zu, welche uns das Altertum als Folgen der Tonkunst aufgezeichnet hat.«

Nach Anführung dieser Beispiele geht Kausch an den Aufbau seiner Theorien heran: Er erklärt zunächst, daß er nur den Einfluß der Musik auf die Seele zu untersuchen gedenke, eine andere Abhandlung über denjenigen auf den Körper bleibe noch für einen anderen Verfasser zu bearbeiten übrig. Der Einfluß auf die Seele erfolgt nach Kauschs Ansicht auf folgendem Wege: Rührung der (Hör-)-Organe, -Wahrnehmung, -Leidenschaft, die, wie jede Leidenschaft, auch den Körper verändere. Wenn die Musik auch Veränderungen des animalischen Körpers direkt hervorrufe, — und das sei durchaus anzunehmen, da ja selbst die leblosen unorganischen Körper durch sie affiziert würden, sogar Mauern und Säulen bei einer rauschenden Symphonie erzitterten —, so müßten diese aber gewiß von denjenigen, die auf dem Umwege über die seelische Erschütterung zustande kämen, sehr verschieden sein und auch nur sehr geringe Stärke besitzen, weil der animalische Körper nicht federkräftig sei wie Gläser, Mauern, Säulen usw. Weiterhin widerlegt Kausch zwei andere Autoren, die sich kurz vor ihm auch mit dieser Materie beschäftigt hatten:

Den Engländer Webb, der »in seinen Betrachtungen über die Verwandschaft der Poesie und Musik einen Mechanismus des Einflusses der Töne auf unsere Seele sich bemühet darzutun. Das System des Herrn Webb ... ist dieses: Die Leidenschaften erschüttern die Nerven, die Musik erschüttert die Nerven. Wenn die Erschütterungen der Musik den Erschütterungen der Leidenschaften ähnlich oder gleich sind, so entstehet in der Seele die Leidenschaft, welche eben diese Erschütterung hervorzubringen pflegt.« Kausch beweist die Unhaltbarkeit dieser Theorie aus der Tatsache, daß, »die sanfteren Leidenschaften, welche die Tonkunst erwecket, schlechterdings sich nicht aus den Erschütterungen der Nerven, welche in diesem Fall oft kaum fühlbar sind, erklären lassen«. Auch mit ähnlichen Ansichten des Philosophen Johann Georg Sulzer (1720—79) setzt sich Kausch auseinander. Sulzer hatte in seinem Hauptwerk der »Allgemeinen Theorie der schönen Künste« gesagt: »Die Natur hat eine ganz unmittelbare Verbindung zwischen dem Gehör und dem Herzen gestiftet; jede Leidenschaft kündigt sich durch eigene Töne an und eben diese Töne erwecken in dem Herzen dessen, der sie vernimmt die leidenschaftliche Verbindung, aus welchen sie entstanden sind. ... Man weiß, daß die Lebhaftigkeit der Empfindungen von seiten der Nerven und dem schnellen Lauf des Geblüts herkomme. ... Warum sollte man also daran zweifeln, daß die Musik auf empfindliche Nerven eine Wirkung mache, die keine andere Kunst zu tun vermag.«

Der Fortschritt in Kauschs Erkenntnissen läßt sich kurz so ausdrücken: Bei Webb, Sulzer und anderen, mechanischer Einfluß auf Organe, Nerven und dadurch Entstehung der »gleichen Leidenschaften« als Konsequenzen des mechanischen Reizes, hieraus dann medizinische Wirkung. Weg: Physiologischer Reiz — Gemütserschütterung — medizinische Wirkung. Bei Kausch: Psychologischer Einfluß auf Gemüt und Seele sofort, verursacht dann seinerseits physiologische Veränderungen, die medizinische Wirkung haben. Weg: Psychologischer Reiz, seine Weiterwirkung auf organisch-physiologische Faktoren, die medizinische Wirkung haben. Die Richtigkeit der Prinzipien Kauschs hat schon Kant wahrgenommen, der in seinen — ästhetisch allerdings unhaltbaren — Ansichten über Musik sich eng an den ersteren anschließt (vgl. P. Moos, Die Philosophie der Musik).

Das 19. und 20. Jahrhundert bringen nun immer mehr differenzierte Untersuchungen bis auf einzelne organische Funktionen und deren Beziehungen zur Musik. Hufeland (1762—1836), der berühmte Berliner Arzt, berichtet über günstige Beeinflussung des Veitstanzes der Kinder; die französischen Forscher Binet und Courtier stellten Experimente über das Verhalten des Pulses vor und nach dem Anhören verschiedener

Digitized by Google

Musikstücke an und kamen dabei zu folgenden interessanten Ergebnissen: Marsch aus »Faust« von Gounod 81 : 84, Einzugsmarsch aus Tannhäuser« 81 : 87, Walkürenritt aus der »Walküre« 81 : 93! Die hier zu Tage tretenden Belebungs- und Aktivierungserscheinungen bestätigten sich auch an anderer Stelle; der englische Professor Seachore fand, daß eine Versuchsperson zwischen Daumen und Zeigefinger am Kraftmeßapparat einen maximalen Druck von 4 Kilogramm ausüben konnte, der sofort auf 4,5 Kilogramm anstieg als das Walkürenmotiv von Wagner gespielt wurde. Andererseits wurde auch die besänftigende Wirkung der Musik vielfach benützt; der amerikanische Arzt Irving Hunter erkannte, daß in manchen Krankheitsfällen das Fieber deutlich um einige Grade durch Musik herabgesetzt wurde. Eigenartig sind die Beziehungen zwischen Musik resp. einzelnen Tönen und Schmerzerscheinungen außerhalb des Gehörsinnes.

Bei krankhaft sensitiven Personen veranlassen besonders sehr hohe, nahe an der oberen Hörgrenze gelegene Töne Schwindel, Muskelkontraktionen, Änderungen der Herztätigkeit, visuelles Musikempfinden wie chromatische Phonopsie.

Untersuchungen über den Energieverbrauch bei Musikern führten zu folgenden Ergebnissen: Kraftmehraufwand bei konzertreifem Klavierspiel 3,0 Kal. pro Minute; Sauerstoffverbrauch beim Violinvirtuosen steigt um 400 ccm pro Minute; Arbeitsleistung des Trompeters = 107 mkg pro Minute; Blasebalgleistung des Brustkorbs beim Sänger erfordert Steigerung der Energetik um mehr als 50% der Ruhewerte. Der ausübende Musiker steht mit dem mittelschwere bis schwere körperliche Arbeit Leistenden auf gleicher Stufe.

Interessant ist auch die Frage nach den Gesetzen der Vererbung musikalischer Fähigkeiten; allerdings herrscht hier noch längst keine Klarheit. Der berühmte Zoologe August Weismann (1834—1914) bekämpfte die Meinung Darwins, daß sowohl der primitive Mensch seinen primitiven Gesang, als auch die späteren Generationen ihre gesteigerten Fähigkeiten lediglich der geschlechtlichen Zuchtwahl zu verdanken hätten; er deutet die Steigerung des Musiksinnes und der Leistungen als Resultante zweier Faktoren: Der Schärfe des Gehörs, die abhängt von der Verfeinerung der zugehörigen Hirnrindenteile, und der allgemeinen Entwicklung der Intelligenz. Das Musiktalent ganzer Völker, wie der Zigeuner, und die bekannten Musikerfamilien (Bach, Mozart, Beethoven, Strauß, Wagner) sprechen sehr zu gunsten einer erbmäßigen Fortpflanzung. Paul Möbius (1853—1907) spricht dem väterlichen Einfluß den Hauptanteil zu; eine strenge Gesetzmäßigkeit besteht indessen auch hier nicht: Griegs Mutter war sehr musikalisch, sein Vater unbegabt, ähnlich steht es bei Gounod. Auch Händel stammte aus einer unmusikalischen Familie.

Eine der wichtigsten Fragen, an deren Lösung schon seit Jahrzehnten eifrig gearbeitet wird, ist die nach der Lokalisation der musikalischen Fähigkeiten im Gehirn. Seit der große Hirnforscher Franz Joseph Gall (1758—1828) aus dem Studium der Gehirn- und Schädelbildung intellektuell besonders Begabter (Goethe ließ 1810 für ihn seine Maske abnehmen) die Bedeutung der Hirnrinde als Sitz der psychischen Fähigkeiten erschloß und dabei für musikalische Begabung vor allem die Schläfewindungen als entscheidend feststellte, sind immer weitere Ergänzungen auf diesem Gebiete erfolgt; man untersuchte die Schädel von Haydn, Bülow, Brahms, Bruckner und Mahler. Am Gehirn der größten Tonheroen fanden sich übereinstimmend stets besonders starke Entwicklung, komplizierte Furchung und Gliederung der oberen Schläfewindungen (sensorisches Sprach- und Hörzentrum) und der Scheitelwindungen (stereognostisches Zentrum). Auerbach verlegt das musikalische Erfindungsvermögen, also das eigentliche Kompositionstalent, in den Scheitellappen und das musikalische Gehör und Urteilsvermögen in die hinteren zwei Drittel der oberen Schläfewindung.

Besonders wertvoll sind die Ergebnisse, die der bedeutende Hirnforscher der Gegenwart, Kleist, während und nach dem Kriege durch genaue Untersuchung und musikalische Prüfungen bei Gehirnschußverletzten gewann. Kleist beschränkte sich allerdings zu sehr auf Volksliedmelodie allein.

Er zerlegt zunächst die Hörempfindung in drei selbständige Teilempfindungen: 1. für Töne (Tonhöhe und Klangfarbe), Feinempfindung; 2. für Geräusche; 3. für Laute; 2. und 3. Rohempfindung. Alle drei sind in gleicher Richtung variabel, Töne tief-hoch, Geräusche dunkel-hell, Laute u-i. Das Ohr besitzt in der Schnecke gesonderte Rezeptoren für die drei Klassen, wie auch das Auge in der Netzhaut »Stäbchen« für den gröberen Helligkeits- und »Zäpfchen« für den feineren Farbensinn hat. Auch die entsprechenden Teile der Hirnrinde zeigen eine Felderung, die auf Arbeitsteilung schließen läßt. Von nicht direkt musikhaften Hörstörungen beschreibt Kleist: 1. Einschränkung der Gehörsbreite hoch-tief, analog der konzentrischen Gesichtsfeldeinengung. 2. Verlust hoher oder tiefer Töne, lokalisiert am vorderen Ende der Querwindung. 3. Gesamtschwerhörigkeit bis zur Ertaubung bei doppelseitiger Zerstörung der Querwindung. 4. Geräusch-, Laut- oder Tontaubheit, erstere selten weil Rohempfindung. Als eigentliche Musikstörungen (»Amusien«) kommen in Betracht: 1. Tontaubheit, Perzeptionsstörung, Tonhöhen, Intervalle, Zusammenklänge und Klangfarben werden nicht erfaßt, Melodiegedächtnis erhalten, Kranker singt aus dem Gedächtnis, erkennt Melodien aus dem Rhythmus. Verbindet sich oft mit Lauttaubheit, weil Lokalisation die gleiche in der Querwindung. 2. Melodietaubheit. Einzelfaktoren wie Töne, Intervalle usw. werden zwar noch richtig gehört, aber ihre Verbindung zu höheren Einheiten, Memorierung und Rekonstruktion sind zerstört. Verwirrungen beim Singen oder Spielen. Lokalisiert an der Einmündung der Querwindung im mittleren Drittel der T 1, die bei musikalisch Hochbegabten stets besonders entwickelt ist. Bei einem an dieser Stelle durch Granatsplitter Verletzten trat allmählich bedeutende Besserung ein; durch Vereisung der Narbenflächen mit Chloräthyl konnte experimentell der schlimme Zustand vorübergehend wieder hergestellt werden. 3. Tonstummheit. Teilerscheinung der Apraxie, der Unfähigkeit, Mund-, Zungen- und Kehlkopfbewegung zu dirigieren, Patient kann keinen Ton singen oder pfeifen. Motorische Melodiebildung und -erinnerung erhalten und durch Rhythmusklopfen nachweisbar. Lokalisiert in der vorderen Zentralwindung. 4. Melodiestummheit. Einzeltöne gelingen, Melodien aber nicht, Verwirrung von Tonfolge und Rhythmus; steht im gleichen Verhältnis zur Tonstummheit, wie die Melodietaubheit zur Tontaubheit. Lokalisiert im oberen Teil des Fußes der F 3. 5. Instrumentelle Amusie. Unfähigkeit des Instrumentalspiels, sehr verschieden je nach betr. Instrument; Lokalisation noch nicht gesichert, F 2, wo Armbewegungen geleitet werden oder linker unterer Scheitellappen, wahrscheinlich verschieden je nach Beanspruchung, Organist spielt z. B. mit Armen und Beinen resp. Füßen. 6. Musiksinntaubheit. Der Sinn der Musik (Textvertonung beim Lied, assoziative Beziehungen in der Programmusik, Stimmungen in der absoluten Musik usw.) können nicht mehr erfaßt werden; der Musiksinntaube kann im Gegensatz zum Melodietauben und Melodiestummen, der in falschen Intervallen hört, resp. singt oder sie gar nicht mehr bilden kann, zwar noch »akustisch« richtig hören und singen, hat aber keinerlei seelisches Verständnis. Lokalisiert in anderen Gehirnteilen als die mehr »physischen« Störungen, nämlich T 3 oder cytoarchitektonische Felder 20 und 37, deren Bau auf mnestische und höhere seelische Vorgänge hinweist. Auch eine spezielle Notenblindheit ist beobachtet worden und dürfte am hinteren Ende der ersten Schläfewindung lokalisiert sein. Diese Erkenntnisse über Musiklokalisationen sind deshalb sehr wertvoll, weil sich mit ihrer Hilfe Erweichungsstellen und andere Krankheitsherde diagnostizieren lassen.

Einige neueste Beobachtungen und Versuche möchte ich nur kurz erwähnen: P. Panoff verwendet die Glasharmonika, die sehr starke Obertöne besitzt, als Nervenreizmittel, das Ätherwellengerät »Trautonium« zur Nervenberuhigung, die gewöhnliche Flöte bei der Hypnose. Das Thausingsche Stimmübungsverfahren — ein absichtliches Beimischen von schwachen Geräuschen zum Sangton, das den Stimmverschluß verdichtet — zeigte überraschende Wirkung bei krankhaften Prozessen der Luftwege wie Tuberkulose, Asthma, Bronchialkatarrh u. ähnl. Die zu allen Zeiten und bei allen Völkern beobachtete Tatsache, daß künstlerisch hervorragende Personen oft perversen sexuellen Neigungen, vor allem der Homosexualität frönten, wurde näher untersucht, auch wurden Vergleiche mit den Geisteswissenschaftlern angestellt. Nachdem Ramborseau in der Pariser Akademie die speziellen Wirkungen der Musik auf Intellekt, Motilität und Gefühle untersucht hatte und in Frankreich an 1400 Irren stimulierende, beruhigende, tröstende und lustbetonte Wirkungen gefunden worden waren, sind weitere Untersuchungen innerhalb der Psychiatrie gefolgt. Ziemlich fest steht die therapeutische Wirkung auf Gefäßnerven, innere und äußere Drüsenarbeit, Blutdruck, Blutkreislauf, bei Fieber, leichteren Neurosen und Depressionen.

Wenn also auch schon eine Reihe spezielle Untersuchungen über den Einfluß der Musik auf die Psyche und auf verschiedene organische Funktionen vorliegen, so sind sie doch meistens zu sehr nur unter dem Gesichtswinkel der therapeutischen Anwendbarkeit der Musik vorgenommen, oft auch fast ausschließlich auf Volkslied u. ähnl. beschränkt geblieben und vor allem fehlt es noch völlig an einer Differenzierung der Musik selbst, an Untersuchungen ihrer Einzelfaktoren (Rhythmus, Ton, Intervall, Motiv, Melodie, Dur- und Mollgeschlecht, Konsonanz, Dissonanz, Harmonik) und deren Beziehungen zu den verschiedenen Krankheitsbildern, vor allem der Neurosen und Psychosen. »Musik« ist ein viel zu kompliziertes Gebilde, als daß man hier sofort mit dem Ganzen beginnen könnte! Ich möchte daher folgenden Weg vorschlagen: Die Untersuchungen haben sich in erster Linie auf die psychischen Beziehungen zu konzentrieren, denn erstens sind Beeinflussungen einzelner organischer Funktionen u. dgl. immerhin schon weit besser bekannt und zweitens ist gewiß von genauen Erkenntnissen über die psychische Wirkung der Musik — oder vielmehr ihrer verschiedenen Elemente bis zur »Musik«! — viel mehr zu erhoffen. Es muß also zunächst versucht werden, die Lokalisationen im Gehirn für diejenigen Musikelemente zu finden, für die man sie heute noch nicht kennt; hierdurch lassen sich weitere wertvolle Handhaben für die Diagnose von Krank-

Digitized by Google

pausenunterbrochene
usammengesetzt, be-
sikalischen Literatur,
fonie- und Kammer-
n untersuchen: Kann
klopfen? und zwar
vom Notenbild, c)
hhtig, Schwerpunkt-
erkennen, benennen,
eklopften oder ge-
en? ihn doppelt so
ren? ihn allmählich
men?
e anderen Einzel-
rsucht zu werden,
väre nachzusingen,
transponieren, um-
vom Notenbild aus
n fortschreitend bis
ie Beziehungen zu
zu erforschen und
, vor allem beim
n eine Heilanstalt
ntersuchungen ana-

wanger, Leiter der Anstalt Kreuzlingen, teilt mir mit, daß sich hierbei oft der persönliche Kontakt mit dem Kranken am schnellsten einstelle und daß bei musikalischen Kranken, besonders bei Schizophrenen, die ersten Anzeichen einer Genesung sich beim Musizieren zeigten. Als höchstes, freilich nicht immer erreichbares Ziel ist hier die Improvisation am Klavier seitens des Kranken zu nennen, die sich bei nicht besonders Begabten auf einfache liedhafte Gebilde beschränken kann, die aber immer am sichersten, viel genauer und unmittelbarer als die von zu viel Gedankenassoziationen und -reflektionen durchsetzte Sprache, die Psyche offenbart! Fünf Minuten musikalische Improvisation läßt oft tiefer blicken, als eine Stunde Unterredung. Natürlich ist stets auf organische Hörstörungen zu achten, da sonst Fehlschlüsse drohen; auch muß die Musikalität des Kranken in früheren Zeiten festgestellt werden; Fragen an ihn, an Verwandte, Schulzeugnisse usw. werden hier meist gelich betonen; nötigenfalls hat er ja, zumal an Universitätskliniken und größeren Anstalten, auch gewiß einen musikalisch Begabten und Geschulten stets in erreichbarer Nähe.

Ich verspreche mir von den vorgeschlagenen Beobachtungen und Untersuchungen — die natürlich auch von Nichtmedizinern unterstützt werden sollten! — folgenden Gewinn: 1. Die schon genannten Handhaben bei der Feststellung von Krankheitsherden im Gehirn an Stellen wo musikalisch-elementare Leistungen lokalisiert sind. 2. Sehr wertvolle Hilfsmittel bei der Differentialdiagnose der Psychosen, also für ein Gebiet, das solcher — besonders für die Frühstadien — heute noch dringend bedarf. 3. Ich hoffe, daß aufbauend auf den so zu erlangenden Kenntnissen sich auch eine genauere und wirksamere Musiktherapie wird finden lassen; heute ist man über die viel zu allgemeine These »beruhigende Musik für Aufgeregte, erheiternde Musik für Schwermütige« noch nicht weit hinausgekommen.

Digitized by Google

wird gehoben. So stellt der Rhythmus gleichzeitig ein Erholungsprinzip dar, »macht den Geist frei«. Zur geregelten zweckmäßigen Muskelan- und -entspannung und dem periodischen Verlauf der Aufmerksamkeit als Ordnungsprinzipien kommt die durch den Rhythmus bedingte außerordentliche Förderung der Übung, die die Arbeit zum Spiel werden läßt.

Gegenüber dieser rhythmischen Arbeit, wie sie heute nur noch bei gewissen landwirtschaftlichen und handwerklichen Beschäftigungen hier und da geleistet wird, steht der tote »Takt« der Maschine. Denn während Rhythmus lebendige Bewegung ist, einer Brücke gleich, bei der sich von Pfeiler zu Pfeiler ein Bogen schwingt, ist »Takt« »stückhaftes Nacheinander gleichartiger aber isolierter Bewegungen« (Sander). Und der »Takt« der Maschine zerstört den Rhythmus des Menschen, zerstört Arbeitsfreude, Arbeitslust und Erholung, wirkt abstumpfend und ermüdend. Nur da, wo der Mensch aus Eigenrhythmus heraus die Arbeit gestalten kann, ist der Arbeitsvorgang für ihn vollauf befriedigend (die optimalen Abstände der rhythmischen Hauptabstände liegen je eine Sekunde auseinander). Von hier aus muß Front gemacht werden gegen den mechanistischen Taylorismus, der den Menschen selbst zu einem Stück Maschine erniedrigt. Scheinbar unzweckmäßige Bewegungen des Menschen bei seiner Arbeit gehören zu seiner »rhythmischen Bewegungsmelodie«, sind höchst zweckmäßig im Sinne der Erhaltung seiner Arbeitskraft und -lust, und damit wichtig für das seelische Befinden der Gesamtheit der Schaffenden. Versuche der Psychotechniker der Arbeit sind seit Jahren hierzu im Gange: man denke etwa an die Steigerung von Leistung und Freudigkeit, die in einem Betrieb beim Zigarettenpacken dadurch erzielt wurde, daß man Reihenfolge und Tempo der Griffe durch deutlich abgestufte Summtöne markierte. Ähnliches wird optisch zu erreichen versucht durch farbige Hervorhebung und bestimmte räumliche Anordnung gewisser Griffe und Hebel an den Maschinen, die bei der Bedienung eine Art »optischen Rhythmus« erzeugen. Es steht zu erwarten, daß die weitere rhythmische Durchgestaltung auch moderner Arbeitsprozesse mit zur Erweckung von Lust und Freude an der »Schönheit der Arbeit« beiträgt, ohne die die Arbeit des Menschen eines ihrer wesentlichsten Urelemente entbehren würde.

Literatur:

1. L. Klages, Vom Wesen des Rhythmus, 1934.
2. K. Bücher, Arbeit und Rhythmus, 6. Aufl. 1924.
3. W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 3. Bd. 1911.
4. E. Meumann, Zur Psychologie und Aesthetik des Rhythmus, Philosophische Studien X, 1894.
5. M. Keiver-Smith, Rhythmus und Arbeit, Philosophische Studien, XVI, 1900.
6. L. Buchheim, Volksliedhaftes unter Büchers deutschen Arbeitsliedern, Dissertation Leipzig 1926, im Druck 1931.
7. J. Riedel, Arbeitskunde, 1925. Darin: O. Biener, Psychologische Grundlagen der Arbeit; A. Fischer, Die psychologischen Wirkungen der menschlichen Umwelt; F. Sander, Arbeitsbewegungen.

GRÄFE UND UNZER
DAS HAUS DER BÜCHER
Paradeplatz 6 **Königsberg Pr.** gegenüb. d. Universität
EUROPAS GRÖSSTE BUCHHANDLUNG

Unsere Abteilung Antiquariat
veröffentlicht laufend: **Kataloge und Listen von Neuerwerbungen**
Nennen Sie uns Ihre Interessengebiete, damit wir Ihnen die entsprechenden Kataloge u. Listen zusenden können.

Wir kaufen Bücher aller Art:
einzelne Bücher und ganze Bibliotheken gegen Barzahlung.

Das Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte

Das »Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte« stellt sich die Aufgabe, die Denkmäler der Architektur, der bildenden Künste und des Kunstgewerbes vornehmlich nach ihrer sachlichen Bedeutung und Entwicklung zu charakterisieren. Alle technischen und gegenständlichen Arten künstlerischer Gestaltung finden ihre Behandlung, wobei stets der geschichtliche Werdegang in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wird. In bewußter und folgerichtiger Beschränkung auf seine besondere Aufgabe sieht das R. D. K. von der monographischen Behandlung einzelner Künstler und Kunstwerke ab, ebenso von jeder zusammenfassenden Darstellung der Kunst einzelner Perioden und Landschaften, die den kunstgeschichtlichen Handbüchern überlassen bleibt. Mit dieser ausschließlich den Realien zugewandten Tendenz kommt das R. D. K. einer Strömung entgegen, die auf die sachlichen Bedingtheiten des Kunstwerkes im weitesten (keineswegs auf das Material beschränkten) Sinn wiederum besonderes Gewicht legt. Ohne die Bedeutungen und die Leistungen einer stil- und problemgeschichtlichen Betrachtungsweise irgendwie unterschätzen zu wollen, bemüht es sich, die mehr archäologische Seite der Kunstgeschichte stärker herauszuheben, das subjektive Gefühlserlebnis durch Berücksichtigung aller sachlichen Voraussetzungen auf eine festere Grundlage zu stellen, und damit gerade auch die Stilgeschichte gediegener zu unterbauen. Geographisch muß sich das R.D.K. auf die Denkmäler des deutschen Sprach- und Kulturgebiets beschränken, berücksichtigt aber auch das übrige Europa, sobald es in irgend einer Weise Vorstufen zur deutschen Kunstentwicklung bietet. Die zeitlichen Grenzen verlaufen — unter Ausschluß der vorgeschichtlichen, römischen und frühgermanischen Epoche — vom Ende der Völkerwanderung bis in das XIX. Jahrhundert.

Den Stoff sucht das R. D. K. in rund 2000 in alphabetischer Reihenfolge gebrachten Stichworten zu bewältigen, wobei aber mehr als 6000 Begriffe zur Bearbeitung kommen. Ausführliche und genaue Literaturangaben ergänzen jeden Artikel.

Obige Angaben konnten um so unbedenklicher dem Verlagsprospekt entnommen werden, als sie durch den Inhalt der bisher vorliegenden 6 Lieferungen bestätigt werden. Diese vermitteln schon eine ziemlich genaue Vorstellung von dem groß angelegten Ganzen und übertreffen selbst hochgespannte Erwartungen.

Das Werk schließt unmittelbar an Max Eberts »Reallexikon der Vorgeschichte« an. Eine Konkurrenz aus unserer Zeit hat es höchstens auf einem Teilgebiet in Wasmuths »Lexikon der Baukunst«; aber dieses, sehr auf Ausstattung bedacht und mit zu vielen und zu großen Bildern prunkend, ist durch lange Künstler-Monographien und Ortsbeschreibungen belastet; mit Recht beschränkt sich das R. D. K. in dieser Hinsicht, denn hier sind entweder Thieme-Beckers Künstlerlexikon oder die Handbücher von Baedeker und für Deutschland insbesondere das Dehiosche Handbuch zuständig und ausreichend.

Allerdings, auch das R. D. K. bringt eine überaus große Zahl von Bildern, schätzungsweise auf jeder Spalte eines, aber sie sind bescheideneren Formates und dem Text untergeordnet.

Wenn man nicht gleich etwas Bestimmtes zu suchen hat, so blättert man wohl in einem solchen Lexikon hin und her und läßt sich zunächst durch die Fülle der ausgebreiteten Gelehrsamkeit beeindrucken. Was das Lexikon wirklich bietet, das wird sich erst bei der praktischen Benutzung zeigen. Manche Artikel wachsen sich zu ganzen Abhandlungen aus, die anscheinend nichts zu tun übrig lassen; z. B. wurden für den »Altar« drei Bearbeiter bemüht, für den katholischen, den protestantischen und den Altar als Attribut von Heiligen (die übrigens in einem Sonderbande geschlossen behandelt werden sollen); er umfaßt 29 Spalten mit 37 Bildern. Besonders inhaltsreich sind die ikonographischen Artikel, so »Abel und Kain« mit 11 Spalten und 9 Bildern, »Abendmahl« mit 17 Spalten und 16 Bildern, »Abraham« mit 20 Spalten und 17 Bildern. Jeder Artikel ist mit dem vollen Verfassernamen gezeichnet; der Kreis der Mitarbeiter ist groß und unter ihnen trifft man die besten Namen aus allen Kern- und Grenzgebieten der Kunst.

Unmittelbaren Genuß bieten zunächst natürlich die Bilder, die, für jeden Artikel getrennt numeriert, aus allen Zeiten und jeder Art von Technik gewählt sind. Sie bieten auch für den Fachmann Überraschungen und Offenbarungen auf jeder Seite. Ein verhältnismäßig so unwichtiger Artikel wie »Almosenstock« wird mit 6 Beispielen bebildert, eines noch hübscher und unbekannter als das andere. Für das »Altarciborium« wird eine Entwicklungsreihe vom 9. bis 18. Jahrhundert in 22 Beispielen aufgestellt; das erste und letzte Beispiel ist aus der italienischen Kunst gewählt, wie auch sonst, soweit erforderlich, auf fremde Werke zurückgegriffen wird.

Die Beschaffung einer geradezu überwältigenden Bildersammlung scheint ein besonderes Verdienst dieses Lexikons zu werden.

Mit 768 Spalten und schätzungsweise ebenso viel Bildern ist das Werk nun aber erst bis zum Artikel »Apokalypse« vorgedrungen; man muß sich besorgt fragen, ob wirklich der geplante Umfang und die in Aussicht genommene Zeit ausreichen werden. Möge es gelingen!

Der auf lexikographischem Gebiete erfahrene Verlag faßte den kühnen Plan; außerordentliche Mittel, große Organisationsgabe, unendliche Geduld sind erforderlich; die Früchte dieser Arbeit beginnt die Wissenschaft schon jetzt zu ernten, aber für den Verleger und den Herausgeber liegt der Lohn aller Mühen in unsicherer Ferne. Prof. Otto Schmitt aber, der kürzlich seinen Lehrstuhl in Greifswald mit dem in Stuttgart, wo auch der Verleger sitzt, vertauscht hat, ist für dieses Unternehmen der beste Mann; er opfert sein Leben und viele andere unmittelbarer lohnende Aufgaben diesem Lexikon — das einen Triumph deutscher Gelehrsamkeit, verlegerischen Unternehmungsgeistes und der Drucktechnik darstellt.

Burkhard Meier
Berlin

Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, ed. Prof. Dr. O. Schmitt, Stuttgart. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Insgesamt etwa 50 Lieferungen zu 64 Seiten. Preis der Lieferung RM. 6.50, für Subskribenten RM. 5.85.

Die Welt der Maske

Kein »Maskenwerk«, wie wir es zu sehen gewohnt sind mit den Beschauer ermüdenden Frontalaufnahmen der einzelnen Masken. Die Verfasserin [1]), bekannt als Lichtbildnerin von Geschmack und mit der Kunst vertraut, der Kamera mehr als nur gefällige Wiederspiegelungen der Aufnahmeobjekte zu entlocken, ließ sich bei ihren Aufnahmen von dem Gedanken leiten, daß Masken dazu bestimmt sind, von lebenden Menschen getragen zu werden und somit selbst belebt zu werden und nicht als tote Schnitzereien die Wände von Museen und Sammlerwohnräumen zu schmücken. Leben erhält die an sich tote Maske aber nur durch das Spiel von Licht und Schatten auf ihrer Oberfläche. Die Absicht, diese Wirkungen zuwege zu bringen und somit den Masken Leben einzuhauchen ist der Verfasserin vollkommen gelungen. Stets abwechselnde Neigungen oder Drehungen des Objektes und gut gewählte Beleuchtungseffekte erwecken bei dem Beschauer das Gefühl, einen lebenden und keinen toten Gegenstand vor Augen zu haben. Die Illusion wird verstärkt durch die geschickt gewählten Bildausschnitte, die den Blick auf das wesentliche jeder einzelnen Maske beschränken, indem sie unnötiges Beiwerk zu zeigen vermeiden.

Der den Masken beigegebene, nur kurz Wesen, Sinn und Verwendung jeder Maske skizzierende Text, steht den Abbildungen in keiner Weise nach. Mit wenigen knappen Sätzen wird alles zum Verständnis und zur Einfühlung nötige gesagt. Daß der Text dreisprachig (Deutsch, Französisch, Englisch) gebracht wird, dürfte der Verbreitung des Werkes nur dienlich sein.

Der Buchtext, in sechs Kapitel — Vom Sinn der Maske, Kultgebräuche, Verbreitung, Material, Kunst und Maskenbetrachtung — gegliedert, sagt auch dem, der sich niemals mit dem Thema beschäftigt hat, alles Nötige, um sich in ein neues

Digitized by Google

t, das künstlerisch wie
eressant ist, einfühlen zu
xt sich auf das rein Sach-
tssagende leere Phrasen,
ewagte Kombinationen
oder nur trocken wissen-
er, daß die Verfasserin
n exotischen, oft bizarren
lie gezeigten Aufnahmen
sie mit Erfolg auch be-
ick Sinn und Zweck zu

teilen und Landschaften
ufällige Formähnlichkeit
, da eine künstlerische
e und irreführende Ver-
n man die verschiedenen
r in ihrer regionalen Zu-
rachten in der Lage ist.
e neben dem künstleri-
nen Wert und es ist ihm
g zu wünschen.

Dr. F. Rumpf, *Berlin*

el, Die Welt der Maske. R.
Fol. 80 Bildtafeln. 51 S. Text
brosch. RM 12.—, Lwd. 14.—.

Konzerts"

chtliche Forschung im
Methode verfolgt, ihre
ster zu gruppieren und
die geschichtlichen Ent-
, so verlangt die Be-
en Stilwenden in der
lier ist jede Erscheinung
inung ist zugleich ver-
ldendes Neues. Darum
ngen, die das schwierige
icher Wendepunkte an-
-statistische Arbeit ganz
n. Diese Tatsache muß
, um die Anlage einer

jüngst erschienenen Arbeit[1]) richtig zu würdigen, die sich mit der wichtigsten in dem großen Stilumbruch um 1600 entstandenen Form befaßt, dem geistlichen Konzert. Wenn es erlaubt ist, dem Leser an dieser Stelle einen Rat zu erteilen, so möchte der Rezensent vorschlagen, die Lektüre des Buches mit dem Abschnitt 4 c: »Zusammenfassung« zu beginnen. Denn hier gibt der Verfasser einen überaus lehrreichen Überblick über die zahlreichen sich gegenseitig überkreuzenden und verwirrenden Fäden, die von der Kunst des 16. zu der des 17. Jahrhunderts laufen. Seine Darstellung selbst aber beginnt und schließt notwendigerweise mit der nüchternen Beschreibung dessen, was vorliegt, einer fast unübersehbaren Fülle von Typen, die den ganzen Experimentalcharakter dieser Erstlinge des geistlichen Konzerts anschaulich werden läßt. Die Arbeit, die auch in der Herausstellung dieser durch Notenbeispiele trefflich illustrierten Typen liegt, ahnt der Leser allerdings nur aus den beigegebenen Bibliographien über die geistlichen Konzertwerke, Bi- und Triciniensammlungen der Zeit. Allein schon diese beschreibende Übersicht der fraglichen Werke macht die Arbeit für die Erforschung der frühbarocken Kirchenmusik unentbehrlich. Die musikgeschichtlich sehr bedeutsamen Folgerungen, die der Verfasser aus seinen Untersuchungen zieht, sind zu vielschichtig, um hier im einzelnen aufgeführt zu werden. Sie laufen letzlich in der Besprechung der geistlichen Konzerte J. H. Scheins zusammen, in denen sich eine protestantisch-norddeutsche Linie von der geringstimmigen Choralbearbeitung her und eine modern-italienische Linie von Viadana und Monteverdi her begegnen. Eine wesentliche Schwierigkeit bei der Beschäftigung mit der Musik des Frühbarock liegt ja noch immer darin, daß längst nicht alle der fraglichen Formbegriffe befriedigend und verbindlich geklärt sind. Umso dankenswerter ist die wesentliche Erhellung, die der Begriff des »geistlichen Konzerts« nun durch A. Adrios Untersuchungen erfahren hat.

Dr. U. Leupold
Berlin

[1]) Adam Adrio: Die Anfänge des geistlichen Konzerts. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1935.

Berichtigung:

In dem Leitaufsatz von Nr. 2 des laufenden Jahrgangs (Prof. R. Bierich, Hamburg: »Über Krebsbekämpfung«) sind folgende Fehler unterlaufen:

Seite 1, Sp. 1, Z. 6 des 3. Abschnitts: Statt »Strukturveränderung« muß es heißen »Strukturänderung«.

Seite 1, Sp. 2, Z. 8 des 3. Abschnitts: Statt »102 Krebskranke« muß es heißen »1802 Krebskranke«.

Seite 1, Sp. 3, 5. Zeile des 2. Abschnitts: Statt »Geschwulstzellen« muß es heißen »Geschwulste.

Seite 2, Sp. 1, 3. Abschnitt muß der erste Satz lauten: »Wir nehmen an, daß diese Untersuchungen die Beziehungen zwischen Geschwulst und dem übrigen Körper klären werden, sobald . . .«

DIE HELDENSAGEN DER GRIECHEN

Nach den Quellen neu dargestellt von ERICH WOLFF

Mit 48 Tafeln in Kupfertiefdruck nach griechischen Vasen. 340 Seiten. Leinen RM 7.50

VERLAG DIE RUNDE / BERLIN N 24

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

BAHLOW: Germanisches Erbgut in unseren Familiennamen?

TILLE: Lebensabrisse

BAUMGART: Ein Museum für deutsche Volkskunde

Die nächste Nummer bringt u. a.

WANG: Rechtsstaat und Moralstaat in der chinesischen Staatsphilosophie

ZUCKER: Neues aus dem Hellenistisch-römischen Ägypten

BRANDENSTEIN: Die Herkunft der Etrusker

v. SODEN: Die Assyriologie als Glied der deutschen Altertumswissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart

Wiederwehrhaftmachung unseres Volkes!

andbuch
euzeitlichen
wissenschaften

ge der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und
nter Mitwirkung zahlreicher Sachverständiger von
RMANN FRANKE
GENERALMAJOR A. D.

Reichskriegsminister Generaloberst von Blomberg

4 Bände. Lexikon-Oktav

Kriegführung. Mit 81 farbigen und schwarzen Tafeln
bskriptionspreis bei Bezug aller vier Bände geb. RM 32.—,
56.—. Nach Erscheinen aller 4 Bände wird der Preis vor-
rhöht.

Band II: **Das Heer** — Band III: **Kriegsmarine und Luft-**
ssenschaft und Wehrtechnik.

ergänzungshefte vor dem Veralten geschützt.
die früheren Militärwörterbücher ein willkommenes Hilfs-
und Offizier des Beurlaubtenstandes sein, sondern auch den
nik, Wirtschaft und Presse, den Beamten und der studieren-
werk dienen und ihnen Gelegenheit geben, sich über alle
digung zu unterrichten. Hat doch der Weltkrieg mit
n gezeigt, daß die Sicherung des Volkstums und Lebens-
r von militärischen Gesichtspunkten aus betrachtet werden
die verständnisvolle Mitarbeit aller Staatsbürger sowie die
nd als Teil der künftigen Führerschicht in wehrwissenschaft-
füllung dieser Forderung setzt aber die Kenntnis aller der
und wirtschaftlichen Kräfte und Mittel voraus, deren Einsatz
Staat in ihrem Existenzkampf gebieterisch verlangt und deren
n im Frieden vorbereitet sein muß. Zu diesem Zwecke soll
t der Wehrwissenschaften umfassen und deren Begriffe in
lären.

eistige Handwerkszeug für jeden wehrfreudigen Deutschen
en achtseitigen Prospekt, der das vollständige Mitarbeiter-
s und Probeseiten enthält, kostenlos.

R & CO., BERLIN W 35, WOYRSCHSTR. 13

Eine volkstümliche Ausgabe des Sachsenspiegels auf streng wissenschaftlicher Grundlage

Soeben erschien: Eike von Repgow

Der Sachsenspiegel (Landrecht)

In unsere heutige Muttersprache übertragen und dem deutschen Volke erklärt von Dr. Hans Christoph Hirsch, Rechtsanwalt und Notar in Halle a. S. Oktav. XIII, 360 Seiten. Mit 78 Abb. im Text und einer bunten Tafel. 1936. Geb. RM 6.80

Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Sophie Charlotte (1668—1705)

Das Leben dieser ersten Königin von Preußen spiegelt ein bedeutendes Stück der Geistes- und Kulturgeschichte ihrer Zeit. In ihrem Lustschloß Lützenburg, dem späteren Charlottenburg, schuf sie eine Pflanzstätte deutschen Geistes, deren bedeutendstes Denkmal die Akademie der Wissenschaften darstellt, in der Tat ein Werk Sophie Charlottes. Ihr ist es zu verdanken, daß Brandenburg-Preußen, eben im Begriff sich die politische Vormachtstellung in Deutschland zu erringen, auch der Mittelpunkt des Geisteslebens wurde. Leibniz erkannte das, als er in seiner Denkschrift über die Gründung sagte, daß die Akademie im Laufe der Zeit nicht nur ihrem Begründer, sondern ganz Deutschland zur Ehre gereichen werde.

Mit der Vorstellung der »philosophischen« Königin verbinden wir unwillkürlich den Namen des Führers und Freundes, Gottfried Wilhelm Leibniz. Seinen bedeutsamsten Ausdruck hat dieses Verhältnis in der Stiftung der Societät der Wissenschaften gefunden.

Im März 1698 trat der Hofprediger Jablonski im Auftrag Sophie Charlottes mit Leibniz in Briefwechsel wegen der Errichtung einer Sternwarte in Berlin. Leibniz entwarf daraufhin die Grundzüge für eine Akademie nach dem Vorbild der Gelehrten-Gesellschaften in Paris und London. Er sei sicher, daß sich das Interesse der Kurfürstin auch auf andere Gebiete erstrecke, die nicht weniger bedeutsam seien als die Astronomie und geeignet, Gegenstand einer Akademie der Wissenschaften zu bilden.

Bis dahin hatte nur eine lockere Korrespondenz zwischen dem Gelehrten und der Kurfürstin bestanden, die mit großen Unterbrechungen geführt wurde. Er hatte ihr einmal den Stoßzahn eines Mammuts übersandt, dessen Knochengerüst in der Nähe von Braunschweig aufgefunden worden war; ein andermal schickte er ihr Boëtius' »Tröstungen der Philosophie«. Im Jahre 1694 hatte er vergeblich versucht, die Stellung eines brandenburgischen Hofgeschichtsschreibers zu bekommen.

Bei seinen erneuten Bestrebungen benutzte er zur Förderung seiner Pläne geschickt das ausgeprägte dynastische Interesse Sophie Charlottes und ihrer Mutter. Die Lage der beiden Länder begünstigte ein Bündnis, das außerdem durch die Gemeinsamkeit der politischen Ziele geboten war. »Gott scheint Sie, Madame, als sein mächtiges Werkzeug dafür ausersehen zu haben.« Er schlug vor, ihm eine Art Intendanz über die zu schaffende Societät anzuvertrauen, wodurch ein Vorwand für ihn geschaffen würde, von Zeit zu Zeit nach Berlin zu gehen, ohne Argwohn zu erregen.

Mit dieser Tätigkeit als welfischer Agent stehen sicherlich die Verhandlungen in Zusammenhang, die unmittelbar nach dem Tode der Königin auf Veranlassung des Kurfürsten von Hannover mit hohen preußischen Beamten geführt wurden, um die Vernichtung der hinterlassenen Briefschaften der Königin zu erreichen. Ein Teil dieser Verhandlungen, die sehr geheim, oft chiffriert geführt sind, wurde Leibniz übertragen ... demselben Leibniz, der zwei Jahre später Fabricius klagte: »Hätten die Leute nicht aus übelverstandener Vorsicht die meisten der von der Königin geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe verbrannt, so dürften wir sie denen der Königin Christine leicht gegenüberstellen. Ein Anzahl derselben ist jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, unter diesen auch einige an mich selbst, in denen sich die Geisteskraft der fürstlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wissenschaften emporstrebendes Gemüt erkennen läßt.«

Der Briefwechsel der Königin bietet die aufschlußreichste Quelle für die Beurteilung Sophie Charlottes, und der entstandene Verlust ist für ihren Schilderer in der Tat unermeßlich. Varnhagen von Ense, dessen oberflächliche Lebensbeschreibung der Königin noch heute als das grundlegende Werk gilt, hat nur die kleine Anzahl von Briefen zur Verfügung gehabt, die Friedrich Wilhelm II. J. P. Erman für seine Vorträge an der Akademie überlassen hatte, darunter noch die Briefe an das Fräulein von Pöllnitz, die ich als offensichtliche Fälschung ansehe. Heute sind ungefähr 250 Schreiben der Königin bekannt, meist zwar Blätter von wenigen Zeilen, so daß aber von einer archivalischen Seltenheit nicht mehr die Rede sein kann.

Den meisten Aufschluß über die religiösen und philosophischen Bestrebungen der Königin gewähren uns die Leibniz-Briefe. Dem Entgegenkommen der vormals königlichen Bibliothek in Hannover und der Leibniz-Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften, verdanke ich die Durchsicht dieser Korrespondenz, die eine ganze Anzahl von Onno Klopp nicht in seine Ausgabe aufgenommener Stücke enthält. Aus dem anfänglich höfisch-nichtssagenden Briefwechsel ist im Laufe der Jahre eine vertraute Freundschaft zwischen der geistvollen Königin und diesem universalsten Denker seiner Zeit entstanden. Fräu-

lein von Pöllnitz, die Staatsdame der Königin, fordert ihn einmal auf nach Lützenburg zu kommen, weil die Königin keine Menschenseele habe, mit der sie sprechen könne.

Die Briefe geben uns ein, wenn auch sehr unvollkommenes Abbild der Lützenburger Gespräche. Einmal sendet Leibniz der Königin eine Abhandlung »Sur l'immatérialité de l'âme«; in zahlreichen Briefen finden sich bruchstückhaft Ausführungen über seine Monadenlehre, nach der die Natur nur als Erscheinung eines unsinnlichen Alls, dessen Zwecken sie allein dient, aufzufassen ist. Nach ihrem Tode erst ist das faßlichste von den wenigen geschlossenen Werken Leibniz' entstanden, die »Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal«. Nach seinen eigenen Worten ist die Entstehung dieser Schrift namentlich auf Unterredungen zurückzuführen, die er mit der »unvergleichlichen« Königin gepflogen hat. Unter Benutzung neuplatonischer Gedanken versucht er darin eine »Rechtfertigung Gottes« wegen des Übels in der Welt. Das Werk, das bald »das Lesebuch des gebildeten Europas« wurde, erweist klar das aufquellende Lebensgefühl der Zeit und die »prästabilierte Harmonie« in der Tiefe seines eigenen Wesens, das immer zur Vereinigung auseinanderstrebender Weltanschauungen drängte.

Auch mit Bayle, der seit 1684 in Rotterdam seine »Nouvelles de la République des lettres« herausgab, verband Sophie Charlotte geistige Freundschaft.

Bayle hatte die absolute Vernunftwidrigkeit der christlichen Grundlehren nachgewiesen. Doch Zweifel an dem menschlichen Erkenntnisvermögen führten ihn dazu, sie nicht zu verwerfen, sondern in dem Mysterium der Offenbarung als ein μηδὲν ἄγαν für die Ratio zu sehen. Nur soll die Religion einfach und duldsam sein und lediglich der Läuterung der Herzen dienen. Diese bekenntnis- und dogmenfeindliche Haltung hat sicher auch Sophie Charlotte eingenommen, ebenso wie ihre Mutter, die einmal schreibt: »In jener welt wirdt man uns nicht fragen, von was relion wir gewessen sein, sundern was wir gutte undt böss gethan haben; tharan ist wol am meisten gelegen, das andere ist ein Pfaffengezenck«. Von dieser Briefstelle führt eine gerade Linie der Entwicklung bis zu der berühmten Randbemerkung Friedrichs des Großen.

Radikal wird die Kritik des Christentums durch John Toland fortgesetzt, der in seinem Buch »Christianity not mysterious« das Urchristentum wieder zur Geltung bringen will, die Kernwahrheit des Evangeliums, die durch Anpassung an jüdisches und heidnisches Priestertum verfälscht worden sei. 1701 kam Toland nach Deutschland und wurde auch in Lützenburg als Gast aufgenommen. Leibniz berichtet, daß er der Königin einmal eine Abhandlung über die Seele vorlas und sagt, daß seine Anschauung völlig mit der von Hobbes übereinstimme. Durch einen Hofprediger der Königin, Isaac Beausobre, ist uns ein Streitgespräch zwischen ihm und Toland über den Kanon des Neuen Testaments und Widersprüche in der Epistel St. Pauli gegen die Lehren Christi überliefert. 1706 veröffentlichte er seien »Letters to Serena«, fünf Briefe, von denen drei an Sophie Charlotte gerichtet sind und in denen sich dieser erste »Frei-Denker« zu einem hylozoistischen Pantheismus bekennt. Die Materie, die hyle, ist beseelt und mit Bewegung begabt. Das All selbst ist eins, unendlich; die Seele der Welt, untrennbar mit dieser verbunden, ist Gott.

1703 schreibt sie, daß sie das Buch von Locke lese, von dem Leibniz ihr gesprochen habe (»Über die menschliche Erkenntnis«) und meint, er bekämpfe die Cartesianische Annahme von den eingeborenen Ideen so überzeugend, daß sie auf Leibniz' Entgegnung begierig sei. Leibniz geht in seiner Antwort auf die These Lockes ein, daß das Bewußtsein seinen Inhalt erst durch die Berührung mit der Umwelt empfange und zeigt, daß die »ewigen Wahrheiten« nicht empirisch, durch die äußeren Sinne allein bewiesen werden können. In müßigen Stunden auf der Reise und in Herrenhausen verfaßte er später seine Bemerkungen zur Kritik und Vertiefung der Arbeit Lockes (»Nouveaux essais sur l'entendement humain«), die er im folgenden Frühjahr der Königin vorlegen zu können hoffte.

Am 1. Februar 1705 ist sie unerwartet gestorben, 36 Jahre alt. Sie soll, nach Friedrich dem Großen, gesagt haben, daß ihr der Tod nun wohl die Lösung der ewigen Rätsel des Daseins geben würde, den Urgrund der Dinge, den Raum, die Unendlichkeit, das Sein und das Nichts.

W. Schwerdtfeger
Berlin

Dr. Adam Adrio

Die Anfänge des geistlichen Konzerts

150 Seiten Text, 31 Seiten Notenbeispiele
brosch. RM 7.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährl. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4833 IV. Vj. 35.

Digitized by Google

APR 3 1936

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 5. März 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 5

eistige Arbeit

ng aus der wissenschaftlichen Welt

r de Gruyter & Co
und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

ANG †, Lektor a. d. Universität Bonn

at und Moralstaat
nesischen Staatsphilosophie

er Moralstaat, das ist Staatsphilosophie Jahrhe Streitfrage gewesen. ne Auffassungen über n im 6. Jahrhundert hilosophie des Lao Tse .) und des Konfuzius Lao Tse verneinte jede ultur. Seine Idee war Denn jede Kultur chliche Seele, und jeder natürliche Ordnung. ine Art von Anarchisin Volkslied, das schon hr. entstanden sein soll se's sehr gut versinnser Yao (2357—2256 einmal auf das Land, Volk mit ihm zufrieden alten Bauer, der den ten schlug und dabei

fgeht,

tergeht,

nnen zum Trinken. ker zum Essen. em Kaiser zu tun!

te, freute er sich sehr, ht mehr brauchte.

zius sehr für einen geer Kultur. Aber seine ders als die der moderVolk solle — wie er nd Musik, statt durch regiert werden. Denn Gewissen. Es brauche rden, damit jeder sich Wenn man erst vor icher Strafe zurücku spät. Die Sitte solle e der Menschen regeln, Staatsgewalt, sondern issen, d. h. durch die regieren. Die Musik re Leben ausgleichen, sfurcht, sondern durch östliche Wirkung der

lerjenigen Platons sehr – wie Hermann Abert es für die griechische Musik getan hat — auch eine Abhandlung über »die Ethoslehre in der chinesischen Musik« schreiben.

Zwei mittelbare Schüler von Konfuzius, nämlich Mencius (372—289 v. Chr.) und Hsün Kuang (3. Jahrhundert v. Chr.), vertraten die Staatslehre ihres Meisters, allerdings in zwei Richtungen.

Mencius meinte, der Charakter des Menschen sei von Natur gut. Die verbrecherischen Taten würden durch Einflüsse der Umgebung hervorgebracht. Daher müsse man den guten Charakter des Menschen pflegen und ihn von der bösen Gesellschaft fernhalten. China solle ein Moralstaat werden.

Hsün Kuang war aber ganz anderer Meinung. Der Mensch sei ein geborener Verbrecher. Man müsse ihn durch strenge Gesetze disziplinieren. China solle ein Rechtsstaat werden.

Diese zwei Richtungen sind nicht ohne Ähnlichkeit mit den modernen europäischen Rechtslehren. Die eine sagt: Der Verbrecher wird erst von seiner Umgebung zu einem solchen gemacht. So gibt es z. B. im Winter mehr Diebstähle, weil man Hunger und Kälte leidet, im Sommer dagegen mehr Sittlichkeitsverbrechen, weil man zu dünn angezogen ist. Die andere behauptet aber, der Mensch sei ein geborener Verbrecher, den man an seinem Schädelbau erkennen könne.

Schon im 4. Jahrh. v. Chr. entwickelte sich in China eine eigentliche juristische Schule, nämlich durch Shen Pu-hai (gestorben 337 v. Chr.) in Han (der heutigen Provinz Honan), und Kung Sun Yang (gestorben 338 v. Chr.) in Ch'in (der heutigen Provinz Schensi). Der erstere hat als Kanzler das Land Han ausgezeichnet regiert und seine Schriften waren die Bibel der chinesischen Juristen. Der letztere war der große Reformator und Kanzler in Ch'in. Sein Reformprogramm sah so aus:

1. Das alte kommunistische Brunnen-Acker-System[1]) sollte abgeschafft werden, um die Produktion zu intensivieren.

2. Die Nachbarn sollten gegenseitig für einander garantieren; wenn einer ein Verbrechen beging, wurden die anderen Nachbarn mitbestraft.

3. Wer den Verbrecher anzeigte, bekam eine große Belohnung. Wer den Verbrecher verbarg, wurde schwer bestraft.

AUS DEM INHALT

ZUCKER: Neues aus dem hellenistisch-römischen Ägypten

BRANDENSTEIN: Die Herkunft der Etrusker

v. SODEN: Die Assyriologie als Glied der deutschen Altertumswissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart

KRAHE: Sprachliches zur Ligurerfrage

4. Wenn eine Familie zwei Söhne hatte, mußten beide getrennt selbständig leben. Sonst zahlte die Familie zweifache Steuer.

5. Militärische Verdienste wurden hoch belohnt. Privater Streit wurde schwer bestraft.

6. Wenn ein Sklave fleißig war, wurde er frei. Wenn ein Bürger faul war, wurde er zum Sklaven gemacht.

7. Adel ohne militärische Verdienste wurde nicht mehr als solcher anerkannt.

8. Wer sich verdient machte, wurde geehrt. Wer keine Verdienste erwarb, durfte nicht luxuriös leben, selbst wenn er sehr reich war.

Durch dieses Programm war das Land Ch'in so gut regiert, daß die Bevölkerung bei offenen Türen schlafen konnte. Die militärische Macht des Landes Ch'in war so stark, daß es schließlich ganz China eroberte. Man vergleicht das Land Ch'in sehr gern mit Preußen, welches Deutschland in ähnlicher Weise vereinheitlichte.

Hundert Jahre später gab es in China wieder zwei bekannte Juristen, Han Fei (gestorben 233 v. Chr.) und Li Si (gestorben 208 v. Chr.). Beide waren Schüler des obengenannten Hsün Kuang. In der Theorie ihres Meisters fanden beide Juristen die philosophische Grundlage für ihre Tat, wenn auch Hsün Kuang selbst ursprünglich ein Konfuzianer war. Wenn wir später von Konfuzianern sprechen, meinen wir nur die Konfuzianer, die die Idee des Moralstaates vertreten.

Die beiden Kommilitonen Han Fei und Li Si konnten sich aber nicht vertragen. Han Fei wurde von Li Si vergiftet, der letztere später auch hingerichtet, nachdem er als Kanzler dem Ch'in Shih Huang Ti (259—210 v. Chr.) dazu verholfen hatte, Kaiser von China zu werden.

Der Kaiser Ch'in Shih Huang Ti eroberte von seinem Lande Ch'in aus ganz China. Er vernichtete alle Fürstentümer und teilte China in 36 Provinzen ein. Er vollendete die

Digitized by Google

2500 km lange große Mauer[2]) zum Schutze gegen die Hunnen, die bekanntlich dadurch nach Europa wanderten und den Anlaß zur europäischen Völkerwanderung gaben. Er hielt alle philosophischen Schriften für der Irrlehre verdächtig und verbrannte sie, ausgenommen die praktischen Bücher über Medizin, Pflanzenkunde usw. Als die Konfuzianer ihm Widerstand leisteten, ließ er einige Hundert von ihnen lebendig begraben. Die Studenten sollten nicht mehr von den Professoren, sondern nur noch von den Beamten und Richtern etwas lernen. Nachdem er seine Feinde überall niedergeschlagen hatte, schmolz er alle Waffen ein und goß daraus riesige Glocken, in der Meinung, daß es von jetzt ab in China keine Revolution mehr geben würde. Er nannte sich selbst Kaiser I., sein Sohn sollte Kaiser II. heißen usw. bis zum Kaiser Zehntausend. Aber kaum 15 Jahre später, unter seinem Sohne, erhob sich das Volk schon wieder gegen seinen Kaiser. Die Ch'in-Dynastie wurde gestürzt.

In der darauffolgenden Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 219 n. Chr.) wurden die Konfuzianer wieder verehrt. Seitdem sind die Juristen nie wieder zu solch großer Macht gekommen wie in der Ch'in-Dynastie. In der Regel hielten die Juristen unmittelbar nach jeder Revolution[3]) die Macht in der Hand und stellten die Ordnung wieder her. Bald kamen aber wieder die Konfuzianer, und der Moralstaat stand wieder im Vordergrund. Durch diesen wunderbaren Ausgleich hat sich das chinesische Volk im Gegensatz zu anderen alten Kulturvölkern wie Babylonier, Ägypter usw. noch bis heute erhalten. Wäre das alte China hinsichtlich der Gesetze und des Militärs immer so stark wie die alten Römer geblieben, dann wäre das chinesische Volk wahrscheinlich heute nicht mehr vorhanden.

Dazu kam noch der Anarchismus des Lao Tse. Seine Lehre wurde zwar niemals in China politisch verwirklicht, drang aber sehr tief ins Volk ein. Sie hielt die Ursprungs- oder Lebenskraft des uralten Volkes immer in einem jugendlichen, frischen und nicht verbrauchten Zustand. Ein Chinese kennt kaum das Wort »Verzweiflung« und begeht höchst selten Selbstmord. Er kämpft mit außergewöhnlicher Zähigkeit um seine Idee und um seine Existenz. Die große Mauer ist nichts anderes als ein Ausdruck des Verteidigungswillens des chinesischen Volkes.

Die Chinesen können verhältnismäßig selbständig leben, weil sie von dem Staate nicht zu sehr bevormundet werden. Die Südsee-Chinesen haben ohne irgendwelche Unterstützung durch die Regierung eine wirtschaftliche Kolonie gegründet.

China ist kein rechtloser Staat, wie manche glauben. Es besaß ausgezeichnete Juristen. Das Strafgesetzbuch der Tang-Dynastie (618—906 n. Chr.) war sogar sehr vorbildlich. Nur will man in China nichts übertreiben. Das Buch »Mitte und Mäßigkeit« enthält die Hauptlehre des Konfuzius. Ein Volk, das einst so viele große Denker besaß, wird niemals untergehen, sofern die Ideen dieser großen Denker im Volke immer lebendig bleiben.

[1]) Im Altertum waren die Äcker in der Form des Zeichens ‡‡ eingeteilt. In den acht äußeren Quadraten wohnten die acht Familien. In der Mitte war der »staatliche Acker«, wo sich der Brunnen befand. Die acht Familien zahlten dem Staat keine Steuer, sondern leisteten gemeinschaftlich dem Staat im »staatlichen Acker« Arbeitsdienst. Mit dem 20. Lebensjahr bekam jeder Mann vom Staat ein solches Quadratland, und mit dem 60. Lebensjahr gab er es dem Staat wieder zurück. Vor dem 20. und nach dem 60. Lebensjahr wurde er vom Staat ernährt.

[2]) 16 m hoch, 5—8 m dick.

[3]) In China gab es mehr als 20 Dynastien, dementsprechend gab es auch mehr als 20 Revolutionen.

Das Land Kamâl Atatürk's

Mit wachsender Spannung verfolgt man die rasche und zielbewußte Entwicklung der modernen Türkei, unter der genialen Führung Kamâl Atatürk's. Kaum jemand aber wußte diesen Fortschritt so übersichtlich und zugleich in einer so knappen und klaren Form zu schildern, wie August von Kral, der langjährige österreichische Gesandte in Ankara, der als einer der besten Kenner des vorderen Orients gilt.

Sein soeben erschienenes Werk: »Das Land Kamâl Atatürk's« (Verlag Wilhelm Braumüller — Universitätsverlagsbuchhandlung — Wien—Leipzig — Preis brosch. RM. 4.50, Leinen geb. RM. 5.50. — mit einer guten Karte) ist berufen, dem Kenner und Liebhaber der Türkei ein aufschlußreicher Führer zu sein. Das Buch geht in den Anfangskapiteln vom Zeitpunkt der nationalen Erhebung in Anatolien und den Freiheitskämpfen aus. Es berichtet dann über den Friedensvertrag von Lausanne, der dem Lande die Freiheit gab — über Mustafa Kemal, als Präsidenten der Republik (29. Okt. 1923) und seine — trotz großer Energie weise Maßhaltung bei der Schffung der vielseitigen Reformen, die oft gegen große Widerstände der Reaktion im Rahmen der von ihm gegebenen Verfassung durchgesetzt werden mußten.

Noch während und nach der Überwindung der Kurdenaufstände, in die sogar früher intimste Mitarbeiter Gazi Mustafa Kemals und Ismet Paschas verwickelt waren, die an einer konstitutionellen Monarchie festhalten und die Evolution von der jungtürkischen in die nationale Volkspartei nicht mitmachen wollten, versuchte der Gazi immer wieder das türkische Volk zur Selbständigkeit und zeitgemäßen Ertüchtigung — ja zur Mitregierung zu erziehen. Diesem Bestreben entstammen vor allem die großzügigen Reformen in der Verwaltung, die juridische Neuordnung, die Europäisierung des öffentlichen Unterrichts — die Gleichstellung und Befreiung der Frau von den Fesseln in rechtlicher und sozialer Beziehung, die sie jahrhundertelang dem Manne gegenüber in untergeordneter Stellung gehalten hatte — eine dankbar entgegengenommene Tat, die sich — unterstützt durch neugeschaffene gute Unterrichtsmöglichkeiten — sehr rasch als segensreich ausgewirkt hat. — In dem auf dem 12. Kongreß der Internationalen Frauenunion im April 1935 in Istanbul sichtbar gewordenen beispiellosen Erfolge der Frauenbewegung in der Türkei, deren Leistungen der Regierung bereits eine Hilfe auf vielen Gebieten geworden ist, sieht der Verfasser ein Vorbild für die Länder Asiens, das, wenn auch in gemäßigtem Tempo, Nachahmung finden werde.

In den Rahmen des Friedenswerkes gehört auch die Modernisierung des Finanz- und Steuerwesens — die Erleichterung der Lage des anatolischen Bauers durch Aufhebung des Zehents als einem Akt der Dankbarkeit für die langjährigen Kriegsopfer — die sportliche Ausbildung der männlichen und weiblichen Jugend — der Übergang vom viel zu komplizierten, arabischen zum lateinischen Alphabet in sogenannten Nationalschulen für alle Landesangehörigen bis etwa zum 45. Jahre bei gleichzeitiger Reform der türkischen Sprache, die auch in den Moscheen anstelle des Arabischen vorgeschrieben wurde; ferner die Erbauung der neuen Reichshauptstadt — die Modernisierung des Verkehrswesens und die Einführung einer sozialen Fürsorge.

Neben einer gesunden Siedlungspolitik, der Errichtung eines zeitgemäßen Gesundheitswesens, der raschen und zielbewußten Verbesserung des Heeres fand Kamal Atatürk, »Der Ahne der Türken«, der als Erster nun auch einen Familiennamen annahm, der ihm zugleich als Ehrenname von der Nationalversammlung verliehen wurde — noch Zeit, sich der türkischen Musik, der Literatur und der schönen Künste anzunehmen. Die umfassende Übersicht über diese rasch geschaffenen und vorzüglichen Einrichtungen, wie Konservatorien und einer Theaterakademie und ihre erstklassigen Lehrkräfte, zu denen vorläufig auch noch hervorragende Ausländer zugezogen wurden — die zahlreichen Namen begabter Komponisten und Musiker sowie poetischer Erzähler, darunter die bedeutende Schriftstellerin Halide Edib, der Essayist und farbenprächtige Schilderer türkischen Lebens, Mehmed Fuad — beweisen nicht nur, wie reich das nun freigewordene türkische Geistesleben augenblicklich ist — sondern auch mit welcher eingehenden Liebe sich der Autor dessen Studium hingegeben hat.

E. von Hopffgarten
Berlin

Psychologie der Geschichte

Der Titel könnte vermuten lassen, das Buch wolle die Auseinandersetzung zwischen Logik und Psychologie weiterführen und den Methodenstreit dreier Jahrzehnte nun auch auf die Geschichte übertragen. Das geschieht aber nicht. Die von Professor Breysig in diesem Werke vorgelegten Untersuchungen gehören vielmehr als Beitrag zu dem Gesamtwerk seiner Geschichtslehre, zu der Lehre vom Wesen und von den Formen des geschichtlichen Werdens. Ursprünglich sollte das vorliegende Buch die Aufschrift tragen: »Vom Sein und Erkennen geschichtlicher Dinge« und auch die Forschungs-Lehre der Entwicklungsgeschichte behandeln. Nachdem dieser zweite Teil ausgeschieden wurde und, zu einem selbständigen Werk zusammengefaßt, demnächst erscheinen wird, bietet nun Breysigs »Psychologie der Geschichte« mehr die lockere Einheit einer Abfolge von Darlegungen über die daseins- und erkenntniswissenschaftlichen Grundlagen, wie sie jeder Geschichtslehre als Basis zu dienen hätten. Sie stehen in Zusammenhang mit den 1931 erschienenen Forschungen: Die Geschichte der Seele im Werdegang der Menschheit. Damals gab Breysig eine Darstellung der Abwandlungen, die sich an der Rangordnung der Seelenkräfte in den einzelnen Entwicklungsaltern der Völker vollziehen. In diesem Sinne ist die »Psychologie der Geschichte« ein weiterer Beitrag zur »Seelenkunde der Geschichte«. Von einem allgemeinsten Fragenkreis, dem nach der Erfahrbarkeit der Welt, geht Kurt Breysig in seinen Untersuchungen aus; denn dieser geht ja alle Geistes-, ja auch alle Naturwissenschaften an. Dabei verficht Breysig in hartem Widerspruch zu der altüberkommenen, von der philosophischen Forschung auch noch jüngsten Datums festgehaltenen Losung »Cogito ergo sum« die erweiterte Programmatik eines »Sentio ergo sum«. Anknüpfung bildet die im Jahre 1890 erschienene Abhandlung Diltheys über die Lösung der Frage nach dem Ursprung des Glaubens an die Realität der Außenwelt. Diese Untersuchungen führen ihn zu einer Erörterung des Leibseelenproblems. Die Seele kann weder als ein mit dem Leib sich deckendes, noch als ein von ihm abweichendes Parallelgebilde gedacht werden. Sie ist als Innen-Ich mit dem Außen-Ich des Leibes ein und dasselbe. Daran fügt er eine Reihe von Beobachtungen über die Ungespaltenheit des denkenden Ich und über die Unbewußtheiten im Denkvollzuge.

Die Untersuchungen über Innen- und Außengeschehen gipfeln in der Frage um das Rätsel von Werk und Menschentum in allen schöpferischen Taten von Menschen, die als die »geschichtsmächtigsten« Einzelnen in Tat und Geist die Führer und Former geschichtlichen Werdens sind. Eine reiche Formenreihe im seelengeschichtlichen Geschehen eröffnet er als Sicht bei diesen Trägern des geschichtlichen Werdens. Damit steht Kurt Breysig in der vordersten Reihe der deutschen Geschichtsforscher, die die neue Ordnung der Dinge als geschichtliches Gebilde deuten und bestätigen. Kurt Breysig, der um die Jahrhundertwende am Grabe Friedrich Nietzsches im engen Freundeskreise mahnend vor dem Führertum und der Sendung des überstarken Einzelnen sprach, erscheint als der Berufene zu diesem forscherlichen Werk.

Dr. E. Hering
Berlin

Kurt Breysig, Psychologie der Geschichte, Verlag M. & H. Marcus, Breslau, 1935. Engl. brosch. 7.20.

Antiquariatsberichte „EINST UND JETZT"
Heft 113 / Romanistik: Bibliothek Heiss / Freiburg
Heft 116 / Antike: Bibliothek Kalinka / Innsbruck
Verlangen Sie kostenlose Zusendung.
Antiquariat Ludwig Röhrscheid, Bonn, Am Hof 28.
Tel. 2723

Digitized by Google

Prof. Dr. F. ZUCKER, Jena

Neues aus dem hellenistisch-römischen Ägypten

Ex Aegypto semper aliquid novi. Das alte Wort haben die erstaunlichen Entdeckungen gerade der letzten Jahrzehnte immer wieder bewährt, und alle Welt hat lebhaftesten Anteil an diesen Funden genommen. Freilich existiert für das Interesse der Allgemeinheit sozusagen nur das Ägypten der pharaonischen Zeit, selbst für die meisten Besucher des Landes gehen — begreiflicherweise — die großen Tempel der hellenistischen und römischen Periode in Dendera, Edfu, Kôm Ombo, Philä, in das Gesamtbild der Pharaonenzeit ein. Welch überragende geschichtliche Bedeutung dem Ägypten der Zeit von der Eroberung durch Alexander den Großen bis zur Eroberung durch die Araber zukommt, wie viel Interessantes und Reizvolles, wie vieles von bleibender Anziehungskraft die Kultur dieses rund tausendjährigen Zeitraumes hervorgebracht hat, pflegt im Bewußtsein der Allgemeinheit durchaus zurückzutreten. Daß auch das hellenistisch-römische Ägypten ständig Neues bringt, soll im Folgenden an archäologischen Funden und an Papyrusveröffentlichungen des letzten Halbjahrzehnts gezeigt werden. Auch an »Sensationen« fehlt es nicht, und eine solche soll den Anfang machen, die allerdings nicht aus dem eigentlichen Ägypten, sondern dem stets zu Ägypten zu rechnenden Nubien kommt.

Im südlichsten Unternubien, nahe der Grenze des Anglo-Egyptian Sudân, auf der Strecke zwischen den berühmten Felsentempeln von Abu Simbel und Wâdi Halfa, liegen zu beiden Seiten des Nils große kuppelförmige Grabhügel in beträchtlicher Anzahl. Ausgrabungen der ägyptischen Altertumsverwaltung, im Winter 1931/32 begonnen, förderten Zeugnisse einer bisher unbekannten Kultur aus der letzten Zeit des Altertums, etwa dem 4.—6. Jahrhundert, zutage [1]). Die tumuli erwiesen sich als Begräbnisstätten eingeborener Fürsten und ihres Hofstaates. Beim Begräbnis wurden als Opfer Reitknechte und Hüter der Jagdmeute durch Erdrosseln umgebracht und Reit- und Jagdtiere — Kamele, Pferde, Esel, Hunde — getötet, und die geopferten Menschen und Tiere wurden mit den Herren bestattet. Das den Reitieren mitgegebene Geschirr ist oft in Silber gearbeitet. An Beigaben finden sich außer Waren vor allem Bronze- und Silbergeräte, byzantinische Lampenständer aus Bronze. Eine im Schwemmland des Stromufers ante Gruppe von vier Gräbern [2]) brachte besonders bemerkenswerte Funde vier r silberne, mit Reihen von Halbedeln besetzte Kronen in der Form länglicher n; die an drei Exemplaren zwischen Halbedelsteinen angebrachten figürVerzierungen und die ebenfalls an drei aren auf den Rand der Krone aufgeVerzierungen sind ägyptisch im Gelichen und meist auch im Stil. Dalt Ägyptisches den auch hier als Beirscheinenden bronzenen Lampendie vielmehr ganz griechisch sind, ß an den Lampen selbst ein Kreuz es Malteserkreuzes) angebracht ist. derum Denkmäler einer völlig andesind bronzene Weihrauchbehälter in Gestalt von Tieren barbarischer Phantasie und barbarischer Arbeit.

Das Gesamtbild der in der Bestattungsweise und den Gegenständen sich darstellenden Kultur weist eine Mischung von drei Elementen auf, von Barbarisch-Einheimischem, Ägyptischem und Griechisch-Römischem, und man muß noch »Christliches« hinzunehmen, wenn man den christlichen Symbolen eine wirkliche Geltung zusprechen darf, die sich in dieser Umgebung — in Begräbnisstätten, in denen Menschenopfer liegen! — aufs seltsamste ausnehmen. Hermann Junker, der an einen Bericht über die Funde aus den tumuli eine aufklärende Untersuchung über Charakter und Herkunft der Kultur und ihrer Träger angeschlossen hat [3]), stellt fest, daß die drei ersten Elemente in verschiedener Mischung bei drei in Nubien nachweisbaren Kulturen begegnen, der meroitischen, der der Blemmyer und einer, die »mit ziemlicher Sicherheit« den Nobaden zugewiesen werden kann, und daß die Träger der neu entdeckten Kultur mit großer Wahrscheinlichkeit die Fürsten eben dieser Nobaden sind, die bisher nur in der Kultur der niederen Volksschichten, wie sie deren Bestattungen erkennen lassen, faßbar waren. Vermutlich waren die Nobaden ursprünglich im westlichen Sudân ansässig, ein wildes Steppenvolk, das indes, besonders in seiner Oberschicht, von der meroitischen Kultur stark beeinflußt wurde. Etwa um 300 n. Chr. drangen sie nach N. und O. vor; Teile von ihnen folgten einem Ruf des Kaisers Diokletian, der sie als Gegengewicht gegen die Blemmyer wünschte.

In keinem Land des Altertums können wir die Erscheinungen der Kulturmischung in größerer Mannigfaltigkeit, Ausdehnung und Vertiefung studieren als in Ägypten; das ungeheuer vielseitige Bild, das die bisherige Kenntnis hat entstehen lassen, ist jetzt durch neue besonders merkwürdige Züge bereichert.

Von den barbarisch-prunkvollen Fürstengräbern an der Südgrenze des ägyptischen Kulturgebietes wenden wir uns zu den Landstädten des eigentlichen Ägypten und ihren Friedhöfen.

In der Nekropole der in Mittelägypten gelegenen uralten Stadt, die in griechisch-römischer Zeit Hermopolis heißt, war vor rund 15 Jahren ein unschätzbares Denkmal der frühesten hellenistischen Zeit entdeckt worden, der Grabtempel der Familie des Petosiris, eines »Propheten der Acht« (Urgötter). In den künstlerisch vortrefflichen Reliefs treten im Gegenständlichen und im Stil griechische Einflüsse hervor. Petosiris stand wenige Generationen nach seinem Tod im Ruf eines Mannes göttlicher Weisheit, und zahlreiche Besucherinschriften in griechischer Sprache lehren, daß Griechen dem ägyptischen Priester göttliche Ehren erwiesen. Unweit dieses Petosirisgrabes ist seit 1930/31 die Freilegung einer ganzen Stadt von Grabbauten durch die Universität Cairo im Gang [4]). In der Zeit vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis vielleicht zum 4. Jahrhundert n. Chr. entstanden, stellen diese zugleich für Veranstaltungen der Besucher bestimmten Häuser einen bisher unbekannten Typus dar: eine offene Halle mit zwei dahinter liegenden Räumen; ein Oberstock, durch ein Treppenhaus zugänglich, das zugleich abwärts in die Totenkammer führt. Die Wandbemalung ahmt meist bunte Marmorverkleidung nach, bietet aber auch figürliche Darstellungen, darunter Szenen aus der griechischen Mythologie. In einem der Häuser sind zwei der vier gewölbten Innenräume vollständig bemalt mit Szenen der Einbalsamierung und der Fahrt der Sonnenbarke; die Inhaberin des Grabes ist einmal in griechischer, einmal in ägyptischer Kleidung dargestellt. So werden durch diese Gräberstadt unsere Vorstellungen von der Kulturmischung im Ägypten der Kaiserzeit wieder erweitert.

Frühere Ausgrabungen in ägyptischen Landstädten und Dörfern der hellenistisch-römischen Zeit waren zu dem ausgesprochenen Zweck der Papyrusgewinnung unternommen und den Stadtanlagen selbst, den Tempelbauten, den Privathäusern und ihrer Ausstattung waren meist nur nebenher Untersuchungen gewidmet worden. Sind die archäologischen Ergebnisse solcher Papyrusgrabungen auch immerhin beachtenswert, so bedeuten doch einen entscheidenden Fortschritt die Ausgrabungen, die die University of Michigan in den Jahren 1924—28 und 1931/32 an zwei Stellen des Nordrandes der Provinz Fajjûm vorgenommen hat und über die jetzt Publikationen vorliegen [5]). Systematisch und mit größter Genauigkeit und Sorgfalt sind in einzelnen Teilen von Karanis (Kôm Ušîm) und Soknopaiu Nesos (Dimê) die Bauten ausgegraben und untersucht worden. Außer der Fülle neuer Einzelerkenntnisse über Tempel und Privathäuser der Landstädte und Dörfer ist vor allem wichtig, daß die Geschichte der Ansiedlungen aufgeklärt worden ist: das Aufhören der Bebauung, wie es durch genaue Schichtenbeobachtung für bestimmte Zeiten in bestimmten Stadtteilen festgestellt ist, läßt interessante Schlüsse auf die Bevölkerungsbewegung und die Veränderungen der wirtschaftlichen Verhältnisse zu. Als bemerkenswerte bauliche Einzelheit sei erwähnt, daß in einem stattlichen Gebäude in Dimê, dessen Bestimmung leider nicht zu ermitteln ist, sauber gearbeitete, aus etwa 15 cm dicken Balkenstücken hergestellte Holzverkleidung des Luftziegelmauerwerks an Ort und Stelle bis zu einer Höhe von etwa 1 m erhalten ist.

In gleichem Sinn wie die Amerikaner arbeiten seit mehreren Jahren die Italiener in Tebtynis (Umm-el-Baragât) [6]). Aus spätpharaonischer Zeit stammen die ältesten Reste. Der erste Ptolemäerkönig baute den Tempel des Krokodilgottes wieder auf. Zu diesem Heiligtum führt eine Prozessionsstraße, die in ptolemäischer Zeit etwa 2 m über dem Niveau der Stadt lag; an einer Stelle war ein überbrückter Durchgang durch den Straßendamm geschaffen. Entlang der Prozessionsstraße zieht sich eine Reihe von Gebäuden, die der Abhaltung von Gelagen bei den Kultfesten dienten. Eine große insula mit einer Reihe von Läden erinnert an die bekannten Anlagen in Ostia. In einem Gebäude mit schönem Peristylhof, in dessen Mitte sich ein »Kiosk«, wahrscheinlich für eine Kaiserstatue, befindet, sind ionische Säulen, mit mehrmals erneuertem Stuckverputz überzogen, bis zu 1—2 m Höhe erhalten. In der Nekropole hat die Aufdeckung eines großen Grabes begonnen, das mit Fresken in impressionistischem Stil des 1. Jahrhunderts n. Chr. geschmückt ist. Auf der Stätte des Tempels des Krokodilgottes standen im späten Altertum koptische Kirchen.

An einer Stelle, mit der an geschichtlicher Bedeutung die eben genannten Fajjûm-Orte kaum zu vergleichen sind, hat seit 1c die vom Pelizäus-Museum in Hildes

ellfus Buchhandlung und Antiquariat
8, Mohrenstr. 32. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Kaufe einzelne Bücher u. Bibliotheken

Digitized by Google

aufgebaute Deutsche Hermopolis-Expedition angesetzt, in eben der vorhin genannten uralten Stadt, die als Hermopolis eine der bedeutendsten Gauhauptstädte in hellenistisch-römischer Zeit war. Nur soweit diese Periode in Frage kommt, interessieren hier die nach vielen Seiten wichtigen Ergebnisse der Unternehmung, deren Ziel ist, die Stadt, nicht einzelne Denkmäler oder Denkmälergattungen in der Stadt, auszugraben [7]). Beschriftete Säulenbasen gewaltigen Umfangs hatten schon immer erkennen lassen, daß eine mächtige Tempelanlage ägyptischen Stils dem von den Griechen dem Hermes geglichenen Thoth, dem (nicht ursprünglichen) Hauptgott der Stadt, in frühester hellenistischer Zeit errichtet worden war — eine Anlage also, die den zu Anfang genannten großen Tempeln Oberägyptens, wenn erhalten geblieben, zuzurechnen wäre. Jetzt sind Reste einer 15 m dicken, auf nicht weniger als 25 m Höhe zu bemessenden Lehmziegelmauer entdeckt, die eine quadratische Fläche von 570—580 m Seitenlänge mit jenem Tempel in der Mitte umschloß. Die Gesamtfläche, die Nordhälfte der Stadt bildend, zerfiel in zwei rechteckige Bezirke mit Heiligtümern und Wohnquartieren. In römischer Zeit muß die Riesenmauer in starkem Verfall gewesen sein. Nun war durch eine lückenhaft erhaltene Papyrusurkunde des 3. Jahrhunderts n. Chr., einen Kostenanschlag für Reparaturen und Wiederaufbau der antinoitischen Straße, eine lange Folge von Baulichkeiten dieser Hauptstraße von Hermopolis bekannt, die an der Südseite der großen Mauer entlang führte. Mit Hilfe der neuen Ausgrabungsergebnisse, die trotz stärkster Zerstörung der hellenistisch-römischen Schicht gewonnen wurden, ließ sich die Ordnung und Lesung der Urkundenbruchstücke verbessern und die Lokalisation der Gebäude in beträchtlichem Ausmaß festlegen [8]).

Auch die zahlreichen Papyrusfunde des vergangenen Jahrfünfts haben nicht wenig Bedeutsames gebracht, und es fehlt nicht an »Sensationen«. Eine Sensation sind die biblischen Handschriften, die man nach ihrem Erwerber die »Chester Beatty Papyri« zu nennen pflegt [9]): teils umfangreiche, teils weniger umfangreiche Stücke aus 12 Handschriften alt- und neutestamentlicher Bücher, im ganzen 185 Blätter, aus der Zeit von der ersten Hälfte des 2. bis zum 4./5. Jahrhundert, sämtlich Codices, also Handschriften in der uns geläufigen Buchform, die demnach von Anfang an von den Christen im Gegensatz zur Rollenform des heidnischen Buches, übrigens aus technischen Gründen, bevorzugt war.

Vielleicht etwas jünger als das älteste Exemplar der Chester-Beatty Papyri, vielleicht gleichzeitig mit ihm, ebenfalls aus einem Codex, sind die leider nur sehr kleinen Bruchstücke eines Schriftwerkes, das aller Wahrscheinlichkeit nach als ein unbekanntes Evangelium zu betrachten ist [10]).

Und noch eine wirkliche Sensation! Die Lehren des Begründers des Manichäismus, der für die alte Kirche eine so große Gefahr bedeutete — man erinnere sich, daß Augustin Manichäer war, bevor er Christ wurde — diese Lehren kannte man bis vor kurzem fast nur aus den Streitschriften der kirchlichen Gegner. Da traten aus den Häuserruinen eines Dorfes am Südrand des Fajjûm in koptischer Übersetzung des 4. Jahrhunderts Schriften des Mani selbst und seiner Schüler hervor [11]). Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß der Erhaltungszustand der teils nach Berlin, teils nach London gelangten Papyruscodices über alle Vorstellung schwierig ist, und daß die Meisterschaft des Papyrus-Restaurators der Preußischen Museen, Dr. h. c. H. Ibscher, die Verwertung der Bücher durch die Wissenschaft ermöglicht. In Übereinstimmung mit dem, was wir von der Fürsorge der Manichäer für ihre heiligen Schriften wußten, waren die Bücher aus ausgesuchtem Material hergestellt und aufs vortrefflichste ausgestattet. Höchst interessant für die Propaganda des Manichäertums ist es zu sehen, daß sich in dem abgelegenen Fajjûmdorf eine Manichäerbibliothek befand.

Für überraschende Entdeckungen von Stükken aus verlorenen oder unbekannten Werken der griechischen Profanliteratur ist die Wissenschaft in den letztvergangenen Jahren vor allem den Italienern verpflichtet, die in den Schutthügeln von Oxyrhynchos (Behnesa) und, wie bereits erwähnt, in den Häuserruinen von Tebtynis mit reichstem Erfolg gegraben haben. In Oxyrhynchos wurden besonders ergiebige und wichtige Funde an einer Stelle gemacht, die früher dem Zugriff der Ausgräber dadurch unweigerlich entzogen war, daß sich ein Ŝêḫgrab — das Grab eines muslimischen Heiligen — dort befand. Da König Fuâd sich ins Mittel legte, konnte das Grab an einen andern Ort verlegt werden, und an der freigewordenen Stelle fanden sich u. a., aus dem 2./3. Jahrhundert n. Chr. stammend und wahrscheinlich aus dem Besitz der Familie eines urkundlich bekannten Beamten herrührend, Urkunden und Reste einer aus Buchrollen klassischer und alexandrinischer Autoren bestehenden Privatbibliothek. Am wichtigsten unter den neuen Papyrusfunden der Italiener sind Bruchstücke verlorener Dramen des Aischylos, der bisher durch die Papyri so gut wie keinen Zuwachs erfahren hatte, und, außer andern Beiträgen zur Kenntnis des Hauptes der alexandrinischen Dichterschule, Kalimachos, eine Schrift mit dem Tiel Διηγήσεις, die »Nacherzählungen« fast aller größeren Dichtungen des Kallimachos bot; der Inhalt des 4. Buches des Hauptwerkes, der Αἴτια, sowie des »Jamben«buches — um unvollständig erhaltene und weniger bedeutungsvolle »Nacherzählungen« beiseite zu lassen — ist uns dadurch mit leidlicher Vollständigkeit bekannt geworden [12]).

Interessante Belehrung über die griechische Stenographie verschaffen uns Papyri und Wachstafeln in London, die, dem 3.—5. Jahrhundert n. Chr. angehörend, den Stoff der beiden Lehrgänge der Stenographie enthalten, den des ersten, das syllabarium, nur in geringen Bruchstücken, den des zweiten, das commentarium, in Vollständigkeit [13]).

Unter den in dem bezeichneten Zeitraum bekannt gewordenen Urkunden steht eine an der Spitze, deren Publikation schon lange erwartet worden war, Nr. 703 der Tebtynis-Papyri [14]). »A real revelation«: eingehende Anweisungen eines Finanzministers des späten 3. Jahrhunderts v. Chr. an einen Beamten der Gauverwaltung. Das ὑπόμνημα, »Memorandum«, das sich nicht an einen Amtsträger in einem bestimmten Gau wendet, sondern allgemein gehalten ist, wird gegen den Schluß als schriftliche Festlegung einer für den Dienstantritt mündlich gegebenen Instruktion bezeichnet. Der ausgedehnte Aufgabenkreis, der die Überwachung des Ackerbaus und Staatseinkünfte und -monopole betrifft, wird beleuchtet und so unsere Kenntnis ergänzt, erweitert und belebt; die den Schlußabschnitt bildende moralische Instruktion ist besonders bemerkenswert. Ohne auf die Diskussion darüber einzugehen, was die Urkunde als amtliches Schriftstück darstellt, und ob königliche Dienstanweisungen der Pharaonenzeit, wie wir sie in der Anweisung für den Wesir Reḫmerē in der 18. Dynastie kennen, als Vorbilder zu betrachten und andrerseits die mandata principis auf ptolemäische Vorbilder zurückzuführen sind, dürfen wir auf die Ähnlichkeit mit diesen Instruktionen hinweisen und dürfen weiter als kaiserzeitliches Gegenstück zu P. Tebt. 703 inhaltlich, trotz der Verschiedenheit der Form, den »Gnomon des Idios Logos« bezeichnen, jenen Auszug aus der Dienstanweisung für den hohen Beamten, dem die Verwaltung der unregelmäßig eingehenden Staatseinnahmen unterstand. Zu dem i. J. 1919 veröffentlichten Text, der vor allem auch für das römische Recht wichtig ist, ist jetzt ein Kommentar erschienen [15]).

Die letzte Zeit des ptolemäischen Ägyptens, die Regierung des Vaters der Kleopatra und der Königin selbst, wird jetzt zum ersten Mal durch umfangreiches zusammengehöriges Urkundenmaterial erläutert [16]); es stammt aus dem Gau von Herakelopolis (Ehnasje) s. ö. des Fajjûm.

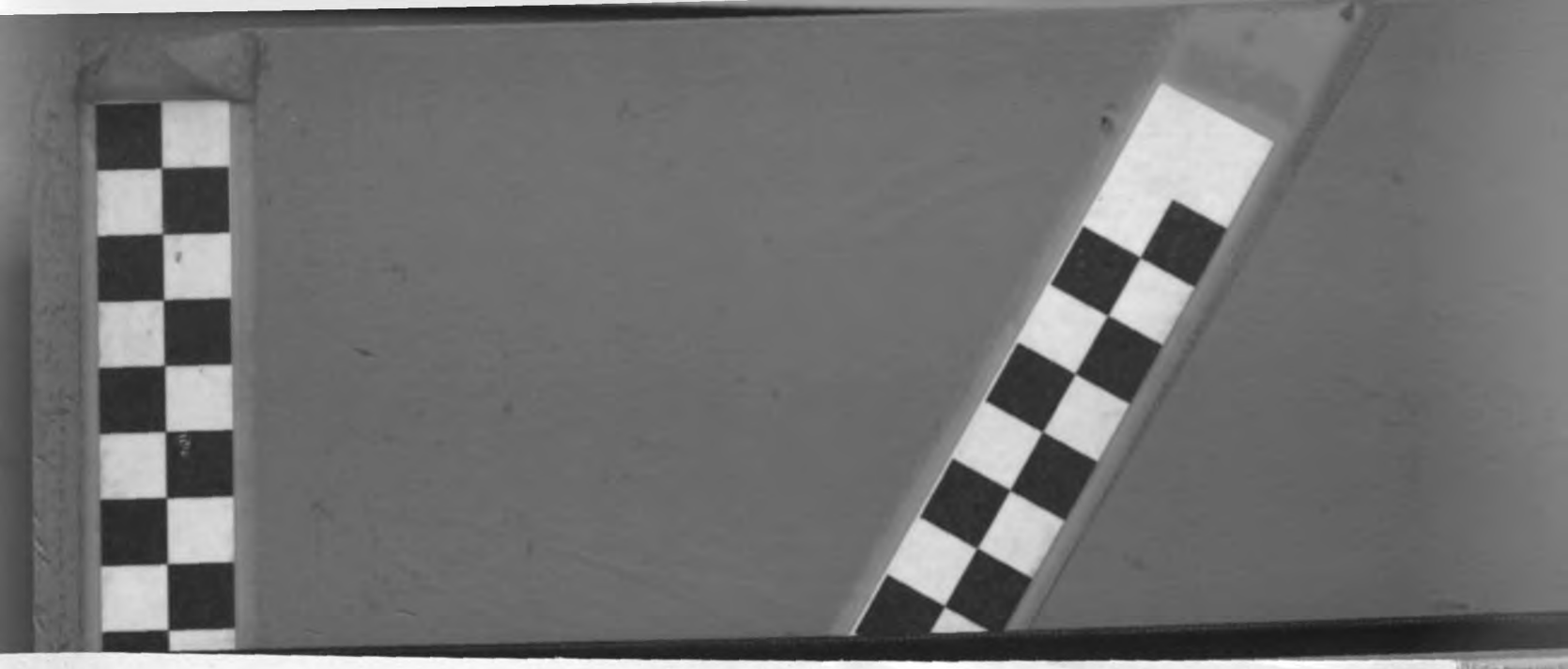
Aus dem berühmten »Zenon-Archiv«, dessen Urkunden und Briefe einen so unvergleichlichen Einblick in alle Gebiete des Staats- und Privatlebens des 3. Jahrhunderts v. Chr. gewähren, sind wieder Teilbestände aus dem Besitz verschiedener Sammlungen veröffentlicht worden [17-19]), nachdem die Publikation des umfangreichsten Bestandes, der dem Museum zu Cairo gehört, seit 1931 mit dem 4. Band abgeschlossen vorliegt [20]).

In rein ägyptische Kreise hellenistischer Zeit versetzt uns eine sehr bedeutsame Veröffentlichung von Papyri in ägyptischer Sprache [21]), Familienpapyri aus der alten Stadt Siut, die, von den Griechen Lykopolis genannt, als Geburtsort des letzten schöpferischen Vertreters der griechischen Philosophie, Plotin, bekannt ist. Die Papyri sind die vollständigen, Urkundenmaterial aus dem Zeitraum von 208 bis 169 v. Chr. umfassenden Akten eines Erbschafts-Prozesses, der vor dem Eingeborenen-Gerichtshof der Laokriten stattfand. Erstmalig ist die Zusammensetzung des in den griechischen Papyri öfter erwähnten Gerichtshofes, der nach ägyptischen Gesetzen richtet, bekannt geworden: er wird von drei

KURT BREYSIG
Die Meister der entwickelnden Geschichtsforschung
Aristoteles — Ibn Chaldun — Vico — Montesquieu — Voltaire — Turgot — Condorcet — Winckelmann — Möser — Herder.
XX, 272 Seiten. Englisch broschiert RM 10.—
M.&H. MARCUS VERLAG BRESLAU XIII

Soeben erschien:
O. FRANKE
Geschichte des chines. Reiches
Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit.
II. Band: Der konfuzianische Staat I. Der Aufstieg zur Weltmacht. RM 36.—, geb. 38.—
Früher erschien:
I. Band: Das Altertum und das Werden des konfuzianischen Staates. Gr.-Okt. XXVI, 431 Seiten. 1930. RM 28.—, geb. 30.—
„Mit dem vorliegenden umfassenden ersten Band der Chinesischen Geschichte ist dem Vf. ein genialer Wurf gelungen . . . Histor. Zeitschrift Bd. 147, Nr. 1.
Ausführlicher Prospekt kostenlos:
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google



ern und einem griechischen »Instruktionsbeamten«) ge-

che Geschichte Ägyptens, den Angelegenheiten Ägyp- große Politik des 2. Jahr- werden wir durch eine im ene gefundene Inschrift[22]) mentarische Verfügung des von Ägypten Euergetes II. aios v. J. 155 v. Chr., Reich Kyrene den Römern iskussion über den staats- ter und die genaue histori- dieser kapitalen Urkunde n Gang.

. News 11. 6. und 16. 7. 32. S. auch

und 24. 6. 33.
il. d. Deutsch. Instit. f. ägypt. Alter- (1932) 155 ff.
News 4. 3. 33. H. Junker, Mitteil. u. s. f.

. Peterson, Karanis: Topographical and xcavations during the reasons 1924—28. E. R. Boak, Soknopaiou Nesos. The excavations at Dimê in 1931—32. Ann

s 14 (1934) 3 ff.
iber die Deutsche Hermopolisexpedition ng der Teilnehmer erstattet von Günther eutsch. Instit. f. äg. Altertumskunde in 1931 und 1932 ebenda 3 (1932) 1 ff. — A. Hermann, ebenda 5 (1934) 11 ff. Die derdrucke. — G. Roeder, Forschungen 15) 257—59: Ausgrabungen in Hermo-

urkunde in P. Vindob. gr. 12565 im der Deutschen Hermopolis-Expedition, nswissenschaft (München 1934) 406 ff. , The Chester Beatty biblical papyri. 3). — H. Lietzmann, Sitz.-Ber. Preuß. ist. Kl. 1934, 774 ff.
Skeat, Fragments of an unknown gospel n papyri. London 1935. — Populäre el fragments. For the Trustees of the

J. Polotsky, Ein Manifund in Ägypten. ni und seiner Schüler. Sitz.-Ber. Preuß. il.-hist. Kl., 4 ff.
, *Διηγήσεις* di poemi di Callimaco in Firenze 1934.
ek shorthand manuals. London 1934. . Smyly, The Tebtynis papyri vol. III

s Logos. Teil 2: Der Kommentar von Berlin 1934.
Schäfer, Spätptolemäische Papyri aus rakleopolites. Berlin 1933.
on Papyri in the University of Michigan 31. — Derselbe, A new group of Zenon hns Rylands Library 18, 1. Manchester ann and E. S. Hasenoehrl, Zenon Pa-

s antiquités égyptiennes du Musée du on Papyri I—IV. Le Caire 1925—31. on, A family archive from Siut. Ox-

tele di Tolemeo Neoteros, re di Cirene.

n manchen Stellen neueste Nachrichten rwertet habe, die mir als Mitglied der sche Institut für Ägyptische Altertums-

ren

vier Aufsätze verschiedenen ldet ein Gegenstück zu Zim- ndien«. Hatte der Verfasser ive indischen Daseins« dar- unternimmt er es hier gleich- bärden des indischen Genius, vieder neu zu den Menschen aufzuzeigen. Einer frei- den indischen Mythos, in mbolische Geschichtsschrei- igt wird, folgt der Aufsatz ne. Altindische Politik und ndes «. Dies kleine Kabinett- mit den jahrtausendalten a und ihre Verwirklichung en. Die umfangreiche Ab- Mâyâ« behandelt die indi- Meditation und Weltüber- aufsatz »Buddha« die Per- diese sinnbildhafte historie- nen haben. Der gedanken- gepflegte Stil des Buches Einführung in die Probleme bens. Die Bilder, die zumeist erken bekannt sind, wären

H. v. Glasenapp

Königsberg i. P.

che Sphären. München-Berlin 1935. der Corona XII.) 250 S. 8°, mit o M, Leinen 6.80 M.

Prof. Dr. H. ZIMMER, Heidelberg

Über den Umgang mit Mythen

Magische Naturweisheit früher Zeiten fand weltweit in Mythen die ursächliche Begründung dafür, daß alle Dinge sind, wie sie sind, mit ihren besonderen Kräften und den Eigentümlichkeiten ihrer Erscheinung. In vielerlei mythischem Geschehen hat sich jeweils etwas Besonderes mit ihnen ereignet, was ihnen ihre Eigenart aufprägte. Hier ist der Mythos Naturgeschichte im wahren Wortsinn, er berichtet anekdotisch, wie alle Natur mählich zu dem ward, was sie im Einzelnen scheint. Wer diese Geschichten weiß, kennt das geheime Wesen von Pflanze und Tier, Gestein und Element, aus der Art, wie sie dazu kamen.

Das Holz des Baums, aus dem der Inder von alters her den Quirl schnitzt, mit dem er das Feuer erzeugt, muß das Feuer in sich bergen. Wie kam das Feuer gerade in das Holz dieses Baumes und findet sich in keinem andern? Der Feuergott ward es einmal müde, die Opfergaben der Menschen mit seiner Flamme von den Altären himmelauf zu den Göttern zu tragen, ohne daran Anteil zu haben, — er machte sich davon und versteckte sich in diesem Baume. Es währte ein volles Jahr, bis die Götter ihn glücklich wiederfanden und mit einem Anteil an den Opfern versöhnten; weil er ein ganzes Jahr, einen vollen Umschwung des Kreises, in dem das Leben stirbt und wieder ersteht, in diesem Baume verweilte, hat er ihn mit seiner feurigen Natur durchtränkt. So hat Alles seine Geschichte: der zitternde Lorbeer ist Daphne auf der Flucht vor Apoll, ein sinternder Fels ist Niobe, die nicht abläßt, ihre Kinder zu beweinen.

Als die wissenschaftliche Weltschau des Hellenismus mit den alten Göttern ihren Mythos entthronte, ließ sie ihn als fabulierende Einkleidung und bildlichen Hinweis auf die Theorien ihrer neuartigen Naturdurchdringung gelten; die Vernünftigkeit des 18. Jahrhunderts beschritt zunächst den gleichen Weg, als sie sich entschloß, in seinen Gebilden mehr zu sehen, als luftige Ausgeburten liebenswerter Phantasie. So erläuterte ein Berliner Altphilologe, den seine Zunft vergessen hat, Martin Gottfried Hermann 1803 die »Feste von Hellas« nach ihrem »Sinn und Zweck historisch-philosophisch«. Das Bemerkenswerteste an diesem Buche blieb seine Widmung, — dieselbe, die Beethoven vom Titel der Eroica gestrichen hat, »dem Helden und Weisen Bonaparte, Ersten Konsul der Französischen Republik, in tiefster Ehrfurcht dargebracht« — in diesem verschollenen Buche deutete Hermann antike Götter (Kronos, Zeus) und ihre Weltalter als Sinnbilder verschiedener Systeme, den Jahreskalender zu berechnen. Hier wie anderwärts erlag der Tiefsinn des Mythos platter Vernünftigkeit, sie suchte seine übervernünftige Vielfalt an Sinn auf einfältige Reime des eigenen Stils zu bringen, um den befremdenden großen Gegenstand in einer ihr selbst erträglichen Beziehung sich einzuverleiben, und entfremdete ihn dabei seinem eigenen Wesen.

Aber Schellings Genius erhob seine Löwenstimme gegen »Geistesfaulheit, die sich oft als vernünftige Aufklärung breitet« und gab der Beziehung zum Mythos die Weite, die seinem Wesen gemäß ist: »jeder Sinn ist in der Mythologie, aber bloß potentiell, wie in einem Chaos, ohne sich eben beschränken, partikularisieren zu lassen, sowie man dies versucht, wird die Erscheinung entstellt, ja zerstört; man lasse den Sinn, wie er in ihr ist, und erfreue sich dieser Unendlichkeit möglicher Beziehungen, so ist man auch in der rechten Stimmung, die Mythologie aufzufassen.«

Der Drang, die Bedeutungsfülle des Mythos auszuschöpfen, der die Epoche von Herder über Schelling bis Bachofen beseelt, konnte es nicht bei dieser Grundeinsicht ins Wesen des Mythischen belassen; auf die Gefahr hin, seine »Erscheinung zu entstellen, ja zu zerstören« ging man daran, seinen Sinn zu »beschränken und zu partikularisieren«, um die Vielfalt seines Gehalts in immer anderen Vereinfältigungen zu erfassen. Schelling selbst beschritt diesen Weg, wenn er jede Mythologie als das Schicksal ihres Volkes bezeichnete, »nicht durch Geschichte wird dem Volk seine Mythologie, sondern umgekehrt ihm durch seine Mythologie sein Schicksal bestimmt, oder vielmehr diese bestimmt nicht, sie ist selbst Schicksal, wie der Charakter des Menschen sein Schicksal ist, sein ihm gleich anfangs gefallenes Los«. Schelling konstruierte die Bilderfolge der Mythologie bis zu ihrer Aufhebung in der christlichen Offenbarungsreligion als Selbstentfaltung und -verwandlung des göttlichen Weltgrundes im Gange seiner Erdgeschichte.

Der Jurist Bachofen sah in alten Mythen sinnbildliche Zeugnisse frühgeschichtlicher Kämpfe um die Familienordnung, um Rang und Rechte der Geschlechter; aus einer Zeit, in die Rechtsquellen nicht hinaufreichten, zeugten ihm Mythen vom Wandel der Lebensordnung zwischen Mutter- und Vaterrecht. So wird der Mythos zum vielstimmigen Orakel, das jeder mit seinen Fragen bedrängt, — und er hat auf Alles Antwort, er enthält und ist Alles.

Nach Metaphysik und Kulturgeschichte hat als jüngste die neuere Seelenkunde zum Mythos gefunden; jeder neue Versuch, ihn auszuschöpfen, bringt dabei anderen Reichtum an ihm herauf. Die neuere Seelenkunde, speziell in Form der »komplexen Psychologie« C. G. Jungs und mit deren Anwendungsmöglichkeiten auf Mythologie, Literatur- und Geistesgeschichte, die sich kaum erst abzuzeichnen beginnen, gibt dem Umgang mit dem Mythos eine große Wendung. Sie deckt in der Tiefe der Seelen die Größe auf, die ein verborgener Quell des Mythos ist, seine geschichtlichen Dokumente begegnen in ihr seinem zeitlosen Leben am Grunde unserer Seele. Beide Sphären erleuchten einander: verklungene Sage, kosmische Ballade gibt ihren seelenhaften Sinn zu lesen, und diese geschichtlich überkommenen Hieroglyphen des Mythos deuten den Bilderschatz der Seelentiefe, ihre Träume und Gesichte.

So verrichtet der Mythos auf seinem neueren wissenschaftlichen Gange zu sich selbst mit jedem Schritt Wunder, die immer Anderen dienen und Segen bringen. Er ist wie Herakles, der zum Menschen verwunschene Sohn des Zeus, der durch die Reihe seiner übermenschlichen Taten, die Anderen frommen, selbst heimfindet zur Ganzheit der ihm eingeborenen Größe, indem er seine verborgene Gottnatur Tat um Tat schrittweis an sich entfaltet. Wie er, auf dem Weg, die Rosse des Diomed zu bezwingen, für den trauernden Admet die durch den Tod entführte Alkestis der Schattenwelt entreißt, so hilft der Mythos jedem das Teuerste, nach dem sein Sehnen steht, dem Dunkel abgewinnen: bald dem Urgrund Gottes, bald dem Dämmer der Frühzeit oder der Tiefe der Seele. Aber indem der Mythos

Digitized by Google

bei uns der vernünftigen Erkenntnis in Philosophie und Wissenschaften dient, frondet er im Hause der Gewalt, die seine eingeborene Größe unterdrückt, wie Herakles im Hause des schlechten ungöttlichen Bruders dienen muß. Im Kampf mit immer anderen Ungeheuern, die kein Mensch bezwingen kann, wächst Herakles sein übermenschliches Wesen aus, aber die letzte Entfaltung seiner göttlichen Natur entführt den Heros himmelan in Flammen, sie entrückt ihn dem verehrenden Blick im Augenblicke, wo dieser wissend genug wäre, das Wesen des Gottsohnes recht an ihm zu schauen. Nur in beschränktem Anblick, in partikularen Taten wird sein Wunderwesen den Menschen greifbar, —: so kann auch die Betrachtung des Mythos nicht umhin, ihn zu beschränken, zu partikularisieren, indem sie ihn betrachtet und ergreift. Aber die Gefahr, ihn zu entstellen, ja zu zerstören, bleibt ein Schein, sobald der Umgang sich mit dem Wissen um die natürliche Unzulänglichkeit jeder Umgangsweise mit ihm recht durchtränkt. Einer nach dem anderen spannt das himmlische Flügelpferd vor seinen Pflug, um mit seiner Kraft das Feld einer Wissenschaft neu aufzureißen, spannt das Götterroß neben das Arbeitstier der Gelehrsamkeit, — eigentlich darf nur der Dichter die Hand auf seine Mähne legen und sich auf seinen Rücken schwingen. Aber es ist das Wesen der himmlischen Kräfte, daß sie irdischen Zwecken fronden dürfen, ohne davon Entstellung zu leiden. Herakles reinigt den Stall des Augias: erst das macht seine Kraft den Augen der Ewigkeit sichtbar.

Jede Linie, auf der einer deutend sich dem Mythischen nähert, kann nur den Sinn haben, ihn dorthin zu führen, von wo er sich in die Sphäre oder Bewegung hineinschnellt, in der das mythische Element seine schwindelnd alldeutige Kraft, zu sein und zu sagen, ihm entriegelt. Wir reden uns betrachtend an den Mythos heran, um uns über uns selbst hinauszuschwingen: hinein in den Augenblick, in dem die mythischen Größen unseres eigenen Daseins durch den Mund mythischer Überlieferung sich uns zu schrankenlosem Selbstgenusse geben, — wo das Denken, das ihn bedenkt, in seinem blendenden Anblick an die Grenze seiner selbst schnellt und über die Bindung in seinen Grenzen und Gesetzen sich hinausschwingt zu einem Drinstehen in einem grenzenlosen Allzumal erfahrener Sinnfülle des Wirklichen, die der Mythos bildhaft in seinem Leibe trägt.

Alle Deutung am Mythischen bleibt ein Anspielen einiger Möglichkeiten, seinen unendlichen Gehalt in eine produktive Beziehung zu uns selbst zu setzen und zu einer Wirkung auf uns kommen zu lassen, auf daß diese Wirkung den mythischen Kern unserer eigenen Natur zu freierem Spiel entbinde und er aus seiner Verborgenheit in uns aufstrahle. Unser rationales Weltbild ruht, wie bei den Primitiven, auf mythischen Vorurteilen, die wir nicht ergründen oder uns bewußt machen können; aber im Umgange mit sich erlöst das Mythische uns aus dem Banne dieser Vorurteile, mit denen es uns befängt, und tut uns seine Weite jenseits unserer Grenzen auf.

In Kürze erscheint:

Nekrolog zu Kürschners Literatur-Kalender Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE. Geb. RM 12.—

Der Nekrolog umfaßt die Namen der seit 1900 verstorbenen deutschen schöngeistigen Schriftsteller. Er nennt die im Literaturkalender üblichen Daten: Geburtsort, Geburtstag, Sterbeort, und Sterbedatum und die Werke der Schriftsteller.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woryschstr. 13

Der theologische Wortschatz des Neuen Testaments

Die Streitfrage, ob oder inwieweit das Griechische des Neuen Testaments vom Hebräischen beeinflußt sei, ist so alt wie die Bekanntschaft des Abendlands mit dem griechischen Neuen Testament und mit der hebräischen Sprache. Die Humanisten legten Wert darauf, die Sprache des Neuen Testaments als gutes klassisches Griechisch nachzuweisen; die Kenner des Hebräischen fanden aber immer wieder starke Anklänge an das Alte Testament, und die Theologie konnte auf diesen Zusammenhang nicht verzichten. Der Streit erreichte seinen Höhepunkt im 17. Jahrhundert, wo sich »Hebraisten« und »Puristen« z. T. in heftigster Leidenschaft befehdeten. Im 18. Jahrhundert trat die Einzelerforschung der äußern sprachlichen Tatsachen, im 19. die geschichtliche Sprachbetrachtung in den Vordergrund; aber daneben ging der alte Kampf weiter. Zwar hatten in Bezug auf die Grammatik die »Puristen« gesiegt; aber umso zäher hielten die andern an der Besonderheit wenigstens des theologischen Wortschatzes fest. Für die Grammatik und für die Alltagswörter ist die alte Streitfrage mit Hilfe der neuerschlossenen reichlich fließenden Quellen, deren Sprache der Volkssprache näher steht, nämlich der Papyri und Inschriften, endgültig geklärt: das griechische Alte Testament, die »Septuaginta«, ist zu einem großen Teil eine möglichst wörtliche Übersetzung des semitischen Urtextes und auch sonst so von semitischen Wendungen in griechischem Gewand durchzogen, daß einem echten Griechen das Ganze sehr fremdartig vorgekommen, ja manches geradezu unverständlich gewesen sein muß, selbst wenn alle Wörter »griechisch« waren (wie es auch in der Lutherbibel genug Wendungen gibt, die seinen Zeitgenossen ohne Erklärung so unverständlich waren wie uns Heutigen). Dasselbe gilt, wenn auch in abgeschwächter Weise, von denjenigen Schriften des Neuen Testaments, die aus einem semitischen Urtext übersetzt sind, sowie von den alttestamentlichen Stellen, die im Neuen Testament angeführt werden, aber auch von einigen Hymnen und sonstigen feierlichen Stellen, die in alttestamentlichem Stil (wir würden sagen, in der Bibelsprache) abgefaßt sind. Ganz untergeordnet, aber doch nicht ganz wegzuleugnen sind semitisch geprägte Alltagswörter und -wendungen (wie auch wir sie aus der Bibel haben). Es bleibt die für die Theologie und für die christliche Kirche unendlich wichtigere Frage, woher der entscheidende theologische Wortschatz des Neuen Testaments stammt. Die Unterlagen für die Antwort bietet ein im Erscheinen begriffenes Werk: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, herausgegeben mit vielen Mitarbeitern von Gerhard Kittel. Schon die bisher erschienenen Teile [1]) gestatten einen klaren Eindruck von der Gestaltung des Werks und eine grundsätzliche Entscheidung jener Frage.

Das Neue an dem Werk ist, daß hier die ganze neutestamentliche Welt, soweit sie irgend etwas mit dem theologischen Gehalt zu tun hat, in alle Zusammenhänge hineingestellt wird, aus denen sie hervorgegangen ist. Die Untersuchung verläuft so: der Sinn des Wortes oder des Begriffskreises wird zunächst für das ältere Griechisch der »klassischen« Zeit festgestellt, dann für das der »hellenistischen« Zeit, die Alexander der Große durch seine Eroberung des Ostens heraufgeführt hatte, die Zeit, in der auch das Neue Testament steht. Weiter wird untersucht, für welches hebräische Wort (oder für welche Wörter) das betreffende griechische in der Septuaginta eintritt, welchen Sinn dieses hebräische Wort hat, wie sich dazu das griechische Wort in der Septuaginta verhält, sodann wie die hellenistisch-jüdischen Schriftsteller Philo und Josephus die griechisch-hellenistische und die hebräisch-jüdische Linie aufnehmen, fallen lassen, verschmelzen, wie sich der Begriff im rabbinischen Judentum entwickelt hat; und auf dieser sehr breiten und tragfähigen Grundlage baut sich endlich die Darstellung des neutestamentlichen Gebrauchs auf. Dabei wachsen sich die wichtigsten Artikel zu umfangreichen Sonderabhandlungen aus: so umfassen die Begriffskreise »Liebe«, »heilig«, »erkennen«, »schreiben« (»Schrift«), »König« (»herrschen«) 30 und mehr große Quartseiten, »aussenden« (»Apostel«) über 50, »Sünde« gar über 70.

Das Ergebnis ist immer wieder dasselbe: die Wörter stammen äußerlich mit ganz wenigen Ausnahmen aus der zeitgenössischen hellenistischen Sprache, ihr Gehalt aber ist weit stärker vom Alten Testament als von der griechischen Umwelt bestimmt. Vor allem aber tritt überwältigend hervor, daß das Christentum weder hellenistisch noch jüdisch noch eine bloße Verbindung dieser beiden Einschläge ist, sondern etwas grundsätzlich und vollkommen Neues bringt, ohne hellenistische und alttestamentliche Bausteine zu verachten. Aber es ist auch nicht etwa so, daß man nun diese »fremden« Bausteine herausnehmen könnte oder gar als Entstellungen herausnehmen müßte, sondern alle Teile sind Bestandteile des neuen Plans, und es ist sicher auch für viele gute Kenner des Neuen Testaments überraschend, in dem neuen Wörterbuch immer wieder zu sehen, wie die neue christliche Grundhaltung auch den Bedeutungsgehalt scheinbar nebensächlicher, ja scheinbar alltäglicher, ungeistlicher Wörter neu formt. Nach solchen Erfahrungen wird man mit dem oft naheliegenden Widerspruch gegen die Aufnahme untheologischer Wörter in das »theologische« Wörterbuch zurückhalten. Und dieser Gesamteindruck wurde dem Werk nicht etwa von vornherein durch die Auswahl der Mitarbeiter gesichert, sondern diese sind aus so verschiedenen theologischen Richtungen genommen, daß das Buch in seinen durchgehenden Gedanken ruhig als die Gesamtmeinung der heutigen Theologie gelten kann.

So bildet das Werk zunächst die Zusammenfassung der heutigen neutestamentlichen Theologie. Aber darüber hinaus erfüllt es heute, wo über die Herkunft des Christentums und seinen jüdischen Einschlag so viel gestritten wird, eine besondere Sendung. Es wird voraussichtlich in vier bis fünf Jahren fertig vorliegen.

Daß es nebenbei auch für die Sprachwissenschaft wichtig ist, liegt in der Natur der Sache. Die Frage, was bei der Mischung von Sprachgemeinschaften sprachlich und geistig vor sich geht, ist für die Sprachwissenschaft eine der wichtigsten, und hier ist ein weltgeschichtlich hochbedeutsamer Fall einer solchen Mischung mit allen Mitteln der Wissenschaft und mit der Liebe gleichgestimmter Forscher aufs gründlichste untersucht und dargestellt.

Prof. Dr. A. Debrunner
Bern

[1]) 1. u. 2. Band. *A—Γ. Δ—H.* Stuttgart, W. Kohlhammer 1933. 1935. 24 u. 793. XII u. 958 S. 4° Geb. 39 u. 40 RM. Die Fortsetzung erscheint in monatlichen Lieferungen von vier Bogen zu 2,90 RM.

Soeben beginnt in Lieferungen zu erscheinen:

D. Walter Bauer o. Prof. d. neutestamentl. Theol. in Gött.

Griechisch-Deutsches Wörterbuch
zu den
Schriften des Neuen Testaments
und der übrigen urchristlichen Literatur

Dritte, völlig neubearbeitete Auflage. Lexikon-Oktav. 1936. Etwa 10 Lieferungen von je etwa 10 Bogen Umfang. Das ganze Werk wird voraussichtlich 100 Bogen umfassen, und die Ausgabe soll so beschleunigt werden, daß das Werk zu Weihnachten 1936 abgeschlossen vorliegt. Der Preis einer Lieferung von 10 Bogen beträgt **RM 2.80**

Trotz Vermehrung des Umfanges Ermäßigung d. Preises!

„. . . Kursum — dieses Wörterbuch, über das in Kreisen der Fachgelehrten, der Theologen wie Philologen, nur eine Stimme der Anerkennung herrscht, gehört in die Hand eines jeden, der sich ernsthaft mit dem Urtext des Neuen Testaments beschäftigt. Es dürfte für Jahrzehnte „das" Wörterbuch zum Neuen Testament bleiben . . ."
(Priv.-Doz. Fascher über die 2. Auflage.)

Deutschland innerhalb der religiösen Weltlage

Von D. Dr. **Heinrich Frick**, o. Professor d. Theologie zu Marburg/L. Mit 10 Karten im Text. Groß-Oktav. IX, 273 Seiten. 1936. Geb. **RM 6.—**

Aus dem Vorwort: Deutschland „innerhalb der religiösen Weltlage" zu betrachten, als betroffen von menschheitlichem Geschick, als beteiligt an einem planetarischen Geschehen, als verpflichtet einer universalen Sendung. Es ist ein Versuch, den wir wagen. Wir empfinden ihn als einen ersten Schritt in der Richtung auf eine „geopolitische Religionskunde" der Gegenwart.

Ausführliche Prospekte kostenlos!

Alfred Töpelmann Verlag, Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Dozent Dr. W. VON SODEN, Göttingen

Die Assyriologie als Glied der deutschen Altertumswissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart

Die Assyriologie, deren Forschungsgebiet heute anders als in der Zeit ihrer Entstehung die Gesamtheit der vorderasiatischen Altertumskunde umfaßt, ist einer der jüngsten Zweige der Altertumswissenschaft in Deutschland; sie wird an den deutschen Universitäten erst seit 60 Jahren als ein besonderes Fach gepflegt, und ihre Anfänge in Deutschland reichen auch nicht sehr viel weiter zurück. Ihr Begründer in Deutschland ist der aus Braunschweig gebürtige Eberhard Schrader (1836—1908), der zuerst 1869 mit einer größeren Arbeit über den damaligen Stand der Keilschriftentzifferung hervortrat. Wir nennen Schrader den Begründer der Assyriologie in Deutschland, obwohl er ja durchaus nicht der erste gewesen ist, der sich bei uns mit den Keilinschriften Babyloniens und Assyriens abgegeben hat. Es waren aber im Wesentlichen nur die altpersischen Keilinschriften, deren Studium seit der genialen Entzifferungstat des Göttinger Oberlehrers Georg Friedrich Grotefend (1775—1853) im Jahre 1802 schon vor Schrader in Deutschland festen Fuß gefaßt hatte; bei seinen Entzifferungsversuchen an der babylonisch-assyrischen Keilschrift hatte Grotefend kein Glück gehabt, und so war die Führung auf diesem Gebiet an England übergegangen, wo in den fünfziger Jahren vor allem Rawlinson und Hincks Entscheidendes geleistet haben. Schraders Verdienst ist es, die Forschungen dieser und anderer Gelehrter in Deutschland bekannt gemacht und durch eigene Arbeit systematisch weiter ausgebaut zu haben. Dabei war es kein Zufall, daß Schrader, ein Schüler des Göttinger Alttestamentlers und Orientalisten Heinrich Ewald, von der alttestamentlichen Wissenschaft herkam, die er vor seiner Berufung auf den 1875 neu geschaffenen assyriologischen Lehrstuhl in Berlin auch im akademischen Unterricht jahrelang vertreten hatte. Denn ihn interessierte an den keilschriftlichen Quellen auch später vor allem das, was sie zur Erläuterung alttestamentlicher Berichte und zum Verständnis der Entwicklung der Religion Israels beitragen konnten; er war daher auch der erste, der es in seinem Buch »Die Keilinschriften und das Alte Testament« den bisherigen Ertrag der assyriologischen Forschung für die Wissenschaft vom Alten Testament übersichtlich zusammenfaßte. Dieses Buch wurde dann 2 Jahre später der Anlaß, daß der bedeutende Althistoriker Alfred von Gutschmid (1835—1887) unter dem Titel »Neue Beiträge zur Geschichte des Alten Orients. Die Assyriologie in Deutschland« einen überscharfen Angriff gegen die Assyriologie im allgemeinen und Schraders wissenschaftliche Persönlichkeit im Besonderen richtete; es sollte ihm doch nachweisen zu können, daß die Arbeiten Schraders und anderer Assyriologen zu entschiedenen Zweifeln an allem Bisherigen bis dahin den Keilinschriften an gesicherten Nachrichten entnommen worden seien. Tatsächlich gelang es Gutschmid auch, durch seinen glänzend vorgetragenen Angriff das Vertrauen zu der jungen Wissenschaft in weiten Kreisen stark zu erschüttern; daß er es trotz mancher berechtigter Einwände nicht auf die Dauer unterdrücken konnte, ist das Verdienst von Schraders Antwort darauf 1878 erschienenem Buch »Keilinschriften und Geschichtsforschung«, in dem Schrader die meisten Einwände des großen Kritikers überzeugend widerlegen konnte. Stärker freilich noch als diese gründliche und noch heute lesenswerte Abhandlung wirkte damals das rasche weitere Fortschreiten der Assyriologie, an dem vor allem Schraders bedeutendster Schüler Friedrich Delitzsch (1850—1922) maßgebenden Anteil hatte. Delitzsch kam wie Schrader von der Theologie her; die Blickrichtung der Assyriologie vorzugsweise auf das Alte Testament blieb daher auch bei ihm und seinen Schülern erhalten. Sein unvergängliches Verdienst ist die Einführung streng philologischer Methoden in die Assyriologie, der erst durch seine »Assyrische Grammatik« von 1889 (2. Aufl. 1906) und vor allem sein »Assyrisches Handwörterbuch« (1896) die Möglichkeit, wirklich genaue Übersetzungen zu geben, erschlossen wurde; auf ihm fußend konnten dann seine Schüler Peter Jensen (geb. 1861) und Heinrich Zimmern (1862—1931) wesentliche Teile der religiösen Literatur der Babylonier erstmalig in noch heute grundlegenden Bearbeitungen vorlegen. Aber Delitzsch beschränkte sich in seinen Arbeiten keineswegs auf Lexikon und Grammatik, sondern bemühte sich auch, aus der Interpretation der Literatur und der archäologischen Denkmäler allgemeine Erkenntnisse über das Wesen der babylonischen Kultur und ihr Verhältnis zu den benachbarten Kulturen zu gewinnen, um diese dann für Gegenwartsfragen nutzbar zu machen. Unter den zahlreichen, meist allgemeinverständlichen Vorträgen und Schriften, die er solchen allgemeineren Fragen widmete, haben vor allem die drei »Babel und Bibel« betitelten Vorträge ein ungeheures Aufsehen in Deutschland und anderen Ländern erregt; denn Delitzsch trat in diesen in den Jahren 1902—1904 gehaltenen Vorträgen für eine sehr weitgehende Abhängigkeit der israelitischen Religion von der babylonischen ein, wobei er keinen Hehl daraus machte, daß er auf Grund seiner vergleichenden Forschungen dem Alten Testament den Charakter einer auch für die Christen maßgeblichen Offenbarungsurkunde nicht mehr zuerkennen könne. Dieser Folgerungen wegen wurden damals seine Vorträge von den kirchlichen Kreisen aufs Schroffste abgelehnt; auch Kaiser Wilhelm II., der sich für Delitzschs Aufstellungen ursprünglich sehr stark interessiert hatte, mußte schließlich von ihnen abrücken. Der Streit um diese Vorträge, der auf allen Seiten mit ungeheurer Leidenschaft und leider meist auch in recht unerfreulichen Formen ausgetragen wurde, hatte für die Assyriologie immerhin den einen Vorzug, daß man sich nun allenthalben mit ihren Ergebnissen zu beschäftigen begann; denn als für die Gegenwart belanglos konnte man diese jetzt wirklich nicht mehr abtun. Von hier aus erklärt es sich auch nicht zum Wenigsten, daß die seit 1898 unter der obersten Leitung von Robert Koldewey (1856—1925) durchgeführten deutschen Ausgrabungen in Babylon und Assur, die für die Ausbildung der heutigen wissenschaftlichen Ausgrabungsmethoden von grundlegender Bedeutung sind, von weitesten Kreisen des deutschen Volkes mit Aufmerksamkeit verfolgt und hilfsbereit gefördert wurden.

Der Streit um »Babel und Bibel« als solcher ist heute begraben; denn manche von Delitzsch damals erstmalig vorgetragene Erkenntnisse sind heute selbstverständlich geworden, während vieles andere wie vor allem der angebliche Nachweis des Gottesnamens Jahwe in altbabylonischen Urkunden der Zeit um 2000 v. Chr. heute endgültig als falsch erwiesen ist. Wichtiger aber als solche durch weitere sorgfältige Kleinarbeit gewonnene Einzelerkenntnisse ist der inzwischen eingetretene Wandel in den Methoden vergleichender Kulturforschung. Delitzsch war nämlich zu seiner Auffassung des Verhältnisses von babylonischer und israelitischer Religion im Wesentlichen auf dem Wege der Vergleichung von aus ihrem Zusammenhang gelösten Einzeltatsachen gekommen; er bediente sich damit eines damals sehr weit verbreiteten und auch heute leider noch nicht ganz außer Gebrauch gekommenen Verfahrens, mit dem man, wie wir immer wieder sehen mußten, schließlich überall Abhängigkeiten »nachweisen« kann. Mit dieser Feststellung ist natürlich der Versuch mancher seiner theologischen Kritiker, entscheidende Einflüsse babylonischer Gedanken auf die Religion Israels überhaupt abzustreiten, keineswegs gerechtfertigt; die Untersuchung der zweifellos sehr erheblichen Einwirkungen Babyloniens auf Israel muß heute vielmehr ganz neu aufgenommen werden, da Delitzsch sowohl wie seine Kritiker überdies noch den weiteren Fehler gemacht haben, die babylonische Religion als eine einheitliche, in den Jahrtausenden nicht wesentlich veränderte Größe zu behandeln. Den gleichen Fehler der entschiedenen Unterschätzung geschichtlicher Wandlungen im alten Orient beging, wenn auch in ganz anderer Weise, eine andere Forschungsrichtung innerhalb der deutschen Assyriologie, die wie Delitzsch im Jahre 1902 zuerst auf den Plan trat und dann die Forschung außerordentlich tiefgehend beeinflußt hat: es ist dies der ursprünglich nur spöttisch von seinen Gegnern, später aber auch stolz von seinen Verfechtern so genannte Panbabylonismus. Die beiden frühesten und zeitlebens entschiedensten Vertreter dieser noch heute wirksamen Richtung waren Hugo Winckler (1863—1913), ein Schüler Delitzschs, und der Leipziger Pfarrer Alfred Jeremias (1864—1935), die beide bekannten, zu ihrer Überzeugung durch Eduard Stuckens Buch »Astralmythen« (Leipzig 1896—1907) hingeführt worden zu sein. Stucken erklärte in diesem Buch die meisten Mythen und viele Sagen der Welt als Spiegelungen kosmischer Vorgänge, die man am Sternenhimmel beobachtet habe; der weitaus größte Teil dieser Mythen sei allerdings keine selbständige Schöpfung der betreffenden Völker, sondern aus sumerisch-babylonischen Astralmythen entlehnt. An die auf meist recht oberflächlichen Motivvergleichungen beruhenden Mythendeutungen Stuckens knüpfte dann Winckler an und glaubte nun, aus den babylonischen Quellen ein von den Sumerern in grauer Urzeit geschaffenes System der »altorientalischen Weltanschauung« herauslesen zu können. Als Grundgesetz dieser Weltanschauung galt ihm der Satz »Himmelsbild gleich Weltenbild« oder auch »Makrokosmos gleich Mikrokosmos«, der besagt, daß alles Irdische seine Entsprechung am Himmel hat. Diese »altorientalische Weltanschauung«, deren Gestaltung im Einzelnen wir hier natürlich nicht darstellen können [1]), ist nach der Meinung der Pan-

[1]) Wer sich darüber näher unterrichten will, greift am besten zu ihrer letzten und in gewisser Weise reifsten Darstellung im »Handbuch der altorientalischen Geisteskultur« von A. Jeremias (2. Aufl. Berlin 1929), wo auch weitere Literatur zu finden ist.

Digitized by Google

babylonisten die Grundlage aller Kulturen des alten Orients und damit auch einer der wesentlichsten Bestandteile der auf diesem Boden entstandenen großen Weltreligionen. Daß die damit ausgesprochene Zurückführung tragender Ideen auch unserer eigenen Kultur auf die Sumerer vielerorts auf entschiedenen Widerspruch stieß, der eine sorgfältige Nachprüfung der Grundlagen der »altorientalischen Weltanschauung« verlangte, ist nur verständlich. Tatsächlich ergibt auch eine Nachprüfung der für diese angeführten Belege, daß entscheidende Sätze der »altorientalischen Weltanschauung« selbst den Sumerern, ihren angeblichen Schöpfern, ganz fremd gewesen sind; denn Winckler hat dieses System auf Grund von allen möglichen Spekulationen meist der neubabylonischen Zeit und hellenistischer Denker, von denen nur sehr wenig auf sumerische Gedanken zurückgeht, mit reichlicher Zuhilfenahme der Phantasie erst selbst zusammengebaut, da er sich für berechtigt hielt, die wesentlichen Grundgedanken all dieser Spekulationen den Sumerern des 4. vorchristl. Jahrtausends zuzuschreiben. Auch Jeremias, der später erhebliche Umgestaltungen der sumerischen Gedanken durch die semitischen Babylonier durchaus für möglich hielt, hat trotzdem keine der grundlegenden Thesen Wincklers preisgegeben, da er zu einer wirklich kritischen und unvoreingenommenen Verwertung der literarischen Quellen nie durchgedrungen ist. Müssen wir somit die »altorientalische Weltanschauung« als Ganzes und viele ihrer Einzelheiten für ein modernes Gebilde erklären, so wollen und dürfen wir trotzdem nicht verkennen, daß die Panbabylonisten zum ersten und bisher einzigen Male versucht haben, aus der Buntheit der Quellen heraus ein geschlossenes Bild von den in der babylonischen Kultur wirksamen Grundgedanken zu entwerfen; zur Widerlegung eines solchen Bildes genügt daher auch nicht der Nachweis der vielen schwerwiegenden Irrtümer, die in ihm enthalten sind. Winckler hat außerdem das unbestreitbare Verdienst, daß er als einer der ersten die Bedenklichkeit einer schematischen Entwicklungshypothese, die das geschichtlich Ältere fast überall für eine primitive Vorstufe des Späteren hielt, auch für die Orientalistik aufgewiesen hat; er war damit manchen seiner Fachgenossen, die diese Hypothese ohne viel Überlegung als selbstverständlich betrachteten, weit voraus. Er hat gewiß die Fähigkeit der ältesten Sumerer zu gedanklicher Abstraktion weit überschätzt, hat dafür aber auch manchmal ganz richtig gezeigt, daß die Leistungen späterer Generationen bisweilen hinter denen der älteren Zeit erheblich zurückblieben statt sie, wie es die Entwicklungshypothese will, immer zu überbieten. Mit den ihren Konstruktionen meist mehr oder weniger ablehnend gegenüberstehenden anderen Assyriologen ihrer Zeit gemeinsam hatten die Panbabylonisten allerdings den mangelnden Blick für die gewaltigen völkischen Verschiedenheiten gerade auch im alten Orient: »Die Menschheitsbildung ist ein einheitliches Ganzes, und in den verschiedenen Kulturen findet man die Dialekte der einen Geistessprache« sagte Jeremias noch 1929. Wenn diese Formulierung in ihrer Zuspitzung auch gewiß nie von allen unterschrieben worden wäre, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß eine sehr ähnliche Einstellung bis in die jüngste Zeit hinein in den meisten kultur- und religionsgeschichtlichen Arbeiten über den alten Orient zu beobachten ist. Erst die gewaltige Erweiterung unseres Gesichtskreises auf bisher verschollene Völker und Kulturperioden, die die hochbedeutsamen Ausgrabungen der Nachkriegszeit erbrachten, hat hier einen Wandel der Anschauungen vorbereiten helfen. Wissen wir doch jetzt, daß außer den Sumerern und den von ihnen in fast jeder Hinsicht grundverschiedenen semitischen Völkern (Babyloniern, Assyrern, Aramäern u. a. m.) auch indogermanische Völker wie die Hethiter und später die Perser sowie die oft als »Kaukasier« zusammengefaßten anderen Völker der Gebirgszone Vorderasiens — die Churriter, Mitanni, Urartäer, Elamier, Kassiten u. a. gehören hierher — ihre Eigenart im Raum des alten Orients zur Geltung gebracht haben. Hier hat die zur vorderasiatischen Altertumskunde im weitesten Sinn ausgebaute Assyriologie unserer Tage eine ihrer Hauptaufgaben: Sie muß zeigen, welche Mannigfaltigkeit von keineswegs nur als Vorstufen zu späteren Kulturen zu wertenden Volkskulturen der alte Orient umspannt hat. Alle diese Kulturen haben aus dem Erbe der altüberlegenen sumerischen Kultur entscheidende Anregungen und auch in festen Formen geprägten Kulturbesitz übernommen, haben dieses Erbe aber in immer wieder verschiedener Weise umgeformt und ausgestaltet, um so mit Hilfe des fremden Geistesgutes geeignete Ausdrucksformen für ihre völkische Eigenart zu schaffen. Daß diese Ausdrucksformen trotz ihrer sehr oft rassisch bestimmten, tiefgreifenden Unterschiede eine große Zahl von gerade für außenstehende Beobachter augenfälligen Ähnlichkeiten erkennen lassen, zeugt von der im vorgriechischen Altertum unerreichten formenden Kraft der sumerischen Kultur, und es ist gewiß kein geringes Verdienst von Winckler und Jeremias, daß sie die damit gekennzeichnete überragende Bedeutung der Sumerer zuerst erkannt haben. Von dem Vorwurf der Überschätzung sumerischer Art können wir sie allerdings trotzdem nicht freisprechen, da wir gelernt haben, die schöpferische Kraft der anderen Völker des alten Orients wesentlich höher zu achten, als es nach den vor dem Krieg bekannten Quellen notwendig erschien. Diese Erkenntnis des Eigenwertes jeder Volkskultur darf uns aber den Blick für die Rangunterschiede zwischen ihnen nicht trüben; in den ihnen gesetzten Grenzen zeitlos gültige Formen haben eben außer den Sumerern nur wenige der vielen Völker des alten Orients schaffen können. Unsere eigentliche und tiefste Anteilnahme wird aber immer nur solchen schlechthin gültigen Formen zukommen können, wie sie im alten Orient etwa die sumerische Ordnungslehre und ihre mannigfachen Verwirklichungen, die assyrische Reichsidee und der im israelitischen Prophetentum vollendete ethische Monotheismus der Semiten darstellen. Ihrer möglichst allseitigen Erforschung hat unsere Arbeit, die im Einzelnen dabei natürlich mancherlei Umwege gehen muß, vor allem zu dienen, und auf diesem Wege finden wir auch den Anschluß an eine allgemeine deutsche Altertumswissenschaft wieder, der uns infolge einer zeitweise übergroßen Spezialisierung manchmal verloren zu gehen drohte. Die besondere Aufgabe der vorderasiatischen Altertumskunde innerhalb der deutschen Altertumswissenschaft sehen wir allerdings etwas anders als die großen Forscher der letzten Generation, die wir als unsere Lehrer verehren: Sie sahen in den Kulturen des alten Orients vor allem die Vorstufen der auch in unserem Leben noch wirksamen Mächte des klassischen Altertums und des Christentums; wir aber werten die dort geschaffenen Ideen und gestalteten Formen vor allem als klassische Gegenbilder zu unserem eigenen Sein und Wesen, deren Kenntnis wir brauchen, um das einmalig Besondere unserer Eigenart allseitig zu erfassen. Wir versuchen also, uns in die sumerische Ordnungslehre einzufühlen, um die bei uns und im Hellenentum ihre Stelle einnehmende Wissenschaft als eine ganz und gar nicht selbstverständliche Gestaltungsform menschlichen Erkenntnisdranges voll zu verstehen; wir lernen an den Gegensätzlichkeiten von der assyrischen und unserer Reichsidee oder semitischer Religion und unserem Glauben. Wir wissen, daß wir auf dem Weg zu diesem Ziel die strengen Methoden sauberer Kleinarbeit, für die wir manchen uns zu positivistisch eingestellten Forschern viel zu danken haben, genau so wenig entbehren können wie den himmelstürmenden Idealismus eines Hugo Winckler. Alle die Forschungsrichtungen, die wir in diesem kurzen Überblick notgedrungen nur sehr flüchtig an uns vorüberziehen lassen konnten, dienten mit ihrer Arbeit den Idealen ihrer Gegenwart; ehren wir ihr Andenken dadurch, daß wir von ihnen lernen und dann in treuer Arbeit unserem Volk in unserer Gegenwart dienen!

Kultur der Griechen

Stärker als je wird heute die Kultur der Griechen beachtet und dargestellt, die Kultur, die den griechischen Menschen schuf in seiner Einheit und in all den Äußerungen, die dieses einheitliche Bild ergeben. Das Buch von Thassilo Scheffer, »Die Kultur der Griechen« geht von den frühesten Spuren über die kretische und mykenische Kultur, über die frühhellenische Epoche, die Welt Homers, die ersten geschichtlichen Jahrhunderte bis zur Blütezeit.

Geschichte, Religion, Kunst, werden in jeder dieser Epochen klar und kurz geschildert. Ein Bildteil ergänzt die Beschreibung in seiner glücklichen Auswahl.

»Das Große, das Unsterbliche am Hellenentum ist, daß sein Abgesang nicht müde verklingt, sondern sich reich und rauschend über die Welt verbreitet und in ihr tönen wird, solange es eine abendländische Kultur gibt.«

G. L.

Thassilo von Scheffer, Die Kultur der Griechen, Phaidon-Verlag, Wien 1935, 646 S. mit Abb. RM 4.80.

Ahnen

PANSOPHIE

Ein Versuch zur Geschichte der schwarzen und weißen Magie

Von Dozent Dr. Will Erich Peuckert

1936. 589 Seiten. Gr. 8°. Leinen RM 18.—

Das Werk schreibt auf 600 Seiten eine Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, wie sie bisher noch nicht geahnt, geschweige versucht worden ist. Ein neues Deutschland und eine neue, dritte Religion steht auf. Es ist von heute an unmöglich, eine geistesgeschichtliche Arbeit aus dieser Zeit anzugreifen, ohne daß dieses Lehrbuch befragt worden ist, dessen Apparat zugleich eine kurze Quellenkunde zur Geistesgeschichte der Zeit darbietet. Nannte Bornkamm Peuckerts „Rosenkreutzer" eine Geschichte der Mystik des 17. Jahrhunderts, so darf man mit größerem Recht dieses Werk als eine Geistesgeschichte des dritten Deutschland im 15. bis 17. Jahrhundert bezeichnen.

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart

Digitized by Google

Dr. WILHELM BRANDENSTEIN, Wien

Die Herkunft der Etrusker

Das Interesse, das an den Etruskern genommen wird, ist nicht bloß psychologisch begründet (weil wir viele Inschriften und einen sehr langen Text auf den Binden einer ägyptischen Mumie in einer zunächst unbekannten Sprache haben und weil dies zur Entzifferungsarbeit lockt, so wie den Kalif Storch der lateinisch geschriebene Zettel); das Interesse ist vor allem in der höchst bedeutsamen Wirkung begründet, die die Etrusker auf das alte Rom ausgeübt haben: die lateinischen Vornamen sind zum Großteil etruskischen Ursprungs, unser deutsches *Person* geht auf ein etruskisches Wort zurück und der durch Horaz zu einem Begriff gewordene *Maecenas* ist — nicht nur dem Namen nach — etruskischen Ursprunges usw.

Während Dionysios von Halikarnaß behauptete, daß die Etrusker bodenständig ien, erklärte Herodotos, daß sie aus leinasien kämen. Da die Bodenständigkeit egen des damit verbundenen Gefühlswertes l leichter und leichtfertiger behauptet wird, die Ansicht Herodots, an sich betrachtet priori), wahrscheinlicher. Dazu kommen posteriori) eine Reihe von Tatsachen!

unächst einmal bestand eine Tradition einer Einwanderung aus Kleinasien, die n Niederschlag in der Äneis gefunden nach der Äneas mit seinen Mannen aus n kam. Hinter dieser Überlieferung, die lich nicht wörtlich genommen werden steckt offenbar ein historischer Kern.

gionsgeschichtlich gehen die Beziehunoch viel weiter nach dem Osten: die veideschau der Etrusker hat ihren Urin Mesopotamien, wie man (trotz selbständigen Weiterbildungen) aus chten und Kleinfunden ersehen kann. truskischen Schriftdenkmäler sind in Alphabet geschrieben, das ein Abg des griechischen ist. Dabei ist von er Wichtigkeit der Buchstabe 8, mit twert *f*, der sich mit demselben nur noch in den lydischen Infindet. Gleichgültig, ob man eine ne Quelle oder eine unmittelbare annimmt, darf man keine zu ernung zwischen Lyder und Etrus-

Dazu kommt noch eine bedeutckung Vetters. Dieser bekannte hat festgestellt, daß die venetiriften, die im nordetruskischen schrieben sind, ebenso wie einige etruskische Inschriften, schriftEigenheiten aufweisen, die nur tehen sind, wenn man annimmt, lphabet ein Silbenalphabet er-Silbenalphabete sind jedoch nur s bekannt, wo insbesonders die ilbenschrift auf die kleinasiatiete einwirkte! Dazu paßt aus- ungewöhnlich starke Einfluß r ältesten etruskischen Kunst. ölkerwanderungen folgen den er Handel gebahnt hat. Man die Spuren dieser Handels- als Anzeichen einer Einwan- Gewandspangen und -schnalieren ganz besonders die geziehungen und reichen da- eine volkliche Anwesenheit Von wesentlich größerer Bedie Übereinstimmungen, die Grabbaues bei den Etruskern ien bestehen. Abschließend kann gesagt werden, daß das gesamte archäologische Material auf eine Einwanderung zu Beginn des 8. Jahrhunderts hinweist. Die ältesten etruskischen Schriftdenkmäler sind beinahe gleichzeitig.

Die etruskischen Eigennamen, die wir insbesondere aus den Grabinschriften in großer Menge kennen, haben vielfach Ähnlichkeit mit den kleinasiatischen. So ist *Tarquinius* von einem der ältesten und verbreitetsten kleinasiatischen Gottesnamen *Tarkhu* abzuleiten, dessen Bedeutung nach Ausweis des Hethitischen ungefähr so viel wie »Held« ist. Der Name *Etrusker* ist eine rein lautliche Umformung von *Tyrsener*; die Tyrsener aber sind noch in historischer Zeit in der Ägäis ansässig gewesen (daher der Name »Tyrrhenisches Meer«). Schließlich aber haben wir, sozusagen als missing link die tyrrhenische Stele von Lemnos (in der Ägäis), deren Sprache nur mundartlich vom Etruskischen verschieden ist.

Wenn die Etrusker vor ihrem italienischen Aufenthalt in Kleinasien saßen, dann ist die Frage zu stellen, ob sie auch dort nur Zuwanderer waren oder ob dort ihre Urheimat war. Letzteres wird dadurch ausgeschlossen, daß ihr erstes Auftreten in der Weltgeschichte ziemlich stürmisch und markant verlief. Ägypten wird nämlich im 13. Jahrhundert von Seevölkern bedroht, unter denen sich auch *Turuscha* befinden. Dazu kommt, daß etwas später ein Ausländer hoher Palastbeamter wird und den Namen *Jun-turscha* trägt, einen Namen, dessen weibliches Gegenstück die göttliche Nymphe *Juturna* in Etrurien ist!

Woher kamen also die Etrusker? Wenn sie zur mediterranen Schicht gehören, dann müßten sie aus dem Westen kommen (es heißt die kretisch-minoische Kultur — als die östlichste — nicht umsonst »ostmediterrane«!). Die Etrusker hätten somit bei ihrem Einbruch in Italien — neben den italischen und illyrischen Stämmen — auch eine mediterrane Urbevölkerung angetroffen, die mit ihnen verwandt gewesen wäre. Dafür könnte man geltend machen, daß wir bei den Etruskern zwei Schichten unterscheiden müssen, die aber ebenso gut zwei knapp aufeinanderfolgende Einwanderungswellen gewesen sein können. Bedenken erregt jedoch der geringe mutterrechtliche Einschlag bei den Etruskern, der viel größer sein müßte, wenn sie ein Volk der mediterranen Kultur wären, und der in Kleinasien am wenigsten hätte verloren gehen können. Hier hilft nur eine Analyse der Sprache weiter, die allerdings dadurch erschwert ist, daß wir die Texte nur in geringem Ausmaß verstehen.

Es gibt keine Sprachgruppe, in der näheren und weiteren Umgebung, mit der das Etruskische nicht schon in Beziehung gebracht worden wäre. Daraus ersieht man allein schon die große Unsicherheit, die in bezug auf diese Frage besteht. Am ernstesten ist der Indogermanismus zu nehmen. Doch muß man auch hier die Einflüsse jener indogermanischen Sprachen in Abzug bringen, die auf das Etruskische einwirken; in der jüngsten Zeit sind es die italischen Sprachen; in der Ägäis kommen die Phryger, die mykenischen Griechen und die Hethiter in Betracht. Auch noch ältere Einwirkungen (»protindogermanischer« Natur) wurden behauptet. Es darf also ein ziemlicher Schub von Indogermanismen zugegeben werden; aber selbst wenn alle Wortgleichungen zutreffen, die Goldmann, der stärkste Vertreter vom indogermanischen Charakter des Etruskischen, aufgestellt hat, so besagt dies nicht viel: auch im Deutschen kann man eine große Anzahl von romanischen Lehnwörtern zusammenstellen (z. B. *Küche*), ohne daß man deswegen das Deutsche als romanische Sprache bezeichnen dürfte! Reichen also die Wortgleichungen in keinerlei Weise aus, so spricht die Struktur des Etruskischen völlig gegen einen Indogermanismus. Dies zeigt die Deklination besonders deutlich. Im Etruskischen wird das Kasuszeichen an den Noninativ angehängt:

spur »Stadt« *spur-ethi* »in der Stadt«.

Vergleicht man dies z. B. mit der Deklination von lateinisch *domus* (*domi* »zu Haus«), so merkt man sofort den gewaltigen Unterschied.

Mit den verschiedenen kleinasiatischen Sprachen zeigt das Etruskische einige Berührungen, die zum Teil Zufälligkeiten (»Klingklang«), zum Teil Entlehnungen sind. Man hatte mit einer besonders innigen Beziehung zum Lydischen gerechnet (s. o.); aber die größeren lydischen Sprachdenkmäler, die vor einigen Jahren zum Vorschein kamen, bereiteten eine große Enttäuschung, da so gut wie keine Berührungen zu finden waren. Nur ein Beispiel ist von Belang:

lydisch		etruskisch
civ-ar	»Götter«	*ais-ar*
civ-ar-d	»bei den Göttern«	*ais-ar-th(i)*.

Gleichheit der inneren Sprachstruktur beweist an sich noch keine Sprachverwandtschaft, wohl aber eine Gleichheit jener Umstände, die die Sprache formen. Von diesem Standpunkt aus ist die Gleichartigkeit der etruskischen Deklination mit der türkischen höchst bemerkenswert; auch im Türkischen wird das Kasuszeichen an den Nominativ angehängt:

etruskisch		türkisch
tarkhnal	»Tarquinii« (Stadt)	*Ankara*
tarkhnal-thi	»in Tarquinii«	*Ankara-da* »in A.«

Steht ein Wort in der Mehrzahl, so wird das Kasuszeichen an das Pluralzeichen angehängt:

etruskisch		türkisch	
clan	»Sohn«	*at*	»Pferd«
clen-ar	»Söhne«	*at-lar*	»Pferde«
clen-ar-thi	»bei den Söhnen«	*at-lar-da*	»bei den Pferden«.

Vom Standpunkt der Strukturanalyse müssen wir die Etrusker aus den Steppen Zentralasiens kommen lassen; jedenfalls aber hat die Struktur des Etruskischen keine Beziehung zu der der mediterranen Sprachen!

Literatur. Es empfiehlt sich, zunächst die kritischen Sammelreferate in der Zeitschrift »Glotta« zu lesen, und zwar nicht nur den Bericht über das Etruskische (Vetter und seit einem Jahr Cortsen), sondern auch den Abschnitt »Vorgriechisches« im Bericht über das Griechische (Kretschmer). Ausführlicher über das ganze Problem handle ich in einem demnächst erscheinenden Heft des »Alten Orientes«, wo auch die neueste Literatur verzeichnet sein wird.

In 3. Auflage erschien:

Dr. phil., med. et jur. **Albert Niedermeyer**

Wahn, Wissenschaft und Wahrheit

Lebensbekenntnisse eines Arztes

5.—6. Tsd., 272 S., Ln. RM 4.80, br. RM 3.60

„Wie andere Arzt-Autobiographien zeichnet der Verfasser seinen Weg als Arzt und Mensch. Doch das ist nur der Ausgangspunkt zu einem universellen Bild vom Ende des vergangenen Jahrhunderts bis zur aufrüttelnden Gegenwart. Die geistigen und weltanschaulichen Kämpfe ziehen vorüber und geraten unter die Lupe eines Mannes, dessen Betrachtungsweise universell und geistesweit ist ... Fürwahr ein Buch, das aus der Menge der Produktion wegweisend herausragt ..."

(Neue Zürcher Zeitung)

Verlag Anton Pustet / Salzburg-Leipzig

Digitized by Google

Dr. H. KRAHE, Würzburg

Sprachliches zur Ligurerfrage

Das weitaus rätselhafteste und umstrittenste unter den zahlreichen Völkern, die neben- und nacheinander die Apenninhalbinsel im Altertum besiedelt haben, sind zweifellos die Etrusker. Die zweite Stelle aber hinsichtlich der Problematik ihrer Herkunft und Sprache wird man den Ligurern einräumen müssen. So herrscht denn z. B. trotz vielseitigster Bemühungen bis jetzt unter den beteiligten Forschern noch durchaus keine Einhelligkeit über die wichtige Frage, ob die Ligurer und ihre Sprache indogermanisch waren oder nicht. Im Folgenden soll darum in einer gedrängten Übersicht dargelegt werden, was vom Standpunkt des Sprachwissenschaftlers und Philologen zur Lösung dieser und der damit zusammenhängenden Fragen heute beigetragen werden kann. Für die eingehendere Begründung des hier Gesagten muß ich auf meinen Aufsatz »Ligurisch und Indogermanisch« in der Festschrift für Herman Hirt (Heidelberg 1936) verweisen, wo auch die weitere Literatur genannt ist.

Viele, die sich mit dem Ligurerproblem beschäftigten, haben eine grundlegende Tatsache nicht genügend gewürdigt oder auch überhaupt nicht recht erkannt, daß nämlich hinter der Bezeichnung »Ligurer« sich (bereits seit dem Altertum) zweierlei verbirgt. Einmal ist damit ein einst weitverbreitetes, im Südwesten Europas beheimatetes Volk gemeint, das wahrscheinlich nichtindogermanischer Herkunft war; zum andern aber sind als Ligurer vielfach auch gewisse Stämme benannt worden, die erst später in das ligurische Gebiet im westlichen Oberitalien eingewandert sind, die also jene alten und echten Ligurer überschichtet oder auch verdrängt haben. Und diese jüngere Schicht von »Ligurern« (denen der Name eigentlich gar nicht zukommt) waren Indogermanen. Hält man sich diesen doppelten Sprachgebrauch von »Ligurer« und »ligurisch« beständig gegenwärtig, so löst sich von selbst manche Schwierigkeit, und die ethnischen Verhältnisse im alten Ligurien klären sich um ein Beträchtliches.

Um zunächst von den alten, den »Ur-Ligurern« zu sprechen, so treten uns diese bereits zu Beginn der »historischen« Zeit, d. h. in unserem Falle in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt, als ein typisches »Restvolk« entgegen. Das bedeutet, daß sie infolge von Völkerverschiebungen aus einem einstmals größeren Gebiet, das sie in besseren Zeiten bewohnten, vertrieben und auf einen sehr viel engeren Raum, auf die unwirtlichen Gebirgsländer um den Ligurischen Golf eingeschränkt worden sind, ähnlich wie heute etwa die Basken in den Pyrenäen oder im Altertum die Pelasger an manchen Stellen Griechenlands und der Ägäis. Die frühere wesentlich weitere Ausdehnung der Ligurer wird uns noch unmittelbar durch eine ganze Reihe von Nachrichten bei antiken griechischen und römischen Schriftstellern bezeugt. Aus ihnen können wir entnehmen, daß Ligurer einst nach Nordosten über den Apennin hinaus bis nach Turin und an den Ticinus wohnten; aber auch bis tief nach Mittelitalien hinein treffen wir auf ihre Spuren, so an mehreren Stellen Etruriens und auch auf dem Boden des späteren Rom. Ja, wir haben Anzeichen dafür, daß Teile von ihnen sogar bis Sizilien gelangt sind. Von den übrigen Inseln sind sie namentlich auf Korsika nachweisbar. In erster Linie aber waren sie nach Westen hin weiter ausgedehnt. Die griechische Kolonie Massilia, die später von keltischen Stämmen umgeben ist, lag zur Zeit ihrer Gründung noch in ligurischem Land. Eine Zeitlang bildete die Rhone die Westgrenze gegen die Iberer. Noch früher aber reichten die Ligurer auch über diesen Fluß hinaus; sie hatten damals noch Aquitanien inne und höchstwahrscheinlich auch Teile von Spanien. Wie weit sich ihre Wohnsitze etwa im mittleren Frankreich erstreckt haben mögen, ist nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen.

Bestätigend und ergänzend treten zu den Schriftstellerquellen als Zeugnisse für die vorgeschichtliche Verbreitung der »Ur-Ligurer« Ortsnamen hinzu, Namen, die für die Landschaft Ligurien typisch sind und die anderswo wiederkehren und so auch dort eine ehemalige ligurische Besiedlung wahrscheinlich machen. Derartige Namen finden sich überall in den bereits angegebenen Gebieten, erhärten also die Angaben der antiken Autoren und erweisen noch über diese hinaus einige Gegenden als ehedem ligurisch, für die die Schriftquellen versagen. Das gilt z. B. für die Insel Elba *(Ilva)*. Besonders charakteristisch sind altligurische Ortsnamen, die mit einem Suffix *-asca* (später auch *-asco-*) gebildet sind, wie *Neviasca*, *Veraglasca* usw. Mit Hilfe von Namen, die dieses »Leitsuffix« aufweisen, gewinnen wir als altligurisches Verbreitungsgebiet noch große Teile von Oberitalien und der Alpenländer, namentlich der Schweiz, hinzu.

Sehr auffällig bleibt bei alledem die (sicher uralte) starke Ausbreitung der Ligurer im Westen und Südwesten (Südfrankreich, Spanien, Korsika); und eben diese alte »Westorientierung« ist es, die eher gegen als für indogermanische Herkunft jener »Ur-Ligurer« spricht. Denn wir wissen, daß gerade das südwestliche Europa erst zu allerletzt von Indogermanen erreicht wurde, von Kelten nämlich, die zuerst im 6. Jahrhundert v. Chr. in Spanien nachweisbar sind. Unsere Zeugnisse für die Ligurer aber führen in eine weiter zurückliegende Zeit hinauf. Entscheidend jedoch sind die Ortsnamen, die man in den oben genannten Gegenden den Ligurern zuzuschreiben pflegt: sie tragen (einschließlich der mit *-asca* gebildeten) ein unindogermanisches Gepräge. Und schließlich weist in die gleiche Richtung auch das Wenige, was wir aus dem Altertum über die Anthropologie der Ligurer erfahren.

Der verläßlichste Führer in Volkstumsfragen ist natürlich immer die Sprache; aber gerade in diesem Punkte sind wir bei den Ligurern in nicht geringer Verlegenheit. Denn wir besitzen von ihnen außer (den teilweise schon herangezogenen) Eigennamen nur einige wenige Wörter, die bei antiken Schriftstellern als »ligurisch« angeführt werden. Doch ist es hinsichtlich dieser »Glossen« leider sehr zweifelhaft, was bei ihnen die Bezeichnung »ligurisch« bedeuten soll, ob damit die von uns bisher besprochenen alten Ligurer gemeint sind oder jene Stämme, die später die Landschaft *Liguria* bewohnten und erst nach dieser benannt wurden. Letzteres ist in fast allen Fällen das Wahrscheinlichere, zumal einige dieser Wörter (wie z. B. *Bodincus* = »Po«) direkt aus dem Indogermanischen deutbar sind.

Damit sind wir bereits bei der jüngeren »ligurischen« Schicht angekommen. Wir wollen sie zum Unterschied von den »Ur-Ligurern« hier einmal »Pseudo-Ligurer« nennen. Ihr Vorhandensein in Ligurien ist wiederum fast ausschließlich durch Ortsnamen bezeugt, die sich dort neben der großen Zahl nichtindogermanischer Namen finden. Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang eine berühmte lateinische Inschrift aus der Nähe von Genua geworden, die sogenannte »Sententia Minuciorum« vom Jahre 117 v. Chr. In ihr stehen außer altligurischen Namen (z. B. auch solchen auf *-asca*) mehrere andere, die ganz unzweifelhaft indogermanisch sind. Nur drei von ihnen seien als Probe angeführt: *Berigiema* (ein Berg) = »Schneeträger« (zu lat. *fero* und *hiems*); *Comberanea* (ein Bach) = »Zusammenfluß« (vgl. lat. [*aquas*] *conferre*); *Porcobera* (ebenfalls ein Bach) = »Lachse führend« (zu lat. *porcus* »ein Fisch« = irisch *orc* »Lachs, Salm« und lat. *fero*). Die indogermanische Herkunft dieser (und mancher anderer) Namen kann nicht bestritten werden; außer den verglichenen Wörtern beachte man, daß es sich durchweg um Komposita handelt, die geläufigen indogermanischen Typen entsprechen.

Es erhebt sich nun aber die große Frage, ob wir diese (und andere) »pseudo-ligurische« Namen einem der uns bekannten indogermanischen Sprachzweige zuteilen können. In Betracht kämen dabei hier in Oberitalien aus geographischen und historischen Gründen zunächst das Italische und das Keltische. Zu keinem von beiden aber stimmen unsere Namen, und zwar hauptsächlich wegen ihrer lautlichen Struktur. So kann z. B. *Beri-giema* nicht italisch sein, weil wir dann statt *b* und *g* ein *f* (lat. *fero*!) und *h* (lat. *hiems*!) zu erwarten hätten; andererseits kann etwa *Porco-bera* nicht keltisch sein, weil hier schon früh ein anlautendes *p* verloren ging (vgl. irisch *orc*!). Dem Italischen oder Keltischen also dürfen wir diese indogermanischen Namen in Ligurien nicht zuweisen.

Außer diesen beiden kommt jedoch in der oberitalischen Nachbarschaft noch eine dritte indogermanische Sprache vor: das Illyrische. Wir wissen, daß die Illyrier, von denen wir in dieser Zeitschrift in einem früheren Aufsatz (Jahrg. 2, Nr. 19) berichtet haben, sich von Venetien aus weit nach Oberitalien hinein ausgebreitet haben und daß sie auch einen beträchtlichen Bestandteil in der Bevölkerung der Alpenländer (Noricum und Raetien) ausmachten. Und hier nun, beim Illyrischen, stehen lautliche Bedenken nicht im Wege. Vielmehr können jene »pseudo-ligurischen« Namen ihrer Lautgestalt und Bildungsweise nach sehr gut illyrisch sein. Wer also das »Pseudo-Ligurische« nicht überhaupt als einen bisher unbekannten Zweig des Indogermanischen ansprechen will, wird es am ehesten dem Illyrischen zurechnen dürfen.

In dieser Auffassung werden wir noch bestärkt, wenn wir sehen, daß eine nicht geringe Anzahl von Ortsnamen auf ligurischem Boden ihre nächste Entsprechung gerade in illyrischen Namen finden, so etwa lig. *Iadatinus* — illyr. *Iadertinus*; lig. *Crixia* — illyr. *Crexi*; lig. und illyr. *Segesta*; lig. *Libarna* — illyr. *Liburni* und viele andere.

So glauben wir also die Ligurerfrage dahin beantworten zu müssen, daß über ein südwesteuropäisches, vorindogermanisches Restvolk im oberitalischen Ligurien sich indogermanische, wahrscheinlich illyrische Stämme gelagert haben.

Digitized by Google

Eine unbekannte vorarische Hochkultur am Indus

Von den vorarischen Kulturen Indiens wissen wir noch immer wenig. Aber was wir wissen, zeigt, daß damals bereits uralte Zivilisationen in Indien blühten. Ganz allmählich beginnt sich jedoch etwas von dem Dunkel, das über jenen längst versunkenen Jahrtausenden lag, zu lichten. Ein wichtiger Anfang wurde z. B. gemacht, als man im Jahre 1922 etwa 200 Kilometer oberhalb von Haidarabad am rechten Ufer des Indus in einem heute fast wüstenähnlichen Gebiet unter einem Hügel auf die Reste von Stadtanlagen stieß. Diese Gegend wurde vom Volksmund seit jeher »Hügel der Toten« (= Mohenjodaro) genannt. Denselben Namen gab man auch jener Stadt, die im Laufe der nun folgenden Jahre aus dem Schutt, unter dem sie begraben war, freigelegt wurde. Über die ersten, vorläufigen Ergebnisse dieser im großen Stil durchgeführten Ausgrabungen berichtete John Marshall, der ehemalige Leiter der archäologischen Erforschung Indiens (Mohenjo-daro and the Indus Civilisation, London 1931). Sein Mitarbeiter Ernest Mackay hat kürzlich ein fesselndes Buch, das sich auch an weitere Kreise wendet, über diese untergegangene Kultur veröffentlicht (The Indus-Civilisation, London 1935). Über die dort berichteten Tatsachen ist bisher in Deutschland noch kaum etwas bekannt geworden. Jene Stadtsiedelung erlebte ihre Blüte im 4. und im 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Wahrscheinlich war sie die Hauptstadt eines großen Reiches. Heute weiß man bereits, daß die Kultur von Mohenjo-daro sich über ein Bereich von etwa 1500 Kilometer in der Längsausdehnung erstreckte, und daß ihre Einflußzone weitere 1000 Kilometer nach Westen, ja bis Persien und Babylon reichte. Jedenfalls war Mohenjodaro eine Weltstadt der damaligen Zeit. Zahlreiche Funde verraten, daß sie Beziehungen zu allen Kulturzentren Asiens und noch weiter bis an die Ufer des Mittelmeeres unterhielt.

Über die Rasse ihrer Bewohnerschaft wissen wir nur wenig, Schädelfunde zeigen, daß sie sich aus verschiedensten rassischen Typen zusammensetzte, die offenbar von weither in dieser Metropole zusammengeströmt waren. Manche Tatsachen — man hat z. B. keinerlei Befestigungsanlagen gefunden — lassen vermuten, daß die Blütezeit dieser Stadt in ein Zeitalter tiefsten Friedens fiel. Übrigens haben sich die klimatischen Verhältnisse des Gebietes, auf dem die stand, seither grundlegend gewandelt. Aufgefundene Siegel zeigen z. B. immer wieder Tiere, die heute nur im feuchten Dschungel Hause sind. Aber wir wissen, daß bereits Zeit Alexanders d. Gr. jener Teil Indiens en ganz ähnlichen Charakter gehabt hat heute.

ürzlich beschäftigte sich Prof. v. Brunn mit baulichen und hygienischen Verhältnissen ner vorgeschichtlichen Stadt (Sudhoffs Archiv Geschichte der Medizin und der Naturschaften, Verlag J. A. Barth, Band 28, Januar Verglichen mit den Zuständen in anderen zentren jener Zeiten, lebte dort auch die der Bevölkerung beinahe luxuriös. Alle waren solide gebaut und bestanden aus gen Ziegeln. Viele von ihnen besaßen eigene stuben und Bäder, ja sogar Kanalisation. berdeckte Ausgüsse zur Straße gelangte das er in Rinnsteine, die mit einem System vollkommener Siele mit Sinkgruben und ern in Verbindung standen. Der Müll äußerst modern anmutender Weise in den in Kanäle geschüttet und rutschte in beGefäße auf der Straße hinab. Ferner hat große Badeanstalt mit Bassins und Einzelreigelegt. Dies alles entspricht etwa einer onshöhe, wie sie 4000 Jahre später z. B. in erreicht worden war. Neben Plastiken, iffen und Werkzeugen fand man auch allerGebrauchsgegenstände, z. B. Rasiermesser. t es noch nicht gelungen, die zahlreich n Schriftzeichen zu deuten. Jedoch wir uns heute schon ein ungefähres Bild Kultformen jener Zeiten machen. Neben einer Frühform des später in Indien weiter lebenden Schiwa-Kultes fand sich nach Marshall auch hier der uralte vorarische Gottesmutterkult, der in jenen frühen Jahrtausenden in ganz Westasien bis zum Ägäischen Meer (Kreta) lebendig war.

G. v. N.

Familiengeschichte bei Griechen und Römern

Das kleine Buch von Erich Bethe, »Ahnenbild und Familiengeschichte bei Griechen und Römern« liegt vor mir. Wenn ich es hier eingehend würdige und auf seinen Inhalt ausführlich eingehe, so tue ich das nicht, um dem Buch Leser zu entziehen, weil sie ja den Gedankengehalt ungefähr erfahren, sondern um ihm Leser zu gewinnen, viele Leser; denn die Besprechung kann in kurzen Worten nicht den künstlerischen Aufbau dieses Buches erfassen — wer es in die Hand nimmt, wird es in einem Zuge durchlesen.

»Die Urverschiedenheit römischen und griechischen Wesens zeigt sich in dem Verhältnis zu den Toten durchsichtiger noch als sonst« sagt Bethe in dem Vorwort zu seinem Buch. Man ist versucht, den Sammelbegriff »Antike« in seine beiden Bestandteile aufzulösen und sie scharf zu trennen.

Ahnenparade im alten Rom — ein vornehmer Römer wird zu Grabe getragen. In seinem Hause hängen die lebensgetreuen Gesichtsmasken seiner Ahnen. Jede Maske ist ein ähnliches, plastisch und malerisch ausgearbeitetes Portrait. Männer tragen beim Geleit der Toten diese Masken vor dem Gesicht, sie sind angetan mit den Kleidern, die die längst Verstorbenen getragen haben. Wenn in der Ahnenreihe Konsuln, Prätoren oder Zensoren gewesen sind, wird jeder von seinem Trupp Liktoren geleitet, und in den engen Gassen Roms bestaunt das Volk die einstmals Gewaltigen, die die Ehre und den Ruhm dieser Familie verkörpern.

Alle anderen Völker im Mittelmeer und Orient haben die Masken den Toten auf das Gesicht gelegt und im Grabe belassen, nur die Römer hatten diese Masken als Ahnengalerie in einer kleinen Hauskapelle aufgestellt.

Wie anders bei den Griechen! Es gab keine Ahnenbilder im griechischen Hause. Während der Römer seine Toten zuerst wohl im Hause, dann innerhalb der Stadt begrub, lagen die Gräber der Griechen außerhalb der Stadt. Dort wohnten die Toten. Die römischen Toten gehörten in den engen Kreis des Geschlechts, der Grieche erhob die Toten über die Masse, erwies ihnen heroische Ehren, schuf den Begriff des Heros. Ihre Heroen hatten ein höheres Dasein als die andern Toten, sie näherten sich den Göttern, aber sie gehörten der Allgemeinheit, dem Staate, dem Griechentum.

Dieser grundlegende Unterschied kommt auch bei den Grabschriften und den Grabbildern zum Ausdruck: Auch hier idealisiert der Grieche den Toten, macht ihn zum Heros, zu einem schönen Jüngling, zu einer schönen Frau, ohne auf Portraitähnlichkeit Wert zu legen. Auch die Grabinschrift will Stil haben, will schön sein, will das Individuelle meiden. Die römische Grabinschrift dagegen ist kurz, nüchtern und trocken, sie charakterisiert den Menschen, wie er war, und was er geleistet hat.

Folgerichtig kann man den Gegensatz zwischen griechischer und römischer Familiengeschichte erkennen: Die Ahnen der Griechen verschwinden im heroischen Zwielicht und in der Sage, Stammbäume werden von Göttern abgeleitet und je mehr die Phantasie dabei arbeiten kann, desto mehr begeistert sich der Grieche an dieser Form der Tradition. Der Römer will echte Familiengeschichte, wenigstens in seiner großen Zeit, er will Leistung, persönliche Leistung, und will Ehrung dieser Leistung, solange es geht. Und wenn in den Zeiten des Verfalls Stammbäume gefälscht, Ahnentafeln mit Phantasie bereichert werden, so sind es immer wieder die Taten der Vorfahren, auf die sich der Lebende stolz berufen kann. Der römische Heros gehört dem Geschlecht, und immer wieder nur dem Geschlecht.

G. L.

Erich Bethe, Familiengeschichte bei Griechen und Römern. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1935. 128 S. Brosch. RM 2.80, Lwd. RM 3.80.

Forschungen im Karakorum

Von den gewaltigen Gebirgsketten Innerasiens, die sich von den Pamiren nach Westen (Hindukusch), nach Nordosten (Tianshan), nach Osten (Kuenluen) und nach Südwesten (Himalaya und Karakorum) strahlenförmig ausbreiten, gehört das letztgenannte in vieler Hinsicht zu den recht wenig bekannten Gebirgszügen. Das gilt nicht nur bezüglich der floristischen und faunistischen Erforschung, die ja bekanntlich auch heute noch vielfach um fast ein halbes Jahrhundert hinter der orographischen zurücksteht, sondern auch vom Kammverlauf dieses Gebirges und von seinen Beziehungen zu den benachbarten großen Gebirgssystemen, Hindukusch, Kuenluen, Himalaya, Sarikol und Aghil.

Ph. C. Visser und Jenny Visser-Hooft, die den Karakorum auf drei Expeditionen (1922, 1925 und 1929/30) bereisten, legen nunmehr die Ergebnisse ihrer Reisen vor[1]). Der erste Band behandelt Geographie (Ph. C. Visser), Ethnographie (J. Visser-Hooft) und Zoologie (zahlreiche Bearbeiter, zusammengestellt von J. B. Corporaal).

Der geographische Teil bringt außer kurzen Schilderungen der drei Expeditionen mit kurzer Charakterisierung der bereisten Landschaften Abschnitte über die Entdeckungsgeschichte und vor allem eine ausführliche Diskussion der geographischen Einteilung der zentral-asiatischen Gebirge und deren Nomenklatur. Wenn auch hier noch vieles hypothetisch ist, vor allem weil die östlichen Fortsetzungen der Ketten des Karakorum durchaus nicht feststehen, so ergibt sich doch in großen Zügen eine wissenschaftlich wertvolle Gliederung der südlichen innerasiatischen Gebirgssysteme. Erwähnt sei, daß der berühmte Karakorum-Paß, der dem Gebirge seinen Namen (schwarzes Geröll) gegeben hat, von Visser als zur Aghil-Kette gehörig betrachtet wird, die vermutlich im Tang-La in Ost-Tibet ihre Fortsetzung findet, während der Karakorum sich vermutlich im Transhimalaya nach Osten fortsetzt.

Im 2. Teil bringt Frau J. Visser-Hooft eine ansprechende Schilderung der Sitten und Bräuche der Eingeborenen in den Karakorum-Tälern und gibt in einer ausführlichen Einleitung einen Überblick über die Geschichte dieses Landes von Alexander des Großen Zug nach Dardistan und der Invasion der Chinesen im 8. Jahrhundert bis zur Eroberung des Landes durch die Engländer.

So erfreulich die außerordentlich spezialisierte Bearbeitung der zoologischen Ausbeute unter der Leitung von J. B. Corporaal ist, so wenig befriedigt das rein sammlerische Ergebnis dieser Expeditionen. Lediglich Fische und Vögel sind gut gesammelt worden. Das Heer der niederen Tiere, vor allem der Insekten, ist dagegen wohl nur mehr gelegentlich mitgenommen worden. Immerhin soll nicht verkannt werden, daß der Sammler, J. A. Sillem, mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, von denen sich der nicht Eingeweihte keine rechte Vorstellung machen kann.

Zahlreiche prachtvolle Landschaftsaufnahmen und Darstellungen von Tieren sind dem stattlichen Bande beigefügt.

Dr. W. F. Reinig

[1]) Wissenschaftliche Ergebnisse der Niederländischen Expeditionen in den Karakorum und die angrenzenden Gebiete in den Jahren 1922, 1925 und 1929/30. Herausgegeben von Dr. Ph. C. Visser und Jenny Visser-Hooft. Bd. 1 499 S. 143 Abb. 1 farbg. Taf. 7 schwarze Taf. 1 Karte. In Kommission bei F. A. Brockhaus, Leipzig. 1935. RM 32.50.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

KLETZL: Die Junker von Prag in Straßburg
BRINCKMANN: Pathos und Ratio als italienisch-französischer Gegensatz
BETZINGER: Musik und Medizin
HAAG: Rhythmus und Arbeit

Die nächste Nummer bringt u. a.

JORDAN: Das Einerseits — Andererseits in der modernen Physik
v. SCHELLING: Die Doppelsterne — ein Problem der Himmelsmechanik
SCHMALFUSS: Das Altern der Stoffe am Beispiel der Fette
MENGES: Verkehrserschütterungen

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Max Donnevert und sein geistiges Erbe

Wenn wir vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer i. R. unsern Lesern einen kurzen Abriß unserer Aufgabe geben, so können wir nicht umhin, eines Mannes zu gedenken, der in diesen Tagen nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben zur letzten Ruhe bestattet wurde.

In einer bescheidenen, stillen Feier, wie sie seiner schlichten Persönlichkeit entsprach, ward Ministerialrat Max Donnevert am 8. Februar 1936 zu Grabe geleitet. Geboren 1872 in Saarlouis, erwarb er sich in Metz, wo er seine Jugendzeit verbrachte, als Rechtsanwalt und als Stadtverordneter einen geachteten Namen. Die Wahl zum ersten elsaß-lothringischen Landtag erschloß ihm 1911 ein weites Feld fruchtbarer Tätigkeit; sein entschiedenes Auftreten gegen den von Abbé Wetterlé geführten Kreis reichsfeindlicher Hetzer ist in der kurzen Geschichte des Straßburger Parlamentes unvergessen. Nach vier Jahren Kriegsdienst an der Front und in der Verwaltung Belgiens trat der ausgewiesene, heimatlos gewordene Vaterlandsfreund nach dem verlorenen Kriege in den Reichsdienst. Als maßgebender Sachbearbeiter der neu geschaffenen kulturpolitischen Abteilung des Reichsinnenministeriums sowie als Reichskommissar bei der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, beim Deutschen Museum und bei zahlreichen anderen gleichgerichteten Körperschaften und Instituten wußte er sich in kurzer Zeit das volle Vertrauen der wissenschaftlichen Kreise zu erringen und zu behaupten. Die Verleihung der Goethemedaille durch den Reichspräsidenten und durch die Stadt Frankfurt im Goethejahr 1932, die Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Frankfurt waren vollwichtige Zeugnisse dieser Zusammenarbeit zwischen Verwaltung, Wirtschaft und Wissenschaft. Der Nachruf, den Exzellenz Schmidt-Ott dem langjährigen Mitarbeiter an der offenen Gruft widmete, brachte in tiefempfundenen Worten den Dank für diese hingebungsvolle unermüdliche Arbeit zum Ausdruck.

Neben und vor diese amtlichen Tätigkeit aber war unmittelbar nach dem Verlust des vormaligen »Reichslandes« die materielle und ideelle Fürsorge für die vertriebenen elsaß-lothringischen Landsleute getreten. Der Anregung Max Donneverts war es zu verdanken, daß die Reichsregierung mit Zustimmung der Weimarer Nationalversammlung bereits Anfang 1919 eine eigene Abteilung für die Regelung der elsaß-lothringischen Fragen dem Reichsinnenministerium angliederte; in dem Beirat, der hier unter dem Vorsitz des letzten kaiserlichen Statthalters die Verbindung mit den mehr als hunderttausend Flüchtlingen aufnahm, beteiligte sich Max Donnevert aufs eifrigste und rief daneben den noch heute in anderer Gestalt fortwirkenden »Hilfsbund der Elsaß-Lothringer im Reich« ins Leben. Mehr als zehn Jahre hindurch konnte er in kluger und doch straffer Zügelführung an der Spitze dieser landsmannschaftlichen Vereinigung, die Männer und Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung umfaßte, außerordentlich wohltätig wirken.

Wichtiger noch sollte die gleichzeitige Begründung eines Wissenschaftlichen Institutes der Elsaß-Lothringer im Reich werden, das auf die entscheidende Anregung des früheren Metzer und Straßburger Archiv- und Bibliotheksdirektors Geheimrat Professor Dr. Georg Wolfram in eine engere Verbindung mit der jungen Frankfurter Hochschule trat und dieser den Charakter als Nachfolgerin der Straßburger Kaiser-Wilhelm-Universität aufprägte.

Der erste Antrag hatte lediglich Ersatz schaffen wollen für die einzigartige Sammlung elsässischen und lothringischen Schrifttums, die mit der Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg für die reichsdeutsche Wissenschaft unerreichbar zu werden drohte. Die Ausführung ging weit darüber hinaus zur Schaffung einer neuen Arbeitsstätte, die die unentbehrlichen Hilfsmittel zur Erfassung und Deutung der deutschen Vergangenheit der verlorenen Landschaften zur Verfügung halten sollte. Während Georg Wolfram die Leitung übernahm, hat Max Donnevert bis in die letzten Wochen seines Lebens unermüdlich für die sachliche Hilfe gesorgt, allenthalben für ein werktätiges Verständnis geworben. Fünfzehn Jahre fruchtbarsten Wirkens im Dienst einer gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung stehen in solchem Rückblick auf.

In den Mittelpunkt trat unter der bestimmenden Hand Georg Wolframs das Elsaß-Lothringische Jahrbuch als Sammelbecken für vielfältige kleinere Untersuchungen. An größeren Unternehmungen sind Fortführung und Abschluß der von der früheren »Gesellschaft für elsässische Literatur« begonnenen Ausgabe der deutschen Schriften Thomas Murners und anderer geistesgeschichtlicher Veröffentlichungen zu nennen. Auf dem Gebiete der politischen Historie folgten die Regesten der Bischöfe von Straßburg sowie die Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation, um beide Standwerke erster Ordnung eine Gruppe kleinerer Arbeiten, die die hier gebotenen Anregungen auswerten konnten. Von größeren Werken seien beispielsweise aufgezählt Quellen und Darstellungen über den Bundschuh als Vorläufer und Wegbereiter der großen Bauernrevolution, über die ältere Universität Straßburg mit ihren Studenten und dem bedeutenden Schultheater des 16. und 17. Jahrhunderts, über die Auswanderung der Lothringer in Banat und Batschka sowie über elsässische Studenten an deutschen Hochschulen vornehmlich im 18. Jahrhundert, deren Behandlung in der prächtigen Gedächtnisrede Georg Wolframs auf Goethe und das Elsaß ein bedeutsames Gegenstück erhielt. In anderer Richtung ward der Elsaß-Lothringische Atlas, in dem Landeskunde, Geschichte, Kultur und Wirtschaft durch ausgezeichnete Kartenbilder vertreten sind, zum Markstein der wissenschaftlichen Arbeit, auch er begleitet und ausgedeutet von wichtigen Einzelschriften. An allem nahm Max Donnevert in seiner zurückhaltenden, verständnisvollen Art lebhaftesten Anteil. Besonders aber lag ihm das große »Reichslandwerk« am Herzen, in dem das Frankfurter Institut der jüngsten reichsdeutschen Epoche in Lothringen und Elsaß ein dauerndes Denkmal — wahrhaft aere perennius — errichtet hat. Ein erster Band konnte 1931 die wirtschaftliche Entwicklung von 1871 bis 1918 behandeln, ein dritter Teil 1933 Wissenschaft, Kunst und Literatur, während das Kernstück, die Darstellung von Verfassung und Verwaltung, im laufenden Jahr beendet wird. Ein erster Halbband, in dem Rudolf Schwander über Einrichtung und Ablauf der Statthalterschaft berichtet, neben dem Irrgang der Verfassungsfrage die letzten, höchst bedeutsam a Versuche zur Rettung des »Reichslandes« aufdeckt, bringt aus dem Erleben erster Sachkenner die wichtigsten Zweige der Behördenorganisation, Finanzwirtschaft und Gerichtswesen zur Darstellung. Ein zweiter, ebenfalls sehr umfangreicher Teil, wird neben dem Fürsorge-, Kirchen- und Bauwesen sowie einem Überblick über die Reichseisenbahnverwaltung, das Unterrichtswesen in seinem schweren Kampf um die deutsche Bildung in den Mittelpunkt stellen, ein Namenweiser die ungeheure Fülle des in vier Bänden vorgelegten Stoffes erschließen.

Dem heimgegangenen zweiten Vorsitzenden des Institutes war es die größte Freude, in diesem Werke das Verdienst der reichsdeutschen Verwaltung an der unbestrittenen Blüte des ehemaligen Reichslandes unwiderleglich festzulegen.

Nur ein bescheidener Ausschnitt aus der Wirksamkeit des Wissenschaftlichen Institutes der Elsaß-Lothringer im Reich kann eine solche Umschau festlegen. Umso nachdrücklicher sei betont, daß hier wie in den übrigen Einrichtungen der Frankfurter Arbeitsstätte das geistige Erbe Max Donneverts in dankbarer Erinnerung wach bleiben wird.

Prof. Dr. P. Wentzcke
Frankfurt a. M.

Hitlers Friedenspolitik

Heinrich Rogge, der bekannte Rechtsphilosoph und Völkerrechtler, ließ erst im vorvorigen Jahre sein großes Werk »Nationale Friedenspolitik« erscheinen. Seine Wissenschaft ist nicht nur eine nationale deutsche Friedenslehre, die in den juristischen Rahmen des Völkerrechts eingebaut ist, sondern eine Grundlegung praktischer Friedenspolitik, die aus der konkreten weltpolitischen Lage der Gegenwart heraus gesehen ist. Im gleichen Geiste ist auch sein neues Werk »Hitlers Friedenspolitik« eine Fortsetzung und Besonderung der langjährigen Arbeit des Verfassers im Dienste der bezeichneten Sache. Die neue Arbeit ist ein Zeugnis davon, wie übereinstimmend in Wort und Tat Hitlers Friedenspolitik ist, wie sie gerade durch ihre Einfachheit und Selbverständlichkeit leicht unterschätzt werden kann und wie notwendig und allein richtig der eingeschlagene Weg ist. Es wird eine Entwicklungslinie des Friedensgedankens von Kant über Bismarck zu Hitler gezeigt. Der Begriff eines ehrlichen Friedens spielt dabei eine entscheidende Rolle. Es wird klar, daß im neuen Sinne des Begriffes nicht nur sprachlich, sondern auch sachlich »ehrlich« wieder mit »Ehre« zusammenhängt. Die verletzte Ehre des Besiegten ist die Keimzelle für einen neuen Krieg.

Bei aller vorbehaltlosen Anerkennung der Gedankengänge Rogges sei doch noch auf eines hingewiesen, was uns heute immer mehr ins Blickfeld rückt: Wenn man selber auf Denknotwendigkeiten hinweist, die unmittelbar aus dem Worte kommen, so sollte man möglichst Fremdwörter vermeiden, denn man zieht unwillkürlich den Schluß: Fremde Wörter — fremdes Denken. Rein praktisch gesehen, erschweren die Fremdwörter des Buches dem Laien das Verständnis — und für ihn soll diese Wissenschaft zugänglich sein. In diesem Sinne wäre auch zu begrüßen, wenn außer Teilen aus Reden des Führers auch das Wichtigste der behandelten Verträge abgedruckt würde, was bei etwaiger Neuauflage einmal berücksichtigt werden könnte.

K. Willimczik
Berlin

Heinrich Rogge, Hitlers Friedenspolitik und das Völkerrecht. Bln. (Schlieffen-Vlg.) 1935. Geh. RM 2.70, geb. RM 3.80.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährl. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4833 IV. Vj. 35.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

APR 17 1936

Berlin, 20. März 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 6

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Prof. Dr. P. JORDAN, Rostock

Das Einerseits — Andererseits in der modernen Physik. *Atomphysik und Komplementarität*

In der seit der Renaissance aufgeblühten modernen Naturwissenschaft ist kaum ein anderer Gedanke von so fruchtbar bewegender und leitender Kraft gewesen, wie die aus der griechischen Philosophie auf uns gekommene Atomvorstellung. Friedrich Albert Langes bedeutendes Werk über die »Geschichte des Materialismus« schildert in wunderbarer Lebendigkeit die historischen Entwicklungen, welche diese kühne Denkleistung antiken Geistes zu einem bestimmenden Leitmotiv der späteren abendländischen Naturforschung werden ließen.

Es gibt nichts, so lehrte Demokrit, als die Atome und den leeren Raum: alle sichtbaren oder sonstwie wahrnehmbaren Geschehnisse in der Welt bedeuten letzten Endes nichts anderes als Bewegungen der ungeheuer kleinen Atome, aus welchen alle Materie besteht.

Man muß sich zurückdenken in die antike Vorstellungswelt, mit der ganzen Fülle mythologischer Gestalten, deren unberechenbare Willkür in jedem Naturereignis zutage trat, um die ungeheure Kühnheit dieser Atom-Philosophie zu ermessen: zum ersten Male wurde hier der Gedanke einer ausnahmslosen, willkürfreien Naturgesetzlichkeit gefaßt, und zwar in einer Klarheit und Schärfe, die nicht mehr überboten werden konnte. Hierin dürfen wir rückblickend heute zum wesentlichsten Teile die Bedeutung dieser Vorstellung für die abendländische Naturforschung erblicken: daß die Idee eines streng gesetzmäßigen Ablaufs der Naturvorgänge durch die antike Atomlehre in einer Eindringlichkeit und Anschaulichkeit zum Ausdruck gebracht wurde, welche geradezu eine entscheidende Hilfe für die Herauslösung unseres naturwissenschaftlichen Denkens aus den alchemistisch-astrologischen Vorstellungsbildern des Mittelalters war.

Aber obwohl seit Anbeginn der modernen Naturwissenschaft das Denken der physikalischen (und chemischen) Forscher stets um die Atomvorstellung kreiste, so haben doch erst die letzten Jahrzehnte das Atom zum Range einer experimentell gesicherten Realität erhoben. Was wir heute »Atome« nennen, entspricht zwar nicht mehr der ursprünglichen Bezeichnung, da es nicht ein unteilbarer, unzerstörbarer Bestandteil der Materie, sondern selber ein aus noch einfacheren Bestandteilen aufgebautes Gebilde ist. Aber diese letzten Bausteine der Atome selbst, die Elektronen, Protonen, Neutronen, sind sozusagen eine endgültige Bestätigung dessen, was Demokrit vorausgeahnt hat: letzte, unzerlegbare Teilchen, aus denen alle Materie aufgebaut ist.

Daß wir diese letzten Bausteine der Materie heute kennen — als gesicherte Realitäten, und nicht nur als in nebelhafter Ferne liegende Vermutungen der Spekulation (wir wissen z. B. ganz genau, wie schwer jedes dieser winzigsten Teilchen ist), das ist ein erstaunlicher Triumph modernen experimentellen Könnens. Noch um die Jahrhundertwende hat Ernst Mach im Zuge seiner Bemühungen um eine kritisch-erkenntnistheoretische Klärung der physikalischen Vorstellungsbildungen hervorgehoben, daß damals ein wirklicher Beweis für die (trotzdem von fast allen Physikern angenommene) Existenz der Atome in keiner Weise gegeben war; und er hat scharfsinnige methodische Einwände gegen das damalige Operieren mit der Atomvorstellung vorgetragen. Demokrit und seine Anhänger hatten sich ganz primitiv die Atome als kleine Körperchen vorgestellt, die durch den leeren Raum dahinschwirren, beim Zusammenstoße voneinander abprallen oder etwa mit Haken ineinander hängen; und was man noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich von den Atomen dachte, das war im Grunde gar nicht so sehr weit von diesen alten Vorstellungen entfernt. Mach wies mit Nachdruck darauf hin, daß hier aber sozusagen einer rein menschlichen Denk-Bequemlichkeit nachgegeben war: wir sind gewohnt, dasjenige, was wir uns körperlich vorstellen — also, deutlich gesagt, was wir uns vom Gesichtssinn und vom Tastsinn aus vorstellen — für »faßlicher« zu halten als dasjenige, was wir hören oder riechen. Es bedeutet eine Rücksichtnahme auf diese ganz menschliche Gewohnheit, wenn wir die Materie auf letzte Bestandteile körperlicher Gestalt zurückführen.

Mit diesem methodischen Einwand wird die Lehre Demokrits in ihrem eigentlichen Kerne angegriffen. Denn das war gerade der entscheidende Schritt der antiken Atomphilosophie, daß sie die »Farbigkeit der Welt«, daß sie sinnliche Qualitäten der Dinge für einen bloßen Schein erklärte, vorgetäuscht als (wie wir heute sagen würden: sinnesphysiologisches) Resultat der Einwirkung der Atome auf uns. Nur die körperlichen und mechanischen Eigenschaften der Atome sollten wahre Realität besitzen.

Übrigens hängt mit diesem Kernpunkt auch die »materialistische« weltanschauliche Auswirkung der Atomphilosophie zusammen. Alle anderen Dinge unserer Wahrnehmung und Empfindung für bloßen Schein zu erklären gegenüber der Mechanik der Atome, und damit zugleich eine Herabwertung zu verbinden, das ist ja der eigentlich charakteristische Zug der materialistischen Naturphilosophie; er findet seine Parallele und Ergänzung im historischen Materialismus, welcher unter allen Erscheinungen menschlicher und historischer Schicksale nur die wirtschaftlichen Vorgänge für real ansieht.

Aber Machs Kritik bewirkte in erster Linie nur eine Verstärkung des Bemühens, die vielberedeten Atome endlich — mit den hochgesteigerten experimentellen Mitteln, über die man nun verfügte — wirklich experimentell zu fassen: und diese Bemühungen sind schließlich von unzweifelhaft positivem Erfolg gewesen. Hochentwickelte Experimentierkunst und scharfsinnig erdachte Versuchsanordnungen haben uns Dinge zugänglich gemacht, die noch vor nicht langer Zeit in unerreichbar scheinender Ferne lagen. Und daß die Materie tatsächlich aus kleinen »atomaren« Teilchen besteht, daran ist nicht mehr zu rütteln.

Trotzdem ist die Vorstellungsweise, die wir Demokrit verdanken, und die in ihren Grundzügen auch zu F. A. Langes Zeit noch unverändert die herrschende war, durch die moderne Physik ebensosehr widerlegt wie bestätigt worden. Das ist eine sehr paradoxe Angelegenheit.

Es begann damit, daß man — als endlich die Atome dem Experiment zugänglich geworden waren — die Atomistik sozusagen

AUS DEM INHALT:

v. SCHELLING: Die Doppelsterne, ein Problem der Himmelsmechanik

SCHMALFUSS: Das Altern der Stoffe am Beispiel der Fette

MENGES: Verkehrserschütterungen

WOLFF: Das Felseiland Helgoland

Digitized by Google

noch umfassender bestätigt fand, als man vorher erwarten konnte. So hatte man sich beispielsweise schon längst auf Grund schlagender Experimente überzeugt, daß das Licht eine Wellenbewegung sei — sozusagen eine verkleinerte Ausgabe der heute jedermann bekannten elektrischen Radiowellen (deren experimentelle Entdeckung durch Maxwells theoretische Untersuchung der Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität veranlaßt wurde). Gegenüber dieser experimentellen Gewißheit der Wellennatur des Lichts mußte es als ein höchst wunderbarer und aufregender Widerspruch erscheinen, daß andersartige Experimente auf einmal ebenso unzweideutig zeigten, daß ein Lichtstrahl — ähnlich der Schußgarbe eines Maschinengewehrs — aus lauter dahinfliegenden kleinen Teilchen, aus »Lichtatomen« (»Lichtquanten«) besteht.

Diesem eklatanten Widerspruch haben sich durch die Arbeit der modernen Physiker verwandte paradoxe Widersprüche in Fülle hinzugesellt. Und, dies muß betont werden: es handelt sich dabei nicht um solche Widersprüche, wie sie sich oft in der Geschichte der Naturwissenschaft eingestellt haben, dadurch, daß man eine Zeit lang irrige Annahmen gehegt hatte, denen neue Experimente widersprachen — wonach dann die Sache in Ordnung gebracht wurde. Sondern jetzt handelt es sich um folgenden höchst paradoxen, aber ganz unabänderlichen Tatbestand: Bestimmte Experimente erweisen eine wellenhafte Natur des Lichtes, und bestimmte andere erweisen im Gegenteil die Existenz von dahinfliegenden Lichtatomen, also eine atomistische Natur des Lichtes.

Die Materie aber zeigt ganz dieselbe »dualistische« Natur. Man kann z. B. an einem sog. Kathodenstrahl ebenfalls einerseits nachweisen, daß es sich um dahinfliegende Teilchen handelt — nämlich die als Atombausteine schon erwähnten Elektronen. Aber man kann (seit einigen Jahren) auch andererseits nachweisen, daß ein Kathodenstrahl ein Wellenvorgang ist.

Alle Versuche, für diese Tatsachen eine mit gewohnten Vorstellungen operierende Erklärung zu finden (»erklären« bedeutet ja immer: auf schon Bekanntes zurückführen), sind vergeblich gewesen; man hat sich damit abfinden müssen, daß hier etwas Neues vorliegt, das in keiner Weise aus gewohnten und bekannten Vorstellungen heraus verstanden werden kann. Wir dürfen aber heute behaupten, diese Probleme gedanklich vollkommen durchdrungen zu haben. Das ging nicht ohne Verzicht auf manchen gern für unentbehrlich und unveränderlich gehaltenen Grundsatz bisherigen naturwissenschaftlichen Denkens; und die revolutionäre Neugestaltung, welche vor allem die junge Generation der Physiker im Ringen mit diesen Problemen durchgeführt hat, traf bei vereinzelten Skeptikern auf Zweifel und Bedenken. Aber es ist jedenfalls so, daß es nur eine einzige Auffassung gibt, welche das gesamte riesige Erfahrungsmaterial der modernen Atomphysik bis in jede letzte Feinheit und Einzelheit gedanklich zu erfassen und zu deuten und welche den hervorgehobenen paradoxen Tatsachen gerecht zu werden vermag.

Wer von einer Entdeckungsfahrt in unbekannte Fernen wiederkehrt, der wird es umso schwerer haben, eine Schilderung zu geben von dem dort Gesehenen, je merkwürdiger und ungewohnter das dort Vorgefundene war. Solche Schwierigkeiten hat auch der Physiker, wenn er berichten soll von der gegenüber allem sonst Bekannten so völlig andersartigen Welt, welche entdeckt wurde auf der Suche nach den Atomen Demokrits — ähnlich, wie auch Kolumbus statt des Gesuchten etwas ganz anderes fand.

Es ist zwar richtig, daß die Materie aus Atomen besteht; aber es ist eben nur in demselben Umfang richtig wie die Feststellung, daß das Licht atomistische Struktur besitzt — es ist nämlich andererseits auch durchaus nicht richtig. Dieses »Einerseits-Andererseits« ist das eigentlich Charakteristische und revolutionär Neue der »Mikrophysik« gegenüber der älteren, mit sichtbar großen Körpern arbeitenden »Makrophysik«.

Es ist so, daß die mikrophysikalischen, atomaren Gebilde gleichsam verschiedene Seiten haben, von denen jeweils nur die eine in die experimentelle Beobachtung gezogen werden kann. So hat das Licht sowohl eine »Wellenseite«, als auch eine »Teilchenseite«; und es gibt solche Experimente, welche die eine dieser beiden Seiten, und solche, welche die andere beobachtbar werden lassen. Das ist nun aber keineswegs so primitiv zu verstehen wie etwa, daß ich einen Stein, den ich in der Hand halte, immer nur von einer Seite besehen kann — sodaß ich, ihn herumdrehend, auf das Besehen der »Vorderseite« verzichten muß, wenn ich die »Rückseite« ansehen will. Bei diesem »makrophysikalischen« Gegenstand liegt ja die Sache so: während ich die Vorderseite besehe, ist die mir augenblicklich unsichtbare Rückseite doch bestimmt vorhanden — ich brauche übrigens nur einen Spiegel anzuwenden, um auch die Rückseite zugleich mit der Vorderseite sehen zu können. Aber das, was wir die »verschiedenen Seiten« — oder in der Fachsprache: die »komplementären Eigenschaften« eines mikrophysikalischen (man sagt auch: quantenphysikalischen) Gebildes nennen, verhält sich viel merkwürdiger.

Nämlich, wenn ich experimentell an einem Lichtstrahl die »Wellenseite« beobachte, so gibt es keinerlei experimentelle Vorrichtung, welche eine gleiche Rolle übernehmen könnte wie der Spiegel im obigen Vergleich. Und zwar ist nicht nur festzustellen: heute kennen wir noch keine solche Vorrichtung; sondern vielmehr: die Existenzmöglichkeit einer solchen Vorrichtung muß geleugnet werden, weil sie einen logischen Widerspruch in sich darstellen würde. (Einen Widerspruch, der auf keine Weise behoben werden könnte — im Gegensatz zu den oben besprochenen paradoxen scheinbaren Widersprüchen, die wir gerade jetzt aufklären wollen.) Man kann auch sagen: die Teilchenseite des Lichtes existiert gar nicht, solange die Wellenseite experimentell beobachtet wird. Bei unserem Stein pflegen wir ja die Vorstellung einer von den Beobachtungsprozessen unabhängigen objektiven Realität durchzuführen: in Gedanken stellen wir ihn uns vor als einen Gegenstand, der immer in gleicher Weise seine Vorder- und Rückseite hat, einerlei, ob die eine oder die andere, ob beide oder keine gerade besehen wird. Das ist uns so vollkommen selbstverständlich, daß wir es gar nicht erst besonders hervorzuheben pflegen. Daß aber gerade mit solchen grundlegenden »Selbstverständlichkeiten« unseres gewohnten Denkens aufgeräumt werden muß, wenn wir die Erscheinungen der Mikrophysik verstehen wollen, das bedeutet eben, daß geradezu neue naturwissenschaftliche Denkformen notwendig sind.

Wellenseite und Teilchenseite des Lichtes sind etwas so fundamental Verschiedenes, daß es eine Apparatur, die beide zugleich beobachtbar macht, einfach nicht geben kann, ihre Existenz würde den Naturgesetzen widersprechen. Wir haben nur die Wahl, in jedem einzelnen Falle entweder die eine, oder die andere Seite zu beobachten. Offenbar also muß es so sein, daß ein die Wellenseite beobachtendes Meßinstrument einen zerstörenden Einfluß ausübt auf die andere, die komplementäre Seite.

Die ältere Physik (man kann auch allgemeiner sagen: die ganze bisherige Naturwissenschaft) stellt sich den Vorgang einer experimentellen Beobachtung und Messung so vor, wie etwa das Anvisieren eines Sternes durch ein Fernrohr: Der zu beobachtende Körper ist sowieso als objektiver Gegenstand vorhanden, und die Beobachtung ist ein ganz passives Zur-Kenntnis-Nehmen, ein bloßes Aufnehmen eines sowieso vorhandenen (nur vorher unbekannten) Tatbestandes.

Aber es gibt Fälle, wo ein Beobachtungsakt gar nicht durchführbar ist ohne eine gleichzeitige Beeinflussung und Abänderung des Beobachteten durch den Beobachtungsprozeß. Bei der vivisektorischen Beobachtung von Lebensvorgängen beispielsweise kann eine tiefeingreifende Veränderung des Objektes durch den Beobachtungsprozeß in keiner Weise vermieden werden. Die Physiologen sind heute zwar noch geneigt, dies als eine bloße technische Erschwerung von letzten Endes nur sekundärer Bedeutung anzusehen. Aber die Atomphysiker haben erkannt, daß in der Mikrophysik eine ganz analoge Unmöglichkeit besteht, eine verändernde Beeinflussung des Objektes vom Prozesse der Beobachtung zu trennen. Einerlei, ob die Vermutung einer bedeutungsvollen Parallele dieser neuen physikalischen Erkenntnis zu den biologischen Gesetzlichkeiten sich als richtig erweisen wird: innerhalb des Gebietes der Physik ist jedenfalls die alte Vorstellung einer von den Beobachtungsprozessen unabhängigen Realität als undurchführbar erwiesen. Ganz anders als zuvor müssen wir jetzt die physikalischen Beobachtungs- und Messungsprozesse auffassen als eine höchst aktive Auseinandersetzung mit dem beobachteten Gebilde, welches dabei eingreifend beeinflußt wird. Nur bei der Untersuchung makrophysikalischer, großer und grober Gebilde können wir die Beeinflussung des Objektes durch das Meßinstrument verschwindend klein machen, indem wir Instrumente anwenden, die viel feiner als das untersuchte Objekt sind. Bei den mikrophysikalischen Objekten dagegen können wir in der Beobachtung einen einschneidenden störenden Eingriff nicht vermeiden, sondern ihn nur — je nach Wahl — auf eine bestimmte der verschiedenen »Seiten« des Objekts verlegen: die dazu »komplementäre« Seite tritt dann klar beobachtbar hervor.

Dies also ist die eigentliche Wurzel des »Einerseits-Andererseits« in der Mikrophysik. Und wenn wir zum Schluß uns fragen, ob die auf Demokrit zurückgehenden und in unserer physikalischen Forschung bis zur neuesten Zeit gültig gebliebenen Gedanken durch das Experiment bestätigt worden sind, so kann die Antwort zwar gewiß kein glattes Nein, aber noch viel weniger ein glattes Ja sein. Es ist nur die eine Seite der Natur, welche dem Vorstellungsbilde der Atomistiker entspricht; aber es gibt auch andere Seiten — in einer Gestalt, die jenseits der früheren Denkmöglichkeiten liegt, und deren

Digitized by Google

Dr. H. VON SCHELLING, Berlin

Die Doppelsterne, ein Problem der Himmelsmechanik

Wenn im Gesichtsfeld eines astronomischen Instrumentes zwei Sterne dicht beieinander beobachtet werden, so ist damit nicht gesagt, daß ihr gegenseitiger Abstand klein ist. Beide Sterne könnten nahezu auf der gleichen Visierlinie des Beobachters angeordnet sein. Ja, bei der unvorstellbaren Weite und Leere des Weltenraumes scheint ein enges Beieinanderstehen zweier Sterne zunächst sogar unwahrscheinlich, wenn man von der Annahme einer zufälligen Verteilung der Himmelskörper im Raume ausgeht. Etwa 1780 begann Wilhelm Herschel systematisch Sternenpaare zu beobachten und es gelang ihm, in einzelnen Fällen nach einiger Zeit eine Änderung der gegenseitigen Stellung der Komponenten festzustellen, die nur als Bewegung unter dem Einfluß von Anziehungskräften gedeutet werden konnte. Damit war die Existenz physischer Doppelsterne bewiesen.

Diese Entdeckung erweiterte mit einem Schlage das Gebiet der Astronomie. Im 17. Jahrhundert hatte man allmählich gelernt, die Bewegungsverhältnisse in unserem Sonnensystem zu verstehen. Newton hatte die komplizierten Erscheinungen auf die knappe Formel seines Attraktionsgesetzes gebracht. Mußte es aber nicht vermessen erscheinen zu glauben, daß auch Sternensysteme von dem gleichen Gesetz regiert würden, deren Abstand von der Sonne man wegen der ungeheuren Größe noch nicht zu messen vermochte? Konnten diese fernen Sonnen nicht aus ganz anderem Stoffe aufgebaut sein, dem vielleicht ein eigenes Anziehungsgesetz zugehörte? Man erhielt durch die Beobachtung der Doppelsterne den ersten Einblick in ferne, ferne Welten, darin lag ihr besonderer Reiz. Lange Jahre waren nötig, um sichere Schlüsse zu ermöglichen. Neue mathematische Fragen harrten der Lösung. Aber nach und nach zeigte es sich doch immer deutlicher: Newtons Gesetz lenkt die fernsten Doppelsterne!

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lernte man dieses Ergebnis ganz verstehen. Die Spektralanalyse ergab nämlich, daß die Materie der Fixsterne einschließlich der Sonne sich aus Elementen zusammensetzt, die auch auf der Erde vorkommen. Das gewährte einen neuen Einblick in das Reich der Fixsterne. Die Astronomie der Doppelsterne verlor aber durch die Spektralanalyse nicht an Bedeutung, vielmehr wurde sie durch sie um eine leistungsfähige Methode bereichert. Am Spektrum ist nämlich zu ersehen, ob sich die Lichtquelle relativ zum Beobachter bewegt, ja mit welcher Geschwindigkeit sie auf ihn zukommt oder von ihm fortstrebt. Diese Erscheinung heißt Dopplereffekt. Das entsprechende akustische Phänomen ist bei jeder Rundfunkübertragung von einem Autorennen in unübertrefflicher Weise zu beobachten: der helle, singende Ton des nahenden Rennwagens schlägt beim Vorbeisausen am Mikrophon in ein tiefes Brummen um. Wenn nun ein Stern sich in periodischem Wechsel bald auf die Sonne zubewegt, bald von ihr entfernt, so deutet das darauf hin, daß er mit einem dunklen oder lichtschwächeren Begleiter einen Doppelstern bildet. Vereinzelt läßt sich auch die Bewegung des Begleiters spektroskopisch verfolgen, womit die Deutung sichergestellt ist. Die Zahl der bekannten Sternenpaare hat sich durch diese Methode ungemein vermehrt. Ein neuerer Katalog enthält etwa 13 000, doch wächst die Zahl ständig. Visuelle und spektroskopische Beobachtung ergänzen sich. Das erste Verfahren liefert die weit auseinanderstehenden Sterne mit langer Umlaufszeit, das zweite die schnell beweglichen engen Paare. Sehr wichtig sind die seltenen Fälle, in denen beide Methoden anwendbar sind. Dann werden nämlich die Bahnen der Doppelsterne vollständig bekannt und man erhält — ohne jede Hypothese — die Massen der einzelnen Sterne. Fast alle so bekannt gewordenen Sternenmassen liegen zwischen einer halben und fünfzig Sonnenmassen. Diese Spanne ist überraschend klein. Eine wesentliche Eigenschaft der Sterne muß damit erfaßt sein. Sie ist einer der Ausgangspunkte für Eddingtons Theorie über den inneren Aufbau der Sterne geworden. Wenn das Volumen eines Sternes bekannt wäre, ließe sich nach Bestimmung seiner Masse auch die durchschnittliche Dichte der Materie innerhalb des Sternes berechnen. Das ist für einige Riesensterne wirklich der Fall. Dem genialen Experimentator A. A. Michelson ist es gelungen, vereinzelt Sterndurchmesser zu messen ! Seine Methode beruht auf der Interferenz von Lichtwellen und ist prinzipiell die gleiche, mit der er die Länge des Pariser Urmeters durch die Wellenlänge der roten Kadmiumlinie ausgedrückt hat. Beide Leistungen sind phantastisch.

Man vergegenwärtige sich, daß die Erdbahn im Innern von Antares Platz hätte! Da die Masse nicht besonders groß ist, muß die Materie außerordentlich verdünnt sein. Als Gegenstück zu solchen »Riesen« gibt es »Zwerge«, die eine enorm hohe Dichte aufweisen. Gegen solche Resultate würde man sich sträuben, wenn nicht die Massenbestimmung aus Doppelsternbahnen unbedingt zuverlässig wäre. Die Spektralanalyse war ein Geschenk der Physik an die Astronomie. Die Massen- und Dichtebestimmungen von Fixsternen stellt eine würdige Gegengabe dar, durch die neue Anregungen den Atomphysikern zuflossen.

In der Frühzeit der Beobachtung von Doppelsternen konnte man sie vielleicht noch für Zufallsgebilde halten. Das ist nun schon lange nicht mehr der Fall. Die Teilung eines Sternes in zwei Komponenten muß ein reguläres oder wenigstens nicht außergewöhnliches Ereignis im Leben der Sterne sein. Ein bekannter Versuch von Plateau sucht das verständlich zu machen. Ein Öltropfen, der in verdünntem Alkohol schwebt, wird in rasche Rotation versetzt. Er flacht sich ab, und je nach der Drehgeschwindigkeit löst sich ein Ring oder ein kleinerer Tropfen vom Äquatorwulst ab. So schön der Versuch ist, so ist der Analogieschluß vom kleinen Tropfen auf die gewaltige Masse eines Sternes doch zu kühn, um als strenger Beweis für den Zerfall eines Sternes zu dienen. Die bedeutendsten Mathematiker des 19. Jahrhunderts haben sich um die Theorie der Gleichgewichtsfiguren rotierender, homogener Flüssigkeitsmassen bemüht. Es wurden neue und überraschende Formen gefunden, so ein birnenförmiger Körper von H. Poincaré. Der exakte Existenzbeweis für eine stetige Reihe von Figuren, die von einem einzigen Ausgangskörper zu zwei getrennten Körpern führt, gelang nicht. Immerhin ließen die umfangreichen numerischen Arbeiten von G. Darwin eine solche Trennung als möglich erscheinen. In der Nachkriegszeit hat der vor einigen Jahren verstorbene Mathematiker L. Lichtenstein die Frage nach der Gestalt der Himmelskörper in ganzer Breite aufgenommen und teils selbst, teils durch seine Schüler, in zahlreichen Aufsätzen nach neuen, für diesen Zweck speziell ausgearbeiteten Methoden behandelt. Der entscheidende Schritt ist die Preisgabe der Homogenität der rotierenden Flüssigkeit, wodurch Lichtenstein den wahren Verhältnissen erheblich näher kommt. Neben anderen wichtigen Erfolgen ist der Existenzbeweis für die Teilung einer rotierenden, inhomogenen Flüssigkeitsmasse in zwei getrennte Körper geglückt, und zwar durch K. Maruhn.

Was geschieht weiter mit den beiden Komponenten eines Sternenpaares, die sich soeben getrennt haben? Die Flutreibung spielt eine große Rolle. Ihre Wirkung ist an den Beispielen zu ersehen, die G. Darwin durchgerechnet hat. Seine Schritt für Schritt fortschreitenden Rechnungen lassen den schließlichen Endzustand nur ahnen. In den letzten Jahren hat G. Krall ein Verfahren entwickelt, das bestimmte Aussagen über den Endzustand eines Systems von zwei Körpern erlaubt, wenn die Anziehung und die Flutreibung in Rechnung gezogen wird. Beide Körper werden schließlich wie ein einziger starrer Körper um ihren gemeinsamen Schwerpunkt in Kreisen ziehen, sie kehren sich also beständig die gleiche Seite zu. Der Erdmond hat diesen Zustand im wesentlichen bereits erreicht, wir kennen daher nur wenig über die Hälfte seiner Oberfläche. Wenn man auch in dieser Tatsache eine Stütze der Theorie erblicken wird, so müssen bei der Evolution der Doppelsterne noch andere Faktoren mitsprechen. Wir kennen Sternenpaare, die in wenigen Tagen umeinander kreisen, andere, deren Umlauf viele Jahrzehnte dauert. Es liegt nahe, die letzteren als »älter« aufzufassen. Die Bahnen sind stets in großer Annäherung Ellipsen, deren große Halbachse wir mit a, deren kleine Halbachse wir mit b bezeichnen. Es hat sich aus den Beobachtungen ergeben, daß für Bahnen mit

---

erfolgreiche durchdringende Erfassung durch die moderne Physik wahrscheinlich auch den biologischen Wissenschaften in der Zukunft ganz neue begriffliche Möglichkeiten erschließen wird.

Mit dieser Wendung ist endlich auch gerade derjenige Zug der antiken Atomistik überwunden worden, auf den Machs Kritik so nachdrücklich hingewiesen hatte, und dessen wesentliche Bedeutung für die materialistische Weltanschauung wir hervorgehoben haben: die einseitige Bevorzugung körperlich-mechanischer Qualitäten gegenüber der sonstigen, für »Schein« erklärten »Farbigkeit der Welt«. Denn das Atom der heutigen Atomphysik ist nicht mehr ein mit körperlichen Qualitäten gleichsam greifbar ausgestattetes Ding: es ist ein »System komplementärer Eigenschaften«, gedanklich darstellbar nur in gewissen mathematischen Formeln, deren Abstraktheit keinerlei sinnliche Qualität mehr besitzt, aber gerade deshalb die Gleichberechtigung aller sinnlichen Qualitäten wieder herstellt.

Digitized by Google

kurzer Umlaufsdauer b fast gleich a ist, die Ellipse sich also kaum vom Kreise unterscheidet. Doppelsterne langer Periode ziehen dagegen in deutlich gestreckten Ellipsen, für sie ist das Verhältnis $b:a$ erheblich kleiner als Eins. Einige von H. Mineur gegebene Durchschnittswerte mögen das verdeutlichen:

mittlere Periode	$b:a$
2,75 Tage	0,999
23,40 „	0,946
31,3 Jahre	0,906
170,0 „	0,842

Das ist das noch nicht voll gelöste Geheimnis der Doppelsterne, dem im letzten Jahrzehnt eine große Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Es wird nötig sein, zu seiner Erläuterung ein bislang nicht berücksichtigtes Phänomen heranzuziehen. Eine wesentliche Eigenschaft der Sterne ist ihre Strahlung. Die fortgesetzte Ausstrahlung hat mechanische Folgen, die für sehr lange Zeiträume nicht vernachlässigt werden dürfen. Ausstrahlung bedingt Massenverlust des strahlenden Körpers. Für irdische Lichtquellen ist dieser zwar verschwindend, die Sonne verliert aber in jeder Sekunde 4 Millionen Tonnen an Masse infolge ihrer Strahlung! Die klassische Himmelsmechanik rechnet mit konstanten Massen. Das Zweikörperproblem mit veränderlichen Massen ist eine Aufgabe der Neuzeit. Es hängt wesentlich davon ab, welches Gesetz der Massenabnahme man zugrunde legt. Aus dem meist bevorzugten Ansatz von Jeans läßt sich folgern, daß der mittlere Abstand der Komponenten eines Sternenpaares in gleichem Verhältnis wächst, wie ihre Gesamtmasse abnimmt. Diese Abstandsvergrößerung genügt nicht, um die Beobachtungen zu erklären. Die Form der Bahnellipsen unterliegt nur ganz geringen Schwankungen, eine ständige Streckung tritt nicht ein. So interessant die zahlreichen Arbeiten über das Zweikörperproblem mit veränderlichen Massen sind, eine volle Deutung der Evolution der Doppelsterne vermochten sie bisher nicht zu bringen. Aber die Schwierigkeiten von heute pflegen in der Wissenschaft zu wichtigen Erkenntnissen von morgen zu führen. In diesem Sinne birgt die Astronomie der Doppelsterne, die auf eine Geschichte von reichlich 150 Jahren zurückblickt, noch große Hoffnungen für die Zukunft.

Das Nachschlagewerk über Forscher und Forschung der exakten Naturwissenschaften

ist

J. C. Poggendorffs

biographisch-literarisches

Handwörterbuch

für Mathematik, Astronomie, Physik u. Geophysik, Chemie, Kristallographie und verwandte Wissenschaftsgebiete.

Herausgeg. v. d. *Sächs. Akademie d. Wissenschaften zu Leipzig*. Redigiert von Prof. Dr. *Hans Stobbe*

Der neue Band VI (1923—1931) mit rd. 150000 **biographischen und literarischen Angaben** von etwa 8000 **Gelehrten** aller Völker

beginnt soeben zu erscheinen. Es liegt jetzt vor:

I. Teil (A—E). LXXII, 696 Seiten. 4°, 2-spaltiger Satz. Preis je Teil br. RM. 85.—, bei Vorausbestellung auf d. ganzen Band RM. 76.50, für Mitglieder d. mitherausgebenden Akademien (siehe Prospekt) RM. 68.—

Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt

VERLAG CHEMIE, G. m. b. H., BERLIN W 35

Moderne Physik

Darstellungen über die Entwicklung der modernen Physik, die sich an einen weiteren Leserkreis wenden, haben mit der Gefahr zu kämpfen, Uneingeweihten zu schwierig und einigermaßen Bewanderten zu langweilig zu erscheinen. Diese Klippen hat A. S. Eddington in seinem Buch »Die Naturwissenschaft auf neuen Bahnen« (Braunschweig 1935 bei Vieweg & Sohn) beide umschifft. Vorlesungen vor einem größeren Hörerkreis bilden die Grundlage, Vorträge über Themen, die den Redner in den letzten Jahren vornehmlich beschäftigten. Betrachtet man das Inhaltsverzeichnis, so fürchtet man ein arges Durcheinander. Was bedeutet es, daß auf das 6. Kapitel »Wahrscheinlichkeit« das 7. Kapitel »Der Bau der Sterne« folgt? Wird mancher Mathematiker nicht lächeln, wenn sich das 12. Kapitel »Die Gruppentheorie« betitelt, wird er nicht — man verzeihe — etwas von »Perlen vor die Säue werfen« murmeln? Man grüble nicht über der Inhaltsangabe, sondern lese, lese und lasse sich fesseln. Ich bin überzeugt, jeder, der überhaupt naturwissenschaftlichen Fragen Verständnis entgegenbringt, wird durch die Lektüre gebannt werden und Gewinn davon tragen, wie auch immer seine Vorkenntnisse sein mögen. Das Buch ist das ganz persönliche Bekenntnis eines Geistes, in dem sich scheinbar Divergierendes wie durch eine Linse zu einem Bilde eint. Es ist ein literarisches Kunstwerk, das auch durch die Übersetzung (die Wilhelm Westphal einfühlend besorgte) nicht beeinträchtigt worden ist. So erklärt es sich, daß die Schrift, wie jedes Werk echten Künstlertums, allen etwas zu bieten vermag. Nicht die übernationale, kühle Sprache der Mathematik wird gesprochen, sondern die spezielle Fähigkeit des Engländers kommt zur Geltung, Unwirkliches in einprägsamen Bildern uns greifbar vor Augen zu stellen. Wir werden an Jonathan Swifts Reisen Gullivers erinnert oder an Mercutios Erzählung von Frau Mab, »der Feenwelt Entbinderin«, in Shakespeares Romeo und Julia.

Man wird fragen, wovon das Buch nun eigentlich handle. Nun, zunächst von allem, was einem Forscher wie Eddington heute dringlich in der Physik erscheint. Das Wort Physik umfaßt dabei das Elektron ebenso wie das gesamte Universum. Der Gelehrte gewährt uns einen Einblick in die Werkstatt seines Schaffens. Wir verfolgen sein Streben, die Welt des Kleinsten, die Quantenmechanik, und die Welt des Großen, die Relativitätstheorie, zu einen. Der Gedankenreichtum dieser teils noch spekulativen Partien erschließt sich erst allmählich. Keiner steht zu hoch, um hier nicht Anregungen zu schöpfen. Sogar über das Gebiet der Physik greift Verfasser hinaus, er behandelt philosophische Fragen, wie z. B. den Determinismus, ja er streift den Bereich des Religiösen.

Dr. H. von Schelling
Berlin

319 S. RM 10.—, Lwd. RM 12.—

Nichteuklidische Geometrie

Die Grundlagenforschung der Geometrie wird es immer als eine ihrer Hauptaufgaben betrachten müssen, die Existenz der sog. Nichteuklidischen Geometrien als in sich widerspruchsfreier geometrischer Gedanken-Systeme heranzuziehen, um den Totalinhalt und die Grenzen der absoluten Geometrie abzustecken. Dabei werden die Raum- und Anschauungs-Formen der beiden Nichteuklidischen Geometrieen [der elliptischen (Riemannschen) und der hyperbolischen Geometrie] untersucht und systematisch eingeordnet werden müssen. Während wir auf der Kugelfläche (des euklidischen Raumes) längst ein bis in alle Einzelheiten getreues Abbild der elliptischen Geometrie in der projektiven Ebene haben, das wir konstruktiv vollständig beherrschen, so war der Zugang zur Anschauungsform der hyperbolischen Geometrie auf einer Fläche des euklidischen Raumes bisher nur mehr in Einzelabhandlungen gewonnen. Die systematische Durchführung der konstruktiven Methode war nur in wenigen derselben gewahrt, obwohl seit langem bekannt war, daß es eine Fläche des euklidischen Raumes gibt, die sog. Pseudosphäre, die in analoger Weise ein getreues Abbild der hyperbolischen Geometrie in der projektiven Ebene liefert.

Diese Veranschaulichung der hyperbolischen Geometrie auf der Pseudosphäre unter Bevorzugung des konstruktiven Elements bis in alle Einzelheiten in diesem, aus einem Danziger Kolloquium hervorgegangenen Werke durchgeführt und in wissenschaftlich strenger und doch elementarer, in pädagogisch überaus klarer Form dargestellt, mit einer Fülle eigener Erarbeitungen des Verfassers ausgestattet zu sehen, verpflichtet insbesondere die Lehrer der Mathematik, Studenten und nicht zuletzt auch die geometrisch Forschenden selbst dem Verfasser gegenüber zu großem Danke.

Gerade der geometrisch Interessierte, dem die (Ideen realisierende) Konstruktion Ziel und Zweck, ihre gedanklich-analytische Beherrschung durch Zahlbeziehungen nur Mittel ist, wird die konstruktiv bisher nur in einzelnen Teilen erschlossene hyperbolische Geometrie (die eigentlichen Vorläufer des Werkes in den Abhandlungen und Werken von H. Liebmann) in seltener Vollständigkeit der Aussagenmannigfaltigkeit und Schönheit des begrifflichen Aufbaus in dieser Darstellung finden und durch sie, ebenso leicht wie in der Ebene, auf der Pseudosphäre denken lernen und durch die modellmäßige Einschau Klarheit erhalten. Von hier aus aber öffnen sich ihm dann auch Blick und Einsicht in die Grundlagen der Geometrie und damit in die Zusammenhänge eines idealen Seins-Bereiches, dessen sinnhafte Aufgliederung in Fundamental-Gebilde und die Art ihres Entstehens die Brücke zur Anwendung der geometrischen Ideenhaltigkeit in Physik und Technik schlägt.

Dr. M. Steck
T. H. München

[1]) F. Schilling, Die Pseudosphäre und die Nichteuklidische Geometrie, I. (2. erw. Aufl.) und II. Teil, B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1935, VI u. 215 S. Lwd. RM 13.60.

Vom Punkt zur vierten Dimension

Dieses Buch ist das notwendige Gegenstück zu des Verfassers »Vom Einmaleins zum Integral« und unternimmt es, von den anschaulichen Vorstellungen der geometrischen Elemente aus in die geometrische Begriffswelt überhaupt einzuführen und die Gebilde der Geometrie genetisch erstehen zu lassen, Geometrie und geometrische Beziehungen in unserer täglichen Umwelt aufzuzeigen und ihr Verständnis in einer »Geometrie für Jedermann« zu erreichen. Es ist noch klarer geschrieben als sein 1934 erschienenes Gegenstück und bringt neben einer vielseitigen Stofffülle die Haupt- und Leitgedanken geometrischer Überlegungen in erstaunlichem Maße dem Leser nahe. So wird insbesondere dem interessierten Laien wirklich die Freude an den geometrischen Gebilden und ihren gegenseitigen Beziehungen erweckt und unter Berufung auf die Anschauung lebendig in skizzenhaften Querschnitten durch fast alle geometrischen Disziplinen gewandert und bis zu den nichteuklidischen Geometrien und in die vierte Dimension vorgedrungen, deren anschauliche Behandlung erstaunen läßt. Insbesondere ist Geometrie als anwendbare Wissenschaft, die vielseitige Heranziehung geometrischer Methoden und Überlegungen in Naturwissenschaft, Technik und Erdmessung gut herausgearbeitet und deutlich gemacht. Die anregende Form, in der die Dinge dargeboten werden, läßt über manche Schwächen in ihrer wissenschaftlichen Begründung hinwegsehen, zumal das Buch ja kein Lehrbuch sein will, sondern allen geometrisch interessierten Laien insbesondere die Freude an geometrischen Gebilden bringen und erhalten und sie zu eigenem Nachdenken anspornen will. Auch der Lehrer wird zum lebendigen Aufbau seines Unterrichts manche wertvolle Anregungen dem Buch entnehmen und in seiner eigenen Gestaltung für junge Menschen fruchtbar werden lassen können. **Dr. Max Steck**
T. H. München

Egmont Colerus: Vom Punkt zur vierten Dimension (Geometrie für Jedermann), P. Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig 1935, 445 S. RM 3.—, Lwd. RM 5.—.

Auf Wunsch sende ich Ihnen kostenlos:

Antiquariats-Katalog 307: Kulturgeschichte (2400 Nrn.)

Antiquariat **Ferdinand Schöningh, Osnabrück**

Digitized by Google

Forschungsbericht aus dem Chemischen Staatsinstitut Hamburg, Hansische Univ.

Das Altern der Stoffe am Beispiel der Fette

Von Prof. Dr. H. SCHMALFUSS, Dr. H. WERNER und Dr. A. GEHRKE.

Wir wissen aus Erfahrung, daß wir altern, auch gegen unsern Willen, und daß wir schließlich sterben müssen. Steigen wir durch die Reihe der Lebewesen hinab zu einfachsten Einzellern, so finden wir Formen, die zwar noch altern, aber nicht mehr aus inneren Gründen sterben, sondern sich durch Teilung immer wieder verjüngen. Also nur das Altern, nicht das Sterben, ist eine allgemeine Eigenschaft der Lebewesen. Wir müssen die Frage aufwerfen, ob das unvermeidbare Altern mit dadurch bedingt ist, daß schon einfache Stoffe, die den Körper aufbauen, altern, etwa wie dies von quellfähigen verwickelteren Gebilden bekannt ist.

Ein Teil unserer Nahrungsstoffe wird für den Gesamtbetrieb, für den Arbeitswechsel verbraucht. Der Rest der Nahrung dient, soweit er nicht ausgeschieden wird, zum Aufbau des wachsenden Körpers und zum Ersatz des Abnutzes aller Zellen. Nach einer verbreiteten Meinung soll von den Stoffen, die augenblicklich im menschlichen Körper vorhanden sind, nach etwa 7 Jahren nichts mehr zu finden sein. Andere entsprechende Stoffteilchen sollen an die Stelle der früheren getreten sein. Wenigstens für einige Stoffgruppen ist diese Ansicht richtig. Denn manche Baustoffe des Körpers altern, auch die Fette.

Wir wissen, daß die Fette für uns unentbehrlich sind. Sie werden als Vorratsstoffe im menschlichen Körper gespeichert. Sie dienen uns, neben den zuckerartigen Stoffen, als Wärmequelle; sie schützen uns als Vorratspfleger der Haut gegen übermäßige Wärmeabgabe; sie umkleiden als weiches Lager im Fettgewebe manche der Eingeweide; Fette als Talgdrüsen halten die Haut geschmeidig. Was es gilt für die Tiere und teilweise auch für die Pflanzen.

Wenn nun diese Fette altern, so verändern sie sich stofflich. Dabei werden neue Stoffe gebildet. Solche Veränderungen können auch in unserem Körper zu erwarten sein. Die entstandenen Stoffe könnten leicht umsatzbereit sein und ähnlich wie Ersatzbereite Stoffe schon in kleinen Mengen stark wirken und wichtige Aufgaben im Körper zu verrichten haben. Ist es nicht anzunehmen, daß z. B. bei Hautmassagen und Hautknetungen solche Stoffe aus dem Unterhautfettgewebe in den Kreislauf gelangen und dann vielleicht an empfindlichen Orten wirken. Darüber hinaus können solche Stoffe in geringerem Maße wieder in den Kreislauf gelangen.

So ergab sich die Aufgabe, nach solchen Stoffen zu suchen, die als Alterungs- oder Abbaustoffe der Fette in Frage kommen, die mit der Nahrung nur ausnahmsweise zugeführt werden. Hierüber hinaus durfte erwarten, daß unsere Ergebnisse für die Fettwirtschaft Bedeutung gewinnen. Denn hier will man die Fette rein und unverändert erhalten.

Diese Veränderungen sollen alle mit dem Arbeitsstoffwechsel in Parallele (Knoop) [2]) oder mit der Wirkung von Hormonen [3]) zusammenhängen, unbekannt bleiben. Wir beschränken uns auf Erscheinungen durch unvermeidliche Einflüsse der Umwelt, wie Luft und Licht.

Vier Hauptarten des Alterns können wir bei den Fetten unterscheiden: Das Sauerwerden, das Talgigwerden, das Ketonranzigwerden und das Aldehydranzigwerden. Meist verlaufen mehrere dieser Vorgänge nebeneinander.

Für das Sauerwerden der Fette genügen Wasser und Wärme. Darüber hinaus fördern oft noch Sauerstoff und Licht. Besondere Stoffe, z. B. manche Metalle, können beschleunigen. Das Sauerwerden beruht zum Teil auf einer Spaltung der Fette unter Wassereintritt in ihre Bausteine Fettsäuren und Glycerin, das weiter abgebaut wird. Zum Teil werden auch ungesättigte Säurereste unter Aufnahme von Sauerstoff gespalten, wobei die Spaltstücke mindestens zum Teil Säuren sein müssen. Aus einem Säureanteil können dabei mehrere Teile Säure entstehen. Soweit niedere, flüchtige Fettsäuren, insbesondere Buttersäure, Capron-, Capryl- und Caprinsäure entstehen, riecht das Fett eigenartig unangenehm und schmeckt bisweilen seifig. Höhere Fettsäuren verändern Geruch und Geschmack nur unwesentlich.

Das Talgigwerden der Fette erkennt man an dem Steigen des Schmelzpunkts und an dem talgigen Geruch und Geschmack. Talgig können Fette werden durch Wasser, Sauerstoff und Licht, oft unter Mitwirken von Beschleunigern, wenn Oxysäuren in freier oder gebundener Form auftreten. Solche Oxysäuren können entstehen durch Herantreten von Wasser oder von Wasserstoffperoxyd an die Doppelbindung ungesättigter Fettsäuren oder durch Eintritt von Sauerstoff in Fettsäureanteile zwischen Kohlenstoff und Wasserstoff, wobei verschiedene Zwischenstufen durchlaufen werden können. Weiter sollen Fette talgig werden, wenn sich ungesättigte Anteile zu größeren Gebilden verketten, wenn sich als Spaltstücke ungesättigter Säuren zweibasische Säuren mit höherem Schmelzpunkt bilden, oder schließlich, wenn sich unbeständigere Fettformen in beständigere mit höherem Schmelzpunkt umwandeln.

Die anderen Folgen des Alterns: Ketonigsein und Aldehydigsein, sind diejenigen Formen des Verdorbenseins der Fette, die im Sprachgebrauch als Ranzigsein zusammengefaßt werden. Beim Ketonigsein überwiegen neben anderen Stoffen Ketone, beim Aldehydigsein Aldehyde als Träger des sinnlichen Eindrucks des Ranzigseins.

Als ketonig bezeichnen wir fettartige Stoffe, die mit Salicylaldehyd und starker Säure eine Rotfärbung ergeben. Der Nachweis gestattet, 0,000 002 g eines Ketons in 1 g Fett sicher zu erkennen, während der geübte Prüfer erst das Doppelte, der weniger Geübte erst etwa das 50-fache schmeckt.

Das Aldehydigsein umfaßt das Vorkommen freier [4]) Aldehyde (Freialdehydigkeit) und das Vorkommen gebundenen Epihydrinaldehyds (Epihydrinaldehydigkeit). Ist ein Fett freialdehydig, so färbt es sich mit fuchsinschwefliger Säure blau; ist es epihydrinaldehydig, so wird es mit Salzsäure-Phloroglucin rot. Beide Proben zeigen noch 0,000 01 g Aldehyd in 1 g Fett an.

Vor unsern Untersuchungen war nur ein Ketonranzigwerden durch Kleinwesen, aber kein Ketonranzigwerden durch Licht oder Wärme bekannt; ebensowenig ein Aldehydigwerden der gesättigten Fette und fettartigen Stoffe. Vielmehr bezeichnete man, unter der Annahme, daß nur ungesättigte Fettsäuren, wie Ölsäure, aldehydig werden könnten, diese Form der Aldehydigkeit als Ölsäure-Ranzigkeit.

Gelegentliche Beobachtungen an gealterten Fetten, die, hochgereinigt, ein schlechter Nährboden für Kleinwesen waren, machten uns stutzig. Genaue Prüfungen unter Ausschluß von Kleinwesen führten dann zu den genannten Entdeckungen. Umfangreiche Versuche an reinsten Fetten und Fettbausteinen in strahlendurchlässigem Quarz bei verschiedenen Strahlenarten, in Glas bei verschiedenen Wärmegraden ergaben folgende Regeln:

Das Ketonigwerden durch Licht ist eine allgemeine Eigenschaft der Fette. Für diesen Vorgang sind Wasser und gebundener Stickstoff unnötig. Auch gasförmiger Sauerstoff kann fehlen; er fördert aber das Ketonigwerden durch Licht. Nicht nur die Fette selbst, sondern auch ihre Bausteine: gesättigte und ungesättigte Fettsäuren von der Propionsäure an aufwärts und Glycerin, ferner Bienenwachs, Cholesterin und Paraffinöl werden durch Licht in Gegenwart von Luft ketonig.

Nur kurzwelliges Licht, unter 330 mμ Wellenlänge, läßt Laurinsäuremethylester ketonig werden. Das ungesättigte Sojaöl wird mehrmals schneller ketonig, und zwar schon durch Licht unterhalb 410 mμ. Man muß daher im allgemeinen ungesättigte Fette sorgfältiger vor Licht schützen als gesättigte, will man das Ketonigwerden durch Licht hindern. Hierfür genügen schwache Gelbfilter. Sie lassen kein kurzwelliges Licht durch. Und Licht von Wellenlängen über 450 mμ läßt Fette nicht mehr merklich ketonig werden. Hartes und weiches Röntgenlicht, sowie elektromagnetische Kurzwellen von 10 m Länge ließen Sojaöl unter den gewählten Bedingungen nicht ketonig werden.

Auch durch Wärme werden Fette zunehmend ketonig. So wurde keimfreies Kokosfett in Gegenwart von Wasser in $2^1/_2$ Monaten bei 14° noch nicht ketonig, wohl aber bei 36°. Laurinsäure wurde im Dunkeln bei 110° bereits in zwei Stunden ketonig. Wurde das Erhitzen längere Zeit fortgesetzt, etwa eine Woche lang, so nahm die Ketonigkeit immer mehr zu. Auch für das Ketonigwerden durch Wärme sind Wasser und gebundener Stickstoff unnötig. Durch Licht oder Wärme werden die Fette nicht nur ketonig, sondern auch aldehydig. Außer der bereits bekannten Aldehydigkeit ungesättigter Fette fanden wir, wie erwähnt, daß auch gesättigte fettartige Stoffe aldehydig werden können. Freialdehydig werden gesättigte Verbindungen, z. B. Laurinsäuremethylester und Glycerin sowohl durch Wärme, als auch durch Licht. Epihydrinaldehydig werden gesättigte Fettsäureester ebenfalls durch Licht, nicht aber durch Wärme. Aber Fettbaustein Glycerin wird durch Wärme oder Licht nicht epihydrinaldehydig. Für das Freialdehydigwerden durch Wärme ist, im Gegensatz zum

ALLGEMEINE PHOTOCHEMIE

Ein Hand- u. Lehrbuch für Studium und Forschung für Mediziner, Biologen, Agrikultur-Chemiker, Botaniker usw. Von Prof. Dr. J. PLOTNIKOW. Zwelte, umgearb. u. vergrößerte Aufl. Mit 218 Fig. i. Text. Gr.-Okt. VIII, 909 S. RM 25.50, geb. 30.—

Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Ketonigwerden durch Licht, gasförmiger Sauerstoff unbedingt nötig.

Messende Versuche ergaben, daß die Freialdehydigkeit der Fette und der fettartigen Stoffe durch Wärme bei 120°, 150° und 180° mit der Zeit bereits nach wenigen Minuten stark zunimmt, dann aber wieder abnimmt. Bei den Fetten verschwindet die Freialdehydigkeit (bei 120° bis 180°) im Verlauf von etwa ein Tag wieder völlig. Auffällig ist, daß Kokos- und Palmkernfett stärker freialdehydig werden als ihre bis jetzt geprüften Beisteine Glycerin und Laurinsäure.

Epihydrinaldehydig wurden durch Wärme nur die geprüften Fette, nicht aber ihre bisher geprüften gesättigten Bausteine. Die Epihydrinaldehydigkeit durch Wärme ist also anscheinend an das Vorhandensein ungesättigter Verbindungen geknüpft, im Gegensatz zur Freialdehydigkeit. Auch die Epihydrinaldehydigkeit zeigt einen ausgesprochenen Anstieg und Abfall.

Freialdehydigkeit und Epihydrinaldehydigkeit treten umso schneller ein und erreichen umso schneller ihren Höhepunkt, je höher der Wärmegrad ist. Zum Freialdehydigwerden neigen am stärksten Kokos- und Palmkernfett, wesentlich weniger, wenn auch noch stark, Soja- und Erdnußöl. Bemerkenswert und der allgemeinen Ansicht entgegengesetzt ist das Ergebnis, daß hier die gesättigteren Fette[5]) mehrere hundertmal stärker freialdehydig werden als die ungesättigteren. Der Abfall der Freialdehydigkeit verläuft mehrere hundert Mal langsamer als der Anstieg. Das spricht dafür, daß während der Zeit der Zerstörung noch lange Aldehyd nachgeliefert wird.

Von den Alterungsarten der Fette hat vermutlich das Sauerwerden für den Stoffwechsel die geringste Bedeutung. Denn Fettsäuren treten im Betriebsstoffwechsel ohnehin regelmäßig auf. Von den Erzeugnissen der übrigen Alterungsarten werden vor allem diejenigen in kleinen Mengen wirken können, die im Stoffwechsel sonst nicht entstehen und mit der Nahrung nicht oder selten aufgenommen werden, dabei aber umsatzbereit sind. Jedenfalls reicht die Körperwärme völlig aus, solche Alterungsstoffe entstehen zu lassen, ebenso das Sonnenlicht, soweit Fette und Wachse in den äußeren Körperschichten davon erreicht werden.

Für die Wirtschaft ergeben unsere Untersuchungen die Möglichkeit, die Öle und Fette nach dem Grad ihrer Empfindlichkeit gegenüber Licht und Wärme zu ordnen. Das ist nützlich im Hinblick darauf, daß Deutschland gezwungen ist, ständig große Vorräte von Ölen und Fetten zu speichern, um für Zeiten der Knappheit und damit des höheren Preises die Versorgung mit Fett sicherzustellen.

Schrifttum.

[1]) H. Schmalfuß, H. Werner und A. Gehrke, Margarine-Industrie **25**, 215—217; 242—243; 265—266 (1932); **26**, 3—4; 87—88; 101—102; 261—262; 277 (1933); **27**, 79—81; 93—95; 167 (1934); **28**, 43—44 (1935); **29**, 4—8 (1936).
[2]) Hofmeisters Beiträge **6**, 150 (1905).
[3]) Siehe z. B. H. Schmalfuß, H. Barthmeyer und A. Gehrke, Margarine-Industrie **25**, 1—2 (1932).
[4]) Mit unmittelbar nachweisbarer Aldehydgruppe.
[5]) Die natürlichen Fette sind Gemenge mehr oder minder gesättigter Triglyzeride.

Ant.-Kataloge über:
KUNSTGESCHICHTE — PHILOSOPHIE — LITERATUR — GEOGRAPHIE — SAXONICA
etc. etc. umsonst und postfrei
Antiquariat PAUL ALICKE in Dresden, Grunaer Straße 19
Jederzeit Ankauf ganzer Bibliotheken gegen bar

Landflucht und Flucht aus der Landwirtschaft

Im Jahre 1933 ist eine beachtenswerte Studie von Peter Quante erschienen[1]), die das Problem der Landflucht im Gegensatz zu der herrschenden, heute vor allem von Max Sering vertretenen Auffassung zu beleuchten sucht. Die Frage, ob dies dem Verfasser gelungen ist, kann eindeutig nicht beantwortet werden. Soweit der Theoretiker Quante kritisch zu den bisherigen Auffassungen über die Landflucht Stellung nimmt, kann ihm gerade in den entscheidenden Punkten nicht beigepflichtet werden; dasselbe gilt von seiner Analyse der Ursachen der Landflucht. Dagegen hat der Statistiker Quante eine dankenswerte Vertiefung der ziffernmäßig erfaßbaren Seite des Vorganges selbst geliefert.

Der polemische Teil der Quanteschen Schrift stößt sozusagen ins Leere. Er wirft nämlich fast der ganzen bisherigen Forschung vor, den Begriff der Landflucht nicht wesensentsprechend gefaßt zu haben. Während mit Ausnahme von Hainisch Landflucht dem Wortsinn gemäß als Flucht vom Lande, also räumlich bestimmt aufgefaßt wurde, sieht Quante in der Landflucht die Flucht aus der Landwirtschaft als Beruf. Selbstverständlich sind beide Ausdeutungen möglich, es muß aber abgelehnt werden, einer von beiden den Vorzug geben zu wollen, denn für bestimmte Probleme ist dieser, für andere Fragestellungen ist jener Begriff tauglich. So notwendig es sein kann, sich darüber Rechenschaft abzulegen, welche berufsmäßigen Verschiebungen bei der Bevölkerung eintreten, inwieweit eine Verlagerung zur gewerblichen Tätigkeit erfolgt, so berechtigt ist doch andererseits die Frage nach der eigentlichen Landflucht, da hiermit einerseits wesentliche Seiten der Agrarstruktur, andererseits das Kernproblem der kapitalistischen industriellen Konzentration, des modernen Industrialismus überhaupt, berührt werden. Deshalb ist es auch unmöglich, die Forschungsergebnisse, die auf dem engeren raumbestimmten Begriff aufbauen, mit Erkenntnissen als unzulänglich erweisen zu wollen, die auf Grund des weiteren Begriffes gewonnen sind, zumal diese Untauglichkeitserklärung bei Quante auf empirisch-statistischen Untersuchungen fußt, die ganz und gar nicht ohne weiteres auf die Erscheinungsinhalte der entgegengesetzten Auffassung übertragbar sind.

Die herrschende Meinung, vertreten von v. der Goltz, in unzulässiger Übersteigerung Goltzscher Formulierungen von Oppenheimer, von Broesike und von Sering läßt sich, unter Beiseitelassung vieler an sich charakteristischer und bedeutungsvoller Unterschiede, etwa wie folgt zusammenfassen. Die Herde der Landflucht als Massenerscheinung sind in Deutschland räumlich ungleich verteilt. Es liegt nahe, die Struktur jener Landwirtschaftsgebiete zum Ausgangspunkt für die Ursachenbestimmung der überproportionalen Abwanderung verantwortlich zu machen. Eine vertiefte Analyse konnte dabei allerdings nicht stehen bleiben, sondern mußte vielmehr bald zur Erkenntnis gelangen, daß die Landflucht grundsätzlich durch zweierlei bedingt ist, nämlich durch die die Menschen vom Lande abstoßenden und sie zur städtisch-gewerblichen Sphäre hinziehenden Momente. Ursächlich betrachtet ist also die Landflucht ein Differenzproblem, eine Auswirkung unterschiedlicher Gefälle. Der Mensch wandert von den Standorten ungünstiger Lebensbedingungen zu den Standorten günstiger Daseinsmöglichkeiten. Dabei ist es gleichgültig, ob die dem Wanderungsvorgang zugrunde liegenden Vorstellungen realiter zutreffen oder nicht. Soziale Aufstiegsmöglichkeiten, Wohn- und Lebensverhältnisse, Einkommenslagen und anderes mehr sind demnach die Ursachen der Landflucht. Die Erkenntnis, daß es zwei Pole sind, die Landflucht bedingen, ist in dem bisherigen Schrifttum zwar nachweisbar, aber nicht mit genügender Folgerichtigkeit ausgewertet. Das gilt auch von Quante, der die Landflucht nur als Folge der geringen Arbeitskapazität in der Landwirtschaft anspricht, eine Konzeption übrigens, für die ein überzeugender Beweis vom Verfasser nicht erbracht ist. Es geht nicht an, eine Erscheinung, die wie die Landflucht so sehr den ganzen Menschen mit all seinen Daseinsgrundlagen erfaßt, ausschließlich auf nur wirtschaftliche Motive zurückzuführen. Jeder monistische Erklärungsversuch muß, selbst wenn er zutreffend sein sollte, ebenso einseitig wie unzulänglich bleiben. In dieser Hinsicht kommt Sering den tatsächlichen Gegebenheiten wesentlich näher. Grundsätzlich ist jedoch zu fordern, daß die Landflucht nicht nur von der ländlichen, sondern gleichzeitig von der städtisch-gewerblichen Seite her eingehend untersucht wird.

Der größte Wert der Quanteschen Untersuchung liegt in ihrem statistischen Teil, der den tatsächlichen Vorgang des ländlichen Berufswechsels und der Landflucht auf Grund umfangreichen Materials sehr eingehend, ja geradezu erschöpfend behandelt. Dabei ist es besonders zu begrüßen, daß vom Verfasser eine ebenso detaillierte räumliche Aufgliederung wie zeitliche Ausdehnung der Untersuchung erstrebt wurde. Die Berücksichtigung des zeitlichen Ablaufes der Landflucht hat zu bemerkenswerten Feststellungen geführt, von denen einige herausgehoben seien. Während auf dem platten Lande bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der Bevölkerungszuwachs im ganzen mit dem Geburtenüberschuß übereinstimmt, sinkt er seit 1852 auf die Hälfte des Geburtenüberschusses herab und nimmt von 1867 beständig weiter ab. Seit den achtziger Jahren werden die Fälle eines absoluten ländlichen Bevölkerungsrückganges immer häufiger. Damit sind die wichtigsten Etappen der zeitlichen Entwicklung der Landflucht und ihrer Intensitätssteigerung markiert. Nunmehr kommt es darauf an, die räumliche Aufgliederung durchzuführen. Sie steht bei Quante ganz im Zeichen der Frontstellung gegen diejenigen, die eine funktionale Beziehung zwischen Landflucht und Agrarstruktur, insbesondere der Grundbesitzverteilung in den Vordergrund stellen, wie dies z. B. durch Sering geschehen ist. Auf Grund einer Analyse der Abwanderungsziffern kommt auch Quante zum Ergebnis, daß Zusammenhänge zwischen Grundbesitzverteilung und Abwanderung sichtbar werden. Trotzdem seien, so meint der Verfasser, Verbindungslinien in Wirklichkeit nicht vorhanden, da man nicht die Landflucht, sondern einzig und allein die berufliche Abwanderung im Auge haben müsse, eine Begriffsbestimmung, die, wie wir bereits hervorhoben, völlig ungerechtfertigt ist. Alles, was Quante nunmehr vorbringt, ist an sich höchst bemerkenswert, vermag aber nicht als Widerlegung von Sering zu gelten. Die Feststellung Quantes, daß der Westen eine größere Seßhaftigkeit der Bevölkerung zeigt als der Osten, daß das Gewerbe im Westen viel häufiger in Landgemeinden in Erscheinung tritt als im Osten, so daß auf dem Lande Geborene dort auch in einem gewerblichen Beruf auf dem Lande verbleiben können, deckt die Wurzel der angeblichen Meinungsverschiedenheiten auf. Tatsächlich sind sie gar nicht vorhanden, denn daß der ländliche Geburtenüberschuß im Westen in dezentralisierten Gewerbebetrieben auf dem Dorf festgehalten wird, war bekannt. Darin aber liegt ja eben die Berechtigung der Fragestellung der Landflucht als Problem eines Ortswechsels: Man vergegenwärtige sich, daß die Wirkungen jenes ortsgebundenen Berufswechsels im Westen sich doch grundsätzlich von der Landflucht vom Lande in die so anders geartete Sphäre der Stadt und des zusammengeballten Großbetriebes unterscheiden. So dankenswert die eingehende Klarstellung des Umfangs und der räumlichen Lagerung des ländlichen Berufswechsels auch ist, so wichtig die Unterscheidung von Nah- und Fernwanderung ist, so wenig vermag die Untersuchung eine endgültige Lösung des Landfluchtproblems, vor allem nach seiner ursächlichen Seite hin, zu geben. Der Verfasser hätte mehr, viel mehr erreicht, wenn er die ihm vorschwebende Fragestellung nicht im Gegensatz, sondern als Ergänzung zur Problematik der Landflucht als Ortswechsel behandelt hätte.

Dr. Hans-Jürgen Seraphim
Leipzig

[1]) Verlag Kurt Vowinckel G. m. b. H., Berlin-Grunewald, 3 Seiten. RM 5.60, Lwd. RM 6.80

Digitized by Google

Dozent Dr.-Ing. habil. H. J. MENGES, Darmstadt

Verkehrserschütterungen

Die Verkehrserschütterungen sind Schwingungen des Erdbodens. Da ferner die folgenden Ausführungen den Fragekreis vom Standpunkt des Schwingungstechnikers beleuchten, muß man sich zunächst mit einigen Begriffen der Schwingungslehre vertraut machen.

Sobald Massen und Federungen in Wechselwirkung treten, entsteht ein schwingfähiges Gebilde. Hängt man eine Kugel aus Eisen, Holz usw. (Masse) an einer Gummischnur oder einer Schraubenfeder (Federung) auf, so erhält man ein solches der einfachsten Art. Stößt man die Masse in der Lotrechten an, so gerät sie in Eigenschwingungen, die mit einer ganz bestimmten Schwingungszahl in der Sekunde, dem Eigenton der Anordnung, erfolgen. Infolge der immer vorhandenen Reibung klingen die Schwingungen ab. Ein Maß dieser Dämpfung bildet etwa das Verhältnis zweier aufeinander folgender Größtausschläge. Bewegt man das obere Ende der Schnur mit der Hand hin und her, so wird die Masse in erzwungene Schwingungen versetzt. Die Ausschläge der Masse erreichen bei kleiner Dämpfung einen sehr erheblichen Größtwert, wenn die Bewegung der Schnur im Takte des Eigentones erfolgt: Man sagt, es herrscht Gleichklang. Wirken mehrere Massen und Federungen zusammen, so treten mehrere Eigentöne auf. Im Falle der erzwungenen Schwingungen entspricht jedem Eigenton ein Gleichklang.

Auch eine beiderseits eingespannte Violinsaite oder ein begrenzter Gummistab ist ein schwingfähiges Gebilde, das nun unendlich viele Eigentöne und Gleichklangmöglichkeiten besitzt, da Masse und Federung kontinuierlich verteilt sind. Dasselbe gilt für die Luftmasse, die in einem Zimmer eingeschlossen ist. Überhaupt weisen alle elastischen Stoffe, z. B. auch Erdkörper aus Sand, Lehm usw. diese Eigentümlichkeiten auf, sobald sie begrenzt sind. Die Lage der Eigentöne hängt von den Stoffziffern (Dichte usw.), sowie von der Art der Begrenzung ab.

Stößt man jedoch einen Gummistab, der sich nach beiden Seiten in das Unendliche erstrecken möge, an, so pflanzt sich die Störung längs des Stabes mit einer gewissen Geschwindigkeit, der Schallgeschwindigkeit, in das Unendliche fort: Es entstehen fortschreitende Wellen. Diese Erscheinung tritt auch bei Stoffen auf, die sich nach mehreren Richtungen in das Unendliche erstrecken, z. B. auch beim Erdboden, der als unendlich ausgedehnt betrachtet werden darf.

Der Fernerstehende macht sich leicht ein falsches Bild von dem Wesen der Verkehrserschütterungen. Man gewinnt jedoch unter eine größere Klarheit, wenn man bedenkt, daß — abgesehen vom Fahrzeug — schwingfähige Anordnungen zusammenwirken: der Boden, die Straße und das Gebäude. Da der Boden uns gegeben ist, sei zunächst behandelt umsomehr, da in Zukunft eine wesentliche Aufgabe der Bekämpfung der Erschütterungen darin bestehen wird, Straßen und besonders die Gebäude den Eigenschaften des Bodens anzupassen.

Der Boden.

Wird der Boden etwa durch das Rad eines Zugs, das über eine Unebenheit der Straße springt, zum Schwingen angeregt, so können zwei Arten von fortschreitenden Schwingungen: die Raumwellen (Verdichtungs- und Scherungswellen), welche die Energie in die Tiefe leiten, und die Oberflächenwellen, welche die Stoßenergie im wesentlichen längs der Oberfläche führen, ohne nennenswerte Tiefenwirkung aufzuweisen. Es ist klar, daß die letzteren hinsichtlich der Erschütterungen besonders bedeutungsvoll sind. Außerdem bedingt der Aufbau der obersten Erdrinde, die ja nicht völlig gleichartig ist, sondern aus über und nebeneinander gelagerten Erdkörpern (z. B. Sand, Lehm, Kies usw.) besteht, daß auch noch Eigentöne und Gleichklänge wie bei einer Violinsaite auftreten können. Um die Erforschung gerade dieser Erscheinungen hat sich besonders das Geophysikalische Institut, Göttingen, zum Teil in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft für Bodenmechanik bemüht. Man hat den Erdboden künstlich in Schwingungen versetzt und die Erscheinung des Gleichklanges beobachtet. Ferner hat man festgestellt, daß der Eigenton, den man mit Hilfe einer Sprengung erzielte, sehr gut mit jenem Versuch übereinstimmte. Da sich dabei zeigte, daß die Eigenschwingungen des Bodens unter Umständen nur sehr schwach gedämpft sind, muß man im Falle des Gleichklanges mit erheblichen Bodenbewegungen rechnen. Aus diesen Beobachtungen kann man schon eine Folgerung ziehen, die für die Anwendung recht wichtig zu sein scheint: Da eine ortsfeste Gasmaschine auf den Boden ähnlich einwirkt wie die hin- und herziehende Hand auf die Gummischnur (s. oben), muß man möglichst vermeiden, daß der Takt der Maschine (Drehzahl) mit einem Eigenton des Bodens übereinstimmt, um weitreichende und stark störende Erschütterungen zu umgehen. In enger Beziehung mit den Eigenschaften des Erdbodens steht die noch umstrittene Frage nach der Schutzwirkung von Gräben und Mauern, die man zwischen dem Störungsort und dem Gebäude anlegt. Sofern diese Mittel eine genügende Tiefe und Ausdehnung aufweisen, ist es denkbar, daß sie für Gebäude, die in ihrem »Schatten liegen«, einen Schutz gegen die fortschreitenden Oberflächenwellen bieten. Es ist jedoch zweifelhaft, ob diese Maßnahme einen Schutz gegen die Einwirkungen der Eigenschwingungen des Erdbodens darstellen, da der mächtige Erdkörper mit dem verhältnismäßig massearmen Haus und dem Graben wie ein Pudding hin und her schwabbelt. Die Untersuchung der obersten Erdrinde ist noch nicht abgeschlossen, sodaß unser Wissen noch erweitert oder auch berichtigt werden kann. Nach der Ansicht des Verfassers sind jedoch die Eigentöne und die Dämpfungsziffern für einen Boden kennzeichnend.

Die Straße.

Die Straße ist die Gründung für die Fahrzeuge, die sie befahren. Sie ist ein schwingfähiges Gebilde, das alle Merkmale (Eigentöne usw.) aufweist, denn sie besitzt eine gewisse Masse, während der elastische Boden die Federung liefert; sie liegt gewissermaßen auf Federn. Man erkennt, daß bei einer Betonstraße, die aus einzelnen ziemlich steifen Platten besteht, die Masse verhältnismäßig groß ist, während bei einer schlechten Pflasterung ohne Packsteinlage zwischen den einzelnen Pflastersteinen nur ein recht loser Zusammenhang besteht, sodaß im Grenzfall als Masse der Straße, die von einem Rad eines Fahrzeugs in Bewegung versetzt wird, nur die eines Pflastersteins in Frage kommt. Bei einer genauen Betrachtung findet man die Verhältnisse wesentlich verwickelter. So liefert z. B. der Erdboden nicht nur eine Federung, sondern er nimmt auch mit einer gewissen Masse an den Schwingungen teil.

Von einer guten Straße verlangt man zunächst eine dauernd glatte Oberfläche, die weitgehend Stöße der Fahrzeuge ausschließt. Heute bestehen Meßverfahren, die eine gute Beurteilung des Stoßgrades einer Straße gestatten und eine gefühlsmäßige Wertung verdrängt haben. Nun lassen sich Unebenheiten nie völlig vermeiden, deshalb soll man die Straße so ausbilden, daß sie möglichst wenig Stoßenergie auf den Boden überträgt. Dies läßt sich theoretisch durch eine ausreichende Masse bei schwacher Federung erreichen, doch sei nicht verschwiegen, daß sich erhebliche praktische Schwierigkeiten ergeben. Da eine Betonstraße eine verhältnismäßig große schwingende Masse besitzt, die letzten Endes nur aus wirtschaftlichen Gründen begrenzt ist, genügt sie einem Teil der obigen Forderung, während eine unsachgemäß angelegte Pflasterstraße nur eine recht kleine Masse aufweist. In Sonderfällen hat man auch durch Einlegen weicher Schichten (schwache Federung) zwischen Straße und Boden gute Erfolge erzielt. Man könnte auch daran denken, die Stoßenergie teilweise in Wärme zu verwandeln. Leider findet diese Umsetzung bei einer üblichen Straße nur über den Weg bleibender Verformungen statt, die schließlich zu merkbaren Unebenheiten der Oberfläche führen, also den Stoß unerwünscht vergrößern. Zuweilen findet man, daß die Oberfläche wellig ist oder perlschnurähnliche Lochreihen aufweist. Es ist ersichtlich, daß ein Fahrzeug eine solche Straße in fast reinperiodische erzwungene Schwingungen versetzen kann, die im Falle des Gleichklanges sich als starke Erschütterungen auswirken.

Die Gebäude.

Ein Gebäude stellt eine recht verwickelte, schwingfähige Anordnung dar. Die Federung liefert die Elastizität des Erdbodens, sodaß man in erster Annäherung annehmen kann, daß das als ein starrer Körper gedachte Haus auf Federn ruht. Tatsächlich sind jedoch die Mauern und insbesondere die Decken wieder für sich schwingfähig, außerdem beteiligt sich auch der Boden mit einer gewissen Masse an den Schwingungen des Hauses. Ein solches Gebilde besitzt also recht viele Eigentöne, die von den Erschütterungswellen angeregt werden. Diese Überlegungen sind auch durch praktische Versuche an Gebäuden erhärtet worden.

Besonders störend machen sich Gleichklangerscheinungen am Haus (als ein Ganzes betrachtet) oder an seinen einzelnen Bauteilen bemerkbar. Eingehende Untersuchungen haben gezeigt, daß die Eigentöne der heute üblichen Decken recht ungünstige Werte aufweisen, da sie mit den Schwingungszahlen der Erschütterungen häufig übereinstimmen.

Man pflegt die Gebäude gegen die ankommenden Bodenwellen oder Schwingungen der Erdkörper so zu schützen, daß man durchgehend die Mauern unterbricht und weiche Zwischenschichten einfügt: Man stellt also das Haus auf weiche Federn. Die Bodenschwingungen drücken dann lediglich diese weichen Stoffe etwas zusammen, während das Haus infolge seiner Trägheit in Ruhe bleibt.

Für die Allgemeinheit sind besonders die Gebäudeschäden wichtig, die man der Ein-

Digitized by Google

Dipl.-Ing. THEODOR TRAUDT, Berlin

Ein Kapitel Schiffsmaschinenbau

Ein Schiff muß, um maschinell vorwärts zu kommen, Teile der umgebenden Wassermengen nach hinten bewegen. Das kann mittels Schaufelrädern, Schrauben (genannt auch Propeller) oder Pumpen geschehen. Der weitaus häufigste Antrieb ist heute die Schraube. Bei großen Schiffen mit geringem Tiefgang kann jedoch schon bei mäßigen Geschwindigkeiten und Leistungen wegen des kleinen möglichen Durchmessers die erforderliche Schraubendrehzahl so unwirtschaftlich hoch werden, daß wir da auch heute auf Schaufelräder angewiesen sind, z. B. bei den großen Flußdampfern. Beim Pumpenantrieb saugt eine Pumpe vorn Wasser an, das sie nach hinten wieder ausstößt. Diese Antriebsart ist bisher nur versuchsweise gebaut worden. Seit einigen Jahren gibt es in Form der sog. Schneider-Voith-Propeller ein Mittelding zwischen Propeller und Schaufelrad, welches gerade auch für flache Gewässer gedacht ist. Ein Schiff dieser Art besitzt achtern unter Wasser zwei um senkrechte Achsen drehbare Räder, welche mit Schaufeln besetzt sind. Diese sind wiederum auf den Rädern um ebenfalls senkrechte Achsen drehbar befestigt und werden durch einen Lenkmechanismus so gesteuert, daß sie sich beim Rückwärtsgang quer und beim Vorwärtsgang längs zur Fahrtrichtung stellen. Dadurch wird ebenfalls die gewünschte Rückwärtsbewegung des Wassers und Fortbewegung des Schiffes erreicht.

Zum Antrieb der genannten Maschinenelemente stehen der heutigen Technik verschiedene Maschinen zur Verfügung, in erster Linie die Kolbendampfmaschinen. Mit ihnen ist noch der größte Teil der Handelstonnage der Welt ausgerüstet. Sie sind billig in der Herstellung, einfach zu bedienen, unempfindlich, dem durchschnittlichen Schiffspersonal am vertrautesten, aber beschränkt in Leistung und Wirkungsgrad, daher teurer im Betrieb, außerdem sind sie verhältnismäßig schwer.

In zweiter Linie werden Dampfturbinen angewendet. Sie haben, besonders bei großer Leistung, einen guten Wirkungsgrad und sind um so leichter, je höher man ihre Drehzahl wählt. Da aber der Schraubendrehzahl, wie oben erwähnt, Grenzen gesetzt sind, konnten sich die Dampfturbinen erst in größerem Umfang durchsetzen, als man gelernt hatte, für die in Frage kommenden großen Leistungen („Bremen" z. B. etwa 30000 PS) Zahnradgetriebe genau genug herzustellen, um einen Dauerbetrieb ohne Geräusch und Bruch auszuhalten. Turbinen verlangen ein besonders ausgebildetes Personal, gute, sachkundige Pflege, sind empfindlich und teuer in der Anlage, jedoch für große Leistungen unentbehrlich.

Sehen wir uns nunmehr einige Zahlen an (zusammengestellt vom Lehrstuhl Prof. Krainer, Techn. Hochsch. Berlin). 1933 zeigte die Welthandelsflotte unter Beachtung der Schiffe lediglich über 100 tons folgende Zusammensetzung:

Schiffe mit	Zahl	% der Ges.Zahl	Verdr.	% d.Ges. Verdr.	durchschnittl. Größe
Kolbendampfmasch.	23 351	79	45 400 000	68	1940
Dampfturbinen	1 267	4	9 200 000	14	7250
Kolbendampfm. [1]) mit Abdampfturb.	234	1	1 800 000	3	7700
Ölmotoren	4 663	16	10 200 000	15	2180
Gesamt	29 515	100	66 600 000	100	—

Würde man damit die Zahlen früherer Jahre vergleichen, so wäre ein Rückgang der Kolbendampfmaschinen zu beobachten. Das erkennt man auch an den Neubauziffern des Jahres 1933. Es entfielen bei den Handelsschiffen (nunmehr bloß unter Beachtung der Maschinenleistung, ausgedrückt in WPS, d. h. Wellenpferdestärken) auf

Kolbendampfmaschinen	98000 WPS	12%
Dampfturbinen	356000 WPS	44%
Ölmotoren	350000 WPS	44%
	804000 WPS	100%

Aus diesen Zahlen geht die wachsende Bedeutung der Ölmotoren (vornehmlich der Dieselmotoren) hervor. Sie treten besonders bei kleineren Schiffen auf und machen da den Kolbendampfmaschinen das Recht streitig. Ihr Wert liegt in geringem Anschaffungspreis, geringem Gewicht, welches bei höherer Drehzahl und zwischengeschaltetem Zahnradgetriebe noch verringert werden kann, und ferner in der Tatsache begründet, daß sie bedeutend weniger Treiböl brauchen, als ein sonst gleiches Kohlenschiff für dieselbe Strecke an Kohlen braucht. Sie haben mithin einen bedeutend erhöhten Fahrbereich. Seit man aber die Dampfschiffe mit Ölheizung versieht, und das ist in stets wachsendem Maße der Fall, ist dieser Vorteil entfallen, ja die Dampfschiffe sind ihrerseits noch weiter dadurch günstiger, daß sie zum Heizen bedeutend schlechteres und billigeres Öl, das man infolgedessen auch leichter bekommt, verwenden.

Die Vielfalt der erwähnten Antriebsmaschinen ist aber noch nicht erschöpft. Schon mehrmals hat man versucht, die Wellenleitung, die ja die Energie von den meist mittschiffs gelegenen Maschinenräumen nach hinten an die Schrauben weiterleitet, durch elektrische Maschinen zu ersetzen. Man kuppelte mit der Antriebsmaschine einen Stromerzeuger, dessen elektrische Energie man in Kabeln nach dem direkt auf einem kurzen Wellenstummel sitzenden Propellermotor leitete. Der elektrische Antrieb hat jedoch noch bei jedem bisher gemachten Versuch Gegner gefunden, die ihm vorwarfen, er sei zu teuer, zu schwer und zu unwirtschaftlich.

Allen diesen Vorwürfen muß eine gewisse Berechtigung zugestanden werden, jedoch muß man demgegenüber feststellen, daß es bisher noch wenig Bemühungen gegeben hat, besonders für den Bordbetrieb geeignete, schnellaufende, leichte Arten von Elektromaschinen zu entwickeln. Man kann also annehmen, daß bei genügender Pflege dieses Gebietes die genannten Nachteile wohl weitgehend verringert, wenn nicht behoben werden könnten, ohne jenen ungeheuren Vorteil zu schmälern, der, abgesehen von einigen andern, bisher wohl immer die stärkste Triebfeder zum Einbau elektrischen Antriebs gewesen ist, nämlich die sog. Manövrierfähigkeit. Sie ist es, die bisher immer wieder die Nachteile aufgewogen hat und die immer wieder die Anhänger des elektrischen Antriebs zu neuen Versuchen ermutigt hat. Während bei gewöhnlichen Schiffen mindestens 30 Sekunden vergehen, ehe die Maschine von voller Drehzahl auf 0 gebracht ist, braucht ein elektrisches Schiff, wie die im Mai 1935 im Ostasienverkehr in Dienst gestellte »Potsdam«, nur 5 Sekunden. Außerdem ließe sich die Maschinenanlage eines solchen Schiffes, wenn man wollte, unmittelbar von der Brücke aus steuern, so daß der Umweg über den etwas umständlichen Maschinentelegraphen entfiele. Diese Vorteile hatten wohl auch die amerikanische Kriegsmarine zur Einführung bewogen. Freilich hat sie vorläufig den elektrischen Antrieb wieder aufgegeben, vermutlich weil die genannten Nachteile doch zu sehr ins Gewicht fielen.

Es könnte ungeheuer interessant sein, die Entwicklung der einzelnen Maschinenarten nach Konstruktion, Gewicht und sonstigen Eigenarten auch geschichtlich zu verfolgen. Wir müssen uns das jedoch für ein andres Mal aufheben.

[1]) Hier handelt es sich um das sog. Bauer-Wach-Verfahren, nach dem an eine vorhandene Kolbenmaschinenanlage zwecks besserer Dampfausnutzung eine Abdampfturbine angebaut wurde. Wie man an der durchschnittlichen Schiffsgröße sieht, lohnt sich dieses Vorgehen besonders bei größeren Schiffen. Manchmal wird dieser Antrieb auch auf neuen Schiffen vorgesehen.

---

wirkung der Erschütterungen zuschreibt. Erfahrungsgemäß sind in der Regel die schwersten Schäden nicht die unmittelbare Folge der Verformungen, welche die Mauern usw. beim Schwingen erleiden, sondern sie sind mittelbarer Natur. Ein Haus wirkt beim Schwingen auf den Untergrund wie eine Ramme. Bei setzfähigem Boden entstehen unter den Mauern Verdichtungen des Bodens, sodaß nach einiger Zeit ein Teil des Mauerwerk gewissermaßen in der Luft hängt. Es ist offensichtlich, daß hierdurch zusätzliche Beanspruchungen in dem Gebäude entstehen, die zu gefährlichen Rissen usw. führen. Bei alten Bauwerken, Kirchen usw. zeigen sich öfters Schäden, die auf die Verkehrserschütterungen zurückgeführt werden. Häufig hat jedoch im Laufe der Zeit die Gründung dieser Bauwerke gelitten, sodaß die Erschütterungen lediglich als die Auslösung, aber nicht als die Ursache zu betrachten sind. Man kann solche Schäden an alten Baudenkmälern als ein Warnungszeichen auffassen, das auf eine gefährliche verborgene Krankheit hinweist. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Erschütterungen für einen Menschen schon recht lästig sind, bevor sie eine ernste Bedrohung eines Gebäudes darstellen. Es sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt, daß zur Beurteilung der Stärke der Verkehrserschütterungen Einteilungen nach Graden bestehen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der Einteilung der Erdbeben hinsichtlich ihrer Stärke aufweisen. Sie geben dem Fachmann die Möglichkeit, die Gefährlichkeit der Verkehrserschütterungen überschläglich abzuschätzen.

Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Schmidt

Rasse und Volk

Ihre allgemeine Bedeutung
Ihre Geltung im deutschen Raum

248 Seiten, Ln. RM 5.70, brosch. RM 4.80

Es werden hier die Ergebnisse der Wissenschaft zu den Fragen von Rasse, Seele, Vererbung, Volkstum, Völker und Kulturen, deutsche Volksrassen und deutsches Volkstum vom dermaligen Stande der wissenschaftlichen Forschung aus dargelegt, im Zusammenhang des Ganzen wird in besonderen Ausführungen der besonderen Rolle des Christentums in der Geschichte des deutschen Volkes gedacht, wird aufgezeigt, welche Werte das deutsche Volkstum dem Christentum verdankt und wie sehr daher das deutsche Volk gut tut, seine christlichen Traditionen hochzuhalten. (Schönere Zukunft, Wien)

Zu haben in jeder Buchhandlung

Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig

Digitized by Google

Prof. Dr. WILH. WOLFF, Berlin-Frohnau

Das Felseiland Helgoland und seine im schleswigschen Marschboden begrabenen geologischen Verwandten

Das Felseiland Helgoland, das Jahrzehnte hindurch ebensosehr geologisch wie geographisch eine Einzelerscheinung geblieben war, ist durch neuzeitliche geologische Forschungen auf dem benachbarten Festlande, über die H. L. Heck berichtet (Paläozoische, triassische und tertiäre Ablagerungen im südwestlichen Schleswig, Jahrb. Preuß. Geol. Landesanstalt 1935) in einen Zusammenhang gebracht worden, der das Interesse weiterer Kreise verdient und deshalb hier kurz dargestellt sei.

Der etwa 50 m hohe Gesteinsklotz Helgoland gehört zu der in Mitteldeutschland sehr verbreiteten Buntsandsteinformation, die hier aus einem sandig-tonigen Meeresgrunde isoliert zutage tritt. Jahrzehnte hindurch war eine von L. Meyn 1854 gefundene Saurierrippe das einzige Fossil aus dem Inselgestein. Dann fand Verfasser im Jahre 1910 in einem als »Predigtstuhl« bekannten Felsen an der Westseite der Insel einen prächtig erhaltenen Saurierschädel, zu dem 1925 aus einer Felssturzmasse an der Ostseite der Unterkiefer einer andern Saurierart hinzukam. Diese Funde erhärteten das Buntsandsteinalter des Inselgesteins, ließen aber noch keine nähere Gliederung zu. Erst Naumanns Funde von Fischschuppen, winzigen Phyllopodenschälchen (Estherien) und einer charakteristischen Muschelart (Gervillia Murchisoni) im gleichen Jahre erwiesen, daß der eigentliche Inselkörper ganz und gar aus Sandsteinen und Mergeln des Mittleren Buntsandsteins besteht, während der früher im oberen Teil des Inselkörpers angenommene Obere Buntsandstein auf die nach Osten anschließenden Hafengründe beschränkt ist.

Die nicht ganz anderthalb Kilometer von Helgoland abgelegene »Düne« ruht auf einer Grundplatte von Muschelkalk- und Kreidegesteinen, von der in nordwestlicher Richtung kilometerlange Riffe ausstrahlen, die bei tiefer Ebbe teilweise zum Vorschein kommen und in ihrem westlichen Teil aus den verschiedenen Bänken des Muschelkalkes, den wir aus den mitteldeutschen Vorländern so gut kennen, im breiteren östlichen Teil dagegen aus flach nordostwärts abfallenden Gliedern der unteren und namentlich der oberen Kreideformation bestehen. Die Düne steht aber auch, in mächtigen Verbindungen gegen die älteren Gesteine ge-, im Westen, Norden und Süden der am Meeresgrunde an. Das Ganze ist eine unebene, etwa 10 Kilometer lange und 6 Kilometer breite Gesteinsflur von ovalem Grundriß und nordnordwestlicher Erstreckung, aus der der 1600 m lange und 500 m breite Inselklotz emporragt. Dieser Inselklotz ist der Überrest eines ehemaligen höchsten Hügels, den die Nordsee- vor den vielleicht sechs bis acht Jahrhunderten, seit denen sie das vormalige nachbarliche Festland südlich von der Doggerbank allmählig überströmen, rings herum angefressen und schon zum größeren Teil abgetragen haben. Ein zweiter Felsklotz, der Muschelkalkplatte der Düne sich anlagert, ist schon vor einigen Jahrhunderten der Nordsee zum Opfer gefallen. Der ruhehafen der Düne wird wohl in einer Zeit dasselbe Schicksal erleiden; dagegen kann durch die gewaltigen Schutzmauern am Felsfuß noch lange Zeit vor diesem Schicksal bewahrt werden. Wenn nicht ein Sinken des Nordseebodens oder ein Steigen des Weltmeerspiegels (infolge tektonischer Einengung seines Behälters oder Wasservermehrung aus schmelzendem Polareis) den menschlichen Anstrengungen meßbar entgegenwirkt, kann die Insel für unabsehbare Zeit gehalten werden. Im andern Falle wird das dritte Helgoland ein ähnliches Schicksal erleiden wir das namenlose erste und zweite es erlitten haben.

Damit hat es folgende Bewandtnis:

Schon die vor dreißig Jahren erschienene geologische Karte des Deutschen Reiches von *Lepsius* verzeichnet an der Südwestecke der schleswigschen Halbinsel Eiderstedt eine kleine Stelle von Zechstein am Rande von Watt und Marsch. Ein Stück roten Sandsteins im Hamburger geologischen Institut blieb all die Jahre hindurch der einzige Beleg für dies rätselhafte Vorkommen. Neuerdings ist *H. L. Heck* dieser Spur nachgegangen und hat bei günstigem Niedrigwasser draußen am Priel und auf dem Watt vor Süderhöft durch Aufsammlungen und Schürfungen drei Zentner Gesteinsstücke zusammengebracht, die den Helgoländer Gesteinen zum Verwechseln ähnlich und nicht etwa als Schiffsballast oder Baumaterial an diese Stelle geraten sind, sondern in dem noch nie von Menschenhand gewendeten Boden je tiefer um so zahlreicher vorkommen. Es kann deshalb wohl kein Zweifel mehr sein, daß hier draußen am Rande von Eiderstedt eine kleine Klippe oder doch ein niedriger Klippensockel von Buntsandstein noch zu Beginn der nacheiszeitlichen Nordseetransgression bestanden hat, der nach und nach von den Wellen zertrümmert und im Wattenschlick begraben ist. Künftige Forschungen werden seine genaue Lage und Größe sicherlich einmal ans Licht bringen.

Das ist das zweite Helgoland. Auch das erste liegt im Eiderstedter Boden begraben, 21 Kilometer ostnordöstlich vom zweiten und mitten in der ältesten eingedeichten Marsch zwischen Oldenswort und Witzwort.

Von diesem ersten Helgoland ist nichts mehr zu sehen, und auch kein Gesteinsstückchen in den von Pflug und Spaten erschlossenen Bodenlagen zeugt von ihm. Man ist beim Brunnenbohren in 10 m Tiefe auf einen festen roten Ton von altertümlicher Beschaffenheit geraten, und die davon benachrichtigte geologische Landesanstalt ließ 1932 auf Veranlassung des Verfassers einige Untersuchungsbohrungen ausführen, deren Ergebnisse in der schon zitierten *Heck*schen Arbeit vorliegen.

Von dem zweiten Helgoland unterscheidet sich das erste dadurch, daß es schon in einer wesentlich früheren Zeit untergegangen ist, vom dritten und zweiten zugleich aber dadurch, daß es auch aus erheblich älteren Schichten besteht als diese beiden. An Größe scheint es das zweite bedeutend zu übertreffen und ungefähr dem dritten, dem heutigen zu gleichen. Die wenigen bisherigen Untersuchungsbohrungen ergeben ungefähr folgendes Bild: Die Hauptmasse besteht aus rotem Ton und Sandstein der oberen Zechsteinformation, also derjenigen Formation, die in geringer Tiefe unter dem Helgoländer Buntsandstein zu erwarten ist. Früher glaubte man ihr schon die ziemlich eintönig braunroten Sandsteine im unteren Teil der Helgoländer Westküste und auf der davor liegenden Klippenflur zurechnen zu sollen, aber die neueren Autoren rechnen diese Schichten noch zum Buntsandstein. Dagegen kennen wir ähnliche Gesteine wie aus den Oldensworter (Osterender) Bohrungen aus den Ton- und Gesteinsgruben von Lieth bei Elmshorn in Holstein, von Stade in Nordhannover und aus Bohrungen bei Heide in Holstein.

Außer dem Zechsteinton aber haben die Bohrungen von Oldenswort-Osterende noch eine Menge altes Brandungsgeröll aus Tiefen von 10—30 m zutage gefördert, das die Flanken des begrabenen Helgoland I umlagert, und aus dem weitere Schlüsse über dessen Gesteinskörper gezogen werden können. Es befinden sich darunter nämlich Gerölle von Stinkschiefer, Blasenschiefer, Zechsteinkalk und anderen Gesteinen der oberen, mittleren und vielleicht auch unteren Zechsteinformation; ob einige Stücke dem Buntsandstein oder dem Rotliegenden zuzuteilen sind, ist noch ungewiß. Außerdem haben sich große Mengen von Kreidegeröll gezeigt; es ist also, genau wie bei dem heutigen Helgoland, an den alten Gesteinskörper Kreide angelagert. Der Hauptteil der Gerölle liegt unter der Schicht von jung-eiszeitlichem Talsand, die überall die schleswig-holsteinische Marsch unterlagert. Die Zerstörung des alten Gesteinskörpers von Helgoland I muß also bereits vor der letzten Eiszeit erfolgt sein und steht möglicherweise mit der Entwicklung des damaligen Vorläufers unserer Nordsee, des interglazialen Eem-Meeres in ursächlichem Zusammenhang. Nach der letzten Eiszeit scheint nur noch eine Kreideklippe übrig gewesen zu sein, die der jetzigen Nordsee in der ältesten Zeit ihres Vordringens vor vielleicht 8000 Jahren zum Opfer gefallen ist, und von der die vielen Kreidegerölle in den untersten Marschbildungen an dieser Stelle herrühren.

Unter den diluvialen Brandungsgeröllen aus den Osterender Bohrungen sind nun zwei Arten von ganz besonderem Interesse. Die eine Art sind Stücke von rotem Salzsandstein bezw. Salzmergel, in denen sich feine Salzbestandteile bis heute erhalten haben, ohne ausgelaugt zu sein. Sie sind ein Beweis für die unmittelbare Nähe anstehenden Salzgebirges der Zechsteinzeit von ähnlicher Beschaffenheit, wie es von dem Salinenort Stade bereits bekannt ist. Die andere Art dagegen sind ebenfalls der Zechsteinformation angehörige Gerölle von Blasenschiefer und dolomitischem Blasenkalk, deren Untersuchung unter der Quarzlampe deutliche Erdölspuren ergeben hat. Nur 25 Kilometer Luftlinie in südlicher Richtung sind es von Osterende bis zum Erdölgebiet von Heide-Hemmingstedt im nördlichen Dithmarschen, wo erst neuerdings wieder zwei gut ergiebige Bohrungen niedergebracht sind. Gewisse Glieder der Zechsteinformation haben sich im letzten Jahrzehnt als Ursprungsgesteine des Erdöls erwiesen, wenn auch nicht als die einzigen derartigen Ursprungsgesteine, die wir in Deutschland haben. Für die

Soeben erschien Auswahl-Anzeiger 67:
FOLKLORE
(Märchen, Fabeln, Legenden, Volks- u. Heldensagen, Volksbilder)
Wir kaufen stets Bibliotheken von Wert
Lipsius & Tischer, Kiel

Digitized by Google

Gegend von Heide, wo der Zechsteinton in einhalb Kilometer Tiefe erbohrt ist, spielen sie offenbar eine maßgebliche Rolle, und die neuen Erdölspuren in den Gesteinsstücken von Osterende geben einen weiteren wichtigen Fingerzeig. Allerdings wird gewinnbares, flüssiges Erdöl wohl nicht an der Stelle zu erwarten sein, wo das rote Tongebirge mit seinen Begleitgesteinen am höchsten liegt und sein Erdöl gewissermaßen schon ausgeblutet haben dürfte. Aber wir haben hier einen Ausgangspunkt für die Aufsuchung ähnlich gebauter, noch mit einer Verschlußkappe aus undurchlässigen jüngeren Formationen versehener »Horste« oder Gewölbe von Zechsteingebirge, aus denen noch Erdöl springen könnte. Man wird zunächst im westlichen Teil der Halbinsel Eiderstedt, wo unser zweites Helgoland Aufmerksamkeit erweckt, suchen können. Mittel zur Entschleierung des verborgenen Gesteinssockels bis in mehr als 1000 m Tiefe hinab ohne die Riesenkosten von Bohrungen bieten uns die hochentwickelten Methoden der modernen Geophysik, insbesondere die Untersuchung der Schwere, der magnetischen Vertikalintensität und der elektrischen Leitfähigkeit, in deren Ergebnissen sich die tektonische Gestaltung des Untergrundes deutbar widerzuspiegeln pflegt. Schon die ersten bisher bekannt gewordenen Untersuchungen im vorliegenden Gebiet lassen da gewisse Ähnlichkeit mit dem unterirdischen Bauplan des salzreichen und stellenweise Erdöl spendenden Niedersachsen erkennen. Zugleich weisen sowohl diese, wie die Tiefenlinien der Seekarte auf Zusammenhänge mit dem heutigen, unserem dritten Helgoland hin.

So ist in drei Jahren aus der fast zufälligen Bekanntschaft der Wissenschaft mit einer kleinen Tonprobe von ungewöhnlichem Aussehen aus einer unbedeutenden Brunnenbohrung ein außerordentlich fesselndes und belangreiches System geologischer Untergrundskenntnisse in eintöniger Marschebene erwachsen. Die Insel Helgoland hat ihren Ahnenpaß bekommen.

In dritter, bearbeiteter und erweiterter Auflage erschienen folgende Werke von

Karl Georg Zschaetzsch

Die Arier, Herkunft und Geschichte des arischen Stammes

Das Werk berichtet über

30 000 Jahre arischer Geschichte

Es gibt Aufschlüsse über den Ursprung der Religionen und das Werden des Gottesglaubens, über den Sintbrand, über die Sintflut und viele sonstige biblische und andere Überlieferungen der Vorzeit, über die spätatlantinischen Fürstendienste sowie über den Moloch- oder Teufelsdienst, über den Unterschied zwischen den spätatlantinischen und den germanischen Priesterschaften, über die Bedeutung und Entstehung der Runen und Sippennamen sowie des Hakenkreuzes, über die Ungleichheit der Menschenrassen, über die Zusammenhänge der Kulturen in der Alten und Neuen Welt.

448 S. mit Karte und Abbildungen. . . . Lwd. RM 9.60

Uralte Sippen- und Familiennamen

Das Buch enthält mehr als

25 000 deutsche Familiennamen.

Es berichtet über die Entstehung und Zugehörigkeit vieler bisher unerklärbarer Sippen- und Familiennamen, die zum Teil ein Alter von annähernd 16 000 Jahren haben. Des weiteren enthält das Buch über 9 000 englische, französische und polnische Familiennamen sowie über 1 000 indische Stammesnamen; alle diese Namen stimmen mit alten arischen Sippennamen überein.

254 S. . . . . Lwd. RM 8.60

Atlantis, die Urheimat der Arier

Das Buch löst das

Geheimnis über die Herkunft der Germanen

und berichtet über ihre Schicksale in fernster Vorzeit. Auch der Sintbrand und die Sintflut sowie andere Überlieferungen der Bibel finden ihre Aufklärung.

128 S. mit Karte . . . . . Lwd. RM 3.20

Arier-Verlag G.m.b.H., Berlin-Zehlendorf

Der Mensch als Gestalter der Erde

Aus dem Bereich der Wechselwirkungen, die den wirtschaftenden Menschen mit seiner geographischen Umwelt verbinden, hat die wissenschaftliche Beobachtung jahrzehntelang die Wirkungen der »Natur« auf den Menschen und seine Wirtschaft in den Vordergrund gestellt. Die Umgestaltung der Natur durch den Menschen ist zwar in vielen Einzelvorgängen beobachtet und dargestellt, aber niemals im Ganzen in systematischem Zusammenhang untersucht worden. Das Buch von Edwin Fels »Der Mensch als Gestalter der Erde« ist ein erster Versuch in dieser Richtung; daß er unternommen wurde, ist ein bleibendes Verdienst. Es muß hervorgehoben werden, daß der Verfasser sich mit einer Fülle von Material sehr ungleichen Wertes auseinanderzusetzen hatte. Vieles davon ist in der Darstellung geschickt ausgeglichen; dankbar empfindet man eine vorbildlich klare und schlichte Sprache.

Kritische Würdigung eines systematisch-ordnenden Werkes muß zuerst an seiner Gliederung ansetzen. Fels behandelt nach einer kurzen Einleitung zuerst den »Einfluß der Wirtschaft auf Naturlandschaft und Lebewelt«; dann in einem zweiten Abschnitt (sehr viel kürzer) den »Einfluß des Verkehrs auf Naturlandschaft und Lebewelt«. Wir halten die übliche Gliederung in Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie für unzweckmäßig. In dem Versuch, »Verkehr und Wirtschaft« getrennt zu behandeln, steckt ein Stück Analyse am falschen Ort. Das Verkehrswesen läßt sich weder in der Theorie noch in der Praxis von dem übergeordneten Begriff »Wirtschaft« trennen. Auch das Werk von Fels hätte an Einheit gewonnen, wenn die Abschnitte über die Einwirkungen des Verkehrs auf die unbelebte und belebte Natur in den Hauptteil des Buches eingearbeitet worden wären.

Ein zweiter Einwand kann nicht verschwiegen werden: In ähnlicher Weise, wie von der früheren Wirtschaftsgeographie Betrachtungen über den Menschen als Landschaftsgestalter anhangweise gegeben wurden, schließt Fels einige Ausführungen über die Rückwirkungen der Wirtschaft (und des Verkehs) auf den Menschen an, die der Geschlossenheit seines Werkes Abbruch tun und mancherlei Angriffsflächen im Einzelnen bieten. Gewiß ist auch der Mensch ein Stück Natur. Aber das Thema der (»mittelbaren« und »unmittelbaren«) Selbstformung der Menschheit ist ebenso wie das Thema der Umwelt-Wirkung auf den Menschen viel zu groß, um anhangsweise behandelt zu werden. Gerade die Einheitlichkeit seiner Betrachtungsart hätte den Verfasser dazu führen müssen, hier abzuschneiden und auf Abschnitte wie z. B. »Verkehr und Politik«, »Auswirkungen auf Rasse und Gesundheit« oder »Die Befruchtung der Wissenschaft durch den Verkehr« zu verzichten.

Wir haben diese Einwände vorangestellt, um nunmehr ungestört den sachlichen Kern des Werkes hervorzuheben. Hier werden die Einflüsse des Menschen auf seine Umwelt in der bewährten anthropogeographischen Reihe dargestellt: Klima, feste Oberfläche, Gewässer, Pflanzen- und Tierwelt. Dabei zeigt sich, daß die unmittelbare Beeinflussung des Klimas durch den Menschen noch in den Anfängen steckt (der Schutz des Menschen vor dem Klima gehört wieder streng genommen nicht hierher!); die mittelbare ist erheblich. Schon das »Kunstklima« der Großstädte und Industriebezirke (»Ruhrnebel«) ist bemerkenswert; der Einfluß künstlicher Wasserflächen nicht zu vernachlässigen; von wesentlicher Bedeutung aber ist die Tatsache, daß Klimaverschlechterung durch Entwaldung für große Flächen der Erde angenommen werden muß, auch wenn sich diese Tatsache schwer durch Zahlen belegen läßt. — Von den Ausmaßen, welche die Umgestaltung der festen Erdoberfläche und der Binnengewässer durch den Menschen angenommen hat, besteht vielfach eine unzulängliche Vorstellung. Fels zeigt, daß die Bewegung der Erdoberfläche durch den Menschen die Durchschnittswerte der geologisch bedingten Veränderungen nicht selten übersteigt. Besonders deutlich sind natürlich die Einwirkungen von Bergbau und Verkehrsanlagen. Am sichtbarsten wird der Einfluß des Menschen gegenüber seiner lebenden Umwelt: der Begriff der Kulturlandschaft hat ja seine früheste Prägung von der Pflanzengeographie her erfahren. Hier gibt Fels wiederum eine gut gegliederte und klare Übersicht.

Das Gesamtergebnis zeigt mit aller wünschenswerten Klarheit, wie groß der Einfluß der Menschheit auf ihre naturgegebene Umwelt ist. In der übersichtlichen Darstellung dieser Tatsache liegt der Verdienst von Fels. Auf dem nunmehr geschaffenen Boden erheben sich eine ganze Reihe von Fragen, die verfolgt werden müssen. Wir deuten zum Abschluß einige davon an: Wie läßt sich »Kulturlandschaft« qualitativ gliedern? Wie verteilen sich ihre Stufen über die Erde? Welche Eingriffe des Menschen in seine Umwelt sind umkehrbar? Welche sind es nicht? (Mit andern Worten: Wo ist der Mensch bereits zu einem endgeschichtlich eindeutigen Wirken gelangt?) Welche Voraussetzungen soziologischer Natur (Formung durch den Einzelnen, durch kleinere oder größere Gruppen) fordern die verschiedenen Wirkungsformen des Menschen auf seinen Lebensraum in den verschiedenen Naturlandschaften der Erde?

Dr. A. Haushofer
Berlin

Edwin Fels: Der Mensch als Gestalter der Erde. Bibliograph. Anst. A. G., Leipzig 1935. 206 S. RM 5.80.

Nordwestdeutschland

Im Mittelpunkt des Buches von Schrepfer steht ebenso wie bei den bisherigen Bänden der »Landeskunde von Deutschland« das deutsche Land als Wohnraum des deutschen Menschen. Der Durchführung dieses Programms arbeitet die didaktische Natur des Buches zwangsläufig entgegen. Daraus bestimmen sich zugleich die Vorzüge und die Mängel der Schrepferschen Arbeit:

Die gegenseitige Gestaltung von Mensch und Erde im nordwestdeutschen Raum wird von Schrepfer nicht von der naturgeographischen, sondern von der anthropogeographischen Seite her gelöst: Der Mensch erscheint als Gestalter der Erde, nicht umgekehrt. Diese Betrachtungsform hat den Vorzug, daß in ihr die vielfältigen Formen menschlicher Erdbeherrschung in ein klares unkompliziertes Schema eingeordnet werden können. Dieser Tatsachenstil ist im Buche Schrepfers in hervorragender Weise gepflegt. Nach dem allgemeinen Teil, in dem die physikalischen und anthropogeographischen Grundtatsachen Nordwestdeutschlands in großen Zügen entwickelt werden, folgt die eingehende und übersichtliche Schilderung der einzelnen Landschaften des Rheinlandes, Hessens und des Weserberglands, Groß-Thüringens und Niederdeutschlands. Ein reiches Bild- und Kartenmaterial erhöht die Anschaulichkeit des Buches; das umfangreiche Literaturverzeichnis schließlich bietet wertvolle Anregungen zur Ergänzung des Lehrstoffs.

Diesen Vorzügen gegenüber stehen mehrere Nachteile der anthropogeographischen Betrachtungsweise, die den absoluten Wert der Anschaulichkeit und Inhaltsfülle relativ einschränken: Während die natürliche Energiestruktur der Landschaft in der naturgeographischen Betrachtungsweise ein einheitliches und widerspruchsloses Fundament schafft, wird in der anthropogeographischen Betrachtungsweise des Buches durch die Unterschiedlichkeit der menschlichen Lebensinteressen ein widerspruchsvolles Bild verursacht. Vor allem aber ist die Frage, ob eine solche Betrachtungsweise, die die sichtbare Beherrschung der Erde durch den Menschen in Tatsachen zusammenfassend schildert, den wichtigsten Punkt der gegenseitigen Gestaltung von Mensch und Erde nicht zu sehr vernachlässigt: die unsichtbare stetige Macht, die die Landschaft durch ihren Energienreichtum im Werden ihrer Menschen zu lebendiger kraftvoller Wirkung bringt. Eine solche Landeskunde würde durch ihre größere Tiefe jede utilitaristische Auffassung überwinden und Neuland erschließen.

H. V. C.

Landeskunde von Deutschland. Herausgegeben von N. Krebs: Band I: Der Nordwesten. Von Dr. Hans Schrepfer. Mit 44 Kartenskizzen und 56 Abbildungen auf 28 Tafeln. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin. 1935. RM 10.60, Lwd. RM 12.—

Digitized by Google

Lamarckismus, Darwinismus, Neudarwinismus

Vortrag von Professor Günther.

Im Rahmen einer Veranstaltung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft, Ortsgruppe Berlin, nahm Prof. Dr. Hans F. K. Günther, der bekannte Rassenforscher, jetzt Ordinarius an der Berliner Universität, Stellung zur Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften. Um es gleich vorwegzunehmen: der Streit zwischen Lamarckismus und Darwinismus betrifft ein wissenschaftliches Problem, kein politisches. Die rassenpolitische Aufgabe der Aufartung hängt nicht im mindesten davon ab, ob man sich theoretisch gegen oder für Lamarck entscheidet. Selbst wenn der Lamarckismus recht hätte, und es eine Vererbung erworbener Eigenschaften gäbe, würde sich diese in Zeiten vollziehen, die der Einwirkung des Menschen entzogen sind. Wir könnten nichts dazu tun, die von uns erworbenen Eigenschaften erblich zu »machen«. Im Bereich praktischer Zielsetzungen gibt es nur den Weg der Auslese; nur durch Kinderreichtum der erblich Hochwertigen ist eine Hebung unseres Volkes auf die Dauer möglich. Hier müssen wir selektionistisch denken und die »ausschlaggebende Bedeutung des Erbgutes« zu unserer Grundüberzeugung machen.

Daß auch die entwicklungsgeschichtlichen Gegensätze »politisiert« worden sind, der Lamarckismus in Sowjetrußland ein Monopol erhielt, hat sehr durchsichtige Gründe, darf aber nicht dazu verleiten, etwa umgekehrt den streng selektionistischen Neudarwinismus für die einzig mögliche Entwicklungstheorie zu halten. Die Frage, ob es eine Vererbung erworbener Eigenschaften gibt, ist — wie Günther hervorhob — bis heute wissenschaftlich nicht gelöst; mindestens besteht keine Einigung der Forscher.

Prof. Günther bekannte sich selbst, nach geschichtlichem Überblick über die Entwicklungslehren von Linné bis zur Gegenwart, zu einem gemäßigten Neudarwinismus, besser: zu einem Altdarwinismus mit neudarwinistischem Einschlag.

Linné gilt als klassischer Vertreter der Lehre von der Konstanz der Arten; nur wenig bekannt ist, daß ihm jedoch 1751 diese Überzeugung zweifelhaft wird: neue Arten könnten sich durch Kreuzung aus einer geringeren Zahl ursprünglicher Arten bilden. Buffon vermutet eine Abhängigkeit tierischer Gestaltumwandlungen von Umgebungseinflüssen; Cuvier lehnt jede »Entwicklung« ab, nimmt aber an, daß der Wechsel der Tiergattungen durch zerstörende äußere Mächte (Katastrophentheorie) und unmittelbares Eingreifen Gottes bewirkt sei. 1830 verteidigt Geoffroy St. Hilaire die Umweltbedingtheit der Lebensformen gegen Cuviers Lehre von der Konstanz der Arten. Schon 1809 hat Lamarck seine Umwelttheorie ausgebaut: durch Veränderungen des Milieus entsteht in den Lebewesen ein Verlangen (désir) und Drang (besoin) nach Anpassung, und dadurch kommt es zu Organumbildungen.

Darwins Position ist keine einfache Antithese zu Lamarck. Anpassung ist Auslese; das Überleben der »Passendsten« wird aber bei Darwin nicht bloß auf die »Allmacht der Naturzüchtung« zurückgeführt, sondern hinzu treten: Variabilität, Überzahl von Nachkommen, Vererbung der »zufällig« entstandenen, sich als zweckmäßig erweisenden Merkmale. Und gerade an dieser Stelle übernimmt Darwin Lamarcks »Vererbung erworbener Eigenschaften« (Pangenesistheorie Darwins: Bildung der Geschlechtselemente aus Teilchen des ganzen Körpers). Erst Weismann ist reiner »Darwinist« in dem Sinne, daß er sich allein durch Auslese die Entwicklung bestimmt denkt. Er scheidet aus Darwins Vorstellungen alles Lamarckistische aus: Soma und Keimplasma werden nun streng geschieden; das Keimplasma ist völlig unbeeinflußbar durch die Körperzellen; eine Vererbung erworbener Eigenschaften kann es nicht geben. Dieser Neudarwinismus wird bestärkt durch Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetzmäßigkeiten und die neu enstehende Vererbungsforschung, sowie durch de Vries' Feststellung plötzlicher (spontaner) erblicher Abwandlungen: Mutationen. Aus Mutationen die in der Entwicklungsgeschichte neu auftretenden Eigenschaften zu erklären, ist ein Weg, — aber ein sehr schmaler.

Günther verwies auf das Koadaptationsproblem: zu einer Mutation gehören offenbar eine ganze Reihe anderer, gleichgerichteter Mutationen, um sie brauchbar zu machen. Ließe sich freilich die Auslösung von Mutationen, die eine bessere Anpassung bewirken (aber sehr viel seltener sind als Mutationen von verschlechternder Wirkung), als Umwelteinwirkung deuten, so wäre nicht bloß der phylogenetische Erklärungswert der Mutationen ein sehr viel größerer, sondern es würde sich auch der Gegensatz von Lamarckismus und Darwinismus verringern. Aber davon kann zur Zeit keine Rede sein.

Wie hervorgehoben, — die Frage der Aufartung ist »neutral« gegenüber den Fragen der Entwicklungstheorie. Es ist nun einmal so, daß sich von menschlicher Erziehung nichts vererbt: was die Erziehung für die Individuen leistet, ist vergänglich mit den Individuen (Lenz). Wäre es anders, so hätten wir längst den Übermenschen. Also bleibt nur der Weg der Auslese erbgesunder und der Unfruchtbarmachung erbkranker Individuen. Hier »mendelistisch« zu denken, ist conditio sine qua non jeder auf rassischem Boden stehenden Bevölkerungspolitik.

G. L-n.

Biologie der Tiere

Unter diesem Titel erschien vor kurzem ein Grundriß der Tierkunde von Carl I. Cori[1]), Prag. Er ist als Einführung in die Entwicklung, den Bau und die Leistung des Tierkörpers für die Studierenden der Medizin und Naturwissenschaften und für die Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten gedacht. Die beiden ersten Teile die »Zelle« und »Fortpflanzung« vermitteln die allgemeinen Grundbegriffe der Zellenlehre, Zellteilung, Befruchtung, der verschiedenen Arten der Fortpflanzung und der damit zusammenhängenden Fragen der Entwicklungsphysiologie, Brutpflege, Regeneration usw. Der umfangreichste Abschnitt behandelt Entwicklung, Bau und Leistung einiger Tiergruppen in systematischer Reihenfolge, wobei als Leitgedanke das Entwicklungs- (= Abstammungs-) Prinzip zugrunde gelegt ist. Die weiteren Abschnitte über Stoffumsatz und Stoffkreislauf, Nahrungserwerb, Verdauung, Atmung, Reste des Stoffumsatzes, Wasserhaushalt, Körperflüssigkeit, Wärmehaushalt, Zusammenarbeiten der Organe, Reizerscheinungen, die Bewegung, Vererbung und Entwicklungslehre machen mit den Haupttatsachen und Problemen der Tierphysiologie bekannt. Die Zahl der meist schematischen Abbildungen ist beschränkt. Die Beschränkung ist möglich, weil das Buch gegenüber älteren Einführungen in die Zoologie weniger Nachdruck auf die rein beschreibende Anatomie des Tierkörpers legt, als vielmehr auf die Biologie, vor allem den Zusammenhang zwischen Form und Leistung mit den Anforderungen an die Umwelt.

Prof. Dr. K. Th. Andersen

[1]) C. I. Cori: Biologie der Tiere. Entwicklung, Bau und Leistung des Tierkörpers. Urban u. Schwarzenberg, Berlin-Wien 1935 X, 280 S. 107 Abb. RM 5.60, Lwd. RM 6.80

Gesundes Leben

Wenn ein so bedeutender Kliniker und Forscher wie Külbs ein kleines »Gesundheitsbrevier«, eine Anleitung zur vernünftigen Lebensführung schreibt, muß ein besonderer Anlaß dazu vorliegen. Külbs will mit dem Buch nichts »Besonderes« bieten, er will nur die wichtigsten Gesundheitsregeln, die vielen kleinen medizinisch-hygienischen Fragen des täglichen Lebens einmal zusammenfassend darstellen und beantworten, denn er weiß, was die Patienten, die medizinisch nicht gebildeten Menschen bewegt, was sie gerne vom Arzt wissen möchten und unbedingt auch wissen sollten. In anschaulicher und leicht verständlicher Form werden von ihm diese Dinge behandelt. So erfährt man, wie man wohnen, wie man schlafen soll, wie die Kleidung beschaffen und die Ernährung sein muß; Külbs kommt weiterhin auf die Frage der Konstitution, auf die spezielle Hygiene sowie auf die wesentlichsten Allgemeinerkrankungen und die wichtigsten Erkrankungen der einzelnen Körperteile zu sprechen. Er schildert eine Reihe äußerer Krankheitsursachen, deren Folgen und Behandlung; ferner gibt er einige sehr schöne Diätvorschriften bei verschiedenen Stoffwechselstörungen (Zucker- und Nierenleiden), sowie klare Anleitungen zur ersten Hilfe bei akuten Erkrankungen und Unfällen.

Naturwissenschaftlich Gebildeten gibt das Buch wenig Neues, wohl kann es ihnen dagegen einen schönen Überblick über die Hygiene des Menschen vermitteln.

Druck und Ausstattung sind vorzüglich; vielleicht wäre aber eine billigere Aufmachung zweckmäßiger gewesen, um dieses wirklich allgemein verständliche Buch auch breiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Dr. a. h.

»Gesundes Leben« von F. Külbs, Georg Thieme-Verlag, Leipzig 1935. 203 S. RM 4.80.

Atomtheorie

Von Dr. **Arthur Haas**, derzeit Gastprofessor am Bowdoin College, Brunswick, U. S. A. Mit 81 Figuren im Text und auf 5 Tafeln. Dritte, völlig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Oktav. VIII, 292 Seiten. 1936. RM 8.50, geb. RM. 10.—

Weitere Werke von Arthur Haas:

Die Umwandlungen der chemischen Elemente
Oktav. Mit 31 Abbildungen (fast ausnahmslos Photographien). VIII, 118 Seiten. 1935. RM 4.30, geb. RM 5.—

Einführung in die theoretische Physik
mit besonderer Berücksichtigung ihrer modernen Probleme. Fünfte und sechste, abermals völlig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. 1930. 2 Bände. Groß-Oktav.
I. Band: RM 8.50, geb. RM 10.—. 2. Band: RM 8.50, geb. RM 10.—

Kleiner Grundriß der theoretischen Physik
Kleine, besonders bearbeitete Ausgabe der Einführung in die theoretische Physik. Mit 22 Fig. Oktav. VIII, 183 Seiten. 1934. Geb. RM 5.30

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

EGMONT COLERUS

Vom Punkt zur vierten Dimension
GEOMETRIE FÜR JEDERMANN
Mit 170 Illustrationen
6.—9. Tausend

Vom Einmaleins zum Integral
MATHEMATIK FÜR JEDERMANN
Mit 73 Illustrationen
15.—21. Tausend

Jeder Band RM 5.— in Ganzleinen

So muß man die Sache anpacken. So und nicht anders muß diese Wissenschaft dem Erwachsenen und dem Schüler nähergebracht werden. (Technik für alle)

PAUL ZSOLNAY VERLAG · BERLIN

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Karl Ernst von Baer, der Vater der Entwicklungsgeschichte

Neben Johannes Müller gehört Karl Ernst von Baer zu den großen Biologen des 19. Jahrhunderts, die für den Vitalismus, für eine organische Betrachtungsweise in der gegenwärtigen Biologie besonders fruchtbar geworden sind.

Karl Ernst von Baer, der dem baltischen Adel entstammt, wurde am 17. (28.) Februar 1792 auf dem Gute Piep in Estland geboren. Von 1810—14 studierte er in Dorpat Medizin; aber bei der Vielseitigkeit seiner Interessen vermochte ihn diese Wissenschaft allein nicht zu befriedigen. Er unternahm eine Reihe von Reisen, die ihn nach Berlin, Wien, Königsberg und Würzburg führten.

Der Aufenthalt in Würzburg war für Baers Lebensarbeit entscheidend: hier lernte er durch Döllinger die vergleichende Anatomie und die Embryologie gründlich kennen und sein Interesse für die Entwicklung der Lebewesen wurde dort aufs nachhaltigste angeregt, sodaß man Baer später den Vater der Entwicklungsgeschichte genannt hat.

Trotzdem seine Hauptleistungen auf dem Gebiet der Entwicklungsgeschichte der Tiere zu suchen sind, haben doch seine Arbeiten als Forschungsreisender, als Geograph in russischen Diensten nicht mindere Bedeutung. Baer hat als einer der ersten den Bereich der Insel Nova Semlja näher erforscht, das russische Lappland und die Halbinsel Kola bereist und zahlreiche Untersuchungen zur Geographie des Kaspischen Meeres geliefert.

Auf seinen Forschungsreisen war er nicht nur darauf bedacht, die Naturkenntnis zu erweitern, sondern auch bemüht, historische Fragen mit Hilfe der Naturwissenschaften zu beantworten. So hat er u. a. Homers Berichte über die Irrfahrten des Odysseus geprüft und auf Grund der Kenntnis des Schwarzen und des Mittelländischen Meeres gefunden, daß Odysseus nicht den Westen sondern nur den Osten des Mittelländischen Meeres und das Schwarze Meer befahren haben kann; denn die Schilderungen Homers treffen vielfach nur auf die Küstenlandschaft des Schwarzen Meeres zu.

Wenn Baer auch zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in Deutschland, in Königsberg i. Pr. 1817 als Prosektor, seit 1821 als ordentlicher Professor der Zoologie und seit 1826 als Ordinarius für Anatomie tätig war und bis 1834 in Königsberg verblieb, so hat er doch den größten Teil seiner Forschungsarbeit in russischen Diensten durchgeführt als Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Gegensätze zur preußischen Regierung, aber auch der Wunsch, sich mehr der Verwaltung seines in Rußland belegenen Gutes zu widmen, führten Baer zum Verlassen Königsbergs und zum Scheiden aus dem preußischen Staatsdienst.

In Königsberg hat Baer eine seiner bedeutendsten Entdeckungen gemacht. Er fand dort bei seinen Versuchen 1828 das Säugetierei, das man wegen seiner Kleinheit bis dahin nicht erkannt hatte. Durch diesen Befund hat Baer dem Vergleich der verschiedenen Tierarten miteinander einen starken Antrieb gegeben.

Die vergleichende Entwicklungsgeschichte sollte später die Grundlage für den Darwinismus bilden, indem man durch den Vergleich der Entwicklung der Tiere die Abstammung der höheren Tiere von den niederen beweisen wollte. Freilich trat Baer dieser Auffassung entgegen, wie er auch dem von Häckel formulierten biogenetischem Gesetz widersprach, das in der Entwicklung des Individuums nur eine abgekürzte Wiederholung der Entwicklung seiner Ahnen sah; denn die Entwicklung des Individuums — so betonte Baer — durchläuft nicht die Tierreihe, sondern geht von den allgemeinen Charakteren einer größeren Gruppe (wie beispielsweise dem Ei) zu den spezielleren und speziellsten über, die es von anderen Arten unterscheiden.

Aber nicht nur wegen seiner Opposition gegenüber dem Darwinismus, sondern auch wegen seiner Anschauungen über das Wesen des Organischen ist Karl Ernst v. Baer unserer Gegenwart besonders wichtig.

Zur Charakteristik des organischen Lebens und zu seiner Unterscheidung von der unorganischen Natur dient Baer asl Merkmal die Entwicklung: »Die organischen Körper in der Natur sind nicht nur veränderlich, sondern die einzigen, die sich selbst verändern. Der Kristall und der Felsblock sind zwar auch einer endlichen Zerstörung ausgesetzt, aber die Zerstörung geht nicht aus ihnen selbst hervor. Feuchtigkeit, Wärme, chemische und physische Energie überhaupt sind es, mit deren Hilfe der Zahn der Zeit sie langsam benagt. Auf einen isolierten Punkt des Weltalls versetzt, würden sie ewig dauern; denn das Leblose kann nicht sterben. Es wird nur von der Außenwelt zerstört. Die organischen Körper dagegen zerstören sich selbst. Sie sind nicht nur steter Veränderung unterworfen; sondern ihre ganze Entwicklung ist ein Reifen zum Tode. Ja in ihrem Leben ist nichts gewiß als eben der Tod; denn wie weit sie in der Entwicklung fortschreiten, hängt zum Teil von der inneren Anlage, zum Teil von der Gunst äußerer Verhältnisse ab; aber mit dem Moment der Zeugung ist auch schon das Todesurteil unterschrieben und nur die Frage bleibt noch übrig, wann es vollzogen wird.« (v. Baer, Das allgemeinste Gesetz in der Natur, publiziert in Reden, Bd. 1, S. 39 ff.)

Da das Leben als ständig mit dem Tod abgeschlossene Entwicklung betrachtet wird, so erscheint nicht eine bestimmte Lebenszeit (etwa die Jugend), sondern der gesamte Lebenslauf als Entwicklung, eine Entwicklung, die sich in rhythmischen Formen ähnlich wie bei einem Kunstwerk, einem Musikstück vollzieht. »Nach eigenem Rhythmus (Aufeinanderfolge der Vorgänge) und zu eigenem Typus (Nebeneinandersein der Teile)« — so schreibt Baer in seiner berühmtesten Rede: Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige? — »baut sich der organische Lebensprozeß den Leib aus Stoffen, die er von der Außenwelt aufnimmt.« (v. Baer, Reden, Bd. 1, S. 276 ff.)

Selbsttätigkeit zeichnet den sich entwickelnden Organismus aus. Entwicklung ist kein Prozeß, der durch die Außenwelt bestimmt ist, sondern eigene Leistung des Organismus, deren Vollzug allerdings an das Bestehen von Stoffen gebunden bleibt.

Gleich dem anderen großen Vitalisten des 19. Jahrhunderts, gleich Johannes Müller, der seine Erkenntnisse im Gesetz von der spezifischen Sinnesenergie zusammengefaßt hat, ist für Baer das Empfinden »nichts anderes als die Außenwelt auf das eigene Selbst, sei dessen Bewußtsein auch nur schwach, zu beziehen.« (Vergl. Baer, Reden, Bd. 2, S. 227 ff.)

Wie alle organischen Prozesse ist das Empfinden rhythmisch gegliedert; durch die schnellere oder langsamere Aufnahmefähigkeit, die in ihrem Lebensrhythmus begründet ist, unterscheiden sich die verschiedenen Tiere; durch sie ist das Erleben des zeitlichen Geschehens bedingt.

Durch die Erkenntnis, daß jedes Lebewesen eine besondere Spanne Zeit braucht, um zu empfinden (die sogenannte Empfindungszeit), hat Baer auf ein physiologisches und psychologisches Problem hingewiesen, das erst in der Gegenwart wieder von der Psychologie (in ähnlichem Sinn durch Richard Hönigswald) und von der Physiologie (durch v. Uexküll) wieder aufgenommen wurde.

Bei seinem Tod — er starb am 16. (28.) November 1876 zu Dorpat — war Baer infolge seiner Entdeckung des Säugetiereis zwar nicht vergessen, aber die Leistungen, deretwegen ihn die heutige lebenswissenschaftliche Forschung schätzt: seine Charakterisierung der organischen Wesen, sein Hinweis auf die Rolle der Empfindungszeit, wurden nur selten beachtet. Auch heute noch ist sein Werk im Verhältnis zu seiner Bedeutung viel zu wenig bekannt und gewürdigt.

Dr. A. C. Coutinho
Hamburg

Nachtrag zu Nummer III/4 vom 20. Februar:

Unser Bild zum Lebensbild von Sophie Charlotte auf Seite 12 von Nr. 4 wurde nach einer Zeichnung von Herrn A. Miehe, Berlin, angefertigt.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

WANG: Rechtsstaat und Moralstaat in der chinesischen Staatsphilosophie

ZUCKER: Neues aus dem hellenistisch-römischen Ägypten

v. SODEN: Die Assyriologie als Glied der deutschen Altertumswissenschaft

Die nächste Nummer bringt u. a.

JANSEN: Vorgeschichte und Grenzlandarbeit

RUGE: Rechtssprache und Volkskunde

BLUMENTHAL: Tendenzen der neueren Herderforschung

URBACH: Wesensunterschiede deutscher und französischer Dichtkunst

Einführung in die theoretische Physik. Von Dr. Clemens Schaefer, o. ö. Prof. an der Univ. Breslau. Gr.-Okt. In 3 Bänden.

I. Band: **Mechanik materieller Punkte. Mechanik starrer Körper und Mechanik der Kontinua (Elastizität und Hydrodynamik).** Mit 272 Figuren im Text. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. XII. 991 Seiten. RM 45.—, geb. 48.—

II. Band: **Theorie der Wärme. Molekular-kinetische Theorie der Materie.** Mit 88 Figuren im Text. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. X, 660 Seiten. 1929. RM. 28.—, geb. 30.—

III. Band, I. Teil: **Elektrodynamik und Optik.** Mit 235 Figuren. VIII, 918 Seiten. 1932. RM. 37.50.—, geb. 40.—

IV. Band, II. Teil: Atom- und Quantenphysik. In Bearbeitung.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Die naturwissenschaftliche Bibliothek
der
SAMMLUNG GÖSCHEN
umfaßt bisher etwa 150 Bände
Jeder Band in Leinen gebunden nur RM 1.62
Sammelbezugspreise:
10 Expl.: RM 14.40; 25 Expl.: RM 33.75; 50 Expl.: RM 63.—
Verzeichnis auf Wunsch
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährl. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4833 IV. Vj. 35.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

APR 20 1936

Berlin, 5. April 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 7

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Bibliotheksrat Dr. A. JÜRGENS, Berlin

Die Organisation der geisteswissenschaftlichen Forschung in Amerika

In Nummer 4 der »Geistigen Arbeit« hatten wir unter dem Titel »Forschung als Forderung und Funktion« angekündigt, laufend Aufsätze zu bringen, die einen Überblick über die Forschungsorganisationen der einzelnen Kulturstaaten geben, und ihn zu ergänzen durch Berichte aus Wissenschaftsinstituten.

Der nachfolgende Aufsatz gibt einen Überblick über die treibenden Kräfte der Forschung in den Vereinigten Staaten.

Die epochemachenden Entdeckungen der wundervoll eingerichteten Observatorien der Vereinigten Staaten in der Sternenwelt brachten zum ersten Male vor drei bis vier Jahrzehnten die Kunde von ernster wissenschaftlicher Arbeit jenseits des großen Wassers. Die Zuteilung einiger Nobelpreise an Mediziner und Physiker nach dem Kriege — die Auffindung des Insulins durch amerikanische Gelehrte ist auch dem Laien sofort gegenwärtig — zeigen die amerikanische Forschung auf dem ganzen Gebiete der Naturwissenschaften in gleicher Reihe mit der wissenschaftlichen Arbeit Europas. Auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften haben erst die letzten Jahre wertvolle Beiträge der Staaten gebracht, die die Aufmerksamkeit der Fachleute gefunden haben. Sie alle haben das eine Merkmal gemeinsam, daß sie nicht in erster Linie die Ausstrahlung einer überlegenen Persönlichkeit mit neuen genialen Einsichten und Forschungsergebnissen sind, sondern daß es Ergebnisse bewußter Organisation der Forschung sind.

Für uns Deutsche ist die nähere Befassung mit dem Wege, auf dem dieses erreicht wurde, schon deshalb naheliegend, weil der Ausgangspunkt dieser Entwicklung Ideen deutscher Wissenschaftspflege gewesen sind, zum anderen auch, weil wir im Zuge der Neuordnung des Reichs ähnlichen Problemen gegenüberstehen.

Diese die Forschung der Welt befruchtenden und weitertreibenden Ergebnisse sind eine Folge des engen Anschlusses der amerikanischen Universitäts-Organisation an das deutsche Vorbild, das Lehre und Forschung vereint, nachdem man das englische und französische Universitätssystem als unfruchtbar erkannt hatte.

Das 19. Jahrhundert in der Geschichte der amerikanischen Universität ist das Jahrhundert deutschen Einflusses [1]).

[1]) Vergl. Charles Franklin Thwing: »The American and the German University«. New York 1928 und auch den einleitenden Aufsatz dieser Reihe.

Die Bedürfnisse des Weltkrieges haben 1916 dann zunächst auf naturwissenschaftlichem Gebiet zu einer Zusammenfassung aller Kräfte im National Research Council geführt. Die Notwendigkeit, eine Vertretung der amerikanischen Wissenschaft auf geistes- und sozialwissenschaftlichem Gebiete in der International Union of Academies, der Brüsseler Kampforganisation gegen die Wissenschaft der besiegten Mittelmächte, zu schaffen, führte 1919 zu einem Zusammenschluß der 19 geisteswissenschaftlichen gelehrten Gesellschaften des Landes in dem American Council of Learned Societies.

Der ursprüngliche Plan ging nur dahin, eine reine Landesvertretung der International Union of Academies zu sein, um die von dieser angeregten wissenschaftlichen Unternehmungen, soweit sie von den Staaten übernommen waren, durchzuführen. Die unbezweifelbaren Erfolge des naturwissenschaftlichen National Research Council führten bald zu einer Ausweitung der ursprünglichen Aufgabe.

Heute ist das American Council of Learned Societies die Zentralinstanz der gesamten geisteswissenschaftlichen Forschung der Staaten mit dem Ziel einer planmäßigen Durchführung und Förderung großer Forschungsunternehmungen und ergänzt damit das National Research Council nach dieser Richtung. Für die Sozialwissenschaft ist sodann 1923 in dem Social Science Research Council ein besonderes Zentralorgan der Forschung geschaffen worden.

Diese Zentrale der geisteswissenschaftlichen Forschung vereinigt eine gewisse Selbstverwaltung mit starker Zentralgewalt.

Die Organisation des American Council of Learned Societies:

Mitglieder des Council sind alle gründenden und später hinzugetretenen Gesellschaften, jetzt 20 an der Zahl, die durch je zwei Vertreter auf der jährlichen Hauptversammlung allein abstimmungsberechtigt sind. Da die Vertreter der Gesellschaften von diesen auf vier Jahre benannt werden und immer nur 1/3 der Vertreter ausscheidet, die einzelnen aber wieder wählbar sind, ist für die nötige Kontinuität gesorgt. Die Hauptversammlung hat aber, wie in allen derartigen Organisationen, mehr formalen Charakter. Der Hauptversammlung geht jetzt als ständige Einrichtung eine Konferenz der ständigen Sekretäre der Gründergesellschaften voraus, die sich namentlich mit der formalen Behandlung grundsätzlicher Probleme, wie der Frage von Druckzuschüssen, befaßt, aber auch umgekehrt dem Council eine Einwirkungsmöglichkeit auf die Verwaltung der Gesellschaften bietet. Die endgültige Entscheidung liegt bei dem Executive Committee, das aus dem Vorsitzenden des Council, seinem Stellvertreter und dem Schatzmeister sowie zwei besonders gewählten hervorragenden Gelehrten besteht, also einem sehr kleinen, sehr aktionsfähigen Gremium, das etwa viermal jährlich zusammentritt. Die Tatsache, daß der erste Präsident, Professor E. C. Armstrong, kürzlich nach 16jähriger Amtsdauer durch einen Nachfolger ersetzt wurde, spricht nicht nur für die Leistungen dieser Persönlichkeit, sondern ist zugleich das beste Zeichen eines Sinnes für Kontinuität, der die Arbeit des Council beseelt. Dem ersten Präsidenten steht ein permanenter Sekretär zur Seite mit einem kleinen Büro, außerdem ein Beirat von neun Professoren für die allgemeinen Probleme der Geisteswissenschaften, ein besonderer Beirat für Forschungsstipendien und kleinere Beihilfen, sowie Sonderkommissionen für einzelne Fächer und einzelne Unternehmungen.

Die Finanzen:

Die Einnahmen des Council setzen sich aus einem kleinen, rein formalen Beitrag der Gründergesellschaften, im übrigen aber aus Bewilligungen der großen Stiftungen, der Rockefeller Foundation und der Carnegie Corporation of New York, aus Schenkungen von Firmen und Einzelpersonen für besondere Zwecke sowie Verkaufseinnahmen aus den eigenen Unternehmungen zusammen. Dabei spielen die Bewilligungen der großen Stiftungen die Hauptrolle, die meist auf eine Reihe von Jahren für bestimmte, vom Council ausgewählte und bearbeitungsreif gemachte Zwecke gegeben werden.

AUS DEM INHALT

LODEWYCKX: Die weiße Rasse in den australischen Tropen

v. NATZMER: Die Herkunft der Indianer und das Alter amerikanischer Kulturen

v. HOPFFGARTEN: Wissenschaft und Forschungsarbeit auf den canarischen Inseln

BLUMENTHAL: Tendenzen der neueren Herderforschung

Digitized by Google

Im Jahre 1934 wurden für Verwaltung und Forschungszwecke 269 794 Dollar verausgabt, wovon für die eigentliche Verwaltung etwa 30 000 Dollar, ferner 13 000 Dollar für Drucksachen und Kommissionssitzungen verausgabt wurden. Für die Zwecke der International Union of Academies wurden dabei insgesamt nur 341 Dollar verwandt, woraus klar die Verschiebung in der Aufgabenstellung und die zentrale Bedeutung des Council in der nationalen geisteswissenschaftlichen Forschung hervorgeht.

Die Leistungen:

Die Arbeiten der International Union of Academies dürfen in diesem Zusammenhange als bekannt vorausgesetzt werden und können deshalb hier übergangen werden.

Die wichtigsten Aufgaben des Council bestehen in der Planung und Förderung der Geisteswissenschaften. Wichtige Fachgebiete, denen die amerikanische Forschung bisher wenig oder ungenügende Aufmerksamkeit geschenkt hat, stehen dabei im Vordergrunde. Ausgehend von einer Übersicht über den Stand der Forschung, sucht man die Wege für Neuaufbau und Organisation der weiteren Zusammenarbeit. Eingehende Berichte über die Lage der Forschung bilden den Ausgangspunkt, Sammlung und Beschaffung des Forschungsmaterials bilden die zweite Stufe, wobei für die technischen Fragen dieser Art ein besonderer Ausschuß, gemeinsam mit dem Social Science Research Council, besteht. Als dritte Stufe erscheint sodann die Förderung großer Gemeinschaftsaufgaben auf einzelnen Gebieten.

Als Beispiel sei die Arbeit der Kommission für chinesische und japanische Studien gewählt, die eigentliches Neuland bearbeiten mußte. Ihre Ziele sind: Auf der ersten Stufe Vermehrung der ausgebildeten Forscher durch Forschungsstipendien, durch Schaffung von Ausbildungszentren und Abhaltung von Ausbildungskursen. Auf der zweiten Stufe folgt Arbeitsbeginn auf einfachen Gebieten, wie die Übersetzung bestimmter Werke ins Englische. Drittens treten hinzu: Herstellung von Auszügen ostasiatischer Zeitschriften, Zusammenstellung von Bibliographien für einige Spezialgebiete, Austausch mit asiatischen und russischen Gelehrten, und erst als vierte Stufe sind eigene Forschungen und Veröffentlichungen geplant.

Die Abteilung der Wissenschaftsplanung und Entwicklung umfaßt außerdem Ausschüsse auf folgenden Gebieten: Indische und Iranische Studien, Rechtsgeschichte, Musikwissenschaft; für die slavischen und arabischen Studien, die auch noch ungenügend entwickelt sind, beteiligte sich das Executive Committee an seminaristischen Übungen von anderer Seite.

Um von den in dem ersten halben Menschenalter in die Wege geleiteten, zum Teil schon weit fortgeschrittenen Gemeinschaftsarbeiten des Council einen Überblick zu geben, sei hier nur kurz der Titel der vollwissenschaftlichen Unternehmungen genannt, die mehr oder weniger vollendet, jedem Fachwissenschaftler als solche bekannt sind, ohne daß ihr Ursprung in zentraler Wissenschaftsplanung auf geisteswissenschaftlichem Gebiet bekannt wäre:

- Dictionary of American Biography (bisher 20 Bände),
- Linguistic Atlas of the United States and Canada (Material fertig),
- Handbook of American Languages (viel erschienen),
- Greek Scientific and Philosophical Thought prior to Aristotle (Heidel, Bd. I erschienen),
- Codices Latini Antiquiores (Bd. I erschienen),
- Census of Medieval and Renaissance Manuscripts in the United States and Canada (im Druck).

Das Council hat sodann eine große Anzahl von Gemeinschaftsarbeiten mit seinen Mitteln und seiner Organisation gefördert, wobei bemerkenswerterweise die Regierung dem Council Beihilfen für wissenschaftliche Arbeiten, als Notstandsmaßnahmen für das Druckgewerbe, gewährte. Deshalb befinden sich darunter bemerkenswert viele Bibliographien, ein Gebiet, auf dem sich die junge amerikanische Wissenschaft gerne die Sporen verdient, aber doch zum Teil auch den Europäern den Rang abläuft. An unterstützten Arbeiten nenne ich:

a) Bibliographien:
   - Writings on American History,
   - Guide to the Opinion forming Press of the United States (zusammen mit der internationalen Historiker-Vereinigung),
   - Bibliography of American Travel,
   - Bibliography of Philosophy from 1900,
   - Dictionary of Books relating to America (Sabin),
   - Bibliography of printed Maps relating to America,
   - Doctoral Dissertations accepted by American Universities.

b) An Wörterbüchern sind folgende Sammlungen in Arbeit:
   - Verzeichnis der mittelalterlichen Ausdrücke der Geschäftssprache,
   - Mittelenglisches Wörterbuch,
   - Vokabular Alfonsos X.,
   - Historisches Wörterbuch des amerikanischen Englisch,
   - Wörterbuch zu Ciceros Briefen.

Dazu kommen an sonstigen Gemeinschaftsaufgaben: eine Averroes-Ausgabe, päpstlich-englische Beziehungen im Mittelalter, englische Verwaltungsgeschichte u. a., Ausgrabungen in Olynthus und Irland, eine epigraphische Expedition nach Konia, eine Expedition für Schallplattenaufnahme von südslavischen Volksliedern, große Unternehmungen, wie die Monumenta Palaeographica Vetera, das Corpus Cantilenarum Medii Aevi u. a.

Viele dieser Arbeiten sind in Verbindung mit der Medieval Academy of America unternommen, welche die Einzelforscher auf den Untergebieten zusammenfaßt.

In den Anfängen steht noch die Gewährung von Forschungsstipendien und Hilfe für die Einzelforschung, die, wie erwähnt, von einem besonderen Ausschuß betreut wird.

Die Darstellung der Arbeitsweise des Council zeigt ebenso wie die Aufführung der einzelnen Arbeiten, die von ihm unternommen werden, in wie systematischer Weise das Gebiet der Geisteswissenschaften in Angriff genommen wird. Die ersten Früchte auf diesem Gebiete sind gereift, eine Schar von Forschern ist am Werk, und es ist auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften in Zukunft mit hochstehender amerikanischer Mitarbeit zu rechnen [1]), auch in solchen Fächern, in denen amerikanische Mitarbeit noch vor 20 Jahren fast völlig fehlte.

Die höchste Form der Wissenschaftspflege ist eine aus großem Wissen zur Kunst werdende schöpferische Pflege; in Ermangelung solcher Persönlichkeiten, die diese Kunst ausüben können, ist hier ein Weg beschritten, ausgehend von eingehenden Übersichten des Standes einer Wissenschaft, durch Gemeinschaftsschulung mit Hilfe von Gemeinschaftsarbeit zu höchststehenden Mannschaftsleistungen zu gelangen, die der Forschung des Landes einen ehrenvollen Platz sichern.

[1]) Vergl. vor allem: Bulletin of the »American Council of Learned Societies«, January 1932, Executive Office, 907 Fifteenth Street, Washington. D. C.

Die spanischen Konquistadoren

Mit dem Werke von Kirkpatrick über die spanischen Konquistadoren beginnt eine neue Buchreihe des Leipziger Verlages Wilhelm Goldmann, in der die zukunftgestaltenden Leistungen europäischer Avantgardisten in Übersee eine umfassende Darstellung erfahren. Die ständig wachsende Schicksalsverbundenheit aller Nationen der Erde erfordert im eigensten Interesse die Beobachtung der geopolitischen Tatsachen und Kräfte unserer Zeit und die Kenntnis ihrer geschichtlichen Grundlagen, an deren Schaffung die Völker Europas entscheidenden Anteil haben.

Die eigenartigen Entstehungsfaktoren Spanisch-Amerikas liegen — ebenso wie die Entdeckung der »neuen« Welt durch Columbus — so stark im Irrationalen verwurzelt, daß ihre Schilderung nur Ereignisse berichten kann, — daß sie aber in deren Motivierung schattenhaft wird und an Klarheit hinter der intuitiven Kraft der Phantasie zurückbleibt. Darin liegt der ungeheure Reiz dieses Buches und das große Verdienst des Verfassers, daß er an keiner Stelle den störenden Versuch macht, für diese Epoche der Maßlosigkeit Maßstäbe zu finden, — daß er nicht versucht, durch eine unzulängliche Begründung die wirklichkeitsnähere Phantasie zu betrügen und den Schwerpunkt der Darstellung aus dem Leser in das Gelesene hinüberzuziehen.

Alle Spanier, die die neue Welt betraten, in diesen fünfzig Jahren nach der Entdeckung Amerikas, packte früher oder später dieser Rausch der Maßlosigkeit: das Charakteristikum des conquistador. Alle kleinen Eigenschaften, die daheim in Spanien im kleinen Lebenskreise wirkungslos geblieben waren, erscheinen im neuen Lande, dessen Wunder zwischen ungemeßnen Grenzen auf zugreifende Fäuste und mutige Herzen warteten, ins Ungemessene gesteigert. So sind alle Männer dieses Buches, von Columbus, dem ersten und größten Eroberer, in dessen Maßnahmen die kinetischen Ziele spanischer Kolonialpolitik schon deutlich sichtbar sind, über Pedrarias, die Indianergeißel, über die tollkühnen goldgierigen Eroberer Mexikos und Perus, über Magalhaes, der Columbus' Werk vollendete, bis zu Pedro de Valdivia, dem unglücklichen Opfer des heldenhaften Araucanerführers Lautaro; so werden sie alle von dieser Maßlosigkeit zum Siege und zum Untergang getrieben.

Was bedeuten neben diesem grandiosen Gemälde einzelne mögliche Einwände? Sie sind unerheblich gegenüber der inneren Wahrheit und Gerechtigkeit dieses Werkes, das den Machtkampf zwischen Freiheitsliebe und Herrschaftswillen zu schildern weiß in der Achtung vor einem Schicksal, das zu groß ist für eine oberflächliche Verurteilung oder billiges Mitleid.

So fesselt Kirkpatricks Buch einmal durch die Beispiellosigkeit seines Gegenstandes, zum anderen durch die flüssige meisterhafte Art seiner Linienführung; und so wirbt es durch seinen Wert und die wirkungsvolle Ausgestaltung Interesse an den übrigen Werken der Reihe, von denen als nächstes »Die Erforscher Nordamerikas« von dem New Yorker Universitätsprofessor Dr. J. B. Brebner folgen soll. H. V. C.

Entdecker und Eroberer der Welt: Die spanischen Konquistadoren. Von F. A. Kirkpatrick. Verlag Wilhelm Goldmann, Bern, Leipzig, Wien. 1935. 312 S. m. Abb. Lw. RM 7.50.

Über die neuesten Ereignisse in der Schachwelt orientiert Sie die

Deutsche Schachzeitung.

Sie bringt Studien und Meisterpartien ersten Ranges — so in letzter Zeit sämtliche Partien des Weltmeisterkampfes Dr. Aljechin-Dr. Euwe — und Problemschach in sorgfältiger Auswahl. Monatlich erscheint 1 Heft im Umfang von 32 Seiten. Preis vierteljährlich RM 2.—. Verlangen Sie Probehefte, die wir Ihnen kostenlos und unverbindlich liefern.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Prof. A. LODEWYCKX, Melbourne

Die weiße Rasse in den australischen Tropen

»Da der Weiße in den Tiefländern der Tropen keine schwere körperliche Arbeit *leisten* kann, kommen für weiße Dauersiedlungen nur die tropischen Hochländer in Betracht; in allen andern Gegenden ist die weiße Bevölkerung mehr oder minder unbeständig, da ihr das Klima unzuträglich ist.« Mit diesen Worten faßt Brockhaus die jetzt noch wohl fast allgemein geltende Meinung über die Frage der Möglichkeit ausgedehnter weißer Siedlungen in tropischen Gebieten zusammen (Der Große Brockhaus, Bd. 19, S. 108; 1934).

Der bekannte nordamerikanische Geograph und Forschungsreisende Ellsworth Huntington, der grundlegende Untersuchungen über Klimaverhältnisse und -änderungen besonders in Asien angestellt hat, behauptet, daß Weiße nicht dauernd in den Tropen leben können, da das Klima ihre Lebenskraft zerstöre.

Von deutschen Forschern sei hier nur der hervorragende Tropenkenner Karl Sapper genannt, der im allgemeinen dieser Ansicht beistimmt [1]).

Doch sind seit einigen Jahren Stimmen im entgegengesetzten Sinn laut geworden, u. a. die des Nordamerikaners General Gorgas, der durch großartige Sanierungsarbeiten die Panamakanalzone zu einer der gesündesten Gegenden der Welt gemacht hat, auch für weiße Bewohner. In Australien hat besonders Dr. R. W. Cilento, der frühere Direktor des Instituts für Tropische Medizin in Townsville (Queensland) auf die glänzenden Erfolge der weißen Kolonisation im tropischen Queensland aufmerksam gemacht. Da es sich hier nicht um einen kleinen Landstrich wie die Kanalzone (1270 qkm mit 27600 Einwohnern im Jahr 1926), sondern um die Besiedlung eines großen Landes durch eine verhältnismäßig zahlreiche reinrassig weiße, sogar überwiegend nordische Bevölkerung handelt, wird es sich lohnen, näher auf dieses Experiment einzugehen, denn nirgends anderswo in der Welt hat eine weiße Bevölkerung in solcher Zahl und für so lange Zeit mit gutem Erfolg tropisches Land besiedelt, trotz der allgemein verbreiteten Meinung, daß die weiße Rasse in den Tropen nicht leben, gedeihen und sich fortpflanzen könne.

Man muß lächeln, wenn man die Voraussagen früherer Zeiten liest über die Aussichten einer weißen Kolonisation, nicht nur Queenslands, sondern sogar anderer australischer Kolonien, wie Neusüdwales, das doch ganz in der gemäßigten Zone liegt. Vor etwa Jahren glaubte man, daß in Neusüdwales (etwa in Sydney) geborene Kinder nicht bis zehnten Lebensjahr nach Europa geschickt werden sollten, damit sie dort aufwachsen könnten. Als dann später die Umgegend von Brisbane in der Südostecke Queensland besiedelt werden sollte, meinte man, daß in dieser Breite (27°) an der Grenze eine gesunde weiße Bevölkerung auszuschließen sei. Im Jahre 1852 wurde die Einwanderung von Eurasiern als Arbeiter in der Umgebung Brisbane energisch abgelehnt, mit der Begründung, daß diese indischen Mischlinge auch weißes Blut in den Adern hätten und deshalb in diesem Klima nicht arbeiten könnten. Doch hat Brisbane jetzt eine Bevölkerung von 305000 reinrassigen Weißen.

Später kamen Rockhampton (23°) und Townsville (19°) in den eigentlichen Tropen an die Reihe, zwei Städte mit heute je 30000 Einwohnern, deren klimatische Verhältnisse etwa denen von Calcutta und Rio de Janeira entsprechen. Als die ersten Weißen dort hinzogen, wurde behauptet, daß der weiße Mann dort nicht leben könne; oder wenn er es auch einige Jahre dort aushalte, so werde er jedenfalls nie imstande sein, schwere körperliche Arbeit zu leisten; nach einigen Jahren werde er völlig erschöpft in ein mäßiges Klima zurückkehren müssen; er werde keine Kinder oder doch nur schwächliche, unfruchtbare Kinder erzeugen; auch sei es ausgeschlossen, daß eine weiße Frau dort dauernd lebe und gesunde Kinder gebäre.

Es muß zugegeben werden, daß die ersten Erfahrungen mit der weißen Kolonisation im nördlichen Queensland keine günstigen waren. Wie bekannt, wurden viele Tausende von Südsee-Insulanern (Kanaken) eingeführt für die schweren Arbeiten auf den Zuckerplantagen, sodaß das Land mehr oder weniger wie die andern Plantagenländer der Tropen aussah. Es gab eine weiße Oberschicht von Aufsehern und daneben die Masse farbiger Arbeiter. Fürs übrige wurde das Land nach der Entdeckung von Gold und Kupfer überflutet von einer sehr gemischten Bevölkerung von Goldgräbern, Spekulatoren und Abenteuern, wie das in einem sogenannten Eldorado Brauch ist. Die unglücklichen Kanaken starben haufenweise. Malaria, Filaria, Ankylostomiasis und andere tropische Krankheiten waren allgemein verbreitet. Im Jahr 1884 war die Sterblichkeit in Queensland 50% höher als im übrigen Australien.

Doch mit der Erschöpfung der Goldgruben und der Heimsendung der Kanaken (1906) bricht eine neue Ära für Queensland und besonders für das nördliche, tropische Queensland an. Die Hauptfaktoren für die inzwischen eingetretene Veränderung sind die folgenden: 1. eine erfolgreiche Bekämpfung der tropischen Krankheiten in den von Weißen besiedelten Landstrichen; 2. die Verbesserung der Wohnungen und der Lebensweise; 3. die fast völlige Entfernung fremdrassiger, farbiger Bevölkerungsbestandteile, die früher gefährliche Krankheitsherde bildeten; 4. die fortwährende Zunahme der im Lande selbst geborenen Einwohner, die jetzt einen viel höheren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmachen als früher.

Diese Faktoren haben bewirkt, daß die gesellschaftlichen und volksgesundheitlichen Verhältnisse in Queensland, auch im tropischen Teil, fast genau dieselben geworden sind wie im übrigen Australien. Wo ein Unterschied vorhanden ist, sind die Verhältnisse oft sogar etwas besser als in den übrigen Staaten; nicht etwa weil das Klima in Queensland noch besser ist, aber weil die Verstädterung noch nicht so weit vorgeschritten ist wie in den südlichen Staaten Neusüdwales, Viktoria, Südaustralien und Westaustralien.

Bevor wir dies alles im einzelnen nachweisen, sei hier noch vorangesetzt — was vielleicht nicht allgemein in Deutschland bekannt sein dürfte — daß in Bezug auf die Volksgesundheit Australien und das benachbarte Neuseeland seit vielen Jahren den europäischen Kulturstaaten und den Vereinigten Staaten von Amerika vorangehen. Die Sterblichkeit betrug 1933 in Neuseeland 8‰, in Australien 8,9‰, in den V. S. 10,6‰, in Deutschland 11,2‰, in Großbritannien und Irland 12,5‰, in Frankreich 15,8‰ [1]). Auch ist die durchschnittliche Lebensdauer in Australien und Neuseeland größer als in den fortschrittlichsten europäischen Ländern. Diese günstigen Verhältnisse verdankt die australische Bevölkerung ihrer überwiegend nordischen rassischen Zusammensetzung, ihrer hohen materiellen Lebenshaltung und einem erfahrungsgemäß dem Europäer besonders zuträglichen Klima.

Wenn wir nun die Verhältnisse in Queensland näher betrachten, da ist zu beachten, daß fast die Hälfte des Staates südlich des südlichen Wendekreises, also außerhalb der Tropen liegt. Die Kolonisierung ist vom Süden, von Neusüdwales ausgegangen und hat sich stufenweise mehr nach Norden ausgedehnt. Von der Gesamtbevölkerung von fast einer Million (im Jahr 1935: 968000) befindet sich jetzt schon ein Viertel, also etwa 250000, im nördlichen, tropischen Teil.

Bei einer Sterbeziffer von 8,92 für ganz Australien für das Jahr 1933 war dieselbe für Queensland noch etwas niedriger: 8,83. Ein wichtiges Kriterium ist die Kindersterblichkeit, nämlich die Sterbeziffer für Kinder im ersten Lebensjahr. Nun berichtete der australische Bundesstatistiker C. H. Wickens schon vor zehn Jahren wie folgt: »Nur in einem von den fünfzehn letzten Jahren ist die Sterbeziffer für Kinder im ersten Lebensjahr in Queensland höher gewesen als im übrigen Australien, das war im Jahr 1919, ein Jahr, in dem in Queensland eine besonders strenge Dürre herrschte. Für die ganze Periode von 15 Jahren war die australische Durchschnittszahl 7% höher als die für Queensland.

In dem seit diesem Bericht vergangenen Jahrzehnt ist eine Veränderung darin nicht eingetreten. Für die letzten zehn Jahre, für welche Zahlen vorhanden sind (1924—1933) hat Queensland wieder eine niedrigere Kindersterblichkeit als das übrige Australien. Nur in einem von den zehn Jahren war die Zahl für Queensland etwas höher, wieder ein sehr trockenes Jahr, nämlich 1933. In diesem Jahr war die Sterbeziffer im ersten Lebensjahr 42,74‰ für Queensland; für ganz Australien dagegen nur 39,52‰. Man vergleiche damit die besten Ziffern für die führenden Kulturländer Europas: die Niederlande (44), Großbritannien und Irland (66), Frankreich (75), Deutschland (76).

Ausführliche statistische Angaben, die Dr. Cilento aus den amtlichen Veröffentlichungen der Bundesregierung zusammengetragen hat, beweisen weiter, daß die Durchschnittslebensdauer in den letzten Jahrzehnten in Queensland eher etwas größer ist als im übrigen Australien. In den Jahren 1920—22 war die Lebenserwartung bei der Geburt in Australien für Männer 59 Jahre, in England 51; für Frauen in Australien 63, in England 55; im Deutschen Reich war es für Männer in den Jahren 1924—26 56 Jahre.

Die amtliche Statistik zeigt weiter, daß die in Queensland lebenden Frauen, und zwar besonders die in diesem Staat geborenen Frauen eine größere Kinderzahl gebären als die

die Grenzen der Akklimatisationsfähigkeit des Menschen Zeitschr. 1932, Heft 7.

[1]) Da es sich hier um die sog. allgemeine Sterbeziffer handelt, die dem verschiedenen Altersaufbau keine Rechnung trägt, sind die Zahlen streng genommen nicht mit einander vergleichbar; doch würde die notwendige Umrechnung kaum etwas an der Rangordnung dieser Länder ändern.

sellius Buchhandlung und Antiquariat
W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
...f v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

der übrigen australischen Staaten. Die Behauptung, daß die Queensländer, nachdem sie einige Jahre in diesem Staat zugebracht haben, denselben erschöpft und mit gebrochener Gesundheit verlassen, wird von der Statistik als falsch erwiesen, da z. B. im Jahr 1921 von den in Queensland Geborenen sich 9% in andern Staaten aufhielten, während die Durchschnittsziffer für die in andern Staaten Geborenen und aus denselben Verreisten 11% war.

In einem Wort, von allen den schwarzscherischen Voraussagen bezüglich der Zukunft der weißen Kolonisten in Queensland hat sich keine einzige erfüllt. Besonders beredt sind folgende statistische Angaben, in welchen der tropische Teil von Queensland für sich berücksichtigt wird. Im Jahrzehnt 1922—32 zeigt die Bevölkerung des tropischen Teils von Queensland, abgesehen von der subtropischen Hälfte, eine jährliche Zunahme von 2,7%; für ganz Australien war die Zunahme nur 1,5% jährlich. Diese schnellere Zunahme verdankt Nordqueensland seiner höheren Geburtenziffer von etwa 21‰ im Jahr 1932. In ganz Australien war die Geburtenziffer nur 16,81; die Sterbeziffer war 1932 im tropischen Queensland 9,07; in ganz Australien 8,65, in den großen Städten jedoch 9,07.

Was nun die Kinder betrifft, die nach allen Voraussagen kränkliche und schwache Geschöpfe sein sollten: eine von Dr. J. S. C. Elkington und Dr. R. W. Cilento 1924 durchgeführte genaue Untersuchung von 2080 Schulkindern an verschiedenen Ortschaften im tropischen Queensland ergab, daß das Gewicht durchschnittlich dasselbe war wie bei Kindern gleichen Alters in den südlichen Staaten des Australischen Bundes; auch die Gestalt war dieselbe oder vielleicht um ein Geringes höher; keine Anzeichen einer geistigen oder körperlichen Minderwertigkeit wurden entdeckt und keine Unterschiede zwischen den neu eingewanderten Kindern und denjenigen der ersten oder der zweiten Generation der im Lande selbst geborenen konnten festgestellt werden.

Wie die Kinder, so die Erwachsenen. An Arbeitsfähigkeit steht der Nordqueensländer dem Australier der südlichen Staaten mit ihrem gemäßigten Klima keineswegs nach. Bei einer genauen Untersuchung der Leistungen der Hafenarbeiter, die bekanntlich die schwersten körperlichen Arbeiten zu verrichten haben, stellte sich heraus, daß sie im Sommer derselben Anstrengungen fähig sind wie im Winter. Nur an einigen ganz wenigen besonders heißen Tagen, bei glühendem Nordwind, sanken die Leistungen um 11% unter die gewöhnliche Norm zurück. Ähnliche Schwankungen der Arbeitsleistung werden natürlich auch in gemäßigten Zonen beobachtet.

Als 1906 die letzte Zuckerernte von den Kanaken eingebracht worden war, wurde der Untergang der Zuckerindustrie prophezeit. Seitdem werden alle Feldarbeiten von Weißen verrichtet. Die Kultur ist dadurch in mancher Hinsicht verbessert worden, und mit mechanischer Hilfe erntet der Weiße $4^3/_4$ Tonnen, wo der Kanake 1 Tonne erntete. Die Folge ist, daß die Zuckerproduktion in den letzten dreißig Jahren vervierfacht wurde. Das Merkwürdige dabei ist, daß gerade diejenigen, die die schwerste körperliche Arbeit leisten, sich der besten Gesundheit erfreuen.

Man hat die Queensländer Zuckerindustrie als eine Treibhauspflanze bewertet, weil sie durch einen Schutzzoll unterstützt wird. Allerdings bezahlt die australische Hausfrau dem Pflanzer in Nordqueensland zuliebe ihren Zucker etwas teurer als man ihn aus Java oder Cuba beziehen könnte, obschon nicht so teuer wie die deutsche Hausfrau. Aber wird nicht die ganze Landwirtschaft in Deutschland, in Frankreich, und neuerdings sogar in England und in vielen andern Ländern durch Schutzzölle aufrecht erhalten? Was würde geschehen, wenn plötzlich der Zuckerzoll in Australien herabgesetzt oder abgeschafft würde? Müßte eine Massenauswanderung aus Nordqueensland notwendig die Folge sein? Das ist kaum zu befürchten, ebensowenig wie der katastrophale Preissturz der Wolle und des Weizens bei Anfang der Weltwirtschaftskrise eine Massenauswanderung aus Australien zur Folge gehabt hat. Die Zuckerrohrpflanzer und ihre Angestellten und Arbeiter würden gewiß einige schwierige Jahre durchmachen, aber voraussichtlich würden sie sich schließlich an die neuen Verhältnisse irgendwie anzupassen wissen, ebensogut wie die Weizenbauern und die Schafzüchter sich durch die schwierigen Jahre der Krise durchgeschlagen haben.

Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß eine große Anzahl von Arbeitern auf den Zuckerplantagen in Nordqueensland Italiener sind. Doch macht man sich gewöhnlich stark übertriebene Vorstellungen von der Zahl dieser Italiener. Es gab 1933 in ganz Queensland 8343 in Italien geborene Personen, fast sämtlich seit dem Krieg eingewandert. Ein bedeutender Nachwuchs dieser Italiener ist nicht vorhanden; die meisten stammen aus Norditalien und viele zeigen einen starken nordischen Einschlag. Die angelsächsische, d. h. überwiegend nordische Abstammung der nordqueensländischen Bevölkerung wird durch diese Italiener oder sonstige Südeuropäer nicht nennenswert gefährdet. Die schon früher, vor dem Krieg, eingewanderte deutschstämmige Bevölkerung ist viel zahlreicher in Queensland als die italienische. Die Eingeborenen und andere farbige Elemente (im Jahr 1933 gab es 1932 Chinesen und 781 Japaner in ganz Queensland) spielen keine Rolle.

Auf den Einwand, daß man Jahrhunderte wird warten müssen bevor man wirklich wissen kann, was aus der weißen Bevölkerung Nordqueensland werden wird, läßt sich natürlich nichts antworten.

Doch dürfen wir wohl behaupten, daß in Nordqueensland der Beweis erbracht worden ist, daß ein tropisches Klima an sich für die Ansiedlung von Weißen kein Hindernis mehr darstellt. Damit will natürlich noch nicht gesagt sein, daß sich der Queenslander Versuch in einem beliebigen tropischen Land wiederholen läßt. Jedes Land, jeder Landstrich bietet seine eigenen Probleme, und erst die Erfahrung kann lehren, wie sich ein noch so viel versprechendes Kolonialunternehmen gestalten wird.

Da haben wir in Australien selbst das warnende Beispiel des westlich von Queensland gelegenen Nordterritoriums, wo trotz der Aufwendung von vielen Millionen in einem Lande fast dreimal so groß wie Deutschland bisher kaum 5000 Weiße angesiedelt werden konnten. Das Mißlingen der weißen Kolonisation im Nordterritorium ist jedoch auf wirtschaftliche und nicht auf klimatische Gründe zurückzuführen. In andern Weltteilen wird das größte Hindernis für die weitere Verbreitung der weißen Rasse natürlich das Vorhandensein einer zahlreichen altansässigen andersrassischen Bevölkerung in den meisten fruchtbaren tropischen Gegenden sein.

Forschungen in Niederländisch-Neuguinea

Das Buch Nevermanns über seine Forscher- und Sammlerarbeit in Niederländisch-Südneuguinea verbindet in geschickter Weise wertvolle Formelemente der Reiseschilderung mit den inhaltlichen Aufgaben der völkerkundlichen Monographie. Dadurch vermeidet es einmal die Gefahr, die lebendige sichtbare Wirklichkeit in das subjektive Schema denkbarer Zusammenhänge einzuspannen, und gibt, indem es das Urteil über die Fülle der Erfahrungen und Beobachtungen dem Leser überläßt, dem Fachmann wie dem Laien reiche Möglichkeiten zu ihrer persönlichen Auswertung. Und dadurch kann es auf der anderen Seite auf äußere billige Spannungsmomente verzichten, da der Inhalt durch seinen eigenen starken Rhythmus wirkungsvoll genug ist.

Der rein berichtende Stil des Buches stellt durch das folgerichtige Fehlen jeder generellen Menschenbewertung den Leser vor die notwendige persönliche Klärung von Begriffen wie Kulturvolk, Naturvolk, Zivilisation. In dieser unausgesprochenen — vielleicht sogar unbewußten — Frage liegt der wahrhaft schöpferische Wert des Nevermannschen Werkes: denn sie fesselt den Fachwissenschaftler wie den Laien durch ihre fundamentale menschliche Gebundenheit, — durch sie werden die wissenschaftlichen Werte des Buches erhöht und vollendet.

Der Reisebericht Nevermanns beginnt von dem holländischen Stützpunkt Merauke an der Südseite aus mit dem Besuch der Marind-anim mit ihrem eigenartigen Dema-Kult; von ihren orendistischen Kultbräuchen und ihren engen Vorstellungsgrenzen abgesehen, erscheinen die früheren Kopfjäger als fröhliche gastliche Menschen von zuverlässiger Ehrlichkeit. Auf Frederik-Hendrik-Eiland führt der Weg Nevermanns von den entlegenen Sumpfdörfern der Pueracha im Landinnern nordwärts zu unbekannten Gebieten der Küste am Kautschamfluß, südwärts zu den verhungernden Dörfern am Kap Valsch, wo ein zäher Menschenschlag seine Heimat gegen den Doppelangriff von Meer und Sumpf verteidigt. Das Interesse an diesen Menschen kann nicht aus ästhetisch-romantischer Begeisterung herauswachsen, denn sie sind häßlich, unsauber, und führen ein armseliges Leben; das Interesse kommt aus der Achtung vor ihren positiven Lebenswerten, die das Buch in liebevoller Weise herausarbeitet.

Der lebendige Rhythmus des Buches wird durch sein reiches Bildmaterial, durch Übersichtskarten des Reiseweges und Zeichnungen von Eingeborenen noch verstärkt. Es ist eine Freude, das Buch zu lesen.

H. V. C.

Hans Nevermann: Bei Sumpfmenschen und Kopfjägern. Reisen durch die unerforschte Inselwelt und die Südküste Niederländisch-Neuguineas. Mit 43 Aufnahmen, 13 Zeichnungen und 2 Karten. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart Berlin Leipzig. RM 8.50

Soeben erscheint:

Minerva

Jahrbuch der gelehrten Welt

Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE
Redakt. Leitung Dr. FRIEDRICH RICHTER

32. Jahrgang 1936

Abteilung: Universitäten und Fachhochschulen

XXXIV, 2201 Seiten. Geb. RM 48.—

Die Teilung der Minerva, des Jahrbuches der gelehrten Welt, in zwei Abteilungen: Bibliotheken, Archive, Gesellschaften und Universitäten und Hochschulen ermöglichte es, jetzt wieder den Band

Die Universitäten und Hochschulen der Welt

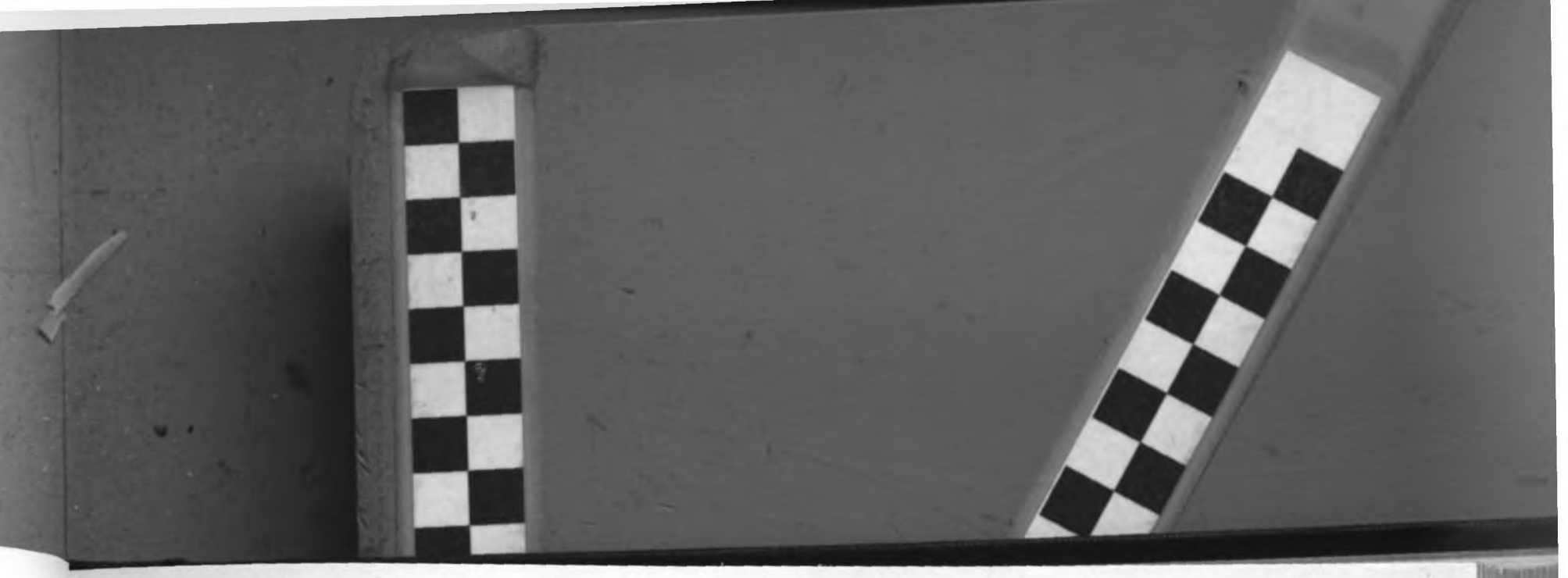
herauszubringen, der in seinem neuen Aufbau überall günstige Aufnahme gefunden hat.

Die Minerva ist immer noch das in der ganzen Welt verbreitetste deutsche Werk, dem noch kein anderes gleichartiges Unternehmen an die Seite gestellt werden konnte.

Der Umfang wurde erhöht, der Preis verbilligt.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google



G. von NATZMER, Berlin

Die Herkunft der Indianer und das Alter amerikanischer Kulturen

Seit einigen Jahren beginnt sich unser recht bruchstückhaftes Wissen von der Vorgeschichte der Ureinwohner Amerikas und dem Alter ihrer Kulturen allmählich zu einem Bilde zu runden. Zwei Tatsachen dürfen heute jedenfalls als nahezu gesichert gelten: Einmal die, daß der amerikanische Kontinent erst in verhältnismäßig junger Vergangenheit (gemessen an prähistorischen Maßstäben) vom Menschen besiedelt wurde. Ferner erkennen wir heute, daß die Hochkulturen Amerikas, vor allem die Mittelamerikas, bereits eine Vergangenheit von Jahrtausenden hinter sich hatten, als die Europäer an den Küsten der neuen Welt landeten.

Über Herkunft und Vorgeschichte der Indianer haben vor allem amerikanische Forscher in jüngster Zeit sehr interessante Untersuchungen veröffentlicht. In wirklich mustergültiger Weise haben hier Anthropologen, Archäologen, Ethnologen, Geographen und Geologen zusammengearbeitet. Über die Ergebnisse ihrer Forschungen, die bei uns bisher so gut wie unbekannt geblieben sind, soll hier zusammenfassend berichtet werden.

Anläßlich des 5. Pacific Science Congress im Jahre 1933 erschien ein Sammelwerk (The American Aborigines: their Origin and their Antiquity, London, Oxford University Preß, 1933), das die im Titel angedeuteten Fragen wohl zum ersten Male in zusammenfassender Darstellung aufrollte und sie auf Grund vielfältiger Indizien dahin beantwortete, daß die erste Besiedelung Amerikas jedenfalls nicht vor Ende der nordamerikanischen Eiszeit, also in jüngster erdgeschichtlicher Vergangenheit, und zwar von Asien her über die Beringstraße erfolgt sei [1]). Für diese Annahme bringt jetzt E. Antevs (The Spread of Aboriginal Man to North America, Geographical Review New York 1935) neue Belege. Nach seinen Schätzungen kann diese Einwanderung frühestens vor 20 bis 15 000 Jahren ihren Anfang genommen haben. Damals wich das Eis, das vor allem Nord-Ost-Amerika bedeckte, während Alaska eisfrei geblieben war, langsam zurück. Und zwar entstand zuerst entlang den Ostabhängen der Rocky Mountains ein eisfreier, allerseits jedoch noch von Eismassen blockierter Korridor. Auf dieser Straße hat dann in verschiedenen Schüben der große Zug aus dem Norden nach dem Süden des Erdteils stattgefunden. Der Kulturzustand dieser ersten Einwanderer entsprach dem der Jungsteinzeit. Sie waren, ähnlich wie später die Eskimos und viele Indianerstämme, Jäger. In den neu erschlossenen Erdräumen lebten damals noch Reste des Mammut und des Mastodon, welche die letzte Vereisung überlebt hatten, aber bald danach ausstarben, da sie offenbar nicht fähig waren, sich einer abermaligen Veränderung ihrer Umwelt anzupassen. Vom Leben solcher Jägerstämme, die einst Colorado bewohnten, gab kürzlich der Ethnologe F. H. H. Roberts (vgl. Nature, London v. 5. X. 1935) auf Grund zahlreicher Funde ein anschauliches Bild. Schon damals wurde von ihnen der Bison, der Büffel der Indianergeschichten, erlegt: ein Zufallsfund, die Reste eines Bisons, in dem eine Lanzenspitze steckte, hat dies erwiesen. Mit den eigentlichen Grundproblemen der amerikanischen Urgeschichtsforschung, nämlich mit der archäologischen Erforschung Alaskas, beschäftigt sich A. Hrdlicka (Smithson-Institut in Washington). Er konnte kürzlich nachweisen, daß z. B. die Alaska vorgelagerte Kodiak-Insel und das heutige Britisch Kolumbien, kurz nachdem diese Gebiete eisfrei geworden waren, von gleichen Völkern bewohnt wurden. Dort an der Brücke zwischen Amerika und Asien entwickelte sich bald eine verhältnismäßig hohe Kultur, von der kunstvolle Schnitzereien Zeugnis ablegen. Ein anderer amerikanischer Forscher, E. B. Howard, spürt gegenwärtig in Sibirien den Zusammenhängen dieser frühamerikanischen Kulturen mit solchen jenseits der Beringstraße nach. — Das Klima Nordamerikas glich bereits vor 9—8000 Jahren dem der Gegenwart, ja vor 7500 bis 4000 Jahren war es dort sogar wärmer als heute. Damals ist offenbar die Besiedelung des gesamten Kontinentes bis hinab nach Südamerika erfolgt. (Wahrscheinlich kamen auch Seefahrer aus dem Raum der Südsee an die Westküste Südamerikas, vgl. Zeitschrift für Rassenkunde, Verlag F. Enke, Stuttgart 1936, Heft 1). Vieles spricht dafür, daß innerhalb dieses Zeitraumes die Hochkulturen Amerikas, z. B. die der Maya-Völker, entstanden.

Ausgrabungen der letzten Jahre zeigen immer deutlicher, daß weite Gebiete Amerikas, und zwar auch seines Nordens, von Völkern auf hoher Kulturstufe bewohnt wurden. Manche dieser Kulturen waren untergegangen, lange bevor die Europäer diese Gebiete in Besitz nahmen. So gräbt man z. B. gegenwärtig im Mississippital die Städte und Siedelungen eines solchen verschollenen Volkes aus. (Vgl. Natural History, New York, Dez. 1935.) Die dort gemachten Funde lassen den Schluß zu, daß ihre Bewohner weitreichende Handelsbeziehungen, z. B. auch mit den Maya in Mittelamerika, pflegten.

Im Laufe der letzten Jahre wurde eine große Anzahl bis dahin völlig unbekannter Zentren der Maya-Kultur, die heute vom Urwald überwuchert werden, entdeckt und erforscht. Die Frage nach dem Alter der Mayakultur ist oft schon erörtert worden. Die alten Bauwerke dieser Völker zeigen z. B. zahlreiche kalendarische Inschriften. Viele Gründe legten die Vermutung nahe, daß sie Daten festhielten, die von seltenen Himmelsereignissen Kunde geben sollten. Um diese Eintragungen entziffern zu können, war es erforderlich, die Zeitangaben des Maya-Kalenders in unsere Zeitrechnung zu übersetzen. Einen solchen Versuch machte vor einigen Jahren Spinden (The Reduction of Maya-Dates, Cambridge, Mass., 1924). Mit Hilfe dieses Spinden'schen Schlüssels hat es Prof. H. Ludendorff unternommen, Zeitangaben in den Inschriften von Maya-Bauwerken zu entziffern. (Vgl. z. B. Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Naturwissenschaftlich-mathematische Klasse, 1935.) So finden sich z. B. am »Tempel des Kreuzes« in Palenque, der aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. stammt, 35 Tagesdaten, die nach Ludendorff zwei verschiedenen Zeitreihen angehören: nämlich einer sog. »prähistorischen Reihe«, die Daten zwischen dem 19. I. 3379 v. Chr. bis 21. 8. 1137 v. Chr. umfaßt, sowie einer »historischen Reihe«, die sich vom 10. X. 162 n. Chr. bis 23. IX. 430 n. Chr. erstreckt. Die Anfangsdaten beider Reihen bezeichnen nach Ludendorffs Berechnungen Tage, an denen totale Mondfinsternisse eintraten. Die Möglichkeit, daß hier ein Zufall vorliegt, verhält sich nach Ludendorff wie 1 : 200 000. Auch fast alle anderen Daten entsprechen ganz besonderen Gestirnskonstellationen. Im Ganzen sind z. B. 13 Planetenkonjunktionen vertreten. Hier verhält sich die Möglichkeit eines Zufalls wie 1 : 900 000. Ludendorff hält drei Wege für gegeben, um diese sich über Jahrtausende erstreckenden astronomischen Angaben zu erklären: Entweder konnten die Maya in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Himmelsereignisse für ferne Vergangenheiten zurückberechnen, oder aber es lagen ihnen Beobachtungen aus alter Zeit vor, von denen sie genaue Kenntnis hatten. Endlich besteht noch die dritte Möglichkeit, daß beides der Fall war. Zwar sind manche Einwendungen gegen Spinden und damit auch gegen Ludendorff geltend gemacht worden (z. B. von H. Beyer, Zeitschrift für Ethnologie, Verlag J. Springer, Berlin 1935). Wie dem aber auch sei: jedenfalls warten hier noch viele Probleme ihrer endgültigen Lösung.

Die Kulturtradition jener Völker wurde mit der Eroberung ihres Landes durch die Spanier fast völlig abgeschnitten, und geschichtslos vegetierte seither der Indio durch Jahrhunderte dahin. Heute vollzieht sich nun in manchen Ländern Mittel- und Südamerikas, rassisch wie auch ideologisch, eine stetig fortschreitende »Reindianisierung«. Symptomatisch hierfür ist es, daß man die eigene Geschichte immer weniger als eine Fortsetzung spanischer Traditionen betrachtet, sondern sie auf die indianische Vergangenheit zurückbezieht. In letzter Zeit erschienen z. B. in Mexiko, Guatemala und Ekuador bedeutsame und interessante Veröffentlichungen über die Kultur und die Sagen der Indianervölker, die einst Herren jener Länder waren. So gab kürzlich das mexikanische Bildungsministerium ein mehrbändiges Werk über die Bauten der Mayas und der Tolteken heraus. (E. J. Palacios: En los Confines de la Selva Lacandona; F. E. Mariscal: Las Ruinas Mayas, 1928; sowie: Monumentos Arqueológicos de México 1933.) Unter anderen Veröffentlichungen sei genannt: M. Chavez Franco (Ekuador), Crónicas del Guayaquil antiquo, 1930.

[1]) Auf interessante Beziehungen zwischen der Indianerkunst Nordwest-Amerikas und der Chinas zur Zeit der Chou-Dynastie (1122—256 v. Chr.) macht Leonhard Adam aufmerksam (Man, London, Januarheft 1936).

Soeben erschien:

Die fünften Salzburger Hochschulwochen

vom 6. bis 25. August 1935

Aufriß und Gedankengänge der Vorlesungen, Seminare und Vorträge. Herausgegeben und eingeleitet von Univ.-Professor Dr. **Alois Mager**

183 Seiten, Ballonleinen RM 4.20

Aus dem Inhalt:

Bauhofer: Moderne religiöse und theologische Strömungen und die Kirche / Oehl: Die Mystik im Wandel der Geschichte / Stolz: Die dogmatischen Grundlagen der Mystik / Mager: Die psychologischen Grundlagen der Mystik / Wolf: Die Wegbereiter der christlich- abendländischen Völker- und Kulturgemeinschaft / Rahner: Die Grundlegung der abendländischen Kulturgemeinschaft durch die Kirche / Michels: Der Eintritt der Germanen in die christlich-abendländische Völker- und Kulturgemeinschaft / Sauter: Sinn und verpflichtende Kraft des Naturrechts / Herdlitczka: Das Recht im Wandel der Zeiten und Völker / Verdroß: Idee und Wirklichkeit des Völkerrechts.

Zu haben in jeder Buchhandlung

Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig

Digitized by Google

Amerika-Literatur

In der am 5. Mai 1935 in dieser Zeitschrift besprochenen Broschüre von Friedrich Schönemann, »Amerika und der Nationalsozialismus«, sagt der Verfasser mit Recht, daß die Vereinigten Staaten mehr als einmal eine Schicksalsentscheidung in unserem politischen Dasein gewesen seien und daß selbst die Neutralität der Vereinigten Staaten im Grunde immer gegen uns arbeite und dadurch eine große Gefahr bedeute. Es geht deswegen nicht an, dieses Land als quantité négligeable zu behandeln, nachdem vorher eine himmelhoch jauchzende Begeisterung alle amerikanischen Einrichtungen kritiklos als raschesten Weg zu Prosperität und Glück angepriesen hatte. Es ist erfreulich, daß Kenner des Landes — vor allem solche, die selbst jahrelang in den Staaten gelebt haben — es sich trotz der bei uns deutlichen Amerika-Müdigkeit nicht verdrießen lassen, dem deutschen Volk das Bild der Vereinigten Staaten sine ira et studio zu umreißen.

So hat Josef Stulz[1]) in der »Geschichte der führenden Völker« die Vereinigten Staaten behandelt. Karten und Bilder sind zur Veranschaulichung beigefügt, wobei wir für dieses und für alle anderen Amerika-Werke für folgende Auflagen den Wunsch aussprechen möchten, daß nie eine schematische Weltkarte fehlen sollte, um dem Europäer den Umfang und das geopolitische Gewicht Amerikas immer vor Augen zu halten. Eine gewaltige Insel zwischen Pazifik und Atlantik, zwischen Asien und Europa! Sollten diese Türen einmal nicht mehr offen sein, so kann dieses Land zusammen mit Kanada und Mexico und womöglich auch mit Südamerika sehr gut autarkisch existieren. Volk, Staat und Nation bedeuten für den Verfasser die Epochen bis zur Verfassungsgebung, bis zum Schluß des Bürgerkrieges und bis zur Gegenwart. Er schildert das äußere Geschehen — außen- und innenpolitisch — knapp und doch übersichtlich und anschaulich und verwebt darin geschickt die Darstellung des geistigen Hintergrundes. In dem Kapitel über den Drang nach Ausbreitung und in der Schilderung des Kriegsausbruchs wird das wieder verlebendigt, was der Verfasser mit vielen anderen in den Vereinigten Staaten hat erleben und erdulden müssen. Man wird zustimmen müssen, daß Amerika zu Deutschland — im Ganzen genommen — nie ein seelisches Verhältnis gewonnen hat und daß aus diesen verschiedenen Anschauungen heraus die beiden Länder in Krisenzeiten immer an einander vorbeigeredet haben. Im letzten Kapitel scheint mir der Verfasser die kulturellen Leistungen der Staaten zu unterschätzen. Die Universitäten haben sich in der Nachkriegszeit erstaunlich entwickelt, auch auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, ganz gleich, ob man die Zahl der Europa-vergleichbaren Universitäten auf 24 (warum gerade diese Zahl?) oder auf einige dreißig beziffert. Auf dem Gebiete der Literatur ist das notwendige Durchgangsstadium der Verneinung nach allzu rosigem Optimismus durchaus abklingend. Die Bibliographie des Buches, die nur wichtige Werke enthält, stellt mit Recht Beard's Rise of American Civilization an die Spitze (Wann wird es endlich durch deutsche Übersetzung den Deutschen zugänglich gemacht?). Dagegen vermißt man James Truslow Adams' »The Epic of America«, dessen deutsche Übersetzung ebenfalls in diesen Blättern im vorigen Jahr angezeigt wurde und G. S. Viereck's »The strangest friendship in History, Woodrow Wilson and Colonel House«, New York 1932. Sehr dankenswert ist es, daß die selbständige und treffliche Studie von Anneliese Schmidt aus dem Jahre 1920 nicht vergessen ist.

Neben Schönemanns großem Werk ist auch die Luckwaldtsche zweibändige Geschichte nicht vergessen, von der nunmehr ein ausgezeichneter kurzer Abriß vorliegt (2). Auf dem knappen Raum von 170 Seiten stellt er die entscheidenden historischen Ereignisse dar, ohne in den Fehler eines nur aufzählenden Abrisses zu verfallen. Besonders interessant die beiden Kapitel über den Weltkrieg und die Nachkriegszeit in ihrer eingehenden Würdigung Woodrow Wilsons und seiner verhängnisvollen Rolle für unser Vaterland. Ein ausgezeichnetes Register, zwei Tafeln und Überblick über die Präsidenten und Staatssekretäre, drei übersichtliche Karten sollten diesen Göschen-Band zu einem unentbehrlichen Vademecum für einen jeden machen, der sich mit den Vereinigten Staaten beschäftigt.

Die Beziehungen zwischen den beiden Ländern behandelt sehr klug unser früherer Botschafter von Prittwitz und Gaffron (3) aus der Erfahrung seiner fünfjährigen Tätigkeit in Washington (1928—33).

Eine weitere willkommene Ergänzung zu den oben angezeigten Gesamtdarstellungen der Geschichte der Vereinigten Staaten bringt eine spezielle Untersuchung von Ilse Kunz-Lack (4), die sich mit den deutsch-amerikanischen Beziehungen 1890—1914 befaßt. Diese Abhandlung ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Werkes von Graf Stolberg-Wernigerode (vgl. diese Zeitschrift Jahrgang 2, Nr. 9), das die Beziehungen im Zeitalter Bismarcks untersuchte und das demnächst in englischer Übersetzung unter den Auspizien der Carl Schurz Memorial Foundation in Philadelphia erscheinen wird. Obwohl die Verfasserin nicht, wie Stolberg, den Vorteil hatte in Amerika arbeiten zu können, ist es ihr gelungen bei sorgfältiger Ausnutzung des in Deutschland zugänglichen Materials diese kritischste Epoche in den Beziehungen beider Länder darzustellen. Es ist erfreulich, daß ihr, wie früher dem Grafen Stolberg, der Strassburger Preis zuerkannt worden ist. In unserer schnellebigen Zeit ist es eine heilsame, wenn auch nicht gerade erfreuliche Lektüre, diese Kette von Mißverständnissen und ernsten Konflikten an sich vorüberziehen zu lassen. Der spanisch-amerikanische Krieg mit der deutschen Flotte vor Manila, die verständnislose Erregung der deutschen und der amerikanischen Presse sind der erste Akt in diesem Drama, das mit dem Weltkrieg seinen tragischen Abschluß findet. England ist in dieser Zeit in der Lage, seine Beziehungen zu Amerika zu verbessern. Bei den Auseinandersetzungen bei Samoa greifen Englands Kriegsschiffe für den amerikanischen Richter ein und gegen den deutschen Vertreter. Die zunehmende wirtschaftliche Rivalität in Südamerika, das Wachsen der deutschen Flotte schufen eine Spannung, sodaß der Streit zwischen Deutschland, England und Italien einerseits und Venezuela anderseits uns bis an den Rand des Krieges mit den Vereinigten Staaten brachte. Nicht gegen England, sondern gegen Deutschland richtete sich die Empörung der öffentlichen Meinung, als bei der Blockade einige Forts zusammengeschossen wurden. Wir wissen heute, daß tatsächlich die Flotte der Vereinigten Staaten mobilisiert war. Während der Boxerunruhen hielten sich bei der gemeinsamen Strafexpedition die Amerikaner zurück und schufen sich aus der »großmütig« zur Verfügung gestellten Indemnität einen Stipendienfonds, durch den es möglich war, die nächste Generation gebildeter Chinesen durch ihre Ausbildung in den Vereinigten Staaten amerikanisch zu orientieren. Russisch-japanischer Krieg, entente cordiale, Marokko-Krise sind Stationen einer Entwicklung, die in den Vereinigten Staaten trotz aller Freundschaft zwischen Speck von Sternberg und Roosevelt, trotz des Briefwechsels zwischen dem Kaiser und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten immer mehr in das Fahrwasser der Entente führt. Der englische Flottenbau wird gefühlsmäßig als Abwehr gegen Deutschland gewertet, die eigene Flottenaufrüstung als Schutz der Monroe-Doktrin gegen das mißtrauisch angesehene Deutschland. Deutschland mußte auf den Abrüstungskonferenzen und bei den Schiedsverträgen das Odium der Gegnerschaft auf sich nehmen. Der angelsächsischen Weltanschauung, die unter der These »hands across the sea« stand, hatte Deutschland nichts entgegenzusetzen, so daß beim Ausbruch des Weltkrieges Amerika vom ersten Tage an gefühlsmäßig auf Seiten der Entente stand. Überzeugend hat die Verfasserin dargetan, daß in den Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika England als Dritter stets die ausschlaggebende Position gehabt hat.

Einen Beitrag zur Geschichte des Deutschamerikanertums liefert Edith Lenel (5) in dem Lebensbild Friedrich Kapps 1824—1884, dem Vater des Urhebers des sogenannten Kapp-Putsches. Da der Verfasserin als Urenkelin von Friedrich Kapp sehr viel Originalmaterial in der Familie zur Verfügung stand, kann sie das interessante Leben dieses Achtundvierzigers in vieler Beziehung aufhellen. Sie zeigt, wie er — im Gegensatz etwa zu Schurz — Reichsdeutscher bleibt und auch die erste Gelegenheit nach der Amnestie ergreift, um nach Deutschland zurückzukehren. Obwohl Reichsdeutscher, hat er in der republikanischen Partei eine führende Rolle gespielt und 1860 hat er zu den president electors gehört. Nach der Rückkehr gehörte er in der Heimat dem Reichstag an, doch zog er sich schließlich von der Politik zurück, um nur seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben, die auch heute noch einen wertvollen Bestandteil der wissenschaftlichen Amerika-Literatur darstellen.

Wie Kapp in beiden Ländern aktiv in die Politik eingegriffen hat, so hat der preußische Offizier Heros von Borcke bis zu seiner schweren Verwundung auf Seiten der Südstaaten gekämpft und in der preußischen Armee den Feldzug von 1866 mitgemacht. Eine eingehende Studie über diesen Offizier, der durch Staatsakt des Kongresses der Südstaaten zum Generalinspekteur der Armee von Nord-Virginien ernannt wurde und dessen Ehrendegen noch heute in Richmond im Museum gezeigt wird, legt der amerikanische Major Erskine Hume vor (6) (s. Ernst Beutler, Das Schwert des Herrn von Borcke, »Das Deutsche Echo«, Vol. 9, Nr. 2). Zum Abschluß dieser Übersicht weisen wir auf zwei Bücher des bekannten Reiseschriftstellers Colin Ross (7) (8). Wie immer, ist es interessant mit ihm eine Reise anzutreten, die in viele unbekannte Gebiete führt. In Kanada, Neufundland, Labrador und in der Arktis schildert er in seiner interessanten Art die besuchten Stätten, uns neben dem anregenden Text ausgezeichnete eigene Photographien bietend. Es ist ein interessanter Gedanke, daß in Kanada, dessen südlicher Teil in vieler Beziehung der Zivilisation der Vereinigten Staaten folgt, in den nördlichsten Breitengraden Menschen noch im Eiszeitalter leben; und daß sie das nur können durch eine Einstellung zur Natur, die der Verfasser die »magische« nennt. Das andere Werk führt uns in bekanntere Gegenden. Stets weiß er bei dieser Reise durch die Industriezentren, die Südstaaten, durch die landwirtschaftlichen Bezirke, durch die Gebiete des schwarzen und des roten Mannes uns auf die schweren Probleme der Staaten hinzulenken. Der Verfasser spricht deshalb von der Schicksalsstunde Amerikas. Er ist der Meinung, daß die Vereinigten Staaten nur als Vereinigte Völker weiterleben können und daß sie die Anglisierung der nicht-britischen Bevölkerungsteile aufgeben müssen. Auf dieses unsichere Gebiet der Prophezeiungen braucht man dem Verfasser nicht zu folgen, aber mit großem Genuß wird man die lebendige Schilderung lesen. In der nun im zweiten Jahr stehenden Publikation The American-German Review (9) finden sich wertvolle Beiträge

Soeben erschienen:

München als deutsche Kulturstadt im 19. Jahrhundert.

Von Eugen Franz. Mit 8 Bildnissen. Oktav. XII, 240 Seiten. Geb. RM 4.80

(Gestalten und Geschlechter, Band I)

Das vorliegende Buch bietet zum ersten Male Zusammenschau des vielgestaltigen, reichen geistigen und künstlerischen Lebens in München des 19. Jahrhunderts. Die Stadt und die hier wirkenden großen Persönlichkeiten treten in ihrer kulturellen Wechselwirkung und in ihrer beglückenden Gestaltungskraft vor das geistige Auge des Lesers.

Die pommerschen Konservativen Männer und Ideen 1810—1860.

Von Herrmann Witte. Oktav. Mit einem Bildnis Adolf von Thaddens. XII, 126 Seiten. Geb. RM 3.80

(Gestalten und Geschlechter, Band II.)

Den pommerschen Althonservativen gilt dieses Buch, dem Kreis von Männern, in dem Bismark und Roon groß geworden sind. Sie werden hier bis an die Schwelle des Bismarckischen Zeitalters vorgeführt. Gerade an ihrem Beispiel wird das Wesen des konservativen Staatsgedankens in seiner Größe und in seiner Begrenztheit deutlich.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

zur Geschichte Deutschamerikas, so wird über den Pionier der deutschen Einwanderung F. D. Pastorius, den deutschen Drucker aus der englischen Kolonialzeit Sauer und andere Interessantes berichtet. Die Zeitschrift bringt auch die Reiseeindrücke von deutschen Gelehrten, die auf Einladung der Carl Schurz Memorial Foundation in Philadelphia in amerikanischen Bildungsstätten Vorträge gehalten haben. Der Bericht von Gustav Pauli besonders über deutsche Kunst in Amerika findet seine Ergänzung in der Publikation von Hans Tietze (10), Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika. Das Buch ist ein Beweis dafür, wieviele große Meister durch Stiftungen in führende Museen gekommen sind.

Dr. G. Kartzke
Berlin

(1) Josef Stulz, Die Vereinigten Staaten von Amerika. Geschichte der führenden Völker, Band 30, Herder, Freiburg im Br. 1934, 339 S. Leinen RM. 10.50
(2) Prof. Dr. Friedrich Luckwaldt, Der Aufstieg der Vereinigten Staaten zur Weltmacht. Sammlung Göschen Nr. 1051, RM. 1.62
(3) Freiherr von Prittwitz u. Gaffron, Deutschland und die Vereinigten Staaten seit dem Weltkrieg. Grundfragen der Internationalen Politik, Heft 7, B. G. Teubner, Leipzig 1934. Kart. RM. 1.—
(4) Ilse Kunz-Lack, Die deutsch-amerikanischen Beziehungen 1890—1914, in: Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkrieges, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1935, 242 S. RM. 12.—
(5) Edith Lenel, Friedrich Kapp (1824—84), in: Königsberger historische Forschungen, Band 8, Leipzig 1935, Hinrichs'sche Buchhandlung, 179 S., Preis brosch. RM. 9.—
(6) Major E. Erskine Hume, U. S. Army, Colonel Heros von Borcke, A Famous Prussian Volunteer in the Confederate Army, Charlottesville, Va, The Historical Publishing Co., 1935.
(7) Colin Ross, Zwischen USA und dem Pol, Leipzig, F. A. Brockhaus 1934, 310 S., RM. 6.—
(8) Colin Ross, Amerikas Schicksalsstunde — die Vereinigten Staaten zwischen Demokratie und Diktatur. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1935, 315 S. Leinen RM. 6.—
(9) The American-German Review, herausgegeben von der Carl Schurz Memorial Foundation in Philadelphia, Jahresbezugspreis RM. 10.—
(10) Hans Tietze, Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika. Phaidon-Verlag, Wien, RM. 4.80

Der Deutsche in Portugal und Spanien

Unter diesem Titel erschien in der vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht herausgegebenen Sammlung: »Der Deutsche im Auslande« ein von Dr. Ernst Gerhard Jacob »für Volk und Jugend« verfaßtes Buch *) (Verlag Julius Beltz, Langensalza-Berlin-Leipzig).

Der 137 Textseiten starke Band, dem außerdem noch ein umfangreiches Quellenverzeichnis angefügt ist, enthält eine Reihe von Abbildungen deutscher Krankenhäuser, Kirchen und Schulen sowie schöne Landschaftsbilder. Der Inhalt ist durch die Übersicht über deutsches Schaffen auf der iberischen Halbinsel, den Balearen und Kanaren sowie Madeira und den Azoren im Lauf der Jahrhunderte für jeden Freund und Besucher Spaniens und Portugals von unschätzbarem Wert. Der Verfasser, dem die deutsche Literatur schon mehrere wissenschaftliche Abhandlungen, wie: »Die Universität Coimbra in Portugal und das deutsche Geistesleben« (in Deutsche Welt, Dresden 1931, Nr. 8 — »Iberica«, Hamburg 1925, Bd. IV, Heft 1 — und in »Mitteilungen der deutschen Akademie, München 1930, Nr. 5) verdankt, entwirft ein auf Grund eingehender Forschung aufgebautes Bild über die Entstehung und Entwicklung der deutschen Kolonie in Portugal seit den Tagen der Landung niederrheinischer und westfälischer Kreuzfahrer, die an die Küste verschlagen wurden und die Portugiesen im Kampf gegen die Mauren bei der Eroberung von Lissabon 1147 unterstützten. Man erfährt von der Begründung der ersten deutschen Kirche, der Bartholomäusbrüderschaft, der Tätigkeit der deutschen Hanse sowie einzelner verdienstvoller Deutscher auf religiösem, philosophischem, philologischem und anderen Gebieten: so von dem Gesamtaufbau der deutschen christlichen Seelsorge und deutscher Schulen in Portugal und Spanien bis in die Neuzeit. Einen gleich interessanten Überblick erhält der Leser auch in dem Abschnitt über Spaniens Germanenzeit, die Entstehung der dortigen kleinen und größeren Kolonien, die Zeit während des Weltkrieges, in der Spanien vielen aus den damals feindlichen Ländern geflohenen Deutschen Schutz gewährte und der reichen, von den Spaniern geförderten Kulturarbeit.

E. von Hopffgarten
Berlin

*) E. G. Jacob, Der Deutsche in Portugal und Spanien. J. Beltz, Langensalza. 1935. 137 S. brosch. RM 2.20.

E. VON HOPFFGARTEN, Berlin

Wissenschaft und Forschungsarbeit auf den canarischen Inseln

Zu einem der landschaftlich schönsten und zugleich wissenschaftlich interessantesten Gebiete seit Jahrhunderten, das immer wieder Laien und Forschern aller Länder Rätsel aufgibt, gehört die Inselgruppe der Canaren. Und zwar sind es einmal die ganz eigenartigen geodätischen und geologischen Verhältnisse, als auch die durch die isolierte Lage wahrscheinlich bedingte, noch unaufgeklärte Pflanzenwelt; und schließlich die bis in graue Vorzeit zurückreichende Sage und Geschichte der canarischen Inseln, die den Forschungsreisenden immer wieder anlocken. Unter diesen befinden sich auch eine besonders große Anzahl Deutscher.

* * *

Gewaltige vulkanische Eruptionen haben hier in einem besonders großen Ausmaß stattgefunden und nach Ansicht eines Teils der Forscher die canarischen Inseln in unbekannter Vorzeit als ein eruptives Massiv aus Diabas herausgehoben. Nach den Angaben des Schweizers Dr. Schröter, Professor der Botanik in Zürich, ein Freund und Kollege Dr. Riklis, dem die Wissenschaft ein besonders wertvolles Buch über die atlantische Pflanzenwelt verdankt, stellt dies Massiv vermutlich eine Fortsetzung des Atlasgebirges dar; dies sei aber nur auf vier Inseln beobachtet — auf Tenerife durch Auswürflinge bewiesen [1]). Besonders die Inseln Tenerife, Gran Canaria und Hierro (Ferro) steigen direkt aus ungeheuren Meerestiefen auf, deren Abgründe das deutsche Schiff »Meteor« vor einigen Jahren zur Verbesserung der deutschen Seekarten auf seiner Forschungsfahrt in gewissenhafter Arbeit neu ausgelotet hat.

Außer dem erwähnten Erosionskern haben die canarischen Inseln noch weitere vulkanische Veränderungen durchgemacht, die sich nach Ansicht der Gelehrten verschiedener Länder vom Miocän an bis zum Teil ins letzte Jahrhundert (1824 Lanzerote) fortsetzten und die riesige Berge, Kraterschluchten von ungeheuren Außmaßen, wie die Cumbres auf Gran Canaria und den Cañadas Circus am Fuß des Pico Teyde über weiten, mit Basalten und jüngeren Lavaströmen angefüllten Hochtälern auftürmten.

Durch diese Bodenbeschaffenheit, deren vulkanische Gesteine z. B. auf Tenerife aus Laven, Tuffen, Bimsstein-Auswürflingen, Basalten, Obsidianen, Trachiten und Phonoliten besteht, entstand durch regenspendende Wolkenbildung und die Passatwinde das milde Klima, das uns von einem ewigen Frühling sprechen läßt. Es brachte ferner, zum Teil durch künstliche Bewässerung, jene ungeheure Fruchtbarkeit der weiter seewärts gelegenen atlantischen Inseln. Ferner blieb ihnen aber auch eine auf dem Festland längst ausgestorbene Flora erhalten, die zahlreiche Botaniker, und hierher gehört u. a. auch wiederum Schröter, Heer und Dr. Christ, stets zu neuen Forschungsversuchen anreizten.

Heer stellt die Behauptung auf, daß »Makkaronesien«, — wie die Inselwelt der Canaren, Azoren und Madeira in der Botanik genannt werden — durch seine insulare Lage ein »Schongebiet«, ein Refugium für eine Pflanzenwelt geworden sei, die die Eiszeit im übrigen Europa völlig vernichtet habe. Man findet dort erstarrte, dem Aussterben entgegensehende Formen, »lebende Fossile«, wie den vielbeschriebenen, sagenhaften Drachenbaum, die »Dracaena Draco«, die man in schönen Einzelbäumen nur noch auf den Inseln Gran Canaria, Gomera, Palma, Madeira und als ältestes Exemplar bei Icod auf Tenerife findet. Diesem Exemplar wird nach den Jahresringen ein Alter zwischen 500 und 1000 Jahren zugeschrieben. — In diese Pflanzenwelt gehört auch nach Schröter die afrikanische Succulententrift, diese charakteristische Formation des canarischen Tieflandes — die canarische Wolfsmilch, (Euphorbia canariensis) — spanisch: »Cardon«, die Wolfsmilch des König Juba (Euphorbia regis jubae) — spanisch: »Tabayba«, — die oleanderblättrige Kleinia (Kleinia neriifolia) der berühmte Lorbeerwald von Mercedes auf Tenerife, die canarische Palme und viele andere Formen, die hier aus Raummangel nicht aufgezählt werden können. Wie diese Tertiärpflanzen auf die Canaren gekommen sind, ist eine der interessantesten Streitfragen zwischen den Gelehrten Wallace, Christ, Vahl, Schimper, Engler und Hans Meyer, die gegen eine ehemalige Landverbindung — zum mindesten der westlichen Canaren auftreten und Arldt (Entstehung der Kontinente 1907), Scharff, Unger und Heer, die Geologen und Geographen, Sapper, Neumayr, Sueß, Frech, Blanford und Forbes, ferner die Zoologen Murray, Stoll, Kobelt und andere, — die ihre »tertiäre Atlantis« mit Landbrücken von Marokko her mehr oder weniger bis zu den Azoren — und noch weiter hinaus in den atlantischen Ozean gehen lassen, um die Erhaltung der einzigartigen tertiären Pflanzenwelt zu begründen.

Als ersten bedeutenden Gelehrten in der reichen Erforschungsgeschichte der Canaren, die hier nur flüchtig skizziert werden kann, darf man wohl Alexander von Humboldt nennen, der sich im Juni 1799 auf seiner berühmten Reise zwar nur fünf Tage auf den Inseln Graciosa und Tenerife aufhielt — dort den Pic bestieg, aber trotz der kurzen Zeit zahlreiche Beobachtungen über die Insel sammelte. Seine geologischen, pflanzen- und rassekundlichen Aufzeichnungen bilden noch heute die klassische Grundlage zu weiteren Forschungen, die dann von Leopold von Buch, Baker Welb, Berthelot, Fritsch, Biermann, Noll, Rothpletz und vielen anderen außer den schon erwähnten, fortgesetzt wurden.

Die Geschichte der Canarischen Inseln, die schon unter den Römern als »Insulae Fortunatae« bekannt waren, und die zuerst 1341 von Portugiesen und Spaniern unter Luis de La Cerda wieder entdeckt wurden und die grausame Eroberung Gran Canarias, Palmas und Tenerifes, (1478—96) durch die Spanier, die die wehrlosen Canarios und Guanchen überrumpelten und bis auf wenige aushungerten, ist von einem Spanier, von Viero y Clavigo, in einem Quellenwerk festgelegt. Es reihen sich ihm eine Anzahl anthropologischer Studien über Rasse und Herkunft der blond-

[1]) Dr. C. Schröter, »Eine Exkursion nach den Canarischen Inseln«, Verlag von Rascher & Cie,. Zürich.

Soeben erschien:
ALLGEMEINE PHOTOCHEMIE
Ein Hand- u. Lehrbuch für Studium und Forschung für Mediziner, Biologen, Agrikultur-Chemiker, Botaniker usw. Von Prof. Dr. J. PLOTNIKOW. Zweite, umgearb. u. vergr. Aufl. Mit 218 Fig. i. Text. Gr.-Okt. VIII, 909 S. RM 25.50, geb. 30.—
Ausführlicher Prospekt kostenlos.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

haarigen Guanchen an, denen auch Alexander von Humboldt in seinem Kosmos eine längere Abhandlung gewidmet hat.

Unter den Forschern der Neuzeit verdient besonders der Spanier Dr. Chil der Erwähnung, dem es durch eine lebenslange Sammlertätigkeit gelang, in Las Palmas auf Gran Canaria ein Museum mit den selten gewordenen Erinnerungen an die Guanchenzeit, ihren Töpfereien, ihre Handwebekunst, ihrem primitiven Handwerkszeug und zahlreichen einbalsamierten Mumien zu füllen. Letztere wurden in den großen Begräbnishöhlen zu Füßen der erloschenen Krater gefunden. Es gelang der Forschung auch, durch einen letzten, in dem Höhlendorf Atalaya im Zentralmassiv der Caldera von Bandema auf Gran Canaria lebenden Mischlingsstamm — arme, unterernährte Leute mit strähnigen, strohblonden Haaren, die sich wie ihre Vorfahren von Obst und »Gofio«, einem Gemisch von gebranntem Mais mit Ziegenmilch, ernähren — noch etwa 150 Worte aus der alten Guanchensprache zu ermitteln.

Ein reiches Gebiet der Forschung bietet sich auf dem Gebiet der Luftströmungen, der Passatwinde, des klimatischen Unterschiedes an der Nord- und Südküste, den verschiedenen Höhenlagen auf Tenerife und Gran Canaria, ferner der ganz verschiedenen Wolkenbildung dar, von der die Regenmengen und die Fruchtbarkeit der Inseln abhängen. Deutsche Forscher waren lange Zeit mit der Einrichtung und Betreuung der wichtigen, meteorologischen Station auf dem noch tätigen Vulkangebiet des Pico Teyde und der Seewarte in Santa Cruz tätig.

Nimmt man die reichen, in der Technik angewandten Ergebnisse modernster Forschung hinzu, an der sich in den Weltumschlagshäfen Santa Cruz de Tenerife und Las Palmas Amerikaner, Belgier, Engländer und Deutsche auf dem Gebiet des Wegebaues, der Luftschiffahrt, der Verwertung von Pflanzen und Steinen zu Erzeugnissen aller Art beteiligen, — die Unsumme an Kopfarbeit, die die großen Bananen- und Tomaten-Plantagen, die Wasserversorgung durch Höhenreservoire und unterirdische Zuleitungen täglich benötigt, so kommt hier eine Menge geistiger und wissenschaftlicher Arbeit zusammen, wie wir sie auf verhältnismäßig kleinem Raum so leicht nicht wiederfinden.

[1]) Viero y Clavigo (José), Noticias de la Historia de las Islas Canarias Santa Cruz de Tenerife 1558. 2. Auflage, Madrid 1772—1782.

Auszug aus der Quellen-Literatur:

Bannermann (David A.): The Canary Islands, their History, natural history and seenery. London 1922.
Berthelot (Sabino): Ethnographie et Annales de la Conquête de Canaries. Paris 1839. Santa Cruz de Tenerife, 1848.
Buch (Leopoldo): Description Physique des Iles Canaries 1836.
Burchard (Dr. Oscar): Ein Beitrag zur Klimatologie der Canarischen Inseln. 1906.
Christ (H. v. A.): Eine Frühlingsfahrt nach den C. I. 1886.
— Vegetation der Carnar. Inseln. 1885 a 1888.
Dr. Hans Meyer: Die Insel Tenerife. Leipzig 1896.
Rothpletz (Dr. A.): Das Tal von Orotava.
Fritsch (K. v.): Tenerife geologisch-topographisch dargestellt. Berlin 1854.
— Reisebilder von den canarisch. Inseln. 1867.
Pommer-Esche: Die canarischen Inseln. Berlin 1906.
von Rebeur-Paschwitz: Die Untersuchung der magnetischen Verhältnisse auf Teneriffa.
Rebel (Dr. H.): Zur Lepidopterenfauna der Canaren.
Humboldt (Alexander v.): Voyage aux Regions Equinoxiales du Nouveau Continent 1799—1804. — 4 Bde deutsch 1859/60.
Sapper: Die canarisch. Insel. Geogr. Zeitschr. 1906.
Gagel: Die mittelatl. Vulkan-Insel. Handb. d. regionalen Geologie, Bd. 7, 1910.
Frobenius (Leo): Atlas Africanus. München 1921.
Guia de Tenerife: Eximo Cabildo insular de Tenerife. 1927. Veröffentl. Instituto Nacional de Expansion Economico. Barcelona.
Schütz, I.: Bibliographie der canarischen, madeiraschen und Kap Verdischen Inseln und der Azoren, bis 1929. Graz 1929.
Chil y Naranjo: Estudios historicos, climatologicos y patologicos. Las Palmas 1889.
Baedecker: Madeira, Canarische Inseln, Azoren. Leipzig 1934.
Wissenschaftlicher Reiseführer: Brown, Madeira, Canary Islands, and Azores. London 1927.

Herkunft der Einsamkeitsdichtung

Die Eigenschaft, auf die man in Portugal am meisten stolz ist, und die kein portugiesischer Festredner als heimischen Höchstwert anzuführen vergißt, ist die *saudade*, die gemütvolle Verinnerlichung, die zumal in ihrer mittelalterlichen Lautung als *soïdade* ziemlich genau dem *trûren* entspricht, dem schmachtenden Sehnen, das ein Hauptkennzeichen der provenzalischen Tradition auch im deutschen Minnesang bildet. Obwohl die härteren Kastilianer an dieser oft weichlichen Regung häufig ihren sehr realistischen Spott ausließen, scheint sie, in der gelehrten Wortform *soledad*, auch bei ihnen zu einer Art feststehender Versgattung geworden zu sein, dem Namen nach am bekanntesten durch die *Soledades* des Luis de Góngora. Der Kenner spanischer Volksmusik wird sich außerdem erinnern, daß die verbreitetste andalusische Liedform, die *Solear*, die in der volkstümlichen Kunstlyrik der Brüder Machado neu auflebte, auf dieselbe Etymologie zurückgeht. All das mußte die Aufgabe überall reizvoll erscheinen lassen, diesem Einsamkeits- und Heimwehmotiv in der älteren spanischen und besonders portugiesischen Dichtung nachzugehen, ihren Tiefgang im Rahmen der gesamtiberischen Kultur und ihre Quellen zu prüfen. Seinen Vortrag vom 6. April 1935 vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften über diesen Problemkreis legt jetzt Karl Voßler in einem umfangreichen ersten Teil [1]) der Öffentlichkeit vor.

Karl Voßler, dessen Weg von der italienischen über die französische zur spanischen Literatur wir an anderer Stelle dieser Zeitschrift erwähnten, ist heute nicht nur neben Croce, Farinelli und Burdach der einzige Literaturkenner und -forscher universalen Schlags, er ist auch die bekannteste, leider fast die einzige Brücke, die von der lebendigen deutschen Romanistik zu den außerakademischen Kreisen der geistig Schaffenden führt; sein enger Anteil an der Neuentdeckung Racines durch Rudolf Alexander Schröder, seine Berührung mit Hofmannsthal und Rudolf Borchardt, seine merkbare Wirkung im Umkreis der Zeitschrift *Corona* sind allgemein bekannt. Seine neueste Arbeit, zwangloser gegliedert und weniger gestrafft als die bisherigen Bände, ist Voßlers erster Versuch einer größeren motivgeschichtlichen Zusammenschau. Auf diesem Gebiet wird immer nur der langjährig erfahrene Kenner der ermüdenden Eintönigkeit des Belegefindens und Stelleninterpretierens entgehen: ihm ist das Thema erwünschter Anlaß, *»prétexte«*, Vorwand, zu einer Wanderung auf längst vertrauten Pfaden, bei der es gilt, die begegnenden Gestalten treffend und nachhaltig zu skizzieren, sie aus der Erinnerung weit tiefgehender zu charakterisieren als der Titel des Gesamtthemas es jemals erforderte. Voßler geht diesen Weg, wenn auch nicht so bewußt, wie es Philipp-August Becker in seinem Werk über den *Gepaarten Achtsilber in der altfranzösischen Literatur*, der wichtigsten Neuerscheinung in altfranzösischer Literaturgeschichte, tut. Das Buch wird dadurch in weitestem Maß zugänglich, zumal da Voßler breite Textproben und fast alle mit eigener Versübersetzung gibt. Neben der Klage des verlassenen Mädchens, der portugiesischen *Cantiga d'amigo*, steht das weit beschaulichere Einsamsein der Petrarcisten, das horazische *Beatus ille*, das humanistische *Otium cum dignitate*, und vor allem die herrlichen Freundschaftsterzinen eines unbekannten Kastilianers, die *Epistola moral a Fabio* (von Voßler ungekürzt übersetzt), lebensbejahender Ausdruck des Goetheschen *Selig wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt* . . . Je künstlicher und spielerischer der Einsamkeitszustand im arkadischen Roman erscheint, umso entschlossener hält sich das Drama Lopes und der realistische Roman davon fern. Beherrschend tritt das spanische Verlassenheitsgefühl hervor in einigen Romanzen, besonders bei Góngora, sowie in den geistlichen Bekenntnissen des ausgeprägtesten Nachfahren der Schwarmgeister (Alumbrados), bei dem Quietisten Miguel de Molinos.

Ohne diese lyrischen Dichtungen auch nur entfernt den großen epischen und dramatischen Leistungen der Spanier gleichzuschätzen, kommt Voßler zu dem Urteil, die Portugiesen und besonders auch die Nordwestspanier der Provinz Galicia hätten dem Hang zur Einsamkeit »einen ersten, wirklich modernen, wenn auch noch schüchternen Ausdruck in ihrer Minnelyrik verliehen«. Die mächtige Wirkung des *Romancero* auf die deutsche Dichtung von Herder bis Eichendorff hängt eng damit zusammen; vergessen wir aber darob nicht, daß uns gleichzeitig auch andere, zum Teil beträchtlich ältere Schätze der Einsamkeitspoesie erschlossen wurden: die Psalmen, die Elegien Cynewulfs, Dantes *Vita Nuova*, Ossian, Parzival und Tristan, Hamlet und Lear, nicht zuletzt unsere Volkslieder und die der Nachbarvölker.

Privatdozent Dr. K. Wais
Tübingen

[1]) Karl Voßler, Poesie der Einsamkeit in Spanien. I. Teil, München, C. H. Beck 1935, 174 S. Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Abteilung; Jg. 1935, Heft 7.

Ortega y Gasset

Neben Unamuno ist heute Ortega der bei uns am besten bekannte spanische Denker der Gegenwart. In kurzer Zeit haben die Übersetzungen seiner späteren Hauptschriften über die »Aufgaben unserer Zeit«, den »Aufstand der Massen« und kürzlich zwei Essaybände »Über die Liebe« und das »Buch des Betrachters« einen großen und von seiner hinreißenden Beredsamkeit und schriftstellerischen Gewandtheit begeisterten Leserkreis gefunden. Der Madrider Philosophieprofessor hat sich während seiner Lehrjahre an deutschen Universitäten so mit dem Gedankengut deutscher Philosophen durchtränkt, daß es für uns nicht schwierig ist, uns bei ihm zu Hause zu fühlen; und er macht die schwierigsten Fragestellungen seinem elegant dahinfließenden Stil so gefügig, daß auch der für philosophische Probleme schwer zu erwärmende Leser sich angesprochen fühlt. Eine leichte, gleichmäßig interessierte Unruhe trägt ihn von einer Betrachtung zur anderen, fein hingezeichnete welthistorische Perspektiven wechseln mit verblüffenden Wortanalysen, die großen Systeme der Philosophie werden hier im Dienste der Verständlichkeit auf ein Mittelmaß reduziert, schwierige Gedankenknoten durch ein Paradoxon gewandt aufgelöst; mit einer erstaunlichen Aufnahmefreudigkeit für Gedanken verschiedenster Richtung vereinigt sich eine selbstsichere Kritik gegen ihre Träger, sodaß sich auch dem Leser, den der »Maestro« nicht vergißt von seiner Ignoranz zu überzeugen, das Bewußtsein mitteilt, von höherer Warte aus »Espectador« zu sein. Diese faszinierende Verve seiner Schriften läßt gern vergessen, daß Ortegas Fragestellungen, wie ein Kritiker sagte, »tiefer sind als seine Antworten«, ja sie läßt auch wohl über die inneren Widersprüche dieser Produktion zunächst hinwegsehen.

Allerdings wird die Frage nach dem gedanklichen Gehalt dieser Essays dringlicher, wenn dieser geschickte Zeichner philosophischer Fragestellungen uns im Format der großen Bibeln des 16. und 17. Jahrhunderts sein gesamtes Werk präsentiert [1]) und mit dem Anspruch eines weltanschaulichen und politischen Führers an uns herantritt. Der Sammelband enthält Ortegas Werke von den *Meditaciones del Quijote* bis zur *Rebelión de las Masas*, seine Essaybände, sowie die während des ersten Jahres der Republik erschienenen politischen und kulturpolitischen Schriften (*Misión de la Universidad*, *Rectificación de la República*).

Die später erschienen Reden und Aufsätze und die in die Obras nicht aufgenommenen Beiträge zu der von Ortega selbst gegründeten Revista de Occidente sind in dem 1933 in Madrid erschienenen Band *»Goethe desde dentro«* gesammtelt: Nachrufe auf Scheler, Mallarmé, eine Einleitung zur spanischen Ausgabe von Hegels Philosophie der Geschichte (1928), psychologische Reflexionen über den »interessanten Menschen«, über den »spanischen Stolz«, u.a. m. (Vgl. E. Erdsieks Kritik »Schiffbrüchige richten über Goethe«, Die Tatwelt, Dez. 1932.)

Dr. H. Meie
Hambu

[1]) Obras de José Ortega y Gasset. Madrid (Espasa-Calpe) 14[illegible] S., 50 Pts.

Digitized by Google

Dr. H. BLUMENTHAL, Greifswald

Tendenzen der neueren Herderforschung

»Zöge der Tote aus dem Ganzen unseres geistigen Besitzes seinen Einsatz zurück — wir würden wohl staunen, wieviel uns verloren ginge.« Diese schönen Worte, die Josef Bernhart einer kleinen Herder-Auswahl (Kunstwartbücherei, München, Callwey 1926) mit auf den Weg gab, kennzeichnen die eigentümliche Lage unbewußter Verpflichtung, in der sich unsere Gegenwart Herder gegenüber befindet; und ein Blick auf die Geltung Herders im vergangenen Jahrhundert wird das gleiche Leitmotiv bei allen Wissenden wiederfinden: klagte doch schon Jean Paul 1804, daß die Schnitter der Ernte, die Herder gesät, sich gern selbst für die Säemänner ausgäben, und ganz ähnliche Äußerungen liegen von Goethe vor. — Den ganzen Kosmos der geistigen Welt in all seinen Gliederungen — Geschichte, Sprache, Kunst, Religion — hat Herder uns geweitet und erhellt, allein wir nehmen diese Tatsache mit der Selbstverständlichkeit hin, mit der wir ohne Dank das Tageslicht genießen. Der Erwecker unserer größten Dichter, der Begründer der modernen Geschichtswissenschaften, der Prediger einer Natur und Geschichte in sich umfassenden religiösen Lebensanschauung, der Beschwörer der Wirklichkeit, deren Formung heute unser höchstes Anliegen ist: des Volkstums — er lebt als solcher im Bewußtsein der Gelehrten, nicht der Allgemeinheit. Die Lehrpläne unserer Schulen zeigten das bis vor kurzem drastisch genug: Lessing, dessen Bedeutung für das moderne Lebensgefühl sich viel schärfer und enger umgrenzen läßt, spielte in ihnen eine weit größere Rolle als Herder, obschon der als Schullektüre beliebte »Laokoon« eine historische Vorstufe und nicht, wie Herders »Shakespeare« ein integrierender Bestandteil unseres Kunstverständnisses ist. — Auch sonst haben seine Schriften nicht die Zugänglichkeit und Verbreitung gefunden, die im Interesse einer bewußten Pflege geistiger Ahnenschaft liegt. Um ein paar Auswahlbände zu erwähnen: Neben dem schon genannten der Kunstwartbücherei, der die Fülle Herderscher Gedanken in kurzen, oft aphoristischen Ausschnitten zu Worte bringen will, erscheint uns die zweibändige Auswahl der Dreiturm-Bücherei (München: Oldenbourg 1925) fast noch geeigneter, weil sie einige Schriften, wie die Shakespeare- und Ossianaufsätze ungekürzt, anderes, wie das weniger bekannte Reisejournal von 1769 in wesentlichen Stücken bringt. Für ein erstes wissenschaftliches Eindringen kann immer noch die Auswahl, die Horst Stephan in Felix Meiners Philosophischer Bibliothek (Bd. 112) herausgab, dienen, die alle Arbeitsgebiete Herders in charakteristischen Schriften berücksichtigt, leider aber gezwungen war, auch kleinere Aufsätze, wie die Geschichtsphilosophie von 1774, gekürzt zu bringen. Was uns zu einer Verbreitung Herderscher Gedanken notwendig erscheint, wären kleine Einzelausgaben der kürzeren Schriften, die textkritisch zuverlässig genug wären, um den Studenten zu dienen, und die durch Ausstattung und Kommentar auch dem gebildeten Laien Freude machen würden. Die bisherigen Ansätze, so verdienstlich sie sind, mußten doch für Schulzwecke kürzen. Allein in unserer Zeit der billigen Buchreihen wären kleine zuverlässige Textausgaben doch wohl kein unbilliger Wunsch.

Die Wissenschaft hat Herder gegenüber — aus dem Gefühl der gleichen Verpflichtung — ebenfalls eine große Schuld einzulösen: noch heute fehlt, worüber Konrad Burdach schon vor zwanzig Jahren klagte, eine würdige Zusammenfassung von Herders Briefwechsel, der der monumentalen philologischen Herderausgabe Suphans an die Seite gestellt werden könnte. Was Wieland und Jean Paul recht waren, sollte Herder billig sein; wer heute über Herder arbeitet, muß sich noch das Material aus einer Reihe im Wert unterschiedlicher, oft schwer benutzbarer älterer Sammlungen zusammenholen. Es bleibt zu hoffen, daß eine unserer Akademien sich dieser Aufgabe annimmt. An neueren Einzelveröffentlichungen sei der schönen Ausgabe seines Briefwechsels mit Karoline Flachsland in den »Schriften der Goethegesellschaft« Bd. 39 f. (Weimar 1926 f., hrsg. von Hans Schauer), gedacht, die nicht nur tiefe Einblicke in die Seelengeschichte Herders gibt, sondern auch eine ergiebige Quelle zur Geschichte der Empfindsamkeit darstellt. Weniger der Erschließung von Herders Persönlichkeit, als seiner Vor-, Um- und Nachwelt dient eine Publikation, die der im letzten Jahrzehnt so mächtig aufstrebenden Familienforschung zu danken ist. »Herder, seine Vorfahren und seine Nachkommen«, bearbeitet von Hans Schauer und P. von Gebhardt (Beiträge zur Familiengeschichte Bd. XI, 1930). Ein umfangreicher und schön ausgestatteter Band, der alles auf Herders Familie und Geschlecht bezügliche Material an Stammtafeln, Bildern und Briefen vereinigt. Der Herderforscher wird vor allem eine vollständige Sammlung der Herderbildnisse dankbar begrüßen; eine sympathische Biographie Karolinens und zahlreiche Familienbriefe geben ein anschauliches Bild seines Lebenskreises. Gegenüber allzu hoch gespannten Erwartungen muß freilich betont werden, daß — bei allem Nutzen für die genealogische Forschung — in das geistige Bild Herders von dieser Seite her kein neuer Zug eingezeichnet wurde. Hier findet die genealogische Betrachtung doch wohl an der Ursprünglichkeit des Geistigen ihre Grenze.

Ein neues Gesamtbild Herders hat uns die Forschung noch nicht beschert. Der monumentalen Herderbiographie Rudolf Hayms, die dank der idealistischen Tradition, in der sie steht, auch heute noch auf fast alle Fragen eine Antwort weiß, und der sympathischen Darstellung Eugen Kühnemanns, die bei aller Einfühlungsgabe etwas zu weiche Konturen aufweist, steht noch kein Herderbild gegenüber, das der produktiven Aneignung Herders durch die Gegenwart ein Denkmal setzte, — trotz, oder vielleicht gerade wegen einer überreichen und von vielen Seiten her eindringenden Spezialforschung. Hayms Versuch einer erschöpfenden Darstellung wäre heute wohl kaum noch wiederholbar. Nur eine neue Sicht von Herders Persönlichkeit, Situation und Leistung vermöchte die Fülle der erforschten Einzelmotive zur Einheit zu bannen.

Einen Versuch zu solcher neuen Deutung unternahm vor einem Jahrzehnt Josef Nadler in seinem Aufsatz »Goethe oder Herder?« (Hochland 1924, Bd. 22) in dem er Herder als den eigentlichen, obschon unbekannten Begründer unseres Kulturbewußtseins, den Schöpfer einer Idee von nationaler, sozialer und zugleich völkerverbindender christlicher Kultur, den Überwinder des Individualismus und Erwecker der schöpferischen Kräfte, die unsere Gegenwart bestimmen, als Führer proklamiert gegenüber Goethe, der in der selbstgenugsamen Vollendung seiner Persönlichkeit und im Ästhetizismus seiner Lebensform zu geschichtlicher Unfruchtbarkeit verdammt sei. So sehr nun eine Neu- und Höherwertung Herders am Platze und Nadlers kühner Vorstoß zu begrüßen ist, so darf doch nicht verkannt werden, wie wenig den alten Goethe jene Charakteristik trifft, ein wie unerschöpfliches Erbe mit seinen Gedanken in die deutsche Bildung eingegangen ist und was seine Gestalt nach Jakob Grimms Zeugnis gerade für das Nationalgefühl und das Bewußtsein der Einheit der deutschen Kultur bedeutet hat. — An Nadlers Wertung scheint sich das Buch von Fr. A. Bran (Herder und die deutsche Kulturanschauung, Berlin, Junker und Dünnhaupt 1932. Probleme der Staats- und Kultursoziologie 5.) zu orientieren, das in lebendiger, stark aphoristischer Darstellung ein Gesamtbild Herderschen Denkens skizziert; freilich hat dieser andeutende Stil es verhindert, daß die immanente Problematik der Herderschen Gedankenwelt und ihr Zusammenhang mit der geistesgeschichtlichen Lage, der Ursprung der eigentümlichen Vieldeutigkeit, Widersprüchlichkeit und Fruchtbarkeit von Herders Ideen zu Worte kam; auch ist der methodische Ansatz von Alfred Webers Kultursoziologie hier nicht (wie in anderen Arbeiten der Reihe) fruchtbar geworden. So kann Brans Buch höchstens als einführender Ausgangspunkt für eine Beschäftigung mit Herder dienen.

Das Widerspiel wird Nadlers Herderbild durch die ganz am klassisch-antikischen Ideal orientierte Wertung des George-Kreises gehalten, wie sie Max Kommerell in seinem Buche »Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik« (Berlin, Bondi 1928) vollzieht. Zwar bekommt Herder sein Denkmal im Pantheon der ewigen menschlichen Urbilder als Spürer und Beschwörer der lebendigen Kräfte, die zu schauen ihm verstattet, die zu gestalten ihm versagt war. Er wird aber gemäß der Themastellung des Buches wiederum gesehen als Erwecker der großen Gestalter Goethe und Jean Paul und damit in das Vorläufer- und Herolddasein zurückverwiesen, aus dem die neuere Forschung ihn zu gerechter Würdigung der eigenen Leistung herauszuheben bestrebt ist. Des alten Herders Kampf gegen Goethe erscheint wiederum im Lichte des bloßen Ressentiments (in dem Kampf gegen Kant wird dagegen charakteristischer Weise Herders Recht anerkannt!). Es muß aber doch die Frage aufgeworfen werden, wie weit die Rückwendung Herders zu Aufklärung und vorgoethischer Dichtung nicht tiefere sachliche und existenzielle Gründe hat. Gerade die nur-psychologische Erklärung der Stellungnahmen Herders, die uns heute unverständlich oder nur »persönlich« erscheinen, rufen das Bedürfnis wach nach einer neuen Herderdeutung, die Verständnis schafft für die Gesamtheit seiner geschichtlichen Einzelleistungen aus dem Ganzen seiner Existenz, seines geheimen Lebensmittelpunktes, von wo aus sich vielleicht klare Scheidungen gewinnen lassen können zwischen dem sachlich-redlich Gewollten und Geleisteten und dem bloßen Ressentiment. Vielleicht daß die Methoden, die Karl Jaspers in seiner »Psychologie der Weltanschauungen« ausgearbeitet hat, eine solche Deutung ermöglichen, die auch die einzelnen Äußerungen Herders in ihrem menschlichen Ernst und sachlichen Gewicht neu zu überprüfen gestatteten? Wir wenden uns nunmehr den zahlreichen Würdigungen dieser Einzelleistungen zu, die die Spezialforschung des letzten Jahrzehnts vorlegte; wir sind uns freilich bewußt, die Absichten dieser Forschung im Rahmen dieses kurzen Sammelreferats nur andeutend aufzeigen zu können.

Wenn wirklich alle Lebensgebiete unserer Kultur irgendwie von Herders Ideen mitgeformt sind, so scheint freilich die politische Welt — die Dominante unserer Situation — davon ausgenommen und die wirkliche Aktualität Herders hier in Frage gestellt. Und doch ist vielleicht auf keinem Gebiete der Einfluß seiner Ideenwelt spürbarer. Freilich: zum Staat seiner Zeit, dem Staat des aufgeklärten Despotismus, hat Herder kein Verhältnis gefunden; er schien ihm volksfremd, ein toter Mechanismus, der den einzelnen Menschen nur als Werkzeug brauchte und darum nicht in seinem eigentlichen Sein betraf. Sein Nationalgefühl ist, wie uns die Arbeit von Walter Goeken (Herder als Deutscher, Tübinger Germanistische Arbeiten I. 1926. Stuttgart, Kohlhammer) gezeigt hat, sprachlich-kulturell, nicht staatlich-politisch gefärbt. Der Sinn für Macht und Machtverhältnisse war dem zart-geistigen Prediger der Humanität fremd. Keimte ihm im Alter, wie Bran glaubhaft gemacht hat, der Gedanke einer vom Volk getragenen und dem Volk dienenden staatlichen Lebensgemeinschaft, so war diese doch mehr gedacht als Garant humaner Bildung, nicht als Selbstdarstellung des Volksgeistes und Organ der machtvollen Durchsetzung seines Lebenswillens. Allein, was sich vor der Theorie eines autonomen Staates als Schwäche erweist, zeigt sich doch wiederum als der eigentliche Hebel seiner Wirksamkeit. Indem Herder das Volk als individuelle Einheit höherer Ordnung mit eigenem Wesen, die Geschichte als Entfaltung und Wechselspiel der Volksgeister begriff, wurde er zum Vater des national-staatlichen Gedankens, der die politische Gestaltung Europas im 19. Jahrhundert beherrscht und verwandelt. Die Lehre vom Nationalstaat als Einheit von Staat, Kultur und Sprache auf dem Boden gemeinsamen Volkstums geht auf ihn zurück, so sehr sie auch der Gedanken Hegels und der Romantik zu konkreterer Ausgestaltung bedurfte. Was die Geschichtswissenschaften auf allen ihren Gebieten ihm ver-

Digitized by Google

danken, ist zwar oft gerühmt, aber selten monographisch dargestellt worden. Aus neuerer Zeit liegt nur die ausgezeichnete Studie von Otto Petersen: Herder und Hehn (Riga: Löffler 1931, Abhandl. des Herderinstituts IV, 5) vor, für die meisten Historiker, Philologen, Volkskundler, Geographen und Theologen ist diese Aufgabe noch zu leisten; ist es doch Herders Tragik gewesen, oft gerade von denen getadelt zu werden, deren Leistung auf der seinigen aufbaut: denken wir nur an die Schlegel und W. von Humboldt. — Für die Geschichte des Volkstumsbegriffs hat Paul Kluckhohn ihm in seiner Quellensammlung »Die Idee des Volkes im Schrifttum der deutschen Bewegung von Möser u. Herder bis Grimm« (Berlin, Junker und Dünnhaupt 1934, Literarhist. Bibl. 13) mit Recht den weitaus größten Raum zugestanden. In der Tat hat unsere Zeit, die in der Erhaltung und Stärkung des Volkstums ihre höchste Aufgabe sieht, die Pflicht, sich Herders zu erinnern, wenn auch zugegeben werden muß, daß Herders Volksbegriff das Moment der Rasse noch nicht enthält. Diese Ahnenschaft haben auch Wegbereiter des Dritten Reiches immer wieder anerkannt: den »Vater der jungen Völker« hat Möller van den Bruck ihn genannt. Max Hildebert Böhm hat bei seinen Bemühungen um eine Erforschung der Gesetzlichkeit des Volkstums und seine geistiggeschichtliche Begründung vor allem an Herder angeknüpft (Das eigenständige Volk. Göttingen 1932).

Freilich nicht nur zum Segen Deutschlands hat Herder diese Saat gestreut. Es ist schon früher des öfteren dargestellt worden (so von M. Murko und Masaryk), wie Herders Gedanke vom Volkstum, Pflege der eigenen Sprache und Nationalliteratur durch die Vermittlung der romantischen Historiker und Philologen (Luden, Grimm) und deren slawische Schüler (Palacky, Kollár, Schaffarik) nach Osteuropa gelangte und dort zur Besinnung der slawischen Volkstümer auf sich selbst geführt hat. Jene Bewegung, die den Zerfall des russischen und österreichischen Staates herbeigeführt und an ihre Stelle eine Anzahl nur zum Teil lebensfähiger, zum Teil aber von der Gnade der Westmächte lebender Staaten gesetzt hat, ist letzten Endes von Herder ausgelöst worden. Neuerdings hat Rolf Schierenberg (Der politische Herder. Graz, Schmidt-Dengler 1931) unter Benutzung jener älteren Forschungen mit der politischen Leidenschaft des Grenzlanddeutschen jene Entwicklung zusammenfassend dargestellt und ist den Ideen Herders bei Russen, Tschechen, Slowaken, Serben und Kroaten und den baltischen Völkern bis zum Panslawismus hin (der ja zu den entscheidenden Kriegsursachen gehört) nachgegangen. Wenn nun bisher zumal die tschechischen und polnischen Vorkämpfer der Nationalitätenbewegung Herder als ihren Ahnherrn anerkannt haben, so zeigt das Buch des Prager deutschen Slawisten Konrad Bittner: Herders Geschichtsphilosophie und die Slawen« (Reichenberg, Stiepel 1929), wie die neueste tschechische Forschung versucht, den Spieß umzukehren und Herder zu einem Erben slawischer Geistigkeit zu stempeln, dessen Humanitätsideal von Comenius beeinflußt sei. Bittner begegnet dem durch den schlichten Nachweis, daß Herders Bekanntschaft mit Comenius zu einer Zeit stattfand (1792), wo sein eigenes Humanitätsideal schon zu voller Eigenart ausgeprägt und als sozial-ethisches von dem religiösen-mystischen des Comenius deutlich unterschieden war. Vielleicht hätte Bittner auch das individual-ästhetische Moment in Herders Humanitätsidee hervorheben können. Ist doch die eigentümliche Doppelseitigkeit dieser Idee, ihre Spannung zwischen der Freude an der eigenwüchsigen Individualität und dem Hingegebensein an ein unbestimmtes allgemein menschliches Ideal, das zugleich als Endziel, Maßstab und Grundlage der Geschichte verstanden wird, das Geheimnis, weshalb Herder jeder Epoche etwas zu sagen hat. Wie er selbst eine vermittelnde Stellung einnimmt zwischen aufgeklärtem Menschheitsglauben und irrationalistischem Individualitätskult, so hat noch jede Epoche vermocht, das Ihre aus ihm zu entnehmen, sei es, daß sie den Akzent auf einen der beiden Pole legte, sei es, daß sie seine Form der Vermittlung, die eigentliche Leistung seiner Geschichtsphilosophie, übernahm. In seiner Hinwendung zu den Slawen mischen sich beide Tendenzen. Wie die kräftige Buntheit des lettischen Volkslebens in ihm die Freude an Volkslied und Volkskultur weckte (siehe dazu A. Wegener, Herder und das lettische Volkslied. Langensalza: Beyer 1926. Pädagog. Magaz. 1079, und die besonders bedeutsame Rede von K. Stavenhagen, Herder in Riga. Abhandl. des Herder-Instituts I, 1925), so ist später, im Slawenkapitel der »Ideen«, sein Interesse an den östlichen Völkern ein humanitär-sentimentalisches: es ist z. B. das Mitleid mit dem unterdrückten »Taubenvolk« der Böhmen, das durch die gewalttätigen, eroberungssüchtigen Deutschen in seiner friedlichen Lebensform gestört wurde. Und auch in Herders Wirkung kehrt die gleiche Mischung wieder; wie er die Erweckung slawischer Volksbräuche anregte, so bewirkte er auch, daß diese Völker sich selbst in der romantisch idealisierenden Perspektive Herders sahen. Seine Argumente waren es z. B., die 1919 bei der Loslösung der baltischen Randstaaten den Deutschen entgegengehalten wurden. So hat die Wirkung seiner Gedanken sich gegen das Mutterland gekehrt, ein furchtbares Beispiel für die Macht der Ideen, für Nietzsches Wort, daß Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, die Welt regieren.

(Ein weiterer Bericht wird folgen, die bibliographischen Angaben stehen am Schluß der Fortsetzung.)

Herder in „Kröners Taschenausgabe"

Die vorliegende Auswahl vermittelt einen klaren Gesamteindruck von Herders geistiger Gestalt, wie sie als Ergebnis jüngster geisteswissenschaftlicher Forschung erscheint. Der Herausgeber hat Herders umfangreiches Werk nach seinen Hauptmotiven und seiner inneren Entwicklung gesichtet und die grundsätzlichen Schriften zu Sprache, Dichtung, Geschichte und Religion, durch Abstriche vorsichtig gekürzt und verdichtet, zu einem straffen Ganzen vereinigt. Die Sprachabhandlung, die bekannten Literaturaufsätze, das Reisejournal, die Schrift »Auch eine Philosophie der Geschichte z. B. d. M.« werden relativ vollständig gebracht; der Religionsphilosoph ist mit je einem Kernstück aus der »Adrastea«, den »Gesprächen über Gott« und den Humanitätsbriefen vertreten; durch das Hauptwerk, die »Ideen«, wird auf 113 Seiten ein geschickt den Grundriß wahrender Querschnitt gegeben. Prägnante ideengeschichtliche Vorberichte führen in die Probleme jedes Abschnittes ein. Ein solches Verfahren — mit so viel Takt und historischer Verantwortung wie im vorliegenden Falle ausgeführt — ist berechtigt bei einem unsystematischen Denker wie Herder, der aus menschheitserzieherischer Leidenschaft und einer strömenden Gedankenfülle heraus mehr um der unmittelbaren Wirkung, der Erweckung und Anregung, als um letzter begrifflicher Vollendung willen schrieb. Für den heutigen Leser ist es daher wertvoll, von seinem verwirrend vielfältigen Lebenswerk einen gültigen Grundriß zu haben: von ihm aus mag er dann in der Suphanschen Gesamtausgabe nach allen Seiten weiterlesen, und auf ihn, in der vorliegenden handlichen und leicht zugänglichen Form, wird gern zurückgreifen, wer die große Ausgabe nicht besitzt und sich doch von diesem großen deutschen Schriftsteller unmittelbar ansprechen lassen will.

In das Literaturverzeichnis hätte auch Th. Litt's »Kant und Herder« (1930) aufgenommen werden sollen, da hier das aktuelle Problem dieser Antipoden in der Deutung der geistigen Welt, einseitiger Akzentuierung gegenüber, gerecht und für die Erkenntnis beider Denker überaus ertragreich erörtert wird. — Auch sei auf das Herder-Kapitel des inzwischen erschienenen 1. Bandes von Franz Schultz' »Klassik und Romantik der Deutschen« (Vgl. G. A. 1935, Nr. 24) nachdrücklichst hingewiesen.

Dr. R. Sühnel
Leipzig

Herder, Mensch und Geschichte. Sein Werk im Grundriß. Herausgegeben von Willi Koch. Alfred Kröner Verlag, Leipzig. 1936. 348 S. RM. 3,85.

Deutsche Vorgeschichte in Ostdeutschland

Dieses vom Kustos am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege in Breslau unter Mitwirkung von achtzehn Schulmännern und Vorgeschichtsforschern herausgegebene Buch will, soweit es auf die Schule Bezug nimmt, »ein Ratgeber für alle Fragen sein, die der dem Stoffe und der Methode noch fremd gegenüberstehende Lehrer zu stellen hat«, außerdem aber »der Lehrer vom Vermittler der wissenschaftlichen Ergebnisse zum erfolgreichen Mitarbeiter bei der Forschung heranbilden«. Der Herausgeber ist bemüht gewesen, dieser zwiefachen Zielsteckung, einem schon an sich, besonders aber auf dem ostdeutschem Raum schwierigen Unternehmen, gleichmäßig Genüge zu leisten. Der Versuch kann auch als sehr gelungen bezeichnet werden, wobei sich die vom Herausgeber selbst geschriebenen Teile des Buches durch ihre Gediegenheit in Form und Inhalt besonders auszeichnen. Die Einführung ist allerdings etwas zu kurz und wortkarg geraten, wird aber durch die schematischen Abbildungen genügend vervollständigt. Sehr gut und treffend formuliert ist die Notwendigkeit des Vorgeschichtsunterrichts (S. 25f.). In den Richtlinien und Vorschlägen für Lehrpläne sind alle Schulgattungen gleichmäßig berücksichtigt und eine klassenmäßige Aufteilung des Stoffes versucht worden; besonders zu beachten ist hier der Absatz von Fr. Zwirner über die Vorgeschichte außerhalb des Vorgeschichtsunterrichts. Die vom Herausgeber erteilten Winke zur Veranschaulichung geben dem Lehrer die notwendige Ein- und Anleitung zur Auswertung des vorgeschichtlichen Stoffes im Unterricht; unbefriedigend sind hier leider die Abb. 38 (!?), 39 und 40; es erscheint dem Ref. auch zweifelhaft, ob die vorgeschlagenen öden Übersichtskarten (Abb. 41—45), die eine entsagungsvolle Abstraktion erfordern, für den Schulgebrauch geeignet sind. Vorzüglich ist dagegen das V. Kapitel über Lehrer und Schüler im Dienste der Vorgeschichtswissenschaft, dessen Wert durch die instruktiven Aufnahmen des Verf. noch gesteigert wird.

Die Mitarbeiter haben zahlreiche Unterrichtsbeispiele vorgelegt, in welchen die methodologischen, kulturgeschichtlichen, rasse- und siedlungskundlichen Fragen erörtert werden; ein besonderer Aufsatz ist der Vorgeschichte der Germanen auf dem ostdeutschen Boden gewidmet. Die wegen der zahlreichen Verfasser recht bunt gewordene Darstellung wird vielleicht gerade hierdurch dem Lehrer von größerem Nutzen sein.

Am Schluß des Buches folgen die gesetzlichen Bestimmungen über den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler und eine Schriftenauswahl zur Vorbereitung des Lehrers.

Von den oben vermerkten wenigen Einwänden abgesehen, ist mit diesem reichhaltigen und gut bebilderten Handbuch gleichmäßig sowohl dem Denkmalsschutz, als auch der Heimatgeschichte bestens gedient.

Dr. Ed. Šturms
Riga

Handbuch für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte in Ostdeutschland. Unter Mitwirkung von Schulmännern und Vorgeschichtsforschern von Dr. Fritz Geschwendt herausgegeben. 192 S. 113 Abb. Ferdinand Hirt in Breslau.

Das neue billige
Lehrbuch d. Schachspiels
Von A. BRINCKMANN
Mit zahlreichen Diagrammen. VII, 139 Seiten. Geb. RM 2.50
Vorzugspreis für die Teilnehmer an den von „Kraft durch Freude" in Verbindung mit dem Großdeutschen Schachbund im Jahre 1936 veranstalteten Lehrkursen geb. RM 2.25.
(Bücherei des Großdeutschen Schachbundes Band I.)
Mit diesem Bande beginnt der Gedanke des Großdeutschen Schachbundes, eine Bücherei zu schaffen, die nach einer Analyse des Schachspiels im ersten Bande zu den Höhen des königlichen Spiels führt, Gestalt anzunehmen.
Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Romanische Sprichwörter

Wenn die Sprache im allgemeinen als Spiegel der Seele gilt, so tritt die Berechtigung dieser Anschauungsweise besonders deutlich in den charakteristischen Redensarten und in den Sprichwörtern zutage. In den romanischen Sprachgebieten sind des öfteren aus dieser Erkenntnis wertvolle Einzelstudien hervorgegangen. Auch deutsche Gelehrte haben sich an dieser Forschung beteiligt, die ja gerade durch die Gegenüberstellung und den Vergleich auch die Erkenntnis unserer Muttersprache und ihrer inneren Sprachform aufs schönste zu fördern geeignet ist. Namentlich der Gießener Romanist Walter Gottschalk hat sich seit Jahren diesen Studien gewidmet. Seiner Französischen Synonymik ließ er eine Darstellung der französischen Schülersprache und vor allem ein zweibändiges Werk über die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache folgen. Neuerdings legt er nun den ersten Band eines anderen Werkes vor [1]), das zu dem soeben genannten eine Ergänzung bilden soll, indem es die bildhaften Sprichwörter betrachtet, andrerseits aber den Rahmen erweitert, indem nicht nur das Französische sondern alle romanischen Sprachen herangezogen werden. Wie es schon in dem vorhergehenden Werke geschehen war, wird auch hier der Stoff nach Sachgebieten geordnet.

Der vorliegende erste Teil behandelt jene Sprichwörter, die aus dem Bereich der Natur gewonnen sind: aus der anorganischen Natur, besonders aber aus der Pflanzenwelt und noch mehr aus dem Tierreich. Wir haben es dabei nicht mit einer trockenen Aufzählung zu tun, vielmehr wird nach Möglichkeit eine knappe Erklärung gegeben, wozu sich dann Hinweise auf ähnliche Sprichwörter, auch in nichtromanischen Sprachen, besonders im Deutschen, gesellen. Verfasser hat uns mit diesem Buch eine sehr wertvolle Sammlung geschenkt. Denn diese Zusammenstellung ist nicht nur an sich äußerst aufschlußreich, sondern bildet selbst wieder die Grundlage für eine Menge der verschiedensten Studien, die alle unsere Kenntnis romanischer Eigenart bereichern können. Es versteht sich, daß bei der Häufung eines so großen Materials, wie es nötig war, auch kleinere Irrtümer unterlaufen mußten, worauf hier nicht des genaueren eingegangen werden kann.

Sprichwörter haben zwar in der Regel ein zähes Leben, aber es fehlt auch nicht an solchen, die stark der Mode unterworfen sind, und so wird man, wenn man will, in einer solchen Sammlung immer auch Sprichwörter anmerken können, die tatsächlich heute nicht mehr gebraucht werden, während sie gestern noch Gemeingut waren, oder die, einst allgemein in einer Sprache verbreitet, heute auf einen engen Kreis beschränkt bleiben — oder umgekehrt. Sammlungen aus einem so weiten Forschungsgebiet lassen sich nun einmal nicht ausschließlich aus den gesprochenen lebenden Sprachen allein zusammentragen; und das ist zweifellos ein Nachteil. Es wird vielmehr immer nötig sein, auch das bereits in Wörterbüchern vorliegende (und daher teils schon veraltete) Material heranzuziehen. Verfasser hat sich beider Quellen bedient. Unmittelbare Umfragen in den verschiedenen Sprachen einerseits und sorgfältiges Studium der bisherigen Sprichwörtersammlungen andrerseits haben ihm das Material geliefert. Ein genaues Verzeichnis unterrichtet über die herangezogenen Werke. Freilich wäre manchmal vielleicht eine noch größere Vorsicht von Nutzen gewesen. In manchen Werken, wie etwa in dem an sich und für seinen Zweck ganz vorzüglichen Büchlein von A. Boecklen (Stuttgart), ist nicht immer erkenntlich, ob das, was dem deutschen Sprichwort als Entsprechung in einer anderen Sprache zur Seite gestellt ist, dort wirklich gleichfalls ein Sprichwort ist, oder ob nur eine Übertragung des deutschen Sprichwortes in die fremde Sprache vorgenommen wurde, der natürlich dann in der anderen Sprache kein Leben zukommt.

Prof. Dr. H. Rheinfelder
München

[1]) Walter Gottschalk, Die bildhaften Sprichwörter der Romanen. I. Die Natur im romanischen Sprichwort. Heidelberg, Winter 1935. Preis geh. 7.50 RM., geb. 9.— RM.

Der spanische Ursprung des Völkerrechts

In seiner Rede »Algunas consideraciones sobre Francisco de Vitoria y los orígenes del Derecho de Gentes« zählt Menéndez y Pelayo eine Reihe von Forschern des 19. Jahrhunderts aus verschiedenen Ländern auf, die die Bedeutung des spanischen Renaissance-Theologen Vitoria und seiner Schule für die Entstehung des Völkerrechts betonen. Erst im letzten Jahrzehnt aber sind die spanischen Völkerrechtler, Theologen und Historiker verschiedener Universitäten (vor allem Madrid, Valladolid) darangegangen, die Werke der spanischen Internationalisten des 16. Jahrhunderts einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Vor zwei Jahren, 400 Jahre nach dem Entstehen von Vitorias Traktat »De Indis noviter inventis«, fanden diese Bestrebungen einen übernationalen Rahmen durch die Gründung der »Association Internationale de Francisco de Vitoria et de Suarez«. Ihrer Sitzung in Oslo (1932) legte der Verfasser [1]) das vorliegende große Werk als ersten Teil einer dreibändigen Reihe über »The Spanish Origin of International Law« vor. Diese drei Bände sollen der bekannten Reihe The Classics of International Law gewissermaßen als Einleitung vorausgehen, da der Verfasser sich der Meinung anschließt, daß die mit der Entdeckung und Eroberung Amerikas in Spanien einsetzenden Bemühungen um völkerrechtliche Fragen den Ursprung des modernen internationalen Rechts darstellen. Der vorliegende Band behandelt den ersten namhaften Vertreter der neuen Wissenschaft; der zweite Band soll eine Reihe spanischer Internationalisten von Vitoria, Baltasar Ayala, de Soto bis zu Suárez darstellen.

Die Arbeit über Vitoria beschränkt sich keineswegs auf völkerrechtliche Fragen. Sie entwickelt vielmehr in den ersten Kapiteln ein weites Bild vom Zeitalter der Entdeckungen und dem »historischen Hintergrund der spanischen Schule«, um dann eine ausführliche Biographie Vitorias und eine ebenso eingehende Analyse seiner ganzen Werke anzuschließen. Das im Laufe dieser Darstellung entstehende Bild zeigt Spaniens geistige Aufgeschlossenheit und Fortschrittlichkeit in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die der Verfasser in einem besonderen Kapitel unter dem Titel »The Liberalism of Vitoria« glaubt zusammenfassen zu können: »For many years past I have wondered why it is that Francisco de Vitoria was so liberal that even in our day his views seem ahead of the times«. Vitorias Bedeutung als Vorgänger Grotius' und seine Aktualität für das gegenwärtige Völkerrecht stellt ein letzter Abschnitt dar; ihm folgt in diesem vorbildlich ausgestatteten Bande ein Anhang mit einer Auswahl aus Vitorias Werken in englischer Sprache.

H. M.

[1]) James Brown Scott, The Spanish Origin of International Law. 1: Francisco de Vitoria and his Law of Nations. Oxford-London 1934.

Religionsgeschichtliche Forschung in Italien

In seiner aufschlußreichen Erörterung über »Moderne Fragestellung in der Religionswissenschaft« (Geistige Arbeit 1934, Nr. 6) hat der Rigaer Religionshistoriker G. Mensching auf die Bedeutung von Untersuchungen religiöser Phänomene beschreibender Art hingewiesen, worauf auch die grundlegende Darstellung der »Phänomenologie der Religion« von dem Groninger Religionsforscher Gerh. van der Leeuw (1933) beruht. Nun hat soeben der italienische Religionshistoriker Raffaele Pettazzoni in Rom einen weiteren Band seiner ungemein sorgfältig gearbeiteten Monographie »La Confessione dei Peccati« erscheinen lassen in der von ihm herausgegebenen Sammlung »Storia delle Religioni«, in der derselbe Verfasser bereits früher beachtenswerte Darstellungen über die Religion Zarathustras (»La religione di Zarathustra nella storia religiosa dell' Iran«) sowie über die griechische Religion (»La religione nella Grecia antica fino ad Alessandro«) veröffentlichte. Während der erste Band sich unter Heranziehung eines ausgedehnten Materials mit der religiösen Erscheinungsform des Sündenbekenntnisses bei den Primitiven, im alten Amerika, in Japan, China, Indien (Brahmanismus, Janismus und Buddhismus) beschäftigt, behandelt der neue zweite Band Ägypten, Babylonien, Israel und Südarabien, dem ein letzter Band bald folgen soll, der die Forschungen in Syrien, auf hettitischem Boden, in Vorderasien auszuwerten sich bemüht und mit den griechischen Vorstellungen auf diesem Sondergebiet schließt. Angesichts der Fülle des verwerteten Materials ist es völlig unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen; bestätigt doch auch dieser zweite Band aufs Neue das von anderer Seite gefällte Urteil, daß »dieses Werk zu den wertvollsten und gründlichsten Darstellungen religiöser Einzelphänomene gehöre, welche uns die vergleichende Religionsgeschichte der letzten Jahrzehnte geschenkt habe« (F. Heiler). Es ist vollkommen zutreffend, wenn derselbe Referent schon 1930 angesichts der einzigartigen religionsgeschichtlichen Bedeutung dieses Werks den Wunsch ausspricht, es möchte nach Erscheinen des letzten Bandes eine gekürzte deutsche Übersetzung herauskommen, um das vom Verfasser in jahrelangen mühevollen Studien Erarbeitete und Gesammelte auch der deutschen Religionswissenschaft zugänglich zu machen. Dadurch daß R. Pettazzoni eingehend das reichhaltige Inschriftenmaterial heranzieht, erhöht sich der Wert seiner Darstellung ganz beträchtlich, da er hier erstmals zu bisher kaum erörterten Problemen Stellung nimmt. Der dritte Band wird ja wohl auch verschiedene Nachträge zu den vorangehenden Bänden bringen und auf den neuerdings weithin erschlossenen Manichäismus ausführlich eingehen. Unbedingt nötig erscheint ebenfalls die Anfügung eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, um sich rasch zurechtfinden zu können. Diese mühevolle Einzelarbeit mußte einmal unternommen werden um später eine religionsgeschichtlich gründlich fundierte systematische Untersuchung des für das religiöse Leben so zentralen Problems von Sünde und Schuldbekenntnis in die Wege leiten zu können. Erfordert doch die bisherige deskriptiv-sammelnde Art der Religionsforschung eine Fortsetzung und Erweiterung durch eine das tiefste Wesen dieser religiösen Erscheinungen in ihrer Lebendigkeit verstehende Methode. Zu dieser kommenden »Religionsgeschichte des Verstehens« einen wertvollen Beitrag geleistet zu haben, ist das außerordentliche Verdienst R. Pettazzonis.

Prof. Dr. R. F. Merkel
München

Raffaele Pettazzoni: »La Confessione dei Peccati«, Vol. I und II (Storia delle Religioni, Bd. VIII, XI, XII). Editore Nicola Zanichelli in Bologna, 1929/1935.

Alfred Erich Hoche's
erfolgreiche Bücher:

Jahresringe. 31.—36. Tausend. Innenansicht eines Menschenlebens. Mit 1 Bildnis. Geh. RM 4.50, Lwd. RM 6.—

„Durch den Erfolg dieses Buches wird endlich ein Mann in die Reihe unserer ersten Denker und Schriftsteller gerückt, der längst dahin gehört hätte." Prof. Ludwig Schemann.

Aus der Werkstatt. 7.—12. Tausend. 260 Seiten. Geh. RM 4.50, Lwd. RM 6.—

Aus dem Inhalt: Geisteskrankheit und Kultur / Shakespeare und die Psychiatrie / Langeweile / Geistige Wellenbewegungen / Angst / Der Schmerz und seine Behandlung / Die Schlußszene der Starnberger Tragödie (Ludwig II) / Vom Schlaf / Die humanistische Bildung / Gilt das Kausalgesetz auf seelischem Gebiet? / Was weiß der Mensch von seinem eigenen Geist? / Psychologie des Examens / Krieg und Seelenleben / Seelische Massenerscheinungen usw.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Eduard Grisebach

Zur 30. Wiederkehr seines Todestages am 22. März 1936

1.

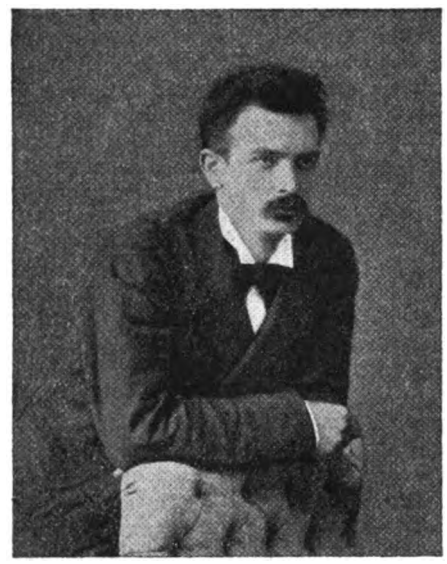
Wie den Älteren unter den jetzt Lebenden noch erinnerlich ist, war Eduard Grisebach in den 1890er Jahren vor allem bekannt als Biograph Schopenhauers und beispiellos erfolgreicher Herausgeber von dessen Werken, Nachlaß, Randschriften, Briefen und Gesprächen: denn damals war es zulässig, einen vor dreißig Jahren verstorbenen deutschen Autor noch gerade rechtzeitig zu neuem Leben zu erwecken. Zwischen diesen Arbeiten hatte Grisebach Bürgers Gedichte in einer Ausgabe für Liebhaber und dessen Münchhausen herausgegeben; ferner hatte er die Entwicklung der deutschen Literatur von 1770—1870 in dem 'Goetheschen Zeitalter der deutschen Dichtung' dargestellt und eine reiche Auswahl aus der Dichtung aller Völker aphoristisch in dem geistreich commentierten Katalog seiner Bücher gewürdigt, der später als Weltliteratur-Katalog erneuert und ein kanonisches Buch der jungen deutschen Bibliophilie geworden ist. Schon vorher, seit 1879, hatte er sich um den Lyriker Waiblinger bemüht, dem er in seinen letzten Lebensjahren den Erzähler Hoffmann und den Dramatiker Grabbe folgen ließ: er bewies so, daß er bis zuletzt bereit war, gerade für Vergessene und Verfemte mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperaments einzutreten.

Und doch war dies alles nur der Nachmittag und der Abend eines strahlenden Sonnentages. Grisebach war, recht im Gegensatz zu seinem Altersgenossen Liliencron, eine ausgesprochene Jugendbegabung: seine große Zeit ist das dritte Jahrzehnt seines Lebens, insbesondere die Zeit von 1870—1874.

2.

Betrachten wir den jungen Grisebach zuerst als Dichter. Niemand hat in deutscher Sprache unmittelbarer die sinnliche Liebe dargestellt, und zwar die sinnliche Liebe in allen ihren Stadien. Der Unmittelbarkeit seiner Schilderung entspricht der berauschende Klang seiner Sprache: ihre Vokale glühen in bunter Pracht wie die Farben einer durchleuchteten Glasmalerei.

Wenn aber die Wirkung von Grisebachs Liebesdichtung trotzdem die beiden Jahrzehnte, in denen sein Gönner Bismarck das Reich leitete, kaum überdauert hat, so lag das an zwei Mängeln des Gesamtaufbaus seiner Produktion. Einmal allerdings, im Jahre 1871, war es ihm gelungen, das bis dahin Geschaffene durch Einleitung und Schluß straff zu einer Einheit — einem Bericht über sieben Lebensjahre — zusammenzufassen; aber dann hat er bis an sein Lebensende alle späteren Lyrica erbarmungslos in denselben Rahmen hineingezwängt, ohne zu bedenken, daß dieser dabei in allen Fugen auseinanderplatzen mußte. Der zweite Fehler sitzt tiefer und wirkte von Anfang an. Grisebach, ein durchaus naiver Sinnen- und Kunstmensch, war durch zwei wesentlich intellektuell gerichtete Jugendfreunde mit philosophischen und politischen Tendenzen infiziert worden, die sein Genius sich nicht assimilieren konnte, die er aber zu verkünden sich verpflichtet fühlte. Albert Moeser stempelte ihn zum Pessimisten Schopenhauerscher Observanz und Hans Herrig zum Patrioten kleindeutsch-Bismarckischer Richtung mit Einschluß einer lebhaften Kulturkampf-Begeisterung. Nicht kritisch genug, um sich dieser Überfremdung seines Geistes zu erwehren, setzte er die genannten beiden Tendenzen im Schweiße seines Angesichts ebenso in Verse um wie seine eigenen Erlebnisse, und hölzerne Gedichte dieses Inhalts unterbrechen von Anfang an die Reihe der wirklich aus dem Innern quellenden. (Die einzige Möglichkeit, den Dichter Grisebach wieder lebendig zu machen, wäre der Abdruck seiner Liebesdichtungen — mit Einschluß des einzeln veröffentlichten römischen Epos — in der jeweils besten Fassung, und zwar in der Folge der zu Grunde liegenden Erlebnisse, die in der Regel auch die Folge der Entstehung ist. Im übrigen wären nur die wenigen Stücke stehen zu lassen, die in wirklich dichterischer Form die weltschmerzlich gefärbte Empfindung einer Leere zum Ausdruck bringen, wie sie nach dem Abbruch einer nahen Beziehung auch ohne Schopenhauer-Lektüre naheliegt.)



3.

Die Zeit von Grisebachs höchster dichterischer Potenz war auch die seiner originalsten Leistungen in der Beurteilung der älteren Literatur. Im Frühjahr 1870 stellte er in vortrefflicher Auswahl Aphorismen Lichtenbergs zusammen, im Herbst 1871 gab er Bürgers Werke und im Sommer 1872 Brentanos Gockelmärchen heraus; und die Einleitungen zu diesen drei Ausgaben schließen sich zusammen zu einer Darstellung der Aufklärung, des »Sturms und Drangs« und der Romantik, die von völlig neuen Positionen ausgeht. Mit dem jungen Herder, den er sich zum Führer erkoren hat, erklärt der junge Grisebach alle echte Dichtung für national bedingt; er lehrt, daß gerade die nationalsten Werke aller Literaturen es sind, die über ihr Volk und ihre Zeit hinaus am stärksten wirken. Den griechischen Geist in seiner Fülle und Reinheit zeigen Homer und Sophokles, den italienischen Dante und Boccaccio, den französischen Villon und Rabelais, sowie die Verfasser der Pathelin-Farce, der Cent nouvelles nouvelles und der Quinze Joyes (nicht die berühmten Vertreter des siècle de Louis XIV.); den spanischen Geist zeigt Cervantes, den englischen Chaucer und Shakespeare, Swift und Fielding — aber den deutschen seit Neidhart von Reuenthal und dem Tannhäuser erst wieder Grimmelshausen, und dann — abgesehen von dem meteorartigen Aufflackern Günthers — abermals nach langer Pause erst wieder der junge Goethe, Bürger und Lenz. Dagegen spricht der junge Grisebach den Dichtungen eines Opitz, eines Lessing (dieses »vortrefflich schreibenden Philologen«), eines Wieland und des klassistisch gewordenen Goethe den nationalen Charakter ab; daß er sich hier nicht etwa von stofflichen Gesichtspunkten leiten läßt, beweist seine Ablehnung auch der Klopstockschen Oden.

So schnell sich aber der Dichter des »Neuen Tanhäuser« und des »Tanhäuser in Rom« durchgesetzt hatte, so lange dauerte es, bis man den Literarhistoriker einholte, der in seinen Urteilen trotz sehr unzulänglicher Begründung doch von einem richtigen Gefühl geleitet war. Erst geraume Zeit nach Grisebachs Tode begann (z. B. bei den beiden Teplitzern Johann Černy, 1915, und Ferdinand Josef Schneider, 1924) der Zeitraum von Opitz bis Lessing als eine literarhistorische Einheit zu gelten, Lessing also als ein Abschluß, nicht, wie vor Grisebach überall, als ein Anfang; und dem entsprechend läßt man erst jetzt (z. B. Hermann August Korff 1923) die neue Zeit der deutschen Dichtung in Grisebachs Sinne mit dem Jahre 1770 beginnen, in dem Herder den jungen Goethe in die Schule nahm.

4.

Das dritte Verdienst des jungen Grisebach ist seine tatkräftige Mitwirkung an der Wiederherstellung des schönen deutschen Buches. Ende 1871 war ihm der epochemachende Schriftenkatalog in die Hände gefallen, den der große Leipziger Kunstkenner Wilhelm Eduard Drugulin ausgegeben hatte, nachdem er 1869 die Nies-Lorcksche Buchdruckerei erworben und erweitert hatte. Es stand für Grisebach fest, daß künftig seine Dichtungen und Abhandlungen mit dem Material dieser Officin herzustellen seien. Anfang 1872 ließ er die dritte Auflage des »Neuen Tanhäuser« von Drugulin in Elzevierschrift auf holländisches Büttenpapier abziehen und 1875 den »Tanhäuser in Rom« in holländischer Gotisch auf gleiches Papier; seit 1884 verwandte er dann mit Vorliebe die kräftige Altschwabacher. Wem es vor Augen steht, was die Zeitgenossen des jungen Grisebach sich an wohlfeilen Ausgaben und gar an sogenannten Prachtwerken (mit Drahtheftung) bieten ließen, der weiß diese Leistung eines zielbewußten Amateurs zu würdigen.

Dr. H. v. Müller

Berlin

Im wesentlichen nach meinem 1910 erschienenen und längst vergriffenen Versuch »Eduard Grisebach«. Das beigegebene, bisher unveröffentlichte Bildnis Grisebachs beruht auf einer 1873 zu Constantinopel gemachten Aufnahme; ich erhielt es nach dem Erscheinen meiner Schrift 1910 durch die Güte des inzwischen verstorbenen Herrn Friedrich Berding in Hannover.

Soeben erschien:

Friedrich List

Der Mann und das Werk

Von Professor Dr. jur. Dr. phil.

Friedrich Lenz

451 Seiten, mit einem Bildnis Lists und zwei Verkehrsplänen. Gr.-8°. 1936. Broschiert RM 15.—, in Leinen gebunden RM 17.—

R. Oldenbourg, München 1 und Berlin

Auf Wunsch sende ich Ihnen kostenlos

Katalog 23:

Kunstgeschichte — Architektur etc. 360 Nrn.

Buch- u. Kunstantiquariat Friedr. Trüjen

Bremen I, Contrescarpe 8a

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

JORDAN: Das Einerseits — Andererseits in der modernen Physik
SCHELLING: Die Doppelsterne, ein Problem der Himmelsmechanik
SCHMALFUSS: Das Altern der Stoffe am Beispiel der Fette
MENGES: Verkehrserschütterungen

Die nächste Nummer bringt u. a.

WEGENER: Deutsches Jugendrecht
BLUMENTHAL: Tendenzen der neueren Herderforschung (Fortsetzung)
URBACH: Wesensunterschiede deutscher und französischer Dichtkunst
JANSSEN: Vorgeschichte und Grenzlandarbeit
HOFMANN: Das lebendige Museum

Weltgeschichte des Aberglaubens

von Julius Negelein

Professor an der Universität Erlangen

1. Band: **Die Idee des Aberglaubens** Sein Wachsen und Werden. Gr.-Oktav. VI, 522 Seiten. 1931. RM 17.10, geb. 18.—

2. Band: **Haupttypen des Aberglaubens** Groß-Oktav. XVIII, 441 Seiten. 1935. RM 16.—, geb. 17.50

Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35,

Woyrschstraße 13

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I. Vj.

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 20. April 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 8

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Prof. Dr. A. WEGNER, Halle

Deutsches Jugendrecht

Man könnte versucht sein, die nach dem Kriege stark einsetzende Arbeit am Jugendrecht als Kampf gegen Verwahrlosung, also als Arbeit an der kranken Jugend, zu kennzeichnen, und demgegenüber das Wesen der heutigen Jugendrechtsarbeit als Willen zur Führung des jungen Volkes, als vom Gesunden her bestimmte Arbeit zu sehen. Daran ist richtig, daß das Jugendamt, dieser Mittelpunkt der Jugendrechtsarbeit in der Nachkriegszeit, aus Großstadtnot erwuchs und daß das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt vom 9. Juli 1922 mit seinem lückenlosen Netze von Jugendämtern über das ganze Reich ebenfalls mit dem Elend der großen Städte am nächsten zusammenhängt. Was heute an Willen zu neuer Jugendrechtsschöpfung da ist, stellt den Gedanken der Jugendführung in den Vordergrund. Das ist nicht bloß bei den Stellen so, die diesen Namen sich als den ihren erwählt haben. Auch in den Beratungen des Reichsausschusses der NSV. für die Reform des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes war dies der Ausgangspunkt. Und der Schreiber dieser Zeilen hat, als er aufgefordert war, zu diesen Beratungen seine Ansicht als ein wissenschaftlicher Vertreter des Jugendrechtes zu äußern, ebenfalls die Dreiteilung vorgeschlagen, unter welcher nun das werdende Recht zu stehen scheint: Jugendführung, Jugendschutz, Jugendhilfe.

Bei ernster und ruhiger Prüfung hat sich bald schon herausgestellt, daß die neue Arbeit an die alte anknüpfen kann und muß, daß also kein Beseitigen des bisher geschaffenen Jugendrechtes in Frage zu kommen hat. Neues ist seit 1933 verordnet worden auf dem Gebiete der Jugendführung (besonders etwa seit dem Erlaß des Reichsministers des Innern vom 8. Juli 1933 mit Richtlinien für die Arbeit des Jugendführers des Deutschen Reiches, s. a. Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt, 25. Jg., S. 133 und 170 ff. und Jahrbuch des Jugendrechtes VII, S. 43). An Umfang wird das die Jugendführung im weiteren Sinne betreffende Recht vielleicht nicht unerheblich hinter dem zurückbleiben, was auf den übrigen Gebieten des Jugendrechtes seit vielen Jahren wächst. Das braucht den, der es liebt, gerade von der Führung gesunder Jugend her das Jugendrecht zu begreifen, nicht zu enttäuschen. Die beste Regelung geschieht hier durch knappe Klarheit. Das gesunde Leben bedarf nicht allzuvieler Rechtssätze, sondern der Tat. Gesetzbücher werden nun einmal da am meisten aufgeschlagen, wo etwas in Unordnung gekommen und krank geworden ist. Und das Gericht gar ist oft eben das Krankenhaus des Rechtes. Es ist eine leidige Arbeit, welche der Diener des Rechtes hier zu tun hat.

Ein Rechtsgebiet allerdings, das man nicht außer Acht lassen darf, wenn man von Jugendführung spricht, das Recht des Schulwesens, verlangt eingehendere Regelung. Es ist aber merkwürdig, wie verhältnismäßig wenig die letzten Jahrzehnte Schulrecht und Jugendrecht in derselben wissenschaftlichen und praktischen Arbeit zu vereinigen wußten. Das mag an den vielen inneren Spannungen und Schwierigkeiten liegen, die gerade das mühsame Werden des deutschen Schulrechtes aufweist. Wilhelm von Humboldt hatte das preußische Bildungswesen neu gestaltet aus jener Sehnsucht nach der Entfaltung des Menschentumes, welche die damalige Zeit erfüllte und ihren rührendsten Ausdruck bei Pestalozzi fand. Bismarck sah die Fragen bei seiner Reichsgründung mehr vom Staate her. Und dieser Gesichtspunkt veranlaßte ihn im Ganzen doch zu großer Zurückhaltung. Er bewahrte und ließ weiter wachsen, was geschichtlich geworden war. Der Kulturkampf blieb Episode. Die bismarckische Reichsverfassung hatte auf ein Reichsschulrecht ebenso wie auf ein Reichskirchenrecht verzichtet. In dieser staatsmännischen Zurückhaltung verharrte Bismarck. Die Weimarer Verfassung versprach dagegen laut den Forderungen eines neuen Reichsschulrechtes Erfüllung. Aber im Wesentlichen blieb es bei dem Versprechen. Einen Grund dafür deutete ich 1929 in meinem »Jugendrecht« (S. 8—9) an und schloß die Andeutungen mit dem Satze: »Wir wünschen allerdings der Schule von morgen, daß sie aus den Tiefen unseres gesundenden Volkstums die Morgenfrische, die wirklichen Erzieherkräfte schöpfe.« Daß aus Zerrissenheit der schwere Kampf, den Deutschland um Freiheit, Recht und Gleichberechtigung noch immer zu führen hat, mit seinem Siege uns zu jenem friedlichen Glücke und Gleichmaß gesunden Volkes bringe, ist wohl aller Deutschen heißes Wünschen.

Noch eine andere große Schwierigkeit und Spannung liegt im Wesen und Werden unseres Schulrechtes. Die Schule ist geschichtlich aus der christlichen Kirche hervorgegangen. Deshalb wurde ihr Sein und Recht auf das Tiefste von den Erschütterungen der Reformation, des Zwiespaltes der Bekenntnisse ergriffen. Und ganz tiefe Spuren mußten bei dieser geschichtlichen Gegebenheit auch die Verweltlichungstendenzen hinterlassen, die seit dem Zeitalter der Aufklärung besonders stark sind. Seit langem streiten sich um die Schule: die Kirchen, der Staat, die Eltern und deren »weltanschauliche« Vereinigungen. Es ist Verzicht auf Führung und auf wirkliche Erziehung, wenn man versucht, in diesem das Letzte anrührenden Streite »neutral« zu bleiben. Es ist auch nicht möglich (so verlockend es manchen zarten Naturen scheinen mag) das christliche Bekenntnis auf den Bereich des rein innerlichen Lebens, den Bereich der Seele einzuschränken. Göttliches Gebot verlangt das Bekenntnis vor den Menschen. Und gereifte christliche Erkenntnis, die den Irrtum des Sektierertums und religiösen Individualismus überwunden hat, besitzt Einsicht in das Wesen der Kirche als der notwendigen Gemeinschaft für das Gewißwerden und Bekennen des Glaubens.

Kehren wir aus dem oben Angedeuteten in den Kreis weltlicher Betrachtungen, die natürlich auch ihr Recht verlangen, zurück, so ergibt sich für die beiden umfangreichen Gebiete des Jugendschutzes und der Jugendhilfe eine Erkenntnis, welche sie dem vorhin betonten Ausgangspunkte, der Norm gesunder Jugend, auf das Beste verbindet. Für den Jugendschutz, für diesen Kampf gegen Schund und Schmutz und Ausbeutung, wie für die Jugendhilfe in Fürsorgeerziehung, Schutzaufsicht und dergleichen letzten Behelfen steht nach wie vor die eine schwere Aufgabe vornan: der Kampf gegen die Verwahrlosung. Was aber ist im tiefsten Grunde Verwahrlosung? Ich halte an der Begriffsbestimmung fest, die ich 1929 in meinem Jugendrechte gab (S. 11 und 182): Verwahrlosung ist Nichtmehrgetragensein vom Gleichmaß gesunden Volkes. Jeder, der auf dem Gebiete des Jugendschutzes und der Jugendhilfe arbeitet, hat darum zu ringen, daß

AUS DEM INHALT:

URBACH: Wesensunterschiede deutscher und französischer Dichtkunst

JANSSEN: Vorgeschichtsforschung und Grenzlandarbeit

BLUMENTHAL: Tendenzen der neueren Herderforschung (Fortsetzung)

Johann Kaspar Zeuß — ein Lebensbild

Digitized by Google

er die ihm anvertrauten Menschen wieder einfügt in dieses gesunde Gleichmaß. Und es ist eine Angelegenheit allgemeiner Verantwortung, daß die Volksgemeinschaft genug anziehende und tragende Kraft entfaltet.

Welchen Platz staats- und verwaltungsrechtliche Erneuerungen dem Jugendamte lassen werden, ist kaum schon zu erkennen. Ein Wunsch aber darf wohl ausgesprochen werden, der, wie ich glaube, aus deutschem, aus germanischem Rechtsdenken kommt: Mögen im Aufbau der Jugendämter die Selbstverwaltungsgedanken nicht verloren gehen, die der Freiherr vom Stein wieder zurückerobert hat, die gewiß von Schutt und Verfälschung allzu großstädtischer Zeiten zu befreien, aber auf keinen Fall preiszugeben sind. Läßt man der Wirksamkeit organisch gewachsener Gemeinschaften Raum, so regeln sich viele Fragen von selbst, um welche sonst ebenso vergeblich wie heftig gestritten wird. Daß die aus christlichem Gemeinschaftsgeist gewachsene Arbeit zu dem organisch Gewordenen gehört, weiß jeder, der das still und segensreich beharrende und weite Gebiete der Jugendarbeit ausfüllende Walten der Kirchen und kirchlichen Verbände aus der Praxis kennt.

Außer familienrechtlichen Neuregelungen (Gesetz gegen Mißbräuche bei der Eheschließung und der Annahme an Kindes Statt vom 23. November 1933) dürften aus der Rechtsentwicklung besonders bemerkenswert sein alle die Jugend betreffenden Dinge, welche mit der neuen Ordnung des Arbeitsrechtes und des Arbeitsdienstes zusammenhängen (Einzelnes im Jahrbuch des Jugendrechtes VI, 51 ff. und 93—101 und Bd. VII, S. 46 ff.).

Es ist früher oft schon und gewiß nicht ohne Grund gefragt worden: ob es denn ein einheitliches Gebiet des Jugendrechtes überhaupt gebe. Wissenschaftlich muß so gefragt werden. Und es ist auch ohne weiteres zuzugeben: die Arbeit des Juristen, der sich mit Jugendrecht beschäftigt, durchläuft die verschiedensten Fachgebiete. Jede Darstellung des Jugendrechtes ist eigentlich ein Querschnitt durch Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Strafrecht, Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht usw. Praktisches Bedürfnis läßt solche Querschnitte erwünscht erscheinen. Dann aber und vor allem drängt zu solchen Versuchen die liebevolle Einsicht in die Besonderheit der Altersstufen, die wir Kindheit und Jugendlichkeit nennen. Was aus solcher Einsicht an neuer Rechtsschöpfung werden kann, darüber schrieb ich am Anfang meines Jugendrechts von 1929: »Es ist eine stolze Hoffnung: daß unser müdes Abendland noch mitten aus altem europäischem Staat und Recht als eine Angelegenheit wahren Gemeinsinns und vaterländischer Verantwortlichkeit ein Gebilde fügen wird, das die vieles fortspülende Woge neuen Erdteilschicksals überdauern und in andere Zeit ragen kann«. Mögen die schöpferischen Kräfte, welche die Müdigkeit des Abendlandes überwinden können, stärker geworden sein!

Prof. Dr. A. Wegner
Jugendrecht
Ein Lehrbuch zur Einführung
1929. Oktav. IX, 219 Seiten. RM 5.40, geb. 6.75
Ausführlicher Prospekt kostenlos!
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Die Erziehung in Geschichte und Gegenwart

Das »Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik« gibt ein auf ungefähr 30 Bände angelegtes »Handbuch der Erziehungswissenschaft« heraus, von dem wiederum einige neue Teile vorliegen. Wenn man allein den Titel des Gesamtwerkes in Betracht zieht, kommt man leicht auf die Frage, ob hierbei überhaupt etwas Gutes entstehen kann. Es wird oft genug der Einwand gemacht, daß eine solche umfassende Überschau den Geist eines rückwärts gerichteten Alexandrinertums verrate und nur eine Bestandsaufnahme darstelle, die keine Richtpunkte und Zielsetzungen für die Zukunft enthalte. Die neue Enzyklopädie jedoch unterstützt vielmehr aufs wirksamste die Bemühungen, jene Abseitsstellung der Erziehungsarbeit und pädagogischen Wissenschaft zu überwinden. Es werden seit einigen Jahrzehnten im wesentlichen drei Wege eingeschlagen, um die Erziehung in den großen Zusammenhang der Kulturarbeit zurückzuführen: Die kulturphilosophische Betrachtung sieht in der Erziehung den Kreuzungspunkt aller Wissenschaften und ist bestrebt, an den Bildungsidealen der einzelnen Epochen die herrschenden Tendenzen der kulturellen Bewegungen abzulesen. Die Erziehung wird zweitens als Dienst am Wachstum der Seele, mithin als eine bestimmte Ausdrucksform der Seelsorge angesehen, die stets das lebendige Totalbild des Menschen sich vor Augen zu stellen bemüht, und drittens wird die Erziehung eingeordnet in den größeren geschichtlichen Entwicklungsgang der einzelnen Völker.

Im vorliegenden Werk werden alle diese Wege zugleich beschritten, vor allem aber der zweite und dritte. Die neu erschienenen Bände sind freilich vorerst nur als für sich bestehende Einzelbeispiele dieser Einstellung zu werten, bis dieses Handbuch, das überdies nicht in systematischer Abfolge erscheint, vollständig ist.

Von der dritten Abteilung über die »Pädagogik und Didaktik der Kleinkinderpädagogik« liegt der erste Band über die »Familien- und Kleinkinderpädagogik« vor. Der einleitende Beitrag des verstorbenen Pfarrers Anton Heinen über die »Familienpädagogik« stellt im wesentlichen deren religiöse Grundlagen dar. Dieser Ansatz erweist sich als außerordentlich fruchtbar, weil das Familienleben seinem seelischen Gehalt nach in religiösen Grundkräften wurzelt. Die Auswirkungen und Ergebnisse einer Jahrhunderte alten psychologischen und pädagogischen Erfahrung der katholischen Kirche werden in dieser Darstellung deutlich sichtbar. Am wertvollsten ist es, daß alle Grundsätze und Richtlinien aus eigenem Erleben erwachsen sind, und daß dieser Zusammenhang vor dem Leser in aller Klarheit ausgebreitet wird. Es sind wirklich helfende Gedanken eines Geistlichen, der von einer lebensnahen Psychologie Gebrauch zu machen weiß. Der Verfasser sagt zwar, daß sein Beitrag »gar nicht wissenschaftlich sei und aus dem Gesamtrahmen erheblich herausfalle«, trotzdem erweist er mehr Wirklichkeitssinn für die aufbauenden und auch für die zerstörenden Kräfte der Familie als wir sie in vielen Untersuchungen finden, die mit einem großen Aufwand soziologischer Begriffe und Klassifikationen durchgeführt werden. Deshalb wäre es übrigens besser gewesen, wenn der Herausgeber auf den Versuch verzichtet hätte, diesen Beitrag gerade durch soziologische Betrachtungen zu erweitern, um die fehlende »Wissenschaftlichkeit« nachzuholen. Denn diese Darstellung der Familienpädagogik ist ein Stück persönlichen Lebens und läßt sich überhaupt nicht durch einen anderen »ergänzen«. Darin besteht gerade ihr besonderer Wert, und fast möchte man bedauern, daß dieser Beitrag mit seinen konkreten Problemen (»Wie hilft man den Eltern, die fragen? — Familie und Schule — Pflege des Familiengeistes in der Stadt« usw.) in einer Enzyklopädie niedergelegt ist und die Wirkung in der nicht-gelehrten Welt einbüßt, die man ihm sehr wünschen möchte.

Völlig anders ist die Fragestellung und der Aufbau des zweiten Beitrags über die »Pädagogik der Kindertagesstätte« von Elisabeth Rahner; er bildet aber innerhalb des Handbuches eine gute Ergänzung zu dem ersten. Nach einer kurzen Einleitung über die psychologischen, insbesondere die milieupsychologischen Voraussetzungen der hier behandelten Fragen, die sich auf die Ergebnisse einer umfangreichen Literatur stützt, wird die pädagogische Arbeit und Organisation ausführlich geschildert. Das ist sehr verdienstvoll, weil daraus viele neue Anregungen erwachsen und weil man auf diese Weise recht klar sieht, wie wichtig die Organisation, besonders das persönliche organisatorische Geschick, für die Erziehungsarbeit mit Kindern ist, sofern sie sich in größerem Rahmen vollzieht.

Als Ergänzung hat Maria Montessori eine kurze Darstellung von den Grundlagen ihrer eigenen Pädagogik gegeben. Es ist auf den ersten Blick verwunderlich, eine so spezielle monographische Darstellung in einem Handbuch zu finden, sie ist aber sicherlich gedacht als eine konkrete Illustration zu den allgemeinen organisatorischen Fragen der Kleinkindererziehung. —

Während hier die Erziehung dem totalen Lebensvollzug der Person eingeordnet wird, ist sie in den bisher erschienenen Bänden der Abteilung, die die »Geschichte der pädagogischen Ideen und Einrichtungen in den großen Kulturländern« zum Gegenstand hat, in den Zusammenhang des geschichtlichen Lebens gestellt. Zunächst werden die Beiträge zur Pädagogik der Gegenwart herausgegeben. Sie stellen die Erziehung in den einzelnen Kulturstaaten dar und zielen auf eine Herausarbeitung der leitenden Ideen. Eine solche Darstellung der ausländischen Pädagogik, in einheitlichem Rahmen zusammengefaßt, muß von uns Deutschen besonders begrüßt werden. Die Pädagogik hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren Horizont nicht so erweitert, wie es die anderen Wissenschaften getan haben. Wir müssen hier vieles nachholen und aus theoretischen wie aus kulturpolitischen Gründen mehr von diesen Dingen wissen als bisher. Im großen und ganzen stehen wir dabei noch im Anfang. Gerade als eine erste Hinführung zu den Besonderheiten der ausländischen Pädagogik leistet dieses Werk die besten Dienste. Sein Wert wird dadurch erhöht, daß sämtliche Einzeldarstellungen von Landsleuten der verschiedenen Nationen geschrieben sind. Dieser Vorzug der Originalität überwiegt den Nachteil, daß dadurch hier und da der Zusammenhang des Gesamtwerkes unterbrochen wird.

Natürlich handelt es sich im Rahmen dieses Handbuches oft nur um eine summarische Darstellung, die aber einer ersten Orientierung am besten dient. In jedem Falle sind die Hinweise für eine vertieftere Beschäftigung mit Spezialfragen vorhanden. Allerdings hätte man den Überblick über die deutsche Pädagogik der Gegenwart auslassen sollen. Hier kann eine bloße Einführung nicht förderlich sein, zumal der Verfasser auf dem allzu begrenzten Raum seines Berichtes gezwungen ist, oft nur die einzelnen Vertreter pädagogischer Richtungen zu nennen und ihre Werke aufzuzählen.

Von den historischen Darstellungen, die sich mit der weiter zurückreichenden geschichtlichen Entwicklung befassen, ist kurz danach ein Band über »Die Pädagogik der nicht-christlichen Kulturvölker« erschienen, in dem das angestrebte Ziel einer ideengeschichtlichen Darstellung viel stärker zum Ausdruck kommt. Die größere geschichtliche Distanz schafft hier auch die größere Klarheit. So hat die Darstellung der Erziehung bei den Naturvölkern von Leopold Walk den Vorzug, daß sie über die Beschreibung der Einrichtungen und Gewohnheiten hinausgeht und die Erziehung aus dem Zusammenhang eines besonderen Weltbildes begreift. Aus der Reihe der übrigen Beiträge, von denen die Darstellung der Pädagogik des griechischen und römischen Altertums den breitesten Raum einnimmt, heben wir Martin Keilhackers Skizze der altgermanischen Erziehung hervor, die unter umsichtiger Verwertung der überlieferten literarischen Quellen die Erziehung in den einzelnen Lebensaltern mit den herrschenden allgemeinen Lebensidealen in Zusammenhang bringt.

Dr. H. Wenk
Berlin

Handbuch der Erziehungswissenschaft, herausg. im Auftrag des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik, Münster. III. Teil: Pädagogik und Didaktik der Altersstufen. Bd. 1. 1934. — V. Teil: Geschichte der pädagogischen Ideen und Einrichtungen in den großen Kulturländern. Bd. 1. 1934. Bd. 3, 1. und 2. Hälfte 1933/34. München, J. Kösel und Fr. Pustet.

Digitized by Google

Prof. O. URBACH, z. Zt. Saig

Wesensunterschiede deutscher und französischer Dichtkunst

Seit langem bemüht sich die strukturphilosophische Betrachtungsweise, das Wesen der einzelnen Nationen deutlich zu erfassen und klar abzugrenzen. Anknüpfend an Fichte, der das Wesen des Deutschen im Werden, das des Romanischen im Sein zu erkennen glaubte, hat man den Gegensatz deutscher und französischer Geistesart auf die einfache Formel Dynamik = Statik gebracht. »L'Allemagne est le mouvement et la France le repos« (Giraudot) [1]). Diese Antithese ist heute geläufig. In Frankreich kann man wohl zwanzig Gewährsmänner für sie finden, unter ihnen: M. Barrès, Pierre Benoit, Le Grix, P. Viénot, L. Reynaud, Armédée Vulliod.

Jedoch ist es fraglich, ob die Vielgestalt einer Nation in einer so schlichten Formel aufgeht. Zudem sind Statik und Dynamik die Grundkategorien alles Geschehens. Nimmt man sie in Beschlag, um zwei blutsverwandte Nachbarvölker abzugrenzen, — was bleibt dann übrig, um etwa das deutsche und das chinesische Wesen zu unterscheiden? Zweckmäßiger ist es — gleichsam im Vertikalschnitt — einige scheinbar gleiche Begriffe, die im Geistesleben beider Völker eine Rolle spielen, inhaltlich zu erfassen und zu vergleichen. So untersucht Heinr. Oesterreich [2]) die Wesensverschiedenheit von liberté und Freiheit, Ed. Wechssler [3]) die von esprit und Geist.

Auch dann bleiben starke Bedenken, Abstraktionen werden auf Formeln gebracht und gedanklich gegeneinandergestellt. — Am ehesten wird es zu empfehlen sein, den Horizontalschnitt des kulturellen Lebens zu machen und Teilgebiete desselben zu untersuchen. W. Pinder und A. E. Brinckmann stellen die Bildhauerei und Malerei beider Völker gegenüber. In ähnlicher Weise könnte man die deutsche und die französische Psychologie, Dichtkunst u. a. im Wesen bestimmen, in ihrer realen Beziehung zu anderen Lebens- und Kulturgebieten erkennen und vergleichen.

Ein flüchtiger Blick auf die Kunstgeschichte der letzten drei Jahrhunderte zeigt uns, daß in Frankreich die Malerei und teilweise auch die Bildhauerei etwa die Rolle spielte wie bei uns die Musik. In beiden Fällen entfaltete die Nation ihre höchste schöpferische Kraft, beidemal wurde die Kunst zur Nationalkunst, zur öffentlichen Angelegenheit, zur Bildungsgrundlage und Norm. Voreilig wäre freilich der induktive Schluß, das französische Volk gehöre zum visuellen, das deutsche zum akustischen Typus. Solche Schlüsse sind verführerisch, aber bedenklich. Am geschichtlichen Verlaufe läßt sich zeigen, daß die deutsche Poesie fast durchweg in enger Beziehung zur Musik stand, von ihr inspiriert wurde, während die französische Poesie fast immer Schwesterkunst der Malerei war.

Auffallend ist, daß schon zu Beginn unserer klassischen Dichtung G. E. Lessing sich bemüht, die Dichtkunst klar abzugrenzen gegen die bildenden Künste. Ausdrucksmittel der Malerei sind nach ihm »Figuren und Farben im Raume«, Werkzeug der Dichtkunst dagegen »artikulierte Laute in der Zeit«. Die sogenannten »poetischen Gemälde« haben als zeitlich bewegte Phantasien und oft unvorstellbare Vergleiche (z. B. Katachrese!) nichts mit Malerei zu tun. In der Tat: stellt man sich die Bilder in den Dichtungen genau so vor, wie sie mit dem crayon rapide gezeichnet sind, so kommt man zu grotesken Vorstellungen. Wer wollte sie malen? Die Anschauungen durchdringen und überlagern sich. Man nehme nur den Satz Nietzsches: »Gleich dem Morgenrote lag kommendes Glück auf seinem Antlitze«. Die poetischen Bilder sind — soweit sie nicht reine Beschreibungen sind — nur empfunden, gefühlt, aber nicht innerlich gesehen. — Damit rücken Dichtkunst und Musik zusammen. Lessing erwähnt in seinen Entwürfen zum Laokoon das Wort M. Mendelsohns: »Die Musik kann geradezu mit der Poesie verbunden werden, ja ihrer ersten Bestimmung nach sollte sie eigentlich nur der Poesie zur Unterstützung dienen ... Die Malerei aber kann mit der Poesie nicht unmittelbar verbunden werden.« Daß die deutsche Dichtkunst sich diese Auffassung zu eigen gemacht hat, lassen zwei wichtige Urteile erkennen. Goethe, der selbst ein Maler aus Liebhaberei war, sagt: »Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte. Das so lange mißverstandene Ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar.« Und Vischer, wohl der größte Kunstphilosoph nach Goethe und Schiller, sagt: »Seit wir Lessings Laokoon besitzen, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen soll, in das ABC der Poesie«.

Der deutsche Dichter hat in seinen Werken selten beschrieben und gemalt, er hat dafür gesungen und musiziert. Nietzsches »Geburt der Tragödie« steht etwa am Ende dieser Entwicklung. Die Musik ist nach ihm Mutter der Dichtkunst. Das ist urdeutsch. Der Schuhmacherpoet Hans Sachs, der Reformator M. Luther und der kath. Dompropst Michael Vehe vereinen diese Künste. Von Heinr. Schütz, Joh. S. Bach und G. Fr. Händel führt die Linie zu Klopstock. H. Lütcke, der Vorsitzende der deutschen Klopstock-Gesellschaft, bejaht unbedingt die These, daß Klopstock aus dem Geiste der Musik geschaffen habe. Er weist darauf hin, daß ein namhafter Berliner Komponist aufgefordert wurde, Klopstocks Oden zu vertonen. Der Tonkünstler las die Oden und rief aus: »Was, das soll ich komponieren? Das ist ja schon Musik!« Chr. Fr. Gluck, der geniale Meister der Barockoper, gehörte zu den glühendsten Verehrern Klopstocks. Daß Klopstock entscheidend mit der Musik verbunden war, ist seit Munckers Klopstock-Biographie unwiderleglich bewiesen. — Auffallend ist, daß die Lebzeiten der tongewaltigen Schöpfer Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber fast zusammenfallen mit denen der Klassiker Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe, Kleist. Alle diese Schöpfer waren und sind Größen von Weltgeltung. Die deutsche Malerei trat demgegenüber erheblich zurück. (Es ist gut, hierbei die Dinge von der Weltperspektive aus zu sehen!). — Von Schiller ist bekannt, daß er die Grundstimmung seiner Werke, noch ehe der Stoff gereift war, wie eine klingende Melodie in sich trug. Die häufig vertretene Auffassung, er habe von allen Klassikern der Musik am fernsten gestanden, ist absolut unrichtig. Heinr. Lilienfein, der Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, schreibt mit Recht: »Die große Musikalität Schillers steht für mich außer allem Zweifel. Sie dürfte für den Kundigen fast aus jeder Zeile seines Schaffens nachzuweisen sein.« In erster Linie ist Schiller von Eindrücken des Gehörs bestimmt gewesen, nur so konnte er der Lehrmeister der deutschen Rhethorik in der Neuzeit werden, Goethe, der außerdem auch Augenmensch war, wollte, man solle seine Lieder singen. »Nur so werden sie die eurigen sein!« Daß ihm Beethovens Musik weniger lag, beweist nichts dagegen. Die volksliedhafte Art Zelters lag ihm nahe. Musikalisch sein heißt nicht unbedingt auch Beethoven-Verehrer sein zu müssen. Liest man Goethes Lieder, so meint man, Goethe habe sie alle nach einer von ihm erfundenen Melodie gesungen. Die nachklassische Zeit ist die Hoch-Zeit des deutschen Liedes. Das Verhältnis von Kunstpoesie und Volksmusik ist auch in Spanien sehr innig. Das typisch Deutsche liegt aber darin, daß die großen und größten deutschen Tonschöpfer von Gluck bis Schubert, Schumann, Silcher, Lortzing, R. Franz, Abt wetteifern mit den großen Dichtern von Klopstock bis Uhland, Heine, Eichendorff, Mörike, Kerner, Chamisso, Hauff. Lieder ohne Worte werden möglich, weil Musik und Poesie wirklich eins werden. Manche Dichter schaffen Melodien zu ihren Werken, so E. T. A. Hoffmann, Peter Cornelius, Fr. Nietzsche. Musikschöpfer erfinden die Poesie zu ihren Schöpfungen, so R. Wagner. Bei andern erreicht die Einfühlung in die Dichtung eine ungeahnte Tiefe, so bei J. Brahms, Max Reger, G. Mahler und vor allem bei H. Wolf. Auch das ist bezeichnend, daß der deutsche Roman seit Grimmelshausen, Goethe, Eichendorff, Mörike bis zu P. Kellers »Ferien vom Ich« eine Musikalisierung durch Lieder kennt, die einzig dasteht [4]). Dieselbe Musikalisierung finden wir im deutschen Drama vom Goetz bis G. Hauptmann. Es wäre ein Mißverständnis, wollte man folgern, die deutsche Dichtkunst sei der Malerei fremd. Manche Dichter, unter ihnen Goethe, G. Keller, H. Hesse, malen selbst; andere, wie z. B. Rilke, St. George, sind stark beeinflußt durch die bildende Kunst. Aber die Bindung an die Musik ist in der deutschen Dichtkunst die ungleich stärkere. Bis heute noch ist die Malerei bei uns nicht eine das ganze Volk erfassende Kunst geworden. Das Bild spielt in unserer Bildung eine geringe Rolle. Die Musik aber ist zu allen Zeiten unsere Nationalkunst gewesen. Musik und Poesie sind für unsere Begriffe Schwesterkünste. Bei Bruckner wird Musik zur höchsten Poesie. Seine fünfte Symphonie ist eine großartige Dichtung, eine Wanderung durch das Hochgebirge der Menschenseele, ein Ringen um gläubiges Vertrauen. Das Adagio, urteilt ein begeisterter Musikkenner, ist eine »wahre Himmelsleiter des Gefühls, tief in der heimischen Erde wurzelnd, in Sphärentönen verklingend«. Und in Nietzsches Zarathustra ist die Dichtkunst in Musik gewandelt: Da ist lauter Klang, Tanz und heilig Gelächter. —

Die französische Poesie dagegen hielt bis heute fest am Grundsatz des Horaz: Ut pictura poesis. Nebensächlich ist, wie Horaz den Satz verstand. Man legte ihn aus: Für die Dichtkunst gelten die gleichen Gesetze wie für die Malerei. Der bedeutende Altertumsforscher Graf Caylus sieht in seinem Werke Tableaux tirés de L'Iliade in Homer den genialen Maler. Im Zeitalter Ludwigs XIV. wirkt nur ein überragender Musiker, nämlich Lully. Der Geist der Zeit ist durch die Malerei und die Dichtkunst bestimmt. Die liebevolle Kleinarbeit der Medaillengraveure und Prägekünstler, vor allem Jean Varrins, die wirkungsvolle religiöse Malerei Le Sueurs, die große historische Landschaft Poussins, die Bilder Lebruns, Claude

Digitized by Google

Lorrains und Santerres sind der große geistesgeschichtliche Hintergrund, von dem sich die anderen Schöpfungen der Zeit abheben. Malende Epik, beschreibende Lyrik kennzeichnet die französische Poesie. Die klassischen Dramen mit ihrer Einheit von Ort, Zeit, Handlung, sind entweder historische Gemälde mit lebendigen Gestalten oder Ereignisbilder. Daß Molière mit Lully zusammenarbeitete, daß Racine als erster — hundert Jahre vor Schiller — ein chorisch-kultisches Drama schuf, ist richtig. Ebensowenig wie unserer Dichtkunst das Element der Malerei ganz fehlte, fehlte der französischen Poesie ganz das Element der Musik. Doch die Verhältnisse sind genau umgekehrt.

Die Malerei ist in Frankreich Ausdruck des Zeitgeschmacks und Anregerin des Stilwandels. Watteau, der elegante Maler ländlicher Szenen und galanter Feste, die Vanloo, Boucher, Greuze und Fragonard mit ihren Hirtenszenen, mythologischen Bildern und ihrer entzückenden Galanterie, sind Spiegelbild des Zeitalters Ludwigs XV. Die Poesie ist wiederum fast ausschließlich mit der Malerei verbunden. Genau so wie zur Zeit Ludwigs XIV. ist die Malerei die große Nationalkunst: Das Bild bestimmt die Bildung. Die Malkunst inspiriert die Dichter. Wohl finden wir auf einsamer Höhe auch den Komponisten J. Th. Rameau als Ausdruck des Rokoko. Aber was bedeutet er im Vergleich zu den vielen Malern von Weltrang! Den vollen Beweis für die enge Verschwisterung von Malerei und Dichtkunst sollte das Zeitalter der Romantik und des Realismus bringen. Wir nehmen beide Richtungen als Einheit, denn »vom heutigen Standpunkt gesehen, nähern sich Romantik und Naturalismus und verraten ihre gemeinsame realistische Wurzel«. (Ortega y Gasset.) Dem Fürsten im Reiche des Geistes, Delacroix, ist es mit seinen 1822 und 1824 ausgestellten Gemälden »Die Barke Dantes« und »Das Gemetzel von Chio« vorbehalten, das Manifest der Romantik zu verkünden. Gautier urteilt über ihn: »Ein Wilder, war das, ein Barbar, ein Ungebändigter ... Farbeneimer goß er gegen die Leinwand und mit einem trunkenen Besen malte er.« In dieser Malkunst steckt ein »Höchstmaß von Heftigkeit« (André Lhote). Rubens sei in ihm wiedergeboren, meinte Spitzweg. Die Kunst ist Ausstrahlung gewaltigster Einbildungskraft und innerer Bewegtheit. Neben ihm stehen Girodet, Géricault, Gérard, Boulanger, Descamps und der geniale Bildhauerarchitekt Fr. Rude mit der ungestümen Gedanken- und Gefühlsbewegung des Triumphbogens, der für sich allein schon beweist, wie sinnlos es ist, das französische Wesen auf die Formel »statisch« zu bringen, und David d'Angers, gefeiert von Vigny und Hugo. Die erdrückende Fülle hochbedeutender Malerei reift die Dichter mit und bestimmt ihr Schaffen: Victor Hugo, in Deutschland kaum wirklich bekannt, mit seiner gigantischen, malerischen Phantasie, dessen Gedichte und Romane Gestaltung geschauter Gemälde sind; A. de Musset und A. Vigny, diese großen Landschaftsmaler unter den Dichtern; Michelet und Gautier (der übrigens aus dem Malatelier zur Poesie kommt). Die Gedichte dieser Dichter sind reine Beschreibungen, verbunden mit Gefühlen und Gedanken. Zur Veranschaulichung diene etwa Victor Hugos Gedicht »La Vache«, das in meisterhafter Art einen Bauernhof malt. Man kann diese »poetischen Bilder« wirklich malen, das ist hier entscheidend. Sie sind anschaulich »gesehen«, nicht nur »empfunden«. Sie geben das geschaute Bild beschreibend wieder, nicht den Gefühlsreflex oder die vergleichenden Einfälle. In der deutschen Poesie ist diese Art des Beschreibens fast verpönt, in der französischen ist sie Regel [5]). Der Grund liegt in einer andersartigen Erfassung der Poesie bei beiden Völkern. Im Zeitalter der Romantik nimmt freilich Berlioz, der Napoleon der Musik (R. Wagner), einen bedeutenden Platz ein. Aber das Übergewicht der Malerei ist doch unverkennbar.

Als 1836 Delacroix im Salon abgelehnt wird, tritt Courbet, der Maler der »natürlichen Natur«, auf den Plan. Spitzweg nennt ihn »technisch unübertrefflich«; sein Werk, sagt er, sei »Neuland der Kunst«. Der große Realist bestimmt die Zeit. Corot verklärt den Realismus durch Beimischung zarter Poesie. Diaz und Dupré malen den Bauern in seiner Beziehung zur Scholle, und Millet, uns Deutschen besonders vertraut, legt seine Seelentiefe in das mit reiner Wahrhaftigkeit gemalte Landleben. Zu gleicher Zeit schafft der Bildhauer Barye seine unerhört natürlichen Tierbilder. Fast parallel zu ihnen verläuft das Schaffen der Balzac, George Sand, Leconte de Lisle, Banville, Hérédia. Balzac besitzt wie Courbet die Gabe intuitiver Beobachtung, G. Sand, die Dichterin ländlicher Idylle, hat man zu Recht mit Millet verglichen: Ohne die Natur zu verfälschen, verklärt sie die Wirklichkeit durch dichterische Vision und menschliche Güte. Die Dichter des Parnaß entlehnen die Elemente ihrer Poesie den plastischen Künsten. Diese Verschwisterung von Poesie und Malerei wird immer enger, weil seit dem 18. Jahrhundert die Gemälde-Salons in Paris immer mehr zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer Weltangelegenheit wurden und Montmartre im besonderen, Paris im allgemeinen, das Mekka aller Kunstbeflissenen wurde. Für diese Rolle der Malerei im Geistesleben haben wir keine Entsprechung, es sei denn auf dem Gebiete der Musik. Was aber die Malerei in Frankreich für die Bildung des französischen Menschen bedeutet, das kann nur ermessen, wer — wie der Verfasser dieser Zeilen — viele, viele Jahre in Frankreich leben und wirken durfte.

Es gibt nun freilich auch eine französische Musik von Rang, etwa seit Berlioz. Die Namen Adam, Thomas, Gounod, Saint-Saëns, Tinel, Debussy, César Frank, Massenet, und die Halbfranzosen Chopin und Offenbach sind auch außerhalb Frankreichs bekannt geworden. Aber diese Musik ist (mit Ausnahme Chopins) in der Hauptsache prächtige Dekoration des Lebens, nicht seelisch-geistiges Ringen. Vor allem aber zeigt sich gerade hier — insbesondere bei Debussy, Délibes, Bizet — der Einfluß des Malerischen sehr stark. Gerade die französische Musik zeigt, wie sehr die Malerei Nationalkunst ist, wie man umgekehrt in der deutschen Malerei den Geist der Musik verspürt. Größer als der Einfluß dieser Musiker ist jedenfalls der Einfluß der Maler in Frankreich. Die Naturalisten und Impressionisten um Manet, Monet, Pissaro, — ferner der letzte ganz große Schöpfer Renoir, der Verkünder des Nietzsche-Bergson'schen élan vital, — und Cézanne, der die Losung gab: »Malen heißt die farbigen Sinneseindrücke festhalten. Es gibt keine Linie, kein Modell, es gibt nur Kontraste. Hat die Farbe Reichtum, so hat die Form ihre Fülle« geben den Ton an. Sie sind die Exponenten des künstlerischen Schaffens, nicht die Musiker. Daß Manet in Freundschaft verbunden war mit den Goncourt, Renoir mit E. Zola ist in diesem Zusammenhange wichtig. — Der beschränkte Rahmen für das weite Thema zwingt uns unerbittlich zur gedrängten Kürze. Wir erwähnen nur noch den engen Zusammenhang, der zwischen den englischen und französischen Allegorikern Holman Hunt, Walter Crane, Odilon Redon und Puvis de Chavannes einerseits und den Symbolisten von Paul Valéry bis Viélé-Griffin, Verhaeren, Rodenbach, Paul Fort andererseits besteht. Die Symbolisten sind Meister der Synästhesie: Alle Sinnesempfindungen zusammen schaffen ein mächtiges Gemälde. Aber das Visuelle überwiegt. So spricht Verhaeren vom »Schweigen, das alle Klänge und Lichter auslöscht«.

Ein solcher Vergleich stellt viele Probleme: Sind diese Unterschiede wesenhaft oder zufällig? Können sie beitragen zur Erfassung und Abgrenzung völkischer Eigenart? Werden sie der Literaturgeschichtsschreibung neue Gesichtspunkte erschließen? Und vor allem: Sind solche Verschiedenheiten vielleicht ein klarer Hinweis, daß die beiden gleichwertigen Völker einander ergänzen und fördern müssen?

[1]) Jean Giraudoux: Siegfried et le Limousin. Grasset. Louis Reynaud: Français et Allemands. Frayard & Cie. Armédée Vulliod: Aux Sources de la Vitalité Allemande. Rieder.
[2]) Heinrich Oesterreich: Freiheitsidee und Rechtsbegriff in der Philosophie von J. G. Fichte. Jena 1935.
[3]) Eduard Wechssler: Esprit und Geist. Versuch einer Wesenskunde der Deutschen und Franzosen. Bielefeld 1927.
[4]) Diese dankenswerte Anregung verdanke ich der Schriftleitung ds. Zeitschrift.
[5]) Zu der deutschen Auffassung: Paul Fechter: Das Geheimnis des Beschreibens. Berlin 1935. M. R. Möbius: Beschreibung und Bestimmung. »Die Literatur« Juli 1935.

Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs

Beim Versuche der Rekonstruktion der Urlandschaft gewinnt der Vf. den Eindruck, als sei in Frankreich schon seit der Bronzezeit dichtere Besiedlung, durch Küstenhandel und Handwerk gefördert, vom offenen Land in den schütteren Wald vorgedrungen und habe sich zur Römerzeit bereits ziemlich gleichmäßig übers ganze Gebiet verteilt, indes in Ostfrankreich und Deutschland vom Paläolithikum bis ins Mittelalter Waldwildnis und Kulturland in großen Flächen ziemlich unvermittelt nebeneinander lagen. — Das 2. Kapitel behandelt in den beiden ersten Abschnitten die Kultur- und Völkerbewegungen der Vorzeit. Infolge der diluvialen Vergletscherung boten das norddeutsche Tiefland, die Alpen und deren Vorland viel später Siedlungsräume als das eisfrei gebliebene Mitteldeutschland und Frankreich, die seit der Altsteinzeit ununterbrochen Siedlungen tragen. Frankreichs Boden bewährt seit der Neolithik seine vereinheitlichende Kraft gegenüber den von verschiedenen Seiten einströmenden Kultureinflüssen (überall Megalithgräber), Mitteleuropa hingegen zerfällt in mindestens vier Kulturkreise: einen westlichen, der den Übergang nach Frankreich vermittelt, einen nordischen, einen donauländischen mit starken Beziehungen zu SO-Europa (das in Wohngruben hausende Bauernvolk der Bandkeramiker), endlich im nördlichen Mitteldeutschland die Pfostenbauten bewohnenden Schnurkeramiker, deren Wirtschaftsform, Großviehzucht mit nachgeordnetem losem Ackerbau, ihnen Beweglichkeit und damit Großraum-Vorstellungen vermittelte, was sie befähigte, ihre Nachbarn allmählich zu überwältigen. So lagerten sie sich als Herrenschicht sowohl über die kurzköpfig Rasse der Fino-Ugrier im N als auch über die ebenfalls brachykephale Rasse der Bandkeramike im S., bewahrten sich selbst aber ihren langschädeligen Genotyp, der sich im mitteldeutschen Laubwald als feingliedrige Abart (Aurignacien) von der Crô magnon-Rasse heraus entwickelt hatte. Als Träge dieser Kultur der Schnurkeramik erkennt H. a einer der ersten die Indogermanen; aus ihne entwickeln sich im Übergang von Neolithik zu Kupferzeit im Gebiet zwischen Weser und Od und nördlich des diluvialen Moränenzugs d Germanen, durch sie erklimmt hier die Kult in der späteren Bronzezeit (800 v. Chr.) eine u

Digitized by Google

gewöhnliche Höhe. Ein anderer indogermanischer Zweig, die Kelten, die ursprünglich Süddeutschland und Böhmen bewohnt hatten — mit einem von der Mosel zur oberen Donau reichenden Kerngebiet — und die viel bandkeramisches Blut und Wesen aufgenommen hatten, schob sich immer mehr gegen W und unterwarf sich hier die vorindogermanische Bevölkerung, die Ligurer in SO-, die Iberer in SW-Frankreich, Angehörige des Mediterranen-Kulturkreises, wobei er zusehends »entnordet« wurde. (Überwiegen der Brachycephalie, kennzeichnende Eigenschaften der Ureinwohner schlagen noch bei den heutigen Franzosen durch.) Sie fanden im fruchtbaren Boden Mittelfrankreichs das ihnen als Ackerbauern zusagende Kerngebiet. Kelten sind außer diesen Galliern die stark mit Germanen durchsetzten Belgier, die weit rheinaufwärts reichen (Mediomatriker, Treverer), dann die Helvetier, die, ursprünglich in SW-Deutschland ansässig, im zweiten vorchristlichen Jahrhundert in die Schweiz vordrangen, die Vindeliker im Alpenvorland und die Bojer, die aus ihrer Heimat, Sudetenland, nach 113 v. Chr. über die Donau nach Bayern und von N und O in die Alpentäler eindrangen, hier als Taurisker und Noriker bekannt. Dort stießen sie auf die indogermanischen Illyrer und die Räter (noch ungeklärter Herkunft). — So einfach das hier skizzierte ethnische Bild der Vorzeit erscheint, das der Verf. entwirft, so erwuchs es doch nur aus voller *Beherrschung* der neuerdings gewaltig anschwellenden prähistorischen Literatur und kritischer Führergabe durch das Labyrinth der noch stark voneinander abweichenden Auffassungen. — Im dritten Abschnitt schildert der Vf. die Römerzeit. *Rhein* und Donau, früher verbindend, werden jetzt zu Kultur- und Völkergrenzen; zwischen der romanisierten Welt im W bzw. S und dem kaum beeinflußten Heimatland der Germanen liegt eine kolonialgermanische Zwischenzone, aus der die Kelten verdrängt werden. In Gallien war die Romanisierung viel stärker als in Mitteleuropa, *sie gelang* dort durch Verwaltungsmaßnahmen (Unterdrückung des Druidentums, des Trägers des geistigen Lebens und des sich anbahnenden Einheitsstrebens der Gallier) und kulturliche Maßnahmen viel mehr als durch Zuwanderung und Einheirat von Italikern. Die Latinisierung erreichte im SO Frankreichs (Provence) den *stärksten Grad*, sie schwächste sich von dort nach W und N ab; dichtbewohntes Kernland der Gallier blieb das Pariser Becken (Lutetias Bedeutung viel größer als meist angenommen, religiöser Mittelpunkt Chartres). Zwischen beiden Landschaften entstand nach H. im früher dünn besiedelten Garonnegebiet ein Kolonialland romanisierter Kelten. Die über ganz Gallien ziemlich gleichmäßig verteilten römischen Städte, vor allem die gewerbliche Mittelschicht ihrer Bewohner, sind die stärksten Förderer der Romanisierung, indes die in Einzelhöfen wohnenden Bauern und Adligen der Entnationalisierung hartnäckiger widerstreben. Die große Verkehrsfurche Rhone—Rhein wird am *stärksten* verwelscht (die Städte, besonders Lyon, Trier, Köln, waren hierfür Zentren), die starken Garnisonen, die Veteranensiedlungen, die saltus Caesaris (kaiserliche Pachtgüter) dienen auch diesem Ziel; der Sippenorganisation, die dagegen *Widerstand* leistet, arbeiten collegia (Bünde) in römischem Geist entgegen; der rassische Zuschuß durch Italiker war nur in den ersten zwei Jahrhunderten n. Chr. beträchtlich, später barbarisierte das Heer immer mehr und seit 250 geht es mit der lateinischen Kultur auch hier abwärts. Die Westschweiz war schon in der Römerzeit viel *stärker im Banne* lateinischen Wesens als die östliche, dann war wieder der Osthang der Alpen, Kärnten und Südsteiermark viel stärker romanisiert als das Mittelstück der Alpen. H. weist überzeugend erstmalig aus der Fundkarte nach, daß die Römer Rätien und W-Noricum vornehmlich als Durchzugsland benutzten, die eigentliche Romanisierung hier erst dem Frühmittelalter angehört, wo in dünnbesiedelten Alpentäler romanisierte Bewohner des Alpenvorlandes, vor den Germanen flüchtig, sich niederließen. **Dr. Richard Marek**
Innsbruck

Adolf Helbok, **Grundlagen** der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs, II. Lief. **Verlag** Walter de Gruyter & Co. Berlin-Leipzig 1935.

H. L. JANSSEN, Königsberg Pr.

Vorgeschichtsforschung und Grenzlandarbeit

Die Vor- und Frühgeschichtsforschung hat sich für die Erziehungsarbeit des deutschen Volkes jetzt den Platz erobert, der ihr seit langem zukommt. Der langjährigen Forderung der völkischen Vorgeschichtsforscher, der Vorgeschichte einen besonderen Platz im Lehrplan der Schulen einzuräumen, ist in richtiger Erkenntnis der Sachlage durch die nationalsozialistische Regierung Rechnung getragen worden.

Nach bedeutsamen Erlassen ist zu erwarten, daß auf allen deutschen Hochschulen die Vorgeschichte noch weiter ausgebaut wird. Lehraufträge oder nichtbeamtete Fachvertreter gibt es an einer Reihe von deutschen Hochschulen. Ordentliche Lehrstühle sind bisher nur in Marburg, Königsberg, Hamburg, Berlin, Breslau, München und Würzburg vorhanden. Durch die Schaffung und den Ausbau dieser Stellen hat man der Vor- und Frühgeschichtsforschung für die Fragen deutscher Hochschulerziehung einen entscheidenden Einfluß gegeben. Außer den Fachstudenten haben die jungen Geschichtler, Erdkundler, Rechts- und Volkswirtschaftsstudenten pflichtmäßig eine Reihe von Vorlesungen und Übungen über Vor- und Frühgeschichte zu hören. Von besonderer Wichtigkeit ist diese Erziehungsarbeit im Augenblick an den Grenzuniversitäten [1]), besonders im Osten des Reiches, da es eine bekannte Tatsache ist, daß in Litauen die Wissenschaft stark im Dienste einer deutschfeindlichen Arbeit mißbraucht wird. Auch in Polen kündet noch manches von der alten Einsetzung der Wissenschaft im Sinne einer gegen Deutschland gerichteten Arbeit. Im Anschluß an Arbeiten des Posener Universitätsprofessors für Vor- und Frühgeschichte, Prof. Kostrzewski, erscheinen in polnischen Zeitungen des öfteren Aufsätze von Nichtfachleuten, die einwandfrei illyrische bezw. germanische Funde als slawisch herausstellen, um so u. a. einen Anspruch auf deutsches Grenzland zu begründen. Prof. von Richthofen, einer der bedeutendsten Kenner der ostdeutschen und osteuropäischen Vorgeschichte und einer der ältesten Kämpfer in der Widerlegung der auf Grund vor- und frühgeschichtlicher Irrmeinungen vertretenen Ansicht vom urslawischen Gepräge der Grenzlande, schreibt hierzu u. a. [2]):

»Es ist z. B. nicht lange her, daß die am meisten gelesene Zeitung Polens, der Krakauer »Illustrowany Kurjer Codzienny«, in großer Aufmachung berichtete, ein Warschauer Geschichtsforscher, Dr. Daniewski, habe endgültig erwiesen, daß auch die als germanisch bekannten Sueben der deutschen Vorzeit in Wahrheit Slawen gewesen seien usw. Auch die polnische Zeitung »Narod« aus Herne in Westfalen übernahm begeistert diese Torheiten. Die deutschen Vorgeschichtler haben bisher dazu geschwiegen, da ihnen der Fall keiner besonderen Entgegnung wert zu sein schien. Herr Prof. Kostrzewski hätte aber hier ein dankbares Feld der Tätigkeit, denn den Sueben hat selbst er ihr Germanentum gütigst nicht aberkannt!«

»Im letzten Heft der in Polen sehr angesehenen Zeitschrift »Z otchlani wieków« erschien in diesen Tagen ein polnischer Aufsatz ohne Angabe des Verfassers: »Die hitlerische Geschichtsphilosophie und die vorgeschichtlichen Theorien Professor Kossinnas«, der von unwahren Angaben und deutschfeindlichen Entgleisungen wimmelt« [3].)

Besonders stark wird auch von litauischer Seite die Vor- und Frühgeschichtsforschung dazu benutzt, Beweismittel für ein Recht auf das Memelgebiet und weitere Teile Ostpreußens beizubringen. Man spricht, wenn man an Ostpreußen denkt, sogar von einem Klein-Litauen, oder davon, Ostpreußen sei nur eine deutsche Kolonie, und die Zukunft müsse erst lehren, zu welchem der drei Nachbarstaaten es endgültig geschlagen werde. Wir können hier mit der Mehrzahl aller europäischen Forscher (auch litauische vorurteilsfreie Forscher, wie Prof. Buga und Dr. Salys, erkannten dieses klar) feststellen, daß von einem Urlitauertum in Ostpreußen nicht die Rede sein kann, und Litauer erst etwa in der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrtausends hierher gelangt sind.

Einer der Hauptwortführer bei den Behauptungen, daß Litauen unerfüllte geschichtliche Ansprüche habe, und daß die Litauer von jeher von den Deutschen »barbarisch« behandelt worden seien, ist der ehemalige Mittelschullehrer Vidunas in Tilsit, der in Litauen wie ein Nationalheld gefeiert wird. Das geschieht kaum wegen seiner schriftstellerischen Leistungen, die zwar umfangreich, aber sonst reichlich mäßig sind. Er hat sich früher ohne rechten Erfolg auch schon als deutscher Schriftsteller versucht. Sein 1932 erschienenes Buch »700 Jahre deutsch-litauischer Beziehungen« ist von grimmigem Haß gegen das Deutschtum erfüllt. Es strotzt von Unrichtigkeiten und Verdrehungen zu Litauens Gunsten. »Wer es liest, bekommt den Eindruck, daß die Deutschen durch 700 Jahre hindurch die Litauer aufs grausamste verfolgt haben und damit heute noch nicht aufhören. Dazu kommt noch der Versuch, dem Leser nebenher die Überzeugung beizubringen, daß Litauen mit dem Memelgebiet viel zu wenig von Ostpreußen erhalten habe« (E. Herrmann). Auf jede nur erdenkliche Weise will man in Litauen ein Urlitauertum für Ostpreußen und besonders für das Memelland nachweisen. Nun sind ins Memelland aber Ansiedler litauisch-sameitischer Herkunft erst zwischen 1500 und 1700 n. Chr. (und nur ganz vereinzelt schon etwas früher) eingedrungen. Vorher, in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (seit etwa 1800 v. Chr.), wohnen in den größten Teilen Ostpreußens altpreußische Stämme, welche etwa seit der Zeitenwende immer stärker durch in die westlichen Teile des Landes eindringende Ostgermanen (Wandalen, Goten, Gepiden u. a.) beeinflußt wurden. Im Memelgebiet erkennen wir u. a. seit der Zeitenwende Kulturen, die in der Gegend von Tilsit und Heydekrug den altpreußischen Schalauern, in der Gegend von Memel und Südkurland dem nichtlitauischen Kurenstamme zuzuschreiben sind. Es ist sogar möglich, daß die Führerschicht der altpreußischen Stämme zeitweise zum Teil aus Germanen bestand. Auf jeden Fall aber waren es wohl Männer, von denen manche einen großen Teil germanischen Blutes in sich trugen. Das mag neben anderen Gründen mit ausschlaggebend gewesen sein, daß die nach der sogenannten Völkerwanderungszeit von Süden her vorstoßenden Slawen nicht ins Land einzudringen vermochten. Wie dem auch sei, von einem Urlitauertum in Ostpreußen einschließlich des Memelgebietes kann nicht die Rede sein. »Nicht deutsche

Digitized by Google

politische Hetze läßt die Litauer erst später in Ostpreußen angesiedelt sein, sondern umgekehrt: Die Litauer wollen von den neueren Ergebnissen der Wissenschaft nichts wissen, weil sie ihnen unbequem sind.« »So wie die Litauer sind später auch die Hugenotten und die Salzburger nach Ostpreußen gekommen. Da diese aus Frankreich bezw. aus Österreich stammten, wären sie also berechtigt dazu, diese Gebiete für jene Länder zu beanspruchen. In neuerer Zeit hat man diese Besiedlung urkundlich unter Ausnutzung der preußischen Archive in ihrer historischen Entwicklung verfolgt. Es ist in zahlreichen wissenschaftlichen Werken nachgewiesen worden, daß die nördlichen Gaue des Preußenlandes, Schalauen und Nadrauen, nie urlitauische Gebiete gewesen, daß die Litauer jedoch allmählich als Siedler in diese Gebiete gekommen sind«[4]).

Der litauische Drang nach dem Westen wird in unverhüllter Form auch durch die kulturpolitische wissenschaftliche Arbeit bezeugt. Tageszeitungen und andere Veröffentlichungen künden immer wieder von dieser deutschfeindlichen Einstellung. So sollen die alten Preußen kein selbständiger Volksstamm, sondern seit alters her ein Teil des großen litauischen Muttervolkes gewesen sein. Der litauische Gouverneur in Memel erklärte bei dem litauischen »Fest des Meeres« am 12. August 1934, »daß seit alters her am Baltischen Meer die Litauer wohnen«. Der Staatspräsident Smetona führte wenig später aus: »Schon im grauen Altertum, aus dem Aufzeichnungen nicht vorliegen, haben die litauischen Stämme und deren Verwandte, die Letten und Preußen, sich am Baltischen Meer niedergelassen. Die Rechte auf unser Meer gehen daher bis in das älteste Altertum zurück ... Wir sind die richtigen Stammväter des Meeres.« »Wir müssen der zivilisierten Welt im Lichte der wahren Lehre zeigen, daß dieses Volk seit alters her an diesem Meere gewohnt hat, daß nicht wir, sondern sie, die Sucher des Raumes, die Eindringlinge hier sind.«

Wahllos werden von litauischen Politikern und Scheinwissenschaftlern geschichtliche Tatsachen verdreht und auch vorgeschichtliche Funde im einseitig deutschfeindlichen Sinne ausgewertet. Es mutet uns wie ein Witz an, wenn die Kownoer Zeitung »Rytas« in einem Aufsatz »Unser Westen ist litauisches Land« — gemeint ist natürlich Ostpreußen — schreibt, »daß die Spione oftmals den Ordensrittern berichtet haben, daß die Litauer einen Kriegszug in das Land hinter Königsberg unternehmen würden, das ihnen früher gehört habe, daß sie die Ordensritter nach Deutschland treiben und ihre Rosse in den Fluten des Rheines tränken würden. Also, wir mögen es betrachten, wie wir wollen, die Vergangenheit Ostpreußens ist zweifellos echt litauisch.«

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie wir von deutscher Seite her diesen Dingen begegnen müssen. Bei täglicher Neuerkenntnis solcher unsachlichen Behauptungen müssen wir eine Aufbauarbeit leisten, bei der nur das Beste gut genug sein darf. Nur in einer hervorragenden Aufbau- und Wissenschaftsarbeit liegt die beste Abwehr. Ein unkritisches Außenseitertum können wir allerdings für diese Aufbauarbeit weder brauchen noch dulden. Bei der grenzlandkundlichen Bedeutung der Vor- und Frühgeschichtsforschung sind nur Arbeiten geeignet, die auf dem Boden einer ebenso völkischen wie gründlichen Forschung stehen [5]).

Wenn der Ausbau der Vor- und Frühgeschichte einmal an allen Stellen seinen endgültigen Abschluß gefunden hat, dann gibt sie einem jeden Deutschen die Waffen in die Hand, mit denen er ungerechtfertigten Ansprüchen und Meinungen anderer Völker begegnen kann. In einer Rede am 5. Dezember 1934 in Karlsruhe sagte der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, daß wir den Römern, Griechen oder Galliern und ihren heutigen Nachfolgern keinen größeren Dank für irgendwelche Kulturgüter schuldig sind, als sie uns auch. Unserer Vorfahren brauchen wir uns ebenso wenig zu schämen, wie sie sich der ihrigen. Schon 1000 Jahre bevor Rom gegründet wurde, erlebten die Germanen einen kulturellen Hochstand. Mit noch viel mehr Recht können wir darauf hinweisen, daß die meisten europäischen Völker indogermanisch sind. Dieses hat nicht nur die deutsche, sondern die europäische Vorgeschichtsforschung immer wieder bewiesen. Auch heute noch verbindet uns diese indogermanische Grundlage mit unseren Nachbarn. Diese Tatsache sollte die Völker Europas stärker verbinden und ermahnen, einander besser und höher zu achten und sich weiterhin gegenseitig zu unterstützen im Kampfe gegen Mächte, die, aus dem Osten kommend, Europa heute im Bolschewismus z. B. wieder bedrohen.

[1]) Siehe hierzu H.-L. Janssen, Das Seminar für Vor- und Frühgeschichte der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr., in: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 1935, Heft 2.
[2]) Siehe B. Frhr. von Richthofen, in: Ostdeutsche Morgenpost vom 16. 12. 1934.
[3]) Siehe Richthofen im Nachrichtenblatt f. Dtsche. Vorzeit 1934, Heft. 11—12.
[4]) Reinhold Pregel, Die litauische Willkürherrschaft im Memelgebiet. Berlin 1934, S. 8.
[5]) Siehe hier H.-L. Janssen, Deutsches Schrifttum im Spiegel der Grenzlandarbeit, Der junge Osten, Januar 1936.

Die Geschichte der deutschen Grenzen

Selten wird man ein Geschichtswerk in die Hand bekommen, das in gedrängter Kürze so viel des Nützlichen und Wissenswerten bietet wie dieses Buch. Die Beschäftigung mit den staatlichen Grenzen, ihrem Wesen und ihrer Funktion im Völkerleben ist uns durch die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit besonders nahegelegt worden, und die Wissenschaften, die es angeht, haben denn auch nicht gesäumt, Theorie und Geschichte der Grenzen eingehender zu erforschen, als es bis dahin geschehen war. So verdanken wir dem Geographen R. Sieger jene eindringlichen Untersuchungen über die Lehre von den politischen Grenzen, die er 1925 in der Zeitschrift für Geopolitik und dann auf dem Breslauer Geographentag 1926 vorgelegt hat. Von K. Sapper gibt es — in der Geographischen Zeitschrift 1918 — eine vorzügliche Abhandlung über Gebirgsgrenzen, und J. Langhammer hat schon 1919 über Werden und Wert politischer Staatsgrenzen eine Studie veröffentlicht, die reich ist an vielseitigen, aber auch bestreitbaren Bemerkungen. Vom militärischen Standpunkt aus hat Freytag-Loringhoven den Gegenstand 1921 behandelt, das Grenzrecht als Teil des öffentlichen Rechts hat der französische Völkerrechtslehrer Lapradelle 1929 in einem umfassenden dogmatischen Werk entwickelt, eine Jenaer Dissertation von Rhenius zeigte 1918 an Hand der Quellen, wie die Lehre von den natürlichen Grenzen aus den Ideen der französischen Revolution erwachsen ist. Andere Arbeiten dieser Art werden in dem vorliegenden Buche von Kirn verzeichnet — alle seit dem Weltkrieg herausgekommen und im Zusammenhang mit den damals aufgeworfenen Problemen stehend.

Da ist es ein großes Verdienst, daß nun der Leipziger Historiker aus dem reichen Material an alten Zeugnissen und neuen Gesichtspunkten die Geschichte der deutschen Grenzen geschrieben hat. Er nennt das Buch eine »politische Geschichte«, denn die juristischen Fragen, die nur den Staatsrechtslehrer und den Diplomaten interessieren und allzu subtil und gesondert sind, blieben abseits. Um so eindringlicher wirkt diese Darstellung. Was in den allgemeinen Werken zur deutschen Geschichte immer nur verstreut und unvollständig zu finden ist, wird hier übersichtlich dargelegt, und daß in diesem Thema der größte und tragische Teil des deutschen Schicksals beschlossen liegt, ergibt sich aus der bekannten und verhängnisvollen Lage Deutschlands in der Mitte des Kontinents. Es sind die offenen Grenzen, die den Gang unserer Geschichte in jeder Hinsicht bestimmt haben. Daher gibt der Verfasser nicht nur eine Geschichte der Verträge — von dem zu Verdun bis zu jenem von Versailles: die diplomatische Geschichte, die von den Diplomata, den Staatsverträgen handelt, wird verständlich erst durch die Dynamik im Innern der Länder und insbesondere der Grenzlandschaften. Verschiebungen im Verkehr, im Bevölkerungsstand, in den Besitzverhältnissen sind zu allen Zeiten für die Geschichte der deutschen Grenzen ebenso wichtig geworden wie Schlachten und Konferenzen. Daß der Begriff des Grenzkampfes in diesem tiefen, geistigen Sinn gefaßt wird, verleiht dem Buche eine besondere Bedeutung: es macht uns deutsche Menschen von heute an Hand der geschichtlichen Erfahrung aufmerksam, wie wichtig deutsche Kulturpflege in der Ostmark und am Rheine ist und welche Probleme da im Vordergrunde stehen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß auch die Technik hier eine große Rolle spielt, und daß sie nicht nur — wie ihrem innersten Wesen entspricht — eine verbindende Kraft besitzt, sondern daß sie auch eine große Trennerin sein kann. Niemals sind Deutschland und Rußland stärker geschieden gewesen als damals, da die Eisenbahnen der beiden Reiche verschiedene Spurweiten besaßen. Daß die Politik sich der modernen Verkehrsmittel bedienen kann, um die Grenzen recht nachdrücklich zu ziehen, zeigt auch die Geschichte des Bahnbaus am Oberrhein: die Franzosen haben in den 40er Jahren den Bahnhof Straßburgs an den äußersten Westen gelegt und so das Gesicht der Stadt wie des Landes vom Rheine abgewendet. Erinnert sei auch daran, wie die Korrektion des Oberrheins, indem sie eine starke Strömung schuf und hohe Dämme errichtete, nachgeholfen hat, die Ufer zu trennen. Schon Wilhelm Heinrich Riehl hat dies gesehen, als er um 1850 sein Buch über die Pfälzer vorbereitete. Und wenn zu Anfang des 19. Jahrhunderts der »Talweg« des Rheines zur Grenze gemacht wurde, so könnte auch dies Veranlassung geben zu manchen nachdenklichen Bemerkungen. Die Geschichte unserer Ostgrenzen ist nicht minder lehrreich. Wir freuen uns, daß der Verfasser uns diesen schönen Abriß der deutschen Geschichte geschenkt hat, der die »avulsa imperii« uns eindringlich ins Gedächtnis zurückruft und von den Grenzen unseres Staates hinausführt zu den Auslandsdeutschen vor den Toren des Reiches.

Prof. F. Schnabel
Karlsruhe

[1]) Paul Kirn, Politische Geschichte der deutschen Grenzen. Leipzig 1934, Bibliographisches Institut, 192 S., geb. RM. 4,80.

Soeben gelangt zur Ausgabe:

Kant's Opus postumum

Herausgegeben von ARTUR BUCHENAU. Erste Hälfte (Convolut I bis VI). Oktav. XIII, 645 Seiten. In Leinen gebunden RM 30.—

In Kants handschriftlichem Nachlaß nimmt das „opus postumum" eine besondere Stelle ein. Es ist von Kant als selbständiges Werk geplant und in den Jahren 1795—1803 in rastloser Arbeit, an der sich seine geistigen Kräfte verzehrten, immer von neuem durchdacht und umgeschrieben worden. Es sollte den Übergang von den Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik behandeln, erweiterte sich dann aber zu einem letzten Versuche, die Transzendentalphilosophie als Ganzes zusammenzufassen. Der Kantforschung ist das opus postumum seit einem Jahrhundert ein geläufiger Begriff. Aber ein vollständiger Text lag bisher nicht vor. Dieser Band gibt den ersten genauen Abdruck des Manuskripts in philologisch zuverlässiger Kommentierung und macht damit die „letzten Gedanken" Kants der Wissenschaft überhaupt erst zugänglich.

Für jeden, der an der Gedankenwelt Kants und an den Beziehungen Kants zur deutschen idealistischen Philosophie ein wissenschaftliches, philosophisches oder weltanschauliches Interesse hat, ist dieses Werk unentbehrlich.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Dr. H. BLUMENTHAL, Greifswald

Tendenzen der neueren Herderforschung (Fortsetzung)

Ebensowenig wie auf politischem — so könnte man zunächst versucht sein zu glauben —erscheint auf religiösem Gebiete eine Anknüpfung an Herder aktuell. Denn Herders Religion der Humanität, sein Natur- und Geschichtspantheismus, zumal sein humanitäres Christusbild — all das steht im schärfsten Gegensatz zu einer Theologie, die den Menschen in seiner Autonomie radikal in Frage stellt, und die die Erscheinung Christi als einen in keine geschichtsphilosophische Konstruktion eingehenden Einbruch der göttlichen Gnade empfindet. Wenn Rudolf Unger in seinem Buche »Herder, Novalis und Kleist« (Frankfurt: Diesterweg 1922. Deutsche Forschungen 9.) Herder an dem Prozeß der »Einschmelzung des religiösen Kerngehaltes des geschichtlichen Christentums in die monistischen Vorstellungsformen modernen Lebensgefühls und Welterfassens« einen wesentlichen Anteil zuschreibt, so scheint von da kein Weg zu führen zu einer Theologie, die bestrebt ist, die Synthese von Idealismus und Christentum wieder rückgängig zu machen. Allein wieder erweist sich hier die Vielspältigkeit des Herderschen Denkens als fruchtbare Vieldeutigkeit. Der gleiche Herder, der — nach Edvard Lehmanns Zeugnis — der vom theologischen Liberalismus getragenen religionsgeschichtlichen Forschung den Boden bereitet hat, er vermag auch der modernen Theologie als Eideshelfer wider den Idealismus zu dienen. W. de Boor stellt in seiner Arbeit »Herders Erkenntnislehre in ihrer Bedeutung für seinen religiösen Realismus« (Gütersloh: Bertelsmann 1929. Beiträge zur Förderung christl. Theologie H. 29) Herders Erkenntnislehre nicht bloß der transzendentalkritischen als gleichberechtigt gegenüber, weil sie im Gesamt der menschlichen Kräfte verankert sei und Leben total und als Gestalt erfasse; er sieht in Herders ehrfürchtigem Hinnehmen der erlebten Wirklichkeit — das er sorgfältig vom Sensualismus unterscheidet —, einen religiösen Realismus, der idealistischen Weltauffassung überlegen, weil er der faktischen Situation des Menschen angemessener sei. Dabei ist richtig gesehen, daß sich Herders Erkenntnislehre nicht erst im Widerspiel zur kantischen, sondern bereits vor dieser herausgebildet hat; doch muß die kantische Position in ihrem sachlichen und geschichtlichen Recht verstanden werden, wenn man sie mit der Herderschen vergleichen will; daß de Boor das nicht versucht hat, erschwert die Auseinandersetzung mit ihm.

Wie auf politischem, so ist auch auf religiösem Gebiet die Neuwertung Herders mit einer Verlagerung des Interesses an seinen verschiedenen Entwicklungsstufen verbunden: auch hier ist es die Bückeburger Zeit, auf die schon 1907 Horst Stephan hinwies, die als die eigentlich religiös fruchtbare angesehen wird. Martin Doerne (Die Religion in Herders Geschichtsphilosophie, Leipzig: Meiner 1927) grenzt sie, als die Zeit des genuin religiösen Erlebens, ab gegen die mehr einer religionsgeschichtlichen Betrachtung gewidmete Rigaer Epoche und die Weimarer Zeit, die sich mit ihrem ethisch-humanitären Pathos wieder der Aufklärung nähert. In Bückeburg habe die Ausrichtung auf das Faktum der Offenbarung zu einer religiösen Auffassung der Geschichte geführt (wie sie zumal in der geschichtsphilosophischen Skizze von 1774 zu Worte komme), die in gleicher Ursprünglichkeit nachher nicht wieder erreicht, ja, durch das Fortschrittspathos der Humanitätsbriefe wieder verschüttet worden sei. Demgegenüber hat von geschichtsphilosophischer Seite Rudolf Stadelmann (Der historische Sinn bei Herder, Halle: Niemeyer 1928) gegründete Bedenken angemeldet: ist nicht Herders Freude an der Mannigfaltigkeit individuell-geschichtlichen Lebens mehr eine Tendez des ästhetischen als des religiösen Bewußtseins? Und lebt nicht andrerseits in dem Fortschrittsglauben der Spätzeit der Reich-Gottes-Gedanke in säkularer Form weiter? — Auch von theologischer Seite kam Widerspruch, und zwar, wie es scheint, aus dem deutschchristlichen Lager, das den Kulturpessimismus der dialektischen Theologie ablehnt oder doch an der Wirklichkeit des Volkes seine Grenze finden läß. Martin Redeker (Humanität, Volkstum, Christentum in der Erziehung. Ihr Wesen und ihr Verhältnis an der Gedankenwelt des jungen Herder dargestellt. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1934. Neue Forschung. 23) beruft sich bei seinem Versuche, die drei Momente zu einer Synthese zu verschmelzen, mit gutem Recht auf Herders geschichtliche Betrachtungsweise des religiösen Lebens, auch und gerade des Christentums; er sieht auch, daß in Herders Gottesbegriff das Motiv der Verborgenheit Gottes fehlt, daß vielmehr versucht wird, Gott in der Sprache seiner geschichtlichen Manifestationen, im Wandel der Gestalten und Geschicke zu lesen. Allein die Frage ist doch wohl, wenn so auch das Christentum all die Wandlungen und Brechungen mitmacht, die die Humanitätsidee im Spiegel der volklichen Besonderungen erfährt, wenn es manchmal nicht bloß mit einer nationalen Gestalt, sondern mit der abstrakten Humanitätsidee selbst gleichgesetzt wird, wie weit bei einer solchen Art von Synthese nicht entscheidende religiöse Motive geopfert werden. Zudem dient es nicht der Aufhellung von Herders Denkstil und geschichtlicher Stellung, wenn seine Gedankenwelt dadurch zur Mystik in Beziehung gesetzt wird, daß man sie über ein mystisches Begriffsschema spannt: wenn sein Natur- und Geschichtspantheismus (oder Panentheismus) als mystische Weltgrundspekulation, seine Freude an der Individualität als Inkarnationsidee gedeutet wird; Herders Zusammenhang mit der Aufklärung ist enger als Redeker zugeben will. Es ist zu fragen, wie weit die von R. als mystisch angesprochenen Motive von Leibniz stammen: Hat doch erst jüngst die Arbeit von E. J. Schaede: Herders Schrift »Gott« und ihre Aufnahme bei Goethe. Berlin: Ebering 1934 (German. Studien. 149) gezeigt, wie stark selbst die Spinoza-Auslegung Herders von Leibniz her bestimmt ist.

In den andern Wissenschaften scheint auf den ersten Blick die Beschäftigung mit Herder minder stark von der gegenwärtigen Situation bestimmt. Allein so lebensfremd, wie man ihr heute nachsagt, ist unsere Wissenschaft nie gewesen — und so wird auch hier die Aneignung Herders getrieben vom Stachel lebensnotwendigen Fragens. — In der Philosophie führte das Bemühen um ein konkreteres Bild des Menschen zum Rückgang auf Herdersche Fragestellungen. Wie sollte auch die Wiederbelebung der philosophischen Anthropologie an Herder vorübergehen, wenn sie den Menschen meint nicht als transzendentales Subjekt, nicht als überzeitliche Idee, sondern als leibseelische Totalität und geschichtliche Existenz! — Zwar wird in der Arbeit von Friedrich Berger: Menschenbild und Menschenbildung. Die philosophisch-pädagogische Anthropologie Herders (Stuttgart: Kohlhammer 1933), mehr eine systematisierende Zusammenfassung von Herders Gedankenwelt als eine wirkliche Wiederholung seiner Problematik gegeben. Der philosophische Boden einer möglichen Auseinandersetzung wird nicht gezeigt; die Gefahr, durch die Systematisierung die inneren Spannungen und Widersprüche zu verdecken, ist nicht vermieden. Doch kann die sehr gründliche Arbeit, gerade ihres referierenden Charakters wegen, als gute Einführung in Herders Denken empfohlen werden. — Was eine wirklich aneignende Auseinandersetzung zu leisten vermag, zeigt das schöne Buch von Theodor Litt: Kant und Herder als Deuter der geistigen Welt. (Leipzig: Quelle & Meyer 1930), wohl der bedeutendste Beitrag zur Herderforschung des letzten Jahrzehnts. Auch Litt ist frei von historischem Interesse, weder eine psychologische Herleitung der Gegensätze zwischen beiden Denkern noch ihre Reduktion auf zwei Weltanschauungstypen wird versucht, sondern eine kritische Prüfung ihrer gedanklichen Arbeit unter dem Gesichtspunkte, was sie für unser Verständnis der geistigen Welt und ihrer Gliederungen zu leisten vermag. Und da zeigt es sich, das Herder nicht bloß zu den ihm eigenen Gebieten der Geschichte, der Sprache und der Kunst Zugänge gebahnt hat, die Kant verschlossen waren, — das ist der Forschung längst vertraut — sondern daß er gerade auf dem von Kant bestellten Felde der Erkenntniskritik bestimmte Sachverhalte klarer gesehen hat als Kant, so z. B. die primäre Gestalthaftigkeit unserer Empfindung, die bei Kant nur als amorphes Rohmaterial unserer Erkenntnis aufgefaßt wird. Ähnlich liegen die Dinge auf dem Gebiete des Gemeinschaftslebens: wohl hatte Kant die tiefere Einsicht in die notwendige Härte des staatlichen Lebens, allein seine Lehre vom Staat als einer Einrichtung zur Herbeiführung einer vollkommen moralischen Gesellschaft bedurfte doch, wollte sie den faktischen geschichtlichen Staatsgebilden nahekommen, einer Ergänzung in Herders Gefühl für die konkreten Formen und Verbände des Zusammenlebens, der Familie, des Volkes, die wiederum erst den Staat tragen, und für die Bedingtheit auch der Staatsformen in der Individualität und Situation ihrer Träger. Vor allem ist es die Kantische Aufspaltung des Menschen in ein empirisches und ein intelligibles Subjekt, deren Zusammenhang im tiefsten ungeklärt blieb, die bei Herder überwunden wird. Daß Herder den Men-

Schiller

von

Herbert Cysarz

o. Professor an der Deutschen Universität Prag

Gr.-8°. 462 S. RM. 10.–, Lwd. gbd. RM. 12.–

Über das Verhältnis der Gegenwart zu Schiller hat Herbert Cysarz in seinem gewaltigen Schillerbuch Grundlegendes gesagt. Es sei festgestellt, daß hier keine Biographie vorliegt, sondern eine das Letzte zutage fördernde Untersuchung der Werke des Dichters.
Münchener Zeitung

... Hier beginnt die große Leistung des Cysarzschen Buches. Es nimmt beide Pole, den lutherischen und den politischen Schiller zusammen, und es gewahrt hinter allen im deutschen Lebenszwiespalt gegründeten Spannungen die überwältigende Einheit der gesamtmenschlichen Haltung, die immer neu in Tragödienwerken um den letzten Sinn des Menschen, des deutschen Menschen in der Geschichte ringt.
Dichtung und Volkstum

... Nach unserem Urteil wenigstens ist es das Schillerbuch unserer Gegenwart, kongenial im Inhalt, reich an Gedanken und schön in der Beschwingtheit einer doch ganz einfachen Form. Die Volksschule

MAX NIEMEYER VERLAG / HALLE/S.

In zweiter vermehrter Auflage erschienen:

Lagarde

Schriften für das deutsche Volk

Erster Band: Deutsche Schriften. Herausgegeben von Karl Aug. Fischer. Mit einem Personen- und Sachverzeichnis. 2. Auflage.
Geh. RM 5.—, Lwd. RM 6.50

Zweiter Band: Ausgewählte Schriften. Ergänzung zu Lagardes Deutschen Schriften, zusammengestellt von Paul Fischer. Mit einem Personen- und Sachverzeichnis. 2. vermehrte Auflage. Geh. RM 5.—, Lwd. RM 6.50

Lagarde hat zuerst auf den großen Leitgedanken von Blut und Boden, Wehr und Religion alles aufgebaut, was er im einzelnen zum Wohle des deutschen Volkes forderte. Was er über die Kirchen schrieb, zeigt sich heute als erschütternde Wahrheit, was er über die Juden sagte, hat fünfzig Jahre gebraucht, bis es sich gegen die unerhörtesten Widerstände durchsetzte, was er für das deutsche Schulwesen verlangte, wird seit einem Jahr in die Tat umzusetzen begonnen, das neue Erbhofrecht ist von ihm vorausgedacht, und so fort. — Der Band „Ausgewählte Schriften", enthält eine Reihe gerade heute wieder sehr zeitgemäßer Aufsätze: Die Erziehung der deutschen Jugend; Die Ehre der Wissenschaft; Das alte Testament; Urgeschichte der Menschheit und Urreligion, Christus und Christentum; Juden und Indogermanen; Die revidierte Lutherbibel. Neuhinzugefügt wurden die Rede Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff's am Sarge Lagardes sowie einige Abschnitte aus dem Erinnerungsbuch von Anna de Lagarde.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Digitized by Google

schen als leibseelische Einheit, als unabänderlich in die einmalige geschichtliche Situation gebannte Individualität sieht, ermöglicht erst die Erschließung aller Dimensionen der Geschichte und Kultur, es ermöglicht, über Kants als ethischen Maßbegriff entworfene Idee des Menschen zu dessen mannigfaltigen geschichtlichen Verwirklichungen vorzustoßen. — Den Reichtum und die schwierigen Einzelanalysen des Littschen Buches auch nur anzudeuten, verbietet der Raum. Betont sei nur, daß es sich gleichwohl nirgends darum handelt, Kant durch Herder zu ersetzen, sondern zu ergänzen; gerade in dieser Synthese betrachtet Litt sie als Grundpfeiler des modernen Weltverständnisses.

Für ein Teilproblem, die Lehre vom Naturschönen, hatte etwas Ähnliches schon die gediegene Arbeit von Heinrich Springmeyer versucht (Herders Lehre vom Naturschönen, Jena: Diederichs 1929. Deutsche Arbeiten der Universität Köln). Sie zeigt, in glücklicher Fortsetzung der älteren Arbeit von Jacoby über Kants und Herders Ästhetik (1907), wie gerade in Richtung auf die Ausbildung spezifisch-ästhetischer Kategorien Herder an manchen Punkten über Kant hinausgelangt ist. — Rein problemgeschichtlich orientiert ist dagegen die Arbeit von Kurt May: Herders und Lessings kunsttheoretische Gedanken in ihrem Zusammenhange. (Berlin: Ebering 1923. German. Studien. 25). In ihr wird in behutsamer Abgrenzung gezeigt, wie verwickelt das Verhältnis der beiden in Wirklichkeit ist, und wie Herder nach anfänglichem Vorstoß über die Lessingsche Position hinaus später wieder auf dessen Stand zurückkehrt, ja schließlich, noch hinter diesen zurückweichend, der Aufklärung stärker pflichtig wird als Lessing es war. Die ganze Zwiespältigkeit seiner geistgeschichtlichen Stellung wird erneut klar, die Entwicklungskurve, die die andern Kulturgebiete zu zeichnen gestatteten, auf dem ästhetischen nur bestätigt.

Über die Arbeiten, die Herders Geschichtsphilosophie behandeln, wurde bereits berichtet. Nach Herders »historischem Sinn« zu fragen, wie Stadelmann tut, erscheint vielleicht tautologisch, da wir Herder jene Ausrichtung auf die Wirklichkeit verdanken, die wir heute mit historischem Sinn meinen: das Begreifen geschichtlicher Gestalten und Gebilde aus ihrem eigenen Lebensgesetz und ihrer eigenen Situation. Allein Stadelmann läßt deutlich werden, wie wenig »rein« diese Ausrichtung noch bei Herder ausgeprägt war, wie sie überschnitten wurde von Gesichtspunkten naturalistisch-organologischer, ästhetisch-symbolischer und teleologisch-fortschrittlicher Art. Zugleich wird der weite Abstand ausgemessen, der Herders geschichtsphilosophische Theorie von seiner historiographischen Praxis trennt. Die genannte Arbeit von Dörne bildet, trotz der geäußerten Bedenken, prinzipieller Art, eine ausgezeichnete Ergänzung zu Stadelmann, gerade nach der religionsphilosophischen und -geschichtlichen Seite hin. — In problemgeschichtlicher Hinsicht ist unsere Kenntnis von Herders Geschichtsphilosophie erweitert worden durch die Studie von Erich Auerbach: Vico und Herder (Deutsche Vierteljahrsschr. 10. 1932), wo die gängige Rede von Vico als dem Vorläufer Herders dahin eingeschränkt wird, daß die Idee des Volkstums bei Vico noch nicht vorgebildet, sondern Herders eigenste Schöpfung ist.

Zum Schluß sei auf die literarhistorische Forschung ein Blick geworfen. Obschon sie die Herderforschung immer ex officio betrieb, stellen wir sie an den Schluß: denn in ihr sind die Wandlungen in der Deutung Herders am wenigsten von zeitgenössischen Tendenzen, deren Spuren uns hier interessieren, bedingt gewesen; sie entsprangen meist nicht außerwissenschaftlichen Motiven, sondern den Bedürfnissen der Forschung selbst. Dieser »stetige Gang« (um mit Kant zu reden) ist auch durch Neuwertungen hervorragender Forscher, wie die erwähnten von Kommerell und Nadler, nicht unterbrochen worden. Daß freilich auch hier die letzten Impulse des Fragens aus dem Ringen um ein Verständnis der eigenen geschichtlichen Situation stammen, sei nachdrücklich betont. Nur so ist der große Einfluß zu verstehen, den Rudolf Unger bei seinen Bemühungen um die Vorgeschichte der »deutschen Bewegung« im achtzehnten Jahrhundert, auch auf die Herderforschung geübt hat. Seine eigenen Bemühungen, Herder in sein Bild der deutschen Geistesgeschichte einzugliedern, bieten eine aufschlußreiche Abwandlung des Kernproblems seiner Forschung: der Entdeckung der irrationalistischen Vorstufen romantischen Lebensgefühls in Deutschland. In den schon erwähnten Studien zur Geschichte des Todesproblems, die einen ganzen Zweig problemgeschichtlicher Forschung neu begründet haben, erfährt Herder, der Prediger von »Licht, Liebe, Leben«, eine neue und eigenartige Beleuchtung: als Vorstufe der romantischen Hinneigung zu den »Nachtseiten der Natur«, ja des romantischen Todeskultus, wie er in Novalis seine reinste Ausprägung fand. Galt Herder als Vorläufer der Romantik nur im Sinne des Geschichtsverständnisses und des Volkstumsgedankens, so hat diese Rede vom Vorläufertum nun einen ganz neuen Sinn und ein tieferes Recht bekommen.

Aus Ungers Schule sind mehrere Arbeiten hervorgegangen, die Herder zum Thema machen. Einmal die bereits besprochene von Kurt May, die in ihrer vorsichtig-abwägenden Art überall sein Vorbild verrät. Sodann in der von Unger mit herausgegebenen Reihe »Neue Forschung« (die jetzt leider eingeht) die Arbeiten von Kohlschmidt und Gillies. Werner Kohlschmidts Herderstudien (Neue Forschung, 4. Junker & Dünnhaupt 1929) versuchen mit reichem Ertrag Ungers problemgeschichtliche Betrachtungsweise nach der sprachlichen Seite hin zu bewähren. Herders Verfahren der Textinterpretation und der einfühlende Stil seiner kritischen Schriften erhellen sich wechselseitig. Sein hermeneutisches Verfahren wird als ein Verstehen aus der individuellen Schöpferkraft im Zusammentreffen mit ihren geschichtlichen Bedingungen abgegrenzt gegen Lessings an der Idee der Gattung orientierte Interpretation, zugleich wird es gedeutet als Vorform der romantischen schöpferischen Kritik, zumal Friedrich Schlegels — womit Ungers Thema wieder neu variiert wird. Die Arbeit des Engländers Alexander Gillies über »Herder und Ossian« (Neue Forschung, 19. 1933) zeigt in ihrer von aktenmäßiger Gründlichkeit getragenen Darstellung, wie an einem Spezialproblem doch der ganze Herder sichtbar gemacht werden kann. Darüber hinaus ist die Arbeit wertvoll als Beleg für Herders eigentümliches Verhältnis zur geschichtlichen Wirklichkeit: bei aller Einfühlungsgabe zwingt er den Dokumenten sein Wunschbild echter volksmäßiger Dichtung auf; mangelnde Quellenkenntnis, Unzuverlässigkeit der Quelle selbst — all das vermag die Fruchtbarkeit seiner Ideen nicht zu hemmen; eher ließe sich sagen, daß es ihr förderlich gewesen sei.

Auch außerhalb der Ungerschen Schule ist mancher reife Beitrag zur Herderforschung geliefert worden. So hat Bruno Markwardt Herders »Kritischen Wäldern« eine eingehende Untersuchung gewidmet, die umfänglichste und gründlichste wohl, die je einem Einzelwerke Herders zuteil wurde (Herders Kritische Wälder; Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte, 1. Leipzig 1925); darin wird die Stellung in der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts und in der Entwicklung von Herders kritischem Schaffen genau bestimmt. Eine ausgezeichnete Sprachanalyse am Schluß läßt nur bedauern, daß sie nicht an einem reicheren Material durchgeführt wurde. — Den Versuch, Herder als Kritiker im Ganzen zu würdigen, unternimmt die im Stil und in der Anlage ein wenig willkürliche Arbeit von Max Wedel: Herder als Kritiker (German. Stud., 55. Berlin, Ebering 1928). Sie leidet an einem allzu unbestimmten Begriff von Kritik und macht die Vorstudien für eine solche Gesamtwürdigung von Markwardt und Kohlschmidt nicht überflüssig. Doch ergänzt sie sie durch die lebendig geschriebene Einleitung über die Geschichte des Rezensionswesens in Europa und treffende Einzelbemerkungen zu Herders kritischer Praxis. — Ein Sondergebiet von Herders kritischer Tätigkeit hat Gottfried Weber in erschöpfender Weise bearbeitet: Herder und das Drama (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, 56. Weimar, Duncker 1922). Das Ergebnis: daß Herder das Drama nicht, wie Lessing, dramaturgisch sondern historisch-genetisch, als Zeugnis der Fühlweise der verschiedenen Nationen verstand, ist freilich nicht so neu, um die Aufschwellung des Buches durch Abdruck sämtlicher Belegstellen zu rechtfertigen; doch behält es seinen Wert außer als Materialsammlung noch durch viele wertvolle Einzelresultate, wie etwa den Nachweis der von Gundolf übersehenen englischen Vorstufen von Herders Shakespeare-Auslegung. — Wenn er jedoch dem Bayreuther Kreis das Recht bestreitet, Herder als Vorläufer für Wagners Idee des Gesamtkunstwerkes in Anspruch zu nehmen, so hat Wolfgang Nufer in einer Darlegung von »Herders Ideen zur Verbindung von Poesie, Musik und Tanz« (Berlin, Ebering 1929; German. Stud.; 74) gezeigt, wie eng die Fäden sind, die ihn mit dem Werk von Bayreuth verbinden. Im problemgeschichtlichen Schlußteil der Arbeit wird klar, wie Herder hier wie auf andern Gebieten im Zuge einer großen deutschen Bewegung geht: an den Bemühungen um ein kultisch-musikalisches Nationaldrama, die schon bei Klopstock beginnen, zu denen Lessing, Goethe, Schiller jeder ihren charakteristischen Beitrag liefern und aus denen dann das Wagnersche Musikdrama als vorläufige geschichtliche Endstufe hervorging, hat Herder als Historiker wie als wegweisender Theoretiker teilgenommen. Auch hier also ist sein Werk reich an zukunftsträchtigen Keimen und enthält für uns die Aufforderung zu wiederholender Aneignung seiner Gedanken im Dienste der Gestaltung der heutigen Situation.

Horst Stephan: Herder-Auswahl in Felix Meiners Philosophischer Bibliothek Bd. 112, 310 S., RM. 4.20.

Hans Schauer u. P. von Gebhardt: »Herder, seine Vorfahren und seine Nachkommen« (Beiträge znr Familiengeschichte Bd. XI), 1930, 363 S., 63 Taf., RM. 39.—.

Fr. A. Bran: »Herder und die deutsche Kulturanschauung, Junker & Dünnhaupt, Berlin, 1932, S. 112, RM. 5.—.

Max Kommerell: »Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik«, Bondi Berlin, 1928, S. 485, RM. 13.50.

Walter Goeken: »Herder als Deutscher« (Tübinger Germanistische Arbeiten I), Kohlhammer, Stuttgart, 1926, S. 131, RM. 6.—.

Otto Petersen: »Herder und Hehn« (Abhandl. des Herderinstituts IV, 5), Löffler, Riga, 1931, S. 90, RM. 3.20.

Rolf Schierenberg: »Der politische Herder«, Schmidt-Dengler, Graz, 1931, S. 115, RM. 7.—.

A. Wegener: »Herder und das lettische Volkslied«, Beyer, Langensalza, 1926, S. 46, RM. 1.35.

Rudolf Unger: »Herder, Novalis und Kleist«, Diesterweg, Frankfurt, 1922, S. 188, RM. 4.80.

W. de Boor: »Herders Erkenntnislehre in ihrer Bedeutung für seinen religiösen Realismus« (Beiträge zur Förderung christl. Theologie, Bd. 32, H. 6), Bertelsmann, Gütersloh, 1929, RM. 3.50.

Martin Doerne: »Die Religion in Herders Geschichtsphilosophie«, Meiner, Leipzig 1927, S. 166, RM. 6.—.

Martin Redeker: »Humanität, Volkstum, Christentum in der Erziehung«. Ihr Wesen und ihr Verhältnis an der Gedankenwelt des jungen Herder dargestellt. (Neue Forschungen 23) Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934, S. 207, RM. 8.—.

Friedrich Berger: »Menschenbild und Menschenbildung«. Die philosophisch-pädagogische Anthropologie Herders. Kohlhammer, Stuttgart, 1933, S. 338, RM. 7.50.

Theodor Litt: »Kant und Herder als Deuter der geist gen Welt«, Quelle & Meyer, Leipzig, 1930, S. 291, RM. 8.—.

Heinrich Springmeyer: »Herders Lehre vom Naturschönen«, Diederichs, Jena, 1929, S. 79, RM. 4.—.

Gottfried Weber: »Herder und das Drama« (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 56), Dunker, Weimar, 1922, S. 357, RM. 12.—.

Walter Rehm

Griechentum und Goethezeit

Geschichte eines Glaubens

448 S. u. 6 Bilder. M 13.50, geb. M 15.—

Die tiefdringende Darstellung von der innigen Verschwisterung nahverwandten deutschen und griechischen Geistes.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung / Leipzig

SUETON

CÄSARENLEBEN

Neu herausgegeben und erläutert.

Mit einer Einleitung von Rudolf Till

Mit 15 Bildnissen und einer Stammtafel

546 Seiten. In Leinen M. 4.50

Suetons zwölf Cäsarenbiographien gehören durch ihre Wahrheitsliebe u. die Fülle u. Farbigkeit ihrer kulturkundlicher Einzelzüge zur Weltliteratur.

ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

Dr. H. HOFMANN-STIRNEMANN, Berlin

Das lebendige Museum

»In der künftigen Bildung unseres Volkes werden die Museen aller Art als Bildungsstätten eine wichtige Ergänzung zu dem historisch-philologischen Wesen der Schulen und Universitäten bieten, weil sie zu den Dingen führen und von den Dingen reden.«
Alfred Lichtwark 1904.

Mit diesen programmatischen und seiner Zeit weit vorauseilenden Worten umreißt Lichtwark Sinn und Aufgabe der Museen. Das Wort »Museum«, das Sauerlandt so schön ausdeutet als Ehrennamen nach den Schutzgottheiten der Künste, den jugendlichen Göttinnen des Maßes, der rhythmischen Ordnung, der Schönheit, schreckt dennoch viele in einer vorgefaßten Meinung, als sei dort alles das unlebendig und unveränderlich untergebracht, was im Leben und in der Gegenwart nicht nur nicht mehr zu gebrauchen ist, sondern uns auch nichts mehr angeht. Wie oft erlebt der Leiter eines Museums diese Gesinnung eines Schenkgebers, der, falls er eine kleinere Wohnung genommen hat oder den Boden aufräumte, das was ihm entbehrlich geworden ist, an das Museum abgibt, ohne sich zu befragen, welchen Sinn es dort erfüllen kann und wird. Das ist weniger eine Frage der Unkenntnis des Gebers hinsichtlich dessen, was musealen Wert hat, sondern häufiger eine Frage der Auffassung, nach der ein Museum eben »olle Klamotten« aufhebt, ohne daß er dabei begreift, wie verstaubt gerade diese Meinung und Vorstellung vom heutigen Museum ist.

Wenn wir kurz die Entwicklungsgeschichte der Museen überblicken, so sind darin ganz entscheidende Wandlungen zu verzeichnen, die überwiegend soziologisch bedingt sind und gerade dadurch ihre jeweilige Zeitgemäßheit bezeugen. Im 17. und 18. Jahrhundert entstanden die fürstlichen Sammlungen in den Schlössern, die ihr Gepräge ganz der persönlichen Liebhaberei ihrer Besitzer verdankten, so daß noch heute eine Reihe der daraus hervorgegangenen Gemäldegalerien diesen Stempel behalten haben.

Im 19. Jahrhundert erwuchsen daneben die vom Staat unterstützten öffentlichen Sammlungen, die ihrem Charakter nach Gelehrtenmuseen, d. h. Studiensammlungen waren. Sie rechneten nicht mit einer breiten Besucherschicht sondern mit den Kennern und Kunstwissenschaftlern, nach deren Erfordernissen sich auch die Anordnung und Aufstellung richtete.

Wie fassen wir heute das Museum in seiner Aufgabe und Zielsetzung auf? Die Antwort lautet: als Volksmuseum, als eine Bildungsstätte (im Sinne Lichtwarks) für das ganze Volk. Diese Parole entspricht völlig der heutigen kulturpolitischen Forderung »Kunst an das Volk heranzubringen, damit das Volk zur Kunst kommt« (Dr. Ley). Ein solches Museum ist nicht mehr ein »Musaion«, ein den Musen in weltferner Abgewandtheit geheiligter Raum wie bei den Griechen, sondern eine Stätte, an der man spürt, daß diese Dinge einer vergangenen Zeit in ihren kulturellen und künstlerischen Äußerungen beredtester Spiegel sind für den Verlauf der Geschichte, in dem wir ermessen können — klarer oft am Gegenteil und in der Gegenüberstellung —, was sich heute änderte, worauf diese Wandlung sich gründet und was sie bedeutet. Diese Rückschau birgt nicht die Gefahr historisierender Lebensferne, sondern will verstanden sein in dem Sinne, wie Nietzsche es in seiner Kampfschrift »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« zum Ausdruck bringt: »Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten, nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangenen wissens- und bewahrenswürdig und groß ist.« Für den Aufbau eines Museums wird die Gegenwart das Richtmaß sein müssen.

Es entsprach der individualistischen Haltung der Vorkriegszeit, die Kunstwerke zu isolieren, so daß sie wohl auf den Empfänglichen die Kraft ihrer künstlerischen Vollendung ausstrahlten oder den Künstlern eine »accademia del nudo« bedeuteten, aber absichtsvoll in dieser Idealsphäre ferngehalten wurden dem flutenden Leben. Es entspricht der gegenwärtigen Zeit alle an allem teilhaftig werden zu lassen. Ein echtes Volksmuseum kann daher nicht nach den Gesichtspunkten einer normativen Ästhetik seinen Aufbau treffen, sondern muß eine andere Form der Darbietung versuchen, die ein Kunstverstehen nicht voraussetzt, sondern bewirkt. Das Schwergewicht wird sich in einer Neuordnung nach der kulturgeschichtlichen und -soziologischen Seite hin verlagern, um den heutigen Menschen zentraler zu treffen und anzugehen. Da jedes Kunstwerk ganz aktiv den Zeitgeist manifestiert, und zwar nicht nur in der Wahl der Themen, sondern ebenso sehr, wenn nicht gültiger, im Morphologischen, so vermag beispielsweise eine museale Anordnung, die den Werken der hohen Kunst alle anschaulichen Lebensäußerungen der gleichen Zeit zugesellt, das eine durch das andere geistig aufzuhellen, so daß solche außerkünstlerischen Faktoren wie politische Geschichte, Wirtschaftsgeschichte, Volkstum, Religion, gesellschaftliche Schichtung u. a. in den eigentlichen Bereich der Kunst einwirken und gerade in einem Museum evident werden können. Es ist kein Zufall und auch nicht in lokalem Ehrgeiz begründet, wenn in unserer Zeit die Zahl der Heimatmuseen so zugenommen hat, daß nahezu in jedem Ort und Kreis Heimatmuseen entstanden, die im besten Sinne im Heimatboden verwurzelt sind und von ihm gespeist werden. Der Besucher fühlt sich hier unmittelbarer angesprochen, spürt eine stärkere Bezogenheit auf sich selbst und die Schicksalhaftigkeit und Geschichtlichkeit seines Werdens. Wenn derartige Sammlungen nach dem Gesichtspunkt einer qualitativen Auswahl angelegt sind, so wird dem Besucher, ganz gleich aus welchem ursprünglichen Anlaß er gekommen ist, ein Wertgefühl latent mitgegeben, das in dem ungreifbaren Prozeß des Aufnehmens das Sehen und Unterscheidungsvermögen schult und allmählich die Leistungsfähigkeit des Kunstempfangenden steigert. Eine lange Reihe gleichartiger Objekte auf Lückenlosigkeit hin gesammelt und in dieser Weise zur Schau gestellt, stumpft ab und macht wahllos. Museen sind oder sollten sein keine Antiquarien mit überbetontem Respekt lediglich vor dem Alter der ausgestellten Dinge. Die Aktivität ist die wichtigste Leistung des Museumsbesuchers, die von einem verständnisvollen Museumsleiter durch eine aktivierende Anordnung gefördert werden muß. Wenn wir z. B. einen Stuhl aus der Zeit des Rokoko betrachten, so muß uns deutlich werden, wie die Art zu sitzen sich seither wandelte, damals bedingt durch einen anderen Haltungsgestus des damaligen Menschen und die Form der Kleidung. Man wird daher nicht in einem Raum zusammenstellen Mobiliar etwa von der Renaissance bis zum Biedermeier, wenngleich dies die Geschichte des Mobiliars illustrieren würde, aber darin auf Vollständigkeit angelegt sein müßte, was die Aufgabe eines Möbelspezialmuseums wäre. Man wird vielmehr versuchen in einem Raum zu vereinigen Rokokomöbel mit Porträts der gleichen Zeit, mit Porzellan des 18. Jahrhunderts, mit den damals benutzten Gebrauchsgegenständen, Stoffen u. dgl. Die Beispiele für eine solche vergleichende Anschauungsmöglichkeit und Inbeziehungsetzung lassen sich beliebig vermehren, wenn ein Museumsinhalt eine in sich abgerundete künstlerische und kulturelle Einheit darstellt. Noch heute aber finden wir zuweilen in kleinen, ihrer Struktur nach heimatbezogenen Museen Sammlungsgegenstände, die sich aus einem fremden auswärtigen oder gar ausländischen Kunst- und Kulturkreis dorthin verirrt haben und hier — seien sie an sich noch so wertvoll — in ihrer Beziehungslosigkeit und Entwurzelung den Rahmen sprengen. Da hat der friedliche, eifersuchtslose Austausch der Museen untereinander einzusetzen. Es ist ein Unding und dient nicht der Sache, wenn das eine Museum von einem kirchlichen Altar den Mittelschrein und ein anderes die Flügel besitzt. Das planvolle Sammeln ist ebenso wichtig wie die Anordnung selbst. Die Beliebtheit der Heimatmuseen und eine größere Reserve gegenüber den reinen Kunstmuseen hat eine Ursache in der sinnfälligeren Abfolge und größeren Anschaulichkeit der ersteren. Es wäre eine Frage, ob nicht auch bei den letzteren analoge Wege gegangen werden könnten, wenn man an Stelle einer rein historischen Abfolge nach Kunststilen, die Anordnung z. B. mehr vergleichend kunstgeographisch treffen würde, um die besonderen und wesenseigenen Schaffensformen und künstlerischen Möglichkeiten der einzelnen Landschaften und Stämme prägnanter herauszuarbeiten, z. B. den bayrischen Kunstkreis, die Kunst des Rheinlandes, Niedersachsens, der Ostseeländer u. a. oder noch weiter gespannt z. B. eine engere Konfrontierung brächte der deutschen Kunst mit derjenigen eines romanischen Landes wie Italien, als Entgegensetzung eines wesensmäßig anderen Formgefühls. Eine Anordnung der Kunstwerke unter diesem Aspekt, der gerade in der heutigen Zeit zum viel erörterten Thema in der Kunstliteratur geworden ist, als Frage z. B. nach dem Nationalstil, würde dem Kunstliebenden nichts nehmen von einem ursprünglichen und unmittelbaren Kunstgenuß, hingegen manchen, da solche Befragungen heute aktuell sind, zu ihm hinführen und zudem einer gerechten Beurteilung sine ira et studio zum Durchbruch verhelfen.

Ein wichtiges Problem für sich ist in einem derart lebensbezogenen, sich nach dem Zeitgeist formenden Museum die Beschriftungs- und Führungsfrage. Es kann zuviel und zu wenig beschriftet werden und beides den Zweck verfehlen, von einem ausgestellten Gegenstand das auszusagen, was nicht ohne weiteres und voraussetzungslos an ihm ablesbar ist und als Erfahren zum vertieften Verständnis beiträgt. Ein Zuviel enthebt den Beschauer zu sehr der eigenen Leistung oder lenkt ihn dergestalt ab, daß er länger liest als anschaut, ein Zuwenig, was aus ästhetischen Gründen lange propagiert wurde, erschließt manches nicht, was aufschlußreich und hilfreich wäre. Für große Besucherkreise wird die beste Führung jedoch immer die sein, in der ein sachkundiger Berater sich

Digitized by Google

Berlin und sein Schloß

Wer von der Nachkriegsgeneration heute an dem einsam daliegenden Schloß vorübergeht, kann sich kaum noch vorstellen, daß einst hier das Herz Brandenburg-Preußens und später des Reiches schlug und daß von hier aus Berlin seine Entwicklung zur Reichshauptstadt begann.

Als der zweite Hohenzoller Kurfürst Friedrich II. 1443 an der Spree sein Schloß errichtete, machte er Berlin-Cöln zum Mittelpunkt seines Landes, ohngeachtet dessen, daß damals bedeutendere Städte in seiner Mark vorhanden waren, wie z. B. Brandenburg a. H., Stendal, Tangermünde. Mochte dieses Schloß und damit Berlin durch den starken Willen seines Herrn schnell Achtung und Ansehen gewinnen, nicht zum wenigsten wurde Berlins Stellung unter den andern Städten auch dadurch gehoben, daß der Kurfürst in der Schloßkapelle ein Domstift gründete. Wie wuchs ferner das noch kleinstädtische, schmutzige Berlin über sich selbst hinaus, als nach fast 100 Jahren der prachtliebende Kurfürst Joachim II. einen prunkvollen, das jetzige Schloß an Höhe überragenden Renaissancebau aufführte, der aus zwei rechtwinklig aneinanderstoßenden Flügeln längs der Spree und am Schloßplatz bestand; nach der späteren Lustgartenseite zu war ein zweigeschossiger Flügel mit Marstall und Zeughaus angegliedert. Mit diesem glänzenden Bau verband der Kurfürst die benachbarte Dominikaner-Klosterkirche auf dem Schloßplatz und erhob sie zur Dom- und Schloßkirche, die er trotz seines Übertritts zur Reformation mit kostbaren Reliquien, wertvollen Bildwerken und Geräten aufs reichste ausstattete und so zu einer Berühmtheit machte. Der Kurfürst Johann Georg, der allem Prunk anfangs ganz abgeneigte Sohn Joachims II., berief in dem Grafen zu Linar einen hervorragenden Baumeister, der mit Geschick und künstlerischem Sinn das Schloß erweiterte und einen großen Teil der noch heute sichtbaren Spreefront schuf. Das Bedeutsamste aber für Berlins Entwicklung tat dieser Kurfürst, als er der damals hinteren Front des Schlosses einen »Lustgarten« anfügte. Dieser diente zwar nach dem Willen des haushälterischen Fürsten vornehmlich Küchenzwecken und reichte nur etwa bis an die Südfront des heutigen Doms, aber von ihm ausgehend, begründete der Große Kurfürst seinen Lustgarten, der allmählich viel größere Ausmaße erhielt und eine Kulturstätte ersten Ranges wurde, in einem Berlin, das durch den Dreißigjährigen Krieg schwer gelitten hatte. In diesem Garten, der in drei Terrassen von der Schloßfront aus abfiel, ließen der Kurfürst und seine Gemahlin die erlesensten Gewächse und Bäume, die sie mit Liebe und Sorgfalt auswählten, anpflanzen und, soweit nötig, sogar in einem Pomeranzenhaus (erst an der Südseite des heutigen Doms, dann in der Mittelachse des Gartens am hintersten Ende, etwa bei der jetzigen Nationalgalerie) hegen und pflegen. Zwischen den Anpflanzungen waren zahlreiche Bildwerke aus Marmor und Bronze verteilt, außerdem waren Teiche und Springbrunnen angelegt. Zu besonderer Unterhaltung diente das Lusthaus, nördlich vom heutigen Dom, das vor allem durch die »Grotte« im Erdgeschoß anzog; dort waren die Wände und Decken mit Muscheln und schönen Steinen geschmückt und allerlei Wasserkünste eingebaut. Im Zusammenhang mit dem Lustgarten schuf auch der Große Kurfürst die »Baum-Gallerie«, die vom Tiergarten, damals noch ein Jagdgebiet für den Kurfürsten, zum Schloß führte und vielleicht nach dem Plan des Kurfürsten den Tiergarten, der in dieser Zeit bis zur Schadowstraße reichte, als Park mit dem Schloß verbinden sollte. Die »Gallerie« bestand aus sechs Reihen Nuß-und Lindenbäumen, von denen je 1000 angekauft wurden; aus ihr entwickelte sich die berühmte Straße »Unter den Linden«. Wenn auch der König Friedrich Wilhelm I. für die großartige Schöpfung seines Großvaters wenig Verständnis zeigte und die ganze Gartenfläche in einen Exerzier- und Paradeplatz für seine Soldaten umwandeln ließ, dennoch brachte diese Tat Berlin einen Gewinn, der, vom Standpunkt der Entwicklung der Stadt gesehen, vielleicht sogar den Verlust aufwog: Indem nämlich die Lustgartenfront des Schlosses nun Hauptfront wurde, wurde damit die Ausdehnung der Stadt in der Richtung der heutigen Kaiser Wilhelm-Straße erheblich gefördert.

Dem Vater Friedrich Wilhelms I., König Friedrich I., verdankt Berlin bis in unsre Tage den schönen Barockbau, den Andreas Schlüter aus dem Renaissanceschloß Joachims II. schuf und Eosander von Goethe um den sogenannten Großen Schloßhof herum weiter ausbaute. Seitdem ist das Schloß das hervorragendste bauliche Wahrzeichen Berlins, namentlich seit unter dem König Friedrich Wilhelm IV. die Kuppel auf der Schloßfreiheitseite aufgesetzt worden ist. Der Lustgarten wurde nie ganz im Sinne des Großen Kurfürsten wiederhergestellt, aber dadurch, daß der König Friedrich der Große an dem Exerzierplatz seines Vaters den neuen Dom mit hoher Kuppel zum Ersatz für den abgebrochenen Dom auf dem Schloßplatz bauen ließ, gab er dem Platze wieder ein höheres kulturelles Ansehen und leitete so den vierten Abschnitt der Geschichte des Lustgartens ein, in dem er, eng verbunden mit Schloß und Herrscher, nach Abbruch von Lusthaus und Pomeranzenhaus zu einer Stätte monumentaler Bauten von höchster geistiger Bedeutung wurde. Dieses Gepräge erhielt der Lustgarten unter den Königen Friedrich Wilhelm III. und IV. und bewahrte es, von Einzelheiten abgesehen, im wesentlichen bis in die Gegenwart.

Wir sind jetzt in der Lage, die sehr reiche Baugeschichte des großartigsten Bauwerks Berlins zu übersehen, nachdem der Deutsche Kunstverlag zu Berlin, unter verständnisvollster Förderung der Preußischen Akademie des Bauwesens und des Preußischen Finanzministers, um die Jahreswende das Werk des Oberhofbaurats Albert Geyer über »Die Geschichte des Schlosses zu Berlin«, zunächst mit dem 1. Bd. »Die kurfürstl. Zeit bis 1698«, herausgebracht hat. Der Verfasser ist der letzte kaiserliche Direktor der Schloßbaukommission und daher auf Grund jahrzehntelanger Tätigkeit aufs beste mit dem Schloß vertraut, dessen Bau er bis in seine Fundamente hinein untersucht hat. So kann er Fragen klären, die immer wieder größte Schwierigkeiten bereitet haben, oft in Auseinandersetzung mit Vorgängern, besonders mit Friedrich Nicolai und dessen verdienstvoller Beschreibung des Schlosses in seinem Buch über Berlin und Potsdam. Es ist jetzt sicher, daß Friedrich II. keine Burg, sondern ein Schloß in Berlin-Cöln gebaut hat, ferner daß der »Grüne Hut«, nach dem jeder Berliner bei Betrachtung des Schlosses fragt, ursprünglich ein alter Stadtturm ist. Durch Grabungen auf dem Schloßplatz hat der Verfasser beachtliche Spuren von der Cölnischen Stadtmauer gefunden. Wir wissen jetzt auch mehr von dem Äußeren und Inneren der St. Erasmuskapelle, die an der Spreefront noch heute deutlich mit ihrer Apsis hervortritt. Von dem Schloß Joachims II. wird eine volle Wiederherstellung versucht, und in Einzeluntersuchungen werden der auf Konsolen ruhende, reliefgeschmückte Gang und die eigenartigen Treppentürme auf der Hofseite behandelt. Auch der Festsaal Joachims II. im Schloßplatzflügel, der »Lange Saal«, erscheint in hellerem Lichte der Forschung, ja ein schöner baulicher Rest in Gestalt einer Bogenöffnung aus Pirnaer Sandstein, reich mit Frührenaissanceornament und Reliefbildnissen verziert, wird nachgewiesen. In dem Abschnitt über Kurfürst Johann Georg wird die künstlerische Persönlichkeit des Grafen zu Linar klar herausgearbeitet im Zusammenhang mit sehr verwickelten Untersuchungen über das Quergebäude, das Haus der Herzogin und das Hofapothekengebäude, von denen die letzten beiden der Spreefront angehören. Was zu dieser unter dem Großen Kurfürst abschließend dazugekommen, wie vor allem der Verbindungsgang zwischen den Wohnungen des Kurfürstenpaares, das wird in dem letzten Teil des Bandes dargelegt. Dort wird auch über den Alabastersaal als ein Denkmal der Erstarkung Brandenburg-Preußens unter dem Großen Kurfürsten gehandelt. Unter den Künstlern des Großen Kurfürsten werden besonders Johann Gregor Memhardt und Johann Arnold Nering ausführlich gewürdigt, namentlich letzterer als selbständiger Architekt und Künstler gegen Cornelius Gurlitt mit Nachdruck hervorgehoben.

Ebenso wertvoll wie der Text und für sein Verständnis unentbehrlich ist der trefflich ausgestattete Bildertafelband, — einzelne Bilder sind auch im Text verstreut —, in dem außer sonst schwer auffindbaren Bildern wichtige aus der Forschungsarbeit hervorgegangene oder in alten Akten entdeckte Grundrisse und Zeichnungen sorgfältig zusammengestellt sind.

So handelt es sich um ein Werk, das für die Kunst- und Heimatgeschichte Berlins grundlegend ist; daher ist der Wunsch berechtigt, daß es weithin bekannt und bald durch den zweiten Band über die Zeit König Friedrichs I. bis zu Kaiser Wilhelm II. ergänzt wird.

Dr. K. F.

Fortsetzung von Seite 9:

mit feinem psychologischem Verständnis einstellt auf die von ihm zu führende Gruppe. Die Führung einer Handwerkerinnung, einer Schulklasse, eines Hausfrauenvereines oder von Lehrern wird jeweils einen anderen Ausgangspunkt nehmen müssen, um der aufmerksamen Bereitschaft der Hörer gewiß zu sein. Die Deutertätigkeit des Führenden wird nicht darauf beruhen, beschreibend von Gegenstand zu Gegenstand zu gehen, sondern nach einer kleinen Einführung, sei es in den besonderen Charakter der Sammlung oder in ein bestimmtes zu betrachtendes Sammelgebiet, die Besucher fragen und sich äußern zu lassen in Rede und Gegenrede, wie dies Lichtwark mit Hamburger Schulkindern so unübertroffen verstanden hat. Eine solche Museumspädagogik erzieht sich zudem in den Besuchern verständnisvolle Helfer, die, wenn sie erst das Museum anteilhaft begreifen als ihnen vertraute und zugehörende Bildungsstätte auch außerhalb des Museums die Augen offenhalten und dem Museumsleiter melden, wo Erhaltenswertes bedroht und zu bergen ist, wo für das klar umrissene Sammelprogramm Wünschbares zu finden ist.

Wenn zu all den angeführten Versuchen zu einer Verlebendigung der Museen noch Wechselausstellungen aus den Beständen heraus veranstaltet werden können, die oft in neuem Sinnzusammenhang die Dinge vollends aufdecken, und wenn ferner die Presse der Bundesgenosse jedes aktiven Museums ist und, wie zu hoffen wäre, auch der Rundfunk, dann wird mit Sicherheit einmal die falsche Vorstellung vom Museum als lebensferner Einrichtung endgültig verschwinden.

Bücherei „Christliches Denken"
Band 1: Jacques Maritain

Von der Christlichen Philosophie

Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von Univ.-Dozent Dr. Balduin Schwarz

212 Seiten, Leinen RM 4.50, brosch. RM 3.50

„... Wer wissen will, welche unersetzlichen Werte das christliche Denken in sich birgt, wer die Problematik und Methodik dieses Denkens wirklich erfassen will, der muß dieses Buch lesen. Seine Lektüre ist nicht nur ein bedeutender geistiger Gewinn, sondern auch ein hoher ästhetischer Genuß. Maritain denkt und schreibt nämlich in einem so klaren, hellen, durchsichtigen Stil, wie er nur ganz großen und ursprünglichen Geistern eigen ist. In ihm drückt sich ein Wesen aus, in dessen Zentrum Ehrfurcht und Demut stehen." (Deutsches Volksblatt, Stuttgart)

Zu haben in jeder Buchhandlung

Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig

Digitized by Google

Der Zeitschriftenstil des Auslandes

Zwischen dem überzeitlichen Buch und der für den Augenblick geborenen Zeitung steht die Zeitschrift, zugleich Querschnitt durch Erreichtes und Wegweiser zu Erstrebtem. Während sie einerseits durch ihre stärkeren Eigenwerte und ihre nachhaltigeren Wirkungsmöglichkeiten auf die äußeren Lichteffekte der Zeitung verzichten kann, ist sie andererseits durch ihre beschränktere Geltungsdauer viel enger als das Buch an die zeitlichen und räumlichen Kräfte gebunden, die ihre Umwelt gestalten. In dieser Eigenschaft besteht die eigentliche Bedeutung der Zeitschrift als eines reiferen und bewußteren Kulturdokumentes, dessen gerechte Würdigung und sinngemäßte Benutzung die Kenntnis seiner geistigen Aspekte voraussetzt.

Ein Überblick über das ausländische Zeitschriftentum der Gegenwart kann sich demnach nicht darum bemühen, eine Liste der persönlich und sachlich wichtigsten Abhandlungen zu überreichen, die die ausländischen Zeitschriften der letzten Monate enthalten. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit, eine solche Aufgabe erschöpfend und zu allgemeiner Zufriedenheit zu lösen, wäre damit die grundsätzliche Frage gar nicht berührt, und der Wert der Übersicht wäre im vorübergehenden Interesse eines kleinen Kreises von Spezialisten erschöpft.

Eine Zeitschriftenschau findet vielmehr ihre Aufgabe allein darin, die generellen Grundlagen einer geistigen Situation an Hand von speziellen Zeitschriften so sinnfällig wie möglich zu machen.

1. Italien

Von allen außerdeutschen europäischen Staaten hat Italien als erster einen fundamental politischen Stil der Zeitschrift geschaffen, in dem der Dienst an der Nation das höchste Gesetz und die entscheidende Macht darstellt. An die Stelle der *vernichteten* formalsozialistischen Ideologie des Dinges an sich ist in Italien die Idee des Staates getreten, der seinen totalen Machtanspruch aus der absoluten Sittlichkeit seines Wesens heraus proklamiert und verwirklicht. Der Gegensatz dieses politischen Stiles zum materialistischen Denken wird am deutlichsten in seiner Vorstellung vom Menschen *der seinen* wahren Wert in vorbildlichem Dienst am Vaterlande findet. (Pericle Ducati über den Archäologen Paolo Orsi im letzten Vierteljahrsheft der Historia: »... per doti fulgide di patriota, di cittadino, in una (parola di Uomo«.)

Der Einfluß der Staatsidee ist in vielseitigster Ausprägung das Charakteristikum der italienischen *Zeitschrift* und der Schlüssel zu ihrem Verständnis. Das Bekenntnis des Staates zu seinen geschichtlichen Kraftquellen findet seinen Ausdruck in einer erhöhten Pflege der großen Zeiten der römisch-italienischen Geschichte, in erster Linie der Antike und der Renaissance. So berichtet z. B. die Kgl. italienische Akademie der Wissenschaften in besonderen Veröffentlichungen über den Stand der antiken Ausgrabungen (Atti della R. Accademia Nazionale dei Lincei. Notizie degli Scavi di Antichità, Roma); und so besorgt die Leitung des Popolo d'Italia die Veröffentlichung der antik*historischen* Vierteljahrsschrift Historia (Studi Storici per l'Antichità Classica). Neben solchen zusammenfassenden Zeitschriften steht eine große Zahl anderer, die in allen Teilen Italiens die Landschaftsgeschichte im gleichen, zentralistischen Sinne behandeln. Diese schöpferische Wirkung des faschistischen Staatsgedankens erstreckt sich über die Organisation der historischen Zeitschrift hinaus auf das gesamte italienische Zeitschriftentum bis in seine einzelnen Inhalts- und Formelemente. Indem so unter dem Einfluß dieser einheitlichen Kraft ein einheitlicher Grundtyp der italienischen Zeitschrift herausgebildet wird, erscheinen als dessen wichtigste Eigenschaften seine empfindliche Reaktion auf politische Vorgänge, seine stolze, leidenschaftliche Form, die wissenschaftliche und unterhaltende Zeitschriften miteinander zu einem Ganzen verbindet, und schließlich die im Wesen des Faschismus begründete Neigung zu den sichtbaren Energien großer Gedanken.

Wie dieser Grundtyp in der einzelnen Zeitschrift verwirklicht ist, zeigt das letzte Heft der Neuen Anthologie (Nuova Antologia, Roma): Auf Proben des enthusiastischen Stils von Giosuè Carducci folgen »Unveröffentlichte Seiten von einem Engländer, der die Engländer nicht liebte«; diese überaus persönlichen Briefe von D. H. Lawrence eignen sich wenig zu solchen politischen Gesängen, wie sie Ugo Gallo in der Einleitung in überscharfer Ironie anstimmt. Der abessinische Feldzug führt weiter zu Ausführungen wie G. Coppolas »Griechen und Römer in Äthiopien«. Daß in einem solchen Stil die erzieherische Tendenz gleichberechtigt oder beherrschend neben die unterrichtende Tendenz tritt, spricht Piero Treves in der »Civiltà Moderna« offen aus (P. Treves: La Politica di Demostene e la Seconda Orazione Filippica): Das Ziel seiner Abhandlung über die Politik des Demosthenes ist, »das politische Gewissen zu bilden«. Und er wählt dazu Demosthenes, »weil dieser vielleicht der Letzte war in der antiken Welt, der im Staate seiner Zeit .. die versöhnende Vereinigung der auseinanderstrebenden Interessen, den im höchsten Sinne verwirklichten Ausdruck der sittlichen Forderungen, die konkrete Garantie der allgemeinen Freiheit sah«. Der faschistische Staatsgedanke als überzeitlich wirkende Wahrheit! Es geht hier nicht darum, die Vorzüge und Mängel einer solchen Wissenschaft des absoluten Staates gegeneinander abzuwägen: sie steht und fällt mit der Verwirklichung ihres Zieles, »di conservare l'animo armato«, »den Geist wehrhaft zu erhalten«. Dieser Geist des Selbstbehauptungswillens spricht aus dem Artikel der politisch-literarischen »Rassegna Italiana« über den italienischen Lebensraum (Può l'Italia vivere in casa?) wie aus der Abhandlung über die Bevölkerung der Kolonien und der italienischen Besitzungen in der »Rivista Geografica Italiana«, aus den Ausführungen von P. L. Bertani über »das Petroleum und die Brennstoffpolitik« in der Zeitschrift Economia (Rivista di Economia Corporativa e di Scienze Sociali) wie in der Darstellung des Geschichtsproblems im modernen Idealismus durch N. Petruzzelli (Logos. Rivista Internazionale di Filosofia. Napoli).

Neben diesen offenkundigen sachlichen Anhaltspunkten für eine entscheidende politisch-geistige Gebundenheit des italienischen Zeitschriftentums steht eine große Anzahl von Veröffentlichungen, bei denen diese Tatsache entweder — wie z. B. bei den Naturwissenschaften — noch in der Betonung des realen Nutzens erschöpft ist oder in dem Gegenstand der Untersuchung ganz ohne Einfluß zu sein scheint. Aber selbst wo dies der Fall ist, wie z. B. bei einzelnen Abhandlungen der Rivista Storica Italiana, ist die einzelne Arbeit auf die Art ihrer italienischen Dynamik zu prüfen, um Irrtümer in der sachlichen Auswertung zu vermeiden. Dabei kann als allgemeine Regel, die allerdings auch Ausnahmen hat, die Beobachtung dienen, daß vom Italiener unserer Tage wie die Fähigkeit so der Wille zur Gerechtigkeit nur gegenüber Italien in des Wortes umfassendster Bedeutung zu erwarten ist. Für die Beurteilung des Auslandes, für die Beurteilung von Vorgängen, die dem italienischen Lebensstil fremd sind, fehlen ihm die Maßstäbe; und so vermag er sie sich nur zu erklären, indem er sie zu Erscheinungen des italienischen Lebens in Verbindung setzt und sie in diesen begreift. Im Zusammenhang damit erschöpft sich für das Denken des Durchschnittsitalieners der absolute Wert großer Gedanken, Taten und Persönlichkeiten in ihrer spezifisch italienischen Auswirkung.

Am klarsten wird dieser Zustand in der Betrachtung von Antonio Corsanos Abhandlung über: Heinrich von Treitschkes historisches Dilemma (Nuova Rivista Storica), vor allem aber an Hand des Hölderlin-Aufsatzes von Vincenzo Errante mit folgender italienischer Fassung einzelner Hölderlin-Dichtungen. Man sollte Hölderlin nicht übersetzen! Wer anders denkt, mag in dieser einwandfreien Übersetzung nach Hölderlin suchen. Davon abgesehen erscheint auch die Erklärung des Verhältnisses Hölderlins zu Diotima durch die Parallele Dante-Beatrice zum mindesten stark anfechtbar.

Ist so der Inhalt der italienischen Zeitschrift in allen ihren Vorzügen und Schwächen von der Herrschaft der faschistischen Staatsidee gestaltet, so gilt das gleiche von ihrer Form: Der stolze vorwärtsdrängende Stil, der die faschistische Bewegung wie ihre Leistungen kennzeichnet, bald in gedrängter Wucht, bald in leidenschaftlichem Aufflammen, immer aber in einer starken Selbstsicherheit, — dieser Stil der Form ist auch in der italienischen Zeitschrift lebendig. Höhepunkte dieser Formbeherrschung finden sich vor allem in den politischen Artikeln der »Gerarchia«, daneben aber auch in wissenschaftlichen Arbeiten in der »Historia« (z. B. Italisches Wesen in der Kunst Großgriechenlands, von Piero Marconi), in der »Nuova Rivista Storica« (z. B. Der Untergang des Kaiserreiches und der antiken Kultur), und im auslandsitalienischen Organ »Atlantica« (z. B. Malta, a Key-Port on the Life-Line; Little Italy in the Ozarks; u. a.).

So stellt sich die italienische Zeitschrift der Gegenwart als eine Schöpfung und Dienerin der heutigen italienischen Nation dar, deren Abbild sie ist. Und wenn sie auch den Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit nicht immer ablehnen kann, so kann sie zugleich die Ehre für sich in Anspruch nehmen, Vorkämpferin für die Wehrhaftigkeit einer Nation und einer neuen Wissenschaft zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

H. V. C.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

JÜRGENS: Die Organisation der Geisteswissenschaftlichen Forschung in den Vereinigten Staaten

LODEWYCKX: Die weiße Rasse in den australischen Tropen

NATZMER: Die Herkunft der Indianer und das Alter amerikanischer Kulturen .

BLUMENTHAL: Tendenzen der neueren Herderforschung

Die nächste Nummer bringt u. a.

AMLONG: Neue Erkenntnisse über die tropistischen Reizbewegungen von Pflanzen

FRIEDERICHS: Fremddienliche Zweckmäßigkeit

HASEBROEK: Leben und Tod im Hinblick auf die neuere Physik

HOLTFRETER: Grundphänomene in der tierischen Entwicklung

Die beste deutsche Geschichte unserer Zeit

schrieb (im Verlage Walter de Gruyter & Co.) Johannes Bühler. Wer seine prachtvolle Reihe »Deutsche Vergangenheit« im Insel-Verlag kennt, wird es besonders begrüßen, im großen Zusammenhange von ihm über den geschichtlichen Gang der deutschen Entwicklung unterrichtet zu werden.

Schon der erste Band, der im vorigen Jahr erschien, »Urzeit, Bauerntum und Aristokratie« (geb. 7,20 RM) ließ vermuten, daß uns hier — wahrscheinlich für lange hinaus — »die« Deutsche Geschichte vorliegt. Der neueste, zweite Band »Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum« (geb. 7,20 RM) bestätigt diese Erwartung. Er führt vom 12. bis an die Schwelle des 16. Jahrhunderts. Keine gediegenere Darstellung läßt sich denken. Der ruhige Vortrag baut in großen Synthesen, ohne im einzelnen lückenhaft zu werden. Der innerlich deutsche Standpunkt, die Blickrichtung aus deutschem Geist zu deutscher Deutung führend, verbindet sich mit strenger Objektivität, die der ganzen Fülle jener problematischen Zeitepoche sich unbefangen öffnet. Die gute Sprache ist besonders zu rühmen. Von großer Wichtigkeit und nicht überschlagbar sind die sehr sorgfältigen Anmerkungen.

So beurteilt die Nürnberger Zeitung in ihrer Ausgabe vom 4. 1. 36 das im Verlage *Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13,* erschienene Werk.

Einen ausführlichen Prospekt, der Sie über die Anlage dieses Geschichtswerkes unterrichtet, liefert Ihnen unter Bezugnahme auf diese Anzeige der Verlag gern unverbindlich und kostenlos.

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Johann Kaspar Zeuß (1806—1856), der große deutsche Philologe

»Der große deutsche Philologe, dessen Einzelkraft Akademien beschämte, dem Sprachforschung und Geschichte sich zu unlöslicher organischer Einheit zusammenschlossen, dem eine neue Wissenschaft erwuchs aus dem lauteren Drange, seines eigenen Volkes älteste Vergangenheit zu sichern und zu erhellen . . .« und noch einmal aus anderem Munde: »Der große nationale Philologe, der den Hintergrund unserer Volksgeschichte erhellt hat für alle Zeiten, der das Lebenswerk Jakob Grimms erweiterte und, indem er über die Grenzen hinausschritt, die Grenzen befestigte, der die strenge Methode Lachmanns anwandte . .« — das ist mit den Worten Gustav Roethes und Edward Schröders der Mann, dem heute unser Gedenken gelten soll, ist Johann Kaspar Zeuß, der aus der provinziellen Enge, in der der größte Teil seines Lebens ablief, zu ganz universaler Bedeutung emporwuchs.

Geboren am 22. Juli 1806 zu Vogtendorf bei Kronach in Oberfranken, ein Sohn armer Maurersleute, bei denen eben Franzosen im Quartier lagen; in Bamberg am Gymnasium gebildet, wurde er durch Schmellers Werk »Die Mundarten Bayerns« (1821) für die Sprachwissenschaft gewonnen. Schelling, Thiersch, Allioli, Frank, Mannert waren sonst seine akademischen Lehrer in München, wo er als Privatlehrer, zuletzt im Hause des Grafen Montgelas (bis 1832), sich die Mittel zum Studium verdiente. Zeuß' reifes universalgeschichtliches Erstlingswerk »Die Deutschen und die Nachbarstämme« (München, Jgnaz Joseph Lentner, 1837), das noch 1925 einen unveränderten Neudruck erlebte (Heidelberg, Carl Winter), zeigt schon sein Programm, dem er zeitlebens treu blieb: Verbindung der Sprach- und Geschichtswissenschaft, Ausbau der vergleichenden Sprachwissenschaft im Dienste der geschichtlichen Volks- und Völkerkunde. Das ebengenannte Werk, mit dem sich Zeuß in Erlangen den Doktortitel erwarb, ist eine kritische Völkerkunde des alten Nord- und Mitteleuropas, die man Grimms Grammatik und Mythologie würdig zur Seite stellt und die nach Edward Schröders Urteil »auch durch die mit geschärfter Kritik und größerer Weite des historischen Blickes einsetzende und mit mächtiger Phantasie gestaltende Deutsche Altertumskunde Müllenhoffs nicht überflüssig geworden ist«; Zeuß' Werk ist unersetzt geblieben bis auf unsere Tage. Eduard Norden hat Zeuß' Bild seinem Werk »Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania« vorangestellt und hinter der schon erwähnten Neuausgabe von Zeuß' Werk steht der Wiener Sprachwissenschaftler und Historiker Rudolf Much, der seine Abhandlung »Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte« (Wien 1925) dem Andenken unseres Zeuß gewidmet hat.

Das Leben brachte Zeuß nicht so viele Lorbeeren. Nach lehramtlicher Tätigkeit am Wilhelmsgymnasium in München und vergeblichen Versuchen, in Würzburg oder Erlangen, auch in Berlin oder Heidelberg ins akademische Lehramt zu kommen, erhielt Zeuß am 5. September 1839 die eben begründete Professur der Geschichte an dem damaligen paritätischen Lyzeum zu Speyer, einer philosophisch-theologischen Hochschule. In diese Speyerer Übergangszeit fällt die beachtenswerte Schrift »Die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen« (Vorrede von Mitte August 1839, 2. Auflage 1857), die mit einem Male »den tollen Gelehrtenspuk von dem Keltentum der Bayern gebannt hatte«. War die Speyerer Stelle für Zeuß auch an sich nicht ungünstig, so zwang doch der Mangel einer Bibliothek und sonstiger literarischer Hilfsmittel den schwächlichen Gelehrten, jeden Samstag nach Heidelberg, nach Darmstadt oder Karlsruhe zu wandern, wo er in dem Archivdirektor F. J. Mone (1796—1871) einen Freund und Förderer fand. Mit seiner Grammatica Celtica beschäftigt, erhielt Zeuß 1840 einen Ruf an das Lyzeum zu Luzern und benützte diesen Anlaß, sich nochmals um eine neuzuerrichtende Professur für Deutsche Philologie in Würzburg zu bewerben. Die Fakultät stimmte zwar zu, aber der Senat lehnte ab. Auch eine von Mone und dessen Schwager L. A. Warnkoenig vertretene Berufung nach Freiburg i. B. zerschlug sich. So blieb Zeuß in Speyer. Früchte dieses seines Speyerer Aufenthaltes sind zwei auf Veranlassung des Historischen Vereins der Pfalz von ihm herausgegebene hervorragende Arbeiten: die Urkundenveröffentlichung »Traditiones possessionesque Wizenburgenses« (1842) und die ein Jahr später veröffentlichte Programmabhandlung »Die freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung nach ihren urkundlichen Quellen örtlich geschildert« (1843); die Bearbeitung eines oberdeutschen Namenbuches kam über eine wertvolle Stoffsammlung nicht hinaus.

Die Grundlage für die erste Veröffentlichung in Speyer bildeten vier Weißenburger Handschriften, die der Historische Verein im Jahre 1841 erworben

hatte und die noch heute mit den wertvollsten Speyerer Urkundenschatz darstellen. Gehörte doch auch Otfrid zu ihren Schreibern, der Dichter des Krist, der ersten gereimten Evangelienharmonie in rheinfränkischer Mundart. Zeuß hatte die Bedeutung der Handschriften [1]) sofort erkannt. »Der Kodex«, so schrieb er in einem Speyerer Gutachten, »steht den ältesten Handschriften der Art, die auf unsere Zeit gekommen sind, gleich und hat, außerdem daß er für unsere Gegenden die ältesten urkundlichen Belege nach der Römerzeit liefert, noch ein viel allgemeineres wissenschaftliches Interesse. Bekanntlich sind die erhaltenen Schenkungsbücher der ältesten Klöster und Stifter in Oberdeutschland schon längst gedruckt und fortwährend als Geschichtsquellen zu verschiedenen Zwecken, z. B. wegen ihrer vielen Eigennamen, auch für altdeutsche Sprachforschung benützt; und nur von drei von etwas größerem Umfange wußte man bisher, dem Lorscher Traditionscodex (codex Laureshamensis), dem Freisinger und Fuldaer. Zu diesen tritt noch als vierter der unsrige. Der Lorscher, von der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften zu Mannheim herausgegeben, gehört erst dem 12. Jahrhundert an, dem 9. die beiden andern (der Freisinger bei Meichelbeck, der Fuldaer bei Schannat gedruckt), wie sich Referent aus eigener Einsicht derselben in München und Fulda überzeugt hat. Ebenso alt, um das Jahr 870 geschrieben, ist auch der unsrige; und er enthält noch einige Urkunden aus dem 7. Jahrhundert, in welches keiner der andern hinaufreicht. Während die meisten Abhandlungen der Historischen Vereine, von bloßem Lokalinteresse, baldiger Vergessenheit anheimfallen, wird sich also der Historische Verein der Pfalz durch Herausgabe dieser Handschrift ein bleibendes Denkmal setzen.« Und Zeuß setzte dem Verein und der Wissenschaft dieses bleibende Denkmal. Seit vielen Jahrzehnten ist seine Arbeit immer wieder, so z. B. von Alfons Dopsch oder Johannes Bühler, zur Aufhellung der rheinischen Frühgeschichte herangezogen worden. Die 275 Schenkungsurkunden aus der merowingischen und karolingischen Zeit, mit ihren Personen- und Ortsnamen aus der deutschen Westmark, sind für alle Forschung im Bereich der älteren deutschen Sprache und der mittelalterlichen Geographie Deutschlands ein erlesenes Rüstzeug geworden.

Das milde Klima der Pfalz sagte dem kränklichen Gelehrten zu und seine äußeren Verhältnisse hatte eine Erhöhung seines Gehaltes auf 900 Gulden im Jahre 1845 gebessert. Nur mit schweren Bedenken folgte er daher dem am 4. April 1847 an ihn ergangenen Ruf an die Universität München, wo freilich seine schwache Lunge und ein Mangel der Sprachorgane der vollen Entfaltung seines Könnens und Wissens im Wege standen. Da eine von ihm erbetene Zurückversetzung nach Speyer nicht möglich war, fand er ruhigere Verhältnisse am Lyzeum in Bamberg, wohin er noch im Jahre 1847 an die Stelle G. Th. Rudharts berufen wurde. Und hier erlebte er die Vollendung seines — nach Jakob Grimms Urteil — »epochemachenden« Lebenswerkes, der Grammatica Celtica, die 1853 in zwei Bänden erschien und ihm den Ruhm des Begründers einer neuen Wissenschaft und ihres unsterblichen Meisters brachte. Am 10. November 1856 starb er unvermählt im Hause seiner Schwester zu Vogtendorf.

Als man in Bamberg und an seinem Geburtsort am 21. und 22. Juli 1906 zur Wiederkehr seines 100. Geburtstages sich aus aller Welt festlich vereinte, sprach der Keltologe Kuno Meyer aus Liverpool in der Festrede über Zeuß als Sprachforscher: »Mit ihm ist ein unendlicher Schatz des Wissens zu Grabe getragen und ein großer Erfolg verschlossen, sagte Chr. W. Glück in seinem Nekrologe. Wenn ein irischer Formelvers von schönen Frauen oder tapfern Helden in den Dichtungen sagt: ‚An ihnen wird seither alles gemessen, was es Schönes und Tapferes auf der Erde gibt', so gilt dies auf ein anderes Gebiet übertragen aufs beste von Zeuß. Wer dem Meister nicht nachgeht und da wähnt, er könne ohne ihn etwas wirken, der ist in einem gewaltigen Irrtum befangen. Immer wird er ein leuchtendes Vorbild sein. Und über 100 Jahre wird ein anderer an dieser Stelle stehen und wird ihn wieder rühmen, den Johann Kaspar Zeuß.« Und so klang es auch aus den Gedenkworten, die andere bedeutende Gelehrte an seinem schlichten Grabe für die Akademien zu München, Berlin und Göttingen wie alle Universitäten des Deutschen Reichs, der Vereinigten Staaten und die Hochschule Irischer Studien zu Dublin, sprachen. Karl Theodor von Heigel widmete das Wort, das Rousseau auf den Prinzen Eugen geprägt hat: »Nie hat ein Mann soviel Einfachheit mit soviel Größe vereinigt«. So gilt erst recht, was Zeuß' Grabmal über die heimatlichen Friedhofmauern von Kronach hinaus in weite Ferne kündet: »Sein Name wird in seinen Werken fortleben, wenn auch die irdische Hülle schon längst zerfallen ist«. Heute aber ist uns Zeuß auch einer der wissenschaftlichen Wegbereiter des neuen Deutschlands geworden: sein Forschen galt der germanischen Stammeseinheit, galt dem deutschen Volke.

Seit dem Münchner Universitätsjubiläum 1926 gibt es in der Hauptstadt der Bewegung eine Kaspar-Zeuß-Straße, die den Namen dieses großen Philologen lebendig erhält.

Prof. Dr. A. Becker
Heidelberg

[1]) Näheres über die Herkunft der Hss., den Vorbesitzer und die Art ihrer Erwerbung habe ich in den Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 47, 1927 berichtet. Dort weiteres Schrifttum.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährl. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I. Vj. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

JUN 2 1936

Berlin, 5. Mai 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 9

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dr. JOHANNES HOLTFRETER, München

Grundphänomene in der tierischen Entwicklung

Das Forschungsgebiet der Entwicklungsphysiologie, das vor etwa 40 Jahren von Wilhelm Roux begründet wurde, ist kürzlich durch die Verleihung des Nobelpreises an Hans Spemann, einen seiner hervorragendsten Vertreter, dem allgemeinen Interesse nähergerückt worden. Es ist dies ein experimentelles Forschungsgebiet und seine Aufgabe ist es, die Ursachen und Bedingungen für die Entwicklung der Organismen zu ermitteln. Wie haben wir es uns z. B. vorzustellen, daß sich aus einem so einfach geformten Gebilde wie dem Ei ein so kompliziertes System von Organen entwickelt, wie es der tierische oder menschliche Körper darstellt? Welche Faktoren sorgen für die richtige Lagerung der Teile, ihr geregeltes Wachstum und ihre Differenzierung? Gestalten sich die Teile unabhängig voneinander und ist die Harmonie des ganzen Organismus nur die summative Leistung der Einzelprozesse — oder unterliegen die Entwicklungsvorgänge der verschiedenen Keimbezirke dem Einfluß eines übergeordneten Prinzips, das sie erst möglich macht? — Derartige und ähnliche Fragen sind praktisch in Angriff genommen und bis zu einem gewissen Grade gelöst worden.

Ebenso wie der Physiker oder Chemiker erst dann die Gesetze eines Naturphänomens ermitteln kann, wenn er es aus der verwirrenden Mannigfaltigkiet des Kosmos herausgesondert und einzeln betrachtet, so muß auch der Entwicklungsphysiologe zunächst analytisch vorgehen, d. h. versuchen, die einzelnen Entwicklungsvorgänge des Eies in ihrem zeitlichen und örtlichen Verlauf zu isolieren. Das wird erreicht durch Verpflanzung von bestimmten Keimteilen in andre Keimregionen, durch ihre Züchtung in künstlichen Nährlösungen, durch Defektsetzung oder durch Abänderung der äußeren Lebensbedingungen. Es ergibt sich von selbst, daß für solche Experimente diejenigen Tiere bevorzugt werden, deren Entwicklung sich gänzlich außerhalb des mütterlichen Organismus abspielt und die jederzeit leicht erhältlich sind. Diesen Vorteil bieten vor allem die Amphibien, etwa der Frosch oder der Molch, und an ihnen sind denn auch die meisten Ergebnisse auf diesem Gebiet gewonnen worden, Ergebnisse, die mehr oder weniger auch Gültigkeit für die anderen Wirbeltiere und den Menschen besitzen.

Versuchen wir nun, einige der die Entwicklung bestimmenden Grundphänomene an diesem Versuchstier herauszuschälen.

Das befruchtete Ei enthält, sobald es sich von dem Mutterleib losgelöst hat, alle für seine Fortentwicklung notwendigen Faktoren als Erbsubstanz in sich. Die äußeren Einflüsse wie Temperatur, Nährstoffe, Feuchtigkeit, Sauerstoff spielen nur die Rolle von unspezifischen Bedingungen, welche den inneren Faktoren zur Auswirkung verhelfen, und wir haben darum diesen letzteren als den Ursachen der Entwicklung weiter nachzugehen. Zunächst: wo sind die inneren Faktoren lokalisiert?

Es zeigte sich, daß die Eier der meisten oder wohl aller Tiere, so einförmig sie auch unserm Auge erscheinen mögen, doch eine gewisse innere Struktur besitzen, die auf einer ungleichen Stoffverteilung im Eiplasma beruht. Meist ist oben und unten, rechts und links schon im Ei unabänderlich festgelegt. Wie dies geschieht, wissen wir noch nicht recht. Die Art der Anheftung des Eies an der Eierstockwand und der Zellkern spielen dabei sicherlich eine maßgebende Rolle. Es ist dies ein Phänomen, das wir vorerst als gegeben hinnehmen müssen. Wie wir sehen werden, ist eine solche Plasmastruktur von größter Wichtigkeit für den weiteren Verlauf der Entwicklung. Ihren Nachweis am Amphibienkeim verdanken wir folgendem sehr sinnreichen Experiment.

Spemann brachte das Ei eines Molches in eine kleine, aus einem Haar hergestellte Schlinge und zerschnürte es säuberlich in zwei Teile. Was entwickelte sich nun aus den Hälften? Das hing ganz davon ab, in welcher Ebene des Eies die Schnürung erfolgte. Verlief die Halbierung so, daß sie die spätere rechte von der linken Hälfte trennte, so entwickelte sich aus jeder nicht ein halber, sondern ein ganzer Molch, es entstand ein Zwillingspaar. Wurde aber horizontal geschnürt, d. h. die spätere Rücken- von der Bauchhälfte getrennt, so ergab nur die obere Hälfte ein normales Tier, die untere aber entwickelte weder Kopf noch Rückenorgane, sie blieb unorganisiert.

Dieser Versuch zeigt also, daß die verschiedenen Eiregionen mit verschiedenen Entwicklungsfähigkeiten begabt sind. Zwar sind diese »organbildenden Bezirke« noch nicht streng mosaikartig verteilt — dann hätte sich eine seitliche Hälfte nicht zum Ganzen ausregulieren können — aber sie sind doch schon soweit lokalisiert, daß die untere Eihälfte beschränkt ist in ihren Bildungsfähigkeiten und daß die obere Hälfte die für die Organisierung eines ganzen Individuums verantwortlichen Teile enthält.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß wir uns die Entstehung der identischen Zwillinge beim Menschen auf eine ähnliche Weise als Folge einer frühzeitigen Halbierung der ursprünglich einfachen Embryonalanlage vorstellen müssen. Auch beim Menschen werden gelegentlich Fälle beobachtet, wo nur der eine Zwilling normal ist, der unglückliche Partner aber keinen Kopf besitzt oder gar eine formlose Masse darstellt. Diese Fälle entsprechen ganz dem eben angeführten Ergebnis nach horizontaler oder schiefer Schnürung des Molcheies.

Nun entwickeln sich aber bei keinem Tiere die Organe in derselben Anordnung, wie ihre stofflichen Anlagen im Ei verteilt sind. Es gehen vielmehr der Organdifferenzierung ganz erhebliche Verschiebungen, Einfaltungen und Ausstülpungen der jugendlichen Zellschichten voraus. Aus dem kugligen Ei entsteht eine vielzellige Blase, diese stülpt sich an der Stelle des Urmundes ein und es entsteht ein aus drei Mantelschalen aufgebautes Gebilde, die Gastrula. Ihre äußere Zellschicht, das Ektoderm, liefert die Haut, das ganze Nervensystem, die Sinnesorgane; ihre mittlere Schicht, das Mesoderm, läßt vor allem die Muskulatur und das Skelett aus sich hervorgehen, und die innere Zellschicht oder das Entoderm wird zum Darm und seinen Anhangsdrüsen. — Welches Prinzip leitet nun diese wohlgeordneten Verschiebungsvorgänge, die zur Bildung der Gastrula führen? Um uns bildlich auszudrücken, weiß

INHALT

HOLTFRETER: Grundphänomene in der tierischen Entwicklung
AMLONG: Neue Erkenntnisse über die tropistischen Reizbewegungen der Pflanze
HASEBROEK: Leben und Tod im Hinblick auf die neuere Physik
FRIEDERICHS: Über fremddienliche Zweckmässigkeit von Lebenserscheinungen
v. NATZMER: Das physiologische Zeitgedächtnis
KÜHN: Johann Michael Franz — ein Lebensbild
Der Zeitschriftenstil des Auslandes: Frankreich.
Besprechungen

Digitized by Google

jede einzelne Zelle selber, was sie bei diesem Massenaufmarsch zu tun hat, oder wird ihre Marschrichtung ständig von anderen Stellen her überwacht und gesteuert? Wir erfahren dies, indem wir die Keimregionen vor ihrem Mobilwerden einzeln aus dem Gesamtverband herauslösen und in einem künstlichen Medium züchten. Da zeigt sich folgendes.

Zum selben Zeitpunkt, wo im Normalkeim die Bewegungsvorgänge einsetzen, geraten auch die verschiedenen Isolate in Bewegung. Sie haben also gewissermaßen alle ihren Wecker in sich. Normalerweise hat nun jede der Keimschichten ihre eigene Bewegungsform: das Meso- und Entoderm drängt sich durch die Pforte des Urmundes hindurch ins Keiminnere, verschmälert sich dabei und streckt sich in die Länge, während das Ektoderm diesem von der Oberfläche abwandernden Material nachrückt, wobei es sich stark in der Fläche ausbreitet. Die Isolate zeigen nun, daß diese verschiedenen Bewegungsformen im Material selber verankert sind. So wird sich auch das isolierte Mesoderm einstülpen und als Band ausstrecken, wogegen sich die Ektodermstücke flächenhaft ausbreiten. Dann erst setzt ihre gewebliche Differenzierung ein.

Der so einheitlich und harmonisch erscheinende Gastrulationsvorgang setzt sich also aus einer Reihe voneinander unabhängiger Bewegungsvorgänge zusammen, die zeitlich und örtlich in den Keimregionen vorbestimmt sind. Die ursprüngliche Anordnung der organbildenden Substanzen im Ei gewährleistet, daß die Bewegungen normalerweise sinnvoll ineinandergreifen und nicht, wie im Isolat, blind ins Leere steuern. Insofern kontrollieren sich also die Keimschichten wechselseitig, nämlich in der Ausrichtung ihres Aufmarsches.

Sie beeinflussen sich aber noch in anderer Hinsicht. Wir sehen, daß gewisse Organe und Gewebe stets mit anderen vereint auftreten. Die Mundöffnung z. B., welche ektodermal ist, geht stets in den entodermalen Schlund über. (Dies klingt so selbstverständlich, daß mancher sich wundern mag, hierin ein Problem zu erblicken. Das Kennzeichen des Forschers ist jedoch, gerade im Selbstverständlichen Probleme zu entdecken!) Andere Organe, wie etwa Knochen und Nervengewebe, sind nie miteinander verwachsen. Es scheinen also abstoßende und anziehende Kräfte bei der Organbildung im Spiele zu sein. Prüfen wir dies im Experiment, indem wir verschiedene Anlagen miteinander vereinen, so finden wir tatsächlich hier eine positive, dort eine negative Affinität zwischen ihnen, und die eine Tendenz kann sogar im nächsten Entwicklungsstadium in die entgegengesetzte umschlagen. Auch dieses Phänomen können wir noch nicht bis auf seine chemisch-physikalischen Ursachen zurückverfolgen. Es ist aber einleuchtend, daß durch dieses spezifische Verhalten der Organanlagen die Vorgänge bei der Verteilung und Formbildung der Organe dem Verständnis nähergerückt werden.

Und nun noch ein paar Worte über die sogenannten Organisatoren oder Induktoren, die seit ihrer Entdeckung durch Spemann eine immer zunehmende Bedeutung in der Embryologie gewonnen haben. Wir sahen im Schnürungsversuch, daß in der oberen Eihälfte des Molcheies ein Bezirk lag, der für die Regulation der Eihälften verantwortlich war. Er wurde später geradezu als Organisationszentrum bezeichnet, und eine Unzahl von Untersuchungen wurde in den letzten Jahren angestellt, um die genaue Lage, die gewebliche Beschaffenheit, die Wirkungsweise und die chemische Natur dieses organisierenden Bezirkes zu ermitteln.

Die Versuche zeigten, daß die Haut, das Nervensystem, die Sinnesorgane und alle übrigen Ektodermabkömmlinge sich aus ihrem Anlagematerial überhaupt erst dann entwickeln können, sobald sie mit diesen Organisatoren in enge Berührung kommen. Dieser Kontakt wird normalerweise dadurch hergestellt, daß der organisierende Bezirk, der sich vor allem aus den mesodermalen Anlagen zusammensetzt, während der Gastrulation unter das Ektoderm wandert. Der vordere Abschnitt des Mesoderms veranlaßt dann das darüberliegende Ektoderm, Gehirn, Augen, Gehörorgane, Nase und andere Kopforgane zu bilden, der hintere Abschnitt »induziert« die Bildung des Rückenmarks und eventuell eines Schwanzes. Fehlt aber dieser Kontakt, so bleibt das Ektoderm vollständig unorganisiert. Es verhält sich etwa wie eine Masse von Arbeitern, die zu jeder Leistung willig und geschickt sind, denen aber die eigene Initiative fehlt; erst der Anruf von außen läßt sie ihre Bauarbeit beginnen. Da nun der Keim über eine Anzahl verschiedener Induktoren verfügt, von denen jeder sein eigenes Kommando ausschickt, und da weiterhin die Gastrulationsbewegungen dafür bürgen, daß sich die Induktoren geregelt verteilen, so daß sie nicht in Kompetenzstreit miteinander geraten, so ist damit auch der wohlorganisierte »normale« Aufbau der Ektodermmasse gesichert. Stören wir aber dieses Induktorensystem durch künstliche Aufspaltung, Verlagerung usw., so erhalten wir nach Belieben Individuen mit entweder verdoppelten oder verkümmerten Köpfen, mit zu viel oder zu wenig Sinnesorganen, kurz Mißbildungen, wie sie schon früher als Naturfunde bei Mensch und Tier bekannt waren.

Dieser »Anruf« scheint nach den neuesten Forschungen nichts weiter als ein bestimmter chemischer Reiz zu sein, ähnlich wie derjenige der Hormone, nur daß hier die Reizstoffe nicht durch den Blutstrom, sondern direkt von Zelle zu Zelle übertragen werden. Wir sind auf dem besten Wege, die Stoffe chemisch zu erfassen.

In dieser Weise läßt sich der Entwicklungsvorgang auflösen in eine Reihe von einzelnen, relativ selbständigen und doch ineinander geschachtelten Grundphänomenen. Die Phänome selbst sind dem Biologen noch ebenso unzugänglich wie dem Physiker etwa die Schwerkraft oder die Elektrizität. Wir wissen jedoch schon einiges über das Wann und das Wo und die Wirkmittel dieser Kräfte. Vielleicht kann dieses Wissen dem praktischen Mediziner einmal von großem Nutzen werden.

Soeben erschien:

NIETZSCHE

Einführung in das Verständnis seines Philosophierens

Von Dr. KARL JASPERS
o. Professor der Philosophie, Heidelberg

Groß-Oktav. VIII, 440 Seiten. RM 7.—, geb. 8.—

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Grundlagen der Rassenpsychologie

Die Zahl der Neuerscheinungen um das Problem Rasse, die wir nach dem Vakuum vor 1933 in den letzten Jahren erlebten, ist im Begriff, sich auf einen angemessenen Umfang zu reduzieren. Im gleichen Verhältnis mit ihrer Verminderung mehren sich die Schriften, die ihre Rechtfertigung auf den wünschenswerten Grad gedanklicher Ausreifung und auf einen sorgfältig gewählten Standpunkt, kurz auf eine innere Notwendigkeit gründen. Was bisher nicht von allen Äußerungen aus dem Bereiche der Rassenforschung gelten konnte, muß man dem neuen Werk Egon Freiherr von Eickstedts, »Grundlagen der Rassenpsychologie« (Ferdinand Enke, Stuttgart 1936), freudig zubilligen: Dieses Buch ist wichtig.

Wenn das so ist — diese Frage hört man sofort —, was liefert es uns denn an neuen Tatsachen? Geben wir uns keinen Illusionen hin! Die Antwort muß lauten: Wenig — oder meinetwegen nichts. Man kann sogar nicht einmal behaupten, daß diese »Grundlagen« bereits ein unanfechtbares Fundament für jenen neuen Forschungszweig darstellen, der — soweit er schon in Ansätzen vorhanden ist — noch der einheitlichen Basis entbehrt. Wer einen kühnen und damit beifallssicheren Vorstoß in unerforschte Sphären erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Die so mühselige wie undankbare Aufgabe des Verfassers zielt darauf ab, einen unwirtlichen und noch nicht tragfähigen Boden Schritt für Schritt auf Stützpunkte zu untersuchen, die hier und da schon — wenn auch oft zu anderem Zweck — geschaffen wurden. Erst ihre Zusammenfassung unter der Sinngebung des neuen Forschungsziels kann die Möglichkeit eröffnen, an das Legen eines unerschütterlichen Grundsteins für das künftige Gebäude zu denken. So ist über der offenbaren Bescheidenheit in der Wahl des aktuellen Angriffspunktes nicht die im wahrsten Sinne des Wortes grundlegende Bedeutung zu verkennen, die den Wert dieser Arbeit ausmacht.

Während die ältere atomistisch-mechanistische Betrachtungsweise der Seele kaum wesentliche Beiträge für eine Gesamtschau der Gruppenpsyche zu liefern vermag, läßt die neueste Psychologie, soweit sie vom Ganzheitsgedanken ausgeht, eine Reihe von Ansatzpunkten erkennen, die für die Erforschung der Rassenseele fruchtbar werden können. In erster Linie sind hier die charakterologischen Typenlehren zu nennen, die — zu einer »dreidimensional geformten Bipolarität« ausgereift — auf rassenkundliche Fragestellungen unmittelbar anwendbar werden. Im besonderen ist es E. R. Jaensch, der bei seinem Verfahren der Freilegung gewisser Grundformen menschlichen Seins schon selbst bis zu ausgesprochen rassenpsychologischen Problemen vorstößt.

Scheinen in den charakterologischen Typenlehren wie auch in der Familienpsychologie Grundvoraussetzungen für eine spezielle Rassenseelenkunde gegeben zu sein, so sind die Gemeinschaftspsychologien mit ihrer Erfassung der Grundhaltungen ganzer Menschengruppen als Mutterboden einer allgemeinen Rassenpsychologie anzusehen. Vornehmlich Arbeitsweisen der Völkercharakterologie, für die H. F. K. Günther mit seiner intuitiven Erfassung der europäischen Rassen Bahnbrechendes geleistet hat, können für sie richtunggebend werden. Allerdings wäre eine strenge Trennung des Volkes als soziologisch-biologischer Erlebnisgemeinschaft von der Rasse als psycho-physischer Typengemeinschaft unerläßliche Voraussetzung einer erfolgreichen psychologischen Bearbeitung.

So ergeben sich in ausreichendem Maße fest gegründete Handhaben für einen wissenschaftlichen Aufbau, den die praktische Notwendigkeit dringend fordert. Diese umfassend aufgezeigt zu haben ist ein Verdienst, dessen Anerkennung dem Verfasser nicht vorenthalten bleiben sollte.

Dr. Dr. E. Hefte

Eickstedt, Grundlagen der Rassenpsychologie. Ferdinand Enke, Stuttgart, 1936, S. 164, brosch. RM. 5.40, geb. RM. 6.8

Digitized by Google

Dr. H. U. AMLONG, Greifswald

Neue Erkenntnisse über die tropistischen Reizbewegungen der Pflanze

Die Mehrzahl der Pflanzen erscheint uns im Gegensatz zu der auffälligen Beweglichkeit der Tiere völlig bewegungslos. Die lange bekannte Sinnpflanze (Mimosa pudica), die schon bei der geringsten Erschütterung ihre Blätter zusammenfaltet und senkt, wurde früher stets als Ausnahme betrachtet. Heute wissen wir aber, daß die Fähigkeit zur Bewegung allen Gewächsen eigentümlich ist. Der Unterschied zu den Tieren besteht nur darin, daß die Pflanzenbewegungen außerordentlich langsam verlaufen, so daß sie ohne längere Beobachtung nicht wahrnehmbar sind. Abgesehen von einigen niederen Formen zeichnen sich ferner die Pflanzen dadurch aus, daß nur einzelne ihrer Organe durch Drehung oder Biegung ihre Lage im Raum verändern können, während die Pflanze als Ganzes an ihren Standort gebunden ist.

Diese Bewegungen festsitzender Organe werden üblicherweise in Tropismen und Nastien eingeteilt. Unter Tropismen versteht man Bewegungen, die zu dem auslösenden Faktor, dem »Reiz«, irgendwie gerichtet sind. Krümmt sich ein Organ zur Reizquelle hin, so spricht man von positivem, bei entgegengesetzter Bewegungsrichtung von negativem Tropismus. Im Gegensatz zu den Tropismen sind die Nastien Bewegungen, deren Richtung nicht durch den Reiz, sondern durch den inneren Bau des Organs bedingt ist.

Die Entdeckung des Wuchshormons Auxin[1]) und seiner Wirkungen auf das Wachstum hat die Erforschung aller Pflanzenbewegungen auf neue Bahnen gelenkt. Die Tropismen vor allem, mit denen wir uns im folgenden beschäftigen wollen, kommen nämlich meist durch ungleiches Wachstum der gegenüberliegenden Organflanken zustande, und dieses wiederum läßt sich auf eine ungleiche Auxinverteilung im gereizten Organ zurückführen.

Betrachten wir zunächst einmal die Verhältnisse bei einem der am besten erforschten Reizbewegungen, dem durch die Schwerkraft ausgelösten Geotropismus! Die bekannte Tatsache, daß die Sproßachsen der Pflanzen senkrecht aufwärts, die Wurzeln dagegen senkrecht abwärts wachsen, beruht auf negativem bzw. positivem Geotropismus. Bringt man nämlich eine Pflanze aus ihrer Normallage heraus, indem man sie wagerecht legt, so krümmen sich die einzelnen Organe in ihre übliche Stellung zurück: die Sprosse richten sich entgegen der anziehenden Kraft auf (negativer Geotropismus), die Wurzeln biegen sich im Sinne der Schwerkraft nach unten (positiver Geotropismus).

Dolk (1930) konnte in grundlegenden Untersuchungen zeigen, daß der Schwerereiz in waagerecht liegenden Pflanzenorganen eine asymmetrische Ablenkung des Wuchsstoffstromes nach der unteren Hälfte verursacht, während andererseits die Gesamtproduktion an Auxin gegenüber der Normallage ungeändert bleibt. Nun wird bekanntlich das Streckungswachstum oberirdischer Organe durch die Einwirkung dieses Hormons gefördert, das von Wurzeln dagegen gehemmt. Bringt man diese Tatsache mit der Entdeckung Dolks in Verbindung, so werden die negativen und positiven geotropischen Krümmungen sogleich verständlich.

Nun erhebt sich naturgemäß die weitere Frage nach den Ursachen dieser ungleichen Auxinverteilung. Eine Lösung dieses Problems war nur bei genauer Kenntnis der primären physikalischen und chemischen Veränderungen im Gewebe geotropisch gereizter Pflanzen zu erwarten. Die naheliegende Vermutung, daß diese Vorgänge in einer Verlagerung von Masseteilchen bestehen, führte Haberlandt zu der Entdeckung freibeweglicher Stärkekörner (»Statolithen«) in den Zellen der reizaufnehmenden Organteile. Ein Einfluß der Statolithenstärke auf den Wuchsstoffstrom hat sich jedoch bisher nicht feststellen lassen.

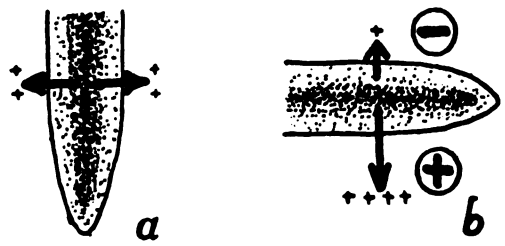


Abb. 1. Wurzeln in Normallage (a) und in geotropischer Reizlage (b). Die Pfeile geben Richtung und Geschwindigkeit der nach außen diffundierenden Kationen an. In »a« herrscht zwischen zwei gegenüber liegenden Organflanken keine elektrische Spannung, da nach beiden Seiten gleich viel Ionen gelangen; in »b« kommt es zur positiven Aufladung der Unterseite, da die vorhandenen Diffusionspotentiale unter dem Einfluß der Schwerkraft asymmetrisch verändert werden.

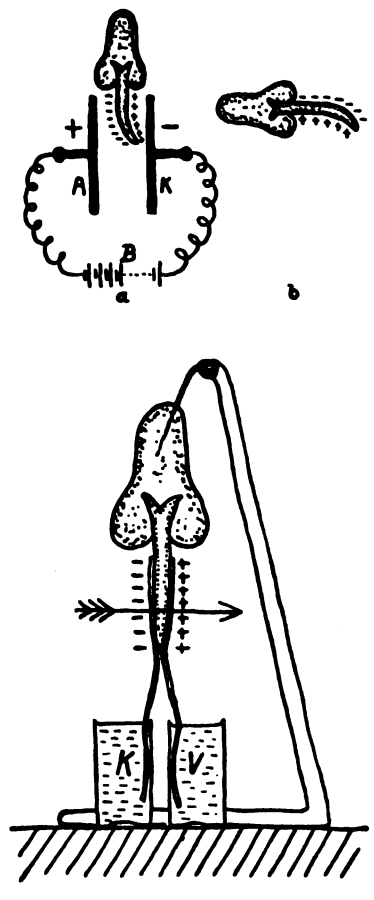


Abb. 2. Keimwurzel der Pferdebohne (Vicia Faba) im elektrischen Feld (a) und im Schwerkraftfeld (b). Die Batterie B erzeugt zwischen den Metallplatten A und K ein starkes elektrisches Feld (etwa 1000 V/cm). Die Kraftlinien durchdringen die Wurzel und rufen durch Influenz zwischen den Organflanken eine elektrische Spannung hervor.

Abb. 3. Keimwurzel der Pferdebohne (Vicia Faba) zwischen zwei verschieden konzentrierten Salzlösungen, die der Pflanze durch schmale Filterpapierstreifen zugeleitet werden. Der Pfeil gibt die Richtung der Ionenwanderung an. K konzentriertere, V verdünntere Lösung.

Dagegen scheint es nach gewissen Erfahrungen der letzten Jahre nicht ausgeschlossen, daß elektrische Erscheinungen bei der ungleichen Auxinverteilung im Pflanzenkörper eine maßgebende Rolle spielen.

Legt man nämlich eine Pflanze waagerecht, so treten elektrische Spannungen von der Größenordnung 10—30 Millivolt zwischen den Organflanken auf, wobei stets die Unterseite positiv wird (Brauner 1927). Diese Erscheinung ist rein physikalisch zu erklären, da sie auch bei toten Pflanzen und an Modellen auftritt. Sie beruht wahrscheinlich darauf, daß die Ionen des Zellsaftes durch die Schwerkraft eine abwärts gerichtete Beschleunigung erleiden. Erfahrungsgemäß ist nun das Gewebe für positive Teilchen leichter durchlässig als für negative, was auf einer negativen Eigenladung der Zellwände beruhen mag. Dadurch werden gewissermaßen die negativen Ionen abgesiebt, so daß also nur die positiven an die Unterseite gelangen.

Nach neueren Untersuchungen von Brauner und Amlong (1933) tritt der »geoelektrische Effekt« aber nur dann ein, wenn in der Pflanze schon im ungereizten Zustand eine Ionenwanderung durch Membranen stattfindet. Konzentrationsunterschiede des Zellsaftes zwischen zentralen und peripheren Schichten sorgen für eine solche Ionenbewegung in radialer Richtung des Organs. Da Zellwände mit negativer Eigenladung in die Ionenbahn eingeschaltet sind, welche die gleichsinnig geladenen Anionen teilweise zurückhalten, kommt es zur Ausbildung elektrischer Potentialdifferenzen zwischen inneren und äußeren Gewebeschichten, die in Normallage nach allen Seiten gleich hoch, also von außen nicht nachzuweisen sind. Legen wir nun aber ein aufrechtes Pflanzenorgan waagerecht, so daß sich die Ionen nicht mehr in horizontaler, sondern in vertikaler Richtung bewegen, also unter den Einfluß des Schwerefeldes gelangen, so werden die aufwärts wandernden Ionen gehemmt, die abwärts wandernden gefördert: eine Positivierung der Unterseite ist die Folge (vgl. Abb. 1).

Zum Verständnis der Wirkung des so entstehenden elektrischen Feldes auf den Wuchsstoff sei daran erinnert, daß dieser eine Säure darstellt, deren Anionen allein in dem beschriebenen Sinne auf das Streckungswachstum einwirken. Man könnte sich nun vorstellen, daß die Auxin-Anionen infolge ihrer negativen Ladung von der positiven Unterseite des Organs elektrostatisch unmittelbar angezogen würden und dadurch das asymmetrische Wachstum verursachten.

In der neuesten Zeit sind verschiedentlich Versuche gemacht worden, um die Möglichkeit zu beweisen, daß elektrische Spannungen wirklich Krümmungen verursachen können. So erzeugte man z. B. durch Influenz in einem starken Gleichstromfelde eine Polarisierung von Wurzeln und Sprossen und erhielt in der Tat die erwarteten Bewegungen (Brauner und Bünning 1931, Amlong 1933). In Abb. 2 ist das Verhalten einer Wurzel im elektrischen und im Schwerefeld schematisch dargestellt. Man erkennt, daß in beiden Fällen eine Krümmung zur positiven Organflanke hin stattfindet.

Dem Verfasser dieser Zeilen gelang eine Nachahmung der elektrischen Wirkung der Schwerkraft noch auf eine ganz andere Weise (Abb. 3): Trennt man eine konzentriertere Salzlösung K von einer verdünnteren V durch einen Pflanzenteil, so findet eine Wanderung der Ionen von K nach V statt. Dadurch wird bei Anwendung von Alkali-

[1]) Vgl. »Geistige Arbeit« 1936, Heft 2.

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 32. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

salzen die verdünntere Seite elektropositiv. Das beruht wieder darauf, daß von dem Schwarm der auf die verdünntere Lösung zu wandernden Teilchen die positiven von dem Gewebe bedeutend besser durchgelassen werden als die negativen. Bei dieser Versuchsanordnung krümmten sich Wurzeln wieder stets zum positiven, Sprosse zum negativen Pol, entsprechend dem oben geschilderten Verhalten im elektrischen und im Schwerefeld. Die Stärke der Krümmungen hing dabei ausschließlich von der Höhe der elektrischen Spannung ab, dagegen ließen sich keine Anhaltspunkte dafür gewinnen, daß auch die chemische Natur der benutzten Stoffe eine Rolle spielte.

Wenn man an Pflanzenorgane mittels Filterpapierstreifen nur einseitig Elektrolytlösungen anlegt, führt das ebenfalls zu einer elektrischen Polarisierung in radialer Richtung des Organs und damit zu einer »elektrotropischen« Krümmung. Im Extrem wurde destilliertes Wasser als Reizmittel benutzt. In diesem Falle wandern die Zellsaft-Kationen nach außen und laden die mit dem Wasser in Berührung stehende Seite des Pflanzenorgans elektropositiv auf, was wieder entsprechende Krümmungen zur Folge hat.

Aus den geschilderten Versuchsergebnissen können wir entnehmen, daß durch elektrolytische Erzeugung von Potentialdifferenzen Wachstumsbewegungen entstehen, die den geotropischen ähnlich sind.

Die Nachahmung des elektrischen Effektes der Schwerkraft hat aber gleichzeitig zu Reaktionen geführt, die üblicherweise als Chemo- und Hydrotropismus bezeichnet werden. Somit eröffnet sich die Möglichkeit, auch diese Bewegungen in den Rahmen einer allgemeinen elektrischen Theorie der Tropismen, wie sie z. B. von Went vertreten wird, einzuordnen.

Auch die Reizbewegungen von Pollenschläuchen scheinen der gleichen Gesetzmäßigkeit zu unterliegen. Wenn auf die Narbe einer Blüte ein Pollenkorn fällt, keimt es zu einem schlauchförmigen Gebilde aus, das den ganzen Griffel durchwächst, bis es die im Fruchtknoten enthaltene Eizelle erreicht hat. Die Befruchtung vollzieht sich dann so, daß der Pollenschlauch zwei männliche Kerne entläßt, von denen einer mit der Eizelle verschmilzt. Auffällig an dem geschilderten Vorgang ist vor allem die erstaunliche Sicherheit, mit der der Pollenschlauch auf sein Ziel zuwächst. Schon lange wird daher die Frage erörtert, welche richtunggebenden Kräfte hierfür verantwortlich sind. Einige Forscher vertreten die Ansicht, daß von der Eizelle chemische Stoffe abgesondert werden, die den Pollenschlauch »anlocken«. Eine andere Meinung führt auch diesen Tropismus auf elektrische Kräfte zurück.

Chodat und Guha (1926) fanden, daß die Narbe nach der Bestäubung um einige 100 Millivolt negativ gegen den Fruchtknoten wird. Es wäre nun denkbar, daß der Pollenschlauch für einen derartigen elektrischen Reiz in der Art empfindlich wäre, daß er zum positiven Pol hin wüchse. Ein solcher »positiver Galvanotropismus« konnte in der Tat kürzlich von Wulff (1935) nachgewiesen werden. Dieser Forscher ließ Pollenkörner in flachen Schalen auf einem gallertartigen Nährboden (Agar-Agar) keimen, der von schwachen elektrischen Strömen (0,03—0,1 Milliampère) durchflossen wurde. Dabei zeigte sich, daß die Schlauchspitzen sogleich nach Einschalten des Stromes sich dem positiven Pol zuwandten und die neue Wachstumsrichtung auch beibehielten.

Auch zwei weitere Bewegungserscheinungen: der durch mechanische Reize ausgelöste Thigmotropismus und der durch Lichtwirkung hervorgerufene Phototropismus lassen sich recht gut mit Hilfe elektrischer Erscheinungen deuten. Es ist bekannt, daß mechanische Reizung zu einer Negativierung der gereizten Zone führt, die dadurch zustande kommt, daß durch die Reibung oder andere mechanische Einflüsse die Durchlässigkeit (Permeabilität) der Protoplasmamembranen beträchtlich erhöht wird, wodurch die sonst sehr schlecht durch Membranen diffundierenden negativen Ionen nun auch nach außen gelangen können. Zwischen der Richtung des so entstehenden elektrischen Feldes und der Richtung der Krümmungsbewegung besteht wieder der bekannte Parallelismus: Wurzeln krümmen sich von der Reizquelle fort, d. h. zum positiven Pol, Sprosse zeigen die entgegengesetzte Bewegungsrichtung.

Eine ähnliche Analogie zu allen anderen Tropismen zeigt der Phototropismus, die Erscheinung, daß Pflanzen, die einseitig beleuchtet werden, sich der Lichtquelle zu krümmen. Nun führt auch Belichtung zu Potentialdifferenzen, wobei die Lichtflanke gegen die Schattenflanke meist negativ wird. Damit in Einklang steht die zum Licht, d. h. zum negativen Pol hin gerichtete Bewegung der Sprosse.

Gerade beim Phototropismus wissen wir aber im Gegensatz zum Geotropismus außerordentlich wenig über die primären Erregungsvorgänge innerhalb des Gewebes. Um so besser sind wir dagegen über das Endstadium unterrichtet, das auch hier wieder, wie Went zeigen konnte, in einer ungleichen Auxinverteilung besteht. Aber auch das Endglied der phototropischen »Reizkette«, wie wir alle diejenigen kausal miteinander verknüpften Vorgänge nennen, die in ihrer Gesamtheit den Tropismus verursachen, ist weit verwickelter als beim Geotropismus. Der vorhandene Wuchsstoff wird nämlich nicht nur an der Schattenflanke angereichert, die er damit zu stärkerem Wachstum anregt, sondern die Spitze erzeugt außerdem im ganzen am Licht weniger Auxin als im Dunkeln. Daher kommt es z. B., daß Pflanzen am Licht langsamer als im Dunkeln wachsen. Ob auch dieser Vorgang maßgebend am Phototropismus mitbeteiligt ist, läßt sich noch nicht mit Sicherheit sagen. Dagegen ist eine dritte durch das Licht bedingte Reaktion für das Zustandekommen der Krümmung sehr wesentlich: van Overbeek (1933) konnte feststellen, daß das Licht neben der Beeinflussung der Wuchsstoffverteilung auch noch den Zustand der Zellen ändert. Diese Zustandsänderung besteht darin, daß die Zellen an der Lichtseite für das Auxin weniger empfindlich werden als an der Schattenseite. Es leuchtet wohl ein, daß dieser Effekt die phototropische Reaktion noch verstärkt.

Von einer endgültigen Lösung dieser Fragen sind wir aber — trotz aller Fortschritte, die in den letzten Jahren erzielt werden konnten — noch weit entfernt. Erst eine genaue Kenntnis aller Vorgänge, die am Zustandekommen der geschilderten Krümmungen beteiligt sind, und ihre kausale Verknüpfung würde uns ein restloses Verständnis für das Orientierungsvermögen der Pflanze ermöglichen. Aber bis zur Gewinnung solcher Erkenntnisse wird es noch mannigfaltiger Beobachtungen und Versuche bedürfen.

Amlong, H. U., Untersuchungen über die Beziehungen zwischen geoelektrischem Effekt und Geotropismus. Planta 21, 211. (1933.)
Brauner, L., Untersuchungen über das geolektrische Phänomen I und II. Jahrb. für wiss. Bot. 66, 381 (1927) und 68, 711 (1928).
Brauner, L. und H. U. Amlong, Zur Theorie des geoelektrischen Effektes. Protoplasma 20, 279 (1933).
Brauner, L. und E. Bünning, Geoelektrischer Effekt und Elektrotropismus. Ber. d. Deutsch. Bot. Ges. 48, 470 (1931).
Chodat und Guha, La pollinisation et les réponses électriques. C. rend. d. séances de la Soc. de phys. et d'hist. nat. de Géneve 43, 105 (1926).
Dolk, H. E., Geotropie en Groeistof. Diss. Utrecht 1930.
Overbeek, J. van, Wuchsstoff, Lichtwachstumsreaktion und Phototropismus bei Raphanus. Rec. trav. bot. Néerl. 30, 537 (1933).
Went, F. W., Wuchsstoff und Wachstum. Rec. trav. bot. Néerl. 25, 1 (1928).
Went, F. W., Eine botanische Polaritätstheorie. Jahrb. f. wiss. Bot. 76, 528 (1932).
Wulff, H. D., Galvanotropismus bei Pollenschläuchen. Planta 24, 602 (1935).

Stereophysik

Das umfangreiche Werk versucht eine neuartige Theorie über den Aufbau und die Struktur der Materie und über den Ursprung der verschiedenen Strahlungen zu entwickeln. Sie knüpft insbesondere an die chemische Konstitution der Elemente und ihrer Verbindungen, an ihre Kristallstruktur und ihr amorphes Verhalten an und macht sich die in großer Zahl vorliegenden, sehr genauen Messungen der Spektren der Strahlungen nach den verschiedenartigsten Methoden zu Nutze. Der Verfasser übt dabei vielfach eine teilweise sehr unberechtigte Kritik an den bisherigen Deutungen der Konstitution und des Aufbaus der Materie und versucht die bisher gewonnenen Ergebnisse insofern anzugreifen, als er mit apodiktischer Sicherheit die Universalität seiner theoretisch-spekulativen Erklärungsmethode der atomaren Phänomene und der ganzen komplizierten Zusammenhänge mehr behauptet, als beweist. Seine stereophysikalischen Ausdeutungen, die unter Heranziehung hauptsächlich chemischer und physikalisch-chemischer Befunde entwickelt werden, sind in ihrer formalen Darstellung und Ableitung auf den ersten Blick bestechend, in ihrer inhaltlichen Fassung aber bestenfalls bildhafte Verdeutlichungen und schematische Vorstellungserweckungen anstelle einer Theorie, die gemessene Befunde abzuleiten, noch ungemessene vorauszusagen gestattet. Von einer Theorie im streng wissenschaftlichen Sinne kann daher keine Rede sein.

Von wirklich positivem Wert sind vielleicht nur die rein chemischen Konstitutionsbilder von Elementen und Verbindungen, die die Wirksamkeit der elektrischen Struktur der Materie im chemischen Gebiet deutlich machen, aber rein qualitativer Natur sind und insbesondere die neuesten Forschungen von Reinig u. a. ganz unberücksichtigt lassen. Mathematisch vermag diese sog. »Theorie« in dieser Form, wie sie dargeboten wird, wenig zu leisten und kann einer strengen wissenschaftlichen Überprüfung durch das Experiment sowohl, wie auch durch den mathematischen Ansatz wohl kaum standhalten.

Dr. M. Steck
T. H. München

R. Weckering, Nouvelles théories sur la constitution de la matière et l'origine des rayonnements, Verlag Dunod Paris 1935, 662 S.

Einführung in die theoretische Physik

Von Dr. Clemens Schaefer,
Prof. an d. Universität Breslau.

I. Band. Mechanik materieller Punkte, Mechanik starrer Körper, Mechanik der Kontinua (Elastizität u. Hydromechanik). Mit 272 Figuren im Text. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Groß-Oktav. XII, 991 Seiten. 1929. RM 45.—, geb. 48.—

II. Band. Theorie der Wärme. Molekular-kinetische Theorie der Materie. Mit 88 Figuren im Text. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Groß-Oktav. X, 660 Seiten. 1929. RM 28.—, geb. 30.—

III. Band. 1. Teil. Elektrodynamik und Optik. Mit 235 Figuren im Text. Groß-Oktav. VIII, 918 Seiten. 1932. RM 37.50, geb. 40.—

2. Teil. Atom- und Quantenphysik. In Bearbeitung.

„... *Wissenschaftliche Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, glückliche Gruppierung des Stoffes verbinden sich auf das beste mit der durchsichtigen, klaren, leicht verständlichen Darstellung ... Jeder Student sollte das vortreffliche Werk durcharbeiten. Darüber hinaus aber wird auch jeder Physiklehrer nicht nur mit hohem Genuß das Werk lesen, sondern neben wissenschaftlicher Bereicherung auch manche pädagogische Anregung empfangen.*"
(Zeitschr. f. physikal. und chem. Unterricht).

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Prof. Dr. med. HASEBROEK, Hamburg

Leben und Tod im Hinblick auf die neuere Physik

Es handelt sich bei diesem Problem u. a. um die Frage der Eigengesetzlichkeit der lebendigen Substanz, sich den Umweltbedingungen zur Erhaltung des Lebens anpassen zu können. Das Endproblem des Lebendigen gipfelt nach dieser Richtung schließlich darin, durch diese Art funktioneller Anpassungsfähigkeit die ontologische und phyletische Entwicklung der Lebewesen auf unserer Erde zu verstehen. Jede Zeitepoche hat bekanntlich ihre bestimmte Flora und Fauna. Die Annahme des Vitalismus, daß im Lebendigen gegenüber dem Toten bei den inneren materiellen Vorgängen noch ein immaterieller Faktor mit im Spiele ist, der die Energien der Moleküle und Atome lenkt, wird in der Biologie immer dringender. An einer fundamentalen Tatsache ist in dieser Hinsicht nicht vorüberzugehen: nämlich daß sich beim Menschen als dem höchststehenden Lebewesen ein solcher immaterieller Faktor in Empfinden, Fühlen und freiheitlichem Handeln offenbart. Man kann diesen Faktor schon beim Eintritt des Menschen in die Welt während der Anpassung an die sich schwerstens verändernden Außenbedingungen nicht allein entstehen sehen, sondern ihn auch aufsteigend verfolgen, wie er bei der Entwicklung zum Volltypus des Menschen im Vollzug eines freiheitlichen Eingreifens in das anpassende lebendige Geschehen in geistigen Vorgängen zum Ausdruck kommt und schließlich die ganze Persönlichkeit des Menschen beherrscht. Die Persönlichkeit ist aber mechanistisch überhaupt nicht zu erfassen.

Der erste Schrei und der erste Zug aus der Mutterbrust mögen noch passiv reflektorisch bedingt sein. Beim Suchen des Mundes nach der Brust unter einem nicht zu verkennenden Probieren wird man schon an einen dem geistigen verwandten Impuls denken können. Wenn aber erst ein offenbares lustbetontes Empfinden des Säuglings mit Zeichen einer primitiven Erfahrung — man spricht gern von dem Erwachen der Seele — auftritt und im weiteren Verlauf der Entwicklung ein deutlich aktives Moment zur Durchsetzung einer Handlung in dem Eigenwillen und Eigensinn des Kindchens zutage tritt gegenüber der Umgebung: alsdann wird man nicht mehr an einer Überlagerung des energetischen Geschehens mit einer immateriellen Potenz zweifeln können. Wer diese so klaren Vorgänge nicht sieht, der wirft dem Lebensproblem einen Totenschleier um.

Man bedenke nun Folgendes: Der Neugeborene bringt eine Großhirnanlage mit auf die Welt. Die graue Gehirnsubstanz ist diejenige Materie, von der wir wissen, daß sie immaterielle geistige Reize aussenden kann, die, über Ganglienzellen und die hier entspringenden Nervenbahnen weitergeleitet, energetische Reaktionen in der lebendigen Substanz der Organe auszulösen imstande ist. Man kann in den Willensreizen des Gehirns sogar die Geschwindigkeit der Weiterleitung messen. Diesen immateriellen Reizen muß somit irgendwelche Existenzialität entsprechen, indem sie eine fließende Einwirkung auf die Nervenbahnenmaterie ausüben, um ein »Erfolgsorgan« in Tätigkeit zu setzen.

Da der Reiz bekanntlich kein Objekt der direkten Erkenntnis ist und von der Biologie nur nach seiner Wirkungsfähigkeit definiert werden kann, so können wir für den Säugling diese immateriellen Reize in dem Begriff von »Lebensreizen« zusammenfassen, da sie hier die Erhaltung des Lebens eines Organismus mitbedingen und den Menschen auf Lebenszeit bis zum Tode begleiten.

Die Bildung eines Begriffes ist auch in den induktiven experimentellen Wissenschaften ein erlaubtes, ja unentbehrliches Hilfsmittel der Erkenntnis unter der Bedingung, daß die Begriffe den Tatsachen untergeordnet werden und nicht umgekehrt die Tatsachen den Begriffen. In unserem Beispiel ist diese Bedingung erfüllt, da die autonome Erhaltung des Lebens auch durch eine aktive immaterielle Anpassungsfähigkeit an die Außenwelt eine gesetzmäßig sich vollziehende Tatsache ist.

Die Biologie definiert den Reiz nur allgemein als eine »Ursache, die eine Veränderung am Organischen ins Leben ruft«. Von wie großer Bedeutung ist nicht für uns dieses »ins Leben-Rufen« für die Berechtigung, von Lebensreizen zu sprechen und in unserem Fall die immateriellen Lebensreize von allen sonstigen äußeren und inneren physikalischen Reizformen abzutrennen!

Hiermit erhalten wir einen Hilfsbegriff, mit dem wir im Sinne einer Arbeitshypothese methodisch an das Lebensproblem herangehen können.

Reiz und Reaktion sind die beiden Pole, auf welche die Biologie mit deren Wechselwirkung aufeinander zur Deutung des organischen Lebendigen gegenüber dem Leblosen und dem anorganischen Geschehen beim Toten angewiesen ist. Die ganze ontologische und phyletische Wissenschaft beruht bei Annahme des Entwicklungsgesetzes als Wirklichkeit auf dieser Grundlage. Nach unserem Beispiel der Vorgänge beim Säugling bis zum Vollmenschen aufwärts üben die »Lebensreize« unserer Definition sowohl im Unbewußten als Bewußten ihre Wirkung aus, und zwar in der Form einer aktiven Anpassung unter Lenkung der energetisch bestimmten Reaktionen der lebendigen Substanz schlechthin. Hieraus folgt, daß diese Wirkung der Lebensreize auch in jedem lebenden Protoplasmaklümpchen vorhanden sein muß: wenn also der Biologe Jennings nachweisen konnte, daß eine Amöbe wahrzunehmen, zu unterscheiden, aufzumerken, sich zu erinnern und zu wählen vermag, dies aber mechanistisch zu interpretieren versucht, so ist es viel wahrscheinlicher, daß hierbei die dem Geistigen verwandten immateriellen Lebensreize mit im Spiel sind, die das energetische Stoffwechselgeschehen im Sinne einer individuellen Selbsterhaltung überlagern und lenken.

Für den ontologischen Entwicklungsgang der Lebewesen ist die Entdeckung der sog. »Organisatoren« durch Spemann von größter Bedeutung. Dieser konnte aus der Keimzelle eines sich entwickelnden Tieres ein stoffliches Zentrum isolieren und damit die gerichtete Entwicklung gewisser Körperteile auch außerhalb der normalen Lage erzielen. Wir haben nach dem Bisherigen allen Anlaß, im materiellen Organisator nur den Träger immaterieller Lebensreize zu sehen, wie sie analog beim Säugling aus der grauen Gehirnsubstanz entspringen. Es spricht nicht gegen diese Auffassung, daß man auch mit dem Extrakt des Organisators die gleiche Wirkung erzielen kann, denn stofflich gehört auch das Extrakt noch zur spezifischen Wesenheit des Organisators. Wir haben die gleiche Erscheinung bei dem neuerdings entdeckten »Auxin« mit seinen fermentativen »Wachstumsreizen« für die Entwicklung von Pflanzenkeimen.

Ganz ähnlich steht es mit den aktivistischen Beziehungen der Fermente und Enzyme zum inneren Betriebe der Lebewesen. Mechanistisch sowohl als vitalistisch eingestellte Autoren wie Goldschmidt und Woltereck halten dafür, daß die die Entwicklung determinierenden Substanzen von »enzymatischer« Beschaffenheit sein müßten. Schon Rubner hat aber für das Gärungsleben der Hefe aufzeigen können, daß die fermentative Buchnersche Zymase vom Leben der Hefezelle selbst abhängig ist. Er spricht von einem Belebungs- und Schaffensakt, der von einem inneren »Bedürfnis« geleitet wird; und gerade hinsichtlich des »Wachstums«, dieser potenzierten Erscheinung der Selbsterhaltungsfähigkeit und der Selbstvermehrung, muß er wörtlich sagen: »Im Akt des Wachstums liegt der wesentliche Teil des Lebensgeheimnisses begründet. Es ist die Erschaffung des Lebens im vollen Sinne des Wortes, dem ein Belebungs- und Schaffensakt aus einem Bedürfnis zugrunde liegt, also einem Faktor, wie er unter den Begriff unserer Lebensreize fällt.

Noch beweisender sind die Beobachtungen des Botanikers Palladin über die Anpassungsfähigkeit des Pflanzenlebens an Abkühlung und Erfrierung. Er fand, daß die Enzyme in eine inaktive Form übergeführt werden, wenn ihre Tätigkeit schädlich ist, oder daß sie stimuliert werden, wenn ihre Tätigkeit verlangt wird. Also auch hier lenkt ein rätselhaftes inneres Lebensbedürfnis die energetischen Vorgänge zur Selbsterhaltung.

Schon die Tatsache, daß die Biologie neuester Zeit trotz aller Fortschritte in der morphologischen Genetik zum Teil wieder auf die alte Lamarcksche Auffassung eines inneren immateriellen Dranges (désir, besoin) zurückzugreifen für nötig erachtet — Plate vertritt in seiner »Vererbungslehre« den Standpunkt, daß ein gemäßigter Lamarckismus für die Erklärung der funktionellen Anpassungen gar nicht zu entbehren ist — liegt auf dem Gebiet immaterieller Lebensreize. Die Mechanisten sind bis heute nicht in der Lage, mit einem ausschließlich passiven Geschehen auszukommen. Sie verschanzen sich hinter der Annahme, daß die Kenntnis der Moleküle und Atome der lebendigen Substanz noch nicht so weit ist, um die energetischen Vorgänge bis ins Letzte zu verfolgen.

Wie sehr die begriffliche Abtrennung der Lebensreize von allen sonstigen Reizformen zum Verstehen des lebendigen Geschehens angebracht ist, zeigt das Vorgehen des Erlanger Klinikers und Nervenanatomen L. R. Müller, der das lebenswichtige »sympathische Nervensystem« mit seinem großen Ganglienreichtum unter dem Begriff von »Lebensnerven« zusammenfaßt. Er scheut sich auch nicht, in einer weiteren Abhandlung auszusprechen, daß die »Ganglien und Gangliengruppen nicht nur vitalen Funktionen dienen, sondern auch mit seelischen Funktionen in Zusammenhang stehen«, also mit einem immateriellen geistigen Faktor, der, entsprechend unseren Lebensreizen, ein »harmonisches Zusammenwirken für das Leben des Einzelwesens« garantiert.

Digitized by Google

Es ist aber eine Forderung der theoretischen Entwicklungsmechanik, dieses Ganglien- und Lebensnervensystem als durch Reaktion der lebendigen Substanz auf vorhergegangene »Funktionsreize« im Sinne von Roux in ähnlicher Weise entstanden zu denken, wie wir es beim Neugeborenen aufgezeigt haben.

*

Ich komme zu den fortschrittlichen Erkenntnissen der Physik. Es ist nicht mehr angängig, von den Letztheiten der Materie, den Elektronen, als distinkten Gebilde zu sprechen. Sie sind vielmehr nur »statistisch bestimmte Stellen erhöhter elektrischer Ladungsdichte«. Der Physiker Bohr hat in Fortführung der Planckschen Entdeckung der »Lichtquanten« neben einer »Wellennatur« des Lichtes gleichermaßen für die Materie neben deren »korpuskulärer« Wesenheit ebenfalls eine »Wellennatur« nachgewiesen. Diese letzte Tatsache zwingt zu einer neuen Auffassung der grauen Gehirnmaterie als Reizquelle immaterieller Reizformen. Die Physik ist bekanntlich jetzt genötigt, schon der toten Materie der Elektronen bzw. des Einzelelektrons außer seiner materiellen Funktion irgendwelche freiheitliche Potenz, deren Wirken nicht mehr in den Rahmen der physikalischen Kausalität paßt, zuzusprechen. Man redet vielfach schon von der »Persönlichkeit« des Elektrons; da ist es doch sehr naheliegend, daß in der spezifisch strukturell angelegten organischen kolloidalen Materie als in der einzigen uns als »lebendig« bekannten Substanz gegenüber der anorganischen und leblosen, dieses »persönliche« Vermögen der Elektronen in der Kombination von Kausalität und Finalität zum Ausdruck kommt.

Diese Elektronentheorie wäre imstande, die Monadenlehre von Leibniz zum Teil des Metaphysischen zu entkleiden. Wie nach Leibniz jede Monade, so könnte jedes Elektron in der lebenden organischen Substanz eine seelische Wirkung ausüben. Je nach der Art der strukturellen Zusammensetzung von Elektronen könnten alsdann auch die verschiedenen Stufen des Geistigen entstehen. Für uns Menschen würde dadurch die lebendige Substanz zum Resonator, Empfänger und Weitersender der Stimme eines Geistigen, während die leblose Substanz und die tote anorganische Materie, da nicht reaktionsbereit, geistig stumm bleiben. Praktisch hat bekanntlich schon Rubner aus seinen Versuchen ableiten müssen, daß der »Biont« als die einfachste, funktionsärmste lebende Materie, die spezifische Leistungen zu vollbringen hat, funktionelle Anpassungsfähigkeit besitzt.

Der Biologe Rhumbler sagt in dem neuen Sammelwerk von Driesch und Mitarbeitern über »das Lebensproblem im Lichte der neuen Forschung« (Quelle und Meyer 1931) in seinem Kapitel über »Anorganische und organische Grenzfragen« unter Heranziehung der »Grundsätzlichen Bemerkungen zur Wellenmechanik« des Physikers A. Sommerfeld wörtlich:

»Man könnte nicht ganz ohne Recht vermuten, daß die Entelechie — die meinen Lebensreizen entspricht — sich in ihren ersten Wurzeln schon in der Atomstruktur aller Materie bei rein physikalischer Ausbildung bemerkbar macht und nur noch nicht die systematische Ausbildung erfahren hat, auf unserem Planeten Alleingut des Organischen bleibt und hier den richtigen Ablauf der Lebensfunktionen steuert und gewährleistet.«

Man könnte dies direkt an den sogenannten flüssigen Kristallen O. Lehmanns mit ihrer frappanten Ähnlichkeit eines Teilungswachstums und einer Regeneration, sogar von einer örtlichen Kernbildung aus, also in den gleichen Erscheinungen der elementaren lebendigen Substanz demonstrieren. Bei den Kristallen kommen bereits die energetischen Vorbedingungen zum Leben in einer primitiven Form zum Ausdruck: es fehlt nur die strukturelle letzte mechanistische Bedingung zu einer Reaktion auf die zentrale eigenschöpferische Potenz der Elektronen.

Die flüssigen Kristalle könnten auf diese Weise einem Vorstadium zur lebendigen Materie entsprechen. Es wäre hierdurch sogar ein Ausblick auf die Urzeugung des Lebens möglich. Das Leben könnte bei der Entwicklung der Erde nach den Theorien in der neueren Physik »statistisch« aus der zunächst entstandenen anorganischen Substanz einmal sich herausgebildet haben. Abderhalden hat die Variationsbreite der molekularen Anordnungen der Eiweißproteine auf die ungeheure Zahl von 20^{20} geschätzt. Kein Wunder also, daß wir bisher künstlich die Urzeugung noch nicht wieder haben verwirklichen können, weil die Wahrscheinlichkeit des Erfolges fast gleich null ist. Die Möglichkeit bleibt aber bestehen. Der Tod ist nur eine reine Strukturfrage der Elektronen, und dies wird direkt dadurch bewiesen, daß jedes Lebewesen als »Leiche« wieder in die tote Welt zurückkehrt, weil die energetischen Bedingungen zur Reaktion auf die »Lebensreize« fortgefallen sind.

Ich habe diesen Unterschied zwischen Leben und Tod an den Objekten des »Scheintodes« der niederen Organismen, die auf Jahrzehnte im Todesschlaf liegen können, um auf Zufuhr von einem Tropfen Wasser wieder aufzuleben, aufzuzeigen versucht. (Wird demnächst in der Medizinischen Welt, Nornenverlag Berlin SW 10, unter »Der Scheintod der niederen Organismen im Hinblick auf Mechanismus und Vitalismus« erscheinen.) Hier wird die überragende Bedeutung des Vitalismus gegenüber den Mechanisten für das ganze Lebensproblem dargelegt. Die Mechanisten konnten bisher zur Deutung des Scheintodes nur einen Wechsel auf die Zukunft ausstellen, indem sie eine zukünftige ausreichende Erkenntnis der letzten physikalischen Vorgänge im Zellenorganismus erhoffen. Sie werden aber schwerlich diesen Wechsel einlösen können, nachdem der Physiker Heisenberg diese Hoffnung durch den Unsicherheitsfaktor der »Unbestimmtheitsrelation« für die Physik ziemlich zerstört hat.

Ich komme jetzt noch auf die »Äther-Urätherтheorie« der Physik, um auch die Herkunft der Lebensreize als Lebensprinzip des Organischen zu erörtern. Physikalisch sind die Elektronen nur als »Modifikationen« (Lodge) des Uräthers aufzufassen. Der Uräther umgibt und durchdringt also als Weltäther jedes Elektron der Materie, wo sie auch sei. Schon Lenard kam zur Aufstellung einer Äther-Urätherтheorie, um für die unbelebte Welt zu einem »Bilde« der Elektronenbewegungen zu kommen. Einstein deutete diese Theorie dahin aus, daß er den Uräther als eine »subjektiv-praktische Realität« betrachtete, die man wie den Raum nicht fortdenken kann. Nach ihm muß der Uräther als ein Substrat gedacht werden, das als ein »Insichsein« zu physikalischen Wirkungen fähig ist trotz seiner Immaterialität. Hieraus folgt logisch, daß auch die immaterielle Potenz der »Lebensreize« in den Elektronen nur aus dem Uräther stammen kann, und um so wahrscheinlicher ist dies, als alle lebenden Wesen, wie die neuere Medizin immer mehr berücksichtigt, körperlich und geistig unter dem Einfluß der Ätherik des Weltäthers stehen, die Tiere nur in ihren unbewußten Trieben, der Mensch außerdem in seinem ganzen geistigen Verhalten gegenüber der Umwelt. Für den Menschen formuliert Hellpach dies in seinem neuen Buch »Geopsyche« als »Verhältnis von Mensch: Erde unter dem Einfluß des letzten Wesens der Dinge«. Unser großer Goethe sagt symbolisch ganz treffend: »Wer sein Leben lang von hohen Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch sein, als wer täglich sich unter luftigen Birken erginge.«

Niemand wird es widerlegen können, daß der Uräther nicht die Grundlage auch des Urlebens sein kann, denn von etwas mir ganz Unbekanntem kann niemand behaupten, daß ein ihm nicht widersprechendes Attribut ihm nicht zukommen könne. Das hat schon Kant in ähnlicher Weise einmal gesagt.

Mit der Scheidung eines Uräthers vom materiellen Elektronenäther, der die Materie repräsentiert, als einer Doppeleinheit des Weltäthers würde der von Bohr entdeckte Dualismus zwischen »Partikel- und Wellenbild« der toten Materie es vielleicht ermöglichen, für die lebendige Substanz dem Leib-Seele-Problem näherzutreten: nämlich durch die Annahme einer Wechselwirkung zwischen den geistigen Lebensreizen und der lebendigen Substanz unter den Vorgängen von Reiz und Reaktion. Allerdings nur bis zu einer Vorbedingtheit zum Bewußtsein, dessen Funktion der Mensch nun einmal als unlösbares Rätsel als gegeben hinnehmen muß.

Nun noch kurz etwas über die »Vererblichkeit« der lebendigen Substanz, die in unserer Zeit eine so große Rolle für die Erhaltung des körperlichen und geistigen Erbgutes spielt. Wir haben gesehen, daß dem Elektron außer seiner kausalen materiellen Bestimmtheit zugleich eine akausale geistige Komponente aus dem Lebensprinzip des Uräthers zukommt. Damit muß der bei der Zeugung entstehende Keimling auch diese geistige Eigenschaft zwangsläufig auf alle folgenden Generationen mitübertragen können. Hierdurch ist das Leben mit einem Atemzug aus der übersinnlichen Welt zu vergleichen; und bewiesen wird dies praktisch durch die Tatsache, daß auch der geistige Inhalt des »schöpferischen« Menschen in der Nachwelt zum Nacherleben und Weitererleben sowohl für das Einzelindividuum als für die Menschheit im ganzen, sei es fortschrittlich oder rückschrittlich, somit also ebensowohl im guten als im schlechten Sinne, in Erscheinung tritt.

*

Meine Ausführungen können nur als physikalische Gedankengänge angesehen werden. Aber Planck spricht es in einer seiner berühmten Reden über die Grenzen der exakten Forschung einmal offen aus, daß in der Physik der letzte Weg zur Erkenntnis über »gedankliche Experimente« geht. Dies bestätigt neuerdings auch Heisenberg, wenn ich ihn recht verstanden habe. Planck fügt noch hinzu, daß es in der Physik auch nicht mehr recht ohne ein »Tröpfchen Metaphysik« weitergehen will. Wieviel mehr muß alles dies nicht für die Biologie Geltung haben, in welcher der »Reiz« kein Objekt der direkten Erkenntnis ist. Diese Art von Meta-Physik enthält aber wegen ihrer Erdgebundenheit durch die Äther-Urätherтheorie für beide Disziplinen einen gemeinsamen Wirklichkeitswert, mindestens eine Wirklichkeitsgeltung für den Erkenntnistrieb des Menschen. Diese Meta-Physik ist noch eine »diesseitige«,

Digitized by Google

im Gegensatz zu der Sphäre einer »jenseitigen«, rein philosophischen Metaphysik.

Ich befinde mich mit meinen Gedankengängen über das Leben in guter Gesellschaft. So sagt der erst kürzlich verstorbene bekannte englische Physiker Oliver Lodge, ein extremer Vertreter einer Äther-Uräthertheorie, in seinem Buche: »Der Äther und die Wirklichkeit« (Braunschweig 1928) in den Kapiteln VII über den »Magnetismus und seine Analogie mit dem Leben« und X über den »Nutzen des Äthers für Leben und Geist« unter anderem wörtlich: »Wie steht es mit dem Äther, der die Atome zusammenhält, dem verbindenden Äther, der für die Gestaltung eines Körpers wesentlich ist, und zwar ebenso wichtig wie die Materie selbst?« — Seine Antwort lautet: »Ich möchte die Hypothese aufstellen, daß dieser belebte Äther auf die Materie einwirkt. Ich glaube, daß der wahre Träger von Leben und Geist der Äther ist und keineswegs die Materie.« Er zitiert ebenfalls wie ich Leibniz und zieht auch Maxwell mit ähnlichen Überlegungen an. Er führt weiter aus: »Unser Wille, unser Verstand, unser psychisches Leben stehen wahrscheinlich direkt mit dem Äther in Verbindung und nur indirekt durch seine Vermittlung mit der Materie.« Hierzu bemerkt er sehr richtig: »Wir wissen aber, daß die Materie geistige Bedeutung hat, da sie das Gehirn bilden kann, das die physische und geistige Welt beherrscht. Wenn jemand der Meinung ist, daß der Äther mit aller seiner Mächtigkeit und Energie keine geistige Bedeutung haben soll, so kann ich meinerseits nicht damit einverstanden sein.«

Der deutsche Physiker Graetz bemerkt in seinem Buch »Alte Vorstellungen und neue Tatsachen der Physik« (Leipzig, Akad. Verlag 1925, S. 35) dieses: »Die Physik spricht nicht dagegen, daß alle Bewegungen von Gehirnmolekülen in den Ganglien irgendwelche Bewegungen im Äther erzeugen, die sich durch ihn fortpflanzen und auch wieder Bewegungen von Elektronen veranlassen können. Alle die vielen Aussagen über Telepathie, Gedankenübertragung usw. würden, wenn die Wissenschaft sie einmal anerkennen kann, durchaus keine Umwälzung in unserem Weltbilde hervorbringen, sondern ließen sich wohl in das Bild einreihen, welches die Elektronentheorie über den Zusammenhang von Elektron und Äther aufgestellt hat.«

Niemand wird nach alle diesem sich dem verschließen können, daß, wenn man in die Tiefe der Äthertheorien eindringt, nach der Richtung des logischen Prinzips der Verknüpfung von Grund und Folge Gedankengänge berechtigt werden, nach welchen in den »Lebensreizen« meiner Definition für die lebendige Substanz das Urphänomen des Uräthers im Lebensprinzip zum Ausdruck kommt. Es ist doch auch nicht zu verkennen, daß die Heranziehung des Uräthers, dessen Existenzialität nicht geleugnet werden kann, vielleicht die letzte Möglichkeit bieten würde, eine Lösung des Lebensrätsels zu versuchen, ohne gleich mit vollen Segeln in eine »jenseitige« Metaphysik zu steuern. Diese spiegelt sich, weil alle empirischen Unterlagen fehlen, in jedem Denkerkopf verschieden wider wegen der strukturellen Unterschiede der Gehirnsubstanz als »Instrument« der Gedankenbildung. Die ganze Geschichte der Menschheit liefert hierzu einen einzigen Beweis in der Verschiedenheit der Religionen aller Völker der Erde.

Prof. Dr. K. FRIEDERICHS, Rostock

Über fremddienliche Zweckmäßigkeit von Lebenserscheinungen

In dem naturwissenschaftlichen Weltbild, wie es nach Darwin entstand, gelten die Eigenschaften der Organismen als dadurch befestigt und verstärkt, daß sie, als sie neu auftraten, dem Organismus einen Vorteil im Kampf ums Dasein brachten, also die Erhaltungsfähigkeit steigerten. Eigenschaften, die nicht ihrem Träger sondern anderen Organismen zu nützen scheinen, sog. »fremddienliche Zweckmäßigkeit« derselben, sind daher eine Verlegenheit für kausale Erklärung der Naturerscheinungen. Es handelt sich vorzugsweise um gewisse Formbildungen und Verhaltensweisen von Tieren und Pflanzen, die diesen eher zu schaden als zu nützen scheinen, ihren Parasiten aber offenbar nützlich sind. Es gehört dazu das Verhalten von Pflanzen zu Tieren (insbesondere Insekten), welche Gallen an ihnen verursachen, die, für die Pflanze scheinbar ohne Nutzen, den Gallenbewohnern, die sich darin entwickeln, eindeutig nützlich, ja Voraussetzungen ihrer Existenz, sind. Solche Gallen treten ja z. B. an den Blättern und Trieben der Eiche in Menge und in verschiedenartigster Weise als Produkt einer großen Anzahl verschiedener Insekten auf.

Da eine kausale Erklärung für das Verhalten der Gallenpflanzen zuerst nicht gegeben werden konnte, so stand zunächst nur der Weg naturphilosophischer Deutung offen. Diese wurde von Erich Becher 1917 in dem Sinne versucht, daß etwas »Überindividuell-seelisches« Gallenpflanzen und Gallentiere verbinde. Aber auch die kausale Erklärung wurde später von philosophischer Seite angebahnt, indem Gustav Wolf erkannte, daß die Galle das Produkt eines Kampfes zwischen Pflanze und Tier ist. Die Pflanzen beschränken durch die Galle einen Teil ihrer Angreifer aus dem Insektenreich zeitlich und örtlich, so daß sie weniger durch die Angriffe leiden, und der Vorteil ist also auch auf ihrer Seite. Fritz Zweigelt hat dann nachgewiesen, daß die Pflanze, deren Gewebe durch den beim Saugen der Insekten, etwa Blattläuse, miteinfließenden Speichel absterbe, wenn es sich um ein nicht Gallen bildendes Insekt handle, diesen Schaden teilweise vermeiden könne, indem sie im Verhältnis zu gewissen Tieren, eben den Galleninsekten, zu ihrem Schutz durch Hypertrophie (Überernährung) des angestochenen Gewebes reagiere, und es gibt alle Übergänge von dieser Reaktion zur Bildung einer Galle, auf die der Parasit dann örtlich beschränkt ist, während er sonst an vielen Stellen das Gewebe abtöten würde. Die Galle entsteht durch Zellvermehrung an der von dem Insekt gereizten Stelle, sie verdankt ihre Entstehung einer Art formbildenden Entzündung an der betr. Stelle und dient zum Schutze der Pflanze, wie andrerseits die Fähigkeit des Insekts, den spezifischen Reiz auszuüben, der die Galle verursacht, eine ihm nützende Eigenschaft ist.

Diese Erklärung genügt für die meisten Gallbildungen. Aber die Pflanzen liefern oft Schutzeinrichtungen für den Parasiten: Dornen, struppige oder feste, starke Hüllen, chemische Stoffe, durch die die Gallen oder ihre Bewohner vor dem Gefressenwerden durch andere Tiere geschützt sind, und, was das auffallendste ist, es kommt vor, daß die Pflanze das Ausschlüpfen des Insekts begünstigt durch besondere Pfropfen und Deckel auf den Gallen, die abfallen und die Bewohner herauslassen, sobald die Zeit dazu für diese gekommen ist. Diese bisher nicht erklärbaren Erscheinungen werden aber vermutlich mit der Zeit ebenso ihre kausale Erklärung finden wie die bereits erklärten.

Ganz ähnlich war der Verlauf in bezug auf die Erklärung einer anderen parasitischen Erscheinung. Gewisse Blattwespen (*Lophyrus*) spinnen zur Verpuppung lederartige Kokons. Ist die Blattwespenlarve von einer gewissen Raupenfliege parasitiert, so spinnt sie an einem Pol des Kokons eine Stelle ganz dünn, so daß die fertig entwickelte Fliege nachher sich hindurchzuarbeiten vermag und den Kokon verlassen kann. Ist die Blattwespenlarve aber von einer gewissen anderen Raupenfliege parasitiert, so spinnt sie den Kokon normal fertig. Diese letztere Fliegenart verläßt den Kokon schon als Made und bohrt sich leicht nach außen. Hartig, ein Forstmann, der diesen Tatbestand zuerst 1837 feststellte, hatte davon etwa dieselbe Auffassung wie Becher von den Gallen. Auch diese Erscheinung aber fand ihre Erklärung, und zwar durch den Forstzoologen Prell, der nachwies, daß der erstgenannte Parasit eine Formveränderung und Schwächung der Blattwespenlarve, in deren Inneren er lebt, hervorruft, durch welche diese unfähig wird, den Kokon normal zu vollenden, während die zweitgenannte Parasitenart zu der Zeit, wenn die Larve sich verpuppt, diese noch nicht wesentlich geschädigt hat, so daß sie einen normalen Kokon spinnen kann, in dem der Parasit mit und in ihr überwintert.

Man könnte viele Beispiele ähnlicher Art zusammenbringen, z. B. das Verhältnis eines Käfers (*Stephanoderes hampei*), der, in den Früchten des Kaffeebaumes lebend, oft von einem Pilz befallen wird, der ihn tötet. Naht sein Ende heran, so verläßt er das Innere der Beere und begibt sich an das Loch, das er gemacht hat, und stirbt daselbst, mit dem Kopf nach innen, mit dem Leib nach außen. Der Pilz wuchert dann aus ihm hervor und bildet Sporen; er sitzt wie ein weißer Pfropf in dem Loch. Das Verhalten des Käfers ist für den Pilz äußerst nützlich; es dient der Verbreitung seiner Sporen, die sonst erst nach dem Verrotten der abgefallenen Frucht frei werden würden. Aber das Verhalten des Käfers hat nicht diesen Grund. Seine Tracheen werden durch den Pilzbefall verstopft, er hat Atemnot und sucht freie, bewegte Luft auf (wie ein Mensch bei Atemnot), ohne doch das schützende Obdach der Beere ganz zu verlassen, denn er scheut grelles Sonnenlicht.

Als ein letztes Beispiel mögen gewisse Heuschrecken genannt werden, die, von Fadenwürmern befallen, wenn die Geschlechtsreife des Wurms in ihnen herannaht, Gewässer aufsuchen, wie es die weitere Entwicklung des Fadenwurms verlangt. Die Erklärung fehlt in diesem Falle noch; vielleicht werden die Heuschrecken von unstillbarem Durst getrieben; wie dem auch sein mag, so ist doch kaum zu bezweifeln, daß auch für diesen und jeden anderen Fall einmal die kausale Erklärung möglich sein wird und die »fremddienliche Zweckmäßigkeit« sich

Digitized by Google

als eigendienliche Lebensäußerung enthüllt, die zugleich fremddienlich wirkt, da ein anderes Lebewesen sie hervorruft, dem sie in stärkerem Maße zugute kommt.

Ist nun mit der kausalen Erklärung solcher Erscheinungen die finale, die Erklärung aus dem Zweck, wie sie Becher und Hartig zu geben versuchten, erledigt? Wem es nur auf die kausale Analyse ankommt, der wird allerdings durch jene Zurückführung auf die nächsten Ursachen völlig befriedigt, verzichtet aber damit auf die oberste Stufe des Erkennens: das Verstehen. Dieses erwächst erst aus dem Einordnen des erklärten Tatbestandes in ein einheitliches Gesamtbild der Natur, die Naturanschauung, und zwar eine solche, in der alles so aufeinander zugeordnet (»gemeinschaftsdienlich«, Kranichfeld) ist, daß die Existenz einer Art von Wesen sich mit derjenigen der übrigen verträgt. Daß all das Verschiedene nebeneinander bestehen kann, sich nicht gegenseitig ausschließt, ist nicht selbstverständlich, ja überhaupt nur begreiflich daraus, daß die Schöpfung ein Kosmos ist, eine Ordnung hat, wie wenn sie nach einem Plan geschaffen wäre oder sie hat, weil sie nach einem Plan geschaffen worden ist.

Dieses Verstehen bleibt immer bis zu einem gewissen Grade subjektiv verhaftet, und ohne kausale Erklärung könnte es nur ein geheimnisvolles Ahnen sein. Aber andererseits ermöglicht die Erklärung ohne Verstehen keinen Weitblick. Auch Becher und Hartig hatten mit ihrer Auffassung recht, wenn auch ihre Ausdrucksweise anfechtbar ist. Ihr Problem löst sich in einem größeren Zusammenhang auf, der für den Verstehenden kein Problem mehr ist.

Abstammungskunde des Menschen

Die Anthropologie, die Lehre vom vorgeschichtlichen Auftreten des Menschen, ist eine Wissenschaft, der bislang verhältnismäßig wenig Interesse entgegengebracht wurde. Die Medizin behandelte ihre Tochterwissenschaft wohl deshalb recht stiefmütterlich, weil einmal die Zielsetzung der medizinischen Fragen eine andere ist, weiter aber, weil zum anthropologischen Studium doch soviel Kenntnisse auf anderen Fachgebieten nötig sind, wie sie nur von wenigen beherrscht werden. Aber auch die Naturwissenschaften haben der Anthropologie nur geringe Teilnahme entgegengebracht, da hier wiederum vielen die unerläßliche Kenntnis medizinischer Dinge fehlt. So hat sich dann — nicht zum Nachteil der Sache! — nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Gelehrten mit der Anthropologie beschäftigt und konnte in aller Stille einen Wissensschatz zusammentragen, der größte Bewunderung erregt, besonders wenn man ihn von einem Fachmann wie Wilhelm Gieseler[1]) in übersichtlicher und erschöpfender Weise mitgeteilt bekommt.

Unter teils zufälligen, teils mühseligen und oft dramatischen Umständen sind die fossilen Funde gemacht worden, die die Grundlage für unsere heutige Ansicht von der Abstammung und Entwicklung des Menschen bilden. In einer überaus reichen Anzahl hervorragender Abbildungen werden die wesentlichsten dieser Funde in Gieselers Buch dargestellt, die alle so wiedergegeben sind, daß sie hinsichtlich der Maße miteinander verglichen werden können.

Irgendwann einmal erfolgte die Menschwerdung (vermutlich zwischen Tertiär und Diluvium), womit nicht gesagt sein soll, »daß alle Menschen von einem Paar abstammen müßten. Vielmehr soll damit ausgedrückt werden«, sagt Gieseler, »daß sich in einem bestimmten Zeitabschnitt und in einer bestimmten Gegend eine kleine Gruppe von höheren Primaten zu menschenähnlichen Formen umbildete« — Monophylismus, im Gegensatz zum Polyphylismus, der annimmt, »daß die Entwicklung zum Menschen an verschiedenen Orten und aus körperlich verschiedenen Ausgangsstufen unabhängig voneinander mehrmals vor sich gegangen sei«, eine Ansicht, die Gieseler auf Grund der bisherigen Kenntnisse für schwer haltbar anspricht.

Als sicher ist weiterhin anzunehmen, daß in keiner lebenden Form der heutige Affe als nächster Verwandter des Menschen in Frage kommt, auch nicht der Schimpanse, der mit dem Menschen — anthropologisch gesehen — ja die größte Ähnlichkeit hat. »Schimpanse und Mensch können nur aus einer gemeinsamen Wurzel entstanden sein.« — Wenn auch das »missing link« noch immer nicht mit Sicherheit gefunden ist, so gibt es doch keinen Zweifel darüber, daß unter den fossilen Funden Formen vorhanden sind, die unserer Ahnenreihe angehören; ob der allgemein bekannte Neandertaler hierher zu rechnen ist, ist zum mindesten ungewiß. Manche Forscher, so auch Gieseler, neigen der Ansicht zu, daß er eine vom Sapiensmensch getrennte Entwicklung durchgemacht habe, aber daß beide auch auf eine gemeinsame Wurzelform zurückgeführt werden müssen. Als diese sind möglicherweise die Trinilfunde von Java und die von Chou Kou Tien — also eine Pithecanthropusstufe — anzusprechen.

Solche und ähnliche Schlußfolgerungen ziehen die Anthropologen im wesentlichen nur auf Grund von Messungen und Vergleichen oft an nur einem einzigen Skeletteil, wie wir aus Gieselers Werk erfahren. Hier drängt sich dem Fernerstehenden die Frage auf, ob auch immer genügend die Möglichkeit pathologischer Änderungen in Betracht gezogen wird. Wenn man als Arzt die verschiedensten Röntgenbilder von Hüftgelenken z. B. beurteilen muß und die ungeheuer großen Formwandlungen des Oberschenkelkopfes bei den verschiedenartigsten Krankheiten sieht — es genügt beispielsweise eine chronische Ischias, um die Knochenstruktur durch die dauernde Gangänderung usw. erheblich zu ändern —, so kann man sich nur schwer zu so weitgehenden Folgerungen entschließen, wie es bei dem berühmten Eppelsheimer Oberschenkel nach Gieselers Mitteilung der Fall ist. Vergleicht man weiter den Mauerer Unterkiefer mit über hundert Unterkiefern gesunder Menschen, so wird man ohne Zweifel sich zu den Überlegungen bekennen können, die die Anthropologen darüber angestellt haben; hält man sich aber die Formänderungen der Knochen vor Augen, wie sie bei manchen seltenen Krankheiten vorkommen können, so wird man auch hier zurückhaltender. Kein Geringerer als Rudolf Virchow sah im Neandertaler Fund »eine krankhafte, pathologische Form«, und zu solchen Zweifeln hatte er volles Recht; nur größte Skepsis und Zurückhaltung kann vor voreiligen Schlüssen und damit vor Diskreditierung der Sache schützen. Um so erfreulicher, wenn dann — wie beim Neandertaler — später weitere Befunde doch die Hoffnungen, die an den ersten geknüpft wurden, bestätigen. Wie die Einwände solcher Art im einzelnen widerlegt worden sind, erfährt man leider nicht — und das ist das einzige, was Ref. in Gieselers Darstellung vermißte.

In einer Zeit, in der soviel Wert auf Abstammungs- und Rassenkunde gelegt wird, ist es überaus begrüßenswert, wenn in so guter und dabei preiswerter Aufmachung ein wirklich sachlich und zudem noch leicht verständlich geschriebenes Buch erscheint, das teilweise sogar spannend zu lesen ist, was man um so mehr anerkennen muß, als es sich recht eigentlich um einen spröden Stoff handelt.

Dr. a. h.

[1]) Dr. W. Gieseler, Abstammungs- und Rassenkunde des Menschen, 1. Teil (Abstammungskunde). Hohenlohesche Buchhandlung F. Rau, Oehringen. 1936. 208 S. Text, 105 Abb. u. 196 Photos. Lwd. 4,50 Mk.

Eine Enzyklopädie der Rassenwissenschaft

Prof. Ludwig Schemann

Studien zur Geschichte des Rassengedankens

I: Die Rasse in den Geisteswissenschaften (Allgemeiner Teil). Die Ideengeschichte der Rassenkunde. 1927.
Geh. Mk. 16.20, Lwd. Mk. 18.—

II: Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse. Die Kulturgeschichte der Rassenkunde. 1929.
Geh. Mk. 16.20, Lwd. Mk. 18.—

III: Die Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit. Einzeldenker neuerer Zeiten über Rassenfragen. 1931.
Geh. Mk. 18.—, Lwd. Mk. 19.80

Als Sonderdruck aus Bd. III erschien Deutsche Klassiker über die Rassenfrage. Behandelt sind u. a. Kant, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Fichte, Schopenhauer, Nietzsche, Luther, Friedrich der Große, Stein, Bismarck, Lagarde, Chamberlain, Moeller van den Bruck, Wagner. Kart. Mk. 1.50.

„Schemanns Werk leistet für das Rassenproblem vollkommenen Führerdienst. Es sind vier Dinge, die es gibt: die Geschichte der Rasse und der Rassenwissenschaft, die Klärung des Begriffs und des Wesens der Rasse, die Darstellung der Bedeutung des Rasseproblems für die Geisteswissenschaft und reiche Literaturangaben." Deutsches Philologenblatt.

J. f. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Lebensvernichtung im Dienste der Medizin und Eugenik

Von jeher sahen sich die Menschen vor die Frage gestellt, wie sie sich den unter grausamen Schmerzen Sterbenden und den hoffnungslos Leidenden gegenüber verhalten sollen. Die Euthanasie in ihrer modernen Form will die einem nahen Tode Verfallenen von großen Schmerzen und die ohne nahe Todesgefahr hoffnungslos Kranken von ihrem Leid erlösen durch schmerzlose, in der Regel vom Arzte ausgeführte Tötung, wenn der Kranke sie ausdrücklich verlangt oder wenn man diesen Wunsch begründeterweise bei ihm annehmen kann. In dieser Form »ist die E. in der Gegenwart ein wissenschaftliches Problem. Sie wird als Forderung der Biologie und Medizin auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt, in Übereinstimmung mit Religion und Ethik gebracht und einem künftigen Rechte eingegliedert, sowie in ihrem Umfange genau begrenzt, gegen Mißbrauch durch staatliche Kontrolle und ein gesetzliches Verfahren gesichert« (47).

Zu dieser Frage nimmt Franz Walter in einem fast 700 Seiten starken Bande von der christlichen Ethik aus Stellung. Die eine, heute viel gegebene Antwort lautet: »Jeder Zweifel, ob es sittlich erlaubt ist, durch einen sanften, dem Bewußtsein entrückten Tod ein den Schmerzen erliegendes oder der Unheilbarkeit verfallenes Menschenleben von der Qual des Daseins zu erlösen, scheint ausgeschlossen. Der Erlösungstod ... gilt als selbstverständliche Pflicht der Humanität« (14). Die christliche Ethik dagegen lehnt diesen Eingriff ins Leben schon vom Boden des naturrechtlichen Denkens aus entschieden als sittlichkeitswidrig ab.

Wenn sich in einer derart bedeutungsvollen Frage zwei Standpunkte so entgegenstehen, daß dem einen selbstverständliche Pflicht ist, was dem anderen nach begründeter Einsicht Unrecht wäre, so müssen die Grundlagen der ganzen Untersuchungen und des ethischen Denkens verschieden sein. Durch das ganze Werk hindurch kehrt denn auch der Hinweis auf diese grundsätzliche Verschiedenheit wieder. Und zwar ist es eine Verschiedenheit des weltanschaulichen Ausgangspunktes sowie eine Verschiedenheit der ethischen Denk- und Erkenntnisweise. Wenn in monistischer Auffassung jeder Zusammenhang des menschlichen Erdenlebens mit einer überirdischen Welt und mit einem persönlichen Fortleben nach dem Tode überhaupt geleugnet wird, oder wenn man wenigstens diese nur religiös und philosophisch zu erfassenden Zusammenhänge bei der ethischen Beurteilung der von der E. geforderten Lebensvernichtung grundsätzlich ganz und gar ausschaltet, so muß die Antwort anders ausfallen, als wenn man in theistischer Weltanschauung von dem Zusammenhang des Erdenlebens mit Gott und dem eigenen persönlichen Ewigkeitsleben gar nicht absehen kann. So ist schon der zu beurteilende Gegenstand verschieden, das Leben, um dessen Beendigung es sich handelt, wird schon ganz anders geschaut. Auch das Leiden, das überhaupt erst zur

Digitized by Google

E. drängt, unterliegt in den beiden Auffassungen ganz verschiedener Beurteilung und Wertung, und »lebensunwertes Leben« schlechthin kann es überhaupt nur von dem einen Standpunkt aus geben. Solange dieser grundverschiedene Ausgangspunkt bleibt, könnte wohl nur die immanente Kritik der E. überzeugend wirken, der Nachweis also welchen unüberwindlichen Schwierigkeiten die praktische Durchführung begegnet und welche zersetzenden Wirkungen sie für das ganze Kulturleben notwendig mit sich brächte. Darum bietet Walter auch diese Untersuchungen ausführlich, besonders in Kapitel VI und VII (S. 478—568).

Zu dieser Verschiedenheit des weltanschaulichen Ausgangspunktes, die aber zu einer Verschiedenheit des überhaupt zu beurteilenden Gegenstandes wird, kommt noch ein nicht minder großer Gegensatz der sittlichen Denk- und Arbeitsweise. Er erklärt es, daß sich auch nicht wenige überzeugte Gottgläubige zur E. bekennen. Man läßt ja so vielfach den sittlichen Charakter einer Handlung zu allererst oder einzig von den Beweggründen abhängig sein oder von dem durch die Handlung erreichten Erfolg. So aber muß das Urteil über eine Tat ganz anders ausfallen, als wenn man die Sittlichkeit zutiefst in dem begründet sieht, was man tut, in der Handlung selbst. Die Beweggründe können dann aller Achtung wert sein, wie etwa reines Mitleid mit dem Leidenden; auch die erstrebte Wirkung ist vielleicht in jeder Hinsicht gut und wünschenswert, so etwa die Entlastung der ohnehin bedrängten Familie eines unheilbaren Geisteskranken, — wenn aber für die Sittlichkeit der innere Gehalt der Handlung selbst entscheidenden Ausschlag gibt und die in Frage stehende bewußte Tötung eines Menschen in sich selbst, d. h. abgesehen von den Beweggründen, Umständen und Auswirkungen schon einen Verstoß gegen die objektiv gegebene wesenhafte Seinsordnung enthält, dann kann sie durch keine noch so guten Beweggründe mehr gerechtfertigt und durch keine noch so erwünschten Wirkungen mehr versittlicht werden. Sittlich einwandfreie Beweggründe und erstrebenswerte Erfolge können aber einer solchen »in sich« wesenswidrigen und damit sittlichkeitswidrigen Handlung auch die Keime der Zersetzung und Auflösung nicht nehmen, die sich um so rascher ausbreiten müssen, je folgerichtiger man denkt und je ernster man die Handlung nimmt. So stehen sich auch von der ethischen Methode her gesehen zwei Auffassungen gegenüber, die einander oft nicht einmal mehr verstehen.

Der geschätzte Münchener Moralist gab uns so vor seiner Entpflichtung vom akademischen Lehramt noch eine besonders wertvolle Gabe, die sich auch inhaltlich der im ersten Jahrzehnt der Lehrtätigkeit herangereiften Frucht seines Geistes an die Seite stellt: Der Leib und sein Recht im Christentum (Donauwörth 1910). — Über den großen Umfang des Werkes sagt das Vorwort: „Niemand bedauert dies mehr als der Verfasser". Er ist aber z. T. dadurch bedingt, daß die Gegner in allen Abschnitten sehr ausführlich zum Worte kommen.

W. Rauch

Mainz

[1]) Walter Franz, o. ö. Prof. der Theologie a. d. Univ. München, »Die Euthanasie und die Heiligkeit des Lebens«. Die Lebensvernichtung im Dienste der Medizin und Eugenik nach christlicher und monistischer Ethik. 8°, VIII, 684 S. RM. 28,50.

FRANZ WALTER
Universitätsprofessor in München
Die Euthanasie und die Heiligkeit des Lebens
Gr. 8°, VIII, 684 S., RM 28.50
Es ist die höchste Zeit, daß dieses Buch herausgekommen ist, denn wenn es noch nicht geschrieben wäre, hätte es auf Staatskosten gedruckt werden müssen, weil es die höchste Zeit ist, daß dem wissenschaftlichen und unchristlichen Gerede von „Euthanasie und Eugenik" ein Ende gemacht wird. Jeder Arzt, jeder Jurist, jeder Theologe, jeder Lehrer, jeder Politiker, der über diese so wichtigen Fragen mitreden will, muß unbedingt dieses Buch gelesen haben.
„Die Medizinische Welt", Berlin
Ausführlicher Sonderprospekt gratis!
Max Hueber / Verlag / München 2 NW

G. v. NATZMER, Berlin

Das physiologische Zeitgedächtnis

Unabhängig von der objektiven Zeit, deren Maßeinheit der Sterntag ist, läuft in uns eine subjektive Zeit ab, deren Rhythmus dem physiologischer Vorgänge entspricht. Diese »physiologische Zeit« hat nicht nur bei verschiedenen Lebewesen und Individuen, sondern auch in den verschiedenen Abschnitten eines Lebens unterschiedliche Geschwindigkeit. Gleiche objektiv meßbare Zeitlängen bedeuten daher jeweils sehr verschiedenes. Hierauf machte schon A. Carrel (Science, New York, 1931) aufmerksam. Kürzlich hat nun E. v. Skramlik (Münchener Medizinische Wochenschrift 1935, I 485) gezeigt, daß diese »physiologische Uhr« beim Menschen ständig Gangdifferenzen aufweist. Bald geht sie vor, bald nach. Bei seinen Versuchen handelte es sich darum, zu prüfen, wie weit der Mensch fähig ist, objektiv meßbare Zeitspannen richtig zu schätzen. Teils hatten die Versuchspersonen die Aufgabe, aktiv, etwa durch Senken der Hand, einen vorher vereinbarten Zeitintervall abzugrenzen. Teils sollten sie angeben, welche Zeit zwischen zwei auf sie einwirkenden Reizen verstrichen wäre. Immer wieder erwies es sich, daß diese Schätzungen nur in höchst unvollkommener Weise gelangen: entweder waren sie zu hoch oder sie waren zu niedrig. Der Zeitsinn ist also beim Kulturmenschen im allgemeinen nur unvollkommen ausgebildet.

Demgegenüber besitzen gewisse Insekten einen mit erstaunlicher Präzision funktionierenden Zeitsinn, der völlig unabhängig von der Umwelt und ihren Einflüssen arbeitet. Die ersten Versuche in dieser Richtung machte I. Beling (= I. v. Stein-Beling) mit Bienen. Sie wurden durch andere Forscher vielfältig bestätigt und mannigfach abgewandelt. Die ursprüngliche Versuchsanordnung war folgende: durch ein im Freien aufgestelltes Schälchen mit Zuckerwasser wurden Bienen von weither herbeigelockt und dann mittels Farbklecksen gekennzeichnet. Diese Fütterung wurde mehrere Tage lang zu stets gleicher Tageszeit wiederholt, während das Schälchen außerhalb der »Fütterungszeit« leer blieb. Eines Tages wurde jedoch kein Futter gereicht. Dennoch versammelten sich die Bienen wieder zur gewohnten Stunde, also nicht auch schon früher, an dem Fütterungsplatz und untersuchten eifrig, wenn auch vergeblich, das Schälchen. Diese Versuche gelangen selbst dann in gleicher Weise, wenn zwei und dreimal am Tage zu jeweils ganz bestimmten Zeiten, ja sogar an verschiedenen Futterplätzen Zuckerwasser gereicht wurde.

Hier stellt sich nun die Frage: woher wissen die Bienen, wann die Stunden der Fütterung gekommen sind? Hunger, der sich etwa nach einem bestimmten Zeitintervall einstellen würde, kann sie nicht veranlassen, das Futterschälchen zu festgesetzter Stunde aufzusuchen. Die Bienen verzehren den süßen Saft nämlich nicht selbst, sondern tragen ihn in ihren Stock, um ihn dort in den Waben aufzuspeichern. Dort hätten sie auch reichlich Gelegenheit, jederzeit ihren Hunger zu stillen. Übrigens hat es sich ergeben, daß eine solche »Dressur« eine Woche in ihrer Erinnerung haften bleibt, auch wenn während dieser Zeit nicht mehr gefüttert wurde (I. v. Stein-Beling, Biol. Review, Cambridge, 1935). Auch der Sonnenstand kann ihnen nicht verraten, wann die Stunde der Fütterung gekommen ist. Man hat nämlich Bienenvölker in geschlossenen Räumen aufgestellt, die völlig abgedunkelt waren und Tag und Nacht durch künstliches Licht erleuchtet wurden. Selbst unter diesen Verhältnissen glückte die Gewöhnung an bestimmte Futterzeiten, und zwar auch dann, wenn während der Nachtstunden gefüttert wurde. Dennoch schien manches dafür zu sprechen, daß die Bienen nicht die Zeitspanne von einer Fütterung zur anderen abschätzten, sondern daß sie auf eine uns unbekannte Weise die Tages- bzw. Nachtstunde erkennen. Man hat nämlich die merkwürdige Erfahrung machen müssen, daß das Zeitgedächtnis der Bienen an den 24 Stundenrhythmus gebunden ist. Die Zeitdressuren gelingen nämlich nur dann, wenn die Fütterung jeden Tag genau auf die gleiche Stunde fällt, und zwar macht es keinen Unterschied, ob man in freier Natur oder in abgedunkelten, Tag und Nacht erleuchteten Räumen experimentiert.

Forschungen der jüngsten Vergangenheit haben das Rätsel, vor dem man hier anfangs stand, gelöst. (Die wichtigsten Untersuchungen wurden in den letzten Bänden der »Zeitschrift für vergleichende Physiologie«, Verlag J. Springer, Berlin, veröffentlicht.) So wissen wir heute, daß der Lebensrhythmus der Bienen derselbe ist wie der der Blüten, auf die sie angewiesen sind. Der Honignektar in den Blumenkelchen wird nämlich meist nur zu jeweils ganz bestimmten Tagesstunden ausgesondert, und ebenso reift der Blütenstaub bei jeder Pflanzenart im allgemeinen nur zu bestimmten Stunden des Tages. Nur wenn die Bienen diese Zeiten wahrnehmen, finden sie in den von ihnen besuchten Blüten reichlich Tracht. Dementsprechend ist es auch gelungen, Bienen auf bestimmte Konzentrationen des Futtersaftes, der in bestimmter Stärke nur zu gewissen Tageszeiten, zu anderen Stunden, aber in schwächerer Konzentration geboten wurde, zu »dressieren«. Das Zeitgedächtnis der Bienen hat also in seiner Bindung an den Rhythmus des 24-Stundentages für sie eine lebenswichtige Bedeutung. Die Erfahrung, daß wenige Fütterungen lange Zeit in ihrem Gedächtnis haften, wurde schon erwähnt. Der biologische Sinn dieser Erscheinung dürfte der sein, daß die Bienen auch nach lang andauernden Schlechtwetterperioden wieder zur jeweils richtigen Zeit jede Blumensorte aufsuchen.

Ähnliche Zeitdressuren sind W. Grabensberger auch bei anderen staatenbildenden Insekten, bei Ameisen und Termiten, gelungen. Diese Tiere sammeln im allgemeinen nicht Honig und Blütenpollen, sind also nicht von bestimmten Trachtquellen, die nur zu gewissen Stunden reichlich fließen, abhängig. Damit steht es im Einklang, daß ihr Zeitgedächtnis nicht wie das der Bienen an den 24-Stunden-Rhythmus gebunden ist. Bei Ameisen gelangen z. B. Dressuren auf Rhythmen von 3, 5, 21, 22, 24, 26 und 27 Stunden sowie auf fünf verschiedene Fütterungszeiten an einem Tage. Bemerkenswert ist es jedoch, daß bei solchen Arten, die gerne Blüten besuchen, Dressuren innerhalb des 24-Stunden-Rhythmus besser gelangen als alle andern.

Weitere Versuche Grabensbergers brachten Klarheit darüber, worauf das Zeitgedächtnis beruht. Eine Betäubung der Tiere mit Chloroform oder Äther zeigte sich ohne Einfluß. Dies erweist, daß ihr Zeitsinn kein psychologisches Phänomen ist. Anders war

Digitized by Google

das Ergebnis dagegen, wenn den Stoffwechsel beeinflussende Stoffe verfüttert wurden. Euchinin, das den Stoffwechsel hemmt, bewirkte z. B., daß die Tiere mit vierstündiger Verspätung an den Futterstellen eintrafen. Bei Fütterung mit dem den Stoffwechsel steigernden Jodthyreoglubin zeigte sich dagegen eine Verfrühung von 5 Stunden. Übrigens hatten auch Kälte- und Wärmeeinwirkungen geringe Verschiebungen zur Folge. Das physiologische Zeitgedächtnis beruht also offenbar auf dem Rhythmus des Zellstoffwechsels. Grabensberger empfiehlt daher geradezu, Ameisen als Test zur Feststellung der stoffwechselfördernden bzw. hemmenden Wirkung eines Stoffes zu verwenden. Dieser innere Rhythmus des Stoffwechsels steht wiederum im Einklang mit dem gesamten Lebensrhythmus dieser Insekten. Die hier erwähnten Untersuchungen über das physiologische Zeitgedächtnis dürften als erste Schritte in neu erschlossene Gebiete der Forschung anzusehen sein.

Physikalisches Denken in der neuen Zeit

Professor Jordan gibt in seiner Schrift einen recht anschaulichen Beitrag zur Philosophie der Physik in der Gegenwart. Er schildert die Paradoxien der Physik (z. B. die, daß Strahlen »zugleich«, das heißt je nach der Betrachtungsweise, Körperchen und Wellen sind, was früher als unvereinbar galt). Auch die heute so besonders interessierenden chemisch-physikalischen Geschehnisse in den Organismen — also die biologische Fragestellung — werden anschaulich und verständlich gewürdigt. Ist die Schrift auch nicht bahnbrechend wie Max Plancks Vorträge oder Eddingtons letzte Bücher (das letzte »Die Naturwissenschaft auf neuen Bahnen«), so geht sie doch über die bloße Darstellung der heutigen Lage heraus und nimmt in erwägenswerter Weise Stellung zu der weit ins Soziale, ja Politische ausgreifenden Wandlung im heutigen physikalischen Denken.

Dr. H. H.

Pascual Jordan, Physikalisches Denken in der neuen Zeit. Verlag Hanseat. Verlagsanstalt Hamburg 1935. 60 S. RM. 2.—.

Ein Grundwerk mittelalterlicher Alchemie

Um die Mitte des 8. Jahrhunderts übernahmen die Araber die syro-persische Bildung des nordöstlichen Irans, in der hellenistische und orientalische Kenntnisse und Gedanken innig miteinander vermengt waren. In ihrem Siegeslaufe brachten die Araber ihre neuerworbene Wissenschaft nach dem Westen, von dem sie ursprünglich großenteils ausgegangen war. Auf den arabischen Universitäten Spaniens wurden arabische Philosophie und Medizin, Astronomie und Alchemie gelehrt und gelernt. Das arabische Schrifttum wurde maßgebend. Seine bedeutendsten Werke wurden für den Gebrauch im Abendland ins Lateinische übersetzt, von gelehrten christlichen Mönchen wiederholt abgeschrieben, ergänzt und erläutert.

Vinzenz (1190—1264), der Subprior des Klosters Beauvais bei Amiens, der belesene Bibliothekar und Lehrer Ludwigs IX. und seiner Söhne, hat in seinen großen Sammelwerken, in dem *Speculum Naturale* und dem *Speculum Doctrinale*, neben griechischen und lateinischen auch zahlreiche arabische Quellen in lateinischer Übersetzung benutzt. Unter ihnen befindet sich ein von den Alchemisten hochgeschätztes Buch *De Aluminibus et Salibus*, das dem großen persischen Arzt, Philosophen und Chemiker Abūbekr Muhammad ibn Zakarijjā al Rāzī (860—925) zugeschrieben wurde. Auch Vincentius Bellovacensis glaubte an die Echtheit. Sein Urteil hat jedoch keine Beweiskraft, denn er hat nirgends versucht, es zu begründen, und er war auch gar nicht in der Lage, die Frage der Herkunft zu entscheiden.

Al Rāzī hat selbst ein Verzeichnis seiner Schriften zusammengestellt. In dieser Übersicht fehlt, ebenso wie in allen anderen alten, als echt bezeugten arabischen Schriftenverzeichnissen, ein »Buch der Alaune und Salze«. Übrigens stimmt nicht einmal der Titel genau zum Inhalt: die Paragraphen über die »Geister« (das sind die flüchtigen Stoffe) und über die »Metalle« überwiegen an Zahl und Umfang die Abschnitte über die »Salze« bedeutend. Richtiger ist der Titel »*De Spiritibus et Corporibus*«, den Roger Bacon (1214—1294) in seinem *Opus minus* gebraucht. Außerdem ist zu bedenken, daß alle bisher bekannten Handschriften des genannten angeblichen Rāzī-Werkes unvollständig sind; als vollständigste galt eine alchemistische Sammelhandschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, die einst der alten Familie Speciale gehörte und jetzt im Besitz der Biblioteca Comunale in Palermo ist.

Bei seinen Untersuchungen über dieses einst berühmte Werk fand J. Ruska eine bisher nicht beachtete alte Druckausgabe, die einem anderen Verfasser zugeschrieben wurde und eine andere Überschrift trägt. Es ist der zu Basel 1560 gedruckte *De Mineralibus Liber* des Joannes Garlandius, der seinem *Compendium Alchimiae* angehängt ist. Diese Druckausgabe ist eine von der bekannten Fassung völlig unabhängige Übersetzung einer offenbar arabischen Vorlage. Schließlich hat Ruska auch den größten Teil einer arabischen Urschrift in der Berliner Handschrift Sprenger 1908 gefunden. Die lateinischen Übersetzungen müssen jedoch noch ältere und sicherlich auch besser überlieferte arabische Vorlagen gehabt haben.

Die stilistischen Eigentümlichkeiten der lateinischen Schriften und die vielen auffallenden Unterschiede in den Namen für Stoffe, Geräte und Arbeitsweisen gehen in gesetzmäßiger Wiederkehr durch die ganzen Übersetzungen hindurch und beweisen deren völlige Selbständigkeit: lutum, cuprum, oleum, adeps, lamina, pasta, sublimare, sublimatio, experiri, imbibere, solvere usw. einerseits, argilla, aes, unguentum, sepum, folium, massa, exaltare, exaltatio, probare, potare, liquefacere usw. andrerseits. Zahlreiche arabische und persische Namen für Stoffe und Geräte sind unübersetzt geblieben oder mißverstanden und damit unwiderlegliche Zeugen der Herkunft, z. B. *zunzar* oder *azzimar* mit der fehlgreifenden Erläuterung »id est minium« für das persische Wort *zingar*, das Grünspan bedeutet; *botum barbatum* für das persische *būṭ bar būṭ*, d. h. Tiegel über Tiegel.

Die Ortsangaben in den Texten beziehen sich auf Spanien, während gleichzeitig Ortsnamen des fernen Ostens verderbt und verstümmelt sind. Bemerkenswert ist die Gedankenlosigkeit des lateinischen Schreibers, der völlig sinnlos *Stannum Mariae* schreibt, was nach dem erhaltenen arabischen Text Santa Maria in Andalusien ist. Man muß Ruska beipflichten, daß hiernach als Heimat des Verfassers Spanien anzusehen ist. »Die Ortsangaben als Zusätze maurischer Bearbeiter zu einem echten Werke von al Rāzī anzusehen, wäre erst dann erlaubt, wenn das angebliche Werk ohne solche Zusätze irgendwo nachweisbar wäre.«

Mit Hilfe der arabischen Bruchstücke hat Ruska Fehler über Fehler der alten Druckausgabe des Garlandius berichtigt, ihre planlose Einteilung und mangelhafte Zeichensetzung beseitigt und damit den Text in lesbare Form gebracht. Er hat diesen gereinigten lateinischen Text, den arabischen Text und die deutsche Übersetzung abgedruckt; diese hält sich an die arabische Vorlage, soweit sie erhalten ist, die fehlenden Paragraphen sind nach Garlandius ergänzt.

Die vier Hauptabschnitte des Werkes — »Von den mineralischen Seelen und Geistern.« »Von den Metallen.« »Vom Glas und von den Steinen.« »Von den Alaunen und Salzen.« — entsprechen der Gliederung, die al Rāzī in seinem Hauptwerk, in dem Buch »Geheimnis der Geheimnisse« durchgeführt hatte. Es ist jedoch sehr wesentlich, daß der Salmiak nicht wie bei dem großen Perser unter den »Geistern«, sondern unter den Salzen behandelt und dort mit überschwenglichen Worten gepriesen wird. Weil al Rāzī sich eingehend mit diesem Stoff beschäftigt und ihn mit triftigen Gründen unter die »Geister« eingereiht hat, kann man eine ganz anders verfahrende Schrift nicht al Rāzī zuschieben. Überdies weicht »Das Buch der Alaune und Salze« auch in theoretischen Annahmen von den Lehren des al Rāzī ab: als Symbole für Urquecksilber und Urschwefel, aus denen die Metalle entstehen sollen, werden »Wasser« und »Öl« genannt; diese Begriffe »Wasser« und »Öl« sind bei al Rāzī noch nicht zu finden. Quecksilber als Metall wird in dem fraglichen Buch als geheimnisvoller Geist mit wunderbarsten Eigenschaften in hochtönenden Worten nach Art der ägyptischen Alchemistenschule verherrlicht, während al Rāzī darüber sachlich nüchtern berichtet. Für das Herstellen — richtiger: für das Nachahmen — von Edelsteinen hat andrerseits al Rāzī phantastische Vorschriften mineralischer Elixire, während »Das Buch der Alaune und Salze« einfache und zweckmäßige Verfahren für farbige Glasflüsse beschreibt. Keine der zahlreichen Vorschriften des al Rāzī paßt zu der Beschreibung der Verfahren zum Hochtreiben der Arsensulfide usw.

Bei so vielen abweichenden Einzelheiten kann al Rāzī nicht der Verfasser des Buches sein; es ist aber aus seinen Arbeiten entwickelt worden. Der unbekannte Verfasser ist sichtlich bemüht, nach dem Vorgang des großen Persers die Stoffe und Geräte rein sachlich zu beschreiben, die chemischen Arbeitsgänge nach wohl überlegtem Plan zu ordnen und alles geschlossen und einheitlich darzustellen. An vielen Stellen ist der Einfluß des al Rāzī unmittelbar zu spüren, ja es sind sogar einzelne Sätze wörtlich übernommen. Der belesene Verfasser hat aber auch die Werke des Ǧābir ibn Ḥajjān und ein Gedicht des Chālid ibn Jazīd benutzt, und er verfällt an einzelnen, ziemlich ausgedehnten Stellen dem rätselhaften Zauber, dem gewollt dunklen, allegorischen Schwulst der *Turba Philosophorum* und ähnlicher Werke, die aus der ägyptischen Schule hervorgegangen sind. »So entsteht bei uns das Bild eines nicht nur literarisch wohl unterrichteten, sondern auch praktisch tätigen spanischen Alchemisten etwa des 11. Jahrhunderts, der sich und anderen zum Nutzen sein »Kompendium der Alchemie« verfaßt und der Nachwelt hinterlassen hat.«

R. Winderlich
Oldenburg i. O.

Das Buch der Alaune und Salze. Ein Grundwerk der spätlateinischen Alchemie. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Julius Ruska, Abteilungsvorstand am Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Berlin. 127 S. Berlin 1935, Verlag Chemie G. m. b. H. Lwd. geb. RM 15.—

Unsere märkische Heimat
Alte Stiche, Karten und Originale zeigt im April die Kunstabteilung der Buchhandlung
COLLIGNON BERLIN NW 7,
Prinz-Louis-Ferdinand-Straße 2 / Tel. A 6/6311

Ein Grundwerk der spätlateinischen Alchemie
Das Buch der Alaune und Salze
Von Professor Dr.
J. RUSKA, Abteilungsvorst. am Institut f. Geschichte d. Medizin u. d. Naturwissenschaften, Berlin.
127 Seiten. Gebunden Lwd. RM 15.—
Das Werk, das hier zum erstenmal in vollständiger lateinischer und moderner deutscher Übersetzung mit den vom Herausgeber entdeckten Resten des arabischen Urtextes herausgegeben wird, gehört zu den wichtigsten Dokumenten der mittelalterlichen Alchemie. Es behandelt nicht nur Alaune und Salze, sondern den ganzen Bereich der von den Alchemisten benützten Stoffe. Während in den theologisch eingestellten Kreisen sich die allegorische Alchemie besonderer Pflege erfreute, ist dieses Werk eine der wichtigsten auf praktischen Erfahrungen begründeten Schriften, die das muslimische Spanien hervorgebracht. — „. . . Nur ein Mann wie Ruska, gleich durchgebildet als Orientalist und Altphilologe wie als Naturwissenschaftler, war in der Lage, dieses bedeutsame Werk zu bearbeiten und herauszugeben.
(Umschau Wiss. Techn. Nr. 41, 1935.)
Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt!
VERLAG CHEMIE, G.m.b.H., BERLIN W 35

Digitized by Google

Der Zeitschriftenstil des Auslandes

2. Frankreich.

Während die italienische Zeitschrift in ihrem gesamten Umfange sichtbar in den Dienst am Staat eingeordnet wird, — während sie so in sich und zugleich mit allen anderen Schöpfungen faschistischen Lebenskampfes eine Einheit des Geistes und der Tat bildet, bietet die Zeitschriften*produktion* Frankreichs hinsichtlich ihrer Leistungen und ihrer weltanschaulichen Ausrichtung zunächst das Bild völliger Uneinheitlichkeit. Der Versuch, trotzdem eine Charakteristik des französischen Zeitschriftentums als einer umfassenden *Einheit* zu erarbeiten, kann den maßgebenden Einfluß des persönlichen Urteils nicht verleugnen; denn er muß bei der Sichtung und Wertung des vorliegenden Materials die wesentlichen Charakterzüge erst selbst herausarbeiten, um das Einzelne aus der höheren Wahrheit größerer Zusammenhänge heraus zu würdigen. Und dabei ist der *Erfolg* von der Sicherheit der Hand und der Zuverlässigkeit des Auges nicht zu trennen.

Die Einheitlichkeit des französischen Zeitschriftentums kann ebenso wie die des französischen Geisteslebens nicht in deren Auseinandersetzung mit den großen Fragen der Gegenwart gesucht werden, sondern allein in den Energien ihrer *weltanschaulichen* Tradition.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts trat eine neue Lehre von der Stellung des Menschen zum Universum ihre Herrschaft über Europa an. In einer entgötterten Welt wurde das individuelle Dasein zum Ziel und Sinn des Universums erhoben. Die Bemühung dieses Dogmas um eine neue Erkenntnis *universaler* Werte erschöpfte sich in der materiellen Unterwerfung der Welt unter die absolute Sittlichkeit des Individuums.

Die große französische Revolution, die diese individualistische Religion durch die ihr innewohnenden gewaltigen Energien zum Befreier eines Volkes und zum Gestalter eines Staates werden ließ, ist ein Schicksalsfaktor der französischen Nation von überzeitlicher Bedeutung. Während im übrigen Europa die Not der individuellen Isolierung durch das Bekenntnis zu nationalen oder internationalen Gemeinschaften bekämpft und besiegt wurde, war die französische Nation dank ihrer demokratischen Überlieferung geradezu die Voraussetzung und die Verkörperung des individualistischen Lebensstiles. Die Auseinandersetzung dieses Lebensstiles mit den überindividuellen Gemeinschaftsbekenntnissen Europas ist der entscheidende Inhalts- und Formfaktor der französischen Zeitschrift der Gegenwart. Die schöpferische Not, die die Weltanschauung der französischen Revolution in ihrer Weiterentwicklung zu neuen Gemeinschaftsbekenntnissen überwand, erhielt ihre Richtungstendenzen durch die Tatsache, daß die Weltanschauung gegenüber der Forderung versagte, den Einzelmenschen durch eine konstruktive Erkenntnis überindividueller Werte in eine innere Beziehung zu seinen historischen und natürlichen Lebensquellen zu setzen. Aus diesem Grunde stehen im Brennpunkt des Machtkampfes drei grundlegende Fragen: die Frage nach dem Wesen der wahren Erkenntnis, die Frage nach den wirklichen Werten, und die Frage nach dem Wesen des Menschen. Diese drei brennenden Zeitfragen kehren einzeln oder verbunden in allen Schöpfungen des französischen Zeitschriftentums wieder und streben nach einer Antwort, die den Lebensbedürfnissen des französischen Menschen in einer positiven Synthese der gegensätzlichen Kräfte gerecht wird. Wie brennend das Erkenntnisproblem heute für die französische Geistigkeit ist, beweisen die Beiträge, die von Zeitschriften aller Geistesgebiete, voran den philosophischen und kunsthistorischen Zeitschriften, zu diesem Thema gegeben werden.

Die geistige Neuorientierung, an die die französische Geistigkeit nur zögernd und gezwungen heranging, ist heute in Gefahr, hinter der tatsächlichen Entwicklung herzulaufen, die vielfach schon zu einem glatten Bruch mit der französischen Tradition geführt hat. Eine vorzügliche Darstellung dieser Geistesentwicklung gibt Jean Grenier unter dem Titel »L'Âge des Orthodoxies« im Aprilheft der »Nouvelle Revue Française«. Das Ergebnis der letzten 10 Jahre der französischen Entwicklung ist nach ihm »le brusque passage d'un doute absolu à une foi totale et parallèlement du desespoir sans limites à un espoir sans limites«. Der Zeit der absoluten Verneinung aller Werte in der Nachkriegszeit folgte die Zeit des »surréalisme au service de la révolution«, an deren Endziel Grenier den Kommunismus warten sieht. Diese Darstellung Greniers wird ergänzt durch eine kleine Notiz in »L'Enseignement Public« (1935, S. 358/59), daß zwei Drittel des Lehrermaterials aus der École Normale in den revolutionären Syndikaten eingeschrieben sind.

Diese Tatsachen sind für die Behandlung des Erkenntnisproblems durch die französische Geisteswelt entscheidend. In ihr sind im wesentlichen drei große Lager zu unterscheiden, die den Ausgangspunkten in der katholischen, der marxistischen und der liberalistischen Ideologie entsprechen. Die katholische Ideologie, die u. a. in den »Cahiers de la Société de Philosophie de la Nature« ihren absolutistischen Machtanspruch geltend macht, stellt sich in der Auseinandersetzung aus inneren Ursachen oder strategischen Erwägungen heraus in der Form des scholastischen Realismus dar; ihre Beiträge zum Gesamtbild der französischen Zeitschrift dienen »ad maiorem gloriam Aquinatis« (J. Grenier).

Ungleich stärker und bedrohlicher als der thomistische Einfluß ist zur Zeit im französischen Schrifttum die Arbeit der konsequenten marxistischen Schule. Ihre Erkenntnislehre, die sich an sich in materieller Nützlichkeitsideologie erschöpft, bildet heute die größte Gefahr für die Eigenart des französischen Geistes und wird deshalb von ihm am erbittertsten bekämpft. Wenn der Marxismus trotzdem seinen Einfluß noch zu steigern vermag, obwohl er mit dem französischen Wertdenken so gar nichts gemein hat, so liegt das einmal in seiner berechnenden Taktik begründet, da er vor den Augen der französischen Intelligenz die gewaltige Fülle des abendländischen Geistesgutes in die bescheidenen Grenzen seines Weltbildes hineinzaubert (typisch hierfür ist die Sammlung »Problèmes« der »Éditions Sociales Internationales«!), und so von einer Wirtschaftslehre zu einer Philosophie, ja zu einer Theologie hinaufsteigt, — und zum anderen daran, daß die individualistische Geistigkeit Frankreichs heute noch nicht zu einem universalen Gemeinschaftsbekenntnis französischer Herkunft vorgedrungen ist. Die Ansätze zu einem solchen sind in den Leistungen liberalistischen Denkens im französischen Zeitschriftentum in großer Zahl zu bemerken.

In bewußter Gegnerschaft zu der materialistischen Ideenlehre des Marxismus bekennt sich so in der Zeitschrift »Le Feu« (Aix-en-Provence) Emile Schaub-Koch in der Abhandlung »Cézanne et l'Esprit Classique« zu einer geistigen Wirklichkeit und zu ihrer Erkenntnis mit den Kräften des Geistes und Charakters: »... obéir non à la lettre, c'est-à-dire à la matière, mais à l'esprit, c'est-à-dire à la pensée humaine.« Diese Betonung der geistigen Wahrnehmung, die Vorliebe für den Impressionsstil wird am eindringlichsten in den Abhandlungen von Waldemar George über Degas in der Februarnummer der »Renaissance« sowie den überraschenden Leistungen der Kunstphotographie im Märzheft von »L'Art Vivant« und »Revue de l'Art«. In der gleichen Richtung wirkt die Untersuchung von Jean Pucelle über »La Théorie de la Perception Extérieure chez Descartes« (Revue d'Histoire de la Philosophie et d'Histoire Générale de la Civilisation) auf erkenntnistheoretischem Gebiet, die Ausführungen über die Stellung des Richters in der modernen Gesellschaft (Comptes Rendu. Séances et Travaux de l'Académie des Sciences Morales et Politiques) und Jean Gionos »Résurrection du Pain« (im Aprilheft der »Nouvelle Revue Française«).

Diese positiven Ansätze allein reichen jedoch nicht aus für die Bewältigung der großen Aufgaben, die vor der französischen Geistigkeit und vor dem französischen Zeitschriftentum liegen. Es ist nicht damit getan, daß Paul Crouzet im Märzheft der »Grande Revue« die dringende Notwendigkeit eines »redressement moral« betont. Denn dies kann nur von einer Kraft vollbracht werden, die der im Konservativen erstarrten Idee der großen Revolution den neuen evolutionären Inhalt aus den Quellen des französischen Lebens und Geistes gibt, der — wie es die Revue de Métaphysique et de Morale ausdrückt — »correspond à l'évolution des peuples«.

Fortsetzung folgt. **H. V. C.**

Führer für Studierende

Der Deutsche Hochschulführer 1936 enthält wie in den Vorjahren die auf den neuesten Stand gebrachten Angaben über die Studien- und Lebensverhältnisse an den deutschen Hochschulen, sowie eine Zusammenstellung über die Voraussetzungen zum Studium.

Über alles, was zum Hochschulstudium in Berlin gehört, unterrichtet der Berliner Hochschulführer, den das Studentenwerk Berlin e. V. herausgibt. Er enthält nicht nur genaue Angaben über die Berliner Hochschulen, die einzelnen Fakultäten, die Prüfungen und Verbände, sondern auch praktische Hinweise über Lebenshaltungskosten und Vergünstigen für Studierende in Berlin.

Das Akademische Auskunftsamt bringt einen amtlichen Führer für die Universität, Technische Hochschule und die Handelshochschule Berlin heraus, der, straff und übersichtlich gegliedert, eine Übersicht bietet über alle Bestimmungen von der Einschreibung in die Hochschule über die Auswahl der Vorlesungen, den Aufbau des Studienplans, die Prüfungen bis zur Exmatrikulation.

Das Völkerbundsinstitut für Geistige Zusammenarbeit hat auch für 1936 ein Verzeichnis der Ferienkurse in Europa veröffentlicht. Es enthält 154 Kurse, die sich über 19 Länder verteilen und ein Inhaltsverzeichnis nach Lehrgegenständen.

M. D.

1. Deutscher Hochschulführer 1936. Herausgegeben vom Reichsstudentenwerk gemeinsam mit der Deutschen Studentenschaft. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936. 84 S. RM. 1.—

2. Berliner Hochschulführer. Herausgegeben vom Studentenwerk Berlin e. V., Berlin 1936. 160 S. RM. —.80.

3. Studium und Prüfungen in Berlin. Amtlicher Führer für die Universität, Technische Hochschule und Handelshochschule. Herausgegeben vom Akademischen Auskunftsamt. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin 1936. 222 S. RM. 1.—.

4. Ferienkurse in Europa 1936. Herausgegeben vom Völkerbundsinstitut für Geistige Zusammenarbeit, Paris. Vertrieb für Deutschland: Alfred Lorentz, Verlag, Leipzig. 68 S. RM. 1.50.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer

WEGNER: Deutsches Jugendrecht

JANSSEN: Vorgeschichtsforschung und Grenzlandarbeit

URBACH: Wesensunterschiede deutscher und französischer Dichtkunst

BLUMENTHAL: Tendenzen der neueren Herderforschung (Fortsetzung)

Die nächste Nummer bringt u. a.

MÖNCH: Machiavellis „Fürsten" und Friedrich des Großen „Antimachiavell"

RUGE: Rechtssprache und Volkskunde

LUDWIG: Arbeitssuche des wandernden Gesellen

ELSTER: Analogie als rechtswissenschaftliches Problem

Die neue Hochschule
Herausgeg. v. Prof. Dr. Theodor Vahlen

Heft 1: Prof. Dr. Erwin Wiskemann
Die neue Wirtschaftswissenschaft
Kart. RM 2.80

1936 erscheinen noch 9 Hefte. Bei Bestellung auf 10 aufeinanderfolgende Hefte wird ein Nachlaß von 10% auf den Ladenpreis gewährt.

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Johann Michael Franz, ein politischer Geograph des 18. Jhs.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts verdichtete sich jene aus absolutistischem Gedankengut gewordene Erkenntnis, daß die allerseits erstrebte äußere Machtstellung des einzelnen Staates viel sicherer als durch Kriege mit doch ungewissem Ausgang durch die Steigerung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des eigenen Staatsgebietes zu erreichen sei. Überall jedoch, wo regierungsseitig Maßnahmen zur Steigerung der wirtschaftlichen Kräfte ergriffen wurden, stieß die Durchführung bald auf ernste Schwierigkeiten: es fehlte an der Grundvoraussetzung zu solchem Unternehmen, nämlich an ausreichenden Landeskenntnissen des eigenen Staats wie der Nachbargebiete, der günstigsten Rohstoffländer wie der Absatzmärkte. So war endlich für die bisher vergeblich um Anerkennung ringende Geographie der Zeitpunkt gekommen, sich aus der bisher dienenden Stellung als Hilfswissenschaft zu lösen.

Dennoch schien es, als ob es der wissenschaftlichen Geographie nicht gelingen sollte, aus der jahrhundertelangen Erstarrung zu erwachen. Unberührt vom ringsum sich drängenden Leben blieb sie weiter trockene Compendien-Wissenschaft, mit historischem und philologischem Beiwerk überladen.

Da fanden sich zur Rettung der deutschen wissenschaftlichen Geographie in den dreißiger und vierziger Jahren einige verdienstvolle Männer: Eberhard Dav. Hauber mit seinem »Nützlichen Discours von dem gegenwärtigen Zustand der Geographie« (1727) und, darauf weiter bauend, Johann Michael Franz. Sein Leben und seine wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Pläne sind von einer uns Heutigen fast unvorstellbaren Buntheit und Wirrnis; sie sind nicht von einander zu trennen.

Johann Michael Franz ist am 14. 9. 1700 in Öhringen (Württemberg) geboren. Als Sohn eines verarmten Hutmachers vermag er nur unter größter Energie den Besuch der Lateinschule durchzuführen. Einundzwanzigjährig, wandert er zu Fuß nach Halle, wo er neun Jahre Geistes- und Rechtswissenschaft studiert. Dieser Studienaufenthalt wird für ihn entscheidend: in Halle schließt er Freundschaft mit dem jungen Homann, dem Erben der angesehensten deutschen Landkarten-Officin Joh. Bapt. Homann in Nürnberg. 1730 geht Franz mit Homann nach Nürnberg, um in der Offizin weitreichende Neuerungen einzuführen. Unter seinem Einfluß beginnt die Landkartenwerkstätte die Herausgabe von Originalkarten statt der bisher gepflegten Nachstiche von niederländischen Kartenwerken. Im gleichen Jahre 1730 noch setzte Homann Franz als Miterben ein, der durch den frühen Tod des Freundes wenige Wochen später das verantwortungsvolle Erbe antritt. Geschickt weiß er sich die Mitarbeit tüchtiger Mathematiker zu sichern und sie zu Kartographen zu erziehen. So gewinnt er den berühmten Prof. Haase-Wittenberg und nach dessen Tode Lowitz und Tobias Mayer für die Offizin und damit für die Geographie.

Jetzt beginnt Franz seinen unermüdlichen Kampf um die Anerkennung der Geographie. Bei ihren Bemühungen um die Gewinnung zuverlässiger Unterlagen für geplante Originalkarten sind er und seine Genossen überall auf Schwierigkeiten gestoßen. Statt des erwarteten Interesses begegnen ihnen Ablehnung, Gleichgültigkeit, Geheimniskrämerei, und mit dem doppelten Ziel, die geschäftliche Entwicklung der Offizin ungestört fortzusetzen wie der Geographie zunächst wenigstens in wissenschaftlichen Kreisen Ansehen und Achtung zu gewinnen, kommt Franz auf die ausgezeichnete Idee, eine gelehrte geographische Gesellschaft zu gründen. Seine »Cosmographische Gesellschaft« zu Nürnberg, in den dreißiger Jahren gegründet und somit die erste geographische Gesellschaft nicht nur Deutschlands, sondern des ganzen wissenschaftlichen Europas, gewinnt in der Tat rasch großes Ansehen im In- und Auslande. Für Franz ist das gewonnene Ansehen der Gesellschaft nur die Plattform für weitere Pläne, neue Unternehmungen.

Die Anfangserfolge der »Cosmographischen Gesellschaft« ermuntern ihn, den der Gesellschaft gezogenen Rahmen durch einen kühnen Versuch zu erweitern: 1749 sucht Franz persönlich den Kaiser in Wien auf, um ihm in einer Audienz die Bedeutung der »Cosmographischen Gesellschaft« und deren weitgesteckte Ziele vorzutragen und um den interessierten Monarchen um die Errichtung einer Kaiserlichen Akademie für Erdbeschreibung zu bitten. Aber der Wiener Hof hat für diesen Plan keine Neigung, Franz wird mit einem Geschenk von 200 Dukaten abgespeist: ein allzu billiges Schmerzensgeld für das Scheitern seiner klugen Absicht, der Geographie sicheren Anschluß in höchsten politischen Kreisen zu gewinnen.

Denn darauf kommt es Franz nun an: er ist lebenserfahren genug um zu wissen, daß das durch die »Cosmographische Gesellschaft« zurückgewonnene Ansehen der Geographie bei in- und ausländischen Wissenschaftlern doch zu karg und spärlich ist, um größere Wirkungen auszulösen. Dazu ist Verbindung mit der Politik notwendig, und die politische Geographie in einer für die Zeit kennzeichnenden und eigentümlichen Form den Staatsleitungen immer wieder anzupreisen, ist für die nächsten Jahre seine wichtigste Lebensaufgabe. Äußerlich überwiegt dabei das Bestreben die »Cosmographische Gesellschaft« und deren Nürnberger Mitglieder als »Reichsmessungs-Kontor« anerkannt zu sehen, als Zentrale also für eine wissenschaftlich einwandfreie Vermessung und Kartierung der dreihundert deutschen Staaten, Gebiete und Herrschaften. Diese Versuche sind verständlich durch die Verbindung mit der Homännischen Offizin und durch die derzeitige Aktualität des ganzen Problems; denn es fehlte in Deutschland ja nicht nur an guten Landeskunden, sondern ebenso sehr an zuverlässigen Karten. Franz ist nie müde geworden, diesen Vorschlag des Reichsmessungs-Kontors in seinen Schriften zu wiederholen und anzupreisen. Eine umfangreiche Abhandlung in dem leider nur einmal herausgekommenen Jahrbuch der »Cosmograph. Gesellschaft«, den »Kosmographischen Nachrichten« (Lpz. 1750) zeigt uns Franz als aus dem Vollen schöpfenden Kritiker der zeitgenössigen deutschen Kartographie, gleichzeitig aber auch als geschickten Anreger und klugen Methodiker, so daß jener Aufsatz für das Verständnis der damaligen Kartographie in Deutschland, für die derzeitigen Probleme, Einengungen und Aussichten heute eine ungemein wichtige Quelle bildet.

Aber jene übrigens vergeblichen Bemühungen machten von Franz' Arbeiten um die Geographie doch nur den kleineren Teil aus. Wissenschaftlich weitreichender und tiefgründiger sind seine Bestrebungen um eine moderne Staatsgeographie, für deren Verwirklichung er einen ganz neuen wissenschaftlichen Beruf vorschlägt: seinen Staatsgeographen. Diese seine Lieblingsidee taucht bereits in seinen Erstschriften um 1747 auf, voll ausgereift entwickelt Franz sie dann in seinem »Deutschen Staatsgeographus« (Frankfurt 1753). In diesem Werk meistert er das gesamte geographische Wissen seiner Zeit von einer hohen Warte aus, er kritisiert das Vorhandene, stellt zukunftsweisend kühne Forderungen für den Ausbau der politischen Geographie und zeigt in Ausführungen von hohem wissenschaftlichen Niveau die Wege dazu. In zehn schwerwiegenden Artikeln umreißt Franz die wissenschaftlichen Voraussetzungen des wirklichen Staatsgeographen und seinen reichen Aufgabenkreis, der von der Grenz- und Landvermessung, der wissenschaftlich geographischen Kenntnis der Nachbarländer, Rohstoffgebiete und Absatzmärkte, der Schaffung einer zuverlässigen Landeskunde, dem Ausbau des Geographie-Unterrichts bis zur Durchführung von gerade jetzt wieder modern anmutenden Landesplanungen und bis zur Ausübung einer militärgeographischen Beschäftigung alle Betätigungsmöglichkeiten des Geographen jener Zeit erfaßt. So wichtig wie diese Forderungen als Ausdruck der damaligen Auffassung einer politischen Geographie, sind die anschließenden Ausführungen über Einzelbegriffe der Geographie. Durch diese vollzieht Franz die Lösung von der herkömmlichen Auffassung geographischer Arbeitsmethoden und stellt neue Grundsätze auf, die für die Neugestaltung und Wiedergeburt der wissenschaftlichen Erdkunde von eminenter Bedeutung sind. Als erster seiner Zeitgenossen fordert Franz »gewisse«, d. h. zuverlässige Angaben statt des bisher gepflegten Abschreibens aus beliebten, aber fehlerhaften Erdkunde-Büchern und gibt gleichzeitig eine Anleitung zur Schaffung einer einwandfreien Landeskunde, immer mit der aus den Zeitströmungen bedingten Tendenz, den Nutzen der Geographie für die Politik zu bestätigen und zu sichern. Franz zählt durch diese seine Bemühungen zu den ersten und achtbarsten Methodikern der Geographie im 18. Jahrhundert, und auf Franz vor allem fußt der größte politische Geograph jener Zeit: Anton Friedrich Büsching.

Beide haben sich noch persönlich kennen gelernt. 1755 nämlich kam Franz als Professor der Geographie nach Göttingen, wo Büsching bereits weilte. Göttingen und die Georgia Augusta war dem nun Fünfundfünfzigjährigen in mehr als einer Hinsicht eine lockende und vielversprechende Arbeitsstätte, nicht nur der hier besonders reichhaltigen Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Arbeit wegen. Franz war nämlich durch die Herausgabe neuer Kartenwerke der Offizin seit Jahren in Nürnberg persönlich sehr verschuldet, und mit der gleichzeitigen Absicht, seine wirtschaftlichen Verhältnisse dadurch zu gesunden und der »Cosmographischen Gesellschaft« für ihre anerkennenswerten Bestrebungen Geldmittel zuzuführen, war er auf einige heute phantastisch anmutende Pläne gekommen. Davon steht an erster Stelle das Weltkugelwerk — ein Unternehmen von Franz, das die Herstellung von damals so beliebten Globen vorsah. Vorauszahlungen wurden aber von Franz und Lowitz verwirtschaftet, ohne daß das Kugelwerk recht fortschritt, und in den fünfziger Jahren wurde Franz' Lage in Nürnberg fast unhaltbar. Da bot ihm Göttingen die rettende Hand, streckte ihm für die Beendigung des Kugelwerkes einige tausend Taler zinsfrei vor, gewährte ihm ein gutes Professorengehalt und ermunterte Franz zur Ausführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Für diese konnte er nirgends günstigere Bedingungen finden als an der Georgia Augusta, wo eine berühmte Bibliothek ihm die wissenschaftlichen Aufgaben erleichterte, anregender Verkehr mit weltbekannten Gelehrten der eigenen Wissenschaft — Büsching, Tobias Mayer, auch Lowitz weilten in Göttingen — und der Nachbardisziplinen lockte und eine weitblickende Verwaltung ihm alle Wege ebnete.

Wenn Franz in seinen Göttinger Jahren die auf ihn gesetzten Erwartungen nur zum kleineren Teil erfüllte, so lag das an bedauerlichen inneren und äußeren Verhältnissen. Die Verworrenheit seiner wirtschaftlichen Verhältnisse ließ nicht nach, das Kugelwerk wurde nicht beendet, dafür tauchen immer wieder neue Pläne auf, mit denen Franz wirtschaftlich zu gesunden hofft; die Unrast läßt ihn nicht zur Ausarbeitung kommen. In den wenigen wissenschaftlichen Schriften jener Jahre zeigt Franz die gleiche großartige Beherrschung des jetzt mehr wissenschaftlich von ihm bearbeiteten Stoffes wie früher. Zur Verwirklichung seiner vielen und guten Ideen zur Schaffung einer neuen politischen Geographie am Beispiel einer Landeskunde ist er nicht gekommen, und es ist kein Zufall, daß Franz und Büsching gleichzeitig in Göttingen lebten. Franz war kluger und zukunftsweisender Anreger, Büsching fleißiger und zuverlässiger Erfüller jener Ideen. Beide haben derart von Göttingen aus um die Jahrhundertmitte die wissenschaftliche Geographie nicht nur in Deutschland neu aufgebaut und gestaltet. Franz' Tod am 11. September 1761 — er starb an einer Seuche, die ihm ein einqartierter französischer Offizier ins Haus trug — war ein wirklicher Verlust für die deutsche Geographie [1]).

Dr. A. Kühn

Göttinge

[1]) Eine eingehende Darstellung von Franz' Schaffen wird ein 1936 herauskommende Abhandlung »die Geschichte der Geographie an der Universität Göttingen im 18. Jh.« bringen.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I. Vj. 3

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

JUN 1 . 36

Berlin, 20. Mai 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 10

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dozent Dr. W. MÖNCH, Berlin

Machiavelli und Friedrich der Große als politische Erzieher

Wer heute junge Italiener aus der faschistischen Bewegung fragt, welcher politische Denker der Vergangenheit der eigentliche Erzieher des modernen Italiens sei, erhält die Antwort: Machiavelli. Wer in die Geschichte Preußen-Deutschlands hinaufsteigt, um an die Quellen unserer staatlichen und völkischen Macht zu gehen, begegnet Friedrich d. Gr. Machiavelli–Friedrich d. Gr., der südländische und nordländische Denker und Politiker, zwei urtümlich polargelagerte Kräfte der europäischen Geschichte, die sich abstoßen und doch wieder anziehen mußten, ein Italiener und ein Preuße, die eine geistesgeschichtliche Entwicklung von 250 Jahren trennt, an deren Anfang die Epoche der Renaissance und an deren Ende das Zeitalter der Aufklärung steht. So wie Friedrich II. sich auf der Ebene der philosophischen Spekulation, in der Anschauung des Fürsten- und Menschenbildes und in den grundsätzlichen Fragen der Ethik von Machiavelli trennen mußte, so nahe kam er ihm in der Anwendung jener allgemeingültigen Prinzipien, die von der bitteren Notwendigkeit der Staatsraison und des politischen Handelns gefordert wurden. Aus den Schriften beider Männer leuchtet uns das entgegen, was stets den geheimen Zauber der Werke wahrhaft großer Denker ausmacht: einerseits das fest in ihrer Zeit verhaftete Denken und Fühlen, das ganz Einmalige ihrer persönlichen Anschauungsformen und andererseits jene überzeitlichen, allgemeingültigen Wahrheiten, die auf dem gleichbleibenden Erfahrungsgrund des Allgemein-Menschlichen gewonnen werden. Das Zeitliche geht verloren und mit ihm alles das, was an den Geist ihrer Epochen gebunden ist; die Renaissance ist vorüber, die Aufklärung verklungen, und mit ihnen die künstlerische und geistige Vormachtstellung der Antike und des Humanismus im Stile des XVI. Jahrhunderts und der Glaube an den Primat der universalen, völkerbeglückenden Ratio und der rationalen Fortschrittsidee des XVIII. Jahrhunderts. Geblieben aber ist die stets neu sich gestaltende Kraft des Volksgeistes und des Volkstums, in dem und aus dem heraus beide Denker und Staatsmänner lebten und schufen.

Wie die Zeiten der Renaissance und der Aufklärung verschieden waren und dennoch tiefe, wenn auch zuweilen sehr verborgene Berührungspunkte hatten, so standen sich auch Machiavelli und Friedrich als Persönlichkeiten und Charaktere zweier Zeiten gegenüber, in manchem sich berührend. Drei Wesenszüge umreißen das Charakterbild des Italieners Machiavelli: Er ist Realist im politischen Denken und Handeln, Humanist im Geiste der antiken Historiker und Enthusiast in seiner unversiegbaren, leidenschaftlichen Liebe zum Vaterland Florenz-Italien. Drei Grundkräfte gestalten das Persönlichkeitsbild des großen Preußen: Das realpolitische Denken des Staatsmannes, der künstlerische Gestaltungswille, der aus dem Musiker, dem Philosophen und dem Baumeister des preußischen Staates spricht, und der Heroismus, mit dem er durch alle Bitternis weltlicher Erfahrung hindurch die reine Idee der Wahrheit und Gerechtigkeit suchte für eine bessere Zukunft seines geliebten Vaterlandes und die Erfüllung einer von der sittlichen Idee getragenen Herrschaft. So verschiedene Charaktere sich in Machiavelli und Friedrich ausformten, so ähnlich sind die treibenden Grundkräfte, die diesen drei Wesenszügen ihres Denkens und Handelns innewohnen:

1. Ein intellektueller Rationalismus, der im kalten Berechnen der politischen Faktoren nach dem Prinzip der Staatsraison das Kräftespiel der europäischen Mächte leiten will, beherrscht die politische Handlungs- und Betrachtungsweise des Florentiner Staatsmannes und Theoretikers und gleichermaßen auf einer bedeutenderen Aktionsebene diejenige des aufstrebenden Preußenkönigs und des Verfassers der beiden »politischen Testamente«. Derselbe Zug des Rationalismus durchweht das Zeitalter der Renaissancepäpste wie die ganze Geistesgeschichte der Aufklärungszeit.

2. Die schöpferische Phantasie ist die beiden Denkern und Staatsmännern eingeborene gestaltende Kraft; sie durchglüht des Humanisten Machiavelli Lektüre der antiken Geschichtsschreiber und läßt an ihr seine Konzeption des modernen Staates reifen: Die Frucht sind die »Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio« oder sein »Buch vom Staate«. Die gleiche Kraft der schöpferischen Phantasie lebt in dem Baumeister Preußens und seiner geschlossenen geistigen Form auf einem noch viel umfassenderen Wirkungsfeld politischer, künstlerischer und philosophischer Ordnung.

3. Die dritte Triebkraft, die beide Männer in der Idee der Vaterlandsliebe vereinigt, ist der heroische Macht- und Lebenswille, der, zusammen mit den beiden ersten Kräften, erst die staatspolitischen Grundlagen und Voraussetzungen für die glückliche Entwicklung der beiden Völker schaffen will. Beide Männer sind von dem Ideal einer Führerpersönlichkeit beseelt, nur sehen sie es von ihren verschiedenen Voraussetzungen aus verschieden: Machiavellis Staat ist noch lediglich Machtapparat, und Macht ist ihm Selbstzweck; sein Idealtyp ist ein Cesare Borgia. Und Friedrich, abgeschreckt von der Inhaltlosigkeit dieses Staates, kämpft um dessen sittlichen Zweck und um die Verwirklichung eines aufgeklärten Menschentums, dessen Ideal sich ihm freilich bei zunehmender politischer Erfahrung in immer fernere Zeiten zu verlieren scheint.

Sind somit die treibenden Leidenschaften und Urkräfte, aus denen Machiavelli und Friedrich leben und gestalten, ähnlich, so offenbaren sich doch tiefgreifende Verschiedenheiten, die zur Ablehnung und Auflehnung, ja sogar zur Empörung Friedrichs gegen Machiavelli führen mußten. Diesen Gründen wollen wir hier nachspüren, um an dem gewaltigen Geistesringen zweier Heroen die dramatischen Spannungen zweier bedeutender Geschichtsepochen zu studieren.

Um das politische System Machiavellis und seine Grundideen über den Staat zu verstehen, müssen wir es auf dem Untergrunde seiner Ethik, d. h. in engerem Sinne an dem Problem der Willensfreiheit entwickeln. Hier liegt der philosophische Ansatzpunkt, von dem aus sein »Principe« erst tiefere Bedeutung gewinnt. Jegliche Idee des Fatalismus ist Machiavellis Denken entgegengesetzt; er glaubt unbedingt an den Primat des freien Willens, der sich des Intellekts für seine eigenen,

INHALT:

MÖNCH: Machiavelli und Friedrich der Große als politische Erzieher
RUGE: Rechtssprache und Volkskunde
SCHMIDT: Die Staatsidee Polens
Besprechungen.

Digitized by Google

autonomen Zwecke und Ziele bedient. Er kennt natürlich sehr wohl die begründete Meinung,

»daß die irdischen Dinge derart vom Glück und von Gott regiert werden, daß die Menschen sie mit all ihrer Klugheit nicht ändern und nichts dagegen ausrichten können« ... »angesichts dessen habe ich ihrer Meinung beigepflichtet. Weil aber die Freiheit unseres Willens nicht aufgehört hat, so halte ich es für wahr, daß das Glück die Hälfte unserer Handlungen bestimmt, die andere Hälfte jedoch, oder beinahe soviel, uns anheimfällt« (Fürst, Kap. 25).

Der Wille ist für Machiavelli die Kraft des Menschen zur freien Gestaltung der konkreten Wirklichkeit in der Richtung des eigenen, vorgesteckten Zieles, also die Möglichkeit eines Eingreifens in das Rad der Fortuna. Diese Idee übernimmt er aus der ganzen humanistischen Literatur und dem Renaissancegeist des Trecento und Quattrocento; sie taucht schon bei Petrarca als Reaktion gegen den mittelalterlichen Pessimismus und Fatalismus auf, der die »virtù« in die Ergebung des menschlichen Willens in das zu erleidende Schicksal legt. Über Leon Battista Alberti und andere zeitgenössische Humanisten führt diese Reaktion gegen das Schicksalsproblem des Mittelalters zu Machiavellis Zeitgenossen Pico della Mirandola, der in seiner herrlichen Rede »Über die Würde des Menschen« den Primat der Willensfreiheit philosophisch und theologisch fordert. Wie überall, so überträgt Machiavelli auch hier die philosophisch und theologisch diskutierten Probleme auf die Ebene des Politischen.

Die Frage, die sich für Machiavelli nunmehr aus der Erfahrung ergibt, daß die Realität unseren Willen begrenzt, daß aber andererseits die Willensfreiheit als politisches und philosophisches Postulat bleibt, spitzt sich dahin zu, die Rolle der »virtù« gegenüber derjenigen der »fortuna« abzugrenzen. Die Willensfreiheit des Individuums ist nicht allmächtig; sonst wäre der Mensch Gott; die Fortuna greift in die Geschichte ein. Wie löst Machiavelli das Dilemma? Francesco Ercole hat in seinem aufschlußreichen Buche über die »Politica di Machiavelli«, 1926, das Problem von der Philosophie Croces her angepackt. Jeder Eingriff des gestaltenden Willens in den Gang der Geschichte setzt an einem in der Realität gegebenen Ausgangspunkte an, und jeder Endpunkt dieses Handelns ist neben der eigenen Willensrichtung mitbestimmt durch eine unendlich in sich verschlungene Kette von Willensbetätigungen anderer Individuen, die oft sich kreuzend, sich verbindend, sich widerstrebend, mitwirken. Zwei Formen der Notwendigkeit, der »necessità«, hemmen also die freie, absolute Willensbetätigung: der Ausgangspunkt oder die gegebene Lage, die der handelnde Mensch vorfindet und nicht ändern kann, ist eine unbedingte Notwendigkeit, der Endpunkt seines Strebens nur eine relativ-bedingte, insofern zwischen beiden Punkten der individuelle, menschliche Wille liegt und wirksam geworden ist. Die Freiheit unseres Willens drückt sich also gleichsam nur in dem Siegel aus, das wir den Ereignissen der Geschichte aufdrücken. In höchstem Maße trägt für Machiavelli eben das politische Geschehen diesen Stempel des menschlichen Willens. Die »necessità« ist also für ihn keine Fatalität in dem Sinne, daß alles apriori bestimmbar und voraussehbar wäre, sondern sie bedeutet die gegebene Gelegenheit, die »occasione«, die den Menschen gleichsam auffordert, hier den Hebel seiner Willensbetätigung anzusetzen. Wer die »Gelegenheit« aus Mangel an Willen verstreichen läßt, sündigt nach Machiavellis Urteil an seiner eigenen Freiheit; er unterwirft sich sklavisch der Wirklichkeit, dem Schicksal, das er walten läßt, anstatt die Verantwortung für die kommende Entwicklung zu übernehmen. Erst von hier aus gewinnen die Schlußworte des »Principe«, wo Machiavelli das Haus Medici zur Befreiung Italiens von den Barbaren auffordert, »diese Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, auf daß Italien nach so langer Zeit seinen Retter erscheinen sehe«, ihre tiefe, ethische, politische Bedeutung.

Hiermit wird auch der schillernde Zentralbegriff der machiavellistischen »virtù« aus dem Geiste seiner Ethik bestimmt: »Virtù« heißt die menschliche Freiheit in der Betätigung, und zwar in der politischen Betätigung aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit. Es wird fragwürdig, ob die seit Jahrhunderten verbreitete Ansicht richtig sei, nach der Machiavelli die Politik von der Ethik getrennt habe. Auch der Beantwortung dieser Frage kommen wir nur näher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Machiavellis Ethik Staatsethik ist, nach der das »bene comune« dem »bene proprio« vorangeht. Es besteht für Machiavelli kein universalgültiges, überstaatliches Gesetz der Gerechtigkeit, sondern nur die konkrete, jeweilige Staatsraison, die gültig ist für einen bestimmten Staat der geschichtlichen Wirklichkeit in einer bestimmten Zeit. Das hindert nicht, daß Machiavelli an die Auffindung bestimmter politischer Maximen glaubte, nach denen die Staaten zu gründen und zu befestigen seien, ewig gültiger Maximen, auf Grund deren überhaupt eine politische Wissenschaft möglich sei. Er erkennt aber in jedem Volke seine besonderen »buoni costumi« seine gerade ihm gemäße Erziehung, »nella quale esso prenda il suo modo del vivere« (Discorsi, Einl.). Das Vaterland, »La Patria«, ist die Voraussetzung und zugleich die Grenze der Machiavellischen Ethik; die Adjektiva »virtuoso« und »buono« werden auf dieser Ebene identisch, und in ihrer Identität beruht die Garantie für die Unvergänglichkeit der Staaten, sofern man bei dem Kreislauf der Geschichte, an den Machiavelli glaubte, je von Unvergänglichkeit zu sprechen wagte.

Da Machiavellis Ethik Staatsethik ist, gibt es für ihn keinen Unterschied zwischen Moral und Politik. Wie für den durchaus männlichen Staat der Griechen ist auch für Machiavelli das Gesetz des Staates das oberste Prinzip allen politischen Handelns schlechthin. Er kommt der Idee der Staatsraison ganz nahe, wie sich diese im Zeitalter Platons entwickelte, als sich das Schwergewicht Athens in die Außenpolitik verschob und das brutale Recht des Stärkeren immer mehr zur Geltung kam. Machiavelli ist der genialste Jünger der antiken Lehre von der Staatsraison, und mit ihm vollendet sich erst das Gesamtbild der Renaissance des Altertums auf der Ebene der politischen Anschauungen. Es war darum nur folgerichtig, daß Machiavelli gegenüber dem Christentum die heidnischen Religionen ausspielte, die nicht den Demütigen, sondern den Helden selig sprachen. Wer vermöchte die große Zahl seiner wahren Schüler zu nennen? Es sind alle, die in der Verantwortung für ein gemeinsames staatliches Interesse die Staatsethik vor die Individualethik stellen und nach dem oft bitteren Gesetz der Staatsnotwendigkeit handeln; seine bedeutendsten und schöpferischsten Schüler hat er neben Friedrich selbst zumeist in den romanischen Ländern gehabt: in ihrer Reihe stehen Karl V., Heinrich IV., Richelieu, Ludwig XIV. und Napoleon Buonaparte. Und wie seine Lehre heute noch aus der Seele des Italieners spricht, davon zeugt in jüngster Zeit ein interessanter Ausspruch des Generals Graziani, als gegen ihn der Vorwurf der Grausamkeit und Gewalttätigkeit erhoben wurde:

»Und wenn manchmal doch der Zweifel die Ruhe meines Geistes stören will, so befreie ich mich davon durch das Lesen Machiavellis, wo er sagt: 'Ein Fürst darf sich um infamierende Anklagen der Grausamkeit nicht kümmern, um seine Untertanen einheitlich und gläubig zu erhalten, denn er wird vermittels weniger Exempel mitleidiger sein als jene, die aus zu großem Mitleid der Unordnung Vorschub leisten, aus der dann Mord und Totschlag entstehen.'« (E. Schmahl, Nachtausgabe, 16. IV. 36).

Der Faschismus, der das Recht des Machtstaates und das Recht des Stärkeren proklamiert und mit ihm die Religion der Staatsraison, ist eine Renaissance des echten Machiavelli.

Sieht man so das Bild des wirklichen Machiavelli vor sich und nicht die Verzerrungen des »Machiavellismus«, dann erscheint es auf den ersten Blick sonderbar, daß Friedrich d. Gr. so wenig von der Persönlichkeit und der Staatsethik des Italieners angesprochen werden konnte. Wir wollen von der Tatsache absehen, daß Friedrich den »Principe« nicht im Text las, sondern in einer französischen Übersetzung von 1696, daß er außerdem weder die »Discorsi« kannte, die die wichtigste Quelle der politischen Gedankenwelt Machiavellis sind, noch auch die Arbeit des Leipziger Professors Joh. Fr. Christ, der gerade aus dem Text der »Discorsi« heraus ein klares und richtiges Bild des italienischen Denkers 1731, also acht Jahre vor der Abfassung des »Antimachiavell« Friedrichs, entworfen hatte. Die Verständnisschwierigkeit für Friedrich lag tiefer.

Er ist der echte Sohn der Aufklärung, und betrachtet man die charakteristische Spannung, die sich durch seine sehr in sich widerspruchsvolle Zeit hindurchzieht, so begreift man, wie Friedrich als »philosophe«, d. h. als Aufklärer im philosophischen Geist seiner Zeit befangen, Machiavellis Staatsmoral verurteilen mußte, aber wie er gerade in seiner Funktion als Herrscher und Politiker mit seiner nüchternen, realen und heroischen Betrachtungsweise, die der Verpflichtung an die Staatsraison entspringt, einer der genialsten Schüler Machiavellis werden mußte. Die dramatische Spannung, die sich in Friedrich als Aufklärungsphilosoph und Realpolitiker austrug, ist das Spiegelbild jener europäischen Dialektik des XVIII. Jahrhunderts überhaupt, jener Spannung zwischen Aufklärungsphilosophie, die unpolitisch, ja unnational gerichtet war — man denke an Voltaires Traum von einer internationalen Gelehrtenrepublik — und der tatsächlichen politischen Isolierung und Konsolidierung der Nationalstaaten, die, im schroffsten Gegensatz zu der Aufklärungsideologie eines allgemeinen freien Menschentums, lediglich nach dem Gesetz der Staatsraison und des Staatsinteresses regiert wurden. Immer wieder hat der Philosoph Friedrich versucht, den Machiavelli in sich niederzuringen. Aus einer inneren Empörung des Kronprinzen gegen das verletzende Tyrannenbild des »Principe« entsteht der leidenschaft-

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

JUN 1. 36

Berlin, 20. Mai 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 10

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dozent Dr. W. MÖNCH, Berlin

Machiavelli und Friedrich der Große als politische Erzieher

Wer heute junge Italiener aus der faschistischen Bewegung fragt, welcher politische Denker der Vergangenheit der eigentliche Erzieher des modernen Italiens sei, erhält die Antwort: Machiavelli. Wer in die Geschichte Preußen-Deutschlands hinaufsteigt, um an die Quellen unserer staatlichen und völkischen Macht zu gehen, begegnet Friedrich d. Gr. Machiavelli—Friedrich d. Gr., der südländische und nordländische Denker und Politiker, zwei urtümlich polargelagerte Kräfte der europäischen Geschichte, die sich abstoßen und doch wieder anziehen mußten, ein Italiener und ein Preuße, die eine geistesgeschichtliche Entwicklung von 250 Jahren trennt, an deren Anfang die Epoche der Renaissance und an deren Ende das Zeitalter der Aufklärung steht. So wie Friedrich II. sich auf der Ebene der philosophischen Spekulation, in der Anschauung des Fürsten- und Menschenbildes und in den grundsätzlichen Fragen der Ethik von Machiavelli trennen mußte, so nahe kam er ihm in der Anwendung jener allgemeingültigen Prinzipien, die von der bitteren Notwendigkeit der Staatsraison und des politischen Handelns gefordert wurden. Aus den Schriften beider Männer leuchtet uns das entgegen, was stets den geheimen Zauber der Werke wahrhaft großer Denker ausmacht: einerseits das fest in ihrer Zeit verhaftete Denken und Fühlen, das ganz Einmalige ihrer persönlichen Anschauungsformen und andererseits jene überzeitlichen, allgemeingültigen Wahrheiten, die auf dem gleichbleibenden Erfahrungsgrund des Allgemein-Menschlichen gewonnen werden. Das Zeitliche geht verloren und mit ihm alles das, was an den Geist ihrer Epochen gebunden ist; die Renaissance ist vorüber, die Aufklärung verklungen, und mit ihnen die künstlerische und geistige Vormachtstellung der Antike und des Humanismus im Stile des XVI. Jahrhunderts und der Glaube an den Primat der universalen, völkerbeglückenden Ratio und der rationalen Fortschrittsidee des XVIII. Jahrhunderts. Geblieben aber ist die stets neu sich gestaltende Kraft des Volksgeistes und des Volkstums, in dem und aus dem heraus beide Denker und Staatsmänner lebten und schufen.

Wie die Zeiten der Renaissance und der Aufklärung verschieden waren und dennoch tiefe, wenn auch zuweilen sehr verborgene Berührungspunkte hatten, so standen sich auch Machiavelli und Friedrich als Persönlichkeiten und Charaktere zweier Zeiten gegenüber, in manchem sich berührend. Drei Wesenszüge umreißen das Charakterbild des Italieners Machiavelli: Er ist Realist im politischen Denken und Handeln, Humanist im Geiste der antiken Historiker und Enthusiast in seiner unversiegbaren, leidenschaftlichen Liebe zum Vaterland Florenz-Italien. Drei Grundkräfte gestalten das Persönlichkeitsbild des großen Preußen: Das realpolitische Denken des Staatsmannes, der künstlerische Gestaltungswille, der aus dem Musiker, dem Philosophen und dem Baumeister des preußischen Staates spricht, und der Heroismus, mit dem er durch alle Bitternis weltlicher Erfahrung hindurch die reine Idee der Wahrheit und Gerechtigkeit suchte für eine bessere Zukunft seines geliebten Vaterlandes und die Erfüllung einer von der sittlichen Idee getragenen Herrschaft. So verschiedene Charaktere sich in Machiavelli und Friedrich ausformten, so ähnlich sind die treibenden Grundkräfte, die diesen drei Wesenszügen ihres Denkens und Handelns innewohnen:

1. Ein intellektueller Rationalismus, der im kalten Berechnen der politischen Faktoren nach dem Prinzip der Staatsraison das Kräftespiel der europäischen Mächte leiten will, beherrscht die politische Handlungs- und Betrachtungsweise des Florentiner Staatsmannes und Theoretikers und gleichermaßen auf einer bedeutenderen Aktionsebene diejenige des aufstrebenden Preußenkönigs und des Verfassers der beiden »politischen Testamente«. Derselbe Zug des Rationalismus durchweht das Zeitalter der Renaissancepäpste wie die ganze Geistesgeschichte der Aufklärungszeit.

2. Die schöpferische Phantasie ist die beiden Denkern und Staatsmännern eingeborene gestaltende Kraft; sie durchglüht des Humanisten Machiavelli Lektüre der antiken Geschichtsschreiber und läßt an ihr seine Konzeption des modernen Staates reifen: Die Frucht sind die »Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio« oder sein »Buch vom Staate«. Die gleiche Kraft der schöpferischen Phantasie lebt in dem Baumeister Preußens und seiner geschlossenen geistigen Form auf einem noch viel umfassenderen Wirkungsfeld politischer, künstlerischer und philosophischer Ordnung.

3. Die dritte Triebkraft, die beide Männer in der Idee der Vaterlandsliebe vereinigt, ist der heroische Macht- und Lebenswille, der, zusammen mit den beiden ersten Kräften, erst die staatspolitischen Grundlagen und Voraussetzungen für die glückliche Entwicklung der beiden Völker schaffen will. Beide Männer sind von dem Ideal einer Führerpersönlichkeit beseelt, nur sehen sie es von ihren verschiedenen Voraussetzungen aus verschieden: Machiavellis Staat ist noch lediglich Machtapparat, und Macht ist ihm Selbstzweck; sein Idealtyp ist ein Cesare Borgia. Und Friedrich, abgeschreckt von der Inhaltlosigkeit dieses Staates, kämpft um dessen sittlichen Zweck und um die Verwirklichung eines aufgeklärten Menschentums, dessen Ideal sich ihm freilich bei zunehmender politischer Erfahrung in immer fernere Zeiten zu verlieren scheint.

Sind somit die treibenden Leidenschaften und Urkräfte, aus denen Machiavelli und Friedrich leben und gestalten, ähnlich, so offenbaren sich doch tiefgreifende Verschiedenheiten, die zur Ablehnung und Auflehnung, ja sogar zur Empörung Friedrichs gegen Machiavelli führen mußten. Diesen Gründen wollen wir hier nachspüren, um an dem gewaltigen Geistesringen zweier Heroen die dramatischen Spannungen zweier bedeutender Geschichtsepochen zu studieren.

Um das politische System Machiavellis und seine Grundideen über den Staat zu verstehen, müssen wir es auf dem Untergrunde seiner Ethik, d. h. in engerem Sinne an dem Problem der Willensfreiheit entwickeln. Hier liegt der philosophische Ansatzpunkt, von dem aus sein »Principe« erst tiefere Bedeutung gewinnt. Jegliche Idee des Fatalismus ist Machiavellis Denken entgegengesetzt; er glaubt unbedingt an den Primat des freien Willens, der sich des Intellekts für seine eigenen,

INHALT:

MÖNCH: Machiavelli und Friedrich der Große als politische Erzieher
RUGE: Rechtssprache und Volkskunde
SCHMIDT: Die Staatsidee Polens
Besprechungen.

Digitized by Google

autonomen Zwecke und Ziele bedient. Er kennt natürlich sehr wohl die begründete Meinung,

»daß die irdischen Dinge derart vom Glück und von Gott regiert werden, daß die Menschen sie mit all ihrer Klugheit nicht ändern und nichts dagegen ausrichten können« ... »angesichts dessen habe ich ihrer Meinung beigepflichtet. Weil aber die Freiheit unseres Willens nicht aufgehört hat, so halte ich es für wahr, daß das Glück die Hälfte unserer Handlungen bestimmt, die andere Hälfte jedoch, oder beinahe soviel, uns anheimfällt« (Fürst, Kap. 25).

Der Wille ist für Machiavelli die Kraft des Menschen zur freien Gestaltung der konkreten Wirklichkeit in der Richtung des eigenen, vorgesteckten Zieles, also die Möglichkeit eines Eingreifens in das Rad der Fortuna. Diese Idee übernimmt er aus der ganzen humanistischen Literatur und dem Renaissancegeist des Trecento und Quattrocento; sie taucht schon bei Petrarca als Reaktion gegen den mittelalterlichen Pessimismus und Fatalismus auf, der die »virtù« in die Ergebung des menschlichen Willens in das zu erleidende Schicksal legt. Über Leon Battista Alberti und andere zeitgenössische Humanisten führt diese Reaktion gegen das Schicksalsproblem des Mittelalters zu Machiavellis Zeitgenossen Pico della Mirandola, der in seiner herrlichen Rede »Über die Würde des Menschen« den Primat der Willensfreiheit philosophisch und theologisch fordert. Wie überall, so überträgt Machiavelli auch hier die philosophisch und theologisch diskutierten Probleme auf die Ebene des Politischen.

Die Frage, die sich für Machiavelli nunmehr aus der Erfahrung ergibt, daß die Realität unseren Willen begrenzt, daß aber andererseits die Willensfreiheit als politisches und philosophisches Postulat bleibt, spitzt sich dahin zu, die Rolle der »virtù« gegenüber derjenigen der »fortuna« abzugrenzen. Die Willensfreiheit des Individuums ist nicht allmächtig; sonst wäre der Mensch Gott; die Fortuna greift in die Geschichte ein. Wie löst Machiavelli das Dilemma? Francesco Ercole hat in seinem aufschlußreichen Buche über die »Politica di Machiavelli«, 1926, das Problem von der Philosophie Croces her angepackt. Jeder Eingriff des gestaltenden Willens in den Gang der Geschichte setzt an einem in der Realität gegebenen Ausgangspunkte an, und jeder Endpunkt dieses Handelns ist neben der eigenen Willensrichtung mitbestimmt durch eine unendlich in sich verschlungene Kette von Willensbetätigungen anderer Individuen, die oft sich kreuzend, sich verbindend, sich widerstrebend, mitwirken. Zwei Formen der Notwendigkeit, der »necessità«, hemmen also die freie, absolute Willensbetätigung: der Ausgangspunkt oder die gegebene Lage, die der handelnde Mensch vorfindet und nicht ändern kann, ist eine unbedingte Notwendigkeit, der Endpunkt seines Strebens nur eine relativ-bedingte, insofern zwischen beiden Punkten der individuelle, menschliche Wille liegt und wirksam geworden ist. Die Freiheit unseres Willens drückt sich also gleichsam nur in dem Siegel aus, das wir den Ereignissen der Geschichte aufdrücken. In höchstem Maße trägt für Machiavelli eben das politische Geschehen diesen Stempel des menschlichen Willens. Die »necessità« ist also für ihn keine Fatalität in dem Sinne, daß alles apriori bestimmbar und voraussehbar wäre, sondern sie bedeutet die gegebene Gelegenheit, die »occasione«, die den Menschen gleichsam auffordert, hier den Hebel seiner Willensbetätigung anzusetzen. Wer die »Gelegenheit« aus Mangel an Willen verstreichen läßt, sündigt nach Machiavellis Urteil an seiner eigenen Freiheit; er unterwirft sich sklavisch der Wirklichkeit, dem Schicksal, das er walten läßt, anstatt die Verantwortung für die kommende Entwicklung zu übernehmen. Erst von hier aus gewinnen die Schlußworte des »Principe«, wo Machiavelli das Haus Medici zur Befreiung Italiens von den Barbaren auffordert, »diese Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, auf daß Italien nach so langer Zeit seinen Retter erscheinen sehe«, ihre tiefe, ethische, politische Bedeutung.

Hiermit wird auch der schillernde Zentralbegriff der machiavellistischen »virtù« aus dem Geiste seiner Ethik bestimmt: »Virtù« heißt die menschliche Freiheit in der Betätigung, und zwar in der politischen Betätigung aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit. Es wird fragwürdig, ob die seit Jahrhunderten verbreitete Ansicht richtig sei, nach der Machiavelli die Politik von der Ethik getrennt habe. Auch der Beantwortung dieser Frage kommen wir nur näher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Machiavellis Ethik Staatsethik ist, nach der das »bene comune« dem »bene proprio« vorangeht. Es besteht für Machiavelli kein universalgültiges, überstaatliches Gesetz der Gerechtigkeit, sondern nur die konkrete, jeweilige Staatsraison, die gültig ist für einen bestimmten Staat der geschichtlichen Wirklichkeit in einer bestimmten Zeit. Das hindert nicht, daß Machiavelli an die Auffindung bestimmter politischer Maximen glaubte, nach denen die Staaten zu gründen und zu befestigen seien, ewig gültiger Maximen, auf Grund deren überhaupt eine politische Wissenschaft möglich sei. Er erkennt aber in jedem Volke seine besonderen »buoni costumi« seine gerade ihm gemäße Erziehung, »nella quale esso prenda il suo modo del vivere« (Discorsi, Einl.). Das Vaterland, »La Patria«, ist die Voraussetzung und zugleich die Grenze der Machiavellischen Ethik; die Adjektiva »virtuoso« und »buono« werden auf dieser Ebene identisch, und in ihrer Identität beruht die Garantie für die Unvergänglichkeit der Staaten, sofern man bei dem Kreislauf der Geschichte, an den Machiavelli glaubte, je von Unvergänglichkeit zu sprechen wagte.

Da Machiavellis Ethik Staatsethik ist, gibt es für ihn keinen Unterschied zwischen Moral und Politik. Wie für den durchaus männlichen Staat der Griechen ist auch für Machiavelli das Gesetz des Staates das oberste Prinzip allen politischen Handelns schlechthin. Er kommt der Idee der Staatsraison ganz nahe, wie sich diese im Zeitalter Platons entwickelte, als sich das Schwergewicht Athens in die Außenpolitik verschob und das brutale Recht des Stärkeren immer mehr zur Geltung kam. Machiavelli ist der genialste Jünger der antiken Lehre von der Staatsraison, und mit ihm vollendet sich erst das Gesamtbild der Renaissance des Altertums auf der Ebene der politischen Anschauungen. Es war darum nur folgerichtig, daß Machiavelli gegenüber dem Christentum die heidnischen Religionen ausspielte, die nicht den Demütigen, sondern den Helden selig sprachen. Wer vermöchte die große Zahl seiner wahren Schüler zu nennen? Es sind alle, die in der Verantwortung für ein gemeinsames staatliches Interesse die Staatsethik vor die Individualethik stellen und nach dem oft bitteren Gesetz der Staatsnotwendigkeit handeln; seine bedeutendsten und schöpferischsten Schüler hat er neben Friedrich selbst zumeist in den romanischen Ländern gehabt: in ihrer Reihe stehen Karl V., Heinrich IV., Richelieu, Ludwig XIV. und Napoleon Buonaparte. Und wie seine Lehre heute noch aus der Seele des Italieners spricht, davon zeugt in jüngster Zeit ein interessanter Ausspruch des Generals Graziani, als gegen ihn der Vorwurf der Grausamkeit und Gewalttätigkeit erhoben wurde:

»Und wenn manchmal doch der Zweifel die Ruhe meines Geistes stören will, so befreie ich mich davon durch das Lesen Machiavellis, wo er sagt: 'Ein Fürst darf sich um infamierende Anklagen der Grausamkeit nicht kümmern, um seine Untertanen einheitlich und gläubig zu erhalten, denn er wird vermittels weniger Exempel mitleidiger sein als jene, die aus zu großem Mitleid der Unordnung Vorschub leisten, aus der dann Mord und Totschlag entstehen.'« (E. Schmahl, Nachtausgabe, 16. IV. 36).

Der Faschismus, der das Recht des Machtstaates und das Recht des Stärkeren proklamiert und mit ihm die Religion der Staatsraison, ist eine Renaissance des echten Machiavelli.

Sieht man so das Bild des wirklichen Machiavelli vor sich und nicht die Verzerrungen des »Machiavellismus«, dann erscheint es auf den ersten Blick sonderbar, daß Friedrich d. Gr. so wenig von der Persönlichkeit und der Staatsethik des Italieners angesprochen werden konnte. Wir wollen von der Tatsache absehen, daß Friedrich den »Principe« nicht im Text las, sondern in einer französischen Übersetzung von 1696, daß er außerdem weder die »Discorsi« kannte, die die wichtigste Quelle der politischen Gedankenwelt Machiavellis sind, noch auch die Arbeit des Leipziger Professors Joh. Fr. Christ, der gerade aus dem Text der »Discorsi« heraus ein klares und richtiges Bild des italienischen Denkers 1731, also acht Jahre vor der Abfassung des »Antimachiavell« Friedrichs, entworfen hatte. Die Verständnisschwierigkeit für Friedrich lag tiefer.

Er ist der echte Sohn der Aufklärung, und betrachtet man die charakteristische Spannung, die sich durch seine sehr in sich widerspruchsvolle Zeit hindurchzieht, so begreift man, wie Friedrich als »philosophe«, d. h. als Aufklärer im philosophischen Geist seiner Zeit befangen, Machiavellis Staatsmoral verurteilen mußte, aber wie er gerade in seiner Funktion als Herrscher und Politiker mit seiner nüchternen, realen und heroischen Betrachtungsweise, die der Verpflichtung an die Staatsraison entspringt, einer der genialsten Schüler Machiavellis werden mußte. Die dramatische Spannung, die sich in Friedrich als Aufklärungsphilosoph und Realpolitiker austrug, ist das Spiegelbild jener europäischen Dialektik des XVIII. Jahrhunderts überhaupt, jener Spannung zwischen Aufklärungsphilosophie, die unpolitisch, ja unnational gerichtet war — man denke an Voltaires Traum von einer internationalen Gelehrtenrepublik — und der tatsächlichen politischen Isolierung und Konsolidierung der Nationalstaaten, die, im schroffsten Gegensatz zu der Aufklärungsideologie eines allgemeinen freien Menschentums, lediglich nach dem Gesetz der Staatsraison und des Staatsinteresses regiert wurden. Immer wieder hat der Philosoph Friedrich versucht, den Machiavelli in sich niederzuringen. Aus einer inneren Empörung des Kronprinzen gegen das verletzende Tyrannenbild des »Principe« entsteht der leidenschaft-

Digitized by Google

lich geschriebene »Antimachiavell« des Rheinsberger Jahres 1739. Fr. Meinecke hat in seinem Buch über die »Idee der Staatsraison« 1924 gezeigt, wie Friedrich radikal mit der machiavellistischen Staatsraison brechen wollte, sie von der ethischen Ebene der Aufklärungsphilosophie her zu widerlegen gedachte. Friedrich übertrug Ethik, Logik und Begriffswelt seiner Zeit auf die humanistische Denkwelt der Renaissance, ohne daß er die durch 250 Jahre geschichtlichen Abstandes historisch völlig veränderte Zeit genügend berücksichtigt hätte. Zwar sieht er wohl, daß seine eigene Epoche anders ist als die des Italieners, doch sieht er es nicht in den großen Ausmaßen der tatsächlichen Umgestaltung, und vor allem ist seine Methode nicht historisch.

Friedrich spricht im Namen des künftigen Monarchen einer europäischen Großmacht, die er von einem reinen Machtstaat in einen Rechts- und Kulturstaat überführen will. Das Bild des tyrannischen »Principino« der kleinen italienischen Stadtrepubliken, der erst einmal durch Raub, Mord, Erbschaft, Krieg oder sonstige Mittel seine geringe Macht zusammenhalten mußte, ekelt ihn. Die Staatsmoral des »Fürsten« erscheint dem jungen, noch in der realen Politik unerfahrenen Philosophen verabscheuenswürdig. Er versteht noch nicht die machiavellistische »virtù« aus dem Geist der Staatsethik als Tapferkeit, Tüchtigkeit, heldischen Einsatz, freien Willen, sondern träumt noch von der »vertu«, einem seines irdischen, konkreten, geschichtlichen Inhalts entleerten Begriffe, dem abstrakten Ideal der Aufklärung, das sowohl dem Herrscher wie dem Untertan als höchste, absolute, ungetrübte Idee seines sittlichen Lebens vorschweben soll. Daß die »virtù« auch Grausamkeiten und Gewalttätigkeiten in sich schließen kann, wenn es das Staatsinteresse erfordert, daß sie ganz in das irdische Diesseits als die treibende Kraft der großen Helden der Geschichte gezogen war, konnte von dem »Vertu«-Begriff der Aufklärung her nicht einleuchten.

Kaum aber ist Friedrich auf dem Thron, als er die Wahrheit erfahren muß, die Richelieu so offen in seinem »Testament politique« darlegt, nämlich, daß es etwas anderes ist, Privatmann oder Herrscher zu sein. Schon als er sich kurze Zeit nach Regierungsantritt in die schlesischen Kriege verwickelt, vollzieht sich immer mehr die Trennung des an der Erfahrung reifenden Politikers von seinem jugendlich-philosophischen Traumbild. 1741 lesen wir in seiner politischen Korrespondenz:

»S'il y a à gagner à être honnête homme, nous le serons, et s'il faut duper, soyons donc fourbes.«

Und schon zwei Jahre darauf die bedeutungsvollen Worte:

»Ich hoffe, daß die Nachwelt, für die ich schreibe, den Philosophen in mir vom Fürsten und den anständigen Menschen vom Politiker unterscheiden wird. Ich muß gestehen, es ist sehr schwer, Anständigkeit und Reinheit zu bewahren, wenn man in den großen politischen Wirbelwind Europas gerissen ist. Man sieht sich unaufhörlich in Gefahr, von seinen Alliierten verraten, von seinen Freunden verlassen, von Eifersucht und Neid unterdrückt zu werden, und man sieht sich schließlich gezwungen, zwischen dem schrecklichen Entschlusse zu wählen, seine Völker oder sein Wort zu opfern.« (Histoire de mon Temps, Vorwort.)

Unmöglich ist es, die Beispiele, die alle weiteren Etappen seines politischen Denkens in der Richtung zum machiavellistischen Realismus sind, zu häufen; sie charakterisieren sich vornehmlich in den Kapiteln über die Außenpolitik seiner beiden »Politischen Testamente« von 1752 und 1768. Und im Verlaufe seines politischen Lebens muß er erkennen, wie tiefe Wahrheiten Machiavelli erschaut und ausgesprochen hat, als er der Wirklichkeit die Maske vom Gesichte riß:

»Ich muß leider zugeben«, sagt er in seinem ersten politischen Testament, »daß Machiavelli recht hat.«

Und dennoch bleibt ein tiefer Unterschied bestehen. Das Problem der Übereinstimmung von Ethik und Politik löste sich für Machiavelli auf dem Boden der antiken Staatsraison von selbst: Ethik wird für ihn Staatsethik überhaupt. Für Friedrich, den Sohn der Aufklärung und den ringenden Philosophen und Jünger platonischer Gesinnungsart, der nach der reineren Welt des Geistigen und Idealen durch die Niederungen des Irdischen hindurch aufwärts strebte, der aus der tiefen Überzeugung seiner sittlichen Verpflichtung als Herrscher das Idealbild eines Marc-Aurel dem Fürstenspiegel des Cesare Borgia entgegenwarf, vermochte sich die tragische Spannung zwischen Ethos und Politik nie ganz zu lösen. Aber nicht allein in der Zeit liegen die Schwierigkeiten. Jenseits aller Epochen offenbaren uns Friedrichs Worte über Treubruch und staatliche Notwendigkeiten den nordischen Geist seines heroischen Ringens mit dem kantischen Imperativ des Gewissens, jenes göttlichen Funkens in uns, während der Südländer, der Erbe Roms und der antiken Staatsethik, ruhig und im vollen Bewußtsein seines Rechts allein dem Gesetze des Staatsinteresses alles opfert und unterwirft. Friedrich hat nie darauf verzichten können, über alle machiavellistischen Machtstaatstheorien hinaus zuerst an sein Volk und dessen Wohlfahrt zu denken: 1781 schreibt er in seinen »Betrachtungen über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten« die Worte, mit denen er weit über Machiavelli hinauswächst:

»Ich wiederhole es, der Herrscher repräsentiert den Staat; er und sein Volk bilden nur einen Körper. . . . Der Herrscher ist dem Staatskörper durch unauflösliche Bande verbunden. Daher empfindet er durch Rückwirkung alle Leiden, die seine Untertanen betreffen; und die Gesellschaft leidet desgleichen durch jedes Unglück, das ihrem Regenten zustößt. Es gibt nur eine Wohlfahrt, die des Staats im allgemeinen.«

Eine echte Unio mystica von Volk und Herrscher. Von Machiavelli verläuft der Weg zur italienischen Machtstaatsidee, von Friedrich d. Gr. zum deutschen Volksstaatsgedanken. Erst eine jahrhundertelange Entwicklung bringt oft zur Reife, was in den tiefen Gedanken großer Männer der Geschichte vorbereitet lag.

Dr. G. RUGE, Heidelberg

Rechtssprache und Volkskunde

Ein wichtiger Bestandteil der deutschen geschichtlichen Volkskunde ist die Betrachtung der Rechtsverhältnisse. Sitte und Brauch, Geisteshaltung, Glaube und Aberglaube unserer Vorfahren spiegeln sich in rechtlichen Urkunden und Bräuchen wieder. Ein großes Forschungsgebiet liegt damit vor uns, von dem wir hier nur einen Teil näher ins Auge fassen wollen. Der Frage: Was ergibt sich aus einer Betrachtung der älteren deutschen Rechtssprache für unsere Kenntnis der Volkskunde? soll im Folgenden nachgegangen werden. Zugrunde gelegt werden dabei die urkundlichen Belege des Deutschen Rechtswörterbuchs (Band I), und zwar im allgemeinen nur die unmittelbar quellenmäßigen, nicht aber das aus anderen Wörterbüchern Übernommene. Die großen deutschen Mundartwörterbücher enthalten eine Fülle des anregendsten Stoffes für den Volkskundler; als mindestens ebenso wichtig — von anderer Richtung her gesehen — erweist sich das Deutsche Rechtswörterbuch. Es bringt nicht nur reiches Material für den rechtlichen Volkskundler, sondern es enthält Anregendes und Wissenswertes für viele andere Gebiete der Volkskunde. Man muß es nur zu finden wissen. Denn natürlich geht die Quellensammlung des Rechtswörterbuchs nicht von den Bedürfnissen der Volkskunde aus. Man muß daher die angeführten Quellenstellen mit besonderem Spürsinn daraufhin ansehen, ob sie auf irgend etwas volkskundlich Wesentliches hinweisen.

Am ergiebigsten sind meist die Wörter, die schon ihrer Bedeutung nach ganz in das Gebiet der Volkskunde gehören, wie z. B. abkerben, ankerben, ausläuten, Bannglocke, beläuten. Doch nicht allein auf solche Worte darf sich der Volkskundler beschränken. Es finden sich auch unter scheinbar rein juristischen Stichwörtern Anregungen.

Unter dem Worte »abfordern« z. B. wird der »alte geprauch« des Kellergerichts erwähnt, unter »abschaffen« mag sich bei näherem Zusehen manch ein »Mißbrauch« finden, der volkskundlich interessant ist. Häufig erfahren wir ja aus Verboten erst Dinge, die in den Aufzeichnungen unerwähnt bleiben, solange sie unbeanstandet sind. Bekannt sind die Verbote allzu großer Schlemmereien, wozu z. B. das Wort »ablegen« einen Beleg bringt: »de knechte schollen affleggen sunte Johans drünke«. Eine bäuerliche Haartracht wird erwähnt in einem Verbot, in dem es heißt, »daß die bauern nicht lange haare, sondern lediglich die uralten bauerkolben tragen sollen« (I S. 1270). Unter »Ansprechung« heißt es, daß »alle verbotne zauberey, abgöttische ansprechung« verboten sei. Untersagt werden auch die »abendtänze« auf den Gassen und in den Häusern.

Für das volkskundlich wichtige Gebiet der Synonymenforschung kann eine Betrachtung der Sinngleichen in der Rechtssprache anregend und aufschlußreich sein. Ergibt sich doch daraus die Möglichkeit, das Verbreitungsgebiet älterer rechtlicher Sprachformen, Begriffe oder Bräuche mit dem heutiger volkskundlicher Erscheinungen zu vergleichen. Man müßte zu diesem Zwecke Rechtskarten, wie sie z. B. E. von Künßberg in seiner Rechtssprachgeographie veröffentlicht hat, mit denen des Deutschen Volkskunde-Atlas vergleichen. Außerdem gibt schon die Feststellung einer besonderen Häufung gleichbedeutender Ausdrücke für einen Begriff (z. B. hunderte für Gefängnis, mehrere Dutzend für abspannen der Dienstleute, Bannschaub) Aufschluß über die mehr oder minder große Volkstümlichkeit solcher Begriffe.

Natürlich finden sich bei der Durchsicht der Rechtsquellen viele neue Belege zu schon Bekanntem, die häufig Bestätigung geben oder

Digitized by Google

genügt unter Umständen die Urkunde einer auswärtigen Stadtbehörde, daß dort die erforderlichen Erklärungen abgegeben worden wären. Der Schreinsakt war durch die Währschaftspflicht des Veräußerers gesichert und durch die Amtleutewährschaft. Die Amtleute hatten ja die materiellen Voraussetzungen des Rechtserwerbes geprüft, insbesondere die Frage des Erbenwartrechts, und konnten dann sofort Zeugnis abgeben. Für diese Währschaft wurde eine eigene Gebühr erhoben. Zur Auflassung des Veräußerers kamen die Verzichtserklärungen Dritter.

Die Terminologie wandelt sich dabei im Lauf der Zeiten. Auf Währschaft und Erlaßnis folgt als dritter und letzter Akt die Eintragung in den Schrein. Alle diese Rechtsakte konnten zeitlich und örtlich auseinanderfallen. Der Schreinseintrag, der ursprünglich nur eine Notitia war, wurde nach und nach Beweismittel. Allerdings konnten innerhalb einer bestimmten Frist noch berechtigte Widersprüche Dritter erhoben werden. Schließlich werden die Anschreinungen das Wesentliche des ganzen Akts; zum Rechtsübergang ist neben der Einigung der Parteien die Eintragung nötig; sie wird Konstitutivakt. Diese Entwicklung ist im Laufe des 15. Jahrhunderts abgeschlossen.

Schriften der Akademie für Deutsches Recht. Gruppe: Rechtsgeschichte; herausgegeben von dem Präsidenten der Akademie für Deutsches Recht Reichsminister Dr. Hans Frank. Forschungen zum Deutschen Recht, herausgegeben von Franz Beyerle, Herbert Meyer und Karl Rauch, Band I, Heft 3: Liegenschaftsübereignung und Grundbucheintragung in Köln während des Mittelalters von Dr. jur. habil. Hermann Conrad. 1935. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar.

Prof. Dr. E. Freiherr v. Künßberg
Heidelberg

Rasse und Heimat der Indogermanen

Seit rund 120 Jahren weiß man, daß die sogenannten indogermanischen Sprachen sich aus einer gemeinsamen Ursprache entwickelt haben und daß es einmal ein indogermanisches Urvolk gegeben haben muß, das diese Sprache entwickelt und dann durch Wanderungen und Völkermischungen ausgebreitet hat. So sicher diese beiden Tatsachen sind, so unsicher waren die Antworten auf die Frage, wo dieses indogermanische Urvolk gewohnt habe. Professor Otto Reche von der Universität Leipzig gibt in seinem kürzlich erschienenen Buch »Rasse und Heimat der Indogermanen« ein gutes Bild über den heutigen Stand der Frage.

Der wertvollste Teil von Reches Buch ist der, in dem der Verfasser eigene Überlegungen vorbringt, nämlich rassenphysiologische Erwägungen, zu welchem Klima die nordische Rasse am besten paßt und welches Klima in langen Zeiträumen ihre Rasseneigenschaften herausgezüchtet habe. Daß die geringe Fähigkeit, Hitze und starkes Licht zu ertragen, auf ein kühles Klima der Landschaft hinweist, in der die nordische Rasse entstanden ist, wußte man schon lange; aber Reche bringt Neues. Die Haut der nordischen Rasse hat viel mehr feinste Blutgefäße und Nerven als die der andersrassigen Menschen, kann sich also besonders schnell auf plötzlichen Wechsel von Wärme und kalter Feuchtigkeit umstellen; sie sondert nur wenig Fett ab, das nach den neuesten Feststellungen durch infrarote Strahlung viel Wärme abgibt, was namentlich bei der Negerhaut stark geschieht. Der dunkle Hautfarbstoff schützt vor ultraviolettem Licht, das wußte man längst; die Vitaminforschung der letzten Zeit hat festgestellt, daß eine kleine Menge ultravioletter Strahlen aber zur Gesundheit unbedingt nötig ist. Da leuchtet Reches Gedanke sehr ein: Wenn ein Klima infolge sehr vieler Wolken und häufigen Nebels nur wenig ultraviolettes Licht auf die Erde kommen läßt, dann ist dunkle Hautfarbe schädlich, weil die wenigen Strahlen abgefangen werden und der Körper nicht genug Vitamin bilden kann. In einem solchen Klima bekommt die helle Hautfarbe einen Auslesewert! Diese Erwägung ist sehr beachtenswert; denn da die hellen Farben bei Mischlingen rezessiv sind, konnte sich eine ganze Rasse dieser Art nur rein bilden, wenn die dunkelfarbigen Menschen durch irgend etwas ausgemerzt wurden, der Vitaminmangel ist als Ursache recht wahrscheinlich.

An Überzeugungskraft würden die Darlegungen noch gewinnen, wenn Reche zum Vergleich die ostbaltische Rasse hinzugezogen hätte, die ebenfalls aufgehellt worden ist, aber aus ganz anderen Rassengruppen sich abgezweigt hat und von der nordischen deutlich verschieden ist. Mit den Indogermanen hat diese Rasse zwar nichts zu tun, aber ein Teil von ihr ist während des Mittelalters im deutschen Volk aufgegangen und deshalb auch für uns beachtenswert.

In einem Punkt kann der Beurteiler mit dem Verfasser nicht übereinstimmen: Die fälische Rasse hält Reche nur für eine Abart der nordischen. Bis 1923 kannte man keinen Unterschied; Reche hat, anders als Hanns K. F. Günther, nicht die Selbstüberwindung aufgebracht, seine früheren Ansichten den neuen Feststellungen anzupassen. Infolgedessen bekämpft er die Ansicht, das urgermanische Volk sei aus einem indogermanischen, vorwiegend nordischen und einem nichtindogermanischen, vorwiegend fälischen Teil zusammengeschmolzen, und tut die nicht indogermanischen Bestandteile und Eigenschaften der germanischen Sprache etwas geringschätzig ab. Aber es handelt sich doch nicht nur um Ausdrücke der Seefahrt, sondern um rund ein Drittel des Wortschatzes; die Betonung auf der ersten Silbe, die Artikulationsbasis, welche die Umlaute entstehen ließ, die Abwandlung der Verben und anderes sind im Urgermanischen grundlegend anders als im Urindogermanischen und nur durch Einschmelzung einer erheblichen Zahl Andersprechender erklärbar. Hier wird voraussichtlich die Weiterentwicklung der Forschung Reche nicht folgen. Von diesem einen Punkt abgesehen, stellt sein Buch einen Fortschritt der Erkenntnis dar, an dem keiner vorübergehen soll.

Dr. Theodor Steche

Otto Reche, Rasse und Heimat der Indogermanen, J. F. Lehmanns Verlag, München 1936, 216 Seiten mit 113 Abbildungen, geb. 8.— RM.

Der Ursprung der Germanen

Das Buch hat drei andere Arbeiten des gleichen Verfassers: »Die Ursache der germanischen Lautverschiebung«, »Zur Frage nach der Urheimat der Germanen« und »Labyrinth« zur Voraussetzung und stützt sich in vorgeschichtlichen Fragen ganz auf das Werk von Wahle »Deutsche Vorzeit«. Das Buch ist reich an Wiederholungen und scharf in der Auseinandersetzung mit Andersdenkenden.

Güntert sieht in den Germanen eine Mischrasse aus Megalithgräberleuten und Schnurkeramikern. Aus der verschiedenen Grundstimmung dieser beiden Völker sucht er nicht nur die sprachliche Entwicklung, sondern auch die ganze Wesensart der Germanen, ihre religiösen Vorstellungen, ihr Musikempfinden usw. abzuleiten.

Die Megalithgräberleute sind nun nach Güntert Angehörige einer vorindogermanischen Bauernbevölkerung, die auf dem Seewege aus dem Westen in das westliche Ostseebecken eingewandert sei. Die eigentlichen Indogermanen sind nur die Schnurkeramiker. Sie hätten Ende der jüngeren Steinzeit als Westindogermanen (Streitaxtleute) in Südrußland gesessen und hätten sich kurz nach 2000 von hier aus über das übrige Europa ausgedehnt. Dieser Vorgang wird von ihm im Einzeln geschildert. Als eigentliche Urheimat der Indogermanen werden »die Gegenden nördlich des Kaspischen Meeres und Aralsees, die Kirgisensteppe, das Gebiet westlich zur Wolga hin, östlich bis zum Nordrand des Tianschan-Gebirges« angesehen. Darnach waren die Indogermanen Wanderhirten, die, wie er mehrfach betont, das gezähmte Pferd nach Europa gebracht hätten. Güntert hängt hier ganz von Wahle ab, der aber bei den Vorgeschichtlern, soweit ich sehe, nirgends Zustimmung gefunden hat.

Hinsichtlich der Zähmung des Pferdes und des Wanderhirtentums der Indogermanen sind beide Anhänger der Kulturkreislehre. Daß das Pferd nicht auf dem geschilderten Wege mit den Streitaxtleuten nach Europa gekommen ist, lehrt eine von ihm übersehene Arbeit von Walter Schulz [1]). Wenn man auf die Typologie Rücksicht nimmt, was im Gegensatz zu Wahle zuweilen auch Güntert tut, kann das Kernland der Schnurkeramiker nur Mitteldeutschland—Thüringen gewesen sein. Von hier aus ist ihre denkwürdige Ausbreitung auch nach dem Osten hin erfolgt, nicht umgekehrt, wie es Wahle und Güntert wollen. Auch dafür ist inzwischen der vorgeschichtliche Beweis sicher erbracht, nach dem in Mitteldeutschland Streitaxtleute schon längst gesessen haben, als sie nach Wahle und Güntert noch geschlossen in Südrußland gewesen sein sollen. Es ist also unmöglich, ihre Ansichten mit den Fundergebnissen in Mitteldeutschland in einen geschichtlichen Zusammenhang zu bringen.

Seit langem hat für die Bestimmung der Urheimat die Buchengrenze eine Rolle gespielt. Güntert weist diese Ansicht damit zurück, daß der Begriff »Buche« nur germanisch ist: »Das germ. Wort bedeutet Buche, das lat. und griech. eine Eichenart.« Hier hat er übersehen, daß lat. fagus nichts anderes als Buche heißen kann, und daß man demnach wohl ein Recht hat, für das Germ.-Lat. mit dieser Grundbedeutung zu rechnen. Wiederholt spricht Güntert von dem Waldreichtum oder den Urwäldern Mitteldeutschlands, um dann daraus zu schließen, daß sich in einem solchen raumbeengten Gebiete das große indogermanische Volk unmöglich hätte entwickeln können. Ich kann daraus nur folgern, daß ihm die Siedlungsflächen, Siedlungsmöglichkeiten und Wanderwege in Mitteleuropa zur Zeit der jüngern Steinzeit nicht ganz bekannt sind.

Vergeblich suche ich in seinem Buche auch darüber etwas, daß die nach seiner Ansicht nichtindogermanischen Megalithgräberleute eine fast gleich erstaunliche Ausdehnung gehabt haben wie die Schnurkeramiker, und daß sich die davon betroffenen Gebiete vielfach überschneiden. Auch daraus ließen sich mancherlei Schlüsse ziehen, die seiner Auffassung nicht günstig sind. So muß ich seine Grundansicht von einer Einwanderung der Indogermanen aus Asien über Südrußland trotz der Sicherheit und Überzeugungskraft, mit der er sie vorträgt, als vorläufig gänzlich unerwiesen ablehnen.

Prof. Dr. Fr. Specht
Halle a. S.

[1]) Die ältesten Trensenknebel aus Mitteldeutschland. Jahresber. f. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder. 1932.

Hermann Güntert, Der Ursprung der Germanen. Kultur und Sprache. 9. Bd. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, mit 3 Karten. 192 S. 1934. 7 RM.

Soeben erschien:

Trübners Deutsches Wörterbuch

Im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung herausgegeben von

Alfred Goetze

Erste Lieferung: A—Alpe. RM 1.—

Das Werk will unseren lebenden Wortschatz in wissenschaftlich ernsthaften und einwandfreien Wortgeschichten darstellen; bei schärfster Raumausnutzung will es den deutschen Wortschatz nicht erschöpfen, sondern in gewissenhafter Auslese die sprachgeschichtlich anziehenden und kulturgeschichtlich bedeutsamen Wortgeschichten ausheben. Mit Belegen soll das Werk nicht überlastet sein, doch werden durch streng ausgewählte Zeugnisse alle Angaben belebt und Wendepunkte im Leben der Wörter beleuchtet. Der bunte Reichtum unserer Volkssprache soll in das Werk einströmen; sowohl die ländlichen Mundarten des deutschen Südens und Nordens, als auch die mancherlei Mischformen, die den städtischen Alltag von heute beherrschen.

Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Dr. Robert Stumpfl Neu!

Kultspiele der Germanen

als Ursprung d. mittelalterlichen Dramas

Mit 12 Abb., brosch. RM 12.—, Leinen RM 14.—

Früher erschien: **Unser Kampf um ein deutsches Nationaltheater**

brosch. RM 1.80

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

Kirchengeschichte

I.

Katholizismus und Geistesfreiheit

Seinem Versuch, das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Wahrheit nach den Schriften Dalberg-Actons darzustellen (vergl. Geistige Arbeit 1935 Nr. 22), läßt Ulrich Noack eine Studie über »Katholizität und Geistesfreiheit« folgen. Die Aufgabe, den objektiven Tatbestand: die Stellung Dalberg-Actons zum katholischen Autoritätssystem und zur freien wissenschaftlichen Forschung, zu ermitteln, war in diesem Falle besonders schwierig. Denn schärfer als es Dalberg-Acton getan, kann niemand die geschichtlichen Erscheinungen und Einrichtungen im Katholizismus verurteilen, die irgendwie die Geistesfreiheit behinderten, und doch war dieser Feind des Ultramontanismus und dieser Kämpfer gegen die päpstliche Unfehlbarkeit vor ihrer Erhebung zum Dogma ein gläubiger Katholik und erkannte grundsätzlich sowohl die Sendung des Papsttums zur obersten Leitung der Christenheit als auch die Irrtumslosigkeit der römischen Kirche in ihren Dogmen an. Noack ist es in überzeugender Weise gelungen, aus den leidenschaftlichen Äußerungen Actons wider all das, was er als unsittlich in der Geschichte der Kirche brandmarkte und als gefährlich für die geistige Freiheit ansah, und aus seinen unbedingten Bekenntnissen zur göttlichen Sendung der Kirche die wirkliche Meinung Dalberg-Actons herauszuarbeiten. Wie im erstgenannten Buche läßt Noack auch in diesem hauptsächlich Acton selbst sprechen, nimmt aber zu dem Thema »Katholizismus und Geistesfreiheit« etwas mehr grundsätzlich Stellung als er es in dem Bande »Geschichtswissenschaft und Wahrheit« getan hat, wobei er unter anderen Przywara folgt. Noacks feinsinnige Bemerkungen sind indes mehr als Zeugnis dafür wichtig, wie sich das Problem Katholizismus und Geistesfreiheit vom katholischen Standpunkt aus darstellt, als daß es wirklich gelöst würde.

Dr. Johannes Bühler

Ulrich Noack, Katholizität und Geistesfreiheit. Nach den Schriften von John Dalberg-Acton. Verlag Gerhard Schulte-Bulmke. Frankfurt a. M. 1936, 377 S. RM. 6.80.

2.

Göttliches und menschliches Kirchenrecht

Das Buch ist eine bedeutsame Auseinandersetzung mit Rudolph Sohm und ein Versuch, die katholische Auffassung vom Kirchenrecht aus der altkatholischen Geschichte zu begründen.

Sohm hatte behauptet: die Urchristenheit habe kein Kirchenrecht gekannt. Glaube, Liebe und das Wort Gottes seien allein Band und Autorität gewesen. Erst der Clemensbrief von etwa 96 habe das Kirchenrecht geschaffen und zwar als ein Recht, das den hohen Anspruch erhebe, ganz und gar göttlichen Ursprungs zu sein. Den beiden Behauptungen dieses Satzes tritt Rösser entgegen. Er begründet mit bemerkenswerter Sorgfalt die alte katholische Lehre, nach der 1. schon von Beginn an auch die Urchristenheit ein Kirchenrecht, ein in den Evangelien und Episteln auf Christi Wort und Befehl gegründetes, besaß, und 2. nicht für alles Kirchenrecht, sondern nur für das wirklich grundlegende und auf des Herrn Befehl zurückgehende, der Begriff des göttlichen Rechtes in Anspruch genommen wurde. Besonders um die geschichtliche Begründung dieses zweiten Satzes, um den Nachweis menschlichen Kirchenrechtes neben dem göttlichen schon in der altkatholischen Zeit, erwirbt sich Rösser Verdienste. Er klärt hier (bes. S. 108f.) viele irreführende Bezeichnungen, die wohl dem Namen nach von göttlichem Rechte sprechen, aber der Sache nach durchaus bloß menschliche Satzungen (die sich auf kirchliche und insofern göttliche Dinge beziehen) meinen.

Diesen Nachweisen Rössers werden sich die Fachmänner wohl kaum verschließen können; mindestens wird das hier Vorgebrachte erörtert werden dürfen und müssen, ohne daß der Gegensatz der Bekenntnisse in diese nüchterne Untersuchung Leidenschaft und Unruhe bringt.

Anders steht es mit Rössers Bestreben, das ursprüngliche und bis heute unmittelbar wirkende und verpflichtende Dasein göttlichen Rechtes zu beweisen.

Seit der frühen Aufklärung (etwa seit dem großen Christian Thomasius) scheint es so, als sei die Lehre von der lex divina, vom göttlichen Gesetze, die ihre feinste Ausgestaltung wohl bei dem heiligen Thomas von Aquino fand, für die Rechtswissenschaft überwunden. Rösser, der Katholik, glaubt feststellen zu müssen: das Dasein göttlichen Rechtes werde von der protestantischen Lehre »bekanntlich« geleugnet. Er kann Richter, Dove, Kahl anführen; er könnte auch aus dem Streite unserer Tage manche Meinung nennen (besonders deutlich etwa Erik Wolf bei Künneth-Schreiner S. 262). Aber ist das wirklich auf die Reformation zurückzuführen?

Sieht man genau hin, so zeigt sich wohl auch hier, daß Luther beinahe mit Selbstverständlichkeit Auffassungen zugeschrieben werden, die doch erst in der Aufklärungszeit begründet wurden. Man mache sich einmal die Mühe, wirklich einen orthodox lutherischen Rechtsgelehrten zu studieren, etwa Dietrich Reinkingk, diesen großen Staats- und Kirchenrechtslehrer des 17. Jahrhunderts. (De Regimine saeculari et ecclesiastico, 1619; Biblische Policey, 1653.) Man wird erkennen müssen: göttliches Recht, das geistliche und weltliche Gewalt sauber scheidet, kein Staatskirchentum und kein Kirchenstaatstum duldet, Gottes Befehl als unmittelbare Grundlage von Kirche wie Staat — das hat dieser Dietrich Reinkingk, der übrigens ein unbeugsamer Verfechter des mittelalterlichen Reiches und Kaisertumes blieb, obwohl er orthodoxer Lutheraner war, auf das Klarste herausgearbeitet.

Und in der Gegenwart? Niemals ist die Überlieferung des Mittelalters, die 1225 bei Eike von Repkow ihren Höhepunkt gewann, in kirchlichen und freikirchlichen Kreisen des Protestantismus untergegangen. Kommt nicht trotz Vermeidung des Namens das, was z. B. seit Jahren O. Dibelius lehrt, auf die Behauptung göttlichen Rechtes hinaus? Ich selbst scheue mich übrigens nicht, der Sache wie dem Namen nach an des Thomas von Aquino Lehre anzuknüpfen (Einf. in d. Rechtswiss. II., 1931, S. 127). Nur über den Umfang des göttlichen Rechtes bleibt hier Streit, und zu dessen Lösung scheinen die feinen Gedanken über die Veränderlichkeit menschlichen Kirchenrechts, die R. aus der Geschichte entwickelt, beizutragen.

Prof. Dr. A. Wegner
Halle-Wittenberg

Dr. theol. Ernst Rösser, Göttliches und menschliches unveränderliches und veränderliches Kirchenrecht, von der Entstehung der Kirche bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts. Görres-Gesellschaft, Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft, 64. Heft, Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1934. S. 192. RM 10.80.

3.

Geschichte der Kirchengeschichtsschreibung

Der Versuch, die Geschichte einer Wissenschaft zu schreiben, stellt den Autor vor eine schwierige Aufgabe: sie setzt eine klare Vorstellung vom Wesen dieser Wissenschaft, ausgebreitete Fachkenntnisse und ein ausgesprochen kritisches Talent voraus. Über die Kirchengeschichtsschreibung ist wohl deshalb seit langem, seit den vor 80 Jahren erschienenen »Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung« von Ferdinand Christian Baur keine größere Gesamtübersicht mehr erschienen, weil gerade hier die genannten Forderungen besonders schwer zu erfüllen sind. Die Fülle des Stoffes ist erdrückend. Mit Recht bezeichnet deshalb Walter Nigg sein Buch »Die Kirchengeschichtsschreibung« [1]) als ein Wagnis. Es ist Nigg tatsächlich, wenigstens in dem von ihm selbst gesteckten Rahmen, vorzüglich geglückt.

Nigg beschränkt sich auf die Historiker, welche »die Geschichte der Kirche zum Objekt ihrer Darstellung gemacht« haben, scheidet also alle Werke über Teilgebiete, wie die Kirchengeschichte eines einzelnen Landes oder die Geschichte eines Ordens, aus. Das hat zwar den Nachteil, daß Arbeiten, die wie etwa die der Mauriner und Bollandisten epochemachend nicht nur für die Kirchen- sondern auch für die Profangeschichte wirkten, völlig übergangen werden; aber eine Begrenzung war nun einmal unerläßlich. Zu Einseitigkeiten scheint es dagegen zu führen, daß er hauptsächlich nur auf deutsche Historiker näher eingegangen ist, weil »auf dem Gebiete der Kirchengeschichtsschreibung in den letzten zwei Jahrhunderten die deutschen Gelehrten führend waren.« Aus der Zielsetzung ergibt sich Nigg seine ausgezeichnete Stoffgliederung in: die mythische, die konfessionelle, die spiritualistische, die pragmatische, die romantische, die idealistische und die profane Kirchengeschichtsschreibung. Das Wesen der profanen, der modernen Kirchengeschichtsschreibung besteht nach Nigg »in der völligen Angleichung der Kirchengeschichtsdarstellung an die Profanhistorie«. In diesem Aufbau fehlt nur ein Glied: die mittelalterliche Geschichtsschreibung. Grundsätzlich wird ihr auch Nigg gerecht: sie »darf nicht unterschätzt werden«. Aber trotz bedeutender Einzelleistungen, besonders auf dem Gebiete der Hagiographie und der Mönchsgeschichte, habe das Mittelalter »keine durchgehende Kirchengeschichte« hervorgebracht, weil die mittelalterliche Kirche »zu sehr von Gegenwartsinteressen erfüllt war, als daß sie sich historisch mit ihrer Entstehung und Entwicklung hätte befassen können«. In Wirklichkeit aber war für den mittelalterlichen universalen Geschichtsschreiber, bis gegen Ende des Mittelalters fast immer ein Kleriker oder Mönch, Weltgeschichte nichts anderes als Kirchengeschichte. Eine das Methodische so sehr betonende Geschichte der Kirchengeschichtsschreibung wie die Niggs hätte deshalb die mittelalterlichen Weltchroniken und die Geschichtsauffassung der an Joachim von Floris anknüpfenden Franziskanerspiritualen (vgl. hierüber die Arbeiten von E. Benz) doch etwas berücksichtigen müssen.

Niggs Werk ist ein wesentlicher, fachwissenschaftlicher Beitrag zur Geschichte der Kirchengeschichte. Aber darüber hinaus bietet es jedem reiche Anregungen, der sich irgendwie mit Geistesgeschichte beschäftigt. Die individuelle Note, das Erfülltsein von dem Geiste unserer Zeit, aber nicht das Hörigsein dem Zeitgeiste und die lebendige, flüssige Darstellung machen Niggs »Kirchengeschichtsschreibung« selbst zu einem bedeutenden Geschichtswerk. Die einzelnen Persönlichkeiten sind lebensvoll geschildert, das Epochemachende ihrer Leistung wird vorzüglich herausgearbeitet. Die Kritik ist zwar oft scharf, aber nie überheblich und einseitig, die Ausdrucksweise an vielen Stellen erfreulich deutlich, auch kräftig und witzig-sarkastisch, doch ohne ins Platte oder allzu Derbe zu

Verlangen Sie unseren Prospekt über

Leopold von Ranke

Die Weltgeschichte
7 Bände

Geschichte der Päpste
2 Bände

Preußische Geschichte
3 Bände

Jeder Band, in Leinen gebunden, reich illustriert und mit farbigen Landkarten versehen, kostet **RM 4.50**

Umfang ca. 500 Seiten pro Band.

GUTENBERG-VERLAG UND VERSANDBUCHHANDLUNG
Christensen & Co., Hamburg 1,
Bieberhaus

Digitized by Google

verfallen. Glänzend sind zahlreiche Formulierungen persönlicher und sachlicher Art. Nur ganz selten verführt den Autor sein Streben nach Prägnanz zu kleinen inneren Widersprüchen. So ist es gewiß richtig, »in Flacius vor allem den Theologen zu sehen«, aber es geht doch etwas zu weit von ihm zu sagen: »Bei ihm hat die Theologie restlos über alle Religiosität gesiegt«; das »restlos« ist hier jedenfalls zuviel.

Dr. J. Bühler

Solln bei München

[1]) Walter Nigg: Die Kirchengeschichtsschreibung. Grundzüge ihrer historischen Entwicklung. XI und 271 Seiten. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1934. RM. 8.50.

4.

Päpstliche Politik im 9. Jahrhundert

Eine scheinbar rein fachwissenschaftliche Arbeit mit dem Titel »Nikolaus I. und Pseudoisidor« ist unter der Hand des Historikers Johannes Haller nicht nur zu einem wissenschaftlich sehr ertragreichen Buch geworden, sondern bietet darüber hinaus auch dem allgemein geschichtlich Interessierten reiche Anregung. Nikolaus I. (858—867) wird seit Jahrhunderten als der einzig wirklich große Papst zwischen Gregor I. und Gregor VII. gefeiert. Nikolaus I. war nun zwar gewiß eine bedeutende Persönlichkeit, aber mit seiner Politik, die oströmische und die fränkische Reichskirche dem Papsttum völlig unterzuordnen, ist er doch gescheitert. Dies wurde bisher deshalb nicht erkannt, weil die »volltönende Beredsamkeit« der amtlichen Äußerungen Nikolaus I. den gegenteiligen Eindruck erweckt. Haller prüft sie an den Tatsachen nach und kommt dabei zu dem Schluß: »Eine ergebnislose Episode ist die Regierung Nikolaus I. gewesen. Daß die Geschichtsschreibung, irregeleitet durch den Anschein großer Worte, sie dereinst in glänzendem Lichte zeigen werde, hätte unter den Zeitgenossen gewiß keiner für möglich gehalten.« Unter den verschiedenen Kampfmitteln, deren sich Nikolaus I. bediente, hat die Isidor zugeschriebene Sammlung echter und gefälschter Dokumente namentlich in den späteren Kämpfen der Päpste gegen die Kaiser eine große Rolle gespielt. Über diesen »größten und folgenschwersten Betrug der Weltgeschichte« ist schon eine Unzahl von Büchern und Abhandlungen geschrieben worden. Auch hier, wo man glauben möchte, daß die Forschung zu neuen Ergebnissen nicht mehr führen könne, gelingt es Haller zu den Fragen über den Zweck und den Verfasser der Fälschung und die Stellung Nikolaus I. zu ihr wesentlich Neues beizutragen.

Dr. J. Bühler

Johannes Haller, Nikolaus I. und Pseudoisidor. Großoktav. 203 S. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart 1936 im Büttenumschlag 5.— RM., Ganzleinenband 7.50 RM.

5.

Thomas von Aquin und Thomas von Kempen

1. Über das Grundsätzliche der zwei deutschen Ausgaben der Summa von Thomas von Aquin haben wir früher an dieser Stelle gesprochen (1934, Nr. 8, S. 6). Die neuen vier Bände der Thomas-Ausgabe des Katholischen Akademikerverbands und der neue zweite Band der Thomas-Ausgabe in Kröners Taschenausgabe [1]) haben das frühere Bild kaum geändert. Die Einleitungen und Kommentare der Ausgabe des Katholischen Akademikerverbands machen gewiß stärker als früher den Versuch, das überzeitlich Statische der (thomistischen) Schulerklärung aufzulockern, und betonen grundsätzlich, daß sie keinem »schulmäßigen Vorurteil« folgen möchten (II 327). Aber gerade der zweite Band, in dem der Schulgegensatz zwischen Bañezianismus (der sich Thomismus nennt) und Molinismus brennend ist, bringt keine überschulische Darstellung, sondern die Art, wie in den bañezianischen Schulbüchern die Kontroverse eben auch dargestellt wird. Ebenso wird zwar grundsätzlich die Zeitgebundenheit der realwissenschaftlichen Teile der Summa grundsätzlich betont, aber doch kein ernstlicher Versuch unternommen, Metaphysik und Realwissenschaft zu scheiden, wie es etwa Mitterer seinerzeit glücklich unternahm (Zeitschr. f. kath. Theologie 1933, S. 491 ff.). Und so ist auch folgerichtig, daß die Kommentare ausschließlich von den bañezianischen Schul-Autoren beherrscht sind (Johannes a. S. Thoma, Diekamp usw.). Die jeweiligen Einleitungen machen gewiß erfreulich den Versuch, Thomas in die lebendige Gegenwart zu stellen, aber doch mehr im Stil von Lobreden auf Thomas, als in der Weise eines kritischen Aug in Aug. So bleibt also der Charakter der Ausgabe folgerichtig erhalten: als gutes Dokument einer Einheit von »katholischer Phänomenologie« und benediktinisch-dominikanischer Schul-Tradition. — Weitaus lebendiger ist wieder der neue Band der Krönerschen Ausgabe (herausgegeben von Josef Bernhart). Gerade die Einleitung des neuen Bandes ist ein wahres Meisterstück: in der Weise, wie sie in Kommentierung von ein paar Kernsätzen aus Thomas dessen Ethik herausarbeitet. Die plastische Sprache Bernharts dient solcher Methode ungemein. Die Art der Übertragung des Textes ist die gleiche wie im ersten Band. Der Gegensatz zum Deutsch der Ausgabe des Akademikerverbands kann kaum größer sein: dort ausgeschliffene Glattheit, hier ein Deutsch, das nicht wenig an Versuche der Früh-Romantik gemahnt, wurzelknorrig und blockhaft. Ohne Frage ist darum die Ausgabe des Akademikerverbands lesbarer, während man bei der Bernhartschen des Lateins bedürfte, um genau zu verstehen. Aber es bleibt dabei, daß in der Bernhartschen Ausgabe Sprachschöpfung geschieht.

2. Für seine Übertragung der »Nachfolge Christi« von Thomas von Kempen hat Felix Braun [2]) sicher ein fließend einfaches Deutsch gefunden, — ganz passend zu der Art, wie er in seiner Einleitung den Verfasser schildert: »kein Erleuchteter, ... sondern ... ein Armer im Geist« (XXII), »Demut, die sich unter das Verhängnis des so beschaffenen, so von Gott zugelassenen Herzens reuevoll beugt« (XXIII). Damit korrigiert Braun selber den unglücklichen Versuch, an einer Stelle den Verfasser in einen Gegensatz zu katholischer Einfachheit zu bringen (XV). Thomas von Kempen hebt »Strafe und Vergeltung« keineswegs auf, sondern verlangt eine noch weitergehendere Unterwerfung unter das Geheimnis des Göttlichen Willens: wie sein Buch mündet in die stumme Anbetung des Unbegreiflichen Gottes (IV 18; 5). Das Geheimnis der »Milde der Imitatio« (XXII) ist diese restlose Unterwerfung und Übergabe.

E. Przywara

[1]) Summa Theologica, Deutsch-Lateinische Ausgabe, Salzburg, Anton Pustet, Bd je M. 9.—
Bd 2: Gottes Leben, Sein Erkennen und Wollen [(16) u. 439 S.]
Bd 5: Das Werk der Sechs Tage [(19) u. 264 S.]
Bd 25: Die Menschwerdung Christi [(21) u. 518 S.]
Bd 29: Die Sakramente. Taufe und Firmung [(24) u. 579 S.]
Summe der Theologie, Bd 2, Die Sittliche Weltordnung (LXXIV) u. 524 S.), Leipzig 1935, Alfred Kröner (Taschenausgabe Bd 106) M. 4.—

[2]) Thomas von Kempen, Die Nachfolge Christi, übertragen von Felix Braun (XXIV u. 302 S.) Leipzig 1935, Alfred Kröner (Taschenausgabe Bd 126) M. 3.—

Die Bettelordenskirchen in Österreich

Zur Entwicklungsgeschichte der österreichischen Gotik

von **Richard Kurt Donin**

420 Seiten Text u. 409 Abb. auf 96 Seiten
brosch. RM 17.—, geb. RM 19.—

Die Kenntnis der österreichischen Bettelordenskirchen ist der Schlüssel zum Verständnisse der Gotik Österreichs — ja des gesamten deutschen Kulturgebietes im Donauraume.

Verlag Rudolf M. Rohrer, Wien / Leipzig / Prag / Brünn

6.

Der deutsche Ordensstaat

Unter den Deutschordensgeschichten, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind, nimmt die vorliegende insofern eine besondere Stellung ein, als sie versucht, die Synthese für unsere Zeit zu finden. Aber dies ist nur ein Punkt, der allerdings am deutlichsten in Erscheinung tritt. Die Ordensgeschichte rankt sich um fünf ausgeprägte Persönlichkeiten, die trotz aller Ordensgebundenheit den Orden weitertrieben. Da die Statuten auch dem höchsten Würdenträger genaue Richtlinien gaben und das Generalkapitel als höchste Instanz die Tätigkeit des Hochmeisters beurteilte, gelang es nur wenigen, sich aus der festgeschlossenen Masse herauszuheben und in ganz besonderem Maße den Willen des Ordens zu erfüllen oder über die starre Form hinauszustreben und — zu zerbrechen. Diese fünf Persönlichkeiten sind: Hermann von Salza, der der eigentliche Begründer des Deutschen Ritterordens ist und ihm seine Lebensaufgabe im Osten zuwies. Er machte aus dem Besitz des Ritterorden den festgefügten, modernen Staat. An zweiter Stelle steht Luther von Braunschweig, der Herzogssohn aus dem Welfengeschlecht. Er ist der große Kolonisator, der dem Deutschtum im Lande durch planmäßige Siedlung zum Siege verhalf und gleichzeitig Künste und Wissenschaften fördert. Den glänzenden Höhepunkt, aber auch gleichzeitig den Beginn des Verfalls bildet die lange Regierungszeit Winrichs von Kniprode. Unter ihm tritt durch den immer mehr sich entwickelnden Eigenhandel als neue Macht die des Geldes in den Gesichtskreis des Ordens. So beginnt die alte Ordensidee zu schwinden. Dadurch daß der Orden Söldner annimmt, wird er sich selbst untreu. Diese Lockerung durch Handel, Geld und Söldner, sowie das autoritäre Prinzip des Ordensstaates führt zum Zusammenbruch. Heinrich von Plauen wächst aus ihm heraus. Er erkennt die Fehler und will Wandel schaffen. Allerdings gegen die Ordenssatzungen. Daran zerbricht er. Ein Menschenalter später ist der Ordensstaat, in dem sich Stände- und Landesherren bekämpfen, ein Vasall Polens geworden. Der Lebensraum des Deutschen Volkes, dessen Idee doch der Deutsche Orden vertreten hatte, war wieder verengt. Aus dieser Not findet der junge Hochmeister Albrecht aus dem Hause der Hohenzollern den einzigen Ausweg. Der Ordensstaat hatte Sinn und Zweck in Preußen verloren. Der Ständestaat hatte auch hier gesiegt. Sollte das Land nicht völlig in polnische Hände fallen, so blieb nur die Umwandlung in ein weltliches Herzogtum übrig. Nach langem Zögern tat Albrecht den Schritt und machte Preußen wieder zu einer Hochburg des Deutschtums im Osten.

Lampe

Erich Maschke, Der deutsche Ordensstaat. Gestalten seiner großen Meister. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1935. 128 S. RM. 3.60.

7.

Die Kirchen der Bettelorden in Österreich

Die Bettelorden brachten in einer Zeit des kirchlichen Verfalls die Idee der evangelischen Armut und die Kraft des gepredigten Wortes zu neuem Ansehen. Für ihre Zwecke schufen sie sich einen eigenen Kirchenbau, und zwar die Franziskaner in Mittelitalien den flach gedeckten Saal, die Dominikaner in Frankreich die gewölbte Basilika.

Die Bewegung griff ungeheuer rasch nach Deutschland über und hier im Südosten entstand bereits 1217 zu Friesach in Kärnten die erste Bettelordenskirche, eine der Dominikaner. Diese Bettelorden reformierten nicht allein das religiöse Leben, sondern übten auch mit ihrer auf Zweckmäßigkeit und Einfachheit abgestimmten Baukunst einen großen Einfluß aus. Krautheimer hat für das heutige Deutschland, Oberst für die deutsche Schweiz diesen Einfluß untersucht. Donin schließt nun eine sehr empfindliche Lücke, indem er diese Untersuchung auch auf das im deutschen Kulturgebiet so wichtige Österreich ausdehnt [1]).

Die frühest-gotische Baukunst in Österreich stand im engsten Zusammenhang mit jener des bayrischen Mutterlandes, öffnete sich jedoch im Wege der Zisterzienser der französischen und durch die Vermittlung des Hochstiftes Salzburg der italienischen Baukunst. Nur darf man alle diese Einflüsse nicht so hoch veranschlagen, wie Donin es tut, der besonders der lombardischen Kunst, so wichtig sie sicher für ganz Süddeutschland ist, zu große Bedeutung für die Entwicklung der hiesigen Romanik und Gotik zuschreibt.

Nichtsdestoweniger haben auch diese italienisch-

Digitized by Google

französischen Bettelorden mit ihren den neuen Bedürfnissen angepaßten Bauformen eine große und segensreiche Einwirkung ausgeübt, sie haben die heimischen Kräfte zu Neuem und Bodenständigem angeregt. Das ist namentlich für Österreich wichtig, weil hier infolge einer konservativen Grundgesinnung das Tempo der Entwicklung ziemlich gemächlich war, und die durch die Zisterzienser zuerst vermittelte Gotik nur zögernde Aufnahme fand. Gerade darin setzt nun der Einfluß der Bettelorden deutlich ein, denn sie sind es, die den österreichischen Ländern lebendige und vor allem bodenständig-veränderungsfähige Gotik vermitteln. Die Zahl der Bettelordenskirchen war ungeheuer groß, nur sind sehr viele durch die Barockisierung und durch den josefinischen Klostersturm verschwunden; es bildeten sich deutlich neue Formen heraus, wozu vor allem der ungewöhnlich lange Chor gehört, der heute noch in vielen Beispielen, wie in Enns, Marchegg und Tulln Marksteine der bodenständigen Gotik aufweist und die Übertragung des Vorbildes einer Bettelordenskirche auf eine Pfarrkirche deutlich zeigt.

Donin ist mit vorbildlicher Genauigkeit der Wesenheit der österreichischen Bettelordenskirchen bis in ihre letzte stilistische Einzelheit nachgegangen. Das Buch ist inhaltlich sehr reich. Die von höchster Genauigkeit erfüllte Kleinarbeit erstreckt sich bis auf die Profile der Gesimse u. a., welchen Veränderungen der Verfasser vielleicht mitunter zu große Bedeutung zumißt. 409 gut gebrachte Fotos ergänzen dieses wichtige und aufschlußreiche Werk, das ein schönes Beispiel deutschen Gelehrtenfleißes ist.

E. Schaffran

[1]) R. K. Donin, Die Bettelordenskirchen in Österreich. Verlag R. M. Rohrer, Wien, Leipzig, Prag, Brünn. 1935. Brosch. RM. 17.—, geb. RM. 19.—.

Nation und Geschichte

Unter dem Titel »Nation und Geschichte« legt Hermann Oncken in einem stattlichen Bande eine Auswahl seiner Reden und Aufsätze von 1919 bis 1935 vor. Der Titel ist durchaus berechtigt; alle diese Veröffentlichungen handeln von der Nation, der deutschen Nation, und befragen die Geschichte, hauptsächlich die neuere Geschichte, nach dem Wesen, Schicksal und den Zukunftsaussichten der Nation. Neben weiterausholenden Studien wie »Der Sinn der deutschen Geschichte«, »Deutsche Vergangenheit und deutsche Zukunft«, »Politik als Kunst«, »Die Wiedergeburt der großdeutschen Idee« »Die historische Rheinpolitik der Franzosen«, »Hindenburg im Lichte der europäischen Geschichte«, stehen Aufsätze spezielleren Inhaltes wie: »Die Rückkehr Saarbrückens«, »Zwei Deutschamerikaner: Friedrich Wilhelm von Steuben, Carl Schurz«. Bisher unveröffentlicht ist die Untersuchung: »Greys Kampf um den Eintritt Englands in den Weltkrieg«, ein hervorragender Beitrag zur Kriegsschuldfrage. Sämtliche einundzwanzig Arbeiten zeichnen sich durch edle, leicht verständliche Sprache aus.

J. B.

Hermann Oncken, Nation und Geschichte. Reden und Aufsätze 1919—1935. 517 S. Berlin 1935. R. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Alle Vorzüge wissenschaftlicher Zurüstung vereint

Die Deutsche Thomas-Ausgabe

vollständige, ungekürzte, deutsch-lateinische Ausgabe der SUMMA THEOLOGICA des HEILIGEN THOMAS VON AQUIN

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband. Übersetzt von Dominikanern und Benediktinern.

Das Gesamtwerk umfaßt 36 Bände mit insgesamt 18000 Seiten, 1 Registerband und 1 Thomas-Lexikon. Einzelbandpreis Leinen RM 10.—, broschiert RM 9.—.

Bei Bezug der Gesamtausgabe ermäßigt sich der Bandpreis wie folgt: Leinen RM 9.50, broschiert RM 8.50

Bisher erschienen:

Band 1: Gottes Dasein und Wesen
Band 2: Gottes Leben, sein Erkennen und Wollen
Band 5: Das Sechstagewerk
Band 25: Die Menschwerdung Christi
Band 27: Christi Leben
Band 29: Die Sakramente. Taufe und Firmung

Verlangen Sie ausführliche Prospekte!
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig

AXEL SCHMIDT, Berlin

Die Staatsidee Polens

Von Ranke stammt das Wort, daß Staaten nur durch die Kräfte erhalten würden, durch die sie gegründet seien. Versucht man nach der Wurzel des polnischen Staates zu forschen, so kommt man bald zur Feststellung, daß sich in Polen, und zwar nicht nur im neuen Polen, sondern auch im alten polnischen Staat zwei Staatsideen gegenüber standen, die sich bekämpften.

In der polnischen Geschichte wird dieses Ringen um die Staatsform mit dem Namen der beiden Dynastien belegt, die Polen beherrscht haben. Man spricht von einer Piastischen und Jagiellonischen Staatsidee. Die Piastische Staatsidee zielte darauf ab, nach dem Westen Eroberungen zu machen, während die Jagiellonische ihr Gesicht nach Osten wandte. Litauen, Weißruthenien und die Ukraine waren die Gebiete, auf die Jagiello und seine Nachfolger hinzielten. Um diese großen Aufgaben erfüllen zu können, lockerten diese Herrscher die straffe Zentralisation der polnischen Staatsverwaltung und schufen ein föderalistisches Staatswesen. Erst später wurde Polen wieder durch die Lubliner Union — 1569 — fester zusammengefaßt; aus den Gliedstaaten Litauen und Ukraine wurden polnische Provinzen.

Trotzdem zwischen der Aufteilung des alten polnischen Staates und dem Wiedererstehen des neuen polnischen Staates fast 150 Jahre liegen, haben während der gesamten Zeit diese beiden Ideale um die Seele des polnischen Volkes gerungen.

Auch die beiden Männer, die in der letzten Generation den Kampf um die Wiedergeburt Polens leidenschaftlich führten, Dmowski und Pilsudski standen in verschiedenen Lagern. Dmowski ist der bedeutendste Vertreter der Piastischen Idee, Pilsudski hing Jagiellonischen Idealen nach. Diese beiden maßgebenden polnischen Politiker hatten schon sehr früh den kommenden Weltkrieg in ihre politischen Kombinationen eingestellt. Hierbei wollte Pilsudski das Schicksal Polens mit den Mittelmächten verbinden; Dmowski dagegen setzte auf die russisch-französische Karte. Bereits während des russisch-japanischen Krieges prallte dieser Gegensatz im polnischen Lager heftig aufeinander. Pilsudski, der stets den Gedanken vertrat, daß Polen nur wiedererstehen könne, wenn das Volk aktiven Anteil an dem Befreiungskampfe nähme, glaubte während der russisch-japanischen Auseinandersetzung die Zeit dafür gekommen. Zusammen mit seinem Freunde Filipowicz reiste Pilsudski nach Japan, um von der Tokioter Regierung Geld und Waffen für einen Aufstand der Polen im Rücken des russischen Volks zu erhalten. Kaum hatte Dmowski von diesem Plan erfahren, als er Pilsudski nach Tokio nacheilte. Dmowski warnte die japanische Regierung vor diesen »Idealisten«, weil nicht sie, als Emigranten, — nach seiner Flucht aus dem Petersburger Gefängnis lebte Pilsudski in London — sondern Dmowski, als bodenständiger Politiker die Stimmung in Polen kenne. Diese Warnung behielt in Tokio die Oberhand, weil, wie Dmowski in seinen Memoiren [1]) feststellte, »es sich zum Glück zeigte, daß sich die japanische Regierung über den Sachverhalt in Polen besser unterrichtet erwies, als zu erwarten gewesen, besser sogar als manche europäische Regierung«.

Dieser damals zu Tage getretene Gegensatz zwischen Pilsudski und Dmowski ist nichts anderes als der alte Gegensatz zwischen der Piastischen und Jagiellonischen Idee. Mit anderen Worten, Dmowski wollte Polens Staatswerdung mit russischer Deckung versuchen, während sein Gegenspieler sie sich in Kampfstellung zu Rußland dachte. Nach seiner Reise nach Tokio verlegte deswegen Pilsudski seine politische Tätigkeit nach Galizien. Dort sammelte er die nationalgesinnte polnische Jugend in dem »Schützenverbande«, der den Kern des polnischen Heeres bilden sollte, das an der Seite der Mittelmächte bei der Befreiung Polens mitzuwirken hätte.

Dmowski blieb in Rußland und arbeitete dort für eine Verständigung zwischen Polen und Russen. Was Dmowski damals bezweckte, das hat er in seinem Werk »Deutschland, Rußland und die polnische Frage« ausgeführt. In seinen Memoiren faßte Dmowski seine damaligen Forderungen folgendermaßen zusammen:

»Rußland mußte als zukünftiger Verbündeter im Kampfe gegen Deutschland betrachtet werden. Deswegen konnte weder dem Staate noch dem russischen Volk der Kampf angesagt werden und es durfte uns (d. h. den Polen) auch nicht an dem Zerschlagen der außenpolitischen Macht Rußlands liegen.«

Dmowski hatte anfänglich mit seiner Politik der Versöhnlichkeit einige Erfolge aufzuweisen. Bei der starken Opposition, mit der die russischen Regierungen in der ersten und zweiten Duma zu kämpfen hatten, gab die polnische Fraktion mit ihren 36 Stimmen oft den Ausschlag. Ministerpräsident Stolypin wurde diese Abhängigkeit von den Polen immer lästiger. Als dann noch die ukrainische Frage immer bedrohlicher ihr Haupt erhob, und sich in der II. Duma eine Gruppe von 40 Ukrainern bildete, die bisher in verschiedenen russischen Oppositionsparteien gesessen hatten, schlug der russische Ministerpräsident zu. Er löste nicht nur die II. Duma auf, sondern oktroyierte auch ein neues Wahlgesetz das den Einfluß der bäuerlichen Massen beseitigte. In der III. Duma saß deswegen kein Ukrainer mehr; aber auch der Einfluß der Polen war sehr vermindert. Statt der 36 polnischen Mandate gab es nur noch 12. Damit war der polnische Einfluß auf das parlamentarische Leben Rußlands so gut wie ausgeschaltet. Dmowskis Politik einer Versöhnung mit Rußland hatte Schiffbruch gelitten. Sein Einfluß in Polen sank und dementsprechend stieg derjenige Pilsudskis. Zwar setzte Dmowski noch seine Politik der Versöhnung mit Rußland fort. Der Ausbruch des Weltkrieges rückte Dmowski sogar ganz an die Seite Rußlands. In seinem schon zitierten Buch »Die polnische Politik und der Wiederaufbau des Reiches« schreibt er:

»Von Anfang an war der Platz Polens während des Krieges an der Seite Rußlands. Polen hatte nie an der Zerstörung der russischen Macht ein Interesse und das Unglück, das durch die Revolution über Rußland kam, erweckte in weiten Kreisen des polnischen Volkes tiefes Mitgefühl. Niemals wandte sich unsere Politik gegen Rußland. Und in den weiteren Abschnitten des Krieges war sie nur eine konsequente Fortentwicklung auf den Grundlagen, mit denen wir in den Krieg

[1]) Die polnische Politik und der Wiederaufbau des Reiches. Warschau 1928 (poln.)

Digitized by Google

eintraten. Ich unterstreiche dies ausdrücklich, damit bei uns die Leute nicht denken, daß die Annäherungspolitik an Rußland lediglich den Bedürfnissen der Zeit entsprang und heute schon der Geschichte angehört. Nicht nur eine Generation hindurch, immer wieder wird diese Frage aktuell sein, ständig wird sie eine hervorragende Bedeutung für beide Völker haben.«

Noch 1915 gibt Dmowski in der von Ministerpräsident Goremykin eingesetzten polnisch-russischen Kommission hinsichtlich der polnischen Kriegsziele die folgende Erklärung ab:

»Daher ist es unbedingt nötig, daß Rußland in dem polnischen Volk ein Werkzeug habe, um die Westslaven zum Zwecke des Kampfes mit dem Germanentum mächtig zu beeinflussen. Bei der Bestimmung der zukünftigen Grenzen des Zartum Polen muß das ethnographische Prinzip zu Grunde gelegt werden, wobei es jedoch bei der Bestimmung seiner Westgrenze unerläßlich erscheint, von diesem Prinzip abzugehen, um strategische und politische Erwägungen sowie geographische Besonderheiten ins Auge zu fassen.«

Freilich je schlechter die Lage Rußlands wurde, um so mehr beginnt sich Dmowski von Rußland zu distanzieren und seine Hoffnungen auf die Entente zu setzen. Er begibt sich zuerst nach London und später nach Washington und Paris, um dort zusammen mit dem Pianisten Paderewski und anderen Polen die Staatsmänner der Entente für die polnischen Ziele zu beeinflussen.

Nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte hätte, so sollte man meinen, die Dmowskische Richtung als Bundesgenosse der siegreichen Entente die Oberhand in Polen erringen müssen. Aber die machtvolle Persönlichkeit Pilsudskis, der nicht, wie Dmowski, im Verhandeln mit der Entente, sondern im Einsatz der kleinen, aber begeisterten Polnischen Legion seine Aufgabe gesehen hatte, wurde der Führer des jungen polnischen Staates. Nur auf kurze Zeit, als einmal die Nationaldemokraten an die Regierung kamen, wurde Dmowski Außenminister. Er hat sonst bis auf den heutigen Tag nur als die bedeutendste publizistische Kraft der rechten Presse Polens eine Rolle gespielt.

Das Jagiellonische Ideal schien zu Anfang die Vorherrschaft in der polnischen Politik angetreten zu haben. Dies zeigte sich besonders im Bündnis Pilsudskis mit dem Führer der Ukrainer Petljura, und ihrem gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus. Ihr kühner Vorstoß nach Kiew schlug aber nach einiger Zeit ins Gegenteil um. Die Verbündeten mußten bis hinter die Weichsel zurückgehen. Erst dort gelang es Pilsudski den bolschewistischen Vormarsch zum Stehen zu bringen. Im Frieden zu Riga erhielt Polen sehr günstige Grenzen, bessere sogar als sie die sogenannte Curzon-Linie vorgesehen hatte. Die weitergehenden Pläne Pilsudskis in bezug auf die Ukraine waren nicht mehr durchzuführen. Damit hatte die Jagiellonische Konzeption ihren Höhepunkt überschritten. Pilsudski zog sich Anfangs der zwanziger Jahre aus der aktiven Politik zurück und jahrelang hatte es den Anschein, als ob in Polen wiederum Piastische Gedankengänge die Oberhand gewinnen sollten. Diese Theorie, keine weitere Ausdehnung nach Osten, Verständigung mit Rußland, um die gesamte Aufmerksamkeit nach Westen wenden zu können, nebst Ausbaus des Bündnisses mit Frankreich — gewann auch bei den Gesinnungsgenossen Pilsudskis nicht wenig Anhänger.

Erst kurz vor seinem Tode griff der Marschall noch einmal entscheidend in die Außenpolitik ein, indem er an Hitler mit dem Angebot herantrat, eine Verständigung zwischen Deutschland und Polen herbeizuführen. Während die von Außenminister Beck bis dahin geführten Verhandlungen mit Rußland, die Rußland aus seiner Isolierung herausführten, viel Anerkennung bei Dmowski gefunden hatten, war nicht nur dieser, sondern ebenso die gesamte nationaldemokratische Presse Polens mit der Verständigung mit Deutschland nicht zufrieden. Sie befürchtete eine Verschlechterung des Verhältnisses zu Frankreich, das für Dmowski und die Nationaldemokraten das O und A der polnischen Politik bedeutet. Um so größer ist jetzt die Überraschung, daß Dmowski im Hauptblatt der Nationaldemokraten, im »Dziennik Narodowy« anläßlich der Debatte über die Ratifizierung des russisch-französischen Paktes nachdrücklich gegen die Haltung Frankreichs Stellung nimmt.

In seiner Darstellung geht Dmowski von dem japanischen Aufstand aus und erwartet als Auswirkung desselben eine Verstärkung des japanischen Druckes auf dessen Nachbarstaaten, und zwar insbesondere auf Sowjetrußland. Die europäischen Politiker, so erklärt Dmowski, hätten angesichts der wachsenden japanischen Expansion noch immer nicht gelernt, realpolitisch zu denken. Freimaurertum und Judentum arbeiteten an einer internationalen Organisation, durch welche sie ihre alte Machtstellung wieder herstellen wollen. Sie seien sogar bereit, die Mithilfe Rußlands dazu in Anspruch zu nehmen, obwohl Rußland in Gemeinschaft mit der III. Internationale keinen Zweifel daran lasse, welches seine Absichten in Europa seien. Dmowski schließt seine sehr interessanten Ausführungen mit den Worten, es wäre interessant zu wissen, was man im Augenblick in London und Paris angesichts der japanischen Revolution über die Möglichkeiten ihrer Auswirkung auf die politische und militärische Lage Sowjetrußlands denke.

Zum ersten Mal wird hier von nationaldemokratischer Seite, und zwar von so prominenter, Kritik an der französischen Außenpolitik geübt und damit der politischen Haltung Minister Becks Recht gegeben. Gewiß macht eine Schwalbe noch keinen Sommer. Bei der Bedeutung jedoch, die Dmowski in der oppositionellen Presse besitzt, bleibt seine Kritik in hohem Maße beachtlich. Während bisher gerade von Dmowski die These vertreten wurde, daß ein bolschewistisches Rußland für Polen nicht unvorteilhaft wäre, da ein zarisches Rußland stärkere antipolnische Tendenzen besäße, ist er jetzt anderer Ansicht geworden. Dmowski nähert sich damit dem Jagiellonischen Ideal; vor allem aber hat er damit der Beckschen These, als Großmacht des Ostens müsse Polen eine unabhängige Politik treiben, und nicht, wie früher, im Kielwasser der französischen Politik schwimmen, zugestimmt.

Der politische Pendel Polens, der sich, wie man gesehen, zwischen der Piastischen und Jagiellonischen Staatsidee hin und her bewegt, hat jetzt nach der Jagiellonischen Seite ausgeschlagen. Die treibende Kraft dazu geht — das ist das Bemerkenswerte dabei — nicht von den Anhängern der Jagiellonischen Richtung aus, sondern von dem bisherigen Vorkämpfer des Piastischen Staatsideals, das bisher für eine Aussöhnung mit Rußland eingetreten war.

Südslawien einst und heute

Das Bestreben, die soziologischen Erkenntnisse, die dem heutigen Staatsaufbau des Deutschen Reiches zu Grunde liegen, auch für das Verstehen fremder Völker und Staaten nutzbar zu machen, hat das auslandskundliche Schrifttum vor gänzlich neue Aufgaben gestellt: die Verschiebung vom staatlichen Denken zur bewußten Betonung des Volkstums als der gestaltenden politischen Kraft verlangt neue Ausgangspunkte und Betrachtungsziele, gleichgültig, ob das Volkstum dem konkreten Staat bejahend oder verneinend gegenübersteht.

Klassischer Schauplatz dieser Kämpfe ist Zwischeneuropa. Eine außerordentlich große Zahl von erkenntnisversprechenden Problemen harrt hier in dieser Hinsicht noch der Erschließung.

Es ist als wertvoller Beitrag zu bewerten, daß Gilbert in der Maur nunmehr in einem groß angelegten Werk die Entstehung des Südslawischen Staates dargestellt hat [1]). Wenn auch die soziologische Folgerung seiner Konzeption, die in Methode und Aufbau eine historische ist, nicht immer vom Verfasser selbst gezogen wird, so drängt doch die Fülle des von ihm sorgsam gesammelten Stoffes dazu hin, so daß die sehr spannend geschriebene Darstellung der Südslawischen Staatswerdung von selbst zu dem Resultat zwingt, als politisch konstantes Aktivum nicht den Staat, sondern das Volkstum zu sehen.

Einstweilen liegen von dem auf drei Bände berechneten Werk G. i. d. Maurs die ersten beiden Bände vor, die der außenpolitischen Entwicklung des südslawischen Volkes gewidmet sind, während der dritte, der die innerpolitische Entwicklung darstellen soll, einstweilen noch aussteht. Die Gliederung der beiden ersten Bände gruppiert sich um die entscheidenden Jahre 1918/20, um die Entstehungszeit des neuen Südslawenstaates also. Der erste Band ist der vorhergehenden völkischen Entwicklungsgeschichte der südslawischen Stammesgebiete gewidmet, wobei vor allem dem 19. Jahrhundert als dem Jahrhundert des südslawischen Risorgimento größter Raum eingeräumt wird. Die Auseinandersetzungen der nördlichen und westlichen Gebietsteile des heutigen Königreichs mit der Habsburgischen Monarchie sind dabei von besonderem Belang, da sie zusammenfassend zeigen, wie das völkische Bewußtsein den Rahmen des Staates der Monarchie sprengen mußte und weil sie zugleich — tragisches Schicksal einer Generation — beweisen, wie aus dem im Staatlichen sich erschöpfenden politischen Denken, das den kroatischen Politiker in Fleisch und Blut übergegangen ist, jene staatsrechtlich so konstruktiv arbeitende kroatische Opposition erwächst, der das vitale, »integrale« denkende Serbentum als zweifelsohne dauerhafterer staatsbildender Faktor gegenübersteht. In Einzelheiten der geschichtlichen Darstellung wird man dabei G. i. d. Maur nicht immer folgen wollen, aber dem großen Ganzen gegenüber sind diese Zweifelsfragen stets von sehr geringer Bedeutung.

Der zweite Band behandelt die außenpolitischen Schicksale des neuen Staates seit seiner Gründung. Die Adriafrage, das Mazedonisch-Bulgarische Problem und insbesondere auch die Österreichische Frage in ihrer gegenwärtigen aktuellsten Lage erfahren hier eine wesentlich erschöpfende Betrachtung von »unten«, d. h. vom balkanischen Gesichtswinkel aus. Zu hoffen bleibt, daß der dritte Band, der die innenpolitische Entwicklung und damit sehr wesentliche Umstände der staatlichen Wandlung des südslawischen Volkstums bringen soll, bald erscheint.

Richard Busch-Zantner
München

[1]) Gilbert in der Maur, Die Jugoslawen einst und jetzt. Johannes Günther Verlag, Wien und Leipzig 1935.

STAATSWISSENSCHAFTLICHE HISTORISCHE BÜCHER
ARTHUR COLLIGNON G. m. H.
Abteilung Recht Staat Wirtschaft
BERLIN NW 7, Prinz-Louis-Ferdinand-Str. 2
Tel. A 6/6311

Digitized by Google

Werke zur Physiognomik

Strenge Wissenschaft erfährt manchmal Förderung, öfter noch Ablenkung und Verflachung dadurch, daß sie in große Modeströmungen hineingerissen wird. Wir haben das an der Biologie erlebt, als Häckel den Darwinismus zu einem Freidenkerdogma popularisierte, die Geschichtsschreibung blickt mit berechtigt zwiespältigen Empfindungen auf die gefällig zurechtgemachten Biographien, die den Büchermarkt überschwemmen, und die Physiognomik erfährt, keineswegs nur zu ihrem Nutzen, innerhalb von knapp zwei Jahrhunderten nun schon zum dritten Male das Schicksal der Modewerdung. Ihre erste große neuzeitliche Welle flutete von Lavater bis zu Gall, ihre nächste (Deutschland nur streifend) wird durch die Meisterwerke des Engländers Darwin (Ausdruck der Gemütsbewegungen) und des Franzosen Duchenne (Mechanismus der menschlichen Physiognomie) bezeichnet, die heutige hebt mit dem Aufblühen der Anthropologie an und wird entscheidend hochgetrieben durch deren wichtige Wendung vom toten Maß zur lebendigen Schau, ein bis in die Gegenwart führender Weg, an welchem wie Meilensteine die Werke von Eugen Fischer, Hans F. K. Günther, L. F. Clauß, Wilhelm Kruse und Egon Frhr. v. Eickstedt stehen. Es ist klar, daß die hochentwickelte Technik der Bebilderung zusammen mit der Verfeinerung der Photographierkunst wesentlich zu dieser jüngsten Popularität der Antlitzkunde mitgeholfen hat: beides kommt ihrem Wert, beides aber auch ihren Bedenklichkeiten zugute.

Das mit einer gediegenen, wissenschaftlichen Vorerläuterung eingeleitete, geradezu bildvollkommen zu nennende Sammelwerk von H. Killian, das er »Facies dolorosa« (Das schmerzensreiche Antlitz) genannt hat, kann in seinen 64 Tafeln bis auf den Grund seiner Bedeutung wohl nur vom Arzt ausgeschöpft werden und vermöchte, derart studiert, für die Diagnostik geradezu eine neue Epoche einzuleiten. Entspricht nun jeder Art von »Krankheit« ihr spezifisches Gesicht? Oder spiegelt das Antlitz eher den Krankseinsgrad des »kranken Menschen«? Beides durchflicht sich! (Wie überhaupt in der Problematik der Pathologie und Therapie.) Gerade hier ist Killians Werk eine wahre Fundgrube der Beobachtungsgelegenheit. An der spezifisch diagnostischen Verwertbarkeit kann man irre werden, wenn man ein so gemütliches Behagen abgebildet sieht, wie auf Tafel 59 die an der schrecklich tückischen Strahlenkrankheit (Aktinomykose) siechende Frau es uns zeigt, und dies selbe Gesicht nach zwei Schlaganfällen (60, 61) büßt doch wohl überhaupt jede eigentlich charakteristische Wertigkeit ein. Unerhört großartig ist auf einem Teil der Bildnisse die Wandlung im Ausdruck des Auges photographisch festgehalten: das »Übersinnliche« des Blickes nach der entscheidenden Wendung des Leidens ins Bösartige wird auch auf den Laienbetrachter seinen aufwühlenden Eindruck nicht verfehlen. Daneben fehlt es nicht an Bildern, die wesentlich um des »interessanten Kopfes« aufgenommen zu sein den Eindruck erwecken, wie die schöne Sarkomkranke auf Tafel 21 oder das herrische Profil einer Brustkrebsigen (T. 48; die Antlitzansicht T. 49 tut die Leidensschwere kund). Den Laien wird manchmal das Grauen schütteln, und darum hätten wir eine versöhnlichere Schlußabbildung gewünscht; der Fachmann wird immer von neuem zu dem Werke greifen — aber auch der zwar nicht medizinisch, jedoch physiognomisch wahrhaft Interessierte findet auf diesen Tafeln eine Deutungswelt eröffnet, die seelisch an Tragweite ganz wesentlich z. B. über diejenige der Totenmasken hinausreicht. Gerade der charakterologischen Überschätzung des Totenantlitzes (das ja vom Menschen als solches erst pietätvoll hergerichtet wird) kann die Vertiefung ins Krankenantlitz wohltätig eine Schranke setzen — wie es der Kieler Ophthalmologe Heine in einem Vortrag auf der Naturforscher- und Ärztetagung in Hannover bereits im Vorjahre verdienstlich versucht hat.

Welch ein Weitsprung vom Krankengesicht zum »Führergesicht« — vom verfallenden Leben zum gestaltenden, vom vergehenden zum schöpferischen! K. R. Ganzer hat 200 Bildnisse »deutscher Kämpfer und Wegsucher aus zwei Jahrtausenden« zusammengestellt. »Bildnis« ist dabei bald ein Porträt von Malerhand, bald eine Plastik, später überwiegend eine Photographie. Das bedeutet naturgemäß sehr verschiedenes, nicht bloß technisch, auch seelisch. Gerade dadurch mit wird die Sammlung interessant; sie spiegelt den Wandel der Epochen in der Abwägung von Typischem und Persönlichem, das »Trachtgesicht«, ein nie zu vernachlässigender Faktor in aller Physiognomik, tritt uns in seinem Abwandel entgegen, es steuert z. B. zu der unverkennbaren Vernüchterung der menschlichen Erscheinung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entscheidendes bei. Diese Vernüchterung wurde bei der wissenschaftlichen Besprechung des Bildniswerkes in meinen Seminarübungen allgemein als überaus eindrucksvoll festgestellt — während sich in der charakterologischen Ausdeutung unbekannter Bildnisse (z. B. desjenigen des Jürgen Wullenweber) ganz auseinandergehende »Diagnosen« ergaben. Ein zeitlos gültiger Erscheinungstyp der »Führernatur« existiert nicht, dies lehrt die Sammlung sehr schlagend; wie es körperlich große und kleine Genies gegeben hat, so auch geschichtlich denkbar verschieden geprägte, nicht einmal das (allerdings häufige) »leuchtende« Auge ist durchgehends kennzeichnend. Vielleicht wurde der Begriff »Führer« hier überhaupt zu weitreichend ausgeteilt. Man sollte nur die großen Willensmenschen mit leidenschaftlich ihnen anhängenden Gefolgschaften so nennen — Meister und Schöpfer aber sind Gattungen des bedeutenden Menschen für sich, mit anderer Wirkung und Sendung. Vortrefflich sind die meisten Betextungen unter den Bildnissen, ebenso knapp wie erschöpfend, aufs wesentliche der Leistung und Bedeutung gehend; dieses Lob gilt besonders im Unterschied von so manchem »Bilderbuch«, an dem diese Texte das (bis zur Unerträglichkeit ihrer Unwesentlichkeit und Phrasenhaftigkeit) Schwächste waren. Es muß auch sehr rühmend hervorgehoben werden, daß die Sammlung im weitherzigsten Sinne großdeutsch ist und etwa Gestalten wie den Prinzen Eugen, die Kaiserin Maria Theresia, ihren Marschall Laudon, Heinrich Pestalozzi, Josef Görres, Andreas Hofer, König Ludwig I. u. A. nicht vermissen läßt, auch kühne Nebeneinanderstellungen wagt, wie Ernst Häckel und Gregor Mendel, Wilhelm Weitling (wie freut man sich, diesem echten deutschen Sozialisten endlich einmal zu begegnen!) mit Ernst Abbé.

Wer danach die künstlerische Typologie des Zeitaltergesichts in packender Versammlung erfassen möchte, dem ist J. Schneider-Lengyel in seinem »Gesicht des deutschen Mittelalters« ein kundiger Führer. 48 herrliche Bildtafeln, durch einen das Mittelalter als deutsche Geisttumsepoche allseitig charakterisierenden wissenschaftlichen Text eingeleitet schärfen jedem, der Physiognomik treibt oder liebt, den Blick für den Wesensunterschied von Kunstwerk und Photographie im Bildnis. Das Porträt, der Photographie unbedingt »zentraler Gegenstand«, steht für die Kunst gleichsam an ihrem Rande; sie drängt wesensgemäß vom Persönlichen fort zum Gattungsmäßigen, wie es hier Heilige, Engel, Propheten, Fürsten, Stifter darbieten. Ja, die Kunst sucht kollektivpsychologisch gesprochen, die »imaginäre Gattung«, die Photographie das »konkrete Individuum«. Unter solchem vergleichenden Gesichtspunkt bietet das Nebeneinander der drei hier angezeigten Werke besonderen Aufschlußreichtum.

Vom Bildnis geht auch das forschende Buch von Julius Wolf aus, ja, es ist geradezu »die kaum übersehbare Galerie von Meisterstücken der Bildniskunst, die uns das Nilland hinterlassen hat«, welche dem bedeutenden Nationalökonomen den Anstoß gab, aus ihr für ein großartiges Kapitel Weltgeschichte, eben das altägyptische, den Versuch einer forschenden Förderung der Geschichtswissenschaft durch die Physiognomik zu unternehmen. (Wolf war, neben Ed. Meyer, einer der ersten unter den deutschen Gelehrten der Zunft, die der Anthropologie ihren gebührenden Platz in den Geisteswissenschaften zu erkämpfen versuchten; es hätte sich in dieser Hinsicht nicht so viel überflüssige Halbwissenschaft breitmachen können, wenn solche Bemühung innerhalb der Fachgelehrsamkeit nicht gar so vereinzelt und vernachlässigt geblieben wäre). Anknüpfend an das Bildnisrelief des ältesten Königs des geeinten Ägypten, Narmer, wirft Wolf die Frage nach dem »typischen Ägypter« auf, kommt zu der Feststellung einer Typenzweiheit schon in Altägypten, eines Schmaling- und eines Drallingtyps (gerade bei dem Studium dieses Wolf'schen Werkes hat sich mir diese von mir vorgeschlagene und gebrauchte Benennung wieder als die am meisten wesensgemäße aufgedrängt), rollt von da aus das heißumstrittene Rassenproblem der Libyer auf und kennzeichnet schließlich den typischen Ägypter körperlich geradezu als »Antipoden des Semiten«, charakterisiert u. a. auch durch die einzigartige rotbraune Hautfärbung (nicht in Amerika, wo es sich bei den Indianern um stumpfkupfern bis schmutzig-graugelb handelt, sondern in Afrika, am Nil, kann man von einer »roten Rasse« sprechen). Seelisch eine geborene Untertanenrasse (passive Rasse), weich, nachgiebig, dienstbar, friedlich (Hauptzug der passiven Wesensart: seine Ruh' haben wollen!), haben sie ein semitisches Idiom angenommen und sich zeitweilig von Dynasten andersvölkischen Ursprungs beherrschen lassen. Ein in der Überfülle seiner ungeklärten Fragen fast erdrückendes Kapitel untersucht den eigenen Ursprung der Ägypter. In ihrer ethnischen Ahnenreihe werden u. A. die Wuato und Agau verzeichnet, Neger ausgeschlossen, und dann die Merkmale der äthiopischen Rasse untersucht. Als höchlichst überraschendes Ergebnis wird mitgeteilt, daß die »Drallinge«, vor allem also die Breitgesichter, weder in den Volksmassen, noch auf den Thronen, sondern in der geistigen Funktionärschicht vorherrschend gewesen seien. Leider vermißt man an dieser Stelle eine Erörterung der Unterscheidung von bloß drallen (pyknischen) und echt athletischem Typ, ohne welche die Wirrnis dieser Fragestellungen schlechterdings nicht klärbar ist.

Und das Ergebnis? Manche werden es dürftig finden. Einem solchen Urteil leistet vielleicht der Buchtitel Vorschub. »Physiognomik und Völkergeschichte«: das läßt erwarten, die ägyptische Geschichte werde mit dem physiognomischen Verfahren aufgehellt werden, z. B. man werde nun durchschauen, welcher Rasse in dem vielfältigen Gemenge und Geschichte und Gemisch, als das uns anthropologisch die Ägypter vorgeführt worden sind, die eigentlich oder zeitweilig geschichtemachende und in welcher besonderen Richtung sie es gewesen sei. Hierzu aber steuert das Buch erst auf seiner allerletzten Seite den einzigen Vermutungssatz (»fast möchte man meinen..«) bei, daß »der Genius der Nation sich durchgesetzt habe gegen den Genius der Könige«, allerdings »nur als Genius jener Minderheit, die überall Geschichte macht«. Manche werden das Buch zu den Beweisstücken dafür rechnen, daß bei der Anwendung der Anthropologie auf Geschichte nichts wesentliches herauskomme. Und doch täte man dem Verfasser damit unrecht. Es berührt sympathisch, daß er jedem wohlfeilen Zusammenphantasieren von Geschichte sich versagt. Von so kühnen Versuchen, wie dem seinen, die trotzdem wissenschaftlich gewissenhaft bleiben wollen, muß beim ersten Anlauf das »Magna voluisse sat« genügen! Nur die Frage erhebt sich, ob es mit der Physiognomik überhaupt gehe: ob sich aus Gesichtern Geschichte ablesen lasse, d. h. das, was die Träger dieser Gesichter getan, woran sie mitgewirkt haben. Wir stehen in den allerersten Anfängen einer seelischen Anthropologie, und auch die »Naturgeschichte der Nationalgesichter« (Lavater) wird den Kinderschuhen noch mehr entwachsen sein müssen, um völkerpsychologisch die Aufhellung der Völkergeschichte befruchten zu können. So bleibt situationsgemäß einem solchen Buche die Aufgabe, mehr Perspektiven, als Resultate aufzuzeigen. Wieweit seine ägyptologischen Werkzeuge dafür stichhaltig sind, entzieht sich der Zuständigkeit unseres Urteils. Physiognomisch bewährt es eine Sicherheit des Schaublicks für Wesentliches und des Spürsinns im Vieldeutigen, die unalltäglich ist und schon methodisch unsere Aufmerksamkeit und unsern Respekt verdient.

Prof. Dr. W. Hellpach, *Heidelberg*

Digitized by Google

Die großen Deutschen

Das Werk: »Die großen Deutschen, Neue deutsche Biographie« liegt jetzt in vier Bänden fertig vor. Es beginnt mit Arminius und Theoderich und schließt mit Horst Wessel und Hindenburg. 159 Lebensbeschreibungen der Männer, die für das geschichtliche, kulturelle und wirtschaftliche Leben Deutschlands bestimmend waren, enthalten die Bände. Nur 2 Frauen: Maria Theresia und die Königin Luise unterbrechen die Reihe der Männer.

Man wird diese Lebensbeschreibungen nicht alle hintereinander lesen, sondern dann und wann die eine oder andere, vielleicht als Ergänzung und Erweiterung eines anderen Buches. Jeder der Verfasser dieser Darstellungen hat wohl sein Bestes gegeben, sie mit »Farbe und bildhaftem Charakter« zu erfüllen.

Ich will hier nicht die einzelnen Artikel aufführen. Jeder der Männer verkörpert eine Idee, der er gelebt hat, und die als fruchtbarer Same aufgegangen ist und als Erbe in tausendfältiger Frucht weiter gewirkt hat. Aber jedes Leben ist ein anderes in seinem Aufbau, in seiner Mühe und in seinem Erfolg. Jeder ist eine Kämpfernatur, auf der Höhe des Kampfes und des Ruhmes erfüllt mit dem Bewußtsein der Leistung und des weitreichenden Einflusses, aber selten, eigentlich sehr selten, endet solch ein Leben mit einem vollen Schlußakkord, nur zuviel Verbitterung, Resignation, schmerzliches Lächeln über die Verkennung ihres eigentlichen Wesens steht am Ende. Sie starben als große Einsame und schöpfen ihre letzte Lebenskraft nur aus der eigenen Brust, aus dem verborgenen und gehütetem Bewußtsein ihres Wertes, nicht aus Treue und Verständnis ihrer Mitmenschen.

Etwa 600 Bilder und Faksimiles ergänzen die Darstellung und geben so diesen vier Bänden noch ihren besonderen Reiz. G. L.

Die großen Deutschen. Neue Deutsche Biographie Herausgegeben von Willy Andreas und Wilhelm von Scholz. 4 Bände. Im Propyläen-Verlag. Berlin. Bd. 1 und 2 brosch. 12.—, geb. 15.—, Bd. 3 und 4 brosch. RM. 13.50, geb. 16.50.

Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften

Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften und unter Mitarbeit zahlreicher Sachverständiger von

HERMANN FRANKE

Generalmajor a. D.

Mit einem Geleitwort von Reichskriegsminister Generaloberst von Blomberg

4 Bände. Lexikon-Oktav

Im Februar erschien:

I. Band: Wehrpolitik und Kriegführung. Mit 81 farbigen und schwarzen Tafeln und 147 Skizzen im Text. XI, 749 S. 1936.

Subskriptionspreis bei Bezug aller vier Bände geb. RM 32.—, bei Einzelbezug gebunden RM 36.—, nach Erscheinen aller 4 Bände wird der Preis voraussichtlich auf RM 40.— erhöht.

In Vorbereitung befindet sich Band II: Das Heer — Band III: Kriegsmarine und Luftwaffe — Band IV: Wehrwirtschaft und Wehrtechnik.

Das Werk wird durch Ergänzungshefte vor dem Veralten geschützt.

... Es ist eine ganz gewaltige Arbeit, was hier an interessantem und wertvollem Material zusammengetragen wird. Mich persönlich interessiert es, trotzdem ich ja kein Soldat bin, ganz ungeheuer. Ich habe schon häufig und länger darin gelesen; es ist ja auch für Laien verständlich geschrieben. Ich kann mir denken, daß es in militärischen Kreisen von ganz besonderem Wert ist und es wird auch sicher in aller Art von Behörden eine vielfache Verwendung finden ...

Kommerzienrat Senator Dr.-Ing. E. h. Beindorff, Hannover

Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Deutsche Geschichte — in dreifacher Spiegelung

In Kürze weisen wir auf drei Werke hin, die die Geschichte der deutschen Nation in ihrer großen Vielfalt als Gegenstand haben und dem nachdenklichen Menschen eine Fülle der Anregung geben. Da ist zuerst eine zusammenfassende Ausgabe der »schönsten kleineren Schriften« (wie das Titelblatt sagt) von Heinrich von Treitschke: »Deutsche Kämpfe« (Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1935, 392 S.). Treitschke, der in der Fülle seiner leidenschaftlich-warmherzigen Geschichtsdeutung durch seinen 100. Geburtstag im Jahre 1934 wieder mehr in das Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit trat, zeigt sich hier wirklich von seiner schönsten Seite. Seine klassischen Arbeiten über das Ordensland Preußen, über Luther und die deutsche Nation, über die Niederlande, Königin Luise, Heinrich von Kleist, Fichte und die nationale Idee, verdienen es, ans Licht gezogen und besonders auch an Schulen gewürdigt zu werden.

Selbständige, in der Zeit liegende Gedanken (aber nicht etwa konjunkturhaft für den Augenblick zusammengebraut) bietet das Buch von Karl Zimmermann, »Deutsche Geschichte als Rassenschicksal« (Quelle und Meyer, 1933; 177 S.). Es ist al-fresco-Malerei, aber eindrucksvoll und immer interessant; auch wer manche Einzelheiten anders deuten möchte, wird gezwungen zur beteiligten Auseinandersetzung.

Eine ganz besonders reizvolle Ergänzung oder besser Beleuchtung von ganz anderen Lichtquellen her bringt das fleißige, ungemein inhaltreiche und im ganzen gerecht abwägende Büchlein von Dr. Robert Hain, »Deutschland im Lichte französischer Geschichtsbücher für den Schulunterricht«. (Weidmannsche Buchh. 1935, 181 S.). Mit sehr vielen Belegen wird bewiesen, daß sich das offizielle Frankreich in seiner Pädagogik immer als ganz friedlich und menschheitsbeglückend hinstellt, während leider sehr viele dunkle Epochen deutscher Geschichte (oft durch Frankreich verursacht!) vor dem Auge des Lesers aufstehen. Ein Buch, dem man nur weiteste Verbreitung wünschen darf, zumal es Wege zur wirklichen Verständigung mit Frankreich andeutet.

H. H.

Deutsche Geschichte in Dokumenten

Der bekannte Staatsrechtler Prof. Forsthoff gibt in einem handlichen Bande eine deutsche Geschichte von 1918 bis 1933 in Dokumenten[1]) — Dokumenten nicht so sehr in einem starren und amtlichen Sinn als in dem von Dokumenten der Zeit. Das macht den eigentümlichen Wert und die Grenzen des Buches aus, macht es mehr zu einem Lese- als einem Arbeitsbuch. Der erste Teil, der nicht ganz zwei Drittel des Umfanges einnimmt, ist der Weimarer Republik gewidmet. Der zweite Teil schildert die deutsche Revolution, begonnen mit einer Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung. Breiter Raum ist der Neuordnung vorbehalten. 16 Bilder unterstützen den Text. Die Zwischentexte des Herausgebers sind z. T. sehr instruktiv und klärend. Bei einer neuen Auflage möchte man allerdings eine etwas stärkere Beachtung der äußeren Politik wünschen, denn in den vorliegenden zerstreuten Bemerkungen wird irgendeine Linie in der Entwicklung der Stellung des Reiches unter den anderen Staaten nicht deutlich, wie auch die grundlegenden völkerrechtlichen Konsequenzen des Versailler Vertrages nicht ausgesprochen werden. Von diesen Desideraten abgesehen, kann das kleine Buch unumschränkt empfohlen werden.

J. v. Kempski
Berlin

[1]) Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten, herausgegeben von Ernst Forsthoff. (Kröners Taschenausgaben B. 113.) A. Kröner, Leipzig 1935. 344 S. RM. 3.75.

Adolf von Harnack

Die Lebensgeschichte Adolf v. Harnacks, die seine Tochter herausgegeben hat, umfaßt fast 600 Seiten. Man muß das Buch langsam studieren, denn es ist nicht auf dramatische Effekte angelegt.

Verhältnismäßig eng ist der äußere Rahmen für dieses Leben. Jugendjahre in Dorpat und Erlangen, Studienzeit in Leipzig, Professuren in Gießen, Marburg und Berlin. Das ist äußerlich alles.

Aber dieser Rahmen ist ausgefüllt mit einem Inhalt unbeirrbarer Überzeugungstreue für seine Wissenschaft, auch wenn der Sohn dabei mit seinem Vater, dem Dorpater Theologen in schweren Konflikt kommt.

Die Darstellung der Berufung nach Berlin gibt wohl wenig neue Tatsachen, aber man liest mit besonderer Spannung diesen Kampf, den Ministerium und Oberkirchenrat miteinander ausfechten — wobei es sich für den Kultusminister Gössler um eine Kabinettsfrage handelt — und die endliche Entscheidung des Kaisers zu Gunsten Harnacks. »Ich will keine Mucker« ist ein geflügeltes Wort geworden.

Warum übernahm Harnack i. J. 1906 die Leitung der Staatsbibliothek? Er sagt dazu: »Ich habe in meinem Leben Weniges getan, und ich möchte meine Arbeit in Reden und Schreiben durch ein Tun, welches der Gesamtheit zu Gute kommt, in bescheidener Weise ergänzen. Die Kirche hat mir dazu keine Gelegenheit gegeben, und jetzt käme auch eine solche Tätigkeit zu spät für mich.«

Diesem Drange zu einem Tun entspringt auch »die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften«, die durch die engen Beziehungen Harnacks zum Kaiser und zur Hofgesellschaft ermöglicht wurden.

Harnack hat den ersten Band seines bekanntesten Werkes: »Die Dogmengeschichte« i. J. 1885 innerhalb von 13 Monaten geschrieben. Eine erstaunliche Leistung für einen Mann, der sich einmal beklagt, »daß man Dinge nicht so gut sagen kann, als man weiß, daß sie gesagt werden müßten«.

Aber er bekennt auch: »Meine Feder ist klüger als Ich«, er wundert sich selbst, wenn er ein Werk abgeschlossen hat, über dessen Form und Inhalt, weil eben in ihm der Geist des Künstlers lebte, der sich der ihm zuteil gewordenen Gnade mit Ehrfurcht bewußt ist.

Und mit der Ehrfurcht, die das Leben dieses Mannes bestimmte, will auch dieses Buch über ihn gelesen werden. G. L.

Adolf von Harnack, von Agnes von Zahn-Harnack. 577 S. L. P. geb. RM. 9.—. Hans-Bott-Verlag. Berlin-Tempelhof.

6. Heft der Kulturpolitischen Schriftenreihe ist soeben erschienen!

Universitäten als geistige Grenzfestungen

Von Ernst Anrich

1936. - 23 Seiten. - 8° - Brosch. RM. —.80

In diesem packenden Aufruf, der an Professoren wie an Studenten gerichtet ist, wird in großen Linien die vielbehandelte Frage der Hochschulreform aufgerollt. Der Verfasser verliert sich nicht in theoretische Gedankengänge, er zeigt vielmehr an dem konkreten Beispiel des deutschen Grenzraumes die Aufgaben, die der nationalsozialistischen Universität von heute gestellt sind.

Früher erschienen:

2. Heft: Ernst Anrich, Drei Stücke über Nationalsozialistische Weltanschauung. 1933. Brosch. RM 1.90
3. Nationalsozialistisches Denken und Wirtschaft. 1932. Brosch. RM 2.70
4. Heft: Ernst Anrich, Neue Schulgestaltung aus nationalsozialistischem Denken. 1933. Brosch. RM 1.90
5. Heft: Ernst Anrich, Volk und Staat als Grundlage des Reichs. 1934. Brosch. RM 1.—

W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährl. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I. Vj. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

JUL 7 – 1936

Berlin, 5. Juni 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 11

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dr. OTTO LUDWIG, Berlin

Arbeitsuche des wandernden Gesellen

Das Handwerk des Mittelalters fand in der Zunft seinen Zusammenschluß und seine besondere Organisation. Alle ordnungsgemäß im Handwerk Beschäftigten, der Lehrling, der Geselle wie auch der Meister, standen unter dem Schutze der Zunft. Sie bestimmte die Ausbildung des Lehrjungen, sie gab den Gesellen Vorschriften, ordnete die Meister- und die Gesellenprüfung an und überwachte die Interessen aller Handwerker.

Der Geselle war nach den Satzungen der Zunft zu einer längeren Wanderzeit verpflichtet. Der Grund hierfür mag vor allem in gewerblichen Vorteilen zu suchen sein: Jeder Geselle sollte die vorzüglichsten Gebiete seines Handwerkes kennen lernen. Das Vergeben der freien Gesellenstellen lag meistens in den Händen der Zunft. Die Zünfte übernahmen die Arbeitsuche (Umschau) für den wandernden Gesellen.

Die Einrichtung des Wanderns der Handwerksgesellen trug dazu bei, daß der Zusammenhalt unter den Zünften der verschiedensten Gegenden besonders fest wurde. Was schon die Zunftsprache, die in örtlich auseinanderliegenden Zunftordnungen oft einheitlich war, erreichte, das vervollständigte das über ganz Deutschland verbreitete Brauchtum des Handwerkerwanderns: das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit aller Handwerker.

Dieses große Gefühl mag den Gesellen auf der Wanderschaft hoch gestimmt haben, so daß er diese Zeit in vielen Liedern verherrlichte. Die innere Freude des freien, ungebundenen Lebens wird den Wandergesellen nicht sehr oft erhoben haben. Immer stand er unter den Vorschriften der Zunft.

Bei der Annäherung an eine Stadt schon hatte der junge Geselle die Ordnung der Zunft zu befolgen: Er mußte sein Felleisen auf der linken Schulter tragen, seinen Stock in der linken Hand. Am Rock hatte er drei Knöpfe zu schließen. Diese und ähnliche Vorschriften sollten wohl die Ankunft eines Gesellen, der zu einer ehrbaren Zunft gehörte, allen kundtun und das Ansehen der Zunft fördern.

Neben den Zunftvorschriften hatte der Wanderer auch die Forderungen der Städte zu beachten. Sie ließen, da sie sich gegen das Gesindel der Landstraßen absperren mußten, den Gesellen zum Tore erst ein, nachdem er seine Zugehörigkeit zur Zunft der Handwerker bewiesen hatte. Er mußte sein Bündel am Tor liegen lassen und von einem Meister seines Handwerks, dem gegenüber er sich durch den Gruß und andere Geheimzeichen auswies, ein »Zeichen« holen, auf das hin ihn der Torwart in die Stadt eintreten ließ. So gab der Meister dem fremden Gesellen ein Handwerkserzeugnis (Schmied: Hammer oder Hufeisen) oder eine Münze mit zum Stadttor, womit er sein Bündel einlösen konnte.

Die Stadt betrat der Wandernde, um die Zunftherberge oder, wenn die Zunft des Ortes keine solche besaß, die Handwerksmeister aufzusuchen. Hier konnte er Arbeit finden oder vermittelt bekommen, zum wenigsten gab man ihm Nachtlager und ein Geschenk mit auf den Weg.

Beim Eintritt in die Herberge hatte der Fremde den Herbergsvater mit dem vorschriftsmäßigen Gruß zu begrüßen und ihn zu bitten, »noch dem zuschickmeister und gesellen schicken, inen umb arbait zu sehen«. Wenn der Altgeselle in die Herberge kommt, »so geh ihm entgegen und empfang ihn mit der Hand und mit einem glas wein oder bier; ich bitte ihn, er wolle so gut seyn und mir nach handwerksbrauch und gewohnheit nach arbeit umschauen«. Der Umschaugeselle, der auch »örtengeselle«, »führergeselle« genannt wurde, übernahm für den Auswärtigen die Arbeitsuche. Diese Umschaueinrichtung durch die Zunft brachte den ansässigen Meistern wie den fremden Gesellen viel Nutzen und Bequemlichkeit. Sicherlich bewirkten die Umschaugesellen eine gerechtere Verteilung der manchmal heiß begehrten Gesellen. Lag das Umschauen nach Arbeit in den Händen des Ankömmlings, so konnte es der Zufall zu leicht herbeiführen, daß der günstig wohnende Meister nie einen Mangel an Arbeitskräften hatte und andere benachteiligt wurden. Die Reihenfolge des Umschauens und das Aussuchen der Meister lag geordnet ganz in den Händen der Umschaugesellen. Sie übernahmen die Aufgabe, den Fremdling zu prüfen, nach seinen früheren Stellen und nach seiner Lehr- und Gesellenzeit zu fragen. Da ihnen gegenüber der fremde Geselle das Kennen und Anwenden besonderer Bräuche offenbaren mußte, so brachte diese Einrichtung eine erhöhte Sicherheit mit sich, daß man es mit einem ehrbaren und redlichen Mitgliede der Zunft zu tun hatte.

Eine der Hauptaufgaben des Altgesellen bestand darin festzustellen, ob der neu Angekommene während einer ehrenvollen Lehrzeit in die zünftigen Umgangsformen eingeweiht worden war. Diese erkannte er zunächst am Gruß. Es kam vor, daß ein Geselle, der seinen Gruß nicht fehlerlos hersagte, nach seinem letzten Arbeitsort zurückgeschickt wurde, um seinen Gruß neu zu holen. Jeden hatte der Altgeselle zu fragen, »von wannen er komm, wie er haiss und wie lang er gelernt hab«.

Nach der Prüfung unternimmt der Altgeselle das Umschauen nach Arbeit. Dieses geschieht in zwei Formen: Der Altgeselle fragt nach der üblichen Reihenfolge Meister für Meister, ob er einen Gesellen nötig habe. Diese Form ist nicht immer durchführbar. Man mußte darum sehr oft eine zweite so finden, daß man nur bei einer kleinen Anzahl von Meistern vorzusprechen hatte. Diese kleinere Auswahl wurde einmal dadurch erreicht, daß der fremde Geselle sich unter den ihm von den Altgesellen vorgelesenen Meistern drei auswählen konnte, bei denen er arbeiten wollte; allerdings ist bei diesem Verfahren, falls es ergebnislos verläuft, schon vorgesehen, nachträglich der Reihe nach alle Meister um Arbeit anzugehen. Eine kleinere Auslese von Meistern ergab sich auch dadurch, daß diejenigen, die nach einem Gesellen Ausschau hielten, ihre Namen in der Herberge bekanntmachten und auf Holztäfelchen oder Zinnscheiben schrieben. Die Reihenfolge, in der man sich beim Herbergsvater anmeldete, wurde bei der Gesellenzuweisung berücksichtigt. Die übliche Reihenfolge vom ältesten zum jüngsten Meister wurde auch hierbei oft beibehalten, indem eine »tafel von dem eltisten maister biss zum jungsten herumb geschickt« wurde, in die man seine offene Stelle eintrug. Von Stettin ist bekannt, daß Alterleute und Witwen den Vorzug hatten, und daß in strittigen Fällen das Los entschied.

Der Umschaugeselle hatte bestimmte For-

INHALT

LUDWIG: Arbeitssuche des wandernden Gesellen
RECH: Albrecht von Haller und Jean-Jaques Rousseau
TÖNNIES: Kirche und Kultur im Weltbild des Mittelalters
EHLERS-LANGE: Ranke und Hegel
JÜRGENS: Der Neuaufbau von Wissenschaft und Forschung in Belgien
Besprechungen

Digitized by Google

men, wie er den Meister ansprach und ihm den fremden Gesellen empfahl. Schon äußerlich fiel er sofort auf. In Magdeburg trug er bei den Böttchern einen blauen Mantel mit Kragen, der goldenen Tressenbesatz hatte; die Seiler führten ein Herz in der Hand, durch welches ein Pfeil gesteckt war. Die Charakterisierung und Empfehlung, die der Umschaugeselle dem Meister von dem Arbeit suchenden Gesellen gab, wurden scherzhaft gehalten. Da heißt es, der Fremde habe »bei meister Angst und Bange das handwerk gelernet, das nächstemal in muttermilch bei Angst und Weh gearbeitet« usw. Ebenso scherzhaft berichtet der Umschaugeselle in der Herberge dem wartenden Gesellen von seiner neuen Stelle: »so du willst fürlieb nehmen schimmlichtes brot, saures bier, faulen käse . . . so dir das thut wohl behagen, so wünsche ich dir viel glück zum neuen meister«. In gleichem Ton stellt der Umschaugeselle dem Meister seinen neuen Gesellen vor: »nun meister, da bring ich euch den gesellen; er schläft gern lange, ißt gern früh suppe, macht gern kleines Tagewerk, nimmt gern großen wochenlohn und schläft gern bei der magd. Die scherzhafte Charakterisierung des fremden Wandergesellen vor dem Meister, die ermunternde Schilderung der neuen Werkstätte vor dem Fremden und auch die launige Vorstellung des neuen Gesellen mag ihren psychologischen Grund haben. Der Umschaugeselle, der dem einen die neue Stelle, dem andern den neuen Arbeitnehmer vermittelte, wollte auf diese Weise dem Bedürfnis, irgend etwas über das Neue, das da verhandelt wurde, zu erfahren, wenigstens äußerlich auf witzige Art Genüge tun. Etwas Bestimmtes, Gutes oder Schlechtes, konnte er von dem Fremden nicht wissen, etwas Schlechtes über den Meister sagen wollte und durfte er nicht. So griff man zu der ganz formelhaften Scherzrede.

War der Meister, zu dem der neue Geselle kam, bei den Gesellen nicht gut angeschrieben, so ließ man ihn das bei dieser Gelegenheit entgelten. Alle Gesellen, die auf der Herberge, dem Versammlungsort der Zunft, anwesend waren, gingen mit zu diesem Meister, der verpflichtet war, bei dem nun stattfindenden Trunke alle freizuhalten. Da das feierliche Einbringen verbunden mit dem Trunk zu große Ausmaße angenommen hatte, finden sich vierlerorts Verbote dieses Brauches.

Kleinere Zünfte konnten ein solches Umschauwesen nicht durchführen. Darum mußte der Arbeitsuchende selbst den Meister in der Werkstatt nach hergebrachter Form um Arbeit angehen. Dabei hatte der Meister den Gesellen zu prüfen, um zu erfahren, ob er einen Angehörigen seines Gewerbes vor sich habe, der ordnungsgemäß seine Lehrzeit durchgemacht hatte und in der Zunft zum Gesellen ernannt worden war.

Nur selten überließ man das Umschauen den Fremden. Eine Erleichterung brachte auch hierbei wie schon oben erwähnt, die in der Herberge angebrachte Tafel, auf der die Meister, die Gesellen suchten, sich eintrugen. Diese Tafel reichte der Herbergsvater dem Auswärtigen nach seinem vorschriftsmäßigen Ersuchen. Der Meister, der einen Gesellen gefunden hatte, löschte sogleich seinen Namen von der Tafel. Der Geselle mußte nun noch am Ort in die Zunft aufgenommen werden. Die ansässigen Gesellen gaben ihm zu Ehren eine kleine Feier, die mit gewissen Förmlichkeiten verbunden war.

Schrifttum insbesondere:
Wissell, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit. I—II 1929.
F. Fuhse, Handwerksaltertümer. 1935.

Kriegsgeschichte, Heerwesen

1.

Weltgeschichte und Kriegsgeschichte

Ein Überblick über die Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten bedarf nach den Erfahrungen des Weltkriegs und seiner Folgen an und für sich keiner besonderen Rechtfertigung. Die entscheidende Bedeutung des Kriegsgeschehens für das Leben der Völker und die gesamte Kulturentwicklung, andererseits die Auswirkung der geistig-seelischen Haltung und der materiellen Kultur der Kriegführenden auf das Heer- und Kriegswesen liegen für unsere Generation wieder klar zutage. Der Versuch, die Geschichte der Menschheit von der Geschichte der Kriegskunst und den großen Kriegen aus zu schreiben, ist allerdings mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden, weil er umfassende Kenntnisse auf sehr verschiedenen Gebieten voraussetzt. Man muß sich darüber klar sein, um einem Werke, wie dem von Alfred von Pawlikowski-Cholewa »Heer und Völkerschicksal« gerecht zu werden, das sich zum Ziele setzt, aus einer umfangreichen Literatur das militärisch Wesentliche herauszuheben, »was jeder Gebildete wissen müßte, um die Völkerschicksale und gewisse Vorgänge in früherer Zeit sowie sich damit befassende Bücher, Zeitungsartikel und Darstellungen im Theater und Kino richtig zu verstehen«. An Einzelheiten namentlich nicht militärischer Art wäre mancherlei zu verbessern: Karl der Große war noch nicht romanisiert, er hat die germanische Sprache gefördert, die germanischen Stammesrechte und Heldenlieder aufzeichnen lassen, die germanischen Stämme, nachdem er sie unterworfen hatte, den Franken staatsrechtlich gleich gestellt; Brügge gehörte im Mittelalter zum Deutschen Reich. Auch bei militärischen Dingen der Antike und des Mittelalters findet sich gelegentlich Schiefes oder Ungenaues: das römische Heer hat noch in der Spätzeit großes geleistet (Julians Sieg bei Straßburg 357!); die ausgedehnte Burgenpolitik der Hohenstaufen mit ihrer großen politischen Bedeutung ist nicht erwähnt. Aber der Wurf als Ganzes ist gelungen, an der Schwierigkeit der Aufgabe gemessen eine hervorragende Leistung. Der ungeheure Stoff von der Mitte des dritten Jahrtausends vor Christus bis in die Gegenwart herein, von China bis Amerika ist wirklich bewältigt. Nachdrücklich sei hervorgehoben, daß dieses Werk nicht nur das Ergebnis einer ausgedehnten Sammelarbeit ist, sondern daß auch alles durchdacht und durchgeformt ist. Eine wertvolle Beigabe sind die 31 Skizzen zur Erläuterung der Schlachtordnung und des Angriffsverfahrens maßgebender Völker und Heerführer, sowie alter Lagerungs- und Befestigungsweise.

Dr. Johannes Bühler

Alfred von Pawlikowski-Cholewa, Heer und Völkerschicksal. Betrachtung der Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten. 480 S. Gr. Oktav. München und Berlin 1936. Verlag R. Oldenbourg. Br. 6.80 RM. In Leinen 8.50 RM.

2.

Politik und Kriegführung

Der Feldzug Eugens und Malboroughs von 1704, der in dem Siege bei Höchstedt gipfelt, durch den nach einem Worte Rankes »der französischen Übermacht auf dem Kontinent für immer ihr Ziel gesetzt wurde«, wird von R. in seinen umfassenden politischen Hintergründen als ein Musterbeispiel für die Hemmungen eines Koalitionskrieges und ihre erfolgreiche Überwindung zu entwickeln versucht. Die überaus sorgfältige und besonnene Darstellung, der außer anderem Aktenmaterial insbesondere die Korrespondenz des Grafen Wratislaw, österreichischen Gesandten in London und vertrauten Helfers des Prinzen Eugen zugrundeliegt, versteht es in anschaulicher und überzeugender Weise die einzelnen Phasen der Gewinnung Malboroughs für den Plan des Feldzugs in Bayern bis zu dessen glücklichem Ausgange darzulegen und dabei auch ihr zweites Ziel »die Eigenart des Prinzen Eugen und die Bedeutung seiner Gedanken und Taten für das alte Österreich« ausgezeichnet herauszuarbeiten. Leider hat sich jedoch der Verfasser damit nicht begnügt, sondern sich dadurch zu der ebenso unberechtigten wie unzutreffenden grundsätzlichen Schlußfolgerung hinreißen lassen, die glückliche Überwindung — der von ihm selbst so eingehend herausgearbeiteten — schweren Spannungen zwischen politischen Rücksichten und militärischen Notwendigkeiten in diesem Feldzuge durch Eugen bewiese irgend etwas dafür, daß das Problem des Verhältnisses von Politik und Kriegführung »kein grundsätzliches« sei und wo es auftrete »nicht in der Sache, sondern in der Unzulänglichkeit von Personen« seinen Grund habe. R.

Eberhard Ritter: Politik und Kriegführung. Ihre Beherrschung durch Prinz Eugen 1704. Berlin, Junker & Dünnhaupt 1934. 220 S. RM. 8.—.

3.

Germanisches und mittelalterlich-ritterliches Heerwesen

Die von Eugen von Frauenholz herausgegebene »Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens« hat sich zum Ziel gesetzt: »Die Entwicklung der typischen Eigenarten des deutschen Heeres darzustellen, ohne sich in Einzelheiten organisatorischer oder technischer Art zu verlieren, die Abwandlung der großen strategischen und taktischen Gedanken und ihren Zusammenhang mit dem Heerwesen und die Beziehungen zwischen Heer, Staat und Volk zu schildern«. Der erste Band dieser Heeresgeschichte, den von Frauenholz selbst verfaßt hat, behandelt das Heerwesen der Germanen, des Frankenreiches und des ritterlichen Zeitalters. Der Autor, der zwanzig Jahre lang aktiver Kavallerieoffizier gewesen ist und schon zahlreiche militär-wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte, hat trotz der großen Schwierigkeiten, die gerade diese früheren Zeiten für eine das Wesentliche erfassende Entwicklungsgeschichte bieten, die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, mustergültig gelöst. In allen Punkten wird von den zeitgenössischen Quellen ausgegangen, und die einschlägige Literatur ist ausreichend berücksichtigt. Die eigene militärische Erfahrung erleichtert dem Verf. die Kritik der Quellen und der verschiedenen von früheren Autoren vorgetragenen Thesen und Hypothesen. Die Darstellung ist klar, fließend und allgemein verständlich. Die beigegebene sehr reichhaltige Sammlung ausgewählter Gesetzesquellen zur Heeresgeschichte verleiht dem Werke einen besonderen Wert. Vor allem aber möchten wie dir Aufmerksamkeit breiterer Kreise auf diese Heeresgeschichte hinlenken, weil sie in vielen und wesentlichen Punkten einen Schlüssel zum Verständnis der germanischen und deutschen Geschichte überhaupt bietet. Das Schicksal der Germanen in ihren Auseinandersetzungen mit Rom war z. B. nicht zuletzt durch das Beibehalten des »Keiles« als der typischen germanischen Angriffsform bedingt. Wenn sich ferner »die Kämpfe der Goten nicht wesentlich von denen der Cimbern und Teutonen unterscheiden«, so leuchtet ohne weiteres ein, weshalb durch Jahrhunderte das Ende zahlreicher Germanenstämme gleich tragisch war. Worin das deutsche Heer unmittelbar germanische Überlieferungen fortsetzt und worin es über diese hinausgewachsen ist, zeigt unter anderem der Satz: »Wie im Feldkrieg, so gab auch bei Belagerung und Verteidigung die hervorragende Tapferkeit, aber auch die Indisziplin den germanischen Heeren die besondere Note«. — Im Frankenreich hat das Reiterheer mehr und mehr den Heerbann zu Fuß abgelöst, so stellt sich das Reich der Karolinger auch im Heerwesen als die Grundlegung des eigentlichen Mittelalters dar, in dem dann das Reiterheer vom Ritterheer abgelöst worden ist. Für die ritterliche Epoche macht von Frauenholz eine Reihe wichtiger Feststellungen, welche der Geistes- und Gesellschaftsgeschichte mancherlei Anregungen zu geben vermögen. **Dr. Johannes Bühler**

Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens unter Mitwirkung von Walter Elze und Paul Schmitthenner herausgegeben von Eugen von Frauenholz. I. Band: Eugen von Frauenholz, Das Heerwesen der germanischen Frühzeit, des Frankenreiches und des ritterlichen Zeitalters. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung München 1935. XII, 307 Seiten. Geheftet RM. 16.—.

Digitized by Google

Dr. RECH, Berlin

Albrecht von Haller und Jean-Jaques Rousseau

Es gibt wenige Gestalten der Geistesgeschichte, die so umstritten sind, wie Jean-Jacques Rousseau. Manche wollen ihm jede Originalität absprechen. Sie weisen etwa darauf hin, was er früheren Denkern wie Montaigne, Shaftesbury oder Locke verdankt und wollen ihn damit als selbständigen Denker abtun. Demgegenüber verweisen andere darauf, daß große Geister wie Schiller und Kant in ihm einen geistigen Führer erblickten, und daß nicht zuletzt seine Ideen dazu beitrugen, eine Welt aus den Angeln zu heben. Wie aber konnte das möglich sein, wenn Rousseau so ein unbedeutender Denker war?

Die Tatsache, daß er trotz der ungeheuren Wirkung seiner Schriften bei den meisten seiner unmittelbaren Zeitgenossen auf haßerfüllte Abwehr stieß, muß uns zu denken geben.

Wir wollen hier einen praktischen Fall herausgreifen und kurz die Stellung Albrecht von Hallers zu Rousseau betrachten.

Die Berührungspunkte zwischen beiden Denkern sind verschiedener Art. Beide sind Altersgenossen (Haller lebte von 1708—1777, Rousseau 1712—1778). Beide, der Berner Patrizier wie der Genfer Proletarier, standen in ihrer Jugend unter fast denselben Einflüssen von Natur und Volkstum. Beide waren Schweizer und haben als solche die französische Kultur instinktiv abgelehnt.

»Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sklav' darf sein,
Mißkennt sein Vaterland, des Königs Bildnis spiegelt,
Was unserer Ahnen Mut mit Lüpolds Blut versiegelt,
Die Freiheit hält vor Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesetze Bauern läßt und schämet sich im Rat.
Flieh Sklav! Ein freier Staat bedarf nur freier Seelen!
Wer selber dienen will, soll Freien nicht befehlen.«

(»Die verdorbenen Sitten«, 149ff.)

Mag man solche Worte bei dem Deutschschweizer erklärlich finden, so wird man doch erstaunt sein, bei dem Welschschweizer Rousseau auf ähnliche Gedankengänge zu stoßen. Er, der sich stets als »Suisse« oder »Citoyen de Genève« bezeichnete, der aus Frankreich ausgewiesen wurde und französisches Gebiet nicht mehr betreten durfte, und der seine Tage als preußischer Untertan im Schutze des großen Friederich beschloß, hat in seiner »Nouvelle Héloïse« (II, Brief 14ff.) die schärfste Verurteilung der französischen Kultur ausgesprochen, die man sich nur denken kann. Nur seine Muttersprache verband ihn mit Frankreich. Sein ganzes Wesen aber trennte ihn davon, wenn auch heute seine Gruft neben der seines großen Gegners Voltaire im Panthéon, der Ruhestätte der größten Franzosen, zu finden ist.

Wenn so ihr Volkstum sie zu gleicher politischer Haltung führte, ist es auch nicht verwunderlich, daß sie weltanschaulich einen ähnlichen Ausgangspunkt fanden. Im Jahre 1728 durchwandert Haller das Berner Oberland. Die erhabene Größe der Natur und die schlichte Natürlichkeit der Bewohner veranlaßt den Städter 1729 zu seinem berühmten Gedicht »Die Alpen«, in dem, wie man schon früher bemerkt hat, Rousseaus Gedanken vorweggenommen sind.

»Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet, Die, was ihr nötig, sucht und mehrers hält für Last«, dieser Einklang von Vernunft und Natur (»Alpen«, 67), wobei der Nachdruck auf Natur liegt, bezeichnet ebenso Rousseaus Denken, der sich damit wesentlich von den früheren Franzosen sowie der ganzen Aufklärung unterscheidet, die den Nachdruck auf die Vernunft legten. Natura rationalis steht gegen Ratio naturalis. Und der Gedanke der Nouvelle Heloïse ist in unnachahmlicher Kürze enthalten in den Versen:

»Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.«
(»Alpen«, 121.)

So schienen beide Männer dazu bestimmt, der eine in deutscher, der andere in französischer Sprache, denselben Kampf zu führen, den Kampf um Natur und Freiheit gegen Intellekt und Aufklärung. Es ist aber nicht so gekommen. Nicht nur einmal, nein viele Male hat der Berner dem Genfer Kampf angesagt und ihn befehdet. Noch als alter Mann schreibt er: »Er (sc. Rousseau) ist unfehlbar der Verderber der Staatsverfassung von Genf, der auf ewig den Rat zum Sclaven des gemeinen Volkes gemacht hat.« (Brief an Gemmingen vom 27. 11. 1744.) Oder »Jean-Jaques ist keineswegs zu entschuldigen, ich hasse ihn von ganzem Herzen mit der ganzen Zunft der neumodischen Philosophen, die für die natürliche, angeborene Güte des menschlichen Herzens so heftig streiten, um gleichwohl ihre Lehre mit ihrem eigenen Exempel so kräftig zu widerlegen.« (Brief an Gemmingen vom 9. 1. 1775). Wie konnte diese Entfremdung eintreten, wie konnten sich zwei so scheinbar kongeniale Geister derart auseinanderleben?

Entweder sind spätere Wandlungen eingetreten, oder aber haben beide von Anfang an doch etwas Verschiedenes in ihren Äußerungen gesehen, so daß die Gemeinsamkeit nur eine scheinbare ist.

Der Gedanke der Natur, den Rousseau in seinem ersten Discours im Jahre 1750 so leidenschaftlich verkündete, schien mit elementarer Gewalt in ihm aufgebrochen zu sein. In der Tat erkennt man bei einem näheren Studium seiner Schriften und insbesondere seiner jetzt erst vollständig zugänglich gemachten Briefe, daß Rousseau erst von dem Augenblick an, da dieser Gedanke der Natur, verbunden mit dem der Freiheit, von ihm Besitz ergriffen hatte, überhaupt erst als selbstdenkende Persönlichkeit anzusprechen ist. 37 Jahre seines Lebens waren bis dahin vergangen, ohne daß diese Ideen bei ihm Form gewannen.

Ob dieser Durchbruch unbeeinflußt erfolgte, ist zweifelhaft. Diderot hat sich die Urheberschaft daran zuschreiben wollen. Doch ist sein Zeugnis als das eines späteren Gegners nicht unverdächtig. Wir möchten demgegenüber aufmerksam machen auf die 1726 erschienenen »Lettres sur les François et les Anglais« des Berner Patriziers Muralt (1665—1750). Hier wird die französische Zivilisation abgelehnt und dem organischen Staatsgebilde Englands der Vorzug gegeben. Nur andeutungsweise sei hier die Vermutung ausgesprochen, daß auch die 1734 erschienenen »Lettres Anglaises« Voltaires von dieser damals sehr bekannten, heute vergessenen Schrift Muralts beeinflußt sind. In diesen »Lettres sur les François et les Anglais« aber findet sich noch mehr. Denn der damaligen überverfeinerten und dekadenten Welt werden die unverfälschten und naturnahen Sitten des Schweizer Landvolkes als Vorbild entgegen gesetzt, so ähnlich wie einstens Tacitus den Römern die Germanen pries. Rousseau hat Muralt gekannt, er erwähnt ihn mehrfach, so z. B. in der »Nouvelle Héloïse« und in dem berühmten Brief an D'Alembert. Hier eine geistige Verbindung anzunehmen, erscheint mehr als wahrscheinlich.

Ganz einwandfrei unter dem Einfluß Muralts steht Haller. Sein Gedicht »Die Alpen« sind unter dem unmittelbaren Eindruck der zwei Jahre früher erschienenen Schrift seines Landsmannes entstanden.

Aus diesen gleichen Grundanschauungen aber haben beide Denker etwas völlig Verschiedenes gemacht. Haller ist bei dem Gedanken von dem verderblichen Einfluß der Zivilisation auf die natürliche Entwicklung des Menschen stehen geblieben: er blieb bei ihm ein romantisches Jugenderlebnis (»Die Alpen« schrieb er im Alter von 20 Jahren), aus dem sich keine weitere Konsequenzen für seine geistige Entwicklung ergaben. Bei Rousseau dagegen schlug der Gedanke immer stärkere Wurzeln, bis er zu einem metaphysischen Glaubensbekenntnis wurde, die den Genfer zu immer neuen, immer großartigeren Äußerungen dieser seiner Lehre trieben. Haller blieb, was er durch Geburt und Erziehung war: der Patrizier, der konservative Adlige. Rousseau dagegen, der weder durch Geburt noch durch Erziehung in eine bestimmte Richtung gedrängt war, wurde zum Propheten, zum Heiligen und Märtyrer einer neuen menschheitsbeglückenden Lehre. Hierbei unterlagen sowohl er selbst wie auch seine Zeitgenossen und die meisten seiner Nachfahren einer verhängnisvollen Täuschung. Die ungeheure Dynamik, mit welcher der autodidaktisch gebildete Mann die in ihren Quellen vielfach so komplizierten Gedanken auf einfache faßbare Formeln brachte und in die Welt schleuderte, verleitete zu der Auffassung, daß man in ihm einen umstürzenden Neuerer zu sehen habe. Das war er aber nicht und wollte es nicht sein, wenn er sich auch gelegentlich in der Rolle gefiel. »Der Tag wird kommen, dessen bin ich gewiß, da die guten Menschen mein Gedächtnis segnen und über mein Schicksal weinen werden.« (Rousseau, Juge de Jean-Jaques, III, 300). Wenn er so im Alter dachte — es gibt noch viele ähnliche Stellen — so war sein philosophischer Ansatzpunkt doch wesentlich bescheidener. Er wollte keine fertigen Programme geben, so sehr er auch ins einzelne ging. Er wollte lediglich zeigen, wie diese Ideen von Natur und Freiheit, auf die verschiedenen Sphären angewandt, möglich sein könnten. Daß er selbst die praktischen Schwierigkeiten im Anfang wenigstens wohl erkannte, dürfte zweifellos sein. Den Bankerott seiner Erziehungsmethode des »Emile« hat er selbst noch gesehen. Der »Nouvelle Héloïse« gibt er einen tragischen Abschluß, wodurch der Sinn des Werkes aufgehoben wird. Im »Contrat Social« endlich will er nicht

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

zeigen, wie sich praktisch die Menschen befreien können, er will kein revolutionäres Handbuch schreiben. Er zeigt nur, wie Freiheit möglich ist und führt dazu seinen metaphysischen Naturbegriff ein. Ganz ähnlich wollte Kant nicht zeigen, wie Erkenntnis zustande kommt, sondern wie sie möglich ist. Diesen Grundgedanken des Contrat Social, um den sich der Verfasser dieser Zeilen schon früher einmal an anderer Stelle bemühte, haben fast alle mißverstanden. Auch Voltaire macht hiervon keine Ausnahme.

Bei dieser Staatslehre Rousseaus nun setzte Albrecht von Haller an. Hier mußten sich die Geister scheiden. Als alter Mann noch schrieb er seine drei Staatsromane, die viel zu wenig beachtet werden, von denen der dritte, 1774 unter dem Titel »Fabius und Cato« erschienene, der Auseinandersetzung mit Rousseau gewidmet ist. Fabius gibt die Gedanken Hallers wieder, Cato vertritt das zum Scheitern verurteilte demokratische Prinzip, Karneades, das akademisch-skeptische Schulhaupt aus Athen, Rousseau. Der Athener hält eine Rede, in der sich zum Teil wörtlich die Hauptgedanken des Contrat Social finden.

Die Einwände nun, die dagegen erhoben werden, sind außerordentlich charakteristisch. Sie zeigen die Argumente, mit denen am Vorabend der französischen Revolution ein konservativer Adliger seinen Standpunkt verteidigte. Doch erkennt man auf Schritt und Tritt, wie sehr Haller doch schon unbewußt von den Gedanken der Aufklärung ergriffen war.

Dies zeigt sich schon bei der geschichtsphilosophischen Auffassung von der Entstehung der Gesellschaft. »Romulus ahmte die ältesten Republiken nach, da er unter seinen Anhängern die Patrizier absonderte« (S. 83). Wenn Haller Rousseau bekämpfen wollte, dann mußte er dessen künstlicher Konstruktion eine organische Auffassung entgegensetzen. Seine Theorie ist aber noch künstlicher. Deutlicher kommt die organisch-wachstümliche Ansicht später zum Ausdruck, wenn er meint, daß die ältesten Führer zunächst die ehrwürdigen Sippenobersten, dann aber Männer, die durch ihre Tüchtigkeit hervorragten, gewesen seien (S. 204f.). Hiermit ließ sich schon eher etwas anfangen, doch durfte Haller diese Entwicklung dann nicht in zwei notwendigerweise aufeinanderfolgende Etappen zerlegen, da es sich um zwei verschiedene Prinzipien handelt.

Nicht minder anfechtbar ist seine Kritik an der Idee von der Gleichheit aller Menschen. »Die Seelen sind gleich, sagt Cato; aber das sind nur die Seelen der Kinder. Die Seelen der Männer werden, großen theils, wozu die Auferziehung sie gebildet hat.« (S. 83.) Damit ist im Vordersatz die allgemeine Gleichheit zugegeben. Der zweite Satz dagegen bekämpft Rousseaus Gedanken vom Wachsenlassen mit einem Grundgedanken der sophistischen Aufklärung, wonach man aus dem Menschen durch geeignete Lenkung alles machen könne, ohne Rücksicht auf die natürliche besondere Veranlagung.

Ähnlich verhält es sich mit der eigentlichen Staatslehre. »Der glückseligste Staat ist nicht, der für einen Morgen alle seine Bürger zu Fürsten macht; es ist der, durch dessen Einrichtung die allgemeine Glückseligkeit des Volkes am dauerhaftigsten festgesetzt wird; es ist der Staat, in welchem die Gesetze eines jeden Bürgers Haab und Blut versicheren, wo keine Gewalt ungeahndet bleibt« (S. 220). Das ist der typisch aufklärerische-liberale Standpunkt, der nicht geeignet ist, gerade den Contrat Social zu widerlegen.

Die innere Schwäche dieses Systems ergibt sich aus den praktischen Vorschlägen (S. 242). Große Staaten werden überhaupt abgelehnt. Am besten seien kleine Adelsrepubliken mit einem Vorort (d. h. also ein Schweizer Kanton). Die Regierung müßte aus den Bürgern der regierenden Stadt (man sieht Bern vor Augen) durch Wahl gebildet werden. Geburt solle kein Vorrecht verleihen. Stabilität soll durch $^2/_3$ Mehrheit verbürgt werden. Diese Andeutungen dürften genügen, um zu zeigen, daß es sich um weiter nichts handelt, als eine Untermauerung der Berner Verfassung und anderer ähnlicher durch die Gedanken der Aufklärung. Daß Rousseau-Karneades dabei ganz unrichtig die destruktiven moralischen Ideen der üblichen französischen Aufklärer, gegen die sich der Genfer gerade immer wieder leidenschaftlich wandte, in den Mund gelegt werden, entspricht nur dieser Verkennung der Tatsachen.

Der Haß, den Haller nach seinen eigenen Worten gegen Rousseau im Herzen trug, entspringt demnach zum Teil einer ideologischen Verkennung. Im wesentlichen wird man ihn aber erklären dürfen aus der Kampfstellung, den ein konservativer Patrizier notwendigerweise gegen den Neuerer einnehmen mußte. Die beiden Gegner haben, wie wir gezeigt zu haben glauben, ideell fast denselben Ausgangspunkt. Theoretisch ist Haller dann, wie man sieht, von den Ideen der Aufklärung, wie wohl die meisten seiner Zeitgenossen, sehr stark infiziert worden. Daß aber gerade Rousseau, ihr großer Überwinder, dann wieder von Haller bekämpft wurde, ist eine Ironie des Schicksals und beweist die damalige Verwirrung der Geister. Beider Ansichten haben Schiffbruch gelitten. Die morschen Adelsrepubliken brachen zusammen und Rousseaus Contrat Social wurde durch das Robespierresche Zerrbild auf ewig in Verruf gebracht. Geblieben von beiden ist der Glaube, mit dem der eine sich gegen die Niederreißung des Bestehenden, der andere für den Triumph der Idee auch im Politischen einsetzte. Beide, der Aristokrat wie der Proletarier, haben in ihrer Art Recht gehabt. Doch haben sie gezeigt, daß man das stets vorwärtsdrängende Leben nicht mit Theorien erfassen kann, die künstlichen Konstruktionen entspringen.

Philosophie und Geschichte

Die unter diesem Obertitel veröffentlichte Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte ist um drei neue Arbeiten bereichert worden, die sich zwar in der Themenstellung kaum berühren, aber die Bezugnahme auf die deutsche Gegenwart und die Problematik der Wissenschaft gemein haben. Das gilt naturgemäß am meisten von Erwin Metzkes erweiterter Kölner Antrittsvorlesung über »Geschichtliche Wirklichkeit«[1]). Der Verfasser bemüht sich darin »herauszustellen, was das deutsche Denken ... prinzipiell und im ganzen, nicht erst in der Sonderdisziplin einer Geschichtsphilosophie, für die Erfassung des Wesens der Geschichte geleistet hat«. Er geht dabei so vor, daß er vier ihm besonders charakteristisch erscheinende Themen, den Geist als Geschichte, die Idee der Ganzheit, die Metaphysik des Werdens, das Gegensatzprinzip, heraushebt, um an ihnen den philosophischen Durchbruch zur Geschichte darzutun. Eine historische Überprüfung des Themas zeigt, daß erst durch Herder ein wesentlich geschichtsloses Weltbild durch ein geschichtsträchtiges abgelöst wurde. Jede solcher Abgrenzungen setzt freilich schon den Begriff von Geschichte voraus, der scheinbar erst aus der Untersuchung entwickelt wird. Wenn als »der letzte, entscheidende Gegensatz, in den die Geschichte Menschen und Völker stellt«, die »Erfüllung oder Verfehlung des Schicksals« bezeichnet wird, dann bestehen die Abgrenzungen des Verfassers zu Recht; doch ist hier nicht der Raum, um über die Voraussetzungen zu diskutieren, mit denen Metzke an sein Problem herangeht. Nur so viel sei gesagt, daß man von der stark vereinfachenden Betrachtungsweise des Verfassers auch dann kaum überzeugt würde, wenn man die Voraussetzungen restlos anerkennen könnte.

Neben Metzkes systematischer Untersuchung sind es zwei historische Studien, die, an die gegenwärtige Umwertung der Vergangenheit anknüpfend, die Werte der Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar machen. Fritz Taegers Vortrag über »Orient und Occident in der Antike«[2]) bietet eine sehr willkommene Ergänzung des vor kurzem an gleicher Stelle angezeigten Buches von Ehrenberg über die Ost-West-Problematik der Antike. In einem großartig gezeichneten geschichtlichen Abriß, der in der tragischen Verschmelzungspolitik Alexanders gipfelt, zeigt Taeger jene Spannung auf, die bis auf den heutigen Tag die abendländische Geschichte durchzogen hat. Ihren geistigen Ausdruck sieht er — wie es schon Aischylos erkannt hat — im Widerstreit von Despotie und Freiheit; war es doch die Idee der Freiheit, die die Rettung Europas vor den zwar indogermanischen, aber an Asien assimilierten Persern bei Marathon und Salamis entschied. — Einen ebenso gedankenreichen wie in manchen Hypothesen überraschenden Vortrag bietet Franz Rolf Schröders »Germanische Heldendichtung«[3]). Am Gang der geschichtlichen Entwicklung wird der Charakter des germanischen Heldenliedes von seinen Anfängen bis zur Blüte und zum Untergang herausgearbeitet. Wie in Naumanns Untersuchungen tauchen auch bei Schröder immer wieder ungemein glückliche Versuche auf, das Nachleben altgermanischer Denkformen in der deutschen Welt zu erweisen. Es ist der Versuch, die Unvergänglichkeit altgermanischen Denkens und Dichtens an konkreten Beispielen herauszuarbeiten.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Erwin Metzke, Geschichtliche Wirklichkeit — Gedanken zu einer deutschen Philosophie der Geschichte. 40 S. (Nr. 57).
[2]) Fritz Taeger, Orient und Occident in der Antike. 27 S. (Nr. 58).
[3]) Franz Rolf Schröder, Germanische Heldendichtung. — Ein Vortrag nebst einer Studie zur Heroisierung des Mythos. 48 S. (Nr. 55). Sämtlich bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. Brosch. je RM. 1.50, in Subskription RM. 1.20.

Demnächst erscheint:

Entbürgerlichung des Protestantismus?

Von Dr. Heinrich Adolph
Professor an der Universität Gießen

Der Protestantismus steht vor der Entscheidung: Rückkehr zur Reformation oder Anschluß an die völkische Bewegung oder beides? In jedem Fall besteht die Forderung einer radikalen Absage an die Verbürgerlichung der letzten Jahrzehnte und eines entschlossenen Aufbruchs zu lebendigem Aktivismus.
Der Verfasser sieht seine Aufgabe vornehmlich darin, durch Erhellung der geschichtlichen Lage zu einer Klärung des Urteils, zu gegenseitigem Verständnis der protestantischen Lager und damit zur Belebendigung und Weckung neuer Stoßkraft und Einsatzbereitschaft des Protestantismus beizutragen.

Preis zwei Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Digitized by Google

Dr. I. TÖNNIES, Berlin

Kirche und Kultur im Weltbild des Mittelalters

In der allgemeinen Sicht erscheint heute das Mittelalter unter Voraussetzung der Unverlierbarkeit historischer Formen nicht mehr als eine abgetane Epoche, die uns nichts mehr zu geben noch zu sagen vermag, sondern als ein Teil im Kontinuum der Geschichte und als solcher voller Bezug auf Vergangenes und Zukünftiges. Es verlieren sich darüber fast die Einwürfe, die zwischen dem Damals und dem Heute eine unübersteigbare Grenze aufrichten wollen. Schon Droysen hat in seiner Geschichte des Hellenismus (1. Aufl. 1836 u. 43.) die Bedeutung des Hellenismus für die Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung und die Kultur der Menscheit herausgearbeitet. Die Ablehnung des Bruchs in der Entwicklung und im Gegensatz dazu der Gedanke der Kontinuität der Geschichte setzt sich in der gegenwärtigen Betrachtung durch. Es gibt hier keine »Voraussetzungslosigkeit«. Das Mittelalter wird als ein Erbe betrachtet, das den großen Beginn der europäischen Kultur in sich schließt.

Diesem Erbe ist das Vermächtnis der Antike eingeschlossen. Das Mittelalter hielt sich wie selbstverständlich für den Fortsetzer der Antike, um aber in den Formen darüber hinauszuwachsen. Es hat die seelische Haltung des Europäers entscheidend beeinflußt, daß für die Dauer des ganzen Mittelalters der abendländische Mensch an dem antiken Kulturideal festhielt und das platonisch-aristotelische Gedankengut wohl umbildete, doch nicht ausmerzte. Die große Tat des Mittelalters, insbesondere der katholischen Kirche, ist die Synthese von Antike, Christentum und Germanentum. Das Frühchristentum fand die Basis der antiken Kultur vor, so hatte die Kirche die Möglichkeit, in die Substanz der germanisch-romanischen Völker umbildend einzugreifen. Die Aufnahme und Assimilierung des irrationalen, in gewissem Sinne aber schon geprägten germanischen Elements in das Formgefüge der mittelalterlichen Ordnungen und Werte wird heute fast einhellig der einheitsbildenden Kraft der Kirche zugeschrieben. Die dialektische Polarität der mittelalterlichen Einheit gründet sich auf die Spannung zwischen lateinisch-christlicher und germanisch-heidnischer Welt (Steinbüchel, Schnürer). Im Kampf dieser Spannung durchdringen sich beide Welten, im Reich Karls des Großen unter starker Führung des germanischen Elements erstmalig lebendige Gestalt geworden. Soweit das Mittelalter als Synthese von Antike, Christentum und Germanentum betrachtet wird, erscheint die Kontinuität gewahrt und die Aufgabe von damals her noch immer latent und fordernd für das Heute. Besonders stark tritt das bei Steinbüchel hervor, der, spezifisch und im feinsten Sinne katholisch, den Blickpunkt auf die Ganzheit und Einheit des Mittelalters festhält (ohne Blindheit für die Uneinheitlichkeit und Spaltungen), eine Einheit von Gott her bestimmt, sub specie aeternitatis. Das Bestreben, die Einheitsformen aus dem Zwielicht des unablässig Veränderlichen fort und unter die Bedeutung des allgemein und objektiv Geltenden zu rücken, ist dieser Betrachtung eigentümlich. Auch die Geschichte erscheint als Hinwendung auf ein letztes Ziel. Das führt in die Tiefen katholischer Ontologie und Metaphysik. An ihnen lernt man stets von neuem, was das Mittelalter besonders dem katholischen Geist als die einmal Wirklichkeit gewordene Darstellung seiner Idee bedeuten muß. Es ist die Wirklichkeit gewordene Einheit von Creator und Creatura, welches die beiden, alles Leben umgreifenden Pole sind, die Zeit und Ewigkeit bestimmen in steter Spannung und doch letztens in Harmonie (Steinbüchel). Die Brücke zwischen beiden ist die Humanität, nicht der Antihumanismus, der den Menschen in ewige Relativität zu Gott stellt. Humanität darf in diesem Zusammenhang niemals verstanden werden als Individualismus oder Selbstmächtigkeit des Menschen, sondern als Achtung vor dem Wert des wahrhaft Menschlichen und seinen Schöpfungen (welche beide in der Gemeinschaft erst ihren reifsten Ausdruck finden). Das ist das Wesen der Spannung, die zugleich Grenze des Humanen ist: der Mensch, berufen zum Werk als Ebenbild Gottes und zugleich der Gnade für das Gelingen bedürftig; denn es ist die Schranke seines Wesens und Seins, daß er nie in reiner Form ausprägt, was ihm anbefohlen ist. So ward der Mensch christlicher Mensch und das Christentum das Schicksal des Abendlandes — heute wie je. Auch der mittelalterliche Mensch stößt sich an der Grenze des Humanen, ist homo viator, Wandrer zwischen zwei Welten, immer suchend nach der Überbrückung von Idee und Wirklichkeit, Divinität und Humanität, sacerdotium und regnum (imperium). Dennoch lebt er nicht in der Gebrochenheit, sondern in der Lebendigkeit des Kampfes. Der mittelalterliche Mensch hat diese Dialektik nicht für die Zeiten gelöst. Das Mittelalter, bestimmt von der inneren und äußeren Spannung zwischen imperium und sacerdotium — bald beide zu gemeinsamen Handeln zusammengetan, bald eines das andere beherrschend — hat diese Spannung nicht aufheben können. Sie lebt noch heute fort als Erbe im Problem des Verhältnisses von Staat und Kirche.

Daß dies Christentum des Mittelalters katholisches Christentum sein mußte, scheint von vielen richtig gesehen. Es trifft nicht den Kern, wenn man die weite und umfassende Gebärde des Arms der katholischen Kirche auf bloßen Herrschafts- und Machttrieb zurückführte, ohne zu bedenken, welche Notwendigkeit damals für das Christentum und die Kultur der Menschheit diese allumfassende Gebärde war, durch die alle die vielfältig strömenden, ungebändigten, teils auch gegensätzlichen Elemente in einer großen Synthese vereinigt wurden. Der Vorwurf, daß diese Synthese das Kennzeichen einer complexio oppositorum trage, ist in der Sicht der Späteren nicht unberechtigt, doch das Urteil über das Damalige ist damit nicht erschöpft. Das Wesen und die Welt der damaligen römischen Kirche kann nicht isoliert betrachtet werden, sondern nur unter Berücksichtigung der ganzen Last und Verantwortung ihrer Aufgabe, Antike und Mittelalter zu verbinden und das neu einströmende aufnahmebereite germanische Element ohne Zwang an seinem Eigensten dieser Verbindung einzugliedern. Ob dies auch immer wahrhaftig geschehen ist, und ob diese Kirche ihre Aufgabe auch für die ferne Zulunft gelöst hat, oder sich diese Lösung als zu eng und gebunden erwiesen hat, um vornehmlich auch die nationalstaatlichen Strömungen in sich aufzunehmen, das ist eine spätere Frage.

Trotz mancher Einschränkungen erscheint den Heutigen die Kirche als die allesumfassende Lebensordnung des Mittelalters: Gott nicht allein als Creator alles Lebendigen, sondern auch als Organisator seiner Ordnungen, »Gott alles in allem«. Diese umfassende Bedeutung der Kirche hat zur Voraussetzung (v. Martin bezeichnet es als grundlegende Tatsache), daß der Staat des Mittelalters keine eigene Kultur im eigentlichen Sinne besaß und auf der Basis und Organisation der Kirche aufbauen mußte. So erst konnte er eine eigene Kultur schaffen. Eine abstrakte Größe Staat ist dem Mittelalter überhaupt fremd. Der Staat ist dem Menschen nicht direkt, sondern indirekt durch die konkreten Lebensgemeinschaften: Sippe, Stand, Lehnsverband, Zunft verbunden. Weil das alles aber im ordo geschieht, welches gottgewollt und gottverbunden ist, ist alles nur Dienst, Amt aus der Autorität Gottes, welche die weltliche Autorität stellvertretend auf sich nimmt. Der Gedanke, das Leben als Auftrag Gottes anzusehen, gelebt und gewirkt in den von Gott bestimmten Ordnungen, ist ganz und gar mittelalterlicher Geist. Es ist dem mittelalterlichen Menschen schlechthin nicht möglich, sich als Zentrum seiner selbst zu denken, als letzter Wert, sich selbst genug im Tun und Sein. Diese Auffassung läßt das nicht zu schrankenloser Entfaltung kommen, was wir die Gespaltenheit des mittelalterlichen Menschen nennen müssen. V. Martin erklärt die auf der innern Spaltung beruhende Unterschiedenheit des christlich-europäischen Mittelalters von anderen, geschlosseneren, dem japanischen oder indischen Mittelalter beispielsweise, daraus, daß die Kirche nicht mit dem Mittelalter geboren, sondern das Ergebnis und die Endstufe der vorhergehenden Epoche, der Antike, war. »Diese Kirche hat eine Fülle intellektualistischer Elemente aus der griechisch-römischen Geisteskultur in sich aufgenommen und tritt mit diesen der irrationalen Art der germanischen Völker gegenüber.« Die Gespaltenheit liegt jedoch ebenso stark in der ursprünglichen Mentalität des mittelalterlichen Menschen begründet. Trotzdem ist es einseitig und überspitzt, in der Ge-

Arthur Haberlandt

Die deutsche Volkskunde

1935. 8°. X, 155 Seiten. Kart. RM 3.20

.... Hier ist ein umfassender, mit reichen Literaturangaben versehener Überblick über das weitverzweigte Forschungsgebiet der deutschen Volkskunde und seine Entwicklung gegeben. (Münch. Neueste Nachrichten).

.... Der österreichische Gelehrte besitzt das Rüstzeug, dem Studenten, dem Lehrer, jedem Interessenten überhaupt einen gediegenen, knapp gefaßten Abriß zu schenken, der alle wesentlichen Gesichtspunkte berücksichtigt und in den reichen Anmerkungen dem Leser wertvolle Hinweise zu eingehenderem Studium gibt. (Hamburger Fremdenblatt).

.... Eine umsichtige und sorgsame erkenntniskritische und wissenschaftstheoretische Einführung in Geschichte, Aufbau und Aufgaben der Volkskunde in ihren verschiedenen Schulen und Richtungen. (Deutsches Bildungswesen).

Max Niemeyer Verlag / Halle (Saale)

Digitized by Google

spaltenheit der mittelalterlichen Psyche das Hauptproblem des Mittelalters zu sehen (Bühler). Wenn es auch richtig ist, daß die Spannung zwischen Weltflucht und inbrünstigem Weltbegehren sich z. T. in den Lebensformen des Mittelalters eingeprägt hat, so reicht sie als Problem keineswegs hin, um die mittelalterliche Lebensform im ganzen zu erklären. Ganz abgesehen davon erscheint diese Spannung zwischen Weltbegehren und Weltabkehr nur dem Intensitätsgrad nach unterschieden, als allgemein menschliches Problem aber steht sie über den Zeiten. Die Kirche hat auch diese Spannung in sich aufgenommen, weil sie Trägerin einer gewaltigen Einheitsidee war. »Die einheitliche Kultur des Mittelalters beruht auf der Begegnung einer geistigen Idee mit einer realsoziologischen Wirklichkeit. Solche Begegnungen sind immer Voraussetzung einer einheitlichen Kultur« (V. Martin). V. Martin geht so weit — trotz der zugegebenen Spaltung — zu behaupten, daß »die Einheit der mittelalterlichen Kultur Europas organisatorisch auf dem Herrschaftswillen und der Herrschaftsfähigkeit der Kirche« beruhe, während Schnürer nur die geistige Herrschaft zugibt, dagegen Bühler die inhaltlich einzig von der Kirche bestimmte Kultur leugnet und dem Adel einen großen Anteil zuschreibt. Das weltliche Imperium kann nach Martin mit dem geistlichen nicht konkurrieren in der Bedeutung für die Struktur des mittelalterlichen Europas und des Europabewußtseins. Zwar behält für das weltliche Imperium als Erbe der römischen Weltmacht die Theorie von der »translatio imperii« als ideologisches Mittel Geltung, aber die schon von Karl dem Großen angenommene »Gottesstaats«-Idee und Praxis« mußte sich für die universale Kirche auswirken. Die Kirche geht freilich auch über den Einzelstaat hinaus. Das christliche Abendland empfand sich »glaubens- und sinnverbunden«, weil die Germanen das von der Kirche weitergetragene Gut der lateinischen Kultur angenommen hatten. Das bewirkte ein allgemeines germanisch-romanisches Kulturbewußtsein. Es wird allerdings heute von Brackmann bestritten, daß die Politiker des Mittelalters vom antiken Rom beeinflußt worden seien. Auch bei H. Günter finden wir eine dahingehende Meinung vertreten: »Rom heißt Papst, nicht Antike, so wenig ihr Weiterleben in Frage gestellt werden soll ... Das Verständnis liegt vor und in der translatio.« Und Heimpel sieht im Reich Otto I., in seiner weisen Beschränkung auf das Mögliche den »Weltdienst« der Deutschen im Gegensatz zur Weltherrschaft und damit das Europa sinngemäß ordnende, in die Zukunft weisende Werk von deutscher Hand. Damit wurden die Deutschen auch die Retter des sacerdotium vor dem Verfall. Die große Tat, die das Werk Ottos des Großen bedeutet, zeichnet in immer schärferen Konturen das Kernstück eines Abendlandes, in dem wir in der Synthese von Antike-Christentum-Germanentum das germanische Element schöpferisch gestaltend neue Linien ziehen sehen. Weniger als je ist seitdem das germanische Element aus der Gestaltung der europäischen Völkergemeinschaft fortzudenken.

Die mittelalterliche Kirche ist eine Verbindung des Gemeinschafts- mit dem Herrschaftsgedanken. Die Kirche stellt von der Jüngergemeinde bis zum Corpus Christianum und der juristisch festgelegten Institution die »leibgewordene Idee des Christlichen« dar. Der religiös-kirchliche und der soziologisch-politische Absolutheitsanspruch der katholischen Kirche ist auf die Einheitsidee des Lebens gegründet, die wiederum auf eine alles umschließende Gottesidee zurückgeht. Es ist die Frage, wie weit hier etwa konkret-empirische Formen in den absoluten Geltungsanspruch der Idee hineingenommen worden sind. Durch diesen vitalen Herrschaftsanspruch der Kirche und die Einbeziehung konkret-empirischer Formen in die Idee entsteht innerhalb der Kirche jener Gegensatz von Weltabkehr und Weltbeherrschung, von »Mönchstypus« und »Kirchentypus«. Immer wieder wurde durch den »Mönchtypus« die Reinigung des »Kirchentypus« und der Kirche vollzogen. Dieses Bestreben wird unterstützt durch den Willen des Adels zu realer Ordnung.

Der mittelalterliche Mensch faßt das Leben in einen gewaltigen Organismus zusammen, in dem jedes Glied seinen bestimmten Platz hat und nur an diesem seine volle Eigenart und Würde genießt. Das Individuum ist im ganzen der Gruppe geschützt, die die Voraussetzung der Einheit ist. Damit aber ist, wie schon Gierke sah, die spezifisch germanische Forderung nach der Bewahrung des Individuums und der Wahrung der Freiheit vereint mit der einheitsbildenden und erhaltenden Kraft der Autorität in der Form, wie sie das Mittelalter dem Leben gab, der Genossenschaft. Das Mittelalter strebte nach der Einheit, die alle gliedhafte Gestaltung in einer objektiven Einheitsform zusammenfaßt. Das ist der Sinn und die Idee des Universalismus. Im universalistischen Gedanken wirken zusammen: Antike, Christentum und Humanität in der Genossenschaft. Das ist der Ort, wo die »real-soziale Wirklichkeit« mit der Idee zusammentrifft, und von ihr gestaltet wird. Die realen Verhältnisse haben die Konzeption der Idee in die Wirklichkeit nahegelegt und bewirkt. Dem Mittelalter ist jener tiefe Kulturpessimismus fremd, der heute die Völker Europas gefangen hält. Denn da alles sein Wesen hat im Schöpfer aller Dinge, so ist jedes Seiende ein Wahres und ein Gutes, d. h. es befindet sich in der Gemäßheit seiner ihm vom Schöpfer zugedachten Bestimmung. Sein und Wert sind untrennbar. Die Idee ist in jeder Lebensordnung lebendig. Das Zunft- und Gildewesen erfüllt sich mit dem Geist der christlichen Nächstenliebe und kommt, wenn auch nur annäherungsweise, einem religiösen Bruderschaftswesen gleich. Die kirchliche Einheitskultur nimmt das wirtschaftliche Leben ebenso in sich auf wie die gesellschaftlichen Formen, die Kunst und die Wissenschaft. Auch die Kunst fügt sich der hierarchischen Ordnungsform ein. Die Baukunst als die abstrakteste, wenigst naturgebundene, geistigste steht in der Achtung der künstlerischen Werte an der Spitze. Dann geht es weiter abwärts bis zur Gebrauchskunst. Die Einheitsidee der christlichen Kirche bestimmt die sozialen Ordnungen durch ihre Güterlehre, ihre Berufs-, Amts- und Standesauffassung. Der Endzweck der Wirtschaft ist die Existenz eines jeden »secundam suam conditionem« (Th. v. Aquino). Innerhalb des ständisch gegliederten Corpus Christianum weist die »divina providentia« jedem seinen Platz an. Die Leistungen aller Stände strömen zusammen im Ganzen der Kirche. Die Kirche allein kennt formell niedergelegtes Recht. Von besonderem Rang ist die Leistung des Adels. Dabei ist zu beachten: der alte Adel ist blutsmäßig bestimmt, konservativ. Er hatte Anteil an der Staatsgewalt, die hohen Geistlichen, die Fürsten und Könige zählen sich zu ihm. Es bedeutet schon eine Auflockerung der festen Struktur des Mittelalters, daß eine neue Adelsschicht führend wird: der Dienstadel tritt dem Geburtsadel gegenüber, der Adel des Amtes (aus Ministerialen und Dienstmannen hervorgegangen) dem Adel des Blutes. Jetzt kommen Sinn und Lust für Abenteuer auf. Die strenge Bewahrung des Standesethos, das im eigentlichen Sinne nur dem Adligen zusteht, kommt aus der allgemeinen Übung. Das Standesgefühl klingt in der zweiten Hälfte des Mittelalters überhaupt ab. Es gibt nun bürgerliche Mönche, es gibt freiwillig Arme. Es regt sich das typische »schlechte Gewissen der zweiten Generation«, es regt sich das Gewissen vor dem Reichtum, seiner Verpflichtung, seiner Verantwortung und Schuld (Franziskus). Die Kirche, die die Gesamtheit der ständischen Gliederung überwölbt, die das Rittertum für die religiösen Ideale erzogen hat (Kreuzzüge), hat den Adel nie ganz zu assimilieren vermocht. An ihm zeigt sich deutlich die Wende des Mittelalters.

Die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Formen des Mittelalters sind zerbrochen und kehren nicht wieder. Das Geistige, d. h. »die im germanischen Geist vollzogene Synthesis von Antike und Christentum bleibt verantwortliches Erbe an das Abendland« (Steinbüchel). Es müssen diesem Erbe neue Lebensformen gegossen werden. Auch die Theokratie ist nicht mehr im Sinne des Mittelalters durchführbar. Einzig der Glaube an das Christlich-Humane bleibt. Es ist die geistige Form eines Schöpferwillens, der sich durch die Zeiten verobjektiviert und die Epochen aneinanderreiht. Das ist das Bleibende am Mittelalter, daß es alles Menschliche, alles Vergängliche aus dem Ewigen verstand. Die Form des Abendlandes, geschaffen aus Antike und Mittelalter, dem Menschen, und insbesondere dem germanischen Menschen, der die Form mitschuf, zu einer neuen Formung des Humanen dargeboten, ist historisches Schicksal. Das Halten und Führen der Fäden im Übergang vom Gestern zum Heute und Morgen schließt Wagnis und Gefahr nicht aus. Es ist das Wagnis des Menschen in allem seinem Triumph und aller seiner Fragwürdigkeit und als solches ihm als Aufgabe verordnet in der Gewißheit wie im Zweifel.

Theodor Steinbüchel, »Christliches Mittelalter.« Leipzig 1935.
H. Heimpel, »Deutschlands Mittelalter, Deutschlands Schicksal.« Zwei Reden. 2. unveränd. Aufl. Freiburg 1935.
Ludwig Schaller, »Die Weltanschauung des Mittelalters.« München-Berlin 1934.
Schwer, »Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters.« Paderborn 1934.
H. Günter, »Das mittelalterliche Kaisertum.« München 1933.
K. Zimmermann, »Deutsche Geschichte als Rassenschicksal.« 2. Aufl. Leipzig 1933.
A. Brackmann, »Der »Römische Erneuerungsgedanke« und seine Bedeutung für die Reichspolitik der deutschen Kaiserzeit.« B. S. 1932. Philosophisch-historische Klasse.
K. Hampe, »Das Hochmittelalter.« Geschichte des Abendlandes von 900—1250. Berlin 1932.
Gustav Schnürer, »Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft.« Freiburg 1932.
Joh. Bühler, »Die Kultur des Mittelalters.« Leipzig 1931.
A. v. Martin, »Kultursoziologie des Mittelalters.« Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1931. 3. Lieferung.
Aloys Dempf, »Sacrum imperium.« Geschichts- und Staatsphilosophie des Mittelalters und der politischen Renaissance. München 1929.
Gustav Schnürer, »Kirche und Kultur im Mittelalter.« 3. Bde. Paderborn 1924—29.

Niederdeutsches Bauerntum
in Glasbildern der neueren Jahrhunderte
Von Otto Lauffer
Mit 8 Tafeln. Oktav. 66 S. 1936. Geb. RM 1.20
Das Buch handelt von den Glasbildern, die unter dem Namen „Fensterbierscheiben" im niederdeutschen Raum bekannt und verbreitet sind. Der überlieferte Vorrat dieser Scheiben bietet ein einzigartiges Material von Abbildungen des bäuerlichen Lebens. Eine zusammenhängende Darstellung, die auch an die allgemeine Geschichte der Glasmalerei den Anschluß sucht, fehlte bisher vollständig.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Aus der Geisteswelt des Mittelalters

Die Theologie und Philosophie des Mittelalters findet heute auch wieder außerhalb des Katholizismus steigende Beachtung, und daher wird man dem Lebenswerk des Mannes, der mehr als die meisten anderen zur Hebung der hier ruhenden Schätze getan hat, nicht nur innerhalb des engen Fachkreises und der katholischen Kirche Achtung und Dank zollen; ich meine das Lebenswerk Martin Grabmanns. Jetzt haben sich die Schüler und Freunde Grabmanns zusammengetan, um dem Freunde und Meister zu seinem 60. Geburtstage eine würdige Festschrift darzubringen, die uns nunmehr in zwei gewaltigen Bänden von fast 1500 Seiten Umfang vorliegt[1]). Der Inhalt umspannt das Arbeitsgebiet des Jubilars, und das heißt in diesem Fall, daß er so ziemlich das ganze mittelalterliche Geistesleben umspannt. So muß darauf verzichtet werden, von jedem Beitrag gesondert zu sprechen, und ein Überblick über das behandelte Feld genügen, wobei nur einiger Arbeiten gesondert Erwähnung getan werden soll, von denen der Referent glaubt, daß sie außerhalb des engeren Fachkreises von Interesse und besonderer Beachtung wert sind. Vorangeschickt ist ein Verzeichnis der von Grabmann verfaßten Artikel und Bücher und edierten Texte, mit nicht weniger als 215 Nummern. Der erste Teil bringt dann sieben Beiträge zur Handschriften- und Bibliothekenkunde; der zweite Teil zwei eindringliche Aufsätze zur allgemeinen Geistesgeschichte eine Geschichte der Philosophie als Erkenntniskritik von J. Hirschberger und eine Abhandlung über einige Grundformen metaphysisch religiöser Lebens- und Weltdeutung von J. P. Steffes. Es folgen zwölf Arbeiten aus dem Themenkreis von Patristik und Frühmittelalter, von denen wir den Beitrag J. Geysers über Augustins Theorie von der Selbsterkenntnis der menschlichen Seele, E. Gilsons eindringende Untersuchung über Maxime, Erigène, S. Bernard, Leidingers klärenden Aufsatz über Ludovicus Pius, vor allem aber auch den Beitrag von J. M. Parant (Un nouveau témoin de la théologie dionysienne au XIIe siècle) hervorheben. Der umfangreichste (vierte) Teil ist — selbstverständlich — der Hochscholastik gewidmet (nicht weniger als vierunddreißig Arbeiten), und hier gilt das besondere Interesse natürlich dem Aquinaten. Aber auch andere Denker der Hochscholastik finden gebührende Beachtung. Der fünfte Teil bringt Arbeiten zur Spätscholastik und Neuzeit, darunter ein Gutachten aus dem Eckehardt-Prozeß in Avignon (ed. F. Pelster), ein mittelalterliches Gutachten über das Lesen der Bibel und sonstiger religiöser Bücher in der Volkssprache (ed. C. J. Jellouschek), einen Aufsatz über Vicos geistesgeschichtliche Stellung von A. Gemelli und eine interessante Abhandlung zur Frühgeschichte der Münchener Universität von M. Buchner. Der sechste Teil bringt drei Arbeiten über Beziehungen zwischen byzantinischer und abendländischer Theologie, von denen die Edition des griechischen Textes der Schrift des Cardinals und Patriarchen von Konstantinopel Bessario »De sacramento Eucharistiae« besondere Beachtung verdient. Als Anhang sind zwei rechtsgeschichtliche Abhandlungen angefügt eine reizvolle Studie von L. Wenger über das Suum cuique in antiken Urkunden und eine heute sehr aktuelle Abhandlung von H. Finke über das Problem des gerechten Krieges in der mittelalterlichen Literatur[2]). Angefügt sind noch ein ausführliches Handschriften-, Personen- und Sachverzeichnis, die dem Benutzer erst den reichen Inhalt der beiden voluminösen Halbbände erschließen. Die wissenschaftliche Welt wird sich dem Danke des Jubilars für diese reiche Gabe anschließen dürfen.

J. von Kempski
Berlin

[1]) Aus der Geisteswelt des Mittelalters. Studien und Texte Martin Grabmann zur Vollendung des 60. Lebensjahres von Freunden und Schülern gewidmet. Herausgegeben von Albert Lang, Joseph Lechner, Michael Schmaus. (Beiträge z. Gesch. d. Philos. u. Theol. d. M. A. her. v. M. Grabmann, Supplementband III, 1. und 2. Halbband.) Münster in Westf. Aschendorffsche Verlagsbuchh. 1935. XXXV und 1475 Seiten.
[2]) Es sei bei dieser Gelegenheit auf die interessante und aufschlußreiche Studie von H. Kipp: Moderne Probleme des Kriegsrechts in der Spätscholastik, Schöningh, Paderborn 1935, hingewiesen.

Dr. EHLERS-LANGE, Berlin

Ranke und Hegel

Zum 50. Todestage des Historikers († 23. V. 1886)

Als Ranke 1825 von dem allmächtigen Geheimrat Joh. Schulze als Professor nach Berlin gerufen wurde, trat er in eine kampfgeladene Atmosphäre. Zwei wissenschaftliche Parteien standen sich feindlich gegenüber: die Partei Hegels, der seit 1818 mit großem Erfolg an der Berliner Universität wirkte, und die des Theologen und Philosophen Schleiermacher. Ranke hat Jahrzehnte später den Gegensatz als den der philosophischen und historischen Partei gekennzeichnet. Er selbst hat seiner ganzen Natur entsprechend an den Intrigen und Konflikten der Gruppen keinen Anteil genommen. Aber schon die Wahl seiner Freunde — Savigny, Heinrich Ritter — läßt vermuten, daß er mit seinen Sympathien nicht auf der Seite Hegels stand. Aus einem Brief an einen Freund, der als Schüler Schleiermachers bekannt war, spricht sogar eine scharfe Ablehnung: »Man ist in ganz Deutschland über den schrecklichen Einfluß der sophistischen, in sich selbst nichtigen und nur durch den Bannspruch seltsamer Formeln, die unsere Universität regiert oder regieren will, einer Meinung und voller Furcht.« Die Abneigung scheint auf Gegenseitigkeit beruht zu haben; denn auch Hegel hat sich über den großen Historiker in der Frühzeit seines Wirkens geradezu wegwerfend geäußert. Als jemand die Mitarbeit Rankes an der von Hegel gegründeten Sozietät für wissenschaftliche Kritik vorschlug, soll dieser das Urteil gefällt haben: »Das ist nur ein gewöhnlicher Historiker« — oder nach einer anderen Überlieferung — »Nein, mit dem Ranke ist es nichts«.

Trotzdem haben Ernst Troeltsch u. a. sachliche Übereinstimmungen zwischen Ranke und Hegel feststellen zu können geglaubt. Die philosophischen Einschläge der Rankeschen Geschichtsforschung, sowie auf der anderen Seite die starke historisch-empirische Sättigung der Philosophie Hegels mögen als Basis für dieses Urteil gedient haben. Die Annahme einer derartig nahen Beziehung läßt sich jedoch nicht aufrecht erhalten. Schon in der weltanschaulich-religiösen Grundhaltung, die für das Werk beider entscheidend ist, zeigt sich eine tiefe Gegensätzlichkeit. Hegel war im Grunde genommen ein Pantheist, der die Immanenz Gottes in der Welt lehrte und göttliche Geheimnisse nicht anerkannte. Gott war für ihn nur soweit wirklich, wie er sich in der Welt, d. h. in Natur und Geschichte offenbarte. Ranke dagegen bewahrte sich seinen Glauben an einen persönlichen Gott und war nicht so vermessen, in allen geschichtlichen Geschehnissen den Weg des zu sich selbst kommenden Gottes entdecken zu wollen. Nur zuweilen meinte er den Finger Gottes in der Geschichte erkennen zu können. Diese religiöse Grundhaltung bewahrte Ranke vor dem verhängnisvollen Unterfangen, die Geschichte in das Prokustesbett eines konstruktiven Schemas zu zwängen. Er konnte sich deshalb mit um so größerer Liebe in den Reichtum der historischen Individualitäten versenken.

Man hat darauf hingewiesen, daß bei Hegel wie bei Ranke Ideen oder Tendenzen die Auftraggeberinnen der geschichtlichen Helden sind, daß bei beiden die objektiven Tendenzen der geschichtlichen Entwicklung durch subjektive Leidenschaften der historischen Individuen vorwärts getrieben werden. Aber trotzdem liegt eine tiefe Kluft zwischen der Auffassung beider Denker. Ranke überläßt es der nacherzählenden Empirie, zu zeigen, wie öfter ein allgemeines Interesse durch ein persönliches gefördert wird. Er würde daraus aber niemals ein allgemeines Gesetz gebildet haben, wie es Hegel unter dem Namen »List der Vernunft« einführt. Deshalb ist er auch viel eher in der Lage, dem Selbstwert der historischen Persönlichkeiten gerecht zu werden. Während Hegel die Helden zu Marionetten des Weltgeistes herabdrückt und sie nur in ihrer Funktion für die geschichtliche Entwicklung würdigt, finden wir bei Ranke daneben eine eingehende Betrachtung der Substanz des Individuums selbst. Er liebt es, auf das Wesen der großen Menschen, auch unabhängig von ihrem Eingreifen in die Geschichte, einzugehen. Wenn Hegel die Ansicht vertritt, daß große Individuen durch ihre Zeit selbst erzeugt werden, so erklärt Ranke: »Große Männer schaffen ihre Zeit nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen«. Der Philosoph des Absoluten kennt nur solche Helden als echte an, die sich dem von ihm konstruierten Fortschrittsschema einfügen, die übrigen figurieren als falsche Helden. Der Empiriker Ranke dagegen kennt keine falschen Helden. Was sich durchsetzt, ist eben die Wirklichkeit, und sie hört auch nicht zu bestehen auf, wenn neue Tendenzen zum Durchbruch kommen. So wird der Katholizismus nicht durch die Reformation überwunden oder aufgehoben, wie es im Hegelschen System geschieht. Ranke erkennt die Mannigfaltigkeit des historischen Nebeneinanderbestehens an und opfert nicht einer sich vordrängenden Tendenz zuliebe die andern auf. Auch bei der Frage nach dem Bewegungsgesetz der Geschichte lassen sich gelegentlich Übereinstimmungen zwischen Ranke und Hegel feststellen. Auch Ranke hat es nicht verschmäht, geschichtliche Vorgänge durch die dialektische Methode zu verdeutlichen, indem er etwa im Werden und Vergehen eines Volkes drei Phasen aufweist. Aber niemals wird diese Methode zu einem apriorischen Entwicklungsgesetz, sie wird nur da angewandt, wo es die Tatsachen zulassen.

Charakteristisch ist der Unterschied zwischen Ranke und Hegel in der Frage des Fortschritts der Geschichte. Der Philosoph des absoluten Idealismus, dem die Wirklichkeit die sich selbst entwickelnde vernünftige Idee ist, bejaht ihn auf das entschiedenste. »Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit.« Ranke, der Empirist, stellt resigniert fest: »Nur im Bereich der materiellen Interessen, nicht aber in moralischer Hinsicht läßt sich ein Fortschritt verfolgen, höchstens ein, auch in bezug auf »die großen Werke«, welche die Kunst und Literatur hervorgebracht hat, extensiver, d. h. ein solcher, der heute eine größere Menge als früher an den Gütern der Kultur teilnehmen läßt; nicht aber ein intensiver — denn es wäre lächerlich, ein größerer Epiker sein zu wollen als Homer oder ein größerer Tragiker als Sophokles.« Ranke würde eine fortschreitende Entwicklung auch als Ungerechtigkeit Gottes gegenüber den einzelnen Epochen der Geschichte betrachten, denn alle Zeitalter sind nach ihm gleich unmittelbar zu Gott.

Buchhandlung COLLIGNON Wissenschaftliches Antiquariat
BERLIN NW 7 Prinz-Louis-Ferdinand-Str. 2
Tel. A 6/6311 Spezial-Listen auf Wunsch!

Digitized by Google

Geschichte des 19. Jahrhunderts

Zum ersten Mal seit Treitschke, so betont Franz Schnabel selbst in der Vorrede seines Werkes, wird hier der Versuch gemacht, eine Geschichte des 19. Jahrhunderts in seiner Gesamtheit zu schreiben. Bei der Weite des Themas war ein Verzicht auf eingehende Einzelschilderungen von selbst geboten. Überhaupt tritt die politische Geschichte, die entsprechend dem publizistischen Zweck von Treitschkes Werk dort im Vordergrunde des Interesses stand, hier mehr hinter dem Versuch zurück, ein Gesamtbild der Zeit zu geben.

Schnabel zeichnet zunächst ein Bild des mittelalterlichen Staats- und Gemeinschaftsgedankens, der im Zunftwesen seinen treffendsten und weit über seine Zeit hinausdauernden Ausdruck gefunden hat. Humanismus und Reformation sind der Abschluß der Zersetzung dieses Gemeinschaftsideals und zugleich der Beginn der Entwicklung des individuellen Menschen. Notwendig war mit dieser Umwertung eine Umgestaltung des Staatsideals verbunden. Der mittelalterliche Gedanke des Universalstaates wurde in dem Augenblick endgültig begraben, als die spanischen Habsburger bei der Durchführung ihrer Pläne scheiterten. Die Neuzeit beherrscht der individualistische Staat, der allein steht und nur seinem eigenen Interesse folgt, und mit ihm entstehen die Großmächte und ihr Kampf untereinander um die Hegemonie und das »Europäische Gleichgewicht«. Daneben aber bleibt stets und besonders wieder seit der französischen Revolution ein Rest von »Gesinnungspolitik«. Wehrpflicht, Schulpflicht und als Korrelat das allgemeine Wahlrecht sind neben den nationalen und konstitutionellen Ideen, die jetzt ins Leben treten, ein wichtiges Erbe der französischen Revolution.

Aus diesen Betrachtungen gewinnt Schnabel die Grundlage für das Verständnis des 19. Jahrhunderts, dessen Hauptthema für ihn der Gegensatz zwischen dem monarchischen Prinzip und der Idee der Volkssouveränität ist. Er zeichnet es als die große Zeit des Bürgertums, das mit seinen liberalen Anschauungen im Kampf gegen die konservative Beharrung steht. Dieses Bürgertum ist »der Träger von Verfassungsgedanken, Erfahrungswissenschaften und moderner Technik«. So ist das Jahrhundert des »formalen Rechtsstaates« zugleich die Zeit gewesen, die den geschichtlichen Sinn belebte und doch darüber Technik und Naturwissenschaften nicht vergaß und damit zu Deutschlands Weltgeltung wesentlich beigetragen, ja sie recht eigentlich erst geschaffen hat. Der 3. Band des Werkes ist der Entwicklung dieser Gebiete gewidmet. Er würdigt das Wirken eines Alexander v. Humboldt, Justus Liebig, Friedrich König, Friedrich List, um nur wenige der ganz großen Namen zu nennen.

Durch Schnabel ist endlich einmal von historischer Seite der Versuch gemacht worden, ein Bild aller Seiten des deutschen Lebens im 19. Jahrhundert zu zeichnen.

Dr. K. D.
Berlin

Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jhd. Band 1. 2. 3. Herder & Co, Freiburg 1934. RM 11.40.

Hegel heute

Die Stellung unserer Zeit zu dem größten politischen Denker der Deutschen, zu Hegel, ist dadurch gekennzeichnet, daß er von Vielen, die über ihn reden und schreiben zu müssen glauben, verunglimpft oder abgelehnt wird (als »abhängig vom Offiziösen«, als »Hausphilosoph des Bolschewismus«, als Rationalist, Optimist usf., — meistens Vor- und Fehl-Urteile, die gedankenlos weitergeschleppt werden), während die Würdigung und Verteidigung von Seiten der Wenigen, die sich die Mühe gemacht haben, in seine geistige Welt einzudringen, meistens unwirksam bleibt. In dieser unerträglichen Situation muß es begrüßt werden, daß eine kleine Hegel-Auswahl einen deutlichen Eindruck davon vermittelt, »in welchem Maße Hegels Denken an die gegenwärtige Problematik nicht nur heranreicht, sondern sie zu fördern, zu vertiefen und zu lösen vermag.« [1]) Außerdem hat diese Auswahl den Vorzug, durch ihre relative Einfachheit und Kürze weiteren Kreisen zugänglich zu sein. Sie zerstört zunächst einmal die übliche Ansicht, als sei Hegels Weltbild »ein blutloses, lebensfernes, abstraktes Hirngespinst«. Die Stücke »Aus den praktisch-politischen Schriften« zeigen, mit welchem lebendigen Interesse, welcher männlichen Sorge Hegel an der Meisterung der jeweiligen konkreten politischen Lage teilnimmt. Der tiefe Wirklichkeitssinn, mit dem er besonders in der »Verfassung Deutschlands« (S. 10—27) die Schicksale und Aufgaben der großen europäischen Nationen (deren staatliche Formen er übrigens aus dem germanischen Genossenschaftsgedanken ableitet S. 17 f.) erfaßt, die Härte, mit der er die deutsche Zerrissenheit geißelt, die Kraft, mit der er zur Rettung seines Vaterlandes aufruft (S. 26), — all das stellt sein Denken in die Nähe der Bismarckschen Tat. Die Auswahl »Aus den systematischen Werken« kann diese Wirklichkeitsnähe nur noch bestätigen. Hegels Ziel ist, die Wirklichkeit denkend zu begreifen, d. h. in dem, was man gemeinhin die Wirklichkeit nennt, das Wesentliche von dem Zufälligen zu scheiden.

In dem zeitübergreifenden Wesen des Hegelschen Denkens liegt es begründet, daß es unmittelbar zu uns zu sprechen vermag. Hegels Staat ist weder ein absolutistischer Macht- oder Obrigkeitsstaat noch ein liberalistischer Nachtwächter- oder Ordnungs-Staat, sondern die organisch-ständisch gegliederte Ganzheit des Volkes. Volk und Staat sind eine Einheit; beide Ausdrücke sind also synonym.

Man sieht: das zunächst nach Konjunktur aussehende »Heute« des Titels ist vollauf berechtigt. Im Übrigen würde sich die Zahl der Stücke, die unser gegenwärtiges Interesse beanspruchen, noch um viele vermehren lassen. Der Herausgeber hat sich jedoch bewußt auf den politischen Gesichtskreis Hegels beschränkt, aus deren Einsicht heraus, daß »heute« von hier aus der Zugang zum gesamten Hegelschen Werk am leichtesten ist.

Dr. J.

[1]) Hegel heute. Eine Auswahl aus Hegels politischer Gedankenwelt. Felix Meiner Verlag, Leipzig, 1934, 86 S. RM. 1,50.

Heldentum und Macht

»Die Gewohnheit ist das tiefste Gesetz der menschlichen Natur; unsere höchste Stärke und nicht minder, unter gewissen Umständen, unsere elendeste Schwäche.« An diese Erkenntnis läßt sich eine »Philosophie der Kleider« knüpfen, Philosophie der Formen und der zu Formeln gewordenen Formen des menschlichen Daseins. Es ist ein Verdienst Michael Freunds, diese »Kleiderphilosophie« zum Leitfaden für seine Carlyle-Auswahl[1]) genommen zu haben, und zugleich ist es die Rechtfertigung für diese Auswahl, da sie den philosophischen Hintergrund des Carlyleschen Werkes klar und eindrücklich hervortreten läßt und so unser Verständnis des Werkes des bedeutenden eigenwilligen und wunderlichen Schotten wesentlich bereichert. Der zweite Teil des Buches ist den Mächten gewidmet, die in einer unendlichen Folge die starren Krusten der Gewohnheiten, der Formen und Formeln durchbrechen und neue Formen schaffen, neue Formeln und neue Gewohnheiten (Adel, Führer- und Heldentum). Die Einleitung des Herausgebers entwirft eine kluge Charakteristik Carlyles.

J. v. Kempski
Berlin

[1]) Thomas Carlyle: Heldentum und Macht. Schriften für die Gegenwart herausgegeben von Michael Freund. (Kröners Taschenausgabe B. 123.) Alf. Kröner Verlag, Leipzig 1935. 362 S. RM. 3.75.

Die auswärtige Politik Preußens

In der Veröffentlichung diplomatischer Aktenstücke zur auswärtigen Politik Preußens ist der fünfte Band erschienen, der die Zeit vom April 1864 bis zum April 1865 umfaßt [1]).

Den meisten Raum nimmt die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage in Anspruch, die nach dem Scheitern der Londoner Konferenz mit dem Wiener Frieden ihren europäischen Charakter verliert und allmählich zum deutschen Problem wird, das in der hier vorbereiteten Konvention von Gastein nur eine dilatorische Lösung fand, und dessen endgültige Lösung lediglich durch die Aufhebung des alten Dualismus zwischen Österreich und Preußen erfolgen konnte. An der überragenden Diplomatie Bismarcks scheitern die Versuche der europäischen Kabinette, Preußen trotz seinem militärischen Sieg eine undeutsche Zwischenlösung aufzuzwingen.

Obwohl in Hähnsens »Ursprung und Geschichte des Artikels V des Prager Friedens« ein Sonderwerk über die schleswig-holsteinische Frage vorhanden ist, bringt dieser Band doch zum weitaus größeren Teil bisher unveröffentlichte Stücke, insbesondere auch aus den Archiven von London, Wien und Moskau.

Ein Anhang faßt die Dokumente zur Zollvereinspolitik für die Zeit vom Juli 1863 bis April 1864 zusammen.

W. Sch.
Berlin

[1]) Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871. Diplomatische Aktenstücke, herausgegeben von der Historischen Reichskommission unter kommissarischer Leitung von Willy Hoppe. 2. Abteilung: Vom Amtsantritt Bismarcks bis zum Prager Frieden. Bd. V der Gesamtreihe: April 1864 bis April 1865, bearbeitet von Dr. Rudolf Ibbeken. 837 S. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., 1935, RM. 45.—.

Otto Weber-Krohse

Sieben Preußen als Bahnbrecher des deutschen Gedankens

Gr.-8° (Lexikonformat), 508 Seiten, Ganzleinen RM. 11.—, Halbleder RM. 15.—, Kartoniert RM. 8.—

Grundriß und Bekenntnis / Der Große Kurfürst als Staatsmann und Feldherr / Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, Statthalter und Amtmann Gottes auf Erden / Ewald Friedrich von Hertzberg, der außenpolitische Typ des friderizianischen Preußen / Hans David Ludwig Yorck, Royalist und Frondeur, Legitimist und Revolutionär / Ernst August von Hannover, König und Sozialist, Aristokrat und Rebell / Der bodenständige Bismarck, ein revolutionäres deutsches Schicksal aus Einfachheit und Geist und Mut zum Ungewöhnlichen / Hans Lothar von Schweinitz, königlich preußischer General und Botschafter des deutschen Ostens / Literaturnachweis

Presseurteile:

... Für die geschichtliche Deutung unseres gegenwärtigen Erlebens sind diese von einem lebendigen deutschen Herzen geschriebenen sieben Bilder ein ungemein wertvoller Beitrag. Hier ist die praktische Nutzanwendung der Geschichte als Erlebnis, als Sinnbild vor einem weiten nationalen Horizont.
(Delhagen & Clasings Monatshefte, April 1936.)

Ihr Denken und Handeln ist ausgerichtet an der Staatsnotwendigkeit. Das gibt diesem Buch einen großen Zug und erhebt es weit über jede Biographie, die den heißen Atem der Gegenwart nicht spüren läßt. (Kreuz-Zeitung, Berlin, 12. 4. 1936.)

Ein überaus lesenswertes, neuartiges Buch, eine geschichtliche Schau vom Dritten Reiche aus. Aber es ist wirkliche Geschichte, keine gewaltsame Anpassung an neugewordene Verhältnisse. Der Verfasser versteht Preußen als eine Vorform des Deutschtums, dem es seine politischen Grundsätze weitergab. Die Einheitlichkeit — Kontinuität des preußischen Geistes will er an den Bildern der sieben Preußen nachweisen.

Der Verfasser arbeitet mit bestimmten Begriffen, die von den Wandlungen der Neuzeit stark beherrscht werden. Revolution ist ihm nicht Umwälzung im bisher üblichen Sinn, sondern bewußte Neugestaltung aus gegebenen Notwendigkeiten heraus, Sozialismus der Volksverbundenheit, die wesentlich aus Bodenständigkeit hervorwächst. Er hat den Mut, sich vor den Begriffen Konservativ, Aristokrat, Reaktionär nicht zu fürchten.

Man lese das Buch mit dankbarer Spannung, und man wird im alten Hochgefühl mit dem alten Nettelbeck sagen: Ich bin auch ein Preuße! Deutsches Pfarrerblatt 10. 3. 36.

.... Die Auswahl dieser Männer mag willkürlich erscheinen, aber sie wird sinnvoll durch die Begründung, die ihr der Verfasser gibt; oft erscheinen ihm — und das eröffnete viele Möglichkeiten — manche Persönlichkeiten im Hintergrund des geschichtlichen Geschehens geeigneter, den Verlauf dieser Untersuchung zu fördern, als die großen Männer, die die Epoche symbolisieren. Aber durch die Reflexe, die das Werk der Führer auf ihre Mitarbeiter wirft, erhalten sie selbst Profil und Gestalt. So gelingt es, die Bedeutung Friedrichs des Großen für die Entwicklung Preußen-Deutschlands besonders nachhaltig zu betonen, indem das Wirken des Ministers von Hertzberg eingehend erörtert wird. Methodisch spricht für dieses Verfahren auch die Tatsache, daß eine eingehende Würdigung des Werkes Friedrichs des Großen den gegebenen Rahmen des Buches gesprengt hätte. Auch erhalten Männer wie Yorck und vor allem der General von Schweinitz eindeutig den Platz in der preußisch-deutschen Geschichte zugewiesen, der ihnen gebührt.
(Breslauer Neueste Nachrichten, Februar 1936.)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

SCHLIEFFEN-VERLAG BERLIN SW 11

Digitized by Google

Bibliotheksrat Dr. A. JÜRGENS, Berlin

Der Neuaufbau von Wissenschaft und Forschung in Belgien

Die Weisheit des alten Montecucculi, daß zum Kriegführen Geld gehört und nochmals Geld, gilt nicht nur für dieses Gebiet menschlicher Betätigung. Selten aber und nur in wenigen Ländern hat seine Lehre Anwendung gefunden auf das Gebiet von Wissenschaft und Forschung.

Zwar wissen wir, daß z. B. die deutsche Forschung auch im 19. Jahrhundert, in dem ihre Leistungen wohl zuerst die Welt aufhorchen machten, durchaus nicht auf Rosen gebettet war — kein Fehler vielleicht — und wir sind heute im Sinne neuen Glaubens wenig geneigt, die materiellen Grundlagen gerade bei der Forschung zu überschätzen. Aber wir wollen nicht verkennen, daß die weitvorgetriebene experimentelle Forschung notwendig ist und zum Teil quantitativ äußerst umfangreicher Versuche bedarf, um zu Ergebnissen zu gelangen. Nehmen wir die Reindarstellung des Vitamins D und des Ergosterins durch Windaus, die nur Bereitstellung großer Mittel für Tierversuche durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft möglich machte, denken wir auch daran, daß deutsche Forscher in der Frage der Zuckerkrankheit die Heilwirkung von Leber durchaus erkannt hatten, daß es aber umfangreichster Experimentalversuche mit großen Mitteln ausgestatteter kanadischer Forscher bedurfte, bis das Insulin, das geheimnisvolle Agens dieser Wirkung gefunden und rein dargestellt werden konnte. So ist es einmal besonders interessant, ein Land zu betrachten, in dem das Problem der Forschung mit reichen und immer erhöhten Mitteln — nicht ohne Erfolg — in Angriff genommen ist.

Es würde aber einen falschen Eindruck erwecken, wenn die uns armen Deutschen so sehr in die Augen springende Erkenntnis von der Notwendigkeit von Mitteln für die Durchführung von Forschungen zu sehr in den Vordergrund treten würde. Das jetzt in Belgien aufgerichtete System wissenschaftlicher Selbstverwaltungskörper zeigt in seinem Wesen einen so logisch-rationellen Charakter, einen so architektonischen Aufbau, wie wir ihn selbst in dem so viel reicheren Amerika bis vor kurzem völlig vermißten. Dem germanischen Forscherwillen hat sich hier ein romanisches Halten an feste Formen gepaart, was, verbunden mit der Überschaulichkeit des Landes, dem Charakter der belgischen Wissenschafts- und Forschungspflege sein besonderes Gesicht gibt.

Der Block der großen Stiftungen.

Allerdings lagen die Verhältnisse in Belgien im Jahre 1919 so, daß hier der Einsatz besonderer Mittel erforderlich war. Schlimmer als die rein materiellen Wirkungen des Krieges war noch der seelische Zustand der Jugend in den Jahren des Wiederaufbaus, die ein schnelles Geldverdienen als einziges Ziel erstrebte. Der Gedanke an einen geistigen Wiederaufbau des Landes war im Comité National de Secours et d'Alimentation entstanden, dessen prominenteste Mitglieder belgischerseits E. Franqui, für die Vereinigten Staaten, deren späterer Präsident Herbert Hoover waren. Hoover hat zunächst den Gedanken verwirklicht, das große Restkapital der Commission for Relief zu einer wissenschaftlichen Stiftung zu benutzen, Franqui ist ihm später mit persönlichen Mitteln gefolgt.

Heute bestehen folgende Hauptstiftungen:

a) Das Patrimonium (Sondervermögen) der einzelnen Hochschulen. Von dem Restbestande der Commission for Relief wurden zunächst 18 Millionen Dollar direkt an die belgischen Universitäten und Hochschulen ausgekehrt, so daß z. B. auf jede der vier Universitäten zunächst 20 Millionen Francs Stiftungskapital entfallen (dazu Stiftungen für zwei Spezialhochschulen in Höhe von zusammen 15 Millionen Francs), die allerdings durch die belgische Devalvation stark zusammengeschrumpft sind, da sie in Staatspapieren angelegt waren und sowohl 1926 wie auch 1935 eine starke Reduktion erlebten. In ihrer Verwaltung hat sich Amerika, vertreten durch die C. R. B. Educational Foundation einen gewissen Einfluß vorbehalten, im ganzen aber kommen die, wenn auch stark gesunkenen Zinsen dieses Vermögens, wie ein freies Stiftungskapital, ganz nach freiem Ermessen der Universitäten ohne Befragung einer Zentralverwaltung zur Verwendung. Es sind interessante Streiflichter, die eine neuerliche Campagne für die Erhöhung dieser Summen auf die Ziele warf, die von den gegenwärtigen Rektoren damit verfolgt werden. Aber im ganzen steht hier die lokale Aufgabe im Vordergrunde.

b) Einen Fonds von 8 Millionen Dollar erhielt die C. R. B. Educational Foundation, die von Hoover in Delaware ins Leben gerufen wurde und das Ziel hat, die belgisch-amerikanischen Wissenschaftsbeziehungen zu pflegen. Professoren- und Studentenaustausch sind ihre Hauptaufgaben, aber auch trotz des amerikanischen Währungsverfalls ermöglichen die vorhandenen Zinsen natürlich jährlich sehr zahlreichen Belgiern und Amerikanern einen mehr oder weniger ausgedehnten Aufenthalt jenseits des Wassers, wozu noch Bücherlieferungen und andere Stiftungen treten.

Diese erste amerikanische Stiftung wurde 1926 von der C. R. B. Educational Foundation für Brüssel und Löwen durch neue Stiftungen gewissermaßen aufgewertet; unter dem Namen Fondation Hoover pour le développement de l'Université de Bruxelles, sowie gleichlautend für Löwen wurden die Verwaltung des alten Patrimoniums von 20 Millionen Francs, sowie weitere 60 Millionen gestiftet, nachdem ganz erhebliche Summen für Bauzwecke und anderes Verwendung gefunden hatten. Das allgemeine Patrimonium für Brüssel besteht heute aus den Einnahmen von 58 Millionen Francs, sowie den Einnahmen von 40 Millionen Francs, die für die medizinische Fakultät reserviert sind. Löwen genießt für seine besonderen Aufgaben ein Kapital von 40 Millionen Francs, von denen 12 Millionen für Bauten Verwendung fanden.

c) Unserem Zentralproblem einen Schritt näher kam man mit der Gründung der Fondation Universitaire mit 7 Millionen Dollar Kapital, die jetzt mit etwa 60 Millionen Francs zu Buche stehen. Die Fondation, die offenbar von vornherein in den mit ihrer Leitung betrauten Persönlichkeiten richtig besetzt wurde, ist dann der Ausgangs- und Schlüsselpunkt für weitere große, rein belgische Stiftungen gewesen, bei denen zunehmend der Gedanke der Forschung in den Vordergrund trat. Alle folgenden Stiftungen sind in der Besetzung der leitenden Persönlichkeiten eng an die Fondation und ihren Präsidenten und Direktor geknüpft, wie ein Netz verschachtelter Aktiengesellschaften, nur hier kraft des Rechts der Persönlichkeit, nicht der erkauften oder erschlichenen Majorität.

d) Werfen wir noch einen Blick auf einige kleinere Stiftungen, die eng mit der Fondation Universitaire verbunden sind: Die Fondation National du Cancer, zur Bekämpfung der Krebskrankheit unterhält die Krebsforschungsinstitute. Durch besonderes Entgegenkommen erhält die Stiftung von der Union Minière du Haut Catanga einen großen Teil des dort gewonnenen Radiums zu Vorzugsbedingungen. Bei einem Aufwand von 5¼ Millionen Francs sind Radiummengen im Werte von 20—25 Millionen Francs für die Krebsforschungsinstitute gesichert.

Auch das nach dem Muster des früheren Bibliotheksausschusses der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ins Leben gerufene Comité Permanent des Bibliothèques Scientifiques erhält die Mittel z. T. durch eigene Aktivität. Ein Klub der Fondation bildet daneben den gesellschaftlichen Mittelpunkt für die ganze wissenschaftliche Welt des Landes.

Die von der Fondation Universitaire verwaltete Fondation Biermans-Lapôtre ermöglichte bereits Hunderten von Belgiern einen kostenlosen Aufenthalt in einem eigenen Hause in der Cité Universitaire de Paris.

Gemeinsam mit der C. R. B. Educational Foundation wurde auch das Institut de Médicine Tropicale Prince Léopold ins Leben gerufen.

e) Nach der ersten belgischen Devalvation sicherte königliches Eingreifen Alberts I. die Sammlung eines neuen Fonds von 100 Millionen Francs in einer Frist von weniger als drei Monaten, nachdem er am 1. Oktober 1927 bei der 110. Jahresfeier der Firma Cockerill die Notwendigkeit der Forschung für Belgien betont hatte. E. Franqui war hier wieder Präsident des Propagandakomitees. Die neue rein belgische Stiftung erhielt den Namen Fonds National de la Recherche und vereinigt in sich die reinen Forschungsaufgaben. Heute beträgt das Kapital 120 Millionen Francs. Die Zentralverwaltung der Forschung verfügt also über das doppelte Kapital wie die Ausbildungszwecken dienende Fondation Universitaire.

f) Seit 1932 tritt als eigene Stiftung E. Franqui's die Fondation Franqui mit 30 Millionen Francs Kapital dem Fonds National zur Seite, vor allem zur Verteilung eines großen Preises in Höhe von 500000 Francs, der zweijährig dem Belgier mit der größten wissenschaftlichen Leistung zuerkannt wird.

Allerdings betragen die Stiftungen von 1919/20, die damals einen Goldwert von 85550000 Goldfrancs darstellten, heute nur noch 16 Millionen Goldfrancs, das Kapital des Fonds National ist von 18 Millionen Goldfrancs auf 5 Millionen Goldfrancs gesunken. Aber ein neuer »Drive« für weitere Stiftungen verspricht wieder gute Erfolge.

Zweck, Aufbau und bisherige Tätigkeit der Zentralstiftungen.

In der Entwicklung der belgischen Wissenschaftsstiftungen hat sich aber klar gezeigt, daß das materielle Schwergewicht auf die Dauer nicht das Entscheidende ist, sondern die Persönlichkeit. Von den drei Stiftungen des Jahres 1919 hat die mit dem kleinsten Kapital — die allerdings auch mit den zentralen Aufgaben bedacht war — sich als die zukunftsreichste erwiesen. Wir haben

Digitized by Google

bereits gesehen, wie sich an die Fondation Universitaire weitere Stiftungen anschlossen, wir haben noch im einzelnen zu zeigen, wie sich aus der allgemeinen Wissenschaftsstiftung der Fondation die spezielle Forschungszentrale des Fonds National de la Recherche entwickelte, der in der Fondation Franqui erneut seine Anziehungs- und Zeugungskraft bewies.

a) Die Fondation Universitaire.

Der Artikel 2 des belgischen Gesetzes vom 6. Juli 1920, das die Grundlagen der Fondation legte, definiert den doppelten Zweck der Stiftung dahin: 1. jungen Belgiern ohne Vermögen den Besuch der Hochschulen des Landes zu ermöglichen, 2. die wissenschaftliche Forschung in Belgien zu entwickeln.

Die Verwaltung der Fondation besteht aus einem großen Verwaltungsrat, der zur Hälfte von der C. R. B. Educational Foundation — die übrigens fast nur Belgier entsendet — gewählt wird, zur Hälfte aus Vertretern der belgischen Hochschulen, wobei nach den Wahlregeln die Naturwissenschaften überwiegen. Aus diesem Gremium erhebt sich als eigentlicher Arbeitsausschuß ein »Bureau«; besondere Kommissionen für Studiendarlehn, Druckunterstützungen, Reisestipendien, Radiumverwaltung, sowie eine Dauerkommission der wissenschaftlichen Bibliotheken des Landes bereiten die einzelnen Sachvorschläge vor, wobei gelegentlich Sonderkommissionen für die Neufassung von Arbeitsreglements geschaffen werden. So ist der heutige Stand des Aufbaus der Verwaltung, nachdem alle rein forscherischen Aufgaben an den Fonds National abgegeben worden sind.

Werfen wir einen Blick auf die bisherigen Arbeiten: Eine Aufgabe wurde zuerst und unter Einsatz der bedeutendsten Mittel in Angriff genommen, dem Nachwuchs das Studium zu ermöglichen. Sie entspricht den Arbeiten des Deutschen Studentenwerkes und arbeitet fast in denselben Formen: durch Gewährung von rückzahlbaren Darlehn an Studierende, durch Beihilfen an Studentenhäuser und akademische Mensen. Sie übte aber von vornherein einen äußerst gewichtigen Einfluß auf die Gestaltung und Hebung auch des höheren Schulwesens in Belgien aus, da sie die Kandidaten einer kritischen Prüfung unterzog, die sich vielfach zu einer schulkritischen Haltung schlechthin entwickelte. Die regelmäßigen Berichte wie auch eine Sonderveröffentlichung, enthalten eingehende Schilderungen der Resultate in den einzelnen Prüfungsfächern. 1800 junge Belgier, fast ausschließlich aus den unteren Kreisen des Landes, haben die Darlehn erhalten, 78% davon sind in entsprechende Stellungen eingerückt, nur 7% haben Schiffbruch erlitten. Erheblich waren in den letzten Jahren bereits die Rückflüsse an Darlehn. Zu diesen reinen Studiendarlehn kommen Reisedarlehn u. a., dazu C. R. B.-Stipendien, und zwar aufgeteilt in Fellowships und Advanced Fellowships — der amerikanische Ausdruck hat sich hier eingebürgert — für Studien in Amerika und umgekehrt für Amerikaner in Belgien, sowie Stipendien für Auslandsstudien. Alle dienen der weiteren Ausbildung, nicht eigener forscherischer Arbeit. An weiteren Leistungen tritt besonders die finanzielle Unterstützung der schwerwissenschaftlichen Zeitschriften und Einzelwerke des Landes hervor, daneben wurden wissenschaftliche Vereine unterstützt, der Professorenaustausch, sowie die Vorlesungstätigkeit von Ausländern in Belgien wird von hier gefördert. Die ständige Kommission der wissenschaftlichen Bibliotheken hat soeben einen Gesamtkatalog aller in Belgien vorhandenen Zeitschriften veröffentlicht und führt die zentrale Beschaffung wichtiger Auslandszeitschriften durch. Der Klub der Fondation vereinigt heute die ganze Wissenschaft des Landes.

Vor der Gründung des Fonds National de la Recherche vereinigte die Fondation Universitaire auch eine Reihe von Aufgaben, die zur Betreuung der Forschung gehören, da diese bei einer Aufgabenteilung an die Schwesterorganisation abgegeben wurden, können wir sie hier übergehen.

b) Der Fonds National de la Recherche.

Zur Gründung einer neuen, rein belgischen Wissenschaftsstiftung mögen verschiedene Gesichtspunkte zusammengewirkt haben. Zunächst die erste belgische Devalvation, sodann aber auch die Erkenntnis, daß der Forschung wie dem Sport, mit ihren vielleicht meßbaren Resultaten in unserem Zeitalter Aufgaben zufallen, wie früher einmal den Gladiatoren. Es ist gerade für ein kleines, zwischen den großen Nationen gelegenes Land ein besonderer Anreiz, auf diesem Gebiete den Namen des Landes hervorgehoben zu sehen in den Leistungen seiner Forscher. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Beobachtung der deutschen Forschungsorganisationen, zu denen auch persönliche Beziehungen aufgenommen waren, bei der Neugründung mitgewirkt hat, hat sich dies doch in einem veränderten Aufbau dieser Stiftung gegenüber der Fondation ausgewirkt. Entscheidend war aber das Gefühl, daß Belgien noch nicht alles tue, was für die Förderung der reinen Forschung notwendig sei. In einer feierlichen Sitzung der Königlichen Akademie am 26. November 1927 erließ König Albert einen Aufruf an das Volk, zur Schaffung eines nationalen Fonds für wissenschaftliche Forschung, nachdem er bereits am 1. Oktober 1927, aus Anlaß des 110jährigen Jubiläums der Usines Cockerill auf die Krise der wissenschaftlichen Institute und Laboratorien hingewiesen hatte. Der König stellte das Ziel auf, daß »die Forscher, entlastet von materiellen Sorgen, in die Lage versetzt würden, die ganze Kraft der Gedanken auf die Forschung zu konzentrieren«. In kurzer Frist wurden 120 Millionen Francs gesammelt, deren einzige Aufgabe die »Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Belgien« ist. Der Aufbau sieht wieder ein großes Gremium, diesmal nur von belgischen Gelehrten und Stiftern vor, den Conseil d'Administration, aus dem sich ein aus elf Mitgliedern bestehendes Bureau herausschält. Durch den gemeinsamen Präsidenten und namentlich durch Personalunion in der Person des Direktors der Bureaus der Fondation und des Fonds National, der zugleich Mitglied aller Verwaltungsausschüsse und aller ihrer Kommissionen ist, ist die parallele Politik gewährleistet. In der Frage der sachlichen Vorprüfung aller Anträge finden wir aber die Weiterentwicklung gegenüber der Fondation: nach dem Muster der Fachausschüsse der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft sieht auch hier das Statut 24 Fachausschüsse vor, wobei das Conseil verpflichtet ist, die Meinung dieser Fachausschüsse über bestimmte Fragen einzuholen. Die sachliche Vorprüfung durch die Fachausschüsse sichert den Vertretern der Forschung ein gutes Stück Selbstverwaltung. Diese Kommissionen haben zudem die Aufgabe, allgemeine Berichte über die Lage auf ihren Fachgebieten zu erteilen, was z. B. wieder bei der Notgemeinschaft nur aus bestimmten Anlässen erfolgte. Wissenschaftsorganisatorisch sind natürlich auch die Einzelheiten von großem Interesse, z. B. ein aus dem Romanischen stammender viel größerer Formalismus, eine die Freiheit des Präsidenten viel stärker einengende Fassung des Statuts. Aber wenden wir uns sofort den Sachgebieten zu, denen die Betreuung gilt.

Zunächst die starke Einstellung auf den Forscher selbst, auf die Schaffung eines Korps von Forschern: da sind die Gruppen von »aspirants« und »associés« — es gibt nicht mehr Studienbeihilfen, sondern Forschungsbeihilfen für den jungen Doktor und für den bereits angehenden Professor. Der Forscher kann zudem erhalten: a) Reisebeihilfen, b) technische Mitarbeiter und c) sonstige Hilfen aller Art. Nach dem Muster der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist auch die Beschaffung und die Ausleihe von wissenschaftlichen Instrumenten und Apparaten eine Hauptaufgabe. Dazu kommen Dotationen an hervorragende Forscher. Unter dem Titel »Science-Industrie« wurde eine enge Zusammenarbeit von Forschung und Industrie hergestellt, um, abgesehen von der reinen Forschung, auch Fragen der angewandten Forschung in Angriff nehmen zu können. Die einzelnen industriellen Fachvereine sind hier die Antragsteller. Eine besondere Kommission »Bureau permanent des Relations Science — Industrie« bearbeitet diese Fragen, sucht die richtigen Bearbeiter aus u. a. Nicht ohne Bedeutung auch gerade hierfür ist die Unterhaltung eines Repertoires über das wissenschaftliche Personal der belgischen Universitäten, das über das reine Universitätsleben natürlich weit hinausgeht.

Es sind imponierende Listen von Fragen, die allein auf diesem letzten Gebiet herangetragen wurden, wenn auch grundsätzlich die reine Forschung im Vordergrunde steht. Und auch für uns sind wohl folgende Worte gesprochen: »In jedem Fall sind die angewandten Kosten vollständig und auf das schnellste amortisiert, und der erzielte materielle Fortschritt wiegt reichlich die aufgewandte Mühe auf.«

Ein Unterschied mag aber, auch bei der hier gebotenen Kürze, zu deutscher Forschungsförderung aufgezeigt werden: in Belgien geht man stark von einem architektonischen Aufbau in den einzelnen Maßnahmen aus, von festen Normen, während vielleicht bei uns die Stärke in der Intuition, in dem größeren Vertrauen, das der starken wissenschaftlichen Persönlichkeit dargebracht wurde, der stärkeren Verantwortung des Führenden lag — Punkte, die sich in Schwächen verkehren können — wogegen ein Gesetz mit seinen Paragraphen länger Schutz bietet.

Was sind nun die Resultate? Wir können hier nicht die unsichtbare Aufbauarbeit auf-

Soeben erschien:

Aus der

URGESCHICHTE

der Erde und des Lebens

Tatsachen und Gedanken

von

Edgar Dacqué

230 S. 46 Abb. In Leinen geb. RM 4.80

R. Oldenbourg / München I und Berlin

Digitized by Google

zählen, wir mögen lächeln über die langen Listen kleiner Forschungsnotizen, die dieser oder jener junge Associé in Flämisch oder Französisch, oder in beiden Sprachen zugleich einsendet, damit er einmal mehr gedruckt ist. Aber es gibt doch schon heute Resultate, die über die Grenzen des Landes hinaus Aufsehen erweckt und Bedeutung haben:

Piccards Stratosphärenflüge, die Ausgrabungen in Kleinasien, eine Typhusexpedition nach China, eine Expedition zum Ruwenzori, sowie die Teilnahme am internationalen Polarjahr, wie auch z. B. die Mitarbeit an einer großen von deutsch-schweizerischer Seite angeregten Gemeinschaftsarbeit am Jungfrau-Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

Andererseits hat sich infolge der starken Förderung gerade des Studiums der Söhne breitester Schichten das Problem der drohenden Überfüllung der akademischen Berufe gezeigt, eine Gefahr, die besonders durch zu reiche Studienförderungen mit hervorgerufen werden kann. Es gilt hier, ein Gleichgewicht durch die Förderung der hervorstechendsten Begabungen zu schaffen, damit die wissenschaftlichen Kärrner zu tun haben, wenn die Könige bauen. Die Verwaltung der großen Stiftungen wendet diesen Fragen dauernd ihre Aufmerksamkeit zu, und es dürfte interessant sein, das endgültige Ergebnis in einigen Jahrfünften einmal zu überprüfen, führte doch mir gegenüber einmal der Sekretär des University's Bureau of the British Empire die absolute Überlegenheit der deutschen chemischen Industrie vor dem Kriege einfach auf die Tatsache zurück, daß in Deutschland auch solche Stellen mit Menschen besetzt werden könnten und besetzt worden seien, denen durch ihr Studium ein tieferer Einblick in die Zusammenhänge ihrer Arbeit vermittelt sei, als ihre eigentliche Aufgabe augenblicklich erfordere, die in England nur mit reinen Technikern besetzt gewesen seien.

Auch neuere Erfahrungen in Deutschland bei der Wissenschaftlichen Akademikerhilfe haben doch z. B. ergeben, daß es zahlreiche wissenschaftliche Fragen gibt, so z. B. die ganzen Fragen der Raumforschung, die nur mit einem großen Stabe wissenschaftlich ausgebildeter Kräfte zu lösen sind. So wird man auch in Belgien die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und besonders des forschenden Nachwuchses als wichtigstes Ziel im Auge behalten. Der neueste Bericht der Fondation Universitaire kann deshalb wohl die Frage nach einer Übervölkerung der Universitäten mit gutem Recht verneinen und in der Heranziehung eines großen Stammes hochqualifizierter geistiger Arbeiter ein Plus in der neuen belgischen Entwicklung sehen.

Soeben ist erschienen:

Chinesisch-deutsches Wörterbuch

8400 Schriftzeichen mit ihren Einzelbedeutungen und den gebräuchlichsten Zusammensetzungen

von Werner Rüdenberg

2. verbesserte Auflage. 4°. VIII und 683 Seiten. Preis gebunden RM 36.—

Die zweite durch anastatischen Druck hergestellte Auflage liegt jetzt vor. Bei ihr sind eine Reihe von Verbesserungen eingefügt worden. Diese beziehen sich, abgesehen von der Ausmerzung von Druckfehlern, auf Ergänzungen mancher Übersetzungen, sowie Berichtigung der Ton- und Aussprachebezeichnungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Friedrichsen, de Gruyter & Co. m.b.H., Hamburg

Zur Weltpolitik dreier Großmächte

Für das Verständnis unserer außenpolitischen Bestrebungen ist es zweifellos von größtem Nutzen, wenn man sich auch einmal kurz die Geschichte der Expansion anderer Großmächte vor Augen führen läßt. Ohne daß man dickleibige Handbücher zu studieren braucht, verhelfen dazu in gedrängter, aber übersichtlicher Form drei neu erschienene Bändchen der »Sammlung Göschen«. »Englands Weltpolitik als Gleichgewichtspolitik (ca. 1815 bis heute)« behandelt der Jenenser Historiker Hugo Preller in Band 1088 [1]), dem dieselbe Sammlung bereits eine kleine englische Geschichte verdankt (Bd. 375). In den großen Abschnitten, die die Zeit bis zum Berliner Kongo-Kongreß (1885) und das Zeitalter des Imperialismus umfassen und deren Darstellung bis zum Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund (Okt. 1933) geht, werden in feinster Gliederung, die sich jeweils den englischen Außenministerien anpaßt, die geschichtlichen Vorgänge dargestellt, die Großbritaniens Ausbreitung auf dem Erdball einerseits und sein wechselndes Verhältnis zu den europäischen Festlandmächten andererseits deutlich erkennen lassen. — »Der Aufstieg der Vereinigten Staaten zur Weltmacht« wird in Band 1051 von dem Danziger Historiker Friedrich Luckwald [2]) behandelt. Diese kurze Geschichte der nordamerikanischen Außenpolitik stellt einen Abriß des zweibändigen Werkes desselben Verfassers dar und ist neulich schon an dieser Stelle (in Nr. 7, S. 6) hinreichend gewürdigt worden. — Das dritte Bändchen (Nr. 1089), das »Frankreichs Überseereich« betrifft, hat etwas anderen Charakter. Es ist mehr eine Länderkunde und Geopolitik des französischen Kolonialreiches aus der Feder des Grazer Geographen Otto Maull [3]), der damit die kurze Übersicht geschaffen hat, die bisher in der deutschsprachigen Literatur gefehlt hat. Ausgehend von dem Wesen und der Entstehung des Französischen Reiches wird der ausgedehnte Überseebesitz mit 12 Kartenskizzen dargestellt. Vertrautheit mit den nach Natur und Kultur so grundverschiedenen Reichsteilen wird durch deren länderkundliche Betrachtung vermittelt, die jedoch stets danach strebt, die einzelnen Kolonien auch in ihrer geopolitischen Funktion, in ihrer Bedeutung für das Ganze zu erfassen. Diesem Reichsganzen gilt die abschließende Überschau. Ausgehend von der Frage, ob das Reich ein Organismus oder nur eine geschickte Organisation sei, untersucht sie die für seinen Bestand unentbehrlichen Bande des Zusammenhalts im Wirtschaftskörper, in der völkischen und kulturellen Gemeinschaft und in der Machtorganisation (Herrschaft und Verwaltung, Schutz und Wehr, Verkehrsklammern). — Alle drei Bändchen werden durch Register aufgeschlossen, so daß sie sich auch zum Nachschlagen eignen.

Dr. Hans Praesent
Leipzig

[1]) Dr. Hugo Preller, Englands Weltpolitik als Gleichgewichtspolitik (ca. 1815 bis heute). Berlin, Walter de Gruyter & Co. 1935. 158 S. Sammlung Göschen Nr. 1088. Leinw. 1.62 RM.
[2]) Prof. Dr. Friedrich Luckwald, Der Aufstieg der Vereinigten Staaten zur Weltmacht. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1935. 176 S. Sammlung Göschen Nr. 1051. Leinw. 1.62 RM.
[3]) Prof. Dr. Otto Maull, Frankreichs Überseereich. Länderkunde und Geopolitik. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 1935. 164 S. Sammlung Göschen Nr. 1089. Leinwand 1.62 RM.

Die deutschen Fachzeitschriften

Die „Zeitungswissenschaft" bringt in Nr. 5 ein Sonderheft „Die deutschen Fachzeitschriften" heraus, das die Bestrebungen der Zeitschriftenforschung, insbesondere die Arbeit im zeitschriftenkundlichen Seminar des Instituts für Zeitungswissenschaften an der Universität Berlin zeigt. Die 10 Artikel, die Dr. E. H. Lehmann, der Leiter des Seminars, ausgewählt hat, stellen Auszüge aus Referaten von Studenten dar und behandeln im wesentlichen geisteswissenschaftliche Zeitschriften in ihrer historischen Entwicklung. Das Heft gibt damit ein Bild der Arbeit der jungen Generation auf dem Gebiet der Zeitungswissenschaft.

S. P.

„Zeitungswissenschaft" 11/5 hrsg. v. Kyrl d'Ester u. Walther Heide. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Weltkrieg und Propaganda

Man darf dieses Buch als übergeordnetes Werk zu allen bisher erschienenen Veröffentlichungen ähnlicher Art nur empfehlen. Wohl steht die geschichtliche Darstellung der englischen Propaganda im Vordergrund und ist der umfassende zweite Teil (S. 173—249) ausschließlich der Kriegspropaganda Lord Northcliff's gewidmet. Aber wie diese nicht nur publizistisch, sondern auch organisatorisch die Gesamtpropaganda der Feindmächte umfaßte, so war gleichermaßen die englische Vorpropaganda für die geistige Haltung der übrigen Staaten mitverantwortlich. Die scheinbar wissenschaftliche Begründung führender englischer Zeitungen und Zeitschriften, die sich mit Hegel, Treitschke, Nietzsche und ihrer Auslegung des deutschen Staatsgedankens befaßt, zeigt mit erschreckender Klarheit, wie hier eine Geisteshaltung längst geschaffen war, bevor sich staatliche und militärische Stellen um einen organisatorischen Propagandaeinsatz kümmerten. Die Propaganda für die Weltmission Englands, gegen die deutsche Kultur, gegen die deutschen Hohenzollern, insbesondere den Kaiser und Kronprinzen, die Greuelpropaganda, die Frontpropaganda unter Einsatz von Zeitung, Film, Flugblatt und Karikaturen gingen schließlich nur verschiedene Wege, die zu jener längst vorhandenen Gesinnung führten. Die Fülle von einzelnen Belegen, die hier zusammengetragen ist, ohne die klare, wissenschaftliche und doch allgemein verständliche Haltung des Werkes zu trüben, bedeutet über ihren pädagogischen politischen Aufklärungszweck hinaus eine unumgängliche Einführung in das geisteswissenschaftliche Verständnis des Weltkrieges. (Man vergl. a. das umfangreiche Literaturverzeichnis und die Bibliographie zur englischen Propaganda im Weltkrieg, H. 7 der bibliographischen Vierteljahrshefte der Weltkriegsbücherei, Stuttgart 1935, vom selben Verfasser.)

Priv.-Doz. Dr. Hans Traub

Hermann Wanderscheck, Weltkrieg und Propaganda, Berlin 1936, 260 S., 12 Abb., 8 Taf., kart. RM. 6.—. E. S. Mittler & Sohn.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer:

MÖNCH: Machiavelli und Friedrich der Große als politische Erzieher
RUGE: Rechtssprache und Volkskunde
SCHMIDT: Die Staatsidee Polens

Die nächste Nummer wird aus Anlaß des 550-jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg als

HEIDELBERG-NUMMER

Beiträge aus allen Gebieten Heidelberger geistigen Lebens bringen.

NIETZSCHE

Einführung in das Verständnis seines Philosophierens

Von Dr. Karl Jaspers,
ord. Professor der Philosophie in Heidelberg

Groß-Oktav. VIII, 438 Seiten. 1936. RM 7.—, geb. 8.—

Diese Darstellung von Leben und Werk Nietzsches lenkt das Augenmerk auf die Voraussetzungen, unter denen Nietzsche eindringlicher zu begreifen möglich ist: auf die beherrschenden Gesichtspunkte seiner Grundgedanken und auf die das Ganze seines Wesens und Denkens durchdringenden Antriebe. So kann die Zusammengehörigkeit des scheinbar Zerstreuten als eine große Einheit fühlbar werden. Darüber hinaus war die Absicht, das Philosophieren Nietzsches so zur Erscheinung zu bringen, daß der Leser es im Mitdenken selbst ergreift und von ihm ergriffen wird. Dieses Buch soll die immer wieder neue Aufgabe seiner Aneignung deutlich machen und mithelfen an ihrer gegenwärtigen Erfüllung.

Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35,
Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Fürst Pückler

Es hat lange gedauert, bis ich das Buch von August Ehrhard über den Fürsten Pückler zu Ende gelesen hatte. — Es geschah in Etappen, zwischen denen immer wieder Pausen eingeschaltet werden mußten. Zu sprunghaft ist dieses Leben, zu bizarr und manchmal zu lächerlich, nicht nur sein Leben, sondern auch das seiner Umgebung und so vieler, vieler Männer und Frauen ähnlicher Art.

Wenn man das zweite Kapitel: Die Ehe zu Ende gelesen hat, hat man zunächst für einige Zeit genug. Pückler heiratet die Tochter Lucie des allmächtigen Staatskanzlers Hardenberg und wird in den Fürstenstand erhoben. Er hilft seinem Schwiegervater bei dessen Scheidung, sieht und erlebt aber, wie der alte Mann nun von seiner Geliebten, der Kimsky durch Launen und rücksichtslose Behandlung zu Grunde gerichtet wird. »Sie zwang ihn, sie zwang ihn« heißt es immerfort. In Verona stirbt der Fürst-Kanzler an den Folgen der Reisestrapazen, denen er ausgesetzt war.

Viele, viele Seltsamkeiten ähnlicher Art enthält das Buch, es ist eine chronique scandaleuse, der nur ein robuster Leser ganz gewachsen ist.

Aber daneben steht nun eben die Schöpfung des Fürsten Pückler: seine in Muskau und Branitz verkörperte Landschaftsgärtnerei, seine in Werken und Briefen sich frei entfaltende schriftstellerische Begabung und seine soziale Gesinnung, die ihre Freude und Genugtuung darin fand, tausenden Arbeit zu schaffen. Und schließlich ist er doch einer der Großen gewesen, der in bis ins hohe Alter fortgesetzten Reisen eine Aufgeschlossenheit für Länder und Völker sich bewahrte und seine Begeisterung schriftlich und mündlich auf Leser und Hörer übertragen konnte und auch heute noch kann. Die Beschreibung seiner ersten Reise durch Südfrankreich und Italien verdient öfter gelesen zu werden.

Ein grand seigneur mit vielen Schwächen menschlichen Lebens, der aber seinen Adel als Mensch sich immer wieder dadurch erwirbt, daß manches Trübe im künstlerischen Schauen läutert und manches Niedrige dadurch gehoben wird.

G. L.

August Ehrhard, Fürst Pückler. Das abenteuerliche Leben eines Künstlers und Edelmannes. 398 S. Mit 10 Bildtafeln. Preis 7.50 RM. Im Atlantis-Verlag. Berlin-Zürich. 1935.

Deutschland und Spanien

Volkskundliche u. kulturkundliche Beziehungen

Zusammenhänge abendländischer und ibero-amerikanischer Sakralkultur

VON GEORG SCHREIBER

Band 22/24 der Reihe „Forschungen zur Volkskunde". Großoktav. 546 Textseiten. 7 mehrfarbige u. 64 einfarbige Taf. (155 Abb.). Leinenband 18 RM.

Die Spanienforschung der letzten Jahrzehnte stand im Zeichen eines mächtig ansteigenden Interesses. Doch seltener erforscht wurde die spanische Sakralität, soweit sie in volksreligiöse Gebiete ausströmte. Wenig gekannt blieb im besonderen ihre Einwirkung auf den deutschen Raum. Dort ergriff sie Brauchtum und Sitte, Amulett und Aderlaßzettel, Vorname und Andachtsbild, Deckengemälde und Berufspatronat. Die Motive verfügten über eine ungeheure Raumdehnung. Spanien und Portugal eröffneten der deutschen Volksfrömmigkeit Ausblicke auf die missionarischen Räume der beiden Indien, auf Mittel- und Südamerika. Um so eindrucksvoller erweist sich, mit welcher Bildkraft und Ursprünglichkeit der deutsche Mensch die fremden Motive zu eigenem, heimischem Brauchtum umschmolz. Das Buch wird auch für Spanienkenner und erst recht für die deutschen Volkskundler, Historiker und Theologen in jeder Hinsicht eine Entdeckung sein.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag L. Schwann • Düsseldorf

Das Spanien des Cid

Die Gestalt des Cid ist in Deutschland besonders durch den Spanienkult der Romantiker bekannt geworden; Herders Romanzen und Johannes v. Müllers Darstellung gehören zum Bestand des deutschen Schrifttums. Wie bei allen Heroen, die im Helldunkel von Geschichte und Legende stehen, haben sich auch bei Rodrigo Díaz, genannt der Cid, Historie, Sage und Dichtung schier unauflöslich zu einem Ganzen verknüpft, das der wissenschaftlichen Forschung so viel Reize wie Rätsel bietet. Die romantische Verzauberung und die Reaktion historisierender Entzauberung haben das Übrige getan, um den Cid in ein seltsames Zwielicht von Verehrung und Haß zu stellen. Besonders dieses letztere Verhalten, die »Cidophobie«, fand seit den Werken des spanischen Jesuiten Masdeu und des holländischen Orientalisten Dozy immer weitere Verbreitung. So ist es nicht verwunderlich, daß vor einigen Jahren der spanische Gelehrte Ramón Menéndez Pidal mit einem zweibändigen Werk hervortrat, das die »Übertreibungen der Cidophobie« durch eine neue Darstellung zu berichtigen suchte. Der I. Band ist jetzt unter dem Titel »Das Spanien des Cid« in einer sauberen und zuverlässigen Übersetzung von Gerda Henning und Margarethe Marx deutsch erschienen; der II. wird demnächst folgen[1]). Nach einer ausführlichen Verteidigung seines Helden — der freilich der peinliche Beigeschmack aller literarischen Reinigungen nicht abgeht — und nach einer Auseinandersetzung mit seinen Vorgängern erörtert der Verfasser die Grundlagen seiner neuen Darstellung. Sie beruht vor allem auf einer Anzahl neuentdeckter Quellen sowie auf dem Versuch, ihre Widersprüche in Einklang zu bringen. Besonders hat Pidal auch den poetischen Quellen, in erster Linie dem »Poema de Mio Cid«, größere Gerechtigkeit widerfahren lassen als seine Vorgänger, die ihre Glaubwürdigkeit fast völlig verleugneten. Trotzdem muß Pidal auch heute noch sagen: »Wir errichten unser Gebäude auf einem sandigen Grund . . ., auf einem Grund, der von der Bewunderung unterspült und vom Haß verschlammt ist.« Aber gerade darum verfolgt der Leser mit doppeltem Interesse die außergewöhnliche Kunst der Hypothese und der Kombination, die Pidals Darstellung auszeichnet und zweifellos einen gewissen Abschluß der Cid-Forschung bewirkt hat. Die Gestalt des Cid erhebt sich auf dem Hintergrund der christlich-islamischen Überlagerung in Spanien nach der Jahrtausendwende. Die Jugend des Cid fällt in die Kämpfe Kastiliens um die Vorherrschaft vor den anderen spanischen Königreichen, besonders vor León. Die erste Ursache seines militärisch-politischen Hervortretens ist in den Kämpfen um die Reichsteilung Ferdinands I. zu suchen, die der Cid in der Schlacht von Golpejera zugunsten der kastilischen Hegemonie entscheidet. Der Vorzug der Pidalschen Untersuchung beruht nun darin, daß sie sich nirgends in biographischen Gleichgültigkeiten verliert (obwohl auch diese mit höchster Akribie herausgestellt werden), sondern daß der Verfasser eine sehr bedeutsame Kulturgeschichte des spanischen Hochmittelalters schreibt, jener Zeit, welche in ihren Auseinandersetzungen europäischen und maurischen Geistes die Kultur des modernen Spanien wesentlich bestimmt hat. Zwar kann sich Pidals Kulturbild nicht mit der Leuchtkraft einer Burckhardtschen Schilderung vergleichen; doch hat es den gleichen Grad historischer Intensität, welche die Darstellungen des Schweizers auszeichnet. Auf jeden Fall ist die Übersetzung des Werkes ins Deutsche dankbar zu begrüßen; man darf den abschließenden Band mit Spannung erwarten.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Ramón Menéndez Pidal: Das Spanien des Cid — I. Band. 1936. Max Hueber Verlag. München. 347 Seiten, 2 Karten, Zeichnungen von Pedro Muguruza, zahlreiche Abbildungen, brosch. RM. 10.80, Leinen 12.40.

Kürschners Nekrolog

Zweck und Nutzen des Kürschnerschen Literatur-Kalenders ist allgemein bekannt. Jetzt erscheint als willkommene Ergänzung zu diesem unentbehrlichen Nachschlagewerk ein Nekrolog-Band, der die zwischen dem 1. 1. 1901 und dem 31. 12. 1935 verstorbenen deutschen Schriftsteller enthält. Er verzeichnet neben Namen und Personalien auch die Werke der einzelnen Autoren und gibt vielfach noch die wichtigste Literatur über den betreffenden Schriftsteller an. Nicht nur durch die Reichhaltigkeit dieser Angaben geht der Nekrolog über die Totenlisten hinaus, die den einzelnen Jahrgängen des Literatur-Kalenders beigegeben werden; durch nochmalige Überprüfung des gesamten Bestandes und weitere Nachforschungen und Ergänzungen ist ein Höchstmaß von Zuverlässigkeit und Vollständigkeit angestrebt und bei der bekannten herausgeberischen Sorgfalt der Schriftleitung auch erreicht worden. Die natürlich dennoch unausweichlichen Verbesserungen und die Nachträge werden die laufenden Jahrgänge des Literatur-Kalenders und spätere Nachtragbände zum Nekrolog bringen. Hierher gehört neben dem natürlichen Zuwachs an neuen Namen und der Ergänzung der Daten besonders die Eintragung der notwendigsten weiterleitenden Literatur.

Als Ganzes gesehen bietet der Nekrolog einen einheitlichen Überblick über die Gesamtheit aller literarisch Schaffenden, soweit ihr Werk durch den Tod abgeschlossen ist, aus weit mehr als einer Generation. Denn auch alle die Autoren sind ja enthalten, deren Hauptschaffen vor der Jahrhundertwende liegt, sofern sie selbst nur das Jahrhundert überlebten (wie Heyse, Raabe, Spielhagen). So ergibt sich ein überraschendes Bild vom Nebeneinander der verschiedensten Generationen in zeitlich größter Nähe, ja einem, auf den ersten Blick, wahren Durcheinander, das die beiden Register, (nach Geburts- und Sterbedaten geordnet) erst wieder lösen; es ist hier der Stoff zusammengetragen, aus dem sich manche Klärung über Altersstufen und Generationszusammenhänge und z. T. auch schon (durch die Ortsangaben) über Provinzial- und Stammesfragen für die Dichter der letzten deutschen Literaturepochen gewinnen läßt — neben dem eigentlich bibliographischen Nutzen, den man in erster Linie von einem »Kürschner«-Bande erwartet.

W. B.

Nekrolog zu Kürschners Literatur-Kalender 1901—1935. Herausgegeben von Dr. Gerhard Lüdtke. Oktav. IX Seiten und 976 Spalten. 1936. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Geb. RM. 12.—.

Ramón Menéndez Pidal

Vor kurzem erschien Band I:

DAS SPANIEN DES CID 2 Bände

1. Band: Mit zahlreichen teils ganzseitigen Originalaufnahmen und 2 Karten. Zeichnungen von Pedro Muguruza. Auf Kunstdruckpapier gedruckt. Autorisierte und vom Verfasser durchgesehene Übersetzung aus dem Spanischen von Gerda Henning und Margarethe Marx (Ibero-amerikanisches Institut).

Gr.-8°, VIII, 350 S. Leinen RM 12.40. Band 2 erscheint im Herbst.

Karl Voßler in der „Frankfurter Zeitung":

Als vor sechs Jahren dieses Werk zum ersten Male in Spanien erschien, wurde es von den Gelehrten und weit darüber hinaus von der ganzen Tagespresse als ein großes geistiges Ereignis begrüßt. Eine englische Übersetzung ist schon vor mehreren Monaten erschienen. Diese deutsche hat den Vorzug, daß sie vom Verfasser selbst neu durchgesehen und in einigen nicht unbedeutenden Punkten verbessert wurde.

Ausführlicher Sonderprospekt kostenlos

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN 2 NW

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I. Vj. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF

Berlin, 20. Juni 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 12

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Zum 550jähr. Jubiläum der Universität Heidelberg

Dr. P. H. STEMMERMANN, Heidelberg

Heidelbergs Raum in vorgeschichtlicher Zeit

Wer von Vorgeschichte im Zusammenhang mit Heidelberg hört, denkt zuerst an den Fund des ältesten, bisher bekannten Menschenrestes, jenen halben Unterkiefer eines Menschen, der als »Homo Heidelbergensis« in die Literatur der Fach- und Laienwelt eingegangen ist. Doch ist dieser Fund bei all seiner Bedeutung einer heutigen Vorgeschichtsforschung, die nicht möglichst hohe Alterszahlen zu erreichen strebt, sondern ein Bild des Lebens in der Vorzeit entwerfen will, nicht mehr so wesentlich, läßt er doch sowohl in siedelungsarchäologischer wie auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht keine weiteren Schlüsse zu. Vom anthropologischen Standpunkt aus gesehen ist der Homo Heidelbergensis ein toter Ast in der Entwicklung des Menschen, der für die späteren Zeiten nicht stammbildend gewirkt hat.

Jahrzehntausende mußten verstreichen, bis eine Besiedelung der Heidelberger Landschaft entstand, deren Spuren wir in größerem Maße archäologisch fassen können, so daß es erlaubt ist, siedelungs- und kulturgeschichtliche Schlüsse zu ziehen. Zuvor aber werfen wir noch einen Blick auf die landschaftliche Umgebung unserer Stadt. Da sehen wir, daß diese auf einer markanten Linie liegt, an der Stelle nämlich, wo die bewaldeten Höhen des Odenwalds und des Kraichgaus mit einem plötzlichen Abbruch in die Rheinebene übergehen. Hierdurch zerfällt Heidelbergs Umgebung deutlich in zwei Teile, die flache, fruchtbare Rheinebene und die gebirgigen Waldlandschaften des Odenwalds und Kraichgaus, die durch das in ost-westlicher Richtung ziehende, tiefe Tal des Neckars durchschnitten werden. Da, wo das Neckartal den Gebirgsrand erreicht, liegt die Stadt Heidelberg.

Wie noch heute die bäuerlichen Siedelungen um Heidelberg sämtlich in der Rheinebene liegen, so auch schon im 3. vorchristlichen Jahrtausend zur jüngeren Steinzeit. Eine Fundkarte dieser Siedelungen zeigt ganz deutlich das Bild der zahlreichen, sich vorwiegend unter Bevorzugung der Nähe des Neckars in die Rheinebene hinauserstreckenden Anlagen, während die Gebirgsgegenden vollkommen fundleer bleiben, wenn wir von einigen in dieser Hinsicht bedeutungslosen Streufunden absehen. Auch der scheinbar diesem Bild widersprechende Fundplatz Schlierbach-Auland erweist sich bei näherer Betrachtung als nicht zum eigentlichen Gebirge gehörender niedriger Lößhügel im Neckartal.

An einzelnen Kulturgruppen der Steinzeit sind hier vertreten: Funde vom Michelsberger Typus aus einer Siedelung bei Handschuhsheim. Man weiß, daß diese nach Osten vorstoßenden Ausläufer einer Kultur von westeuropäischem Charakter sind, deren Zusammenhang mit dem Pfahlbautenkreis erwiesen ist. Dann zahlreiche Funde der Donaukultur (Spiralkeramik) einer, wie der Name schon sagt sich von den Donauländern her ausbreitenden Kultur einer vorwiegend Ackerbau treibenden Bevölkerung, an deren westlicher Verbreitungsgrenze wir hier sind. Bezeichnend ist, daß die Donaukultur in unserer Gegend in den meisten Fällen schon nicht mehr rein auftritt, sondern deutliche Einflüsse aus dem nordischen Kulturkreis verrät (Funde vom Hinkelstein- und Rössen-Niersteiner Typus). Eine lokale Sonderform der hierdurch entstehenden Mischkultur, die in und bei Heidelberg in zahlreichen Wohnstätten nachgewiesen wurde, ist unter dem Namen »Heidelberg-Neuenheimer Typus« bekannt. Im Ganzen bietet die Heidelberger Landschaft in der Steinzeit einen kleinen Ausschnitt dessen, was wir als Gesamtbild dieser Zeitstufe auch sonst überall kennen. Deutlich zeigt sich das Zerfallen der neolithischen Bevölkerung in einige Kulturkreise, die sich ihrerseits wiederum in kleine und kleinste Untergruppen auflösen. Die starke Hand einer gegen das Ende der Steinzeit in ganz Deutschland neu auftretenden Herrenschicht bereitet dieser Entwicklung ein Ende und schließt die verschiedenen Gruppen zu großen Kulturkreisen zusammen, aus welchen bald die drei großen Völker der Kelten, Germanen und Illyrer entstehen. Es sind die Indogermanen, deren frühestes Auftreten in unserer Gegend wir in einem Hockergrab nachweisen können, das erst vor wenigen Jahren bei Sandhausen geborgen wurde. Als Beigaben fand sich darin der typische Schnurbecher und ein Steinbeil. Diese nordischen Einwanderer bringen die entscheidende Wende. Während sich unter ihrem Einfluß im Norden Deutschlands das Germanenreich herausbildet, entsteht hier im Süden das Keltenreich. In der Bronzezeit zeigt sich, daß auch unser Gebiet fest zu dessen Gefüge gehört. Jede Phase der keltischen Geschichte spiegelt sich in Funden aus der unmittelbaren Umgebung wieder: Vor allem der am Ende der Bronzezeit auftretende starke illyrische Einfluß, der eine kulturelle oder volkliche Überfremdung der Kelten anzeigt, ist sehr deutlich gekennzeichnet. Aber auch das Wiedererstarken des Keltentums zur Eisenzeit, das sich in der Herausbildung der keltischen Latènekultur dokumentiert, ist deutlich zu verfolgen.

Zugleich mit dem Höhepunkt dieser Kulturentwicklung aber sehen wir wiederum ein fremdes Element eindringen, das diesmal nicht so sehr am Unterschied der materiellen

INHALT:

STEMMERMANN: Heidelbergs Raum in vorgeschichtlicher Zeit
SCHMITTHENNER, Heinrich: Die Heidelberger Landschaft
HAAG: Kirchenmusik in Heidelberg
SCHMITTHENNER, Paul: Die Arbeit des Kriegswissenschaftlichen Seminars der Universität Heidelberg
LOCH: Das 400-jährige Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1786
ECKERT: Die Heidelberger Inschriftensammlung
GÄDEKE: Geheimrat Karl Hampe zum Gedächtnis
HOF: Wort und Bild bei Hölderlin
LÜDTKE: Die Wiedergewinnung der Manessischen Liederhandschrift
Besprechungen.

Digitized by Google

Kulturgüter zu erkennen ist, als vielmehr an Gräbern mit einem neuen Bestattungsbrauch. Während nämlich bisher die Bestattung der Leichen üblich war, treten plötzlich zahlreiche Brandgräber auf. Die Tatsache, daß auch der Ringwall auf dem Heiligenberg unmittelbar über Heidelberg, auf dem schon seit der Zeit der illyrischen Überfremdung ein wahrscheinlich befestigter Ort lag, damals neu angelegt wurde und seine heutige Form erhielt, spricht dafür, daß das Eindringen der durch die Brandgräber gekennzeichneten Leute nicht ohne kriegerische Verwickelungen vor sich ging. Diese Neuankömmlinge aber können nur Germanen gewesen sein, deren stetiges Vorrücken von Norden nach Süden wir die ganze Bronzezeit hindurch beobachten können. Durch Cäsar wissen wir, daß ums Jahr 100 v. Chr. suebische Völker unter ihrem König Ariovist den Rhein überschritten. Nach ihrer Niederlage bei Mühlhausen zogen diese sich über den Rhein zurück und wanderten schließlich nach Böhmen, wo sie an der Gründung des Markomannenreichs beteiligt waren. Teile dieser Sueben müssen auf ihrem Durchzug dorthin bei uns sitzen geblieben sein, denn noch zur Römerzeit werden die Anwohner dieser Gegend als »Suebi Nicretes«, Neckarschwaben, bezeichnet. Um dieselbe Zeit, da wir sie literarisch nachweisen können, finden wir zum ersten Mal ihren Nachlaß in Gestalt der erwähnten Brandgräber. Die regelmäßigen Waffenbeigaben verraten eine kriegerische Haltung, die durch ihre langjährige Wanderung begründet ist. Gerade in unserer Gegend hatten die Neckarsueben einen geschlossenen Gau, dessen politischer Mittelpunkt Ladenburg war, während wir seinen religiösen Mittelpunkt auf dem Heiligenberg zu suchen haben. Hier, wo schon zur Zeit der Kelten der Gott Visucius verehrt wurde, fand man zwei römische Inschriften, die auf den »Mercurius Cimbrianus« Bezug nehmen. Der »Cimbrische Merkur« wird also der dort verehrte Gott genannt, hinter dem sich zweifellos eine Germanische Göttergestalt, und zwar Wodan verbirgt. Dieser wird ja gern von den Römern mit Mercur verglichen. Die beiden genannten Inschriften sind uns zugleich ein Zeugnis dafür, daß schon vor den Sueben andere Germanen, und zwar Cimbern hier ansässig waren. Sie müssen auf dem Durchzug dieses Volkes nach Italien sitzen geblieben sein und entgingen so dem Untergang. Den Kult, den dieser Stamm auf dem Heiligenberg errichtet hatte, führten später die Sueben weiter und erhielten ihn auch über die Zeit der römischen Herrschaft.

Trotz der relativen Häufigkeit römischer Funde auf Heidelberger Boden, müssen wir uns darüber im Klaren sein, daß die Römerzeit für Heidelberg wie überhaupt für unser rechtsrheinisches Gebiet eine Episode ohne größere geschichtliche Nachwirkung blieb. Auf dem Boden des heutigen Stadtteils Neuenheim stand damals ein römisches Kastell als Schutz für die hier über den Neckar führende Brücke. Am anderen Ende der Brücke, also auf dem Südufer des Flusses, lag eine kleine Siedelung der Einheimischen. Wenn diese auch manches Gut von den Germanen übernahmen, so blieb doch die rein militärische Besetzung des Gebiets ohne nachhaltigen Einfluß auf sie. Auch der Kult des orientalischen Lichtgottes Mithras, dessen Heiligtum am Fuße des Heiligenbergs in Neuenheim gefunden wurde, blieb eine Angelegenheit der römischen Soldaten.

Draußen am Limes stauten sich indessen die germanischen Völker, die von Norden nach Süden drängten. Schon 213 glückte den Alemannen ein erster Durchbruch durch dies römische Grenzwerk, und erst nach längerer Zeit konnten sie wieder zurückgeschlagen werden. 260 fiel der Limes endgültig und die Alemannen strömten in das von den Römern verlassene Land ein. Aus dieser Zeit der ersten Landnahme sind die Funde äußerst selten. Trotzdem können wir gerade aus Heidelberg und der näheren Umgebung eine schöne Anzahl aufweisen. Zu nennen ist da vor allen Dingen ein erst in diesem Jahr in Heidelberg-Rohrbach gefundenes Gefäß, das noch ganz die bei den Germanen des Elbgebiets übliche Formgebung aufweist. Aus wenig späterer Zeit stammen Funde von Wiesloch, und erst kürzlich brachten die Arbeiten an der Reichsautobahn bei Kirchheim wieder einige Gräber derselben Art zutage. Neben großen Bernsteinketten, die die Germanen aus den eben erst verlassenen norddeutschen Wohnsitzen mitbrachten, fanden sich hier vor allem vier mit Gold belegte Silberfibeln, die durch Form und Technik ihre Zugehörigkeit in die Frühzeit der Landnahme verraten. Dünn und verstreut war offenbar die erste Besiedelung der Rheinebene, bis um 500, wohl infolge des Nachrückens weiterer Stammesgenossen in die nur locker besiedelten Gebiete, sich größere Dorfgemeinschaften bildeten. Damals entstanden die zahlreichen Orte, deren Namen auf -heim und -ingen endigen (Handschuhsheim, Dossenheim, Kirchheim usw.). Fast zu jeder dieser Siedelungen können wir heute den zugehörigen Germanenfriedhof mit reichen Funden, den sog. Reihengräberfriedhof, nachweisen.

Erst die um 800 sich mit Unterstützung des Frankenreichs durchsetzende Macht der christlichen Kirche bereitete diesen Friedhofsanlagen ein Ende, indem die Leute gezwungen wurden, ihre Toten neben der Kirche zu bestatten. Die Ortsanlagen selbst blieben unberührt und noch heute stehen diese Dörfer auf den Stellen, auf denen die ersten Siedlungen angelegt worden waren. Auch die Beigaben wurden damals verboten. In dieser Zeit entstand auf dem Heiligenberg das Michaelskloster und gerade dessen Gründung ist für uns sehr aufschlußreich, denn wir wissen, daß die Klöster in der Frühzeit ihre Neugründungen gern an den Stellen anlegten, an denen sich noch die Verehrung heidnischer Gottheiten hielt, um somit entweder die Ohnmacht des alten Gottes zu zeigen, oder um in Anknüpfung an die alte Glaubensgrundlage das Heidentum um so gründlicher zu vernichten. Selbst wenn uns also aus der alemannischen Zeit kein einziges unmittelbares Zeugnis für einen Kult auf dem Heiligenberg erhalten ist, so zeigt uns diese Klostergründung, daß an der Stelle, wo schon die Sueben ihren Gott verehrten, auch eine bedeutende, um nicht zu sagen die Hauptkultstätte der Alemannen des Lobdengaus lag. Es ist bezeichnend, daß die Germanen bei ihrem Einbruch in diese Lande nicht die Kultur der von ihnen vertriebenen Römer übernahmen, sondern, an die Tradition der schon vorhandenen germanischen Bevölkerungsgrundlage anknüpfend, deren Kultur wieder auferweckten, daß also das Vorhandensein einer germanischen Bevölkerung schon vor den Alemannen, diesen die rasche und gründliche kulturelle Durchdringung, die endgültige Germanisierung unserer Heimat ermöglichte.

Geschichte und Bau des deutschen Bodens

»Kaum ein anderes europäisches Land besitzt die Mannigfaltigkeit von Formen, die das Herz Europas — Deutschland — sein eigen nennt: eigentlich sind hier alle grundlegenden Typen der Landschaft und Bodenstruktur auf engem Raume vereinigt«. Diese durch S. v. Bubnoff sehr richtig an den Anfang einer kurz gefaßten und allgemein verständlich geschriebenen Darstellung der Geologie Deutschlands gestellte Tatsache bedingt es, daß die Auseinandersetzung um die Geologie von Deutschland schon immer mehr war als nur ein beliebiges Kapitel der regionalen Geologie. »Die Geschichte der deutschen Geologie ist ein Hauptbestandteil der Geschichte der Geologie überhaupt«. Die mehrbändige, noch nicht abgeschlossene Geologie von Europa von Bubnoff läßt dies besonders klar erkennen: Der deutsche Raum steht hier durchaus im Mittelpunkt, nicht nur weil das Buch in deutscher Sprache und im deutschen Raume verfaßt ist, sondern weil es eben nicht anders möglich ist, weil die erdgeschichtliche Entwicklung Europas in Mitteleuropa gewissermaßen konzentriert ist. Eine Geologie Englands, Frankreichs, Rußlands oder Italiens oder sonst irgend eines Gebietes ist für die Geologie Europas mehr oder weniger peripher; eine Geologie von Mitteleuropa weist immer auf Gesamteuropa. Diese Tatsache bedingt es aber auch, daß die im erdgeschichtlichen Werden begründete Struktur des deutschen Bodens zunächst von einer verwirrenden und schwer erfaßbaren Fülle und Mannigfaltigkeit ist, welche es zwar besonders reizvoll und auch über den Spezialfall hinaus immer wichtig und im allgemeinen Sinne aufschlußreich, gleichzeitig aber auch schwer macht, die deutsche Landschaft ihrer Struktur, ihrer erdgeschichtlichen Bedingtheit und damit auch ihrem Wesen nach zu erkennen. Hinter den einfachen und anspruchslosen Formen z. B. einer deutschen Mittelgebirgslandschaft liegt eine schwer ergründbare Hintergründigkeit, die sich erst dem liebevoll sich vertiefenden Suchen und Forschen eröffnet, dann aber den eigenen Reiz und die volle Wirklichkeit der Landschaft sehen lehrt. Darum ist es verständlich, wenn eine befriedigende kurze und allgemein verständliche Geologie Deutschlands bisher nicht existierte.

Das vorliegende Büchlein v. Bubnoffs füllt diese Lücke in glücklicher Weise aus. Als einer der besten Kenner der Geologie Gesamteuropas war v. Bubnoff in besonderer Weise berufen, eine solche Zusammenfassung des geologischen Baus Deutschlands zu geben. Im ersten Teil gibt er einen gedrängten Überblick über die erdgeschichtlich paläogeographische Entwicklung des deutschen Raumes, im zweiten Teil werden die wichtigsten Strukturlinien und Landschaftseinheiten herausgestellt und ihrem Strukturaufbau nach geschildert. Auf spezielle Einzelheiten kann in einer so gedrängten Darstellung naturgemäß nicht eingegangen werden; die innige Vertrautheit mit dem Stoffe ermöglichte es dem Verf., die wichtigsten Züge unter Vernachlässigung der spezielleren zu einer ein einheitliches Bild vermittelnden Übersicht zu vereinigen, ohne daß die Zusammenhänge verloren gehen.

Das Büchlein ist der erste Band einer Serie »Deutscher Boden«. Die vorgesehenen folgenden Bändchen sollen das hier gezeichnete Bild durch eingehendere Behandlung spezieller Fragen vertiefen, wobei zunächst die Fragen der Lagerstätten und Bodenschätze im Vordergrund stehen. **Karl Beurlen** Kie

S. v. Bubnoff, Geschichte und Bau des Deutschen Bodens. Mit 93 Textabb. Berlin, Verl. Gebr. Borntträger 1936. 160 Seiten 4.80 RM. geb. (Deutscher Boden, Bd. 1.)

S. v. Bubnoff, Geologie von Europa. (Verl. Gebr. Borntträger Berlin.) Bd. 1, 1926; Bd. 2, Teil 1, 1930; Bd. 2, Teil 2, 1935. (Bd. Teil 3 erscheint 1936.)

Hoppe-Seylers Zeitschrift für physiologische Chemie

fortgeführt von A. KOSSEL, früher Professor an der Universität Heidelberg, und unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von

F. KNOOP, Tübingen und K. THOMAS, Leipzig.

Die Zeitschrift erscheint in Bänden zu 6 Heften. Preis des Bandes RM. 13.50.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Prof. Dr. HEINRICH SCHMITTHENNER, Leipzig

Die Heidelberger Landschaft

Stadt am Strom, im Tal, zwischen den Bergen und auf der Schwelle zur Ebene: das ist Heidelberg. Der Strom, die Bogen der Brücke aus roten Sandsteinquadern und über den grauen Dächern und den ragenden Türmen der Stadt, über Villen, Gärten und Hainen das mächtige Schloß graurot und bleich, dahinter einfach, aber in sich gegliedert die Bergwand, über die der Wald bis an die Stadt heranrauscht: das ist die Heidelberger Landschaft, das ist der Abschied des Neckars von den Bergen. Es ist ein Abschiedsfest, wie es keinem anderen Bergstrom in deutschen Landen zuteil wird.

Aller landschaftlicher Glanz ist hier in engem Raum gesammelt und ins Bedeutende gehoben durch das jähe Ende von Berg und Tal und durch die vorgebreitete, weite und lichtdurchflutete Ebene des Rheines. Was uns hier anspricht, ist fast unmittelbar das Raumgefühl, das die Bauwerke einer großen Vergangenheit ins Bewußtsein rücken und steigern, die einzelnen Abschnitte betonend, trennend und verbindend, wie bei dem Blick zu den hintereinander gestaffelten Türmen der Stadt zum Schloß und zum kleinen Gaißberg empor.

Die Heidelberger Landschaft ist mit außen verbunden und doch ganz auf sich gestellt, zugleich weit und eng, ein landschaftlicher Knalleffekt. Aus romantischem Empfinden heraus ist vor 121 Jahren die Idee der Schloßbeleuchtung geboren worden. Wenn das Schloß aufleuchtet im Krachen der Böller und Raketen, wird das Landschaftsbild in seiner Raumwirkung aus der schwarzen Unform herausgeholt und idealisiert in die Wirklichkeit gestellt als ein aufblitzender, mit den Augen geschauter Gedanke, der alle erfaßt, und der ein dem Jahrmarkt ähnliches Volksfest beherrscht. So hat auch diese Seite der Fremdenindustrie noch immer ihre Berechtigung. »Die Heidelberger Romantik ist verstaubt«, kann man manches Mal hören. Ja, der Zwerg Perkeo, die saufenden Kurfürsten der Scheffellieder, die liebenswürdig-sentimentale Geschichte von Alt-Heidelberg, sie haben uns heute nicht mehr viel zu sagen, und auch das gute alte »feuchtfrohe« Studententum ist vorbei. Aber die Heidelberger Landschaft hat ihren alten Reiz. Noch frei von allem Romantizismus hat man vor rund 170 Jahren ihre Schönheit zu sehen gelernt. Der Segen, der damals unseren Augen und Sinnen ward, wird noch in ferne Zukunft wirken.

Die Kräfte der Natur haben den Raum geschaffen, und unsere Vorfahren haben ihn mit ihrem Wirken und Willen durchdrungen und ihn uns vererbt als ein Kleinod deutscher Landschaft. Das Neckartal, sein Ausgang und die Ebene davor sind die Elemente der Heidelberger Landschaft.

Aus dem schwäbischen Unterlande fließt der Neckar nicht durch die bequeme niedrige Pforte, durch das Hügelland, das den Schwarzwald und Odenwaldt trennt, sondern eigensinnig hält er den Weg nach Norden fest ins höhere Land, in den Odenwald hinein, bis an den Fuß von dessen höchstem Berg, dem Katzenbuckel. Dann erst wendet er sich nach Westen der Ebene zu. Von dem breit nach Norden und Osten anschwellenden Körper des Odenwaldes scheidet das Quertal des Neckars den sogenannten kleinen Odenwald ab, den mächtigen Stock des Königstuhls und seiner östlichen Vorberge.

Wo der Strom unterhalb Neckarelz das liebliche offene, aber auch behäbig nüchterne schwäbisch-fränkische Land verläßt und in den Odenwald hineinfließt, ändert sich das Bild vollkommen. Das Tal wird enger und die Berge stromabwärts immer höher. Der Wald rauscht an den Talflanken empor und schlägt über den Höhen zusammen. Von Waldesgrün ist das Licht gedämpft, und aus den grünen Hängen leuchtet da und dort das stumpfe Rot der Steinbrüche. In einsamen Uferwäldern horsten die Reiher, und aus dem Grün der Hänge ragen in halber Bergeshöhe die verwitterten Türme alter Burgen empor. Nur unbedeutende Dörfer sind vorhanden, wo pflügbares Gelände im Tal zu finden ist. Die kleinen Städtlein aber liegen dort, wo die Nebenflüsse einmünden und Platz für sie geschaffen haben.

Bis fast vor die Tore Heidelbergs, bis in die Gegend von Ziegelhausen und Schlierbach, hat das Tal diesen Charakter. Hier ändert es sich aber von neuem. Der Aufschwung der Talhänge zum Königstuhl und Weißenstein, den beiden Bergklötzen, die wie nibelungische Recken den Heidelberger Festsaal im Norden und Süden bewachen, ist anders, mannigfaltiger und großartiger als bisher. Die oberen Talwände treten feierlich einladend auseinander und aus dem Fluß steigen mit Buschwerk verkleidete Felswände unmittelbar empor, so daß kaum Raum für Straße, Bahn und eine Häuserreihe vorhanden ist. Langsam entwickelt sich von Ziegelhausen und Schlierbach an abwärts ein Tal im Tal, felsig und eng und eine Terrasse schiebt sich, stromabwärts ansteigend, am Hange ein, bis sie plötzlich vor dem östlichen Tore Heidelbergs endet. Hier drängte sich einst das Wasser über die Granit-Klippen des Weintisches und des Hackteufels hinweg und im letzten Aufwallen in die Heidelberger Talbucht hinein. Es schäumte unter den Bogen der alten Brücke, die dort, wo die Stromschnelle zu Ende ist, auf einer natürlichen Untiefe, über einer uralten Furt, errichtet wurde. Das Rauschen des Neckars durchdrang das Füllhorn des freundlich sich öffnenden Talausganges wie ein mächtiger Grundakkord. Heute ist er verstummt, und an der Stelle der Stromschnelle stehen das Wehr und die Schleuse; denn man hat den munteren Bergstrom gebändigt und zum Lastträger gemacht, der den Schwaben die Frachten hinauf und hinab befördert.

Nach einer leichten, gen links gerichteten Biegung tritt der Neckar durch diese Enge in die Heidelberger Talbucht ein. Dem von Heidelberg talauf gerichteten Blick bildet daher die Terrasse der rechten Talseite den Abschluß des Bildes in Gestalt eines freundlichen, der waldesdunklen Bergwand vorgelagerten Ackerhügels (Büchsenäcker). Für die unmittelbare Gestalt der Heidelberger Talbucht aber hat die Terrasse der rechten Talseite keine Bedeutung mehr. Sie verschwindet westwärts des Hirschgassentälchens fast unmerklich an der großen einheitlichen Lehne des Heiligenberg-Hanges. Auf der linken Talseite aber, im Innern der leichten Talkrümmung, hat die Granitterrasse auch für die Heidelberger Talbucht eine große landschaftliche Bedeutung. Auch sie verschwindet an den Hängen des Königstuhls und des Gaisbergs. Da aber die südliche Talwand lauschig ausgebuchtet und der Stadt Raum lassend zurücktritt, bricht die Terrasse in breiten Bastionen ab, Schloß und Schloßterrasse tragend, und schaut als Schloßberg oder Jettenbühl in den Talausgang hinaus und über die Stadt hinweg.

Die großen landschaftlichen Gegensätze des Neckartals sind aus dem Bau des Gebirges zu erklären und in der Beschaffenheit des Gesteins begründet. Gegen den steilen Bruchrand des Odenwaldes im Westen zur Oberrheinischen Tiefebene steigen die verschiedenen Schichttafeln der Formationen an, so daß der Neckar auf seinem Weg nach Norden und Westen in immer tiefere Horizonte zu liegen kommt. Abwärts Neckarelz tritt er in den Buntsandstein und damit in den Odenwald ein. Bei Ziegelhausen und Schlierbach hat er den Sandstein durchschnitten und trifft auf den granitenen Rumpf eines uralten Gebirges, der unter den Schichtmassen begraben lag. Sein widerständiges Gestein bedingt die Enge des Tales über der Stadt und die Terrasse, die das Schloß trägt.

Unterhalb der alten Brücke und westwärts des Schlosses aber verschwindet der Granit in der Tiefe, und das ganze Tal zwischen Heiligenberg und zwischen Königstuhl und Gaisberg ist in Buntsandstein eingetieft. Noch ein Kilometer weit zieht die Heidelberger Bucht westwärts hin. Dann endet das Gebirge am großen Bruchrand des Odenwaldes, und der Neckar fließt in weitem Bogen in die Rheinebene hinein. Zu ihr sinkt, schon im Heidelberger Taltrichter beginnend, das Gestein in mehreren Staffelbrüchen hinab. Draußen im flachen Gelände liegt es unter mächtigen Schuttmassen und unter alten Schottern vom Rhein und Neckar in großer Tiefe. Jenseits der Ebene aber grüßen blau die Pfälzer Berge herüber. Dort drüben kommt das gleiche Gestein wieder zum Vorschein. Die Haardt jenseits der Rheinebene ist das Zwillingsgeschwister des Odenwaldes.

Wir wissen es heute, daß der Neckar älter ist als das Gebirge, das er durchbricht. Während die Rheinebene in die Tiefe sank, stiegen ihre Gebirgsränder in die Höhe. Dort wurde der Schutt der Flüsse abgefangen, hier aber die Täler in den aufsteigenden Gebirgsblock eingenagt, in dem gleichen Maße wie die unterirdischen Kräfte die Erdschollen in die Höhe trugen. Den Beweis liefern die Reste von alten, von Flusse selber wieder zerschnittenen Talböden, die bis an die Heidelberger Talbucht als flache, mit Neckargeröllen bedeckte Leisten da und dort am Talhang auftreten. Im Odenwälder Neckartal sind dazu, noch hoch über dem Fluß gelegen, ganz alte Talstrecken erhalten, die der Fluß verlassen hat. Während er sich in das emporsteigende Gebirge einschnitt, weitete er seine Windungen um die Bergsporne herum nach dem Gesetz von Prall- und Gleithang aus. Dabei kam es zwischen Binau und Neckargemünd zu verschiedenen Zeiten und infolgedessen auch in verschiedener Höhenlage zur Abschnürung einstiger Flußschleifen. Die alten Talsporne aber wurden vom Gebirgskörper getrennt und in sogenannte Umlaufberge verwandelt. Der Fluß verschwand aus den alten Schleifen, den kürzeren Weg einschlagend, aber der trockene Talstumpf blieb erhalten und veranschaulicht uns, wie das Neckartal vor Jahrhunderttausenden ausgesehen haben mag. Der höchste Umlauf liegt 165 m über dem Flußspiegel am Hange des Katzenbuckels, der berühmteste aber ist die weit nach Süden ausgreifende Neckargemünd-Mauerer Schlinge. Sie verdankt ihre

Digitized by Google

Entstehung nicht wie die anderen Umläufe der Kraft des sich windenden Stromes allein, sondern der Wirkung der verschiedenen tektonischen Bewegungen im Odenwald und im südlich benachbarten Hügelgelände des Kraichgaues. Im Hintergrund der alten Neckarschleife wurden die mächtigen Maurer Kiese abgefangen, in denen der älteste menschliche Knochenrest Europas gefunden worden ist.

Talsporne und Umlaufberge geben dem Neckartal eine besondere Note. Zu ihnen gehört auch der Dilsberg, den eine malerische Bergfeste krönt. Vom Flusse aus hat man den Eindruck einer beherrschenden Höhe. Aber von der Hochfläche des Königstuhls sieht man den Burgflecken tief unten im Zuge des Tales.

An den Hängen der Heidelberger Talbucht findet man keine Reste alter Talböden oder gar Umläufe, weil hier das Gebirge andere Bewegungen ausgeführt hat als weiter talein. Am Schloßberg und an der Hirschgasse ist der Hauptkörper des Odenwalds zu Ende, und schmale Randschollen legen sich davor, die nicht so hoch emporgehoben wurden und gleichsam am Rande der Rheinebene hängen blieben. In diesen Vorstufen hat der Fluß, durch Querbrüche begünstigt, die Talkammer ausgeräumt, in der Heidelberg entstanden ist. Der Neckar drängte nach Norden und schuf die einheitliche jähe Mauer des Heiligenberges. Unmittelbar schmiegt sich der Fluß dem steilen Hange an. Am südlichen Ufer des Neckars aber zieht die lange, spitz endende Sohle der Talbucht hin. Der Talhang dahinter ist ganz anders als die nördliche Talwand. Der Gaisberg und der kleine Gaisberg, der heute die Molkenkur trägt und früher einer Burg die Stätte bot, sind durch das Tälchen des Klingenteiches und die Geländefalte westlich des Jettenbühls, den kurzen Buckel, aus der Gebirgsmasse herausgegliedert. Am entstehenden Talhange haben das abfließende Wasser und die hervorsprudelnden Bergquellen diese Einbuchtungen des Hanges dort geschaffen, wo die Brüche im Innern des Gebirgskörpers ihrer Entstehung Vorschub leisteten. So sind außer an dem Höhenunterschied zwischen Gaisberg und Königstuhl die großen quer zum Tal ziehenden Schichtzerreißungen an der südlichen Talwand in Geländefalten zu erkennen, während der nach Norden drängende Fluß am Hange des Heiligenberges solche Tälchen nicht aufkommen ließ. Die heroische Linie der steilen Talwand hier wird aber doch von den Brüchen beherrscht. Im Osten endet sie am mannigfacher und milder geformten Heidenknörzel im Hauptkörper des Odenwaldes, einem Vorlieger des Weißensteins, und nach Westen zu senkt sich der sanfte Höhenschwung der Berglinie in plötzlichem Knick zu der kleinen Terrasse der Bismarcksäule herab, die wie eine Warte den Ausgang des Tales beherrscht. Die Bismarcksäule steht auf einer tiefen Scholle, und der steile Absturz zu ihr entspricht einem Bruch. Am Talhang zum Neckar aber ist nichts davon zu spüren, daß ihn eine Verwerfung durchsetzt; denn gleichförmig zieht er über den Bruch hinweg. Nur die Geländefalte, in der das neue Schwimmbad errichtet wurde, hängt mit diesen Kräften und Vorgängen zusammen.

Am gewaltigen Abbruch endet das Gebirge, und schon ein Kilometer vor dem Ausgang des Tales ist das feste Gestein erst viele hundert Meter unter lockeren Ablagerungen erbohrt worden. Das Neckartal ist zu Ende, und doch beherrscht der Neckar die Ebene noch in weitem Umkreis vor der Stadt. Hier hat der Fluß einen mächtigen Schuttkegel geschaffen, über den er zum Rheine fließt. Heute mündet er bei Mannheim. Aber in junger geologischer Vergangenheit war das anders. Auf seinen Aufschüttungen hat sich der Fluß geteilt. Während einige Arme nach West-Südwesten flossen und etwa bei Neulusheim den Rhein erreichten, zogen andere, und zwar die mächtigeren, nach Norden die Bergstraße entlang, um erst bei Trebur gemeinsam mit dem Main in den Rhein zu münden. Damals lagen die Flußarme noch in der Höhe der Ebene selber. Aber seitdem der Neckar seinen heutigen Lauf eingeschlagen hat, hat er sein Bett auch in der Ebene etwas eingeschnitten und damit festgelegt, wie der Rhein auch nicht mehr über die breite Ebene hin und her wandert, sondern sich eine neue Niederung in ihr geschaffen hat.

Uralt, älter als der Odenwald, ist der Neckar im Gebirge, und auch in der Ebene ist er älter als die Flachlandschaft. Er ist älter als der Lauf des Vaters Rhein, der erst seit junger geologischer Zeit die Wasser der Alpen durch die Oberrheinische Tiefebene zur Nordsee wälzt. Der Neckar ist nicht der Jüngling, als den ihn die spätere Barockzeit darzustellen pflegte. Seine Stromgeister sollten uralte Wassernixen sein. Aber wir geben zu, daß mythologische Persönlichkeiten nicht altern. So mag jener Rektor recht gehabt haben, der bei meiner Immatrikulation an der Ruperto Carola vor vielen Jahren uns jungen Studenten entgegenrief: »Die alma mater streckt Ihnen ihre altersgrauen und doch jungendschönen Arme entgegen.« Ein seltsames Bild, über das wir lachten. Altersgrau und zugleich jungendschön. Aber das gibt es, wenn auch nicht an Menschengestalt. Altersgrau und jungendschön bleibt die Heidelberger Landschaft.

Die kühlen, nordschauenden und wenig fruchtbaren Geländefalten luden die alemannischen und fränkischen Bauern nicht zur Ansiedlung ein. Nur die flache Sohle der Talbucht mag frühe zu Kulturland geworden sein. Erst später wurde der steile Sonnenhang des Heiligenberges bis in halbe Höhe gerodet und zum Weingelände. Draußen in der fruchtbaren Ebene, im Bereiche des Neckarschuttkegels und an der Bergstraße, liegen die alten Stätten germanischer und vorgermanischer Siedelungen. Der Heiligenberg aber war Fliehburg und Heiligtum. Auch die Römer siedelten draußen in der Ebene, bauten ein Kastell auf der Nordseite des Flusses und eine Brücke über die untere Furt vor dem Ausgang des Tales. Im Neckarschuttkegel liegt Ladenburg, Lopodunum, der alte keltische Gauort, nach dem noch heute, wenn auch halb vergessen, der Heidelberger Gau den Namen Lobdengau trägt.

Der Verkehr hatte ursprünglich das enge Granittal und das waldige Buntsandsteintal des Neckars vermieden. Erst im späteren Mittelalter, als die Besiedlung der Waldgebirge schon große Fortschritte gemacht hatte, ward der Talweg den Strom entlang von Bedeutung. Später als Stift Neuburg und dahinter die Ackerflächen über den Granithügeln bei Ziegelhausen und auch später als Kloster Schönau drinnen im Odenwald ist Heidelberg entstanden als Flecken am Fuß einer Burg, die das Stammschloß der Pfälzer Kurfürsten werden sollte. In den Wald hinein wurde die alte Burg gebaut, wohl auf dem Jettenbühl an der Stätte des Schlosses; denn dahinter lag auf der Granitterrasse bis nach Schlierbach hin rodbares und verhältnismäßig fruchtbares Gelände, das früher Felder trug und heute von Gärten und Wiesen eingenommen wird. Die Stadt aber entstand unmittelbar am Wald. Noch heute steigt er bis zu ihr herab und Waldluft weht durch die Straßen und Gassen Alt-Heidelbergs.

Am Nordhang des Berges ist wenig Sonne, viel kühler Schatten und Feuchte. Der Preis der gesunden Luft Heidelbergs in der Gründungsbulle der Universität vor 550 Jahren kommt uns heute übertrieben vor. Wir lieben Sonne und frische Luft, wie sie der Heidelberger Altstadt nicht überall zuteil werden. Draußen vor dem Tale und auf dessen Sonnenseite am Heiligenberg-Hang liegen die gesunden Wohnviertel. Aber vor Jahrhunderten dachte man anders. Vielleicht war damals die Talstadt auch wirklich gesünder als die Siedelungen in der Ebene, wo die Rheinschnaken eine uralte Plage sind, mit der in den früheren Zeitläuften auch Fieberkrankheiten auftraten. Die Talstadt aber ist frei von diesen sommerlichen Quälgeistern; denn jeden Sommerabend macht sich der Talwind auf, der die Heidelberger Talbucht rein fegt.

In dem Raume zwischen Jettenbühl und Klingenteich wurde die alte Stadt gegründet, dort, wo auf der oberen Furt die in das Tal hineinziehende Straße den Neckar an der Stelle der heutigen alten Brücke quert. Dort liegt der Markt, dort steht die alte Heiliggeist-Kirche mit ihrem frühbarocken Turmhelm, der in wundervoller Einfügung in die Landschaft den Schwung der Bergkonturen aus dem Wasserschlichten in das Emporstrebende übersetzt. Vor dem Tälchen des Klingenteiches liegt auf der Spitze des Schuttkegels dieser kleinen Hohlform die St. Peterskirche, das älteste Gotteshaus, das ursprünglich außerhalb der alten Stadtmauer stand. Schon im 14. Jahrhundert wurde Heidelberg erweitert und die ganze Talbucht in das Weichbild der Stadt einbezogen. Heidelberg war auf der Mark des alten fränkischen Dorfes Bergheim entstanden. Jetzt wurde dieses Dorf aufgelassen und seine Einwohner in der Neustadt angesiedelt. Bis ins 19. Jahrhundert hinein hat dieser Raum der Stadt genügt. Heute aber ist sie weit darüber hinaus gewachsen, und sie hat die alten Dörfer rechts und links des Neckars, Neuenheim, Handschuhsheim, Kirchheim, Rohrbach und sogar Wieblingen, umwachsen und eingebettet. Dort liegen die heute bevorzugten Wohnviertel. Die Altstadt aber, die eigentliche Altstadt östlich der Grabengasse und die alte Vorstadt zwischen Ludwigsplatz und Bismarcksplatz, ist und bleibt der Kern der Stadt im Tal zwischen den Bergen und auf der Schwelle zur Ebene.

Früher sangen die Kinder am Neckarstaden, unter der alten Brücke oder bei den Sieben Bögen oft ihr altes fröhliches Heimatlied: »Ich bin ein frisch-frei Neckarschleimer Blut.« Heute hört man es kaum noch. Aber die alte Rasse der Neckarschleimer lebt, und die hellen Kinderstimmen klingen noch immer aus dem Rauschen der Stadt empor zu den Bergeshöhen. Von den Türmen aber mahnen die Glocken im Schlage der Stunden und rufen mächtig im Geläute durch die Talbucht.

Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum
von
Johannes Hoops
Mit 8 Abbildungen und 1 Tafel. Oktav. XVI, 689 Seiten. 1905. RM. 16.—
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Dr. HERBERT HAAG, Dozent am Ev. Kirchenmusikal. Institut, Heidelberg

Kirchenmusik in Heidelberg

Heidelberg ist keine Stadt großer kirchenmusikalischer Traditionen wie etwa Leipzig oder Lübeck. Es teilt damit das Schicksal vieler süddeutscher Städte, denen das reformierte Bekenntnis große Zurückhaltung gegenüber der Kirchenmusik auferlegte — im Gegensatz zu Norddeutschland, wo die Lutheraner die musica sacra eifrig pflegten. So ist die Geschichte der Heidelberger Kirchenmusik keineswegs glanzvoll, sondern durchaus wechselhaft. Trotzdem hat sie bedeutende Höhepunkte aufzuweisen, die in der Zeit der Kurfürsten und in der Gegenwart liegen.

Die »Sengerey« des Schlosses, die Kurfürst Ruprecht 1346 gründete, und die »schoen Orgeln« der Schloßkapelle wurden schon früh gerühmt, letztere 1467 erwähnt von Michael Behaim, einem vielgewanderten Meistersinger. An der Schloßkapelle wirkte als Orgelspieler um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert der blinde Arnolt Schlick, ehedem kaiserlicher Organist Friedrichs III., einer der Großen in der Reihe der damaligen deutschen Organisten, einem Konrad Paumann und Paul Hofhaimer ebenbürtig. Diese Organisten zählten zu den beliebtesten Künstlern der kaiserlichen und fürstlichen Kapellen, wie aus der damaligen Literatur und Darstellungen wie in Burgkmaiers »Triumphzug Kaiser Maximilians« deutlich hervorgeht. 1511 erschien Schlicks »Spiegel der Orgelmacher und Organisten« in dem von Orgelspiel, Orgelbau, Verwendung der Orgel im Gottesdienst und Praxis des Choralgesanges in der damaligen Zeit ein anschauliches Bild entworfen wird. Sein Werk ist heute die bedeutendste deutsche Quelle für die Forschungen der Orgelbewegung über das Klangideal des beginnenden 16. Jahrhunderts. Seine 1512 erschienenen »Tabulaturen etlicher lobgesang und Lidlein uff die orgeln und lauten« geben einen Einblick in seine organistische Praxis, er verwendet die Choralmelodie (den »cantus firmus«) in allen Stimmen, meist in dreistimmiger Bearbeitung mit obligatem Pedal, Urbilder der organistischen Choralbearbeitung; so mögen seine Intonationen und Zwischenspiele in der Schloßkapelle erklungen sein, wo die »Sengerey« ebenso wie gelegentlich in der Heiliggeistkirche die großen niederländischen und deutschen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts aufführte. In den 1540er Jahren amtierte der Motetten- und Messenkomponist Gregor Pesch als Organist an der Schloßkapelle, einst Rivale Paul Hofhaimers am Dom zu Salzburg.

Mit der Einführung der Reformation vollzogen sich auch für die Heidelberger Kirchenmusik einschneidende Wandlungen. 1545 wurden die katholischen Priester aus Heiliggeist vertrieben, 1561 unter Friedrich dem Frommen die Orgeln geschlossen, wie es streng reformierter Lehre entsprach. Man sang die Psalmen unbegleitet, 1573 führte Friedrich ein reformiertes Gesangbuch ein. Angeführt wurde der Kirchengesang vom Kantor, dem Vorsänger, gestützt von den Schülern, den »Alumnen«. In der Heiliggeistkirche waren es, abgesehen von gelegentlichem Wechsel, die »Neckarschüler« (Nicriner), denen 1748 das Gymnasium folgte; in der ebenfalls reformierten Peterskirche sangen die »Stadtschüler«. Die Kantoren an Heiliggeist kämpften ewig um ihre Besoldung, die recht kümmerlich war und abgesehen von einigen Naturallieferungen von anfänglich 50 fl. auf 25 fl. jährlich heruntersank. Sie klagten außerdem über starke gesundheitliche Beanspruchung in den kalten Kirchen, Bluthusten und Seitenstechen; niemand wollte das Amt gerne übernehmen, Inspektoren und Präzeptoren der Nicrinerschule wechselten mit denen des Pädagogiums und Studenten; jeder war darauf bedacht, möglichst bald sein Amt auf einen Vertreter abzuwälzen. Über den schlechten Gemeindegesang klagten die Kantoren, während die Pfarrer ihrerseits wieder über Vernachlässigung der Pflichten seitens der Kantoren klagten.

Der lutherische Kurfürst Ludwig III. stiftete 1583 eine neue Orgel für die Heiliggeistkirche, an der Michael Agricola Organist wurde. Seine Besoldung war gut bemessen; sie belief sich auf 70 fl., 5 Ohm Wein und 8 Malter Korn. Der bedeutende lutherische Kirchenkomponist Raselius wirkte 1600–1602 in Heidelberg; er machte sich um die Hebung des Gemeindegesangs verdient; nach dem Vorgange Osianders legte er die Choralmelodie in den Sopran.

Die Öffnung der Orgeln war nur zeitweilig erfolgt. Erst 1650 verordnete Karl Ludwig endgültig wieder ihren Gebrauch; 1657 wurde die Orgel in Heiliggeist zum ersten Mal wieder gespielt von A. Keller, dem letzten Hofkapellmeister und Musiklehrer Liselottes von der Pfalz. Auch bei ihm gab es bald Besoldungskämpfe; er verwies auf die vor ihm angestellten, besser bezahlten Organisten; die Bedeutung der Orgel im Gottesdienst hatte aber durch die Stellungnahme der reformierten Konfession nun ein für allemal erheblich gelitten, man hatte ein Vorurteil gegen dieses »papistische Instrument«. Keller hat sich auch als Komponist von Kirchenliedern hervorgetan. Zur Zeit Kellers bekommt auch die Peterskirche eine kleine Orgel, die 1710 erneuert wird. Der Organist der Heiliggeistkirche, J. Hepp, ist im Jahre 1732 auch Organist der Peterskirche. Die Providenzkirche gehörte den Lutheranern; hier war Anfang des 19. Jahrhunderts der tüchtige C. Ph. Nadler, der Vater des bekannten Pfälzer Dialektdichters, als Organist tätig. Ein vollständiges Verzeichnis der Organisten an Heiliggeist und St. Peter bietet Fritz Stein in seiner unten genannten Schrift.

1705 wird in der Heiliggeistkirche eine Scheidemauer eingezogen; die Katholiken, inzwischen in Heidelberg wieder vorgedrungen, bekommen den Chorteil der Kirche und damit auch die alte Orgel. Das Schwergewicht der Kirchenmusik rückt nun in den katholischen Teil von Heiliggeist, wo wirklich eine »regulierte« Kirchenmusik durch das ganze 18. Jahrhundert gepflegt wurde. Chor, Orchester und Orgel wirken in guter Besetzung zusammen; die Musiker sind gut besoldet, aber auch streng gehalten durch eine peinliche Ordnung der Kirchenmusik. Neben der italienischen Kunst ist es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor allem die Musik der berühmten Komponistenschule des benachbarten Mannheim, die hier gepflegt wird, die der Stamitz, Richter, Holzbaur, Cannabich, deren Sinfoniesätze vor dem Evangelium erklangen neben den Italienern Pergolese, Jommelli, und den italienisierenden Deutschen Hasse und Johann Christian Bach. Von Mannheim herüber kam auch der junge Mozart zu Besuch, er spielte in der Heiliggeistkirche Orgel (1763).

Das beginnende 19. Jahrhundert wendet sein Interesse der Kirchenmusik von neuem zu; freilich nicht mehr der lebendig ausgeübten, sondern der »alten« Kirchenmusik, insbesondere der a capella-Kunst des 16. Jahrhunderts, den »alten Italiänern«, die die historisierende Romantik neu entdeckt. In Heidelberg ist es der Rechtsgelehrte J. F. Thibaut, der in seinen Singabenden, die zu einem gesellschaftlichen Ereignis werden, Palestrina und Lasso, Lotti, Marcello, Caldara, Leonardo, Leo und Händel erklingen läßt, auch Bruchstücke aus den Messen und Passionen Bachs, dessen eigentliche Entdeckung und Erweckung indes allgemein und auch in Heidelberg in die zwei letzten Drittel des Jahrhunderts fällt. Diese »gesellschaftliche Kirchenmusik« ist so recht das Charakteristikum des beginnenden 19. Jahrhunderts, »Kirchenmusik als Denkmalspflege«.

Indessen liegt — gegenüber der aus inneren Gründen stetigeren und konservativeren katholischen Tradition — die evangelische Kirchenmusik arg danieder. Pietismus und vor allem Rationalismus haben sie versüßlicht und nüchtern gemacht, sie zu einem bloßen Schmuck des Gottesdienstes herabgedrückt; das Todesjahr Bachs (1750) ist ein gewisser Markstein für den Beginn einer Verfallsepoche in der evangelischen Kirchenmusik. Das Interesse hat sich inzwischen der Oper, der weltlichen Musik überhaupt, von der Orgel weg dem Klavier und dem Orchester, dem ausdruckshaften Stil zugewendet, der Kirchenmusiker gilt meistens als unbedeutender Musiker, dem es zur Oper und zum Orchester nicht »gereicht« hat. Die Kirchenmusikpflege liegt meist nebenamtlich in Händen der Lehrer, deren seminaristische Ausbildung teilweise recht mangelhaft war; erst in neuerer Zeit hat sich hier eine Besserung vollzogen. Das auch für Heidelberg gültige badische Vorspiel- und Choralbuch von 1836 macht das Spielen von Bachschen und anderen Werken aus der klassischen Zeit des Orgelspiels von einer besonderen kirchenbehördlichen Genehmigung abhängig (!) und schreibt für den Gottesdienst seichte Musik der Vielschreiber Rinck, Volckmar, Vierling, Kühmstedt, Hesse u. a. vor.

Freiwillige Kirchenchöre entstehen erst in den 70er Jahren, 1879 bereitet eine Zusammenkunft in Heidelberg den Badischen Landeskirchengesangverein vor. Die kirchenmusikalische Rolle Heidelbergs wird nun von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr die einer organisatorischen Zentralstelle. Die Anregungen gehen hier zunächst aus vom praktisch-theologischen Seminar, dessen weitschauender Professor D. H. Bassermann 1884 den Oberfranken Philipp Wolfrum, Schüler Rheinbergers in Orgel und Komposition und Seminarmusiklehrer in Bamberg, nach Heidelberg als Orgellehrer an das theologische Seminar berief. Zusammen mit Bassermann gestaltet Wolfrum die Universitätsgottesdienste in St. Peter kirchenmusikalisch aus, die Gedanken der Bachbewegung nimmt er als musikalischer Leiter des Bachvereins auf, dessen Aufführungen ebenfalls in der Peterskirche stattfinden. »Die Kirchenmusik Bachs der Kirche« ist seine Losung, Bachs Kantaten sollen wieder in ihren liturgischen Zusammenhang, in den Gottesdienst gestellt werden. Bachs h-moll-Messe ist Wolfrum höchste Offenbarung. Das Problem des evangelischen Kirchenlieds beschäftigt ihn stark; er verficht dessen rhythmische Fassung gegen die endlosen Fermatendehnungen der ausgeglichenen Melodien, angeregt von der hochstehenden Kirchenmusikpflege seiner bayerischen Heimatkirche. Er schafft auch

Digitized by Google

neue gediegene Orgelchoralvorspiele, ist in Verbindung mit Bassermann an allen kirchenmusikalischen Vorgängen in der Landeskirche mitbeteiligt und wird auf dessen Betreiben musikalischer Leiter des Landeskirchengesangvereins. Er veranstaltet seit 1909 in Heidelberg für die Organisten der Landeskirche Orgelkurse zur Weiterbildung. Auf Betreiben Wolfrums wird sein Schüler H. M. Poppen 1918 Hofkirchenmusikdirektor in Karlsruhe und zugleich Landeskirchenmusikdirektor, 1919 nach Wolfrums Tod auch dessen Nachfolger als Universitätsmusikdirektor in Heidelberg. Nun ist Heidelberg endgültig die Zentralstelle der badischen Kirchenmusik, wo Poppen die Arbeit Wolfrums am theologischen Seminar, in Orgelkursen und in den Universitätsgottesdiensten weiterführt. Dazu kommen die zunächst von ihm veranstalteten Abendmusiken in der Peterskirche seit 1924. Alle diese Bestrebungen gelten auf der Linie der schon vor dem Krieg in Ansätzen vorhandenen und nach dem Krieg mächtig einsetzenden Orgel-, Singe- und liturgischen Bewegung vor allem den Schätzen der alten Meister der Kirchenmusik, der Bereicherung der nüchternen reformierten Liturgie, vor allem der Heranbildung junger Kirchenmusiker in diesem neuen Geist, wofür als ständige Einrichtung 1931 das Evangelische Kirchenmusikalische Institut der Badischen Landeskirche in Heidelberg gegründet wird. Hier kommen die teils neu auszubildenden, teils sich weiterbildenden Kirchenmusiker in Berührung mit den jungen Theologen, tragen den Geist des Instituts auf gemeinsamen Fahrten und Veranstaltungen hinaus ins Land; hier finden Freizeiten für die im Amt stehenden Kirchenmusiker des Landes statt. Von hier aus erfährt aber auch das kirchenmusikalische Leben der Stadt Heidelberg selbst intensivste Anregung durch die bereits an verschiedenen Stellen tätigen Absolventen des Instituts; neuerdings ist dem Institut auch eine »Kurrende« angegliedert, die an Heiliggeist singt und damit an alte Traditionen wieder anknüpft. Im Jahr des Universitätsjubiläums fällt nun auch die Scheidemauer in Heiliggeist wieder, die Orgel wird beträchtlich vergrößert, ein verheißungsvoller Auftakt für einen weiteren Ausbau auch der kirchenmusikalischen Arbeit. Weit über das Lokale hinaus ist aber Heidelbergs kirchenmusikalische Bedeutung gewachsen zu der einer zentralen Pflegstätte der Kirchenmusik in der Grenzmark.

F. Stein, Zur Geschichte der Musik in Heidelberg, Heidelberg, 1912, 1921².

F. Baser, Das musikalische Heidelberg seit den Kurfürsten, Heidelberg, o. J.

Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte

von **Richard Schröder**, weiland Professor der Rechte an der Universität Heidelberg, und **Eberhard Frhr. von Künßberg**, Professor der Rechte an der Universität Heidelberg.

7. Auflage. (Im einen Literatur-Nachtrag vermehrter Abdruck der 6. Auflage.) Mit 1 Abbildung im Text und einem Bildnis. Oktav X, 1172 Seiten. 1932. Geb. RM. 33.30

„Es ist ein bedeutender Gewinn, daß hier die einzige größere vollständige deutsche Rechtsgeschichte in erneuter Gestalt erscheint: unverändert zwar im Text, aber gegenüber der vorigen Auflage bereichert um einen Literaturnachtrag... Das Lehrbuch sichert sich damit wieder seine einzigartige Stellung als umfassende Fundgrube für unsere Rechtsvergangenheit...."

Juristische Rundschau 1933.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Minister Professor Dr. PAUL SCHMITTHENNER

Die Arbeit des Kriegswissenschaftlichen Seminars der Universität Heidelberg

Die Universität Heidelberg besitzt im Jahre ihres 550. Geburtstages eine vor 3 Jahren errichtete Professur für Geschichte mit besonderer Berücksichtigung von Kriegsgeschichte und Wehrkunde. Dieser Professur ist ein kriegsgeschichtliches Seminar angeschlossen. Der Zweck dieser neuen Lehr- und Forschungsstätte besteht darin, die enge Verbindung von Wissenschaft und Politik herzustellen und mit dem Werkzeug der wissenschaftlichen Forschung der wehrhaften Erziehung unseres Volkes und der nationalsozialistischen Weltanschauung zu dienen.

Um diese Zielsetzung und ihren ebenso wissenschaftlichen wie politischen Charakter verstehen zu können, muß man sich die Aufgaben vergegenwärtigen, die der Krieg unserer Zeit einem Volke stellt. Er ist nicht mehr der Kampf der Heere des 19. Jahrhunderts sondern der totale Krieg, wie er im Weltkrieg in Erscheinung trat. Er wird von den Völkern selbst geführt. Zu dem militärischen Krieg der Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft tritt der wirtschaftliche und der seelische Krieg. Wie die Heimat verloren ist, wenn die Kampffront am Feinde versagt, so ist auch diese verloren, wenn die Heimat seelisch unterliegt. Der Kampfsoldat, der Arbeitssoldat, der Heimatsoldat, jeder Volksgenosse, soweit er erwachsen und verständig ist, sie alle besitzen im totalen Krieg die gleiche entscheidende Bedeutung. Aus diesem Grunde muß zu der militärischen Abwehrvorbereitung der früheren Zeit die wirtschaftliche Zurüstung und vor allem auch die geistige und seelische Erziehung des ganzen Volkes treten. Ihr Mangel war die Ursache unseres Zusammenbruchs im Weltkrieg. Unser Volk wird zwar den Frieden aus innerster politischer Überzeugung wollen, aber zugleich alles tun, um einer erneuten Probe gewachsen zu sein, falls wieder einmal das Schicksal des Krieges hereinbrechen sollte. Die Grundlage hierfür ist die vom Führer geschaffene Wehrmacht. Sie bedarf der Mitarbeit des ganzen Volkes. Alle wissenschaftlichen Forschungsstätten stehen heute irgendwie im Dienst des Abwehrgedankens. Auch die wehrhafte und wehrpolitische Erziehungsaufgabe ist eine allgemeine, die auf breitester Grundlage geleistet werden muß. Die Hochschulen sind die wichtigsten Mittelpunkte für diese neuen wehrhaften Aufgaben. Einmal ist hier ein großer Stab von Forschern und Gelehrten tätig, der in vielfältiger Art wehrwissenschaftlich nutzbar gemacht werden kann. Vor allem aber ist die Hochschule auch jene Stätte, wo eine zentrale Erziehungstätigkeit im Sinne wehrhaften und wehrpolitischen Denkens sich zu entfalten vermag. Der akademische Führernachwuchs und die heranwachsende Lehrergeneration können hier mit dem wehrpolitischen Verständnis erfüllt werden, das sie später für die eigene Betätigung und für die Erziehung der Jugend benötigen. Diese Aufgabe ist einst im Zweiten Reiche völlig versäumt worden. Das Einzige, was man da und dort zubilligte, war eine kriegsgeschichtliche Professur, die jedoch den strengen Charakter einer »objektiven« Wissenschaft trug und keine wehrpolitisch-erzieherischen Wirkungen ausübte. Ihre Aufgabe war die kritisch-historische Forschung im engsten Sinne ohne Nutzbarmachung für die politischen Bedürfnisse der Gegenwart.

Die kriegsgeschichtliche Lehr- und Forschungsstätte an der Universität Heidelberg will diese früher versäumte Aufgabe nachholen und auf nachdrücklichste Weise durchführen. Sie ist wissenschaftlich und politisch zugleich, wissenschaftlich insofern, als sie freilich unter Änderung des Stoffes die Forschungsaufgabe der bisherigen Kriegsgeschichte aufgreift und in strenger Methode geschichtliche und kriegsgeschichtliche Ergebnisse zu gewinnen sucht, politisch insofern, als sie diese Ergebnisse, aber auch nur solche wissenschaftlich gesicherten Ergebnisse, für die politische Gegenwart und Zukunft nutzbar macht. Die Professur versorgt auch die beiden anderen Landeshochschulen und in entsprechend gewandelter Form zahlreiche Gliederungen und Verbände in Partei, Staat und Volk. Sie ist eine im höchsten Sinn politische Professur im Geist der nationalsozialistischen Weltanschauung. Die Verbindung mit der Geschichte ist besonders glücklich, da dadurch die Möglichkeit gegeben ist, die Vergangenheit für die Forschung mit ihren eigenen Augen, für die Nutzung aber mit unseren heutigen Augen zu betrachten. Als Vorlesungsstoffe dienen die neue Geschichte, die Kriege seit Friedrich dem Großen, der Weltkrieg. Der Schwerpunkt wird dabei auf wehrpolitische Probleme gelegt und der Versuch angestrebt, mit dem Maßstab wehrpolitischer Harmonie die gesamtpolitischen Leistungen der Zeiten und ihrer Führer zu messen. Ein zweiter Stoff ist die eigentliche Wehrkunde, und als ihre höhere Stufe die Wehrlehre, die das Wehrwesen der Mächte, die Zusammensetzung und Gliederung der Heere, die Grundfragen des Krieges, den totalen Krieg und Ähnliches behandelt. Als kriegsgeschichtliche Forschungsgebiete werden im Seminar und in den Dissertationen nicht so sehr nach Art der reinen Kriegsgeschichte alter Methode die kriegerischen Ereignisse, Schlachten und Gefechte behandelt als vielmehr die bisher vernachlässigten politischen Erscheinungen und Verhältnisse der Kriegsgeschichte, die Wehrverfassungen und ihre Beziehungen zum Volke, die Probleme des Soldatentums und des Heerwesens, der Krieg als politische Erscheinung, die Zusammenhänge zwischen Politik und Kriegführung, die praktische Wehrpolitik der einzelnen Zeiten und Länder im Frieden und im Kriege. Der Hauptnachdruck wird methodisch darauf gelegt, mit wissenschaftlichem Geist und gesichertem Wissen innere soldatische Haltung und ein tiefes und breites wehrpolitisches Verständnis zu verbinden. Die Arbeit des Seminars vermeidet unter allen Umständen dreierlei: in eine rein objektive Wissenschaftlichkeit alter Art zu versinken, einen törichten und üblen Kriegsgeist zu züchten und der Wehrmacht ins Handwerk zu pfuschen. Die Erziehung von Taktikern und Strategen ist ebenso wenig Aufgabe einer wehrpolitischen Professur wie die Besprechung von Führerentschlüssen und die Heranbildung von Gruppenführern und Schützen. Ihr Arbeitszweck ist die Schaffung eines wahrhaft wehrpolitischen Verständnisses, das von wissenschaftlich-methodischem Vermögen getragen aus der geschichtlichen und gegenwärtigen Erkenntnis erwächst.

Geschichtlich-kriegsgeschichtliche Forschung nicht so sehr im militärischen als im politischen Sinn, Nutzbarmachung der Ergebnisse für das wehrpolitische Denken und die Wehrlehre und wehrhaft-geistige Erziehung sind die drei zu einer Einheit gebundenen Aufgaben dieser neuen und jüngsten Forschungs- und Lehrstätte der alten Ruperto Carola. Die wehrwissenschaftliche Zusammenarbeit mit anderen Fächern, insbesondere mit der Rechtswissenschaft, der Wirtschaftswissenschaft, der Pädagogik, der Geologie und Geographie wird gepflegt und in der kommenden Zeit so weit wie möglich ausgebaut.

Kurzgefasstes Lehrbuch der physiologischen Chemie

Von S. EDLBACHER, o. Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel. Dritte umgearbeitete Auflage. Oktav. IV, 286 Seiten. 1936. RM. 8.50, geb. RM. 10.—

„Aus jeder Zeile, bei jeder Formel und Tabelle des Lehrbuchs spürt man den erfahrenen Lehrer, der das große Gebiet bei einer strengen Auswahl des Stoffes dem Verständnis des Lesers näherbringt. Die neue Auflage wird dem Studenten weiterhin ein guter Wegweiser sein..."

Berichte über die gesamte Biologie 9, 1936.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

ALFRED LOCH, Heidelberg

Das 400-jährige Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1786

Nur eine kurze Spanne trennt uns von den Tagen, an denen Deutschlands älteste Hochschule ihr 550-jähriges Jubelfest begehen wird. Unwillkürlich lenkt man da den Blick auf vergangene Zeiten zurück und fragt sich wohl: wie wurde früher ein derartiges Hochschulfest gefeiert? Im Jahre 1883, drei Jahre vor der Halbjahrtausendfeier, behandelte der damalige Prorektor Rudolf Heinze diese Frage in seiner Festrede zum Geburtsfeste des Wiederbegründers der Universität, des Kurfürsten und späteren Großherzogs Karl Friedrich. Verhältnismäßig wenig konnte Heinze über die 300-Jahrfeier, mehr aber über die 400-Jahrfeier berichten. Er fußte dabei auf den Akten des Universitätsarchives und des Karlsruher General-Landesarchives, sowie zwei im Jahre 1787 in Heidelberg erschienenen Druckschriften. Zeitgenössische Berichte von Nicht-Heidelbergern standen ihm nicht zur Verfügung und er erklärt ausdrücklich: »Zeitungsberichte über das Jubiläum besitzt die hiesige Univ.-Bibl. nicht; auf weitere Nachforschungen nach solchen glaubte ich verzichten zu können«.

Ein Zufallsfund gelang im Jahre 1918 Heinrich Schrohe in Mainz. Er entdeckte in Rechnungsakten die amtlichen Berichte der beiden Vertreter der Mainzer Universität an ihren Erzbischof und zögerte nicht, sie in den Mannheimer Geschichtsblättern des genannten Jahres einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Einen Auszug aus dieser Veröffentlichung gab vor kurzem Albert Becker in Nummer 4 des laufenden Jahrgangs des Heidelberger Fremdenblatts.

Einen weiteren Bericht eines Ortsfremden und zwar einen zeitgenössischen Zeitschriftenbericht konnte ich vor einigen Monaten im 12. Stück des »Journal von und für Deutschland 1786« feststellen, das damals im Verlag von Ernst Christoph Grattenauer in Nürnberg erschien. Der Verfasser dieses »Schreiben vom Rheinstrom« nennt sich nicht, als Empfänger dürfen wir wohl mit Sicherheit den Herausgeber des Journals, den Freiherrn Philipp Anton Sigmund von Bibra in Fulda ansprechen, über den Ersch-Grubers Encyklopädie X S. 94 Näheres bringt. Ich lasse den Bericht ohne jede Kürzung und ohne jeden Zusatz folgen.

Die vierte Jubelfeyer der Universität Heidelberg.

Ein Schreiben vom Rheinstrom, vom 20. December 1786.

Sie begehren, mein Freund, eine genaue Beschreibung des letzteren Universitätsjubiläums zu Heidelberg und mein Urtheil darüber: beydes will ich Ihnen geben, so kurz und so bündig, als nur immer möglich ist. Die vierte Jubelfeyer wurde vom Kurfürsten zu Pfalzbaiern, Carl Theodor, auf den 6ten November und die drey folgende Tage vestgesetzt; die Deputirte der auswärtigen Universitäten, der geistlichen Stifter und der benachbarten freyen Reichsstädte von der Universität auf diese vestgesetzte Zeit eingeladen, und sowohl zu ihrem würdigen Empfang, als Bewirthung mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit die besten Maaßregeln getroffen. Der dirigirende kurpfälzische Minister, Freyherr von Oberndorf, wohnte als ernannter kurfürstlicher Stellvertreter den Solennitäten bey, und blieb bey allen Reden vom Anfang bis ans Ende zugegen.

Am 6ten Nov. Morgens 6 Uhr zeigte ein allgemeines viertelstündiges Läuten aller Glocken den Einwohnern der Stadt den Anfang der Feyerlichkeiten an. Um 8 Uhr zog der Herr Minister auf die Universität, und von da er und alle Lehrer samt den Deputirten und akademischen Bürgern aus den Sälen in den großen akademischen Hörsaal, wo der Herr Rector Magnificus das Fest eröffnete und seine orationem panegyricam in Carolum Theodorum von einem gedruckten Exemplar ablas.

Um 9 Uhr ging der sehr ansehnliche und feyerliche Zug aus dem Universitätsgebäude unter Pauken und Trompeten nach der H. Geist Kirche, wo der Herr Stadtdechant die Jubelpredigt, und der Hochwürdige Herr Weyhbischof Würdtwein von Worms das Hochamt hielten. Nach der Zurückkunft in den Universitätshörsaal las Herr Regierungsrath Wedekind eine schön gesetzte Eröffnungsrede, und erhob mit kurzem das Glück der Universität unter dem jetzigen Kurfürsten Karl Theodor.

Nach diesen Feyerlichkeiten war Tafel zu 140 Gedecken in dem neu erbauten Saale, und wurden beym Trinken auf die höchsten und hohen Gesundheiten die Kanonen vom Schlosse gelöset.

Am 7ten Morgens acht Uhr nahmen die Doctors-Promotionen ihren Anfang; von Seiten der Reformirten erhielten drey und von Seiten der Katholiken neune von ihren Promotoren den Gradum Doctoris Theologiae: in der juristischen Facultät erhielten vom zeitigen Decanus, Herrn Regierungsrath Zentner neune den Gradum Doctoris. Nach der Tafel hielt Herr Hofrath Jung im Cammeralsaal mit allgemeinen Beyfall eine deutsche Rede von dem Geist und dem Schicksale der Staatswirthschafts-Hohenschule. Abends war Freyball, eben so voll als ansehnlich durch die Menge der Fremden.

Am 8ten wurden Morgens die Promotionen fortgesetzt, in der medicinischen erhielten zwölf, und in der philosophischen Facultät acht den Gradum Doctoris. Sämmtliche Inauguralreden der Herrn Promotorum handelten von der Geschichte und den abwechselnden Epochen ihrer Facultäten, vorzüglich im letzt verflossenen Jahrhunderte. Nach geendigten Promotionen nahmen der Herr Minister, die Deputirte, und andere Fremde die in Ordnung gebrachte und neulich aufgestellte Universitäts-Bibliothek in Augenschein, die allerdings noch gering an der Zahl ist, aber doch schon einige wichtige und sehr schätzbare Werke in sich enthält; wie auch den Vorrath der physikalischen und mathematischen Instrumente. Nachmittags ward bey dieser solennen Gelegenheit unter Musik und Kanonen-Abfeurung der Schlußstein der neuen Neckarbrücke gelegt, und von sehr vielen Fremden bey diesem Anlaß diese neue Brücke genauer in Augenschein genommen. Abends war im neuen Saale ein sehr volles, und trefflich gegebenes Concert, worin verschiedene Tonkünstler sich den lautesten Beyfall erwarben.

An eben diesem Abend war die ganze Stadt illuminirt, und diese Beleuchtung machte an einigen Plätzen eine vortreffliche Wirkung.

Am 9ten um 9 Uhr hielt Herr Regierungsrath Zentner im akademischen Hörsaal die eigentliche Inauguralrede, nach derselben ging der zweyte feyerliche Zug in die heilige Geistkirche, wo Herr Fleischbein, Professor der geistlichen Beredsamkeit, die Rede hielt, und Herr Weyhbischof von Worms abermahls die geistlichen Verrichtungen machte. Abends um 5 Uhr beschloß man durch den dritten solennen Zug in die reformirte Kirche zum heiligen Geiste, welche herrlich erleuchtet war und sehr gut ins Auge fiel. Herr Kirchenrath Mieg hielt mit rednerischem Gefühl und allgemeinem Beyfall die Dankrede und die kirchliche Andacht wurde mit einem musikalischen Dankgesang aufs feyerlichste beschlossen.

Die Jubelmünze ist in dreyerley Größe von Gold und Silber, und in einer von Kupfer gepräget worden. Auf der Hauptseite ist das Brustbild des Kurfürsten mit der Umschrift Carolus Theodorus P. F. Aug. Instaurator. Auf der Kehrseite sitzt die Minerva mit ihren Kennzeichen, und das Wappen der hohen Schule ist in ihrem Schild. Mit der rechten deutet sie auf eine vor ihr stehende Ara, worauf ein Buch liegt, mit der Überschrift Leges. Am Fuße der Ara sind zwey Füllhörner, das eine aufrecht, das andere umgekehrt. Die Umschrift ist: Laeta seculi V. auspicia; und im Abschnitt:

M. Nov. MDCC LXXXVI Heidelbergae.

Von den gehaltenen Jubelreden ist noch keine im Druck erschienen, als des Herrn Hofrath Jungs, und des Herrn Kirchenrath Miegs, welche ich zu Ihrer eigenen Beurtheylung beylege.

Von Jubelgedichten erschienen drey in deutscher Sprache. Ruprechts Geist, ein Gesang auf die hundertjährige Gedächtnißfeyer der Universität Heidelberg in 4, dessen Verfasser Herr Reimold, reformirter zweyter Prediger zu Sinzheim ist. Das andere Ruprecht I. Kurfürst von Pfalz von Herrn Wigand, Kurpf. Rath, und Hofbibliothekssecretär in Mannheim, in 8 mit kurzen historischen Anmerkungen, auf 183 S. Das dritte: Empfindungen bey den Freudenfesten der vierten Jubelfeier der H. Schule zu Heidelberg von K. L. Wedekind, in 4. Die Empfindungen bey den Freudenfesten waren sehr verschieden, nur am ersten Tag waren allgemein und einstimmig die Empfindungen der Kälte, und der sehr stürmischen Witterung. Ruprechts Geist fand den meisten Beyfall, und ich schließe Ihnen denselben nebst den Empfindungen bey. Doch wird jeder Kenner und Mann von Geschmack dem Gedichte des Wigands wahren und großen Wehrt zuschreiben, und dessen sowohl historische als dichterische Verdienste nach Würde erkennen, so bald er mit den fünf folgenden Gesängen das Publicum erfreuen, und seinen ganzen Plan vollenden wird.

Um die Litterargeschichte hat sich bey dieser Gelegenheit wirklich verdient gemacht Herr Prof. Joh. Schwab, der uns mit dem ersten Theil eines Syllabi quatuor Seculorum, Rectorum, qui ab anno 1386 ad annum 1786 Magistratum Academicum gesserunt, notis historico-litterariis ac biographicis illustrati, in 4 S. 230 beschenket hat, und mit dem andern Theil nächstens erfreuen wird. Herr Regierungsrath Zentner verspricht uns eine ausführliche Geschichte der juristischen Facultät von der Stiftung der Universität bis auf unsere Zeiten, und diese soll schon um die Ostermesse erscheinen.

Die Ausgaben der Universität bey dieser Gelegenheit sollen sich auf 10000 Floren belaufen haben, und sind vom gnädigsten Kurfürsten dazu der Universität geschenkt worden.

Was hat die Universität durch das Jubiläum gewonnen? Nicht neue Lehrer, oder Zuwachs helldenkender und aufgeklärter Männer, sondern Erneuerung der Statuten, Bestättigung und Erweiterung der Privilegien, Einrichtung und freyen Genuß, zweymahl in der Woche, von der öffentlichen Universitäts-Bibliothek, und wie man sagt, zweckmäßigere Verfassung des akademischen Senats. Was hat die Universität und Stadt durch die außerordentliche Jubelfeyerlichkeiten vorzüglich gewonnen? An Gebäuden, die Renovirung des großen und schönen akademischen Hörsaals, den vortrefflichen und schön ins Auge fallenden Concertsaal, und auch bey dieser Gelegenheit die Verschönerung der reformirten Kirche zum h. Geist.

Von anderen und bey dieser Gelegenheit errichteten Anstalten ist mir noch zur Zeit nichts bekannt geworden, und kann ich folglich Ihnen auch nichts weiter melden. So sehr und lebhaft jedermann vor dem Jubiläum davon eingenommen und damit beschäftiget war, ein ebenso schnelles und allgemeines Stillschweigen herrschte darüber im folgenden Monate, und dieß haben akademische Feyerlichkeiten mit denen der Höfe und der größten Städte gemein. Eine glänzende Schaale, und kleiner Kern darin!

Reallexikon der germanischen Altertumskunde

Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von JOHANNES HOOPS

Vier Bände. Lexikon-Oktav. 1911—1919. RM 80.—, geb. 90—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Dr. HERMANN ECKERT, Heidelberg

Die Heidelberger Inschriftensammlung

Im vergangenen Jahr wurde in Heidelberg in der Stille ein Werk begonnen, das an eine alte Überlieferung des Orts anknüpft, und das der Gegenwart endlich den Stoff zur vertieften Erkenntnis alten deutschen Volksgutes beisteuern soll. 1603 erschien hier, angeregt durch den berühmten Philologen J. J. Scaliger, bearbeitet von Janus Gruter, das erste »Corpus Inscriptionum«, die »Inscriptiones antiquae totius orbis romani«.

Es war oft eine verhängnisvolle Eigenschaft der deutschen Wissenschaft, nach dem Einsatz ihrer Kraft für das fremde Altertum auch den Maßstab für das eigene von dort zu übernehmen. So blieb das an sich höchst verdienstliche und mit den größten Mitteln ausgestattete Unternehmen der Sammlung und Herausgabe der griechischen und klassisch-lateinischen Inschriften durch die Berliner Akademie für die reichen Schätze aus unserer eigenen Vergangenheit ohne jede Nachfolge; ihre Vorkämpfer, Ph. A. Boeckh und Th. Mommsen, fanden hierfür keine Nachahmer unter den Wissenschaftlern, von gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, die J. v. Radowitz und W. H. Riehl machten.

Allerdings erschienen seit der Jahrhundertmitte mehrere Veröffentlichungen, von Laien liebevoll veranstaltet, oft ohne Fundort- und Jahresangabe und in ihrer Sprache so »gereinigt«, daß jede ernsthafte, und nicht nur die sprachwissenschaftliche, Beschäftigung auf sie verzichten muß. In erster Linie schienen besonders tiefsinnige oder bewußt oder unfreiwillig komische Inschriften zur Wiedergabe geeignet, mitunter auch Haus- und Bildstocktexte, die für die Volkskunde von Wichtigkeit sind.

Jedes Volk, das Wert auf eindringliche Kenntnis seiner Vergangenheit legt, muß aber alle ihre Zeugnisse mit Sorgfalt pflegen und der breitesten Öffentlichkeit echt und vollständig zugänglich machen; den starken Bemühungen der jüngsten Zeit um unser Altertum müssen sich ebenso ausgedehnte um das Volksgut des Mittelalters beigesellen, denn es sind fast durchweg Gegenstände ausgesprochener Gemeinschaftskultur, ob es sich nun beim Auftraggeber um einen Stand oder um eine Dorfgemeinde handelt. Die Urkundenbestände sind zum größten Teil in Archiven sicher und zugänglich untergebracht; die Inschriften, ihre unerläßlichen Ergänzungen, sind heute unbekannt oder verstreut und falsch aufgezeichnet und damit jeder Auswertung entzogen. Die Kunstdenkmälerwerke, verschieden nach Alter und Wert, wollen Vollständigkeit in unserem Sinne nicht, denn die Inschriftträger scheinen oft dem Kunsthistoriker der Erwähnung oder gar genauer Aufnahme nicht würdig. Auch genügt es für seine Bedürfnisse, wenn die Texte sinngemäß, nicht buchstabenrichtig, gegeben sind. Es läßt sich nach diesen Sammlungen nicht einmal ein Überblick über das Vorhandene gewinnen. Daß diese Bestände ursprünglich sehr groß gewesen sein müssen, geht aus dem noch heute sehr reichen Vorkommen in Gegenden hervor, die von Kriegen verschont geblieben sind. Überall aber ist das noch Erhaltene weit verstreut, unbekannt oder mißachtet, allenthalben sind die alten Steine der Witterung ausgesetzt, werden als Grabdeckplatten auf dem Kirchenboden abgetreten oder gar zu neuen Bausteinen zerschlagen und abgeschliffen; häufig werden noch, trotz des Denkmalschutzes, alte Glocken in neue umgeschmolzen.

So wird die begonnene Sammlung, neben der endgültigen Sicherstellung des Gegenstandes selbst, für eine genaue Wiedergabe des Textes, Abbildung und genaue Beschreibung des Inschriftträgers sorgen und außerdem auf Grund der gesamten erfaßbaren Literatur versuchen müssen, schon untergegangene Inschriften im überlieferten Wortlaut oder wenigstens als Nachweis allein in diesen Zusammenhang einzuordnen, um ein möglichst umfassendes Bild von der zahlenmäßigen, zeitlichen und räumlichen Verteilung und von den höchst mannigfaltigen Formen und Inhalten der Texte zu geben. Daß damit sehr aufschlußreiche Beiträge zu unserer Kenntnis von ständischer Kultur im Mittelalter geboten sind, ist für die wenigen Kenner nicht zweifelhaft.

Die Auseinandersetzung der deutschen mit der lateinischen Sprache im 15. Jahrhundert wird deutlich; zuerst nehmen die Glocken, sehr zögernd erst die Grabsteine das deutsche Sprachgewand an. Die profanen Hausinschriften dagegen verschließen sich dem Lateinischen fast ganz. Wie das andere Schrifttum gewährt aber auch die Inschrift dem gelehrten Latein in den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts neuen Zugang und noch einmal knapp hundert Jahre später. Angefangen bei diesen weiträumigen und gemeindeutschen Erscheinungen bis herab zu den kleinsten Zügen örtlicher Sonderentwicklung sind in Form und Inhalt alle bedeutenderen Wesensäußerungen der durchlaufenen Zeiten enthalten:

Der Grabstein, zunächst in lateinischer Sprache dem hohen Weltlichen und Geistlichen gefertigt, wird vom Ritter übernommen, der ihm, lateinisch oder deutsch, eine verhältnismäßig starre Formel beigibt; mit dem Aufkommen des städtischen Wohlstandes bemächtigt sich seiner, zusammen mit der bildlichen Darstellung und der Wappenbeigabe, der Bürger; bald wird die beschriftete Randleiste von der Schrifttafel abgelöst, und das gibt die Freiheit zu immer weiterer Ausgestaltung des Textes, der alle Entwicklungsstufen des Barock durchmacht: wahllose Großbuchstaben, Konsonantenhäufung, Schwulst des Ausdrucks, Häufung religiöser Sprüche, die in katholischen Gegenden meist allgemeinen Inhalts, in evangelischen aus Bibel oder Gesangbuch entnommen sind. Auch Äußerungen des Glaubensstreits fehlen nicht. Die Bedeutung der Zünfte erhellt aus den zahlreichen oberdeutschen Glasscheiben. Ein Blick über die Hausinschriften zeigt ältestes deutsches Spruchgut in Sätzen voll Lebensweisheit, Frömmigkeit und Humor, oft auch einen kräftigen Fluch auf Störende oder Neider, gelegentlich sogar ein Stück Baugeschichte. Doch auch zu anderen Mitteilungen dient die Inschrift. Ein Gang durch eine alte Stadt mit wohlerhaltenen Inschriften unterrichtet über die Grundsteinlegung der Kirche, über die schwankenden Korn- und Weinpreise an Hausbalken, über Maße und Gewichte des Orts (z. B. am Freiburger Münstereingang, wie ein Karren voll Holz zu laden sei) oder (ebenda), wann ein Jahrmarkt gehalten wird. Eine Mauer trägt einen Vertrag, der den Durchgang regelt. Gestiftete Glasscheiben erzählen von Raub und Brand und deren Bekämpfung durch die Bürgerschaft, Erinnerungstafeln halten das Gedenken an die Pestzeiten wach und berichten von Verlauf und Überwindung der Seuche; Schenkungen enthalten alle Stufen der Frömmigkeit von der einfachen Widmung bis zu den Verirrungen barocker Schnörkel und Geschmackswidrigkeiten. Die Glocke, zu der die Gemeinde ein besonders nahes Verhältnis hat, nennt in der Aufschrift ihren Namen, ihre Geschichte und ihre Macht, das böse Wetter zu vertreiben, daneben den Gießernamen. Sie wird, einmal im ganzen Umfang gesammelt und aufgezeichnet, die Arbeit einer ganzen, sehr ausgedehnten und hochangesehenen Zunft vor uns wiedererstehen lassen, da den bisherigen »Glockenkunden« und Einzelarbeiten dieser Art der Bestand nur in manchen Gegenden oder nur in Auswahl zu Gebote stand. Diese Zusammenstellung würde endlich auch ein klares Bild von den Erzeugnissen und der Arbeitsweise der einzelnen Gießer ergeben.

Eine Übertragung auf Karten nach Aufkommen und nach der Verbreitung besonderer Formeln kann über weite Räume hin die Beziehungen der auftraggebenden Stände und der Meister aufdecken.

Die Geschichte der Schriftformen im Mittelalter fehlt noch vollständig; sie soll durch genaue Aufnahmen die nötigen Unterlagen erhalten. Auch der Familiengeschichte, der Namen- und der Wappenkunde können erhebliche Hilfen ebenso geleistet werden, wie einer Geschichte der ritterlichen und der bürgerlichen Tracht oder der Ornamentik auf Grabsteinen überhaupt.

Höchst aufschlußreich ist ein Vergleich der Sprache der Inschriften mit der Urkundensprache auf der einen und der Mundart auf der anderen Seite. (Hier, wie auch für die Ausführungen weiter oben muß ich auf meine eingehende Darstellung verweisen: »Die deutschen Inschriften in Baden vor dem dreißigjährigen Krieg« in »Bausteine z. Volkskde. und Religionswissenschaft 10«).

Die Vielseitigkeit und die Bedeutung nach Inhalt und Form dieser Inschriften des deutschen Mittelalters konnte hier nur angedeutet werden. Den Bemühungen von Geh. Rat Prof. F. Panzer wird es zu danken sein, wenn die vom Kartell der Deutschen Akademien beschlossene und bereits begonnene Sammlung in einigen Jahren der Öffentlichkeit unterbreitet werden kann. Verständnis und rege Teilnahme von privater und öffentlicher Seite wird freilich vorausgesetzt werden müssen; bis zur Eröffnung der zuständigen Landesstellen wird die Heidelberger Hauptstelle (Deutsches Seminar der Universität) Hinweise auf Inschriften jeder Art und auf allen Gegenständen aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet vor dem 30jährigen Krieg dankbar entgegennehmen.

In unserem Kommissionsverlag erscheinen:

Abhandlungen
der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Mathematisch - naturwissenschaftliche Klasse

Sitzungsberichte
der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Mathematisch - naturwissenschaftliche Klasse

Nähere Auskunft erteilen wir gern auf Wunsch.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

HANNAH GÄDEKE, Heidelberg

Geheimrat Karl Hampe zum Gedächtnis

Wenn sich in den letzten Junitagen dieses Jahres deutsche Professoren, Abgeordnete des Auslandes und mancher als Student einst der Heidelberger Universität verbundene Gast zur festlichen Begehung ihres 550. Gründungsjubiläums zusammenfinden, dann mögen viele unter ihnen, die einmal der Heidelberger philosophischen Fakultät angehört haben, mit schmerzlicher Dankbarkeit eines verehrten Namens gedenken — Karl Hampes. Und wenn nun in diesen Zeilen einem seiner einstigen Schüler das Wort gegeben ist, so soll dieses, im Namen aller anderen zugleich, ein Wort des Dankes an den zu Beginn dieses Jahres von uns gegangenen hochverehrten Lehrer sein. Weiter aber will es, so gut es das in dieser Kürze vermag, über sein Schaffen als Wissenschaftler und Lehrer Zeugnis ablegen.

Geheimrat Dr. Karl Hampe wirkte seit dem Jahre 1903 als Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Heidelberger Universität. Aus der Schule Scheffer-Boichorsts hervorgegangen, jahrelang Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae als Herausgeber karolingischer Quellen, hat er sich schon zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn, durch zahlreiche Neufunde und Ausgaben wichtiger mittelalterlicher Quellen einen bedeutsamen Platz in der deutschen Geschichtswissenschaft erworben. Vor allem waren es die oft schwer verständlichen Brief- und Formelsammlungen des Hochmittelalters, die seine kritische Meisterschaft zu erschließen sich bemühte, und die er um wertvolle Neufunde bereichern konnte. Als seine früheste und wohl zugleich wichtigste Entdeckung sei hier die einer Pariser Handschrift im Jahre 1897 angeführt, der er u. a. überaus lebendige Schilderungen des jungen Friedrich II., seiner Persönlichkeit, seiner Jugenderlebnisse und seines zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts heiß umstrittenen sizilischen Heimatreiches entnahm [1]). Aufschlußgebend für eine Zeit größter politischer Gegensätze, wie es die Jahre nach Friedrichs II. Tode waren, ist auch die Briefsammlung des Magisters Heinrich von Isernia, um nur noch eine der von Hampe bearbeiteten Quellensammlungen zu nennen, kulturgeschichtlich vor allem deshalb wertvoll, weil die zum Teil sehr individuellen Briefe schon deutlich eine gewisse Vorrenaissancehaltung des eine Zeitlang im Dienste Ottokars II. von Böhmen tätigen Italieners widerspiegeln.

In die Reihe der großen deutschen Geschichtsschreiber aber stellen Hampe seine über die Einzelforschungen hinausgehenden, aus dem erschlossenen und gesonderten Quellenmaterial gestalteten Gesamtdarstellungen, die, auf gründlichster Einzelkenntnis ruhend, das Streben des Forschers nach der Wirklichkeit des Geschehenen und wärmste Begeisterung für die Größe des deutschen mittelalterlichen Reiches vereinen und denen zugleich künstlerische Gestaltung im höchsten Maße eigen ist. Das Hochmittelalter von seinem Ausgang her erschließend, begann Hampe die Reihe seiner darstellenden Werke mit der Geschichte Konradins von Hohenstaufen (1894), der er kürzere Abhandlungen über Manfred von Sizilien und Friedrich II. folgen ließ. Den ersten Höhepunkt bildete die »Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer« (1. Auflage 1909), ein Buch, das sich wie wenige rasch in weiten Kreisen des deutschen Volkes wärmste Freunde und Leser gewonnen hat. An allgemeiner Beliebtheit kommt diesem Werke das Bändchen nahe, welches die koloniale Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter, den »Zug nach dem Osten«, (1. Auflage 1921) im Längsschnitt zeigt. An Schönheit der Form und Weite der Schau aber wird die »Deutsche Kaisergeschichte« noch übertroffen von Hampes größtem Werk, der Darstellung des abendländischen Hochmittelalters in der Propyläenweltgeschichte, welche 1932 erweitert in gesonderter Buchform erschienen ist. Sie umfaßt das ganze Abendland, seine politischen und kulturellen Geschehnisse, und vermittelt dem Leser einen ungeheuren Eindruck von der trotz innerer Riesenkämpfe damaligen Geschlossenheit Europas, ein Buch Rankeschen Geistes und Formats.

Die Mitarbeit an dem geschichtlichen Sammelwerk »Meister der Politik«, in welchem Hampe die Persönlichkeit und das Schaffen der bedeutendsten Gestalter des mittelalterlichen deutschrömischen Reichs, Karls des Großen, Ottos des Großen und der drei Staufenkaiser gewürdigt hat, bildete den Anfang einer Reihe weiterer Menschendarstellungen, so Arnolds von Brescia, des kühnen sozialen und kirchlichen Reformers im 12. Jahrhundert [2]), so des Hohenstaufen Friedrichs II., des mittelalterlichen Übermenschen, der schon auf der Schwelle zur Neuzeit steht [3]) und dessen Rätselhaftigkeit Hampe von allen mittelalterlichen Gestalten am meisten beschäftigt hat [4]). Das eigentliche germanisch-deutsche Mittelalter aber umriß Hampe mit seinem Biographenwerk »Herrschergestalten des deutschen Mittelalters« (1. Auflage 1927), einem Buch, in welchem er durch Einzelbilder »die Stufen der deutschen Entwicklung und zugleich die Abwandlung des mittelalterlichen Herrschertyps« verfolgte. Es ist ebenfalls das geistige Eigentum weitester deutscher Kreise geworden.

Das Streben Hampes, die großen deutschen Persönlichkeiten des Mittelalters in ihrer Vielseitigkeit, in ihrer Gegenwarts- und Zukunftswirkung zu erfassen, ihnen den Dank der nachkommenden Geschlechter zu sichern und ihnen zugleich gerechte Würdigung angedeihen zu lassen, hat auch ihm in den letzten Jahren seines Schaffens zur verlagerten Problematik der jüngsten Geschichtsforschung die Feder in die Hand gedrückt. Zu den Kämpfen um Karl den Großen und Widukind, um Friedrich Barbarossa und Heinrich den Löwen hat er in verschiedenen Aufsätzen das Wort ergriffen [5]), aus denen einmal gründlichste Kenntnis der Tatsachen und der Zeit spricht, zugleich Stolz auf die überragende deutsche Größe im Mittelalter, die sich doch in ihrer europäischen Führerstellung ausdrückte, und die nationale Verantwortlichkeit des Historikers, der die Vielseitigkeit der eigenen Geschichte nicht einseitig verurteilen kann, vor allem nicht die Größten seines Volkes preisgeben will, sondern eben den ganzen Reichtum einer der ruhmreichsten Zeiten Deutschlands stolz bejaht.

Auch in den Bereich der neueren Geschichte erstrecken sich Hampes Forschungen. Sie erwuchsen aus der Notlage unseres Volkes zu Anfang des Weltkrieges, als unsere Truppen den Durchmarsch durch Belgien vollziehen mußten. Den Anschuldigungen unserer Feinde traten damals deutsche Historiker entgegen, um mit ihrer Kenntnis von der geschichtlichen Lage der Hetzpropaganda des Auslandes zu begegnen und insbesondere darzutun, wie fern dem deutschen Volke damals und vor dem Weltkriege jeder Gedanke an eine Eroberung Belgiens gelegen hat. Hampe hat sich mit dem belgischen Problem in verschiedenen Büchern und Abhandlungen auseinandergesetzt, zuerst in dem Aufsatz »Belgien und die großen Mächte« [6]), der in erweiterter Fassung in dem Büchlein »Belgiens Vergangenheit und Gegenwart« (1915) vorliegt. In umfassender Gesamtschau verfolgt er hier die Geschicke des belgischen Gebietes von seiner Frühzeit an und zeigt dem Leser eindringlich das mit dem Zerfall des mittelalterlichen deutschen Reiches darum einsetzende Ringen Frankreichs. Mit der Schilderung des Bruches der 1831 garantierten belgischen Neutralität, zum Teil durch die gegen das Jahrhundertende Deutschland feindlich gegenüberstehenden Garantiemächte selbst, steigert sich die Darstellung Hampes für die Zeit ihrer Entstehung zur größten aktuellen Bedeutung.

Außerdem taucht in dem Büchlein immer wieder der Hinweis auf die deutsch-belgischen Beziehungen auf, die während des Hochmittelalters, dann noch einmal unter Maximilian I. und Karl V. und schließlich im 18. Jahrhundert in der politischen Zugehörigkeit Belgiens zum Reiche bzw. zu einem Reichsteile bestanden und um 1900 durch die flämische Frage eine gewisse Aktualität noch nicht gänzlich verloren hatten. Aus den deutschen Siegeshoffnungen während des Weltkrieges erwuchs ein anderer Aufsatz Hampes, »Das belgische Problem in historisch-politischer Betrachtung« [7]), der diese geschichtlichen Erinnerungen mit Vorschlägen über eine Deutschland sichernde Neugestaltung Belgiens verband. Nachdem wir allerdings ein solches Kriegsende erleben mußten, haben die in diesem Aufsatz niedergelegten Pläne ihre Bedeutung verloren.

Die Beschäftigung Hampes mit dem Aktenmaterial zur belgischen Frage rief auch noch einige aktenmäßige Untersuchungen hervor. Die schon 1915 begonnene Darstellung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Annäherungsbestrebungen zwischen Belgien und Holland, namentlich in den letzten Vorkriegsjahren, und deren endgültiges Scheitern beim Ausbruch des Weltkrieges durch Hollands Neutralität ist ein Werk, welches gerade durch seine vereinzelte Problemstellung das belgische Streben, seine Neutralitätsfesseln zu sprengen, mit reichem Material belegt [8]). Die Untersuchung über die belgische Neutralität und Barrierestellung im 19. Jahrhundert [9]) behandelt vor allem die nach vollzogenem deutschem Truppeneinmarsch vielerörterte Frage: Hatte Preußen bzw. das inzwischen an seine Stelle gerückte Deutsche Reich auf Grund des Abkommens von 1831 als eine der die belgische Neutralität damals verbürgenden Garantiemächte nicht geradezu das Recht des Einmarsches? Es ist kennzeichnend für Hampes strenge Wissenschaftlichkeit, daß er die so gestellte Frage verneinte, weil der alte Garantiebund ja längst auseinandergefallen war, daß er eine brüchige Rechtsbegründung also nicht gelten ließ, statt dessen aber, wie schon in den anderen Werken über die belgische Frage, die stichhaltigen Gründe Deutschlands für seinen Schritt noch einmal stark unterstrich: Verletzung der belgischen Neutralität schon lange vor 1914 durch Deutschlands Gegner, Bedrohung der deutschen Waffenindustrie im Ruhrgebiet, deutsche Garantie von Besitzstand und Unabhängigkeit des Königreiches.

Hiermit ist Hampes Schaffen in aller Kürze umrissen. Zusammenfassend möge das Bild seines wissenschaftlichen Wollens entstehen, das er der Öffentlichkeit in seinen Büchern, seinen Schülern auch in Vorlesungen und Seminaren nahegebracht hat. Im ganzen überwiegt in seinen Werken die politische Problemstellung, oft allerdings ausgeweitet zu einer Kulturschau des gesamten betreffenden Zeitraumes, dem politischen Geschehen gleichsam einen Hintergrund verleihend. Die Folge davon ist, daß, mit Ausnahme des Büchleins vom »Zug nach dem Osten«, wo Hampe dem Leser die Kulturleistung des ganzen deutschen Volkes, aller Stämme und Stände im Osten der frühmittelalterlichen Reichsgrenze eindrucksvoll schildert, immer wieder die Persönlichkeit zum Handlungsträger wird. Diese bleibt zwar immer den jeweiligen Bedingtheiten ihrer Zeit verbunden, wird aber zugleich, wie etwa der große Friedrich II., gegen sie abgegrenzt und in ihrer Einzigartigkeit vor uns gestellt. Hampe war ein Gegner der Milieutheorie; er strebte danach, »dem Ureigenen der Naturen nachzugehen«. Daher lockten ihn vor allem die Höhepunkts- und Übergangsgestalten, und unter diesen waren seine Lieblinge wiederum die weiten, aufgeschlossenen Diesseitsmenschen und Realpolitiker. Nie stehen die von ihm umrissenen Persönlichkeiten im zeitlosen Raum. Immer brachte er sie in Beziehung zu ihrer Zeit als deren Diener, Opfer oder Überwinder. Daher verwahrte sich Hampe auch stets gegen eine Geschichtswertung, welche die Größe einer geschichtlichen Persönlichkeit nach den Idealen einer ganz anderen Zeit mißt. Außer dem nationalen Inhalt seines geschichtlichen Urteils erklärt also vor allem diese Einstellung sein Eintreten für die großen universalen Vertreter der mittelalterlichen germanisch-deutschen Welt, für Karl den Großen und die Staufer. Im allerhöchsten Maße war die Rankesche Forderung auch die seine: Erforschen, wie es wirklich war. Aus eingehendsten Quellenstudien erwuchsen seine bis zum letzten Unbestechlichkeit verratenden Werke.

In diesem Geist hat er auch seine Schüler erzogen:

Digitized by Google

Er hat ihnen immer kritische Sichtung zur Pflicht gemacht und ist ihnen zugleich ein Vorbild an umfassender Überschau gewesen. Sein Forschen stand ganz und gar im Dienste deutscher Notwendigkeiten, und stets wußte er Stolz und Begeisterung für Deutschland, das im Mittelalter einen solchen Höhepunkt erlebt hatte, zu erwecken. Dank und verehrendes Erinnern seiner Schüler, denen er alle Zeit mit Güte und Wohlwollen begegnete, bleiben ihm.

[1]) Über eine Ausgabe der Capuaner Briefsammlung des cod. lat. 11867 der Pariser Nationalbibliothek (Sitzungsberichte der Heidelb. Akad. d. Wiss. 1910, 8. Abh.).
[2]) In »Kämpfer, großes Menschtum aller Zeiten« I. 1923.
[3]) In Colemanns Kleine Biographien 1935; auch schon Hist. Ztschr. 83. 1899.
[4]) »Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt«. 1925.
[5]) »Karl der Große und Widukind« (Vergangenheit und Gegenwart. 1934. Heft 6); »Die Persönlichkeit Karls des Großen« (Karl der Große oder Charlemagne? 1935). »Welfen und Waiblinger« (Zeitwende. 1935. Heft 9).
[6]) In »Deutschland und der Weltkrieg«. 1915.
[7]) In »Deutschland und der Friede«. 1918.
[8]) Belgien und Holland vor dem Weltkriege. 1918.
[9]) Das belgische Bollwerk. 1918.

Tieck, der Romantiker

Edwin H. Zeydels Tieckbiographie [1]) stellt eine vorbildliche Leistung der immer wichtiger werdenden amerikanischen Germanistik dar. Neben ihr wird lediglich noch Köpkes alte Biographie von 1855 ihren Wert behalten; denn Köpke konnte als Mitlebender Quellen benutzen, die allen heutigen und künftigen Tieckforschern auf immer verschlossen sind. Aus neuer Zeit aber liegt sonst keine Arbeit über Tieck vor, die das außerordentlich umfangreiche und zum Teil auch schwer zu beschaffende gedruckte und ungedruckte Material irgendwie ausschöpfte. Zeydel hat auf Grund jahrelanger, hingebender Arbeit die erste allen Ansprüchen genügende Biographie eines führenden Romantikers verfaßt, eine Biographie, wie wir sie z. B. für die Gebrüder Schlegel trotz aller Vorarbeiten noch immer nicht haben. Die Übersetzung dieses Standardwerkes ins Deutsche wäre höchst erwünscht.

Das Hauptergebnis der neuen Biographie muß man darin erblicken, daß sie endgültig die Einheitlichkeit von Tiecks Charakter darlegt, die immer wieder von unhistorisch eingestellten Kritikern mit oberflächlicher Materialkenntnis bezweifelt wird. Auch Zeydel fehlt es keineswegs an der bei seinem Gegenstande notwendigen Kritik; aber sie hält sich im ganzen doch in wissenschaftlichen Grenzen. Die Schriften, die er als besonders beachtenswert hervorhebt, werden in ihrer Bedeutung auch sonst genügend anerkannt, vielleicht mit Ausnahme der gewöhnlich nur Tieckforschern bekannten Vittoria Accorombona. Einzig die hohe Bewertung der Reisegedichte eines Kranken erscheint schwer verständlich. Gewiß sind sie ein Vorläufer von Heines Nordseebildern; aber diese werden in Amerika stark überschätzt.

Tiecks Wesen erscheint in der neuen Biographie als innerlichst romantisch. Der Dichter war ein höchst labiler Stimmungsmensch, der seiner Subjektivität durch das Eingehen in äußere Objektivierungen zu entrinnen suchte; wie Zeydel einmal sagt: »Er war ein Introvertierter, der den Extravertierten zu spielen suchte.«

In dieser Dualität seines Wesens paßt Tieck zunächst einmal ausgezeichnet in die romantische Epoche, die ja allgemein durch ihre zwiespältige, halb bejahende und halb verneinende Stellung zum Individualismus charakterisiert ist. Insbesondere entspricht Tiecks Wesen allen Formulierungen, die sich für die jüngere romantische Gruppe finden lassen, wie erst kürzlich wieder Walter Silz [2]) festgestellt hat. Tiecks Verhältnis zur Romantik ist keineswegs ein zufälliges, wie es einem Leser von Hayms Romantischer Schule noch erscheinen kann.

Andererseits aber erklärt Zeydels (natürlich nicht ganz neue) Anschauung am besten die zahlreichen Wandlungen, denen Tieck zeit seines Lebens unterlag. Schon früheste Schriften, wie etwa das Märchenspiel Das Reh (1790) haben einen durchaus stimmungsmäßigen Charakter. Aber ebenso früh findet sich das Streben, dem bloß Subjektiven zu entfliehen, und so unterliegt Tieck bis 1792 noch dem Einfluß der Aufklärung. Auch in des Dichters Brotarbeit für die beiden Nicolais, die meist eine ziemlich verständnislose Beurteilung findet, ist dasselbe Bestreben spürbar, die allzu große Willkür seines Wesens durch stärkere Betonung des Verstandesmäßigen einzudämmen. Freilich bricht das Subjektive dann doch durch und wird in der gemeinsamen Arbeit mit Wackenroder und in der Berührung mit den Gebrüdern Schlegel zeitweise allein herrschend.

Aber am Ende dieser Periode scheint Tieck der dichterische Glaube in das Verständnis des Lebens durch die bloße Einbildungskraft unzureichend, und es genügt ihm als Gegengewicht auch nicht mehr die Ironie. So sucht er nach einem neuen Halt, den er schließlich in einer Pflege der Geselligkeit, in einer einfachen, praktischen Religion und in einem naiven Glauben an die Wunder des Alltags findet. Die Ziebinger Jahre von 1802 bis 1810 sind Übergangsjahre, bis dann im Phantasus (1812—16) zum ersten Mal die neue, äußerlich realistischere Art des Tieckschen Stiles erscheint. Er behandelt nun in erster Linie Ereignisse und Persönlichkeiten der alltäglichen Welt. Aber dennoch hat er keineswegs mit der Romantik gebrochen, sondern behält dauernd dämonische und ironische Elemente bei. Tiecks nunmehriger »Realismus« ist nur eine neue Form seiner alten Romantikersehnsucht, der Subjektivität seines Charakters einen festen Halt in etwas Objektivem zu geben. Dichterischen Ausdruck findet Tiecks neue Haltung in den besten seiner Novellen und in dem Roman Vittoria Accorombona (die hier zum erstenmal eine wirklich befriedigende Behandlung erfahren). Aber auch seine übrige literarische Tätigkeit in Dresden und später in Berlin muß als eine Bezeugung seines Objektivierungsdranges gewertet werden, nämlich seine Arbeiten über Shakespeare und das elisabethanische Drama (deren Bedeutung Zeydel höchst einleuchtend hervorhebt), seine Ausgaben vergessener deutscher Dichtungen älterer und neuerer Zeit, seine dramaturgischen und im engeren Sinne kritischen Bemühungen. Der alte Tieck wird ein Kritiker und Schriftsteller in einem sehr hohen Sinne, der sich für die Erziehung und Bildung des städtischen Mittelstandes persönlich verantwortlich fühlt. Er dient der Zeit und kommt dadurch, besonders in Vittoria Accorombona, den Jungdeutschen außerordentlich nahe, die er in seinen letzten Novellen doch energisch bekämpft. Daß Zeydel darauf hinweist, ist historisch gesehen richtig, wenn er auch die Bedeutung der Jungdeutschen erheblich zu überschätzen scheint. Überhaupt müssen die über Tieck hinausführenden Bemerkungen Zeydels öfters Zweifel erregen.

Prof. Dr. Ernst Rose
New York University

[1]) Edwin H. Zeidel, Ludwig Tieck, the German Romanticist. A Critical Study. Princeton, Princeton University Press, for the University of Cincinnati, 1935. XVI 406 S.
[2]) Walter Silz, Early German Romanticism. Its Founders and Heinrich von Kleist. Harvard University Press, Cambridge, Mass. 1929.

Die Sprachlehrbücher der

Methode Gaspey-Otto-Sauer

sind hervorragend bewährt im Sprachunterricht an Universitätskursen, im Seminarunterricht, sowie im Privat- und Selbstunterricht.

Es sind erschienen:

Arabisch, Bulgarisch, Chinesisch, Dänisch, Duala, Englisch, Ewhe, Finnisch, Französisch, Haussa, Italienisch, Japanisch, Koreanisch, Lateinisch, Litauisch, Marokkanisch, Neugriechisch, Neupersisch, Niederländisch, Norwegisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Serbisch, Spanisch, Suaheli, Tschechisch, Ungarisch

Ebenso erschienen Lehrbücher der wichtigsten Sprachen in 20 verschiedenen fremdsprachigen Ausgaben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Man verlange ausführliche Kataloge

JULIUS GROOS, VERLAG, HEIDELBERG

Frühe deutsche Lyrik

Man kann darüber, ob der Herausgeber Hans Arens für das Buch »Frühe deutsche Lyrik« eine andere Auswahl der Dichter und Dichtungen hätte treffen können, verschiedener Meinung sein. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, die Reichsdichtung Walthers von der Vogelweide stärker zu berücksichtigen, oder Friedrich von Hausen und Reinmar mehr zu Worte kommen zu lassen: aber diese und manche anderen Ausstellungen treten gegen die erfreuliche Tatsache zurück, daß die idealistische und realistische Lyrik mhd. Zeit in einem gut ausgestatteten Buche wieder einmal zusammengestellt ist.

Knappe Lernhilfen geben auch dem Nichtfachmann die Möglichkeit, die Texte zu verstehen. Aber Lyrik wurde vorgetragen und teilweise gesungen. Auch der Laie sollte die Möglichkeit haben, die Schönheit der Verse durch lauten Vortrag zu ihrer vollen Wirkung kommen zu lassen. Dann müßte aber in dem Buche eine Anleitung für die Aussprache des Mhd. gegeben werden. Diese Anleitung fehlt; sie wird sich in einer neuen Auflage mühelos nachholen lassen. Professor Arthur Hübner hat dem Buche eine kluge Einleitung über mhd. Dichtung vorangestellt; Bildnisse der Dichter sind der großen Heidelberger Liederhandschrift entnommen; Wiedergaben von Gestalten aus der damaligen Zeit beleben den Text und ein biographischer Anhang bietet alles Wissenswerte.

Das lebendige Buch möge für die Schönheit der Dichtung aufgeschlossene Leser finden. G. L.

Frühe deutsche Lyrik. Ausgewählt und erläutert von Hans Arens. Mit einer Einleitung von Prof. Arthur Hübner. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin 1936. 460 S. RM. 4.80.

Geschichte der deutschen Kultur

Wie man ein berühmtes Buch ohne wesentliche Änderung seines Textes wieder lebendig machen und der Gegenwart nahe bringen kann, sieht man an der vierten Auflage von Georg Steinhausens »Geschichte der deutschen Kultur«.

Der Text wurde von dem Bearbeiter, Dr. Eugen Diesel, in zahlreiche Kapitel und Abschnitte zerlegt und durch neue Überschriften plastisch gestaltet. So ergibt sich die gar nicht zu hoch zu schätzende Möglichkeit, das Werk hier und da aufzuschlagen und ein solches geschlossenes Kapitel in sich aufzunehmen.

Diese Einteilung ist nach modernen Gesichtspunkten gestaltet und gibt dadurch dem Buche die Zeitnähe.

Das Buch ist so das bleibende Denkmal für den im März 1933 verstorbenen Verfasser, der es in vielen Jahrzehnten immer neu bearbeitet hat. Manche Generation hat durch dieses Buch deutsche Kulturgeschichte gelernt und dann durch tätige Mitarbeit Kenntnisse und Erkenntnisse vertiefen können.

Nach dem Muster der im gleichen Verlage erschienenen »Deutschen Volkskunde« sind die Abbildungen in einem Bilderatlas, für den der Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig, Dr. Friedrich Schulze, verantwortlich zeichnet, zusammengestellt. Kurze Legenden erläutern die Bilder und geben eine Kulturgeschichte in nuce, die ohne weiteres zu der geschlossenen Darstellung des Textbandes hinleitet. Etwas merkwürdig berührt, daß die Bilder kaum über das Jahr 1870 hinausgehen und daß ohne einen richtigen Übergang Abbildungen aus jüngster Zeit folgen. Hier wäre bei einer späteren Auflage eine größere Gleichmäßigkeit dringend zu wünschen.

Die Darstellung des Textes führt nur bis an die Schwelle des Dritten Reiches. Sie zeigt das Ringen um eine neue Kulturmöglichkeit und den Sieg des Gedankens der Zusammenfassung aller Kräfte zu einem einheitlichen Wollen. G. L.

Textband: Geschichte der deutschen Kultur von Prof. Dr. Georg Steinhausen. Neubearbeitet und erweitert von Dr. Eugen Diesel. 557 S.

Bilderatlas: Bilderatlas zur deutschen Kulturgeschichte von Dr. Friedrich Schulze unter Mitarbeit von Dr. Werner Schulze. 474 S. — Bibliographisches Institut in Leipzig.

Digitized by Google

WALTER HOF, Darmstadt

Wort und Bild bei Hölderlin

Hölderlins Wörter sind beseelte Organismen. Gefühl und Klang verbinden sich zur Einheit der Stimmung, in der der rationale Wortgegenstand, der mit diesem Wort gewöhnlich bezeichnete Begriff oder das damit gemeinte Ding, mehr oder minder untergeht. Freilich darf »Stimmung« nicht mißverstanden werden als augenblicksgebundene, persönliche Gefühlslage, der eine feste, fremde, objektiv bestehende Außenwelt gegenübersteht. Wer von Stimmung bei Hölderlin spricht, muß das Wort so verwenden wie die Maler, wenn sie von einer Abendstimmung reden. Hier verliert die Trennung von subjektiv und objektiv ihren Sinn, weil das Gemeinte ihr vorausliegt. In dieser Bedeutung sind Stimmungen die großen Daseinsweisen, die Mensch und Natur gleichermaßen ihre Form geben, sie werden zugleich als die großen Daseinskräfte empfunden. All-einiges Daseinsgefühl ist das Anfängliche. Ein Späteres ist das Erlebnis des Wechsels der Stimmungen, und noch später ist das Erkennen, daß nicht nur im Ganzen die Stimmungen wechseln, sondern daß auch zwischen den einzelnen Menschen und zwischen Mensch und Natur die Gleichstimmigkeit zerreißen kann. Entfremdung ist die Folge, sie wird als Leid empfunden (Abendphantasie). Freude und Leid sind die obersten Stimmungen in Hölderlins Welt, aber auch sie sind nicht gemeint als subjektive Stimmungen, Launen des Augenblicks von bloß persönlicher Bedeutung, sondern als waltende Mächte der Welt wie Abend und Morgen, Leben und Tod. Es bleibt als letzte Aufgabe, die Einheit der lebendigen Stimmung wiederzufinden durch eine Sinngebung des Leides (Hyperion) oder durch Sühne der Schuld, die zur Entfremdung und zum Leid führte (Empedokles).

Bei dieser organischen Grundstimmung ist es sinnwidrig, Wortklang und Wortsinn zu trennen. Wenn Hölderlin »Vater« sagt, so ist darin das Gefühl des Väterlichen mit dem Wortklang zur untrennbaren Einheit der Stimmung »Vater« verschmolzen. Der Begriff des Erzeugers wird dabei in viel höherem Maße nebensächlich (vielleicht sogar sinnstörend), als bei allen anderen Dichtern dieser Zeit. Ähnlich ist es mit dem Wort »Vaterland« (zu Anfang der Schrift »Über das Werden im Vergehen«), das die lebendige Gemeinschaft von Mensch und Natur meint, also nicht den üblichen Wortgegenstand, sondern nur die in ihm wirkende Kraft. Sehr klar wird das Wesen der Stimmung in Hölderlins Adjektiven. Eines, das er besonders liebt, ist »sicher«. »Drum wohl ihm, welcher fand ein wohlbeschiedenes Schicksal, wo noch der Wanderungen und süß der Leiden Erinnerung aufrauscht am sichern Gestade« (Der Rhein). »Da ich ein Knabe war . . ., da spielt ich sicher und gut mit den Blumen des Hains« (Die Jugend). Das Gefühl der Geborgenheit, das den ganzen letzten Satz durchwaltet, verdichtet sich besonders in den Stimmungen »sicher« und »gut«. »Gut« vermag das Gemeinte vielleicht am besten zu erhellen: Der ethische Begriff »gut« hat mit der Stimmung »gut« gar nichts zu tun. In derselben Richtung liegt Hölderlins Vorliebe für substantivierte Adjektive, vor allem in neutraler Form, die am wenigsten im üblichen Sinn Gegenständliches birgt: »Mög ein Besseres noch das menschenfreundliche Mailicht drüber sprechen« (Der Gang aufs Land); ». . . denn Großentschiedenes hatten in der Seele die Männer« (Patmos).

Im vorletzten Beispiel tritt schon jener vergleichslose Komparativ auf, den Hölderlin so häufig wie vielleicht kein anderer deutscher Dichter gebraucht. Früher schon hatten die Dichter ihre Sehnsucht nach einer höheren, besseren Welt in diese Form gegossen. Bei Christian Günther tritt sie gelegentlich auf. Klopstock hat sie dann durch häufigen Gebrauch in der deutschen Literatur heimisch gemacht. Auch der junge Schiller gebraucht sie gern, besonders in den Lauraoden: »Eine schönere Aurora rötet, Laura, dann auch unsrer Liebe sich« (Phantasie an Laura). Bei ihm ist das Verglichene noch deutlich mitzuhören: als im traurigen Jetzt. Nur grammatisch, nicht gedanklich ist der Komparativ vergleichslos. Bei Novalis ist es schon anders: »Und wie die Liebe sich in tiefere Entzückungen verlor, erwacht' ich immer mehr, und das Verlangen nach innigerer, gänzlicher (der gedankliche Superlativ) Vermischung ward dringender mit jedem Augenblick« (Astralis. Heinrich v. Ofterdingen II.). Novalis Komparative sind voll schwüler, drängender Chromatik, sie sind erfüllt von ekstatischem Gefühl, das zum Unendlichen auffliegt und sich in ihm auflöst. Der rationale Vergleich wird sinnlos, der Positiv verschwindet, es bleibt nur die vorwärtsdrängende Steigerung des Gefühls, die vergessen hat, woher sie kommt. So ist aus dem statischen Vergleich über die Auflösung zuerst der grammatischen, dann der gedanklichen Zweiheit dynamisch einheitlicher Gefühlsschwung geworden.

Ganz anders bei Hölderlin. Er beginnt in Schillers Art, die den Positiv noch deutlich anklingen läßt: »Zeig ihr deiner Weisheit reinre Wonne, wie sie hehrer deiner Wetter Schauernacht, heller deinen Himmel, schöner deine Sonne, näher deinem Throne die Gestirne macht« (Die Meinigen). Aber in seinen reifen Gedichten verschwindet auch die logische Bezogenheit des Komparativs. »Heilig Wesen! gestört hab ich die goldene Götterruhe dir oft, und der geheimeren, tiefern Schmerzen des Lebens hast du manche gelernt von mir« (Abbitte). ». . . Die vorbereiteter in Tiefen der Zeit und deutungsvoller und vernehmlicher uns hinwandeln zwischen Himmel und Erd und unter den Völkern« (Das himmlische Feuer). Nicht mehr Vergleich ist der Sinn dieser Komparative, aber auch nicht dynamisches Drängen wie bei Novalis. Es ist etwas Klarfließendes in ihnen, ein Schweben zwischen Oben und Unten, ein Hinwandeln zwischen Himmel und Erd. Die Einheit der Stimmung ist in ihnen verkörpert, in der das Leben seine Wage in Schwebe hält. Beides klingt in diesen Formen mit: der gedankliche Positiv wie der gedankliche Superlativ. Sie tasten nach der einen Seite und nehmen das »Mehr« in sich auf. nach der andern und erhalten das »Weniger«, Hölderlin braucht diese Komparative kaum je in Verbindung mit dem Tätigkeitswort. »Geheimere, tiefere Schmerzen« sind nicht solche, die immer zunehmen an Verborgenheit und Tiefe, sondern solche, die ihrem Wesen nach die Mitte halten zwischen Oberfläche und äußerster Tiefe. Es ist die Stimmung der schwebenden, nicht genau bestimmbaren Mitte, die diese Formen beseelt. In den philosophischen Schriften treten sie ebenfalls auf, bleiben aber auch da Stimmungen, wie am deutlichsten das häufige »unendlicher« beweist, das als rationaler Wortsinn Unsinn wäre. —

Ebenso wie seine Wörter sind Hölderlins Bilder Stimmungen. Würde man von metaphorisch verwendeten Wörtern sprechen, so müßte man ihren Sinn verfehlen. Van Goghs Bilder beweisen, daß in seiner Welt Sonnen kreisende Flammengebilde, gepflügte Äcker wogende Flüsse und Zypressen schwarze Flammen sind. Auch diese Ausdrücke treffen noch nicht. Man müßte unter Sonne, Acker und Zypresse verstehen, was man da sieht. So ist es auch bei Hölderlin. Im Gedicht auf Heidelberg heißt es: ». . . und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog«. Soll man da erklären: Der Strom ist noch nicht sehr breit und noch nicht sehr weit von seiner Quelle entfernt, also nennt ihn Hölderlin einen Jüngling? Das wäre die Art der »scheinheiligen Dichter«, die Hölderlin schilt. »Jüngling« steht nicht für ein Anderes, einen abstrakten Sinn etwa, denn es kommt schon bei der einfachen Verwendung der Worte bei Hölderlin nicht an auf den eigentlichen Wortgegenstand, den jungen Mann, sondern auf die objektive, Mensch und Natur durchwaltende Stimmung des Jugendlichen. Von Naturbelebung sollte man nicht sprechen, sondern von lebendiger Natur.

Lebendig ist die ganze Natur; darum ist sie fast stets tätig und bewegt, nicht nur dort, wo sie es »wirklich« ist, wie im Beispiel des Stromes. Auch hier mag der Blick auf van Gogh vor dem Wort »übertragene Bedeutung« bewahren. Schön offenbart sich dies Leben der Natur in dem Gedicht auf Heidelberg. Andere Dichter sehen das Schloß vornehmlich als ruhend, in die Ebene hinab oder in den Himmel hinaufschauend. Das dürfte der Durchschnittseindruck sein. Zugleich spräche man hier mit Recht von Naturbelebung. Hölderlin: »Aber schwer in das Tal hing die gigantische, / schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund / von den Wettern zerrissen; / doch die ewige Sonne goß / ihr verjüngendes Licht über das alternde / Riesenbild, und umher grünte lebendiger / Efeu; freundliche Bilder / rauschten über die Burg herab. / Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Tal, / an den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold, / deine fröhlichen Gassen / unter duftenden Gärten ruhn.« Wenn man all diese Worte in dem bezeichneten Sinn als objektive Stimmungen faßt, dann wird spürbar, daß hier nicht »bildlich gesprochen« wird, daß nicht ein Vergleich zwischen dem Einen und dem Anderen stattfindet, sondern daß das einheitliche Leben der Natur in diesen Worten Gestalt gewinnt. Die Natur ist nicht tot, denn sie kann ruhen, und das ist nur eine der Stimmungen, der Daseinsweisen ihres Lebens. So kann Hölderlin nur reden, weil schon seine einfachen, nicht »bildlich gebrauchten« Wörter Stimmungen sind. Es macht nichts aus, ob sie das Übliche oder das Nichtübliche bezeichnen.

»Heidelberg« steht im Übergang. Im ersten Teil des Gedichts verwendet Hölderlin noch eine Reihe Wie-Vergleiche. Die Brücke schwingt sich über den Strom, »wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt«. Ein Zauber fesselt den Schauenden »wie von Göttern gesandt«. Der Strom zieht in die Ebene, »traurigfroh, wie das Herz . . .«. Diese Art steht noch den Hymnen im Schillerton nahe; dort hieß es: »Schön und stolz wie Göttersöhne hangen Felsen an der mütterlichen Brust« (Hymne

Digitized by Google

an die Göttin der Harmonie). Das ist noch metaphorischer Vergleich in seiner bezeichnenden Blässe. Anders, dichter schon die Wie-Vergleiche in »Heidelberg«. In den späten Gedichten werden die Vergleiche sehr selten, ganz verloren gehen sie nicht. Aber nun heißt es: »Knospen ähnlich« oder »Schlangen gleich« (Der Winkel von Hahrdt, Erntezeit). Das Beziehungswort »wie« verschwindet, und damit verliert auch der Vergleich seine Dualität. Man braucht nur die beiden Wörter als eines zu schreiben: »Knospenähnlich« ist eine Stimmung.

Das Gedicht auf Heidelberg bewegt sich von einer gewissen Fremdheit des Ansprechens im Anfang zu immer innigerem Mitleben im Leben der Landschaft fort. Wie dieser Fortgang der Stimmung, so ist auch der Gebrauch der Bilder in diesem Gedicht bezeichnend für Hölderlins Entwicklung. Wir brauchen nur den bisher eingeschlagenen Weg rückwärts zu gehen, um das zu erkennen. »Wie der Vogel des Walds . . .«, »das alternde Riesenbild«, »der Jüngling, der Strom«. Der Vergleich schwindet nicht nur grammatisch, sondern auch gedanklich immer mehr, und es bleibt die Einheit der Stimmung, die immer dichter, immer personhafter wird. Denn in welchen Wörtern ließe sich die einheitliche Daseinsweise des Lebens aussprechen, wenn nicht in denen, die schon auf Grund ihrer Alltagsbedeutung lebendige Stimmung in sich tragen, in den Tätigkeitswörtern, in den Substantiven, die menschliche Daseinsweisen bezeichnen. Arm ist unsere Sprache an unmittelbaren Ausdrücken für das »innige«, allgemeinsame Leben der Natur. Wer aber von ihm sprechen will, muß das Lebendige und Persönliche mit Wörtern preisen, die in ihrer Stimmung persönlich sind. Am Ende dieses Weges erscheinen die Götter.

Geschichte der Heidelberger Universität

Die Geschichte einer Universität kann auf sehr verschiedene Weise geschrieben werden: sie kann eine chronologische Aufzählung aller für eine Hochschule wichtigen Daten, Namen und Werke enthalten, eine Untersuchung historischer Fragen speziellen Charakters geben oder aber sie kann sich bewußt die Einordnung und Bedingtheit der Entwicklung und Geschicke der Universität in und durch die allgemeine Geschichte zum Ziel setzen. Der letzte Weg, den Ritter gewählt hat, wird sich stets als der fruchtbarste erweisen, denn die Geschichte einer Universität ist ein Abbild der Zeit, das Allgemeine spiegelt sich im einzelnen wieder. Die Hochschule ist Verkünderin und Vorkämpferin neuer Erkenntnisse, die ihren Ausdruck im öffentlichen Leben oft erst spät finden und zugleich Erhalterin und Bewahrerin der Tradition im Ansturm des Neuen. Blüte und Verfall einer Lebensform, eines Staates finden wir wieder in dem Schicksal einer Universität als Ausdruck des Aufschwungs, der Stagnation und des Rückgangs wissenschaftlichen, geistigen und kulturellen Lebens. Gerhard Ritter setzt sich mit diesen Tatsachen in der Vorrede zu seinem Werk: »Die Heidelberger Universität«, »Ein Stück deutscher Geschichte«, auseinander: »Man kann die Geschichte der Heidelberger Hochschule nicht anders erzählen, denn als ein Stück deutscher Geschichte. Nicht als ob damit der volle Inhalt ihres geistigen Lebens bereits umschrieben wäre. Nirgends wäre eine national verengerte Geschichtsbetrachtung weniger am Platze, nirgend drängen sich die universalen Gesichtspunkte mit stärker fühlbarer Notwendigkeit auf, als in der geistesgeschichtlichen Arbeit. Überdies gehört die hervorragende Rolle, die den deutschen Universitäten als Trägerinnen einer einheitlichen . . . Geisteskultur in der Entwicklung unseres Nationalbewußtseins zugefallen ist, erst der Geschichte der letzten Jahrhunderte an. Sie ist das natürliche Ergebnis der allgemeinen politischen Verhältnisse Deutschlands gewesen und von den Gelehrtenkorporationen zunächst keineswegs erstrebt worden. Sie alle haben sich vielmehr seit den Tagen der mittelalterlichen Scholastik . . . in erster Linie als Mitglieder einer großen abendländischen Gemeinschaft des Geistes empfunden. Aber wenn es Recht und Pflicht der Wissenschaft selber ist, allein nach den ewigen Sternen emporzublicken, die in strenger Unnahbarkeit über allen Völkern und Zeiten thronen, so bleibt ihrer Geschichtsschreibung doch das Vorrecht, auch auf den Boden der mütterlichen Erde zu achten, der ihr irdisches Leben nährt und trägt.«

Der vorliegende erste Band dieser Geschichte der ältesten deutschen Universität behandelt das Mittelalter — die Zeit von 1386/1508 —, und zwar schildert Ritter im ersten Buch die geschichtlichen Voraussetzungen der Gründung, das durch das Schisma und die dadurch bedingte Abwanderung deutscher Akademiker von der Mutterschule Paris hervorgerufene Bedürfnis nach einheimischen Hochschulen und die realpolitischen Pläne des Stifters Ruprecht I. von der Pfalz, und die Gründung selbst, ein Ergebnis des engen Zusammenwirkens der geistlichen und weltlichen Gewalt. Anschließend wird das innere Leben der Hochschule, die Organisation in rechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht dargestellt, ferner der Aufbau des Lehrbetriebes der Fakultäten, insbesondere der artistischen und theologischen, — Jurisprudenz und Medizin traten zunächst zurück »da ihre praktische Tendenz sich wenig harmonisch in den streng kontemplativen Geist der eigentlichen Scholastik« in »die stolze oder vielmehr fromme Erhabenheit über alle äußeren Zweck- und Nützlichkeitsgedanken« fügte.

Der dritte Band — er gibt die geschichtliche Entwicklung — steht schon durch die Teilnahme der Universität an den Reformkonzilien in engster Beziehung zu der allgemeinen Geschichte. Reformtendenzen und geistige Gebundenheit, geistliche und weltliche Machtansprüche, kaiserliche und landesherrliche Politik bestimmen die Haltung der Heidelberger Hochschule. Die Reformversuche erstrecken sich bis ins innerste Leben der Universität: die Restaurationsversuche von 1452, der Wegestreit — ein Nachklang des alten Gegensatzes von Nominalismus und Realismus (1) —, endlich die folgenreiche Rezeption des römischen Rechts — die weltliche, juristische und die medizinische Fakultät gewinnen erst jetzt Bedeutung — und das Eindringen des Humanismus an Hof und Hochschule.

Hiermit wäre der äußere Rahmen dieser Universitätsgeschichte angedeutet; was sich hinter dieser lebendigen, vielseitigen Darstellung von Zeitgeschichte und Persönlichkeiten birgt an Mühen und entsagungsvoller Kleinarbeit, kann nur der Fachwissenschaftler beurteilen; über Fachkreise hinaus aber wird diese Universitätsgeschichte als Beitrag zur Geschichte des Spätmittelalters gelesen werden. Erwähnt seien noch die Beilagen und Exkurse (sowie die Tafeln), deren Anfügung dankbar begrüßt wird. Wenn bei dieser Leistung noch einem Bedauern Ausdruck gegeben werden darf, so ist es dies, daß der Verfasser nicht in weiterem Maße als geschehen die Quellen unmittelbar zu uns sprechen läßt.

Abschließend sei gesagt, daß die Aufgabe, die Ritter sich stellte, gelöst wurde, »nämlich die Geschichte der Heidelberger Universität — der pfälzischen, badischen und nationalen Hochschule wie der Werkstätte gelehrter Forschung — im lebendigen Zusammenhang der deutschen Gesamtgeschichte und schließlich der abendländischen Geistesgeschichte zu erfassen«.

I. Pracht

[1]) es sei hier auch auf die »Studien zur Spätscholastik« verwiesen, in denen R. in Einzelforschungen seine Auffassung der Spätscholastik als eines »Selbstheilungsprozesses« — im Gegensatz u. a. zu der Dekadenzthese R. Stadelmanns — darlegt.

Gerhard Ritter: Die Heidelberger Universität Bd. I Das Mittelalter. XVI, 533 S., 7 Tafeln. Geh. RM. 18.50. in Halbpergament RM. 22.—. 1936. Carl Winter, Heidelberg.

Die Wiedergewinnung der großen Heidelberger Liederhandschrift

Viele von den Festgästen, die die Stadt Heidelberg und die Universität zu dem Jubiläum begrüßen, werden auch einen Blick auf die große Heidelberger Liederhandschrift werfen, die eine Zierde der Universitätsbibliothek und das anschaulichste Denkmal der großen mittelhochdeutschen Dichtung ist. Es ziemt sich vielleicht aus diesem Anlasse des Mannes zu gedenken, der die Liederhandschrift für Deutschland aus französischem Besitze zurückgewonnen hat. Es war, wie bekannt, der Buchhändler Karl J. Trübner; ein Heidelberger Kind.

Während seines Aufenthaltes im Geschäft seines Onkels Nikolaus Trübner in London hatte er schon von der berühmten Handschriftensammlung des Lord Ashburnham gehört, und es wurde ihm dann bekannt, daß dieser Lord seine Sammlung veräußern wollte. In dieser Sammlung waren 166 Handschriften und Handschriftenreste enthalten, die aus französischen Bibliotheken stammten. Wenn diese Handschriften wieder nach Frankreich kamen, so wurden die dort vorhandenen anderen Teile ergänzt und gewannen an Wert. Darauf baute Trübner seinen Plan. Er sicherte sich das Vorkaufsrecht auf diese Handschriften bei Lord Ashburnham, bot sie dem Generaldirektor der Bibliothèque nationale in Paris an und bedang sich aus, daß neben einem Barbetrag die Manessische Liederhandschrift das Tauschobjekt sein sollte. Dadurch wurde die ganze Sache dem Generaldirektor schmackhaft gemacht, denn die große Liederhandschrift war ja eigentlich für Frankreich von keiner kulturellen Bedeutung.

Die Verhandlungen wurden Ende des Jahres 1887 und Anfang 1888 geführt. Es war aber nun notwendig, die Manessische Liederhandschrift durch das Reich übernehmen zu lassen. Trübner fuhr mit einer besonderen Empfehlung des Großherzogs von Baden nach Berlin, und der Großherzog versprach ihm, auch direkt an den Kaiser zu schreiben. Die Verhandlungen in Berlin mit dem Kultusminister v. Goßler und mit Althoff, den Trübner von Straßburg her genau kannte, wickelten sich aber doch nicht so ganz einfach ab, wie Trübner geglaubt hatte. Nach einer recht erregten Sitzung verließ er das Ministerium und fuhr kurzerhand zur Bahn. Er schickte an Althoff noch ein Schreiben, in dem er ihn von seiner Abreise verständigte. — Nun lag aber doch das Handschreiben des Großherzogs von Baden an den Kaiser vor, und der Kaiser hatte schnellen Bericht über den Verlauf der Angelegenheit verlangt. Was war zu tun? Althoff setzte ein Telegramm auf, und als Trübner in Frankfurt a. M. ankam, wurde das Telegramm am Zug ausgerufen. Es lautete kurz: »Bitte um Rückkehr. Mit allem einverstanden!« Trübner fuhr nach Berlin zurück. Ministerialdirektor Althoff begrüßte ihn zunächst nicht gerade mit einem freundlichen Lächeln, aber er kannte Trübner, und Trübner kannte Althoff auch.

So ist, was Politik in früherer Zeit nicht hatte zustande bringen können, durch einen verhältnismäßig einfachen Tauschhandel, bei dem jede der beiden Parteien zur Erfüllung ihres Wunsches kam, die große Manessische Liederhandschrift Deutschland zurückgewonnen worden. G. I.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährl. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I. VJ. 3

Digitized by Google

MEDICAL & GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.

JUL 30 1936

Auslandsnummer

Berlin, 5. Juli 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 13

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Französische Wissenschaft

In Fortsetzung der bisher erschienenen Auslandsnummern »Schwedisches Geistesleben« und »Italienische Wissenschaft« übergeben wir heute der Öffentlichkeit eine Frankreich-Nummer, deren Vorbereitung auf unsere Bitte hin die Zweigstelle Paris des Deutschen Akademischen Austauschdienstes e. V. übernommen hat.

Es soll die Aufgabe dieser Nummer sein, einen Überblick zu geben über diejenigen Probleme, Forschungen und Tendenzen, die im Augenblick im Vordergrund des wissenschaftlichen Lebens in Frankreich stehen. Wir hoffen, daß diese Nummer, die kurz vor den Olympischen Spielen erscheint, ein Baustein ist zu einer engeren zwischenstaatlichen Zusammenarbeit auch auf wissenschaftlichem Gebiet.

Den französischen Gelehrten, die an dieser Nummer mitgearbeitet haben, und der Zweigstelle Paris des Deutschen Akademischen Austauschdienstes sagen wir auch an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank.

Die Schriftleitung

INHALT

FROMONT: Die Geschichte der sozialen Doktrinen in Frankreich seit 1920
CONGAR: Tendenzen und Bewegungen der katholischen Theologie im heutigen Frankreich
DE PURY: Die reformierte Kirche und die Theologie
BASDEVANT: Der gegenwärtige Stand des Studiums des internationalen Rechts in Frankreich
CHEVALLIER: Die jüngsten physikalischen Forschungen in Frankreich
BOLL: Die Lage der Chemie
LECOMTE DU NOÜY: Fortschritte d. biologischen Wissenschaften in Frankreich seit 4 Jahren
RABAUD: Die zoologische Forschungsarbeit in Frankreich
COMBES: Die botanischen Forschungen in Frankreich
Besprechungen

Prof. PIERRE FROMONT, Rennes

Die Geschichte der sozialen Doktrinen in Frankreich seit 1920

M. P. Fromont, geboren 1896. — Professor der Rechtsfakultät an der Universität von Rennes seit 1926. Liest politische Ökonomie und Geschichte der ökonomischen Doktrinen. Hat auf diesem Gebiet eine Anzahl Aufsätze veröffentlicht:

Das Gesetz des nicht proportionellen Ertrages (1928);
Die internationale Arbeitsteilung und der ökonomische Wiederaufbau Europas (1931) etc.

Liest landwirtschaftliche Ökonomie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Rennes und wurde 1935 zum korrespondierenden Mitglied der Landwirtschaftlichen Akademie gewählt. Hat auf diesem Gebiet veröffentlicht:

Essay über die Krise der Landwirtschaft (1930);
Die Krise der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten und ihre Deutungen (1932) etc.

Die politische und soziale Geschichte von Frankreich weist seit 1920 eine durchaus bemerkenswerte Eigenheit auf. Bis dahin hatte dies Land seinen Nachbarn das Beispiel der Umwälzung gegeben; 1789, 1830, 1848 manifestieren die Lebendigkeit des nationalen revolutionären Gärungsstoffes; aber das sind nicht nur französische Daten; es sind auch, mit mehr oder weniger angezweifeltem Charakter, europäische Daten. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts scheint Frankreich seinen revolutionären Schwung verloren zu haben; die große Krise des Krieges hat es anscheinend nicht aus seiner Erstarrung gerissen. Es bleibt auf politischem Gebiet dem parlamentarischen Régime, auf ökonomischem Gebiet dem kapitalistischen Régime hartnäckig treu. Andere Länder, wie Deutschland, Italien, Rußland ergreifen die Initiative der Neuerungen. Man könnte daraus auf eine gewisse Erstarrung des französischen Denkens schließen: weil es jede schöpferische Einbildungskraft verloren hätte, wäre es nun unfähig, den Menschen neue Formen der Organisation vorzuschlagen. Das wäre aber ein falscher Schluß: seit 15 Jahren sind neue soziale Systeme manches Mal aufgestellt und dem Urteil des Landes vorgelegt worden. Es ist sogar schwierig, aus ihnen eine Auswahl zu treffen, die nur eine kleine Anzahl betreffen soll.

Betrachten wir zuerst die sozialistische Strömung, in weitestem Sinne verstanden, unter Einschluß aller Doktrinen, die eine Ausdehnung des Kollektivbesitzes auf Kosten des Privatbesitzes fordern.

Der marxistische Sozialismus, dessen berühmtester Vertreter im Parlament, Herr Léon Blum, zugleich der hervorragendste Theoretiker ist, zeigt ein Programm, das gewisse traditionelle Festlegungen im Halbschatten läßt und Dinge, die Marx zurückgewiesen oder vernachlässigt hatte, aufnimmt. So wird der Regierungsantritt des sozialistischen Régimes nicht nur hingestellt als bestimmt durch die historischen Gesetze der Evolution; man zeigt ihn uns vor allem als wünschenswert aus Gründen der Logik und der Rechtlichkeit, als Vernichter der Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Man beschreibt ihn uns nicht nur als das Régime, das den Wohlstand der Arbeiterklasse erhöhen, sondern vor allem als das, das ein intellektuelles und moralisches Erblühen erwirken und den Massen gestatten soll, an den Wohltaten der Kunst und Wissenschaft teilzunehmen. Die materialistische Ansicht des marxistischen Sozialismus wird also zurückgedrängt; so kommt man auf den französischen Sozialismus von vor 1848 zurück, dessen geistige Bestrebungen Marx verspottet hatte. Ebenso steht die revolutionäre Seite der Doktrin nicht mehr allein im Vordergrund; wenn man auch durchaus die Notwendigkeit des Umsturzes aufrechterhält, so weist man doch nicht mehr die Reformen zurück, man gibt ihre Nützlichkeit und ihre Zweckmäßigkeit zu. Ferner ist die Doktrin weniger streng internationalistisch; man hält an der Interessengemeinschaft der verschiedenen Nationen fest, aber man spricht nicht mehr von der Unterdrückung der Nationen; man muß »sie wie Schwestern um den gemeinsamen Herd setzen [1]), jede mit ihrem besonderen Geist und ihrem einander verwandten Gesicht.«

Andere Geister sind noch kühner; und ihre Konstruktionen zeigen uns den sogenannten Neosozialismus. Vielleicht muß man darin sogar zwei Ausdrucksformen unterscheiden. Die erstere, die von 1927 bis 29 datiert und deren Vertreter J. Moch, H. Dubreuil und Ch. Spinasse sind, trägt das Gepräge des damals herrschenden wirtschaftlichen Wohlstandes; sie meint, daß der traditionelle Sozialismus sich zu ausschließlich mit der Verteilung der Reichtümer befaßt hat. Unbewußt wiederanknüpfend an die Saint-Simonistische Doktrin vom Anfang des 19. Jahrhunderts, wendet sie sich einem produktivistischen System zu: man muß eine Vergrößerung der Produktion erstreben, denn eine Einschränkung der Produktion würde weniger dem Reichen schaden als dem Armen ein wenig Überfluß entziehen; man muß also ohne Zurückhaltung die modernen Methoden wie die amerikanischen und im besonderen die Rationalisierung annehmen. Bezeichnet die letztere nicht »den Bankrott des freien Wettbewerbes und die Notwendigkeit rationeller Organisation«? — Einige Zeit später, im Jahre 1933, taufte eine andere Strömung sich selbst »Neosozialismus«. Ihre Hauptvertreter sind M. Déat, A. Marquet, B. Montagnon. Ihre Doktrin ist in dem Triptyk zusammengefaßt: »Ordnung, Autori-

Digitized by Google

tät, Nation«. Die Betonung, die auf die Begriffe Ordnung und besonders Autorität gelegt wird, bedeutet einen halben Bruch mit dem demokratischen Sozialismus, der immer der französische Sozialismus gewesen ist; die Aufnahme des nationalen Rahmens als Gebiet der Reformen bezeichnet eine Trennung von dem marxistischen Internationalismus, und diese Trennung wird endgültig durchgeführt durch die Natur der Zusammenwirkungen, die die Neosozialisten betreiben: sie beschränken sich nicht nur auf die Arbeiterklasse, sondern appellieren an die mittleren Schichten: Bauern, Krämer, Handwerker, Kleinrentner, um den Kampf gegen die kapitalistischen Mächte zu führen und die großen Betriebe wie Banken, Transportunternehmungen, Versicherungen, Bergwerke usw. in die Hände der Allgemeinheit zu bringen. Der Sozialismus ist also nicht mehr der Ausdruck des alleinigen Interesses der Arbeiterklasse, er strebt danach, national zu werden durch den Inhalt, wie er es, nach seinem eigenen Bekenntnis, durch den Rahmen geworden ist.

In dieser Richtung war dem Neosozialismus der Arbeitersyndikalismus vorangegangen. Dieser hatte, seit 1920, einen Plan vorgelegt, dessen Weisheit nicht genügend anerkannt worden ist. Der allgemeine Arbeitsbund (Confédération Générale du Travail), Organ der Arbeitersyndikate, hatte, zum Zweck des Studiums der Wirtschaftsprobleme, den »Wirtschaftsrat der Arbeit« (Conseil Economique du Travail) geschaffen; im Gegensatz zu den Erwartungen, die die syndikalistischen Doktrinen der Vorkriegszeit entstehen lassen konnten, umfaßte dieser Rat andere Mitglieder als Arbeiter. Er appellierte an 3 Kategorien von Mitarbeitern: Beamte, Techniker, Teilhaber. Das bedeutete eine Zurückweisung des naiven »Arbeitertums« der ersten Zeiten und eine Anerkennung der Rolle des Ingenieurs, das bedeutete auch das Zugeständnis, daß die Konsumenten ebenso fähig sind, das allgemeine Interesse auszulösen wie die Produzenten, wenn nicht noch besser, da die letzteren geneigt sind, alles unter dem Blickwinkel ihrer Berufsinteressen zu sehen. Auch forderte in der Praxis die C. G. T. (Confédération) die sogenannte »industrialisierte Nationalisierung«. Indem sie immer wieder vorschlug, der Nation das Eigentum der großen Wirtschaftsbetriebe zu übertragen (Bergwerke, Eisenbahnen, Elektrizität, Post, Telegraphen), wies sie die Hypothese ihrer Führung durch den Staat zurück, den sie beschuldigte ein schlechter Kaufmann und Industrieller zu sein. Sie wollte, nachdem den alten kapitalistischen expropriierten Ausbeutern eine Entschädigung in Form von Obligationen, tilgbar in 50 Jahren, zuerkannt worden wäre, jeden Betrieb einem Verwaltungsrat anvertrauen, der sich aus drei Kategorien von Mitgliedern zu gleicher Anzahl zusammensetzte: Vertretern der Geschäftsführer (Handarbeiter und Techniker), Vertretern der Kunden (deren eine Hälfte von den Konsumvereinen, deren andere Hälfte von den industriellen Nutznießern beauftragt sein würde), Vertretern der Genossenschaft.

Man sieht, welche Erweiterung der Arbeitermentalität diese Pläne bedeuten: man verzichtet darauf, das allgemeine Interesse in das Interesse der Arbeiterklasse zu überführen, man ist sich der Vielfalt des Nationalinteresses völlig bewußt.

Diese Bemühung der Verständniskraft findet sich auf der Seite der liberalen Doktrinen wieder. Parallel zum Neosozialismus hat sich ein Neokapitalismus entwickelt. Geister wie L. Romier, François-Poncet, Loucheur können als seine Vertreter angesehen werden. Unter Zurückweisung des früheren Konservativismus, ganz durchdrungen von Dynamik, weist diese Doktrin nicht mehr die traditionelle Geringschätzung des Liberalismus gegenüber der Kollektivhandlung auf; sie läßt sie bei den Arbeitgebern zu unter der Form der Trusts, der Kartelle; sie läßt sie bei den Arbeitern zu unter der Form der Syndikate und zeigt Sympathie für den Arbeitersyndikalismus. Sie setzt sich nicht mehr systematisch den Forderungen der Arbeiter nach Lohnerhöhung entgegen; sie empfiehlt sogar die Politik der hohen Löhne, die die Rationalisierung mit den Selbstkostenpreisen vereinbar macht, und die durch Erhöhung der Kaufkraft der Arbeitermasse die Absatzwege der nationalen Industrie erweitert. Aber sie steht im Ganzen dem Prinzip der Allmacht des Staates unerbittlich feindlich gegenüber.

Wenn wir in dieser Richtung weiter schreiten, finden wir eine kleine Anzahl von Theoretikern, wie Ch. Rist und J. Rueff, deren Autorität in wissenschaftlichen Kreisen groß ist und die an ihrem Glauben an die soziale Tugend der wirtschaftlichen Freiheit festhalten. Sie behaupten, daß die gegenwärtige Verwirrung nicht der Freiheit zu danken ist, sondern den Hindernissen aller Arten, die in das Spiel der Privatinitiative durch die Arbeitgeberabkommen, die Arbeitersyndikate, die öffentlichen Gewalten getragen werden. Sie weisen auf die fatalen Resultate staatlicher Eingriffe hin (das russische Experiment, das englische Experiment der Arbeitslosenversicherung, das allgemeine Experiment eines extremen Schutzzollsystems). Sie erinnern daran, daß die jetzige Krise Vorläufer in der ersten industriellen Revolution gehabt hat, daß der Fortschritt der Technik neue Industrien erstehen lassen wird, wo die aus der Fabrik verjagten Arbeiter von neuem eine Beschäftigung finden werden. Das Gleichgewicht wird um so schneller wieder hergestellt werden, je größer die dem Handel, dem Kapital, den Schaffenden bewilligte Freiheit sein wird. Wie ist diese Doktrin zu benennen? Bei der gegenwärtigen Lage verdient sie vielmehr die Bezeichnung »revolutionär« als »konservativ«.

Man müßte auch an dieser Stelle die Doktrin des sozialen Katholizismus erwähnen, die die wahre Ursache der Krise in der Verwirrung der Geister und der Laxheit der Sitten sieht und die auf materiellem Gebiet von einem Wiederaufbau träumt, bei dem der Staat die Rolle des Baumeisters, nicht die des Maurers übernimmt; man dürfte auch die Körperschaftsbewegung (corporatisme) nicht übergehen, die in dem organisierten und mit Zwangsgewalten ausgestatteten Beruf das wesentliche Mittel zum Wiederaufbau sieht [1]).

So hält in den Köpfen die fruchtbare, schöpferische Unruhe neuer Entschlüsse an. Man könnte sich fragen, warum ihre Vorschläge nicht über Bücher hinaus in die Wirklichkeit übergehen. Die Erklärung ist wahrscheinlich folgende: die meisten Doktrinen stimmen, wie wir festgestellt haben, darin überein, eine Verstärkung der Kollektivorganisation zu empfehlen. Nun hängen die Franzosen sehr stark an der individuellen Freiheit, die sie in ihren Überlegungen an die erste Stelle setzen. Die Doktrinen, die man ihnen vorsetzt, zeigen wohl die Notwendigkeit einer starken Autorität, aber sie zeigen nicht, wie diese Autorität sich mit der Freiheit vertragen wird. In dieser Lücke muß man wahrscheinlich die Erklärung für dieses paradoxe Phänomen sehen: auf dem Gebiete des Denkens eine unermüdliche Tätigkeit einerseits, auf dem Gebiete des Handelns aber eine fast totale Zurückhaltung.

[1]) Ein bündiges, aber genaues Bild des französischen Denkens gibt ein ausgezeichnetes Büchlein: Gaëtan Pirou, Die ökonomischen Doktrinen in Frankreich seit 1870. Paris, Verlag Colin, 3. Aufl. 1934.

Die Planwirtschaft

Es ist von Nutzen, diese Studie kennen zu lernen, die von dem großen Widerstand Zeugnis ablegt, auf den die Planwirtschaft in höheren Kreisen stößt. Die Ansicht des Autors, der Professor der Rechtsfakultät ist, ist folgende:

Gewohnheitsmäßig setzt man den Liberalismus und den Sozialismus einander entgegen, und man betrachtet die Planwirtschaft als Mittelglied zwischen ihnen. In Wahrheit muß man den Liberalismus und den Bolschewismus nebeneinandersetzen. Diesem Paar muß man die Planwirtschaft gegenüberstellen, die, in fast allen Punkten, diametral entgegengesetzte Züge aufweist.

Diese Einteilung ist gerechtfertigt, wenn man die verfolgten Ziele ins Auge faßt. Der Liberalismus und der Bolschewismus suchen beide dem Allgemeininteresse zu dienen, das als Interesse der größeren Zahl definiert wird. Im Gegensatz dazu strebt die Planwirtschaft vor allem danach, die Privatinteressen zu schützen, die Interessen der Produzenten.

Man kann alsbald feststellen, daß der Planwirtschaft die Gleichordnung fehlt und daß sie sich auch dadurch den andern Systemen entgegenstellt. Im liberalen Regime wird die Gleichordnung gesichert durch den Mechanismus der Preise, in dem sozialistischen Regime durch den Staatswillen, gegenständlich in der Form des »Planes«. Unter der Herrschaft der Planwirtschaft beschäftigt sich jede Gruppe von Produzenten nur mit sich, und von da aus setzt sie sich durch, nicht auf Grund eines allgemeinen Planes, sondern kraft ihrer Beharrlichkeit, ihrer Kraft und ihrer Geschicklichkeit.

Wenden wir uns jetzt zu der Technik, die angewandt wird. In dem liberalen Gedankengang hat das Privateigentum keinen Wert an sich; es ist ein Faktor der Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, aber es hat die Macht, die Reichtümer zu vervielfältigen. Die Planwirtschaft wahrt das Privateigentum mit allen seinen Ungerechtigkeiten, aber sie nimmt ihm seine soziale Tugend: die der Produktion; sie sterilisiert es aus Angst vor dem Überfluß und der Preissenkung. Dem Sozialismus entnimmt die Planwirtschaft den Zwang, der für die Bolschewisten das Mittel ist, die Reichtümer zu vervielfältigen; sie bedient sich seiner, um sie zu beschränken. »In Wahrheit«, schreibt der Autor, »nimmt sich die Planwirtschaft von jedem System gerade das Schlechteste, von der freien Wirtschaft den Egoismus, von dem Sozialismus die Brutalität, und verkennt dabei völlig das Ideal beider Systeme.«

Dieser Feststellung sei abschließend hinzugefügt: die Planwirtschaft ist die einzige bis zum heutigen Tage bekannte Doktrin, die alle Anstrengungen unwirksam zu machen sucht: auf der einen Seite will sie die alten Methoden aufrecht erhalten und die Erfindungen hemmen; auf der andern Seite will sie die Produktionen aufrecht halten, die von den Konsumenten aufgegeben werden, und die infolgedessen nicht mehr einem sozialen Bedürfnis entsprechen.

Nur in einer Hinsicht weist die Planwirtschaft Überlegenheit über den Bolschewismus auf: in der Anwendung der Mittel. Aktionen von einzelnen oder von freiwilligen Gruppenbildungen bleiben der Tätigkeit von Organisationen administrativen und bürokratischen Charakters überlegen. Aber wird der Kampf zwischen zwei Systemen, von denen das eine (der Bolschewismus) die Gegenwart der Zukunft und das andere (die Planwirtschaft) die Zukunft der Gegenwart aufopfert, nicht mit einer Niederlage enden, die für unsere abendländische Zivilisation tödlich sein kann?

René Courtin: Die Planwirtschaft (L'Economie dirigée) gegenüber dem Liberalismus und dem Bolschewismus. Artikel, erschienen in der »Année Politique française et étrangère«, Dezember 1934.

Digitized by Google

M.-J. CONGAR, O. P., Le Saulchoir

Tendenzen und Bewegungen der katholischen Theologie im heutigen Frankreich

M.-J. Congar, geboren in Sedan (Ardennes) am 13. April 1904, studierte am Katholischen Institut von Paris; trat 1925 in den Orden der Dominikaner ein; seit 1932 Professor der Apologetik und der Kirchenkunde bei den französischen Dominikanern im Saulchoir (Kain, Belgien) und seit 1935 Leiter der »Revue des Sciences philosophiques et théologiques«. Zahlreiche Aufsätze in der »Revue des Sciences philosophiques et théologiques«, im »Bulletin thomiste«, »Irénikon« (ökumenische Revue), »Revue thomiste« (1931 Bibliographie von Albertus Magnus), »La Vie spirituelle«, »La Vie intellectuelle«, in welcher Zeitschrift Pater Congar seit 1935 Veröffentlichungen über die Probleme des Protestantismus erscheinen läßt, zum Zwecke der Verständigung und der Annäherung (vergl. hierzu die deutsche Zeitschrift »Catholica« April 1935, pp. 87—89) etc. Arbeitet hauptsächlich an kirchlichen Fragen und Problemen des Protestantismus.

Wir wollen hier von dem gegenwärtigen Stand der Forschungen auf dem Gebiet der katholischen Theologie in Frankreich Bericht erstatten. Wir werden zuerst einige Hauptzüge der theologischen Arbeit der Gegenwart aufzeigen; wir werden dann die Hauptarbeitsgruppen und die großen Instrumente des französischen theologischen Lebens (Zeitschriften, Sammelwerke usw.) durchgehen; wir werden schließlich die bedeutendsten Werke anführen und werden zuletzt die Richtungen angeben, in die die Forschung sich jetzt hinzuwenden scheint.

Allgemeine Grundzüge der gegenwärtigen theologischen Arbeit in Frankreich. — Diese Grundzüge sehen wir in folgendem:

Die modernistische Krise, die das ganze katholische intellektuelle Leben zwischen 1900 und dem Weltkrieg etwa beherrscht hat [1]), ist überwunden; Zeichen davon ist die Tatsache, daß man die Geschichte des Modernismus geschrieben (J. Rivière, Der Modernismus in der Kirche; Religionshistorische Studie der Gegenwart; Paris, Letouzey, 1929) und daß Herr Loisy, jetzt an seinem Lebensabend, seine Memoiren veröffentlicht hat (3 Bände, 1930/31). Die theologischen Probleme werden nicht mehr beherrscht von der Sorge, die durch den Modernismus gefährdeten Werte der religiösen Geistigkeit zu retten; das Feld ist frei für Arbeiten von reiner Unparteilichkeit und heiterer Objektivität.

Zweiter bemerkenswerter Zug: die Theologie ist nicht mehr, wie vor kurzem, ein Gebiet, das nur den Geistlichen vorbehalten ist; so, wie die Laien ihre Satzung in der Kirche wiederfinden und hier nicht mehr als Weltliche (Profane) erscheinen (»Action catholique«), befleißigen sie sich, ihrem Glauben auf intellektuelle Art nachzuforschen, d. h. Theologie zu treiben; äußerlich legt davon der außerordentliche Erfolg des »Katholischen Buches« (»livre catholique«) Zeugnis ab und die Tatsache, daß die »großen Verleger« (Flammarion, Grasset) ihre Kollektion katholischer Bücher haben wollen. So ist der Abgrund, der, in Frankreich mehr als in Deutschland (wegen des Laiencharakters der Universität und der Ausbildung der Geistlichen in der Abgeschlossenheit der Seminare), die Laien und die Geistlichkeit trennte, im Verschwinden, was der Lebendigkeit der Religion und der Aktivität der christlichen Geistigkeit zugute kommt. Dementsprechend besuchen die Geistlichen mehr die Staatsuniversitäten und verlieren hier den Geist des Widerspruchs und der Kritik und die apologetischen Hintergedanken, die ihrer geistigen Tätigkeit oft eine gewisse Enge gaben. Einer der interessantesten Züge des gegenwärtigen theologischen Lebens ist auch der, daß hier die Laien teilnehmen. Wir wollen an erster Stelle Herrn J. Maritain erwähnen, Professor des Katholischen Instituts in Paris, dessen weltlicher Einfluß stetig wächst, Herrn Et. Gilson, Professor am Collège de France und Herrn P. Vignaux, Professor an der Ecole pratique des Hautes-Etudes, Historiker des Mittelalters und gewaltige Denker, die Herren G. Marcel, A. Forest, J. Guitton, J. Vialatoux usw. [2]). Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß zwei sehr bedeutende Bücher über die Theologen der protestantischen Reform von katholischen Laien geschrieben worden sind und zwar in einem wirklich beachtlichen Geist der Unparteilichkeit und Religiosität [3]): wir sind schon weit von Denifle entfernt.

Dritter Zug: Die Theologen stehen mehr mit dem Leben in Berührung. Gewiß wiederholen viele unter ihnen die festen Formeln der klassischen Handbücher; andere wieder liegen einer rein wissenschaftlichen Tätigkeit ob, die von den Strömungen der Zeit nicht berührt wird. Aber für einen guten Teil der Theologen werden die Forschungsthemen durch das Leben und das wirkliche Bedürfnis der Seelen bestimmt: die Jugendbewegungen namentlich streben nach Doktrinen und fordern eine klare, wirklichkeitsnahe Theologie: Corpus mysticum, sakramentarisches Leben, Ehe, soziales Leben, Leben der Gnade usw. Von hier ausgehend sucht eine literarische Gattung theologischer Werke, eine ernste wissenschaftliche Basis mit dem Interesse an der Gegenwart zu vereinen. Von hier werden gern aktuelle Themen gewählt: Kirche und Christenheit, christliche Soziologie, Priesterschaft, Leben der Gnade und Mystik (hier scheint der »französische Rationalismus« nicht hinter der »germanischen Frömmigkeit« zurückzubleiben).

Dieser vitale Charakter der gegenwärtigen Theologie bietet große Vorteile, aber auch Gefahren. Es steht zu befürchten, daß die ernste und desinteressierte Arbeit auf dem Gebiet der Kirchenwissenschaften ein wenig an die zweite Stelle rückt, was ein großer Nachteil wäre. Tatsächlich arbeiten zwar viele Priester nutzbringend auf dem Gebiet der Profanwissenschaften und der Geschichte, aber zu wenige sind ernsthafte Spezialisten in den verschiedenen kirchlichen Wissenschaften, wie spekulative Theologie, Wissenschaft der Religionen, biblische Wissenschaften, Soziologie.

Hauptarbeitsgruppen und Hilfsmittel der Arbeit. — Bekanntlich haben in Frankreich die Staatsuniversitäten keine theologische Fakultät mehr, außer der Universität von Straßburg, da Elsaß-Lothringen noch unter Konkordatsregime steht. Mit ihrer Zeitschrift »Revue des Sciences religieuses« hat die Fakultät der katholischen Theologie von Straßburg in der Person des Herrn Amann die Führung des »Dictionnaire de Théologie catholique«, die uns sofort wiederbegegnen wird. Aber jedes der katholischen Institute in Frankreich (Lille, Lyon, Toulouse, Angers, Paris) hat seine theologische Fakultät. Übrigens wirken verschiedene Umstände darauf hin, daß die Geistlichkeit der Diözese (»Weltpriester«) nur wenig Menschen der theologischen Arbeit freigeben kann. Indessen haben die katholischen Institute und Weltpriester dank guter Theologen (Die Herren Michel, Masure, Bardy), verdienstvoller Exegeten (Podechard, Gry, Pirod, Vaganay) und Zeitschriften (Ami du Clergé, Revue apologétique) einen aktiven Platz im theologischen Leben inne. In dem katholischen Institut von Paris, wo ein mächtiger religiöser Orden, die Jesuiten, satzungsgemäß die Hauptlehrstühle der Theologie einnimmt, treffen wir Professoren von Rang (Lebreton, d'Alès, de Broglie) und Organe von großem wissenschaftlichem Wert an: eine Zeitschrift, »Recherches de Science religieuse«, die von dem verstorbenen P. de Grandmaison begründet wurde, und ein Sammelwerk, »Etudes de Théologie historique«; beide Werke stellen Spezialforschungen über die christlichen Anfänge und die Periode der Kirchenväter dar.

Abgesehen von einigen skotistischen Veröffentlichungen in den franziskanischen Zeitschriften, von einigen Abhandlungen über S. Augustin unter der Leitung des P. Cayré und der Assomptionisten, abgesehen schließlich von den »Etudes carmélitaines« (Fragen der Mystik und der religiösen Psychologie), die von den Patres des Karmeliterordens redigiert werden, entfaltet der Dominikanerorden die größte theologische Aktivität. — Da die französische Benediktiner-Kongregation nach außen hin nicht tätig ist, sind es die Dominikaner, die, mit Laien wie Maritain und Gilson, an der Spitze der thomistischen Bewegung in Frankreich stehen; diese ist weit verbreitet und zählt zu ihren Mitarbeitern eine große Anzahl Priester und Laien. Die »Revue thomiste«, redigiert von den Patres des S. Maximin in der Provence, hält sich ziemlich wörtlich an die Orthodoxie der thomistischen Überlieferung. Die Patres der »Province de France« (Norden und Osten von Frankreich) sind mehr der Überzeugung, daß man notwendigerweise die Prinzipien des Thomismus der Lebenswirklichkeit angleichen und aufrichtig mit allen denen zusammenarbeiten muß, die die Wahrheit suchen. Sie sind auch überzeugt, daß ein historisches und kritisches Studium des hl. Thomas die unerläßliche Bedingung dieser Aufbauarbeit ist; diesem Studium wird Material geboten in der »Bibliothèque thomiste« und dem »Bulletin thomiste« [4]), beide begründet von P. Mandonnet (gest. 4. Jan. 1936). Ihre Arbeit vollzieht sich in aufmerksamem Kontakt mit dem modernen Denken, sei es in der Ebene der reinen Spezialwissenschaft in der »Revue des Sciences philosophiques et théologiques«, sei es in der Ebene gehobener Gemeinverständlichkeit und der Bildung der katholischen Elite in den von den »Editions du Cerf« veröffentlichten Zeitschriften »Vie spirituelle« und »Vie intellectuelle«, beide begründet und redigiert von P. Bernadot; die erstere ist, bei emsiger Mitwirkung des P. Garrigou-Lagrange, einer der Wegbereiter der mystischen Erneuerung in Frankreich nach dem Weltkrieg gewesen. — Unter den Dominikanern der »Province de France« sind zu erwähnen die PP. Sertillanges, Gardeil, Mandonnet, Garrigou-Lagrange, Gillet, Chenu, Héris.

Die französischen Dominikaner verdienen auch eine besondere Hervorhebung in bezug

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

tät, Nation«. Die Betonung, die auf die Begriffe Ordnung und besonders Autorität gelegt wird, bedeutet einen halben Bruch mit dem demokratischen Sozialismus, der immer der französische Sozialismus gewesen ist; die Aufnahme des nationalen Rahmens als Gebiet der Reformen bezeichnet eine Trennung von dem marxistischen Internationalismus, und diese Trennung wird endgültig durchgeführt durch die Natur der Zusammenwirkungen, die die Neosozialisten betreiben: sie beschränken sich nicht nur auf die Arbeiterklasse, sondern appellieren an die mittleren Schichten: Bauern, Krämer, Handwerker, Kleinrentner, um den Kampf gegen die kapitalistischen Mächte zu führen und die großen Betriebe wie Banken, Transportunternehmungen, Versicherungen, Bergwerke usw. in die Hände der Allgemeinheit zu bringen. Der Sozialismus ist also nicht mehr der Ausdruck des alleinigen Interesses der Arbeiterklasse, er strebt danach, national zu werden durch den Inhalt, wie er es, nach seinem eigenen Bekenntnis, durch den Rahmen geworden ist.

In dieser Richtung war dem Neosozialismus der Arbeitersyndikalismus vorangegangen. Dieser hatte, seit 1920, einen Plan vorgelegt, dessen Weisheit nicht genügend anerkannt worden ist. Der allgemeine Arbeitsbund (Confédération Générale du Travail), Organ der Arbeitersyndikate, hatte, zum Zweck des Studiums der Wirtschaftsprobleme, den »Wirtschaftsrat der Arbeit« (Conseil Economique du Travail) geschaffen; im Gegensatz zu den Erwartungen, die die syndikalistischen Doktrinen der Vorkriegszeit entstehen lassen konnten, umfaßte dieser Rat andere Mitglieder als Arbeiter. Er appellierte an 3 Kategorien von Mitarbeitern: Beamte, Techniker, Teilhaber. Das bedeutete eine Zurückweisung des naiven »Arbeitertums« der ersten Zeiten und eine Anerkennung der Rolle des Ingenieurs, das bedeutete auch das Zugeständnis, daß die Konsumenten ebenso fähig sind, das allgemeine Interesse auszulösen wie die Produzenten, wenn nicht noch besser, da die letzteren geneigt sind, alles unter dem Blickwinkel ihrer Berufsinteressen zu sehen. Auch forderte in der Praxis die C. G. T. (Confédération) die sogenannte »industrialisierte Nationalisierung«. Indem sie immer wieder vorschlug, der Nation das Eigentum der großen Wirtschaftsbetriebe zu übertragen (Bergwerke, Eisenbahnen, Elektrizität, Post, Telegraphen), wies sie die Hypothese ihrer Führung durch den Staat zurück, den sie beschuldigte ein schlechter Kaufmann und Industrieller zu sein. Sie wollte, nachdem den alten kapitalistischen expropriierten Ausbeutern eine Entschädigung in Form von Obligationen, tilgbar in 50 Jahren, zuerkannt worden wäre, jeden Betrieb einem Verwaltungsrat anvertrauen, der sich aus drei Kategorien von Mitgliedern zu gleicher Anzahl zusammensetzte: Vertretern der Geschäftsführer (Handarbeiter und Techniker), Vertretern der Kunden (deren eine Hälfte von den Konsumvereinen, deren andere Hälfte von den industriellen Nutznießern beauftragt sein würde), Vertretern der Genossenschaft.

Man sieht, welche Erweiterung der Arbeitermentalität diese Pläne bedeuten: man verzichtet darauf, das allgemeine Interesse in das Interesse der Arbeiterklasse zu überführen, man ist sich der Vielfalt des Nationalinteresses völlig bewußt.

Diese Bemühung der Verständniskraft findet sich auf der Seite der liberalen Doktrinen wieder. Parallel zum Neosozialismus hat sich ein Neokapitalismus entwickelt. Geister wie L. Romier, François-Poncet, Loucheur können als seine Vertreter angesehen werden. Unter Zurückweisung des früheren Konservativismus, ganz durchdrungen von Dynamik, weist diese Doktrin nicht mehr die traditionelle Geringschätzung des Liberalismus gegenüber der Kollektivhandlung auf; sie läßt sie bei den Arbeitgebern zu unter der Form der Trusts, der Kartelle; sie läßt sie bei den Arbeitern zu unter der Form der Syndikate und zeigt Sympathie für den Arbeitersyndikalismus. Sie setzt sich nicht mehr systematisch den Forderungen der Arbeiter nach Lohnerhöhung entgegen; sie empfiehlt sogar die Politik der hohen Löhne, die die Rationalisierung mit den Selbstkostenpreisen vereinbar macht, und die durch Erhöhung der Kaufkraft der Arbeitermasse die Absatzwege der nationalen Industrie erweitert. Aber sie steht im Ganzen dem Prinzip der Allmacht des Staates unerbittlich feindlich gegenüber.

Wenn wir in dieser Richtung weiter schreiten, finden wir eine kleine Anzahl von Theoretikern, wie Ch. Rist und J. Rueff, deren Autorität in wissenschaftlichen Kreisen groß ist und die an ihrem Glauben an die soziale Tugend der wirtschaftlichen Freiheit festhalten. Sie behaupten, daß die gegenwärtige Verwirrung nicht der Freiheit zu danken ist, sondern den Hindernissen aller Arten, die in das Spiel der Privatinitiative durch die Arbeitgeberabkommen, die Arbeitersyndikate, die öffentlichen Gewalten getragen werden. Sie weisen auf die fatalen Resultate staatlicher Eingriffe hin (das russische Experiment, das englische Experiment der Arbeitslosenversicherung, das allgemeine Experiment eines extremen Schutzzollsystems). Sie erinnern daran, daß die jetzige Krise Vorläufer in der ersten industriellen Revolution gehabt hat, daß der Fortschritt der Technik neue Industrien erstehen lassen wird, wo die aus der Fabrik verjagten Arbeiter von neuem eine Beschäftigung finden werden. Das Gleichgewicht wird um so schneller wieder hergestellt werden, je größer die dem Handel, dem Kapital, den Schaffenden bewilligte Freiheit sein wird. Wie ist diese Doktrin zu benennen? Bei der gegenwärtigen Lage verdient sie vielmehr die Bezeichnung »revolutionär« als »konservativ«.

Man müßte auch an dieser Stelle die Doktrin des sozialen Katholizismus erwähnen, die die wahre Ursache der Krise in der Verwirrung der Geister und der Laxheit der Sitten sieht und die auf materiellem Gebiet von einem Wiederaufbau träumt, bei dem der Staat die Rolle des Baumeisters, nicht die des Maurers übernimmt; man dürfte auch die Körperschaftsbewegung (corporatisme) nicht übergehen, die in dem organisierten und mit Zwangsgewalten ausgestatteten Beruf das wesentliche Mittel zum Wiederaufbau sieht [1]).

So hält in den Köpfen die fruchtbare, schöpferische Unruhe neuer Entschlüsse an. Man könnte sich fragen, warum ihre Vorschläge nicht über Bücher hinaus in die Wirklichkeit übergehen. Die Erklärung ist wahrscheinlich folgende: die meisten Doktrinen stimmen, wie wir festgestellt haben, darin überein, eine Verstärkung der Kollektivorganisation zu empfehlen. Nun hängen die Franzosen sehr stark an der individuellen Freiheit, die sie in ihren Überlegungen an die erste Stelle setzen. Die Doktrinen, die man ihnen vorsetzt, zeigen wohl die Notwendigkeit einer starken Autorität, aber sie zeigen nicht, wie diese Autorität sich mit der Freiheit vertragen wird. In dieser Lücke muß man wahrscheinlich die Erklärung für dieses paradoxe Phänomen sehen: auf dem Gebiete des Denkens eine unermüdliche Tätigkeit einerseits, auf dem Gebiete des Handelns aber eine fast totale Zurückhaltung.

[1]) Ein bündiges, aber genaues Bild des französischen Denkens gibt ein ausgezeichnetes Büchlein: Gaëtan Pirou, Die ökonomischen Doktrinen in Frankreich seit 1870. Paris, Verlag Colin, 3. Aufl. 1934.

Die Planwirtschaft

Es ist von Nutzen, diese Studie kennen zu lernen, die von dem großen Widerstand Zeugnis ablegt, auf den die Planwirtschaft in höheren Kreisen stößt. Die Ansicht des Autors, der Professor der Rechtsfakultät ist, ist folgende:

Gewohnheitsmäßig setzt man den Liberalismus und den Sozialismus einander entgegen, und man betrachtet die Planwirtschaft als Mittelglied zwischen ihnen. In Wahrheit muß man den Liberalismus und den Bolschewismus nebeneinandersetzen. Diesem Paar muß man die Planwirtschaft gegenüberstellen, die, in fast allen Punkten, diametral entgegengesetzte Züge aufweist.

Diese Einteilung ist gerechtfertigt, wenn man die verfolgten Ziele ins Auge faßt. Der Liberalismus und der Bolschewismus suchen beide dem Allgemeininteresse zu dienen, das als Interesse der größeren Zahl definiert wird. Im Gegensatz dazu strebt die Planwirtschaft vor allem danach, die Privatinteressen zu schützen, die Interessen der Produzenten.

Man kann alsbald feststellen, daß der Planwirtschaft die Gleichordnung fehlt und daß sie sich auch dadurch den andern Systemen entgegenstellt. Im liberalen Regime wird die Gleichordnung gesichert durch den Mechanismus der Preise, in dem sozialistischen Regime durch den Staatswillen, gegenständlich in der Form des »Planes«. Unter der Herrschaft der Planwirtschaft beschäftigt sich jede Gruppe von Produzenten nur mit sich, und von da aus setzt sie sich durch, nicht auf Grund eines allgemeinen Planes, sondern kraft ihrer Beharrlichkeit, ihrer Kraft und ihrer Geschicklichkeit.

Wenden wir uns jetzt zu der Technik, die angewandt wird. In dem liberalen Gedankengang hat das Privateigentum keinen Wert an sich; es ist ein Faktor der Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, aber es hat die Macht, die Reichtümer zu vervielfältigen. Die Planwirtschaft wahrt das Privateigentum mit allen seinen Ungerechtigkeiten, aber sie nimmt ihm seine soziale Tugend: die der Produktion; sie sterilisiert es aus Angst vor dem Überfluß und der Preissenkung. Dem Sozialismus entnimmt die Planwirtschaft den Zwang, der für die Bolschewisten das Mittel ist, die Reichtümer zu vervielfältigen; sie bedient sich seiner, um sie zu beschränken. »In Wahrheit«, schreibt der Autor, »nimmt sich die Planwirtschaft von jedem System gerade das Schlechteste, von der freien Wirtschaft den Egoismus, von dem Sozialismus die Brutalität und verkennt dabei völlig das Ideal beider Systeme.«

Dieser Feststellung sei abschließend hinzugefügt, die Planwirtschaft ist die einzige bis zum heutigen Tage bekannte Doktrin, die alle Anstrengungen unwirksam zu machen sucht: auf der einen Seite will sie die alten Methoden aufrecht erhalten und die Erfindungen hemmen; auf der andern Seite will sie die Produktionen aufrecht halten, die von den Konsumenten aufgegeben werden, und die infolgedessen nicht mehr einem sozialen Bedürfnis entsprechen.

Nur in einer Hinsicht weist die Planwirtschaft Überlegenheit über den Bolschewismus auf: in der Anwendung der Mittel. Aktionen von einzelnen oder von freiwilligen Gruppenbildungen bleiben der Tätigkeit von Organisationen administrativen und bürokratischen Charakters überlegen. Aber wird der Kampf zwischen zwei Systemen, von denen das eine (der Bolschewismus) die Gegenwart der Zukunft und das andere (die Planwirtschaft) die Zukunft der Gegenwart aufopfert, nicht mit einer Niederlage enden, die für unsere abendländische Zivilisation tödlich sein kann?

René Courtin: Die Planwirtschaft (L'Economie dirigée) gestern über dem Liberalismus und dem Bolschewismus. Artikel, erschienen in der »Année Politique française et étrangère«, Dezember 19

Digitized by Google

ROLAND DE PURY, Moncoutant

Die reformierte Kirche und die Theologie

Roland de Pury, geboren 1907, studierte Philologie in Neuchâtel, Theologie in Paris und Bonn. Seit 1934 Pfarrer in Moncoutant (Deux Sèvres).

Geistiges Betätigungsfeld: Priesteramt — Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften — einer der »fünf« von »Hic et Nunc«.

Welches ist die Quelle der Theologie?

Je nach der Antwort auf diese Frage wird man zu dem Ursprung der beiden großen Strömungen gelangen, in die sich die reformierte Kirche von Frankreich wie zweifellos alle Kirchen teilen und die ich ganz summarisch als die Theologie des religiösen Gefühls und die Theologie des Wortes oder der Offenbarung definiere. Man kann sagen, daß die erstere die französische Kirche während des vorigen Jahrhunderts und bis vor etwa 10 Jahren völlig beherrscht hat. Ihre Theologen, die alle mehr oder weniger von der Aufklärung, von Kant und von Schleiermacher herkommen, sind beherrscht von dem Bestreben, im Menschen die göttlichen Quellen, die Elemente der Erlösung zu suchen. Denn das Innere des Menschen ist göttlich oder wenigstens fähig, das Wort Gottes zu empfangen. Das ist es, was die römische Kirche natürliche Theologie nennt. Andererseits verkennen diese Theologen nicht die Bibel; sie leistet ihnen große Dienste bei ihren Forschungen. Sie könnten sie ebenso schwer entbehren, wie ein Marxist das »Kapital«. Diese Theologie hatte um 1900 herum bedeutende Vertreter. Man denke an Sabatier, für den das Dogma die einzelnen Etappen der religiösen Evolution bezeichnet, an Ménégoz, der erklärt: Der Glaube besteht, wie auch immer die Lehre sei, an Henri Bois, den feinen Psychologen der religiösen Erfahrung und vor allem an Frommel, der sich selbst mit Inbrunst betrachtet und in seinem moralischen Gewissen den Anknüpfungspunkt findet, der ihn mit Gott verbindet.

Diese Theologen sind die Lehrer der beiden großen Führer der heutigen liberalen Theologie: Wilfred Monod und A. N. Bertrand. In seinem Buch »Protestantismus« scheint die vorherrschende Absicht Bertrands die zu sein, Natur und Gnade, unser Leben und das »der Person Jesus Christus entströmende Leben« miteinander in Harmonie zu bringen. W. Monod hat seit der Zeit vor dem Kriege einen sehr großen Einfluß auf die protestantischen Kreise ausgeübt und bleibt für uns eine hohe und verehrungswürdige Gestalt. Seine Sprache ist jedoch für viele heute durchaus unverständlich. Das wichtige Werk, das er soeben über das »Problem des Guten« veröffentlicht hat, faßt auf 3000 Seiten seine Erfahrungen als Pastor zusammen, sowie seine Ideen als religiöser Denker über die Dramen der Biologie, über die »Ohnmacht Gottes« und über die Religion des Vaters, die Jesus offenbart hat.

Zweifellos beherrscht diese Theologie, auch gegenwärtig, das protestantische Publikum, und trotzdem kann man nicht umhin, sie als etwas der Vergangenheit Angehöriges zu betrachten. Diese Theologie wird gewiß ebenso lange bestehen wie die Welt und sich unablässig erneuern, aber sie wird deshalb nicht weniger veraltet und abgeschlossen sein, so wahr die menschliche Natur veraltet und abgeschlossen ist vor Gott.

Aber es gibt in der französischen Kirche seit etwa 10 Jahren eine andere Richtung, eine andere Theologie, die sich ankündigt, und die man die Theologie des Wortes nennen muß. Es handelt sich da keineswegs um eine einfache Opposition: Orthodoxie — Liberalismus, Rechte und Linke. Die Theologie des Wortes kann sich ebensogut der Orthodoxie wie dem Liberalismus entgegensetzen. Sie ist einfach etwas anderes. Ihr Gegenstand und ihre Quelle sind nicht mehr das religiöse Gefühl oder der religiöse Gedanke des Menschen, sondern vielmehr die Offenbarung, deren einziges Zeugnis die Bibel ist; nicht mehr die Göttlichkeit des Menschen, sondern die Göttlichkeit von Gottes einzigem Sohne. Ihre Zeugnisse beschränken sich in Frankreich noch auf wenige Dinge. Denn bevor man Theologie treiben konnte, hatte man zuerst die große Arbeit, wiederzuentdecken, was Theologie eigentlich sein sollte, eine Theologie, die wahrhaft im Dienste der Kirche stünde und die Menschen interessierte. Man mußte zuerst (und das ist sicher keine menschliche Entdeckung, sondern ein Eingreifen von Gott selbst) folgende Bedingung jeder wirklichen Theologie wiederentdecken: die Autorität der Bibel gegenüber dem Gehorsam des Theologen; eine Bibel, die nicht dient, sondern befiehlt; ein Theologe, dessen Inneres nicht göttlich, sondern sündig ist; ein Theologe, der vor allem und beständig der Zuhörer einer Bibel sei, die er nicht lesen kann, wenn Gott selbst sie ihm nicht vorliest: dieses göttliche Lesen der Schrift, das Calvin das »geheime Zeugnis des heiligen Geistes« nennt. Die Theologie soll in der glücklichen Kenntnis dieses Zeugnisses handeln und in der Furcht, es könne ihr eines Tages daran mangeln. Denn ihr Weg bleibt eng und gefährlich.

Aber wenn der unergründliche Wille Gottes Menschen auf den Weg der wahren Theologie bringt, läßt er sie dort nicht ganz allein. Im Gegenteil, da sind wunderbare Gefährten, die man plötzlich neben sich entdeckt und ohne deren Schritte man nicht marschieren könnte. Die ersten dieser Gefährten, denen die Kirche von Frankreich auf ihrem Wege begegnet, waren die Reformatoren. Natürlich nicht der Calvin und der Luther »geboren aus dem Fleisch und dem Willen des Menschen«, die sie seit langem kannte, sondern Calvin und Luther »erzeugt durch das Wort der Wahrheit«, unsere Zeitgenossen. Wenn man die »Christliche Institutio« oder das »Servum Arbitrium« entdeckt, braucht man nicht Calvinist oder Lutheraner zu werden, sondern nur heute von demselben Wort zu leben, von dem diese Reformatoren gelebt hatten; man braucht nicht ihnen zuzuhören, sondern nur mit ihnen das zu hören, was sie vernommen hatten.

Das ist der Sinn der Bewegung, die man Calvinismus nennen muß, obgleich Calvin dieses Wort verabscheut hätte. Professor Lecerf ist der erste französische Calvinist dieses Jahrhunderts. Während vieler Jahre war er sogar der einzige, und als einziger hat er sich gegen den mächtigen Strom der modernistischen Theologie gestellt, ohne die Inaktualität zu fürchten, um endlich seit kurzem die Gesamtheit der Studenten um sich zu versammeln [1]).

Zwei junge Pastoren, Saussure und Dominicé, haben ihrerseits durch zwei kurze Werke viel dazu beigetragen, die Lehre Calvins in den Kirchen bekannt zu machen [2]). Erwähnt werden müssen auch noch die bewundernswerten Bemühungen einer Gruppe von Pastoren der Drôme, die in der Calvinschen Theologie die beste Hilfe ihres Dienstes der Kirche gefunden haben und deren Organ, die »Cahiers du Matin vient«, von einer außergewöhnlich sicheren und der Kirche notwendigen Sorgfalt und biblischen Treue zeugen.

Aber andere Männer als Calvin und Luther haben noch kürzlich auf dieselbe Art eine reiche Zahl von Protestanten in Bewegung gebracht. Es sind dies S. Kierkegaard und K. Barth. Kierkegaard war vor sechs Jahren noch gänzlich unbekannt; seine Hauptwerke werden jetzt, vor allem dank der Ausdauer von Paul Tisseau, übersetzt und bilden die geistige Nahrung von vielen »Vereinzelten«. Aber es ist ohne Zweifel Karl Barth, der im Ursprung dieser theologischen Beunruhigung steht, welche alle kirchlichen Kreise bewegt. Sicher hat es viel Zeit gebraucht und wird noch lange dauern, bis das Vorurteil gegen diesen »den klaren französischen Geistern unfaßbaren Gedanken« beseitigt ist [3]). Einige junge Pastoren haben es zuerst versucht, diejenigen nämlich, die das Glück hatten, ein oder zwei Semester in Bonn zu verbringen (das seinerzeit die »civitas Dei« war) und zurückgekommen sind mit der unverwischbaren Prägung einer völlig neuen Orientierung ihrer kirchlichen Arbeit und einem nie zuvor gekannten Erfassen der Bibel. Sie haben auch durch ihr Zusammentreffen mit den deutschen Studenten begriffen, was, außerhalb jedes Internationalismus, die »Gemeinschaft der Heiligen« bedeutet. — Sie waren es, die mit Hilfe einiger Laien den oft unbeholfenen Versuch gemacht haben, das Ferment dieser Theologie des Kreuzes auszuwerfen, die sich ihnen auferlegt hatte. Die Kampfschrift »Hic et Nunc« war davon das erste Zeugnis. Dann sind endlich einige Übersetzungen aufgetaucht, dank denen Menschen von allen Seiten entdecken konnten, daß Barth nicht Barthianer war, sondern einfach ein Zeuge der Wiederauferstehung der Toten [1]).

Mitten in der Dürftigkeit, die sich noch heute in der französischen theologischen Produktion bemerkbar macht, hat Pierre Maury aus der Zeitschrift »Glaube und Leben« (»Foi et Vie«) eine der interessantesten Zeitschriften Frankreichs geschaffen. Ohne sie wüßten wir nur wenig von gewissen entscheidenden Ansichten der calvinistischen Reform, von Barth, von Thurneyßen, von Bultmann, von der deutschen Kirche und von den Missionen. Gewiß kann man ihr noch nicht die Geisteskraft zusprechen, die »Zwischen den Zeiten« besitzt, aber sie wird mehr und mehr der Mittelpunkt, wo sich jeden Monat viele von denen versammeln, die sich bemühen, in allen Bereichen ihre Gedanken »gefangen in dem Gehorsam Christi« zu bewahren.

Eine so kurze Skizze muß zweifellos etwas ungerecht und parteiisch sein. Ich habe nur den Hauptpunkt hervorheben wollen, daß sich seit kurzem in der Kirche von Frankreich etwas vielleicht ebenso Wichtiges vollzieht wie im 16. Jahrhundert: die Kirche beginnt, aus ihrer Sicherheit aufzuwachen, ihre große Not vor Gott und den Menschen zu sehen, und zu verstehen, daß sie nicht die Kirche bleiben kann, ohne unaufhörlich die Worte gegenüberzustellen, die sie mit dem Wort des Herrn, das sie verkünden soll, ausspricht. Darin besteht jede wirkliche theologische Arbeit.

---

[1]) A. Lecerf arbeitet an einer reformierten Dogmatik, von der bis jetzt nur die Einführung erschienen ist.
[2]) »A l'école de Calvin« und »L'humanité de Jésus d'après Calvin« (1931). Und schließlich beginnen auch die unauffindbar gewordenen Werke Calvins wiederzuerscheinen: Catéchisme, Traités, Sermons, Institution.
[3]) Erschienen sind: »Parole de Dieu« und »Le Culte raisonnable« Übersetzt wird: »La Dogmatique« und »Credo«.

Digitized by Google

Prof. SUZANNE BASDEVANT, Lyon

Der gegenwärtige Stand des Studiums des internationalen Rechts in Frankreich

Suzanne Basdevant, geboren 1906 zu Rennes, studierte Rechtswissenschaft an der juristischen Fakultät zu Paris. S. Basdevant lehrt, 1932 zum Professor der juristischen Fakultät zu Lyon ernannt, internationales und Verfassungsrecht.

S. Basdevant hat Arbeiten über die Stellung des Ausländers im internationalen Recht, die internationalen Funktionäre, das Nationalitätenprinzip u. a. veröffentlicht.

In seinem Werk über »Die Diplomatie der dritten Republik und das Völkerrecht«, erschienen 1904, konstatierte und bedauerte Professor Despaguet den Mangel an Interesse, den in Frankreich die Gebildeten hinsichtlich internationaler Fragen bezeugen.

Die Dinge haben sich sehr geändert: die öffentliche Meinung in Frankreich zeigt heute große Aufmerksamkeit gegenüber internationalen Problemen, und unter dem Einfluß von Juristen, die fast alle Schüler von Louis Renault gewesen sind, erregt das Studium des internationalen Rechts ein Interesse, von dem die Zahl der juristischen Dissertationen, die sich mit diesem Gebiet befassen, ein sichtbares Zeugnis ablegt.

Wenn man schon von Einrichtungen wie der diplomatischen internationalen Akademie absieht, die, in Frankreich, Diplomaten und Juristen verschiedener Natonalitäten zusammenbringt, ist es bemerkenswert, daß zahlreiche Ausländer sich mit den französischen Methoden des Studiums des internationalen Rechts vertraut machen und unter der Anleitung von französischen Lehrern bedeutende Werke veröffentlichen wie das kürzlich erschienene Buch von Stupnitzky über: »Das Außenhandelsystem Sowjetrußlands«. Es ist also ziemlich schwierig, das Studium des internationalen Rechts in Frankreich von dem zu trennen, das in sehr vielen Ländern getrieben wird, deren Juristen nach französischen Methoden ausgebildet sind. Wie dem auch sei, man findet im wesentlichen drei Kategorien von Kreisen, die sich mit dem Studium des internationalen Rechts befassen: zuerst die Rechtsfakultäten, wo man, neben einem allgemeinen Unterricht des internationalen Rechts für die Lizenzkandidaten, gewöhnlich den Doktoranden eine Spezialfrage stellt: Regeln des internationalen Rechts, die sich aus der schiedsrichterlichen Jurisprudenz ergeben, Völkerbund, internationale Verantwortlichkeit, internationales Recht von Afrika usw. . . . Dieser Stoff wird von dem Professor frei ausgewählt, der ihn nach seinem Belieben jedes Jahr wechselt.

Zweitens gibt es Institute, die sich einzig dem Unterricht des internationalen Rechts widmen: das europäische Zentrum der Carnégie-Stiftung, das Institut der hohen internationalen Studien der Universität von Paris, die diplomatische Sektion der Hochschule der politischen Wissenschaften; das internationale Recht wird hier oft in seinen Beziehungen zu der diplomatischen Geschichte dargestellt und wird studiert als ein Element der Berufsvorbereitung für Personen, die sich der diplomatischen Laufbahn zuwenden.

Schließlich ist soeben in Paris »le Centre d'études de politique étrangère« geschaffen worden mit dem Ziel des objektiven Studiums gegenwärtiger internationaler Fragen durch eine Zusammenarbeit von Menschen verschiedener Berufsklassen, die das Ausland kennen, wie Diplomaten, Hochschulmänner, Geschäftsleute, Journalisten, Reisende, in Form von Sammelarbeiten, die veröffentlicht werden sollen.

Diese Veröffentlichungen werden etwas Neues in der französischen Literatur darstellen, aber sie werden nicht eigentlich juristisch sein. Dennoch gibt es bedeutende Werke, die in Zusammenarbeit mit Juristen geschrieben wurden, namentlich das »Repertorium des internationalen Rechts«, veröffentlicht unter der Leitung der Herren de la Pradelle und Niboyet, das, zwar dem internationalen Privatrecht gewidmet, dennoch wichtige Artikel über das internationale öffentliche Recht enthält: internationale Verträge, Flußkommissionen, diplomatische Agenten usw. Das Institut der vergleichenden Rechtswissenschaft der Universität von Paris hat ebenso die Kollektivarbeit (»le travail par équipe«) für ein Werk über die »Nationalität in der Sozialwissenschaft und im modernen Recht« nutzbar gemacht.

Aber trotz dieser Sammelarbeiten, in denen sich übrigens die Persönlichkeit der Mitarbeiter in den allgemeinen Linien eines Gesamtplanes bestätigt, kann man sagen, daß die Forschung auf dem Gebiete des internationalen Rechts in Frankreich im wesentlichen individuelle Arbeit ist: die Wahl der Themen, die Erfassung des internationalen Rechts, die Art, den Stoff zu beleuchten, variieren stark je nach den Autoren. Man kann indessen in dem Ganzen das Streben bemerken, die Elemente des Völkerrechts in einem historischen, philosophischen oder eigentlich juristischen Sinn aufzubauen und systematisch zu ordnen. In der ersten Richtung liegen die Arbeiten und der Unterricht, den Professor Dupuis in der Hochschule der Politischen Wissenschaften gibt, in der zweiten die Arbeiten von Professor Le Fur und seinen Schülern, namentlich von Mouskleli in einer bemerkenswerten Abhandlung über die juristische Theorie des Bundesstaates, in der dritten die Arbeiten der Professoren de la Pradelle, Gidel, Basdevant, Scelle, Sibert und von Politis, dessen ganze wissenschaftliche Tätigkeit mit dem juristischen Leben Frankreichs verbunden ist. Diese Lehrer und ihre Schüler beschäftigen sich durchgehends mit besonderen, außerordentlich verschiedenartigen Fragen. Man kann indessen feststellen, daß die Themen über den Völkerbund, die internationale Organisation, ihre Jurisprudenz sich besonderer Gunst erfreuen; das Kriegsrecht, das eine Zeit lang vollständig vernachlässigt worden ist, war eben erst Gegenstand einiger Arbeiten, besonders über Seestreitigkeiten. Aber seit der klassischen Abhandlung von Fauchille dürfte kein bedeutendes Buch über die Gesamtfragen des internationalen Rechts in der französischen Literatur bis zur jüngsten Zeit erschienen sein. »Die Elementarabhandlung über internationales öffentliches Recht« von Devaux und vor allem die »Grundzüge des Völkerrechts« (Précis de droit des gens) von Scelle zeugen von einer Bemühung um Aufbau und Synthese, die durchaus interessant ist. Das letzte Werk, das gerade veröffentlicht wird, setzt in einem sehr weiten System des Rechts der menschlichen Gemeinschaft die bestehenden Einrichtungen ein und arbeitet die Linien einer weiteren Entwicklung des Rechtes heraus.

Man würde einen unvollständigen Begriff von dem Studium des internationalen Rechts in Frankreich bekommen, wenn die sehr zahlreichen Zeitschriften unerwähnt blieben, die ihm ausschließlich oder teilweise gewidmet sind und von denen man als eine Neuheit auf dem Gebiete des internationalen Rechts »die periodische und kritische Sammlung der Entscheidungen, Abmachungen und Gesetze bezüglich des internationalen Rechts« (le Recueil Général périodique et critique des décisions, conventions et lois relatives au droit international) anführen muß, die von Herrn de la Pradelle nach dem Muster der französischen juristischen Sammlungen (Recueils français de jurisprudence) mit Texten und informatorischen Bemerkungen herausgegeben wird.

Das internationale Seerecht

Das Hauptwerk über das »internationale öffentliche Seerecht« (le droit international public de la mer«), mit dessen Veröffentlichung sich Gilbert Gidel, Professor der Rechtsfakultät in Paris, seit 1932 beschäftigt, ist die wichtigste und vollkommenste Äußerung der Bestrebungen der französischen Juristen auf dem Gebiet des internationalen Rechts. Aber wenn einerseits das Werk des Herrn Gidel durch seinen rationellen Aufbau und das Bestreben, mit den Tatsachen in ständigem Kontakt zu bleiben, Resultate zeigt, die durch die von Louis Renault übernommene Methode erreicht werden, so ist andererseits nicht zu bezweifeln, daß es allein durch seine Ausführlichkeit etwas völlig Neues in der Weltliteratur des internationalen Rechts darstellt. Drei Bände sind schon erschienen, der letzte von 800 Seiten, betreffend das offene Meer, die Binnengewässer, das Küstenmeer und die Grenzzone; sie werden ergänzt werden durch das Studium gewisser Sondergebiete des Seewesens: Meerengen, Meerkanäle usw. Sodann wird dem Studium der Friedenszeit das der Kriegszeit folgen. Man muß vor allem verstehen, daß es sich da nicht um ein Repertorium handelt, dessen Umfang von der Zahl der Mitarbeiter abhängt, sondern von der Arbeit eines Mannes, dessen Gedanken eine ungeheure Materie meistern, welche dank seiner praktischen Erfahrung auf dem Gebiete des Seewesens auf eine konkrete und nutzbringende Weise dargestellt wird.

Die Probleme werden unter ihren verschiedenen Gesichtswinkeln geprüft: konventionelles Völkerrecht und Gewohnheitsrecht, Rechtspraxis der Staaten, nationale und internationale Jurisprudenz, Doktrinen, und zwar in einer klaren, leichten, von wichtigen Anmerkungen unterstützten Darlegung, die weder die Schwierigkeiten noch die Widersprüche verheimlicht, sondern streng scheidet zwischen dem, was erreicht ist, und dem, was zu Kontroversen Anlaß gibt: gewiß ein Werk für Juristen, aber auch für diejenigen, welche das Leben unmittelbar mit den Problemen des Meeres in Verbindung bringt.

Prof. Suzanne Basdevant
Lyon

Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance

von

HEINRICH MORF

Zweite, verbesserte und vermehrte Aufl. Groß-Oktav. VIII, 268 Seiten. 1914. RM 5.—, geb. 6.—

Grundriß der romanischen Philologie Neue Folge, Band IV.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Prof. Dr. R. CHEVALLIER, Nancy

Die jüngsten physikalischen Forschungen in Frankreich

Raymond Chevallier, geboren am 27. Februar 1891 in Poitiers, war Assistent für mathematische Physik am Collège de France und hat jetzt einen Lehrstuhl für allgemeine Physik an der Universität Nancy inne. Seine Forschungen erstreckten sich in der Hauptsache auf die magnetischen Eigenschaften der Felsen und ihre Verwertung bei der Erforschung der Geschichte des Erdmagnetismus. Er hat im Laufe zahlreicher Reisen Lavagestein vom Ätna, von Férsé, von Jan Mayen, von Island und Grönland gesammelt, das den Gegenstand seiner Studien bildete.

Wir haben uns vorgenommen, auf diesen wenigen Seiten nicht ein vollständiges Bild von dem Stande der Physik in Frankreich zu geben, was viel mehr Platz erfordern würde, sondern unter den neuesten Forschungen diejenigen auszuwählen, die uns speziell französisch zu sein schienen, oder sich auf das Vorhandensein einer nationalen Materie erstrecken, oder schließlich mehr den Problemtypen entsprechen, die die Majorität unserer Physiker beschäftigen. Wir werden die Forschungen der mathematischen Physik übergehen: die relativistische Thermodynamik, die P. Langevin so glänzend in seinen Vorlesungen am Collège de France behandelte, die Wellenmechanik, in der L. de Broglie bahnbrechend war . . ., um uns strikt auf die Experimentalphysik zu beschränken: Magnetooptik, Magnetismus, Radioaktivität, Physik der Erdkugel.

Man kennt das Interesse an der Erzeugung hoher magnetischer Felder, sei es zum Zwecke der Messung der magnetischen Eigenschaften der Materie, sei es in der Optik zum Studium des Zeemaneffekts, der magnetischen Doppelbrechung und der magnetischen Rotationspolarisation. Es ist A. Cotton vor etwa 10 Jahren gelungen, den größten Elektromagneten der Welt herzustellen, der gegenwärtig in einem Laboratorium des Office National des Inventions in Bellevue aufgestellt ist. Dieser Elektromagnet, der 120 Tonnen wiegt, verbraucht eine Kraft von 100 KW, mit einer normalen Stromstärke von 400 Ampère. Die Magnetspulen, die aus einem hohlen Draht gebildet sind, werden von einem Wasserstrom unter Druck durchlaufen, welcher die Abführung der Jouleschen Wärme gestattet. Je nach dem Abstand und der Form der Pole wechselt das Feld von 13000 Gauß auf ein Volumen von mehreren Kubikdezimetern bis zu 600000 Gauß auf einige Kubikmillimeter. Da nach der magnetischen Sättigung des Eisens das Feld sich nur noch in linearem Verhältnis zu der Intensität verstärkt, die den magnetisierenden Kreis durchläuft, hat man versucht, die Pole mit flachen Spulen zu versehen, durch die ein starker Strom hindurchläuft, dessen Feld also zu dem des gesättigten Eisens hinzukommt. Man hat auf diese Weise 80000 Gauß mit Strömungen von 4000 Amp. erzielen können, und zwar in Räumen von einigen Kubikmillimetern. Leider machen aber die riesigen Kräfte, die dann auf die Konduktoren einwirken, diese Spulen sehr bald gebrauchsunfähig.

Die Versuche, die mit Hilfe dieser Kraftfelder ausgeführt werden, sind sehr verschieden: die einen beziehen sich auf die magnetischen Eigenschaften der Materie (Suszeptibilität des flüssigen Ozons und seltener Erden), andere auf die magnetische Doppelbrechung komprimierter oder verflüssigter Gase, andere schließlich auf den Zeemaneffekt und im besonderen auf den Paschen-Bach-Effekt bei gewissen Spektrallinien des Quecksilbers, die anormale Kopplungen aufweisen.

In den Laboratorien der Ecole Normale und der Sorbonne sind seit mehreren Jahren andere spektroskopische Forschungen im Gange, besonders das Studium des äußersten Ultraviolett durch die von E. und L. Bloch entwickelte Methode der Hochfrequenz-Entladungen ohne Elektroden, das Studium der Absorption organischer Flüssigkeiten im Infrarot und des Einflusses des elektrischen Feldes auf die Emissionslinien, die man mittels Anodenstrahlen erhält. Erwähnen wir, um das optische Gebiet abzuschließen, die Forschungen von J. Cabannes über die Diffusion des Lichtes und den Effekt Raman-Montpellier und die Untersuchungen von R. de Malleman-Nancy über die magnetische Rotationspolarisation der einatomigen Gase und der organischen Dämpfe.

Ein Zentrum der magnetischen Forschungen, das wichtigste in Frankreich, hat sich in dem Institut de Physique de Strasbourg unter seinem Direktor P. Weiß entwickelt. Seit zwanzig Jahren sind zahllose Stoffe untersucht worden, und es konnte mit großer Genauigkeit festgestellt werden, daß die Atommomente paramagnetischer oder ferromagnetischer Stoffe das Vielfache derselben Einheit sind, des Magnetons von Weiß, dessen Wert 1125, 6 C. G. S. ist. Die Quantentheorie führt zu einem analogen Schluß: die Atommomente variieren nicht stetig, sondern sind ein Vielfaches des Magnetons von Bohr, das etwa den fünffachen Wert von dem Weißschen Magneton hat. Diese Beziehung hat noch keine Erklärung gefunden.

Im Jahre 1932 hat Ch. Sadron durch die Messung der absoluten Sättigung an festen Lösungen nicht ferromagnetischer Metalle in Nickel und Kobalt gezeigt, daß eine große Anzahl nicht in die Familie des Eisens gehöriger Elemente ferromagnetische Momente besitzen, deren Werte er bestimmen konnte. Aus dem Vergleich dieser Momente mit denen paramagnetischer Ionen schließt er, daß beim Zustandekommen der Momente alle Elektronen als mit dem Atom verbunden betrachtet werden müssen.

Die bis jetzt bekannten ferromagnetischen Metalle beschränkten sich auf drei: Eisen, Nickel und Kobalt. Ein viertes ist kürzlich in Paris isoliert worden: das Gadolinium. Dieses Metall war schon deswegen bemerkenswert, weil sein paramagnetisches Sulfat nahezu der einzige Stoff ist, der das Gesetz von Curie bis zur unmittelbaren Nähe des absoluten Nullpunktes befolgt; sein eigener Ferromagnetismus macht es zu einem Element erster Ordnung. Das magnetische Studium des Gadoliniums wurde in Straßburg betrieben. Sein Curiescher Punkt liegt bei etwa 16° C. Seine spezifische Magnetisierung ist höher als die des Eisens in starken Feldern; man hat ihn in Feldern bis zu 20000 Gauß gemessen und in Temperaturen, die bis auf 77° K. heruntergingen. Trotz der magnetischen Härte dieses Metalls konnte man durch Extrapolation aus diesen Messungen seine spezifische Magnetisierung bei der Sättigung, beim absoluten Nullpunkt folgern. Er erreicht 253,5 C. G. S., er ist dem des Eisens (221,7 G. C. S.) überlegen; das entsprechende Atommoment beträgt 35,4 Magnetonen. Der Paramagnetismus des Gadoliniums oberhalb seines Curieschen Punktes ist von F. Trombe bis zu 360° untersucht worden. Er folgt dem Gesetz von Curie-Weiß; das entsprechende magnetische Moment beträgt 39,28 Magnetonen, eine Zahl, die der von Cabrera bei dem Oxyd Gd_2O_3 festgestellten von 39,25 sehr nahe kommt.

In der Atomphysik sind wichtige Entdeckungen in dem Institut du Radium von I. Curie und F. Joliot, den Trägern des letzten Nobelpreises, gemacht worden. Der Anfang dieser Forschungen liegt mehrere Jahre zurück. Im Jahre 1931 setzten sie das Beryllium dem Bombardement der α-Teilchen des Poloniums aus. Sie fanden, daß unter diesen Bedingungen das Beryllium eine Strahlung von einer Durchdringungskraft ausschickt, die bei Metallen wie Al, Ag, Pb erheblich ist; wenn man z. B. den Strom beobachtet, der durch diese Strahlung in einer Ionisations-Kammer entwickelt wird, kann man feststellen, daß er sehr wenig dadurch geschwächt wird, daß man vor die Quelle eine Folie dieser Metalle setzt. Vielmehr wird, wenn die dazwischengesetzte Substanz wasserstoffhaltig ist, der Ionisationsstrom sogar verstärkt. Man weiß jetzt, daß das durch die α-Strahlen bestrahlte Beryllium die Quelle von Neutronen wird, Teilchen mit der elektrischen Ladung Null, deren Masse der des Wasserstoffatoms nahekommt. Dasselbe Phänomen zeigt sich, wenn man Bor oder Aluminium denselben α-Teilchen des Poloniums aussetzt, aber die Erzeugung von Neutronen ist von einer Emission positiver Elektronen begleitet, und die entsprechende Reaktion heißt:

$$^{27}_{13}\mathrm{Al} + ^{4}_{2}\mathrm{He} \rightarrow ^{30}_{14}\mathrm{Si} + ^{1}_{0}\mathrm{n} + \varepsilon^{+} \quad (1)$$

wobei $^{27}_{13}$Al den Aluminiumkern von der Masse 27 und der Ordnungszahl 13 bezeichnet, d. h. mit der positiven Ladung 13. Im Jahre 1934 bemerkten I. Curie und F. Joliot auf der Suche nach der Minimalenergie der α-Strahlen, die geeignet waren, diese Zertrümmerung zu erzeugen, daß die Emission des Neutrons und die des positiven Elektrons augenscheinlich keine gleichzeitigen Phänome waren, da die Emission der positiven Teilchen nicht sogleich ihre größte Intensität erreicht und noch mehrere Minuten andauert, nachdem man das Aluminium oder das Bor der α-Strahlung entzogen hat. Die Gesetze des Zunehmens und Abnehmens sind mit denen der Anhäufung oder des Zerfalls einer radioaktiven Substanz identisch; das hat Joliot zu der Annahme veranlaßt, daß die Reaktion (1) in zwei Schritten verläuft:

$$^{27}_{13}\mathrm{Al} + ^{4}_{2}\mathrm{He} \rightarrow ^{30}_{15}\mathrm{P} + ^{1}_{0}\mathrm{n},$$
$$^{30}_{15}\mathrm{P} \rightarrow ^{30}_{14}\mathrm{Si} + \varepsilon^{+}.$$

Das unbeständige hypothetische Atom von derselben Ordnungszahl wie Phosphor wurde Radiophosphor genannt. Man konnte dieses Element zwar nicht isolieren, aber man konnte wenigstens, indem man es in seiner Tätigkeit verfolgte, zeigen, daß es mit dem Phosphor in seinen chemischen Reaktionen übereinstimmt: es ist eines seiner Isotope.

Seit dieser Zeit wurden zahlreiche radioaktive Elemente künstlich in verschiedenen Laboratorien erzielt. Das Radioaluminium, Radiostickstoff, Radiosilicium sind im Radiuminstitut entdeckt worden. Kürzlich konnte I. Curie durch Bestrahlung des Thoriums mit Neutronen die Existenz von zwei Radioelementen nachweisen, von denen eins sich aus den andern herleitete, ein Phänomen, das vorher noch durch kein Beispiel bekannt war.

In der Physik der Erdkugel muß man vor allem die Forschungen von D. Chalonge über das atmosphärische Ozon erwähnen, die die älteren von Ch. Fabry fortgesetzt haben

Digitized by Google

Das Studium der Höhenveränderlichkeit des Absorptionskoeffizienten der Atmosphäre für ultraviolette Strahlen führte dazu, die Ozonschicht auf etwa 20 Kilometer zu lokalisieren.

Die kosmischen Strahlen, deren Ursprung und Natur noch untersucht werden, sind der Gegenstand verschiedener französischer Arbeiten jüngsten Datums. Im Laufe des Polarwinters 1932—1933 hat A. Dauvillier, Mitglied der französischen Expedition zum Scoresby Sund, nachgewiesen, daß die absolute Intensität dieser Strahlen erheblich viel stärker in Grönland als in unseren Breiten ist. Der Barometereffekt hat diese Messung des Absorptionskoeffizienten der Luft erlaubt: die gefundene Zahl ist fast identisch mit der, die von andern Beobachtern unter verschiedenen Breiten geliefert wurde.

Seitdem haben mehrere Forscher eine Serie von Experimenten durchgeführt, die sich auf die Hypothese von P. Auger über die Natur dieser Strahlen stützen. Nach den letzteren würde es zwei Arten von Corpuscular-Strahlung von ähnlicher Energie, aber sehr verschiedener Durchdringungskraft geben: die Gruppe der weichen Strahlen, mit Sekundärstrahlungen von großer Energie, speziell den Garben, die man mit Elektronen von großer Geschwindigkeit, die durch Atomkerne gebremst werden, gleichsetzen kann; und die Gruppe der harten Strahlen, überaus durchdringend, die von schnellen Protonen gebildet sein würden. Dieser Standpunkt ist durch Messungen bekräftigt worden, die man in verschiedenen Höhen oder in mehr oder minder tiefen Kellern durchgeführt hat. Im Observatorium des Jungfraujochs z. B. steigt der Anteil der weichen Strahlen genau mit der Zahl der Garben. Dagegen wächst acht Meter unter dem Erdboden der Anteil der harten Strahlen beträchtlich, und die Garben verschwinden.

Aus Platzmangel haben wir stillschweigend zahlreiche Forschungen über die photoelektrischen Zellen, die kurzen Wellen, die leuchtenden Gase, die physikalische Chemie übergangen. . . . . Wir hoffen aber, daß diese unvollständige Skizze dem Leser eine Vorstellung von der Tätigkeit der französischen Laboratorien geben wird.

Marcel-Brillouin-Festschrift

Herr Marcel Brillouin, einer unserer bedeutendsten französischen Physiker hatte von 1900 bis 1931 den Lehrstuhl für mathematische Physik am Collège de France inne, bis er die Altersgrenze erreichte. Anläßlich seines 80sten Geburtstages beschlossen seine Schüler und Bewunderer, ihm ein Buch darzubringen, das eine Reihe von Aufsätzen enthält, die in seinem Sinne verfaßt und von seinem Werke inspiriert sind. Jeder Aufsatz ist ziemlich kurz und beschränkt sich auf etwa 10 Seiten. Das Buch enthält an die 50 Beiträge über die verschiedensten Themen.

15 davon beziehen sich auf die Mechanik und insbesondere auf die Bewegungen der flüssigen Körper. Die meisten haben vorwiegend theoretischen Charakter, wie z. B.: Th. den Doder: Die Theoreme von Fermat und Straubel verallgemeinert, oder der Aufsatz von J. Coulomb über die Entstehung der Loveschen und Rayleighschen Wellen, der in erster Linie auf die Vorlesungen von Brillouin über Seismologie zurückgeht.

Einige indessen beziehen sich auf experimentelle Forschungen wie z B.: Ch. Maurain: Die Fortpflanzung der Luftwellen bei starken Explosionen und die Temperatur der hohen Atmosphären.

Etwa 10 Aufsätze behandeln die Astrophysik und die Geophysik, ein Gebiet, das den großen Physiker ganz besonders interessiert hat. Mit seiner unermüdlichen Aktivität arbeitet er heute noch an einer Theorie der Gezeiten mit Berücksichtigung der Verteilung der Kontinente. Aus diesem Gebiet seien erwähnt: L. Cagniard und H. Galbrun: Die gravimetrische Bestimmung des Erdölvorkommens, ein Gebiet, auf dem Herr Brillouin bahnbrechend war durch seine Messungen der Krümmung des Geoids im Simplontunnel und R. Chevallier: Methoden der Erforschung der ferromagnetischen Elemente der Felsen, ein Problem, das unseren Meister immer interessiert hat durch seine möglichen Rückwirkungen auf die Geschichte des Erdmagnetismus.

Etwa 20 Aufsätze behandeln die Elektrizität und die Optik. Die Abhandlung von L. Brillouin, dem Sohn und Nachfolger im Collège de France, über die Beugung des Lichtes durch elastische Wellen ist ein Verbindungsglied zwischen der modernen Physik und jener Theorie der Elastizität, die früheren Generationen so teuer war.

Einige Aufsätze behandeln die reine Mathematik; so die Arbeit von G. Prévost über die sphärischen Funktionen, die die auf ausdrücklichen Wunsch von Herrn Brillouin unternommenen Berechnungsarten darstellt. Sogar die Philosophie ist vertreten durch die Betrachtungen des hervorragenden Professors E. Leroy vom Collège de France: Physik und Philosophie, gegenüber einigen Paradoxa.

So spiegelt also dieses Buch durch die Mannigfaltigkeit der behandelten Themen das vielseitige Werk von M. Brillouin wider. Der Leser findet darin das Echo der verschiedenen Fragen, denen der große Theoretiker sein Leben gewidmet hat, sowie einen Abriß derjenigen Probleme, die gegenwärtig die französischen Physiker beschäftigen.

Prof. Dr. R. Chevallier-Nancy. Paris, Gauthier-Villars, Verlag 1935.

Die Bedeutung der Chemie

Die Techniker, die in einer Richtung spezialisiert sind, die sie von der Chemie entfernt, behandeln sie gern wie eine arme Verwandte. Sie vergleichen sie mit einer Küche, wo nur die Amateure an Experimenten von grobem Empirismus Gefallen finden, die die Geschicklichkeit der Hand und des Gedächtnisses auf Kosten der Intelligenz erfordern. In diesen allzu oft geäußerten Meinungen findet sich eine Spitze von unüberlegter Verachtung, die die ganze Unwissenheit und vielleicht auch ein wenig Bedauern aller derer verrät, die nicht an die Chemie »angebissen haben.«

Man hat selten versucht, diese Wissenschaft gemeinverständlich zu machen. Ihre bemerkenswerte Entwicklung, ihre vielfache Anwendung, ihre Terminologie und ihre besonderen Voraussetzungen, der augenscheinliche Wirrwarr der Phänomene, die sie erforscht und beschreibt, machen die Arbeit schwierig. Es bedarf zur guten Durchführung eines so delikaten Unternehmens des ganzen Talents eines Gelehrten, der imstande ist, den Gegenstand zu meistern und ihn in den geeignetsten Rahmen zu stellen, um ihn zugleich zugänglich, verständlich und anziehend zu machen.

In seinem Buch »La Chimie au laboratoire et à l'usine, dans la nature et dans la vie« (300 Seiten, 250 Figuren, 20 Bilder, 2 Register; 15 Frs., Larousse) hat Marcel Boll diese schwierige Aufgabe gut gelöst. Es ist ihm vollkommen gelungen. Und es ist ein Erfolg, den wir gern unterstreichen, denn dieses Buch ist dazu bestimmt, im Denken der Laien und — so paradox diese Idee auch erscheinen mag — selbst der Chemiker die Stellung der Chemie gegenüber den andern Naturwissenschaften sowie ihre Bedeutung auf praktischem Gebiet klarzustellen.

Wie in all seinen wissenschaftlich vielseitigen Schriften hat auch hier Marcel Boll ein originelles Werk geschaffen. Seine klaren Auseinandersetzungen sind von unerbittlicher Logik und heben die neuen Auffassungen, die sich aus den jüngsten Forschungen entwickelt haben, hervor, indem sie sich ihren erklärenden Wert zunutze machen. Der Autor besitzt die seltene und wunderbare Gabe, die Neugierde des Lesers wachzurufen. Er sucht sie zu gewinnen, stachelt sie an und führt sie so weit, wie man sie nur führen kann. Mit der sorgfältigen Genauigkeit, die in seiner Art liegt, weckt er das Verständnis, ohne Anstrengung, durch einfache, aber klug gewählte Beispiele, durch einleuchtende Vergleiche und einen dauernden Kontakt mit der praktischen Erfahrung.

Ich kann mir keinen Wißbegierigen unter den Laien und auch den Chemikern vorstellen, der nicht den größten Nutzen aus der Lektüre dieses Buches zieht. Der Autor ist einer der seltenen wissenschaftlichen Geister, die noch den beneidenswerten Namen eines Enzyklopädisten verdienen. Er hat einen Teil seiner reichen Tätigkeit der Sorge dafür gewidmet, im großen Publikum das Wesentliche unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Kenntnisse zu verbreiten. Niemand hätte besser als er mit so viel Leichtigkeit, Talent und Autorität in der Erfüllung einer so schwierigen Aufgabe zum Ziel kommen können.

Auszug aus den »Nouvelles littéraires, artistiques et scientifiques«. André Leroy: Bibliographie.

INTERNATIONAL BIBLIOGRAPHY OF HISTORICAL SCIENCES

Internationale Bibliographie der Geschichtswissenschaften

Edited for the

INTERNATIONAL COMMITTEE OF HISTORICAL SCIENCES.

Bisher sind erschienen: First Year (1926) brosch. RM 12.60, Second Year (1927) brosch. RM 21.—, Third Year (1928) brosch. RM 24.60, Fourth Year (1929) brosch. RM 24.60, Fifth Year (1930) brosch. RM 24.60, Sixt Year (1931) RM 24.60, Seventh Year (1932) brosch. RM 24.60, Eighth Year (1933) brosch. RM 24.60.

Mit dem Erscheinen des Sechsten Jahrganges 1931 liegt die Bibliographie vom Jahre 1926 bis 1933 nunmehr vollständig vor.

Bei Herausgabe der Internationalen Historischen Bibliographie werden nur Arbeiten berücksichtigt, die auf die Beziehung der Staaten und Völker untereinander Bezug haben und die einen wirklichen Fortschritt der geschichtlichen Erkenntnis bedeuten. Einzelforschungen und Darstellungen begrenzter Gebiete sowie alle rein politischen Arbeiten wurden ausgeschlossen, da das Jahrbuch keineswegs die nationalen Berichte der Geschichtswissenschaft ersetzen soll.

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35, WOYRSCHSTR. 13

Digitized by Google

MARCEL BOLL, Paris

Die Lage der Chemie

Marcel Boll, geboren zu Paris am 15. September 1886.

Dissertationen (1914) über »Die photochemische Entwicklung der Elektrolyten« und »Das Elektron und die chemischen Phänomene«.

Professor für angewandte Elektrizität und allgemeine Chemie an der Handelshochschule.

Schriftleiter des naturwissenschaftlichen Teils der »Nouvelles Littéraires«. Mitglied des Direktionskomites der »Union Rationaliste«. Mitglied des Internationalen Rates der Naturphilosophie.

Autor zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten.

Hat allein oder in Gemeinschaft mit andern veröffentlicht:

»Die Naturwissenschaft und der positive Geist bei den zeitgenössischen Denkern« 1931;

»Die menschliche Persönlichkeit« (8. Aufl. 1935);

»Die gegenwärtigen Strömungen der französischen Philosophie« (5. Aufl. 1925);

»Die zeitgenössische Kunst, ihre Daseinsberechtigung und ihre Manifestationen« (1931);

»Die Logik und ihre Karikatur« (1935);

»Die Charakterkunde in ihren Beziehungen zur naturwissenschaftlichen Methode« (1936);

»Einführung in die Quantentheorie« (1928);

»Exposé über die Gesetze der Elektrizität« (1932);

»Die Grundbegriffe der Wellenmechanik« (1932).

Trägt dazu bei, in Frankreich die philosophischen Arbeiten der Wiener Schule zu verbreiten.

Die Klassifikationen der theoretischen Naturwissenschaften stellen gewöhnlich die Chemie zwischen die Physik und die Biologie. Eine solche Ansicht, die noch immer von den Philosophen und sogar von einer gewissen Anzahl von Wissenschaftlern geteilt wird, scheint uns endgültig überholt; und diese kurze Studie von allgemeinem Interesse macht es sich ausdrücklich zur Aufgabe, das Gebiet und die Rolle der Chemie genau zu definieren, unter Berücksichtigung der reichen Ernte von Entdeckungen, die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts unsere Vorstellung vom Universum erneuert haben.

Die Physik, die die Wissenschaft von der Energie ist, teilt sich ganz natürlich in eine »Physik der Materie« und eine »Physik der Strahlungen«. Wie wir sehen werden, findet die Chemie ihren Platz mitten in der »Physik der Materie«, zwischen der Physik der Moleküle und Elektronen einerseits und der Physik der Atomkerne andererseits. Mit anderen Worten: die Chemie, die mit der »Atomphysik« verschmilzt, grenzt einerseits an die Mechanik und den Elektromagnetismus, andererseits an die Radioaktivität.

Welches sind vor allem die Dinge, mit denen sich die Chemie beschäftigt? Es sind die reinen Körper und die Elemente, die sich im unendlich Kleinen in Form von Molekülen, resp. Atomen wiederfinden. Die reinen Körper werden experimentell bestimmt, mittels praktischer Verfahren, deren Technik durch die Bemühungen eines Jahrhunderts festgelegt worden ist. Beiläufig sei festgestellt, — und diese Bemerkung ist wesentlich — daß alle Manipulationen des Chemikers physikalische sind: man läßt die Schwerkraft oder die Diffusion wirken; man benutzt die Wärmeleitung; man nutzt Zustandsänderungen aus usw. und spricht von einer »chemischen Reaktion«, wenn ein oder mehrere reine Körper sich in ein oder mehrere andere verwandeln.

Die moderne Definition des Elementes leitet sich unmittelbar aus diesen Voraussetzungen ab: Das Element ist die Materie, die sich von einem reinen Körper auf einen andern im Verlauf einer Reaktion überträgt. Wir weisen unablässig auf die Fundamentaltatsache hin, daß man fast immer Element und einfachen Körper verwechselt: der einfache Körper ist eine Abart — übrigens eine ziemlich uninteressante — des reinen Körpers, während das Element eine Austauschmaterie ist. Darüber hinaus ist das Element eine streng eindeutige Realität, der streng definierte Eigenschaften entsprechen, die sogenannten »atomischen Eigenschaften«, wie die Spektren der X-Strahlen und die Radioaktivität. Seit 1869 besteht die rationelle Klassifizierung der Elemente, und diese Klassifizierung ist ganz besonders klar geworden durch die Unterstützung der Elektronentheorie und der Wellenmechanik.

Die Atome (der Elemente) gruppieren sich in den reinen Körpern zu Molekülen dank der — bald elektrischen, bald magnetischen — Anziehung; gewisse Moleküle enthalten mehrere tausend Atome, was sie den kolloidalen Mizellen annähert, die noch ziemlich unbekannt sind, deren Erforschung aber eifrig betrieben wird. Da der kolloide Zustand das Leben bedingt, kann man, ohne paradox zu sein, behaupten, daß die Entwicklung der Kolloidologie das wichtigste und brennendste aller Probleme ist, die der heutigen Gesellschaft gestellt sind, — eine Behauptung, die zweifellos die Politiker, Wirtschaftler, Militärs und sogar die Mediziner lächeln machen würde . . .

Einmal im Besitz ihres Materials, kann die Chemie von zwei sich ergänzenden Gesichtspunkten aus studiert werden: vom makroskopischen und vom mikroskopischen Gesichtspunkt.

Es handelt sich also, abgesehen von Gewichts- und Raumverhältnissen (Stöchiometrie), deren Kenntnis auf mehr als ein Jahrhundert zurückgeht, im besonderen um chemische Energetik, und dieser Zweig der Chemie ist der Gesetzgebung der Thermodynamik und damit auch der beschränkten Relativität unterworfen; jede chemische Reaktion setzt nicht nur Umwandlungen des Stoffes, sondern auch Umwandlungen der Energie (Thermochemie, Elektrochemie, Photochemie . . .) in Betrieb. Wir werden von neuem bemerken, daß von diesem Gesichtswinkel aus die Chemie sich unter die anderen Zweige der Physik einreiht: die chemische Reaktion, die nichts anderes ist als ein Umgruppieren elektrisierter Teilchen, läßt sichtlich eine besondere Art von Energie auftreten, nämlich die »chemische Energie«, die den beiden Hauptprinzipien der Erhaltung und der Entwertung gehorcht (ohne auf dem dritten Prinzip der Thermodynamik zu beharren).

An diese beiden Prinzipien sind zwei verschiedene Begriffe gebunden, die beide in ihrer Art wichtig sind: die Reaktionswärme (oder Wärmetönung) stellt die Bilanz jedes chemischen Phänomens dar, während die Affinität dazu bestimmt ist, die Entwicklung jeden Systems von reinen Körpern vorauszusehen. Vormals ein unklarer, metaphysischer, rein verbaler Begriff, ist die Affinität allein fähig, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser oder jener Umwandlung zu bestimmen, wenn man sich nach den äußeren Bedingungen (Temperatur, Druck, Konzentrationen . . .) richtet. Was die Einzelheiten des Prozesses selbst betrifft (Schnelligkeit der Reaktion, Katalyse . . .), so erfordern sie die Hinzuziehung des mikroskopischen Gesichtspunktes, von dem wir nun sprechen müssen: es scheint, daß die Reaktionen sich nur unter aktivierten Molekülen vollziehen, und diese Aktivierung der Moleküle erfolgt nach der Quantentheorie, genauer in ihrer modernen Form, nämlich der Wellenmechanik.

Die Größe der Atome beträgt ungefähr ein Zehnmillionstel Millimeter. Um die »Autopsie« der Atome zu machen, bedurfte es unbedingt einer Methode, die ihrer Größe entsprach, und vor ungefähr 25 Jahren entdeckte man ein vollkommen geeignetes Agens in den X-Strahlen, einer besonderen Form der Strahlungsenergie. Seitdem gelang es, die Lage der Atome sowohl im Innern der kristallischen Körper als auch der Gasmoleküle zu »photographieren«. Unsere Kenntnis des unendlich Kleinen ist dadurch sehr erweitert worden.

Nichtsdestoweniger ist es die Arithmetik — und nicht die Geometrie —, welche diese unteratomische Welt regiert. Die neue Quantentheorie wird beherrscht von dem Prinzip der Ausschließung, die es überdies noch möglich gemacht hat zu erklären, warum »die Materie undurchdringlich ist«; die Menschheit mußte bis 1924 warten, um eine Ahnung davon zu bekommen, daß da eine Frage zu lösen war, und um die Lösung kennen zu lernen.

Das Prinzip der Ausschließung scheidet die reinen Körper in zwei verschiedene Kategorien: die polaren Moleküle, in denen ein Atom seinem Nachbarn ein Elektron abgibt, und die nicht-polaren Moleküle, die eine Anpaarung von zwei Elektronen zulassen. Die polaren Körper sind im allgemeinen durch den elektrischen Strom zerlegbar, während die nicht-polaren Körper sich mit einer merkwürdigen Beständigkeit in den Zellen der lebenden Organismen anfinden.

Das ist das neue Gesicht der Chemie: es hat kaum gemeinsame Züge mit der klassischen Chemie. Übrigens ist die Zurückführung der Chemie auf die Physik nur eine der Episoden der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung, deren Fortschritte unweigerlich zu einem wechselseitigen Durchdringen der fragmentarischen Wissenschaften führen, die ein erstes Studium zwangsläufig in zusammenhanglose Einzelfächer zerstückelt hatte.

Ein Werk
allgemeiner Kultur

Das Buch der grossen Chemiker

Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter
herausgegeben von Dr. Günther Bugge

Dieses bekannte neuzeitliche Geschichtswerk der Chemie bringt in Einzeldarstellungen, mit zahlreichen vorzüglichen Abbildungen, in

Band I: Von **Zosimos** bis **Schönbein**
(508 Seiten m. 62 Abb., geb. Lwd. RM. 24.—)
38 Biographien zur älteren Chemiegeschichte, während

Band II: Von **Liebig** bis **Arrhenius**
(560 Seiten m. 78 Abb., geb. Lwd. RM. 32.—)
in 30 Biographien die neuere Zeit umfaßt.

Verlangen Sie bitte den mit mehreren Abbildungen versehenen großen Prospekt, der die einzelnen Biographien und ihre Verfasser aufführt.

VERLAG CHEMIE, G.m.b.H., BERLIN W 35

Digitized by Google

Prof. Dr. LECOMTE DU NOÜY, Paris

Wissenschaft von heute; Fortschritte der biologischen Wissenschaften in Frankreich seit vier Jahren

Pierre Lecomte du Nouy, geboren in Paris am 20. Dezember 1883. Studierte an der Universität Paris. 1900 Baccalaureat, 1904 Rechtslizentiat, 1917 Doktor der Naturwissenschaften. — Leiter des Laboratoriums von Dr. Alexis Carrel am 21. Fronthospital (Compiègne) 1915—1918 und am Rockefeller-Institut New York 1919—1927. Rückkehr nach Frankreich, Abteilungsleiter im Institut Pasteur (Neue Abteilung für Molekular-Biophysik).

Mitglied der Kaiserlich Leopold. Carolin. Deutschen Akademie der Naturforscher; Mitglied der Akademie der Naturwissenschaften von Bukarest; Präsident der Philomathischen Gesellschaft von Paris.

Veröffentlichungen:
Etwa 150 Abhandlungen über Probleme der Biophysik, die in französischer, deutscher, englischer und italienischer Sprache erschienen sind. Bücher: »Oberflächengleichgewichte der Kolloidallösungen« (Paris, Masson 1929). »Surface Equilibria of organic and biological colloids« (New York 1926). — »Physikalische Methoden in der Biologie und der Medizin« (Paris, Ballière 1933). — »Die Zeit und das Leben« (Gallimard 1936). — Im Druck: »Die kritische Temperatur des Serums« (Hermann, Paris).

Wenn man mit einem Wort die Richtung der Wissenschaften seit 20 Jahren charakterisieren sollte, könnte man es nur mittels des Wortes: Zusammenarbeit. Tatsächlich hat man seit dem Anfang des Jahrhunderts begonnen, sich Rechenschaft zu geben, in wie starkem Maße die Abspaltung der Wissenschaften nicht nur unmöglich, sondern auch gefährlich wurde. Diese Abspaltung, diese Spezialisierung, die nur auf der Struktur und der Unvollkommenheit unseres Geistes beruht, besteht noch, aber stark vermindert. Im Anfang des Jahrhunderts sah man Zwischenwissenschaften, Bastardwissenschaften auftauchen: die Chemophysik, die Biochemie, die Biophysik, die Atomphysik; später die Kapillarchemie und die Molekular-Biophysik. Aber in dem Maße, wie die Jahre vergingen, breiteten sich die Bastardwissenschaften zwischen den Fundamentalwissenschaften aus, und die Grenzen zwischen diesen wurden immer verwischter. Man stellte auf geistigem, wissenschaftlichem Gebiet das fest, was auf dem Gebiet der systematischen Ausbeutung des amerikanischen Kontinents vorging: die entfernten Zentren entfalteten sich wie ein Ölfleck auf dem Papier und saugten nach und nach die sekundären Zentren auf. Heute ist die Absorption eines Teiles dieser Wissenschaften durch die Hauptwissenschaften Chemie und Physik eine fast vollendete Tatsache. Die physikalische Chemie z. B., bei der beide Wissenschaften zum Teil einander einverleibt sind, sieht ihr Bereich dauernd enger werden.

Andererseits legt diese Durchdringung der Wissenschaften dem menschlichen Gehirn Mühen auf, die es nicht immer ertragen kann: es gibt eine Grenze für das Gedächtnis und für die Fähigkeit, Kenntnisse und Methoden anzuhäufen. Die Menschen können nicht deswegen, weil die Schranken zwischen den Wissenschaften fallen, eine ungeheure Menge von ergänzenden Dokumenten aufspeichern, ebensowenig wie ein Landwirt, der gerade über die richtige Anzahl Menschen zur Instandhaltung seines Besitzes verfügt, sich bereichert findet, wenn man ihm neue Felder ohne Arbeiter zu ihrer Bebauung gibt. Obgleich also die Wissenschaft einen großen Schritt vorwärts gemacht hat, kann sich die Ausbeutung ihres Gebietes im Sinne der Vereinheitlichung, der Synthese nur unter der Bedingung vollziehen, daß eine enge Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Disziplinen einsetzt.

Aber diese Beobachtung genügt, um sogleich die Notwendigkeit einer Umwälzung in der Organisation der wissenschaftlichen Forschung begreiflich zu machen. In der Tat war bis jetzt jeder Gelehrte Herr bei sich. Er konnte nahezu von seiner ganzen Wissenschaft Besitz ergreifen. Seine Mitarbeiter und Assistenten sprachen dieselbe Sprache wie er. Er konnte die ganze Literatur, die sich auf seinen Gegenstand bezog, verstehen. Insbesondere hatten sich die biologischen Wissenschaften von der allgemeinen Physiologie, der Grundwissenschaft, bis zur Medizin, gleichsam in einem ungeheuren Park eingeschlossen, der mit einzelstehenden Pavillons geschmückt war, von denen jeder mit einem blühenden Garten umgeben war. Aber seit Helmholz und Claude Bernard begann man gewahr zu werden, daß die Bevölkerung dieses Parks und dieser Pavillons vom Hungertod bedroht war, wenn man nicht die künstlichen Schranken ganz weit öffnete, die sie von den angrenzenden Gebieten trennten. Seit 1900 wurde die Drohung ernst. Und nach und nach drangen zuerst die Chemie, dann die Physik und die physikalische Chemie in die Privatgärten ein. Daraus entstand eine große Verwirrung und von Zeit zu Zeit eine große Entdeckung. Heute wird die ganze Physiologie von diesen anderen Wissenschaften beherrscht; es kommt immer dem Biologen zu, die Probleme aufzustellen, aber der Chemiker oder der Physiker ist es, der sie im allgemeinen lösen kann. Natürlich gibt es andere, rein biologische Probleme, die sich aus speziellen Methoden ergeben. Aber sie sind noch nicht klar definiert und verdrängen die ersteren nicht.

Und nun wird man verstehen, was wir meinten, als wir von der Umwälzung in der Organisation der Forschung sprachen: ein großer, noch so genialer Spezialist kann vollkommen unfähig sein, die vereinten Bemühungen der Gelehrten, die eine ihm unbekannte Sprache sprechen, nebeneinander zu stellen und zu leiten. Im Gegenteil: es wird vielmehr einem Menschen ohne Genie, aber mit großer Intelligenz und mit einer — vielleicht nur oberflächlichen — Einsicht in mehrere Wissenschaften gelingen, die notwendige Nebeneinanderstellung zu erreichen. Wir finden dasselbe Phänomen in Industrie und Handel wieder. Der Chef des Hauses kann ein mittelmäßiger Ingenieur oder ein schlechter Händler sein, das macht nichts; man kann immer gute Ingenieure und gute Händler finden, aber wenig große Direktoren. Man wohnt also — vielmehr wird man es in den kommenden Jahren tun — der Geburt einer Kategorie von neuen Menschen bei, die, ohne wissenschaftliche Genies zu sein, zur Aufgabe haben werden, die wirklich wertvollen Menschen zu erkennen und zu vereinigen und sie, sogar auch ohne ihr Wissen, zur Zusammenarbeit nach einem gemeinsamen Plan von großer Spannweite zu bringen. Diese Kategorie von neuen Menschen existiert vielleicht noch nicht; sie wird sich entwickeln, weil man ihrer bedarf. Das ist meines Erachtens das charakteristischste Phänomen unserer Epoche von wissenschaftlichem Standpunkt aus. Die Lösung einer großen Anzahl von ganz fundamentalen Problemen, wie z. B. dem des Krebses, hängt viel mehr von der Durchführung dieser Prinzipien ab, als von der Ausgabe von Hunderten von Millionen, die ohne Nutzen verzettelt werden.

Es ist immer schwierig, von dem wissenschaftlichen Fortschritt in einem Lande zu sprechen. Man neigt unbewußt dazu, eher die sensationellen Entdeckungen zu erwähnen als die, die reich an noch größeren Möglichkeiten sind, aber die noch nicht das Stadium der praktischen Nutzbarmachung erreicht haben. Man ist, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, oft ungerecht, und trotz der Bemühung um Objektivität führt man häufig bei einer solchen Auswahl ein subjektives Element ein, das ihr ihren Wert nimmt. Wenn man also findet, daß das hier der Fall ist, entschuldige ich mich im voraus. Ich glaube mich indessen nicht zu irren, wenn ich sage, daß unter die wichtigsten und originellsten Werke, die seit den letzten drei oder vier Jahren aus Frankreich gekommen sind, die von Dr. Mâcheboeuf über die Ultra-Drucke und über die Chemie des Tuberkelbazillus zu rechnen sind. Was diese letzteren Forschungen betrifft, so haben Dr. Mâcheboeuf und seine Mitarbeiter im Institut Pasteur die Tradition fortgesetzt, die von Karl Landsteiner begründet und von Avery, Heidelberger, Goebel und Dubos im Institut Rockefeller in New York weitergeführt worden ist. Jedoch sind seine Arbeiten über die Ultra-Drucke, die dank des wichtigen Apparates von J. Basset bewerkstelligt worden sind, von absoluter Originalität, und ich möchte sie in einigen Worten über die springendsten Punkte zusammenfassen.

Dr. Mâcheboeuf hat nach und nach folgende Tatsachen aufgezeigt: die nicht Sporen tragenden Bakterien werden durch Drucke zwischen 5000 und 6000 Atmosphären getötet, und die spezifische antigenische Eigenschaft der Kuhpockenimpfung verschwindet zur selben Zeit wie das Leben der Bakterien. Die Sporen widerstehen allen Drucken: z. B. 22000 Atmosphären während einer Stunde. Die ultra-Virus (Tollwut, Geflügelseuche, Kuhpocken, gelbes Fieber usw.) sind etwas weniger widerstandsfähig als die nicht Sporen tragenden sichtbaren Mikroben; sie leisten 2000 Atmosphären Widerstand, werden aber alle unwirksam bei 5000. Die Diastasen leisten alle 10000 Atmosphären Widerstand und werden zwischen 11000 und 16000 vernichtet, je nach der Lage des Falles. Sie sind also sehr verschieden von den Giftstoffen. Die Bakteriophagen verhalten sich auch nicht wie die Diastasen, sondern wie die unsichtbaren Giftstoffe, sie leisten 2000 Atmosphären Widerstand und werden unwirksam bei Drucken unter 5000 A. Diese Tatsache scheint die diastasische Theorie von der übertragbaren Bakterienlysis (Bakteriophag) zu vernichten. Im Gegensatz dazu verhalten sich die Toxine (Starrkrampf-, Diphterietoxine) genau wie die Diastasen: sie leisten 10000 Atmosphären Widerstand, sind darüber hinaus abgeschwächt und unwirksam bei etwa 14 oder 15000 Atmosphären. Das Verschwinden der spezifischen Eigenschaft ist ein allgemeines Phänomen. Das brachte den Autor auf den Gedanken, daß auch die Protëine durch den Druck umgewandelt werden könnten: das Experiment bewies in der Tat, daß bestimmte Protëiden zwischen 8000 und 9000 Atmosphären gerinnen wie durch Wärme (Ovalbumin, Serumglobulin), während das Serum-

Digitized by Google

albumin dies nicht tut. Das Blutserum gerinnt bei demselben Druck. Das stimmt mit der Theorie der intramolekularen Hydratisierung von Lecomte du Noüy überein. Das Serum bleibt bei einem Druck von 4500 Atmosphären flüssig und durchsichtig, aber es verliert seine anaphylaktische Eigenschaft und macht das Meerschweinchen nicht mehr für dasselbe nicht unter Druck gesetzte Serum empfänglich; und umgekehrt löst das unter Druck gesetzte Serum keinen anaphylaktischen Choc mehr aus, bei einem Tier, das für dasselbe nicht unter Druck gesetzte Serum empfänglich gemacht worden war. Eine neue anaphylaktische Eigenschaft ist bei Druck aufgetreten: das Tier, das durch das unter den Druck von 4500 Atmosphären gesetzte Serum empfänglich gemacht wurde, stirbt von dem Choc, der durch das unter den Druck von 4500 Atmosphären gesetzte Serum ausgelöst wird. Schließlich leisten die lebenden Zellen (Carrelsche Gewebekulturen), normale oder Krebszellen, wohl 1800 A., aber nicht 2000 A. Widerstand. In Anbetracht dessen, daß die empfindlichsten Mikroben leicht mehr als 4000 A. Widerstand leisten, widersprechen diese Beobachtungen einer Bakterientheorie des Krebses. Ebenso leisten die erforschten Giftstoffe alle einem Druck von 2000 A. und mehr Widerstand, weshalb man nicht die Existenz eines unsichtbaren Giftstoffes als Krebserreger annehmen kann. Indessen ist das Sarkom von Rous, das durch Filtrat übertragbar ist, auch übertragbar durch Aufpfropfung unter einem 45 Minuten lang aufrecht erhaltenen Druck von 2000 A.

Auf dem rein medizinischen Gebiet gehört zu den originellsten und wichtigsten Arbeiten die von Dr. Reilly und seinen Mitarbeitern, den Doktoren Rivalier, Compagnon, Laplane und du Buit. Diese Autoren haben gezeigt (Ann. Med. 37, 182, 241, 321, 1935), daß man bei dem Tier eine Infektion hervorrufen kann, deren Verlauf dem des Typhusfiebers beim Menschen ähnlich ist, indem man Toxin in das Innere der Mesenterialganglien injiziert. Ihre Experimente zeigen die bis jetzt unbekannte Rolle des vegetativen Nervensystems in der Entstehung der Typhusschäden auf. Es geht daraus hervor, daß man nicht mehr dem typho-paratyphischen Toxin eine strikt spezifische Schädlichkeit zuschreiben kann. Es verdankt diesen Charakter einzig der Vorliebe, die es für das vegetative Abdominalsystem hat, auf das es sich, nachdem es sich in den Mesenterialganglien gebildet hat, sogleich legt. Aber die Verdauungsschäden, die daraus entstehen, sind ihm nicht eigentümlich; sie sind nur der Ausdruck einer Verletzung des sympathischen Nervensystems, identisch in ihren Wirkungen, aber verschieden in ihren Ursachen.

Eine einfache physikalische Handlung, die fortgesetzte Elektrisierung des Eingeweidenervs oder die Abschnürung durch einen Zwirnsfaden, ruft in einigen Stunden dieselben Schäden hervor wie die perisplanchinischen Injektionen von Giften oder von Typhustoxin. Diese neuen Tatsachen sind von größter Wichtigkeit.

Auf dem Gebiete der biologischen Chemie sei die Isolierung in Kristallform von drei Hormonen erwähnt, die sich von dem Folliculin unterscheiden und alle drei aus dem Urin einer trächtigen Stute von A. Girard gewonnen wurden: das Equilin ($C_{18}H_{20}O_2$), das Hippulin und das Equilenin ($C_{18}H_{18}O_2$). Zu nennen sind auch die schönen Arbeiten auf dem Gebiet der therapeutischen Chemie von Professor Fourneau und seinen Mitarbeitern, Dr. Trefouël und Frau.

Prof. ETIENNE RABAUD, Paris

Die zoologische Forschungsarbeit in Frankreich

Seit sehr vielen Jahren beschäftigt sich Paul Marchal (Paris, Institut agronomique) mit Forschungen über die Schmarotzerinsekten. Indem er die Frage in weitestem Sinne nahm, kam er zu wichtigen Entdeckungen wie der der Mehrkeimigkeit oder denen, die den anormalen Cyclus der verschiedenen Blattläuse und die Bedeutung der »Zwischengäste« berühren. F. Picard beschäftigt sich ebenfalls mit der angewandten Entomologie.

In der Fakultät der Naturwissenschaften von Paris arbeiten Louis Lapicque und unter seiner Leitung eine Plejade von Forschern, unter denen Laugier, Cardot, Bourguignon, sowie Frau Lapicque zur Frage der Tätigkeit des Nervensystems zahlreiche entscheidende Tatsachen beitragen, die durch das Wort Chronaxie zusammengefaßt werden. In derselben Fakultät erforschen Paul Portier und seine Schüler verschiedene Fragen der Physiologie; Caullery ermutigt und gibt Rat zu Arbeiten über Embryologie; Pérez und Prenant prägen dem Laboratorium der Zoologie, das sie leiten, eine speziell zoologische Orientierung auf; Wintrebert richtet ausschließlich seine Bemühungen auf die Organisation des Eies der schwanzlosen Froscharten; das Ei des Diskuszünglers liefert ihm interessante Tatsachen. O. Duboscq beschäftigt sich, allein oder in Zusammenarbeit, mit Fragen der Zellenforschung, die sich auf die Natur und die Bedeutung der morphologischen Bestandteile der Zelle, namentlich der Spermatozoiden, beziehen. Außerdem liefert er einen bemerkenswerten Beitrag zum Studium der Befruchtung der Schwämme. J. Millot arbeitet an einer Reihe von Forschungen der Histo-Physiologie; er entnimmt gewöhnlich sein Material dem Studium der Spinnen, die ihm nützliche Fingerzeige für die Deutung allgemeiner Vorgänge geben. Et. Rabaud, der sich selbst damit beschäftigt, die Tatsachen zu analysieren, die auf die Probleme des Verhaltens, der Anpassung, der tierischen Gemeinschaften Bezug nehmen, beaufsichtigt die Forschungsarbeiten seiner Schüler über die Struktur und die Tätigkeit der Sinnesorgane (Frl. Verrier), die Bedingungen der geographischen Verteilung (Pacaud), die vergleichende Physiologie des Nervensystems der wirbellosen Tiere (Couteaux), das Parasitentum, die Drüsen mit innerer Sekretion usw....

In dem Institut Pasteur setzt Mesnil seine Forschungen über Protistenlehre fort; sein Mitarbeiter Lwoff studiert die Bedingungen der Umwandlung der Protisten; Roubaud interessiert sich für verschiedene Fragen der angewandten Biologie.

Im Collège de France faßt J. Jolly von allen Gesichtswinkeln aus die Elemente des Blutes ins Auge und erzielt zahlreiche wichtige Resultate. E. Fauré-Frémiet entwickelt seine Tätigkeit auf dem Gebiet der experimentellen Embryologie.

In der medizinischen Fakultät ist das Laboratorium von Brumpt außerordentlich aktiv. Brumpt selbst und seine Mitarbeiter arbeiten an dem Studium der menschlichen Parasiten, ihrer Morphologie und vor allem ihres evolutiven Cyclus. Champys Aufmerksamkeit ist auf die Rolle der Drüsen mit innerer Sekretion gerichtet. J. Verne setzt seine Nachforschungen über die Pigmente und verschiedene Fragen über Krebselemente fort.

Im Museum studiert Fage die vielborstigen Ringelwürmer und die Krebstiere, ohne sich auf die Morphologie und die Systematik zu beschränken; nächtliche Fischfänge, die er gemeinsam mit Legendre ausgeführt hat, haben ihm die Gelegenheit zu vielfachen wichtigen biologischen Beobachtungen gegeben. Roule und Pellegrin beschäftigen sich mit der Systematik der Fische; Jeannel, Lesne, Berland, Chopard und einige andere studieren die Systematik und die Biologie von mehreren Insektengruppen. Bourdelle und seine Mitarbeiter gehen auf dieselbe Weise vor, was die Säugetiere und die Vögel betrifft. Germain und Ranson sehen ihre Aufgabe in der Systematik der Weichtiere und der Hohltiere.

In der Fakultät der Naturwissenschaften von Nancy setzt Cuénot seine Forschungen über die Entstehung der Tierarten fort. In Straßburg studiert Terroine die Umwandlung der verschiedenen Substanzen; Schaeffer und seine Mitarbeiter arbeiten an der Forschung der physikochemischen Mechanismen der vitalen Phänomene; Remy interessiert sich für die Physiologie der wirbellosen Tiere und ihre geographische Verteilung. M. de Beauchamp verschanzt sich in dem systematischen Studium verschiedener Gruppen der wirbellosen Tiere. In Caen studiert L. Mercier speziell verschiedene biologische Ansichten über das Problem des Krebses. In Rennes macht R. Poisson Zellen-, anatomische und systematische Forschungen über Wasserinsekten. In Toulouse macht R. Despax die biologische Analyse und das systematische Inventar der Plecopterien; er sammelt Dokumente über die Gliederfüßer der Fauna der Pyrenäen. L. Jammes leitet die Station der Gewässerlehre und Fischkultur. Vandel beschäftigt sich mit der Jungfernzeugung von verschiedenen Blickwinkeln her. In Montpellier setzt Chatton allein oder in Zusammenarbeit seine Forschungen über die Protisten fort. Sie liefern ihm vielfache wichtige Daten bezüglich der allgemeinen Probleme des evolutiven Cyclus, der Sexualität, der Anpassung usw. Turchini (medizinische Fakultät) macht verschiedene histo-physiologische Studien. In Clermont-Ferrand erforscht Grassé außer seinen Arbeiten über Zellenlehre, die die Bedeutung der verschiedenen morphologischen Bestandteile der Zelle berühren, die verschiedenen Besonderheiten der Morphologie und des Verhaltens der Termiten sowie ihre Beziehungen zu den Geißeltierchen. In Grenoble setzt L. Léger seine Studien über Hydrobiologie und Fischkultur fort. In Dijon leitet Paul Paris die Forschungen über die Systematik und die Lebensweise der Vögel. In Bordeaux beschäftigt sich Feytaud mit angewandter Zoologie.

In der Schule der Gewässer und Wälder von Nancy erforscht Hubault die wirbellosen Wassertiere, ihre Morphologie, ihre Lebensbedingungen, ihre Verteilung.

Französische Bücher
und
Bücher über Frankreich
Literatur / Politik / Geschichte
Lehrwerke / Wörterbücher
Fremdsprachenbuchhandlung
ARTHUR COLLIGNON
Berlin NW 7, Prinz-Louis-Ferdinandst. 2

Digitized by Google

Prof. R. COMBES, Paris

Die botanischen Forschungen in Frankreich

Raoul Combes, Professor der Pflanzenbiologie an der Naturwissenschaftlichen Fakultät Paris (Sorbonne), Professor an der Nationalen Schule für Gartenbau, Honorarprofessor am Institut für Kolonialagronomie, 1933 Präsident der französischen botanischen Gesellschaft; entwickelte seine wissenschaftliche Betätigung seit 30 Jahren auf dem Gebiet der Pflanzenchemie, der Pflanzenbiologie und der Geschichte der Naturwissenschaften. Seine Forschungen über die roten, violetten und blauen anthocyanischen Pigmente der Blumen und der Blätter haben es ihm möglich gemacht, den Ursprung dieser Körper aufzuzeigen und zu beweisen, daß sie sich durch Reduktion auf Kosten der flavonischen Pigmente bilden. Andererseits hat er Versuche angestellt mit dem Oxychinon, dem Holzstoff, den Heterositen, dem Leuchten der Pflanzen, den Phänomenen der Wanderung der Zuckerarten und der Protiden, dem herbstlichen Gelbwerden der Blätter, den aseptischen Kulturen höherer Pflanzen, den Phänomenen der Immunität, den traumatischen Reizungen, der Verwandlung der Blume. Die Arbeiten, die er im Laufe der letzten Jahre mit mehreren seiner Schüler unternommen hat, beziehen sich auf den Einfluß, den das Milieu auf die Verwandlung der Pflanzen ausübt, und streben danach, den Mechanismus der morphogenen Einwirkung des Milieus zu verdeutlichen. Seine Studien über die Geschichte der Naturwissenschaften und der Unterricht, den er in dem Institut für Geschichte der Naturwissenschaften in Paris gibt, haben ihn dazu geführt, 1933 eine »Geschichte der Pflanzenbiologie in Frankreich« zu veröffentlichen. Er ist außerdem der Autor eines »Lebens der Pflanzenzelle«, von dem 1927 und 1929 zwei Bände erschienen sind, während der dritte Band sich gegenwärtig im Druck befindet.

Der Aufbau und die Tätigkeit lebender Körper geschieht nur unter der Bedingung, daß sie alles, Stoff und Energie, von der Umgebung entgegennehmen. So finden sich direkt oder indirekt alle Kundgebungen der Umwandlungstätigkeit und der formgebenden Tätigkeit der Wesen an die Wirkung der äußeren Umgebung gebunden. Man begreift, daß die verschiedenen Probleme, die sich daraus ergeben, im Kreise der Biologen aktive Forschungen hervorgerufen haben. Während langer Zeit sind die unternommenen Studien auf die Feststellung der Reaktionen beschränkt gewesen, die von den verschiedenen äußeren Faktoren in den offensichtlichsten Funktionen und in dem Aufbau der Formen verursacht wurden. Die Bestimmung des physikochemischen Mechanismus von der Wirkung des Milieus her wurde erst später gemacht. Marin Molliard (Paris, Sorbonne) hat auf Probleme, die diesem letzten Teil der Pflanzenbiologie entspringen, 40 Jahre seiner wissenschaftlichen Tätigkeit gewandt, und auf sie weist er den größten Teil seiner Schüler hin. Seine Forschungen über die Rolle der organischen Nahrung im Aufbau der Formen haben ihm gestattet, den Mechanismus der morphogenen Wirkung des Lichtes, der trockenen Luft usw. zu erklären. Die Resultate, die er in dem Studium des Einflusses der Mineralnahrung der Gewebe auf die Atmung erhalten hat, haben ihn dazu geführt, zu zeigen, daß man die Atmungsreaktionen der Organismen nach Gutdünken regeln kann, indem man ihnen Mineralien zuführt. Seine Untersuchungen über die Bestimmung der Galle und seine gegenwärtigen Arbeiten bezüglich der Wirkung des kohlensauren Gases und des Sauerstoffes zeugen von derselben Gedankenrichtung. Ebenso sind es Fragen dieser Art, und im besonderen die Wirkung des Wassers und des Sauerstoffs auf die Atmung, die Meyer, Plantefol, und ihre Mitarbeiter (Paris, Institut de Biologie) studieren. Andererseits macht Costantin seit mehreren Jahren über den Einfluß, den das alpine Klima auf die allgemeine Entwicklung ausübt, Experimente. Die Einzelwesen derselben Gattung, die in verschiedenen Umgebungen aufwachsen, bauen chemisch und physikalisch unähnliche Pflanzenstoffe, und von dieser Unähnlichkeit kommen die Verschiedenheiten her, die ihre funktionelle und morphogene Tätigkeit aufweist. R. Combes und seine Schüler (Paris, Sorbonne) beschäftigen sich gegenwärtig mit Forschungen zur genauen Feststellung, wie der Faktor Licht, das Milieu Wasser, trockne Luft, feuchte Luft usw. auf die Ausarbeitung des Pflanzenstoffes, seine Umwandlung und seine Formwerdung wirken.

Das Studium des physikochemischen Mechanismus der funktionellen Tätigkeit wird in zahlreichen Laboratorien durchgeführt. H. Colin und seine Schüler (Paris, Institut catholique) machen wichtige Fortschritte, einerseits bei dem Problem der Ausbildung der Glyziden bei den niederen Pflanzen und den Algen, andererseits bei dem Problem der diastasischen Wirkung. Wir verdanken R. Wurmser (Paris, Institut de Biologie) scharfsinnige Studien über die Phänomene der Oxydreduktion und über den physikochemischen Mechanismus des Atmungsaktes; andererseits haben seine Forschungen über die Nutzbarmachung der Energie durch die Organismen ihm gestattet, festzustellen, was die energetische Leistung in der Photosynthese ist. Auf diesem Gebiet der biologischen Energetik haben Terroine und seine Schüler (Straßburg) zahlreiche Fakten über die Nutzbarmachung der chemischen Energie herausgestellt. Andere Studien über die Pflanzenphysiologie sind auch im Schwange in den Laboratorien von Devaux (Bordeaux), über die physikalische Struktur des Pflanzenstoffes, Maige (Lille), über die Amylogenese und Amylolyse, Demolon (Versailles), über die Physikochemie der Erden, Magrou (Paris, Institut Pasteur), über mitogenetische Strahlen, Genevois (Bordeaux), über die Atmungs- und Gärungsreaktionen.

Die Laboratorien von Blaringhem (Paris, Sorbonne) und Meunissier (Verrières) haben sich auf Vererbungsforschungen spezialisiert.

In der Pflanzenmorphologie werden große Bemühungen unternommen, um den Ursprung, die Struktur und die physiologische Tätigkeit der verschiedenen Gebiete der Zelle zu bestimmen. Die in dieser Richtung tätigsten Laboratorien sind das von Guilliermond (Paris, Sorbonne), der mit seinen Schülern Mangenot, Emberger, Eichhorn usw. unsere Kenntnisse von der Mitochondrie, den Zellbläschen, dem Zellkern bedeutend bereichert hat, und das von P. A. Dangeard (Paris, Sorbonne), dem wir die Hauptfakten über den Ursprung und das Werden der Vocuolarteilchen verdanken. Die Embryologie der höheren Pflanzen wird von Souèges, die Anatomie der Organe und die vergleichende Anatomie von Dauphiné (Paris, Sorbonne), Bugnon (Dijon) und Choux (Marseille) erforscht.

Das Inventarium und die Beschreibung der Flora der französischen Kolonien sind der Gegenstand lebhafter Studien. Humbert, Gagnepain (Paris, Museum) und ihre Mitarbeiter beenden gerade das schöne Werk, das die »Allgemeine Flora von Indochina« behandelt; die Flora Nordafrikas wird von Maire und Emberger (Algier), die Westafrikas von Chevalier (Paris, Museum), die Äquatorialafrikas von Pellegrin (Paris, Museum) erforscht; Humbert, Perrier de la Bathie (Madagaskar), Chermezon (Straßburg) beschäftigen sich mit der Flora Madagaskars, Guillaumin (Paris, Museum) mit der Neu-Kaledoniens und der Neuen Hebriden, Benoît (Paris, Museum) mit der von Guyana.

Die Morphologie, die Systematik und die Physiologie der Pilze bilden den Forschungsgegenstand in den Laboratorien von P. A. Dangeard, Guilliermond, Langeron (Paris, medizinische Fakultät), Moreau (Caen), Heim (Paris, Museum), Kühner (Paris, Sorbonne), Morquer (Toulouse). Ein sehr aktives Studienzentrum der Pflanzenpathologie besteht in Versailles, geleitet von Foex; die Frage der Zezidien wird besonders bearbeitet, in Paris von Molliard und in Straßburg von Houard und Maresquelle. Sauvageau (Bordeaux) setzt seine schönen Forschungsarbeiten über die Algen fort, und auf diesem Gebiet zeigt sich ein anderes Zentrum in dem Laboratorium von Allorge (Paris, Museum). Die Arbeiten von P. Dangeard (Bordeaux) beziehen sich auch auf Algen. Die Bakterien werden von Guilliermond erforscht, die Flechten von Moreau und die Moose von Douin (Lyon).

Die Studien der botanischen Geographie haben sich im Laufe der letzten 40 Jahre sehr entwickelt. Sie orientieren sich mehr und mehr in der dynamischen Richtung; man gibt sich nicht mehr damit zufrieden, den Zustand, die Verteilung der Arten und ihre Gruppierung auf der Oberfläche der Erdkugel festzustellen, man bemüht sich vielmehr, die Ursachen der Verteilung zu erkennen, sowie die Bestimmung der Entstehung großer und kleiner Gruppen, ihrer Entwicklung und ihres Verschwindens. Die französische Schule spielt eine große Rolle bei dieser Orientierung und in den Fortschritten, die dank ihrer erzielt wurden; insbesondere ist das so lebendige Zentrum von Montpellier mit Pavillard zu nennen, der der Nachfolger von Flahault bei der Fakultät der Naturwissenschaften geworden ist, und mit Braun-Blanquet (internationale Station der botanischen Geographie), und in Paris Allorge und Humbert, in Algier Maire und Emberger, in Grenoble de Litardière, in Toulouse Gaussen, in Bordeaux Chouard.

Schließlich wird das Gebiet der Pflanzenpaläontologie weiter aktiv entwickelt; das Forschungszentrum befindet sich in Lille, wo die Laboratorien von Carpentier, Depape, Paul Bertrand auf das Studium der Probleme spezialisiert sind, die diesem Teil der Botanik entspringen.

Die nächste Nummer bringt u. a.:

LAUBS: Die Anfänge der Waffenätzung und Radierung
ERICH: Zur Typenbildung in der Volkskunst
MORPER: Die neuen Ausgrabungen im Bamberger Dom
WENTZEL: Lübeckscher Malerei und Plastik um 1250—1350

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I. Vj. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

AUG 18 1936

Berlin, 20. Juli 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 14

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dr. JAN LAUTS, Berlin

Die Anfänge der Waffenätzung und Radierung

Die Kunst der Waffenschmiede oder Plattner, seit dem 13. und 14. Jahrhundert bemüht, der mehr und mehr sich steigernden Durchschlagskraft und Furchtbarkeit der Angriffswaffen einen immer wirksameren Schutz des Körpers entgegenzusetzen, hatte im Verlauf des 15. Jahrhunderts mit dem Plattenharnisch einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Ein komplizierter Organismus zahlreicher übereinandergreifender Eisenteile, knapp dem Körper angepaßt und doch schmiegsam jeder seiner Bewegungen nachgebend, bildete einen für die damalige Zeit fast vollkommenen Schutz des Trägers. Über die hohe Zweckmäßigkeit hinaus, in der allein schon ein Teil der Schönheit dieser Werke beschlossen liegt, wußte die Hand der in ihren plastischen Ausdrucksmitteln den Bildhauern verwandten Meister jedem Einzelstück noch eine künstlerische Formung zu geben, die in jedem Falle klarer Ausdruck auch des allgemeinen Stilwollens ihrer Epoche ist. Die schlanke und federnde Zierlichkeit spätgotischer Formempfindung verkörpert z. B. eine Schaller, der Reiterhelm der Zeit, in gleicher Weise wie jedes andere Kunstwerk dieser Jahrzehnte. Auch die zu Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgende Wandlung zur renaissancehaft gerundeten, vollen, die Waagrechte betonenden Form findet ihren angemessenen Ausdruck in den Harnischen der großen Plattner. Das 16. Jahrhundert, kriegerfüllt und dabei voll Freude an höfischem Prunk und ritterlichem Spiel, ist die eigentlich »klassische« Zeit dieser Meister, denen die Ansprüche macht- und repräsentationsfreudiger Fürsten vollauf zu tun geben. Gegenüber den im wesentlichen glatten Formen früherer Zeiten, die erst im ausgehenden 15. Jahrhundert — zunächst in Italien — sparsamen Dekor annehmen, verlangt die allgemeine Schmuckfreude der neuen Zeit reichere Auszierung. Plastische Treibarbeit, Tauschierung und Ätzung sind die jetzt für den Harnisch bevorzugten Schmucktechniken, wobei die virtuos gehandhabte Kunst des Treibhammers — der plastischen Vorliebe des Italieners entsprechend — vor allem in den berühmten Werkstätten Mailands geübt wird.

Fast noch größere Bedeutung gewinnt die andere Schmucktechnik der Ätzung, in der vor allem die deutschen Meister Hervorragendes leisten. Durch ihre im Technischen begründete nahe Beziehung zur damals aufkommenden Radierung ist die Waffenätzung in mehr als einer Weise interessant: Die Platte wird dabei mit dem säurefesten Ätzgrund, einer nach verschiedenen Rezepten aus Wachs, Harz, Asphalt und Mastix zusammengesetzten dünnen Schicht überzogen; die eingeritzten Linien der Zeichnung legen den Untergrund bloß, in den sich an diesen Stellen die über den Ätzgrund gegossene Säure einfrißt. Feuervergoldung oder Füllung des Grundes mit Schwarzlot erhöht die farbig-prunkvolle Wirkung des auf diese Weise verzierten Harnisches und läßt zugleich das Ornament in klarer Schärfe hervortreten.

Das Verfahren der Ätzung ist wesentlich älter als die uns in dieser Technik erhaltenen frühesten Denkmäler. Im 14. Jahrhundert war es schon bekannt, wie die aus dieser Zeit stammenden Manuskripte des »Secretum Philosophorum« beweisen, die in ihrer Zusammenstellung vielleicht schon dem 13. Jahrhundert angehören [1]). Darin finden sich Anweisungen, in Stahl und andere Metalle vor allem wohl Buchstaben zu ätzen, die dann farbig zu füllen sind. Zwei kürzlich bekanntgemachte englische Manuskripte um 1400 [2]) geben in ausführlicher Darstellung zwei verschiedene Möglichkeiten der Ätzung an, die schon eine gewisse aus längerer Tradition stammende Vertrautheit mit der Technik zu verraten scheinen. In den allermeisten Fällen waren wohl Schwertinschriften der Gegenstand dieser frühen Ätzmalereien; bisher ist allerdings kein einziges Denkmal dieser Art bekannt geworden. Woher die Technik letzten Endes stammt, ist noch nicht aufgeklärt. Grancsay [3]), dessen Ansicht allerdings nicht recht überzeugt, vermutet, daß die Beobachtung, wie an einzelnen Stellen, an denen die in Ölfarbe auf die Harnische und Schilde aufgemalten Wappen oder Devisen abblätterten, Luft und Feuchtigkeit das Eisen allmählich korrodierten, die Anregung zu systematischer Ausbildung der Ätztechnik gegeben habe. Die Wurzeln liegen doch wohl tiefer und reichen möglicherweise sogar bis in die Antike zurück. — Im 15. Jahrhundert werden die Rezepte häufiger; wir finden sie um 1431 z. B. in einem Manuskript der Bibliothèque Nationale zu Paris, das Maître Jehan la Bègue, Licentiat und Greffier der Königlichen Münze zu Paris, verfaßte, um 1479 in einer von einem Minoritenbruder in Venedig geschriebenen Handschrift, die das British Museum verwahrt (Ms. Sloane 416) [4]). Der gleichen Zeit etwa gehören auch die ersten uns bekannten künstlerischen Waffenätzungen an: Eine Brustplatte der Wiener Sammlung, einst angeblich Eigentum des berühmten, 1475 gestorbenen Condottiere Colleoni, wäre — falls der Überlieferung Glauben zu schenken ist — das früheste datierbare Zeugnis dieser Art. Gegen Ende des Jahrhunderts bildet sich schon ein gewisser Typus geätzter Brustharnische heraus, der — in zahlreichen Exemplaren vertreten — auf das Vorhandensein einer größeren Werkstatt oder ganzen Schule deutet, die nach dem Charakter ihrer figürlichen Ätzungen in Oberitalien, wahrscheinlich in Mailand, der Hauptstadt der Plattnerkunst, zu suchen ist. Die Verteilung des Schmuckes beschränkt sich in der Hauptsache auf einen breiten Streifen am oberen Rande der glatten Brust. In drei Rundmedaillons, von Laubwerk getrennt, finden sich hier in sparsamer Linienführung meist die Madonna und zu den Seiten die Figur je eines Heiligen. Die künstlerische Leistung erhebt sich meist nicht über ein Durchschnittsmaß.

Wirklich überragende künstlerische Bedeutung wohnt dagegen den Ätzmalereien des Ercole de' Fideli inne, der sich zur selben Zeit als Hofkünstler der Este in Ferrara auf den verschiedensten Gebieten des Kunsthandwerks mit gleichem Erfolge betätigte. Mit seinen Ätzungen schmückte er vor allem Schwertklingen (z. B. das prächtige Schwert für Cesare Borgia, jetzt beim Principe di Teano in Rom) und Cinquedeen, eine Art breiten, hauptsächlich im östlichen Oberitalien verfertigten Dolches. In vielfigurig verschlungenen, unter luftigen Architekturen spielenden Szenen werden allerlei antikische oder allegorische Szenen abgehandelt, deren Deutung oft Schwierigkeiten bereitet. Der Charakter der zierlich bewegten Gestalten wird ganz

INHALT:

LAUTS: Die Anfänge der Waffenätzung und Radierung
ERICH: Zur Typenbildung in der Volkskunst
PISCHEL: Die thüringische Glasbläserei als Volkskunst
MORPER: Die neuen Ausgrabungen im Bamberger Dom
WENTZEL: Lübeckische Malerei und Plastik 1250—1350
Besprechungen.

Digitized by Google

durch den klar und sicher geführten Umriß bestimmt, die Innenzeichnung beschränkt sich auf Andeutungen. Venezianische und ferraresische Buchholzschnitte gaben das unmittelbare Vorbild dieser Gestaltungsweise. Für die in gleichmäßig parallelen Linien laufende Schraffur des Hintergrundes ließ sich der Künstler zweifellos durch die Grabsticheltechnik Mantegnas anregen, der — selbst wohl auf Pollaiuolo fußend — seinen im Laufe des letzten Viertels des Jahrhunderts entstandenen Stichen solch strenge, nur in Lagen paralleler Linien arbeitende Formung gab. Die Kunstgeschichte zeigt manche Beispiele dafür, daß neu gefundene Techniken und Werkstoffe erst nach und nach die ihnen gemäße künstlerische Form sich eroberten. Zunächst geben die für anderes Material, für andere Techniken künstlerischen Ausdrucks gefundenen Formen noch das Vorbild ab, so wie hier Kupferstich und Holzschnitt den Stil der Ätzung bestimmen, die als Radierung erst im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zu einer neuen und wichtigen selbständigen Technik der graphischen Künste wird. Eine anscheinend zahlreiche Schülerschaft wertete um die Jahrhundertwende die Formen und Errungenschaften Ercoles aus und half auch wohl dazu, die Kenntnis der neuen Technik zu verbreiten.

Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts dringt diese, vermutlich durch das Vorbild der lombardischen Waffenschmiede, auch nach Süddeutschland ein. Der seit 1493 in die Augsburger Malerzunft eingetragene Daniel Hopfer ist einer der ersten Meister, der sich des neuen Verfahrens zur Auszierung von Harnischen bedient. Eine reich geätzte Tartsche von 1536 in der Real Armeria zu Madrid zeigt ihn noch in späten Jahren im Dienste der berühmten Augsburger Plattner. Ein neuerdings erst gebührend bekannt gemachter Harnisch des Berliner Zeughauses [5]), von Konrad Seusenhofer etwa 1510—15 für Herzog Friedrich II. von Liegnitz geschlagen, weist in den zahlreichen figürlichen und ornamentalen geätzten Feldern so unverkennbar Hopfers Hand, daß die Tradition, der Künstler sei schon in seiner Jugend als Harnischmaler tätig gewesen, hierdurch eindeutige Bestimmtheit gewinnt. Die Zeichnung des Grundes, der in gekreuzten Schraffuren angelegt ist, läßt noch Holzschnittmanier, mithin eine sozusagen »frühe« Formgebung erkennen; bald entwickelt sich die dem technischen Verfahren mehr entsprechende Punktätzung des Grundes. Die Persönlichkeit Hopfers ist für unsere Betrachtung um so interessanter, als gerade er im Norden den entscheidenden Schritt tut, der die Ätzung aus der zweckgebundenen kunsthandwerklichen Anwendung in das Gebiet der freien künstlerischen Form hinüberführt. Hopfer hat eine Reihe von Radierungen auf handgeschmiedeten Eisenplatten ausgeführt, deren erste — nicht ganz sicher bestimmbar — wohl in die Wende vom ersten zum zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts fallen, also etwa in die Zeit der Waffenätzungen des Berliner Harnisches. Die älteste datierte Radierung aus dieser Zeit trägt die Jahreszahl 1513, es ist des Schweizers Urs Graf »Mädchen, das sich das Bein wäscht«. Zwei Jahre später, 1515, ergreift auch Dürer die neue Technik, die eine raschere und freiere, der Zeichnung mehr angenäherte Niederschrift der Gedanken ermöglichte, als der eine systematischere Durcharbeitung verlangende Kupferstich, den Dürer gerade in den beiden vorhergehenden Jahren zu letzter Meisterschaft entwickelt hatte. Dem neuen Verfahren, das er auch weiterhin in den folgenden Jahren versuchte, verdanken wir unter anderen die meisterhaften Blätter des auffahrenden Engels mit dem Schweißtuch der Veronika oder der großen Kanone von 1518. Doch scheint ihn die Radierung nicht völlig befriedigt zu haben, denn er ließ schließlich davon ab, um zum Kupferstich, dessen klar und plastisch organisierende Gestaltung seinen Absichten eher entsprach, zurückzukehren. Dafür nahmen andere Künstler das Ätzverfahren auf, kaum ein Meister der Generation, die auf Dürer folgte, hat sich seiner nicht bedient. Die Entwicklung der Ätzung als Radierung weiter zu verfolgen, liegt nicht im Rahmen dieser kleinen Überschau, die nicht einmal eine erschöpfende Vorstellung von der Vielfältigkeit der im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts geätzten Waffen zu geben vermag. Neben der Treibarbeit wird, wie schon erwähnt, die Ätzmalerei der beliebteste Schmuck künstlerisch ausgestalteter Harnische. Wachsende Vertrautheit mit der Technik ermöglicht bald auch kleineren, mehr handwerklich arbeitenden Meistern eine gewisse Sicherheit und Großzügigkeit der Zeichnung; Beispiele dafür bieten sich zahlreich, etwa die schönen, schwungvoll behandelten Ätzstreifen eines Harnisches im Berliner Zeughause, der im Auftrag des Kaisers Ferdinand im Anfang der vierziger Jahre für König Franz I. von Frankreich von Jörg Seusenhofer in Innsbruck geschlagen wurde. Als Maler werden hierbei z. B. Paul Dax, Degen Pirger und Hans Polhamer genannt [6]), aus ihrer Tätigkeit in Innsbruck auch sonst bekannt [7]). Die meisten dieser Künstler arbeiteten wohl nach Entwürfen Größerer, die sie geschickt zu übertragen wußten. In vielen der vornehmlich in Nürnberg, auch in Augsburg im Verlaufe des 16. Jahrhunderts entstandenen Werke erkennt man die Formgebung der für viele Gebiete tätigen Kleinmeister dieser Zeit, vor allem jedoch immer wieder Dürers, der auch selbst einst einen geätzten Harnisch für Kaiser Maximilian entworfen hatte.

Mit dem Dreißigjährigen Kriege endet die Blüte der Plattnerkunst; aus dem individuellen Kunstwerk wird die massenmäßig hergestellte »Kommißwaffe«; damit ist im wesentlichen — von Ausnahmen abgesehen — auch die Zeit der künstlerischen Waffenätzung im Großen vorbei, während gerade jetzt erst die aus ihr entstandene Radierung zu ihrer höchsten Erfüllung aufsteigt.

Es ist nicht ohne Reiz zu verfolgen, wie die seit langem bekannte Ätztechnik am Ende des 15. Jahrhunderts sich allmählich die Gebiete des Künstlerischen erobert, wie sie nach anfänglicher formaler Anlehnung bei den Schwesterkünsten schließlich — immer noch im Bereich der angewandten Künste — selbständige Formgebung gewinnt, wie daraus dann schließlich der Schritt zur autonomen künstlerischen Form getan wird. Der Zeitpunkt, zu dem dies etwa im Beginn des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts geschieht, ist gewiß nicht zufällig; das Suchen nach neuen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten beherrscht gerade diese Zeit allgemein. Neuen Bildgedanken, gelösteren freieren Formen vermochte die erst jetzt sozusagen ins künstlerische Bewußtsein getretene Technik im Vergleich zu den bisher bekannten Verfahren angemesseneren Ausdruck zu geben, wenngleich erst eine wesentlich spätere Zeit ihr die letzten Möglichkeiten künstlerischer Aussage abzuringen verstand.

[5]) H. Williams in Technical Studies IV, 1935, S. 16 ff.
[6]) London, British Museum, Ms. Sloane 962 und Oxford, Bodleian Library, Ms. Ashmole 1397. — H. Williams in Technical Studies III, 1934, S. 88, Anm. 63.
[7]) Catalogue of the Loan Exhibition of European Arms and Armor, New York, Metropolitan Museum 1931, S. XIII.
[4]) Köhler in Zeitschrift für bildende Kunst, N. F., IX, S. 30 ff.
[5]) P. Post in Jahrbuch d. Preuß. Kunstsammlungen 1928, S. 167 ff.
[6]) P. Post in Ztschrft. f. histor. Waffen- u. Kostümkunde. N. F. 2, S. 201 ff.
[7]) Vgl. V. Oberhammer, Die Bronzestandbilder des Maximilian-Grabmales in der Hofkirche zu Innsbruck, Innsbruck 1935. S. 123, 241/42. 500, 504, 517.

Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands

Ein geschlossenes Buch über die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands war bisher nicht vorhanden. Die Lücke will Herbert Kühn [1]) ausfüllen. Er ist als Forscher von der Kunstgeschichte zur Vorgeschichte gekommen und sein im Jahre 1929 erschienenes Buch über die Kunst und Kultur des Paläolithikums war der erste Beweis seines Wollens, nicht nur Funde zu beschreiben und epochal einzugliedern, sondern die künstlerischen Zusammenhänge zu erforschen.

Das neue Buch »Die Vorgeschichte Deutschlands« hat den besonderen Vorzug einer überaus klaren und auch dem Laien verständlichen Gliederung: Steinzeit, Bronzezeit, Völkerwanderungszeit, Wikingerzeit. Der darstellende Text wird von der Absicht getragen, ohne jeden Ballast die wichtigsten Tatsachen zu nennen, zu beschreiben und von einander abzugrenzen. Er nennt den kleinen Raum um Nord- und Ostsee, der das jetzige Südschweden, Jütland, die dänischen Inseln, Friesland, Mecklenburg, Nordbrandenburg und Pommern bis zur Oder umfaßt, den germanischen Urraum, das Heimatland all der germanischen Völker, die sich von hier aus über Europa und später über die Welt ausgebreitet haben, und kennzeichnet sehr treffend die Bronzezeit als einen Höhepunkt germanischer Kultur und Kunst, weil damals die in viele Stämme gespaltenen Germanen noch eine Einheit waren, als ein sich weit über ein Jahrtausend erstreckendes Zeitalter der Ruhe, der Ausbildung und der Stille, als die friedliche Zeit des Ackerbaues und des Handels, in der auch Angriffe anderer Völker nicht erkennbar sind. — Ein Jahrtausend der Ruhe! Man kann dann schon begreifen, daß innerlich und äußerlich starke Stämme schließlich nach Süden vorbrechen, nach neuem Land suchen und in der Völkerwanderungszeit ihrem teilweise tragischen Heldenschicksal entgegen gehen.

Die Abbildungen des Buches sind mit großer Sorgfalt ausgewählt und vervielfältigt, besonders die für die Anschauung so wichtigen farbigen Tafeln. — Ein beschreibender Katalog der Abbildungen, Literaturnachweis, Zeittafeln, 26 Karten und ein gutes Register geben dem Buche die Abrundung, die seinen bleibenden Wert ausmacht.

G. L.

[1]) Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands von Herbert Kühn. 612 S. Im Propyläen-Verlag, Berlin.

Soeben erschien in der Reihe

DEUTSCHE LANDE / DEUTSCHE KUNST

HEINRICH KREISEL

FÜRSTENSCHLOSSER IN FRANKEN

132 S. Text m. 127 Bildern. Brosch. RM 4.–, in Gzl. 5.–

Franken durchwandern, heißt ein Bilderbuch deutscher Geschichte und deutschen Schicksals durchblättern. Der geschichtliche Wert der ehrwürdigen Denkmäler des Gebietes ist so groß wie deren künstlerischer Rang. Die zahlreichen Fürstenschlösser, die auf einer Breite von nicht mehr als 300 km in dem fränkischen Land stehen, sind die sprechendsten Zeugnisse seiner politischen und kulturellen Kräfte. Ihre Erbauer formten sich mit ihnen den anspruchsvollen und sinnfälligen Ausdruck ihrer Macht.

DEUTSCHER KUNSTVERLAG
BERLIN W 35

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

AUG 18 1936

Berlin, 20. Juli 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 14

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dr. JAN LAUTS, Berlin

Die Anfänge der Waffenätzung und Radierung

Die Kunst der Waffenschmiede oder Plattner, seit dem 13. und 14. Jahrhundert bemüht, der mehr und mehr sich steigernden Durchschlagskraft und Furchtbarkeit der Angriffswaffen einen immer wirksameren Schutz des Körpers entgegenzusetzen, hatte im Verlauf des 15. Jahrhunderts mit dem Plattenharnisch einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Ein komplizierter Organismus zahlreicher übereinandergreifender Eisenteile, knapp dem Körper angepaßt und doch schmiegsam jeder seiner Bewegungen nachgebend, bildete einen für die damalige Zeit fast vollkommenen Schutz des Trägers. Über die hohe Zweckmäßigkeit hinaus, in der allein schon ein Teil der Schönheit dieser Werke beschlossen liegt, wußte die Hand der in ihren plastischen Ausdrucksmitteln den Bildhauern verwandten Meister jedem Einzelstück noch eine künstlerische Formung zu geben, die in jedem Falle klarer Ausdruck auch des allgemeinen Stilwollens ihrer Epoche ist. Die schlanke und federnde Zierlichkeit spätgotischer Formempfindung verkörpert z. B. eine Schaller, der Reiterhelm der Zeit, in gleicher Weise wie jedes andere Kunstwerk dieser Jahrzehnte. Auch die zu Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgende Wandlung zur renaissancehaft gerundeten, vollen, die Waagrechte betonenden Form findet ihren angemessenen Ausdruck in den Harnischen der großen Plattner. Das 16. Jahrhundert, kriegerfüllt und dabei voll Freude an höfischem Prunk und ritterlichem Spiel, ist die eigentlich »klassische« Zeit dieser Meister, denen die Ansprüche macht- und repräsentationsfreudiger Fürsten vollauf zu tun geben. Gegenüber den im wesentlichen glatten Formen früherer Zeiten, die erst im ausgehenden 15. Jahrhundert — zunächst in Italien — sparsamen Dekor annehmen, verlangt die allgemeine Schmuckfreude der neuen Zeit reichere Auszierung. Plastische Treibarbeit, Tauschierung und Ätzung sind die jetzt für den Harnisch bevorzugten Schmucktechniken, wobei die virtuos gehandhabte Kunst des Treibhammers — der plastischen Vorliebe des Italieners entsprechend — vor allem in den berühmten Werkstätten Mailands geübt wird.

Fast noch größere Bedeutung gewinnt die andere Schmucktechnik der Ätzung, in der vor allem die deutschen Meister Hervorragendes leisten. Durch ihre im Technischen begründete nahe Beziehung zur damals aufkommenden Radierung ist die Waffenätzung in mehr als einer Weise interessant: Die Platte wird dabei mit dem säurefesten Ätzgrund, einer nach verschiedenen Rezepten aus Wachs, Harz, Asphalt und Mastix zusammengesetzten dünnen Schicht überzogen; die eingeritzten Linien der Zeichnung legen den Untergrund bloß, in den sich an diesen Stellen die über den Ätzgrund gegossene Säure einfrißt. Feuervergoldung oder Füllung des Grundes mit Schwarzlot erhöht die farbig-prunkvolle Wirkung des auf diese Weise verzierten Harnisches und läßt zugleich das Ornament in klarer Schärfe hervortreten.

Das Verfahren der Ätzung ist wesentlich älter als die uns in dieser Technik erhaltenen frühesten Denkmäler. Im 14. Jahrhundert war es schon bekannt, wie die aus dieser Zeit stammenden Manuskripte des »Secretum Philosophorum« beweisen, die in ihrer Zusammenstellung vielleicht schon dem 13. Jahrhundert angehören [1]). Darin finden sich Anweisungen, in Stahl und andere Metalle vor allem wohl Buchstaben zu ätzen, die dann farbig zu füllen sind. Zwei kürzlich bekanntgemachte englische Manuskripte um 1400 [2]) geben in ausführlicher Darstellung zwei verschiedene Möglichkeiten der Ätzung an, die schon eine gewisse aus längerer Tradition stammende Vertrautheit mit der Technik zu verraten scheinen. In den allermeisten Fällen waren wohl Schwertinschriften der Gegenstand dieser frühen Ätzmalereien; bisher ist allerdings kein einziges Denkmal dieser Art bekannt geworden. Woher die Technik letzten Endes stammt, ist noch nicht aufgeklärt. Grancsay [3]), dessen Ansicht allerdings nicht recht überzeugt, vermutet, daß die Beobachtung, wie an einzelnen Stellen, an denen die in Ölfarbe auf die Harnische und Schilde aufgemalten Wappen oder Devisen abblätterten, Luft und Feuchtigkeit das Eisen allmählich korrodierten, die Anregung zu systematischer Ausbildung der Ätztechnik gegeben habe. Die Wurzeln liegen doch wohl tiefer und reichen möglicherweise sogar bis in die Antike zurück. — Im 15. Jahrhundert werden die Rezepte häufiger; wir finden sie um 1431 z. B. in einem Manuskript der Bibliothèque Nationale zu Paris, das Maître Jehan la Bègue, Licentiat und Greffier der Königlichen Münze zu Paris, verfaßte, um 1479 in einer von einem Minoritenbruder in Venedig geschriebenen Handschrift, die das British Museum verwahrt (Ms. Sloane 416) [4]). Der gleichen Zeit etwa gehören auch die ersten uns bekannten künstlerischen Waffenätzungen an: Eine Brustplatte der Wiener Sammlung, einst angeblich Eigentum des berühmten, 1475 gestorbenen Condottiere Colleoni, wäre — falls der Überlieferung Glauben zu schenken ist — das früheste datierbare Zeugnis dieser Art. Gegen Ende des Jahrhunderts bildet sich schon ein gewisser Typus geätzter Brustharnische heraus, der — in zahlreichen Exemplaren vertreten — auf das Vorhandensein einer größeren Werkstatt oder ganzen Schule deutet, die nach dem Charakter ihrer figürlichen Ätzungen in Oberitalien, wahrscheinlich in Mailand, der Hauptstadt der Plattnerkunst, zu suchen ist. Die Verteilung des Schmuckes beschränkt sich in der Hauptsache auf einen breiten Streifen am oberen Rande der glatten Brust. In drei Rundmedaillons, von Laubwerk getrennt, finden sich hier in sparsamer Linienführung meist die Madonna und zu den Seiten die Figur je eines Heiligen. Die künstlerische Leistung erhebt sich meist nicht über ein Durchschnittsmaß.

Wirklich überragende künstlerische Bedeutung wohnt dagegen den Ätzmalereien des Ercole de' Fideli inne, der sich zur selben Zeit als Hofkünstler der Este in Ferrara auf den verschiedensten Gebieten des Kunsthandwerks mit gleichem Erfolge betätigte. Mit seinen Ätzungen schmückte er vor allem Schwertklingen (z. B. das prächtige Schwert für Cesare Borgia, jetzt beim Principe di Teano in Rom) und Cinquedeen, eine Art breiten, hauptsächlich im östlichen Oberitalien verfertigten Dolches. In vielfigurig verschlungenen, unter luftigen Architekturen spielenden Szenen werden allerlei antikische oder allegorische Szenen abgehandelt, deren Deutung oft Schwierigkeiten bereitet. Der Charakter der zierlich bewegten Gestalten wird ganz

INHALT:

LAUTS: Die Anfänge der Waffenätzung und Radierung
ERICH: Zur Typenbildung in der Volkskunst
PISCHEL: Die thüringische Glasbläserei als Volkskunst
MORPER: Die neuen Ausgrabungen im Bamberger Dom
WENTZEL: Lübeckische Malerei und Plastik 1250—1350
Besprechungen.

Digitized by Google

standene astrologische Handschrift, den Krakauer Codex picatrix erhalten, in dem der Jupiter als Vogelreiter (wahrscheinlich nach arabischen Vorbildern, wie die Kazwînî-Handschrift in Wien) dargestellt ist. Da die Astrologie ebenso wie die Mathematik als Hilfswissenschaften der Magie galten, so ist es nicht von der Hand zu weisen, daß der »heidnische« Vogelreiter Jupiter (der übrigens auch eine Nachfolge hat) eine bildmäßige Anregung zum Twardowski auf dem Hahne gegeben haben kann. Von den polnischen Tonfigürchen, wie sie die Museen von Wien und Hamburg aufbewahren, führt noch ein besonderer Ausläufer nach Padua. Unter den polnischen Studenten von Adel, denen der Geist an der Universität Krakau nicht zusagen mochte, wurde es, anscheinend schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, Mode zum Studium nach Padua zu ziehen. Sie mögen es gewesen sein, die Figürchen des Twardowski mitbrachten, denen dort ein Fortleben bis ins 20. Jahrhundert bestimmt war. Ältere Typen aus dem vorigen Jahrhundert entdeckte Delachaux für sein Museum in Neufchâtel, neuere fand ich als »roba communissima« in einem Paduaner Warenhaus (Abb. 3), ihr Herstellungsort lag weiter nördlich im Alpenvorland. Gegen den Czenstochauer Kollegen hatte sich der Paduaner im Kostüm verändert, auch hatte er einen Diener bekommen: vielleicht ist es der Teufel selbst, der in dem zweiten Hahnenreiter steckt (Abb. 4). Trotz ihrer Uniformierung als Garibaldianer haben sie mit dem Polen gemein die erhobene Hand (der einen Figur, hier zum militärischen Gruß umgedeutet), die goldbronzenen Tupfen ihrer sonst verschiedenen Bemalung und ihre Einrichtung zum Pfeifen als Kinderspielzeug (vgl. die Sigillariengeschenke). Sehr beachtlich erscheint die übrige Vogelgesellschaft, die sich in der gleichen Serie von etwa einem halben Dutzend Typen befand. Außer Hähnen ohne Reiter und pfauenartigen Vögeln sind darunter Vögel mit Menschenkopf, den antiken Sirenen ähnlich, und Vögel mit »apotropäischen« Rinderhörnern. Sie verstärken ihrerseits den magischen Charakter der ganzen Gruppe. Eine dritte Reihe von Vogelreitern scheint weder kultisch noch magisch bestimmt, einfach als komisch empfunden worden zu sein. Die Meinung, daß es für einen Menschen unwürdig und lächerlich ist, auf einem Vogel zu reiten, entspricht dem sicheren Gefühl des Volkes, für das, was sich für einen anständigen, ernst zu nehmenden Menschen gehört, und was nicht: Spaßmacher und Dummköpfe mögen den Vogel besteigen!

In dem zu Spott und Satyre geneigten Reformationszeitalter ist dieser als Volksscherz vielleicht ebenfalls schon uralte Typus gang und gäbe. Als Beispiel sei das weltlich Loßbuch Jörg Wickrams angeführt (Mülhausen 1539), das den Reiter mit Eselsohren zeigt als Bild zu der Strophe:

»Du bist ein Narr bis auf das halb,
das ander teil ein tölpisch Kalb
und thust darzu zu allen Zeyten
auf endten und auf Gänsen reyten.
Handelst viel Ding von der gähnhs wegen,
drumb wirst auch nasß von spottes regen.«

Der Narr auf dem Vogel erscheint auch auf niederdeutschen Kacheln der Gotik. Einen Gansreiter zeigt ferner das Titelblatt des »Fincken-Ritters« (1. Ausgabe um 1560), sowie ein Schandblatt (Flugblatt), das auf einen Anhänger Luthers gemünzt ist und die Unterschrift trägt:

Ich bin Cuntz fucker seht mich an,
Zu Augspurg kennt mich jedermann.

Bei der Sucht des Jahrhunderts weltanschauliche Gegner nicht nur im Wort, sondern auch im Bilde verächtlich zu machen, mußte also auch der Vogelreiter herhalten, was auf seine Allgemeinverständlichkeit schließen läßt. Der Typus des lächerlichen Vogelreiters führt schon nahe an den Hahnrei heran, noch aber ist das Reittier nicht festgelegt, es ist bald ein Adler, bald eine Gans oder Ente, selten einmal auch ein Hahn, der dann jedoch bei der gleichen Figur durch einen anderen Vogel vertreten werden kann. Für den Hahnrei aber wird der Hahn das obligate Reittier.

Ein Kupferstich mit der zeitgenössischen Unterschrift aus dem »Neugekleideten Hahnreistutzer« von 1630 trägt die Unterschrift, die alle wesentlichen bildmäßigen Einzelheiten der mehrfachen Bilderbogen vom betrogenen Ehemann aufzählt:

Ein Hahnrey ist ein armer Mann,
Denn er muß reiten auff dem Hahn,
Ein breiten Hut auch tragen baß,
Darzu ein Brillen auff der Naß;
Esels Ohren stehn jhm sehr wol an,
Muß sich Hörner auffsetzen lan.
Diß alles will sein Fraw so habn,
Vnd er darffs keinem Menschen klagn.
Wer dieses thut und leiden kann,
Ist ein elender Hahneman.
Alln untrewn Weibern ist bekant,
Warumb der Hahnrey wird genant
Kuck-Kuck.

Während Joh. Bolte (a. a. O.) die literarischen und sprachlichen Zusammenhänge aufgesucht und belegt hat, ist hier vielmehr der bildmäßige Verlauf der Typenbildung zu untersuchen und zu fragen, wie kommt es, daß der traurige Ritter gerade den Hahn besteigen muß?

Komische Hahnentänzer sind schon auf einer attischen Amphora aus Vulci (Unteritalien) im 6. Jahrhundert dargestellt, und im altitalischen Volkstheater von Atella ist der vielbelachte Schürzenjäger Cicirrus (Kikeriki) in der Hahnenmaske eine ständige Figur, u. a. von Horaz erwähnt. Als »Maske von Acerra«, das wiederum unweit des alten Atella liegt, taucht (nach A. Dieterich) der unverwüstliche Pulcinalla, d. h. das Hähnchen, aus dem Dunkel rohester Volksscherze im 16. Jahrhundert wieder auf und tut seine Wirkung weit über die Heimat hinaus in Deutschland, und besonders lebhaft beklatscht, in dem Frankreich Molières. In einer Nürnberger Chronik von 1649 wird berichtet, daß ein »italienischer Wassertrinker« der erste gewesen sei, »so den Pollizinello mit kleinen Dockelein agiret hat«. Auch unter den älteren Nürnberger Schembartmasken fehlt das Hähnchen nicht, ebensowenig auf den Kappen des lustigen Rates im Kölner Carneval. Goethe ist die Hahnennatur der Pulcinelle ebenfalls bewußt, wenn er sie im Faust II im Chore singen läßt:

wir immer müßig, Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen Einherzulaufen
Gaffend zu stehen, Uns anzukrähen.

Mit dem komischen Hahn verbindet sich das erotische Moment auf eine besondere Weise. Es ist kaum ausreichend, die sexuelle Leistungsfähigkeit des Hahnes begrifflich dazu heranzuziehen, obwohl die offenbare Unlogik, diese Eigenschaft gerade mit dem Hahnrei in Verbindung zu bringen, eine Volksethymologie nicht stören würde. Weit näher an den Hahnrei führt jedenfalls eine andere Hahnengruppe heran. Es sind die Galloi des alten Kybele-Kultes in seiner römischen Form der magna mater Verehrung. Gallus, Hahn, war der Name für die Priester der Göttermutter, die sich nach dem Vorbilde des Attis selbst entmannten und fortan Sklaven der mater, also einer Frau wurden. Horaz und Ovid belächeln und verspotten sie als semiviri, Augustinus, Prudentius, Pseudo-Cyprianus und Paulinus Molanus bezeugen ihnen höhnische Verachtung. Für das Volk bleiben diese Hähne närrische Kastraten und Weibersklaven, die Zielscheibe unendlichen Spottes und unerschöpflichen Gelächters. Zur Zeit des Commodus ist das Frühlingsfest der magna mater zu einem allgemeinen Volksfest geworden und mit dem Eingang jener exzentrischen Riten in die Maskenscherze luperkalischer Art ist für ihr weiteres Fortleben bestens gesorgt. — Als Eunuchen trugen die Gallen weibischen Schmuck, auf der Brust ein pectorale mit dem Figürchen des Attis, der, den Finger an den Mund gelegt, Schweigen gebietet, wie Harpokrates!

Für die Darstellung des betrogenen Ehemannes wäre nun freilich der Hahn keineswegs schlagend gewesen, als Reittier aber konnte er alle ihm anhaftenden Eigenschaften hinzubringen, um dadurch die absonderliche Verknüpfung Hahnrei erst recht zu vollenden und ihr zu einem wirklichen Bild-Typus der Volkskunst zu verhelfen.

Es bleibt noch übrig auf das Kostüm der Hahnenritter einzugehen. Sie tragen eine Brille als ältere, nicht mehr leistungsfähige Männer, aber auch weil sie nicht zu scharfsichtig sein dürfen für die Fehltritte ihrer Frau. Merkwürdiger ist der große Hut mit der Hornbekrönung, die vielleicht anderen Ursprungs ist als die apotropäische Horngeste, die der Hahnrei mit der Hand ausführt, und neben der auf den Bildern gelegentlich becco cornuto, d. h. gehörnter Bock eingeschrieben ist. Bolte (a. a. O.) führt zahlreiche Beispiele an, in denen das Horn mit dem Ehebruch zusammengedacht ist, darunter jene viergehörnte Statue von Konstantinopel, die sich dreimal um sich selbst drehte, wenn ein Hahnrei an ihr vorbeiging. Auf Grund von Stellen aus dem Gastmahl des Trimalchio und der Clementinischen Recognitiones kommt Bolte zu der Vermutung, »daß die Gebärde des Hörnermachens ursprünglich bedeute: Du bist unter dem Zeichen des Steinbockes geboren und zu ehelichem Unglück bestimmt, und daß sich daraus erst die Vorstellung vom hörnertragenden Ehemanne entwickelte«. So gut diese Erklärung auch zum Hahnrei paßt, so ist doch eine andere müheloser und scheint zumindest mit im Bereiche der Assoziationsmöglichkeiten zu liegen. Es ist die Bedeutung der antiken Redensart des kerata phyein, d. h. jemandem die Hörner wachsen lassen. »Wenn jemand etwas nicht verloren hat, so hat er es doch wohl noch?« fragt der Lehrer. »Ganz gewiß«, antwortet der Schüler. »Hast du deine Hörner verloren?« geht das Frage-spiel weiter. »Nein«, lautet die Antwort. »Also hast du ja Hörner!« schließt die Kette des Trugschlusses. Ein dummer Mensch findet den Ausweg nicht, ihm kann man »Hörner wachsen lassen«. Um dieses beliebte Spiel der Dialektik den Schülern fest einzuprägen, verknüpften es schon die antiken Lehrer mit einer Figur, die dem interessanten Bereiche der Erotik angehört: dem be-

Digitized by Google

trogenen Ehemann! In der scholastischen Dialektik wurde auch diese antike Übung wieder aufgefrischt.

So fügt sich aus ungleichen Fäden die Bildwirkerei des Hahnrei zusammen, und jeder seiner bildmäßigen Vorgänger scheint ihn auf besondere Weise vorzubreiten.

Der kultisch gedachte, zum Spielzeug herabgesunkene Harpokrates, der zauberische Flieger als Schüler des Erz-Schwarzkünstlers Vergilius, der komische Tölpel, der das gefiederte Reittier besteigen muß und endlich die mannigfachen erotisch-lächerlichen Hähne, sie alle sind gewissermaßen die Kettfäden des Gewebes. Als Schlußfaden, der sie erst zu einer Einheit zusammenbindet, wäre dann der zeitgeschichtliche Einschlag zu betrachten, der die jeweils gültige Abwandelung und Abwechslung bringt.

Man kann nicht sagen, daß der im 17. Jahrhundert so lebendige Hahnrei noch heutigen Tages unter dem Bilde eines Hahnenreiters volkstümlich ist. Zwar erscheint er im 19. und z. T. noch im 20. Jahrhundert auf Gläsern, Spanschachteln, Spielkarten, im Kinderbilderbuch und in der Kleinplastik hessischer Töpfer, sowie in der Volkskunst Skandinaviens und Lettlands, doch ist er zur bloß drolligen Figur verblaßt, der Inhalt ist geschwunden. Lebendiger ist das Bild des Gehörnten für den unglücklichen Gatten einer leichtsinnigen Frau geblieben, und wo sein Bild, etwa auf »Ansichts«-Karten oder im Witzblatt einmal auftaucht, wird es heute noch allgemein verstanden.

Dorf und Stadt in Niederdeutschland

In diesem Buch von Otto Lauffer[1]) werden mit Liebe und wissenschaftlichen Sinn die »Sachen«, Siedlung, Haus und Hof, Gerät, Möbel, Zierat und Kleid erfaßt und gedeutet wie die Gedanken und Empfindungen, man kann ruhig sagen, wie die Weltanschauung, die hinter diesen sichtbaren Dingen steht. Lauffer sagt, er wolle in dem Buch »den niederdeutschen Volksgenossen einen wahrheitsgetreuen Spiegel ihrer besonderen Wesensart« geben. In dieser Absicht und in der Art der Ausführung knüpft Lauffer, wie er in einem Vortrag in Weimar hervorhob, bewußt an Wilhelm Heinrich Riehl an. Diesem Vorbild entspricht auch der weite Blick, der deutsche Volkskunde nicht zur »Bauernkunde« verengt, sondern auch in der Landstadt und selbst in der Großstadt die Spuren bodenverbundenen und erbsicheren Volkslebens findet. Der Ursprung des reichen hansischen Bürgerhauses aus dem Bauernhaus wird aufgewiesen. Bis in die Bildkunst hinein wird der Grundzug niederdeutschen Wesens verfolgt. Wer dieses Buch, das von den Dingen ausgeht und zum Menschen kommt, gelesen hat, wünscht auch das andere zu besitzen, das zum Teil den entgegengesetzten Weg geht: »Land und Leute in Niederdeutschland«. Eines ist noch zu sagen, das allerdings den nicht wundert, der den Verfasser einmal kennen gelernt hat: das überblickende Werk ist eine Frucht abgeklärter Wissenschaft, in Darstellung und Sprache aber lebhaft, höchst anschaulich, eigenwillig, niederdeutsch.

Univ.-Doz. Dr. R. Beitl
Berlin

[1]) Otto Lauffer, Dorf und Stadt in Niederdeutschland. Berlin und Leipzig, de Gruyter, 1934. Mit 10 Abbildungen, 234 Seiten.

Farbdrucke nach alten und neuen Meistern
Kunstwissenschaftliche Photos
Kunstliteratur

Kunsthandlung Arthur Collignon, Berlin NW 7, Prinz-Louis-Ferdinand-Str. 2 / A 6 Merkur 6311

Dr. BARBARA PISCHEL, Berlin

Die thüringische Glasbläserei als Volkskunst

»Wenn der Kunstglasbläser wirklich etwas Positives leisten will und muß, kann von einem eigentlichen Erlernen nicht gesprochen werden, sondern es müssen die natürlichen Voraussetzungen gegeben sein.«

Diese Worte eines heute lebenden Glaskünstlers des Thüringer Waldes deuten auf das wesentlichste Merkmal jeder Volkskunst hin: auf die natürlichen Voraussetzungen. Als wichtigste gehören zu ihnen Landschaft und ererbte Arbeitsweise.

Rein geschichtlich gesehen ist die Landschaft des Thüringer Waldes Anstoß zur Ausbildung der Glasbläserei geworden. Der Reichtum an Fichten- und Buchenholz und im mittleren und östlichen Thüringer Wald das Vorkommen von Sandstein, Tonschiefer, Kalk, Quarz und Quarziten waren die notwendigen materiellen Bedingungen, infolge derer die Thüringer schon im 15. Jahrhundert die Glasbläserei ausüben konnten, zu einer Zeit also, wo das Arbeitsmaterial noch nicht wie heute an einen beliebigen abliegenden Arbeitsplatz transportiert werden konnte.

Die älteste unmittelbar urkundlich belegte Glashütte hat bereits vor 1418 in Judenbach gestanden. Mittelbare Urkunden beweisen das Bestehen von Glashütten im Nordosten und Südwesten des Thüringer Waldes schon für das 12. Jahrhundert. Bis heute hat sich die ältere Hüttenarbeit sowie die seit Mitte des 18. Jahrhunderts im Thüringer Wald ausgeübte Lampenarbeit nur in denjenigen Gebieten des Thüringer Waldes ausgebildet und gehalten, die auf Grund ihrer Landschaft die materiellen Grundlagen: das Roh- (Sand, Ton und Kalk), das Verarbeitungs- (Quarz und die aus Buchenholz gewonnene Pottasche) und das Feuerungsmaterial geliefert haben. Im Norden und Süden fallen die Grenzen des Ausbreitungsgebietes der thüringischen Glasbläserei daher mit der Waldgrenze zusammen. Innerhalb liegen bis auf sieben im 19. und 20. Jahrhundert entstandene Glashütten alle Hütten der thüringischen Glasbläser, und auch die Glasbläserdörfer, in denen das Glas nur vor der Lampe, einer Stichflamme von Gas oder Öl, verarbeitet wird.

Täglich aber bei der Gestaltung der künstlerischen Gläser wird der Einfluß der Landschaft von neuem lebendig. Die Hirsche aus weißem Milchglas, die bekanntesten von allen Thüringer Lampenarbeiten, und die Gruppen kämpfender Hirsche, die Vögel in Form von Christbaumschmuck oder als Teile gläserner Waldstücke mit Tannen aus Glas, die Hasen, Rehe und Füchse, ehemals auf den Emaillegläsern nur gemalt, heute körperlich als Glasplastiken geblasen oder aus massivem Glas gezogen, werden von dem thüringischen Glasbläser aus dem Landschaftserlebnis heraus gestaltet. Die älteste Form des Christbaumschmuckes, die aus einfachem Glas gedrehten »Eiszapfele« wie auch die in Formen geblasenen gläsernen Tannenzapfen für den Weihnachtsbaum zaubern Motive der Thüringer-Wald-Landschaft im Glas nach. Auch die gläsernen Nüsse und Blumen, Wiesenblumen oder — in den 7—800 Meter hoch liegenden Glasbläserdörfern — seltene Tulpen und Rosen, erzählen von der Natur, die den Lampenbläser umgibt.

Lebendig werden derartige Formen aber nur durch Hand und Atem des Thüringer Glasbläsers, der von seinem Vater und Großvater die handwerkliche Arbeitsweise des Glasblasens ererbt hat.

Immer versagten die von Fürsten ins Leben gerufenen Hütten, die von Venetianern betriebenen und die auf Grund sonstiger äußerer Grundlage erbauten Glashütten nach kurzem Bestand. Die Glashütte Tambach, von Venetianern betrieben, verfiel nach knapp 6 Jahren; die im 17. Jahrhundert von Herzog Johann Ernst I. errichtete Glashütte in Ilmenau ging nach 4 Jahren ein; die Sattlershütte (gegründet im 17. Jahrhundert) konnte von dem zugewanderten Königsberger Hüttenmeister nur 25 Jahre betrieben werden. Demgegenüber waren die Glashütten des Thüringer Waldes, die durch Abwanderung einheimischer Glasbläser entstanden, lebensfähig. Aus der alten Glashütte zogen einige Glasbläser in ein Nebental, gründeten hier eine neue Hütte, deren Schöpfungen kraft der ererbten Arbeitsweise der thüringischen Glasbläser denen der alten Hütten ebenbürtig und mit denen sie konkurrenzfähig waren. Auf diese Weise lassen sich fast alle Hüttengründungen des Thüringer Waldes auf Lauscha und Fehrenbach zurückführen. Diese selbst sind ihrerseits Tochterhütten von Langenbach, der 1525 gegründeten Mutterhütte der thüringischen Glasbläserei.

Indessen: der Königsberger Gründer der Sattlershütte, der sich die thüringische Arbeitsweise angeeignet haben wird, konnte sich auch nicht halten. So offenbart sich hier ein tieferer Grund: das Gedeihen der thüringischen Glasbläserei ist an bestimmte stammesmäßige Bevölkerung gebunden, die sich, stammlich gesehen, aus fränkischen, thüringischen und schwäbischen Teilen zusammensetzen. (Zuwanderung der schwäbischen Glasbläser Hans Greiner und Christoph Müller im 16. Jahrhundert.)

Den Glasbläsern selbst wird diese Tatsache bewußt, wie das eingangs angeführte Wort zeigt, wenn sie sie auch nicht begründen können.

Etwaige Zugezogene, die den Glasbläserberuf ausüben, werden von den thüringischen Glasbläsern genau wie ihre Arbeiten als minderwertig angesehen. »Von einem eigentlichen Erlernen kann nicht gesprochen werden.« Was aber nicht erlernt ist, ist ererbt. Alles Ererbte aber ist von einer steten Beharrlichkeit und allem von außen kommenden Neuen fremd.

Daher wird dem thüringischen Glasbläser die kunstgewerbliche Arbeitsweise stets fremd bleiben. Er wird weder die rein ästhetischen Formen des städtischen Glaskunstgewerbes übernehmen, noch wird er die Arbeitsmethode: das Formen nach Zeichnungen und Entwürfen, erlernen.

Die Form der künstlerischen thüringischen Gläser wird, — wenn nicht aus rein wirtschaftlichen Gründen der Glasbläser noch mehr als bisher von dem Geschmack des Verbrauchers und vor allem des ausländischen Verbrauchers abhängig sein wird — aus einem gestalteten Inhalt: aus einem Erleben des menschlichen Schicksals und der Religion, der deutschen Geschichte und besonders der thüringischen Landschaft selbst erwachsen. So war es bisher in der 400jährigen Geschichte der thüringischen Glasbläserei Gesetz.

In der Arbeitsweise werden sich die thüringischen Glasbläser weiterhin nach dem

Digitized by Google

Glasstoff selbst richten. Sie ererbten von den thüringischen Glasbläsern vor sich, eine gewünschte Form ohne Vorlage, ohne Zeichnung, ohne Form, ohne größere sonstige Hilfswerkzeuge und ohne technische oder physikalische Berechnungen zu blasen. Sie gestalten das flüssige Glas mit Hilfe des Feuers, der Hände und des Atems aus der bloßen plastischen Vorstellung heraus. Diese handwerksmäßige, künstlerische Arbeitsweise und das Sichtbarmachen eines stammesmäßig und landschaftlich gebundenen Erlebnisses in der plastischen Form des Glases berechtigen und erfordern, die thüringischen Glasbläser als Volkskünstler zu werten.

Zeichnungen und Kupferstiche

Die beiden neuen Prestel-Bücher sind Bilderbücher im besten Sinne. Die Abbildung illustriert nicht den Text, sondern dieser dient in seiner Prägnanz und Beschränkung auf wesenhafte Aussage den Bildern. Eine kleine Einführung ist jedem Buch vorangestellt. Es folgt alsdann ein chronologisch geordnetes Verzeichnis der Abbildungen in der Weise, daß Name und Lebensdaten des Künstlers, Titel, Maße und Aufbewahrungsort des Werkes angegeben sind und schließlich eine knappe Charakteristik jedes einzelnen Blattes sowie Wissenswertes über seine Entstehung, Einordnung und Provenienz. Der Betrachter fühlt sich durch diese Art der Bilderläuterung bereichert und dennoch nicht der eigenen Meditation enthoben.

Die Tierzeichnungen, beginnend mit einem bestiarium aus dem 12. Jahrhundert und schließend mit Adolf von Menzels »Ziege und Holzpferdchen« aus dem »Kinderalbum« um 1865/83 und aus dem gesamten europäischen Kunstkreis wesentliche Beispiele mit sicherem Griff erfassend, bedeuten mehr als nur einen Zoo in Bildern. Sie vermitteln querschnittlich die besondere Darstellungs- und Ausdrucksform jeweils einer Zeit, eines Landes und einer Künstlerpersönlichkeit. Es bleibt zu fragen, warum der Band mit Menzel — ohne innere Notwendigkeit — abschließt und warum er nicht hätte bis auf unsere Zeit fortgeführt werden können mit den bedeutsamen Tierzeichnungen z. B. von Franz Marc, Mataré oder der Sintenis, durch deren Beitrag das Ganze an Volkstümlichkeit nur gewonnen haben würde und das Anschauen durch heute lebende Menschen noch lebensbezogener geworden wäre.

Der Band Altdeutsche Kupferstiche umschließt ein Jahrhundert deutscher Kunst und wohl jenes Jahrhundert, da sie am reichsten und schönsten blühte. So findet man auch bei einzelnen weniger bekannten Meistern ein solches Niveau in der Darstellung und graphischen Technik, daß man dieses Büchlein beglückt anschaut als Zeugnis edelsten deutschen Kunstgutes.

Dr. H. Hofmann
Berlin

Tierzeichnungen aus acht Jahrhunderten. Prestel-Verlag Frankfurt a. M. 1936. Mit 59 Abb. Geb. 2.70 RM.

Altdeutsche Kupferstiche. Prestel-Verlag Frankfurt a. M. 1936. Mit 65 Abb. Geb. 2,70 RM.

Franz Marc

Zeiten großen Umbruchs haben das Gute einer Revision auf allen Gebieten. Was hält Stand? Was wird hinweggefegt? Da gehört es denn zu den stärksten Erlebnissen des Prüfung Haltenden, wenn sich aus dem Chaos der Schwäche allmählich immer klarer die wahrhaften Träger des ewigen Feuers herausheben. Wenn einer der suchenden und ringenden Künstler um die Jahrhundertwende (deren Kunst man manchmal auch versehentlich als Nachkriegskunst bezeichnet hat) dem Ansturm neuen Fragens unserer Zeit standhält, so ist es Franz Marc. Darum ist der neue Band in der schönen Reihe »Zeichner des Volks« aus dem Rembrandt-Verlag, die Franz-Marc-Monographie Alois J. Schardts, mit großer Freude und Zustimmung zu begrüßen.

Schardt will, wie er in seinem Vorwort sagt, den »Urwillen«, d. h. das innerste Wesen des Künstlers aufdecken. Daraus erwachsen ihm zwei Forderungen für die Gestaltung seiner Monographie: einmal eine Charakteristik der Zeit zu geben, in die der Künstler hineingeboren und von der er in gewissem Sinne getragen wurde, dann aber das Einmalige, Besondere eben dieser Persönlichkeit herauszuarbeiten: das, was Franz Marc zum Kämpfer gegen seine Zeit werden ließ.

Es rollt also vor unserem Blick noch einmal die Entwicklung von dem schon ein wenig verstaubten Naturalismus über den genießerischen Impressionismus zu dem zwar ahnungsvollen, aber unfruchtbaren Jugendstil ab — immer in engster Verbindung mit der Stellung Marcs zu diesen Strömungen. Erschütternd ist es, auch hier wieder zu erkennen, wie fast alle jungen Künstler jener Zeitenwende, ohne voneinander zu wissen, jeder für sich die Qualen einsamen Suchen, durchleben; wie sie — inbrünstig Ringende — wider das hohnvolle Unverstehen einer geistfremden Welt dennoch zu ähnlichen Zielen gelangen.

Das Jahr 1908 bringt für die Entfaltung des ureigenen Wesenskerns unseres Künstlers die Entscheidung. Und nun erstehen vor unseren Augen die bahnbrechenden Werke eines Meisters, der »mit heißem Auge und feurigem Ohr durch neue Jagdgründe zieht« (Marc, Aphorismen). Von nun an verläßt Schardt die Wege des Biographen und wendet sich mehr der Schilderung und Deutung dieser Bildwerke zu. Da Franz Marcs Kunst jener Kunst des 20. Jahrhunderts angehört, die weit mehr als bloße Augenfreude geben, nämlich uns kraft ihrer natürlichen Ausdrucksmittel hinter den bloßen Schein der Dinge zu ihrem wahren Sein führen will, so schaltet Schardt je ein Kapitel über die Symbolkraft der Farbe und der Linie ein, da ohne Einfühlung in deren Sprache ja allerdings jedes tiefere Verstehen dieser Kunst unmöglich ist.

Man möchte wünschen, daß der Verfasser gerade hier in noch größere Tiefen hinabgestiegen wäre. Die Ableitung geistiger Tatsachen aus physikalischen Voraussetzungen will Gebiete miteinander verbinden, die auf verschiedenen Ebenen liegen. Das führt u. U. den Leser eher von dem Kunstwerk fort als zu ihm hin; zumal die Farbausdeutungen die Gefahr einer dogmatischen Verfestigung mit sich bringen, zum mindesten nicht ausschließen. »Symbol« sinkt dadurch leicht zur bloßen Allegorie herab. Auch wünschte man sich gelegentlich die Bilddeutungen noch eingehender, gleichsam farbiger im Wort. Erinnert man sich doch mit unverminderter Freude an des Verfassers frühere lebendig nachschaffende Schilderungen Mackescher Bilder. Und noch eins: warum sieht Schardt nur noch zurück? hofft er nicht mehr auf eine Weiterentwicklung aus diesem Geist des Kunstschaffens? Oder sollen wir uns an sein Schlußwort halten, dieses durch und durch echte Bekenntnis Marcs: »Wie schön, wie einzig tröstlich zu wissen, daß der Geist nicht sterben kann. Durch keine Qualen, durch keine Verfolgungen, in keinen Wüsten.« —

Doch sei es genug der Einschränkungen. Das Werk ist so ganz aus der liebenden Einfühlung des Begeisterten geboren, daß man diese Wärme durch alle Sachlichkeit des verantwortungsbewußten Wissenschaftlers hindurch spürt. Und das ist das Wesentliche. Die Tatsache, daß hier mit letztem Fleiß, in unermüdlicher Kleinarbeit das gesamte Werk Marcs bibliographisch zusammengetragen ist, sei erwähnt. Auch die Zahl der Abbildungen selber ist unverhofft reich. Gewiß — man entbehrt oft schmerzlichst die Farbe. Aber Schardt hat bei jedem irgendwie bedeutungsvollen Bild eingehende Wortschilderungen der betreffenden Farben gegeben, so daß der, der auch nur wenige Originale kennt, sich helfen kann. Möchte Schardts Buch dazu beitragen, die starke und helle Persönlichkeit Franz Marcs, dieses so unbedingt im Geist wurzelnden schöpferischen Menschen, weiteren Kreisen vertraut zu machen.

E. St.

Alois J. Schardt, »Franz Marc«. Erschienen in der Reihe »Zeichner des Volks« im Rembrandt-Verlag, Berlin 1936. Kartoniert RM. 5.80, gebunden RM. 7.80. 176 S., 110 Abb.

Deutsche Volkskunst

Die Betrachtung des schönen Buches von Dexel: Unbekanntes Handwerksgut soll hier vom Standpunkt der Volkskunstforschung aus erfolgen. Der Verfasser unternimmt es, das einfache Handwerksgut deutscher Vergangenheit vorzuführen, und er ist sich dabei bewußt, daß diese Formen schlechterdings vollendet sind, weil sie nicht gemacht wurden, sondern wachsen konnten, wachsen auf dem gesunden Boden guter handwerklicher Werkstoffinstinkte. Wenn er in der Freude seiner Entdeckungen der Volkskunstforschung den Vorwurf macht, sie beachte an den handwerklichen Sachgütern in erster Linie Symbol- und Brauchtumswerte, so scheint er zu schwarz zu sehen. Allerdings ist diese junge Disziplin bestrebt, im Ringen um ihre Methodik erst einmal ihren positiven Kern herauszustellen, nämlich das Gerät, dessen Ornament Symbolwert zukommt (Minnegaben usw.). Aber um diesen Mittelpunkt legt sich als erster, innerster Ring ihres Geltungsbereiches die »reine« Handwerkskunst, und es geht hier nicht um Brauch und Sinnbild, sondern um formale Gestaltung — wenigstens gibt es solche Auffassung der Volkskunst, da, wo die Forschung nicht im Fahrwasser der Germanistik segelt.

Hieraus erhellt, daß Dexels Buch willkommen geheißen wird als ein Bundesgenosse, welcher das Zeug dazu hat, die Kunstgewerbe-Forschung von alten Vorurteilen zu befreien und ihr Stoffgebiet neu zu sehen und durchzuarbeiten. »Das 19. Jh. (setzte) die Begriffe »prächtig« und »reichgeschmückt« gleich »gut« und »schön«, sagt der Verf. Auch die Volkskunstforschung protestiert gegen jene Irrtümer aus der Gründerzeit und weiß sich eins mit den Anschauungen und Absichten Dexels.

Dennoch scheinen manche Ablehnungen zu weit zu gehen: ein Werk des Jamnitzer sollte nicht ausgerechnet zur Illustrierung der Worte dienen: »krampfige, mißverstandene Konstruktionen, deren Überfülle an Schmuckformen die innere Unlogik nicht verbergen kann«. Hier wird u. E. das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und das Kunstgewerbe, nicht mehr die Kunstgewerbeforschung, unnötig verunglimpft. Die Volkskunstforschung wenigstens sieht auch im Kunstgewerbe der Renaissance einen gleichberechtigten Nachbarn der Volkskunst und wünscht nur gegen diese Bereiche der Kunst, klare Grenzen abzustecken.

Eine Fülle gutgefaßter Begriffssetzungen zeichnet Dexels temperamentvolles Buch aus. Hier schreibt ein Mensch, der Augen im Kopfe hat und das Recht zur Kritik kühn für sich in Anspruch nimmt und nehmen darf, weil er — eigene Gedanken bringt. Daß eine Frau »in weitgehender und unermüdlicher Mitarbeit« zur Seite stand, glaubt man in mancher auf besondere Weise zutreffenden Fassung zu erkennen. Von den Bildern erfreuten den Unterzeichneten besonders die Bestecke und das Steinzeug.

Mit der handwerklichen Seite der Volkskunst befaßt sich auch das Buch von Grete Dircks: Schöpferische Gestaltung der deutschen Volkskunst.

Die Verfasserin will die Sachgüter der Volkskunde für Erziehung und Unterricht handwerksmäßig praktisch nutzbar machen. Zugleich gibt sie dem Laien einen guten Überblick über Begriff und Wesen der deutschen Volkskunst. Sie untersucht die Werke nicht nur auf den Motivschatz der Ornamente hin, sondern vornehmlich auf Werkstoff und Werkgesinnung: »Der jeweilige Werkstoff beeinflußt die Formgebung. Die richtige, werkgemäße Behandlung des Materials, die seinen Eigenschaften gerecht wird, vermittelt die schöne Wirkung der Handarbeiten. Vertrautheit mit dem Werkstoff und Ausnutzung seiner Eigenschaften sind Voraussetzungen für das Gelingen einer Arbeit.« Von diesem Gesichtspunkt aus vorgeführt erhalten die Sachgüter ein neues Gesicht. Die technischen Anweisungen des Buches scheinen für die textilen weiblichen Handarbeiten besonders aufschlußreich und fruchtbar. **Dr. O. A. Erich**
Potsdam

W. Dexel: Unbekanntes Handwerksgut, Alfred Metzner, Berlin 1935. S. 108, RM. 5.—.

Grete Dircks: Schöpferische Gestaltung der deutschen Volkskunst. Otto Maier, Ravensburg, 1935. S. 92, RM. 2.75.

Digitized by Google

J. J. MORPER, München

Die neuen Ausgrabungen im Bamberger Dom

Vorläufiger Bericht

Die Ausgrabungen, die gegenwärtig im Westchor des Bamberger Domes vom Landbauamt Bamberg zur Erlangung technischer Sicherheit vorgenommen werden müssen, haben schon nach wenigen Wochen die bisherigen Anschauungen von der Baugeschichte dieses heute gefeiertsten aller deutschen Dome in drei Punkten umgestoßen:

1. Die in der Sohle des Chores steckenden Teile einer spätottonischen Kirchenanlage erweisen sich als die Reste der von dem Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg bezeugten westlichen Krypta des 1004—1012 errichteten Domes Kaiser Heinrichs II.

2. Die Grundlinien dieses Heinrichsdomes sind vom Ekbertinischen Bau verlassen worden, so daß der heute stehende Dom des 13. Jahrhunderts in allen seinen Teilen einen vollkommenen Neubau von ungleich größeren Ansprüchen an das Opulent-Massige der Außenerscheinung, die »sacra augustaque moles«, darstellt, als sie der Urbau zu stellen wagte.

3. Die Zisterziensische Bauhütte zielte in ihrer ursprünglichen Planung auf einen ebenerdigen Chor, mit dessen alsbaldiger Aufgabe zu Gunsten einer dem Ostchor gleichen Aufhöhung das Bauprogramm wieder in die traditionelle Linie des ersten Domes zurückgelenkt wurde. Diesem Wechsel der Absichten ist es zuzuschreiben, daß beträchtliche Reste der Heinrichskrypta in dem Bauschutt auf der chorwärts rechten Seite noch erhalten geblieben sind.

Im einzelnen ist vorläufig das Folgende zu sagen.

Die Westkrypta des Heinrichsdomes.

Zu 1. Als kurz vor dem Kriege in einer sehr gewagten Weise von der Tiefe des nördlichen Westturmes her in die Fußzone des Westchores, deren gefahrvolle innere Beschaffenheit damals noch nicht erkannt war, hineingebrochen wurde, stieß man sogleich auf die Spuren eines Grundrißsystems, über dessen offensichtlich sakralen Charakter kaum ein Zweifel entstehen konnte. Nach dem Durchstoß einer 1,50 m dicken Bruchsteinmauer, wendete sich ein kurzes glattes Mauerstück, das winkelrecht zu ihr auflief, im rechten Winkel nach Westen ab. Schon nach ganz kurzem Weg rundete sich diese Mauer mit einem in ein Meter Abstand von Westen her zungenförmig vorgestrecktem Mauerpfeiler zu einer kleinen Nische aus. Am Mauerpfeiler stach nochmals der Zug der Mauer senkrecht nach Westen fort, lief dann einen großen rechten Winkel aus, um schließlich nach schwacher Kropfbildung unter dem aus riesigen Blöcken hochgeschichteten Fundament des Choraltars den ersten Ansatz einer großen Mittelnische zu zeigen. Vor dem Mauerpfeiler kam, auf einer rechteckigen Sockelplatte aufruhend, eine attische Säulenbasis von sorgfältiger handwerklicher Arbeit zum Vorschein; ihre Querachse lag in der Flucht des kurzen glatten Mauerstückes. Im Aufriß saß auf der Einbruchstelle eine in Bruchsteintechnik ausgeführte Fensterwand auf, deren zwei westliche Fenster kleiner waren als das dritte östliche. In einer Höhe von etwas über drei Metern zeigten sich Ansätze von Tonnenwölbung. Auch der Anfang der Viertelskugelwölbung der kleinen Nische konnte noch wahrgenommen werden. Alle aufgehenden Teile erhoben sich auf gewachsenem Fels. Um diese Anlage schwang sich von der Einbruchstelle ab der große Bogen eines etwa zwei Meter hohen und 60 cm breiten Ganges, der südwärts in das Fundament des südlichen Westturmes hinein verschwindet. Östlich der Einbruchstelle führte er den Zug der Fensterwand entlang in leichter konischer Verengung weit in das heutige Querschiff vor. Er ist in Bruchsteintechnik mit sehr grober Mörtelfugung angelegt und auf die weitaus größere Strecke mit einer Tuffsteintonne eingewölbt. Nur rechts und links von der Einbruchstelle deckt ihn, soweit die Fundamente des heutigen westlichen Nordturmes reichen, eine gerade Steinlage ab, die innen auf einer besonderen Werksteinschicht aufgelegt wurde.

Der äußere Mantel der alten Apsismauer ist zur Herstellung dieses Ganges mit Bruchsteinmauerwerk in einer Stärke von 50 cm angeblendet. Nach der wasserrinnenartigen Vertiefung in seiner Sohle und der Kanalöffnung unter dem südwestlichen Turm zu schließen, scheint mit ihm ein Entwässerungsstollen gegeben zu sein, der zur Kontrolle und zur Beobachtung zugänglich bleiben sollte.

Die Schwierigkeiten, diese Reste einer kirchlichen Anlage zu deuten und zu datieren, lagen bisher darin, daß es nicht gelingen wollte, 1. die genaue Lage ihrer Achse zur Achse des heutigen Chores festzustellen, und 2., den Durchmesser ihrer Apsis zu bestimmen. Beides ist erst jetzt gelungen. Es ergab sich durch die neuen Messungen, daß die Achse der ausgegrabenen Kirche nicht ganz zwei Meter südlicher als die Domachse und außerdem im spitzen Winkel zu ihr liegt, und der Durchmesser der Apside im Groben ungefähr der jetzigen Chorbreite entspricht. Es müssen also das Westende und die unteren Räume einer ungewöhnlich stattlichen Kirche sein, die hier ans Tageslicht gekommen sind. Sorgfältige Untersuchungen der Grundrißform, der Art der Mauertechnik, des Baudetails und des Charakters der räumlichen Struktur sowie der Vergleich mit anderen Anlagen in Europa, die auf der gleichen Zeitachse stehen, geben die unbedingte Gewißheit, daß wir es hier mit einer Kryptenanlage um 1000, und zwar mit der Westkrypta des Heinrichsdomes zu tun haben, die, — auch das ist ein Ergebnis der jetzigen Ausgrabungen — beim Beginn der Bauarbeiten am Westteil des heutigen Domes noch aufrecht gestanden hat. Wie weit sie sich nach Osten erstreckte, wissen wir vorläufig noch nicht. Es ist aber möglich, daß mit dem Aufstoß des Entwässerungsstollens, der die Fensterwand bis tief in das heutige Querschiff hinein begleitet, auf eine abschließende Quermauer vielleicht die Ansatzstelle des alten Querhauses erreicht ist. Vorläufig können wir nur soviel mit Sicherheit aussagen, daß die aufgefundene Kirchenanlage eine dreischiffige Krypta darstellt, deren Räume drei parallel geführte Tonnen auf Säulen (oder nach dem Querschiff zu vielleicht auf Pfeilern) überwölbten. Ihre Höhe betrug etwas über sechs Meter, kam also ungefähr der Höhe der jetzigen Ostkrypta gleich, mit der sie aber nicht auf der nämlichen Niveaulinie stand. Ihre Sohle reicht ungefähr 80 cm tiefer hinab.

Der Neubau des dreizehnten Jahrhunderts.

Zu 2. Wie man sich die Rekonstruktion der gesamten westlichen Anlage nach den bisherigen Ergebnissen der Ausgrabungen auch denken mag, soviel ist heute schon zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß die Erneuerung im 13. Jahrhundert sich nicht mehr an die Grundlinien des Urbaues gehalten hat, sondern die Achse des Chors um nicht ganz 2 m nach Norden schob und rein flächenmäßig ein weit größeres Areal als der alte Dom bebaute. Welches die Ursachen dieser Maßnahmen gewesen sind, wissen wir nicht genau. Es ist möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß man infolge der von vornherein viel gewaltigeren Dimensionierung des Neubaues gerade der abschüssigen südlichen Bergseite entgehen wollte, die eine schwierigere und teuerere Fundamentierung erfordert hätte.

Wenn nun der heutige Dom nicht mehr den Grundlinien des Urbaues gefolgt ist, und außerdem durch die neuesten Ausgrabungen nachgewiesen werden konnte, daß die Westkrypta des Urbaues am Anfang des 13. Jahrhunderts noch aufrecht gestanden ist, so kann er, was bisher immer als absolut gesichert angesehen wurde, in seinem aufgehenden Mauerwerk keine alten Teile des Heinrichsbaues enthalten. Auch die ebenfalls als vollkommen gesichert betrachtete Annahme, daß der Dom in seinen Obermauern zum mindesten noch Mauerwerk vom zweiten Dombau verwendet haben müsse, ist heute endgültig abzutun. Beim ersten Dombrand am 3. April 1081 blieben die Mauern des alten Domes unversehrt. (»Usque ad solos muros superstites.«) Die genaue Aufzählung der Erneuerungsmaßnahmen Bischofs Otto I. in der Vita Ottonis des Mönches Herbord gibt den einwandfreien Beweis, daß sie sich nur auf Sicherung und dekorative Arbeiten beschränkten. Nimmt man alle diese Momente und die Ausgrabungsergebnisse zusammen, so ergibt sich, daß der Heinrichsdom in seinem Gesamtvolumen sicher erheblich kleiner als der heutige Dom gewesen ist, was übrigens allein schon aus der für mittelalterliche Verhältnisse ungewöhnlich kurzen Bauzeit von knapp acht Jahren hervorgeht, und daß seine Bedeutung weniger in der architektonischen Leistung, als in seiner Ausstattung gelegen war. Er muß ganz großartig ausgemalt gewesen sein. Noch Otto I. läßt in dem ausgebrannten Bauwerk wiederum Malereien anbringen, die denen des ersten Domes gegenüber an Adel und Schönheit nicht zurückstanden. Wendet man sich an die weltberühmten Codices, die Kaiser Heinrich II. seiner Lieblingskirche gestiftet hat, und die zu den kostbarsten Werken der abendländischen Malerei um die Jahrtausendwende zählen, so kann man sich eine Vorstellung zurechtbauen, wie dieser Dom damals ausgemalt gewesen sein muß. Daß dies kein Fehlschluß ist, hat erst jüngst die in der alten Thomaskirche des kaiserlichen Palas aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts aufgefundene Weiheinschrift erwiesen, die durch ihre vollkommene Ähnlichkeit mit einer Buchseite aus einer der kaiserlichen Purpurhandschriften anschaulich dartut, wie enge die Zusammenhänge zwischen Buch- und Wandmalerei damals gewesen sind.

Der Neubau im 13. Jahrhundert unter Bischof Ekbert, Grafen von Meran (1203—

Digitized by Google

1237), lebt demgegenüber von einer entschieden monumentaleren und ungleich großartigeren Auffassung rein architektonischer Gestaltung als sie die Zeit Heinrichs II. konzipieren konnte, in der die Malerei die unbestrittene Führung innehatte. Dieser Kirchenfürst, dessen eine Schwester Königin von Frankreich, dessen andere Königin von Ungarn war, der als Diplomat vermöge seiner weitverzweigten internationalen Beziehungen auf der Höhe des Kulturfortschrittes seiner Zeit zu leben vermochte, und sicherlich von dem unerhörten Bauenthusiasmus, der damals Nordfrankreich durchflammte, die stärksten Antriebe empfangen hatte, wagt es, den alten ehrwürdigen Dom niederzulegen und seiner neuen Kathedrale Ausmaße zu geben, wie sie nur ein wahrhaft großer Bauherr für sich in Anspruch nehmen darf. Vielleicht ist letzten Endes in dieser Hochspannung der Bauleidenschaft auch die Erklärung zu suchen, warum bei diesem Neubau so viele Baumeister verbraucht worden sind und gerade an diesem Dom so viele Planänderungen sichtbar werden.

Der ursprüngliche Plan der Zisterziensischen Bauhütte.

Zu 3. Einer der interessantesten und überraschendsten Planung ist man erst durch die gegenwärtigen Ausgrabungen auf die Spur gekommen. Die chorseitigen Fundamente der Türme zeigen eine merkwürdige Verschiedenheit der Mauerbehandlung unter sich. Der Südwestturm hat ein ungemein sauber angelegtes Quaderwerk bis zum Niveau des Mittelschiffes hinab. Erst unterhalb dieser Niveaulinie beginnt ein rauhes Bruchsteinquaderwerk. Am Nordwestturm setzt das sauber angelegte Quaderwerk erst in der Höhe der noch stehenden obersten Reste der einstigen Unterkirche ein, während das tiefere Fundament Bruchsteinmauerwerk mit deutlichen Resten vom abgebrochenen Heinrichsbau aufweist. Für diese auffällige Verschiedenheit gibt es nur diese eine Erklärung: Der Bau, der wie sich beweisen läßt, auf der südlichen Seite langsam nach Westen fortgewachsen ist, rechnete im ursprünglichen Plane mit einem ebenerdigen Chor mit runder Apsis gemäß den neuen zisterziensischen Gewohnheiten, die von der Ebracher Hütte zuerst in Franken eingeführt wurden. Es läßt sich sehr deutlich an den gegebenen Tatbeständen aufzeigen, daß die Füße der östlichen Vierungspfeiler ursprünglich auf allseitige Sichtbarkeit angelegt sind. Auch der hochgestellte Wandsäulenfuß am linken Choransatz neben dem Hennebergdenkmal erhält seinen Sinn erst durch die Annahme eines ebenerdigen Chorraumes, den er vorbereiten sollte. Mitten in diesem schon in der Ausführung begriffenen Plan wird die Wiederherstellung eines erhöhten Chores gefordert. Die noch aufrechtstehenden Teile der alten Krypta chorwärts rechter Hand brauchen nicht mehr abgetragen werden, sondern können stehen bleiben, da der ganze Chor innerhalb der neuen Chorschrankenwände mit Bauschutt ausgefüllt werden muß. Daß diese Chorschrankenwände wirklich nachträglich zwischen die Vierungspfeiler eingespannt wurden, kann man noch an den abgeschlagenen unteren Gesimsen der vorderen Vierungspfeiler und aus der Tatsache, daß sie an keiner Stelle im Verband mit dem anschließenden Mauerwerk stehen, einwandfrei feststellen. Mit diesem aufgehöhten Chor ging zwar der Sinn des Querschiffes verloren, aber er brachte wenigstens der Archäologie den unschätzbaren Gewinn der Einsicht in bisher verborgene Bauvorgänge. Es mag vielleicht noch gestattet sein, von diesem ursprünglichen Plan der zisterziensischen Bauhütte zu dem Schluß zu schreiten, daß diese Hütte, wenn sie von allem Anfang an zum Einsatz gekommen wäre, sicherlich dem Dom die Doppelchörigkeit zu nehmen und den Bau auf eine gleichmäßig nach Westen hin fortschreitende einheitliche Richtung festzulegen gesonnen gewesen wäre. In diesem Sinne ist sie, wie die dritte Hütte nach ihr, die Reimser Baumannschaft, zu spät gekommen. Der heutige deutsche Mensch bedauert es nicht. Ihr Einsatz hätte den Ostchor nicht möglich gemacht, in dem die Baugeschichte eines der reifsten und prachtvollsten Werke der staufischen Kunst erkennt. Daß ihr aber mitten im Werk untersagt wurde, den ebenerdigen Westchor durchzuführen, beweist nur, wie ungeheuer stark die Überlieferung in Bamberg gegenüber solchen gewiß sehr fortschrittlichen Plänen gewesen ist.

Die Kaiserpfalz von Ingelheim

In den Jahrzehnten vor dem Kriege hatte der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft eine groß angelegte Untersuchung der karolingischen Kaiserpfalzen ins Leben gerufen. Wenn trotzdem die wissenschaftlichen Ergebnisse hinter den berechtigten Erwartungen zurückgeblieben sind, so liegt die Schuld nicht an den Forschern, sondern an den durch Kriegs- und Nachkriegszeiten geschaffenen unglücklichen Verhältnissen. Die Arbeiten an den meisten Pfalzen sind Stückwerk geblieben, die gewonnenen Ergebnisse ruhen zum größten Teile in den Archiven und harren der Weiterführung und Vollendung, für die gerade unsere Zeit alle Voraussetzungen bietet. Die einzige in voller Ausdehnung untersuchte Pfalz ist die von Nieder-Ingelheim in Rheinhessen. Hier hatte der Kunsthistoriker der Universität Gießen, Christian Rauch in den Jahren 1909 und 1910 umfängliche Ausgrabungen vorgenommen, über die bisher jedoch nur kurze Berichte und eine allgemeinverständliche Darstellung (in der Sammelveröffentlichung der Forschungsstelle für Auslandsdeutschtum und Auslandskunde in Münster, »Neue deutsche Ausgrabungen«) gegeben wurden; Modelle der ganzen Anlage befinden sich in verschiedenen Museen. Der wissenschaftliche Rechenschaftsbericht ist immer noch ein uneingelöstes Versprechen.

Nachdem P. Clemen schon vor 45 Jahren (Westdeutsche Zeitschr. IX 1890 S. 54. 97) die bis dahin bekannt gewordenen Funde und die literarische Überlieferung zusammengestellt hatte, ging der Bauhistoriker der Technischen Hochschule in Breslau, Prof. Dr. Adolf Zeller an die Aufnahme der noch über Boden erhaltenen Bauteile heran und legt sie nunmehr in einer Sonderveröffentlichung vor[1]). Für die Topographie der Pfalz, die in vollem Umfange von der heutigen Ortschaft überbaut ist, sind damit die notwendigen Unterlagen gegeben, zumal gelegentlich eines Aufbauplanes von 1875 und späterer Straßenregulierungen außerordentlich viele Reste der karolingischen Anlage beseitigt worden sind.

Karl der Große ist als Erbauer der Pfalz durch Einhards Biographie ausgewiesen, die künstlerische Ausgestaltung wurde offenbar erst von Ludwig dem Frommen vorgenommen, worüber Ermoldus Nigellus 826 in einem panegyrischen Gedichte berichtet. Eine traurige Rolle spielte Ingelheim anfangs des 12. Jahrhunderts, als Heinrich IV. hier von dem eigenen Sohne gefangen gehalten wurde. Der Ausbau zum befestigten Platze scheint aber erst ein Werk Barbarossas gewesen zu sein; die staufischen Kaiser haben jedenfalls Ingelheim des öfteren als festen Stützpunkt benutzt. Erst bei der Pfalzverwüstung durch die Franzosen wurde 1689 der »Saal« genommen und zerstört. Über den damaligen baulichen Zustand sind wir durch einen Brief von Nikol. Lindenmayer von 1637 gut unterrichtet, während Munsters Kosmographie ebenso wie Merians Topographie der Phantasie überreichlichen Spielraum lassen, so daß sie beide als wissenschaftlich brauchbare Quellen ausscheiden.

Exakte Planaufnahmen des Erhaltenen gab zuerst v. Cohausen in der Mainzer Zeitschrift von 1852, über die Abbruchsarbeiten von 1875 berichtet Strigler im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine 1883. Zellers Arbeit beruht auf sorgfältigen Neuaufnahmen, sie gibt nicht nur Grundrisse, sondern auch ausgiebig Schnitte und versucht Rekonstruktion auf der Grundlage des festgestellten Befundes. Die Gesamtplanung der Pfalz ist heute nicht mehr erkennbar, hierfür muß der Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen die Unterlagen geben. Am meisten erhalten ist naturgemäß von der Kirche, doch bietet sie heute ein völlig verändertes Raumbild, da der größere Teil des Langhauses abgebrochen ist und dadurch das Querhaus die größere Ausdehnung zu haben scheint; auch sind (wie häufig) die Seitenschiffe verschwunden und die zugemauerten Arkaden bilden nunmehr die Außenwände. Der Oberbau wurde in romanischer Zeit erneuert, doch ohne Veränderung des charakteristischen karolingischen Grundrisses. Vom Hauptbau der Pfalz, der Sala regia, steht noch etwa die halbe Ostwand und der größere Teil der Tribuna, ihr Grundriß ist gesichert mit mehreren Vorbauten an der Vorderfront, die möglicherweise verschiedenen Bauperioden angehören. Zeller möchte innen eine Arkatur mit 12 Säulen beiderseits rekonstruieren, die dann allerdings außerordentlich eng stehen würden. Die Wände des Saales waren mit großen Bilderzyklen historischer Gemälde geschmückt, die Ermoldus in flammender Begeisterung beschreibt. Erhalten ist ferner noch ein Teil des Tores im Scheitel des großen, im Osten angebauten Halbrundes und eine Anzahl von Kellern, darunter das vielbesuchte sog. »Bad«.

Einige Schwierigkeiten machen die Maße. Der römische Fuß von 29,6 cm, in dessen System man früher auch die Karolingerbauten einzwängen zu können meinte, gibt auch in der Ingelheimer Pfalz ganz unmögliche Werte. Für die Bauten im Rheingau hat Kutsch seit geraumer Zeit einen karolingischen Fuß von 34 cm empirisch erschlossen, der auch an der Pfalzkapelle in Aachen, in Lorsch wie in Steinbach angewendet ist und überall glatte Zahlen ergibt; in Steinbach ist auch die Unterteilung in den karolingischen Zoll erkennbar. Nur die Lorscher »Torhalle« macht eine Ausnahme: sie ist auf der Einheit des langobardischen Fußes von 43,6 cm erbaut. Für die bonifazische Bauhütte in Fulda hat B. Hanftmann (Studien und Mitteilungen OSB 51, 1933) ein Fußmaß von 33,29 cm ermittelt, das nach seinen Angaben auch in Trier und sogar in Rom selbst (Colosseum) auftritt und das er als ein aus dem Osten übernommenes provinzialrömisches Maß anspricht. Aus den geringen aufwändig erhaltenen Bauteilen der Ingelheimer Pfalz ist die angewendete Maßeinheit nicht mit ausreichender Sicherheit auszumachen, hier müssen die Ausgrabungsberichte abgewartet werden. Jedenfalls wird in Zukunft den metrologischen Feststellungen an karolingischen Bauwerken erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden müssen, da sie — natürlich in Kombination mit Beobachtungen anderer Art — unter Umständen wertvolle Hinweise auf stilistische Zusammenhänge und auf die Zeitstellung zu geben vermögen.

Prof. Dr. F. Behn

[1]) Adolf Zeller, Die Auswertung des Befundes früher Bauanlagen im Saale in Ingelheim. Reichssaal und Kaiserwohnung. Kommissionsverlag von W. de Gruyter u. Co. 1935.

Br. E. Werner

Vom bleibenden Gesicht der deutschen Kunst

132 S. 22 Abb. Geb. RM 3.50

„Dieser schmale Band gehört zu den schönsten Büchern, die wir über deutsche Kunst besitzen." Münchener Neueste Nachrichten.

Verlag Die Runde / Berlin W 7

Digitized by Google

Dr. HANS WENTZEL, Berlin

Lübeckische Malerei und Plastik 1250—1350

Stand der deutsch-schwedischen Forschung

Die Geschichte der lübeckischen Malerei und Plastik ist seit der ersten grundlegenden Ordnung durch Ad. Goldschmidt (Lübecker Malerei und Plastik bis 1530, Lübeck 1889) wiederholt der Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen (zusammenfassende Arbeiten: M. Paul, Sundische und lübeckische Kunst, Diss. phil. Greifswald 1914; C. G. Heise, Lübecker Plastik, Bonn 1926; ders., Lübeckische Plastik und Malerei, Lübecker Heimatbuch 1926; K. Schaefer, Geschichte der bildenden Kunst in Lübeck, »Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck«, Lübeck 1926; V. C. Habicht, Hanseatische Malerei und Plastik in Skandinavien, Berlin o. J.). Dieses Interesse erklärt sich zunächst aus der Tatsache, daß die lübeckische Produktion innerhalb der norddeutschen eine besondere Qualitätshöhe erreicht und zweitens aus der Erkenntnis, daß ihr innerhalb der gesamtdeutschen Entwicklung eine ungewöhnliche Bedeutung zukommt durch den außerordentlich regen Export von Malerei und Plastik nach Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland, und den baltischen Hansestädten. In dem erhaltenen Denkmälerbestand befindet sich wohl fast die Hälfte der lübeckischen gotischen Malerei und Plastik auf nichtdeutschem Boden. Es konnte sich deshalb eine fruchtbare wissenschaftliche Aufarbeitung der Malerei und Plastik im Ostseegebiet nur auf Grund einer engen Zusammenarbeit zwischen deutschen und skandinavisch-baltischen Forschern ergeben. Diese Zusammenarbeit ist für die Erforschung des 15. Jahrhunderts außerordentlich fruchtbar geworden, die Arbeiten gruppieren sich um die großen Namen Bernt Notke, Henning v. d. Heide, Hermann Rode, Claus Berg, um Johannes Stenrat, Hans Hesse, »Johannes Junge«, um die anonymen Bildhauer »Meister der Darssow-Madonna«, »Meister des Stralsunder Junge-Altars«, »Meister der lübeckischen Steinmadonnen«, »Imperialissima-Meister« usw. Diese Ergebnisse einer im wesentlichen deutsch-schwedischen Gemeinschaftsarbeit konnten sich zum großen Teil auf urkundliche Belege stützen. Die Erkenntnis der lübeckischen Vorherrschaft im Ostseegebiet war unausweichlich — sie wird von den skandinavischen Forschern auch einmütig zugegeben. — Wesentlich anders liegen jedoch die Verhältnisse für das 13. und 14. Jahrhundert.

Die Forschungsergebnisse sind außerordentlich zerstreut und schwer zu übersehen — der Forschungsstand jedoch für die besondere Situation der Geschichte des Ostseekunstkreises sehr aufschlußreich: eine Zusammenfassung ist deshalb erforderlich.

Durch die Blüte der lübeckischen Bildhauerkunst des 15. und 16. Jahrhunderts und der Barockzeit wurden in Lübeck die älteren Denkmäler verdrängt, nur wenige sind erhalten; dabei gibt es ausreichend urkundliche Belege über im 13. und 14. Jahrhundert in den Kirchen vorhandene Bildwerke, auch sind seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zahlreiche Namen von in Lübeck ansässigen Bildhauern und Malern bekannt (Goldschmidt a. a. O.; R. Struck, Materialien zur Lüb. Kunstgeschichte, Zeitschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. 23, Lübeck 1926). Es muß also grundsätzlich mit einer eigenen »lübeckischen« Malerei und Plastik seit dem 13. Jahrhundert gerechnet werden. Allerdings ist dies Gebiet kaum bearbeitet — eine Beschäftigung mit dem 15. Jahrhundert mußte ergebnisreicher erscheinen, da der Denkmälerbestand der lübeckischen Spätgotik nicht derart lückenhaft ist. So findet sich als lübeckische Plastik des 13. und 14. Jahrhunderts in Gesamtdarstellungen lübeckischer Kunst (Goldschmidt a. a. O.; C. G. Heise a. a. O.; vgl. auch A. Matthaei, Werke der Holzplastik in Schleswig-Holstein bis zum Jahre 1530, Leipzig 1901) nur eine geringe Anzahl von Einzelwerken: romanische Stuckapostel, Marienkrönung und Kruzifix aus der Marienkirche; Salvator und Madonna aus der Jakobikirche; Hochaltar in Cismar und Gestühlsarbeiten (diese bearbeitet von V. C. Habicht, Niedersächsische mittelalterliche Chorgestühle, Straßburg 1915). Der stilistische Zusammenhang mußte nicht einleuchten, da sich an diesen wenigen Werken kein einheitlicher Charakter und keine eigene Entwicklung erkennen ließ (vgl. H. Rathgens, Das Domparadies und seine Beziehungen zur rheinischen Kunst, Lübeckische Blätter, Bd. 65, Nr. 25).

Besser steht es mit der Malerei dieses Zeitraumes. M. Paul (a. a. O.) hat die Bedeutung der qualitätvollen Lübecker Wandmalereien des frühen 14. Jahrhunderts erkannt und ihnen nahverwandte Werke in Stralsund und Schleswig zugeordnet; da in Lübeck keine Tafelmalereien erhalten sind, war die Zuordnung der Doberaner gemalten Retabeln (diese eingehender dargestellt von V. C. Habicht, Mittelalterliche Malerei Niedersachsens, Straßburg 1919) von besonderer Wichtigkeit. Damit ist grundsätzlich der richtige Weg erkannt, wie trotz eines außerordentlich lückenhaften stadtlübeckischen Materials das alte Bild sich rekonstruieren läßt durch die Einbeziehung stilistisch verwandter Denkmäler in benachbarten Gebieten. Die neuerdings wieder auftauchende Theorie — F. A. Martens, Die Tafelmalerei des nordostdeutschen Küstengebietes von ihren Anfängen bis 1450, Diss. phil Rostock 1934 — die Doberaner Werke könnten Arbeiten einer »Zisterzienserschule« sein, ist schon aus allgemeinen Erwägungen heraus abzulehnen: um 1300 sind keine Kloster-Kunstschulen mehr denkbar, besonders nicht in unmittelbarer Nähe einer Großstadt mit ortsansässigen Malern und Bildhauern; ausserdem ordnen sich die Doberaner Arbeiten sehr glücklich in den Rahmen der Lübecker Wandgemälde ein, nur bei Annahme einer stadtlübeckischen Entstehung erklärt sich die Tatsache von Export dieser Werkstätten (nach Lügumkloster, Strängnäs usw.); daß Lübeck schon im 13. Jahrhundert Tafelmalereien ins Baltikum versandte, ist urkundlich belegt. — W. Burmeister hat die Materialkenntnis von norddeutschen Malereien erweitert (Wandmalereien in Mecklenburg, Diss. phil. Rostock 1923 — in den zeitlichen Bestimmungen nicht sehr zuverlässig; eine eingehende Würdigung verlangen noch immer die prachtvollen Deckengemälde in Büchen in Lauenburg aus der Zeit um 1290/1300) und den bedeutsamen Fund der jetzt zerstörten profanen Fresken in Lübeck bekannt gemacht (Zeitschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. 26, 1930; zweifellos zu spät angesetzt, die Zeit um 1320 dürfte durch den Vergleich mit dem Soester Nequambuch als richtiger erscheinen, sie paßt auch zu der Geschichte des Baues). Alfred Stange hat dann in seiner Gesamtdarstellung (Deutsche Malerei der Gotik, Bd. I, Berlin 1934) Lübeck als Sonderkapitel herausgestellt. Das von ihm entworfene Gesamtbild ist zwar in der Materialkenntnis nicht ganz vollständig und müßte in der zeitlichen Ordnung vielleicht überprüft werden (vgl. die Ergänzungs- und Änderungsvorschläge bei H. Wentzel, Der Altarflügel in Strängnäs und die norddeutsche Malerei der Gotik, Nordische Rundschau 1934), doch läßt es die Qualität und den Reichtum der lübeckischen Malerei deutlich erkennen.

Im übrigen Ostseegebiet ist der Bestand an Tafelmalereien sehr gering — eine ausgedehnte »Malerkunst« besaß unter englischem Einfluß Norwegen (H. Fett, Norges Malerkunst i Middelalderen, Kristiania 1917), von dem gelegentliche Ausläufer nach Schweden hineinreichen (A. Lindblom, La peinture gothique en Suède et en Norvège, Stockholm 1916). Eine Reihe von nicht-englisch-norwegischen Arbeiten in Schweden zeigen Beziehungen zur lübeckischen Malerei. Sicher lübeckisch ist der Altarflügel aus Toresund im Museum in Strängnäs (H. Wentzel a. a. O.), er ist das wichtigste Zwischenstück zwischen den Arbeiten aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (Doberaner Sakristeischrank) und denen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Fronleichnamsaltar). Vermutet werden muß die lübeckische Entstehung bei dem Retabel aus Ganthem im Stockholmer Historischen Museum (H. Hildebrand, Den kyrkliga konsten under Sveriges medeltid, Stockholm 1907; A. Lindblom, Köln och Gotland, Fornvännen 1916), das sich u. E. zwischen die Malereien im Kreuzgang des Ratzeburger Doms und die Reliefs des Cismarer Retabels einordnen läßt, besonders verwandt sind auch eine Anzahl von lübeckischen Ritzgrabplatten. Dagegen sind die Malereien am Gestühl in Kräklingbo (Bengt Söderberg in Gotlands Arkiv, VI, 1934) und die Glasfensterfragmente aus einer unbekannten Kirche in Gotlands Fornsal (J. Roosval, Medeltida Konst i Gotlands Fornsal, Stockholm 1929², Taf. 10) wichtigste Bindeglieder für den Stil des nur in ganz geringen Resten erhaltenen, aber sehr qualitätvollen »Retabels der goldenen Engel« in Doberan: auf dem Wege von England über Norwegen und das schwedische Festland hat der Stil dieser Malerei wohl seinen Weg über Gotland nach Lübeck genommen, wo er zusammen mit der älteren französischen Richtung (Sakristeischrank) die großartigen Leistungen des Strängnäs-Flügels und des Doberaner Fronleichnamsaltars ergab (H. Fett a. a. O. bezog wohl in Erkenntnis dieses spürbaren englisch-skandinavischen Einflusses das Antependium von Lügumkloster in seine Zusammenhänge ein). Unabhängig von dieser Gruppe sind einige gotländische Tafelmalereien (Sundre, Lojsta, Lau) und die Wandmalereien des schwedischen Festlandes, nur die Wandmalereien im Chor der Kirche in Bunge auf Gotland lassen vielleicht Beziehungen zur norddeutschen Malerei erkennen. Selbständig sind wahrscheinlich auch die englisch anmutenden Werke der »höggotiska glasmålningsskolan« (J. Roosval, Den gotländske Ciceronen, Gotlands Turistförening 1926, S. 42) mit Ausnahme der oben erwähnten Fragmente in Gotlands Fornsal. Wesentlich schwieriger sind aber die älteren (unggotiska) gotländischen Glasmalereien (Roosval, Ciceronen, S. 37) zu beurteilen. A. Haseloff hat nämlich als Vorbild für sie die Fenster in der Kirche zu Breitenfelde unweit Lübecks feststellen können (Die Glasmalereien in der Kirche zu Breitenfelde und die deutsch-nordischen künstlerischen Beziehungen im 13. Jahrhundert, Schifferer-Festschrift, Breslau 1931). Ein voreiliger Schluß auf Export von Lübeck darf aus dieser Tatsache allerdings wohl kaum gezogen werden. Daß wir es bei den Breitenfelder Fenstern aber tatsächlich mit einer Ostseekunst, ja einer stark sächsisch-westfälisch beeinflußten „lübeckischen" Malerei zu tun haben, darf man wohl über Haseloff hinausgehend behaupten: die auch von ihm anmerkungsweise genannten Glasfenster in Neukloster (Mecklenburg) und die Malereien an der Nordschiffswand der Möllner Kirche erweitern den Rahmen dieser lübekischen Anfänge und legen den Gedanken an eine eigene Entwicklung seit ca. 1250 nahe. — Gerade diese Anfänge und das Verhältnis zu den wenigen norddeutschen Wandmalereien der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wären noch unter stärkerer Berücksichtigung der Hamburger und der dänischen Miniaturmalerei im Einzelnen zu klären; Ansätze finden sich bei V. C. Habicht, Niedersachsen und Skandinavien, Niedersachsen, Bd. 39, 1934 — jedoch verunklärt Habicht die Situation durch die z. T. sehr unangebrachte Anwendung des Begriffes »niedersächsisch«: seit dem 13. Jahrhundert trifft diese Bezeichnung bestenfalls auf Hildesheim und Braunschweig mit dem heutigen Hannover zu; Hamburg und Lübeck und die weiteren norddeutschen Kunstzentren verkörpern getrennte »Kunstlandschaften« (wie »Schwaben« und »Franken« in Süddeutschland) und setzen sich gegen das Niedersächsische durchaus durch eine »hansische« Note ab.

Die lübeckische hochgotische Malerei liegt also in einer nahezu vollständigen Bestandsaufnahme vor, Versuche zu einer Gliederung sind gemacht. Ganz sicher ist noch nicht der englisch-norwegisch-schwedische Anteil im Ostseegebiet abgegrenzt, doch dürfte das durch eingehende Untersuchungen möglich sein, wie noch weitere Funde und detaillierte Einzelvergleiche die lübeckische Malerei in ihrer besonderen deutschen Formulierung gegenüber der skandinavischen werden herausstellen können.

Demgegenüber liegen — wie oben erwähnt — die Verhältnisse bei der Plastik dieser Zeit wesent-

Digitized by Google

lich anders und für Lübeck ungünstiger. Es hat sich früh gezeigt, daß die Zahl der erhaltenen Skulpturen im Ostseegebiet wesentlich größer ist als die der Malerei und daß die Plastik nicht wie dort von wenigen Zentren beherrscht wurde. So gab es in Norddeutschland schon im 13. Jahrhundert neben Lübeck zweifellos auch in Hamburg, Schleswig, Flensburg und Rostock eingesessene Bildhauerwerkstätten. Diese Schulen sind aber keineswegs feste Begriffe, vielleicht nur den Wenigen, die »norddeutsche« Kunstgeschichte treiben, überhaupt eine Vorstellung. So ist das Inventar von Mecklenburg gerade für frühe Plastik vollständig unzureichend, der reiche Skulpturenbestand dieses Landes ist gänzlich unbekannt. Die Dissertation von M. Brückner »Die Holzplastik in Mecklenburg 1250/1450« (Rostock 1926) erfaßt das Material nicht einmal annähernd und hat in den Gruppierungsversuchen eher verwirrend als klärend gewirkt. Dagegen hat H. A. Gräbke (Zwei neugewonnene Kunstwerke des Rostocker Museums, Jahrbuch des Ver. f. Gesch. der Stadt Rostock, 1934) eine Grundlage für die festere Umgrenzung »rostockischer« Bildschnitzerei geschaffen. — Für Flensburg und Schleswig liegen Vorarbeiten vor (F. Fuglsang, Eine Gruppe schleswigscher Holzskulpturen des 13. Jh., Festschrift des Kunstgewerbe-Museums, Flensburg 1928; ders., Einige Holzskulpturen westfälischer Stilrichtung in Nordschleswig, Nordelbingen, VIII, 1930; ders., Der Meister der Koseler Kreuzgruppe, Nordelbingen, X, 1934 und Nordelbingen XI, S. 93; ders., Die Werkstatt der Hüruper Passion, Nordelbingen, XI, 1935), doch sind auch die flensburgisch-schleswigschen Skulpturen keineswegs erschöpfend behandelt (einen besseren Überblick gibt Fuglsang in seiner ungedruckten Freiburger Dissertation »Studien über die Werke der Holzskulptur des 13. Jh. in Nordschleswig« (1925), doch hier wiederum nur über Nordschleswig, außerdem ist die Arbeit der allgemeinen Forschung, besonders der schwedischen, unzugänglich!). Sehr wichtige und sorgfältige Arbeiten, die auch nordschleswigsches Material einbeziehen, liegen von der dänischen Forschung vor (P. Nørlund, Gyldne Altre, Kopenhagen 1926; Marcel Aubert, Les autels en métal doré du Danemark a l'époque romane, Bulletin Monumental 1927; P. Nørlund, Les plus anciens retables danois, Acta Archaeologica, Bd. I). — Auch die frühe Hamburger Plastik ist als solche noch nicht behandelt worden, weil in der Stadt selber nur zwei Bildwerke aus der Zeit vor 1350 erhalten sind (Ad. Goldschmidt, Die älteste hamburgische Skulptur, Mitteilungen des Vereins für Hambg. Geschichte 1905; H. Wentzel, Ein hamburgisches Kruzifix aus der Zeit um 1300, Hamburgische Geschichts- und Heimatsblätter, 1935). Doch lassen zahlreiche Werke (vorwiegend Kruzifixe) besonders in den Elbmarschen eine Rekonstruktion möglich erscheinen. Eine Verwandtschaft mit Lübeck besteht kaum, jedenfalls wird (mit Ausnahme der Törichten Jungfrau im Museum für Hamburg. Geschichte) nicht die gleiche Qualitätshöhe erreicht. — Diese sorgfältige Scheidung der norddeutschen Schnitzerschulen ist für eine Darstellung der lübeckischen, sehr lückenhaften Skulpturenreihe des 13. und 14. Jh. unbedingte Voraussetzung. Die in Lübeck selber erhaltenen Denkmäler (im Inventar genannt und abgebildet, jedoch durchgängig falsch eingeordnet) versprechen eine »lübeckische« Plastik, die sich mit anderen deutschen Bildschnitzschulen der gleichen Zeit wird sehr wohl messen können; jegliche Vorarbeiten fehlen (eine zusammenfassende Untersuchung hat der Verfasser als erweiterte Göttinger Dissertation (1935) abgeschlossen).

Diesen noch sehr unsicheren Ergebnissen steht eine geschlossene Reihe schwedischer Publikationen über die Plastik des 12.—14. Jh. auf schwedischem Boden gegenüber. Fast alle wesentlichen Denkmäler der Zeit sind veröffentlicht. Das ausgezeichnete und sehr zuverlässige schwedische Inventar (»Sveriges Kyrkor«, herausgegeben von S. Curman und J. Roosval) ist den älteren norddeutschen (mit Ausnahme des lübeckischen) bei weitem überlegen. Schon durch diese grundsätzlich verschiedene inventarmäßige Erfassung der Denkmäler in Norddeutschland und Schweden mußte sich naturgemäß der Eindruck ergeben, daß der Plastikbestand in Skandinavien reicher sei als in Norddeutschland (obgleich etwa Fuglsang für ein norddeutsches Teilgebiet eine Fülle von Denkmälern aufweisen konnte). — Die wichtigsten Arbeiten über schwedische Plastik sind von Baron Ugglas, einem ausgezeichneten Kenner auch der deutschen Kunst; seinen sorgfältigen Arbeiten hat besonders die norddeutsche Kunstgeschichte viel zu verdanken. Grundlegend war sein Werk »Gotlands Medeltida Träskulptur« (Stockholm 1915), seine weiteren Schriften können wir hier nicht aufzählen, auch die zahlreichen anderen Veröffentlichungen über schwedische hochgotische Plastik nicht — wir nennen kurz die wichtigsten Arbeiten, die je eine schwedische Kunstlandschaft herausstellen: C. R. af Ugglas, Nyupptäckta arbeten av Etienne de Bonneuil, Upplands Fornminnesförenings Tidskrift 1918; G. Boëthius—A. Romdahl, Uppsala Domkyrka 1258—1435, Uppsala 1935; C. R. af Ugglas, Studier i svensk medeltidskulptur, Tidskrift för konstvetenskap, 1919; H. Cornell, Norrlands kyrkliga konst, Uppsala 1918; H. Wåhlin, Fransk Stil i Skånes medeltida träskulptur, Lund 1921; Meinander, Medeltida altarskåp och träsniderie i Finlands kyrkor, Helsingfors 1908; C. A. Nordmann, Några träskulpturer fran äldere medeltid i egentliga Finland, Svenska Literatursälskapets historiska och litteraturhistorika studier 8; W. Anderson, Helig Olof i Småland, Det Kgl. Norske Videnskabers Selskabs Skrifter 1928 Nr. 7, Trondhjem 1929; Fr. Beckett, Danmarks Kunst, Bd. II, Kopenhagen 1926. Diese Arbeiten geben ein überraschendes Bild von dem Reichtum und der Vielfalt der schwedischen Plastik. Sie ist in der Frühzeit und in der Zeit um 1300 wesentlich durch französisch-englische Einflüsse bestimmt. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts setzt daneben ein starker deutscher (=sächsischer) Einfluß ein; doch finden sich keine sächsischen Exportwerke, es ist ein von deutschen Anregungen geformter schwedischer Stil. Dieser sächsische Einfluß der Zeit 1220—50 ist z. T. bis um 1300 wirksam und macht sich bis in typengeschichtliche und ikonographische Einzelheiten geltend (C. R. af Ugglas, En svensk-finsk skulpturgrupp från 1200 talet, Finskt Museum 1934). Dieser Forschungsstand mußte naturgemäß zu einer Überschätzung der gut publizierten schwedischen und zu einer Unterschätzung der schlecht publizierten und eigentlich unbekannten norddeutschen Plastik aus der Zeit vor 1350 führen. (Die Schuld liegt z. T. bei der durch äußere Gründe der Nachkriegszeit behinderten »norddeutschen« Kunstgeschichtsforschung. Das sachliche Bemühen der schwedischen Forschung ergibt sich schon aus der Tatsache, daß in dem schwedischen Inventarwerk Skulpturen des 14. Jh. als lübeckisch bestimmt werden — obgleich das publizierte lübeckische Material eine solche Zuschreibung nicht einmal zwingend erfordert; Sveriges Kyrkor, »Gästrikland«, Stockholm 1936, Madonnen aus Hedesunda und Hille). Außerdem ließen sich vereinzelt Importwerke aus Schweden in Pommern nachweisen (C.R. af Ugglas, Några gotländska skulpturverk i norra Tyskland, Fornvännen 1914; eine sehr ungeschickte und die Sachlage verunklärende Wiederholung ein Aufsatz von K. Stork, »Fabulator« im deutschen Ostseegebiet, Nordelbingen, IX, 1933), außerdem eine sehr große Anzahl von schwedischen Steintaufbecken in Norddeutschland (Zusammenstellung bei W. Anderson, Den gotländske kalkstenens utbredningsområde, Gotlands Posten, 1934), auch ein gotländisches Portal in Lübeck (J. Roosval, Die Kirchen Gotlands, Leipzig 1911). J. Roosval (Das baltisch-nordische Kunstgebiet, Nordelbingen, VI, 1927; ders. Le Nord Baltique comme domaine artistique homogène et sa situation dans le bloc Saxon-Baltique, Résumés des Communications présentées au XIIIe Congrès International d'histoire de l'art, Stockholm 1933) hat daraufhin versucht, die Geschichte des Ostseekunstkreises ganz zu Gunsten einer schwedischen Vorherrschaft bis zum Ende des 14. Jahrhunderts auszudeuten — schon die Bezeichnung des Ostseekunstkreises als »baltisch-nordisch« bedeutet unausgesprochen eine Herabsetzung der künstlerischen Stellung Lübecks. (Roosval hat diese Theorie neuerdings etwas zu Gunsten Lübecks eingeschränkt, vgl. J. Roosval, Svensk Konsthistoria för Studerande, Stockholm 1935, S. 61/62.) Diese Auswertung ergab sich — das muß zugegeben werden — leicht aus dem schlechten Stand der Erforschung der Kunstgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts in Norddeutschland.

Es ist also noch eine wichtige Aufgabe, das norddeutsche Material zu sammeln und zu ordnen. Es wird sich voraussichtlich daraus eine wesentlich andere Einstellung gegenüber der Rolle Lübecks im Ostseekunstkreis des 13. und 14. Jahrhunderts ergeben, es wird dann auch von neuem die Frage geprüft werden müssen, ob dieser Kunstkreis von 1300 ab statt baltisch-nordisch nicht lieber lübeckisch-nordisch heißen sollte.

Kunst im Zeichen des Kreuzes

Unter diesem Titel hat das Deutsche Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig, in Verbindung mit der evangel. Reichsgemeinschaft christlicher Kunst ein Buch von Winfried Wendland herausgebracht. Seine 92 Abbildungen wollen — vom Kirchenbau bis zum kleinsten kunstgewerblichen Gerät — einen Querschnitt durch die künstlerische Welt des Protestantismus unserer Zeit geben, jedoch ist — wie der Text zeigt — weniger die reine Darstellung von Geschaffenem als vielmehr Mahnung und Werbung für die kirchliche Kunst Zweck und Aufgabe des Buches.

Den Anschein von bereits gültiger künstlerischer Form — von wirklichem religiösen »Stil« —, den der Untertitel des Buches vermittelt, hebt im Grunde nichts stärker wieder auf als die erkannte Notwendigkeit der Mahnung und Werbung selbst. Es ist erfreulich, mit welcher inneren Anteilnahme hier geworben wird für die kirchliche Kunst und wie stark Wunsch und Sehnsucht sich mit der an die Kirche gerichteten Aufforderung verbinden, die Kunst wieder unter das Kreuz zu rufen, ihr wieder Raum zu geben, sichtbare Verkünderin des Wortes zu sein.

Aber es scheint fast zu optimistisch, zu glauben, daß ein aufrichtiges Wollen von seiten der Kirche als des Auftraggebers, von seiten der Gemeinde als des aufnehmenden, tragenden und des Künstlers als des schaffenden Teiles — genügt, um die religiöse Kunst wieder in breitem Umfange aufblühen zu lassen. Die Abbildungen zeigen am besten, daß die Fragwürdigkeit der seelischen Haltung zum Religiösen im Grunde noch nicht überwunden ist: aus ihnen spricht mehr Bemühen als Sicherheit, mehr bewußtes Wollen als unbewußt gestaltender Glaube.

Zuweilen jedoch kommt schon Echtes, Starkes hervor, das religiöses Erleben mit gültiger Form verbindet und Hoffnung gibt für Zukünftiges. Neben vollendetem Kunstgewerbe fallen in Malerei und Plastik die Arbeiten von S. Beetz, Eifele und S. v. Heiden-Hakh auf (wenn es auch schwer fällt, an ihnen eine spezifisch protestantische Grundhaltung herauszufinden). In der Architektur beglücken am stärksten die Dorfkirchen und zeigen damit an, in welcher Richtung der Weg gehen muß, um den noch gekämpft wird: sie fußen auf den überlieferten, in noch glaubenstarken Zeiten ausgebildeten Formen und passen sie unserem modernen Stilempfinden an. Die Stärke der ursprünglichen echten Verwurzelung strahlt noch aus ihnen und gibt ihnen einen ungeheueren Vorsprung vor den großstädtischen Kirchenbauten, die — umgekehrt — als Ausgangspunkt fast ausschließlich die modernen Profanbauten nehmen, an denen sich der neue Baustil entwickelt hat. Das Buch von Wendland ruft zur notwendigen Besinnung und Auseinandersetzung auf und löst damit jenen produktiven Widerhall aus, der allein schon das Erscheinen dieses Buches rechtfertigt.

Dr. F. Rothe, *Berlin*

Tausend Jahre Deutscher Plastik und Malerei

Von Herbert von Oelsen. Mit 192 Abbildungen. Quart. 157 Seiten. 1934. Steif broschiert RM. 3.20

„Dieses Werk ist ein Volksbuch, das zu jedem deutschen Volksgenossen spricht ...".

Zentralblatt f. die gesamte Unterrichtsverwaltung (jetzt: „Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung") in Nr. 23 von 1934

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Byzantinische Kunst

In der von Charles Diehl herausgegebenen Serie »Histoire de l'Art Byzantin, publiée sous la Direction de M. Charles Diehl« sind kurz nacheinander der von Diehl selbst bearbeitete Band über die Byzantinische Malerei und Ebersolts (†) posthumes Werk über die Byzantinische Architektur erschienen. Das Erste, was bei einer Durchsicht dieser beiden Bände dem Leser auffällt, ist die Verschiedenartigkeit und Weite, mit welcher der Begriff »byzantinisch« benutzt wird. Beide Autoren fassen ihn nicht historisch und geographisch, sondern als Stilbegriff, weit über politische und sprachliche Grenzen hinausgehend. Bei Ebersolt ist das Prinzip ersichtlich, wie weit er diesen Stilbegriff ausgedehnt wissen will: auf alle Länder des orthodoxen Glaubens. Die Architektur aller orthodoxen Länder zeigt gewisse Gemeinsamkeiten, die auf der Gleichartigkeit des Ritus basieren. »Byzantinisch« ist für Ebersolt gleich »orthodox«, und unter diesem Gesichtspunkt läßt sich die koptische, syrische, armenische, georgische, bulgarische, serbische und russische Architektur sehr wohl zu einer Einheit zusammenfassen, wobei nur zu fragen bleibt, ob in diesem weiten Sinne der Begriff »byzantinisch« glücklich angewandt ist, oder ob es nicht sachlicher wäre, von der Architektur der »orthodoxen Länder« zu sprechen. In dem Buch von Diehl ist dieser Stilbegriff »byzantinisch« nicht klar abgegrenzt wie bei Ebersolt, sondern er wird in ein und demselben Buche verschieden angewandt: für die Fresko- und Mosaikmalerei wird er in viel weiterem Sinne gefaßt als für die Miniaturmalerei. In ersterer wird er nicht nur wie bei Ebersolt auf die Denkmäler aller orthodoxen Länder ausgedehnt, sondern für die frühe Zeit wird er schlechthin mit »frühchristlich« gleichgesetzt. So wird zum Beispiel ein rein römisches Werk wie das Mosaik von S. Pudenziana mit einbezogen und auf der 1. Tafel abgebildet als Auftakt zur byzantinischen Malerei. Für die Miniaturmalerei wird der Begriff »byzantinisch« sehr viel enger gefaßt: zwar findet sich wie üblich in der Serie der frühbyzantinischen Handschriften auch der syrische Rabula-Codex, aber für die mittel- und spätbyzantinische Zeit werden mehr oder weniger nur Beispiele eines Stiles gezeigt, der mit dem der Hauptstadt im engeren Sinne verknüpft ist. In der Miniaturmalerei hat offenbar der sprachliche Gesichtspunkt hemmend gewirkt.

Der sehr allgemein gehaltene Text des Diehlschen Buches ist flüssig in großem Zuge niedergeschrieben, ohne in vielen Fällen zu den Forschungen der letzten Jahrzehnte Stellung zu nehmen. So wird z. B. der Vatikanische Cosmas Indicopleustes noch wie von Kondakoff im Jahre 1886 ins 7. Jahrh. datiert, und ebenso wird z. B. zu der von Lietzmann begründeten Datierung des Vatikanischen Josuarotulus ins 10. Jahrh. keine Stellung genommen und gleichfalls die herkömmliche Datierung ins 7. Jahrh. beibehalten. Die Beschreibung der Tafeln ist oft ungenau, wenn z. B. das Bild der Gregor-Handschrift im Panteleimon-Kloster (l.c. Taf. LXXV) als »Zeus und eine Göttin« beschrieben wird. Übersehen ist, daß neben Zeus der kleine »Dionysos« steht und daß die Göttin inschriftlich als »Semele« bezeichnet ist.

Das Buch von Ebersolt ist nicht nur mit vollkommener Beherrschung der gesamten einschlägigen neueren Literatur auf dem Gebiete der Architektur geschrieben, sondern ist methodisch interessant in seiner Gliederung. Die Kirchenbauten der gesamten orthodoxen Welt werden nach verschiedenen Bautypen zusammengefaßt. Ebersolt hat, da er wohl deutlich fühlte, daß bei einer derartigen Behandlung die historischen Denkmale weitgehend aus ihrem regionalen Zusammenhang herausgelöst werden und das ganze Material etwas zersplittert wird, am Schluß als Ergänzung einen kurzen historischen Abriß gegeben, in dem er untersucht, wie die von ihm herausgeschälten Bautypen auf die verschiedenen Länder sich verteilen, jeweils zur Vorherrschaft gelangen und in den verschiedenen Jahrhunderten sich wandeln. Mehr oder weniger kommt diese historische Denkweise aber auch schon im systematischen Teil durch, denn Ebersolt sieht den Typ einer Kirche von vornherein als etwas Historisches, Wandelbares an. So werden systematische und historische Betrachtungsweise sehr fruchtbar zueinander in Beziehung gesetzt, was Ebersolt befähigt, einen sehr vielseitigen Überblick über die Geschichte der byzantinischen Architektur zu geben. Bedauerlich ist in dem Ebersolt'schen Buche die wenig sorgfältige und lieblose Behandlung des Tafelteiles, der vermutlich nicht mehr von Ebersolt zusammengestellt wurde. Fast alle Bilder sind aus Büchern von Diehl, Millet, Strzygowski u. a. herausklischiert. Es wäre u. E. nicht so schwierig gewesen, z. B. von der Hagia Sofia in Konstantinopel eine gute Photographie zu beschaffen.

Die Bücher von Diehl und Ebersolt wenden sich an einen verschiedenen Leserkreis. Das Buch von Diehl ist mehr oder weniger ein populäres Buch, das sicher geeignet ist, weitere Kreise für die byzantinische Kunst zu interessieren, da es in gutem Stil geschrieben ist. Das Werk von Ebersolt legt dem Fachgelehrten Forschungsergebnisse vor. Es ist diese »Histoire de l'Art Byzantin«, in der die beiden hier besprochenen Bände erschienen sind, eine der in den letzten Jahrzehnten in der Kunstgeschichte so üblich gewordenen Serienpublikationen und Handbücher, wo verschiedene Autoren an einem großen Unternehmen beteiligt werden, dem eine einheitliche Linie fehlt, und wo dann jeder Autor unabhängig von dem anderen mit ganz verschiedener Zielsetzung sein Spezialgebiet bearbeitet.

Kurt Weitzmann

Charles Diehl, La Peinture Byzantine, Paris, Edit. van Oest 1933.
Jean Ebersolt, Monuments d'Architecture Byzantine, Paris, Edit. van Oest 1934.

Russische Baukunst

Die inhaltreiche Arbeit ist eine wertvolle Einführung in die Eigenart der russischen Baukunst, für die alle Voraussetzungen auszuschalten sind, wie sie für die westeuropäische Baukunst üblich sind. Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile; in dem ersten werden die Gesetze der Formbehandlung in der Baukunst sowohl in Großrußland wie auch in Weißrußland dargestellt, in dem zweiten umfangreicheren Hauptteil, dem vornehmlich die 43 beigegebenen Bildtafeln zur Erläuterung dienen, werden die zusätzlichen Formen der Bauelemente besprochen. Die Forderung der Materialechtheit wird auch von der russischen Architektur nicht außer acht gelassen; sie entwickelt sich aber nicht aus der Aufgabe des westeuropäischen Künstlers, die von Stoff und Technik dargebotenen Möglichkeiten auszuschöpfen, sondern das Eigentümliche der russischen Baukunst beruht auf einem Sinnenwandel in der Form, nämlich des Wandels von der durch Zweck und Material gebotenen Form zur untektonischen, zur absoluten Form, die schließlich in ihrer scheinbaren Absurdität zum Zeugnis religiöser Gläubigkeit wird. Was im westlichen Sinne Entartung bedeutet, wird in der russischen Baukunst Vollkommenheit. Der Verfasser hat außerordentlich geschickt und überzeugend herausgearbeitet, wie die Arbeit des russischen Architekten eine bestimmte Art des Denkens bedeutet und ihm Stoff und Technik in der Absicht verschwinden, die Form selbst zu selbständigem Dasein zu entwickeln. So wird auch dem mit dem Stoff nicht vertrauten Leser die russische Baukunst innerlich verständlich und die eigenartigen Bauformen der Kirchen und Klöster werden lebendiger Ausdruck einer uns innerlich fremden Kunst, der man nur auf Grund eingehender Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung und der Einfühlung in die russische Mentalität gerecht wird.

Otto Lehmann

H. Weidhaas, Formenwandlungen in der russischen Baukunst. 1935. Akademischer Verlag Halle. 108 S. m. 43 Abb. brosch. RM. 5,20.

Neue Aufgaben der Kunstgeschichte

Von **K. M. Swoboda**
Ordinarius f. Kunstgeschichte a. d. deutschen Univ. in Prag

132 S., 36 Abb. 8°. Lbd. RM 8.—

Ein zeitgemäßes Buch, das einer jungen Richtung der Kunstwissenschaft das Wort redet, an der der Verfasser selbst wesentlichen Anteil hat. Diese Richtung will verstehend tiefer in das Kunstwerk eindringen, es nicht als bloßes Beispiel für Stile, Entwicklungsreihen, geschichtsphilosophische Behauptungen nehmen.

Verlag Rudolf M. Rohrer / Prag Wien Leipzig

Römische Portraitbüsten der Gegenreformation

Zwischen den Epochen der klassischen Renaissance und des Barock liegt in der Entwicklung der italienischen Kunst ein halbes Jahrhundert voll künstlerischer Spannungen, die sich der gewohnten Ordnung nach klaren Stilbegriffen entziehen. Ein ungeheurer Reichtum an formsuchenden und formbildenden Kräften wird spürbar und nur langsam dringt die Forschung in der Erfassung des Materials vor, das — von früheren im Grunde noch klassizistisch orientierten Generationen minder gewertet — erst neu gesammelt, gesichtet und gedeutet werden muß. Innerhalb dieser Bemühungen ist Griesebachs Buch eine bedeutende Leistung: zum ersten Male wird die Wissenschaft mit einer bislang ungenügend beachteten Gattung von Bildwerken der Zeit bekannt gemacht: mit den Portraitbüsten römischer Grabmäler des 16. Jahrhunderts. Eine Auswahl von über sechzig Monumenten wird gezeigt; eine kurze Einleitung gibt einen summarischen Überblick über die historische und stilistische Entwicklung, während der den (vorzüglichen) Bildern beigefügte Text wertvolle biographische Notizen über die Dargestellten bringt.

Das scheinbar spezielle Thema ist von allgemeiner Bedeutung: denn gerade im Portrait fand diese Epoche ihren vielleicht vollkommensten, sicher aber eindringlichsten künstlerischen Ausdruck. Die tragische Erkenntnis der Grenzsetzung alles menschlichen Wissens (das noch kurz zuvor im ratio-Begriff der Frührenaissance eine Art alles erschließender Zauberformel zu finden vermeint hatte) gibt dem Antlitz des geistigen Menschen dieser Zeit eine innere Gespanntheit, die alle Schattierungen der Empfindungen zwischen Zweifel, Trotz, Melancholie, Stolz und Bescheidung aufweist. Gerade in dieser Vertiefung des Portraits erlebt der Individualismus der Renaissance eine hohe Blüte, am Grabmal besonders in Erscheinung tretend: der Mensch als Mensch, nicht als repräsentativer Diener des Staates oder der Kirche, tritt uns in diesen Bildnissen gegenüber. In diesem Suchen nach neuen Ausdrucksformen entfaltet sich — wie die Denkmäler lehren — mehr eine ungewöhnlich reiche Kunstsprache als ein eigentlicher »Stil«: das klassisch- und spätantike Portrait, in dem verschiedenartigen Ausgleichsbemühen zwischen Individuum und Typus den neuen Tendenzen verwandt, wird als Vorbild deutlich spürbar, bis zu den eigentlich »gegenreformatorischen« Köpfen am Ende des Jahrhunderts, in deren charakteristisch streng-»asketischer« Haltung ein neuer »Typus« entsteht, der die Individualitäten wieder als Teile einer gemeinsamen geistigen Einheit bindet.

Das Buch darf als eine Anregung bezeichnet werden; hierin liegt zugleich sein hoher Wert und eine gewisse Beschränkung. Von seiten der Allgemeinheit wird man das Bekanntwerden mit einer künstlerisch so schönen und hochstehenden Denkmalsreihe dankbar empfinden. Seitens der Forschung wird man in gewissem Sinne beklagen, daß ein ebenso bedeutendes wie notwendiges Unternehmen nicht in umfassenderer Form durchgeführt wurde. Wenn ein erstrebenswertes Korpus, d. h. die vollständige Erfassung des Materialbestandes, heute vielleicht zu großen technischen Schwierigkeiten begegnet, so könnte man sich doch eine systematischere Verarbeitung auch des vorliegenden Stoffes denken; so ist z. B. die Künstlerfrage offen geblieben: nur für wenige Bildwerke sind uns die Namen der Schöpfer gesichert; Quellenforschung und Stilkritik hätten sicher hier noch manches aufhellen können. Auch entwicklungsgeschichtliche Probleme (das der »Ähnlichkeit« etwa) sind eher angedeutet als geklärt; in der Einleitung wäre ein Eingehen auf die allgemeine Portraitkunst der Zeit nützlich gewesen und hätte die Vorstellung von der Besonderheit der Sepulcralplastik vertiefen können.

Dr. L. H. Heydenreich
Hamburg

Römische Portraitbüsten der Gegenreformation. Hrsg. von August Grisebach. Römische Forschungen der Bibliotheca Hertziana, Bd. XIII. Leipzig, Heinrich Keller, 1936.

Digitized by Google

Grundprobleme der Kunst

1.

Philosophie der Kunst

Giovanni Gentile, der italienische Staatspädagoge, schrieb seine Philosophie der Kunst, die jetzt in guter deutscher Übersetzung von Dr. Heinrich Langen vorliegt (Junker und Dünnhaupt, Berlin 1934), mit bewußter Opposition gegen die landläufige populäre Ästhetik, die ihm alles andere nur nicht Philosophie zu sein schien. Und darauf eben kam es ihm an: das Problem der Kunst als spezifisch philosophisches Problem zu sehen. In Deutschland wird man den Gegensatz, den Gentile hier zugrunde legt, nicht ohne weiteres entdecken. Man muß die philosophische Gesamtkonzeption des Italieners, sein idealistisches System heranziehen, um zu verstehen, daß in dieser Kunstphilosophie zwar viele der trotz allem ästhetischen Fragen aufgeworfen und zuweilen dogmatisch beantwortet werden, daß aber von Philosophie der Kunst im eigentlichen Sinne die Rede nicht sein kann. Ohne Rückführung auf die neuhegelische Geistesphilosophie Gentiles läßt sich kaum verständlich machen, worin der Wert dieser »philosophischen« Ästhetik liegt. Wir begnügen uns deshalb mit Andeutungen: nach einer über die Problemsicht Gentiles Aufklärung gebenden Einleitung wird in zwei großen Teilen die »Aktualität der Kunst« und die »Attribute der Kunst« vorgestellt. Unter diesen Titeln wird die Problemfülle der allgemeinen Ästhetik in häufig überraschender Weise erörtert, mit vielen aufschlußreichen historischen Streiflichtern versehen und in gewandter, wenn schon nicht immer glücklicher Ausdrucksweise abgehandelt. Die Wendungen des Problemganges sind unberechenbar; denn immer wieder verführt die virtuose Ausdrucksweise, die sich eben noch in ergötzlicher Art gegen irgendwelche Gegner wandte, zu vorbehaltloser Lesung; bis dann plötzlich die Erörterung umschlägt und ganz unversehens erkenntnistheoretische Überlegungen erzwingt. Die Lektüre wird so durch den dauernden Zwang zu idealistischen Vorbehalten erschwert. Man täte dem ungemein geistreichen Werk unrecht, wollte man es im Ganzen verurteilen und zu spezieller Polemik ist hier kein Raum. Immerhin darf die Frage gestellt werden, ob auf der Grundlage der Geistphilosophie Gentiles eine moderne Ästhetik — oder auch eine Philosophie der Kunst — sich bauen lasse.

Hap.

2.

Kunsterziehung

Auf dem ersten Kunsterziehungstage zu Dresden im September 1901 sagte Alfred Lichtwark in seinem Vortrage über den Deutschen der Zukunft: »Die Forderung nach einer künstlerischen Erziehung tritt nicht als eine vereinzelte Erscheinung auf, sie ist von der ersten Stunde untrennbar verbunden mit dem gleichzeitig deutlicher formulierten Ruf nach einer sittlichen Erneuerung unseres Lebens.« So erkannte Lichtwark schon damals klarer und besser als seine Mitstreiter, was not tat. Aber wieweit blieb der Erfolg hinter den von ihm gesteckten Zielen zurück! Gewiß erbrachten die Kunsterziehungstage mancherlei »Anregungen«; die »Ergebnisse« jedoch, die außerdem versprochen wurden, sind überaus dürftig. Auch die Reichsschulkonferenz im Jahre 1920, wo die Erörterungen über künstlerische Bildung einen so breiten Raum einnahmen sowie zahlreiche Kongresse und Veröffentlichungen, unter denen die des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht an erster Stelle stehen, brachten keine nennenswerten Erfolge. Das konnte nicht anders sein, solange man an der Formel von der »Erziehung zur Kunst durch die Kunst« starr festhielt und über rein ästhetische Wertungen nicht hinauskam. Heute erhebt sich die Lichtwarksche Forderung »der sittlichen Erneuerung unseres Lebens« als der Voraussetzung für Kunstunterricht und Kunsterziehung von neuem. P. K. Sommer [1]) zeigt uns die Quellen, aus denen diese Erneuerung strömt: Heimatliebe, Liebe zu Gott, Nächstenliebe. — Was aber heißt überhaupt Kunst? S. geht, um hier den Dingen auf den Grund zu kommen, aus von dem oft angeführten Wort Dürers: »Denn wahrhaft steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie.« Diese »uneingefangene Kunst« ist »die Poesie, der Odem Gottes, der alle Dinge umgibt«, in jedem Volke, in jeder Rasse in anderer Gestalt lebendig und wirksam; sie gilt es zu erkennen und dem Kinde nahe zu bringen und es von hier aus weiterzuführen zum Verständnis und zur Begeisterung für die vom Maler, vom Bildhauer, vom Komponisten und Dichter »eingefangene Kunst«, dem Kunstwerk. Eine auf dieser Grundlage aufgebaute Kunsterziehung verlangt genaue Beobachtung der Natur, die mit Dichteraugen geschaut werden muß. Mechanisches Abzeichnen ist zu verwerfen.

Man sieht, der Verf. ringt um den neuen deutschen Menschen. Immer wieder nötigt ihn seine Betrachtungsweise zu grundsätzlichen Auseinandersetzungen. Da er im Kunstwerk die höchste und reinste Offenbarung einer volkhaften Kultur sieht, gilt es, diese Kultur in ihrer Eigenart und ihrem Wert zu erfassen und von aller Scheinkultur zu scheiden. Eine Erfüllung so hoher Ziele ist heute auch von einem größer angelegten Werke noch nicht zu erwarten. Noch manche Einzelheit ist zu klären oder weiter auszuführen, im ganzen aber muß man dem Verfasser für die von ihm geleistete Pionierarbeit aufrichtig dankbar sein. Das Buch ist reich illustriert und gut ausgestattet. Ein zweiter aus der Praxis erwachsener Teil wird zu zeigen haben, wie die Gedanken des Verfassers in der Schulstube greifbare Gestalt gewinnen.

E. Brodführer
Wilhelmshorst

[1]) P. K. Sommer, Kunst und Kunsterziehung. Quellen der Zersetzung und des Aufbaus. Verl. W. Crüwell, Dortmund-Breslau o. J. [1935].

3.

Neue Aufgaben der Kunstgeschichte

Das Buch, welches K. M. Swoboda, der neue Ordinarius für Kunstgeschichte an der Deutschen Universität Prag, kürzlich unter diesem Titel veröffentlichte, versammelt eine Reihe von Abhandlungen, die bei verschiedenen Anlässen entstanden. In der Abhandlung, welche dem Buch seinen Titel gab, werden alle jene Weiterungen kritisch betrachtet, welche die Kunstgeschichte schon rein gebietsmäßig in letzter Zeit erfahren hat: »Das Verwirrende des gegenwärtigen Zustandes liegt nicht so sehr an der Stoffülle als an der Ordnungslosigkeit des Stoffes.« Innerhalb der Kunstgeschichte selbst beobachtet S. eine stärkere Bevorzugung der führenden Künstler; eine Einstellung, welche in aller Museumsarbeit ein deutliches Echo finde. Bedenklich erscheint ihm, daß die große Ordnungsarbeit, wie sie etwa durch Riegl und Wölfflin begonnen worden war, nicht gleich intensiv fortgesetzt wurde. Nur so erkläre es sich, daß die theoretische Grundlage der Kunstgeschichte gegenüber einer Fülle an neuen Aufgaben nunmehr viel zu schmal sei. Hier hat die Arbeit jenes Wiener Kreises der »Strengen Kunstwissenschaft« eingesetzt, zu welchem auch S. selber gehört. Sie wirkt sich gegenüber einem herrschenden Übermaß an Stil- und Entwicklungsgeschichte in der Betonung relativ stetiger Faktoren aus. Ohne stärkere Rücksichtnahme auf Nachbarwissenschaften wird solche Arbeit gewiß nicht möglich sein. — An einer Reihe von Einzelaufgaben zeigt Verf., wie gewinnbringend solche Einstellung ist. An Mosaiken Ravennas wird überzeugend das Entstehen der eigentümlich mittelalterlichen Kunstsprache auf der Grundlage von Formengut aus Byzanz und römischer Spätantike geschildert und die bebilderte Bibel des 12. Jahrhunderts im steirischen Stift Admont bildet die Grundlage für eine Betrachtung jener großen Antithese Byzanz-Burgund, welche die Entwicklung der deutschen Malerei jener Zeit weitgehend bestimmt. Bisher wurde bei der genannten Bibel zu sehr das Byzantinische betont. Aufschlußreich, wenngleich in seinen weithin ausgezogenen Folgerungen schon gewagt, ist auch die Betrachtung von »Griechentum und Römertum in der Kunst der Renaissance«. Es erweist sich, grob gesprochen, daß Oberitalien allgemein mehr der griechischen, Mittelitalien mehr der römischen Antike aus gewisser Wesensverwandtschaft heraus verpflichtet blieb. Der süddeutsch-österreichische Barock schließt sich zuletzt an das geheime Griechentum Oberitaliens an. Ruhige Klarheit der Darstellung hebt auch die Ergebnisse der Untersuchung einiger Bilder des Correggio und des Rubens der Wiener Gemäldegalerie in ein gutes Licht.

Otto Kletzl

K. M. Swoboda, Neue Aufgaben der Kunstgeschichte. 132 S. 96 Abb. Verlag R. M. Rohrer, Prag-Wien, Leipzig 1935. RM. 8.—.

4.

Grundstile der Kunst

Der Wert dieses Buches beruht allererst in seiner genußreichen spannungsvollen Lesbarkeit — was von philosophischen Büchern gemeinhin nicht zu sagen wäre — und in seiner schrittweisen Führung und Einführung in die Problematik. Die Sprache ist blühend und bei aller philosophischen Strenge der begrifflichen Formulierungen lebendig im Wortschatz, reich und umfänglich an konkreten Belegen. Die Struktur ist klar und hält manche Belastungsprobe aus.

Im Gegensatz zum Gestrüpp der zahlreichen Kunstliteratur, die zumeist das Kunstwerk nur außerkünstlerisch an einem Zipfel packt, gibt Lützeler eine totale Sicht, die wesentlich zur Erhellung eines echten Kunstverstehens verhilft. An Stelle einer oft zwangvollen kunstgeschichtlichen Blickrichtung weist er übergeschichtliche ideelle Tatbestände auf, kommt er zu einer wertfreien Stilbestimmung und zu der Zielsetzung, »die Gesamtgestalt des Kunstwerkes in Material, Form, Darstellung und Ausdruck als ein von einer inneren Mitte her aufgebautes Ganzes zu nehmen«. Die gewonnenen Grundbegriffe entstammen wie bei Wölfflin und Frankl der Seinssphäre der Kunst im Gegensatz zu Worringer, Christiansen, Gramm u. a. Die drei Grundstile, der tektonische, der plastische und der malerische Stil, leuchten die Kunstarten der raumhaften Künste, das einzelne Kunstwerk, die Entwicklung des Einzelkünstlers und die Folge der historischen Stile allseitig ab, werfen in einer »Sinnlogik der Stile« ein Licht auf den gesamtmenschlichen Gehalt und klären Fragen der Anschauung und des Erkennens. Eine Wertlehre der Grundstile resultiert alsdann aus den wertfrei gewonnenen Faktoren und vermag durch diesen Ausgangspunkt, dem Gesamtcharakter eines Kunstwerkes allgemein gerechter zu werden als etwa eine sensualistische Kunstbetrachtung. »Nur größte Unvoreingenommenheit erschließt die Wertwelt eines jeden Stiles.« Wenn wir wissen, wie verhängnisvoll für den Künstler und sein menschliches Schicksal sich die zumeist verwirrende und verwirrte Kunstkritik auswirkte, so gibt Lützelers Versuch einer Wertlehre unter Hinweis auf die Totalität jedes echten Kunstwerkes die Hoffnung auf größere Sicherung und Sicherheit. Die Einbeziehung heutiger Kunst ist besonders verdienstvoll und verheißungsvoll ihre Deutung als neuer Anfang. Einzelne Zuschreibungen unter dem Begriff des Gegenunwertes wären wohl zu korrigieren, wenn man die Wandlung der heutigen Raumvorstellung als neuen Aspekt mitsetzte.

Dr. H. Hofmann
Berlin

Heinrich Lützeler: Grundstile der Kunst. Ferdinand Dümmlers Verlag Berlin und Bonn 1934. S. 424. Geb. RM. 8.80.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 596 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 II. Vj. 36.

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

SEP 19 1936

Berlin, 5. August 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 15

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dr. R. SÜHNEL, Leipzig

Das olympische Ideal und die klassische Antikendeutung

Die griechischen Statuen, die man im Mittelalter als magische Verlockungen zu weltlichem Leben empfunden und bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht ohne sittliche Bedenken angeschaut hatte, wurden im klassischen Zeitalter einem neu erwachenden Lebensgefühl zu Leitbildern sinnlich-geistiger Lebensganzheit und zur Legitimation einer positiveren Wertung des natürlichen Daseins. Denn die plastischen Darstellungen hellenischer Weltheiligung bedeuteten die höchste Verklärung der eben entdeckten Welt der organischen Natur, in die nun auch der Mensch aus seiner geistigen Isolierung wieder einbezogen wurde, ohne dadurch an sittlicher Würde zu verlieren.

Aus einem lebendigen Körpergefühl und einem sublimen Schönheitssinn heraus hat zuerst Winckelmann in der griechischen Kunst das klassische Menschenideal geschaut. Wie einem Griechen offenbarte ihm die apollinisch schöne Menschengestalt den tiefsten Lebenssinn. An den griechischen Statuen aber konnte er das in ihm lebendige Ideal beispielgebend deuten. Ihre vollendeten Gestaltungen der Einheit und des Adels von Leib und Seele verkörpern ihm den »Endzweck der Natur«; sie stellen eine totale Verwirklichung jener Idee dar, die im empirischen Dasein immer nur angedeutet sei. Die individuelle Menschennatur ist geläutert zu einer idealen Natur, die auch Sittliches und Religiöses in sich schließt und sinnbildlich zum Ausdruck bringt. Der Körper ist völlig durchgeistet und der Geist ganz körperliche Erscheinung. In der harmonischen Durchdringung beider besteht das Wesen der Schönheit, die weder mit Vergötzung des Körpers noch mit naturfernen Abstraktionen vereinbar ist. Griechische Ideale sind keine »Hirngespinste«, sondern sinnlich-geistiges Erlebnis in den dichterischen Vorstellungen und künstlerischen Anschauungen der Götter und Heroen. Diese werden in Winckelmanns begeisterter Schau griechischer Statuen wieder lebendig. Auch die Homerischen Helden, mit deren allegorischer Deutung er (und nach ihm Herder) aufräumt, sieht er leibhaft vor seinem inneren Auge, und er weist darauf hin, daß ihre Tugenden nicht minder körperlicher als sittlicher Art seien. Er fühlt sich mit den griechischen Jünglingen im Bunde, die ihren Homer nicht nur in den Kopf, sondern auch mit Herz und Sinnen aufnahmen, und die nicht lernten, um nur zu wissen, sondern um ihr Leben zu gestalten. Denn der Einheit von Körper und Geist entspricht auch die von Leben und Idee.

Ihr entspricht auch die Bedeutung der Leibesübungen bei den Griechen, deren sittlichen Hintergrund und inneren Zusammenhang mit der gesamten Kultur, vor allem der Kunst, Winckelmann betont. »Die Körper erhielten durch diese Übungen den großen und männlichen Kontur.« Mächtigster Antrieb waren die »großen Spiele«. Für diese die schönsten und besten Menschen zu formen, wetteiferten die griechischen Städte miteinander. So steigerte die öffentliche Anteilnahme und der Staat den einzelnen über sich selbst hinaus zum Repräsentanten seiner Vaterstadt. Und aus den Siegern dieser gottesdienstlichen Wettkämpfe schöner und kraftvoller Jugend schufen Sänger und Künstler erhabene und verpflichtende Sinnbilder der menschlichen Gattung.

Den unvergänglichen erzieherischen Wert dieser Schöpfungen sucht Winckelmann für seine Zeit fruchtbar zu machen. Er stellt die Werke der Plastik durch seine Beschreibungen als körperliches und seelisches Ideal fordernd in sein Jahrhundert. Den Zeitgenossen, denen in naturentfremdeter und schönheitsferner Umwelt jedes Vorbild und jeder Ansporn fehle, sich zu einem ganzen Menschen zu entwickeln, rät er an, sich mit griechischen Statuen »wie mit einem Freunde« innig vertraut zu machen. Ihrem Beispiel, welches besser und wahrer als bloße Begriffe lehre, in Leben und Kunst nachzuahmen, sei der einzige Weg, wieder »groß und etwas Eignes« zu werden.

In Winckelmanns Gefolgschaft sieht auch Herder in der griechischen Plastik den »Dämon der Menschennatur«, »die ewigen Ideale der Humanität« rein dargestellt. Hier sei ein einziges Mal in der Menschheitsgeschichte die Seele durch den Körper rein und wahr und ganz ausgedrückt. In ihrer idealen Einheit von Idee und Gestalt sind die Antiken »eine Physiologie der seligen Natur: eine körperliche Psychologie des Paradieses«. Allen Zeiten künden sie, was der Mensch sein kann und nach dem Willen der Schöpfung sein soll.

Das hellenische Menschenideal, schränkt der spätere Herder ein, könnte jedoch nur aus gleichen Voraussetzungen erneuert werden. Diese aber sind »mit den griechischen Spielen und Festen, mit der griechischen Offenheit, Jugend und Freude« auf immer dahin. Und eine so sinnlich-naive Volkskultur nach Art der griechischen erneuern zu wollen, wäre ein Anachronismus nach der nicht wieder rückgängig zu machenden Aufklärung und nach der christlichen Entthronung der diesseitigen Welt. Für die abstrakte Geistigkeit und den Spiritualismus der Neuzeit stellt Hellas lediglich ein Ausgleichsideal dar. Den Neueren, der in Vielwisserei nur allzuleicht seinen Charakter verliere, könne der klassische Grieche lehren, sich maßvoller in den von der Natur gezogenen Grenzen zu halten. In einem mehr naturhaften Leben wird auch die Schönheit wiedergeboren werden. Sie ist Kriterium und Wahrzeichen artgemäßer Vollendung. Sie kann für Herder allerdings nie wieder zu so einzigartiger Blüte getrieben werden wie in Griechenland, wo sie ihre letzte Steigerung dem religiösen Kultus verdankte; in einer christlichen Welt kann die lebenverklärende Schönheit nie Selbstzweck sein.

Das panhellenische Wollen, das höchstmögliche Menschentum zu formen, hat Goethe als Einzelner auf sich selbst konzentriert. Durch weise Selbstbeschränkung und stete Selbstbildung ist er so zum klassischen Sinnbild eines ganzen deutschen Menschen geworden. Sein Leitbild aber und seine »reale Sehnsucht« bis in die Eckermannzeit waren die griechischen Statuen, die in einer Zeit ohne gültigen Stil den Urkräften des Stürmers und Drängers Maß und Form gaben.

Die griechische Plastik stellt für Goethe »die höchste Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt« dar. In ihren schönen Gebilden werde die Idee des Menschen sichtbar und der Sinn seines Daseins begreiflich. Hier seien die Urbilder der rein-

INHALT

SÜHNEL: Das olympische Ideal und die klassische Antikendeutung
RÜDIGER: Winkelmann und Frankreich
RUSKA: Griechische Alchemie
DORNSEIFF: Dörpfeld's Alt-Olympia
SCHWENDTNER: Die Tocharer und die tocharische Sprache I. Die Tocharer
MÖHRKE: Die Spur des Orients in der neueren deutschen Dichtung

Digitized by Google

sten, gesündesten und tüchtigsten Menschheit ewiggültig dargestellt. Sie verkörpern die göttliche Norm, nach der der Mensch sich auszurichten habe durch harmonische Ausbildung aller seiner Kräfte und durch stete Ausgleichung aller Einseitigkeiten. Das gilt vor allem für das Urverhältnis von Leib und Seele. Die Erziehung hat auf den Einklang beider bedacht zu sein, wie denn die reitenden Grammatiker in der Pädagogischen Provinz zu gleicher Zeit Pferdesport und Sprachübung betreiben. »Geist und Körper müssen immer zusammengehen« (Wilhelm Meister). Denn wie die Idee für Goethe keine andere Existenz hat als in der Wirklichkeit, so ist »nur das Sinnlich-Höchste das Element, worin sich das Sittlich-Höchste verkörpern kann«. Das gilt für den Menschen um so mehr, als für die Klassik der schöne Mensch das »höchste Produkt der sich immer steigernden Natur« ist. Ohne den belebenden, durchseelenden, aber auch sittigenden Geist keine ästhetische Vollendung des Körpers! Der aus dem Rhythmus der Natur und aus der Verbundenheit mit ihren Elementen sich stärkende Körper aber liefert dem Geist die »produktivmachenden Kräfte«, so daß man von der Forciertheit eines Talentes auf schlechte körperliche Konstitution schließen kann. Beides ist Zeichen von Degeneration. Klassische Dichtung sei immer Ausdruck von Gesundheit und Tüchtigkeit; daher mache sie die Menschheit auch mutig, die Kämpfe des Lebens zu bestehen. »Das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist« (zu Eckermann).

Außer in der sinnlich-organischen Verwurzelung des Menschen in der allumfassenden Natur hat die Verwirklichung klassischer Totalität eine andere Voraussetzung politischer Art in der sittlichen Verpflichtung und Förderung des Einzelnen durch einen mächtigen Staat. Das Fehlen eines solchen demonstriert Goethe an dem Deutschen seiner Zeit, der in Ermangelung einer bedeutenden Nation — im Gegensatz zum ebenso natur- wie staatsverbundenen Engländer — notwendig »inkomplett« sei; die Enge seines Vaterlandes treibe ihn aus dem Kreise seines natürlichen Daseins zur Spekulation und lasse ihn aller Freude am Sinnlichen verlustig gehen.

Diesen fragmentarischen Menschen der Gegenwart zur Selbsterfüllung in einem zukünftigen Idealstaat zu führen, das ist für Schiller die weltweite Aufgabe einer ästhetischen Erziehung. Schillers Vorbild ist der Bürger der griechischen Polis, dessen politisches Ethos er aus den Statuen deutet. In diesen Idealgebilden menschlichen Seins, die einst ein gesundes Gefühl für das Richtige und Wahre geformt hat, sieht Schiller lebensvoll verkörpert, was die untrügliche philosophische Vernunft erst zwei Jahrtausende später (durch Kant) ganz abstrakt als denknotwendige sittliche Forderung aufstellte. Im Anblick der Antiken, in denen »Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel, Ideal und Leben wunderbar schön zusammenfließen«, erkennt der Mensch die Würde, die er haben kann und wiedererlangen soll. In »bedeutenden Steinen«, die in verpflichtenden Sinnbildern erhabensten Menschentums das sittliche Ziel plastisch vor Augen stellen und an den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen sinnlich-geistigen Einheit appellieren, lebt die Wahrheit fort als »Vorwurf« für alle Zeiten: den in abstrakter Gedanklichkeit sich verlierenden Geistmenschen erinnert sie an die Verwirklichung seiner Ideen und den barbarischen Sinnenmenschen beschämt sie in seiner Formlosigkeit; beide aber gemahnt sie, aus dem künstlerischen Nachbilde das menschliche Urbild wiederherzustellen.

Was der eifernde Sittenprediger und die äußerlich bleibende Gewalt des Staates nicht vermögen, das vollbringt für Schiller, ganz unbewußt und in der Tiefe wirkend, die ästhetische Erziehung. Zu ihr gehört nicht allein die echte Kunst, sondern alles, was im Spiel, wo allein der Mensch ganz Mensch ist, den Menschen reif macht für den sittlichen Ernst des Lebens, der den Einsatz eben dieses ganzen Menschen erfordert. Das Wesen ästhetischer Erziehung ist, daß sie unwillkürlich dem Menschen in seinen substantiellen Vergnügungen jene Grundsätze beibringt, die in sein tägliches Leben und seine Gesinnung eingehen sollen. So erhoben sich einst die Griechen zu Kultur und Staat mit ihren gymnastischen und musischen Spielen und mit den vorbildlichen Werken ihrer den Begriffen des ganzen Volkes gemäßen Kunst. Denn mit der erwachenden Freude am ästhetischen Schein ist für den Einzelnen wie für ein ganzes Volk der entscheidende Schritt aus der Sphäre egoistisch-materieller Begier heraus getan; in der gemeinsamen Teilnahme am Schönen und dessen freudevoller Ausgestaltung im öffentlichen Leben triumphiert schon die Idee über den Zweck, die Ehre über den Besitz, der heroische Gedanke über den Eigennutz, »da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare sein und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren«. Solche Menschen vermögen einen Idealstaat zu begründen, der nicht kraft abstrakter und äußerlich uniformierender Gesetze besteht, sondern als idealer Gehalt in allen seinen Gliedern lebendig ist. In krönender Form wird er die gemeinsame seelische Wesenheit seiner Bürger machtvoll zum Ausdruck bringen. Die Angehörigen eines solchen Staates aber werden von jenem überindividuellen Geiste beseelt sein, dessen man zuerst in den Werken griechischer Plastik staunend gewahr geworden war.

So ist das olympische Menschenideal zuerst von Winckelmann in einer leuchtenden Vision aus den Trümmern der Überlieferung beschworen worden; Herder sah es eingesenkt in den mütterlichen Boden einer historischen Volksgemeinschaft, mit der es einer schönen Vergangenheit angehöre; in Goethes Leben und Kunst ist eine in der abendländischen Geschichte einzigartige Neuverwirklichung dieses Ideals aus eigener Zeit und eignem Volkstum heraus erstanden; Schillers tiefe, ethisch-politische Deutung schließlich hat es zu einem unverlierbaren und wirkenden Besitz unserer Kultur gemacht.

WERNER JAEGER
PAIDEIA
DIE FORMUNG DES GRIECHISCHEN MENSCHEN. Erster Band: 2. Auflage. Groß-Oktav. IX, 513 Seiten. 1936. In Leinen gebunden RM 8.—
„. . . . W. Jaegers Werk gehört zu den seltenen starken Büchern, die höchsten Gegenwartswert haben, der in der Darstellung selbst nicht gesucht oder betont wird, sondern in der Sache begründet liegt. Damit verbindet sich ein besonderer Vorzug der Darstellungskunst . . ." Deutsche Zukunft.
ALFRED GUDEMAN
ARISTOTELES
ΠΕΡΙ ΠΟΙΗΤΙΚΗΣ. Mit Einleitung, Text und Adnotatio critica, exegetischem Kommentar, kritischem Anhang und Indices nominum, rerum, locorum. Groß-Oktav. VIII, 496 Seiten. 1934. Geb. RM 16.—
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Olympia

Olympia, aufgenommen von Walter Hege, beschrieben von Gerhart Rodenwaldt, verlegt vom Deutschen Kunstverlag.

Ein Dreiklang von Namen, die bei dem Werke über die Akropolis in Athen schon einmal verbunden waren und die damals erprobte und bewährte Zusammenarbeit jetzt erneut bekunden können.

Das Olympia-Komitee für die 11. Olympiade hat das Buch unter seinen Schutz genommen und die Sieger in den olympischen Kämpfen werden es aus Deutschland als Erinnerungsgabe mit in ihre Heimat nehmen.

»Das antike Olympia war einsam, nur zur Zeit der großen Spiele erfüllte es sich alle vier Jahre mit Kraft und Glanz des Lebens«, und die Kämpfer, die hier in der Blütezeit des Griechentums um den Lorbeer rangen, lebten und kämpften für eine Idee, für eine heilige Handlung, in der der Sieg nur durch die auf das Ziel gerichtete innere Sammlung und durch Einsamkeit erreicht werden konnte. Dieses Ethos der restlosen Hingabe lebt in dem Buche.

Die Aufnahmen hat Walter Hege im April und Mai des Jahres 1935 in Olympia durchgeführt, von über 1000 Aufnahmen, die gemacht wurden, ist nur ein kleiner, immer wieder gesichteter und überprüfter Teil für das Buch verwandt worden.

Gerhart Rodenwaldt gliedert seinen Text in die Beschreibung der Landschaft, des heiligen Haines, des Tempels des Zeus und dreier Meisterwerke aus Olympia. Besonders die Art, wie Rodenwaldt diese drei Meisterwerke beschreibt, sie in die Entwicklungsgeschichte der griechischen Kunst stellt und sie lebendig macht, gibt der Darstellung einen rauschenden Schlußakkord.

Der Hermes des Praxiteles ist für ihn »die Erfüllung alles dessen, was die Griechen in Jahrhunderten erstrebt hatten«; der Bronzekopf des Faustkämpfers Satyros, den der Bildhauer Silanion schuf, ist umwittert »von der Tragik des olympischen Schicksals in der Antike«; die Nike des Paionios verkörpert in ihrem stürmischen Fluge den Sinn des Kampfes und Sieges »in gewaltiger Dynamik«.

Diese Siegesgöttin vom heiligen Olympia ist für dieses Buch, für den Zweck, zu dem es geschaffen wurde und für die Olympischen Spiele in Deutschland ein Symbol.

G. L.

W. Hege u. G. Rodenwaldt: Olympia. Berlin, Deutscher Kunstverlag. RM 12.— deutsche Ausgabe, RM 15.— die französische und die englische Ausgabe.

Trübners
Deutsches Wörterbuch
Im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung herausgegeben von
Alfred Götze
Erste Lieferung: A—Alpe. RM 1.—
Das Werk will unseren lebenden Wortschatz in wissenschaftlich ernsthaften und einwandfreien Wortgeschichten darstellen; bei schärfster Raumausnutzung will es den deutschen Wortschatz nicht erschöpfen, sondern in gewissenhafter Auslese die sprachgeschichtlich anziehenden und kulturgeschichtlich bedeutsamen Wortgeschichten ausheben. Mit Belegen soll da eWert nicht überlastet sein, doch werden durch streng ausgewählte Zeugnisse alle Angaben belebt und Wendepunkte im Leben der Wörter beleuchtet. Der bunte Reichtum unserer Volkssprache soll in das Werk einströmen; sowohl die ländlichen Mundarten des deutschen Südens und Nordens, als auch die mancherlei Mischformen, die den städtischen Alltag von heute beherrschen.
Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung!
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Wohrschstraße 13

Digitized by Google

Dr. HORST RÜDIGER, Altona/E.

Winckelmann und Frankreich

Die notwendige Folge einer Bildungsauffassung, wie sie von Martin Opitz und seinen Zeitgenossen im allgemeinen vertreten wurde, war trotz der besten Absichten eine Überfremdung und Entartung der deutschen Bildung. Das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts sind durch die Nationalisierung des romanischen Humanismus und durch eine Anpassung deutscher Bildungsformen an gemeineuropäische Forderungen gekennzeichnet. Das gilt ebenso für die einfachsten Erscheinungen des geselligen Verhaltens wie für die höchsten Bemühungen um eine geistige Kultur. Soweit man sich dabei auf das Altertum beruft, ist es ein italienisch, französisch, spanisch verstandenes Altertum; man meint Paris, Rom und die Romanitas, wenn man von der Antike spricht. Alle Zweige des kulturellen Lebens und der Bildung in Deutschland gleichen sich der westlichen Aufklärung an und ordnen sich ihrer Tendenz zur Beherrschung der gesamten abendländischen Bildung unter. Allein in den Gebieten des nationalen Lebens, die vom allgemeinen Bildungsbetrieb verhältnismäßig unberührt bleiben, in der Musik und in der Baukunst, entwickeln sich eigene deutsche Formen; ebenso werden sie unter dem übernationalen Bildungsanspruch im Werke Grimmelshausens und Leibniz' sichtbar. Aber diese und wenige andere Erscheinungen stellen doch nur große Ausnahmen ohne unmittelbare geschichtliche Folgen im deutschen Bildungsbereich dar.

Den Höhepunkt und die Vollendung der westlichen Kulturhegemonie stellt der französische Klassizismus dar. Noch während seiner Blütezeit leitet er seine Berechtigung wie seine endgültige Gestaltung aus der stolz betonten Abstammung von Rom ab. Je stärker aber die kulturphilosophische Besinnung, unterstützt durch patriotische Tendenzen, in den Vordergrund tritt, um so mehr fühlt sich die französische Bildung ihrer Filiation von Rom entwachsen, um so stärker wird ihr kulturelles Unabhängigkeitsgefühl und Selbstbewußtsein, um so mehr sind die anderen Nationen versucht, die französische Vorstellung von der Wiedergeburt Roms in Paris anzuerkennen. In Deutschland findet dieser Vorgang seinen stärksten Ausdruck im Wirken Gottscheds. Bei ihm ist das Altertum nur noch Kulisse, Folie, Redensart für sein tatsächliches Anliegen: die Angleichung der deutschen Literatur und Bildung an die französischen Muster. Die westliche Kultur ist im deutschen Zeitbewußtsein offen an die Stelle der Antike getreten. Die nationale Bildung hat sich ihrer Möglichkeiten durch das Aufgeben ihrer Freiheit und der unmittelbaren Beziehung zum Altertum entäußert. Jedes erwachende eigenwüchsige Kulturbewußtsein diesseits des Rheines muß also im Kampf mit der Franzosennachahmung Gottscheds und seiner Zeitgenossen beginnen. Die eigentümlich deutsche Problematik taucht auf, daß mit der Tradition gebrochen und von vorn begonnen werden muß. Bei der nahezu unbezweifelten Geltung der antiken Autorität bleibt also für eine eigentümlich deutsche Kultur vorerst allein die Möglichkeit, einen neuen archimedischen Punkt im Altertum zu finden, von dem aus die Gestaltung der Kultur in Angriff genommen werden kann.

Damit ist die Richtung gewiesen, die eine deutsche Kulturerneuerung einzuschlagen hatte. Der erste, der sie mit Deutlichkeit und sicherem Instinkte erkannte — unbeirrt auch im Mutterlande der modernen romanischen Bildung — war Johann Joachim Winckelmann. Seine Leistung für die deutsche Bildungsgeschichte ist eine doppelte. Einmal durchschaute er die Illusion, die eine deutsche Kultur in Anlehnung an den romanischen Humanismus und die autonom gewordene französische Geisteswelt schaffen wollte. Ohne sich im besonderen um Bildungsfragen zu bemühen, bewirkte er durch seine Art der Kunstbetrachtung die Erkenntnis, daß eine fruchtbare Begegnung mit dem Altertum nicht auf dem Umweg über die Kultur des französischen Rokoko vor sich gehen könne, wenn sie den Anspruch auf Echtheit erheben wollte. Neben dieser negativen, auf die Erhaltung der Eigenart und die Ausscheidung fremder Kulturbestandteile bedachten Wirkung Winckelmanns steht eine positive, wiederum auf dem Umweg über die Kunstbetrachtung hervorgerufen. War die unmittelbare Filiation Deutschlands vom Altertum, zu der Italien und Frankreich in Hinsicht auf Rom das historische wie natürliche Recht hatten, nicht mehr als eine Selbsttäuschung, so mußte ein anderer Weg zum Altertum gefunden werden, falls man sich nicht aus dem Kulturgefüge des Abendlandes gänzlich lösen und die Verbindung mit den Wurzeln der geistigen Kultur aufgeben wollte. Diesen Weg bahnte Winckelmann durch seine Neuentdeckung des Griechentums. Denn im Gegensatz zur Renaissance handelt es sich hier um keine Wiederaufnahme abgebrochener Beziehungen, nicht um die Urbarmachung verwilderter Wege, die zu den eigenen Ursprüngen zurückführen, sondern es geht um etwas unbedingt Neues: um die Idee des Griechentums. Die Antithese, die Winckelmanns gesamtes Werk durchzieht, lautet also in der Prägnanz, die er selbst seiner Erkenntnis gegeben hat: »Ein Franzose ist unverbesserlich, das Altertum und er widersprechen einander«, während die stehende Redensart der deutschen Aufklärer gewesen war: Frankreich und das Altertum. Dieser Antithese entspricht Winckelmanns neue Synthese, die sich zwar nicht mit gleicher Deutlichkeit ausgesprochen findet, die aber sein gesamtes Schaffen immer wieder ausdrückt: Deutschland und Hellas. Damit ist ein für allemal der romanische Humanismus in seiner Wirkung für Deutschland lahmgelegt, eine eigenwüchsige Auseinandersetzung mit dem Altertum beginnt und bringt das Kräftespiel von romanischer und germanischer Kulturidee in das neue Verhältnis der Ausgeglichenheit. Winckelmanns kunstgeschichtliche Betrachtungen entwickeln sich zur nationalen Befreiung des deutschen Geistes am Leitbild des Griechentums.

Um diese wahrhaft kopernikanische Wendung zu verstehen, ist es bei Winckelmann mehr als bei einem anderen Deutschen nötig, sich die persönlichen Voraussetzungen zu vergegenwärtigen, unter denen er schuf. Winckelmann war Preuße, erwachte zu seiner eigentlichen Bestimmung in Sachsen, lebte seiner Aufgabe und schrieb seine Hauptwerke in Italien. Zwischen diesen Polen vollzieht sich sein inneres Dasein wie seine äußere Entwicklung. Dem Preußentum ist er zeit seines Lebens in bewußter Anerkennung oder leidenschaftlicher Auseinandersetzung verhaftet, wobei gleich eingangs zu bemerken ist, daß das »Preußentum« als historische Wirklichkeit zu Winckelmanns Zeit sich eben erst voll auszubilden begann. Eine seiner frühesten brieflichen Äußerungen an Berendis spricht seine Liebe am deutlichsten aus: »Ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllet«, heißt es 1752. Später nimmt Sachsen und der sächsische Hof diese Stellung ein, in Italien endlich Rom und die Kurie. Trotzdem handelt es sich dabei nicht einfach um einen charakterlosen Gesinnungswechsel — ganz davon abgesehen, daß die landesherrliche Oberhoheit in jener Zeit noch gar keine Gesinnungsfragen aufkommen ließ, die außerhalb der Person des Souveräns gelöst werden konnten; vielmehr ist seine Teilnahme an dem Geschick Friedrichs zweifellos aufrichtig. Schmerzlich ist es ihm nur wie so vielen seiner Zeitgenossen, daß der König der deutschen Kultur seiner Zeit verständnislos gegenübersteht und sich Frankreich verschrieben hat. Winckelmann ist einfältig genug zu glauben, daß er den Herrscher von seiner Mißachtung der deutschen Kultur durch die Übersendung seiner »Monumenti inediti« bekehren kann. Übergroß ist seine Freude, als die Aussicht der Berufung nach Berlin besteht, wobei er sofort bereit ist, sie als feste Tatsache hinzunehmen und dann doppelt enttäuscht ist, als sich die Verhandlungen wegen Gehaltsfragen zerschlagen und er bemerken muß, daß die Franzosen ihm vorgezogen werden, der sich als »eifriger Patriot« fühlt. In ganz ähnlicher Weise entwickelt sich sein Verhältnis zu seiner zweiten deutschen Heimat Sachsen: Auch hier wird er durch eine Enttäuschung um die andere seiner natürlichen Dankbarkeit entfremdet. Trotzdem kann ihm bis zum tragischen Ausgang nichts seine Sehnsucht nach Deutschland rauben, nach dem Lande, das er sich im Innern aus dem »Bild der echten deutschen Redlichkeit des alten Schlags« gegen die »Bastarde und Affen«, das heißt gegen die Französlinge aufbaut.

Dieser natürlichen Artung Winckelmanns entspricht einerseits eine ebenso natürliche Abneigung gegen alles Französische, die sich gelegentlich bis zum Haß und bis zur Verachtung steigert, anderseits eine idealische Liebe zum Griechentum, die sich zu schwärmerischer Verehrung erhebt. Winckelmanns Feindschaft gegen die »elende Nation«, wie er als Vorläufer des Sturmes und Dranges in einseitiger Übertreibung schreibt, ist während seines ganzen Lebens sichtbar, wenn sie auch gegen Ende gemildert und verdeckt erscheint.[1]) Sie beginnt bei den einfachsten Dingen des täglichen Lebens — bei der Weigerung, einem Freunde zu schreiben, falls er nach Paris geht, beim Vorwurf gegen Stosch, daß er sein Geld gerade in Frankreich auf Zinsen liegen habe, bei der Absicht, französische Endungen in Eigennamen durch lateinische zu ersetzen; sie setzt sich fort in dem an Goethe gemahnenden Vorwurf, daß es den Franzosen an Ernst und Gründlichkeit fehle; sie findet ihren Höhepunkt in der diametralen Entgegensetzung von Frankreich und dem Altertum und in der freilich nie ausgeführten Absicht, eine besondere Schrift über das Problem zu verfassen. Wenn er an seinen Dresdner Verleger Walther schreibt: »Unter andern Dingen, für die ich Gott danke, ist auch dieses, daß ich ein Deutscher und kein Franzose bin«, und wenn er hofft, daß man diese Gesinnung aus seinen Schriften erkennen kann, so ist das nur die ausdrückliche Bestätigung einer Ab-

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

neigung, die seine Schriften von Anfang bis Ende durchzieht.

Freilich darf man alle diese Äußerungen nicht als absolute Wertmaßstäbe auffassen; viele Gründe sprechen gegen eine solche Verabsolutierung. Wie bei den meisten Negationen auf geistigem Gebiet handelt es sich auch hier um eine Reaktion — eine Reaktion auf die jahrzehntelange Kulturhegemonie Frankreichs und ihre allzu unselbständige Anerkennung in Deutschland. Wenn sich dieser Widerspruch aber mit der starken Eigenwilligkeit ausspricht wie im gegenwärtigen Falle, so äußert sich auch hierin die Originalität Winckelmanns, die auf anderen Gebieten so Bedeutendes hervorgebracht hat. Damit ist zugleich die Zeitbedingtheit anerkannt, die von Winckelmanns Stellung zu Frankreich gleichsam abgezogen werden muß, um auf den reinen Kern seiner Anschauungen zu gelangen. Der geschichtliche Augenblick war gekommen, in dem das eigene deutsche Kulturbewußtsein erwachte und die Abhängigkeit vom Westen nicht mehr duldete. Dieser Augenblick wird in Winckelmanns Schaffen früher sichtbar als in dem Lessings, Herders, Goethes; er ist der Vorkämpfer der neuen Idee und als solcher ist er schärfer, einseitiger, ungerechter, als es für die Vollender oder die Epigonen nötig ist. Denn er lebt noch zu einer Zeit, als seine Anschauung revolutionär wirken muß, während sie bald nach seinem Tode schon Gemeingut der Nation geworden ist.

Dazu kommt aber noch etwas Weiteres, was den Kunstgelehrten Winckelmann betrifft und wiederum seine geniale Einseitigkeit in das hellste Licht stellt. Winckelmann hat kein Verhältnis zur Kunst seiner Zeit. Die bekannten äußerst scharfen Ablehnungen Berninis und anderer Künstler beleuchten aufs deutlichste den klassizistischen Geschmack Winckelmanns, der uns heute um so seltsamer erscheinen muß, als es doch damals oder kurz vorher gerade in Frankreich eine Reihe von Künstlern gab, über deren Leistung hinweg Winckelmann eine Beziehung zu ihrem Vaterlande hätte finden können — etwa Poussin, Lorrain, Le Brun, Watteau, Boucher und andere. Aber die Frontstellung Winckelmanns gegen das Rokoko war stärker als gelegentliche verwandte Motive oder Stimmungen. Jedenfalls wäre eine Beziehung über die Malerei immer noch eher möglich gewesen als über die ganz unter Berninis Einfluß stehende Plastik. Wenn sie trotzdem nicht stattfand, sondern eher umgekehrt verlief, insofern die Winckelmannsche Kunstbetrachtung auch die französischen Künstler anregte, so ist das wiederum ein Zeichen für die innere Notwendigkeit, mit der Winckelmann seinen Weg verfolgte. Er fand in Frankreich nirgends den Geschmack vor, der ihm von Natur aus mitgegeben war und den er sich an den vermeintlichen griechischen Originalen heranbildete. Je unumstößlicher ihm aber im Laufe der Zeit seine Idee der Schönheit wurde, um so weniger konnte er sich auch als Kunstgelehrter an die französisch-romanische Tradition anschließen. Sein sonst so geübtes Auge war blind für die Schönheiten, die sich gerade in der französischen Malerei um die Wende des Jahrhunderts fanden; selbst wenn er viele dieser Bilder im Original gesehen hätte, ja selbst, wenn er die Arbeiten des von Caylus so gepriesenen Bouchardon hätte schätzen lernen, wäre es doch mit hoher Wahrscheinlichkeit nie so weit gekommen, daß er sein Urteil über die französische Kunst wie über den französischen Charakter im allgemeinen geändert hätte.

Alle diese Verneinungen hätten aber kaum geschichtliche Bedeutung gewonnen wie etwa die kritischen Bemerkungen Lessings; fehlte es Winckelmann doch weitgehend an der kritischen Genialität, die wir an jenem Feinde des französischen Dramas bewundern. Vielmehr gewinnt Winckelmanns Haß gegen alles Französische erst dort seine rechte Tiefe, wo er seinen Negationen das positive Gegenbild des Griechentums gegenüberstellt. Um auch in dieser Hinsicht die Leistung Winckelmanns in ihrer Fruchtbarkeit, ihren Wurzeln und ihrer Wirkung zu ermessen, ist es nötig, sich der Bedeutung zu erinnern, die das Hellenische damals im Abendland besaß. Seit der Renaissance und dem Humanismus waren die griechischen Studien nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa verfallen. Der romanische Humanismus hatte nicht das Bedürfnis, die Grundlage der antiken römischen Kultur auf ihre Ursprünglichkeit hin zu untersuchen; wo es ausnahmsweise doch geschah, fiel die Wertung zugunsten Roms aus, wie die Vergleichung Homers und Vergils beispielhaft zeigt. Zu Winckelmanns Zeiten gab es in Rom einen einzigen Gelehrten, dessen griechische Kenntnisse denen Winckelmanns gleichwertig waren. Schon darum bedeutet Winckelmanns Homer-Verehrung und seine ausgedehnte Bekanntschaft mit den griechischen literarischen Originalen in gewisser Beziehung eine Erneuerung. Entscheidend aber ist am Ende der Geist, in dem Winckelmann seine Studien betreibt und der ihn von dem polyhistorischen oder enzyklopädischen Wissenschaftsideal des beginnenden 18. Jahrhunderts grundsätzlich unterscheidet. Im Gegensatz zu dieser Vielwisserei, die wiederum in Frankreich ihre Heimat und Vollendung hatte, geht Winckelmann von einem bestimmten, sehr eng umgrenzten Problem aus, das sich mit der Philologie nur äußerlich berührt: Die Kenntnis der griechischen Schriften dient ihm zur Erhellung klassischer Kunstwerke, sie ist Mittel zum Endzweck der Erkenntnis des Schönen.

Zu seinen kunsthistorischen Ergebnissen kommt Winckelmann also nicht mit den gelehrten, im wesentlichen französischen Methoden seiner Zeit, die immer wieder nur zur Nachahmung Frankreichs hätten führen müssen, sondern allein durch einen radikalen Bruch mit diesen Methoden, durch einen echten revolutionären Akt methodischer Erneuerung. Ähnlich wie Petrarca den italienisch-romanischen Humanismus nicht mit den Schulen und Universitäten heraufgeführt hatte, sondern gegen sie und im Widerspruch zu den scholastischen Methoden seiner Zeit, so leitet auch Winckelmann den Neuhumanismus gegen Schulen, Universitäten, gelehrte Cliquen und ihre Mitläufer — kurz gegen die französisch orientierte Wissenschaft und Gesellschaft ein. Freilich findet er zunächst in Frankreich selbst größeren Widerhall als in Deutschland; entscheidend aber ist, daß er sich auf die Dauer in seinem Vaterlande durchsetzte und durch seine Schriften die deutsche Kulturautonomie vorbereitete, die wenige Jahrzehnte nach seinem Tode in Weimar ihren Höhepunkt erreichte. Zu seiner Zeit indessen steht er fast allein im Kampf gegen die französische Modewissenschaft und ihre Vertreter. Diese beugen sich der neuen Idee vom Griechentum, unterbauen sie mit Material erst dann, als sie sich bei den »Weltleuten«, wie Winckelmann den neuen Typus des Gelehrten bezeichnet, schon durchgesetzt hat. Und wie der italienische Humanismus durch das wahrhaft Neue an Petrarca, sein Ohr für den Wohllaut der lateinischen Sprache, zur Wirkung gekommen war und endlich seinen Siegeszug durch Europa angetreten hatte, so leitet wiederum das sinnlich-ästhetische Erlebnis des Griechentums den Neuhumanismus ein, nicht das gelehrte Studium. Was Winckelmann von seinen Zeitgenossen unterscheidet, ist nicht so sehr der feine Intellekt, der auch anderen gegeben war; es ist vielmehr die Gabe eines schärferen Auges, eines durchaus neuen Gesichts, das die »gelehrten Pedanten«, das insonderheit die französischen Kunsthistoriker trotz ihrer Leistungen nicht besaßen. Immer wieder geißelt Winckelmann die Fehler, die ihnen durch mangelhaftes Hinschauen unterlaufen; immer wieder weist er auf die schematisierenden Methoden ihrer Arbeiten hin, denen das wahrhaft Schöne mit Notwendigkeit entgehen muß, weil sie in Pedanterie und Barbarei gefangen sind. Höchst charakteristisch für dieses kritische Verhalten ist etwa die Vorrede der Kunstgeschichte, die eine einzige Abrechnung mit den Fehlern und Mängeln der berühmten Vorgänger darstellt. Hier wird die selbstgenügsame Gelehrsamkeit, die Oberflächlichkeit, der Mangel an guten Begründungen, die Fehldeutungen in den Charakteristiken, die Unvorsichtigkeit in der Interpretation, die Kompilationsmethode — kurz jeder der Züge getadelt, die das enzyklopädische Ideal kennzeichnen. Nur eine Bemerkung gegen Gottsched als der Führer der deutschen Franzosennachahmung sei hier erwähnt: »Man hat mir gesagt, dieser Leipziger Criticus habe sich über das griechische Profil aufgehalten und es ein Linealgesicht genennet; der Patron hätte aber wissen müssen, wie viel schöner die Natur der Menschenkinder in Italien ist und wie es sich an den Griechinnen, die hier sind, findet«. Immer wieder spielt Winckelmann gegen das sterile Wissen der Schüler Frankreichs die lebendige Anschauung, die intensive Betrachtung, den Gesichtssinn und das wache Auge aus. Es wiederholt sich hier auf höherer Stufe ein durchaus ähnlicher Kampf, wie ihn Petrarca gegen die Scholastik zu führen hatte; nur daß er viel leichter zum Siege führte, weil dem romanischen Kulturideal der Winckelmann-Zeit der dogmatische Rückhalt fehlte, den die Scholastik in der kirchlichen Lehre besaß.

Winckelmanns Kampf gegen Frankreich und die Romanitas war mit seinem jähen Tode nicht beendet. Seine Äußerungen, oft in Briefen an seine deutschen Freunde verstreut, waren die ersten Mahnrufe eines neuen nationalen Selbstverständnisses — noch vor Herders französischer Reise und vor Lessings dramaturgischen Kämpfen. In Winckelmann war der deutsche Geist seiner selbst mächtig geworden und suchte in der Auseinandersetzung mit dem Westen die Gestalt, in der er »groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich« wurde. Wenn der Weg zu diesem Ziel auch nicht allein der Winckelmanns war, so verdient der Sohn der Altmark doch den Ruhm des Vorkämpfers.

---

[1]) Diese Auffassung — m. E. viel zu stark betont und ohne das eigentliche Problem zu erkennen — vertritt besonders Kurt Karl Eberlein, Winckelmann und Frankreich — Zur Geschichte des deutschen Kultureinflusses im französischen Klassizismus, Deutsche Vierteljahresschrift 11, 1933, S. 592 ff. Daß Winckelmann 1764 »ein erklärter Franzosenfreund« gewesen sei, weil er dankbare und empfängliche Leser in Paris wußte, widerspricht den Tatsachen. Trotzdem ist Eberleins Aufsatz bisher die stoffreichste Untersuchung zum Problem; weitere Literatur s. ebd. Heute besonders Walther Rehm, Griechentum und Goethezeit — Geschichte eines Glaubens, Lpz. 1936 (Erbe der Alten II, 26), S. 24 ff.

Digitized by Google

Prof. Dr. J. RUSKA, Berlin

Griechische Alchemie

Der Abschluß des von der Union Académique Internationale herausgegebenen »Catalogue des Alchimistes Grecs« und eine neue Darstellung der Alchemiegeschichte von Arthur J. Hopkins »Alchemy Child of Greek Philosophy« rechtfertigen es wohl, einen Blick auf den gegenwärtigen Stand dieser Studien zu werfen.

Wer das Corpus der griechischen Alchemisten studieren will, ist heute noch, wenn er nicht auf die Handschriften selbst zurückgeht, auf die ganz unzulängliche Ausgabe von Ruelle-Berthelot, für den Stephanus auf die alte Ausgabe von Ideler (in den »Physici et medici graeci minores«) angewiesen. Der 1924 begonnene Catalogue hat allen, die den Fragen der Chemiegeschichte ihre Aufmerksamkeit widmen, aufs Neue zum Bewußtsein gebracht, in welch unverantwortlicher, allen Grundsätzen der Editionstechnik widersprechender Weise Berthelot und sein philologischer Mitarbeiter mit den Texten umgesprungen sind. Dringender als je erhebt sich die Forderung, daß auf dem Fundament, das durch den Catalogue gelegt ist, auch das Gebäude selbst errichtet, daß endlich eine kritische Ausgabe der Texte geschaffen werden möge. So lange diese nicht vorliegt, wird jede Gesamtdarstellung, die Ordnung in das Chaos zu bringen versucht, auf schwankem Grunde ruhen, und jede Einzeluntersuchung, die ein bestimmtes Problem zu klären sucht, ein unzulänglicher Versuch bleiben.

Es ist gewiß ein ungewöhnlicher und beschämender Tatbestand, daß über die Anfänge der Chemie, ja selbst über den Ursprung ihres Namens, trotz allen Scharfsinns, den Philologen und Historiker darauf verwendet haben, noch keine Einigung erzielt werden konnte. Der Umstand, daß die griechischen Texte ihre Heimat in Ägypten haben, daß in manchen Schriften auf ägyptische Götter und mythische Persönlichkeiten, auf Tempel und Priester angespielt wird, daß auch ein Ägypter Chemes als Vater der heiligen Kunst genannt wird, hat dazu geführt, ihren Ursprung in den alten Priesterkollegien und Tempelwerkstätten Ägyptens zu suchen und das Wort Chemie von dem Landesnamen Kemi oder von dem ägyptischen Wort kam, kem »schwarz« (als einer Beschäftigung mit dem schwarzen Präparat) abzuleiten. Aber so einleuchtend diese Ableitung erscheint, wenn man die Alchemie auf altägyptische Weisheit zurückführt, so unwahrscheinlich ist die Benützung eines ägyptischen Wortes für Schwärzung, wenn die heilige Kunst erst auf dem Boden des späten Hellenismus erwachsen ist. So haben denn auch Stephanides und Diels das Wort in der Schreibung χυμεία als »Gießkunst«, Frau Hammer-Jensen als »Mischungskunst« gedeutet.

Wie hier im kleinen, so tritt uns, wo es sich um die Beurteilung und Darstellung des Inhalts der Alchemieschriften handelt, im großen eine verwirrende Vielgestaltigkeit von Ansichten entgegen. Es ist begreiflich, daß die Chemiehistoriker, denen der technische Inhalt der Schriften — mit Recht — als die Hauptsache gilt, auf ihre literarischen Formen, auf ihre Entstehungsgeschichte, auf die außerhalb des Hauptthemas liegenden religions- und philosophiegeschichtlichen Fragen weniger zu achten pflegen. Aber es ist eine noch viel größere Einseitigkeit, wenn Philologen aus dem für sie ungenießbaren Kuchen nur ein paar religionsgeschichtliche Rosinen für sich herauspicken und den Rest den Chemikern überlassen.

Mehr Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, als E. O. v. Lippmann in seinem klassischen Werk auf die Inhaltsangabe der griechischen Alchemieschriften verwandt hat, konnte kaum aufgebracht werden — und doch wird auch diese Arbeit einmal vollständig neu geleistet werden müssen, wenn wir endlich im Besitz einer kritischen Textausgabe sind. Noch fehlt es an den primitivsten Voraussetzungen für eine Bestandsaufnahme der Stoffnamen und der Bezeichnungen für die Operationen, für die Unterscheidung von Decknamen und Vulgärnamen, für ihren Anwendungsbereich bei den verschiedenen Autoren, für ihren Bedeutungswandel innerhalb der griechischen und nachgriechischen Überlieferung: aber wer hätte solche Arbeiten durchführen mögen, wenn er gewärtig sein mußte, daß ein Text, der bei Berthelot dem Zosimos zugeteilt wird, in den Handschriften an ganz anderer Stelle steht? Und wie sehr fehlt uns noch eine Sammlung aller Zitate und Fragmente der Autoren, eine befriedigende Unterscheidung der Theorien, der Schulen, eine erschöpfende Kennzeichnung der Gedanken, die aus Mystik und Magie, aus Religionssystemen und Philosophenschulen verschiedenster Art in die Alchemie eingedrungen sind und an ihrer Formung mitgewirkt haben!

Der kühne Versuch von Hammer-Jensen, ungeachtet aller Schwierigkeiten in das Dunkel der Überlieferung einzudringen und die alchemistische Literatur kritisch zu durchleuchten, hat leider keine Nachfolge gefunden. Der Versuch konnte auch nicht zur Nachfolge reizen, nachdem R. Reitzenstein in einer Arbeit, die nicht eben zu seinen glücklichsten Leistungen zählt, der Verfasserin neben der Bestätigung, daß sie ohne Kenntnis seiner Göttinger Abhandlung von 1919 die Bedeutung des Neuplatonismus für die Alchemie erkannt habe, doch nichts Freundlicheres zu sagen wußte, als daß ihr Versuch, auf M. Berthelots Publikationen, »deren Schwächen die Verfasserin doch schon ahnt (!)«, eine Darstellung der Entwicklung aufzubauen, verfrüht sei.

Man wird diesen Vorwurf allen Arbeiten machen können, die inzwischen zur griechischen Alchemiegeschichte erschienen sind; nur führt ein solcher Vorwurf nicht weiter, er kann höchstens zur Verödung des Kampffeldes und zur Aufgabe aller Bemühungen um die Aufhellung der griechischen Alchemiegeschichte beitragen. Ich glaube, in einigen eigenen Arbeiten gezeigt zu haben, daß sich auch aus Berthelots verunglückter Ausgabe noch neue Erkenntnisse gewinnen lassen, und kann auch den Standpunkt eines englischen Philologen nicht anerkennen, daß nur religious or philosophic documents Beachtung verdienten, während writings concerning astrology, magic, alchemy and kindred forms of pseudo-science als »masses of rubbish« keiner wissenschaftlichen Untersuchung wert seien. Wie leicht könnte ein Mann, der die Entwicklung der Dinge überschaut, auf den Gedanken kommen, den Spieß umzudrehen!

Auch A. J. Hopkins hat in seinem Buch sich mit der Verwertung der Berthelotschen Texte begnügen müssen. Der Nachdruck des Werkes liegt, wie der Nebentitel andeutet, auf der Herausarbeitung der Beziehungen zwischen der griechischen Philosophie und der Alchemie des hellenistischen Zeitalters. Als Chemiker, der mit der Erzeugung von Oberflächenfarben auf Metallen sich selbst Jahre lang beschäftigt hat, hat er aber auch eine neue Theorie über den Sinn der ältesten alchemistischen Färbevorschriften aufgestellt. Ob man die große Masse der Alchemisten und auch den größten Teil der Autoren wirklich so hoch einschätzen darf, wie Hopkins dies tut, möchte ich allerdings bezweifeln. Das anregende Buch wird jedenfalls überall Nutzen stiften können, wo man Wert darauf legt, die Diskussion über die Grundfragen der Alchemiegeschichte im Fluß zu halten.

Von den Fortschritten in der Erfassung und kritischen Behandlung der arabischen Alchemie ist hier nur insoweit zu sprechen, als es sich um Werke handelt, deren Abhängigkeit von griechischen Vorbildern offenkundig ist oder wahrscheinlich gemacht werden kann. Die Ausführungen Reitzensteins über das Morienus-Buch habe ich in meiner Studie zu Chālid ibn Jazīd schon 1924 berichtigt, eine Studie über das wichtige, nur arabisch erhaltene Krates-Buch ist in meiner »Tabula Smaragdina« enthalten, und noch eingehender sind in der »Turba Philosophorum« und in Studien zur Tabula Chemica die Beziehungen der arabischen zur griechischen Alchemie erörtert worden. Aber noch immer harren zahlreiche Schriften, die griechische Gedankengänge in arabischem Gewand wiedergeben, der kritischen Bearbeitung, und es wäre an der Zeit, daß endlich auch jüngere Kräfte sich diesen Aufgaben widmen würden.

Catalogue des Manuscrits Alchimiques Grecs IV. Manuscrits d'Allemagne, d'Autriche, de Danemark, de Hollande et de Suisse, décrits par le Docteur G. Goldschmidt. Brüssel 1932.
Catalogue VIII. Alchemistica signa digessit et explanavit. C. O. Zuretti. Brüssel 1932.
Arthur John Hopkins, Alchemy, Child of Greek Philosophy. New York 1934.
M. Berthelot und Ch.-Ém. Ruelle, Collection des anciens alchimistes grecs 3 Bde. Paris 1888.
Edmund O. von Lippmann, Entstehung und Ausbreitung der Alchemie. Berlin 1919.
Ingeborg Hammer-Jensen, Die älteste Alchymie. Kopenhagen 1921.
Julius Ruska, Arabische Alchemisten. I. Chālid ibn Jazīd ibn Muʿāwija. Heidelberg 1924.
Julius Ruska, Tabula Smaragdina. Ein Beitrag zur Geschichte der hermetischen Literatur. Heidelberg 1926.
Julius Ruska, Turba Philosophorum. Quellen und Studien zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin, Bd. 2. Berlin 1931.

Holleman, Lehrbuch der organischen Chemie.
20. umgearb. und vermehrte Aufl. von FR. RICHTER. 1935. Geb. RM 14.—
Holleman, Lehrbuch der anorganischen Chemie.
20. verb. Aufl. bearbeitet von E. H. BÜCHNER. 1935. Geb. RM 14.—
Gattermann, Die Praxis des organ. Chemikers.
24. Aufl. bearb. von H. WIELAND. 1936. Geb. RM 12.—
Prospekte kostenlos.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13.

Ein Grundwerk der spätlateinischen Alchemie

Das Buch der Alaune und Salze

Von Professor Dr. J. RUSKA, Abteilungsvorst. am Institut f. Geschichte d. Medizin u. d. Naturwissenschaften, Berlin.

127 Seiten. Gebunden Lwd. RM 15.—

Das Werk, das hier zum erstenmal in vollständiger lateinischer und moderner deutscher Übersetzung mit den vom Herausgeber entdeckten Resten des arabischen Urtextes herausgegeben wird, gehört zu den wichtigsten Dokumenten der mittelalterlichen Alchemie. Es behandelt nicht nur Alaune und Salze, sondern den ganzen Bereich der von den Alchemisten benützten Stoffe. Während in den theologisch eingestellten Kreisen sich die allegorische Alchemie besonderer Pflege erfreute, ist dieses Werk eine der wichtigsten auf praktischen Erfahrungen begründeten Schriften, die das muslimische Spanien hervorgebracht. — „. . . Nur ein Mann wie Ruska, gleich durchgebildet als Orientalist und Altphilologe wie als Naturwissenschaftler, war in der Lage, dieses bedeutsame Werk zu bearbeiten und herauszugeben.
(Umschau Wiss. Techn. Nr. 41, 1935.)

Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt!

VERLAG CHEMIE, G.m.b.H., BERLIN W 35

Digitized by Google

Dichtung der Antike

1.

Sophokles

Das Vollendete zu deuten ist immer schwer gewesen, und so hat auch Sophokles, der klassische Vollender in der Dreiheit der griechischen Tragiker, öfter zurückstehen müssen hinter dem »archaischen« Aischylos und dem »modernen« Euripides, die dem historischen Begriffsvermögen leichtere Handhaben des Verständnisses boten; wo er behandelt wurde, erfuhr er eher Eindeutungen als Auslegung. Nun hat Karl Reinhardt ein Buch geschrieben, das — ohne Weinstocks (1931) Verdienst zu schmälern — als das Sophokles-Buch gelten darf. Aus dem Einmaligen des Sophokleischen Werkes ist die Methode gewonnen, die ihren Wert in dem Ergebnis einer außergewöhnlichen Leistung erweist. Die Sophokleischen Situationen zu betrachten, verspricht in aller Schlichtheit der Eingang des Buchs, das Verhältnis zwischen Mensch und Gott und zwischen Mensch und Mensch. Die Eigenart dieser Situationen aber enthält im Keime bereits die ganze Sophokleische Tragik. Diesem Leitgedanken nach in eindringlichster Interpretation von Werk zu Werk vorschreitend zeichnet Reinhardt das Bild der großartigen Entfaltung des dramatischen Schöpfers Sophokles. Der Gipfel des Ganzen — sofern ein so ausgeglichenes Buch einen hat — mag mit der Darstellung des höchsten Sophokleischen Werkes, des zweiten Oidipus, erreicht sein. Der Reichtum im einzelnen ist hier nicht aufzuzeichnen. Organische Natürlichkeit der leitenden Idee, Überzeugungskraft der Interpretation, Eindringlichkeit der Sprache, besonders in der Schönheit der Übersetzungsproben (in Blankversen!), wenn sie auch nur als Hilfen zur Verständigung gedacht sind, und schließlich auch noch die würdige Ausstattung des Bandes wirken zusammen, um Reinhardts Buch in allem den Rang des schlechthin Gültigen zu geben. — Allgemeine Zustimmung, so sieht man bereits, bestätigt das hier Gesagte: vor kurzem konnte schon eine neue Auflage erscheinen. Damit befestigt sich die Hoffnung, daß dieses wertvolle Buch seinen Leser findet.

Dr. W. Baumgart
Berlin

Karl Reinhardt, Sophokles. Frankfurt a. M. (Vittorio Klostermann) 1933, 288 S., kart. 8.— RM., Lwd. 10.— RM.

2.

Die Epigramme des Antiphilos von Byzanz

Der formgewandte Antiphilos von Byzanz, der im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit tätig war, ist im Stil und in den Motiven, für die meist singuläre Vorkommnisse und Situationen aufgesucht sind, durch die Rhetorik bestimmt. 53 Epigramme sind unter seinem Namen in der Anthologia Palatina und in der Anthologia Planudea überliefert, davon einige zugleich unter dem Namen jeweils eines andern Dichters; diese sind aber bis auf eines, das ihm abzusprechen ist, mit größerer oder geringerer Sicherheit dem Antiphilos zuzuweisen. Außerdem gehören ihm noch zwei Epigramme der Anth. Pal., deren eines ohne Namen überliefert ist, während das andere unter einem fremden Namen steht, und ein auf Stein ohne Namensangabe erhaltenes Epigramm, das in der Umgebung von Byzanz gefunden und von Rud. Herzog auf Antiphilos zurückgeführt wurde.

K. Müller hat die insgesamt (mit Einschluß des dem Antiphilos abzuerkennenden Stückes) 56 Epigramme zusammengestellt und mit einem sehr reichhaltigen und gründlichen Kommentar versehen. Bei der Art der Motive des Antiphilos ist viel sachliche Erklärung erforderlich und sein sprachlicher Ausdruck macht nicht selten Schwierigkeiten. Einwendungen gegen einzelne Interpretationen sind hier nicht am Platz. Was die Gedankenbewegung und den Stil angeht, so scheint mir manches Erklärungsbedürftige unbehandelt geblieben; darüber nachher im allgemeinen noch ein Wort. Epigr. 49 werde ich an anderem Ort emendieren und näher erläutern. In den Fällen, in denen es sich um die Sicherung der Verfasserschaft handelt, hat der Kommentar die bisherigen Begründungen verstärkt. Am Schluß ist ein Verzeichnis der Eigennamen und ein Verzeichnis der »wichtigsten Wörter« mit willkommener Kennzeichnung der »nach Ausweis der Wörterbücher nur bei Antiphilos oder bei ihm zuerst vorkommenden Wörter« beigefügt.

Vorausgehen der kommentierten Ausgabe »chronologische, metrische und stilistische Untersuchungen«. Im ersten Abschnitt gewinnt Müller ein bedeutsames Ergebnis. Das Epigr. 30 auf die Insel Rhodos bezieht er, in Anknüpfung an Frühere, aber in neuer entscheidender Beweisführung auf die Wiederherstellung der Freiheit der Rhodier i. J. 53 n. Chr. Mit der Datierung des Gedichtes auf dieses oder das folgende Jahr ergibt sich ein terminus post quem für die Publikation des »Kranzes« des Philippos von Thessalonike, in den die Epigramme des Antiphilos Aufnahme fanden, und gleichzeitig sind damit neue Möglichkeiten für die Datierung der Epigramme anderer Dichter des Philippos-Kranzes eröffnet. Die Annahme von Cichorius, die Publikation des Kranzes falle wahrscheinlich ins Jahr 40, ist widerlegt.

Im zweiten Abschnitt wird in sorgfältigen Feststellungen die Verstechnik des Antiphilos aufgezeigt. Sie schließt sich im wesentlichen den strengen Gesetzen der Alexandriner an, läßt aber am Schluß des ersten Pentameterstückes häufig iambische Worte zu, was allerdings auch bei andern sonst strengen Dichtern in kleinerem oder größerem Ausmaß vorkommt, und ist ziemlich unempfindlich gegen Hiatkürzung.

Hierauf werden Beobachtungen über die Eingliederung der Sätze und Satzelemente, der Wortarten und der rhetorischen Stilmittel in den Vers zusammengestellt: über lange Perioden und Sätzchen kürzesten Umfangs, Stellung der Eigennamen, der Nomina und der adjektivischen und partizipialen Attribute, Homoioteleuton der beiden Pentameterhälften, Stellung alliterierender Worte, Wiederholung gleicher oder ähnlicher Worte an denselben Versstellen. Das ständig in mannigfachen Formen wiederkehrende Stilmittel der Antithese wird durch Beispielgruppen erläutert. Am Wortschatz wird die Häufigkeit ungebräuchlicher und neugebildeter resp. erstmalig belegter Wörter als charakteristisch hervorgehoben.

Der dritte Abschnitt behandelt sehr kurz die »Stellung des Dichters in seiner Zeit« und verzeichnet seine Vorbilder und Nachahmer.

Ich stimme Müller zu, wenn er die Urteile Reitzensteins und Geffckens über die Künstlichkeit und Gesuchtheit des Antiphilos etwas abschwächt, möchte aber die literarische Würdigung entschieden ausführlicher und im Zusammenhang damit die stilistische und gedankliche Einzelinterpretation, wie bereits angedeutet, noch vollständiger und vertiefter wünschen. Es fehlt die Unterscheidung gewisser Stiltypen (die zugleich mit Beispielen aus früheren Dichtern belegt werden müßten), z. B. Bildbeschreibung in schlagwortförmig aneinandergereihten Einzelmomenten: epigr. 2, 1—2. 49, 1—4; verwandt die polysyndetische Zustandskennzeichnung: 50, 1—3; andere Variation des aufreihenden Typs: asyndetische Häufung von Bezeichnungen eines und desselben Gegenstands (wofür vor allem Leonidas von Tarent Vorbild): 26, 1—4 (wobei zu beachten, daß diese vierzeilige Anrede mit der formell variierten inhaltlichen Wiederholung des Anfangsgliedes schließt· 1 κλῶνες ἀπηόριοι — 4 ἔνδιοι ἀκρεμόνες). Genug der Beispiele. Bei der Gesamtwürdigung müßte auch herauskommen, wie bei Antiphilos neben viel Geschick und Gewandtheit ein Versagen in mancher Hinsicht festzustellen ist.

Ich möchte nicht schließen ohne entschiedenen Dank für die sorgfältige Arbeit.

Prof. Dr. F. Zucker
Jena

Karl Müller, Die Epigramme des Antiphilos von Byzanz. Einleitende Untersuchungen, Text und Kommentar. (= Neue deutsche Forschungen, hrsg. von H. R. G. Günther und E. Rothacker, Bd. 47 [Abt. Klass. Philologie, Bd. 2]). Berlin, Junker und Dünnhaupt 1935. 216 S. 8°. 5 RM.

3.

Horaz

Das Festjahr des Horaz hat eine neue Übertragung seines Werks gebracht. Rudolf Alexander Schröder legt als Ergebnis einer Lebensarbeit eine Gesamtausgabe der lyrischen Gedichte (also ohne Satiren, Episteln und Poetik) in deutschen Odenversen vor. Man muß sich, um seine Leistung zu würdigen, der Schwierigkeiten erinnern, die eine Übersetzung lyrischer Dichtungen zu überwinden hat. Die Spannung, der jeder Übersetzer unterliegt, sowohl dem Wesen des Urbildes wie den neuen Bedingungen der entstehenden Nachformung genug zu tun, bindet gerade den Bearbeiter lyrischer Werke in dem Maße stärker, als die künstlerische Eigenbedeutung der lyrischen Sprache über ihren bloßen Mitteilungswert hinaus die der epischen, dramatischen oder prosaischen übertrifft. Dazu häufen sich im Falle des Horaz die Schwierigkeiten, die der lateinische Satzbau der Überführung ins Deutsche bietet, mit seinen vielen Freiheiten, die gerade Horaz sich aufs ausgiebigste zunutze gemacht hat. Die Mittel, die R. A. Schröder zur Bewältigung dieser Hemmnisse bereithält, sind recht gewichtig. Es ist in Sprache und Versbau eine dichterische Eigenart, in der die ganze Tradition deutscher Odenkunst seit Klopstock und Hölderlin wach geblieben ist, im Geiste jene Haltung des lateinischen Humanismus, die in deutschen Bezirken vor mehr als 150 Jahren durch die Hinwendung zu den Griechen abgelöst wurde und seither den romanischen Völkern als natürlicheres Erbe überlassen bei uns nur in wenigen Vertretern erhalten blieb. So ist in der Tat ein außerordentliches, der Aufgabe wohl angemessenes Werk entstanden. Das eigentlich Horazische des ganzen Gedichtwerks, das Wesen des Staatspoeten und Bildungsdichters, Naturschwärmers und Zivilisationsverächters, Genießers und Eiferers zugleich, die ganze vielfache Natur des größten römischen Lyrikers spricht uns in dieser gewähltesten und sprödesten der Übertragungen eigen und unmittelbar an, ohne Verschleierung und Trübung, wie sie den meisten Übersetzungsversuchen anhaftet, rein und deutlich vielmehr in der Besonderheit wie der Mannigfaltigkeit der Töne. Keine Übertragung kann das Urbild je ersetzen. Was ihr aber möglich ist, scheint in Schröders Werk erreicht: es stellt auch entfernt vom Urbild ein Ganzes dar, ohne das Urbild zu verfälschen.

Dr. W. Baumgart
Berlin

Die Gedichte des Horaz. Deutsch von Rudolf Alexander Schröder. Wien (Phaidon-Verlag) 1935. 264 S. RM. 5.—.

Von dem erfolgreichen Buch

W. HEGE / G. RODENWALDT

OLYMPIA

ERSCHIENEN SOEBEN DIE FRANZÖSISCHE UND ENGLISCHE AUSGABE, IN WEISSES GANZLEINEN GEB. JE RM 15.— DEUTSCHE AUSGABE RM 12.—

Mit 88 erlesenen Bildern in Tieftondruck und einem aus starkem Erlebnis und reichem Wissen entstandenen Text erschließt dieses Werk die olympische Kunst

DEUTSCHER KUNSTVERLAG
BERLIN W 35

Digitized by Google

Prof. Dr. F. DORNSEIFF, Greifswald

Dörpfeld's Alt-Olympia

Das ist eines der anregendsten Bücher der letzten Jahre. Ausgehend von der Frage nach der Entstehungszeit des Heiligtums und der Festspiele von Olympia kommt der große Kenner der Ausgrabungen auf griechischem Boden, der lange Jahre das Archäologische Institut des Deutschen Reiches in Athen geleitet und seit den ersten Ausgrabungen in Olympia entscheidend daran mitgewirkt hat, zu einer Durchmusterung der gesamten Grundlagen der Archäologie. Das Ergebnis, das zur Diskussion gestellt ist, ist überraschend genug.

In Olympia selbst ficht Dörpfeld die Zeitbestimmung der Bronzefunde auf etwa 750 an, die Furtwängler unter allgemeinem Beifall 1879 behauptet hat (abgebildet S. 202f.). Sie stehen den Figuren auf den »geometrischen« Vasen recht nahe, aber Dörpfeld hält sie für Jahrhunderte älter, da er die geometrischen Vasen so ansetzt. Auch die Apsidenhäuser, wie man sie seit, nicht nur im 2. Jahrtausend hat, erklärt er für zugehörig zu Kultübung des 2. Jahrtausends. Damit wären die antiken Angaben über das entsprechende Alter der olympischen Spiele (Geschichten über Pelops, Herakles, Oxylos) auch archäologisch gerechtfertigt. Aber auch ohne die Frühdatierungen Dörpfelds machen die erwähnten Geschichten Spiele jahrhundertelang vor 776 v. Chr. glaublich, zumal sich eine Erwähnung von Wagenrennen in Elis in Homers Ilias 11, 699 findet (S. 15 und 53).

Dörpfeld verwirft die gesamte Vasenchronologie und Epocheneinteilung der frühantiken Kunst, die heute meistens geglaubt wird. Sie sieht nach seinem Bericht so aus: im 2. Jahrtausend haben wir die kretisch-mykenische Kunst, die wie ein Wunder plötzlich auf der Insel Kreta da ist, deren Einwohner wir sprachlich und rassisch nicht bestimmen können. In Mykene, der Gebirgsburg, sitzen Indogermanen, die die kretische Kunst ins Männlichere abwandeln. Um 1200 verschwindet diese ganze Welt durch die dorische Wanderung, die neue nordisch-indogermanische Stämme in den Peloponnes bringt. Wirre Zeiten, große Lücke in der Kunstgeschichte. Ab 1000 neuer, ganz schlichter Anfang, geometrisch verzierte Vasen, wenig Figürliches darauf. Ab 750 dann eine in Korinth erwachsene, stark an Orientalisches anklingende Kunst, protokorinthisch oder idäisch genannt.

Dörpfeld bestreitet dies mit sehr beachtenswerten Gründen und setzt folgendes Entwicklungsbild an die Stelle: die Entstehung der großen Kunst des 2. Jahrtausends, der sog. mykenischen, auf Kreta »wie durch ein Wunder« ist unerklärlich. Zwischen der Kamareskunst, die ihr vorausgeht, und ihr ist ein unüberbrückbarer Bruch. Daß hier eine Schwierigkeit vorliegt, müsse jeder zugeben. Die Prähistoriker setzen ganze Völkerwanderungen an auf Grund von Verschiedenheiten, die, verglichen mit dieser, mikroskopisch klein zu nennen sind. Die Ansetzung einiger genialer kretischer Künstler in Kreta sei als Erklärung nicht mehr angängig, seitdem die Ras Schamra-Funde von etwa 1400 in Syrien da sind. Dörpfeld trägt von neuem die Meinung Helbigs vor, wonach diese schönen Dinge phönikisch sind, ja er geht bis zu den Arabern und Hyksos. Er bringt eine Reihe von Argumenten vor, die dafür sprechen. Er hätte auch noch auf den Versuch von Blaufuß, Kaphtor, Nürnberg 1928, verweisen können, der die kretischen Inschriften aus dem 2. Jahrtausend, die Scripta Minoa, die ja eine klar alphabetoide Schrift zeigen, mit den Mitteln unseres phönikischen Alphabetes und semitischen Sprachmitteln zu entziffern sucht und allerlei nicht Unebenes herausliest. Gegen Dörpfelds Auffassung spricht manches. Die Schichten der in Syrien ausgegrabenen Städte können so gedeutet werden, daß das Mykenische dort Einfuhr war, zumal es verglichen mit Kreta in geringer, provinzieller Form gefunden worden ist. Aber da Tyros und Sidon noch nicht ausgegraben sind, können noch Überraschungen kommen. Aber Recht bekommen wird Dörpfeld vielleicht im Negativen. Daß die Kuppelgräber und das Löwentor in Mykene nicht griechisch sind, damit steht Dörpfeld nicht allein. Darüber hinaus wissen wir einstweilen nicht, wer die Schöpfer dieser großartigen Kunst gewesen sind.

Daß die geometrische Kunst die schlichte Kunst dorischer Einwanderer ist, hat man lange geglaubt. Sie ist aber viel älter, als man nach dem ersten Hauptfundort, dem Dipylon in Athen, meinte, und ihr Verbreitungskreis nach Osten sehr weit. Sie ist schon im 2. Jahrtausend ständig neben der mykenischen Kunst da (S. 329). Für ihre Urheber hält Dörpfeld die pelasgisch-tyrsenische Bevölkerung. Die stark orientalisierende sog. protokorinthische Kunst hält dann Dörpfeld für die geradlinige, ebenfalls phönikische Fortsetzung der mykenischen.

Man fragt nun verwundert, wo die griechische Kunst in Griechenland vor 700 ist. Es ergibt sich zwingend aus Dörpfelds Linien, daß es keine gegeben hat. Nun haben sich aber schon am Dipylon außerordentlich griechische Elfenbeinstuetten gefunden (Kunze, Athen. Mitteilungen 55/1930, 147 ff.). Wechsel in der Ausschmückung der Töpfe bedeutet also vielleicht doch nicht immer Wechsel der Bevölkerung, so wenig wie in geschichtlichen Zeiten. Es ist ja auch verblüffend, daß die Prähistoriker die Völker beständig auf Reisen schicken, während die Philologen für Jahrhunderte spätere Zeiten jede Beeinflussung durch ein Ausland, ja nur Kenntnis desselben, für unmöglich erklären. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen und in älteren Zeiten uns oft verborgen sein.

Unverständlich ist mir, wie Dörpfeld sich bezüglich Homer's und seiner Gedichte über die gesamten Angaben aus dem Altertum hinwegsetzt und ihn ins 12. Jahrhundert datiert, d. h. ihn über den troianischen Krieg als Zeitgenosse berichten läßt. Er schreibt von den Ependichtern: »Sie wissen von der dorischen und ionischen Wanderung noch nichts und kennen daher noch keine Dorier in Griechenland und noch keine Aeolier und Ionier in Kleinasien« (S. 437). Dieser Schluß ex silentio ist kühn. Daß Homer gerade nicht Zeitgenosse der von ihm geschilderten Belagerung Troias war, sondern viel später gelebt hat, ist die Meinung des gesamten Altertums gewesen. Man hat ja sogar einflußreiche Epen aus der Fiktion heraus gedichtet, daß sie von Zeitgenossen des Troianischen Krieges verfaßt seien, die deshalb viel besser darüber Bescheid wußten (Dares, Diktys). Selbst wenn also in den modernen Hypothesen über die dorische und die ionische Wanderung etwas Wahres enthalten ist, so erklärt sich der homerische Tatbestand ebenso gut so, daß Homer die um Jahrhunderte vor ihm liegende Zeit historisch getreu darstellen will, wie er auch in anderem archaisiert. Vielleicht hat der berühmte »Lügner« auch mehr erfunden, als manche unwahr haben wollen. Dörpfeld mildert diese seine Homerdatierung durch den Zusatz »dem Kerne nach«, denn er ist ein besonders entschlossener Homerzerschneider, seine große Meisterschaft im Deuten von Ausgrabungen macht ihn damit noch nicht zu einem unbefangenen Leser dieser hohen Dichtungen. Ich möchte wissen, was von archäologischer Seite eingewendet werden kann gegen den besten antiken Ansatz (bei Herodot) um 850 oder etwas früher: gerade daß Kunstgegenstände von den Phönikiern oder Kypriern erworben oder von einem Gott, niemals aber von Griechen selbst verfertigt werden, paßt ausgezeichnet in eine Zeit, in der man mit der bisherigen Archäologie den Griechen selbst die schlicht geometrische Kunst oder vielleicht Anfänge der protokorinthischen zuschreibt, oder mit Dörpfeld überhaupt keine. Die Archäologie kann übrigens immer nur einen Zeitpunkt angeben, der vor Homer liegen muß, also einen terminus post quem. Denn Homer war nicht verpflichtet, die Kunst seiner Gegenwart zu erwähnen oder zu berücksichtigen.

Eine kunstgeschichtliche Sensation bringt der Anhang von F. Weege, dem Archäologen in Halle. Er bespricht die Giebelskulpturen des Zeustempels in Olympia. Die Mittelfigur des Westgiebels, die hohe Jünglingsgestalt, die mit dem Arm gebietend nach rechts zeigt, ist heute mit Recht die berühmteste griechische Statue des strengen Stils und gilt allgemein als Apollon. Weege erweist diese Benennung völlig sicher als unmöglich. Dörpfeld und er behaupten, daß es sich um einen jugendlichen Zeus handelt. Aber sowohl Apollon wie Zeus sind rein moderne Deutungen, es steht m. E. nichts im Weg, den Alten zu glauben, daß es Peirithoos, ein Zeussohn, ist, und ich habe das inzwischen an anderer Stelle gezeigt (Der sog. Apollon von Olympia, Greifswalder Beiträge, Beiheft I. Greifswald, Dallmeyer, 1936).

Wichtig sind die Ausführungen über das viel höhere Alter des Eisens im europäischen Süden, als man gemeinhin annimmt. Der hohe Wert des Buches, das nur ein Meister schreiben konnte, liegt darin, daß sich nach ihm die großen Fragen klarer stellen. Die Sprache ist prächtig, jeder kann sie lesen. Notgedrungen geht Dörpfeld gegen viele Gelehrte an, die anderer Meinung waren, aber immer bleibt er sachlich, zurückhaltend ironisch, vornehm.

Wilhelm Dörpfeld: Alt-Olympia. 2 Bde. 308 S. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1935. Lw. RM 30.—.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

MINERVA

WELTKALENDER der GELEHRTEN

Nach Ländern und Wissenschaftsgebieten geordnet und aufgebaut auf der „MINERVA", dem Jahrbuch der Gelehrten Welt, Abteilung Universitäten und Fachhochschulen der Welt.

Redaktionelle Leitung Dr. FRIEDRICH RICHTER. Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE.

Oktav. 1481 Seiten. Geb. RM 45.—

Das Werk gibt einen Überblick über die gesamte wissenschaftliche Organisation der Welt, aufgebaut auf den Namen der Forscher, und schnell übersehbar. Wer die Gelehrten irgend eines Gebietes sucht, hier findet er sie zusammengestellt.

70000 Namen und Adressen haben Aufnahme gefunden.

Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung.

Walter de Gruyter & Co, Berlin W 35

Digitized by Google

Philosophie der Griechen

1.

Die Vorsokratiker

Über die Bedeutung der Vorsokratiker für die Geschichte der Philosophie und die philosophische Gegenwart braucht heute kein Wort mehr verloren zu werden. Um so freudiger werden wir aber begrüßen, daß jetzt ein so ausgezeichneter Sachkenner wie Wilhelm Capelle [1]) nicht nur die ganze Fragmentmasse sinngetreu und lesbar verdeutscht hat, sondern auch alle doxographischen Nachrichten von Belang, die damit zum ersten Mal in deutscher Sprache vorliegen. Dadurch und durch die saubere systematische Aufgliederung des Stoffes erhält der Leser einen so geschlossenen Eindruck von jedem Denker, als das bei der Art der Überlieferung nur möglich ist. Eine Einleitung berichtet klar und knapp über die Anfänge der Philosophie, die Vorsokratiker überhaupt und über die Quellen. Jedem einzelnen Kapitel ist sodann ein Vorbericht voraufgeschickt, der über die betreffenden Philosophen orientiert. Besonders erfreulich ist, daß der Herausgeber mit Anmerkungen nicht gespart hat, die den Text erläutern und auf die Sekundärliteratur verweisen. Daß schließlich einige gänzlich unoriginelle Autoren, wie der Eleat Melissos, fortgefallen sind, wird man nicht bedauern, ebensowenig, daß andere belanglose Fragmente das gleiche Schicksal erfahren haben. — Wenn nun auch mehr als sonst bei diesen Fragmenten der Originaltext alles ist, so wird doch auch der des Griechischen Kundige bei den großen philologischen Schwierigkeiten mancher dieser Texte gern zu dieser ausgezeichneten Übersetzung greifen. Für weiteste Kreise aber, in denen ja bedauerlicherweise die Kenntnis des Griechischen mehr und mehr abnimmt, wird diese Verdeutschung wohl für lange Zeit den besten Zugang zu denjenigen Philosophen bilden, von denen niemand mehr loskommt, der einmal mit ihnen in intimere Berührung gekommen ist. **J. v. Kempski**

Berlin

[1]) Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte übersetzt und eingeleitet von Wilhelm Capelle. (Kröners Taschenausgabe B. 119) A. Kröner Verlag, Leipzig 1935. 505 S. RM. 4.50.

2.

Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles

Seit E. Franks bahnbrechendem Werk »Platon und die sogenannten Pythagoreer (Halle 1923) und wichtigen Abhandlungen anderer Forscher zur Platonischen Ideenlehre, ist kein Werk verfaßt worden, das es mehr verdienen würde, als Markstein in der Geschichte der Platon-Forschung und -Deutung angesprochen zu werden, wie J. Stenzels Buch. Es ist mit einer wissenschaftlichen Gründlichkeit und textkritischen Folgerichtigkeit abgefaßt, wie kaum ein anderes Werk über Platon. Der kürzlich erst verstorbene Forscher ist in diesem, bereits in 2. Auflage vorliegenden Werke, eigene Wege gegangen, die sich als sehr fruchtbar erwiesen haben. Er ist dabei in seinen Ergebnissen und insbesondere in seinen Deutungen vielfach mit anderen Erforschern desselben Gegenstandes in Übereinstimmung gekommen und hat den früheren Deutungen viele wertvolle Erweiterungen hinzugefügt; oft aber ist er auch in seiner Sicht des ganzen Platonischen Werkes von anderen, bisher als maßgebend angesehenen Platon-Deutungen, eindeutig abgewichen. Das Werk ist von doppelter Wichtigkeit und Wesentlichkeit: einmal bedeutet es einen großangelegten und tiefgründigen Beitrag zur historisch-kritischen Erfassung der Gedankenwelten der beiden größten Philosophen des klassischen Altertums überhaupt; zum Zweiten führt es, wie kaum ein anderes Werk, in die Begriffswerkstatt des Mathematikers und arbeitet von der ursprünglichen Quelle her die mathematische Denkweise cat exochen, den Sinn der Mathematik, heraus. Es handelt überall vom Sinn dieser »Königin der Wissenschaften«, von der Bedeutung der Mathematik als Wissenschaft schlechthin, von der »theoria« im ursprünglich griechischen, zweckfreien Sinne und stellt die mathematischen Sinngebilde in einer Deutlichkeit und Anschaulichkeit heraus, wie dies kaum je im ganzen einschlägigen Schrifttum geschehen ist.

Die Zahl-Gestalt-Problematik im Bereich der sämtlichen Platonischen Dialoge als Sonderlehrstück herauszukristallisieren und wissenschaftlich aufzuweisen, sie als auf einem gemeinsamen methodischen Boden und Untergrund stehend, auf eine gemeinsame methodologische Wurzel zurückzuführen, die in dem Verfahren der Diairese oder Begriffsspaltung aufgefunden wird, schließlich die Lösung dieser Problematik darin zu finden, daß der Nachweis von der »zunächst befremdlichen Gleichsetzung von Ideen und Zahlen« erbracht wird, dies ist der Hauptinhalt des Werkes. Die Einarbeitung der Aristotelischen Kritik am Denken seines Lehrers ermöglicht es schließlich Stenzel, zur Gewinnung einer neuen Deutung Platons und seiner Ideenlehre, zu zeigen, daß es sich bei Platon in der ganzen Problemstellung und in ihren Lösungen nur darum handeln kann, die formale Seite der Idee mit ihrem Sinngehalt zusammenzufügen. Dadurch wird bei Platon erst die Möglichkeit geschaffen, denkerisch die Brücke zwischen Idee und Wirklichkeit zu schlagen. Der Nachweis der sinnvollen Strukturiertheit der Idee ermöglicht es erst, Platon als den Künder einer »Welt«-Lehre im philosophischen Sinne zu verstehen und sein Lebenswerk als ein geordnetes Ganzes, als ein großangelegtes philosophisches System, zu sehen. **Dr. M. Steck**

T. H. München

Julius Stenzel, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles. 2. erw. Aufl. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1933. 184 S.

3.

Platondeutung und Platonbild

In den programmatischen Zielsetzungen der letzten Zeit beginnt der Sinnbegriff eines »dritten Humanismus« als Träger und Zeugnis geistesgeschichtlich orientierter Selbstbesinnung immer schärfer umrissene Gestalt anzunehmen. Das Erbgut antiker Kultur wird in einem neuen Sinne gleichsam als Eigen wiedergewonnen. So kreist die Schrift von Joachim Bannes: »Platon, die Philosophie des heroischen Vorbildes« um die Herausstellung und Rechtfertigung einer solchen Methode, die einem Wissenschaftsbilde gemäß wäre, welches »im höchsten Sinne Philosophie und Dichtung, welches Mythos in einem objektiv prägnanten, und zugleich paradeigmatischen Sinne zu sein habe.« In voller Bewußtheit wird als ein platonisches »schönes Wagnis« die Entfaltung und Überwindung solcher scheinbaren Heteronomien unternommen. Der Sinngehalt des Platonischen wird »transparent in das ineffabile der Persönlichkeit Platons« — die Struktur jener Formgestalt wird rücklaufend zum Maß und Grundmotiv einer Dynamik, die sich als das Eigentliche der platonischen »theoria« hinter allem begrifflichen Zusammenhang aufspüren läßt.

Als ein solches Urphänomen der Gestalt entwickelt Bannes die tragische Spannung der freien Persönlichkeit, die aus der notwendigen Absonderung vor der Welt des Mannigfaltigen im eigenen Selbst den schöpferischen Urgrund zur Bildung wahrer Gemeinschaft (im klassischen Sinne der Paideia) gewinnt.

Es ist fast selbstverständlich und wird auch vom Verfasser betont, daß »wissenschaftliche Ergebnisse im üblichen rationalistischen Sinne« nicht das letzte Ziel einer solchen Untersuchung sein können. Ein derartiger »Durchbruch zur Mitte« will nicht mehr sein als ein »Prooimion zum nachschaffenden Lesen«, als der Versuch einer Synthesis des scheinbar Widersprechenden. So liegt auch der Wert dieser Schrift weniger in der Herausarbeitung neuer Richtpunkte für eine Platondeutung überhaupt (trotz vieler wertvoller Einzelauseinandersetzungen) als in dem Anstoß, im Einmalig-Bedeutsamen des platonischen Pathos einen Maßstab fruchtbar zu machen, welcher auch für die lebendigen philosophischen Bemühungen unserer Tage klärend und richtunggebend werden könnte.

Es liegt ein eigentümlicher Reiz in der Gegenüberstellung solcher »virtuellen« Bildhaftigkeit, gleichsam des negativen Brennpunktes geistesgeschichtlicher Perspektiven mit den Zügen der urbildlichen Existenz, soweit sie in künstlerisch-plastischer Nachformung uns noch zugänglich sind. Der Verlag Ferdinand Hirt in Breslau bringt eine Bildnismappe der heute als platonisch angesprochenen Hermen heraus. In fast 100 Lichtdrucktafeln liegen von den 16 Hermen technisch vollendete Reproduktionen aller Ansichten vor. Robert Boehringer hat die Herstellung dieser Lichtdrucke überwacht, einen erschöpfenden Kommentar geliefert und das Werk mit einem kurzen, aber alles Wesentliche in vornehmer Zurückhaltung andeutenden Vorwort versehen.

Jenseits der eigentlichen fachwissenschaftlichen Fragestellung nach der inneren und zeitlichen Abhängigkeit jener mehr oder minder sicher als platonische Porträts anzusprechenden Plastiken von dem literarisch bezeugten, wahrscheinlichen Original des Zeitgenossen Silanion ergreift den Beschauer immer wieder, auch bei den spätesten Nachbildungen, ein unwägbar Gemeinsames, ein geheim Fremdartiges aller Bildzeugnisse — erschütternd gerade durch den scheinbaren Widerspruch zu unseren gewohnten Vorstellungen. »Nicht der ‚jung und schön gewordene Sokrates' spricht aus diesen männlichen Zügen, sondern das Bewußtsein des Abstandes zwischen Idee und Erscheinung ... So sehen Weise aus, wenn sie lange genug auf der Erde verharren.« **Dr. F. Römer**

Berlin

Joachim Bannes, Plato, das heroische Vorbild, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. Robert Böhringer, Platobildnisse, Verlag Ferd. Hirt, Breslau.

4.

Aristoteles

Die Aristotelesinterpretation von Walter Bröcker [1]) legt die aristotelische Philosophie in ihren Grundzügen aus als Frage nach der Bewegung. Die Bewegung sei das am Seienden, was als dessen Rätsel jenes Fragen hervortreibt und in Atem hält, das das Seiende auf seine ersten Gründe und Ursprünge hin befragt. Dies das Programm, das in sieben Kapiteln durchgeführt wird, deren Themata: Philosophie, Sein, Zeit, Wesen, Seele, Wort und Gott sind. Auf eine ausführliche Auseinandersetzung muß an dieser Stelle verzichtet werden, leider — denn die Arbeit ist gerade durch ihre nicht geringe Qualität geeignet, die Grenzen einer fast ausschließlich an Heidegger orientierten Interpretation deutlich zu machen. Wie so oft Schülerarbeiten gewisse Grenzen der Philosophie des Meisters klarer herausstellen als dessen eigene Arbeiten, die in der Auseinandersetzung mit der Tradition und Gegenwart entstanden und daher in manchem Betracht reicher sind, als die Schule es wahrhaben will, so auch gerade bei den Arbeiten aus der engeren Schule Heideggers, die eine — eigentlich für hermeneutische Phänomenologen merkwürdige — Eingleisigkeit der Gedankenführung zeigen. Dabei rückt eine Aufweichung der Begriffszusammenhänge bedenklich nahe, jedenfalls zeigt die begriffliche Analyse nicht diejenige Schärfe, die eine weit entwickelte Logik heute gestattet. In dem vorliegenden Buch zeigt sich das vor allem in dem Kapitel über Bewegung und Wort — hier hätte eine Besinnung auf die hermeneutische Situation, in der doch jene Entwicklung der modernen Logik mit inbegriffen ist, warnen sollen. — Von diesen grundsätzlichen Bedenken abgesehen, bleibt die Arbeit ein wertvoller und aufschlußreicher Beitrag zum Verständnis der aristotelischen Philosophie, an dem niemand vorübergehen darf.

Versucht Bröcker von dem exklusiven Standpunkte der hermeneutischen Phänomenologie aus der aristotelischen Philosophie ein neues Gesicht abzugewinnen, so hält sich Julius Drechsler [2]) in seiner klugen und äußerst soliden Schrift über die aristotelische Didaktik in traditionelleren Bahnen. Wenn er auch der bisherigen Interpretation der aristotelischen Philosophie nicht eigentlich neue Gesichtspunkte hinzufügt, so schließt doch seine saubere und gründliche Arbeit eine empfindliche Lücke in der bisherigen Literatur da er die Didaktik des Aristoteles systematisch aus dessen Philosophie heraus entwickelt. Aristotele selber hat bekanntlich keine pädagogischen Schrif

Digitized by Google

ten hinterlassen, und wenn auch die bisherigen Darstellungen seine verstreuten Äußerungen systematisch zusammengefaßt hatten, so war doch keineswegs jene innige Verknüpfung mit dem Ganzen seiner Philosophie geleistet worden, die erst die aristotelische Didaktik voll verstehen und würdigen läßt, wie das nun die Arbeit Drechslers schön beweist.

Anders als die beiden Genannten ist Paul Gohlke [3]) in seinen Untersuchungen zur »Entstehung der Aristotelischen Logik« von vorwiegend philologischem Interesse geleitet. Die uns im sog. »Organon« überlieferten Schriften des Aristoteles bieten bekanntlich eine Reihe äußerst schwieriger philologischer Probleme, deren befriedigende Auflösung bis heute noch nicht gelungen ist — oder war. Denn Gohlke glaubt einen Weg angeben zu können, der die Auflösung dieser Fragen gestattet, ohne einen Teil dieser Schriftmasse für unecht erklären und ohne Interpolationen annehmen zu müssen. Gohlke hält die antike Überlieferung für zuverlässig: Nach dem Tode des Theophrast, der aber beim Tode des Aristoteles schon seine eigenen Hefte ausgearbeitet hatte, sind die Schriften in die Hände ganz unphilosophischer Männer gelangt, die sie vor dem Zugriff der pergamenischen Könige zu verbergen suchten und so durch Jahrhunderte unbearbeitet liegen geblieben. So kann Gohlke die Schriften als Dokumente der Entwicklung des aristotelischen Denkens auffassen. Es lassen sich dann verschiedene Schichten unterscheiden. Aristoteles hat in ältere Schriften spätere Gedankengänge eingearbeitet. Gohlke führt in der vorliegenden Arbeit die Scheidung dieser Schichtung im Hinblick auf die Lehre von der Quantität und von der Modalität des Urteils und der Methodik an Hermeneutik, den beiden Analytiken und der Topik durch und kommt dabei zu überraschenden Ergebnissen. Ob Gohlkes Auffassung einer pünktlichen Nachprüfung standhält, kann im Rahmen dieser Anzeige nicht entschieden werden. Aber das kann gesagt werden, daß sie diese Nachprüfung verdient und daß man der Veröffentlichung seiner weiteren Studien zu Aristoteles mit Spannung wird entgegensehen müssen. Denn läßt sich, was ich glauben möchte, seine These halten, so zeigt sich hier der Weg, die Auffassung Werner Jägers einer grundsätzlichen Korrektur zu unterziehen.

J. v. Kempski
Berlin

[1]) Walter Bröcker: Aristoteles. (Philosophische Abhandlungen B. I.) Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1935. 232 S. Brosch. RM. 8.—, geb. RM. 10.—.
[2]) Julius Drechsler: Die erkenntnistheoretischen Grundlagen und Prinzipien der Aristotelischen Didaktik. (Neue Deutsche Forschungen) Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1935. 173 S. RM. 6.—.
[3]) Paul Gohlke: Die Entstehung der aristotelischen Logik. (Neue deutsche Forschungen) Junker und Dünnhaupt, Berlin 1936. 128 Seiten. RM. 5.50.

5.

Aristoteles — deutsch

Über die Verdienste der Krönerschen Taschenausgaben braucht man keine Worte zu verlieren; die kleinen blauen Bändchen sind aus keiner Bücherei mehr fortzudenken.

Dieser alte Ruf bestätigt sich durch eine deutsche Auswahlausgabe des Aristoteles. Auswahlausgaben haben immer ihre Nachteile so gut wie ihre Vorteile. Einer der größten Vorteile aber ist das Gesamtbild, die Überschau, die sie über das Lebenswerk eines Menschen zu vermitteln vermögen. Für den gebildeten Laien, der sich irgend einem philosophischen oder einzelwissenschaftlichem Geiste nähern will, sind sie unentbehrliche Hilfsmittel.

Und so wird auch diese Zusammenstellung aristotelischer Hauptgedanken ihren Zweck erfüllen. Sie stellt die Teile unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung des Denkers aus den Lehrjahren bis zur Meisterzeit zusammen und schmilzt sie durch verbindende Referate und Anmerkungen zu einem geschlossenen Bilde zusammen. Die Benutzung ist auch für wissenschaftliche Zwecke durch eine genaue Quellenübersicht der verwendeten Textstücke ermöglicht.

Dr. L. v. Renthe-Fink
Breslau

Aristoteles. Hauptwerke. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Wilhelm Nestle. KTA, Bd. 129. Adolf Kröner, Leipzig.

Dr. ERNST SCHWENTNER, Schwerin i. M.

Die Tocharer und die tocharische Sprache

I. Die Tocharer.

Nachdem der kühne Asienforscher Sven Hedin in den Jahren 1893—1897 von Kaschgar aus das Pamir und die Sandwüste Takla-Makan, den Hauptbestandteil des Tarimbeckens und Ostturkestäns, erforscht und das umstrittene Problem des Sees Lop-nor gelöst hatte, besonders auch auf die vom Wüstensand begrabenen Ruinen mittelalterlicher Städte und Tempel aufmerksam gemacht hatte [1]), folgte in den nächsten Jahren eine Reihe von archäologischen Expeditionen, die einer genaueren und systematischen Untersuchung der Ruinenstädte Ostturkestäns dienen sollten, eine finnische unter Donner und Munck, eine russische (1898) unter Klementz, zwei englische (1900—1901; 1906 bis 1908) unter M. A. Stein, vier deutsche (1902—1903; 1904—1905; 1906—1907; 1913 bis 1914) unter A. Grünwedel und A. von Le Coq, eine französische (1906—1907) unter P. Pelliot und eine japanische (1902) unter Graf Ōtani. Diese Expeditionen haben nicht nur ein überaus wertvolles archäologisches Material zutage gefördert, sondern auch ein reiches literarisches, das an Bedeutung wohl noch höher steht. Eine Flut von Handschriften mit teils bekannten, teils unbekannten Sprachen wurde aus dem Wüstensand oder aus alten Höhlen und Tempeln hervorgeholt; darunter fanden sich auch mehrere bis dahin unbekannte indogermanische Sprachen, zwei ostiranische Mundarten, das Soghdische und das Sakische (zuerst als »Nordarisch« bezeichnet) und dann das Tocharische, das sich bis jetzt noch nicht mit Sicherheit einem anderen Zweig des indogermanischen Sprachstammes hat zuweisen lassen können. Die Hauptfundstellen waren die Gegenden um Kutschā, Turfan, Duldur-Aqur, Tuenhwang, Khotan und Kaschgar. Diese Ortschaften liegen ringsherum am Rande der Wüste und bildeten einst wichtige Stationen und Kreuzungspunkte der alten Handels- und Seidenstraßen, die von China nach Indien und Iran führten [2]). Seit dem Beginn des 2. Jahrhunderts vor Chr. war Ostturkestän überhaupt der Tummelplatz einer ganzen Reihe ostasiatischer Völker und Horden, die in dauernder Bewegung waren; Inder, Tocharer, Hunnen, Saken, Ostiranier, Tibeter, Türken, Kirgisen und Mongolen durchzogen das Land. Nach den mannigfaltigsten Geschicken, die auch in den archäologischen und literarischen Funden ihren Niederschlag finden, ist dann das Land 1758 chinesisch geworden; vorübergehend zu dem von Jakub Beg gegründeten Reiche gehörig, ist es 1878 endgültig als ein Teil der Provinz Sinkiang dem großen chinesischen Reiche angegliedert worden.

In diesem Lande nun wurden unter zahlreichen Handschriften auch solche mit einer bis dahin völlig unbekannten Sprache gefunden. Sie gehören ihrem Schriftduktus nach etwa dem 5. (oder 7.) — 10. Jahrhundert nach Chr. an. Wer waren nun die Träger dieser rätselhaften Sprache? Die ersten Gelehrten, denen diese Sprache schon aus gelegentlich seit 1890 gemachten Einzelfunden bekannt geworden war, der philologische Sekretär der Asiatischen Gesellschaft in Calcutta A. F. R. Hoernle und der damalige Straßburger Indologe E. Leumann, die sich zuerst mit dieser unbekannten Sprache genauer beschäftigten, hielten sie für einen zentralasiatischen Dialekt mongolischer oder türkischer Herkunft. Es war ihnen nicht einmal möglich die Schrift, in der die Manuskripte abgefaßt waren (sie wird als Brāchmī-Schrift bezeichnet und ist eine Variante der nordwestindischen in zwei verschiedenen Typen), vollständig richtig zu lesen. Der Inhalt der Texte blieb ihnen noch völlig verborgen, jedoch erkannten sie richtig, daß es sich bei einigen Texten um Übersetzungen oder Bearbeitungen altindischer (buddhistischer) Werke handeln müsse, worauf die den Texten untermischten altindischen Wörter schließen ließen. Erst das Jahr 1907 lüftete den Schleier, der über dem Namen der rätselhaften Sprache lag. Der 1930 verstorbene Berliner Sinologe und Direktor des Museums für Völkerkunde F. W. K. Müller [3]) entdeckte in einem uigurischen (alttürkischen) Fragment der deutschen Turfan-Expedition buddhistischen Inhaltes ein Kolophon (= Schlußwort am Ende eines Kapitels), in dem gesagt wird, daß das vorliegende Schriftwerk aus der indischen in die tocharische (*tochrī*) Sprache und von dieser in die türkische übersetzt sei. Damit hatte man nun den Anschluß an den von griechischen und römischen Historikern und Geographen mehrfach überlieferten Namen eines Volkes (griech. *Tócharoi*, lat. *Tochari*), der allerdings mit mannigfaltigen Varianten und Entstellungen in den mittelalterlichen Handschriften auftritt. Der älteste Gewährsmann ist der griechische Geograph Strabon, der etwa 63 vor Chr. bis 19 nach Chr. lebte. Zu diesen antiken Nachrichten kommen dann noch orientalische wie arabische, indische und besonders chinesische. Der Laie möchte nun glauben, daß sich unschwer mit Hilfe dieser verschiedenen Quellen ein doch annähernd richtiges Bild von dem Volke der Tocharer, seiner Herkunft, seinen Wohnsitzen und Wanderungen gewinnen lassen müsse. Im Gegenteil! Hier liegt ein überaus schwieriges Problem vor, an dessen Lösung sich unsere scharfsinnigsten Althistoriker, Indologen, Sinologen, Iranisten und Tocharisten beteiligt haben, ohne daß bis jetzt eine auch nur einigermaßen plausible und befriedigende Deutung gefunden ist. Die Ansichten der einzelnen Forscher gehen hier teilweise noch sehr weit auseinander, z. T. liegt dies allerdings daran, daß die Quellen, besonders die antiken, sehr spärlich fließen, und die orientalischen, besonders die chinesischen, nicht immer ganz klar sind und sich bisweilen zu widersprechen scheinen. Vielleicht wird man hier überhaupt nicht zu einem ganz einwandfreien, allseitig überzeugenden Resultat kommen, es sei denn, daß sich noch unbekannte, etwa verborgene chinesische Quellen, die uns über dieses Volk berichten, auftun. Beginnen wir mit der griechisch-römischen Überlieferung [4]). Ihr zufolge brachen unter anderen skythischen Nomadenvölkern auch die Tocharer im 2. Jahrhundert vor Chr. aus den Gebieten jenseits des Jaxartes (also aus dem heutigen Russisch-Turkestän) in das aus dem Weltreich Alexanders des Großen hervorgegangene griechisch-baktrische Reich im Nordosten Irans ein, überrannten es und gründeten auf den Trümmern des griechisch-baktrischen Reiches eine ausgedehnte Herrschaft. Nach ihren Kämpfen besonders mit den Partherkönigen Phraates II. (136—128 vor Chr.), Artabanus I., der im Jahre 124 im Kampfe gegen die Tocharer fiel, und Mithradates II.

Digitized by Google

(123—88 vor Chr.) verschwinden sie bald wieder aus dem Gesichtskreis des Abendlandes. Ihr Reich erstreckte sich bis über Nordindien; sie werden hier in den indischen Quellen als *Kuschana*, das dem chinesischen *Kuei-shuang* entspricht, bezeichnet, es handelt sich offenbar um eine Herrscherschicht, die ihre Macht immer weiter auszudehnen suchte. Der bedeutendste Vertreter dieser Dynastie war *Kanischka*, dessen Name auch auf Münzen erscheint. Der Name Tochāristān haftet noch lange an den Gebieten des alten Baktrien und Transoxanien, in denen die Tocharer gesessen hatten und von nachchristlichen Quellen als daselbst ansässig bezeugt werden.

Länger als die griechisch-römischen Quellen wissen die chinesischen über die Tocharer zu berichten. Die Annalen der Wei-Dynastie (386—556 nach Chr.) nennen in diesen Gegenden das Volk der *Tu-ho-lo (Tu-huo-lo, Tu-hu-lo)*, ein Name der genau entspricht dem griechischen *Tócharoi*, lateinischen *Tochari*, wie auch dem altindischen *Tukhāra*, die zuerst in dem Heldenepos Mahābhārata [5]), das seine jetzige Gestalt nicht später als im 4. Jahrhundert nach Chr. erhalten haben kann, jedoch in vielen Teilen bedeutend älter ist, genannt werden [6]).

Der Name *Tu-ho-lo* haftet aber auch an einer ganz anderen Gegend Ostturkestāns. Der chinesische buddhistische Pilger Hiuen-Tsang (Hüen-Tsang), der im Jahre 629 nach Chr. nach Indien pilgerte, um die heiligen Stätten, an denen sein Religionsstifter Buddha gewandelt hatte, selbst zu besuchen, kam auf seiner Rückreise, die über Kaschgar, Yarkand und Khotan führte, etwa 600 Li (1 Li = 442 m) östlich von der letzten Stadt in die Gegend von Endere, wo ihm die Trümmer eines vom Wüstensand überschütteten alten Reiches *Tu-ho-lo* (d. i. *Tokhāra*) gezeigt wurden, wie er in seinem Reisebericht Si-jü-ki ausdrücklich hervorhebt. Hierzu scheint nun zu stimmen die Nachricht des Griechen Dionysius Periegetes (2. Jahrhundert nach Chr.), der die Tocharer als Nachbarn der *Sēres (= Chinesen)* und *Phrūni* (richtiger *Phūni=Hunnen*, chinesisch *Hiung-nu*) und die des Plinius (23—79 nach Chr.), der in seinem bekannten Werke »Naturalis Historia« VI, 17, 20 die Tocharer als neben den Attakōrern und Phūni wohnend erwähnt. Abgesehen davon, daß an den beiden letzteren Stellen die Lesarten der Namen der Völkerschaften etwas schwanken, lassen sich diese Angaben der antiken Schriftsteller mit denen des Hiuen-Tsang wohl vereinbaren, wenn man annimmt, daß diesen späteren Angaben ältere zuverlässige zugrunde liegen. Zweifelhaft ist es dagegen, ob die in der chinesisch-religiösen Literatur im Jahre 383 nach Chr. zum ersten Male genannten *Tou-k'iü-le = Tu-kha-rak*, das dem altindischen *Tukhāra* entspricht, mit den Bewohnern des von Hiuen-Tsang erwähnten alten Tocharerreiches bei Endere im Süden des Tarimbeckens identisch sind. Man ist geneigt, sie bereits als in dem westlichen Tochāristān südlich des Tien-schan wohnhaft zu denken [7]), wo sie von den amtlichen Quellen der Wei-Dynastie im 6. Jahrhundert nach Chr. bezeugt werden, also da wo die tocharischen Handschriften aus dem 7.—10. Jahrhundert gefunden sind, besonders bei Turfan und Kutschā.

Soweit scheint noch alles leidlich klar zu sein. Die Schwierigkeiten setzen aber ein, wenn man die chinesischen Geschichtsquellen weiter zurückverfolgt. In den älteren Quellen gibt es keine *Tu-huo-lo*, dafür treten zwei andere Namen von Völkern auf, die man mit den Tocharern in Verbindung gebracht hat, nämlich die *Ta-hia*, *Tai-hia*, *Ta-ha*, die sich bereits bis in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends vor Chr. zurückverfolgen lassen, und dann besonders die *Jüe-tschi*. Die Hauptquellen sind die älteren Annalen der früheren oder westlichen Han-Dynastie (206 vor Chr. bis 25 nach Chr.), besonders das Schī-ki (Sche-ki) »Historische Denkwürdigkeiten« des Schi-ma-tsien (Sze-ma-tsiān). Man hat den Namen *Ta-hia* als eine unvollkommene ältere Wiedergabe des Tocharernamens von seiten der chinesischen Quellen auffassen wollen, aber die Nachrichten über ihre Wohnsitze sind so verworren und auseinandergehend, daß der Sinologe O. Franke [8]) sich genötigt sah, drei verschiedene *Ta-hia* anzunehmen, eins im Oxusgebiet, ein zweites in der chinesischen Provinz Schan-si, und ein drittes, über das verschiedene geographische Angaben vorliegen, darunter auch die, daß es am »fließenden Sande«, womit vielleicht die Wüste Gobi gemeint ist, läge, also ungefähr in der Gegend des alten *Tu-ho-lo*. Der Sachverhalt wäre im letzten Falle etwa der, daß die Chinesen die Tocharer in älterer Zeit *Ta-hia*, zur Zeit der Wei-Dynastie aber *Tu-ho-lo* genannt hätten. Man hat wohl gemeint, daß die Bewohner des alten *Tu-ho-lo=Tocharer* gar keine Indogermanen gewesen sind, sondern Mongolen, Turko-Tataren oder gar Finno-Ugrier, dann aber später, als sie den Berichten der Chinesen zufolge in die Gegend südlich des Tien-schan gewandert und nach der antiken Überlieferung in Transoxanien (Russisch-Turkestān), Baktrien und Sogdiana eingebrochen waren, von einem indogermanischen Volke der *Ārschi*, die man den *Asioi* und *Asiani* der klassischen Autoren gleichgesetzt hat, unterjocht und von dieser herrschenden Schicht indogermanisiert seien [9]). Den Namen der *Ārschi*, der sich mehrfach in den Turfan-Handschriften der Sprache A findet, und von E. Sieg [10]) als einheimische Bezeichnung des Reiches und seiner Bewohner erwiesen ist, setzte man dem der *Jüe-tschi* der älteren Annalen der früheren oder westlichen Han-Dynastie (206 vor Chr. bis 25 nach Chr.) gleich. Ältere Forscher wie J. Deguignes [11]), F. von Richthofen [12]), A. von Gutschmid [13]) u. a. haben diese *Jüe-tschi* mit den Tocharern ohne weiteres identifiziert, weil nach den Berichten der klassischen Autoren die Tocharer um dieselbe Zeit das griechisch-baktrische Reich vernichteten, wo nach den chinesischen Quellen die *Jüe-tschi* in diese Gegenden eingerückt sind. Zum Jahre 176 vor Chr. wird uns nämlich berichtet, daß die *Jüe-tschi*, die westlich von den *Hiung-nu* (= *Hunnen*) zwischen Tun-huang und dem Kilian-tschan, also an der Westgrenze Chinas, saßen, von den Hiung-nu besiegt und vertrieben seien, worauf sie sich in zwei Teile (*Siao-Jüe-tschi* 'die kleinen J.' und *Ta-Jüe-tschi* 'die großen J.') gespaltet hätten, von denen die letzteren nach dem Thien-schan gezogen seien, hier die *Sök* (= *Saken*) nach Süden gedrängt und die *Wusun* besiegt hätten. Von den letzteren aber dann doch wieder geschlagen und verjagt seien die *Ta-Jüe-tschi* über den Issik-kül in das Land der *Ta-hia* (d. i. die Gegenden am Oxus und Jaxartes in Russisch-Turkestān) gezogen. Die *Ta-hia* aber seien von ihnen besiegt und zu Untertanen gemacht worden. Die »kleinen *Jüe-tschi*« (*Siao-Jüe-tschi*) aber seien in dem Gebiet der K'iang im Südgebirge (also zwischen Tunhuang und Khotan, etwa in dem alten *Tu-ho-lo* des Hiuen-Tsang) zurückgeblieben [14]). Sind nun die *Jüe-tschi* mit den *Ārschi* identisch? Natürlich müssen die beiden chinesischen Schriftzeichen, die in der heutigen Pekinger Aussprache *Jüe-tschi* lauten, vor etwa 2000 Jahren einen ganz anderen Lautwert gehabt haben. Er ist zwar unbekannt, aber moderne Sinologen wie F. W. K. Müller, O. Franke, B. Karlgren haben für die Zeit der Han-Dynastie einen Lautwert erschlossen, der sich wohl mit dem Namen der *Ārschi* zu decken scheint [15]). Die Gleichung: chinesisch *Jüe-tschi*, tocharisch *Ārschi*, griechisch *Asioi*, lateinisch *Asiani* dürfte somit einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehren, aber der Schwierigkeiten, die sich bei der Unsicherheit und Unklarheit des Quellenmaterials ergeben, sind noch soviele, daß sie sich in Kürze nicht darstellen lassen. Es war hier nur möglich im Großen und Ganzen einen Ausschnitt aus der Forschung zu geben.

In jüngster Zeit ist sodann von mehreren Forschern bezweifelt, ob die Sprache A, die in den Texten als *Arschi*-Sprache bezeichnet wird, wirklich mit der von den Uiguren (Türken) als *tochrī*-Sprache bezeichneten identisch ist. Diese Streitfrage ist noch nicht zum Abschluß gekommen. Dagegen scheint die Benennung der Sprache B, die von dem Pariser Orientalisten Sylvain Lévi [16]) mit großem Scharfsinn als die Landessprache von Kutschā erschlossen ist, sich einer größeren Tragweite und Beliebtheit zu erfreuen. Aber weder die Benennung der bis dahin unbekannten Sprache, noch die ethnische Stellung des Volkes der Tocharer ist heute auch nur als annähernd geklärt zu bezeichnen. Beide Probleme stehen noch ungelöst da und bilden auch jetzt noch, nachdem 46 Jahre seit dem ersten Handschriftenfund in Ostturkistān (bei Qum-Tura) vergangen sind, den Gegenstand immer neuer Untersuchungen. Ob eine endgültige Lösung dieser heiß umstrittenen Probleme nach vollständiger Erschließung des recht umfangreichen Sprachmaterials selbst möglich sein wird, muß die Zukunft lehren.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten. Leipzig 1899. F. A. Brockhaus.
[2]) A. Hermann, Die alten Seidenstraßen zwischen China und Syrien I, Berlin 1910. Weidmannsche Buchhandlung.
[3]) F. W. K. Müller, Beitrag zur genaueren Bestimmung der unbekannten Sprachen Mittelasiens, Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1907, S. 958ff.
[4]) A. von Gutschmid, Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Arsaciden. Tübingen 1888. Lauppsche Buchhandlung.
[5]) M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur I, S. 396 (Leipzig, Amelang 1908).
[6]) P. Poucha, The problem of the age of the Mahābhārata, Archiv Orientální 6 (Prag 1934), S. 53ff.
[7]) S. Feist, Der gegenwärtige Stand des Tocharerproblems. Ostasiatische Zeitschrift 8 (Berlin 1920), S. 78.
[8]) O. Franke, Das alte Ta-hia der Chinesen. Ein Beitrag zur Tocharer-Frage. Ostasiatische Zeitschrift 8 (Berlin 1920), S. 117ff.
[9]) S. Feist, Ostasiatische Zeitschrift 8 (Berlin 1920), S. 77f.
[10]) E. Sieg, Ein einheimischer Name für Tochrī, Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1918, S. 560ff.
[11]) J. Deguignes, Histoire générale des Huns 1756. Deutsche Übersetzung von J. C. Dähnert. Greifswald 1768ff.
[12]) F. von Richthofen, China I (Berlin 1877), S. 439f., 446ff.
[13]) A. von Gutschmid, Geschichte Irans und seiner Nachbarländer, Tübingen 1888; Derselbe, Kleine Schriften 3, 577ff., besonders S. 598.
[14]) O. Franke, Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens. Abhandlungen der Berliner Akademie, phil.-histor. Klasse 1904.
[15]) Das Nähere bei E. Schwentner, Tocharisch (Berlin 1935, Walter de Gruyter & Co.), S. 15.
[16]) S. Lévi, Journal Asiatique (Paris 1913), S. 311ff.

Der Sport im Altertum
Von BRUNO SCHRÖDER
Mit 45 Abbildungen in Text und 110 Tafeln. Groß-Oktav. 196 Seiten. 1927. Geb. RM 6.—
Kunst und Kultur Band VII
Ausführlicher Prospekt kostenlos!
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Dr. EDWIN MÖHRKE, Berlin

Die Spur des Orients in der neueren deutschen Dichtung

Das geistige Leben unserer Gegenwart wird auf allen Gebieten von der Tendenz beherrscht, das als fremd Gefühlte abzustoßen, um in der Rückbezogenheit auf Eigenüberkommenes die reinere, bessere und stärkere Kraft zum Bau einer neuen, deutschen Kultur zu finden. Eine Situation der Besinnung, wie sie in der Geschichte eines jeden Volkes nach erfolgter Umwertung der Werte mit Notwendigkeit eintritt.

Nun entdeckt das, für unsere Betrachtung auf Sprache und Inhalt der Dichtkunst begrenzte, wertsondernde Suchen allenthalben in ihr Spuren des südlich Fremden; nicht allein jene, die aus dem Land der Antike und des Christentums herleitbar sind, sondern die zu jenen Kulturen des Orients weisen, die im dauernden Kampf mit dem umgebenden Nomadentum wuchsen und erstarkend das Antlitz der alten Welt prägten, um dann in den Jahrhunderten frühindogermanischer Wanderungen, wo Völker und Rassen in dauernder Überschneidung durcheinanderwogten, absterbend sich mit der Kultur des jeweiligen Eroberers zu vereinen: Der indoiranische Kulturkreis, der islamische und alldurchdringend, europabildend der hellenistische sind die späten Resultate. Abseits und kaum berührt steht Ostasien. All diese völker- und kulturgeschichtlichen Bewegungen brachen schon in Leibnizens fast allumfassenden Gesichtskreis, bis sie in den Tagen der durch Hamann, Herder, Goethe bestimmten Klassik und der in den Brüdern Schlegel geistig am weitesten gespannten Romantik teils kühl wägend gewertet, teils enthusiastisch begrüßt wurden. Damals geschah es, daß Herders universaler Geist, im sicheren Erkennen der Bereicherung des deutschen Geisteslebens durch diese ihm in europäischen Übersetzungen nahegebrachten fremden Kulturdenkmale, den Begriff der Weltliteratur erfand, um ihn für alle kommende Zeit als Postulat aufzustellen. Goethe wandte sich gegen das »Formlose und Difforme« der Indischen Philosophie und Plastik; aber er hat desto mehr das göttlich durchdrungene Menschliche der indischen Dichtung geliebt. In den »Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten« gab er der Stimmung Ausdruck, daß die Menschennatur gut sei, wenn sie in Harmonie mit der Allnatur lebe. Womit er aber sich nichts Chinesisches zu eigen machte, sondern in ihm nur bestätigt fand, was von je sein geistiges Eigentum war, doch erst spät in einem Briefe an Zelter den prägnantesten Ausdruck findet: »Ich vertraue, je älter ich werde, je mehr dem Gesetze, wonach die Rose und Lilie blüht.« Mit dem »Westöstlichen Diwan« ist es nicht anders: Er ist so wenig persisch wie die »Jahres- und Tageszeiten« chinesisch sind; auch in ihm faßt Goethe sein ureigenes Dichtertum in die fremde, buntschillernde Form.

Recht eigentlich hat erst die Romantik der Dichtung des Orients im deutschen Geistesleben eine Stätte bereitet. 1808 schrieb Friedrich Schlegel »Über die Weisheit und Sprache der Indier«, worin er Stücke aus Mahabharata, Ramayana und Manu metrisch übersetzte; und seit 1823 legte August Wilhelm mit der »Indischen Bibliothek« den Grundstein für die orientalischen Studien in Deutschland. Aber für Gehalt und Gestalt der eigenen Dichtung aus der des Orients wirklich Gewinn zu ziehen, blieb der Zeit vorbehalten, die nach Goethes Tode und nach dem Verblühen der blauen Blume der Romantik anbrach, und die nun jenen fremdländischen Duft sich zu eigen machte, um kraft seiner auch noch der Epoche der Epigonen ein »eigenes« Gesicht zu geben. Mochten der Namen zunächst nicht viele sein, das Werk genügte, um die Spur des Orients in der deutschen Dichtung nicht mehr verlöschen zu lassen.

Schwingt eine Taube sich,
Regt es im Laube sich,
Meinet er, daß du gekommen,
Schmücket das Lager dir,
Blicket mit zarter Begier
Dir entgegen beklommen;
Unter dem Duftstrauch
An Jamunas Lufthauch
Harret der Hainbekränzte.

Lass' die umzingelnden,
Plauderhaft klingelnden,
Liebesverrätrischen Spangen,
Freundin, o husche
Zum dämmrigen Busche,
Von nächtlichen Schleiern umfangen.
Unter dem Duftstrauch
An Jamunas Lufthauch
Harret der Hainbekränzte.

So sehr hat Friedrich Rückert den tänzerischen Rhythmus der Gitagovinda-Verse des indischen Dichters Dschajadeva zu seinem eigenen gemacht, daß nichts mehr von dem voraufgegangenen Ringen um die ursprünglich fremde Form spürbar ist. Dabei handelt es sich in unserem Beispiel nicht etwa um eine Nachdichtung, sondern diese, nun deutsche, Wortmusik ist eine im Originalmetrum gegebene erstaunlich genaue Übersetzung des Sanskrittextes. Wohl, von dem ersten Versuch, den Geist orientalischer Poesie in den »Östlichen Rosen« (dem Gegenstück und Verehrungserweis von Goethes »Westöstlichem Diwan«) sich zuzueignen, bis zu der Meisterschaft solcher Formbeherrschung war ein weiter, mühsamer Weg. Dazwischen liegen die Übertragungen anderer indischer Versepen, persischer und arabischer Dichtungen. Aus ihnen spricht, kraft eigenen Dichtertums und einer immensen Sprachbegabung, das sichere Vermögen, den unterschiedlichen Geist des Orients im sprachlichen Umschmelzungsprozeß sich selber anzupassen. Wenn Goethe unter einer orientalischen Maske deutsche Form und deutschen Inhalt gab, hat Rückert die weitverzweigten östlichen Versstrukturen so sehr erarbeitet, daß ihre Gebilde für den nachfühlenden Leser aufhören, Nachschöpfungen zu sein. Für die Vereinigung, die deutscher und indisch-persischer Geist in der Gedankenwelt Rückerts fanden, sind die fast dreitausend Sprüche und Gedichte der »Weisheit des Brahmanen« beredtes Zeugnis. Wer aber geneigt ist, in dieser eine vor allem objektive Erkenntnislyrik zu sehen, sei aus der subjektivsten Sphäre dieses Dichters an Verse erinnert, die noch im persönlichen Erlebnis wie die Reaktion auf einen Beschwörungshymnus des Atharvaveda anmuten:

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß,
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann,
Ich liebe dich nach einem Himmelsschluß,
Ich liebe dich durch einen Zauberbann.

Allein den Gehalt der chinesischen Dichtung hat Rückert kaum in sich aufgenommen, und seine Übersetzung des Schi-djing reicht nicht an die in ihrer klassischen Vollendung einzigartige von Victor von Strauß heran. Dieser hat nicht nur eine der philologischen Kritik standhaltende Übertragung geliefert, sondern mit ihr die alten fernöstlichen Lieder zum unverlierbaren Besitz unserer eigenen Literatur gemacht.

Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, ergreifet ihn!
Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, entstreifet ihn!

Das kann — liegt es wirklich nur am Alter der Weise? — ebensogut ein Arbeitslied deutscher Dorfmädchen sein. Aber es ist neben der Form- und Sprachbeherrschung die Fähigkeit des nachempfindenden Dichters, die es zu einem solchen verwandelt. Und doch scheint uns — kaum vom Standpunkt der Philologie, aber desto mehr von dem der Dichtung — der Preis für die Heimatgabe chinesischer Poesie im deutschen Sprachraum neben Richard Wilhelm Hans Bethge zu gebühren. Er hat, ungeschwächt durch das Medium englischer und französischer Übertragungen, den hauchzarten Strophen jener Lyrik die Gestalt gegeben, die uns als »Die chinesische Flöte« kostbar geworden ist.

Es mag an der viel zu fremdartigen Struktur der Sprache liegen, die aus ihrer Monosyllabik kein Metrum in dem uns gewohnten Sinne zu bilden vermag, daß die chinesische Poesie keine eigentlich schöpferische Wirkung auf deutsches Kunsterleben zu üben vermochte. Sie war in desto stärkerem Maße der persischen und arabischen Dichtung vorbehalten. Gebührt dem Wegbereiter Rückert der Ruhm, das persische Ghasel in die deutsche Verssprache eingeführt zu haben, so war August von Platen der erste, der in seinen kunst- und klangreichen Rhythmen deutsch gedichtet hat und damit über die Zeit seines eigenen Schaffens hinaus dem Wert und der Würde dichterischer Form ihr Recht wiedergewann. In Platens frühen Ghaselen dominiert noch durchaus der persische Inhalt, glänzt ein hafisisches Anakreontentum, das dann immer ernster und feierlicher abgewandelt wird und schließlich in einem tiefempfundenen Schönheitsrausch alle Glut der Seele und Landschaft Irans in das Gefühl des deutschen Sängers zu tragen scheint, um daraus in grandioser Bilderfülle wieder hervorzubrechen:

Das ist der wirkliche Schöpfungstag,
an dem erstand die Schönheit;
Den Koran malte Muhammeds Hand,
doch Gottes Hand die Schönheit;
Als Säulen türmte Zypressen sie
zum Tempelbau der Luft auf,
Und rein entzündete Rosenglut
und Tulpenbrand die Schönheit;
Nicht schämen wir des geliebten Frons,
der über uns verhängt, uns;
Der Kette weihen wir Kuß auf Kuß,
mit der uns band die Schönheit.

Mit der gleichen, scheinbar mühelosen Eleganz ist nie mehr die deutsche Sprache in die schwierige Rhythmik fremdländischer Kunstmaße gebannt worden. Aber der aufmerksam Lauschende wird aus diesen gleichsam gemeißelten Strophen einen wehen Klang vernehmen. Die künstlerischen Metren waren die Bühne über die im Prachtgewand seiner kristallenen Sprache der Dichter schritt, um so seine seelische Haltung in einer ihm wesensgemäßen Sphäre schmerzloser tragen zu können. In den »Neuen Ghaselen« erfolgt inhalts-

Digitized by Google

mäßig die Rückwendung zur Antike und kündigt sich in dem stolzen Motto an:

Der Orient ist abgetan,
Nun seht die Form als unser an!

Unter Hintanstellung des Formproblems hat der religiöse Kämpfer Georg Friedrich Daumer einfacher und inniger die persischen und arabischen Gehalte in seine Dichtungen übertragen. Ihm gelang diese Aneignung so vollkommen, daß die Zeitgenossen lange der Meinung waren, Übersetzungen, nicht eigene Arbeiten Daumers vor sich zu haben. Der anfängliche Ruhm des feinfühligen, nun lange vergessenen Dichters wurde zu Unrecht im Urteil des Publikums von den »Liedern des Mirza Schaffi« überstrahlt, mit denen Friedrich Bodenstedt Hunderte von Auflagen erzielte. In diesen Gedichten feiert der von Platen überwundene, von Daumer zum tiefsinnigen Naturbetrachter geedelte Hafis fröhliche Auferstehung als weinseliger Trinker. Gewichtiger, doch dann fast bombastisch, sind die geschichtsphilosophischen »Nächte des Orients« von Adolf Friedrich Schack, an die sich »Weihgesänge« und »Lotosblumen« schlossen und in formvollendeten Versen die tiefe Versenkung ihres Schöpfers in orientalisches Weltgefühl bezeugten. Aber Schacks Bedeutung liegt doch mehr auf gelehrtem Gebiet, und weder ihm noch Bodenstedt ist ein Gedicht wie dieses gelungen, das wir aus dem wenigstens noch in die Literaturgeschichte hinübergeretteten Werk Daumers heben. Da antwortet ein Araberknabe dem Preiser seines schwarzwallenden Haares:

Nicht rühme diese junge Lockenpracht,
Die ich so ruhmlos auf dem Haupte trage;
Erhebe sie an jenem Ehrentage,
An welchem ich den ersten Sieg erjage,
Die fliegende durch das Gewühl der Schlacht.

Das sind schlichte deutsche Verse; aber man spürt in ihnen die prickelnde Luft der arabischen Steppe und den herben Stolz der sie durchmessenden Reiter.

Über diese Dichter und ihre Fürsichgewinnung des Orients hebt dann in großer Gebärde und mit einem wundersam bestrickenden Reiz Richard Wagner den Zaubermantel seiner Musikdichtungen. Das noch im tiefsten Schmerz gelassene Sterben Tristans und Isoldens ist indisch-buddhistische Weltabkehr; Germaniens Götter wollen den Tod, wie der Jünger Buddhas, der Arhat, sein Nirvana will; im Parsifal vereint sich diese buddhistische Haltung mit christlicher Mystik wie in gewaltig aufglühender Gloriole, deren Strahlung das Nordlicht seinen Schimmer lieh. Arthur Schopenhauers Philosophie ist die Quelle, aus der solche Stimmung ins Werk Wagners überströmt. Aber ist denn bei Schopenhauer dieses Schwelgen in indischen Gedankengängen, diese Hingabe an die Mysterien der Upanishads, die bedingungslose Dreingabe in die weltabgewandten Lehrmeinungen des Buddha noch Philosophie in einem strengen Sinn? In weiten Partien seines Werkes steigert sich der eigenwillige Denker und kritiklose Rühmer altindischer Geisteshaltung zu echt dichterischem Pathos, das auch die Seele Zarathustras nährte. Dieses vorzeitigen Künders Gestalt wird dann der Behälter, in den der Freund und Bewunderer und spätere Antipode von Schopenhauer und Wagner, Friedrich Nietzsche, seine Sehnsucht nach einer neuen Kultur flüchtet. »Zarathustra ist wahrhaftiger als sonst ein Denker. Seine Lehre, und sie allein, hat die Wahrhaftigkeit als oberste Tugend ... Zarathustra hat mehr Tapferkeit im Leibe als alle Denker zusammen. Wahrheit reden und gut mit Pfeilen schießen, das ist die persische Tugend. Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz — in mich — das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra.« Wohl deutet Nietzsche hier den Propheten Irans in seinem Sinne; aber diese Sätze sind auch der Beweis dafür, daß für ihn Zarathustra mehr war als nur ein Name. Seine Predigt, die strenge Ethik des Manu-Gesetzbuches, die Philosopheme des Buddhismus, das alles durchdrang Nietzsches rastloser Geist auf der qualvollen Suche, in einer religionslosen Zeit neue Formen des Religiösen, neue Mythen als Richtweiser eines neuen Ethos zu finden. Der Orient gab ihm Anregungen in Fülle, und doch wird man nicht sagen können, daß er seine Philosophie und Sprache nennenswert mitgebildet habe. Aber er ist wie ein untergründiger Strom in diesem Werk, der in der »Ewigen Wiederkehr« heraufbricht, und dann, ganz nahe der Nacht, in die letzten, wehen Gesichte strömt, die auf ihre östlichen Gehalte zu analysieren Vermessenheit wäre.

In der Dreiheit Schopenhauer, Nietzsche, Wagner erweist sich die Periode schöpferischer Aneignung orientalischer Form- und Wertgehalte als abgeschlossen. Das Wesen des Orients ist in Gestalt und Idee zum Eigenbesitz deutscher Denker und Dichter geworden. Mag man das epische Werk von Eduard Stucken oder Willy Seidel, mag man Waldemar Bonsels Prosadichtungen oder die Ferne- und Heimatsehnsuchten Max Dauthendeys auf »Orientalisches« untersuchen — es ist, literarhistorisch gesprochen, keine orientalisierende (d. h. um die Aneignung des Fremden ringende) Dichtung mehr, sondern die Gehalte und Formungen des Ostens sind zum Kulturbesitz des Westens geworden. In Hermann Hesses »Siddharta« etwa ist schwerelos die Luft indischer Weltabgewandheit, und gleichzeitig glaubt man, an einem Stromufer in deutscher Landschaft zu stehen, wo zeitlos ein Einsiedler seine Einsamkeit hütet. Rainer Maria Rilkes »Buddha in der Glorie« hat das Wissen um die Mysterien des Mahayana und ist doch nur Symbol der Tiefenstrebung des Dichters:

Mitte aller Mitten, Kern der Kerne,
Mandel, die sich einschließt und versüßt!

So schließt sich, zum Anfang zurückkehrend, der Kreis: Wenn wir auch in unseren geistigen Räumen kaum einen Schritt tun können, ohne auf ursprünglich Fremdes zu stoßen, so erkennen wir doch gleichzeitig, daß dieses in den weitaus meisten Fällen (d. h. wo es unserer eigenen Artung nicht wesentlich widersprach) längst im kulturellen Umwertungsprozeß unser Eigenes wurde. Sei es Antike, Christentum oder die anderen vielfachen Formen und Inhalte von Süd und Ost, die wir bald unserer eigenen Geisteswelt untrennbar verbanden, bald als Spur und Furche in ihr wiederfinden — in allen Fällen haben wir Geist von unserem Geist hinzuzugeben, haben von fern Überkommenes mit unserem Blut genährt und so in uns beheimatet. Herder hat die Poesie die Sprache des Menschengeschlechtes genannt. Sie wird es in dem ihr wesensgemäßen Hinausgreifen über Völker und Zeiten immer bleiben.

Olympische Kunst

Das Buch Richard Hamanns über »Olympische Kunst«, eine textliche und bildliche Erweiterung der »Olympischen Kunst« in der Reihe der »Marburger Kunstbücher für jedermann«, verdient durch seine vorzügliche Eignung, klärend, vertiefend und werbend dem olympischen Gedanken zu dienen, im deutschen Olympiajahr besondere Beachtung und Verbreitung.

Die enge Verbindung zwischen dem antiken Ideal der καλοκαγαθία, der harmonischen Vereinigung vollendeter sittlicher und sinnlicher Schönheit, mit dem olympischen Geist unserer Zeit erwächst aus der zentralen Frage des Buches, was Olympia den Griechen gewesen ist und was es uns zu sagen hat. In überzeugender Eindringlichkeit wird die Antwort aus den ästhetischen und ethischen Wesenselementen der antiken Kunst des Zeustempels in Olympia sichtbar gemacht.

So überwindet diese Einführung in eine der bedeutendsten Schöpfungen hellenischer Kunst durch ihre persönliche Orientierung ihre kunstgeschichtliche Thematik, indem die belehrende Wirkung des Buches, in dem Streben nach Beglückung aufgelöst, zu erhöhter Wirklichkeit gelangt. Im Mittelpunkt dieser beglückenden Sendung des Buches stehen die über vierzig Aufnahmen der Fragmente vom Zeustempel.

Danach besteht der Wert der textlichen Umrahmung in der Sachlichkeit des Inhalts. In ihm schildert R. Hamann-Mac Lean die Entwicklung des antiken Olympia, die Altis und den Zeustempel, Richard Hamann die künstlerische Bedeutung der Fragmente. Leider ist die notwendige Sachlichkeit in der Textformung von den Verfassern nicht überall gewahrt, und so wirkt sich der große Gegenstand des Buches stellenweise in einem Pathos aus, das angesichts dieser Bilder ebenso schwer zu vermeiden wie zu ertragen ist.

Die gute preiswerte Ausführung des Buches entspricht der Qualität seines Inhalts. **H. V. C.**

[1]) Richard Hamann und R. Hamann-Mac Lean: Olympische Kunst. Mit 60 Abbildungen nach Aufnahmen des Kunstgeschichtlichen Seminars Marburg. August Hopfer Verlag. Burg b. M.

Die nächste Nummer bringt u. a.:

MAUTZ: Max Stirner in der Ursprungsgeschichte der modernen Lebensphilosophie
ELSTER: Analogie als rechtswissenschaftliches Problem
FELDKELLER: Das Okkultismus-Problem

Zu den
XI. Olympischen Spielen!

Vom Wert des Leibes

in Antike, Christentum und Anthropologie der Gegenwart. Herausgegeben vom Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik, Münster in Westfalen.

Beiträge von: *Joseph Bernhart, J. Schröteler, J. Ternus* und *H. Muckermann*

ca. 120 Seiten, Lein. RM 2.20, brosch. RM 1.40

„Ein besonderes Buch zu den XI. Olympischen Festspielen, von den großen gestaltenden Ideen in denen sich Sinn und Wert des Leibes und der Leibeskultur von der Antike bis zur Gegenwart ausgesprochen haben. Zugleich wird es seine Bedeutung auch über die Tage der Olympiade hinaus behalten für alle, die in Philosophie, Psychologie, Charakterologie und Eugenik eine kurze, geschichtlich zusammenfassende Einführung in die alten und neuesten Probleme der Anthropologie suchen."

Zu haben in jeder Buchhandlung / Verlangen Sie ausführlichen Prospekt!

VERLAG ANTON PUSTET
SALZBURG-LEIPZIG

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 II. Vj. 36

Digitized by Google

ERIGINAL FROM
NERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
AP
SEP 19 1936

Berlin, 20. August 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 16

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dr. KURT MAUTZ, Mainz

Max Stirner in der Ursprungsgeschichte der modernen Lebensphilosophie

Die philosophische Interpretation von Stirners Werk ist endgültig in das Stadium getreten, in dem es nicht als literarische Kuriosität angestaunt oder verlästert, sondern in dem mit geschichtsphilosophischer Notwendigkeit seine Stelle innerhalb der geistesgeschichtlichen Entwicklung aufgezeigt werden kann. L. Klages, die Anthroposophie und die Existenzphilosophie haben, ein jeder unter seinem Gesichtswinkel, diese Würdigung eingeleitet. Wissenschaftsgeschichtlich bedeutete Stirner ein besonderes Problem. Von jeher war seine Lehre den krassesten Mißverständnissen ausgesetzt, so daß der Zugang zu ihr über die Geschichte ihrer Kritik zu führen scheint. Diese weite Möglichkeit der Deutungen ist aber in Stirners Werk selbst angelegt, ja, der Autor leistet ihr bewußt Vorschub. Um sich in dem Labyrinth systemloser Gedankengänge zurechtzufinden und zum eigentlichen Kern vorzudringen, gilt es vor allem jene Fassade des subjektivistischen Titanismus zu durchstoßen, an die sich vulgäre Auffassungen zu halten pflegen. Ferner darf gerade Stirners Werk nicht gleichsam als Offenbarung eines ewigen Organons der Philosophie hingenommen, sondern muß auf seine bestimmte geschichtliche Leistung befragt werden. Immer steht Stirner in einer kämpferischen Ausfallsstellung gegen zeitgeschichtliche Kräfte. Sie diktiert ihm die Haltung und die Mittel. Jeder Begriff Stirners ist so in hervorragendem Maße historisch geladen. Abgelöst von seinem geschichtlichen Gegenbegriff muß er zum Trugbild werden.

Diese oppositionelle Bezogenheit des Stirnerschen Denkens läßt zunächst das Negative über das Positive überwiegen, macht die philosophische Tätigkeit zu einer »destruktiven oder verzehrenden und vernichtenden« (E 88[1]). Wie für Nietzsche bedeutet jedoch für Stirner ein solcher »Nihilismus«, weit entfernt vom bloßen Zerreden der Dinge, die notwendige Durchgangsphase zu einer neuen Wertsetzung.

Ist das Verfahren des Autors im »Einzigen und seinem Eigentum« auch im Ganzen bewußt (E 45) unsystematisch und unmethodisch, so wird doch durch die eben aufgezeigten Bedingungen eine gewisse Grundtendenz sichtbar, die den Blick über alle Abschweifungen und Einlagen hinaus in die Richtung einer streng durchgehaltenen Intention zwingt. Ihren unmittelbaren literarischen Ausdruck findet diese Tendenz in der Haltung der Ironie (E 480). Die Funktion der Ironie bei Stirner ist eine doppelte. Sie hat erstens (negativ und direkt) bestimmte geistige Wirklichkeiten widerzuspiegeln und sie in dieser Re-flexion — einer bloßen »Virtuosität des Denkens« (KS 360) — ihrer nichtigen Scheinhaftigkeit, d. h. ihrer Ohnmacht als erstarrter, vom »Leben« abgelöster Produkte zu überführen. Sie hat zweitens (positiv und indirekt) auf den überlegenen schöpferischen Ursprungsgrund hinzuweisen, der jene geistigen Gebilde aus sich hervortreibt und wieder in sich zurückzunehmen vermag: auf den eignenden »Einzigen«. In ihren Mitteln rational, intendiert sie ein Irrationales.

Damit rühren wir an das Grundproblem von Stirners Philosophie. Es ist in erster Linie ein ethisches. Wie der ganze Nachhegelianismus steht Stirner in Opposition zu den metaphysischen Voraussetzungen des idealistischen Universalismus, der das Sein des Einzelmenschen in einer ideenhaft statuierten Welttotalität gründen läßt, in der Wirklichkeit und Vernunft identisch sind. Stirner wie der Troß der Junghegelianer, wie Kierkegaard und Nietzsche sodann, gehen insgesamt von der besonderen, bestimmtesten Situation dieses einzelnen Menschen aus, ihre Philosophie drängt zur Praxis, sie rückt die Mächte des »Lebens«, der Politik, der Gesellschaft usw. in den Mittelpunkt der philosophischen Kritik. Diese gibt den idealistischen Totalitätsbegriff preis zugunsten der Einzelanalyse menschlichen Seins in seiner konkreten Befindlichkeit. So tritt auch für Stirner der Primat des Ethischen, dessen Sphäre ja das Verhältnis des Menschen zur Umwelt und zum Mitmenschen zum Gegenstand hat, an die Stelle des Primats des Theoretischen in der idealistischen Systemphilosophie.

Stirners Kampf auf ethischem Gebiet gilt jeder Wertsetzung, die geistige Normen und menschliche Verhältnisse in der Weise fixiert, daß dem handelnden menschlichen Individuum die Last der sittlichen Entscheidung abgenommen und ihm die Direktive des Handelns durch eine kanonisch starre Hierarchie der Werte geliefert wird. Unter den synonymen Stichworten »Spuk«, »Sparren«, »Gespenst«, »fixe Idee«, »Besessenheit«, »Stabilität«, »Hierarchie«, »Feudalität« bekämpft Stirner jene geistigen Wesenheiten und sittlichen Wertordnungen, die sich als Produkte des menschlichen Willens verselbständigt haben und diesen ihrerseits nun unter ein heteronomes Gebot beugen, seine ursprüngliche Produktivität ertöten, den »Fluß«, die »Auflösung«, die »Bewegung« des Lebensprozeses hemmen. Stirner vertritt gegenüber der statischen Stufenordnung tradierter Bildungswerte einen dynamischen Voluntarismus. Es geht ihm dabei um die ethische Alternative: Kollektivwerte — oder Individualwert. Die Pointe seiner Beweisführung liegt jedoch nicht in einer Kritik der Kollektivwerte als solcher, sondern in der Herausstellung des individuellen Vollzugs sittlicher Entscheidung. Dieser hat eine selbständige personale Welt zur Voraussetzung. Ursprungsquell alles Handelns ist der spontane Entschluß eines individuellen Willens. Nach allem will Stirners »Einziger« nicht als atomistisch isolierte Größe, sondern als lebendige Einheit gefaßt sein, die eine dialektische Spannung in sich birgt: die Dialektik von »Schöpfer« und »Geschöpf«. Sie besteht, in Stirners Sprache ausgedrückt, darin, daß der »Einzige« zugleich »Eigner« ist, d. h. daß er als Schöpfer zu seinem jeweiligen Willensausdruck (einer Idee, einer Handlung usw.) in einem Verhältnis steht, das er kraft absoluten Vetos jederzeit aufkündigen oder neu bestätigen kann. Seine »Ausschließlichkeit« ist nicht Isoliertheit, Vereinzelung, Vereinsamung, sondern Ausschließung dessen, was keine lebendige Beziehung zu seinem schöpferischen Willen, kein »Interesse« hat. Diese personalistische Ethik zielt ab auf die unmittel-

[1]) E = „Der Einzige und sein Eigentum" von Max Stirner, Leipzig 1845.
KS = „Max Stirners Kleinere Schriften" hrg. von J. H. Mackay, Berlin 1914.

INHALT:

MAUTZ: Max Stirner in der Ursprungsgeschichte der modernen Lebensphilosophie
PIETSCH: Aufgaben und Organisation der chemischen Forschung in Deutschland
ELSTER: Analogie als rechtswissenschaftliches Problem
FELDKELLER: Das Okkultismus-Problem

Digitized by Google

bare Kommunikation einzelmenschlicher Seinsmächtigkeiten (Stirners »Verein«) und stempelt jede Wertvorstellung, die sich als normative Vermittlungsinstanz störend in den freien »Verkehr« der Individualitäten zwischenschaltet zur lebensfeindlichen Ideologie. Stirners Ideologiebegriff ist wie derjenige Nietzsches die Gegenkonzeption zu einem irrationalistischen Willensbegriff.

Stirners Irrationalismus ist das Ergebnis einer eingehenden Auseinandersetzung mit den zeitgeschichtlichen Grundkräften des vormärzlichen Deutschland. Aus dem Lager des Junghegelianismus hervorgegangen, gelangt Stirner schließlich zu einer eigentümlichen philosophischen Position, die ihn in scharfen Gegensatz zum rationalistischen Fortschrittsethos der liberalen Hegelianer stellt, die aber zugleich als letztes Auflösungsstadium der idealistischen Philosophie noch die Kontinuität der Entwicklung wahrt. Diesen Sachverhalt vermag eine genaue Problemanalyse an Hand von Stirners Werk, wie ich sie in meiner demnächst erscheinenden Arbeit »Die Philosophie Max Stirners im Gegensatz zum Hegelschen Idealismus« zu geben suche, sicherzustellen. Die grundsätzliche Taktik, die Stirner in dieser umfassenden Kontroverse einschlägt, besteht in der Reduktion der von ihm bekämpften zeitlichen Gegenkräfte auf ein einheitliches Prinzip, das sie sämtlich, Idealismus, Liberalismus, Humanismus, Sozialismus, Kommunismus usw. als Derivate einer supranaturalistischen Metaphysik, als »letzte Metamorphosen des christlichen Prinzips« kennzeichnet. Damit vollzieht Stirner, mit derselben Entschlossenheit wie Nietzsche, die Wendung zur radikalen Immanenz.

Inwieweit Stirners Polemik im einzelnen sachlich stichhaltig ist, mag hier dahingestellt bleiben. Von zentraler Bedeutung aber ist ihr originaler Ansatz, die eigentümliche Intention des Stirnerschen Denkens, die es in ihrer elementaren Einfachheit hinter allen historisch-oppositionell bedingten Überspitzungen und affektiven Übersteigerungen freizulegen gilt. Daß Stirner in seiner Front gegen die überkommene Metaphysik des Idealismus und seiner Nachfahren (Feuerbach, Br. Bauer usw.) eine eigene, neue Metaphysik verfolgt, steht außer Frage. Sie hat im Gegensatz zu dieser nicht die absolute Idee einer Totalität von Geist und Wirklichkeit noch die allgemeine Idee des »Menschen überhaupt« oder des reinen »Selbstbewußtseins« zur Voraussetzung, vielmehr ein schlechthin Bestimmungsloses, das sich nicht rational expliziert, sondern realiter auftritt als »Ich — selbst« in der konkreten personalen Begegnung. »Erst dann, wenn Nichts von Dir ausgesagt und Du nur genannt wirst, wirst Du anerkannt als Du« (KS 348). Dieses »Verstummen« und Sprachloswerden macht den eigentümlich intuitionistischen Charakter der Stirnerschen Philosophie aus: ihr Umschlagen in »Nichtphilosophie«. Sie bedient sich der Sprache nicht als begrifflicher »Vermittlung«, als Form systematischer Rationalisierung, sondern schränkt sie ein auf die bloße zeigende Leistung des »Namens«. So ist der »Einzige«, das letzte metaphysische Residuum dieser Philosophie, zugleich ein »Nichts« (E 310, 491 u. a.), — »die aufrichtige, unleugbare, offenbare — Phrase« (KS 347). Stirners »Einziger« besagt begrifflich nichts anderes als die Tautologie: »Du bist Du.« Er läßt die Logik als Phrase verenden: »Der Einzige soll nur die letzte, die sterbende Aussage (Prädikat) von Dir und Mir, soll nur diejenige Aussage sein, welche in die Meinung umschlägt: eine Aussage, die keine mehr ist, eine verstummende, stumme Aussage.... Im Einzigen kann die Wissenschaft als Leben aufgehen, in dem ihr Das zum Der und Der wird, der sich dann nicht mehr im Worte, im Logos, im Prädikate sucht« (KS 349f.). In immer neuen Anläufen, Glanzstellen seines Werkes, sucht Stirner dieses Abdanken des Geistes und der Sprache vor der Macht des »Lebendigen« zu formulieren, sucht er die Versenkung des »Lebendigen« in sich selber als positive »Gedankenlosigkeit« deutlich zu machen: »Beobachte Dich einmal jetzt eben bei deinem Nachdenken, und Du wirst finden, wie Du nur dadurch weiter kommst, daß Du jeden Augenblick gedanken- und sprachlos wirst. Du bist nicht etwa bloß im Schlafe, sondern selbst im tiefsten Nachdenken gedanken- und sprachlos, ja dann gerade am meisten. Und nur durch diese Gedankenlosigkeit, diese verkannte »Gedankenfreiheit« oder Freiheit vom Gedanken bist Du dein eigen« (E 463). Der ursprüngliche actus (vgl. Ausdrücke wie »Schöpfungsact« E 465 u. a.), der in solchen Formulierungen gemeint ist, bezeichnet mit dem Phänomen der Verstummung und Sprachlosigkeit die eigentliche »lebensphilosophische« Ausrichtung des Stirnerschen Denkens, den radikalen Rekurs nämlich auf den Punkt (Ich = Nichts) der »Existenz«. Sie wird beschworen, aber ihr Bild bleibt eine unentzifferbare mythische Hieroglyphe: »Was Stirner sagt, ist ein Wort, ein Gedanke, ein Begriff; was er meint, ist kein Wort, kein Gedanke, kein Begriff. Was er sagt, ist nicht das Gemeinte, und was er meint, ist unsagbar« (KS 345).

Psychologie

1.

Einführung in die Ganzheitspsychologie

Das Werk führt in ausgezeichneter Weise in eine Arbeitshypothese ein, die in der neueren Psychologie — nachdem die Biologie und vor allem auch die Medizin mit Erfolg denselben Gedanken entdeckt bezw. benutzt hatte — eine beachtliche Rolle spielt. Insbesondere ist zu begrüßen, daß diese Veröffentlichung nicht schulgebunden ist, sondern von einem durchaus unabhängigen Forscher stammt, dem wir einige ganz vortreffliche Untersuchungen eigener Richtung verdanken. Nachdem die allgemeinen Grundbegriffe der Erlebnisbeschreibung der seelischen Wirklichkeit behandelt sind, kommt es zur eigentlichen Darstellung im Bereiche des Gesichtssinnes. Vom Bau der Rezeptoren anfangend bis hinauf zu den praktisch beachtlichen Ganzheitserscheinungen (wie dem Lesen, dem Sehen von Bewegungen usw), wird der Ganzheitsgedanke vorgewiesen. Dabei gelangen selbstverständlich auch andere Begriffe, wie der der Komplexqualitäten zu Erörterung. Ganz besonders glücklich erscheint mir die Bezeichnung »Selbständige Veränderliche« und die damit abgegliederte Bestimmung des »vormaligen« Elementenhaften. Nach — etwas sehr kurzer — Darlegung des Ganzheitlichen der Gehörerlebniswelt (man hätte hier noch viel weitergehende Dinge erörtern können), wendet sich die Schrift der Schichtenstruktur des Bewußtseins zu. Im Mittelpunkt stehen die von Ehrenstein in besonderen Forschungen gegenübergestellten Gegebenheiten von ‚Figur' und ‚Grund', die als prinzipielles Differenzierungsstück auch in der Denkwelt, der Motorik, dem Gefühlsleben vorzuweisen sind. Nach einem Zwischenkapitel über »Einstellung«, werden Denken, Fühlen und Wollen ganzheitlich erörtert, um zum Ende in einer Darlegung typischer Arten menschlicher Seelenformen zu endigen. Auch wenn man wie Ehrenstein kein Freund der Typenfindung um jeden Preis ist, möchte man bedauern, daß Typus und Ganzheit nicht konsequenter gegenübergestellt wurden und daß insbesondere mit den angezogenen Experimentalreihen über Typus und geometrisch-optische Täuschungen das Buch plötzlich endet. Ungeachtet dieser Bemerkungen aber bleibt Ehrensteins Schrift eine ganz hervorragende, allgemeinverständliche, das Material souverän beherrschende Darstellung. In ihrer ausgezeichneten Didaktik ist sie zugleich eine treffliche Einführung in die psychologische Welt überhaupt und verdient daher, vor allem von Psychologiebeflissenen jeden Grades beachtet zu werden! Daß, wie stets bei Ehrenstein, auch hier die hervorragende Bindung von exakter Naturwissenschaft mit Wissen um Kulturwerte sich vorfindet, ist ein besonderer Vorzug des Buches, umso mehr, als vorzeitige oder verlegenheitsgerichtete Philosophiererei um die »Ganzheit« völlig vermieden und das Kulturinhaltliche ebenso strikt psychologisch ausgerichtet geboten wird.

Prof. Dr. F. Giese
Stuttgart

W. Ehrenstein, Einführung in die Ganzheitspsychologie, Leipzig 1934, Verlag Joh. A. Barth, RM 6.—.

2.

Erkenne dich selbst!

Othmar Spann, der durch seinen unentwegten Kampf gegen das atomistisch-mechanistische Denken bekannt gewordene Wiener Professor, will in seinem neuen Buche viel mehr geben als eine charakterologische Anleitung zur »Selbsterkenntnis«: nämlich eine »Geistesphilosophie als Lehre vom Menschen und seiner Weltstellung«. Sein Haupt- und Schlagwort lautet »Ganzheit«. Als Universalist schaut er »von oben her«, alles hierarchisch einreihend. Das »übersinnliche Bewußtsein« der Religion, das »Gezweiungsbewußtsein« der Liebe, das »Eingebungsbewußtsein« der Erkenntnis und Kunst, das »Wollen und Handeln«, das »sittliche Bewußtsein«, die »Sinnlichkeit« — diese 6 Stufen des Geistes werden im Sinne ihrer »Ausgliederung« aus dem höchsten Ganzen: aus dem »unoffenbaren Geistesgrund« abgeleitet und zugleich in ihrer durchgängigen und entsprechenden »Rückverbundenheit« mit dem »Absoluten Geist«, dem »Menschheitsgeist« und dem »Naturgeist« wieder zusammengefaßt.

Das 450 Seiten starke, gedanken- und zitatenreiche Buch, dessen ganze Stoffülle hier nicht angegeben ist, bietet viele Probleme, aber auch viele »Lösungen«. Zu viele! Spann bekennt sich zum »Idealismus« Platons, der Mystik und der Goethezeit, — und bleibt schließlich selbst im eigenen Ismus verfangen. Manche ewige Wahrheit des Idealismus, für die Spann sich einsetzt, wird unfruchtbar und am Ende unwahr dadurch, daß sie in einer historischen Denk- und Sprachhülse stecken bleibt. Das ist um der gewaltigen Gegenwartsbedeutung des Ganzheitsgedankens willen um so mehr zu bedauern, als Spanns bisweilen scholastisch anmutendes Verfahren einer begrifflich folgernden Forschung auch seinen »Widerlegungen« des sensualistisch-empirischen Geistes die letzte Stoßkraft nimmt. Die »Geistesphilosophie« bleibt wertvoll gerade durch ihre Absicht, eine zur Selbstvervollkommnung aufrufende »Lebensweisheit« zu vermitteln, die dem Menschen in der Anschauung der Größe seines Geistes einen Leitstern seines Handelns weist. Aber dem geschichtlichen Erfordernis einer radikalen, von innen her umsetzenden Vergegenwärtigung der idealistischen Seinserfassung kann durch kein »Zurück zum Idealismus!« Genüge getan werden.

H. Behrens
Berlin

Othmar Spann: »Erkenne Dich selbst!« Ergänzungsband 6 der Herdflamme. Verlag Fischer Jena 1935. RM. 12.—

Digitized by Google

Dr. ERICH PIETSCH, Berlin

Aufgaben und Organisation der chemischen Forschung in Deutschland

Jede wissenschaftliche Naturerkenntnis ist methodisch auf Experiment und Messung aufgebaut. Präzision und Richtigkeit ihrer Aussagen stehen für die Naturwissenschaft stets im Vordergrund, und das spekulative und kausalfreie Moment hat nur insofern Daseinsberechtigung, als es durch die Erfahrung kontrollierbar ist. Hierdurch und nur hierdurch wird in allen Fällen eine Auslese herbeigeführt zwischen dem, was als falsch und dem, was als richtig angesehen werden muß. In dieser durch die unbestechliche Erfahrung erzwungenen Auslese liegt die einzig zulässige Einschränkung, aber auch die Stärke jeder wahren Naturforschung [1]). Naturwissenschaft ist gebunden einzig und allein an die Unbestechlichkeit des Experiments und zugleich an die Unbestechlichkeit des forschenden und nach Erkenntnis ringenden Menschen, dem es gegeben sein muß, den Erkenntnissen, die unberührt vom Wechsel menschlicher Tage und Geschicke nur dem Begnadeten in der einsamen Schau seiner Sternenstunden geschenkt werden, in Unabhängigkeit nachzustreben, den aber willkürlich gesetzte Grenzen eines notwendigen Mittels zur Erreichung der angestrebten Erkenntnis berauben. Und so gesehen wird der Drang nach Erkenntnis zu einem wesentlichen Gradmesser menschlicher Kultur: denn geradlinig und konsequent führt der Weg vom reinen und zweckfreien Erkennen zu dem Versuch der Nachahmung der erkannten Gesetzmäßigkeiten, schließlich zu ihrer technischen Anwendung mit dem Ziel, die Naturkräfte zu kontrollieren, zu bändigen, und sie in den Dienst des eigenen Volkes und endlich der Menschheit zu stellen. Hieraus wird erkennbar, daß die Aufgabe einer jeden exakten Naturwissenschaft — und das gilt besonders in unseren heutigen Tagen einer weitgehenden Durchdringung unseres Lebens mit Technik — eine mehrfache ist. Wissenschaft und Technik, Forschung und Praxis sind häufig nur schwer auseinander zu halten, und wenn wir uns auf das Gebiet der Chemie beschränken, so können wir in zahlreichen Fällen kaum übersehen, wer dem anderen Hilfsstellung leistet; und in diesem Sinn wird sich die Wissenschaft auch nicht der Lösung drängender Tagesfragen entziehen dürfen, insbesondere nicht der Lösung solcher, die, auf längere Sicht gesehen, der Wirtschaft und damit dem Volksganzen zu dienen haben.

Als Galvani die sensiblen Nervenfasern des Froschschenkels durch Berührung ungleicher Metalle reizte, da wußten weder er noch seine Zeitgenossen, daß damit das Anfangsglied einer großartigen Entwicklungskette gefunden war, die zur Kontaktelektrizität der Voltaschen Säule und endlich zur Elektrolyse führen würde, mit deren Hilfe heute neben anderen Metallen und großtechnischen Produkten das Aluminium dargestellt wird. Würde man stets nur Spielraum lassen für das unmittelbar auf das praktische Schaffen Gerichtete, so hätten wir heute wohl weder den Rundfunk, der letzten Endes aus der Maxwellschen Theorie des Elektromagnetismus hergeleitet ist, die in jenem System berühmter Differentialgleichungen ihren Ausdruck findet, noch wären die umfassenden Segnungen, die aus Radium und Röntgenologie erwachsen sind, uns zuteil.

Aus dem Spiel geistig schöpferischer Kräfte, deren Quellpunkt im Drang zur Erkenntnis liegt, ist in glücklichen Fällen immer wieder — frei von jeder Gebundenheit an die Erfordernisse des Tages — der Weg zur praktischen Auswertbarkeit erwachsen. Diese Art zu forschen will uns in der wirtschaftlichen Enge unserer Zeit leicht abwegig erscheinen, und doch haben gerade diejenigen Stätten, die lediglich der freien Forschung dienen und gedient haben, Deutschlands Vorrangstellung in der Welt geschaffen. Hierin liegt die Substanz beschlossen, der die Welt ihre rückhaltlose Achtung entgegenbringt. Das heißt nicht und darf um keinen Preis heißen, daß der Wissenschaftler den ernsten und drängenden Forderungen seines Volkes blind und teilnahmslos gegenüberstehen kann — aber Fortschritt bedeutet stets etwas organisch oft unter unsagbaren Kämpfen Gewachsenes, und nicht gewaltsam kann Fortschritt von heute auf morgen erzwungen werden. Wenn unsere ganze Sorge heute der Verbreiterung unserer heimischen Rohstoffbasis gilt, so ist es selbstverständliche Verpflichtung eines jeden einzelnen, mit seinen besten Kräften zur Lösung dieser vordringlichen Aufgabe beizutragen — aber auch diese Aufgabe kann nur auf dem zähen und von vornherein noch undurchsichtigen Weg bewährter Forschung gelöst werden.

Es ist nur zu begreiflich, daß die Schaffung einer neuen seelischen Grundhaltung, wodurch ein sehr erheblicher Teil der gesamten Geisteskräfte der deutschen Nation gebunden wird, eine Verlagerung des geistigen Interesses vom rein Fachwissenschaftlichen, wodurch die letzten Jahrzehnte ausgezeichnet waren, zum Esoterischen hin erzwingt. Wir könnten diese Entwicklung in ihrer Ausschließlichkeit gutheißen und sie als eine unvermeidliche durch den Kräftehaushalt bedingte Übergangserscheinung hinnehmen, wenn wir uns damit — auf längere Zeiträume gesehen — nicht in eine unerhörte Gefahr begeben würden. Denn wir dürfen um keinen Preis das Niveau unserer technisch-naturwissenschaftlichen Spezialbildung senken, da uns in dieser Überlegenheit eine unserer besten Waffen gegeben ist in dem Kampf, den wir um unsere Selbstbehauptung führen müssen. Das gilt gleichgültig, ob wir auf agrikulturchemischem Wege unsere Landwirtschaft, auf pharmazeutischem unsere Volksgesundheit fördern, oder ob wir Flugzeuge und Geschütze bauen — alles, um die Lebenskraft unseres auf engem Raum zusammengedrängten Volkes zu erhalten und zu erhöhen. Das gilt, ob wir auf Grund exakter biologisch-medizinischer Erkenntnisse unsere Rasse verbessern wollen, oder ob wir uns durch physikalisch-technische Erfindungen neue Exportmöglichkeiten zu verschaffen suchen [2]). Hierüber bedarf es keiner weiteren Ausführungen. Der Ernst und die vitale Bedeutung dieser Sachlage ist uns allen gegenwärtig. Wir brauchen die primär zweckfreie Forschung, um unser Volk als Nation zu erhalten.

Wie hat nun die Chemie im Laufe ihrer Entwicklung ihre Verpflichtungen einerseits gegenüber der Forschung andererseits gegenüber der national bedingten Praxis erfüllt? [3])

An erster Stelle sind hier die Universitäten und sonstigen Hochschulen zu nennen, die jene frühe Tradition übernahmen, die in den Kabinetten der Apotheken in jahrhundertelanger Arbeit herausgebildet worden war. An den Universitäten wuchs jene spagyrische Kunst hinein in die exakte wohlfundierte Wissenschaft, als die uns Heutigen die Chemie vertraut ist. Es liegt in der besonderen Aufgabe der Universität begründet, daß sie neben der reinen Forschung der Lehre zu dienen hat, ja, daß es ihre vornehmste nationale Pflicht ist, die heranwachsende Generation einzuführen in das geistige Schaffen ihrer Zeit und in die Besonderheiten des speziellen Aufgabengebietes. Die Universitäten bildeten entsprechend dem vorwiegend experimentellen Charakter der Chemie frühzeitig Laboratorien aus, die nur sehr langsam zu den wohlausgestalteten Forschungsstätten unserer Tage geworden sind. Diese Institute dienten und dienen der Unterweisung jener ständig wachsenden Zahl junger Chemiestudierender, die hier ihr Rüstzeug für ihre spätere praktische Industrietätigkeit erwerben sollen; denn nur ein verschwindender Teil aller Studierenden der Chemie kann später den Weg zu eigener Forschung finden. Und so ist es denn auch verständlich, daß die immer mehr wachsende Industrie in zunehmendem Maße ihr Interesse den Zuständen an den Hochschullaboratorien zuwendete, da sie sich bewußt war, daß ihr Fortschritt wesentlich bedingt ist durch eine strenge wissenschaftliche Schulung der jungen Generation, die der Träger zukünftiger Entwicklung zu sein hat.

Es erforderte weitschauende, zielbewußte Persönlichkeiten, um die aus dem Handwerklichen hervorgegangene Chemie zu dem Rang einer Wissenschaft zu erheben, und noch zu Beginn dieses Jahrhunderts bedurfte es der grundlegenden, durch Carl Duisberg eingeleiteten Reformen des Unterrichtes, um dieses Ziel zu erreichen. Nach Bezwingung vieler Widerstände konnte er die Gründung des »Verbandes der Laboratoriumsvorstände an Deutschen Hochschulen« und im Gefolge damit die Einführung der Verbandsprüfung durchsetzen und damit ein für die wissenschaftliche und technische Entwicklung der Chemie sich als außerordentlich segensreich erweisendes Fundament schaffen.

Es zwingt uns größte Hochachtung ab, zu sehen, wie in den Tagen, die dem Zusammenbruch unserer Nation unmittelbar vorauf-gingen, zielstrebige Kräfte lebendig sind, um die Kontinuität der chemischen Forschung und Industrie zu wahren. Von unerhörtem Weitblick zeugt es, wenn der damalige Vorsitzende des Verbandes der Laboratoriumsvorstände Emil Fischer, der tiefgründige und in seinen Leistungen umfassende große Forscher der organischen Chemie, in der 1918 einberufenen Tagung zur Gründung einer Gesellschaft zur Förderung des chemischen Unterrichts schon die Gefahren aufzeigt, die bei einer Vernachlässigung des praktischen Chemiestudiums in der zu erwartenden Nachkriegszeit zu gewärtigen sind. »Sie (die Chemie) muß nach dem Kriege, nach einer Übergangszeit, nachdem die von allen Vorräten entblößten Lager wieder gefüllt sind, mit einer Zeit heftigen Kampfes rechnen. Es soll nicht daran gezweifelt werden, daß es der deutschen chemischen Industrie gelingen wird, diesen Kampf siegreich zu bestehen. Es wird dies aber nur möglich sein, wenn ihr nicht nur die erforderliche Zahl an tüchtigen Kräften, besonders an Chemikern, weiter zur Verfügung steht, sondern wenn letztere auch in derselben gründ-

Digitized by Google

lichen und guten Weise vor-, aus- und durchgebildet werden, wie es vor dem Kriege an Deutschlands Hochschulen der Fall war.« Es mutet heute fast seherisch an, daß Fischer schon damals mit einer für den Ausgleich erforderlichen Übergangszeit von 10 bis 20 Jahren rechnet, und daß er für diese Zeit eine stärkste Heranziehung von Geldmitteln aus der Industrie fordert, um die für wissenschaftliche Zwecke sicher fehlenden Mittel des Staates auszugleichen. »Nicht als Bettler«, so macht er der Versammlung klar, tritt der Hochschullehrer vor die Industriellen, nein, »als ein Gebender«. »Sie beziehen von uns einen Rohstoff, den Sie sonst nirgends bekommen können. Das sind die jungen Chemiker. Wenn deren Ausbildung schlecht wird, so haben Ihre Werke davon einen Schaden, der die hier verlangte Summe um ein Vielfaches überstiege.« »Wir verlangen von Ihnen gleichsam einen Vorschuß auf eine Ware, die wir Ihnen später in alter Qualität liefern wollen. Als kluge Kaufleute können Sie nichts Besseres tun, als sofort zuzuschlagen.« »Wenn das geschehen ist, so dürfen Sie von hier scheiden in dem frohen Bewußtsein, nicht allein ein gutes Werk getan, sondern auch einen vorteilhaften Handel unter günstigen Bedingungen abgeschlossen zu haben.« Der Erfolg war durchgreifend.

Als dann in der Folgezeit wirtschaftlichen Niederbruchs die Gefahr für den Fortbestand der Universitätsinstitute nicht ab-, sondern eher zunahm, da war es wieder die Industrie, die durch Einrichtung ständiger Stipendien an Studierende und im Übergang zwischen Studium und Praxis befindliche Chemiker substanzerhaltend wirkte. Hierzu tritt, in gleicher Weise aus Staats- und Privatinitiative erwachsend, die »Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft«, die unter Schmidt-Ott Unschätzbares für die Nachkriegsentwicklung der deutschen Wissenschaft, insonderheit auch der Chemie, geleistet hat.

Mit dem gleichen Weitblick, mit dem Duisberg eine hochqualifizierte wissenschaftliche Durchbildung des jungen Chemikers an den Universitäten forderte, setzte er sich bei seinen Leverkusener Werken für die Schaffung vorbildlicher Forschungsstätten in der Industrie ein, damit »an die Stelle des Zufallserfolges die wissenschaftliche Sicherheit trat, mit der die Entwicklung unaufhaltsam voranschritt.« Dieser Gedanke wurde wegweisend für die gesamte chemische Industrie Deutschlands.

Neben den Hochschulinstituten und den Forschungsstätten der Industrie steht eine Reihe von staatlichen Anstalten, die der Sicherstellung wissenschaftlicher Daten und deren Normung dienen, deren forschende Tätigkeit weniger auf die Erschließung neuer Gebiete als vielmehr auf die Nachprüfung und exakte Festlegung von Arbeitsbedingungen und -ergebnissen gerichtet ist. Hier sind besonders zu nennen: die Physikalisch-Technische sowie die Chemisch-Technische Reichsanstalt, das Reichsgesundheitsamt ferner die Materialprüfungsämter.

Die Erkenntnis, daß eigentlich nur in seltenen Fällen in einer Person Forscher und Lehrer vereinigt sind und daß die ständig anwachsende Zahl der Studierenden die Kraft des Lehrers zu stark absorbiert, war der Grund dafür, daß, fußend auf Ideen von Leibniz und A. v. Humboldt, anläßlich der Hundertjahrfeier der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin der damalige Deutsche Kaiser den Theologen A. v. Harnack mit einer gutachtlichen Stellungnahme zur Frage der Schaffung reiner Forschungsinstitute beauftragte. Mit der ihm bis zu seinem letzten Lebenstage eigenen Tatkraft und Begeisterungsfähigkeit griff der Organisator Harnack diesen Plan auf[4]). »Die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die starken Pfeiler der Größe Deutschlands, und der Preußische Staat hat seiner glorreichen Tradition gemäß die Pflicht, für die Erhaltung beider zu sorgen.« Das wirkte an allerhöchster Stelle überzeugend, und am Tage der feierlichen Sitzung der Hundertjahrfeier verkündete Wilhelm II. die Schaffung von Forschungsinstituten, die hinfort seinen Namen tragen sollten, und zu deren Unterhaltung er nationale Männer und Frauen aufrief. So entstand die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (KWG), deren erstes Präsidium Harnack übertragen wurde, der es bis zu seinem Tod im Jahre 1930 innehatte. Es ging dann an den Würdigsten über, an den Physiker Max Planck. — Die Struktur der in dieser Gesellschaft vereinigten Institute ist in der Folgezeit eine ganz besondere gewesen und geblieben. So schafft die KWG niemals ein Institut um des Institutes willen, sondern Veranlassung zur Gründung einer Forschungsstätte ist stets das Vorhandensein einer Persönlichkeit, die die Gewähr dafür bietet, mit den ihr anvertrauten Mitteln bahnbrechend Schöpferisches zu gestalten. So ist eigentlich jedes Kaiser-Wilhelm-Institut (KWI) auf das persönliche Lebenswerk seines Leiters zugeschnitten und seine Leistungsfähigkeit an eine ganz bestimmte Konstellation von Personen und damit von Ideen geknüpft. Der Chemie — im weitesten Sinn — hat die KWG insgesamt 10 eigene Institute bzw. chemische Abteilungen gewidmet: KWI für Chemie, KWI für Metallforschung, KWI für Eisenforschung, KWI für Silikatforschung, KWI für physikalische Chemie, KWI für Kohlenforschung, Schlesisches Kohlenforschungsinstitut Breslau, KWI für Lederforschung, KWI für Biochemie, KWI für medizinische Forschung, dem eine eigene chemische Abteilung angegliedert ist[5]).

Die nunmehr 25jährige Geschichte der KWG zeigt eindeutig, daß die in ihr Arbeitenden wohl niemals die große Verpflichtung übersehen haben, die ihnen die Nation mit der Schaffung und Bereitstellung dieser Forschungsstätten auferlegte. Ihre Ergebnisse haben in entscheidenden Fällen bahnbrechend auf den Fortschritt der Technik gewirkt.

Der Bau der Chemie in Deutschland ist festgefügt. Neben die weiten und viel verzweigten Belange der experimentellen Forschung, Praxis und Lehre tritt als weitere tragende Säule das verbindende und belehrende Wort. Die Chemie schuf sich in der Deutschen Chemischen Gesellschaft ein Zentrum traditionsbewußter systematisch-literarischer Sammeltätigkeit und -forschung[6]). Mit der Errichtung eines eigenen Hauses, des Hofmann-Hauses, und der damit verbundenen Gründung einer Bibliothek, die zur zentralen Bibliothek der Chemie schlechthin ge worden ist, schuf sich die Gesellschaft die Voraussetzung zur Erfüllung ihrer weitausschauenden literarischen Pläne: der Herausgabe der grundlegenden Standardwerke für das Gesamtgebiet der Chemie (Beilsteins Handbuch der organischen Chemie, Gmelins Handbuch der anorganischen Chemie, Chemisches Centralblatt, Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft). In den Arbeitsgemeinschaften dieser literarischen Unternehmungen ist im Lauf der Jahrzehnte innerhalb der Gesamtheit der Chemiker ein eigener Typus des Literatur-Chemikers herausgestaltet worden, der heute beanspruchen darf, als theoretischer Forscher gleichberechtigt an die Seite derer gestellt zu werden, die in vorderster Linie um Erhaltung und Fortschritt unserer chemischen Wissenschaft bemüht sind[7]). Es ist ein erfreuliches Zeichen für die fruchtbare Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Industrie, daß letztere auf die Initiative besonders von C. Duisberg und C. Bosch hin auch diesen literarischen Arbeiten durch Schaffung der »Adolf Baeyer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Literatur« ihre finanzielle Hilfe in reichem Maße zuteil werden läßt.

Die chemische Wissenschaft bzw. die chemische Industrie haben sich 1868 bzw. 1875 in der »Deutschen Chemischen Gesellschaft« bzw. im »Verein zur Wahrung der Interessen der Chemischen Industrie« zusammengeschlossen. Der Zusammenschluß für die Gesamtheit der Chemiker erfolgte 1889 im »Verein Deutscher Chemiker«, der aus dem »Verein analytischer Chemiker« hervorgegangen ist. Die Spezialgebiete der Elektrochemie und angewandten physikalischen Chemie sind in der »Deutschen Bunsen-Gesellschaft«, die Kolloidchemie in der »Kolloidgesellschaft« zusammengefaßt. Die chemischen Fachgliederungen sind im Jahre 1936 im »Bund Deutscher Chemiker« zusammengeschlossen worden, wodurch für den deutschen Chemiker seine sinnvolle Eingliederung in den Ideen- und Aufgabenkreis des nationalsozialistischen Deutschland vollzogen worden ist.

Vor uns ist das gewaltige Gebäude der deutschen Chemie in kurzen Strichen erstanden. Was bedeutet sie? Nicht nur einen grundlegenden und maßgeblichen Faktor im Gesamtbild unserer heutigen Erkenntnis, sondern auch eine der machtvollsten Stützen deutscher Wissenschaft und Weltgeltung. Unsere chemische Leistung ist erwachsen aus jener fruchtbaren Wechselwirkung zwischen dem schöpferischen Menschen und der bewährten Tradition — Kräften, denen sich die Chemie auch in Zukunft anvertrauen muß, soll sie die gewaltigen Aufgaben lösen können, die ihr gesetzt sind.

[1]) Vgl. hierzu C. Bosch (Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, 93. Versammlung Hannover 1934, J. Springer, Berlin 1935, S. 12).
[2]) Vgl. G. Thomsen, »Über die Gefahr der Zurückdrängung der exakten Naturwissenschaften an den Schulen und Hochschulen« in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Berlin-Leipzig 1934, Heft 2, S. 164.
[3]) S. hierzu die Ausführungen von E. Pietsch. (Die Träger der chemischen Forschung in Deutschland in: Die Chemische Industrie, Gemeinschaftsausgabe Bd. 59 [1936] 94).
[4]) Vgl. Agnes v. Zahn-Harnack (Adolf v. Harnack, Berlin 1936, S. 420.
[5]) Vgl. hierzu z. B. den Tätigkeitsbericht der KWG. (Naturwissenschaften, Bd. 24 [1936] 19).
[6]) S. hierzu die Ausführungen von B. Lepsius (Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Deutschen Chemischen Gesellschaft und des 100. Geburtstages ihres Begründers August Wilhelm von Hofmann, Sonderheft der Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft Bd. 51 [1918]); B. Lepsius (Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft Bd. 59 [1926] A. 42); M. Pflücke (Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft Bd. 62 [1929] A. 132).
[7]) Vgl. hierzu die ausführlichen Darlegungen von E. Pietsch (loc. cit. S. 97, 98).

Die Lehre vom Charakter

von Dr. ROBERT HEISS ao. Professor der Universität Köln. Groß-Oktav. VI, 273 Seiten. 1936.
Geb. RM 8.80

Die Charakterforschung hat in den letzten Jahrzehnten eine große Entwicklung durchgemacht und neue Methoden und Ergebnisse gefunden. So war es angebracht, einerseits die bewährten alten und die neuen zukunftsweisenden Methoden darzustellen, andrerseits deutlich zu machen, daß ein Charakter nicht allein aus seiner gegenwärtigen Form zu erfassen ist, sondern daß er auch aus seiner Entwicklung begriffen werden muß.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Dr. jur. ALEXANDER ELSTER:

Analogie als rechtswissenschaftliches Problem

Analogie bedeutet Ähnlichkeit oder gar Übereinstimmung in Verhältnissen: jedenfalls so große Ähnlichkeit, daß Schlüsse auf Übereinstimmung auch in Folgen und Ergebnissen gezogen werden können und dürfen. Kant versteht unter »Analogien der Erfahrung« oberste Grundsätze der Erfahrung, aus denen auf übereinstimmende Verhältnisse der Erscheinungen zu schließen ist.

Wenn in der Rechtswissenschaft die Philosophie als Rechtsphilosophie nur einen kleinen Teil einnimmt, so kann doch Rechtswissenschaft und Rechtspraxis nicht mit Erfolg betrieben werden, wenn die Philosophie nicht ihre Beraterin bleibt oder wenn der Rechtspfleger ein unphilosophischer Kopf ist. Ohne solche Mitwirkung kommt es leicht zu Entgleisungen einer bürokratischen oder formalistischen Rechtspflege. In einfachen und unbedeutenden Fragen mag manches hingenommen werden; sobald es sich aber um schwierige Entscheidungen oder um bedeutsame Lebensverhältnisse handelt, muß höchste geistige Kraft eingesetzt werden.

Nach menschlichem Ermessen kann ein Gesetz nicht für jeden Fall des flutenden und erfinderischen Lebens eine vorbedachte Rechtsentscheidung bereit haben. Der Rechtswille des Staates, der bei jeder Gesetzgebung sich der Sprache bedienen muß, kann wohl Grundsätze klarstellen, aber nicht für jede Abweichung eine kasuistische Lösung voraus festsetzen. Das Letztere zu tun, ist vielmehr Aufgabe der von der Wissenschaft geleiteten Rechtspflege. Es werden jeweils ähnliche Verhältnisse wie die, an die das Gesetz zunächst gedacht hat, auftreten, und damit wird die Frage der analogen Anwendung von Gesetzesbestimmungen brennend.

Über die Analogie in der Rechtsanwendung waren die Meinungen vielfach geteilt, jedenfalls was ihr Ausmaß anlangt. Das Reichsgericht äußerte sich (in RGZ. 27, 66) dahin: »Es ist die Analogie, mittels welcher die Rechtsprechung die bestehenden Gesetze den neu entstandenen Erscheinungen des Lebens anpaßt«. Das ist zivilrechtlich zumeist anerkannt worden, aber im Strafrecht fürchtete man Gefahren aus solcher Anpassung entstehen und betrachtete aus Gründen der »Rechtssicherheit« den buchstäblichen Wortlaut des Strafgesetzes neben seiner Funktion klarer Strafandrohung zugleich auch als einen Grenzschutz der Bestrafung.

Es bestand also immerdar in dieser Hinsicht ein Gegensatz zwischen Zivil- und Strafrecht, worauf noch zurückzukommen sein wird. Aber auch innerhalb zivilrechtlicher Anwendung waren Bürokraten und freiere Juristen mit einander uneins, wenn es um einen Einbau der Analogie in die Gesetzesauslegung ging; die Engherzigen fürchteten auch da für die Rechtssicherheit, wenn die Analogie als Rechtserkenntnisquelle betont wurde, die Freieren fürchteten für die Rechtsrichtigkeit, wenn die Analogie beschränkt wurde.

Schon bei der Gestaltung des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches wurde diese Schwierigkeit lebendig. Der erste Entwurf wollte in § 1 folgenden Grundsatz aufstellen: »Auf Verhältnisse, für welche das Gesetz keine Vorschrift enthält, finden die für rechtsähnliche Verhältnisse gegebenen Vorschriften entsprechende Anwendung. In Ermangelung solcher Vorschriften sind die aus dem Geiste der Rechtsordnung sich ergebenden Grundsätze maßgebend«. Gegen diese Fassung trat damals recht eindringlich Hölder auf (Arch. f. d. zivilist. Prax. Bd. 73 [1888] S. 8 ff.), der an dem Wortlaut Kritik übte und auch aus anderen juristischen Gründen sich dafür aussprach, daß diese Bestimmung aus dem Gesetz wegbleiben müsse. Er hielt sie teilweise für selbstverständlich, teilweise ihre Fassung für zu eng. »Wir dürfen«, sagte er u. a., »bei der Analogie nicht unmittelbar zur allgemeinsten die betreffende Art in sich begreifenden Gattung aufsteigen, sondern dieses Aufsteigen muß ein stufenweises, kein Zwischenglied überspringendes sein; es darf nur dann bis zur allgemeinsten Gattung fortgesetzt werden und zur Ableitung eines Gesetzes dieser aus dem Gesetze der einzelnen Art führen, wenn kein Grund vorliegt, die betreffende Norm als Besonderheit einer ihrem unmittelbaren Anwendungsgebiete übergeordneten, aber der allgemeineren Gattung untergeordneten Art anzusehen.«

Das ist ja auch eines der Hauptprobleme der Analogie: wie weit sie sich A: an die betreffende engere Gesetzesnorm zunächst halten müsse oder B: an das betreffende ganze Gesetz oder C: an die in der Gesetzgebung überhaupt sich äußernde allgemeine Rechtsordnung. Richtig ist, daß man da aus dem engeren in den weiteren Kreis erst dann vorstoßen darf, wenn der vorherige, ohne selbst eine Antwort bereit zu haben, auf den größeren organisch hinführt. »Während jede Analogie auf der Ableitung allgemeinerer Normen aus spezielleren beruht, so unterscheidet er (nämlich der damals geplante § 1) in mißverständlicher Weise die analoge Anwendung spezieller Normen und die Anwendung allgemeiner durch keine gesetzliche Bestimmung ausgesprochener Grundsätze. Diese Grundsätze läßt er aus »dem Geist der Rechtsordnung« sich ergeben, während der Geist der Rechtsordnung keine Existenz außerhalb ihres Stoffes hat und die allgemeinsten Rechtsgrundsätze aus nichts anderem als der Vereinigung aller speziellen Normen zu einem Ganzen sich ergeben« (Hölder).

Diese kritische Äußerung behält ihren richtigen Kern, wenn man sie heute auch anders formulieren würde. Jedenfalls sah man seinerzeit bei den Beratungen des BGB. die Schwierigkeiten der geplanten Norm ein und sah von einer solchen Kodifizierung ab. Die Bedeutung der Analogie ist dadurch in keiner Weise geschmälert; im Gegenteil, sie ist als ein schwer zu handhabendes Mittel der Rechtspflege dem starren Wortlaut der Gesetzgebung entzogen und dafür in die Hand des dynamisch urteilenden Richters gelegt.

Endemann (Lehrb. d. bürgerl. Rechts, 1898, S. 45) sagte sehr treffend: »Nur der sorgsamsten und umsichtigsten Prüfung kann diese doppelte logisch-juristische Ableitung richtig gelingen. Alle herangezogenen Normen müssen durch die Gleichheit des Rechtsgedankens, durch dieselbe ratio iuris verknüpft sein, die trotz der Verschiedenartigkeit im einzelnen den Grundton aller auf gleicher Stimmung hält«. Es bleibt aber noch offen, aus welchem Born die Analogie ihre einen neuen Rechtsinhalt schöpfende Kraft entnimmt: ob (s. oben) A: aus der Auswertung der Spezialnorm im Sinne des ganzen Gesetzes, B: aus dem in anderen wichtigen Partien enthaltenen Sinn (und Zweck) des Gesetzes, C: aus der den Sinn und Zweck des Gesetzes bedingenden Rechtsordnung als Ganzem. Denn dies wären nur dann gleiche methodische Gedanken, wenn sich alles Recht leicht auf einen einzigen Nenner bringen ließe; das ist aber nicht der Fall, denn sonst brauchte man ja keine Vielzahl von Gesetzen.

Man schied bereits immer »Gesetzesanalogie« von »Rechtsanalogie«, wobei die erstere aus einem einzelnen Rechtssatze heraus dessen Grundgedanken weiter entwickelt (ungefähr wie die Methode A), die Rechtsanalogie aber aus einer Mehrzahl einzelner Rechtssätze allgemeine Rechtsgrundsätze entwickelt (ungefähr die Methode B); aber es fehlt die Methode C: die Destillierung der neuen Rechtssätze aus dem Sinn und Zweck nicht eines bestimmten einheitlichen Gesetzgebungswerkes, sondern der ganzen »Rechtsordnung«. Danach ist aber auch »ausdehnende Interpretation« nicht dasselbe wie Analogie; jene stellt nur den wahren Willen des Gesetzes gegenüber einem zu engen Wortlaut richtig (vgl. Art. Analogie von R. Bovensiepen im Handwörterb. d. Rechtswissenschaft) (also etwa in der Methode A), während die Analogie den Gedanken weiter entwickelt, also »eine Fortbildung des Rechts in der vom Gesetz eingeschlossenen Richtung, eine Fortsetzung im Sinne des Gesetzes, aber über dessen Inhalt hinaus« ist (Enneccerus, Lehrb. d. bürg. Rechts II, 2) — entsprechend der Methode B, die wohl die vornehmste und bedeutungsvollste ist.

Daß die Methode C noch wenig beachtet wurde — also die Herleitung aus der allgemeineren Rechtsordnung zur Ergänzung des speziellen Gesetzes, hat wohl zwei Gründe, der eine ist der, daß eine solche Herleitung nur selten berechtigt ist, weil eben jedes Gesetz bestimmte Rechtsgedanken für abgeschlossene Rechtsmaterien gibt; der andere aber ist der, daß das Problem des Analogiebedürfnisses, worauf mit Recht Heinz Hildebrandt (Rechtsfindung im neuen Deutschen Staate, Berlin 1935, S. 86) hinweist, noch unbeachtet geblieben ist. »Der Ähnlichkeitsschluß«, sagt er, »ist nur zulässig, wenn er dem heute herrschenden Richtigkeitsempfinden entspricht ... Der Richter darf also der Fernwirkung des gesetzlichen Werturteils die Gefolgschaft zwar nicht nach freier Eigenwertung, wohl aber dann versagen, wenn er mit dem Ähnlichkeitsschluß den Beifall der maßgebenden Volksgenossen seiner Zeit nicht erwarten darf.«

Die Frage des Analogiebedürfnisses muß mit Ja zu beantworten sein, wenn die Analogie berechtigtermaßen angewendet werden soll. Aber da sich die Rechtsordnung in den Spezialgesetzen und Spezialnormen für die einzelnen Gebiete kristallisiert, muß das Analogiebedürfnis auch ein spezielles sein, selbst wenn es sich bei weiterer Verfolgung in Grundsätze hinein selbstverständlich als Teil allgemeineren Richtigkeitsempfindens erkennen läßt.

Das war auch der Grund, warum man die früher für das Strafrecht nicht zugelassene Analogie — nulla poena sine lege, d. h. keine Strafe ohne ganz klaren Gesetzeswortlaut — jetzt durch das Gesetz vom 28. Juni 1935 geboten hat: »Bestraft wird, wer eine Tat begeht, die das Gesetz für strafbar erklärt oder die nach dem Grundgedanken eines Strafgesetzes und nach gesundem Volksempfinden Bestrafung verdient. Findet auf die Tat kein bestimmtes Strafgesetz unmittelbare Anwendung, so wird die Tat nach dem Gesetz bestraft, dessen Grundgedanke auf sie am

Digitized by Google

besten zutrifft« — nullum crimen sine poena, eine Revolution gegenüber jenem Rechtsdenken, das in dem Strafgesetz einen starken Grenzschutz für den Rechtsbrecher — eine »magna charta« für ihn — erblickte.

»Als erste und vornehmste Erkenntnisquelle«, sagt die Amtl. Begründung dieses neuen Gesetzesparagraphen, »des rechtlichen Willens der völkischen Rechts- und Friedensordnung wird der Richter wie bisher das Gesetz anzuerkennen haben; neben das einzelne Strafgesetz aber tritt als weitere Rechtsquelle der Rechtsgedanke, der ihm — vielleicht unvollkommen zum Ausdruck gelangt — zu Grunde liegt, in Verbindung mit dem gesunden Volksempfinden.« Auch diese Sätze betonen also die besondere Bedeutung der Methode B, freilich in regulierender Verbindung mit C.

Es handelt sich dabei um den wesentlichen Grundsatz, daß der Richter nicht über das Gesetz gestellt wird, sondern daß er den erkennbaren Willen des Gesetzgebers durchzusetzen habe. Aber auch hier bleibt die Frage zu beantworten, woraus dieser Wille des Gesetzgebers zu erkennen sei. »Der Verbotstatbestand«, sagt K. Schäfer (»Das kommende deutsche Strafrecht«, Allg. Teil, Berlin 1935, S. 212), »muß zunächst stets aus dem Grundgedanken eines bestimmten Strafgesetzes gewonnen werden. Dadurch ist es dem Richter verwehrt, auf die höchsten Höhen der Betrachtung emporzusteigen und den Grundgedanken der Vorschrift so zu verallgemeinern, daß die Verbindung mit dem gesetzlichen Tatbestand in seiner konkreten Ausgestaltung völlig gelöst ist.«

Für Strafrecht und Zivilrecht gilt in gleichem Maße, daß analoge Anwendung nicht auf direktem Wege aus Überzeugungen und Anschauungen irgend welcher, wenn auch berechtigter, Art herzuholen sind, sondern aus dem betreffenden Gesetz als Ganzem, das als solches für das von ihm geregelte Gebiet die Rechtsgedanken der allgemeinen Rechtsordnung darstellt! Ob es die zur Zeit gültige Volksmeinung restlos ausdrückt, ist eine andere Frage, die auch von dem Alter des Gesetzes abhängt und durch zeitgeforderte Analogie berichtigt zu werden verdient; denn es ist eine durchaus gebotene Methode, trotz gleich gebliebenem Gesetzestext diesen im Laufe der Zeit verändert auszulegen. Immer müssen dabei die vom Gesetz gewollten Begrenzungen und Ausnahmen berücksichtigt bleiben. Stets handelt es sich bei der gutzuheißenden Analogie um Ermittlung von Sinn und Zweck des betreffenden ganzen Gesetzes, der sich aus Satzung und Ausnahme zusammensetzt und wobei die Rechtsgrundsätze eine andere Rolle spielen als die kleinen ausführenden Rechtssätze, — eine Ermittlung, die nicht mit Willkür, sondern mit einer Wissenschaft zu geschehen hat, die als juristische im besten Sinne nicht der philosophischen und soziologischen Einschläge entbehren kann. Denn Fragen der »Ähnlichkeit« von Verhältnissen sind — auch der Rechtsbehandlung gegenüber — allgemeine Probleme des Wissens, das nicht ganz streng nach Fakultäten getrennt werden kann, sondern eine gewisse hochmenschliche Universalität verlangt, wenn es zu Glück und Gedeihen der zu verwirklichenden Rechtsordnung geübt werden soll.

Buchhandlung COLLIGNON
BERLIN NW 7
Prinz-Louis-Ferdinand-Str. 2
Wissenschaftliches Antiquariat
Tel. A 6/6311
Spezial-Listen auf Wunsch!

Nietzsche

Karl Jaspers, neben Martin Heidegger der substantiellste Denker unserer Zeit, hatte bereits in seiner bedeutsamen Schrift »Vernunft und Existenz« im vielleicht wesentlichsten Kapitel die beiden großen Wegbereiter der gegenwärtigen und einer kommenden Philosophie, Kierkegaard und Nietzsche, einander in ihrer polaren Notwendigkeit in meisterlicher, existenzerschließender Porträtierung gegenübergestellt. Nietzsche und Kierkegaard sind endlos unruhige, von unaufhörlicher Bewegtheit erfüllte Geister, — der eine Gott suchend, der andere eine immanent gebundene, jedes Transzendieren wieder zurücknehmende Substanz. Das Nietzsche-Buch Jaspers' ist die weit überragende Ausdeutung jenes schwer durchschaubaren, rätselhaften Geistes. Das Werk ist eine äußerst großartig gelungene Interpretation. — Wir zählen die existenzhaft-innerlich und dynamisch verknüpften Teilhandlungen auf, die Nietzsches existentielles Tun bestimmen: Grenzenlosigkeit des Wahrheitswillens und des Zweifels, — Schaffen als Freiheit ohne Transzendenz, — das Undurchschaubare, uns aber emporreißende, läuternde, klärende seines Widersprechens, — das als Opfer getragene Schauerliche seiner Verlassenheit, — das Herauszwingen des Seins aus dem Nichts, — die unablässig sich verwandelnde, in dämonisch verzehrender Denkleidenschaft vollzogene Existenzbewegung als Weg zur Substanz, — (die Verdächtigung auf Substanzlosigkeit erweist sich als ein Mißverständnis der Außenstehenden!) das Eingebettetsein des Geistes in das unaussagbare Ganze des Lebens, — die in Erschütterung vollzogene Abkehr von Gott als eines Selbstbetrugs, — die vieldeutige Vollzogenheit zwischen Geist und Leben, — die Selbstauflösung der alten und Heraufführung der neuen Vernunft. — Die Vieldeutigkeit und Unfaßbarkeit dieser Impulse, — die niemals als konkrete Formen, immer als Aufgabenbewußtsein zu denkenden Leitideen (Wille zur Macht; Übermensch; ewige Wiederkehr) und die zahllosen Momente innerer Art hat Jaspers lebendig, tief und eindringlich in seiner Ausdeutung uns vermittelt, den Weg gebahnt für ein erstes originales Nietzsche-Verständnis und damit der kommenden Philosophie die höchsten Dienste erwiesen. Die Darlegungen darüber, wie Nietzsche sich selbst verstand und wie Jaspers ihn versteht, sind philosophisch vollkommen: Niemand wird in das Innere der gegenwärtigen Existenzphilosophie, wie sie jetzt möglich ist, sich selbst findend, eindringen, der nicht dieses Buch mit tiefster Echtheit, mit immer wachem Verantwortungsbewußtsein nimmt und auf dem Weg zu neuer Gestalt wieder umschmilzt.

Dr. Franz Fischer
Heidelberg-Wiesloch

Karl Jaspers, Nietzsche. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1936. 438 S. RM. 8.—, brosch. RM. 7.—.

Vernunft und Existenz

Unter diesem Titel hat Karl Jaspers im März 1935 fünf Vorlesungen in Groningen gehalten. Sie umkreisen das polare Problem, das immer wieder in seinem existenziellen Philosophieren auftaucht. Und sie knüpfen wieder an die beiden Gestalten an, die für Jaspers' Denken den Wert befruchtender Symbole haben — an Kierkegaard und Nietzsche.

Dem schwierigen Problem hier näher zu folgen, ist nicht möglich. So sei wenigstens ein Rat versucht für diejenigen, die sich dem Buch nähern und vielleicht in den abstrakten Meditationen der zentralen Vorlesungen stecken zu bleiben drohen. Man beginne mit dem ersten und dem letzten Kapitel, die beide unsere historische Situation behandeln, einmal als grundlegend bestimmt von Kierkegaard und Nietzsche erweisen und dann die Möglichkeiten gegenwärtigen Philosophierens durchdenken. Hier nähert man sich dem, was Jaspers uns eigentlich sagen will, leichter und wird dann auch Vorteil von den vielen Nachdenklichkeiten über Wahrheit und Denken haben, die das eigentliche Anliegen der Schrift ausmachen.

Dr. L. von Renthe-Fink
Breslau

Karl Jaspers: Vernunft und Existenz; Wolters, Gron ingen.

Kants opus postumum

Von Kants opus postumum [1]) liegt nunmehr Convolut I bis VI in einem genauen Abdruck vor, der von A. Buchenau besorgt worden ist und allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Schon 1882 ff. hatte Reicke in den altpreußischen Monatsschriften aus der Kantischen Handschrift Abschnitte mitgeteilt; 1888 bearbeitete dann A. Krause, der die Handschrift 1884 erwarb, Abschnitte »in der Form einer populär-wissenschaftlichen Darstellung mit Belegen aus dem Manuskript«; 1920 hat E. Adickes in einem 855 Seiten zählenden Bande (Kant-Studien, Ergänzungshefte Nr. 50) zu diesem vielumstrittenen und schwer zu entziffernden Werke Kants Stellung genommen. Adickes sehr gründliche Untersuchung wird auch künftig Wegweiser und Grundlage bei der Durcharbeitung des Werkes bilden müssen. Die vorliegende Ausgabe — der erste treue Abdruck der Handschrift, der mit Hilfe der Akademie der Wissenschaften möglich wurde und eine jahrelange, selbstlose Arbeit des Herausgebers erforderte — ermöglicht nunmehr der Wissenschaft, der gewaltigen, ringenden Gedankenarbeit Kants in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens nachzugehen und seine naturphilosophischen Anschauungen zu überprüfen.

Mancherlei Wünsche tauchen dem Leser bei der Durcharbeitung des vorliegenden Textes auf: der eine würde eine chronologische Anordnung lieber sehen, der andere Hinweise auf verwandte Stellen wünschen, ein dritter kurze Vorbemerkungen über Entstehung und Beschaffenheit der einzelnen Konvolute haben wollen. Die Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte würde zu so breiten, umständlichen und letzten Endes doch unsicher bleibenden Ausführungen gezwungen haben, wie sie Adickes gibt. Der Herausgeber beabsichtigt zu diesen Fragen im II. Bande Stellung zu nehmen; wir hoffen, daß er diesem auch ein sehr ausführliches Sachregister beifügt und mit diesem zugleich das Kant-Lexikon von Eisler (1930) ergänzt.

Der sehr gut ausgestatteten Ausgabe ist ein Faksimile einer Handschriftseite beigegeben, aus dem man die Schwierigkeiten für den Herausgeber ablesen kann.

130 Jahre nach Kants Tode kann dieses merkwürdige Alterswerk seine Auferstehung feiern, in dem manche Stellen ewig dunkel bleiben werden, viele aber einer jungen Generation Anreiz geben mögen, auf dem mehr als ein Menschenalter fast brachliegenden naturphilosophischen Gebiet zu arbeiten, damit sie sich nicht zu weit in eine schwärmerisch romantische Naturphilosophie verliert. So kommt dieser Ausgabe neben der historischen auch eine sehr aktuelle Bedeutung zu.

Wir kommen nach Erscheinen des II. Bandes auf die Ausgabe zurück.

W. Sange

[1]) Kants opus postumum hrsg. von Artur Buchenau, 1. Hälfte (Convolut I bis VI), Berlin-Leipzig, de Gruyter u. Co., 1936. M. 30.—.

NICOLAI HARTMANN
o. ö. Professor an der Universität Berlin

Bisher sind in unserem Verlage erschienen:

Zur Grundlegung der Ontologie. Groß-Oktav. XVI, 322 Seiten. 1935. RM 8.—, geb. 9.—

Ethik. Zweite Auflage. Groß-Oktav. XXII, 746 Seiten. 1935. RM 9.—, geb. 10.—

Das Problem des geistigen Seins. Groß-Oktav. XIV, 482 Seiten. 1932. RM 10.—, geb. 12.—

Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis. Zweite, ergänzte Auflage. Groß-Oktav. XV, 560 Seiten. 1925. RM 12.60, geb. 14.40

Die Philosophie des deutschen Idealismus.
I. Teil: Fichte, Schelling und die Romantik. Groß-Oktav. VIII, 282 Seiten. 1923. RM 3.—, geb. 4.—
II. Teil: Hegel. Groß-Oktav. X, 392 Seiten. 1929. RM 14.40, geb. 16.20
(Geschichte der Philosophie Band 8.)

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35
Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Dr. phil. ERNST WILHELM ESCHMANN, Berlin

Die Heidelberger Soziologie

In der jungen Wissenschaft der Soziologie, die sich seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich nach Comte und in Deutschland nach Hegel und Lorenz von Stein entfaltete, hat gegen Anfang dieses Jahrhunderts und vor allem nach dem Weltkriege die Heidelberger Soziologie eine besondere Rolle eingenommen. Der Ausdruck »Heidelberger Soziologie« könnte allerdings zu dem Irrtum verführen, als handele es sich um eine einheitliche besondere Schule, die durch einige Generationen an einer Universität blüht, in dem Sinne etwa, wie man von einer Heidelberger oder Freiburger oder Jenenser Philosophenschule sprechen kann. Das Eigentümliche der Heidelberger Soziologie ist aber im Gegenteil, daß sie zunächst nichts als eine Kampfstellung dreier sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Soziologien bedeutete, welche einige Jahrzehnte lang in Heidelberg zusammentrafen. Diese drei Richtungen sind vertreten durch die Namen Max Weber, Alfred Weber, Emil Lederer und Karl Mannheim. Die letzte Richtung, geführt von Lederer und Mannheim, ist am leichtesten zu kennzeichnen: sie stellte im wesentlichen einen modernisierten ökonomischen Materialismus dar, also eine Lehre, welche alle Kulturerscheinungen der Menschheit, die sozialen, künstlerischen, religiösen, auf die jeweiligen Produktions- und Konsumtionsverhältnisse zurückzuführen bestrebt ist. Selbstverständlich war diese Lehre nicht mehr so naiv wie zur Zeit von Marx, sondern hatte sich sehr verfeinert und bemühte sich die von der revisionistischen Bewegung in der deutschen Sozialdemokratie, sowie vom Syndikalismus in Frankreich und Italien als falsch oder mindestens als überholt nachgewiesenen Positionen des Marxismus doch noch zu retten. Diese Versuche verbanden sich mit einer bestimmten Richtung der Nationalökonomie, die sich in der sogenannten Grenznutzenschule am deutlichsten ausprägte und die darauf ausging, die Tatsachen des Wirtschaftslebens möglichst in mathematische Symbole zu fassen und so eine Wissenschaft zu bilden, die vom Leben eigentlich abstrahierte und ganz in ihren eigenen künstlich geschaffenen Problemen: Methodenfragen, Dogmengeschichte usw. versank.

Diese allgemeine Tendenz wurde durch Karl Mannheim noch verschärft, welcher den Begriff der Ideologie wieder in den Mittelpunkt stellte. Unter Ideologie verstand er die Ideensysteme und das Lebensgefühl jeder Epoche, die nach marxistischer Auffassung von den Produktionsverhältnissen abhingen. Vor allem aber Ideen und Werte, welche mit diesen Produktionsverhältnissen nicht übereinstimmten und infolgedessen eben »ideologisch«, das heißt falsch und unberechtigt seien.

Nun geschah aber etwas Merkwürdiges. Das einmal entfesselte, überall nach Ideologien und Utopien suchende Denken ließ sich auch vor seiner eigenen, bis dahin ganz naiv glaubensmäßig angenommenen Grundlage, dem Marxismus, nicht mehr abstoppen. Wenn jedes Denken nur Spiegelung der gleichzeitigen Produktions- und Sozialverhältnisse war, ließ sich der Schluß nicht vermeiden, daß auch der Marxismus statt einer totalen Weltauffassung, zu der ihn Sozialdemokraten und Kommunisten erheben wollten, nur die Spiegelung der Verhältnisse seiner Epoche, nämlich des Frühkapitalismus, sei, und daß seine Geltung sich logischerweise eben nur auf diesen Zeitraum beschränkt. So endete der ökonomische Materialismus in dieser soziologischen Richtung damit, sich selbst zu überschlagen und in ungezählte »Ideologieprobleme« zu zerfallen.

Max Weber ist vielleicht der Mann, der, wie Karl Jaspers in seiner Würdigung dargestellt hat, den Typus des deutschen Gelehrten am gültigsten verkörpert hat, aber eben auch in seinem Verhängnis und seiner Gefahr. Über sein rein soziologisches Werk braucht hier nicht gesprochen zu werden; seine großen Arbeiten zu den Problemen von Wirtschaft und Gesellschaft sind bleibende Bestandteile aller unserer Kenntnis der Vergangenheit geworden; wir nennen nur Werke wie die römische Agrargeschichte oder die Studien zur altjüdischen Religionssoziologie.

Sein unbedingtes Drängen auf Objektivität, »Wertfreiheit«, verschärft durch das strenge Hugenottenblut, das in ihm floß, stellte einen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Leben her. Auf der einen Seite verlangte Max Weber die völlige Reinigung der Wissenschaft von persönlichen, ständischen, nationalen, politischen Interessen, auf der anderen Seite aber als leidenschaftlicher Patriot die tätige Teilnahme auch jedes Gelehrten am Schicksal des Volkes. Eine solche Spannung war nur für Heroen tragbar. Auch Max Weber zerbrach zwar nicht daran, kam aber durch sie nicht zur vollen Auswirkung seiner bedeutenden politischen und geistigen Kraft.

Der wissenschaftstheoretische Streit um Methoden und Wertfreiheit, in dem Max Weber der Hauptkämpfer war, hatte zunächst einen antimarxistischen Sinn. Diese Richtung der Heidelberger Soziologie wollte das gesamte soziale Leben erkennen, aber ohne die Tendenz des Marxismus. Eigentlich sollte das Verlangen nach Wertfreiheit den beständig negativ wertenden Marxismus ins Unrecht setzen. Das Ergebnis war aber anders. Man konnte eine so radikal zerstörende Tendenz wie den Marxismus nicht durch Verherrlichung der Tendenzlosigkeit bekämpfen.

Noch eine weitere negative Wirkung dieser Richtung der Heidelberger Soziologie ist trotz ihrer bedeutenden und überzeitlich geltenden wissenschaftlichen Ergebnisse zu erwähnen. So tiefgehend und sachlich die Untersuchungen Max Webers und seiner Schule gerade über Probleme des 19. und 20. Jahrhunderts waren, so litten sie doch alle an einer Einstellung, die man als »Glauben an die Zwangsläufigkeit« bezeichnen könnte. Diese Schule vermochte sich nicht vorzustellen, daß politische und soziale Verhältnisse durch spontane Neuschöpfungen oder Willensakte der Völker grundlegend geändert werden können. Das Übersehen dieser stets vorhandenen Möglichkeit entzog aber auch ihrer wissenschaftlichen Leistung das Blut, wie besonders ein Vergleich mit Werner Sombart zeigt, der nicht nur stets und mutig wertete, sondern auch den Willen zu einer antikapitalistischen Wirtschaftsentwicklung in sich trug und dadurch mittelbar auch wieder diese Entwicklung beeinflußt hat.

Die dritte Richtung der Soziologien, die sehr willkürlich unter der Bezeichnung „Heidelberger Soziologie" zusammengefaßt zu werden pflegen, hat kaum Verbindung zu den beiden anderen. Die von Alfred Weber entwickelte Kultursoziologie, die sich in diesem Jahr durch die Veröffentlichung seines Hauptwerkes »Kulturgeschichte als Kultursoziologie« vollendete, ist einmal scharf antimarxistisch. Sie wendet sich gegen die Behauptung von der ökonomischen und sozialen Bedingtheit der Kulturen, wie überhaupt gegen jeden Versuch, irgend eine Kultur oder eine ihrer Teilerscheinungen durch bestimmte Ursachenreihen, seien sie nun ökonomisch, physiologisch, sozial, religiös, politisch aufgefaßt, zu „erklären": Gegen den Marxismus und die ihm parallel laufenden Gedanken stellte er die Totalität des Weltbildes wieder her. Seine Soziologie erhebt überhaupt nicht den Anspruch, erklären zu wollen, sondern sie stellt nur dar. Für Alfred Weber entstehen die großen Kulturen der Menschheit aus einer Anfangskonstellation, in der alle Faktoren, welche der historische Materialismus verschiedener Art als Ursachen betrachtet, nur als Bedingungen, als Förderungen oder Hemmungen auftreten, aus deren Zusammenwirken dann die Kulturen wachsen.

Diese Faktoren sind aber niemals, wie das der Materialismus tut, als Naturkräfte anzusetzen. Sie sind ja selbst wieder dem menschlichen Willen und Handeln unterworfen. Auch ist es nicht so, daß diese Bedingungen nun die Kultur »machen«: im Mittelpunkt des Alfred Weberschen Denkens steht immer das Spontan-Schöpferische, das niemals in seinem Kern, nur in seinen äußeren Hüllen erkannt werden kann. Diese Einsicht in den spontanen Charakter der Welt, die so stark zusammenklingt mit dem wissenschaftlichen Stimmungsumschwung in einigen Naturwissenschaften, unterscheidet die Kultursoziologie von der »objektiven« Soziologie Max Webers, so sehr sie auch durch die Exaktheit der Einzelanalysen, die Alfred Weber bietet, mit ihr im wissenschaftlichen Ethos verbunden ist. Die wichtigste Trennung jedoch liegt im Bekenntnis dieser neuen Soziologie, welche alle früheren Richtungen, etwa die von Comte oder von Stein, aber auch die von Bachhofen und Gumplowicz organisch und zugleich kritisch zusammenfaßt, zum Wert, in dessen Dienst sie sich bewußt stellt.

In Alfred Webers Kultursoziologie kehrt die Soziologie in gewissem Sinne wieder dorthin zurück, von wo sie mit Comte oder Hegel ausgegangen war: zur Geschichtsphilosophie. Das legt einen Vergleich einerseits mit Hegel, andererseits mit Spengler nahe, der ja ebenfalls als Kultursoziologe bezeichnet werden muß. Für ihn aber ist Kultur ganz etwas anderes, als sie es für die Soziologie Alfred Webers sein kann. Spenglers Begriff der Kultur faßt sie als eine Art wunderbarer Pflanze, die sich nicht anders realisiert als im Spiritismus die Materialisation eines Geistes, und welche die Völker, Rassen, Geister nur als Werkzeuge ihrer Verwirklichung ergreift. Gegenüber diesem gar nicht mehr höher zu spannenden philosophischen Idealismus Spenglers, der mit seinem sonstigen Materialismus nur in scheinbarem Widerspruch steht, ist Alfred Webers Kultursoziologie real: sie sieht den Begriff Kultur niemals getrennt von ihrer Wirklichkeit in Völkern, Rassen und Räumen. Noch ein weiterer Unterschied zu Spengler ist bedeutungsvoll: wenn von der Kultursoziologie oben gesagt wurde, daß sie die Totalität des Weltbildes wiederherstellt, so gilt das auch für die Zeit. Spengler zerlegt die gesamte Weltgeschichte in eine Reihe voneinander absolut getrennter Kulturen, für die er jede Möglichkeit der Verbindung leugnet. Ohne das Sonderdasein jeder ausgeprägten Kultur zu bestreiten, stellt Alfred Weber den inneren Zusammenhang der Weltgeschichte wieder her. Die Soziologie wird damit aus den engen Verhältnissen befreit, in die sie Situation und Tendenz des 19. Jahrhunderts wiesen. Sie wird zu einem Werkzeug wahrer Welterkenntnis, also nicht nur der Geschichtsphilosophie, sondern der Philosophie überhaupt.

WICHTIGE NEUERSCHEINUNG

ÖSTERREICH

ERBE UND SENDUNG
IM DEUTSCHEN RAUM

Herausgegeben von den Univ.-Professoren JOSEF NADLER und HEINRICH R. VON SRBIK unter Mitarbeit einer Reihe österr. Wissenschaftler von anerkanntem Ruf.

404 Seiten, Leinen RM 6.90; brosch. RM 5.70

Zur rechten Stunde erscheint dieses Buch, um zur Versöhnung zwischen Deutschland und Österreich ein gültiges Wort zu sprechen. Was Österreich als kerndeutsches Land in seiner Geschichte, seinem Volkstum und seiner unübertrefflichen Kultur für den gesamtdeutschen Raum bedeutet, ist hier in einer wissenschaftlich begründeten Darstellung einsichtig gemacht.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

VERLAG
ANTON PUSTET · SALZBURG-LEIPZIG

Digitized by Google

Pädagogik

1.

Eduard Sprangers Pädagogik

Eduard Sprangers pädagogische Arbeit erschöpft sich nicht in speziell pädagogischen Fragen. Seine Kulturpädagogik ruht auf geschichtsphilosophischen Erkenntnissen und erhält ihr eigenes Gepräge durch Einführung in die Gegebenheiten des objektiven Geistes. Emilie Boßhart in ihrer Darstellung (Die systematischen Grundlagen der Pädagogik Eduard Sprangers, Verlag von S. Hirzel in Leipzig, 1935) hat diese Tatsache in Rechnung gestellt und auch die historischen Richtungen, denen Spranger sich verpflichtet weiß, angezogen. Nach Erörterung der geschichtsmetaphysischen Voraussetzungen Sprangers wird die allgemeine Geisteswissenschaft in ihren Grundzügen skizziert, die geisteswissenschaftliche Psychologie nach Aufgabe und Funktion geschildert und schließlich in Abschnitten, die von Kulturethik und Kulturpädagogik handeln, die Darstellung der systematischen Grundlagen abgeschlossen.

Einleitend ist davon die Rede, daß eigentlicher Zweck der Arbeit wäre, Klarheit über die Lage der Pädagogik zu gewinnen. Kein Zweifel, daß die Vielheit pädagogischer Einstellungen nicht zur Sprache kommt. Ebenso unabwendbar ist die Überzeugung, daß in dem abschließenden kurzen Versuch, Sprangers geisteswissenschaftliche Konzeption zu kritisieren, Unvermögen sich vordrängt. Fragen, deren Diskussion noch lange nicht, auch für Spranger nicht, abgeschlossen ist, können mit dem versuchten Nachweis, daß sie noch Fragen geblieben sind, gar nicht kritisch getroffen werden. Für das Einzelne sei auf das Buch selbst verwiesen, das, wie alle in der von Werner Schingnitz herausgegebenen Reihe erschienenen Arbeiten durch eine umfangreiche Bibliographie (von Adolf Weser) sich auszeichnet (nachzutragen wäre: »Bemerkungen zum Strukturproblem . . .« in N.e psychol. Stud. 1935; »Der objektive Geist« in Forschung u. Fortschritte 1934; »Vom Wandel des Lebens und der Werte« in Das innere Reich, 1934).

Hap.

2.

Psychokritische Pädagogik

»Psychokritizismus ist eine Methode, die gegen alles das angeht, was die Seele sich selbst und damit auch anderen vormacht bzw. womit sie sich und die anderen täuscht«. Das ist der Grundansatz, von dem aus W. Poppelreuther seine »Psychokritische Pädagogik« entwickelt und zu revolutionären Gedanken über das gegenwärtige Bildungswesen kommt. Er löst sich au allen herkömmlichen Meinungen über Schulbildung und Wissen.

Nach der experimentellen Untersuchung des Wissens- und Bildungsinventares der Menschen mit »höherer Bildung« kommt er zu dem Ergebnis, »daß wir uns einer grotesken Heuchelei, der Herrschaft einer Fiktion gegenübersehen« (184). Zum Scheinwissen kommt das Scheindenken.

Die Bearbeitung und Aufstellung von Lehrplänen muß von der Beantwortung der Frage ausgehen: In welchem Umfang kann echtes Wissen überhaupt erworben und behalten werden?

Der Bezirk des Wissens, das wirklich sicher erworben und verfügbar gehalten werden kann, ist sehr eng. P. nennt dieses Wissen das Kernwissen, um dieses legt sich der Kreis des Randwissens. Das Kernwissen umfaßt das, »was man weiß«, das Randwissen das, »wovon man weiß«.

Wichtig ist, daß in der Schularbeit diese beiden Wissensformen klar geschieden werden.

Die Vermittlung des Kernwissens muß wieder die Grundaufgabe der Lehrer aller Schulgattungen werden. Diese gestraffte Arbeit ist didaktisch viel schwerer als das ungezügelte Schwelgen im Randwissen. Als Hilfsmittel für den Erwerb des Kernwissens schlägt P. Elementarbücher vor, sie sollen das »Skelett, was man unbedingt und echt und vollständig wissen muß«, enthalten. Das Kernwissen soll keineswegs mechanisch eingepaukt werden, sondern es soll anschaulich gesichertes und durchlebtes und durchdachtes Wissen sein. Die Unterstützung der Schularbeit durch Elementarbücher bedeutet noch lange nicht Vermittlung eines Leitfadenwissens alten Stils. Die Elementarbücher können nur in Verbindung mit einem blutvollen, lebensnahen Unterricht ihre Aufgabe erfüllen. In »illustrativen Begleitbüchern« soll den weitergehenden Interessen der Schüler Rechnung getragen werden; diese Bücher dürfen umfangreich sein, ihr Inhalt braucht nicht sicher gewußt zu werden, es genügt, wenn die Schüler von ihm nur eine »Ahnung« haben (199). P. ist keineswegs der Meinung, daß die Schule auf die Vermittlung des Randwissens verzichten soll, er weiß sehr wohl, daß wir im praktischen Leben ohne das Randwissen nicht auskommen. »Ein ungeheuer großer Betrag ungenauen Wissens ist biologisch nötig; nur soll man selbst wissen, welches Wissen genau sein muß und welches ungenau sein darf!« (191).

Die psychokritische Pädagogik lehnt jeden stumpfsinnigen Drill ab, sie fordert echte geistige Arbeit, exaktes Auffassen und Aneignen, exaktes Hantieren und Denken, sie will damit die richtig verstandene Arbeitsschule realisieren und stimmt darum überein mit den Forderungen, die der Altmeister der Arbeitsschule, Georg Kerschensteiner, ausgesprochen hat.

Dr. K. Reumuth
Leipzig

W. Poppelreuther, Psychokritische Pädagogik. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München. 254 S., geb. 7.— M.

3.

Allgemeine Unterrichtslehre [1])

Die Pädagogik ist eine Wissenschaft, die immer wieder um Anerkennung ringt und deren Stellung und Berechtigung noch immer stark umstritten ist. Zahllose Anleitungen zur wirksamen Gestaltung des Unterrichts, deren Verfasser die Summe ihrer Lebenserfahrung den nachfolgenden Pädagogen zugänglich zu machen suchten, haben teils einzelne Fächer, teils besondere Schulgattungen, selten einmal das ganze Gebiet der Schule behandelt. Obwohl z. T. mit hohen autoritativen Ansprüchen auftretend, bleiben alle diese Werke notgedrungen stark subjektiv und können deshalb nur in beschränkten Grenzen wirken, so weit sie von Lehrern ähnlicher Subjektivität benutzt werden oder so weit sie andere vor offenkundigen Fehlern warnen. Denn der Unterricht ist stets eine Kunst, der Erfolg des Lehrers in weitestem Maße von seiner Persönlichkeit abhängig, die sich auch durch die besten Ratschläge nur sehr wenig formen läßt, vielmehr aus seiner Subjektivität organisch hervorwachsen muß.

Mit solchen Anleitungen hat Ottos Buch wenig, grundsätzlich sogar gar nichts gemein. Vielmehr bildet es mit der 1928 bei Quelle & Meyer in Leipzig erschienenen »Allgemeinen Erziehungslehre« einen ersten Versuch, die Gesamtheit der die Pädagogik betreffenden Fragen in wissenschaftlicher Weise von neuem zu erörtern und so die Wissenschaft von der Bildung des ganzen Menschen als vollwertige Disziplin zu erweisen. Schon das Unternehmen der gewaltigen Aufgabe zeugt von ungewöhnlichem Mut, die Ausführung verrät nicht nur eine erstaunliche Belesenheit und Umsicht, sondern auch eine eigenartige Befähigung und eine tiefgehende Begeisterung für den Gegenstand.

Am Anfang steht die für Ottos Gesamtauffassung grundlegende Untersuchung über die Bedingungen und Richtkräfte, die auch zu einer Stellungnahme gegenüber den Verfechtern der mechanischen Kausalität auf dem Gebiete der Biologie nötigt. Von dem gewonnenen Standpunkt aus wird sodann das fremdgerichtete (reaktive) und das selbstgerichtete (spontane) Lernen unterschieden und erörtert. Als Ziel des Unterrichts wird die Führung zur Selbstbestimmung, zur sittlichen Freiheit der Selbstverantwortung erschlossen und daraus die Hauptaufgabe des Unterrichts dahin bestimmt, den Zwang des Arbeiten-Müssens in die Freiheit des Lernen-Wollens zu überführen, um die Spannung zwischen Ordnung und Freiheit, Sollen und Wollen, Pflicht und Neigung zum Ausgleich zu bringen. Dabei wird der Spontaneität alles Tuns ein sehr großer Wert beigelegt und deshalb in der Didaktik der Arbeitsunterricht in den verschiedensten Formen recht ausführlich behandelt.

Das hohe Ziel, das zur Formung des »Vernunftmenschen«, des deutschen Menschen in seiner Ganzheit führen soll, glaubt man auch in der Arbeitsweise und in der Entschlossenheit des Verfassers, keiner Schwierigkeit auszuweichen, hervorleuchten zu sehen; dennoch darf ich nicht verschweigen, daß Wille und Gefühl in seinem Werk stärkere Berücksichtigung verdient hätten. Ich bezweifle die von der Psychologie und nach deren Vorgang von Otto vertretene Ansicht, daß sich der Wille nicht steigern lasse, aufs stärkste. Nur ist er nicht bloß von der »Richtung des Geistes«, sondern sehr weitgehend von Körperkraft und Geschicklichkeit abhängig und setzt Umgang, ja Vertrautheit mit der Gefahr voraus. Entsprechend hat die Kunstbehandlung sich nicht nur an die Wissenschaft anzulehnen, sondern muß bestrebt sein »der dunklen Gefühle Gewalt« zu wecken, »die im Herzen wunderbar schliefen«. Diese »Gewalt der Gefühle« soll, wie Spinoza, allerdings in ganz anderem Zusammenhang, fordert (Otto S. 46), »Erkenntnis zum Affekt steigern«. Nicht bloß Mitleid und Furcht, auch Begeisterung und Empörung, unter Umständen selbst Leidenschaft sollen grundsätzlich zur Empfindung und zum Ausdruck gebracht werden.

Prof. Dr. F. Hartmann, *Berlin*

[1]) Ernst Otto, Allgemeine Unterrichtslehre. Berlin, Leipzig 1935, Walter de Gruyter & Co VIII, 320 S.

NIETZSCHE

Einführung in das Verständnis seines Philosophierens

Von Dr. Karl Jaspers,
ord. Professor der Philosophie in Heidelberg

Groß-Oktav. VIII, 438 Seiten. 1936. RM 7.—, geb. 8.—

Diese Darstellung von Leben und Werk Nietzsches lenkt das Augenmerk auf die Voraussetzungen, unter denen Nietzsche eindringlicher zu begreifen möglich ist: auf die beherrschenden Gesichtspunkte seiner Grundgedanken und auf die das Ganze seines Wesens und Denkens durchdringenden Antriebe. So kann die Zusammengehörigkeit des scheinbar Zerstreuten als eine große Einheit fühlbar werden. Darüber hinaus war die Absicht, das Philosophieren Nietzsches so zur Erscheinung zu bringen, daß der Leser es im Mitdenken selbst ergreift und von ihm ergriffen wird. Dieses Buch soll die immer wieder neue Aufgabe seiner Aneignung deutlich machen und mithelfen an ihrer gegenwärtigen Erfüllung.

Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Wohrschstraße 13

Unter der verantwortlichen Redaktion von Dr. E. PIETSCH erscheint:

Gmelins Handbuch der anorganischen Chemie

8. völlig neu bearbeitete Auflage

herausgegeben von der Deutschen Chemischen Gesellschaft

ein Werk, das der modernen Forschung und Technik neben der archivarischen Bereitstellung des Tatsachenmaterials eine *kritische Neuwertung* des gesamten Wissensbestandes auf dem Gebiet der anorganischen und physikalischen Chemie — unter Einbeziehung der Grenzgebiete Geologie, Geochemie, Mineralogie, Metallurgie, technische Chemie und vor allem der Physik — bietet.

Verlangen Sie bitte den neuen ausführlichen Prospekt.

VERLAG CHEMIE, BERLIN W 35

Digitized by Google

Dr. PAUL FELDKELLER, Berlin

Das Okkultismus-Problem

Von Zeit zu Zeit taucht in nebelhaften Umrissen ein dunkler Bereich angeblicher Tatsachen ans Licht und stellt seine Ansprüche. Die Länge des Weges von deren hohnvoller Abweisung durch die Forschung bis zur Annexion des Gebietes durch eben diese Forschung vergrößert oder verringert sich nach Maßgabe der jeweiligen religiösen, weltanschaulichen oder politischen Umstände und Widerstände. Man studiere dies an der Geschichte der Physik, Bibelkritik, Psychologie, Psychoanalyse, Metageometrie, Homöopathie, Rassentheorie, Naturheilkunde, Freirechtsbewegung, Graphologie, der Erforschung von Hypnose und Somnambulismus. Die Fähigkeiten der Sensitiven (z. B. für Erdstrahlen) und die Telepathie samt Gedankenlesen gehören heute gleichfalls zu diesem Bereich eben erst gesicherter Phänomene, noch nicht dagegen der Mediumismus.

Die Analyse dieses Weges werdender Wissenschaften zeigt eine strenge Typik, die für eine Psychologie der wissenschaftlichen Arbeit wichtig ist (wie sie uns etwa Müller-Freienfels in Aussicht gestellt hat). Zuerst nämlich treten die Phänomene nicht rein, sondern mit weltanschaulichen Theorien belastet auf. Daraus erklärt sich die jedesmalige Weigerung der Gelehrten, sich mit ihnen überhaupt zu befassen. An sich freilich sind alle reinen Phänomene wie alle reine Empirie weltanschaulich neutral. Darum ist ja der im engsten Zusammenhang mit der neuen Physik (Relativitätstheorie, Atomforschung) stehende Positivismus und reine Empirismus als vorläufiger Verzicht auf jede Philosophie das Ideal einer voraussetzungslosen Wissenschaft, die weltanschaulich noch nicht verfälscht ist, die aber jeder Philosophie zur Verfügung steht und keiner Deutung vorgreift. Weil aber dies Ideal selten verwirklicht, die saubere Herausschälung der Phänomene aus der religiösen und politischen, sozialen und weltanschaulichen Umklammerung, kurz aus der »Theorie«, eine unbekannte Kunst war, darum war es möglich, daß sich seinerzeit, als Galilei sein Fernrohr erfand, Kardinäle und Gelehrte weigerten, durchzuschauen und von der Existenz der Jupitermonde Kenntnis zu nehmen; daß ein Helmholtz eher dem Zeugnis seiner eigenen Sinne mißtrauen als an die Möglichkeit einer Gedankenübertragung glauben wollte; daß noch 1890 ein Wiener Universitätsprofessor in den »Grenzboten« schreiben konnte: »Ich glaube an hypnotische Suggestion nicht eher, als bis ich einen Fall gesehen habe, und ich werde einen solchen Fall niemals zu Gesicht bekommen, weil ich mir derlei Erscheinungen niemals ansehen werde«. Aus demselben Grunde weigerte sich Carl Stumpf, selbst nur einer Kommission zur Untersuchung okkulter Phänomene beizutreten, während sein Münchener Nachfolger Erich Becher nebst andern Psychologen und Physikern schon anders dachte. Inhaltlich genau entgegengesetzt, aber formal-logisch mit den genannten Forschern obiger Gruppe identisch denken jene Okkultisten, die aus allem, was immer sich ereignet, auch aus jenen Vorgängen, die den Beweis des Gegenteils ihrer Behauptungen enthalten, doch immer nur Stützpunkte für ihren eigenen Glauben gewinnen. Wer sieht nicht das ausschlaggebende Willensmoment in allen diesen Seelenvorgängen, genannt »Wissenschaft«? Eine Zwangsläufigkeit, ein Mechanismus im menschlichen Denken (in meinem Buch: »Verständigung als philosophisches Problem« in dem Begriff des »Psychotagmas« gekennzeichnet) ist hier, in stärkerem Maße als auf andern Wissensgebieten, der Erkenntnis vorgelagert. Das Ganze ist ein Forscherproblem. Der Weg zur Parapsychologie führt über die Psychologie der Forscher und Beisitzer, anderseits der Okkultisten und Gläubigen. Vor allem wird einmal festgestellt werden müssen, wie Urteile zustande kommen und wie leichtfertig sog. Überzeugungen in uns entstehen (was F. Moser in ihrem großen neuen Werk als »verschrobene Geistesverfassung« der okkultistischen Forscher andeutet). Erst nach diesen Untersuchungen dürfen wir die das Medium angehenden, im engeren Sinne »parapsychologischen« Fragen zu lösen hoffen. Der Fall der okkultistischen psychischen Atmosphäre liegt ähnlich demjenigen der Geistesverfassung kriegführender Völker mit ihrer heillosen Verwirrung von Wahr und Falsch. Im Okkultismus hat aber auch die Sinneswahrnehmung bzw. reine Erfahrung ohne Theorienbildung außerordentliche seelische Widerstände zu überwinden. Die rein beschreibende »reine Erfahrung« ist vorerst eine nur von den Atomphysikern und Relativitätstheoretikern geübte Kunst. Übrigens unterliegen die Sinneswahrnehmungen selber wieder möglicher Verfälschung durch Ganzheitsauffassungen. Wir haben dann eine sinnliche Parallele zur okkultistischen Fehlauffassung durch Theorienbildung, z. B. die rein apperzeptive Hinein-Sicht der sog. Mars-Kanäle in das teleskopische Marsbild. Auch diese Fehlapperzeptionen stehen im Verdacht, bei der »Wahrnehmung« der okkultistischen Erscheinungen eine Rolle zu spielen. Eine dritte Fehlerquelle ist die eidetische Veranlagung mancher Menschen, eine vierte die Selbsthypnose der Forscher und Beisitzer, soweit sie nicht schon an dem zuerst genannten Täuschungskomplex beteiligt ist.

Von der Beseitigung dieser Fehlerquellen in der Erfassung der reinen Phänomene, also von der Erledigung der dringlichsten Vorarbeiten sind wir noch so weit entfernt, daß nicht einmal das Bewußtsein von der Notwendigkeit, von jeder Theorie abzusehen, in die Forscherwelt gedrungen ist. Für die einen ist der ganze Okkultismus eine Angelegenheit der Psychiatrie, für die andern der Kriminologie. Trotz der Tatsache, daß Geisteskrankheit und Verbrechen (Betrug) hierbei eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, sind die letzten Motive der vom zivilen Leben streng geschiedenen okkulten psychischen Sphäre bis zur Stunde ungeklärt. Die Übertragung der zivilen Motive (Ehrgeiz, Eitelkeit, Erwerbsstreben, Lust an Spiel und Unterhaltung) auf die okkultistische Atmosphäre, die auch ein eigenartiges soziales Milieu mit einem spezifischen »Anhang« mit spezifischen Funktionen darstellt (Familie, Helfer, Kontrollpersonen, Lockspitzel, schließlich das Medium mit dem Verlangen nach der »Karriere«) ist nur bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Äußerlich charakterisiert sich diese Atmosphäre durch eine eigentümliche Verflechtung von innerer Verbundenheit und Gegnerschaft, von engstem gegenseitigem suggestiven Kontakt und zugleich so starkem gegenseitigen Mißtrauen, daß nicht nur das Medium, sondern — wie bei Margery, Valiantine, Guzik — auch die Beisitzer und die Experimentatoren selber gefesselt werden. Daß dies nötig ist, zeigt die betrügerische Beihilfe der Kontrollpersonen und Beisitzer z. B. im Falle Laszlo. Es muß nicht einmal greifbare Provokation zum Betrug vorliegen. Alle Fesselung kann nicht verhindern, daß die Mentalität solcher Beisitzer, die zur Rettung ihrer Theorie und Weltanschauung die Bestätigung der Betrugshypothese sehnlichst wünschen, auf die eigenartige seelische Atmosphäre einwirken und das Medium zu suggeriertem Pseudobetrug veranlassen. Wir wissen ja heute genau, was normale Menschen durch ungewollte Telepathie bei Sensitiven vermögen, und das Medium ist ein hochgradig sensitiver Mensch. Dabei sind wiederum krimineller und medialer Betrug (im Trance) genau zu unterscheiden. Eine weitere Täuschungsquelle ist in Übereinstimmung mit Max Dessoir darin zu erblicken, daß umgekehrt die Kontrollpersonen selber der Hypnose oder wenigstens Suggestion ausgesetzt sind. Für diesen ausgezeichneten Forscher, besten Beobachter und gewissenhaftesten Berichterstatter, den wir kennen, sind daher Levitationen von vornherein verdächtig und wahrscheinlich rein psychologisch, nämlich suggestiv zu erklären, da Flugträume etwas allgemein Menschliches darstellen und das Realitätsbewußtsein in der Atmosphäre okkultistischer Sitzungen ohnehin stark herabgesetzt ist. Daß sensitive Beisitzer in Trance verfallen, hat Verfasser selber miterlebt. Die Psychologie hat hier also ein reiches, noch unbeackertes Arbeitsfeld. Und nicht die Erleichterung der Versuchsbedingungen in Richtung auf Beseitigung von Dunkelheit und Dunkelkabinett (wie F. Moser in ihrem sehr gut informierenden und auch kritischen Werk »Der Okkultismus« sie fordert), sondern psychologische Erforschung des gesamten Milieus, nicht nur der Medien, und vollständiger Ersatz der nicht genügend scharfen und zuverlässigen Sinnesorgane durch eine vollkommen selbsttätige Apparatur, durch Stromkreise und ‚Galvanometer, durch ein System von Dunkelaufnahmen mittels ultravioletter Strahlen wird in einer absehbaren Zukunft die heute noch fehlende Klarheit und Gewißheit bringen. Denn auch ein eindeutig negativer Befund wäre ein positives Ergebnis für Logik und Erkenntnis.

Wie die Dinge heute liegen, müssen wir annehmen, daß etwas vorgeht, was wir noch nicht kennen. Die Kundgebungen der in Trance versetzten Personen freilich, auch der Kriminal- und Heilmedien, selbst die stenographierten Protokolle der Sitzungen und die Aussagen der Beisitzer und der Experimentatoren selber sind für uns keine Zeugenaussagen, keine Beweise — wenn auch »Indizien«, wie die Aussagen Geisteskranker: darin hat Bleuler unzweifelhaft recht. Denn auch die Aussagen aller jener »Zeugen« sind in so unkritischer Weise mit Theoretischem verfilzt und weit mehr Bekenntnisse ihrer eigenen Geistesverfassung als Erkenntnisse, daß uns nur noch die Zeiger des Galvanometers und systematische photographische Aufnahmen überzeugen: nur sie geben die Phänomene ohne Zutat genau wie die Beobachtungen der Atomphysik. Erst in zweiter Linie beweiskräftig sind Aussagen von Spezialisten: von berufsmäßigen bewährten Beobachtern und routinierten berufsmäßigen Taschenspielern. Drei solchen hatte Eusapia Paladino etliche Sitzungen in Neapel mit

Digitized by Google

Ausschluß jeder andern Person gewährt. Die Kontrolle geschah unter engster Umschlingung des Mediums durch diese trainierten Leute. Gleichwohl wurden die unter solchen Bedingungen zustande gekommenen Phänomene von allen dreien als ihnen unerklärlich bezeichnet. Solche Zeugenaussagen haben zusätzlichen Wert, wenn sie mit den Ergebnissen der Apparatur übereinstimmen. Dann freilich einen sehr hohen.

Von solcher Art ist die von Dr. Osty im Institut Métapsychique International in Paris in Bewegung gesetzte Apparatur. Sie ist noch nicht vollkommen. Immerhin sind die Ergebnisse bedeutsam genug, um auch den vorsichtigsten Forscher vom Mediumismus nicht ganz abrücken zu lassen. Die in gewisser Entfernung von dem Medium Rudi Schneider oszillierende Materie war zwar nicht sichtbar und in weißem Licht nicht photographierbar, absorbierte aber die infraroten Strahlen und konnte einen elektrischen Strom unterbrechen. Es wird die Zeit kommen, wo die Mechanismen der Technik menschliche Kontrolle und damit menschlichen Irrtum in Beobachtung und Auffassung ausschließen — genau so wie durch weit einfachere Versuchsanordnungen, als sie dort nötig sind, das Phänomen der Telepathie eindeutig beschrieben und seine Gesetze festgestellt worden sind. Denn die telepathischen Vorgänge sind mehrfach genau studiert worden, zuletzt noch von dem Rigaer Psychiater Ferd. v. Neureiter an der kleinen Ilga K. in Trapene, der sich nur voll inneren Widerstrebens an diese Phänomene begab. (F. v. Neureiter, Wissen um fremdes Wissen, auf unbekanntem Wege erworben. Eine experimentelle Untersuchung. L. Klotz, Gotha, 1935.) Er kannte auch die Literatur darüber nicht, und darum sind die Übereinstimmungen mit den ihm nicht bekannten Fällen anderer Zeiten umso auffälliger und für die geltenden Gesetze umso beweiskräftiger. Z. B. macht intensive Willensanstrengung beim Sender wie Empfänger das Gelingen unmöglich. Die Stärke des Rapportes zwischen beiden ist ausschlaggebend. Die 14jährige M. Joest im »Archiv f. d. tier. Magnetismus« (hrsg. v. Kieser, Eschenmayer und Nasse, V 3) sagt zu dem sie behandelnden Arzt: »Leg das Buch weg, ich muß alles mitlesen und kann doch nichts verstehen«, die zehn Jahre alte Ilga K. bei Neureiter mußte innerlich gleichfalls alles mitlesen, was der Lehrer oder die Mutter lasen. Durch Janet in Paris sind auch Fälle des weit selteneren magnetischen Rapportes erforscht. Sie sind an die höheren Stadien des Somnambulismus gebunden.

Die Untersuchung der bloßen Phänomene ist also noch in vollem Fluß und die Zeit der Theorienbildung noch lange nicht gekommen. Daß diese Theorien aber nicht umstürzend sein werden, daß bereits heute durch Tatsachen im Gesamtbereich der Wissenschaften vorgesorgt ist, daß die neuen Phänomene, wenn sie erst einmal greifbar sind, im Sinne des griechisch-abendländischen Weltbildes gedeutet werden, das ist schon heute gewiß. Denn die gegenwärtig wieder auflebende Transzendentalphysik Schellings, seine Lehre von einer unbewußten Weltintelligenz schlägt die Brücke sowohl zu Paracelsus und Mesmer (Lehre vom tierischen Magnetismus und damit zum Somnambulismus) wie auch zur Psychoanalyse und zur Lehre vom kollektiven Unbewußten namentlich in der Theorie von C. G. Jung, welcher die Traumdeutung auf die Stufe einer Wissenschaft zu erheben im Begriffe ist. Auch hier ist der Zug zur Verallgemeinerung anfänglich für exemtorisch gehaltener Erscheinungen beachtenswert. Wie die Libido, der Eros durch die Freudsche Schule eine epochemachende Erweiterung erfuhr, wie das Phänomen des »Komplexes«, bei Freud noch als pathologisch und traumatisch verursacht gedacht, bei Jung aber zum Normalphänomen wird, genau so zeigt der bei Janet noch pathologisch gedeutete Somnambulismus und Mediumismus gleiche Möglichkeiten der Verallgemeinerung und Erweiterung. Sind wir doch mehr oder weniger alle medial veranlagt, d. h. potentielle Medien. In dieser Erweiterung ist Mediumität, als Inspiration wie als Besessenheit (Verweyen), für die Kunst- und Kulturtheorie wichtig. Sie erscheint bald über-, bald untermenschlich: in der Regel tritt das Geistige zurück. Man kann im kollektiven Unbewußten als dem großen Reservoir aller mediumistischen Phänomene Keyserlings »Gana« wiedererkennen, das Urböse, das persönlichkeitsfeindliche Prinzip; man kann es auch neutral auffassen wie Jung oder William James, der von einem »kosmischen Gedächtnis« (alles weiß von allem) spricht, aus dem das Medium schöpft. Max Dessoir findet diese Vorstellungsweise, im Gegensatz zu der spiritistischen oder »monadistischen« (Driesch), in der Besonderheit der Phänomene begründet, soweit sich diese jetzt schon erkennen läßt. Er hat den Eindruck, als ob das Medium von »Fetzen« umgeben ist (ähnlich den »fringes« bei James), die nicht zusammenkommen; von Stückchen, die es erhascht; von Gedächtnisrestchen, die irgendwo aufbewahrt werden und die es falsch zusammensetzt. Dann läge ein Phantasieüberschuß von schöpferischer Kraft vor. Die Theorie des »Monadismus« (Geister- und Unsterblichkeitsglaube) dagegen würde nach dem Bekenntnis von Hans Driesch selber, so sehr er ihn sonst vertritt, auf Schwierigkeiten stoßen, die in der Biologie begründet sind. Das organische Reich beginnt, von unten her betrachtet, lange vor dem Entstehen von Individuen. Die Kollektiva haben keine Seelenmonade (»Seele« hat hier die Bedeutung nur einer Metapher). Von welchen Organismen an sollen also die ersten unsterblichen »Monaden« angesetzt werden? Übrigens wird die metaphysische Monadenlehre im Sinne von Bruno und Leibniz von dieser rein biologischen nicht berührt.

Auch im übrigen ist der Weg von den parapsychologischen Phänomenen wie zu Schelling so auch zur Biologie von Hans Driesch nicht weit. Die Entelechie und die Wunder vor allem der Phylogenese sind ja wunderbarer als der ganze Okkultismus. Zielstrebige Momente, d. h. Momente echter Entwicklung, also schöpferischer und auf Intelligenz hinweisender Art, sind im Bereich der Geschichte des Organischen unleugbar vorhanden, doch wiederum nicht so alleinherrschend, wie es der Aristotelismus annimmt, sondern liegen offenbar im Kampfe mit dunklen, lebensfremden oder gar -feindlichen Gewalten, welche die ganze Schöpfung ins Groteske verzerren. Scheler, Dacqué, Keyserling haben, jeder auf seine Weise, diese Mächte als urböse oder wenigstens dämonische zu deuten unternommen. Anderseits finden sich auffällige Parallelen der biologischen Welt zur mediumistischen, somnambulistischen, vor allem zu den posthypnotischen Phänomenen. Allgemein bekannt ist die Erscheinung der »Kopfuhr« (autosuggestives Erwachen zu genau bestimmter Zeit). Vogelzug und Insektenflug vollziehen sich mit der Genauigkeit posthypnotischer Befehlsausführung, sowohl was die Raum- wie die Zeitorientierung anlangt. Forel hat sich mit dem Zeitbewußtsein der Bienen befaßt. Tief unter die Erde gebracht, in ein Salzbergwerk, lebten sie nach der gleichen Zeiteinteilung wie oben im Tageslicht (nach F. Moser, Der Okkultismus S. 935). Die biologisch schöpferische Kraft der sog. Hysterie, die z. B. bei eingebildeten Schwangerschaften bis zur Hervorrufung der nur dem Arzt bekannten anatomischen Einzelheiten einer Schwangerschaft geht, scheint unbegrenzt. Werden die Stigmatisierten »hysterisch« oder »psychogen« genannt, so ist damit eine Bezeichnung gewählt, die das Wunder der Leistungen ihrer Seele um nichts verringert.

Von einer andern Ecke her arbeitet sich die Erforschung der Erdstrahlen an die parapsychologischen Phänomene heran. Rutengänger sind magnetische Sensitive und Medien besonderer Art. Die Lehre vom Lebensmagnetismus (wie ihn etwa Hans Much vertrat) faßt den Menschen als Strahlungsherd, von dem sowohl schädigende wie heilende Wirkungen ausgehen können. Die Leistungen der besten Medien (Home, Eusapia) waren mit starker Energieausgabe (Schweiß, Erschöpfungszuständen) verknüpft. Die bisherigen Versuche, die verausgabte Kraft oder den elektrischen »Wind« der Medien zu messen, können freilich nicht überzeugen. Der Schweizer Elektroingenieur E. K. Müller, Zürich-Kilchberg, hat versucht, die emanativen Substanzen, die dem Medium im Trance entströmen, einzufangen und zu kondensieren. Auch diese Dinge sind bei weitem noch nicht spruchreif. Mehr zu denken gaben mir die Mitteilungen des nunmehr verstorbenen Stuttgarter Psychologen Fritz Giese auf dem Leipziger Psychologenkongreß 1933 über sichtbar zu machende Bewußtseinsinhalte. Wird der Schattenriß des horizontal gelagerten menschlichen Körpers bei bestimmter Lufttemperatur durch starkes Licht auf ein Transparent geworfen, dann zeigen sich auf dem Transparent senkrecht aufsteigende Wärmeströmungen in Form von Wolken, Streifen oder Schlieren, aber in mannigfacher charakteristischer Gestalt je nach dem betreffenden Inhalt des Bewußtseins (Texte, Kopfrechnen, Auswendiglernen). Außerdem verteilen sich diese Wärmeemanationen auf die verschiedenen Körperausgangspunkte verschieden je nach der intellektuellen, emotionalen oder willensmäßigen Leistung der Versuchsperson im Augenblick des Experiments, so daß ein geübter Versuchsleiter der Person sagen kann, woran sie gedacht hat. Das Ganze läßt sich auch elektrisch registrieren. Die Bildung solcher Konfigurationen kann selbstverständlich nicht allein auf Kosten der Wärme des Körpers gebucht werden. Und daß ein Sensitiver diese und andere aura-ähnliche Gebilde ohne Apparatur wahrnimmt, liegt nach allem, was wir wissen, im Bereich der Möglichkeit. Daß auch die Erforschung der eidetischen Veranlagung durch E. Jaensch, Marburg, an der Deutung mancher parapsychologisch erscheinenden Phänomene beteiligt ist, sei zum Schluß noch erwähnt. Die Phänomene werden also unser Weltbild nicht erschüttern. Es gibt eine Fülle theoretischer Ansätze, Es ist aber Torheit, die Phänomene, ehe sie noch festgestellt sind, mit Theorie zu belasten und damit die Untersuchungen zu erschweren.

Digitized by Google

Grundprobleme d. Philosophie

I.

Grundprobleme der Philosophie

Nur wer erkannt hat, welche besondere Bedeutung in der wissenschaftlichen Philosophie den Bemühungen um die Erkenntnis des Wesens und der Eigentümlichkeiten der philosophischen Problematik als solcher zukommt, vermag voll nicht nur die innere Berechtigung, sondern auch die Notwendigkeit jener immer neuen Darstellungen der »Grundprobleme der Philosophie« zu erfassen, wie sie die Geschichte des philosophischen Denkens aufweist. Erst die Erkenntnis der Besonderheiten und Eigenarten philosophischer Probleme, ihrer spezifischen Formen und ihrer Inhalte, der Denkbeziehungen und Denkrichtungen, worin sie sich manifestieren, macht die hervorragende Bedeutung der Problembehandlung für die Entwicklung der philosophischen Wissenschaft deutlich. Die entscheidenden Voraussetzungen für die Bildung eines philosophischen Gedankenzusammenhanges sind in einer Sphäre der Denkphänomene, gleichsam in einer theoretischen Situation gegründet, die mit der ursprünglichsten Problematik des »Anfangs der Philosophie« zugleich die Grundlagen zu schaffen vermag für eine Ausweitung, Ausreifung und Vollendung des philosophischen Gedankens in einer universalen Systematik. Erst das Hinabreichen gleichsam der im Aufbau einer philosophischen Lehre sich von Station zu Station immer neu bildenden einzelnen Gedankenkomplexe bis in jene durch die ursprüngliche Problemsetzung gegebene und deren ständige Rechtfertigung fordernde theoretische Situation als Trägerin des ganzen philosophischen Gedankengebäudes verbürgt überhaupt nicht nur die Fruchtbarkeit einer philosophischen Konzeption, sondern auch den wissenschaftlichen Wert und die Stellung, die einer Philosophie als einem einheitlichen Gedankensystem geschichtlich zukommt.

Es ist das Bedeutsame der neuen Schrift Heinrich Rickerts über die »Grundprobleme der Philosophie«[1], daß in allen Phasen ihrer Problembehandlung die notwendige Verdeutlichung der einzelnen Untersuchungskomplexe erreicht wird. Diese Verdeutlichung legt den inneren Zusammenhang der Problematik bei Rickert, seiner in der Transzendentalphilosophie gegründeten und aus ihr sich zu neuen kulturphilosophischen Ergebnissen hin entwickelnden methodologischen, ontologischen und anthropologischen Denkgrundlagen bloß. So läßt diese Schrift mit der großen Sicherheit, Klarheit und sprachlichen Vollendung der Rickertschen Diktion den ganzen Beziehungsreichtum des Problemhaften im Philosophieren sichtbar werden, eben das Bild jener theoretischen Situation, die die einzelnen »Grundprobleme« so zueinander geordnet hält, daß sie in ihrer Entwicklung notwendig alle in das Ganze des Werkes münden und damit erst die Leistungsfähigkeit der Philosophie Heinrich Rickerts entscheiden.

Dr. F. Richter

Berlin

[1]) Heinrich Rickert: Grundprobleme der Philosophie. Methodologie. Ontologie. Anthropologie. 1934. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. IX, 233 S. 8°. RM. 7.50 in Ganzleinen geb. RM. 9.50.

2.

Das Problem des Nicht

Es ist ohne Zweifel ein verdienstlicher Gedanke, das Problem des Nicht einer monographischen, systematischen und kritisch-historischen Untersuchung zu unterwerfen. Denn während fast alle grundlegenden Probleme der Philosophie eine gründliche systematische Durcharbeitung erfahren und ihren Historiker gefunden haben, so war dies bei dem Problem des Nicht in keiner Weise der Fall. Die Geschichte des Problems war mehr oder weniger unbekannt — wir sehen eigentlich erst jetzt, was alles unbekannt war — und in seinem systematischen Zusammenhang hat das Problem nur selten eine Untersuchung erfahren, so daß, wer sich näher über seine Geschichte orientieren wollte, auf ein mühseliges Heraussuchen der verstreuten Äußerungen angewiesen war. Nun aber hat G. Kahl-Furthmann [1]) eine historisch ungemein aufschlußreiche und systematisch förderliche Untersuchung des Problems des Nicht vorgelegt und hat damit eine der schmerzlichsten Lücken unserer philosophischen Literatur geschlossen.

Das Buch verschränkt in eigentümlicher Weise systematische und historische Untersuchung. Einleitend ist eine phänomenologische und ontologische Vorbetrachtung vorangeschickt. Dann folgen drei vorwiegend historische Abschnitte über das Widerspruchsprinzip, den negativen Begriff und sein objektives Korrelat und das negative Urteil und sein objektives Korrelat. Ein vierter Teil bringt dann die eigenen systematischen Untersuchungen der Verfasserin. In den mehr historischen Teilen wird nun so vorgegangen, daß der historische Stoff ganz unter systematischen Gesichtspunkten vorgetragen wird. Das Problem wird durchweg systematisch aufgegliedert und für die so sich ergebenden einzelnen Teilfragen die jeweils wichtigsten Denker herangezogen. Das Verfahren hat unzweifelhaft große Nachteile, aber es ist leichter, diese herauszustellen als es besser zu machen. Und sie sollen auch nicht unseren Dank für die große und wichtige Arbeit an die ebenso scharfsinnige wie gelehrte Verfasserin mindern.

Das historische Material, das die Verfasserin mit großer Gelehrsamkeit zusammengetragen hat, ist erstaunlich, und es soll keinen Einwand gegen ihre systematischen Bemühungen bedeuten, wenn wir den Nachdruck auf die historische Seite ihrer Untersuchungen legen möchten. Vor allem für das Material, das sie aus der Scholastik beigebracht hat, wird man ihr aufrichtig Dank wissen müssen. Leider finden wir hinsichtlich der herangezogenen Denker der Neuzeit manche schmerzliche Lücke. Hier hat sie einige wichtige Denker übersehen, deren Nichtbeachtung sich dann auch in den systematischen Untersuchungen bemerklich macht. Natürlich wäre es verfehlt, hier zu verlangen, was nicht in den Intentionen der Verfasserin lag und liegen konnte, nämlich Vollständigkeit. Etwas dürftig kommen die Dialektiker (mit Ausnahme Hegels) weg; man hätte hier ein Eingehen auf die Neueren gewünscht, auf Kroners Auseinandersetzung mit Rickert, auf die kritizistischen Dialektiker. Viel wichtiger als alles dies ist aber, daß die Logistiker überhaupt nicht berücksichtigt sind. Schon die beiden wichtigen kleinen Schriften von Leibniz (Nr. XIX u. XX des 7. Bds. der Gebhardschen Ausgabe d. philos. Schr.) [2]) scheinen der Verf. entgangen zu sein. Dann vor allem sind Freges Schriften nicht genügend ausgeschöpft, obwohl sich hier das Tiefste über das Problem des Nicht findet, was bisher gesagt worden ist. Endlich fehlt auch jeder Hinweis auf Russells null-class theory (in den Principia Mathematica), obschon sie die einzigste ist, die wirklich auf den Namen einer Theorie des Nicht Anspruch erheben kann. Es ist schade, daß hier die Verf. dem schlechten Brauche, die Mühseligkeit der Lektüre logistischer Werke durch Ignorierung zu strafen, gefolgt ist. Es ist ihr dadurch ein reicher systematischer Ertrag entgangen.

Diese Aussetzungen sollen aber den Wert des trefflichen Werkes nicht herabsetzen; denn niemand, der nicht die Mühe scheut, das etwas ungefüge Buch durchzuarbeiten, wird es ohne reiche Belehrung aus der Hand legen.

J. v. Kempski

Berlin

[1]) Das Problem des Nicht. Kritisch-historische und systematische Untersuchungen. 592 S. Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1934.

[2]) Vgl. dazu K. Dürr: Neue Beleuchtung einer Theorie von Leibniz (Leibniz-Archiv II). Reichl, Darmstadt 1930.

3.

Irrational oder Rational

W. Freytag legt zu der Frage »Rational oder Irrational«, die heute ein allgemeines Interesse beanspruchen kann, vier logische Untersuchungen vor[1]), die zwar den Problemkreis nicht erschöpfen wollen, aber einen beachtlichen Teil davon aufrollen. Das ist ein zweifelloses Verdienst, und jeder, der an dem Problem interessiert ist, wird manche Anregungen aus den oft scharfsinnigen Untersuchungen schöpfen. Leider ist die Gedankenfolge innerhalb der einzelnen Untersuchungen einigermaßen locker, und das nimmt ihnen wieder viel von ihrer Überzeugungskraft, die sie in Einzelheiten beweisen. Hinzu kommt, daß die Polemik gegen andere Logiker wie vor allem die gegen Carnap den heutigen Stand der Diskussion nicht mehr trifft. Manchmal kommen aber auch merkwürdige Mißverständnisse vor, wie etwa wenn Freytag den Beweis führen will, daß die Sätze, die Carnap im Anschluß an Frege und Russell als sinnlos bezeichnet, in Wirklichkeit falsch seien. Merkwürdig ist das insofern, als sich die genannten Denker, um gewissen Schwierigkeiten zu begegnen, eine bestimmte Gruppe der Sätze, die man bisher als falsch bezeichnete, für sinnlos anzusehen entschlossen. Nun kann man zwar an der Abgrenzung des Begriffes des Sinnlosen mit Recht Kritik üben, aber ihnen mit einem Beweise der Falschheit dieser Sätze zu begegnen, heißt das gestellte Problem verfehlen, und Freytag bewegt sich bei seinem Beweise zudem insofern in einem Zirkel, als er als Untersatz einen nach Carnaps Definition sinnlosen Satz einführen muß, um daraus zu schließen, daß Carnaps angeblich sinnloser Satz in Wirklichkeit falsch sei. Was bewiesen werden soll, wird im Untersatz bereits als bewiesen vorausgesetzt, um überhaupt schließen zu können. Der Verf. möchte bei diesen Versuchen Raum für eine realistische Metaphysik bekommen, die in einem Schlußkapitel, das eine Deutung des Glaubens an das Irrationale versucht, sich in großen Umrissen abzeichnet, ohne ganz deutliche Konturen anzunehmen. Bei allen Einwänden aber, die man gegenüber diesem Buche geltend machen kann, sollte man aber nicht an ihm vorbeigehen, da es viel Gutes und Anregendes enthält.

J. von Kempski

Berlin

[1]) Willy Freytag: Irrational oder Rational. Untersuchungen und Entwurf zu einer Deutung. 236 Seiten. Junker und Dünnhaupt, Berlin 1935.

4.

Natürliche Weltauffassung

Der Verfasser gewinnt seine Position durch eine nicht überzeugende Kritik der Wissenschaften, deren Versuch, die Welt aufzubauen, gescheitert wäre. Zur Begründung einer »Natürlichen Weltauffassung« versucht er nun, den Zugang zu einem Erleben freizulegen, das das Erlebte nicht »vergegenständlicht«, sondern uns zu einem ursprünglichen, unmittelbaren Haben der Wirklichkeit führt. Der Verfasser redet vom »ur-magischen« Erleben, das in dem Magischen eine frühe, wenn auch nicht mehr ganz adäquate Ausdrucksprägung gefunden hätte. Diese entwicklungspsychologische Verankerung des Erlebens, das für eine neue Weltauffassung entscheidend werden soll, zwingt M. zu einer Untersuchung des Wesentlichen in Mythos und Magie, um dann das Hervorgehen aller »Bildungen der Menschheitsentwicklung« aus dem Ur-Magischen zu zeigen. Diese vorbereitenden Darlegungen Mallys sind zweifellos ein interessanter Beitrag zu dem Denken der Gegenwart, ob aber eine auf dem Ur-Magischen aufgebaute neue Philosophie, die der Verfasser ankündigt, unser Denken bereichert, ist abzuwarten.

M. Lange

»Erlebnis und Wirklichkeit«. Einleitung zur Philosophie der Natürlichen Weltauffassung von Ernst Mally. Verlag Julius Klinkhardt, Leipzig 1935; in Leinenband RM. 5.80.

5.

Idee und Existenz

Das abendländische Weltalter ist bestimmt durch ein Gegensatz- und Mischungsverhältnis von Antike und Christentum, das den Geist grundsätzlich vom Leben abgetrennt hat. Die deutsche Gegenwart will das Neue Reich, »das germanische Reich deutscher Nation«: sie muß Idee und Existenz erst wieder zu der Einheit verbinden, wie sie im germanischen Leben vorgezeichnet und im nordisch artverwandten Griechentum durch den Urzusammenhang von Logos und Bios vorbildhaft verkörpert ist. Das Urgesetz der griechisch-deutschen Idee heißt »Ganzheit« und fordert jene heroische Lebensform, die das »Sein als Sein« offenbar machen und aus dieser Wahrheit existieren will. Ihr Raum ist das geschichtlich wirkliche Reich. Um der neuen

Digitized by Google

Ganzheit willen haben wir uns »zurückwerfen zu lassen auf die Grundlagen unserer Existenz« und — um erst wieder frei zu werden zu uns selbst — alle artfremden Überlagerungen und Verdeckungen unseres Geistes einer radikalen Destruktion zu unterziehen.

Dieser in der Tat dringenden und unentrinnbaren Aufgabe will Heyses Entwurf[1]) dienen. Darum muß man sich mit ihm auseinandersetzen, obwohl oder grade weil er mehr beansprucht als erfüllt. Mit dem Generalmaßstab der »Einheit von Idee und Existenz« in der Hand sucht Heyse den gesamten abendländischen Geist aufzulösen, restlos, ausgenommen nur einige, fragwürdig gedeutete, Gedanken Kants. Es geht um einen »neuen Sinn von Idee und Existenz«: er wird schließlich aus dem griechischen Dasein, das angesichts seiner Grundmöglichkeiten von Kosmos und Chaos im Staate sein tragisches Schicksal lebt, proklamiert und — deklamiert. Er gelangt nur bis zu der imperativischen Verdichtung: Lebe metaphysisch, d. h. in der Entschlossenheit, das Sein zu entbergen und zu vollziehen, kraft der Idee der »Ganzheit«. Ein sehr guter und — sehr allgemeiner Imperativ! Auch dieser Existentialismus, der ein politischer sein will, bleibt in einer »radikalen« Abstraktion stecken, die sich hinter dem zwar aufrufenden, aber auch seinerseits verdeckenden Pathos der existentialistischen Redeweise nicht auf die Dauer wird verbergen lassen. Heyses eigener, durchaus unstraffer Sprachstil ist schon verräterisch. Als Ansatz einer politisch-existentiellen Kritik der abendländischen Ideengeschichte verdient das Buch ausgewertet zu werden. Es ist eine entschiedene Aufgabenstellung und zugleich ein Ausdruck gegenwärtiger Besinnung des deutschen Geistes, der vom bloß Überkommenen durchaus unbefriedigt seine Wirklichkeit eigens und und aus sich selbst zu entdecken sucht. **H. Behrens**

Berlin

[1]) Hans Heyse: »Idee und Existenz«. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. 1935. 364 S. Leinen RM. 12,80.

6.

„Aufstand des Geistes, eine Verteidigung der Erkenntnis"

Mit einer schweren Frage hat die Philosophie heute zu ringen: Wie steht die »existenzielle« menschliche Innenwelt zu der un-menschlichen Außenwelt, um deren letzte Bauformen die theoretische Physik sich müht.

Für Bense ist die hier vor dem modernen Menschen bedrohlich aufgerissene Kluft bereits überbrückt durch die — Heisenbergsche »Unbestimmtheitsrelation«. In ihr erschaut er — selber von jenem »Mut zur denkerischen Barbarei« beseelt, den er der Gegenwart so dringend anempfiehlt — die urtümliche Einheit von Subjekt und Objekt im »Akausal-Schöpferischen« und damit die völlige Versöhntheit der »Innerlichkeit« eines Kierkegaard mit der Atomwelt eines Bohr. Wer aber einwendete, sie beweise nur die Unmöglichkeit, das »atomare Geschehen« in genauen Gesetzesformulierungen zu fassen, keineswegs jedoch seine faktische »Ungesetzlichkeit« und schon gar nicht irgendeine »Harmonie« mit der Innerlichkeit des Menschen, würde von Bense hören, daß das »Maß der Erkenntnis« auch gar nicht in der Wahrheit bestehe, sondern in der »Sicherung der Existenz«, und sich überdies einer »tödlichen Reflexion« schuldig gemacht haben.

Gegen eine solche neuerdings viel beliebte »Verteidigung der Erkenntnis« muß entschieden die Erkenntnis ihrerseits, — muß ein Heidegger verteidigt werden, ebenso wie ein Heisenberg, der ganz gewiß nicht aus dem »Trieb nach Hierarchie« seine Wissenschaft »empfindet«, sondern aus der Einsicht in die Rückständigkeit der klassischen Begriffe von Gesetz und Wahrheit an deren Neuformung arbeitet, und zwar in genauer Gegenrichtung zu der von Bense gepriesenen »Anthropomorphierung des Kosmos«.

Verf. versucht, den Menschen in seiner existenziellen Beziehung zu Raum, Materie und Licht zu zeigen. Dabei klingen sehr fruchtbare Gedanken an. Gegen jene »Form der Dekadenz«, die am Geiste überhaupt verzweifelt, wendet sich die Einleitung. Mit Recht. »Das Leben muß dem Geist begegnen«, ihm »gewachsen« werden. Und wenn es Verf. gelingt, ein »breiteres Publikum« in die »impressionistische Stimmung« zu versetzen, die ihm als Quellpunkt der Philosophie und ihrer »züchtenden« Kraft erscheint, so ist das auch etwas. Nur: Geht philosophische Züchtung nicht eben auch auf »Zucht und Nüchternheit«? **Hans Behrens**

Max Bense: »Aufstand des Geistes, eine Verteidigung der Erkenntnis«. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin, 3,60 RM.)

7.

Philosophische Anthropologie

Ansätze zu anthropologischen Fragestellungen finden wir in der heutigen Philosophie in reichem Maße, und nicht nur in der Philosophie allein. Das Bestreben, die eigene wissenschaftliche Arbeit in philosophisch-anthropologischen Gedankengängen zu verankern, kann man heute bis in Wissenschaften verfolgen, von denen man dies auf den ersten Blick nicht annehmen sollte, wie Physik und Mathematik. Philosophisch erscheinen diese Ansätze vielfach noch unzulänglich, oft ist es auch nur ein erster Versuch, die eigene Wissenschaft in Perspektiven zu betrachten, wie sie etwa die Rassenforschung heute an Hand gegeben hat. Aber wie sehr auch solche Versuche noch im Biologischen stecken bleiben mögen, dahinter wird doch eine philosophische Problematik sichtbar, die noch alles andere als gelöst und entwirrt ist.

Akuter als für die Naturwissenschaften und die Mathematik sind die philosophisch-anthropologischen Fragen natürlich für diejenigen Wissenschaften, die den Menschen in welcher Weise auch immer zum Gegenstande haben, wie die Geschichtswissenschaften, die biologischen Wissenschaften einschließlich der Medizin usw. Nun fehlte bisher eine Einführung in die philosophische Anthropologie sowohl als Versuch, die verschiedenen Sprachen, in denen vom Menschen geredet wird, auf einen Generalnenner zu bringen als auch im Sinne einer Übersicht über die verschiedenen anthropologischen Ansätze der heutigen Philosophie. Die »Einführung in die philosophische Anthropologie«, die Paul L. Landsberg der Öffentlichkeit vorlegt[1]), erfüllt in mancher Hinsicht das erste Desiderat. Eine Übersicht über die verschiedenen Strömungen steht immer noch aus.

Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Schrift kann hier nicht gegeben werden. Landsberg stellt in den Mittelpunkt seiner Bemühungen den Begriff der menschlichen Selbstauffassung — seine Ausführungen geben sich im wesentlichen als Fortführung Schelerscher Intentionen. Die Bindung an die humanistische Gedankenwelt bleibt eng; Landsbergs Versuch teilt das mit der Mehrzahl der heutigen anthropologischen Versuche. Hier liegt aber auch die Fragwürdigkeit auch dieses philosophisch-anthropologischen Ansatzes. Denn es ist eben sehr die Frage, ob der Humanismus unser Schicksal sein wird. **J. v. Kempski**

Berlin

[1]) Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1934, 199 Seiten. Preis geb. 7.50 RM., geb. 9.50 RM.

8.

Mensch und Begriff

Die echte philosophische Fragestellung gewinnt ihre Rechtfertigung auch dadurch, daß sie ihre philosophiegeschichtliche Notwendigkeit und Bedeutung erweist. Die von Werner Schingnitz durchgeführte Untersuchung zur formalen Grundlegung der systematischen Philosophie[1]) ist nicht nur schon dadurch in einen bedeutungsvollen geschichtlichen Zusammenhang gestellt, daß sie das durch die ganze Philosophiegeschichte hindurch immer wieder in den Mittelpunkt der Systeme gerückte Problem der Wissenschaft in einem neuen großen scientiologischen Entwurf behandelt — diese Philosophie des Begriffs aus der Analyse seiner »Begrifflichkeit«, dieser bedeutende Versuch der Erweiterung logikwissenschaftlicher Probleme zu neuer Begründung und Gestaltung erkenntnistheoretischer, wissenschaftstheoretischer und metaphysischer Fragen zielt bewußt darauf hin, aus dem Nachweis der Universalität des Begriffs, aus einer »Theorie der logischen Bewältigung der Welt durch den Menschen« seine eigene Aufgabe und Bedeutung in der Wende der deutschen Geistesgeschichte der Gegenwart zu erkennen. **F. R.**

[1]) Mensch und Begriff. Beitrag zur Theorie der logischen Bewältigung der Welt durch den Menschen. Von Werner Schingnitz. 1935. Verlag von S. Hirzel in Leipzig. RM. 18.—.

9.

Lebensprobleme

Der Verfasser, der sich als Bibliothekar, nicht als Philosoph oder Biologe einführt, behandelt in diesem Werk eine Reihe zentraler Lebensprobleme. Man muß ihm zugeben, daß er es nicht in trockener, sondern in lebendig-anschaulicher Form tut. Das mehr oder weniger deutlich bewußte Ziel jedes Menschen, ein Weltbild zu gewinnen, will er durch seine Arbeit fördern. Die wirkliche Tiefenarbeit ist Sache der Wissenschaft. Er sucht ein Bild der Oberfläche zu erreichen und nur die Stellen zu zeigen, wo die Schächte in die Tiefe führen. So werden u. a. dem Leser die Probleme von Raum, Zeit und Kausalität vorgeführt, das Für und Wider in der Streitfrage Mechanismus oder Vitalismus, das Weltbild des Materialismus. Die Zweckmäßigkeit des Lebens wird untersucht. Aber auch psychologische Fragen über Gedächtnis, Unterbewußtsein, Kollektivseele, Genieentstehung. Nicht zuletzt natürlich interessiert den Verfasser die Stellung des Menschen in der Natur. Die vorsichtig zurückhaltende, allen Dogmatismus vermeidende, aber dabei doch forschungsfreudige Art Steinbrechs trifft den richtigen Ton. Den Irrtum kann er nicht vermeiden, aber es ist schon etwas gewonnen, wenn das ganze Buch als eine einzige Fragestellung an die Wissenschaft erscheint und den Leser ermuntert, sich an die Welträtsel heranzuwagen. **Dr. H. Ehlers**

Lothar Steinbrech, »Unser Lebensproblem«, 368 S., Verlag Waldemar Hoffmann, Berlin. RM. 7.80.

10.

Der Weg Aufwärts?

»Wir lassen uns durch das 'Ding an sich' nicht betören, mögen die daran verrecken, die das läppische Forschen nach dem Etwas nicht lassen können, was da in den nebulosesten Fernen eines verdorrten Gehirnes irgendwo 'an sich sein' mag, sondern wir halten uns an dem fest, was wirklich ist«; wirklich ist aber nur das, »was wahrgenommen werden kann«. — In dieser Form unternimmt es Dr. Gröbner, auf 254 Seiten nicht nur Kant wie allen anderen unvolkstümlichen Schulphilosophieen »das Wasser für ihre Mühlen vor der Nase abzukehren«(!), sondern auch den weidlich geschulmeisterten Leser ein für alle Mal aufzuklären über die Grundlagen von Religion und Weltanschauung, über Persönlichkeit, Freiheit und Schuld und über die Aufgabe des Menschen. Das gutgemeinte Buch wird zwar im Negativen sehr konkret, im Positiven aber bleibt es bei allgemeinen Forderungen stehen, die — abgeleitet aus Mystik und deutschem Idealismus — mit ihrer unverbindlichen Abstraktheit in gleichem Maße die Vergangenheit wie die Gegenwart verfehlen. Mit dem neuerdings beliebten Pathos der Unwissenschaftlichkeit bezeichnet Gröbner seine Reflexionen vorbauend als erlebnisgeboren. Wenn sie es nur wären, den Leser mitreißend zu gleich-starkem Erlebnis! So aber bleibt es die Anmaßung eines verärgerten Privatmannes wider die ganze moderne Philosophie, dieses »Küchengemüse und erbärmliche Schlinggewächs«, und ein weltanschauliches Bekenntnis, das zu hören für den Kenner peinlich, für den Nicht-Kenner aber irreführend ist. **H. Behrens**

Berlin

Dr. Wolfgang Gröbner, Der Weg Aufwärts; Ein Buch über Religion und Weltanschauung. Verlag Braumüller, Wien, 1935. RM. 8.—.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 II. Vj. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

OCT 8 – 1936

Berlin, 5. September 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 17

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Bibliotheksrat Dr. A. JÜRGENS, Berlin

Englands geistige Aufrüstung

Der englische Kolonialminister Ormsby-Gore hat vor wenigen Wochen verkündet, daß er für die künftige englische Kolonialpolitik und die Entwicklung der englischen Kolonien die wissenschaftliche Forschung in stärkerem Maße heranziehen werde, als es bisher geschehen sei, eine Äußerung, die von der englischen Zeitungspresse wie den wissenschaftlichen Zeitschriften eingehend kommentiert wurde.

Eine drängende Augenblicksnot hat damit England wieder zwangsweise auf einem neuen Gebiet auf die Notwendigkeit stärkerer wissenschaftlicher Betätigung verwiesen, wo sie dem ursprünglich mehr praktisch gerichteten englischen Volksgeist als nicht vordringlich erschien. Diese neue Nachricht möge im Rahmen der von unserer Zeitschrift gegebenen Übersicht über die Pflege der Forschung bei den führenden Völkern den Anlaß geben, die englischen Maßnahmen auf diesem Gebiet zu schildern. Dem englischen Charakter entsprechend ist die Pflege der Forschung nicht rein zentral geregelt, sondern wird von mehreren, dem Ministerpräsidenten direkt unterstehenden Reichsämtern durchgeführt, dem Medical Research Council, dem Agricultural Research Board und dem Department of Scientific and Industrial Research, dessen Zielsetzung zunächst unsere Hauptaufmerksamkeit finden soll.

Krieg und Forschung

Forschung als Problem, Forschung als Notwendigkeit, Heranziehung von Forschern als vitale Aufgabe der Nation ist dem Engländer erst durch den Weltkrieg aufgegangen. Erst im Kriege, 1915, erkannte der Staat die Notwendigkeit: »to organise the national brain power in the interests of the nation«, und zwar sowohl für den Frieden als auch für den Krieg, wie bereits damals als Entschluß der Regierung festgelegt wurde.

Die Waffen des Weltkrieges, einst das Werk des Handwerkers und Künstlers, erschienen der englischen Regierung jetzt nicht nur vom Manne der Wissenschaft geschmiedet, sondern sie bedurften auch der wissenschaftlichen Übung zu ihrer rechten Anwendung. Die Notwendigkeit erkannt, wurde in der schwersten Zeit des Kampfes, auf Antrag der Royal Society und anderer gelehrter Gesellschaften ein besonderes Committee des Privy Council für diese Frage vom Könige ernannt, das aber zugleich die Aufgabe hatte, eine auch für den Frieden gültige Lösung zu suchen, wo diese mobilisierten Gehirne für die Künste des Friedens benötigt würden — in der klaren und ausgesprochenen Erkenntnis, daß man nicht hoffen könne, ein wirkungsvolles System zu improvisieren. Denn man führte die ungeheure Wucht der deutschen Erfolge im Kampfe gegen eine Welt nicht nur auf den Mut der deutschen Soldaten und die überlegene Strategie seiner Führung zurück, man sah in den Leistungen der deutschen Wissenschaft eine der Voraussetzungen für die militärischen Erfolge.

Das war ein plötzlicher Umschwung, denn noch wenige Jahre vor dem Kriege hatte Lord Curzon in seinem Buch über Prinzipien und Methoden der Universitätsreform, das bezeichnenderweise die Frage auch nur vom speziellen Oxforder Standpunkt beleuchtete, es abgelehnt, Oxford nach dem Muster etwa der Johns Hopkins University in Baltimore, die in den Vereinigten Staaten nach deutschem Vorbild Schrittmacher für die Verbindung von Forschung und Lehre an der Universität gewesen war, neu zu gestalten, ja auch nur einen der zahlreichen Preise etwa für beste Leistungen in der Rhetorik in Forschungsstipendien für naturwissenschaftliche Originalforschung umzuwandeln. Oxford sollte auch weiter seinen Studenten eine breite liberale Erziehung, beruhend auf den letzten Ergebnissen der Wissenschaft, geben, aber keine »B.M.s« nach Abschluß der Studien zu weiterer Forschung auf Spezialgebieten festhalten. Außerhalb der alten Universität allerdings hatte das Bedürfnis naturwissenschaftlicher Schulung, namentlich an den neuen Provinzialuniversitäten, zu stärkerer Berücksichtigung der Naturwissenschaften geführt, aber doch auch mehr mit dem Ziel der praktischen Ausbildung, nicht der Forschung. Die Leistung einzelner großer Forscher hat allerdings England nie gefehlt, wohl aber die Ausrichtung der Universitäten auf die Forschung. Lehre in höchster Vollendung war deren Ziel, die Forschung war der Privatneigung einzelner überlassen. Es gab auch einige Ansätze zur Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen vor dem Kriege in England, meist hatten sie rein praktische Aufgaben, so das National-Physical Laboratory, das weniger weit gesteckte Ziele als unsere Physikalisch-Technische Reichsanstalt verfolgte, mehr noch das Engineerings Standards Committee, das in mehr als 60 Ausschüssen die englische Industrie in Richtung auf den Absatz zusammenfaßte u. a. Der Krieg zeigte aber, wie sehr England, infolge Vernachlässigung der Forschung, auch industriell ins Hintertreffen geraten war. Die optische Industrie war für den Glasbezug fast ganz auf Deutschland angewiesen, die englische chemische Industrie mußte fast völlig versagen, da z. B. die ganze Entwicklung der Farbenindustrie von deutschen Forschern geleistet und mit deutschen Patenten geschützt war, sodaß die englische Textilindustrie fast ganz von der Einfuhr deutscher Farbstoffe abhängig war. Selbst das Zink, dessen Rohstoff aus England kam, kam in neuer Form aus Deutschland zurück. Hier hatte der Krieg mit seinem Abbruch der Handelsbeziehungen plötzlich die englische Rückständigkeit aufgezeigt.

Forschung als Aufgabe der englischen Nation in Krieg und Frieden

In der Abwehr und bei den Gegenmaßnahmen begnügte man sich aber nicht mit der Schaffung einer eigenen Gesellschaft zur Herstellung von Farbstoffen und aller sonstigen chemischen Stoffe, wie sie von einem, unter Vorsitz von Lord Haldane, im Board of Trade tagenden Committee, unter Benutzung der deutschen Patente nach Kriegsrecht schon am 25. August 1914 eingeleitet wurde. Die leitenden Männer des englischen Kriegskabinetts sahen weiter und fanden in dem Fehlen eigener forscherischer Betätigung Englands einen Grundfehler seines ganzen Daseins. Um diese Schwäche grundsätzlch zu beseitigen, wurde ein besonderes Committee des Privy Council geschaffen, dem außer Ministern einige Unterhausabgeordnete angehörten, und das sich durch einen Sachverständigenausschuß ergänzte. Der erste Bericht dieses Ausschusses zeigt die zwei Hauptlinien, auf denen die künftige englische Pflege der Forschung verlaufen sollte: Förderung der neuen Forschung an den Universitäten und

INHALT

JÜRGENS: Englands geistige Aufrüstung
RAUEN: Über die Beziehung zwischen Vitaminen und Fermenten
ILBERG: Aus der Entwicklungsgeschichte des Menschen
AMLONG: Fortschritte der Wuchsstofforschung
NATZMER: Das neue Weltbild der Biologie
BECKER: Philipp Franz von Walther — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

Technischen Hochschulen unter erheblicher Erhöhung ihrer Mittel als Aufgabe des Friedens, sofortiger Inangriffnahme der industriellen Probleme mit allen Fragen angewandter Wissenschaft, zunächst für die Zeit des Krieges.

Wenn die englische Universitätsreform im 19. Jahrhundert jahrzehntelang die Geister beschäftigt hatte, ohne zu Resultaten zu führen, so führten jetzt die Notwendigkeiten des Krieges auf Vorschlag des Committee schon nach Jahresfrist, 1916, zur Schaffung eines eigenen Department of scientific and industrial research, das dem Lordpräsidenten des Privy Council, also dem Ministerpräsidenten, unterstellt wurde.

Das Department sollte künftig die ministerielle Verwaltung aller rein naturwissenschaftlichen Forschungen innehaben, weshalb die bisher unter anderen Verwaltungen stehenden Forschungsanstalten wie das National Physical Laboratory, das die gesamten Messungen für die Industrie durchführt, die Geologische Landesanstalt u. a. ihm unterstellt wurden. Das für medizinische Forschung bereits bestehende Medical Research Council wurde durch Unterstellung unter denselben Minister in engere Fühlung gebracht, ebenso wie für das Empire ein Imperial Trust mit denselben Aufgaben gegründet wurde. Die vorbereitenden Arbeiten des früheren Committee wurden übernommen, die für einzelne große Fragenkomplexe geschaffenen Ausschüsse (z. B. für Metallkunde, Bergbau, Ingenieurfragen) ausgebaut. Zugleich stellte das Parlament einen Betrag von 1 Million Pfund für industrielle Forschungsgesellschaften bereit, der der Verwaltung des Departments übergeben wurde. Alle Firmen eines Industriezweiges sollten zu Research Companies zusammengefaßt werden, die die Aufgabe hatten, alle Fragen dieser besonderen Industriegruppe zu bearbeiten, wobei das Department sich verpflichtete, Pfund auf Pfund im gleichen Verhältnis zu den Kosten beizutragen, wie die betreffende Industrie selbst. Für die Schlüsselindustrien wurde aber, den Erfordernissen des Krieges entsprechend, voller Einsatz aller Staatsmittel gefordert und durchgeführt. Unterstützung von Einzelforschungen und Vermehrung des Stammes der englischen Forscher durch Ausbildung des Nachwuchses, Gewährung von Stipendien, Stellung von Apparaten u. a. traten schon damals hinzu.

Gegenwärtige Organisation des Department

Verwaltungsmäßig hat das Department eine Zwischenstellung zwischen einem Ministerium und einer unserer heutigen obersten Reichsbehörden. Man wird den Namen vielleicht am besten mit Reichsamt übersetzen, wenn diese Übersetzung nicht im englischen Exempel Anwendung auf die Kolonien und Dominions in uneingeschränktem Maße mit einschließen würde. Die letzteren haben aber nach dem Muster des Mutterlandes z. T. eigene Forschungszentralen geschaffen. Das Department ist jedenfalls eine oberste Verwaltungsstelle, die nach der Form der Ministerien gegliedert ist und die dem Lordpräsidenten des Kabinetts untersteht. Die übrigen Ministerien halten sich durch ständige Vertreter in den für sie wichtigen Abteilungen des Departments über alle Fortschritte der Arbeiten auf dem laufenden. Dieser rein bürokratische Apparat ist aber nur das verwaltungsmäßig ausführende Organ, denn neben ihn tritt der wissenschaftliche Beirat, das Advisory Council, das unter Leitung des bekannten Physikers Lord Rutherford steht, dessen Berichte für die Durchführung der wissenschaftlichen Aufgaben, wie die Einrichtung neuer Institute, maßgebend sind. Wie entscheidend die wissenschaftliche Ausrichtung ist, ergibt sich daraus, daß in den Jahresberichten des Departments die Berichte des Beirats bei weitem den größten Raum einnehmen, während der eigentliche Bericht äußerst kurz ist und nur im Anhang verwaltungsmäßige Ergänzungen findet, wo über die Finanzen, die persönliche Zusammensetzung der einzelnen Kommissionen, Statistiken aller Art, die Namen der unterstützten Forscher, die Bibliographie der veröffentlichten Zeitschriftenartikel berichtet wird. Welche Bedeutung der wissenschaftlichen Durcharbeitung aller naturwissenschaftlichen Fragen durch englische Forscher beigemessen wird, zeigt die Vertretung auch der gesamten übrigen Ministerien eigentlich in allen Ausschüssen des Departments. Vor allem fällt dabei die starke Beteiligung des Kriegsministeriums und der Flottenleitung auf, worin der Geburtsakt des Departments inmitten des Weltkrieges klar nachwirkt, der Gedanke, die Wissenschaft als Teil der Selbstbehauptung der englischen Nation auch für den Fall des Krieges einzuspannen. In der praktischen Verwendung seiner Mittel teilt sich die Aufgabe des Departments nun wiederum in die Ausgaben für die industriellen Forschungsgemeinschaften sowie in die Verwendung von Mitteln für eigene Unternehmungen des Departments.

Außer dem Beirat sind eine große Zahl von Sonderausschüssen für die Beurteilung bestimmter wissenschaftlicher Fragen geschaffen, die großenteils wiederum Wissenschaftler und Verwaltungsbeamte verschiedener Ministerien in sich vereinen. Nur in den Unterkommissionen finden sich allein Direktoren der Forschungsinstitute und Wissenschaftler vereinigt, während sonst gerade die Heranziehung auch anderer Verwaltungsstellen charakteristisch ist. Augenblicklich bestehen folgende wichtigste Research-Boards: Building Research Board (mit sieben unterstellten Kommissionen), Committee on Testing Work for the Building Industry, Chemistry Research Board, Food Investigation Board, Forest Products Research Board, Fuel Research Board, Geological Survey Board, Metallurgy Research Board, Radio Research Board, Road Research Board, Water Pollution Research Board, Executive Committee of the National Physical Laboratory, Atmospheric Pollution Research Committee, Dental Investigation Committee, Illumination Research Committee, Electro Deposition Committee, Lubrication Research Committee, Road Tar Research Committee, Steel Structures Research Committee, Committee on the Application of X-Ray Methods to Industrial Research, Radium Beam Therapy Research Board. Die meisten dieser Boards haben mehrere Unterkommissionen für Spezialfragen oder ihnen unterstehen ein oder mehrere Spezialinstitute.

Im Laufe der Zeit sind dann für einen großen Teil der Aufgaben eigene Forschungsinstitute ins Leben gerufen, deren Zahl jetzt insgesamt 24 (außer dem Sitz der eigenen Verwaltung) beträgt:

National Physical Laboratory mit 2 Sonderstellen,
Geological Survey and Museum mit vier Sonderstellen,
Building Research Station,
Chemical Research Laboratory,
Food Investigation mit 4 Spezialinstituten in verschiedenen Landesteilen,
Forest Products Research Laboratory,
Fuel Research mit 11 über die Kohlendistrikte verteilten Instituten,
Road Research Laboratory,
Water Pollution Research — Mersey Laboratory.

Eine andere Form der Durchführung der für notwendig erachteten Arbeiten stellen die industriellen Forschungsgemeinschaften dar, von denen augenblicklich 21 bestehen.

British Cast Iron Research Association,
British Iron and Steel Federation (Iron and Steel Industrial Research Council),
British Non-Ferrous Metals Research Association,
British Refractories Research Association,
British Electrical and Allied Industries Research Association,
British Scientific Instrument Research Association,
Research Association of British Paint, Colour and Varnish Manufacturers,
Institution of Automobile Engineers Research and Standardisation Committee,
British Cotton Industry Research Association,
Wool Industries Research Association,
Linen Industry Research Association,
British Launderers' Research Association,
British Leather Manufacturers' Research Association,
Research Association of British Rubber Manufacturers,
Research Association of British Flour Millers,
British Association of Research for the Cocoa, Chocolate, Sugar Confectionery and Jam Trades,
British Food Manufacturers' Research Association,
Printing Industry Research Association,
British Colliery Owner's Research Association,
British Boot, Shoe and Allied Trades Research Association,
Scottish Shale Oil Scientific and Industrial Research Association.

Das heißt kurz gefaßt, wie es in einer Besprechung in der „Nature" hieß: „Die Arbeit dieser Forschungsverbände (indessen) berührt fast jede Seite unseres nationalen, nicht allein unseres industriellen Lebens."

Finanzen

Die Bruttoausgaben des Departments im Jahre 1934/35 betrugen £ 719.276.—.— in denen £ 169.495.—.— eigene Einnahmen enthalten waren. Der größte Einzelposten unter den Ausgaben ist der für die Physikalische Reichsanstalt mit £ 219.039.—.— . Es würde zu weit führen innerhalb dieses kurzen Artikels die Einzelausgaben für die einzelnen Kommissionen aufzuführen.

Von besonderem Interesse ist aber in diesem Zusammenhang, daß die Bewilligung für die industriellen Forschungsgemeinschaften sich im letzten Jahr auf £ 85.384.—.— gegenüber nur £ 58.992.—.— im Vorjahr belaufen haben. Bemerkenswert ist dabei, daß dazu die eigenen Einnahmen der Forschungsverbände kommen, die insgesamt etwa $^3/_5$ der Gesamtausgaben der Forschungsverbände betragen. Der Mindestetat für eine der kleineren Industrien beträgt jetzt £ 10.000.—.—, während größere Forschungsgemeinschaften, wie die der Eisen- und Stahlindustrie über £ 31.000.—.— verfügen, die für die elektrische Industrie über £ 64.000.—.— (gegenüber nur £ 16.000.—.— im Jahre 1933, £ 44.000.—.— im Jahre 1934). Aber auch die Mittel der Forschungsgesellschaften der Baumwollindustrie erhöhten sich

Digitized by Google

von £ 58.000.—.— auf £ 75.000.—.—, die der kleinen Forschungsgemeinschaften der Farb- und Lackfabrikation von £ 9.000.—.— auf £ 14.000.—.— usw. Diese starke Erhöhung der Forschungsmittel aus freier Initiative der Industrie zeigt am besten, daß diese den Wert der Forschung für die Aufrechterhaltung ihrer Konkurrenzfähigkeit klar erkannt hat.

Die Zielsetzung

Dem ursprünglichen Charakter der Engländer entsprechend war die Zielsetzung, trotz der Kenntnis von der Notwendigkeit wissenschaftlicher Forschung, zunächst naturgemäß mehr auf praktische Anwendung der Wissenschaft gerichtet, galt es doch, eine chemische Industrie zu schaffen und die notwendigen wissenschaftlichen Voraussetzungen für sie zu erarbeiten, oder doch wenigstens die in der wissenschaftlichen und Patentliteratur niedergelegten Resultate einem Stabe von Mitarbeitern lehrend zu übermitteln. Galt es doch ferner eine chemische Industrie aus dem Boden zu stampfen, die nicht ohne den Wissenschaftler zu denken ist. So ist es kein Wunder, daß die Richtung der Arbeit zunächst in der Verbindung von Forschung und Industrie gesucht wurde, und daß man das Hauptgewicht darauf legte, die einzelnen englischen Industrien mit wissenschaftlichen Gedanken zu durchsetzen, und zwar mit Hilfe eines sofort bei Beginn der Arbeit geschaffenen Fonds von £ 1 Million, der allein für dieses Wissenschaftsgebiet bestimmt war.

Bald aber machte sich auch in England bemerkbar, daß allein die angewandte Wissenschaft das erstrebte Ziel nicht erreichen läßt. Mit dem zunehmenden Einfluß von Lord Rutherford ergab sich eine Umstellung. Neben die angewandte Wissenschaft ließ er die reine Forschung treten, neben die Verwaltung der industriellen Forschungsgesellschaften trat die Gründung und Verwaltung der großen eigenen Forschungsinstitute, trat die allgemeine Aufgabe einer Förderung des Forschernachwuchses. Namentlich der Bericht für die Jahre 1925/26 gibt einen Wendepunkt, in dem die Fragen, die mit den industriellen Forschungsgesellschaften zusammenhängen, in die zweite Linie gestellt wurden, während die Fragen der reinen Forschung und des Nachwuchses vorangestellt werden. Die nächsten Jahre zeigen deshalb ein starkes Interesse für die reinen Forschungsaufgaben, denen dann in den letzten Jahren wiederum, mit den zunehmenden praktischen Anforderungen ein erhöhtes Interesse für die angewandte Forschung folgt. Vielleicht aber tritt die Förderung der angewandten Wissenschaft nur in den offiziellen Berichten stärker in den Vordergrund, da man für sie ein starkes Interesse bei der allgemeinen Öffentlichkeit erwarten darf. Wenn Rutherford selbst seine Lebensaufgabe in der reinen Forschung sieht, darf man sicher sein, daß er die allgemeinen Grundlagen der angewandten Wissenschaft nicht zu kurz kommen lassen wird, wenn auch die Resultate gerade dieser Arbeiten vielleicht nicht sofort erkennbar sind. Der letzte vorliegende Bericht zeigt wiederum ein starkes Überwiegen mehr praktischer Aufgaben, so daß derselbe dann auch in der englischen Öffentlichkeit besonders starke Resonanz fand.

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

HERMANN RAUEN, Frankfurt a. M.

Über die Beziehung zwischen Vitaminen und Fermenten

Das Gebiet der Vitamine als Teilgebiet der physiologisch-chemischen Forschung hat in den letzten Jahren, entsprechend seiner großen Wichtigkeit für die Medizin und seinem wissenschaftlichen Interesse, einen ungeheuren Aufschwung der Bearbeitung erfahren. Mit den Methoden der Biochemie ist es gelungen, einzelne Vitamine aus Naturprodukten, meist pflanzlicher, seltener tierischer Herkunft anzureichern, sie in reiner Form, zum Teil kristallisiert, darzustellen, die chemische Konstitution zu ermitteln und diese durch die Synthese zu beweisen. So ist uns die Kenntnis einer ganzen Reihe von Vitaminen in ihrer chemischen und physikalisch-chemischen Eigenart vermittelt worden. Wir kennen heute die Konstitution der »fettlöslichen« Vitamine *A* und *D* und der »wasserlöslichen« Ergänzungsstoffe B_1, B_2 und *C*, die auch teilweise durch Synthese bequem zugänglich sind. Von den übrigen Faktoren sind kristallisierte Produkte noch nicht erhalten worden, und ihre Konstitutionsermittlung steht noch aus. Die Anreicherung einer Anzahl von Vitaminen war wegen Mangel an einem besonders reichhaltigen Ausgangsmaterial noch nicht möglich, und man kennt ihre Existenz vorerst nur aus gewissen Mangelerscheinungen in den Tierexperimenten. Isolierungsversuchen muß notwendigerweise die Ausarbeitung von Testmethoden und die Aufstellung von Vitamineinheiten vorausgehen, bei denen man sich in den meisten Fällen der einfachen Laboratoriumstiere, wie z. B. Ratten, Meerschweinchen, Tauben usw. bedient. An diesen können die Symptome der typischen Mangelkrankheiten studiert werden, die sich experimentell manchmal in recht ausgeprägter Form erzeugen lassen, und die einen Vergleich mit den menschlichen Avitaminosen in vielen Fällen durchaus gestatten.

Aus den bei den Isolierungsversuchen gemachten und aus den Tierexperimenten gewonnenen Erfahrungen zieht die Medizin reichhaltigsten Nutzen und Anregung, denn sie gestatten die industrielle Herstellung der wichtigsten Vitamine in exakt dosierbarer Form, die übrigens nicht nur bei den typischen Avitaminosen angewandt werden, sondern auch bei verschiedenen anderen Erkrankungen, in deren Ätiologie ein Vitamin-Mangel keine Rolle spielt. Die Vitamine vermögen also über ihre physiologische Rolle als Ergänzungsstoffe hinaus echte Heileffekte im Sinne differenter Pharmaka zu entfalten (Stepp, Kühnau).

Die Vorarbeiten der biochemischen Forschungsrichtung waren die notwendigen Grundlagen für die Beantwortung der von der Physiologie schon lange aufgeworfenen Fragen nach der Wirkungsweise der Vitamine, nach ihrer Funktion im normalen Stoffwechselgeschehen. Es lag besonders nahe, Beziehungen zu den Hormonen und den Fermenten zu suchen, denn allen dreien ist gemeinsam, daß sie ihre Wirkung in geringer Konzentration entfalten und in den Stoffwechsel teils unmittelbar, teils als Regulatoren eingreifen. Man vermutete daher Zusammenhänge zwischen der Art und Menge der Nahrungsstoffe und dem Vitaminbedarf, der für Menschen und Tiere durchaus keine konstante Größe darstellt. Die Notwendigkeit des Vitamins *D* für den normalen Knochenaufbau zeigt, daß auch Zusammenhänge zwischen den Ergänzungsstoffen und dem Mineralhaushalt bestehen.

Die Beziehung zu den Hormonen zeigt sich sehr deutlich in der antagonistischen Wirkungsweise zwischen dem Vitamin *A* und dem Schilddrüsenhormon Thyroxin. Der Gewichtszunahme der Versuchstiere bei Vitamin *A*-Gabe entspricht eine Gewichtsabnahme für Thyroxin, bei richtiger Dosierung können sich beide Wirkungen die Wage halten. Für die Ratte hat z. B. das Vitamin *C* nicht die Bedeutung eines Vitamins sondern eines Hormons, denn sie ist imstande diesen Stoff selbst aufzubauen. Untereinander entfalten die Vitamine sowohl eine synergetische als auch eine antagonistische Wirkungsweise: der Effekt, der durch Verfüttern eines Vitamins an ein avitaminotisches Tier erzielt wird, läßt sich durch Zugabe eines anderen Faktors verstärken, während wieder ein anderer diesen Effekt abzuschwächen, oder sogar völlig zum Verschwinden zu bringen vermag. Die Tatsache, daß ein gewisser Parallelismus zwischen dem Kohlehydratkonsum der Versuchstiere und dem Bedarf an den Vitaminen B_1 und B_2 besteht, läßt auf die unmittelbare Beteiligung dieser Faktoren am Abbau der Hauptnährstoffe schließen. Für das B_1 konnte eine zentrale Bedeutung für den Abbau der Milchsäure nachgewiesen werden. Im Gehirn B_1-avitaminotischer Tauben ist der Abbau dieses wichtigen Stoffwechselproduktes vollständig gehemmt, und er tritt erst dann wieder ein, wenn entweder in vivo, oder auch in vitro zu Schnitten des isolierten Organs, B_1 zugegeben wird. Welcher unmittelbare Zusammenhang zwischen diesem Ergänzungsfaktor und den für den Abbau verantwortlichen Fermenten besteht, bedarf noch der weiteren Aufklärung. Auch von anderen Vitaminen ist eine, allerdings weniger spezifische Beziehung zu Fermenten nachgewiesen worden, so werden z. B. eiweißspaltende Fermente durch die Ascorbinsäure (= Vitamin *C*) aktiviert.

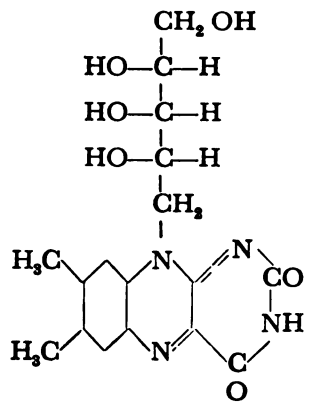
Eine unmittelbare Beziehung, d. h. ein genetischer Zusammenhang zwischen einem Vitamin und einem Ferment ist uns erstmalig am Beispiel des Vitamins B_2 (Laktoflavin. R. Kuhn, P. Györgyi u. Th. Wagner-Jauregg) und des gelben schwermetallfreien Atmungsfermentes (O. Warburg u. W. Christian) bekanntgeworden.

Im Frühjahr 1932 begannen Györgyi, Kuhn und Wagner-Jauregg mit ihren Anreicherungsversuchen, und nach einem Jahr war es ihnen gelungen, das Vitamin aus Eiklar und Molke in kristallisierter Form darzustellen. Schon bald nach Beginn der Untersuchungen zeigte sich ein auffallender Parallelismus zwischen der Vitamin-Wirksamkeit der Präparate und dem Vorhandensein eines gelben, intensiv grün fluorescierenden Farbstoffes, der den Namen: Flavin erhielt. Die zuerst aufgestellte Arbeitshypothese, daß der Farbstoff das gesuchte Vitamin selbst sein könnte, hat sich später als richtig erwiesen. Die reinen Kristallisate zeigen die Zusammensetzung $C_{17}H_{20}N_4O_6$, sind wasserlöslich, dagegen unlöslich in sämtlichen lipoiden Lösungsmitteln. Durch Behandlung mit Natriumhydrosulfit oder mit aktiviertem Wasserstoff geht der gelbe Farbstoff in einen farblosen Körper über, der zwei Wasserstoffatome mehr enthält. Durch Schütteln mit Luft kann das gelbe Ausgangsprodukt leicht wieder zurückerhalten werden. Dieses glatt reversible Re-

Digitized by Google

duktions-Oxydationsverhalten ist grundlegend für die noch näher zu besprechende physiologische Funktion. Die Aufklärung der chemischen Konstitution (R. Kuhn, Th. Wagner-Jauregg u. H. Rudy) ergab die Existenz einer bisher unbekannt gebliebenen Farbstoffklasse biogenen Ursprungs, der man den Gruppennamen: Lyochrome (= wasserlösliche Farbstoffe) gab, im Gegensatz zu den schon längere Zeit bekannten Lipochromen (= fettlösliche Farbstoffe). Nach der chemischen Nomenklatur ist das Vitamin B_2 (Laktoflavin, weil erstmalig aus Milch isoliert) als 6,7-Dimethyl-9-riboflavin oder als 6,7-Dimethyl-9-(*d*-ribityl)-iso-alloxazin zu bezeichnen.

Konstitutionsformel des Laktoflavins (= Vitamin B_2)



Das gelbgefärbte Grundskelett (des iso-Alloxazins) ist darin mit einem in der Natur häufig anzutreffenden Zucker, der *d*-Ribose, verknüpft.

Für die Ratte hat das Vitamin B_2 nur die Bedeutung eines Wachstumsfaktors. Junge Tiere, die mit einer Kost ernährt werden, in der die Haupt-Nährstoffe in ausreichender Menge, ferner alle Vitamine mit Ausnahme des B_2 enthalten sind, zeigen als Ausfallserscheinung nur Gewichtsstillstand und keine sonstigen krankhaften Veränderungen besonderer Art, wie man sie bei den experimentellen Avitaminosen zu beobachten gewohnt ist. Die Tatsache, daß das B_2, das dank seiner auffallenden gelben Farbe und seiner Grünfluorescenz sehr leicht zu bestimmen ist, in fast sämtlichen daraufhin untersuchten Naturprodukten pflanzlicher und tierischer Herkunft vorkommt, läßt auf eine allgemeinere Bedeutung schließen. Wir finden das Vitamin in relativ hohem Maße angereichert in der Hefe, in verschiedenen Milchsäure-Bakterien, ferner im Spinat, in der Leber, der Milch und im Eiklar. Der hohe Gehalt der Netzhäute verschiedener Fische an B_2 ist bemerkenswert, und das Laktoflavin spielt wahrscheinlich eine Rolle beim Sehvorgang. In der Milch und den Netzhäuten kommt das Laktoflavin in freier, niedrigmolekularer, dialysierbarer Form vor, in den anderen Naturprodukten, in der Hefe, der Leber, dem Spinat u. a. ist der Farbstoff an einen hochmolekularen Träger (Eiweiß), unter Zwischenschaltung einer Phosphorsäure (H. Theorell), verankert.

Dieser hochmolekulare Laktoflavin-phosphorsäure-Eiweiß-Komplex erfüllt die Funktion eines sauerstoffübertragenden Ferments, wie O. Warburg fand, dem auch die Darstellung des Fermentes in kristallinischer Form aus Hefe und die Untersuchung der Fermentwirkung in vitro zu verdanken ist. Die Begriffe »niedrigmolekular« und »hochmolekular« verstehen sich ohne weiteres, wenn man bedenkt, daß sich die Molekulargewichte der Laktoflavin-phosphorsäure und des Trägers zueinander verhalten wie 470 zu 70 000 (H. Theorell).

Die Veränderungen, die das Vitamin B_2 auf seinem Weg im Organismus erfährt, wären also folgende: das Laktoflavin gelangt in den Darm, wird resorbiert und erfährt in der Darmschleimhaut eine Veresterung mit Phosphorsäure, eine Phosphorylierung (Laszt u. Verzàr). Die Laktoflavinphosphorsäure wird dann in den Organen an ein (farbloses) Eiweißmolekül zum eigentlichen Atmungsferment angelagert. Wir können das Laktoflavin als Pro-Ferment (Vorstufe eines Fermentes) bezeichnen und die Laktoflavin-phosphorsäure als Co-Ferment. Als solches wird ja ein niedrigmolekularer Körper definiert, der zur Funktion der Fermente, speziell der Dehydrasen, unbedingt notwendig ist. Dieses gelbe Co-Ferment zeigt in seinem Bau eine gewisse Ähnlichkeit mit den Co-Fermenten der Glykolyse (O. Meyerhof) und der Gärung (H. v. Euler), in denen ein Adenin mit *d*-Ribose und Phosphorsäure (und nach neueren Befunden von O. Warburg auch mit Nicotinsäureamid) verbunden ist. Im gelben Co-Ferment ist das Adenin gegen ein Dimethyl-iso-Alloxazin ausgetauscht. Wir können das gelbe Co-Ferment in seinem Verhältnis zum kolloiden Träger (Eiweiß) auch als prosthetische Gruppe bezeichnen und werden so der Vorstellung Willstätters gerecht, nach der ein Ferment aus einem kolloiden Träger und einer prosthetischen Wirkungs-Gruppe aufgebaut sein soll. Die Bindung des gelben Co-Fermentes an das Eiweiß ist reversibel, und die Laktoflavin-phosphorsäure kann vom Protein durch Dialyse des gelben Fermentes gegen sehr verdünnte Salzsäure abgetrennt werden. Nach dem Neutralisieren der Säure findet eine Resynthese zum wirksamen Ferment statt. Das natürliche gelbe Co-Ferment kann im Kupplungsversuch durch ein synthetisch erhaltenes (R. Kuhn u. H. Rudy) ersetzt werden. Es ist dies der erste Fall in der Fermentforschung in dem die prosthetische Gruppe eines Fermentes vom Träger abgetrennt und durch eine auf rein chemischem Wege dargestellte ersetzt worden ist.

Warburg und Christian untersuchten die Funktion des gelben Fermentes, das nach einem Vorschlag v. Eulers auch als Flavinenzym bezeichnet wird, in einem in vitro-System. In diesem sind außer dem Flavinenzym und dem Substrat (Hexose-mono-phosphorsäure) noch ein weiterer hochmolekularer, farbloser Körper, Zwischenferment genannt, und ein farbloses, niedrigmolekulares Co-Ferment enthalten. Das farblose »Co-Ferment der Atmung« ist mit dem farblosen »Co-Ferment der Gärung« chemisch nahe verwandt, jedoch nicht identisch (O. Warburg, H. v. Euler). Der primäre Vorgang der Atmung besteht in einer Dehydrierung. Von dem farblosen Co-Ferment, das mit dem farblosen Zwischenferment eine Fermenteinheit (lockeres Anlagerungsprodukt) bildet, werden aus dem Substrat (Hexose-mono-phosphorsäure) zwei Wasserstoffatome aufgenommen. Das Substrat bleibt in dehydrierter Form (höhere Oxydationsstufe) zurück. Der farblose Zwischenferment-Co-Ferment-Komplex überträgt nun in zweiter Phase den vom Substrat aufgenommenen Wasserstoff auf das gelbe Flavinenzym, das dabei in einen farblosen Dihydro-Körper übergeht. Erst dieses hydrierte Flavinenzym ist imstande mit dem Sauerstoff der Luft zu reagieren. Der Wasserstoff reduziert den Sauerstoff zu Wasserstoffsuperoxyd unter gleichzeitiger Rückbildung des gelben Flavinenzyms, das dann wieder den Wasserstoff vom Zwischenferment-Co-Ferment übernehmen kann, den dieses inzwischen von einem neuen Substratmolekül aufgenommen hat. Der Zwischenferment-Co-Ferment-Komplex ist nicht in der Lage mit dem Sauerstoff der Luft zu reagieren, hierzu ist das Flavinenzym unbedingt nötig.

Es ließ sich sehr bald zeigen, daß nicht nur die von Warburg ausschließlich untersuchte Dehydrierung der Hexose-mono-phosphorsäure unter Beteiligung des Flavinenzyms und des farblosen Co-Fermentes abläuft, sondern daß eine ganze Reihe der wichtigen energieliefernden, intermediären Stoffwechselprodukte ebenfalls nur unter Beteiligung dieser beiden Faktoren und einer farblosen Dehydrase, die im Warburg'schen System als Zwischenferment (Hexose-6-phosphorsäure-Dehydrase) bezeichnet ist, dehydriert werden, so z. B. l-Äpfelsäure, Zitronensäure, Glucose, Milchsäure (Dehydrase aus Herzmuskel) und Glyzerinphosphorsäure. (Th. Wagner-Jauregg, E. F. Möller u. H. Rauen. H. v. Euler u. E. Adler). Die Spezifität der Dehydrasen ist durch den farblosen, hochmolekularen Träger bedingt, der für jedes Substrat ein anderer Körper sein muß; das farblose Co-Ferment und das Flavinenzym haben für sämtliche der angegebenen Dehydrasen-Systeme Bedeutung. Das Flavinenzym ist streng spezifisch auf das hydrierte Co-Ferment eingestellt.

Unter normalen Bedingungen, in der intakten Zelle, reagiert das hydrierte Flavinenzym wahrscheinlich nicht direkt mit dem freien Sauerstoff, sondern gibt seinen Wasserstoff an einen »Zwischenakzeptor« ab. Als ein solcher wird von Szent-Györgyi die Fumarsäure angesehen, die durch Aufnahme von zwei Wasserstoffatomen leicht in Bernsteinsäure übergehen kann. Durch die Bernsteinsäure-Dehydrase, die übrigens das Flavinenzym und das farblose Co-Ferment nicht benötigt, wird Fumarsäure zurückgebildet, und der hierbei freiwerdende Wasserstoff reagiert nun in bisher noch nicht geklärter Weise mit dem durch die schwermetall(eisen-)haltigen Atmungsfermente aktivierten Sauerstoff. Die Kenntnis dieser Katalysatoren ist uns durch Arbeiten Warburgs und seiner Schüler schon früher vermittelt worden.

Die Untersuchungen aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für medizinische Forschung in Heidelberg (R. Kuhn) und dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Zellphysiologie in Berlin-Dahlem (O. Warburg) ergänzen sich so in schöner Weise. Durch sie ist die Bedeutung eines Vitamins erstmalig dem Verständnis nähergerückt.

Dornblüth, Klinisches Wörterbuch

Die Kunstausdrücke der Medizin. Dreiundzwanzigste bis sechsundzwanzigste vermehrte u. verbesserte Auflage. Bearbeitet von Dr. Willibald Pschyrembel. Mit über 300 Abbildungen im Text. Oktav. 620 Seiten.

Gebunden **RM 7.—**

In über 1200 Spalten bringt der neue „Dornblüth" die Erklärung für **mehr als 16 000 medizinische Fremdwörter** und Kunstausdrücke mit kurzer Angabe der Ableitung, der Bedeutung und der Betonung. Die vielen in den Text eingestreuten instruktiven Abbildungen erhöhen den Wert und die Brauchbarkeit des Buches ungemein. In dieser neuen Auflage entspricht es wieder völlig dem gegenwärtigen Stand der medizinischen und chemisch-pharmazeutischen Wissenschaft und ist über seine Bedeutung als einfaches Wörterbuch weit hinausgewachsen.

Für jeden, der mit medizinischen Fragen zu tun hat, hat sich der „Dornblüth" als unentbehrliches Handbuch erwiesen.

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35,
Weyrechstraße 13

Digitized by Google

Prof. Dr. med. GEORG ILBERG

Aus der Entwicklungsgeschichte des Menschen

Im Ovarium der Frau sind zahlreiche kleine Gebilde enthalten, von denen allmonatlich eines reift, in den Eileiter springt und in diesem innerhalb einer Woche nach der Gebärmutter weitergetrieben wird. Trifft es unterwegs auf männliches Sperma und gelingt es einem Samenfaden in das Ei hineinzuschlüpfen, so gehen beide eine Verbindung ein und durch fortgesetzte Kernteilung bildet sich nach und nach der Anfang eines menschlichen Wesens. Dies besteht zunächst aus zwei Keimblättern. Wenn man sich einen kleinen Gummiball denkt, dessen äußere Wand das äußere und dessen innere Wand das innere Keimblatt ist, und man drückt den Gummiball an einer Stelle ein, so entsteht eine Delle, deren zum äußeren Keimblatt gehörender Teil sich zur Medullarplatte: dem Anfang des Nervensystems entwickelt. An dessen Rand bilden sich viele Zellen, er erhebt sich — es entsteht eine Rinne und dann ein Rohr: das Nervenrohr. Das innere Keimblatt wird zur Darmhöhle. Zwischen äußeres und inneres Keimblatt wächst von der Seite her das mittlere Keimblatt. Es wird alsbald gesagt werden, welche Organe aus den Keimblättern entstehen.

Wenn das befruchtete Ei in der Gebärmutter ankommt, hat es die Größe eines Sandkornes, mißt etwa 0,2 mm im Durchmesser und ist für das unbewaffnete Auge gerade noch sichtbar. Es bettet sich nun in die Gebärmutterschleimhaut ein, nimmt Nahrung auf, wächst und hat am 14. Tag etwa Stecknadelkopfgröße. Am Ende des 1. Monats hat das ganze Ei ungefähr die Größe einer Kirsche; zu bedenken ist, daß das Gebilde zum größten Teil aus Eihaut und Fruchtwasser besteht, in welchem der Embryo schwimmt; er selbst mißt zu dieser Zeit nur 6 mm im Durchmesser; mit einem feinen Schlauch — der späteren Nabelschnur — ist er mit der Eihaut verbunden.

Die Entwicklung von Embryonen kann man bei Früchten verschiedener Altersstufen, die bei Operationen entnommen werden mußten, verfolgen. Man härtet die Präparate, bettet sie in Paraffin ein, macht feinste Schnitte, färbt diese und betrachtet sie unter dem Mikroskop. Ich konnte einen sechs Wochen alten Embryo untersuchen, der entlang der Rückenkrümmung 1,7 cm maß. Man sieht den Kopf, unter diesem die Mundbucht. Dann folgen Brust und Bauch. Deutlich erkennt man Urwirbel und Rückenmark. Letzteres bildet sich in der Weise, daß die Wände des oben erwähnten Nervenrohres nach und nach dicker werden; im Innern bleibt ein Kanal: der Zentralkanal. Nach dem Kopf zu bilden sich vorn am Rückenmark ineinander übergehende Blasen: die Gehirnblasen aus — deren Wand ist zunächst sehr dünn; so auch an meinem Präparat. Kopf und Hirnblasen erleiden eine Biegung nach vorn. Unterhalb des Kopfes sieht man Kiefer und Zunge. Es folgen Herz und Leber, Magen, Darmhöhle, Urnieren. Die Anfänge von Armen und Beinen sind sichtbar. —

Am Ende des 2. Embryomonats hat das ganze Ei Hühnereigröße; der Embryo mißt 2 cm. Am Ende des 3. Monats beträgt seine Länge 9, des 4. 16, des 5. 25 cm. Die Scheitelfersenlänge ist bis zum Ende des 6. Monats auf 30, des 7. auf 35, des 8. auf 40, des 9. auf 45 und des 10. Monats auf 50 cm gestiegen. Es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie sich jedes Organ von Monat zu Monat weiterbildet. — Aus dem äußeren Keimblatt bilden sich außer dem Nervensystem Haut, wichtige Teile von Auge und innerem Ohr, aus dem inneren Keimblatt Darm, Schilddrüse, Leber, Atmungsorgane, Harnblase, aus dem mittleren Keimblatt Muskulatur, Herz, Nieren, Geschlechtsorgane, Bindegewebe, Knorpel, Knochen, Innenhaut der Blutgefäße und das Blut, soweit es im Embryo entsteht.

Die Menge des letzteren würde für den rasch weiterwachsenden Embryo, der dann Fötus genannt wird, nicht genügen. Zwischen Mutter und Kind schaltet sich daher ein wichtiges Gebilde: die Placenta ein. Sie entsteht an der Stelle, an welcher sich die Nabelschnur an die Eihaut anheftet, als ein im Laufe der Schwangerschaft immer größer werdendes, schwammiges Gebilde, das aus einen mütterlichem und einem fötalen Teil besteht. Aus dem fötalen Teil der Placenta wird durch Diffusion für die Ernährung des Kindes geeignet gemachtes mütterliches Blut durch die Nabelgefäße hinein in alle Organe des Kindes geleitet, um ihnen den Nährstoff zuzutragen. Dann fließt das Blut durch ein anderes Nabelgefäß wieder zur Placenta zurück und gibt hier die Abbauprodukte an den mütterlichen Teil ab. Die Bedeutung der Aufgabe der Placenta zeigt ihre Größe; sie ist bei der Geburt 3 cm dick und stellt eine Scheibe von 15—20 cm Durchmesser dar. Wenn die Nabelschnur am Ende der Geburt unterbunden wird, ändert sich der gesamte Blutkreislauf des Kindes. Mit dem ersten Atemzug gelangt Luft in die Lungen des Kindes. Diese brauchen nun mehr Blut. Der Sauerstoff der Luft verbindet sich mit dem Blut. Dieses strömt in das Herz, das schon seit vielen Monaten arbeitete. Es fließt von seiner linken Hälfte in alle Teile des kindlichen Körpers, wird durch Kohlensäure verändert, gelangt in die Leber, in die rechte Herzhälfte, geht in die Lungen zurück usw. Der Blutkreislauf, der große und der kleine, ist in Funktion.

Das vollendetste Organ des menschlichen Körpers ist das Gehirn, das sich aus den erwähnten Gehirnblasen durch Wachstum und feinste Gliederung seiner Wandungen bildet. Im Boden der hinteren Gehirnblasen entwickeln sich die Nervenkerne für Bewegung der Muskeln des Gesichts, der Augen, für Gehör und Geschmack, für Regulierung von Herzschlag und Atmung. In ihrer Decke wächst das Kleinhirn, dieses mächtige Gleichgewichtsorgan heran, das durch dicke Nervenfaserbündel mit anderen Hirnpartien in Verbindung steht. In den unteren Teilen vieler Gehirnblasen ziehen lange Bahnen für Bewegung und Gefühl, z. B. der Arme und Beine. Vor der dritten Hirnblase liegt das Zwischenhirn, aus dem sich die Augen, die größtenteils ein Hirnteil sind, abtrennen. An seinen Seitenteilen liegen die Sehhügel, an seinem Boden bildet sich die für das Wachstum des Menschen wichtige Hypophyse. Am Boden der vordersten Hirnblase endlich liegen die Streifenhügel und das beim Menschen nur schwach entwickelte Riechorgan. Die vorderste Hirnblase teilt sich bei fast allen Wirbeltieren in zwei Hälften, die nach allen Seiten wachsen und die hinter ihnen liegenden Teile wie ein großer Mantel überdecken. Der Hirnmantel enthält eine unendliche Zahl von Ganglienzellen, aus denen Nervenfasern zur Herstellung von mancherlei Verbindungen entspringen; bei seiner Entwicklung braucht er eine immer größere Oberfläche. Aus Raumersparnis faltet sich der Hirnmantel daher vielfach. An Hirn-, Scheitel-, Schläfen- und Hinterhauptlappen entstehen ganz gesetzmäßig Furchen, zwischen denen Windungen liegen — übrigens in analoger Weise bei den höheren Wirbeltieren z. B. bei Katze, Hund, Fuchs, Pferd, Affe. Untersucht man ein senkrecht aus dem Gehirnmantel eines Verstorbenen herausgeschnittenes Gehirnstückchen mit dem Mikroskop, so erkennt man zirka sieben Schichten Zellen und zahlreiche Bündel von Nervenfasern. Der Hirnmantel ist nun aus vielen Abschnitten zusammengesetzt, die bezüglich der Nervenzellen und -fasern verschieden gebaut sind; jeder Abschnitt hat eine besondere Funktion. Wir wissen, daß auf der Höhe des Hirnmantels die spezifisch gebauten Zentren der Bewegung von Bein, Arm, Gesicht und, etwas hinten davon, der Gefühlsbahnen liegen. Am Schläfenlappen liegt das Hörzentrum, in dessen Nähe — aber nur linksseitig das Sprachzentrum, am Hinterhauptlappen liegt das Sehzentrum usw. Bezüglich des Hörens, Sehens oder der Sprachfertigkeit besonders begabte Menschen besitzen eine feinere Ausbildung dieser Zentren. Diese sind also zum Beruf als Musiker oder Maler oder Sprachgewandte oder Mathematiker besonders befähigt.

Die Kenntnisse von Anatomie und Physiologie des Gehirns haben große praktische Bedeutung; gelingt es doch oft, den Sitz eines Krankheitsherdes (Hirngeschwulst, Knochensplitter, Projektil), den Ort, an dem eine Operation vorgenommen werden kann, zu bestimmen. Auch das Röntgenbild leistet wertvolle Dienste zur Feststellung mancher Gehirnerkrankungen. Zahlreiche Kopfverletzungen brachte der Krieg, auch solche, die nur kleine Bezirke des Hirnmantels befallen hatten. Sie waren von großem Wert für die Hirnpathologie, wenn sie von Fachärzten klinisch beobachtet und von Hirnanatomen nach dem Ableben untersucht werden konnten. Die so erworbenen Kenntnisse kamen vor allem in ähnlicher Weise verwundeten Kameraden zugute und sind überhaupt zur Behandlung mancher Hirnkranker von großem Nutzen.

Das Gehirn ist bei der Geburt noch keineswegs fertig, seine Elemente müssen durch die Tätigkeit der Bewegungs- und der Gefühlsorgane und durch die geistige Arbeit des Kindes reifen. Wahrnehmen, Merken, Erfahrung, Begriffsbildung schaffen Hand in Hand mit der Erziehung eine Persönlichkeit. Entwickeln sich Körper und Geist nicht ordnungsgemäß, erleiden sie bei ihrem Werden Schaden, so kommt es zu Entartung bzw. zu Erkrankung. Wie es geschieht, daß hochwertige Talente wie krankhafte und minderwertige Anlagen von den Eltern, von den Ahnen den Nachkommen mitgegeben werden, kann man sich bei der Kleinheit der sich verbindenden Keime schwer vorstellen. An der Tatsache der Vererbung vieler Eigenschaften und gar mancher Krankheitszustände kann kein Zweifel sein. Oft sind es wenig wichtige Dinge, die vererbt werden: Haarfarbe, Nasenbildung, Linkshändigkeit, Eigentümlichkeiten des Ganges, der Schrift, Blutgruppe. Ernster ist die Vererbung der Disposition zu Tuberkulose, zu Krebs, zu Herzkrankheiten, Rheumatismus. Die Neigung zu kriminellen Handlungen, zu Trunksucht, zu Selbstmord, zu Psychopathie wird häufig von Generation zu Generation übertragen. Manisch-depressives Irresein, Schizophrenie, Epilepsie spielen nicht selten eine schlimme Rolle in der Gesundheit einer Familie.

Digitized by Google

Psychologie und Psychiatrie

I.

Wandlungen des Traumproblems

Über- wie Unterschätzung der Wissenschaft werden am besten richtiggestellt, wenn jemand mit Fleiß und Verstand untersucht, was die einzelnen Schulen zu verschiedenen Zeiten über ein bestimmtes Phänomen gewußt haben. Dann wird deutlich, daß man »die« Wahrheit freilich nicht gefunden hat (und also auch nicht erwarten darf), daß aber jede Zeit — aus ihrem Paideuma — ihren Beitrag zu dem großen Bau des Erkennens und Wissens beiträgt, den ob seiner Begrenztheit im bedingten Raum abzulehnen hieße, von Menschen verlangen, daß sie Absolutes begriffen. Es bildet einen großen Reiz der Arbeit v. Königs über das Traumproblem, daß sie ein solches Phänomen — wie es sich in den besten Geistern seit der Romantik spiegelt — sorgfältig und geistvoll untersucht hat. Gerade an einem so dunklen, ans Metaphysische grenzenden und wesentlichen Gegenstand erweist sich Scharfsinn und Blindheit der Menschen und Zeiten besonders deutlich. Man vergleiche, um den weitgespannten Umfang wissenschaftlichen Erfassens zu erkennen, etwa folgende Sätze. Novalis lehrt, daß der Traum »ins Allerheiligste« führt; »ohne unsere Träume würden wir sicher früher alt«. Nach G. H. Schubert spricht der Traum »die Ursprache«, Carus bedeutet er ein »Eintauchen in den Kreis des allgemeinen Weltlebens«, birgt er »unbewußte Weisheit«. In dem anschließenden Zeitalter naturwissenschaftlichen Denkens schreibt beispielsweise Binz, daß der nächtliche »Zustand von Erstarrung« beim Erwachen einer isolierten Arbeit einzelner Gehirnzellen Platz mache und in dem »umnebelten Bewußtsein« dadurch Bilder entständen — eben der Traum —, welche »wild und regellos« und reichlich »unvernünftig« sich aneinanderfügten. Diesem Versuch, der insofern fehlgeht, als er eine psychische Realität nach den für die Erforschung der Materie geeigneten Regeln meistern will, der aber die Intuitionen der Romantiker dennoch durch Beibringung genereller Bedingungen ergänzte, folgt die Periode des »Primats der Psychologie« (in der wir heute stehen). Sie wird eingeleitet durch die wertvollen, aber unzulänglichen Anregungen und Ansätze der Sexualanalyse und der Individualpsychologie (Freud, Adler). In C. G. Jung findet sie ihren heute noch unerreichten Meister (während die offizielle Psychiatrie allermeist noch auf dem vorpsychologischen Punkt steht — Hoche und Schüler —). Jung: der Traum ist »die kleine verborgene Tür im Innersten und Intimsten der Seele«, in »kosmische Urnacht«, die »Selbstabbildung des Lebensprozesses«; er gibt uns »Kunde von dem inneren verborgenen Leben«.

Ein wichtiges Stück deutscher Geistesgeschichte zieht — elegant geschildert, genau gekannt — an uns vorbei, uns besonders nah und wichtig: denn das Phänomen, um das es sich hier handelt, erfüllt etwa ein Drittel von jedes Menschen Leben.

G. R. Heyer
München

Olga Freiin von König-Fachsenfeld: Wandlungen des Traumproblems von der Romantik bis zur Gegenwart. Mit einem Geleitwort von C. G. Jung. 238 S. Stuttgart 1935, Ferdinand Enke.

2.

Charakterkunde

Das Buch Rohrachers, das nunmehr in 2. Auflage vorliegt, beabsichtigt in allgemeinverständlicher Form eine erste Einführung in die »Charakterkunde« zu geben. Der erste naturwissenschaftliche Abschnitt bringt neben Schilderung der Systeme von Jaensch, Jung u. a. eine ausführliche Darstellung der bekannten Kretschmerschen Typenlehre, wie denn überhaupt das Werk dieses Forschers auch in den anderen Abschnitten des Buches eine eingehende Würdigung erfährt. Erweitert ist in der neuen Auflage insbesondere der Bericht über die experimentelle Typenpsychologie. Der zweite Teil behandelt die philosophisch begründeten Charaktersysteme von Klages und Spranger, um dann die Beziehungen zwischen den naturwissenschaftlichen und philosophischen Charaktersystemen herauszuarbeiten.

Das Buch ist gerade durch die vorsichtige wissenschaftliche Auswahl, durch die zweckmäßige Darstellung und den Überblick, den es über den Stand der Forschung gibt, geeignet, dem Laien einen Anhalt in diesem etwas diffizilen Gebiet zu geben. Ausführliche Literaturhinweise sind vorhanden.

I. P.

H. Rohracher, Kleine Einführung in die Charakterkunde, Leipzig, B. G. Teubner, 2. Aufl. 1936, S. 154 m. 12 Abb. Kart. RM. 2.80.

3.

Störungen des Persönlichkeitsbewußtseins

Die Depersonalisation oder das Gefühl der Ichentfremdung behandelt selbst wahrgenommene Störungen innerhalb des Persönlichkeitsaufbaus, die sich nach Ansicht des Verfassers auf die eigene Psyche, den eigenen Körper und die Außenwelt erstrecken können. Sie sind bereits verschiedentlich beschrieben worden, ohne daß jedoch bisher eine exakte Definition der ursächlichen Zusammenhänge möglich war.

H. stellt nun an einer Fülle von Krankheitsberichten, die er teils aus eigener Anschauung kennengelernt, teils der Literatur entnommen hat, die verschiedenen Depersonalisationserscheinungen fest und gelangt hierbei zu einer Reihe von Ergebnissen.

Er findet, daß mit Ausnahme des manisch-depressiven Irreseins, wo scheinbar entsprechend dem Krankheitsverlauf in der gehobenen Phase auch die Entfremdungsphänomene positiv empfunden werden, bei den sonstigen Kranken die diesbezüglichen Störungen peinliche Gefühle auslösen. Ferner beobachtet er bei allen, daß sie vor dem Ausbruch der Erkrankung sehr stark zur Selbstbeobachtung und Zwangssymptomen neigen. Auch bei den Gesunden, die ebenso wie die Genialen Depersonalisationserlebnisse haben können, macht er die gleiche Feststellung.

Die einzelnen Krankheitsgruppen lassen ebenfalls bestimmte Besonderheiten erkennen. Beispielsweise kann es nach Schädeltraumen gelegentlich zu Depersonalisationserlebnissen kommen, wenn eine wahrscheinlich psychisch konstitutionelle Voraussetzung gegeben ist. Depersonalisationserscheinungen bei Grippe betreffen vorwiegend die seelischen Abläufe. Bei Epilepsie treten die Phänomene häufig an Stelle eines Anfalles oder nach einem solchen auf. Demgegenüber sind bei den sog. Geisteskrankheiten reine Depersonalisationserlebnisse selten und werden stattdessen durch mit Wahnideen und Sinnestäuschungen vermischte Depersonalisationszustände ersetzt. Außerdem treten sie bei den Schizophrenien nur solange in Erscheinung, wie die eigentlichen Abbausymptome noch nicht beherrschend sind. Und endlich fehlen sie bei der reinen Paranoia vollständig.

Am Schluß seiner Ausführungen versucht Verfasser eine »psychologisch-erkenntnistheoretische Deutung« auf Grund der von Palágyi vertretenen Anschauungen zu geben. Diese stellen ähnlich wie bei L. Klages die geistige Tätigkeit dem fließenden Lebensprozeß, der vom Bewußtsein gänzlich unabhängig ist, gegenüber. Da aber unter Umgehung dieser Lebensprozesse nichts an das Bewußtsein herankommen kann, indem ohne den lebendigen Ablauf eine geistige Tätigkeit gar nicht möglich wäre, hält H. die Depersonalisation für eine »Störung der vitalen Prozesse« und folgert wie Palágyi bei den geistigen Erkrankungen eine »Störung der vitalen Phantasie«; denn beiden ist eine Störung der Aktivität und Triebhaftigkeit gemeinsam. Nur bei der reinen Paranoia hält Verfasser dies nicht für zutreffend, da hier jegliche Depersonalisationserscheinungen fehlen und es sich demzufolge allein bei dieser Krankheit um eine wirkliche Erkrankung des Geistes und nicht um Folgeerscheinungen »gestörter vitaler Prozesse« handelt.

Obwohl die Arbeit in erster Linie für den Kliniker gedacht sein dürfte, wird sie auch dem indirekt an diesen Fragen Interessierten eine Fülle von neuen Anregungen vermitteln, zumal die präzise Formgebung selbst bei den schwierigsten Gedankengängen bestehen bleibt und ein klares Bild der Überlegungen vermittelt.

Herbert Siegmund
Berlin

Haug: Störungen des Persönlichkeitsbewußtseins. Stuttgart, 1936, Ferdinand Enke, S. 211, RM 12.— brosch, RM 13.60 geb.

4.

Studien zur Pathogenese

Verfasser geht davon aus, daß die Krankheit in einem Menschen entsteht, der sich in einem dauernden Wandlungsprozeß, einem ständigen Werden befindet und keineswegs an einem beliebigen Zeitpunkt seines Daseins etwas völlig Abgeschlossenes darstellt. Da dieses fließende Geschehen sich aber nach einem bestimmten Lebensplan vollzieht und nicht etwa wahllos zustandekommt oder zufällig gewählt wird, meint v. W., hierhin bisher nicht berücksichtigte Faktoren für das Krankheitsgeschehen suchen zu müssen und legt eine Reihe von praktischen Beispielen vor.

Zuerst gibt er einen Bericht über die Pathogenese einer bestimmten Gruppe von Anginen-Angina tonsillaris —. Bei allen Fällen setzt die Krankheit ein, wenn in einer beliebigen Lebenssituation ein als unliebsam empfundenes Geschehnis in Erscheinung tritt. Hierbei kann es sich sowohl um ein völlig neues Moment als auch um die krisenhafte Zuspitzung eines schon länger vorbereiteten Ereignisses handeln. Auffällig ist die Häufigkeit von erotischen Hintergründen, die Verfasser nicht als einfache libidinöse Übertragung im Sinne der Freudschen Schule zu erklären versucht, sondern in einer Abwendung von der genitalen Zone in Verbindung mit dem Verlust eines erotischen Wertes. — Während der Dauer der Erkrankung wird von dem Patienten zu dem betreffenden Ereignis Stellung genommen, so daß unter Verzicht auf bisher wirksame Tendenzen nach erfolgter Wiederherstellung eine veränderte Aktionsbasis gegeben ist.

Als Nächstes wird die Durstkrankheit bei Diabetes insipidus geschildert. Genau wie bei den Anginen tritt das Durstsymptom im Anschluß an besondere Geschehnisse auf, die als unerträgliche Belastungen empfunden werden. Gemeinsam ist den Kranken das starke Trinkbedürfnis bei offensichtlichem Wunsch nach Vermeidung eines diesbezüglichen Exzesses und die Ungelöstheit der intimen, menschlichen Beziehung. Auch hier fällt die enge Beziehung von der genitalen und der oralen Sphäre auf.

Es folgt nunmehr die Schilderung eines Herzleidens — paroxysmale Tachykardie —, daß von rein psychischen Angstanfällen begleitet ist. Diese rufen ihrerseits Tachykardien hervor und ergeben einen Circulus vitiosus, der durch eine neben der internen laufende, psychische Behandlung aufgelöst und auf eine Affektverlagerung infolge mangelnder Zuwendung zu einem Menschen zurückgeführt wird. Die Patientin hatte von Anfang an betont, daß vorangegangene Therapien nur deshalb erfolglos geblieben wären, weil ihre Angstanfälle keine Berücksichtigung gefunden hätten und diese doch bei ihrer Krankheit wichtig sein müßten.

Die angegliederte Beseitigung einer hysterischen Lähmung zeigt, daß das Können des Patienten nicht von seinem Wollen allein, sondern von seinem persönlichen Verhältnis zur Umwelt, zum Arzt abhängt. Nachdem er nämlich die Bewegung bestimmter Muskelpartien im Anschluß an eine Verletzung verlernt hat, muß er unter Anleitung des Arztes die Beherrschung des betreffenden Gliedes neu lernen.

Demgegenüber liegt bei dem letzten Beispiel, einer Diplopie der Akzent auf einem Zwiespalt zwischen Persönlichem und Überpersönlichem. Die Unmöglichkeit einer Vereinigung der entgegengesetzten Tendenzen bedingt ein Überschreiten der Grenzen hysterischer Symptombildung auf das Gebiet des Organischen, die Augenmuskellähmung. Diese wird im Laufe

Digitized by Google

einer psychischen Behandlung wohl gebessert, kann aber infolge der unmöglichen Änderung des Konfliktanlasses nicht restlos beseitigt werden.

Obwohl die Beispiele eine körperliche Erkrankung in den Mittelpunkt stellen, finden wir bei allen einen engen Zusammenhang mit seelischen Abläufen und verstandesmäßigen Überlegungen bestätigt. Verfasser hält es daher für zweckmäßig, beim Kranken die Wirksamkeit seines Ichs und seine persönlichen Wahrnehmungen heranzuziehen. Gleichzeitig muß aber auch der Arzt bzw. seine Hilfe in diesen Rahmen aufgenommen werden, da bei einer solchen Betrachtungsweise die Krankheit nicht mehr die einfache Folge einer Ursache bedeutet, sondern im fließenden Geschehen sinnvoll wird und zu Veränderungen der gesamten Lebenssituation führt.

Herbert Siegmund
Berlin

v. Weizäcker: Studien zur Pathogenese, Leipzig, Georg Thieme, 1936, S. 89. RM 3.50.

5.

Körperloses Leben

Es ist immer reizvoll, die Gedanken zu lesen, welche sich Ärzte nach langer Praxis und Erfahrung über Lebensvorgänge gemacht haben. Mögen auch Berufsphilosophen solche Werke nicht immer zünftig finden, so bieten sie doch eine Fülle von schönen Beobachtungen und Lebensweisheiten, mit denen sich jeder gern auseinandersetzt. — Der Generalarzt Dr. F. Buttersack hat es unternommen, die unsichtbare, aber dennoch vorhandene Zielstrebigkeit beim Zusammenwirken der Körperzellen aufzuweisen [1]). Er kommt, wenn auch mit völlig andren Worten, bei seinen Gedankengängen zu dem gleichen Ergebnis, welches v. Uexküll mit dem Begriff der Planmäßigkeit oft dargelegt hat. (Überhaupt hat Buttersack viele Berührungspunkte mit v. Uexküll, und es ist verwunderlich, daß Buttersack, der so viele Autoren zitiert, nie v. Uexküll anführt.) — Wenn die Forscher nur die Zellen, die Struktur der Gewebe, z. B. des Gehirns, histologisch, chemisch oder sonstwie untersuchen, so gehen sie alle an einem Punkt vorbei: »sie bedenken nicht, daß ein einzelnes Gehirn ein Nichts ist ohne ein zweites oder gar viele Gehirne, mit denen es in organischer, wenn auch unsichtbarer Verbindung steht. Wir dürfen uns also nicht nur mit einem Gehirn beschäftigen, sondern müssen ein zweites, drittes danebenlegen, und die Frage aufwerfen: wie stehen denn diese in Verbindung?« So wie Buttersack an diesem Beispiel versucht, das Vorhandensein eines unsichtbaren Etwas aufzuweisen, das sich von Mensch zu Mensch spannt, so versucht er auch darzutun, daß ein solches Etwas verantwortlich ist für den Zeitgeist, für den vollen Erfolg ärztlicher Heilkunst usw. — kurzum für alles, was die menschliche Gesellschaft ausmacht und sich in ihr abspielt. Wie man das zwischen zwei Elektroden liegende Medium »Dielektrikum« nennt, so kann man, sagt Buttersack, das zwischen den Menschen befindliche Feld als »Diapsychikum« bezeichnen. »Die psychischen Ströme des einzelnen verlieren sich nicht in nichts; sie gehen vielmehr in die Zwischenschicht zwischen den Individuen ein, und indem sie sich da summieren bzw. neue Integrationen eingehen, beeinflussen sie ihrerseits wiederum die Vorgänge in den Individuen.« — »Man darf jedoch nicht annehmen, daß nur die Zeitgenossen am Zeitgeist, am Diapsychikum weben. Man muß dieses vielmehr als das Produkt aus allen Beiträgen der vorhergegangenen Geschlechter betrachten. Auch im Psychischen gilt das Gesetz der Erhaltung der Energie. Was jeder einzelne geleistet, also in das Diapsychikum hineingewebt hat, verschwindet keineswegs mit seinem Tode.«

Ohne Zweifel wird dieses Buch, von dem das hier Angedeutete nur ein kleiner Ausschnitt ist, in manchem zum Widerspruch auffordern, was aber bei der Eigenart der Materie nur nützlich sein kann.

Dr. a. h.

[1]) Generalarzt Dr. Buttersack, Körperloses Leben — Diapsychikum. Wilhelm Engelmann, Leipzig, 1936, 118 S. RM. 2.80.

Dr. H. U. AMLONG, Greifswald

Fortschritte der Wuchsstofforschung

Bei verschiedenen Lebensvorgängen der Pflanze spielen die Wuchshormone oder Auxine eine bedeutende Rolle. Sie haben nicht nur die Aufgabe, das Streckungswachstum auszulösen und zu regulieren, sondern sind auch für die Teilung der Zellen von Wichtigkeit. Nachdem als Erster L. Jost (1935) gefunden hatte, daß durch Auxin in hoher Konzentration Teilungswachstum hervorgerufen werden kann, liegen jetzt auch Versuchsergebnisse des englischen Botanikers R. Snow (1935) vor, dem es gelang, das Kambium geköpfter Sonnenblumenkeimlinge durch Zufuhr von Wuchsstoff zum Dickenwachstum anzuregen, wobei durch die Teilung der Kambiumzellen neue Holz- und Siebelemente gebildet wurden. Im Gegensatz zu den Versuchen von Jost ist hier als besonders wichtig hervorzuheben, daß schon geringe Konzentrationen des Auxins, wie sie in der Pflanze tatsächlich vorkommen, die Teilungseffekte auslösten.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden (wie schon früher an dieser Stelle betont wurde [1]), daß auch Hormone bekannt sind, die ausschließlich die Teilung, dagegen nicht die Streckung der Zellen beeinflussen. Ein solcher Wirkstoff ist z. B. das von Kögl (1935) rein dargestellte Biotin, das schon in Spuren bei manchen Mikroorganismen (Hefe) lebhafte Zellteilungen hervorruft. J. Dagys (1935) ist es nun gelungen, diesen Stoff auch bei höheren Pflanzen nachzuweisen. In besonders reichem Maße wurde das Biotin in keimenden Weizen- und Maiskörnern, ferner in jungen Blättern, Knospen und im Kambium der Birke gefunden, also in Geweben, die durch die Fähigkeit zur Zellteilung ausgezeichnet sind. Dagys vertritt die Ansicht, daß das Biotin ganz allgemein die Stoffproduktion begünstigt; erst die Folge dieses Vorgangs wäre die Zellteilung.

Zwei Ansichten über die stofflichen Ursachen des Teilungswachstums stehen sich also heute gegenüber, von denen die eine im Auxin, die andere im Biotin den wesentlichsten Faktor sieht. Beide Hypothesen sind experimentell gestützt; erst weitere Versuche können hier eine Entscheidung bringen.

Aber auch die Verhältnisse bei der Streckung sind wesentlich verwickelter, als es nach den früheren Versuchen schien. Gegenüber der durch ihre Einfachheit bestechenden Theorie Heyns, das Wachstum beruhe auf einer Erhöhung der plastischen Wanddehnbarkeit, vertritt Söding (1934) die Meinung, daß die Streckung der Zellen durch »Intussuszeption« zustande käme, d. h. durch eine aktive Neubildung von Zelluloseteilchen (Mizellen) durch das Protoplasma nach Art eines Kristallisationsprozesses.

Für die Richtigkeit der Södingschen Ansicht sprechen u. a. einige Versuche von F. Geßner (1934), der fand, daß bei steigender Temperatur trotz Beschleunigung des Wachstums die Wanddehnbarkeit abnimmt. Dieses Ergebnis legt die Deutung nahe, daß die Dehnbarkeitseigenschaften der Zellwände für das Wachstum tatsächlich unwesentlich sind.

Die gleiche Schlußfolgerung kann man aus den Versuchen von H. U. Amlong (1936) ziehen, der von folgender Überlegung ausging: Käme der Streckungsvorgang durch eine Erhöhung der Wanddehnbarkeit zustande, so wäre zu erwarten, daß die durch Wuchsstoff hervorgerufene Hemmung des Wurzelwachstums auf einer Verringerung der Dehnbarkeit der Wurzelzellwände beruht. Zur Prüfung dieser Möglichkeit verglich Amlong die Dehnungseigenschaften unverletzter Wurzeln mit denen solcher Organe, die durch Abschneiden der Spitze dem Einfluß des Wuchsstoffstromes entzogen worden waren.

Die Dehnbarkeitsmessungen wurden so ausgeführt, daß die wachsende Zone der Wurzel durch ein auf die Spitze gesetztes Reiterchen (Gewicht etwa 0,1 g) durchgebogen wurde. Der mikroskopisch abgelesene Grad der Durchbiegung gab ein Maß für die Dehnbarkeit. Dabei zeigte sich nun, daß die unverletzten, also auxinhaltigen Wurzeln sich bedeutend leichter als die der Spitze beraubten, also auxinarmen Wurzeln biegen ließen. Demnach erhöht der Wuchsstoff genau wie beim Sproß auch bei der Wurzel die Dehnbarkeit der Zellhäute. Hieraus kann man schließen, daß weder das Streckungswachstum im allgemeinen noch die entgegengesetzte Wirkung des Auxins auf Sproß und Wurzel durch eine Beeinflussung der Wanddehnbarkeit zustandekommt.

[1]) Vgl. »Geistige Arbeit« 1936, Nr. 2, S. 4.

Schrifttum:

1. Amlong, H. U., Der Einfluß des Wuchsstoffes auf die Wanddehnbarkeit der Vicia-Faba-Wurzel. Ber. d. Deutsch. Bot. Ges. 54, 271. 1936.
2. Dagys, J., Wuchsstoffe der Mikroorganismen in embryonalen Geweben und im Blutungssaft. Protoplasma 24, 14. 1935.
3. Gessner, F., Wachstum und Wanddehnbarkeit am Helianthus-Hypokotyl. Jahrb. f. wiss. Bot. 77, 150. 1934.
4. Heyn, A. N. J., Der Mechanismus der Zellstreckung. Rec. d. Trav. Bot. néerl. 28, 113. 1931.
5. Jost, L., Wuchsstoff und Zellteilung. Ber. d. D. Bot. Ges. 53, 674. 1935.
6. Kögl, F., Über Wuchsstoffe der Auxin- und der Biosgruppe. Ber. d. Deutsch. Chem. Ges. 68, 16. 1935.
7. Söding, H., Über die Wachstumsmechanik der Haferkoleoptile. Jahrb. für wiss. Bot. 79, 231. 1934.
8. Snow, R., Activation of cambial growth by pure hormones. New Phytologist 34, 347. 1935.

Abstammungslehre und Darwinismus

Ein Abstand von mehr als drei Jahrzehnten trennt die Erscheinungsjahre der ersten und der siebenten Auflage des Hesseschen Buches, das, ursprünglich aus Vorträgen in einer Volkshochschule hervorgegangen, sich das Ziel gesteckt hat, »einen möglichst klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre zu geben«. Als es zum ersten Male erschien, war die Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln noch nicht erfolgt; es fehlte also noch die Gesamtheit der Erkenntnisse, die wir heute unter der Bezeichnung Mendelismus zusammenfassen. Es fehlten aber auch Mutationstheorie, Rassenkreislehre und vieles andere. Der »gegenwärtige Stand« der Abstammungslehre unterschied sich also damals sehr wesentlich von dem Standpunkt, den heute die Biologie der Deszendenztheorie gegenüber einnimmt. Darf heutzutage die Abstammungslehre als ein gesicherter Besitz der biologischen Wissenschaften betrachtet werden, so hat sich das Urteil über Wesen und Wert der Selektion in den letzten Jahrzehnten wesentlich gewandelt. Infolgedessen mußten die Abschnitte «Kritik der Zuchtwahllehre», »Übertragung der Eigenschaften auf die Nachkommen« sowie »Modifikationen und Mutationen« vollkommen neu gestaltet werden. So führt das Hessesche Werk in seinem neuen Gewande auch an Fragen heran, die gegenwärtig für uns alle von großer politischer Bedeutung sind.

F. Pax
Breslau

Richard Hesse: Abstammungslehre und Darwinismus. 7. Auflage. Mit 64 Abbildungen. Leipzig und Breslau, Verlag von B. G. Teubner, 1936, RM. 4.20.

Digitized by Google

Exakte Naturwissenschaften

1.

Deutsche Physik

Der erste Band des auf vier Bände berechneten Werkes von P. Lenard enthält eine grundsätzliche Einleitung und Einführung in das ganze Werk und die Mechanik. Die Einleitung setzt sich mit den unerfreulichen Erscheinungen auseinander, die sich in der vergangenen Epoche geistigen Spekulantentums unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Arbeit insbesondere als Naturforschung ausgegeben haben. Fern von aller echten und gründlichen Beobachtung und fern vom durchdachten, anschaulich zielvoll geplanten Experiment, das die Grundlage jeder Naturforschung, insbesondere die Grundlage der Physik ist, erging sich diese Pseudowissenschaftlichkeit in Begriffsbildungen und im Ausbau von »Theorien« und »Weltbildern«, die der strengen Beobachtung und Kontrolle durch den wissenschaftlichen Versuch entbehrten; man wollte Naturforschung mit dem reinen Formalismus der Mathematik treiben und gab eine Folge mathematischer Beziehungen zusammen mit einigen unbewiesenen physikalischen Hypothesen als physikalische »Theorie« aus. Ein Musterbeispiel dieses Verfahrens, das sich in der Wissenschaft allenthalben breit machte und deren »Erfinder« sich nicht scheuten, ihre »Theorie« in der Weltpresse zu Markte zu tragen und für sie Reklame zu machen, ist die vielgenannte Relativitätstheorie, mit der man vorgab, die Welt in ihrem gesetzlichen Ablauf, insbesondere das physikalische Geschehen, erklären zu können. Daß diese sog. »Theorie« in Wahrheit mit ihren Hypothesen und unbewiesenen, weil unbeobachteten und ungemessenen Grundlagen weiter nichts ist, als ein mathematischer Formalismus, der die Natur weder zu erklären, noch das Sinnhafte des realen Seins zu beherrschen imstande ist, dafür hat gerade Lenard mit Gründen, die ihm, dem hervorragenden Experimentator der Physik, aus seinen Forschungsergebnissen zuströmten, mit einigen wenigen anderen Forschern schon lange gekämpft und in zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen, wie auch in seiner Lehrtätigkeit, die Haltlosigkeit solcher Pseudo-Naturforschung dargetan. Gerade uns Jungen, die wir uns mit Freude seine Schüler nennen, hat er als Lehrer den Sinn und Blick für das Wesen echter Naturforschung geöffnet und geschärft, in seinen Vorlesungen — die als die besten in Deutschland gehaltenen gelten konnten — und praktischen Übungen uns gelehrt, mit Ehrfurcht und bescheiden an das Geschehen der Natur heranzutreten, dieses Geschehen in einem durch kritische Schärfe und klare Sicht geplanten Experiment als einer Frage an die Natur zu erforschen, die auftretenden Beziehungen und Gesetzmäßigkeiten der strengen, jederzeit reproduzierbaren Messung zu unterwerfen und Naturforschung als Beobachtung und kontrollierbare Messung zu treiben, die die Fehlerquellen streng in Betracht zieht, um aus Messung und Beobachtung ein Wissen und damit adäquate Bilder des Naturgeschehens zu erhalten.

So sind wir dankbar, wenn uns jetzt unser Lehrer als reife Ernte seiner Lehr- und Forschungstätigkeit seine Vorlesungen, seine reichen Erfahrungen und insbesondere seine eigenen Forschungen, auf denen die ganze heutige physikalische Forschung als Grundsteinen ruht, in einem vierbändigen Werke zu treuen Händen übergibt, daß wir dieses gesicherte Gut physikalischen Wissens mehren und Naturforschung treiben, die aller Spekulation fern, sich an die durch den wissenschaftlichen Versuch beobachtbaren und meßbaren Tatsachen des unendlichen Geschehens in der Natur hält.

Die im vorliegenden ersten Band in vorzüglicher deutscher Sprache dargebotene Mechanik gibt uns die Methoden und Wege zur Auffindung wissenschaftlicher Gesetzmäßigkeiten an die Hand. Sie zeigt die Sicherung derselben und vermittelt ein vollständiges Bild des Wissens um die Erscheinungen der Körperwelt, soweit sie sich auf die allgemeinen, jedem materiellen Körper zukommenden Eigenschaften, auf Ruhe und Bewegung der Körper beziehen.

Im ersten Teil des Bandes werden daher die allgemeinen Eigenschaften der Materie (Ausdehnung und Raumerfüllung und ihre Messung, Greifbarkeit und Teilbarkeit, Ausdehnbarkeit und Zusammendrückbarkeit, Beweglichkeit, Trägheit und Schwere) behandelt, wobei die gesicherten, auf uns gekommenen Ergebnisse früherer Naturforschung in ihrem Auffinden und in ihrer genetischen Formung eingearbeitet werden.

Der zweite Teil entwickelt die allgemeine Lehre vom Gleichgewicht (Statik) und bringt die einfachen Maschinen, wobei endlich einmal auch die wichtigen Gedankenversuche für den Nachweis der Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile erster Art eine Darstellung finden, die durch ihre Überzeugungskraft am einfachsten Beispiel der schiefen Ebene keiner anderen Beweisführung nachsteht.

Die allgemeine Bewegungslehre (Dynamik) ist der Gegenstand des dritten Teils. Wir finden zuerst eine direkt klassische Ableitung der Bewegungsgesetze und eine Herleitung des Energiegesetzes, wie sie in so klarer Form kaum anderswo gegeben worden sind.

Im vierten Teil erfolgt die Behandlung besonderer Bewegungsformen, insbesondere die der schwingenden Bewegung, der Drehbewegung und der Gravitation. Das schwierige Gebiet der Behandlung des Kreisels findet hier eine Darstellung, wie sie leichter verständlich und als Ganzes doch alles Wesentliche bringend kaum anders gegeben werden kann. Über Gravitation werden unter Berücksichtigung der Himmelsmechanik grundsätzliche Ergebnisse erhalten.

Der fünfte Teil setzt die besondere Mechanik der drei (Aggregat-)Zustände der Materie auseinander. Man kann dieses Gebiet kaum anschaulicher und doch so exakt und ausführlich darstellen, als es hier geschehen ist. Die Einarbeitung eigener Forschungen Lenards über die Messung der Oberflächenspannung mit der Methode der schwingenden Tropfen, vervollständigt das Wissen um diese Erscheinungen und macht gerade diese Meßmethode allgemein bekannt, nachdem wir sie schon bei Lenard als Praktikumsübung kennenlernen durften.

Es folgen endlich Anhänge zur Mechanik, die mit den einfachsten mathematischen Hilfsmitteln das anschaulich Beobachtete und Dargestellte — dort am besten zu Verstehende — in die mathematische Formel bringen. Eine Reihe historischer Zwischenbemerkungen sind dem Text eingeflochten und bilden zu des Verfassers »Großen Naturforschern« (2. Aufl. München 1930) eine Ergänzung, beide Werke zusammen ein vollendetes Ganzes. Der Band enthält 113 durchwegs sehr gute Abbildungen und eine Fülle von tabellarischen Zusammenstellungen wichtiger Meßergebnisse. **Dr. M. Steck**
T. H. München

P. Lenard, Deutsche Physik, I. Bd.: Einleitung und Mechanik, Verlag J. F. Lehmann München 1936. Geb. RM. 10.—.

2.

Topologie

Vor nicht allzu langer Zeit war die Topologie kaum mehr als eine Sammlung mathematischer Kuriosa, bis dann die Arbeiten von Henri Poincaré und L. E. I. Brouwer den Grund zu ihrer systematischen Behandlung legten und damit den Anstoß und die Grundlage für die Entwicklung einer mathematischen Disziplin gaben, die heute mit Recht zu den reizvollsten gezählt wird und deren Wichtigkeit auch für die Physik heute außer Frage steht. Der Zugang zur Topologie ist schwierig, die Aufgabe eines Lehrbuches muß es sein, den Kontakt zwischen ihren höchst abstrakten Gedankengängen und der Anschauung durchweg zu halten zumal der besondere Reiz und zu einem guten Teile auch die Bedeutung dieser geometrischen Disziplin darin liegt, daß ihre wichtigsten Sätze und Fragestellungen einer anschaulichen Erfüllung wohl zugänglich sind. Denn das Grundproblem der *mengentheoretischen* Topologie kann in der Festlegung derjenigen mengentheoretischen Gebilde erblickt werden, die einen Anschluß an die Topologie der Polyeder gestatten und mithin als allgemeinste geometrische Figuren angesehen werden können. Diese *Topologie der Polyeder* hat es mit jenen Eigenschaften geometrischer Figuren zu tun, die bei umkehrbar eindeutiger und umkehrbar stetiger Abbildung ungeändert bleiben. Mag nun auch die Auffassung (mengentheoretischer) Mannigfaltigkeiten als Polyeder künstlich sein — es liegen hier noch sehr schwierige und ungelöste Probleme vor — so gestattet dieser Standpunkt (der schon früh von Henri Poincaré vertreten wurde), durch die Unterlegung eines finiten (kombinatorischen) Schemas und im Zusammenhang damit durch die Anwendung algebraischer Methoden die schwierigen z. T. rein geometrischen und z. T. mengentheoretischen Betrachtungen zu ersetzen. Dieses Schema ist das des geometrischen Komplexes, d. h. des Systems der Simplexe einer simplizialen Zerlegung eines Polyeders. Da sich für die *rein kombinatorische* Topologie, die den simplizialen Komplex durch sein (kombinatorisches) Schema *definiert*, für mehr als dreidimensionale Komplexe heute unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben, so empfiehlt sich für das Gebiet der kombinatorischen Topologie die Anwendung einer *méthode mixte*, die zwar eine weniger einfache Definition des simplizialen Komplexes erfordert, dafür aber die Durchführbarkeit der topologischen Untersuchungen auch für mehr als dreidimensionale Komplexe garantiert.

In dieser Weise geht das Lehrbuch der Topologie vor, das H. Seifert und W. Threlfall vorlegen. Dieses Lehrbuch wird seiner Aufgabe in pädagogisch wie systematisch gleich glücklicher Weise gerecht. Ein einführendes Kapitel bringt Anschauungsmaterial, und wenn auch dieses Kapitel im systematischen Aufbau des Ganzen entbehrlich ist, so wird es doch kein Leser missen wollen. Was aber an diesem Buch höchstes Lob verdient und nicht genug gerühmt werden kann, ist, daß durchweg in idealer Weise der Kontakt mit der Anschauung gehalten wird, ohne daß die Autoren der systematischen Strenge darum auch nur einen Deut vergeben. In den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen haben die Autoren den Begriff des simplizialen Komplexes gestellt, dessen Einführung das zweite Kapitel gewidmet ist. Die Kapitel III—V, VII, VIII, XI (über Homologiegruppen, simpliziale Approximationen, Eigenschaften im Punkte, Fundamentalgruppe, Überlagerungskomplexe und stetige Abbildungen) behandeln allgemeine Komplexe, die restlichen Kapitel VI, IX, X (über Flächentopologie, dreidimensionale und n-dimensionale Mannigfaltigkeiten) besondere Komplexe, nämlich sogenannte Mannigfaltigkeiten. Alle Sätze werden bis auf wenige allgemein bekannte bewiesen. Für den mit der Gruppentheorie nicht vertrauten Leser bringt ein zwölftes Kapitel eine Zusammenstellung der Sätze, die aus dieser mit der Topologie in engem Zusammenhange stehenden Disziplin herangezogen sind. Es werden somit besondere Vorkenntnis für die Lektüre des Buches nicht vorausgesetzt. Mehrere Theorien mußten der Raumbeschränkungen zum Opfer fallen, so (besonders bedauerlich) der Alexandersche Dualitätssatz und die Alexandroffsche Theorie der abgeschlossenen Punktmengen und Projektionsspektren. Wir hoffen aber, daß die Verfasser sich nicht die Mühe verdrießen lassen, diese Lücken durch einen zweiten Band auszufüllen, und sich davon nicht durch das Erscheinen des großen Werkes von Alexandroff und Hopf für entbunden erachten, da, wenn sich, woran nicht zu zweifeln, der zweite Band auf der Höhe des ersten hält, er jedem andern Werk gegenüber seine selbständige Bedeutung behalten und viele begeisterte Leser finden wird. **J. v. Kempski**
Berlin

[1]) Zur Veranschaulichung: ein eindimensionales Simplex ist ein Punkt, ein zwei- bzw. dreidimensionales ein Dreieck, bzw. ein Tetraeder.

[2]) H. Seifert u. W. Threlfall: Lehrbuch der Topologie. 132 Fig. VIII u. 353 S. B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1934. RM 21.—.

Hoppe-Seylers Zeitschrift für physiologische Chemie
fortgeführt von A. KOSSEL, früher Professor an der Universität Heidelberg, und unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von
F. KNOOP, Tübingen und K. THOMAS, Leipzig.
Die Zeitschrift erscheint in Bänden zu 6 Heften. Preis des Bandes RM. 13.50
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

G. v. NATZMER, Berlin

Das neue Weltbild der Biologie

Das gesamte Naturbild jener Zeit, in der wir geistig wurzeln, war in wesentlichen Zügen durch die Physik, genauer gesagt die klassische Mechanik, geformt. In ihr schien das Ideal aller Naturforschung überhaupt verwirklicht zu sein. Ihre Methoden bestimmten daher in hohem Maße auch die Fragestellungen anderer Forschungszweige, so z. B. der Biologie. Als eigentliches Ziel aller Naturerkenntnis galt es damals, jede Erscheinung als eine reine Summation aus ihren Elementen zu verstehen und sie auf dem Wege der Kausalanalyse auf wenige elementare Vorgänge zurückzuführen, also die Fülle der Wirklichkeit in eine möglichst geringe Anzahl von Formeln einzufangen und aus ihnen abzuleiten. Seinen für alle Zeiten sinnbildlichen Ausdruck fand dieses Erkenntnisideal in einem Wort von Laplace. Dieser Klassiker mechanistischer Naturdeutung meinte, daß ein universeller Weltgeist, dem während eines Augenblickes die momentane Lage und Geschwindigkeit aller Massen im All — der Gestirne wie der Atome — bekannt wäre, mit Hilfe eines unermeßlichen Systems von Differenzialgleichungen fähig sein müsse, alles Geschehen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen zu schauen.

Tatsächlich konnte es scheinen, als solle dieser Versuch, die Welt als einen großen Mechanismus zu begreifen, wenigstens innerhalb der anorganischen Natur gelingen. Die organische Natur blieb jedoch in diesem Weltmechanismus gleichsam ein Fremdkörper, der in ihm kein eigentliches Heimatsrecht hatte. Trotz aller Anläufe wollte es nämlich nicht völlig glücken, auch die Lebenserscheinungen als bloße Komplikation chemisch-physikalischer Vorgänge zu verstehen, wie es die These des Mechanismus eigentlich forderte. Unter der Herrschaft dieses Erkenntnisideals, dessen Ziel Gesetzeserkenntnis war, galt daher die Biologie bis auf weiteres als eine rein beschreibende Wissenschaft, also als eine Naturwissenschaft minderen Ranges. Von seinen Voraussetzungen aus waren angesichts dieser Diskrepanz drei Grundhaltungen möglich. Die eine war die des skeptischen Verzichtes, wie sie in mancher Beziehung der Physiologe Du Bois-Reymond einnahm, der als überzeugter Mechanist den Schluß zog, daß dort, wo mechanistische Erkenntnismethoden versagen, jede Naturwissenschaft ihre Grenze findet: eine Einsicht, die ihn veranlaßte, sein »ignorabimus« zu sprechen. Die zweite Haltung führte über den Mechanismus hinaus zu einem Vitalismus, wie ihn z. B. H. Driesch vertritt. Auch nach dieser Auffassung sind alle Vorgänge im Anorganischen wie im Organischen streng ursächlich vorherbestimmt, jedoch mit dem Unterschied, daß im Organischen außerdem unräumliche Energien wirksam sind, die anderen Wirklichkeitsebenen angehören und das Geschehen zweckhaft in bestimmter Richtung lenken. Endlich gaben zahlreiche Biologen zwar unumwunden zu, daß es vorläufig nicht möglich sei, die Lebenserscheinungen chemisch-physikalisch zu erklären, jedoch meinten sie, daß eine solche Erklärung auch weiterhin zumindest angestrebt werden müsse. Hatte doch schon Kant den Tag erwartet, an dem der organischen Natur ein »Newton des Grashalms« erstehen werde. Als Darwins epochemachendes Hauptwerk erschien, glaubten viele, daß dieser Newton der organischen Natur nunmehr in ihm gekommen sei. War doch seine Lehre von der natürlichen Zuchtwahl ein Versuch, die organische Zweckmäßigkeit rein kausal verständlich zu machen und damit auch das organische Geschehen dem großen Weltmechanismus einzuordnen, also das zu leisten, was bisher immer wieder vergeblich versucht worden war. Heute haben wir einsehen müssen, daß die natürliche Zuchtwahl niemals die Gestaltenfülle der lebendigen Organismen zu erklären vermag. Vor allem aber setzt Darwins Theorie bereits zweckhafte und finale Tendenzen voraus, wenn sie annimmt, daß im Kampfe ums Dasein nur »Zweckmäßiges« überlebt. Dies erkannten jedoch anfangs nur wenige klar blickende Denker. Daher waren alle Erörterungen über die Entwicklungslehre damals in verhängnisvoller Weise mit dem weltanschaulichen Vorurteil belastet, daß ihre Bestätigung gleichbedeutend sei mit der Zurückführung des lebendigen Geschehens auf die Ebene der Mechanistik. Mechanistische Vorurteile beeinflußten auch manche anderen Fragestellungen in der Biologie: so bezeichnete sich z. B. die experimentelle Erforschung der Entwicklungsvorgänge programmatisch als »Entwicklungsmechanik«. Sogar in der Psychologie wirkte sich diese mechanistische Einstellung aus, so in der Associationspsychologie, welche die Vorgänge des Seelenlebens ganz nach dem mechanistischen Schema von Ursache und Wirkung deutete.

Heute vollziehen sich nun in unserem naturwissenschaftlichen Weltbild, das zumindest in seinen Umrissen für alle Zeiten fest gegründet zu sein schien, umstürzende Wandelungen. Der eigentliche Anstoß hierzu ging von der Physik selbst aus, innerhalb welcher das Dogma von der unbeschränkten Gültigkeit des mechanistischen Erkenntnisideals immer fragwürdiger wurde. Vollends hat endlich die Quantenmechanik den Glauben an das Walten starrer unabänderlicher Naturgesetze, die alles Geschehen eindeutig vorherbestimmen, erschüttert. So nimmt man jetzt an, daß den sog. Naturgesetzen innerhalb der Mikrophysik, also im Bereich der Atome, keine Gültigkeit zukommt und daß sie in der Makrophysik nur den Charakter statistischer Regeln besitzen. Dies würde bedeuten, daß das Naturgeschehen nicht im Sinne der Mechanistik eindeutig determiniert ist, so daß selbst ein universeller Weltgeist außerstande wäre, Vergangenheit und Zukunft mit Hilfe einer umfassenden Gleichung zusammen zu schauen.

Dieser Wandel im Weltbild der Physik stellt auch die theoretische Biologie vor neue Probleme. Der Einwand, daß er für die Biologie kaum irgendeine Bedeutung besitzt, da sie es stets mit Größen der Makrophysik zu tun hat, für welche die Naturgesetze praktisch weiter gültig bleiben, dürfte kaum stichhaltig sein. Manche Überlegungen sprechen nämlich dafür, daß die Naturgesetze der klassischen Physik allein in einem Zwischenreich gelten, das einerseits von den atomaren Vorgängen, andererseits vom Reiche des Organischen begrenzt wird. Alle stofflichen Umsetzungen in lebendigen Organismen sind nämlich derart verwickelt, daß es sich in ihnen offenbar jeweils um einmalige Situationen handelt, die sich niemals in allgemeingültige Formeln fassen lassen. Übrigens haben Physiker diese Vermutung zuerst ausgesprochen.

Während über diese Fragen heute noch immer lebhaft debattiert wird, beginnt die Physik — so paradox dies klingt — in gewissem Sinne geradezu biologisch zu denken. Manche der von ihr erforschten Wirklichkeitsbereiche scheinen sich nämlich erst dann einem Verständnis zu erschließen, wenn sie unter Kategorien betrachtet werden, unter denen man bisher allein das organische Geschehen zu verstehen versuchte. So sagt z. B. Max Planck (Wege zur physikalischen Erkenntnis, Leipzig 1933), daß man nach dem Quantenprinzip nur dann zu einem Verständnis der physikalischen Gesetzlichkeit gelangt, wenn man das betrachtete physikalische Gebilde nicht in seine einzelnen räumlichen Teile zerlegt, sondern wenn man es als Ganzes betrachtet. Die Tatsache, daß das Ganze seinen Teilen in gewissem Sinne vorangeht, galt aber bislang als ein Kennzeichen organischer Körper, das diese von anorganischen unterscheidet.

Die Bedeutung der Ganzheitsbetrachtung für das Gesamtgebiet der Naturwissenschaften sowie die Frage, welche Folgerungen sich aus ihr für den Aufbau des Systems der Wissenschaften, vor allem aber für die Stellung der Biologie in diesem ergeben, hat kürzlich Adolf Meyer (Hamburg) in vielbesprochenen Untersuchungen erörtert. (Ideen und Ideale der biologischen Erkenntnis, Leipzig 1934; Krisenepochen und Wendepunkte des biologischen Denkens, Jena 1935). Die Mechanistik deutete alles organische Geschehen als einen Sonderfall der Physik und Chemie. Der Vitalismus sah dagegen im Anorganischen und im Organischen zwei Naturreiche, die im Entscheidenden grundsätzlich und wesenhaft von einander verschieden sind. Die universelle Ganzheitsbetrachtung, von Adolf Meyer Holismus genannt, gibt nun eine ganz neue Deutung des Verhältnisses beider Reiche der Natur zueinander. Mit dem Vitalismus erkennt sie an, daß eine Ableitung organismischer Prinzipien aus anorganischen im Sinne der Mechanistik unmöglich ist. Jedoch leugnet sie deshalb noch nicht jede Ableitungsmöglichkeit zwischen der organischen und der anorganischen Welt. Diese Ableitung kann nach dem Holismus aber allein vom Organischen aus erfolgen, da die biologischen Prinzipien umfassender sind, also die anorganischen bereits in sich enthalten. Die physikalische Wirklichkeit wäre nach dieser Anschauung gleichsam eine modellmäßige Vereinfachung der biologischen. In ähnlicher Weise können die organismischen Prinzipien wiederum aus den psychistischen durch Vereinfachung abgeleitet werden. Diese Ableitung jeder Wirklichkeitsebene aus der nächst reicheren und daher höheren meint nicht ohne weiteres einen in irgendeinem Sinne historischen Entwicklungsprozeß, sondern sie ist rein logisch-ideell zu verstehen. In einer derart organismisch gedeuteten Welt stellt sich nicht mehr das Problem, ob Leben chemisch-physikalisch erklärt werden kann, denn Leben ist dann im Verhältnis zu allem Unbelebten die Urgegebenheit. Allerdings bleiben auch in ihr — und hier behält der Vitalismus recht — die Wesensunterschiede zwischen Organischem und Anorganischem voll bestehen. Man kann nun einwenden, daß es sich hier nicht um eine reale Ableitung handelt, da es stets möglich ist, aus einer Erscheinung, das, was ihr zu-

Digitized by Google

grunde liegt, hier also die physikalischen aus den physiologischen Prinzipien, gleichsam »herauszuholen«. Aber dieser Einwand erledigt das Problem, das hier umrissen wurde, noch nicht. Und dies um so weniger, als sich heute innerhalb der Biologie selbst, unbeeinflußt von allen wissenschaftstheoretischen Erwägungen, ein ganz ähnlicher Anschauungswandel vollzieht.

Ähnlich wie die Mechanistik das Geschehen anderer Wirklichkeitsebenen auf die Gesetze der Mechanik zurückzuführen suchte, bemühte sich zu gleicher Zeit die Biologie in ihrem Bereich »Kompliziertes« aus »Einfachem« in gleichsinniger Weise abzuleiten, also das Entstehen hochorganisierter Lebensformen aus primitiveren verständlich zu machen. Die Annahme, daß eine solche Entwicklung stattgefunden habe und an sich kein weiteres Problem bedeute, wurde fast allgemein vorausgesetzt und kaum noch ernsthaft diskutiert. Man glaubte also, daß bereits der Nachweis eines solchen Entwicklungsganges gleichbedeutend sei mit der Lösung des Entwicklungsproblemes überhaupt und sah nicht, daß selbst dann, wenn dieser Nachweis restlos geglückt sein sollte, das eigentliche Problem des organischen Werdens einer Lösung noch nicht näher gerückt wäre. Dieses Problem läßt sich in die Frage zusammenfassen: wie ist »Entwicklung« grundsätzlich überhaupt möglich und was geschieht in ihr?

In keiner Entwicklung entsteht nämlich wahrhaft »Neues«. In ihr handelt es sich allemal um Realisierung von Anlagen, die als solche stets schon gegeben sein müssen, ehe sie in irgend einer Form in Erscheinung treten. Für die sog. ontogenetische Entwicklung, also den Werdegang der einzelnen Lebewesen vom Keim bis zum fertigen Organismus, ist dies heute unbestritten. Aber noch vor wenigen Menschenaltern herrschte auch in dieser Frage eine ähnliche Unklarheit und Begriffsverwirrung, wie sie sich heute noch häufig bei descendenztheoretischen Erörterungen zeigt. Allerdings hat auch hier die streng empirische Forschung während der letzten Jahre einer Klärung vorgearbeitet. Die Vererbungsforschung und die sich auf sie gründende Züchtungskunde haben nämlich erwiesen, daß neue Merkmale und damit neue Rassen teils auf dem Wege der Vereinigung verschiedener Erbanlagen durch Kreuzung, teils auch durch Ausfall bisher vorhandener Erbanlagen, niemals aber durch wirkliches Neuentstehen von Anlagen ins Leben gerufen werden. Diese Erkenntnisse haben den Blick für die Problemlage selbst geschärft. Rein logische Erwägungen führen weiter zu dem Schluß, daß für jede stammesgeschichtliche Entwicklung grundsätzlich gleiches gilt. Sie ist allemal nur dann möglich gewesen, wenn die Ausgangsformen wenigstens als Anlagen jene Fähigkeiten besaßen, die später weiter ausgebildet und differenziert wurden. Die Erforschung sog. biologischer Reihen — etwa der Entwicklungsweg von gewissen Einzellern über koloniebildende Formen bis hin zu primitiven, vielzelligen Organismen — bestätigt diese Annahme immer wieder aufs neue. Alle sog. primitiven Ausgangsformen sind wenigstens der Potenz nach reicher als die stets einseitig spezialisierten Endformen.

Diese Einsicht, zusammen mit der Erkenntnis, daß die Haupttypen des Organismenreiches in der Erdgeschichte fast immer übergangslos neben- oder nacheinander auftreten — sog. »Übergänge« erwiesen sich bei näherer Untersuchung häufig geradezu als Sackgassen der Natur — hat die Abstammungstheorie vor ganz neue Probleme gestellt. So wird es verständlich, daß heute die idealistische Morphologie eine vor kurzer Zeit noch ungeahnte Renaissance erlebt. Ihr Streben richtet sich nicht auf die Ergründung realer stammesgeschichtlicher Zusammenhänge, sondern im Sinne Goethes auf die Erkenntnis idealer Grundtypen des Organismenreiches. Nach dieser Anschauung sind die Organismen zwar innerhalb ihres jeweiligen Typus wandelbar, jedoch sind diese Grundtypen selbst Urphänomene, die nicht auseinander abgeleitet werden können und deren Sosein sich jeder »Erklärung« entzieht. Immer deutlicher zeigt es sich jedenfalls, daß die Frage, ob bzw. wie das Entstehen der Grundtypen des Organismenreiches erklärbar ist, das eigentliche Problem der organischen Entwicklung ausmacht. Einige Forscher haben z. B. neuerdings die Vermutung ausgesprochen, daß manche große Grundtypen der organischen Welt das Ergebnis einer richtigen Synthese zwischen wurzelhaft voneinander verschiedenen Lebensformen sind, ähnlich wie auf dem Wege sog. Symbiosen bisweilen ganz verschiedene Arten zu organismenhaft engen Lebensgemeinschaften verschmelzen. Andere Deutungen geben den Entwicklungsgedanken einen völlig neuen Sinn. So vertritt Dacqué die Anschauung, daß sämtliche Organismenstämme bereits seit Urzeiten, und zwar in jedem Erdzeitalter in neuer »Verkleidung«, auf unserem Planeten lebten und sich unabhängig von einander im Laufe der geologischen Zeitalter, einem unbekannten Entwicklungsgesetz folgend, wandelten. Alle sog. primitiven Lebensformen der Gegenwart wären danach Seitenzweige, welche die sich weiterentwickelnden Hauptstämme allmählich aus sich abgespalten hätten. Jeder dieser Organismenstämme ist also nach dieser Anschauung eine überzeitliche Ganzheit, die sich phasenhaft in immer neuen Gestaltypen entfaltet.

Jene unter einander zwar abweichenden Deutungen haben doch eines gemeinsam: sie alle verstehen organische Entwicklung als ein Inerscheinungtreten von Anlage und Möglichkeiten, die als solche bereits gegeben waren, ehe alle Veränderung und alles Werden begann. Diese neuen Anschauungen innerhalb der Biologie bedeuten auf ihrer Ebene einen ähnlichen Wandel der Blickrichtung, wie ihn die Ganzheitsbetrachtung des Holismus im Hinblick auf die Gesamtnatur vollzieht. Hier wie dort kündet sich ein neues Naturbild an, in dem das reichere nicht am Ende, sondern am Anfang steht.

MINERVA

WELTKALENDER der GELEHRTEN

Nach Ländern und Wissenschaftsgebieten geordnet und aufgebaut auf der „MINERVA", dem Jahrbuch der Gelehrten Welt, Abteilung Universitäten und Fachhochschulen der Welt.

Redaktionelle Leitung Dr. FRIEDRICH RICHTER. Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE.

Oktav. 1481 Seiten. Geb. RM 45.—

Das Werk gibt einen Überblick über die gesamte wissenschaftliche Organisation der Welt, aufgebaut auf den Namen der Forscher, und schnell übersehbar. Wer die Gelehrten irgend eines Gebietes sucht, hier findet er sie zusammengestellt.

70000 Namen und Adressen haben Aufnahme gefunden.

Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung.

Walter de Gruyter & Co, Berlin W 35

Krisenepochen und Wendepunkte des biologischen Denkens

Nach Adolf Meyer[1]) vollziehen sich die Geistesgeschichte und die Erkenntnis auf naturwissenschaftlichem Gebiet nicht, wie die Aufklärungszeit annahm, in kontinuierlichem Fortschritt, sondern in einzelnen Epochen. Die Naturwissenschaft hat bisher drei Krisenepochen und Wendepunkte ganz großen Ausmaßes erfahren. In der Antike, in der Renaissance und in der Gegenwart. In der Antike wurde der stolze Bau der vorsokratischen Philosophie und Naturforschung durch den Relativismus und die Skepsis zerstört, die durch Sokrates überwunden wurden, der die Hochantike unter Platon und Aristoteles einleitete und die durch die patristisch-scholastischen Nachfolger eines Augustin und Thomas von Aquin fortgesetzt wurde. Diese Philosophie endete im Relativismus und der Skepsis des Nominalismus. Der Wendepunkt begann mit dem Humanismus der Renaissance und dem Protestantismus der Reformationszeit, in deren Folge die großen philosophischen Systeme von Descartes bis Kant hervorgingen, die aber auch die moderne, exakte Naturwissenschaft einleiteten. Auf biologischem Gebiet waren es besonders Galilei, Descartes und Leipnitz, welche die Grundlagen der neuen (mathematischen) Erkenntnis geschaffen haben. Die Krise für diese Epoche trat ein, als die mathematische Idee, namentlich im Biologischen, immer mehr ins Mechanische abglitt. Die Reaktion auf den, hauptsächlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich entwickelnden, biologischen Mechanismus war ein Zurückgreifen auf die aristotelische Biologie im Vitalismus und Neovitalismus.

Der Vitalismus hat zwar das Verdienst, die Unhaltbarkeit des Mechanismus aufgezeigt zu haben, er reicht aber zur Erklärung des biologischen Geschehens nicht aus. Das neue Erkenntnisideal ist der Holismus, der nicht nur den Mechanismus ablehnt, sondern »klare Anweisungen zum positiven Aufbau einer neuen antimechanistischen Biologie gibt«. Sein Wesen wird am besten klar durch Gegenüberstellung der verschiedenen Kausalität: 1. mechanistischen Kausalität: Der Organismus ist die Summe seiner elementaren Teile. Die Ganzheit kommt sekundär zustande durch Zusammensetzung der ganzheitsfreien Elemente. 2. vitalistische K.: Schon die elementaren Teile besitzen Ganzheitsqualität. 3. holistische K.: Das Ganze bestimmt seine Teile, d. s. nicht beziehungslose Einheiten (Elemente), sondern Glieder, Organe. Die holistische K. lehnt also den Elementarismus in seiner mechanistischen und vitalistischen Form ab. Es ist interessant, wie A. Meyer darlegt, warum nach holistischer Auffassung die biologische Erkenntnis sich nicht, wie der Mechanismus es fordert, aus der physikalischen ableiten läßt, sondern umgekehrt diese aus ersterer simplifiziert werden muß. Daß die neueste Physik biologisch, d. h. holistisch zu denken beginnt, zeigt er an verschiedenen Aussprüchen namentlich Bohrs, Plancks und besonders P. Jordans. Eingehend wird dann der holistische Aufbau des Systems der biologischen Erkenntnis auseinandergesetzt.

Wer sich Einblick verschaffen will in das Ringen der Geister um die Wesensauffassung der Natur, um das naturphilosophische Weltbild, und das sollten eigentlich alle Gebildeten, die sich nicht nur mit der Betrachtung der Oberfläche der Dinge genügen lassen sollten, der nehme die kurze, klar und verständlich geschriebene Abhandlung zur Hand.

Prof. Dr. K. Th. Andersen

[1]) Adolf Meyer: Krisenepochen und Wendepunkte des Biologischen Denkens. Gustav Fischer, Jena 1935, 62 S.

ALLGEMEINE PHOTOCHEMIE

Ein Hand- u. Lehrbuch für Studium und Forschung für Mediziner, Biologen, Agrikultur-Chemiker, Botaniker usw. Von Prof. Dr. J. PLOTNIKOW.

Zweite, umgearb. u. vergr. Aufl. Mit 218 Fig. i. Text. Gr.-Okt. VIII, 909 S. RM 25.50, geb. 30.—

Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Die biologische Forschungsmethode in der Antike

Das Buch bringt erheblich mehr, als der Titel erwarten läßt, es gibt eine nahezu vollständige Geschichte der antiken allgemeinen Biologie mit eingehender Berücksichtigung ihrer Beziehungen zur Medizin. Alles ist gründlich aus den Quellen gearbeitet. So wird dieses Werk für alle zukünftige Arbeit auf dem Felde der Geschichte der antiken Biologie eine überaus wertvolle und wesentliche Grundlage bilden.

Das sei vorausgeschickt, wenn ich nunmehr zu dem vom Verf. eingenommenen Standpunkt der Beurteilung dieser Dinge einige kritische Einwendungen erhebe. Verf. sagt sehr richtig (S. 222): »Die Antwort auf die immer wieder gestellte Frage, ob die Beobachtung, die ἀισθησις, oder das verstandesmäßige Denken, der λόγος, in der Biologie die Hauptrolle spielen müsse, konnte darum schon im Altertum nicht anders lauten als: Beobachtung und logisches Denken, oder: Keine richtige Vorstellung von der Natur und den Organismen, sowie von den an ihren beobachtbaren Vorgängen, wenn nicht Beobachtung und logisch-kritisches Denken Hand in Hand arbeiten, sich gegenseitig anregen und sich unausgesetzt aufs strengste kontrollieren«. Prüft man jedoch genauer, welchen Gebrauch Verf. von diesem »Maßstab zur Beurteilung seiner historischen Dinge« (Troeltsch) macht, so findet man, daß er das logische Denken nur als empirische Induktion gelten läßt. Alle Deduktion ist ihm vom Übel und erscheint ihm als ein für den Aufbau der Naturerkenntnis völlig unbrauchbares Prinzip. Infolgedessen sieht er in Aristoteles bei aller Anerkennung seiner Größe doch nur einen »Vorläufer« für denjenigen, der für ihn die größte Höhe der antiken Biologie repräsentiert, für Theophrast. »Denn bei aller Genauigkeit seiner Beobachtungen, die heute noch unsere Bewunderung erregt, hat er (sc. Aristoteles) die Erscheinungen der Natur nicht das letzte Wort sprechen lassen, sondern sie von seinem philosophischen Standpunkt aus betrachtet, und besonders die Erklärungen für die Erscheinungen auf Grund deduktiv gewonnener Anschauungen gestaltet. Im Hinblick auf seine gewaltigen Leistungen auf dem Gebiete der Logik und der zoologischen Forschung ist er wohl als der große Vorläufer und Vorbereiter der Biologie zu bezeichnen; doch ist er bis zuletzt Naturphilosoph geblieben. Die biologische Forschungsmethode aber, die ausschließlich auf der Beobachtung der Organismen und der an ihnen macht. Senn unterliegt hier demselben Irrtum, dem z. Z. auch Ernst Laas zum Opfer gefallen ist, als er Protagoras nur deshalb höher als Platon und Aristoteles stellte, weil er ihn für einen — Positivisten gehalten hatte. Wie sehr eine solche Einstellung den unbefangenen Blick für die wirklichen Zusammenhänge trüben kann, dafür gibt Senn in seiner zweiten Fußnote auf S. 105 ein charakteristisches Beispiel. Hier heißt es: »Daß zu Beginn der Aufzählung der von Theophrast selbst für entscheidend gehaltenen Merkmale »warmer« Pflanzen (C. I. 22. 5. b) — trotz der in 21. 4 enthaltenen vernichtenden Kritik an der deduktiven Schlußfassung und trotz der in 22. 5 ff. festzustellenden Vermeidung aller deduktiven Größen und Begriffe — gesagt wird: folgende Pflanzen sind, sowohl auf Grund der Beobachtung als auch auf Grund der deduktiven Schlußfassung, warm, ist auffallend, weil hiedurch wie in Theophrasts Frühwerken der Erkenntniswert des λόγος demjenigen der ἀισθησις gleichgestellt wird. Da die in Anführungszeichen gesetzten Worte in den Text eingepaßt sind, können sie, wenn nicht ursprünglich, nicht als Glosse hineingelangt sein, sondern nur als absichtliche Korrektur. Diese könnte von Andronikos stammen, dem als orthodoxen Aristoteliker Theophrasts Standpunkt anstößig sein mußte.« Also nur weil Senn infolge seines antideduktiven Empirismus, der der ganzen aristotelischen Schule einschließlich Theophrast völlig fern liegt, hier die Erwähnung des λόγος nicht genehm ist, muß Andronikos als deus ex machina herhalten, um hier eine Korrektur anzubringen. Ich erwähne das nur, um einmal an einem Beispiel zu zeigen, wie positivistisches Denken, das auf seine »Anti-metaphysik« so stolz ist, eben deshalb meistens auf eine ganz besonders primitive Metaphysik hereinfällt.

Die Kritik hat in dieser Besprechung einen besonders großen Raum eingenommen. Ich möchte daher nicht schließen, ohne noch einmal deutlich zu betonen, daß diese, lediglich die geschichtsphilosophische Einstellung Senn's zu seinem Thema betreffende Kritik völlig zurücktritt hinter der imponierenden Größe seines Werkes. Es wird für alle weitere Forschung auf diesem Gebiete den notwendigen Ausgangspunkt und eine überaus reiche Fundgrube wertvollster Gedanken bilden.

Adolf Meyer
Hamburg

G. Senn (Basel): Die Entwicklung der biologischen Forschungsmethode in der Antike und ihre grundsätzliche Förderung durch Theophrast von Eresos. Aarau: Sauerländer 1933. — Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften. Bd. 8.

Forscherschicksale

Forscherschicksale! Auf dem Wort »Schicksal« liegt der Nachdruck, denn die neun Männer, deren Leben Martin Gumpert in dem Buche »Das Leben für die Idee« beschreibt, sind vom Schicksal mit unendlichen Mühen und Leiden belastet worden, in Not und Tod zugrunde gegangen; aber die Idee wirkte in ihnen, ließ sie nicht los, und nur dieses heilige Feuer, das sie verzehrte, ließ sie die Unbillen des Daseins ertragen.

Cardanus »Ein Forscher zwischen den Zeitaltern« erlebt die Hinrichtung seines Sohnes, wird im Alter von siebzig Jahren von der Inquisition in den Kerker geworfen und darf nach seiner Befreiung nichts mehr veröffentlichen und schreibt doch unermüdlich bis zu seinem Tode die Bücher, die nicht mehr erscheinen durften. — Vesalius, der Begründer der Anatomie, Leibarzt Karls des Fünften und Philipps des Zweiten hat sich sein Leben lang mit leidenschaftlichem Eifer gegen seine Verleumder zu wehren und stirbt, man weiß nicht wie und wo, auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. — Michel Servet, der Entdecker des Blutkreislaufes wird von Calvin in Genf auf dem Scheiterhaufen verbrannt. — Swammerdamm, dessen 1669 erschienene »Historia insertorum generalis« die Biologie begründet, hat unter der Tyrannei eines brutalen Vaters zu leiden, bei seinem Tode sind seine wichtigsten Werke unveröffentlicht. — Und so stemmen sich gegen das Schicksal all die andern: Kaspar Friedrich Wolff, der Begründer der Entwicklungsgeschichte des Menschen, Lamarck, der Begründer der Abstammungslehre. — Und auch Pettenkofer, der Begründer der modernen Hygiene, dessen Leben eigentlich nur ein Aufstieg von Erfolg zu Erfolg war, endet im Alter von 83 Jahren in einem freiwilligen Tode.

Wer dieses Buch zu Ende gelesen hat, kommt sich unendlich klein vor gegenüber dem Heroismus dieser Menschen.

Gumpert hascht bei seiner Schilderung nicht nach Effekten, ja er nennt die Psychologisierung unseres Jahrhunderts einen Krebsschaden, »eine üble Nachrede gegen geistige Größe«. Das schießt über das Ziel hinaus, aber das Streben des Verfassers: Nichts zu erdichten, kein Wort, kein Faktum, keine Figur hebt sich wirklich von den überhandnehmenden psychologischen »Romanen« ab. **G. L.**

Martin Gumpert, Das Leben für die Idee. Neue Forscherschicksale. 284 S. S. Fischer-Verlag. Berlin. Brosch RM. 4.20, geb. RM. 6.80.

Werke von Alfred E. Hoche

Alfred E. Hoche, vordem Professor der Psych-

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Philipp Franz von Walther (1782–1849) Schöpfer neuerer Heilweise

Als Schillers kraftgenialische Räuber zum ersten Male in Mannheim über die Bretter gingen, da hatte wenige Tage zuvor (3. Januar 1782) diesseits des Rheins in dem freundlichen Orte Burrweiler (zwischen Edenkoben und Landau) als Sohn des dortigen von der Leyenschen Amtmannes ein Kind das Licht der Welt erblickt, das wie Schiller in der Dichtkunst, so im Reich der Medizin eine Größe werden und bleiben sollte.

Von der Burrweiler Dorfschule führte den kleinen Philipp Franz Walther der Weg nach Speyer, wohin seine Eltern 1792 vor den Franzosen geflüchtet, und die Flucht ging ein Jahr später weiter, über den Rhein hinüber nach Heidelberg, dessen Gymnasium der Junge bis 1797 besuchte, um dann als Fünfzehnjähriger an der dortigen Universität Medizin, Naturwissenschaften und Philosophie zu studieren; Fichtes, Kants und Schellings Schriften wurden ihm bald zu Geleitern. Wie der Heidelberger Gymnasiast schon in einem Gedicht an den Religionslehrer des späteren Bayernkönigs Ludwig I., Joseph Anton Sambuga, seine romantische Seelenhaltung verriet, so erfüllte ihn auch als Arzt zeitlebens der Geist, der nach Walthers eigenen Worten in der Natur nicht nur eine Künstlerin überhaupt, sondern vor allem eine Heilkünstlerin sah; der in dem Menschen ein mit dem Gesamtweltzustand innig verbundenes Göttliches lebendig glaubte und in dem »Wunderbau des menschlichen Körpers nicht lediglich das Werk chemischer Anziehung und maschinistischer Hebelsaugwerk- und Pumpeneinrichtung« erblickte.

Doch Walther ging nicht auf in der medizinischen Romantik: schon als Neunzehnjähriger sammelte er in Wien unter seinem großen Landsmann Johann Peter Frank, dem Begründer der Medizinalpolizei, aus Rodalben wie auch dessen gleichgeachtetem Sohn Joseph, dann unter dem berühmten Augenarzt Georg Joseph Beer und dem Begründer der Schädellehre Gall reiche, auf Beobachtung und eigene Tätigkeit gegründete Erfahrung; 1803 zum Dr. med. in Landshut promoviert, nahm er zwanzigjährig seinen ersten Augenoperation vor. Im gleichen Jahre schon als Medizinalrat, Professor und Oberwundarzt öffentlicher Vertreter der Chirurgie und Entbindungskunde an der Universität Bamberg, gewann er auf einer Reise nach Paris in Würzburg die Freundschaft Schellings, der ihm bis zum Tode treu verbunden blieb. Nach einem fördernden Aufenthalt in Frankreich wurde er 1804 an der Universität Landshut Ordinarius für Philosophie, später auch Chirurgie und die noch in ihrem Schatten stehende Augenheilkunde. Als Lehrer wie als Arzt war er in Landshut schon von dem In- wie dem Ausland viel aufgesucht. Nach sechzehnjähriger Tätigkeit in Landshut, der Zeit seiner größten und jugendlich frischesten Tatkraft, einer glanzvollen literarischen und praktischen Arbeit, zog er von der Stätte liebster Erinnerungen an die neugegründete, rasch aufblühende rheinische Universität Bonn (1818); 1816 hatte er in Landshut einen Ruf nach Halle, 1817 einen als Direktor der neuen chirurgischen Klinik nach Heidelberg abgelehnt. Da in Bonn »war es nun ein Wallfahrten zu ihm den Rhein aufwärts und abwärts«, so zeichnet sein Lieblingsschüler J. N. v. Ringseis diese Bonner Zeit; klangvolle Medizinernamen wie Schönlein, Marcus, Textor, Loé, Dieffenbach, Johannes Müller führen hin zu dieser seiner Bonner Lehrstätte, zum Teil schon zurück in die Landshuter Schule. Zahllose Augenleidende suchten, vor allem gegen Star, bei ihm Hilfe; auf dem Gebiet der Chirurgie wie der ihr noch engverbundenen Augenheilkunde galt er als der Erste unter den damals lebenden Ärzten. Zu den von ihm am Star Operierten gehörte auch Friedrich Schillers Witwe, geb. Charlotte von Lengefeld, deren übergroßer Freude, daß sie das Augenlicht wieder gefunden, freilich schon einen Tag später, am 9. Juli 1826, ein tödlicher Schlaganfall ein Ziel setzte; auf dem Bonner alten Friedhof fand sie die letzte Ruhestätte. Auch ihr Gatte war W.s Patient gewesen.

Walther gab in Bonn mit Karl Ferdinand von Graefe, dem Vater des berühmten Augenarztes Albrecht von Graefe, seit 1820 das Journal für Chirurgie und Augenheilkunde heraus. Wenn der Landauer ärztliche Wissenschaftler Dr. Friedrich Pauli (1804—1868), der seine Landauer ärztliche Tätigkeit einer Professur an der Universität Würzburg vorzog, in seinem Werk über den Grauen Star (1838) es »als eine mißliche Sache« bezeichnet, »sich mit einem hocherfahrenen Manne wie von Walther in Widerspruch zu setzen«, so ehrt dies den bekannten alten Landauer — er machte zuerst die Schieloperation am Lebenden — nicht minder als seinen Landsmann Walther, den er trotz aller wissenschaftlichen Gegnerschaft zu den deutschen »Heroen der Ophthalmiatrik« zählen mußte.

Der Wunsch Ludwigs I. führte Walther 1830 nach Bayern zurück, wo er als Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an der Münchener Universität und als Abteilungsleiter am Städtischen Krankenhaus noch jahrelang wirkte; nach Rücktritt von der Leitung der Klinik (1836) lebte er,

zugleich Leibchirurg und Leibarzt des Königs Ludwig I., vorzugsweise seiner wissenschaftlichen Arbeit, die ihm und der Münchner Universität die höchste Anerkennung eintrug und Walther zu einem Arzt von seltener Autorität und Bedeutung erhob. Hier wurde Walther zum Schöpfer der neueren Chirurgie. Sein vierzigjähriges Dienstjubiläum 1843 war auch für die Heidelberger Stätte seiner Jugendbildung und die befreundete Ärzteschaft ein willkommener Anlaß ihn zu ehren; der Verdienstorden der Bayerischen Krone, der ihm den Adel gebracht hatte, schmückte mit zahlreichen anderen bereits das Mitglied der Münchner Akademie und anderer gelehrter Körperschaften. Schon am 29. Dezember 1849 raffte nach kurzer typhöser Krankheit der Tod ihn hinweg. Sein Grab auf dem Münchner Friedhof schmückt die überlebensgroße Statue Walther von Halbigs Meisterhand.

Als Walther gestorben war, konnte sein Schüler Ringseis in der Münchner Akademierede zu Ehren seines Lehrers sagen: »Wir stehen an der Sterbestätte einer untergehenden und an der Geburtsschwelle einer kommenden Weltzeit.« »Unmöglich«, fährt er dann fort, »wäre ohne maßlose Verwirrung der Begriffe ein so furchtbarer Umsturz, wie wir ihn erlebten. Gibt es, mit Ausnahme der sogenannten exakten, industriellen Wissenschaften, auch nur eine einzige auf die höheren Güter, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Bestimmung des Menschen, Gutes und Böses, auf Staat und Kirche, Rechte und Pflichten bezügliche Lehre, worüber die Ansichten nicht nach allen Seiten der Windrose auseinanderverfliegen? Wäre der Widerspruch geringer in den medizinischen Doktrinen? Bei dem Zusammenhange alles Lebens läßt sich schon von vornherein versichern, daß auch die Medizin keine Ausnahme von der allgemeinen Verwirrung machte, und wahrhaftig, mit Ausnahme des operativen Teils der Chirugie und Geburtshilfe, herrscht in der inneren medizinischen Therapie, die auch in den meisten chirurgischen Krankheiten Hauptsache ist, eine Anarchie, wie sie früher nie dagewesen. Verzweifeln ja gerade diejenigen, die es in der physikalischen, chemischen und anatomisch-mikroskopischen Auffassung am weitesten brachten, fast ganz an aller Therapie, indem sie das Nichtstun für das Beste erachten. Daß es bei solchem Stande der Therapie mit ihren Grundlagen, der Physiologie und Pathologie, nicht besser bestellt sein kann, läßt sich zum voraus erwarten. ... Die Mehrzahl unserer gegenwärtigen Physiologen und Pathologen leugnet das Innere, anerkennt zur Not nur das Dasein elementarer, keineswegs aber das Dasein pflanzlich und tierisch seelischer Kräfte, deren Dasein und Wirken Walther bei jeder Gelegenheit aufs entschiedenste verteidigt hatte«. Es war eine Genugtuung für Ringseis, als er noch im hohen Alter aus einer kleinen Schrift Virchows zu seiner Freude die Entdeckung der Bazillentheorie und damit eine Art Bestätigung seines verhöhnten Systems entnehmen durfte.

Walther und mehr noch sein Schüler Ringseis, der erquickend naive und urwüchsige Bayer, der Reisegefährte Ludwigs I. in Italien, in seiner Blüte der erste Diagnostiker seiner Zeit, sie stehen auf der Scheide verklingender romantischer Weltanschauung, die die Natur als ein lebendiges Ganzes gesehen, und jener neuen Zeit, die das Experiment vergötterte und dabei fast den großen, allgemeinen Standpunkt verlor, die zu vergessen schien, daß in dem Körper auch eine Seele wohne. Aber auch diese Auffassung von Gesundheit und Kranksein, von Leben und Tod hat sich ja inzwischen bekehren lassen müssen, qnd sicher stehen wir heute den Tagen Walthers und seiner Schüler auch medizinisch wieder näher als noch vor kurzer Zeit. In seinem »System der Chirurgie« (1833) meinte Walther, er »sei seit der frühesten Zeit der leitenden Idee gefolgt, daß die Heilkunde, in ihrem tieferen Grunde betrachtet, nicht nur auf Naturforschung beruhe, sondern fortgesetzte Naturforschung selbst sei, wodurch, wenn das Verhältnis richtig aufgefaßt werde, weder ihrer künstlerischen Richtung nach noch ihrer wohltuenden Dienstbarkeit für leidende Mitmenschen irgendein Abbruch geschehe«. Und ein andermal fragt Walther: »Soll man Lehrsätzen, die doch Menschenwerk sind, mehr vertrauen als der Natur selbst, die Gottes ewige Schriftsprache ist?«

Ist es auch nur das Urteil des treuen Schülers, so darf doch auch hier wiederholt werden, was eben Ringseis am 27. November 1850 in der Münchner Akademie über Walther aussprach: »Ein Gestirn erster Größe am medizinisch-literarischen Himmel, das seinen Aufgang in Bayern gehabt hat, ist nun zwar auch in Bayern niedergegangen, aber es ist uns und der Nachwelt nicht untergegangen; denn wie er laut der gelungenen Grabschrift auf seinem trefflichen Standbild das Augen- und Geisteslicht vielen in seinem Leben gegeben, so wird er auch nach dem Tode fortleben, beides noch geben durch seine Schriften und seine nachgelassene Schule«.

Und das hat die Ärzteschaft ihm besonders zu danken: er trat als erfolgreicher Reformator für die Hebung des ärztlichen Standes ein, er erstrebte die Beseitigung jener unnatürlichen Trennung innerhalb der Medizin, er kämpfte — wie wunderlich klingt uns das heute! — für eine Gleichstellung des Chirurgen mit dem Internisten, er erhob seine Stimme für einen freien Wettbewerb aller Ärzte, für die Freigabe der ärztlichen Praxis und eine würdige Stellung des Mediziners. Dem stand aber damals der auch von dem genannten Friedrich Pauli bekämpfte Wundarzt und Heilkünstler, standen die landärztlichen und chirurgischen Ausbildungs »Schulen« im Wege. Bis heute sichern umfassende Bildung, begeisternde Lehrgabe, gewinnende Haltung und vorbildliche Menschlichkeit Walthers Wirken ein gutes Andenken, wie es auch sein berühmter Münchner Nachfolger J. N. von Nußbaum bei der Jahrhundertfeier von Walthers Geburt im Schoße der Münchner Ärzteschaft mit Recht betont hat: Walther war nicht bloß ein großer Gelehrter und Arzt, sondern auch ein Muster der Humanität und für seine Fachgenossen ein Vorbild echter Kollegialität.

Albert Becker
Heidelberg

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 II. Vj. 36.

PER... ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

OCT 22 1936

Berlin, 20. September 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 18

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Privatdozent Dr. HANS TRAUB, Berlin

Der Film als ein Forschungs- und Lehrgebiet der deutschen Universität

Neue Forschungsgebiete scheinen für die Öffentlichkeit oft erst dann vorhanden zu sein, wenn sie ihre feste Eingliederung in den Aufbau der Universität gefunden haben oder wenigstens durch die Auseinandersetzung über die Wahl ihres Standorts innerhalb einer Disziplin die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Meistens sind das aber die letzten Folgen einer längeren Entwicklung, die in praktischen Bedürfnissen oder in der genialen Tat eines einzelnen Mannes ihren Ausgang nahmen. So können wir auch die Bestrebungen nach Erkenntnis des Films in Umrissen weiter zurückverfolgen, ohne dabei in der Lage zu sein, eine Geschichte der sogenannten Filmkunde zu schreiben. Man griff das Problem »Film« von zwei verschiedenen Seiten an, von der technischen und der pädagogisch-moralischen.

Die rein technischen Betrachtungen der Kinematographie wurden in ihren drei Entwicklungswegen: der Projektion, der Photographie und des Bewegungsbildes als Nebelbild, Serienbild und Filmbild von den photographischen Fachzeitschriften gepflegt. Sie bilden bis heute die wertvollste Quelle zur Anfangsgeschichte der Kinematographie[1]). So lag es den Technischen Hochschulen nahe, sich der Filmfragen anzunehmen, soweit sie die Photographie als Lehr- und Forschungsfach bei sich vertreten hatten, wie auch der Praktiker noch heute seine Anfangsschule in der photographischen Lehre sieht. Photographie, Optik und Mechanik nahmen von den technischen Wissenschaften die Kinematographie auf. Sehr früh wurden dann von hier aus Brücken zu den Geisteswissenschaften geschlagen, um das Phänomen des Bewegungssehens zu klären. Physiologie und Psychologie traten über ihre Untersuchungen zur Nachbildwirkung und zum stroboskopischen Effekt mit der Kinematographie in Verbindung[2]). Doch neigten sie dabei so stark zur technischen Betrachtung, daß ihnen eine Begründung oder auch nur Anregung einer Filmforschung im Lager der Geisteswissenschaften nicht vergönnt war. Ihre Ergebnisse kamen der praktischen Aufnahme- und Wiedergabetechnik zugute. Seit dem Tonfilm treten Elektrotechnik und Akustik hinzu. Diese neueste Entwicklungsstufe läßt sich noch nicht genügend übersehen. Doch wird jeder, der sich unbefangen mit den Vorlesungsverzeichnissen der deutschen Technischen Hochschulen befaßt, bekräftigen können, daß jene Zusammenarbeit von Optik, Mechanik und Photo-Chemie in keiner Weise auf diese neuen Fächer ausgedehnt wird. Man kann sogar sagen, daß sie durch die rasch vorwärtsstrebenden Forschungen auf dem Gebiet des Fernsehens immer mehr von einer eigenen Tonfilmforschung abgelenkt werden[3]).

Auf der anderen Seite trat man oft ohne Kenntnis der einfachsten technischen Voraussetzungen an die Lösung der Filmfragen heran. Dabei lassen sich verschiedene Gruppen unterscheiden. Sie stimmen jedoch darin überein, daß sie den Film nicht von seiner Herstellung und Vorführung — das Filmtheater gehört letztlich zur Produktion, da eine schlechte Filmvorführung dem Theaterbesucher als schlechtes Filmprodukt gilt — sondern in seiner Wirkung untersuchen. Sie betrachten den Film von seiner soziologischen Seite als ein neues Gestaltungsmittel menschlicher Ansprache. Diese Gruppen bildeten sich um die soziale Jugendfrage, um den Kampf zwischen Filmtheater und Schauspielertheater und um die Versuche, das Verhältnis von Film und Staat zu regeln. Das Schrifttum der ersten Gruppe trägt sehr oft polemischen Charakter[4]). Man lehnte entweder Film und Kino grundsätzlich ab oder versuchte in Form einer Zusammenarbeit Einfluß auf beide zu gewinnen. Geschulte Kräfte fand die Bewegung dort vor, wo sich ihrer die Gesellschaften annahmen, welche die Forderung, das Lichtbild im Schulunterricht zu gebrauchen, seit langem vertraten. So leidenschaftlich nun von allen diesen Seiten versucht wird, in zahlreichen Schriften und Aussprachen, insbesondere auf den späteren »Bildwochen«, die Fragen des Filmwesens zu klären, man konzentrierte sich doch immer mehr auf den Einsatz praktischer Vorführmöglichkeiten für Kultur- und Lehrfilme. Der Ruf nach dem »Reformkino«, wie es in Hamburg 1910 eröffnet wurde oder 1914 in der »Musterbühne« der Urania zu Stettin bestand, kennzeichnet am besten das Ziel.

Kriegs- und Nachkriegszeiten drängten dann erst recht zum praktischen Einsatz. Es gesellte sich eine national-propagandistische Richtung den bisherigen hinzu. Das Kriegsministerium gründete das »Bild und Filmamt« (BUFA), dessen Filme den Grundstock des heutigen Reichsfilmarchivs bilden; der 1914/15 in München entstandene »Film- und Lichtbildausschuß« setzte sich 1917 für nationale Filmpropaganda ein; vor allem trat die »Deutsche Lichtspiel-Gesellschaft e. V.« (1916) hervor. Sie eroberte die Balkanländer für den deutschen Film und wurde allgemein bekannt durch ihre Verbindung zu der 1920 entstandenen »Deulig-Wochenschau GmbH« (1924 AG), die 1922 die ältere Meßterwoche (1914) aufnahm. Seit 1927 gehört die Deulig-Woche zur Ufa (Universum Film AG). Diese (gegründet XII. 1917) geht bekanntlich zurück auf Vorschläge des Generals Ludendorff (VII. 1917), den Film für die Kriegspropaganda einzusetzen. Die gleiche Gesellschaft gründete im Juli 1918 ihre Kulturabteilung, die mit ihren rund 1000 Kulturfilmen bis heute die in allen Ländern der Erde bekannteste Kulturfilmproduktion darstellt. Die wirtschaftlich tragbaren Ideen der Kinoreformbewegung und der nationalen Filmpropaganda wurden also in diesem Unternehmen praktisch realisiert.

Die Lehr- und Kulturfilmbewegung hatte ihren eifrigsten Vertreter während der Vorkriegszeit wohl in der »Gesellschaft zur Verbreitung für Volksbildung« mit ihren vielen Wanderkinos 1910/11 und etwa 8000 Zweigvereinen. 1917 fand sie weithin sichtbaren Ausdruck — nicht ohne Kampfstellung gegen die während des Krieges entstandenen Einrichtungen — im »Deutschen Ausschuß für Lichtbildreform«, Stettin. Unter seinem Einfluß entstand neben dem »Deutschen Lichtspielverein beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht« der »Bilderbühnenbund deutscher Städte« (i. IV. 1918). Alle diese Bestrebungen, von denen wir hier nur einige Beispiele nannten, wurden getragen von Lehrern, Pfarrern und Politikern unter dem Gesichtspunkt der Jugendfürsorge und der poli-

INHALT:

TRAUB: Der Film als ein Forschungs- und Lehrgebiet der deutschen Universität
LUDWIG: Märchen und Recht
SCHWENTNER: Die Tocharer und die tocharische Sprache (Forts.): Die tocharische Sprache
DIEWERGE: Das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung
BETZ: Wörterbuch des Abendländischen?
BRODFÜHRER: Albertine Andrienne Necker de Saussure — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

tischen Erziehung. Dem sozial schädlichen Kino wurde der Lehr- und Kulturfilm gegenübergestellt, dem ethisch entsittlichenden Einfluß des Films der Einsatz einer ernsten, mehr oder weniger propagandistisch zweckhaft arbeitenden »Filmkunst«. So entfernt diese Ziele auch von einer wissenschaftlichen Betrachtung des Films waren, sie mußten in ihren lebhaften Auseinandersetzungen den Boden für eine systematische Untersuchung des Films ebnen helfen. Ihre Fachzeitschriften sind bis heute Beweis dafür[5]).

Ähnliches gilt für die Bewegungen, die sich nicht außerhalb, sondern im Arbeitskreis der Filmschaffenden selbst bildeten. Neben technischen Interessen, die in einigen Fachzeitschriften ihren Ausdruck fanden [6]), war es der Kampf zwischen Film und Theater, der zur klaren Scheidung beider Einrichtungen mancherlei wertvolle Erkenntnis beitrug [7]). 1912 klagte der »Deutsche Bühnenverein« in einer »Denkschrift betreffend der Kinematographentheater« den Film an, da bereits 29 Theater von ihm verdrängt und zu »Kinos« umgebaut worden seien. Im gleichen Jahr verbot der »Verband Deutscher Bühnenschriftsteller« als Standesvertretung der deutschen Theaterdichtung seinen Mitgliedern die Mitarbeit am Filmmanuskript. Nach einigen Jahren hatte sich die Gegnerschaft in Duldung oder gar in Zusammenarbeit verloren (etwa seit 1915). Die Aufnahme des Films aber in die Disziplin der »Theaterwissenschaft«, insbesondere durch Prof. Kutscher, München, und Prof. Nießen, Köln, zeigt deutlich, daß während jener Kämpfe Wesensfragen der Filmgestaltung getroffen wurden, die seit dem Aufkommen des Tonfilms mehr denn je bis in unsere Zeit zur Klärung drängen [8]).

Schließlich mußten aus der rechtlichen Konkretisierung der Beziehungen zwischen Film und Staat Ansätze wissenschaftlicher Filmbetrachtung gewonnen werden. Aufs engste verbunden mit den Fragen des Jugendschutzes (Zensur) und den Interessen der Filmschaffenden (Patentrecht, Urheberrecht, Vertragsrecht, Arbeitsrecht usw.) entwickelte sich aus einer reinen Polizeizensur das Reichslichtspielgesetz seit 1920, nachdem bereits vorher in den deutschen Ländern verschiedenartige Regelungen getroffen waren [9]).

Die gesamte Aussprache über alle diese Fragen fand im wesentlichen außerhalb der Universität statt. Wohl verzeichnen wir ein reiches Dissertationsschrifttum, doch blieb es innerhalb seiner Disziplin Ausnahme [10]), wie wir auch unter den Verfassern nur vereinzelt Universitätsdozenten antreffen. Dabei besitzen wir zwei Bücher, die den Weg einer Eingliederung der Filmforschung in die Universität sehr gut hätten weisen können: Emilie Altenloh, Zur Soziologie des Kino (Jena 1914), eine Arbeit, die von Professor Alfred Weber herausgegeben wurde und den Mut hatte, den Film als Ganzes von der Herstellung bis zur Wirkung zu sehen, und Konrad Lange, Nationale Kinoreform (MchGladbach 1918), der als Professor für Kunstwissenschaft sich an die ethischen und ästhetischen Fragen des Films heranwagte und bisher keinen Nachfolger fand, wie wohl gerade der überwiegende Bildcharakter des Films die Kunstwissenschaft besonders anziehen mußte [11]).

Neben den genannten Richtungen, die fast alle gezwungen waren nur Teile des Films zu betrachten, gab es zwei entwicklungsfähige Gebiete, die sich des Films als Gesamterscheinung hätten annehmen können: das Filmarchiv und die Filmschule. Auch hier hat die Lehrfilmbewegung vorgearbeitet [12]). Nirgendwo haben sich aber bisher auch nur einigermaßen vollständige Einrichtungen dieser Art gebildet [13]). Sowohl das »Reichsfilmarchiv« wie die »Berliner Fachschule der Filmtheaterbesitzer« [14]) oder die Vorlesungen an Volks- und ähnlichen Hochschulen sind erst Anfänge. Bei den meisten Filmschulen handelt es sich um Darstellerschulen. Dramaturgie, Darstellung und Technik vereinigte bereits die »Deutsche Filmschule« in München (1921), die unter staatlicher Aufsicht stand [15]). Die »Ufa-Filmschule« (1925/26) war eine reine Darstellerschule. Am nächsten kam einer umfassenden Filmbetrachtung die »Film- und Bildarbeitsgemeinschaft an Berliner Hochschulen«. Sie wurde 1922 von Studierenden ins Leben gerufen und fand ihre praktische Arbeitsmöglichkeit in einer Verbindung mit dem »Institut für Film- und Bildkunde« unter Leitung von Direktor W. Günther [16]).

Fragen wir schließlich nach den Ansätzen einer Filmforschung und -lehre an der Universität neben der Behandlung von Einzelfilmfragen, wie wir sie in fast allen Disziplinen vorfinden, dann ist eigentlich nur die Zeitungswissenschaft zu nennen. Sie hat eine Methode entwickelt, die verschiedene bisher ebenfalls nur teilweise von der Universität behandelte Erscheinungen erfaßt [17]). Deshalb schreibt der einheitlich gültige Lehrplan der Zeitungswissenschaft auch die Behandlung von Filmfragen vor [18]). In einer Reihe von Arbeiten konnte sich ihre Methode auf diesem Gebiet bereits bewähren, und ihre Vorlesungen und Übungen erfreuen sich eines wachsenden Besucherkreises. Vor allen Dingen aber durfte die Zeitungswissenschaft ihre Methode gemeinsam mit den Filmschaffenden bereits erfolgreich einsetzen. Ende Januar dieses Jahres eröffnete nämlich der Präsident der Reichsfilmkammer die erste Lehrschau des Filmwesens, welche einen systematischen Überblick über die gesamte Filmarbeit und die sich anknüpfenden Fragen bietet [19]). Wohl kaum ist einem jungen Lehr- und Forschungsgebiete eine so klar gegliederte und reichhaltige Studienmöglichkeit geboten worden wie in dieser Lehrschau der Ufa zu Neubabelsberg. Alle wirtschaftlichen, künstlerischen und technischen Unterlagen von mehr als 200 Tonfilmen liegen hier zum Studium bereit. So ist aus der Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis, die aufeinander angewiesen bleiben, mögen sie auch im einzelnen verschiedene Wege gehen, bereits eine sichere Grundlage für die Erforschung des Films geschaffen worden. Alle weiteren Bestrebungen ähnlicher Art werden an dieser Einrichtung nicht vorbeigehen können.

Die Forderungen nach Gründung einer Filmschule tauchen unter der Bezeichnung einer »Filmakademie« in letzter Zeit immer häufiger auf. Als Hochschule für ein bestimmtes Fachgebiet müßte diese Akademie die Fragen des Films vom Rohfilm und ersten Handlungsaufriß bis zur Filmtheatervorführung und ihrer Wirkung auf die Umwelt erfassen. Vorzüge und Nachteile einer solchen Akademie, deren Gründung durch die Neigung zum ständischen Aufbau begünstigt wird, hier zu entwickeln, ist nicht der Platz. Doch wäre es ein wesentlicher Rückschritt, wenn eine zukünftige Filmakademie oder Filmschule wiederum nur ein Spezialfach des Filmwesens erfaßt. Was dem Filmnachwuchs nottut, ist die Vertrautheit mit dem gesamten Filmschaffen neben der Spezialausbildung. Hier liegt der Kern aller Schwierigkeiten, wollen wir einen gesunden Filmmarkt und eine saubere oder sogar künstlerische Filmgestaltung für Deutschland sicherstellen. Wer Gelegenheit hat, Filmschaffende über den Werdegang eines Films zu unterrichten, ist erstaunt darüber, wie wenig die Vertreter der einzelnen Arbeitsvorgänge voneinander wissen. Aus einer einseitigen Spezialisierung, welche zur Gleichgültigkeit und zur maschinellen Unselbständigkeit der Arbeit führt, müssen wir zur Gesamtkenntnis des Filmschaffens erziehen, um die vertiefte Spezialisierung in den Dienst des bekannten und mit Anteilnahme verfolgten Werkes zu stellen. Solchen Weg der Vorerziehung zu weisen, ist nach alter Erfahrung Aufgabe der Universität.

---

[1]) 1893 zählte man z. B. 82 photographische Fachzeitschriften in den verschiedenen Ländern.
[2]) Vgl. K. Marbe, Theorie der Kinematographischen Projektionen, Leipzig 1910; Linke, P. F., Grundfragen der Wahrnehmungslehre, München 1918.
[3]) Ausnahmen bilden die T. H., an denen eigene kinotechnische Institute bestehen, z. B. München und Berlin.
[4]) Einen Überblick vermittelt E. Ackerknecht (Stettin) in Bildwart Flugschrift Nr. 2, Berlin 1930.
[5]) Vgl. Oskar, Kalbus, Der deutsche Lehrfilm in der Wissenschaft und im Unterricht, Berlin 1922; einen Abriß bis 1934 in der »Zeitungswissenschaft«, Berlin, Aprilheft 1935, von Hans Traub; die Zeitschriften Film und Bild 1935 ff., Berlin; Schule und Technik; Der Bildwart (1920), der 1925 sich vereinigte mit Bild und Schule, München; Das Bildspiel, Berlin, Schule und Volkskino, Zürich; Der Lehrfilm, Göttingen.
[6]) Z. B. Kinotechnik; Filmtechnik.
[7]) Vgl. die zahlreichen Filmfachzeitschriften.
[8]) Man vgl. Eckert, G., Gestaltung eines literarischen Stoffes im Tonfilm und Hörspiel, Berlin 1936; Gregor, J., Das Zeitalter des Films, Berlin 1932; Stepun, F., Theater u. Kino, Berlin 1932.
[9]) Hellwig, A., Rechtsquellen des öffentlichen Kinematographenrechts, Mch.-Gladbach 1923; v. Boehmer-Reitz, Der Film in Wirtschaft und Recht, Berlin 1933.
[10]) Meyer, H., Die Film-, Rundfunk- und Propagandakunde in den Disziplinen deutscher Universitäten, Berlin 1934 (Sonderdruck der »Zeitungswissenschaft«).
[11]) Gemeinsame Übungen von Zeitungs- und Kunstwissenschaft fanden während der letzten Semester in Greifswald statt. Auch von seiten der Musikwissenschaft gibt es wertvolle Ansätze zur Filmbetrachtung. Man vgl. bereits: Gottfried Semper, Wissenschaft, Industrie und Kunst, Braunschweig 1852.
[12]) Günther, W., Die Aufgaben und die Schaffung von Filmseminaren in Wiener Bildwoche, Wien 1926.
[13]) Über die Entwicklung des Archivgedankens vgl. Traub, H., Zeitungswissenschaft Nr. 1 und 4, Berlin 1936; Gregor, J., Zentralblatt f. Bibliothekswesen 1931 S. 382 ff.
[14]) Filmtheaterführung, Berlin 1935.
[15]) In Verbindung mit der »Bayerischen Staatslehranstalt für Lichtbildwesen«.
[16]) Vgl. Der Bildwart, H. 4, Berlin 1932.
[17]) Vgl. Zeitungswissenschaft Nr. 1 ff., 1934; Traub, H., Zeitung, Film, Rundfunk, Berlin 1933; Film und Universität, Filmkurier Nr. 123, 1935; Zeitungswissenschaft Nr. 6, 1936.
[18]) Heide, W., Wie studiere ich Zeitungswissenschaft? Berlin 1936.
[19]) Vgl. Filmkurier Nr. 27, 1936.

Idealismus

Das von Ernst Harms herausgegebene »Jahrbuch für idealistische Philosophie« war als »Neueinsatz philosophischen Lebens« dem 8. Internationalen Philosophenkongreß gewidmet und bietet sich als Sammelpunkt an für alle solchen ernsthaften Denkbemühungen, die man »als nicht-materialistisch und nicht-relativistisch zu bezeichnen vermag«.

Der Hauptteil enthält »Symposions« über die Probleme »das Ich«, »das Sein«, »der Geist«, »das Absolute«; als Autoren äußern sich u. a. Driesch J. Laird, Loßkij, Sganzini, Dacqué, Mehlis, Pleßner, Hoernlé, Wahl. In einem weiteren Abschnitt werden »Persönlichkeiten« behandelt, die für die moderne Entwicklung des idealistischen Denkens von Bedeutung gewesen sind, Dilthey, Bradley und Ravaisson. In einem dritten Abschnitt wird eine sehr wichtige »Bibliographie der Geschichte der idealistischen Philosophie« begonnen. Es berichtet M. Schröter über Schelling-Literatur und Käte Nadler über Wandlungen des Hegelbildes seit 1900. Zum Schluß folgen Buchbesprechungen, aus denen ein Sammelbericht vion Adolf Meyer über »Philosophie des Organischen« hervorgehoben sei.

Der Band ist eine lebendige Sammlung sehr verschiedener Denkansätze, deren Gemeinsames allerdings weniger in einer »idealistischen«, als vorwiegend anti-relativistischen Einstellung beruht.

Dr. L. v. Renthe-Fink
Breslau

Jahrbuch für idealistische Philosophie. Bd. 1 ed. Ernst Harms Rascher, Zürich.

Digitized by Google

Dr. OTTO LUDWIG, Berlin

Märchen und Recht

Das Märchen wird seit vielen Jahrhunderten in Deutschland erzählt. Es hat, trotzdem es seinem Wesen nach ein der Wirklichkeit fernes Phantasiegebilde ist, viele Züge aus dem Rechtsleben übernommen. Heute, wo das Märchen meistens nur dem Druck und der schriftlichen Verbreitung sein Leben verdankt und wo das Recht nicht mehr so volkstümlich ist wie in der älteren Vergangenheit, kann das Märchen Rechtszüge in dem Maße nicht mehr in sich aufnehmen und weiterentwickeln. Wir finden darum in den deutschen Märchen in erster Linie Rechtliches aus dem frühen und späten Mittelalter, ja sogar manches aus der vorgeschichtlichen Zeit.

So ist es ein Überrest aus dem Mittelalter, wenn das Märchen erzählt, daß Bauern vor dem Grafengericht stehen. Die Rechtsgeschichte beweist uns, daß diese Einrichtung nur für das frühe Mittelalter in Frage kam. In späterer Zeit richtete der Graf nur noch über die Adligen. Auf höheres Alter läßt auch das Rechtsmotiv im Märchen schließen, das berichtet, daß in einem Märchen alle Dorfbewohner, in einem anderen alle Stadtbewohner, in einem dritten alle Bauern der Gemeinde über den Übeltäter richten. Die Gesamtheit der Bewohner tritt hier in mittelalterlicher Weise als Richter auf. In den Rechtsquellen gilt der Schultheiß als der Vertreter des Grafen. So ist es auch im Märchen seine Aufgabe, verdächtig erworbenen Reichtum eines Bauern zu untersuchen und ihn zu Schadenersatz zu verurteilen, dann auch die Bauern vorzuladen, damit sie ein Todesurteil einstimmig aussprechen (Das Bürle). Dem Bauernvogt als dem Vertreter des Grundherrn macht man im Märchen Anzeige bei Mordverdacht. Der sogenannte Rechtszug, das Anrufen des höheren Gerichts, ist uns aus Rechtsquellen des Mittelalters, besonders aus den Weistümern bekannt. Diesen Zug hat auch das Märchen bewahrt, wenn es berichtet: Da die Angeklagte stumm ist, wissen die Räte des Kaisers keinen Rat und geben den Fall an drei Klöster weiter, die demnach als weitere Gerichte wirken. Auch dem Verurteilten selbst stand eine Berufung an eine höheres Gericht frei. Dies kennt das Märchen, wenn sich der Held nach der richterlichen Urteilsprechung an den König als die höchste Instanz wendet. Im alten deutschen Recht genügt eine einseitige Anzeige zu einem Urteilspruch. Dementsprechend wird im Märchen ein Mann auf seine Angabe hin, er habe »getötet« (obwohl er in Wahrheit nur ein Tier getötet hat), des Mordes bezichtigt und sofort verurteilt; selbst die Königin wird so auf die Anklage der König-Mutter hin gleich zum Tode verurteilt (Die sechs Schwäne). So lange man noch kein staatliches Strafrecht hatte, vollstreckte der Kläger an dem Angeklagten das Urteil. Dies hat sich im Tiermärchen erhalten. Der Fuchs und der Bär hängen den Wolf auf. Die Klage beginnt mit der Ladung der Parteien vor Gericht. So führt, wie wir es aus der Rechtsgeschichte kennen, im Märchen der Bauer den Hirten vor Gericht und der Jüngling trägt den Dieb auf den Schultern vor den Richter. Im Märchen ist es meist der König, der, wie auch die Rechtsquellen berichten, die Begnadigung ausspricht, daneben noch das Gericht. Als Vertreter der kirchlichen Gewalt treten die Geistlichen als Richter auf. Auch diesen Zug hat das Märchen bewahrt. Gemäß dem aus geistlichen Kreisen stammenden Spruche: »Juristen sind böse Christen« hatte das Volk im Mittelalter eine Abneigung gegen die Juristen, die beamteten Richter. Diese Abneigung zeigt sich auch häufig im Märchen. Sie werden als bestechbar, gottlos, ungerecht und dem Teufel ergeben hingestellt. Der König ist eine der Hauptpersönlichkeiten des Märchens. Daß er so oft als Richter auftritt, mag unter anderem mit der rechtsgeschichtlichen Tatsache zusammenhängen, daß dem König alle Gerichte »frei« waren.

Diesen Entsprechungen der Rechtsgewohnheiten im Märchen mit der deutschen Rechtsgeschichte steht eine Gruppe von Abweichungen gegenüber. Hier wäre — zugleich als unterscheidendes Merkmal von Sage und Märchen — anzuführen, daß das Märchen den Kaiser fast nie erwähnt, sondern immer vom König spricht. Auch der Graf, der im rechtlichen Leben des Mittelalters eine sehr große Rolle spielt, ist im Märchen eine kaum bekannte Persönlichkeit. Nie tritt der Herzog im Märchen als Richter auf. Von städtischen Zuständen mit einem gewählten Bürgermeister weiß kein Märchen. Im Mittelalter spielte bei jeglicher Klage die Ständefrage die erste Rolle. Um so erstaunlicher ist es, daß das Märchen diese Einrichtung nicht kennt. Das Mittelalter weiß von unzählig vielen Tierprozessen, die vor dem geistlichen Gericht abgeurteilt wurden. Der Stoff hätte das Märchen besonders anregen und zur Übernahme verlocken können; wir finden nichts davon. Von den dem Mittelalter so geläufigen Gottesurteilen weiß das Märchen kaum etwas. Die Folter ist ihm unbekannt.

Warum das Märchen viele Dinge nicht aufgenommen, andere verändert hat, ist schwer zu sagen. Es ist unmöglich anzunehmen, daß die Person des Kaisers, des Grafen, des Herzogs beim Volke unbeliebt gewesen wäre. Hingegen darf man vielleicht aus dem Fehlen der Tierprozesse auf ihre geringe Volkstümlichkeit schließen. Am erstaunlichsten ist es aber, daß das Märchen die Gottesurteile, vor allem die rein christlichen, die Abendmahlsprobe und die Kreuzesprobe, nicht kennt. Die Bahrprobe allerdings kommt in Schweizer Märchen besonders häufig vor. Wie oft wurde im Mittelalter Folter und Pranger angewendet! Das Märchen geht schweigend über diese Einrichtungen hinweg. In schroffstem Gegensatz zum Märchen steht in dieser Beziehung die Sage. Alles, was wir im Märchen vermissen, kommt in der Sage häufig vor. Gerade dieses zeigt besonders deutlich, daß die Sage dauernd in engerer Verbindung mit dem wirklichen Leben stand, daß sie nicht erstarrte, sondern sich weiterentwickelte.

Fehlen dem Märchen auf der einen Seite rechtliche Einrichtungen des wirklichen Lebens, so hat es andererseits Rechtszüge aufzuweisen, die überhaupt keine Parallelen im deutschen Recht haben. Im Märchen begegnet uns, daß Frauen entgegen den Rechtsquellen richterliche Gewalt ausüben. Allerdings sind diese Frauen immer höheren Standes. Das Märchen nennt die Königin, Gräfin, Prinzessin. Solche Züge des deutschen Märchens tragen im Untergrund fremdländisches Gepräge. Die absolute Gewalt des Königs, die sich schon darin äußert, daß er dem Volke nicht verantwortlich ist, wie auch die Vielseitigkeit der Strafen und die spitzfindigen Urteile scheinen aus dem Orient zu stammen. Diese ausländischen Motive haben im deutschen Märchen Eingang gefunden.

An rein märchenhaften Zügen, die in Wirklichkeit in keinem Recht bestanden haben, hat das Märchen eine große Anzahl aufzuweisen. Als solche sind die Rätselurteile anzusehen. Wer das vom Richter aufgegebene Rätsel löst oder die von einem Richter gestellte Aufgabe erledigt, hat in der Streitfrage recht. Es ist ein ganz dem Märchen entsprechender Gedanke, daß die Richter, die keine Entscheidung finden können, diese von einem Zufall abhängig machen. Sie bestimmen z. B., daß der erbt, dessen Pferd zuerst wiehert. Die Lösung einer Aufgabe oder eines Rätsels befreit im Märchen von der Todesstrafe, ja, es ist sogar davon die Rede, daß die Richter von dem Verurteilten ein Rätsel gestellt bekommen. Können sie es nicht lösen, so ist er frei. Nur um eine märchenhafte Weiterbildung handelt es sich wohl bei der »letzten Bitte« (nämlich um sein Leben), die dem Verurteilten als ein Recht zusteht.

Das Märchen ist in ganz besonderer Weise ein Erzeugnis der Phantasie. Bei allem liebt es eine Steigerung ins Phantastische. Das ist der Grund, weshalb irgendwelche historischen Tatsachen im Märchen nicht nachgewiesen werden können. Es hat Rechtszüge aufgenommen, hat sie bewahrt oder, wenn sie vom Erzähler nicht mehr verstanden wurden, um- und weitergebildet. So führt es altes und neueres Recht oft nebeneinander mit sich. Besonders ist das Recht der Vergangenheit und das ausländische Recht, die oft beide nicht verstanden wurden, einer Umwandlung unterworfen, was bei dem noch geltenden, richtig verstandenen Recht schwerer möglich ist.

Ohne Zweifel ist das Märchen ein Ausdruck rechtlicher Volksüberzeugung. Beinahe alles, was im Märchen keine Strafe findet, ist auch nach dem heutigen Rechtsempfinden einwandfrei. So mancher Schuldige geht ohne Strafe aus, wird als Held gefeiert und genießt höchstes Ansehen (Meisterdieb). Im allgemeinen aber wird kein Unrecht geduldet, die Überirdischen greifen ein, damit das Verbrechen seine Sühne finde, die Tiere klären auf als Zeugen des Verbrechens, die Toten klagen und führen die Rache durch, und der Leichnam berichtet die Wahrheit.

Schrifttum insbesondere: Otto Ludwig, Richter und Gericht im deutschen Märchen = Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft (hg. Ministerialrat Eugen Fehrle), Heft 12 (1935).

Handwörterbuch
des deutschen Märchens

Herausgegeben
unter besonderer Mitwirkung von Johannes Bolte u. Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von

Lutz Mackensen

Vollständig liegt vor:

Band I: Aarnes Märchentypensystem — Erotische Vögel. XVI, 8 Seiten und 659 Seiten. 1930/33. Subskriptionspreis RM 42.50, geb. RM 45.—

(Handwörterbücher der deutschen Volkskunde II. Abteilung.)

„ . . . so ist es den Herausgebern doch geglückt, ein Gesamtbild des deutschen Märchenbestandes in Leben und Forschung nach Stichworten zu entrollen. Eine feinsinnige Psychologie des deutschen Märchenschatzes enthüllt sich vor unseren Augen. Die Darstellung ist wiederum in einen ausgezeichneten Apparat wissenschaftlicher Anmerkungen und Quellen getaucht, die zur Vertiefung weiterer Studien führen . . ." Jahrbuch f. Bücherfreunde St. Wiborada.

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Das deutsche Arbeitslied

Das Arbeitslied, d. h. »das Volkslied, das den Rhythmus der gleichförmigen Arbeit regelnd begleitet«, wurde seit Karl Büchers grundlegendem Werk »Arbeit und Rhythmus« (1. Aufl. 1896) immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung. Als Schöpfung primitiven Gemeinschaftsgeistes steht es wie das Kinderlied den Uranfängen von Dichtung und Musik nahe, und von hier aus, wo kultische Zauber- und zweckbestimmte Arbeitsgesänge noch eine unlösbare Einheit bilden, glaubte man die Frage nach dem Ursprung dieser Künste, und damit der Kunst überhaupt, am leichtesten lösen zu können. Bücher kam auf ethnologischer Grundlage und mit Hilfe eines reichen, aus aller Welt zusammengetragenen Materials zu der Überzeugung, daß das primitive Arbeitslied und die primitive Musik bei der Arbeit entstanden seien, deren Rhythmus diesen frühesten Kunstgebilden aufgeprägt worden wäre. Neuere Forschung hat demgegenüber festgestellt, daß das Kultlied das Ursprüngliche sei, und daß die Musik erst in einer jüngeren Schicht der Menschheitsentwicklung auch profanen Zwecken, z. B. zur Befeuerung rhythmischer Gemeinschaftsarbeit, dienstbar gemacht worden wäre.

In zunehmendem Maße beteiligte sich auch die deutsche Volkskunde an der Aufhellung der mit dem Arbeitslied zusammenhängenden Fragen und brachte gegenüber den bisherigen, meist ethnologisch ausgerichteten Untersuchungen von ihrem Gebiet her manchen neuen wichtigen Gesichtspunkt. H. Naumann unterschied als erster das echte von dem unechten Arbeitslied, d. h. das Lied, das bei der Arbeit selbst durch Improvisation entstanden ist, und dementsprechende Merkmale in Text, Rhythmus und Melodie zeigt, während das unechte Arbeitslied schon vorher als allgemeines Volkslied bestand und erst durch Umsingen dem rhythmischen Arbeitsgang angepaßt wird. Auch durch Zersingen und Zersprechen von Zauberliedern und -formeln entstanden Arbeitslieder, wobei ihr ursprünglicher Zweck noch lange neben ihrer neuen Bestimmung, die Arbeit durch Unterstützung des Rhythmus zu fördern, einherging. — O. Lauffer zeigt, daß Geräuschdeutungen eine allgemeine Erscheinung des Volks- und besonders des Kinderliedes seien, und daß sie erst nachträglich zu Rhythmusmerkreimen würden.

Auf diesen und anderen Vorarbeiten fußend, versucht nun Joseph Schopp in einer wesentlichen und umfangreichen Untersuchung »eine lückenlose Sammlung und systematische Ordnung der echten Arbeitslieder des deutschen Sprachgebietes« zu geben und damit außerdem »zur Klärung des etwas verschwommenen Arbeitsliedbegriffes« beizutragen. Er unterbaut das Ganze durch eine gründliche, diesen Stoff erstmalig in solcher Vollständigkeit erfassende Bibliographie, die nur wenige Wünsche offenläßt (z. B. daß die für jede Arbeit dieser Art unentbehrliche »Volkskundliche Bibliographie« von Hoffmann-Krayer fehlt). Mit einer Reichhaltigkeit, die alle Anerkennung verdient, hat Verf. die überlieferten deutschen Arbeitslieder gesammelt und bietet sie in so zahlreichen Beispielen dar, daß dies allein schon ein Buch für sich ausmachen würde. Unter den gedruckten Sammlungen gibt ihm vor allem Bücher wertvolle Fundstellen, während er das handschriftliche Material neben eigenen Aufzeichnungen fast ausschließlich dem deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br., dessen Fülle hier wieder einmal so recht in Erscheinung tritt, verdankt. Dieser in seiner mannigfachen Erscheinungsform fast unübersehbare Stoff wird nun gesichtet, und für jede einzelne Gattung werden die ursprünglichen von den übernommenen und angepaßten Arbeitsliedern ausgesondert. Dabei zeigt sich, daß es zu manchen Arbeitsvorgängen (z. B. bei der Flachsbereitung oder beim Spinnen und Klöppeln) fast keine echten Arbeitslieder gibt.

Die Arbeitslieder gliedern sich nach Schopp in Arbeitsruf-, Arbeitstakt-, Arbeitszähllieder und in Rhythmusmerkreime. Die Arbeitsruflieder ertönen bei einer Arbeit, in der die Kräfte vieler Arbeiter zu einer einheitlichen Leistung zusammengefaßt werden, wie es beim Ziehen schwerer Lasten, beim Ankerlichten, Segelhissen und beim Einrammen von Pfählen vorkommt. Diese Seemanns-, Schiffszieher-, Rammerlieder sind in großer Mannigfaltigkeit, vom einfachen gesprochenen Ruf bis zum strophisch gebundenen Lied belegt, regeln und befeuern durch Zuruf und Befehle den Arbeitsrhythmus einer im Gleichtakt arbeitenden Gemeinschaft von Menschen. Bei den Schiffszieherliedern, für die sich keine einheitliche Vortragsart feststellen läßt, interessiert vor allem der schon im 17. Jahrhundert belegte Gesang der »Hohenauer«, der Treidler, die auf der Donau die Salzladungen stromaufwärts beförderten. Eine wichtige Ergänzung, das »Hochenauer Schiffsgeschrei«, in dem um 1770 Fr. Jos. Aumann jene Arbeitsrufe textlich und musikalisch überliefert, ist Sch. leider entgangen; es ist veröffentlicht bei H. J. Moser, Corydon, Braunschweig [1933], Bd. II, S. 186ff. — Den weitaus größten Raum unter den Arbeitsruf-liedern nehmen die Rammerlieder, die bis in die jüngste Gegenwart hinein lebendig geblieben sind, ein. Auffallend ist die Vielseitigkeit, in der sie zum Vortrag kommen: gesungen oder gesprochen im Chor, im Wechsel von zwei Chören bzw. von Vorarbeiter und Chor oder auch nur vom Vorarbeiter allein. Während die nord- und mitteldeutschen Rammerlieder meist nur gesprochen werden, ist bei den alpenländischen Arbeitern der Gesang, oft sogar in improvisierter Mehrstimmigkeit das Übliche. Derartige Zusammenhänge zwischen einer Landschaft und dem in ihr wohnenden Menschenschlag werden vom Verf. sorgfältig nachgewiesen. Sie zeigen sich besonders bei den Brauchtumsliedern, deren große Bedeutung als unechte Arbeitslieder in dem Buch zuerst hervortritt.

Aus dem Brauchtum sind zu einem großen Teil die Arbeitstaktlieder geschöpft. Sie haben den Arbeitsrhythmus des Einzelarbeiters (der natürlich auch in der Gemeinschaft tätig sein kann) zu begleiten und gehören fast ausschließlich zur landwirtschaftlichen Tätigkeit: bei der Hirse- und Flachsbereitung, beim Hopfenpflücken, Dreschen, Keltern, Melken und Buttern, wo sich auch noch in Deutschland echte Zauberlieder erhalten haben, werden sie allein oder im Chor gesungen. Hierher rechnen auch viele Arbeitsjodler. — Die Arbeitszähllieder haben die Aufgabe, an sich unrhythmische Arbeiten, wie Spinnen und Klöppeln, rhythmisch zu gestalten. Dadurch werden sie gleichzeitig eine Kontrolle über die während der Dauer eines Liedes zu leistende Arbeitsmenge. Bei diesen häuslichen Beschäftigungsarten erklingen aber auch in großer Anzahl reine Unterhaltungslieder. — Die Rhythmusmerkreime sind aus Lautdeutungen von Wetz-, Dresch- und Webgeräuschen entstanden und wurden erst nachträglich zu einem Hilfsmittel für den Anfänger, sich den Rhythmus solcher Arbeiten einzuprägen. Die Nachbarschaft zum Kinderlied ist hier natürlich besonders groß; jedoch schließt Schopp die von den Kindern bei ihren leichten Arbeiten gesungenen Lieder mit Recht von seiner Untersuchung aus, da sie den Stoff allzusehr aufgeschwemmt hätten. — Als gesonderte Gruppe werden die Rufl ieder für Tiere behandelt. Diese Kuhreihen, Antreibe- und Fuhrmannslieder sind aber nur uneigentliche Arbeitslieder; denn der Arbeitsrhythmus geht hier nicht wie bisher unmittelbar vom Menschen aus, sondern wird vom Tier bestimmt. Nur auf das Zeitmaß in der Abfolge solcher Rhythmen hat der Mensch Einfluß.

Jeder Liedgattung geht eine Darlegung der wirtschaftlichen Voraussetzungen zur Kennzeichnung der psychologischen Grundlagen und eine Schilderung des betreffenden Arbeitsganges zur Klärung des Zusammenhanges zwischen Lied- und Arbeitsrhythmus voraus. Die eigentliche Untersuchung der Lieder, die sich auf ihre textlichen, formalen, rhythmischen und musikalischen Beziehungen erstreckt, wird mit volkskundlichen und germanistischen Methoden durchgeführt. Leider kommt dabei trotz offenbar guten Willens der musikalische Teil nicht recht zur Geltung. Dies zeigt sich schon in der Wiedergabe der Liedbeispiele, wo die Weisen meistens textlos für sich stehen, ohne daß dort wenigstens die Seitenzahlen für die zugehörigen Texte angegeben wären. Dadurch entgehen dem Verf. manche schönen Beobachtungen über den gerade bei Arbeitsliedern unlösbaren Zusammenhang zwischen Text, Weise und Rhythmus.

Auch eine völkerkundlich unterbaute Betrachtung, die der Frage nachginge, inwieweit die allgemein menschlichen Gesetze, denen das Arbeitslied unterworfen ist, bei den einzelnen Völkern für den gleichen Arbeitsvorgang ähnliche Liedformen hervorgerufen haben, wäre vom deutschen Arbeitslied aus nicht ohne Reiz gewesen. Der kurze Teil, der sich mit den Wechselbeziehungen zu fremdem Volkstum befaßt, mußte ein mageres Ergebnis bringen, da der Blickpunkt zu sehr eingeengt war durch die Suche nach unmittelbaren Abhängigkeiten.

Die streng durchgeführte Beschränkung auf das deutsche Arbeitslied wirkt sich in ihrem Gesamtergebnis allerdings sehr fruchtbar aus. Dadurch gelingt es dem Verf., auf Grund eines reichen Materials, das theoretische Spekulationen unnötig macht, sein Gebiet nach vielen Seiten hin zu erschöpfen. Hierbei zeigt sich, daß das deutsche Arbeitslied einmal durch primitive Improvisation, die den vorhandenen Formelvorrat benützt, und ein ander Mal durch Zerfall höherer Formen entsteht. Den hauptsächlichsten Gedankeninhalt bilden Befehle, Lob und Tadel, Hunger und Durst, Feierabend, Lohn und Arbeitsverhältnisse; Werkzeug und Arbeitsgegenstand denkt man sich oft als lebende Wesen, denen man — ein Überbleibsel alten Zaubers — zusprechen und drohen kann. Der Liedrhythmus steht mit dem Arbeitsrhythmus weder beim Ruf- noch beim Taktlied in ursprünglichem Zusammenhang, wohl aber sind Arbeitstempo und Liedrhythmus voneinander abhängig. Formal und metrisch haben diese Lieder denselben Bau wie das gewöhnliche deutsche Volkslied.

Ihnen am nächsten steht außer dem Kinderspiel- und dem Tanzlied vor allem das Marschlied. Durch den gleichmäßigen Schritt entsteht ebenfalls ein Arbeitsrhythmus, dem sich das Lied anzupassen hat. Auch hier zeigt sich wie bei den Arbeitsruf-liedern die gemeinschaftsbildende Kraft, die den Schwachen mitzureißen imstande ist. Mit dem Vordringen der Maschine tritt das mit unmittelbarer körperlicher Arbeitsleistung verbundene Arbeitslied immer mehr zurück: im Marschlied, das gerade in der Gegenwart bei unserer jungen Mannschaft eine besondere Bedeutung gewonnen hat, wird es aber immer weiterleben.

Fred Quellmalz
Freiburg i. Br.

Schopp, Joseph: Das deutsche Arbeitslied (= Germ. Bibl. begr. von W. Streitberg, Abt. II, Band 38). Heidelberg 1935. X und 376 Seiten. RM. 18,-; geb. RM 20,50.

Vom Wesen des Volksliedes

Sich erfreulich an das unmittelbar Gegebene haltend, nennt sich diese Arbeit »Beiträge zum deutschen Volksliedstil um 1500« — aber sie ist mehr. Von verschiedenen Blickpunkten her werden Stil und Triebkräfte des Volkslieds betrachtet. Es wird mit Gattungen des Kunstlieds verglichen; in Gattungen wie episch, lyrisch, reflektierend und Übergangsstufen eingeteilt; nach dem zugrunde liegenden Weltgefühl gegliedert in realistisch, humoristisch, phantastisch, idyllisch, heroisch ... das alles immer sehr sachnah mit reichen Beispielen.

Was der Verfasser aus der Betrachtung seiner Lieder um 1500 gewinnt, wird weithin für das Volkslied überhaupt gelten können. Vieles entzieht sich klarem Zugriff und sicherer Festlegung, wird sich dem immer entziehen. Das Ergebnis ist mehr vom Bild des Ganzen her zu werten als von einzelnen Teiluntersuchungen, mehr vom weiten und tiefen Bild der hinter allem stehenden Volksseele als von der Richtigkeit der Benennung ihrer einzelnen Äußerungen. Dabei wird viel Schönes gesagt und auch viel Zutreffendes.

Der Verfasser besitzt eine starke Wahlverwandtschaft zu seinem Stoff. Er schreibt einen Stil, der einem schon vor dem Inhalt Freude macht.

Zu den tabellarischen Übersichten über Volksliedstil (S. 62) wünscht man sich wenigstens ein paar erklärende Worte.

Im Ganzen: ein mutiger und geglückter Versuch — soweit ein solcher Versuch im Systematischen glücken kann.

W. B.

Heinrich Kirchner, Beiträge zum deutschen Volksliedstil um 1500. Eugen Diederichs Verlag, Jena o. J. (1936).

Digitized by Google

Dr. ERNST SCHWENTNER, Schwerin i. M.

Die Tocharer und die tocharische Sprache (Forts.)

II. Die tocharische Sprache.

Die tocharische Sprache liegt in zwei Varietäten vor, die sich im Lautstande, in der Flexion und im Wortschatze mehr oder weniger deutlich von einander abheben. Ob hier zwei verschiedene Dialekte eines Volkes oder gar die Sprachen zweier verschiedener Völker, die in näherer sprachlicher Verwandtschaft miteinander standen, vorliegen, ist bis heute noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden. Man bezeichnet sie der Einfachheit halber vorläufig mit A und B. Texte des Dialektes oder vielleicht besser der Sprache A sind ausschließlich im Nordosten von Ostturkestan in dem Gebiete von Turfan gefunden. Sie sind durch die preußischen Turfan-Expeditionen nach Berlin gekommen und im Jahre 1921 von E. Sieg und W. Siegling[1]) vollständig veröffentlicht worden. Nur die kleinsten Bruchstücke, die vielfach nur einzelne Wörter oder Wortteile enthalten, sind von der Sammlung ausgeschlossen, haben aber später in der Tocharischen Grammatik[2]) Verwendung gefunden. Texte der Sprache B sind dagegen an allen Fundstätten zutage getreten, besonders stark im Gebiet von Kutschā. Da diese Sprache auch in Karawanenpässen, amtlichen Dokumenten, Wandinschriften usw. auftritt, bisweilen auch in den A-Texten als Anmerkungen und Zusätze von der Hand der Benutzer oder Schreiber der Handschriften, so muß sie Landes- oder Volkssprache, zum mindesten aber Verwaltungssprache im Gebiet von Kutschā gewesen sein. Man bezeichnet sie jetzt meist auch allgemein als kutschisch, kutschānisch oder kutschäisch. Die Sprache A, die nur literarischen Zwecken diente, scheint mehr eine Art Kirchensprache, die mit dem Buddhismus nach Turkestan gekommen ist, gewesen zu sein. Eine sichere Entscheidung aller dieser Fragen ist aber z. Z. noch nicht möglich.

Das Tocharische gehört nun zweifellos zur großen indogermanischen (indoeuropäischen) Sprachfamilie, wie die beiden Bahnbrecher in der Erforschung des Tocharischen E. Sieg und W. Siegling in ihrer ersten grundlegenden Abhandlung[3]) überzeugend nachgewiesen haben. Der Wortschatz, besonders die Zahlwörter, Fürwörter und Verwandtschaftswörter, ließen keinen Zweifel darüber, daß das Tocharische eine indogermanische Sprache ist. Einige Beispiele: A *okāt*, B *okt* '8' = lat. *octo*, d. *acht*; A *tu*, B *twe* 'du' = lat. *tu*, d. *du*; A *pācar*, B *pācer*, *pātār* 'Vater' = lat. *pater*, d. *Vater*; A *mācar*, B *mācer*, *mātār* 'Mutter' = lat. *māter*, d. *Mutter*; A *ñom*, B *ñem* 'Name' = lat. *nōmen*, d. *Name*; A *por*, B *pwār* 'Feuer' = griech. *pŷr*, altengl. *fŷr*, d. *Feuer*, B *laks* 'Fisch' = d. *Lachs* usw. Man hat nun versucht, das Tocharische mit verschiedenen Sprachzweigen des Indogermanischen näher zu verbinden und eine engere Verwandtsschaft nachzuweisen, so besonders mit dem Keltischen[4]), aber dieser Versuch ist gänzlich mißlungen. Andere haben das Tocharische an das Thrakisch-Phrygisch-Armenische[5]) anknüpfen wollen, wieder andere an das Hethitische[6]). Völlig überzeugende Beweise sind aber bis jetzt noch von niemandem erbracht. Soviel ist aber sicher, daß das Tocharische innerhalb des Indogermanischen zur westlichen Gruppe (Griechisch, Italisch, Keltisch, Germanisch) und nicht zur östlichen Gruppe (Indo-Iranisch, Armenisch, Albanesisch, Baltisch-Slavisch) gehört, obwohl es geographisch die am weitesten nach Osten vorgeschobene ist. Das Tocharische schließt sich nämlich im Konsonantismus, von dem eine bestimmte Sorte von *k*-Lauten (Gutturalen) des Urindogermanischen, die sogenannten Palatale, als Einteilungsprinzip zugrunde gelegt werden, der westlichen Gruppe an. Letztere zeigt einen *k*-Laut, wo die östliche einen Zischlaut hat, z. B. toch. A *kändh*, B *känte* '100', lat. *centum*, griech. *hekatón*, altirisch *cēt* (kymrisch *kant*), gotisch *hund* (*h* aus *k*), aber altindisch *schatám*, avestisch *satəm*, litauisch *schimtas*, altbulgarisch *sŭto*.

Wenn auch das Tocharische seinem Charakter nach sicher eine indogermanische Sprache ist, so scheint es unter den Einfluß nichtindogermanischer Sprachen geraten zu sein. Man hat Einfluß von seiten kaukasischer, kleinasiatischer, tibetanischer oder uralaltaischer Sprachen geltend zu machen versucht. Bei einem Volke, das so oft von den verschiedensten Völkern überrannt worden und den mannigfaltigsten Kultureinflüssen ausgesetzt gewesen ist, wäre das kein Wunder. Aber vorläufig sind dies alles noch bloße Vermutungen; ein exakter wissenschaftlicher Beweis ist dafür bis jetzt noch nicht erbracht. Daß das Tocharische besonders stark von Lehnwörtern aus dem Indischen, Iranischen, Chinesischen u. a. Sprachen durchsetzt ist, ist selbstverständlich, da die Träger dieser Sprache in einem Lande saßen, das an den großen chinesischen, indischen und iranischen Verkehrsstraßen lag. Aus dem griech. *dnakt-a* 'Herr, Herrscher' stammt tochar. A *ñkāt*, 'Gott', Genitiv *ñäktes* 'Gottes', natürlich durch Vermittlung des Nordwestindischen, das auch mit seiner hellenistisch-buddhistisch-religiösen Kunst (sog. Gandhara-Kunst) einen starken Einfluß auf Zentralasien und Ostasien ausgeübt hat[7]).

Die Lautverhältnisse des Tocharischen zu den der übrigen indogermanischen Sprachen, besonders der Vokalismus, der in der Sprache A und B teilweise sehr verschieden ist (z. B. A *ñom:* B *ñem* 'Name'; A *cmol:* B *cmel* 'Geburt', A *yuk:* B *yakwe* 'Pferd', A *ak:* B *ek* 'Auge' usw.), sind vorläufig noch sehr schwer zu beurteilen, solange nicht die gesamten Texte der Sprache B bekannt gemacht sind. Es lassen sich vorab noch keine festen Lautgesetze aufstellen, wie das bei den übrigen indogermanischen Sprachen möglich ist. Der Vokalismus macht vorläufig den Eindruck, als ob er großen Schwankungen unterworfen ist und alles regellos durcheinander geht. Aber spätere Forschung dürfte hier eine größere Klarheit erzielen. Etwas durchsichtiger scheint der Konsonantismus zu sein. Soviel ist bereits klar zu sehen, daß der alte indogermanische Bestand stark reduziert ist. Bei einer so stark abgeschliffenen Sprache, wie es das Tocharische ist, nimmt das kein Wunder. Das Tocharische zeigt auch eine Art Lautverschiebung, wie das besonders im Germanischen der Fall ist; aber auch das Armenische und neuindische Mundarten im Süden des Hindukusch weisen eine ähnliche Verschiebung der Laute auf. Interessant ist es, daß auch die indischen Lehnwörter im Tocharischen verschoben werden, wie z. B. auch die lateinischen Lehnwörter im Germanischen (vgl. z. B. altind. *madhu:* tochar. *matu* 'Honig'; altind. *agaru:* tochar. *akaru* 'Name einer Pflanze oder eines Baumes'; altind. *dīnāra-* 'Goldmünze' [aus lat. *dēnārius* durch griechische Vermittlung (*dēnárion*) entlehnt]: tochar. *tinar*).

Da das Zahlwort in den buddhistischen Schriften eine sehr große Rolle spielt, die tocharischen Texte aber zum größten Teile Bearbeitungen oder Übersetzungen altindischer buddhistischer Schriftwerke sind, so ist natürlich das Zahlwort, dessen indogermanischen Charakter Sieg und Siegling in ihrer ersten grundlegenden Abhandlung [8]) sofort erkannt hatten, auch im Tocharischen so reich vertreten, daß man sich ein ziemlich lückenloses Bild davon machen kann. Zahlwörter gehören zum festen Bestand einer Sprache und werden daher selten aus anderen Sprachen entlehnt, aber alttürkisch (uigurisch) *tümän*, mongolisch *tümän*, tungusisch *tuman* sind doch wohl aus tochar. A *tmāṃ*, B *tumane*, *tmāne* '10000' entlehnt, nicht umgekehrt, wie man zuerst geglaubt hat, denn das Tocharische läßt sich hier an indogermanisches Sprachgut anschließen (altind. *tumrás* 'reichlich, häufig'; lat. *tumēre* 'geschwollen sein', altslav. *tĭma* 'größere Zahl von zehntausend'). Jedoch hat man tochar. A *tmāṃ*, B *tumane*, *tmāne* auch als Lehnwort aus dem Persischen (neupers. *tumān*, *tomān*) angesprochen, und zwar als militärische Einheitsbezeichnung. Derselben militärischen Sphäre scheint auch tochar. A *rätäk*, B *retke* 'Heer', das auf mittelpersisch *ratak* (neupersisch *rada* 'Reihe, Ordnung, Schlachtreihe') zurückgehen kann, anzugehören. Die Entlehnung hat vielleicht schon stattgefunden, als die Tocharer noch unmittelbare Nachbarn der Perser waren, also zu der Zeit, wo sie in Baktrien ansässig waren.

Das Tocharische mit seinen recht umfangreichen Sprachdenkmälern kann in gleicher Weise wie die in Kleinasien neuentdeckte indogermanische Sprache, das Hethitische, für die indogermanische Sprachwissenschaft von größerer Bedeutung sein, als man im ersten Augenblick angenommen hat. Schon die übliche Einteilung der indogermanischen Sprachen in eine östliche oder Satem-Gruppe und eine westliche oder Kentum-Gruppe (man nannte die beiden Gruppen auch einfach Ost- und Westindogermanisch) ist heute nicht mehr aufrechtzuerhalten, denn das Tocharische und Hethitische gehören beide zu der Kentum-Gruppe, während sie ihrer geographischen Lage nach zu den ostindogermanischen Sprachen (Satem-Gruppe) gehören müßten. »So behält zwar die Entdeckung der urindogermanischen Dialektspaltung in Kentum- und Satem-Sprachen ihren Wert für die Sprachgeschichte. Zu unmittelbaren Schlüssen aber auf die einstige geographische Lagerung der indogermanischen Einzelsprachen ist sie nur sehr bedingt zu verwenden.« So mit Recht jetzt H. Krahe[9]).

Auch sonst hat die tocharische Sprache in mancher Beziehung die indogermanische Sprachwissenschaft vor neue Aufgaben und ihre Lösung gestellt, ganz abgesehen davon, daß sie manche Spracherscheinung anderer indogermanischen Sprachen in das rechte Licht gestellt hat, so z. B. ist die Bildung von griechisch *hyiós* 'Sohn' (neben altindisch *sūnú-s*, awestisch *hunu-*, gotisch *sunus*, litauisch *sūnùs*, altslavisch *synu*, d. *Sohn*) durch tochar. B *soyä* (spr. *sojä*) neben A *se*, Plural *sewäñ* als bereits urindogermanische Bildung erwiesen worden. Es lagen also bereits in der Ursprache zwei Bildungen von der Wurzel

Digitized by Google

su- 'gebären' nebeneinander, eine mit *-j-* und eine mit *-n-*. Die Bezeichnung für den Lachs, die nur im Germanischen und Baltisch-Slavischen (althochd. *lahs*, altnordisch *lax*, litauisch *laszisza*, lettisch *lasis*, altpreußisch *lasasso*, russisch *lósoś*) belegt war, ist neuerdings auch in tochar. B *lahs*, wo es die allgemeine Bedeutung 'Fisch' angenommen hat, zutage getreten. Da dieser Fisch aber nur in denjenigen Flüssen vorkommt, die sich in den atlantischen Ozean und in die Ostsee ergießen, weil er aus diesen in die Flüsse zum Laichen aufsteigt, so ist diese Wortgleichung für die Ansetzung der indogermanischen Urheimat von größter Bedeutung. Die Tocharer müssen also aus einer Gegend stammen, in deren Flüssen der Lachs vorkommt. Da sie aber ein Kentum-Volk waren, also zu den Westindogermanen gehörten, so kommt in erster Linie die Weichsel in Frage[10]). Dieses Problem wird also die indogermanische Altertumskunde weiter beschäftigen müssen.

So manches andere interessante Problem bietet das Tocharische dem Sprachforscher, dem Altertumsforscher, dem Rasseforscher (in den bekannten rassekundlichen Werken von Günther, Reche, Eickstedt u. a. sind die Tocharer bereits gebührend berücksichtigt), dem Althistoriker usw., aber alles ist noch im Fluß. Hypothese reiht sich an Hypothese. Sichere Beweise fehlen zumeist noch. Erst müssen sämtliche Texte des Tocharischen veröffentlicht sein, die Sprache muß nach allen Seiten hin auf das genaueste erforscht sein, dann kann man auch mit größerer Zuversicht an die Lösung der einzelnen Probleme herantreten. Vorläufig hat also noch der philologisch geschulte Interpret, der Tocharist, das Wort. Auf seinen Schultern ruht noch die Hauptarbeit.

[1]) Tocharische Sprachreste, herausgegeben von E. Sieg und W. Siegling. Berlin und Leipzig 1921, Walter de Gruyter & Co.
[2]) Tocharische Grammatik in Gemeinschaft mit W. Schulze von E. Sieg und W. Siegling. Göttingen 1931, Vandenhoeck & Ruprecht.
[3]) E. Sieg und W. Siegling, Tocharisch, die Sprache der Indoskythen. Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1908, S. 915 ff.
[4]) J. Charpentier, Die ethnographische Stellung der Tocharer, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 71 (1917), S. 347 ff.
[5]) J. Pokorny, Die Stellung des Tocharischen im Kreise der indogermanischen Sprachen, Berichte des Forschungs-Institutes für Osten und Orient 3 (1923), S. 24 ff.; Ed. Hermann, Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft 50 (1922), S. 296 ff. (bes. S. 302 ff.).
[6]) Die Literatur bei E. Schwentner, Tocharisch (Berlin 1935), S. 26.
[7]) Vgl. z. B. E. Waldschmidt, Gandhara, Kutscha, Turfan. Leipzig 1925, Klinkhardt & Biermann; A. von Le Coq, Auf Hellas Spuren in Ostturkestan. Leipzig 1926, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
[8]) E. Sieg und W. Siegling, Tocharisch, die Sprache der Indoskythen, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1908, S. 924 f.
[9]) H. Krahe, Die Indogermanen. Leipzig 1935, S. 17. Quelle & Meyer.
[10]) So neuerdings P. Kretschmer in der Glotta 24 (Göttingen 1935), S. 55. Vandenhoeck & Ruprecht.

Kulturgeschichtliches

Eine deutsche Literaturgeschichte

Der erste Band der Geschichte der Deutschen Literatur, den die holländischen Professoren van Stockum und van Dorn geschrieben haben, ist vor Jahresfrist erschienen. Jetzt schon legen die Verfasser den zweiten Band vor, der von der Zeit der Aufklärung bis zur Gegenwart reicht. Zu begrüßen ist, daß dieser Band die Literaturangaben für das ganze Werk enthält. So wird er erst zu einem Lehrbuch, das sich zum Ziele setzt, den Stoff übersichtlich zu gruppieren, knapp und klar. Er folgt dabei im allgemeinen der traditionellen Einteilung der Literaturepochen, sucht aber manchmal doch neue Wege. Ein kurzes Schlußkapitel ist der Dichtung des dritten Reiches gewidmet, abwartend und verständnisvoll.

van Stockum u. van Dorn, Geschichte der deutschen Literatur 2. Band. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 1935. 343 S. Verlag J. B. Wolters Groningen.

Kulturgeschichte

Gustav Neckel brauchte seine Darstellung über die »Kultur der alten Germanen« im »Handbuch der Kulturgeschichte« nicht mit der Frage einzuleiten: »Gab es eine altgermanische Kultur?« Seit in dem von Johannes Hoops herausgegebenen Reallexikon der germanischen Altertumskunde, das im Jahre 1911, also genau vor 25 Jahren, zu erscheinen begann, in vier großen Bänden und in zahlreichen Stichworten mit größtem wissenschaftlichen Ernst dieses weite Gebiet dargestellt worden ist, war mit den letzten Resten der Vorstellung von den germanischen »Barbaren« schon gründlich aufgeräumt worden.

Seitdem hat sich die Forschung vertieft und erweitert und wird im neuen deutschen Reich mit besonderer Liebe, mit Stolz auf das Ahnenerbe und manchmal mit Phantasie betreut.

Neckel entwirft in lebendiger Darstellung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, allerdings auch teilweise mit Polemik ein Bild des gesamten germanischen Kulturkreises. Bevölkerung und Wirtschaft; Familie und Gesellschaft; Recht und Staat; Kriegswesen, Befestigung und Häuser; Handwerk, Bildkunst und Schrift; Dichtung; Religion werden behandelt und die zahlreichen Bilder beleben und erläutern das geschriebene Wort.

Neckel spricht bei der Schilderung der Urheimatshypothesen über »den Unterschied des Gewissen und des Wahrscheinlichen oder des Endgültigen und des Befriedigenden«. Vielleicht bringt eine spätere Auflage für den gewaltigen Stoff noch mehr gewisse unumstößliche Ergebnisse und wandelt befriedigende Annahmen in endgültige, allgemein anerkannte Erkenntnisse.

Dr. Paul Kletler, der in dem Handbuch »Die deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen« darstellt, hat es leichter als Neckel. Er kann viel öfter sagen, das ist gewiß, statt das ist wahrscheinlich. Seine Quellen fließen reichlicher. Jeder Tag bringt heute unzählige Artikel und Schriften über das Germanentum; die kulturelle Entwicklung der späteren Zeit, die Kletler behandelt, wird weniger beachtet, aber sie ist gewiß nicht minder reizvoll und der Beachtung wert. Das Germanentum muß sich mit den beiden auf es eindringenden Mächten Antike und Christentum auseinandersetzen und muß sie in sich aufnehmen. Das ist ein ungeheures Problem, das die ganzen Menschen fordert und sie in ihren Bann schlägt und das schließlich den großen Gegensatz: Kaisertum und Papsttum zeitigt.

Das Zeitalter der Ottonen in all seiner vielfachen kulturellen Verästelung nimmt den größten Raum des Buches ein. Kletler fußt immer auf literarischen Zeugnissen und versteht es ausgezeichnet, sie knapp und klar auszuwerten. Von den acht Kapiteln, die den germanischen Elementen der Kultur, dem religiösen Leben, den klassischen Studien, Bibliotheken und Schulen, der Kunst usw. gewidmet sind, scheint mir das über den »deutschen Menschen im Mittelalter« die meisten Einblicke in die Kultur der Zeit zu gewähren.

Handbuch der Kulturgeschichte G. Neckel, Kultur der alten Germanen. A. Kletler, Deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen. — Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion. Potsdam.

*

Deutsche Volkskunde

Der erste Band des »Handbuches der Deutschen Volkskunde«, das Wilhelm Pessler im Athenaion-Verlag herausgibt, liegt fertig vor.

Er ist etwas bunt dieser Band, bei dem aber wohl gerade die scheinbar wahllose Fülle überraschen und erfreuen soll.

Auf 315 Seiten sind dreiundzwanzig Themen, die in die deutsche Volkskunde einführen, behandelt: die Grundlagen der Volkskunde, wie sie der Boden und die Bewohner bieten, das Volkstum, wie die Stämme, die Stände, das Land, die Stadt es entwickeln oder hemmen, Religiosität, Medizin und Recht, wie in ihnen das Volkstum seine eigenen Wurzeln treibt, die in ihrer Verzweigung unzerstörbar sind und die Jahrhunderte überdauern.

Am interessantesten, nicht dem Werte nach, sondern in der Problemstellung, sind wohl die Kapitel, die sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigen, sondern Gegenwartsfragen behandeln.

Da sind die beiden Aufsätze von Joseph Klapper über »Volkstum der Gegenwart« und »Volkstum der Großstadt«. — Was ist Volkskunde; hat sie ein genau abzugrenzendes Arbeitsfeld, das sie von Völkerkunde und Völkerpsychologie unterscheidet; was ist Volksseele, was seelische Erbmasse? Das sind eben alles Fragen, die die Gegenwart stellt und um die die Diskussion geht. Und in dem Problem »Volkstum der Großstadt« tauchen Wort und Begriff »bewußte Volkstumspflege« auf, die sich darüber klar ist, daß »ein Zurück zum kleinstädtischen Handwerksideal für die überwiegende Zahl der Großstadtarbeiter nicht mehr denkbar ist«.

»Rasse und Volkstum« kennzeichnet Hermann Eckardt, – nicht nur die körperlichen, sondern auch die charakterlichen und seelischen Erscheinungen und Ausdrucksformen. Leider werden die vorsichtigen und die Grenzen der Wissenschaft einhaltenden Ausdrücke: »es fällt auf«, »es ist sehr häufig« nicht immer angewandt, und so kommt ein seelisches Klischee der deutschen Rassen zu stande, das wohl recht viel Widerspruch und auch manches Lächeln hervorrufen wird.

Ganz neu und aus der Gegenwart geboren ist der Aufsatz von Leo Weismantel, dem »Leiter der Schule der Volkschaft« in Marktbreit a. M. »Die von den bisherigen Volkskundlern gesammelten und in Archiven wie in Volkskundemuseen aufbewahrten Erbgüter werden vom Schiff neuen Lebens an Bord genommen. — Dies Erbgut aber muß gemehrt werden durch Schöpfungen des Heute auf allen Gebieten des Lebens. Denn es lebt nur ein Volk, das den Gütern der Ahnen die Werke des eigenen Erwerbs und der eigenen Schöpfung hinzufügt. Es wird die Königsaufgabe der neuen Schule sein, solcher neuen volkhaften Schöpfertat die Wege vorzubereiten.« Und nun entwickelt Weismantel an fünf Beispielen »die Lehrweisen einer organischen volkhaften Erziehung«, die dem Kunstunterricht der Schule gewidmet sind.

Ich bin leider nicht Fachmann genug, um diese fünf Beispiele voll würdigen zu können und halte auch die »Genie-Lehre«, daß Bildnern im Sinne der Kunst nicht an eine besondere Begabung geknüpft sei, nicht für ganz unrichtig. Aber man sieht, ganz gegenwartsnahe ist dieser Aufsatz und höchst aktuell.

Handbuch der deutschen Volkskunde. Herausgegeben von Wilhelm Peßler. I. Band. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam.

*

Runenkunde

Wenn man ein neues Buch über die Runen aufschlägt, so sucht man naturgemäß zuerst nach dem Kapitel über die »Herkunft der Runen«. Dort liegt die Entscheidung, ob der Verfasser eine Hypothese beweisen will, häufig mit recht viel Phantasie, oder ob er mit einem vorsichtigen Für und Wider wissenschaftlich vorgeht. Die Runenkunde[1]) von dem Leipziger Germanisten Konstantin Reichardt schlägt letzteren Weg ein.

Keine einzige Runeninschrift ist mit Sicherheit für die Zeit vor Christi Geburt nachweisbar. –

Die Frage, ob das 24typige Runenalphabet aus dem Lateinischen entlehnt sein könnte, wird genau geprüft und der von ernsten Forschern seit Jahrzehnten versuchte Beweis besprochen. Ferner die »Griechenhypothese«, die die Goten als die Kulturvermittler ansah, von denen aus dann die Runen nach Norden wanderten. Reichardt selbst neigt auf Grund der Forschungen von Carl Marstrander zu der Auffassung, daß die Runen mit zahlreichen norditalienischen Inschriften, die in einer der etruskischen nahestehenden Schrift abgefaßt sind, verwandt seien und daß der Gebrauch der Runenschrift aus der Alpengegend sich nach dem skandinavischen Norden verbreitet habe.

Die Kapitel des Buches: Der Runenmythus, Runenmagie, der ästhetische Wert der Runenschriften führen weiter klar und überzeugend in die vielen Probleme ein, die dieses Gebiet den Forschern stellt und noch lange stellen wird.

Der Preis des Buches ist mit 3.80 erstaunlich billig und gibt so die Möglichkeit für eine weite Verbreitung.

[1]) Konstantin Reichardt, Runenkunde. 124 S. 41 Tafeln. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

G. L

Digitized by Google

Dr. HEINZ DIEWERGE, Berlin

Das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung

Ein alter Plan der Märchenforschung ist verwirklicht worden: ein Archiv ist im Aufbau, das nach Absicht der Gründer, des Leiters und all derer, die sichtbar oder unsichtbar seine Entstehung befürworteten, möglich machten und an seinem Ausbau mithelfen, den reichen Schatz des deutschen Erzählgutes in sich bergen soll. So umfassend der Plan ist, so genau und sorgfältig ist auch der Grundriß zu ihm erwogen und sein Fundament gelegt worden.

Eine Überzeugung, die zugleich den Wandel von früheren Methoden der Erzählforschung zu neueren dartut, steht am Anfang der Arbeit: es soll ein Archiv geschaffen werden, dessen Inhalt Mittel und Werkzeug zur Erkenntnis des deutschen Volkstums bietet. Man will nicht beim Stoff und seiner Sammlung stehenbleiben, sondern man will mehr. Der Archiv- und Forschungsleiter Dr. Gottfried Henßen, Ende des vorigen Jahres von der »Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung« zum Aufbau der geplanten Arbeit berufen, hat in seinen Arbeiten[1]), auf Erkenntnissen und Forderungen vorangegangener Forschung fußend, durch die Tat gezeigt, wie fruchtbar neue Sammel-, Betrachtungs- und Darstellungsweisen die Arbeit am deutschen Erzählgut gestalten können.

Eine umfassende, gründliche Stoffsammlung ist und bleibt das Fundament. Und zugleich bringt sie ein erstes, bedeutsames Ergebnis mit sich. Denn der Stoff gibt Antwort auf die wesentliche Frage: was wird erzählt. Um dieser Erkenntnis willen verteilt sich die Sammel- und Forschungsarbeit gleichmäßig auf Erzählungen aller Arten wie Märchen, Sagen, Schwänke, Tiergeschichten, Geschehnisberichte u. a. m. Wenn auf Grund der aus allen Landschaften einkommenden Erzählungen ausgesagt werden kann: hier werden Tiergeschichten bevorzugt, dort vorwiegend Gespenstersagen erzählt, in einer dritten Landschaft aber ein groß Teil der Geschichten moralisierend ausgedeutet, so geben bereits diese Tatsachen wertvolle Beiträge zur Stammes- und Landschaftskunde.

Und auch für die allgemeine Stoff- und Motivforschung bedeutet ein deutsches Zentralarchiv einen großen Gewinn und eine wesentliche Förderung. Schon seit langem machte es sich in der Forschung unliebsam bemerkbar, daß es zwar in Deutschland verschiedene reiche Privatsammlungen gab, aber keine einzige Stelle, die das bei uns bekannte und gesammelte Erzählgut zentral zusammenfaßte. Bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung auf den Gebieten der Märchen- oder Sagenforschung trat dieser Mangel störend zutage, der um so empfindlicher gefühlt wurde, als man von den reichen und musterhaft angelegten volkskundlichen Archiven der nordischen Staaten wußte. Diesem Mangel soll nun abgeholfen werden. Es wird gesammelt, was nur zu bekommen ist. In allen deutschen Landschaften sind von der Hauptstelle aus Landesstellen gegründet worden, die einen kleineren Bezirk betreuen. So wird etwa Schleswig-Holstein von Kiel, Westfalen von Münster aus erfaßt. Das dort gesammelte Material, das in zwei Abschriften der Zentralstelle zufließt und dort nach bewährten Archivmethoden eingeordnet und für die Forschung bereitgestellt wird, umfaßt einerseits ganz neue Aufnahmen, die von ausgeschickten Stipendiaten gemacht werden, andererseits handschriftliche Sammlungen aus älterer und jüngerer Zeit, die erst jetzt umgeschrieben und damit der Forschung zugänglich werden.

Gleichzeitig aber wird an der Zusammenstellung einer Spezialbücherei gearbeitet, die nach Möglichkeit alle gedruckten Märchen-, Sagen-, Schwanksusw. Sammlungen sowie die Arbeiten zur Erzählforschung erfassen soll. Soweit entlegene Quellen wie Zeitungen und Heimatkalender Erzählungen enthalten, werden sie ausgeschrieben und dem Archiv eingefügt. Auf diese Weise hofft man, den gesamten Erzählstoff, der in Deutschland und in den deutschen Sprachgebieten lebendig war und noch lebendig ist, zentral zusammenzufassen und teils in einer Bücherei, teils in einem Archiv bereitzustellen. Wenn man heute schon weiß, daß das Archiv nach einigen Jahren emsigster Arbeit einen Bestand von rund 200000 Nummern aufweisen wird, so mag das einen Eindruck von dem Reichtum an Erzählungen geben, über den das deutsche Volk verfügt.

Stoff und Stoff sind zweierlei. Vor allem durch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm haben wir gelernt, daß es bei den Volkserzählungen nicht nur auf die genaue Wiedergabe der Stoffe ankommt, sondern in gleicher Weise auf eine exakte Festhaltung der jeweiligen Formgebung. Früheren Sammlungen kam es nur auf das Was an, und man scheute sich nicht, den Stoff zu überarbeiten und in angeblich gefälligerer Form herauszugeben. Erst seit jüngster Zeit wird strengstens darauf geachtet, die gesammelten Erzählungen in genau der gleichen Form, in der sie erzählt wurden, wiederzugeben. Von dieser Sicht aus gewertet, halten aus der Vergangenheit nur die Bünkersche Sammlung[2]), aus der Gegenwart die Arbeiten von Gustav Friedrich Meyer[3]), Hertha Grudde[4]) und Gottfried Henßen[5]) wissenschaftlich Stich. Die Hauptstelle der deutschen Erzählforschung sieht es als ihre vornehmste Aufgabe an, gerade solche in jeder Hinsicht wertvolle Aufnahmen in ihren Besitz zu bekommen. Die Stipendiaten, die ausgesandt werden, werden nach ihrer Fähigkeit, exakt aufzeichnen zu können, ausgewählt und durch zahlreiche Rückfragen und Mitteilungen zu neuesten Methoden angehalten. Es ergibt sich dabei von selbst, daß zumeist nur solche Menschen in den einzelnen Landschaften sammeln, die ganz in diesen Gegenden verwurzelt und beheimatet sind und die jeweilige Mundart völlig beherrschen. Denn es wird fast ausschließlich in der Mundart erzählt und nicht anders — eine Tatsache, deren man sich zwar schon längere Zeit bewußt war, aus der man aber nicht die notwendigen Folgerungen gezogen hatte. Das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählungen wird, da es auf genauen Aufzeichnungen fußt, vorwiegend mundartliche Texte besitzen.

Neuere technische Erfindungen unterstützen diese Arbeit vorzüglich. Die Hauptstelle selbst verfügt über die jüngste Konstruktion eines Aufnahmeapparates, über ein Magnetophon. Eine erste Forschungsreise hat wertvolle Resultate ergeben. Die Erzählungen werden nicht nachgeschrieben, wobei sich immer Fehler ergeben, sondern sie werden durch ein Mikrophon aufgenommen und durch ein bestimmtes Magnetisierungsverfahren auf schmalen Zelluloidstreifen, die an einer Seite mit mikroskopisch feinsten Eisenteilchen behaftet sind, festgehalten. Der Erzähler braucht nicht mehr seine Geschichte zu unterbrechen, um einige Sätze zu wiederholen, die nicht schnell genug mitgeschrieben werden konnten, sondern er kann in ununterbrochenem Flusse so erzählen, wie er es für gewöhnlich im Kreise seiner Zuhörer tut. Dadurch wird ein wirklich getreuer Text gewährleistet. Die Aufnahmen werden dann in aller Ruhe in der Hauptstelle abgehört, umgeschrieben und dem Archiv zugefügt; dabei werden die Versprechungen, Wiederholungen und Unebenheiten der Erzählung mitaufgezeichnet; in dauernder Nachprüfung und sorgsamer Abhörarbeit wird die Grundlage für wissenschaftlich in jeder Hinsicht stichhaltige Erzähltexte geschaffen.

Noch zwei weitere Erfindungen helfen mit: Film und Foto. Nach Möglichkeit wird gleichzeitig mit den Sprechaufnahmen ein Film gedreht oder eine Fülle von Fotoaufnahmen gemacht, die die Ausdruckstechnik und Gebärdensprache des Erzählers im Verlauf einer Geschichte festhalten. Wer auch nur einmal einen Erzähler gehört hat, weiß, daß jede gute Erzählung ein entstehendes Kunstwerk ist, das in Wort, Mimik und Gestik zu formen der Vortragende seine eigene Freude hat.

Die Erzählforschung weiß heute, daß uns durch die Formgebung der Erzählungen, durch das Wesen der Erzähler, den Charakter der Erzählgemeinschaften oder Zuhörerkreise, durch Menschen, Ort und Bedingungen, durch die und in denen die Erzählungen leben, wesentlichere Aufschlüsse vermittelt werden können als durch eine ausschließliche Stofforschung. Daher arbeitet das Erzählarchiv mit großem Bemühen daran, möglichst viel von den einzelnen Erzählern, den Zuhörern und Erzählgelegenheiten zu erfahren. Eine Kartei ist im Entstehen, durch die das zusammengefaßt wird, was über die Erzähler in Erfahrung zu bringen ist: Lebenslauf, Heimat, Bild, wo er erzählt, wann er erzählt, wie er zu seinen Geschichten steht u. a. m.

Bei dieser Methode werden sich nicht nur verschiedene allgemeine Erzählertypen herausstellen, so wie sie Gottfried Henßen auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen kürzlich erarbeitet hat[6]), sondern es wird mit der Zeit auch möglich sein, bestimmte Rasse- und Stammeseigenheiten in der Erzählkunst und im Ausdruckswesen durch Wort und Gebärde festzulegen. Die Texte, die einesteils motivisch, andernteils nach Landschaften in das Archiv eingeordnet werden und als deren Schlüssel ein auf breitester Grundlage angelegtes Stichwortregister ausgearbeitet wird, werden infolge ihrer Genauigkeit ermöglichen, über Art und Wesen der einzelnen Erzähler hinaus zu Bestimmungen zu gelangen, die das deutsche Volkstum in einer seiner schönsten Leistungen, in seinen Erzählungen, würdigen, deuten und ergründen.

[1]) Von seinen verschiedenen Arbeiten zur Erzählforschung seien vor allen Dingen genannt: „Zur Geschichte der bergischen Volkssage", Elberfeld 1928, und „Volk erzählt", Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke, Münster i. W. 1935.
[2]) J. R. Bünker, Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart, Leipzig 1907.
[3]) Im besonderen sei sein Werk „Plattdeutsche Volksmärchen und Schwänke", Neumünster 1925, namhaft gemacht.
[4]) Hertha Grudde, Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen, Königsberg 1931.
[5]) Vgl. Anm. 1.
[6]) Westdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 32. Jahrgang (1935), S. 3—35; auch als Sonderdruck: „Volkstümliche Erzählerkunst", Wuppertal-Elberfeld 1936.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft

Fünfzig Jahre lang hat die Goethe-Gesellschaft der Idee Goethe durch Förderung seines Werkes und Vertiefung der wissenschaftlichen Erkenntnisse über ihn gedient. So wird das Jubiläumsjahrbuch 1935 passend mit einem Rück- und Ausblick eröffnet, in dem der Präsident der Gesellschaft, Julius Petersen, die Goetheverehrung der vergangenen fünf Jahrzehnte unter dem Zeichen der orphischen Urworte überschaut. Ein Gegenstück dazu bilden die von Max Hecker als Zeugnisse der Goetheverehrung in der Goethezeit vorgelegten Briefe. Sie führen als Erstveröffentlichungen die Tradition der Gesellschaft fort, die nicht nur die Forschung im allgemeinen fördern, sondern auch das Gesamtgebiet der Goethezeit durch Darbietung neuen Materials weiter erschließen will. Hierher gehören auch die interessanten Briefe Herders und seiner Braut und späteren Gattin, von Adolf Müller aus Familienbesitz veröffentlicht. In einer eingehenden Spezialuntersuchung gibt Heinrich Spieß eine neue Chronologie des Urfaust, die die frühesten Szenen auf Frühjahr 1773 ansetzt, und eine Hypothese über die Reihenfolge der Szenenentstehung. Ein zweiter größerer Aufsatz von Paul Herre behandelt die Beziehung Goethes zu Friedrich dem Großen, die auch mit seiner Haltung Napoleon gegenüber eng verknüpft ist.

Der Band, der 21. dieser Art, gibt noch einmal ein Bild von der Vielseitigkeit, von Wesen und Bedeutung der Jahrbücher der Goethe-Gesellschaft. Er wird der letzte bleiben, denn mit dem laufenden Jahre sollen die Jahrbücher durch eine Vierteljahrsschrift abgelöst werden. Mit ihr tritt nun die Goethe-Gesellschaft, begleitet von allen guten Wünschen, in ihr zweites Halbjahrhundert ein.

Dr. W. Baumgart
Berlin

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstandes hrsg. v. Max Hecker, 21. Bd., Weimar 1935. 280 S. RM. 3.—.

In Kürze erscheint:
Einst und Jetzt 127 „ANTIKE"
Bibliothek Prof. H. Schöne, Münster i. Westf.
ca. 1600 Nummern
Interessenten wollen den Katalog schon jetzt verlangen.
Ludwig Röhrscheid, Bonn, Am Hof 28

Digitized by Google

Biographien und Briefsammlungen

1.

Zwei neue Bücher zur Pommern-Forschung

In der dritten Reihe der »Beiträge zur Literatur und allgemeinen Geistesgeschichte Pommerns« bringt der Universitäts-Verlag (Ratsbuchhandlung) L. Bamberg, Greifswald, zwei Bücher heraus[1]), von denen die Bethkesche Niederschrift als Vorstudie zu einer Meinhold-Monographie gedacht ist.

Die sehr sorgfältig gearbeiteten Darstellungen sind als Unterlage für die Pommern-Forschung zu begrüßen, wenngleich zugestanden werden muß, daß sie nur in einem begrenzten Kreise Anklang finden werden. Beide Arbeiten schildern das Leben zweier Dichter, deren Jugend um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert fällt und die verhältnismäßig früh, um das Jahr 1850, die Augen schließen.

Sowohl Schwarz wie Meinhold stammen aus pommerschen Pfarrhäusern und sind Pastoren geworden. Sie liefern den Beweis, daß geistiges Streben und Bildung besonders in diesen Kreisen heimisch waren und gepflegt wurden.

Theodor Schwarz ist 1777 in Altenfähre auf Rügen geboren. Eine vorzügliche Erziehung durch umfassend gebildete und harmonisch eingestellte Eltern sorgte dafür, daß er sich vielseitig und frei entwickeln konnte. Die äußeren Linien seines Lebens sind durchaus einfach. 1814 wird er der Nachfolger seines Vaters als Pastor in Wiek auf Rügen. Schwarz will im schönsten und weitesten Sinne Seelsorger sein; seine Predigttätigkeit wird gerühmt. Das Amt füllt ihn jedoch nicht ganz aus. Vielseitige Schriftstellerarbeit, die mit religionsphilosophischen Werken anfängt, nimmt ihm mehr und mehr gefangen. Dichtungen, Romane folgen. Er stellt sich die Lebensaufgabe, einen christlichen Roman weltlicher Erotik gegenüberzustellen.

Durch seine Arbeiten steht er in Verbindung mit allen geistigen Kräften seiner Zeit. Kant und Fichte beeinflussen ihn, vor allem beschäftigt ihn Goethe, wenngleich Schwarz nicht erkannt hat, daß die Auffassung des großen Weimaraners dem Christentum gegenüber eine ehrfurchtsvolle und tiefe gewesen ist. Schwarz ist eine in sich geschlossene, ausgeglichene Persönlichkeit.

Auf Wilhelm Meinhold trifft dieses Wort nicht zu. Sein Leben ist Kampf und Streit. Er wird Geistlicher in Koserow auf Usedom in Pommern. In der Einsamkeit des pommerschen Landlebens wendet auch er sich dem Schrifttum zu. Dramen, Gedichte, Novellen, Romane, geschichtliche Arbeiten, eine Ode zum Ruhm Friedrich Wilhelms III. erscheinen in rascher Folge, bei Duncker & Humblot in Berlin ein Roman: »Die Bernsteinhexe«. Die Erzählung ist in der Sprache des 17. Jahrhunderts abgefaßt und macht ungeheures Aufsehen. Viele seiner Werke werden in fremde Sprachen übersetzt. Die Bernsteinhexe gibt es in englischer, französischer, dänischer und norwegischer Sprache. Meinhold wird ein anerkannter Schriftsteller, der es nicht mehr nötig hat, Goethe und Jean Paul um Fürsprache zu bitten, wie er es als junger Student getan hat. Kein Geringerer als König Friedrich Wilhelm IV. wird sein Beschützer und Helfer. Die Pfarrarbeit leidet allerdings bei dem Vielschaffen auf literarischem Gebiet. Eine Kette unerquicklicher Auseinandersetzungen mit vorgesetzten Behörden ist die Folge davon. Kaum ein Jahr nach dem Tode von Schwarz schließt auch Meinhold die Augen. Er ist kampfmüde geworden. Die Bedeutung beider Männer, die heute vergessen sind, liegt wohl darin, daß sie unter den erschwerendsten Umständen in einem von der Welt abgeschlossenen Lande die Verbindung zu den großen Geistern ihrer Zeit durch ihr schriftstellerisches Können anknüpften und aufrechterhielten. Die Lebensbeschreibungen beider geben daher ein aufschlußreiches Bild über einen Zeitabschnitt, dessen an Ärmlichkeit grenzende Schlichtheit auf allen Gebieten — auch dem geistigen — wir heute kaum verstehen können. Während in Weimar Herder und Wieland, ein Schiller und ein Goethe den Musenhof bildeten, an dem eine Welt Anteil nahm, ringen in tiefer Einsamkeit in einem weltverlorenen Landstrich zwei Landpfarrer um die Krone des Dichters. Will man sich diese Unterschiede in der Kultur um diese Zeit vor Augen führen, sind diese beiden Arbeiten die gegebene Grundlage dafür und daher lesenswert.

Wanda v. Puttkamer
Berlin

[1]) E. Maskow: Theodor Schwarz, ein pommerscher Romantiker. RM. 3.—.
W. Bethke: Wilhelm Meinholds Briefe, RM. 3.60.

2.

Leben einer gelehrten Frau

Fürst W. Andronnikow hat ein Gedenkbuch für seine vor wenigen Jahren verstorbene Frau Margarethe von Wrangell[1]) erscheinen lassen. Mit Takt und Behutsamkeit wurde diese Lebensgeschichte aus zahllosen kleinen Einzelstücken zusammengefügt. Meistens spricht die kleine livländische Baroneß selbst; ihre Briefe, Tagebuchblätter, Gedichte, Prosaskizzen und schwermütigen Erzählungen werden verbunden durch kurze Zwischentexte, Bruchstücke aus Erinnerungen des Herausgebers und der Mutter. Dies Mosaik ergänzen Briefe der Freunde und Verwandten und solche der berühmten Lehrer, unter denen Madame Curie, Sir Ramsay und die weithin leuchtenden Namen deutscher Chemiker und Biologen zu finden sind.

Das Schicksal führt Margarethe von Wrangell nach einer sorglosen Kindheit in den Jahren des Suchens als eine der ersten Studentinnen der Naturwissenschaften nach Tübingen, als junge Gelehrte nach London und Paris und nach den Gewittern des Weltkrieges und der russischen Revolution zuletzt an die landwirtschaftliche Hochschule von Hohenheim, wo sie als »Professor« mit »männlichem Verstand und weiblichem Verständnis« das bedeutsame Institut für Pflanzenernährung schuf und leitete.

Und doch erfährt man über diese wissenschaftliche Lebensarbeit nur indirekt etwas, am meisten noch aus dem Verzeichnis der Veröffentlichungen am Ende des Buches. Der »systematischen Erforschung des Verhaltens der Nährstoffe im natürlichen Boden« war dies Leben geweiht, nachdem schon im Kinde ein fast mütterliches Gefühl für die Blumen zu spüren war. Auch die Naturschilderungen der Heimat, Finnlands, der Landschaft im Schwarzwald, in der Schweiz und in Italien zeugen für die Naturnähe dieses Menschen. Aber vor allem ist es der eigenwillige und merkwürdige Charakter dieser Frau, ihr scheinbar widerspruchsvolles Wesen, die von Seite zu Seite uns verständlicher und fast vertraut werden.

Margarethe von Wrangell ist temperamentvoll, ursprünglich und wissensdurstig. Mit Energie kämpft sie gegen die Kränklichkeit ihres Körpers. Sie hält ein Leben nicht aus wie es die Freundinnen führen; sie will etwas tun, eine Aufgabe haben und darum stürzt sie sich in einen Rausch der Arbeit und Pflichten. Wechselte bei dem jungen Mädchen noch die Stimmung zwischen Mutwillen und einer grundlosen Traurigkeit, so beruhigen sich allmählich diese Empfindungen. Im Grunde der »armen, irrenden Menschenseele«, diesem »kleinen Teilchen vom großen Menschenelend« aber bleibt unverlierbar ein Rest von Schwermut, für den jeder Grund zu fehlen scheint und den ein russischer Philosoph einmal den Schmerz um das ungelebte Leben genannt hat. Er wird auch zum Ursprung einer Einsamkeit, für die es keine Erklärung gibt und die in den leidenschaftlichsten Freundschaften, in den Zärtlichkeiten ihrer Mutter oder in der Liebe zu dem wiedergefundenen, totgeglaubten Jugendgespielen vorübergehend gemildert, aber nicht verloren werden kann.

Will uns nicht — während wir dies merkwürdige document humain lesen — eine Ahnung berühren über den ausweglosen Verlauf einer Entwicklung, in der die Bindung des Menschen an ein Transzendentes sich löste und die Hinordnung des Einzelnen unter ein ewiges Gesetz verloren ging, so daß nur der Rang seiner Persönlichkeit und die Kräfte seines Charakters darüber entscheiden, ob seine Lebensleistung groß oder verkümmert unter den Sternen steht. Die Wissenschaft hatte sich isoliert, war Selbstzweck geworden und in ihrer Rolle als Religionsersatz konnte sie den Menschen durch Fülle der Arbeit nur betäuben. Befriedigung und Glück vermochte sie nicht mehr zu schenken.

F. J.

[1]) W. v. Andronnikow, Margarethe von Wrangell, Albert Langen / Georg Müller.

3.

Friedrich Nietzsche und die Frauen seiner Zeit

Wir kennen Elisabeth Förster-Nietzsches unermüdliche Arbeit für das Werk ihres Bruders. Neben der Herausgabe seiner Schriften versuchte sie durch ihre biographischen Bücher, den Boden für die Aufnahme seines Werkes zu bereiten. Noch vor seinem Tode erschienen ihre beiden ersten Bände seiner Lebensgeschichte, 1904 der letzte Teil; später folgten »Der junge Nietzsche« und »Der einsame Nietzsche«.

Mit 89 Jahren, kurz vor ihrem Tode, schenkt Elisabeth Förster-Nietzsche uns dieses letzte Werk: »Friedrich Nietzsche und die Frauen seiner Zeit«, eine Widerlegung von Nietzsches angeblicher Frauenfeindschaft. Ist diese Verteidigung heute überhaupt noch notwendig? Die Billigkeit eines solchen Vorwurfs ist weitgehend eingesehen worden, und trotzdem haben wir heute keinen unmittelbaren Zugang mehr zu Nietzsches Verhältnis zur Frau. Die Gründe dafür liegen tief: Es geht dabei um das Bild, das Nietzsche von der Frau gehabt hat. Er sieht sie nur vom Mann aus, er anerkennt in ihr nicht das eigenständige Wesen, er sieht nur die Frau und nicht den Menschen.

Das Material, das Elisabeth Förster-Nietzsche in ihrem Buche gesammelt hat, ist interessant und vollständig. In dem Kapitel »Weibliche Einflüsse der Kindheit« sind die Gestalten der Mutter und der Großmutter väterlicherseits beherrschend. Cosima Wagner, Malvida von Meysenbug, Marie Baumgartner, die immer treue und hilfreiche Freundin, werden eingehend gewürdigt; die »Unangenehmen Erlebnisse« bringen eine Abrechnung mit Lou Andreas-Salomé und Frau Overbeck. Schließlich ein schwieriges Kapitel über Nietzsches Liebes- und Heiratsgeschichten, in dem Elisabeth Förster-Nietzsches unerschütterlicher Glaube an die menschliche Größe ihres Bruders am schönsten zum Ausdruck kommt. Sie gibt sich nicht mit einer Widerlegung der Vermutungen und Deuteleien ab, die an dieses Thema geknüpft worden sind; aber sie besiegt sie durch ihre reine Haltung. Die unbedingte Hochachtung vor dieser Haltung überwiegt schließlich alle kleinen Einwände gegen Einzelheiten; man nimmt sie mit als bleibenden Eindruck.

Dr. A. Dahle
Berlin

Elisabeth Förster-Nietzsche: Friedrich Nietzsche und die Frauen seiner Zeit (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1935).

4.

Eine italienische Bacon-Biographie

Diese Studie über den großen englischen Empiristen (1561—1626) sollte ursprünglich die Einleitung zu einer Bacon-Ausgabe sein, wuchs dann aber zu einer auch biographisch selbständigen Arbeit über Bacon aus. Es ist eine reiche englische und französische Bacon-Literatur benützt, von deutschen Werken nur das von Wolff, aber nicht die von Kuno Fischer, Hans Heußler und Walter Frost. Im Ganzen kommt das Buch, das kaum eine einschlägige Frage unberührt läßt, darauf hinaus, daß Bacon nicht nur der empiristische Natur-Erkennende war, sondern die systematische Naturerkenntnis vor allem dazu benützte, uns das Handeln (mit Hilfe der Natur!) zu lehren; so war er der Vater des modernen Utilitarismus. Es wird aber aus dem fleißigen Werke des Italieners sichtbar, daß die philosophisch entscheidenden Fragen doch mehr bei Locke und Berkeley liegen als bei Bacon (worüber besonders die Studien Hans Wimmers über Berkeley, Palagyi's »Phantasmenlehre als vitalistische Grundlage der neueren wissenschaftlichen Biologie« in »Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift« 1935 und ein noch ungedruckter, in der Kantgesellschaft gehaltener Vortrag über Berkeley Auskunft geben.) **Dr. H. H.**

Mario M. Rossi, Saggio su Francesco Bacon. Napoli. Alfredo Guida. 1935. 245 S.

Digitized by Google

5.

Karoline von Humboldt und Friedrich Gottlieb Welcker

Die Veröffentlichung des Briefwechsels der Gattin Wilhelm von Humboldts mit dem Altertumsforscher Friedrich Gottlieb Welcker durch die Universitätsbibliothek Bonn stellt den kulturhistorischen Gesichtspunkt so beherrschend in den Vordergrund, daß damit die Gefahr einer einseitigen Bewertung durch den Leser heraufbeschworen wird. Diese Gefahr, die in der Anlage des Buches, vor allem in der sorgfältigen Kommentierung, ebensosehr begründet ist, wie sie der Inhalt der Briefe selbst fördert, hätte in der Einleitung leicht überwunden werden können.

Die kulturhistorische Bedeutung dieses Briefwechsels besteht zum kleinsten Teil in seinem Reichtum an greifbaren Tatsachen. Daß die Darstellung der Ereignisse des großen und kleinen Alltags einen so breiten Raum einnimmt und so lebendig wirkt, kann nichts daran ändern, daß die Briefe in diesem Sinne kein Kulturdokument sind und auch nicht ohne Bedenken als ein solches ausgewertet werden können. Dies muß betont werden, um den Blick des Lesers auf die Ursprungskräfte der Briefe hinlenken zu können. Die kulturhistorische Auswertung der Briefsammlung steht also nicht an ihrem Eingang: sie ist vielmehr eine zusätzliche Leistung, und sie ist für das vollkommene Verständnis der Briefe ganz und gar bedeutungslos, weil sie von ihren Schreibern nicht beabsichtigt war.

Der Brief als Brücke von Mensch zu Mensch wirkt nur durch seine menschliche Bindung. Er ist auch nur von dieser aus für jeden Dritten zugänglich. So ist auch das wahre Verständnis dieses Briefwechsels zwischen Karoline von Humboldt und Friedrich Gottlieb Welcker nicht von realen Fachkenntnissen abhängig, sondern allein von der Kraft des Charakters, mit dem Einzelnen durch die gemeinsame Verehrung des Ganzen ein Ganzes zu werden. Diese Kraft bestimmt seinen Leserkreis.

Die enthusiastische Gelassenheit, die aus den Briefen beider spricht, erklärt die Beständigkeit dieser edlen Freundschaft und wirkt bei aller Verschiedenheit der Stilbeherrschung als ein sichtbarer Stilfaktor mit; sie gestaltet die Eindrücke des Tages zu Bildern; und während sie auf der einen Seite in Welcker das Jugenderlebnis Italiens an der Bildung seines nationalen Bewußtseins entscheidend mitwirken läßt, führt sie auf der anderen Seite in Frau von Humboldts Briefen von dem Bekenntnis zu Rom (im Brief vom 27. 4. 1808) zum stolzen Bekenntnis zu Deutschland beim Auszug ihres Sohnes Theodor in den Befreiungskrieg. (Brief vom 30. März 1813.)

Das Buch ist ein Vorbild. Es vorstellen heißt es empfehlen. **H. V. C.**

Karoline von Humboldt und Friedrich Gottlieb Welcker. Briefwechsel 1807—1826. Universitätsbibliothek Bonn. Herausgegeben von Dr. Erna Sander-Rindtorff. 1936. Ludwig Röhrscheid Verlag. Bonn.

6.

Jacob Burckhardt Briefe

In einem Kröner-Band hat Fritz Kaphahn eine Auswahl der bedeutsamsten, in Einzelausgaben und Zeitschriften zerstreut veröffentlichten Briefe Jacob Burckhardts gesammelt. Wenn die darin enthaltenen Anschauungen auch oft dem Impuls einer flüchtigen Stimmung entstammen und entsprechend zu werten sind, die Werturteile, dem privaten Charakter des Briefes gemäß, sarkastischer formuliert, als in den abgeschlossenen Werken, so geben diese Briefe doch einen wertvollen Beitrag für die Kenntnis seiner Anschauungen und seiner inneren Entwicklung, ein Medium »zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt«.

Eine Burckhardt-Biographie des Herausgebers leitet die Ausgabe ein. Obgleich Kaphan darauf verzichtet, undurchforschtes Material heranzuziehen, ist seine Arbeit in dem schon recht umfassenden Burckhardt-Schrifttum durchaus beachtlich.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

Jacob Burckhardt, Briefe zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt. Mit einem Lebensabriß herausgegeben von Fritz Kaphahn. 526 S. Alfred Kröner, Leipzig. 1935. RM. 5.—

Dr. WERNER BETZ, Bonn

Wörterbuch des Abendländischen?

Wir sprechen es alle, das Abendländische. Sprächen wir es nicht, könnten wir kaum so leicht und annehmbar übersetzen ins Englische, Französische, Italienische.... Jeder, der außer seiner Muttersprache noch irgend eine andere europäische Sprache versteht, schafft mit am immer neuen Werden des Abendländischen. Denn mit dem Abendländischen ist gemeint: eine aus gleicher Kultursituation erwachsene Sprachgemeinsamkeit. Es gehört also zu den abendländischen Sprachen auch das Ungarische, das seinem Sprachbau nach nicht indogermanisch ist; und es gehört nicht zum Abendländischen das seinem Sprachbau nach indogermanische Indisch.

Wo aber können wir diese abendländische Sprache fassen, wo haben wir sichtbare Ergebnisse des ständig wirkenden Ausgleichs- und Anpassungsprozesses zwischen Europas Sprachen? Wir können es im Wortschatz-Ganzen der Sprache, wenn wir Zahl und Inhalt, Abgrenzung der einzelnen Worte miteinander vergleichen: zwischen den »Wortfeldern« werden wir Beeinflussungen, Ausgleichungen feststellen. Dann gibt es einen internationalen Jargon, in Hotels und D-Zügen gesprochen, der schon in seinem äußeren buntscheckigen Gewand seine vielen erfahrenen Einflüsse zeigt.

Aber es gibt viel wichtigere Arten zwischensprachlicher Beeinflussung. Z. B. die Lehnübersetzung. Damit ist gemeint, daß ein Wort der einen Sprache Glied für Glied in die andere übertragen wird und dann das neue Wort die Bedeutung des fremden Wortes annimmt, nach dem es geprägt wurde. So z. B. wurde Telephon Glied für Glied übersetzt durch Fernsprecher, expressio durch Ausdruck, exceptio durch Ausnahme, Orthographie durch Rechtschreibung, Biskuit durch Zwieback, Weekend durch Wochenende. Überall begegnen uns diese Beispiele. Jeder wird sie vermehren können. Es gibt ein Wörterbuch des Abendländischen: gemeineuropäische Wortprägungen, Sprachbilder.

Für die ungeahnte Häufigkeit der Lehnübersetzung sei hier noch ein von ihrem eifrigsten Erforscher, Fritz Mauthner, gegebenes Beispiel angeführt. Er nimmt einen alltäglichen und anscheinend ganz eigensprachlichen Satz: »Die Gegend meiner Vaterstadt macht wirklich einen malerischen Eindruck« und zerlegt ihn dann so nach seinen fremden Einflüssen, europäischen Prägungen: Gegend — contrée, Vaterstadt — patria, wirklich — effective, malerisch — pittoresco, Eindruck — impressio.

Ebenso umreißt Fritz Mauthner treffend Funktion und Wichtigkeit der Lehnübersetzung, wenn er von ihr sagt: »... die den Übergang der Kultur von einem Jahrhundert ins andere, von einem Volke zum andern begleitet oder verursacht, die jeweils neue Kultursprache bei der älteren in die Schule gehen läßt, die vollends über die einzelnen Volkssprachen hinaus für die höchste aller sozialen Gruppen, für die Einheit der Kulturvölker, mehr geleistet hat, als der Einführung einer künstlichen Weltsprache je zuzutrauen wäre.« Auch Schmidt-Rohr hat in seinem wunderbaren Buch »Mutter Sprache« auf die Lehnübersetzung mit Nachdruck hingewiesen: »Diese Einflüsse (nämlich: des Fremden) sind aber noch stärker und größer, wenn auch schwerer erkennbar vorhanden, wo nur die Anregung zur Bildung eines Begriffes aus der Fremdkultur kam, wo aber zu seiner lautlichen Darstellung Elemente des heimatlichen Lautformenschatzes genommen wurden, wo Lehnübersetzung vorliegt.... Es ist vielleicht das größte Verdienst Mauthners, daß er immer wieder darauf hinweist, wie durchaus der größte Teil unseres Wortschatzes, unseres durchaus seiner Form nach eigenwüchsigen Wortschatzes aus Lehnübersetzungen besteht, und es ist eines der Versäumnisse der Philologie, daß sie nach den von dem großen Sprachkritiker gegebenen Anregungen noch nicht eine Gesamtmusterung des deutschen Wortschatzes vorgenommen hat« [1]).

Lehnübersetzung ist Bildübernahme, eine Sprache übernimmt von einer anderen die Bilder, unter denen der Mensch die Welt und sich selbst begreift. Megalopsychía — magnanimitas — mihhilmuot ... das ist von vielen Bildern ein Bild, wie wir es verfolgen können: daß man die edle und kühne Haltung der Seele als Größe der Seele bezeichnet.

Den Weg vom Griechischen über das Lateinische können wir für viele unserer Bilder verfolgen. Manchmal läßt sich, bei den christlichen Worten, noch ein Pfad zum Hebräischen erkennen, zuweilen taucht rätselvoll Etrurien auf, dann aber verlieren sich die Wege ins Dunkel, und wir wissen nicht, wessen Fackel wir weiter tragen....

Aber das Gewordene könnten wir aufzeichnen, man könnte ein Wörterbuch sich denken der Bilder, in denen der abendländische Mensch die Welt und sich selbst aussagt und deutet. Es würde dabei zu Tage treten, wie in einem unablässigen Kreislauf Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch ... Europas Sprachen sich gegenseitig formen, wie eine Prägung der einen Sprache von den andern nachgeformt wird: wie es über die Verschiedenheit der Laute hinweg eine abendländische Sprache gibt. Und vor diesem abendländischen Hintergrund werden wir dann auch deutlicher unsere germanische und deutsche Sprache sehen.

[1]) In einer demnächst bei Winter in Heidelberg erscheinenden Schrift des Verf. »Der Einfluß des Lateinischen auf den althochdeutschen Sprachschatz« wird ein Anfang mit dieser »Gesamtmusterung« gemacht.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache
Von Friedrich Kluge.
Elfte Auflage, mit Unterstützung von Wolfgang Krause bearbeitet von Alfred Goetze. Lexikon-Okt. XV, 740 Seiten. 1934. Rm. 17.—, geb. 18.—

Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. Von Franz Dornseiff
Lex.-Okt. XX, 613 S. 1934, Rm. 12.—, geb. 13.20

Trübners Deutsches Wörterbuch
Im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung herausgegeben v. Alfred Goetze.
Erste Lieferung: A—Alpe. Rm. 1.—
Ausführlicher Prospekt kostenlos

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35
Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Die Aufgaben eines etymologischen Wörterbuchs

(Zum neuen etymologischen Wörterbuch des Altindoarischen von Walther Wüst)

Der Sprachforscher, der immer einige sogenannte »etymologische« Wörterbücher in greifbarer Nähe seines Arbeitsplatzes hat, macht sich aus seinen Erfahrungen mit diesen unentbehrlichen Helfern im Lauf der Jahre allerhand Gedanken; vielleicht kommt er dann über den Ärger wegen der vielen Mängel solcher Werke dadurch hinweg, daß er sich glücklich preist, kein besseres schreiben zu müssen. Wenn aber einmal einer aus irgendeinem Grund den Entschluß faßt, selber ein solches zu schreiben, so steht er vor der Frage, wie er das anfangen soll. Das bequemste, aber zugleich kläglichste Verfahren ist, daß er die früheren Werke desselben Sprachgebiets und einige von den verwandten Gebieten vornimmt, mehr oder weniger ausplündert und daraus mit ein paar eigenen Bemerkungen und Urteilen ein »neues« Werk zusammenstellt. Er kann aber auch darüber hinaus das einschlägige sprachwissenschaftliche Schrifttum, das ihm einigermaßen leicht erreichbar ist, mit heranziehen und davon dies und jenes verwenden und anführen. Er kann aber das Ziel noch höher stecken, indem er sich zur Aufgabe macht, den gesamten Wortschatz der Sprache etymologisch darzustellen, indem er einerseits alles sammelt, was irgendwo zu irgendeinem Wort dieser Sprache gesagt worden ist, andererseits aber die Geschichte aller Wörter zur Geltung zu bringen sucht, auch derjenigen, die noch nirgends einen Deutungsversuch erlebt haben. Wer sich dieses höchste Ziel steckt, ist dann aber auch in besonderem Maß gezwungen, sich vor Beginn der Arbeit und dauernd während derselben Rechenschaft davon abzulegen, was er will und wie er die Arbeit des Sammelns und Darstellens am besten gestalten kann. Kaum einer hat sich so grundsätzlich mit diesen Fragen auseinandergesetzt, wie neuerdings Walther Wüst [1]); darum hat er auch das Bedürfnis empfunden, öffentlich darüber zu berichten.

Über der etymologischen Darstellung des altindischen Wortschatzes hat bisher ein Unstern gewaltet. Es ist sonderbar, daß die Sprachwissenschaft noch heute von der Sprache, von deren Bekanntwerden sie vor mehr als hundert Jahren den entscheidenden Anstoß erhalten hat und die für den Vergleich mit den verwandten Sprachen immer die allergrößte Wichtigkeit behalten wird, kein etymologisches Wörterbuch besitzt, das auch nur halbwegs befriedigte. So kann das Verdienst, das sich Wüst erwerben will, nicht groß genug veranschlagt werden; die Hoffnung, daß sein Wörterbuch nicht wie andere großangelegte Werke in den ersten Anfängen stecken bleiben wird, darf bei dem Stand der Vorbereitungen und bei der Jugend und Tatkraft Wüsts sehr zuversichtlich sein.

Die drei Lieferungen, die soeben als erstes Stück erschienen sind, enthalten von dem eigentlichen Wörterbuch nur die ersten 12 Seiten; das andere stellt den »ersten Teil« dar und enthält die »Vorrede« (S. 3—125), die »Liste der Abkürzungen und Zeichen« (S. 126—133) und das »Schriftenverzeichnis« (S. 134—194): Die Angabe dieser Seitenzahlen ist nötig, damit man sieht, welchen ungewöhnlichen Umfang diese Stücke haben und daß die »Vorrede«, die sich über Entstehung, Ziel und Plan des Werks ausspricht, dem Verfasser besonders wichtig ist. Es soll daher hier das herausgehoben werden, was methodisch wertvoll ist und deshalb die Aufmerksamkeit weiterer Kreise beanspruchen kann.

Es ist ebenso ungewöhnlich wie wohltuend, daß ein junger Mann, der sich der Größe und Neuheit seiner Leistung durchaus bewußt ist, den Grundsatz aufstellt: es soll von dem früher Geleisteten nichts verloren gehen; auch das Viele, womit wir heute gar nichts anzufangen wissen, soll in einem solchen Sammelwerk verzeichnet werden, damit nicht spätere Geschlechter, die vielleicht mit neuer Fragestellung an Altes anknüpfen, die Sammelarbeit nochmals machen müssen. Überraschen wird den Leser auch die Genauigkeit und Ausführlichkeit, mit der die technische Seite des Sammelns besprochen wird; wenn man aber bedenkt, daß die Erfahrungen eines Sammlers wohl immer verloren wären, wenn er sie nicht gedruckt der Öffentlichkeit mitteilte, und daß solche Anweisungen aus der Erfahrung heraus sonst kaum gedruckt vorliegen, so möchte man wünschen, daß sich andere Wörter- und Etymologiensammler Wüsts Mitteilungen ausgiebig zu Nutze machen.

Eine schwierige Frage ist es für einen Wörterbuchverfasser immer, wie weit er die Grenzen seiner Sammeltätigkeit stecken will. Und hier will nun Wüst den heutigen Bedürfnissen der indogermanischen Sprachwissenschaft in großzügigster Weise Rechnung tragen: Den indogermanischen Bestand der altindischen Grundwörter und Wurzeln kann man sich wenigstens notdürftig aus anderen etymologischen Wörterbüchern zusammensuchen; aber das gibt kein Gesamtbild des altindischen Wortschatzes oder nur ein schiefes. Überall, wo wir überhaupt geschichtliche Nachrichten haben, erfahren wir, daß die Indogermanen bei ihren Wanderungen sich über Völker von anderer Sprache gelegt und sich mit ihnen vermischt haben, und gerade der verschieden starke Einschlag von Nichtindogermanischem erlaubt vorsichtige Rückschlüsse auf die Art der Bevölkerungsmischung im einzelnen Fall. Aus einem ähnlichen Grund müssen die Lehnbeziehungen der Wörter mit verarbeitet werden: aus der Zahl und Art der aufgenommenen und abgegebenen Lehnwörter sind die kulturellen Beziehungen eines Sprachgebietes abzulesen. Nie genug kann auch betont werden, daß eine Sprache nicht aus »Wurzeln« besteht — dieser Eindruck kann aus manchen etymologischen Wörterbüchern fälschlicherweise gewonnen werden —, sondern aus Wörtern; auch das will Wüst in seinem Wörterbuch deutlich zum Ausdruck bringen.

Die Hauptschwierigkeit aber und damit das Kernstück der Ausführungen von Wüst ist die Frage nach der Art der wortkundlichen Forschung und Darstellung. Ein Wörterbuch kann natürlich nur zusammenfassend die Ergebnisse und die wichtigsten Gründe einer Wortgleichung geben; diese Darstellung muß aber durch gründliche, allseitige wortkundliche Einzelforschung unterbaut werden. Wüst beabsichtigt solche in zwangloser Folge herauszugeben als »Wortkundliche Beiträge zur arischen Kulturgeschichte und Weltanschauung«. Die erste Probe legt er in die Vorrede des Wörterbuchs ein (S. 86—112), die zweite hat er als Beitrag zur Festschrift für den 85jährigen Erforscher aller neuindischen Sprachen, Sir George Grierson, beigesteuert [2]). Diese Beiträge sind mit voller Absicht als methodische Musterstücke abgefaßt. Wüst möchte dem »erschütternden Notstand heutiger Wortkunde« (S. 78) durch ein scharfsinnig ausgedachtes »betrachtend-zergliederndes Denkverfahren für wortkundliche Einzelveröffentlichungen« abhelfen. Hier wird man sagen müssen, daß Wüst den Bogen doch überspannt; so wertvoll seine Anregungen als Wegleitung und Gewissensmahnung für den Wortforscher sind, und so überzeugend die zwei erwähnten Beispiele in ihrem sachlichen Ergebnis wirken, so kann sich doch gerade die Wortforschung, schon wegen der unendlich verschlungenen Pfade der Bedeutungsentwicklungen, nicht auf ein »Schema F« festlegen, sondern muß sich mehr Bewegungsfreiheit wahren. Freilich wird man dem Wörterbuch, das nach solchen Grundsätzen durchgearbeitet und angelegt ist, größtes Vertrauen entgegenbringen, und wir warten gespannt auf das hoffentlich recht schnelle Fortschreiten der Veröffentlichung.

Das Ganze ist auf etwa 200 Druckbogen geschätzt, wird also, selbst wenn die Schätzung nicht überschritten wird, drei stattliche Bände geben. Den Hauptteil wird natürlich das eigentliche etymologische Wörterbuch bilden; aber es sind für den dritten Teil allerlei Zutaten geplant, und zwar weit über das hinaus, was sonst in dieser Art üblich ist: z. B. ein Verzeichnis aller belegten Laute und Lautgruppen nach Anlaut, Inlaut und Auslaut, eine Liste aller formal genau entsprechenden Wortgleichungen und ein sprachwissenschaftlich-grammatisch-kulturgeschichtlich-religionsgeschichtliches Sachverzeichnis — Dinge, die natürlich dem Buch einen noch höheren Wert verleihen werden.

Noch ein paar Worte zum genaueren Verständnis des Titels: 1. Zwischen einem »vergleichenden« und einem »etymologischen« Wörterbuch wird gewöhnlich kein Unterschied gemacht. Wüst scheidet so: Die Vergleichung stellt das Wort mit »verwandten« Wörtern anderer Sprachen (oder Mundarten) zusammen, z. B. das altindische *pitar-* mit lateinisch *pater* und deutsch *Vater* usw., die Etymologie sucht bei jedem Wort durch Zerlegung das Grundwort festzustellen, z. B. beim deutschen Wort *Feder* die indogermanische Wurzel *pet-* »fliegen«; als drittes wäre hinzuzufügen die geschichtliche Betrachtung des Wortes nach seiner äußeren Form, seiner Verbreitung und Bedeutungsentwicklung. 2. Den Ausdruck »altindoarisch« möchte Wüst an die Stelle des bisher üblichen, von ihm in Klammern gesetzten »altindisch« setzen. Die in Indien eingedrungenen Indogermanen, die sich im Gegensatz zu den Urbewohnern Arier nannten, ließen die Sprachen, die sie antrafen, bis heute in weitestem Umfang bestehen; man muß also für die alt-, mittel- und neuindische Zeit immer zwischen arischen und nichtarischen Sprachen unterscheiden. Wer bisher »altindisch« sagte, meinte immer das, was jetzt Wüst »alt-indoarisch« nennt. Ob man den kürzeren und kaum mißverständlichen Ausdruck zugunsten des neuen, genaueren, aber umständlicheren aufgeben will, darüber kann man streiten.

Zum Schluß muß doch noch ein Wort über den Stil des Verfassers gesagt werden. Es besteht nämlich die Gefahr, daß mancher willige Leser aus der sonderbaren, sehr breitspurigen, vor zahlreichen Wiederholungen nicht zurückschreckenden, pedantisch-lehrhaft-gängelnden Schreibweise Mißtrauen gegen den Inhalt schöpft, und das wäre jammerschade; denn neben dieser Stileigenart steht — in einer Weise, die ich nicht recht damit vereinigen kann — die höchste Genauigkeit und Zuverlässigkeit in den kleinsten Kleinigkeiten und im Sachlichen eine sichere und überzeugende Gedankenführung, so daß man über dem Dank für das inhaltlich Gebotene den Stil zu vergessen suchen muß. Die 12 Seiten des eigentlichen Wörterbuchs, die jetzt vorliegen, berechtigen zu der Zuversicht, daß in diesem Teil, der ja doch der wichtigste ist, diese Stileigenart verschwinden wird.

Prof. Dr. A. Debrunner
Bern

[1]) Walther Wüst: Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch des Alt-Indoarischen (Altindischen), Lieferung 1—3. C. Winter, Heidelberg 1935. 208 S. RM. 9.—.
[2]) Bulletin of The School of Oriental Studies VIII, 1936. S. 835—873.

Soeben erschien:
Deutsch
Eine wortgeschichtliche Untersuchung
Von **Willi Krogmann.** Groß-Oktav. IV, 108 Seiten. 1936. Kart. RM 6.—
Deutsche Wortforschung, Heft 1
Das Buch bietet eine neue Lösung der Aufgabe, die bei der Prägung der heutigen Bedeutung des Wortes deutsch wirksamen Kräfte aufzudecken. Der Verfasser kann dazu verschiedene Belege heranziehen, die in diesem Zusammenhange bisher noch keine Beachtung gefunden haben, und von denen neues Licht auf die Entwicklung des Wortes deutsch fällt.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35
Woyrschstraße 13

Kürzlich erschien: ALOIS BRANDL
Forschungen und Charakteristiken
ZUM 80. GEBURTSTAG
Herausgegeben von dem Englischen Seminar der Universität Berlin und der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Groß-Oktav. IV, 228 Seiten. Geb. RM 12.—
Alois Brandl hat im Laufe seines reichen Gelehrtenlebens eine große Anzahl von Aufsätzen geschrieben, die in mancherlei Zeitschriften erschienen sind. Einige von diesen Beiträgen sind vergriffen, andere schwer zugänglich, alle sind wertvoll über die Zeit des Entstehens hinaus: Eine Auswahl dieser kleinen Schriften wird hier geboten. Sie soll den Reichtum der wissenschaftlichen Arbeit Alois Brandls bekunden und der Forschung von neuem Anregung geben.
Prospekt kostenlos!
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstrasse 13

Digitized by Google

Bibliographien

1.

Internationale Bibliographie der Bibliographien

Wie auf manchen anderen Gebieten des Buch- und Bibliothekswesens die deutschen Einrichtungen anerkannt führend in der Welt sind, so auch in der internationalen Bibliographie, soweit sie die Bibliographien selbst und das Buch- und Bibliothekswesen aller Kulturländer betrifft. Schon die früheren bibliographischen Beihefte zum »Zentralblatt für Bibliothekswesen« von A. Hortzschansky, die nach dem Weltkriege erst von R. Meckelein, dann von R. Hoecker fortgesetzt wurden, waren eine reiche Fundgrube. Sie wurden in einer neuen Folge für das Jahr 1926 von letzterem und J. Vorstius zu der heutigen selbständigen Form einer »Internationalen Bibliographie des Buch- und Bibliothekswesens« umgestaltet, von der soeben der zehnte Jahrgang 1935 [1]) ausgegeben worden ist. Die nunmehr vorliegenden zehn stattlichen Jahrgänge sind sich im Programm gleichgeblieben, wenn auch im einzelnen in der Einteilung und in der Erfassung des Titelmaterials, die im wesentlichen auf Grund der Zugänge der Preußischen Staatsbibliothek und in der Ausschöpfung laufender bibliographischer Organe erfolgt, vieles verbessert wurde, wie ein Vergleich des 1. mit dem 10. Jahrgang zeigt. Besonders anzuerkennen ist jedenfalls die Pünktlichkeit, mit der diese Bände jeweils bereits im Frühsommer für das vergangene Berichtsjahr vorgelegt werden.

Was enthält nun diese Bibliographie und warum wird gerade an dieser Stelle auf sie hingewiesen? Man findet in einer ersten Abteilung eine »Bibliographie der Bibliographien«, d. h. Verzeichnisse aller allgemeinen und Nationalbibliographien, der Fachbibliographien aller Wissenschaften, der regionalen und personalen Bibliographien des letzten Jahres. Die zweite umfangreichere Abteilung verzeichnet die Schriften über Buch- und Bibliothekswesen im weitesten Umfange wozu z. B. die Literatur über Schriftwesen, Buchhandel, Zeitungswissenschaft, Urheber- und Verlagsrecht, Bibliophilie usw. gehört. Ein ausführliches Register (Sp. 339—394 schließt den reichen Stoff auf. Man macht leider oft die Erfahrung, daß diese Bibliographie, vor allem in ihrem ersten Teil, bei den Geistesarbeitern noch viel zu wenig bekannt ist und kaum benutzt wird. Wer Stoff zu irgendeiner Arbeit sammelt, sollte diese bequeme internationale Zusammenstellung mit an erster Stelle aufschlagen; denn durch ihre Hinweise wird er an viele Quellen herangeführt, von denen er oft nur durch Zufall erfährt. Diese zehn Jahrgänge stehen daher mit Recht im Lesesaal einer jeden gut geleiteten Bibliothek bereit.

[1]) Internationale Bibliographie des Buch- und Bibliothekswesens mit bes. Berücks. der Bibliographie. In krit. Auswahl zusammengestellt von Joris Vorstius u. Gerhard Reincke. Jg. 10, 1935. Leipzig: Otto Harrassowitz 1936. XII S., 394 Sp. 4° 28.—; geb. 30.—.

2.

Internationale Personalbibliographie

Unter einer »Personalbibliographie« kann man einmal die Zusammenstellung der über eine Persönlichkeit erschienenen Literatur, ferner aber auch die bibliographische Aufzählung des gesamten Schrifttums, des eigenen literarischen oder wissenschaftlichen Schaffens eines bestimmten Autors verstehen. Verzeichnisse der ersten Art sind seltener und pflegen zumeist erst nach dem Tode des Betreffenden zusammengestellt zu werden, die der zweiten Art sind jedoch überaus beliebt und fast jede bedeutendere Persönlichkeit weist derartige Listen des eigenen Schaffens auf. Sie erscheinen oft als Beigabe in Festschriften zum 50., 60., 70. Geburtstag usw. und sind geeignet, Rechenschaft über die bisher erschienenen Geisteskinder zu geben oder sie werden abschließend nach dem Tode veröffentlicht, meist in Fachzeitschriften und als Anhang zu Nekrologen. Solche »Personalbibliographien« der letzteren Art sind neben der darin liegenden Ehrung ein sehr wichtiges Hilfsmittel für die wissenschaftliche Forschung, für Ermittlungszwecke im Leihverkehr der Bibliotheken, für Auskünfte usw. Es ist merkwürdig, daß es bisher Bibliographien dieser letzten Gruppe von »Personalbibliographien« kaum gegeben hat. Große Bibliotheken haben sich wohl gelegentlich Hilfskarteien derartiger Verzeichnisse angelegt, wie z. B. die Deutsche Bücherei in ihrem Katalog der sog. »versteckten Bibliographien« eine große Abteilung »Personalbibliographien« besitzt, die für Auskunftszwecke laufend großen Nutzen stiftet. Aus einer solchen Hilfskartei, die im Signierdienst der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin geführt wird, ist nun eine erste umfassende Veröffentlichung dieser Art erschienen [1]), ein Verdienst von Max Arnim, der in langjähriger Sammelarbeit alle Quellen dafür ausgeschöpft hat. Dieses Werk weist nach, an welchen Stellen das literarische Lebenswerk eines in den letzten neun Jahrzehnten tätigen Gelehrten oder Schriftstellers in fast vollständiger Form verzeichnet ist und gibt diesen Nachweis für etwa 25 000 Autoren aller Kulturnationen und aus allen Wissenschaften. Es handelt sich dabei nicht nur um Gelehrte (Naturwissenschaftler und Techniker ebenso wie Geisteswissenschaftler), sondern auch um Dichter und Schriftsteller, um Männer des politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Lebens, soweit sie überhaupt ein irgendwo verzeichnetes größeres Schrifttum hinterlassen haben. Die internationale Bedeutung des Werkes ergibt sich am besten aus der folgenden Gruppierung der Autoren nach ihrer Nationalität: Dem deutschen Sprachgebiet gehören an 12 000 Autoren einschl. 700 aus der Schweiz. Reichlich 13 000 Autoren entfallen auf das Ausland, und zwar in folgender Abstufung: 3 200 für Frankreich und Belgien; 3000 für England und Nordamerika; 2100 für Italien; 1900 für Skandinavien, Baltikum und Finnland; 1700 für die slawischen Länder einschl. Rußland; 700 für Holland; 400 für Spanien, Portugal und Südamerika; 100 für Griechenland, Türkei, Ostasien.

Dieses staunenswert reichhaltige Material ist in übersichtlicher Druckanordnung titelmäßig kurz, aber ausreichend zitiert und bildet ein ausgezeichnetes Quellenwerk, das hoffentlich in mehrjährigen Abständen weitergeführt werden kann. Das Vorwort verzeichnet im einzelnen die der Arbeit zugrunde gelegten Richtlinien. Es hätte vielleicht noch erwähnen können, daß das »Literarische Zentralblatt für Deutschland« als einzige Zeitschrift seit 1931 laufend die deutschsprachigen »Personalbibliographien« mit einer gewissen Vollständigkeit veröffentlicht und damit wenigstens zum Teil dieses Werk weiterführt.

[1]) Arnim, Max, Internationale Personalbibliographie. 1850 bis 1935. In d. Preuß. Staatsbibliothek bearb. Leipzig, Karl W. Hiersemann 1936. XII, 572 S. 4°. Lw. 52 RM.

3.

Das neue Gutenberg-Jahrbuch

In Nr. 21 des vorigen Jahrganges hatte ich die bisherigen zehn Jahrgänge des »Gutenberg-Jahrbuchs« der Mainzer »Gutenberg-Gesellschaft« gewürdigt. Nun liegt pünktlich zum Johannisfest der 11. Jahrgang [1]) vor, der wiederum reiche Anregungen und übersichtliche Darstellungen aus dem Gebiete der Buchdruckgeschichte in vielen Kulturländern enthält, diesmal vermehrt durch Artikel über die Buchbindekunst. 32 Aufsätze faßt der stattliche Band, von denen 20 mit zusammen 123 Abbildungen versehen sind. Von den 32 Verfassern gehören ihrer Nationalität nach 13 dem Deutschen Reich, 4 Frankreich, 3 Österreich, 2 England, 2 Nordamerika und je einer Belgien, Irland, Italien, Polen, Spanien, Tschechoslowakei, Ukraine und Ungarn an; unter ihnen bedienten sich neben den 13 Reichsdeutschen auch 8 Ausländer der deutschen Sprache; 5 Aufsätze sind in englischer, 4 in französischer und je einer in italienischer und spanischer Sprache geschrieben. Wie A. Ruppel, dem wieder die Gesamtredaktion des Bandes zu danken ist, im Jahresbericht der »Gutenberg-Gesellschaft« mitteilt, nahm diese eine stetige Entwicklung und rüstet bereits zum 500-Jahresfest Gutenbergs im Jahre 1940, zunächst durch Mitgliederwerbung aller derer, die zur Erfindung Gutenbergs eine engere Beziehung haben (das wäre eigentlich die ganze Kulturmenschheit). Satz und Druck des Bandes in Kochs Wallauschrift seitens des Bibliographischen Institutes in Leipzig und des Einbandes von Ernst Rehbein in Darmstadt sind wiederum vorbildlich.

Dr. H. Praesent
Leipzig

[1]) Gutenberg-Jahrbuch 1936. Hrsg. von A. Ruppel. Mainz, Gutenberg-Gesellschaft 1936, 244 S., 123 Abb. 4°. 35.— RM.

Ein neues deutsches Wörterbuch

Jedem Interessierten wird es eine große Freude bedeuten, daß ein neues volkstümliches, wissenschaftlich ernstes und erschwingliches deutsches Wörterbuch im Erscheinen begriffen ist, das seinen Namen nach dem Verleger Karl J. Trübner trägt, der im Elsaß Sprach- und Wortgeschichte pflegte [1]). Aus den programmatischen Leitsätzen teilen wir Folgendes mit:

»Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm sollte nach der Absicht seiner Begründer ein Haus- und Handbuch aller Deutschen werden. Es ist aber ein gelehrtes Werk geworden und hat darüber jenes erste Ziel verfehlt ... Trübners Deutsches Wörterbuch ... will in vier Bänden auf insgesamt 160 Bogen unsern lebenden Wortschatz in wissenschaftlich ernsthaften und einwandfreien Wortgeschichten darstellen, die in jeder Zeile faßlich geschrieben sein und jede ermüdende Breite vermeiden sollen. Bei schärfster Raumausnutzung will das Werk den deutschen Wortschatz nicht erschöpfen, sondern in gewissenhafter Auslese die sprachgeschichtlich anziehenden und kulturgeschichtlich bedeutsamen Wortgeschichten ausheben ... Faßlichkeit der Darstellung ist vor allem angestrebt; auch Fachwörter sind deutsch gegeben, soweit das mit guter Art irgend geschehen konnte. Der bunte Reichtum unserer Volkssprache soll mit all seiner Pracht und Fülle in das Werk einströmen. Die Treffsicherheit ihrer Späße, die Leuchtkraft ihrer Bilder sollen darin Platz finden, kurz alle die Kräfte, die unserem ehrwürdigen und doch innerlich so jungen Deutsch eine lebendige Zukunft verbürgen.«

Als Herausgeber dieser aufs höchste begrüßenswerten Gemeinschaftsarbeit einer Reihe von Wortforschern zeichnet Alfred Götze; bei der ersten Lieferung, die die Worte Aa bis Alpe umfaßt, sind die folgenden Mitarbeiter vertreten: Otto Basler, Anneliese Brettschneider, Max Gottschald, Alfred Schirmer, Wolfgang Stammler, Ruth Westermann und der Herausgeber. Unter den Beiträgen ragen besonders die Wolfgang Stammlers durch ihre Gründlichkeit und ihre Lebendigkeit hervor; die Wortgeschichten von »Abenteuer« und »Adel« sind ganz hervorragend und erinnern an die schönsten Beiträge im Grimmschen Wörterbuch. Aber auch andere Mitarbeiter haben Vorzügliches geleistet: Die Zusammensetzungen mit »ab-«, die Worte »Ache«, »ade«, »Affe«, »Ahn«, »ahnen«, »all« und viele kleinere Beiträge haben ausgezeichnete Referenten erhalten. Soviel sich nach den ersten vier Bogen beurteilen läßt, ist das eingangs wiedergegebene Programm recht gut erfüllt. Auf die Fortsetzungen darf man sehr gespannt sein.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Trübners Deutsches Wörterbuch. — Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung herausgegeben von Alfred Götze. Erste Lieferung: A—Alpe. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 64 Seiten; RM 1.—.

Hans Liebmann
Geschichte der Alten Kirche
1. Die Anfänge. Oktav. VII, 323 S. 1932. Geb. RM 7.—
2. Ecclesia catholica. Oktav. VIII, 339 S. 1936. Geb. RM 4.80
„... Wir wünschen, daß die Gebildeten unserer Tage sich einmal ernsthaft mit einem Buch von solcher Ruhe und Reife des Urteils auseinandersetzen möchten, und meinen, daß ihnen die Form der Darstellung dazu Lust machen dürfte." Eisenacher Ztg.
Ausführlicher Prospekt kostenlos!
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Wohrschstr. 13

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Albertine Andrienne Necker de Saussure (1766—1841)

Madame Necker de Saussure trägt mit Recht den Ehrentitel der ersten Kinderpsychologin. Sie verdient auch in Deutschland in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Ihre um die Wende des 18. Jahrhunderts angestellten Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse nehmen vielfach die Ergebnisse moderner Kindesforschung voraus. Über ihr in den Jahren 1829—1832 erschienenes Hauptwerk, die »Education progressive«, urteilt Compayré in seiner »Histoire critique des doctrines de l'éducation en France«, daß es eines der besten Bücher über die Natur des Kindes sei. Besonders wertvoll ist es wegen seines dritten Teiles, der »Erziehung des weiblichen Geschlechtes«. Dieser ist wegen seiner grundlegenden Erörterungen über die Bestimmung und das Wesen der Frau noch jetzt äußerst lesenswert. Hier tauchen zum ersten Male die Probleme der sog. Frauenfrage auf.

Albertine Andrienne de Saussure ist im Jahre 1766 als Tochter des für seine Zeit bedeutenden Naturforschers Horace Benedict de Saussure in Genf geboren. Der Geist des Elternhauses, insbesondere der Einfluß des von tiefer Frömmigkeit erfüllten Vaters, eines ausgezeichneten Gelehrten, spiegelt sich immer aufs neue in ihrer Education wieder. Er ließ seiner Tochter eine sorgfältige, vielseitige Ausbildung zuteil werden. Die Grundlage bildeten die alten Sprachen, in den Naturwissenschaften unterwies er sie selbst. Sprachen, Geschichte, Natur und Kunst sollten alle Seelenkräfte des begabten Kindes wecken und eine gleichmäßige, die Verstandes- wie die Gemütsseite berücksichtigende harmonische Bildung schaffen. Wie gut ihrem Vater seine Absichten gelungen sind, bezeugt ihr großes Erziehungswerk, wo sie immer wieder auf die Notwendigkeit der gleichmäßigen Ausbildung von Gemüt, Verstand und Willen hinweist. Neunzehn Jahre alt, vermählte sie sich mit dem Rittmeister Jacques Necker. Er ist, ebenfalls in Genf gebürtig, der Sohn des namhaften Mathematikers Louis Necker, eines Bruders des Ministers Ludwigs XVI. Er nahm bald seinen Abschied und erhielt auf Grund seiner tüchtigen Arbeiten über Botanik für dieses Fach einen Lehrauftrag an der Akademie seiner Vaterstadt. Mme Necker half ihm getreulich in seinem Berufe und ließ ihrem Gatten zugute kommen, was sie bei ihrem Vater gelernt hatte. In ihrem späteren Leben, besonders nach dem schmerzlich beklagten Tode des heißgeliebten Vaters, schloß sie sich eng an ihre Base, Frau von Staël, an, die in dem nahe bei Genf gelegenen Coppet wohnte, und nahm teil an den vielseitigen literarischen und künstlerischen Interessen dieser geistvollen Frau. Auf ihre Anregung übersetzte sie A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur ins Französische. Im Jahre 1817 starb Frau von Staël, und Frau Necker erlitt durch ihren Tod den zweiten herben, nie verschmerzten Verlust ihres Lebens. Sie hat ihr in ihrem Erstlingswerk, der »notice sur le caractère et les écrits de Mme de Staël«, ein Denkmal errichtet. Es gehört noch immer zum Besten, was über die berühmte Frau geschrieben ist. A. W. Schlegel übertrug das Buch ins Deutsche. Er erklärt in der Vorrede, wie der Verlust der Freundin Frau Necker zur Schriftstellerin werden ließ: »Ein in seiner Art einziger Beweggrund, der seine Macht von dem Schmerz und der Liebe hernahm, konnte Frau N. auffordern, alle Bedenken beiseite zu setzen. Die Welt wird es ihr ebenso sehr Dank wissen als die Freunde der Verewigten.«

Der Lebensabend der Frau N. wurde durch ein schweres Gehörleiden verbittert. Der Tod lichtete die Reihen der Freunde, immer einsamer wurde es um sie. Studium und Lektüre gewährten den einzigen Trost; noch einmal rafft sie sich, schon 63 Jahre alt, zu schriftstellerischer Tätigkeit auf und veröffentlicht ihre »éducation progressive ou étude du cours de la vie«. Das Werk erhielt den ersten Preis der französischen Akademie. Frau N. starb am 13. April 1841.

Ihre Kinder erzog Frau N. im Geiste ihres trefflichen Vaters. Sie unterrichtete sie selbst in der Musik, den Sprachen und Naturwissenschaften. Einer ihrer Söhne hat sich als Mineraloge und Geologe einen Namen gemacht und als Genfer Akademieprofessor einige grundlegende Schriften über diese Gebiete veröffentlicht.

In Frau N. vereinigt sich die Liebe zum Kinde mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Exaktheit. So gerüstet, tritt sie an die von ihr erwählte Aufgabe, die wissenschaftliche Begründung der Kindesforschung. Alle möglichen Gebiete — so klagt sie — hat die Wissenschaft durchforscht — nur am Nächsten und Notwendigsten, der Kindesforschung, ist sie vorbeigegangen. »Wird man je soweit kommen, die Erziehung wissenschaftlich zu begründen? ... Ich weiß es nicht; aber ich glaube, daß die Grenzen der Ungewißheit enger zusammengezogen werden können.« Die besten Dienste

können hierfür die Mütter leisten. Sie müßten, wie sie es selbst gemacht hat, über die Entwicklung ihrer Kinder fortlaufend und gründlich Tagebuch führen. »Die Worte, die Gedanken und Vorstellungen, die Erkenntnisse, die Gefühle, das Wollen, kurz jede Entwicklung, jeden Fortschritt müßte man darin verzeichnen, um die ersten Anzeichen der guten und schlechten Eigenschaften und so zugleich ihre Ursache zu entdecken.« »Education progressive« heißt ihr Buch — und der Entwicklungsgedanke beherrscht alle ihre Darlegungen: dieselben Naturgesetze, die die Entwicklung der Menschheit bestimmen, gelten auch für den einzelnen Menschen. Andrienne, die erklärte Feindin jeder Aufklärung, hat Herders »Ideen« gründlich und mit Verständnis gelesen und führt sie oft zur Begründung ihrer Ansichten an. Gleich ihrem Landsmann Rousseau weist sie hin auf die selbständige Bedeutung der einzelnen Entwicklungstufen und fordert demgemäß die dieser Gesamtveränderung des geistigen Habitus entsprechende Behandlung des Kindes. »Wir müssen das Kind zunächst so behandeln, wie es ist, wie es seinem eigentlichen Wesen entspricht; erst in zweiter Linie darf man daran denken, daß ein Erwachsener aus ihm werden soll.« Aus dem Wirken dieser lebendig schaffenden Kräfte schließt die fromme Beobachterin auf das Walten eines göttlichen Geistes über allem irdischen Geschehen. Das Werden des Kindes schildert Andrienne im ersten Teil ihres Buches vom ersten bis zum vierzehnten Lebensjahre, wobei sie nach dem fünften, der ersten Kindheitsperiode, einen tiefen Einschnitt macht. Die Entwicklung der Frau verfolgt sie in dem ihr gewidmeten Hauptabschnit ihres Buches, der »Etude de la vie des femmes«, durch das ganze Leben hindurch.

Frau Neckers Methode ist gekennzeichnet durch scharfe Beobachtung und kluge Ausdeutng der beobachteten Tatsachen. Hierfür nur ein Beispiel: sie stellt fest, daß die Kleinen beim Sprechenlernen zunächst Hauptwörter, dann Tätigkeitswörter verwenden und daß sich in Verbindung mit diesen auch das Verständnis für ja und nein einstellt. Aber diese Wörtchen drücken auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht Bejahung und Verneinung in der dem Erwachsenen geläufigen Weise aus, sie bezeichnen beim kleinen Kinde nur ein Wollen. »Sie bedeuten ein Annehmen oder Zurückweisen und werden so zu den Verben velle und nolle.« Dabei sagt das kleine Wesen viel öfter »nein« als »ja«. Frau Necker erklärt das so: »Das Kind drückt seine Ablehnung in Worten aus, während es schleunigst zugreift, falls ihm der hingehaltene Gegenstand gefällt. Dies geschieht so schnell, daß zum Sprechen keine Zeit bleibt.« Modernste Forschung kommt zu demselben Ergebnis: »Das Nein des Kindes ist zunächst nur die Abwehr des Nichtgewollten, erst viel später Konstatierung des Nichtseienden.«

Am besten hat A. W. Schlegel in der oben angeführten Vorrede das Wesen der Frau N. gekennzeichnet: »Sie ist begabt mit beobachtendem Scharfsinn, mit männlicher Festigkeit des Urteils neben weiblicher Zartheit des Gefühls und der Einbildungskraft.«

E. Brodführer
Wilhelmshorst

Aus dem Inhalt der letzten Nummer:

JÜRGENS: Englands geistige Aufrüstung

RAUEN: Über die Bedeutung zwischen Vitaminen und Fermenten

ILBERG: Aus der Entwicklungsgeschichte des Menschen

NATZMER: Das neue Weltbild der Biologie

Die nächste Nummer bringt u. a.:

BEURLEN: Die Stellung der Geologie im Rahmen der Naturwissenschaften

MEHLAN: Geschichte der Balkanmessen

SCHIFFERS-DAVRINGHAUSEN: Was ist Reiseliteratur?

Wie bestellt man die „Geistige Arbeit"?

1. **Bei jedem Buch- oder Zeitschriftenhändler (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Porto).**

2. **Durch eine Postkarte beim Verlag Berlin W 35, Woyrschstr. 13.**

   (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. 4 Pfg. Porto für die Nummer.)

3. **Bei jedem Briefträger oder jeder Postanstalt des Deutschen Reiches.**

   (Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzüglich RM 0.22 Bestellgeld.)

Postscheckkonto des Verlages Berlin 59533.

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 II. Vj. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

NOV 5 1936

Berlin, 5. Oktober 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 19

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Prof. KARL BEURLEN, Kiel

Die Stellung der Geologie im Rahmen der Naturwissenschaften

Die Stellung der Geologie im Rahmen des heutigen Wissenschaftsbetriebes ist eigenartig widerspruchsvoll. Für jedes umfassende, auf Heimatkunde im weitesten und tiefsten Sinn ausgerichtete naturwissenschaftliche Weltbild ist die Erd- und Lebensgeschichte umfassende Geologie eigentlicher Mittelpunkt. Darum ist auch die innere Bereitschaft des denkenden Menschen auf geologische Fragestellung durchaus lebendig, wie das z. B. der große Publikumserfolg der Welteislehre zeigt. Für die großen Bauvorhaben des neuen Reiches, für viele Fragen der Rohstoffversorgung ist intensive geologische Untergrundsforschung von wesentlicher Bedeutung. Auf der anderen Seite aber ist die Geologie die Naturwissenschaft, welche im naturwissenschaftlichen Unterricht in Schule und Universität ganz zurücktritt, meist sogar ganz fehlt.

Unter solchen Umständen erscheint die Frage nach der Stellung, welche der Geologie im Rahmen der Naturwissenschaften ihrem Wesen gemäß zukommt, nicht unberechtigt. Die Antwort auf diese Frage ergibt sich zwangsläufig, wenn Fragestellung und Ziel geologischer Forschung im Hinblick auf Fragestellung und Ziel der übrigen Naturwissenschaften klargestellt wird.

Das Ziel der Geologie ist in erster Linie ein geschichtliches: Aufhellung des geschichtlichen Werdens der Landschaft und ihrer Lebewelt, bzw. letztlich der Erde und des Lebens, dies allerdings nicht um seiner selbst willen oder nur etwa um eine einfache Neugierde mit mehr oder weniger unwahrscheinlichen Vorzeitrekonstruktionen zu reizen, sondern um den Gesetzen nachzuspüren, richtiger den Triebkräften, aus denen heraus die Landschaft gewachsen ist und die auch jetzt und künftig sie gestalten; um die Fäden der Wechselbeziehungen aufzudecken, welche das Zusammenspiel der verschiedenen Naturbereiche bestimmen und durch welche die verschiedenen — organischen und anorganischen — Teilbereiche der Natur zu einem höheren Ganzen, eben der Landschaft, verflochten werden, kurz um die Natur in ihrer konkret geschichtlichen Wirklichkeit und Wirksamkeit zu erkennen; denn das ist sicher für jeden, der mit unbefangenem Blick vor der Landschaft steht: daß nichts in dem vielfältigen Geschehen unabhängig vom anderen geschieht, daß vielmehr all die verschiedenen Vorgänge ineinander greifen und daß jedes zu seiner Zeit geschieht, daß das Gesamtgeschehen aber in jedem Augenblick ein neues Gesicht zeigt, das auf der Vergangenheit aufbaut, niemals aber einfach ein früheres Geschehen wiederholt, daß das Naturgeschehen sich also als ein geschichtliches Geschehen abspielt.

Die wissenschaftliche Erforschung setzt die Isolierung der einzelnen Vorgänge, die Analyse, voraus; denn erst der aus der komplexen Ursachenverflechtung des Gesamtgeschehens herausgelöste Einzelvorgang läßt eine eindeutige Zuordnung von Ursache und Folge zu und ermöglicht daher die Feststellung gesetzmäßiger Beziehungen von allgemeinerer Bedeutung. So ergab sich zwangsläufig als Voraussetzung jeder auf Naturerkenntnis ausgehenden Naturforschung eine analytisch kausale Betrachtungsweise, durch welche bestimmte Vorgänge, bzw. bestimmte Arten von Vorgängen für sich allein betrachtet wurden, indem man z. B. unabhängig von anderen Beziehungen einfach die Frage nach der Natur und den Veränderungen der Materie als solcher stellte, indem man weiterhin nach den zwischen den Körpern bestehenden Beziehungen (Anziehung, Abstoßung usw.) fragte, indem man ebenso auch in dem organischen Teil der Natur nach Aufbau und Eigenschaften der Pflanze, bzw. des Tieres forschte, die Formenfülle der Lebewesen zu ordnen suchte, oder die Lebensäußerungen als solche und unabhängig von anderen Befunden analysierte. Das heißt also, man hat aus dem Gesamtgeschehen der Natur Teilbereiche herausgelöst und so betrachtet, als ob sie für sich allein bestünden.

Wenn diese Auflösung in Einzelbereiche und das heißt praktisch in spezielle Forschungszweige, in Spezialwissenschaften, einen Sinn haben und weiter führen sollte als die vorhergehende allgemein spekulative Naturforschung des Mittelalters, so war es notwendig, daß innerhalb der Einzelbereiche nun auch die Zuordnung von Ursache und Folge als wirklich unbedingt und allgemein gültig herausgearbeitet wurde, daß also die von den speziellen Abwandlungen des Einzelfalls unabhängige, stets gültige Allgemeinbeziehung klargestellt wurde. Aufgabe dieser analytischen Forschung war also die Abstraktion vom konkreten, durch das Ineinandergreifen der verschiedenen Bereiche spezifisch geprägten Geschehen und die Festlegung allgemeiner, d. h. absoluter und zeitunabhängiger Kausalbeziehungen. Die gesamte moderne, hieraus erwachsene Naturwissenschaft, die Chemie, Physik, Astronomie, die biologischen Einzelwissenschaften, sind somit ihrem Wesen nach analytisch und spezialistisch und mit ihrer Ausrichtung auf zeit- und raumunabhängige Gesetze und Kausalbeziehungen grundsätzlich ungeschichtlich.

Die mit der Absicht der Naturerforschung notwendig gegebene Analyse bedingt somit unbedingte Ungeschichtlichkeit und spezialistische Auflösung. Die gewaltigen, auf diesem Weg erreichten Erfolge zeigen die methodische Richtigkeit dieses Vorgehens; aber die Art der Ergebnisse und der aus ihnen zu ziehenden allgemeinen Konsequenzen (z. B. Relativitätslehre) zeigt ebenso wie das im Vorhergehenden Ausgeführte, daß diese Ergebnisse nur spezielle Bedeutung für den Teilbereich haben, in welchem sie entwickelt worden sind; Erklärungswert im Hinblick auf die Natur als Ganzes geht ihnen ab und muß ihnen abgehen, da ja in der Natur keine isolierten Teilbereiche existieren, sondern jeder Vorgang nur durch und in der Wechselbeziehung zu den anderen Abläufen überhaupt wirklich ist. Auch in einem Organismus kann ein Organ für sich in seiner Funktion untersucht werden; wirklich aber und wirksam ist dieses Organ nur als Glied des ganzen Organismus, in welchem seine Tätigkeit sich nicht nach der Art einer chemischen Laboratoriumsreaktion, sondern in der Abstellung auf die jeweiligen Bedürfnisse des Ganzen sich abspielt. Wo diese Abgestimmtheit des Organs auf den Organismus nicht mehr vorhanden ist, wo das Organ als gewissermaßen isoliertes Organ wirkt, da ist die als Krankheit bezeichnete Störung vorhanden.

Es war der grundsätzliche Irrtum der positivistischen und nur mechanistischen Na-

INHALT

BEURLEN: Die Stellung der Geologie im Rahmen der Naturwissenschaften
MEHLAN: Geschichte der Balkanmessen
LÖSCH: Bevölkerungswellen - Konjunkturursache
SCHIFFERS-DAVRINGHAUSEN: Was ist Reiseliteratur?
JACOB: Bernhard Schädel
MÜHLMANN: Die Hamburger Südsee-Expedition
ZAHN: Peter Simon Pallas — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

turwissenschaft, daß sie geglaubt hat, eine einfach summierende Synthese der analytischen Einzelbefunde würde schließlich die Naturerklärung abgeben; sie hatte vergessen, daß die Möglichkeit des analytisch exakten Ansatzes das Bewußtsein eines analysierbaren Ganzen ja zur Voraussetzung hat, daß aber durch die Analyse selber, durch die Auflösung in unabhängige Teilbereiche, das Wesentliche des Ganzen, das gliedhafte Zusammengehören der Teile in einem sinnvollen Ordnungsgefüge und Ordnungsgeschehen, aufgehoben wurde. Für eine Erklärung des Ganzen kann daher ein einfaches summierendes Zusammenstellen der Einzelergebnisse nicht genügen; die Zusammenfügung zum Ganzen, d. h. die Erklärung, muß vielmehr das, was bei der Analyse gedanklich ausgeschieden werden mußte, nämlich das Ordnungsgefüge des Ganzen, als logische Kategorie wieder einfügen; die Einzelbefunde müssen in den Ordnungszusammenhang des konkreten Geschehens eingereiht werden. Dieser Ordnungszusammenhang aber ist ein historischer; die neu einzuführende Kategorie ist also der Begriff der historischen Zeit, die Irreversibilität.

Damit ist die Stellung der Geologie im Rahmen der Naturwissenschaften grundsätzlich umrissen: Insofern die Geologie auf den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge, auf die Wechselbeziehungen der Einzelvorgänge im geschichtlichen, konkreten Geschehen abgestellt ist, ist sie die Betrachtungsweise, welche die in den exakten Naturwissenschaften herausgearbeiteten einzelnen Kausalbeziehungen als Glieder des konkreten Geschehens erkennt und sie, wie das Organ im Organismus, in ihrer spezifischen Wirklichkeit und Wirksamkeit als von dem Zeitordnungsgefüge des Ganzen der Landschaft, bzw. der Geschichte der Erde und des Lebens, bestimmt sieht, welche somit durch Einführung der Kategorie der Irreversibilität aus der rechnenden Naturwissenschaft Naturgeschichte macht.

Als kosmogonische Gesamtschau steht die Geologie am Anfang der Naturwissenschaft überhaupt; die frühe griechische Naturphilosophie steht z. T. noch in dieser Situation. Der Drang nach bewußter und logisch kausaler Erkenntnis bedingt von hier aus ein analytisches Abspalten immer weiterer Teilbereiche zum Zweck einer exakten Kausalanalyse; seine Erfüllung aber bekommt dieser analytische Prozeß in der kosmogonisch naturgeschichtlich ausgerichteten, nunmehr durch die vorhergehende Analyse wissenschaftlich vertieften Geologie. Darum ist die geologische Betrachtungsweise in Form der Kosmogonien und der alten Naturphilosophie zwar die ursprünglichste Betrachtungsweise an die Natur, ist die Geologie als Wissenschaft aber in der Geschichte der modernen Naturwissenschaften erst relativ spät erschienen. Darum hat die Geologie im System der positivistischen Naturwissenschaft, welche Naturerkenntnis als eine Summe von Einzelkausalbeziehungen auffaßt, keinen Platz; denn die Geologie sucht die Erkenntnis durch Eingliederung in ein mehr als nur summatives, nämlich das Strukturprinzip des Zeitordnungsgefüges.

Geologie und exakte Naturwissenschaft sind somit zwei sich polar einander gegenüber stehende Betrachtungsweisen am gleichen Thema, die sich gegenseitig bedingen und die ohne einander nicht existieren können. Wie medizinische Spezialwissenschaft, und praktischer Arzt auf Gedeih und Verderben aufeinander angewiesen sind, so auch exakte Naturwissenschaft und Geologie. Wie die medizinische Spezialwissenschaft, die nicht stets vom Leben und der Erfahrung des praktischen Arztes befruchtet wird, in lebensfremden Theorien verknöchert, so löst sich die exakte Naturwissenschaft, welche von Geologie nichts mehr wissen will, in chaotisch verwirrtes Spezialistentum oder in formal inhaltslose Hypothesen auf. Und wie der Arzt, der nicht ein sicher fundiertes physiologisches und anatomisches Wissen hat, zum Kurpfuscher wird, so wird der Geologe, der die Befunde der exakten Naturwissenschaften nicht kennt, zum naturphilosophischen Phantasten [1]).

Eingehender sind diese Zusammenhänge dargestellt in Beurlen, Bedeutung und Aufgabe geologischer Forschung (Zeitschr. ges. Naturwiss. Bd. 1, 1935); Thiele und Beurlen, Das Experiment in der Tektonik und seine Bedeutung in der Geologie (Zeitschr. ges. Naturwiss. Bd. 2, 1936); Beurlen, Der Zeitbegriff in der modernen Naturwissenschaft und das Kausalitätsprinzip (Kantstudien, Bd. 41, 1936).

[1]) Ein Beispiel hierfür ist die neuerdings wieder stark propagierte Welteislehre.

NEUERSCHEINUNG

ANTON SCHÜTZ

Gott in der Geschichte

Eine Geschichts-Metaphysik und Theologie

Ins Deutsche übertragen von P. Veremund Zoltan O. S. B. 292 Seiten, Leinen RM 7.20, brosch. RM 6.—

„Das Buch bietet, getragen von tiefsten Einsichten in das Wesen des Menschen und in die Ordnung der Schöpfung, eine Deutung der Geschichte aus christlichem Glauben, bewundernswert durch die universelle Weite der Schau, die alle geschichtlichen Erscheinungen umfaßt, und durch die ordnende Kraft, die das scheinbar Verworrene klärt und gliedert. Die Darstellung ist mit echter Spannung geladen; sie wird auch dem Irrationalen und der Tragik der Geschichte gerecht." (Schönere Zukunft)

Verlag Anton Pustet · Salzburg Leipzig

Die Architektur des Universums

Der moderne Physiker empfindet es oft als belastend, daß seine Arbeit bei dem Laien nur geringes Verständnis findet. Gerade die moderne Entwicklung der Physik hat ja zu Begriffsbildungen geführt, die jeder Anschaulichkeit zu entbehren scheinen. Sie sind daher naturgemäß bei all ihrem großen Wert für die Forschung nur dem Fachmann vertraut und verständlich. Der Laie begegnet der Physik darum gern mit einem gewissen Mißtrauen, und der Physiker empfindet das gerade im Gegensatz zu dem Biologen, der es in dieser Hinsicht zweifellos einfacher hat, als eine Benachteiligung. Um so mehr ist es begrüßenswert, wenn es ein Gelehrter von Format unternimmt, in einem umfassenden Bericht alles zusammenzutragen, was die moderne Wissenschaft vom Atom erarbeitet hat. Man kann wohl sagen, daß Swann in seinem Werk »Die Architektur des Universums« einen außerordentlich wertvollen Beitrag in dieser Richtung geleistet hat. Dadurch, daß neben dem Mikrokosmos (Fragen des Atombaues) auch der Makrokosmos (astronomische Probleme) behandelt wird, können die wertvollsten Parallelen und Analogien aufgezeigt werden, die die Einheitlichkeit im Aufbau des Universums betonen, ohne daß dabei der reizvollen Vielgestaltigkeit der Natur Abbruch getan wird.

Verfasser scheut auch nicht davor zurück, philosophische und theologische Probleme in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Die gesamte Darstellung vermeidet grundsätzlich mathematische Ableitungen, um jedem den Zugang zu ermöglichen. Die dadurch erschwerte Darstellung wird durch zahlreiche ausgezeichnete Beispiele allgemein-verständlichen Inhaltes sehr anschaulich ergänzt.

Die deutsche Übersetzung von Dr. Karl Soll erhält erfreulich klar die Eigenart der englischen Originaldarstellung. Der Fachmann wird das Werk als wertvolle Gesamtdarstellung seines Arbeitsgebietes schätzen, der Laie als ausgezeichnete Übersetzung der ihm unzugänglichen mathematischen und begrifflichen Sprache des physikalischen Forschers.

Dr. W. R.

W. F. G. Swann: „Die Architektur des Universums". Deutsche Übersetzung von Dr. Karl Soll. 346 Seiten. Gr. 8°. 26 Zeichnungen; Geheftet 8 Mark, Ganzleinen 10 Mark. Keilverlag, Berlin SW 68. 1936.

Atombildung und Erdgestaltung

Wenn ich zu diesem Buche Stellung nehmen soll, so kann dies nur mit Zurückhaltung geschehen. Denn der Verfasser, der in leitender Position in der Industrie tätig ist, greift kühn über alle Grenzen der Disziplinen hinweg und berührt Fragen der Physik und Chemie, der Astronomie und Geologie in raschem Wechsel. Wer vermöchte sich auf allen diesen Gebieten ein Urteil anzumaßen? Die Grundthese ist die Existenz eines einzigen Urstoffs, der Weltsubstanz, aus »gekoppelten Strahlungskorpuskeln« gebildet. Unsere Erde bestehe fast ganz aus diesem Urstoff, nur eine Kruste von rund 50 km Dicke habe sich in die uns bekannten Elemente differentiiert. Der Aufbau der Erzlagerstätten, die zu studieren der Verfasser beruflich reiche Gelegenheit hatte, soll sich durch die Annahme des Urstoffes gut deuten lassen. Auch ohne die unbewiesene, ja unbeweisbare Hypothese wird die Verarbeitung des Beobachtungsmaterials des Verfassers für die Lehre von den Erzlagerstätten ihren Wert behalten, der für das erzarme Deutsche Reich sicher nicht gering anzuschlagen ist.

Andere Teile des Buches dagegen müssen befremden. Da der Verfasser sich in bewußten Gegensatz zur »Schulwissenschaft« stellt, wäre es zwecklos, einzelne schwerwiegende Abweichungen aufzuzeigen. Erwähnt sei nur, daß der Verfasser keineswegs der erste ist, der einen absoluten Wert für die Entropie verlangt. Die moderne Physik kennt längst die absolute Entropie und vermag ihren Wert in einfachen Fällen exakt zu berechnen.

Es ist immer von Interesse zu erfahren, wie sich die Welt im Geiste eines Mannes voll eigenwilliger Ideen und großem Wissen spiegelt. Im vorliegenden Fall drängen sich zwei Punkte auf: das geringe Bedürfnis des Verfassers, seine umstürzlerischen Thesen quantitativ zu stützen, und das Ziel eines starren Determinismus. Gar manche Theorie hat etwas Verführerisches an sich, solange man ihre Folgerungen nur qualitativ beschreibt, bricht aber rettungslos zusammen, wenn man die Größenordnungen der Effekte abzuschätzen beginnt. An entscheidenden Stellen des Buches fehlen Zahlenwerte, Temperatur- und Druckangaben wie »hoch« oder »niedrig« sind zu vage. Der »ungeschmückte« Determinismus schließlich erscheint mir als Rückfall. Es ist gerade der Vorzug der modernen Symbolik der Naturwissenschaften, einen gewissen Spielraum zu lassen. Diese hohe Anpassungsfähigkeit der Schemata verbürgt zukünftige Erfolge. Der Untertitel »Das kausal-unitarische Weltbild« klingt etwas veraltet und nach der Lektüre sogar anmaßend. Denn das Buch entspricht sicher nicht derjenigen Vorstellung, die sich die Mehrzahl der Naturwissenschaftler von der Welt macht.

Dr. v. Schelling
Berlin

J. P. Arend, Atombildung und Erdgestaltung. S. 101. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1936. Lex.-8°, brosch. 11.—, geb. 12.60.

Ende Oktober gelangt zur Ausgabe:

Amerikanische Landschaft

Entstehung u. Entwicklung in Einzelbildern. Ozarkland. Von Rudolf Schottenloher. Florida. Von Peter Berger. Kanadische Prärie. Von Max Eichmeier. Jamaica. Von A. Wilh. Küchler. Seattle. Von Homer L. Seeger. Herausgegeben von Erich v. Drygalski. Quart. Mit Abbildungen und Tafeln. Geb. RM 26.—

Verlangen Sie unsern ausführlichen Prospekt!

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Digitized by Google

Diplomvolkswirt ARNO MEHLAN, Sofia

Geschichte der Balkanmessen

Die Messen der Balkanhalbinsel haben eine etwa 1000jährige Geschichte. In den Märkten der Thraker, auf denen diese sich mit den Bewohnern der griechischen Küstenkolonien am Schwarzen Meere trafen, sowie in den Balkanmärkten zur Römerzeit, die um der Versorgung der Truppen willen errichtet waren, und auch in den Donaufestungen, aus denen die Germanen sich Nahrung holten, kann man im Gegensatz zu der Auffassung Tomascheks und Rostovtzeffs nur Vorläufer von Messen sehen.

Die erste Balkanmesse ist für die Zeit nach 900 belegt. Sie fand am Demetriustage in Saloniki statt, der damals nach Konstantinopel wichtigsten Handelsstadt des byzantinischen Reiches, über die der größte Teil des Außenhandels des Orients lief. Wohl bewegten sich damals die nach Ost oder West bestimmten Waren auch über das alte römische Militärstraßennetz, aber dieser Verkehr hatte lediglich Transitcharakter. Der Binnenhandel der Halbinsel war erst unvollkommen ausgebildet, er diente noch fast ausschließlich dem sofortigen Verzehr und dem unmittelbaren Verbrauch. Deshalb konnten auch die bei den Klöstern unter Leitung und Aufsicht ihrer Igumen abgehaltenen periodischen Markttage keine Messebedeutung gewinnen, so rege diese Jahrmärkte auch von Fremden besucht zu werden pflegten, vor allem von Ragusanern, den »lieben Gästen« der mittelalterlichen Südslawenherrscher, wie sie in Handelsverträgen ausdrücklich bezeichnet worden sind.

Erst während der Türkenherrschaft konnten die Jahrmärkte sich wieder zu Messen ausgestalten. Politisch und kulturell hat das fast 500jährige Fremdjoch ohne Zweifel sehr hart auf den Völkern der Halbinsel gelastet. Aber in wirtschaftlicher und kommerzieller Hinsicht hat es einen bemerkenswerten Aufschwung ausgelöst. In den ersten Jahrhunderten, solange der Expansionsdrang der Osmanen sich immer weiter nach Westen vorwärts zu schieben trachtete, freilich nicht, sondern erst seitdem dieser mangels durchschlagender Erfolge und wegen innerer Schwächen des Reiches aufgegeben war. Die Gebiete des heutigen Jugoslawien lagen zu sehr in der Gefahrenzone und auch zu entfernt, als daß sie aus der Zugehörigkeit zum großen Türkenreiche hätten einen wirtschaftlichen Nutzen ziehen können. Die Moldau und Walachei behaupteten eine gewisse Eigenentwicklung, pflegten die Verbindungen mit Polen und bis nach Brandenburg, Hamburg und Danzig und führten von dorther auf dem Landwege Waren nach Konstantinopel. Die ägäischen Häfen wurden zu Umschlagsstationen der gesamten Seeeinfuhr aus dem europäischen Westen; von dort gingen die Waren überallhin in das türkische Reich, vor allem auch auf die großen periodischen Märkte der Zentralgebiete der Halbinsel. Dort, also in Teilen des nördlichen Griechenland und im heutigen Bulgarien, erreichte der Handel eine verhältnismäßig hohe Blüte.

Die Kaufmannschaft entwickelte sich unter den ihr gewährten Privilegien zu einem festen Stand, sie ging auch allmählich schon zum Großhandelsgeschäft über. Damit war eine wichtige Voraussetzung für das Entstehen von Messen gegeben. Vom Ende des 18. Jahrhunderts an berichteten westeuropäische Reisende bereits von Messen im heutigen Griechenland, aber die bedeutendsten Messen scheinen doch weiter im Innern der Halbinsel abgehalten worden zu sein; zuerst in der Fabrikstadt Sliven, etwas später machten ihr dann die Kleinstadt Eski Dzuma bei Šumen und das Dorf Uzundžovo in Thrakien den Rang streitig.

An so verhältnismäßig unbedeutenden Orten konnten nur deshalb die Hauptmessen des Balkans entstehen, weil bei ihnen alle Bedingungen dafür gegeben waren: erstens weil an ihnen Hauptstraßen vorbeiliefen, zweitens weil sie in Siedlungszentren der Türken lagen, die damals die wichtigste Konsumentenschicht darstellten, und drittens weil in der nächsten Nachbarschaft dieser Orte weite Ebenen sich befanden, auf denen der Viehmarkt, mit dem der Warenmarkt damals stets verbunden war, abgehalten werden konnte und die ausreichend Raum für Verkaufsstände, Rastplätze und Nachtlager boten.

Eski Džuma und Uzundžovo entwickelten sich zu den bedeutendsten Messen der europäischen Türkei des 19. Jahrhunderts. Beide Hauptmessen hatten internationalen Charakter. Nicht allein aus allen Teilen der Türkei strömten die Händler dorthin zusammen, es kamen auch Franzosen, Spanier, Schweizer, Russen und Deutsche. In Uzundžovo sollen in manchen Jahren weit mehr als 50000 Besucher gezählt worden sein. Außerdem wird in den Quellen noch von sehr vielen sog. Messen in den verschiedensten Teilen der Halbinsel berichtet. Diese befriedigten aber vorwiegend den lokalen Bedarf (z. B. Pirot, Monastir, Nevrokop, Janina, Pharsala, Struga) und können deshalb, obschon sich an ihnen, wenn auch in weit geringerem Maße, der Großhandel beteiligte (u. a. Zeitun, Karasu, Marassia), der wissenschaftlichen Betrachtung nur als bedeutende Jahrmärkte erscheinen. Auf sie ging nämlich der Kaufmann, um sich Geld für die Teilnahme an den Hauptmessen zu verdienen.

Die Balkanhalbinsel war zu dieser Zeit mit einem so engmaschigen Netz von Jahrmärkten — jede größere Gemeinde hatte auch noch ihren eigenen »panair«, wie es im Slawischen heißt, von rein örtlicher Bedeutung — und Messen überzogen, daß fast in jedem Monate des Jahres in mehreren Städten und Dörfern solche jährlichen Markttage abgehalten wurden; nur der Winter blieb frei. Am meisten häuften sie sich im Sommer und im Herbst. Ich habe es unternommen, die Termine bezüglich ihrer Aufeinanderfolge einer näheren Durchsicht zu unterziehen, und bin dabei zu folgender Feststellung gekommen: Es ist sehr wohl möglich, daß die Handelswelt nacheinander von einer Messe zur anderen gezogen ist, wenigstens soweit diese in einem gewissen erreichbaren Umkreise lagen, was darauf schließen läßt, daß es Kaufleute gegeben haben kann, deren Hauptbeschäftigung der Messehandel war.

Daß schon der Spätherbst arm an Messeterminen gewesen ist, mag seinen Grund darin haben, daß um diese Zeit die an sich schon grundlosen Straßen unpassierbar wurden. Die Türken haben nämlich der Erhaltung und Verbesserung der Wege keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt. Die Kaufleute pflegten damals in Karawanen zu reisen, die nicht selten mehr als 60 Kamele oder mehr als 200 Lastpferde umfaßten. Für deren Bequemlichkeit während der Reise standen an den Hauptstraßen in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen Karawansereien zur kostenlosen Nachtrast von Vieh, Last und Menschen; in ihnen wohnten Schmiede und verkauften Sudelköche fertiges Essen. In den Ortschaften gab es Kuršumli—Hans, in denen 3 Tage lang Bett und Kost unentgeltlich verabreicht wurden. Stiftungen hoher türkischer Beamter waren diese beiden Unterwegsstationen, aus frommer Gesinnung oder um des persönlichen Ruhmes willen von ihnen erbaut oder auch errichtet, damit das Privatvermögen nach dem eigenen Ableben nicht an den Sultan falle. In die Zeit um etwa 1550 ist ihr Entstehen anzusetzen. Etwas älter sind noch die Imarets, ebenfalls Stiftungen mit reichen Einkünften, die eigentlich als Hospitale gedacht waren, aber doch auch Reisenden, ebenfalls 3 Tage lang, Lager und Nahrung gaben. Abseits von den Hauptstraßen entstanden dann später in den christlichen Ortschaften reichlich primitive Hans, von Bulgaren, Walachen oder Epirotern auf eigene Rechnung gehalten, und in türkischen Ortschaften die sog. Mussafirliks, in welchen Menschen und Pferde mit einem gemeinsamen Übernachtungsraum vorlieb nehmen mußten. Die Hotels der großen Städte sind eine erst ganz späte Erscheinung. Von dem schlechten Zustande dieser Einrichtungen abgesehen, war also den Messehändlern, die ja damals noch auf die Landstraße angewiesen waren, das Reisen nach Möglichkeit erleichtert.

Weniger gut war es um den Schutz auf der Reise bestellt. Auf den Straßen war dieser, von strengen Straf- und Polizeigesetzen abgesehen, den Raja anvertraut, die Wachen zu stellen hatten, welche die sich nähernden Fremden durch Trommelschlag auf besonders gefährliche Wegstrecken aufmerksam zu machen hatten. Es war nämlich durchaus nicht selten, daß Räuberbanden Leben und Eigentum bedrohten; vor allem waren es gemeine Straßenräuber, aber auch die Haiduken verschmähten gute Beute nicht. Deshalb reisten die Karawanen bewaffnet. Der amtliche türkische Wegschutz blieb auf die Zufahrtsstraßen zum Messeort beschränkt. Karaule waren errichtet und in noch kürzeren Abständen Beklemehs, mit Polizeiposten besetzt. Unmittelbar vor den Messeorten lagerten während der Messetage in Zelten Truppenabteilungen, welche aus der nächsten oder auch einer ferneren Garnisonstadt speziell für diesen Zweck dorthin entsandt waren. Auf dem Meßplatz selber versahen die städtischen Polizeibeamten ihren Dienst. Die ganze Meßzeit über war der Chefbeamte des Verwaltungsbezirks anwesend, meist sogar auch der Gouverneur der Provinz, und in einem besonderen Gerichtsgebäude erledigten Mitglieder des örtlich am nächsten gelegenen Handelsgerichtes auf dem Meßplatze sofort die entstehenden Rechtsstreitigkeiten.

Auf den Lokalmessen wurden von den Kaufleuten jedes Jahr von neuem Zelte und Bretterbuden speziell für die Meßtage errichtet. In Eski Džuma und in Uzundžovo waren dagegen ständige Vorrichtungen getroffen. Der Meßplatz, am Rande des Ortes gelegen, war mit einer hohen Mauer umgeben, deren Tore tagsüber von Soldaten bewacht und abends um 6 Uhr verschlossen wurden. Wie in den echt-türkischen Bazaren

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

der Städte waren auch dort die Verkaufsstände in Straßen angeordnet, so daß jede Zunft und Handelsgattung räumlich vereinigt ihre Waren den Käufern darbot. Privatleute errichteten die Stände auf eigene Rechnung und vermieteten sie an die Händler. Mit von den Mauern umschlossen war gewöhnlich eine Kirche; ein Überrest jener alten Übung, die einst den Meßfrieden gewährleistet hatte.

Es hat den Anschein, als ob der Eröffnung der Messen eine religiöse Feierlichkeit voraufgegangen ist. Obwohl die Messetage meistens einen Feiertag einschlossen, wie z. B. den Tag eines Heiligen, sind Feiertage doch, wenn sie auf den im voraus festbestimmten Anfangstermin fielen, Anlaß gewesen, den Beginn zu verschieben; nie fand die Eröffnung am Freitag, dem Ruhetage der Türken, und nie am Samstag, der den Juden heilig war, statt. Traditionell waren der Auftakt einer jeden Messe Pferderennen und Ringerdarbietungen. Solche Wettkämpfe waren bei den Türken eine alte Übung und müssen als die Vorläufer der Messen betrachtet werden. Wo Wettkämpfe stattfanden, sammelte sich viel Volk an, dort fühlte der Händler sich hingezogen. Den Beginn der eigentlichen Messe bildete der Viehmarkt, der allerorts eine große Bedeutung gehabt hat. Erst wenn dieser seinem Ende zuging, setzte der Verkauf auf dem Rohprodukten- und Manufakturwarenmarkte ein.

Der Bauer brachte seine Erzeugnisse, die Zünfte setzten, was sie im Laufe des Jahres hergestellt hatten, ab und die aufkeimende Industrie kam mit ihren Produkten. Die kleineren Messen zogen Käufer und Verkäufer von 400 km in der Runde an, zu den großen kamen sie noch von weiter her, aus der ganzen europäischen und asiatischen Türkei, sogar aus Persien und Afrika. Vor allem aber begegnete sich dort die Konkurrenz der europäischen Staaten. Für Uzundžovo und für die kleineren Messen in der Nähe der ägäischen Küste schickten Frankreich und England, Spanien und Italien ihre Manufakturwaren auf dem Seewege nach Saloniki; von dort setzten diese ihren Weg zu Lande fort. Was nach Eski Džuma bestimmt war, kam über Konstantinopel und Varna oder zu Schiff auf der Donau. Das auf den Messen in Leipzig, Breslau und Flandern Eingekaufte ging teils über die Donau, teils auf der Landstraße über Wien oder über die Moldau und Walachei. Letzteren Weg nahmen zumeist auch durch Ruščuks Vermittlung die russischen Messewaren. Wegen dieses zugespitzten internationalen Wettbewerbes machten es die großen Nationen ihren Konsuln zur Pflicht, jedes Jahr auf die Messen zu fahren, um deren Verlauf zu beobachten und die Interessen ihrer Staatsangehörigen gegenüber den Schikanen der türkischen Verwaltungsbeamten wahrzunehmen. Wohl aus politischen Beweggründen hat sich Rußland sogar bereitgefunden, als die bulgarische Bevölkerung es wünschte, einen Bulgaren für Philippopel als Unterkonsul zu ernennen, wie ich aus einem unveröffentlichten Briefe feststellen konnte. Es war so ziemlich die Regel, daß die westeuropäischen Waren durch Agenten abgesetzt wurden, als welche Griechen und Juden vorzugsweise tätig waren, während die Armenier das Geldwechseln und das Leihgeschäft lohnender fanden. Die meisten Käufe wurden nämlich mit 4—12monatigem Ziel getätigt. Die Messetage waren gleichzeitig auch Fälligkeitstermine.

Sliven, Uzundžovo und Eski Džuma waren, von den Hafenstädten abgesehen, die größten Handelszentren der europäischen Türkei. An den Meßtagen deckte das Land- und Stadtvolk sich dort ein, wie Volkslieder erkennen lassen, sogar für Hochzeiten und andere Familienfestlichkeiten. Der Kleinhändler in Dorf und Stadt sowie der Handwerker holten von dort ihren gesamten Jahresbedarf. Nach den Messeterminen orientierte man im ganzen Lande seine Bedarfsdeckung; daß die in den Messeorten ansässige Kaufmannschaft darüber sehr unzufrieden war, kann nicht erstaunen.

Für die ganze Bevölkerung waren die Messen das große Ereignis des Jahres. Auf sie fuhr oder ging jedermann, auch wer nichts dort zu tun hatte. Dieses Zusammenströmen von großer Besucherschar war für die Ortsbewohnerschaft eine Quelle des Verdienens: sie stellte den Gästen ihre Häuser zum Wohnen zur Verfügung, kochte Essen für sie, und wer einen Wagen hatte, übernahm Lohnfuhren. Spielleute, von weither zugewandert, spielten zum Nationaltanz auf, Zuckerbäcker boten ihre Süßigkeiten feil und Gaukler führten ihre Stücklein vor. Die Volksbelustigung fehlte also auch auf den internationalen Messen nicht, auf den Jahrmärkten stand sie freilich noch mehr im Vordergrunde.

So große Ansammlungen von Volk waren, als der Freiheitsgedanke in den slawischen Völkern entfacht war, wie geschaffen dazu, den nationalen Führern Gelegenheit zu politischen Gesprächen mit Landesfremden — vor allem mit Russen, worauf die Türken ein wachsames Auge richteten, — und zu revolutionären Vorbereitungen zu geben. Regelmäßig begaben sich die Freiheitsapostel, wie ich aus Privatbriefen dieser Zeit ersehen habe, auf die großen Messen. In Uzundžovo und Eski Džuma kauften die Einwohner der Balkanstädte sich Waffen für die Aufstände; darauf haben mich Greise, die sich noch gut daran erinnern können, aufmerksam gemacht.

Es ist also kein Zufall, daß mit dem Beginn der revolutionären Volkserhebung auch der Niedergang der Messen eingesetzt hat. Ihr Ende nahmen sie dann beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges (1877). Der Versuch ihrer Wiederaufrichtung nach dem Berliner Kongreß konnte nicht gelingen, weil inzwischen die Auswanderung der Türken nach Asien eingesetzt hatte und damit die Konsumbasis verringert war. Schienenwege wurden in die Halbinsel hineingelegt. Auf ihnen rollten westeuropäische Waren, schneller und sicherer befördert als durch die bisherigen Karawanen, überallhin. Das Handwerk brach zusammen. Eine balkanische Industrie entstand. Das Schicksal der Balkanmessen war besiegelt. Die Aufgabe der Warenmessen war erfüllt.

Die Mustermessen der Jetztzeit sind vielfach an Orten entstanden (Ljubljana, Belgrad, Zagreb, Sibiu), in denen früher nur Jahrmärkte stattgefunden haben. Aber mit der Wahl von Philippopel als der heutigen Meßstadt Bulgariens hat die alte Lokalmesse von Marassia ihre Wiederauferstehung erlebt. Und bei der rührigen Förderung von Saloniki als heutzutage einzigem internationalem Messeort Griechenlands beruft man sich ausdrücklich auf die historische Vergangenheit dieser Stadt, deren Mauern die geschichtlich erste Messe der Balkanhalbinsel beherbergt haben, die ihren Rang dann an Sliven, Uzundžovo und Eski Džuma hat abtreten müssen, um sich mit der Stellung als einer der bedeutendsten Warenumschlagplätze des türkischen Reiches begnügen zu müssen. 1927 erwachte sie zu neuem Messeleben, ohne allerdings jene große Bedeutung wiedergewinnen zu können, welche die Messe dort vor 1000 Jahren gehabt hat.

Bevölkerungswellen — Konjunkturursache!

Man hat schon alles Mögliche, Sonnenflecken, Golderzeugung und Ernten, Kriege, Rechenfehler und noch vieles andere für die Konjunkturschwankungen der Wirtschaft verantwortlich gemacht. Was lag näher, als auch der Veränderung der Zahl der wirtschaftenden Menschen einen Einfluß auf die Wirtschaftslage zuzuschreiben? Das ist denn auch schon früh geschehen, zum ersten Male ausführlicher durch Ludwig Pohle [1]). Aber diese Versuche litten daran, daß sie entweder gleichmäßiges Bevölkerungswachstum zur Erklärung von Wirtschaftswellen heranziehen wollten, oder aber rhythmisches Bevölkerungswachstum nur als theoretisch mögliche, nicht als eine wirkliche Ursache wirtschaftlicher Schwankungen nachwiesen. Der Hauptgrund dafür war, daß man die Bevölkerungsentwicklung nur in den großen Zügen kannte, ohne Sicherheit darüber, daß nicht bedeutende Schwankungen durch das weitmaschige Netz der Volks- und Berufszählungen fielen und so unserer Kenntnis entgingen. Diese Lücken habe ich, besonders was die Zahl der verfügbaren Arbeitskräfte angeht, durch interpolierende Berechnungen zu füllen gesucht [2]). Es ergaben sich außerordentlich heftige Schwankungen ihrer jährlichen Zunahme seit den Freiheitskriegen. Diese Wellen im Arbeiterzuwachs gehen zurück auf Geburtenwellen, deren Hauptursache die großen Kriege sind. In Schweden lassen sie sich bis zum Dreißigjährigen Krieg zurück verfolgen. Es ergab sich nun, daß die Schwankungen der Erzeugung, — der landwirtschaftlichen sowohl wie der industriellen — im allgemeinen dicht jenen Schwankungen in der Zunahme der Arbeitskräfte folgten. Die Bevölkerungswellen sind also möglicherweise Ursache, jedenfalls aber nicht Folge der Wirtschaftswellen. Die Erklärung des ursächlichen Zusammenhangs lautet für die industrielle und für die überwiegend landwirtschaftliche Zeit verschieden. Die industriellen Wechsellagen (wie Spiethoff das Wort Konjunktur verdeutscht hat) gehen zurück auf Schwankungen in der Beschäftigung der Kapitalgüterindustrie, also des Baugewerbes, des Bergbaus, der Maschinenindustrie usw. Diese Industriezweige hatten den jährlichen Zuwachs an Arbeitskräften mit Maschinen, Fabrikgebäuden und Wohnungen auszustatten, und was ist natürlicher, als daß ihre Beschäftigung von den Schwankungen im Arbeiterzuwachs abhing?

Der Umstand andererseits, daß nicht nur die landwirtschaftlichen Erträge, sondern auch die Aktivität auf anderen Lebensgebieten, in der Politik, ja selbst in der Kunst, den Bevölkerungswellen auffallend oft parallel verlaufen zu sein scheint, drängt zu der Vermutung, daß es sich hier um Schwankungen der allgemeinen Lebensenergie handelt, die von den Bevölkerungswellen aus- und weit über das Wirtschaftliche hinausgingen. W. Pinder hat z. B. dargelegt [3]), daß die Geburten bedeutender Künstler zu bestimmten Zeiten sich häufen. Dem läßt sich nunmehr hinzufügen, daß dies mit geringen Ausnahmen zugleich Zeiten großer allgemeiner Geburtenhäufigkeit und starker Zunahme der Arbeitsfähigen waren. Es wäre wichtig zu wissen, ob diese auffallende Rolle der Bevölkerungswellen von anderen Disziplinen her bestätigt oder erklärt werden kann.

August Lösch

[1]) L. Pohle, Bevölkerungsbewegung, Kapitalbildung und periodische Wirtschaftskrisen, Göttingen 1902.
[2]) A. Lösch, Bevölkerungswellen und Wechsellagen, = Heft 13 der »Beiträge zur Erforschung der wirtschaftlichen Wechsellagen«, Hrg. A. Spiethoff, Jena, 1936.
[3]) W. Pinder, Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas 2. A. 1928.

Friedrich Ratzel
Deutschland
Einführung in die Heimatkunde
Unter Erhaltung der Form im Inhalt ergänzt von Erich von Drygalski
Mit 16 Landschaftsbildern und zwei Karten. Sechste, ergänzte Auflage. Oktav. 242 Seiten. 1932. Geb. RM 5.40
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

HEINRICH SCHIFFERS-DAVRINGHAUSEN, Jülich

Was ist Reiseliteratur?

Der zweite Bestandteil des mit dem Fragezeichen versehenen Titel-Wortes verleitete in einer glücklich hinter uns liegenden Zeit oftmals zu einer Deutung im abfälligen Sinne. Insofern als manchmal hier der Gleichklang sich aufdrängte, den wir bei Makulatur wiederfinden. Es hat ja Jahre gegeben, da prasselte, wenn in den Redaktionen der Tageszeitungen die sauren Gurken reiften, und dann wieder kurz bevor der Weihnachtsmann seine Bücherpakete vorbereitete, ein Platzregen bunter Schutzumschläge auf Sortimenter und Rezensenten herab und spie Waschzettel aus, deren Abplättmuster sich in nichts jahraus jahrein von einander unterschieden. Eine größere Uniformierung der vorweg genommenen Urteile konnte es gar nicht mehr geben. Ein flüchtiger Durchblick, das berühmte »diagonale Prüfen« der sich auftürmenden Literaturgebirge ergab schon bald den Anblick eines Gebietes, dessen morphologische Struktur durch die unerbittlich niedergegangenen Lößstaubstürme restlos verwischt worden war. Der Begriff vom »rasenden Reporter«, der dann unzählige Male wiederholt und gräßlich zu Tode geritten wurde, kündete deutlich genug von der Atomisierung jeder Erlebnismöglichkeit durch ein Reisebuch.

Hetzjagden rund um die Gestade des Mittelmeeres, in ein Paket Druckseiten und auf das Vergrößerungs-Prokustesbett gespannte Kleinbildaufnahmen eingefangen, vermochten es zwar, eine gewisse Leserschicht eine gewisse Zeit lang zum Kauf zu reizen. Man erlebte es aber immer häufiger, daß »Bauchbinde«, Schutzumschlag und Einband auch den Inhalt um seinen an sich schon bescheidenen Bodensatz beraubt hatte. Kurzum, solche Erzeugnisse wurden bewußt für Leitartikeldauer konzipiert, kalkuliert und mit nachlassendem Erfolge konsumiert. Womit durchaus nichts gegen den Leitartikel gesagt werden soll; sondern nur gegen die Übertragung von Gesetzen der Tageszeitung auf das Buch. Eine zwischen zwei steife Deckel gesetzte Reportage verliert zumeist jeglichen Duft, während sie, teelöffelweise den Lesern an der richtigen Stelle verabreicht, im Rahmen eines alle Tage wechselnden Zeitungsspeisezettels beim Leser jenen erhofften Stoßseufzer aufsteigen läßt, der aus dem Lesebuch unserer Kindheit entstammt und lautet: »Ach, wer das doch könnte!« Nämlich: mit dabei sein!

Solange ein Reisebuch nicht in uns den brennenden Wunsch erweckt, wenn auch nur den platonischen, einmal dort gewesen zu sein, wohin der Verfasser uns mit Worten führt, ist es verfehlt. Das Unangenehmste bei der Sorte dieser außerordentlich ausgebreitet gewesenen Druckerzeugnisse war das Fehlen eines jeden handfesten Kernes. Wenn die Wortkaskaden vorbeigerauscht waren, konnte man sich den Sprecher oder vielmehr den Schreibenden nicht vorstellen; und, statt das Gefühl zu haben, sowohl im Blickfeld wie in der allgemeinen Kenntnis der Welt einen Schritt weitergekommen zu sein, blieb nur der fade Geschmack zurück, den billige Ironismen und sarkastische Kritik um jeden Preis in uns erzeugen. Auch beim leichtesten Reisegericht darf man den heiligen Ernst nicht vermissen, den Willen des Schaffenden, der um die Form ringt und aus dem eine ganz bestimmte geistige Haltung spricht.

Es war leider Mode geworden, ein in Frankreich, etwa bei der Colette, bis zu einer gewissen Artistik ausgebildetes, aber eben immer typisch französisches Geistreichsein zu ‚imitieren'.

Der nachlassende Absatz solcher Ware veranlaßte den berüchtigten, auch auf dem Gebiete des Romans bekannten Schlagerbetrieb, der sich ins Unübersichtliche überschlug und durch Häufung der Superlative jeder Wirkung begab.

Daß von solcher trüben Flut das geistige Leben keine wie immer geartete Anregung erwarten konnte, versteht sich am Rande. Ähnliches ist zumeist zu sagen von einer Buchgruppe, die nur durch Spekulation den gleichen Rubriknamen erhalten hat; insofern sie den Zweck erfüllen soll, den Menschen auf Reisen zu helfen, die lange Fahrt totzuschlagen. Darunter fallen leichte Liebesergüsse, verwickelte kriminelle Affären und Humoristika.

Aber noch eine Gruppe, und nicht die unwichtigste ist es, die wir betrachten müssen, wenn wir, Stufe um Stufe weitersteigend, einen Begriff klären wollen, der heute, wie so manche andere infolge Abschleißung und Verwässerung einer Ausrichtung, einer Reinigung bedarf. Die Tatsache mag vorangestellt sein, daß sich zahlreiche Tageszeitungen mit jenem Fall beschäftigten, wo sich jemand veranlaßt sah, über Karl Mays Wirkung aufs Volk eine Dissertation zu schreiben. Das, was die Verfasser von Erzeugnissen der ersten Sorte Reisebücher nicht glaubten nötig zu haben, finden wir hier (bei Karl May u. a.) in allerstärkstem Maße. Die fortdauernde Wirkung auf jede Altersstufe mag uns belehren, daß eine gründliche Vorbereitung, landeskundliche Fundierung und eine saubere, klar erkennbare Gesinnung immer noch den durchschlagenderen Erfolg verbürgen. Es soll hierbei einmal außer Acht bleiben, daß der oft bös mitgenommene unsterbliche Old Shatterhand nie dort war, wo er im Ichton tiefster Überzeugung gelebt zu haben vorgibt. Auch ist es nicht unbedingt entscheidend, daß jemand, der sich die Mühe gemacht haben soll, die Ortsschilderung auf ihre Echtheit zu untersuchen, zu ganz verblüffend positiven Ergebnissen kam. Wichtig ist hier nur, daß eben durch eine minutiöse Vorbereitung und eine bewundernswürdig folgerichtige charakterliche Untermauerung eine Begeisterung erzeugt worden ist, die nichts mit dem Giftrausch zu tun hat, der jugendliche Gehirne aus dem geheimen Verschlingen der tausendundeinen Fortsetzungen von ‚Marterpfahliaden' umnebelte.

Die Frage, ob einer dort gewesen ist, wie lange er sich im geschilderten Lande aufhielt, wie genau er beobachtete, ist immer wieder bei Reiseliteratur aufgeworfen worden und hat oft zu heftigen Erörterungen geführt, wenn man sich beispielsweise nur einmal an Ossendowskis Berichte aus dem Fernen Osten erinnert. Ein wahrer Prüfstein aber für alle Voraussetzungen, die ein wirkliches Reisebuch haben müßte, ist der Fall Abessinien gewesen. Mit einer überraschenden Wut stürzten sich Ungezählte auf das Thema. Und den vielfältigen Behandlungsformen konnte man es wieder einmal anmerken, daß hier der Begriff Aktualität und ‚schnell, schneller, am schnellsten' wahre Triumphe feierten. Dabei kam auch die andere, noch nicht behandelte Seite der Reiseliteratur gut heraus. Nämlich diejenige Gruppe von Verfassern, die, außerordentlich mit Wissen geladen, so tief in eine Analyse der Details hinabgestiegen sind, daß leider nur der dörrende Staub der Danakil beim Leser haften blieb. Denn hier fehlte, bei allem wissenschaftlichen Ernst, bei aller ehrbaren Gelahrtheit, die Fähigkeit, zu überzeugen und darüber hinaus in den Bann zu schlagen. Es gibt nichts, aber auch gar nichts, was den Verfasser eines für die weitere Öffentlichkeit bestimmten Reisebuches entschuldigen könnte, wenn er es nicht versteht, einen größeren Kreis von Lesern, als den seiner Fachgenossen, buchstäblich mitfortzureißen. Daß eben dieses auch mit gehäuften Statistiken, mit dem Herbeischleppen von vielen gelehrten Zitaten sehr gut möglich ist, beweist eine Richtung in der neuesten Reiseliteratur, die die Probleme der jäh verwandelt erscheinenden Welt in Zyklen behandelt. Damit sind wir beim Gegenpol unseres Begriffes angelangt.

Es ist hierbei, und ich spreche hier im Sinne des Durchschnittslesers, recht interessant, die Besprechungen von Neuerscheinungen in fachwissenschaftlichen geographischen Zeitschriften durchzugehen. Zunächst nimmt die Untersuchung einer sich ausschließlich an die Fachwissenschaft richtenden Literatur naturgemäß den breitesten Raum ein. Daß dabei die Morphologen, die Geophysiker, die Kartographen unter sich bleiben müssen, ist wohl nicht zu umgehen. Schade nur, wenn so es nicht ganz leicht wird, neue Werke, die einzelne Gebiete der Erdkunde bereichern, in der wünschenswerten Breite herauszubringen. Auch hierbei kann eben auf die überall im Buch-Leben sich bemerkbar machende unlösliche Verbindung der leichteren Lesbarkeit mit größerer Absatzmöglichkeit hingewiesen werden. Aber es scheint bei einzelnen Werken eben keine Brücke zu geben, die hinführte zur wenigstens ungefähren Allgemeinverständlichkeit.

Die Spezialisierung der Wissenschaft hat ja auch seit Jahren schon dazu geführt, daß große Reisende, große Fachgelehrte, die den Drang und die Fähigkeit in sich fühlten, ihre Schau von fernen Ländern einer möglichst breiten Schicht mitzuteilen, zunächst eine volkstümliche Ausgabe herausbrachten; ihre rein wissenschaftlichen Ergebnisse aber den eigentlichen Fachzeitschriften vorbehielten. Das Musterbeispiel hierfür ist ja Sven Hedin. Es ist wundervoll zu lesen, wie es ihm gelingt, die Lop-noor-Frage in einer auch dem Durchschnittsleser verständlichen Form nahezubringen. Hinzukommt dann noch der wichtige Umstand, daß manche Bücher schon durch die Art ihrer Stoffe auch weniger geschulte Leser über wissenschaftliche Hürden hinwegreißen. Daß sie brennende Anteilnahme an dem Kampf um Erkenntnisse des Unbekannten und Niebezwungenen erwecken, wenn es sich beispielsweise um Hochgebirgs-

Eine biographische Leistung von hoher Sachlichkeit

Adolf von Harnack

Von Agnes von Zahn-Harnack

580 Seiten Oktav. Mit 4 Bildtafeln und 5 Faksimileseiten. Kart. RM 7.50, Ganzleinen RM 9.—

Die Weltpresse schreibt begeistert über diese Darstellung des großen Gelehrten, Forschers und Beraters der deutschen Kulturpolitik in einer wechselvollen Geschichte von mehr als 40 Jahren.

Hans Bott Verlag, Berlin-Tempelhof

Digitized by Google

expeditionen handelt. Es muß aber hier auch dem Leser der Reisewerke gesagt werden, daß es in vielen Fällen eben keinen anderen Weg gibt, als Ergebnisse einer äußerst spezialisierten und in ihren Fachausdrücken oft seit Jahrzehnten festgelegten Wissenschaft in einer, sagen wir, besonderen Fachsprache niederzulegen. Bei medizinischen und mathematischen Fachbüchern erscheint das als Selbstverständlichkeit. Bei geographischen Werken wird das vom Leser nur allzu oft vergessen.

Was aber die vorhin angeschnittene Frage nach der Bedeutung von nicht ausgesprochen fachlich orientierter Reiseliteratur für die reine Wissenschaft anbelangt, so kann man aus den erwähnten Besprechungen in Fachschriften bemerken, daß fachgelehrte Rezensenten einen deutlichen Unterschied zu machen wissen bei den ihnen vorgelegten Büchern zwischen reiner Unterhaltungsware, die nur durch Zufall »in fernen Ländern spielt«, und jener Art gediegener Schilderung eines Landes, die impressionistisch, intuitiv erfühlend, den Daheimgebliebenen von geschauten Weltwundern einen Erlebnishauch vermitteln will.

Wie wichtig auch die Aufmachung eines Reisebuches für die Wirkung ist, mag man am Negativen bei den Irrläufern einer zuerst geschilderten Gattung erkennen. Bei der ernst zu nehmenden Reiseliteratur aber vermißt man auch heute noch manchmal so einfache Dinge wie eine genügende Orientierungsmöglichkeit durch graphisch und inhaltlich einwandfrei gebrachte Detailkarten, wirklich saubere Fotos und deren genaue Beschriftung. Daß zwischen Bildern einer Illustrierten, einer Tageszeitung, eines Reisefilms, einer Wochenschau im Kino und den Fotos eines Reisewerkes ein himmelweiter Unterschied besteht, merkt man am besten dann, wenn wir heute Bücher in die Hand nehmen, die eine, seiner Zeit beliebte, gehäufte Verwendung von Bildausschnitten aus Kulturfilmen aufwiesen.

Ob man aber über den Nordpol fliegt, ob man in der Taklamakan Staub schluckt, ob man vergebens mit unbesiegbar scheinenden Bergriesen ringt, so darf über dem Stoff die Seele nicht vergessen werden. Dabei erscheint die heute herrschende Lage, die uns auf den Raum unseres Vaterlandes deutlicher denn je hinweist, durchaus nicht wie eine Beschränkung. Eher ist es eine Möglichkeit bester Schulung. Deutsche Räume sehen zu lehren, ist eine Aufgabe, bei der man nie auslernen kann. Aber auch wenn wir die Sendung und die Gelegenheit haben, im unendlichen Raum der Welt zu schweifen, ist es eine Selbstverständlichkeit, daß wir Probleme der Ferne so sehen, wie sie die Seele des Volkes erleben muß. Ohne das Wort deutsch auf jeder Seite zu wiederholen, ist es doch möglich, ja nötig, das ganze Werk so zu durchtränken, daß es hinter und über einer natürlichen Menschlichkeit jene ebenso natürliche Menschlichkeit erkennen läßt, die Wurzel und Richtung im Boden hat, dem der Schaffende entstammt.

Dr. JENNIE WAUGH

Das Theater als Spiegel der amerikanischen Demokratie

148 Seiten, brosch. RM 6.50

Eine Schilderung der Entwicklung des Dramas und Theaters vom Beginn bis zur Gegenwart.

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Bernhard Schädel, der Begründer des ibero-amerikanischen Instituts in Hamburg

Zur 10. Wiederkehr seines Todestages am 9. September 1936

Zu den vielen deutschen Forschern und Gelehrten, die ihre Lebensarbeit der spanischen Kulturwelt gewidmet haben, gehört auch der vor zehn Jahren verstorbene ordentliche Professor der romanischen Sprachen und Kulturen an der Hamburgischen Universität, Dr. Bernhard Schädel. Er wurde am 13. Oktober 1878 in Gießen als einziges Kind einer alteingesessenen hessischen Familie geboren.

Schon frühzeitig zeigte Bernhard Schädel eine Neigung, die für sein ganzes späteres Leben richtunggebend und ausschlaggebend werden sollte: die Sehnsucht nach fernen Ländern und der Wunsch, ihre Sprachen und Kulturen zu erforschen. Bei den Altmeistern der romanischen Sprachwissenschaft, bei Neumann in Heidelberg, bei Morf in Zürich und bei Gröber in Straßburg lernte er als Student die strenge methodische Schulung, die sein späteres Wirken und Schaffen auszeichnete.

1904 habilitierte er sich an der Universität Halle mit »Untersuchungen zur katalanischen Lautentwicklung« und legte damit den Grund für ein Forschungsgebiet, dem er auch fernerhin treu blieb und auf dem sein Name für alle Zeiten genannt werden wird als der eines Bahnbrechers. Die Real Academia de Buenas Letras zu Barcelona ernannte ihn später in Anerkennung seiner Verdienste um die katalanische Sprachforschung zu ihrem korrespondierenden Mitgliede.

Die große Zeit seines Lebens begann für Schädel, als er 1911 als Professor an das Kolonialinstitut nach Hamburg berufen wurde. Hier entfaltete er eine überaus vielseitige und segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der modernen Auslandskunde, einem neuen deutschen Wissenschaftszweig, der dann in der Nachkriegszeit noch besonders gepflegt wurde, nicht zuletzt von Bernhard Schädel, der zu den hervorragenden Begründern dieser neuen Wissenschaftsrichtung gehört. Die erste große Auslandsreise, die er nach seiner Hamburger Berufung unternahm, führte ihn nach Argentinien, Paraguay und Uruguay. Als Frucht dieser Reise erstand die von ihm begründete und geleitete Zeitschrift »La Cultura Latino-Americana« (1915—1918), durch die zum ersten Mal der deutschen Wissenschaft die Beschäftigung mit der lateinamerikanischen Kulturwelt nahegelegt und damit ein Gebiet erschlossen wurde, auf dem andere Kulturnationen wie Franzosen und Angelsachsen schon längst und nicht zu ihrem Nachteil gearbeitet hatten.

Mitten im Weltkriege, im Jahre 1917, gründete Schädel in weiter Voraussicht einer kommenden Entwicklung das Ibero-amerikanische Institut in Hamburg, das er selbst als die Krönung seiner jahrelangen unermüdlichen auslandkundlichen Bemühungen ansah. Mit der Gründung und dem Ausbau dieses Institutes ist sein Name für immer in die Geschichte der deutschen Wissenschaft vom Ausland, besonders des spanisch-portugiesischen Auslandes eingetragen. Vorbildlich wie das Institut wurde auch die ebenfalls von Schädel im Jahre 1924 begründete Zeitschrift »Iberica« (Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandskunde).

Als nach dem Ende des Weltkrieges das Hamburger Kolonialinstitut in eine Universität verwandelt wurde (1919), begann der letzte und erfolgreichste Abschnitt im Leben und Schaffen Bernhard Schädels. Er erhielt die ordentliche Professur für romanische Sprachen und Kulturen, wurde Vorsitzender des Prüfungsausschusses für Auslandkunde an der Universität und Delegierter des Verbandes der Deutschen Hochschulen für dessen Beziehungen zur spanischen und portugiesischen Welt. 1925 übertrug ihm das Vertrauen seiner Amtsgenossen das Dekanat der Philosophischen Fakultät, das er bis zu seinem Tode mit größter Hingabe und Aufopferung verwaltet hat.

Nicht weniger als acht große Studienreisen unternahm Schädel in der Nachkriegszeit. Davon führten ihn drei nach Spanien und den Balearen und zwei nach Portugal. Die deutschen Wissenschaftsbeziehungen zu Portugal ließ er sich besonders angelegen sein. Seiner tatkräftigen Förderung ist es zu verdanken, daß in der altehrwürdigen portugiesischen Universitätsstadt Coimbra das von portugiesischer Seite (Prof. Dr. Providencia) angeregte Deutsche Institut so schnell seine Gründung (1925) und glänzende Entwicklung erlebte. Wegen seines nimmermüden Eintretens für einen deutsch-portugiesischen Kulturaustausch hat man Schädel mit Recht den »portugiesischen Apostel in Deutschland« genannt.

Schädel war der Typus des modernen deutschen Gelehrten. Weltaufgeschlossenen und weltgewandt hatte er es wie nur wenige deutsche Gelehrte verstanden, seine reichen Kenntnisse und Befähigungen sowie seine weitreichenden persönlichen Beziehungen nicht nur in den Dienst seiner engeren Fachwissenschaft, sondern vor allem in den Dienst einer großen vaterländischen Sache, der deutschen Kulturwerbung im Auslande zu stellen.

Bei der Trauerfeier für den am 9. September 1926 Verstorbenen, faßte der damalige Rektor der Universität Hamburg, Prof. Dr. Laun, die Bedeutung Schädels noch einmal kurz wie folgt zusammen:

> »Schädel hat die regsten Beziehungen mit der Wissenschaft des Auslandes unterhalten, und in vielen Fällen sehen wir seinen Namen verknüpft mit Einrichtungen, Veranstaltungen, Publikationen, Vorträgen, die neben der Bedeutung ihres wissenschaftlichen Wertes auch noch die Bedeutung hatten, das Ansehen Deutschlands im Auslande zu erhöhen und die Beziehungen zwischen deutscher und ausländischer Wissenschaft enger zu gestalten.«

Heute, zehn Jahre nach seinem leider so allzu früh erfolgten Tode, sehen wir zwei seiner Hauptgründungen in schönster und verheißungsvoller Blüte stehen: das ibero-amerikanische Institut in Hamburg und des Deutsche Institut in Coimbra in Portugal, zwei starke Posten deutscher Kulturgeltung und Kulturwerbung für unsere Beziehungen zum Auslande.

Dr. Ernst Gerhard Jacob
Leipzig

Das 2. Heft des 10. Bandes des »Ibero-Amerikanischen Archivs«, herausgegeben vom Ibero-Amerikanischen Institut Berlin, enthält u. a. Beiträge und Berichte von O. Quelle, G. Wunder, E. Schäfer, K. H. Panhorst aus den Arbeitsgebieten des Instituts. Eine Bibliographie der deutschsprachigen Literatur (XXV), bearbeitet von Dr. Hans Praesent, liegt dem Heft bei.

Die Römerzeit in Österreich

Dargestellt an den Bau- und Kunstdenkmälern von

Arnold Schober

148 Seiten Oktav mit 91 Abbildungen
gbd. RM 8.—, brosch. RM 7.—

Gegen die hergebrachte Meinung: mit Rom als Mittelpunkt habe sich eine einheitliche Reichskultur über alle Gebiete des Imperiums ausgebreitet, gibt das Buch neue Erkenntnisse: Die kulturelle Romanisierung Österreichs (und überhaupt aller Nordprovinzen der westlichen Reichshälfte) hat nur vorübergehend gewirkt. Die bodenständige kelto-illyrische Bevölkerung hat vielfach die fremden klassischen Formen entwertet und in einem deutlich erfaßbaren, ihrem eigenen Wesen entsprechenden Sinne umgestaltet; das Zuströmen neuer, denen der einheimischen Bevölkerung wesensverwandter Kulturformen aus dem germanischen Norden und dem Osten beschleunigt den Auflösungsprozeß der antiken Kultur und hilft mit am Entstehen der im Raume Mitteleuropas neu heraufkommenden Kulturerscheinungen des germanischen Mittelalters.

Verlag Rudolf M. Rohrer / Brünn

Digitized by Google

Literatur zum Thema Außereuropa

Afrika

1.

Black and White

Das Erwachen Afrikas ist eine Tatsache unserer Epoche. Mit dieser Tatsache setzt sich der Vf. auf Grund seiner eindringenden Kenntnis der Materie maßvoll abwägend auseinander. Es ist seine Absicht, die innere Situation des Afrikaners im Zusammenhang mit der europäischen Kultur und ihrer Einflußnahme auf das Leben des Schwarzen aufzuzeigen. Daß diese Situation voller Probleme ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß hier zwei gänzlich fremde Welten aufeinander trafen und sich in jahrzehntelanger Anpassung auseinandersetzen müssen. Der Vf. prüft die Lage an den soziologischen Begriffen des »Kontakts« und der »Anpassung« (Contact und Adaptation). Im Verlauf der Untersuchung ergibt sich, daß keine einheitliche Sicht gewonnen werden kann, daß vielmehr Kontakt und Anpassung in den einzelnen Gebieten und Stämmen ein verschiedenes Bild ergeben und unterschiedliche Bedingungen schaffen und geschaffen haben. Vor einer Verallgemeinerung wird nachdrücklich gewarnt. Der ganze Problemkomplex darf nicht vom Einzelstandpunkt, etwa des Farmers, des Verwaltungsbeamten, des Kaufmanns, des Missionars usw. gesehen werden, sondern aus einer alle diese Standpunkte in sich begreifenden und übergreifenden Sicht. — Der Afrikaner steht heute nach jahrzehntelanger Berührung mit der europäischen Kultur vor den Trümmern seiner Tradition. Die Mehrzahl der Schwarzen zeigt kaum Neigung, zu den voreuropäischen Zuständen zurückzukehren, obgleich die Anpassung an die europäische Kultur wie nur je ein menschliches Unterfangen für ihn vom Schatten der Zweiseitigkeit, der »Kehrseite«, begleitet ist, die die Unsicherheit aller Entwicklung bedingt. Andererseits will und soll der Schwarze aber auch nicht Europäer oder Amerikaner werden. Es hat sich heute die Überzeugung durchgesetzt, daß Afrika »schwarzen Mannes Land« ist, und daß es gilt, aus diesem schwarzen Mann einen »guten Afrikaner« zu machen. Wie man dieser Forderung gerecht werden könne, das ist das große Problem. Der Afrikaner ist durchaus kollektiv angelegt in seinem Denken und Handeln. Sein ganzes Leben wird erfaßt und bestimmt von der Gemeinschaft. Der europäische Individualismus hat ihn in eine ihm gänzlich neue und wesensfremde Sphäre versetzt. Er hat Kenntnisse erworben, die ihn innerlich von der häuslichen Gemeinschaft trennen, weil sie ihn über sie hinausheben, während die Erziehung in der voreuropäischen Zeit mit dem Stammesleben eng verbunden war. Er ist in die Lage versetzt worden, Geld zu verdienen, sei es als Arbeiter in Minen und Fabriken, als Boy, Clerk, Lehrer, Polizeiassistent usf., und das macht ihn auch äußerlich von der Familien- und Stammesautorität frei. Die alten Bindungen zerbrechen. Der Afrikaner verläßt die Scholle, um sein Geld zu verdienen und die Vergnügungen der Europäer zu kosten, anstatt wie in der voreuropäischen Zeit die Felder zu bestellen. Dies eintönige Tagwerk behagt der Jugend nicht mehr, und doch ist der Afrikaner der Anlage seines Landes entsprechend ein bäuerlicher Mensch, und die Felderbebauung wäre seine vornehmlichste Aufgabe. Noch heute, obgleich man viele selbstbewußte und eigenwillige Regungen beobachten kann, ist der Afrikaner bereit, vom Europäer alles willig anzunehmen und ihn nachzuahmen. Daß dies nicht wahllos, sondern in vorsichtiger Auswahl geschehe, das ist das Problem der heutigen Lage. Es ist die Aufgabe, von der Tradition des Afrikaners die ihm wesensmäßig notwendigen Züge zu erhalten und sie mit den neuen Anforderungen organisch zu verbinden. Als Vorbild einer solchen sinngemäßen Anpassung werden die sogenannten Jeanes-Schulen bezeichnet, die auf amerikanische Initiative zurückgehen. Sie vermitteln an Musterfeldern, Mustergärten und -häusern ein Wissen, das der Schwarze daheim zweckmäßig verwerten kann. Die Mission, deren Verdienste um den Afrikaner groß sind, ist eifrig bemüht, der Forderung Altes und Neues organisch zu verbinden, Genüge zu tun. Das von englischer Seite durchgeführte Prinzip der »indirekten Verwaltung« verfolgt den gleichen Weg, indem es die Stammesorganisation des Afrikaners für die Verwaltung nutzbar macht und in sie einbaut. — Der Vf. untersucht mit großer Sachkenntnis alle die Verflochtenheiten und Verschiedenheiten dieser Situation in der Gewißheit, daß ihre Problematik aufgezeigt, aber nicht annähernd gelöst werden kann und in der Erkenntnis, daß die Anpassung ein durch Generationen gehender Prozeß, ein Faktum der historischen Entwicklung, nicht aber ein Endpunkt dieser Entwicklung ist.

Dr. I. Tönnies

Richard C. Thurnwald: »Black and White in East Africa«, the fabric of a new civilisation, with a chapter on woman by Hilde Thurnwald. London 1935.

2.

Abessinien bleibt rätselvoll

Heutigentags über Entwicklungsmöglichkeiten zu prophezeien, ist nicht ganz leicht. Doppelt schwierig aber wird die Sache erst, wenn es sich dabei um Afrika handelt, das sich gerade jetzt in einem, auch dem laienhaftesten Beobachter sichtbaren Umbruch befindet. Am deutlichsten erweist er sich an Abessinien. So wird es wohl auch dann noch eine Zeitlang bleiben, wenn das Thema im üblichen Sinne nicht mehr »aktuell« sein sollte. Max Grühls Buch »Abessinien, die Zitadelle Afrikas« (mit vielen charakteristischen Abbildungen, Skizzen und einer Übersichtskarte), ist ein Beispiel dafür, wie man Wege der Entwicklung bei einer so schwierigen Problemlage aufzeigen kann, ohne sich in Unmöglichem festzulegen. Wir folgen mühelos dem klaren Aufbau des Buches, das ein »Dorfschulmeister schrieb, der sich zum Afrikaforscher entwickelte«. Mit Erich Müllers einleitendem weltpolitischen Überblick stellen wir fest, daß es sich bei dem italienisch-abessinischen Krieg um die größte Auseinandersetzung zwischen der weißen und der farbigen Rasse seit dem russisch-japanischen Krieg handelt, wenn wir vom Beginn unseres Jahrhunderts an rechnen. Aufgebaut auf eigener eingehender Anschauung, die Grühl die Deutsche Nil-, Rudolfsee-, Kaffa-Expedition und die Deutsche Äthiopien-Expedition verschafften, beginnt die Betrachtung mit einer knappen, anschaulichen Skizzierung des äthiopischen Lebensraumes, unterstreicht das Tsanasee-Problem als die Kernfrage in den englisch-abessinischen Beziehungen und legt dann die Grundlinien der volklichen Entwicklung bloß. »Während geographische Lage und Natur für Abessinien Momente der Stärke bedeuten, liegt in der ethnopolitischen Situation ein solches der Schwäche.« Was heute bei der Beurteilung der Ereignisse in dieser gewittergeladenen Ostecke eine solche Menge seltsam verwirrter Urteile hervorzaubert, das beruht eben auf der Unkenntnis weitester Kreise über die Gegensätzlichkeit der zwei im Lande herrschenden und einander gegenüberstehenden Rassen, nämlich der Semiten und Hamiten. Einem matriarchalischen Hamitentum (man denke an ähnliche Erscheinungen bei den Tuareg der zentralen Sahara) steht das patriarchalische Semitentum ohne Übergang entgegen.

So ergibt sich zwangsläufig das wilde Hin und Her in der geschichtlichen Entwicklung, die Grühl sehr farbig schildert. Das Leben des Alltags wie der deutsche Anteil an der wirtschaftlichen Erschließung und besonders der Erforschung (Heyling, Leutholf, Rüppell, Schimper, von Heuglin, Munzinger, Rohlfs, Schweinfurth, um nur die älteren zu nennen) sind kurz skizziert. Der gesamte Erdteil macht durch den rücksichtslosen Eingriff Europas (namentlich was die Erschütterung der natürlichen Lebensräume anbetrifft) eine schwere Krisis durch. Grühl sieht für den Wiederaufbau folgende Voraussetzungen als unerläßlich an: eine neue politische Organisation, Verhinderung jeder Militarisierung, Ausschaltung jeder kapitalistischen Wirtschaftsform und Wirtschaftsbetätigung in den Kolonien nach dem Grundsatz »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«.

Sch.

Grühl, Max: Abessinien, die Zitadelle Afrikas. Schlieffen-Verlag Berlin, 1935, S. 160, RM. 4.80.

3.

Abbessinische Reise

Der abessinische Krieg hat eine ziemlich umfangreiche Abessinienliteratur von sehr ungleichmäßigem Wert entstehen lassen. Aus ihr ragt der Reisebericht des französischen Ethnographen Marcel Griaule gleichermaßen durch die intime Kenntnis der Landessitten wie durch literarische Qualität empor, so daß man sich freut, daß es jetzt in einer guten deutschen Übertragung vorliegt. Griaule schildert eine Reise von Addis Abeba zum Tanasee, also durch jenes Gebiet des unglücklichen letzten afrikanischen Kaiserreiches, das man wohl seine Zitadelle genannt hat, den Godjam. Das Buch enthält eine Schilderung des Vollzuges der vielleicht grausigsten Todesart, die die Menschheit kennt, des Feuertodes in Musselin, den zu verhängen nur der Negus selber befugt war, und den hier ein Ras widerrechtlich vollstrecken läßt, neben vielem andern eine sehr merkwürdige Probe afrikanischer Medizin. Es verdient schon wegen seines hohen literarischen Wertes aufs wärmste empfohlen zu werden.

J. v. K.

Marcel Griaule: Die lebende Fackel. Menschen und Geister in Abessinien. Verlag von Dietrich Reimer (Andrews & Steiner), Berlin 1936. 220 Seiten. RM. 4.80.

4.

Westafrikas letztes Rätsel

Der österreichische Ethnograph Dr. Ralph Eberl-Elber gibt uns in diesem Buch einen Erlebnisbericht über die Forschungsreise, die er im Jahre 1935 mit Unterstützung der Wiener Akademie der Wissenschaften durch Sierra Leone unternommen hat.

Ganz abgesehen von der reichen wissenschaftlichen Ausbeute, die der Forscher mit nach Hause brachte, hat er in seinem Forschungsbericht eine derartig fesselnde und spannende Darstellung von noch unbekannten Völkerstämmen und deren Sitten und Gebräuchen gegeben, die sein Buch weit über den engeren Kreis der Fachgelehrten hinaus für jeden gebildeten und für fremde Erdteile und ihre Bewohner aufgeschlossenen Leser zu einem wahren Genuß macht.

Den wissenschaftlichen Hauptwert des ebenso inhalt- wie umfangreichen Buches bildet zweifellos die eingehende Schilderung der westafrikanischen Geheimbünde, die bisher aller Erforschung und Ergründung ein undurchdringliches Rätsel waren. Wenn es jetzt dem Verfasser zum ersten Male gelang, den Weg zur Lösung dieses großen Rätsels der religiösen Sekten des äquatorialen Westafrikas zu finden, so ist das nicht zuletzt seiner hohen Begabung zu verdanken, die ihn befähigte, sich der so ganz anders gearteten Umwelt dieser primitiven Völker in einem solchen Maße anzupassen, daß er selbst in einen der bedeutendsten Geheimbünde aufgenommen wurde.

So bietet dieses aufschlußreiche Werk nicht nur eine wesentliche Bereicherung unserer westafrikanischen völkerkundlichen Literatur, sondern auch ein glänzendes Zeugnis für die Forscherpersönlichkeit des Verfassers, der ganz auf sich allein gestellt, trotz aller oft unüberwindbar scheinenden Hindernisse und Gefahren für sein Leben das Ziel seines Forschens erreichte und über dessen Ergebnisse schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit der Mitwelt ein so umfassendes Werk vorlegen konnte.

Dr. Ernst Gerhard Jacob
Leipzig

Ralph Eberl-Elber, Westafrikas Letztes Rätsel. Verlag „Das Bergland-Buch", Salzburg, Wien, Leipzig, Berlin 1936. 368 S. 197 Bilder. 4 Karten. Ganzl. RM. 8,50, kart. RM. 6,80.

Digitized by Google

5.

Vollblutneger und Halbzwerge

Paul Schebesta, der durch seine Forschungen unter den Pygmäen der Malaiischen Halbinsel rühmlichst bekannte Ethnograph, reiste von 1929—1931 fast zwei Jahre lang in Belgisch-Kongo. Ziel seiner Forschung waren auch hier in erster Linie die Pygmäen, deren geschlossenste, eigentümlichste und rassenreinste Gruppe er in seinem Buch »Bambuti, die Zwerge vom Kongo« (Leipzig, Brockhaus, 1932) ausführlich behandelt hat. Aber der Kongo ist ein Gebiet stärkster Völkerverschiebungen und -würfelungen; zahlreiche pygmäenartige Stämme sind mehr oder minder mit großwüchsigen Negern vermischt, wie andererseits in viele Negerstämme Pygmäenblut eingedrungen ist, — und noch weiter eindringen wird, denn manche Neger heiraten gern die fruchtbareren Pygmäenfrauen. Zwischen Zwergen und Vollnegern gibt es infolgedessen alle Übergangsformen. Es ergab sich daher für Schebesta die Notwendigkeit, diese »Halbzwerge« in einem weiteren Buche[1]) zu behandeln, das zu einem Musterstück fesselnder und klarer Darstellung wurde. Urwaldneger mit Grabstockbau, Steppenneger mit Hackbau, töpfernde Zwerge und die hamitenähnlichen, nicht-negriden Hirten Ruandas ziehen plastisch vor unserem geistigen Auge vorüber. Schebesta versucht auch, in einen wichtigen Abschnitt afrikanischer Völkergeschichte Licht zu bringen. Die Verbindung von Reisebericht und gediegener wissenschaftlicher Schilderung ist genau das, was die Völkerkunde braucht. Gerade bei dieser Wissenschaft, die auf Forschungsreisen angewiesen ist, die immer noch ein Stück Abenteuer sind, läßt sich das persönliche Moment nicht ausschalten und sollte darum niemals unterschlagen werden.

Aber die Erkenntnis von Psyche und Volkstum des Eingeborenen ist auch die einzige tragfähige Grundlage kolonialpolitischer Unternehmungen und kolonialer Praxis, deren Fragen Schebesta, die Tragweite völkerkundlicher Forschung voll ermessend, sein Schlußkapitel widmet.

Dr. W. E. Mühlmann
Hamburg

[1]) Paul Schebesta, Vollblutneger und Halbzwerge. Forschungen unter Waldnegern und Halbpygmäen am Ituri in Belgisch Kongo. Mit 101 Bildern und einer Strichzeichnung sowie drei Landkarten. 263 S. Preis 9.80. Verlag Anton Pustet, Salzburg und Leipzig 1934.

6.

Die Südafrikanische Union

Die Entstehungsgeschichte der Südafrikanischen Union ist wohl eine der interessantesten in der Geschichte kolonialer Großräume überhaupt. Neben den Fragen, die um Bur und Brite kreisen, die durch die nicht immer glückliche Politik Englands erst zu einem so ernsthaften Problem sich auswuchsen, ist es besonders das Schicksal des Verhältnisses der eingewanderten, numerisch geringeren Herrenschicht zu der zahlenmäßig überlegenen Masse der Eingeborenen, das ein Sinnbild des Schicksals der weißen Rasse überhaupt werden kann. K. H. Dietzel[1]) formuliert das in seiner umfangreichen kolonialwissenschaftlichen Arbeit über die Südafrikanische Union so: »Worüber sich aber der weiße Südafrikaner klar werden muß, ist dies, daß solches Herrentum eine selbständige Kulturentwicklung auf immer ausschließt«. Die rassisch anders geartete Oberschicht verlangt eine Bindung nach außen. »Geht sie verloren oder wird sie gelöst, so erfolgt ebenso unweigerlich früher oder später ein Abstieg der Herrenschicht, sei es durch Degeneration, sei es durch Vermischung mit den Unterworfenen, und ihm parallel geht wiederum ein Aufstieg der Andersrassigen, ihr Kampf erst um die Gleichberechtigung, dann um die Macht.« »Nur bei dauernder Zufuhr frischen weißen Blutes, bei dauernder Stützung durch die einstige Muttererde und in engster Anlehnung an sie wird der Weiße Südafrikas seine Mission im Lande erfüllen.« »Die Gebundenheit eines weißen Südafrika an Europa ist ein Schicksal, und wenn die weiße Bevölkerung sich vermißt, diese Gebundenheit zu lösen, wird sie eines Tages nicht mehr sein.«

Dietzel hat seine Arbeit, da Raumbeschränkung einen besonderen Schriftennachweis und Index nicht ermöglichten, außerordentlich stark untergeteilt und durch eine Fülle von zumeist englischen Quellenhinweisen begleitet. Er weist auf Darmstaedters Abriß hin (Paul Darmstaedter, Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen: 1. Band: 1415—1870, Berlin und Leipzig, Göschen, 1913; 2. Band: Geschichte der Aufteilung Afrikas 1870 bis 1919; Berlin und Leipzig, de Gruyter, 1920). Die Fülle des von ihm bereits gesichteten Materials möchte er zu einer umfangreichen kolonialwissenschaftlichen Betrachtung des modernen afrikanischen Kolonialproblems gestaltet sehen. Er ist sich aber darüber klar, daß »schon aus technischen und materiellen Gründen eine Auflösung in selbständige, regional und entwicklungsgeschichtlich in sich geschlossene Einzelmonographien« notwendig ist. »Was sie einen soll, ist lediglich die Gesamtauffassung.« So hat der Verfasser sich hier bei der Einzeluntersuchung über Südafrika auf auswählende Synthese beschränken müssen. Trotzdem empfinden wir noch das Gedrängte in der Knappheit der Formulierungen, die sich bei aller Unterteilung und Beschränkung davor bewahren muß, unentbehrliche Querverbindungen nicht mitzuberücksichtigen. Fragen der Taktik bei der nicht abreißenden Kette kriegerischer Verwicklungen und das diplomatische Kulissenspiel sind in überzeugender Folgerichtigkeit abgehandelt. Dabei spüren wir aber immer wieder das geographische Grundgerüst, dessen genaue Kenntnis gerade für das volle Verständnis der Erschließung und Beherrschung des »Subkontinents« unerläßlich ist.

Man sieht an der eingehenderen Betrachtung der wirklichen Bedeutung des englischen Liberalismus, wie wichtig an Hand einer kolonialwissenschaftlich orientierten Untersuchung eine klare Deutung der Untergründe wird.

Bemerkenswert sind auch Dietzels Ausführungen über das wahre Wesen der Treks (S. 27, 28); über die Wandlung des liberalen Handelsimperialismus zum anfangs rein kapitalistisch emfindenden machtpolitischen Imperialismus; sodann die Urteile über Bur und Brite während des Burenkrieges (S. 149 ff.), die den Buren als unübertrefflichen »Freischärler« im Kleinkrieg, aber von wenig erfreulicher Charaktereigenschaft beim Kampf in großen Verbänden; den Engländer zu Beginn völlig unfähig in der Führung und auch nachher nur durch die eigenartige »Zermürbungsmethode« als Obsiegenden zeigen. Eingehend behandelt wird auch Deutsch-Südwestafrika unter dem Mandat. — Wie schwierig es heute ist, Entwicklungslinien überseeischer Gebiete für die Zukunft selbst nur in den rohesten Umrissen anzudeuten, geht auch aus Dietzels sorgfältiger Untersuchung hervor. Der Zusammenhalt der Union erscheint ihm noch keineswegs gesichert. »Der eines größeren Südafrika ... würde es noch viel weniger sein.«

Sch.

[1]) Dietzel, K. H., Die Südafrikanische Union. Ihre Entstehung und ihr Wesen. Berlin 1934. Beiheft zur »Kolonialen Rundschau«. 294 S. RM. 9,—. Verlag der Kolonialen Rundschau.

Die kulturschöpferischen Leistungen des deutschen Menschen

schildert das einzigartige neue Handbuch der Kulturgeschichte auf 3500 Seiten mit etwa 3000 Bildern und farbigen Darstellungen. 26 hervorragende Gelehrte geben ein umfassendes Bild der deutschen Kultur, angeschlossen die Hauptkulturen der ganzen Welt. Das Werk ist eine ganz große Leistung des deutschen Schrifttums und der deutschen Drucktechnik. Leicht anschaffbar durch den Bezug von monatlich 2 Lieferungen zu je 2.80 RM. Man verlange ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 16 f von der Buchhandlung

ARTIBUS et LITERIS,
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Nowawes

Asien

1.

Ostasien

Starke Wertunterschiede der einzelnen Teile der Darstellung machen eine Gesamtwertung unmöglich. Die Schilderung der historischen Beziehungen zwischen Orient und Okzident bewegt sich infolge der Ablehnung vorgeschichtlicher Erkenntnisse in einer Welt jenseits von Gut und Böse. Ägypten und Babylon erscheinen »allgemein wissenschaftlich anerkannt« als Ausgangspunkte aller staatlichen und kulturellen Entwicklung. Die Höhepunkte des Buches sind zweifellos diejenigen, wo Wirth aus eigener Anschauung spricht. Leider sind sie zu spärlich, um den Wert des Buches zu bestimmen. Im Interesse der Ziele dieses Buches wäre eine gründliche Überholung sehr zu begrüßen.

H. V. C.

[1]) Albrecht Wirth: Ostasien. Ein Führer durch die fernöstlichen Probleme. Mit zwei Karten. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz A. G., Regensburg. RM. 1.50.

2.

Das wahre Gesicht Japans

Ist es wirklich »das wahre Gesicht Japans«, das der Japaner Komakichi Nohara in seinem Buche über sein Vaterland zeigt? Es ist eines der vielen Gesichter dieses Landes. Schon das erste Kapitel des Buches heißt: »Das doppelte Gesicht Japans.« Der Verfasser eifert zwar dagegen, daß es ein solches doppeltes Gesicht gibt, aber wie kann ein Volk schon einheitlich sein, das auf einer alten Kultur eine neue Kultur modernster Technik aufbaut, und das mitten in den Aufgaben steht, Asien mit seinem Einfluß zu erfüllen und Weltpolitik zu treiben.

Der Verfasser beschränkt sich auch in der Hauptsache darauf, das Leben des Alltags zu schildern, des Tages Arbeit, das Familienleben usw. Dafür ist er aus eigenem Erleben ein lebendiger Erzähler, der viele Züge heraushebt, die ein Europäer in dieser Art nicht sehen und fühlen kann.

Das zweite Kapitel des Buches »Die Erde bebt« fesselt sofort den Leser. Da liest man in der Zeitung: »Erdbeben in Japan, Tausende von Menschen von der Erde verschlungen, Brände vernichten eine ganze Stadt« — und man schaudert. Nohara sagt: Warum regt ihr euch auf, wir tun es doch nicht. »Keiner schreit, keiner rennt. Das Rennen hätte auch nicht den geringsten Zweck, denn wohin sollte man wohl rennen ... Das Beben ist vorüber. Man geht zu Bett. Ein alltägliches Vorkommnis ist zu Ende ... Die drei Geißeln der Japaner: Erdbeben, Feuer, Taifun haben seinen Charakter gebildet und seine Lebensweise bestimmt.«

Ein anderes Bild.

Das japanische Kind wird meistens auf dem Rücken getragen und das Kind lernt »in jeder Lage, bei jeder Art Bewegung und in jedem Lärm zu schlafen«. Ein wahrer Segen und eine bittere Notwendigkeit, denn was täte der erwachsene Japaner in dem nervenaufreibenden Tempo des Lebens, wenn er nicht seine gottbegnadete Schlaffähigkeit hätte? Er nimmt sich seinen Schlaf, wo immer er fünf Minuten erhaschen kann.

»Eine ganz besonders haltbare, zerreißfeste Ware, der japanische Schlaf und so billig — schade, daß er sich nicht zum Ausfuhrartikel eignet.«

Man sieht, der Verfasser versteht zu schildern, ein überraschendes Facit zu ziehen, die kleinen Züge des Lebens psychologisch zu erfassen und die Leistung seines Volkes begreiflich zu machen.

Komakichi Nohara, Das wahre Gesicht Japans. Zwingerverlag, Dresden, 1935, 302 S., brosch. RM. 3.80, geb. RM. 4.80.

3.

China im Profil

Wer das deutsche geographische Schrifttum kennt, wird einen Wandel gespürt haben, der sich hier in den letzten Jahren vollzogen hat. Während bis vor kurzem (gelegentlich auch heute noch!) das rein fachlich-geographische, häufig sehr schwer lesbare, selten weitere Leserkreise berührende

Digitized by Google

Schrifttum vorherrschend war, scheuen sich die heutigen Fachgeographen nicht mehr, mit ihren Reisewerken, länderkundlichen Darstellungen oder geographischen Monographien sich auch an die gebildeten Laienkreise zu wenden, ihre Fachkenntnisse so für eine tiefgehende Befruchtung weltanschaulicher Bildungsgüter in Nichtfachkreisen dienstbar zu machen. Man knüpft damit heute an die beste Tradition der älteren Geographen an. Namen wie Friedrich Ratzel, Ferdinand von Richthofen, ja auch der des Altmeisters der Geographie, Alexanders von Humboldt, brauchen nur erwähnt zu werden. So hat neben mehreren Geographen der jüngeren Zeit auch Heinrich Schmitthenner sein neues Buch: »China im Profil« [1]) bewußt in den Dienst der Allgemeinheit gestellt. Schon das Thema verspricht allerdings, eine im modernen länderkundlichen Schrifttum vorhandene spürbare Lücke zu schließen. Denn die Zahl der deutschen Geographen, die studienhalber das Reich der Mitte bereisten, ist ohnehin nur klein, erschreckend klein in Anbetracht der riesigen Ausdehnung dieses Reiches. Was andererseits von mehr journalistisch eingestellten Reisenden an Büchern vorliegt, ist entweder sehr einseitig geschrieben oder entbehrt der nun einmal notwendigen fachmännischen Untermauerung. Und gerade diese braucht man, wenn man den Fernen Osten studieren, seine Kultur verstehen, über das politische Geschehen jetzt oder vergangener Epochen sich ein Bild machen will. Dieser »vielleicht wichtigsten Aufgabe, die das Schicksal unserer Zeit und Zukunft gestellt hat, daß die beiden größten Kulturwelten der Menschheit sich selber aneinander erkennen« lernen, will Schmitthenner mit seinem Buche dienen, und wir glauben, daß sein Buch dieser Aufgabe voll gerecht wird; er schreibt hier nicht nur Geographisches, also Beobachtungen über die Landesnatur, Verkehrswege usw. nieder, sondern mit viel Liebe aus einem reichen Schatz eigene Erfahrungen und Erlebnisse, die er auf mehreren Reisen gesammelt hat, über Dinge die irgendwie aktuell sind; dennoch hebt er diese Schilderungen — ich erwähne besonders das Kapitel: Übervölkerung? —, die letztlich irgendwie geographisch, also wissenschaftlich, unterbaut sind, weit über die Sphäre des rein Journalistischen hinaus und macht sein Buch so zu einer sehr lesbaren Länderkunde des Reiches der Mitte; Schmitthenners Buch ist mehr als nur ein »Profil«, wenn es auch kein erschöpfender »Grundriß« ist, was es nach dem Willen des Verfassers auch nicht sein soll.

Theodor Stocks

[1]) Heinrich Schmitthenner: China im Profil. 129 Seiten, mit 11 Karten im Text und einer farbigen Übersichtskarte Leipzig (Bibliographisches Institut A. G.). RM. 4.80.

4.

Durch Asiens Hochgebirge

Unter diesem Titel gibt Ph. C. Visser einen volkstümlichen Bericht über seine Forschungen im Himalaya, Karakorum, Aghil und K'un-lun in den Jahren 1929 und 1930 [1]).

Die Expedition, die aus Frau Visser, dem Geologen Dr. Wyß, dem Ornithologen Sillem und dem Alpinisten Lochmattner bestand und zeitweilig von dem Topographen Afraz Gul Khan vom Survey of India begleitet wurde, nahm ihren Ursprung in Srinagar, erreichte über den Zoji-la die Stadt Leh und begab sich von hier in ihr eigentliches Operationsfeld, das obere Shyok-Tal und das Nubra-Tal. Im Spätsommer wandte sich die Expedition weiter gen Norden, überschritt den Karakorum-Paß, den Suget-Paß, den Sanju-Paß und bezog schließlich in Yarkand die Winterquartiere. Wir begleiten dann die Expedition auf ihrem Rückmarsch in dem überaus ungünstigen Frühjahr 1930, erleben die einzige große drohende Gefahr dieser glückhaften Reise nach Innerasien als die Lebensmittel-Karawane von Yarkand ausbleibt und erst im letzten Augenblick eintrifft. Gespannt folgen wir ihr in neue Arbeitsgebiete im Karakorum und erleben schließlich das glückliche Ende dieser Reise. Ich wüßte keine bessere Charakterisierung und keine besseren Worte über die Schwierigkeiten einer solchen Reise als das, was Ph. C. Visser auf S. 231 sagt: »Und wieder stellte ich, wie schon so viele Male, fest, daß der Karakorum ein Gebiet ist, in dem sich alle Extreme vereinigen: Schneestürme und glühende Sonnenhitze, Eistäler, die man Schritt für Schritt erobern muß, endlose Täler, durch die man sich stundenlang dahinschleppt. Ein Gebiet auch, in dem nur die äußersten Pole unseres Gefühls berührt werden, das uns entweder zur höchsten Ekstase bringt oder in dem uns schwärzester Pessimismus bedrückt«.

Dr. W. F. Reinig
Berlin

[1]) 256 S. 65 Bilder und 3 Kartenskizzen. Übersetzt von Dr. J. Cvitkovic nach der vom Verf. gekürzten holländischen Originalausgabe. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig, 1935. Geb. 9,60 RM. Über die wissenschaftlichen Ergebnisse vgl. »Geistige Arbeit«, J. 3 Nr. 5 p. 11, 1936.

Amerika

1.

Cooke und Bismarck

Im Frühjahr 1870 hieß es in der amerikanischen Presse, Bismarck werde die Vereinigten Staaten besuchen. Der berühmte Bankier Jay Cooke, dem es gelungen war, die Nordstaaten während des amerikanischen Bürgerkrieges zu finanzieren, bat Bismarck, sein Gast entweder in seinem Hause »Gibraltar« auf einer Insel im Erie-See oder auf seinem Schlosse »Ogontz« in den Bergen bei Philadelphia zu sein. Er berief sich auf die Bande der Sympathie, die zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Volke während des Bürgerkrieges noch enger geknüpft worden seien; — auf deutschen Börsen waren an 150 Millionen $ Anleihen für die Nordstaaten gezeichnet worden, während niemand gewagt hatte, dort solche für den sklavenhaltenden Süden aufzulegen, — ein Besuch Bismarcks werde sie unzerreißbar machen. Dem Einladungsschreiben legte er Bilder seiner Besitzungen bei und übergab es dem ihm befreundeten Gesandten Baron Gerolt zur Weiterbeförderung, der seit einem Menschenalter Preußen in Washington vertrat, nachdem er sich bei ihm versichert hatte, es würde nicht als Zudringlichkeit ausgelegt werden. Gerolt gab dieses, wie er es bezeichnete, »originelle Schreiben des 'wegen seiner Unternehmungslust und seines Reichtums wie seiner Freigebigkeit und Gastfreundschaft allgemein geachteten Bankiers', an dessen Aufrichtigkeit nicht gezweifelt werden könne, an: »S. Ex. den Kanzler des Norddeutschen Bundes, Herrn Grafen von Bismarck« weiter.

Sicherlich haben Bewunderung für den »Großen Preußen« und der gesellschaftliche Ehrgeiz, auch ihn zu seinen zahlreichen prominenten Gästen zu zählen, die Einladung mitveranlaßt. Aber ein Pferdefuß war dabei, wie sich aus der Biographie Cookes von Oberholtzer, Philadelphia 1927, ergibt. Cooke hatte den großartigen Plan gefaßt, den Atlantischen und den Stillen Ozean durch eine Eisenbahn, die Union Pacific, zu verbinden und auf den anliegenden unentgeltlich zu verteilenden Landstreifen Kolonisten, im besonderen europäische, anzusiedeln. Wie kühn dieser Plan für die damalige Zeit war, ergibt sich aus einer Antwort des unerschrockenen amerikanischen Eisenbahnkönigs, des alten Commodore Vanderbilt, der einen Vorschlag, seine Erie-Bahn über Chicago weiterzuführen, mit den entsetzten Worten ablehnte, wenn er bis Buffalo ginge, könne er ja auch gleich bis San Francisco gehen. Cooke, dem ersten Propagandisten großen Stils, schienen Beziehungen zu Bismarck von größtem Wert.

Das Einladungsschreiben kam am 11. Juli 1870 in die Hände Bismarcks, an dem Tage also des folgenschweren Gespräches Kaiser Wilhelms I. mit Benedetti auf der Kurpromenade in Ems. Die sehnsüchtig erwartete Antwort traf erst fast ein Jahr später ein. Sie war von Lothar Bucher in englischer Sprache entworfen, dem Baron Gerolt mit dem Auftrage übersandt, ihn mit einigen verbindlichen Worten dem Adressaten zuzustellen. Sie ist jetzt im Besitze des Sohnes Cooke und lautet:

Berlin, May 18, 1871.

Dear Sir:

Your letter of the 13th of June last reached me on the 11th of July. If you remember how shortly that date was followed by the French declaration of war you will excuse the otherwise unpardonable delay in answering so kind an invitation. Being about to embark in a diplomatic campaign very likely to lead to an armed conflict, I felt doubly impressed with the charms of your secluded island and your delicate hospitality. Peace is now happily restored but a great deal remains to be done at home, and I do not know whenever it will be given to me to satisfy my old longing for your country. Accept the assurance of my heartfelt gratitude and distinguished consideration. gez. v. Bismarck.

Nicht ohne Bedeutung ist es, daß eine Bezugnahme im ersten Entwurf des Schreibens auf die Emser Unterredung, sei es auf Wunsch des bekanntlich alle Schriftstücke streng zensierenden Kanzlers, sei es aus eigenem Antriebe Buchers, gestrichen worden ist. Vergangenes sollte nicht unnötig hervorgeholt werden.

Der Brief hat politische Bedeutung nicht; aber daß der Kanzler die Antwort nicht versäumte, ist für seine altpreußische Ritterlichkeit charakteristisch.

H.

2.

Kindergestalten im amerikanischen Roman

Spezialuntersuchungen können allgemeinen Wert gewinnen, wenn der Autor es versteht, sein Problem einem großen Zusammenhang einzuordnen. Lotte Hefter-Noeldechen, die als 1. Band der neueröffneten Abteilung Amerikanische Philologie in den Neuen Deutschen Forschungen eine Untersuchung über »Kindergestalten im amerikanischen Roman« vorlegt [1]), hat diese Gabe im hohen Maße. Sie gibt von ihrem Sonderthema aus nicht nur einen aufschlußreichen Einblick in die amerikanische Literatur von der Romantik bis zum Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg, sondern berührt zugleich ein interessantes psychologisches Thema von verschiedenen Seiten. Die Verfasserin, deren Arbeit durch mangelnde Vorarbeiten erschwert wurde, »richtete sich in erster Linie auf die verschiedenartige Behandlung der Kindergestalten und ihre möglichen Ursachen«, ließ sich aber zum Glück nicht dazu verleiten, die Arcana der Kinderpsychologie zur Grundlage ihrer Gliederung zu wählen, sondern wählte den »Blickpunkt des Autors als maßgebendes Prinzip«. Der Anstoß zur Beschäftigung mit dem Kinde ging in der Literatur von Rousseau aus, das besondere psychologische Interesse wurde durch Jean Paul und Pestalozzi geweckt. Nach Amerika verlief der Einfluß über Dickens und G. Eliot. Als Hauptergebnis ihrer Untersuchung bezeichnet die Verfasserin die Tatsache, daß eine bestimmte Entwicklung bei der Kindergestaltung deutlich wird, die sie mit den Schlagworten Romantik, Erinnerung, Beschreibung, Entwicklung, Erklärung umschreibt. Der Weg erweist sich als Entwicklung »von subjektivem zu objektivem Erfassen des Kindes, von der Gestaltung typischer Kinder zu der menschlich widerspruchsvoller Individuen, vom Gefühlsmäßigen zum Verstandesmäßigen, von der Romantik zum Zeitalter der naturwissenschaftlichen Welt- und Lebensauffassung«. Besonders wichtig scheint uns dabei, daß die Verfasserin betont, alle diese Kindergestalten seien nur denkbar »aus den Problemen einer Nation, deren Vielgestaltigkeit dem Künstler unendlich viele Möglichkeiten der Gestaltung bietet«. Eine Reihe kluger Einzelbeobachtungen literarischer wie psypsychologischer Art geben der Untersuchung höheres Niveau, als man es von Spezialarbeiten gewohnt ist.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin. 145 Seiten; brosch. RM. 6.—.

Digitized by Google

3.

Erforschungen und Ersteigungen in Südamerika

Zwei Gebiete südamerikanischer Erde haben in jüngster Zeit grundlegende Darstellungen [1]) erfahren, die Sierra Blanca der Mittelanden und das im Westen und Osten von Hochräumen umrahmte, in seinem Kern auch jetzt noch wenig bekannte Tiefland des politisch umkämpften Gran Chaco. Wenn es auch Kanter nur gelungen ist, dessen südlichen Teil eingehend und, abgesehen von einzelnen wichtigen Vorstößen ins Innere, den vielbegangenen Randweg im Westen und die öfters geschilderte Querroute im Norden (Corumbá—Santa Cruz) kennen zu lernen, so tut das der Monographie eines auf weiteste Erstreckung einförmigen Landes keinen Abbruch. Sie bietet einen durch bezeichnende Bilder und Kartenskizzen günstig verstärkten Eindruck von der gesamten Landesnatur auf Grund des einleitenden Berichts über die ausgedehnten Reisen und dank der folgenden landschaftskundlichen Zusammenfassung im Passargeschen Sinne. Ihr schließt sich die besondere Analyse der Einzelräume nach Aufbau, Klima, Grundwasser, Flüssen, Boden, Pflanzenvereinen, Tierwelt und und eine mehr überschauende Betrachtung über den Menschen in der Landschaft an. Als spezifische Probleme werden die »tallosen Flüsse«, der Mangel an diluvialen Vorzeitformen und der fortdauernde Bildungsvorgang dieser riesigen Aufschüttungsebene behandelt. Die tieferen Kenntnisse vom Gran Chaco sind mit den Ergebnissen dieser Forschungen unstreitig außerordentlich bereichert worden.

In noch höherem Grade gilt das von der Erforschung der Cordillera Blanca, »des stolzesten Teils des ganzen peruanischen Hochlandes«, die freilich nicht von einem Einzigen, sondern aus einer zum Teil aus Wissenschaftlern, zum anderen Teil aus reinen Bergsteigern zusammengesetzten Alpenvereinsexpedition durchgeführt worden ist. Dementsprechend waren die Ziele verschiedenartig und verlangten Arbeitsteilung. Es wurden erstrebt: 1.) die möglichste Entschleierung der Hochregion, der sich in erster Linie der Leiter selbst, Philipp Borchers, im Verein mit den Alpinisten der »Extraklasse« widmete; abgesehen von einer Ersteigung des Aconcagua außerhalb des eigentlichen Expeditionsfeldes fielen fünf Sechstausender, darunter der Huascarán, 6768 m, einer der höchsten Gipfel Südamerikas, und vierzehn Gipfel und zwei Hochpässe zwischen 5000 und 6000 m, 2.) eine allgemeine geographische, im besonderen gletscherkundliche Erforschung der mächtigen Hochketten und ihrer Täler als Aufgabe Kinzls, die neben vielem anderen feststellte, daß die eiszeitliche Vergletscherung weit tiefer herabreichte, dagegen die heutige Schneegrenze höher liegt, als bisher angenommen wurde, 3.) die Aufnahme einer Karte (Lukas), die in prächtiger Ausführung (1 : 100000) dem Buch beigegeben ist und nun als eines der wenigen Lehrbeispiele südamerikanischer Gebirgskarten zu gelten hat, 4.) die Messung der Ultrastrahlung durch Hoerlin. Auch in dem Expeditionswerk spiegelt sich diese vorbildliche Vereinigung, doch zum Teil recht verschiedener Interessen, die für die einzelnen Teilnehmer sowohl weitgehende Selbständigkeit wie auch wieder tatkräftige Unterstützung durch die Kameraden verlangten. Der erste Teil gibt den reinen Fahrtenbericht der Bergsteiger und der Wissenschaftler. Die im ganzen auch dem Laien ohne weiteres verständliche Zusammenfassung der wissenschaftlichen Ergebnisse bringt der zweite Abschnitt, und in wechselnder Reihenfolge bestreiten die einzelnen Teilnehmer diese Darstellungen. Hervorragende Landschaftsbilder bringen jedem Betrachter die unerhörte Strenge der andinen Hochgebirgslandschaft nahe.

Prof. O. Maull
Graz

[1]) Borchers, Philipp: Die weiße Kordillere. Unter Mitarbeit von W. Bernard, H. Biersack, E. Hein, H. Hoerlin, H. Kinzl, B. Lukas, K. Reicheneder und E. Schneider. Mit 98 Abb. u. 1 Karte, 396 S. Berlin SW (Scherl) 1935. Geh. 9,50, in Ganzleinen 12 RM.

Kanter, Helmut: Der Gran Chaco und seine Randgebiete. Hansische Universität, Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Bd. 43. R. C., Bd. 13. Mit 44 Abb., 84 Skizzen im Text und einer Karte, XII u. 376 S. Hamburg (Friederichsen, de Gruyter u. Co.) 1935. 18 RM.

4.

Simon Bolivar

Die Riesenhaftigkeit des Kontinents Südamerika, die Gegensätze in seinen Naturreichen, seinem Staatengefüge und eine ewig stürmische Entwicklung von der Zeit an, da er in den Blickpunkt Europas rückte, haben nicht gerade zur Klärung des Urteils und zur Vertiefung der landläufigen Kenntnisse über diese Welt für sich beigetragen. Daraus erklärt sich, daß so viele unserer Landsleute drüben trotz der größten Anstrengungen Schiffbruch erlitten und daß wir mehr mit Grausen als mit Staunen der Kette von Revolutionen folgen, die gerade in unseren Tagen wieder einen südamerikanischen Staat nach dem anderen heimsuchen. Die Ursachen liegen nicht nur in den räumlichen Verhältnissen und im Klima, sondern vor allem auch in den Menschen begründet. Das zeigt uns schon mit greller Deutlichkeit Florian Kienzls Buch Bolivar, Ruhm und Freiheit Südamerikas.

Auf im allgemeinen recht schwer zugänglichen Quellen, so den umfangreichen »Cartas del Libertador«, die in zehn Bänden von Vicente Lecuna, und auf den »Memorias«, die in 28 Bänden von O'Leary herausgegeben wurden; auf Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts und Richards »Briefe eines hannöverschen Offiziers«, sowie auf seiner eigenen Arbeit »Der deutsche Anteil an der Befreiung Südamerikas« baut Kienzl das Lebenswerk Bolivars, sein Leben und das Gesicht Südamerikas um die Wende von 1800 auf. Die Art der Biographie im herkömmlichen Sinne wird gewahrt durch ununterbrochene und zwar glückliche Zitierung der zahlreichen eigenen Auslassungen Bolivars. Darüber hinaus wird in wuchtigem Erzählerton eine auf rein sachlichen Momenten aufgebaute Handlung weitergeführt, die sich in einem Wirbel unglaublichster Ereignisse vorwärtswälzt und nur da Atem schöpft, wo es der Chronik getreu ist; wo es auch dem Leser angepaßt erscheint, der, von seiner europäischen Plattform aus, nicht immer so leicht in dem rastlosen Auf und Ab des reichlich exotischen Geschehens folgen kann. Exotisch ist jedoch eigentlich nur das tolle Treiben, das Gegenrevolutionieren, das ewige »Himmelhoch-jauchzend, zu Tode betrübt« um den »Libertador«. Bolivar, der im Schatten Rousseaus heranwächst und aufgerichtet wird durch Alexander von Humboldts Entdeckertaten, ist Sproß altadligen spanischen Blutes und betritt, ein gepflegter Hidalgotyp, den Boden seiner Heimat wieder, auf dem er rasch zu antiker Größe emporwächst. Zwischen die Massen der Neger, Indios und Kreolen und über sie hin jagt er von Schlacht zu Schlacht, die drückende Herrschaft der Spanier abzuschütteln; die jungen, allzu demokratischen Staaten vor überhitzten Träumern und anarchischen Egoisten zu retten. Seine Auffassungen über den Staat sind höchst bemerkenswert gerade für einen Erdteil, der ein Jahrhundert nach ihm fast noch mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Kienzls Stil ist von angenehmer zurückhaltender Sachlichkeit und doch wieder von farbigster Glut, die uns die volle Wucht der Tragik empfinden lassen, wenn der einst reiche Adlige und zuletzt verbannte Befreier Südamerikas todkrank und arm seine Zuflucht im Hause eines Spaniers suchen muß.

Sch.

Florian Kienzl: Bolivar, Ruhm und Freiheit Südamerikas. Alfred Metzner Verlag, Berlin, S. 307. RM. 7.—.

Australien

Die bürgerliche Gesellschaft in Australien

In der bekannten Schriftenreihe: »Neue Deutsche Forschungen«, herausgegeben von Hans R. G. Günther und Erich Rothacker, bildet das vorliegende Buch aus der Abteilung: Volkslehre und Gesellschaftskunde eine wertvolle Bereicherung unserer sozialen Wissenschaft im allgemeinen und unserer Kenntnisse vom inneren Aufbau des Britischen Weltreiches im besonderen.

Das Buch ist hervorgegangen aus der Schule des Leipziger Soziologen Hans Freyer und versucht dementsprechend eine fremde Gesellschaft als »individuelle Wirklichkeit in ihrem konkreten Sosein nachzudenken«.

Dieses Ziel erstrebt der Verfasser in drei großen Hauptabschnitten seines Buches über: 1. die Stufen, 2. die Schichten und 3. den Bau der australischen Gesellschaft. Der Standort, von dem aus er das Buch nach gründlichen Forschungen in der Fremde schrieb und zu dem er sich ausdrücklich bekennt, ist das Deutschland der Jahre zwischen 1930 und 1933. Diese enge und methodisch streng durchgeführte Gegenwartsbezogenheit, das Wesen der soziologischen Wissenschaft überhaupt, erhellt deutlich aus einzelnen Unterabschnitten, wenn z. B. von »Rasse und Volkstum« oder vom »Mythos des australischen Volkes« die Rede ist.

Ganz abgesehen von den vielen wertvollen Einzelerkenntnissen, die wir aus diesem umfangreichen Werke hinsichtlich eines der lehrreichsten kolonialen Staatengebilde schöpfen können, hat dieses Buch auch eine nicht minder hoch zu bewertende allgemein grundlegende Bedeutung insofern, als es uns an einem Einzelfall Wesen und Wert der »politischen Wissenschaft« als »Wirklichkeitswissenschaft« klar vor Augen führt.

Als rein äußerliche Mängel dieser Arbeit müssen wir allerdings das Fehlen eines Literaturverzeichnisses und eines Registers erwähnen, die bei solchen umfangreichen Forschungsarbeiten und besonders auch in der Sammlung der »Neuen Deutschen Forschungen« meist zu finden sind. Damit soll aber der hohe Wert dieser fleißigen und gründlichen Arbeit in keiner Weise gemindert werden.

Dr. Ernst Gerhard Jacob
Leipzig

Karl Heinz Pfeffer, Die bürgerliche Gesellschaft in Australien. Berlin 1936. Junker & Dünnhaupt. 379 S., brosch. RM. 16.

* * *

Vergleichende Länderkunde

Macht die trotz gewisser abweichender Richtungen ziemlich allgemeine Anerkennung der Länderkunde als des Hauptinhaltes der modernen Geographie eine der größten Errungenschaften der letzteren aus, die ihr nur durch freilich zielbewußte Forschung aus der vollen Tiefe der Allgemeinen Geographie heraus, niemals aber bei Abhackung irgendwelcher Erkenntniswurzeln, etwa der geomorphologischen, dauernd gesichert werden kann, so ist es nur zu selbstverständlich, daß die länderkundliche Arbeit sich nicht in der Darstellung der einzelnen Landschaften, Länder, Erdteile oder Erdzonen erschöpft, sondern daß sie nach dem Vergleich der einzelnen untersuchten Objekte, der neue Beobachtungen zu fördern und die Sonderbetrachtung zu befruchten vermag, und damit nach einer der besonderen Länderkunde übergeordneten und doch voll von ihr abhängigen allgemeinen vergleichenden Länderkunde verlangt. Man kann sich die Aufgabe der letzten verschieden vorstellen, entweder von vornherein einen Vergleichsmaßstab, wie z. B. das Klima und die ihm eng verbundene Vegetation, wählen, wie das Passarge in seiner Landschaftskunde tut, um festzustellen, wie weit die Einzelländer besondere Typen oder Gattungen innerhalb der Klima- und Vegetationszonen darstellen — und nur in dieser etwas einseitigen Spielart besitzen wir bis jetzt diese Disziplin — oder aber dem Vergleich der ganzzeitlichen Erscheinungen (Granö, Maull) den Vorzug geben.

Darum galten besonders hohe Erwartungen einer »vergleichenden Länderkunde« aus der Feder Hettners. Sie hat ihnen in diesem wichtigsten Punkt, der keine Frage des »Titels«, wenn das auch Hettner im Vorwort des vierten Bandes selbst meint, sondern eine Wesensfrage ist, nicht entsprochen. Eine Überschau von so hoher geistiger Warte über die Erdfesten bedient sich natürlich des Vergleichs. Wesentlich bleibt aber dem gegenüber, was sie vergleicht. Hettner vergleicht nicht Länder oder Länderzonen, was man von einer vergleichenden Länderkunde annehmen sollte,

Digitized by Google

Dr. W. E. MÜHLMANN, Hamburg

Die Hamburger Südsee-Expedition

Wie der einzelne Mensch, so leben auch Völker in einer Umwelt, die eine Welt fremder Völker ist. Je nach geographischer und historischer Situation ist das eine Volk in stärkerem, das andere in schwächerem Grade in eine Umwelt von Fremdvölkern versetzt. Das deutsche Volk ist besonders stark eingezwängt zwischen fremde Völker von z. T. stark verschiedener Prägung und Geistesverfassung. Es bedarf wie kaum ein anderes Volk einer bewußten, planvollen Orientierung innerhalb der Umwelt von Fremdvölkern. Diese Orientierung zunächst einmal als geistige Einstellung zu schaffen, ist die völkische Hauptaufgabe der völkerkundlichen Wissenschaft.

Viel zu wenig wird heute noch in den Diskussionen über die Kolonialfrage die Bedeutung dessen geltend gemacht, was Deutschland in der geistig-wissenschaftlichen Erschließung seiner ehemaligen Schutzgebiete geleistet hat. Da aber das Ansehen Deutschlands in der Welt zum großen Teil auf seinen wissenschaftlichen Leistungen beruht — wir gelten als Volk der Denker noch mehr, denn als Volk der Dichter — kann der Hinweis auf unsere wissenschaftlichen Leistungen eine wirksame Waffe sein im Kampfe gegen die keineswegs erloschene, im Versailler Vertrag verankerte sogenannte koloniale Schuldlüge, d. h. die Behauptung, daß Deutschland unfähig zur Kolonial- und Eingeborenenpolitik gewesen sei — eine Behauptung, der die Tatsachen Hohn sprechen. Diese Tatsachen leben nicht nur in der geschriebenen und ungeschriebenen Kolonialgeschichte, sondern auch in einer stolzen Fracht wissenschaftlicher Leistungen, denn nur die Kenntnis von Land und Volk schafft die Grundlagen einer Politik. Unter ihnen nehmen die völkerkundlichen einen hervorragenden Platz ein. Was Deutschland in dieser Beziehung geleistet hat, wiegt vielleicht gering für den, der zu Hause hinter seinem sicheren Schreibtisch theoretisch deduziert, was die Völkerkunde heute eigentlich alles schon wissen müßte; es wiegt aber ungeheuer für den, der das Geleistete mit dem vergleicht, was andere Kolonialvölker vollbracht haben (höchstens England könnte sich vielleicht hier mit Deutschland vergleichen, wogegen beispielsweise Frankreich völkerkundlich außerordentlich wenig mit seinen Kolonien anzufangen verstand), und der sich ein Bild machen kann von den Schwierigkeiten völkerkundlicher Materialbeschaffung.

Es ist hier wohl der Ort, die Aufmerksamkeit auf ein Unternehmen zu lenken, das in seiner Art einzig dasteht, nämlich die Hamburgisc he Südsee-Expedition 1908/10. Sie ist die erste und bis jetzt einzige rein völkerkundliche Schiffsexpedition. Plan und Organisation des Unternehmens gehen auf Professor Dr. Georg Thilenius, den vormaligen Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg zurück, während die Mittel (rd. 600 000 Mark) die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung zur Verfügung stellte, die auch später zusammen mit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft zur Veröffentlichung der Ergebnisse beitrug. Die Veröffentlichung selber, deren Herausgeberschaft wieder in den Händen von Thilenius liegt, nähert sich dem Abschluß. Bis jetzt liegen 21 stattliche Bände mit zusammen rund 7000 Seiten vor (Hamburg 1913ff. Friederichsen, de Gruyter & Co.).

Völkerkundlich erforscht wurden der Bismarck-Archipel, die Nordküste von Kaiser-Wilhelmsland (Neuguinea) und die ihr vorgelagerten Inseln, die Karolinen und die Marshall-Inseln. Der Expedition stand ein eigenes Schiff zur Verfügung. Dadurch konnte der völkerkundliche Mitarbeiterstab unabhängig operieren, wogegen der einzelne Reisende in der Südsee an den Liniendampfer gebunden ist, während bei den üblichen »gemischten« Expeditionen mit vorwiegend naturwissenschaftlicher Zielsetzung der angegliederte Völkerkundler meist auf zufällige Arbeitsmöglichkeiten beschränkt bleibt. Dadurch, daß die Hamburger Südsee-Expedition von diesen hemmenden Faktoren frei war, konnte sie in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großes Gebiet bearbeiten und reiche Ausbeute von völkerkundlichen Sammlungen und Aufzeichnungen nach Hause bringen.

Deren Bearbeitung konnte zum großen Teil noch von den Mitgliedern der Expedition selber vorgenommen werden. Augustin Krämer, Paul Hambruch, Otto Reche sind die bekanntesten Namen unter ihnen. Auf der anderen Seite mußten später jüngere Kräfte eintreten.

Die Ergebnisse geben in erster Linie einen Überblick über den materiellen Kulturbesitz der Insulaner, der in hervorragender Weise gesammelt, beschrieben und veranschaulicht wurde. Dieser Teil der Ergebnisse ist nicht zu ersetzen, weil die Zivilisation die alten Künste und Fertigkeiten der Eingeborenen größtenteils zum Aussterben bringt. Aber auch die Abschnitte über Wirtschaft, Religion, Soziologie, Navigation, Sagen und Gesänge bringen sehr viele Ermittlungen, die uns sonst fehlen würden. Schlechthin unersetzlich als soziologisches und kulturgeschichtliches Phänomen sind z. B. die Bildergeschichten auf den Hausbalken von Palau, die Krämer in zwei Bänden vorlegt, und die ihn zur Aufstellung indonesisch-indischer Kulturbeziehungen führten; — in ein paar Jahrzehnten wird nichts mehr hiervon vorhanden sein, weil die europäisch-japanische Zivilisation die soziale Struktur der Palau-Insulaner radikal verändert und die alte Hausbaukunst verfallen läßt. Und so geht es mit vielen anderen Erscheinungen auch.

Im ganzen bilden die Ergebnisse der Südsee-Expedition ein Werk, auf das die deutsche Wissenschaft stolz sein kann.

Eine Tiergeographie des Meeres

Wie auf dem Lande, so läßt sich auch im Meere die Tierwelt in eine größere Anzahl von Faunen gliedern, die durch ganz bestimmte Tierarten gekennzeichnet sind. Eine zusammenfassende Übersicht über die Mannigfaltigkeit der Meeresfaunen und ihrer Leitformen gibt das glänzend ausgestattete Werk des bekannten schwedischen Zoologen Sven Ekman[1]), das in der glücklichsten Weise eine wirkliche Lücke in der biologischen Literatur ausfüllt. Ekman begnügt sich aber darin nicht etwa mit der Schilderung der Meeresfaunen und ihrer Eigentümlichkeiten; vielmehr sucht er überall die Beziehungen zu den Nachbarfaunen festzustellen und — entsprechend der Hauptaufgabe der modernen Tiergeographie — zu erklären. Seine Arbeitsmethode kommt in dem Schlußwort zum Ausdruck: »Die Zeit ist .... ein tiergeographischer Faktor von hoher Bedeutung. Oder mit anderen Worten: die Tiergeographie darf sich nicht auf die Ökologie und Faunistik des Gegenwärtigen beschränken, sondern muß auch historisch betrieben werden.« Erstaunlich ist die Fülle faunistischer, ökologischer, paläontologischer und paläogeographischer Tatsachen, die der Verfasser meisterhaft zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet hat.

In seiner Darstellung geht Ekman von der Tierwelt des Meeresbodens aus, und zwar von der tropischen Küstenfauna, die er in eine indowestpazifische, tropisch-amerikanische und tropisch-westafrikanische gliedert und in Beziehung zur Tierwelt des tertiären Tethysmeeres bringt. Dann folgt eine Schilderung der mediterranen und sarmatischen, der boreal-atlantischen, nordpazifischen und arktischen Faunen; besonders berücksichtigt ist die Geschichte der europäischen Borealtierwelt. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Meeresfauna südlich des Tropengürtels, wobei auch das bemerkenswerte Problem der Bipolarität behandelt wird, sowie mit der Tiefseefauna und ihrer Herkunft. Der Tierwelt des freien Wassers sind die Schlußkapitel gewidmet; sie wird gegliedert in Kosmopoliten, Warmwasser-Plankton, Kaltwasser-Plankton, Küsten-Plankton, Tiefsee-Pelagial.

Man darf sagen, daß auf Jahrzehnte hinaus tiergeographische Meeres-Untersuchungen ohne Berücksichtigung des Ekmanschen Werkes undenkbar sein werden.

Priv.-Doz. Dr. Rob. Mertens
Frankfurt a. M.

[1]) Sven Ekman: Tiergeographie des Meeres. XII + 542 S., 244 Abb. Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig 1935. Brosch. RM. 30.—, geb. RM. 32.—.

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Peter Simon Pallas (1741—1811), ein deutsches Forscher- und Gelehrtenleben in Rußland

Peter Simon Pallas wurde am 22. September 1741 als Sohn eines Chirurgie-Professors in Berlin geboren. Er genoß eine ausgezeichnete Erziehung und zeigte schon früh Spuren selbständigen Denkens und eigener Forschung. Er studierte in Berlin, Halle und Göttingen und promovierte 1760 in Leyden mit einer Dissertation über die Parasiten. Nach Studien in England kehrte er nach Deutschland zurück und wandte sich ganz den Naturwissenschaften zu. 1763 ging er für drei Jahre nach Holland, um sich an den dortigen Museen und Naturaliensammlungen weiterzubilden. Im gleichen Jahre wurde er von der Royal Society in London und von der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher in Rom zum Mitgliede gewählt. Als ausgebildeter und früh anerkannter Zoologe kehrte er wieder nach Berlin zurück. Als Schriftsteller erbrachte er in diesen Jahren Beweise seiner zoologischen Meisterschaft und tiefen Naturbeobachtung. In zahlreichen, zu ihrer Zeit sehr wertvollen Abhandlungen, unter denen sein »Elenchus zoophytorum« vom Jahre 1766 besonders hervorgehoben sei, gab er wichtige Beiträge zu den zoologischen Problemen seiner Tage, zur weiteren Fortbildung der Linnéschen Klassifikation und zur Kenntnis der Eingeweidewürmer.

Am 30. April 1768 ernannte ihn die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede und beauftragte ihn zugleich mit der Leitung einer weitverzweigten Expedition nach Sibirien. Nach kurzem Aufenthalte in Petersburg trat Pallas sogleich seine Reise nach dem Süden und Osten Rußlands an. Unablässig seine Eindrücke und Beobachtungen niederschreibend und mit weitschichtigen Untersuchungen ständig beschäftigt, führte er die jahrelange Reise mit außergewöhnlichem Erfolge durch.

Der Geographie des Landes wird eine eingehende Aufmerksamkeit zuteil. Fauna und Flora jedes Gebietsstriches werden untersucht, dargestellt und ihre mögliche Verwertung erörtert, weite geologische und mineralogische Untersuchungen vorgenommen, die verschiedenen Stämme und Völkerschaften in ihrer Eigenart und Sprache, in Sitten und Gebräuchen lebendig und anschaulich beschrieben. Kein Weg ist für den Forscher zu weit, keine Schwierigkeit unüberwindlich trotz der primitiven Hilfsmittel, mit denen damals eine Reise durchgeführt werden mußte.

Pallas steigt in die Bergwerke des Ural und erklimmt die Höhen des Altai. Er schleppt sich erkrankt durch Wüsten und Steppen und dringt in Gebiete ein, die kaum von Menschen jemals betreten wurden. Er leiht sich dem seltsamen Zauber Buddhas und gibt Anregungen und Hinweise zur wirtschaftlichen Ausbeute der durchquerten Gebiete. Er ergeht sich in großartigen Hypothesen über die Entstehung geologischer Formationen, Bildung der Gebirge und Täler und Jahrmillionen umspannender Entwicklung, die später die Achtung Alexander von Humboldts und anderer Fachgenossen finden, und hat zugleich auch das feinste Interesse für jedes kleine Lebewesen. Zu den Begleitern ist er geduldig, hilfreich und schonend. Mit dem ganzen Einsatz seiner starken Persönlichkeit, seines nie rastenden Erkenntnisdranges und Wahrheitstriebes durcheilt er riesige Strecken, scheut weder Kälte noch Hitze, läßt sich durch keine der zahlreichen Hindernisse und etwaige Mißerfolge von seiner Aufgabe und seinem Vorhaben abbringen.

In aufreibender Tätigkeit sammelt so Pallas ein ungeheures wissenschaftliches Material. Als gesunder junger Mensch trat er den Weg am 21. Juni 1768 an, als gereifter, vor den Jahren ergrauter Mann, geschädigt an seiner Gesundheit im Dienste der Wissenschaft, kehrte er am 30. Juli 1774 nach Petersburg wieder zurück. Die Jahre, die dazwischen liegen, umspannen die ergiebigste und wichtigste wissenschaftliche Expedition des 18. Jahrhunderts und der Sibirienkunde insbesondere. In der unter Mitarbeit zahlreicher deutscher Gelehrter so fruchtbaren Sibirienforschung seines Jahrhunderts nimmt Pallas die beherrschende Stellung ein.

Bis zum Jahre 1771 erforscht Pallas den südlichen Ural und das Gebiet um Orenburg. In Simbirsk an der Wolga, dem heutigen Uljanowsk, verbringt er zum ersten Mal den russischen Winter und nutzt die Zeit mit zoologischen Beobachtungen und Studien über die südrussische Fischfauna und Fischerei aus. Zu Beginn des Jahres 1769 durchkundet er zuerst das Dreieck um Simbirsk, Samara und Syran, wendet sich dann nach dem Sok-Gebiet und endlich nach Gurjew am Kaspischen Meer. Dort trifft er mit Leonhard Euler zusammen, der sich ebenfalls zu Studien in diesem Gebiete aufhält. Zwecks Überwinterung kehrt er wieder nach Norden, nach dem Ural zurück und verbringt einen sehr mißlichen und schweren Winter in Ufa.

Das folgende Jahr ist der eingehenden Erforschung des Gebietes um Jekaterinburg, dem heutigen Swerdlowsk, und Tscheljabinsk mit ihren Bergbauten und Bodenschätzen gewidmet. In Tscheljabinsk sieht Pallas den deutschen Naturforscher Johann Gottlieb Georgi, der im Auftrage der Akademie sich an einer Expedition nach dem Uralgebiet beteiligt. Später (1772/74) arbeitete Georgi zwei Jahre lang mit Pallas gemeinsam, bereiste große Teile Mittelsibiriens und fertigte auf einer Umschiffung des romantischen Baikalsees eine erste genaue Karte dieses Gebietes an.

1771 bis 1773 werden von Pallas der eigentlichen Sibirienforschung gewidmet. Im Winter 1771/72 schließt er in Krassnojarsk schon den ersten Band seines Werkes ab: »Reisen durch die verschiedenen Provinzen des russischen Reichs in den Jahren 1768—1774« (3 Bände, 1771—1776). Den zweiten Band beendigte er ein Jahr später in Selenginsk in der Nähe der chinesischen Grenze und den dritten bei seinem letzten Aufenthalte in Zaryzin an der Wolga, dem heutigen Stalingrad. Neben seinen naturwissenschaftlichen Beobachtungen hatte Pallas stets der Ethnographie ein besonderes Augenmerk geschenkt, und solcherlei Nachrichten von fernen Ländern und fremden Völkern hatten damals eine ungleich größere Bedeutung und Wertschätzung als heute. So erschienen auch schon früh (1773) anonyme Auszüge aus diesem Werke, die die verschiedenen, von Pallas besuchten Völkerschaften in eingehenden Monographien schildern.

Das Jahr 1773 führt den Forscher über den Baikalsee hinaus, über das Jablonoi-Gebirge und an die chinesische Grenze. Das lebhafte Treiben und Völkergemisch in Kjachta und Maimatschin, die damals als Grenz- und Handelsplätze bedeutsam waren, werden besucht und beschrieben. Im Laufe des Jahres kehrt er wieder nach dem europäischen Rußland zurück, begibt sich nochmals nach dem Süden des Reiches, in das Gebiet des Uralflusses und der benachbarten Salzseen und überwintert, nach einem Besuche Saratows und der neugegründeten wolgadeutschen Ansiedlungen, in Zaryzin. Von dessen Umgebung und Lage schreibt er eine größere Schilderung während des Winters. Das Frühjahr 1774 verbringt er mit historischen Studien weiter südlich an der Achtuba und kehrt zu Beginn des Sommers nach Moskau und Petersburg zurück. Zu gleicher Zeit traten alle anderen Expeditionen, die noch im Auftrage der Akademie unterwegs waren und unter denen sich viele Deutsche an führender Stelle befanden, auf den Ruf der Regierung hin die Rückreise an.

Die Auswertung der Reise nahm Pallas die beiden folgenden Jahrzehnte in Anspruch. Die Überfülle des erarbeiteten Materials der verschiedensten Gattungen legte er noch in zahlreichen gesonderten Werken dar. Neue Arbeiten in Zeitschriften und in den Bänden der Petersburger Akademie bereiteten seine umfassende Fauna und Flora Rußlands und Asiens vor, die in späteren Jahren erschienen, ohne allerdings völlig zum Abschluß gekommen zu sein. Daneben füllten umfangreiche vergleichende Sprachforschungen, die er auf Katharinas Wunsch unternommen hatte, sowie seine Pflichten als Mitglied der Akademie, die ihm eine ehrenvolle Stellung eingeräumt hatte, seine Tage aus. Seine Werke wurden in fremde Sprachen übersetzt, und es fehlte ihm nicht an Lob und Anerkennung aller Art seitens der russischen Regierung, der fremden Akademien und der Öffentlichkeit.

Am Jenissei hatte Pallas eine Meteormasse gefunden und in einer besonderen Darlegung darüber berichtet. Der deutsche Physiker Ernst Florian Friedrich Chladni widmete dieser Entdeckung im Jahre 1794 eine lobende Schrift, die in der Meteorastronomie ihrer Zeit epochemachend wirkte. Der Professor der Mineralogie in Berlin Gustav Rose, ein Reisegefährte Humboldts in Rußland, gab in seinem 1864 erschienenen Buch »Beschreibung und Einteilung der Meteoriten« diesen Meteormassen, die hauptsächlich aus Eisen und Gestein (Olivin, Bronzit) bestehen und von Pallas zum ersten Male beschrieben wurden, den Namen Pallasit. — Auch in der Zoologie hat sich der Name von Pallas in der Bezeichnung einer Tierart erhalten. Nach ihm ist eine in den Süßwassern Sibiriens vorkommende Art von Krebsen benannt, die den dortigen Bewohnern als Nahrungsmittel dienen (Pallasea cancelloides).

Im Alter von 52 Jahren machte sich Pallas nochmals auf eine größere Reise nach dem Süden Rußlands und der Krim. Er wollte in dem günstigeren Klima der Taurischen Halbinsel Genesung seiner angegriffenen Gesundheit und Erholung von seinen mannigfachen Arbeiten und Pflichten suchen. In seiner Begleitung befand sich der Maler C. G. H. Geißler aus Leipzig, der seinem Werk über diese Reise zärtlichen Schmuck im Geschmack der Zeit und einen besonderen Bilderband beigesteuert hat.

Pallas war von der Krim so beeindruckt, daß er nach seiner Rückkehr nach Petersburg beschloß, seinen Wohnsitz dorthin zu verlegen. Katharina II. schenkte ihm dort ein Gut, die Mittel zur Einrichtung und ein Ruhegehalt. In der Nähe seiner verwitweten Tochter, in landschaftlich reizvoller Gegend, am Südabhang des Jaila-Gebirges bei Sudak, verbringt Pallas nun ruhige Jahre der letzten Reife und Ernte. Es erscheinen 1799 und 1805 seine »Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs in den Jahren 1793 und 1794« (2 Bände mit einem Tafelband Geißlers). Kleinere Reisen auf der Halbinsel, historische Studien und Arbeiten in seinen Weinbergen füllen diese Jahre des stillen Lebens aus.

Im Jahre 1810 zieht es ihn doch wieder nach der Heimat zurück. Er löst seinen Besitz in der Krim auf und tritt im April des gleichen Jahres seine Rückreise nach Deutschland an. Seine reiche Naturaliensammlung erwarb die russische Regierung. Sie zählt, zusammen mit anderen Sammlungen deutscher Sibirienforscher, noch heute zu den Schätzen der Leningrader Akademie.

Nach 15jährigem Aufenthalte in der Krim, nach 42 Jahren der ergiebigsten Gelehrtenarbeit in Rußland kam Pallas im Juni 1810 wieder nach Berlin zurück. Nur etwas über ein Jahr war ihm noch vergönnt, im Kreise seines Bruders und seiner Schwester sowie gelehrter Freunde zu verbringen. Die Herausgabe der letzten Schriften und das Erscheinen seines lang vorbereiteten Werkes über die »Fauna asiatico-rossica« erfüllten noch seine Tage mit Trost, Ruhe und Befriedigung.

Am 8. September 1811, kurz vor seinem 70. Geburtstage entschlief er in den Armen seiner Tochter.

»Multas per terras jactatus ut naturam rerum indagaret hic tandem requiescit.« So lauteten die einfachen Worte auf seinem Grabstein, die er sich, abhold jedem Lob, nach einem so ungemein vielseitigen, reichen und fruchtbaren Leben, selbst bestimmt hatte.

Otto Zahn
Mainz

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 I.II.VJ. 36.

Digitized by Google

NOV 17 1936
PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 20. Oktober 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 20

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Priv.-Doz. Dr. LUDWIG LANDGREBE, Prag

Diltheys Stellung in der deutschen Geistesgeschichte

Aus Anlaß seines 25jährigen Todestages 1. X. 1911.

»Ich habe keine Lösung des Lebensrätsels, aber die Lebensstimmung, die aus dem Sinnen über die Konsequenzen des historischen Bewußtseins mir erwachsen ist, diese wollte ich mitteilen.« Diese Worte, mit denen der 70jährige Dilthey sich über den Sinn seiner Lebensarbeit aussprach, kennzeichnen die Eigenart seiner Stellung in der deutschen Geistesgeschichte. Sie ist ein Abschluß und ein Anfang zugleich, nicht unterzuordnen unter den schulmäßigen Begriff von Philosophie, wie er in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sich verfestigt hatte. In der Unzahl von geschichtlichen, literarischen, erkenntnistheoretischen, ästhetischen und psychologischen Abhandlungen, in denen Diltheys Schaffen sich niederschlug, war für die Zeitgenossen kein Gesichtspunkt zu erblicken, der sie einheitlich zusammenhielt. Man ließ ihn gelten als Analytiker der geschichtlichen Wirklichkeit und philosophisch allenfalls als Verkünder eines grenzenlosen historischen Relativismus. Erst das Erscheinen seiner Gesammelten Schriften in den letzten 13 Jahren, in denen nicht nur die bereits zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften sondern auch umfangreiche Manuskripte aus dem Nachlaß der Öffentlichkeit zugänglich wurden, hat diese Auffassung erschüttert und sein Werk als ein in sich geschlossenes Ganzes begreifen lassen. Aber nicht ist damit zur Unzahl philosophischer Systeme ein neues hinzugetreten als ein Gedankengebäude, über der Wirklichkeit errichtet und mit Argumenten seinen Vorzug gegenüber anderen zu behaupten suchend; sondern es ist Ausdruck einer Lebensstimmung, einer Grundeinstellung zum Leben, die das Fazit aus dem zieht, was die Geisteswissenschaften als geschichtliche Wirklichkeit hervortreten ließen. Sein Werk baut auf der großen Bewegung auf, in der von Herder ab bis zu Ranke hin sich die deutschen Geisteswissenschaften entfalteten, und es ist nicht zufällig, daß es gerade in dem Augenblick einsetzt, in dem diese Bewegung im Ganzen zu einem gewissen Abschluß gekommen war. Dilthey hat noch als Student bei den großen Häuptern der Historischen Schule, bei Ranke, Jakob Grimm, Böckh gehört und von ihnen die bestimmenden Eindrücke empfangen. Dieses großartige Aufblühen der deutschen Geisteswissenschaften in dem kurzen Zeitraum von 80 Jahren ist kein bloßes Ereignis der Wissenschaftsgeschichte, sondern es ist Zeichen einer Wandlung des Lebensgefühles und menschlichen Selbstverständnisses gegenüber der Zeit der Aufklärung. Was sich bereits in der sozusagen noch stammelnden Auseinandersetzung Herders mit Kant angekündigt hat, die Überzeugung von der Bedeutung der Individualität, vom Werte jeder geschichtlichen Epoche in sich selbst, von der Nation, dem »Volksgeist« als dem einheitlichen Grunde, aus dem jede geistige Hervorbringung zu verstehen ist, das bildet die mehr gefühlsmäßige als auf Begriffe gebrachte und philosophisch explizierte gemeinsame Überzeugung der Begründer der deutschen Geisteswissenschaften. Die Gedankensysteme der Aufklärung mit ihrer Überzeugung von der Lenkbarkeit des Menschheitsgeschickes durch die Einsicht in allgemein und ewig gültige, im Wesen des Menschen als solchen begründete Vernunftnormen — diese säkularisierten Umformungen christlicher Katholizität — waren zerfallen. Das neue Lebensgefühl und menschliche Selbstverständnis, das an ihre Stelle tritt und mit dessen Hervortreten die deutsche geistesgeschichtliche Entwicklung sich abscheidet von der der anderen europäischen Nationen und ihre eigenen Wege geht, es kommt zunächst nur zum Ausdruck in der Wucht, mit der die Zuwendung zum geschichtlichen Sein und den geschichtlichen Wissenschaften sich vollzieht, und nicht in einer expliziten philosophischen Besinnung auf die versteckten weltanschaulichen Voraussetzungen, die dieses Aufblühen der Geisteswissenschaften möglich machten. Zur Lösung der Grundlagenprobleme logischer, erkenntnistheoretischer, metaphysischer Art, die die geisteswissenschaftliche Arbeit am geschichtlichen Sein aufwarf, also zur Lösung ihrer Prinzipienfragen stand den Geisteswissenschaften zunächst keine philosophische Lehre zur Seite, aus der sie die Rechtfertigung ihres Vorgehens schöpfen und die Behauptung ihres methodischen Eigenrechtes gegenüber den Naturwissenschaften herleiten konnten. Sie waren auf eigene gelegentliche Reflexionen, wie z. B. in Rankes »Politischem Gespräch« oder in Droysens Historik, angewiesen. Durch Dilthey findet das, was als Lebensgefühl und neue Auffassung von Mensch und Welt bereits versteckt zu Grunde lag, erstmalig seinen allseitigen Ausdruck. Nicht also, daß er den Geisteswissenschaften ihre wissenschaftstheoretische Begründung gegeben hat, ist sein Hauptverdienst, sondern daß in seinem Werke eine neue Selbstauffassung des Menschen, wie sie bereits seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts ihre Wirkung übte, zum ersten Male ihre gedankliche Durchdringung erfährt.

Dilthey sieht seine Leistung in der »Mitteilung einer Lebensstimmung«: derjenigen, die sich einstellt, wenn durch die historischen Wissenschaften der gesamte Bereich der Produktionen menschlichen Geistes in Staat, Recht, Kunst, Wirtschaft, religiösen Systemen erschlossen und überschaubar geworden ist, wenn jedes philosophische System und jede nicht zum System gewordene, unausdrücklich gebliebene Weltanschauung als Gebilde ihrer Zeit und ihrer Situation, als aus ihnen hervorwachsend verstehbar geworden ist. Jede in sich geschlossene Weltanschauung, jede politische Doktrin, jede Weise künstlerischen Sehens tritt mit einem Anspruch auf absolute Geltung auf. Ihre Geltung erweist sich für die geschichtliche Betrachtung als relativ auf die Zeit und die Gemeinschaft, die sie hervorgebracht haben. Das führt aber nicht zu einem bodenlosen relativistischen Schweben des geschichtlichen Betrachters. Indem er von allen Produktionen des menschlichen Geistes, seinen Objektivationen zurückgeht auf den Boden, aus dem sie entstanden sind, wird dieser selbst sichtbar als der schöpferische Urgrund des Lebens, als die »Kontinuität der schaffenden Macht«; es werden die Wesensgesetze und -strukturen sichtbar, nach denen das Leben immer neue geschichtliche Gestalt werden läßt. Die Erkenntnis der Relativität jeder gewordenen Gestalt gibt also dem Leben erst die letzte Freiheit, die Freiheit, jede gewordene Form

INHALT:

LANDGREBE: Diltheys Stellung in der deutschen Geistesgeschichte
DE VRIES: Aufgaben und Probleme der altnordischen Literaturgeschichte
SCHRAMM: Die Krönung Ottos I. in Aachen
BLUMENTHAL: Vom Preußischen zum Deutschen Gesamtkatalog
LEHMANN: Die Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft in Berlin
NIENHOLDT: Philipp Hainhofer — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

in ihrer Bedingtheit zu verstehen und damit über sie hinauszugehen, sie zu zerbrechen und die Bahn für die schöpferische Tat frei zu machen [1]). Aber der schöpferische Boden des Lebens ist für Dilthey nicht ein philosophisches Dogma, eine Hypothese, über der ein Gedankensystem errichtet würde. Er ist nur zugänglich in seinen Hervorbringungen, in den Objektivationen des menschlichen Geistes, und nicht tiefer zu erfassen als sein Ausdruck in ihnen es ist. Das Leben enthüllt sich nach dem, was es in seinem Kerne ist, in der Geschichte und ist nur da und erfaßbar in seinen Äußerungen. So ist die Philosophie Diltheys durch und durch geschichtliche Philosophie. Geschichte und philosophische Systematik, systematische gedankliche Bewältigung der Welt- und Lebensprobleme stehen nicht mehr getrennt nebeneinander, sondern die gedankliche Enthüllung des Lebens ist selbst auf den Weg der geschichtlichen Forschung angewiesen. Auch die einzelnen Zweige der Geisteswissenschaften bleiben nun nicht mehr isolierte Disziplinen. Wie bereits die methodischen Überzeugungen gemeinsam waren, denen gemäß ein Savigny das Recht, die Brüder Grimm die Sprache, Ranke die Staatengeschichte erforschten, so erfährt diese Parallelität nun ihre philosophische Rechtfertigung; die einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen ordnen sich unter die umfassende Aufgabe der Geistesgeschichte als der Selbstenthüllung des Lebens als geschichtlichen Lebens. Erst seit Dilthey gibt es Geistesgeschichte im eigentlichen Sinne einer philosophisch fundierten Methode, von ihm selbst zuerst in umfassender Weise geübt.

Diese Grundeinstellung zum menschlichen Leben, die sein tiefstes Wesen in seiner Geschichtlichkeit sieht, wie sie von Dilthey zum ersten Male philosophisch expliziert wurde, ist keine willkürlich gewählte, so als ob sein Werk nur Gestaltung einer Möglichkeit menschlichen Selbstverständnisses wäre, beliebig vertauschbar mit einer anderen. Sie hat ihr Recht und ihre Macht darin erwiesen, daß sie der, obzwar vor Dilthey unausdrücklich gebliebene, Boden war, auf dem die deutschen Geisteswissenschaften sich entfalteten und noch heute im ganzen stehen. So hat sie die deutsche Geistesgeschichte der letzten 150 Jahre entscheidend geformt und bildet ein Erbe, das wir nicht verleugnen können. Und sollte eine andere Einstellung an ihre Stelle treten, die nicht in der Geschichtlichkeit und geschichtlichen Wandelbarkeit des menschlichen Lebens seinen entscheidenden Zug sieht, sei es, daß sie das Biologisch-Naturhafte in den Mittelpunkt zu rücken bestrebt ist, sei es, daß sie zu einem neuen Rationalismus führen will, so wird sie ihr Recht nur dann erweisen können, wenn sie die Kraft und Fähigkeit zu einer Auseinandersetzung mit diesem Erbe aufbringt — einer Auseinandersetzung, die dann selbst wieder geschichtliche Überwindung dieser Weise des Menschen sich selbst zu verstehen wäre. Das Werk Diltheys steht im Abschluß dieser Bewegung, in der die geschichtliche Lebensauffassung zu sich selbst gekommen ist, und im Zentrum jeder künftigen Auseinandersetzung mit ihr.

[1]) vgl. auch die neueste Darstellung von O. F. Bollnow, Dilthey, Eine Einführung in seine Philosophie. Leipzig, Teubner, 1936.

NIETZSCHE Einführung in das Verständnis seines Philosophierens. Von Dr. Karl Jaspers, ord. Professor der Philosophie in Heidelberg. Groß-Oktav. VIII, 438 Seiten. 1936. RM 7.—, geb. 8.—
Ausführlicher Prospekt kostenlos.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Wohrschstraße 13

Die Kritik der historischen Vernunft

Diltheys Lebenswerk beeindruckt die geisteswissenschaftliche Problematik der Gegenwart entscheidend. In unzählbaren Einzeluntersuchungen ist für die heutige Fragestellung in den verschiedensten Bereichen sein Gedankengut fruchtbar gemacht worden. Jedoch fehlte bisher eine systematische Erfassung seiner Grundgedanken. Seine bei so vielen und verschiedenartigen Anlässen geäußerten Bemerkungen zur Erkenntnistheorie hat jetzt Clemens Cüppers in ihrem systematischen Zusammenhang zu verbinden versucht. [1])

Nach einem einleitenden Überblick über Diltheys Stellung zum deutschen Idealismus, seiner Auseinandersetzung mit der Systemmetaphysik, seiner Anhängigkeit und Abwendung von Kant und seiner gegensätzlichen Stellung zum Kritizismus führt Cüppers den speziell erkenntnistheoretischen Gedankengang zum entscheidenden Abschnitt, der von der Bedeutung der Inhalte der Geschichtswissenschaften handelt und die daraus sich ergebende Aufgabe einer Kritik der historisch-geisteswissenschaftlichen Vernunft zum Gegenstand hat.

»Das Problem, wie in den Geisteswissenschaften eine objektive Erkenntnis möglich sei, geht zurück auf die Frage, wie sie in der Geschichte realisiert werden könne.« Dieser Satz Diltheys weist hin auf das enge Verhältnis von Geschichte und Geisteswissenschaft. Aber auch das Geschehen der Universalgeschichte wird nur verständlich durch den geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkt, der Zweckzusammenhänge ausmacht und so das Chaos des Universalgeschichtlichen »zum harmonisch gegliederten Kosmos der geistig-geschichtlichen Welt« bildet. Die Theorie der geschichtlichen Erkenntnis wird so zu einer vordringlichen Aufgabe jeder erkenntnistheoretischen Untersuchung über die Grundlagen der Wissenschaft. Für Dilthey wird Erkenntnistheorie also vorerst zu einer »Kritik der historischen Vernunft«. Diesem Ende gelten die meisten seiner Einzeluntersuchungen. Zu ihrem Gelingen wurde vorausgesetzt der einheitliche Zusammenhang der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Die ersten vier Bände seiner Werke zeugen von dem Bemühen, diesen Zusammenhang zu schaffen.

Die deskriptive Psychologie, die Dilthey bis zur Jahrhundertwende, bis zum Erscheinen der Husserlschen Logik, zur Geltung zu bringen suchte, erwies sich als zu begrenzt für den Aufbau der Kritik der historischen Vernunft. Denn sie ließ zwar die Realität der Innenwelt in ihrer Struktur erweisen, vermochte aber nicht die Allgemeingültigkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse zu gewährleisten. So mußte die Psychologie als die Lehre von der inneren Erfahrung ihre Ergänzung fordern durch eine Lehre vom Verstehen: die Hermeneutik. Sie wird für Dilthey zur erkenntnistheoretischen Fundamentalwissenschaft schlechthin. »Wo nichts erlebt wurde, kann auch nichts verstanden werden, und sonach sind die Geisteswissenschaften als in Akten des Verstehens gegründete verständliche geistige Zusammenhänge auf den Daten des Erlebens aufgebaut. Universalgeschichte ist nicht möglich ohne die ihr voraus- und zugrundeliegende Welt der Erlebnisse«.

Da das Erleben nach Objektivierung drängt und von dort her dem Verstehen zugänglich wird, ist die Struktur des Erlebnisses und seine Repräsentation im Ausdruck und schließlich das Verstehen in seiner Struktur zu ergründen.

Cüppers hat in denkbar klarster Weise in stetem Anschluß an die verstreuten Äußerungen den systematischen Zusammenhang der erkenntnistheoretischen Grundgedanken Wilhelm Diltheys hergestellt und damit nicht nur für ein besseres Verständnis des Lebensphilosophen gesorgt, sondern auch eine oberflächliche Auslegung seiner Theorien unmöglich gemacht.

H. A. Ploetz
Berlin

[1]) Die erkenntnistheoretischen Grundgedanken Wilhelm Diltheys, Leipzig 1933, B. G. Teubner.

Diltheys Philosophie

Wir besitzen bereits eine Reihe von Schriften über die Philosophie Wilhelm Diltheys, deren beste sich aber mit Spezialfragen befassen. So wird man eine so liebevolle und eindringende Arbeit über die zentralen lebensphilosophischen Grundgedanken des Forschers, wie sie Otto Friedrich Bollnow vorlegt, begrüßen. Bollnow hat mit viel Fleiß und Geschick die tragenden philosophischen Grundgedanken des Diltheyschen Werkes zusammengetragen und was mehr ist, er hat sie in ihrem Zusammenhange dargestellt und damit einen wesentlichen Beitrag zur Erschließung der Diltheyschen Gedankenwelt geliefert. Denn bei Dilthey selbst sind diese Gedanken über das ganze Werk zerstreut und nirgends zusammengefaßt, zudem höchst ungleich und nicht immer ihrem systematischen Gehalt und Gewicht entsprechend betont. Da ist eine solche einfühlsame und zusammenschauende Arbeit, wie sie Bollnow nun geleistet hat, nur willkommen. Allerdings will mir scheinen, daß die Schwächen der Diltheyschen systematischen Position nun um so stärker hervortreten. Seine ganze Kraft liegt in der philosophischen Analyse der geschichtlichen Welt — das Systematische ist bei ihm wesentlich Nebenwerk und steht mehr zur Sicherung der analytischen Arbeit da als daß es eigenes Gewicht hätte. Das wird gerade an einem solchen Versuche deutlich, den Systematiker Dilthey zu Worte kommen zu lassen. Nichtsdestoweniger bleibt aber ein solcher Versuch lehrreich, philosophisch wie für das Verständnis seines Gegenstandes.

J. v. Kempski
Berlin

[1]) Otto Friedrich Bollnow: Dilthey, eine Einführung in seine Philosophie. B. G. Teubner, Berlin u. Leipzig 1936. 200 Seiten. Geh. 9.60 RM., geb. 11.60 RM.

Wissenschaft und Objektivität

Der Verfasser liefert nicht eine Darstellung der sehr umfangreichen wissenschaftlichen Diskussion über das Problem der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, sondern versucht eine selbständige Analyse der entsprechenden Problemkomplexe zu liefern. Wichtig ist seine Unterscheidung zwischen den Voraussetzungen einer Wissenschaft, die sich mit dem Standpunkt der Objektivität vertragen oder von ihm aus abgelehnt werden müssen. Von aktuellem Interesse ist, daß einerseits Weltanschauungen nicht als solche zu Recht bestehende Voraussetzungen angesehen werden, andererseits aber Werturteile deren Grundwert-Haben das Wohl des eigenen Volkes ist, als wahre Urteile der Wissenschaften gelten.

M. Lange

»Objektivität, Voraussetzungslose Wissenschaft und wissenschaftliche Wahrheit« von Friedrich Weidauer. Verlag S. H Leipzig 1935; 38 S.

Die Subskription ist noch offen auf:

Meister Eckhart

Die deutschen und lateinischen Werke

Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Erste Gesamtausgabe in wissenschaftlich einwandfreier Form. Verlangen Sie ausführlichen Prospekt mit Probeseiten!

Vorgesehen sind insgesamt 8—10 Bände im Umfang von je 25—30 Bogen im Großformat DIN A 4.

Jede Lieferung von 5 Bogen kostet in der Subskription nur RM 1.—.

Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart und Berlin

Digitized by Google

Prof. Dr. JAN DE VRIES, Leiden

Aufgaben und Probleme der altnordischen Literaturgeschichte

Die Werke der altnordischen Literatur können auf zweierlei Weise betrachtet werden: als eine unerschöpfliche Quelle für die antiquitates germanicae oder als Kunst. Die Forschung hat früher den Kunstcharakter dieser Überlieferungen nicht nach Gebühr gewürdigt; heute steht er im Mittelpunkte des Interesses. Die Eddalieder und die Skaldengedichte sind ja in erster Linie Poesie, die Familiesaga gehört zu der herrlichsten Prosa, die je geschrieben wurde. Die Zeit ihres Entstehens, die Eigenart des sie hervorbringenden Volkstums machen diese Literatur zu einer besonders merkwürdigen Erscheinung der literarischen Kunst überhaupt; die Höhe der in ihr realisierten Kunst macht sie zweifellos würdig neben den französischen chansons de geste oder dem deutschen Minnesang als hervorragende Kulturleistungen des Mittelalters betrachtet zu werden.

Freilich müssen wir gestehen, daß die Kenntnis dieser Literatur auf germanistisch eingestellte Kreise und einige wenige Literaturhistoriker beschränkt ist. Für das Bewußtsein des modernen kunstliebenden Europäers sind die von Ultima Thule ausgegangenen Meisterwerke ebenso schattenhaft als wären sie in mexikanischen Hieroglyphen geschrieben. An guten Übersetzungen, vorwiegend in deutscher und englischer Sprache, fehlt es nicht, wohl aber an Gesamtdarstellungen, die ein lebendiges Bild der altnordischen Literaturentwicklung zeichnen. Denn die grundlegenden Werke von Mogk und Jónsson sind für den Philologen, nicht für den Literatur- oder Kulturhistoriker geschrieben, und das fesselnde Buch des norwegischen Forschers Paasche hat wohl außerhalb Skandinaviens wenig Leser gefunden. Im allgemeinen zeigt die Behandlung eine Neigung, sich in den Wirrwar der Detailfragen zu verstricken; es gibt ja über die einzelnen Eddalieder, über die Skaldik und die Saga so viele bis jetzt umstrittene Fragen, daß man sich an eine Gesamtbetrachtung kaum heranwagt. Dennoch ist es fruchtbar, sich das Endziel vor Augen zu stellen, dem unsere Arbeit zustrebt, auch wenn wir vorläufig nur dessen neblige Umrisse erblicken können.

Das altnordische Schrifttum umfaßt die Erzeugnisse von zwei grundverschiedenen Perioden. Am Anfang stehen die Literaturwerke aus der Zeit des ungebrochenen Heidentums, die schon deshalb ein ganz besonderes Interesse beanspruchen, weil wir in ihnen ein in vielen Hinsichten grundsätzlich anderes Geistesleben spüren als in der übrigen, durchaus christlich gefärbten Literatur des Mittelalters, und weil sie überdies aus germanischem Boden gewachsen ist. Am Ende steht die Literatur, hervorgegangen aus einer weitgehend christianisierten Gesellschaft und unter stetigem Einfluß der westeuropäischen Kultur. Gerade in dieser letzten Periode sind auch die Erzeugnisse der heidnischen Zeit niedergeschrieben, und seit jeher hat die Forschung ihre größte und fast unlösbare Aufgabe in der Trennung der beiden Elemente gesehen; die Bestimmung, was altertümlich, was dagegen jüngere Umgestaltung ist, muß ja der ästhetischen und kulturhistorischen Würdigung der Literaturwerke vorangehen. Man kann diese Aufgabe keineswegs als gelöst betrachten, so lange es möglich ist, ein und dasselbe Gedicht zwei so verschiedenen Perioden, wie dem heidnischen 9. oder dem christlichen 12. Jahrhundert zuzuschreiben. Denn man sollte doch meinen, daß hier ein Unterschied in Geisteshaltung, Stoffbehandlung und Formgebung vorliegen muß, groß genug, um sich mit ziemlicher Sicherheit für die eine oder die andere zu entscheiden.

Auf dem Gebiete der Skaldik sind diese Probleme besonders deutlich. Die Dichter können wir chronologisch bestimmen, jedenfalls die bedeutendsten Künstler, auf die es in diesem Zusammenhang ja ausschließlich ankommt. Wir kennen ihre Werke, teils vollständig, teils trümmerhaft, aber manchmal in einem Umfang, der gestattet, die Dichterpersönlichkeit zu erfassen. Die letzten Jahre haben überdies eine fast fieberhafte Beschäftigung mit den Fragen der Textkritik und Interpretation gezeigt; in die technisch-formale Seite dieser Poesie haben wir eine tiefere Einsicht bekommen. Aber so bald wir uns in das Werk eines bestimmten Dichters einleben wollen, häufen sich die Schwierigkeiten. Man nehme eine so fesselnde Persönlichkeit wie Kormákr, von dem uns (neben dem dürftigen Bruchstück einer drápa) die beträchtliche Zahl von 64 lausavísur überliefert sind. Wir kennen diese Strophen aus einer stilistisch wenig bedeutenden Saga, die zum größten Teil eben auf diesen Strophen beruht und diese in weitem Umfang paraphrasiert. Wie haben sich diese Strophen, die ohne die verbindende Prosa keine Einheit bilden, etwa drei Jahrhunderte erhalten können? Haben wir das Recht, sie alle wirklich als Kormákrs Arbeit zu betrachten? Wagen wir es, diese Frage zu äußern, so hören wir aus dem Munde des jüngst gestorbenen Altmeisters unserer Wissenschaft die von felsenfester Überzeugung getragene Antwort: »während vieles bestimmt für die Echtheit der Strophen spricht, weist absolut nichts auf ihre Ursprünglichkeit hin; keine einzige Strophe gibt in dieser Richtung den leisesten Wink.« Dennoch finden wir unter diesen 64 Strophen eine ganze Reihe, die nach der Darstellung der Saga unter durchaus unwahrscheinlichen romantischen Umständen gedichtet sein sollen, mehrere, die bei einer zufälligen Gelegenheit irgendwo in Norwegen aus dem Stegreif gedichtet, sich in der isländischen Tradition erhalten haben sollen, obgleich der Dichter selbst seitdem niemals mehr die Insel besucht hat, schließlich sogar einige, in denen mittelalterliche und sogar klassische Stileigentümlichkeiten zutage treten. Mit einem Machtspruch gelangt man nicht zu der Entscheidung. Aber andrerseits genügt das bloße Gefühl der Unbefriedigtheit nicht, um die Überlieferung als unzuverlässig darzustellen; hier müssen Beweise und Argumente hinzukommen. Eindringende stilistische Untersuchungen müssen dazu den Boden vorbereiten; sprachliche Beweisgründe haben in einer so traditionsfesten Poesie wie der Skaldik natürlich wenig zu bedeuten. In einer Untersuchung über die Skaldenkenningen habe ich versucht, einen Unterschied in dem Gebrauch der mit Götternamen zusammengesetzten Umschreibungen für die Datierung der Skaldenstrophen fruchtbar zu machen: unter dem Einfluß der Bekehrung haben die Dichter zwischen etwa 1025 und 1145 solche Kenningen vermieden. Damit ist eine Dreiteilung dieser Poesie durchzuführen: die heidnische Periode mit auf wirklichem Glauben gegründeter Bildersprache, eine Übergangszeit, in der die auf Götter bezüglichen Kenningen fehlen, eine Zeit der romantischen Wiederbelebung der alten Kenningtechnik.

Für die Eddapoesie erheben sich ähnliche Fragen; hier ist die Entscheidung sogar von noch größerer Tragweite als in der Skaldik. Denn ein Götterlied aus der heidnischen Zeit ist selbstverständlich etwas ganz anderes als ein solches aus der altnordischen Renaissance. Ein Eddalied aus dem 10. Jahrhundert kann noch im Kulte verwurzelt gewesen sein und also germanisch-heidnisches Empfinden widerspiegeln. Ein Lied aus dem 13. Jahrhundert aber hat mit der Religion nichts zu schaffen; es ist eine novellistische, zuweilen sogar eine schwankhafte Behandlung eines interessanten Themas. Zwischen beiden steht die Zeit der Bekehrung mit ihren Spannungen und Spaltungen, von denen die Völuspá ein erschütterndes Zeugnis gibt. Aber die Schwankungen in der Datierung von Eddaliedern beweisen, wie sehr unsere Methoden noch in Sicherheit und Genauigkeit zurückstehen.

Die Trennung der aufeinander folgenden Perioden, die zueinander in scharfem Gegensatz stehen, ist notwendige Voraussetzung für das Verständnis der altnordischen Literatur. Nicht die Lieder an sich, die zuweilen nur durch umfangreiches Wissen und eine bis in Einzelheiten gehende Interpretation zu würdigen sind, bieten dem heutigen Betrachter den Zutritt zu der wesensfremden Geisteswelt des germanischen Nordens, sondern das Bild einer sich über viele Jahrhunderte erstreckende Literatur, in der sich die Zeiten des Heidentums, der Bekehrung und der romantischen Begeisterung mit ihren durchaus verschiedenen seelischen Inhalten widerspiegeln. Schroff sind die Gegensätze; dennoch haben sie sich in der Wirklichkeit in einer langsamen, für die damaligen Menschen kaum merkbaren Entwicklung ausgeglichen. Aber uns, die wir auf jene Zeiten zurückblicken, kann es vorkommen, als ob an einem bestimmten Zeitpunkte plötzlich eine neue Welt ersteht. Nach dem Sieg des Christentums zeigt sich ein Riß in der Überlieferung: die alte heidnische Kunst hat ihren Nährboden verloren und stirbt ab, eine neue christliche Literatur fängt erst allmählich an zu wachsen. Aber auf einmal ist der Durchbruch gekommen: die Vergangenheit ersteht im Geiste der bewundernden Nachwelt mit voller Frische als ein neues Erlebnis; an allen Seiten öffnen sich die Quellen und sprießen die Blumen empor. Wenn wir durch eine Jahreszahl den plötzlichen Umschwung kennzeichnen wollen, so wäre es 1145, als der Jarl Rǫgnvaldr den Plan zu seinem Háttalykill machte und Skapti Thórarinsson den riesenhaften Schädel von Egill Skallagrímsson ausgrub. Damit hatte man den Weg zu der Vergangenheit zurückgefunden und ein schöpferisches Wirken für die Zukunft gesichert.

Bisher hat man die altnordische Literatur gewöhnlich nach Gesichtspunkten betrachtet, die aus einer vertikalen Einteilung der Stoffmasse hervorgingen: Eddalied — Skaldik — Saga. Aber die wirklichen Trennungslinien liegen auf waagerechter Ebene. Denn bei solcher Betrachtung faßt man die Literaturwerke einer in sich geschlossenen Zeitperiode zusammen, um daraus den Geist der Zeit zu verstehen. Wir wollen einige Momente zur vorläufigen Charakterisierung herausgreifen.

Verschleiert hinter einer Überlieferung, in der mehrere Zeitströmungen zusammenfließen, steht am Anfang das Heidentum. Wiewohl sich schon die Zeichen des Verfalls ankündigen, ist die Kunst noch hauptsächlich eine

Digitized by Google

Funktion des gesellschaftlichen Lebens. Die Religion, besonders die Kulthandlung, geben den Antrieb zu der dichterischen Behandlung von Göttermythen und religiösen Vorstellungen: wir haben skaldische Thorshymnen, eddische Lehrgedichte, einige Gebetstrophen, magische Formeln, mehr als wir erwarten dürften, genug jedenfalls um das Glaubensleben der Nordleute kennen zu lernen. Auch die profane Kunst ist nicht Ornament, sondern lebendiger Teil des sozialen Lebens. Das eddische Heldenlied war wohl schon wesentlich ein Erbstück aus einer älteren Zeit, in der die Gefolgschaft noch ihre volle Geltung hatte; jedenfalls bewahrt es noch die herbe Tragik der Völkerwanderungszeit; Ehre und Treue bilden die Achse der menschlichen Handlung. An den Höfen der Wikingerfürsten blüht eine skaldische Kunst, die in formtechnischer Hinsicht äußerste Verfeinerung anstrebt, aber nur selten die Gelegenheit gibt, in das Gemüt des Dichters zu schauen. Daß daneben auch ein starkes persönliches Empfinden sich in der Poesie äußern kann, beweisen so hervorragende dichterische Persönlichkeiten, wie Egill und Kormákr. Die Prosa ist in dieser Zeit noch keine Literaturgattung gewesen; die Familientraditionen werden bewahrt, wie das immer in einer kriegerisch-patriarchalischen Kultur der Fall ist; die Zeit der landnám war aber im 10. Jahrhundert noch so lebensnah, daß man sich diese Überlieferung als eine Reihe von Memorabilien, nach Gegend und Sippe verschieden, vorstellen muß.

Mit der Bekehrung kommt aber ein Bruch in das geistige Leben der Isländer, dessen Bedeutung erheblich durch den wachsenden Einfluß der mittelalterlichen Kultur Westeuropas gesteigert wird. Überscharf formuliert kann man als Gegensätze nennen: Schrifttum — mündliche Tradition, Ritterwesen — schlichte Bauernkultur, Überfremdung — arteigener Erbbesitz. Auf allen Gebieten der Literatur wirkt dieser Gegensatz, anfangs hauptsächlich lähmend und zerstörend. Mag die Übergangsperiode noch eine Problemdichtung wie die Völuspá zeitigen, mit dem Götterlied ist es vorbei. In der Skaldik erlischt der blühende Reichtum der auf die Götterwelt bezogenen Bildersprache, und eine ärmliche Technik kommt an ihrer Stelle, freilich mit einer erfreulichen Rückkehr zu einer schlichteren, natürlicheren Kunst. Ein neuer, aus christlichem Glauben geborenes Ethos findet in der Lobdichtung auf die beiden Olafe ihren künstlerischen Ausdruck. Daneben zeigt sich ein zähes Festhalten an den alten Überlieferungen; die heidnische Literatur wird bewahrt, obgleich natürlich in dieser Krise vieles untergegangen ist; die dunkle Technik der Skalden fordert die Erhaltung des geistigen Substrates, auf dem die Kenningen aufgebaut sind. Vorläufig ist es wohl ein zaghaftes Bewahren in bestimmten Kreisen, das erst später zu schöpferisch-gestaltender Weiterbildung durchbrechen kann. Man bekommt den Eindruck, daß das kulturelle Leben in einem unterirdischen Bett weiterströmt. Für die Saga war aber das 11. Jahrhundert die entscheidende Zeit: die landnám war jetzt so weit abgerückt, daß sie den Nachkommen ein heroisches Zeitalter wurde. Die jüngeren Generationen konnten aber durch diese Überlieferungen nur dann gefesselt werden, wenn sie durch Inhalt und Form ihr Interesse erregten; die Anekdote des isländischen Erzählens bei Haraldr harðráði beweist, wie sehr schon in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts das Sagaerzählen zur gesellschaftlichen Unterhaltung gehörte. Und wieder ein halbes Jahrhundert später haben wir ein Zeugnis, daß die mündliche Prosa voll ausgebildet ist; auf der bekannten Hochzeit von 1119 wurden die Gäste schon mit einer Fornaldarsaga unterhalten. Wenn wir erwägen, daß kaum zwei Jahre vorher die Niederschrift der Gesetze angefangen hatte und daß einer der Erzähler von 1119 ein Geistlicher war, so dürfen wir erwarten, daß auch die Saga ihren Weg zum Pergament finden wird. Inzwischen entwickelt sie sich im mündlichen Vortrag, und unter steter Wechselwirkung mit Erzählungen, die einen durchaus abenteuerlichen Inhalt haben.

Etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts werden die Fesseln gelöst. Die Menschen, in ihrem Glauben fest verwurzelt, stehen der alten heidnischen Tradition freier gegenüber. Stolz über die Taten der Vorfahren, Freude an der alten Kunst, daneben auch schwärmerische Romantisierung der Vergangenheit, die mit modernerem Empfinden erlebt wird, führen die Wiedererstehung herbei. Das Aufflackern der Parteizwiste und die Verschärfung der Gegensätze haben eine kampfesfreudige Gesinnung entwickelt, die das Verständnis der Literatur aus der heidnischen Zeit erleichtern mußte. Aber wenn vergangenes Leben als Literatur wiedererersteht, klingen die Töne oft ein wenig überspannt und falsch; die Krákumál ist dafür ein lehrreiches Beispiel; aber wenn wir sehen, wie sehr die Menschen einer noch späteren Renaissance der altnordischen Literatur (im 18. Jahrhundert.) dadurch begeistert wurden, können wir verstehen was es für die Leute des 12. Jahrhunderts bedeutet hat.

Was diese Nachblüte der altnordischen Literatur hervorgebracht hat, ist reichhaltig aber von sehr verschiedenem Wert. Das Götterlied ist nur in novellistischer oder schwankhafter Behandlung lebensfähig; man soll es deshalb nicht schmähen: die Thrymskviða ist ein Erzeugnis dieser Zeit! Die Heldenpoesie zeigt eine auffällige Neigung zu psychologischer Motivierung und Situationsbeschreibung; die aus heidnischen Lebensverhältnissen erwachsene und deshalb als selbstverständlich empfundene Tragik wird in die Ausmalung ethischer Konflikte aufgelöst. Man hat gelernt, tiefer in die menschliche Seele zu schauen. Die Skaldik wächst an Umfang, aber kaum in Wucht und Tiefe; die Technik bleibt schlicht und konventionell; die Dichter finden in der Legendenliteratur neue Stoffe. Aber man bekommt dennoch den Eindruck eines unvermeidlichen Hinsterbens; die neue Zeit fordert andere künstlerische Ausdrucksmittel; das Sólarljóð und die Ballade entsprechen dem neuen Lebensgefühl, wenngleich sie vielleicht eine uralte volkstümliche Kunstgattung fortsetzen, die erst jetzt in die Sphäre der höheren Gesellschaftsschichten angehörenden Literatur gehoben wird.

Aber diese klassizistische Zeit schafft erst auf dem Gebiete der Prosa eine wahrhaft klassische Kunst. Die Saga, aus einheimischen Traditionsquellen gespeist und mündlich von Geschlecht auf Geschlecht weitergegeben, wird eine Kunstgattung, die durch federführende Verfasser gepflegt wird. Zaghaft fängt die schriftliche Prosa an, mit annalistischer und anderer wissenschaftlicher Literatur, mit Heiligenlegenden. Auch hier, sogar auf dieser fernen Insel, hat man für schriftstellerische Darstellung nur die lateinische Sprache geeignet geglaubt. Hier liegt die große Bedeutung von König Sverrir und Karl Jónsson: sie haben das richtige Verständnis für die in der Landessprache geschriebene historische Darstellung gehabt und deshalb den Bann des Lateinischen gebrochen. Jetzt konnte sich historische Tradition überhaupt frei entfalten: die Legenden der königlichen Märtyrer, die Königssaga, schließlich auch die einheimische Familiesaga. Diese Prosakunst, durch ihren Stoff so wundervoll lebensnah, durch das bäuerliche Milieu so schlicht und treuherzig, aber doch auch so gesättigt von Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, erreicht einen Höhepunkt, wie das Mittelalter kaum einen zweiten gehabt hat. Sie wird von verschiedenen Quellen gespeist: die mündliche Erzählung, die historische, Skaldenstrophen als Dokumente verwertende Königssaga, die Fornaldarsaga mit ihrer freien Phantasie und ihrer Freude an bunten Abenteuern, sie haben alle auf die Familiesaga Einfluß gehabt. Aber daß sie so klassisch-vollendet vor unseren Augen ersteht, ist ein Rätsel, das, wenn überhaupt, nur aus einer Betrachtung der Voraussetzungen jener Zeit gelöst werden kann. Dabei ist zu beachten, daß diese Saga auf schmaler Basis steht; etwa in ein halbes Jahrhundert drängen sich literarische Ausbildung, Blüte und Verfall zusammen. Dann wuchern Übersetzungen von ausländischen Romanen und ihre noch kindischeren Nachbildungen ungehindert weiter, bis sie die Originalität der altnordischen Kultur erstickt haben.

Poetik der Hochgotik

Dieser Untersuchung über die Kunstauffassung der frühen Meistersinger liegt die Kolmarer Liederhandschrift zu Grunde, die im 15. Jh. entstanden, in der Hauptsache Dichtungen der »fahrenden Sangesmeister« des 13. und 14. Jhs. enthält. Es wird an diese Dichter die Frage gestellt nach den Zwecken des Dichtens, dem Wesen des dichterischen Schaffens und den Eigenschaften des dichterischen Werks. Es ergeben sich dabei als Zwecke des Dichtens die allgemein-mittelalterlichen Ziele des Menschen überhaupt: lop, ēre, gotes huld (utile, honestum, summum bonum). Das Wesen der Dichtung wird in einer zusammenfassenden und krönenden Vollendung der septem artes gesehen und ihr zuweilen fast göttliche Schöpferkraft zugesprochen. Mit proportio und color lassen sich die ästhetischen Forderungen zusammenfassen, die an das dichterische Werk zu stellen sind. In den Untersuchungen über den color, den dichterischen Stil, steckt wohl das wertvollste Neue der Untersuchung, zusammengefaßt im Übergangsbegriff der Hochgotik.

Durch Ausblicke nach gleichzeitigen oder ähnlichen italienischen Dichtern (dolce stil nuovo), wird die deutsche Dichtung in einen größeren, europäischen Rahmen gestellt. Ebenso geschieht dies stark und dankenswerterweise durch Heranziehung der scholastischen Ästhetik.

Einige Folgerungen werden mit einem Fragezeichen zu versehen sein: daß die »dunkle claritas« ebenso dem scholastischen wie dem germanischen Stilgefühl entspreche; daß die »Meister« in Wahrheit nur »Literaten« waren; daß seit dem späten Mittelalter bis in unsere Tage hinein »das nationale Selbstbewußtsein der Deutschen zu allererst in ihrer Wissenschaft« gewurzelt habe. So schwach waren denn doch die vielfältigen Zusammengehörigkeitsgefühle wohl nicht, die sich im »Reich« und im Wort »deutsch« zusammenfaßten.

W. B.

Heinz Otto Burger, Die Kunstauffassung der frühen Meistersinger. Junker und Dünnhaupt, Berlin 1936.

Digitized by Google

Prof. Dr. P. E. SCHRAMM, Göttingen

Die Krönung König Ottos I. in Aachen, 7. August 936.

Am 7. August ist ziemlich unbemerkt ein Jahrtausendtag vergangen, der nicht vergessen werden darf: an jenem Tag des Jahres 936 empfing Otto I., der zweite König aus dem Sachsenhause, zu Aachen im Münster Karls des Großen Salbung und Krönung.

Warum dieser Feier gedenken, die sich so und so oft in unserer Geschichte wiederholt hat? Eben deshalb, weil sie die erste war und unter ganz besonderen Umständen zu stande kam: was später ehrwürdige Gewohnheit war, ist bei Otto noch Ergebnis eigener Entscheidung.

Schon daß der König überhaupt eine kirchliche Weihe des ererbten Amtes hinnahm, war in seiner Zeit etwas Auffälliges. Die Salbung kannten die Franken erst seit Pippin; in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts hatten dann die Westfranken die Norm für den Vollzug der heiligen Handlung festgelegt, die nun bereits die Übergabe der Insignien und das Aufsetzen der Krone durch Priesterhand einschloß. Die ostfränkischen Karolinger waren diesem Beispiel erst ganz gegen Ende des Jahrhunderts gefolgt; an ihren Brauch hielt sich wieder Konrad I.

Der König aus dem fränkischen Herzogshause scheiterte, und die Krone fiel an Heinrich, den Herzog der Sachsen, als den mächtigsten. Auch ihm wurde die Salbung angeboten — aber er lehnte ab; er hatte am Beispiel seines Vorgängers gelernt, der sich auf die zentralistisch eingestellte Kirche gestützt hatte und dadurch auf die Feindschaft der Fürsten gestoßen war. An sie, die Konrad als seine Beamten zu behandeln versucht hatte, hielt Heinrich sich, und ihm war es genug, daß ihre Pflicht gegenüber dem »regnum Theutonicorum« — dieser Name taucht 919 zuerst auf — als Lehnsband verstanden wurde. Fast zwei Jahrzehnte herrschte Heinrich, und in dieser Zeit gewöhnten sich die Herzöge wieder daran, daß ein König über sie gestellt war. Unmerklich wurde aus dem losen Lehnsbund wieder ein Staat. Zwei glückliche Ereignisse kamen hinzu, die ihn festigten: Heinrich I. warf die Ungarn zurück und gewann das Herzogtum Lothringen hinzu, das bei den karolingischen Teilungen an die Westfranken gekommen war, sich nun aber für das östliche Regnum entschied.

Wenn nun Otto seine Weihe nach Aachen verlegte, so wählte er für sie den eben erst seinem Vater zugefallenen Boden Lothringens. Man hat deshalb mit Recht seine Krönung die symbolische Vermählung Lothringens mit dem Reich genannt.

Otto kam nicht allein: mit ihm fanden sich alle damaligen Herzöge ein, also der Bayer, der Schwabe, der Franke und der Lothringer — Sachsen besaß Heinrich ja selbst. Es ist das erste Mal, von dem wir wissen, daß alle deutschen Fürsten sich in gemeinsamer Sache um ihren König scharten: man darf deshalb das Krönungsfest als den ersten glücklichen Tag unserer Geschichte, der alle Stämme zugleich anging, bezeichnen.

Konrad I. und Heinrich I. waren in freier Wahl erkoren worden. Für Otto sprach das germanische Blutsrecht und die Designation, die der Vater noch kurz vor seinem Tode vollzogen hatte; niemand war da, der seinen Anspruch auf die Krone anfechten konnte. Und doch traten vor der Weihe die Fürsten und Edlen vor der Aachener Pfalz zusammen und »wählten« Otto zum König. Von einer Scheinwahl mag sprechen, wer nur auf das praktische Ergebnis blickt; für das damalige Rechtsbewußtsein war jedoch notwendig, daß ein neuer Rechtszustand auch in gehöriger Form in Kraft gesetzt wurde: das ist der Sinn dieser »Wahl«.

Nun mußte der »Gewählte« noch in die Herrschaft eingeführt werden; das geschah, indem die Fürsten ihn auf einen Thron setzten — genau so wurde im Norden, der den alten Brauch treuer bewahrte, noch später der Erbe in der Halle des Toten auf den Hochsitz geführt. Damit war Otto König und hatte Anspruch auf die Dienste seiner »Wähler«. Sie bekannten sich zu ihnen, indem sie ihm Treueid und Mannschaft gelobten: das sind an sich Formen des Lehnrechts, die jetzt — nachdem die Struktur des karolingischen Staats versagt hatte — auch für das Regnum benutzt werden.

Erst nach diesem weltlichen Akt zog Otto mit seinen Großen in das nahe gelegene Münster, wo ihn der deutsche Klerus inmitten des herbeigeströmten Volkes erwartete. Auf das sorgfältigste hatte er die Feier vorbereitet; man richtete sich bei diesem Mal nach den Normen, die von den Westfranken festgelegt worden waren. Otto ist daher der erste deutsche Herrscher gewesen, der nicht nur die Salbung, sondern auch die Insignien und die Krone unter feierlichem Gebete und Weiheformeln aus der Hand der Geistlichkeit empfing. Nur in einem Punkte waren sich die Geistlichen erst im letzten Augenblick darüber eins geworden, wie sie ihre Obliegenheiten vollziehen wollten. Die alte Rivalität zwischen den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier drohte einen Mißklang in das Fest zu bringen; schließlich wurde dem Mainzer als dem Primas der deutschen Kirche die erste Rolle eingeräumt — aber nur für dies Mal: es folgte ein Jahrhundert, in dem Mainz und Köln sich immer wieder die Ehre der Krönung streitig gemacht haben. Schließlich hat der Erzbischof von Köln als Metropolit von Aachen gesiegt.

Auch dieser Teil der Erhebung Ottos war durch eine »Wahl« und eine Thronsetzung eingerahmt. Zu Beginn fragte der Mainzer die Versammelten, ob sie Otto als ihren Herrn annehmen wollten; mit erhobener Hand stimmten sie zu und brachten Otto den Heilruf dar, mit dem seit alters der neue Herrscher anerkannt wurde. Noch eine Scheinwahl? Nein! So wie im Gericht der Spruch durch das Follwort, d. h. den zustimmenden Ruf des »Umstandes« festgemacht wurde, machte hier das Volk den Spruch der Fürsten fest.

Die doppelte Thronsetzung hatte einen anderen Grund. Der Thron, zu dem die Erzbischöfe den König geleiteten, war der Steinsitz Karls des Großen, der noch heute an seinem alten Platze auf der Empore des Münsters steht; den König auf ihn zu setzen, konnte die Geistlichkeit daher mit Fug und Recht beanspruchen. Wenn die Herzöge denselben Akt schon vorher für sich vollzogen, dann erkennt man daran, daß der Krönung nicht nur der Streit zwischen den Erzbischöfen, sondern auch noch eine Auseinandersetzung zwischen den weltlichen und den geistlichen Großen vorausgegangen sein muß. Das Ergebnis war eine klare Zweiteilung: dort die Szene vor der Pfalz ohne Beteiligung des Klerus, nun die Weihe im Münster ohne Mitwirkung der Großen, beide aber endend in der symbolischen Handlung, die den König in den Besitz der Herrschaft setzte. Wer hatte diese Einigung angebahnt? Otto kann an ihr zum mindesten nicht unbeteiligt gewesen sein, und sein späteres Wirken ist dadurch ausgezeichnet gewesen, daß er die Königsmacht stärkte, indem er sich auf die weltlichen und geistlichen Großen zugleich stützte. Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn beruht also nicht darin, daß dieser der Kirche weiter entgegen kam, sondern darin, daß Otto gleich auf der von seinem Vater gelegten Grundlage weiterbauen konnte: er ging daran, die Macht der Stammesherzöge wieder einzudämmen. Dafür bot sich ihm die Geistlichkeit an, indem sie zugleich das Mittel bereithielt, das Otto weit über die weltlichen Fürsten hinaushob, nämlich die Salbung. Wer den Geist dieser Zeit kennt, weiß, welch einzigartiges Ansehen durch sie dem Herrscher gespendet wurde.

Nach dem alten Brauch folgte auf die Einnahme des Hochsitzes ein kultisches Mahl. So geschah es auch in Aachen, nur daß an die Stelle des germanischen Priesters die christliche Geistlichkeit getreten war. Daß auch die Festtafel in der Pfalz noch zu den Akten gehörte, die die Herrschaft festmachten, zeigten die Dienste, die Otto bei ihr von den Herzögen geleistet wurde. Sie amteten symbolisch als Truchseß, Marschall, Kämmerer und Schenk, wie es die Aufgabe der karolingischen Hofbeamten gewesen war: darin kam zum Ausdruck, daß sie doch nicht nur Lehnsmänner des Königs, sondern auch »Reichsbeamte« waren.

Mit diesem bedeutungsvollen Mahl fand der Tag seinen Abschluß. Germanisches und Christliches, Karolingisches und Westfränkisches hatten zusammengewirkt, um ihn festlich zu gestalten und um sichtbar zu machen, daß ein neuer Herrscher die Zügel des Regnum ergriffen hatte. Daß diese verschiedenen Traditionen zu einer sinnvollen Einheit zusammengezwungen werden konnten, war nur möglich, weil die Hände kluger Politiker sie zu lenken wußten. Aber nicht nur das, aus den Auseinandersetzungen eben dieser Traditionen erwuchs nun die »ottonische« Kultur, die erste, die nicht mehr gemein — abendländische Züge trägt und deshalb als die erste deutsche Phase bezeichnet werden darf.

Rückschauend wird man vor allem einen Akt aus der Reihe der bedeutungsvollen Handlungen ins Auge fassen: das Thronen auf dem Karlssitz. Daß der zweite Sachsenkönig gerade nach Aachen ging, war ein Bekenntnis zur Tradition Karls des Großen. So ist das Fest seiner Erhöhung im tiefen Sinne der endgültige Friedensschluß zwischen Siegern und Besiegten von einst geworden. Zugleich aber war es — was Otto damals noch nicht ahnen konnte — die Geburtsstunde des neuen Imperiums: wer sich auf Karls Steinthron setzte, belud sich dadurch mit den Fragen, die der Franke einst von ihm aus entschieden hatte.

Die Gegensätze, die bei Ottos Krönung durch klug ausgewogene Symbolik aufgehoben worden waren, sind Deutschland zum Schicksal geworden: Erbrecht und Wahl, Lehnsdienst und Beamtenpflicht, Herzogtum und Regnum, weltliche und geistliche Fürsten, Krone und Kirche — durch die Jahrhunderte zieht sich der Kampf um diese auseinander strebenden Möglichkeiten hin. Er endete zu Ungunsten des Königs.

P. E. Schramm, Die Krönung in Deutschland bis zum Beginn des Salischen Hauses (1028), in Zeitschrift für Rechtsgesch., 55, Kanon. Abt. 24, 1935 S. 184—332.
A. Huyskens: Die erste deutsche Königskrönung in Aachen, in Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 56, 1936 S. 1—26,

Digitized by Google

Geschichtsphilosophie und Geschichtsschreibung

I.

Geschichte der Geschichtsphilosophie

Eine wissenschaftliche Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung wird sich nicht begnügen mit der Wahrheitserforschung der Vergangenheit und dem Aufbau einer sogenannten objektiven Geschichtsschreibung. Zu der geschichtlich-politischen Urteilsbildung tritt wie von selbst die Überlegung, hinter dem Zusammenhang der Einzeltatsachen einen tieferen Sinn des geschichtlichen Geschehens zu suchen. Die Deutung des empirisch feststellbaren Geschichtsverlaufes von philosophischen Fragestellungen aus führte so zur Feststellung von gesetzmäßigen Verlaufsformen der Geschichte, zu Gesetzen der Geschichte. Eine spekulative Geschichtsphilosophie ergibt sich daraus. Die Geschichte dieser Geschichtsphilosophie darzustellen ist von Johannes Thyssen, Professor an der Universität Bonn in dem Werk gleichen Titels unternommen worden. Er folgt dabei der alten Dreiteilung Altertum, Mittelalter, Neuzeit. Die Geschichtsphilosophie des Mittelalters ist Geschichtstheologie, die als weltanschauliche Deutung des geschichtlichen Ablaufes auf christlichem Boden zu voller Entfaltung kam. Im Altertum, in der Antike handelt es sich nur um geschichtsphilosophische Ansätze. Fragen nach dem frühesten Zustand des Menschen und den Anfängen der Kulturentwicklung sind geschichtsphilosophische Probleme. Hierhin gehören die Vorstellungen von einem paradiesischen Urzustand oder einem goldenen Zeitalter des Friedens und der Gerechtigkeit, wie sie u. a. Herodot und Ovid in den vier Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ehernen und eisernen, ausmalen. Es wäre wünschenswert, wenn in einer künftigen Auflage den Anfängen einer entwickelnden Geschichtsforschung bei Platon und Aristoteles eingehender gedacht würde. Finden wir doch bei Platon das erste Trachten nach entwicklungsgeschichtlicher Erkenntnis, angewandt auf die griechische Verfassung in älterer und neuerer Zeit. Wenn uns auch von Aristoteles die große Gesamtgeschichte der griechischen Verfassung verloren ging, so erweist doch die Geschichte der athenischen Staatsverfassung einen ganz hohen und durchgreifend entwicklungsgeschichtlichen Sinn. Augustins Werk »De civitate dei« wird in der mittelalterlichen Geschichtsphilosophie durch seine große Konzeption vom Gottes- und Weltreich grundlegend für das mittelalterliche Weltbild.

Erst die Geschichtsphilosophie der Aufklärung — wenn wir von Vicos Versuchen, die Prinzipien einer Universalgeschichte zu begründen (Grundzüge einer Neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker) absehen, löst den Sinn der Geschichte ab von der Geschichtstheologie zugunsten einer von diesseitigen Interessen bestimmten Fortschrittslehre. Als französische Vertreter der Geschichtsphilosophie der Aufklärung behandelt Thyssen Voltaire, Turgot, Condorcet und als Antithese Rousseau, auf deutschem Boden Lessing, Kant und Schiller. An den Eingang einer Geschichtsphilosophie des historischen Bewußtseins setzt er den schon erwähnten Vico. Montesquieus »Geist der Gesetze« (1748) sucht grundlegende historische Gesetzmäßigkeiten auf, deren Entwicklung die Geschichte aller Völker darstellen soll. Herders Geschichtsbetrachtung vertiefte und verdeutlichte die Probleme des Gesamtverlaufes der Geschichte und gab im höchsten Wertbegriff der Humanität zugleich den Sinnbegriff der Geschichte und die Verlaufsform der Geschichte ist.

Von Fichte zu Schelling führt die Geschichtsphilosophie des spekulativen Idealismus zu Hegels Geschichtsphilosophie, die für Thyssen den Gipfelpunkt aller philosophischen Durchdringung der Geschichte bedeutet. Von seiner Darstellung der Hauptrichtungen der Geschichtsphilosophie seit Hegel wirkt besonders eindrucksvoll die Interpretation von Görres' »Wachstum der Historie«, von Humboldts «Ideen» und Rankes »Ideen, die als «das Allgemeine», als die »Tendenzen« den eigentlichen Gehalt der Geschichte ergeben. Jakob Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen» sind die Geschichtsphilosophie eines großen Historikers. Diltheys Geschichtsphilosophie, Lotzes umfassende Systematik und die Würdigung der »Deutschen Ideologie« von Karl Marx führen die Darstellung bis zur Geschichtsphilosophie des Heroischen, zu Carlyle und Nietzsche. Auf die weitere Entwicklung im 20. Jahrhundert auf die Fragen einer Soziologie der Geschichtswissenschaft und Geschichtslogik, auf Windelband, Rickert und Troeltsch, auf Lamprecht und Breysig wird kein Hinweis gegeben. Es wäre zu begrüßen, wenn ein zweiter Band die geschichtliche Darstellung bis zur Gegenwart führte, bis zu der Gegenwart, der die Kräfte des Werdens Richtung und Weg der Zukunft weisen als »Verwirklichung« der Geschichte.

Dr. Ernst Hering

Berlin

[1]) Geschichte der Geschichtsphilosophie von Dr. Johannes Thyssen, Professor an der Universität Bonn, 1936, Junker und Dünnhaupt, Berlin. S. 141. RM. 8.—.

2.

Die Meister der entwickelnden Geschichtsforschung

Alle beschreibende Geschichte zielt auf die Feststellung der Tatsachen und will einen gesicherten Tatbestand, von Irrtümern befreit, als den Zusammenhang des Geschehenen, als Geschichte erzählen. Wenn wir aber der Geschichte als der Summe des Geschehenen die Ganzheitsvorstellung einer »Entwicklung« als Sinn zuweisen, tritt zur beschreibenden Forschung — die immer die Uraufgabe aller Geschichte als die gründende bleiben muß — die entwickelnde Geschichtsforschung. Sie führt im Bereich einer vergleichenden Menschheitsgeschichte zum Aufbau einer stufenmäßigen Gesetzlichkeit des geschichtlichen Werdens. Die geschichtliche Wissenschaft braucht als Grundlage die berichtende, die beschreibende Geschichte. Aber die entwickelnde Geschichtsschreibung ist ordnende Geschichtsforschung, der es auf die Aufdeckung von Zusammenhängen, sei es der Verursachung, sei es wenigstens der Verkettung durch Sacheinheit der Ereignisse ankommt. Sie ordnet im Querschnitt des Nebeneinanders der Lebensdinge: die großen Bereiche der äußeren und inneren Staatsgeschichte, der Klassen-, Wirtschafts-, der Rechts und Sittengeschichte u. a., und sie ordnet zum zweiten im Längsschnitt der Zeiten ursächlich oder doch sachlich verketteten Zusammenhang der auf- und auseinanderfolgenden Handlungen in den Geschehensreihen der Völker- und Menschheitsgeschichte. Der aus der Biologie entnommene Gleichnisbegriff der »Entwicklung« gibt eine willkommene Hilfe für eine tiefere und höhere Ordnung für den geschichtlichen Stoff. In dem Werke: »Die Meister der entwickelnden Geschichtsforschung« unternimmt Kurt Breysig, der Gründer einer entwickelnden aufbauenden Geschichtslehre, den Versuch, die Meister einer dem Gedanken der Entwicklung zuneigenden Geschichtsschreibung in ihrem Anteil am Aufbau einer entwickelnden Geschichtsforschung für eine Geschichte der Geschichtsschreibung grundlegend zu ermitteln. Entwickelnde Geschichtsforschung wird damit erstmalig als selbständiger Teil der Geschichtsforschung neben der rein beschreibenden Geschichtsdarstellung als Geschichtslehre geboten und von der untergeordneten Stellung eines geschichtsphilosophischen Anhängsels zur Geschichte befreit. Damit wird in der Geschichte der Geschichtsschreibung mit dem Wirrwarr von Kultursoziologismen, dem Durcheinander von Psychologie und Soziologie, mit dem ganz unschöpferischen Hinüber- und Herüber von Dogma, Metaphysik und so vielen -Ismen aufgeräumt und eine wegweisende Ordnung für eine universale Entwicklungsgeschichte gesetzt.

Anfänge entwickelnder Geschichtsforschung finden sich bei den Griechen bei Platon in seinem Gespräch über den Staat, bei dem die Schichten eines ganzen Aufbaues von aufeinanderfolgenden Gesellschaftszuständen als Entwicklungsgeschichte des eigenen Volkes geboten werden. Ganz entwickelnder Art verfährt Aristoteles in der Geschichte der athenischen Staatsverfassung. Giambattista Vico verkündete danach den neueuropäischen Völkern als erster die Botschaft des Entwicklungsgedankens. In seinen Entwicklungsstufen findet er das Kaisertum als das Endbild einer menschheitlichen Entwicklung mit gipfelhafter Kultur. Macchiavelli erscheint als Nachahmer des Polybios. Montesquieu in seiner Untersuchung der Ursachen des Verfalls der Römer strebt in der Darstellung dieses Gesamtgeschehens entwicklungsgeschichtlicher Begründung zu. Ihm so wenig wie Turgot und Condorcet gelang aber ein Werk ausgeführter Geschichtsdarstellung. Auch Voltaires »Essai sur les Moeurs et l'esprit des nations«, so sehr er als Förderer des Entwicklungsgedankens erscheinen mag, zeigt bei den augenfälligsten Entwicklungsunterschieden allergröbste Mißverständnisse. Sie alle erreichen nicht Vicos Höhe universalgeschichtlicher Geistigkeit. Deutschlands Eintritt in die Geschichte der entwickelnden Geschichtswissenschaft ist gekennzeichnet durch drei Forscher allerhöchsten Ranges: Winckelmann, Möser und Herder.

Winkelmanns Kunstwissenschaft, deren empirische Grundlage bis in das letzte hinein gesichert ist, beschenkt uns bei seiner Verkündung der höchsten Aufgaben einer lebendigen Wissenschaft mit einer Fülle überlegenen Wissens, so daß die herrliche Leidenschaft seines Kunsturteilens und seines Kunstwillens die höchste Wirkung auf das nachfolgende Zeitalter üben konnte. Breysig formuliert so: Winkelmanns Schaffen entdeckt in der Geschichte die Entwicklung, sein Leben aber war selbst Entwicklung. Justus Mösers Osnabrückische Geschichte bedeutet in der Geschichte des Entwicklungsgedankens eine schicksalschaffende Wendung. Seine seelische Grundhaltung ist stärkstes Verbundensein mit der Wesenheit, Begeisterung für die Macht und Einheit des eigenen Volkes. Goethe äußert über Möser, dieser habe ihm »ein Gefühl gegeben, das in ihm gewaltig überhand genommen habe und sich nicht wundersam genug habe äußern können: die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins.« Herders Werk umgreift das volle Kreisrund einer Menschheitsgeschichte. Für die Gestaltung der Menschheitsgeschichte in den einzelnen Völkern erkennt er eine dreifache Wurzel: Lage und Bedürfnis des Ortes, Umstände und Gelegenheiten der Zeit und endlich der angeborene oder sich erzeugende Charakter der Völker. Damit setzt Herder eine geohistorische Zwangsläufigkeit, eine letzte in-

Dr. KARL SCHWARZE

Der Siebenjährige Krieg in der zeitgenössischen deutschen Literatur

Kriegserleben und -erlebnis in Schrifttum und Dichtung des 18. Jahrhunderts

235 Seiten, brosch. RM 10.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Die kulturschöpferischen Leistungen des deutschen Menschen

schildert das einzigartige neue Handbuch der Kulturgeschichte auf 3500 Seiten mit etwa 8000 Bildern und farbigen Darstellungen. 26 hervorragende Gelehrte geben ein umfassendes Bild der deutschen Kultur, angeschlossen die Hauptkulturen der ganzen Welt. Das Werk ist eine ganz große Leistung des deutschen Schrifttums und der deutschen Drucktechnik. Leicht anschaffbar durch den Bezug von monatlich 2 Lieferungen zu je 2.80 RM. Man verlange ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 16 f von der Buchhandlung

ARTIBUS et LITERIS,

Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes

Digitized by Google

beschaffenheit und
Setzung von höch-
n Rang.
Herders Schaffen
führung. Ein wei-
g vorgesehen, der
ntwicklungsgedan-
schichtsschreibung
einer Monographie
ssungs- und Ver-
g hier zum ersten
nzelgeschichtlichen
aß der Geschichts-
Juli 1936 seinen
s ist für uns Rück-
erknüpfung Kurt
n deutscher Ge-
bis Heinrich von
en, daß Heinrich
ojährigen Privat-
Kurt Breysig im
vorerwähnten Ar-
enburgischen Fi-
Professor vor-
rchsetzt.
rzehnte umfassen-
eysig in Hinsicht
ls »der geistigste
rden, der schöp-
and. Heute er-
rkende Vertreter
orschung. Wir
cheinung freuen,
sich in seinem
ensweges seines
en an der neuen
enschheit finden
staltung von be-
ihm den Meister
hung.

Dr. Ernst Hering
Berlin

den Geschichtsschrei-
eslau. S. 286. RM.

t und Staat im
ler Titel angibt:
is des geistigen
utschen Volkes
chichte, verbun-
ahme zu dem
für sich. Es ist
anz in flüssiger,
36 Seiten Text
eranlaßt diese
her zu wenig
Aufmerksamkeit
uch in Einzel-
ere Aufschlüsse
s der einzelnen
halten. **J. B.**

m 19. Jahrhundert.
Reichsinstituts für
nseatische Verlags-

G
ARAKTERS
ethoden
eb. RM 9.—
gründlichen
ndlich Anor-
ten, Rechts-
gen zu Men-
gestellt. Be-
senschaftlich
n / Köln

Bibliothekar Dr. H. BLUMENTHAL, Greifswald

Vom Preußischen zum Deutschen Gesamtkatalog

Am 22. Mai vorigen Jahres hat der Reichskultusminister die Erweiterung des Preußischen Gesamtkatalogs zum Deutschen Gesamtkatalog genehmigt und die Preußische Staatsbibliothek mit den Vorbereitungen der Erweiterung beauftragt. Am 30. Juli 1935 hat eine Konferenz von Vertretern deutscher und österreichischer Bibliotheken im Einvernehmen mit dem Bibliotheksreferenten des Ministers die Richtlinien für die Zusammenarbeit der beteiligten Bibliotheken festgelegt. — Damit wird ein Schlußstrich gezogen unter die fünfzigjährige Vorgeschichte des größten gedruckten Katalogs, den die Geschichte der Bibliotheken kennt: ein Verzeichnis nicht nur des gesamten deutschen Schrifttums, sondern der gesamten Buchbestände von über 100 der größten deutschen und österreichischen Bibliotheken ist im Entstehen, das, einmal vollendet, den ganzen Bücherbesitz beider Länder von jeder größeren Bibliothek aus überschaubar und, dank der Einrichtung des Leihverkehrs, auch für Forschung und Lehre, Recht und Wirtschaft, Bildungs- und Berufsarbeit verfügbar machen wird — ein Arbeitsinstrument, wie es in dieser Großartigkeit kein Land aufzuweisen hat. Der Zeitpunkt wie die große wissenschaftliche, nationale und kulturpolitische Bedeutung (weit über die deutschen Grenzen hinaus!) rechtfertigen einen Blick auf Geschichte und Anlage dieses Katalogs, um so mehr, als die Öffentlichkeit, selbst die wissenschaftlich interessierte, nur wenig von ihm weiß.

Den Weg zu beschreiten, den England und Frankreich einschlugen, um zu repräsentativen Verzeichnissen ihrer nationalen Bücherschätze zu gelangen: indem sie die Kataloge ihrer Nationalbibliotheken druckten, das ging in Deutschland nicht an. Keine deutsche Bibliothek kann sich allein an Zahl und Wert ihres Bücherbesitzes mit der Bibliothèque nationale oder dem Britischen Museum messen. Die politische Zersplitterung, das Fehlen einer starken Zentralgewalt hat bei uns die Konzentration aller Kulturgüter an einem Punkte verhindert. Freilich: was politisch unser Fluch war, konnte kulturell doch Segen stiften, indem es die Ausbildung zahlreicher dynastischer, stammlicher und landschaftlicher Sonderzentren begünstigte, die alle ein reiches kulturelles Eigenleben entfalteten. Das spiegelt sich nicht zuletzt in den zahlreichen Fürsten-, Landes-, Stadt- und Klosterbibliotheken, deren jede ihr eigenes Gesicht hat und keine der anderen gleicht. Und wenn auch die großen Landes- und Universitätsbibliotheken noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Idee der universitas literarum in ihren Bücheranschaffungen zum Leitgedanken nahmen, so ließ sich das im Zeitalter des Spezialistentums nicht mehr durchführen. Wenigstens den Universitätsbibliotheken wurden schon vor dem Kriege neben der Sammlung des heimatlichen und landeskundlichen Schrifttums ihres eigenen Bezirks bestimmte, meist geschichtlich bedingte Spezialgebiete zur Pflege zugewiesen: so hatte Bonn romanische, Breslau slavische, Göttingen englische, Kiel nordische Philologie, Greifswald niederdeutsche Literatur zu pflegen. Aber all das trug dazu bei, die Mannigfaltigkeit des deutschen Bibliothekswesens noch zu steigern und zugleich die Vollständigkeit der Sachgebiete zu sichern.

Daraus erhellt, daß der Druck des Katalogs etwa der Preußischen Staatsbibliothek — trotz ihrer gerade in den letzten Jahrzehnten so erstaunlich anwachsenden Schätze an deutscher Literatur und besonders an ausländischem wissenschaftlichem Schrifttum — nicht dem Reichtum deutschen Sammlerfleißes gerecht geworden wäre. Sollte die ganze Polyphonie der stammlichen Sonderkulturen auch in ihren Büchersammlungen zum Klingen gebracht werden, sollten die überall verstreuten Bücherschätze als sich ergänzende Arbeitsmittel in den Gang der Forschung eingesetzt werden, so konnte nur ein Zentralkatalog der deutschen Bibliotheken dieser Aufgabe gewachsen sein.

Der Gedanke der zentralen Katalogisierung mehrerer Bibliotheken ist nicht neu: er hat eine Ahnentafel, die sich sehen lassen kann. Englische Franziskanerklöster des 15. Jahrhunderts hatten ein solches Sammelverzeichnis ihrer Bücherbestände. Führende Bibliothekstheoretiker des 17. und 18. Jahrhunderts haben den Gedanken immer wieder erörtert. Ein Versuch in Frankreich während der französischen Revolution scheiterte an mangelnder Organisation; das Wort Gesamtkatalog verdanken wir niemand anders als Goethe, der um die Jahrhundertwende eine »virtuale Vereinigung« der 4 Weimarer und Jenaer Bibliotheken in einem Katalog plante. Im 19. Jahrhundert finden wir in allen Kulturländern Bestrebungen zur zentralen Katalogisierung der nationalen Bücherschätze. Für Deutschland gebührt (nach einem ungehört verhallten Ruf K. E. Förstemanns 1842) Heinrich von Treitschke das Verdienst, durch einen Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern 1884 (Bd. 53) die Diskussion in Fluß gebracht zu haben. Sein Vorschlag, Abschriften der Kataloge aller preußischen Universitäts-Bibliotheken in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufzustellen, rief, gerade weil er unpraktisch war, die Fachleute auf den Plan. Karl Dziatzko schlug statt einer schwer benutzbaren Ansammlung rasch veraltender Einzelkataloge einen einheitlichen systematischen Zentralkatalog vor; allein auch der erwies sich als undurchführbar, weil die Systematiken der einzelnen Bibliotheken schwer zu vereinheitlichen waren und eine fruchtbare Zusammenarbeit fast unmöglich gewesen wäre. Zudem wäre auch jede neue Einheitssystematik zu rasch veraltet. So blieb als mögliche Lösung der alphabetische Katalog übrig, wie ihn das Beispiel des Britischen Museums nahelegte. In dieser Form wurde denn auch an seine Verwirklichung gedacht, — freilich zunächst, da es kein Reichskultusministerium gab, nur für Preußen. Friedrich Althoff, dem die preußischen Bibliotheken soviel verdanken und auf dessen Anregung vielleicht auch Treitschkes Aufsatz zurückgeht, vertrat den Plan im Kultusministerium und beschaffte die ersten Mittel. Fritz Milkau, der spätere Generaldirektor der Preußischen Staatbibliothek, durchdachte in seinem Buche »Zentralkataloge und Titeldrucke« (1896) die schwierigen organisatorischen Vorfragen und legte die Richtlinien fest, nach denen dann verfahren wurde.

Man begann mit einer Revision des Zettelkataloges der Königlichen Bibliothek, die den Grundstock des Preußischen Gesamtkatalogs bilden sollte. Dann wurde eine Abschrift dieses Katalogs auf Zetteln angefertigt (von 1902—08), und diese Abschrift zirkulierte in kleinen Kästen in einer bestimmten Reihenfolge bei allen preußischen Universitätsbibliotheken; jede Bibliothek vermerkte auf diesen Zetteln, ob sie ein in Berlin vorhandenes Buch auch besaß, und legte Zettel ein für die Bücher, die sie mehr besaß als Berlin. In 18 Jahren (1903—21) entstand so unter Leitung von Richard Fick das Manuskript des Gesamtkatalogs, das dadurch dauernd auf dem laufenden gehalten wurde, daß alle beteiligten Bibliotheken ihre weiteren Neuerwerbungen dem Gesamtkatalog (im folg. kurz GK genannt) meldeten. 1928 schlossen sich auch die vier technischen Hochschulen Preußens an, sowie die theologische Akademie in Braunsberg; 1930, als man an die Drucklegung ging, erklärten die Staatsbibliothek in München und die Nationalbibliothek in Wien sich bereit, ihren Besitzvermerk bei denjenigen Büchern des GK einzutragen, die sie auch besaßen, um sie so der Fernleihe zugänglich zu machen.

Denn allerdings konnte dies Arbeitsinstrument seine volle Wirksamkeit erst erweisen, wenn es gedruckt wurde. Zwar hat auch das Manuskript, das in der Preußischen Staatsbibliothek als Hauptarbeitsmittel des Auskunftsbureaus der Deutschen Bibliotheken dient, unendlichen Nutzen gestiftet. Hilft es doch jährlich Zehntausende von schriftlichen und mündlichen Anfragen nach gesuchten Büchern beantworten! Ein Forscher, der sonst vielleicht Wochen braucht, um sich das entlegene Material für seine Arbeit zusammenzusuchen, kann

Digitized by Google

es hier in wenigen Stunden verzeichnet finden. Allein nur der Druck wird, was hier an einer Stelle vereinigt ist, nun auch allen größeren deutschen Bibliotheken zugutekommen lassen; er erst ermöglicht es, ein gesuchtes Buch, das etwa in Marburg nicht vorhanden ist, sofort in Königsberg nachzuweisen, ohne erst eine langwierige Umfrage zu tun; nimmt man dazu die Tatsache, daß nahezu 50% aller Bücher nur in einem Exemplar an preußischen Bibliotheken vertreten sind, so kann man ermessen, was ein solches Verzeichnis für den Forscher, den Lehrer, den Arzt, den Ingenieur bedeuten kann, zumal wenn ein gesuchtes Buch schnell zur Stelle sein soll; welche Ersparnis an Zeit, Kraft und Geld und oft auch unwägbaren Kulturwerten damit verbunden ist. Für die Bibliotheken bringt der GK eine bedeutende Ersparnis an Arbeitskraft und Kosten: er ermöglicht eine weit raschere Erledigung der Bestellungen und der zeitraubenden bibliographischen Ermittlungen, kann die oft Jahrhunderte alten alphabetischen Kataloge durch schön gedruckte Bände ersetzen und gestattet auch eine gewisse Planung in der Anschaffung: ein teures ausländisches oder älteres Werk etwa, das der GK als in der Nachbarschaft vorhanden nachweist, braucht dann in der eigenen Bibliothek nicht mehr angeschafft zu werden.

Deshalb hatten die preußischen Bibliothekare von Anfang an den Druck des Katalogs ins Auge gefaßt — nur der Krieg hatte die Inangriffnahme verhindert. In den zwanziger Jahren wurde erneut mit den Vorbereitungen begonnen; im Jahre 1930 mit dem Druck selbst. Zunächst erschien jährlich ein Band, seit 1933 durch einen Druckkostenzuschuß der Rockefeller-Stiftung 2 Bände; soeben wurde mit dem 8. Bande der Buchstabe A abgeschlossen. Schon die Erfahrungen, die man mit diesen ersten gedruckten Bänden machte, übertrafen die Erwartungen bei weitem und entfalteten eine große werbende Kraft. Wenn man bedenkt, daß etwa 300 Subskriptionen einliefen, daß von dieser Zahl über die Hälfte ins Ausland geht (vor allem Amerika und Japan sind gute Abnehmer), wenn man weiß, welche Rolle das Bibliothekswesen im öffentlichen Leben zumal der angelsächsischen Länder spielt, so wird man den Zuwachs an nationalem Ansehen, den uns diese Leistung einbringt, nicht gering veranschlagen; ebensowenig ihre Bedeutung für die Erschließung deutschen Geisteslebens durch die ausländische Forschung, die durch diesen Katalog auf eine neue festere Grundlage gestellt wird. In gleicher Richtung wird sich der auf dem letzten Internationalen Bibliothekarkongreß (Madrid 1935) nach deutschen Richtlinien beschlossene Internationale Leihverkehr auswirken, der in einem Lande nicht vorhandene Bücher aus einem andern zu entleihen gestattet — auch er hat den GK zur Voraussetzung. All das ist Kulturwerbung großen Stils, für deren Gewicht man im Jahr der Olympischen Spiele gewiß Verständnis haben wird.

Daß der Preußische Gesamtkatalog gleichwohl nicht der Weisheit letzter Schluß sein durfte, darüber waren sich seine Gründer von Anfang an klar — seine ganze Vorgeschichte ist durchzogen von vergeblichen Bemühungen, ihn zu einem deutschen Gesamtkatalog zu erweitern; wenn sie lange Zeit nicht zum Ziele führten, so lag das nicht an dem Partikularismus der nichtpreußischen Bibliotheken, sondern an der Verständnislosigkeit oder auch Sparsamkeit der Länderregierungen, die sich nicht entschließen konnten, die für die Mitarbeit notwendigen Hilfskräfte bereitzustellen. So gingen die preußischen Bibliotheken den schweren Weg allein: die Geschichte des GK ist ein verkleinertes Abbild der Entwicklung der deutschen Einheit. Wie diese nicht durch den Konsens der Einzelstaaten, sondern unter der Führung des erstarkten Preußen entstand, so mußte auch der Preußische Gesamtkatalog durch seine Vollendung jene Überzeugungskraft entfalten, die die übrigen Länder zum Anschluß zwang.

Statt der 16 preußischen werden jetzt über hundert deutsche und österreichische Bibliotheken vertreten sein. Manche schmerzliche Lücke in den preußischen Beständen wird sich schließen. Die großen Landesbibliotheken wie München, Wien, Dresden werden ihre reichen Schätze an seltener älterer Literatur hinzubringen, die Universitätsbibliotheken und die Fachbibliotheken, wie die Ärztebücherei und die Heeresbücherei in Berlin, die Commerzbibliothek in Hamburg, die Weltkriegsbücherei in Stuttgart werden ihr spezialwissenschaftliches Schrifttum bereitstellen; manche ehrwürdige und reiche Bibliothek, die ihres Standortes wegen nur wenig erschlossen war, wie etwa Wolfenbüttel und Gotha, wird nun erst recht zugänglich werden. Die Mitarbeit der Deutschen Bücherei in Leipzig wird für lückenlose Vollständigkeit auch des vergänglicheren neueren deutschen Schrifttums (ab 1913) sorgen; die heute schwer erreichbare ausländische Literatur wird durch die großen Bibliotheken wenigstens in einem Stück vertreten sein, und die Provinzial- und Stadtbibliotheken bürgen dafür, daß auch die provinzielle und lokale Literatur nicht ausfällt. Man sieht, dieser Katalog wird in organisatorischer, geographischer, geschichtlicher und systematischer Hinsicht ein wirklicher »Gesamtkatalog« werden; daß neben Danzig auch Österreich sich zur Mitarbeit bereit erklärt hat, ist ein schönes Zeichen für das unzerstörbare Bewußtsein von der Einheit deutscher Kultur über alle politischen Grenzen hinweg.

Wohl wird dem riesigen Zuwachs an Bänden (von 7 auf 35 Millionen Bände!) nicht ein gleicher Zuwachs an noch nicht verzeichneten Buchtiteln entsprechen. Allein selbst wenn die hinzutretenden Bibliotheken nur etwa 25% neuer Titel hinzufügen, so handelt es sich bei diesen gerade um große Seltenheiten, z. B. um die wichtigen Drucke der älteren Literatur, zumal des 16. und 17. Jahrhunderts, die sonst schwer oder gar nicht erfaßbar waren, oder um landeskundliche und ausländische Literatur, die schwer beschaffbar und deshalb doppelt gesucht ist. Die zahlreichen neuen Besitzvermerke hinter den einzelnen Titeln werden den Leihverkehr, dessen Last bisher die großen Bibliotheken allein trugen, gleichmäßiger auf alle verteilen und ihn beschleunigen: der Benutzer, der ein Buch aus Berlin nicht erhalten konnte, weil es dort dauernd verliehen war, wird es nun ohne zeitraubendes Suchen und Anfragen aus Heidelberg, Hamburg oder Leipzig rascher bekommen können, je nach dem eigenen Wohnort, ja auch die kleineren Stadtbibliotheken: z. B. Bremen, Lübeck, Essen werden nun nicht bloß Nutznießer, sondern auch Helfer des Leihverkehrs werden können.

Die Mitarbeit am Deutschen GK vollzieht sich nicht, wie früher geplant, durch Herstellung eines von München betreuten Ergänzungskatalogs der außerpreußischen Bibliotheken — das hätte zwei Kataloge statt eines ergeben und den deutschen Partikularismus auch bibliothekarisch verewigt; das Berliner Manuskript des GK braucht auch nicht wieder in Zettelkästen auf die Reise geschickt zu werden; die preußische Vorarbeit bis zur Drucklegung gestattet nun ein einfacheres Verfahren: vom Buchstaben B ab (der Buchstabe A bleibt als preußischer GK bestehen) lesen alle beteiligten Bibliotheken die Korrekturen mit, vermerken ihren Besitz bei den Titeln der Bücher, die sie haben, und melden ihren Mehrbesitz nach Berlin; die bei der Drucklegung des Preuß. GK gesammelten Erfahrungen bürgen dafür, daß — mit Anspannung aller Kräfte — das bisherige Drucktempo eingehalten wird, obschon die siebenfache Zahl von Bibliotheken mitarbeitet. Der Katalog ist auf etwa 200—250 Bände angelegt und wird 3—4 Millionen Tite enthalten. Es steht zu hoffen, daß in späteren, wirtschaftlich günstigeren Jahren auch eine größere Anzahl von Hilfskräften für den Druck zur Verfügung gestellt werden können, um die Vollendung dieses gigantischen Werkes nicht über Gebühr hinauszuzögern. —

Der GK wird nur den Besitz der vor dem Jahre 1930 erschienenen Büchern verzeichnen. Im Interesse eines stetigen Fortschrittes der Drucklegung war es nicht tunlich, das inzwischen erscheinende Schrifttum in die in Druck befindlichen Bände hineinzuarbeiten. Ein Ergänzungskatalog für die seitherigen Neuerscheinungen dient in Zettelform dem Auskunftsbüro. Die Erwerbungen der Jahre 1930—34 sind bereits zu einem achtbändigen gedruckten Sonderkatalog zusammengefaßt, so daß auch die neueste, besonders auch die wegen der Devisenschwierigkeiten so seltene Auslandsliteratur in gleicher Weise erschlossen ist wie die Bücher vor 1930. Sonderartikel des GK, wie der zum Jubiläumsjahr 1932 erschienene Goetheband stellen für den Forscher wertvolle Verzeichnisse der wichtigen und seltenen Goetheausgaben an preußischen Bibliotheken dar. Ähnliches gilt von dem in Arbeit befindlichen Artikel Biblia. Weitere Spezialartikel sind in Vorbereitung. Daß die alphabetische Anordnung der sachlichen Erschließung vorarbeitet, beweist der 1923 erschienene Sonderkatalog »Deutschtum im Auslande«; ein in Vorbereitung befindlicher Gesamtkatalog der Englandkunde wird das erneut bekräftigen. Für Arbeiten ähnlicher Art, in denen die Dienstleistung des GK für die Forschung sich noch eindringlicher verwirklichen läßt, ist für Bibliothekare und andere Fachgelehrte noch ein weites Feld.

Wovon an dieser Stelle nicht ausführlich die Rede sein kann: von den zahllosen, nur dem Eingeweihten vertrauten, technischen und organisatorischen Schwierigkeiten, die der komplizierte Verwaltungsapparat eines so großen Unternehmens bei der Herstellung des Manuskripts und bei seiner Drucklegung zu überwinden hat, daran soll wenigstens an dieser Stelle erinnert werden; ebenso an die entsagungsvolle und mühselige Kleinarbeit der daran mitwirkenden Beamten. Sie muß zu einem guten Teil von wissenschaftlich vorgebildeten Bibliothekaren geleistet werden, die bei dieser Arbeit nur einen kleinen Teil ihrer wissenschaftlichen Möglichkeiten einsetzen dürfen, ohne doch durch technische Beamte ganz ersetzbar zu sein. Sie bleibt in all ihrer Mühseligkeit und Unpersönlichkeit anonym und schließt keinen wissenschaftlichen Ruhm ein. Sie kennt keinen Lohn als den, der in der Hingabe an eine große Sache liegt: die Überlieferung, Gestaltung und Geltung deutscher Kultur dauernder zu verbürgen und weiter zu verbreiten.

Wer sich eingehender über die hier behandelten Fragen unterrichten will, findet das wichtigste Schrifttum verzeichnet in Fritz Milkaus Handbuch der Bibliothekswissenschaft, Bd. 2. 1933 (darin: Rudolf Kaiser: Die Katalogisierung. Abschn. VI. Zentralkataloge.) — Die Entwicklung des GK-Unternehmens läßt sich gut verfolgen in den einzelnen Jahrgängen des Zentralblattes für Bibliothekswesen (ab 1884): Die einzelnen Aufsätze sind in den Zehnjahresregistern der Zeitschrift unter dem Schlagwort „Gesamtkatalog" zu finden. Für eine rasche Orientierung sei verwiesen auf folgende Aufsätze: Ernst Kuhnert: Entstehung und Gestaltung des Gesamtkatalogs (ZfB. 49. 1932); Rudolf Juchhoff: Vom Preußischen zum Deutschen Gesamtkatalog. (ZfB. 47. 1930); vor allem auf die Arbeiten des Leiters der Drucklegung Hermann Fuchs: Der Gesamtkatalog der preuß. Bibliotheken und sein Ausbau zu einem Deutschen Gesamtkatalog (in der Festschrift für E. Kuhnert: Von Büchern u. Bibliotheken. 1928); Die Drucklegung des Preuß. Gesamtkatalogs. (ZfB. 47. 1930.); Der Deutsche Gesamtkatalog. (ZfB. 53. 1936).

Max Hildebert Boehm ließ soeben erscheinen:

ABC der Volkstumskunde

Der Begriffsschatz der deutschen Volkslehre für Jedermann.

„Das Volkstum und seine Auswirkungen auf alle Lebenserscheinungen finden in diesem Büchlein eine zusammenfassende Behandlung in der ABC-Reihenfolge ... Der berufene Verfasser dieser kleinen Volkstumsfibel hat auf Grund seiner jahrzehntelangen wissenschaftlichen Arbeit den ungeheuren Stoff auf kaum 100 Seiten Taschenformat in außerordentlich gedrängter und klarer Weise verarbeitet. Das kleine Handbuch ist für den Volkstumsforscher ein sehr brauchbarer und erwünschter Behelf."
Grenzland.

96 S. 8°. Kart. RM **1.40.** Durch die Buchhandlungen.

Verlag Volk und Heimat / Potsdam

Leitfäden der Volkswirtschaftslehre

Zeitnahe und doch streng wissenschaftlich sind unsere Leitfäden der Volkswirtschaftslehre. Durch glückliche Druckanordnung bieten sie bei knappster Formulierung eine anschauliche Übersicht über eine Fülle von Stoff, insbesondere auch eine höchst lebendige Darstellung der einschlagigen neuesten Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Wer immer sich mit den heutigen Problemen von Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik, Geld-, Bank- und Kreditwesen, Steuer- und Finanzpolitik bekannt machen will, greife zu den Büchern von Adolf Weber, Georg Halm und Fritz Terhalle.

Verlag Duncker & Humblot / München

Digitized by Google

Dr. GERHARD LEHMANN, Berlin

Seele und Geist

Zur dreizehnten Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft vom 21. bis 23. September in Berlin.

Das Thema dieses Kongresses ließ an Aktualität nichts zu wünschen übrig. Seit Entstehung der modernen ›Lebensphilosophie‹ — sie hat allerdings auch schon ihre Vergangenheit und kann nicht ohne weiteres mit den existenzphilosophischen Richtungen der Gegenwart identifiziert werden — ist die Stellung des ›Geistes‹ hart umstritten. Seit Erscheinen der irrationalistischen Lebensmetaphysik von Ludwig Klages ist der Geist zum Feind und ›Widersacher‹ der Seele geworden. Seit dem Verschwinden eines prinzipiellen Kulturpessimismus hat sich aber — wenigstens bei uns in Deutschland — noch mehr ereignet: der ›Geist‹ ist rehabilitiert worden. Doch nicht im Sinne der klassischen Auffassung, für die er das Telos der Seele und ihre letzte, metaphysische Substanz ist, sondern gerade im Sinne der ›Lebensphilosophie‹: ›Rassenseele‹, ›Volksgeist‹ sollen nicht Ausgliederungen eines metaphysischen Geistganzen, aber sie sollen auch nicht geistlos, bloße Faktizitäten, sein. Sie sollen Kultur, Wertleben, geistige Rangordnung begründen.

Das also ist die Situation. Klages' Dualismus von Leibseele und Geist als Wendepunkt von einer idealistischen Geistphilosophie zu einer realistischen, — Harmonie von Geist und Seele auf beiden Seiten, Disharmonie in der Mitte.

Was war der Sinn dieses Kongresses? Zuerst einmal: zu zeigen, daß die ›Schulphilosophie‹ gar keine Veranlassung hat, vor brennenden Gegenwartsproblemen zurückzuschrecken. Insbesondere: daß es ihr nicht einfällt, ein Lebenswerk wie dasjenige von Ludwig Klages zu ignorieren. Dann aber auch: Kritik zu üben, wo sie nötig ist, den Zusammenhang mit der Tradition zu wahren, und die Überlegenheit einer wissenschaftlichen Philosophie auch an dieser Stelle sichtbar zu machen. Es sollte in persönlicher Auseinandersetzung mit Klages geschehen; man hatte ihm am zweiten Tage Gelegenheit zu einem einstündigen Referat gegeben. Daß er, trotz Zusage, am Kommen verhindert war, wurde allseits bedauert. Aber die Einheit des Kongresses hat darunter nicht gelitten.

Diese Einheit war gewährleistet durch die Wahl der Redner und den inneren Zusammenhang ihrer Referate. Es sprachen Eduard Spranger, Heinz Heimsoeth (Köln) und Erich Rothacker (Bonn). Der erste über ›Seele und Geist‹, der zweite über ›Lebensphilosophie und Metaphysik‹, der dritte über das ›Wesen des Schöpferischen‹. Heimsoeth ist Philosophiehistoriker und kommt in systematischer Hinsicht der Ontologie N. Hartmanns nahe. Spranger und Rothacker sind führende Vertreter geisteswissenschaftlicher Philosophie, beide vornehmlich von Dilthey bestimmt. Wenn Rothacker nur einen engeren Ausschnitt des Gesamtthemas behandelte, und Heimsoeth über das Geist-Seeleproblem hinausgriff, so lag gerade darin eine sinnvolle Ergänzung. Rothacker insbesondere leistete das, was hinterher ein Diskussionsredner (Prof. Glockner) forderte: zum Thema Geist und Seele zu sprechen, möglichst ohne von diesen Worten Gebrauch zu machen. Ebendas geschah in seinem — auch stilistisch hervorragenden — Vortrage, der von den drei Reden vielleicht den stärksten Kontakt zur unmittelbaren (Nach-Klagesschen, um es so auszudrücken) Gegenwart besaß: am Phänomen des Schöpferischen wurde kenntlich gemacht, was ›Geist‹ in positiver Bedeutung ist.

Eduard Spranger gab — unmittelbar vor seiner Ostasienreise — noch einmal eine zusammenfassende systematische Darstellung seiner verstehenden Psychologie. Geist ist Medium der Verstehbarkeit, das X des Verstehbaren; — Verstehen selbst heißt, ein hinausgehobenes Glied in das Ganze des bewußten Lebensvollzugs einfügen, es bezieht sich also (im Unterschiede vom Erklären) immer auf den ganzen Menschen, und ist in seiner Wurzel ›anthropomorph‹. Der Gegensatz von Geist und Seele ist der Gegensatz des Gemeinsamen und Einsamen, wo Gemeinsamkeit, da ist ›Geist‹; im Seelischen sind wie bei uns selbst allein, denn Seele ist Einzelseele, Leibseele, gebunden an die separierte Körperwelt. Das bloß-Seelische bleibt uns ewig unzugänglich, einen mittelbaren Zugang gewinnen wir auch zu uns selbst nur auf Wegen des Geistes, — über verstehbare Zusammenhänge. Unmöglich, hier in Kürze die fein ausgeformten Distinktionen wiederzugeben: die ›Schichten‹ des Verstehens, die Spranger herausarbeitete, die Bestimmung der Restprobleme, den Übergang zu einer Metaphysik des Geistes. Alles das war mehr als eine Wiederholung früherer Gedanken. Und besonders im Verhältnis zu Klages zeigte sich Spranger bemüht, die verstehende Psychologie an die konkrete Gegenwartssituation anzugleichen: in der Betonung des Kontakt-Verstehens, das im Ausdrucks-Verstehen seinen Gipfel erreicht; in der Bestimmung des ursprünglichen Verstehens ›auf Grund leiblicher Gleichartigkeit‹. Der grundsätzliche Abstand zu Klages wurde dadurch freilich nicht verringert: das (private) Erlebnisbewußtsein bedarf des (übergreifenden) denkenden und deutenden Geistes, um überhaupt sinnvoll zu funktionieren.

Dieser polemische Grundton klang auch in Heimsoeths Vortrag an. Freilich so, daß auch Spranger davon mitbetroffen sein konnte. Denn Heimsoeths Kritik richtete sich gegen die moderne ›Lebensphilosophie‹ als ganze, und darunter verstand er auch Dilthey, die Dilthey-Schule und den Existenzialismus. Hat diese Lebensphilosophie die Möglichkeit, die ›Welt‹ in das ›Leben‹ einzubeziehen? In welchem Sinne ist z. B. Heideggers ›Ontologie‹ des Daseins ›Fundamentalontologie‹? Kommen wir auf diesen neuen Wegen an irgend einem Punkte über die anthropozentrische, subjektivistische, immanente Wirklichkeitsauffasung, die in der Linie des neueren Bewußtseinsidealismus liegt, hinaus? Und das ist doch die Aufgabe; es muß ›hinter‹ das Leben zurückgegangen werden: ›Welt‹ ist ein Sein an und für sich selbst, nicht ein Inbegriff von Lebensumständen. Schon das ist verfehlt, das anorganische Sein als ›Leben‹ zu deuten (wie Klages es tut). Die Lebenskategorie darf nicht zur fundamentalen Seinskategorie gemacht werden: wie die anorganische Wirklichkeit, so hat auch der Geist eine eigene Seinsweise; die ›Verlebendigung‹ des Geistes würde die ganze Geschichtswissenschaft zur Ausdruckskunde (Physiognomik, wie bei Spengler) herabsetzen. Da sekundierte hernach N. Hartmann: jede Verallgemeinerung des Geistes setze sich ebenso ins Unrecht wie die Verallgemeinerung der anderen Seinsschichten (und das ging dann unmittelbar auf Sprangers Metaphysik des Geistes).

Was bei Heimsoeth im Hintergrunde stand, war freilich die Überzeugung, daß die alte Metaphysik noch intakt sei; sie bot in ihrer Fülle das Maß für die Leere der gegenwärtigen Kryptometaphysik und ›Lebensphilosophie‹ (der Heimsoeth trotzdem — und darin bestand der eigentliche Reiz des Vortrages — noch genug positive Seiten abzugewinnen wußte). Demgegenüber gewann Rothackers Vortrag eine stärkere Gegenwartsnähe, nicht zuletzt daraus, daß hier diese sichere Stütze wegfiel: die traditionelle ontologische Metaphysik sei gescheitert gerade am Wesen des Schöpferischen. Am Wesen des Schöpferischen sei aber auch Klages gescheitert — der wohl gewichtigste Einwand, der auf der Tagung gegen Klages vorgebracht wurde —, denn das ekstatische Dasein, das des Geistes unbedürftig scheint, ist wie das ganz entgegengesetzte göttliche Schaffen eben darin mangelhaft, daß es für das Phänomen des Mangels, der Sorge, der vitalen Notlage, der Geburtswehen und der schöpferischen ›Situation‹ keinen Platz hat. Wie müßten elfische Wesen sein, um Klages' Zug des ›Bildes‹ zu folgen. Der tätige Geist aber, den Klages dem Leben gegenüberstellt, läßt sich in gleicher Weise am Wesen des Schöpferischen als bloße Konstruktion entlarven: es gibt lebendige, erlösende, schöpferische Taten, in denen eine Welt des Neuen erscheint.

Rothackers Denken, schmiegsam, unermüdlich in der Veranschaulichung und wahrhaft ›beschreibend‹, ist darin der Gegentyp zu Klages' Denkweise, daß es eine fruchtbare Dialektik zu entfalten vermag. Dennoch vermißten wir eines (hier wie in den anderen Vorträgen): die klare Abgrenzung desjenigen Bezirkes, auf dem die Klagessche These von der Seelenfeindschaft ›des‹ Geistes zu recht besteht. Es gibt einen solchen Bezirk. Es gibt einen Punkt, an dem die reine Erkenntnis lebenszerstörend wird. Es gibt eine solche ›Negativität‹, die letzten Endes durch keine Dialektik überholt werden kann. Leicht sagen, daß das ›Leben‹ über alle Verabsolutierungen hinwegschreitet. Der Geist, so drückte sich Rothacker aus, will die leiblich-seelische Ganzheit erhalten; — eben das ist der Geist als ›Leben‹, aber nicht der Geist, der sich müht, ›hinter‹ das Leben zu kommen. Ist es Zwangsläufigkeit, daß solche — vergebliche — Mühe die Vitalität schädigt, oder Verhängnis, oder Folge einer falschen Verkoppelung von Erkenntnis und praktischer Lebensführung? Jedenfalls ist es ein höchst realer Befund, und eine zentrale Angelegenheit der Philosophie, die sie nicht Charakterologen und Psychiatern zu überlassen braucht.

Prima Philosophia

Mit dem metaphysischen Interesse erwachte im Beginn des Jahrhunderts der Wille zu einer neuen Ontologie. Die Philosophie hatte im 18. Jahrhundert, schon vor den Zeiten der Kritik und der Spekulation die Kontinuität des Seinsproblems verloren; seit Christian Wolff hatte niemand mehr die aristotelisch-mittelalterliche Tradition der metaphysischen Ontologie als der ›ersten Philosophie‹ weitergegeben. Der Versuch einer Rückgewinnung der verlassenen Problemsituation mochte daher bei Wolff einsetzen.

Zugleich aber war es durch die Entwicklung des 19. Jahrhunderts möglich geworden, auf einem radikal anderen Grunde zur Frage des Seins als solchen vorzudringen: Kierkegaard, Nietzsche und Dilthey hatten das Denken instand gesetzt, von seinen eigenen Wurzeln, von der ›Existenz‹ oder dem ›Leben‹ des Denkenden her, das Seinsproblem in Angriff zu nehmen. Während hier M. Heidegger die Fundamente in einem Zuge freizulegen suchte, betrachtete es andererseits Nicolai Hartmann zeit seines Philosophierens als die heutige Aufgabe, in vorsichtiger Einzelarbeit eine zusammenfassende Seinslehre vorzubereiten. So können seine bisherigen Arbeiten auf den Gebieten der Erkenntnistheorie, der Ethik und des geistigen Seins als Teile einer großen Ontologie gelten, deren formale ›Grundlegung‹ nunmehr erschienen ist [1]).

Die Seinslehre, die der Verf. betont als Lebenswerk zu veröffentlichen begann, soll in drei Bänden die gesamte ontologische Problematik entfalten und verarbeiten. Das grundlegende erste Buch handelt von der Seinsfrage als dieser, vom Verhältnis des Daseins zum Sosein, von der Gegebenheit des realen und der Stellung des idealen Seins. Die Einheit der Untersuchung gründet in der durchgehenden Frage, ›was das dem Sein nach Prinzipielle und Grundlegende‹ sei. Dabei vermeidet Hartmann bewußt den Fehler der alten Ontologie: die Deduktion. Er verharrt ›diesseits von Realismus und Idealismus‹ in der — nach scholastischem Vorbild so bezeichneten ›intentio recta‹, der geradlinigen, unreflektierten Ausrichtung auf das Gegebene. Mit der ihm eigentümlichen Problem- und Traditionsbewußtheit und der gewohnten theoretischen Gelassenheit entfaltet Hartmann eine schier unabsehbare Fülle von Einzeluntersuchungen und hält sie in einem durchgegliederten Gefüge zusammen.

Falls das vielversprechende Werk auf ein gehöriges Verständnis der gelehrten Öffentlichkeit trifft, ist von ihm eine historische Wirkung zu erwarten.

K. Hancke
Berlin

[1]) Nikolai Hartmann, Grundzüge der Ethik. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin/Leipzig 1935.

Digitized by Google

Beiträge zur Geistesgeschichte

1.

Gnosis und spätantiker Geist

In einem großen Wurf, wagt sich Jonas, dessen »Augustin und das paulinische Freiheitsproblem« seinerzeit bereits berechtigtes Aufsehen erregt, an ein Unternehmen, das das höchste Interesse des Historikers wie des Theologen und des Philosophen erregen muß. Geht es ihm doch darum, gegenüber allen bisherigen Versuchen einer Deutung der Gnosis, die infolge ihres unzulänglichen stoffgeschichtlichen-philologischen Ansatzes über die Vorstellung eines durch eine Art »Alchemie der Ideen« erzeugten Synkretismus nicht hinausgelangt sind, mit den Mitteln einer an Heidegger orientierten Existenzialanalyse ihre Selbständigkeit als eine einheitliche, durch schroffen Dualismus Gott-Welt und vor allem Wiedergöttlichkeit der Welt als solcher gekennzeichneten, einheitlichen Daseinshaltung zu erweisen, von der nicht nur die bisher zu ihr gerechneten christlichen und außerchristlichen (mandäischen, manichäischen) »gnostischen« Erlösungsreligionen, sondern vor allem, wenn auch in subtilerer, im zweiten Bande noch näher zu begründender Weise, auch der Neuplatonismus und die Mönchsmystik sich bestimmt erweisen lassen. So gelangt J., in eingehender Polemik namentlich gegen Schaeder's Versuch, die Gnosis in sublimierter Erneuerung der Harnack'schen These von der »Hellenisierung« des altorientalischen Kulturgutes, in den Rahmen einer am Maßstab der Rationalisierung des Denkens orientierten »gradlinigen« welthistorischen Gesamtschau einzuspannen, zu schärfster Betonung ihrer in sich selbst beschlossenen Eigenständigkeit als eines der großen, historisch aktualisierten, Lebensgefühle, in denen die Welteinstellung einer ganzen Kultur ihre Verwirklichung gefunden hat. Damit nimmt er in den wesentlichen Punkten Spenglers mit genialem Spürsinn erfaßte These von der um Christi Geburt spontan sich entfaltenden »arabischen Kultur« wieder auf, von dessen geschichtsphilosophischer Einstellung die seinige sich explizite vor allem in der Ablehnung des »metaphysischen Dogmas« »einer völligen ursächlichen Isolierung der einzelnen Kulturganzheiten aus dem universalgeschichtlichen Prozeß mit seinen mannigfaltigen Determinationen« unterscheidet. Freilich wirft J., indem er so an die Stelle der halbmythischen Vorstellung Spenglers von den vegetativen Kulturseelen die unvergleichlich viel bestimmtere (und zugleich in ihrem Anspruch doch wohl auch wesentlich begrenztere) Vorstellung historisch realisierter, existenzieller Grundhaltungen der Welt gegenüber setzt, eine Fülle von Problemen auf, die sich notwendigerweise aus einer derartigen Übertragung der existenziellen Haltung, als eines in bestimmter »historischer« »Situation« zur »Welt« Stehens vom einzelnen auf derartige komplexe Gebilde wie ein — in diesem Falle überdies erst noch zu postulierendes — Kulturganzes sich ergeben. Probleme, die er in seiner grundlegenden Einführung leider nur eben hier und da indirekt (so etwa mit der Frage nach den Trägern einer solchen Haltung) angeschnitten hat. Die Darstellung selbst, die sich in diesem ersten Bande das Ziel setzt, durch eine neue Synopse des bisher schon unter dem Titel Gnosis zusammengetragenen Quellstoffes zugleich die hermeneutische Fruchtbarkeit dieses existenzialen Deutungsprinzips zu erweisen, beginnt mit einer Analyse des »Bildgutes« der Gnosis des »gnostischen Logos als eigener Weise des sich Ansprechens jener Zeit«. Ihr folgt im zweiten Kapitel die Herausarbeitung der »Daseinshaltung der Gnosis« des »konstruktiven Prinzips derselben« aus dem ihre Erscheinungen insgesamt zu begreifen sind. Erst an dritter Stelle folgt dann die Betrachtung der durchgeführten Systeme gnostischer Mythologie und Spekulation: der mandäischen Kosmogonien, des manichäischen Erlösungsdramas, vor allem aber der umfangreichsten und mannigfaltigsten Gruppe des »syrisch-ägyptischen Typus«, der seinerseits in eine »männliche« (Baruch-Buch; Poimandres) und »weibliche« (Simon Magus; Valentianische System) Untergruppe gegliedert erscheint. **R.**

Hans Jonas: Gnosis und spätantiker Geist. Teil 1. Die mythologische Gnosis. Mit einer Einleitung: Zur Geschichte und Methodologie der Forschung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1934. 376 S. RM. 21.50.

2.

Meister Eckhart

Jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Meister Eckhart hatte bisher den Mangel einer zuverlässigen Ausgabe seiner Werke zu beklagen. Zwar waren die deutschen Schriften von Pfeiffer herausgegeben worden, doch hatte seine Ausgabe des Guten zuviel getan und dem Meister mehr Predigten zugeschrieben, als ihm mit Sicherheit zugerechnet werden durften. Die lateinischen Werke wiederum waren in zu bescheidenem Maße publiziert; seit der ersten Ausgabe durch Denifle sind neue Handschriften durch planmäßige Suche entdeckt worden.

Die kritische Gesamtausgabe der lateinischen und der deutschen Werke Eckharts, die von der Forschungsgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Angriff genommen wurde und deren erste Lieferungen erschienen, wird der Forschung ein weites Feld erschließen.

Die 1. Lieferung der lateinischen Werke beginnt mit der erstmaligen Veröffentlichung des bedeutendsten Werkes, der Auslegung des Johannisevangeliums, das in Handschriften aus Cues und Berlin überliefert ist. Die Herausgabe und die Verantwortung für die 1. Lieferung hat Josef Koch übernommen. Er hat dem Werk eine umfangreiche Einleitung beigegeben, die über die Fragen der handschriftlichen Überlieferung, den Aufbau des Gesamtwerkes und die Textgestaltung unterrichtet. Die mustergültig gedruckte und sehr übersichtliche Ausgabe enthält 1. den lateinischen Text, 2. drei Apparate, deren erster den Fundort der Bibelzitate und der Anspielungen auf Schriftworte nachweist; deren zweiter, kritischer, die Abweichungen der Hs. vom gedruckten Text angibt; der dritte Apparat ist ein Meisterwerk philologischer Arbeit: er enthält die jeweils anziehbaren Parallelstellen aus Eckharts eigenen Schriften und weist darüber hinaus die benutzten Quellen nach. Es ist leicht einzusehen, daß damit dem Forscher, der sich künftighin Eckhart nähern wird, in weitestgehender Weise der Weg geebnet und die Arbeit erleichtert ist. — Ist so dem Forscher in jeder Weise genüge getan, so will die Übersetzung, die dem Originaltext parallel läuft, auch dem Laienpublikum Einblick in die Werke des Meisters gewähren. Denn die Eckhartfragen sind heute für weiteste Kreise von weltanschaulichem Belang. Schon das vorliegende Stück zeigt den Meister Eckhart in seiner ganzen Genialität; seine gewaltsame und unübertreffliche Art der Auslegung erscheint zeitnahe, sie beweist die Vielfalt der Ideen, die ihm bei der Interpretation zufließen, seine Absicht, den Bibeltext von allen Seiten zu beleuchten und ihm immer neue Varianten des Sinns abzugewinnen. Notandum autem quod verba praemissa ad hoc multis modis sunt exposita, ut ex ipsis lector nunc unum, nunc alium pro libito accipiat, prout ipsi videbitur expedire.

Die lateinischen Schriften werden sechs Bände umfassen, die deutschen sind auf zwei Bände berechnet; eingeteilt nach Predigten, Traktaten, Sprüchen. Sie werden herausgegeben von Josef Quint. Die vorliegende 1. Lieferung enthält fünf durch die sogenannte Rechtfertigungsschrift von 1326 als echt bezeugte Predigten und eine, deren Echtheit fraglich ist. Der Herausgeber hat sich entschlossen, auch solche Predigten aufzunehmen, die nur unzureichend gesichert sind, um die erstrebte Vollständigkeit zu erreichen und der Eckhart-Forschung eine sicherlich willkommene Diskussionsbasis zu liefern. — Auch diese deutsche Ausgabe hat drei Apparate: der erste verifiziert die angezogenen Bibelstellen; der zweite enthält die Textvarianten der in Vorbemerkungen verzeichneten Hs.; der dritte will kommentieren und gibt die Textparallelen aus deutschen und lateinischen Schriften, ferner Quellennachweise und Fundstellen in der scholastischen und patristischen Literatur, darüber hinaus auch Erläuterungen schwieriger Stellen. Eine Übersetzung des mittelhochdeutschen Textes läuft nicht parallel, sondern soll am Schluß jedes Bandes folgen.

Es bedarf kaum noch der Beteuerung, daß die Ausgabe in technischer und fachlicher Hinsicht über alles Lob erhaben ist. **P-tz.**

Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart—Berlin 1936.

3.

Die Reformation

Das Buch »Die Reformation« von Herbert Schöffler macht auf die Bedeutung aufmerksam, welche für das Entstehen und die erste Ausbreitung der Reformation ihr Geburtsort Wittenberg hatte: »Die der wissenschaftlichen Tradition am stärksten widerstrebende, soeben erst gegründete Universität mit dem allerjugendlichsten Lehrkörper in der allerjugendlichsten, städtisch-mittelalterlicher Tradition entbehrenden Landstadt des traditionslosen Ostens.« Soweit es sich dabei um eine günstige Voraussetzung für das erste Gelingen des Reformwerkes handelt, ist Schöfflers Ausführungen zuzustimmen, ebenso denen über den Widerstand der übrigen Universitäten und über die Gründe des Widerstrebens der Fakultäten, doch war es nicht so sehr die wissenschaftliche Wichtigkeit der Wittenberger Reformation, welche alle anderen Universitäten geraume Zeit in den Hintergrund drängte, als die religiöse Stellung des »lutherischen Rom« und die Persönlichkeit Luthers. Abwegig ist die Wiederaufnahme der alten These, daß in Deutschland die Reformation nur da von vorneherein einen sozusagen natürlichen Boden finden konnte, wo die Römerherrschaft nie festen Fuß gefaßt hatte, jenseits des Limes, wie Schöffler immer wieder betont. Wenn es einen überzeugenden Beweis dafür gibt, daß die Deutschen im Mittelalter zu einem Volke zusammengewachsen sind, und daß der Limes in den entscheidenden geistigen Dingen keine Grenze mehr bildete, so ist es gerade die ungeheure Begeisterung mit der das gesamtdeutsche Volk die Reformation aufgenommen hat. So war, um nur das eine zu erwähnen, fast der ganze bayrische landständische Adel evangelisch geworden und hatte der Protestantismus in München und namentlich in Straubing, ebenso in der Miesbacher Gegend, weite Verbreitung gefunden. Gewiß ist es für uns Deutsche ein fast unerträglicher Gedanke, daß eine der wichtigsten Fragen unserer Geschichte von der nichts weniger als von völkischen Notwendigkeiten und Antrieben beherrschten Fürstenpolitik des 16. Jahrhunderts entschieden wurde, und es ist nur zu verständlich, daß man da immer wieder nach scheinbar tieferen Gründen sucht, aber das sollte uns nicht verleiten, den Blick von der Hauptursache, dem Fluch des Partikularismus, abzuwenden. Ungeeignet ist es, für die Frage wie weit die Traditionsgeladenheit des Bodens Annahme oder Ablehnung der Reformation bedingte, davon auszugehen, welche Fürsten und Städte 1530 das Augsburger Bekenntnis unterschrieben haben, das ja der größtmögliche Annäherungsversuch der (lutherischen) Reformation an die alte Überlieferung war und den gewaltigen reformatorischen Einsatz des Südwestens mit seinen zahlreichen Reichsstädten nicht nur ausschloß, sondern sogar preisgab. Die zur weiteren Stütze der These, daß das Reformationsstreben jeweils um so erfolgreicher ist, in einer je jüngeren Überlieferungssphäre es liegt, angeführten Beispiele sind in sich zu ungleichartig, als daß von ihnen aus überzeugende Schlüsse gezogen werden könnten.

Johannes Bühler

Schöffler Herbert, Die Reformation. 106 S. 2 Karten. RM. 2.30. Bochum-Langendreer. Verlag H. Pöppinghaus. 1936.

Urkundensteuergesetz

vom 5. Mai 1936 mit Durchführungsbestimmungen vom 6. Mai 1936. Textausgabe mit amtlicher Begründung und Sachregister besorgt und eingeleitet von Dr. Kurt Eiffler, Ministerialrat im Reichsfinanzministerium.

Taschenformat. 270 Seiten. 1936. Geb. RM 4.50

(Guttentagsche Sammlung von Textausgaben)

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Rechtswissenschaft u. Volkswirtschaftslehre

1.

Handbuch des Jugendrechts

Dieses klar und übersichtlich geordnete Handbuch gibt das gesetzte und verordnete deutsche Jugendrecht in 20 Abteilungen. Neuer Wertordnung gemäß ist vorangestellt das Recht der Jugendführung, mit den neuesten Führungsmächten, der Reichsjugendführung vor allem, vornan, aber doch mit Elternhaus und Schule, Familienrecht und Schulrecht also, daneben. Jugendpflege, Jugendschutz, Jugendhilfe und Jugendstrafrecht sind mehr an den Schluß gerückt. Enger und treulicher Anschluß an den Gesetzeswortlaut ist überall bemerkbar.

Die Aufgabe, ein Handbuch des Jugendrechtes zu schaffen, ist zur Zeit nicht leicht, weil vieles noch im Werden, zum Teil in schmerzhaftem Werden ist (vgl. etwa S. 14—15). — Mit Recht haben die Verfasser bei aller Betonung des Neugeschaffenen den Stoff der älteren Gesetze doch nicht vernachlässigt. Wenigstens soweit die Reichsgesetze in Frage kommen, wird man dem Buche diese Anerkennung zollen müssen. Nun sind große Teile des Jugendrechtes allerdings Verwaltungsrecht, und Verwaltungsrecht ist weithin Landesrecht. Dieses, aus der Praxis geboren und in heimatlichem Brauche sich immer tätig weiterbildend, kann nicht so schnell umgestülpt werden. Es besteht auch, selbst bei grundlegenden Verfassungsneubauten, nicht immer ein Bedürfnis für alsbaldigen Wandel dieses Landesverwaltungsrechtes. Man ist wohl (wie ich aus eigener Erfahrung weiß) in einem dem Reichsrechte gewidmeten jugendrechtlichen Werke leicht geneigt, nur den reichsrechtlichen Rahmen zu zeichnen und es den einzelnen Landesverwaltungen zu überlassen, diesen Rahmen mit dem für sie gültigen Sonderrechte auszufüllen. Aber auf die Dauer befriedigt das nicht ganz. Ich nenne das Beispiel des Schulrechtes. Hier fehlt mir das genügende Eingehen auf den Inhalt des preußischen Volksschulunterhaltungsgesetzes, das ja übrigens am 26. III. 1935 in bedeutsamer Weise umgestaltet wurde, um sich dem neuen deutschen Gemeinderechte einfügen zu können. (Vgl. hierzu den Kommentar von Kurt Bertram, VolksschulunterhaltungsG., 1936.) — Wo das alte und weitergeltende Reichsrecht selbst die Grundlage bot, haben die Verfasser mehr alle wichtigen Einzelheiten erfaßt, so beim Handwerksrecht der Gewerbeordnung und der sie ergänzenden Gesetze und Verordnungen.

Das Buch wird sich in der Jugendrechtsarbeit allenthalben sicher bald einbürgern und bewähren.

Professor Dr. Arthur Wegner
Halle-Wittenberg

Burmann u. Mölders, Handbuch des gesamten Jugendrechts. (In Lose-Blatt-Form) Berlin, Hermann Luchterhand, 1936.

Wer Zeitung liest, schaut in die Welt, und nicht nur bis zum Zaun!

2.

Studien zur Geschichte der Rechtswissenschaft

Das Buch besteht aus Abhandlungen, die zeitlich auseinanderliegende und recht verschiedene Erscheinungen juristischen Denkens darstellen: antikes Philosophieren über »Sollen« und »Gesolltes«, Dike und Themis, jus und rectum, Vergleich von Cicero und Montesquieu, englisches Mittelalter, erörtert bei Gelegenheit einer Besprechung von Haines Revival of Natural Law Concepts. Was diese Einzeluntersuchungen zusammenhält, ist das Bestreben, die Geschichte der Rechtswissenschaft »im Lichte der Philosophiegeschichte« zu sehen. (Man darf, nebenbei, wohl fragen: ob es denn möglich sei, ins Herzstück einer großen alten Wissenschaft vom Gesichtsfeld einer anderen Fakultät aus Einblick zu erhalten.) Dabei dürften im ersten Teile weniger die großen Linien der Philosophiegeschichte als einige systematische und rechtsphilosophische Grundbegriffe gesehen worden sein. »Ohne einen Hinblick auf die systematischen Voraussetzungen und Grundlagen wird auch die Geschichte der Rechtswissenschaft im Prinzip nicht möglich sein« (S. 9). Die Besinnung auf die Grundbegriffe ist in diesem Buche sehr oft gleichbedeutend mit etymologischem Bemühen. Fast will es scheinen, als käme im ersten Teile neben etymologischen und philosophischen Untersuchungen die eigentlich geschichtliche zu kurz. Immerhin gelingt auch hier, vor allem im Anschluß an v. Wilamowitz-Moellendorff, dem Verfasser mancher gute Hinweis (z. B. S. 91 ff.). Wichtig scheint mir dann das im Anschluß an Haines über englisches Mittelalter und beginnende Neuzeit Gesagte (S. 159 ff.). Der Verfasser hat m. E. recht mit der Ablehnung einer allzuüblichen Art, die Dinge zu sehen: »In der Regel stellt man in juristischen Kreisen die naturrechtliche Theorie als ein Etwas dar, das mit Hugo Grotius begonnen hätte, als ein Etwas, in dessen Mittelpunkte die subjektiven »natürlichen Rechte« stünden, und das daher mit der mittelalterlichen und antiken Theorie vielfach wenig mehr als den Namen gemein hätte. Das »Aufklärungsmäßige« wird hier vielfach allein gesehen« (S. 159). Selbständiger noch zeigt Sommer die mittelalterlichen Wurzeln wie das neuzeitlich Verschiedenartige bei der Staatsphilosophie John Lockes auf (S. 167 ff.). Gut (und heute wieder wichtig) sind die Bemerkungen über die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft (S. 173) und den Unterschied in der Auffassung des natürlichen Gesetzes bei Locke und Hobbes (S. 176). Über das Verhältnis von ratio und lex naturalis und über die fein abgestimmte Harmonie theologischen, geschichtlichen und philosophischen Denkens bei Thomas von Aquino hätte sich dagegen bei gründlicherem Verarbeiten der mittelalterlichen Quellen mehr sagen lassen.

Dr. Arthur Wegner
Halle-Wittenberg

Dr. jur. et phil. Franz Sommer: Studien zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Lichte der Philosophiegeschichte. [Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft. 65. Heft, Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1934.]

3.

Volkswirtschaftslehre

Der Münchener Ordinarius für Staatswissenschaften, Adolf Weber, will in seinem »Leitfaden der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre« »einen vorläufigen ersten Einblick verschaffen« oder vielleicht »ein Hilfsmittel neben den Vorlesungen« bieten. Gibt er in diesem, mit vorbildlicher Klarheit geschriebenem Werk eine gedrängte Übersicht über die Grundlagen und -begriffe der Volkswirtschaft, so faßt er in seinem »Leitfaden der Volkswirtschaftspolitik« zum ersten Male wissenschaftlich-systematisch die nationalsozialistische Bauern-, Arbeits- und Gewerbepolitik zusammen. Wahllos sei auf einige, besonders interessierende Abschnitte, wie Reichserbhofgesetz, Reichsnährstandsgesetz, Entschuldung, Marktpolitik des Reichsnährstands, Führung und Gefolgschaft hingewiesen. Mit dem anderen Leitfaden teilt auch dieser dessen Vorzüge, die durch die Angabe der einschlägigen nationalsozialistischen Gesetze sowie durch die jeweilige geschichtliche Grundlegung noch vermehrt erscheinen.

Georg Halms Streben in seinem Leitfaden »Geld — Kredit — Banken« ist, »seine Übersicht über die Probleme des Geld-Kredit- und Bankwesens vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus« zu geben. Indem er dabei bewußt das Volkswirtschaftliche und Volkswirtschaftspolitische gegenüber dem rein Banktechnischen in den Vordergrund rückt, füllt er eine im deutschen Schrifttum vorhandene Lücke aus, was aus dem Grunde um so verdienstvoller ist, daß es dem Verfasser gelingt, neben anderem gerade die schwierigen Fragen der modernen Geld- und Kredittheorie gedrängt und klar darzustellen. So sei auf seine Ausführungen über Indexwährung, neutrales Geld, Offen-Marktpolitik, Buchgeldschaffung, Kreditmarkt und Kapitalmarkt, Kreditverstaatlichung und Kreditkontrolle nur andeutungsweise hingewiesen. Schumpeter, Hahn, Hayek, Cassel und viele andere Theoretiker werden kritisch gewürdigt; anderseits verarbeitet aber auch Halm die Ergebnisse des Untersuchungsausschusses für das Bankwesen samt den neuen Bestimmungen über Kreditwesen und die Banknovelle an den einschlägigen Stellen. Die reichen Schrifttumsangaben zu jedem einzelnen Abschnitt ermöglichen ein tieferes Eindringen in die von Halm mit großer Sachbeherrschung dargestellten Stoffgebiete.

Die bestgeleitete Geld- und Kreditpolitik muß scheitern, wenn nicht die staatliche Finanzpolitik mit ihr zusammenstimmt. Deshalb ergänzt Fritz Terhalles »Leitfaden der deutschen Finanzpolitik« in glücklicher Weise die Halmschen Ausführungen. Anregend schildert hier Terhalle das finanzpolitische Leben der deutschen Vergangenheit und Gegenwart in seinen wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen. In engeren Fachkreisen und auch in der Öffentlichkeit gilt Finanzwirtschaft als trockene Materie. Daß diese Meinung falsch ist, widerlegt die auf die neuesten Fragen eingehende Schrift Terhalles. Ausgehend von dem national-organischen Gepräge der öffentlichen Wirtschaft führt er die Hoheitsträger in ihrer hoheitsrechtlichen wie auch privatwirtschaftlichen Wirtschaftstätigkeit vor. Das Anwachsen der öffentlichen Aufgabengebiete wirkt sich auch in der übrigen Wirtschaft immer mehr aus und die öffentliche Wirtschaft selbst wird dadurch den allgemeinen Konjunkturschwankungen ausgesetzt. Diese zwangsweise Entwicklung der deutschen öffentlichen Wirtschaft — erläutert durch reiche statistische Angaben — bringt der Verfasser in Zusammenhang mit den staatspolitischen Fragen des Finanzausgleichs der verschiedenen Hoheitsträger. Dabei zeigt Terhalle wie gerade die nationalsozialistische Gesetzgebung diese quaestio diabolica der deutschen Finanzgeschichte schrittweise und organisch mit der Reichsverwaltungsreform zusammen löst. Die erfolgreiche Durchführung der staatlichen Arbeitsbeschaffung und die überlegene Handhabung des Staatskreditinstrumentes ergänzt diese mehr staatsrechtliche Aufbautätigkeit. In wirklichkeitsnaher Gegenwartsbetrachtung fügt Terhalle an diese Überschau der gegenwärtigen Finanzpolitik eine Zusammenstellung der einzelnen Steuern an, wo er z. B. der Hauszinssteuer einen eigenen Abschnitt widmet oder die Umsatzsteuer steuerpolitisch untersucht. Ein Überblick über die Finanzverwaltung rundet den wohlgelungen Leitfaden ab.

Nicht nur die noch Lernenden, sondern gerade die schon praktisch Tätigen werden den Verfassern wie dem Verlag für die vier Leitfäden Dank wissen, da ihnen damit ein wesentliches Rüstzeug zum Verständnis und zur Mitarbeit im heutigen öffentlichen Leben gegeben wird.

Dr. W. Keim
München

Halm, Georg, Geld — Kredit — Banken, 1935, geb. 3,50 RM.
Terhalle, Fritz, Leitfaden der deutschen Finanzpolitik, 1936, geb. 4,20 RM.
Weber, Adolf, Leitfaden der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, 1934, geb. 3,50 RM.
Weber, Adolf, Leitfaden der Volkswirtschaftspolitik, 1935, geb. 4,20 RM.
Sämtlich bei Duncker & Humblot in München und Leipzig.

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Philipp Hainhofer (1578—1647)

Philipp Hainhofer war nach Aussage seines Landsmannes und Biographen, des Augsburger Historikers Paul von Stetten, »ein nicht geringer Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften und Künste, ein Kenner vieler Sprachen, ein Patriot, ein Hofmann«. Damit ist der Lebenskreis dieses Mannes im wesentlichen umschrieben. Er hat auf keinem Gebiete etwas Großes vollbracht, aber die Vielseitigkeit seiner Interessen sowie seine ausgedehnten Beziehungen zu Fürstenhöfen, die seine diplomatische Tätigkeit mit sich brachte und seine Weltgewandtheit ihm eintrug, machen sein Lebensbild zu einem so interessanten Spiegel der Kultur seiner Zeit, der Zeit des ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhunderts, daß es sich wohl lohnt, sich einmal mit seiner Person zu beschäftigen. Er entstammt einer reichen Augsburger Kaufmannsfamilie. Sein Vater Melchior wird erst 1578, in demselben Jahr, in dem Philipp geboren wird, in den Geschlechterstand erhoben. Seine Mutter, eine geborene von Guttenberg, scheint ihm die in ihrer Familie heimische Liebe zu Künsten und Wissenschaften vererbt zu haben. Der frühe Tod des Vaters im Jahre 1583 übt auf die äußeren Lebensumstände der Familie keine nachhaltige Wirkung aus. Die Söhne erhalten eine sehr sorgfältige Erziehung. Mit knapp 16 Jahren bezieht Philipp mit seinem jüngeren Bruder Hieronymus die Universitäten Padua und Siena zum Studium der Rechte, der Sprachen und der schönen Wissenschaften. Es folgt mit dem Hofmeister, der sie auf die Universität begleitet hatte, eine Bildungsreise durch Italien. Danach geht Philipp nach Köln, um sich, wie es bei Stetten heißt, »daselbst in der französischen und niederländischen Sprache festzusetzen«. Eine Reise durch die Niederlande und die größeren deutschen Handelsstädte schließt die Lehr- und Wanderjahre ab, in denen er sich eine wohl in keinem Fach sehr gründliche Gelehrsamkeit, aber dafü desto vielseitigere Bildung und Sprachkenntnisse erwarb und den Grund zu seiner Kunstsammlung legte, die ihn bei seinen Zeitgenossen berühmt machte und einen großen Teil seines Lebensinhaltes bildete. Er beschränkt sich aber nicht darauf, nur seinen Interessen und Neigungen zu leben, wozu eine reiche Heirat, die seinen eigenen Wohlstand noch vermehrte, ihn wohl befähigt hätte. Ihn verlangt auch nach Teilnahme an Stadtregiment und an der Politik der großen Welt. So läßt er sich 1605 in den Großen Rat seiner Vaterstadt Augsburg wählen, und zwei Jahre später beginnt seine diplomatische Laufbahn. Er wird nach und nach diplomatischer Agent und Korrespondent verschiedener Fürsten. Als erster nimmt ihn der französische Hof zum Agenten. Er erhält die Korrespondenz, die bisher ein Bruder seiner Mutter geführt hatte. 1608 folgt der Markgraf von Baden und 1610 Herzog Philipp II. von Pommern. Diese Korrespondenzen entsprechen Hainhofers Fähigkeiten auf das beste. Seine vielseitigen Kenntnisse, seine Sprach- und Schreibgewandtheit, sein sicheres Auftreten, seine guten Beziehungen, alles kam ihm dabei zustatten. Seine Aufgabe bestand darin, die Höfe über das, was geschah und was interessieren konnte, auf dem Laufenden zu halten, über den jeweiligen Stand politischer Ereignisse zu berichten, Aufträge zu vermitteln und wohl auch selber auszuführen. Es waren keine Geschäfte von großer politischer Tragweite, die er abzuwickeln, keine Weltgeschichte, über die er zu berichten oder gar wichtige Geheimnachrichten, die er aufzufangen und weiterzuleiten hatte, es war mehr das die Gesellschaft im allgemeinen Interessierende, worüber er zu korrespondieren hatte, kurz ein Ersatz für die noch fehlenden Zeitungen.

Ein großer Teil seiner Korrespondenz befaßt sich mit seinen Kunstliebhabereien. Seine Sammlung glich den fürstlichen Kunst- und Wunderkammern seiner Zeit, die nicht nur das enthielten, was ein Kunstfreund heutzutage zu sammeln pflegt, Werke der Malerei, Graphik, bildenden Kunst und des Kunstgewerbes. Das Sammelinteresse der beginnenden Barockzeit erstreckte sich auch ebenso sehr auf Naturalien und Abnormitäten aller Art. Nicht der künstlerische Wert war ausschlaggebend oder die kulturgeschichtliche Bedeutung, sondern das Merkwürdige, Fremdartige eines Gegenstandes. Nicht die reine Form erfreute in erster Linie, sondern ihr allegorischer Inhalt, dessen Deutung meist ein umfangreiches Wissen erforderte. Die Hauptsehenswürdigkeit von Hainhofers Kunst- und Raritätensammlung war ein nach seinen Angaben verfertigter Schreibtisch, den man für das achte Weltwunder erklärte. Es war kein Schreibtisch im heutigen Sinne, sondern ein Kunstschrank aus Ebenholz mit Einlagen von seltenen Hölzern und Steinen, mit silbernen Beschlägen und Türen, Kästchen, Schüben und Geheimfächern, die reiches Gerät bargen. Solche Kunstschränke waren ein beliebtes Sammelobjekt der damaligen Zeit, und Hainhofer war in ihrem Entwerfen, Zusammenstellen und Anfertigen lassen unübertrefflich. Eine Schar von Kunsthandwerkern war für ihn tätig, seine Angaben auszuführen. Mit Geschick wußte er es dahin zu bringen, daß mehrere fürstliche Herren ähnliche Kunstschränke wie seinen eigenen vielbewunderten bei ihm in Auftrag gaben. Ihre Anfertigung überwachte er mit viel Eifer und großer Sorgfalt, schoß große Summen zur Beschaffung des Materials und Bezahlung der Handwerker vor und setzte so den größten Teil seines Vermögens aufs Spiel. Die Übergabe der Kunstschränke übernahm er stets selbst, führte sie den hohen Herren eigenhändig vor und arbeitete eine umfangreiche Gebrauchsanweisung aus, die die ganze kunstvolle Komposition und ihre komplizierten sinnvollen Zusammenhänge erst ins rechte Licht rückte. Über diese Reisen, die seine diplomatische Tätigkeit gewissermaßen ergänzen — er knüpfte neue Beziehungen an, wurde, wo er vorsprach, höflich und achtungsvoll behandelt und in künstlerischen Fragen vielfach um seinen Rat und seine Meinung gebeten — verfaßte er ausführliche Berichte, die kulturgeschichtlich sehr interessant sind. So brachte er für den Großherzog von Toskana einen Schrank nach Innsbruck, für den Herzog Philipp II. von Pommern im Jahr 1617 einen nach Stettin. Dieser ist wohl der größte der Hainhofer'schen Kunstschränke. Durch Erbschaft gelangte er in den Besitz des Großen Kurfürsten, der ihn in seiner Kunstkammer aufstellen ließ. Heute gehört er zu den wichtigsten Schaustücken des Berliner Schloßmuseums, dessen Kern der alte Kunstkammerbesitz der brandenburgisch-preußischen Herrscher bildet. Sein Inhalt umfaßt ein vollständiges silbernes Gedeck, eine komplette Apotheke, Toilettengegenstände, Handwerksgerät, mathematische und astronomische Instrumente und Meßgeräte und mehrere Spiele Karten, alles von Hainhofer auf das sorgfältigste zusammengestellt und unter wahrhaft virtuoser Ausnutzung des Raumes in dem schwarzen Ebenholzschrank mit Silberbeschlägen untergebracht.

Hainhofer überbringt Herzog Philipp II. von Pommern und der Herzogin Sophie den Pommerschen Kunstschrank
(Berlin, Schloßmuseum)

Der 30jährige Krieg unterband zum großen Teil Hainhofers ausgedehnten Verkehr und seine geschäftlichen Unternehmungen, bereitete ihm bei seinen politischen Korrespondenzen viel Verdruß und entfernte ihn im Jahre 1625 aus dem Rat der Stadt, in dem alle bisher von Protestanten innegehabten Sitze an Katholiken vergeben wurden. Eine Wendung zum Besseren brachte erst der Siegeszug Gustav Adolfs, der sich 1632 Augsburg näherte. Nun erinnerte sich der Magistrat an Hainhofers diplomatische Fähigkeiten. Er sollte mit den vornehmsten Vertretern der evangelischen Bürgerschaft beraten, ob die Stadt sich zur Wehr setzen oder sich dem Schwedenkönig ergeben sollte. Man entschied sich für das letztere, und Hainhofer bekam alle Hände voll zu tun. Seine Sammlung wurde von Fürsten und Befehlshabern, die sich Gustav Adolf angeschlossen hatten, viel besucht und sehr bewundert, und der darüber hocherfreute Hainhofer revanchierte sich durch kostbare Geschenke aus seinem reichen Kunstbesitz. Er überließ sogar gegen die Summe von 6500 Talern der Stadt Augsburg seinen eigenen Kunstschrank, den diese Gustav Adolf zum Geschenk machte. Der König hatte schon vorher bei seinen Besuchen in der Stadt, wobei ihm Hainhofer als Führer diente, sich den Schrank in allen Einzelheiten erklären lassen und ihn sehr gelobt. Er ordnete, nachdem er nun in seinen Besitz übergegangen war, sogleich seine Überführung nach Stockholm an. Heute befindet er sich in der Universität in Upsala. Auch anderweitig hatte sich Hainhofer durch sein sicheres und gewandtes Auftreten und seine umfangreiche Bildung dem Könige nützlich erweisen können, so daß er ihn mehrfach auszeichnete. Er lud ihn öfter zu Tisch, bei einem vorübergehenden Aufenthalt in München bedauerte er sehr, ihn als erfahrenen Kunstkenner und Erklärer nicht bei sich zu haben. Aber auch bei den Veränderungen und Umbesetzungen, die Gustav Adolf im Augsburgischen Stadtregiment vornahm, blieb Hainhofer nicht unberücksichtigt. Der Magistrat wurde nur aus evangelischen Mitgliedern gebildet, und Hainhofer erhielt das Amt des Bauherrn. Es spricht für das Verantwortungsbewußtsein, das ihn bei seinem neuen Amt leitete, daß er sein Augenmerk weniger auf Pracht- und Zierbauten richtete, was seinen Neigungen und Interessen viel mehr entsprochen hätte, sondern in erster Linie auf den Ausbau der Befestigungen, die die Kriegszeit verlangte. Den Höhepunkt erreichte Hainhofers Aufstieg, als er sich beim Könige eine besondere Gnade ausbitten durfte. Er bat um die Herrschaft über drei Dörfer, die ihm auch zugesprochen wurde. Leider kam es nicht mehr zur endgültigen Besitzübernahme. Der Tod Gustav Adolfs und die für die Protestanten unglückliche Schlacht bei Nördlingen zwei Jahre danach annullierte die Schenkungen des Schwedenkönigs und führte auch im Augsburger Magistrat wieder einen Wechsel zugunsten der anderen Konfession herbei. Von der Zeit bekleidete Hainhofer kein städtisches Amt mehr. Nur seine Korrespondenzen für fremde Fürstenhöfe behielt er noch bei. Doch trotzdem ihm diese ganz hübsche Summen einbrachten, schmolz sein großes Vermögen immer mehr dahin. Seine weit gepflegten vielseitigen Liebhabereien — er ließ z. B. von ersten Malern und Stechern seiner Vaterstadt ein reich ausgestattetes Familienstammbuch anfertigen, brachte eine große Notensammlung und umfangreiche Bibliothek mit seltenen Drucken zusammen — verschlangen einen großen Teil, Gelder, die er in seine geschäftlichen Unternehmungen, die kostspielige Herstellung von Kunstschränken steckte, kamen nur zögernd und nicht in gleichem Umfang wieder ein. Oft mußte er die fürstlichen Besteller wegen Zurückerstattung seiner Ausgaben mahnen. Da bedeutete es geradezu eine Erleichterung für ihn, daß der Herzog August von Braunschweig, derselbe, der ihn 1625 zum braunschweigischen Rat ernannt hatte, ihm kurz vor seinem Tode einen seiner Kunstschränke für 6000 Taler abkaufte. 1647, noch vor Beendigung des 30jährigen Krieges, erlag Hainhofer einem Schlagfluß, und sein Name geriet bald danach mit dem Aussterben seines Geschlechtes in Vergessenheit. Eine Großtat ist nicht damit verknüpft, aber die ganze uns heute sehr fernliegende Zeit des Frühbarock wird mit ihm lebendig mit ihren oft etwas abseitigen Sammelinteressen und ihrer auf allegorische Spitzfindigkeiten gerichteten Ästhetik.

E. Nienholdt

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleit. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35 Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 III. VJ. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENL. LIBRARY
UNIV. OF MICH.

DEC 10 1936

Berlin, 5. November 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 21

...istige ...g aus der Arbeit wissenschaftlichen Welt

...e Gruyter & Co
...d Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

N, Berlin

...fgabe der Sprachwissenschaft ...age der Indogermanen

...en« ist durch die ...nschaft erarbeitet Ausdruck ist zu... bezogen. Die Völkergruppe mit ...n südlichster An... ...leren nördlichster ...d. Unter weiterer ...egel 1819 die in... ...nanische Sprach... ...chnung ist zuerst ...otta 1823 nach... ...enfassende Benen... ...r« und »Arier«. ...alb Deutschlands ...ch nicht den Vor... ...h sicher nur die Überdies ist der ...chaft bereits auf ...t. Die Prägung ...gisch anfechtbar. ...ien und Europa ...rdnung sind, ist ... keineswegs alle ...d.

...lfte des 18. Jahr... ...en richtige Vor... ...iche Zusammen... ...nischen Völker... Frucht der Be... ...chen, dem Sans... ...che Jesuit Cœur... an die Académie ...f die Verwandt... ...en europäischen ..., erklärte 1786 ...errichter in Fort ...n war, in einem ...ung Asiens be... »Die Sanskrit... ...gswürdiger Bil... ...as Griechische, ...iner ausgebildet ...en, sowohl was ...h was die gram... ...einer Verwandt... ...sie nicht durch ...n, und so ent... ...e, der die drei kommen muß, ...le entsprungen ...r vorhanden ist. nicht so zwin... Annahme, daß ob auch mit fremden Sprachen gemischt, denselben Ursprung gehabt haben wie das Sanskrit.« In Deutschland wurde die neue Erkenntnis durch den Jesuiten Paulinus a Sancto Bartholomaeo (1798) verbreitet. Ihm folgten Johann Christoph Adelung mit seinem »Mithridates oder allgemeine Sprachkunde« (1806—1816) und Friedrich Schlegel mit der Schrift »Über die Sprache und Weisheit der Inder« (1808).

Als dann Franz Bopp, der eigentliche Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, nach seiner 1816 erschienenen Untersuchung »Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen« 1833 das Wissen um den indogermanischen Sprachstamm in seiner Vergleichenden Grammatik zusammenfaßte, zog er das Altindische, das Avestische, das Griechische, das Lateinische, das Litauische, das Gotische und das Deutsche heran. Im zweiten Band seines Werkes fand aber bereits auch das Slavische Berücksichtigung. Das Keltische, das schon Jones für indogermanisch hielt, hat Bopp 1839 in seinem Buch »Die keltischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Sanskrit« als zugehörig erwiesen. Später ist dann der Kreis noch weiter vergrößert worden. An lebenden Sprachen sind das Armenische und Albanische hinzugekommen. Dazu treten noch verschiedene ganz oder zum großen Teil ausgestorbene Sprachen, wie das Illyrische, das Thrakisch-Phrygische und das Hethitische.

Überblicken wir das Indogermanische in seinen heute bekannten Gliedern, so finden wir im Norden das Germanische. Seine Mundarten sind das ins Dänische, Schwedische, Norwegische und Isländische zerfallende Nordgermanische, das aus dem Englischen, dem Friesischen und dem Deutschen bestehende Westgermanische und das vor allem durch das Gotische bekannte Ostgermanische. An das Germanische schließt sich im Westen das Keltische. Untergegangen ist das Festlandkeltische, das uns nur in einigen gallischen Inschriften und Eigennamen überliefert ist. Das bis in die Gegenwart erhaltene Inselkeltische umfaßt das Gälische mit dem Irischen, dem Schottisch-Gälischen und dem Manx, der Mundart der Insel Man, sowie das Britannische mit dem Kymrischen in Wales, dem um 1800 ausgestorbenen Kornischen in Cornwallis und dem Bretonischen in der Bretagne, das nicht das Gallische fortsetzt, sondern aus England herübergetragen ist.

INHALT

KROGMANN: Leistung und Aufgabe der Sprachwissenschaft in der Heimatfrage der Indogermanen
HERMANN SCHNEIDER: Neue Forschungen zu Walther von der Vogelweide
JURKAT: Die Soziologie von Ferdinand Tönnies
RAVE: Ein Verzeichnis der neueren Bildnis-Plastik
MANNSFELD: 15 Jahre Herderinstitut zu Riga
ROHRBACH: Hamilkar von Fölkersahm — ein Lebensbild
Besprechungen

Auf der Apenninhalbinsel treffen wir weiter das Italische, das in das Lateinisch-Faliskische und das Oskisch-Umbrische zerfällt. In den romanischen Sprachen lebt das Lateinische fort. In Oberitalien und im Norden der Balkanhalbinsel wurde das Illyrische gesprochen. Im Süden der Balkanhalbinsel begegnet das Griechische mit dem Ionisch-Attischen, dem Achäischen und dem Dorischen. An dieses schlossen sich im Nordosten das Makedonische und das Thrakische. Zum Thrakischen stellen sich auf kleinasiatischem Boden das Phrygische, das Mysische und das Bithynische. Sie sind erst verhältnismäßig spät aus Europa nach Kleinasien gelangt. Aus Europa stammt auch das Armenische. Das im Westen der Balkanhalbinsel vorkommende Albanische ist vermutlich aus dem Thrakischen hervorgegangen. Andererseits ist auf diesem das Rumänische als romanische und das Bulgarische als slavische Sprache erwachsen. Im Osten Europas finden wir noch das Baltisch-Slavische. Den baltischen Zweig bilden das Litauische, das Lettische und das seit dem 17. Jahrhundert verschwundene Altpreußische. Zum Slavischen gehören das Südslavische mit dem Bulgarischen, das uns im Altbulgarischen die älteste slavische Mundart bietet, dem Serbischen und dem Slovenischen, das Nordslavische oder Russische mit dem Großrussischen, Kleinrussischen und Weißrussischen, sowie das Westslavische mit dem Polnischen, dem Sorbisch-Wendischen und dem Tschechischen. In Asien ist das Arische oder Indisch-Iranische heimisch. Das Indische vermittelt uns die älteste indogermanische Überlieferung. Das Vedenindische reicht bis in das zweite vorchristliche Jahrtausend zurück. Als die Hymnen des Rigveda entstanden, siedelten die Inder noch im Pendschab. Eine etwas jüngere Stufe zeigt das Sanskrit, die »geregelte« Sprache, das als heilige Sprache der religiösen Denkmäler bis in die Gegenwart erhalten ist. Neben dem Sanskrit finden wir die Präkrits, die mittelindischen Volksmundarten. Lebendig ist das Indische

Digitized by Google

noch in verschiedenen Mundarten, wie dem Panjābī, dem Sindhī, dem Gujeratī und dem Bangalī. Auch die Zigeuner sprechen eine neuindische Sprache. Die älteste Quelle des Iranischen bildet der Zendavesta, die heiligen Bücher Zarathustras. Seine Sprache wird als avestisch bezeichnet. Eine zweite iranische Sprache ist das Altpersische. Mitteliranische Mundarten bieten das Pahlavī und das Sogdische. Wie das Indische wird das Iranische durch zahlreiche Mundarten fortgesetzt. Zu ihnen zählen das Neupersiche, das Afghanische, das Belutschische, die Pamirmundarten, die kaspischen Mundarten, das Kurdische und das Ossetische, das aus dem Skythischen hervorgegangen ist. Eine arische Sprache ist auch die Sprache der Sakās, die in Handschriften aus dem Südwesten Ostturkestans hervorgetreten ist. Sehr weit nach Osten vorgeschoben war das Tocharische. Es wurde an der Grenze Chinas gesprochen. Als letzte indogermanische Sprache erwähne ich das Hethitische, das durch Ausgrabungen bei dem Dorf Boghazköi in Kleinasien bekannt geworden ist. Es verrät wenigstens im Formensystem starke indogermanische Einschläge.

Mit der Erkenntnis der indogermanischen Sprachengruppe war von selbst die Frage nach der Urheimat der Indogermanen gegeben. Bereits Adelung und Schlegel haben denn auch Vermutungen über sie geäußert. Der letztere betrachtete das Altindische als die Ursprache und ließ die europäischen Glieder der Sprachengruppe aus Asien stammen. Richtiger führte sie Adelung mit dem Indischen und dem Persischen auf eine gemeinsame Quelle zurück. Die Urheimat der Indogermanen suchte aber auch er in Mittelasien. Dort glaubte man sie auch später noch lange annehmen zu sollen. Biblische Vorstellungen verstärkten den Eindruck, den das Altindische in seiner Altertümlichkeit erweckt hatte. Da man die Indogermanen für die Nachkommen Japhets hielt, wurde der Blick ohne weiteres nach Asien gelenkt. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden Stimmen laut, die Europa als Ausgangsgebiet der indogermanischen Völkerbewegung bezeichneten. Wie abwegig diese Auffassung jedoch zunächst erschien, hat H. Hirt in seinem Buch »Die Indogermanen« Bd. 1 S. 178f. an dem Urteil V. Hehns aufgezeigt. »Da geschah es«, spottete dieser, »daß in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf es sich einfallen ließ, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an, ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuß des Taunus und malte die Szenerie weiter aus«. »Danach«, fährt er fort, »hat also Asien, der ungeheure Weltteil, die officina gentium, einen großen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen an Naturgaben armen, in den Ozean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung in das Abendland, nur die älteste und größte ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermeßlicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns, wie in die Kinderzeit unseres Geschlechtes dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten sich regenden Fertigkeiten und noch unsichern Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht eins waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Furten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die ältesten Formen der Sprache dürfen wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen — da ja die Völker dahin erst durch die lange, zerrüttende Wanderung gelangt waren — sie klingen uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die unbewußt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten«. Was Hehn als undenkbar hinstellt, wird heute weithin vertreten. Freilich findet auch die alte Auffassung noch Anhänger. Gerade in der letzten Zeit ist sie verschiedentlich erneuert worden. Ich nenne nur H. Güntert, der sich in seiner Schrift »Der Ursprung der Germanen« (1934) wieder zu ihr bekannt hat.

Die Entscheidung der Urheimatfrage ist eine wichtige Aufgabe der vergleichenden Sprachwissenschaft. Gerade in der Gegenwart, wo jene weit über die Fachkreise hinaus Bedeutung erlangt hat, ist sie dringlich geworden. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie zu den Pflichten gerade der Sprachwissenschaft gehört. Zwar bemühen sich auch andere Wissenschaften, wie die Vorgeschichte und die Rassenkunde, um die Lösung. Ohne die Bestätigung durch die Sprachforschung bleiben deren Ergebnisse aber unsicher. Da der Begriff »Indogermanen« auf sprachlicher Grundlage beruht, kann auch nur mit Hilfe der Sprache festgestellt werden, von wo die Sprachbewegung ihren Ausgang nahm. Die Vorgeschichte etwa vermag gewisse Kulturen aufzudecken. Ob eine solche dann aber als die indogermanische ausgegeben werden kann, steht dahin, da über die Sprache ihrer Träger nichts zu ermitteln ist.

Die vergleichende Sprachwissenschaft verfügt auch über die Mittel, um das Ausgangsgebiet der Indogermanen zu umgrenzen. Da wir aus den einzelnen indogermanischen Sprachen den Wortschatz der Grundsprache erschließen können, läßt sich die Eigenart der Urheimat in einem gewissen Umfang erkennen. Wenn etwa nach Ausweis von got. *snaiws*, anord. *snær*, *snjór*, *snjár*, aengl. *snāw*, afries. *snē*, asächs. ahochd. *snēo*, lat. *nix*, *nivis*, griech. Akk. *νίφα*, mkymr. *nyf*, mir. *snechta*, apreuß. *snaygis*, lit. *sniẽgas*, aslav. *sněgъ* mit av. *snaēžinti (ayan)* »an einem schneienden Tage«, *snaēžāṯ* (Konj.) »wird schneien« der Ausdruck für »Schnee« durch fast alle indogermanischen Sprachen geht, so dürfen wir daraus schließen, daß es in der Urheimat der Indogermanen schneite. Nähere Aufschlüsse ergibt das gewählte Beispiel freilich nicht, da es Schnee sowohl in Asien als auch in Europa gibt. Indien, wo *snēha-ḥ* bezeichnenderweise die Bedeutung »Klebrigkeit, Glätte, Öl, Fett; Zuneigung« angenommen hat, fällt zwar aus, doch haben wir auch so schon gesehen, daß die Inder erst nachträglich in das Gangesgebiet eingedrungen sind. Sehr vorsichtig müssen wir sein, wenn sich gewisse Wörter nur einzelsprachlich finden. Dieser Befund läßt nicht ohne weiteres erkennen, daß der betreffende Gegenstand fehlte. Hier ist der Wortverlust in Rechnung zu stellen, der aus den verschiedensten Gründen eingetreten sein kann.

Die Sprachwissenschaft hat diesen Weg zur Urheimat der Indogermanen schon früh beschritten und eine große Zahl von Wortgleichungen zusammengetragen. Teilweise betreffen sie noch das Klima. Andere beziehen sich auf die Natur des Landes, wieder andere auf die Tierwelt, eine letzte Gruppe auf die Pflanzenwelt. Der Wert der einzelnen Gleichungen ist allerdings sehr verschieden. Lange Zeit hat man großen Wert auf das Wort für »Meer« gelegt. Seine Vertreter sind got. *mari-* in *mari-saiws*, *marei*, anord. *marr*, aengl. *mere*, asächs., ahochd. *meri*, aslav. *morje*, apreuß. *mary*, lit. *mãrės*, lat. *mare*, air. *muir*, gall. *mori* in *Mori-dunon* (Murten). Das Griechische bietet es noch im Namen von Poseidons Sohn Ἀμφίμαρος. Obgleich jeglicher Anhalt dafür fehlte, nahm man an, daß mit dem Ausdruck gerade die Ostsee gemeint gewesen sei. Derartige willkürliche Behauptungen führen natürlich nicht weiter. Im besonderen Falle läßt sich zeigen, daß idg. **mari* ganz allgemein »Wasser« bedeutete. Für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen ist aus ihm nicht das geringste zu entnehmen.

Viel erörtert worden ist der Umstand, daß sich zwar alte Namen für den Wolf und den Bären nachweisen lassen, daß aber gemeinsame Bezeichnungen für die asiatischen Tiere wie den Löwen, den Tiger oder das Kamel fehlen. Ein Ertrag war gar nicht zu erwarten. Wir haben bereits oben betont, daß sichere Schlüsse nur aus dem Vorhandensein und nicht aus dem Fehlen von Wörtern gezogen werden können. Auch wenn nämlich die Indogermanen in Asien ansässig gewesen wären und dort Löwen, Tiger und Kamele gekannt hätten, würden sie ihre Namen mit dem Betreten eines Gebietes aufgegeben haben, in dem diese Tiere nicht mehr vorkamen. Allenfalls hätten sie sie auf andere Tiere übertragen können. Hinzukommt, daß der Löwe auch in Südeuropa anzutreffen war.

Streichen wir alles ab, was als belanglos gelten muß, so bleibt letzten Endes nur eine Gleichung übrig. Sie betrifft die Buche. Wenn sich dartun läßt, daß die Indogermanen diesen Baum gekannt haben, so scheidet Asien als Urheimat aus. Aus klimatischen Gründen reicht nämlich das Buchengebiet seit der Eiszeit nur bis zu einer Linie, die von Gotenburg über Kalmar, Königsberg, die Krim nach dem Kaukasus verläuft. Die Frage ist also, ob die Buche auch wirklich im ursprünglichen Siedlungsgebiet der Indogermanen wuchs. Leider liegen die Verhältnisse nicht so klar, daß sie ohne weiteres bejaht werden könnte.

Als das Buchenargument zuerst vorgebracht wurde, kannte man nur den germanischen, italischen und griechischen Vertreter des Namens, germ. **bōkō* in anord. *bōk*, aengl. *bōc*, asächs. *bōka*, ahochd. *buocha* mit got. *bōka* »Buch; Buchstabe«, lat. *fāgus* und griech. φηγός, dor. φᾱγός. »Buche« als Grundbedeutung schien gesichert zu sein, da sowohl der germanische als auch der italische Name diesen Baum bezeichnet. Griech. φηγός benennt zwar eine Eichenart, doch meinte man darin eine Übertragung sehen zu dürfen, wie wir sie auch sonst bei Baumnamen mehrfach vorfinden. In der Folgezeit hat sich die Sachlage aber verschoben. Zunächst erweiterte Chr. Bartholomae die dreigliedrige Gleichung durch Heranziehung des ablautenden kurd. *būz*, das auf **bhūĝos* beruht und »Ulme« bedeutet. Daß dem Buchennamen wirklich *u*-Vokalismus zukommt, konnte Osthoff an germanischen Nebenformen erweisen. Auf germ. **bauk-* < idg. **bhəug-* führen mit Sicherheit Formen wie nisländ. *beyki* »Buchenwald, Buche«, *beyki-trje* »Buchenbaum, Buche« und norw. mdartl. *bøykja* »in (Buchen-)Lauge kochen«; auf germ. **būk-* < idg. **bhūĝ-* die

Digitized by Google

PE... GEN... UNIV. OF MICH.
DEC 10

Berlin, 5. November 1936
25 Pf. 3. Jhg. Nr. 21

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Dr. WILLY KROGMANN, Berlin

Leistung und Aufgabe der Sprachwissenschaft in der Heimatfrage der Indogermanen

Der Begriff »Indogermanen« ist durch die vergleichende Sprachwissenschaft erarbeitet worden. Der betreffende Ausdruck ist zunächst auch rein sprachlich bezogen. Die Indogermanen sind eine Völkergruppe mit verwandten Sprachen, deren südlichster Angehöriger die Inder und deren nördlichster Vertreter die Germanen sind. Unter weiterer Aufzählung nannte sie Schlegel 1819 die indisch-lateinisch-persisch-germanische Sprachfamilie. Die kürzere Bezeichnung ist zuerst in Klaproths Asia polyglotta 1823 nachgewiesen. Andere zusammenfassende Benennungen sind »Indoeuropäer« und »Arier«. Beide sind vor allem außerhalb Deutschlands in Gebrauch, verdienen jedoch nicht den Vorzug. Als »Arier« haben sich sicher nur die Indo-Iranier bezeichnet. Überdies ist der Name in der Sprachwissenschaft bereits auf diese Untergruppe festgelegt. Die Prägung »Indoeuropäer« ist sogar logisch anfechtbar. Abgesehen davon, daß Indien und Europa Ausdrücke verschiedener Ordnung sind, ist gegen sie einzuwenden, daß keineswegs alle Europäer Indogermanen sind.

Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts traten einigermaßen richtige Vorstellungen über die sprachliche Zusammengehörigkeit der indogermanischen Völkergruppe auf. Sie sind eine Frucht der Bekanntschaft mit dem Altindischen, dem Sanskrit. Nachdem der französische Jesuit Cœurdoux 1767 in einer Mitteilung an die Académie des Inscriptions in Paris auf die Verwandtschaft dieser Sprache mit den europäischen aufmerksam gemacht hatte, erklärte 1786 William Jones, der 1783 Oberrichter in Fort William in Bengalen geworden war, in einem Vortrag in der zur Erforschung Asiens begründeten Calcutta Society: »Die Sanskritsprache ist von bewunderungswürdiger Bildung, vollkommener als das Griechische, reicher als das Lateinische, feiner ausgebildet als beide. Sie steht zu beiden, sowohl was die Wurzeln der Verba als auch was die grammatischen Formen betrifft, in einer Verwandtschaft, die so nahe ist, daß sie nicht durch den Zufall erzeugt sein kann, und so entschieden, daß jeder Philologe, der die drei untersucht, zu dem Glauben kommen muß, daß sie aus derselben Quelle entsprungen seien, die vielleicht nicht mehr vorhanden ist. Ähnliche Gründe, wenn auch nicht so zwingender Art, sprechen für die Annahme, daß das Gotische und Keltische, ob auch mit fremden Sprachen gemischt, denselben Ursprung gehabt haben wie das Sanskrit.« In Deutschland wurde die neue Erkenntnis durch den Jesuiten Paulinus a Sancto Bartholomaeo (1798) verbreitet. Ihm folgten Johann Christoph Adelung mit seinem »Mithridates oder allgemeine Sprachkunde« (1806—1816) und Friedrich Schlegel mit der Schrift »Über die Sprache und Weisheit der Inder« (1808).

Als dann Franz Bopp, der eigentliche Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, nach seiner 1816 erschienenen Untersuchung »Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen« 1833 das Wissen um den indogermanischen Sprachstamm in seiner Vergleichenden Grammatik zusammenfaßte, zog er das Altindische, das Avestische, das Griechische, das Lateinische, das Litauische, das Gotische und das Deutsche heran. Im zweiten Band seines Werkes fand aber bereits auch das Slavische Berücksichtigung. Das Keltische, das schon Jones für indogermanisch hielt, hat Bopp 1839 in seinem Buch »Die keltischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Sanskrit« als zugehörig erwiesen. Später ist dann der Kreis noch weiter vergrößert worden. An lebenden Sprachen sind das Armenische und Albanische hinzugekommen. Dazu treten noch verschiedene ganz oder zum großen Teil ausgestorbene Sprachen, wie das Illyrische, das Thrakisch-Phrygische und das Hethitische.

Überblicken wir das Indogermanische in seinen heute bekannten Gliedern, so finden wir im Norden das Germanische. Seine Mundarten sind das ins Dänische, Schwedische, Norwegische und Isländische zerfallende Nordgermanische, das aus dem Englischen, dem Friesischen und dem Deutschen bestehende Westgermanische und das vor allem durch das Gotische bekannte Ostgermanische. An das Germanische schließt sich im Westen das Keltische. Untergegangen ist das Festlandkeltische, das uns nur in einigen gallischen Inschriften und Eigennamen überliefert ist. Das bis in die Gegenwart erhaltene Inselkeltische umfaßt das Gälische mit dem Irischen, dem Schottisch-Gälischen und dem Manx, der Mundart der Insel Man, sowie das Britannische mit dem Kymrischen in Wales, dem um 1800 ausgestorbenen Kornischen in Cornwallis und dem Bretonischen in der Bretagne, das nicht das Gallische fortsetzt, sondern aus England herübergetragen ist.

INHALT

KROGMANN: Leistung und Aufgabe der Sprachwissenschaft in der Heimatfrage der Indogermanen
HERMANN SCHNEIDER: Neue Forschungen zu Walther von der Vogelweide
JURKAT: Die Soziologie von Ferdinand Tönnies
RAVE: Ein Verzeichnis der neueren Bildnis-Plastik
MANNSFELD: 15 Jahre Herderinstitut zu Riga
ROHRBACH: Hamilkar von Fölkersahm — ein Lebensbild
Besprechungen

Auf der Apenninhalbinsel treffen wir weiter das Italische, das in das Lateinisch-Faliskische und das Oskisch-Umbrische zerfällt. In den romanischen Sprachen lebt das Lateinische fort. In Oberitalien und im Norden der Balkanhalbinsel wurde das Illyrische gesprochen. Im Süden der Balkanhalbinsel begegnet das Griechische mit dem Ionisch-Attischen, dem Achäischen und dem Dorischen. An dieses schlossen sich im Nordosten das Makedonische und das Thrakische. Zum Thrakischen stellen sich auf kleinasiatischem Boden das Phrygische, das Mysische und das Bithynische. Sie sind erst verhältnismäßig spät aus Europa nach Kleinasien gelangt. Aus Europa stammt auch das Armenische. Das im Westen der Balkanhalbinsel vorkommende Albanische ist vermutlich aus dem Thrakischen hervorgegangen. Andererseits ist auf diesem das Rumänische als romanische und das Bulgarische als slavische Sprache erwachsen. Im Osten Europas finden wir noch das Baltisch-Slavische. Den baltischen Zweig bilden das Litauische, das Lettische und das seit dem 17. Jahrhundert verschwundene Altpreußische. Zum Slavischen gehören das Südslavische mit dem Bulgarischen, das uns im Altbulgarischen die älteste slavische Mundart bietet, dem Serbischen und dem Slovenischen, das Nordslavische oder Russische mit dem Großrussischen, Kleinrussischen und Weißrussischen, sowie das Westslavische mit dem Polnischen, dem Sorbisch-Wendischen und dem Tschechischen. In Asien ist das Arische oder Indisch-Iranische heimisch. Das Indische vermittelt uns die älteste indogermanische Überlieferung. Das Vedenindische reicht bis in das zweite vorchristliche Jahrtausend zurück. Als die Hymnen des Rigveda entstanden, siedelten die Inder noch im Pendschab. Eine etwas jüngere Stufe zeigt das Sanskrit, die »geregelte« Sprache, das als heilige Sprache der religiösen Denkmäler bis in die Gegenwart erhalten ist. Neben dem Sanskrit finden wir die Präkrits, die mittelindischen Volksmundarten. Lebendig ist das Indische

Digitized by Google

noch in verschiedenen Mundarten, wie dem Panǰābī, dem Sindhī, dem Guǰeratī und dem Bangalī. Auch die Zigeuner sprechen eine neuindische Sprache. Die älteste Quelle des Iranischen bildet der Zendavesta, die heiligen Bücher Zarathustras. Seine Sprache wird als avestisch bezeichnet. Eine zweite iranische Sprache ist das Altpersische. Mitteliranische Mundarten bieten das Pahlavī und das Sogdische. Wie das Indische wird das Iranische durch zahlreiche Mundarten fortgesetzt. Zu ihnen zählen das Neupersiche, das Afghanische, das Belutschische, die Pamirmundarten, die kaspischen Mundarten, das Kurdische und das Ossetische, das aus dem Skythischen hervorgegangen ist. Eine arische Sprache ist auch die Sprache der Sakās, die in Handschriften aus dem Südwesten Ostturkestans hervorgetreten ist. Sehr weit nach Osten vorgeschoben war das Tocharische. Es wurde an der Grenze Chinas gesprochen. Als letzte indogermanische Sprache erwähne ich das Hethitische, das durch Ausgrabungen bei dem Dorf Boghazköi in Kleinasien bekannt geworden ist. Es verrät wenigstens im Formensystem starke indogermanische Einschläge.

Mit der Erkenntnis der indogermanischen Sprachengruppe war von selbst die Frage nach der Urheimat der Indogermanen gegeben. Bereits Adelung und Schlegel haben denn auch Vermutungen über sie geäußert. Der letztere betrachtete das Altindische als die Ursprache und ließ die europäischen Glieder der Sprachengruppe aus Asien stammen. Richtiger führte sie Adelung mit dem Indischen und dem Persischen auf eine gemeinsame Quelle zurück. Die Urheimat der Indogermanen suchte aber auch er in Mittelasien. Dort glaubte man sie auch später noch lange annehmen zu sollen. Biblische Vorstellungen verstärkten den Eindruck, den das Altindische in seiner Altertümlichkeit erweckt hatte. Da man die Indogermanen für die Nachkommen Japhets hielt, wurde der Blick ohne weiteres nach Asien gelenkt. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden Stimmen laut, die Europa als Ausgangsgebiet der indogermanischen Völkerbewegung bezeichneten. Wie abwegig diese Auffassung jedoch zunächst erschien, hat H. Hirt in seinem Buch »Die Indogermanen« Bd. 1 S. 178f. an dem Urteil V. Hehns aufgezeigt. »Da geschah es«, spottete dieser, »daß in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf es sich einfallen ließ, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an, ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuß des Taunus und malte die Szenerie weiter aus«. »Danach«, fährt er fort, »hat also Asien, der ungeheure Weltteil, die officina gentium, einen großen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen an Naturgaben armen, in den Ozean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung in das Abendland, nur die älteste und größte ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermeßlicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns, wie in die Kinderzeit unseres Geschlechtes dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten sich regenden Fertigkeiten und noch unsichern Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht eins waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Furten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die ältesten Formen der Sprache dürfen wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen — da ja die Völker dahin erst durch die lange, zerrüttende Wanderung gelangt waren — sie klingen uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die unbewußt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten«. Was Hehn als undenkbar hinstellt, wird heute weithin vertreten. Freilich findet auch die alte Auffassung noch Anhänger. Gerade in der letzten Zeit ist sie verschiedentlich erneuert worden. Ich nenne nur H. Güntert, der sich in seiner Schrift »Der Ursprung der Germanen« (1934) wieder zu ihr bekannt hat.

Die Entscheidung der Urheimatfrage ist eine wichtige Aufgabe der vergleichenden Sprachwissenschaft. Gerade in der Gegenwart, wo jene weit über die Fachkreise hinaus Bedeutung erlangt hat, ist sie dringlich geworden. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie zu den Pflichten gerade der Sprachwissenschaft gehört. Zwar bemühen sich auch andere Wissenschaften, wie die Vorgeschichte und die Rassenkunde, um die Lösung. Ohne die Bestätigung durch die Sprachforschung bleiben deren Ergebnisse aber unsicher. Da der Begriff »Indogermanen« auf sprachlicher Grundlage beruht, kann auch nur mit Hilfe der Sprache festgestellt werden, von wo die Sprachbewegung ihren Ausgang nahm. Die Vorgeschichte etwa vermag gewisse Kulturen aufzudecken. Ob eine solche dann aber als die indogermanische ausgegeben werden kann, steht dahin, da über die Sprache ihrer Träger nichts zu ermitteln ist.

Die vergleichende Sprachwissenschaft verfügt auch über die Mittel, um das Ausgangsgebiet der Indogermanen zu umgrenzen. Da wir aus den einzelnen indogermanischen Sprachen den Wortschatz der Grundsprache erschließen können, läßt sich die Eigenart der Urheimat in einem gewissen Umfang erkennen. Wenn etwa nach Ausweis von got. *snaiws*, anord. *snær*, *snjōr*, *snjär*, aengl. *snāw*, afries. *snē*, asächs. ahochd. *snēo*, lat. *nix*, *nivis*, griech. Akk. *νίφα*, mkymr. *nyf*, mir. *snechta*, apreuß. *snaygis*, lit. *sniẽgas*, aslav. *sněgъ* mit av. *snaēžinti (ayan)* »an einem schneienden Tage«, *snaēžāṯ* (Konj.) »wird schneien« der Ausdruck für »Schnee« durch fast alle indogermanischen Sprachen geht, so dürfen wir daraus schließen, daß es in der Urheimat der Indogermanen schneite. Nähere Aufschlüsse ergibt das gewählte Beispiel freilich nicht, da es Schnee sowohl in Asien als auch in Europa gibt. Indien, wo *snēha-ḥ* bezeichnenderweise die Bedeutung »Klebrigkeit, Glätte, Öl, Fett; Zuneigung« angenommen hat, fällt zwar aus, doch haben wir auch so schon gesehen, daß die Inder erst nachträglich in das Gangesgebiet eingedrungen sind. Sehr vorsichtig müssen wir sein, wenn sich gewisse Wörter nur einzelsprachlich finden. Dieser Befund läßt nicht ohne weiteres erkennen, daß der betreffende Gegenstand fehlte. Hier ist der Wortverlust in Rechnung zu stellen, der aus den verschiedensten Gründen eingetreten sein kann.

Die Sprachwissenschaft hat diesen Weg zur Urheimat der Indogermanen schon früh beschritten und eine große Zahl von Wortgleichungen zusammengetragen. Teilweise betreffen sie noch das Klima. Andere beziehen sich auf die Natur des Landes, wieder andere auf die Tierwelt, eine letzte Gruppe auf die Pflanzenwelt. Der Wert der einzelnen Gleichungen ist allerdings sehr verschieden. Lange Zeit hat man großen Wert auf das Wort für »Meer« gelegt. Seine Vertreter sind got. *mari-* in *mari-saiws*, *marei*, anord. *marr*, aengl. *mere*, asächs., ahochd. *meri*, aslav. *morje*, apreuß. *mary*, lit. *mãrės*, lat. *mare*, air. *muir*, gall. *mori* in *Mori-dunon* (Murten). Das Griechische bietet es noch im Namen von Poseidons Sohn Ἀμφίμαρος. Obgleich jeglicher Anhalt dafür fehlte, nahm man an, daß mit dem Ausdruck gerade die Ostsee gemeint gewesen sei. Derartige willkürliche Behauptungen führen natürlich nicht weiter. Im besonderen Falle läßt sich zeigen, daß idg. **mari* ganz allgemein »Wasser« bedeutete. Für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen ist aus ihm nicht das geringste zu entnehmen.

Viel erörtert worden ist der Umstand, daß sich zwar alte Namen für den Wolf und den Bären nachweisen lassen, daß aber gemeinsame Bezeichnungen für die asiatischen Tiere wie den Löwen, den Tiger oder das Kamel fehlen. Ein Ertrag war gar nicht zu erwarten. Wir haben bereits oben betont, daß sichere Schlüsse nur aus dem Vorhandensein und nicht aus dem Fehlen von Wörtern gezogen werden können. Auch wenn nämlich die Indogermanen in Asien ansässig gewesen wären und dort Löwen, Tiger und Kamele gekannt hätten, würden sie ihre Namen mit dem Betreten eines Gebietes aufgegeben haben, in dem diese Tiere nicht mehr vorkamen. Allenfalls hätten sie sie auf andere Tiere übertragen können. Hinzukommt, daß der Löwe auch in Südeuropa anzutreffen war.

Streichen wir alles ab, was als belanglos gelten muß, so bleibt letzten Endes nur eine Gleichung übrig. Sie betrifft die Buche. Wenn sich dartun läßt, daß die Indogermanen diesen Baum gekannt haben, so scheidet Asien als Urheimat aus. Aus klimatischen Gründen reicht nämlich das Buchengebiet seit der Eiszeit nur bis zu einer Linie, die von Gotenburg über Kalmar, Königsberg, die Krim nach dem Kaukasus verläuft. Die Frage ist also, ob die Buche auch wirklich im ursprünglichen Siedlungsgebiet der Indogermanen wuchs. Leider liegen die Verhältnisse nicht so klar, daß sie ohne weiteres bejaht werden könnte.

Als das Buchenargument zuerst vorgebracht wurde, kannte man nur den germanischen, italischen und griechischen Vertreter des Namens, germ. **bōkō* in anord. *bōk*, aengl. *bōc*, asächs. *bōka*, ahochd. *buocha* mit got. *bōka* »Buch; Buchstabe«, lat. *fāgus* und griech. φηγός, dor. φᾱγός. »Buche« als Grundbedeutung schien gesichert zu sein, da sowohl der germanische als auch der italische Name diesen Baum bezeichnet. Griech. φηγός benennt zwar eine Eichenart, doch meinte man darin eine Übertragung sehen zu dürfen, wie wir sie auch sonst bei Baumnamen mehrfach vorfinden. In der Folgezeit hat sich die Sachlage aber verschoben. Zunächst erweiterte Chr. Bartholomae die dreigliedrige Gleichung durch Heranziehung des ablautenden kurd. *būz*, das auf **bhūĝos* beruht und »Ulme« bedeutet. Daß dem Buchennamen wirklich *u*-Vokalismus zukommt, konnte Osthoff an germanischen Nebenformen erweisen. Auf germ. **bauk-* ⟨ idg. **bhəug-* führen mit Sicherheit Formen wie nisländ. *beyki* »Buchenwald, Buche«, *beyki-trje* »Buchenbaum, Buche« und norw. mdartl. *bøykja* »in (Buchen-) Lauge kochen«; auf germ. **būk-* ⟨ idg. **bhūĝ-* die

Digitized by Google

neben letzterem stehenden Verben germ. **būkōn* und **būkian* in mhochd. *būchen, biuchen*, mniederd. *būken (bûken)*, mniederl. *buyken*, mengl. *bouken*, dän. *byge*, schwed. *byka*. Neben kurd. *būz* hat dann J. Hoops auch slav. **bъzъ* »Holunder« als Fortsetzung des Buchennamens erkannt, und schließlich ist mys. μυσός »Buche« von J. Loewenthal und Budimir auf **bhūgos* zurückgeführt worden. Das mysische Wort unterstützt mit seiner Bedeutung »Buche« zwar das Zeugnis des germanischen und italischen Namens, doch gelten dafür der kurdische und der slavische Ausdruck für die Ulme und den Holunder. Unmittelbar ist die Grundbedeutung des Namens hiernach nicht festzustellen. Die Gegner einer europäischen Urheimat schalten das Buchenargument denn auch mit wenigen Worten aus. »Woher nimmt man«, fragt etwa Güntert a. a. O. S. 43, »bei diesen starken Bedeutungsunterschieden den Beweis, daß die alte Bedeutung des gemeinsamen indogermanischen Worts **bhā(u)ĝ-* botanisch eindeutig 'Rotbuche', fagus silvatica, gewesen ist?« Sein Urteil lautet: »Die Schlüsse, die man aus dem germanischen Buchennamen hat ziehen wollen, sind unhaltbar; von hier aus läßt sich keinerlei Anhaltspunkt über die Wohnsitze der Indogermanen gewinnen, weil wir die einheitliche Bedeutung des Baumnamens in indogermanischer Zeit nicht mehr feststellen können.«

Wollen wir in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen wirklich festen Grund gewinnen, so dürfen wir uns nicht bei dieser entsagenden Aussage beruhigen. Die Aufgabe, die die Heimatfrage der Sprachwissenschaft angesichts der bisherigen Beobachtungen stellt, ist vielmehr die Erhellung des Buchennamens. Hofmann behauptet freilich in seiner Bearbeitung des Lateinischen etymologischen Wörterbuchs von Walde, daß eine weitere Analyse des Buchennamens »müßig« sei, doch ist demgegenüber nachdrücklichst zu betonen, daß über Wert oder Unwert des Buchenargumentes nur entschieden werden kann, wenn es gelingt, den Namen an weiteres indogermanisches Wortgut anzuschließen. Da die Lösung der Buchenfrage günstigenfalls die Antwort auf die Frage nach der Urheimat der Indogermanen in sich beschließt, ist der Versuch auf jeden Fall zu unternehmen. Er kann auch durchaus zum Ziele führen. Der beste Beweis hierfür ist der Birkenname anord. *bjǫrk*, ae. *beorc*, *bierce*, mnd. *berke*, ahd. *biricha*, lit. *béržas*, russ. *berêza*, serb. *brèza*, aind. *bhurja*, osset. *bärz* mit lat. *farnus*, *fraxinus* »Esche«. Er stellt sich zu norw. *bjerk* »hell« und bezeichnet die Birke als den weißen Baum. Wie hier schon aus dem Namen zu ersehen ist, welcher Baum ursprünglich gemeint war, so besteht grundsätzlich auch beim Buchennamen die Möglichkeit, von ihm aus zu entscheiden, ob er für die Buche oder einen anderen Baum geschaffen wurde.

Ob es wirklich gelingt, die Grundbedeutung des Buchennamens zu erkennen, kann nur die nähere Untersuchung lehren. Für sie verweise ich auf meine demnächst erscheinende Schrift »Das Buchenargument. Ein wortkundlicher Beitrag zur Heimatfrage der Indogermanen« [1]). Auf ihre Ergebnisse brauche ich hier nicht einzugehen. Der Zweck dieses Aufsatzes war nur, die aus der bisherigen Leistung erwachsende Aufgabe der Sprachwissenschaft in der Heimatfrage der Indogermanen aufzuzeigen. Sollte sie unlösbar sein, so vermögen nur neue Funde das Problem zu fördern.

[1]) Deutsche Wortforschung, Heft 2.

Literaturgeschichte

1.

Das evangelische Kirchenlied

Der kämpfende evangelische Deutsche unserer Zeit ist berufen, Sinn und Kraft des protestantischen Kirchenliedes neu zu erleben und es — nach langer Verkennung durch die Literarkritik — in seiner erhabenen Einzigartigkeit gebührend zu würdigen. Zu solch tieferem Verstehen trägt in dankenswerter und willkommener Weise eine Neuerscheinung aus dem Eckart-Kreise bei; durch ihren Verfasser, Rudolf Alexander Schröder, gewinnt sie noch besondere Bedeutung. Das mit sachkundiger Begeisterung geschriebene Buch enthält vier selbständige Aufsätze. Der erste gibt einen Überblick über die Geschichte des deutschen Kirchenliedes von seinen lateinischen Anfängen bis zu seiner klassischen Zeit, die mit Luther mächtig überzeugend anhebt, durch den Sprach- und Sangesmeister Paul Gerhardt weitere Vollendung erfährt und in den geistlichen Gesängen Gellerts ihren monumentalen Abschluß findet. Aus der Gestaltenfülle dieser liederreichen, sonst so düsteren und benachteiligten Zeit behandeln drei weitere Abhandlungen Schicksal und Werk von Johann Heermann, Paul Fleming, Johann Rist; in ihrem Menschentum ist die Kraft und der Ernst ihrer Gesänge begründet. — Die Darstellungen, die viele Gedichtproben enthalten, bringen zu Bewußtsein, daß unser neuzeitliches lyrisches Schrifttum nicht nur einen, sondern zwei in ihrer Art unvergleichliche Gipfel hat. Der erste, die geistliche Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, ist noch kaum gesichtet, »sodaß man angesichts seiner und der Nachrichten, die unsere gängige Literaturgeschichte von ihm zu geben weiß, von einer terra incognita mitten in einem geschichtlich nach allen Seiten hin aufgehellten Gebiete reden darf«. Der von Verlag und Verfasser beabsichtigten Fortsetzung des anregenden Buches sehen wir daher erwartungsvoll entgegen.

In einer soeben veröffentlichten Spezialuntersuchung über die umstrittene Entstehungszeit von Luthers »Ein feste Burg ...« gibt Georg Wolfram als wahrscheinlichstes Datum jenen Herbst 1529 an, in dem die Türken nach der Belagerung von Wien den Rückzug antreten mußten. Verf. stützt sich auf die beiden im gleichen Jahre erschienenen Lutherschriften wider die Türken. Wenn auch der Wert solcher rein historischen Feststellungen für die Erkenntnis des religiösen Gehaltes notwendig begrenzt ist, so deutet die vorliegende Arbeit doch im Resultat den ursprünglichen Sinn des Liedes um aus einem protestantischen Kampflied gegen Papst und Katholizismus in ein christlich-deutsches Glaubenslied im Kampf wider einen gemeinsamen Feind.

Dr. R. Sühnel
Leipzig

Rudolf Alexander Schröder, Dichtung und Dichter der Kirche. Eckart-Verlag, Berlin, 1936, 197 S., RM. 2.85.

Georg Wolfram, »Ein feste Burg ist unser Gott«. Die Entstehungszeit und der ursprüngliche Sinn des Lutherlieds. W. de Gruyter Berlin und Leipzig. 1936. 32 S. RM. 1.—.

2.

Neue Barockliteratur

Das große Sammelwerk »Epochen der deutschen Literatur« ist nahezu abgeschlossen. Eine der letzten Lücken füllt Paul Hankamers Buch über die deutsche Literatur im Zeitraume des 17. Jahrhunderts aus. Die Erforschung der deutschen Barockliteratur, die in den letzten Jahren einen außerordentlichen Aufschwung erlebte, hat bei aller Fülle und Bedeutung der Einzeluntersuchungen einen fühlbaren Mangel an zusammenfassenden Arbeiten zu beklagen. Eine solche Zusammenfassung wagt nun, nach Cysarz, Müller, Viëtor, Hankamers Buch, als Versuch einer geistesgeschichtlichen Durchdringung des Zeitraums, mit dem Ziele, den »Stil der Epoche« als einer Ganzheit verständlich zu machen. Dem nach Gattungen (Lyrik, Drama, Epos und Prosa) gegliederten Hauptteil, der ganz bewußt den Ergebnissen der Einzelforschung stark verpflichtet bleibt, geht ein umfangreicher allgemeiner Abschnitt vorauf, der aus verschiedenen Blickrichtungen (historisch, soziologisch, bildungsgeschichtlich usw.) die Signatur der Epoche zu erkennen sucht. Der barocke Raum wird so von einem vielmaschigen methodischen Netz von Forschungswegen durchzogen, die aber trotz der weitsichtigen und oft erhellenden Betrachtung nicht zu einem einheitlichen klaren Bilde führen; ein abschließendes Bild der Barockliteratur zu geben ist freilich, nach den eigenen Worten des Verf., zur Zeit überhaupt noch unmöglich.

Der Einzelforschung auf dem Gebiete des Literaturbarocks, die gegenwärtig noch das Feld behauptet, gehört eine gleichzeitige Veröffentlichung zu, die eine stellvertretende Erscheinung der Epoche in den Mittelpunkt rückt, die Habilitationsschrift des durch sein Jean-Paul-Buch bekannten Literarhistorikers Johannes Alt, »Grimmelshausen und der Simplizissimus«. Mit großem methodischen Anspruch wird in dieser subtilen Untersuchung ein kunstvoller Hypothesenbau errichtet. Von Chronologiefragen ausgehend wird die Entstehungsgeschichte des Simplizissimus neu entwickelt. Als Urform und Keimzelle des Romans erscheint der »Narr-Simplizissimus« satirisch-kritischer Weltbetrachtung, der dann in die Endfassung nur als Episode eingebaut wurde. Das bildet den Kern der Arbeit. Der Narr-Simplizissimus wird als Urgestalt rekonstruiert und mit der endgültigen Romanform verglichen; für diese ergeben sich so neue Klärungen. Im Typenaufbau und seinem Verhältnis zur Bucheinteilung wird endlich die Grundstruktur des Romans dargelegt und durch schematische Aufrisse anschaulich gemacht. Damit fügen sich die Einzelergebnisse dem Ganzen wieder ein und leiten zur weiteren Aufgabe der Werkerkenntnis, auf die wiederum alle Versuche zur Erfassung der ganzen Epoche zu bauen haben. **Dr. W. Baumgart**
Berlin

Paul Hankamer, Deutsche Gegenreformation und deutsches Barock, Die deutsche Literatur im Zeitraum des 17. Jahrhunderts. Stuttgart (J. B. Metzler) 1935. VIII u. 543 S., geb. RM. 15.50.

Johannes Alt, Grimmelshausen und der Simplizissimus. München (C. H. Beck) 1936. IV u. 107 S., RM. 5.50.

3.

Lessings Stellung zum Rationalismus

Die Frage, ob man Lessing als Rationalisten bezeichnen dürfe oder ob in seinem Denken irrationale Momente eine wesentliche Rolle gespielt haben, hat die Forschung seit langem beschäftigt. Seit Kochs, Albert Malte Wagners und Leisegangs Untersuchungen bzw. Darstellungen schien sich die irrational-mystische Deutung durchgesetzt zu haben und fand durch Brüggemanns Verbindung Lessings mit dem Sturm und Drang eine wertvolle Stütze.

Nun unternimmt es Martha Waller [1]) in einer sehr gründlichen und kenntnisreichen Schrift, sich mit der Lessing-Forschung, insbesondere mit Leisegang, auseinanderzusetzen. Sie geht dabei von einer ins Einzelne führenden Interpretation der »Erziehung des Menschengeschlechts« aus und leitet die Berechtigung dazu aus dem Fehlen bzw. aus der Problematik der Analyse von Fittbogen her. Wichtiger als diese Interpretation ist die daraus sich notwendig ergebende ideengeschichtliche Untersuchung über die Aufklärung sowie die Darstellung des rationalen und irrationalen Gehaltes der Lessingschen Schrift. Obwohl in der vorliegenden Arbeit wie in der Mehrzahl der Auseinandersetzungen über die Aufklärung nicht immer klar unterschieden wird, ob das ganze Zeitalter unter diesem Begriff gemeint ist oder nur eine bestimmte, dem Pietismus etwa entgegengesetzte Richtung, gelingt es der Verfasserin doch, die wesentlichen Züge des Zeitalters herauszustellen, wobei freilich über die

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

statten durfte als der höfische Sänger. Auch sonst ist dieses Gedicht von höchstem Interesse: es führt, hundert Jahre früher als zu erwarten, schon mitten in Ausdrucksweise und Begriffswelt des Meistersangs (was allerdings erst durch die Findigkeit des Herausgebers herausgestellt wird); es zeigt leidenschaftliche Parteinahme für Walther als ein verehrtes Haupt der Sänger, leidenschaftliche Ausfälle gegen seinen künstlerischen Widersacher. Der Dreiheit der Lieder liegt nach allem dieser Sachverhalt zugrunde: Walther hat, gegenüber einem Lobredner der Bohne, das Lob des Halms gesungen, der uns das tägliche Brot gibt; der Sangesrivale Wicman hat die betreffenden Sprüche metrisch und sachlich gerügt. Herzog Ludwig von Bayern tritt für den gescholtenen Meister ein und verwehrt dem beckmesserartigen Kritiker seine Anmaßung: Walther sei ihm turmhoch überlegen. Der Vogelweider hat diese Verteidigung in Liedform durch den Markgrafen von Meißen erhalten und dankt in einem Spruch, der, nun richtig verstanden, ein Muster reizvollster Urbanität ist; die Kavaliersliebhabereien des fürstlichen Gönners werden ebenso liebenswürdig gelobt wie die Leistung des begabten, aber dilettantischen Schülers. Noch kaum je ist es geglückt, so greifbar das Sängerleben aus der meist verschleiernden und weltfernen mhd. Lyrik heraus zu gewinnen.

Die meisterhafte Einrenkung und Ausschöpfung der kleinen Strophenreihe zeigt zugleich, welches die großen Aufgaben dieser Untersuchung sind und wie sie gelöst werden. Mit bescheidenem Dienst am Text beginnend, steht das große Werk von Kraus vor allem im Dienste zweier Probleme: der Echtheitsfrage und der Reihungsfrage.

Nicht nur wie hat Walther gedichtet, sondern auch was hat er gedichtet — nämlich von dem, was unter seinem Namen überkommen ist —, dieses Problem drängt sich immerfort auf. Nicht nur die Funde der neuesten Zeit stellen es, sondern auch manche seit Jahrhunderten bekannten Strophen, die nie einen anderen als Walthers Namen getragen haben. Man sieht es ja an unserer Wicmanstrophe: gleich ihr konnte fremdes Gut, von Waltherschem umklammert, mitgeschleppt werden. Die herkömmlichen Anschauungen erfahren durch unseren Verfasser vielfache Berichtigung. Sein Rotstift findet zu tun. Von manchem Gedicht mag man sich mit Trauer trennen, manches auch gegen den strengen Kritiker zu halten suchen; aber man wird selten wider die Schlagkraft seiner Gründe aufkommen.

Die Reihenfolge der Entstehung der Lieder zu bestimmen, schien im Fall unserer drei Sprüche leicht: die Handschriften spiegelten sie ja unmittelbar wider. Der Kenner weiß, daß das ein großer Ausnahmefall ist, und daß die Kritik der mhd. Lyrik s. Z. damit begonnen hat, daß das kindliche Zutrauen zu der Liederfolge der Handschriften erschüttert wurde. Was sachlich zusammengehört, ist in der Überlieferung fast stets räumlich getrennt, und es bedarf großen Scharfsinns und entwickelten Feingefühls, um das wieder zusammenzuhören und zusammenzufügen, was weit auseinandergerissen worden ist. Carl von Kraus hat in jahrzehntelanger Übung diese Fähigkeit ausgebildet wie keiner. Unter seinen Händen formen sich die weitest entlegenen Dichtungen Walthers zu sinnvoll gesteigerten Gruppen. Die zeitgeschichtlichen Gedichte hatte man schon immer so geordnet; bei den Liedern tappten Datierungsversuche meist hoffnungslos im Dunkeln. Jetzt haben zwar längst noch nicht alle eine sichere Heimstätte gefunden, aber weitaus die meisten sind doch aus ihrer Vereinzelung erlöst und haben einen Halt an zuverlässiger Nachbarschaft. Man schiebt nicht mehr dem Zwanziger zu, was der Vierziger oder Fünfziger geschaffen hat.

Hier zeigt sich auch die Wichtigkeit solcher Reihungen für die Lebensgeschichte. Völlig fehlen ja die Fäden zwischen Erleben und Dichten nicht, und es bedeutet auch für die Kenntnis des Menschen Walther viel, wenn wir jetzt wissen: er war nicht erst Sänger der hohen Minne und dann der niedern, sondern nach dieser folgte nochmals eine Rückkehr zu jener.

Ein letztes Problem betrifft die Vorbilder. Unser Verf. duldet keine liebgewordene Selbsttäuschung und leitet die vermeinten altheimischen Elemente der Waltherschen Dichtung größtenteils aus der mittellateinischen Kunstlyrik ab. Seine Parallelen haben zwingende Kraft. Ob die Rechnung aber auf diese Art ganz aufgeht, muß dahingestellt bleiben. Unter dem Erhaltenen sind Walthers Vorbilder richtig aufgespürt. Ein Nichterhaltenes, sei es ein wirklicher, »altheimischer Minnesang« oder eine einfache Jahreszeitendichtung, die auch auf die Mittellateiner wirkte, könnte sich hier ausgewirkt haben. Seine Rolle zu bestimmen bleibt weiterer Forschung überlassen.

So regt auch der Ausbau der Liederreihe mächtig an: nicht nur zum Nachprüfen und Zurechtrücken in vielen Einzelheiten, sondern zur endlichen Herstellung der Verbindung zwischen Sprüchen und Liedern, zu der hier nur Ansätze geboten sind. Und die vielfach gelöste Echtheitsfrage schuf eine große Gruppe unechter Waltherlieder, die natürlich nicht nur das sind, falsche Steine, die ausgemustert werden können, sondern oft sehr werthaltige Gebilde, die nur eben nicht von Walther sind; wenn kein Verfasser, so muß für sie doch ein stil- und literargeschichtlicher Zusammenhang gesucht werden.

Das ist das Bedeutsame an unserem Werk, daß es, in so vieler Hinsicht ein sicherer und befriedigender Abschluß, doch allenthalben zu einem neuen Anfang aufruft.

[1]) In einer leider noch immer unveröffentlichten weitumfassenden Dissertation von 1913. Proben und Teilresultate in Paul und Brauners Beiträgen 42 und 43.

[2]) Walther von der Vogelweide und die Dichter von Minnesangs Frühling, Stuttgart 1927.

[3]) Walther von der Vogelweide Untersuchungen von Carl v. Kraus, Berlin u. Leipzig 1935. — Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, 10. Ausgabe, neu herausgegeben von Carl v. Kraus. (Wir hoffen, daß die nächste Auflage dieser Ausgabe sich von dem noch beibehaltenen Lachmannschen Schema freimacht.)

Friedrich August Wolf, der Philologe der deutschen Klassik

Goethe schrieb im Juni 1814: »Damit mein metallisches Wesen recht geläutert und gediegen werde, bin ich abermals wie in eine neue Össe geworfen, wo die gewaltigsten Blasebälge mich anfauchen. Geheimrat Wolf ist seit mehreren Tagen hier, und dieser wundervolle Mann nimmt mich unter den Amboß der Kritik, da mich die Flammen der Poesie, aus denen mein Festspiel (sc. Des Epimenides Erwachen) hervorgeht, schon flüssig genug geschmolzen hatten ... Da wird alles aufgeregt, was man besitzt, und einem ein noch ungeheurer Reichtum aufgedrungen; bald weiß ich nicht mehr, wie ich schleppen soll ... Es ist eine so furchtbare Konsequenz in diesem Manne, daß man seine Unterhaltung gar nicht teilweise wiedergeben kann; was würde man zu einigen Quadratfüßen aus Michel Angelos jüngstem Gericht sagen, und wo man einen Rahmen anlegen wollte, so wird einem gleich angst und bange.«

Mit Goethe, mit Humboldt, — überhaupt mit fast allen, denen das Griechentum wichtig war, stand Fr. Aug. Wolf in nahem Verkehr, und als Kenner und Richter hat er die humanistischen Bestrebungen seiner Zeit bewacht. Aber so wichtig auch dies war, daß Wolf den führenden Geistern der Zeit gleichsam als wissenschaftliches Gewissen dienen konnte, der angeführte Goethe-Brief zeigt, daß seine persönliche Wirkung weit über die philologische Beratung hinausging. Freilich, in den Schriften Wolfs ist davon verhältnismäßig wenig zu spüren, denn ganz bewußt hat sich Wolf in seinen Publikationen auf den nüchternen Ton des Philologen zurückgezogen: Lobreden auf die Griechen, humanistische Programme oder gar »Deutungen« des Griechentums sucht man bei ihm vergebens. Für die Popularisierung hat er gerade soviel getan, daß er etwas Aristophanes und noch weniger Homer übersetzte. So schreibt er an »den edlen, lieben Goethe«, als er zwei neue Werke von diesem erwartet: »Ich will mich unterdessen auf beides freuen, wie es einem zukömmt, der zu ewigem Wühlen in Büchern verdammt ist, die so selten mehr als Einzelnes geben, und einem oft das ganze gelehrte Metier verhaßt machen. Sehr häufig fange ich an, diese Unlust an meinem Fache, oder vielleicht mehr an der Art meiner Studien, zu empfinden.« Aber er wußte sehr wohl, daß dieses Wühlen in Einzelheiten gerade seine Stärke, auch den Großen gegenüber, war, und so heißt es ein andermal einem Philologen gegenüber viel weniger bescheiden: »Mit dem, was man Publikum nennt, habe ich nichts zu tun. Das ist mir zu vornehm, zu geräumig, zu groß; ich kann nicht daran hinauf denken: nur seinem Hohngelächter möchte ich nicht gern ausgesetzt sein. Stets war es mein Wunsch, bloß von gelehrten ruhigen Forschern begleitet zu werden, von Männern, die die Geschichte der älteren Poesie und Menschenkultur interessiert, die den Reiz von Zweifeln kennen, welche kein locus probans löset, die sich endlich auf eine Behandlungsart historischer Gegenstände verstehen, bei welcher nicht rechts und links gemutmaßt ... und mit Gewißheit, Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit Hokuspokus getrieben wird, um nach Laune und Einfall Hypothesen in Fakta und Fakta in Hypothesen zu verwandeln.« Überhaupt hat Wolf seine ganze Schriftstellerei als Nebensache angesehen; zuerst wollte er Lehrer sein. Und sein Ruhm, die deutsche Altertumswissenschaft begründet zu haben, beruht vor allem darauf, daß aus dem von ihm gegründeten Seminar in Halle einige der bedeutendsten Philologen hervorgegangen sind, durch die die deutsche Philologie führend wurde.

An dieser Art des Arbeitens und Wirkens liegt es, daß sich aus den Schriften Wolfs kein volles Bild seiner reichen Persönlichkeit gewinnen läßt; und da Wolf im Alter durch Überarbeitung, Krankheit, Geldsorgen und Anfeindungen ein verärgerter, wenig liebenswürdiger Herr geworden war, so hat er sich bei den Späteren nicht gerade in nur sympathischer Erinnerung gehalten. Deswegen ist es ein besonderes Verdienst, daß jetzt S. Reiter in drei umfangreichen Bänden die Briefe Wolfs gesammelt und erläutert hat; hier lernen wir den bedeutenden Menschen kennen, der sich herausarbeitet aus der Enge eines kümmerlichen Schulmeister-Daseins, der durch seine Arbeit immer freier und sicherer wird und so hineinwächst in die geistige Gesellschaft seiner Zeit, der auch vor dem König seinen Stolz nicht zu verstecken braucht.

In jahrzehntelanger Mühe hat Reiter die Briefe zusammengesucht, sie sogar zum guten Teil selbst erworben, und sie auf das sorgfältigste bearbeitet. Die überaus gründlichen Erläuterungen (die den 3. Band der Ausgabe bilden) erklären die in den Briefen berührten Verhältnisse und nutzen die Briefe für die Geschichte aus: was aus ihnen zu lernen ist über die bedeutenden Zeitgenossen, über die politischen Verhältnisse, über Unterricht und Universitäten (Wolf war z. B. als einer der Maßgebenden an der Gründung der Universität Berlin beteiligt), all das wird in den Anmerkungen gezeigt. Ausführliche Indices (ein »Wortweiser« und ein »Namenweiser«) erschließen zudem den reichen Inhalt. Kurzum, der Herausgeber hat eine bewundernswerte Arbeit getan [1]). **Bruno Snell**

[1]) Friedrich August Wolf. Ein Leben in Briefen. Die Sammlung besorgt und erläutert durch Siegfried Reiter. 3 Bde mit 18 Abb. und 6 Schriftproben. Stuttgart 1935, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. RM. 56.—.

Digitized by Google

Dr. ERNST JURKAT, Berlin

Die Soziologie von Ferdinand Tönnies

Das soziologische Werk von Ferdinand Tönnies[1]) ist das Ergebnis einer etwa 60jährigen wissenschaftlichen Arbeit, die sich von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in die unmittelbare Gegenwart hinein erstreckte. Es tritt uns in einer seltenen gedanklichen Geschlossenheit entgegen. Das beruht zum Teil darauf, daß sein innerer Werdegang weitgehend als die Entfaltung einer früh gefaßten Grundkonzeption sich darstellt, zum größeren Teil wohl aber auf der unbeirrbaren wissenschaftlichen Haltung seines Schöpfers, die ihn sicher durch die von ihm vorgefundene geistige Tradition und die während seines eigenen Lebens sich entwickelnde Wissenschaft geleitete und ebenso souverän dem sozialen Geschehen seiner Gegenwart, das ihn im übrigen wie das der Vergangenheit unablässig erfüllte, gegenüber treten ließ. Anders wäre die Einheit kaum auch dort entstanden, wo die spätere Erkenntnis etwas absolut Neues gegenüber der früheren bedeutet.

Die vorliegende Studie muß sich auf die systematische Wiedergabe der hauptsächlichsten Grundlehren der Tönniesschen Soziologie beschränken. Soweit sie theoretischer Natur sind, das bedeutet, in der Absicht soziologischer Begriffsbildung aufgestellt wurden, finden wir sie in repräsentativster Form in den Werken »Gemeinschaft und Gesellschaft« (1. Entwurf 1880; 1. Auflage 1800) und »Einführung in die Soziologie« (1931). Zu ihnen tritt der wichtige Artikel »Gemeinschaft und Gesellschaft« (1931) im Handwörterbuch der Soziologie und die »Kritik der öffentlichen Meinung« (1932), die die Theorie einer wichtigen Teilerscheinung des sozialen Lebens enthält und eine reine und angewandte Soziologie des Geistes gibt. Am bekanntesten ist das erste dieser Werke geworden und man kann sagen, daß der Name Tönnies mit den Begriffen Gemeinschaft und Gesellschaft eine so enge Verknüpfung eingegangen ist, daß dadurch die übrigen Leistungen ihres Urhebers vielfach überschattet und meines Erachtens von manchen Soziologen der Gegenwart gar nicht zur Kenntnis genommen worden sind. Trotzdem liegt die am Anfang aller Soziologie stehende Grundkonzeption ihres Objektes ausgesprochener in der späteren Phase des Tönniesschen Denkens, und zwar in dem Begriff der sozialen Wesenheit oder Gestalt. Soziale Wesenheiten existieren nach ihm dadurch, daß sie durch gemeinsames Wollen im denkenden Bewußtsein zunächst für die Wollenden selber vorhanden sind, dann aber auch von anderen Menschen anerkannt werden. Es handelt sich also bei ihnen als Produkten des praktischen Denkens um geltende Dinge. Sie haben ein moralisches und historisches Dasein und zwingen den Betrachter dadurch, daß sie keine bloßen Phantasiegebilde sind und sich von den anderen Gedankengebilden des Kulturlebens unterscheiden, zu einer besonderen Stellungnahme ihnen gegenüber. Im Zusammenhang mit den sozialen Wesenheiten sind die sozialen Werte und sozialen Normen zu verstehen. Sie beruhen, ebenfalls als geltende Dinge, auf demselben sozialen Willen. Mit der stärkeren Entwicklung der Geisteswissenschaft ist Tönnies vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß seine Soziologie an ihrem naturwissenschaftlichen Charakter kranke. Insofern Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft ihrem Objekte nach unterschieden werden konnen, ist nach dem Gesagten dieser Vorwurf nicht berechtigt. Als Methode hat er allerdings immer nur eine einzige anerkannt, die in der Denknatur des Menschen und in der höheren Einheit alles Seins begründete wissenschaftliche und nur hinzugefügt, daß sich die Erkenntnis der geistigen Dinge von den realen dadurch unterscheide, daß sie dem Menschen besonders zugänglich seien. Wissenschaft war für ihn immer ein Werk der ratio. Es ist deshalb nicht zufällig, daß er bei der Bildung der ideellen Typen von den Formen der sozialen Wesenheiten an ihre »gesellschaftlichen« Erscheinungsformen anknüpft.

Die sozialen Wesenheiten werden nun von ihm in mehreren Hinsichten unterschieden: 1. als allgemein soziale und wirtschaftliche, politische und geistige und moralische. 2. als Verhältnisse und Kreise, Samtschaften und Körperschaften, 3. als herrschaftliche und genossenschaftliche und 4. als gemeinschaftliche und gesellschaftliche. Nichts liegt Tönnies ferner als die einzelnen Typen der sozialen Wesenheiten aus einer mechanischen Kombination dieser verschiedenen Formelemente zu bilden. Die Darstellung seiner Systematik ist keine bloße Einteilung sondern beruht auf einer wohl abgewogenen, der Gesetzmäßigkeit der Wirklichkeit entsprechenden unterschiedlichen Verknüpfung des Zusammengehörigen. (Vgl. »Einführung in die Soziologie«, S. 19—131.) Das gleiche gilt z. B. für die Zuordnung der einzelnen Arten der sozialen Normen, die er als Ordnung, Recht und Moral unterscheidet, zu den einzelnen Formen der sozialen Wesenheiten. Neben Wesenheiten, Werten und Normen begreift Tönnies die sozialen Bezugsgebilde als Institutionen und andere Wirkungsgebiete, worauf sich die ersten beziehen.

Aus den bisherigen Andeutungen ist bereits die konstitutive Bedeutung, die Tönnies im menschlichen Willen für die Existenz der sozialen Erscheinung erblickt, sichtbar geworden. Es muß deshalb für ihn von größter Bedeutung sein, wenn dieser menschliche Wille derart unterschiedliche Verfassungen aufweist, daß dadurch grundsätzlich verschiedene Gestaltungen der sozialen Wesenheiten und der mit ihnen zusammenhängenden Erscheinungen sich ergeben. Zwar stellt der Wille immer ein zusammenhängendes Ganzes vor, worin die Mannigfaltigkeit der Gefühle, Triebe, Begierden ihre Einheit hat. Diese Einheit muß aber einmal als eine reale oder natürliche, zum anderen als eine ideelle oder gemachte verstanden (Gemeinschaft u. Gesellschaft S. 87), es muß der Wesenwille gegen den Kürwillen gesetzt werden. In beiden Willensformen ist Denken vorhanden, ja auch der Wesenwille wird sogar in seinem höchsten Ausdrucke durch das Denken bestimmt. Hier ist seine Erscheinung das Gewissen. Der Kürwille dagegen ist ein bloßes Gebilde des Denkens selber. Während beim ersteren die Mittel in wesentlichem Zusammenhang mit dem Zwecke als mit ihm verwandt und verwoben, möglicherweise identisch gewollt werden, stehen beim letzteren Mittel und Zweck in völliger Isolierung da, die Mittel daher möglicherweise sogar in einem starken Gegensatz zum Zwecke. Beim Kürwillen ist Gleichgültigkeit gegen das Mittel in jeder anderen Hinsicht außer der größten Zweckmäßigkeit gegeben und das Mittel kann bei ihm auch mit Widerwillen gewollt werden. Er vermag sich daher nicht in einem natürlichen menschlichen Wesen völlig zu verwirklichen.

Tönnies nennt nun alle Arten von Verbundenheit, in denen Wesenwille überwiegt, Gemeinschaft, alle, die durch Kürwillen gestaltet werden oder wesentlich bedingt sind, Gesellschaft. Diese beiden Namen werden durch die Auffassung des Zusammenhanges der zwiefachen Verbundenheit mit den individuellen Willensformen ihrer Mitbedeutung, selber verbundene Einheiten oder sogar kollektive und künstliche Personen zu bezeichnen, entkleidet. Es muß daher der Vorwurf, daß die Tönniesschen Lehren keine Soziologie, sondern naturwissenschaftlich verstandene Psychologie darstellen, zurückgewiesen werden. Gemeinschaft wird als reales und organisches Leben begriffen, Gesellschaft als ideelle oder mechanische Bindung. An den Begriffen von ihnen ist nun vielfach kritisiert worden, daß sie dazu verwendet werden, sowohl Tendenzen zu messen, die in jeder sozialen Verbundenheit vorhanden sind, also das Beharren darin verursachen, als auch die soziale Entwicklung in ein begriffliches Schema zu fassen. Durch diese ihre doppelte Verwendung ist aber gerade ihre zentrale Bedeutung im System der Soziologie bedingt, wird die Einheit zwischen der sozialen Statik und Dynamik innerlich erkannt: im Zusammenhang mit der Umgestaltung des Wesenwillens zum Kürwillen kann die Entfaltung der späteren Formen der sozialen Wesenheiten gegenüber den früheren begriffen werden.

Man kann sagen, daß das erkenntnismäßige Interesse von Tönnies in erster Linie auf das soziale Leben selber und damit außer auf das Verständnis gegenwärtiger Zustände auf das großer historischer Wandlungen und der menschlichen Entwicklung überhaupt gerichtet war und nicht auf die Bildung von Begriffen. Da er ihm aber auf wissenschaftliche Weise nachging, mußte er es durch Begriffe und ihre Anwendung zu erreichen suchen, d. h. er mußte sich diese Begriffe erst selber schaffen. Den Begriffen Gemeinschaft und Gesellschaft und den Zusammenhängen ihrer Wirklichkeit und nicht dem Hauptbegriff der Soziologie war sein erstes Werk gewidmet. Da es sich aber auf den komplexen Tatbestand soziales Leben bezog, mußte es naturgemäß bereits erste Fassungen und vorläufige Entwürfe anderer Begriffe seines Systems enthalten. Eine bewußte Ausbildung von ihnen unternahm er aber erst in den letzten 15 Jahren seines Lebens, und bei dieser Aufgabe ergab sich für ihn die Notwendigkeit der Konzeption der sozialen Wesenheit. Es ergab sich aber auch gleichzeitig eine interessante Wendung für seine Einteilung der Soziologie. Mit der geschlossenen Abhebung des Systems der Begriffe wurde die spezifische Aufgabe ihrer Anwendung auf das historische Geschehen also die Unterscheidung der angewandten von der reinen Soziologie deutlich. Es mag nun als eine Merkwürdigkeit erscheinen, daß die reine Soziologie sich darauf zu beschränken haben solle, die sozialen Wesenheiten statisch, also im Zustande der Ruhe, zu denken und zu beschreiben und daß nur die Betrachtung der sozialen Bezugsgebilde schon die Elemente der Dynamik in sich aufnehme, offenbar weil sie als Werke der Kultur ausgesprochen historischen Charakter haben. Es hat danach den Anschein, daß Tönnies keine Theorie der Entwicklung als soziologische Theorie anerkennt, was umso merkwürdiger ist, als z. B. ein Soziologe von dem Range Freyers, der die Auffassung vertritt, daß jeder soziologische Begriff auch die Dynamik der gesellschaftlichen Erscheinung, die seinen Inhalt bildet, in sich aufzunehmen habe, auf das Beispiel von Tönnies verweist. Eine Erklärung dafür ist darin zu suchen, daß Tönnies von dem Objekte der Soziologie das feindliche Verhalten der Menschen ausschloß. Er kannte wohl die Bedeutung des Gegeneinander für die menschliche Entwicklung, wollte es aber nicht in einem Zusammenhange behandeln, der den Begriffen vom menschlichen Verbundensein gewidmet war. Meines Erachtens ist in der Tönniesschen Soziologie aber auch eine Theorie der Dynamik enthalten, d. h. der Gesetze der Bewegung sozialer Wesenheiten aus ihrer Natur, die ihnen eine historische Ordnung geben und die ohne Rücksicht auf die historische Empirie dargestellt werden können. Eine solche Theorie umfaßt 1. die Entwicklung des Individuums, d. h. des kürwilligen Menschen aus dem wesenwilligen in und aus gemeinschaftlichen Verbundenheiten oder neben ihnen her, 2. die Entwicklung der sozialen Wesenheiten als der ihrer Formelemente und der ihnen zugehörigen Werte und Normen und 3. die Entwicklung der sozialen Bezugsgebilde. Was die Entwicklung in den sozialen Wesenheiten betrifft, so gibt Tönnies Beispiele von solchen von der einen zur anderen Form, also vom Kreis und von der Samtschaft zum Verbande. Innerhalb derselben Form stellt er die von Gemeinschaft zu Gesellschaft dar, etwa die Verwandlung des Gesindeverhältnisses in ein Arbeitsverhältnis. Entwicklung von Gemeinschaft zu Gesellschaft ist auch dort, wo Formen gleicher Art einander ablösen — etwa die Samtschaft »bürgerliche Gesellschaft« die vorhergehende Samtschaft Herrenstand, womit gleichzeitig die Bewegung vom herrschaftlichen zum genossenschaftlichen Wesen gegeben ist. Als weitere Entwicklungstendenz kommt die Ausgestaltung der Wirklichkeit einer sozialen Erscheinung in Richtung ihres ideellen Begriffes, also ihres gesellschaftlichen Ausdruckes, hinzu, wie das etwa beim Staat der Fall ist. Einen Abriß der Bewegungsgesetzlichkeit gibt Tönnies in der Theorie der sozialen Bezugsgebilde: die jüngere Erscheinung, die aus der älteren entsteht, ist mit dieser in bezug auf ihre Verwandtschaft, ihren Unterschied, ihre Gegensätzlichkeit und ihre schließliche Synthese zu begreifen. Hinzu kommen die Gegenbewegungen der früheren Erscheinungen

Digitized by Google

also des gemeinschaftlichen gegen das gesellschaftliche Leben, die eine große historische Kraft entfalten. Eins der interessantesten Kapitel der Tönniesschen Soziologie ist die Theorie des Sozialismus, als Bewegung, soweit er entsteht, als in sich geschlossenes Leben, soweit er vollendet ist. Als erstere begreift ihn Tönnies sowohl aus dem Kampf der Klasse wie aus der Gegenbewegung des Volkes als Gemeinschaft gegen Gesellschaft [3]). Ein besonderes Thema der Theorie der Dynamik bildet schließlich die Erklärung der Bewegung aus ihren Triebkräften, wozu die Erörterung der einzelnen Geschichtsauffassungen gehört.

Die angewandte Soziologie von Tönnies ist, außer für ein besonderes Thema in der Kritik der öffentlichen Meinung, ausgesprochen in den beiden Werken »Fortschritt und soziale Entwicklung« (1926) und »Geist der Neuzeit« (1935) enthalten. Das letztere begreift die Neuzeit als Evolution, soweit es die Entstehung des ökonomischen, politischen und moralischen Individualismus zur Darstellung bringt und als Revolution, soweit die Neuzeit in ihrem Entstehungsprozesse gegen das Mittelalter sich vollendet. Hinzu tritt eine Erörterung der historisch-geographischen Richtungen der Neuzeit, schließlich eine solche über die bewegenden Kräfte der sozialen Entwicklung und die wissenschaftliche Ansicht des sozialen Lebens. In dem literarischen Nachlaß von Tönnies befinden sich Darstellungen von der Entstehung der Neuzeit auf den einzelnen Kulturgebieten. Sie werden alsbald der wissenschaftlichen Öffentlichkeit übergeben werden.

Eine Würdigung der Soziologie von Tönnies auch im kleinsten Rahmen wäre unvollkommen, wenn sie nicht seiner empirischen Forschungsarbeit gedenken würde. In Anknüpfung an die Statistik alten Sinnes ging es ihm darum, die Soziographie nicht nur in methodischer Hinsicht zu begründen sondern auch sachliche Leistung auf ihrem Gebiet zu vollbringen. Sein Hauptinteresse galt dabei den Gegenständen der Moralstatistik: den Eheschließungen, Geburten, Verbrechern und Selbstmördern. Er ging, als noch niemand daran dachte, den Zusammenhängen zwischen wirtschaftlicher Konjunktur und moralischen Erscheinungen nach. So erkannte er bereits vor über 20 Jahren in der Bewegung der Eheschließungen den achtjährigen Konjunkturzyklus. In soziologischer Hinsicht sind besonders seine Verbrecherstudien interessant, die den einmal erhobenen Einwand, daß seine theoretische und empirische Soziologie keinen inneren Zusammenhang aufweisen, auf das deutlichste widerlegen. Er erkannte die einzelnen Verbrechertypen als von den von ihm abgeleiteten sozialen Willensformen bestimmt; im Zusammenhang damit als Heimbürtige und Fremdbürtige, als Land- und Stadtmenschen, außerdem als Uneheliche und Frühverwaiste.

Es stellt eine besondere Aufgabe dar, die Wirkungen zu erkennen, die von dem Werke von Tönnies auf die Entstehung der Soziologie und ihre bisherige Entwicklung und auf die Philosophie und die Sozialwissenschaften überhaupt ausgestrahlt sind. Für manche Gelehrte wurde er in erster Linie als Hobbesforscher bedeutsam, für andere als Statistiker. Die Zeitungswissenschaftler knüpften an die Kritik der öffentlichen Meinung an, die Rechtsphilosophen an seine Lehre von den sozialen Normen. Eine universale Wirkung zeitigte aber die Lehre von Gemeinschaft und Gesellschaft, die solche Gültigkeit erlangt hat, daß sie gleichsam anonymen Charakter besitzt. Dies Theorem ist von den Vertretern der Soziologie aller Länder, wo sie eine Bedeutung erlangt hat, aufgenommen worden, in Europa, Amerika und Asien. Ein beredtes Zeugnis von seiner zentralen Stellung auf dem Gebiete seiner Wissenschaft konnte der verstorbene Gelehrte noch unmittelbar vor seinem Tode in Gestalt einer Festschrift zum 80. Geburtstage [3]) entgegen nehmen. In dieser vereinigten sich Soziologen aus Deutschland, Norwegen, England, Holland, der Schweiz, Österreich, Italien, Griechenland, den Vereinigten Staaten und Japan, um Abhandlungen auf den einzelnen von ihm gepflegten Gebieten, d. h. also zur Geschichte, Systematik und Methode und Theorie der Soziologie, zur Soziographie und zur Geschichtsphilosophie (d. i. zur angewandten Soziologie) zu veröffentlichen. Die deutschen Professoren v. Brockdorff und Bernhard Harms schrieben über den Mann und sein Werk, über welch letzteres ein Verzeichnis aller Schriften aus den Jahren 1875/1935, das Else Brenke zusammenstellte, Nachweis gibt. In welch verschiedenen Zusammenhängen die Tönniesschen Lehren bedeutsam werden, zeigen die folgenden Autoren und Arbeiten: Stoltenberg: Grundriß der Leballwissenschaft, Bosse: Soziologie und Arbeitslehre, Colm: Probleme der Finanzsoziologie, Jurkat: Die Soziographie des moralischen Lebens (Gegenstand und Aufgabe), Heberle: Die Bedeutung der Wanderungen im sozialen Leben der Völker, Albrecht: Der Wirtschaftsbetrieb als soziales Gebilde, Kannellopoulos: Die Einsamkeit in ihrer gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Problematik und Takata: Eine dritte Geschichtsauffassung — Grundbegriffe der soziologischen Geschichtsauffassung. Von grundlegender Bedeutung ist die Abhandlung von Thurnwald über »Gegenseitigkeit im Aufbau und Funktionieren der Gesellungen und deren Institutionen«. Besonderes Interesse werden die Arbeiten von Wernicke: Prolegomena zu einer Typologie der Lebensläufe, Boas: Über die Individualität primitiver Kulturen und Sorokin: über The Fluctuation of Idealism and Materialism in the Greco-Roman and European Cultures from 600 B. C. to 1920 A. D. hervorrufen, letztere auch wegen ihrer Methode. Über einzelne Themen schreiben Wilbrandt (Zum soziologischen Verstehen der Geburtenziffern), Sorley (The nature and value of freedom), von Reichenau (Die Übertreibung), Bohnstedt (Erwägungen zum Thema: Film und Rundfunk als Gegenstand soziologischer Erkenntnis), Niceforo (Persönlichkeitseigenschaften und sozialer Rang), Schmalenbach (Das soziale Prestige der Lebensalter) und Steinmetz (Der Zölibat als Institut und seine Verbreitung über die ganze Welt); außerdem Hermberg (Über das Rechnen mit Erscheinungen), der seine methodisch-statistische Arbeit wohl im Gedanken an Tönnies als den Erfinder der einfachen Rangkorrelation verfaßt hat. Zur Geschichte der Soziologie liefern Beiträge: Jahn: Johann Peter Süßmilch und die Gesellschaftslehre des 18. Jahrhunderts, Meinecke: Bemerkungen über Gibbon, Günther: Karl Vollgraf als Soziologe und Löwith: Zur Problematik der Humanität in der Philosophie nach Hegel. Dem Sammelwerk voran geht eine Abhandlung von v. Wiese: Über den gegenwärtigen internationalen Entwicklungsstand der Allgemeinen Soziologie. Sie steckt den Rahmen für die Reihe der Arbeiten, die selber ein sachliches Zeugnis von dem Entwicklungsstand dieser Wissenschaft bei einer großen Zahl von Gelehrten geben, die das Tönniessche Werk ehren. Sie zeigt ebenso wie diese einzelnen Arbeiten die Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die sich dem Forscher eröffnen. In der Vorrede zur »Einführung in die Soziologie« schrieb Tönnies: »Ich vergesse niemals, ... daß es in der Soziologie noch sehr viel zu tun gibt und daß wir eigentlich mit ihr noch in den Anfängen uns befinden. Ich zweifle aber nicht, daß ihr eine bedeutende Zukunft bevorsteht ...«

[1]) Gestorben 9. April 1936.

[2]) Vgl. E. Jurkat. Besprechung von »Einführung in die Soziologie«. Schmollers Jahrbuch 58. Jahrg. S. 109 ff.

[3]) Reine und angewandte Soziologie. Eine Festgabe für Ferdinand Tönnies zu seinem 80. Geburtstage am 26. Juli 1935. Redaktion Ernst Jurkat, Leipzig 1936. Br. RM. 16.50 Leipzig. Hans Buske.

Friedrich List

Mit dem Durchbruch der nationalsozialistischen Weltanschauung hat sich die »List-Renaissance«, die vor etwa zehn Jahren einsetzte, noch gesteigert; denn der große schwäbische Deutsche, der sich immer »mehr als wissenschaftlicher Praktiker, denn als schulgerechter Gelehrter« betrachtet hat, erscheint in manchen seiner Bestrebungen als geschichtlicher Vorläufer richtungweisend für unsere Zeit. Aber wenn auch vereinzelte Forderungen Lists und jenes Postulat von der politisch geformten Nation, deren Erhaltung über dem wirtschaftlichen Interesse des Einzelnen steht, der Grundpfeiler seines Systems, mit nationalökonomischen Bestrebungen der Gegenwart übereinzustimmen scheinen, müssen wir uns doch darüber klar werden, daß ihr Ursprung und Ziel dem heutigen Denken oft geradezu entgegengesetzt sind. Es sind Parabeln, die sich überschneiden; und es wäre ein Trugschluß, aus der Gemeinsamkeit in den Schnittpunkten die Gleichartigkeit des Kurvenverlaufs beweisen zu wollen. Für den Nationalsozialismus sind die Begriffe 'Volk' und 'Nation' zu unlöslicher Einheit verschmolzen. Bei List ist die Nation die Norm im Schema seiner politischen Ökonomie, und das Volk ist ihr untergeordnet. Zu welchen ganz anderen Zielen eine solche Verschiedenheit in den Grundanschauungen notwendig führen muß, zeigt klar die Behandlung der Rassenfrage. Bei uneingeschränkter Anerkennung seines Kampfes für den Aufbau einer Nationalwirtschaft, für die Bedeutung seiner temperamentvollen Agitation von Zolleinheit, Eisenbahn- und Verkehrswesen, Handels- und Kolonialpolitik, Bestrebungen, die weit über ihre Zeit hinaus bis in unsere Tage hinein gewirkt haben, kann man aus solchen Einzelheiten doch die Bedenklichkeit einer unkritisch-begeisterten List-Renaissance erkennen.

Um so erfreulicher ist daher das neue Buch von Lenz, »Friedrich List« [1]), das, obwohl es bewußt als Beitrag zur List-Renaissance gelten will, eine kritisch-gelehrte Analyse des Mannes und seines Werkes bietet, die frei ist von allen Apotheosierungsversuchen. Der Entwicklungsprozeß der Ideen Lists ist so eng verknüpft gewesen mit seinem wirbelnden, bunten und zerrissenen Leben wie bei keinem anderen nationalökonomischen Denker. Die politischen und wirtschaftlichen Bedingtheiten seiner Zeit haben stets bestimmend auf sein subjektives Dasein eingewirkt. Charles Rist hat schon darauf hingewiesen, daß eine gerechte Würdigung Lists deshalb nur möglich ist, wenn man sein Werk eben in diesem Rahmen betrachtet, mit dem es organisch verwachsen ist. Lenz, Mitbegründer der List-Gesellschaft und Mitherausgeber der Gesammelten Werke Lists, hat den Versuch einer solchen Würdigung auf dieser Grundlage, meines Wissens erstmalig, unternommen, und darin liegt der fundamentale Wert dieser Monographie. Er zeigt sachkundig »die Bildung seines nationalpolitischen und nationalwirtschaftlichen Bewußtseins unter der Konstellation seiner Zeit und Umwelt«. Mit diesem wertvollen Versuch ist eine Grundlage für alle neuen Arbeiten und Forschungen über List geschaffen worden.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

[1]) **Fr. Lenz, »Friedrich List, der Mann und das Werk«. 451 S. RM. 15.—. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin, 1936.**

Dr. HEINRICH HARMJANZ
Volkskunde und Siedlungsgeschichte Altpreußens
72 Seiten mit 1 Karte, brosch. RM 2.80

Dr. JOSEPH MEURERS
Wilhelm Diltheys Gedankenwelt und die Naturwissenschaft
124 Seiten, brosch. RM 5.50

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

PLATONISCHE RECHENSCHAFT
Platons 7. Brief. Übersetzung und Auslegung
von
HEINRICH WEINSTOCK
110 Seiten. RM 4.—
VERLAG DIE RUNDE BERLIN NW 7

Digitized by Google

Dr. P. O. RAVE, Berlin

Ein Verzeichnis der neueren Bildnis-Plastik

Der Wert von Bildnis-Sammlungen bedeutender Männer ist nicht erst seit heute erkannt, obwohl er heute erneut bestätigt wird durch die Ausstellung »Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit«, die der Reichserziehungsminister bei Gelegenheit der Olympiade zu veranstalten angeordnet hat und die Staatlichen Museen in Verbindung mit der National-Galerie durchführen. Londons berühmte National Portrait Gallery wurde bereits 1856 durch Parlamentsbeschluß begründet und enthält an die anderthalbtausend Bildnisse von hervorragenden Männern und Frauen Englands. In Deutschland war ein ähnlicher Gedanke von Wilhelm I. angeregt, aber lange nicht zur Ausführung gelangt. Erst kurz vor dem Weltkrieg, im März 1914, konnte die »Bildnis-Sammlung« als Unterabteilung der National-Galerie eröffnet werden. Es war die Tat von Ludwig Justi, den Plan bei der Regierung, der Landesvertretung und dem Landesherrn durchgesetzt zu haben. Im Unterschied zur englischen Portrait-Gallery ließ die in Berlin den künstlerischen Rang des einzelnen Bildnisses nicht außer Betracht, war daher ganz erheblich kleiner, bot jedoch dafür, wenn auch nicht mehr sittlichen Gewinn und vaterländische Erziehung, so gewiß mehr geistigen Genuß. Leider kam dieses Museum nicht recht über erste Anfänge hinaus und fiel schließlich ganz der Ungunst des Schicksals anheim; durch die oben genannte Ausstellung aber darf man eine Wendung auch dieser Dinge für die nächste Zeit mit Sicherheit erwarten.

Indessen wurde an einer Erfassung des Bestandes unablässig weiter gearbeitet, da eine derartige Sammlung nur mit dem einigermaßen runden Überblick über das Ganze folgerecht ausgebaut und durchgestaltet werden kann. Diesen Überblick zu gewinnen ist bei der Reichhaltigkeit und zugleich ungemeinen Verstreutheit von Kunstwerken recht schwierig. Der Stoff ist nur zum geringeren Teil durch Veröffentlichungen irgendwelcher Art allgemein bekannt. Am meisten Aufmerksamkeit ist dem gemalten, gezeichneten oder gedruckten Bildnis zuteil geworden, am wenigsten dem Bildnis in der Plastik. Die letzte breit angelegte handbuchmäßige Zusammenfassung dieser Art, der nunmehr in 14 Bänden abgeschlossen vorliegende »Allgemeine Bildniskatalog«, beschränkt sich auf Handzeichnungen und Druckgraphik. Er wurde von dem Verfasser Hans W. Singer durch Aus- und Ineinanderschreiben einiger fertig bearbeiteter Verzeichnisse hergestellt, erspart dem Suchenden also mit viel Aufwand ein wenig Mühe, ist zudem leider nicht sehr sorgsam gemacht, was in dem letzten Registerband von dessen Bearbeiter Wilhelm Olbrich auch zugegeben wird. Das zu diesem Werk neuerdings angekündigte und ebenfalls von Singer geplante Seitenstück, in dessen sieben Bänden die gemalten und skulptierten Bildnisse in der europäischen Kunst (einschließlich der Antike!) zusammengestellt werden sollen, wird sich auf eine weit größere Anzahl gedruckt vorliegender Veröffentlichungen stützen, aber (mit geringer Ausnahme) auch nur auf solche.

Es hat den Anschein, als ob der Forschung mit dergleichem allgemeinen Zusammentragungen weniger gedient ist, als wenn der Rahmen nicht so weit gespannt, die Sache von der anderen Seite angegriffen wird: in der Beschränkung auf ein vergleichsweise kleines Gebiet. Erfahrungsgemäß wird noch am meisten Unbekanntes erschlossen bei der Darstellung eines einzelnen Künstlers und der Auffindung von dessen Lebenswerk, so weit und verborgen auch immer es zerstreut sein mag. Es kann bei dieser Gelegenheit das unlängst im Insel-Verlag erschienene Buch von Walter Geese genannt werden, in dem über Gottlieb Martin Klauer in Weimar, den »Bildhauer Goethes«, alles Wissenswerte in vorbildlicher Art mitgeteilt wird. Zu dem wenigen, was vom äußeren Leben des Mannes in Erfahrung zu bringen war, und zu dem vielen, was über seine Kunst auszusagen ist, hat Dr. Geese in gründlicher Kleinarbeit ein Werkverzeichnis angehängt, das über manches bisher unbekannte oder verloren geglaubte Bildnis die erwünscht genaue Auskunft gibt.

Mit Klauer ist ein Name genannt aus jener Zeit, als Weimar auf der Karte des geistigen Deutschland einer der Sammelpunkte war, in denen durch gesellschaftliche und dichterische auch vielfach künstlerische Kräfte gesteigert wurden. Überall in Deutschland bildeten sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, oft aus handwerklicher Schulung und mit der Leichtigkeit, die ihre Wurzeln noch im Kunstbrauch der Barockzeit hat, Bildniskünstler heran, die jeweils meist das Anfangsglied einer mehrere Generationen durchlaufenden Kette örtlich gebundener und tätiger Bildner geworden sind. Die Namen der meisten von ihnen sind heute fast vergessen, im Gegensatz zu den Namen derjenigen, von denen sie Bildnisbüsten geschaffen haben. Beim Klang dieser Namen wird das Zeitalter der deutschen Klassik in seiner reichen Vielfältigkeit der Erscheinungen lebendig. Zum ersten Mal hat die Bildhauerei, die bis dahin fast ausschließlich das Fürstenbildnis gepflegt hat, erst vereinzelt dann rasch in ausgedehnter Front sich der Darstellung des geistig schaffenden Menschen zugewandt. Eine gewisse Behäbigkeit des Lebensstiles am Ende des 18. Jahrhunderts und der allgemein an Breite gewinnende Wissenschaftsbetrieb haben wohl gerade in Deutschland der Aufnahmebereitschaft eben für diese Art von Bildnissen geschätzter Männer den Boden bereitet. Uns sind sie heute, abgesehen von jeder kunstwissenschaftlichen Wertung, wichtig als Beitrag zur Zeitgeschichte: Köpfe der Forschung, Dichtung und Kunst von damals stehen uns gegenüber und ergänzen die Lebensbilder der Gelehrten-, Dichter- und Künstlergeschichte durch unmittelbare Anschauung.

Im Hinblick auf die vielen ausgezeichneten Gestalten im geistigen Deutschland mag man es bedauern, daß der Rang des Bildhauers nicht immer entsprach. Aber neben einigen wirklich bedeutenden Künstlern wie Klauer, Dannecker, Schadow oder Rauch, dazu von Ausländern, die Bildnisse von Deutschen geschaffen: Houdon, David d'Angers und Thorvaldsen, steht eine fast unübersehbare Menge von Bildhauern, denen, wenn nicht vielfach eine ganze Reihe, wenigstens das eine oder andere höchst treffliche Bildnis gelang. Daß diese Künstler mittleren oder kleineren Grades binnen absehbarer Zeit durch Sonderbearbeitungen dargestellt werden, ist kaum anzunehmen, auch nicht zu erhoffen, oft kaum lohnend oder überhaupt möglich. Bücher wie die von Geese über Klauer, Spemann über Dannecker, Mackowsky über Schadow, Hildebrand über Tieck, Eggers über Rauch, Jouin über David d'Angers wird sobald keiner Lust haben über Ruhl und Pfuhl, Döll, Scholl oder Krull zu schreiben. Und doch stehen auch sie in der Menge derer, um die es hier geht, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der von ihnen Dargestellten.

Nicht also vom Schrifttum, jedenfalls nicht von ihm allein, vielmehr vom vorhandenen Kunstgut aus, so verborgen und zerstreut auch immer es sein mag, wäre auszugehen, will man eine Übersicht des gesamten Bestandes gewinnen. Was die Museen verwahren, in diesem Bereich vielfach auch in ihren Abstell-Räumen und daher nicht in den Katalogen, was in den Kellern und auf den Böden der Schlösser steht, was die Bildungsstätten der deutschen Geistesgeschichte bergen, die Universitätsbibliotheken und andere gelehrte Anstalten und wissenschaftliche Gesellschaften, oft vernachlässigt und unscheinbar geworden, verstaubt und angeeckt, in unerreichbarer Höhe auf Bücherschränken thronend, seit Jahrzehnten nicht mehr beachtet, in jeder Hinsicht vergessen, die Büsten in Gips und Ton, seltener in Erz oder Marmor: das sind die Gegenstände, denen der Verfasser, ein friedlicher Kopfjäger, seit einiger Zeit auf der Spur ist, nicht selten mutlos ob der Fülle der sich häufenden Fragezeichen, wenn von diesem oder jenem recht merkwürdig erscheinenden Bildniskopf »um 1800« nichts weiter überliefert oder festzustellen ist, dann wieder belohnt durch überraschende Funde, zwingend gewordene Schlüsse bei vermuteten Zuweisungen, erweiterte stilistische Erkenntnisse innerhalb des zur Frage stehenden Kunstkreises.

Auf diese Weise ist ein Zettelkasten entstanden, der bereits vielfach Auskunft hat geben können, freilich von der erstrebten Vollständigkeit noch weit entfernt ist. »Haussuchungen« haben außer zu Berlin erst in einigen allerdings für diese Art von Kunstwerken wichtigen Städten durchgeführt werden können. Da aber eine notwendige Begrenzung in der Beschränkung auf die Bildnisse von Deutschen liegt, ist zu erhoffen, daß die bisherige Tätigkeit bei gelegentlichen Reisen sich mit der Zeit durch ein planmäßiges Erfassen ergänzen läßt.

Die Verzettelung umfaßt in zwei Abteilungen die Namen der Dargestellten und die der Bildhauer. In der Hauptabteilung, dem eigentlichen Bildniskatalog, werden von den mit Namen, Stand oder Beruf und Lebenszeit Genannten alle bekannt gewordenen plastischen Bildnisse aufgeführt, möglichst in der Folge ihrer zeitlichen Entstehung und mit Angaben über Urheber, Art (Brustbild, Standbild, Flachbild und dergl.), Entstehungsjahr, Werkstoff, Größenmaße, Standort. Der alphabetischen Liste der Familiennamen werden die der ehemals regierenden Häuser eingeordnet, gemäß den »Gothaischen genealogischen Taschenbüchern«, also nicht nach dem Vorgange der »Allgemeinen Deutschen Biographie« und anderer Sammelwerke des 19. Jahrhunderts z. B. die Friedriche aller Länder beieinander, sondern in geschlossenen Gruppen die Häuser Anhalt bis Württemberg. Es ist da bei einigen Fürsten, zumal den preußischen Königen, eine recht stattliche Ikonographie zusammengekommen, auch bei einzelnen bedeutenden Männern des zur Frage stehenden Zeitabschnittes, wie Goethe, Schiller, Beethoven, Alexander von Humboldt, Blücher usw. Von manch einem sind wohl auch zwei oder drei Köpfe bekannt geworden, der eine oder andere bezeichnet »nach dem Leben«, »nach der Totenmaske«, was stilistische wie physiognomische Vergleichsmöglichkeiten ergibt. Von vielen schließlich, die bisher überhaupt in allgemeinen Bildniskatalogen fehlten, ist nunmehr wenigstens eine Darstellung nachgewiesen worden.

Gehen die gefundenen und verzettelten Bildnisse der Plastik bereits in die Tausende, so die Namen der Künstler, die sie schufen, in die Hunderte. Ein ganzes, bisher nur in seinen Spitzen gesichtetes Kunst-Neuland tut sich dem forschenden Blick auf. Manche der den Büsten eingeprägten, eingemeißelten oder eingekratzten Bildhauerbezeichnungen nennt noch kein Künstler-Lexikon. Bei manch anderem Bildhauer findet sich nach und nach eine stattliche Anzahl seiner Schöpfungen ein; so treten auch sie durch ihr wieder zusammengestelltes Werk als Künstlerpersönlichkeiten umrissener in Erscheinung.

Im Großen und Ganzen kann man die Bildhauer der in Frage stehenden Zeit, also die geboren sind seit Mitte des 18. Jahrhunderts (Houdon 1740, Klauer 1741) bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Hildebrand hie, Eberlein dort, beide 1847), in Gruppen zusammenschließen, um hier kurz eine Übersicht zu geben. Nach der verhältnismäßig knappen Zeit der Wegbereiter (Houdon, Klauer, Melchior, Bardou, Bettkober, Döll, Posch) ist bald die Höhe der deutschen Klassik voll erreicht und glänzt mit Namen wie Dannecker, Schadow, Thorvaldsen, Rauch, weist aber auch eine Menge weniger bekannte Künstler auf, wie Landolin Ohmacht, Ruhl, Christen, Simony, die beiden Wichmann, Friedrich Tieck, alle zwischen 1768 und 1785 geboren. Mit David d'Angers in Frankreich (geboren 1788), in Deutschland Bandel (Schöpfer des Hermanndenkmals) und Schwanthaler (Schöpfer der Bavaria) dringt die Romantik auch in das Reich der neueren Skulptur, ohne je neben der Hauptmasse der Bildhauer, die stets an der Antike ausgerichtet blieb und Klassisches beabsichtigte, zur Herrschaft zu gelangen. Von den im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts Geborenen seien genannt: 1. Gruppe, aus dem ersten Jahrzehnt stammend: Woltreck, Kiß, Karl Fischer, Emil Wolff, Rietschel, Drake, Angelica Facius; 2. Gruppe aus dem zweiten Jahrzehnt: Kümmel, Heidel, Hähnel, Afinger, Blaeser, Fernkorn, Halbig, Albert Wolff, Brugger, Wilhelm Wolff, Schievelbein, Scholl; 3. Gruppe (1821—24): Hopfgarten, Franz, Kemper, Wolgast. Mit diesen Namen ist die Breite der

Digitized by Google

Schülerschaft angedeutet, welche die Großen im Gefolge hatten, oft mäßig im Künstlerischen, aber fast stets anständig in der Haltung und ohne Schwindelei, was beim Bildnismachen nicht unerheblich. Die im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts Geborenen beurteilen wir heute vom Standpunkt des Künstlerischen aus kühler. Die äußerlich gewordene Beherrschung des Handwerklichen und die Großmannssucht haben die künstlerischen Kräfte so gelockert wie verdorben, aber der zugleich einsetzende wirklichkeitsverhaftete Naturalismus mußte gerade dem Bildnis zustatten kommen. Männer wie Schilling, Reinhold Begas, Siemering und Donndorf (alle 1830—35 geboren) gaben für eine gewaltige Zahl von Größen geringeren Grades den Ton an. Von dieser Generation seien genannt: Josef von Kopf, die beiden Cauer, Walger, Zumbusch, Elisabeth Ney, Keil, Hagen, Hartzer, Lürßen, Schaper, Küppers, Encke, Echtermeier, Steiner, Küsthardt, Martin Wolff. Erst Adolf von Hildebrand, der deutsche Gegenspieler zu dem sieben Jahre jüngeren Rodin, brachte den Umschwung. Er zielte wieder, indem er vom rein Bildnerischen ausging, auf einfache große Formen und schuf eine lange Reihe ausgezeichneter Bildnisse.

Die Nennung Hildebrands, der 1921 im 75. Lebensjahr starb, erregt die Frage der zeitlichen Begrenzung nach unten. Die obere ist ohne weiteres gegeben mit dem Einsetzen der bürgerlichen Bildniskunst in der Plastik um 1770. Die Gegenwart mit ihrer unübersehbaren Fülle mittlerer Hervorbringungen sollte füglich ausscheiden. Die Zusammenfassung, von der ursprünglich ausgegangen wurde, war »Ein Jahrhundert Preußische Köpfe 1770—1870«, weil damit auch eine künstlerische Einheit gewonnen wäre: die letzten Schüler Rauchs starben in den Siebziger Jahren, und was man den Preußischen Stil nennt, hört damals, beim Aufgehen des arteigen Preußischen in ein Deutschland der Gründerzeit, auch in der Skulptur auf zu bestehen. In der Bildniskunst liegt die Ursache außer im Richtungswechsel der künstlerischen Kräfte im Wandel der Modelle, der menschlichen Vorbilder; was Rauch bereits einmal einem Künstlerfreunde gegenüber als unbehaglich schilderte, das Aufkommen der »heutigen aufgeweichten Bartherren«, — es trifft in der Tat zu, daß bei Bildnissen von Militärs jener Spätzeit manchmal zwischen Vollbart und Helm kaum etwas von Gesichtsformen zu erspähen bleibt. Aber einmal erschien die zu enge Einstellung auf das Norddeutsch-preußische undurchführbar, weil dabei Männer wie Klauer, Dannecker, Schwanthaler, Hähnel, Rietschel unter den Tisch gefallen wären. Zum anderen hätte bei der Bestands-Aufnahme vieler Bildnis-Sammlungen mitten durch ein Schnitt gemacht werden müssen. Es erschien unumgänglich, wenigstens die vor 1900 geschaffenen Bildnisse regelmäßig mit einzubeziehen, ja bei einzelnen Künstlern wie Hildebrand oder Klimsch die Jahre bis zum Weltkrieg, um eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen.

Die vorgenommene Arbeit erscheint nach mancher Richtung ersprießlich, für die Kunstgeschichte, Geistesgeschichte, Rassenkunde, Sippen- und Familienforschung. Der volle Nutzen würde aber erst dann erwachsen, wenn dem Zettelkasten die Anschauung zu Hilfe käme. Bisher liegt nur ein Bruchteil in photographischen Aufnahmen nach einzelnen Bildnissen vor, nämlich das, was die Bilder-Mappen der National-Galerie in dieser Beziehung enthalten. Es müßte darauf hingearbeitet werden, die Kartei durch eine entsprechende Sammlung von Abbildern Stück für Stück zu ergänzen. Daß dann bei einer Drucklegung des Ganzen der Katalog seine volle Brauchbarkeit erst erhalten würde, wenn alle diese Aufnahmen als Abbildungen (nötigenfalls in kleinem Maßstab) beigefügt würden, bedarf keiner Worte, sondern der Tat eines tüchtigen Verlegers.

„LEBENSNAHE WISSENSCHAFT“

I. Was der Deutsche vom Ausland wissen muß. Von Prof. Ew. Banse. Kart. 2.—, geb. 2.60

II. Umbruch im Morgenland. Von Dr. G. Stratil-Sauer. Kart. 2.60

III. Lebensnahe Charakterkunde. Von Prof. Müller-Freienfels. Kart. 2,60 / **IV.** in Vorb.

V-VI. Wissenschaftskunde der Geistes- und Wirtschaftswissenschaften. Von Glockemeier-Lindner. Kart. 3.80

W. R. LINDNER VERLAG, LEIPZIG

Kunst und Kunstgeschichte

1.

Geschichte der Malerei

Nehmen wir vorweg, was zur Anerkennung der »Geschichte der Malerei in ausgewählten Beispielen der bedeutendsten Gemälde«, die der Verlag Kurt Wolff in zwölf Bänden herausgibt, zu sagen ist. — Billiger Preis (RM. 12,50 gbd. jeder Band), 104 Kupfertiefdrucktafeln, eine von einem guten Kenner des betreffenden Gebietes verfaßte Einleitung, kurze, wissenschaftlich einwandfreie Biographien der Künstler und eine knappe Charakterisierung eines jeden Bildes. — Aber man wird nicht den Eindruck los, gut bearbeitete Kataloge vor sich zu haben, deren inneren Zusammenhang sich der Fachmann mühelos herstellen kann, während der Laie dazu wohl nicht imstande ist. So dürften diese Bände eben in erster Linie für den Kunsthistoriker eine willkommene Gabe zur raschen Orientierung sein.

Da die Bilder nur in Tiefdruck wiedergegeben werden konnten, haben die Porträts, bei denen man das Fehlen der Farben nicht zu sehr vermißt, ihren besonderen Wert. Sie wirken auch so auf jeden Beschauer, denn in ihnen klingt die kulturhistorische Note stark an, weil Männer und Frauen im Kostüm der Zeit eben die Kultur dieser Zeit repräsentieren und weil aus diesen Gesichtern auch all die Kämpfe und Leiden und Verzückungen, aber auch der Stolz und der Reichtum und der Wille, sich zu behaupten, sprechen.

Viele bekannte Namen sind darunter, besonders in dem von Winkler-Deutsch bearbeiteten Bande, der der deutschen Malerei des 16. Jahrhunderts gewidmet ist.

G. L.

E. G. Troche, Italienische Malerei des 14. u. 15. Jahrh. — E. G. Troche, Niederländische Malerei des 15. u. 16. Jahrh. — Max Goering, Italienische Malerei des 16. Jahrh. — Winkler-Deutsch, Deutsche Malerei d. 16. Jahrh. — Kurt Wolff, Verlag, Berlin. — Jeder Band geb. 12.50 M.

2.

Deutsche Malerei der Gotik

Alfred Stange legt in seiner Geschichte der deutschen Malerei der Gotik den zweiten Band vor: die Zeit von 1350 bis 1400. Das Werk ist zweifellos eine der wichtigsten und bedeutsamsten der in den letzten Jahren erschienenen Veröffentlichungen zur deutschen Kunst des Mittelalters. Bisher hatte sich jeder einzelne an diesem Stoff Interessierte die Kenntnisse über mittelalterliche Malerei in den deutschen Landschaften neu erwerben müssen. Die wenigen zusammenfassenden Arbeiten über dieses Thema reichten in keiner Weise auch nur für eine annähernde Vorstellung von dem vorhandenen Reichtum an Denkmälern aus, geschweige waren sie zuverlässig in zeitlichen und lokalen Bestimmungen; dazu die in der Literatur sehr verstreuten Einzelaufsätze — daß es besonders dem Studenten große Schwierigkeiten bereitete, sich eine umfassende Kenntnis zu erwerben. Das hat sich durch die Veröffentlichung Stanges grundsätzlich geändert. Seine Gesamtdarstellung umfaßt das Material so gut wie lückenlos, ordnet es auf die nach heutiger Kenntnis gesichertste und zuverlässigste Weise zusammen und bringt die wichtigsten Denkmäler in guten Abbildungen zur Anschauung (daß sich auf Einzelgebieten noch weiteres Material ergänzen läßt, ist schon durch die ungleiche inventarisationsmäßige Erfassung der verschiedenen Landschaften bedingt). Stange hält sich von vorgefaßten Theorien fern, beschränkt sich auf durch urkundliche oder sichere stilkritische Untersuchungen gegebenen Verhältnisse. — Während sich im ersten Band das Material nach dem Grad der Aufgeschlossenheit dem Westen gegenüber ordnen mußte, also von Köln, dem Oberrhein, Hessen nach Westfalen, Niedersachsen, Lübeck, Deutschordensland, Österreich, Böhmen und schließlich Süddeutschland, so entrollt sich seit 1350 das Bild in umgekehrter Reihenfolge. Zu Beginn steht die Landschaft, in die die im ersten Band gekennzeichnete Entwicklung einmündete: Böhmen. Das Prag Karls IV. und Wenzels ist der bestimmende Faktor für die Malerei der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ihm schließen sich Österreich, Brandenburg, das Deutschordensland an, erst dann folgt Köln, der Mittelrhein, Westfalen und Hamburg-Lübeck. Diese Disposition ergibt sich klar aus stilistischem Vergleich und ist durch zahlreiche Einzeluntersuchungen gefestigt. Wie im ersten Band sind z. T. wesentliche Gebiete durch A. Stange zum ersten Mal dargestellt oder geklärt worden. Auch in der Literatur seit langem bekannte Probleme wie die um Meister Bertram werden nicht — wie es naheliegend gewesen wäre — als Literaturreferat dargestellt: so wendet Stange sich gegen den im allgemeinen überschätzten Einfluß Böhmens bei diesem Meister und ordnet seine Kunst dem hessisch-westfälischen Gebiet zu. Damit wird die Bedeutung der böhmischen Malerschule keineswegs geleugnet, die ausführlichen Erörterungen zu Beginn des Buches, die für die Behandlung dieses Kunstzentrums eine breite geistesgeschichtliche Grundlage schaffen, betonen sie vielmehr nachdrücklich. Nur wird an dem Beispiel Meister Bertrams deutlich gemacht, daß ähnliche Bestrebungen in Deutschland zur gleichen Zeit nebeneinander hergehen — also in Prag und in Hamburg — ohne daß ein Schulverhältnis vorzuliegen braucht. — Wichtig und aufschlußreich für die Gesamtanlage scheint uns die ruhige und sachliche Widerlegung der Theorie, die böhmische Malerei des 14. Jahrhunderts könne als »tschechisch« bezeichnet werden: Urkunden und Stil der Malereien sprechen eindeutig für deren deutschen Charakter — in ostdeutsch-slawischer Färbung.

Dr. H. Wentzel

Berlin

Alfred Stange, Deutsche Malerei der Gotik, Bd. II. Deutscher Kunstverlag, Berlin, 1936. RM 38.—.

3.

Künstlermonographien: Riemenschneider, Grünewald

76 Abbildungen von Werken Riemenschneiders und 69 Abbildungen von Werken Grünewalds vermitteln einen guten Eindruck vom Lebenswerk der beiden großen Deutschen, die im alten Kulturraume Würzburg - Mainz gewirkt haben und ihre Kunst in den Dienst fränkischer und alemannischer Lande stellten. Es ist die besondere wissenschaftliche, aber von der Forschung noch nicht durchaus anerkannte Meinung des Würzburger Kunsthistorikers Knapp (der ebensosehr über Michelangelo und andere große Italiener wie über die großen Deutschen gearbeitet hat), daß Grünewald und Riemenschneider in enger Verbindung standen und daß Grünewald nicht nur bei Dürer, sondern auch bei Riemenschneider lernte. Wie das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung aber auch sein mag, jedenfalls sind und bleiben die beiden Meister, die ohne Zweifel innerlich verwandt sind, für immer ein maßgebender Ausdruck des deutschen Schaffens auf der Wende von Gotik und Mittelalter zu Renaissance und neuer Zeit. Die beiden Knappschen Bücher, die Band 108 und 119 der »Künstler-Monographien« bilden, sind in einem durchaus ansprechenden und allgemeinverständlichen Stil geschrieben und dürfen daher Aufmerksamkeit über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus beanspruchen.

Lic. Dr. Hans Hartmann

Berlin

Riemenschneider. Von Fritz Knapp. Velhagen und Klasing. 1935. Grünewald. Von Fritz Knapp. Velhagen und Klasing 1935. je RM 4.—

4.

Grünewald, von Amerika aus gesehen

Der um die Verbreitung deutschen Kulturguts in Amerika verdiente Literar- und Kunsthistoriker Arthur Burkhard, Professor am German Department der Harvard-University, hat seinen zahlreichen Publikationen über deutsche Dichtung und Kunst eine weitere angereiht: »Matthias Grünewald, Personality and Accomplishment«, Harvard University-Press 1936 (Druck von Bruckmann, München), 125 S. u. 100 Tfln. — Das gut aus-

Digitized by Google

gestattete Buch, das weniger selbständige und neue Forschungen als eine lebendige allgemeine Einführung in das Werk Grünewalds geben will, ist innerhalb dieser Aufgabenstellung eine anerkennenswerte Leistung. Der Verfasser, dessen Bemühen um äußerste Sachlichkeit in den historischen Wertsetzungen zu rühmen ist, findet eine anschauliche und lebensvolle Sprache, um die einsame Größe dieses »letzten deutschen Gotikers« wirkungsvoll gegen Dürer und Holbein abzusetzen: der spätgotischen Mystik als geistigen Grund, der rhythmisch-musikalischen Komposition (?) als künstlerischer Form im Werke Grünewalds werden renaissancistische Aufklärung und mathematisch-ordnende Komposition als entsprechende Wesensmerkmale der Kunst Dürers und Holbeins gegenübergestellt. — Als wissenschaftliche Leistung Bekanntes aufbauend beruht der besondere Wert dieses schönen Buches vor allem in der Tatsache seines Vorhandenseins: denn es gibt nicht viele ausländische Darstellungen deutscher Kunst.

L. H. H.

5.

Wandgemälde der deutschen Romantik

Dieser stattliche großformatige Band bezeugt erneut aufs beste die Leistungsfähigkeit und den Qualitätsanspruch des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft. Die vorbildliche Buchausstattung im klaren Druck und mit ausgezeichneten Bildwiedergaben ist adäquate Fassung für ein inhaltlich bedeutsames Objekt. Einem schönen Denkmal deutscher Kunst im Ausland gilt die Gemeinschaftsarbeit der beiden Autoren, die es mit wissenschaftlicher Strenge und lebendiger Anschaulichkeit einordnen, erläutern, beschreiben und deuten. Zudem erscheint uns diese Publikation ihrem Inhalt nach heute besonders zeitgegeben und beispielhaft. Sie behandelt das Werk von fünf deutschen Künstlern, die sich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Auftrag und Aufgabe teilten, drei nebeneinanderliegende Räume des Casino Massimo in Rom an Decken und Wandfeldern mit Fresken zu bemalen, wobei trotz des persönlichen Stiles des Einzelnen eine einheitliche Gesamtwirkung der zweiunddreißig Darstellungen erreicht wurde, auf Grund einer verwandten Geisteshaltung und künstlerischen Gesinnung. Heute, wo das Gebiet der Wandmalerei wieder als Aufgabe und Zielsetzung für Auftraggeber und Künstler propagiert wird, gewinnt eine Rückschau auf das damals Geleistete und Erreichte wegweisende Kraft und wird als Aspekt, abgesehen von dem hohen wissenschaftlichen Selbstwert der Veröffentlichung, wirksam. »Denn der Einzelne thut's nicht heutzutage, und wäre er der größte; ein reiner schöner Sinn über viele ausgegossen, ist bei geringerem Grad der Ausbildung viel wünschenswerter« (Overbeck 1817). Die Entstehungsgeschichte der Wandbilder, verlebendigt durch Briefe und Mitteilungen der Künstler und ihrer Freunde, Arbeitsteilung und -anteil, Entwürfe und Skizzen bis zur Fertigstellung der Fresken werden lückenlos und erschöpfend in Wort und Bildwiedergabe aufgezeigt. In der Einleitung gibt Gerstenberg einen Gesamtüberblick über die deutsch-römische Malerei zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts als Kennzeichnung der geistigen Situation, und im Schlußkapitel würdigt er die Bedeutung dieser Wandgemälde für die Kunst ihres Jahrhunderts. Ein genaues Verzeichnis der Kartons und Zeichnungen zu den Fresken wird mitgegeben, ebenso eine vollständige Angabe des Schrifttums über das Casino Massimo nach Quellen und Darstellungen. Einen Sonderwert gewinnt die Veröffentlichung noch durch den Umstand, daß die Reproduktionserlaubnis für die Bildbeigaben vom Generaldirektor der päpstlichen Sammlungen im Vatikanischen Staat einmalig und einzig nur für dieses Buch erteilt wurde.

Dr. H. Hofmann

Kurt Gerstenberg und Paul Ortwin Rave: Die Wandgemälde der deutschen Romantiker im Casino Massimo zu Rom. Deutscher Verein für Kunstwissenschaft Berlin. 187 S., 165 Textabbildungen, 56 ganzseit. Tafeln, Jahresgabe 1934. RM 20.—

15 Jahre Herderinstitut zu Riga

Die deutsche Wissenschaft hat überall in der Welt Pflegestätten der Lehre und Forschung geschaffen. Von Europa bis in den fernen Osten wirken deutsche Gelehrte an deutschen oder fremden Instituten und Hochschulen. Sie bereichern durch ihre Forschungsarbeit in zentripetaler Richtung die deutsche Wissenschaft und übermitteln in zentrifugaler Wirkung fremden Völkern die Ergebnisse deutscher Geistesarbeit.

Das Herderinstitut zu Riga nimmt unter diesen Außenstationen deutscher Wissenschaft eine Sonderstellung ein. Seine aus deutscher Geisteshaltung bestimmten Forschungen sind im wesentlichen volkstums- und heimatgebunden, seine Lehrtätigkeit richtet sich nicht an ein fremdes Volk, sondern an die Jugend der eigenen deutschen Volksgruppe in Lettland. Diese bewußt sich beschränkende Ausrichtung auf den Dienst am gemeinsamen Heimatstaate und am eigenen Volkstum gibt erst die Gewähr für den Aufbau und die Entwickelung einer deutschen Hochschule in Lettland.

Während der Jahre des Weltkrieges und der Bolschewistenherrschaft schien das geistige Leben innerhalb des lettländischen Deutschtums vollständig unterdrückt und erloschen zu sein. Es fehlte überall an Predigern für die zahlreichen deutschen Landgemeinden und an Lehrern für das im Aufbau begriffene deutsche Schulwesen. Um diesem Mangel zu begegnen und um wieder ein Zentrum baltischer Geistesarbeit zu schaffen, wie es seinerzeit in der Universität zu Dorpat bestanden hatte, wurde im Jahre 1921 die Herdergesellschaft zu Riga gegründet, als eine gelehrte deutsche Gesellschaft, deren Aufgabe die Pflege der Wissenschaft durch Forschung und Lehre ist.

Die Herdergesellschaft ging sofort an den planmäßigen Aufbau einer deutschen Hochschule in Riga. Ein Grundstock zu derselben war mit den bereits im Vorjahre organisierten »Deutschen Fortbildungskursen« gegeben, welche nun durch regelmäßige, von einheimischen Akademikern abgehaltene Vorlesungen erweitert wurden. Eine Anzahl reichsdeutscher Dozenten ergänzte dieselben durch kurze geschlossene Vorlesungsreihen, die sie in den Herbstzwischensemestern abhielten. Eine weitere, überaus wertvolle und werbende Ergänzung brachten die alljährlich veranstalteten Gastvorlesungen bekannter deutscher Gelehrter; so scharten Eucken aus Jena und Scheler aus Köln zu ihren Vorlesungen nahezu 800 Hörer um sich.

Eine ordnende Zusammenfassung der verschiedenen Vorlesungen zu Fakultäten, eine straffere Organisation des Unterrichtes verliehen dann bald der jungen Stätte deutscher Wissenschaft den Hochschulcharakter. Damit war die Gründung des Herderinstituts faktisch bereits vollzogen. Es bedurfte aber noch langwieriger, bis zum Jahre 1927 währender parlamentarischer Verhandlungen, bis die lettische Regierung durch ein Sondergesetz das Herderinstitut (Institutum Herderianum Rigense) als private deutsche Hochschule anerkannte. Mit dieser Bestätigung war die Grundlage für einen rechtlich gesicherten und von den Staatsorganen wohlwollend angesehenen Weiterausbau der deutschen Hochschule in Lettland gegeben.

Das Herderinstitut übernahm nunmehr endgültig die Ausübung von Forschung und Lehre, als den wesentlichen Teil der Aufgaben der Herdergesellschaft, welche damit zu der dasselbe tragenden akademischen Körperschaft wurde. Neben sie traten die beiden Vereine der Freunde und Förderer des Herderinstituts in Riga und in Lübeck, welche die opferfreudige Unterstützung organisieren, die weiteste Kreise der Industrie und des Handels zur Erhaltung der jungen Hochschule aufbringen.

Unter der zielsicheren Leitung seines Rektors, Prof. Dr. oec. publ. Dr. Dr. phil. h. c. Wilhelm Klumberg, der durch zehnfache Wiederwahl seit dem Jahre 1926 ununterbrochen mit der Führung desselben betraut ist, kann das Herderinstitut heute, am 5. Oktober, auf 15 Jahre stetiger Aufbauarbeit zurückblicken.

Aus unentgeltlich zur Verfügung gestellten Räumen im schönen alten Hause der St. Marien-Gilde Rigaer Kaufleute konnte es bald in einen eigenen Gebäudekomplex übersiedeln und sich dort den Erfordernissen des akademischen Lehrbetriebes entsprechend einrichten. Ein fortschreitender Ausbau der Gebäude ermöglicht es auch, allen neu herantretenden Aufgaben gerecht zu werden.

Der Lehrplan des Instituts ist in einzelnen Abteilungen bereits soweit ausgebaut, daß der Studiengang bis zur Abschlußprüfung durchgeführt werden kann; in einzelnen Disziplinen ist dagegen eine Beendigung des Studiums an einer anderen Hochschule notwendig, wobei in Deutschland bis zu sechs am Herderinstitut verbrachte Semester angerechnet werden.

Gegenwärtig sind 47 Dozenten am Herderinstitut tätig; davon sind 20 o. und ao. Professoren, 20 Dozenten und Privatdozenten und 7 Lektoren und Assistenten. Wie in früheren, so lesen auch in diesem Studienjahre eine Reihe von Gastdozenten Semestralvorlesungen, und zwar zehn Dozenten aus Deutschland und zwei aus Estland. An der theologischen Fakultät wirken 8 Dozenten, an der rechts- und staatswissenschaftlichen 13, an der philosophischen 21.

Die Zahl der immatrikulierten Hörer ist von 97 im Jahre 1921/22 auf 356 im Jahre 1935/36 gestiegen und umfaßt damit bereits das Großteil der studierenden deutschen Jugend des Landes. Eine Anzahl derselben liegt dabei parallel auch dem Studium an der Lettländischen Universität ob und erwirbt sich damit die für manche Berufe geforderten staatlichen Rechte. Ein reger Studentenaustausch besteht mit der studierenden Jugend Deutschlands und der anderen deutschen Volksgruppen. Die Hörer des Herderinstituts gehen vielfach zum Abschluß ihrer Studien an deutsche Universitäten, während den auswärtigen Studierenden durch den Austausch Gelegenheit geboten ist, ohne Beeinträchtigung des Studienganges, in engstem Kontakt das Leben einer deutschen Volksgruppe kennenzulernen und gleichzeitig Einblick in die Aufbauarbeit eines jungen Staatswesens zu gewinnen.

Aus der theologischen Fakultät ist bereits eine Reihe von amtierenden Predigern für die deutschen Gemeinden des Landes hervorgegangen, welche ihr Studium mit der Abschlußprüfung am Herderinstitut beendet haben. Die Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät kann zwar keinerlei Rechte zur Berufsausübung in Lettland verleihen, sie beschränkt sich darauf, für das Studium der einschlägigen Fächer an anderen Universitäten vorzubereiten. Sie trägt jedoch auch grundlegend zur Bildung und zur Vertiefung des Rechtsbegriffes der jungen deutschen Juristen bei, die ihr Hauptstudium an der lettischen Universität betreiben. Die philosophische Fakultät, mit ihren beiden Abteilungen, der philosophisch-historischen und der naturwissenschaftlich-mathematischen, ist maßgeblich an der Ausbildung des Lehrernachwuchses für die deutschen Grund- und Mittelschulen beteiligt; die landwirtschaftliche Unterabteilung kann bereits den deutschen Landwirten das volle theoretische Rüstzeug für ihre volkstumswichtige Arbeit bieten.

Das Herderinstitut ist somit in der Lage, die wichtige Aufgabe zu erfüllen, den jungen akademischen Nachwuchs aus der deutschen Volksgruppe in Lettland für die Arbeit auf dem ihm vorbestimmten Wirkungsfeld in den Methoden und im Geiste deutscher Wissenschaft und Lehre vorzubereiten.

Die Forschungstätigkeit am Herderinstitut ist in weitestgreifendem Rahmen auf Untersuchungen über die Innen- und Umwelt der deutschen Volksgruppe in Lettland, ihren Werdegang, ihre Kultur- und Geistesgeschichte, ihre volkliche und natürliche Umgebung eingestellt. Eine Reihe von Ergebnissen liegt bereits in den »Abhandlungen des Herderinstituts zu Riga« (Bd. 1—5), in den »Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle« und in anderen Publikationen vor. In den Forschungsstellen für Volkskunde und für Landeskunde wird auf dem eingeschlagenen Wege auch weiterhin eine Erweiterung und Vertiefung dieser wissenschaftlichen Deutschtumsarbeit angestrebt.

Wenn 15 Jahre im Leben einer Hochschule auch nur eine kurze Zeitspanne darstellen, so sind es doch die ersten Lustren, die kennzeichnend bleiben für Richtung und Niveau ihrer Tätigkeit, sind es die Männer, die in dieser ersten Zeit wirken, welche ihren Geist und ihre Arbeit bestimmen. Die vergangenen 15 Jahre zeigen aber: Dieser Geist und diese Arbeit sind deutsch! **Wilh. Mannsfeld**

Riga

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Hamilkar von Fölkersahm

Baron Hamilkar v. Fölkersahm war von Geburt Kurländer, wurde aber durch den Erwerb eines Gutes in Livland Mitglied der Livländischen Ritterschaft und des Livländischen Landtags. Sein Leben währte nicht lange, er wurde 1811 geboren und starb schon 1856, aber er ist denkwürdig in der baltischen Geschichte durch das Werk der livländischen, später auch von Kurland und Estland grundsätzlich und praktisch übernommenen Agrarreform. Durch sie wurde das lettische und estnische Bauerntum aus der wurzellosen Lage, in die es die Aufhebung der Leibeigenschaft, 1820, versetzt hatte, befreit und in eine gesunde Bodenständigkeit übergeführt. Die Entwicklung in den damaligen baltischen Provinzen Rußlands war gerade entgegengesetzt, wie ungefähr um dieselbe Zeit in Preußen. Hier ging bäuerlicher Boden durch massenhaften Übergang in die Hand des Großgrundbesitzes verloren; dort wurde, durch Fölkersahms Verdienst, aus jederzeit kündbarem bäuerlichen Pachtbesitz aus grundherrlichen Boden freies bäuerliches Eigentum.

Fölkersahms Schulzeit verlief anfangs im Gymnasium zu Riga. Dort endete sie sehr abrupt infolge des Mißfallens, das der damalige Direktor Keußler, ein Original und pädagogischer Kraftmensch, aus irgend einer Veranlassung an Hamilkar und seinem Bruder genommen hatte. Keußler war Mathematiker und Astronom, hatte ein Observatorium auf einem Turm des alten Rigaer Ordensschlosses und beobachtete von dort mit seinen Fernrohren nicht nur die Sterne, sondern gelegentlich auch seine Schüler. Auf diese Weise kam ihm etwas Ärgerliches von den Brüdern Fölkersahm zur Kenntnis; eines Tages ließ er sie vor der Klasse vortreten, hielt ihnen ihre Delikte vor und sagte: »Nehmen Sie Ihren Ziegenhainer, setzen Sie Ihre Mützen flott auf ein Ohr, grüßen Sie Ihren lieben Vater von mir und sagen Sie ihm, solche Taugenichtse kann ich nicht brauchen!« Fölkersahm war damals 16 Jahre alt. Zwei Jahre später, achtzehnjährig, erhielt er durch die finanzielle Güte eines Onkels die Mittel, auf ein Jahr nach Deutschland zu gehen, nach Berlin und München. Daran schloß sich ein kurzes Studium in Dorpat, das aber, wie es damals von vielen jungen baltischen Adligen gehalten wurde, nicht durch ein Examen seinen Abschluß fand, sondern nur der Ausweitung des Wissens- und Bildungsgrundlage diente. Mit 22 Jahren heiratete Fölkersahm und kam nach mancherlei Hin und Her zu einem vorläufigen Ruhepunkt durch den Kauf des Gutes Rujen-Großhof in Livland. Die Mittel dazu — sie blieben sein ganzes Leben lang im Verhältnis zu vielen seiner Standesgenossen knapp — hatte ihm seine Frau zugebracht, eine geborene v. Kruedener, aus dem Geschlecht, der auch Juliane v. Kruedener, die bekannte Romantikerin und Seelenfreundin des Kaisers Alexander I., durch ihre Heirat angehörte.

Fölkersahm war eine sehr komplizierte Natur, die auf ihre Umgebung abwechselnd unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte und dann wieder Kritik, selbst erbitterte und feindselige, hervorrief. Als verheirateter Mann ging er noch einmal mit seiner Familie ins Ausland und warf sich in Berlin mit solchem Feuereifer in die Universitäts-Vorlesungen, namentlich philosophische, daß er seiner Frau schließlich nicht mehr zumuten wollte, ohne alle Teilnahme am gesellschaftlichen Leben bei ihm auszuhalten, und sie daher zu Verwandten und Freunden auf Besuch nach Dresden schickte. An Welt- und Lebensanschauung wurde er Hegelianer. Ein Besuch in Paris begeisterte ihn anfangs, aber bald lähmte ihm die Knappheit seiner materiellen Mittel den Genuß an diesem Mekka der Zivilisation.

Berlin war damals, was die äußeren Lebensverhältnisse betraf, eine nüchterne Stadt, deren Genüsse für eine Natur, wie die Fölkersahms, nur in dem Miterleben der wissenschaftlichen Arbeit an der Universität und im Verkehr innerhalb der damaligen, materiell sehr anspruchslosen höheren preußischen Gesellschaft bestanden. Bei allem Hingerissenwerden durch die geistige und materielle Eleganz des Pariser Lebens hatte Fölkersahm doch auch ein deutliches Empfinden für die Werte, denen er bei seinem Aufenthalt in Deutschland begegnete. Davon zeugt ein Brief, den er 1843 aus Berlin an seinen Freund Friedrich v. Sivers nach Hause richtete. Er schreibt darin über die Gründe, die ihn nach Deutschland gezogen hatten: »Es war nicht dasselbe neugierige Verlangen nach Fremdartigem, was mich als junger Mensch bei einem gleichen Schritt begleitete, sondern im Gegenteil das Gefühl der Übereinstimmung meiner inneren Entwicklung mit der äußeren Umgebung, wie wir denn wohl alle, erzogen unter dem Einfluß deutscher Sitte, mit ihrem sinnigen Streben, ihrer prunklosen Ordnung und gemütlichen Formen, uns heimisch fühlen werden in einer Umgebung, die sogleich selbst in ihren kleinen einzelnen Teilen, das wirklich Gewordene, organisch Besonnene erkennen läßt — im Gegensatz zu dem künstlich erzwungenen Gemachten, das bei uns, trotz der ungeheuren Mittel des großen Reichs und des vielleicht ebenso redlichen Strebens der Regierung, jeden Fortschritt, jede Einrichtung bezeichnet.«

Wenn Fölkersahm »bei uns« sagt, so meint er damit nicht seine engere baltische Heimat, sondern das Russische Reich. Die Loyalität der Balten gegen Rußland, d. h. im Grunde das Gefühl ihrer treuen Vasallenverbundenheit mit dem russischen Kaisertum, war damals (und blieb es noch lange) unerschüttert. Das russische Volkstum war dem Baltentum etwas absolut Fremdes. Wenn man sagte »nach Rußland fahren«, so meinte man damit eine Reise nach Petersburg oder Moskau oder irgend einem Platz östlich von der baltischen Provinzialgrenze. Ebenso selbstverständlich verstand man unter »Ausland«, wenn nichts anderes dazu gesagt wurde, Deutschland. Dies Ausland aber war die geistige Heimat, bei deren Betreten ein jeder Balte als Erstes dasselbe empfand, was Fölkersahm in die Worte faßte: Sich heimisch fühlen in einer Umgebung, aus der das organisch Gewordene und die Übereinstimmung der gesetzlichen Formen mit dem inneren Bedürfnis den Besucher aus dem Baltenlande ansprach!

Wie Fölkersahm zu seinem politischen Lebenswerk in der Heimat kam, hat er, wenige Jahre vor seinem Tode, in einer Gesellschaft in Riga erzählt. Er sprach von der Zukunft des Landes, von dem ungeheuren Umschwung, der sich auf allen Lebensgebieten geltend machen würde, sobald erst der Bauernstand zu vollem Eigenbesitz gelangt sein würde, von der Verpflichtung, die auf jedem Livländer ruhe, an der großen Arbeit zur Hebung des Bauern teilzunehmen, und von der Notwendigkeit des rechten Verhältnisses zwischen Deutschen und Letten.

»Sie wissen, daß mir das Gut Rujen-Großhof gehörte und ich dasselbe selbst verwaltete. Mein Privatvorteil — und ich hatte allen Grund, denselben wahrzunehmen — ließ mir damals wünschenswert erscheinen, einen möglichst großen Teil meiner Bauernhöfe zum Hofe zu ziehen und meine Wirtschaft durch Anlegung von Vorwerken zu erweitern. Ich beschloß daher, einem meiner bäuerlichen Pächter zu kündigen. Der Zufall wollte, daß der Verwalter krank war und ich die Kündigung selbst aussprechen mußte. Zu diesem Zweck ritt ich an einem schönen Frühlingsabend in das Gesinde (dies ist die Bezeichnung für den Bauernhof in den Ostseeprovinzen), dessen Einziehung ich beschlossen hatte. Es war einer der ersten warmen Abende des Jahres, und die Sonne überglänzte das Tal, in welchem mein Opfer wohnte, mit ihren letzten goldenen Strahlen, als ich in dasselbe einritt. Der Bauer baute eben an einem neuen Hause; er stand, von seinem Weibe und seinen Kindern umgeben, in stiller Freude auf dem Dach, um dasselbe mit der üblichen Baukrone zu schmücken und das Vaterunser zu sprechen, das unsere Bauern merkwürdigerweise ihr Lebelang nicht vergessen. Er ahnte nicht, daß hundert Schritt von ihm ein Mann stand, der die Absicht hatte, ihm zu sagen: Dein Schweiß kommt von Rechts wegen mir zu gut, auf Grund meines guten Rechts weise ich dir die Tür, um dein Haus in Besitz zu nehmen, geh!

Was ich in jenem Augenblick empfand, vermag ich nicht zu schildern. Die ganze Schmach unserer öffentlichen Zustände drückte mit einem Bleigewicht auf meine Schultern. Ich wandte mein Pferd um und ritt langsam nach Hause. Ich gelobte mir in diesem Augenblick, daß es anders werden müsse, daß ich selbst und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unsre Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszustrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone aus dem livländischen Bauernhause vor Attentaten sichergestellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte. Dieses Gelöbnis habe ich gehalten und gedenke ich noch ferner zu halten — und glauben Sie mir, meine Herren, glauben Sie mir, solange diese Baukrone nicht sichersteht, ist kein Haus im Lande sicher.«

Wir wollen die Schwierigkeiten und Wechselfälle, unter denen die Fölkersahmsche Agrarreform sich durchsetzte, und die persönlichen Konflikte, in die sie ihren Urheber hineinzog, hier nicht schildern. Ausgewirkt hat sich die Reform erst allmählich, aber so sicher und fruchtbar, daß beim Ausbruch des Weltkrieges das im Privatbesitz befindliche und landwirtschaftlich genutzte Areal in den Ostsee-Provinzen je etwa zur Hälfte Guts- und Bauernland im freien bäuerlichen Besitz war. Das war ein günstigeres, gesunderes Verhältnis, als durchschnittlich in den nach Klima und Boden ähnlich gearteten Teilen Norddeutschlands: Ost- und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg. Fölkersahm sah auch von Anfang an weiter, als nur bis zur Agrarreform, er hatte darüber hinaus das ganze Verhältnis zwischen Deutschen und Letten im Süden, Deutschen und Esten im Norden des deutsch-baltischen Gesamtgebiets im Auge.

Fölkersahm starb an einer Erkältung in Riga. Sein Sarg wurde in der Rigaschen Jakobikirche aufgebahrt. Als die Trauergemeinde ihre Sitze eingenommen hatte, erschienen am Sarge zwölf lettische Bauernwirte aus Rujen-Großhof in ihren grauen Röcken. Sie waren auf die erste Kunde von ihres ehemaligen Gutsherrn Tode über 150 km von Riga sofort mit Postpferden aufgebrochen, um ihre Trauer und ihren Dank dem Gründer ihrer Selbständigkeit zu beweisen, obwohl das Gut bereits in anderen Händen war. Gefragt, wie sie es möglich gemacht hätten, sich so eilig aufzumachen und am Sarge zu erscheinen, antwortete der Führer: »Als die Nachricht bei uns eintraf, war es im Gebiet, wie wenn Feuer ausgebrochen wäre, alles rannte zusammen. Wir waren die nächsten und machten uns auf, ließen Frau, Kind, Acker und Pflug stehen, um nicht zu fehlen!«

Von Fölkersahm existiert kein großer schriftlicher Nachlaß. Das Vorhandene hat R. Baron Stael von Holstein in einer Biographie Fölkersahms mitgeteilt, der Verschiedenes in dieser kleinen Skizze entnommen ist.

Dr. Paul Rohrbach
Berlin

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 III. Vj. 36.

Digitized by Google

ODICAL ROOM
RAL LIBRARY
V. OF MICH.

FEB 4 - 1937

Berlin, 20. November 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 22

eistige Arbeit
ng aus der wissenschaftlichen Welt

de Gruyter & Co
nd Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

erlin-Dahlem

matik
en Züchtungsforschung

ht minder schwierig, m zu formulieren als n, und oft wird die Formulierung erst ösung gefunden.« alischen Erkenntnis, 1934.) hat die Aufgabe, t wünschenswerten material zu suchen n zu schaffen, mit er Weise zur sinn- racht werden kön- che Notwendigkeit Pflanzenbaupraxis f die Lehren der f die Gesetze und itslehre. Ihre Ar- n Grundlagen der ematik aufgebaut. exwissenschaft mit etzung, findet aber zweckgerichtet — nthese.

ssion züchterischer ng vertreten, daß binierende Züch- im Vergleich zu üchtung, wie sie ühmendelistischen t, eigentlich nur und daher eine ktischen Pflanzen- Hinweis auf die nehmenden »Ato- digkeit abgelehnt, alysierender und denz zu treiben. Überspitzung bei vorhanden, aber ichtungsforschung ihre Arbeitsweise egten Ergebnissen tung wertet. Wie ist die Analyse , sondern immer ckvolle Synthese. erweckt wird, als r zu sehr auf rein Wege abgetrie- bjekt jeder züch- wohl einfach er- g hat aber immer war anfangs alles n läßt; je mehr Tatsachenmaterial bekannt wird, desto komplizierter werden aber die einzelnen Zusammenhänge und desto mehr wächst das ganze Problem in die Weite (nach Walter, 1931).

Wer sich im Rahmen einer züchterischen Aufgabe mit der Frage auseinanderzusetzen hat, inwieweit eine an einer Pflanze beobachtete Erscheinung genotypisch fundiert ist, dem eröffnen sich zwei verschiedene Wege zu ihrer Lösung. Die rein auf Erfahrung gegründete empirische Methode läßt die Gesamtheit der genetischen und physiologischen Zusammenhänge unberührt und sucht ein gegebenes Merkmal als Ganzes durch bestimmte Ausleseverfahren zu erhalten oder im Kreuzungsexperiment zu verwerten. Gelingt letzteres, dann ist die genetische Verankerung des Merkmals erwiesen, jedoch noch nichts über seinen Erbgang in Erfahrung gebracht. Dieser Möglichkeit steht die andere gegenüber, eine registrierte Eigenschaft zunächst durch Kausalanalyse in ihre Komponenten aufzulösen, ihre genotypische Fundierung damit zu ermitteln und sie erst dann in die praktische Züchtung einzusetzen. Den letzteren Weg wird man meistens dann zu gehen haben, wenn es sich nicht um »alternierende« und scharf zu definierende Merkmale handelt, sondern um Eigenschaften, die maßanalytisch nicht streng zu erfassen sind und die nur unter bestimmten Bedingungen manifest werden.

Die Forderung, in der Züchtungsforschung in Kausalreihen zu denken und nach dem Prinzip der Kausalanalyse zu arbeiten, kann aus praktischen und theoretischen Erwägungen vielleicht ihre Begründung in der Abwandlung eines Planckschen Satzes (1934, 236ff.) finden: Ein Ereignis kann dann mit angenäherter Sicherheit vorausgesagt werden, wenn es als kausal bedingt erkannt ist. Dieser Satz, auf unsern Gegenstand angewandt, besagt, daß bei der Arbeit nach dem zuerst formulierten Prinzip in komplizierteren Fällen das Resultat mehr oder weniger dem »Zufall« überlassen bleibt. Nur nach vorheriger kritischer Analyse der Eigenschaften und Klärung ihrer genetischen Grundlage besteht die Möglichkeit, die Lösung der Gesamtaufgabe mit dem höchsten Grad von Sicherheit zu betreiben. Erst damit findet man, was für die praktische Züchtung sehr wichtig ist, eine gesicherte Basis zu rationeller Arbeit. Eine Züchtungskombination kann nur dann mit annähernder Bestimmtheit gelingen, wenn die theoretischen Voraussetzungen nach den Erfahrungen und Regeln der Erblichkeitslehre gegeben und die besonderen Bedingungen, unter denen die zu erzielenden Merkmale manifest werden können, bekannt sind.

Wenn also z. B. die genetische Analyse einer bestimmten Eigenschaft kausal mit dem Chromosomenbefund des cytologischen Bildes zu verknüpfen ist, oder wenn die kausale Abhängigkeit zweier Stoffwechselvorgänge voneinander nachgewiesen werden kann, dann können wir unter Berücksichtigung der Fehlermöglichkeiten das Zustandekommen einer erwarteten Kombination unter Umständen voraussagen.

Daß eine genaue Kausalanalyse in vielen Fällen gar nicht zu umgehen ist, erhellt weiterhin aus der Betrachtung der besonderen Ziele, die dem Züchtungsforscher heute gesteckt sind. Die neuste staatspolitische Entwicklung hat für die deutsche Landwirtschaft züchterische Probleme aufgeworfen, die weit komplizierter liegen, als die, mit denen man sich vor 40, ja noch vor 10 oder 5 Jahren befaßte. Während man bis dahin eine Erbanalyse betrieb, die sich mit der Erforschung erkenntnistheoretisch aufschlußreicher, praktisch aber weniger lebensnotwendiger Eigenschaften auseinandersetzte (morphologische Merkmale), stehen heute Aufgaben im Vordergrund, die ernährungspolitischen Zielen dienen: Qualitätsverbesserung und Schaffung krankheitswiderstandsfähiger Formen. Der moderne Standpunkt der Forschung will unter »Leistungssteigerung« nicht mehr »maximale Leistungsanspannung eines Merkmals« verstanden wissen, sondern Steigerung der Gesamtleistung der Pflanze. Da nun aber jede Leistung physiologisch fundiert und die Folge des Ablaufes einer chemisch-physikalischen Reaktionskette ist, kann eine Leistungs-

INHALT:

KAUSCHE: Zur Problematik der modernen Züchtungsforschung
LANDGRAEBER: Pflanzen als Schlüssel zur Erde
ADELSBERGER: Die astronomisch ermittelte Zeit und Zeitmessung mit Quarzuhren
WEHA: Die Netzanschlußuhr, ihre Arbeitsweise und ihr Aufbau
REUSSE: Grundsätzliches zum Fernsehen
BECKER: Friedrich Kasimir Medicus — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

steigerung nur errechnet werden, wenn man die physiologische Grundlage der Leistung experimentell festgelegt hat und genau die Wirkung entsprechender fördernder Maßnahmen auf diese physiologische Basis kennt. Derartige Maßnahmen brauchen nicht künstlicher Art zu sein, indem man die Pflanzen im Laboratorium oder Gewächshaus chemischen oder physikalischen Einflüssen aussetzt, sie können auch nur in zweckvoller Ausnutzung natürlich vorhandener Umweltfaktoren bestehen. Wesentlich für den Züchter ist dabei allerdings immer, daß eine Leistung, ebenso wie die Leistungssteigerung, genotypisch fundiert ist und unter gegebenen Bedingungen manifest wird.

Diese kurze theoretische Auseinandersetzung zeigt schon die große Komplexion der Aufgabe, ein »physiologisches Merkmal«, etwa die Backfähigkeit beim Weizen, den Alkaloidgehalt bestimmter Nutzpflanzen, den Wasserzustand der Pflanze, Frostwiderstandsfähigkeit oder Dürreresistenz, daraufhin zu untersuchen, welcher Faktor in diesen komplexen Merkmalen entscheidend ist, die beobachtete physiologische Eigenschaft auslöst und genotisch so im Gesamt-Genotyp verankert ist, daß er züchterisch zu verwerten ist. So ist z. B. der Gehalt einer Pflanze an Reservestärke u. a. abhängig von ihrer Assimilationsintensität, ihrem Eigenverbrauch an Assimilationsprodukten und den Umweltfaktoren, die die Voraussetzung für Stärkebildung sind (CO_2-Gehalt der Luft und Lichtzusammensetzung bzw. -intensität). »Nimmt« man also aus einem bestimmten Pflanzentyp den Erbfaktor »hoher Stärkegehalt« und »baut« ihn empirisch in einen solchen mit zwar anderen wertvollen Eigenschaften, aber geringer Assimilationsintensität ein, dann muß das Ergebnis dieser Züchtung negativ sein. Das Merkmal »hoher Stärkegehalt« kann nicht manifest werden, weil das notwendige Korrelat »hohe Assimilationsintensität« fehlt. Ist auch dieses vorhanden und fehlen die geeigneten Umweltbedingungen, dann kann die Pflanze ihre genetischen Potenzen gar nicht ausnutzen, und auch in diesem Falle wird die angestrebte Eigenschaft nicht manifest. Eine solche Beobachtung kann man machen, wenn man Pflanzen, die an eine bestimmte ökologische Grundlage gebunden sind, etwa als Wildform aus ihrem Ursprungsland in andere Klimate überführt und in Individuen »einbaut«, die nur diesen angepaßt sind.

Die Beziehung Genotypus — Umwelt kann ebensowenig willkürlich gebrochen werden, wie ein spezifischer Reaktionsablauf nicht von seiner Grundlage oder von seinen Begleitabläufen (Sekretionen, Exkretionen) zu lösen ist. Denn »die Erblichkeitslehre hat gezeigt, daß die Erbeigenschaften großenteils nicht starre und unbeeinflußbare (umweltstabile) Systeme sind, sondern daß viele Erbeigenschaften während des Verlaufs der individuellen Entwicklung und in ihrer endgültigen Prägung stark von mannigfachen Umwelteinflüssen abhängen (umweltlabile Systeme).« (Saller 1932.) Damit ist aber für den oben angeführten Fall die Aufgabe der Züchtungsforschung gegeben. Man würde einmal zu untersuchen haben, mit welchen Eigenschaften »hoher Stärkegehalt« gekoppelt ist. Wie hoch ist bei optimaler Assimilationsintensität die Stärkeproduktion? Wovon hängt diese Assimilationsintensität ihrerseits ab? Erst wenn diese Vorfragen gelöst und die Variationsbreite, die Schwankungen der Eigenschaft bekannt sind, kann man darangehen, die Synthese zu versuchen, d. h. Individuen mit hohem Stärkegehalt in solche einzukreuzen, die dieses Merkmal nicht besitzen, aber die theoretischen Voraussetzungen für seine Verwirklichung bieten.

Aus diesem willkürlich gewählten Beispiel geht also hervor, daß es Aufgabe der Züchtungsforschung ist, bei sog. Komplexeigenschaften diese zunächst in ihre Teileigenschaften aufzulösen, eine sog. Eigenschaftsanalyse anzustellen, die den Zweck hat, zu ermitteln, in welchen Beziehungen diese Teileigenschaften zueinander stehen, ob sie einzeln genetisch gekoppelt sind oder nicht, und endlich, ob sie im Kreuzungsexperiment in einen fremden Genotypus so »einzubauen« sind, daß sie, die geeigneten Umweltbedingungen vorausgesetzt, als Eigenschaft manifest werden.

Es zerfällt also ein Züchtungsexperiment immer in mehrere Abschnitte. Praktisch werden die Arbeiten nebeneinander laufen.

Der vergleichende Feldanbauversuch liefert unter gleichen bzw. verschieden gewählten Außenbedingungen das Material für die Eigenschaftsanalyse und zeigt zugleich, wie sich die Pflanzen unter natürlichen Umweltbedingungen verhalten.

Das Kreuzungsexperiment liefert die Grundlage für die genetische Formalanalyse. Es zeigt auch erst, ob eine bestimmte Kreuzung überhaupt möglich ist, bzw. unter welchen Bedingungen sie sich herstellen läßt.

Zur Ausführung der genetischen Analyse werden in steigendem Maße cytologische Untersuchungen heranzuziehen sein, besonders dann, wenn es sich darum handelt, Schlüsse aus der Kreuzung cytologisch noch unbekannter Formen zu ziehen, oder Bastarde aus Eltern aufzubauen, die eine ungleiche Chromosomenanzahl aufweisen, kurz bei Formen, deren genetische Konstitution bei der Kreuzung Schwierigkeiten voraussehen läßt. Hand in Hand mit den genetisch-züchterischen Arbeiten gehen die laboratoriumsphysiologischen Untersuchungen, die darauf abzielen, unter exakt bestimmbaren Versuchsbedingungen die gesuchte oder festgestellte Eigenschaft auf ihre Beziehungen zur Umwelt zu prüfen. Man wird solche Untersuchungen bei den Ausgangsformen einleiten, auf die Bastarde ausdehnen und aus dem absoluten Ergebnis des Experimentes, besonders aber auch auf variationsstatistischer Basis, die Grenzen und Möglichkeiten der angewandten Methoden sowie des gesamten Versuches zu erfassen suchen.

Ein besonderes wichtiges Aufgabengebiet für die Züchtungsforschung ist die Züchtung krankheitswiderstandsfähiger Formen geworden. Gerade hier hat die Entwicklung der Dinge die großen Schwierigkeiten aufgezeigt, die bei ausschließlicher Anwendung rein empirischer Arbeitsmethoden auftreten können. Die sog. Immunitätszüchtung geht von der Beobachtung aus, daß in gewissen Fällen, wo in der Natur zwei Organismen zusammentreffen, von denen der eine als Parasit auf dem andern (Wirtspflanze) zu vegetieren sucht, der letztere ganz spezifisch auf einen solchen Angriff reagiert. Die moderne Züchtungsforschung wendet sich nun zunächst der genetischen Seite der Frage zu und untersucht, inwieweit diese Reaktion der Wirtspflanze genotypisch fundiert ist. Man hat die Erfahrung gemacht, daß diese Reaktionsweise durchaus kein einfacher, sondern ein sehr komplizierter Vorgang ist, der, wenn auch genotypisch verankert, doch auch sehr von den Umweltbedingungen und der Intensität des Angriffes von seiten des Parasiten abhängt. Absolute Resistenz bzw. völlige Immunität gegen Parasiten kommt wohl vor, in den meisten Fällen jedoch handelt es sich nur um mehr oder minder starke Widerstandsfähigkeit gegen bestimmte Rassen eines Parasiten. Die Eigenschaftsanalyse bei der Wirtspflanze setzt also zunächst damit ein, daß man im künstlichen Infektionsverfahren in einer Population oder bei Varietäten einer Art »anfällig« von »nicht anfällig« trennt, d. h. man scheidet alle Individuen ohne erkennbares Widerstandsvermögen aus und sucht dann für die Gruppen der »nicht anfälligen« den jeweiligen Grad der Abwehrreaktion unter den verschiedensten Außenbedingungen experimentell zu ermitteln.

Das ist aber nur die eine Seite des Problems. Der Parasit, gemeint sind hier nur pflanzliche Krankheitserreger, zeigt, analog dem Widerstandsvermögen der Wirtspflanze, variierende Angriffsfähigkeiten, die genotypisch bedingt sein können, aber ebenfalls stark von den Außenbedingungen im Augenblick des Befalls abhängen. Den Untersuchungen an der Wirtspflanze müssen sich also im Experiment Eigenschaftsanalysen beim Parasiten anschließen. Letztere führen dann meist zur Isolierung einer ganzen Reihe von Stämmen oder Rassen, die sich morphologisch nicht, wohl aber physiologisch voneinander unterscheiden lassen. Unter »biologischen Rassen« versteht man Parasitenstämme, oder Gruppen von Stämmen, die eine physiologische Spezialisation auf einen bestimmten Wirt zeigen. Das Problem der Entstehung von Rassen, die nur physiologisch, aber nicht morphologisch zu unterscheiden sind, konnte bisher noch nicht endgültig gelöst werden, da es eines der schwierigsten überhaupt ist. Das gleiche gilt für die Entstehung morphologischer Rassen. — Ohne dabei für ein Entweder—Oder plädieren zu können oder zu wollen, wäre es denkbar, daß die Parasiten sich durch fortgesetzte und schnelle Hybridisierung eine solche Variationsbreite in ihrer Anpassungsfähigkeit an die Wirtsformen erwerben, daß man sich bei Kreuzungen für jede neue Form auch den entsprechenden Parasiten »mitzieht«. Möglich ist aber auch, daß eine solche Spezialisation des Erregers auf einen bestimmten Wirt durch Mutationen entsteht. Leicht mutable Gene oder Gengruppen müßten dann auf

Dr. Joseph Meurers

Wilhelm Diltheys Gedankenwelt und die Naturwissenschaft

125 Seiten. Brosch. RM 5.50

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Soeben gelangt zur Ausgabe:

Amerikanische Landschaft

Entstehung u. Entwicklung in Einzelbildern. Ozarkland. Von Rudolf Schottenloher. Florida. Von Peter Berger. Kanadische Prärie. Von Max Eichmeier. Jamaica. Von A. Wilh. Küchler. Seattle. Von Homer L. Seeger. Herausgegeben von Erich v. Drygalski. Quart. Mit Abbildungen und Tafeln. Geb. RM 26.—

Verlangen Sie unsern ausführlichen Prospekt!

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Digitized by Google

spezifische physiologische Einflüsse äußerst fein mit Mutationen reagieren. An Modifikationen, also ausschließlich umweltbedingte und nicht erbliche Veränderungen, glaubt man heute wenig, denn es ist für verschiedene Fälle schon nachgewiesen, daß »Biotypen« sich nicht »umstimmen« lassen.

Die dritte Seite des Problems »Immunitätszüchtung« ist der Infektionsmodus bzw. die Abwehrreaktion selbst. Diese äußerst subtilen Vorgänge genau zu erforschen, ist aus dem Grunde von großer Wichtigkeit, weil sich aus ihnen evtl. Schlüsse daraus ziehen lassen, welche Eigenschaft denn bei der Wirtspflanze entscheidend die Widerstandsfähigkeit auslöst. Man könnte da an hohen oder niedrigen Alkaloid- oder Gerbstoffgehalt, an enzymatisch bedingte Stoffwechselvorgänge bzw. Aktivierung oder Inaktivierung von Enzymen selber denken.

Sicher ist jedenfalls, daß der Angriff des Parasiten in den Fällen, wo wir eine gewisse Widerstandsfähigkeit bei der befallenen Pflanze beobachten, dort zellphysiologische Veränderungen auslöst, die als Abwehrreaktion gedeutet werden können. Dabei lassen sich zwei Grundformen des Widerstandsvermögens abgrenzen: Resistenz und Toleranz. Unter Resistenz verstehen wir (nach Wilbrink, 1935) die Summe aller Eigenschaften der Wirtspflanze, die sich der Entwicklung des Parasiten widersetzen. Von »passiver Resistenz« sprechen wir, wenn diese Eigenschaften in der Pflanze schon vor dem Befall vorhanden waren, von »aktiver Resistenz« dagegen, wenn sie erst durch Reaktion auf den Angriff ausgelöst werden. — Als Toleranz bezeichnet man die Fähigkeit der Pflanze, die Entwicklung des Parasiten zu ertragen, ohne selbst wesentliche Krankheitssymptome zu zeigen.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um verständlich zu machen, warum in der modernen Züchtungsforschung sich immer mehr das Arbeiten nach dem Kausalprinzip durchgesetzt hat und durchsetzen mußte. Die Bedingungen, unter denen eine Kombinationszüchtung möglich ist, sind bei der schwierigen Materie und den komplizierten Problemen im allgemeinen nur im exakten Experiment zu erfassen. Wer von diesem Wege abweicht und glaubt, das Gesetz von Ursache und Wirkung außer acht lassen zu können, wird sich nur zu leicht in unsichere Spekulationen verlieren, die ihm selbst in den meisten Fällen nur Enttäuschungen einbringen und sowohl für die Wissenschaft als auch für die praktische Züchtung unnütze Kräftevergeudung bedeuten.

Grundzüge der physischen Erdkunde

Von Dr. ALEXANDER SUPAN, Professor der Geographie an der Universität Breslau. Siebente, gänzlich umgearbeitete Auflage, unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Professor Dr. ERICH OBST. Groß-Oktav.

I. Band. Mit 5 Buntdrucktafeln und 113 Figuren im Text. XI, 495 Seiten. 1927. RM 20.—, geb. 22.—

II. Band, Teil 1: Das Land. (Allgemeine Geomorphologie.) Mit 2 Tafeln und 151 Figuren im Text. X, 551 Seiten. 1930. RM 20.—, geb. 22.—

II. Band, Teil 2: Pflanzen- und Tiergeographie. Mit 1 Tafel und 60 Figuren im Text. VI, 269 Seiten. 1930. RM 11.25, geb. 12.75

„Die erste übersichtliche Darstellung der allgemeinen physischen Geographie, in der im Gegensatz zur Geophysik und zur allgemeinen Erdkunde die moderne geographische Auffassung zur Geltung kam. Jeder Forscher wird es mit Vorteil zu Rate ziehen und manches daraus lernen können."
Geographische Zeitschrift.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35
Woyrschstraße 13

Fr. W. LANDGRAEBER, Essen

Pflanzen als Schlüssel zur Erde

In der Allgemeinheit ist so gut wie gar nicht bekannt, daß gewisse Pflanzen einen Boden von ganz bestimmter Beschaffenheit bevorzugen. Sie können sogar nur auf diesem vorteilhaft gedeihen. Infolgedessen geben sie wertvolle Fingerzeige nicht nur für das Vorhandensein bestimmter Bodenarten, sondern auch für das Auftreten von Bergsegen wie nutzbare Erzadern, Kohlen, Gold, Silber und anderem mehr. In dieser Eigenschaft sind derartige Pflanzen mit einem Schlüssel zur Erde zu vergleichen. Diese Erkenntnis ist besonders wichtig für die Erschürfung und Nutzbarmachung von bislang unbeachteten, im tieferen Untergrunde verborgenen Bodenschätzen. Nicht nur die Landwirtschaft kann hieraus Vorteile haben, sondern auch unsere Rohstoffversorgung dürfte hieraus wichtigen Nutzen zu erzielen verstehen. Es besteht die Hoffnung, in unveritzten, jungfräulichen Gebieten unseres Vaterlandes höffige Lagerstätten durch derartige Schlüssel zur Erde zu erschürfen.

Nicht unerwähnt sei, daß die erste Anregung zur Erforschung der Beziehungen zwischen Erzvorkommen und Pflanzenverbreitung von deutschen Fachgelehrten ausgegangen ist. Sie stellten ihre Untersuchungen bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts an. Leider sind sie bis in die Jetztzeit hinein in Vergessenheit geraten. Jene Forscher nahmen ihre Untersuchungen im Harzgebiet vor, wo eine kleine Gesellschaft von Pflanzen vorkommt, die als solche ausschließlich auf einer durch den Gehalt an Blei-, Zink-, Silber- und Kupfererzen ausgezeichneten Bodenunterlage auftritt. Ähnliche Beziehungen, wie sie im Harz zu beobachten sind, treten auch in andern Gebieten Deutschlands in Erscheinung. Es sind dieses Landstriche, in denen Schwermetall führende Gesteine an der Bildung des Bodens, das heißt der zum Pflanzentragen geeigneten oberen Erdschicht, teilnehmen. Wir kennen derartige Gebiete in der Gegend von Aachen, wo Bleiglanz- und Zinkblende-Lagerstätten anstehen, ferner in Westfalen in den Kreisen Büren, Brilon und Meschede. Hier kommen ebenfalls Blei- und Zinkerze vor. Auch im Erzgebirge haben wir derartige Erscheinungen im Gebiet der Blei-, Silber- und Zinkvorkommen und schließlich im oberschlesischen Blei-Zink-Distrikt. Schließlich seien noch die Gebiete bei Osnabrück, in der Provinz Sachsen die Grafschaft Mansfeld, der Flechtingen-Alvenslebener Höhenzug im Magdeburgischen und das Gebiet bei Bottenberg an der untern Unstrut erwähnt, die sämtlich Kupferschiefer führenden Untergrund aufweisen. Es sind vornehmlich Schwermetalle, die hier anstehen. Die charakteristischen Pflanzen, die auf derartigen Böden wachsen und ausgeprägte Beziehungen zu schwermetallhaltigen Bodenunterlagen haben, sind Frühlingsmiere, Voralpen-Täschelkraut, Hallers Gänsekresse, gelbes Stiefmütterchen, Hallers Grasnelke und Bottendorfer Grasnelke. Die Frühlingsmiere findet sich bei Aachen, Hallers Gänsekresse und Täschelkraut bei Blankenrode in Westfalen, bei Brilon und Ramsbeck in Westfalen sind Täschelkraut und gelbes Stiefmütterchen anzutreffen, im Harz Täschelkraut, Gänsekresse und Grasnelke, bei Alvensleben im Mansfeldschen Täschelkraut, bei Bottendorf Täschelkraut und Bottendorfer Grasnelke, im Erzgebirge Hallers Gänsekresse und in Oberschlesien gelbe Stiefmütterchen. Ferner gibt es noch einige andere Pflanzenarten, die zwar streckenweise fast oder ganz ausschließlich auf schwermetallischer Unterlage auftreten, sich aber andererseits vielfach auch auf Böden befinden, die offenbar des Gehaltes an Schwermetallen entbehren. Es sind dieses der sog. Traubenkropf und die gemeine Grasnelke. Den Charakter als Wünschelrutenpflanze nehmen sie erst dadurch an, daß sie in Vergesellschaftung mit solchen auftreten. Sie lassen sich als relative Wünschelrutenpflanzen den absoluten gegenüberstellen. Es ist anzunehmen, daß diese Pflanzen schon angetroffen wurden, als der Mensch damit begann, die Schwermetalle auszubeuten. Das ist etwa vom 12. Jahrhundert an. Durch Herstellung von Schurflöchern, Pingen, Halden und den erdigen Abfällen aus Pochwerken und Aufbereitungsanlagen veränderte er die natürlichen Wohnstätten jener Pflanzen. Was er ihnen jedoch auf der einen Seite nahm, das gab er ihnen auf der andern vielfältig wieder. Infolgedessen zeigen sie sich heute in dem großen Gebiete von Aachen über Westfalen, dem Harz bis nach Oberschlesien hin fast ausschließlich auf Örtlichkeiten beschränkt, die durch die Tätigkeit des Bergmanns, das heißt durch Grubenbetriebe, entstanden sind.

Außer den genannten hat man in neuerer Zeit noch eine ganze Anzahl von Pflanzen als Anzeiger von Mineralien entdeckt, die einen fast geradezu sicheren Anhaltspunkt für deren Vorhandensein zu geben scheinen. So hat man in Kalifornien sog. »Goldpflanzen« gefunden. Es sind weißblühende Sträucher, deren Verbreitung mit den dort auftretenden goldhaltigen Kiesen zusammenfällt. Die Sträucher lieben das in den Kiesen enthaltene Wasser und haben sich nur dort angesiedelt, wo diese Kiese vorkommen. Schon von weitem verraten sie durch ihr Auftreten, in welcher Ausdehnung und Richtung goldhöffige Lagerstätten vorhanden sind. Auf Malaka wird die Federnelke als Goldpflanze angesehen. Eine aus China und Japan stammende Heckenkirschenart zeigt in Queensland Gold- und Silbervorkommen an. In Amerika gibt es Wünschelrutenpflanzen für Silber. Die Wunderblume Mirabilis läßt schon von weitem erkennen, wo Silber in der Erde verborgen ruht. In Mexiko wird in Zecatecas das palmähnliche Liliengewächs als Anzeiger für silberne Schätze betrachtet. Im Staate Montana in USA. gilt eine Knöterichart als ausgezeichnete »Silberpflanze«.

Wohl am längsten als Fingerzeig für Schürfarbeiten auf metallische Erze ist das sog. »Galmeiveilchen« bekannt. Es tritt nur dort auf, wo Zink im Boden enthalten ist, wie z. B. in Westfalen, in Oberschlesien und in Belgien. Es trägt seinen Namen direkt nach Zinkerzen.

In der englischen Grafschaft Saint Helens wird die Raute auch Kupferraute genannt, weil sie das Vorhandensein von Kupfererzen in der Erde Tiefen verrät. Verschiedene Leber- oder Laubmoose gelten in Deutschland als »Kupfermoose«. Eine Nelkenart verrät in Nordaustralien die Lagerstätte von Kupfer. Die buntfarbige Zinnia weist auf bedeutende Zinnvorkommen hin. Zinnerzlagerstätten sollen vor allem dort im Boden liegen, wo der »Siebenstern« häufig und üppig gedeiht. Eisenerze werden zuverläßlich verraten durch die Weißbirke. Im Siegerland hat man häufig die Beobachtung gemacht,

Digitized by Google

daß entlang eines Spateisensteinlagers Weißbirken wachsen, während zu beiden Seiten ausschließlich Buchen und Eichenbestände stehen. Auf Eisenerze soll weiterhin das Auftreten des »Geißbart« hindeuten.

In Frankreich wächst der Lepidodendron vorzüglich an Stellen, die Steinkohlen bergen. Diese Erscheinung ist so auffallend, daß man auf diese Weise gänzlich neue Gebiete, in denen man bisher nie Kohlen vermutete, ausfindig machen konnte. Daß auch der edlere Bruder der schwarzen Diamanten, der Edelstein Diamant, seine heimlichen Verstecke durch Wünschelrutenpflanzen kenntlich macht, war bislang so gut wie unbekannt. Für das Auffinden diamantführender Gesteine ist in Afrika von großer Bedeutung das Auftreten der Pflanze Acacia glandulifera. Sie wird von den Buren im allgemeinen »Waterdorn« genannt, da sie das Vorhandensein von Grundwasser in der Tiefe verrät.

Schließlich sei als Wünschelrutenpflanze noch der Huflattich erwähnt, der im Siegerland als »Bleipflanze« gilt, und vornehmlich dort gedeiht, wo mit Bleiglanz gespickte Erzgänge im tieferen Untergrunde gewachsen sind. In Württemberg nennt man die sehr seltene Gauklerblume auch Erzgaukler, da sie vornehmlich auf erzhaltigem Boden vorkommt, ohne an bestimmte Metallarten gebunden zu sein.

Da das Wachstum der Pflanzen sehr eng mit der Bodenart verknüpft ist, ist es verständlich, daß gewisse Pflanzen auf einzelnen Bodenformen ein besonders gutes Fortkommen finden. Man kann daher begreifen, daß sich gewisse Pflanzen hinsichtlich ihres Standpunktes noch mehr spezialisiert haben. Der aufmerksame Wanderer kann — das sei hier der Vollständigkeit halber erwähnt — aus der Pflanzenbedeckung auf die Zusammensetzung des Bodens schließen, ohne daß ein geologischer Aufschluß vorhanden zu sein braucht, oder der Bohrer in Benutzung genommen zu werden braucht. Nicht nur die Wünschelrutenpflanzen als Anzeiger von Mineralien, sondern auch andere Pflanzen können das Recht für sich in Anspruch nehmen, gewisse Fingerzeige für die Beschaffenheit des Bodens zu künden. So weist der oben genannte Huflattich — die »Bleipflanze« — meist auf trockenen, kalkhaltigen Ton hin. Die Brombeere kann als »Leitpflanze« in Wäldern dienen, da sie gern auf mergeligem Sandboden und lehmigem Kiesboden wächst, reinen Sand dagegen möglichst meidet. Die Schlehe ist eine kalkanzeigende Pflanze. Im norddeutschen Flachlande spielt die Ackerdistel als Anzeiger von Lehmstellen in den großen sandigen Gebieten eine Rolle.

Verborgene Salz- und Kalilagerstätten und ihre Solquellen werden von einer ganzen Anzahl von Pflanzen verraten. Typische Salzpflanzen, wie Glasschmalz und Gänsefüßchen, sind im norddeutschen Flachlande dort anzutreffen, wo heute noch offene Stellen vorhanden sind, auf denen Sole aus den Salzlagern oder tieferen Zechsteinschichten emporsteigen.

In der Umgegend von Jena gedeihen sehr viele Orchideen. Sie sind ausgesprochene Kalkpflanzen. In dieser Muschelkalkflora finden sich merkwürdigerweise kleine Inseln eingesprengt, die ein ganz anderes Vegetationsbild darbieten. Es treten dort fast ganz unvermittelt Heidekraut und Heidelbeere auf. Diese wiederum sind typische Sandpflanzen, und verraten, daß im Untergrunde sandige Ablagerungen der Tertiärformation in sog. Karen oder Dolinen des Muschelkalks eingebettet sind.

Im Gegensatz zum Gesagten zeichnen sich die wichtigen Platinlagerstätten in Transval durch fast völligen Mangel an Pflanzenbedeckung aus, da ihr Gestein gänzlich nährstoffarm ist. Diese Tatsache hat das Auffinden nutzbarer Platinlager bedeutend erleichtert.

Wirtschaftswissenschaft

1.

Volkswirtschaftslehre

Diese Volkswirtschaftslehre will ein gemeinverständliches Lehrbuch sein. Es sei dem Verf. von vornherein zugegeben, daß er seine Aufgabe gut gelöst hat. Es ist dabei gewiß nicht leicht, aus dem ungeheuren Stoff das Wesentliche herauszufinden und stets die großen Gesichtspunkte unter Hintanstellung der Einzelheiten herauszuarbeiten. Einiges sehen wir anders und einiges möchten wir uns aus Gründen der Bedeutung ausführlicher wünschen: z. B. die Wirtschaftslehren des Nationalsozialismus und das Verhältnis der Sozialökonomik zur Betriebswirtschaftslehre, anderes Wichtige fehlt eigentlich völlig: z. B. die so wichtige Theorie der Kosten und die Kosten- und Ertragsgesetze (S. 264/65). Es ist halt vieles historisch gesehen und die Lehrmeinungen nehmen einen sehr breiten Raum ein. Die eigentliche Theorie kommt daher etwas zu kurz, aber vielleicht ist es bei dem geringen Raum nicht möglich, tiefer in die Theorie zu steigen.

Recht wertvoll ist auch das ausführliche Literaturverzeichnis, während die Anleitung zum Studium der Volkswirtschaftslehre eines Ausbaues bedarf.

Prof. Mellerowicz
Berlin

Volkswirtschaftslehre. Von Fr. Bülow. Kröners Taschenausgabe. 3., neubearbeitete Auflage. Leipzig 1934. 602 S. Preis RM 4.—.

2.

Wörterbuch der Wirtschaft

Ein Buch, dem wirklich eine weite Verbreitung zu wünschen ist, ist das Wörterbuch der Wirtschaft von Friedrich Bülow. Es ist als Bd. 114 von Kröners Forschungsgaben zum Preise von M. 3.75 im gleichen Verlage erschienen. Es berücksichtigt auch das neue Wirtschaftsrecht und zieht soziale und die damit verbundenen politischen Probleme in den Kreis der Betrachtung, wie z. B. Ackerrechnung, Arbeitsbuch, Arbeitsdienst, Betriebsordnung, Erbhof, Handwerk usw.

G. L.

3.

Die räumlichen Grundlagen der Erdölkämpfe

Die kleine Broschüre von Johannes Stoye »Ölmacht — Weltmacht« gibt in allgemeinverständlicher Form einen Überblick über die geopolitischen Grundlagen der Erdölkämpfe. Unterstützt durch Kartenbilder schildert der Verfasser die Verteilung der Erdölvorkommen. Anschließend zeigt er das Werden der großen Erdöltrusts und gibt eine knappe Zusammenstellung der Kämpfe um das Erdöl in den verschiedenen Gebieten: in Mexiko, im Chaco und im Iran. Vom geopolitischen Gesichtswinkel werden so Zusammenhänge und Hintergründe der Kämpfe um jenen Stoff gezeigt, dessen Besitz heute im Zeitalter der Motorisierung Weltmacht bedeutet. Der Anhang bringt einige statistische Zahlen zur Darlegung des immer dringlicher werdenden Problems der Erdölversorgung und eine Zusammenstellung des einschlägigen Schrifttums aus den letzten Jahren.

W. S.

Stoye, Ölmacht — Weltmacht, B. G. Teubner, Leipzig, 1936, S. 60, RM. 1.20.

4.

Lebensnahe Wirtschaftswissenschaft

In seiner Arbeit »Gestalt und Gestaltung der Wirtschaft« (I. C. B. Mohr, Tübingen, 128 S., RM 6.30) nimmt Erich Preiser Stellung zur Frage des Verhältnisses zwischen Betriebswirtschaftslehre und Sozialökonomik. Aber seine Scheidungsversuche haben nichts Abschließendes. So reich seine Arbeit an interessanten Einzelbemerkungen ist, im ganzen kann seinen Ausführungen nicht beigestimmt werden, insbesondere, soweit sie die Betriebswirtschaftslehre betreffen. Preiser sieht in dem Betrieb lediglich die technische Einheit und glaubt, daß für die Betriebswirtschaftslehre das Betätigungsgebiet am Fabriktor aufhört. Das ist zweifellos falsch. Soweit die Beziehungen des Betriebes reichen: zum Markt, zum Kartell, zum Fachverband und zur Wirtschaftsgruppe, soweit reicht das Gebiet der Betriebswirtschaftslehre, und alles in diesem Gebiet gehört zur Betriebstheorie und zur Betriebspolitik.

Die Arbeit Preisers leidet darunter, daß er der klaren Scheidung und systematischen Erfassung wegen Gegensätze aufstellt, die gar nicht vorhanden sind. Für ihn gibt es nur entweder eine Privatwirtschaftslehre, die die Rentabilitätsermittlung der Einzelwirtschaft erforscht, oder eine Betriebslehre, die die gemeinnützige Wirtschaftlichkeit des Betreibens zum Forschungsgegenstand hat. Gibt es nicht noch eine dritte Auffassung, und sollte das nicht die herrschende sein, die die Betriebswirtschaft als technische und ökonomische Einheit und als Glied der Gesamtwirtschaft sieht, dabei aber das Prinzip der gemeinwirtschaftlichen Rentabilität als Grundlage des Wirtschaftens vertritt? Die Unternehmung ist für diese Auffassung der Betriebswirtschaftlehre nur eine der möglichen Wirtschaftsformen; sie kann sich daher nicht mit ihr allein, sondern muß sich mit allen, also auch mit genossenschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Betrieben befassen. Daß sie alle diese Formen unter das Ideal der gemeinwirtschaftlichen Wirtschaftlichkeit stellt, ist nach dem heutigen Stand der Forschung selbstverständlich. Aus der organisch-universalistischen Wirtschaftsauffassung des Nationalsozialismus ergibt sich völlig klar Objekt und Fragestellung der Betriebswirtschaftslehre. Objekt ist:

1. Die Wirtschaft des Einzelbetriebs, gesehen als Teil der Gesamtwirtschaft, die ihm seine Funktionen zuteilt: nämlich die Versorgung der Gesamtwirtschaft mit Gütern und Leistungen zur Deckung des Gesamtbedarfs. (Gliedproblem.)
2. Eine solche Versorgung der Wirtschaft, daß ein Gleichklang zwischen Bedarf und Deckung erzielt wird. (Gleichgewichtsproblem.)
3. Die Wirtschaftlichkeit der Werkverrichtung in der Einzelwirtschaft. (Wirtschaftlichkeitsproblem.)

Die betriebswirtschaftliche Fragestellung ist daher folgende: Wie ist der Betrieb der Einzelwirtschaft zu organisieren, damit der Gesamtbedarf am besten gedeckt, das Gleichgewicht erreicht und für den Betrieb eine angemessene Rentabilität erzielt wird?

Daraus ergibt sich ohne weiteres der Vorrang der Gesamtwirtschaft. Dem Eingreifen der Gemeinschaft sind aber Grenzen gesetzt, und zwar um des Leistungsprinzips willen. Dem Unternehmer muß innerhalb eines durch den Staat gezogenen Rahmens seine Initiative und genügend Bewegungsfreiheit gelassen werden. Es ist nicht ganz leicht, im Einzelfall das optimale Verhältnis zwischen Gesamt- und Einzelwirtschaft, Gemeinschaft und Persönlichkeit (hier in Gestalt des Unternehmers), zu finden.

Um den drei betriebswirtschaftlichen Grundproblemen gerecht zu werden, klärt die Betriebswirtschaftslehre Zusammenhänge, arbeitet Verfahrensweisen aus, stellt Grundsätze vernünftiger Betriebsführung auf und versucht, das Wollen aller Wirtschafter im Sinne einer gemeinwirtschaftlichen Gesinnung zu erziehen. Diese Aufgaben sind sehr hoch, und daß sie in der Gegenwart auf besonders fruchtbaren Boden fallen, ist ein besonderes Glück für die Gesamtwirtschaft und für die Betriebswirtschaftslehre.

Prof. K. Mellerowicz
Berlin

Digitized by Google

Dr. U. ADELSBERGER, Berlin-Charlottenburg

Die astronomisch ermittelte Zeit und Zeitmessung mit Quarzuhren

Schon den alten Kulturvölkern sind wichtige Beobachtungen über die gesetzmäßige Bewegung der Gestirne gelungen. Nicht allein die tägliche Drehung der Himmelskörper, ihr Auf- und Untergang und ihr Höchststand im Meridian, auch die jährlichen Veränderungen dieser Größen sowie der Lauf der Sonne unter den Fixsternen waren recht genau bekannt. Während die Ausnutzung für astrologische Zwecke, für Einrichtung eines Kalenders und die Vorausberechnung von Finsternissen zunächst im Vordergrund des Interesses stand, konnte als erster Hipparch, dem wir das Ptolemäische System verdanken, die mit viel größeren Schwierigkeiten zu verfolgende Bewegung der damals bekannten fünf Planeten mit höherer Genauigkeit messen, d. h. in ihrem zeitlichen Ablauf festlegen, als es seinen Vorgängern möglich war, und damit die Grundlage für eine wissenschaftliche Astronomie schaffen.

Für die Zeitmessung ist aber im wesentlichen nur die durch die Umdrehung der Erde bewirkte scheinbare tägliche Bewegung der Sonne und der Fixsterne von Bedeutung. Als einfache Hilfsmittel bei Beobachtungen dienten früher der vertikale Stab (Sonnenuhr) und außerdem der Horizont als natürlich gegebene Beobachtungslinie. Bezieht man die Dauer der Erdumdrehung auf die Sonne, so erhält man den mittleren Sonnentag, den wir in 24 Stunden zu je 3600 Sekunden gleich 86 400 Sekunden einteilen. Der Bezug auf einen einmaligen Umschwung der Fixsterne ergibt den Sterntag, der um etwa vier Minuten kürzer ist, und dessen Dauer heute mit einer Genauigkeit von zwei Hundertstel Sekunde [1]) beobachtet werden kann. Die Versuche, die durch den immerwährenden Wechsel gegebenen Zeitmaße mit Hilfe von Meßgeräten zu unterteilen und anzuzeigen, blieben jedoch lange Zeit hindurch unvollkommen.

In den Beginn des 17. Jahrhunderts fällt die nahe gleichzeitige Entdeckung und Entwicklung derjenigen Meßinstrumente, welche der Astronomie in bezug auf die erreichbare Meßgenauigkeit die Vorrangstellung unter den exakten Naturwissenschaften sichern konnten: des Fernrohrs und der astronomischen Pendeluhr. Das Fernrohr ermöglichte nicht nur genauere Betrachtung der Himmelskörper, sondern vor allem genauere Winkelmessungen, und übertraf bei weiterer Entwicklung seiner Optik alle bis dahin bekannten, mechanischen Visiervorrichtungen erheblich. Für Zwecke der Zeitmessung wurden nun auf den Sternwarten als Meridian- oder Durchgangsinstrumente bezeichnete Fernrohre in der Meridianebene des Beobachtungsortes auf starken Pfeilern fest aufgestellt und so der Zeitpunkt des Durchganges von geeigneten „Zeitsternen" durch den Meridian genau beobachtbar gemacht. Das Zeitmeßinstrument, das hierbei die Einordnung des Vorganges in den Ablauf der täglich wiederkehrenden Ereignisse ermöglichte, war die astronomische Pendeluhr. An unzähligen Versuchen, die nur in gewissem Grade Erfolg hatten, die Pendeluhren als Zeitmeßgeräte zu verbessern, hat es nicht gefehlt, da man immer wieder feststellen mußte, daß die periodischen kosmischen Vorgänge sehr viel genauer, regelmäßiger verliefen, als die Schwingungen der Pendeluhren. Von besonderer Bedeutung sind die erzielten Verbesserungen in bezug auf Pendelmaterial, Aufhängung und Antrieb des Pendels sowie die Beseitigung des Einflusses von Luftdruck und Temperatur. Dagegen bleibt bestehen die Einwirkung von seismischen und anderen Erschütterungen auf das Pendel sowie von Sonne und Mond auf die den Ablauf der Schwingungen bestimmende Schwerkraft. Die gegenwärtig vollkommenste Pendeluhr ist die Shortt-Uhr (Greenwich 1926) [2]), die mit fast frei schwingendem Pendel arbeitet, das auf elektrisch-mechanischem Wege nur in jeder 30. Sekunde einen Antriebsimpuls erhält. Die neuzeitlichen Pendeluhren waren imstande, den meisten Anforderungen der Praxis und Meßtechnik zu genügen.

Durch die Entwicklung der Hochfrequenztechnik jedoch war die Möglichkeit gegeben, einerseits weitere Fortschritte in der Genauigkeit von Zeitmessungen zu erzielen, andererseits für wissenschaftliche Zwecke und die Längenbestimmung auf Schiffen die Zeit der Sternwarten allgemein zugänglich zu machen. Im Jahre 1913 wurde nach Beschlüssen einer internationalen Konferenz zu Paris die Aussendung von drahtlosen Zeitzeichen geregelt. In Deutschland versah diesen Dienst der Sender Norddeich, an dessen Stelle später der stärkere Langwellensender Nauen trat. Die tägliche Auslösung des Zeitzeichens um 1 Uhr und 13 Uhr übernahm dann die Deutsche Seewarte, Hamburg. Weitere Verbesserung des Zeitdienstes mußte für Geodäsie und Schweremessung, Astronomie und Hochfrequenztechnik angestrebt werden.

Nach der Entwicklung von rein elektrisch angetriebenen Uhren mit hochfrequenten Schwingungen, den Quarzuhren, in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, Berlin, durch Scheibe und den Verfasser [3]) werden seit der internationalen Längenvermessung im Herbst 1933 die Zeitangaben der Quarzuhren täglich an die Deutsche Seewarte durchgegeben, um die Genauigkeit der Zeitzeichenabgabe zu steigern. Denn die Quarzuhren haben die Grenze der Zeitmeßgenauigkeit um das Zehnfache erweitert. Der Gang, d. h. der Betrag in Sekunden, um den eine Uhr pro Tag vor- oder nachgeht, kann bei Präzisionspendeluhren über wenige Wochen bis auf 1—2 Hundertstel Sekunde unveränderlich sein; dagegen erreichen die Quarzuhren über viele Monate Genauigkeiten im Gang von 1—2 Tausendstel Sekunde.

Wie bei den Pendeluhren durch das an seiner Aufhängung hin- und herschwingende Pendel, wird auch bei den Quarzuhren durch den Ablauf von mechanischen Schwingungen eine Zeitmessung ermöglicht. Während aber das Pendel eine volle Schwingung in zwei Sekunden ausführt, hat der 91 mm lange Quarzstab in der Quarzuhr eine Periode in nur $^1/_{60\,000}$ Sekunde (Frequenz = 60 000 Hz) beendet, wobei die Bewegung des Stabes eine außerordentlich geringe Ausdehnung in Richtung seiner Längsachse mit darauffolgender Verkürzung ist. Die Schwingungen werden durch geeignete elektrische Schaltung in einem Röhrensender angeregt, an den der Quarzstab angekoppelt ist; und umgekehrt steuert der Quarzstab die Schwingungszahl des erzeugten elektrischen Wechselstromes. Die Anregung ist möglich durch die piezo-(druck-)elektrischen Eigenschaften des Quarzkristalls; auf Grund seiner vorzüglichen mechanischen Eigenschaften ist hohe Konstanz der Schwingungen zu erwarten. Voraussetzung ist, daß vom Quarzstab alle störenden Einflüsse ferngehalten werden; damit Erschütterungen nicht einwirken, ist er an den beiden Knotenstellen seiner Bewegung mit Zwirnfäden an einer Halterung festgebunden (nach Giebe und Scheibe); Luftdruckänderungen werden durch Einschluß in ein evakuiertes Glasrohr vermieden, und für ausgezeichnete Temperaturkonstanz innerhalb weniger Tausendstel Grad sorgt ein Doppelthermostat mit Präzisions-Quecksilberkontaktthermometern.

Jede Uhr braucht ein Zählwerk, das die Anzahl der abgelaufenen Schwingungen zu zählen ermöglicht. Bei den Pendeluhren wird die Anzeige über ein Räderwerk auf dem Zifferblatt vermittelt. Bei den Quarzuhren werden die schnellen Schwingungen des Steuersenders vorerst auf elektrischem Wege verlangsamt, und zwar in drei weiteren Röhrensendern besonderer Bauart, denen die Schwingungsströme des quarzgesteuerten Senders nach genügender Verstärkung zugeführt werden, insgesamt 240 mal. Dieser, als Frequenzteilung bezeichnete Vorgang arbeitet bei geeigneter Einstellung mathematisch genau; es entsteht eine Ausgangsfrequenz von 60 000 : 240 = 250 Hz (= 250 Wechsel der Stromrichtung in der Sekunde). Diese dritte Frequenzteilungsstufe treibt unmittelbar einen Synchronmotor, dessen Umdrehungszahl durch die Wechselzahl von 250 Hz bestimmt wird. Der Motor schließt in jeder Sekunde einmal einen Platinkontakt, der über zwischengeschaltete Stromkreise scharf einsetzende Zeitmarken auf dem ablaufenden Papierstreifen eines Drehspulschnellschreibers aufzeichnet. Auf demselben Streifen werden täglich die kurzen Signale des Zeitzeichens registriert, so daß eine einfache Ausmessung von Abständen zur Gangbestimmung der Quarzuhren benutzt werden kann.

Mit vier Quarzuhren, I—IV, wurden diese Messungen während mehrerer Jahre durchgeführt, und es zeigte sich, daß die von den Sternwarten aus Sterndurchgängen abgeleitete Zeit nicht völlig konstant ist. Die Angaben verschiedener Sternwarten weichen erheblich voneinander ab, während für die Gänge der Quarzuhren eine gegenseitige Übereinstimmung innerhalb einer 1000stel Sekunde nachgewiesen werden konnte, obwohl verschiedene Typen von Quarzuhren Verwendung fanden. Dieser Nachweis wird durch Vergleichsmethoden ermöglicht, die der Quarzuhr eigentümlich und als große Überlegenheit gegenüber den rein mechanischen Pendeluhren anzusehen sind. Die hochfrequenten Schwingungen der Quarzuhren werden nämlich direkt durch ein Schwebungsverfahren miteinander verglichen, wobei die erzielte Genauigkeit dieser Differenzmessung in einer Meßzeit von nur 6 Minuten $^1/_{10\,000}$stel Sekunde im Gang beträgt. Ändert infolge einer Störung eine Uhr ihren Gang, so kann durch den täglich ausgeführten Vergleich der Uhren gegeneinander die gestörte Uhr in kurzer Zeit ermittelt und der Betrag der Gangänderung gemessen werden. Die Sicherheit in den Angaben der Quarzuhren ist infolgedessen so groß, daß mit höchster Wahrscheinlichkeit auf das Vorhandensein von Schwankungen in der astronomischen Tageslänge geschlossen werden mußte, als in den Meßergebnissen Differenzen auftraten. Eine solche Schwankung erreichte im Juni 1934 den Betrag von $^4/_{1000}$stel Sekunde, und zwar im Sinne einer Verkürzung der Tageslänge bzw. einer Beschleunigung der Erdumdrehung [4]).

Die Anwendung der Quarzuhren ist

Digitized by Google

aber noch vielseitiger. Außer der bereits erwähnten Verbindung mit der Deutschen Seewarte über Fernleitung zur Übertragung der Kontakte von Quarzuhr I und III zwecks Verbesserung des Deutschen Zeitdienstes sind mehrere Kabelverbindungen zu Berliner Großfirmen zur Entnahme von Wechselströmen genau bekannter Frequenz für Messungen in der Hochfrequenz- und Fernmeldetechnik dauernd in Betrieb. In der gleichen Weise wird die ständige Überwachung der Wellenlängen der deutschen Rundfunksender durch das Reichspostzentralamt, Berlin, mit Hilfe der Quarzuhr III der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt durchgeführt. In steigendem Maße werden die Quarzuhren auf Sternwarten benutzt. Die Deutsche Seewarte und das Geodätische Institut, Potsdam, besitzen eigene Quarzuhren und benutzen sie als Grundlage für alle Zeit- und Schweremessungen.

Man kann hoffen, noch weitere Verbesserungen zu erzielen. Schon jetzt ist die Zeitmessung mit Quarzuhren so genau durchführbar, daß sie die Genauigkeit aller anderen wissenschaftlichen Messungen übertrifft.

Literatur:

[1]) H. C. Freiesleben, Der heutige Stand der Zeitmessung, Naturwissensch. 21, 371—372, 1933.
[2]) Jackson u. Bowyer, The Shortt clocks at Greenwich in 1930, Month. Not. 91, 291—293, 1931.
[3]) A. Scheibe u. U. Adelsberger, Eine Quarzuhr für Zeit- u. Frequenzmessung sehr hoher Genauigkeit, Phys. ZS. 38, 835—841, 1932.
[4]) A. Scheibe u. U. Adelsberger, Schwankungen der astronomischen Tageslänge und der astronomischen Zeitbestimmung nach den Quarzuhren der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, Phys. ZS. 37, 185—203, 1936.

Reine und angewandte Physik

1.

Physik

Das dreibändige Grimsehlsche Lehrbuch der Physik in der Neubearbeitung von R. Tomaschek ist in neuen Auflagen des Jahres 1936 wohl die umfangreichste lehrbuchmäßige Darstellung dieses gerade in den letzten 40 Jahren bedeutend erweiterten Gesamtgebietes überhaupt. Die Darlegungen, für die insbesondere das wissenschaftliche physikalische Experiment im Mittelpunkt steht, geben Zeugnis von den Methoden und Forschungsmitteln echter Naturforschung und vermitteln ein Gesamtbild der Erkenntnis über die sog. unbelebte Natur, das bis zum neuesten Stande der Forschung vervollständigt und durch didaktisch klare Sichtung und Auswahl des Stoffes zu einem Standartwerk geformt ist, das Lehrenden und Lernenden gleich gute Dienste leistet. Die Neubearbeitungen der einzelnen Bände von R. Tomaschek sind Neuschöpfungen im eigentlichsten Sinne.

I. Der erste Band des Werkes (9. Auflage) behandelt die Grund- und Haupterscheinungen der Mechanik, der Wärmelehre und der Akustik. Eine Gesamtüberschau und Abgrenzung des Stoffgebiets in einer vorzüglichen Einleitung erreicht leicht den Anschluß zur Hauptmethodik der Physik, die in erster Linie als experimentelle Wissenschaft messende, d. h. die Erscheinungen in das Gesetz von Maß und Zahl bannende Physik ist. Die Behandlung der Bewegungslehre und der Lehre von den Kräften mit der Einführung des für die ganze Physik zentralen Begriffs der Energie führt dann zur Statik und Dynamik der starren Körper, worauf das Naturgesetz der Massenanziehung (Gravitation) entwickelt wird. Die Untersuchung des Feinbaues der materiellen Körper, ihrer Elastizitäts- und Festigkeitseigenschaften mündet in die Darstellung der mit Reibungskräften ablaufenden Bewegungen und legt die insbesondere für die Technik so wichtige Übertragung von Kräften eingehend dar. Es folgt die Behandlung des Verhaltens von Flüssigkeiten und Gasen, insbesondere die Berücksichtigung der Molekularkräfte bei diesen Aggregatzuständen. Die hierbei auftretenden Strömungsphänomene geben Anlaß zur zunächst mehr formalen Darstellung von Schwingungen und Wellen.

Die Wärmelehre mit ihren wichtigsten Erscheinungen und die Akustik schließen sich an. Zum Schluß ist ein Abschnitt über das gerade für die heutige Zeit besonders wichtige und wehrtechnisch fast ausschlaggebende Gebiet der Ballistik und ihrer experimentellen Grundlagen angefügt, der in früheren Auflagen fehlt und in seiner inhaltlichen Fassung eine ausgezeichnete Einführung in die sonst fast ausschließlich mathematisch-formal behandelte Disziplin bietet. Ein Anhang mit vielen wichtigen Tabellen und eine schöne tabellarische Zusammenstellung der Lebensdaten und Leistungen bedeutender Naturforscher vervollständigen den Band.

II. Der erste Teilband des zweiten Bandes (7. Auflage) behandelt die Elektrizitätslehre und die Optik. Durchgehend ist dem ersteren Gebiet dabei die einheitliche, wohlbegründete Feldvorstellung im Sinne Faradays — dessen Bild zu Anfang des Bandes steht — und Maxwells zu Grunde gelegt. Die Behandlung der Elektronentheorie ist eingeschlossen und daher mit dem elektrischen Feld ruhender Ladungen und dem magnetischen Zustand des Äthers begonnen. Der zweite Abschnitt legt die Erscheinungen und Meßmethoden des stationären elektrischen Stroms (Gleichstrom) dar, wobei insbesondere die neuartige und äußerst klare Herausarbeitung der Phänomene der Elektrizitätsleitung in Gasen und im Vakuum und die metallische Leitung hervorgehoben werden müssen. Die elektromagnetische Induktion, das Magnetfeld im materieerfüllten Raum, der Wechselstrom, Generatoren und Motoren und der interessante Teil-Abschnitt »Schwingungen und Wellen« sind Gegenstände der Behandlung des dritten Abschnittes.

Es folgt die Optik mit den Erscheinungen der Ausbreitung und Intensität des Lichtes und der besonders ausführlichen und formklaren Darlegung der geometrischen Theorie der optischen Instrumente. Die Brechung des Lichtes mit der wichtigsten Anwendung als Spektralanalyse führt zur Darstellung der vielseitigen Interferenzerscheinungen der Lichtwellen. Der Lichtgeschwindigkeit, ihrer Messung und ihrem Verhalten in materiellen Medien ist mit Rücksicht auf die Wichtigkeit dieses Begriffs ein eigener Teilabschnitt gewidmet. Schließlich folgen die Erscheinungen der Polarisation und die Erklärungen der optischen Phänomene, die in der Atmosphäre auftreten. Zum Schluß setzt ein Teilabschnitt die Grundtatsachen aus der physiologischen Optik auseinander. Wieder schließt ein Tabellenanhang diesen Band ab.

III. Der zweite Teilband des zweiten Bandes (7. Auflage) ist ein fast unveränderter Neudruck der 6. Auflage (1935) und hat die Physik der Materie und des Äthers im molekularen und atomaren Gebiet zum Gegenstand. Hinsichtlich des Inhaltes verweise ich auf meine ausführliche Besprechung dieses Bandes in »Geistige Arbeit« Nr. 12 (1935).

Dr. M. Steck
T. H. München

Grimsehls Lehrbuch der Physik, neubearbeitet von R. Tomaschek. Bd. I. Mechanik-Wärmelehre-Akustik, 674 S., RM. 19.80. Bd. II, 1. Elektromagnetisches Feld-Optik, 900 S., RM. 26.—. Bd. II, 2. Materie und Äther, 430 S., RM. 14.—. Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1936.

2.

Praktische Physik

Die Physik ist eine der wissenschaftlichen Grundlagen der Technik. Neben dem Physiker und dem allgemein naturwissenschaftlich Interessierten sucht daher auch der Techniker nach klaren Zusammenfassungen physikalischer Erkenntnisse. Außer den Handbüchern und Einzeldarstellungen der verschiedensten Gebiete sei ihnen allen die »Praktische Physik« von F. Kohlrausch (Teubner, Leipzig/Berlin 1935) empfohlen. Das Buch ist weniger ein Lehrbuch, als vielmehr eine Zusammenfassung der gesicherten physikalischen Meßmethoden, mithin eine Beschreibung der Wege, auf denen physikalische Erkenntnisse zustande kommen. Es erfüllt damit eine besondere, von jenen andern Büchern nicht gestellte Aufgabe. Diese Eigenart bringt es mit sich, daß die einzelnen Tatsachen und Gesetze selbst mehr oder weniger als bekannt vorausgesetzt werden. Der Anfänger wendet sich daher besser an andre Quellen.

Das längst bekannte Werk ist völlig neu bearbeitet, und zwar in fast allen Abschnitten von Mitarbeitern der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, was für besondere Zuverlässigkeit spricht. Die Handlichkeit (einbändig) wurde durch entsprechende Kürze und Beschränkung auf das Wesentliche erreicht, wobei dennoch die neuen Erkenntnisse verwertet und neuerdings wichtig gewordene Gebiete gewürdigt wurden. Weiterführendes Schrifttum ist in allen Abschnitten reichlich angegeben.

Th. Traudt

F. Kohlrausch, »Praktische Physik«. Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, 1935. 17. Auflage. Preis RM. 32.—

3.

Die Physik des 20. Jahrhunderts

Ziel und Inhalt der Schrift gehen am deutlichsten aus einigen Gedanken hervor, die der Verf. im Vorwort äußert. In der gewiß nicht geringen Zahl von modernen Werken, die die Wandlungen der physikalischen Anschauungen seit der Wende des Jahrhunderts darstellen, nimmt das vorliegende Bändchen insofern eine Sonderstellung ein, als es in kurzen Zügen ein Gesamtbild der modernen Physik zu zeichnen versucht. Die verschiedenen Einzelgebiete der modernen Physik, die sich erst entwickeln konnten, als das mechanistische Weltbild zu wanken begann, werden erst erörtert, nachdem die alte »klassische« Mechanik dargestellt ist. Im Anschluß daran wird die moderne Elektrodynamik behandelt und daraus in logischer Entwicklung folgend Relativitätsprinzip und Relativitätstheorie.

Alle bis hierhin behandelten Probleme können ohne Berücksichtigung der Frage nach der Realität der Atome und ihrer Eigenschaften erörtert werden. Nun wird der Leser über Demokrit und seine rein philosophische Postulierung der Atome zu den ersten experimentell erschlossenen Kenntnissen der Atomistik der Materie, die die Chemie vermittelte (Dalton, Avogadro), und in der weiteren Behandlung zu den modernsten Anschauungen über den Mikrokosmos geführt. Hier wird der Aufbau des Atoms und seine Struktur im einzelnen erläutert.

Dann kommen die wesentlich schwierigeren Fragen der Quantenerscheinungen zur Besprechung, deren mangelnde »Anschaulichkeit« dem Laien erfahrungsgemäß große Schwierigkeiten bereitet. Gerade hier aber beginnt die eigentlich neuartige Denkstruktur der modernen Physik, die zu recht ungewöhnlichen Schlüssen im Sinne der alten klassischen, streng kausal denkenden Physik führt. Es ist besonders wichtig, daß Verf. sich, wie er im Vorwort selbst erklärt, streng an die Feststellung hält, daß das »Sichere und Bleibende unserer physikalischen Wissenschaft in den experimentellen Tatsachen liegt«. Der Leser wird hier nicht mit Spekulationen verwirrt, sondern nur auf dem Boden des experimentell gesicherten Materiales mit den typischen Gedankengängen vertraut gemacht.

Den Schluß des Bändchens bildet ein Abschnitt, der die »Möglichkeiten einer religiösen Bewertung naturwissenschaftlicher Lehren« im Anschluß an das Dargestellte prüft, wobei vor allem die in gleicher Richtung gehenden Betrachtungen Bavinks diskutiert werden.

»Die moderne Physik und die für sie charakteristische Umwälzung Jahrhunderte alter naturwissenschaftlicher Vorstellungen ist für mich ein integrierender Bestandteil der sich entfaltenden Welt des 20. Jahrhunderts«. Der an der geistesgeschichtlichen Wende der Gegenwart Interessierte wird zweifellos mit gutem Erfolg zu der Schrift des bekannten Physikers greifen, um sich für das Gebiet der Physik die entsprechenden Kenntnisse anzueignen.

Dr. W. R.

Pascual Jordan, Die Physik des 20. Jahrhunderts. (Sammlung »Die Wissenschaft«, Bd. 88.) 143 S., geb. RM. 5.60, geh. RM. 4.50 Verlag Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig, 1936.

Digitized by Google

Dipl.-Ing. WEHA, Berlin

Die Netzanschlußuhr, ihre Arbeitsweise und ihr Aufbau

Seit längerer Zeit schon werden von Uhrenhändlern und Elektrofirmen elektrische Uhren zum unmittelbaren Anschluß an die Starkstrom-Lichtleitung angeboten. Der Vorteil, der diesen Uhren vor allen Dingen nachgerühmt wird, ist ihre unbedingte Ganggenauigkeit. Selbst nach Monaten und Jahren — sofern der Strom nicht inzwischen mal unterbrochen worden ist — ist ihre Abweichung von der bei der Inbetriebnahme eingestellten Sollzeit nur wenige Sekunden. Da bei zeitgemäß eingerichteten Starkstromnetzen, vor allen Dingen in den Großstädten, Spannungsausfälle so gut wie gar nicht mehr vorkommen, kann man wohl sagen, daß sie die genauesten Uhren darstellen, die heute zu einem erschwinglichen Preis im Handel zu haben sind. Teilweise sogar übertreffen sie ganz kostbare Chronometer.

Aber selbst wenn die Stromversorgung ausbleiben sollte, so ist damit noch immer kein Schaden angerichtet, denn die Synchronuhren vieler Firmen haben den großen Vorteil, darauf aufmerksam zu machen, wenn ein Spannungsausfall ihre Ganggenauigkeit gestört hat. Die AEG z. B. hat eine kleine rote Fallklappe vorgesehen, die in einem Ausschnitt des Zifferblattes sichtbar wird, wenn die Uhr nicht mehr vom Netz gespeist wird. Die Klappe kann nur von Hand zurückgeschoben werden, wobei man dann die Zeiger wieder richtig stellt. Eine Uhr, die einen auf ihre Fehler aufmerksam macht, ist ein vollkommenes Geschöpf.

Es gibt auch Einrichtungen, die Störungen in der Stromversorgung von Uhren dadurch unschädlich machen, daß sie außer dem kleinen Elektromotor, der sonst die Zeiger treibt, ein Federwerk enthalten, das dauernd mit dem Motor läuft, und in kurzen Zeitabständen von diesem aufgezogen wird. Diese Gangreserve springt sofort an, wenn die Uhr keine Spannung mehr hat. Da aber, wie gesagt, Störungen heute so gut wie gar nicht mehr vorkommen, und oft selbst in einem Zeitraum von vielen Monaten nicht beobachtet werden können, kommt die kostspielige Gangreserve nur für besonders wichtige Anlagen in Betracht.

Oft wird der Techniker gefragt, wie diese Synchronuhren arbeiten und wie die geradezu verblüffende Ganggenauigkeit erreicht werden kann. Wie der Name andeutet, dienen kleine Synchronmotoren zum Antrieb der Zeiger. Das Hauptmerkmal dieser Motoren ist, daß ihre Drehzahl von der Polwechselzahl des sie speisenden Wechselstromes bestimmt wird. Bei den hier meist in Betracht kommenden Maschinchen, ist ein zweipoliger Anker vorhanden, der bei einer Periode des Wechselstromes genau eine Umdrehung vollführt. Da wir in Deutschland allgemein 50periodigen Wechselstrom verwenden, macht der Anker 50 Umdrehungen in der Sekunde oder 3000 in der Minute. Es würde also einfach ein kleines Getriebe genügen, das diese Drehzahl auf eine in der Stunde bzw. zwei am Tage herabsetzt, um ein sehr genaues Uhrwerk zu erhalten. Darin ist aber eine Bedingung eingeschlossen, nämlich, daß die Periodenzahl des Wechselstromes auch immer ganz genau 50 in der Sekunde bleibt, denn schon eine ganz winzige Abweichung hiervon würde einen genauen Lauf des Uhrwerkes unmöglich machen.

Im allgemeinen ist die Voraussetzung für eine unbedingte Frequenzgenauigkeit des Wechselstromes nicht gegeben, weil sie unmittelbar durch die Drehzahl der Stromerzeuger bestimmt wird. Die Umlaufgeschwindigkeit der Generatoren wiederum ist in gewissem Maße von der Belastung des Netzes abhängig. Je mehr Strom entnommen wird, desto langsamer laufen die Maschinen und umgekehrt, sofern ihre Drehzahl nicht fortlaufend nachgeregelt wird. Dazu ist nötig, daß der Maschinenwärter erkennen kann, ob die Maschine mit genau der richtigen Geschwindigkeit läuft. Die gewöhnlichen Drehzahlmesser sind für die zum Antrieb von Uhren nötige Genauigkeit nicht fein arbeitend genug.

Das Mittel, auch die geringsten Abweichungen von der vorschriftsmäßigen Geschwindigkeit festzustellen, ist die Periodenkontrolluhr. Sie enthält zwei Werke, und zwar ein Präzisions-Pendeluhrwerk, das elektrisch-automatisch aufgezogen und in kurzen Zeitabständen nach Sternwartenzeit kontrolliert wird, und ein Synchron-Uhrwerk ähnlicher Bauart, wie man sie für die gewöhnlichen Uhren verwendet. Jedes der beiden Werke treibt nicht nur ein Zeigerpaar, sondern außerdem noch je einen einzelnen, großen Minutenzeiger an. Diese beiden Minutenzeiger sind übereinander angeordnet und verschieden gefärbt. Damit ist die Möglichkeit gegeben, die Drehzahl der Stromerzeuger und somit auch die Periodenzahl des Netzes zu beobachten. Sie ist dann genau richtig, wenn die beiden Zeiger sich überdecken. Geht der von dem Synchronuhrwerk angetriebene Minutenzeiger vor, so weiß der Maschinenwärter, daß die Periodenzahl zu groß ist. Er muß dann durch Nachregeln der Drehzahl der Stromerzeuger den richtigen Zustand wieder herstellen. Alle an dem Netz angeschlossenen Synchronuhren, die infolge der zu hohen Netzfrequenz etwa vorgegangen waren, machen das Nachregeln mit und laufen dann wieder ganz genau. Die Abweichungen, die bei diesen Gelegenheiten vorkommen, sind verschwindend gering, denn sie betragen nur wenige Sekunden. Sie sind für die Uhr im Haushalt um so mehr vollkommen bedeutungslos als sie ja nur ganz kurze Zeit bestehen und dann ganz von selbst wieder ausgeglichen werden.

Daß die Synchronuhren erst verhältnismäßig spät eine größere Verbreitung finden konnten, obgleich das Prinzip schon lange bekannt ist, lag vor allen Dingen daran, daß gewöhnliche Synchronmotoren nicht von selbst anlaufen. Sie mußten von Hand erst auf die synchrone Drehzahl gebracht werden, was durch Ziehen einer Schnur über Drücken eines Hebels geschah. Das ist nicht nur lästig, sondern auch insofern unangenehm, als die Uhren bei noch so kurzen Stromunterbrechungen, die für die Ganggenauigkeit ohne wesentlichen Einfluß sind,sofort stehen blieben. Das änderte sich erst, als die AEG einen kleinen, selbstanlaufenden Synchronmotor herausbrachte, der im Grunde aus zwei ineinander gebauten winzigen Motorchen besteht, von denen der eine den Anlauf besorgt und den Anker bis dicht an die synchrone Drehzahl bringt, dann springt er »in Tritt«, wie der Fachmann sagt, und läuft nun mit vollkommener Genauigkeit weiter.

Die kleinen Synchronmotoren sind Wunderwerke der Feinmechanik. Der Anker wiegt nur wenige Gramm. Das Getriebe ist in einem Gehäuse eingeschlossen, das teilweise mit feinstem Öl gefüllt ist, so daß es selbst nach längerer Betriebszeit nicht geschmiert zu werden braucht. Die Genauigkeit, mit der gearbeitet werden muß und die damit verbundenen konstruktiven Schwierigkeiten gehen aus folgendem Beispiel hervor. Um die Leistung des winzigen Motors genügend groß zu halten, darf der Spalt, der zwischen dem Ständer und dem Läufer vorhanden sein muß, nur wenige zehntel Millimeter groß sein. Aus diesem Grunde dürfen sich die Lager auch nach sehr langer Gebrauchszeit nicht ändern und das, obwohl die Achse mit 3000 U/min Tag für Tag, Jahr für Jahr läuft. Eine durchaus befriedigende Lebensdauer konnte man dadurch erreichen, daß man die Achse des Ankers in Edelsteinen lagerte.

Dank der überaus feinen Arbeit ist die Kraft des Motors so groß, daß er Zeiger von 1 m Länge durchzieht. Erwähnt sei noch, daß neuerdings auch kleine, langsam laufende Synchronmotoren gebaut werden, die dank ihrer 16 Pole mit 375 U/min laufen. Im Prinzip ist ihr Aufbau der gleiche, wie der der Schnellläufer.

Zum Schluß sei noch auf einen Vorteil der elektrischen Uhren hingewiesen, der oft unterschätzt wird: sie brauchen nicht aufgezogen zu werden. Zwar ist das nur eine geringfügige Arbeit, aber jeder hat schon erfahren müssen, wie unangenehm es ist, wenn man sie einmal vergißt. Doppelt peinlich ist es, wenn das Stehenbleiben der Uhren nicht sofort bemerkt wird, was z. B. bei einem Wecker sehr leicht vorkommen kann.

Soeben erschien:

MELLEROWICZ, Konrad
Dr., Prof. a. d. Wirtschafts-Hochschule, Berlin

Kosten und Kostenrechnung

II. Band. Kostenrechnung

Erster Teil. Grundlagen und Verfahrensweisen.
Groß-Oktav. VIII, 266 Seiten. 1936. Geb. RM 9.—

Zweiter Teil. Anwendung.
Groß-Oktav. IV, 266 Seiten. 1936. Geb. RM 9.—

Der zweite Band dieses Werkes, der dem 1933 erschienenen ersten Band jetzt nachfolgt, gibt in zwei Teilen, unter sorgfältiger Auswahl des praktisch Brauchbaren, einen umfassenden Einblick in die neuzeitlichen Verfahrensweisen der Kostenrechnung (Betriebsbuchhaltung, Selbstkostenrechnung, Statistik, Wirtschaftsplanung, Kalkulationswerte, Verrechnungspreise, Standardkosten) und ihre Anwendung auf Preisstellung (z. B. Voll- und Teilkostenkalkulation, Monopolpreisbildung, staatliche Preisbildung, Preisschleuderei und Preiswucher), Betriebskontrolle (z. B. Zeit-, Betriebs-, Soll-Ist-Vergleich) und Betriebsdisposition.

Durch seinen umfassenden und neuzeitlichen Charakter geht dieses Werk über die bisherige Literatur hinaus und will allen Anforderungen der Praxis an ein neuzeitliches Rechnungswesen genügen, vor allem auch vom Standpunkte der neuen Wirtschaftsführung.

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Dr. Carl Leonhard Grüneberg

Der Sozialismus in Frankreich

Seine historischen Wurzeln und seine heutige Lage.

VIII, 74 Seiten. Brosch. RM 3.50

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

Biologie und Medizin

1.

Der biologische Gedanke in der naturwissenschaftlichen Medizin

In einer Zeit, in welcher so strenge Kritik an der sogenannten Schulmedizin geübt wird, ist es von besonderem Interesse, aus der Feder eines Fachmannes die Gründe zu erfahren, die solche — meist ablehnende — Kritik ermöglichten. Einer der ärgsten Vorwürfe, welcher gegen die Schulmedizin erhoben wurde, ist zweifellos der, daß sie sich durch einen fast völligen Mangel an biologischer Denkungsart auszeichne. Der Heidelberger Pharmakologe Fritz Eichholtz hat in seiner kleinen Schrift [1]), man darf sagen überzeugend dargetan, wie falsch gerade dieser Vorwurf ist, nur seien die biologischen Gedankengänge, welche zu den großen Errungenschaften der Schulmedizin führten, den meisten nicht bekannt oder wegen mangelnder Kenntnisse nicht sichtbar.

Ohne Zweifel birgt die eine oder andere spekulative Richtung, wie z. B. die Homöopathie, Wahrheiten in sich, die auch Eichholtz klar darlegt, doch stellen diese Wahrheiten nur Teilstücke der unendlichen Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der Lebensvorgänge dar, und es wäre eine Vermessenheit, mit diesen Teilstücken allein Therapie treiben zu wollen. »Die Menschen, die früher tollwütigen Hunden oder giftigen Schlangen zum Opfer fielen, die dem Wundstarrkrampf, der Diphtherie erlagen, die im Coma diabeticum, an Addisonscher Krankheit oder Tetanie, an Perniciöser Anämie, an Paralyse, an Avitaminosen und allergischen, an narkotischen Vergiftungen, an Malaria, Schlafkrankheit, Kala Azar, schweren Wurmkrankheiten und vielen anderen Seuchen zugrunde gingen, und die heute mit den wirksamen Arzneistoffen der naturwissenschaftlichen Medizin gerettet werden«, sind eindeutiger Beweis, daß die naturwissenschaftliche Medizin nicht auf dem falschen Wege ist. Wo aber ist der Beweis, »daß man mit spekulativen Methoden auf diesen Gebieten ähnliches erreichen kann?«

Wie kommt es, muß man sich weiter fragen, daß sich die spekulativen Richtungen so gewaltig durchgesetzt haben?, ohne einwandfreie Erfolge wäre ihre Verbreitung wohl kaum möglich und verständlich. Das hat in erster Linie seine historische Bedeutung. In einer Epoche, in welcher ein Ludwig XIV. während seines ganzen Lebens 20 000 Klistiere bekam, mußte ohne Zweifel die Tat Hahnemanns als eine Erlösung empfunden werden. Ähnliches mag auch heute gelten; das jetzige Aufblühen der Homöopathie beispielsweise kann als Reaktion auf die vielen Arzneien angesehen werden, mit denen der heutige Arzt behandelt, ohne deren toxische Seite immer genügend zu beachten. Hier bedeutet die Homöopathie für die Schulmedizin ein Gewinn, denn sie zwingt letztere, besser auf die Nebenwirkung ihrer Arzneien zu achten als es bisher geschehen ist. »Die besondere Gefahr nämlich, die vom modernen Arzneischatz ausgeht, und die lange Zeit nicht erkannt worden ist, läßt sich nur verstehen im Zusammenhang mit den übrigen Schäden der Zivilisation.« Denn die vielen Schäden verändern die Reaktionsweise der Menschen. Eichholtz glaubt besonders die falsche Ernährung hierfür anzuschuldigen. Dies ist einleuchtend, man mache sich allein einmal die Tatsache klar, daß bei gleichzeitigem Alkoholgenuß die meisten Wurmmittel eine gefährliche Giftsteigerung erfahren — warum sollen nicht Ernährungsschäden ähnliche, wenn auch nicht so augenfällige, Veränderungen bedingen, durch welche sonst leichte Gifte eine zerstörende Wirkung ausüben können?

Darin liegt das Wertvolle dieser Schrift, daß der Verfasser nicht nur eine mutige und dabei sachliche Verteidigung der Schulmedizin führt, sondern auch ihre Schwächen aufdeckt und neue Wege zeigt, auf denen man diese Gefahren umgehen kann.

Dr. a. h.

[1]) Fritz Eichholtz, Der biologische Gedanke in der Medizin. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1935. 8. Abhandlung. 41 S., 1.— RM. Weiß'sche Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

2.

Vitamine und Mangelkrankheiten

Bis zu den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts galt das von der Chemie und Physiologie bestätigte Grundgesetz, daß vier Grundtypen von Nahrungsstoffen, nämlich Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate und Salze (neben Wasser) genügten, um den menschlichen Organismus aufzubauen und zu erhalten. Im Jahre 1896 sprach der englische Physiologe Hopkins, der medizinische Nobelpreisträger von 1929, zum ersten Male aus, daß der menschliche Körper außer diesen Nahrungsstoffen noch andere Stoffe lebensnotwendig gebrauche, daß also eine Nahrung, die nur aus Eiweiß, Fett, Kohlenhydraten und Salzen bestände, nicht vollwertig zusammengesetzt sei und im Jahre 1906 verkündete derselbe Gelehrte der wissenschaftlichen Welt zum ersten Male mit Nachdruck, daß »zwischen den noch unbekannten lebenswichtigen Bestandteilen der Nahrung und vielen menschlichen Krankheiten innige Beziehungen bestehen müßten«. Der Begriff der »Mangelkrankheiten« war damit geboren.

Der experimentelle Nachweis des Vorhandenseins dieser von Hopkins vorausgeahnten Stoffe gelang in den Jahren 1909—1913; er ist an die Namen Stepp, Hopkins und Funk geknüpft. Letztere prägten für diese bisher unbekannten Zusatzstoffe den Ausdruck, der von der ganzen Welt übernommen wurde, er nannte sie Vitamine. (Übrigens ein wenig glücklich gewählter Ausdruck: Vita heißt das Leben, Amine bedeutet Eiweißkörper; Vitamine haben aber mit Eiweiß nichts zu tun.) Für die durch Mangel an Vitaminen entstehenden Krankheiten wurde der Name Avitaminosen eingeführt.

Mit allen Mitteln chemischer Technik und medizinischer Forschung ist man in den vergangenen zwanzig Jahren den Vitaminen auf den Leib gerückt und heute ist die Lehre von den Vitaminen ein großes, stolzes Gebäude geworden.

Man muß dem Autor Hermann Rudy dankbar sein; er hat in vorbildlicher Weise in seinem unten genannten Büchlein [1]) den Grundriß und Aufriß dieses Gebäudes gezeichnet: nichts setzt er voraus, als ein begeistertes Interesse für die Wunder in uns und um uns. In klarer, im besten Sinne des Wortes allgemein verständlicher Form unterstützt durch seltene mit Liebe und Fleiß zusammengestellte Abbildungen, werden nach einer informierenden Einleitung im ersten Hauptteil die Mangelkrankheiten lebendig und anschaulich vorgetragen. Daran schließt sich als zweites großes Kapitel: Die Vitamine als Stoffe. »Wie der Ernährungsphysiologe und der Chemiker die Vitamine sehen.« Auch der fachkundige Leser wird ein ehrliches Staunen nicht unterdrücken kqnnen, wenn er sieht, wie der Autor auf knappen 80 Seiten die Chemie und Physiologie der Vitamine in einer wirklich gründlichen, wissenschaftlichen einwandfreien, sachlichen und klar verständlichen Weise abhandelt. — Die letzten drei Kapitel, »Die Vitamine in der Pflanze«, »Die Vitamine als Heilmittel«, »Einiges über die menschliche Ernährung«, zeugen von gleicher gründlicher Sachkenntnis.

Nachgerade anspruchsvoll wird der ärztliche Leser beim Studium dieses kleinen Werkes von Rang, zumal, wenn er hinter dem Titel zuerst ein populäres Buch im üblichen Sinne vermutet hat. Die Bedeutung der Vitamine als Heilmittel ist heute allgemein bekannt, weniger dagegen eine Reihe neuerer Sondererfahrungen; man beginnt kritisch zu suchen und wird nicht enttäuscht. Es findet sich fast alles: Die Stillung von Gewebs- und anderen Blutungen mit Vitaminen; die Vitaminbehandlung von Bronchialasthma usw. und auch die letzte Errungenschaft, die Behandlung der Basedowschen Krankheit besonders aber die Schilddrüsenüberfunktionen geringeren Grades, der sogenannten Thyreotoxikosen mit großen Mengen von Vitamin A (Vogan), eine Tatsache, die selbst in den Kreisen der Ärzte noch nicht allgemein bekannt ist.

Bei einer Neuauflage würden noch einige neueste Erfahrungen zu erwähnen sein, so z. B. die von Caspari, das dem Vitamin-B-Komplex eine starke wachstumsfördernde Wirkung auf Geschwülste zukommt, daß somit schon bei Verdacht auf Vorhandensein einer Geschwulst Vitamin B nicht verabreicht werden darf. Frenkel und ferner auch Gereb und v. Gordon empfehlen allgemein vitaminarme Kost bei Geschwulstleiden. — Von Bedeutung sind auch die Forschungsergebnisse von Seyderhelm (1935) über die Einzelheiten der Aufruhrsteigerung der Blutkörperchen aus dem Knochenmark durch Verabreichung von Vitamin C und D. — In letzter Zeit wird auch die Feersche Krankheit, die Neurose der Kleinkinder, eine eigenartige Störung des Allgemeinbefindens mit schlechter Stimmung, unruhigem Schlaf, Appetitlosigkeit, anhaltendem Schwitzen usw. als Mangelkrankheit aufgefaßt. Das Gleiche gilt von der sogenannten Zöliakie (einer seltenen Erkrankung, die am häufigsten im 2.—5. Lebensjahr auftritt mit einer eigenartigen Nervosität bis zu Wutanfällen, rückständiger Entwicklung, großem Bauch, blasser Haut, Unterentwicklung der Muskeln usw.), die als Vitamin B-Mangelsymptom gewertet wird und bei der Györgi Erfolge durch Verabreichung von Vitamin B_2 strichhaltigen Herzmuskelextrakt erzielte.

Dr. W. Pschyrembel
Berlin

[1]) Rudy, Hermann, Vitamine und Mangelkrankheiten. Ein Kapitel aus der menschlichen Ernährungslehre. 159 S., 37 Abb. Berlin 1936. Sammlung: Verständliche Wissenschaft, 27. Band. Julius Springer. RM. 4.80.

3.

Vom Wildtier zum Haustier

Häufig wird die Frage aufgeworfen, wie es denn überhaupt möglich war, eine so große Menge der verschiedensten Haustierformen hervorzubringen, die heute den Wohnraum des Menschen teilen. Darauf gibt Hans Nachtsheim vom Institut für Vererbungs- und Züchtungsforschung der Berliner Universität eine erschöpfende und für weiteste Kreise durchaus verständliche Antwort [1]). Die Triebkräfte jeder Haustierwerdung sind nämlich naturgegebene, erbliche Variationen (Mutationen), die der Mensch festhält, indem er die Mutanten, wie die erblich abgeänderten Individuen heißen, weiterzüchtet und ihre Eigenschaften mit anderen kombiniert. — In den einleitenden Abschnitten seines Buches erläutert der Verfasser den Unterschied zwischen der natürlichen und künstlichen (d. i. vom Menschen ausgeübten) Auslese sowie zwischen den Mutationen und den — nicht erblichen und daher für die Haustierwerdung bedeutungslosen — Modifikationen und zeigt dann, welche Mutationen der Mensch bei verschiedenen Wildtieren zur Rassenzüchtung benutzt hat. Eine Übersicht über die wichtigsten Haustiere mit ihren wildlebenden Stammformen veranschaulicht ihre Herkunft und ihr Alter; das älteste Haustier ist der Hund, der auf die mittlere Steinzeit zurückgeht. — Im zweiten Teile wird an einem bestimmten und besonders gut durchgearbeiteten Beispiel, dem Kaninchen, dessen Rassenbildung der Verfasser selbst eingehend untersucht hat, in fesselnder Weise geschildert, wie der Mensch im Laufe einiger Jahrhunderte Schritt für Schritt aus einem Wildtier ein Haustier mit einer Fülle verschiedenster Rassen hervorgebracht hat. Ein besonderes Kapitel ist dem wilden Kaninchen gewidmet, dessen natürliche Verbreitung schon im Altertum vom Menschen weitgehend beeinflußt worden ist.

Priv.-Doz. Dr. Rob. Mertens
Frankfurt a. M.

[1]) Hans Nachtsheim: Vom Wildtier zum Haustier. VIII + 100 S., 50 Abb. Verlag Alfred Metzner, Berlin 1936. RM 3.80.

Die Auswertung zahlenmäßiger Beobachtungen in der Biologie

Eine praktische Anleitung in Beispielen

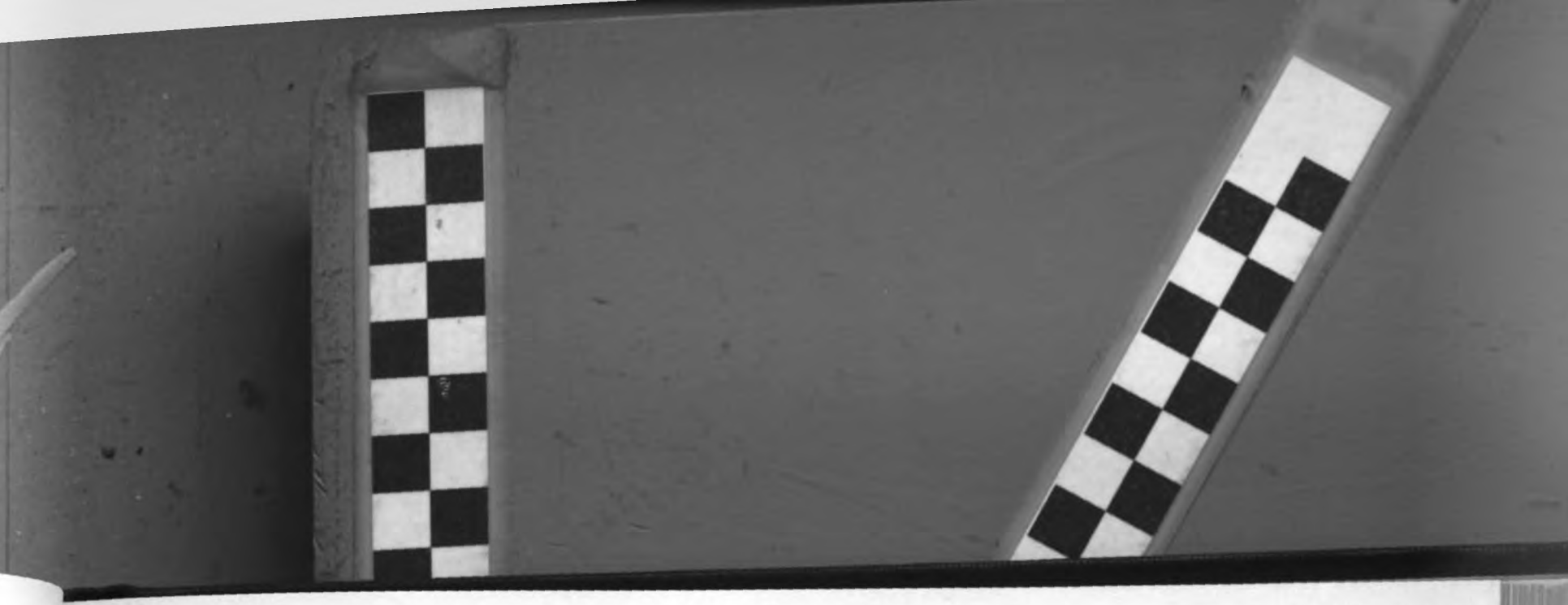
Von Dr. phil. et med. AUGUST PÜTTER, o. ö. Professor der Physiologie in Heidelberg

Mit 7 Figuren. Groß-Oktav. 56 Seiten. 1929. RM 5.—

Eine unmittelbar für die praktische Institutsarbeit geschaffene Darstellung der mathematischen Rechnungen, die zur Fehlerrechnung in der Biologie notwendig sind.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google



DR. W. REUSSE

Grundsätzliches zum Fernsehen

Die ersten Versuche zur Verwirklichung eines drahtgebundenen oder drahtlosen Fernsehens stammen aus früherer Zeit, als es im allgemeinen wohl angenommen wird, nämlich aus den ersten Jahren des Jahrhunderts. Es ist nun sehr interessant, festzustellen, daß schon in diesen ersten Vorschlägen grundsätzlich dieselben Wege beschritten worden sind, wie es in dem modernen Verfahren auch noch geschieht. Ausgangspunkt bietet in allen Fällen die Struktur des Auges als optisches Wahrnehmungsorgan. Das lichtempfindliche System des Auges besteht bekanntlich aus Millionen von Stäbchen und Zäpfchen, deren jedes durch eine eigene Nervenleitung mit dem Gehirn als Registrierstelle verbunden ist. Wir sehen also gewissermaßen kein kontinuierliches, sondern ein aus sog. Rasterelementen zusammengesetztes Bild.

Die Gehörwahrnehmung besitzt im Gegensatz dazu nicht diese Rasterung, hier haben wir vielmehr im Ohr ein einziges Aufnahmeorgan mit entsprechender Nervenleitung zum Gehirn, das die Summe aller das Trommelfell treffenden Schallimpulse zusammengefaßt aufnimmt und überträgt. Aus dieser grundlegenden Verschiedenheit beider Sinnesorgane zog man schon frühzeitig die richtigen Konsequenzen. Für Fernhören und -sehen benötigt man ja gewissermaßen ein künstliches Ohr bzw. Auge, dessen technischer Aufbau dem der betreffenden Sinnesorgane möglichst weitgehend entsprechen muß, um einen »natürlichen« Eindruck bei dem Hörer bzw. Beschauer zu vermitteln. Mit der viel einfacheren Struktur des Gehörvorganges erklärt sich so auch die Tatsache, daß die Schwierigkeiten des Fernhörens viel eher überwunden werden konnten als die des Fernsehens. Das Mikrophon, das die Schallwellen in elektrische Impulse zu verwandeln hat, ist in der Tat wie das Ohr mit einem einzigen schwingungsfähigen Organ (Membran) ausgestattet, das für die Aufnahme sämtlicher Schallreizungen zuständig ist.

Die ersten Vorschläge für Fernsehgeräte schließen sich dem Bau des Auges vollkommen an, und zwar etwa in der folgenden Weise: Es sei ein ruhendes Bild (Photographie, Zeichnung) zu übertragen. Man bildet die Vorlage auf ein Feld von Selen- oder Photozellen (Organe, die Lichtimpulse in solche elektrischer Natur umwandeln) ab, das etwa der Netzhaut entsprechen würde. Von jeder Zelle aus geht eine Drahtverbindung zu einer kleinen Glimmlampe, die je nach der Helligkeit, mit der die ihr zugeordnete Zelle beleuchtet wird, mehr oder weniger aufleuchtet. Dabei müssen die Glimmlampen natürlich in derselben geometrischen Anordnung vorliegen wie die entsprechenden Aufnahmezellen. Dieses volle Analogon zum Auge hat kaum mehr als methodisches Interesse. Realisierbar wird das Verfahren erst dann, wenn man dazu übergeht, ein einziges Aufnahmeorgan (Selen- oder Photozelle) mit einem einzigen Übertragungskanal als Gebergerät zu wählen. Die Rasterung wird dabei in das Bild verlegt, indem man dasselbe etwa mit einem feinen Lichtpunkt in Form paralleler Zeilen »abtastet«. Die von jedem abgetasteten Punkt des Bildes reflektierte oder durchgelassene Lichtmenge ist dann ein Maß für die Helligkeit und erregt entsprechend die Aufnahmezelle. Bei der Wiedergabe im Empfängergerät muß dafür gesorgt werden, daß die übertragenen Stromimpulse rückwärts wiederum Bildpunkte erzeugen, die dann in der dem Geber entsprechenden Weise synchron aneinander gereiht werden müssen. Naturgemäß wird die Schärfe des übertragenen Bildes mit zunehmender Zahl von Bildpunkten (wachsender Verfeinerung des Rasters) immer besser werden. Es gibt verschiedene technische Möglichkeiten, die dem Geber gleichlaufende Wiedergabe im Empfänger zu verwirklichen, von denen hier jedoch im Einzelnen nicht die Rede sein soll. Die Zeit, in der ein solches Bild abgetastet und übertragen werden kann, hängt natürlich von der Zahl der Bildpunkte, der Größe des Bildes, den technischen Eigenschaften des Gerätes usw. ab.

Bei dem eigentlichen Fernsehen stellen wir nun noch einen weitergehenden Anspruch. Es sollen nämlich bewegliche Bilder, Filme, Spielszenen und dgl. übertragen werden. Wir können uns jetzt nicht mehr damit begnügen, eine Übertragungsdauer von mehreren Sekunden oder gar Minuten je Bild zuzulassen.

Aus der Kinotechnik ist bekannt, daß man, um bei beweglichen Bildern den Eindruck gleichförmiger Bewegung ohne trennende Pausen zu bekommen, etwa 25 Bilder in der Sekunde aneinander reihen muß. Die untere Grenze beträgt wohl etwa 10 Bilder je Sekunde. Das hängt mit der Lebensdauer des optischen Nachbildes auf der Netzhaut zusammen, die etwa $^1/_{10}$ Sekunde beträgt. Mit etwa gleicher Bildzahl je Sekunde müssen wir also bei Fernsehgeräten rechnen, wenn wir einen wirklich bildmäßigen Eindruck vermitteln wollen.

Dabei muß das Einzelbild als solches aber auch gewisse Mindestforderungen an Schärfe erfüllen. Wie oben ausgeführt wurde, nimmt die Schärfe mit steigender Feinheit des Rasters, also zunehmender Zahl von Bildpunkten zu. Andererseits steigen naturgemäß die technischen Schwierigkeiten, so daß man in der Wahl der Bildpunktezahl auf einen günstigen Mittelwert angewiesen ist. Für die jetzt in Deutschland üblichen Geräte hat man sich auf eine Norm von 40 000 Bildpunkten, die auf 180 Zeilen verteilt sind, festgelegt. Man erhält auf diese Weise einerseits Bildschärfen, die als hinreichend zu bezeichnen sind, andererseits ist die technische Bewältigung dieser Bildpunktzahlen nicht allzu schwierig. Die moderne Entwicklung geht jetzt in Richtung auf eine Verdoppelung der Zeilenzahl und damit Zunahme der Bildschärfe.

Noch ein anderer mit dem obigen in unmittelbarem Zusammenhang stehender Gesichtspunkt ist für die Fragen des Fernsehens von ausschlaggebender Bedeutung: Wir sahen, daß jedes Bild aus 40 000 Bildpunkten zusammengesetzt ist. Da außerdem 25 Bilder in der Sekunde übertragen werden sollen, so bedeutet das, daß in jeder Sekunde 25 × 40 000 = 1 Million Impulse übertragen werden müssen. Das bedeutet im Falle von Kabelübertragung Schwierigkeiten, die man erst seit kurzer Zeit technisch bewältigen kann. Bei drahtloser Übertragung wird durch die hohe Impulszahl die Wellenlänge des Senders diktiert. Auf die nicht ganz einfachen Zusammenhänge zwischen der zu übertragenden Frequenz (hier Bildpunktzahl) einerseits und der Trägerfrequenz (Wellenlänge) des Senders andererseits soll hier nicht eingegangen werden. Es ergibt sich jedenfalls, daß man Fernsehsendungen nur mit sehr hohen Frequenzen, d. h. Ultra-Kurzwellen übertragen kann. Es sind dies die Wellen in dem Gebiet unterhalb 10 m. Diese zeigen nun aber eine sehr nachteilige Eigenschaft, das ist ihre geringe Reichweite. Man kann Ultrakurzwellensendungen praktisch befriedigend nur im Gebiet der optischen Sicht des Senders empfangen, da die Ultra-Kurzwellen im Gegensatz zu den normalen Rundfunkwellen (2000 bis 100 m) und den Kurzwellen (100 bis 10 m) quasioptischen Charakter haben. Wollte man also einen Fernsehrundfunk in ähnlicher Weise ermöglichen, wie den üblichen Tonrundfunk, so müßte man ein sehr enges Netz von Fernsehsendern aufbauen. Dadurch wird allerdings die ökonomische Seite des Fernsehens sehr in Frage gestellt. Nimmt man noch hinzu, daß ein normaler Fernsehempfänger ein recht erhebliches Maß an technischem Aufwand erfordert, so daß die einfachsten Geräte schon mehrere Hundert Reichsmark kosten, dann sieht man, daß noch ganz beträchtliche Entwicklungsarbeit geleistet werden muß, bis das Fernsehen auf eine ähnliche Stufe gebracht sein wird, wie der akustische Rundfunk.

In dieser kurzen Zusammenfassung sollte nur das Grundsätzliche über die Möglichkeiten des Fernsehens gesagt werden. Technische Einzelheiten sind bewußt zurückgestellt worden, da sie für den Laien eine große Zahl unbekannter Aufbauelemente enthalten, deren Beschreibung im Einzelnen einen sehr breiten Raum erfordern würde.

Allgemeine Photochemie

Ein Hand- und Lehrbuch für Studium und Forschung. Für Mediziner, Biologen, Agrikultur-Chemiker, Botaniker usw. Von J. PLOTNIKOW, ö. o. Professor und Direktor des Physikal.-Chemischen Instituts an der Technischen Fakultät der Universität Zagreb. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 218 Figuren im Text. Groß-Oktav. VIII, 909 Seiten. 1936. RM 28.50, geb. 30.—

Das vorliegende Buch hat in seiner Neuauflage eine völlige Umarbeitung erfahren und steht nun wieder ganz auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung. Der Leser findet in ihm eine ausführliche Darstellung der bisher bekannten anorganischen und organischen Lichtreaktionen und darüber hinaus die physikalischen und chemischen Grundlagen der Wechselwirkung zwischen Materie und strahlender Energie mit den Erscheinungen der Fluoreszenz, der Lumineszenz, der akustisch-chemischen Prozesse und der Wirkung der ultraroten, ultravioletten und Röntgenstrahlen. Alle diese Erscheinungen werden in einfacher und klarer Darstellung beschrieben und ihre inneren Zusammenhänge aufgezeigt. Sehr reizvoll werden die Ausführungen unterstützt durch interessante Abbildungen über die praktische Bedeutung der Ultrarot- und Ultraviolettphotographie für Medizin, Biologie, Paläontologie, Archäologie, Kriminalistik usw. — Der historisch interessierte Leser findet in dem Buch eingehende Angaben über die Entwicklung der einzelnen Zweige der Photochemie.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Dr. Kurt Adolf Mautz

Die Philosophie Max Stirners

im Gegensatz zum Hegelschen Idealismus

142 Seiten. Brosch. RM 6.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

Naturwissenschaft u. Technik

1.

Das Weltbild heutiger Naturerkenntnis

Zweiundneunzig Jahre sind verflossen seit dem Novembertrage des Jahres 1844, da Alexander von Humboldt die Vorrede zum ersten Bande seines »Kosmos« unterzeichnete. Es war der bislang letzte Versuch einer Darstellung unseres gesamten Wissens von der Welt aus der Feder eines einzelnen Mannes, dem zwar viele Mitarbeiter und Freunde Einzelheiten zu seinem großen Werke lieferten, der aber allein die Darstellung als Monument aus einem Guß gestaltete. Was für jene Zeit in den beiden ersten Bänden des Kosmos geschaffen wurde, wird für eine allgemeinverständliche und trotzdem wissenschaftlich verläßliche Darstellung des Standes naturwissenschaftlicher Erkenntnis hohes und schwerlich in gleicher Künstlerschaft erreichbares Ziel bleiben. Denn der Versuch einer ähnlichen Schilderung ist seitdem zwar jedes Menschenalter gemacht worden. Immer aber war es fortab ein Kreis von Gelehrten, der sich zur Durchführung eines solchen verantwortungsvollen Unternehmens zusammenfand.

In die Reihe dieser Versuche gehört innerhalb gewisser Grenzen auch das von Woldemar Klein herausgegebene „Buch der Natur", das von einem älteren Werke mit höheren wissenschaftlichen Anforderungen an die Leserschaft den Gesamttitel übernimmt, sich aber, wie es für diesen Zweck wohl angemessen ist, einer weit kürzeren und weniger anspruchsvollen Darlegung befleißigt. Gerade eine allgemeinverständliche Darstellung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse gehört zu den schwierigsten Aufgaben literarischer Gestaltung, die überhaupt gestellt werden können, und sie ist nur selten von so genialen Könnern wie Helmholtz, Tyndall, Planck oder Eddington in wahrhaft befriedigender Weise gelöst worden. Wenn man daher mit gerechtem Maße messen will, wird man zugestehen müssen, daß in der von Klein herausgegebenen Sammelarbeit die gestellte Aufgabe ehrlich und sauber gelöst ist, und daß unter der Mitarbeit von Kritzinger (Astronomie), Gripp (Geologie und Paläontologie), Kofink (Physik und Chemie), Thesing (Biologie) und von Aster (Naturphilosophie) eine Darstellung entstanden ist, die wichtige Forschungsergebnisse und Gedankengänge der heutigen Naturwissenschaft klar und verständlich vorträgt. Die Darstellungen Gripps und von Asters scheinen mir dabei jede in ihrer Art besonderen Lobes wert, und der Abschluß des ganzen Werkes durch dieses von Astersche Kapitel: »Der Geist. Denken und Weltbild« ist ein besonders glücklicher und begrüßenswerter Gedanke des Herausgebers.

Für eine Neuausgabe, die wir dem guten und preiswerten Buche wünschen, möchten wir einige Wünsche äußern. Es würde sich zunächst um die Überprüfung einiger Bildunterschriften handeln, die nicht richtig sind, sowie um Berichtigung einzelner Druckfehler. Von grundsätzlicher Bedeutung scheint uns aber folgende Frage zu sein: Ist nicht bei der noch immer weit verbreiteten Neigung zu gläubiger Hingabe an astrologische Gedankengänge oder zum Entwurf ebenso kühner wie grotesker Weltbilder eine Darlegung, wie sie in dem Kritzingerschen Abschnitt „Das Erlebnis des Kosmos« gegeben wird, grade in dieser für weite Kreise bestimmten Darstellung höchst bedenklich? Zur Behandlung der hier aufgeworfenen Fragen gehört mehr an Selbstkritik und Verantwortungsbewußtsein, als den meisten Menschen eignet. Was aber letzten Endes noch eine Frage ist, die unter Gelehrten eben erst aufgeworfen ward und über deren genaue Gestaltung man im Grunde noch ringt, darf so nicht in einer allgemeinen Darstellung behandelt werden, für die sonst grade die Sicherheit der vorgetragenen Kenntnisse bezeichnend ist. Die Gefahr der Heranzüchtung eines draufgängerischen Dilettantismus, der durch Lautheit des Gebarens ersetzt, was ihm an verantwortungsvoller Vorbereitungsarbeit fehlt, ist eine der schwersten Gefahren, denen das deutsche Geistesleben ausgesetzt werden kann.

Und noch eine weitere Bitte möge erlaubt sein, die sich nicht nur an den Herausgeber dieses Buches richtet, sondern als bedauerliche Feststellung zugleich für sehr viele außerhalb des deutschen Sprachgebietes erscheinende Bücher gilt. Jedes Bild, das mehr als eine eigens für das vorliegende Buch geschaffene Skizze ist, gehört entweder als geistiges Eigentum einem anderen zu oder besitzt kulturhistorisch Dokumentenwert. Eine genaue Angabe der Bildquelle sollte daher eine Selbstverständlichkeit sein, zumal wir ja nicht mehr im Zeitalter des Faustrechts leben. Leichtfertige Bildunterschriften beweisen stets einen Mangel an Sorgfalt oder an Achtung vor fremder Leistung bei demjenigen, der für sie verantwortlich ist. Grade weil aber das Bild heute in vielen Fällen fast ebenbürtig neben das Wort in erläuternder Darstellung tritt, muß ihm eine gleiche, bis ins Einzelne gehende Sorgfalt bei der Wiedergabe und Beschriftung zu teil werden.

Dr. Hans Schimank
Hamburg

Buch der Natur. Eine allgemeinverständliche Einführung in die wichtigsten Tatsachen der Naturforschung. Herausgegeben von Woldemar Klein. Gustav Kiepenhauer Verlag. Mit 196 Abbildungen im Text u. 174 auf Tafeln, 448 S. Großoktav. RM 7.80

2.

Logik der Forschung

Aufgabe des Werkes ist es, eine Lehre von der »deduktiven Methodik der Nachprüfung« im schärfsten Gegensatz zur Induktionslogik, die durch eingehende kritische Untersuchungen als Wissenschaftslehre abgelehnt wird, zu entwickeln. Es soll bereits mit dem vorwissenschaftlichen und vorsystematischen Da-igen beginnend und aus ihm hervorwachsend, eine Methodik und Erkenntnislehre insbesondere der exakten Naturwissenschaften gegeben, und die Bausteine zu einer Theorie der Erfahrung zusammengetragen werden, die nach dem Prinzip der Nachprüfbarkeit ihrer Aussagen sozusagen automatisch den Weg dieser Wissenschaften in ihren Grundzügen, Problemkreisen und ihren Lösungen und in ihren neuen Fragestellungen beherrscht und leitet.

Ansatz und Ausgangspunkt der systematischen Ordnung und der Gewinnung der methodischen Normen einer Theorie der Erfahrung ist die direkte Umkehrung einer in diesem Zusammenhang immer als grundlegendstes Kriterium angesehenen (axiomatischen) Festsetzung, nämlich der, daß alle empirisch-wissenschaftlichen Aussagen verifizierbar sein, d. h. eindeutig entscheidbar sein müssen. Demgegenüber zeichnet der Verfasser die logische Form des Wissenschaftssystems negativ aus: »Ein empirisch-wissenschaftliches System muß an der Erfahrung scheitern können«, seine Aussagen müssen falsifizierbar sein. »Naturgesetze sagen um so mehr, je mehr sie verbieten« (S. 13). — Dieser sowohl logisch, wie methodologisch überaus fruchtbare Gedanke, dessen Tragweite im Einzelnen bisher noch nicht untersucht worden ist, liefert dem Verfasser die zu einer Wissenschaftstheorie der exakten Naturwissenschaften führenden Grundelemente. Als sein neues (im Gegensatz zur Induktionslogik) Abgrenzungskriterium erlaubt es eine systematische Gewinnung der methodischen Regeln und Verfahrungsweisen (»Basissätze«) und führt zu einer »Logik der (Natur-)Forschung« im eigentlichen Sinne. Diese Basissätze sind Festsetzungen im Sinne von »Spielregeln« und sollen als solche denkerisch und empirisch-wirklich die Falsifizierbarkeit der »höheren« Aussagen eines Wissenschaftssystems gewährleisten. Als Festsetzungen sind sie modifizierbar und die eigentlichen Träger der Entscheidbarkeit einer konkreten Aussage auf ihre Falsifikationsmöglichkeiten hin.

Der Verfasser verdankt dem sog. Konventionalismus, den Wissenschaftslehren H. Poincarés, P. Duhems, und insbesondere derjenigen H. Dinglers gerade in Hinsicht der denkerischen Beherrschung des wissenschaftlichen Experimentes seine entscheidendsten Gedanken, lehnt diese Lehren aber aus seiner Grundfestsetzung heraus natürlich ab. In Wahrheit aber sind sowohl seine Grundthese der Falsifizierbarkeit, als auch seine Basissätze methodische Festsetzungen im Sinne des Konventionalismus, den er überwinden will. Der Wissenschaftsbegriff Poppers und seine Fundierung sind für jeden ernsten Forscher einfach unannehmbar und absurd. »Die empirische Basis der objektiven Wissenschaft ist nichts 'Absolutes'; die Wissenschaft baut nicht auf Felsengrund. Es ist eher ein Sumpfland, über dem sich die kühne Konstruktion ihrer Theorie erhebt« (S. 66). Hierzu kann man den Verfasser nur fragen, weshalb er eigentlich Wissenschaft treibt, wenn er glaubt, daß sie im Sumpfland errichtet ist? ! — Es ist dies offenbar eine völlige Verkennung jeder denkerisch-wissenschaftlichen Planung, die doch nur im Ideellen statthaben und erst die Brücke zur sog. »empirischen Basis« sein kann.

Das Kernstück und der an eigenen Gedanken reichste Teil des Werkes ist eine teils bis ins Einzelne ausgeführte Theorie des Wahrscheinlichkeitsbegriffs, die die gegen die bekannten Wahrscheinlichkeitslehren erhobenen Einwände methodisch zu umgehen sucht und mit besonderer Eindrücklichkeit auf die statistische Methode in der heutigen Physik eingeht. Poppers »Bemerkungen zur Quantenmechanik«, insbesondere seine Kritik an den Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelationen sind im Rahmen seiner Deduktionen — die freilich nicht allgemein anerkannt werden dürften — von einer unwiderleglichen Folgerichtigkeit, wenn man auch seinen diesbezüglichen Formulierungen nicht immer zustimmen kann. Ein kurzer Teil über »Bewährung« und Ausblicke auf den weiteren Gang der Wissenschaft schließen das Werk ab.

Dr. M. Steck
T. H. München

Karl Popper: Logik der Forschung (Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft), Verlag J. Springer, Wien 1935. 248 S. RM 13.50

3.

Die Welt des Schalles

Was von der Welt des Schalles zu lehren war, wurde einstmals an den Hochschulen bei der Kommentierung aristotelischer Schriften abgehandelt oder bildete als »musica« ein Sondergebiet des Vierwegs, des quadriviums, der für den Gebrauch der Kirche an ihren Schulen Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik lehrte. Anschließend an Keplers kühnste Gestaltung einer Welt, die klingt, eines astronomischen Weltbildes auf harmonischer Grundlage, das er in seinen Harmonices libri quinque, den fünf Büchern der Harmonik entwarf, erläuterte im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts der gelehrte Minoritenpater Marin Mersenne das Wissen seiner Zeit über Schall und Klang in den »Zwölf Büchern der Harmonik, darinnen von Natur, Ursachen und Wirkungen der Töne, von Konsonanz und Dissonanz, vom Verhältnis der Töne, Tongeschlechtern, Tonarten, von Gesang, Komposition und von den Musikinstrumenten der ganzen Welt gehandelt wird«. In deutscher Sprache lag der Versuch einer solchen Darstellung erstmals im Jahre 1684 vor, als Athanasius Kirchers »Phonurgia« zu Nördlingen verdeutscht unter dem Titel erschien: »Neue Hall- und Thonkunst oder Mechanische Gehaim-Verbindung der Kunst und Natur«. Während das 18. Jahrhundert sich in der Hauptsache an Einzeluntersuchungen und Einzeldarstellungen genügen ließ, weist das 19. Jahrhundert zwei bedeutsame und wegweisende Werke auf. 1802 erschien im Verlage von Breitkopf und Härtel »Die Akustik, bearbeitet von Ernst Florens Friedrich Chladni« und 1863 im Viewegschen Verlage zu Braunschweig »Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik von H. Helmholtz«.

Seit dieser Zeit ist unsere Kenntnis vom Wesen der Töne sehr stark angewachsen. Fragen, die zuvor beinahe bedeutungslos waren, wie die der Lärmabwehr, der Tiefenmessung durch Echolotung, der Unterwasserschallsignale, haben große technische Bedeutung gewonnen. Die genaue Klanganalyse und die erst mit ihrer Hilfe lösbaren Aufgaben guter Schallwiedergabe haben durch die Ausbreitung des Schallplattengerätes, des Rundfunks und des Tonfilms geradezu volkswirtschaft-

Digitized by Google

liche Bedeutung gewonnen, und der sogenannte Ultraschall offenbart Wirkungen auch auf dem Gebiete der physiologischen Chemie, an die zuvor niemand gedacht hätte. Es ist also wirklich keine Übertreibung mehr, wenn man von einer Welt des Schalles spricht. Um sich in dieser Welt zurecht zu finden, bedarf es aber eines Führers, und es ist ein unbestreitbares Verdienst, daß der Wiener Physiologe Ferdinand Scheminsky die Rolle dieses Führers übernommen hat. Sein Buch »Die Welt des Schalles« ist von einer erstaunlichen Reichhaltigkeit und dabei von einer Klarheit der Schilderung, die es zu einem an die besten englischen Vorbilder erinnernden Beispiel allgemeinverständlicher Darstellung macht. Es ist sicher, daß der Fachgelehrte auf seinem Sondergebiet zu anderen Werken als dem Scheminskys greifen wird, aber selbst dort wird er häufig nicht so schnelle und gute Auskunft über etwas weiter abliegende Grenzgebiete finden wie bei Scheminsky. Besonders verdienstlich erscheint mir aber, daß in unserer Zeit, die den unerhörten Lehrwert des Bildes neu begreift und die man — wollte man mit neugeprägten Fremdworten spielen — beinahe als das graphodidaktische Zeitalter bezeichnen könnte, der Bebilderung ein breiter Raum eingeräumt ist und daß diese Bilder mit ebenso viel Umsicht wie Liebe ausgewählt sind. Ich glaube, daß selten in einem Buche Kulturträchtigkeit und Kulturverbundenheit naturwissenschaftlicher Forschung so klar zu Tage getreten sind wie in dieser »Welt des Schalles« von Scheminsky mit ihrer von einheitlichem Gesichtspunkte durchgeführten Überschau über weite Bezirke von der Physik und Physiologie über Zoologie und Ethnologie bis zu Grenzfragen der Psychologie und der Ästhetik.

Dr. Hans Schimank
Hamburg

Ferdinand Scheminsky, Die Welt des Schalles. Im Verlag Das Berglandbuch. Graz-Wien, Leipzig, Berlin, 1935. 742 S., 166 Textabb., 17 Tabellen, 56 Tiefdrucktafeln. RM 8.—.

4.

Werkleute der Kultur

Zu Büchern, die man selber gern schriebe, und die man nicht schreiben kann oder nicht schreiben darf, ist es schwer, eine rechte und gerechte Stellung zu nehmen. Man erzählt sich, daß bei Eröffnung des Deutschen Museums für Meisterwerke der Naturwissenschaft und Technik in München jeder des Lobes voll gewesen sei, nur an der Darstellung des eigenen Arbeitsgebietes habe er etwas auszusetzen gehabt. Ähnlich ergeht es mir, wenn ich in Kiaulehns »Eisernen Engeln« lese. Kiaulehn ist bemüht, das Ringen des technisch gerichteten schöpferischen Menschen um sein Werk sichtbar werden zu lassen. Sein Ziel ist es, innerhalb des Bezirks der Technikgeschichte Ähnliches zu bieten, wie es für Fragen der biologischen Erkenntnis de Kruif mit seinen Mikrobenjägern und — dann schon etwas manierierter — in den »Bezwingern des Hungers« tat, das Letztere ein Buch, in dem des amerikanischen keep smiling nach meinem Empfinden schon allzu vielgetan wird. Demgegenüber ist Kiaulehns Darstellung typisch deutsch. Immer wieder schlägt deutsche Neigung zum philosophierenden Betrachten durch, und so entsteht, geschrieben von einem Manne, der das Handwerk des wirkungsvollen Schreibens vortrefflich beherrscht, ein Stück ungemein lebendig gemachter Kulturgeschichte, man möchte sagen: Technikgeschichte berlinisch aufgefaßt, also mit einem Schuß kecker Schnoddrigkeit, hinter der sich echtes Sentiment verhüllt. Der Historiker vom Fach wird sich nicht immer einverstanden erklären mit Einzelheiten der Darstellung. Aber was Kiaulehn bietet, will ja auch keine in der schweren Rüstung der Wissenschaft darherschreitende Darstellung sein. Ein gerechtes Urteil wird man also erst dann fällen, wenn man die eisernen Engel als einen innerlich sorgfältig erarbeiteten und aus heißem Herzen geschriebenen Bericht von »Geburt, Geschichte und Macht der Maschinen« ansieht, der werben will für das Verständnis dieser viel umstrittenen und von den für wahrhafte Kultur Tauben oft in ihrem echten Kulturwert bestrittenen Taten der Technik. Ich sehe den Wert der Darstellung Kiaulehns darin, daß er um die technisch schöpferischen Menschen, um ihr Leben, Leiden und Wirken Atmosphäre schafft. Vielleicht kann gar nicht erreicht werden, daß eine Darstellung der Technikgeschichte spannend ist wie ein Abenteurerroman bester Prägung und zugleich wahr wie für den Gläubigen das Evangelium. Aber wirksam von Mensch zu Mensch ist immer nur der Anhauch des lebendigen Herzens; und weil Kiaulehns Buch wahrhaft beherzt geschrieben ist, wird es werben für das Verständnis des technischen Schöpfertums und damit — wir wollen es hoffen und sehnlich wünschen — Menschen mit jungem Herzen und Willen näher an eine wahrhaft deutsche Aufgabe heranführen: die Verknüpfung ästhetisch-literarischer, geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlich-technischer Weltformung zur Gesamtheit einer in sich geschlossenen großen Kulturschau, aus der dann als Kind der Sehnsucht, und des Willens Kulturganzheit in einem seit Jahrhunderten nicht mehr ergriffnen Sinne wird.

Dr. Hans Schimank
Hamburg

Walther Kiaulehn, Die eisernen Engel. Geburt, Geschichte und Macht der Maschinen. Mit 101 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Im Verlag Ullstein, Berlin 334 S. Großoktav, 6,80 RM.

5.

Deutsche Naturwissenschaft

Unter dem Titel »Naturforschung im Aufbruch« erschienen im Verlag J. F. Lehmann, München, die anläßlich der Einweihungsfeier des Philipp Lenard-Institutes am 13. und 14. Dezember 1935 gehaltenen Reden und Vorträge (u. a. von Tirala, Krieck, Stein, Rukop, Tomaschek), herausgegeben von August Becker, im Druck. **I. P.**

»Naturforschung im Aufbruch« herausgegeben von August Becker, 1936, München, J. F. Lehmanns Verlag, kart. RM 3.60.

6.

Kampf um Stahl

Zwei Wege gibt es grundsätzlich, eine Entwicklung aufzuzeigen. Einmal läßt sie sich rein sachlich in ihren Antriebskräften, im Verlauf und den Auswirkungen auf die Welt der Menschen und Dinge schildern. Daneben aber kann sie durch das Medium der Menschen, die sie tragen oder von ihr getroffen werden, erfaßt werden. Die Widerspiegelungen, die ein Geschehen im Menschen hervorruft, ersetzt also dessen unmittelbare Wiedergabe. Nur ist hier die oft schwere Aufgabe zu lösen, den einzelnen Menschen um seiner selbst willen nicht allzu viel Interesse abzugewinnen, sondern ihn so durchsichtig zu halten, daß stets die zu schildernde große Entwicklung, die das Individuum repräsentiert, auch wenn es sie selbst befruchtend vorwärts treibt, durchleuchtet.

Den letzteren Weg wählte Joachim von Kürenberg, als es in seiner Biographie »Krupp, Kampf um Stahl« das 19. Jahrhundert als das Zeitalter zu begreifen suchte, in dem der Stahl als Werkstoff der Menschheit sich durchsetzt und die Welt in ihren Werkzeugen und Kampfmitteln, in Krieg und Frieden umgestaltet. Denn dieser Kampf um den Stahl, der am Ende des vorigen Jahrhunderts endgültig zu dessen Gunsten entschieden, wird dargestellt mittels des Werdeganges der Familie Krupp, durch das Leben von vor allem zwei Männern, die die Lösung des Stahlproblems nicht nur in ihrem eigenen, sondern auch, in Konkurrenz mit England, im nationalen Interesse zu lösen suchen. Friedrich Krupp ist es, der sich hervorragend um die Erzeugung des Stahles müht. Alfred Krupp dagegen, der auf den Arbeiten und Ergebnissen des Vaters weiterbauen kann, kämpft um seine Verwendung, besonders um seine Verwendung zur Waffenherstellung. Daß ihm dies die Bezeichnung »Kanonenkönig« einträgt, ist zugleich ein Beweis dafür, welchem Metall die Zukunft gehört, aber auch daß eine neue Epoche der Kriegsführung begonnen hat. Friedrich Alfred Krupp schließlich, dessen Leben und Wirken von Kürenberg nur kurz gestreift wird, ist der Erbe und Wahrer des auf ihn überkommenen Werkes, weniger aber sein Mehrer. Ist es das Generationsproblem, das auch hier aufbricht, oder wird es nicht dadurch erklärt, daß die Menschheit sich in der Stahlverwendung, die die ältern Krupps noch als Neuland erobern mußten, eingerichtet und an sie gewöhnt hatte?

Bleibt noch die Frage, ob Kürenberg der Gefahr entgangen ist, die Entwicklung, die von den Krupps vorgetragen wurde, durch das persönlich Interessante, das ihnen anhaftet, überwuchern zu lassen. Hier ist allerdings der Autor mitunter einer Weitschweifigkeit verfallen, die oft allzu familiär wirkt und selbst dann ermüdet, wenn man im übrigen gern darauf bedacht ist, das sachliche Wirken großer Persönlichkeiten mit ihrem privaten Leben zu vergleichen. Ebenso ist es Kürenberg nicht ganz gelungen, jene Tragik, von der der alternde Alfred Krupp umwittert ist, ins Allgemeine zu erheben. Er, der mit seinem Kampf um den Stahl einer neuen Zeit zum Durchbruch verhilft, versucht zugleich, trotz aller Sorge für seine Arbeiter, sie in einem patriarchalischen Verhältnis festzuhalten. Obwohl gerade sein Wirken nicht zuletzt die Voraussetzungen dazu zerstört hat. Hier bricht jenes Problem auf, das der Frankfurter Soziologe Marr schlagend als den Kampf der »Massenwelt um ihre Form« gekennzeichnet hat.

Walter Möhl

v. Kürenberg, Krupp, Kampf um Stahl. Berlin 1936, Wolfgang Krüger Verlag. 6,80 RM.

Unsere Nahrungs- und Genußmittel

Bei einer Anzeige des Büchleins »Unsere Nahrungs- und Genußmittel« von Regierungs- und Medizinalrat Dr. Ewald Gerfeldt, das sich ebensowohl an den praktischen Arzt, wie auch an die den Lebensmittelmarkt beaufsichtigenden Medizinalbehörden wendet, kann es weder meine Aufgabe sein, zu prüfen, ob in wünschenswertem Umfange die einschlägige Gesetzgebung oder die zur Qualitätsprüfung der Nahrungs- und Genußmittel vorgeschriebenen Untersuchungsmethoden berücksichtigt sind, noch auch zu untersuchen, in wieweit die Definitionen für die einzelnen, von der Nahrungsmittelgesetzgebung behandelten Gegenstände umfassend und genügend zutreffend sind, sondern ich kann nur vom allgemein medizinischen Standpunkte aus sagen, daß diejenigen Kapitel, die sich mit der geschichtlichen Entwicklung des Lebensmittelrechtes, der Lebensmittelhygiene im allgemeinen und den grundsätzlichen Fragen der Volksernährung befassen und aufklärend über die Schadenverhütung durch verdorbene Nahrung wirken, so anschaulich und klar dargestellt sind, daß sie nicht nur dem Arzte Bekanntes im Gedächtnis erneuern, sondern auch dem nicht medizinisch vorgebildeten Beamten eine Einsicht in die Materie vermitteln. Man muß anerkennen, daß es eine schwierige Aufgabe war, den umfangreichen Stoff nur einigermaßen erschöpfend in knappester und doch leicht faßlicher Form auf 113 Druckseiten zur Darstellung zu bringen, wie es vom Verfasser versucht worden ist. Andererseits hat die Kompendienform doch so viel Vorzüge für die Praxis, daß man dem Verfasser nur beipflichten kann, eben diese Form gewählt zu haben.

Prof. Adolf Bickel

Ewald Gerfeldt, Unsere Nahrungs- und Genußmittel. Georg Thieme, Leipzig, 1935, S. 113, RM. 4.—.

Die kulturschöpferischen Leistungen des deutschen Menschen

schildert das einzigartige neue Handbuch der Kulturgeschichte auf 3500 Seiten mit etwa 3000 Bildern und farbigen Darstellungen. 26 hervorragende Gelehrte geben ein umfassendes Bild der deutschen Kultur, angeschlossen die Hauptkulturen der ganzen Welt. Das Werk ist eine ganz große Leistung des deutschen Schrifttums und der deutschen Drucktechnik. Leicht anschaffbar durch den Bezug von monatlich 2 Lieferungen zu je 2.80 RM. Man verlange ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 16 f von der

BUCHHANDLUNG ARTIBUS ET LITERIS,
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Rowalwes

Digitized by Google

kierter durch das Buch Otto Höflers: Kultische Geheimbünde der Germanen (Frankfurt 1934) gerückt. Höfler stellt in die Mitte derartiger Züge, bei denen Masken getragen, Gaben geheischt oder erzwungen werden und schauriger Lärm gemacht wird, die wilde Jagd. Das »wütende Heer« (wuotigez her, Wuotes Heer, Odins Heer) ist nach Höfler kein Mythos, sondern eine mimische Kulthandlung, ausgeführt von lebendigen Menschen in ekstatischem Rausch. In diesem Zustande fühlen sich die Kultteilnehmer auf geheimnisvolle Weise mit den verstorbenen Ahnen verbunden, die im Zuge mitten unter ihnen sind, angeführt von Odin selbst, dem Herrn der Toten. Mittelalterliche Berichte geben anschauliche Einzelheiten über die Ausstattung dieses Zuges, der dahinbrauste, »getrieben von einer so elementaren Gewalt, daß es an das Rasen des Sturmes gemahnte«. Die Zimmersche Chronik spricht von einer »wunderbarlichen reuterei«, Agricola erzählt ausführlich: »nach diesem haben etlich geritten/ etliche gegangen/ und sind Leute gesehen worden / die neulich an den orten gestorben waren / auch der einsteils noch lebten. Einer hat geritten auff einem Pferde mit zweien füssen. Der ander ist auf einem Rade gebunden gelegen usw.«. Auch die Perchten und die Werwölfe sind mit der wilden Jagd verknüpft, die zur Weihnachtszeit und in den darauffolgenden »Zwölften« ihr Unwesen treibt, ebenso sind Schimmelreiter und Habergeiß »Nachkommen von Kulttieren des mimischen Brauchtums«.

Es kann nicht die Aufgabe dieses kurzen Aufsatzes sein, zu untersuchen, welcher Schicht germanischer Art und Frömmigkeit Wodan und sein Kult angehören, und welcher Wertung diese Schicht zu unterziehen ist. Für die Typenbildung in der Volkskunst ist das von Höfler unter neuen Gesichtspunkten gesehene Material jedenfalls von Bedeutung, auch dann, wenn man das Vorhandensein „geheimer, ekstatischer Männerbünde" für germanische Zeit bestreitet, oder wenn man mit M. Ninck (Wodan, Jena 1935) annimmt, daß „auch mit Vexierung für nachahmende Bräuche zu rechnen ist". Läßt man das Bestehen kultischer Bünde mit Maskenzeremonien für die Zeit nach der sogenannten Völkerwanderung gelten, so hätte man in dem Zuge Satans der erwähnten Apokalypse-Handschriften nicht nur das Abbild eines »winterlichen Maskenfestes« (Ninck a. a. O. S. 336) Art, sondern das eines heidnischen Kultes in karolingischer Zeit. Und dieses Bild wäre vielleicht nicht einmal stark verzerrt, denn das Tragen von Tiermasken erschien dem frommen Miniaturisten sicher schon Greuel genug und für Satan eben passend. — Auch die zur Hölle Verurteilten sind als Tote zu denken, in ihrem Anführer hat man wohl Wodan selbst, den Beherrscher der Verstorbenen, zu sehen, dessen Beinamen ihn als den Zweifachen, Veränderlichen, Maskierten (Svipall, Tveggi, Grimnir) bezeichnen. Er trägt selbst die Tiermaske, weil man sich den Gott eines Mysteriums als ersten Mysten unter dem Bilde seiner Kultanhänger vorzustellen pflegt. Man vergleiche hierzu die Angaben des Tacitus, daß die Germanen am meisten den Merkur (ebenfalls Geleiter der Abgeschiedenen) verehrten, den die interpretatio romana mit Wodan gleichsetzt. Aus einer Rhabanus-Maurus-Handschrift (de universo), die im 11. Jh. mit Bildern versehen wurde, kann ein merkwürdiger bildmäßiger Beleg für die Verwandtschaft beider Götter angeführt werden. In dem Kapitel de diis gentium (Buch 15, Kap. 6) ist unter anderen Göttern Merkur abgebildet, aber was ist von der antiken Figur übriggeblieben? Eigentlich nur die klassische Nacktheit. Verändert sind die kleinen Flügel der Füße: sie wurden zu einem Vogel von grauer Farbe, der in der Wadengegend zwischen des Gottes Beinen als sein Begleiter fliegt, und an Wodans Raben gemahnt. Als Ersatz hat der geflügelte Götterbote ein paar Rückenflügel zugeteilt

Abb. 1. Satan mit Tiermaske. Cod. Cambray 386.

Abb. 2. Mercurius-Wodan nach einer Rhabanus Maurus Hs. des 11. Jh. (De universo, lib. XV, cap. 6).

Abb. 3. Satan mit »Merkur«-Flügeln und Kette (»Seil«). Bamberg, Gerichts-Portal, 13. Jh.

bekommen. In der Linken hat Merkur einen Stab (wie Wodan den Spieß), zu seinen Füßen windet sich die chthonische Schlange. Das Sonderbarste aber ist der Kopf dieses »Gottes«, es ist der eines großen Wolfshundes oder Wolfes! In dieser durch Beischrift als Mercurius bezeichneten Figur scheint die Vermählung beider Göttergestalten vollzogen (Abb. 2).

Weitere Einzelheiten aus den Bildelementen des christlichen Teufels lassen sich mit solchen Wodans zusammenstellen, so sind, nach dem Vorbilde des erwähnten Wodan-Merkur die am Fuße der Teufel vorkommenden Flügel wohl überall da zu dem germanischen Gott zu stellen, wo Satan auch sonst einen Tiertypus (Tierkopf, Zottelfell) aufzuweisen hat, wie (einmal) im hortus deliciarum der Herrad von Landsberg (Elsaß, 12. Jh.), im codex 130 der Metzer Stadtbibliothek (13. Jh.) und vor allem am Bamberger Gerichtsportal (13. Jh.) (Abb. 3), hier wieder an der Spitze der Verdammten (Abgeschiedenen), die er an einer Kette hinter sich her zerrt, und die alle noch so gekleidet sind, wie im Leben (so auch in vielen anderen Beispielen). In merkwürdiger Übereinstimmung hiermit berichtet Geiler von Kaisersberg (Anf. 16. Jh.) vom wilden Gejaid: »Und die, so lauffen, die lauffen aller meist in den fronfasten .. voruss in der fronfasten vor weihenachten und lauft ein ieclicher .. in seinem cleid. Ein baur als ein baur. Ein ritter als ein ritter und lauffen also an einem seil ..« Nach Birlinger sagt man in Luzern von einem, der sich unbändig gehabt: De tued as wi im Muetiseil. — Auch wilde Männer, wie sie im Mutesheer gesehen wurden, finden sich als Dämonen mit überlangem Bart und Haupthaar im Stuttgarter Passional des 12. Jh. (Schule von Hirsau).

Mit geschärftem Blick für die germanische Götterwelt und ihre Kulte wird man sicher unter den »negativen« christlichen Typen noch viele andere Züge alter heidnischer Gestalten erkennen.

Eine weitere Gruppe volkstümlicher Typen, die ebenfalls vorchristliches Kultgut bildmäßig festgehalten haben, sind die Gebäcke der Weihnachts- und Fastnachtszeit. O. Höfler zieht hier seinen Namensvetter zu Rate, den verstorbenen Hofrat Max Höfler aus Tölz, dessen lebenslange eindringliche Gebildbrotforschungen eine neue unerwartete Bestätigung und Bedeutung erhalten haben. Rein ikonographisch gesehen, ist es möglich und vielleicht gestattet, Otto Höflers Buch, das selbstverständlich nicht vom Bildgeschichtlichen ausgehen konnte, einiges Bildmaterial hinzuzufügen aus Max Höflers Schriften und aus eigener Gebäcksammlung.

Chroniken und Berichte über das wütende Heer haben es zum Teil nicht nur als merkwürdige und grausige Erscheinung geschildert, sondern, obwohl die nähere Beobachtung für den Augenzeugen höchst gefährlich war, sehr anschauliche Einzelzüge festzuhalten gewußt. Es ist nun beachtenswert, daß kaum eine dieser mitunter recht nebensächlich erscheinenden Einzelheiten unter den Gebildbroten der Mittwinterzeit fehlt. An Wichtigkeit und Beweiskraft gewinnen aber die mannigfachen Typen wesentlich eben durch ihre Menge und ihr serienweises Auftreten zur gleichen Festzeit. Die unbefangene »Kleinplastik« der Bäcker ist bis auf den heutigen Tag so recht das Medium, in dem alle interessanten Anschauungsbilder immer wieder Gestalt gewinnen und sich weitererben können. Der Bäcker ist gewiß kein reflektierender Künstler, um so harmloser kann er sich nach dem volkstümlich-naiven Geschmack seiner Kundschaft richten. Welche Bilder aber können interessanter und gefragter sein, als solche mit einem geheimnisvoll-kultischen Hintergrund, mag der ursprüngliche Sinngehalt auch noch so sehr verdünnt und abgeschliffen sein. — Im wilden Heere ertönen musikalische Töne vermischt mit wüstem Lärm. Im Mittwintergebäck fallen die zahlreichen Musikantenfiguren auf, daneben Hörner, Trompeten, Harfen, Pfeifen und Pistolen (Lärmrequi-

Digitized by Google

siten und Perchtenläufer). Es wird ferner von Körben berichtet: im Gebäck sind sie zu Gabenkörben geworden, gefüllt mit Blumen oder Früchten. Ein Nachkomme der im wilden Heere mitgeführten Gefährte scheint im Gebäck die »Geisterkutsche« zu sein (vgl. auch den Wagen der Nerthus bei Tacitus), geheimnisvoll dadurch, daß niemand darin sitzt.

An menschlichen Gestalten sind die Spinnerinnen und die Nikolausfiguren zu erwähnen. Frau Holle-Percht als fleißige Spinnerin ist im Gebäckmodel über ganz Deutschland verbreitet. Nikolausfiguren sind im Rheinlande als Gebäck der Vorweihnachtszeit wohlbekannt, die ihnen wesensverwandten Schornsteinfeger (auch aus Pflaumen), die Krampusse und Räuchermännchen aus Holz und Moos usw. finden sich auch in Nord- und Mitteldeutschland allenthalben (z. B. Brandenburg, Sachsen). Nach O. Huth (Rhythmus XII, H. 12) ist unter der kirchlichen Maskierung des Nikolaus (Sinterklaas, S. Nikolas, Bischof und Kinderfreund) Wodan selbst verborgen. Ein freigeformter auf einem Bock (Hirsch?) reitender Nikolaus (Abb. 4), den ich 1935 in Siegburg beim Bäcker kaufte, weist auf einen bildmäßigen Zusammenhang mit Gestalten des wilden Gejaides. Dasselbe Motiv ist als Gebäckmodel bekannt, im Kinderbilderbuch ist daraus schließlich der reitende Schneider geworden. Schornsteinfeger werden im wilden Heere ausdrücklich erwähnt. Auch Masken, darunter geschwärzte, heute als Negermasken verstanden und umgebildet, gibt es als Backwerk, als Zuckerzeug und als Bonbons.

Die wichtigste Gruppe mittwinterlicher Gebildbrote sind die Tierfiguren. Der Hirsch (Jena, Lüneburg, München, Köln u.a.) geht wohl auf eine Bildprägung zurück, die sekundär durch die Bezeichnung wilde Jagd ausgelöst ist und zunächst nur das Jagdtier bedeutet, doch erscheint auch im Muotes-Heer gelegentlich ein mit Hirschen bespannter Wagen. An den Hirsch schließt sich als pars pro toto das Hirschhorn, das als Gebäck von Schweden (Hjörtehorn) bis nach der Schweiz (Hirschhörnli, z. B. 1541 erwähnt) verbreitet ist. Eine besondere Stellung nehmen die Howölfle, oder Wowölfle ein. Ihr Name klingt an Wodan an, den Herrn der Wölfe, insbesondere auch der ekstatisch tobenden Werwölfe geheimer Männerbünde (wie sie Otto Höfler schon für germanische Zeit annimmt). Durch ihre Verwendung als Schutz gegen Unwetter und Blitzgefahr deuten sie auf ehemalige wirkliche Opfergaben von Brot an das wütende Heer. — Bei weitem die verbreitetsten und dem Deutschen geläufigsten Gebildbrote der winterlichen Festzeit aber sind Roß und Reiter. Ihre Beliebtheit erklärt sich zweifellos daraus, daß sich das uralte Bildgut hier besonders leicht an gewohnte und gern gesehene Gestalten des Alltags ansetzen konnte. — Aus der großen Fülle der Belege möchte ich nur einige Stücke anführen, die ich in den letzten Jahren aus der ehemaligen Provinz Posen und aus Siebenbürgen erhielt; darunter den Reiter auf zweibeinigem Pferd und den »dämonischen« reitenden Kopf (Abb. 5) (Prov. Posen) (an den Schimmelreiter erinnernd, der seinen Kopf unter dem Arm trägt, wie später zahlreiche Heilige) sowie das gesattelte Pferd, mit verschiedenfarbigem Zuckerguß reich geschmückt (Siebenbürgen). Auf die Ausstrahlung germanischer Festbräuche nach Osten hat Max Höfler bereits 1904 aufmerksam gemacht, und ferner ist es eine oft beobachtete Tatsache, daß sich alte Formen in völkisch gefährdeten Gebieten des Grenzlands- und Auslandsdeutschtums besonders zähe erhalten haben. Aus dem Max Höflerschen Material sei wenigstens der hornblasende Reiter (vgl. Grimm 777) als Lüneburger Gebäck erwähnt, wegen seiner bildmäßigen Ähnlichkeit mit dem Dietrich von Bern der »deutschen« Bronzetür von San Zeno in Verona, der durch seine Inschrift als dämonischer Jäger gekennzeichnet ist.

Was für die sogenannten oberen Schichten das geschriebene Wort ist, das ist oder war

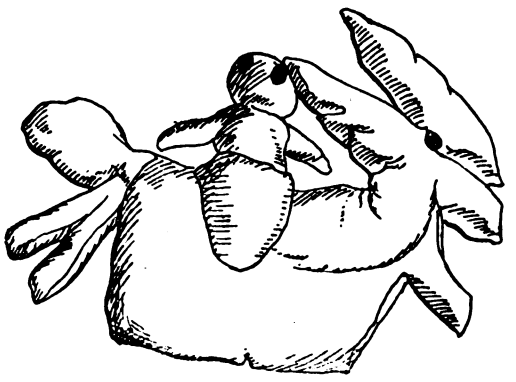


Abb. 4. Nikolaus auf Bock oder Hirsch reitend. Rheinisches Gebäck von 1935.

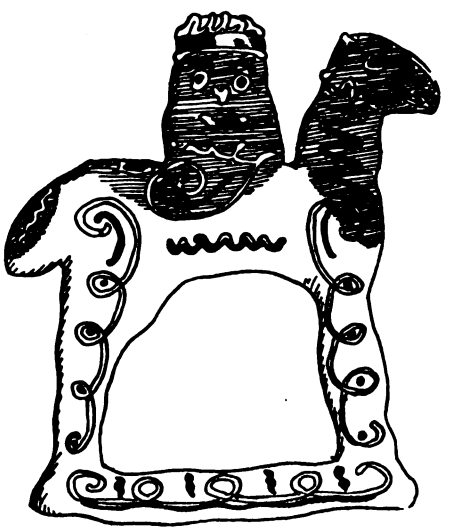


Abb. 5. Der reitende Kopf. Gebildbrot aus der ehem. Provinz Posen. Teilweise anilinrot gefärbt und mit farbigen Zucker-Verzierungen.

für das Volk das Bild. Die Eindringlichkeit gewisser Bildtypen wirkt, um es zusammenfassend nochmals zu betonen um so kräftiger fort, je ungezwungener sich das einst bedeutungsvolle Bild im Wandel der Zeiten und der Anschauungen an Alltägliches anknüpfen oder sich mit neuem Inhalt erfüllen läßt. Sie bleiben formal erhalten, auch wenn die ursprüngliche Bedeutung längst dahin ist. Die Typen der »wilden Jagd« erhalten gerade durch ihre Menge erhöhte Bedeutung, und das oft behauptete und oft bestrittene Fortleben alter, zum Kultus gehöriger Bilder gewinnt mit jedem neuen Beispiel an Wahrscheinlichkeit. Die Bildung der hier besprochenen Typen ist ein bezeichnender Beleg dafür, wie ganze Gruppen von Bildern auf einer weltanschaulichen Einstellung fußen können, die die Folge einer ganz bestimmten, durch einen Großen der Kirche geprägten Lehrmeinung ist. Augustinus' Worte schufen mitten im Reich der »hohen« Kunst einen verfemten Bezirk, in den gerade die nationalen Figuren alter germanischer Kulte einwandern konnten, um hier ex contrario neues volkstümliches Bildgut zu schaffen.

Wo kaufe ich meine Weihnachtsbücher?

Größte Auswahl für Jung und Alt
GSELLIUS / Gegr. 1737
BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT
Berlin W 8, Mohrenstraße 52, U-Bhf. Stadtmitte
Fernruf: A 2, 7626
Zweigstelle Roseneck, Grunewald,
Hohenzollerndamm 92 / Fernruf: H 9, 3195

A. Asher & Co
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
Inh. Adolf Geipel
Hauptgeschäft: Berlin W 8, Behrenstraße 55/57
Zweiggeschäft: Berlin NW 7, Unter den Linden 59
Fernruf für beide Geschäfte: A 2 Flora 5941/42

Buchhandlung
KARL BUCHHOLZ
Berlin W 8, Leipziger Str. 119/120 zwischen Wilhelm- u. Mauerstr. Tel. A 1 Jäger 5648
dient Ihnen mit persönlicher Sorgfalt
Besuchen Sie die Weihnachts-Ausstellung
Verlangen Sie kostenlos den Katalog

ARTHUR COLLIGNON
Buchhandlung für Kunst und Wissenschaft
BERLIN NW 7, Prinz Louis Ferdinandstr. 2
(1/2 Minute vom Bahnhof Friedrichstraße.)

Der **Geistesarbeiter**
deckt seinen Bedarf in der Buchhandlung mit dem größten und vielseitigsten Lager
Geschichte, Politik
Literatur- und Sprachwissenschaft
Kunst

Bilderbücher und Jugendschriften
kauft man am besten im
Dürerhaus
Berlin W 8 Kronenstraße 18

Dr. Ernst Hauswedell & Co.
Buchhandlung
Verlag
Antiquariat
Angebote, Prospekte u. Kataloge kostenlos
Ankauf u. Versteigerung von Bibliotheken
Hamburg 1 / Mönckebergstraße 21

Kiepert am Knie
Schillerstr. 128
Charlottenburg
Die technischen Fachbücher
Atlanten — Globen — Lexika

Digitized by Google

Deutsche Literatur in Darstellungen und Sammlungen

1.

Deutsches Land in deutscher Erzählung

Wenn man den Titel des literarischen Ortslexikons, das der Bibliothekar Dr. Arthur Luther verfaßt hat, zum ersten Male liest, so stutzt man ein wenig. Wenn man dann aber das schmucke Buch aufschlägt und darin liest, so kommt man so leicht nicht davon los. Man schlägt natürlich zunächst seinen eigenen Heimatsort auf; von den Romanen, die in dieser Heimat spielen, kennt man durch Zufall den einen oder anderen, vielleicht gar nur den Titel. In diesem literarischen Ortslexikon stehen aber die Titel säuberlich in chronologischer Reihenfolge verzeichnet. Die Phantasie wird rege. Man sucht einen Ort nach dem andern auf, findet auch hier neben manchem bekannten Buch viele unbekannte und schreibt sie sich auf.

Mancher Verleger wird sich vielleicht demnächst wundern, wie viele längst vergessene Bücher bestellt werden, weil eben ein Benutzer dieses Lexikons die Bücher in seinen Besitz bringen will, die seine Erinnerung an die Heimat und an andere Lebensstationen wieder lebendig machen sollen.

Bei den Landschaften und bei großen Städten weitet sich die Aufzählung zu einer großen Kulturschau. Ich schlage »Pommern« auf. Hier ist wie bei andern Landschaften und Provinzen der Stoff systematisch geordnet: »Gesammelte Erzählungen, Mundartliches, Mittelalter, 18. und 19. Jahrh., Weltkrieg und Folgezeit, Ostseeküste, Dorfgeschichtliches, Adel, Großgrundbesitz, Kleinstadt«. —

Etwa 15000 Titel enthält das Buch. Eine Arbeit, die einmal getan werden mußte und die in vorbildlicher Weise getan ist.

Deutsches Land in deutscher Erzählung. Ein literarisches Ortslexikon. Bearbeitet von Arthur Luther. 892 Spalten. Verlag Karl W. Hiersemann. Leipzig 1936. RM 24.—.

*

Geschichte der Deutschen National-Literatur

Nein, das soll man nicht tun: — Den Namen eines berühmten Mannes und eines berühmten Buches zum Aushängeschild nehmen und dann davon nur einen gekürzten Teil übriglassen und schließlich als »Fortsetzung« eine eigene Darstellung anfügen, die mit dem Charakter jenes Werkes eigentlich nichts zu tun hat!

Die Literaturgeschichte »Vilmar-Rohr« hat einen Umfang von 439 Seiten (ohne Register). Davon entfällt auf den gekürzten Vilmar etwa die Hälfte, die andere Hälfte ist »Rohr«.

Ich will mich mit dem Buche nicht auseinandersetzen, es nicht loben und nicht tadeln. Rohr sagt in dem Vorwort, daß er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe, aus dem hohen Flug Vilmars in die eigene Darstellung überzuleiten, bewußt war. Es sei gestattet, etwas daran zu zweifeln. **G. L.**

Geschichte der Deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar. Bearbeitet und fortgesetzt von Johannes Rohr. Safari Verlag, Berlin 1936. RM 4.80.

Bücherei Südosteuropa

Mihail Sadoveanu

Nechifor Lipans Weib

Roman. In Leinen 4.50 Mk.

Ein Roman des bedeutendsten rumänischen Dichters der Gegenwart, ein hohes Lied auf Frauenliebe und Frauentreue.

Neue bulgarische Erzähler

Herausgegeben und übersetzt von Dr. Dragnewa und Prof. Gerh. Gesemann. In Leinen 4.— Mk.

Eine sorgsame Auswahl aus den Werken der besten bulgarischen Erzähler der Gegenwart.

Albert Langen - Georg Müller, München

2.

Deutsche Lyrik

Der unerschöpfliche Reichtum der deutschen Lyrik bietet noch immer die Möglichkeit, Schätze älterer und ältester Vergangenheit zu heben und, wie einige eben erschienene Veröffentlichungen, Unbekanntes oder wenig Bekanntes der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Eine mit Unrecht viel zu wenig beachtete Epoche deutscher mittelalterlicher Dichtung bringen die Bonner Germanisten Naumann und Weydt in ihrer Sammlung »Herbst des Minnesangs«[1]) zur Geltung. Es ist die Zeit, die, keineswegs Verfall oder Niedergang, die Überleitung von den Werken der späten ritterlichen Minnesinger zu der Fülle und Breite des aufsteigenden und sich entfaltenden Volksliedes bedeutet. Daß diese gotische Epoche keineswegs arm an dichterischer Kraft ist, daß hier vielmehr geradezu eine Üppigkeit der Töne herrscht, vom fortgeltenden zarten Minnelied und zunehmender Naturempfindung über Kritik und sogar Parodie an höfischer Form bis zum Realistisch-Derben und Drastischen kommt in den einzelnen motivischen Gruppen der Sammlung deutlich zum Ausdruck. Durch diese Zusammenstellung der meist entlegenen, zum Teil sogar überhaupt ungedruckten Texte, die in erster Linie für den Seminargebrauch bestimmt ist, erhält die mittelhochdeutsche Spätzeit für uns festere Umrisse und eigene Lebendigkeit. — Weiterer Verbreitung der Dichtung eines schon mehr und mehr gewürdigten Geschichtsabschnittes dient die Ausgabe »Deutsche Barocklyrik« von Faber du Faur[2]). In zeitlicher Aneinanderreihung wird eine große Zahl bezeichnender Barockgedichte von Opitz bis zu Brockes hin vorgeführt, in Schrift und Druckbild dem Original getreu, und auch hier wird wieder neben den berühmten Namen und Stücken manches Fernere herangeholt, so z. B. ausgiebig Simon Dach und der Königsberger, Harsdörffer und der Nürnberger Kreis, ferner zahlreiche Gedichte frommer und gottzugewandter Richtung, und zwar ebenso katholischer wie protestantischer Herkunft, Jakob Balde, Joh. Khuen, Joh. Heermann neben den großen religiösen Dichtern Friedrich von Spee und Paul Gerhardt. Eine gedrungene Vorrede mit knappen Charakteristiken leitet den Band ein. — Noch ein Jahrhundert näher steht uns Matthias Claudius, den Willi Koch[3]) dem heutigen Deutschen in den unvergänglichen Teiles seines Werkes vermitteln will, auch er unter den poetischen Gattungen am ehesten der Lyrik zugehörig, obwohl die einfältige herzliche Prosa ebenso zu seinen natürlichen Ausdrucksmitteln gehörte wie der volkstümliche Reimvers, auch er in gewissem Sinne eine Neuentdeckung, denn seine Gestalt, den meisten nur in einigen seiner wundervollen Naturverse erinnerlich, zeigt sich hier auch von neuen Seiten (etwa als Kritiker) und gewinnt an Plastik als die eines schlicht-frommen Weisen voller Natürlichkeit und Humor. Die sorgfältige Auswahl, um zahlreiche Briefe und Berichte von Zeitgenossen bereichert, ist nach Art aller Krönerschen Taschenausgaben durch Nachweise und Register auch der wissenschaftlichen Verwendung nutzbar gemacht.

Neben die Wiedergaben lyrischer Dichtungen tritt noch ein Werk literarhistorischer Betrachtung und kritischer Wertung in Herbert Cysarz' neuem Buche »Deutsches Barock in der Lyrik«[4]). Cysarz hat für die demnächst in der Reihe »Deutsche Literatur« erscheinenden Bände der Barocklyrik die Herausgeberarbeit geleistet und legt die Einleitung zu diesen Bänden, die die zeitgeschichtliche Entstehung und das historische Gesicht der barocken Lyrik und dazu in knappen Strichen die Bildnisse ihrer Dichter zeichnen, schon jetzt in Buchform vor. Mit einem dritten Abschnitt, der die Bedeutung von Barocklyrik und Barockstil überhaupt innerhalb des deutschen Schrifttums darstellt und das barocke Weltbild in einzelnen Grundzügen und in seinem weiterwirkenden Einfluß auf die deutsche Kulturentwicklung schildert, bietet Cysarz bereits den Ansatz zu der kommenden Neuarbeitung seiner »Deutschen Barockdichtung« (1924) von einem Teile, nämlich dem Kerngebiete der Lyrik aus. Diese glänzenden Einführungen in die deutsche Barockdichtung, virtuos in Stil und Ausdruck und ihrem Gegenstande ebenbürtig, sind in innerlich geschlossener Folge zu einem schönen Bande zusammengefaßt. **Dr. W. Baumgart**

Berlin

[1]) Herbst des Minnesangs. Hrsg. von Prof. Dr. Hans Naumann und Dr. Günther Weydt. Berlin (Junker & Dünnhaupt) 1936. (Literarhistorische Bibliothek, Bd. 17.) brosch. RM. 4.80.
[2]) Kurt von Faber du Faur, Deutsche Barocklyrik, Verlag Anton Pustet, Salzburg/Leipzig 1936. 341 S. Brosch. RM. 7.80, Ln. RM. 9.—.
[3]) Matthias Claudius. Gläubiges Herz. Sein Werk für uns. Hrsg. von Willi Koch. Leipzig (Alfred Kröner). o. J. (1936), geh. RM. 3.25.
[4]) Herbert Cysarz, Deutsches Barock in der Lyrik. Leipzig (Philipp Reclam jun.) o. J. (1936), brosch. RM. 4.—, geb. 6.—.

3.

Die Ernte

»Die Ernte der deutschen Lyrik«, gesammelt von Will Vesper, feiert das Jubiläum des dreißigjährigen Bestehens. 1906 erschien das erste Tausend, 1936 wurde das 313. Tausend gedruckt. — Verlag Wilhelm Langewiesche Brandt. Preis gbd. RM. 3.60. — Das sagt genug!

*

Goethe-Kalender

Der Goethe-Kalender hat seine Gemeinde, die in jedem Jahre den kleinen braunen Band empfängt, sich daran freut und ihn zu der Reihe der andern stellt, aus der man in einer beschwingten Stunde bald den einen, bald den andern herausnimmt und darüber froh und nachdenklich wird. Man kann kaum sagen, welcher besser gelungen ist.

Zum Kalendarium des Bandes für das Jahr 1937 gehört diesmal Lebensweisheit der Frau Rat, Goethes Mutter. — Klar und tief sind die Worte, die Hans Carossa bei der Tagung der Goethe-Gesellschaft in Magdeburg gesprochen hat. — Ernst Beutlers Aufsatz über den zweiten Teil von Goethes Faust gelingt das, was er will: auch dem Laien den tiefen Sinn der Dichtung nahe zu bringen. — Die Lebensgeschichte von Goethes Straßburger Freund Jung Stilling ist hervorragend.

Das sind nur vier Hinweise; Hinweise zu den andern Aufsätzen und auch zu den Bildern — ein neues Goethebild ist darunter — und zu der Absicht, die Gemeinde dieser köstlichen Bücher zu erweitern.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1937. Herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. RM 3.50.

*

Hebbels Tagebücher

Friedrich Hebbel beginnt seine Tagebücher i. J. 1835 mit der festen Überzeugung, daß er »Aussichten auf die Unsterblichkeit habe«. Sein künftiger Biograph soll hier die Entwicklung des Dichters verfolgen können, aber dieses »Notizbuch des Herzens« soll auch in künftigen Zeiten zur Erbauung des Dichters dienen.

Ernst Vincent gibt in Kröners Taschenausgaben die Tagebücher in einer Auswahl heraus. Es ist sehr verständig, die Auswahl nicht der Hauptsache nach auf Hebbels Weltanschauung zu beschränken, sondern die kleinen Züge seines täglichen Erlebens mitsprechen zu lassen, auch Husten und Schnupfen und Heiserkeit zu erwähnen.

Hebbels Gedanken zu Welt und Kunst sind in einem Anhang zusammengefaßt. Die starke Neigung des Dichters sein Traumleben zu sezieren, ist für ihn besonders charakteristisch.

Friedrich Hebbel, Der Mensch und die Mächte. Die Tagebücher ausgewählt und eingeleitet von Ernst Vincent. — Alfred Kröner Verlag, Leipzig (Kröners Taschenausgabe Bd. 144).

Der neue Gedichtband vom Träger des Mozartpreises

Josef Weinheber

Späte Krone

In Leinen 4.50 Mk.

In diesem prachtvollen Gedichtband spricht ein wahrhaft Großer aus dem Reich der Dichtung für unser aller Schicksal und Zukunft, ob er im feierlichen Ton des klassischen Versmaßes den großen Fragen des Lebens nachgeht oder im innig schlichten Liede die sehnsüchtige und stille deutsche Seele offenbart. Was wir deutsch im besten Sinne nennen, sehen wir in diesem großen Künstler vereinigt.

Albert Langen - Georg Müller München

Digitized by Google

Nietzsches Werke und Briefe

Die historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe Nietzsches, die sich auf dem Nietzsche-Archiv in Weimar aufbaut und für die Hans Joachim Mette als verantwortlicher Herausgeber zeichnet, soll und wird der Weimarer Goethe-Ausgabe würdig und dauernd an die Seite treten.

Der sachliche Vorbericht, der der Ausgabe vorangestellt ist, umfaßt 125 Seiten, und in ihm ist alles zusammengefaßt, was über frühere Ausgaben und ihre Bearbeiter zu sagen ist und was für die neue Ausgabe als Leitlinie dient.

Es liegen bis jetzt drei Bände vor.

Der erste Band umfaßt die Jugendschriften der Jahre 1854—61, also das, was Nietzsche vom zehnten Lebensjahre an und als junger Schüler in Schul-Pforte geschrieben hat; der zweite Band geht vom Jahre 1861—1864, umfaßt also die drei letzten Pfortenser Jahre; der dritte gibt die Schriften der Studenten- und Militärzeit 1864—68.

Mit Nietzsches erster Schrift: aus meinem Leben (geschrieben vom 18. August bis 1. September 1858, also im Alter von 14 Jahren) beginnt die Ausgabe. — Erstaunlich die Darstellungskunst des Knaben, der schon jetzt danach strebt, »die Ausbildung der Seele zu erkennen«.

Da ist ein Gedicht aus dem Juni 1859, das schließt:

(wo) Sich einer nach dem Tode sehne
Und auf Dich fällt manch bittere Träne
Und Du erwachst
Stehst auf und siehst Dich um und lachst
— — — — — — — — — —

Der Stoff dieses ersten Bandes ist bisher nur zum geringsten Teile veröffentlicht, hier liegt er zum ersten Male vor als seltenes Dokument dafür, wie sich eine große Menschenseele und ein großer Menschengeist in ihren Anfängen formen und wandeln.

Das Gleiche gilt für den zweiten Band. In der Fülle der Aufsätze fällt auf, welche Bücher sich Nietzsche als Lektüre notiert, wie die Zahl der Gedichte wächst, und namentlich wie er systematisch zu arbeiten versucht. Da notiert er sich für die Ferien ein reiches Arbeitspensum: Nibelungenlied, Persius und Juvenal, Novum testamentum (»Jesus als Volksredner zu betrachten, dazu die Evangelien durchlesen. Er erräth die Gedanken«); er nennt die Bücher, die er braucht, vermerkt, was er nach den Ferien tun will und hält wenigstens im Titel die Gedichte fest, die seinen Sinn durchziehen (»Sturmlieder«).

Im dritten Bande spricht in erster Linie der klassische Philologe mit seinen Vorträgen, aber die innere Selbstschau setzt sich fort, die Lyrik bekommt reifere Form, und die Musikstudien vertiefen sich. — Da ist eine kurze Skizze »Mein Leben«, geschrieben im Juli 1864, als er zur Universität geht, aus dem August 1865 eine lange Disposition zu einer autobiographischen Skizze, aus dem Jahre 1867 ein »Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre«: immer und immer wieder hält Nietzsche Gerichtstag über sich selbst und über die andern, jetzt schon manchmal recht stark über die andern, über »philologische Manieren und Eitelkeiten«.

Der Meister regt sich. **G. L.**

Friedrich Nietzsche, Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Bd. I—III. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1935.

Wo spielt was?

Deutsches Land in deutscher Erzählung

Ein literarisches Ortslexikon
von
Arthur Luther

Großoktavband in Ganzleinen. XII, 446 Seiten.
Preis RM 24.—

Dieses Werk ist ein Lexikon, ein Nachschlagewerk für jeden, der Romane nicht nur der Spannung wegen liest. Es antwortet auf folgende Fragen:

1. *Gibt es einen Roman, eine Novelle, eine Skizze, die an einem mir bekannten Ort oder in einer bestimmten Landschaft spielt?*
2. *Wo spielen die Romane eines mir bekannten Verfassers?*

Das Lexikon umfaßt im Alphabet der Orte etwa 15000 Titel, beginnend mit der Romantik, endend 1935. Verzeichnet sind 2070 Orte und 220 Landschaften. Luthers Werk ist die erste und einzige Bibliographie des deutschen Landschaftsromans, ein „Wo ist's?" der deutschen erzählenden Literatur. Die deutsche Heimatdichtung wird mit Hilfe dieses Werkes erschlossen, dem deutschen Literaturhistoriker ein gewaltiges Material erstmalig zur Verfügung gestellt.

VERLAG KARL W. HIERSEMANN / LEIPZIG

5.

Stifters Briefe

Adalbert Stifters dichterischer Rang ist jahrzehntelang unerkannt geblieben. Aber auch die Würdigung, die er dann als Meister deutscher Prosa fand, gründete sich nur auf einzelne Stücke seines Werkes. Schon der »Witiko« ist lange Zeit umstritten geblieben, und vor allem die zahlreichen Briefe, die einen bedeutenden Platz unter seinen Schöpfungen verdienen, waren zum großen Teil überhaupt unbekannt, bis erst vor kurzer Zeit die in Prag erscheinende wissenschaftliche Gesamtausgabe den Reichtum dieser Leistung erschloß. Freilich ist auch diese Veröffentlichung kaum über den Kreis der literarhistorischen Spezialforscher hinaus bekannt. So wird die Auswahl aus Stifters Briefen, die jetzt eben erschienen ist, für viele geradezu eine Entdeckung bedeuten. Aus den zahlreichen und verschiedenartigen Briefen Stifters ist hier zum ersten Male eine Auslese in seinem eigenen, dem Verleger und Freunde Heckenast gegenüber deutlich ausgesprochenen Sinne getroffen worden, die das bietet, woran nach Stifters Worten »ein weiterer Kreis von Menschen Anteil nähme«. Stifters Briefkunst zeigt sich hier von allen Seiten im schönsten Lichte. Naturschilderungen, die an dichterischer Kraft seinen erzählenden Werken zur Seite treten, Berichte aus der Arbeit heraus, die die Entstehung und Bedeutung seiner Werke unmittelbar erhellen, erschütternde Trauer- und Trostbriefe, Freundschaftsbriefe in allen Stimmungen und nicht zuletzt, neben den Ehebriefen, die wenigen zarten Worte seiner einzigen Jugendliebe. Die Gestalt und Persönlichkeit des stillen, tiefen und einfachen, aber stets von tragischen Schatten umzogenen Dichters tritt uns aus dieser von Friedrich Seebaß sorgfältig und geschickt getroffenen Auswahl deutlich und lebendig entgegen. Der zudem auch äußerlich schöne, gepflegte Band ist für jeden Stifterfreund eine Freude und wird auch manchen ferner Stehenden dem Dichter und seinem Werke näher bringen.

Dr. W. Baumgart
Berlin

Adalbert Stifter, Briefe. Herausgeg. von Dr. Friedrich Seebaß. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen, 1936. In Leinen RM. 5.50.

Rilke und Kippenberg

Der erste Brief, den Rainer Maria Rilke an Anton Kippenberg, den Leiter des Insel-Verlages, richtete, ist vom 10. November 1906 und der letzte vom 15. November 1926. — Ich kenne kein Buch, das in dieser Lückenlosigkeit, in dieser klassischen Form und in dieser Vertrautheit in das Leben eines Dichters schauen und bei der Behandlung geschäftlicher Dinge den Pulsschlag der geistigen Entwicklung des Schreibers fühlen läßt.

Zwanzig Jahre des Vertrauens und zwanzig Jahre der Geborgenheit. Was Rilke schreibt, erscheint im Insel-Verlag, und Anton Kippenberg ist Verleger, Freund, Förderer, Berater. Der besondere Reiz dieses Buches liegt gerade darin, daß die Briefe des Verlegers an den Dichter darin nicht enthalten sind. Man muß ihren Inhalt erraten, aber nein, man kann ihn erschließen und fühlen, daß jeder dieser Briefe von einer überlegenen und überlegten Ruhe, von einem Lächeln und von der Liebe zu dem weltfremden Dichter getragen ist.

Anton Kippenberg hat sich gerade dadurch, daß er schweigt und doch redet, in diesem Buche ein Denkmal gesetzt, zu dem man mit Bewunderung aufblickt.

Rainer Maria Rilke ist auch in diesen Briefen ein Pfleger der Sprache. Überraschend, wie er immer wieder den Schluß eines Schreibens zu gestalten weiß, wie er jede Grußformel der Alltäglichkeit entkleidet und ihr seinen eigenen Stempel aufdrückt: »Und so bin ich, im Dank und Wunsch, ausdauernd der Ihre«. Das war er. **G. L.**

Rainer Maria Rilke, Briefe an seinen Verleger 1906—1926. Insel-Verlag, Leipzig. RM 7.—.

Wo kaufe ich meine Weihnachtsbücher?

Akademische Buchhandlung
GROTE
BERLIN NW 7, Prinz Louis Ferdinandstr. 2
(im 1. Stock, Eingang durch den Eckladen)

Theologische Geschenkwerke
Philosophie und Pädagogik

Für den Weihnachtstisch des
MEDIZINERS
finden Sie alle einschlägigen Bücher oder Sie werden gut beraten bei der Fachbuchhandlung
ROBERT MÜLLER
Berlin NW 7, Karlstraße 39, Ecke Charitéstraße
Fernsprecher: D 2. 2615

Einhundert Geschenkwerke
für Dich und Andere
Dieses Verzeichnis steht den Lesern der »G.-A.« kostenlos zur Verfügung
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Ein Jugendlexikon

Was Hans Lang in seinem Jugendlexikon »Die Wissenskiste« geschaffen hat, ist ein Buch aus einem Guß: Wort und Bild umschließen in unerreichbarer Art das Interessengebiet unserer Jugend. Auf kurze Formel gebracht: Das Buch ist reichhaltig, knapp, interessant. Meisterhaft und wohldurchdacht ist die Auswahl der Abbildungen. Sie lassen stets das Wesentliche und Charakteristische erkennen. Man muß die Wissenskiste rückhaltlos anerkennen und sie dringend empfehlen. Dies Buch mit einem Buben oder Mädel durchzusehen, mir scheint, das ist eine reine Weihnachtsfreude. **Dr. H. Sell**

Die Wissenskiste. Voigtländers Jugendlexikon. Bearbeitet und herausgegeben von Hans Lang. 4400 Stichworte, 800 Textabbildungen auf 340 Seiten, sowie 68 zum Teil mehrfarbige Tafeln. In Leinen gebunden RM. 8.80. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Neuerscheinung

Dr. Curt von Faber du Faur
Deutsche Barocklyrik
Eine Auswahl aus der Zeit von 1620—1720
341 Seiten, Leinen RM 9.—, brosch. RM 7.80

Unserer alten Dichter wird nur wenig gedacht und noch weniger werden sie gelesen. Und doch sollten wir seit den genialen Forschungen Joseph Nadlers und Günther Müllers wissen, einen welch auserlesenen Schatz wir etwa in der früher so viel geschmähten Barockdichtung besitzen. Die vorliegende Auswahl aus Dichtungen zwischen 1620 und 1720, die Curt von Faber du Faur, der bekannte Sammler barocker Lyrik mit einer ausgezeichneten Einleitung herausgibt, mag daher gerade heute auf besonderes Verständnis stoßen.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

VERLAG ANTON PUSTET • SALZBURG / LEIPZIG

Digitized by Google

Lebenserinnerungen und Briefsammlungen

1.

Bremen und Hamburg

Wenn man ein paar Seiten der Erinnerungen von Gustav Pauli gelesen hat, so hat man durch den überaus gepflegten Stil des Buches die beste Charakteristik des Mannes. Klar, einfach, überlegt sind die Sätze, diktiert von der Ruhe eines Patriziers, dem die Kunst Leitstern des Lebens gewesen ist und der für die Kunst auch mit vollem Einsatz besinnlicher Begeisterung wirken durfte, im Höhepunkt seines Lebens an zwei Stätten, wo reiche Mittel der Förderung zur Verfügung standen: in Bremen und in Hamburg.

Die Geschichte der verschiedenen Berufungen, die leider in so vielen Professoren-Biographien einen zu breiten Raum einnehmen und den Streit mit Kollegen oft zu breit behandeln, haben in diesem Rückblick auf 7 Jahrzehnte mehr die Form eines Reisetagebuches, in dem eben einige Etappen etwas breiter geschildert werden, aber doch der Drang weiter zu kommen, die Behaglichkeit des Verweilens schnell ablöst.

Bremen und Hamburg. Von 1899—1914, also 15 Jahre bestimmt die Tätigkeit Paulis das Kunstleben Bremens, von 1914—1933, also fast 20 Jahre das der anderen Hansastadt: Hamburgs. Was er in seinen Erinnerungen gibt, ist für die Zeit seines Wirkens eine Kulturgeschichte dieser beiden Städte, mit lebendiger, aber auch vorsichtiger Schilderung der Umwelt, seiner Freunde und Helfer, seiner Gegenspieler und Widersacher.

Die Schilderung, die er von den einzelnen Persönlichkeiten entwirft, hält sich von Übertreibungen fern und wird auch für jede zukünftige Schilderung dieser Zeit und dieser Vorgänge bleibenden Wert haben.

Leider fehlt dem Buch ein Register. Das ist ein Mangel und eine Versäumnis, die ein Verlag gerade eines solchen Buches nicht begehen sollte.

[1]) Gustav Pauli, Erinnerungen aus 7 Jahrzehnten. Rainer Wunderlich Verlag. Tübingen. Geb. RM 6.80, br. RM 4.30.

*

Uexküll und seine Freunde

Warum hat nur Uexküll diesem seinem Erinnerungsbuche den Titel gegeben »Niegeschaute Welten«? Er führt irre, denn sein Wille und Wunsch, die Menschen und Freunde, die er schildert, aus der jedem eigenen Umwelt zu verstehen, scheint mir nun nicht ganz niegeschaut und niedargestellt zu sein, sondern es ist doch schon so oft und so erschütternd das Leben eines Menschen »ohne den konventionellen Hintergrund« geschildert worden.

Hat man sich aber von dem Titel frei gemacht und von der etwas konstruierten Umwelttheorie, und hat man mit der Lektüre des Buches begonnen, so wirkt die Kunst der Schilderung stärker und stärker.

Uexküll ist Balte, und so entfällt ein beträchtlicher Teil seiner Schilderung auf baltische Persönlichkeiten. Er weiß den Großvater, den Vater, die Mutter durch eine Fülle kleiner Züge und kluger Erzählungen zu charakterisieren, knapp und kurz, ohne Wortschwall. — Da ist die Mutter. Sie hat als erste Dame der Stadt Reval bei einem Empfange zu repräsentieren, sieht dabei ihren Sohn bei einer Kletterpartie auf dem Spritzenhaus und hat dafür später nur den einfachen Satz der Mahnung: »Einige ganz törichte Leute hatten sogar auf dem Dache des Spritzenhauses Platz genommen«. — Ein Beispiel ihrer Erziehungsmethode.

Und diese Kunst, durch eine Fülle von Aussprüchen und Lebensweisheiten, oder Lebensdummheiten die Menschen selbst sprechen zu lassen, den Kern dieser Menschen so zu bestimmen, geht durch das ganze Buch. Wenn volle Bewunderung für einen Menschen Uexküll die Feder führt, wie bei der Schilderung von Anton Dohrn, dem Gründer der zoologischen Station in Neapel, oder von Robert Bunsen oder von Alfred von Domaszewski, dann erreicht er die Meisterschaft seiner Schilderung.

Köstlich seine Charakteristiken von Frauen, wie Pastellgemälde, leicht und zart und immer bemüht, keine scharfen oder häßlichen Linien hervortreten zu lassen. Er billigt ihnen das nachsichtige Lächeln über männliche »Schnörkeleien« zu, aber das nachsichtige Lächeln schwindet dabei auch nicht aus seinem Gesicht.

Zwei Stücke »Die Heiligen in der Umwelt des russischen Volkes« und die »Umwelt der Neapolitaner« ziehen große Linien, aber immer durchsetzt mit den feinen Strichen kleiner und kleinster Beobachtungen.

Jakob Baron Uexküll, Niegeschaute Welten. Die Umwelten meiner Freunde. Ein Erinnerungsbuch. 302 S. S. Fischer Verlag, Berlin 1936. Geb. RM 7.50.

*

Zwischen Inn und Themse

Lebensbeobachtungen eines Anglisten. Eines »Anglisten« dreimal unterstrichen. Eines Anglisten mit Anglisten.

Da wo Alois Brandl von seiner Wissenschaft spricht, ist er in seiner Darstellung beschwingt, und da geht auch seine Erinnerung am tiefsten, da hat er den meisten Kontakt mit den Menschen.

Seine Lebensgeschichte gliedert sich in die von Professoren nur zu oft gewählte Form der Berufungen von einem Lehrstuhl auf den andern: Wiener Studentenjahre, Studien in Berlin und England, Privatdozent in Wien, Professor in Prag, Göttingen, Straßburg, Berlin. — Berlin ist Endstation, hier gründet er von Althoff unterstützt das berühmte englische Seminar, hier wächst seine Hörerzahl von einer Handvoll Leute in die Hunderte, hier stellt er seine Wissenschaft breit und ausladend neben die andern Studienfächer, und hier blickt er mit dem ihm eigenen Lächeln auf seine Kollegen, die eine solche Entwicklung nicht für möglich gehalten hatten.

Wohl fällt auch manches Licht der Schilderung auf andere Persönlichkeiten, wohl glüht die Liebe zur Tiroler Heimat und zu den Tiroler Bergen, wohl tritt der Kämpfer für das Auslanddeutschtum auf den Plan, aber der Anglist steht im Vordergrund.

[1]) Alois Brandl, Zwischen Inn und Themse. Lebensbeobachtungen eines Anglisten. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Berlin 1936. RM 12.—.

*

Masaryk

Der Sohn eines leibeigenem Kutschers, der seinem Vater Lesen und Schreiben beibringt, der als Schüler, als Student, als Privatdozent seinen Lebensunterhalt durch Stundengeben verdient, auf solch einer schwankenden Basis mutig eine Familie gründet, — wird Präsident eines Staates.

Er erzählt die seltsamen Schicksale dieses Lebens, nein, er plaudert an seinem Lebensabend hier und da mit einem Manne, der Sinn für das Wesentliche hat, der im Nachdenken über das Gehörte eine innere Spannung durchlebt und diese Spannung mit großer Kunst in seine Darstellung zu bannen weiß. Den Menschen Masaryk schildert Karl Capek, nicht nur den Politiker, mit seiner Anschauung über Liebe und Ehe, über ethische Werte, über Philosophie. Capek notiert einen Ausspruch von Masaryk: »um gut beobachten zu können — dazu bedarf es der Liebe.« — Ein Beweis dafür ist dieses Buch.

G. L.

Masaryk erzählt sein Leben. Gespräche mit Karl Capek. Bruno Cassirer Verlag, Berlin 1936. Geb. RM 9.80, kart. RM 7.25.

2.

Max Webers Jugendbriefe

Als erwünschte Ergänzung des vor Jahren erschienen Lebensbildes von Max Weber gibt Marianne Weber jetzt die Jugendbriefe, die einen Zeitraum von 1876—1893, also den Lebensabschnitt von 13—30 Jahren umfassen, heraus. Diese Sammlung — es sind alles Familienbriefe — zeigen Max Weber in seinem Verhältnis zu den nächsten Angehörigen, sie spiegeln weniger den Entwicklungsgang des »Gelehrten«, als das »menschliche Werden, das Verhalten zur Umwelt, die Teilnahme und das Beraten in kleinen und großen Familienangelegenheiten wider, manchmal durch die für einen jungen Menschen große Selbstsicherheit des Urteilens überraschend. Von eigenen Erlebnissen wird nicht so sehr durch Schilderung der Tatsachen als durch zuweilen recht umfangreiche Reflexionen berichtet. Zu den zeitgeschichtlich interessantesten Stücken gehören jene Briefe, die an den Onkel Hermann Baumgarten, den Straßburger Historiker gerichtet, zu den politischen Fragen Stellung nehmen.

So hat diese Briefsammlung nicht nur als Dokument, das Einblicke in die Werdejahre Max Webers bietet, ihren Wert, sondern liefert zugleich einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte der achtziger Jahre.

I. Pracht

Max Weber: Jugendbriefe, hrsg. von Marianne Weber. 382 S. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen 1936. Brosch. RM. 4.80, Leinen RM. 6.50.

*

Ein Menzel-Skizzenbuch

Ein ganz reizendes Geschenk hat der Verlag Gebr. Mann, Berlin, allen Menzel-Freunden mit dem in Faksimile-Lichtdruck reproduzierten Skizzenbuch aus dem Jahre 1846 von Adolph Menzel gemacht. W. Weidmann, dem die Herausgabe zu danken ist, plaudert uns in der lose beiliegenden Einleitung in die Welt der Schöneberger Straße hinein, der Umwelt, in der diese Skizzen entstanden und die sie zumeist darstellen; ein glücklicher Zusammenklang: diese leichte Einführung und der intime Reiz der Zeichnungen.

»Unwandelbare Ruhe und leidenschaftlichste Bewegtheit sind die Grenze, die den Kreis seiner künstlerischen Erwägungen umschreiben« sagt Weidmann von Menzel. Es ist diese erstaunliche Vielseitigkeit Menzels — hier schon auf der Höhe technischen Könnens —, der gerade darin jedem Gegenstand gerecht wird, die so fesselt — die Sachlichkeit und Unbestechlichkeit des Sehens, die Wahrheit und das Unpathetische der Darstellung, die in dem Realen zugleich das Wesentliche erfaßt; selbst in der größten Ruhe ist eine starke innere Bewegtheit spürbar.

Die Familienbilder, die köstlichen Musikerskizzen, die Tierzeichnungen — eine Fülle, aus der man nicht das Einzelne hervorzuheben sich entschließen mag — das Buch ist eine ganz reine Freude für den Beschauer.

I. Pracht

Adolf v. Menzel, Skizzenbuch aus dem Jahre 1846, herausgeg. u. eing. v. W. Weidmann, Gebr. Mann, Berlin, 1936, RM. 10.50.

Reise eines Nationalsozialisten
von Deutschland nach Deutschland

Hans Johst

Maske und Gesicht

30. Auflage. In Leinen 4.80 Mk.

Um das künstlerische und kulturelle Leben in den Nachbarländern zu studieren, hat Hanns Johst die Schweiz, Schweden, Finnland, Norwegen, Dänemark und Frankreich besucht. „Hanns Johst versteht wie wenige die Kunst zu reisen. Er sieht mit dem feinen Auge des Dichters, der dort zu schauen beginnt, wo der Durchschnittsreisende schon damit aufzuhören pflegt." Dölf. Beobachter

Albert Langen - Georg Müller München

Frau Geske auf Trubernes

Ein neuer Roman von

Ludwig Tügel

Mit dieser neuen leidenschaftlichen und hinreißenden Erzählung hat Tügel ein Sinnbild adligen Menschentums geschaffen, das gültig und sinnbildlich für alle Zeiten ist. Als wäre sie unmittelbar aus dem Meere gezeugt, so steht diese ungewöhnliche Dichtung da; Landschaft, Mensch und Schicksal, groß, weit und wildbewegt, sind eins geworden.

In Leinen 4.50 Mk.

Albert Langen - Georg Müller München

Digitized by Google

Dr. W. BAUMGART, Berlin

Weihnachtsmärchen im Weltkriege

Die literarischen Schöpfungen, die während des Weltkrieges entstanden, zeichnen sich in besonderer Weise durch ihre Unmittelbarkeit aus. Diese Eigenheit zieht nicht notwendig den Vorwurf der Tagesproduktion oder Gelegenheitsdichtung nach sich. Es ist zwar eine längst bemerkte und unbestrittene Tatsache, daß das Kriegserlebnis stofflich in voller Breite erst anderthalb Jahrzehnte später die Literatur von Rang beherrscht, aber es ist dennoch nicht zu vergessen, daß auch unter dem ersten Eindruck des Krieges dichterische Schöpfungen höchsten Wertes, wenn auch nur wenige (wie Rilkes Gedichte im August 1914), entstanden sind. Die Gefühlsgewalt des andringenden Erlebnisses verlangte nach rascher Befreiung und Lösung in unmittelbarer sprachlicher Entladung, wie nicht nur die vielen im eigentlichen Sinne literarischen Schöpfungen, sondern auch die zahlreichen Kriegsbriefe — man vergleiche nur die Kriegsbriefe der gefallenen Studenten — bezeugen. Neben dem Erlebnis des Todes und der Kameradschaft zeigt sich nun auch ein in anderer Richtung wirkendes, die Gefühlskraft kaum geringer beanspruchendes Erlebnis befruchtend und zeugungskräftig, nämlich das der Kriegsweihnacht. Unter den Formen, in denen dies Erlebnis Ausdruck sucht, hebt sich eine durch ihre Seltsamkeit hervor, es ist die an diesem Orte zunächst befremdliche Form des Märchens. Das sonderbare Auftauchen von Märchendichtungen im Kriege geht, obwohl zahlenmäßig nicht besonders häufig, doch den Literarhistoriker wie den Volkskundler dringend an. Leider ist es gänzlich unbeachtet geblieben, obwohl sich an diese Erscheinung die interessantesten Fragenkomplexe anknüpfen. Es ist natürlich an dieser Stelle nicht möglich, die Probleme der Kriegsmärchen anders als flüchtig, und auch nur von einer Seite her, zu streifen. Nur ein stofflicher Einzelfall, das Weihnachtsmärchen, sei hier herausgegriffen [1]).

Von allen Fragen, die sich an die dichterische Verarbeitung des Weihnachtserlebens im Kriege gerade in Märchenform anknüpfen, findet man auf die nach den psychologischen Voraussetzungen am raschesten eine Antwort. Weihnachten ist ja von allen Kirchenfesten am meisten ein Fest der Kinder, und mindestens für jeden Deutschen knüpft sich daran die Erinnerung an Kinderglauben und Märchenzauber. Und die Härte des Krieges, in völligem Gegensatz dazu, erstickt keineswegs die Zartheit dieser Empfindungen, sondern kann ihre Intensität geradezu verstärken, besonders für die im Felde liegenden Soldaten — und die Weihnachtsmärchen sind ja wie alle Kriegsmärchen fast durchweg im Felde von Soldaten verfaßt. Nimmt man hinzu, welche Bedeutung Traum und Ahnung für den von den abstumpfenden Zivilisationszwängen wieder entbundenen, instinktnäheren Soldaten gewinnt, und wie dies den phantasiefreien Gedanken vom Rationalen fort zum »Märchenhaften« *hin lenkt*, so läßt sich, wenn auch die psychologischen Grundlagen hiermit nicht erschöpft sind, die Entstehungen von Weihnachtsmärchen im Kriege immerhin eher verstehen. Weitaus schwieriger ist die Frage nach der Märchenform selber, die Frage, ob es wirklich Märchen sind, was wir ohne weitere Prüfung schlechtweg so bezeichnet haben. Aber gerade das läßt sich keineswegs ohne nähere Untersuchung entscheiden. Wir müssen uns hier damit begnügen festzustellen, daß es sich um literarische Gebilde handelt, die insofern märchenhaft in landläufigstem Sinne sind, als sie sich in ihrer Handlung nicht an die Bindungen durch die Naturgesetze kehren. Auf so engem Raume bleibt uns also nur übrig, unter Hintanstellung aller sich sofort erhebenden prinzipiellen Fragen eine Erfassung der Kriegsweihnachtsmärchen von ihrer stofflichen Seite her zu versuchen.

Von den drei Sinnträgern des Begriffs Kriegs-Weihnachts-Märchen ist, nachdem wir eine Erläuterung des tragenden Märchenbegriffs ausgeschaltet haben, der Teilbegriff Krieg der weitaus überwiegende. Der Gedanke der Weihnacht, obwohl unbestreitbar der Konzeptionspunkt für diese Märchen (ein Umstand, der sie auch mehr als die nur stoffliche Eigenheit als einzelne Gruppe aus der Gesamtheit der Kriegsmärchen heraushebt) ist nur Angelpunkt des Kriegserlebens, der Gesichtswinkel gleichsam, unter dem das Erlebnis aus dem Kontrast zur Zeitumgebung heraus an Schärfe gewinnt. Aus der Verschiedenartigkeit dieser Spannungen, je nachdem welcher der aus dem Weihnachtsfeste entspringenden Gedanken sich mit dem Bewußtsein des Krieges verbindet, ergeben sich die Möglichkeiten des inneren Gehalts der Kriegsweihnachtsmärchen.

Die niedrigste Stufe sowohl der Märchenform wie der Stoffbedeutung nach, liegt im »Weihnachtsmärchen 1914. Der blaue Anzug« von Gefr. Stuckmann vor. (Abgedruckt bei Goth-Emmerich [2], der einzigen vorliegenden Sammlung von Kriegsmärchen nicht nur rein dichterischer, sondern auch volksmäßiger Herkunft, S. 62.) Hier ist unter dem Begriff Weihnachten nur der Gedanke an alles Friedlich-Freundliche in kunstloser Weise zusammengefaßt, und es wird recht handlungsarm die heimat- und liebesselige Stimmung des verwundeten, aber genesenden Soldaten daheim geschildert. Tiefer bereits dringt das Märchen »Kriegs-Weihnacht« von Eugen Theodor Goth (Goth-Emmerich S. 185). Es schöpft, geschickter erzählt, seinen Inhalt bereits aus einem spezifisch weihnachtlichen Gedanken, dem der Erlösungshoffnung, wenn auch nur in etwas blasser und verwaschener Form träumender Zukunftsschwärmerei. Den Stoff in ein dichterisch reines und eindrucksvolles Bild zu bannen, gelingt in einem kleinen Einschub in seine märchenhafte Kriegsgeschichte »Grünlein« dem Schlesier Paul Keller [3]): Der Tod beschert seinen Kindern unter den Weihnachtsbäumen der Karpathen die Gefallenen als Spielzeug. Doch treibt die Gefühlsspannung hier das Bedürfnis nach dichterischer Befreiung nicht bis zur Erfindung einer Handlung hin, sie erschöpft sich in diesem Bilde. Bezeichnend ist dabei, daß gerade dies Märchen nicht im Felde entstanden ist. Dichterische Entfaltung hat die fruchtbare Spannung zwischen dem Gedanken des Kriegs und der Weihnacht aber unter den bis jetzt überhaupt bekannt gewordenen Stücken nur in zwei Märchen gefunden, die beide von dem gefallenen Kriegsdichter Walter Flex [4]) stammen. Das Kriegsmärchenspiel »Die schwimmende Insel« (Dezember 1916), das nur in erster flüchtiger Formgebung auf uns gekommen ist, vom Dichter noch vorm Druck zurückgehalten, bis der Tod ihn überraschte, ist ganz auf den Gedanken des Friedens, des Weihnachtswunsches ». . . . und Friede auf Erden«, gestellt. An die thüringische Sage von der schwimmenden Insel anknüpfend, die den Krieg anzeigt, wird hier ganz im Märchensinne die »Aufgabe« gezeigt, die den Frieden wiedergewinnt, und samt dem Kampf gegen die hemmenden bösen Mächte von zwei Kindern mit Mut aufgenommen. Ihr gefallener Bruder, »Gottes Soldat«, greift als helfende höhere Kraft ein, und trotz des ferner rückenden Zieles wird schließlich mit seiner Hilfe das segenspendende Weihnachtstännlein als Gewähr des kommenden Friedens gepflanzt. Es wäre keine Flexsche Dichtung, wenn nicht die ethischen Gedanken, die zunächst nur in Seitenthemen begleitend erscheinen, einen größeren Raum gewännen. Trotz des undramatischen Verfließens der Handlungsteile ist hier das ursprüngliche befruchtende Spannungsverhältnis von Krieg und Weihnacht, der dichterische Keim in der besonderen Form der Friedensidee, kunstvoll ausgebaut. Weitaus am eindringlichsten und künstlerisch am wertvollsten ist aber schließlich in seinem zweiten Märchen das Weihnachtsthema entwickelt, dem »Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments«, mit einer der bedeutendsten Dichtungen, die während des Weltkrieges im Felde entstanden sind; in einem Zuge erdacht und niedergeschrieben, eines der erstaunlichsten Zeugnisse unmittelbar dichterisch geformter Erlebniskraft. In dieser legendären Schöpfung ist die Entstofflichung des Weihnachtsmotivs am weitesten gediehen, als treibende Idee aber ist es in vollster Bedeutung bewahrt. In dem Erlebnis des jungen Weibes, das nach dem Tode des Gatten sich mit seinem Kinde das Leben nehmen will und im Wasser versinkend in das Zwischenreich der ungeborenen Kinder und der toten Soldaten, die unter einem »heimlichen Könige« noch ins Leben hinein wirken, gelangt, strahlt die Dichtung, wie schon am Heiligen Abend des Jahres 1914 in der kleinen französischen Dorfkirche, in der der Dichter sie zuerst vortrug, weihnachtlich reinigende, befreiende, befriedende Kräfte auf den Hörer aus. Die Tiefe ihres Ernstes und ihre Symbolträchtigkeit verbietet eine nur flüchtige Annäherung an dieses Werk. In der harten und strengen, ethisch überaus anspruchsvollen Erzählung dieses schönsten Weihnachtsmärchens aus dem Weltkriege verbinden sich die sonst vereinzelten Weihnachtsgedanken, denen diese unmittelbaren Gestaltungsversuche ihren Ursprung verdanken, an Sinngebung des Irdischen und an Erlösung, an Frieden und Liebe; hier schließlich fließen sie zusammen in eins oder aus einem, aus der Empfindungsfülle der deutschen Weihnacht.

Goethe-Kalender 1937

Herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum

30. Jahrgang. In Leinenband RM. 3.50

Mit erstveröffentlichten Bildern und fesselnden Beiträgen u. a. von Hans Carossa, Hans Hildebrandt, Ernst Beutler, Hartmann Goertz, Max Kommerell

Prospekte kostenfrei

Dieterich'sche Verlagsbuchhdlg. / Leipzig

[1]) Eine von mir seit längerer Zeit vorbereitete eingehendere Darstellung der deutschen Kriegsmärchen wird im kommenden Frühjahr im Verlag Walter de Gruyter erscheinen.
[2]) Rosen vom Felde der Ehre. Märchen deutscher Soldaten 1914—1918. Hrsg. von L. Goth-Emmerich, München 1926.
[3]) Paul Keller, Grünlein. Eine deutsche Kriegsgeschichte . . . . 62.—71. Aufl. Breslau (1915).
[4]) Walter Flex, Gesammelte Werke, 2 Bde. München (1925). I. S. 151: Das Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments. II. S. 447: Die schwimmende Insel.

Digitized by Google

Historische Darstellungen und Biographien:

I.

Deutsche Geschichte

Vor nunmehr länger als einem Jahrzehnt begann Johannes Bühler seine aus hingebender Versenkung in die große Schicksalswelt deutscher Vergangenheit erwachsene Arbeit, die dem scheinbar abbröckelnden Bau unserer Geschichte vorerst seine Fundamente sichern sollte. Aber nicht die gute alte Zeit wollte er wieder aufleben lassen, die schon Freytag, als er seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit zusammenstellte, seinen Lesern nicht mehr versprechen zu können glaubte, — als unbehauene Blöcke sollten die Großtaten aus der Werdezeit einer mürbe und unsicher gewordenen Nation ins Bewußtsein treten: die Quellen sollten selbst sprechen. Was hundert Jahre zuvor der Freiherr vom Stein angestrebt hatte, als er zur Begründung der Monumenta Germaniae historica aufrief, das sollte auf der Ebene des Gemeinverständlichen sich bewähren; so entstanden die Bände »Deutsche Vergangenheit«, die in mehreren Reihen nach zeitgenössischen Quellen »die Germanen in der Völkerwanderung«, »das Frankenreich«, »die Sächsischen und Salischen Kaiser«, die »Hohenstaufen«, aber auch »Klosterleben im deutschen Mittelalter«, »Ordensritter und Kirchenfürsten«, die »Städte und die Hansa« u. a. in Artung und Eigenwuchs erstehen ließen, beschwingt auch sie von dem Steinschen Motto: sanctus amor patriae dat animum. In Wort und Bild war so der Zutritt zu den Vorsälen deutschen Werdens wieder ermöglicht, um im chaotischen Durcheinander der damaligen Gegenwart die Maßstäbe zur Besinnlichkeit und Besinnung nicht vergessen zu lassen.

Daraus mußte aber für den Historiker die Anregung erwachsen, den eigenen Standpunkt herauszuarbeiten; die Gesichtspunkte, nach denen er seine Auswahl getroffen, verlangten Begründung und Bestätigung und fanden gleichsam eine erste Rechnunglegung in dem Buch »Das erste Reich der Deutschen«.

Es kann uns keine Überraschung sein, daß Johannes Bühler schon 1934 mit dem ersten Band einer großangelegten deutschen Geschichte hervortrat. Als überraschend darf man es höchstens bezeichnen, wie glücklich ihm auch auf so viel breiterem Raum die Durch- und Aufteilung des Stoffes gelungen ist, ohne daß sich Längen oder Wiederholungen je störend bemerkbar machten. Von der Urzeit über Bauerntum und Aristokratie, die in eindrucksstarken Kapiteln den ersten Band ausfüllten, schreitet er im zweiten zu Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum vor, den Zeitraum von 1100—1500 mit gediegener, ausgewogener Forschung ausfüllend und gestaltend. »Der deutsche Erlebniswert ist der Standpunkt, von dem aus wir deutsche Geschichte schreiben. Von ihm aus sehen wir Schicksal und Leistung, bemessen wir den Umfang der einzelnen Abschnitte, verteilen wir in der Darstellung Licht und Schatten.« Daß er statt »objektive«, »sachlich richtig« setzt, läßt ihn auch die geschichtlich schwierigsten Wegstrecken in ruhigem Gleichmaß überwinden: »Das Tatsächliche ist möglichst richtig zu ermitteln, sonst zeigt die Geschichte weder Schicksal noch Leistung, sondern die eigenen Gedanken und Wünsche werden nur in das Gewand der Geschichte gehüllt. Gegen diese Forderung ist zu allen Zeiten unglaublich viel gesündigt worden. Eine Unzahl auf Abwege führender Meinungen über die Geschichte wäre der Menschheit allein schon durch eine genaue Chronologie, durch die sorgfältige Beobachtung der zeitlichen Aufeinanderfolge der Ereignisse erspart geblieben. Zu der objektiven Erforschung des Tatsächlichen rechnen wir auch das Bemühen, den einzelnen Epochen und den in der Geschichte hervortretenden Menschen von ihren besonderen, ihnen eigentümlichen Bedingungen aus gerecht zu werden.« Auch Binsenwahrheiten sind in der Praxis nicht immer selbstverständlich, und deshalb mag unterstrichen werden, daß Bühler auf jeder Seite zu seinem Wort steht. Auf einer Präzisionswaage scheint jedes Urteil austariert: gegnerischer Fanatismus und Unmöglichkeit, über den Zaun der Zeitnähe zu sehen; notwendige Interessenminderung späterer Generationen oder Fehlinterpretation durch den Riesenrefraktor moderner Problematik, all das ist bis ins letzte berücksichtigt und ermöglicht manch wertvolle Restaurierung historischer Bildkunst von Einzelpersönlichkeit und Epochendarstellung, die bis zur Unkenntlichkeit übermalt waren. Daß solche Behutsamkeit nirgends zur Verkümmerung führte, allenthalben der eigene Stil spürbar bleibt, dünkt mich der größte Vorzug dieser Bühlerschen Bände.

W. H.

Johannes Bühler: Deutsche Geschichte, Bd. 1 u. 2 Berlin, Walter de Gruyter & Co. Je RM 7.20.

Ein deutsches Schicksalsbuch

Heinrich Zillich

Zwischen Grenzen und Zeiten

Roman. 15. Tausend. In Leinen 7.50 Mk.

Mit diesem großen Roman vom Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie, von der Völkerzerrissenheit und der deutschen Seele in volksbunter Weite schenkt der siebenbürgische Dichter der großen deutschen Volksgemeinschaft ein schier unerschöpflich reiches Schicksalsbuch.

Albert Langen - Georg Müller München

Dr. Dr. Werner Gent

Die geistige Kultur um Friedrich den Großen

295 Seiten. Brosch. RM 12.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

2.

Der Große Kurfürst

Das Buch von Ernst Lewalter »Der Große Kurfürst«[1]) bietet eine anschauliche Schilderung Friedrich Wilhelms, der als Zwanzigjähriger mitten im Großen Krieg, ein zersplittertes und verwüstetes Land übernahm und in unermüdlicher, zäher Lebensarbeit daraus die Großmacht Brandenburg-Preußen schuf. Diese Entwicklung darzulegen ist der Grundgedanke Lewalters, und hieraus ergeben sich auch Vorzüge und Mängel des Buches: die Geschlossenheit des Aufbaus einerseits und die — folgerichtige — Beschränkung auf das Gebiet der auswärtigen Politik andrerseits. Hervorzuheben ist die Klarheit, mit der die verwirrende Problematik der Staatsgedanken jener Zeit dargestellt wird, und die Zeichnung der Handelnden, die auch bei den Nebenfiguren des großen Welttheaters nichts von ihrer plastischen Wirkung einbüßt.

Walter Schwerdtfeger

Berlin

[1]) Ernst Lewalter »Der Große Kurfürst«. Keil-Verlag. Berlin. 1935. 263 Seiten. Leinen RM. 5.50.

3.

Friedrich der Große

Vom 24. Januar dieses Winters, dem Jahrestage des Geburtstags des Großen Königs, datiert der Freiburger Historiker, Gerhard Ritter, die zehn Kapitel zur Geschichte Friedrich des Großen, in denen er den Inhalt von öffentlichen Vorlesungen wiedergibt, die er im Wintersemester 1933/34 vor Hörern aller Berufsstände gehalten hat. Man wünscht diesen Aufsätzen die weiteste Verbreitung. Rein äußerlich sind sie, weil sie für ein gemischtes Publikum bestimmt waren, mühelos und bequem zu lesen; es scheint keine übermäßig große, geistige Anstrengung dazu zu gehören, daß man sie erfaßt. Sie sind ausnehmend geschickt für diesen Zweck aufgebaut.

Der geistige Inhalt jedoch bedeutet mehr als diese äußere, so ungemein ansprechende, entgegenkommende Form. Unter den ungezählten Schriften, die es über Friedrich II. gibt, dürfte die vorliegende Arbeit mit Recht eine der ersten Stellen einnehmen. Der Verfasser will in diesem »historischen Profil« den Umriß dessen geben, was von dem Großen König bis in die Gegenwart fortwirkt. Es ist Ritter gelungen, aus der Fülle des Materials ein Charakterbild »Friedrich II.« hinzustellen, das ihn in einem ganz neuen, vertieften Lichte erscheinen läßt. Es werden nicht die Erfolge oder Mißerfolge des Königs geschildert, sondern die Entwicklung der Persönlichkeit, wie sie durch seine Umwelt bedingt, im Kampf mit seiner Erziehung und seinem eigenen Schicksal sich gestaltet, wird in erstaunlicher Klarheit aufgezeichnet. Den Regungen dieser »hellwachen Seele«, wie der Historiker das Wesen des jungen Prinzen bezeichnet, wird bis in die feinsten Schattierungen nachgegangen. Jedes übertriebene Lob fehlt, aber streng logisch entwickeln sich aus dem gegebenen Bilde des Kindes, Jünglings, jungen Mannes die Taten und Handlungen des späteren Soldaten, Verwaltungsbeamten und Herrschers — jenes Mannes, der, von dem kleinen Preußen aus, seinem Zeitalter den Stempel seines gewaltigen und unbesiegbaren Geistes aufzudrücken wußte. Mit bewunderungswürdiger Schärfe und folgerichtiger Schilderung wird uns aus der Eigenart des Großen Königs heraus der Schlüssel zu der beispiellosen Entwicklung gegeben, die Preußen unter ihm nahm. Als schwere Ahnung liegt über den letzten Jahren des Regenten, auf dessen Arbeitskraft und unternehmendem Geist der Staat ruhte, der von ihm gefürchtete Niedergang. Gerade aus diesem Buch heraus begreift man, daß es die Größe des Willens Friedrich II. ist, die jede Möglichkeit eines Ersatzes des Königs durch einen Nachfolger ausschließt.

Außerdem aber ist es Gerhard Ritter gelungen, den Nachweis zu führen, wie trotz der Katastrophe der Napoleonischen Zeit und der auf sie folgenden großen Ereignisse, die schließlich aus dem kleinen Preußen den Führerstaat Deutschlands machten, das über Zeit und Raum, über allem Geschehen der vaterländischen und der Weltgeschichte, der Geist des Großen Königs heute noch lebendig fortwirkt. Das Buch ist dazu angetan, ein ganz neues Verständnis für den Fürsten zu wecken. Es gehört zu den Büchern, die man nicht aus der Hand legt, wenn man sie gelesen hat, sondern die man besitzen muß, um sich immer von neuem hineinzuvertiefen. Seine erstaunliche Vielseitigkeit wird trotz der knappen Form nicht mit einem, wenn auch noch so aufmerksamen Lesen ausgeschöpft.

W. v. Puttkamer

Gerhard Ritter: Friedrich der Große. Quelle & Meyer, Leipzig 1936, S. 275. RM. 5,50.

4.

Marwitz

Ludwig von der Marwitz — der Gegner der preußischen Reformen, der Vorkämpfer der Junker? Kayser zeigt uns einen ganz andern Marwitz: einen Genossen der Stein und Jahn in Willen und Schicksal, einen Freund der Blücher und Gneisenau,

Das Buch über einen großen Staatsmann u. sein tapferes Volk

Svinhufvud baut Finnland

Abenteuer einer Staatsgründung

Dargestellt von Erkki Räikönen. Mit 10 Abbildungen und 1 Karte. Geheftet 6.— Mk., in Leinen 7.50 Mk.

Mit atemloser Spannung verfolgt der Leser den abenteuerreichen Weg des waffenlosen Finnland vom entrechteten russischen Vasallenstaat über roten Aufruhr und Schreckensherrschaft zum selbständigen Staat. Präsident Svinhufvud, „der Hindenburg Finnlands", war der unerschütterliche Führer seines Volkes auf diesem Weg.

Albert Langen - Georg Müller München

Digitized by Google

einen Reformer voll eigener Ideen zum Aufbau des völkischen Staates, einen lebensprühenden, willensstarken, geistvollen selbstlosen Helden. Stein will die Neugeburt eines volkhaften deutschen Staates vom Staate aus, Jahn vom Volke aus, Marwitz vom Adel aus. Aber nicht vom bestehenden, sondern von einem neu auf Wehrleistung, Erbhof, Leistung für den Staat aufzubauenden Bauernadel aus, von einer neu zu schaffenden Führerschicht aus. Und er hat einen leidenschaftlichen, unverdrießlichen Willen zum völkischen Staate, bestürmt Friedrich Wilhelm III. 1805, 1807, 1811, 1813 um die befreiende Tat. Er wird 1807 der Schöpfer des ersten preußischen Freikorps, mit Blücher zusammen. Er wird 1810/11 der Gegner der liberalistischen Gesetzgebung Hardenbergs, der die Grundideen Steins gedankenlos zerstört. Er wird 1813 der Schöpfer der brandenburgischen Landwehr, der Sieger von Hagelsberg. Er wird der Reformator der Kavallerie, der Vorkämpfer der Heeresreform. Er wird in Friedersdorf der Reformator der Landwirtschaft, der Volksschule. Und — mit seinen Grundideen von der Wiedergeburt Deutschlands vom Volkstum aus scheitert dieser unzeitige konservative Revolutionär — wie Jahn und Stein scheitern. Kayser macht ihn uns ganz lebendig (weit mehr als Königswald). Aus M.s Archiven, seinen Briefen, Tagebüchern, Denkschriften, Erinnerungen läßt er ihn, selbst sehr zurücktretend, in seiner kernigen, warmen, gedankenvollen Sprache selbst reden. Darüber hinaus gibt er ein Bild von der Unvollendung der preußisch-deutschen Erhebung, das im Gegensatze zu langgewohnten Bildern steht und zu weiterer Ausführung verpflichtet. Sein Buch greift an den Willen, zwingt zum Nachdenken über jene Zeit und — über unsere, in die so manches Marwitz-Wort lebendig herein klingt; so: »Die Nation besteht nur aus denjenigen Individuen, die die Idee Vaterland zu denken vermögen und einer Begeisterung für dasselbe fähig sind.« »Nicht das Leben gibt Würde, sondern die Rettung dessen, warum man lebt, und der Untergang für dasselbe.« Marwitz lebt als Held für die totale nationale Gesinnung.

Hermann Witte

Walther Kayser, Marwitz, Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936. 339 S. Geb. RM 8.50.

5.

Pommersche Altkonservative

Wittes Buch »Die pommerschen Konservativen«[1]) handelt von dem Konservativismus pommerscher Edelleute von 1810—1860 als religiöse, politische und soziale Bewegung, nicht von politischen Parteien. Dieser Kreis fand in der geschichtlichen Literatur meist nur deshalb stärkere Beachtung, weil Roon und Bismarck darin groß geworden sind. Witte geht ebenfalls ausführlich darauf ein, betont aber auch mit Recht, daß diese Männer nicht nur als Hintergrund für Bismarck betrachtet zu werden verdienen und stellt deshalb ihre Ideen und ihr Wirken eingehend und anschaulich dar. Es ergeben sich dabei überraschende Beziehungen zur Gegenwart, die sowohl nach ihren positiven Seiten, »den Nervensträngen, die von den alten Pommern zu den Grundideen des Nationalsozialismus führen«, als auch nach den negativen Seiten, den Ursachen, weshalb von der damaligen konservativen Idee des christlich-germanischen Staates aus der Ansturm des Liberalismus und des demokratischen Parlamentarismus nicht zurückgeschlagen werden konnte, sorgfältig und unaufdringlich herausgearbeitet sind. Die Blickrichtung auf Gegenwart und Zukunft, die Würdigung der Einzelerscheinungen von tiefen allgemein geschichtlichen Erkenntnissen aus, die immer lebendigen, zuweilen ergreifenden Schilderungen von Persönlichkeiten und ihren Schicksalen, ausgezeichnete knappe Zusammenfassungen machen die Lektüre dieses Buches jedem besinnlichen Leser zu einem Genuß und bieten ihm mannigfache Anregungen.

J. B.

[1]) Die pommerschen Konservativen. Männer und Ideen 1810 bis 1860. Von Hermann Witte. Groß-Oktav. Mit einem Bildnis Adolf von Thaddens. XII, 126 Seiten. 1936. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin W. 35 und Leipzig. Geb. RM. 3,80. Gestalten und Geschlechter Bd. 2.

Dokumente der Deutschen Politik Band 2

Der Aufbau des deutschen Führerstaates 1934

Bearbeitet von Dr. Axel Friedrichs Leiter der Bibliothek der Deutschen Hochschule für Politik

In Leinen RM 13.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

6.

München als deutsche Kulturstadt

Eugen Franz hat es unternommen, die Geschichte des kulturellen Lebens im München des 19. Jahrhunderts zu schreiben[1]). Der Wert dieses Buches wird erhöht durch das Nebenthema, das sich der Verfasser gestellt hat: »die wechselseitigen Beeinflussungen der schöpferischen Menschen durch den Raum und der Stadt ihrerseits durch diese Menschen« aufzuzeigen.

Schon bei der Gliederung des Stoffes zeigen sich die Schwierigkeiten einer solchen zusammenfassenden Arbeit. Franz hat die Zeit bis zum Tode Ludwigs II. nach dynastischen Gesichtspunkten eingeteilt. Nun kann man, wie von einer ludovizianischen Ära, mit einem gewissen Recht auch von einer maximilianeischen sprechen, wenn auch eine scharfe zeitliche Abgrenzung unmöglich ist. Aber schon ein Zeitalter Ludwigs II. ist kulturgeschichtlich eine Fiktion. Die unter seinem Vater begonnene Blüte der Wissenschaft geht unter Ludwig II. weiter, doch ohne jede Einwirkung des Herrschers, der ihr ebensowenig wie den Künsten Antrieb zu geben vermag. Der Fall Wagner, der von Franz im übrigen sehr objektiv beurteilt wird, stellt keine Ausnahme dar: eine idée fixe ist noch kein Verdienst. Wenn das Zurücktreten des königlichen Einflusses sich in der folgenden Epoche — Franz faßt sie unter dem Rubrum »Die Großstadt an der Jahrhundertwende« zusammen — noch deutlicher zeigt, dann ist die Ursache wohl weniger in der Form, der »Regentschaft«, als in der Person des bei allen Qualitäten amusischen Prinzregenten zu suchen. Eine weitere Schwierigkeit liegt naturgemäß in der Subjektivität des Werturteils, und sie tritt um so stärker in Erscheinung, als eine große Anzahl von Sachgebieten in den Kreis kulturgeschichtlicher Forschung eingeschlossen ist. Dieser Umstand erklärt ein paar irrige Daten, die bei einer Neuauflage berichtigt werden müssen, vgl. Görres, Sophie Schröder, Piloty, Kainz, Wolzogen. Auf den Seiten 24, 113, 196 sind einige Fehler der Korrektur entgangen. Das Problem, das in der verschiedenen Einschätzung bestimmter Personen liegt, hat der Verfasser durch sehr sachliche, zurückhaltende Wertung, die mitunter fast zu distanziert wirkt, zu lösen gesucht. Klenze hätte vielleicht noch einhender gewürdigt werden können, Rheinsberger wird man nicht gerecht, wenn man ihn nur als Kirchenmusiker würdigt, die Entstehung der Sezession hat eine ganze Menge unsachlicher Motive gehabt. Die ganze Haltung der Kritik erscheint, wenigstens aus der Perspektive des Norddeutschen, zu wohlwollend. Die künstlerische Sterilität des maximilianeischen Stilkonglomerats ist nicht nur bei der »Restauration« der Frauenkirche zutage getreten. Ganghofer — hier kann man natürlich nur Urteil gegen Urteil stellen — ist doch recht flach, während mir Thoma zu scharf behandelt ist. Die Verwendung von Anekdoten könnte vielleicht noch eingeschränkt werden. Doch das alles sind wenig bedeutende Einzelheiten, die angesichts des Wertes dieser erstmalig unternommenen, weitgespannten und eindringlichen Arbeit völlig zurücktreten.

Walter Schwerdtfeger

[1]) München als deutsche Kulturstadt im 19. Jahrhundert. Von Eugen Franz. Mit acht Bildnissen. Groß-Oktav. XII, 249 Seiten. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35 und Leipzig. Geb. RM. 4.80. Gestalten und Geschlechter, Bd. 1.

Neuerscheinung

ERNST V. SCHENCK

BRIEFE DER FREUNDE

Das Zeitalter Goethes im Spiegel der Freundschaft

650 Seiten. 10 Bildnisse. RM 6.80

VERLAG DIE RUNDE / BERLIN NW 7

7.

Ausgewählte Schriften Rankes

Unter dem für eine Ranke-Auswahl nicht ganz glücklich gewählten Titel: »Geschichte und Politik« gibt Hans Hofmann eine Sammlung der bekannteren kleinen Schriften Rankes heraus, u. a. »Über die Epochen der neueren Geschichte«, »Friedrich II.«, »Die großen Mächte«, »Politisches Gespräch«, Schriften, von denen aus — besonders von letzteren — immer wieder das Verständnis der Rankeschen Geschichtsbetrachtung gesucht wird; mit Recht, denn gerade aus diesen Schriften wird Rankes Glaube an die Vernunft, die hinter allem Geschehen waltet und stärker ist als alle Irrungen und alles Böse im Ablauf der Weltgeschichte wie der Tagespolitik deutlich, in ihnen spricht Ranke von der Aufgabe des Historikers, — der nur zeigen soll, »wie es eigentlich gewesen« —, jede Zeit aus sich selbst heraus zu verstehen, denn »jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Sein« ... »Die Geschichte belehrt uns, daß jedem Zeitalter seine eigene Fehlerhaftigkeit anhaftet und seine eigentümliche Fähigkeit zur Tugend beiwohnt, so daß wir weder zur Verzweiflung noch zu Stolz und Übermut besonderen Grund haben.« Den Politiker soll die Geschichte sachlich unterrichten, ihn »die Natur seines Staates vollkommen erkennen und begreifen lehren«, nicht einem romantischen Gefühlsbedürfnis Nahrung geben.

Ranke umfaßt so alle Epochen der Weltgeschichte mit dem gleichen Interesse, wenn auch sein Lebenswerk vor allem dem Werden der »modernen« Staaten der »romanisch-germanischen« Völker gilt. — Möge diese Auswahl Anregung zu eingehenderem Studium der Werke Leopold von Rankes, des größten deutschen Universalhistorikers, geben.

L. Pracht

Leopold von Ranke: „Geschichte und Politik" Leipzig, Alfred Kröner Verlag, 1936, RM. 3.75.

Soeben erschien in der Reihe

Deutsche Lande Deutsche Kunst

Die Meisterwerke Tilman Riemenschneiders

Beschrieben von Theodor Demmler
Aufgenommen von Leo Gundermann

104 Seiten Text mit 88 Bildern.
Broschiert RM 3.60, in Ganzleinen RM 4.50

Theodor Demmler, der als Direktor des Deutschen Museums in Berlin seit Jahren zahllosen Hörern bei seinen Führungen die hohe Schönheit des Riemenschneiderschen Werkes erschlossen hat, gibt ihm in diesem Buch eine Deutung, die nicht aus bloßer Kennerschaft kommt, sondern aus einem verwandten Gefühl für die zarte und hingebende Innigkeit des Glaubens, die aus der Riemenschneiderschen Kunst spricht. Das vorzügliche Bildmaterial, in der vollkommenen Wiedergabe und Anordnung, welche die Freunde dieser Reihe gewohnt sind, bringt einen großen Teil eigens für dieses Buch gemachter Neuaufnahmen des bekannten Riemenschneider-Photographen.

Deutscher Kunstverlag Berlin W 35

Digitized by Google

8.

Zur Geschichte Spaniens

Zwei Werke biographischen Charakters wecken und verdienen die Aufmerksamkeit deutscher Leser. Da die Seuche der »biographischen Romane« sich noch immer verbreitet und das Publikum schon anfängt mißtrauisch zu werden, ist es nötig zu betonen, daß beide der hier anzuzeigenden Bücher nichts mit dieser Modekrankheit zu tun haben.

Walther Tritsch hat sein farbiges Lebensbild Karls V. breit angelegt. Er läßt die Gestalt des letzten großen Kaisers aus dem von der historischen Forschung dargebotenen Material erstehen und stützt sich dabei vorzüglich auf die jahrzehntelangen Untersuchungen von Karl Brandis und seiner Mitarbeiter. Von diesem Gelehrten erwartet er auch die schon angekündigte große wissenschaftliche Biographie.

Tritsch spürt der Persönlichkeit dieses Habsburgers nach. Er legt sie frei von den konventionellen Verzeichnungen und Mißdeutungen. Dabei läßt er sich von den klaren Augen Tizians führen, von dem allein dieser Kaiser gemalt sein wollte. Tritsch zeigt den Menschen, Edelmann, Fürsten, Staatsmann und Feldherrn, vor dem das Leitbild eines im Christentum geeinten Abendlandes steht. Er fühlt die Verpflichtung, die zerbrechende abendländische Welt wieder zusammenzuschließen und die neu entdeckten Erdteile in sein Imperium einzubeziehen. Karl verliert diese hohe Aufgabe nicht aus den Augen, wenn ihn auch der Alltag zwingt, die Risse eines sterbenden Zeitalters immer neu zu kitten. Großartig, tragisch und heroisch ist das Leben des vereinsamenden Fürsten.

Der Verfasser hat ein sicheres Gefühl für Adel und Würde. Darum steht die Gestalt des Kaisers auch überglänzt. Lebensvoll, ja geradezu erregend vermag Tritsch auch die Umwelt zu schildern, die Atmosphäre festzuhalten. Wie spannend erlebt man z. B. die Vorbereitungen zu einem Reichstag. Die Schauplätze der Ereignisse sind anschaulich aufgebaut. Das Buch ist frei von jeglichem Bedientenklatsch und billigen Anekdoten.

Man wird diese Biographie mit Genuß und Freude lesen. Trotz manchen sprachlich zu gewandten, fast journalistischen Formulierungen dient sie nicht nur dem historisch interessierten Laien. Ein sehr brauchbares Literaturverzeichnis enthält orientierende Hinweise. Es hätte vielleicht noch auf manchen Titel »belletristischer« Bücher verzichten dürfen. Leider hat der Verlag das Buch flüchtig hergestellt. So fehlt z. B. ein Verzeichnis der Bilder. Übrigens ist auch das wichtige Porträt der Münchener Pinakothek falsch datiert.

Im Verlag Gg. D. W. Callwey — wo auch Karl Burkharts großartige Richelieu-Biographie erscheint — ist vor einiger Zeit Cesare Giardinis »Don Carlos« herausgekommen. Die Deutschen kennen von dem Enkel Karls V. eigentlich nur die Gestalt, wie sie in Schillers Tragödie lebt. Es gibt kaum historische Werke über ihn. Die wenigen französischen und spanischen sind nicht übersetzt.

Giardini konnte für seine historisch-pathographische Studie — und das gibt ihr besonderen Wert — systematisch die Gesandtschaftsberichte der verschiedenen italienischen Fürstenhöfe und Stadtrepubliken heranziehen. Aus diesem bisher nicht voll ausgenutzten Archivmaterial entsteht nun ein ganz anderes und überraschendes und neues Bild des »Knaben Karl«.

Das durch die Stammutter Johanna, die Wahnsinnige, schwer belastete Geschlecht wiederholt in vielen Generationen die Familieninzucht — sie sollte durch spätere Erbschaften eine Vergrößerung des Reiches herbeiführen — und degeneriert immer mehr. Der junge Thronfolger, dessen Schultern bestimmt waren, die Last eines Weltreiches zu tragen, in dem die »Sonne nicht unterging«, ist von Geburt an körperlich schwach und verrät schon frühzeitig durch Absonderlichkeiten, durch Wahn- und Tobsuchtsanfälle einen gestörten Geist. Giardini vermag dies einwandfrei zu belegen, wenn auch die Zeugnisse begreiflicherweise nur selten sind und oft bloß versteckt von der Erkrankung des lange Zeit einzigen Kindes Philipps II. zu sprechen wagen. Mit zunehmendem Alter treten die Symptome der Krankheit deutlicher hervor und offenbaren sich hemmungsloser. Der maßlose Ehrgeiz des Infanten fördert ihren Ausbruch. Voll Sorge verfolgt der König diese Entwicklung. Er läßt den Sohn überwachen, schließlich — als der Haß ihn selbst und damit den Bestand des Staates bedroht — gefangen setzen. Durch die Haft wird der »gefährlich Schwachsinnige« unschädlich. Die matt brennende Lebensflamme des Kranken erlischt in der Gefangenschaft langsam und kläglich. Philipp brauchte nicht zum Mörder des Sohnes werden (wie manche Gerüchte ihn bezichtigten), er hätte ihn leicht durch einen Staatsprozeß zum Tode verurteilen lassen können.

Das Buch ist in einen feurigem, funkelnden Stil geschrieben. Der Autor hat Sinn für die große Gebärde, für die dramatische Szene. Unheimlich lebendig wirken die Zitate aus den alten Akten oder Briefen. Die Tragödie im Eskorial verliert nichts von ihrer Tragik, wenn sie der unbestechliche Geist des Historikers aus den vergilbten Dokumenten zum Leben erweckt. Nur die Akzente sind verlagert.

F. J.

Walther Tritsch: Karl V. Kaiser der Christenheit, Verlierer der Erde. Verlag Julius Kittels Nachf. Leipzig—Mährisch-Ostrau. 1935. Kart. RM 6.—.

Cesare Giardini: Don Carlos. Mit 15 zeitgenössischen Bildern. Georg D. W. Callwey, München 1936. Geb. RM 6.80.

9.

Franz I.

Der Amerikaner Francis Hackett, in Deutschland bekannt geworden durch sein großangelegtes Werk über Heinrich VIII., zeichnet in seinem neuen Buch das Bild Franz I.. Eine Biographie Karls V. würde das Bild jener Zeit abschließen. Diese drei Männer sind die Träger der Politik, die das Gepräge ihres Jahrhunderts bestimmte. Franz, in dem Hackett die vollendete Verkörperung eines unsterblichen Typus des französischen Volkes sieht, ist psychologisch vielleicht der Interessanteste der drei Herrscher. Seine Bedeutung in der Geschichte jedoch verblaßt neben der des Habsburgers und Heinrichs VIII. Stellt Hackett nun auch das Psychologische in den Mittelpunkt seiner Betrachtung, so gibt er doch weit mehr als eine gewöhnliche Biographie. Wie Figuren eines alten Gobelins stehen seine Gestalten vor dem Hintergrund jener interessanten Epoche französischer Geschichte. Das Staatsethos der Zeit, ihre geistige Struktur, die von der Reformationsbewegung und der Renaissance bestimmt wird — Calvin und Rabelais, Benvenuto Cellini und Leonardo da Vinci sind hier zu nennen — dies alles erscheint als der farbenprächtige Hintergrund für die Gestalten Franz I., seiner Mutter und seiner Schwester Margarete.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

Francis Hackett „Franz I." Rowohlt. Berlin. 1936. 416 Seiten. RM 10.—.

10.

Richelieu

Das Werk des Schweizer Historikers über den großen französischen Führer und Politiker stellt eine weitere Bereicherung des deutschen biographischen Schrifttums dar, das eine so hohe Blüte erreicht hat. Die Linie, die sich hier, oder besser in der europäischen biographischen Literatur der Vor-Goethe-Zeit entwickelt hat, wird auch bei Burkhardt eingehalten: das Nachspüren des Wesentlich-Wirklichen, die Verpflichtung kleinster Gestalten und Tatsachen an das große Welttheater, die unbedingte Ehrfurcht vor dem Leben und eine überragende Beherrschung der Fülle der Erscheinungen. Scharf profiliert erwächst aus der ringenden Zeit die Gestalt des Kardinals, dessen politische Zielsetzung — Brechung der spanisch-österreichischen Macht und Konzentration der inneren Gewalt im Königtum — so tief in das französische und europäische Staatsleben eingreifen sollte.

Das vorliegende Buch ist die erste große Monographie Richelieus in deutscher Sprache. Es ist für den Fachmann wie für den Laien gleich fesselnd durch die interessante Verarbeitung des wissenschaftlichen Materials, den Reichtum der Bilder und die kluge Bewegtheit der Sprache.

H. S.

Carl J. Burkhardt, Richelieu. 534 S. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1935. RM 11.—.

11.

Elisabeth von England

Die Biographie der Königin Elisabeth, die der englische Historiker J. E. Neale 1934 veröffentlicht hat, liegt nun in deutscher Übersetzung vor[*]). Ungeachtet des umfangreichen Schrifttums über die elisabethanische Epoche, behandeln die Arbeiten zum weitaus überwiegenden Teil nur dramatisch und psychologisch markante Ausschnitte ihres Lebens: Leicester, den Fall Maria Stuart, die »tragische Historie« (Lytton Strachey) der letzten Liebe. Das gilt analog auch für das sorgfältige Werk von Chamberlin (1921). Neale hat es unternommen, jenes bedeutendste Zeitalter der englischen Geschichte zu schildern, in dem eine Frau, die bei aller Größe durchaus und in allen Äußerungen auch als Königin Frau geblieben ist, kompliziert, launenhaft, von Empfindungen und Instinkten beherrscht, in dem diese Frau die Geschicke eines politisch bedrohten und durch religiöse Wirren gefährdeten Staates lenkte und seinen Aufstieg zum Imperium begründete. Die souveraine Beherrschung des reichen und sprachlich oft schwer zugänglichen Quellenmaterials und die Kunst der Menschendarstellung, die sich an einer langen Reihe interessanter Charaktere bewährt, machen das Buch weit über den Kreis der an großen geschichtlichen Persönlichkeiten interessierten Laienwelt hinaus, für die Neale das Buch geschrieben hat, auch für den Historiker bedeutsam. Erwähnt sei die vorzügliche Übertragung von Georg Goyert.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

[*]) J. E. Neale »Königin Elisabeth«. Übertragen von Georg Goyert. H. Goverts Verlag. Hamburg. 1936. 480 Seiten. Leinen RM 9.60.

Ein neues Werk von

EGON CÄSAR CONTE CORTI

Unter Zaren und gekrönten Frauen

Schicksal und Tragik europäischer Kaiserreiche an Hand von Briefen, Tagebüchern und Geheimdokumenten der Zarin Marie von Rußland und ihres Bruders des Prinzen Alexander von Hessen

471 Seiten, 36 Bildtafeln. Leinen RM 7.80, brosch. RM 6.60

Ein farbenprächtiges Bild der drei Dynastien der Habsburger, Hohenzollern und der russischen Zarendynastie in der Zeit von 1848-1888, das der durch seine „Elisabeth" so bekannte Autor an Hand von Geheimakten und Dokumenten aufrollt.

Früher erschien:

Elisabeth die seltsame Frau

Erste quellenmäßige Darstellung nach dem Nachlaß der Kaiserin und sonstigen unveröffentlichten Tagebüchern und Dokumenten.

18. Auflage, 52.—54. Tausend. 566 Seiten, 77 Bildtafeln. Leinen RM 9.—, brosch. RM 7.80

VERLAG ANTON PUSTET • SALZBURG / LEIPZIG

Fertig liegt vor:

Johann Eduard Erdmann

Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie

Faksimile-Neudruck in 7 Bänden
Neu herausgegeben von Hermann Glockner

Erste und zweite Abteilung: **Cartesius bis Kant** (4 Bde.)
Dritte Abteilung: **Die Entwicklung der deutsch. Spekulation seit Kant** (3 Bde.)

Ermäßigter Preis bei Bestellung des vollständigen Werkes: Brosch. RM 54.—, Leinen RM 68.—, Halbleder RM 82.—

Erdmanns „Versuch" ist das eigentliche Lebenswerk des großen Historikers und stellt die erste Gipfelleistung in den durch Hegel eingeleiteten philosophiegeschichtlichen Studien dar.
Zeitschrift für deutsche Kulturphilosophie.

Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart-W

Digitized by Google

12.

Queen Viktoria

Der Verlag Karl Siegismund-Berlin bringt mit diesem schön gebundenen Werk eine außerordentlich interessante Arbeit. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll und zahlreiche vorzügliche Bilder sind dem umfangreichen Bande eingefügt. Die von dem Verfasser den fünf Abteilungen vorangesetzten Erklärungen erleichtern das Verständnis für die Zeitverhältnisse des Lebens der Queen. Ihre Gestalt tritt in plastischen Linien hervor. Da es sich nur um Tagebuchblätter und eigene Briefe der Königin handelt, hat die sehr geschickte Auswahl dies erreicht. Von den frühesten Anfängen bis zum Ende dieses Lebens findet sich nirgends ein Schwanken, eine Unklarheit, ein Zaudern bei der Königin. Sie tritt jung und unerfahren die Regierung an, lernt aber überraschend schnell die in England stark begrenzten Möglichkeiten zum Handeln auszunutzen. So gelingt es ihr den weitgehendsten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte auszuüben. Unbedingte Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit in Wort und Tat werden von einem klaren, gesunden Verstand geleitet. Sie verlangt von ihren Ministern Respekt für ihre Auffassungen von Geschäft und Politik und setzt sich durch die Stärke ihres Charakters und Willens sicher, oft mit Leidenschaft, durch. — Ein Teil der Dokumente sind der großen englischen Ausgabe der Briefe und Tagebücher Königin Victorias entnommen, aber die 175, an die Mitglieder des preußischen Königshauses gerichteten Briefe sind Neuveröffentlichungen aus dem Brandenburgisch-Preußischen Hausarchiv und dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes. Sie bilden den Höhepunkt des Buches. Man entnimmt gerade dieser Veröffentlichung, wie gleichlautend die Interessen Englands und Deutschlands waren. Der ersten Auflage des Werkes folgte schon die zweite. Das ist begreiflich, denn es ist eine sehr bedeutsame Erscheinung, die in jede bessere Bücherei gehört. Außerdem ist es so spannend aufgebaut, daß es selbst für Leser, denen diese politischen Fragen fern liegen, im höchsten Maße fesselnd ist, die Entwicklung dieses Frauenschicksals mitzuerleben.

Wanda von Puttkamer

»Queen Victoria«. Ein Frauenleben unter der Krone. Eigenhändige Briefe und Tagebuchblätter 1834—1901. Dr. Kurt Jagow, Archivar des Brandenburgisch-Preußischen Hausarchivs zu Charlottenburg. RM 8.50.

13.

Svinhufvud

Ein guter Titel für ein Buch ist sehr viel wert. »Svinhufvud baut Finnland, Abenteuer einer Staatsgründung«, ist ein solch guter sprechender Titel. Das Abenteuer führt durch die sibirischen Gefängnisse, durch den Weltkrieg, durch den täglich neue Probleme stellenden Kampf gegen die roten Machthaber Rußlands, und führt zur Befreiung des Landes und zur Leitung seiner Geschicke. Man vergißt über der Lektüre die Politik und sieht nur die unerhörte Leistung eines Mannes, der wagemutig, tapfer, besinnlich und klug ist und eine innere Zähigkeit offenbart, die ihm die Bewunderung eines jeden tatkräftigen Mannes, wo er auch leben mag, sichern muß. **G. L.**

Svinhufvud baut Finnland. Abenteuer einer Staatengründung. Geschildert von Erkki Räikkönen. 219 S. Albert Langen, Georg Müller, München. RM 6.—.

Soeben erschienen:
Walter Tritsch
WALLENSTEIN
Herr des Schicksals, Knecht der Sterne
40 Bilder, 570 Seiten
Leinen RM 8.50, Kartoniert RM 6.50
vorher erschien vom gleichen Autor:
KARL V.
Kaiser der Christenheit, Verlierer der Erde
16 Bilder, 670 Seiten
Leinen RM 8.—, Kartoniert RM 6.—
In jeder Buchhandlung erhältlich
Verlag JULIUS KITTLS NACHFOLGER

RICHARD GLASSER, Meisenheim am Glan

Der Zeitbegriff des Märchens

Jede Geisteshaltung hat den ihr eigenen Zeitbegriff, dessen Erforschung manche Aufschlüsse über sie zu geben vermag, die einer weniger auf das Wesentliche gerichteten Fragestellung verborgen bleiben müssen. Denn die Art der Stellung eines Menschen oder einer zusammengehörigen Gruppe von Menschen, einer Epoche oder einer Generation zur Zeit ist eine Angelegenheit, die das Wesen und den innersten Kern ihrer Seele betrifft. Unter der Stellung zur Zeit verstehen wir nicht das Ergebnis einer philosophischen Auseinandersetzung mit ihr oder den Versuch einer Einordnung des Begriffes der Zeit in ein gedankliches System, sondern die meist unbewußte Haltung, die der Mensch, nicht nur als beurteilender Verstand, sondern als Mensch von Fleisch und Blut, »hombre de carne y huesos«, mit Seele und Willen, einnimmt. Diese Stellungnahme des Menschen zur Zeit ist eine notwendige. Die Auseinandersetzung des Verstandes mit der Zeit kann der Mensch umgehen, er braucht sich keine Gedanken über die Zeit zu machen. Aber um das praktische Fertigwerden mit ihr kommt kein Mensch herum, er muß sie benützen, vergeuden, verschlafen, verlieren, wertschätzen, einteilen, ignorieren, kurz, sie irgendwie gestalten. Diese Zeitauffassung des Menschen als eines fühlenden, handelnden, hoffenden und bangenden Wesens findet man naturgemäß in den Erzeugnissen der Literatur viel unverkennbarer und organischer ausgeprägt als in philosophischen Systemen.

Die Berechtigung, nach dem Zeitbegriff des Märchens zu fragen, ergibt sich aus der Tatsache, daß das Märchen mehr ist als eine literarische Gattung mit ihren bloß literarischen Konventionen und Gesetzen. Das Märchen ist der Ausdruck einer besonderen Ansicht von der Welt und den Menschen, und hat daher eine ihm eigene Beziehung zur Zeit.

Es ist zeitlos in mehrfacher Bedeutung des Wortes. Zum ersten wird der von ihm erzählte Inhalt als keiner bestimmten Zeit angehörig hingestellt. Es beginnt mit »es war einmal« oder mit »zu der Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat« und will damit sagen, daß die Zeit, in welcher die Erzählung spielt, vollständig unwesentlich ist, daß eine ernsthafte Datierung dem Wesen des Märchens fremd ist und nichts zu seinem Verständnis beiträgt. Das Märchen, im Sinne und in der Absicht des Erzählers, will das Erzählte nicht als einer Epoche angehörig verstehen lassen, es soll in ihm keine »Zeit« dargestellt werden, sondern die Begebenheiten des Märchens ereignen sich in einer andern Welt, die nicht etwa durch Veränderung oder Entwicklung in die unsere einmünden kann. »Zeit« ist hier ebensoviel Ort und Zustand und seelische Luft als eigentliche Zeitdauer. Was im Märchen geschieht, ist auch in seinem Wesen nicht an die Vergangenheit gebunden. Das als geschehen Erzählte kann in der Märchenwelt sich heute und morgen wieder ereignen. Im Märchen wird im Gegensatz zur Sage nicht ein Schicksal erzählt, sondern Wünsche und Träume, Angst und Zauberglaube sind darin zu einer Erzählung gestaltet, die ihrem Sinne nach nicht vergangen sein muß. Die Märchenschlüsse »wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch« oder »door sitten se noch bet up hüüt un düssen Dag« oder »wenn sie nicht aufgehört haben, so tanzen sie noch«, welche die Wirkung und Fortsetzung des Geschehenen in die Gegenwart erstrecken lassen, sind Gebärden der Gleichgültigkeit gegenüber dem Datum der Geschichte.

So wenig das Märchen einer bestimmten Zeit angehört und eine bestimmte Zeit darstellen will, so wenig spielt auch die Zeit als praktische und alltägliche Erfahrung eine nennenswerte Rolle innerhalb des Rahmens der Erzählung. Sie ist keine erwähnenswerte Angelegenheit. Daß die Stunden und Tage vergehen, ist kein Problem. Die Zeit hat keinen Wert. Der Zeitgewinn ist kein an sich erstrebenswertes Ziel. Die im Märchen häufige Forderung an den Helden der Geschichte, in einer bestimmten Frist mit einer bestimmten Aufgabe fertigzuwerden, ist nicht der Ausdruck einer Gesinnung, die den Wert der Zeit erkannt hat. Der den Menschen auferlegte Zwang, sich zu sputen, um eine Frist einzuhalten, stellt die Zeit nicht als großes Gut dar. Sobald die Frist verstrichen ist, wird die Zeit wertlos bis zum Nichtvorhandensein. Dieser Zwang hat mit der tatsächlichen Erfahrung nichts zu tun. Die Menschen des Märchens rechnen nicht mit irgendwelcher Entwicklung und Veränderung der Zustände und Umstände durch den Verlauf der Zeit. Diese ist keine Helferin des Menschen im Sinne des Sprichwortes »Kommt Zeit, kommt Rat«. Das Märchen sagt nicht: »Mit der Zeit« wird sich dieses und jenes ändern. Solche Denkformen sind ihm unbekannt.

Die im Märchen vorkommenden Zeiträume haben selten den Charakter des Zufälligen, auch wenn sie nicht eine vom Zauberwillen gesetzte Frist sind. Daß diese Fristen gern runde und als innere Einheiten gedachte Zeiten bilden, wie drei Jahre, sieben Jahre, zwölf Jahre, tausend Jahre, entspricht der Stilisierungstendenz des Märchens, die besonders an den Stellen beobachtet werden kann, welche ein erhöhtes Interesse beanspruchen. Nebensächliche Dinge entgehen eher der Stilisierung. Aber was ist im Märchen nebensächlich? Die Rundung zu einer als organisches Ganzes auffaßbaren Zeitspanne findet sich auch da, wo sie für den Fortgang

Neuerscheinung!
DAS ANTLITZ DES GENIUS
Von Dr. Robert Boehringer
HOMER
Mit einer Originalaufnahme. 1937. Etwa 64 Seiten. Kartoniert etwa 3.— RM.
Das Homerheft zeigt den homerischen Menschen in drei Abschnitten: zuerst im natürlichen Dasein, dann im Kampf und zuletzt in bezug auf die außermenschlichen Kräfte — Menschen, Helden und Götter. Der Schrift ist eine neue Aufnahme des Homerkopfes in München beigegeben.
PLATON
Mit einer Originalaufnahme. 1935. 28 Seiten. Kartoniert 2.50 RM.
„In diesem Buche wird zum ersten Male und in schönster Ausführung eine Aufnahme der bisher unveröffentlichten Replik des Platonkopfes herausgegeben. Das innere Bildnis Platons entwickeln wenige, aber wohlgeprägte Sätze."
Das Deutsche Wort
FERDINAND HIRT, BRESLAU

Digitized by Google

der Erzählung unwichtig ist. Im Märchen vom »Mädchen ohne Hände« heißt es: »Mit Sonnenaufgang machte sie sich auf den Weg und ging den ganzen Tag, bis es Nacht wurde. Da kam sie zu einem königlichen Garten, und beim Mondschein sah sie, daß Bäume voll schöner Früchte darin standen.« Daß sie vom Morgen bis zum Abend ging, entspricht diesem Bestreben nach ganzen Zeiträumen und hat keinerlei praktische Begründung für sich. Die Wanderung der Müllerstochter wird dadurch zu einer sichtbaren Einheit, daß sie mit der Einheit des Tages zusammenfällt. Die Konturen der menschlichen Handlung decken sich mit Anfang und Ende des Tages. Durch eine solche Darstellung gehen die einzelnen Ereignisse nicht ineinander über und verwischen nicht. Auch Geschehnisse, die fünf Minuten in Anspruch nehmen, werden so in Tage hineingestellt, daß jede noch so kleine Einzelhandlung einen eigenen Tag seelisch bezeichnet und etikettiert, ja sich mit seinem Verlauf identifiziert. Das Märchen vermeidet stets das enjambement zwischen zwei zeitlichen Einheiten. Es wird keine Grenze verwischt. Diese Entsprechung zwischen Ereignissen und Zeitabschnitten dient oft dazu, kleine Begebenheiten zu vergrößern und große zu verkürzen. Die wirklichen Zeitverhältnisse, die von unserer Sprache schon ohne bewußte Stilisierung der tatsächlichen Begebenheiten entstellt werden, sind hier vollständig entwertet. Das Märchen zeigt sie entsprechend seinem Stilisierungstrieb in einem unerhörten Maße der Verzerrung. Wir sind gewohnt und durch die Erfahrung belehrt, unzähligen Handlungen und Ereignissen eine ihrer Abwicklung gemäße Zeit zuzuweisen. Mit dem Begriff einer Mahlzeit oder eines Spazierganges verbinden wir bestimmte aus der Erfahrung geschöpfte Assoziationen der Zeitdauer. Wir haben eine ungefähre Vorstellung von ihrer »Zeitgestalt«. Im Märchen spielt diese Erfahrung keine Rolle. Es haßt die schnelle und unübersehbare Aufeinanderfolge und das zeitliche Ineinandergreifen der Begebenheiten. Wenn der Teufel in dem »Mädchen ohne Hände« nicht plötzlich in seinem Zorn nach den drei Jahren Wartezeit die Müllerstochter holt, sondern an drei aufeinanderfolgenden Tagen jedesmal eine neue Forderung an den Müller erhebt, so erhält die Geschichte dadurch einen langsamen Gang und läßt den Zuhörer zu Atem kommen. Der zeitliche Formalismus ist ein retardierendes Moment. So reich die Möglichkeiten des Geschehens im Märchen auch sind, so sind sie doch überaus oft an diesen bestimmten Rhythmus gebunden. Wenn der Zuhörer das in der Zukunft liegende Geschehnis in seinem Inhalt noch nicht kennt, so weiß er doch oft, wann es eintreten wird. Das Märchen kennt also die Spannung ohne die Ungeduld.

Das Märchen hat eine formalistische Zeitauffassung. Die Zeit bekommt eine eigene Realität, welcher der Mensch im Märchen überall begegnet, und die mit der erlebten inneren Wirklichkeit der Dauer, der »tempsqualité« nichts zu tun hat. Diese ist eine Sache der täglichen und stündlichen Erfahrung, jene ein von jeder Erfahrung und Beobachtung des Tatsächlichen freier Wunderglaube. Bestimmte Zeiträume, drei Tage, zwölf Jahre, tausend Jahre, erscheinen dieser Auffassung nicht als Abschnitte innerhalb einer Zeitrechnung, sondern sie stehen als vollkommen selbständige, beziehungslose und geheimnisvolle Abläufe für sich da. Sie sind nicht als Übergänge, als Stufen oder Stadien aufzufassen, sie sind nicht Glieder einer Zeitreihe. Denn den Begriff der Entwicklung gibt es nicht. Die Ereignisse, auf welche es ankommt und denen das Augenmerk des Erzählers zugewandt ist, geschehen punkthaft, d. h. nach Ablauf einer bestimmten Frist, an einem bestimmten Tag, bei Eintritt einer genau bezeichneten Stunde, nicht vor- und nicht nachher. Die als Werkzeug des Zauberwillens dem Menschen im Volksmärchen entgegengestellte Zeit ist in der Exaktheit ihrer Wirkung unerbittlich. Bevor die hundert Jahre um sind, kann Dornröschen nicht befreit werden. Sie ist auf die Sekunde wirksam: »Und als sie schon an den Pfahl festgebunden war, und das Feuer an ihren Kleidern mit roten Zungen leckte, da war eben der letzte Augenblick verflossen. Da ließ sich in der Luft ein Geschwirr hören, und zwölf Raben kamen hergezogen.« Die Zeit ist ein höchst undurchsichtiger, aber präziser Mechanismus und Apparat, dessen Ablauf durch nichts gestört werden kann. Er besitzt eines der augenfälligsten Attribute der Macht: die absolut sichere Aussage über ein zeitlich genau fixiertes Ereignis in der Zukunft. Dieser Organismus erscheint dem Menschen wie ein Fallgatter, das nach einer festgesetzten Zeit plötzlich fällt und diese vergangene Zeitspanne scharf von der nachfolgenden wesenlosen und sozusagen amorphen Zeit abschneidet. Der Mensch, dem eine Aufgabe gestellt ist, die er bis zum fatalen Zeitpunkt beendigt haben soll, eilt gleichsam, um durch das Fallgatter noch vor dem Fallen zu schlüpfen und dadurch den Zauber zu brechen. Es kann ihm aber so gehen wie dem Ritter Yvain, dem auf seiner Flucht in die Burg das Falltor sein Pferd entzweischneidet. Einen solchen Schnitt vollführt die Zeit im Grimmschen Märchen von den sechs Schwänen: das sechste Sternblumenhemd wird nicht ganz fertig, so daß der jüngste Bruder einen Schwanenflügel behalten muß. So wird eine strenge Trennung zwischen dem, was vorher war und dem, was nachher ist, geschaffen. Da gibt es keine Verwischung von Vergangenem und Späterem.

Die Stilisierung der Zeit, die das Volk mit der kontinuierlich dahinfließenden wirklichen Zeit zum Zwecke kunstvoller Erhöhung des Lebens vornimmt, kennt keine Vermischung, Verzahnung und Verästelung aufeinanderfolgender Zeitabschnitte ineinander. Das Hauptgesetz, das hier wirksam ist, heißt: reinliche Trennung der verschiedenen Zeiten nach ihren Grenzen und ihrem Inhalt. Die Übergangs- und Flußlosigkeit wird entweder durch den erwähnten scharfen Schnitt, welcher Bruchteile einer Sekunde voneinander trennt, erreicht, oder mittels der Charakterisierung dieser Grenze durch ein im Faden der Zeit wie ein Knoten wirkendes Ereignis verwirklicht. Der Volksbrauch, für den diese letztere Art der Begrenzung von beiden genannten die allein mögliche ist, verdickt, verstärkt und weitet den Grenzpunkt zweier Zeiten mit Vorliebe durch eine eindrucksvolle und weithin sichtbare, d. h. hier dem Gedächtnis und Bewußtsein besonders gegenwärtige Handlung, etwa einen Schmaus. Auch da, wo das Märchen einmal ausnahmsweise eine Entwicklung darstellt, erscheint diese durch die Gleichteilung der aufeinanderfolgenden Stadien über den natürlichen Verlauf erhoben und zu einem märchenhaften Vorgang stilisiert. Die Zeit von neun Monaten wird im Märchen vom Machandelboom zu einer Folge von neun Zeiten, die sich alle durch ihre Besonderheit deutlich voneinander abheben.

Die Zeit ist im Märchen oft das Werkzeug einer feindlichen Gewalt, wenn eine in ihren zeitlichen Bedingungen unausführbare Handlung dem Menschen, dem kleinen Menschen auferlegt wird. Dieser nimmt daher ihr gegenüber eine Kampfesstellung ein. Er kann sie aber bekämpfen, denn sie ist keine blindwütende, tückische und unberechenbare Macht, sondern ein launenloser Mechanismus, dessen Wirkung in der Zukunft genau vorausgesehen werden kann. Die List des kleinen Menschen im Märchen bringt es fertig, den Formalismus des Zaubers gegen den hinter diesem stehenden Zauberwillen selbst zu kehren. Denn die Zeit selbst hat keinen Willen, sie wird im Märchen nie zu etwas Lebendigem und Beseeltem.

Eine Geschichte des deutschen Volkes für das nationalsozialistische Deutschland,
die im Einklang mit den vom Herrn Reichsminister des Innern ausgegebenen „Richtlinien für Geschichte" der nationalsozialistischen Volkserziehung dienen soll.

Friedrich Frhr. v. d. Goltz ◆ Th. Stiefenhofer

Unsterbliches Deutschland

In Ganzleinen gebunden mit reicher Goldprägung nur 5,80 RM.

Eine „Deutsche Geschichte" von der germanischen Vorzeit bis zur Gegenwart. — Es ist den Verfassern gelungen, die Auswirkung der in Rassenseele und Blut liegenden Kräfte unseres Volkes begreiflich zu machen und dadurch ein Erlebnis deutscher Geschichte und deutschen Schicksals zu vermitteln. — Keine trockene Wissenschaft, sondern packende, mitreißende Handlung.

Dieses Geschenkwerk hat jede Buchhandlung vorrätig.

Verlag Georg Westermann / Braunschweig / Berlin

CARL SCHUCHHARDT
ALTEUROPA
Kulturen — Rassen — Völker
3. Auflage. Mit 43 Tafeln und 186 Abbildungen. Goß-Oktav. XIII, 355 Seiten. 1935. Geb. RM 7.20
„. . . das wichtigste Buch für die heutige breitere Diskussion vorgeschichtlicher Fragen. . . . ."
(Deutsche Zukunft)

JOHANNES BÜHLER
DEUTSCHE GESCHICHTE
Erster Band: Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100 / Zweiter Band: Fürsten, Ritterschaft u. Bürgertum von 1100 bis um 1500 Jeder Band gebunden RM 7.20
Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Die vorliegenden beiden Bände bieten zusammen eine geschlossene Darstellung der deutschen Frühzeit und des gesamten Mittelalters.
Ausführliche Prospekte auf Wunsch.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Aus der Welt der Antike

I.

Die Welt am Nil

Ein Mann, der sein Leben der Ägyptologie gewidmet hat und der erblindet ist, hat dieses Buch verfaßt. Er hat Helfer gehabt, aber es lebt doch in diesen Seiten der Geist des Mannes, der diese Probleme immer wieder durchdacht, der diese Fülle von Tatsachen immer wieder geordnet, dem vor dem inneren Auge all die Bilder stehen, die die Ergänzung zu dem Text bilden, nicht nur in dem Buche, sondern in den Museen.

Es gibt wohl keinen besseren Führer durch das ‚Wunderland' Ägypten, durch die Geschichte seiner wissenschaftlichen Entdeckung, durch seine Geschichte, Kultur und Religion als Erman.

Schon einmal war Ägypten das ‚Wunderland', als es römische Provinz war und die Tomisten seine Bauten und seine Lehren bestaunten; heute flutet wieder dieser Strom Neugieriger, Staunender durch das Land. Ermans Buch ist aber für den geschaffen, der soviel Schönheitssinn und Ehrfurcht in sich trägt, es auch von der Ferne aus mit ernster Erkenntnis zu durchdringen.

Adolf Erman. Die Welt am Nil, Bilder aus dem alten Ägypten. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig 1936. Geb. RM 6.50.

*

Wörterbuch der Antike

Die erste Auflage dieses Wörterbuches ist im J. 1933 erschienen, schon nach 3 Jahren konnte die zweite Auflage ausgegeben werden. Ein wohl verdienter Erfolg, den der überaus glückliche Aufbau dieses Buches, der daraus sprechende wissenschaftliche Ernst und seine Gegenwartsnähe errungen haben.

Das Werk ist wirklich nicht nur ein Nachschlagebuch, sondern ein Lesebuch für freie Stunden. Es verfolgt antike Einrichtungen, Sitten und Anschauungen in ihrem Weiterleben bis in die Gegenwart. Hier lebt die Antike.

Die knappen Biographien der großen Männer des Altertums sind zwar das Rückgrat des Buches, aber seine harmonische Gestalt bekommt es gerade durch die Fülle des anderen Stoffes. Ich nenne aus dem Buchstaben M. Artikel, wie ‚Machtmensch, des Mädchens Klage, Märchen, Mahlzeiten, Machinen, Monatsnamen, Mondjahr, Mühle, Mundtuch, um zu zeigen, wie stark die Kulturgeschichte vertreten ist. — Der Preis für 892 Seiten ist M. 5.80.

Wörterbuch der Antike. Mit Berücksichtigung ihres Fortwirkens. In Verbindung mit Ernst Bux und Wilhelm Schöne, verfaßt von Hans Lamer. 2. durchgesehene u. ergänzte Auflage. Alfred Kröner Verlag. Leipzig 1936.

*

Das alte Olympia

Die olympischen Spiele waren heilige Spiele, an heiligem Ort zu heiliger Festzeit. Welchen Gottheiten dienten sie? Das schmale, aber inhaltreiche Bändchen, das Prof. Ludwig Deubner geschrieben hat, gibt darüber Auskunft. Der älteste Kult galt der vorgriechischen Göttin Eileithyia, dann der Erdgöttin Ge; die wichtigsten Kulte von Olympia sind aber die des Zeus und der Hera, von denen auch wohl der der Hera der ältere ist, bis Zeus, der Gott der griechischen Einwanderer, an die erste Stelle tritt, der männliche Gott des lichten Himmels.

Kult und Spiel im alten Olympia von Ludwig Deubner. Verlag von Heinrich Keller, Leipzig 1936. Geb. RM 1.50.

Im November erschien:

Dokumente zu Hegels Entwicklung

Herausgegeben von Johannes Hoffmeister

XII, 476 S. Brosch. 10.—, Leinen 12.—, Halbleder 13.50

Dieser Band enthält über die an heute schwer oder gar nicht mehr zugänglichen Stellen schon veröffentlichten Dokumente hinaus viele bisher unbekannte Texte. Diese, sowie die in den Anmerkungen geleistete Forschungsarbeit des Herausgebers machen den Band für jedes weitere Hegelstudium unentbehrlich. Sie bilden über den Kreis der Hegelschen Philosophie hinaus eine wesentliche Bereicherung der Quellengeschichte des deutschen Geistes.

Fr. Frommans Verlag, Stuttgart-W

Griechische Liebessagen und griechische Gedichte

Der Heimeran-Verlag in München hat einen kleinen Prospekt ausgegeben unter dem Titel: »5 neue und 50 bewährte Bücher und darunter kein Roman«. Dieses Rundschreiben ist interessant und zeugt von einer bewußten Aufbauarbeit. — Zwei der fünf neuen Bücher sind die »Griechischen Liebessagen«, die Herta Snell nach den Quellen erzählt, und die »Griechischen Gedichte« mit Übertragungen deutscher Dichter, die Horst Rüdiger herausgegeben hat.

Nacherzählt werden die Liebessagen, herausgeschält aus allen möglichen Quellen, griechischen und römischen, und zu einer möglichst kurzen Form zusammengeschweißt. Viele dieser Geschichtchen sind höchstens ein oder zwei Seiten lang, darin liegt ihr Zauber und ihre schelmische Liebenswürdigkeit.

Horst Rüdiger gibt in den »Griechischen Gedichten«, von denen innerhalb weniger Monate bereits die 2. Auflage erscheint, den griechischen Text und die Übersetzung, und diese Übesetzungen sind zugleich eine Überschau über deutsche Dichter, die aus der Antike Begeisterung und Darstellungskraft schöpften: Herder, Goethe, Schiller, Voß, Schlegel, Hölderlin, Platen, Geibel und wie sie alle heißen.

Rüdiger ist in den Anmerkungen gelehrter Philologe. Das ist sehr anerkennenswert, aber: »die sprachlich-dichterische Schönheit der deutschen Übertragungen« steht im Vordergrund. Möge sie weithin wirken. **G. L.**

Griechische Liebessagen u. verwandte Stücke. Nach den Quellen erzählt von Herta Snell. 244 S. Geb. RM 5.—. Griechische Gedichte. Mit Übertragungen deutscher Dichter. Herausgegeben von Horst Rüdiger. 367 S. Verlag Ernst Heimeran, München. Geb. RM 5.—.

2.

Pompeianische Wandinschriften

Der mit sorgsam wiedergegebenen antiken Wandgemälden geschmückte Band, in dem Hieronymus Geist 400 Originaltexte und Übersetzungen Pompeianischer Wandinschriften gesammelt hat[1]), ist für jeden Freund des Altertums ein kostbarer Besitz. Die Inschriften — Dipinti und Graffiti nach der verschiedenen Art der Aufschriften genannt — führen mitten in das Alltagsleben einer römischen Provinzstadt hinein — in die Wahlaufrufe, die Gladiatorenspiele, die Anzeigen, die Liebesgrüße, die Familiennachrichten, die Haushaltungsnotizen usw. Erklärlich wird der Reichtum aus der Tatsache des mangelnden Drucks, der durch Wandmalereien und Kritzeleien ersetzt wurde, aber in viel höherem Maße das Ewig-Menschliche ausspricht als unsere sachlichen Plakate. Da findet sich etwa ein boshafter Wunsch (»Chius, ich wünsche dir, daß sich deine Feigenbäume erholen, damit sie noch ärger verbrennen, als sie verbrannt sind«) neben einer drastischen Wirtshausinschrift (»Schönsten Gruß! Wir sind voll wie Schläuche«), ein wirklich poetischer Liebesgruß (»Quellchen seinem Fischchen innigsten Gruß!«) neben der sarkastischen Bemerkung zu einer Reihe nichtssagender Inschriften (»Ich wundere mich, Mauer, daß du noch nicht in Trümmer gefallen bist, da du das fade Zeug so vieler Schreiber tragen mußt«). Um so erschütternder stimmt nach all diesem blühenden Leben der Gedanke an den plötzlichen Untergang der Stadt durch den Ausbruch des Vesuv. — Die Übersetzung der gebotenen Zeugnisse ist durchweg gut und von einer erfreulichen Frische. **Dr. Horst Rüdiger**

Altona/E.

[1]) München, Ernst Heimeran, 105 Seiten; kart. RM 2.80, Leinen RM 3.70.

3.

Plutarchs Lebensbeschreibungen deutsch

Wir blicken heute anscheinend besonders gern zurück auf die Geschichte vergangener Jahrhunderte. Unser Auge schaut wißbegierig auf die großen Persönlichkeiten, die ihren Verlauf beeinflußten oder denkwürdige Ereignisse bestimmten. Schon die wöchentlich steigende Flut historischer Romane, die Fülle populärer Darstellungen sind ein Anzeichen dafür. Darum ist es kein Wunder, wenn auch Plutarch, der Meister der Lebensbeschreibung, jetzt wieder verstärkt die Geister anzuziehen scheint. Sein Werk ist tief in die Vorstellungswelt des Abendlandes eingedrungen: er hat nicht nur viele unserer Dichter bezaubert, so sehr, daß aus ihrem Schaffen ein Wiederschein seiner Geschichten aufleuchtet; er hat auch die Phantasie späterer Männer der Tat und des Schwertes entzündet: den Schatten des großen Friedrich können wir nicht beschwören, ohne seiner nächtlichen Stunden zu gedenken, da beim Kerzenlicht nur der alte Plutarch seine Einsamkeit teilte.

Zwei Verlage geben Plutarch neu heraus. Die Absichten der beiden Übersetzer wenden sich an ganz verschiedenartige Leser.

»Helden und Schicksale« nennt Wilhelm Ax seinen im Alfred-Kröner-Verlag, Leipzig erschienen 3. Band Plutarch, mit dem er die beiden Vorläufer (Griechisches Heldenleben, Römisches Heldenleben) ergänzt. »Männer, fern von der großen Straße, bei denen die Geschichte nur für Augenblicke verweilt«, wie Coriolan, Brutus, Cicero und Pelopidas sind hier geschildert.

Die Übertragung ist sorgfältig und gewissenhaft. Durch Zerlegung längerer Satzperioden wird zwar Übersichtlichkeit gewonnen, doch scheint sie erkauft mit dem Opfer gebundener Fülle und Zusammenschau, dem längeren Atem, die ältere Übersetzungen auszeichnen. Der Herausgeber hat im Anhang eigene kurze Charakteristiken der beschriebenen Männer beigesteuert und in zahlreichen Anmerkungen Nebenpersonen und Städte skizziert, aber auch Volksbräuche, kultische Einrichtungen, Längen- und Gewichtmaße erklärt. Eine Fülle von Arbeit steckt in diesen Ergänzungen, die dem Leser das Verständnis erleichtern.

Einen ganz anderen Weg der Übertragung beschritt Dagobert von Mikusch in den von ihm ausgewählten Lebensbildern »Großer Griechen und Römer« des Propyläenverlages. Von dem halben Hundert der uns überkommenen Biographien stellt er für eine breite Leserschaft Persönlichkeiten heraus, »die als Staatsmänner und Führer bestimmend für die Geschichte ihres Volkes wurden, sei es zum Heil oder zum Unheil und deren Wirken noch heute erkennbare Spuren in der Geschichte des Abendlandes hinterlassen hat.«

Die »Bearbeitung« beschränkt sich erfreulicherweise auf das Weglassen fehlerhaft überlieferter Stellen und auf Nebensachen (z. B. werden nicht alle sondern nur einige der Wunderzeichen berichtet, die bei Plutarch ein schicksalschwangeres Ereignis ankündigen.) Dagobert von Mikusch hat die Bücher des Obersten Lawrence hinreißend, klar und sachlich ins Deutsche übersetzt. Seine Arbeit am Plutarch könnte vorbildlich werden, denn sie gründet sich auf unsere verbreitetste Plutarchübersetzung von Kaltwasser, die Hans Floerke für die Propyläenklassiker neu durchgesehen hat. So helfen hier die Kenntnisse und Erfahrungen dreier berufener Übersetzer zusammen, weil Bewährtes übernommen und nur da etwas verbessert wurde, wo Ungenauigkeiten vorlagen oder sich Schwerfälligkeiten eingeschlichen hatten. Erneuert wurde vor allem der Wortbestand. Die Lektüre dieses Buches bereitet Genuß und man wünscht ihm aufrichtig einen vollen Erfolg.

WERNER JAEGER

Die Formung des griechischen Menschen

(Paideia)

Erster Band. 2. Aufl. Geb. RM 8.—

„W. Jaegers Werk gehört zu den seltenen starken Büchern, die höchsten Gegenwartswert haben, der in der Darstellung selbst nicht gesucht oder betont wird, sondern in der Sache begründet liegt. Damit verbindet sich ein besonderer Vorzug der Darstellungskunst." (Deutsche Zukunft)

HANS LIETZMANN

Geschichte der Alten Kirche

I. Bd.: Die Anfänge. 2. Aufl. Geb. RM 4.80
II. Band: Ecclesia catholica. Geb. RM 4.80
III. Band: Die Reichskirche. In Vorbereitung.

„Ein Buch nicht nur für Gelehrte, sondern für alle, die gerade heute eine nähere Kenntnis, ein Wissen und die geistigen und tatsächlichen Grundlagen des umkämpften christlichen Glaubens suchen ..." (Deutsche Rundschau)

Ausführliche Prospekte auf Wunsch.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Schöne Wiedergaben antiker Köpfe zeigen die Männer, deren tragische und erschütternde Schicksale oder vorbildliche Taten imstande sind, die Herzen von Jünglingen zu einem hochgestimmten Leben zu führen. F. J.

Plutarch: Helden u. Schicksale. Übertragen u. hrsgeg. v. Wilh. Ax. VIII u. 436 S. Alfred Kröner Verlag, Leipzig; Kröners Taschenausgaben 124. O. J. Leinen 3.50.

Plutarch: Große Griechen und Römer. Ausgewählte Lebensbilder. Neu bearbeitet von Dagobert von Mikusch. 395 S. mit 6 Tafeln. Propyläen-Verlag, Berlin. O. J. Leinen 4.80.

4.

Erasmus

Der Verlag Benno Schwabe, Basel, hat die Wiederkehr des Todestages des großen Humanisten — Erasmus starb am 12. Juli 1536 in Basel — zum Anlaß genommen, um eine Neuausgabe der Erasmus-Biographie von J. Huizinga, dem auch in Deutschland weithin bekannten holländischen Kulturhistoriker, zu veranstalten und damit dies schöne Werk, das bisher nur in der kostspieligen, mit Holbeinschen Holzschnitten versehenen Ausgabe (1928) vorlag, einem weiteren Leserkreis nahe zu bringen. Der Text ist vollständig — in der deutschen Übersetzung von Kaegi — abgedruckt worden.

Es ist beglückend, heute, im Zeitalter der Biographien, ein Werk dieser Art uneingeschränkt loben zu können. Aus der Darstellung, einer nicht nur aus gründlichster wissenschaftlicher Kenntnis, sondern einem ebenso großen menschlichen Einfühlungsvermögen heraus geschriebenen Darstellung, erwächst das Bild des Erasmus, des Menschen und des Gelehrten und der Welt seiner Tage. Klarheit und ruhige Zurückhaltung in der Darstellung, Lebendigkeit und Sicherheit im Ausdruck, nicht zuletzt die Bescheidenheit des Verfassers machen das Buch so anziehend.

Huizinga sagt abschließend: »Die gebildete Menschheit hat Ursache, den Namen des Erasmus in Ehren zu halten, wäre es auch nur darum, weil er der tief ehrliche Prediger jener allgemeinen Milde des Herzens gewesen ist, die die Welt noch so bitter nötig hat.« Diese Milde des Herzens spüren wir auch aus den Worten des Verfassers, wenn er Erasmus verteidigt, der »zu verständig und feinnervig«, ein Verfechter des Maßhaltens, den extremen Richtungen des »robusten 16. Jahrhunderts« ablehnend gegenüberstand und schon von seinen Zeitgenossen gleichermaßen bewundert und gescholten wurde. H. sagt: »Wir hören den Ton seiner Worte nicht, wir sehen sein Lächeln nicht mehr.«

Es ist ein glücklicher Gedanke, gleichzeitig mit dieser Biographie eine neue Auflage der von H. Trog übersetzten und ausgewählten Stücke aus den Gesprächen — Familiarum colloquiorum opus — zu bringen, die nach Huizinga neben dem »Lob der Torheit« zu dem Besten gehören, was Erasmus geschaffen hat und die ihm einen Platz neben Rabelais, Montaigne, Cervantes und Ben Jonson sichern. »Durch sie hat sein sprühender Geist die Welt bezaubert und an sich gefesselt.« Derber Humor und feine Ironie, vor allem eine köstliche Beobachtungsgabe sprechen aus diesen colloquia, die gleichzeitig erzieherisch für die Ideen des Erasmus wirken sollten. Die Auswahl ist so getroffen, daß sie auf ein allgemeines Interesse rechnen darf. I. Pracht

J. Huizinga: Erasmus. Basel, Benno Schwabe. RM. 4.50 Erasmus, »Gespräche« übers. ausgewählt und eingel. von H. Trog. Basel, Benno Schwabe, RM. 3.30.

HEILERZIEHUNG

BEI ABWEGIGKEIT DES CHARAKTERS

Von Rudolf Allers

Das wichtige Werk aus neuester wissenschaftlicher Erfahrung für Leiter von Erziehungsanstalten, Heilerzieher, Lehrer, Ärzte, Psychiater, Eltern, Sozialpolitiker, Fürsorger, Jugendrichter, Jugendämter, Seelsorger, Jugendführer. — Erfassung der Gesamtpersönlichkeit des Zöglings in allen Beziehungen zu Umwelt, Dingen und Werten. Charaktergestaltung. Maßnahmen und Richtlinien. Grenzfragen. Philosophische und psychologische Unterbauung. Tatsachen. Theorien. Literatur.

Durch alle Buchhandlungen. — Gebunden RM. 9.—

BENZIGER EINSIEDELN. KÖLN

5.

Karl Otfried Müllers Briefwechsel

Carl Otfried Müller gehört zu den ersten deutschen Philologen, die nach Griechenland gingen, um aus der Anschauung von Landschaft und Leuten und von den Trümmern der Antike das Altertum lebendiger und tiefer zu verstehen. Nicht ein Jahr lang war er im Süden: im Sommer 1840 starb er, 43 Jahre alt, an einem Fieber, das er sich in Delphi beim Abschreiben von Inschriften zugezogen hatte. Sein schlichtes Grabmal steht noch heute auf dem Kolonos-Hügel in Athen.

Carl Otfried Müller hatte, als er starb, schon 20 Jahre lang in Göttingen als Professor gewirkt. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten vollzieht sich die für das 19. Jahrhundert so charakteristische geschichtliche Wendung zu den »Ursprüngen«: Über die Stammesgeschichte Griechenlands, über griechische Mythologie, über die Etrusker hat er bahnbrechende Werke geschrieben.

Der vorliegende Band sammelt Briefe von und an Carl Otfried Müller. Tieck, Heine, Raumer, Thiersch, Dahlmann, Leake, Droysen, Wilh. v. Humboldt, die Brüder Grimm, vor allem aber der Lieblingsschüler Müllers, Adolf Schöll, sind die Korrespondenten. Meist geht es um philologische Dinge. Aber bedeutsam spielen auch die politischen Ereignisse hinein, besonders eindrucksvoll der Fortgang der sieben Professoren aus Göttingen, als der König von Hannover seinen Eid nicht gehalten hatte.

Otto Kern, der schon früher ein Lebensbild C. O. Müllers aus den Briefen an die Eltern zusammengestellt hat, hat die Briefe ausgewählt und kurz, aber zuverlässig erläutert. B. Snell

Aus dem amtlichen und wissenschaftlichen Briefwechsel von Carl Otfried Müller ausgewählte Stücke mit Erläuterungen von Otto Kern. Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek. 21. Heft. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht, 1936. RM 18.—.

6.

Schliemann-Briefe

Die Veröffentlichung dieser Briefsammlung, die Ernst Meyer zum 80. Geburtstage Wilhelm Dörpfelds mit liebevollem Verständnis zusammengestellt hat, findet ihre entscheidende Rechtfertigung allein in der Größe der Persönlichkeit Heinrich Schliemanns. So bestimmt der Gedanke, Sein und Werden dieser Persönlichkeit durch die einzelnen Lebensstufen hindurch zu stärkster Eindringlichkeit zu formen, die große Linie einer solchen Biographie in Briefen. Es ist das Verdienst Ernst Meyers, wenn diese große Linie in den Briefen trotz ihrer Uneinheitlichkeit und trotz der Gegensätze im Charakter ihres Verfassers sichtbar wird. Da steht gegen den unbezähmbaren Wandertrieb, der den jungen Mecklenburger Dorfpastorssohn aus der heimatlichen Enge fortreißt, und der ihn bis zur letzten Stunde nicht verließ, die tiefe Heimatverbundenheit in den Briefen an die Geschwister, an Minna Meinke und Wilhelm Rust. Da steht gegen den selbstlosen Einsatz für sein Werk der Ausgrabung Trojas die selbstgefällige Betonung seiner Tüchtigkeit. Da steht gegen den enthusiastischen Glauben an die Welt Homers und gegen die selbstsichere Haltung des reichen Großkaufmanns das niederdrückende Bewußtsein seiner unzureichenden wissenschaftlichen Vorbildung.

Diese Gegensätze im Wesen Schliemanns verleihen seinen Briefen einen eigenartigen Reiz. Im selben Maße, wie er allmählich in seinem Werke, der Ausgrabung Trojas, aufgeht, wird ihm die Verbundenheit mit der Welt Homers zur Lebenserfüllung. Dieser Anblick der leidenschaftlichen Hingabe des Mannes an sein Werk ist das wahrhaft Kostbare und Bleibende in diesen Briefen.

Eine wertvolle Ergänzung der Briefe bilden vor allem die einleitenden Ausführungen Ernst Meyers über Schliemanns Leben, und das Geleitwort, in dem der Jubilar Wilhelm Dörpfeld die Bedeutung Heinrich Schliemanns für die griechische Altertumswissenschaft würdigt. H. V. C.

Briefe von Heinrich Schliemann. Gesammelt und mit einer Einleitung in Auswahl herausgegeben von Ernst Meyer. Geleitwort von Wilhelm Dörpfeld. Walter de Gruyter & Co. Berlin-Leipzig, 1936. RM 8.—.

7.

Griechisches Tagebuch

Hinter dem schlichten Titel eines »Griechischen Tagebuches«, das Ernst Wilhelm Eschmann auf einer Reise über Thessalien, Delphi, Arkadien, Ithome, Sparta, Mistra, Mykene, Olympia, Athen, Epidauros und Ägina geführt hat [1]), verbirgt sich ein in jeder Hinsicht außergewöhnliches Werk, das den Vergleich mit den schönsten und geistigsten deutschen Reisebüchern nicht zu scheuen braucht. Was man nur selten über ein Buch sagen kann, gilt für dieses: Es atmet Ehrfurcht vor seinem Gegenstand. Es ist klar und durchsichtig geschrieben, ohne flach zu sein; ohne Eigenwilligkeit bleibt es selbständig. Es enthält keine Auseinandersetzung mit Hellas, wie es nachgerade zur überdrüssigen Gewohnheit geworden ist, wenn über das Thema geschrieben wird, sondern eine kluge und lebendige Zusammenschau. Geschichte und Gegenwart, Raum und Zeit verschlingen sich zu einem bisher in dieser Weise noch nicht gesehenen Ganzen. Hinter der griechischen Landschaft wird der Geist sichtbar, der sich in ihr ausspricht; der hellenische Geist wiederum wird aus der Landschaft und der Empfänglichkeit der Menschen für sie begriffen. Der Blick eines Malers umfängt liebevoll Form und Farbe der berühmten Stätten; das prägnante Wort des Schriftstellers und Gelehrten vermag sie zu deuten. Pflanzen, Tiere, Sagen, Geschichte, Kunstgegenstände gewinnen in Eschmanns Feder ein eigentümlich beseeltes Leben; Einfaches und Naheliegendes wird mit der gleichen, an Rilke gemahnenden Andacht ausgesprochen wie Bedeutsames und Großes. Nirgends herrscht eine romantische Sehnsucht nach Vergangenem; alles ist vielmehr erfüllte Gegenwart, die es nicht nötig hat, sich zu verflüchtigen. Vielleicht läßt sich Eschmanns Buch am ehesten mit der Schillerschen Typologie charakterisieren: Es ist der im modernen Schrifttum so seltene Idealfall einer »naiven« Weltbetrachtung, die sich hier ausspricht. Seinen inneren Grund hat dieses Verhalten in der vollendeten Überwindung alles quälenden Dualismus; Leib, Seele, Geist werden wie Gott, Natur und Mensch als eins begriffen. Die Rationalisierung und Mechanisierung des Denkens ist einer neuen Norm des gesamten Lebens gewichen, die wir nicht schöner verdeutlichen können, als daß wir Eschmann mit dem Schlußabsatz seines Buches selbst zu Worte kommen lassen:

»Aus dem Gewoge undeutlicher Bilder steigt am Ende ein Traum von schmerzender Eindringlichkeit: in einem südlichen Bahnhof voll Ammoniakgeruch und grellen Plakaten. Der Zug fährt ein. Die Lokomotive ist so gewaltig, daß sie die Halle zu sprengen droht. Da erhebt sich aus dem Schornstein ein schönes, heiteres Gesicht. Aus den Flanken der Maschine greifen Arme. Sie beginnt sich selbst abzumontieren. Zuerst fällt der Ring des Schornsteins. Ein Hals wird frei, reckt und dehnt sich, als müsse die neue Freiheit geprüft werden. Schon ist es wie jemand, der unpassende Kleidung mit einer gewissen Hast ablegt. Metallplatten, Kolbenringe, Röhren, Pleuelstangen fallen wie abgeblättert. Scheppernd gleitet der letzte Metallring zu Boden, und ein Mensch schreitet lächelnd aus der Halle.«

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Eugen Diederichs Verlag, Jena; 310 Seiten. Leinen RM 5.80

Max Hildebert Boehm

ABC der Volkstumskunde

Der Begriffsschatz der deutschen Volkslehre für Jedermann.

„...gibt Auskunft über alle Fragen, die mit der Volkstumskunde zusammenhängen. Es ist das Verdienst des Verfassers, gültige und brauchbare volkswissenschaftliche Ausdrücke geschaffen und dem praktischen Gebrauch übergeben zu haben."
Literarisches Zentralblatt.

„...es ist ein lesbares Wörterbuch, aus dem man mit Vergnügen nascht, und auf einmal steckt man im Lernen, und wenn man es weglegt, beschließt man, dieser und jener Frage weiter nachzugehen." Velhagen und Klasings Monatshefte.

96 S. 8°. Kart. RM **1.40.** Durch die Buchhandlungen.

Verlag Volk und Heimat / Potsdam

Digitized by Google

Deutsche Volkskunde

Das Wörterbuch der deutschen Volkskunde[1]), das Oswald A. Erich und Richard Beitl unter Mitarbeit von einer Reihe von Fachgenossen herausgegeben haben, gibt unter zahlreichen Stichworten einen Überblick über das ganze Gebiet der Volkskunde; es wird besonders für Lehrer und Laien nützlich sein. Ein Lehrer wird heutigen Tages ja sehr oft nach Sinn und Zweck volkstümlicher Bräuche gefragt werden und er soll Sinn und Verständnis dafür wecken: ein Leitfaden zur inneren und äußeren Ordnung des Stoffes ist das Wörterbuch. — In erster Auflage kann solch ein Werk nicht vollkommen sein, in einer zweiten Auflage werden Herausgeber und Mitarbeiter feilen, kürzen, umgestalten und umformen.

»Vom deutschen Jahreslauf im Brauch« [2]) plaudert Hans Hahne, über Vorfrühling, Lenz und Mai, Sommer, Herbst und Winter, in einem Buche, das besonders das Urvätererbe dieser Bräuche betont. In der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle war der Brauch entstanden, die Jahreszeiten nach deutschem Volksbrauch zu begehen. Erinnerung an diese Übung lebt in diesem Buche und gibt ihm seinen Wert, denn es ist nicht zusammengelesen sondern erlebt.

Das Brauchtum, wie es aus der katholischen Kirche erwächst, im deutschen Mittelalter zur Durchdringung aller Volksschichten führt und in die heutige Zeit noch so mannigfach ausstrahlt, schildert Ludwig Andreas Veit in seinem Buche »Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter« [3]). Es ist ein aus den Quellen schöpfendes Buch eines Professors, gelehrt, aber flüssig und lebendig geschrieben, der Begriff des »Volksfrommen« wird von ihm eigentlich neu geprägt. Der »gemeine Mann des Mittelalters in den Stunden der Feier und des Alltags« wird geschildert.

Der Verlag W. Langewiesche Brandt beginnt eine neue Sammlung: »Kulturdokumente aus vergangenen Jahrhunderten.« Als Band 2 ist Christoff Weigels Ständebuch von 1698[4]) erschienen, mit den köstlichen derben Lehren und Ermahnungen von Abraham a Santa Clara. — »Ein gutes Büchel ist der Seel ein Küchel,« sagt er bei der Beschreibung der Buchdrucker. — Der Herausgeber hat hier ein »gutes Küchel« gemacht.

Ein aus katholischer Mystik entstandenes Motiv ist das der Leiden Christi in der Kelter[5]). Für die Phantasie des Volkes in Gegenden, wo der Weinbau im Mittelpunkt des täglichen Lebens steht, ist die Weinkelter das vertrauteste Gerät. Neben den Christus am Kreuz tritt hier Christus in der Kelter, dessen Blut ausgepreßt wird wie der Saft einer Traube. Die Qualen dieser Hingabe des heiligen Blutes erwecken das höchste Mitgefühl jener gläubigen Menschen. — A. Thomas weist in seinem Buche »Darstellung Christi in der Kelter« nach, wie eine Stelle bei Jesaias, die eigentlich einen ganz anderen Sinn hat, umgedeutet wird, eine mystisch vertiefte Bedeutung erhält und wie vom 12.—15. Jahrhundert die kirchliche und volkstümliche Kunst dieses Motiv in verschiedenster Form und Deutung darstellt.

Lange Entwicklungsreihen frommer Phantasie ergeben sich daraus. Das heilige Blut wird aus dem Weinberg, in dem Apostel, Evangelisten, Kirchenväter und Herrscher mitarbeiten, zu den Völkern gefahren, damit sie den Segen der in der Kelter ausgepreßten Traube empfangen.

Soll die Volkskunde in weite Kreise dringen und zu einem »täglichen Brot werden, so muß auch das äußere Gewand der Bücher ein entsprechendes sein; man muß gern nach ihnen greifen.

Die beiden ersten Bände der Sammlung »Deutsches Volkstum« wollen Bücher bieten, die jeder, der sie zur Hand nimmt oder der sie verschenkt, als Schmuck einer Bibliothek ansehen kann.

Paul Geiger stellt in der Sammlung »Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch«[6]) dar. Er geht nach Möglichkeit von dem heute noch lebenden Brauch aus und verfolgt sein Leben und seine Entwicklung nach rückwärts. Der Gemeinschaftsgedanke der Bräuche, ihre Deutung und Darstellungsmittel und ihre Verzweigung durch das tägliche Leben werden anschaulich und lebendig geschildert. — Paul Pfister geht in dem Bande »Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben«[7]) auch von der Gegenwart aus, er betrachtet ihn in seinem historischen Wachstum und stellt den Zusammenhang zwischen dem germanischen Glauben und dem deutschen in den Vordergrund; er geht dabei von der »Glaubensenergie« aus, die den nordgermanischen und südgermanischen und den späteren deutschen Glaubensformen zu Grunde liegt und die sich in der anfänglichen Ablehnung des Christentums, in den Kämpfen, die Herrschaft der Kirche über den Staat anzuerkennen, und in den rassisch betonten Glaubenskämpfen der Gegenwart offenbart.

G. L.

[1]) Wörterbuch der Deutschen Volkskunde von Oswald A. Erich und Richard Beitl. Unter besonderer Mitarbeit von Otto Bramm, Anneliese Bretschneider, Wilhelm Hansen, Nikola Michailow und Wolfgang Schuchhardt. — Mit 158 Abbildungen und 6 Karten. — Alfred Kröner Verlag, Leipzig. RM 6.50.
[2]) Vom deutschen Jahreslauf im Brauch. Ein Überblick von Hans Hahne. Eugen Diederichs Verlag, Jena. RM 1.20.
[3]) Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Ein Durchblick von D. Dr. Ludwig Andreas Veit. — Mit 12 Bildtafeln. 251 S. Herder & Co., Freiburg i. Br. Geb. RM 6.20.
[4]) Christoff Weigels Ständebuch von 1698. Mit beygedruckter Lehr und mäßiger Vermahnung durch P. Abraham a Santa Clara. — Ausgewählt von Dr. Fritz Helbig. — Verlag Langewiesche Brandt 1936. RM 2.—.
[5]) Die Darstellung Christi in der Kelter. Eine theologische und kulturhistorische Studie. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Kultur des Weinbaus von Alois Thomas. Mit 47 Abbildungen. Druck und Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1936. RM 9.50.
[6]) Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. 226 S. Geb. RM 4.80.
[7]) Friedrich Pfister, Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben. 161 S. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. 1936. Geb. RM 3.80.

Die kulturschöpferischen Leistungen des deutschen Menschen

schildert das einzigartige neue Handbuch der Kulturgeschichte auf 3500 Seiten mit etwa 3000 Bildern und farbigen Darstellungen. 26 hervorragende Gelehrte geben ein umfassendes Bild der deutschen Kultur, angeschlossen die Hauptkulturen der ganzen Welt. Das Werk ist eine ganz große Leistung des deutschen Schrifttums und der deutschen Drucktechnik. Leicht anschaffbar durch den Bezug von monatlich 2 Lieferungen zu je 2.80 RM. Man verlange ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 16 f von der

BUCHHANDLUNG ARTIBUS ET LITERIS,
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Nowawes

NIETZSCHE
Einführung in das Verständnis seines Philosophierens
Von **Karl Jaspers**, Professor der Philosophie in Heidelberg
Groß-Oktav. VIII, 438 Seiten. 1936. RM 7.—, geb. RM 8.—

„... In einem runden, krassen Urteil herausgesagt: Jaspers hat mit diesem Werk die bisher beste, vollständigste und pädagogisch empfehlenswerteste Einführung in Nietzsche geschrieben. Er hat sich hiermit einer der schwierigsten philosophischen und psychologischen Aufgaben unseres Zeitalters unterworfen, deren Umfang und Einzelheiten in einer Besprechung nicht entfernt angedeutet werden können .. Wir weisen daher auf diese neue Einführung in Nietzsche mit einer selten empfundenen Freude und Bereicherung hin." *Deutsche Rundschau November 1936.*

Zwei Neuerscheinungen:

Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben
Von Friedrich Pfister. Oktav. IX, 161 Seiten. 1936. Geb. RM 3.80
Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch
Von Paul Geiger. Oktav. VIII, 226 Seiten. Geb. RM 4.80
Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

„... gegenwärtig die einzige empfehlenswerte, abgeschlossene Darstellung der deutschen Kunstentwicklung im 19. Jahrhundert ...".
Völkischer Beobachter vom 2. II. 1935 über Band 4

GEORG DEHIO
Geschichte der deutschen Kunst
Band I u. II je RM 27.—, in Leinen 35.—, in Halbleder 42.—, in Ganzleder 70.—
Band III RM 32.—, in Leinen 40.—, in Halbleder 47.—, in Ganzleder 75.—
Band IV bearbeitet von Gustav Paull. RM 30.—, in Leinen 36.—, in Halbleder 42.—, in Ganzleder 65.—

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage:
Mein wahrer Held ist das deutsche Volk!

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35, Woyrschstr. 13

Bücher der Besinnung

Zur Feierstunde
Ein besinnliches Hausbuch für die deutsche Familie
herausgegeben von
Dr. Hanns Martin Elster
400 Seiten im Format 21×30 cm. Mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Bildern und Schmuckstücken von hohem künstlerischen Wert, von Heinrich Basedow, dem Maler deutscher Innerlichkeit.
In schönem Geschenkband
mit durchlauf. vielfarbigen Schutzumschlag
RM. 12.50
Über 80 deutsche Dichter und Denker, Künstler und Gelehrte der Vergangenheit und Gegenwart: von Walter von der Vogelweide, über Matthias Claudius, Goethe, Schiller, Fichte, Jean Paul, Schleiermacher, Kleist, Brentano, Eichendorff, Theodor Fischer, Mörike, Hebbel, Hans Thoma bis zu Hans Carossa, Agnes Miegel, Rainer Maria Rilke u. a., sie alle spenden aus dem Reichtum ihres Erlebens für die Feierstunden des Lebens das schönste Gedicht, den gemütvollsten Brief, die sinnigste Erzählung, den kernigsten Spruch, ein gutes Wort, goldnen Humor und reine tiefe Lebensweisheiten
Ein besinnliches Hausbuch für den Menschen von Geist und Kultur

Ehrfurcht / Stille Besinnung
Ein neues Buch von deutscher Weltanschauung
von Professor Otto Urbach
160 Seiten in flex. Leinenband RM. 2.50
„... das Werk verdient jedes Lob und alle Förderung — eindringlich und überzeugungsstark." *Der Bücherwurm.*

Ich träume als Kind mich zurück
Kindheitserinnerungen deutscher Dichter und Denker von Goethe und Jean Paul bis Ina Seidel und Hans Carossa.
Herausgegeben von Karl Rauch
Mit 10 vierfarbigen Handzeichnungen von Hedith Wecker
128 S. in feinem Geschenkband RM. 2.50
„... Das Buch ist bezaubernd, wie geschaffen zum Verschenken." *H. Carossa.*

Wenn über ihm die Rosen blühn
Ein Buch von der Seligkeit am Rande von Ernst Stemmann
Mit 10 vierfarbigen Handzeichnungen von Hedith Wecker
128 S in feinem Geschenkband RM. 2.50
„... ein wundersames und feines Geschenk an alle, die nach innen zu lauschen verstehen — das Bekenntnis eines heißen Herzens, das dazu noch das eines großen Dichters ist."
Dr. Kranhals (Anh. Anz.)

Großer illustrierter farbiger Prospekt gern unberechnet in jeder Buchhandlung, sonst vom Verlag

Amthorsche Verlagsbuchhandlung / Leipzig N 22

Digitized by Google

Völker und Kontinente

1.

Um den Erdball

Ein Weltreisender ist immer mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten. Erst recht, wenn er ein Buch schreibt, und er wird direkt verdächtig, wenn dieses Buch flüssig geschrieben und geistreich ist. Man stößt zu oft auf die Tatsache, daß von dem Willen zur klugen Formulierung die Dinge selbst etwas verbogen oder nur einseitig betrachtet werden.

Diesen Verdacht habe ich auch bei dem Buche von Ivar Lissner, »Völker und Kontinente« gehabt, aber er war verschwunden, als ich den Band zu Ende gelesen hatte. Mag auch manches zu geistreich gesehen sein, er hat einen gesunden Kern und eine Aufrichtigkeit des Denkens. — Der Verfasser ist an der amerikanischen short story geschult. 50 Kapitel in 293 Seiten, auf jedes Kapitel entfallen also rund fünf Seiten und jede Überschrift eines Kapitels sucht den Effekt, aber er verstimmt hier nicht, sondern findet Zustimmung. »Amerika fürchtet nur sich selbst«; »90 Längengrade Ackerland und nur eine Million Männer«; »Europa zerschnitt die Räume, aber nicht die Seele des Orients«; »Tibets Ströme, Leben und Tod für China«. Das sind einige Titel, die sprechen und den Leser gewinnen und sein Weltbild erweitern, wirklich erweitern und ihn neue Tatsachen lehren. Allerdings muß man das Buch mit dem Atlas lesen und nur so.

Ivar Lissner, Völker und Kontinente. Leben rund um den Erdball. Hanseatische Verlagsanstalt, 1936. RM 4.80.

2.

Der Ferne Osten

In den zahlreichen Büchern, die sich besonders mit China und Japan beschäftigen, kommt immer wieder der Gedanke zum Ausdruck, daß die Überheblichkeit des Westens sich nur mit Mühe in die uralte Kultur jener Länder hineinfinden könne und daß ein Verständnis für den brodelnden Kessel aller Kämpfe des Ostens kaum zu erlangen sei. Aber um so stärker reizt das Problem, den Osten immer wieder neu zu entdecken und dabei immer neue Ansatzpunkte zu finden.

Sven Hedin sucht die alte Seidenstraße [1]), den Karawanenweg, auf dem vor 2000 Jahren Kamelkarawanen chinesische Seide nach dem Römischen Reiche brachten. Nicht nur wissenschaftlicher Eifer, sondern der praktische Zweck, auf der Linie jenes Weges die Möglichkeit von Autostraßen zu erkunden und so eine neue große Verkehrs- und Handelsverbindung zu schaffen, bedingt die Forschungsreise, die im Oktober 1933 beginnt, zwei Jahre dauert und von der chinesischen Regierung unterstützt wird. Es ist eine Abenteuerfahrt, mitten durch das chinesische Leben hindurch.

Ein Mann, Grover Clark, der seit 1910 in China lebte, als Dozent an der Pekinger Universität lehrte, dann als Journalist dort tätig war, will die fünf Jahrtausende chinesischer Kultur und Gesellschaft, der Religion, Politik und Wirtschaft überschauen [2]).

Er tut es in ganz großen Linien, und bei der Schilderung der ersten und der späteren Berührung zwischen Ost und West steht seine Betrachtung unter der These: Dünkel und Verachtung auf der einen und der anderen Seite, Verneinen der gegenseitigen Gleichwertigkeit, das schafft eine Atmosphäre der Störungen, die immer zahlreicher wurden und immer tiefer gingen. Und wie sehr hat sich der Westen, besonders während der letzten dreißig Jahre, an China versündigt? Frühere Verträge hatten für ausländische Waren nur einen Zoll von 5% des Wertes festgesetzt. China brauchte größere Einnahmen, auch deshalb, weil es ausländische Darlehen bezahlen mußte: alle Anträge Chinas wurden auf die lange Bank geschoben, bis endlich im Jahre 1928 unter Zwang eine Verständigung zustande kam. — Wie übel wurde die Exterritorialität der Ausländer gehandhabt, bis auch hier die Chinesen energisch wurden. China hat die meisten Bahnen, die früher nur von Ausländern betrieben wurden, größtenteils in eigenem Besitz gebracht, es hat seine eigenen Banken gegründet, hat seine eigene Industrie, besonders die der Baumwolle aufgebaut. — China am Ende? Nein.

Jetzt ist der Konflikt mit Japan auf dem Höhepunkt, aber: »China braucht Japan nicht, aber Japan vermag ohne China nicht zu leben« und so wird China schließlich auch hier früher oder später den Vorteil haben.

Diese Zuversicht zu der Lebenskraft des chinesischen Volkes beseelt auch das Buch von Lin Yutang »Mein Land und mein Volk« [3]). Er gehört zu den jungen chinesischen Intellektuellen, die ihre Heimat neu entdecken, wie Pearl S. Buck in einer klugen Vorrede sagt. Diese jungen, mit der Kultur und Technik des Westens vertrauten Chinesen hatten die Fühlung mit ihrem Volke verloren, fanden zähneknirschend über Rückständigkeit des Vaterlandes keine innere Harmonie und keine Hoffnung. Lin Yutang ist einer der vielen, die sich besinnen, die über die Lebensideale ihres Volkes nachdenken, die stolz auf die Kunst und Lebenskunst Chinas sind und die die Hoffnung bewahren. In liebevoller Kleinmalerei wird hier eine chinesische Kulturgeschichte geboten, die ungemein anziehend ist und zu den Büchern gehört, zu denen man immer wieder mit Freude greifen kann.

Dieser Charakter fehlt dem Buche von Daniele Varè, »Die letzte Kaiserin« [4]). Es ist eine Schilderung des Lebens im Kaiserlichen Palast in Peking mit seinen Intrigen und Morden, den die Kaiserin Tzu-hsi beherrscht und der an den Folgen des Boxeraufstandes zu Grunde geht. Die »weißen Teufel« erzwingen einen Frieden, der schließlich zum Sturz der Dynastie führt. Im Dezember 1911 landet in Shanghai Sun-yat-sen, der die Revolution macht und der ersehnte Nationalheros Chinas wird. Die Tage der Kaiserin sind vergessen.

Die Bücher von Chark und Varé sind von Männern geschrieben, die China aus eigener langjähriger Anschauung kannten.

Marc Chadourne, der Verfasser einer »Ostasiatischen Reise« [5]) ist ein ungemein kritischer Franzose, der seine zweite Reise dorthin macht, den Problemen als Eingeweihter und Kenner gegenübersteht und gerade darum in diesem Buche eine Note findet, die uns im Vergleich mit anderen Berichten und Reisebeschreibungen über Japan, China und die Südseeinseln überrascht. Er sieht nicht nur das der Gedankenwelt des Westens Fremde und Romantische, sondern die grausame Wirklichkeit. Er erwartet ein mit den alten Traditionen noch vollkommen verwachsenes Land, aber sieht traurig und resigniert, wie sehr sich dieser innere Zusammenhang schon gelockert hat.

Es scheint ihm für die früher so sinnvollen Traditionen die innere Berechtigung zu fehlen; vieles ist ihm so fade, so oberflächlich, und in der tiefen Verschuldung des Bauernstandes erkennt er die zerstörenden Wirkungen der modernen Zivilisation.

Die Beschwörung Tagores an Japan: »Ihr dürft euch nicht unterdrücken lassen von den technischen Wissenschaften, die ihr vom Westen erworben habt und die euch in eine Leihmaschine verwandeln. Japan hat seine eigene Seele .... wäre es ein einfacher Abklatsch des Westens, so würde es die große Hoffnung, die es in Asien geweckt hat, uns enttäuschen« ist auch seine Warnung.

Wenn Chadourne uns dann aus China auch die traurigsten Zustände schildert, die uns aus vielen anderen Berichten schon bekannt sind, so glaubt er doch hier stärker an die innere Kraft der chinesischen Seele, die die Hinwendung zum modernen Leben organischer vollzieht. Er sieht sie besonders in der Erneuerung des Konfuzianismus in der Bewegung des »Neuen Lebens«. Die politischen Bestrebungen der Mongolei, der dritten Reisestation des Verfassers, werden interessant geschildert. Auch hier, wie in den Philippinen und den Südseeinseln sind die Einflüsse Japans spürbar, lebt und wirkt die Macht der panasiatischen Idee. Am meisten vielleicht in den Südseeinseln, denn die wirtschaftliche Vorherrschaft scheint hier am stärksten bedroht. Den Schluß des Buches bilden kurze Ausblicke auf das nach Selbständigkeit strebende Indien, das Chadourne als Durchreiseland auf seiner Rückkehr in die Heimat berührt.

Eine Art Einführung in das japanische Leben will das Buch von Johannes Stoye »Japan, Gefahr oder Vorbild« sein. Es ist nicht für den Fachmann geschrieben, sondern geopolitisch aufgebaut, es geht vom »Raum und vom Volk aus, von Gegebenheiten, die dem politischen Geschehen unausweichlich zu Grund liegen«. Interessant das erste Kapitel: So sollen wir Japan sehen. Führende Männer Japans kommen darin zu Wort und durch jede Äußerung zieht sich der Grundgedanke, daß die westlichen Länder Japan nicht so kennen wie die Japaner den Westen studiert und erkannt haben. Der kurzen Darstellung des japanischen Staatsgedankens in den Epochen seiner Geschichte folgen die Kapitel über die wirtschaftlichen Probleme, wobei, wie bei Chadourne, die Not des japanischen Bauern stark hervorgehoben wird.

[1]) Sven Hedin, Die Seidenstraße. Mit 91 Abbildungen u. 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus 1936. RM 8.—.
[2]) Grover Clark, China am Ende? Fünf Jahrtausende Chinesischer Kultur, Gesellschaft, Religion u. Wirtschaft. (Ins Deutsche übertragen von D. von Bebber.) 354 S. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig. RM 7.80.
[3]) Lin Yutang: Mein Land und mein Volk. (Aus dem Englischen übertragen von W. E. Süskind.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin. RM 8.50.
[4]) Daniele Varé: Die letzte Kaiserin, Vom alten zum neuen China. (Deutsch von Annie Polzer.) Paul Zsolnay, Verlag, Berlin 1936. RM 8.—.
[5]) Marc Chadourne: Ostasiatische Reise. (Übersetzung von Rodewald-Grebin des Werkes »Tour de la terre«.) Verlag von Dietrich Reimer, Berlin 1936. RM 4.80.
[6]) Japan, Gefahr oder Vorbild von Johannes Stoye. 331 S. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. RM 7.—.

Léon Bloy
in deutscher Sprache
Das Blut des Armen
Mit einer Einführung von Karl Pfleger
186 Seiten. Leinen RM 4.50, brosch. RM 3.60
Das vorliegende Buch ist übersetzt worden, um dem deutschsprachigen Leser die Möglichkeit eines Einblickes in die Armutsmystik Léon Bloy's zu geben. Er und sein verständnisvoller Interpret Karl Pfleger sind heute ein feststehender Begriff für einen großen Kreis geistiger Menschen.
Briefe an seine Braut
Eingeleitet von Karl Pfleger
mit einem Kapitel „Ein Dokument der Liebe"
210 Seiten. Leinen RM 4.50, brosch. RM 3.60
Zu haben in jeder Buchhandlung
VERLAG
ANTON PUSTET · SALZBURG/LEIPZIG

Als Geschenkwerk
ein Buch zur Geschichte der Chemie
Von Liebig bis Arrhenius
30 Chemiker-Biographien der neueren Zeit, (Band II von Bugge, Das Buch der großen Chemiker), 560 Seiten mit 78 Abbildungen im Text u. auf Tafeln nebst einer ausführlichen Bibliographie.
In Ganzleinen geb. RM 32.—
Im „Archiv für Kulturgeschichte" schrieb R. Winderlich:
„Bugge hat für sein Sammelwerk mit beneidenswertem Geschick die richtigen Kenner und Könner als Mitarbeiter gefunden ... Mit dem Leben, Denken und Handeln der einzelnen Persönlichkeiten zieht die ganze Geschichte der Chemie vorüber. Man sieht die Probleme entstehen, wachsen, immer neue Fragen erzeugen und im Grunde niemals endgültig gelöst werden." — Ein Werk allgemeiner Kultur.
Verlangen Sie bitte den ausführlichen Prospekt
VERLAG CHEMIE, G.M.B.H., BERLIN

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährl. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 III. Vj. 36.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF

JAN 27 1937

Berlin, 20. Dezember 1936
25 Pfg. 3. Jhg. Nr. 24

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Herausgegeben von G. Lüdtke und H. Sikorski

Abb. 2. Radierung von Gottfried v. Schadow, Staatl. Museum f. deutsche Volkskunde, Berlin

Dr. WOLFGANG SCHUCHHARDT, Berlin

Neujahrsglückwünsche

Zur Problemstellung: Volkskunde und Geistesgeschichte

Beziehungen zwischen deutscher Volkskunde und deutscher Geistesgeschichte, also zwischen dem vielfältigen Gedanken- und Gesinnungsgut der breiten, tragenden Grundschichten unseres Volkes und dem jeweiligen geistigen Antlitz einer Zeit, sind, so sehr die Forschung auf diesem Gebiete in den Anfängen steht und zusammenfassender Darstellungen noch entbehrt, immer wieder von bekannten volkskundlichen Fachleuten wie Hans Naumann und Adolf Spamer aufgezeigt worden. So enthält der II. Band von Spamers »Deutscher Volkskunde« im Texte zu den Bildern eine Reihe wertvoller Hinweise dieser Art. Was dort unter anderm auch über das Thema der Neujahrgrüße und -glückwünsche angedeutet ist, mag durch die folgende Betrachtung ergänzt und durch weitere Belege gestützt werden.

Auch wenn die Sitte, den Jahreswechsel kurz vor oder bald nach seinem Eintritt durch zahlreiche Bräuche festlich zu feiern, uralt ist und bei vielen Völkern der Erde verbreitet, so hat sich die Ansetzung dieses wichtigen Tages auf den ersten Januar verhältnismäßig spät vollzogen. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts hat Papst Silvester diesen Termin festgelegt. Solange wurde meist der 25. Dezember zugleich als Weihnachts- und Neujahrstag gefeiert.

Kein anderes deutsches Jahresfest gibt es, das in allen Gegenden Deutschlands, von allen Kreisen der Bevölkerung, bis hin zum ärmsten Großstadt-Proletariat, noch heute mit der gleichen leidenschaftlichen Erregung begangen wird wie in alten Zeiten, auch wenn die äußeren Formen gewechselt haben. Denn was ist es anderes, als ein letzter Rest altgermanischen Lärm- und Lichtzaubers, wenn in der Silvesternacht gegen den nächtlichen Himmel Rakete auf Rakete knallt und blitzt! Neben der zünftigen Silvesterfeier mit Punsch, Karpfen und Bleigießen, in der mancherlei alte Sitten nachklingen, neben den heute üblichen Geldgeschenken für Botenfrau und Briefträger, Milchmädchen und Schornsteinfeger, neben dem »Prosit-Neujahr«-Ruf, den es möglichst rasch dem andern »abzugewinnen« gilt, neben diesen und zahlreichen anderen Bräuchen der Gegenwart wechselten ältere Zeiten noch allerlei Glückwünsche in Worten und Bildern, wie wir sie in dieser Form heute nicht mehr kennen. So finden wir gelegentlich bei Goethe den Satz, wobei an Weimarer Verhältnisse zu denken ist: »Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschen für die Stadt sehr belebend.« Damit sind wir in einer andern Zeit, wo solche Gepflogenheiten ganz andere Bedeutung hatten als heutzutage, und die Frage taucht auf, seit wann gibt es in der deutschen Kulturgeschichte

Was hier in anmut'gem Reigen
einstmals Schadow gestaltet
— Alt ward das Jahr, nicht der Wunsch —
wünschen den Lesern auch wir.

---

den Neujahrsglückwunsch und welchen Charakter in gesellschaftskundlicher Hinsicht trägt diese Sitte?

Das 14. Jahrhundert, in dem allmählich das überfeinerte Formenerbe der ritterlich-höfischen Oberschicht verdrängt wird von den kräftig aufstrebenden Lebensregungen der damals tragenden Grundschicht des Bauern-, Handwerker- und Bürgerstandes, diese spannungsreiche Zeit beschert uns im Zuge einer reichen Volksliteratur die ersten Neujahrsgrüße und Klopfanverse. Hundert Jahre später ist es ein Vorläufer Hans Sachs', Hans Rosenplüt, der Nürnberger Verfasser zahlreicher Fastnachtsspiele, Lieder, Erzählungen und Weinsegen, dem wir ein köstlich frisches Neujahrsgedicht — Gustav Roethe nennt es schlechthin sein bestes! — verdanken. Solche »Klopfanverse«, wie sie in der Neujahrsnacht von Gaben-Heischenden vor Türen und Fenstern gesungen oder gesprochen wurden, hat vielfach auch der Meistersang gedichtet. In Rosenplüt, der Gelbgießer war und nichts mit zünftiger Dichtkunst zu tun hatte, spricht die Stimme des unverbildeten Volkskünstlers zu uns, der wohlvertraut ist mit den alteingewurzelten Umzugsbräuchen anläßlich des Jahreswechsels.

Klopf an! klopf an!
Der himmel hat sich auf getan,
Darauhs ist hail und säld geflossen;
Damit werdestu begossen,
Du seist frau oder man.
So wil ich dir wünschen was ich kan,
Ein kün herz, ein frischen mut,
Und was deinem leib wol tut,
Und schön und sterk und weisheit vil
Und was dein herz nur wil,
Und gesunden leib und lank leben:
Das muhs dir got auf erden geben.
— — — — — — — — — —
Als vil stern am himmel stan,
Als manig guts jar ge dich an!
Als vil tropfen im mer sein,
Als manig engel pflegen dein!
— — — — — — — — — —

Aber nicht nur im Wort sondern auch im Bild beginnt in dieser gärenden Zeit bedeutsamer gesellschaftlicher Umschichtungen und Umstülpungen der Neujahrsglückwunsch zu

Digitized by Google

erscheinen. Und wiederum nicht in erster Linie als Werk einzelner, bekannter Künstler, sondern entworfen von unbekannter, mitunter auch ungeschulter Hand und nun anonym weiterwandernd von Haus zu Haus oder von Kloster zu Kloster. Besonders beliebt ist die Darstellung des Jesuskindes, auf einer Blumenwiese sitzend und einen Kuckuck, den Glücks- und Wundervogel, auf dem Schoß haltend. Wenn daneben auch Blätter von Dürer, Schongauer und dem Meister E. S. erscheinen, so beweist das nur, wie hier ein bodenständiger Volksbrauch, eben die Feier des Jahreswechsels, durch Austausch von Glückwunschblättern sich allmählich alle Volkskreise bis hinauf zur führenden Schicht erobert, sowohl die Hersteller wie die Benutzer solcher Erzeugnisse. Wir haben somit einen Fall vor uns, wie sie immer noch viel zu wenig beachtet und erforscht sind, wo ein Volksgut »aufgestiegen«, nicht ein Kulturgut »gesunken« ist, um Naumanns heißumkämpfte Terminologie einmal anzuwenden.

Machen wir nun einen Sprung um drei Jahrhunderte, für die sich ähnliche Belege in Spamers Buch »Das kleine Andachtsbild vom 14.—20. Jhdt.« (1930) finden, so sehen wir um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts den Neujahrsglückwunsch, sei es Poesie oder Graphik, Laien- oder Künstlerarbeit, unvermindert ja zweifellos, was alle bürgerlichen Kreise angeht, in verstärktem Maße in Geltung. Häufig sind diese Blätter von der Jugend in Schule und Elternhaus verfaßt, gleichsam Übungsstücke im schön und richtig Schreiben, im Reimen, Malen und Zeichnen. Alle diese Zeugnisse, deren künstlerischer Stil nach der Mitte des 19. Jahrhunderts verfällt, atmen den sittenstrengen, ausgesprochen bürgerlichen Geist von Pietät und Dankbarkeit der jungen Generation gegenüber Eltern, Lehrern und Anverwandten, eine Gesinnung, deren Wurzeln in der Aufklärung liegen und deren letzte Ausläufer weit in das 19. Jhdt. reichen. — Nun findet sich im Grimmschrank der Berliner Staatsbibliothek, der bekanntlich den reichen Nachlaß der berühmten Brüder birgt, ein sehr anmutiges Neujahrsgedicht von Jacob Grimm, das meines Wissens bisher nicht veröffentlicht und für unsern Zusammenhang recht aufschlußreich ist. Jacobs Spruch ist »An die beste, gute Mutter« gerichtet und für den 1. Januar 1799 bestimmt. Es schrieb ihn also der 14jährige, ein Halbjahr vorher konfirmierte Knabe, der damals seit einem Jahr in Kassel das Lyzeum besuchte.

O Mutter! sieh in meine(n) Blicken
Mein kindlich Herz das mit Entzücken
Dir heute froh entgegenwallt;
Solang mein Aug kann Welten messen
Werd ich des Dankes nicht vergessen
Der heut von meinen Lippen lallt.

Wie weit die Verse lediglich Abschrift eines überlieferten Reimschemas, wie weit persönlich gestaltet und verändert sind, ist schwer zu sagen. Wir besitzen Briefe des Neunjährigen, nach des Vaters Tod geschrieben, die ungemein sicher und selbständig gefaßt sind, und dürfen vermuten, daß eine solche frühgereifte Persönlichkeit, die später ein so geniales Sprachempfinden offenbart hat, nicht fünf Jahre später ein überkommenes Reimmuster billig kopiert.

Solche Neujahrsgedichte, -briefe und -glückwünsche müssen in der damaligen Zeit alljährlich von den Schulkindern für Eltern und Verwandte angefertigt worden sein. Das Staatliche Museum für deutsche Volkskunde in Berlin besitzt eine Reihe graphischer Blätter aus den Jahrzehnten zwischen 1820 und 1850, deren Stil im einzelnen sehr mannigfaltig ist. Unter ihnen ist zunächst eine sehr reizvolle Gruppe von schlesischen Nadelstucharbeiten zu erwähnen, die alle aus Herzogswaldau stammen und in einer Ecke unten den Stempel »G. Goldbach« tragen. Da bittet in einem längeren Brief der »gehorsame Enkel« Gustav Herrmann die herzlich geliebten Großeltern, seinen »nicht zum Besten ausgefallenen Neujahrswunsch in Liebe anzunehmen«; »und wolle es Gott, daß ich es künftiges Jahr durch mein fleißiges Schulgehen verständiger an Euch richten kann«. Der Brief stammt vom 1. Januar 1834 und ist ein wahrhaft rührendes Zeugnis, was Ungelenkigkeit der Schrift und zahlreiche Streichungen fehlerhafter Worte angeht. Der Brief ist auf dem rechteckigen Blatte in ein großes Kreisrund eingeschrieben, welches pflanzliche

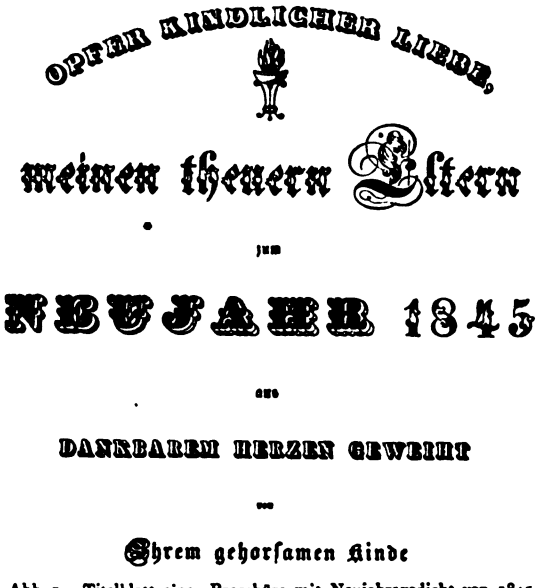


Abb. 1. Titelblatt einer Broschüre mit Neujahrsgedicht von 1845. Staatl. Mus. f. deutsche Volkskunde, Berlin

Muster verschiedener Art umranden, in Nadelstichtechnik ausgestochen und in zarten Tönen bemalt. Achtsterne und Ranken, braungelb und hellviolett gefärbt, bilden den bescheidenen Schmuck an den vier Seiten des Blattes.

Fragt man sich, was diesen Arbeiten ihren immer neuen Reiz verleiht, so ist es grade die Ungeschultheit ihrer Hersteller, ihr Unberührtsein von allem höheren graphisch-künstlerischen Können. Dennoch wirken diese Stücke durchaus nicht »unpersönlich«. Der Zauber individueller Künstlerschaft, den wir bei der Stilkunst überall bewundern, wird bei ihnen durch einen ebenfalls »persönlichen«, aber ganz andersartigen Zauber, den die Sprache von Herz und Gemüt in sich birgt, wettgemacht. Diesen viel schwerer zu erkennenden Werten der Volkskunst wird man nicht gerecht, wenn man sie fälschlich, wie häufig geschehen, eine »unpersönliche« Kunst nennt. — Eine andere Gruppe von graphischen Neujahrswünschen wirkt kühler und gekonnter, lange nicht so ursprünglich und persönlich auf unser Auge. An die Stelle eines handgeschriebenen, -gestochenen (in Nadeltechnik) und -gemalten Blattes tritt nun im »Fortschritt« des 19. Jahrhunderts immer mehr der unpersönliche Druck. Freilich ist der herstellende Handwerker nun bemüht, das Titelblatt solch kleiner Heftchen, die im Innern gewöhnlich ein langatmiges, sentimentales Neujahrsgedicht enthalten, durch einen reichen Wechsel in den Drucktypen so kunstvoll wie möglich zu gestalten (Abb. 1).

Als Abschluß dieser Betrachtung bringen wir das Werk eines bekannten und hervorragenden Künstlers: eine Neujahrsgraphik von 1795 auf Grund einer Radierung von Gottfried von Schadow, dessen Autorschaft ein Fachkenner auf diesem Gebiete sichergestellt hat. Das Blatt gehört dem Staatlichen Museum für deutsche Volkskunde, das es seinerzeit aus der Sammlung Dr. Großmann-Potsdam erworben hat. Nach dem schlichten Werk des Volkskünstlers und dem sachlichen des Handwerkers sehen wir hier, gleichsam auf einer dritten Ebene, das Kunstwerk eines großen Könners (Abb. 2). Die einzelnen gotischen Buchstaben des Satzes: »Viel Glück zum neuen Jahr« sind in eine Kette lebendig bewegter Figuren aufgelöst, ein Kunstgriff, den die Graphik seit der Spätgotik kennt und seit Peter Flötners Menschenalphabet (um 1540) immer kunstvoller entwickelt hat (vgl. den Art. »Alphabet« von O. A. Erich, Reallex. d. dtsch. Kunstgesch.). Wie reizvoll sind die Einzelheiten der Schadowschen Radierung: man betrachte etwa das »M«, das im Worte »zum« drei Männer mit Harke, Sense und Spaten bilden oder das erste »E« (eine Trompete) und das letzte »N« (ein tanzendes Paar) bei »neuen«; endlich in der Jahreszahl die »7«, dargestellt durch den Tod als alter Mann mit langem Bart, großen Flügeln, dürrem Gebein und der mächtigen Sense.

Abschließend können wir sagen: Seit dem Aufkommen der Neujahrsglückwünsche im 14. Jahrhundert der Zeit des aufstrebenden Bürgertums hat keine Epoche der deutschen Kulturgeschichte diesen Brauch in allen Kreisen des Volkes, in Wort und Bild, in Volks- und Stilkunst mit so viel innerem Sinn und Empfinden gepflegt wie das Zeitalter Goethes, dessen bürgerlicher Geist dieser letzten Endes ja auch bürgerlich gefärbten Sitte ein besonderes Verständnis entgegenbringen mußte.

Wo kaufe ich meine Weihnachtsbücher?

ARTHUR COLLIGNON
Buchhandlung für Kunst und Wissenschaft
BERLIN NW 7, Prinz Louis Ferdinandstr. 2
(1/2 Minute vom Bahnhof Friedrichstraße.)

Der Geistesarbeiter
kauft in der Buchhandlung mit dem bekannten, großen und vielseitigen Lager
Geschichte, Politik
Literatur- und Sprachwissenschaft
Kunst

Akademische Buchhandlung
GROTE
BERLIN NW 7, Prinz Louis Ferdinandstr. 2
(im 1. Stock, Eingang durch den Eckladen)

Theologische Geschenkwerke
Philosophie und Pädagogik

Buchhandlung Wasmuth
Kunstbücher, Architektur
und schöne Literatur
Hardenbergstr. 13, nahe Steinplatz und Zoo

Digitized by Google

Geschichte u. Volkskunde

1.

Geschichte der germanischen Frühzeit

Noch vor gar nicht langer Zeit lautete eine Forderung, daß kein Werk über die deutsche Geschichte mehr erscheinen dürfe, das nicht auch die Vorgeschichte gebührend berücksichtigte. Diese Forderung ist seitdem in so überreichem Maße erfüllt worden, daß man häufig den Wunsch aussprechen möchte, die Vorgeschichte doch wieder ganz den Fachprähistorikern zu überlassen.

Ein Buch aus der bewährten Feder Ludwig Schmidts wird von uns immer als ein dankbares Geschenk aufgenommen werden, aber die ersten Kapitel des vorliegenden Werkes lassen es fast zweifelhaft erscheinen, ob Historiker mit dem bisherigen Werdegang selbst bei bestem Willen überhaupt in der Lage sind, das prähistorische Geschehen richtig darzustellen. Das Resultat, das uns ein so verdienter Mann wie Schmidt bietet, ist eigentlich nicht sehr ermutigend.

Schmidt läßt die Leute der Megalithkultur nach dem Norden Skandinaviens wandern (S. 6), also etwa 1000 km weiter, als sie in Wirklichkeit gekommen sind, und leider tauchen auch die schon in der Versenkung verschwunden geglaubten Wohngruben (S. 8) wieder auf. Die Ausführungen über die Periodeneinteilung der Bronzezeit (S. 18) sind leider nicht genügend klar, und eine Gegenüberstellung wie auf S. 21: »Wie die goldenen Sonnenscheiben der charakteristische Ausdruck der Sonnenverehrung für die ältere Bronzezeit waren, so die Goldschalen für die jüngere Bronzezeit« bleibt völlig an der Oberfläche haften. Bei der Darstellung S. 25 ist dem Verfasser wohl gleich anfangs ein Schreibfehler unterlaufen, wenn er sagt: »In der mittleren Bronzezeit tritt in Ostpreußen eine scharf umgrenzte eigenartige Kultur auf, als deren Mittelpunkt die Lausitz und Südbrandenburg erscheinen, . . .« Durchaus abwegig ist aber die Kennzeichnung der Lausitzer Kultur, wenn der Verfasser die Hügelgräber als typische Grabstätten nennt, und er meint, daß das Metallinventar im wesentlichen nordisch sei. Auch die gegenseitige Wertung, nach dem die illyrische Kultur der germanischen vielfach überlegen war (S. 25), steht ziemlich im umgekehrten Verhältnis zu dem archäologischen Material. Besteht bei diesem Vergleich noch eine annehmbare Basis, so fehlt diese bei dem Vergleich zwischen den germanischen Hausurnen und der Architektur Südeuropas, wodurch die Beurteilung natürlich schief und ungerecht wird (S. 19).

Es ist nur einiges, was wir hier als irrig oder schief herausgestellt haben, und es wäre vollkommen verfehlt, die Beurteilung des vorgeschichtlichen Teiles zum Maßstab des guten Ganzen zu machen. Man sollte nur einiges zukünftig auch einmal überlegen, ob z. B. in einer historischen Darstellung die Vorgeschichte grundsätzlich anders behandelt werden muß, als die folgende historische Zeit. Im vorgeschichtlichen Teil spielen Gräber, Töpfe und Beile, Steine, Bronze und Eisen die Hauptrolle, im folgenden dagegen sind es die Darstellung der Ereignisse und die Fäden des Geschehens. Auch der Gebildete kennt aber die Häuser des frühen Mittelalters, Tracht und Bewaffnung jener Zeit nicht besser als die entsprechenden Dinge der Vorzeit. Während man hier Kulturgeschichte zu bieten versucht, begnügt man sich später mit politischer Geschichte. Bei der Darstellung der vorgeschichtlichen Zeit haftet man ängstlich an der Beschreibung der Quellen, während der Geschichtschreiber sie nur ausnahmsweise im Text heranzieht und sich im wesentlichen an ihre Auswertung hält. Hinsichtlich dieser gegensätzlichen Behandlung der verschiedenen Zeiten eines zusammenhängenden Geschehens müßte in allgemeinen Darstellungen grundsätzlich Wandel geschaffen werden.

E. Sprockhoff

Mainz

Ludwig Schmidt: Geschichte der germanischen Frühzeit, Verlag Kurt Schroeder, Köln.

2.

Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs [1])

Die 3. Lfg. dieses großangelegten Werkes bringt am Schlusse des 2. Kap. zunächst den Nachweis der verhältnismäßig geringeren und späten Latinisierung Rhätiens (Ostschweiz-Tirol), die zurückgeht auf die hier nur punktweise längs der Heeresstraßen einsetzende römische Kulturbeeinflussung und auf die schwache Vertretung des Keltentums im heimischen Volkskörper. Die stärkste Durchdringung mit antiker Kultur erfuhr im deutschen Raume das Rheingebiet. Die rechtsrheinischen Germanen verfielen weniger der Romanisierung und deshalb erst nach der Völkerwanderung der Christianisierung, sie verharrten in dörfischer Bauernkultur im Gegensatze zum städtischen Wesen westlich vom Strom. Aus den Ortsnamen ergibt sich, daß neben den bekannten Römerstädten meist nur abseits gelegene Orte welschen Charakter annahmen; das Romanentum hielt sich eben in den Städten dank ihrer Befestigung und in den kleinen Orten zufolge ihrer Abgeschiedenheit am längsten. Gegenden starker Romanisierung (um Metz, Rheinlandschaft von Basel-Bodensee bis Graubünden, Schweizer Mittelland, Südostbayern, Oberösterreich) stehen solche gegenüber, wo mit der Verwelschung wohl gewaltsam aufgeräumt wurde (Neckarland-Pfalz). Neben der Verbreitung der römischen Ortsnamen dient auch die der Barschalken als Anhalt für die Beurteilung des Stärkegrades der Romanisierung. Ein ausgesprochenes Kulturgefälle führt vom Rheinland mit römisch-germanischer Kulturkontinuität über Alemannien nach Bayern, das seine Germanen erst zur Völkerwanderungszeit erhielt und viel später zur fränkischen Kirche kam. Die nachbarliche romanische Kulturbeeinflussung hat der Verwurzelung der katholischen Kirche im Rhein- und Donauland Vorschub geleistet, die außerhalb des römischen Imperiums verbliebenen Gebiete wurden, abgesehen von den geistlichen Territorien, später evangelisch. In der Aufdeckung des rassischen Untergrundes der konfessionellen Spaltung der Deutschen zeigt sich der Wert der kartographischen Forschungsmethode des Verf. in hellem Licht. Im Neckarland, in der Pfalz und Westschweiz, den Ausnahmegebieten evangelischen Bekenntnisses im Süden, deckt sich sein Raum ganz auffällig mit dem stärkerer germanischer Besetzung (»Stein«landschaft, Reihengräber, starke Vertretung der Blonden, Seltenheit römischer Ortsnamen). An diese Feststellung anknüpfend, weist H. auf die bedenkliche Entnordung des deutschen Südens hin, woran einerseits die Schwabenzüge, anderseits starke Zuwanderung von alpinen Rasseelementen Schuld haben. Der Schluß des umfangreichen Kapitels arbeitet den Gegensatz Frankreich:Deutschland scharf heraus. Jenes, ein Land der Statik mit einem zentralen Kombinationsfeld, dieses, voll Dynamik, dreigegliedert in den fast »rom«freien Norden, den Alpenraum, wo Kulturen und Völker nebeneinander lagern und das römische Wesen nur bei starker keltischer Unterlage voll durchgriff, und das restliche Deutschland, das vom Limes als scharfer politischer Scheide mitten durchzogen wird. Das deutsche Land zeugt Völker (Indogermanen, dann Germanen), Frankreich nimmt sie nur auf und verbraucht sie.

III. Kapitel. Die Germanen und die Gestaltung ihres Volkskörpers.

Aus dem fast reinrassigen Boden Norddeutschlands brechen die Wellen der Völkerwanderung hervor, die sich über ein halbes Jahrtausend hinzieht. Die Kelten, Träger der La-Tène-Kultur, haben in gewaltigen Zügen sich weit verstreut und wurden dabei entnordet, die Germanen rücken nach, ohne ihr Herzland (zwischen Ems und Oder, Meer und Nordrand des Mittelgebirges) aufzugeben, wo sie in der Bronzezeit als stark Viehzucht treibende Ackerbauer eine erste Kulturblüte erreicht hatten (Erfindung des Pfluges). Ostgermanen und Langobarden sind rasche Wanderer und Eroberer in weiten Fernen, bilden eine Führerschicht, gehen aber schließlich nach Fallen der Rassenschranke unter dem Einflusse des römischen Rechtes und der Kirche rassisch unter, die Westgermanen hingegen rücken nach Art der Burentrecks etappenweise zwischen zwei Ernten langsam vor und wachsen so in der ersten Kolonisationsperiode bis 500 n. Chr. in den ganzen Raum bis Rhein—Limes—Donau hinein, ohne sich mit den weichenden Illyrern und Kelten rassisch stärker zu mischen. — Die heutigen deutschen Stämme dürfen, ausgenommen die Hessen-Chatten, nicht als geradlinige Fortsetzung der germanischen angesehen werden. Es wechseln immer Isolierungen, besonders durch die weiten Waldungen, mit Neueinschüben und Mischungen. Auch die Art der vorgermanischen Unterschicht, ob fast ausgerottet, ob slavisch oder keltisch-illyrisch, und der Grad ihrer Romanisierung spielen dabei eine Rolle. Die Alemannen, Abkömmlinge der Semnonen, des südlichen Swebenzweiges, die sich im 3. Jahrh. bis ins Riesgebiet eingeschoben haben, werden am Limes gestaut und trugen so viel zur Aufnordung Südwestdeutschlands bei. Mitte des 4. Jahrh. durch starken Zuschuß von Elbschwaben verstärkt, übersiedelt ein Teil geschlossen ins Rhein-Neckargebiet, wo er den Franken politisch und schließlich selbst in der Mundart unterliegt. Der Rest der freien Alemannen bildet einen eigenen Stamm aus, der trotz stärkeren Einschubs fremder Elemente aus Elsaß und Alpenraum seine alte germanische Art (Sippenverfassung, Kleindörfer mit angestammten Häuptlingen) wohl deshalb bewahren konnte, weil die Sweben der voralemannischen Zeit trotz Romanisierung dem Blute nach Germanen geblieben waren. Unter dem Namen Franken, erstmalig 258 n. Chr. erwähnt, gehen zunächst Angehörige verschiedenster germanischer Stämme, die in breiter Front vom Bataverland bis zur Mosel nach Westen und tief nach Frankreich vorrücken und über eine Kompromißpolitik (zivile Verwaltung römisch, militärische dagegen germanisch) allmählich zu Herren des Landes werden. Infolge Überganges zur römisch-christlichen Kultur verschwindet der Religionsgegensatz gegenüber den Unterworfenen; die Politik der Merowinger geht auf gleich starke Ausdehnung des Reiches gegen den romanischen Westen (Neustrien) wie den germanischen Osten (Austrien). In Gallien verfielen die Franken besonders starker Verwelschung, da sie neben und über einer romanisierten Kelten- (nicht Germanen-)schicht lagerten und weil sie nicht geschlossen, sondern als Gutsherren nur zerstreut über das Land siedelten. Die Burgunder wohnten nach der Schwächung ihrer Volkszahl durch die Niederlage bei Worms um die nach ihnen benannte Pforte, Lyon wurde ihre Hauptstadt, bis Chlodwig sie unterwarf. Sie wie die Westgoten tauchten mangels geschlossener Massenansiedlung rassisch bald unter. Weil es in Frankreich nie zur Bildung echter, aus Blutsgemeinschaft hervorgegangener Stämme kam, fällt hier das Verständnis für die Rasse und verbindet sich hier der Begriff Nation mit dem der Staatsbewohnerschaft. Nur in Nordostfrankreich hielt der germanische Zuzug und breite Volkssiedlung lange Zeit an, darum gehört es strukturell zu Deutschland. Die Bayern erscheinen plötzlich 551 in der Geschichte. Es ist H.s Verdienst, überzeugend den starken Anteil der Alemannen an dem Aufbau dieses Stammes gegenüber der alten These ihrer ausschließlichen Herkunft von Markomannen nachgewiesen zu haben. Diese Alemannen (Juthungen) wohnten einst bis weit nach Niederbayern hinein (echte ingen-Orte, Gräber bei Straubing), waren aber vermutlich von den aus Baia = Böhmen kommenden Markomannen als Herrenschicht überdeckt worden. Die Bayern breiten sich im 6. Jahrh. rasch nach Süden bis Bozen und nach Osten bis zur Enns aus; dank einer gewissen Isolierung hat sich trotz dem aus den verschiedensten germanischen Elementen zusammengesetzten Volkskörper ein starkes bayrisches Stammesherzogtum bilden können. Die vielen Reste des Romanentums (walchen-Orte und heim-Orte, die auf grundherrliche Landnahme durch germanische Herren deuten) begünstigen die enge Verbindung der Bayern mit der römischen Kirche. Das

Digitized by Google

Chatten-Hermundurenland reichte vom rhätischen Limes bis zur Unstrut und vom Main bis zum Böhmerwald; aus Armin-Duren = Duren-ing entstand der Name Thüringer. Sie trieben Ausdehnungspolitik nach Südosten, gingen aber später Bündnisse mit Franken ein. Die Sachsen (von Saxa = Kurzschwert) entstanden durch eine jütische Herrenschicht, welche Chauken, Cherusker und Angivarier zusammenfaßte, ihr Name breitete sich schließlich über das ganze Gebiet der nordniedersächsischen Mundart aus. Sie greifen einerseits über Thüringen, anderseits bis an den Niederrhein aus. Ein nie-romanisiertes Land bewohnend, Fremdeinflüssen kaum ausgesetzt, bewahren sie viel von alter germanischer Überlieferung und konservative Gesinnung.

Dr. Richard Marek
Innsbruck

Helbok, Adolf: Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Walter de Gruyter. Berlin 1936.

[1]) Siehe diese Zeitschrift vom 20. Juli 1935 u. 5. Januar 1936

3.

Die Römer in Österreich

Mögen die rund 500 Jahre, in denen Teile des heute deutschen Wohnraumes unter römischer Fremdherrschaft gestanden haben, im Gesamtleben eines Volkes auch nur eine Episode sein, so hat diese Zeit doch unverhältnismäßig starke Spuren hinterlassen und ist insofern jedenfalls für die deutsche Geschichte besonders bedeutsam, als sie die große weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen nordischer und mittelländischer Kultur einleitet und zum Teil bereits vollendet. Ein Geschichtsabschnitt aber, an dessen Ende mit unausweichlicher Folgerichtigkeit der Übergang der Weltherrschaft auf das Germanentum steht, kann aus der deutschen Geschichte nicht wohl herausgeschnitten werden. Nach der klassischen Darstellung der Römerzeit in Deutschland durch F. Koepp und der Sonderarbeit von F. Wagner über die Römer in Bayern hat nun auch Österreich als letztes an römischer Kultur beteiligtes Land seine Monographie gefunden.

Das heutige Österreich hat Teil an zwei Provinzen des Imperium Romanum, deren kulturelle Verschiedenheit sich aus der Verschiedenheit ihrer politischen Schicksale deutet. Der westliche Teil, Noricum, hatte keine militärisch gefährdete Lage und wurde erst im Markomannenkriege Marc Aurels Kriegsschauplatz. Die kulturelle Romanisierung konnte sich infolgedessen hier ungestört auswirken. Der Ostteil dagegen, Pannonien (zu dem auch das Wiener Becken gehört), war von Anfang an Feindesland und Rom war mit seiner militärischen Organisation vollauf beschäftigt. Von den großen Lagern ist Carnuntum (Deutsch-Altenburg) durch seine Lage im freien Gelände nach Umfang und Inneneinrichtung noch klar erkennbar und ist als Gegenstück zum rheinischen Novaesium (Neuß) einer der besten Vertreter frührömischen Lagerbaues. Vindobona dagegen (Wien) liegt unter der heutigen Stadt, doch ist die via principalis und die südwestliche Front (sogar noch mit einer Eckabrundung) im Stadtplan erhalten, während das Bild der inneren Aufteilung vollkommen zerstört ist. Ein drittes Standlager wurde bei Celeia (Cilli) erst 100 Jahre später angelegt, aber nach kurzer Benutzung planmäßig wieder abgerissen. Die Reihe der Cohorten- und Alen-Kastelle ist nur erst ganz unvollkommen durchforscht, da sie zumeist unter späteren Siedelungen liegen, die in Grundrißbildung und Namen aber vielfach ihre Herkunft noch verraten.

Schon unter Claudius wurden die befestigten Höhensiedlungen der norischen Bevölkerung durch offene Ortschaften ersetzt, die ohne militärische Bedeutung mehr wirtschaftlichen Zwecken dienen sollten und das regelmäßige Schema italischer Städte zeigen. Die bedeutendsten dieser Gründungen sind Virunum bei Klagenfurt und Flavia Solva bei Leibnitz. In Brigantium (Bregenz) mußten der unregelmäßigen Bildung des Bodens Zugeständnisse gemacht werden, während die Anlage des erst in den letzten Jahren untersuchten Duel bei Feistritz sich vollkommen vom Schema gelöst hat und die Bauweise der Einheimischen beibehält.

Während in den Städten große Monumentalbauten nach römischem Vorbild errichtet wurden (Thermen, Amphitheater u. a.), finden wir auf dem Lande neben dem mittelländischen Typ der villa rustica und den Luxusvillen reicher Leute auch Bauernhöfe, die an der nordisch-vorgeschichtlichen Bauweise und Raumverteilung festhalten, wie sie nach dem Ende der Römerherrschaft wieder in den Vordergrund treten.

Die Religion des römischen Österreich gibt das gleiche Bild eines weitgehenden Synkretismus in Glaubensformen und Kultbauten wie am Rhein, auch hier stehen neben den offiziellen römischen Staatsgöttern die der einheimischen Bevölkerung, neben römischen Tempeln die auch am Rhein bekannten gallischen. Die ersten Spuren des Christentums begegnen im 5. Jahrhundert. Während die Untersuchung der ältesten christlichen Bauten im Donaulande noch aussteht, kennt man aus dem südlichen Noricum bereits eine ganze Reihe von Kirchen des frühen syrischen Typs.

So wie es für die deutsche Forschung längst Selbstverständlichkeit ist, das halbe Jahrtausend Römerherrschaft an Rhein und Donau nicht als Teil der römischen, sondern der deutschen Geschichte zu betrachten, so spüren auch in Österreich die Archäologen in gleicher Weise dem Verhältnis der bodenständigen zur fremden Kultur nach. Die früher hartnäckig festgehaltene These einer über das ganze Imperium verbreiteten »Reichskunst« muß bei solcher Blickeinstellung in sich selbst zusammenfallen. Mag ein großer Teil der in den Provinzen gefundenen Kunstwerke Import aus Italien oder selbst aus Rom sein, mögen die repräsentativen Bauten auch Form und Stil der römischen Architektur tragen, in allen Dingen des täglichen Lebens macht sich mit fortschreitender Dauer der Besetzung in immer steigendem Umfange das bodenständige Element in Kultur und Kunst geltend und drängt das Fremde mehr und mehr zurück. Stärke und Tempo dieses Vorganges sind naturgemäß verschieden und sind bestimmt durch die Widerstandskraft und Höhe der einheimischen Kultur. So wie in Südwestdeutschland die germanische, hat in Österreich die kelto-illyrische Bevölkerung zwar manches von den Römern angenommen, aber durchweg in ihrem Sinne umgeformt; und am Ende der Römerzeit geht dem Eintritt von Germanen in höchste Staatsämter und Heeresstellen eine Durchsetzung des römischen Kunstgewerbes mit einheimischen Elementen parallel. Auf österreichischem Boden vollzieht sich dieser Vorgang in noch bewegterer Form, indem durch die Umsiedelungen germanischer Völkerteile schließlich nordische Kulturgedanken einströmen und das ursprünglich ungermanische Gebiet in den Lebenskreis frühgermanischer Kultur einfügen.

Prof. Dr. Friedrich Behn
Mainz

Arnold Schober, Die Römerzeit in Östreich, dargestellt an den Bau- und Kunstdenkmälern. Verlag R. M. Rohrer, Baden bei Wien.

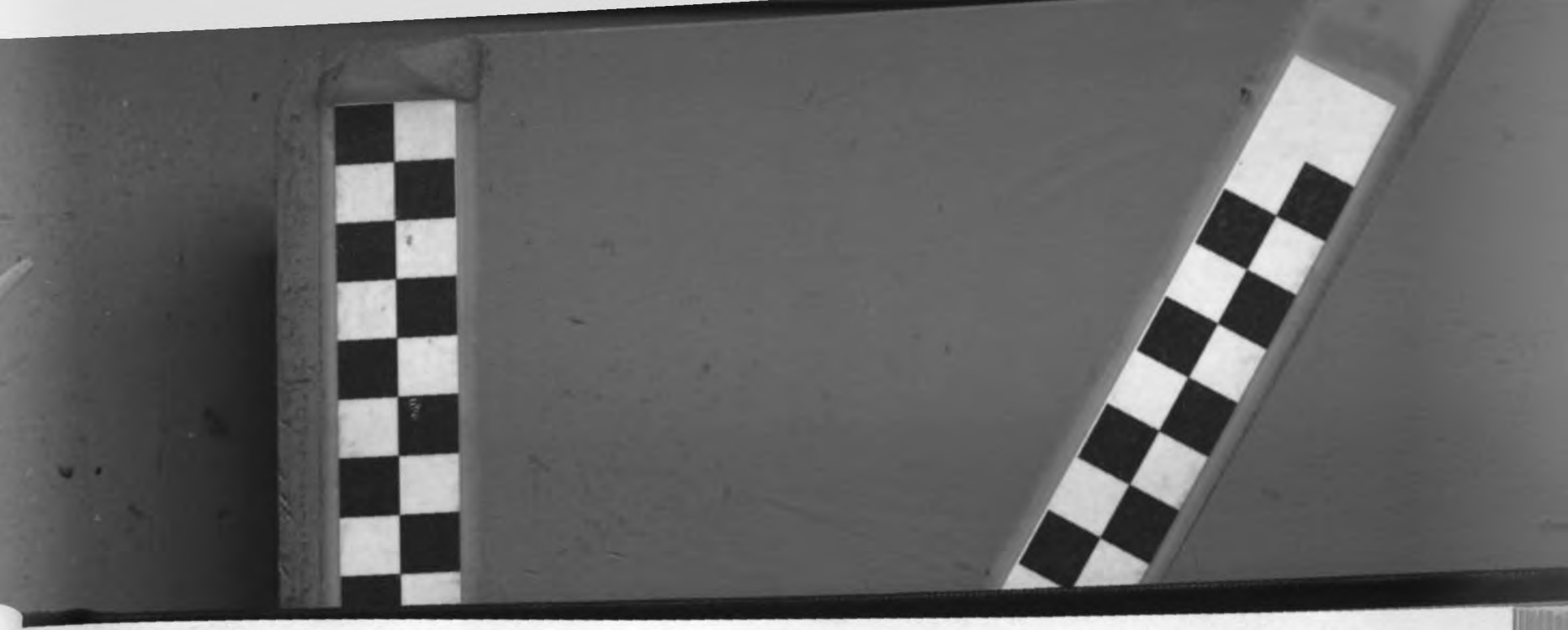
4.

Das Wallfahrtswesen im Lichte der Volkskunde

Eine abschließende Geschichte der christlichen Wallfahrten, in der alle vielartigen Ausstrahlungen dieses religiösen Brauchtums auf die verschiedenen Gebiete des öffentlichen Lebens im Wandel der Jahrhunderte und der einzelnen Völker gründlich behandelt wären, gibt es noch nicht, geschweige denn eine solche für alle auch außer- und vorchristlichen Religionssysteme. Der Versuch von J. Marx (1842) ist heute längst überholt durch die zahlreichen Einzeluntersuchungen über bestimmte Seiten des ganzen Problems; aber eine diesen neuen Forschungsergebnissen Rechnung tragende Wiederholung hat er nicht gefunden. Und doch hätte es im Zeitalter der volkskundlichen Studien reizen müssen, eine außerhalb des Kultlebens der amtlichen Kirche entstandene und weitergebildete Ausdrucksform der Volksfrömmigkeit in ihrem zeitlichen Ablauf wie in ihren vielfachen Auswirkungen näher kennen zu lernen. Man hat sich aber bisher damit begnügt, die Geschichte einzelner Wallfahrten (wie nach San Jago di Compostella, nach Rom, Aachen u. a.) oder Wallfahrtsorte zur Darstellung zu bringen und die rechtgeschichtliche Seite mittelalterlicher Wallfahrten zu beleuchten.

Erst jetzt liegt ein Werk vor, das den ganzen Fragenkomplex ins Auge faßt und in einer meisterhaften Übersicht beleuchtet. Der Sammelband »Wallfahrt und Volkstum«, den Georg Schreiber mit einigen Mitarbeitern für Sonderfragen veröffentlicht hat, verfolgt die Geschichte der abendländischen Wallfahrten vom frühen Mittelalter an bis zur Gegenwart. Die altchristliche Zeit, die ja durchweg die Grundlagen und die eigentümlichen Formen dieses religiösen Brauchtums geschaffen hat, blieb planmäßig außer acht; man kann es bedauern, daß nicht wenigstens in einer Sonderstudie diese Frühanfänge dargestellt worden sind. Denn noch immer fehlt es an einer zusammenfassenden Behandlung der Urzeit christlicher Wallfahrten, die durch ein reichhaltiges und höchst farbensattes Quellenmaterial (wie die Schriften von Hieronymus, Aetheria, Paulin von Nola), aber auch durch Denkmäler, die noch ein Urteil ermöglichen (Menasstadt, Kalat Siman, Geburtskirche in Betlehem, Rusafa u. a.), hinreichend aufgehellt ist. Diese Frühstufe des Wallfahrtwesens mit allen ihren kultur- und kunstgeschichtlich höchst bemerkenswerten Ausdrucksformen wird in der vorliegenden Veröffentlichung als abgeschlossene Erscheinung vorausgesetzt und nur die Entwicklungslinie vom Frühmittelalter an einer allseitigen Beleuchtung unterzogen, unter vorwiegender Betonung der deutschen Verhältnisse. Die Wallfahrtsziele wechseln im Verlauf einer mehr denn tausendjährigen Geschichte überaus stark, je nach der religiös-seelischen Struktur einer Zeit. In frühfränkischer Zeit stehen die Apostelgräber in Rom in höchstem Ansehen, dann folgt die Erscheinungsstätte des Erzengels Michael, der Volto Santo von Lucca, die Ruhestätte des Apostels Jakobus d. Ä. in Spanien. Diesen Zielen von Fernwallfahrten, die das ganze Mittelalter hindurch und darüber hinaus auf meist festliegenden Pilgerstraßen von Ungezählten aus religiösem Impuls oder zur Sühne und Buße aufgesucht wurden, reihten sich vom späteren Mittelalter an Kult- und Wallfahrtsstätten von einer kleineren, mehr provinziellen Reichweite, an denen Geheimnisse der Eucharistie (Blut-, Hostienwunder), die Passion des Herrn, wunderbare Erscheinungen oder Wunderwirkungen der Gottesmutter eine bevorzugte Verehrung fanden. Die spät- und nachmittelalterliche Zeit wandte ihre Vorliebe wieder anderen kultischen Motiven zu, wie dem Schmerzensmann, der Rast unseres Herrn, der Schmerzensmutter, der Immaculata, dem Haus von Loreto, der Mutter Anna, den Armen Seelen. Sondermotive pflegten die einzelnen Orden (den Marienkult mit Vorliebe die Benediktiner, Portiuncula die Franziskaner, Rosenkranzwallfahrten die Dominikaner), die geistlichen und weltlichen Territorialherrn und Dynasten. So förderten die Markgrafen von Baden-Baden die Landeswallfahrten Bickesheim, Maria-Linden und Moosbronn, als Fernwallfahrt Maria-Einsiedeln. Berufsständische Interessen walten beim Aufkommen und der Blüte anderer Wallfahrten vor, so ländlich-bäuerliche bei solchen zum hl. Wendelin, Leonhard, Antonius, Walburga und St. Wolfgang. Namentlich die zum letztgenannten Heiligen am Abersee, die im 15. und 16. Jahrhundert an Volkstümlichkeit mit denen nach Trier und Aachen sich messen konnte, gibt eine gute Vorstellung, wie am Zustandekommen solcher Wallfahrtsmotive nicht exakt nüchterne Geschichtstatsachen, sondern die legendenbildende Volksphantasie tätig waren. Zur Zeit der Hochblüte des Wallfahrtwesens waren so die einzelnen Landschaften und Teilgebiete durch eine Fülle von Wallfahrtsorten markiert, die ständig Pilger, einzeln wie in Prozessionsscharen anzogen und eine Verkehrsbewegung und Interessenaustausch vielseitigster Art schufen, wie beide nur wieder im Zeitalter der neuzeitlichen Verkehrsmittel möglich wurden. Auch der an der Peripherie des deutschen Kulturgebietes lebende oder ganz davon ausgeschiedene Auslandsdeutsche hat sich durch Förderung solcher Wallfahrten (Maria Radna im Banat u. a.) den Zusammenhang mit dem Mutterland aufrecht erhalten und zum Ausdruck gebracht, wie G. Schreiber in einem

Digitized by Google



besonders dankenswerten Abschnitt (S. 158/83) zeigt. Das Zeitalter der Aufklärung mußte seiner ganzen geistigen Einstellung nach diesen Volksbrauch ablehnen und das Wallfahren unterdrücken; auch kirchliche Kreise sprachen sich damals offen und bestimmt nicht nur gegen die vielfach aufgekommenen Mißstände, sittliche und religiöse Gefahren, sondern gegen das Wallfahrtswesen auch grundsätzlich aus. Ausgerottet aber wurde es keineswegs; das 19. Jahrhundert brachte vielmehr eine Neubelebung und eine Anpassung an die neuzeitlichen Verhältnisse. Interessante Beobachtungen über die modernen Formen und Strukturverhältnisse des Wallfahrtwesens, an dem gerade die Großstadtbevölkerung einen nicht geringen Anteil hat, enthält das Schlußkapitel des Buches, das Kriß beigesteuert hat (S. 273/80).

Innerhalb der großen Linien der geschichtlichen Entwicklung sind noch eine Reihe von kultur- und rechtsgeschichtlichen Fragen fast mit der Einläßlichkeit von Monographien behandelt. So das Problem der Pilgeroblationen, die vorerst nur in französischen Quellen des 11. und 12. Jahrhunderts nachweisbar sind, lokal gebunden an den Verlauf der uralten Pilgerstraßen und später abgelöst durch die Opferspende von Ringen, Geschmeide, Prachtkleidern am Wallfahrtsort. Notwendig war für die Pilger eine vielfältige Ausrüstung und Ausstattung, eine seelisch-religiöse mit dem schon um 1100 in der Liturgie nachweisbaren Pilgersegen, mit dem Reisegebet, das Anlegen einer besonderen Pilgerkleidung und -ausrüstung (breitkrämpiger Hut, Reisesack, Stab), über die sich noch Geiler von Kaisersperg in bemerkenswerten Schilderungen ausläßt, und die Ausstellung eines Pilgerpasses (litterae dimissoriales). Vom Wallfahrtsort brachte er das meist aus Blei oder Zinn gefertigte und am Hut oder dem Rock befestigte Pilgerzeichen mit, das gewöhnlich das Wallfahrtsbild oder ein Symbol in durchbrochener Gußform zeigte. Eine Zusammenstellung und kunstgeschichtliche Würdigung dieser bisher wenig beachteten Erinnerungszeichen, die vereinzelt durch Bodenfunde von Zeit zu Zeit noch zum Vorschein kommen, muß als künftige Aufgabe angemeldet werden. Bis jetzt sind nur erst einzelne Stücke von Pilgerzeichen aus Wilsnack, Trier, Aachen, Einsiedeln durch die »Denkmalspflege« (1904, 1906, 1907) und »Badische Heimat« (1914) veröffentlicht worden, in Frankreich eine größere Anzahl solcher, die aus der Seine ausgebaggert wurden, durch Forgeais (Paris 1863) und durch Ch. Cahier (Caracteristiques des Saints).

Eine rechtsgeschichtlich sehr beachtenswerte Art von Wallfahrten waren die mittelalterlichen Sühne- oder Bußwallfahrten, die vom kirchlichen wie weltlichen Recht an Stelle von peinlichen Strafen auferlegt waren, die zeitweilige Exilierung des Belasteten bedeuteten und eine Versöhnung der geschädigten Partei durch Ableistung eines Sühnemittels (Seelenmessenstiftung für einen Getöteten, Errichtung von Sühnekreuzen, Pilgerfahrten nach Santiago, Rom, Jerusalem) bezweckten. Die Spezialforschungen von Joh. Schmitz (1910), des Belgiers van Cauwenbergh (1922) und Wohlhaupters in dem vorliegendem Werk (S. 217ff.) haben die Zusammenhänge dieser religiös-rechtlichen Einrichtung mit der kirchlichen Bußpraxis wie auch Einzelheiten ihrer Entwickelung, Verschärfung der Buße auf der Wallfahrt durch Tragen von eisernen Ketten und Ringen, die Lockerung der ursprünglichen Strenge durch die Ermöglichung von Loskauftaxen, von Stellvertretung (bedevart) und der Wahl eines näheren Wallfahrtszieles hinreichend klar gestellt. Ausschließlich in den Rechtsvorstellungen des Volkes wurzelten die Wallfahrten nach Tréguier in der Normandie zum hl. Jvo, dem Anwalt aller in ihren Rechten Geschädigten und vom weltlichen Gericht Nichtbefriedigten. Eine Münze wurde am Wallfahrtsort wie ein Honorar vor dem Bild des Heiligen niedergelegt und durch eine feste Formel seine Rechtshilfe angerufen.

Abgesehen von solchen Spezialfällen stand das Wallfahrtswesen in älterer Zeit ganz allgemein mit dem öffentlichen Recht in einem Interessenverhältnis, insofern letzteres dem in die Fremde ziehenden Pilger den Rechtsschutz gewährte (schon in der Lex Bajuwariorum, in den Kapitularien Karls d. Gr., in den Treugae Dei), die Rechtskraft seiner letztwilligen Verfügungen sicherte, durch das Geleitsrecht und das Gastprivileg ihn schützte. Weitere Fürsorge war längs der großen Pilgerstraßen in besonderen Pilgerherbergen und von den Häusern der Elendbruderschaften zu erwarten. Die Wunderberichte der St. Jakobslegende veranschaulichen, wie noch konkreter die im Libro de los fueros de Castiella (aus der Gegend von Burgos, Mitte 13. Jahrhunderts) gesammelten Fälle die Rechtsverhältnisse, mit denen der Fernpilger zu rechnen hatte. Die Sicherheit der Palästinapilger hatte sich Frankreich im 17. Jahrhundert von der im Kampf gegen den Kaiser verbündeten Türkei durch besondere Kapitulationen garantieren lassen und durch weitere Verhandlungen 1673 auch das Protektorat über die hl. Stätten und die dahin Pilgernden erhalten.

Die großen Linien der geschichtlichen Entwickelung, die G. Schreiber mit der geistvollen Bildhaftigkeit seiner Feder und einer Überfülle konkreten Materials zeichnet, werden für einzelne Fragen noch ergänzt und weitergeführt durch einige Beiträge anderer Forscher; so äußert sich Steffes (184—216) über Wallfahrten vor- und außerchristlicher Religionsformen vom allgemein religionswissenschaftlichen Standpunkt aus; Wohlhaupter über Wallfahrt und Recht (217—42), wobei außer den schon erwähnten geschichtlichen Wechselbeziehungen beider zueinander auch den Rechtsgedanken nachgespürt wird, die sich in den mancherlei Wallfahrtsbräuchen (Do ut-des — Verhältnis? Bedeutung des Opfers von Gold, Silber oder Wachs im Gewicht eines kranken Gliedes u. a.) ausgewirkt haben. Recht beachtenswerte Untersuchungen stellt Joh. Vinske über die Anfänge der Jubiläumswallfahrten an (243/57), wobei sich ergibt, daß die universalistische Grundhaltung, aus der heraus Bonifaz VIII. 1300 die Wallfahrt der ganzen Christenheit nach Rom zur Gewinnung der Jubiläumsgnade anordnete, im Laufe des 14. Jahrhunderts unter dem Einfluß des Schismas und der allgemeinen politischen Zerklüftung durch eine mehr individualistische Dezentralisierung abgelöst und die Gewinnung des Jubiläumsablasses statt durch die Wallfahrt nach Rom durch eine solche an einen Landes- oder Diözesanwallfahrtsort (schon 1350) ermöglicht wurde. Nicht minder wertvoll ist der weitere Beitrag des gleichen Verfassers, Veröffentlichung zweier Geleitsbriefe für deutsche Pilger in Spanien (aus dem aragonischen Kronarchiv für deutsche Santiago-Pilger aus den Jahren 1380 und 1387), der ungemein anschaulich Vorbereitung und Verlauf einer solchen Fernwallfahrt beleuchtet. Von Fr. Zöpfl erfahren wir schließlich noch (266—72), daß im 15. und 16. Jahrhundert wenigstens in Altbayern und Österreich Nacktwallfahrten nicht ganz selten waren und eine verschärfte Form der Sühne- und Bußgesinnung darstellen.

Man wird der vielseitigen Bedeutung des Wallfahrtswesens im Brauchtum des Volkes und im Kulturleben der abendländischen Menschheit kaum gerecht, wenn man es ausschließlich nur nach der religiös-kirchlichen Seite oder je nach der persönlichen Einstellung als Ausdruck des Volksaberglaubens betrachten wollte. In ihm hat sich am stärksten und unmittelbarsten von jeher in mancherlei Erscheinungsformen die Frömmigkeit und religiöse Denkweise des einfachen Volkes ausgewirkt; ungemein fruchtbare Anregungen hat auch das poetische Schaffen erhalten. Der Zug in ferne Länder wie auch zu näheren Zielen weitete den geistigen Horizont des Wallers gerade in den Jahrhunderten, in denen er von der großen Welt völlig abgeschlossen war. Die stärkste Bereicherung aber erfuhr unstreitig die Kunst, die nicht nur ein vielverehrtes Kultbild für zahlreiche Etappen einer Pilgerstraße und die Heimat der Wallfahrer selbständig und formenstark zu bilden oder die Legende eines Wallfahrtheiligen darzustellen hatte, sondern auch die Kirchen der Wallfahrtsstätten in vielfach unvergleichlichen Monumentalschöpfungen errichtete.

Prof. Dr. J. Sauer
Freiburg

Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben. Unter Mitwirkung von Rudolf Kriß, Johann Peter Steffes, Johannes Vincke, Eugen Wohlhaupter, Friedrich Zoepfl, herausgegeben von Georg Schreiber [Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 16/17]. L. Schwann, Düsseldorf.

5.

Der heilige Mauritius

Ein Beitrag zur Volkskunde oder zur Kirchengeschichte?

Die Legende vom Märtyrertod der thebäischen Legion und ihres Führers Mauritius ist uns zum ersten Mal durch den Bericht des Bischofs von Lyon, Eucherius, aus der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts bezeugt. Danach geschah die Hinrichtung durch den Mitkaiser des Diocletian, Maximianus, im September 285 bei Agaunum im Rhônetal (heute Saint-Maurice im Kanton Wallis). Dort erhob sich in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts über dem Grab des Märtyrers die Thebäerkirche, zu der sich im 1. Viertel des 6. Jahrhunderts ein Klosterbau hinzugesellte. Von diesem Heroengrab in Saint-Maurice aus verbreitete sich die Verehrung des Heiligen weithin in den folgenden Jahrhunderten und ihre Verbreitung in Deutschland zu erforschen ist die Aufgabe eines jüngst erschienenen Buches [1]). Der Verfasser geht auf die vielerörterte Frage der Geschichtlichkeit der Thebäer-Überlieferung nicht näher ein, gewiß nicht deshalb, weil er etwa den Satz für richtig hielte, der mir unbedingt sicher erscheint: Es ist für die religionsgeschichtliche Wirkung einer Überlieferung gleichgültig, was geschehen ist und ob überhaupt etwas geschehen ist; in unendlich vielen Fällen war von Wirkung lediglich die religiöse Erzählung, der Mythus, die Legende, die an sich kultische Verehrung schafften, ohne daß eine Tat und historische Wirklichkeit dahinterstand. Sondern der Verf. schließt sich den Gründen derer an, denen die Überlieferung über die Thebäer-Legion in ihren wesentlichen Teilen als glaubwürdig erscheint, um sich sofort seinem Hauptthema zuwenden zu können. Und hier zeigt er in Verarbeitung eines großen Quellenmaterials, wie sich in Deutschland vom 7. Jahrhundert an die Mauritius-Verehrung nach ihren drei hauptsächlichsten Kerngebieten an Mosel und Rhein, Donau und Main, Elbe und Saale verbreitete. Der Ausgangspunkt dieses Kultes, das Kloster im oberen Rhônetal, war für seine Verbreitung außerordentlich günstig gelegen: an der alten Handels-, Heeres- und Pilgerstraße, die von Italien über den Großen St. Bernhard an den Genfer See führte und Rom mit Westdeutschland, Ostfrankreich und Burgund samt den nördlich davon gelegenen Ländern verband. Die Kultträger, die die Verehrung des Heiligen aufnahmen und zugleich mit einer Fülle

Abgeschlossen liegt jetzt vor:

D. Walter Bauer
o. Prof. der neutestamentlichen Theologie in Göttingen

Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur

Dritte, völlig neubearbeitete Auflage. Lexikon-Oktav. Etwa 96 Bogen. Komplett geb. RM 30.—

Ein Urteil über die neue Auflage:

„... Die Nachweisungen namentlich neuerer Literatur ersetzen dem Pfarrer eine Bibliothek und helfen ihm überall, wo er weiterforschen will ... **Zu Weihnachten** wird das Werk vollständig sein, rechtzeitig **für den Gabentisch**, und wird dann einheitlich den Stand dieses Jahres darstellen. Daß diese dritte, völlig neubearbeite Auflage nur noch den Namen Bauers trägt, entspricht der Tatsache, daß wir hier ein völlig neues Werk aus einem Guß haben. Möchte es den Weg auf viele Studiertische finden! Denn ein andrer Weg zur Sache als durch die Wörter ist noch nicht gefunden und wird auch nie gefunden werden."

Dtsch. Pfarrerblatt v. 15. 9. 1936.

Verlangen Sie meinen ausführlichen Prospekt!

Alfred Töpelmann Verlag. Berlin W 35

Die Musik der Nationen

Eine Musikgeschichte

Von

Ernst Bücken

Professor der Musikwissenschaft an der Universität Köln

500 Seiten. Mit Notenanhang und 36 Abb. Leinen RM 4.—

Diese neue, fesselnde Gesamtdarstellung der Musikgeschichte vom alten Orient an bis auf die jüngste Zeit darf größten Widerhalls in allen Kreisen gewiß sein. Sie stammt aus berufenster Feder. Sie wendet sich nicht allein an Musiker, sondern an alle, die Freude an der Musik haben, und setzt daher keine musikalischen Fachkenntnisse voraus. Die Bildnisse der Meister schmücken das Buch.

Alfred Kröner Verlag / Leipzig

Digitized by Google

von Reliquien und Reliquienpartikeln weitergaben, waren im Wesentlichen die weltlichen Herrscher, der Adel, die Bischöfe und Mönche; die Hauptmittelpunkte der Verehrung in Deutschland waren Tholey und Köln im Westen, Niederaltaich im Süden, Magdeburg im Osten, und um sie herum lagen zahlreiche Kirchen, Kapellen und Einzelaltäre, deren Patron der heilige Mauritius war und welche Reliquien des Heiligen bargen. In vielen Fällen läßt sich noch ein engerer Zusammenhang einzelner Kultstätten nachweisen oder wahrscheinlich machen.

So hat der Verf. einen dankenswerten Beitrag zur Kirchengeschichte geliefert. Aber das Buch erhebt noch einen weiteren Anspruch dadurch, daß es in Georg Schreibers Forschungen zur Volkskunde aufgenommen ist, und hierzu ist noch ein Wort zu sagen. Gewiß läßt sich aus der Kirchengeschichte Vieles für die Volkskunde, für die deutsche religiöse Volkskunde und für die Geschichte des germanisch-deutschen Glaubens lernen, zumal wenn sie, was bisher freilich nur wenig geschehen ist, als Hauptfrage, soweit sie deutsche Kirchengeschichte ist, im Auge behält: Wie stellt sich uns in dieser geschichtlichen Entwicklung die germanisch-deutsche Glaubensenergie an sich und in ihrem Verhältnis zum Christentum, seinen Lehren, Kulten, Überlieferungen dar? Von diesem Standpunkt aus gesehen (vgl. hierzu auch H. Grabert, Arch. f. Rel.-wissensch. 33, 1936, 191ff.) ist auch das vorliegende Buch lediglich ein Beitrag zur Kirchengeschichte im engeren Sinn, nicht aber zur deutschen Volkskunde und zur deutschen Glaubensgeschichte. Denn nirgends finden wir die Frage beantwortet: Wie stellte sich der germanisch-deutsche Volksglaube zur Mauritius-Verehrung? Die Träger dieser Verehrung waren Theologen, Dynasten und Adlige; aber wie das Volk sie aufnahm, hören wir nicht, sondern wir lernen nur die offizielle kirchliche Seite der Mauritius-Devotion kennen. Nur ganz gelegentlich wird einmal vom volkstümlichen »Mauritiusbrauchtum« gesprochen; der Verf. deutet auch an, daß die heldische Seelenhaltung und die Gefolgstreue der Thebäer Verständnis beim Germanentum finden mußte, und das 6. Kapitel trägt die Überschrift »Volkskundliche Elemente«. Aber es füllt gerade eine Seite und verspricht erst eine Behandlung dieser Dinge an anderer Stelle. Wir sehen diesem volkskundlichen Beitrag mit Spannung entgegen und müssen uns vorerst mit einem Beitrag zur Kirchengeschichte begnügen.

Prof. Dr. Friedrich Pfister, *Würzburg*

[1]) Adalbert Josef Herzberg, Der heilige Mauritius. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Mauritiusverehrung. (Forschungen zur Volkskunde herausgeg. von Georg Schreiber, Heft 25/26.) L. Schwann, Düsseldorf 1936. 140 S.

Albrecht von Blumenthal
SOPHOKLES
Entstehung und Vollendung der griechischen Tragödie
1936. 284 S. Brosch. RM 10.—, Lein. RM 12.—
Professor von Blumenthal gibt hier eine zusammenfassende Darstellung der Entstehung der griechischen Tragödie und zeigt, wie sich in den Werken des Sophokles ihre höchste Vollendung findet. Die Kongenialität des Verfassers mit seinem gewaltigen Stoff wird in der formvollendeten Sprache deutlich, die das ganze Buch und im besonderen die eingehenden Übersetzungen auszeichnet.
Ein Geschenkwerk
für alle Freunde griechischer Kunst
W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart

Pädagogik

I.

Neue Schriften zur Bildung und Erziehung

In einer sehr anregenden Schrift versucht Fritz Wüllenweber [1]), »das Aufwachsen und die Formung der Jugend in der altgermanischen Welt darzustellen.« Mit Recht betont der Verfasser die Neuartigkeit seines Unternehmens, die nordisch-deutsche Frühgeschichte mit den Methoden und der Fragestellung der Erziehungswissenschaft zu erhellen. Denn während die Sprach- und Literaturwissenschaft, die Volks- und Rassenkunde, die juristischen Disziplinen usw. sich seit der Romantik um die wissenschaftliche Durchforschung der deutschen Vorzeit erhebliche Verdienste erworben haben, befindet sich die Erziehungswissenschaft hier in einer weit ungünstigeren Lage. Wüllenweber stützt sich bei seiner Arbeit in erster Linie auf die nordgermanischen Sprachdenkmäler, die uns in der umfassenden Sammlung »Thule« zum großen Teil in vorzüglicher Verdeutschung zugänglich sind; daneben mit der nötigen Kritik auf die antiken Beschreibungen und auf die Berichte christlicher Missionare. Er gliedert seine Arbeit nach einleitenden Bemerkungen über die Grundelemente frühgermanischen Lebens in drei Teile, in denen er das Kind im Lebensraum frühgermanischen Bauerntums, die Erziehung zum Krieger und die Einführung des jungen Germanen in Rechtskunde und Lebensweisheit behandelt. »Die Menschen ... wachsen von der untersten, allgemeinsten Stufe, dem Bauerntum, in die höheren Stufen hinein, so weit ihre Kräfte und ihre Zucht sie tragen. Das Menschentum jeder höheren Schicht ist eine Auslese aus der vorangehenden.« Der Pionierarbeit auf diesem Gebiete entsprechend, ist Wüllenwebers Schrift noch stark im Stofflichen befangen, ohne in die Tiefe geistesgeschichtlichen Verständnisses vorzudringen, die etwa Hans Naumanns Darstellungen der altgermanischen Welt auszeichnet. Doch ist zu hoffen, daß die vorliegende Arbeit für die erziehungsgeschichtliche Arbeit wertvolle Anregungen bietet.

Im Verlag G. Schulte-Bulmke ist eine vorzügliche Dissertation von Jürgen Brake [2]) mit einem seltsam undurchsichtigen Titel als Buch erschienen. Der Verfasser geht von der in der Auseinandersetzung über Bildungsfragen meist übersehenen Tatsache aus, daß durch die ganze moderne, insbesondere durch die vom Humanismus geformte deutsche Kultur eine Spannung zwischen einer subalternen, isolierten Wirtschaftssphäre und dem geistig-gesellschaftlichen Leben verläuft, die niemals durch eine organische Verbindung überbrückt worden ist. Die Wurzel dieser Spannung ist so alt wie unsere Kultur: Sehr überzeugend weist Brake nach, daß sie in der Wirtschaftsauffassung des Griechentums begründet liegt, wo sie freilich — wenigstens während seiner aristokratischen Anfänge — ihre historische Berechtigung hatte, die dann vom Neuhumanismus — ohne historische Berechtigung — auf unsere gesamte Bildungsidee übertragen wurde. Freilich übersieht Brake, daß die Ursprünge dieser Spannung im nachantiken Abendland schon während der Renaissance deutlich sichtbar sind und daß von hier aus betrachtet alle humanistischen Bewegungen eine innere Einheit bilden, mögen sie sich äußerlich noch so sehr unterscheiden. Aber Brake hat mit aller Schärfe die Bedeutung erkannt, die eine Überwindung des Gegensatzes zwischen einer ungeistigen Arbeitswelt und einer hochgezüchteten Bildungswelt ohne den Boden der Wirklichkeiten unter den Füßen für die Gegenwart hat. Sie ist mindestens ebenso wichtig wie die Überwindung der anderen bedrohlichen Spannung zwischen »Gebildeten« und »Ungebildeten«, weil sie noch über die einzelne Nation hinausgreift und ein gemeineuropäisches Kulturproblem darstellt, das bisher kaum recht erkannt, geschweige denn einer Lösung nahegebracht werden konnte. Insoferrr liegt die Bedeutung des vorliegenden Buches weit über dem speziellen Thema der antiken Wirtschaftsauffassung, das übrigens mit umfassender Sachkenntnis und hoher geistiger Klarheit behandelt ist. Brakes Buch gehört zweifellos zu den anregendsten und in seiner Fragestellung wie in seiner Ausführung wesentlichsten Arbeiten, die letzthin auf dem Gebiete der Pädagogik und der allgemeinen Kulturphilosophie erschienen sind.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Altgermanische Erziehung. Dargestellt auf Grund der Islandsagas und anderer Quellen zum Frühgermanentum. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 174 Seiten.
[2]) Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung. — Eine Untersuchung über das antike Element in der Wirtschaftsauffassung der deutschen Bildungsgeschichte. 151 Seiten; kart. RM 6.50. Verlag G. Schute-Bulmke, Frankfurt/M.

2.

Vererbung und Erziehung

Seitdem die Ergebnisse der Vererbungs- und Rassenforschung stärker als bisher sich dem Bewußtsein des Volkes einprägen, wird von allen denen, die mit der Erziehung innerlich verbunden sind — in erster Linie naturgemäß von den Müttern — immer dringender die Frage gestellt, welche Folgerungen sich aus diesen neuen Einsichten für die Erziehung der Kinder ergeben. Oft genug wird vorschnell der Schluß gezogen, daß das schicksalhafte Wesen der Vererbung keinen Raum mehr übriglasse für eine wirkungsvolle und einflußreiche Erziehungsarbeit.

Gerhard Pfahler hat diese praktischen Fragen aufgegriffen und ebenso praktische, für die täglichen Aufgaben brauchbare Antworten gegeben. Er tut es aber auf dem Wege über die theoretische Besinnung und strenge begriffliche Klärung dessen, was nun wirklich als gesicherte Erkenntnis von Vererbungs- und Rassenlehre anzusprechen ist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß innerhalb der ererbten Anlagen in jedem Falle ein Raum freier Entfaltungsmöglichkeiten übrigbleibt, in dem die Erziehung einsetzen kann, sogar einsetzen muß, weil ohne sie wertvollste Kräfte verkümmern würden; es sind gerade die, welche die Verbindungen zwischen den Individuen schaffen und den Aufbau der gemeinsamen geschichtlich-kulturellen Grundlagen des Volkes tragen. Diese Grenzziehung von Vererbung und Erziehung, die durch genaue begriffliche Bearbeitung der vorliegenden Forschungsergebnisse ermöglicht wird, ist das Hauptanliegen der Untersuchung, die noch vertieft wird durch die Beschreibung bestimmter Typen von Erbcharakteren, deren Ausgestaltung allein der Erziehung zufällt.

Somit geht das Buch von einer praktischen Frage aus und gelangt auf dem Wege über eine theoretische Klärung des Forschungsbestandes zu klaren Antworten, die unmittelbare Anwendung auf die pädagogische Arbeit finden können. Dieser Kreislauf, der nur scheinbar ein Umweg ist, zeigt mehr Lebensnähe und kommt schneller zum Ziel als die in der Pädagogik allzu häufigen Darstellungen, die aus irgendeinem Vorurteil gegen die »Theorie« den vermeintlich kürzeren, meist aber recht oberflächlichen Weg »aus der Praxis für die Praxis« einschlagen. Daß es Pfahler gelungen ist, der doppelten Aufgabe seines Buches durch einen ebenso wissenschaftlich klaren wie allgemeinverständlichen Stil gerecht zu werden, verdient besondere Anerkennung.

Dr. H. Wenke
Berlin

Gerhard Pfahler, o. Prof. d. Pädagogik u. Psychologie a. d. Univ. Gießen, Warum Erziehung trotz Vererbung? 154 S. Leipzig 1935. Geb. RM. 3.20.

Kalender

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1937, Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig, erscheint zum ersten Male mit vielen Bildern in Mehrfarbendrucken. Ebenso wie der bekannte Athenaion-Kalender »Kultur und Natur«, der erstmalig Abdrucke von Erzählungen enthält, bringt er zahlreiche kulturhistorisch interessante Abbildungen.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1937, 40. Jahrgang, Leipzig, Bibliographisches Institut.

Athenaion-Kalender: Kultur und Natur, 1937. 5. Jahrgang, Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H.

Digitized by Google

Bibliotheksdirektor Dr. A. PREDEEK

Staat und öffentliche Bibliotheken in Großbritannien

Das Bibliothekswesen Großbritanniens steht vor einer Krise seiner Entwicklung. Schon seit dem Ausgange des Weltkrieges und namentlich im letzten Jahrzehnt haben sich Wandlungen vollzogen, welche nach und nach alle gewohnten Formen der Bibliotheksverwaltung und Bibliothekspolitik erfaßten und jetzt vor die entscheidende Frage stellen, ob das britische Bibliothekswesen der Zukunft sich auf der alten Grundlage der Selbstverwaltung weiterentwickeln oder sich unter Staatsfürsorge und Staatsaufsicht begeben soll. Diese Frage rührt aber zugleich an die Grundauffassung des englischen Menschen vom Verhältnis des Einzelnen und der Gemeinschaft zum Staat und läßt sich etwa durch die Gegenüberstellung ausdrücken: Selbstverwaltung oder Staatsverwaltung, Lokalverwaltung oder Zentralverwaltung. Daher kann diese Frage auch nur im Zusammenhang mit der allgemeinen Wandlung und Kräfteverschiebung dieser Träger des nationalen Lebens, nicht nur für sich erörtert werden.

Die Entwicklung des britischen Bibliothekswesens in diesem Zeitraume ist gekennzeichnet durch eine Reihe weithin sichtbarer Marksteine: Die Bildung des Carnegie United Kingdom Trust im Jahre 1914 und seine weitsichtige Politik in der Verwendung der ihm anvertrauten großen Mittel setzten den von Carnegie selbst eingeleiteten Abschnitt der Gründung zahlreicher mittlerer und kleiner Bibliotheken über das ganze Land fort. Der im Auftrage des Carnegie Trust durch den Cambridger Professor W. G. S. Adams 1916 erstattete grundlegende Bericht über die Bibliotheksversorgung der ländlichen Bezirke gab den unmittelbaren Anstoß zur Einrichtung des blühenden Grafschafts-Bibliothekssystemes, welches heute das Buch bis in die entfernteste Gemeinde trägt und einen Rückhalt an den großen städtischen Bibliotheken besitzt. Diese selbst, in ihren Einkünften abhängig von den durch die städtischen Gemeindeverwaltungen ausgeschriebenen Bibliothekssteuern, erhielten durch das Gesetz von 1919, welches die Steuerhöchstgrenze von 1 Penny für jedes versteuerte £ aufhob, die lange angestrebte größere Bewegungsfreiheit. Die öffentlichen städtischen Bibliotheken, besonders in den industriellen Teilen des Landes, konnten nun ihren Wirkungsbereich über die Grenzen der Stadtbezirke hinaus auf die umliegenden »unversorgten« Gebiete und bis in die ländlichen Bezirke ausdehnen und städtische »Bibliothekssysteme« ausbilden, welche sich nicht auf Bücherbeschaffung und Bücherverleihung beschränkten, sondern in Verbindung mit anderen kulturellen Einrichtungen, mit Schulen, Museen, Bildungs- und Wohlfahrtsgemeinschaften, die Betreuung weitester Volksschichten übernahmen. Wenn auch in der finanziellen Ausstattung der Bibliotheken in Stadt und Land noch große Unterschiede und Unzulänglichkeiten bestehen, so ist doch seit der Aufhebung der »penny-rate« die Durchschnittsaufwendung pro Kopf von 11,5d auf 18,3d gestiegen, der Bücherbestand allein in den städtischen Bibliotheken von England und Wales von 10,6 auf 16,6 Millionen Bände, die Benutzerzahl von 2 auf 4,3 Millionen angewachsen. Mit 2 oder 3 Ausnahmen bestehen in allen Städten Bibliothekssysteme, und in den Grafschaften werden 92% der Bevölkerung durch 18000 Grafschaftsbibliotheken versorgt. Die gesamten Bibliotheken von England und Wales halten über 25 Millionen Bücher zum Ausleihen bereit, und 25% der Bevölkerung dürfen heute als Leser von fast 200 Millionen Bänden jährlich gerechnet werden.

Es ist nicht nur die an sich bescheidene Besserung der Einkommensverhältnisse der Bibliotheken nach 1919 gewesen, welche diesen Aufschwung herbeigeführt hat. Auch die Einstellung des englischen Menschen zum Buche hat sich seit dem Kriege sehr gewandelt: eine veränderte Welt führte ihn zu einer neuen Lebensauffassung; die Erziehung wurde eine breitere und bessere, das Bildungsbedürfnis ein größeres; die Ansprüche des Berufes und Wettbewerbes verlangten bessere Vorbildung; Wirtschaftsnot und Arbeitslosigkeit füllten die Lesesäle und Ausleihstellen der Bibliotheken. Aber alle diese von außen herantretenden Ansprüche fanden die Bibliotheken wohlgerüstet und bereit, die neuen Aufgaben durch Gemeinschaftsarbeit zu bewältigen. Eine tiefe und nachhaltige Wirkung, auch auf die Öffentlichkeit, übte in dieser Richtung der Bericht des »Public Libraries Committee« von 1927 aus. Von bestem Gemeinschaftsgeist getragen wies dieser Bericht klar und eindringlich die einzuschlagenden Wege und gipfelte in der Empfehlung »regionaler Systeme« der Bibliotheksversorgung durch Leihverkehr, Austausch, Auskunft und Aushilfe, Gesamt- und Sonderkataloge, gruppiert um große städtische Bibliotheken als Mittelpunkte. Es war die typisch englische Form der Überwindung örtlicher Schwierigkeiten und Grenzen, eine Form, die unter der Bezeichnung »Co-operation« gegenwärtig eine bedeutende Rolle in der gesamten Selbstverwaltung des Landes spielt. Das Regionalsystem im Bibliothekswesen, in verschiedenen Bezirken unabhängig von einander entstanden, ist heute über ganz England und Wales ausgebreitet und hat in der Begründung eines nationalen Mittelpunktes, in der National Central Library in London, seine Vollendung gefunden, was auch äußerlich dadurch zum Ausdruck kam, daß der verstorbene König 1933 das neue Heim dieser zentralen Ausleihbibliothek für Großbritannien feierlich eröffnete. Die jetzt von der Central Library getragene Bewegung der Co-operation hat nicht nur die bestehenden Systeme der städtischen und Grafschaftsbibliotheken in Verbindung miteinander gebracht, sondern auch die alten wissenschaftlichen und die Universitätsbibliotheken erfaßt und ein System zentraler und gegenseitiger Hilfsleistungen ins Leben gerufen, welches man vor dem Kriege für unmöglich gehalten hätte.

Dieser Zug zur Gemeinschaftsarbeit für das Land ist aber auch, und nicht erst seit der Begründung von Regionalsystemen, in den Trägern des britischen Bibliothekswesens, den wirtschaftlich und sozial oft recht schlecht gestellten Bibliothekaren aller Grade und Stufen wirksam gewesen. Er fand einen imponierenden Ausdruck in der Berufsvereinigung, der Library Association, der es in den Jahren 1927 bis 1931 gelang, die verschiedenen und zum Teil auseinanderstrebenden Gruppen und Sektionen zu einer locker gefügten Gesamtvereinigung zusammenzuschließen. Die Absicht einer noch strafferen Zusammenfassung der Mittel und Kräfte tritt in dem kürzlich zur Diskussion gestellten Vorschlag eines Fünfjahresplanes hervor, der die Erfassung aller bibliothekarisch arbeitenden Menschen und eine Gesamtgliederung in Berufszweige und örtliche Gemeinschaften vorsieht. Der zielbewußten Gemeinschaftsarbeit in den letzten 25 Jahren verdankt das englische Bibliothekswesen die Verbesserung der Vorbildung durch Einrichtung anerkannter Unterrichtskurse, unterstützt durch die bald nach dem Kriege begründete Bibliothekarsschule an der Universtität London, und damit die Hebung des Standesansehens, was nicht zuletzt in der Besserung der Gehälter und Anstellungsbedingungen zum Ausdruck kommt.

Doch das Regionalsystem ist in Haupt und Gliedern wesentlich auf freiwillige Beitragsleistungen gegründet, und diese Leistungsfähigkeit hat Grenzen. Manche örtlichen Systeme sind noch so schwach und unentwickelt, daß sie bei den Steuerzahlern und Verwaltungsbehörden keine werbenden Kräfte entfalten können. Und was die National Central Library betrifft, so bleiben die Beitragsleistungen einstweilen noch sehr hinter dem erforderlichen Aufkommen zurück, sodaß der Verwaltungsrat in seinem diesjährigen, dem zwanzigsten Berichte bekennen muß, noch niemals habe die finanzielle Lage ihm solche Sorgen bereitet wie im abgelaufenen Jahre. Ohne die großzügige Unterstützung des Carnegie United Kingdom Trust, der bisher rund 60 000 £ (und 50 000 £ für das Gebäude) spendete, wäre der Aufbau dieser Zentralbibliothek überhaupt nicht gelungen; und erst die für die nächsten 5 Jahre zugesicherten Zuschüsse von je 4000 £ haben auch das Schatzamt veranlaßt, die bisherige Zurückhaltung zu lockern und den Zuschuß für dieselbe Zeitspanne von 3000 £ auf 5000 £ zu erhöhen. Aber es ist bezeichnend, daß das Schatzamt diese Unterstützung nur als eine Übergangsmaßnahme angesehen wissen will, bis die Bibliothek sich selbst versorgen kann. Auch die dem Ausleihsystem der National Central Library angeschlossenen Bibliotheken sind weitgehend auf Zuschüsse angewiesen; allein der Carnegie Trust hat bisher für diese Zwecke über 84 000 £ und außerdem noch über 32 000 £ für die Herstellung der dem britischen Leihverkehr dienenden Gesamtkataloge ausgeworfen; daneben noch ein Vielfaches dieser Summen für den Aufbau der Regionalsysteme und der »Library Co-operation« überhaupt. Da aber nach den weisen Grundsätzen des Stifters die Carnegie-Zuschüsse grundsätzlich immer nur für die erste Einrichtung von Bibliotheken und Bibliothekssystemen gegeben werden, die Sorge für die künftige Unterhaltung aber den Gemeinden zufällt, bleibt die Sorge, wie bei den beschränkten eigenen Einkünften und der begrenzten Zuschußfähigkeit oder Bewilligungsfreudigkeit der Selbstverwaltungsbehörden die jetzigen und künftigen größeren Aufgaben der Bibliotheken innerhalb eines nationalen »Systemes« erfüllt werden sollen.

Begreiflich, daß sich Aller Augen auf das Schatzamt richten und der Ruf nach Staatszuschüssen immer lauter wird. Aber, darüber

Wichtige Neuerscheinung:

ULRICH CHRISTOFFEL

ALTES SPANIEN

Sinnbild und Vorbild

192 Seiten. 40 Abbildungen. RM 7.50

VERLAG DIE RUNDE BERLIN NW 7

Digitized by Google

sind sich alle Beteiligten im Klaren, diese Forderung stellen bedeutet zugleich auch das Problem der Staatsaufsicht und Staatskontrolle über Einrichtungen der Selbstverwaltung aufrollen; ein Problem, das bisher von beiden Seiten, von der Regierung wie von der Selbstverwaltung, vorsichtig umgangen wurde. Doch die Lage drängt zu einer Entscheidung und so hat sich denn der Rat der Library Association nach längerem Zögern entschlossen, die in der Fachpresse und in Fachkreisen schon im Gange befindliche Erörterung vor das zuständige Forum zu ziehen und eine maßgebliche Meinungsäußerung der das britische Bibliothekswesen tragenden und bestimmenden Körperschaften herbeizuführen. Auf der diesjährigen Bibliothekskonferenz in Margate (Juni) wurde zunächst das Für und Wider durch zwei vom Rate bestellte Wortführer, J. M. Mitchell, Sekretär des Carnegie Trust, 1931/32 Präsident der Library Association, und W. C. Berwick Sayers, Leitender Bibliothekar in Croyden, dargelegt. Wie nicht anders zu erwarten war, standen sich die Meinungen scharf gegenüber: in den von Mitchell für Staatszuschüsse und Staatsaufsicht ins Feld geführten Gründen kam naturgemäß auch die Meinung des Carnegie Trust zum Ausdruck, der infolge seiner geldlichen »Schlüsselstellung« vielleicht der entscheidende Faktor bei den kommenden Verhandlungen sein wird; aus den ablehnenden Argumenten von Sayers grollte der Protest des britischen Bürgers gegen einen Einbruch des Staates in die Selbstverwaltung. Die Versammlung aber beschloß, den Rat mit der Vorlage eines abschließenden Berichtes für die nächstjährige Versammlung zu beauftragen. Die Entscheidung ist demnach 1937 zu erwarten; welche Richtung wird obsiegen?

Eine sichere Voraussage ist nicht möglich; die Gegner schicken sich an, ihre Stellungen kräftig auszubauen und entschlossen zu verteidigen. Der offenbaren Schwäche des jetzigen kooperativen Systems, welches ein dauerndes Zurückgreifen auf freiwillige Mitarbeit und Unterstützungen bedeutet, ohne einen gemeinsamen Willen und ohne wirksame Vertretung in Parlament oder Regierung, stellen die Befürworter der Staatsaufsicht sehr geschickt den Anspruch gegenüber, daß Stellung und Leistung der öffentlichen Bibliotheken in der Nation eine anerkannte Vertretung in Regierung und Parlament ebenso rechtfertigen, wie dies auch anderen großen Sozial - Gemeinschaften, Erziehung, Arbeit, Landwirtschaft, Fischerei, Gesundheitswesen, oder den politischen Gebieten Kolonien, Krieg und Auswärtigen Angelegenheiten, zukomme. Tatsächlich gehören die Bibliotheken keinem einzelnen »Government Department« an, sondern sind auf drei Ministerien verteilt: dem Schatzamt unterstehen die Nationalbibliotheken, dem Gesundheitsministerium die Angelegenheiten der lokalen Verwaltung, dem Erziehungsministerium die Fragen der inneren Verwaltung. Der Wunsch dieser Kreise ist, die Regierung möge dem Parlamente die Errichtung eines Ministeriums für die Bibliotheken, Museen und Galerien vorschlagen, womit das Bibliothekswesen eine wenn auch vielleicht nicht sehr einflußreiche Stimme im Kabinett erhalten würde. Darüber allerdings besteht überall Klarheit, daß die Einrichtung eines eigenen Reichsamtes auch die Staatsaufsicht und deren Ausübung durch Staatskommissare mit sich bringen würde; aber die Aufsicht würde sich, meint man, praktisch auf die Zustimmung zu den gemeindlichen Haushaltsanschlägen, Steuern, Gehältern und sonstigen Programmen beschränken, und die Gemeinden würden kein Bedenken haben, eine gute Bibliothekspolitik und -verwaltung der Beurteilung verständiger Kommissare zu überlassen. Gegenüber etwaigen kleinen Verlusten an Selbständigkeit seien die großen Vorteile einer zentralen Bibliothekspolitik entscheidend: Befreiung aus einer isolierten Stellung; wirksame finanzielle Unterstützung, wie sie auch die Selbstverwaltungskörperschaften, z. B. die Universitäten durch das staatliche »Universities Grants Committee« schon auf ähnlichem Wege erhalten haben; einheitliche Ausbildung und Stellung des bibliothekarischen Standes; Nutzbarmachung aller einzelnen Erfahrungen und Fortschritte für das Bibliothekswesen des ganzen Landes und eine allgemeine Steigerung seines Ansehens.

Gegen diese Beweisführung haben die Gegner von Staatsaufsicht schwere Bedenken vorzubringen: Das Bedürfnis einer so einschneidenden Änderung der Grundlagen des britischen Bibliothekswesens sei künstlich geschaffen und bestehe in Wirklichkeit gar nicht. Die Bibliotheken in Stadt und Land seien aus den Bedürfnissen des Volkes heraus durch freiwillige Leistungen entstanden und, wie auch die Schulen, ein anerkannter Bestandteil der Lokalverwaltung geworden. Es sei keineswegs sicher, daß die Unterstellung unter Whitehall auch ausreichende Zuschüsse bedeute; denn 70 Jahre lang habe die Regierung die schädliche ‚penny-rate' aufrecht erhalten und gerade ihr Wegfall im Jahre 1919 habe bewiesen, daß die Bibliotheken als Anstalten der Gemeinden in kurzer Zeit mehr erreichten, als unter dem Zwange einer staatlichen Steuergrenze in 50 Jahren. Natürlich bedürften die Bibliotheken und ihre Beamten einer Kontrolle, diese sei in den örtlichen Ausschüssen gewährleistet; die Unterstellung unter Staatsaufsicht würde aber, wie die Dinge liegen, nur die Unterstellung unter die Erziehungsbehörden und damit unter das Erziehungsministerium bringen. Die Bibliotheksausschüsse der Gemeinden aber würden zu Unterausschüssen der Schulkommissionen und die freie Entwicklung durch Vereinheitlichung nach festen und wenig anpassungsfähigen Plänen gehemmt werden. Die wirtschaftliche Lage des Landes erlaube auch gar nicht die Errichtung eines besonderen Ministeriums für Bibliotheken, Museen und Galerien und wenn, dann würde dieses im Kabinett und Parlament stets eine unbedeutende Rolle spielen. Schließlich hänge das Gedeihen der öffentlichen Bibliotheken wesentlich von der öffentlichen Meinung ab; gegen diese würde auch eine Zentralstelle nicht aufkommen, denn sie müßte gegen die entschlossene Opposition in den kleinen und großen Städten ankämpfen. Die öffentliche Meinung habe schon 1927 bewirkt, daß der Bericht des Public Library Committee gegen eine Zentralkontrolle sich durchsetzte; sie habe sich auch innerhalb der bibliothekarischen Gemeinschaften eindeutig gegen Staatsaufsicht ausgesprochen. Verbesserungen des gegenwärtigen Systems müsse man anstreben durch richtige Verteilung der Aufgaben, durch gegenseitige Vereinbarungen, durch guten Willen und besseres Verständnis aller Stellen für die Aufgaben der Bibliotheken.

Beide Seiten verfechten ihre Sache mit guten Gründen; aber der Streit, um den es geht, ist im Grunde nur eine Nebenhandlung neben der im Gange befindlichen großen Auseinandersetzung zwischen Staat und Selbstverwaltung auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Die altehrwürdige, vom Engländer als der Ausdruck seiner individuellen Freiheit gegenüber staatlichem Zwange angesehene und eifersüchtig behütete Selbstverwaltung besitzt nicht mehr genügende Kraft, um die vielfältigen durch die moderne Technik und Industrialisierung, durch die Wandlungen der National- und Weltwirtschaft heraufgeführten Probleme zu bewältigen. »Co-operation« ist der Versuch, mit den drängenden Aufgaben einer neuen Zeit auf dem Wege der Selbsthilfe und Gemeinschaftshilfe fertig zu werden. Aber alle diese Wege führen, mehr oder weniger direkt, nach Whitehall, das heißt, alle diese größeren Selbstverwaltungseinheiten sind mehr oder weniger auf die Mitwirkung des Staates, auf staatliche Zuschüsse, angewiesen und diese sind nur unter staatlicher Mitbestimmung zu haben. Ein Beispiel dieser Entwicklung ist u. a. der General Electricity Board, welcher die Verteilung von Kraft und Strom über das ganze Land regelt, die zahlreichen früher unabhängigen örtlichen Anlagen zu einem nationalen System zusammenfaßt und durch staatliche Kommissare die Einheitlichkeit der Preise, Umlagen, Vorschriften usw. vorbereitet[1]). Alle Zweckverbände sind von Co-operation ausgegangen und auf sehr verschiedenen Stufen staatlicher Mitwirkung angelangt; der Einfluß der staatlichen Aufsichtsorgane wird um so stärker, je größer die Aufgaben und die Geldbedürfnisse sind. Die Verwaltung dieser großen »Systeme« geht unaufhaltsam in die Hand halbstaatlicher Organe oder in die der großen Reichsämter über, während der Einfluß der Selbstverwaltungskörperschaften und selbst des Parlamentes zurückgedrängt wird.

Das Wort »Nationale Planung« ist in Aller Munde; diese wird vom wirtschaftlichen auch auf das kulturelle Gebiet übergreifen. Unter dem Zwange dieser Entwicklung betrachtet, läßt sich für die Auseinandersetzung im britischen Bibliothekswesen vielleicht voraussagen, daß die Co-operation wie sie heute besteht, eine Durchgangsstufe ist, welche, wenn nicht zur Zentralverwaltung, so doch zur Mitverwaltung des Staates führen wird. Vielleicht ist der Carnegie Trust dazu berufen, das halbamtliche Organ solcher Mitwirkung zu werden und den Übergang reibungslos zu gestalten.

[1]) Ein anderes Beispiel ist die Wasserversorgung, welche ebenfalls auf dem Wege ist, die jetzt schon bestehenden »Zweckverbände« zu einem nationalen System mit zentraler Spitze zusammenzufassen. Weitere Gebiete nationaler Planung sind das Straßen- und Transportwesen, die Siedlung, Industrieverlagerung, ferner die Lebensmittelversorgung, die Lenkung des landwirtschaftlichen Anbaues und sogar die Bewegung des anlagesuchenden Geldes auf dem Kapitalmarkte.

„ . . . werden in Zukunft u. a. auch die Bände der

Bücherei des Großdeutschen Schachbundes

wertvolle Helfer dieser Arbeit sein. Zwei Bände sind bereits erschienen, und zwar im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

A. Brinckmann hat ein

Lehrbuch des Schachspiels

geschaffen, das höchsten Ansprüchen genügt. Besonders ausführlich ist der Partieaufbau behandelt, der ja für den Anfänger von großer Bedeutung ist. Das Buch ist sehr geeignet, als Grundlage zu sachlichen Unterrichtskursen verwendet zu werden. (139 Seiten; RM 2.50)

Der Deutschlandmeister *Kurt Richter* hat im zweiten Band

Kombinationen

mehr als 250 sorgfältig ausgewählte und nach einem bestimmten Plan geordnete Mittelspielstellungen zusammengestellt. Dieses Buch reizt die Schönheiten des Schachspiels und wird viele neue Schachfreunde werben. Zugleich wird es den Blick für Kombinationsmöglichkeiten schulen. (115 Seiten; RM 2.50)"

Dresdner Neueste Nachrichten vom 7. VI. 36

Im Druck befinden sich Band VI und VII

Schacholympia München 1936

von *Kurt Richter* u. a., gebunden je RM 2.50

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Rechtswissenschaft

1.

Römisches Rechtsdenken

»Neues staatlich-politisches Erleben läßt uns auch das Römische Reich und sein Recht neu erleben und zeigt uns vieles in neuem und klarerem Lichte. Wenn das römische Recht auf seiner säkularen Wanderung durch die Geschichte immer aufs neue hier Verehrung und Nachfolge, dort Gegnerschaft und Ablehnung findet, so zeigt diese Reaktion gerade die Größe der geschichtlichen Erscheinung. Und wie könnte es anders sein? Ist doch das römische Recht der reinste Ausdruck römischen Wesens und der mächtigste Zeuge von der Größe Roms und seiner Herrlichkeit.« So Fritz Schulz im Schlußwort seiner »Prinzipien des römischen Rechts« (Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin).

Der Verfasser will die Arbeit wieder aufnehmen, die vor nunmehr achtzig Jahren Rudolph von Ihering in seinem großen, leider unvollendet gebliebenen Werk »Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung« zu bewältigen versuchte. Seitdem war uns trotz der z. T. glänzenden Ergebnisse der Einzelforschung keine Zusammenschau der gewonnenen Erkenntnisse von der Romanistik beschert worden. Schulz will auch diese mangelnde Gesamtdarstellung mit seinen »Prinzipien« nicht bieten: er beschränkt sich ausdrücklich auf die geschichtlich genauer erfaßbaren Zeiträume, den vorklassischen (die beiden letzten Jahrhunderte der Republik), den klassischen (die ersten drei Jahrhunderte der Kaiserzeit) und den nachklassischen (bis Justinian). Außerdem will er lediglich aphoristisch-belegmäßig ohne besondere Rechtsvergleichung, die von ihm herausgearbeiteten Gestaltungsprinzipien des römischen Rechts bildhaft und einprägsam erläutern.

Wie Schulz' angeführtes Schlußwort schon zeigt, sieht er im römischen Recht den reinsten Ausdruck römischen Wesens und man kann vielleicht sagen, daß der Verfasser versucht hat, den römischen Geist allgemein zu erfassen, nämlich nicht vom engeren Fachstandpunkt des Rechtsgeschichtlers aus, sondern mit hervorragender Stoffbeherrschung vom geistesgeschichtlichen Überblick her. Die Fachleute mögen in Einzelheiten anderer Meinung sein, doch hat der Verfasser unbestreitbar das Verdienst, der Altertumswissenschaft gezeigt zu haben, wie sehr sie gerade der Anregung und Ergänzung von romanistischer Seite bedarf und wie ein Jurist ein Stück alter Geschichte für die Gegenwart fruchtbar zu machen versucht, ohne in dilettantische (und trotzdem vielgeglaubte und nachgebetete) Mißdeutungen zu verfallen, wie z. B. O. Spengler.

Mit vielen Belegen aus den Rechtsquellen bis zum neuesten Schrifttum zeigt Schulz in einzelnen Kapiteln querschnittmäßig jeweils eine eigentümliche Seite des rechtlich-politischen Seins auf und weist auf manche Vergleichspunkte des angelsächsischen Rechtskreises hin; so bringt er vor allem die gegen jede Kodifikation gerichtete römische Einstellung uns nahe. Den Unterschied zu unserm heutigen Denken führt er besonders eindringlich an der Isolierungs-(Scheide-)kunst der Römer vor. Ist für uns der Zweck, der wirtschaftliche und politische Hintergrund des einzelnen Rechtsinstituts maßgebend, so betont Schulz treffend mit Jherings Worten die Eigenart dieser römischen »juristischen Dialektik, welche dem Positiven den Nimbus des Logischen zu geben versteht; die Autonomie des juristischen Denkens zur möglichsten Geltung zu bringen und auch das Positive zur idealen Höhe einer logisch-juristischen Wahrheit zu erheben sucht«. In unserm Staatsrecht erscheint als Muster eines römisch-rechtlichdenkenden Sonderers des Rechts von den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebensverhältnissen und den ethischen und religiösen Anschauungen Laband, gegen den Gierke die tief germanisch empfundene Forderung nach einer Gesamtschau aufstellte.

Die Klarheit des südlichen Himmels und des unter ihm lebenden Volkes spiegelt sich neben anderem in der Einfachheit des Rechts und seiner Institute wider. Dem entspricht anderseits der machtvolle Einfluß der Überlieferung, die eine »Periodenlosigkeit der römischen Rechtsgeschichte« bedingt, die vielleicht heute nur mit dem ähnlich geformten römischen Katholizismus vergleichbar ist. Die augusteische Prinzipats- wie die diokletianische Dominats-Gesetzgebung zeigen ein fast überängstliches Festhalten an überkommenen staatsrechtlichen Formen, obwohl diese z. B. durch die charismatische Autorität des »Führers« Augustus völlig anders beinhaltet wurden. Das tritt auch bei der Darstellung der römischen »Freiheit« deutlich hervor. Schief gesehen sind wohl die Ausführungen über »Nation«. Denn ein nationales Reichsgefühl der Massen hat es nie gegeben, sondern die politische Gestaltung und der Zusammenhalt ging von einer Herrenschicht aus, deren Überlieferung in Heer und Verwaltung sich zwar nach ihrem allmählichen Aussterben noch fortsetzte, aber den endgültigen Niedergang nicht verhindern konnte.

Was uns heute als eigentümlich römisch erscheint, ist die besonders bei Cicero immer wiederkehrende »auctoritas« mit ihrem notwendigen Widerspiel »disciplina«: Wie die römische Hausordnung ein autoritäres Herrschaftsverhältnis darstellt, so gewährt die honoratiorenmäßige Magistratsverwaltung dem Einzelnen kein Recht gegen die Hoheitsträger, wobei aber nicht übersehen werden darf, daß der Gedanke einer griechischen totalen Polis in republikanischer und klassischer Zeit sich nie verwirklicht hat. Es ist wohl nicht unwichtig, hierzu festzustellen, daß der griechisch-philosophische Einfluß hier am stärksten dem römischen Rechtsdenken widerspricht, eine Gegensätzlichkeit, die sogar bei Thomas von Aquin noch nicht überbrückt ist (vgl. Summa Theol. 1, 2, 21, 4, 3 gegenüber 2, 2, 64, 5). Dieses griechische Denken dringt am stärksten durch in der »humanitas«, die namentlich die oft hartgestalteten personenrechtlichen Beziehungen im »humanitären« Sinn abmildert. Die Auseinandersetzung römischen Rechtsdenkens und griechischer Philosophie bei Schulz zu verfolgen, macht das Lesen seines Werkes besonders reizvoll. Ohne Zweifel trägt der Verfasser durch sein geistvolles und elegant geschriebenes Buch dazu bei, neuerdings Verständnis zu erwecken für moderne und alte politische Erscheinungen jenseits der Alpen. **Dr. W. Keim**

München

Fritz Schulz, Prinzipien des römischen Rechts, Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin. München und Leipzig, Duncker u. Humblot, 1934; br. 4,80, geb. 6,60 RM.

2.

Lehnrecht und Staatsgewalt[1])

Heute ist die Fachwissenschaft sich darüber einig, daß das mittelalterliche deutsche Lehnrecht, wie es im Sachsenspiegel und im Schwabenspiegel niedergelegt ist, zu den größten Schöpfungen des germanischen Rechtsgeistes gehört. Das ungünstige Urteil über die politischen Wirkungen des Lehnswesens in der deutschen Verfassungsentwicklung ist freilich bestehen geblieben. Und doch hätte zur Nachprüfung dieses Urteils schon längst die Erwägung Anlaß geben müssen: Wie kommt es, daß das mittelalterliche Lehnswesen in den Einzel-Staaten trotz seines einheitlichen fränkischen Ursprunges so verschiedenartig gewirkt, daß der Lehnsstaat in Frankreich zur zentralistischen Monarchie, in England zum Parlamentarismus, in Deutschland und Italien zur staatlichen Zersplitterung geführt hat? So darf es denn mit Freude und Dank begrüßt werden, daß Mitteis in tiefgründiger Forschung, dieses Wiederaufnahmeverfahren durchgeführt hat. Sein großangelegtes Werk hat sich in erster Reihe die Aufgabe gestellt, gegenüber der bisher vorherrschenden einseitig privatrechtlichen Auffassung des Lehnswesens nachzuweisen, daß das Lehnswesen nicht der Feind, sondern der Wegbereiter des öffentlichen Rechtes, der Helfer des Staatsgedankens gewesen ist. Im 1. Teil (»Das Lehnrecht der fränkischen Zeit« S. 16—206) werden zunächst die gemeinsamen Wurzeln des mittelalterlichen Lehnswesens im fränkischen Reich und der Einfluß lehnrechtlichen Denkens auf Verfassung und Verwaltung des Karolingerreiches untersucht. Der Verfasser bezeichnet es als Leistung der Karolinger, daß sie, obwohl an der Spitze einer Privattruppe hoch gekommen, doch das Privatsoldatentum in den staatlichen Heeresorganismus einzugliedern und das staatliche Monopol legitimer Gewaltausübung zu sichern vermochten. Der 2. Teil (»Das Lehnrecht der nachfränkischen Zeit« S. 207—463) schildert das Auseinanderwachsen und die Eigenart der einzelnen mittelalterlichen Lehnrechte. Diese Verschiedenheit äußert sich nicht nur in der abweichenden Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Land- und Lehnrecht, sondern wirkt sich vor allem innerhalb des Lehnrechtes selbst aus; entscheidend war insbes., ob der Nachdruck mehr auf die Recht- oder Pflichtseite, auf das persönliche oder dingliche Verhältnis, auf das Herren- oder Vasallenrecht gelegt wurde. Als die wichtigste Besonderheit des deutschen Lehnrechts erscheint M. der Leihezwang, während der Westen die Verdinglichung der Lehnsbeziehungen in dieser gefährlichen Form zu verhindern und durch die Anspannung des persönlichen Verhältnisses das Lehnrecht zu einem Mittel staatlicher Machtverstärkung auszubauen verstanden hat. Der 3. Teil (S. 464—704) behandelt »Die einzelnen Lehnrechtsinstitute in ihrer verfassungsgeschichtlichen Bedeutung«; hier begegnet immer wieder der Gegensatz der westlichen (Frankreich, Normandie, England) und der östlichen Gruppe (Deutschland, Italien) der Lehnsrechte. Es ist dem Verfasser gelungen, das Verhältnis von Lehnrecht und Staatsgewalt als »das große, beherrschende entscheidende Problem in den dunklen, kampferfüllten Zeiten zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert« klar herauszuarbeiten und damit einen der bedeutsamsten Zeitabschnitte der europäischen Verfassungsgeschichte dem Verständnis unserer Zeit wieder näher zu bringen.

Prof. Dr. Walther Merk

Marburg

[1]) Heinrich Mitteis, Lehnrecht und Staatsgewalt. Weimar 1933. XVI, 714 S. Ladenpreis ungeb. 36.80 RM, geb. 41.80 RM.

Die kulturschöpferischen Leistungen des deutschen Menschen

schildert das einzigartige neue Handbuch der Kulturgeschichte auf 3500 Seiten mit etwa 3000 Bildern und farbigen Darstellungen. 26 hervorragende Gelehrte geben ein umfassendes Bild der deutschen Kultur, angeschlossen die Hauptkulturen der ganzen Welt. Das Werk ist eine ganz große Leistung des deutschen Schrifttums und der deutschen Drucktechnik. Leicht anschaffbar durch den Bezug von monatlich 2 Lieferungen zu je 2.80 RM. Man verlange ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 16 f von der

BUCHHANDLUNG ARTIBUS ET LITERIS,
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Nowawes

3.

Die sächsische Berggerichtsbarkeit

Aus der Schule von Zycha liegt seit Jahresfrist eine eingehende Studie von Huffmann über die Berggerichtsbarkeit im sächsischen Rechtskreise vor. In einleitenden Ausführungen wird gezeigt, wie das Berggericht ursprünglich ein Standesgericht der Bergleute war, an dessen Rechtsfindung die ganze Berggemeinde maßgebend beteiligt war, das später sich zum Fachgericht für Bergsachen entwickelte, wobei dem Stadtrat der Bergstädte eine wichtige Rolle, in Freiberg z. B. die eines Oberhofs — Bergschöffenstuhls — zufiel, bis endlich dieses Fachgericht in ein Beamtengericht überging, das mit fachgelehrten, aber nicht rechtsgelehrten Richtern besetzt wurde. Daneben blieb allerdings dem Bergschöffenstuhl in Freiberg noch bis in das vergangene Jahrhundert hinein seine Oberhofstellung erhalten.

Die Entwickelung des Berggerichts zum Fachgericht war Ende des 15. Jahrhunderts abgeschlossen und die damit gleichzeitig bewirkte Trennung des Berggerichts vom Stadtgericht fand

Digitized by Google

in jetzt herauskommenden Bergordnungen (1499 Schreckenberg, 1509 Annaberg) ihre Festlegung. Aus der Annaberger Bergordnung fanden grundlegende Bestimmungen in die Bergordnungen naher und entfernter Gebiete Eingang, so in die von Joachimstal, Mansfeld, Kurtrier, Kurköln, Nassau-Katzenelnbogen und Jülich, Kleve, Berg und Mark. Die Entwickelung der Berggerichtsbarkeit war in den verschiedenen Gegenden örtlich verschieden, wie z. B. dadurch, daß in den rheinischen Gegenden sich nie das Bergstadtwesen durchgesetzt hat.

Die Annaberger Bergordnung bildete auch die Grundlage für verschiedene sächsische Bergordnungen des 16. Jahrhunderts, insbesondere für die sog. Kursächsische Bergordnung von 1589, die bis zur Gesetzgebung des vergangenen Jahrhunderts in Geltung blieb. Das Gerichtsverfahren auf Grundlage dieser Bergordnung wird eingehend geschildert, betreffe es nun die Zivil-, Straf- oder freiwillige Gerichtsbarkeit. Da auf viele Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann, seien nur die Ausführungen über das Güteverfahren, das schon frühzeitig zur Pflicht gemacht wird, und über die beschränkte Zulassung rechtsgelehrter Beistände erwähnt.

Erst im 19. Jahrhundert fiel die Berggerichtsbarkeit den ordentlichen Gerichten zu und das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz von 1877 beendet endgültig die Geschichte der deutschen Berggerichtsbarkeit.

Abschließend bemerke ich noch, daß nicht die Annaberger Bergordnung die erste gedruckte Bergordnung ist. Diesen Ruhm kann vielmehr die Schreckenberger Bergordnung von 1499/1500 für sich beanspruchen, nachdem in allerjüngster Zeit ein gedrucktes Stück dieser Bergordnung in der Ratsschulbibliothek zu Zwickau von Sehm aufgefunden worden ist.

Alfred Loch
Heidelberg

Huffmann, Fritz Robert, Über die sächsische Berggerichtsbarkeit vom 15. Jahrhundert bis zu ihrem Ende. — Ein Beitrag zur Geschichte der Sondergerichte. Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1935.

4.

Deutsches Verfassungsrecht

Es ist heute noch nicht möglich, ein Lehrbuch des Verfassungsrechts zu schreiben, da sich die Forschung noch mehr als die Gesetzgebung im Fluß befindet. Besonders für den Studenten der Rechtswissenschaften ist das ein nicht gerade erfreulicher Zustand, weil er so ganz auf die leichter zu erneuernden Grundrisse angewiesen ist. Grundrisse aber sind eine etwas fragwürdige Angelegenheit, wenn nicht ein Lehrbuch im Hintergrund bereitsteht, da einzuspringen, wo der Grundriß notwendig versagen muß. Nun hat O. Koellreutter einen sehr brauchbaren Grundriß des deutschen Verfassungsrechts herausgebracht, zumal er den Vorteil hat, sich vielfach auf seinen, seine staatsrechtlichen Arbeiten zusammenfassenden Grundriß der Allgemeinen Staatslehre von 1933 beziehen zu können. Koellreutters Auffassung ist weniger radikal als die — unter sich wieder mehr oder weniger verschiedenen — Ansichten von Carl Schmitt, R. Höhn, E. R. Huber u. a., was der Brauchbarkeit seiner grundrißmäßigen Zusammenfassung der bisherigen verfassungsrechtlichen Gesetzgebung allerdings zugute kommt. So leistet das Buch für den Augenblick manchen unersetzlichen Dienst. Es wäre unbillig, mehr verlangen zu wollen.

J. v. K.

Otto Koellreutter, Deutsches Verfassungsrecht. Ein Grundriß. Junker und Dünnhaupt, Berlin 1935. 200 Seiten. Geh. 6.— RM., geb. 8.— RM.

5.

Volksethik und Strafrecht

In einer kurzen, prägnanten Arbeit [1]) versucht R. Maurach die heute im Mittelpunkt rechtsphilosophischer Erörterungen stehende Frage nach dem Verhältnisse des positiven Rechts zur geltenden Rechts- und Sittlichkeitsanschauung, die er etwas summarisch als »Volksanschauung« bezeichnet, einer kritischen Bestimmung zu unterziehen. Diese Volksanschauung, »das Rohmaterial, aus dem der Gesetzgeber des Dritten Reiches in zahlreichen Fällen das Recht von morgen schaffen dürfte«, ist dabei nicht selbst in ihrer (metajuristischen) Beschaffenheit Gegenstand der Untersuchung, sondern sie wird nach ihrer »Wirksamkeit« im Strafgesetz gerade so weit bestimmt, wie sie für den Richter von Bedeutung ist, u. d. h. so weit sie erstens zur Auslegung des Tatbestandes, zweitens zur Ausdehnung des Tatbestandes auf andere, ihm analoge Handlungsfälle (strafbegründende Analogie) und drittens zur Ermittelung des Rechtsgutes als solchen, also zur Teleologie des Strafgesetzes, beiträgt. Was den letzten Punkt betrifft, so geht der Verf. davon aus, daß Rechtsgutsteleologie und Volksanschauung den gleichen »Zweck« verfolgen, nämlich die »Gemeinschaftsregulierung«; jene in konkreter, diese in »vager« Form. So daß also prinzipiell die Rechtsgutsteleologie nur die nähere Präzisierung und Bestimmung der »unbestimmteren Forderungen des Volksbewußtseins« bildet. Trotz dieses harmonistischen Ansatzes ist die Untersuchung kritisch, insofern sie nicht einfach den »strafheischenden Volkswillen« zur Quelle des Strafrechts macht, sondern das »Recht der grundsätzlichen Straftypisierung« dem Gesetzgeber allein vorbehält, also an dem Gegensatz von positivem Recht und »Volksanschauung« festhält, ja überall die eigentümliche Begrenzung beider in den Mittelpunkt stellt.

Ohne auf die Einzelheiten der juristisch sehr interessanten Begriffsentwicklung einzugehen, sei hier nur hervorgehoben, daß es eben diese Gegensätzlichkeit sein soll, »die den a priori unternommenen Versuch, den Begriff der gesunden Volksanschauung juristisch zu erfassen, als Fehlkonstruktion erscheinen läßt«. Das verpflichtet aber u. E. dazu, ihn von anderer Seite zu erfassen, — nämlich von rechtssoziologischer. Und dazu fehlen der Arbeit gewisse Voraussetzungen. Denn natürlich genügt es weder, von einer allgemeinen »Lebensfüllung« der strafrechtlichen Tatbestände (durch die »Volksanschauung«) noch von einem allgemeinen »Volksethos« zu sprechen: es wäre vielmehr erforderlich gewesen, das kollektive (völkische) Rechtsbewußtsein soziologisch zu analysieren, Sitte, Sittlichkeit, Recht und Macht als sinngebende Funktionen (Lebensordnungen) der Gemeinschaft mindestens von einander abzuheben. Nur so wäre es möglich, zu zeigen, welches metajuristische »Relief« dem Strafgesetzsystem entspricht, wie weit diese Entsprechung geht, und wo sie ihre Grenzen hat.

G. L — n.

[1]) R. Maurach, Volksethik u. Strafrecht, Verlag C. Heymann, Berlin 1934.

6.

Dienst am Volksganzen als Rechtsgrundsatz

Walther Merk hat in seiner im Jahre 1934 erschienenen Schrift: Der Gedanke des gemeinen Besten in der deutschen Staats- und Rechtsentwicklung (Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar) zum ersten Mal das Rechtsdenken in den deutschen Rechtsquellen verfolgt. Bereits im urgermanischen Staatswesen muß die Sorge um das gemeine Beste eine der Hauptstaatsaufgaben gewesen sein. Die altgermanischen Könige und Fürsten erscheinen als die Treuhänder der Volksgemeinschaft, der sie als oberste Diener des Staates ihr Können und ihre Erfahrung widmen. In den Volksrechten der frühen Jahrhunderte und in den Gesetzen der Frankenkönige wird immer wieder auf den Gemeinnutz als Zweck einer Anordnung hingewiesen; der Gemeinnutz erscheint geradezu als Rechtfertigungsgrund wie als Rechtsschranke der Tätigkeit des Herrschers. Da das ältere germanische Gemeinwesen in erster Linie Rechts- und Friedensgemeinschaft ist, so bedeutet nach Merk die Achtung des Gemeinnutzes in jenen Jahrhunderten die Wahrung von Recht und Frieden. Dies ist auch eine der wichtigsten Staatsaufgaben im Mittelalter geblieben. Auch hier dienten der König, die Reichsversammlung, staatliche und städtische Organe der Verwirklichung des gemeinen Besten. »Der Gesichtspunkt des öffentlichen Wohls bestimmt und begrenzt die Pflichten der Untertanen gegenüber der Staatsgewalt.« Merk betont mit Recht, daß privatrechtlich-eigennützige Interessen des Herrschers, der Stände, der mannigfachen Genossenschaften auch im Mittelalter nicht allein ausschlaggebend gewesen sind. Im neuzeitlichen Polizeistaat erweitert sich der Begriff des »gemeinen Besten« inhaltlich, indem nunmehr damit nicht nur die Rechts- und Friedensbewahrung, sondern daneben die Förderung der allgemeinen Staatswohlfahrt bezeichnet wird. In der Zeit der Durchsetzung des absoluten Staates gegenüber der mittelalterlichen Selbständigkeit der inneren Verbände wurde allerdings manches noch so wohlerworbene Privileg beseitigt, sobald dieses dem Gemeinwohl — wie es der absolute Fürst verstand — widersprach, und so mit dem Hinweis auf den Gemeinnutz »offensichtlich Vergewaltigung althergebrachten Rechtsstandes gedeckt«. Doch schon zu Zeiten Friedrichs des Großen rückt wieder »die Pflichtgebundenheit des Fürsten in den Vordergrund«. Im Verfassungs- und Gesetzesstaat des 19. Jahrhunderts gewinnt in rückläufiger Entwicklung wieder der Sicherheits- und Rechtswahrungszweck das Übergewicht über den Wohlfahrtszweck. Das Dritte Reich hat dem Begriff des gemeinen Besten einen neuen Inhalt gegeben. Es versteht darunter vornehmlich »die Gemeinschaftsgüter des Volkstums, insbesondere Volksehre, Volkskraft und Volksgesittung«. Wie aus diesen kurzen Andeutungen erhellen mag, sind Merks Darlegungen im Hinblick auf die deutsche Rechtserneuerung besonders aufschlußreich.

Schultze-von Lasaulx
Jena

7.

Grundfragen der neuen Rechtswissenschaft

Sechs Professoren der juristischen Fakultät der Universität Kiel geben hier Rechenschaft über grundlegende Wandlungen der Rechtswissenschaft. Diese Wandlungen gehen tief und sind schnell vorangeschritten. Wer diese Wandlungen verstehen will — und jeder muß von ihnen eine einigermaßen zuverlässige Kenntnis haben —, der wende sich an dieses Gemeinsamkeitsbuch auserlesener junger Rechtsgelehrter. Wir finden dort nicht nur die bekannten, mit in der ersten Reihe der Reformer stehenden Vorkämpfer für ein neues Strafrecht: Georg Dahm und Friedrich Schaffstein, wir lesen aus dem Gebiet des bürgerlichen Rechts eine prächtige, zukunftweisende Studie von Wolfgang Siebert über das Wesen des Rechtsmißbrauchs, das allein berufen ist, die konkrete Gestaltung der Rechte voll sichtbar werden zu lassen und so unmittelbar die Pflicht- und Zweckgebundenheit der Rechte in ihrem Inhalt zu verwirklichen. Das sind hohe rechtsethische Gesichtspunkte von unmittelbarer praktischer Bedeutung. Gleiches gilt von der rechtsphilosophischen Erörterung von Karl Larenz über »Rechtsperson und subjektives Recht« mit der klaren Abwendung vom abstrakten Begriff und Zuwendung zu konkreten Begriffen der Persönlichkeit, des Rechtsgenossen innerhalb der Volksgemeinschaft, beruhend auf dem Gemeinschaftsgedanken und nicht auf dem individualistischen Personenbegriff. Und während Karl Michaelis die Wandlungen des deutschen Rechtsdenkens seit der Rezeption kritisch darstellt und bespricht, untersucht Ernst Rudolf Huber die Begriffe des öffentlichen und privaten Rechts, die jetzt als hoheitliches und volksgenössisches Recht gefaßt werden müssen und aus denen sich eine klare Anschauung über die Umgrenzung des volksgenössischen Rechts für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenwirken ergibt. Es fehlt der Raum, um hier auch nur andeutungsweise durch Stichworte die Fülle neuer Fragestellungen und organisch gefaßter Antworten sichtbar zu machen. Wer diese sechs Abhandlungen, die unter einem großen führenden Gesichtspunkt stehen, liest, wird reichen Aufschluß über wesentliche Punkte des neuen deutschen Rechtsdenkens gewinnen.

Dr. Alexander Elster

Grundfragen der neuen Rechtswissenschaft. Von Georg Dahm, Ernst Rudolf Huber, Karl Larenz, Karl Michaelis, Friedrich Schaffstein, Wolfgang Siebert, sämtlich Professoren der Rechte in Kiel. Berlin 1935. Junker und Dünnhaupt, Verlag. 260 S. RM 7.50 brosch., RM 9.50 geb.

Digitized by Google

Religion und Religionsgeschichte

1.

Religion und Recht

Ein großer Praktiker des Rechtes nimmt Stellung. Was er in diesen Vorlesungen über Religion und Recht darbietet, ist der Schatz einer unvergleichlich reichen Erfahrung. Es ist die Erfahrung nicht nur des früheren Außenministers und Reichsgerichtspräsidenten, sondern eines Mannes, der die »Tätigkeit des Strafrichters ... auf allen Stufen der deutschen Gerichtsverfassung« (S. 123) ausgeübt hat, außerdem in hohen staatlichen Verwaltungsämtern diente und als Präsident des evangelisch-sozialen Kongresses wie als eifriger Förderer der Weltkirchenarbeit religiöse Verhältnisse in fast allen wichtigen Staaten kennenlernte.

Die Vorlesungen behandeln das Verhältnis der Religion zu Familienrecht, Vermögensrecht, Sozialrecht, Strafrecht, Staatsrecht, Völkerrecht und Kirchenrecht. Davor wird der Versuch einer geschichtlichen und begrifflichen Klärung dargeboten. Es ist bewundernswert, wie auf wenigen Seiten in großer schlichter Schilderung der Geisteskampf eines ganzen Jahrhunderts zusammengedrängt ist (etwa S. 32 f.). — Daß Simons ein feiner Kenner der Antike ist, wissen wir seit langem. Nur leise sei angedeutet, daß man bei einigem (S. 16 f.) manches von den schönen und großen Linien vermißt, die unsere Erkenntnis Forschern wie Wilhelm Oncken und U. von Wilamowitz-Moellendorff dankt. Und beim Mittelalter fehlt mir das Eingehen auf die wirklich großen Kirchenlehrer, deren Werk in Thomas von Aquino gipfelt. Hat übrigens dieses Mittelalter nicht doch trotz des lateinischen Gepräges germanisches Recht reicher dargeboten und erhalten als die der Reformation folgende Zeit mit ihrem protestantischen Recht? S. 26 f. scheinen mir zu einfach darüber wegzugleiten, daß gerade die Reformationszeit das Zeitalter der eigentlichen und entscheidenden Rezeption des römischen Rechtes gewesen ist. Der Schein der einer Zeit geläufigen Schlagworte ist oft trügerisch! Das Mittelalter scheint mir überdies mehr als der gegen es rebellierende moderne Geist Offenbarung, Vernunft und menschliche Willensfreiheit, Theologie, Natur und Geschichte, lex divina, lex naturalis, lex humana in Einklang gebracht zu haben. Was Simons an begrifflicher Klärung gibt (S. 43 f.), ist geistvolle Philosophie, die wohl der rätselhaften Tiefe mancher alten Antinomie gerecht wird (S. 47), aber vielfach auch mit glänzenden, jedoch einseitigen und grellen Formeln Jheringscher Prägung die Fragen gewaltsam lösen will (S. 45). Indessen sei zugegeben: auch an diesen Stellen gelingt es Simons, fast in jedem Satze tiefe Wahrheit zu fördern. Bemerkenswert und einprägsam ist die Auseinandersetzung mit Freirechtsschule, Kelsen und Marxismus auf einer einzigen Seite (49). Stark und überzeugend ist der Ausklang der begrifflichen Klärung (S. 50): Die Einsicht in die Rechtsschöpfermacht Gottes und die Abhängigkeit unserer Stellung zum Recht von unserer Stellung zur Religion.

Bei den Einzelgebieten ist meisterlich die geschichtliche Lage des Familienrechtes geschildert. »Das Recht kümmert sich sehr intensiv um die nationale Einheit der Familie, sehr wenig um ihre religiöse Einheit.« (S. 52.) Die Leichtfertigkeit der Ehescheidungen und manche andere Not: das alles ist mit Ernst und Güte erörtert. Zum Schlusse seiner Untersuchung kommt Simons allerdings zu einem Ergebnis, das mit seiner (übrigens offen eingestandenen) Unchristlichkeit geradezu erschüttert, zu einem Reformvorschlage, der höchst gefährlich ist. Simons kommt dazu: »mit Rücksicht auf den heutigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft — wie Jesus sagt, um ihrer Herzens Härte willen — eine Reform der Ehescheidung zu empfehlen, die den Scheidungswillen der Ehegatten zum Ausgangspunkt nimmt, die weder Verschuldung noch Zerrüttung noch Zumutbarkeit unter Beweis stellt, sondern nur die Ernsthaftigkeit des Scheidungswillens einer Probe unterwirft, und wenn Kinder da sind, für deren Unterhalt, Pflege und Erziehung Garantien verlangt.« (S. 64.) Wohl sehe ich den Willen, die Dinge ehrlich zu nehmen, so wie sie nun einmal sind. Aber ist es nicht liberales Verfügen über unabänderliches göttliches Recht, was Simons hier und anderswo unterläuft?

Dagegen dürfte vielem zuzustimmen sein, was Simons über Religion und Strafrecht sagt. Und für Strafrecht und Familienrecht gleich beachtlich scheint mir dies: »Das deutsche Reichsgericht hat die Frage der Zumutbarkeit für eine Rechtsfrage erklärt und sich dadurch eine Unsumme höchst unerquicklicher, juristisch unproduktiver, psychologisch anfechtbarer Arbeit aufgebürdet. Auch die Frage der Zumutbarkeit ist in letzter Linie eine ethisch-religiöse Frage; ein bürokratisches Gericht kann in dieser Hinsicht nur stümperhafte Arbeit leisten.« Sehr bedeutsam sind Simons' Ausführungen zum Völkerrecht. Er verwirft mit scharf treffender Kennzeichnung in gleicher Weise »die eitle Vielgeschäftigkeit volkentfremdeter Pazifisten« und die »anmaßende Überheblichkeit weltfremder Chauvinisten« und bekennt: »Der Weg des Christen führt zwischen diesen Abgründen mitten hindurch; er ist der einzige, der wahres Völkerrecht auf die Dauer erreichbar macht.« (S. 186.)

Bei aller Bewunderung für dieses inhaltreiche Buch vermag ich sehr wichtigen Ergebnissen (bes. S. 166) ganz und gar nicht zuzustimmen. In vielen Einzelheiten (z. B. in Simons' willkürlichen Abgrenzungen bei den »eugenischen« Fragen und im kirchenrechtlichen Schlußteil) scheint mir der katholische Standpunkt viel einleuchtender als Simons' vermittelnd sein wollende Stellungnahme, die auch wohl weniger evangelisch als theologisch liberal ist. Dabei verkenne ich nicht, daß dieser hervorragende Praktiker des Rechtes im Letzten sicher von bewunderungswürdiger Festigkeit des Glaubens und der Haltung ist, in christlichen wie in vaterländischen Dingen. Aber in vielem Programmatischen und Politischen zeigt sich das Bestreben, »weltoffen«, modern zu sein, die fast ängstliche Sorge, den sogenannten Erfordernissen der Zeit nur ja Rechnung zu tragen. Bedeutende Männer, denen Simons befreundet war oder innerlich verwandt ist, wie Sohm, Naumann, Adolf von Harnack, waren auch so stark von dem beeindruckt, was an Neuem und »Fortgeschrittenem« in ihrer Zeit lebte. Mich hat mein bescheidenes Erfahren und Erleben immer stärker zu anderen Geistern zurückgeführt, deren gradlinige und beharrende Kraft ich bewundere, mag die Welt sie nun lobend oder tadelnd katholische Scholastiker oder evangelische Orthodoxe oder preußische Konservative nennen. Dies sei jedoch nur bemerkt als eine persönliche Einschränkung des Lobes, welches Simons' Buch gebührt und das ihm letztlich doch in voller Einmütigkeit von allen gezollt werden muß, die als Christen und als Deutsche fühlen. Insbesondere wird der Christ über allen Bedenklichkeiten im einzelnen freudig und dankbar empfinden, daß hier ein hoher Richter und Staatsmann über Religion und Recht als Jünger Jesu spricht.

Prof. Dr. Arthur Wegner
Halle-Wittenberg

D. Dr. Walter Simons, Religion und Recht. Vorlesungen, gehalten für die Olaus Petri-Stiftung in der Universität zu Upsala. Hans Bott Verlag, Berlin-Tempelhof, 1936.

2.

Not der Konfirmationspraxis

Es gehört zu den gesicherten Einsichten religionspädagogischer Arbeit, daß ein tiefdringendes, lebensnahes und wirklichkeitsentsprechendes Wissen um die religiöse Beschaffenheit und Zugänglichkeit der Kindesseele zu den unerläßlichen Voraussetzungen alles katechetischen Bemühens in Kirche und Schule gehört. Zu Erhebungsmöglichkeiten solcher Einsichten hat man auf verschiedene Methoden hingewiesen. Neben der unmittelbaren Beobachtung stehen die »Fragebogen«. Doch sind die auf diesem Wege erlangten Einsichten erfahrungsmäßig von allerlei Fehlern getrübt. Die autobiographischen Auskünfte, kritisch benutzt, geben verhältnismäßig noch das wertvollste Material. Seit Spranger und Bohne dringt diese methodische Erkenntnis immer mehr durch. — Der Verf. der vorliegenden Studie steht deutlich auf diesem Standpunkt (S. 17) und unternimmt es, das in dieser Beziehung vorliegende Material eindringend und kenntnisreich zu sichten und zu festen Ergebnissen zu verarbeiten. Er zielt dabei auf das für die kirchliche Praxis außerordentlich wertvolle Ergebnis des Nachweises ab, daß die bestehende und im Fortbestand zu erhaltende Konfirmationspraxis damit rechnen muß, daß der junge Mensch erst am Anfang seiner religiösen Entfaltung steht und daher nicht imstande ist, bindende Versprechen (Konfirmationsgelübde) abzugeben. Deshalb darf der Konfirmandenunterricht nicht zu einer seelischen Erschütterung mit der danach oft unausbleiblichen Enttäuschung führen. Er hat vielmehr stark und freudig zu machen zum Bekenntnis des Glaubens der Väter (Rückwandlung in die »katechetische Form«) und zum Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Kirche der Reformation. Die Kirche hat, daran anschließend, die Pflicht, durch Wortverkündigung verschiedenster Art die Jugendlichen vielseitig weiterzuführen. Diese Erkenntnis hat Schlauck durch drei Kapitel (die Entwicklung der religiösen Anlagen im Kindesalter — das Gepräge des Konfirmationsalters — die Hauptlinien der religiösen Entwicklung im Jugendalter) vorsichtig und kräftig unterbaut. Eine Zusammenstellung der einschlägigen Literatur am Schluß des Ganzen ist sehr willkommen und verdienstvoll. Schlauck ist ein Feind jeder Schönfärberei. Er sieht die Lage sehr ernst an. Darum redet er von »Not der Konfirmationspraxis« und schreckt nicht davor zurück, auf Grund der volkskundlich herauszustellenden Hindernisse und Umwelteinflüsse im Blick auf weite Kreise unserer Jugend (Großstadtjugend) zu sagen, daß hier ein Segen vom Konfirmandenunterricht und von der Konfirmation wegen des so überaus ungünstigen Bodens nur noch zu erhoffen sei durch »ein göttliches Wunder«; denn »hier bricht die allgemein vorhandene Konfirmationsnot in ihrer ganzen Furchtbarkeit« auf. Vielleicht sieht er hier zu pessimistisch, und vielleicht ist es nur ein bestimmter christlicher Frömmigkeitstyp, gegen den man sich ablehnend verhält, während ein anderer Typ ansprechender sein könnte und mit seiner Setzung als christliches Erziehungsziel doch noch weitere Kreise von Jugendlichen erreichbar wären. Wir müssen lernen, der Jugend das Christentum nicht nur nach einem Schema nahezubringen, sondern in der mannigfaltigen Abschattierung, die sowohl Lebenshaltung der betreffenden Gegenwart als auch die biblische Mannigfaltigkeit der Aussagen der einzelnen Schriften und Aussagen uns gestattet und ermöglicht. Johanneische Christentumserfassung ist doch von paulinischer, jakobäischer, petrinischer auch auf dem Boden schriftgemäßer Darstellung ersichtlich different, bzw. es gibt auch dort die Möglichkeit einer verschiedenartigen Verlagerung der Akzente, der Betonung von Haupt- und Nebensachen.

Prof. D. Uckeley
Marburg

Schlauck, Die Not der Konfirmationspraxis im Lichte jugendpsychologischer Erkenntnisse. Studien zur Geistesgeschichte und Kultur, Heft 3. Oktav. 96 Seiten. 1935. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig. RM 2.80.

3.

Hellas im Evangelium

Eduard Wechssler, der bekannte Berliner Romanist, hat ein feines und bemerkenswertes Buch über den Einfluß griechischen Geistes auf das Evangelium geschrieben. Damit ist der Kern seiner Ausführungen bezeichnet, die aber viel weiter greifend die gesamte abendländische Geistesgeschichte mit einbeziehen. So ist ein geistesgeschichtliches Buch entstanden, kein streng philologisches. Wechssler schreibt, daß der wissenschaftliche Apparat geopfert werden mußte, um den Umfang des Buches nicht allzusehr anschwellen zu machen. Man wird das bedauern müssen; denn eine wissenschaftlich begründete Auseinandersetzung, die das Buch verdiente, wird dadurch sehr erschwert. Es ist im wesentlichen das Jesusbild der sog. liberalen Theologie, das hier wiederauflebt, auf einem sehr hohen geistigen Niveau, aber so menschlich, durchaus in einem höchsten Sinne menschlich, daß die religiöse Substanz sich völlig verflüchtigt hat. »Christus

Digitized by Google

starb für seine göttliche Sendung, und gab das Leben hin für seine Überzeugung: das war die Gesinnung, die ihn zum Helden machte.« Aber diese »göttliche Sendung« hat ihren konkreten religiösen Sinn hier verloren und ist eine moralische Sendung geworden. Jesus rückt in die Reihe des Sokrates und der beiden Catone — ich kann nicht finden, daß das »im wahren und echten Sinne« christlich gedacht ist. Ich kann mich auch nicht davon überzeugen, daß diese Auffassung in den Texten eine Stütze findet, am wenigsten in den Paulinischen Briefen und im Markusevangelium. Die Interpretation Wechsslers ist unzweifelhaft geistreich, sie hat ihre Stärke darin, daß sie höchst anschaulich die Atmosphäre jener Zeit zu zeichnen weiß, besonders, soweit sie von bester hellenischer Tradition gesättigt ist. Aber ihr fehlt die kritische Schärfe, die die besten Theologen der liberalen Zeit, etwa einen Bousset, auszeichnete. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; es hätte nur Sinn, wenn es in genügender Breite geschähe. Denn die Interpretation einer einzelnen Stelle erhält ihre letzte Bündigkeit erst aus der Durchschlagskraft der Gesamtauffassung, besonders wenn man die Dinge wie Wechssler so sehr in jene geistesgeschichtliche Luft versetzt, die ihnen ihre scharfen Konturen und den Begriffen die letzte Präzision nimmt — ein Verfahren, mit dem Wechssler sich in der unzweifelhaft guten Gesellschaft Werner Jaegers u. a. befindet, das aber seine großen, übrigens auch von Jaeger nicht durchweg überwundenen, Gefahren hat. Man betrachte etwa die Ausführungen über die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn. Er ist sicher keine Hinzufügung der Evangelisten, am wenigsten bei Markus. Es ist richtig, an das Henochbuch mit seinem durchaus mythischen Menschensohn zu erinnern (der Menschensohn als Weltenrichter beim letzten Weltgericht) — aber eben dann (und wenn es sich noch um »ein gangbares verbreitetes Gebilde volkstümlicher Phantasie aus den letzten Jahrzehnten unmittelbar vor Christi Geburt« handelt) erscheint es in der Tat nicht möglich, daß Jesus sich »bescheiden oder mit geheimem Stolze« kurzweg als einen »Menschen« oder als einen »Menschlichen« habe bezeichnen wollen. Das möchte angehen bei Matthäus und Lukas, wo der Sprachgebrauch in dieser Hinsicht verwaschen ist, keinesfalls bei Markus, der den Erlöser (man darf den konkreten Sinn dieses Wortes nicht verflüchtigen, wenn man ein angemessenes Verständnis der Sache gewinnen will; und ein »Wanderprediger und Sittenlehrer« ist kein »Erlöser« im religiösen Sinne!) in einer sehr bestimmten und distanziierenden Weise sich als Menschensohn bezeichnen läßt, in einer Weise, die vom Doketismus her betrachtet überraschend verständlich ist. (Auf den Doketismus des Markusevangelisten haben schon de Wette und Schwegler um 1845 hingewiesen.) — Auf weitere Einzelheiten kann hier, wie gesagt, nicht eingegangen werden. Die konsequente Vermenschlichung Jesu führt natürlich in die Nähe einer rein moralischen Auffassung des Christentums. Wechssler versucht dem zu begegnen durch einen Rückzug in die Msytik. Unser Verhältnis zu Jesus sei im letzten Grunde mystischer Art, schreibt Wechssler mit Albert Schweitzer. Aber die Jesusmystik der großen Mystiker hat doch den Jesuskult hinter sich; sie muß sich hingegen in das Gefühl verflüchtigen, wenn sie notgedrungen auf jenen verzichten muß. Bei einem »nicht so sehr . . . als . . .« stehen zu bleiben, wie Wechssler es möchte, heißt nur die notwendige Konsequenz nicht ziehen. Wechssler stellt mit Theodor Krüger die Frage: »Glauben oder Geschichte?« Aber ein konsequenter Christ kann sie gar nicht stellen, für ihn gibt es nur ein »Glauben und Geschichte«. Auch ich glaube, daß sich diese Konjunktion heute nicht mehr halten läßt. Aber man kann sich erst recht nicht, wie Wechssler es tut, auf die Geschichte zurückziehen, um den Glauben zu retten. — Das Buch des geschätzten Verfassers gehört, das sei noch einmal betont, zu den feinsten und geistvollsten, die wir seit langem geschenkt bekommen haben. Aber gerade deshalb kann man ihm nichts Besseres wünschen, als daß es eifrig diskutiert wird.

J. v. Kempski, *Berlin*

Eduard Wechssler: Hellas im Evangelium. Alfred Metzner Verlag, Berlin 1936. 406 Seiten.

4.

Die Jaina-Religion

Ist schon die irrige Meinung, der — seit dreiviertel Jahrtausend in seinem Ursprungsland ausgetilgte — Buddhismus sei »die« Religion Indiens, schier unausrottbar und ist dem Laien der Begriff »Hinduismus«, d. i. die mannigfaltige Religion der heutigen Hindu (im Gegensatz zu den indischen Mohammedanern), meist fremd, so darf man jenseits des Fachkreises schon gar nicht irgendwelche Kenntnisse von Sonderformen, außerhalb der Hindu-Orthodoxie, erwarten. Die älteste dieser Sekten, mindestens so alt wie der Buddhismus, wahrscheinlich aber noch älter, ist die der Jaina (sprich Dschaina), die mit rund 1 200 000 nur ein drittel Prozent der indischen Bevölkerung ausmachen, indes durch ihre religiöse Eigenart wie wegen ihrer wirtschaftlichen Stellung hohes Interesse verdienen. Die Jaina sind die Anhänger des Jina, »des Siegers«; diesen Ehrentitel führte auch sein zeitgenössischer Gegner Gōtama »der Erleuchtete« = Buddha, aber Vardhamāna, auch Mahāvīra (der große Held) genannt, ist der Jina schlechthin. Die Jaina zählen 24 Jina auf, die seit Beginn dieser Welt zum Heil der Menschheit aufgetreten sind, darunter als 23. Pārśva, der 250 Jahre vor Mahāvīra gestorben sein soll, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Pārśva nicht legendär ist, sondern als der eigentliche Begründer der Lehre zu gelten hat, die dann von Mahāvīra erneuert und ergänzt worden ist.

In den Anfängen der Forschung hat man geglaubt, Jaina- und Buddha-Lehre wären irgendwie voneinander abhängig, weil ihnen einiges gemeinsam ist, so z. B. die Nichtachtung brahmanischer Satzung und Kastenordnung. Bei näherem Zusehen hat sich aber ergeben, daß nicht nur grundlegende Unterschiede bestehen, sondern auch daß die Jaina-Weltanschauung hochaltertümliche Züge trägt, die wohl eher dem 8. als dem 6./5. Jahrh. v. Chr. zugehören. Während Buddha das empirische Sein als Illusion bezeichnet und bis hart an die Verneinung des Ichbegriffs gelangt, bilden nach der Jaina-Lehre die »Seelen« zusammen mit »Regung«, »Ruhe« und »Raum« die vier unkörperlichen »Seinsmassen« oder Grundtatsachen, wozu als fünfte, körperliche, die Gesamtheit der »Stoffe« tritt und als sechste, ebenso ewig, aber ohne räumlichen Umfang, die »Zeit«. Die Atome der fünf Substanzen sind an sich ewig, aber in ihren Zuständen (Gestalt, Farbe, Geruch usw.) wandelbar. Schon das genügt eigentlich zum Nachweis der Altertümlichkeit gegenüber allen anderen indischen Lehrmeinungen, die wir kennen. Alt und merkenswert ist auch die Lehre von den fünf Leibern, wovon vier mit der »Seele« innig verbunden sind (bei gewöhnlichen Menschenwesen allerdings nur zwei), während der 5., der irdische, für sich steht. Diese »Astralleiber« finden sich auch in der viel später überlieferten Tantra-Lehre, aus der dann die Theosophie und die davon abhängige Steinersche Anthroposophie geschöpft haben.

Während Buddha es ausdrücklich abgelehnt hat, über die Dinge dieser vergänglichen Welt Lehrmeinungen zu verkünden, und nur immer wieder auf die Sätze vom Leiden, vom Immerwieder-sterben-müssen und vom »mittleren Weg« zur Erlösung — abseits der irdischen Welt, abseits aber auch von aller gewaltsamen Askese — verweist, baut Mahāvīra ein kompliziertes wissenschaftliches System auf, begnügt er sich nicht mit der milden Form der Askese, sondern fordert Fasten usw., ja der Hungertod wird als das gebotene Ende für den frommen Jaina betrachtet. Die Gemeinden der Mönche (und Nonnen) sind in beiden Fällen der wesentliche Kern der Religionsgemeinschaft, aber soweit wir die alten Verhältnisse zu beurteilen vermögen, hat es den Anschein, als ob die Organisierung der buddhistischen Laien im alten Indien ziemlich im argen gelegen hat, was dann wohl eine der Ursachen für den Verfall gewesen sein könnte, während die Jaina-Mönche ihre Laien stärker zu binden vermochten. Das äußerte sich z. B. darin, daß die Forderung der Ahimsā, der Nichttötung von Lebewesen, die zwar den meisten indischen Religionsformen eigen ist, aber nur von den Jaina mit letzter Konsequenz und größter Peinlichkeit beobachtet wird, für Mönche wie Laien verbindlich ist. Das hat dazu geführt, daß eine große Zahl praktischer Berufe für Jaina-Laien nicht in Betracht kommt und daß sie sich vorzugsweise dem Handel widmen, worin sie, gleichwie die Parsen, vielfach zu großem Wohlstand gelangt sind. Allzu schroff sind übrigens heutzutage die Grenzen gegen die hinduistischen Nachbarn nicht mehr (bei schiitischen indischen Mohammedanern ist es oft ebenso), und es finden innerhalb derselben Sippe Übergänge von einer »Konfession« zur andern statt; so entstammt Gandhi einer Jaina-Familie.

Um 477 v. Chr., ungefähr zur gleichen Zeit wie Buddha, ist Mahāvīra gestorben. Nach etwa 4—5 Jahrhunderten trat eine Spaltung der Gemeinde ein, und zwar — typisch für Indien — nicht so sehr wegen dogmatischer Streitigkeiten, sondern wegen einer Äußerlichkeit: die Digambara forderten für die Mönche völlige Nacktheit, die Śvētāmbara ließen Bekleidung zu. Um 500 n. Chr. haben die letzteren eine (von den Digambara nicht anerkannte) Redaktion der kanonischen Schriften vorgenommen, die, nach Sprache und Metrum zu urteilen, sicherlich altes Gut enthalten, wenngleich mancher Teil nicht aus Mahāvīras Zeit stammen mag. Im buddhistischen Kanon liegen die Dinge nicht anders. Die Sprache des Jaina-Kanons ist ein Prākrit-Dialekt. In einem anderen, nahverwandten, sowie in Apabhraṁśa (der jüngsten Stufe des Mittelindischen) und in Sanskrit schließt sich an den Kanon eine vorerst unübersehbar umfangreiche Literatur religiösen, dichterischen und wissenschaftlichen Inhalts an. Auch die Digambara haben ein ansehnliches Schrifttum. Ferner gibt es zahlreiche Schriften in neuindischen Sprachen, besonders in Gujarati und Hindi, in Südindien auch in einer drawidischen Sprache, dem Kanaresischen. In den letzten Jahrzehnten sind zahlreiche Texte veröffentlicht worden, oftmals auf Kosten oder aus Stiftungen frommer Jaina-Kaufleute. Aber in einigen großen Jaina-Bibliotheken schlummern noch viele Handschriften, von deren Inhalt fast nichts bekannt ist.

Die europäische Forschung auf diesem Gebiet ist kaum ein Jahrhundert alt, die Beteiligung in westlicher Methode geschulter indischer Gelehrter hat vor kaum zwei Jahrzehnten begonnen. Von deutschen Indologen haben sich hierbei ausgezeichnet Albrecht Weber, Georg Bühler, Richard Pischel, Joh. Klatt und Ernst Leumann, von lebenden sind Hermann Jacobi, M. Winternitz und Helmut v. Glasenapp zu nennen, welch letzterer 1925 eine umfangreiche Einführung veröffentlicht hat. Als Lebensarbeit betreibt seit etwa drei Jahrzehnten die Jaina-Forschung der Hamburger Universitätsprofessor Walther Schubring, der uns nach mehreren wertvollen Ausgaben und Übersetzungen von Jaina-Texten nunmehr die erste systematische Darstellung der Lehre auf Grund der alten kanonischen Texte gegeben hat. Ein Werk strengsten Gelehrtenfleißes, nicht zur Einführung bestimmt, aber ein mit sicherer Beherrschung des Stoffes, in übersichtlicher Form abgefaßtes Buch, für jeden religionsgeschichtlich Interessierten eine Fundgrube zur Belehrung über eine altertümliche und eigenartige Religionsform.

Wilhelm Printz

Schubring, Walther: Die Lehre der Jainas nach den alten Quellen dargestellt. — Berlin u. Leipzig: W. de Gruyter & Co., 1935. 251 S., gr. 8° (Grundriß der indo-arischen Philologie u. Altertumskunde. Band 3, Heft 7.) RM. 22.—.

5.

Die Religion der Etrusker

Wenn ein Forscher vom Range und der Vielseitigkeit Carl Clemens, dem wir so manches andere grundlegende Werk verdanken, sich nun auch einmal zusammenhängend über die etruskische Religion geäußert hat [1]), so wird das gewiß allseitig dankbar begrüßt werden. Der umstrittenen Probleme gibt es ja gerade auf diesem Gebiete übergenug. C. bietet uns kein gelehrtes Handbuch, in dem alle Einzelheiten nachgeschlagen werden

Digitized by Google

das steht und fällt, was wir Glauben, Religion oder Weltanschauung unserer germanischen Vorfahren (Weihen, Schwerttänze usw.). 5. Vorzeichen und Orakel, Zauber und Segen (Losorakel der Friesen, altdeutsche Zaubersprüche, angelsächsische Flursegen u. a.). 6. Die Zwischenwelt der Toten und Dämonen (Germanische Verbrennungssitte, Totenehrung, Schicksalsfrauen, Hexen, Werwölfe usw.).

Da alle einschlägige Literatur nach den verschiedensten fachlichen Gesichtspunkten in mustergültiger Ordnung auf S. 40ff. zusammengestellt ist, wird sich auch der laienhafte Leser gut durch diese ebenso fleißige wie klare Zusammenstellung der Zeugnisse der germanischen Religion hindurchfinden.

Dr. A. Heiermeier
Berlin

[1]) Müller, Georg, Zeugnisse germanischer Religion. Chr. Kaiser Verlag, München 1935. 184 S. kart. 4.70 RM.
[2]) Dieses Quellenbuch, von F. R. Schröder, im Verlag de Gruyter & Co., Berlin, erschienen, wird demnächst an dieser Stelle ausführlich besprochen werden.

der Begründung einer absoluten Ethik ruhen in den wichtigsten, wenn gedanklich auch schwersten, beiden ersten Kapiteln.

Wir sind dem Verf. für die gründliche wissenschaftliche Untersuchung und den exakten theoretischen Aufbau des Sinn-Ethischen dankbar.

Dr. Max Steck
T. H. München

[1]) Dingler, Hugo: Das Handeln im Sinne des höchsten Zieles (absolute Ethik), E. Reinhardt Verlag München 1935. 160 S.

FRIEDRICH HEBBEL

Der Mensch und die Mächte

Die Tagebücher

Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Vincent

Leinen mit Goldprägung RM 3.75

Das tragische Weltbild des großen germanischen Dramatikers wird hier aus seinen Tagebüchern, jenen einzigartigen Zeugnissen letzter Besinnung und Aufrichtigkeit, aufgebaut. In ergreifender Fülle finden sich darin die unvergeßlichen Äußerungen über Ich und All, Poesie und Traum, Drama und Leben, Künstler und Masse, über den Einzelnen und die Gesellschaft, über Freundschaft und Liebe, Mann und Weib, Kind und Greis, Mensch und Tier.

ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

Einhundert Geschenkwerke für Dich und Andere

Dieses Verzeichnis steht den Lesern der »G.-A.« kostenlos zur Verfügung

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Philosophie

I.

Philosophie der Wirklichkeit

Enthielt die Erkenntnistheorie in dem umfassenden Lebenswerke Heinrich Maiers eine Auseinandersetzung mit den in dieser Disziplin bestehenden Richtungen und die Begründung des »transzendentalen Phänomenalismus«, d. h. der Theorie, die zwischen erkenntnistheoretischem Realismus und Idealismus stehend eine einzige Wirklichkeit annimmt, die Erscheinungswirklichkeit, die von dem universalen, nicht intermittierenden Bewußtsein auf Grund der im transzendent Gegebenen liegenden Aufforderungen konstituiert wird, so lernen wir in dem nunmehr erschienenen Bande [1]) die kategorialen Formen kennen, in denen das geschieht. Der Inhalt ist Metaphysik (d. h. Erkenntnis der Formstruktur) der physisch-objektischen Wirklichkeit.

Die Kategorien, die in die präsentativen (Raum, Zeit, Qualität, Intensität) und in die noëtischen eingeteilt werden (darunter die Quantitätskategorien Einheit—Vielheit, Ganzes—Teil, die Komparationskategorien Gleichheit — Verschiedenheit, Identität-Ähnlichkeit, die Sachkategorien (an der Spitze die Kategorie der Objektheit, dann Substanz, Vorgang, Zustand, Relation, Potentialität, Aktualität), weiter die »Abstraktionskategorien« Begrifflichkeit und Individualität und endlich die Modalkategorien Sein, Notwendigkeit und Tatsächlichkeit) dürfen nicht nur einer gegenständlichen Betrachtung unterworfen werden. Die Behandlung der kategorialen Formen ist zuletzt nur auf der kantischen, d. h. der funktionellen Linie möglich. Wir müssen mit anderen Worten von den Kategorialfunktionen ausgehen. Die Kategorien sind apriori, sie wurzeln im Wesen unseres Denkens; aber die bloße Apriorität würde keine Geltungsbürgschaft enthalten. Sie würde nur bedeuten, daß wir das Gegebene durch subjektivverfälschende Medien entstellen. Das transzendent Gegebene ist dem Denken gegenüber nicht neutral. Auch die Formen unserer Erkenntnis sind durch transzendent Gegebenes gefordert und erhalten dadurch ihre Beglaubigung. Es werden im einzelnen die Kategorien dargestellt und die Fülle des philosophischen Nachdenkens seit den Tagen der Griechen wird für die Problemlösungen fruchtbar gemacht.

In dem Kapitel über die Apprehensionskategorien (Qualität und Intensität) wird die Subjektivierung der spezifischen Sinnesqualitäten und die damit verbundene abstraktive Ausleerung des Wirklichkeitsinhalts rückgängig gemacht. Großes Interesse dürfen die Ausführungen über die Anschauungsfeindschaft beanspruchen, durch die heute die Räumlichkeit und die Zeitlichkeit gefährdet wird. Soweit die Relativitätstheorie den Bedürfnissen der physikalischen Tatsachenbeschreibung dient, ist sie im Recht. Wenn sie aber den Raum für gekrümmt und die Zeit für inhomogen hält, so ist das ein Gedankensprung. Zu dieser Annahme wäre der Nachweis erforderlich, daß die ungleichförmig gekrümmten Bewegungen, wie der Physiker sie tatsächlich vorfindet, schlechterdings nicht als in dem gleichförmigen ebenen euklidischen Raum und in der gleichförmig verlaufenden Zeit liegend gedacht werden können. Wir dürfen nicht durch an sich methodisch berechtigte Abstraktionen Veränderungen des Wirklichkeitsinhalts vornehmen. Die Raum-Zeit-Union scheitert schon daran, daß die Zeitkomponente ein Strukturelement der psychisch-subjektischen Wirklichkeit ist und zwar ohne den Raum.

Auch die Zahlgesetzmäßigkeiten sind Wirklichkeitsgesetzmäßigkeiten. Es gibt keine wirklichkeitsfreie Mathematik.

Wir können bei der Kürze des Raumes natürlich nicht einmal auf einen Bruchteil der Auseinandersetzungen eingehen, handelt es sich doch um die Darstellung der gesamten Formstruktur des physischen Universums. So sind Begrifflichkeit und Individualität keine Umformungs-, sondern Formungsprinzipien. Nicht nur die Begriffsform vollzieht eine Abstraktion, sondern auch die Individualkategorie, und das ist besonders auffällig. Mit Recht bemerkt Heinrich Maier: »Wer einmal zu der Einsicht vorgedrungen oder zurückgekehrt ist, daß z. B. die komparativen und quantitativen Beziehungen, die Gleichheit, die Verschiedenheit, die Mehrheit, die Ganzheit denselben Anspruch auf Realität haben wie etwa die räumlichen und zeitlichen Relationen, wird unbedenklich auch der Begrifflichkeit diesen Rang einräumen. Und der letzte Zweifel hebt sich, wenn man sich erst vergewissert hat, daß die Individuen, denen niemand die Wirklichkeit abstreitet, genau in derselben Lage sind wie die Begriffe, daß zu jenen wie zu diesen eine, wenngleich verschiedenartige Abstraktion, führt, beide also in analoger Weise »Abstraktionsprodukte« heißen können. »Begriffe sind Potentialitäten, die sich in Einzelobjekten aktualisieren müssen. Die Lehre von der »Ewigkeit der Begriffe« ist abzulehnen; auch den Begriffen muß eine zeitliche Farbe zugeschrieben werden. Die platonische Frage, ob die Begriffe oder die Einzelobjekte primär seien, entscheidet Maier gegen Plato zugunsten der Einzelobjekte, ohne sich jedoch damit im mindesten dem Nominalismus zu nähern. Die Realbegriffe beziehen sich zuletzt in die Individualwirklichkeit ein. Der Typus ist gewissermaßen ein Mittelding zwischen Begriff und Individuum.

Einen sehr breiten Raum nehmen die Sachkategorien ein. Es gibt selbständige und unselbständige, potentielle und aktuelle, elementare und komplexe Objekte. Als zuletzt allein selbständig stellen sich die Substanzen dar. Ältere und neuere Versuche, den Substanzbegriff auszuschalten, (z. B. durch den Feldbegriff) werden abgewehrt. Das Endergebnis ist die Gesamtsubstanz, die monadische Gliederung einschließt und als Träger des (physischen) Weltgeschehens anzusehen ist. Innerhalb dieser physischen Substanz ist nur transeunte Kausalität wirksam. Die Versuche der »akausalen Physik«, mit einer »objektiven Wahrscheinlichkeit« zu operieren, werden als haltlos widerlegt.

Am Ende stehen die Modalkategorien. Nach einer Übersicht über die systematischen Formen unserer Erkenntnis folgt die Antinomienlehre.

Die präsentativen und die noetischen Kategorien verwickeln sich in Antinomien. Z. B. das Ton- und Farbenkontinuum läßt sich nicht diskret auflösen, die Substanz nicht in diskrete Teile zerlegen, ebensowenig der Vorgang. Substanz und Raum stehen in antinomialem Antagonismus, ebenso Vorgang und Zeit, Kausalität und Raum-Zeit, um einige Beispiele herauszugreifen. Daß unser Denken in den Antinomien stecken bleibt, ist nicht einmal so sehr verwunderlich, ist es doch nur ein Teilmoment, eine Unterindividualität im kosmisch-universalen.

Seit Weihnachten 1935 liegt auch der dritte und letzte Band des systematischen Hauptwerkes Heinrich Maiers vor. Seine Gliederung ist analog der des zweiten Bandes: 1. Die Realität der psychischen Wirklichkeit, 2. der Aufbau der psychisch-geistigen Welt.

Die Deutung des Seins der psychischen Objekte hat der erkenntnistheoretischen Überlegung weit größere Schwierigkeiten bereitet als die der physischen. Die Neigung zum Realismus ist hier unausrottbar und tritt gerade bei metaphysischen Idealisten wie Fichte, Schelling und Hegel äußerst stark hervor. Man kann hierbei — so paradox es zunächst auch für den philosophiegeschichtlich Orientierten klingen mag — geradezu von einem naiven Realismus reden. Denn Schelling nimmt an, das zur genialen Intuition berufene Bewußtsein des Philosophen vermöge das Absolute in seiner reinen Wirklichkeit zu erfassen. Und Hegel lehrt, das Selbstbewußtsein des absoluten Ich sei hierzu geeignet. Zu einer idealistischen Auffassung der psychischen Wirklichkeit ist es erst in der Philosophie der vorigen und der gegenwärtigen Generation gekommen. Und doch ist das psychisch Wirkliche eine Erscheinungswirklichkeit, die sich uns zunächst in den Urteilen darstellt, die wir über psychische Objekte fällen. Aber nicht das unmittelbare Bewußtsein, d. h. die allen seelischen Erlebnissen immanente Bewußtheit ist ein kognitives Vorstellen oder Denken. Dieses unmittelbare Bewußtsein ist nur die Voraussetzung für das mittelbare Bewußtsein, d. h. das Sich-zum-Bewußtsein-Bringen der Erlebnisse, das erst ein Vorstellen und Erkennen ist. Direkt haben also die Urteile der inneren Erfahrung keine wirklichkeitskonstitutive Mission. Es taucht weiter die Schwierigkeit auf, wer das fremdseelische Geschehen konstituiert. Der Gedanke, daß die wirklichkeitskonstituierende Formung im psychischen Gebiet vom unmittelbaren Bewußtsein vollzogen werde, erscheint abenteuerlich. Das unmittelbare Bewußtsein hat aber in der Tat die ich-konstituierende Mission; nur indem es diese ausübt, wird es zum Bewußtsein. Der Gedanke der Existenz eines Bewußtseins an sich ist völlig abzuweisen. Es ist nicht das individuell-menschliche unmittelbare Bewußtsein, sondern, wie in komplizierten Auseinandersetzungen nachgewiesen wird, das universale, in dessen Natur es liegt, sich in einem System partikulär-individuellen Bewußtseins zu entfalten.

Betrachten wir nun den Aufbau der psychischen Wirklichkeit, also das System seiner Kategorien. Auch hier stehen sich präsentative und noetische Kategorien gegenüber. Qualität und Intensität weisen die psychischen Objekte wie die physischen auf, auch Zeitlichkeit, aber nicht Räumlichkeit, an deren Stelle, wie Cartesius richtig gesehen hat, die Bewußtheit tritt, ein Stehen im Bewußtseinszusammenhang, der eine Art Funktionsraum ist. Komparative und Quantitätskategorien sind nicht anders geartet als auf physischem Gebiet. Aber auf sachkategorialem Gebiet zeigen sich interessante Divergenzen. Wie das selbständige physische Objekt die Substanz ist, so ist es auf seelischem Gebiet das Personalsubjekt, das psychische Ich, sofern es uns als der einheitliche, sich selbst gleiche, beharrliche, selbstbewußte Träger der gleichzeitigen und sukzessiven Vielheit qualitativ und intensiv verschiedener Erlebnisse und entsprechender Erlebnismöglichkeiten erscheint. Man kann nicht mit Cartesius dieses Ich als eine Substanz betrachten. Inhärentien dieses Subjektes sind zunächst die aktuellen Vorgänge. Nur Impersonalien (wie auf physischem Gebiet) gibt es hier nicht. Außer Erlebnissen kommen weiter Erlebnispotentialitäten in Frage. Ohne diese Kategorie wäre das Seelenleben nicht verständlich. Unter den Relationen weisen wir besonders auf die funktionellen Relationen hin, die der psychischen Wirklichkeit ihr eigentümliches Gepräge geben. In diesem Zusammenhang werden die Begriffe Zweck und Mittel, Wert und Gut untersucht. Der Wertbegriff, der von einigen zum Eckpfeiler der ganzen Philosophie gemacht werden soll, ist nach Heinrich Maier keine Kategorie, auch nicht eine solche des emotionalen Denkens.

Spezifisch verschieden von der transeunten Kausalität ist die personale Kausalität auf psychischem Gebiet. Diese hatten einst Aristoteles und Leibniz vor Augen, als sie das Geschehen an den Dingen nicht mechanisch, sondern dinglich-kausal zu begreifen suchten. Der Zusammenhang der Ichzustände vom Reizvorgang bis zur Willensentscheidung wird durch personale Abhängigkeitsbeziehungen hergestellt. Wir können feststellen, daß jedes aus dem innerpsychischen Geschehen erwachsende Erlebnis den Realgrund für sein Auftreten in dem unmittelbar vorhergehenden dispositionellen und aktuellen Ichzustand hat. Wir können beim Ich nicht von Agens und Patiens reden wie bei der transeunten Kausalität.

Ein weiteres Kapitel klärt das Wesen der personal-dinglichen Beziehung, das ein historisch berühmtes Lehrstück der Metaphysik ausmacht. Weder Monismus noch Dualismus treffen hier das Richtige, weder Wechselwirkungstheorie noch Parallelismus noch gar der Materialismus. Es folgt die fesselnde Behandlung der Kategorie des Kollektivsubjektes, das ein Objekt zweiter Ordnung ist. Wie kommt es zustande? Konstitutiv für das Kollektivsubjekt ist immer das Kollektivbewußtsein, als dessen Träger nur Einzelobjekte in Frage kommen können. Sein Kern sind soziative Beziehungen, Gefühlsrelationen, in die sich die Einzelsubjekte zueinander setzen. Diese begründen sich zuletzt in einer gemeinsamen Tendenz. Nur wo sich in einer Mehrheit von Einzelsubjekten ein Tendenzbewußtsein dieser Art gebildet hat, können wir von einem Kollektivbewußtsein reden.

Wir erwähnen noch aus der Fülle der Probleme das der komplex-personalen Kausalität, das den

Digitized by Google

Historiker vor allem interessieren muß, weiter das Freiheitsproblem, das hier eine neuartige Lösung findet. Abstraktionskategorien und Modalkategorien der psychischen Welt liegen im ganzen der physischen Wirklichkeit parallel. Nur spielt die Individualkategorie auf seelisch-geistigem Gebiet eine unvergleichlich größere Rolle.

Es ergibt sich dem, der dieses auf unvergleichlicher philosophischer Höhe stehende Werk durcharbeitet, ein metaphysischer Blick auf die Weltwirklichkeit, die Subjektsubstanz. Maiers Arbeit zeigt, daß auch in unseren Tagen noch eine Metaphysik möglich ist und zwar eine in hervorragendem Maße kritisch gesicherte. Sie sichert ihm den Ranges des schöpferischen Metaphysikers von geschichtlicher Größe.

Dr. H. Ehlers
Berlin

[1]) Heinrich Maier, Philosophie der Wirklichkeit, II. Teil, 2. Abteilung. Der Aufbau der physischen Wirklichkeit, Mohr, Tübingen. III. Teil, Die psychische Wirklichkeit, herausgegeben nach dem Tode des Philosophen von Dr. Anneliese Maier.

2.

Phänomenologie und Metaphysik

Das Buch Metzgers enthält eine großangelegte und mit leidenschaftlichem Radikalismus durchgeführte Explikation der gegenwärtigen philosophischen Situation. Diese Selbstverständigung vollzieht sich als philosophische Hermeneutik. In Auslegung des Sinns der Geschichte der Philosophie von Nikolaus von Cues an nach ihren wesentlichen Stationen (Descartes, Hume, Kant, Positivismus, Nietzsche, Lebensphilosophie) erhellen sich die gegenwärtigen Möglichkeiten philosophischen Fragens — vor allem aber seine Unmöglichkeiten. Denn der Hermeneutik, die Stufe um Stufe den Wiederholungen der Grundlegung von Sein, in dem sich das philosophische Geschehen vollzieht, nachgeht, zeigt sich die Geschichte wesentlich als Verfallsgeschichte. Was in ihr verfällt, ist einmal die letztlich christologisch begründete, aus der Heilsgewißheit erwachsende Selbstgewißheit des mit eingeborenen Ideen ausgerüsteten Subjekts zum »leeren Subjekt«, von dem die Phänomenologie ausgeht; es ist ferner, in eins damit, die Zugänglichkeit des Seins als der allbefassenden Einheit der Realität bis zur grundsätzlichen Preisgabe des Einen Universums durch den Positivismus. So findet sich das erkennende Subjekt im Abgrund des Verfalls vor dem Nichts, der Gefahr des Relativismus, d. i. der Selbstpreisgabe ausgesetzt. Von dieser Situation als ihrem historischen Boden her wird die Phänomenologie verständlich gemacht: die Phänomenologie Husserls, die mit ihrer Wendung zu den Sachen die Eine gegenständliche Wahrheit wiedergewinnen will, aber, im Bereich reiner Wesensmöglichkeiten verharrend, das eigentliche Problem, die Wiedergewinnung des realen Seins, übersieht; die Phänomenologie Heideggers, die ihre geschichtliche Aufgabe erfaßt, ohne doch den Weg zur Transzendenz finden zu können.

Dem vernichtenden Ergebnis wird schließlich eine positive Wendung abgewonnen: in der Zerstörung des Seins findet das Subjekt eine neue Freiheit: »Es ist zur Erkenntnis gekommen, daß dem Sein 'keine Existenz zugeschrieben werden darf' — es sei denn die Existenz des Namens für das eigene verlangende und übersteigende Leben. Das Sein ist dieses Selbstleben, das sich als dieses Verlangen versteht« (239).

In diesem knappen Bericht kann das vielleicht Wertvollste des Buches, die einzelnen, in der Arbeit an den Texten errungenen, in künstlicher und doch kraftvoller Sprache entwickelten Interpretationen, nicht zur Darstellung gelangen. Wenn wir schließlich zwei Bedenken aussprechen, so soll in ihnen so wenig ein endgültiger Einwand liegen, wie wir auch in dem Werke Metzgers nicht den endgültigen Ausdruck einer philosophischen Position erblicken, sondern einen Anlauf und einen weite Perspektiven eröffnenden Versuch. 1. Wenn der positive Hinweis am Schluß gehaltvoll wirken sollte, müßte er in den historischen Analysen klar vorbereitet sein. Im Hinblick auf ihn müßte die Verfallsgeschichte ebensowohl Fortschrittsgeschichte sein. Da diese hermeneutische Unterbauung fehlt, wirkt er als in sich zusammenfallender Aufschwung. Die »Sehnsucht«, die Metzger im Anschluß an Cusanus für Heideggers ontologischen Begriff der »Angst« einsetzt, bleibt leer. 2. Die Kritik an Heidegger mag berechtigt sein. Sie bringt aber nicht genügend zum Ausdruck, daß sie eine Korrektur innerhalb der Konzeption von Heideggers Philosophie bleibt. Ihm verdankt Metzger, wie schon aus unserer kurzen Inhaltsangabe hervorgeht, die Grundbegriffe seines Denkens.

Priv.-Doz. Dr. H. Kuhn
Berlin

Arnold Metzger, Phänomenologie und Metaphysik. Das Problem des Relativismus und seine Überwindung Verlag Niemeyer, Halle a. S., 1933.

3.

Überwindung des Nihilismus

Kierkegaard und Nietzsche —, wer noch vor fünfzehn Jahren die beiden Namen in einem Atem genannt hätte, wäre auf völlige Verständnislosigkeit gestoßen. Damals war Kierkegaard, der Philosoph, noch unbekannter als der berühmte Nietzsche, der durch seinen Stil das Schicksal gehabt hat, von Halbwüchsigen gelesen und von Literarhistorikern beurteilt zu werden.

Nur wer selber in einer revolutionären Zeit lebt, kann revolutionäre Zeiten und ihre Problematik verstehen. Deshalb wandelt sich uns das Geschichtsbild des 19. Jahrhunderts, weil die Epoche der Sekurität für uns vorbei ist. Gerade die Jahrzehnte nach Hegels und Goethes Tode gewinnen auch philosophisch ein anderes Aussehen, die Jahrzehnte, welche durch Kierkegaard und Nietzsche wie symbolisch begrenzt werden. Früher bereiteten sie der Philosophiegeschichte nur Verlegenheit, die in negativen Charakteristiken wie »Auflösung der Hegelschen Schule«, »Niedergang des metaphysischen Interesses« Ausdruck fand. Gleichwohl umfaßt der Zeitraum Ereignisse von größter Positivität. Von der Julirevolution bis zur Konsolidierung des italienischen und des deutschen Nationalstaates verwirklicht sich in ihm zu wesentlichen Teilen die Industrialisierung, die ökonomische und politische Verbürgerlichung Europas. Dem Niedergang der patriarchalischen Lebensordnung entspricht der Aufstieg der großen Städte, der Siegeszug der technischen Erfindungen, die Erstarkung der Arbeiterschicht. Erst als die revolutionäre Phase in den 70er Jahren abgeklungen ist, erwacht das Interesse an Philosophie wieder und erneuert sich im Zeichen Kants der schon einmal überwundene Idealismus, — um mit dem Ende der Sekurität den gleichen Zerfall zu erleben, die gleiche Ohnmacht des Philosophierens vor der Gewalt der Existenz wie die Generationen zwischen Metternich und Bismarck. Ohne dialektische Theologie und Existenzphilosophie hätten wir den Weg zu Kierkegaard und Nietzsche nicht gefunden.

Deshalb reden zu uns heute die Kämpfe der 30er, 40er Jahre um Hegel und den dialektischen Materialismus eine erregende Sprache. Die Theoretiker des Sozialismus, Feuerbach, die Ansätze zur Anthropologie verlangen eine neue Darstellung; schon weil ohne sie die Bedeutung eines Kierkegaard oder Nietzsche in ihrer wirklichen Tiefe verdeckt bleibt. Löwith hat in seinem Tübinger Vortrag[1]), den er hier in schöner Fassung vorlegt, einen bedeutenden Beitrag zu dieser Aufgabe geleistet. Die beiden bürgerlichen Revolutionäre, Moralisten der Amoral, Philosophen der Antiphilosophie, Beschwörer der Grenzsituation, Vernichter des Idealismus und somit die eigentlichen Wegbereiter der Endproblematik unserer bürgerlichen Welt bringt er in ihrer diametralen Stellung zum Christentum auf einen Nenner. Sie verbindet bei aller generationsmäßigen und geistigen Verschiedenheit, bei erwiesener Einflußlosigkeit Kierkegaards auf Nietzsche die gleiche Radikalität vor dem Problem der Sinnlosigkeit, der gleiche Wille, es durch eine Wiederherstellung der Urverhältnisse menschlicher Existenz zu überwinden, die gleiche Erkenntnis, daß der Nihilismus in dem falsch gewordenen Verhältnis des bürgerlichen Menschen zum Christentum entspringt.

Zwei Revolutionäre der Ideologie, die den Menschen zu seiner Wurzel zurückführen wollen, Kierkegaard, indem er ihn vor das geoffenbarte Wort Gottes bringt, Nietzsche, indem er ihn davon befreite. Zwei größte Ausdrucksformen des europäischen Gewissens; das aber aus sich nicht die Entscheidung treffen kann, bis die wirkliche Geschichte einen Ausweg findet, auf dem ihr Entweder-Oder sich erübrigt haben wird.

Prof. Dr. H. Pleßner
Groningen

[1]) Kierkegaard und Nietzsche oder theologische und philosophische Überwindung des Nihilismus. Von Karl Löwith, Verlag Vittorio Klostermann Frankfurt a/M. 1933, 32 Seiten. RM 1,75.

4.

Politischer Aktivismus und sozialer Mythos

Es gehört zu den Überraschungen, die der Spannungsreichtum gegenwärtigen Erlebens bereit hält, daß man sich nicht begnügt mit dem Bekenntnis zur »schöpferischen Tat« und dem Abschwören der Ratio als Weggefährtin, sondern immer noch rational erkennen will, wer zuerst den Weg zum politischen Handeln im geltenden Sinne wies und die Intuition als Lebensbegleiterin wählte. Historische Forschung aus zeitgeschichtlichem Interesse braucht ihre Berechtigung nicht erst zu erweisen. Aber sie muß sich über ihre Grenzen klar sein: sie darf nicht zur Umdeutung der Vergangenheit auf Grund der Gegenwart führen. Zur Porträttreue ist sie nicht verpflichtet; doch sie hat sich vor dem Zerrbild zu hüten. Walter Witzenmann[1]), der an der Leitlinie Mussolini-Sorel-Vico in die Vergangenheit zurückfindet, hat die Grenzen gelegentlich hart gestreift, kennt aber die Gefahren seiner Aufgabe. Er weiß, daß er einseitig beleuchten und »ein wenig überspitzen« muß (87), um Giambattista Vico als einen Vorläufer des Faschismus zu erweisen. Der Faschismus gilt ihm als erste Verwirklichung der Lehre »guter Politik« bei Vico (52). In Vicos »Scienza Nuova« findet er den Quellpunkt für die beiden faschistischen Grundideen »politischer Aktivismus« und »sozialer Mythos«. »Politischen Aktivismus« nennt er die Idee vom notwendigen Vorrang der irrationalen oder der »intuitiv schöpferischen« Tat vor jeder Reflexion im politischen Bereich (9; 77). Zwar kann Witzenmann nicht bestreiten, daß Vicos Aktivismus aus anderm Stoff gebildet ist als der Aktivismus des Faschismus: aus metaphysischem nämlich, nicht aus politischem im engeren Sinne von staatspolitischem; aber er kommt doch zu einer Art Gleichung: Vicos metaphysischen Aktivismus nimmt er auch als politisch in Anspruch, »weil für Vico selbst seine Geschichtsdeutung zugleich eine Lehre »guter Politik« bedeutet« (77); und hinter dem politischen Aktivismus unserer Tage sieht er einen metaphysischen Aktivismus und die Annahme einer transzendenten Vorsehung stehen (61). Ohne diese beiden Voraussetzungen ist seine Konstruktion nicht tragfähig; auch dann bleibt die Berechtigung zu der Gleichsetzung fraglich. Die Hauptschwierigkeit steckt in dem verschiedenen Sinn von »politisch«, wenn es Vico und wenn es den Faschismus gilt. Bei Vico umfaßt der Begriff »politisch« die »Sozialsphäre«, den Gesamtbereich menschlicher Beziehungen und Haltung; Geschichte soll bei ihm »der im Ablauf der sozialen Ordnung verwirklichte Tatwille des Menschen« sein (56), eine »Kette staatsschaffender Aktionen« (93), und »die Erkenntnis des geschichtlichen Bereichs soll die Grundlehre politischen Handelns für jede konkrete politische Lage geben« (11). Im Faschismus ist »politisch« die Verwirklichung einer vollkommen antidemokratischen Staatsform (91 u. ö.). Auch diese letzte Folgerung wird allerdings auf Vico zurückgeleitet.

Die Aktionen, die die geschichtliche Welt bilden, sind vom Glauben bewirkt (13), bei Vico noch vom religiösen Glauben, unter Betonung seiner sozialen Bindekraft; bei Georges Sorel, der sich aus Vico belehrte, vom durchaus diesseitigen Glauben an einen »sozialen Mythos«. Witzenmann versteht darunter die Überzeugung, daß ein Glaube »an ein mythisches Bild sozialer Geschehnisse und Wollungen« (104) zur Gemeinschaftsbildung notwendig ist. Er ist die »Triebkraft der Geschichte« (105), »ein Antrieb und eine Richt-

Digitized by Google

kraft, doch kein System von Prinzipien« (142). Aus einer Vorform bei Vico (68; 110) hat Sorel eine vollentwickelte Lehre vom sozialen Mythos geschaffen. Von einem philosophischen Gehalt der Mythen wollte schon Vico nichts wissen (110 A. 17). Wie er den Glaubenden zur Tat entflammt, so ist der soziale Mythos selbst dem Tun entsprungen. Es besteht also eine Wechselbeziehung zwischen mythischem Bild und irrationaler Aktion. Witzenmann bezeichnet sie als »Dialektik des sozialen Mythos« (111; 68; 141).

Der Faschismus hat den sozialen Mythos soweit verwirklicht, wie es im Bereich der Möglichkeit liegt. »Der Mythos wird nie total verwirklicht. Er bleibt gewissermaßen der empirischen Gestaltung transzendent« (105), besitzt Unendlichkeitscharakter (143). Die irrationalen Handlungen, die er hervortreibt, suchen zwar das mythische Bild in Formen zu bannen, die von rationalen Beimengungen nicht frei sind; denn geschichtliche Verwirklichung ist Absinken ins Rationale, und den Gang der Geschichte sieht schon Vico als einen Weg vom Irrationalen zum Rationalen an (93). Der soziale Mythos selber wird von dieser Wertverminderung nicht erfaßt. Er ist nicht zu beeinträchtigen in seiner »aktivierenden Kraft auf die Seelen der Täter«. Er bleibt unerschöpflich in seiner Irrationalität.

Dr. G. Jung

[1]) Walter Witzenmann, Politischer Aktivismus und sozialer Mythos. Giambattista Vico und die Lehre des Faschismus. Berlin, Junker u. Dünnhaupt Verlag, 1935. Neue Deutsche Forschungen, Abt. Volkslehre u. Gesellschaftskunde, Bd. 4. 160 S.

5.

Leonhard Euler und die deutsche Philosophie

Zu den auffälligsten Erscheinungen der Geistesgeschichte gehört der beinahe gänzliche Mangel von schweizerischen Philosophen bis zum Weltkrieg. Während die Eidgenossenschaft seit dem Humanismus in fast allen wissenschaftlichen Disziplinen hervorragende Vertreter besaß, für eigenwüchsige spekulative Denker war sie unfruchtbar. Da die Blutsmischung sehr verschiedenartig ist und die romanische wie die deutsche Schweiz gleichermaßen daran beteiligt sind, so ist eine andere Ursache dafür verantwortlich. Eigentümliche religiöse Umstände, vor allem während des 17. und 18. Jahrhunderts sind wohl der wichtigste Grund. Seit der Reformation bestand in den protestantischen Städten (Basel, Bern, Genf, Zürich, Lausanne, Schaffhausen usw.), mit denen wie überall die Entwicklung des modernen Geisteslebens tiefer verknüpft ist als mit den katholischen Ständen, eine glaubensstarke Überlieferung, ein besonders enges Verhältnis von Staat und Kirche, die auch der Aufklärung einen ausgesprochen religiösen (christlichen) Charakter verliehen. Zahlreiche Gelehrte waren außerdem durch eine theologische Vorbildung hindurchgegangen (Jakob I., Bernoulli, Euler, J. J. Scheuchzer, de Crousaz, Robert Chouet usw.) oder waren mit den wohlgegründeten Zuständen zufrieden (Albrecht von Hallers Kampf gegen die »Freigeister« ist bekannt). Ihnen erschien die Naturforschung weniger als spekulative Erkenntnisquelle denn als Weg zur natürlichen Offenbarung, deren letztes Ziel die Verherrlichung jenes Gottes war, der sich im Christentum äußerte. Diese Anschauungen und diese Lage verhinderte rein spekulative Gedankengänge in hohem Maße; die Forscher besaßen von Anfang an einen Glauben, in dessen Gefäß sie ihre Arbeit stellten; — sie begünstigten aber seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen, indem sie ihre Aufmerksamkeit stark auf die Erfahrung und die solide Einzelarbeit lenkte und das theoretische Denken eher auf die Mathematik (und ihre Anwendungen) verwies. Dies war auch bei einem der größten Geister, Leonhard Euler, zunächst der Fall. Erst als er, durch Friedrich II. an die Berliner Akademie berufen, längere Zeit im Ausland lebte, wandte er sich, vorsichtig und auf echt schweizerisch religiöser Grundlage, der Philosophie zu. Der Erfolg war überraschend groß. Seine »Philosophischen Briefe an eine deutsche Prinzessin« erschienen zuerst französisch, darnach deutsch, in ungezählten Auflagen. Für diese Tätigkeit des höchst bedeutenden Mathematikers gibt nun Professor A. Speiser (Zürich) in einer vorzüglichen Schrift [1]) einem erweiterten Vortrage, wichtige, originelle Hinweise.

Die »philosophischen Briefe« waren eine glückliche, allgemein verständliche Darstellung der damals neuen Ergebnisse der theoretischen und der experimentellen Physik sowie ihrer Folgerungen. Euler hielt die Physik für den Prüfstein aller Meta-Physik. Vor allem sollte sich aus der letztern die gesamte Kinematographie herleiten lassen. Diese Fragestellung war der Ausgangspunkt für die berühmte Preisfrage des Jahres 1747, worin besonders die Anhänger von Leibniz aufgefordert wurden, aus der Monadenlehre die Bewegungsgesetze herzuleiten. Als ihnen dies, wie vorauszusehen, nicht gelang, war ihre Position (Christian Wolff) stark erschüttert.

Großes Mißtrauen hegte Euler gegen die cartesische Anschauung über Materie und Denken, die Zweiteilung in Körper und Geist. Er versuchte in einer Abhandlung über Raum und Zeit zu zeigen, daß diese beiden Wesenheiten eine Doppelstellung einnehmen. Der Raum besteht einerseits als Behälter der Körper, andererseits wird er im Geist durch die Mathematik untersucht. Nun gibt es scheinbar auch andere Dinge mit dieser Doppelnatur. Zum Beispiel existieren die Bäume in der äußeren Welt, aber in der Botanik werden sie auch gedacht. Das Verhältnis ist hier aber ein anderes. Der Begriff des Baumes entsteht durch Abstraktion und er existiert nicht in der Natur. Der wirkliche Baum würde unserem Denken zur völligen Beschreibung eine unendliche Aufgabe liefern. Nicht so der Raum. Denn wenn wir von aller Materie abstrahieren, bleibt der eine Raum übrig und gerade dieser wird auch in der Geometrie behandelt. Ein gewisser Unterschied besteht freilich darin, daß die Räume, die wir sehen, relativ sind und bewegt, während die theoretische Physik einen absoluten und ruhenden Raum fordere. Aber gewiß falle der Raum nicht in eine der beiden Arten des Seienden, sondern er sitze »rittlings« über dem Abgrund zwischen Subjekt und Objekt.

Diese Anschauungen Eulers machten auf Kant einen nachhaltigen Eindruck. »In den sechziger Jahren, also noch in seiner vorkritischen Zeit, schreibt er mehrere Abhandlungen über diese Fragen. ... Insbesondere gibt er die Eulersche These wieder, man solle die Physik als Prüfstein für die Methaphysik verwenden.« Als die erwähnten »Briefe« Eulers erschienen waren, war Kant der erste, der auf sie einging. »Das Jahr 1769, d. h. das Jahr nach dem Erscheinen der Briefe, gilt für Kant als das Wichtigste seiner Entwicklung, und in seiner gleich darauf verfaßten Dissertation weist er nachdrücklich an entscheidender Stelle auf sie hin.«

Hatte Euler durch die von ihm veranlaßte Preisfrage die Wolff'sche Lehre wissenschaftlich beseitigt, so gab es dafür die mathematischen Mittel, um das Weltgesetz von Leibniz zu formulieren. »In seiner Variationsrechnung von 1744 fand er einen sehr allgemeinen Fall des sogenannten Prinzips der kleinsten Aktion, das sich in der Folgezeit als ein Gesetz von größter Tragweite erwiesen hat.« Als Maupertuis, damals Präsident der preußischen Akademie, dieses Gesetz exakt aussprach und seine Priorität geltend machte, verwies der Mathematiker Samuel König auf Leibniz als den eigentlichen Entdecker, aber ohne genügende Beweiskraft. In den langjährigen Streit wurde Euler und die Akademien verwickelt; die Angelegenheit selbst wurde durch die Schrift von Voltaire: »Doktor Akakia« zu einer Frage des Jahrhunderts.

Die Einwirkungen Eulers auf die deutsche Philosophie waren noch weit mannigfaltiger und tiefer als sie hier dargestellt werden konnten. Die fortschreitende Gesamtausgabe der Werke Eulers und seiner Korrespondenzen wird außerdem noch manche Zusammenhänge aufzeigen können. Aber schon jetzt darf Euler als ein weiterer Beweis dafür angesprochen werden, wie eng im 18. Jahrhundert der Zusammenhang zwischen Mathematik und Philosophie war; wie damals (nicht nur in der Erkenntnistheorie und der Logik) die letztere weitgehend durch die erstere bestimmt wurde. Aber es war kein einseitiger Rationalismus, — so sehr seine Methode die Mathematik zum Vorbild für alle Wissenschaften und Geistesrichtungen nahm —, der dadurch entstand. Denn Aufklärung und Mathematik standen im Tiefsten im Dienste einer größeren Erscheinung: der natürlichen Offenbarung, die die Existenz Gottes nach Jahrhunderten des Wortglaubens wieder vor allem in der Natur und in ihren ewigen Gesetzen suchte.

K. E. Fuetsch
Zürich

[1]) Andreas Speiser, Leonhard Euler und die deutsche Philosophie. Rascher & Co., Zürich, 1934.

Ein Ereignis für den Bücherfreund!

Geflügelte Worte

Der Zitatenschatz des deutschen Volkes

gesammelt und erläutert von **Georg Büchmann**

28. Auflage * Neubearbeitet von **Dr. Gunther Haupt** und **Dr. Werner Rust**, Stellv. Direktor d. Dtsch. Bücherei zu Leipzig

Umfang über 800 Seiten. Oktavformat. Ganzleinen RM. 14.50

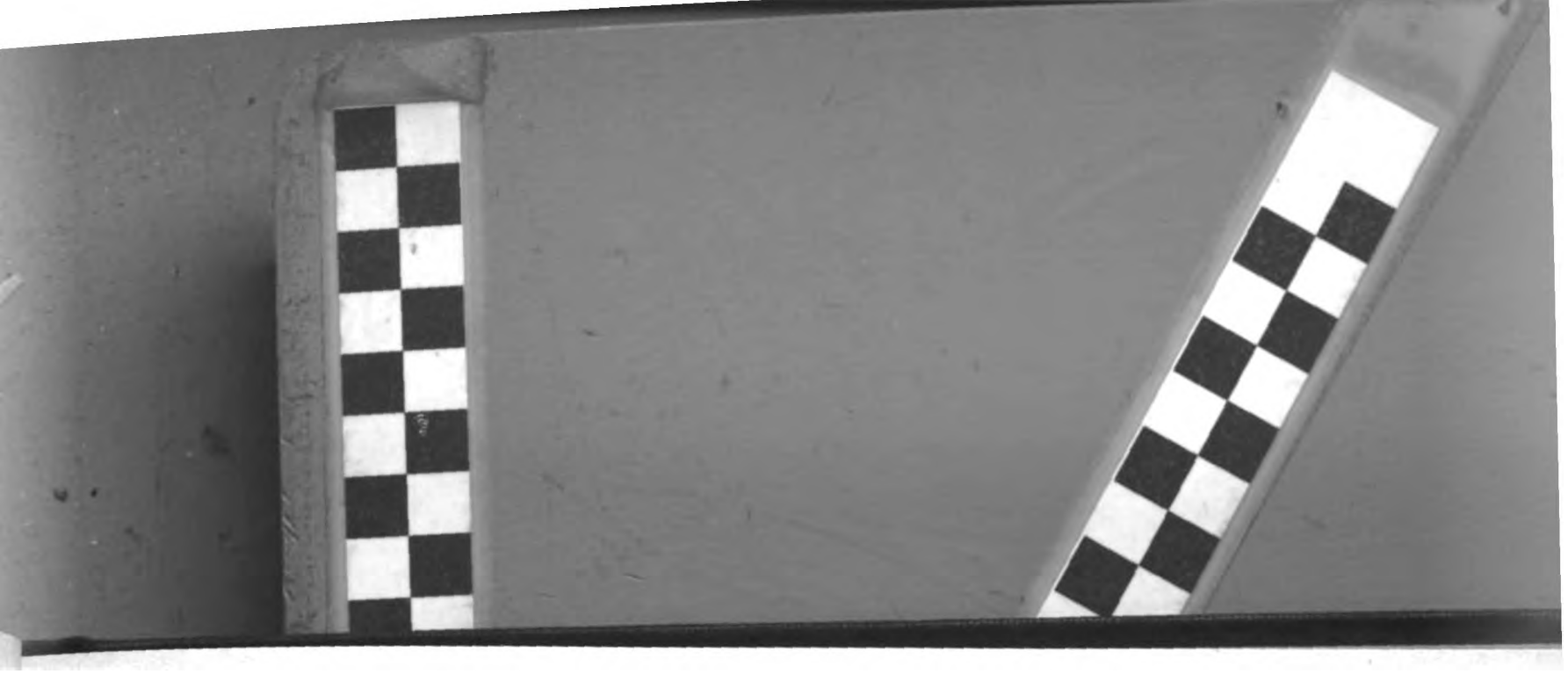
Die vorliegende völlig umgearbeitete und bis in die jüngste Gegenwart fortgeführte 28. Auflage des Werkes kann Ihnen sagen, welche „Geflügelten Worte" auf Adolf **Hitler**, auf Dr. **Goebbels** oder Hermann **Göring** zurückgehen, welche wir überhaupt der nationalsozialistischen Bewegung verdanken. — **Hindenburg, Schlieffen, Bismarck, Moltke, Blücher, Friedrich der Große**, aber auch **Goethe, Schiller, Shakespeare, Martin Luther, Dante**: von ihnen allen gibt es Aussprüche und Redewendungen, die noch heute in jedermanns Munde sind, ohne daß man immer weiß, woher sie stammen. Fast jeder berühmte Name ist im „Büchmann" vertreten; rund 3000 Jahre abendländischer Geschichte kann man in dem Werke verfolgen: eine geradezu unerschöpfliche und jedem verständliche Quelle der interessantesten Belehrung, aber auch ein ungemein unterhaltsamer Führer zu den überraschendsten und humorvollsten Feststellungen. Daneben ermöglicht das Buch die Feststellung, welche — leider immer noch ganz allgemein benutzten — Ausdrücke im Grunde jüdische Redensarten sind und einen Juden zum Urheber haben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG DER HAUDE & SPENERSCHEN BUCHHANDLUNG MAX PASCHKE, BERLIN W 35

Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatl. (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM. 1.50, zuzügl. Versandkosten, Einzelnummer RM. 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 59533), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden. Verlag und Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Anfragen sind zu richten an den Verlag. Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich. Preise nach Tarif II. Aufsätze, Buchbesprechungen, Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftl. der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA.: 4500 III. Vj. 36.

Digitized by Google



Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Herausgegeben von G. Lüdtke

4. Jahrgang. 1937

Berlin und Leipzig

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

1937

Digitized by Google

Digitized by Google

Besprochene Bücher:

Aly, Wolfgang: Livius und Ennius. B. G. Teubner, Leipzig [Horst Rüdiger 5 [2]]

Avenarius, F.: Balladenbuch ed. H. Böhm. G. W. Callwey, München [G. L. 23 [4]]

Balzac, Honoré de: Werke. E. Rowohlt, Berlin [G. L. 23 [6]]

Baucke, L.: Die Erzählungskunst in Thackerays' Vanity Fair. Friederichsen, de Gruyter & Co., Hamburg [H. Papajewski 1 [10]]

Baumgart, Wolfgang: Der Wald in der deutschen Dichtung. Walter de Gruyter & Co., Berlin [R. Sühnel 3 [2]]

Bianchi, L. u. P. Nediani: Aperti Orizzonti. N. Zanichelli, Bologna [H. Rüdiger 20 [8]]

Bickel, E.: Lehrbuch der Geschichte der römischen Literatur. Carl Winter, Heidelberg [A. Klotz 21 [5]]

Bradish, Joseph A. v.: Goethes Beamtenlaufbahn. B. Westermann Co., New York [Ernst Rose 3 [6]]

Gaiser, K.: Chr. Fr. D. Schubart. J. F. Steinkopf, Stuttgart [W. Baumgart 15 [5]]

Gamillscheg, E.: Romania Germanica. III. W. de Gruyter & Co., Berlin [E. Glässer 20 [6]]

Garbe, U. u. H.: Frauenschicksal — Frauengröße. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart [R. Westermann 15 [11]]

ed. Gassen, K.: Bettina von Arnim und Rudolf Baier. L. Bamberg, Greifswald [H. Knudsen 23 [3]]

Geißler, E.: Vom deutschen Stil. Bibliographisches Institut, Leipzig [W. Schulze 15 [2]]

Gent, W.: Die geistige Kultur um Friedrich den Großen. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Rüdiger 20 [3]]

Goethe-Kalender auf das Jahr 1938. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig G. L. [23 [2]]

Goetz, Leopold Karl: Volkslied und Volksleben der Kroaten und Serben. Carl Winter, Heidelberg [Heinrich Kalek 1 [8]]

La Rochefoucauld, Die Maximen des Herzogs von — übers. v. E. Hardt. R. Oldenbourg, München [G. L. 23 [6]]

Leitzmann, Albert: Georg und Therese Forster und die Brüder Humboldt. Ludwig Röhrscheid, Bonn [W. Baumgart 8 [6]]

Leyhausen, Wilhelm: Probleme der Poetik. L. Bamberg, Greifswald [W. Baumgart 8 [8]]

Vierundzwanzig alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn. Ludwig Voggenreiter, Potsdam [W. Baumgart 8 [3]]

Littmann, E.: Morgenländische Spruchweisheit. I. C. Hinrichs, Leipzig [N-dt. 23 [6]]

May, Kurt: Faust II. Junker & Dünnhaupt, Berlin [W. Baumgart, 8 [8]]

Meinhof, Carl: Die Entstehung flektierender Sprachen. Dietrich Reimer, Berlin [A. Debrunner 3 [8]]

Mersmann, H.: Volkslied und Gegenwart. Ludwig Voggenreiter, Potsdam [E. Seemann 20 [4]]

Digitized by Google

Michelmann, E.: Carl Künzel. Cotta, Stuttgart [N-dt 23 [14]]
Minder, Robert: Die religiöse Entwicklung von Karl Philipp Moritz auf Grund seiner autobiogr. Schriften. Junker & Dünnhaupt, Berlin [F. Martini 3 [6]]
ed. Mollat, G.: Von Goethes Mutter zu Cosima Wagner. Fr. Frommann, Stuttgart [G. L. 23 [3]]
Much, R.: Die Germania des Tacitus. Carl Winter, Heidelberg [W. Betz 12 [12]]
Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer, Walter de Gruyter & Co., Berlin [W. Baumgart 8 [8]]
Müller, H.-R.: Rainer Maria Rilke als Mystiker. Furche-Verlag, Berlin [W. Baumgart 20 [3]]
Mulot, A: Die deutsche Dichtung unserer Zeit, I. J. B. Metzler, Stuttgart [Fr. Beißner 20 [4]]
ed. Nadler, J. u. H. R. v. Srbik: Österreich. Anton Pustet, Salzburg [J. B. 14 [10]]
Neuschäffer, W.: Dostojewskis Einfluß auf den englischen Roman. Carl Winter, Heidelberg [H. Papajewski 1 [10]]
Pacini, Lidia: Petrarca in der deutschen Dichtungslehre vom Barock bis zur Romantik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [Horst Rüdiger 4 [6]]
Przywara, Erich: Heroisch. Ferdinand Schöningh, Paderborn [W. Baumgart 8 [8]]
Rapp, Catherine Theresa: Burgher and Peasant in the Works of Thomasin von Ziclaria, Freidank and Hugo von Trimberg, Washington, 1936 [F. A. Hermens 8 [7]]
Reden u. Abhandlungen z. Eröffnung d. Instituts f. Portugal u. Brasilien. A. Metzner, Berlin [N-dt 20 [8]]
Reichwagen, W: Der expressionistische Zug im neuesten engl. Roman. H. Dallmeyer, Greifswald [H. Papajewski 1 [10]]
Reimann, H.: Vergnügliches Handbuch d. deutschen Sprache. Piper & Co., München [N-dt 15 [8]]
Reuter, Fritz: Werke bearb. v. W. Seelmann u. H. Brömse. Bibliographisches Institut, Leipzig [G. L. 20 [3]]
Rheinfelder, H.: Altfranzösische Grammatik, I. Teil. Max Hueber, München [Rech 20 [6]]
Rilke, Rainer Maria: Briefe aus den Jahren 1914—1921. Insel-Verlag, Leipzig [I. Pracht 23 [4]]
Roedder, Edwin C.: Volkssprache und Wortschatz des badischen Frankenlandes. New York [Murat H. Roberts 10 [8]]
Roedl, Urban: Adalbert Stifter. Rowohlt, Berlin [W. Baumgart 8 [8]]
Rose, H.: Klassik als künstlerische Denkform des Abendlandes. C. H. Beck, München [H. Horn 23 [2]]
Rosteutscher, J.: Der Gedanke des kulturellen Fortschritts in der englischen Dichtung. Priebatsch, Breslau [H. Papajewski 1 [10]]
Roth, W. A.: Der gefesselte Prometheus von Aischylos. Verlag für Kulturpolitik, Berlin [N-dt 21 [2]]
Rüdiger, H.: Lateinische Gedichte. E. Heimeran, München [G. L. 23 [6]]
Santayana G.: Der letzte Puritaner. C. H. Beck, München [G. Kartzke 9 [7]]
Sappho, griechisch-deutsch, übers. v. E. Morwitz. Georg Bondi, Berlin [Horst Rüdiger 11 [9]]
Schneider, Friedrich: Der deutsche Weg zu Dante. H. Böhlaus Nachf., Weimar [N-dt 21 [8]]
Schneider, Wilhelm: Die auslandsdeutsche Dichtung unserer Zeit. Weidmann, Berlin [W. Baumgart 8 [8]]
Schwarze, Karl: Der Siebenjährige Krieg in der zeitgenössischen deutschen Literatur. Junker & Dünnhaupt, Berlin [W. Baumgart 8 [8]]
Schwyzer, Eduard: Griechische Grammatik. C. H. Beck, München [A. Nehring 5 [4]]
v. Seuffert, Th.: Venedig im Erlebnis deutscher Dichter. Kom.-Verlg. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [H. Rüdiger 20 [8]]
Shakespeare-Jahrbuch ed. W. Keller, H. Böhlaus Nachf., Weimar [Nienholdt 8 [12]]
Steinberg, A. S.: Die Idee der Freiheit. Vita-Nova-Verlag, Luzern [H. Rüdiger 19 [12]]
Stenzel, Karl: Herzog Karl Eugen und Schillers Flucht. Fritz Krais, Stuttgart [W. Baumgart 8 [8]]
Stoeßl, Fr.: Die Trilogie des Aischylos. Rudolf M. Rohrer, Brünn [J. Seewald 21 [2]]
Storfer, A. J.: Im Dickicht der Sprache. R. Passer, Wien [G. L. 20 [10]]
Stumpfl, Robert: Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. Junker & Dünnhaupt, Berlin [F. Martini 8 [4]]
Tacitus Germania, bearb. v. H. Philipp. F. A. Brockhaus, Leipzig [Nienholdt 8 [4]]
ed. v. Taube, O.: Das Buch der Keyserlinge. S. Fischer, Berlin [Axel Schmidt 23 [14]]
Taylor, Archer u. Fr. H. Ellis: A Bibliography of Meistergesang. Indiana University Studies, Bloomington [E. Rose 15 [5]]
Tiemann, H.: Das Spanische Schrifttum in Deutschland. Von der Renaissance bis zur Romantik. Ibero-Amerik. Institut, Hamburg [H. Rüdiger 20 [7]]
Timmler, M.: Die Anschauungen Bernard Shaws über die Aufgabe des Theaters auf Grund seiner Theorie und Praxis. Breslau [Hans Galinsky 1 [11]]
Treimer, K.: Das tschechische Rotwelsch. Winter, Heidelberg [H. Dibelius 20 [10]]
Trübners Deutsches Wörterbuch ed. Alfred Götze. Walter de Gruyter & Co., Berlin [Horst Rüdiger 8 [8], 20 [10]]
Trunz, E.: Deutsche Dichtung der Gegenwart. Georg Stilke, Berlin [Fr. Beißner 20 [4]]
Vowinkel: Der englische Roman zwischen den Jahrzehnten 1927—1935. F. A. Herbig, Berlin [H. Papajewski 1 [10]]
Walter, Robert: Dudelsack, Schalmei und Geige. Dr. Ernst Hauswedell, Hamburg [E. S. 10 [12]]
Walzel, Oskar: Grenzen von Poesie und Unpoesie. Gerhard Schulte-Bulmke, Frankfurt a. M. [W. Baumgart 8 [8]]
Walzel, O.: Florenz in deutscher Dichtung. Kom.-Vlg. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [H. Rüdiger 20 [8]]
Wendt, H. G.: Max Dauthendey. Columbia University Press, New York [Carl Speth jr. 15 [6]]
Wentzlaff-Eggebert, Friedrich-Wilhelm: Dichtung und Sprache des jungen Gryphius. Akademie d. Wissenschaften. Kom. Walter de Gruyter & Co., Berlin [W. Baumgart 8 [8]]
Werner, J.: Maxe von Arnim. Köhler & Amelang, Leipzig [G. L. 23 [3]]
Wickardt, W.: Die Formen der Perspektive in Charles Dickens' Romanen. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Papajewski 1 [10]]
Winkler, Eugen Gottlob: Gestalten und Probleme. Karl Rauch, Leipzig [W. Baumgart 8 [8]]
Wolf, W.: Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien. Carl Winter, Heidelberg [W. Baumgart 20 [3]]

Geschichte

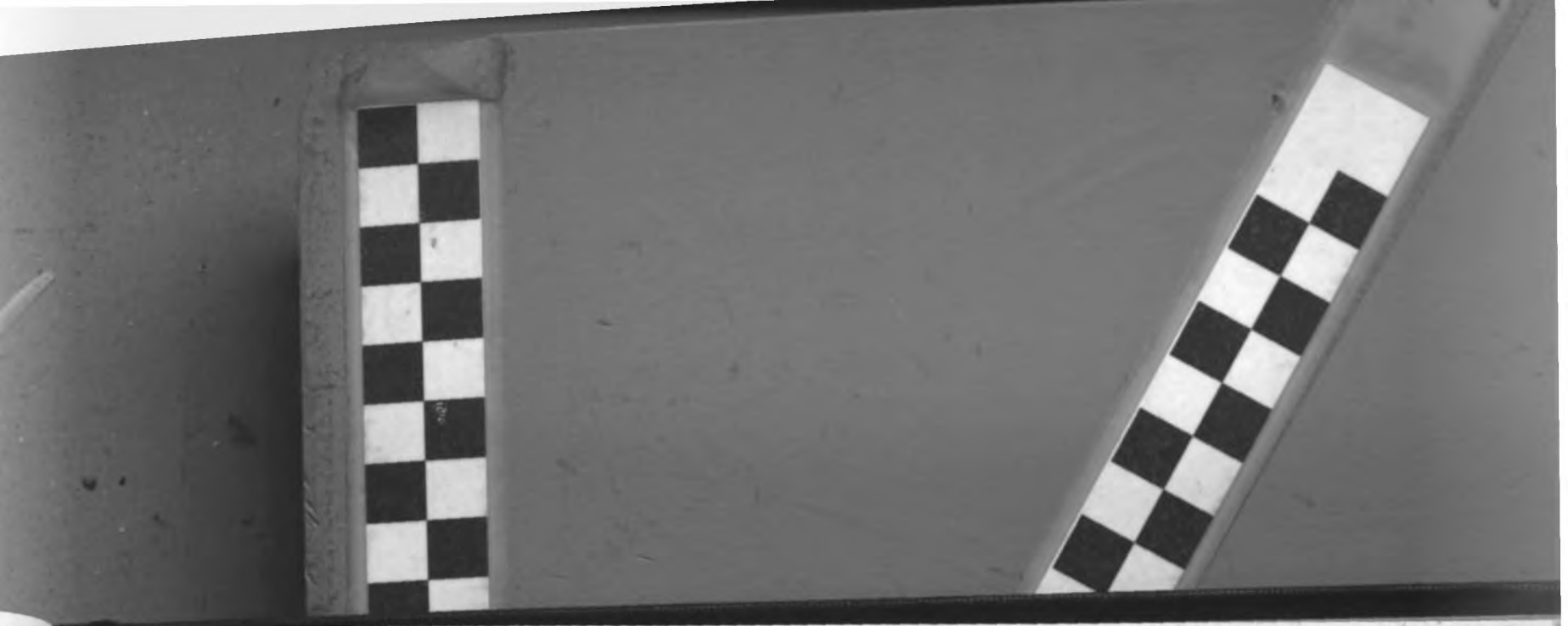
Aufsätze:

Arens, Franz: Das Wallensteinproblem [1 [1]]
Dibelius, Helmut: Die Herkunft der Ungarn [22 [4]]
Dölger, F.: Die kulturgeschichtlichen Grundlagen der politischen Einigungsbestrebungen des Balkans [14 [1]]
— —: Rom in der politischen Gedankenwelt der Byzantiner [16 [5]]
Dopsch, Alfons: Lehnrecht und Staatsgewalt im Mittelalter [6 [5]]
Hashagen, J.: Die Staufische Renaissance [16 [7]]
Heiland, Kurt: Johann Ludwig Klüber — ein Lebensbild [5 [12]]
Herzog-Hauser, Gertrud: Totengedenktage im alten Rom [5 [3]]
Jüthner, Julius: Das Alter der Olympischen Spiele [11 [3]]
Kalek, Heinrich: Das kulturelle Leben in Ungarn zur Zeit der Türkenherrschaft [22 [5]]
Klotz, Alfred: Politische Geschichtsschreibung in Rom zur Zeit des zweiten Punischen Krieges [21 [5]]
Mehlan, Arno: Die mittelalterlichen deutschen Bergbaukolonien auf dem Balkan [4 [7]]
Mönch, Walter: Joh. Calvin, ein religiöser und politischer Charakterkopf aus dem Zeitalter der französischen Renaissance [1 [3]]
Preisendanz, K.: Eine neue Handschrift aus Joh. Reuchlins Bibliothek [5 [11]]
Rüdiger, H.: Dilthey und Burckhardt [16 [9]]
Schmeidler, Bernhard: Deutsche Reichsgeschichte und Reichspolitik im 15. Jahrhundert [6 [3]]
Schmidt, A.: Alexander Herzen, der Vorkämpfer der Bauernbefreiung in Rußland [19 [11]]
Schramm, Percy Ernst: Die englische Krönung im Lichte der Geschichte [9 [1]]
Taeschner, Franz: Ordensrittertum im islamischen Orient [14 [5]]
Valjavec, Fritz: Die Entwicklung der ungarischen Geschichtsschreibung [22 [3]]
Validi, A. Z.: Die Reiseberichte Ibn-Fadlans [19 [7]]
Wentzcke, P.: Christoph Wilhelm Koch — ein Lebensbild [6 [12]]

Besprochene Bücher:

Bailly, A.: Der Kardinal als Diktator. Paul List, Leipzig [R. 23 [16]]
Borchardt, G.: Die Randbemerkungen Friedrichs des Großen. Akad. Verlagsanst. Athenaion, Potsdam [N-dt 23 [16]]
Corti, E. C.: Ludwig I. von Bayern. F. Bruckmann, München [W. Schwerdtfeger, 23 [17]]
ed. Bauer, W. u. R. Lacroix: Die Korrespondenz Ferdinands I, Bd. II, 1. A Holzhausen Nachf., Wien [I. Pracht 23 [15]]
Baumgarten, Eduard: Benjamin Franklin. V. Klostermann, Frankfurt [Georg Kartzke 9 [7]]
Bolitho, H.: Der große Coburger u. seine Zeit. Carl Reißner, Dresden [W. v. Puttkamer 23 [15]]
Brandi, K.: Kaiser Karl V. F. Bruckmann, München [I. Pracht 23 [15]]
ed. Capelle, W.: Das alte Germanien. Eugen Diederichs, Jena [G. L. 12 [6]]
Caulaincourt: »Unter vier Augen mit Napoleon« ed. F. Mathesius. Velhagen & Klasing, Bielefeld [W. Schwerdtfeger 15 [10]]
Christoffel, U.: Altes Spanien. Verlag Die Runde, Berlin [J. Vincke 19 [10]]
ed. v. Cochenhausen: Schicksalsschlachten d. Völker. Breitkopf & Härtel [G. L. 16 [10]]
Dunbar, G.: Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart . R. Oldenbourg, München [G. L. 19 [4]]
Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. II. Band. W. de Gruyter & Co., Berlin [R. 19 [4]]
ed. Frauenholtz, Eugen v.: Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens Band II, 1. C. H. Beck, München [J. Bühler 6 [6]]
Golowin, U.: Die Weltmacht Großbritannien. Karl Siegismund, Berlin [E. G. Jacob 4 [11]]
Görlitz, Walter: Hannibal. Quelle & Meyer, Leipzig [W. Schwerdtfeger 5 [8]]
Gregor, J.: Das spanische Welttheater. H. Reichner, Wien [J. Vincke 23 [15]]
Haberkern, Eugen u. Joseph Friedrich Wallach: Hilfswörterbuch für Historiker. Verlag f. Staatswissenschaften u. Geschichte, Berlin-Grunewald [J. Bühler 6 [4]]
Haeuptner, Gerhard: Die Geschichtsansicht des jungen Nietzsche. W. Kohlhammer, Stuttgart [R 11 [11]]
Haintz, Otto: Der russisch-japanische Krieg 1904/5. Georg Stilke, Berlin [G. Frantz, 14 [11]]
Haller, Johannes: Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen. J. G. Cotta, Stuttgart [O. Urbach 1 [5]]
Handbuch d. neuzeitlichen Wehrwissenschaften ed. H. Franke. Bd. 1 u. 2. W. de Gryter & Co., Berlin [Müller-Loebnitz 23 [14]]
v. Harbou, A.: Dienst u. Glaube i. d. Staatsauffassung Albrecht v. Roons. Junker & Dünnhaupt, Berlin [H. Witte 16 [10]]
Helbock: Grundlinien d. Volksgeschichte Deutschlands u. Frankreichs, Lief. 4 u. 5. Walter de Gruyter & Co., Berlin [R. Marek 12 [8]]
ed. Hinrichs C.: Friedrich d. Große u. Maria Theresia. Diplomatische Berichte von Otto Christoph Graf v. Podewils. R. Deckers Verlag, Berlin [G. Oestreich 16 [8]]
Hinrichs, C.: Der Kronprinzenprozeß Friedrich und Katte. Hanseatische Verlagsanst., Hamburg [G. Oestreich 16 [8]]
Hönn, K.: Augustus. L. W. Seidel & Sohn, Wien [W. Schwerdtfeger 23 [15]]
Huber, G.: Kriegsgefahr über Europa, Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. Bühler 14 [11]]
ed. Jagow, K.: Prinzgemahl Albert. K. Siegismund, Berlin [W. v. Puttkammer 23 [16]]
Kaegi, W.: Michelet und Deutschland. Benno Schwabe, Basel [O. Urbach 20 [7]]
Kühlmann, Richard v.: Entwicklung d. Großmächte vom Sturz Napoleons bis zur Gegenwart. Karl Siegismund, Berli [E. G. Jacob 4 [11]]

Digitized by Google



Luckwald, Friedrich: Das Verfassungsleben i. d. Vereinigten Staaten. Georg Stilke, Berlin [Georg Kartzke 9 [7]]

Lufft, Hermann: Das Empire in Verteidigung und Angriff. Rudolf Schneider, Reichenau [N-dt 9 [12]]

Lufft, Hermann: USA, Rudolf Schneider, Reichenau [Georg Kartzke 9 [7]]

Meinecke, Friedrich: Die Entstehung des Historismus. R. Oldenbourg, München [L. Landgrebe 14 [7]]

Menghin, Oswald: Weltgeschichte der Steinzeit. Anton Schroll, Wien [s. 10 [6]]

Merians anmuthige Städtechronik, II. Teil, ed. v. H. Voß. W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen [I. P. 23 [18]]

Milkau, Fritz: Geschichte der Bibliotheken im alten Orient. Otto Harrassowitz, Leipzig [Wilhelm Printz 5 [8]]

Misch Orend: Siebenbürger Sachsen. E. A. Seemann, Leipzig [H. Kalek 22 [6]]

Naumann, Martin: Österreich, England u. d. Reich 1719—1732. Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. B. 6 [6]]

Nicolson, H.: Dwight Morrow, Finanzmann u. Diplomat in USA. H. v. Hugo u. Schlotheim, Berlin [I. Pracht 23 [17]]

Oncken, H.: Die Sicherheit Indiens. G. Grote, Berlin [I. Pracht 23 [17]]

Paléologue, M.: Alexander I. Paul Neff, Berlin [W. Schwerdtfeger 23 [17]]

Papastavru, J.: Amphipolis. Dieterich, Leipzig [H. Volkmann, 11 [10]]

Pekař, Josef: Wallenstein, Alfred Metzner, Berlin [Franz Arens 1 [1]]

Pohlenz, Max: Herodot. B. G. Teubner, Leipzig [E. Howald 11 [9]]

Quellen z. deutschen Politik Österreichs 1859—66, Bd. II u. III. ed. Heinrich Ritter v. Srbik. G. Stalling, Oldenburg [W. Schwerdtfeger 14 [11]]

Quellen z. deutschen Politik Österreichs, Bd. IV. ed. v. Srbik, H. Ritter. G. Stalling, Oldenburg [W. Schwerdtfeger 16 [8]]

Reck-Malleczewen, F.: Sophie Dorothee. Schützen-Verlag, Berlin [W. Schwerdtfeger 15 [10]]

Rehrmann, F. A.: Kaiser Augustus. Franz Borgmeyer, Hildesheim [W. Schwerdtfeger 23 [15]]

Rohden, Peter Richard: Robespierre. Holle & Co., Berlin [F. I. 1 [6]]

Roloff, G.: Das Habsburger Reich. Walter de Gruyter & Co., Berlin [I. Pracht 16 [8]]

Russel, Ph.: Benjamin Franklin. Quelle & Meyer, Leipzig [I. Pracht 23 [17]]

Salomon, Richard: Opicinus de Canistris. Weltbild und Bekenntnisse eines avignonesischen Klerikers des 14. Jhdts. Studies of the Warburg Institute, London [I. Pracht 14 [5]]

Scott, E.: Die Stuarts. Georg D. W. Callwey, München [W. Schwerdtfeger 15 [10]]

Sieburg, Friedrich: Robespierre. Sozietäts-Verlag, Frankfurt [F. J. 1 [6]]

Sonthoff, Herbert: Carl Schurz, Philipp Reclam, Leipzig [Georg Kartzke 9 [7]]

Sueton: Cäsarenleben. Alfred Kröner, Leipzig [W. Schwerdtfeger 5 [2]]

Schäfer, Ernst: Der Königl. Spanische Oberste Indienrat. Ibero-amerikan. Institut, Hamburg [E. G. Jacob 19 [10]]

Schaller, H.: Die Renaissance . E. Reinhardt, München [J. Bühler 16 [8]]

Schönfeld, W.: Der deutsche Idealismus und die Geschichte. J. C. B. Mohr, Tübingen [R. 14 [8]]

Schütz, Anton: Gott in der Geschichte. Anton Pustet, Salzburg [E. Hering 14 [8]]

Schwerdtfeger, B.: Das Weltkriegsende. Akad. Verlagsanst. Athenaion, Potsdam [H. Franke 16 [11]]

ed. Schwerdtfeger, B. u. E. O. Volkmann: Die Deutsche Soldatenkunde. Bibliogr. Institut, Leipzig [G. L. 16 [10]]

Tritsch, W.: Wallenstein. J. Kittls Nachf., Mährisch Ostrau [W. Schwerdtfeger 15 [10]]

Ullmann, H.: Das neunzehnte Jahrhundert. E. Diederichs, Jena [R. Stadelmann 24 [10]]

Volkmann, E.O.: Strategie des Weltkrieges

— —: Strategischer Atlas zum Weltkrieg. Bibliographisches Institut, Leipzig [N-dt 16 [10]]

Wahl, Adalbert: Deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges, Bd. 1—4. W. Kohlhammer, Stuttgart [J. Bühler 14 [10]]

Wahl, Kurt: Staatskirche und Staat in England. W. Kohlhammer, Stuttgart [J. B. 9 [2]]

Wencker-Wildberg, F.: Bernadotte. Hoffmann & Campe, Hamburg [W. Schwerdtfeger 15 [10]]

Wendt, H.: Der italienische Kriegsschauplatz in europäischen Konflikten. Junker & Dünnhaupt, Berlin [R. Stadelmann 14 [11]]

Wiegler, P.: Verräter und Verschwörer. Ullstein, Berlin [Schmeier 23 [16]]

Wilkinson, C.: Nelson. W. Goldmann, Leipzig [G. L. 23 [16]]

Zatschek, H.: Das Volksbewußtsein. Rud. M. M. Rohrer, Brünn [H. Kalek 24 [10]]

Zimmermann, F. u. G. Gündisch: Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, Bd. IV. Kraft & Drotleff, Hermannstadt [H. Kalek 22 [6]]

Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Theatergeschichte

Aufsätze:

Hotz, Walter: Wildenberg und Wolfram von Eschenbach [8 [3]]

Knudsen, Hans: Theatergeschichte als Wissenschaft [8 [9]]

Lauts, Jan: Neue Funde u. Forschungen zur Entstehungsgeschichte des ritterlichen Harnisches im Mittelalter [6 [7]]

Nienholdt, E.: Der Stand der Kostümgeschichte in Deutschland [16 [1]]

— —: Johann Karl Ludwig Engel — ein Lebensbild [16 [12]]

Wentzel, Hans: Die Kunst der Hanse im Ostseegebiet [10 [9]]

Besprochene Bücher:

d'Ancona, Paolo: Les primitifs italiens du XI. au XIII. siècle. Paris [F. J. 16 [4]]

Arndt, J.: Deutsche Kunst im Reich d. deutschen Kaiser. Bibliogr. Institut, Leipzig [N-dt 23 [11]]

Bahle, Julius: Der musikalische Schaffensprozeß. S. Hirzel, Leipzig [A. Neff 3 [9]]

Bossert, H. Th.: Altkreta. E. Wasmuth, Berlin [N-dt 23 [11]]

ed. Brinkmann, A. E.: Michelangelo, Sixtinaköpfe. Woldemar Klein, Berlin [H. Hofmann 16 [3]]

Bücken, E.: Richard Wagner. Die großen Meister der Musik. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam [K. J. Krüger 15 [11]]

Busoni: Briefe an seine Frau, ed. Fr. Schnapp. Rotapfel-Verlag, Erlenbach/Zürich [Heinz Joachim 3 [11]]

Chodowiecki, D.: Von Berlin nach Danzig, ed. W. v. Oettingen. Insel-Verlag, Berlin [I. Pracht 23 [12]]

ed. Clemen-Hürlimann: Gotische Kathedralen in Frankreich. Atlantis-Verlag., Zürich-Berlin [G. L. 23 [11]]

Domes, F. J. Schiller a. d. dänischen Bühne. B. G. Teubner, Leipzig [H. Knudsen 3 [7]]

Fichtner, F.: Meißener Porzellan. Bibliogr. Institut, Leipzig [N-dt 23 [11]]

ed. Gerstenberg, K.: A. Dürer, Blumen u. Tiere. Woldemar Klein, Berlin [H. Hofmann 16 [3]]

Giesau, H.: Die Meißner Bildwerke. August Hopfer, Burg [H. Hofmann 16 [2]]

Ginhart, Karl: Die bildende Kunst in Österreich, Band 1. Rudolf M. Rohrer, Baden b. Wien [H. Hofmann 6 [11]]

Ginhart, K.: Die bildende Kunst in Österreich. Bd. II. Rudolf M. Rohrer, Brünn [H. Hofmann 16 [3]]

Gradenwitz, P.: Johann Stamitz. Rudolf M. Rohrer, Brünn [K.-J. Krüger, 15 [12]]

Gurlitt, Willibald: Johann Sebastian Bach, der Meister und sein Werk. Furche-Verlag, Berlin [H. 3 [11]]

Gysi, Fritz: Richard Strauß. Die großen Meister d. Musik. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam [K.-J. Krüger 15 [11]]

Haas, R.: Mozart. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam [K.-J. Krüger 20 [12]]

Hauptmann, M.: Der Tondo. V. Klostermann, Frankfurt a. M. [J. Lauts 16 [6]]

Hege, W. u. G. Barthel: Barockkirchen in Altbayern und Schwaben. Deutscher Kunstverlag, Berlin [H. Jerchel 23 [12]]

Heise, C. G.: Fabelwelt des Mittelalters. Rembrandt-Verlag, Berlin [O. Erich 16 [2]]

ed. Hentzen, Alfred u. Niels v. Holst: Die großen Deutschen im Bild [G. L. 16 [3]]

Hekler, A.: Ungarische Kunstgeschichte. Gebr. Mann, Berlin [H. K. 23 [13]]

Hetzer, Theodor: Tizian, Geschichte seiner Farbe. V. Klostermann, Frankfurt a. M. [E. G. Troche 4 [6]]

v. Holst, N.: Baltenland. Deutscher Kunstverlag, Berlin [H. Jerchel 23 [12]]

Hotz, W.: Staufische Reichsburgen am Mittelrhein. Deutscher Kunstverlag, Berlin [H. Jerchel 23 [12]]

Kauffmann, H.: Donatello. G. Grotesche Verlagsbuchhdlg., Berlin [E. G. Troche 16 [4]]

Kelly, John Alexander: German Visitors to English Theaters in the Eighteenth Century, Princeton University, Press, Princeton [Ernst Rose 3 [6]]

Kießling, G.: Deutsche Kaiserbildnisse d. Mittelalters. Bibliogr. Institut, Leipzig [N-dt 23 [11]]

Kinsky, Georg: Die Originalausgaben der Werke Johann SebastiansBachs. Herbert Reichner, Wien [K.-J. Krüger 8 [10]]

Knapp, Fr.: Balthasar Neumann. Velhagen & Klasing, Bielefeld [N-dt 23 [12]]

Luckenbach, H.: Kunst und Geschichte, ;II. Teil. R. Oldenbourg, München [H. Hofmann 6 [11]]

Lundberg, Erik: Herremannens Bostad. Kunigl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, Stockholm [H. Wentzel 6 [10]]

Die großen Meister der Musik ed. Ernst Bücken. Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam [Karl-J. Krieger 3 [10]]

Mersmann, Hans: Eine deutsche Musikgeschichte. Sanssouci-Verlag, Berlin [Knud Andersson 3 [9]]

Michailow, Nikola: Österreichische Malerei des 18. Jahrhunderts. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. [H. Hofmann 6 [11]]

Mozart Wolfgang Amadeus: Drei Lieder für den Frühling. Herbert Reichner, Wien [K.-J. Krüger 20 [12]]

Festschrift für Ernst Neeb, Stadtbibliothek der Stadt Mainz [H. Kohlhaußen 6 [10]]

v. Niebelschütz, E.: Halberstadt. Deutscher Kunstverlag, Berlin [H. Jerchel 23 [12]]

Nienholdt, E.: Die deutsche Tracht im Wandel der Jahrhunderte. W. de Gruyter, Berlin [P. Post 23 [12]]

Nordelbingen ed. F. Fuglsang, W. Passarge, H. Schmidt, Bd. 11 u. 12. Westholsteinische Verlagsanstalt, Heide i. H. [H. Wentzel 6 [9]]

Pfeilstücker, S.: Spätantikes und germanisches Kunstgut i. d. frühangelsächsischen Kunst. Deutscher Kunstverlag, Berlin [B. S. 16 [4]]

Porter Butts: Art in Wisconsin. Madison Art Association, Madison Wisconsin [Georg Kartzke 9 [7]]

Priebsch-Cloß, H.: Magie u. Naturgefühl i. d. Malerei von Grünewald, Baldung-Grien, Lukas Cranach und Altdorfer. Ludwig Röhrscheid, Bonn [E. G. Troche 16 [2]]

ed. Selden-Goth, G.: 25 Busoin-Briefe. Herbert Reichner, Wien [K.-J. Krüger 15 [12]]

Sirén, O.: Histoire de la Peinture Chinoise, II. Van Oest, Paris [Speiser 19 [5]]

Scheltema, Frederik Adama van: Die Kunst unserer Vorzeit, Bibliographisches Institut, Leipzig [F. Behn 6 [9]]

Schering, Arnold: Beethoven und die Dichtung. Junker & Dünnhaupt, Berlin [W. Baumgart 3 [9]]

Schneider-Lengyel, J.: Griechische Terrakotten. F. Bruckmann, München [Horst Rüdiger 5 [2]]

Schrade, H.: Bauten d. dritten Reiches. Bibliogr. Institut, Leipzig [N-dt 23 [11]]

Schröder, H.: Der Passionsaltar d. Hans Memling i. Dom zu Lübeck. Bibliogr. Institut, Leipzig [N-dt 23 [11]]

ed. Schuh, W.: Die Briefe Richard Wagners an Judith Gautier. Rotapfel-Verlag, Erlenbach [G. L. 15 [12]]

Stefan, P.: Die verkaufte Braut. H. Reichner, Wien [K.-J. Krüger 20 [12]]

Stefan, P.: Die Zauberflöte. H. Reichner, Wien [K.-J. Krüger 20 [12]]

Strzygowski, J.: Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst. C. Winter, Heidelberg [E. Schaffran 24 [8]]

Digitized by Google

Thiede, K.: Flur- und Dorfbild i. deutschen Land. Bibliogr. Institut, Leipzig [N-dt 23 11]
Thon, A.: Fridericianische Schlösser. Woldemar Klein, Berlin [H. Hofmann 16 8]
Vogel, H.: Die Baukunst des deutschen Klassizismus. Gebr. Mann, Berlin [H. Eckstein 23 12]
Wais, Kurt: Symbiose der Künste. W. Kohlhammer, Stuttgart [W. Baumgart 8 6]
Waetzoldt, Wilhelm: Dürers Ritter, Tod und Teufel. Georg Stilke, Berlin [H. Hofmann 6 11]

Archäologie, Vorgeschichte, Volkskunde

Aufsätze:

Behn, Friedrich: Zehn Jahre Ausgrabungen in Lorsch [12 5]
Boehm, Fritz: Volkstümliche und gelehrte Zukunftsdeutung a. d. menschlichen Körper [10 1]
Buttler, Werner: Deutsche Vor- und Frühgeschichte als Spatenwissenschaft [12 1]
Capelle, Wilhelm: Poseidonius der Entdecker d. »nordischen« Völker [11 7]
Dehn, Wolfgang: Der Ring bei Otzenhausen, eine Trevererfestung [12 9]
Dornseiff, Franz: Gibraltar und Herakles [5 1]
Ehrlich, Bruno: Das nordische Steinzeitdorf Succase am Frischen Haff [12 10]
Erich, O. A.: Osterhase und Küken [6 1]
Langsdorff, Alexander: Eine Ausgrabung des Reichsführers-SS in Ostpreußen [12 11]
Lauffer, Otto: Deutsche Altertumskunde [10 3]
Meriggi, Piero: Die Hieroglyphenschrift der Induskultur [5 9]
Paret, Oscar: Das Geschlecht Württemberg mehr als 1500 Jahre bodenständig? [10 5]
von Petrikovits: Neue Ausgrabungen bei Xanten [12 7]
Richter, H.: Ringwallausgrabung in Oberhessen [12 4]
Sprater, F.: Der Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim [12 3]
Wagner, H. K.: Der Ringwall Dommelsberg bei Koblenz [12 7]

Besprochene Bücher:

Becker, Albert: Das Hutten-Sickingen-Bild. Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, Heidelberg [Nienholdt 8 4]
ed. Blunck, H. F.: Die Nordische Welt. Propyläen-Verlag, Berlin [G. L. 10 4]
Casteret, Norbert: Zehn Jahre unter der Erde. F. A. Brockhaus, Leipzig [E. W. S. 13 4]
Emmel, Hilde: Masken in volkstümlichen deutschen Spielen. Eugen Diederichs, Jena [O. A. Erich 10 7]
Gebhard, T.: Möbelmalerei in Altbayern. Georg J. W. Callwey [O. A. Erich 16 3]
Isenberg, H.: Altes Brauchtum im Handwerk. Buschmann, Münster [Otto Ludwig 10 7]
Lindner, K.: Die Jagd der Vorzeit. W. de Gruyter & Co., Berlin [W. Buttler 23 22]
Oschilewski: Der Buchdrucker. Eugen Diederichs, Jena [Otto Ludwig 10 7]
Pischel, Barbara: Die thüringische Glasbläserei. Fritz Fink, Weimar [O. A. Erich 10 7]
Richthofen, Bolko v.: Zum Stand der Arbeiten über neuzeitliche Kleinbauten vorgeschichtlich-mittelländischer Art u. d. Urheimat d. Hamiten. Zur Bearbeitung d. vorgeschichtlichen u. neueren kleinen Rundbauten d. Pyrenäenhalbinsel. Zeitschriftenaufsätze [E. v. Hopffgarten 4 4]
Rüter, Heinrich: Zeit und Heimat d. Homerischen Epen. Walter de Gruyter & Co., Berlin [P. Goeßler 11 8]
Schreiber, G.: Deutschland und Spanien. L. Schwann, Düsseldorf [J. Vincke 4 3]
ed. Schreiber, G.: Volk und Volkstum, 2. Bd. Kösel & Pustet, München [O. Lehmann 21 12]
Schulz, Walther: Indogermanen und Germanen. B. G. Teubner, Leipzig [Theodor Steche 10 6]
Ungnad, Arthur: Subartu. Walter de Gruyter & Co., Berlin] [W. von Soden 5 10]
Weiß, E.: Steinmetzart und Steinmetzgeist. E. Diederichs, Jena [Otto Ludwig, 10 7]

Theologie, Religionswissenschaft

Aufsätze:

Mensching, G.: Rudolf Otto [2 11]

Besprochene Bücher:

Acta Pauli ed. Carl Schmidt. Staats- und Universitätsbibliothek, Hamburg [B. S. 2 11]
ed. Bohnenstädt: Nikolaus von Cues. F. Meiner, Leipzig [N-dt 24 5]
Clemen, C.: Altgermanische Religionsgeschichte. L. Röhrscheid, Bonn [A. Heiermeier 24 4]
Gennrich, Wilhelm: Evangelium und Deutschtum in Portugal. Walter de Gruyter & Co., Berlin [E. v. Hopffgarten 4 4]
Grönbech, W.: Kultur und Religion der Germanen. Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg [W. A. v. Jenny 24 3]
Grützmacher, R. H.: Religionsgeschichtliche Charakterkunde. A. Deichert, Leipzig [G. L. 23 21]
Hirsch, E.: Hilfsbuch z. Studium d. Dogmatik. W. de Gruyter & Co., Berlin [Fr. K. Schumann 23 21]
Luther, Martin: Vorlesung über den Römerbrief. Übers. v. E. Ellwein. Chr. Kaiser, München [J. Bühler 14 6]
Marett, R.: Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion. Ferdinand Enke, Stuttgart [W. E. Mühlmann 24 3]
Mensching, G.: Das Heilige Wort. L. Röhrscheid, Bonn [S. Schlauck 24 6]
Müller, Alfred Dedo: Ethik. Töpelmann, Berlin [K. Aland 24 5]
Otto, Rudolf: Das Heilige.- C. H. Beck, München [G. Mensching 2 11]
Planck, M.: Religion und Naturwissenschaft. J. A. Barth, Leipzig [G. L. 23 21]
ed. Priebsch, R.: Christi Leiden in einer Vision geschaut. C. Winter, Heidelberg [W. Stammler 24 5]
ed. Roberts, C. H.: Two Biblical Papyri in the John Rylands Library. The University Press, Manchester [B. S. 24 5]
Rohrbach, P.: Der Gottesgedanke in der Welt. Hans Bott, Berlin [H. Horn 24 7]
Schröder, Ferdinand: Brasilien und Wittenberg. Walter de Gruyter & Co., Berlin [E. G. Jacob 4 11]
Schröder, F. R.: Quellenbuch zur germanischen Religionsgeschichte. Walter de Gruyter & Co., Berlin [A. Heiermeier 24 4]
Schulemann, G.: Die Botschaft des Buddha vom Lotos des guten Gesetzes. Herder & Co., Freiburg [H. Horn 19 4]
Strege, M.: Zum Sein in Gott durch Denken. F. Meiner, Leipzig (W. v. Putthamer 24 6]
Stuhlfauth, G.: Das Dreieck, die Geschichte eines religiösen Symbols. W. Kohlhammer, Stuttgart [B. S. 24 5]
Thiel, R.: Luther. Paul Neff, Berlin [J. Bühler 1 3]
Thomas von Aquin: Summa theologica, deutsche Ausgabe, Bd. 4 u. 27. Anton Pustet, Salzburg [E. Przywara 14 6]
Winterswyl, L. A.: Albert der Deutsche. Akademische Verlagsanstalt »Athenaion, Potsdam [N-dt 24 5]

Kulturgeschichte

Aufsätze:

Zur Jahrhundertfeier der Universität Athen [8 1]
Cottasche Buchhandlung, J. G., Stuttgart: Eduard Meyers „Geschichte des Altertums" [H. Schiller 17 3]
Duncker & Humblot, München: Otto von Gierkes Deutsches Privatrecht [F. Stadelmayer 17 2]
v. Farkas, Julius: Die Pflege der deutsch-ungarischen wissenschaftlichen Beziehungen in Deutschland [22 1]
Fehling, A. W.: Wissenschaftspflege und Stiftungen in den Vereinigten Staaten [9 5]
Fischer, Gustav, Jena: Handwörterbuch der Staatswissenschaften [17 1]
de Gruyter & Co., Walter, Berlin: Georg Dehios Geschichte der deutschen Kunst [G. Lüdtke 17 5]
de Gruyter & Co., Walter, Berlin: Das »Kochbuch« der Chemie [G. Lüdtke 17 11]
de Gruyter & Co., Walter, Berlin: Grundrisse der Philologie [G. Lüdtke 17 12]
Herder & Co., Freiburg: Der Geschichtschreiber der Päpste [17 4]
Lodewyckx, Augustin: Die Grundlagen der australischen Kultur [9 9]
Lodewyckx, Augustin: Die Australischen Universitäten [19 1]
Lüdtke, G.: Lebendige Werke der Wissenschaft [17 1]
Metzlersche Verlagsbuchhandlung, J. B., Stuttgart: Handbuch der Vermessungskunde [M. Gerbert 17 8]
Oldenbourg, R., München: Mikroskopische Technik [17 10]
Pustet, Anton, Salzburg: Thomas von Aquino [H. M. Christmann 17 6]
Raichle, Walter: Das ungarische Zeitungswesen in seinem Werdegang [22 7]
Soden, W. von: Griechische und altorientalische Wissenschaft [5 5]
Springer, Julius, Berlin: Die Lebenserinnerungen von Werner von Siemens [Fr. Heintzenberg 17 7]
Urban & Schwarzenberg, Wien: Pharmakologie und Arzneibehandlung [E. Neuner 17 10]
Vieweg & Sohn, Friedr., Braunschweig: Die Entstehung der Kontinente und Ozeane [17 9]
Wedemeyer, A. H.: Amerikaner in Göttingen [13 12]
Szende, Zoltán: Ludwig von Schedius — ein Lebensbild [22 12]

Besprochene Bücher:

Blaßneck, Marce: Frankreich als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse im 17. u. 18. Jahrhundert. Bernhard Tauchnitz, Leipzig [H. Papajewski 1 5]
Brockhaus Allbuch in 4 Bänden u. einem Atlas. F. A. Brockhaus, Leipzig [G. L. 15 4]
Dovifat, E.: Zeitungslehre I, Slg. Göschen. Walter de Gruyter & Co., Berlin [N-dt 24 12]
Gutenberg-Jahrbuch 1937 ed. A. Ruppel. Otto Harrassowitz, Leipzig [H. Praesent 15 4]
Heimeran, E.: Anstandsbuch für Anständige. E. Heimeran, München [R. 23 24]
Hochschulführer, Der deutsche. Walter de Gruyter & Co., Berlin [Nienholdt 8 12]
Jahrbuch d. Elsaß-Lothring. Wissenschaftl. Gesellschaft zu Straßburg, Bd. 10. C. Winter, Heidelberg [Nienholdt 8 12]
Jahresbericht der Preußischen Staatsbibliothek 1935 Walter de Gruyter & Co., Berlin [Nienholdt 8 12]
Lehmann, E. H.: Einführung in die Zeitschriftenkunde. K. W. Hiersemann, Leipzig [H. Praesent 24 12]
Lehmann, E. H.: Zeitschriftenkunde im Dienst der Wissenschaft und Praxis. R. Lorentz, Berlin [N-dt 24 12]
ed. Lehmann, M.: Verleger J. F. Lehmann. J. F. Lehmann, München [G. L. 18 10]
Die Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg. Buchhandlung d. Hallischen Waisenhauses, Halle [Nienholdt 8 12]
Meyers Lexikon. Bd. 1 u. Atlasband. Bibliographisches Institut, Leipzig [G. L. 8 12]
Meyers Lexikon, Bd. 2 u. 3. Bibliographisches Institut, Leipzig [G. L. 23 24]
Schirmer: Antike, Renaissance und Puritanismus, Max Hueber, München [H. Papajewski 1 10]
Schumacher, F.: Rundblicke. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [G. L. 23 12]
ed. v. Strauß u. Torney, L.: Eugen Diederichs Leben und Werk. Eugen Diederichs, Jena [G. L. 17 11]
ed. Thalheim, Karl C. u. A. Hillen Ziegfeld: Der deutsche Osten. Propyläen-Verlag, Berlin [Johannes Bühler 10 11]
Vieweg, Friedr. u. Sohn in 150 Jahren deutscher Geistesgeschichte. Braunschweig [G. L. 1 12]
Wegweiser durch die Lehrgebiete der Deutschen Hochschulen. Verlag d. deutschen Instituts für Ausländer, Berlin [Nienholdt 8 12]
Welt im Fortschritt, Die. F. A. Herbig, Berlin [H. V. C. 7 8]
Wülfrath, Karl: Bibliotheca Marchica. I. Teil. Aschendorff, Münster [J. Bühler 6 6]

Digitized by Google

Philosophie, Psychologie

Aufsätze:

Hellpach, Willy: Neue Aufgaben der Psychophysik [2 3]
Lehmann, G.: Umrisse einer soziologischen Strukturlehre [7 9]
Lehmann, G.: Ein Index zum Nachlaßwerk Kants [20 11]
Liechtenstern, Ch. v.: Über die Rolle der »Gestalten« in unserem Erkenntnisprozeß [18 9]
Söhren, Bernd: Romano Guardini und seine neue Interpretation der Göttlichen Komödie [21 7]

Besprochene Bücher:

Allers, R.: Heilerziehung bei Abwegigkeit des Charakters. Benziger & Co., Einsiedeln [Herbert Siegmund 2 4]
Bauch, Bruno: Grundzüge der Ethik. W. Kohlhammer, Stuttgart [L. Landgrebe 2 10]
Binding, R. G.: Der deutsche u. der humanistische Gedanke im Angesicht der Zukunft. Rütten & Loening, Potsdam [H. Rüdiger 21 6]
Blättner, Fr.: Der Humanismus im deutschen Bildungswesen. Quelle & Meyer, Leipzig [H. Rüdiger 21 6]
Büchner, K.: Platons Kratylos u. d. moderne Sprachphilosophie. Junker & Dünnhaupt, Berlin [L. Landgrebe 21 8]
Dessoir, Max: Einleitung in die Philosophie. Ferdinand Enke, Stuttgart [J. v. K. 2 6]
Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften Bd. XI u. XII. Teubner, Leipzig [O. F. Bollnow 14 7]
Emge, C. A.: Ein Rechtsphilosoph wandert durch die alte Philosophie. Verlag f. Staatswissenschaftenu. Geschichte, Berlin [J. v. Kempski 2 6]
ed. Emge, C. A.: Dem Gedächtnis an René Descartes. - Verlag f. Staatswissenschaften u. Geschichte, Berlin [H. Ehlers 21 9, J. v. Kempski 24 2]
Friedrich, H.: Descartes u. d. französische Geist. F. Meiner, Leipzig [H. Ehlers 21 9]
Fuller, Sir Bampfylde: Die Tyrannei der Seele. J. A. Barth, Leipzig [H. Horn 18 8]
Günther u. Schelsky: Christliche Metaphysik u. d. Schicksal d. modernen Bewußtseins. S. Hirzel, Leipzig [J. v. Kempski 21 10]
Haering, Theodor: Was ist deutsche Philosophie? W. Kohlhammer, Stuttgart [J. v. K. 2 8]
Hartmann, M.: Philosophie der Naturwissenschaften. Julius Springer, Berlin [M. Steck 18 3]
Hellpach, W.: Geopsyche. W. Engelmann, Leipzig [L. Neser 18 12]
Hessen, J.: Wertphilosophie. F. Schöningh, Paderborn [H. Ehlers 21 9]
Heyer, G. R.: Der Organismus der Seele. J. F. Lehmann, München [H. Rosenhagen 18 6]
Hippel, E. v.: Mensch und Gemeinschaft. Quelle & Meyer, Leipzig [F. R. 2 9]
Jaspers, Karl: Descartes und die Philosophie. Walter de Gruyter & Co., Berlin [K. Wais 24 1]
Keller, Erich: Die Philosophie Bruno Bauchs als Ausdruck germanischer Geisteshaltung. W. Kohlhammer, Stuttgart [L. Landgrebe 2 10]
de Kruif, P.: Kinder rufen nach uns. Ullstein, Berlin [G. L. 23 22]
Lange- Eichbaum, W.: Genie-Irrsinn und Ruhm. Ernst Reinhardt, München [W. Hellpach 18 11]
Lange-Eichbaum, W.: Das Genieproblem. Ernst Reinhardt, München [W. Hellpach 18 11]
Manthey, F.: Die Sprachphilosophie des hl. Thomas von Aquin u. ihre Anwendung auf Probleme d. Theologie. F. Schöningh, Paderborn [H. Horn 21 11]
Mautz, Kurt Adolf: Die Philosophie Max Stirners im Gegensatz zum Hegelschen Idealismus. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Wilhelm Emrich 2 9]
Meisner, E.: Erkenntniskritische Weltanschauung auf der Grundlage der Arbeitsbedingungen des Gehirns. Felix Meiner, Leipzig [H. Siegmund 18 9]
Metz, Rudolf: Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Großbritannien. Felix Meiner, Leipzig [H. Papajewski 1 9]
Mie, Gustav: Die Denkweise der Physik und ihr Einfluß auf die geistige Einstellung des heutigen Menschen. Ferdinand Enke, Stuttgart [A. Reuße 2 5]
Müller, Gustav E.: Amerikanische Philosophie. Fr. Frommann, Stuttgart [Georg Kartzke 9 7]
Müller-Freienfels, R.: Kindheit und Jugend. Quelle & Meyer, Leipzig [H. Horn 18 8]
Nietzsche: Friedrich Werke und Briefe. Bd. 4. C. H. Beck, München [G. L. 11 11]
Nohl, Herman: Die ästhetische Wirklichkeit. G. Schulte-Bulmke, Frankfurt a. M. [F. R. 2 9]
Ortega y Gasset, J.: Stern und Unstern. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [Schmeier 23 19]
Petersen, H.: Die Eigenwelt des Menschen. J. A. Barth, Leipzig [H. Horn 21 11]
Pfeil, Hans: Der Psychologismus im englischen Empirismus. Ferdinand Schöningh, Paderborn [H. Papajewski 9 12]
Philosophenlexikon ed. E. Hauer, W. Ziegenfuß, G. Jung. Mittler & Sohn, Berlin [Nienholdt 8 12]
Ritter, Joachim: Mundus intelligibilis. V. Klostermann, Frankfurt [Heinz Horn 11 11]
Roser, Dieter: Erziehung und Führung. W. Kohlhammer, Stuttgart [Heinz Horn] 11 6]
Spengler, O.: Reden und Aufsätze. C. H. Beck, München [H. Horn 23 6]
van Scheltema, F. A.: Die geistige Wiederholung. Bibliographisches Institut, Leipzig [W. A. v. Jenny 21 11]
Schneidewin, W.: Das sittliche Bewußtsein. Ferdinand Schöningh, Paderborn [H. Horn 21 2]
Schopenhauer-Jahrbuch, 24. Jahrg. Carl Winter, Heidelberg [J. v. Kempski 21 10]
Schwarz, Balduin: Der Irrtum in der Philosophie. Aschendorff, Münster [L. v. Renthe-Fink 2 8]
Sternberg, Kurt: Das Problem des Ursprungs in der Philosophie des Altertums. M. & H. Marcus, Breslau [H. R. 2 9]
v. Szirmay-Pulszky, H.: Genie und Irrsinn im ungarischen Geistesleben. Ernst Reinhardt, München [W. Hellpach 18 11]
de Vries, J.: Denken und Sein. Herder & Co., Freiburg [H. Horn 21 9]
Waldschmitt: Bolzanos Begründung des Objektivismus u. der theoretischen und praktischen Philosophie. K. Triltsch, Würzburg [E. Horn 21 16]
van der Wey: Jakob Anton von Zallinger zum Thurn u. seine Kantschrift von 1799. F. Schöningh, Paderborn [J. v. Kempski 21 10]
Wilmsen, Arnold: Zur Kritik des logischen Transzendentalismus. Ferdinand Schöningh, Paderborn [L. v. Renthe-Fink 2 8]
Windelband, Wilhelm: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. J. C. B. Mohr, Tübingen [J. v. K. 2 6]
Zeitschrift für Erziehung, Internationale, W. T. Harris, Sonderheft. Weidmann, Berlin [Georg Kartzcke 9 7]
Zimmermann, W.: Arbeit als Weltanschauung. Pan-Verlagsges., Berlin [H. Horn 21 11]
Zschimmer, Eberhard: Deutsche Philosophen der Technik. Ferdinand Enke, Stuttgart [Heinz Horn 13 6]

Rechtsgeschichte, Nationalökonomie, Soziologie

Aufsätze:

Busch-Zantner, Richard: Die agrarsozialen Verhältnisse Südosteuropas während der Türkenzeit [1 7]
Jürgens, Adolf: Ackerbaureform und Ackerbauforschung in England [9 8]

Besprochene Bücher:

v. Below, G.: Geschichte d. dtsch. Landwirtschaft des Mittelalters in ihren Grundzügen. Hrsg. v. F. Lütge. G. Fischer, Jena [A. Dopsch 16 7]
ed. Beyerle, Franz: Gesetze der Burgunden. Schriften d. Akademie f. dtsch. Recht. H. Böhlaus Nachf., Weimar [E. v. Künßberg 14 3]
ed. Buyken, Thea u. Hermann Conrad: Die Amtleutebücher der kölnischen Sondergemeinden. H. Böhlaus Nachf., Weimar [E. v. Künßberg 14 4]
Drost, Heinrich: Grundlagen des Völkerrechts. Duncker & Humblot, München [W. Keim 9 12]
Dulckeit, Gerhard: Rechtsbegriff und Rechtsgestalt. Junker & Dünnhaupt, Berlin [J. v. Kempski 2 10]
Festschrift für Otto Peterka ed. Franz Laufke. Rudolf M. Rohrer, Brünn [J. v. Kempski 24 9]
Flechtheim, Ossip Kurt: Hegels Strafrechtstheorie, Rudolf M. Rohrer [J. v. Kempski 2 10]
Gauger, H.: Persönlicher Besitz als Grundlage von Führertum und Verantwortungsbewußtsein in England. Carl Winter, Heidelberg [H. Papajewski 1 10]
Glungler, W.: Vorlesung über Volk und Staat. F. u. J. Vogelrieder, München [J. v. Kempski 24 9]
Haufe, Helmut: Die Bevölkerung Europas. Junker & Dünnhaupt, Berlin [R. B. 13 8]
ed. Heusler, Andreas: Isländisches Recht. Schriften d. Ak. f. dtsch. Recht. H. Böhlaus Nachf., Weimar [E. v. Künßberg 14 4]
Jakoby, G.: Wilhelm Schuppe. L. Bamberg, Greifswald [J. v. Kempski 24 9]
Klassen, P.: Justus Möser. V. Klostermann, Frankfurt a. M. [F. Martini 24 10]
Künßberg, E. v.: Rechtliche Volkskunde. Niemeyer, Halle [W. Schuchhardt 10 7]
Lagler, E.: Theorie der Landwirtschaftskrisen. C. Heymann, Berlin [H. J. Seraphim 24 10]
Puetzfeld, Carl: Deutsche Rechtssymbolik. A. Metzner, Berlin [Otto Ludwig 10 7]
Rauchhaupt, Fr. W. v.: Völkerrecht. Fritz u. Joseph Voglrieder, München [E. G. Jacob 9 12]
Sapper, Karl: Geographie und Geschichte der indianischen Landwirtschaft. Ibero-amerikanisches Institut, Hamburg [W. E. Mühlmann 9 6]
Schramm, Edmund: Donoso Cortés. Ibero-amerikanisches Institut, Hamburg [J. v. Kempski 4 6]
Semjonow, J.: Die Güter der Erde. Ullstein, Berlin [G. L. 19 2]
Schuppe, W.: Allgemeine Rechtslehre m. Einschluß d. allgem. Lehren vom Sein und Wissen, ed. W. Fuchs. Verlag für Staatswissenschaften u. Geschichte, Berlin [J. v. Kempski 24 9]
Stöhr, Hermann: So half Amerika. Ökumenischer Verlag, Stettin [Georg Kartzke 9 7]
Del Vecchio, G.: Lehrbuch der Rechtsphilosophie. Verlag, Stettin [Georg Kartzke 9 7]
Vogt, W. H.: Altnorwegens Urfehdebann und Geleitschwur. Schriften d. Ak. f. dtsch. Recht. H. Böhlaus Nachf., Weimar [E. v. Künßberg 14 3]
Waibel, Leo: Die Rohstoffgebiete des tropischen Afrika. Bibliographisches Institut, Leipzig [E. G. Jacob 13 8]
ed. Wohlhaupterr E.: Gesetze d. Westgoten
— —: Altspanisch-gotische Rechte. Schriften d. Ak. f. dtsch. Recht. H. Böhlaus Nachf., Weimar [E. v. Künßberg 14 3]

Geologie, Geographie Völkerkunde, Auslandsdeutschtum

Aufsätze:

von Bubnoff, S.: Die historische Betrachtungsweise in der Geologie [13 1]
von Lippmann, Ed. O.: Dantes Schrift „Über Meer und Festland" [13 2]
Rittmann, A.: Das Wesen des Vulkanismus [18 1]
Wüst, G.: Golfstrom und Kuroshio in ihrer Bedeutung für das Klima der nördlichen Halbkugel [13 5]

Besprochene Bücher:

Auslanddeutsche Volksforschung ed. J. Beyer. Ferdinand Enke, Stuttgart [N-dt 13 7]
Bahr, Richard: Deutsches Schicksal im Südosten. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [Heinrich Kalek 10 11]
Balk, A.: Singapur. Georg Stilke, Berlin [N-dt 19 4]
Bittner, Konrad: Deutsche und Tschechen, Bd. I. Rudolf M. Rohrer, Wien [Heinrich Kalek 10 11]
Block, M.: Zigeuner. Bibliogr. Institut, Leipzig [G. L. 23 18]
Blohm, Kurt: Tanganyika Territorium und englische Presse. Junker & Dünnhaupt, Berlin [E. G. Jacob 4 11]
Brebner, J. B.: Die Erforscher Nordamerikas. W. Goldmann, Leipzig [H. V. C. 4 12]
Bredon, J. u. I. Mitrophonow: Das Mondjahr. P. Zsolnay, Berlin [G. L. 23 20]
Christiansen, F.: Das spanische Volk. Bibliogr. Institut, Leipzig [G. L. 23 19]

Digitized by Google

Conigrave, C. P.: Nord-Australia. Jonathan Cape, London [Augustin Lodewyckx 9 [11]]
Distelbarth, Paul: Lebendiges Frankreich. Rowohlt, Berlin [O. Urbach 1 [6]]
Drascher, Wahrhold: Die Vorherrschaft d. weißen Rasse. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart [E. G. Jacob, 4 [11]]
ed. Drygalski, E. v.: Amerikanische Landschaft. Walter de Gruyter & Co., Berlin [Hans Praesent 9 [6]]
Effelberger, Hans: Umrisse d. amerikanischen Kultur und Kunst. Moritz Diesterweg, Frankfurt [Georg Kartke 9 [7]]
ed. Finke, Heinrich: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Aschendorf, Münster [H. Meier 4 [3]]
Fleming, P.: Tartaren-Nachrichten. Rowohlt, Berlin [H. Kalek 23 [20]]
v. Freeden, H. u. H. Smolka: Auswanderer. Bibliographisches Institut, Leipzig [G. L. 13 [6]]
Friedensburg, Ferdinand: Die mineralischen Bodenschätze als weltpolitische und militärische Machtfaktoren. Ferdinand Enke, Stuttgart [Hans Praesent 13 [7]]
Gellert, Johannes F.: Mittelbulgarien. Junker & Dünnhaupt, Berlin [Arno Mehlan 13 [7]]
Guse, Felix: China. Georg Stilke, Berlin [N-dt 9 [12]]
Handwörterbuch d. Grenz- u. Auslanddeutschtums. Ferdinand Hirt, Breslau [Theodor Stocks 13 [6]]
Hannemann, Max: Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. Justus Perthes, Gotha [Georg Kartzke 9 [7]]
Heberle, R.: Auslandsdeutschtum. S. Hirzel, Leipzig [N-dt 9 [12]]
Herrlich, A.: Land des Lichtes. Knorr & Hirth, München [H. Kalek 23 [20]]
Hielscher, K.: Siebenbürgen. F. A. Brockhaus, Leipzig [G. L. 23 [18]]
Höpker, W.: Rumänien diesseits und jenseits der Karpathen. Knorr & Hirth, München [H. Kalek 19 [9]]
Hummel, H. u. W. Siewert: Der Mittelmeerraum. K. Vowinkel, Heidelberg [Sch. 19 [11]]
Jünger, W.: Kampf um Kautschuk. W. Goldmann, Leipzig [G. L. jr. 19 [8]]
Karsten, R.: The Head-hunters of Western Amazonas. Helsingfors [W. E. Mühlmann 19 [6]]
Kiderlen, Hans F.: Fahrt ins neue Amerika. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [Georg Kartzke 9 [7]]
Klaffke, Bernhard: Seht, das ist Deutschland. Bibliographisches Institut, Leipzig [N-dt 9 [12]]
Kolonialatlas, Deutscher, bearb. v. Fritz Lange. Dietrich Reimer, Berlin [Sch. 13 [8]]
Korodi, Lutz: Deutsche Bilanz in Südosteuropa. Georg Stilke, Berlin [A. Sch. 1 [8]]
Krejci-Graf, K.: Erdöl. Julius Springer, Berlin [Th. Traudt 7 [7]]
Madigan, C. T.: Central Australia. Oxford University Press, London [Augustin Lodewyckx 9 [11]]
Maull, Otto: Frankreich. Walter de Gruyter & Co., Berlin [O. Urbach 1 [5]]
Nourse, M. A.: 400 Millionen. A. Metzner, Berlin [G. L. 23 [20]]
Prestage, Edgar: Die portugiesischen Entdecker. Wilhelm Goldmann, Leipzig [Walter Schwerdtfeger 4 [12]]
Reinhardt, Walter: Die Vereinigten Staaten am Stillen Ozean. Georg Stilke, Berlin [Georg Kartzke 9 [7]]
Ritter, Paul: Der Kampf um den Erdraum. Phil. Reclam jun., Leipzig [Sch. 4 [12]]
Roselius, Ernst: Amerikanische Jugend schreibt Zeitungen. Robert Noske, Leipzig [Georg Kartzke 9 [7]]
Roß, Colin: Unser Amerika. F. A. Brockhaus, Leipzig [Georg Kartzke 9 [7]]
Roß, C.: Der Balkan Amerikas. F. A. Brockhaus, Leipzig [G. L. jr., 23 [20]]
Sachse, H.: Die Verluste des ungarländischen Deutschtums im Spiegel der Statistik Grenze u. Ausland, Berlin [H. Kalek 19 [9]]
Sapper, Karl: Geomorphologie der feuchten Tropen. B. G. Teubner, Leipzig [Hans Praesent 9 [11]]
Schmidt, Peter Heinrich: Philosophische Erdkunde. Ferdinand Enke, Stuttgart [A. Diekmann 13 [4]]
Schmitz, P.: Neubau der arabischen Welt. W. Goldmann, Leipzig [G. L. jr. 19 [6]]
Schnee, Heinrich: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg. Quelle & Meyer, Leipzig [E. G. Jacob 4 [11]]
Schoenichen, Walther: Urdeutschland. J. Neumann, Neudamm [G. F. 7 [4]]
Sieburg, Fr.: Neues Portugal. Sozietäts-Verlag, Frankfurt a. M. [W. Schwerdtfeger 23 [19]]
Stoye, Johannes: USA lernt um. Wilhelm Goldmann, Leipzig [Georg Kartzke 9 [7]]
Stutterheim, Kurt v.: England heute und morgen. F. A. Herbig, Berlin [G. L. 9 [4]]
Troll, Carl: Das deutsche Kolonialproblem auf Grund einer ostafrikanischen Forschungsreise 1933/34. Dietrich Reimer, Berlin [E. G. Jacob 4 [11]]
v. Ungern-Sternberg, R.: Frankreich. Georg Stilke, Berlin [O. Urbach 19 [10]]
Wegner, N. R.: Zum Sonnentor durch altes Indianerland. L. C. Wittich, Darmstadt [Sch. 19 [6]]
Marx Sittich von Wolkenstein: Landesbeschreibung von Südtirol. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck [Ant. Dörrer 10 [8]]
Wyndham, R.: Der sanfte Wilde. Rowohlt, Berlin [G. L. 23 [19]]
Zischka, Anton: Japan in der Welt. W. Goldmann, Leipzig [H. V. C. 4 [12]]
Zischka, A.: Italien in der Welt. W. Goldmann, Leipzig [W. S. 23 [19]]

Mathematik, Physik, Astronomie, Technik

Aufsätze:

von Hartmann, G. B.: Das Unzerteilbare in Idee und Wirklichkeit [18 [3]]
Jordan, P.: Bausteine der Materie [7 [1]]
Kähler, K.: Über natürliche und künstliche Ionisierung [13 [9]]
Reusse, W.: Neue Wege in der Verstärkertechnik [7 [8]]
Ruska, J.: Spätlateinische Alchemie [14 [9]]
Weha: Die Aufarbeitung elektrischer Öle [7 [7]]
Winckelmann, J.: Die Photographie in natürlichen Farben [18 [7]]

Besprochene Bücher:

Diesel, E.: Diesel. Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg [W. Schwerdtfeger, 23 [22]]
Fortschritte i. d. exakten Wissenschaften, Neuere. Franz Deuticke, Wien [M. Steck 7 [12]]
Hartmann, M. u. W. Gerlach: Naturwissenschaftliche Erkenntnis und ihre Methoden. Julius Springer, Berlin [M. Steck 18 [2]]
Hermann, G., E. May, Th. Vogel: Die Bedeutung der modernen Physik für die Theorie der Erkenntnis. S. Hirzel, Leipzig [P. Jordan 13 [10]]
Jordan, P.: Anschauliche Quantentheorie. Julius Springer, Berlin [A. Stodola 13 [11]]
Lenard, P.: Deutsche Physik, Bd. 2 J. F. Lehmann, München [Max Steck 7 [6]]
Woltereck, H.: Die Welt der Strahlen. Quelle & Meyer, Leipzig [W. Reusse 2 [7]]
Zschimmer, E.: Deutsche Philosophen der Technik. Ferdinand Enke, Stuttgart [H. Horn 13 [6]]

Medizin, Chemie, Biologie, Zoologie

Aufsätze:

Amlong, H. U.: Neue Forschungen über Wirkung und Wanderung der Wuchshormone in Pflanzenorganen [2 [5]]
Amlong, H. U.: Neuere Forschungen über pflanzliche Zellteilungshormone [7 [5]]
Friedrichs, K.: Theoretische Biologie [7 [3]]
Johannes, Th.: Fragen aus dem Gebiet der Luftfahrtmedizin [18 [5]]
Kausche, G. A.: Zur diesjährigen Tagung der Deutschen Vererbungswissenschaftlichen Gesellschaft in Frankfurt a. M. vom 18.—20. 3. 1937 [7 [11]]
Natzmer, G. v.: Über die Lebenszähigkeit niederer Organismen [2 [7]]
Rauen, Hermann: Über die Grenze zwischen Belebt und Unbelebt, Bakteriophagen und Virus [2 [1]]
— — Bericht von der Achema VIII und dem Reichstreffen d. Deutschen Chemiker [14 [12]]

Besprochene Bücher:

von Bertalanffy: Das Gefüge des Lebens. B. G. Teubner, Leipzig [K. Andersen, 18 [6]]
Curie, E.: Madame Curie. Bermann-Fischer, Wien [G. L. 23 [22]]
Diepgen, P.: Hippokrates oder Paracelsus. Hippokrates-Verlag, Stuttgart [G. B. v. Hartmann 18 [6]]
Dürken, B.: Entwicklungsbiologie und Ganzheit. B. G. Teubner, Leipzig [F. Pax 2 [6]]
Fischel, W.: Tiere mit Gefühle u. Verstand. H. Bermühler, Berlin [H. Sell 23 [22]]
Foerster, K.: Gartenfreude wie noch nie. Verlg. d. Gartenschönheit, Berlin, Bern [G. L. 23 [22]]
Friederichs, Karl: Oekologie als Wissenschaft von der Natur. Joh. Ambr. Barth, Leipzig [P. Jordan 18 [4]]
ed. Hartmann, Max: Fortschritte der Zoologie, Bd. 1. Gustav Fischer, Jena [G. Heberer 7 [4]]
Klaatsch, H.: Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur. Bong & Co., Leipzig [G. Heberer 2 [6]]
Korschelt u. Heider: Vergleichende Entwicklungsgeschichte der Tiere. Gustav Fischer, Jena [W. F. Reinig 7 [4]]
Leibbrand, Werner: Romantische Medizin. H. Goverts, Hamburg [H. Siegmund 13 [12]]
ed. Pax, F.: Beiträge zur Biologie des Glatzer Schneebergs. Priebatsch, Breslau [R. Hesse, 2 [4]]
Rammner, W.: Das Tier in der Landschaft. Bibliographisches Institut, Leipzig [G. Heberer 2 [4]]
Sauerbruch, Ferdinand u. Hans Wenke: Wesen und Bedeutung des Schmerzes. Junker & Dünnhaupt, Berlin [A. Heinrich 2 [2]]
Sieg, H.: Gottessegen d. Kräuter einst und immer dar. Rowohlt, Berlin [G. L. 23 [22]]
Schuhmacher, E.: Unter Säbelschnäblern u. Seeschwalben. H. Bermühler, Berlin [H. Sell 23 [22]]
Thesing, Kurt: Wunder der Fortpflanzung. G. Kiepenheuer, Berlin [H. Sell 7 [4]]
Timoféeff-Ressovsky, N. W.: Experimentelle Mutationsforschung in der Vererbungslehre. Theodor Steinkopff, Dresden [G. v. Natzmer 18 [10]]

EINBANDDECKEN

für die Geistige Arbeit, Jahrgang 1937

Zum Jahrgang 1937 der Geistigen Arbeit ist eine Einbanddecke zum Preise von RM 1.80 erschienen, die in Form einer Sammelmappe alle Nummern buchmäßig zusammenfaßt. Ebenso ist bereits eine Einbanddecke für den Jahrgang 1938 erhältlich. Die Hefte können vom Bezieher selbst leicht in die Einbanddecke eingefügt werden.

Walter de Gruyter & Co.,
Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Außerdem sind die Jahrgänge I—IV, in Leinen fest eingebunden, zum Preise von je RM 9.50 zu beziehen.

Wie bestellt man die „Geistige Arbeit"?

1. **Bei jedem Buch- oder Zeitschriftenhändler (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. Porto).**
2. **Durch eine Postkarte beim Verlag Berlin W 35 Woyrschstr. 13.**
   (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. 4 Pfg. Porto für die Nummer.)
3. **Bei jedem Briefträger oder jeder Postanstalt des Deutschen Reiches. Es empfiehlt sich die Ausfüllung des beiliegenden Bestellscheines oder einer Postkarte.**
   (Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzüglich M 0.22 Bestellgeld.)

Postscheckkonto des Verlages Berlin 59533.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

FEB 4 - 1937

Berlin, 5. Januar 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 1

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Dr. FRANZ ARENS, München

Das Wallensteinproblem

Seit Leopold Ranke im Jahre 1869 seine wohlausgewogenen, aber von der protestantisch-nationalliberalen Zeitstimmung jener Tage mitbedingten Ausführungen über die Wallensteintragödie formulierte, die späterhin noch durch Lenz im gleichen Sinne spezialisierend ergänzt worden sind, hat sich der Umfang des der Forschung zur Verfügung stehenden Urkundenmaterials in ganz ungeahntem Maß erweitert. Hermann Hallwich, der schon 1879 mit einer gewichtigen Aktenveröffentlichung zur Geschichte des Friedländers einsetzte, hat auch in den späteren Jahren seines langen Lebens an die Sammlung der Wallensteins Geschichte irgendwie berührenden Materialien unendlich viel Arbeit und Willenskonzentration verwandt, die ihm in der Geschichte der Wallensteinforschung für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz sichern werden, wie immer man auch seine und seines deutschböhmischen Landsmannes Schebek übersteigert apologetische Darstellung der Wallensteinprobleme als solche beurteilen mag. Gaedeke in Dresden gab (in Verbindung mit dem Schweden Hildebrand) wichtige Quellen zur Geschichte von Wallensteins Unterhandlungen mit den Protestanten heraus, ähnlich in noch weiterem Ausmaß der preußische Forscher Irmer. Ganz neuerdings sind dann durch den tschechischen Historiker Straka die Briefe der Brüder Questenberg ans Licht gezogen worden, und Jedin ward durch glücklichen Zufall in den Stand gesetzt, den Originalwortlaut der Piccolominischen Anklageschrift vom März 1634 (also leider doch nicht der für Wallensteins Schicksal unmittelbar ausschlaggebenden, durch Oberst Diodati übermittelten, Relation vom Januar 1634!) zu publizieren.

Diesem schönen Eifer der Editoren scheint ein gleich lebhaftes Bemühen um die geschichtliche Deutung der Wallensteinproblematik, wenn wir unsere Sicht auf die bisher in deutscher Sprache erschienenen Werke einschränken, nicht zur Seite zu gehen. Neben einigen, meist den früheren Stadien von Wallensteins Leben gewidmeten Arbeiten des Prager Historikers Gindely (der auf diesem Sonderfelde in Dudik bereits einen bedeutenden Vorläufer gefunden hatte) und der schon erwähnten eindringenden, aber doch nicht überall überzeugenden Spezialstudie von Lenz über die Glaubwürdigkeit des vom Wiener Hof 1635 zu einer umfassenden Ausage herangezogenen tschechischen Emigranten Rašín ziehen eigentlich nur mehr Zeitschriftenaufsätze von Wittich und Ritter unsere Aufmerksamkeit auf sich, in der Nachkriegszeit dann noch die wertvolle Arbeit H. v. Srbiks, die aber im Grunde mehr eine Monographie über die letzten, tragisch zugespitzten Monate des Wallensteinschen Lebens darstellt als eine Gesamtaufrollung dessen, was man als das eigentliche Problem der Wallensteinforschung bezeichnen darf, eine Gesamtaufrollung der Frage, inwieweit des Friedländers Sturz und Untergang durch dessen eigenes Handeln bedingt gewesen ist. Und doch liegt bereits seit vierzig Jahren ein umfangreiches Werk über Wallensteins fünf letzte Lebensjahre fertig vor, in dem sämtliche von Gaedeke, Irmer und Hildebrand zutage geförderten Materialien und die älteren Publikationen Hallwichs voll ausgewertet und unter Heranziehung der älteren Veröffentlichungen von Dudik, Helbig, Aretin, Förster u. a. zu einer umfassenden Gesamtsicht des Wallensteinproblems verdichtet worden waren. Ja, dieses Werk ist vor zwei Jahren im Zeichen des Gedenktags von Eger auch noch einer völligen Neubearbeitung unterzogen worden, so daß es nun ohne jeden Zweifel als die zeitgerechteste umfassende Darstellung dieses Problems gelten darf. Dennoch ist dieses Wallensteinbuch des bedeutenden tschechischen Historikers Josef Pekař[1]) bis heute außerstande gewesen, auf die Gesamtforschung über den Friedländer die seinem inneren Wert gemäße Wirkung auszuüben, weil es nur in einer verhältnismäßig wenigen nicht-tschechischen Gelehrten zugänglichen Sprache erschienen war. Um so eingreifender wird, wie wir glauben möchten, sich die Wirkung des Pekař'schen Werkes auf die deutsche und internationale Geschichtswissenschaft gestalten, da nunmehr eine von dem Berliner Verlage Metzner in die Wege geleitete und vom Verfasser nochmals einer gründlichen Revision unterzogene deutsche Ausgabe des Buches herausgekommen ist. Und diese Neuaktualisierung der gesamten Wallensteinproblematik scheint uns denn gegründeten Anlaß zu den folgenden kurzen Bemerkungen über den heutigen Stand dieser Problematik zu bieten, der unter Miteinbeziehung einer so grundlegenden Veröffentlichung sich natürlich in ganz anderem Lichte präsentieren muß, wenn auch niemand, und gewiß zu allerletzt der von reinstem Erkenntnisstreben beseelte Autor jenes Buches selbst, der Meinung sein wird, daß darum diese Fragen nun schon endgültig für alle Zeiten bewortet seien.

Wir versuchen also in aller Kürze folgendes zu skizzieren: 1. das Verhältnis Wallensteins zu den katholischen Mächten, 2. sein Verhalten zu der gegen die Habsburger kämpfenden Mächtegruppe und 3. sein Verhalten zu den böhmischen Dingen — ein Punkt, über den natürlich das Werk eines tschechischen Geschichtsforschers in ganz besonderem Maße gesteigerte Klarheit zu verbreiten in der Lage war.

Den bayerischen Kurfürsten, dem er wohl mit Recht schuld an seiner Absetzung vom ersten Generalat gab, haßte Wallenstein dermaßen, daß ein scharfsichtiger Franzose diesen Haß als des Herzogs vorherrschende Leidenschaft bezeichnen konnte. Mochte Maximilian den 1632 erst recht an den Gipfel der Allmacht gelangten Friedländer noch so demütig und inständig um Hilfe anflehen: der Generalissimus hatte niemals Soldaten für ihn frei, untersagte seinen Offizieren jede Hilfeleistung an Bayern, unternahm und gebot die wunderlichsten Diversionen, um eine solche, vom Kaiser oft dringend gewünschte, Hilfe unmöglich zu machen, verlachte die Notrufe Regensburgs und, als er nach Eroberung der Reichsstadt durch den Weimarer doch einen Zug nach Bayern für unvermeidlich erachtete, kehrte er an der Grenze wieder um und war auf keine Weise zur Wiederholung des Unternehmens zu bewegen. Man wird dieses Verhalten als einen lebenslangen Zweikampf zweier Männer, von denen Wallenstein sicherlich der bedeutendere und großartigere war, gewiß menschlich begreifen können — der Historiker aber darf doch nicht vergessen, daß hier der Oberfeldherr der kaiserlichen Armeen wissentlich und gegen den Willen seines Herrn die Interessen von dessen treuestem Bundesgenossen preis-

Nach Abschluß des 3. Jahrganges unserer Zeitschrift scheidet Herr Dr. Hans Sikorski, da er durch andere Berufsaufgaben in Anspruch genommen ist, als Mitherausgeber der „Geistigen Arbeit" aus. Für seine Planung und Leistung bei dem Aufbau und der Ausgestaltung unserer Zeitschrift von den Anfängen an danken wir ihm herzlich.

Der Verlag

Digitized by Google

gab und damit der gesamten katholischen Sache schwersten Schaden zufügte. Daß unter solchen Umständen Maximilians Wiener Vertreter, Richel, zum Anführer der friedland-gegnerischen Kreise wurde und daß er mit seiner Agitation schließlich durchdrang, ist also in keiner Weise zu verwundern.

Auch gegen Spanien befand sich Wallenstein in scharfer Opposition, obgleich die spanische Diplomatie und noch länger der spanische Hof ihm mit größtem Entgegenkommen begegneten. Hier kann zwar vielleicht der Wunsch, Deutschland von den ausländischen Heeren zu befreien, letzterdings irgendwie mitgespielt haben — aber warum verhielt sich der Herzog dann gegenüber den Schweden und Franzosen, von denen er eine Unterstützung seiner kaiserfeindlichen Pläne erwartete, zeitweise so sehr viel entgegenkommender? Die Anwesenheit spanischer Truppen im Südwesten des Reichs mußte für die deutschen Katholiken eine fühlbare Entlastung darstellen, dennoch verweigerte ihr Wallenstein so lange seine Zustimmung, bis der Kaiser sich über diese Zustimmung des Generalissimus einfach hinwegsetzte, und lehnte auch später noch jede Unterstützung der durchziehenden Spanier ab. War er sich der Tatsache nicht bewußt, daß sich ein solches Verhalten gegen des Kaisers Bundesgenossen, Blutsverwandten und Geldgeber mit der Stellung eines kaiserlichen Oberbefehlshabers absolut nicht vertrug? Jedenfalls wird man die entsprechende Auslegung dieser antispanischen Haltung bei Hof und das schließliche (sehr späte) Einrücken der Spanier in die antifriedländische Front ebenfalls begreifen können!

Nun aber Ferdinand II. selbst! Ihm gegenüber versuchte Wallenstein allerdings meist das Gesicht zu wahren, aber mußten die andauernden Gehorsamsverweigerungen und dauernden Verletzungen der katholischen Gesamtinteressen durch den Friedländer, dessen beständiges tatenloses Unterhandeln, dessen oft unbegreifliche Rücksicht gegenüber zahlenmäßig weit unterlegenen Feinden, die unablässige Heranziehung der kaiserlichen Erblande (wohlgemerkt: mit Ausnahme der darin gelegenen friedländischen Besitzungen!) zu Quartierlasten nicht schließlich auch bei einem vertrauensvollen Monarchen Mißstimmung und Argwohn erwecken, auch wenn dieser von unfreundlichen Einzelhandlungen seines Feldherrn, wie der Sabotierung seiner Verhandlungen mit Dänemark oder der Tillyschen Kriegsoperationen in Norddeutschland, keine Kenntnis hatte? War es ein Wunder, wenn unter solchen Voraussetzungen die von Piccolomini gemachten Enthüllungen über Wallensteins habsburggegnerisches Einverständnis mit dem Feinde rasch das Maß voll machten und den Kaiser dazu bewogen, den Generalissimus endgültig fallen zu lassen?

Wie ganz anders nimmt sich des Friedländers Verhalten zu den Gegnern des Kaisers aus! Freilich war er für die Schweden — vielleicht, weil er eine ihm noch durch Gustav Adolf selbst widerfahrene Enttäuschung nie verwinden konnte, vielleicht, weil er eine Abrechnung mit so willenszähen Bundeshelfern wie dem schwedischen König und Kanzler für allzu gefährlich erachtete, nebenher vielleicht wirklich auch noch aus reichsfürstlicher Antipathie gegen die Auslandseinmischung — stets ein unzuverlässiger Verhandlungspartner — aber jedenfalls hat er immer wieder die Hilfe der Schweden zur Verwirklichung radikal kaiserfeindlicher Pläne gesucht, und zwar stets durch Vermittlung der im schwedischen Heere dienenden böhmischen Glaubensflüchtlinge, also besonders radikaler Gegner seines obersten Kriegsherrn. Ein mehr kavaliersmäßig lebender Emigrant, Wilhelm Kinsky in Dresden, war dagegen wieder der Hauptmittler zwischen dem Friedländer und Frankreich, das dem kaiserlichen Oberfeldherrn für den Fall seiner offenen Wendung gegen den Kaiser mehrmals hilfreiche Hand bot: nur die Abneigung des Pariser Hofs, den Bayernherzog Wallensteins Rache preiszugeben, dürfte auch hier etwas entfremdend gewirkt haben.

Derjenige politische Faktor im europäischen Spiel, der den Herzog — vergessen wir nicht, daß er selbst aus dem Osten stammte und von Menschen ähnlicher Herkunft vor allem umgeben war! — am tiefsten und nachhaltigsten interessierte, waren freilich die norddeutschen Kurfürstentümer, und von diesen wiederum weniger das stärker schwedisch eingestellte Brandenburg als das unmittelbar an Böhmen angrenzende Sachsen, dessen führender Staatsmann, Hans Georg von Arnim, auf Wallenstein eine unvergleichlich starke Anziehungskraft zu üben vermocht hat. Welche absolut entscheidende Rolle dieser norddeutsche Edelmann im Schicksal des Friedländers gespielt hat, hat nicht Arnims Biograph Irmer, sondern erst Pekař so recht zu verdeutlichen vermocht. Wie viele, immer von neuem angesponnene Verhandlungen zwischen beiden, bei denen fast immer der kaiserliche Generalissimus die Anregung gab und größtes Entgegenkommen bewies, während Arnim ihn nur immer wieder geschickt hinhielt, um militärisch etwas Luft schöpfen zu können, aber schließlich doch Wallensteins Vorschlägen geradezu entgegenarbeitete! Arnim war eben wirklich das, was eine Anzahl von Forschern aus Wallenstein zu machen versucht hat: ein reichstreuer, friedenswilliger Deutscher, aber gerade darum suchte er sein Heil nicht in einem Vernichtungskampf gegen das Habsburgische Haus, sondern in einem billigen Übereinkommen zwischen den katholischen und protestantischen Fürsten Deutschlands, das dann schließlich auch eine Befreiung des Reichsbodens von ausländischen Heeren ermöglicht haben würde. Wallensteins Pläne eines Aufstands gegen Ferdinand mißbilligte er wohl vor allem deshalb, weil er einsah, daß dergleichen ohne bedeutende Mithilfe der anspruchsvollen Ausländer nicht in die Wege zu leiten war und noch einen langen, blutigen Krieg erfordern würde; wenn aber der Herzog ein andermal (im Herbst 1633) wieder einen Feldzug der vereinigten kurfürstlich-kaiserlichen Armeen gegen die Schweden vorschlug, so wehrte sich gegen einen solchen Plan (durch den Wallenstein möglicherweise auch nur dem Argwohn Wiens steuern wollte, ohne auf seine Durchsetzung ernstlich zu hoffen) in Arnim wieder der Realpolitiker, der sich einen erfolgreichen Kampf gegen Spanier, Franzosen und Schweden zugleich nicht vorstellen konnte, und der Protestant. Dazu hatte der Lutheraner Arnim für einen Triumph der böhmischen Emigranten, bei dem die Kalvinisten Oberwasser gewinnen mußten, von vornherein wenig übrig. So hat denn auch, als es ans Ende ging, dieser zähe Vorkämpfer protestanischer Fürsteninteressen, dessen Hilfe für Wallenstein stets das Um und Auf bei all' seinen Plänen war, durch das lange Hinauszögern seiner vom Friedländer heiß ersehnten Reise nach Pilsen (die Zwischenzeit nutzte er gar auch noch zur — Abwendigmachung des brandenburgischen Kurfürsten von seiner habsburgfeindlichen Einstellung!) dem Herzog wohl eine der härtesten Enttäuschungen seines Lebens bereitet und mittelbar zu dessen Untergang ebensoviel beigetragen, wie dessen unmittelbare Widersacher am Wiener Hof.

Aber war der Herzog von Friedland, wenn schon seine Treue zur katholischen Sache eine mehr als zweifelhafte war und hinter den Versicherungen seiner Reichstreue und Friedensliebe sich stets weitausholend-revolutionäre Macht- und Revanchepläne bargen, wenigstens ein unbedingter Vorkämpfer für die Sache seines eigenen Vaterlandes Böhmen? Gewiß, viele seiner engsten Vertrauten, gerade auch solche Männer, die mit ihm gestorben sind, waren Böhmen, zumeist, wie er, tschechischer Herkunft, dabei viel entschiedener noch als er den Zielen der kaiserfeindlichen Emigration verbunden. Und so manchem böhmischen Glaubensflüchtling hat der religiös tolerante Herzog persönlich Gutes erwiesen. Daß er das Angebot der böhmischen Krone einmal mit einer Geste der Entrüstung ablehnte, stimmt gut zu seinem im Grunde unentschlossenen Charakter; sein letztes Wort müßte das im übrigen darum nicht gewesen sein. Wohl aber mußte es die Böhmen tief befremden, daß dieser Böhme vor allem anderen die Freundschaft jener Sachsen suchte, die den böhmischen Aspirationen alles andere als Wohlwollen erzeigt hatten und erzeigten.

Einer tieferen Liebe zu irgendeiner überpersönlichen Sache scheint dieser hochbegabte Zögling des politischen Machiavellismus eben im Grunde überhaupt nicht fähig gewesen zu sein, und so berührt es tragisch und seltsam zugleich, daß gerade er ein Opfer des sich im Geiste Machiavellis nun auch im europäischen Norden zum Siege durchringenden Fürstenabsolutismus geworden ist, hinter dem eben doch mehr stand als bloßer Machtwille: jahrhundertalte Verbundenheit zwischen Fürst und Land, Herrscher und Beherrschtem, wachsende Dynasten- und Soldatentreue der Oberschicht. Man darf und muß die Methoden verabscheuen, die Wien und seine italienischen Vertrauensleute zur Niederkämpfung des gefährlichen Rebellen schließlich angewandt haben, — daß es sich aber dabei um eine Art Notwehr handelte, darf man doch nicht übersehen. Und man wird den zumal auch die bayerische und sächsische Seite des Wallensteinproblems allseitig erhellenden Beweisführungen des Prager Historikers um so bereitwilliger Glauben schenken dürfen, weil es für einen patriotischen Tschechen wie ihn doch gewiß nicht das Nächstliegend-Selbstverständlichste war, die Handlungen gerade der Sieger vom Weißen Berg zu rechtfertigen und die Größe eines norddeutschen Edelmanns zu künden, der den staatsrechtlichen Bestrebungen der Böhmen nichts weniger als freundlich gesonnen war. Gewiß ist Pekař der besonderen Dämonie des Friedländers oft mit einem zu reichlichen Maß rationalistisch-moralistischer Kritik an den Leib gerückt, hat er zu wenig der Tatsache Rechnung getragen, daß eine geniale Inkonsequenz subjektiv ehrliche Bestrebungen auch sehr gegensätzlicher Natur in sich vereinigen kann — aber seine klaren, lebendigen, fein durchgearbeiteten und in edler Form vorgetragenen Darlegungen bedeuten jedenfalls im Gesamtbereich der Wallensteinforschung einen ganz entschiedenen Fortschritt, und so dürfen wir denn freudig der fruchtbaren Diskussion entgegenhoffen, die

Digitized by Google

das Erscheinen eines so wichtigen Werkes in deutscher Sprache zweifellos entfesseln wird. Welche Dinge dabei vor allem in Frage kommen, hoffen wir bereits in diesen Zeilen den allgemeinsten Grundzügen nach angedeutet zu haben.

Josef Pekař, Wallenstein. 2 Bde. Alfred Metzner, Berlin 1936. Leinen RM 19.—.

[1]) Auf das übrige Schaffen des Prager Forschers und auf die gegenwärtige tschechische Geschichtsschreibung näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Allgemeine Hinweise auf Pekařs Hauptarbeiten gaben wir in der Ztsch. f. Pol. (1933) und der Vjsch. f. Soz. u. Wirtsch.-Gesch. (1935).

Thiels Luther

Thiels zweibändiges Werk über Luther liest sich wie ein Roman. Es ist in fünf »Teile« gegliedert, jeder Teil in mehrere Kapitel, die fast wie selbständige Skizzen aneinandergereiht sind, aber doch in einem festgefügten Zusammenhang mit dem Ganzen stehen. Der Aufbau ist gut geglückt, ein Kunstwerk. Die Schreibweise steht nicht in jeder Beziehung auf der gleichen Höhe. Sie ist sehr lebendig, anschaulich und eindringlich; mit großem Geschick sind die zahlreichen Zitate — nach Thiels eigener Angabe machen Luthers Worte im zweiten Bande drei Viertel des Buches aus — mit der Darstellung des Buches verwoben. Dagegen sind die Ausformung einzelner Szenen und der sprachliche Ausdruck dem Gegenstande nicht immer ganz angemessen, über der Anpassung an den Geschmack der Durchschnittsleser geht zuweilen etwas von der Wucht oder Feinheit eines Tatbestandes verloren. Aber auch das hat sein Gutes. Thiel hat auf Grund eines ausgebreiteten Studiums der Schriften Luthers dessen religiösen Wesenskern richtig erkannt und diesem, anders als die bisherigen populären und auch die meisten wissenschaftlichen Lutherdarstellungen, das einzelne in durchaus zutreffender Weise neben- und untergeordnet. Es bedeutet dies eine Neuentdeckung zumal des späteren Luthers, für den früheren ist sie bereits von Heinrich Böhmer in seinem »Der junge Luther« großenteils vorweggenommen. Dieser wahre Luther mit seinem furchtbaren religiösen Ernst, der nichts weniger als der Prediger der ihm zugeschriebenen »Heilsgewißheit«, die erst Melanchthon erklügelte, oder eines banalen Kulturfortschrittes gewesen ist, bietet nun schon an sich und gar erst nach all dem Schiefen und völlig Unzutreffenden, was seit Jahrhunderten über die Reformation gesagt und geschrieben worden ist, dem Verständnis der Allgemeinheit, und zwar der Gebildeten wohl noch mehr als dem des schlichten Gläubigen, kaum zu überwindende Schwierigkeiten. Thiel erleichtert, soweit nur irgend möglich, das Verstehen von Luthers Persönlichkeit und Werk durch die Art der Darstellung und rechtfertigt sie damit allen Einwänden gegenüber. Er hat auch richtig gesehen, daß Luthers vielgerügte Widersprüche nicht etwa in innerer Zerrissenheit ihren Grund haben. Thiel erklärt sie aus der Entwicklung eines Propheten, der etwas ganz anderes gewollt habe, als aus seiner Reformation geworden ist. Der Gang der Ereignisse hat nun freilich Luther weitgehend zu seinen kirchenorganisatorischen Maßnahmen gezwungen, doch bedeuten auch sie keinen wirklichen Widerspruch zu seiner Lehre. Ihm galt nur eines als unerschütterlich feststehend, der wahre Glaube, das in der Bibel enthaltene Gotteswort, so wie er es auffaßte, alles andere konnte je nach Umständen geändert werden. **Johannes Bühler**

Rudolf Thiel, Luther. Band I. Von 1483—1522. 1933. 372 Seiten, 16 Bildtafeln, Leinen 6.80 RM. Band II. Von 1522—1546. 1935. 374 Seiten, 16 Bildtafeln, Leinen 7.20 RM. Paul Neff Verlag, Berlin.

Dozent Dr. WALTER MÖNCH, Berlin

Joh. Calvin, ein religiöser und politischer Charakterkopf aus dem Zeitalter der französischen Renaissance

Zur 400jährigen Wiederkehr seiner Institutio Religionis Christianae. 1536

Das Jahr 1536, in welchem der 27jährige Calvin seine »Institutio religionis christianae« veröffentlichte, ist ein Datum in der französischen Literatur- und Geistesgeschichte, die damals eins ihrer heldischen Zeitalter durchlief. Calvin war zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in eine Zeit hineingeboren, die sich durch das Ineinanderwirken philosophischer, religiöser und politischer Leidenschaften charakterisiert. Aus Italien war der neue Strom der antiken Philosophie in der besonderen Form des Platonismus durch die Wirkung eines Bessarion, Ficino und Pico nach Frankreich gedrungen und hatte das ganze philosophische und poetische Schrifttum der Zeit mit fortgerissen; aus Deutschland war der Ruf einer neuen christlichen Religiosität erschollen und hatte Männer wie Farel, Briçonnet und Lefèvre d'Etaples erweckt, die in Frankreich den Boden für die Aufnahme der Reformation vorbereiteten; in Frankreich selbst stärkte sich das politische Bewußtsein unter der Regierung Franz' I. immer mehr zu einem gesunden Nationalismus, und das Gesetz der Staatsraison erhob immer souveräner sein Haupt in Frankreichs Kampf um die Macht in Europa gegen Habsburg. Die durch diese drei Leidenschaften aufgewühlte Zeit heißt die französische Renaissance. Die Entwicklung endet im XVII. Jahrhundert, dem klassischen Zeitalter Frankreichs. Die philosophische Leidenschaft führt Descartes zur Begründung einer neuen Philosophie; die religiöse Leidenschaft wirkt sich zunächst in den Religionskriegen aus, dann wird sie in der politischen aufgesogen, als Heinrich IV. Paris für eine Messe wert erklärt und damit dem modernen Gesetz politischen Denkens den Vorrang gibt; die politische Leidenschaft führt endlich über die Tat Heinrichs IV. zu Richelieu und der Begründung des französischen Absolutismus unter Ludwig XIV. Aber alle drei Leidenschaften wirkten selten in einem Denker, Theologen und Politiker so ineinander wie in Calvin, der mitten in der französischen Hochrenaissance steht und damit am Anfang einer neuen Zeit, die vieles aus ihm gelernt hat, ohne sich dessen immer bewußt zu sein.

Calvin begann seine Laufbahn als Humanist, erfüllt von der philologischen und philosophischen Leidenschaft seiner Zeit, und beendete sie als Politiker und Theologe, als der Schöpfer eines neuen Staates und der Gründer einer neuen Kirche. Frühzeitig war er zur Theologie bestimmt, studierte auf dem Collège de la Marche, hernach auf dem Collège de Montaigu und schließlich auf der Sorbonne; aber bald drängte ihn der Vater aus nicht ganz durchsichtigen Gründen zum Studium der Rechte. Calvin ging also nach Orléans, dann nach Bourges, um sich mit Leidenschaft in sein neues Studium zu werfen. Er lebte zurückgezogen, war alles andere als ein lustiger Kommilitone oder unterhaltender Gesellschafter, liebte aber über alles das Diskutieren wirklicher Probleme. Seine juristische Ausbildung diente seiner theologischen Streitkunst; er war, wie es Zeitgenossen bestätigen, in der Argumentation fast unüberwindlich und brachte seine Gegner noch tiefer in Verwirrung, als diese selbst glaubten, ihn verstricken zu können. Sein Aussehen war ernst, seine Gestalt mittelmäßig und hager, er war ein dunkler Typ, wie er in der Pikardie sehr häufig ist, hatte einen schwarzen Zwirbelbart, der spitz zugeschnitten war, eine bleiche Hautfarbe, wie sie Magenleidenden oft eigen ist, und hatte als sehr sprechendes Charakteristikum eine harte, metallene Stimme. Bei ihm war das Äußere wahrhafter Ausdruck seiner seelischen und geistigen Anlage. — Die entscheidende Krisis in seiner religiösen Entwicklung wurde der Winter 1533/34, eben das Jahr, als er den König Franz I. kennenlernte, als er die große Aristotelesvorlesung des Danès hörte und den Kampf gegen den pikardischen Anabaptisten Quintin aufnahm. 1534 schreibt er ein Vorwort zu einer Bibelübersetzung seines Vetters Olivetan. Die erste bedeutende Veröffentlichung — die Widmung datiert vom 4. April 1532 — war eine kommentierte Ausgabe des »De clementia« von Seneca, die wohl als Opposition gegen die beginnenden Unterdrückungen der Protestanten zu verstehen ist. Hier gab er die ersten Zeichen seines schriftstellerischen Talents. Er beherrschte vollendet Latein, gut Griechisch und Hebräisch, kannte genau Aristoteles und war durch sein Rechtsstudium in der formalen Dialektik fest im Sattel. Er war der Mann, der das Lehrbuch der christlichen Religion schreiben mußte; die Elementarbücher summarischen Charakters blühten zu jener Zeit: Melanchthon schrieb mit 20 Jahren seine »Loci communes«, Zwingli seinen Kommentar »De vera et falsa religione«, Bucer über die Synoptiker, Luther seinen großen und kleinen Katechismus; die ganze literarische Atmosphäre war für Calvins Buch günstig. In Nérac, wo sich Calvin an den Hof seiner Beschützerin Margarete von Navarra hatte zurückziehen müssen, entstand dann die »Institutio religionis christianae« in ihrer ersten Form; es war als kleines Handbuch gemeint, ein »breve enchiridion«, wie der lateinische Text von 1536 besagt.

Noch war Calvin kein Mann des öffentlichen oder politischen Lebens; er war scheu von Natur, liebte die Zurückgezogenheit, predigte nur hin und wieder und vergrub sich sonst in seine Arbeit. Als er 1536 vom Hofe Renates von Ferrara aus Italien über Genf nach Straßburg zurückeilen wollte, hielt ihn Farel in Genf fest und beschwor ihn, dazubleiben und seine Fähigkeiten in den Dienst der bedrohten Gemeinde zu stellen. Farel, der selbst nicht fähig gewesen war, den auf das Politische sich ausdehnenden Parteienstreit der Genfer zu schlichten, hatte in seinem Kampfgenossen Calvin die außergewöhnliche politische Begabung erkannt und versuchte nun, ihn ganz für Genf zu gewinnen. Mit tiefer politischer Einsicht hat der Pikarde seine Mission begriffen.

Sein Bestreben ging von vornherein dahin, zu verhindern, daß die neue Kirche sich der weltlichen Gewalt der Fürsten beugen sollte, eine Entwicklung, die er in Deutschland sich vollziehen sah. Er wollte eine in allen Dingen unabhängige Kirche aufbauen, unabhängig sowohl von den ausländischen Mächten, wie auch vom Papst und den inneren Parteien, d. h. eine Art National- und Munizi-

Digitized by Google

palkirche der Schweiz mit Genf als Hauptstützpunkt des Protestantismus. Diese Zentralisation hinderte nicht weitergreifende Ansprüche auf das übrige Europa.

Der Plan schien zu scheitern, als er mit Farel vertrieben wurde. Er ging nach Straßburg, heiratete eine Deutsche und kam erst 1541 nach Genf zurück. Nun erst entwickelte er seine politischen Fähigkeiten in großem Umfang: Er organisiert mit aller notwendigen Strenge einen neuen Führerstaat; mit eiserner Energie nimmt er den Kampf gegen alle Sektierer und politisch gefährlichen Umtreiber auf; er scheut sich nicht, mit den Mitteln der religiösen und politischen Angeberei zu arbeiten. In alles greift er persönlich ein, als Führer der reformierten Kirchen des In- und Auslandes, als Leiter des neuen Staates, als Unterhändler, der mit allen europäischen Großmächten in diplomatischer Beziehung steht. So wirkt er 23 Jahre lang, ewig kränkelnd, nur von einem ungeheuren Willen beseelt, seine großen Pläne zum Ruhme Gottes zu verwirklichen.

Calvins literarische Tat ist die »Institutio religionis christianae«. Sie ist dem König Franz I. gewidmet. Aus dem Inhalt der »Epître au Roi« 1541 erfahren wir die Absicht des seit dem ersten Entwurf vermehrten und umgeänderten Buches: Calvin will ein Elementarbuch des Religionsunterrichts schreiben und zugleich mit dieser Arbeit den Franzosen einen nationalen Dienst erweisen. Außer dem Theologen und Politiker spricht aber auch der Jurist, der an das Rechtsempfinden des Königs und an die öffentliche Meinung appelliert. Calvin schreibt hier sein leidenschaftliches Plaidoyer für die verbannten und verbrannten, für die verleumdeten und gefangenen Glaubensbrüder. Sein politischer Scharfsinn tritt deutlich hervor: Er erkennt, daß, wenn die Reformierten erst einmal durch einen allgemeinen Lügenfeldzug in der europäischen Gesellschaft diffamiert würden, es dann endgültig um ihre Sache geschehen sei; darum ist eine kurze und sachliche Aufklärung über die wahren Absichten der Protestanten und ihren Gemütszustand nötig, und zwar gleich an der zuständigen Stelle, nämlich dem König; und zum zweiten muß dem Staatsoberhaupt klar gemacht werden, daß sich aus der gegenwärtigen Lage, besonders durch die Unterdrückung der Protestanten, die schlimmsten Folgen für die französische Außenpolitik ergeben könnten. So kann Calvin am Schlusse sagen: »... cette préface a quasi la grandeur d'une défense entière.« So wird schon aus dem Widmungsschreiben deutlich, wie sich die Umrisse der politischen Persönlichkeit skizzieren und wie unlöslich sie sich mit Calvins religiösem Anliegen verbinden.

In seinem politischen Menschenbild folgt er zunächst seinem Meister Augustin. Er nimmt im Menschen »deux régimes« an; das eine liege in der Seele, im »inneren« Menschen und richte sich auf das ewige Leben, das andere ziele auf eine »justice civile« ab und richte sich auf die äußeren Sitten. Es sei ein verhängnisvoller Fehler, von diesem dualistischen Aufriß des Menschen her sich das Recht zu nehmen, den Staat und das Politische als gleichgültige Dinge, als Adiaphora, werten zu wollen oder gar aus dem seelischen Freiheitsbegriff des Christen heraus Stellung gegen den Staat, die politischen Geschäfte oder die zivile Rechtsprechung und ähnliches zu nehmen. Die irdische Welt hat nach Calvin für uns eine große Bedeutung; wer die irdischen Angelegenheiten von den Belangen des Menschen trennen will, nimmt ihm seine irdische Natur.

In dem Kapitel »Du gouvernement civil« offenbart sich Calvins großer realistischer Sinn: »...l'insolence des méchants est si grande, et la mauvaistié tant rebelle, que à grand peine y peut-on mettre ordre par la rigueur des loix.« Der Jurist und Politiker mit der machiavellischen Erfahrung von der Minderwertigkeit der Menschen sprechen aus Calvins politischen Lehren. Die Notwendigkeit des Staates ist für den Menschen, so erklärt er, nicht weniger groß als die des Brotes, des Wassers, der Sonne und der Luft. Es darf darum nicht seltsam erscheinen, daß Calvin dem Staat und der Verwaltung gerade das zur Organisation übergibt, was das Überirdische und Unzeitliche im Menschen betrifft, die Religion; in der Verbindung des homo religiosus und des homo politicus liegt Calvins Eigenart und Größe. Wie rücksichtslos und energisch er sein politisches Denken in die Praxis umsetzen konnte, zeigt der Fall Michael Servet. Als Calvin dessen Verhaftung anordnete und die furchtbare Verurteilung zum Scheiterhaufen fällte, zeigte er sich nicht als blutdürstiger Fanatiker und Tyrann, sondern als Politiker, der mit ungeahntem Scharfblick seine Entscheidung unter dem Gesetz der Staatsraison vollzog, »ne quid detrimenti capiat res publica«. So tief steckte Calvin als Humanist im politischen Denken der Renaissance, das nicht vergeblich durch die harte politische Schule Machiavellis gegangen war!

Trotz der einseitigen Strenge seines eigenen politischen Systems hat Calvin gesehen, daß viele Regierungsformen möglich sind. Er betrachtet deren hauptsächlichste mit Sachverständnis und Nüchternheit: die Monarchie, die Aristokratie und die Demokratie. Dabei bleibt sein politischer Aufriß derselbe: An der Spitze steht die obrigkeitliche Person, der »Magistrat« als »gardien et conservateur des lois«; dann kommt das »Gesetz«, nach welchem der Magistrat regiert und schließlich das »Volk«, das durch die Gesetze regiert wird und dem »Magistrat« gehorcht. Der Vorteil oder Nachteil der einen oder andern Regierungsform hänge stets nur von den Persönlichkeiten, Ländern, Umständen und Zeiten ab. Das Ziel des Staates sei die feste Regulierung der menschlichen und völkischen Beziehungen untereinander. Er soll ein gewisses Maß an Sicherheit und Frieden verbürgen und die Bürger in Zucht und Ordnung halten. Das pessimistisch-skeptische Menschenbild seiner Theologie verbindet sich in Calvin mit einem realistisch-politischen Instinkt, der aus ihm einen großen Staatslenker gemacht hat. Es ist eine begreifliche Tatsache, wie Calvin bis heute nicht allein auf das religiöse, sondern gerade auch auf das politische Denken der angelsächsischen Länder, vornehmlich der Vereinigten Staaten eingewirkt hat. In immer neuen Zeugnissen wird es uns bekundet.

In seinem religiösen Weltbild beginnt Calvin, wie jeder Protestant, mit einer Zurückweisung der Tradition und mit der Berufung auf das Evangelium. Mit Paulus und Augustin steht und fällt für ihn das ganze Christentum. Beide Denker finden wir immer wieder im Zentrum der calvinistischen Lehre. Drei religiöse Verhaltungsweisen standen für den Christen der Renaissancezeit als geschichtliche Gegebenheiten zur Wahl: die Mystik oder die ganz innerliche, persönliche Erfahrung Gottes in der Seele; die Anerkennung der offiziellen Kirche als Verwaltungsinstitution der Seele und die Verhaftung am Bibelwort im buchstäblichen Sinne. Zu der ersten Form hat Calvin nie ein Verhältnis gefunden; er hat sogar die persönliche Erfahrung im Sinne der Mystik als Anmaßung sondergleichen, ja als Blasphemie empfunden; ebensowenig kann er die überpersonale Kirche als Gemeinschaftseinrichtung anerkennen oder gar den Papst, der als Statthalter Christi den wahren Glauben verbürgen oder rechtfertigen soll; und schließlich verleitet, so meint er, der blinde Buchstabenglaube nur dazu, das Wort Gottes mit Legenden und historischen Ereignissen zu verwechseln, die auch in der hl. Schrift berichtet werden. Urtümlichste Forderung Calvins ist es, daß der Mensch seine eigene Ungenügsamkeit in geistiger und ethischer Beziehung einsieht. Von zwei sich gegenüberstehenden Weltbildern ist ihm nur die Wahl für das eine frei: Der Mensch kann sich die Welt als Kampfplatz zweier feindlicher Prinzipien vorstellen; das gute Prinzip ringt mit dem bösen um den Sieg; diese im Manichäismus wurzelnde Vorstellung kehrt allenthalbhalben in dem christich-katholischen Weltbild wieder als Kampf zwischen Gott und Satan, die um die Seele des zwischen ihnen stehenden Menschen streiten. Mit diesen Vorstellungen bricht Calvin und der Protestantismus auf der Suche nach dem wahren und einzigen Gottesbild. Es gibt für ihn nicht mehr zwei gleichsam urtümliche, selbst in sich gegründete und bestehende Gewalten, sondern nur ein einziges Prinzip — und das ist die grundsätzlich andere Auffassung. Die einzig wirkliche Realität ist nur Gott. Das Prinzip des Bösen, das in der anderen Weltvorstellung als selbständige Macht Gott gegenüberstand, ist hier nur Werkzeug in den Händen Gottes. Der Teufel ist nicht Gottes, sondern des Menschen Feind. Und so ist der Teufel ebensowenig frei wie der Mensch. Neben Gott kann es überhaupt nichts Freies, Selbständiges und Eigenmächtiges geben. Glaubte sich etwa der Mensch frei, so würde er damit die Unendlichkeit Gottes begrenzen.

Wenn wir diese protestantischen Grundgedanken recht begreiflich vor uns gestaltet sehen wollen, müssen wir einen Blick in die zeitgenössische französische Renaissancedichtung werfen, wo Margarete von Navarra, die Schwester des Königs Franz I., alle diese Motive aufgenommen hat, um sie in einem großartigen Epos, den »Prisons«, aus ganz persönlicher Erfahrung heraus neu zu gestalten. Die Vorstellung von Gott als dem »TOUT« und dem Menschen als dem »RIEN«, also die Vorstellung des unendlichen Abstandes Gottes vom Menschen, ist das protestantische Leitmotiv ihrer Dichtung. Daß sie selbst später diese Motive in eine mystische Richtung abgewandelt hat, sei hier nur erwähnt. So ist die größte Entdeckung des Christentums nach einigen Ansätzen in der älteren Antike die Entdeckung des Unendlichen. Es gibt überhaupt nur Gott, und außer ihm ist alles andere nichtig, null, wertlos im Verhältnis zu ihm, der mit menschlichen Maßen und Vergleichen nicht erfaßt werden kann. Stoßweise drang diese Lehre immer wieder im Christentum durch und entflammte vor allem die starken, religiösen Denker der Renaissance. Hier liegt auch der Ansatzpunkt für die scheinbar so unbegreifliche Forderung zur Annahme der calvinistischen Prädestinationslehre.

Wenn Gott alles und der Mensch nichts ist, so ist auch ein gutes Werk des Menschen

Digitized by Google

ein Nichts gegenüber Gott. Eine unbeugsame Logik zwingt demgemäß zu dem Satze, daß der Mensch als solcher ohne alles Verdienst ist, wenn ihn nicht Gott selbst zur Rechtfertigung ausersehen hat: »L'homme est insuffisant, non seulement à accomplir la Loi, mais même à la commencer. Non seulement la plénitude de justice parfaite, mais la plus petite partie d'icelle surmonte toutes nos facultés.« Nur einige hat Gottes Gnade auserwählt, gut, gehorsam, gläubig sein zu können. Und so gibt es in der Menschenwelt nur die Erwählten und die Nicht-Erwählten. Das Gesetz der Auswahl erscheint in den Augen Calvins als das umfassendste und natürlichste Gesetz, zugleich aber sagt er in dem betreffenden Kapitel über die Prädestination und Vorsehung Gottes: »... elle est par la curiosité des hommes rendue enveloppée et perplexe, et même périlleuse«, deswegen nämlich, weil der Mensch in seiner Erkenntnis zu hoch steigen will und Gott kein Geheimnis lassen will. Mit dieser Frage treten wir in das »Sanctuaire de la sagesse divine« ein. Das Gesetz rational zu begreifen, ist nicht möglich, und mit einer Anspielung auf Nikolaus von Kues heißt es: »Car des choses, qu'il n'est pas licite ni possible de sçavoir, l'ignorance en est docte: l'appétit de les sçavoir est une espèce de rage.« Aber die Geschichte und die Geschicke der Einzelnen und ganzer Völker sind Zeugen des großen Gesetzes der Auswahl; und nicht zuletzt sieht auch der politische Mensch in Calvin, daß die Vorsehung, von der die Führer der Völker immer wieder in bezug auf sich selbst sprechen, eben diese Führerpersönlichkeiten auf den Plan der Geschichte berufen hat. Eindringlich aber betont Calvin die Wesensverschiedenheit des sich aus der Prädestinationslehre entwickelnden Schicksalsbegriffes von dem Fatum-Begriff der Stoiker. Wir glauben nicht, sagt er, an das Fatum der Stoiker, d. h. an eine in der kosmischen Natur begründete Notwendigkeit, sondern an eine mit Menschenaugen undurchschaubare, unendliche Intelligenz, an »einen freien Plan Gottes, nach welchem er das Menschengeschlecht und jeden Teil der Welt nach einer unendlichen und unbegreiflichen Weisheit regiert«.

Calvins Lehre hatte für die religiösen Geister seiner Zeit etwas ungewöhnlich Zwingendes. Frankreichs heldische Hugenottengenerationen um Coligny und den späteren Heinrich von Navarra wurden die Erben Calvins und seiner Lehre; sie haben als Theologen, Politiker, Staatsmänner und Soldaten ihre Namen in das Buch der Geschichte geschrieben.

Soeben erschien:

HUMANISTISCHE REDEN UND VORTRÄGE

Von WERNER JAEGER

Oktav. VII, 217 Seiten. 1937. Geb. RM 6.—

Die Sammlung umfaßt eine Auswahl der Vorträge, die der Verfasser bei verschiedenen Gelegenheiten während seiner siebenjährigen Wirksamkeit an den Universitäten Basel und Kiel und der fünfzehn Jahre seiner Berliner Lehrtätigkeit vor einem weiteren, zum Teil nichtakademischen Leserkreise gehalten hat. Außer Betracht blieben die bisher noch ungedruckten Vorträge, dagegen wurden zwei Aufsätze hinzugefügt, die als Abrundung geeignet erschienen. Diese Vortragssammlungen sind sämtlich Zeugnisse des Bemühens um eine neue intensive Berührung der klassischen Studien mit der gegenwärtigen Kultur und um die Klärung der Stellung des Humanismus in ihr. Es kommt eine Entwicklung des humanistischen Problems zum Ausdruck, die auch unabhängig von der Stellung, die man heute zu diesen Fragen einnimmt, ihr Interesse behält.

WALTER DE GRUYTER &CO., BERLIN W 35

FRANKREICH

1.

Tausend Jahre deutsch-französische Beziehungen

Das aus Vorträgen erwachsene Buch des bekannten Tübinger Historikers erscheint im richtigen Augenblicke in dritter Auflage. Das deutsch-französische Problem ist heute brennender als je, und ohne genügende Kenntnis der »Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen« wird niemand das Problem in seiner Tiefe und Schwere verstehen. Distelbarths schönes Buch verfehlte die Lösung, weil ihm der kritische, durch die Geschichte geschulte Blick abging. Haller stellt mit Recht den Grundsatz voran: Historia magistra vitae.

Das Bild, das Haller entwirft, ist trüb und pessimistisch. Der Gelehrte versichert, daß er eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich sehnlichst herbeiwünsche, aber seine geschichtliche Erkenntnis sagt ihm nüchtern: »An wirkliche Verständigung zu denken, erscheint heute und für lange Zeit vermessen.« »Das Schicksal, das große, das ernste und furchtbare Schicksal ist kein Spielzeug.« — Andererseits sieht Haller klar, daß der Gegensatz von französischem und deutschem Wesen nicht mit einfachen Formeln z. B. Esprit—Geist, Statik—Dynamik zu erschöpfen ist. Die Beziehungen und Wechselwirkungen waren seit den ältesten Zeiten eng, zwischen den Völkern bestehen sogar Bande des gemeinsamen Blutes. Rund vierhundert Jahre lang vereinigte das Reich der Franken Deutschland und Frankreich.

Haller bemüht sich um letzte Objektivität. In der Darstellung der mittelalterlichen Kultur kommen bei ihm die Franzosen bedeutend besser weg als die Deutschen. Gemessen an damaligen Maßstäben hatte, nach Haller, Frankreich in kultureller Hinsicht den Deutschen mehr zu bieten als Deutschland den Franzosen. So bestand auf seiten der Deutschen ein fast angeborener Neid gegenüber der französischen Kultur. — In der Darstellung der neueren Geschichte besonders seit 1870 würde allerdings ein französischer Historiker hier und da erhebliche Einwendungen machen. Insbesondere kann man nicht jede Äußerung (und ihr Echo) während der erhitzten Zeit des Weltkrieges auf die Goldwaage legen. Diesen Fehler werfen wir den französischen Historikern vor, und darum ist es gut, wenn auch wir ihn meiden.

Prof. O. Urbach
Saig

Johannes Haller: Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen. 3. Auflage. 246 S. RM. 5,—. Stuttgart 1936, J. G. Cotta.

2.

Frankreich als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse

Die antiken und die vom Abendland verarbeiteten antiken Einflüsse kamen nach Deutschland häufig auf dem Wege über Paris. Als dann im 18. Jahrhundert und auch schon am Ausgang des 17. die englische Dichtung, mehr aber noch die englische Philosophie und Theologie in Deutschland aufgenommen wurden, da waren diese Einflüsse gleichfalls nicht auf direktem Wege erfolgt, sondern auch durch Frankreich vermittelt.

Diese Grundthese seines Lehrers Schöffler nimmt Marce Blassneck auf und untersucht an Hand der verschiedensten Übersetzungen die Aufnahme des englischen Geistesguts in Deutschland bis zum Jahre 1760. — Gegen Ende des 17. Jahrhunderts sind Übersetzungen aus dem Englischen nicht gerade häufig. Und anfänglich scheinen sie wenig für die Lösung der in Frage stehenden Aufgabe zu bieten, weil diejenigen, die die englische Poesie ins Deutsche übertrugen, wie etwa Weckherlin oder die frühen Miltonübersetzer, doch eine einigermaßen ausreichende Kenntnis der englischen Sprache besaßen. Aber bereits bei der Übersetzung von Sidneys Arcadia sehen wir den Einfluß der französischen Übertragung.

Von 1705 ab wird der Gebrauch französischer Übertragungen als Mittel zum Verständnis des englischen Gedankenguts und als Hilfe bei Übersetzungen immer häufiger. Zu Anfang der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts erreichte er seinen Höhepunkt, bis dann von verschiedenen Stellen in Deutschland und der Schweiz der Kampf um das Original als dem hauptsächlichen Mittel des Verständnisses englischer Texte aus dem Bereich der Dichtung, der Philosophie und Theologie einsetzte.

Es ist Marce Blassneck gelungen, bei den von ihr untersuchten Buchbeständen in 65 Fällen die Benutzung des französischen Textes nachzuweisen; und zwar wurde 31 mal lediglich der französische Text benutzt, während sonst meist das englische Original als Ausgang diente, und französische Übersetzungen der englischen Bücher außerdem zu Rate gezogen wurden oder doch zu mindesten Erwähnung fanden. Die Gründe, die zur Benutzung französischer Übersetzungen führten, waren folgende: es bestanden keine sehr engen Beziehungen zwischen dem englischen und dem deutschen Buchhandel, während die recht gute und eingespielte Organisation des französischen Büchermarktes die leichte und schnelle Beschaffung von Texten ermöglichte. Dazu kam, daß die englischen Bücher damals ungewöhnlich teuer waren. Abgesehen davon, war die Kenntnis der englischen Sprache in Deutschland zumeist so unvollkommen, daß man lieber auf eine französische Übersetzung zurückgriff, selbst wenn die Übertragungen nicht gerade fehlerlos waren. Außerdem waren diese Bücher mit ihren Erklärungen und Deutungen englischer Einrichtungen, die bis dahin in Deutschland so gut wie unbekannt waren, auch für das Verständnis des deutschen Lesers besser geeignet als die englischen Werke. Daß aus all den Übersetzungen aus zweiter Hand sich nicht gerade selten Mißverständnisse ergaben, ist leicht erklärlich, und traditore tradutore war mild gesprochen in vielen Fällen das Ergebnis.

Alles in allem ist Blassnecks Untersuchung eine gute Unterbauung von Schöfflers These, die in Einzelheiten noch weiter geklärt sein wird, wenn wir einmal eine Geschichte des englischen Unterrichts und der englischen Sprachkenntnisse in Deutschland haben werden.

Dr. H. Papajewski
Königsberg Pr.

Marce Blassneck: Frankreich als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse im 17. und 18. Jahrhundert. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1934. S. 181. RM 6,—.

3.

Land und Volk in Frankreich

Der Grazer Geographieprofessor faßt in diesem Göschenbändchen alles Wesentliche der Frankreichkunde zusammen. Seine Arbeitsweise ist im ganzen die geopolitische.

Das Büchlein gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Im ersten schildert es kurz aber genau die Entwicklung von Frankreichs Land, Volk und Staat. Land und Staat sind in Frankreich eine Symbiose eingegangen wie sie selten zu finden ist. Die geomorphische Gestaltung ist geradezu klassisch einfach und harmonisch. Das Land zeigt die Züge der frühesten Kulturlandschaft. Auch die rassische Schichtung ist klar übersichtlich: Neolithische Vorzeit, keltische Eroberung, Romanisierung, Frankeninvasion. Die Hochmittelalterliche Periode züchtet das überhebliche Hochgefühl im Wesen des Franzosentums. Frankreich wurde etwa vom 11. Jahrhundert an zum Kulturhochdruckgebiet mit dem Streben nach politischer Führerstellung in Europa. Seit Heinrich IV., noch mehr seit Ludwig XIV. entwickelt sich Frankreich zum Imperium. Die erprobten Methoden sind: Die Einkreisung und die Föderalisierung des Deutschen Reiches. Gneisenau kennzeichnete die Einstellung der französichen Politik: »Deutschland soll der Gefahr steter Invasion ausgesetzt sein, Frankreich soll stets mächtig und geharnischt dastehn«. In den Grundlinien folgt O. Maull hier vor allem J. Haller. — Im zweiten Ab-

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

schnitte behandelt Maull die französischen Landschaften in dieser Reihenfolge: Armorika; das Pariser Becken (von der Normandie, Champagne und Hochburgund) bis zur mittleren Loire; Paris; Flandern und Hennegau; Lothringen, Elsaß (nebst elsaß-lothr. Frage); das Zentralmassiv; das Garonnebecken und die Pyrenäen; die Mittelmeerlandschaften (Von der Languedoc bis zur Provence und Korsika); die Rhone-Saone-Furche, Jura und Alpen. Außerordentlich gut gelungen ist die Beschreibung der Bretagne. — Der Schlußteil zeigt den französichen Staat als politischen Raumorganismus. (Ob der Begriff Raumorganismus, der heute häufig gebraucht wird, gut gebildet ist, — bleibt eine andere Frage. Kein Begriff ist jetzt verschwommener als Organismus. Fast immer steht Organismus für »Amalgamisierung«.) Das Büchlein gehört zu den besten der schönen Sammlung Göschen, die keiner besonderen Empfehlung mehr bedarf. Gerade der Schlußteil enthält eine Fülle von aktuellen Gedanken, deren Wiedergabe jedoch den Rahmen der Besprechung sprengen würde.

Otto Maull: Frankreich (Das französische Großreich; Der Reichskern). Länderkunde und Geopolitik. 179 S. 10 Karten. Sammlung Göschen, Leipzig 1936, W. de Gruyter.

*

Lebendiges Frankreich

Das Buch des schwäbischen Weingärtners hat seit seinem Erscheinen viel Lob, aber auch — besonders aus den Kreisen der nationalsozialistischen Jugend — viel Tadel erfahren. Der Tadel ist verständlich: Distelbarth vergißt in seinem Berichte alle Schattenseiten des gegenwärtigen Frankreich. Er sieht nicht, daß Frankreichs Innen- und Außenpolitik gefährliche Wege geht, und daß das deutsch-französische Problem wesentlich komplizierter ist als es die persönlichen Unterredungen, Beziehungen, ja Freundschaften zwischen einzelnen Deutschen und einzelnen Franzosen ahnen lassen. Das ganze Buch ist aus einer begeisterten Bewunderung und Verliebtheit entstanden und muß aus dieser Gefühlseinstellung verstanden werden. — Damit berühren wir die schwächsten Punkte des umfangreichen Buches: Es fehlt der kritische Geist und es ist — vielleicht infolgedessen — auch zu redeselig. Hätte das Buch statt 382 Seiten nur 200 Textseiten, bei Unterdrückung des Allzupersönlichen und Allzuausführlichen, und wäre es kritischer, so könnte man es vielleicht uneingeschränkt loben.

Ohne Zweifel wird in dem flott geschriebenen Buche manches gesagt, was wirklich Beachtung verdient. Das gilt besonders von dem ersten Teil S. 9—258. Das Bild des Schutzumschlages zeigt den in Deutschland wenig bekannten Mont St. Michel, der eines der herrlichsten Wunderwerke Europas trägt. Da haben wir gleichsam die Leitidee des Verfassers: Uns soll der Weg zum unbekannten, lebendigen Frankreich gezeigt werden, zu dem Frankreich, das weder auf die Formel esprit noch Statik paßt. Das Frankreich der Bauern und Gärtner, der Familienväter und der Helden, der genialen Künstler und großen Heiligen, — kurz das Frankreich, das man in vielen Frankreichbüchern vergeblich sucht und das für uns durch dichte Wolken verdeckt ist, — schildert Distelbarth in begeisterten Worten und sehr schönen Bildern. Er räumt mit manchem Vorurteil auf; gerade die von Herzen kommende, man möchte sagen in gutem Sinne naive Art der Schilderung ist erfrischend. Eine Fülle von Erlebnissen und Kenntnissen, Eindrücken und Einsichten tritt uns hier entgegen, — und eben diesen wirklich wertvollen Gehalt wollen wir neben den gewiß bedauerlichen Mängeln nicht übersehen. Der Frankreichkenner kann wirklich noch manches aus diesem umstrittenen Buche lernen.

Aus dem Inhalt, soweit er den Historiker und Philologen interessiert, heben wir hervor die Ausführungen über die Rasse und Eigenart, dann besonders über die französische Sprache und über die romanische und gotische Baukunst. Hier ist manches sehr richtig (und teilweise neu) gesehen! Um der Seiten 43—105 willen möchte ich das Buch nicht missen! Ein einziges kleines Beispiel für viele: »Demgegenüber (sc. dem Deutschen) ist die französiche Sprache wie ein großer Spiegel, der über der Welt der Erscheinungen hängt, in dem diese reflektiert wird, mit dessen Hilfe man sie beleuchtet, erkennt, benennt, ordnet, beherrscht. Sie zu erlernen, ist auch für den Franzosen, eine Sache des Gedächtnisses ... Posséder le vocabulaire, darauf kommt es an. Der Gebildetste ist, wer die Sprache am vollkommensten besitzt, weil sie zugleich die Summe aller Kenntnisse ist. Mißtrau dem Sprachgefühl, es führt dich in die Irre! (sc. den Franzosen). Maßgebend ist, was Bossuet, Racine, Corneille, Molière, Voltaire gesagt haben.. Kein Franzose ist denkbar ohne ein Wörterbuch seiner eigenen Sprache, wo er nachsehen kann, was dieses oder jenes Wort eigentlich bedeutet, Denn sein Sprachgefühl belehrt ihn darüber nicht« (S. 57).

Prof. Urbach
Salz

Paul Distelbarth: Lebendiges Frankreich. 382 S. 27 Abbildungen in Kupfertiefdruck. 6,50 RM. Berlin 1936, Rowohlt.

4.

Zwei Bücher über Robespierre

Fast zu gleicher Zeit erschienen zwei Werke über Maximilien Robespierre. Auf den Umschlägen findet sich das gleiche Bild von Guerin und das Motto des einen Buches könnte auch in dem andern stehen, der pessimistische Ausspruch Bernard Shaws, daß das größte Unheil immer von guten Menschen komme. Das eigentliche Thema war für beide Verfasser die Darstellung der »Tragödie des politischen Ideologen« der französischen Revolution. Robespierre herrschte wie ein Diktator und heute verschließt ihm Frankreich seine Erinnerung, verleugnet ihn: er hat kein Denkmal, kein Platz und keine Straße tragen seinen Namen. Der Albtraum des großen Schreckens soll vergessen bleiben.

Friedrich Sieburg entwirft in den glänzend geschriebenen Kapiteln voller essayistischer Reize das Seelenbildnis dieses merkwürdigen »Politikers«. Er macht verständlich, wie der Mangel an Ehrfurcht vor dem Leben in all seiner widerspruchsvollen Buntheit, wie die Unkenntnis des Menschen, die Ahnungslosigkeit seiner Kräfte und seiner Schwächen den weltfremden Theoretiker zum Doktrinär verwandeln, wie der Prediger der Tugend sich zum Henker seines Volkes entwickelt. Die Ideologie will das Leben in abstrakte Regeln und Gesetze einschnüren. Dies grausame Netz spannt sich immer enger, immer starrer um jeden Einzelnen: nicht nur sein öffentliches Handeln, sein Verhalten als Bürger, auch jedes private Gefühl, ja sogar das Denken unterliegen einer tyrannischen Norm. Jede Abweichung von ihr, jede persönliche Regung werden zu totwürdigen Vergehen. Aus dem politischen Gegner wird ein »Verbrecher« oder ein »Verräter«. Jeder »Beglücker der Menschheit« gefährdet, bedroht und vernichtet den Menschen, denn er vermag seine — nur gedachte — Welt erst nach der Zerstörung der lebendigen aufzubauen. Auf dieser historischen Erkenntnis ruht Sieburgs beschwörende Skizze des Ideologen.

Sieburg benützt die vorliegenden Ergebnisse der Robespierreforschung. Mit diesem Material schaltet er frei. Sein Ziel ist nicht die wissenschaftliche Arbeit des Historikers, kritische Prüfung der Quellen gemäß der Forderung Rankes: »nachsehen, wie es wirklich gewesen«. Mit dem Gelehrten konkurriert er nicht. Sein Buch kommt aus einer anderen, einer beinahe künstlerischen Sphäre. Unrichtigkeiten in Nebensachen fallen da nicht ins Gewicht.

Schon die Folge der Kapitel ist auffallend frei. Die Lebensgeschichte beginnt mit dem bittern Ende, mit der letzten Nacht, die der tödlich Verwundete auf einem Tisch der Tuilerien verbringt. Und von dem Sterbenden führt er dann den Leser zurück zu den Stationen seines Lebens.

Den Menschen, Redner und Schreckensmann stellt Sieburg vor einen Hintergrund von großartiger Farbigkeit. Bewußt abgestimmt steht seine Silhouette in den Kulissen: Schauplatz Paris während der Großen Revolution. Sieburg kennt Frankreich, vor allem die Hauptstadt. Ihre Luft und den Atem ihrer Bewohner verstand er einzufangen. Mit sicheren Strichen schildert er einen Julitag: wir sehen die hellen Kleider junger Mädchen, Widerschein der Sonne aufglänzen in hohen Fenstern, über Straßen, in denen sich der Blutdunst der Hinrichtungen mit dem Geruch von Küchenabfall mischt, wo vor verschlossenen Bäckereien armselige Gestalten geduldig warten, mit ruhelos ängstlichen Augen im verhärmten Gesicht. Mit allen Sinnen nehmen wir das wahr.

Doch bleibt die einsame Gestalt Robespierres auf dieser faszinierenden Bühne unbehaglich fremd. Er blickt kurzsichtig und verständnislos auf das Treiben des »unvergänglichen Lebens«, zieht sich scheu in sich selbst zurück, lebt einmal auf in den trockenen Sätzen seiner Reden, atmet einmal tiefer bei einem Gang durch stille Wälder, lächelt leise, wenn sein Hund spielt. Ein liebevoll verklärender Schimmer verschönt das Antlitz eines Stiefkindes der Geschichte, es wirkt menschlicher, wenn auch nicht weniger unheimlich.

Spannend wie ein Roman liest sich ein unerfreuliches, ja peinliches Kapitel europäischer Vergangenheit. Unschwer kann man diesem Buch einen Erfolg voraussagen, der den von Sieburgs »Gott in Frankreich« noch übertreffen dürfte. Vielleicht würde er noch größer sein, wenn es der Autor vermieden hätte vor dem Leser allzu ausführlich die Gedanken und Empfindungen seines Helden auszubreiten. Wir scheuen solche Beschreibungen von Gefühls- und Seelenregungen, die sich fremdem Zugriff entziehen.

Zeitgenössische Illustrationen und Handschriftproben begleiten auf 28 Bildtafeln den Text. Die knappen Erläuterungen erhöhen ihre Anschaulichkeit ungemein.

* * *

P. R. Rohdens Robespierre trägt schärfere, härtere Züge. Die beiden Bücher unterscheiden sich durch Methode, Stil und Charakter der Darstellung so erheblich, daß jedes von ihnen als Ergänzung des anderen dienen kann.

Rohden hat nicht nur die historischen Abhandlungen über die französische Revolution, die Werke über ihre Träger und Protagonisten kritisch durchgesehen, sondern auch vielfach unmittelbar die Quellen durchforscht. Er legt die erste moderne, wissenschaftliche Biographie Robespierres vor. Sie ist exakt, in allen Einzelheiten fundiert und erstaunlich reichhaltig in der Fülle des verarbeiteten Stoffes. Auf sicheren Grund stellt der Autor seine Gestalt. Die Familie Robespierre stammt aus Arras. Die Geschichte des Artois und seiner Menschen erzählt ein breit angelegtes, aufschlußreiches Eingangskapitel. Schon die Einleitung gibt Rechenschaft über den Wandel der Auffassung von Robespierre Persönlichkeit seit seinem Wirken bis zur Gegenwart.

In den genauen, fast minutiösen Bericht des Lebensverlaufes sind die verschiedenartigsten Exkurse eingestreut (»Wirkung des Redners«, »R. und die Frauen«, »Zustand der Staatsfinanzen«, »Prozeß der Cathérine Théot«). Jeder Gegenstand wird genau, sachlich und klar geprüft. Überhaupt liegt der Wert des Buches vor allem in diesen kritischen und analytischen Untersuchungen. Ja, das Filigranwerk der zahlreichen, scharf gesehenen Einzelheiten verschleiert sogar ein wenig den Umriß der Gestalt.

Schärfer blitzen im lähmenden Schrecken tragikomische Details auf: Die Skepsis und Ironie des Verfassers entdeckt sie mit sicherem Blick. Rohden zeigt deutlich, wie dem Diktator der politische Instinkt des echten Staatsmannes mangelt: Nach dem Sieg der Revolutionsarmeen bei Fleurus und der Einnahme von Antwerpen vermag der Unbestechliche nur zu sagen: »Andere mögen euch schmeichelhafte Bilder entwerfen, ich werde euch nützliche Wahrheiten sagen«, um dann wieder sein Paradepferd vom Primat der Innenpolitik vor der Außenpolitik zu reiten. Die Stunde des Sturzes gewittert in einer fast satirischen Dämonie, als der Aufschrei des vergewaltigten Lebens aus dem Munde egoistischer »Terroristen ohne Tugend« bricht.

F. J.

Friedrich Sieburg: Robespierre. 339 S. u. 28 Bildtafeln. Sozitäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1935. Leinen 6,80 RM.

Peter Richard Rohden: Robespierre. Die Tragödie des politischen Ideologen. 519 S. u. 22 Tafeln. Holle & Co., Verlag, Berlin. O. I.

Digitized by Google

RICHARD BUSCH-ZANTNER, München

Die agrarsozialen Verhältnisse Südosteuropas während der Türkenzeit

Balkanien ist ein Bauernland — auch heute noch, denn trotz der sehr raschen Entwicklung, die Gesellschaft und Kultur der südosteuropäischen Staaten in den letzten Jahrzehnten genommen haben, verwurzelt das soziale Dasein des balkanischen Menschen — auch dasjenige der städtischen Gesellschaft — in einer durchaus bäuerlichen Schicht. Erst seit dem 20. Jahrhundert hat die bäuerliche Lebensgemeinschaft der südosteuropäischen Völker einen Entwicklungsspielraum westeuropäischen Stils erhalten, ein rundes halbes Jahrtausend zuvor war der Balkan und seine Bevölkerung der Türkenherrschaft unterworfen — ein geschichtliches Ereignis, das mehr war als eine Episode, denn diese fünf Jahrhunderte haben der balkanischen Gesellschaft die wesentlichen soziologischen Eigentümlichkeiten gegeben, ohne die zu kennen es heute unmöglich ist, soziologische Strukturtatsachen der Balkanhalbinsel und ihrer Menschen zu verstehen.

Ausgehend von der in arabischer Intellektualität auf antiker Grundlage ausgebauten agrarrechtlichen Ideologie des islamischen Eroberungsrechtes hat der türkische Staat bei der Eroberung der Balkanhalbinsel über die unterworfenen Länder eine lehensrechtliche Hierarchie aufgerichtet, die alle Merkmale eines echten, soziologisch im Wortsinne echten Feudalismus aufweist. Sie war das Ergebnis einer im religiösen Regulativ des Islam verankerten Eigentumslehre, verbunden mit dem vitalen, sozialen Substrat der türkischen ritterlichen Heeresgefolgschaft. Sie war, streng agrarrechtlich gesehen, für die Balkanhalbinsel insoweit nichts Neues, denn auch der vorislamische Balkan kannte bereits einen lehensritterlichen Agrarfeudalismus. Dieser war namentlich in dem Rechtsinstitut der Pronijen verkörpert, an das denn auch die neue Herrenschicht des Eroberervolkes praktisch zunächst angeknüpft hat, und aus dem sie die technischen Einzelheiten des Pachtsystems und der herrschaftlich-bäuerlichen Arbeitsteilung übernahm. Trotzdem hat die Einsetzung des islamischen Agraradels für die südosteuropäische Gesellschaft die Eröffnung eines neuen Entwicklungsabschnittes bedeutet, denn der soziale Überbau, der sich damit auf Grund des türkischen Agrarrechts über dem balkanischen Bauerntum erhob, war seinem Wesen nach durchaus fremdartiger Herkunft. Das hat nicht nur für die völlig neuartige, aus einem bisher unbekannten, asiatischen Denken entspringende rechtliche Konstruktion dieser Ordnung zu gelten, sondern auch für die soziologischen Eigentümlichkeiten der neuen Herrenschicht. In ihr verkörperte sich nicht nur die Spannung zwischen Eroberern und Eroberten, sondern zugleich auch eine religiöse Differenzierung nach Mohammedanern und Christen. Zudem stand diese Schicht auch völkisch dem balkanischen Bauerntum größtenteils fremd gegenüber, denn am Ost- und Südbalkan war der alte konnationale Adel während der Eroberung fast ausnahmslos ausgerottet worden, so daß sich an seiner Statt ein fremdvölkischer osmanischer Adel einschieben konnte. Am Westbalkan hingegen trat der vorislamische Adel teilweise in erheblicher Geschlossenheit zum Islam über und erhielt sich so seine bisherige Stellung, so daß zwar sachlich die Konnationalität zwischen Herrenschicht und Bauerntum gewahrt schien; das religiöse Einheitlichkeitsstreben der Mohamedaner führte hier jedoch oftmals eine Türkisierung herbei, der namentlich Albaner zum Opfer fielen, während der Adel in Bosnien und Herzegowina auch seiner slawischen Herkunft sich eher bewußt blieb. Immerhin, aus den Kreisen dieser slawischen und albanischen Renegaten sind außerordentlich viele islamische Agrarherren hervorgegangen, die in völkisch fremden Gebieten der Balkanhalbinsel, beispielsweise in Griechenland, als Herren eingesetzt wurden.

Die neue Herrenschicht der Türkenzeit war also sozial zwar eine einheitliche Gruppe, soziologisch keineswegs aber homogen. Trotzdem scheidet sie sich als Ganzheit deutlich von der bäuerlichen Bevölkerungsmasse, so daß damit mit dem Beginn der Türkenzeit die balkanische Gesellschaft eine Zweischichtigkeit ihrer sozialen Ordnung erhalten hat, ohne die manche entscheidende Erscheinung des Enttürkisierungszeitalters und der darauf folgenden Konsolidierungsperiode der jungen Nationalstaaten nicht zu erklären wäre. —

Diese Zweischichtigkeit wurde zudem dadurch noch besonders betont, daß das »unterschichtige« Bauerntum nach wie vor seine völkische und soziale Einheitlichkeit beibehielt. Es erscheint als einförmige, vielleicht sogar fast formlos-plumpe Masse, immerhin aber als eine Konstante, während die soziale Gruppe der »oberschichtigen« Agrarherrn im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Erschütterungen und Umwälzungen mitmachen mußte, die der inneren Vielgestaltigkeit dieser Gruppe entsprangen und die oftmals zu einem völligen Umbruch im Gesicht des Agrarfeudalismus hinführen mußten. Bildhaft gesprochen stellte sie eine labile, gleichsam dünnflüssige Oberschicht über einem zähbeweglichen, stabil bleibenden Untergrund dar. Das wird vor allem in den Zeiten des Verfalls, im späten 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert deutlich, wo die klar verfolgbare Entwicklung beweist, daß alle sozialen Bewegungen, die die Balkanhalbinsel während der Türkenzeit erlebte, stets sich nur im Bereich der Oberschicht abgespielt haben.

Der bemerkenswerteste Entwicklungsvorgang, den wir hierbei in diesem späten Zeitabschnitt feststellen können, ist der Umbruch innerhalb der Lehensordnung selbst. Genauer gesagt, ein Umbruch der formalen, rechtlichen Lehensordnung hat sich nicht vollzogen, die Form blieb gewahrt, aber die soziologischen Kräfte sprengten den Rahmen und haben angesichts der hilflosen Staatsmacht eine neue Agrarverfassung geschaffen, deren Einzelheiten weitestgehend als sozusagen »illegitim« anzusprechen sind: aus dem fungiblen Lehensadel, der sich in der Belehnung der individuellen Person erschöpfte, wurde ein agrarischer Feudaladel, der seine Besitztümer im Erbgang aufrecht erhielt. Die ewige Tendenz eines jeden Lehensstaates, dem Lehensherrn den Einfluß auf das Lehensland zu entziehen, setzte sich auch hier durch, nur mit dem einen Unterschied zu Mitteleuropa, zum Deutschen Reich, daß die vergleichsweise öffentlich-rechtliche Funktion des Lehensträgers sich nicht zur öffentlich-rechtlichen Funktion der landesherrlichen Souveränität erweiterte, sondern hier trat vielmehr eine Inversion ein: das Lehensland wurde privatisiert, es wurde vererblicher Privatbesitz, obgleich dies nicht nur der Lehensordnung, sondern sogar dem religiösen Gesetz widersprach.

Damit war der Weg frei geworden, um einerseits in den Händen begünstigter und auf ihre Machtmittel pochender Herren ungeheure Latifundien zu sammeln, die Zehntausende von Hektar umfaßten, während kleinere Adelige mehr oder weniger gewaltsam freigesetzt wurden und als Gruppe ohne sozialen Standort zwischen den Schichten lebten — eine Gruppe, die unter dem Namen der Krdžalijen um die Wende des 18. Jahrhunderts am Ostbalkan auftaucht und als Zusammenrottung derartiger, jenseits der Gesellschaftsordnung stehender landloser Ritter in der Erinnerung des Bauerntumes noch heute mit dem Nachklang einer wüsten Räuberei nachlebt. Es ist dabei bemerkenswert, daß gleichzeitig, mit dem Zeitabschnitt 1750 bis 1770 beginnend, am Westbalkan, zumal in Albanien eine Reihe von Grundherrn emporkam, die aus kleinen Anfängen stammten, bald aber den älteren Adel verdrängten. Diese homines novi haben dann noch im 19. Jahrhundert durch opportunistische Politik die von der Pforte annektierten »Rebellengüter« des konservativen alten Adels während der Kämpfe der Tanzimatszeit an sich gerissen und damit eine völlig neue Adelsschicht gebildet, die in nichts mehr an die klassische Tradition der türkischen Lehenshierarchie gebunden war. —

Diese Vorgänge innerhalb des sozialen Körpers der Adelsschicht sind in ihrer zeitlichen Begrenzung deshalb wichtig, weil in diesem Zeitabschnitt der balkanische Agrarfeudalismus eine selbständige, neuartige Siedlungsart, das sog. Tschiftlikdorf gebildet hat. In dem Maße, wie sich in der Auflösung der Lehensunterordnung die Besitzungen der Herren privatisierten, ist eine regelrecht gutsherrschaftliche Bewirtschaftung der Adelsländereien üblich geworden. Es entstand der Tschiftlik als der Inbegriff des Gutshofs. Und aus dem Tschiftlik ist weiter dann als Ausdruck der Rationalisierung der Gutswirtschaft das Tschiftlikdorf entstanden, ausgedrückt durch eine planmäßige, systematische Anlage der Hörigengehöfte um einen meist viereckigen Binnenhof, dessen eine Ecke von den herrschaftlichen Gutsgebäuden eingenommen wird. Die aus der völkischen Eigenart der Balkanvölker entspringenden Siedlungsformen werden damit zu Gunsten eines Dorftyps unterdrückt, in dem sich bis zu einem gewissen Grade auch bereits agrarkapitalistische Züge ausdrücken: die vorausgewagte Anlage eines solchen Dorfes setzt einen Kapitaleinsatz voraus, der auf eine günstige Kooperation mit bäuerlicher Arbeitskraft wartet, es setzt also ein spekulatives Moment ein.

Trotz ihrer, wie geschildert, illegitimen Entstehung haben die Tschiftliks am Balkan eine starke Lebenskraft erwiesen. Sie haben nicht nur eine neue Siedlungsform geschaffen, sondern auch die Kulturfläche der Balkanhalbinsel erheblich erweitert. Ihr spekulativer Charakter hat sie sehr dazu geeignet gemacht, in bisher unbebautes Neuland kolonisierend vorzustoßen. Tatsächlich hat die neueste Forschung eindeutig bewiesen, daß die türkischen Güter auf der Balkanhalbinsel regelmäßig in Lebensräumen angelegt worden sind, die bisher von der Siedlung gemieden wurden, und zwar wurden mit Vorliebe die stark durchfeuchteten Niederungen aufgesucht, der

Digitized by Google

lichte primäre Bewachsung die Rodung erheblich erleichtert hat. Vor allem die planmäßig gebauten Tschiftlikdörfer sind dieser Art fast nur auf Neuland entstanden. Freilich enthielt diese Entwicklung auch bereits den Keim zum späteren Zusammenbruch der Tschiftlikswirtschaft: in den durchweg ihrer hydrographischen Verhältnisse halber siedlungsfeindlichen Niederungen vermochten sich die Tschiftliks nicht zu halten und wurden zu Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wieder gewüstet.

Trotz der starken Eingriffe, die der Tschiftlik in die Siedlungs- und teilweise auch Lebensgewohnheit des balkanischen Bauerntums gebracht hat, hat auch er nicht vermocht, die zähe Masse des balkanischen Bauerntums aufzulockern. Im Gegenteil, selbst in Tschiftliks, die erst um 1830 angelegt worden sind, ist einwandfrei nachzuweisen, daß sie umgekehrt die sozialen Gewohnheiten des slawischen Bauerntums respektierten und ihre Anlagen auf die Übernahme der Zadruga abgestellt haben. Daraus ergibt sich deutlich genug, wie lebensfähig sich auch unter diesen Umständen die vergesellschaftende Kraft des balkanischen Bauerntums erwies. Bedenkt man weiter, daß mit dieser noch so spät liegenden Rezeption der Zadruga in die islamisch-feudale Siedlungsordnung ein Lebensprinzip der Balkanslawen Anerkennung gefunden hat, das diese bereits bei ihrer Einwanderung besaßen, wird offenbar, wie stark die Zweischichtigkeit der balkanischen agrarischen Gesellschaft schließlich gediehen war: hier die soziologische Vielgestaltigkeit und innere Unruhe der Adels oben und andererseits die kraftvolle Selbstbehauptung der bäuerlichen Kultur unten. Es ist bemerkenswert, daß selbst die Agrarreformbehörden in der Nachtürkenzeit mit der Liquidierung der Zadrugen auf den Gütern mehr zu schaffen hatten als mit der Liquidierung der Güter selbst. Während so also mit dem Ende der Türkenherrschaft auch die typisch islamische Agrarverfassung ihr formales und teilweise auch materielles Ende gefunden hat, blieb die Zadruga darüber hinaus erhalten — ein Beweis mehr für Unverwüstbarkeit des balkanischen Bauerntums.

Eine zusammenhängende Darstellung der Agrarverhältnisse Südosteuropas während der Türkenzeit gibt es bisher nicht. Als Literatur zu Obigem ist aus der Riesenauswahl zweckmäßig zu empfehlen:

Tischendorf, »Das Lehnswesen in den moslemischen Staaten, im besonderen im osmanischen Reich«. Leipzig 1872.

Hintze, »Wesen und Verbreitung des Feudalismus«. Sitzungsberichte Preuß. Akad. der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, 1929.

Vlainac, »Die agrarrechtlichen Verhältnisse des mittelalterlichen Serbien«, Jena 1903.

Wilhelmy, »Hochbulgarien«, Bd. I. »Die ländliche Siedlung und die bäuerliche Wirtschaft«, Kiel 1935.

Sering, »Die agrarischen Umwälzungen im außerrussischen Osteuropa«, Berlin 1930.

Zwei Neuerscheinungen:

Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben

Von FRIEDRICH PFISTER. Oktav. IX, 161 Seiten. 1936. Geb. RM 3.80

Hier ist zum ersten Male der Versuch gemacht, eine Geschichte des germanisch-deutschen Volksglaubens von den vorgeschichtlichen Anfängen bis zur Gegenwart zu geben. Dazu wird in einem systematischen Teil der deutsche Volksglaube und sog. Aberglaube dargestellt, wobei stets auch auf die altgermanischen Glaubensformen Rücksicht genommen wird.

Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch

Von PAUL GEIGER.

Oktav. VIII, 226 Seiten. Geb. RM 4.80

Das Buch will darstellen, welches die Hauptmerkmale von Volkssitte und -brauch sind, wie der Brauch entstanden ist, wie er lebt, sich entfaltet und sich wandelt. Die Bedeutung des Brauchs für das Gemeinschaftsleben wird besonders betont.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

SÜDOSTEUROPA

I.

Volkslied und Volksleben der Kroaten und Serben

Der Balkan ist noch heute, wenn auch sicherlich nicht mehr auf lange Zeit, ein Bilderbuch der Kulturkunde, wo das Gefüge der Volkskulturen in der räumlichen Ausdehnung und geschichtlichen Tiefe mit voller Klarheit daliegt, ein wissenschaftlicher Gewinn und ein ästhetischer Genuß zu gleicher Zeit. Nur der leidigen Gewohnheit der Deutschen, die Sprachen dieser kleineren Völker nicht zu lernen, ist es zuzuschreiben, daß wir so herzlich wenig über die fremdartigen und eigenständigen Volkskulturen des Südostens wissen. Noch ein anderes sollte uns auch bewegen, ihrem Kulturleben mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Große Teile des gesamten europäischen Südostraumes stehen im Schlagschatten der deutschen Kultur.

Eine der anziehendsten Aufgaben der Slawistik wäre es, uns die Kenntnis des urtümlichen, patriarchalisch geprägten Lebens der Südslawen und seine Gestaltung in der Volkskunst in ihrer ganzen Frische und Farbigkeit zu vermitteln, ehe Obrigkeitsstaat und Fremdenverkehr es zu einer toten Wissenschaft machen würden. Denn es handelt sich um Dinge, die entweder einmal zum Wesen unseres Volkes gehört haben oder deren künstlerische Gestaltungen, wenigstens was Volksepos und Volkslyrik anlangt, vor hundert Jahren durch deutsche Dichter und Gelehrte in die Weltliteratur eingeführt und durch mannigfache dichterische und wissenschaftliche Bemühung (Herder, Goethe, J. Grimm, Ranke, Talvj, Gerhard, Kapper, Soerensen, Leskien u. a.) Bestandteil unserer Bildung gewesen waren.

In dieser wissenschaftlichen Tradition steht ebenfalls der — 1931 verstorbene — Bonner Slawist Leopold Karl Goetz, aus dessen Nachlaß der erste Band seiner Untersuchungen über das »Volkslied und Volksleben der Kroaten und Serben« erschienen ist. Seine Absicht ist es, die Kultur der Südslawen in der Begrenzung, wie sie die wissenschaftliche Ausbeute des Volksliedes uns darbietet, vorzuführen, und zwar auf dem Gebiete der »Liebe«, wie auch der lakonische Untertitel des Bandes lautet. Das ist ein methodischer Gewinn. Denn die meisten unserer Kulturgeschichten leiden an dem Mangel, daß sie das Volkslied nicht genügend zur Verdeutlichung ihrer Ausführungen heranziehen, obwohl man gerade auf diesem Gebiete unmittelbarer Gestaltung des Lebensgefühls Fremdes und Eigenes leichter voneinander scheiden kann.

Die Volkslieder der Kroaten und Serben sind in zwei Gruppen geteilt: in Heldenlieder und Frauenlieder. Erstere werden zu den ein- oder zweisaitigen Guslen (Art Geige) rezitativisch vorgetragen und verherrlichen die Kämpfe des ganzen Volkes wie einzelner Helden. Die Frauenlieder, von Männern und Frauen ein- oder zweistimmig zu der mandolinenartigen Tambura gesungen, sind lyrische Volkslieder, unter denen sich auch religiöse und rituelle Lieder finden, die alte, vielleicht heidnisch-slawische religiöse Gebräuche und Feierlichkeiten ahnen lassen. Zwischen diesen beiden Klassen stehen die lyrisch-epischen Lieder in der Form von Balladen und Romanzen. Das Material für die Schilderungen des Gefühlslebens und des Brauchtums beider Völker ist vorwiegend den Frauenliedern und Balladen entnommen. Die Frage, ob eine gemeinsame Grundlage im Schatz der Volkslieder und dementsprechend in der in ihnen zum Ausdruck kommenden Kultur gegeben ist, ist zu bejahen. Jedoch können wir verschiedene Kulturkreise in ihrer Auswirkung auf Lied und Volkstum unterscheiden.

Die Scheidung der christlichen Kroaten und Serben in morgenländisch-orthodoxe und abendländisch-römische Katholiken ist rein religiös und bleibt auf das äußere Kirchenwesen beschränkt. Daneben haben wir zumal in Bosnien und Herzegowina die Lieder des islamischen Kulturkreises. Hier öffnet sich eine tiefgehende Kluft gegenüber den südslawischen Stammesgenossen. Die Sprache ist reich durchzogen von türkischen Ausdrücken. Die höhere äußere Kultur des türkischen Herrenvolkes gegenüber der der christlichen Untertanen kommt in der prunkvolleren, auch weichlicheren, sensualistischen Schilderung des Liebesverhältnisses und der Beziehungen zwischen Mann und Frau in der Ehe zum Ausdruck.

Auch die verschiedenartige staatliche Entwicklung macht sich geltend in den Liedern der Serben, die ihre nationale Freiheit und Selbständigkeit erst im 19. Jahrhundert erlangten, denen der Kroaten, die im 11. Jahrhundert mit Ungarn staatlich vereinigt wurden, und solchen der moslimischen Kroaten und Serben, die vollberechtigte Angehörige des osmanischen Reiches waren.

Am reinsten hat sich das slawische Volkstum erhalten in abgelegenen Gebieten, in Bosnien, Herzegowina, Altserbien und Montenegro. Den romanisch-italienischen Einfluß spüren wir in den Liedern der dalmatischen Küstengebiete. Im nördlichen Randgebiet der Kroaten und Serben (Slawonien, Syrmien, Batschka, Murinsel) sehen wir das Einströmen österreichisch-ungarischen Lebens mit seiner ganzen Kulturatmosphäre, mit seiner Militär- und Bürokratensprache und seiner blassen Beamtenkultur.

Im Zusammenhang mit der Volksüberlieferung sind die Wanderungen zu erwähnen, die die Lieder von ihrem Entstehungsgebiet in die anderen südslawischen Landschaften unternehmen, ebenso die fortwährende Umbildung ihres Wortlautes, die Häufung verschiedener Motive in demselben Liede und die Verbindung von altem und neuem Liedermaterial.

Bei der näheren Untersuchung der Motive der serbokroatischen Liebeslieder zeigt es sich, daß sie sich vielfach mit denen der Liebeslieder anderer Völker decken. Aber nichtsdestoweniger lernen wir viele Besonderheiten kennen. Oftmals im Gegensatz z. B. zum deutschen Volkslied, wo Liebesleid überwiegt, haben wir in den südslawischen Liedern mehr als in denen anderer Völker den Genuß auch der sinnlichen Liebe in aller Offenheit und krassen Unbefangenheit eines Naturvolkes eingehend dargestellt. Besonders sind die moslimischen Liebeslieder durchströmt von dem heißen Wunsch nach dem vollen Besitz der Geliebten; der Atem der Leidenschaft und des Verlangens nach engstem Austausch von Zärtlichkeiten in der ganzen Stufenleiter zarter und kräftiger Gefühle weht uns aus ihnen entgegen.

Warum die Darstellung in »Liebesgefühl« und »Liebesverhältnis« unterteilt ist, ist nicht recht ersichtlich, da die Inhalte beider Abschnitte ohne rechte Begrenzung ineinander überspielen. Die manchmal sprachlich zu simple Art der Beschreibung und die mitunter holprigen saftlosen Übersetzungen beeinträchtigen die Lesbarkeit des Buches. Sein Wert liegt unbestreitbar in der guten Übersicht dieser volkskundlichen Problemlage und in der wissenschaftlichen Genauigkeit der Motivsammlung.

Heinrich Kalk
Berlin

Leopold Karl Goetz, Volkslied und Volksleben der Kroaten und Serben. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1936. 226 Seiten. Brosch. RM. 7,50.

2.

Deutsche Bilanz in Südosteuropa

Lutz Korodi, der bekannte Vorkämpfer für das Ausland-Deutschtum, veröffentlicht in der Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher eine Broschüre »Deutsche Bilanz in Südosteuropa«.

Nach einer historischen Einleitung, in der der Verfasser viel aus eigenem Erleben während des Weltkrieges mitteilen kann, wird in den drei folgenden Kapiteln Rechenschaft über das Deutschtum in Rumänien, Ungarn und Südslavien gegeben. Besonderes Interesse beansprucht im historischen Kapitel die scharfe Kritik Korodis an der Politik des deutschen Staatssekretärs v. Kiderlen-Wächter, der in Verkennung der politischen Kräfte in Rumänien für den Exponenten der Franzosen Take Jonescu und gegen den rumänischen Minister Carp Stellung nahm, der, wie sich später zeigte, den Mittelmächten treu blieb

Digitized by Google

Das Kernstück des Buches bildet das Kapitel über das Deutschtum in Rumänien. Hier wird ein plastisches Bild von der Lebenskraft dieses Deutschtums geboten. Aber auch aus den kürzeren Abschnitten, Ungarn und Südslavien, wird über das dortige Deutschtum und seine Abwehr gegen die noch immer stark betriebene Entnationalisierung viel wertvolles Material geboten. Als Resultat der Lektüre des Buches wird der Leser leider konstatieren müssen, daß die jetzige Generation der Staatsmänner in Rumänien, Ungarn und Südslavien noch weit davon entfernt ist, sich in bezug auf das Problem der Minderheiten des großen ungarischen Staatsmannes Deak Ansicht zu eigen zu machen. Am 25. Januar 1872 gab der Schöpfer des österreich-ungarischen Ausgleichs zum Nationalitätenproblem Erklärungen ab, die auch heute noch für jeden vielsprachigen Staat Geltung besitzen sollten:

»Erinnern wir uns nur, wie hart wir in unserer Jugend damit zu kämpfen hatten, daß wir in einer fremden, in einer toten Sprache [1]) studieren mußten, und sehen wir, um wieviel der heutigen Jugend das Studium dadurch erleichtert wird, daß man sie in ihrer Muttersprache unterrichtet. Dasselbe gilt auch für die Nationalitäten. Wenn wir sie zwingen wollten, ihre Kinder, die der madjarischen Sprache gar nicht oder nur sehr wenig mächtig sind — denn in den Volksschulen wurden sie ja vornehmlich in eigener Nationalsprache unterrichtet — madjarisch studieren zu lassen, so würden wir den Fortschritt der Jünglinge an den Gymnasien unmöglich machen. Die Eltern würden ihr Geld umsonst ausgeben, die Kinder ihre Zeit umsonst verschwenden. Überhaupt, wenn wir die Nationalitäten gewinnen wollen, so dürfen wir das nicht derart anstellen, daß wir sie um jeden Preis zu madjarisieren suchen, sondern es kann nur dadurch geschehen, daß wir ihnen die ungarischen Verhältnisse lieb und angenehm machen, denn zwei Dinge stehen mir klar vor Augen: sie ausrotten wäre eine gottlose Barbarei, selbst dann, wenn sie nicht so zahlreich wären, daß es ohnehin unmöglich ist, sie zu vernichten. Sie zu unseren Feinden zu machen, liegt nicht in unserem Interesse.«

A. Sch.

[1]) Gemeint ist die lateinische Sprache.

Lutz Korodi: Deutsche Bilanz in Südosteuropa. In der Schriftenreihe Preußische Jahrbücher, Herausgeber Walter Heynen. Verlag Georg Stilke, Berlin. RM. 4.—.

ENGLAND

I.

Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Großbritannien

Die zwischenvölkische Organisation der Wissenschaft ist noch nicht so weit gefördert, daß man einigermaßen sicher und zuverlässig einen Überblick über das Schaffen von Fachgelehrten eines anderen Volkes erhalten kann. Gewiß haben sich einige Disziplinen gerade in den letzten Jahren wichtige bibliographische Hilfsmittel geschaffen, die meistens schlagwortartig über die neuesten Erscheinungen orientieren; an wirklich umfassenden Arbeiten, die einen breiten Überblick über die wissenschaftliche Leistung in einem Fach ermöglichen, fehlt es aber fast ganz.

Gerade in der gegenwärtigen Situation wird man eine solche zusammenfassende Darstellung um so mehr begrüßen, als der Streit zwischen denen, die da meinen, ein jedes Volk habe eine Wissenschaft, die grundverschieden von der eines anderen oder doch zumindesten sehr artverschieden von ihr wäre, und denen, die behaupten, daß es neben der civitas dei aller wissenschaftlich Forschenden auch eine Gemeinsamkeit der Methoden und Ergebnisse gäbe, Formen angenommen hat, die eine Klärung auf sachlicher Grundlage unbedingt notwendig machen, wenn nicht die wissenschaftliche Forschung durch diese Meinungsverschiedenheit ernsthaften Schaden nehmen soll.

Das Buch von Rudolf Metz behandelt die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Großbritannien mit einer Ausführlichkeit wie vorher kein anderes Werk. Außer der etwas anders angelegten Arbeit eines Amerikaners hat es unseres Wissens auch keine Übersicht des philosophischen Schaffens im heutigen Großbritannien gegeben. Und die Arbeit von Metz hat gegenüber der amerikanischen noch den unbedingten Vorzug, daß sie gerade die neuesten Strömungen sehr ausführlich behandelt.

Rudolf Metz sind alle nur irgendwie erreichbaren Quellen zugänglich gewesen, und der Vorwurf der Unvollständigkeit, der gegenüber ausländischen Arbeiten dieser Art nur zu leicht erhoben werden kann, würde dieses Werk nicht treffen. Metz hat sich des öfteren in England aufgehalten, er hat dort an einem Philosophenkongreß teilgenommen und ist mit führenden englischen Philosophen der Gegenwart bekannt geworden, mit denen er dann auch immer wieder Themen durchgesprochen hat, die von der englischen Philosophie in der letzten Zeit zur Diskussion gestellt sind. Und dazu kommt nun noch, daß er schon seit einer Reihe von Jahren sich mit der älteren englischen Philosophie beschäftigt hat, insbesondere mit den Werken von Hume und Berkley. Dadurch ist er schon verhältnismäßig früh an zwei Grundhaltungen englischen Philosophierens herangeführt.

Und in diesem Falle ist es wohl eher als Vorteil denn als Nachteil zu bezeichnen, daß ein Ausländer die Darstellung der englischen Philosophie der Gegenwart geschrieben hat. Ein Deutscher hat gerade auf dem Gebiete der Philosophie Vergleichsmöglichkeiten wie der Angehörige keiner anderen Nation, allerdings neigt er häufig dazu — wohl infolge der besonders gearteten Problemstellung der heutigen deutschen Philosophie — die englische Philosophie zu unterschätzen. Diese Einstellung mag in gewisser Weise berechtigt sein, soweit es sich um die Radikalität der Problemstellungen handelt, sie ist aber sicher nicht berechtigt, wo es um Leistungen in einzelnen philosophischen Disziplinen geht.

Seine Darstellung beginnt Metz mit etwas weiter zurückliegenden philosophischen Richtungen, die uns heute geradezu beispielhaft zu sein scheinen für das Denken des vergangenen Jahrhunderts und für die englische Philosophie insbesondere. Es ist dies die Philosophie des common sense, die von den Schotten vertreten wurde, sodann der Utilitarismus und der Evolutionismus. All diese Strömungen wirken nur in Einzelzügen in der Gegenwart nach. Interessant ist aber die Perspektive, unter der diese Richtungen bei Metz behandelt werden. Eine wirkliche philosophische Wertung zeigt, daß sie auch in England in ihrer Wirkung mehr extensiv denn intensiv gewesen sind. Gerade wenn man diese Strömungen, vor allem den Utilitarismus, von der zeitgenössischen Literatur her verfolgt hat und gesehen hat, wie er sich fast überall zeigt, selbst bei Dichtern und Schriftstellern, wo man ihn gar nicht vermutet hätte, ist der Nachweis, den Metz in seinem Buche erbringt, eine Eröffnung, die das Bild, das wir uns vom englischen Volkscharakter machen, in entscheidender Weise beeinflussen wird.

Erwähnen wollen wir auch die Behandlung des Evolutionismus, der infolge der konservativen Grundhaltung des Engländers nie dieselben Auswirkungen finden konnte wie etwa der Utilitarismus. Allein schon das Vorhandensein der starken religiösen Strömungen im Lande setzte dem Grenzen, und Metz trägt dem auch vollkommen Rechnung, indem er immer wieder an besonderen Stellen seines Werkes die englischen Religionsphilosophen zu Worte kommen läßt. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß gerade in England die Methodik evolutionistischer Betrachtungsweise auch sehr häufig dann übernommen wurde, wenn sie infolge der sonstigen weltanschaulichen Haltung eines Forschers wenig am Platze war.

Danach erörtert nun Metz den Idealismus in der englischen Philosophie der Gegenwart. Wie auch sonst in seinem Werk stellt er die philosophische Richtung als entscheidend heraus, behandelt dabei aber immer jeden Philosophen besonders, damit das Bild der Individualität der verschiedenen Philosophen der entsprechenden Richtung nicht verloren geht und auch vor allem immer wieder die einzelnen Tatsachen einer eingehenden Betrachtung unterworfen werden können. Der Idealismus nun ist ein Thema, das sowohl die Geistesgeschichte, soweit sie England in den Bereich ihrer Darstellung zieht, wie auch die Geschichte der englischen Philosophie im engeren Sinne in letzter Zeit immer wieder beschäftigt.

Der Streit der verschiedenen Anschauungen stellt sich heute etwa folgendermaßen dar: Man führt den Idealismus in der englischen Philosophie des 19. Jahrhunderts auf die Antike, insbesondere auf das Studium Platons oder auf die idealistischen Strömungen im 17. Jahrhundert oder schließlich auch allein auf den deutschen Idealismus zurück. Metz schließt sich, vielleicht etwas zu betont, der letzten Ansicht an. Gerade die Forschungen verschiedener deutscher Anglisten zur Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts lassen diese Frage heute doch in etwas anderem Lichte erscheinen. Endgültige Klärung wird aber hier erst zu schaffen sein, wenn man die Strömungen innerhalb der klassischen Philologie im 19. Jahrhundert und ihre Verbindung zur Philosophie, die ja gerade für England so besonders wichtig ist, kennen wird. Auf alle Fälle ist es aber bedeutsam, daß dieses Problem von Metz grundsätzlich angeschnitten wurde, und die Zusammenhänge der englischen Philosophie mit Kant und vor allem mit Hegel aufgewiesen wurden. Der Hegelianismus hat in England überdies eine besonders interessante Umbildung erfahren, und die Philosophen, die sich um ihn bemüht haben, sind insofern erwähnenswert, als sie sich auch sonst auf verschiedenen anderen Gebieten Meriten erworben haben und die Philosophie ihnen nicht nur Lehr- und Forschungsgegenstand, sondern integrierender Bestandteil ihres Lebens wurde.

Bei der Erörterung der Einwirkung der idealistischen Strömungen auf die englische Philosophie wird man sich auch dessen bewußt, wie wenig wir bisher in Deutschland davon gewußt haben. Zwar war der Einfluß auf die Dichtung, insbesondere auf Carlyle und Coleridge schon seit langem bekannt, aber Philosophen wie Bosanquet und Bradley, die auch unseren heutigen Anschauungen nicht so fern stehen, sind mit ihren Lehrsystemen so gut wie unbekannt geblieben.

Die abschließenden Kapitel setzen mit der Darstellung einer philosophischen Richtung ein, die auch heute noch von uns als typisch angelsächsisch empfunden wird, des Pragmatismus. Metz weist den Zusammenhang auf, der in gewisser Weise noch zwischen der pragmatischen Philosophie eines F. C. S. Schiller und der Philosophie

„Nur ein souveräner Geist, der die riesigen Stoffmassen mühelos beherrscht und von den Fragen des christlichen Glaubens innerlich bewegt wird, konnte diese groß angelegte

Geschichte der Alten Kirche

mit solcher Helle und Wärme schreiben. Von fünf geplanten liegen jetzt zwei in sich abgeschlossene Bände vor; sie umfassen die Zeit von Christi Geburt bis zum Ende der ersten Christenverfolgung (260). Die Ergebnisse der neuesten Forschung sind hier ganz in eine großzügige Darstellung eingegangen, so daß es jedem Christenmenschen, der ehrlich den geschichtlichen Wurzeln seines Glaubens nachgräbt, möglich ist, dies Werk mit wahrer Teilnahme zu studieren. Ohne Aufhebens davon zu machen, ist Lietzmann schlicht den Weg unserer klassischen Historiker gegangen."

Blätter für Bücherfreunde 1936, Heft 6.

1. Die Anfänge. Oktav. VIII, 327 Seiten. 1937. Geb. RM 4.80. 2. Ecclesia catholica. Oktav. VIII, 339 Seiten. 1936. Geb. RM 4.80. 3. Die Reichskirche. In Vorbereitung. Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich!

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

NIETZSCHE Einführung in das Verständnis seines Philosophierens. Von Dr. Karl Jaspers, ord. Professor der Philosophie in Heidelberg. Groß-Oktav. VIII, 438 Seiten. 1936. RM 7.—, geb. 8.—

Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Weyrichstraße 13

Digitized by Google

Hegels besteht, zeigt aber auch ihre Gegensätzlichkeit. Der Pragmatismus wird durch den Realismus der verschiedensten Art abgelöst, und damit kommt die englische Philosophie wieder in eine enge Verbindung zu den Einzelwissenschaften.

Recht eingehend stellt Metz den Zusammenhang von Mathematik und Philosophie dar, der besonders in der modernen englischen Logik hervortritt, und der ja auch in Deutschland durch die Werke von Bertrand Russel bekannt geworden ist. Es schließen sich daran Ausführungen über die philosophierenden Naturwissenschaftler, von denen wir in Deutschland vor allem die Astronomen Jeans und Eddington durch die Übersetzungen ihrer Werke kennen gelernt haben. Es wäre zu wünschen, daß in einer zweiten Auflage die Beziehungen zwischen der Philosophie der Mathematik in Deutschland und England auch in Einzelheiten noch mehr herausgearbeitet werden, und vielleicht würde auch eine Gegenüberstellung der Aufnahme von Jeans und Eddington in England und Deutschland eine gewisse Abrundung darstellen.

Die Erörterung der Psychologie und der Religionsphilosophie der Gegenwart beschließen den zweiten Band, der außerordentlich aufschlußreich für die Erkenntnis der kulturellen Situation des gegenwärtigen England ist, zumal ja hier besonders oft die Rede ist von den philosophischen Anschauungen der Theologen, Staatsmänner und Wissenschaftler der Gegenwart oder der unmittelbaren Vergangenheit.

Es ist ein reiches Buch, das Metz den deutschen Philosophen geschenkt hat, und es wird darüber hinaus vor allem auch den Anglisten das Verständnis der englischen Geistesgeschichte des vergangenen Jahrhunderts und der Gegenwart erleichtern. Man kann wohl sagen, daß es eine kulturpolitische Mission erfüllt, nicht indem billige Lorbeeren der Aktualität erstrebt werden, sondern dadurch, daß ein Stück solider Arbeit geleistet wird. Die Anerkennung auf englischer Seite wird nicht ausbleiben, und das Werk wird möglicherweise nicht nur in Deutschland zum Handbuch werden.

Rudolf Metz: Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Großbritannien. 2 Bde. Verlag Felix Meiner, Leipzig 1935. RM. 40.—.

*

Anglistische Forschungen

Die neueren Forschungen der Anglistik gelten vor allem zwei Gebieten: dem 17. Jahrhundert und der Gegenwart. Das Zeitalter des Puritanismus ist bereits durch die Arbeiten von Religionshistorikern und Soziologen in den Mittelpunkt unseres Interesses gerückt, und die Gegenwart ist recht eigentlich die Domäne der anglistischen Forschung im engeren Sinne, nachdem Wilhelm Dibelius kurz nach dem Kriege sein grundlegendes kulturgeschichtliches Werk über das moderne England veröffentlichte und Bernhard Fehr seine kultur- und literaturgeschichtlichen Studien herausgab.

Das für die Anglistik bedeutendste Werk über die kulturellen und literarischen Strömungen des 16. und 17. Jahrhunderts, Walter F. Schirmers [1]) Antike, Renaissance und Puritanismus ist nun in zweiter Auflage erschienen. Es ist ein Buch, das den Ruf deutscher Forschung kurz nach dem Kriege in die Welt hinausgetragen hat, und es ist wie wenige geistesgeschichtliche Arbeiten zum Standardwerk geworden. Hier werden die Beziehungen aufgezeigt, die den Puritanismus mit der Renaissance und darüber hinaus mit der Antike verbinden. Damit werden die Grenzen der puritanischen Bewegung angedeutet, aber auch die Überschneidung mit den vorhergehenden Bewegungen deutlich. Die Darstellung ist aus exakten Forschungen hervorgegangen: so wählt Schirmer u. a. die Mythologie und ihre Verwendung in Renaissance und Puritanismus als Beweismittel für seine These, daß der englische Humanismus religiös-pädagogisch eingestellt ist. Auch eine Untersuchung der Rezeption des antiken philosophischen Gedankenguts in England ergibt dasselbe Bild; Platon dient der Unterbauung religiöser Vorstellungen und Ideen.

Wesentlich eingeschränkter als das Buch von Schirmer sind nach Art und Anlage die Arbeiten zur neueren englischen Literaturgeschichte. Um die Bedeutung des modernen englischen Romans, der ja auch auf dem Festlande viel gelesen wird, kennen zu lernen, sind in jüngster Zeit Einzeluntersuchungen zum Stil der Werke von Charles Dickens und William Thackeray erschienen. Die Dissertation von Wickardt [2]) trägt den etwas neuartigen Titel »Formen der Perspektive in Dickens Romanen«. Man hält den Stil von Dickens beim Lesen seiner Romane zunächst für einen einfachen Erzählstil. Wickardt weist nun aber nach, wie die Kunst der Darstellung bei Dickens bereits von einem gewissen Raffinement bestimmt ist. Neben der alten Art der englischen Erzähler, die zwischen dem Sichtbericht und der erzählsprachlichen Form des offenen Berichts abwechselten, kennt er eine reiche Verwendung der szenischen Perspektive und die im heutigen impressionistischen Roman so oft verwendete Zwischenform der »erlebten Rede«. — Die aus dem Kreis des englischen Seminars in Hamburg hervorgegangene Arbeit von Baucke [3]) hat sich ein engeres Ziel gesteckt: gegenüber der bisherigen Anschauungen vom Wesen der Erzählkunst Thackerays nachzuweisen, daß sie systematisch angelegt ist und in ihrer Ausführung nicht mehr oder weniger dem Zufall überlassen. In ihrer Ausführung trägt die Arbeit stellenweise einen etwas stark registrierenden Charakter, was der Exaktheit der Resultate durchaus zugute kommt, aber manchmal auch wieder dazu führt, daß man das Ziel des Ganzen aus dem Auge verliert. Seine Beweisführung ist dem Verfasser aber ganz gelungen, und so kann diese Arbeit vor allem auch als Unterlage für Stiluntersuchungen bei anderen Schriftstellern dienen und als Kontrastgrundlage für die Beurteilung der Romankunst der Gegenwart. Einen Überblick über den englischen Roman von 1927—35 bringt das neue Buch von Vowinkel [4]). Der Verf. hat bereits früher einmal eine Darstellung des neueren englischen Romans geschrieben, und sein neuestes Werk ist die Fortsetzung seiner früheren Untersuchungen. Er teilt die einzelnen Romane in weltanschauliche und Stilkategorien auf, und versucht so der ungeheuren Vielfältigkeit der Erscheinungen des englischen Buchmarkts Herr zu werden. Ein solches Buch steht einer doppelten Fragestellung gegenüber: stirbt der wirklich große Roman heute in England aus? Und sind neben den bisherigen noch weitere neue Romangattungen zu verzeichnen? Die Darstellung von Vowinkel ergibt das interessante Resultat, daß die großen Versuche wie sie die englische Literatur vor wenigen Jahren noch in den Werken vom J. Joyce bot, zu einem gewissen Ende gekommen sind. Was heute erscheint, ist wieder eine größere Konzentration auf die Außenwelt und das Ich unter Verzicht auf allzu große Experimente. Und dabei hat das wirklich technische Können, wie u. a. auch gerade die jüngsten Romane von Charles Morgan zeigen, keineswegs nachgelassen. Hier ist in großen Zügen bereits vieles angedeutet, was später einmal in Einzelforschungen erhärtet werden muß.

Ein Spezialthema hat sich R. Hoops [5]) gestellt: den Einfluß der Psychoanalyse auf die englische Literatur der Gegenwart zu untersuchen. Es ist das eine wirklich heikle Aufgabe. Die Psychoanalyse tritt sehr häufig in der englischen Literatur der Gegenwart auf, sie wird sehr viel erwähnt, ihre Anschauungen und ihre Methodik kommen auch in der englischen Romankunst zur Verwendung, sie ist aber nur bei verhältnismäßig wenigen Schriftstellern wirklich bestimmend für ihr Schaffen gewesen. Diesen nicht gerade entscheidenden Gegenstand hat Hoops aber mit großer Umsicht bearbeitet. Mit fast allen Autoren, deren Werke er untersucht hat, hat er im Briefwechsel gestanden oder sich mit ihren Freunden und Angehörigen in Verbindung gesetzt, so daß zur Untersuchung der einzelnen literarischen Werke noch das persönliche Zeugnis hinzutritt. Es ist eine selten vollständige Arbeit über ein Thema zur englischen Literatur der Gegenwart — wir vermissen lediglich einzelne Hinweise auf die Verbindung zwischen religiösen und pseudoreligiösen Vorstellungen mit den Anschauungen der Psychoanalytiker — und es liegt eine literargeschichtliche Leistung vor, die einen Zuverlässigkeitsgrad hat, wie sonst meist nur Untersuchungen über weiter zurückliegende literarische Epochen.

Unter der Anregung und Leitung von B. Liljegren, einem der besten Kenner der gegenwärtigen englischen Literatur, ist die Arbeit von Wilhelm Reichwagen [6]): Der expressionistische Zug im neuesten englischen Roman entstanden. Der Verfasser hat weltanschauliche und stilistische Kriterien seinen Untersuchungen zu Grunde gelegt. Das Ergebnis ist für die Erforschung des englischen Volkscharakters nicht ohne Interesse. Der Expressionismus findet sich als radikale literarische Strömung in England nur in geringem Maße. In den Romanen einzelner Autoren kommt er zumeist nur in Verbindung mit impressionistischen und vor allem mit realistischen Zügen vor. Daraus ergibt sich, daß die alte englische Erzählertradition bis in alle experimentellen literarischen Versuche der Gegenwart hinein bewahrt bleibt. Das tritt durch die Ergebnisse der Arbeit auch insofern um so deutlicher in Erscheinung, als der Verfasser für seine Darstellung und Deutung auch die Schriften der festländischen Theoretiker des Expressionismus herangezogen hat, die an Radikalität z. T. kaum mehr zu überbieten sind. Bedeutsam für eine Einschätzung und Wertung der deutschen Literatur der beiden letzten Jahrzehnte ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, daß vor allem im Drama der Nachkriegszeit sich in England der Expressionismus kaum auswirken konnte. Die Übersetzungen deutscher expressionistischer Dramen fanden in England eine sehr geteilte Aufnahme und wurden von der englischen Kritik zum großen Teil als überspannt abgelehnt.

Ein anderes Spezialthema aus der englischen Literatur der Gegenwart behandelt Walter Neuschäffer [7]) in seiner Studie: Dostojewskis Einfluß auf den englischen Roman. Die Arbeit verdient ebenfalls die Beachtung derer, die sich mit der vergleichenden Literaturgeschichte der Gegenwart beschäftigen. Dostojewskis Einfluß bedeutet in gewisser Hinsicht eine Wende in der europäischen Literatur der Gegenwart. Bis zum Bekanntwerden seiner Romane und Novellen war der Einfluß der Franzosen auf die englische Literatur vorherrschend; man kannte von den Russen bis dahin allenfalls Turgenieff, der jedoch selbst wieder stark unter französischem Einfluß stand. Erst um 1910 herum wurde der französische Einfluß weitgehend durch den russischen Einfluß abgelöst. Verfasser zeigt nun, wie weit sich bei einzelnen englischen Romanschriftstellern diese Einwirkung Dostojewskis tatsächlich nachweisen läßt. Ein endgültiges Urteil wird sich allerdings wohl erst fällen lassen, wenn Briefe, Erinnerungen und theoretische Schriften zur Dichtung in größerem Ausmaße vorliegen als bisher.

Abschließend zwei Arbeiten, die die gesamte literarische und kulturelle Entwicklung Englands behandeln: Hildegard Gauger [8]), Persönlicher Besitz als Grundlage von Führertum und Verantwortungsbewußtsein in England, und Rosteutscher, Der Gedanke des kulturellen Fortschritts. Beide Themen sind gerade mit Bezug auf die kulturelle Entwicklung Englands sehr glücklich gewählt. Der persönliche Besitz spielt ja in England eine weit größere Rolle als in anderen europäischen Ländern. Die Insellage, die guten Küsten und die geringe Entfernung der meisten Orte von der See haben verhältnismäßig früh einen Überseehandel entstehen lassen. Bald blühte dann die Weberei auf, und als die Entwicklung der Großindustrie begann, da hatte England auch einen nicht unerheblichen Vorsprung vor anderen Ländern, und sein Bürgertum hatte bald einen nicht unbeträchtlichen persönlichen Besitz. Das wäre so weit vor allem eine Entwicklung, die in erster Linie die Nationalökonomie anginge, wenn nicht das alles in enger Verbindung auch mit weltanschaulichen und ethischen Fragen stünde. Schon verhältnismäßig früh suchen in England die verschiedenen religiösen Denominationen das Besitzverhältnis durch ihr Ethos zu bestimmen. Durch die Forschungen von Max Weber, Lujo Brentano und anderer haben wir gerade über diese Seite des geschichtlichen Ablaufs einen guten Einblick gewonnen, der in gewissen Einzelheiten noch durch die vorliegende Arbeit erweitert wird. Darüber hinaus bringt Gauger aber auch die Verbindungen, die zwischen dem englischen Gentleman-Ideal und der Auffassung vom persönlichen Besitz als einer Verpflich-

Digitized by Google

tung bestehen. Gerade die Engländer haben ja durch private Initiative aller Art immer wieder gezeigt, wie persönlicher Besitz auch zum Besten der Gemeinschaft genutzt werden kann. Verfasserin macht aber auch auf die Gefahren aufmerksam, die in England für den persönlichen Besitz in der Nachkriegszeit entstanden sind und weist auf die Abwehrkräfte hin, die dem Lande seine alte Grundlage erhalten wollen.

Auch das Thema: Der Gedanke des kulturellen Fortschritts in der englischen Dichtung [9]) ist gut gestellt. In unseren Anschauungen ist ja lange Zeit hindurch gerade die englische Geschichte und die Entwicklung der englischen Kultur eng mit der Anschauung vom kulturellen Fortschritt überhaupt verbunden gewesen. Und der Traum vom kulturellen Fortschritt ist drüben so oft geträumt worden, wie sonst nirgendwo. Ein überaus reiches Material hat sich dem Verfasser geboten, das er an Hand ausgewählter Denkmäler aus den letzten Jahrhunderten gut interpretiert. Leider ist ihm manches an sekundärer Literatur entgangen, was ihm die Arbeit erleichtert hätte und was ihm auch eine feinere Scheidung der einzelnen Begriffe ermöglicht hätte. Der Gedanke des kulturellen Fortschritts hat eine gemeinsame psychologische Wurzel, aber er ist seiner Struktur nach außerordentlich verschiedenartig, und die Unterscheidung der verschiedenen Sphären ist eine der Hauptaufgaben geisteswissenschaftlicher Forschung.

[1]) Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus. Max Hueber, München. Brosch. RM. 9.—.
[2]) Wolfgang Wickardt, Die Formen der Perspektive in Charles Dickens' Romanen. Junker & Dünnhaupt, Berlin. RM. 4.80.
[3]) Ludwig Baucke, Die Erzählungskunst in Thackerays Vanity Fair. Friederichsen, de Gruyter & Co., Hamburg. RM. 8.—.
[4]) Vowinkel, Der englische Roman zwischen den Jahrzehnten (1907—1935). F. A. Herbig, Berlin. RM. 3.50.
[5]) R. Hoops, Die Psychoanalyse in der englischen Literatur. Winter, Heidelberg. RM. 10.—.
[6]) Wilhelm Reichwagen: Der expressionistische Zug im neuesten engl. Roman. Greifswald, H. Dallmeyer.
[7]) Walter Neuschäffer: Dostojewskis Einfluß auf den englischen Roman. Heidelberg, Winter, RM. 5.60.
[8]) Hildegard Gauger: Persönlicher Besitz als Grundlage von Führertum und Verantwortungsbewußtsein in England. Verlag Winter, Heidelberg. RM. 2.40.
[9]) Joachim Rosteutscher: Der Gedanke des kulturellen Fortschritts in der englischen Dichtung. Breslau, Priebatsch, RM. 6.—.

*

Zur englischen Sprachgeschichte

Wohl selten erreicht ein philologisches Handbuch in verhältnismäßig kurzer Zeit die hohe Auflagenziffer, die Jespersens Darstellung der Geschichte der englischen Sprache gefunden hat. Die vorliegende achte Auflage ist im wesentlichen dieselbe geblieben wie die siebente und sechste. Man sieht es dem Werk an, daß es jetzt in jeder Hinsicht die volle Abrundung erfahren hat, nachdem der dänische Anglist seine großen sprachphilosophischen Werke: »Language, its Nature, Development and Origin«, »The Philosophy of Grammar« sowie »Mankind, Nation and Individual« hat erscheinen lassen.

Die Neuauflage des vorliegenden Buches ist noch mehr als die früheren geeignet, ein Standardwerk nicht nur der Anglistik, sondern aller philologischer Disziplinen zu werden, denn alle Einzelfragen der englischen Sprachgeschichte sind in ihm stets unter einem allgemeinen sprachkritischen Gesichtspunkt betrachtet. Und andrerseits sind die Probleme, die die englische Sprachgeschichte in besonderem Maße bietet, wie etwa die Biologie der Synonymik, die immer größere Vereinfachung der grammatischen Formen und das ganze Gebiet der Fragen, die mit dem zusammenhängen, was Jespersen als »Progress in Language« bezeichnet, mit einer solchen Ausführlichkeit behandelt, daß hier die Lösung von Einzelfragen, die sich aus dem Stoff heraus ergeben, stets zur Betrachtung allgemeiner erkenntniskritischer Fragen der Philologie Anlaß gibt.

Otto Jespersen: Growth and Structure of the English Language. Leipzig, B. G. Teubner, 1935. S. 239. RM. 5.40.

*

Shakespeares Sonette in Deutschland

Die Aufnahme Shakespeares in Deutschland ist für die Entwicklung des deutschen Geistes und für die Formung unseres nationalsprachlichen Bewußtseins von einer Bedeutung gewesen, wie die Rezeption der Werke keines anderen fremdsprachlichen Dichters. Sturm und Drang, Klassik und Romantik, haben Form und Gehalt ihrer Dichtung zum nicht geringen Teil der Auseinandersetzung mit Shakespeares Dramen zu danken.

Seit dem Erscheinen von Friedrich Gundolfs Buch »Shakespeare und der deutsche Geist« ist kaum ein Werk veröffentlicht, das nicht einen Hinweis darauf enthielt, wie Shakespeare in der bedeutendsten Epoche deutscher Dichtung zum Prozeß des Bewußtwerdens des deutschen Geistes beigetragen hat, bis er schließlich zum integrierenden Bestandteil unseres geistigen Seins wurde. Auffällig ist bei all dem, daß Shakespeares Sonette kaum recht erwähnt wurden, und daß auch ihre Beurteilung durch die Shakespearekritik im engeren Sinne außerordentlich verschiedenartig ausfiel.

Ihre Einbürgerung war naturgemäß bedeutend schwerer als die der Dramen: sie boten nicht die anschauliche Stoffmasse wie diese, und sie waren schon rein sprachlich, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Gestalt, schwer verständlich. So setzt auch das Mühen um die Sonette Shakespeares viel später ein als um seine Bühnenspiele.

Die Romantik sieht in diesen Sonetten Erlebnisdichtungen, im 19. Jahrhundert werden sie dann entweder als Verspielereien gewertet, oder aber man spricht ihnen auch den Erlebnisgehalt ganz ab, weil man die innere Problematik, in die der Mensch Shakespeare durch die elementaren Bindungen von Freundschaft und Liebe gebracht wird, nicht tragen kann. Als dann mit Stefan George eine neue Wertung der Sprache einsetzt, nimmt man auch den Sonetten gegenüber eine neue Stellung ein, und versucht sie so für die deutsche Sprache wiederzugewinnen, daß sie auch in deutschem Gewande ein Bild der ursprünglichen sprachlichen Gestaltung des Dichters geben.

Ein weiter Umkreis mußte abgeschritten werden, um die Wandlungen der Einschätzung der Sonette, wie sie in den Übersetzerdichtstilen zum Ausdruck kommen, zu erkennen. Die sprachliche Analyse war das hauptsächlichste Mittel, aber auch biographische und bibliographische Anmerkungen stützen die verschiedenen Thesen. Den Wert solcher Forschung erkennt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in der Romantik der einzelne Verleger von Bedeutung war, daß im bürgerlichen Zeitalter Verlagsgesellschaften den Druck der Übersetzungen vornahmen und sie in den Vertrieb der Klassikerausgaben einbezogen, die mit ihren nahezu auftragsmäßig hergestellten Übertragungen kaum viel mehr als die Übermittlung des Stoffes boten. Und dann kommen die Drucke der von Stefan George übersetzten Sonette. Sie waren für den Kreis der Blätter für die Kunst bestimmt, die wie die Verse des Meisters nur den Dienenden der Dichtung und Sprache galten. **Dr. H. Papajewski**

Königsberg Pr.

Ludwig W. Kahn: Shakespeares Sonette in Deutschland. Im Gotthelf Verlag Bern und Leipzig 1935. RM. 4.—.

2.

Shaw und das Theater

Shaw ist auch heute noch auf unseren Bühnen der meistgespiegelte englisch schreibende Dramatiker der Gegenwart. Wohl jeder, der einmal eines seiner Stücke — mit Ausnahme der »Candida« und der »Hl. Johanna« — gesehen oder gelesen hat, hat sich gefragt, ob hinter dem Bühnenwerk des Iren das Witzige als Selbstzweck oder ein sittlicher Ernst oder etwa ein unausgeglichenes Nebeneinander von beiden stünde. Ließe sich nicht die Frage entscheiden, wenn wir über Shaws Anschauungen vom Theater Klarheit gewännen? Hier setzt Timmlers Schrift wegweisend ein. Sie führt zu folgenden Ergebnissen.

Shaws dramatisches Schaffen entspringt der didaktischen Absicht des Sozialisten und dem Temperament des Predigers; ausgelöst wurde es von seinem zeitweiligen Beruf als Theaterkritiker, gefördert durch die gesellschaftlichen Verhältnisse wie durch die Lage des damaligen englischen Dramas, in der sich erste schwache Vorstöße von Ibsennachahmern gegen das lebensferne Melodrama melden. Aus dem Trieb zum Lehrhaften folgert Verf. Shaws »Forderungen an die Wirkkraft des Theaters« und die höhere Bewertung des Gehalts vor der Technik des Dramas. Seine Stücke sind also »Tendenz-« nicht »reines Kunstdrama«, obwohl »Candida« und »Saint Joan« entgegen seiner Theorie über bloße Tendenz hinausragen. Dieses Tendenzdrama bestimmt sich schärfer als »Erziehungsdrama oder belehrendes Unterhaltungsdrama«. Die beiden innewohnende Absicht bezeugt ihre Stärke auch noch dadurch, daß sie Shaws Umdeutung Richard Wagners und Ibsens ins Nur-Lehrhafte verursacht.

Zu persönlicher Veranlagung und äußeren Umständen fügt Verf. eine dritte Quelle von Shaws Auffassung: den »geistesgeschichtlichen Hintergrund«. Er legt den allegorischen Bestandteil des englischen Schrifttums, vor allem die Moralität, und den Puritanismus als die beiden Schichten der englischen Tradition bloß, in denen Shaws Welt- und Theateranschauung wurzelt. In der inneren Form des Dramas prägt sie sich in einer »einzigartigen« Gestalt aus, die »weder zu den Tragödien noch zu den Komödien« gerechnet werden kann. Ihre komödienhaften Merkmale sind satirisch oder ironisch, aber nicht humorvoll oder paradox. Auch die prosaische Sprachform und die Bühnendarstellung, die den Schauspieler zum Werkzeug des Dramatikers macht, erscheinen bedingt vom Zweck der Stücke: »Aufklärung, Erziehung und Unterhaltung des Publikums«.

An diesen Ergebnissen ist neu und wichtig, daß auch Shaws Verhältnis zu Wagner von der didaktischen Tendenz des Sozialisten bestimmt wird und daß sein dramatisches Werk wenigstens an zwei Stellen mit der englischen Geistesgeschichte verknüpft ist. Der geistesgeschichtliche Hintergrund hätte sich noch geweitet, wenn Verf. M. Ellehauges »The Position of Bernard Shaw in European Drama and Philosophy«, Kopenhagen 1931, herangezogen hätte. In der Gestalt Shaws, die Verf. vor uns aufrichtet, leben also drei Grundzüge: der verantwortungsbewußte Ethiker und der Seelenkenner des Theaterpublikums, kurzum der Erzieher, und schließlich der einheitliche Mensch, bei dem sich Bühnentheorie und -praxis, jedenfalls meistens, decken. Die überzeugende Kraft dieser Gestalt hätte Verf. an zwei Punkten noch erhöhen können. Er brauchte nur durchgängig Shaws Theorie, d. h. die subjektiven Zeugnisse der »Vorreden«, und seine Praxis, also die Werke, zu scheiden und zu prüfen, wie weit persönliche Aussagen und im Drama objektivierte Ansicht tatsächlich übereinstimmen. Wertvoll wäre auch der Nachweis im einzelnen, ob Shaws Anschauungen vom Theater inhaltlich beharrlich sind und sich allein an Klarheit der Formulierung entwickeln.

Nur ein Bedenken, und zwar ein Grundbedenken jeder Auslandswissenschaft, ruft diese gründliche und straff aufgebaute Arbeit hervor. Es meldet sich angesichts der Frage, die Kap. XII als Überschrift enthält: »Ist Shaw vorzugsweise komisch, humorvoll, satirisch oder ironisch?«. Wenn Verf. Volkelts in Ehren grau gewordene Begriffsbestimmungen auf das Werk des Anglo-Iren anwendet, übersieht er dann nicht die je nach Volk verschiedenen Auffassungen mindestens von Humor und Satire? Hier hätte ihn Fritz Egners Studie »Humor und Witz unter strukturpsychologischem Gesichtspunkt« (Archiv für die ges. Psychologie, Bd. 84 (1932), S. 330—371) vorsichtiger stimmen können. Es lohnt sich auch einmal darüber nachzudenken, wie sich von T.s Arbeit aus weiter bauen läß. Die Frage nach Shaws Traditionsgebundenheit kann man umfassender beantworten, wenn etwa Granville-Barkers und Galsworthys Anschauungen als Seitenstücke geprüft werden. Auch wieweit sich Shaws dramatische Sendung und ihre lehrhafte Absicht durchgesetzt haben, bleibt noch zu beobachten. Vor allem geht uns die Frage an, ob und warum Shaws Ansichten vom Theater mehr auf eine allgemein menschheitliche oder mehr auf eine völkische Erziehung abgestellt sind und wie sie sich zu unserer Auffassung vom völkischen Dienst der Bühne verhalten. Timmler hat für diese Probleme den festen Ausgangspunkt geschaffen.

Dr. Hans Galinsky

Berlin

Markus Timmler: Die Anschauungen Bernard Shaws über die Aufgabe des Theaters auf Grund seiner Theorie und Praxis. — Breslau 1936 (Sprache und Kultur der german. und roman. Völker, A. Anglistische Reihe, Band XIX). 93 S.

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Julius Maximilian Schottky (1797—1849)

In die Gelehrten-Geschichte ist J. M. Schottky nicht eingegangen, und mit Recht; aber wenn man sich in den letzten Jahren wissenschaftlich etwa mit dem Volkslied oder volkskundlichen Fragen befaßt hat, ist seiner Arbeit und seiner Sammlertätigkeit dankbar gedacht worden. Er hatte offenbares Verständnis für die Ausdrucksformen des Volkes und stürzte sich in einer Zeit, die sich der Erforschung deutscher Vergangenheit erst neu zuwandte, »mit Eifer und großer Liebe« auf dieses Gebiet. So wenigstens bezeugt es ihm sein Lehrer Büsching. Als Schottky, der aus Kupp bei Oppeln stammte und in Brieg die Schule besucht hatte, in Breslau die Rechte studierte, gewannen sehr bald die Germanisten Büsching und von der Hagen Einfluß auf ihn, und der begabte junge Mann bekam ein preußisches Staatsstipendium, mit dem er nach Österreich reiste, um dort, vor allem aber in Wien, Bibliotheken und Archive durchzustöbern und Materialien zur älteren deutschen Literatur- und Kunstgeschichte zu sammeln. In heller Begeisterung ging Schottky an die Arbeit, im Jahre 1819 erschienen seine (mit Franz Ziska zusammen herausgegebenen) »Österreichischen Volkslieder« (2. Aufl. 1844, Neudruck 1906). Die Breslauer Universitäts-Bibliothek besitzt heute noch Abschriften, die Schottky von Wiener Handschriften des Laurin, Hugdietrich, Tituerel für Breslau angefertigt hat. Als Schottky starb, kamen seine hinterlassenen Papiere in die Hand seines Lehrers von der Hagen, von hier aus bei der Nachlaßauktion 1857 nach Wien; diese handschriftlichen Bände — Zeitgenossen Schottkys berichten von einem noch viel größeren Bestande — im Besitz der National-Bibliothek zeugen von seinem Exzerpier- und Sammelfleiß, der hier Zusammenstellungen wie »Über deutsche Schimpfworte vom 15. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit« oder »Über eine Reihe von Liederbüchern des 16. bis 18. Jahrhunderts« finden läßt.

Durch den Kultusminister Altenstein kam Schottky nach fünfjähriger Tätigkeit 1822 nach Posen als Professor für deutsche Sprache und Literatur an das dortige Gymnasium. Hier wollte und sollte er seine Sammlungen verarbeiten und stand vor der schönen und großen Aufgabe, der jungen preußischen Provinz Posen und der noch stark polnischen Bevölkerung deutsches Geistesgut zu bringen. Aber ihm fehlte hier jedes wissenschaftliche Handwerkszeug, und ebensowenig hatte er ein literarisches Organ, in dem er hätte zu Worte kommen können. Er faßte also den Entschluß, selbst eine Zeitschrift zu schaffen. Die Hoffnung, dafür eine Geldunterstützung durch den Minister zu bekommen, schlug fehl. So ging er allein an die Arbeit und gründete mit großem Idealismus im Verlag des Buchhändlers Jul. Ad. Munk die erste deutsche literarisch-wissenschaftliche Zeitschrift der Provinz Posen: »Vorzeit und Gegenwart. Ein periodisches Werk für Geschichte, Literatur, Kunst und Dichtung«. Im Januar 1823 kam das erste Heft heraus, nach drei Monaten ging die Zeitschrift bereits wieder ein, lebte dann vom Juni bis November 1823 noch einmal in einem neuen Verlag auf als »Posener Zeitschrift für Literatur, Geschichte und Kunst«. In diesen 27 Nummern, an denen Männer wie Büsching, von der Hagen, Hoffmann von Fallersleben mitgearbeitet haben, hat sich Schottky bemüht, ohne jeden Chauvinismus für deutsche Kultur zu wirken. Er hat unter vielen Kämpfen und Anfeindungen in seiner Posener Zeit (über die wir innerhalb seines sehr merkwürdigen Lebens noch am besten unterrichtet sind) arg zu leiden gehabt und führte in Posen »ein sehr bewegtes Leben«; aber er gesteht: »Meine Gegner sind indes wirklich gütig gegen mich, und auch ich muß ihren Herzen alle Gerechtigkeit angedeihen lassen.«

Ostern 1824 hat Schottky Posen verlassen. Er taucht in Breslau, Dresden, Leipzig, Weimar auf, lebt von 1828—1831 in Prag und schreibt dort neben historischen Arbeiten, etwa über Karl IV., ein Buch über »Paganinis Treiben als Künstler und Mensch« (1830, Neudruck 1909), aus der persönlichen Begegnung mit dem gefeierten italienischen Virtuosen heraus.

Die Gründe dafür, daß er Prag plötzlich hat verlassen müssen, sieht Wilhelm Chezy (»Erinnerungen« 4. Bd. S. 190) darin, daß er vermutlich aus Büchern einer öffentlichen Bibliothek Kupferstiche ausgeschnitten habe. Und hier liegt Schottkys Tragödie. Er war ein Büchermarder geworden, nicht aus Gewinnsucht oder Schlechtigkeit heraus. Schon nach Breslau hat er die geliehenen Bücher nur nach dringenden Mahnungen zurückgegeben. Im Jahre 1839 sagt Schmeller über ihn zu Jacob Grimm: »Über Sammeln ging ihm das Leben hin; über die Begier nach Seltenheiten und Pergamentstreifen der gute Ruf.« Von Prag ging Schottky nach München; hier lernte ihn 1833 Karl Gutzkow kennen, der in seinen »Rückblicken« sehr ausführlich über Schottky erzählt und fabuliert. In München hielt Schottky im Museum Vorlesungen über Wallensteins Privatleben, die er 1832, ohne jede Auswirkung, drucken ließ. 1834 ist er in Tirol, 1839 trifft ihn Hoffmann von Fallersleben in Paris (»Seine letzten nichtswürdigen Streiche in der Bibliothek zu Genf, wo er aus dem Moniteur Ausschnitte gemacht hatte, waren noch in frischem Andenken... Ein unglücklicher Mensch, geistig und leiblich heruntergekommen, von seinen Landsleuten verachtet und gemieden«), von Paris kam er 1848 nach Köln an die »Rheinische Volkshalle«, dann Anfang 1849 nach Trier an die dortige Zeitung. In Trier ist er am 9. April 1849 gestorben.

Chezy charakterisiert ihn: »Sein Wesen schien ihn zum genialen Lumpen zu stempeln, obschon er kein Lump war, sondern einfach ein armer Teufel, wozu Natur und Schicksal ihn bestimmt.« Eine Biographie dieses merkwürdigen Mannes, der nie in die Avantgarde der Forscher kam und auch gewiß kein »schöpferischer Geist« war, ist wiederholt angekündigt worden; sie fehlt nach wie vor und müßte doch einmal geschrieben werden.

Hans Knudsen

Soeben erschien:

Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer

Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von **Albert Leitzmann**

Mit einer Einführung von Edward Schröder.

Groß-Oktav. XXII, 653 Seiten. Gebunden RM 14.—

(Das Literatur-Archiv. Veröffentlichungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Literatur-Archiv-Gesellschaft. Fünfter Band.)

Der Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff, dem eifrigen Förderer der deutschen Altertumskunde, und seinem Schüler und Freunde Wilhelm Scherer, der hiermit vorgelegt wird, ist von den Fachkreisen seit langem erwartet worden. Er bietet Einblicke in Arbeit und Leben zweier Männer, die als Lehrer mit dem Schüler, als Gelehrter mit dem Gelehrten und als Freund mit dem Freunde einen Briefwechsel geführt haben, wie er reizvoller und anregender kaum gedacht werden kann. Daneben aber gewähren diese Briefe wichtige Einblicke in die Entwicklung der germanistischen Wissenschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Sammlung ist mit vielen Anmerkungen und ausführlichen Registern versehen und wird eingeleitet durch eine Einführung aus der Feder Geheimrat Edward Schröders, der mit beiden Briefschreibern bekannt war und durch reiche persönliche Erinnerungen an sie den Briefwechsel ergänzt.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35
Woyrschstraße 13

WERNER JAEGER

Die Formung des griechischen Menschen

(Paideia)

Erster Band. 2. Aufl. Geb. RM 8.—

„W. Jaegers Werk gehört zu den seltenen starken Büchern, die höchsten Gegenwartswert haben, der in der Darstellung selbst nicht gesucht oder betont wird, sondern in der Sache begründet liegt. Damit verbindet sich ein besonderer Vorzug der Darstellungskunst." (Deutsche Zukunft)

Ausführliche Prospekte auf Wunsch.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Aus der Geschichte eines deutschen Verlages

Man darf ein Jubiläum, wie es der Verlag Friedr. Vieweg u. Sohn zu seinem 150jährigen Bestehen feiert, nicht mit ein paar gleichgültigen Zeilen abtun. Ja, es werden viele Jubiläen gefeiert, jeden Tag ein paar, aber wenn ein Verlag diese Feier unter das Zeichen des Wirkens »in 150 Jahren deutscher Geistesgeschichte« stellen kann, so bedeutet das viel, so bedeutet das eine Verflochtenheit unendlich vieler Persönlichkeiten mit der Arbeit der Männer, die diesen Verlag schufen, weiter aufbauten und lebendig erhielten.

Das zeigt die Festschrift [1]), die Friedr. Vieweg u. Sohn herausgegeben hat, in einer Weise, daß ein für Kulturwerte empfänglicher Leser nicht leicht von dem Buche loskommt.

Noch steht das große Geschäftshaus, das Friedrich Vieweg mit Hilfe des Herzogs in Braunschweig in den Jahren 1799—1804 erbaute. Vieweg hatte seine Firma in Berlin gegründet; er war der Schwiegersohn Campes, den der Herzog aus Hamburg nach Braunschweig gezogen hatte und durch den der mutige Verleger bewogen wurde, ebenfalls nach Braunschweig zu gehen. Ein mit Liebe gepflegtes Verlagsarchiv und Verlagsmuseum birgt und erhält die zahlreichen Werke, die in 150 Jahren alle Gebiete deutscher Kultur und deutscher Wissenschaft befruchtet haben, und zwar von dieser Stätte aus, nicht aus den Zentren des Buchhandels: Berlin und Leipzig.

Ich versage es mir absichtlich, Namen von berühmten Büchern des Verlages aufzuzählen; man muß schon das Werk selbst lesen und sich überraschen lassen.

Ein besonderes Kapitel der Festschrift »Aus dem Archiv des Vieweg-Hauses« stellt Briefe von Autoren zusammen. Daraus will ich einige herausgreifen, um wenigstens einen kleinen Begriff von dieser Verbundenheit mit deutscher Geistesgeschichte zu geben.

Erstmalig wird hier der ganze Briefwechsel mit Goethe gegeben, als der Verlag »Hermann und Dorothea« erwarb. — Sonstige Briefschreiber: Alexander v. Humboldt, August Wilhelm v. Schlegel, Johann Heinrich Voß, Jacob Grimm, Andersen, Gottfried Keller, Wilheln Raabe, Helmholtz und viele mehr. Genügt's?

G. L.

[1]) Friedr. Vieweg u. Sohn in 150 Jahren deutscher Geistesgeschichte 1786—1936.

Soeben erschien:

DAS PERSÖNLICHE ÜBERLEBEN DES TODES

Eine Darstellung der Erfahrungsbeweise

Von Dr. EMIL MATTIESEN

Oktav. 2 Bände. Gesamtumfang XL, 894 Seiten

Jeder Band Geb. RM 9.80

Die Bände werden einzeln abgegeben

Der Verfasser, der sich durch sein früher erschienenes Werk „Der jenseitige Mensch" einen wissenschaftlichen Namen gemacht hat, erschließt in einer sorgfältigen, durch zahlreiche kritisch gesichtete Argumente gestützte Darstellung ein Gesamtbild, das über die Grenzen des alltäglichen Wissens und Erkennens hinausgeht und im Sinne des Kampfes zwischen spiritistischer und animistischer Auffassung geschrieben ist. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit wird in einer folgerichtig sich steigernden Beweisführung die gesamte spiritistische Auffassung in übersichtlicher Zusammenfassung dargestellt.

Ausführlicher Prospekt auf Wunsch

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 4500 IV. Vj. 36. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). **Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten.** Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

FEB 18 1937

Berlin, 20. Januar 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 2

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

HERMANN RAUEN, Frankfurt a. M.

Über die Grenze zwischen Belebt und Unbelebt, Bakteriophagen und Virus

Die untere Grenze im Reiche der gesamten Lebewesen wird von dem reichhaltigen und weitverzweigten Stamm der Protisten oder Einzeller gebildet. Zu ihm gehören, wie der Name besagt, alle diejenigen Tiere und Pflanzen, die nur aus einer einzigen Zelle mit Zellkern und Zellplasma bestehen und die als autonome Lebewesen unabhängig von anderen lebenden Zellen sich vollkommen selbständig zu erhalten und fortzupflanzen imstande sind. Die Größenordnung der Protisten schwankt sehr beträchtlich, angefangen von den Amoeben und Radiolarien — in ihren vielfältigen ästhetisch-formenreichen Abwandlungen —, die man mit einem gewöhnlichen Mikroskop bequem beobachten kann, bis hinunter zu den Bakterien, deren kleinste Vertreter mit den raffinierten Methoden der wissenschaftlichen Arbeit, der Dunkelfeldbeleuchtung und der Ultraviolettmikroskopie angegangen werden müssen. Zellkern und Zellplasma der Protisten zeigen oft komplizierte strukturelle Differenzierungen, wie Vakuolen, Geißeln, undulierende Membrane, Farbkörper usw., und als Ausdruck dieser sogenannten euplasmatischen und alloplasmatischen Differenzierungen findet man dann auch ein relativ kompliziertes physiologisches Verhalten vor, wie Auswahl der Nahrung, verschiedene Möglichkeiten der Fortpflanzung (Heterogonie) und Reizleitung. Den Amoeben sind sogar psychologische Fähigkeiten zuzuschreiben, denn sie vermögen unter anderem einen richtigen Raumsinn auszubilden und auch die Assoziationen Warm-Hell und Dunkel-Kalt im Experiment zu erlernen und zu unterscheiden (Brannstedt).

Die Bakterien, als die kleinsten Vertreter dieses Stammes, zeigen derartige Reaktionsweisen nicht. Sie vermögen in den meisten Fällen kaum eine lokomotorische Tätigkeit zu entfalten und haben als echte Parasiten alle diese zur Nahrungssuche dienenden Differenzierungen zurückgebildet.

Die Fähigkeit der Energiegewinnung ist weitgehend den Lebensverhältnissen angepaßt. Bei allen Protisten finden wir einen typischen Stoffwechsel: Aufnahme eines Nahrungsstoffes (Assimilation), Abbau desselben unter Energiegewinnung in kleinere Bausteine mit niedrigerem Energiegehalt (Dissimilation), die dann entweder zu körpereigenen Stoffen resynthetisiert oder als Stoffwechselschlacken ausgeschieden werden. In vielen Fällen finden wir diese Phase, die vollkommen anaerob verlaufen kann, mit einer aeroben verbunden, mit einer Sauerstoffatmung (Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe).

Alle diese Reaktionsweisen sind notwendige Attribute der lebenden Zelle und an eine mehr oder weniger komplizierte innere Architektur der sie einleitenden Fermente geknüpft. Es erhob sich sehr bald die Frage nach der Beziehung zwischen der Größe eines Lebewesens und der Lebensmöglichkeit, die Frage nach der unteren Grenze des Lebens an sich. Lange Zeit galten die Bakterien mit einem Durchmesser von 500 mμ (1 mμ = 1 millionstel Millimeter) im Durchschnitt, als auf der unteren Grenze stehend. Man glaubte sich eine lebende Zelle von einer unterhalb der Bakterien liegenden Größenordnung nicht gut vorstellen zu können.

Nach Willstätter besteht ein Ferment aus einem hochmolekularen Träger, der in den meisten Fällen ein Eiweißmolekül ist, und einer prosthetischen Gruppe, an der die chemische Reaktion erfolgt. Diese Ferment-Eiweißmoleküle müssen zwischen andere als Gerüst dienende hochpolymere Moleküle eingebettet sein, um den Zu- und Abtransport der Nahrungsstoffe und mit ihm das innere Abgestimmtsein, das dynamische Gleichgewicht der lebenden Zelle zu gewährleisten. Solange man über die Ausmaße der Eiweißmoleküle nicht genau Bescheid wußte, war eine Diskussion über die mögliche Anzahl der eine solche Organisation gewährleistenden Eiweißmoleküle wenig fruchtbar. Die Frage nach der unteren Grenze zwischen Belebt und Unbelebt war also vorwiegend ein Problem der Dimension.

Seit der Entdeckung der subvisiblen Erreger, der Bakteriophagen, durch d'Hérelle im Jahre 1917 und der Vira ist man dieser Frage experimentell nähergerückt. Als Bakteriophagen bezeichnet man diskrete kuglige Partikel, die, bedeutend kleiner als Bakterien, alle bakteriendichten Filter passieren und im Mikroskop nicht mehr sichtbar sind (subvisibel). Sie sind die Ursache einer übertragbaren »Lyse (Auflösung) der Bakterien«, einer Art ansteckender Bakterienseuche. Der Virus ist ungefähr von derselben Größenordnung und der Erreger verschiedener Krankheiten bei Menschen, Tieren und Pflanzen, so z. B. der Papageienkrankheit (Psittacosis), des Herpes, der Hühnerpest, der Maul- und Klauenseuche und der Tabak-Mosaikkrankheit. Die Vermehrung von Phagen und Virus ist an die Tätigkeit einer lebenden Zelle gebunden und erfolgt z. B. nicht in einer sterilen Bouillon, in der Bakterien ohne weiteres zu gedeihen vermögen. Bei den Phagen geht sie mit dem Bakterienwachstum parallel, führt zu einer vollkommenen Veränderung der Zelle und schließlich zur Lyse. Die Vorgänge innerhalb der Zelle, die letzlich zur Lyse führen, sind uns heute noch nicht bekannt. Außerhalb der lebenden Zelle bildet sich ein sogenannter Ruhephagen aus, so wie er sich nach der zerstörenden Tätigkeit im Lysat, der aufgelösten Bakterienflüssigkeit, vorfindet. Impft man eine frische Bakterienkultur mit diesem Lysat, so wandelt sich der Ruhephagen in einen lysierenden Phagen um, und nach einer geraumen Zeit haben wir dasselbe Bild: eine vollkommen bakterienfreie Flüssigkeit.

Die Frage nach der Natur der subvisiblen Erreger, ob lebende Zelle, Ferment oder unorganisiertes Toxin, die Frage ob »Ferment oder Lebewesen« (Bechhold), wurde zuerst rein als ein Problem der Dimension angesehen und behandelt. Mit den im Frankfurter Institut für Kolloidforschung ausgearbeiteten Methoden der Teilchengrößen-Bestimmung durch Messung der Sedimentations-Geschwindigkeit der Teilchen in einer Zentrifuge (Bechhold und Schlesinger) gelang es leicht, die Größe der Phagen und Vira zu ermitteln. Einige Vira sind von der Größenordnung der Bakterien, so hat der Virus der Papageienkrankheit einen Durchmesser von 200 bis 250 mμ. Der Impfstoff gegen Pocken (Pockenvakzine) liegt mit 200 mμ schon an der Grenze der mikroskopischen Abbildbarkeit. Der Herpesvirus mißt ebenfalls 200 mμ, der Kanarienvirus 120 mμ und der Erreger der

INHALT

RAUEN: Über die Grenze zwischen Belebt und Unbelebt, Bakteriophagen und Virus
HELLPACH: Neue Aufgaben der Psychophysik
AMLONG: Neue Forschungen über Wirkung und Wanderung der Wuchshormone in Pflanzenorganen
v. NÁTZMER: Über die Lebenszähigkeit niederer Organismen
BAUMGART: Norbert von Heilingrath — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

Hühnerpest 110 mμ. An diese Stelle schließen sich unmittelbar die verschiedenen Rassen der Bakteriophagen an, die mit einem Durchmesser von 90 mμ beginnen und bis zu einem solchen von 20 mμ gehen. Dazwischen liegt der Tabak-Mosaikvirus mit 50 mμ. Wir haben also eine ununterbrochene Reihe von der Grenze der mikroskopischen Abbildbarkeit bis nahe an die Dimensionen der größten Moleküle.

Von einigen Forschern, vorwiegend von The Svedberg, sind mit einer der oben angegebenen, im Prinzip gleichen, aber sehr vervollkommneten Methode Größenbestimmungen der Eiweißmoleküle durchgeführt worden. Vergleichen wir die Dimensionen der subvisiblen Erreger mit den Ausdehnungen der Eiweißstoffe, die im Größenbereich von 2 und 4,5 mμ liegen, so zeigt sich, daß ein Phage von 20 mμ Durchmesser, als Kubus gedacht, aus mindestens 64 Einzelmolekülen bestehen kann, die bereits als hinreichend organisiert zu denken sind. Als weiteres Kriterium wäre noch anzuführen, daß die Individuen derselben Rasse stets von gleichem Ausmaß und kugliger Gestalt sind. Es erscheint geboten, Gebilde, die eine typische Fortpflanzung zeigen, mit der eine Vermehrung der arteigenen Substanz, d. h. eine Umwandlungsfähigkeit körperfremder in körpereigene Stoffe notwendigerweise verbunden ist, und die sich von Generation zu Generation durch gleiche Größe und gleiche Organisation auszeichnen, als belebte Wesen im üblichen Sinne anzusprechen (Bechhold). Für die Lebewesennatur des Bakteriophagen trat schon d'Hérelle im Jahre 1930 mit aller Entschiedenheit gegenüber Bordet ein, der in ebenso überzeugender Weise viele Argumente für die Natur des Phagen als unorganisiertes Ferment anführte. Seither ist von der wissenschaftlichen Welt viel für und wider diese beiden Theorien, die übrigens nicht allein dastehen, angebracht worden.

Weitere Untersuchungen, die diese Diskrepanz aufzuklären suchten, griffen an ganz anderer Stelle an. Unter der Arbeitshypothese, daß der Phage eine lebende Zelle ist, wurde versucht, seine Stoffwechselfunktionen mit entsprechenden, dem Objekt angepaßten verfeinerten Methoden aufzufinden, die sich aus der Zusammenwirkung mehrerer spezifisch auf ein Substrat abgestimmter Fermente ergeben müssen.

Die Darstellung einer für Stoffwechseluntersuchungen genügend reinen Bakteriophagensuspension gelingt leicht unter Heranziehung der oben erwähnten Methode der Sedimentation der Teilchen in einer schnelllaufenden Zentrifuge. Eine reine Phagenaufschwemmung zeigt in der Aufsicht eine dichte bläulich-weiße Trübung und in der Durchsicht erscheint sie fast klar mit schwach rötlich-gelber Farbe und Tyndall-Phänomen. Die Phagen erweisen sich als sehr widerstandsfähig gegenüber verschiedenen chemischen Agenzien, die für andere Lebewesen schwere Zellgifte darstellen, so z. B. 20%ige Phenollösung, gesättigte Toluollösung und Cyankalilösung (Schüler). Gegen Trypsinverdauung sind sie ebenfalls resistent.

Die Prüfung auf Atmung oder Gärung, die sinnfälligsten Merkmale der lebenden Zelle, verlief vollkommen negativ. Ein ebensolches Resultat — bis auf eine einzige Ausnahme — hatte auch die Untersuchung auf Fermentwirkungen. Es wurde geprüft auf Trypsin, Papain, Lipase, Amylase, Maltase, Nucleosidase, Katalase, Urease und Arginase. Das einzige Ferment, das auf Grund seiner Wirkung nachgewiesen werden konnte, war die Phosphatase, deren Funktion es ist, organische Phosphorsäure-Ester in ihre Bestandteile zu zerlegen. Diese Phosphatase, mit einem ausgesprochenen Wirkungsoptimum bei pH 8,6 »scheint vom Phagen, unabhängig von einer Bakterienlyse, wie ein exozelluläres Ferment ausgeschieden zu werden« (Schüler). Auswaschen mit destilliertem Wasser hebt die phosphatische Wirkung auf, hierbei scheint es sich um die Entfernung eines Co-Fermentes zu handeln. Inwieweit die Tätigkeit dieses einen Fermentes eine Bakterienlyse bedingt, oder wie stark es neben etwaigen anderen Fermentwirkungen, die sich dem Nachweis durch unsere derzeitigen Methoden entziehen, an der Lyse beteiligt ist, ist uns vorerst noch nicht bekannt. Gegenüber hochaktiven Phosphatase-Präparaten aus Knochen oder aus Nieren erwiesen sich die Bakterien jedenfalls resistent.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen brachten in der aufgeworfenen Frage keine endgültige Entscheidung, sie waren aber sehr wohl geeignet, das Problem von einer anderen Seite zu beleuchten. Sie sprechen sämtlich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit für eine Fermentnatur des Bakteriophagen. In bezug auf den Virus würde noch eine andere Tatsache gegen die Lebewesen-Hypothese sprechen, die in jüngster Zeit mitgeteilt wurde (Stanley) und nach der es gelungen ist, den Tabak-Mosaikvirus in kristallisierter Form aus dem Saft von virus-infizierten Türkisch-Tabakpflanzen darzustellen. Das Produkt gibt nach 10maligem Umkristallisieren sämtliche Eiweißreaktionen, aber keine Reaktion auf Kohlehydrate. Das Molekulargewicht ist von der Größenordnung einiger Millionen. 1 ccm einer 1 000 000 000 verdünnten Lösung dieses Kristallisates bewirkte noch typische Tabak-Mosaikvirus-Infektionen.

Die Frage ob »Ferment oder Lebewesen« ist also bisher noch nicht endgültig geklärt, und es erscheint fast so, als ob sie auch niemals in diesem Sinne entschieden werden könnte, denn die Fragestellung mit ihrem »Entweder-Oder« läßt nur zwei mögliche Deutungen zu, für und gegen die beide sehr gewichtige Argumente anzuführen sind. Vielleicht haben wir — und es will fast so scheinen — einen fließenden Übergang zwischen dem, was wir Belebt, und dem, das wir Unbelebt nennen.

Literatur:

J. H. Bechhold, Ferment oder Lebewesen, Kolloidztschr. 66. 329. u. 67. 66. 1934.

M. Schlesinger, Reindarstellung eines Phagen in mit freiem Auge sichtbaren Mengen, Biochem. Ztschr. 264. 6. 1933.

H. Schüler, Stoffwechsel- und Fermentuntersuchungen an Bakteriophagen, Biochem. Ztschr. 276. 254. 1935.

W. M. Stanley, Isolierung eines kristallisierten Proteins, das die Eigenschaften von Tabak-Mosaikvirus hat. Science 81. 644. 1935; siehe auch Chem. Zentralblatt 1936. I. S. 1646.

Prof. Dr. Hermann Klaatsch

Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur

Fortgeführt und ergänzt von

Prof. Dr. J. Andree, Prof. Dr. H. Weinert u. Dr. J. Lechler

424 Seiten mit 348 Textabb., Tabellen u. Tafeln und einer Bunttafel: „Querschnitt durch die Abfolge der Kulturen vom Eiszeitalter bis zur Gegenwart."

Ganzleinen RM 13.50

. . . gehört als klassisches Werk in die Bibliothek eines jeden, der sich mit diesen Fragen beschäftigt.
Mitteilungen z. Geschichte d. Medizin u. Naturwissenschaften.

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57

Vom Schmerz

In gründlicher und klarer Weise haben Sauerbruch und Wenke das Wesen und die Bedeutung des Schmerzes in einer kleinen Schrift dargetan. Zunächst berichten sie darin kritisch über die bisherigen physiologischen Erkenntnisse vom Schmerz und zeigen sodann die Möglichkeiten seiner pharmakologischen Ausschaltung und seine seelische Bekämpfung auf.

Als Wesentliches dieser Zusammenstellung ist hervorzuheben, daß der exakte Nachweis besonderer Nervenendorgane für den Schmerz bisher noch nicht erbracht ist. Von großer Bedeutung ist die Frage, wie die Weiterleitung des Schmerzes zum Rückenmark und von dort zum Hirnstamm vor sich geht, ob die »Schmerzfasern« dem peripheren oder dem vegetativen System angehören. »Wir haben«, sagen die Verfasser, »allen Grund anzunehmen, daß die Aufnahme des Schmerzreizes und seine Weiterleitung im wesentlichen dem vegetativen Nervensystem zufällt. Zunächst einmal steht den primitiven Lebewesen ausschließlich das vegetative System für die Schmerzleitung wie für alle anderen Lebensfunktionen zur Verfügung. Außerdem durchläuft es alle Bezirke unseres Körpers und umspinnt mit feinsten Fasern schließlich jede Zelle. Da, wo nervöse Elemente des peripheren Nervensystems fehlen, steht den inneren Organen für die Schmerzleitung nur das vegetative System zur Verfügung.« Ob weiterhin das Großhirn mitwirken muß, um die Schmerzempfindung als solche zu vervollständigen, oder ob nicht schon allein den Vorgängen im Hirnstamm das psychische Korrelat des Schmerzgefühls entspricht, läßt sich bis heute noch nicht entscheiden.

In der Folge gehen die Verfasser auf die verschiedenen Deutungsversuche ein, die von biologischer, psychologischer, rationaler und endlich von ethischer und religiöser Seite aus unternommen worden sind.

Das Hauptergebnis dieser Arbeit ist zweifellos die bisher viel zu sehr vernachlässigte Feststellung, daß das Schmerzproblem immer nur im »Rahmen der gesamten Lebensfunktionen des Menschen« zu verstehen ist. Der Schmerz ist in erster Linie eine Angelegenheit des Betreffenden selbst und kann nur im Zusammenhang mit diesem gewürdigt werden. Es ist nicht gleichgültig, wen ein Schmerz trifft; der eine reagiert kaum auf einen geringfügigen Schmerz, ein anderer wird zimperlich und reizbar; dieser wird schier ein Klageweib, das zu nichts nutze ist, wenn der Schmerz fast unerträglich wird, jener steigert sich dann zum Heros. Jeder muß Stellung zum Schmerz nehmen, »er muß sich entscheiden, ob er sich beugen oder ihn mannhaft und aufrecht ertragen oder ob er mit ihm kämpfen will«.

Durch eine solche Betrachtungsweise wird das Schmerzerlebnis »in engste und innerste Beziehung zur ererbten und erworbenen Eigenart und zum gesamten Lebensvollzug der Persönlichkeit« gebracht, und es werden die Fehler vermieden, die einem unweigerlich unterlaufen, wenn man — bei Verkennung dieser Zusammenhänge — Wesen und Bedeutung des Schmerzes auf eine einzige allgemeine Formel bringen will oder wenn man nur die biologischen Gegebenheiten sieht und von dieser schmalen Basis aus die Dinge ergründen will. *Dr. A. Heinrich, Hamburg*

Ferdinand Sauerbruch und Hans Wenke, „Wesen und Bedeutung des Schmerzes", Junker und Dünnhaupt-Verlag, Berlin 1936. 118 S., 3.50 RM.

Digitized by Google

Univ.-Prof. Dr. Dr. WILLY HELLPACH, Heidelberg

Neue Aufgaben der Psychophysik

Am 26. Juli v. J. hat der einzige Gelehrte, der heute im Hochschulbereich deutscher Zunge einen ausdrücklich der »Psychophysik« bestimmten Lehrstuhl innehat, Professor Dr. Wilhelm Wirth von der Universität Leipzig, sein 60. Lebensjahr vollendet. Er wirkt dort neben und in enger Verbindung mit dem Nachfolger des Altmeisters Wilhelm Wundt auf dessen Lehrstuhl, Felix Krueger. Die Leipziger Hochschule ist in der glücklichen Lage, eines der weltbedeutendsten Institute für die experimentelle Psychologie, eben das von Wundt geschaffene und von Krueger geleitete, und daneben ein besonderes Seminar für Psychophysik unter der Leitung Wirths ihr eigen zu nennen. Bei der Gleichgültigkeit, ja manchenorts Feindseligkeit, welche gerade im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in Deutschland die (an andern Stellen der Erde um dieselbe Zeit mächtig geförderte) wissenschaftliche Seelenkunde seitens der amtlichen Philosophie und dadurch teilweise auch seitens der amtlichen Hochschulpolitik zu verzeichnen hatte, bedeutet jene Ausstattung ein besonders rühmliches Zeugnis sachlicher Einsicht bei der sächsischen Universität und Unterrichtsverwaltung. Es ist, als wehte immer noch etwas von dem Geistesatem des Gustav Theodor Fechner in diesem Nachleben seiner eigenen Lebensarbeit: des Begründers der Wissenschaft »Psychophysik« (und damit der experimentellen, messenden und rechnenden Psychologie), der ja selber, auf kursächsischem Boden geboren, ein Kind der geniebrächtigen Lausitz, aus dem Schoße des thüringisch-obersächsischen Gesamtstammes hervorgegangen ist und nicht weniger als 64 Jahre an der Universität Leipzig gewirkt hat. Wilhelm Wirth teilt seine Heimat mit dem großen Jean Paul, er ist ein echter Ostfranke aus Wunsiedel, das dem deutschen Gelehrtentum auch den Schöpfer der modernen wissenschaftlichen Gastechnik, Hans Bunte und den führenden Statistiker Friedrich Zahn geschenkt hat. Krueger und Wirth kamen kurz vor der Jahrhundertwende fast zur gleichen Zeit aus München nach Leipzig, und uns andern, die wir damals unter Meister Wundts Führung im Leipziger Institut arbeiteten, wird das Auftauchen dieser beiden lebfrischen Hechte in dem etwas ruhmbehäbig gewordenen Karpfenteich an der Universitätsstraße als ein erfreulich aufmunterndes Erlebnis im Gedenken bleiben. Sie brachten neuartige Betrachtungsweisen der psychologischen Aufgabe- und Fragestellungen mit, und Leipzig war um jene Jahre für jegliche Erneuerung weit geöffnet, es erlebte eine seiner geistig stärksten Zeiten — an der Universität wirkten, um nur ein paar bezeichnende Namen zu nennen, Karl Lamprecht, Friedrich Ratzel und Wilhelm Ostwald, in der Stadt Max Klinger und Arthur Nikisch: weiß Gott, es war Leben in der Bude, wie ja denn dieses letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts für Deutschland von geistigen Verheißungen im Denken und Dichten, im Bilden und Bauen überschäumte, deren meiste auf eine seltsame Art im Vorkriegsjahrzehnt deutscher Wohlstandsblüte versickert und verronnen sind. Ich habe es immer als eine sachdienliche Fügung ausgelegt, daß in die Hände dieser beiden Gelehrten dann die Zügelführung der Seelenkunde an der Leipziger Universität überging und daß dabei die ehrwürdige Schöpfung Fechners, die Psychophysik, unter Wirths Auspizien in aller Form auch dem Namen nach, der schon zu erlöschen drohte, erneuert ward. Wie lebensnahe Fragen auf diesem Sonderfelde zu bearbeiten sind, das hat Wirth selber soeben erst wieder auf dem Psychologenkongreß zu Jena (im Juli v. J.) gezeigt, wo er vor einem auch von den angesehensten Vertretern der jungen Wehrmachtpsychologie reich durchsetzten Publikum ein wissenschaftliches Verfahren zur Ermittlung der Schußtreffsicherheit ohne Beschießung des Objekts experimentell zur Anschauung brachte. Wie denn überhaupt diese Tagung von einer geradezu berstenden Lebensnähe durchpulst war, vor der manche Philosophenversammlung, der es ausgemacht ist, daß wissenschaftliche Psychologie in der »Vorhalle der ‚Seele« stecken bleibe, bescheiden zu verstummen allen Anlaß hätte.

Wir vermessen uns heute gewiß nicht mehr der enthusiastischen Erwartung Fechners, der mit dem Kernstück seiner Psychophysik, der logarithmischen Formel für das von Ernst Heinrich Weber entdeckte Gesetz über die Beziehung zwischen Außenreiz und Sinneswahrnehmung (»Die Sinnesempfindungen in ihrer Zu- und Abnahme verhalten sich wie die Logarithmen der sie hervorrufenden Außenreize«), eine Formel für den Zusammenhang zwischen Stoff und Geist überhaupt gefunden zu haben hoffte. Psychophysik ist keine halbe Metaphysik. Übrigens war sie das auch bei Fechner nur im beschwingten Ausblick auf ihre Tragweite; im Verfahren aber wurde sie unter seinen Händen zur strengsten Einzelwissenschaft, deren Darstellung, schlägt der psychologische Novize sie heute auf, ihm mit dem bogenlangen Gewimmel mathematischer Rechnungen einen kalten Schauer durchs Lernmark jagt. Ohne solche Methodenstrenge wäre die experimentelle Psychologie wohl nie als geschlossene Wissenschaft entstanden. Weiterhin hat dann nur jenes Teilgebiet, das die Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung untersucht, den Gründungsnamen »Psychophysik« behalten. Die lebendige Arbeit hat aber diese Begrenzung längst gesprengt. Ein Stückchen von der Hoffnung Fechners ist doch auch in uns heute wieder am Werke. »Psychophysik« hat innerhalb des viel umfassenderen Kreises der Psychologie, Psychognostik und Psychotechnik nebst Psychagogik ihre berechtigte Sonderaufgabe: ihre Fragestellung tritt überall dort auf den Plan, wo es um die gesetzmäßige Beziehung zwischen den stofflichen und den seelischen Vorgängen, Zuständen, Eigenschaften sich handelt. Teils die praktische, teils die theoretische Entwicklung unserer Zeit stellt in dieser Hinsicht Fragen von außerordentlicher Tragweite. Sie werden nicht von der Psychophysik allein, aber sie werden nicht ohne eine wissenschaftliche Psychophysik gelöst werden können. Wir greifen drei davon heraus, um dem Nichtfachmann einen Begriff von dem zu geben, was man sich unter »Psychophysik« vorzustellen hat.

Das imposante Erscheinen der jungen Heerespsychologie gab dem Kongreß von Jena schon ein äußerliches Gepräge, wie es noch keiner seiner Vorgänger getragen hatte. Weit entfernt aber war dieses militärische Gepräge von einem bloßen militärischen Gepränge. Bei der verdienten Ehrung des Pioniers der Wehrmachtseelenkunde, des Obersten v. Voß, legten seine Dankesworte in ihrer sachlichen Schlichtheit Zeugnis für die wichtige, nüchtern wissenschaftliche Mitarbeit ab, welche die gesamte Psychologie von dieser einen ihrer Anwendungen her erfährt. In der Berufsauslese zum Soldatentum behält nun neben manchen höchst verfeinerten psychotechnischen Verfahrensweisen der Prüfung einzelner Körper- und Geistesanlagen doch auch der Blick aufs Ganze, und das heißt: der unmittelbare Eindruck vom Prüfling, seine unaustilgbare Bedeutung. Muß ein solcher Eindruck gänzlich »irrational« bleiben, wie es ja im Alltagsleben unsere Eindrücke von den Mitmenschen meist sind, auf die wir wie oft entscheidende Zu- oder Abneigungen, ja wichtige Entschlüsse (etwa der Annahme als Mitarbeiter, der Wahl in eine Körperschaft, zum Erzieher der Kinder, zur eigenen Lebensgefährtin) gründen? Diese Frage stellt sich z. B. jeder, der mit Graphologie oder mit Physiognomik sich zu befassen anfängt. Kann, ja soll man es bei der elementaren Intuition sein Bewenden haben lassen (mit ihr arbeiten zahlreiche Graphologen und Physiognomiker in der Hauptsache), oder lassen sich immer wiederkehrende Regelzusammenhänge (»Korrelationen«) von körperlichen, sinnenmäßig erfaßbaren und beschreibbaren Merkmalen mit Eigenschaften oder Anlagen des Verstandes, des Gemütes, des Temperamentes, des Willens, des Charakters ermitteln? Und wieweit reicht ihre Geltung? Jeder weiß, daß die meisten graphologischen Lehren auch auf einzelne Schriftzeichen, auf Rundungen, Zeilenlage, Häkchen, Buchstabengrößen und -formen abheben, die Physiognomiken auf Nasengröße, Augenfarbe, Kinnform u. dgl. mehr. Aber der Zwist der »Systeme« untereinander tut auch kund, wie wenig gesicherte Erkenntnis in diesen Dingen noch obwaltet. Die wissenschaftliche Ergründung der Stichhaltigkeit des Eindrucks, und zwar der Eindruckseinzelheiten wie der Eindrucksganzheiten (zwei durchaus verschiedene Tatsachen- und Fragereihen!), die Ausbildung einer exakten Eindruckskunde gehört heute zu den vordringlichen Aufgaben der Psychophysik, die ihr von keinem andern Zweige der Gesamtseelenkunde abgenommen werden kann.

Entschiedenen Nutzen wird davon die noch ganz in den Anfängen tastende Rassenseelenkunde haben. Die Frage, ob bestimmte seelische Züge unweigerlich an bestimmte körperliche gebunden sind, so daß sie mit ihnen da sind und ohne sie fehlen, ist naturgemäß für die völkerpsychologischen Folgerungen aus der Rassenkunde von außerordentlicher Bedeutung. Die Wissenschaft kann sich bei bloßen, noch so großartigen Intuitionen von einem leibseelischen Gesamtstil dieser und jener Rasse, wie etwa die äußerst suggestiven Darstellungen von Ludwig Ferdinand Clauß sie vor uns hinstellen, nicht bescheiden. Es kann nicht genug empfohlen werden, aufmerksam nachzulesen, was ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der Nobelpreisträger Lenard, in der Einleitung zu seiner »Deutschen Physik« über den Unwert bloßer Intuition für die echte wissenschaftliche Erkenntnis ausführt. Ohne den Blick aufs Ganze verlieren zu dürfen, kann die Forschung es sich nie und nirgends ersparen, ins Einzelne vorzudringen, analytisch zu zerlegen und die Beziehungen der Elemente des Geschehens und Gegebenseins aufzudecken.

Digitized by Google

In der lebenspraktischen Würdigung des Erbgutes und Erbungutes unserer Menschennatur spielen übrigens gerade Einzelzüge, welche die geschlossene Ganzheit durchbrechen und jeder (erzieherischen, selbsterzieherischen, heilerzieherischen) Einfügung trotzen, eine oft sehr wesentliche Rolle. Schon beim Kinde gibt es Charakterzüge oder Temperamentsseiten, aber auch Begabungserscheinungen, die aus der Gewöhnung von seiner Umgebung her stammen und aberzogen oder vom Leben verweht werden können — und andere, die in seiner Ursubstanz wurzeln und bestenfalls in die Gesamtpersönlichkeit verträglich eingebaut, niemals aber beseitigt werden können. Es wäre von der größten Wichtigkeit, wenn für die Erkennung dieser oder jener Artung solcher Wesenszüge körperliche Anzeichen aufgefunden werden könnten, die einen zuverlässigen Anhalt geben. Der Erzieher wird einen Zögling ja ganz anders anfassen müssen und wollen, wenn er gewiß ist: an diesem Punkte kann das Kind nicht anders — oder im Gegenteil: es kann anders, und ich will es in kurzem dahin bringen! Für die Begabungen sind unseres Erachtens z. B. die Gallschen Merkmale am Schädel durchaus der ernsthaften Nachprüfung wert, die vor einem Menschenalter P. J. Moebius eingeleitet hatte, die aber nicht fortgesetzt worden ist. Daß Gall (und sein Apostel Spurzheim) übertrieben hat, tut wichtigen Kerngehalten seiner Forschung keinen Abtrag. Jeder, der etwas Neues zuwegebringen will, muß zunächst übertreiben, sonst käme überhaupt nichts Neues auf die Welt. Mehrere der am Vorderschädel befindlichen Begabungszeichen (von Gall schief »Organe« genannt), wie das Bauzeichen, das Mathematikzeichen, das Musikzeichen, am Hinterkopf auch das Sexualzeichen, können in der ersten summarischen Eindrucksaufnahme gute Dienste leisten. Die Gallsche Lehre, als das sinnfällig Faßbare der Hirnlokalisation bestimmter seelischer Funktionen, verdient (unter Abstoßung des Fragwürdigen und Dilettantischen) der wissenschaftlichen Psychophysik unterworfen und eingefügt zu werden. Auch manche uralte Volksmeinungen, mögen sie auch abergläubisch verschlackt sein, bergen gewiß ein Goldkörnchen richtiger Korrelationsbeobachtung. Ich erinnere etwa an die rote Haarfarbe oder unverhältnismäßige Nasengröße, die beide in Sexualkorrelationen stehen, und welche wirklich zu wissen für die Sexualführung der Pubertätsphase recht wertvoll sein könnte: gerade im Zeichen einer gewandelten Grundanschauung, die von Führung in solchen Krisen das Wesentliche erwartet, und nicht von »Aufklärung«, auf die ein platter Wissensrationalismus (nicht zu verwechseln mit einem gesunden Urteilsrationalismus) sich hat verlassen wollen.

Endlich brauchen wir wie das liebe Brot eine Psychophysik der typischen Ganzheiten! Typologien sind eine große wissenschaftliche Mode; Ludwig Klages hat sie einmal sehr ätzend verspottet. Der junge Studierende gerät heute schon in eine wahre typologische Wirrnis; in meinem Seminar meinte einer einmal, sein Großvater habe erzählt, zu dessen Studienzeit habe jeder Philosophieprofessor »sein System« vorgetragen, heute lehre wohl jeder Psychologieprofessor seine Typologie. Teilweise hängt das damit zusammen, daß der Begriff des Typus selber ganz verfließend ist. Zunächst fließen darin zwei Tatbestände unklar zusammen: das Typische, das wirklich da ist, und das Typische, das wir unterstellen. Denn wir stellen ja »Typen« auf, sie sind eine Ordnungskategorie unseres Schauens und Urteilens, aber was dem zugrundeliegt, das ist doch die elementare Beobachtung einer Gleichförmigkeit, die ihrerseits eine objektive Gegebenheit, eine Seinskategorie ist. Seit Karl Marbes schönem Buche über »Die Gleichförmigkeit in der Welt« ist grundsätzlich zu diesen Problemen kaum etwas Nennenswertes beigebracht worden. In der Festschrift für Wilhelm Wirth habe ich versucht, Typenschau und Typenwerden in je eine Regel zu fassen. Man braucht die Typenschauregel nur zu überfliegen, um sich der ganzen Problematik dieser typologischen Dinge bewußt zu werden: »Lebewesengruppen gehen für unsere Wahrnehmung desto mehr in einem Typus auf, je ferner — und lösen sich desto mehr in Individuen auf, je näher sie uns stehen; ein gleiches gilt je und je, je fremder oder je vertrauter sie uns sind.« Und dem stellt sich die Typenwerderegel gegenüber, richtiger an die Seite: »Typisches (wesensförmliches) Geschehen kommt (auch in der unbelebten Wirklichkeit) zustande, wo tunlichst viele zufälligen Umstände überwunden werden und das reine Gesetz des Gegenstandes sich durchsetzt; dies gelingt durchschnittlich in einem Drittel aller wirklichen Fälle«. Eine Typenschwellenregel endlich verknüpft die beiden andern, indem sie zu formulieren versucht, wann und wie wir die Durchsetzung des reinen Gesetzes zu erschauen, also einen Typus zu finden (statt bloß »aufzustellen«), vermögen.

Die Auseinandersetzung des subjektiven Eindrucks mit der objektiven Wirklichkeit macht den eigentlichen, den »zentralen Gegenstand« der Psychophysik aus. Die Typenbildung (objektiv und subjektiv) nimmt seit geraumer Zeit in dieser Auseinandersetzung selber wieder eine zentrale Stellung ein. Man braucht nur an die Umstrittenheit unserer Rassenklassifikationen, an das unsäglich verwickelte Phänomen der »Konstitution«, an die Vieldeutigkeit der Bezeichnung »Schlag« (Volksschlag) zu denken, um die wissenschaftliche Gegenwärtigkeit (»Aktualität«) dieser Fragen zu erkennen. Am 60. Geburtstage seines Leipziger Nachfolgers hätte der alte Fechner, einer der umspannendsten und durchdringendsten Geister des vorigen Jahrhunderts, in jener Welt des überpersönlichen Fortlebens, an die er inbrünstig glaubte, seine rechte Freude haben müssen. Seine Schöpfung, die Psychophysik, hat sich nicht in der allgemeinen Seelenkunde verflüchtigt, wie es eine Zeitlang scheinen mochte. Sie ist da, sie lebt, sie wirkt; nach anderthalb Menschenaltern der Stille dringt eine Fülle wichtigster Aufgaben auf sie ein, an denen sie ebenso der zeitlichen wie der ewigen Erkenntnis dienen mag.

Heilerziehung bei Abwegigkeit des Charakters

Die Erziehung von Kindern und Jugendlichen, deren Schwierigkeiten über ein normal zu nennendes Maß hinausgehen, ist eigentlich erst seit relativ kurzer Zeit in den Mittelpunkt des Interesses getreten. Die Entstehung der verschiedenen psychologischen Richtungen und die Umwälzungen der letzten Jahrzehnte haben nämlich im Gegensatz zu vordem, wo ernsthafte Störungen dieser Art fast ausschließlich der Behandlung des Psychiaters zufielen, eine allgemeinere Anteilnahme an derartigen Fragen mit sich gebracht. Einerseits ergaben sich veränderte Anschauungen über pädagogische Maßnahmen überhaupt, andererseits zogen die gewandelten Existenzbedingungen beinahe auf allen Gebieten Problemstellungen nach sich, die auch den kindlichen Wirkungsbereich nicht unbeeindruckt ließen. Die Erziehung gestaltete sich entsprechend schwieriger. Außerdem traten bei einer großen Anzahl von Kindern Störungen zutage, die nicht mehr als geringfügig abzutun waren und Abhilfe verlangten.

Allers versucht nun in seiner umfangreichen Arbeit, die wichtigsten heilpädagogischen Methoden auf ihren Gehalt zu prüfen und gleichzeitig zu ihnen Stellung zu nehmen. Während er auf Grund seiner Weltanschauung die Freud'sche Schule völlig ablehnt, erkennt er vor allem die Arbeiten Charlotte Bühlers an. Ferner betont er die guten Möglichkeiten der Adler'schen Richtung, obwohl er die von ihren Anhängern vertretene Lehre einer Milieuabhängigkeit nur bedingt für richtig hält. Trotzdem ist er ein entschiedener Gegner der Vererbungslehren, die seiner Auffassung nach auf keineswegs sicheren Ergebnissen basieren. Desgl. steht er den von verschiedenen Forschern (Spranger, Kretschmer, Jung) aufgestellten Charaktertypen skeptisch gegenüber.

Im weiteren Verlauf geht er auf Verwahrlosung und Jugendkriminalität ein, die er als ein Teilgebiet der Schwererziehbarkeit betrachtet und überwiegend auf ungünstige häusliche Verhältnisse zurückführt. Er macht jedoch auch hier wieder geltend, daß diese nicht unbedingt ausschlaggebend sind. Stattdessen vertritt er den Standpunkt einer gegebenen Anlage, die kein »unentrinnbares Schicksal« darstellt und weitgehendst durch die Umwelt positiv gefördert werden kann. Von da aus kommt er zu der Forderung einer sittlichen, religiös unterbauten Erziehung, in der auch die als reinigende Buße betrachtete Strafe einen Platz findet.

Zum Schluß spricht er über die Voraussetzungen und Ausbildungsmöglichkeiten des Heilpädagogen. Er meint, daß die verschiedenen Lehrgänge dieser Art einer gründlichen Revision auf Notwendigkeit und Verwendbarkeit des Stoffes unterzogen werden müssen und oft durchaus ungenügend sind. Davon unabhängig solle sich nur der dieser Aufgabe zur Verfügung stellen, der zu restlosem Einsatz seiner Persönlichkeit bereit sei und neben Humor, unermüdlicher Geduld und gütiger Anteilnahme am Werden des Kindes eine religiöse Lebensauffassung vertrete. Allerdings sollen von dem Bereich des Heilerziehers schwere Störungen, etwa Kinderneurosen, ausgenommen werden, da diese allein von dem therapeutisch geschulten Arzt behandelt werden dürften.

Obwohl der Leser mehrfach eine eingehendere Betrachtung der verschiedenen Richtungen und praktische Beispiele vermissen wird, ist die Zusammenstellung der mannigfachen Methoden und Möglichkeiten durchaus zu begrüßen. Sie zeigt erst, wie sehr einschließlich den persönlichen Anregungen des Verfassers alles auf diesem Gebiete in den Anfängen steckt und was demzufolge noch an positiver Arbeit geleistet werden muß. *Herbert Siegmund*

R. Allers: Heilerziehung bei Abwegigkeit des Charakters, Benziger & Co., Einsiedeln, RM 4.80.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Ankauf, Verk. Katal. gratis. Bietean: **Houben, W., Methoden d. org. Chemie,** neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. **Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie.** Neueste Aufl. 12 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 375.—.

Digitized by Google

Dr. H. U. AMLONG, Greifswald

Neue Forschungen über Wirkung und Wanderung der Wuchshormone in Pflanzenorganen

Eine Fülle von Einzeltatsachen, die im Laufe des letzten Jahrzehnts von zahlreichen Forschern zusammengetragen worden sind, haben zu der allgemein anerkannten Vorstellung geführt, daß das Wachstum der Pflanzensprosse durch Wuchshormone hervorgerufen wird, die von der Spitze aus ständig nach der darunter liegenden Streckungszone fließen. Die naheliegende Vermutung, daß die Spitzenregion den Wuchsstoff auch selbst produziere, für die viele Experimente früherer Autoren sprachen, scheint sich nach neueren Untersuchungen überraschenderweise nicht zu bestätigen.

Schon mehreren Forschern (Cholodny 1935, Laibach und Meyer 1935) war der sehr hohe Auxingehalt von Samen und Früchten aufgefallen, eine Tatsache, die jetzt von R. Pohl (1936) mit dem Streckungswachtstum in Verbindung gebracht wird. Dieser Forscher fand, daß das Wachtstum von Haferkeimlingen vom Wuchsstoffgehalt des Endosperms, d. h. des stärkehaltigen Speichergewebes der Samenkörner, abhängt. Wurde nämlich aus den Körnern ein Teil des Auxins entfernt, so wuchsen die Keimpflanzen erheblich langsamer. Die Wuchsstoffextraktion aus dem Endosperm gelang 1) durch Wässerung der angeschnittenen Körner, 2) durch osmotisches Heraussaugen des Quellungswassers mittels einer konzentrierten Zuckerlösung und 3) mit Hilfe eines elektrischen Potentials. Die besten Erfolge wurden mit der dritten Methode erzielt: Auf jedes der Körner wirkte eine elektrische Spannung von 4—10 Volt ein, die nach wenigen Stunden den größten Teil des Wuchsstoffes, (dessen kleinste wirksame Teilchen eine negative Eigenladung besitzen[1]), aus den Körnern enfernt und in Richtung des außen liegenden Pluspols verschoben hatte. So behandelte Körner ergaben Keimlinge, die im Längenwachstum stark gehemmt waren. Wurde nun aber den extrahierten Körnern künstlich Wuchsstoff zugeführt, so war das Wachstum der auskeimenden Pflanzen wieder normal. Aus diesen Versuchen schließt Pohl, daß die sogenannte Wuchstoffproduktion der Spitzenregion weiter nichts ist als eine Wuchsstoffabgabe aus einem Vorrat, der in den ersten Keimungsstadien noch im Endosperm lag.

Die Weiterentwicklung dieses Gedankens führt ihn dann zu der völlig neuen Hypothese, daß die grünen Blätter am Licht die einzigen Organe seien, die selbständig Wuchsstoff produzieren können. Das von ihnen erzeugte Auxin werde bei der Fruchtbildung dem Speichergewebe der jungen Samen zugeleitet, und aus diesem Reservoir erhielte später bei der Keimung der Embryo den zum Wachstum nötigen Wuchsstoff. Dabei werde das Auxin zunächst in inaktiver Form vom Endosperm zur Sproßspitze transportiert, die es dann in die aktive Form umwandle und an die Streckungszone abgäbe.

Daß der Reservewuchsstoff im Speichergewebe der Samen tatsächlich aus den Blättern stammt und von diesen mit Hilfe des Lichtes gebildet worden ist, geht aus Versuchen van Overbeeks (1933) hervor, der beobachtete, daß der abwärts gerichtete Auxinstrom in der Sproßachse bei Verdunkelung der Blätter erheblich geringer wurde. Er hört jedoch bei Lichtentzug nicht sogleich auf, sondern fließt noch so lange weiter, bis der Reservewuchsstoff verbraucht ist. Die Dunkelheit erhöht aber gleichzeitig die Empfindlichkeit des Gewebes für Auxin; daher wachsen Pflanzen im Dunkeln zunächst schneller als am Licht, ihre Sprosse werden länger, eine Erscheinung, die als »Vergeilung« oder »Etiolement« bezeichnet wird (austreibende Kartoffelknollen im Keller!). Erst wenn auch der Auxinvorrat des Speichergewebes aufgebraucht ist, erlischt das Wachstum völlig.

Es sei noch erwähnt, daß die Erhöhung des Reaktionsvermögens gegenüber Wuchsstoff durch Lichtentzug auch dann eintritt, wenn nicht die beobachteten Organe selbst, sondern darüber liegende Teile der Versuchspflanze verdunkelt werden. Diese Erscheinung veranlaßte ihren Entdecker, den Frankfurter Botaniker Laibach (1936), die Hypothese aufzustellen, daß die Erhöhung der Auxinempfindlichkeit durch einen hormonartigen Stoff bedingt ist, der in den verdunkelten Organen gebildet und dessen Entstehung im Lichte verhindert wird. Aber erst eine geeignete Anreicherungs- und Nachweismethode würde es ermöglichen, die Existenz dieses Stoffes zu beweisen.

Die Wirkung und Wanderung des Auxins in den oberirdischen Pflanzenorganen ist also recht verwickelt. Während wir aber, wie wir gesehen haben, über diese Verhältnisse immerhin recht gut unterrichtet sind, wissen wir bis heute verhältnismäßig wenig über den Einfluß des Wuchsstoffes auf das Wurzelwachstum. Einwandfrei erwiesen ist bisher nur das Bestehen eines von der Wurzelspitze ausgehenden Wuchsstoffstromes und eine Wachstumshemmung durch Auxin, die durch die erheblich schnellere Streckung der Spitze beraubter gegenüber unverletzten Wurzeln nachgewiesen worden ist. Aus diesem Verhalten kann man aber nicht ohne weiteres schließen, daß der Wuchsstoff für das Wurzelwachstum überhaupt nicht notwendig sei, da noch die Möglichkeit besteht, daß der hemmende Einfluß des Hormons nur auf einer höheren Empfindlichkeit der Wurzel gegenüber Auxin beruhen und der Wirkstoff in sehr geringen Mengen das Wurzelwachstum vielleicht auch beschleunigen könne.

Dem Verfasser dieser Zeilen ist es in der Tat kürzlich gelungen, einen derartigen fördernden Einfluß experimentell nachzuweisen (Amlong 1936). Da die Wurzelspitze Wuchsstoffmengen bildet, die das Wachstum hemmen, mußten die Wurzeln zunächst von dem eigenen Auxin befreit werden, wenn der fördernde Einfluß von außen zugeführten Wuchsstoffes zum Vorschein kommen sollte. Daher wurde die Wurzelspitze abgeschnitten, und dann wurde mehrere Stunden gewartet, bis der in den Stümpfen noch vorhandene Wuchsstoff verbraucht war. Nun wurden durch schmale Filterpapierstreifen die Wuchsstofflösungen den Versuchspflanzen einseitig zugeführt. Die jetzt infolge ungleichen Wachstums auftretenden Krümmungen bedeuten begreiflicherweise Wachstumshemmungen, wenn sie nach der Lösung hin, Wachstumsförderungen, wenn sie von ihr weg gerichtet sind. Bei hohen Konzentrationen zeigte sich nun zunächst die bekannte Wachstumshemmung, die mit zunehmender Verdünnung immer geringer wurde, um schließlich bei einer Verdünnung von etwa 1:6 Milliarden in eine Wachstumsförderung umzuschlagen.

Noch auf andere Weise gelang es, die wachstumsbeschleunigende Wirkung äußerst geringer Wuchsstoffmengen nachzuweisen: Bekanntlich krümmen sich waagerecht gelegte Wurzeln abwärts (positiver Geotropismus), eine Erscheinung, die heute darauf zurückgeführt wird, daß die Schwerkraft eine Ablenkung des Wuchsstoffstromes nach der unteren Flanke verursacht[2]). Nun war folgender Gedanke naheliegend: Wenn die Wurzeln nur sehr geringe Auxinmengen enthalten würden, müßte der auf die Unterseite wandernde Wuchsstoff hier das Wachstum fördern und eine Aufkrümmung hervorrufen. In der Tat zeigten Wurzeln, denen die Spitzen abgeschnitten worden waren, die also sehr wenig Auxin enthielten, ein derartiges Verhalten.

[1]) Vgl. »Geistige Arbeit« 1936, Nr. 2, S. 3.
[2]) Vgl. »Geistige Arbeit« 1936, Nr. 9, S. 3.

Schrifttum.

1. Amlong, H. U., Zur Frage der Wuchsstoffwirkung auf das Wurzelwachstum. Jahrb. f. wiss. Bot. 88, 773. 1936.
2. Cholodny, N., Über das Keimungshormon von Gramineen. Planta 23, 289. 1935.
3. Laibach, F., Über den Einfluß des Lichtes auf das Reaktionsvermögen der Pflanze gegenüber Wuchsstoff. Jahrb. f. wiss. Bot. 83, 324. 1936.
4. Laibach, F. und F. Meyer, Über die Schwankungen des Auxingehaltes bei Zea mays und Helianthus annuus im Verlauf der Ontogenese. Senckenbergiana 17, 73. 1935.
5. Van Overbeek, J., Wuchstoff, Lichtwachstumsreaktion und Phototropismus bei Raphanus. Rec. des trav. bot. néerl. 30, 537. 1933.
6. Pohl, R., Die Abhängigkeit des Wachstums der Avena-Koleoptile und ihrer sogenannten Wuchsstoffproduktion vom Auxingehalt des Endosperms. Planta 25, 720. 1936.

Die Denkweise der Physik

Das kleine Schriftchen des bekannten Freiburger Physikers stellt die Niederschrift eines vor der Lutherakademie in Sondershausen gehaltenen Vortrages dar. Das Grundproblem, dem der Verfasser diesen Vortrag gewidmet hat, drückt er selbst so aus, daß er fragt, ob ein »Naturwissenschaftler oder doch ein naturwissenschaftlich denkender Mensch gleichzeitig ein gläubiger Christ sein könne«. Der Leser wird in anschaulicher Weise über das Wesen und die Erkenntnisweise der Physik unterrichtet. Dann wird das physikalische Kausalitätsprinzip abgeleitet und so formuliert: »Materielle Vorgänge haben stets rein materielle Ursachen und rein materielle Wirkungen«. Daneben aber kann nicht verkannt werden, daß es eine Welt der »nichtdefiniten, lebendigen Begriffe« gibt.

So werden vom Verfasser die Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften gegeneinander abgegrenzt. Dann wird der Leser zu dem Begriff des Wunders und seiner Einordnung in das weltanschauliche Bild des Naturwissenschaftlers geführt. »Wir naturwissenschaftlich Gebildeten müssen es eben lernen, zu verstehen, daß die Naturwissenschaft nicht Alles ist.«

Die kleine Schrift kann jedem dringend zur Lektüre empfohlen werden, der an der Antithese Religion-Naturwissenschaft interessiert ist. *Dr. A. Reusse.*

Prof. Dr. Gustav Mie: Die Denkweise der Physik und ihr Einfluß auf die geistige Einstellung des heutigen Menschen. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart. 1937. Brosch. RM 1.—

Hoppe-Seylers Zeitschrift für physiologische Chemie
fortgeführt von A. KOSSEL, früher Professor an der Universität Heidelberg, und unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von
F. KNOOP, Tübingen und K. THOMAS, Leipzig.
Die Zeitschrift erscheint in Bänden zu 6 Heften. Preis des Bandes RM. 13.50
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

BIOLOGISCHES

1.

Entwicklungsbiologie und Ganzheit

»Die Ganzheitsbiologie ist keine Modeströmung, und die mit ihr verbundene Abkehr von der Überschätzung und unrichtigen Einordnung der Analyse ist kein Zurücksinken in primitivere Anschauungen früherer Zeiten, sondern sie ist ein Bestandteil und in erheblichem Maße die Wurzel des gewaltigen geistesgeschichtlichen Umschwungs, der sich in der Gegenwart allenthalben und mit elementarem Beharrungsvermögen vollzieht.« Mit diesen Worten kennzeichnet Dürken selbst die Tendenz seines Buches, in dem er in einer auch dem Nichtfachmann verständlichen Form die Beziehungen der Entwicklungsmechanik zum Ganzheitsproblem schildert. An den Nachweis der maßgebenden Beteiligung des Ganzen an der Entstehung seiner Teile knüpft der Verfasser Betrachtungen über Ganzheit und Erbmasse sowie eine Kritik des Mechanismus und Neovitalismus. Den Schluß der Darstellung bildet die Anwendung ganzheitlicher Betrachtungsweise auf überindividuelle Fragen, insbesondere die Vergesellschaftung der Lebewesen und die Phylogenie, wobei sich die Notwendigkeit ergibt, zu den Prinzipien des Darwinismus und Lamarckismus Stellung zu nehmen. So ist das gedankenreiche Buch mit seinem vielseitigen Inhalt durchaus geeignet, auch solche Leser zum Nachdenken über Grundfragen der Biologie anzuregen, die durch Beruf und Bildung den Problemen dieser Wissenschaft ferner stehen. *F. Pax (Breslau).*

Dürken, B., Entwicklungsbiologie und Ganzheit. Ein Beitrag zur Neugestaltung des Weltbildes. VI, 231 Seiten, 56 Abbildungen. Leipzig u. Berlin, Verlag von B. G. Teubner, 1936. Preis geh. RM. 5.80, geb. RM. 6.80.

2.

Das Werden der Menschheit

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Hermann Klaatsch zu den erfolgreichsten und auch gedankenreichsten deutschen Anthropologen gehörte. Nicht nur hat er in zahlreichen Facharbeiten Wesentliches zur vergleichenden Anatomie und Stammesgeschichte der Wirbeltiere beigetragen, sondern er war auch einer der ersten, die auf breiter Grundlage versucht haben, den Menschen nach seinem Bau als historisches Wesen zu verstehen. Er gehörte auch zu den wenigen Forschern, die sich vor dem Kriege intensiv mit dem fossilen Menschen befaßten. Das vorliegende Werk war bereits in seiner ersten Ausgabe aus dem Nachlaß herausgegeben worden, und Klaatsch hätte zu Lebzeiten wohl kaum alle darin enthaltenen älteren Auffassungen stehen lassen, da sie seinen zuletzt geäußerten Ansichten durchaus nicht mehr in allen Punkten entsprachen. Wenn heute das Buch neu herausgegeben wird, so kann man darüber wohl verschiedener Meinung sein. Man wird es begrüßen, daß die Aufmerksamkeit wieder auf das Lebenswerk eines bedeutenden deutschen Menschenkundlers gelenkt wird. Es ist aber zweifellos etwas zu hoch gegriffen, wenn der Verfasser der Einführung, Lechler, die Schrift Klaatschs als etwas Einmaliges neben Kants »Kritik der reinen Vernunft« und Darwins »Origin of species« (Lechler schreibt »Origin of human races«, eine solche Schrift Darwins gibt es jedoch nicht) stellt. Man hätte in dem Urtext von Klaatsch, der durchaus eine hochwertige Leistung darstellt, bei aller Pietät doch etwas mehr den heutigen Erkenntnissen Raum geben können, auch in der Bebilderung (die schlechte Abb. 50 steht immer noch auf dem Kopf). Aber trotzdem wollen wir es dankbar begrüßen, daß der »Klaatsch« wieder zu haben ist, denn das Buch enthält über die stammesgeschichtlichen Ausführungen hinaus zahlreiche wertvolle Beiträge zur Naturgeschichte der Australier. Klaatsch ist ja durch seinen frühen Tod verhindert worden, die Ergebnisse seiner australischen Forschungsreise wissenschaftlich auszuarbeiten.

Besonderen Wert erhält die vorliegende Ausgabe aber noch durch die von Andree und Weinert beigesteuerten Abschnitte: Andree gibt in ausgezeichneter Weise einen Überblick über die Entwicklung der mitteleuropäischen Kulturen in der älteren und mittleren Steinzeit mit übersichtlichen Tabellen, Weinert hat die paläontologischen Zeugnisse für den Werdegang der Menschheit bis zu den Funden der neuesten Zeit vervollständigt. Beide Beiträge sind ausgezeichnet bebildert.

So liegt insgesamt doch ein Werk vor, über das wir uns freuen können und das geeignet ist, dem Andenken Klaatschs in unserer so schnell fortschreitenden Erkenntnis vom »Werden der Menschheit« den Platz zu sichern, der ihm gebührt.

G. Heberer (Tübingen)

Klaatsch, Hermann, Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur. Fortgeführt und ergänzt von Julius Andree, Hans Weinert und Jörg Lechler. Mit 348 Textbildern und 7 Beilagen. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Leipzig 1936 (RM. 13.50).

3.

Das Tier in der Landschaft

Es kann als ein erfreuliches Zeichen für die fortschreitende Hinwendung weiter Volkskreise zu den Schätzen der Heimat bewertet werden, daß das 1933 erstmalig erschienene Buch Rammners, das ja auch seinerzeit an dieser Stelle warm empfohlen worden ist, sehr bald vergriffen war. Die vorliegende neue Ausgabe stellt keine zweite Auflage dar, sondern ist eine völlige Neubearbeitung. Dabei hat sich allerdings im Aufbau des Werkes nichts verändert. Hinzugekommen ist ein sehr begrüßenswerter Abschnitt über die Tierwelt der Städte und Dörfer. Die Abbildungen der alten Ausgabe waren zum großen Teil der IV. Auflage von Brehms Tierleben entnommen. Für die vorliegende Ausgabe ist eine vollständig neue einheitliche Bebilderung geschaffen worden. Von den insgesamt 396 Abbildungen sind 127 mehrfarbig. Viele der Bilder sind zweifellos recht gut gelungen, doch dürften nicht alle die Hoffnung des Verfassers erfüllen, »mit wenigen Strichen das Kennzeichnende des Tieres in Gestalt und Haltung« wiederzugeben, um dem Laien ein leichtes Wiedererkennen zu ermöglichen. Die Farbgebung ist in der Reproduktion auch nicht immer glücklich. Aber das sind Kleinigkeiten, die den Wert des ausgezeichneten Buches nicht beeinträchtigen. Es kann nur wiederholt werden, was der Ref. schon bei der Besprechung der ersten Ausgabe gesagt hat: Es ist ein Buch, daß absolut verläßlich in kurzen, aber alles Wesentliche erfassenden Zügen ein Bild der heimischen Tierwelt nach Landschaftstypen geordnet vermittelt, wie wir es bisher in unserem heimatkundlichen Schrifttum nicht besaßen. Hoffen wir, daß es ebenso wie die ältere Ausgabe in Kürze vergriffen ist. *G. Heberer, Tübingen*

Rammner, Walter, Das Tier in der Landschaft. Die deutsche Tierwelt in ihren Lebensräumen. 475 S., 127 mehrfarbige und 269 einfarbige Abbildungen. Bibliographisches Institut AG., Leipzig 1936 (geb. RM. 7,80).

Ludwig Röhrscheid
Buchhandlung und Antiquariat
Bonn, Am Hof 28
Stets Ankauf wertvoller Werke und Bibliotheken
Kataloge auf Wunsch kostenlos. Lagerbestände ca. 200.000 Bde.
Telef. 2723.

4.

Beiträge zur Biologie des Glatzer Schneebergs

Der Herausgeber dieser Beiträge, Prof. Dr. Ferd. Pax, Kustos am Zoologischen Museum in Breslau, hat sich durch seine Veröffentlichungen über die Tierwelt Schlesiens bei Faunisten und Tiergeographen einen angesehenen Namen gemacht. In den vorliegenden Heften will er ein eigenartiges, von der Kultur wenig beeinträchtigtes Bergmassiv auf seine Tierwelt in ihrer Gesamtheit und ihren gesetzmäßigen Zusammenhängen mit der besonders gestalteten Umwelt untersuchen. Die Grundlage für eine solche Untersuchung ist eine sorgfältige Bestandsaufnahme der Tierbevölkerung. Das geht über die Kraft eines Einzelnen, und so hat Pax eine ganze Reihe von Spezialisten geworben, die mit ihm zusammen diese Arbeit planmäßig durchführen. Bisher liegen 2 Hefte von zusammen 216 Seiten vor; davon sind mehr als die Hälfte (122 S.) der Höhlenfauna des Schneebergs gewidmet. Den Erfolg dieser Untersuchung kennzeichnet ein Vergleich: im Jahre 1925 waren 30 Tierarten aus schlesischen Höhlen bekannt; jetzt sind es 237. Mehr als die Hälfte davon (57,4%) verteilen sich auf 4 Tiergruppen: Zweiflügler (17,3%), Käfer (14,7%), Milben (14,7%) und Springschwänze (10,7%). Von den Lufttieren der Höhlen sind 2 Gattungen und 6 Arten, von den Wassertieren 3 Arten und 2 Rassen neu für die Wissenschaft; neu für Deutschland ist unter andern der sonst in europäischen Höhlen schon mehrfach gefundene Archiannelid Troglochaetus beranecki. — Sonst bringen die beiden Hefte Berichte über die Tierwelt der Quellen, über die Moorfauna, die Apterygoten, Vögel und Säugetiere des Glatzer Schneebergs.

Schon diese Einzeluntersuchungen bringen vielerlei Neues; ihre Wichtigkeit liegt aber nicht in der Vermehrung der bekannten Tierarten, sondern in der Gewinnung eines Gesamtbildes der Fauna dieses über die Baumgrenze ragenden Bergstocks, im Zusammenhang mit den Lebensbedingungen. Es werden noch eine ganze Reihe solcher Studien folgen müssen, ehe die allgemeinen Ergebnisse in einem Schlußkapitel zusammengefaßt werden können. Diese Untersuchungsreihe wird aber vorbildlich werden für weitere solche Lebensbilder, etwa vom Brocken, vom Inselsberg, vom Fichtelgebirge. Dann erst wird die Fülle der geleisteten Arbeit voll ausgewertet werden können.

Die Ausstattung der beiden Hefte in Druck und Abbildungen ist rühmenswert. Der Herausgeber hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er diesen Plan tatkräftig in Angriff genommen hat. Daß ihm die volle Durchführung gelingen möge, ist nach diesen Anfängen aufs dringendste zu wünschen.

R. Hesse (Berlin)

Beiträge zur Biologie des Glatzer Schneebergs. Herausgegeben von Ferdinand Pax (Breslau). 1. Heft Jan. 1936, 2. Heft Juli 1936. Breslau, in Kommission bei: Priebatschs Buchhandlung.

Digitized by Google

G. v. NATZMER, Berlin

Über die Lebenszähigkeit niederer Organismen

Viele Einzeller und manche niedere vielzellige Tiere und Pflanzen überstehen Veränderungen in ihrem Lebensraum, die sonst gleichbedeutend wären mit ihrem Untergang, in einem scheintodähnlichen Zustand. Sie scheiden in solchen Fällen Schutzhüllen aus, die das Körperplasma hermetisch von der Außenwelt abschließen, oder schrumpfen zu gestaltlosen Klümpchen zusammen, die in nichts mehr an einen Organismus erinnern. Solche sog. »Dauerformen« gleichen auch insofern leblosen Körpern, als in ihnen offenbar all jene Vorgänge, die das ausmachen, was wir Leben nennen, völlig zum Stillstand kommen. Selbst unter extremsten Temperaturen bleiben sie jedoch häufig nahezu unbegrenzte Zeit lebensfähig und warten darauf, daß sich die Verhältnisse ihrer Umwelt wieder in einem für sie günstigen Sinne ändern, um wieder zum Leben zu erwachen.

Vor allem niedere Organismen stehender Gewässer, die leicht austrocknen, haben die Fähigkeit, solche Dauerformen zu bilden. Ähnliches läßt sich aber auch bei vielen Parasiten beobachten, die auf Umwegen und nur beim Zusammentreffen verschiedener Zufälle ihren endgültigen Wirt erreichen. So entwickeln sich die Larven eines kleinen Wurmes, des Weizchenälchens, der die sog. Gicht des Getreides hervorruft, in den Samenkörnern, mit denen sie später in den Erdboden gelangen, wo sich ihr Daseinskreislauf rundet. Werden nun die Körner vorher abgeerntet, so harren diese Parasiten in einem todähnlichen Zustand aus, um jedoch, sobald die Körner befeuchtet werden, selbst nach Jahrzehnten noch lebendig zu werden. Auch Pflanzensamen erfüllen häufig die Aufgabe, das Dasein der Art über langwährende, widrige Umstände hinüber zu retten. Die ältesten Samen, von denen wir wissen, die sich als keimfähig erwiesen haben, dürften Samen der japanischen Lotosblume sein, die in einem unter Sand begrabenen Torfbett gefunden wurden. Es ließ sich nämlich ermitteln, daß diese Samen dort mindestens 120, vielleicht sogar 400 Jahre geruht haben, ehe man sie fand und zum Keimen brachte.[1]) Manche Angaben über das Keimen bedeutend älterer Pflanzensamen, z. B. von sog. Mumienweizen, haben sich jedoch nicht bestätigt. Scheint somit die Lebensfähigkeit normaler Pflanzensamen begrenzt zu sein, so trifft dies für die Dauerformen von Einzellern und anderen niederen Organismen in vielen Fällen offenbar nicht zu. Zielbewußte Experimente in dieser Richtung erstrecken sich erklärlicherweise bisher zwar erst über Jahrzehnte. Im Jahre 1914 entnahmen z. B. amerikanische Forscher einem Wassertrog einige Tropfen, in denen sich zahllose einzellige Tierchen tummelten, und ließen sie in Glasröhren fallen. Nachdem das Wasser verdunstet war, wurden diese Röhren, die nun nur noch staubigen Bodensatz enthielten, zugeschmolzen. 20 Jahre später wurden sie geöffnet und die in ihnen enthaltenen Staubreste in keimfreies Wasser gebracht. Schon nach wenigen Tagen fanden sich in ihm alle jene Organismenformen, die vor 20 Jahren in den Tropfen aus der Wassertonne beobachtet worden waren. Zwei Jahrzehnte hatten sie in eingekapseltem Zustand ausgeharrt, ohne ihre Lebensfähigkeit zu verlieren[2]). Noch weit überraschender sind Mitteilungen, die Ch. B. Lipman veröffentlicht. Dieser Forscher fand in Luftziegeln aus dem Innern von Wänden sehr alter Bauten, z. B. von Pyramiden in Peru, Bakterien, die dort 1000 bis 1500 Jahre lebensfähig geblieben waren. Ferner berichtet er über das Vorkommen von Bakterien im Anthrazit von Wales und Pennsylvanien, die jene unermeßlichen Zeiträume, die seit der Bildung dieser Kohlenlager dahin gegangen sind, offenbar im Ruhezustand überdauert haben[3]).

Die Dauerformen niederer Organismen vertragen ebenso wie Pflanzensamen allertiefste Temperaturen. Ch. B. Lipman setzte z. B. die Samen von 19 höheren Pflanzen durch 60 Tage Kältegraden von —189 bis —193 Grad aus[4]). Keiner dieser Samen litt Schaden, ja manche von ihnen keimten später sogar leichter als die nicht vorbehandelten Kontrollsamen. Über ähnliche Versuche mit Algen und niederen Tieren berichtete kürzlich Paul Becquerel[5]). Er ließ Bodenproben, die zahlreiche dieser Organismen in sich bargen, drei Monate im luftleeren Raum eintrocknen, dann wurden sie 7½ Stunden in flüssigem Helium einer Temperatur von —270 Grad und sodann 20 Tage in flüssigem Stickstoff einer Temperatur von —190 Grad ausgesetzt. Es zeigte sich, daß in diesen Bodenproben die Ruheformen von Blau- und Grünalgen, sowie von Amöben, Infusorien und Rädertieren lebensfähig geblieben waren. Eine dieser Bodenproben war in völlig ausgetrocknetem Zustand bereits seit dem Jahre 1910 aufbewahrt worden.

Es ist nun höchst bemerkenswert, daß die Natur selbst ein ähnliches Experiment bereits im großen Stil gemacht hat. Vor wenigen Monaten teilte nämlich Prof. P. N. Kaptereff mit, daß sich aus Bodenproben, die dem dauernd gefrorenen Boden Sibiriens entnommen worden waren und die mit sterilisiertem Wasser übergossen wurden, einige 20 Algenarten (z. B. Mougeotia, Oedogonium, Chlosterium u. a.), Pilzhyphen, grüne Moosästchen, sowie Flohkrebse entwickelten[6]). Diese Bodenproben entstammten Tiefen von 4 bis 5 Metern und zwar Torflagern, die der sonst lehmige Boden in sich barg. Offenbar entstanden sie einst am Boden pflanzenreicher Tümpel, die auch von einer Unmenge niederer Organismen bewohnt wurden, die nun nach einem Jahrtausende währenden Todesschlaf wieder zum Leben erweckt werden konnten. Da der gefrorene Boden für Wasser undurchlässig ist, mit dem sie etwa später in die Tiefe gelangt sein könnten, müssen ihre Dauerformen dort mindestens 1000 bis 3000 Jahre lebensfähig geblieben sein. Diese Untersuchungen sollen weiter fortgeführt und auch auf tiefere Bodenschichten ausgedehnt werden.

Die hier erwähnten Forschungen sind in vieler Hinsicht bedeutsam und erlauben weitreichende Ausblicke. So nimmt jetzt z. B. Paul Becquerel an, daß selbst dann, wenn in ferner Zukunft einmal die Sonne erkaltet sein sollte, auf dem scheinbar völlig lebensleeren Erdball dennoch unermeßlich viele Keime niederer Organismen lebensfähig bleiben werden, die nach weiteren kosmischen Revolutionen, sei es auf unserem Planeten, sei es auf einem anderen Weltkörper, auf den sie mit seinen Trümmern gelangen, wieder zum Dasein erwachen und zu Stammformen einer neuen Organismenwelt werden können.

[1]) Nature, London, 1936, 540.
[2]) L. A. Hausmann, The American Naturalist, Lancaster, 68, 456.
[3]) Ch. B. Lipman, Science, Lancaster 1934, I, 230.
[4]) Ch. B. Lipman, Plant Physiology, Lancaster 1934, 392.
[5]) Paul Becquerel, Comptes rendus des séances de l'Académie des Sciences, Paris, Bd. 202, 978. 1936.
[6]) P. N. Kaptereff, Comptes rendus de l'Académie des Sciences Moscou, 3, Nr. 3; 1936.

Die Welt der Strahlen

Das Werk stellt einen interessanten Versuch dar. Es sind in einer Reihe von Abhandlungen die verschiedenen Gebiete der Strahlen und ihrer Anwendungen von maßgebenden Fachgelehrten dargestellt. Das Buch soll vor allem für solche Leser bestimmt sein, »die sich über den Rahmen ihres engeren Fachgebietes hinaus über den Stand der Strahlungsforschung auf anderen Wissenschaftsgebieten ... zu orientieren wünschen«. So richtet es sich in gleicher Weise an Physiker, Chemiker, Biologen, Mediziner, Techniker, Ingenieure usw. Daneben aber soll es auch dem Nichtfachmann Einblicke in Gebiete gewähren, die ihm sonst nicht unmittelbar zugänglich sind, ihn aber doch wegen ihrer allgemeinen Bedeutung interessieren.

ALLGEMEINE PHOTOCHEMIE
Ein Hand- u. Lehrbuch für Studium und Forschung für Mediziner, Biologen, Agrikultur-Chemiker, Botaniker usw. Von Prof. Dr. J. PLOTNIKOW.
Zweite, umgearb. u. vergr. Aufl. Mit 218 Fig. i. Text. Gr.-Okt. VIII, 909 S. RM 25.50, geb. 30.—
Ausführlicher Prospekt kostenlos.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Das Neuartige des Werkes besteht darin, daß die bekannten Strahlenarten, die in üblicher Formulierung in die beiden großen Gruppen der Wellenstrahlung und der Teilchenstrahlung eingeteilt werden, in einem gemeinsamen Bericht erfaßt werden. Dabei wird die Verschmelzung beider Typen, wie sie die modernen physikalischen Anschauungen zwangsläufig ergeben, mit ihren interessanten Gedankengängen in einem einleitenden, grundsätzlichen Artikel (Debye und Ramm) auseinandergesetzt. Nach diesem ersten Abschnitt werden im einzelnen behandelt: Die Strahlen (Röntgenstrahlen, Kurzwellen, Ultraschallwellen) im Dienste der Heilkunde (Wintz), Die bioklimatische Bedeutung der Strahlen (Pfeiderer), Die Organismenstrahlung (Friedrich und Schreiber), Die Höhenstrahlung (Kolhörster) sowie die technische Anwendung der Strahlen (Dehlinger).

Sämtliche Darstellungen sind sehr anschaulich gehalten und durch Abbildungen dem Verständnis nahegebracht. Die Vielseitigkeit des Inhaltes, seine auf einen großen, verschiedenartig vorgebildeten Leserkreis zugeschnittene Darstellung und nicht zuletzt die äußerlich sehr geschmackvolle Aufmachung des Werkes werden ihm seinen Platz unter den besten Darstellungen zeitgenössischer Wissenschaft sichern. *Dr. W. Reusse*

Dr. Heinz Woltereck, Die Welt der Strahlen. Verlag Quelle und Meyer in Leipzig. 1937. Geb. RM. 15.—

Prof. Otto Urbach
Erfurcht — Stille — Besinnung
Ein Buch von deutscher Weltanschauung
160 Seiten in Leinen geb. RM 2.50
„Die Sprache des Buches ist von großer Schönheit, der Inhalt von seltener Bildungshöhe und abgeklärtem Urteil, so schreibt kein Schwätzer, sondern ein Wissender".
Allg. Ev. luth.-Kirchenzeitung

Amthorsche Verlagsbuchhandlung
Leipzig N 22

Digitized by Google

PHILOSOPHIE

1.

Einleitung in die Philosophie

Man hat oft von der eigentümlichen Schwierigkeit gesprochen, in die Philosophie »einzuführen«, und fast jede »Einleitung« spiegelt die Fragwürdigkeit wider, die dem Unternehmen anhaftet, dem Anfänger die Grundbegriffe einer Wissenschaft zu vermitteln, die wohl über einen Bestand von Wahrheiten, nicht aber über einen solchen von lehrbaren Sätzen verfügt, wenn man einmal von den Sätzen der formalen Logik absieht. Denn jede Wahrheit, die sich einer allgemeineren Anerkennung unter Philosophen erfreut, verändert ihr Gesicht gemäß dem Systemzusammenhang, in den sie eingeht. Aber vielleicht ist es gerade diese Schwierigkeit gewesen, die immer wieder den Philosophen reizen mag, den Anfänger nicht nur in sein System sondern in die Philosophie einzuführen, und wir verdanken diesem Bemühen, neben einer Unzahl zweit- und drittrangiger »Einführungen«, einige wenige ausgezeichnete Bücher. Und erst jetzt wieder hat Max Dessoir eine »Einleitung in die Philosophie« geschrieben, die zu den reizvollsten Büchern dieser Art gezählt werden muß. Das Buch gliedert sich in vier Teile auf, von denen die beiden ersten mehr systematisch das Gefüge der Philosophie und den bleibenden Fragenkreis behandeln, während das dritte und vierte Kapitel der geschichtlichen Entwicklung und dem gegenwärtigen Stand gewidmet ist. Es ist hier nicht der Ort zu grundsätzlichen Einwendungen gegen die philosophischen Thesen des Verfassers und seine Bewertung der gegenwärtigen Situation, die gerade vom Standpunkt einer streng wissenschaftlichen Philosophie sich aufdrängen. Der Verfasser steht noch in einer Tradition, der man auch dann Ehrfurcht nicht versagen wird, wenn man sie heute abbröckeln sieht und nicht glaubt, daß dieser Prozeß aufzuhalten ist; es geht auch nicht an, sie nicht zu kennen. Die vollendete Darstellung Dessoirs zeigt den Zauber, den nach einem Worte Jakob Burckhardts der Herbst hat: ein ungemein nobles Aufleuchten.

Ferd. Enke Verlag, Stuttgart 1936. 248 Seiten. Kart. 5.40 RM

*

Geschichte der Philosophie

Aus der Unzahl von Philosophiegeschichten ragen zwei Werke turmhoch heraus: des alten Johann Eduard Erdmanns »Grundriß« und Wilhelm Windelbands »Lehrbuch der Geschichte der Philosophie«. Während nun aber Erdmann die Philosophen der Reih' nach Revue passieren läßt, hat Windelband sein Buch von der Geschichte der Probleme her aufgebaut, so daß sich beide Werke auf die glücklichste Weise ergänzen. Das »Lehrbuch« ist nach dem Tode Windelbands schon mehrere Male herausgegeben worden. Nun liegt es — besonders begrüßenswert — in einer billigen Ausgabe vor bei einer in Anbetracht des Preises wirklich guten Ausstattung. Der klassische Textbestand ist wie von den früheren so auch von dem neuen Herausgeber, Heinz Heimsoeth, nicht angetastet worden. Hinzugekommen ist zweierlei: eine sehr dankenswerte Übersicht über den Stand der philosophiegeschichtlichen Forschung, für die man nur in einigen Abschnitten eine etwas strengere Anordnung des Stoffes gewünscht hätte. Der Verfasser mußte natürlich stark die Literatur sieben, und da es für solche Arbeiten kein gleichmäßig gelochtes Sieb gibt, so fiel mancher Elefant durch und blieb manche Mücke hängen. So finden etwa die m. E. sehr erleuchtenden Descartesinterpretationen von H. Scholz, der erst z. B. die Gewißheitsfrage bei Descartes und Augustin so scharf formuliert hat (Bl. f. dtsch. Phil. V. 4.), daß eine pünktliche Abgrenzung möglich wird, keine Erwähnung, während die angeführte Arbeit von A. Faust wenig für diese Frage leistet. Den Verf. deshalb zu tadeln, wäre verfehlt, solange man nicht ein Rezept anzugeben weiß, wie es besser zu machen ist. (Das einzige wäre: jeder Benutzer sammelt seine Beobachtungen und sendet sie dem Herausgeber zur Verwertung.) Sodann schrieb der Herausgeber als Fortführung der Windelbandschen Ausführungen bis zur Gegenwart einen vierzig Seiten langen Abschnitt über die Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts. Dieser neue Abschnitt gliedert sich in drei Teile: Probleme des Erkennens, die Regionen der Wirklichkeit und Mensch und Geschichte. Eine solche Fortführung bleibt stets ein Wagnis, und um so erfreulicher ist es, wenn man sagen darf, daß es geglückt ist. Das Schwergewicht liegt auf den neuen metaphysischen, ontologischen Bestrebungen. Wer die Gewichte grundsätzlich anders verteilen möchte als es Heimsoeth tut, dürfte nicht eine Fortsetzung des Windelbandschen Werkes schreiben, sondern eine neue Philosophiegeschichte. Wir glauben Ansätze zu einer grundsätzlich neuen Philosophiegeschichte more axiomatico in den Arbeiten von H. Scholz und seinen Schülern, von Oskar Becker u. a. zu sehen. In ihr würden Denker einen bedeutenden Platz einnehmen, die, wie Gottlob Frege, hier nicht einmal erwähnt sind. Aber bis eine solche Philosophiegeschichte möglich ist, müssen noch viele Arbeiten geleistet werden, und bis dahin wird der »Windelband« für uns unentbehrlich und eine stete Quelle des Wissens und des Genusses sein.

[1]) Wilhelm Windelband: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Billige Ausgabe. Mit einem Schlußkapitel: Die Philosophie im zwanzigsten Jahrhundert und einer Übersicht über den Stand der Philosophiegeschichtlichen Forschung herausgegeben von Heinz Heimsoeth. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1935. XXXIX und 642 Seiten. In Leinen RM 9.—.

*

Deutsche Philosophie

Der unentwegte, ebenso geist- wie humorvolle Streiter für den Geist, der Tübinger Philosoph Theodor Haering, behandelt in einer kleinen Schrift die Frage, was *deutsche* Philosophie ist. Er beschäftigt sich darin zunächst mit der Frage der Möglichkeit einer geistigen Ahnenreihe und geistiger »Vererbung« überhaupt, und es ist ihm vor allem darum zu tun, auf die Fehler aufmerksam zu machen, in die man leicht bei der Bestimmung dieser Dinge verfällt. Sodann wird man seinen Ausführungen über die Bestimmung dessen, was als deutscher Geist zu gelten hat, besondere Beachtung schenken. Es ist der Gedanke der lebendigen Einheit der Gegensätze, der ihm als spezifisch deutsch erscheint, und man wird ihm zugeben müssen, daß er gerade in der Philosophiegeschichte starke Argumente für diese Behauptung findet. Freilich läßt sich das Problem auf so knappem Raum nicht ausschöpfen, und es ist der wesentlichste Wert dieser Schrift, daß sie zu weiterem Nachdenken anregt.

J. v. K.

[1]) Theodor Haering, Was ist deutsche Philosophie? Ein Beitrag zur geistigen Ahnenforschung. 26 Seiten. Kohlhammer, Stuttgart 1936. Brosch. RM 1.—.

2.

Der Irrtum in der Philosophie

So betitelt sich ein Werk [1]), das sowohl seiner Fragestellung wie auch der Ausführung wegen eine wertvolle Bereicherung unserer logischen und philosophiegeschichtlichen Literatur darstellt. Im systematischen Hauptteil werden Wesen und Formen des philosophischen Irrtums unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten sowie Fragen der psychologischen Entstehung behandelt; der zweite Teil ist eine Skizze der Irrtumsprobleme in der Geschichte der abendländischen Philosophie.

Das Buch ist sauber, zuverlässig und innerhalb seiner Grenzen ausführlich gearbeitet. Der Verfasser steht im geistigen Zusammenhang mit jener großen scholastischen Tradition der Philosophia, die den Bau und die Fortführung einer philosophia perennis anstrebt. Aber wenn auch die Probleme des Buches so aus dem Gesichtswinkel einer bestimmten außerphilosophischen Überzeugung gesehen werden, so muß man doch zugestehen, daß ein echtes philosophisches Bemühen und ein wirkliches Ringen um die Grundfragen unseres heutigen Denkens in diesem Werke sichtbar wird. Freilich ist die Berührung mit wesentlichen Gebieten dieses modernen Denkens nur sehr locker und einseitig, so daß entschiedene Lücken vorhanden sind. Aber da der Verf. das Buch selbst nur erst als einen Ansatz gewertet wissen will, können wir uns damit begnügen, das positive Verdienst des Werkes nochmals zu unterstreichen.

[1]) Balduin Schwarz, Der Irrtum in der Philosophie. VII und 300 S. Aschendorff, Münster i. W. Geb. RM 13.75.

*

Logische Untersuchungen

Die hier zu besprechende Schrift [1]) beschäftigt sich mit einem wichtigen Grundproblem der modernen Philosophie, nämlich mit den Theorien vom Gegenstande der reinen Logik. Sie knüpft an die Diskussion an, die um die Theorie Bolzanos vom »Satz an sich« entstanden ist und wendet sich in scharfsinniger, umfassender und kritischer Weise gegen die verschiedenen mißverständlichen Auslegungen jener bedeutenden Theorie.

Die Schrift ist eine rein fachliche Untersuchung, zu der man den Zugang allein von der Sache her gewinnen muß und die sich allein an den Wissenschaftler wendet. Der Verfasser beschränkt sich ganz auf sein Spezialgebiet und macht es auch durch die Darstellung unumgänglich, daß man sich sein Buch durch konzentriertes gedankliches Studium, nicht durch einfache Lektüre aneignet. Die Klarheit und Gründlichkeit der Untersuchungen belohnen jedoch die Mühe aufs Reichste und lassen das Buch als eine sehr beachtenswerte und künftig unentbehrliche Veröffentlichung erscheinen.

Dr. L. v. Renthe-Fink, Breslau

[1]) Arnold Wilmsen, Zur Kritik des logischen Transzendentalismus. Schöningh, Paderborn 1935. 249 S. (Forschungen zur neueren Philosophie und ihrer Geschichte, hrsg. von Hans Meyer, VI.) Brosch. RM. 7.60.

3.

Rechtsphilosophie bei versäumten Gelegenheiten

»Ja, die Philosophie des Rechts« hat einmal Nietzsche ausgerufen. »Das ist eine Wissenschaft, welche wie alle moralische Wissenschaft noch nicht einmal in der Windel liegt.« Und ein Rechtsphilosoph, der sich dieses Ausspruches als Motto bedient, muß entweder ein in der Wolle gefärbter Skeptiker sein oder den Vorsatz haben, das Kind nun einmal aus dem Schoße der Philosophie zu holen und in Windeln zu legen. C. A. Emge hat diesen Vorsatz in einer Reihe von systematischen Arbeiten zu verwirklichen gesucht. Nun aber wandert er, ein wahrer Maieutiker, von den Vorsokratikern bis hin zu Nietzsche und legt einen ganzen rechtsphilosophischen Kindergarten an.

Nun ohne Bild. Emge [1]) hält sich einmal nicht an die vorliegenden Rechtsphilosophien. Er war begierig auf rechtsphilosophische Folgerungen, die sich aus den ältesten philosophischen Thesen hätten ziehen lassen. Folgerungen, wie sie von jenen Philosophen meist gar nicht oder oft mit andern Inhalt gezogen wurden.« Er nennt das eine Liebhaberei; aber wenn es auch eine solche ist, so ist es eine sehr ergiebige Liebhaberei. So erstaunlich es sein mag: diese Geschichte der Rechtsphilosophie der versäumten Gelegenheiten ist im Grunde aufschlußreicher als eine Geschichte, die nur die

Digitized by Google

rechtsphilosophischen Dogmen der alten Denker verzeichnet. Und sie ist auch philosophischer. Emges Tendenz geht auf eine rechtsphilosophische Axiomatik. Da ist es wichtig, solange wir noch von einem ausgeführten System von hinreichender Brauchbarkeit entfernt sind, zu fragen, was die verschiedenen philosophischen Voraussetzungen für rechtsphilosophische Konsequenzen haben würden. Man bekommt so einen Überblick über die Zusammenhänge, der für die eigene rechtsphilosophische Arbeit sehr wertvoll und fruchtbar ist. Das geschieht hier nun skizzenhaft und aphoristisch. Und da der Verfasser nicht nur ein strenger Denker sondern auch ein höchst geistreicher Kopf ist, so wird auch der rechtsphilosophische Laie viel Genuß und Anregung aus der kleinen Schrift schöpfen. *J. v. Kempski, Berlin*

[1]) C. A. Emge: Ein Rechtsphilosoph wandert durch die alte Philosophie. Verlag für Staatswissenschaft und Geschichte Berlin 1936. 116 Seiten. RM 6.—.

4.

Das Ursprungsproblem in der antiken Philosophie

Den bekannten Philosophiegeschichten des Altertums von Hönigswald, Stenzel, Überweg, Zeller und anderen gesellt sich ein neues, sehr gründliches Werk von Kurt Sternberg zu, in dem das Problem des Ursprungs in der Philosophie des Altertums untersucht wird[1]). Zweifellos bildet die Ursprungskategorie eine Grundfrage alles Nachdenkens seit dem Bestehen der abendländischen Philosophie; zweifellos lassen sich auch gerade beim Ausgehen von einem Sonderproblem oft überraschende Einsichten gewinnen, die der allgemeinen historischen Betrachtung entgehen. So kommt der Verfasser im vorliegenden Werke etwa zu einer wohlbegründeten Kritik des Aristoteles und (in einem Ausblick auf das Mittelalter und die Neuzeit) Hegels; auf der anderen Seite unternimmt er eine Rehabilitierung des allgemein als zweitrangig eingeschätzten Melissos — auch hier ausgehend von der These, daß die Tiefe eines philosophischen Systems zur Universalität des Ursprungsansatzes in unmittelbarem Verhältnis stehe und daß den totalen Ursprung das Vernunftsystem darstellle. Das »wahre« Ursprungsprinzip ist für den Verfasser also das Kantische, und auch ohne die ausdrückliche Erklärung seiner Verpflichtung gegenüber dem Neukantianismus wäre die Fortführung dieser Linie unschwer zu erkennen. Von diesen Voraussetzungen her, die in sich ungemein folgerichtig zu Ende gedacht werden, wird dem Ursprungsgedanken eine so allgemeine Fassung gegeben, daß sich freilich die gesamte antike Philosophie darunter einordnen läßt. Wie allgemein Sternberg dabei vorgeht, mag etwa ein Satz zeigen, in dem die nacharistotelische Philosophie charakterisiert wird: »Es wird ... bald im Idealen, im Denken, im Allgemeinen, im Guten usw., bald im Naturgemäßen, in der sinnlichen Erfahrung, im einzelnen, im Glücksstreben usw. der Ursprung erblickt.« Bei dieser Ausdehnung des Ursprungsbegriffes läßt sich dann auch nicht von seiner Verabsolutierung sprechen, wenn der Verfasser bei der Behandlung Platons etwa die Behauptung aufstellt: »Zuletzt und zutiefst kennt er überhaupt kein anderes Problem als das des Ursprungs.« Da Sternberg zudem über die Ursprungsansätze hinaus auch ihre Auswirkungen betrachtet, erweitert sich seine Untersuchung naturgemäß zu einer allgemeinen Geschichte der Philosophie im Altertum. *Dr. H. R.*

[1]) Kurt Sternberg, Das Problem des Ursprungs in der Philosophie des Altertums, M. u. H. Marcus, Breslau. XIV u. 481 Seiten; brosch. RM. 28.—.

5.

Die ästhetische Wirklichkeit [1])

Das Buch des Göttinger Philosophen Herman Nohl, dem er diesen Titel gegeben hat, ist eine sehr instruktive und feinsinnige Einführung in die Welt des Ästhetischen. Es gibt eine aus inniger Verbindung mit der wirklichen Kunst gewonnene und aus den geschichtlichen Zusammenhängen der ästhetischen Probleme abgeleitete Analyse des ästhetischen Gedankens; es zeigt die ästhetischen Probleme in ihrer lebendigen Entwicklung, es entwickelt die ästhetischen Kategorien aus dem mannigfaltigen geschichtlichen Material des wirklichen künstlerischen Lebens und den Zeugnissen ästhetischen Denkens von der Renaissance bis zu Dilthey, Kierkegaard und Nietzsche hin. Ein großes Stoffgebiet wird hier nicht mit alten oder neuen Methoden eines philosophischen Systems bearbeitet; vielmehr: die produktive ästhetische Arbeit der einzelnen Zeitepochen selbst wird dargestellt und es wird versucht, sie in ihren inneren Zusammenhängen entwicklungsgeschichtlich zu erkennen: im Aufbau, in der Wandlung und Weiterbildung der für sie entscheidenden Kategorien.

[1]) Die ästhetische Wirklichkeit. Eine Einführung von Herman Nohl. Verlag Gerhard Schulte-Bulmke, Frankfurt a. M. Kart. RM. 8.50.

*

Mensch und Gemeinschaft

Daß das Schicksal des Menschen sich nicht in seinem Einzel-Sein erfüllt, sondern daß Entwicklung, Geschichte und Kultur die ewigen Bewegungs- und Erscheinungsformen des Menschen sind, daß der Mensch diesen Gestaltungen des Lebens aber nur durch Gewinnung seines vollen politischen Bewußtseins zum Durchbruch zu verhelfen vermag, eine solche Erkenntnis leitet sich nicht erst von den großen nationalpolitischen Problemen der deutschen Gegenwart her; vielmehr: der Weg des Menschen in der Welt ist überhaupt Ergebnis einer in der menschlichen Seele gegründeten politischen Problematik. Sie bestimmt sein Verhältnis zur Gemeinschaft, zum Leben, zur Welt; mit ihrem Innewerden und Erleben wird ihm die Aufgabe gestellt, die er als geistiges Wesen mit politischem Bewußtsein in den Gemeinschaftsformen der menschlichen Kultur zu lösen und zu erfüllen hat.

Die großangelegte kulturphilosophische Arbeit E. v. Hippels[1]) über die »Stufen des politischen Bewußtseins und die Aufgaben der Gegenwart« untersucht von dieser zentralen Stellung des Politischen her in der Geschichtlichkeit des Menschen die verschiedenen Phasen historischer Entwicklung in der Menschheitsgeschichte: die alten Kulturen des Ostens, dann die von antiken, christlichen und germanischen Elementen bestimmten, auf Glaubenskraft und Glaubensgewißheit aufgebauten Lebensformen des Mittelalters, schließlich ihren Verfall in den Zeitaltern der Vernunft und des Materialismus. Ein letzter großer Abschnitt über die »Aufgaben des beginnenden Zeitalters« versucht in zusammenfassenden kulturphilosophischen Darlegungen den Sinn des gegenwärtigen Geschehens deutlich zu machen aus der neuen Stellung des Einzelnen zur Gemeinschaft, aus einer neuen Haltung des Menschen, die ihm wieder ein Gefühl gibt für seinen wahren Stand in der Welt. *F. R.*

[1]) E. von Hippel, Mensch und Gemeinschaft. Die Stufen des politischen Bewußtseins und die Aufgaben der Gegenwart. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. 181 S. RM. 5.80.

6.

Die geistige Einheit der Kultur

»Zu den wichtigsten kulturphilosophischen Erkenntnissen unserer Zeit gehört die Einsicht in die untrennbare Einheit aller Äußerungen des schöpferischen Volksgeistes auf allen Lebensgebieten, in Schrifttum, bildender Kunst und Musik, in Weltanschauung und Gesellschaft.« Diese Erkenntnis ist in der Tat grundlegend. Die Kultur als Ganzheit zu nehmen, ist Aufgabe aller Wissenschaften vom Geist. Es ergibt sich daraus für den Forscher, für den selbst die Beherrschung einer Disziplin in ihrer Totalität fast zur Unmöglichkeit geworden ist, enge Zusammenarbeit mit den verwandten Gebieten und ihren Erforschern zu erstreben: der Gemeinsamkeit der Aufgabe gegenüber wird die Gemeinsamkeit der Arbeit zur Pflicht. In schöner Weise ist dies in dem Werk »Deutsche Geistesgeschichte im Grundriß«, gelungen, das Julius Wiegand unter Mitwirkung von Hans Joachim Moser, Karl Schaefer und Max Wundt nun schon vor ein paar Jahren herausgegeben hat[1]). Wir empfinden vielleicht heute die Notwendigkeit einer solchen Totaldarstellung deutscher Geistesleistung als noch notwendiger als früher. Freilich hat hier die älteste Disziplin, die Literaturgeschichte, den Vorrang auch dem Umfang nach beansprucht, die Kunstgeschichte und die Musikgeschichte leisten mehr Hilfstellung. Doch ist dies ein Vorrang, dessen Anspruch verständlich ist und auch in der Art der Durchführung nicht ganz so unerbittlich ist: auch die literaturgeschichtlichen Teile sind voller Aufgeschlossenheit gegen die allgemeinen zeitgeschichtlichen Strömungen. Etwas kurz ist vielleicht das erste Kapitel »von der Urzeit bis 1150« geraten; hier könnte eine Neuauflage noch manche wichtig gewordene Frage wenigstens stellen. Ebenso wäre dann die neueste Zeit anzuschließen. Vieles, wie das Kapitel über Romantik, oder auch Eindruckskunst 1885—1914 liest sich mit wahrem Genuß. Die Kapiteleinteilung sucht die Überschneidung geistiger Ströme schon in den Jahresabgrenzungen vorauszunehmen, wie »1780—1830 Die Klassik«, »1795—1860 Die Romantik«, »1825—1860 das junge Deutschland«. Auf kurzem Raum läßt sich meist besser Gesagtes nicht denken. Allen jungen und alten Wissenschaftlern, die bequem über Fachgrenzen geführt werden wollen, allen die noch streben nach Zusammenfassung in allgemeiner Bildung und Wissen über deutsches Wesen suchen, auch den höheren Schulen, sei dieses Buch empfohlen.

Univ.-Prof. Dr. Hans Engel, Königsberg

[1]) Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main. RM. 5.40.

7.

„Geschichte" und „Existenz"

Die Frage, wie steht das »Sein« zur »Zeit«, selbst von Heidegger noch nicht bis zur immer dringlicher werdenden Frage, wie steht das »Sein« in und zur »Geschichte«, vorgetrieben, wird durch diese Einzeluntersuchung[1]) in entscheidenden Punkten verschärft und aktualisiert. Über die sachlichen Grundergebnisse hinaus, die Stirners frühe und seither viel zu wenig beachtete Rolle in der »Ursprungsgeschichte der modernen Lebens- und Existenzphilosophie« eindringlich entwickeln und philosophiegeschichtlich sicherstellen[2]), führt die Arbeit ansatzweise zu dem Begriff einer geschichtlichen Existenzialität, der in manchem über seither Gewonnenes hinausführen kann:

Indem Mautz im einzelnen nachzeichnet, wie sich Stirners antiidealistischer, irrationaler Lebens- und Existenzbegriff gerade als Umschlag höchster Rationalität des Hegelschen Denkens konsequent über Feuerbach, Bruno Bauer und von Stirner weiter zu Nietzsche, Kierkegaard usw. vollzogen hat, liefert er nicht nur eine »Geschichte« dieses Begriffs, sondern stellt auch die Frage, wieweit hier Geschichte in Sein und Sein in Geschichte eingedrungen sind. »Sein« erscheint ihm als plötzliche, unableitbare Manifestation des »originären, zeitlichen Ursprungsgrundes des Geschichtlichen« (S. 21), wodurch sich umgekehrt das Geschichtliche aus dem bloß »formelhaft« Überlieferten, aus der bloß ableitbaren Kontinuität rettet und sich seiend behauptet im Sturz der Zeit. Geschichte bricht im Sein aus dem Schein seiner Relativität heraus (Überwindung des Historismus durch die Lebensphilosophie), um im »Abbruch der geschichtlichen Entwicklung« den »Anbruch eines vorgeschichtlichen« (S. 21) elementaren Seins zu ergreifen. Als Umschlag der Geschichte aber ist das Sein historisch »geladen« gerade dort, wo es sich als »natürlich«, »ewig«, »ursprünglich« gibt. Es entlarvt sich philosophisch im Aus-

Digitized by Google

druck. Im Ausdruck »zeigt« (S. 62) sich das Sein, obgleich es gerade in ihm sich dem Zugriff des Denkens und der Zeit zu entziehen trachtet: das Stilproblem Stirners, Nietzsches, Kierkegaards usw. Hier, im Ausdrucksproblem der Lebens- und Existenzphilosophie, hätte Mautz schärfer einsetzen können. Er tat es in einigen lapidaren Sätzen und in einem zu kurzen Schlußkapitel. Zudem stand er zunächst vor der gegensätzlichen Forderung, die »Fassade« der Stirnerschen Sprache durchzustoßen und zum »eigentlichen« Kern seiner Ideen vorzudringen. Diese Forderung war unabdinglich bei den seitherigen Mißverständnissen, denen Stirner gerade auf Grund seines Stils ausgesetzt war. Ihre Erfüllung durch Mautz bedeutet einen erheblichen Schritt weiter sowohl für die Stirnerforschung wie für die Kenntnis des »Ursprungs« der heutigen Lebens- und Existenzphilosophie. Eine aktuelle Auseinandersetzung mit dieser Philosophie wird die vorliegende Problematik von Sein und Geschichte erneut aufrollen müssen, wie sich jede kritische Auseinandersetzung mit ihr an dem m. E. für die gesamte Lebens- und Existenzphilosophie entscheidenden Ausdrucksproblem — einschließlich Heideggers, einschließlich auch etwa Klages' unmittelbaren, antirationalen graphologischen Ausdrucksanalysen — entzünden wird.

Dr. Wilhelm Emrich

[1]) Kurt Adolf Mautz, Die Philosophie Max Stirners im Gegensatz zum Hegelschen Idealismus. Neue Deutsche Forschungen, Abt. Philosophie, Band 101, Junker und Dünnhaupt, Berlin 1936, RM. 6.—.
[2]) S. a. die erschöpfende Zusammenfassung des Verfassers in »Geistige Arbeit«, 3. Jg. Nr. 16, die den wesentlichen Aufbau des Buches oft wörtlich wiedergibt.

8.

Zu Hegels Rechtslehre

Eine Erneuerung der Hegelschen Philosophie hat mit der Tatsache zu rechnen, an der nicht zu rütteln ist, daß Hegel bei der Durchführung seines Programmes an mindestens einer Stelle gescheitert ist. Es ist ihm nicht gelungen, worauf neuerdings H. Scholz hingewiesen hat, für die Logik diejenige Methode anzugeben, durch die sie allein imstande ist, reine Wissenschaft zu sein, wenn man von einer reinen Wissenschaft die Klarheit der Mathematik und die Sicherheit ihrer Ergebnisse verlangt. (Diese Methode ist erst später von G. Frege entdeckt und angegeben worden.) Wenn das Verhältnis der Hegelschen Logik und des Hegelschen Systems ein derart inniges ist, daß mit der ersten auch das zweite erschüttert ist, dann kann jedenfalls nicht die eine wie das andere hingenommen werden, ohne sich mit der durch die neue Logik geschaffenen Lage auseinanderzusetzen. Hegels Naturphilosophie gilt heute mit Recht für erledigt — aber man trifft in der Rechtsphilosophie immer wieder auf Versuche, in Hegels Bahnen zu wandern, ohne von der neugeschaffenen Lage auch nur Notiz zu nehmen. Ein Buch wie das von G. Dulckeit über »Rechtsbegriff und Rechtsgestalt«[1]) ist unzweifelhaft eine starke interpretative Leistung, es bedeutet für die Erkenntnis der Hegelschen Rechtsphilosophie gegenüber allzu »liberalen« Deutungen einen großen Fortschritt (wenn auch D. m. E. in der »Entliberalisierung« Hegels zu weit geht): dennoch vermag es nicht von der Gegenwartsbedeutung dieser Rechtsphilosophie zu überzeugen. Die Forderung Hayms, Hegel ins Transzendentale umzuschreiben, endet jedenfalls mit einer Zerstörung des Systems, aber es ist nicht möglich, an der Gegenwartsbedeutung der orthodoxen Dialektik festzuhalten, selbst dann nicht, wenn das Faktum einer neuen Logik nicht vorläge. Die Hegelsche Logik scheitert schon an ihrer Lehre von der Negation. In dieser Lehre, deren Kritik hier nicht zu geben ist, liegt für Hegel die scheinbare Möglichkeit, »in unaufhaltsamem, reinem, von außen nichts hereinnehmendem Gange« sein System der Begriffe zu bilden und zu vollenden, zu jener genialen, aber unhaltbaren »Subreption der Hypostasierung des transzendentalen Bewußtseins«, vor der schon Kant gewarnt hatte.

Kritischer steht von vornherein O. K. Flechtheim zu seinem Gegenstand, der »Hegels Strafrechtstheorie«[2]) etwas skizzenhaft in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhang und, ausführlicher, in ihrer Entwicklung von den theologischen Jugendschriften bis zu den Grundlinien der Philosophie des Rechts darzustellen versucht. Er betont die Verschränkung konservativer und liberaler Tendenzen, wobei er die letzteren gelegentlich etwas reichlich beifällig beklatscht; jedoch sieht man nicht, wie sie, wie D. möchte, ganz wegzuinterpretieren wären. Ein Zwang dazu besteht ja auch nur, wenn man das Schicksal der heutigen deutschen Rechtsphilosophie allzu eng mit dem der hegelschen verknüpft. Der Wert der Arbeit F.s liegt in der im Großen und Ganzen sauberen Darstellung der Entwicklung der strafrechtlichen Anschauungen Hegels, und wenn nicht gerade die Tiefen Hegelschen Philosophierens ausgeschöpft werden, so wird doch auf manche schwache Stelle aufmerksam gemacht.

J. v. Kempski, Berlin

[1]) Gerhard Dulckeit, Rechtsbegriff und Rechtsgestalt. Untersuchungen zu Hegels Philosophie des Rechts und ihrer Gegenwartsbedeutung. (Neue Deutsche Forschungen). Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1936. 174 Seiten. 8.— RM.
[2]) Ossip Kurt Flechtheim, Hegels Strafrechtstheorie. Rudolf M. Rohrer, Brünn 1936. 117 Seiten. 5.50 RM.

9.

Die Ethik Bruno Bauchs

Einen Entwurf des Gesamtbereichs der ethischen Problematik gibt Bruno Bauch in seinen »Grundzügen der Ethik«[1]). »Entgegen den Versuchen vielfältiger Einfalt unserer Zeit, in vermeintlicher wissenschaftlicher Originalität die eigene Überheblichkeit anstatt der Sache zur Geltung zu bringen und sich aus der sachlichen Problementwicklung herauszustellen«, ist es die Festigkeit einer philosophischen Schultradition, in der Bauchs Werk darinsteht. Kant, Schiller, Fichte und die protestantisch-lutherische Einstellung zur Welt sind seine bestimmenden Kräfte.

Bauch sucht zu zeigen, wie die Beschränkung der Kantischen Ethik auf den Bereich des Gebietbaren, der Morallehre, der Überwindung bedarf. Das Gebiet des ethisch Relevanten reicht weiter als das des ethischen Handelns und erstreckt sich über das Ganze der Haltung des Subjekts. Nicht also gibt es, wie Kant will, ein praktisches Grundgesetz schlechthin, sondern eine Mehrheit ethischer Prinzipien. Neben die Willensforderung tritt die auf den Charakter bezogene Wesensforderung und die auf die individuelle Besonderung und die Vielfalt der individuellen Fähigkeiten und Veranlagungen bezogene Wirkensforderung, der »Kulturimperative«.

Daß an den Menschen ethische Forderungen gestellt werden können, ist darin begründet, daß er als Person bezogen ist auf das Reich überpersönlicher, überindividueller, schlechthin geltender Werte, die er in seinem Werden als Charakter und in seinem Handeln und Wirken darzustellen hat, und in deren Darstellung die Person zur Persönlichkeit wird. Person ist Werden-können zur Persönlichkeit durch die Beziehung auf objektive Werte. Als Subjekt der Wertdarstellung ist die Person zugleich Wertobjekt, und nur dadurch, daß sie dies ist, ist Gemeinschaft möglich als diejenige Weise des Miteinanderseins von Personen, die es ihnen ermöglicht, zur Darstellung von objektiven Werten, zur Persönlichkeit zu werden. Nicht aber ist darum die Gemeinschaft bloßes Mittel, weil nur in ihr durch Bildung, Erziehung, Unterricht das Werden der Person zur Persönlichkeit möglich ist, sondern sie ist zugleich selbst Darstellung von Werten, eben den Gemeinschaftswerten als solchen, die nicht die einzelne Persönlichkeit in sich darstellen kann, sondern nur die Gemeinschaft als Ganzes. Zur Gemeinschaft zu werden, d. i. zur Darstellung der Werte als Gemeinschaftswerte, ist die der menschlichen Gesellschaft gestellte Aufgabe. So zeigt sich hier das analoge begriffliche Verhältnis, wie das zwischen Person und Persönlichkeit: Gesellschaft ist bestimmt als Werden-können zur Gemeinschaft.

Von hier aus ergibt sich die Herleitung der Idee des Rechtes aus der Idee der Pflicht: als Wertobjekt, d. h. als Subjekt der Möglichkeit sittlichen Handelns, durch das die Person zur Wertdarstellung wird, hat sie das Recht, selbst sittlich behandelt zu werden, das heißt so, daß ihr die Erfüllung ihrer Bestimmung in der Gemeinschaft, nämlich zum Wertträger zu werden, ermöglicht wird. Der Sinn des Staates liegt dann für Bauch darin, daß er im umfassendsten Sinne die Gesellschaft zur Gemeinschaft zu bestimmen, das Werden der Gesellschaft selbst zur Wertträgerin zu ermöglichen hat. Das geschieht durch die Ausübung des Rechtes als Zwang, die nur auf Grund der Macht des Staates erfolgen kann. So wird der Gedanke der Macht in dem des Rechtes begründet.

Dies der Aufriß des Werkes. Es würde zu weit führen, über die vielen feinen Bemerkungen zu berichten, die sich von hier aus über die Gestaltung des Gemeinschaftslebens in seinen vielfältigen Formen, über das Verhältnis von Staat und Nation usw. ergeben. Sie behalten ihre Bedeutung auch losgelöst von dem oft allzu festen begrifflichen Schema der Wertphilosophie und unbeschadet der Einwände, die gegen diese immer gerichtet werden und die auch gegenüber dem neuen Werke Bauchs nicht verstummen können — der Einwände, die vor allem auf die Gefahr einer Hypostasierung dieses ewigen Reiches der Werte hinweisen und auf die Entwertung des geschichtlichen Lebens in seiner Vielfalt und Einmaligkeit, wenn es nichts anderes sein soll als die Darstellung ewiger, unveränderlicher Werte.

Erich Keller hat versucht, die Philosophie Bruno Bauchs unter Zuhilfenahme der Edda als Ausdruck germanischer Geisteshaltung zu interpretieren[2]). Indes dürfte Bauch damit ein schlechter Dienst erwiesen sein, wenn man die Eindeutigkeit, mit der sein Werk durch die Einordnung in die angedeutete geistesgeschichtlich-philosophische Tradition sich als Ausdruck einer ganz präzise zu erfassenden deutschen Geisteshaltung gibt, zugunsten eines vagen Begriffs von germanischer Geisteshaltung preisgeben will. Die Bemerkung Kellers, daß diese durch ein Ganzheitsdenken und die Gegnerschaft gegenüber jeder atomisierenden Betrachtungsweise ausgezeichnet sein soll — in ihrer Allgemeinheit in sich selbst fraglich, wenn man an die feste Tratidion des englischen Empirismus denkt — ermöglicht nur eine allzu beiläufige Analogie zur Philosophie Bauchs. Noch mehr gekünstelt scheint uns der Versuch, die tragisch-heroische Weltauffassung der Edda — wobei in höchst fragwürdiger Weise ein bestimmter Begriff des Tragischen als der einzige angesehen wird — in Bauchs Philosophie wiederfinden zu wollen, die sich so offensichtlich aus ganz anderen Quellen, denen einer spezifisch lutherisch-christlichen Geistigkeit, nährt.

Priv.-Doz. Dr. L. Landgrebe, Prag

[1]) Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1935; VIII+327 S. Geh. RM 15.—.
[2]) Erich Keller, Die Philosophie Bruno Bauchs als Ausdruck germanischer Geisteshaltung, Stuttgart (Kohlhammer) 1935. 52 S. RM 2.40.

Verlag Ferdinand Schöningh
Paderborn

Altsinaitische Forschungen. Epigraphisches und Historisches. Von Dr. H. Grimme. (Mit 17 Tafeln) ca. RM 12.—

Das Werk löst alle Rätsel der Sinai-Schrift, der ältesten aller Buchstabenschriften.

Die Verhandlungen zwischen dem Berliner Hof und dem Hl. Stuhl über die konfessionell gemischten Ehen. Von P. Beda Bastgen. RM 16.—

Durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Rudolf Otto

»Als vor hundertdreißig Jahren Schleiermacher 'die Religion' und als in unseren Tagen Otto 'das Heilige' aus umstrickenden und niederziehenden Verbindungen herausführte, ging ein Schauer der Erleuchtung und Befreiung durch deutsche evangelische Christen« —. Mit diesen Worten begrüßte bei seinem Erscheinen Adolf v. Harnack Rudolf Ottos epochemachendes Buch »Das Heilige«. Es erschien 1917 und erlebt in diesen Tagen seine 25. Auflage. Aus Anlaß dieses für ein wissenschaftliches Werk seltenen Jubiläums sei hier der Versuch gemacht, die Bedeutung dieses Buches zu würdigen und die weitere Auswirkung der in ihm erstmalig niedergelegten Gedanken im Schaffen R. Ottos zu verfolgen.

Daß Ottos Buch »Das Heilige« so gewaltig einschlug, erklärt sich zum guten Teil aus seiner befreienden Art. Das aber weist hin auf die Hintergründe, von denen sich dieses Werk abhebt und die es seinerseits aufhebt. Es ist die Welt des Rationalismus, gegen die Otto mit seinem ganzen Schaffen Front macht, und »das Heilige« war die erste eindrucksvolle Darlegung einer völlig neuen Intuition des Göttlichen, die unmittelbar einleuchtete und einfach durch ihre innere Lebendigkeit die leblosen Gespinste rationalistischer Religions- und Gottesanschauung außer Kurs setzte.

Es gab und gibt zwei Arten rationalistischer Entstellung religiöser Aussagen. Einerseits vollzog der sogenannte »Liberalismus« eine naturalistische Wendung ins Moralische dadurch, daß er alles Übernatürliche und Wunderbare, von denen die heiligen Texte aller Religionen berichten, als mit dem naturwissenschaftlichen Wirklichkeitsbegriffe unvereinbar ablehnte und somit Religion beschränkte auf den dürftigen Rest moralischer Anweisungen. Aber auch die starre und strenge Orthodoxie ist im Grunde rationalistisch und naturalistisch: hier geht man von der vorgefaßten Meinung aus, daß der gesamte Bestand biblischer Überlieferung als göttliche Offenbarung im wörtlichen Sinne historisch wirklich gewesen ist. Im Grunde ist man also auch hier naturalistisch eingestellt, denn man verteidigt zeiträumliche, also naturhafte Begebenheiten (wie Auferstehung, Himmelfahrt usw.), die freilich sonst in der Natur nicht wahrgenommen werden. Aber dieses Abweichen vom normalen Naturverlauf begründet noch kein wesenhaftes Anderssein der religiösen Wirklichkeit, an der man interessiert ist. So ist auch die strenge Orthodoxie nicht fähig gewesen, dem spezifischen Seinscharakter des Religiösen gerecht zu werden, ebenso wenig wie der rationalistische Liberalismus. Beide hier gekennzeichneten Betrachtungsweisen haben ihre Grenze am Begriff der Geschichte, den sie zu Grunde legen für die Erfassung der religiösen Wirklichkeit. Beide wollen das geschichtlich Wirkliche als das allein Gültige und Verbindliche erkennen und darstellen: die rationalistische Betrachtung grenzt indessen das Geschichtlich-Mögliche ein, indem sie Naturwidriges ausschließt, die orthodoxe Betrachtung erweitert das Geschichtlich-Mögliche über die normale Erfahrung hinaus, indem sie im Vertrauen auf den Offenbarungscharakter der biblischen Tatsachenberichte das Ungewöhnliche einschließt. Beide legen also entscheidenden Nachdruck auf das tatsachenmäßig historisch Einmalige, d. h. beide Betrachtungsweisen gehen am Symbolcharakter der religiösen Texte vorbei, und das heißt: sie verkennen das spezifisch religiöse Leben hinter den Ausdrucksformen in Wort und Vorgang.

Dadurch ist nun genau der Punkt gekennzeichnet, bei dem R. Otto einsetzt. Er befindet sich zu beiden Betrachtungsweisen in Gegensatz, indem er den gemeinsamen Fehler beider zu vermeiden sucht und gerade nach dem spezifischen Wesen des religiösen Objektes fragt. Damit ist die Frage nach dem Wesen des »Heiligen« gestellt. Was eigentlich meint man, wenn man in der Religion von Gott sagt, daß er heilig sei? Man meint zunächst keine sittlichen Qualitäten, wie der Liberalismus sagen würde, und man meint auch nicht ein naturhaft übernatürliches Sein. Die Erfahrung des Heiligen, die im religiös bewegten Gemüte faßbar vor uns liegt, erweist sich als völlig eigenartig und selbständig. Und in seinem Buche »Das Heilige« macht Otto nun erstmalig den Versuch, durch sorgfältige Analyse des religiösen Bewußtseins, das Wesen des Heiligen als eine spezifische Erfahrungsweise des Menschen zu beschreiben. Damit wird die Irrationalität Gottes, der die beiden extremen Betrachtungsweisen nicht gerecht werden konnten, völlig gewahrt. Denn nicht wie Gott an sich ist wird hier gefragt, sondern auf welche Weise er sich dem religiösen Gemüt mitteilt, in welche Bestimmtheit er das religiöse Gemüt versetzt. Es wird somit nach der Eigenart religiösen Lebens gefragt. Für eine solche Betrachtung werden all die einzelnen in den religiösen Texten berichteten z. T. »wunderbaren« Tatsachen und Vorstellungen zu Ausdrucksformen, in denen sich eigentümliche religiöse Erfahrungen aussprechen.

Von dieser Grundintuition R. Ottos aus läßt sich sein ganzes Schaffen auf den verschiedenen Gebieten verstehen. Die erste Auswirkung seiner Erkenntnis vom Wesen des Heiligen zeigte sich auf dem Gebiete des Kultus. Der evangelische Gottesdienst war unter dem Einfluß der beiden gekennzeichneten Richtungen weithin selbst rationalisiert worden, jedenfalls kam das Gefühlsmoment nicht zu seinem Recht. Otto forderte nun als die dem heilig geheimnisvollen Gott entsprechende gottesdienstliche Haltung die schweigende Anbetung. Er begründete diese Forderung in verschiedenen Aufsätzen, die zusammen mit anderen in seinem Buche »Sünde und Urschuld« (Verlag Beck, München) sich finden. Zu den von Otto in diesem Zusammenhange vorgeschlagenen gottesdienstlichen Reformen gehört ferner die Aktivierung der Gemeinde durch das laut und gemeinsam zu sprechende »Chorgebet«, wofür er eine eigene Sammlung »Chorgebete« (Verlag Töpelmann, Berlin) herausgab. Der Vertretung dieser aus Ottos religiöser und theologischer Grundhaltung sich ergebenden gottesdienstlichen Reformvorschläge dienten die von ihm und mir herausgegebenen »Liturgischen Blätter« (Verlag Klotz, Gotha). Auch in einer grundsätzlichen Schrift »Zur Erneuerung und Ausgestaltung des Gottesdienstes« (Verlag Töpelmann, Berlin) hat er sich mit diesen Problemen auseinandergesetzt. Es war zu erwarten, daß Otto auch der Gestaltung des Kirchenjahres sich zuwandte, die eine der reformatorischen Erkenntnis des Evangeliums gemäße Form bis heute nicht gefunden hat. Das geschah in dem »Jahr der Kirche in Lesungen und Gebeten«. (Beck, München).

Für die Theologie selbst wirkte sich Ottos Bemühen um den lebendigen Erlebnissinn der heiligen Texte aus in dem kürzlich erschienenen bedeutenden Werke »Reich Gottes und Menschensohn« (Beck, München), in dem ein neues Jesusbild dargeboten wird, das die Erscheinung Jesu vom entscheidenden Grunderlebnis Jesu her in allen geschichtlichen Einzelheiten, die die Tradition berichtet, zu verstehen sucht.

Ottos ungewöhnliche Fähigkeit intuitiven Einfühlens in die Formensprache der Religion hat ihn sehr bald auch auf das Feld der Religionsgeschichte geführt. Auch die Religionswissenschaft litt unter dem dominierenden Einfluß rationalistischer Betrachtung an Leblosigkeit ihrer Resultate. Otto hat sich als Übersetzer und als Interpret fremder religiöser Texte vielfach betätigt. So übersetzte er z. B. die wundervollen Texte zur indischen Gottesmystik in seinen Büchern »Vishnu Narayana« (Verlag Diederichs, Jena) und »Siddhanta des Ramanuja« (Verlag Mohr, Tübingen). Ferner veröffentlichte er kürzlich eine neue Übersetzung der Bhagavadgita (Kohlhammer, Stuttgart) und soeben erscheint die Übersetzung der »Katha-Upanishad« in der unter Ottos Mitwirkung von E. Fascher und mir herausgegebenen Sammlung »Aus der Welt der Religion« (Töpelmann, Berlin).

Ottos Meisterschaft im Erfühlen religiösen Lebens auch in den fremdartigsten Formen zeigt sich ganz besonders in seinen religionsvergleichenden Werken, von denen vornehmlich »Die Gnadenreligion Indiens und das Christentum« und »Westöstliche Mystik« (beide bei Beck, München) zu nennen sind. Religionswissenschaftlich bedeutsam ist ferner »Das Gefühl des Überweltlichen« (Beck, München), in dem an zahlreichen Beispielen aus der Religionsgeschichte die Grundintuition des Heiligen illustriert und in ihrer Berechtigung nachgewiesen wird. Endlich muß noch hingewiesen werden auf eine Schrift, die gerade heute besonderes Interesse beanspruchen darf »Gottheit und Gottheiten der Arier« (Töpelmann, Berlin). In dieser Schrift wird auf Grund intimster Quellenkenntnis indo-arischer Religion das Entspringen und die Entwicklung urarischer Gottesschau in ihrer inneren Einheit aufgezeigt.

Rudolf Otto schuldet eine ganze Generation Dank für die Erschließung neuer religiöser Wirklichkeit.

Prof. Mensching, Bonn

Rudolf Otto, Das Heilige, München, C. H. Beck, S. 230, RM. 4,—.

Acta Pauli

Die umfangreichste Papyrus-Handschrift, die seit langer Zeit nach Deutschland gekommen ist, wurde kürzlich durch die Hamburger Bibliothek erworben, und das wichtigste Stück daraus ist jetzt in einer sehr schönen (und sehr billigen) Publikation bekanntgemacht. Es enthält große Teile eines apokryphen neutestamentlichen Buches: der Erlebnisse des Apostel Paulus. Dies Buch war bisher nur mangelhaft bekannt aus Bruchstücken einer koptischen Übersetzung und aus einigen spärlichen Zitaten, Anspielungen und Auszügen bei späteren Schriftstellern. Jetzt haben wir zum erstenmal einen großen Abschnitt des originalen Textes in der Hand, und mit dessen Hilfe läßt sich auch über die immer noch verlorenen Teile des alten Buches sehr viel sicherer urteilen. Die erhaltenen Seiten erzählen von der Reise des Apostels Paulus nach Ephesos, Philippi, Korinth und Puteoli und von seinen Erlebnissen, unter denen das eindrucksvollste folgendes ist: in Ephesos wird er den wilden Tieren vorgeworfen, der Löwe aber will ihn nicht fressen, da er früher von ihm getauft ist.

B. S.

Πράξεις Παύλου. Acta Pauli. Nach dem Papyrus der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek unter Mitarbeit von Wilhelm Schubart herausgegeben von Carl Schmidt (Veröffentlichungen aus der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek. Hrsg. von Gustav Wahl, Bd. 2). Mit 12 Tafeln. VIII. 132 S. RM. 8.—.

Soeben erschien in der Reihe
KUNSTWISSENSCHAFTLICHE STUDIEN
BAND XIX
SUSE PFEILSTÜCKER
SPÄTANTIKES U. GERMANISCHES KUNSTGUT IN DER FRÜHANGELSÄCHSISCHEN KUNST
Nach lateinischen und altenglischen Schriftquellen
244 Seiten Text mit 54 Abb. und 31 Bildern.
Brosch. RM 15.—, Ganzln. RM 17.50
Unsere Zeit ist um den Nachweis bemüht, daß die Germanen auf einer viel höheren Kulturstufe standen, als bis vor kurzem noch angenommen wurde; dabei beschäftigen wir uns mit Vorliebe mit dem skandinavischen Norden des 11. und 12. Jahrhunderts und vernachlässigen die Angelsachsen des 7. und 8. Jahrhunderts, obwohl sie uns einmal viel näher gestanden und unverlierbare Eigenschaften vom Festland mit hinübergenommen haben, um dann nachhaltig, gerade auch in kunsthistorischer Hinsicht, auf das Mutterland zurückzuwirken. Deshalb kann eine Untersuchung der insularen Kunstverhältnisse Aufschlüsse über manchen Wesenszug der Kunst auch des germanisch-deutschen Kontinents geben.
DEUTSCHER KUNSTVERLAG
BERLIN W 35, WOYRSCHSTRASSE 11

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Norbert von Hellingrath (1888—1916)

Zur 20. Wiederkehr seines Todestages am 14. Dezember 1936

Vor zwanzig Jahren fiel auf französischem Schlachtfelde ein junger deutscher Gelehrter, dessen zu gedenken, nicht nur aus Anlaß des wiederkehrenden Jahrestages, vornehme Pflicht der jüngeren Nachfolger in seiner Wissenschaft ist: der Münchener Literarhistoriker Norbert von Hellingrath. Wir rufen die Erinnerung an ihn nicht erst wach wie an einen verschollenen Forscher, dessen Name vergessen oder nur an irgendeiner Stelle der Wissenschaftsgeschichte gleichsam als Etikett einer bestimmten fachlichen Leistung dunkel erhalten ist. Die Erinnerung an seine Forscherleistung ist lebendig geblieben und bedarf keiner Erweckung. Hier gilt uns heute die Haltung seiner wissenschaftlichen und seiner gesamten Existenz, das Ethos des jungen Gelehrten.

Norbert von Hellingrath, am 21. März 1888 in München geboren, entstammte einer alten rheinisch-bayrischen Adelsfamilie und trug zugleich, von mütterlicher Seite her, in vielfacher Mischung das Blutserbe mehrerer europäischer Kulturvölker in sich, lebendig gehalten durch Namen und Tradition, die in byzantinischen Kaiserahnen bis zurück an die Grenze des griechischen Altertums reicht. Diese gleichsam persönliche Erbbindung an die Antike hat er selbst bedeutsam empfunden, und die Kraft und Eindringlichkeit des Wissens um solche Herkunft vertieft sich für uns, wenn wir an das Gesamt seines Lebens, seines Schicksals, seiner geistigen Erscheinung denken, die in inniger Mischung der Züge wie eine griechisch-deutsche Jünglingsgestalt vor unserer Erinnerung steht. Schuljahre in München und Erlangen und das Studium der Philosophie, der deutschen und griechischen Philologie an der Münchener Universität sind der äußerlich unscheinbare Rahmen für die Entwicklung einer Bildung in altem und schon historischem Sinne, wie sie auch vor der Scheidewand des Großen Krieges nur noch in seltenem Falle geraten konnte; einer Bildung humanistischer Art, in der noch der seit langem nicht mehr erfüllbare universale Anspruch lebte, ja fast noch einmal verwirklicht wurde; einer Bildung im Ur-Sinne des Wortes, als allseitiger Entfaltung reicher Anlagen, begünstigt vom Glück der Umstände. Ein weiter Kreis von Männern stand ihm offen, die dem geistigen München dieser Tage ihren Stempel aufdrückten, Stefan George und Rilke, H. St. Chamberlain, Wölfflin, Klages und viele andere, und diese Nähe hatte ihn bereits geprägt, als er, gegen Ende des Studiums, dem Heros begegnete, der sein Leben von nun an bestimmte und dem sein Name verknüpft geblieben ist. Mit Hölderlins Sophoklesübersetzungen für die Doktorarbeit beschäftigt, endeckte er bei seinen Textstudien die unbekannten Übertragungen Hölderlins aus Pindar und konnte sie in Stefan Georges »Blättern für die Kunst« als erster der Öffentlichkeit bekannt machen; zugleich gab er in seiner Dissertation [1]) eine Darlegung ihrer Bedeutung. Mit diesen Übertragungen stieg nach hundert Jahren eine neue Welt Hölderlinschen Schaffens ans Licht, die seiner Spätzeit, die bisher unbekannt und übersehen und, wo sie zum Vorschein gekommen, verachtet und verlacht worden war, in kurzsichtiger Überschätzung des Einbruchs geistiger Umnachtung, die den Dichter am Ende befallen hatte. Hier aber, in den Dichtungen der Spätzeit, so erkannte Norbert von Hellingrath, lag gerade »Herz, Kern und Gipfel des Hölderlinschen Werkes, das eigentliche Vermächtnis«, und so widmete er sich fortan der Aufgabe, die sein Leben bis zum Ende erfüllte, der Ausgabe der Werke Hölderlins. Diese historisch-kritische Ausgabe, in ihren wichtigsten Teilen noch von ihm selbst besorgt, im Rest von pietätvollen Nachfolgern verwaltet, ist die Grundlage unserer heutigen Kenntnis des Dichters und der wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihm. Zugleich ist von hier aus eine allgemeine Hölderlin-Renaissance ausgegangen, die dann gleich darauf das Erlebnis des Weltkriegs gefördert und hoch empor getragen hat und deren Wirkung noch heute spürbar ist. Mitten in diese Arbeit an der Hölderlinausgabe, nicht unterbrochen, kaum abgelenkt durch ein Lektoratsjahr in Paris, trifft der Schlag des Kriegsausbruchs. Hellingrath

meldet sich freiwillig, wird ausgebildet und kommt an die Front. Die Hölderlinarbeit stockt; nur einmal noch, auf einem Heimaturlaub im Jahre 1915, findet er Gelegenheit zu zusammenhängender Äußerung in zwei Vorträgen. Sie bleiben das einzige, was einen Ausblick auf die neben der Ausgabe geplante Gesamtdarstellung Hölderlins gewährt. Am 14. Dezember 1916, achtundzwanzigjährig, fällt Norbert von Hellingrath vor Verdun.

Das Leben, das dieser knappe Umriß einschließt, übt seine Wirkung vor allem auf die Jungen unter den Nachfolgern durch die Jugendlichkeit seiner Forscherhaltung und, durch seinen Ernst und seine Einsatzbereitschaft, gerade auf die heutige Jugend. Je seltener es geschieht, daß ein Forscher in jungen Jahren die Führung auf einem seiner Fachgebiete übernehmen kann, um so leichter und lieber folgen ihm die Schüler. Und der frühe Tod hat Norbert von Hellingrath davor bewahrt, in eigenem Altern seine Jugendlichkeit zu verwischen, in der er für die Erinnerung der Kommenden stehen geblieben ist, und die besonderer Art war. Als er in den letzten Studienjahren die Arbeit an Hölderlin begann, brachte er der Aufgabe, die ihm nun zuwuchs, eine trotz seiner sehr jungen Jahre und bei aller inneren Jugendlichkeit doch voll erschlossene Persönlichkeit entgegen, getragen von dem reichen geistigen Erbe der Geburt, gestärkt durch den außergewöhnlichen Umgang. Jugendliche Reife ist das Zeichen der nun folgenden etwa sieben Jahre, die ihm noch bleiben, nicht als Paradoxon gemeint, sondern als eine seltene glückliche Wesensvereinigung zweier Altersstufen, des Jünglings und des Mannes, der beide ihr Bestes beisteuerten. Die Natur seines wissenschaftlichen Werkes gründet sich auf die Haltung seinem »Helden« gegenüber, die von der Heldenverehrung Georgescher Art genährt wurde, ohne ihr ganz unterworfen zu sein, sich auf Georges Wissenschaftsanschauung stützte, von seinem Dogma aber emanzipierte. So unterscheidet sich seine Leistung auch merklich von den Werken der Wissenschaft, die dem eigentlichen Georgekreis entstammen. Er zwang sein jugendliches Feuer für Hölderlin in den harten selbstlosen Dienst philologischer Kleinarbeit, deren Mühsale wie ihre Befriedigungen nur der ihr engstens Vertraute ermessen kann, einen Dienst, der vom Georgeschen »Dienste« weiter entfernt ist, als hier in kurzen Worten zu sagen wäre. So hinterließ Norbert von Hellingrath nach wenigen Jahren zwar kein glänzendes Werk individueller Deutung, aber in seiner Ausgabe ein vielleicht dauernderes Fundament der Deutung, das die Glut, die zur Verherrlichung seines »Helden« drängte, unsichtbar in sich trägt, gebannt in die strenge, reife Form wissenschaftlicher Nüchternheit. Diese Unterordnung unter das Sachliche ist der gleiche Zug seines Wesens, der sich in größerer Entscheidung bewährte, als der Krieg ausbrach. Auch hier ist nur wieder als jugendlicher Reife zu sprechen von der Unbedingtheit, mit der er sich bereit findet, für das gleiche Ziel, dem sein täglicher geistiger Einsatz gilt, auf höherer Stufe mit seiner ganzen Person zu haften, und zwar — das entscheidet — nicht in jugendlich stürmischer Stimmung ohne jede Vernunfthemmung, sondern mit dem vollen Bewußtsein einer ganz eigenen und schweren ethischen Entscheidung. Es scheint, als ob der geistige Zuwachs jener Altersstufen, die er nicht mehr erleben sollte, in seinem Wesen in dieser Reife der Jugend vorweggenommen war. Das mildert den Schmerz über den Verlust, der dem Gedenkenden am Jahrestage wohl ansteht, und lenkt ihn in jene Richtung, nach der er selbst das unfaßbare Rätsel von Hölderlins Wahnsinn zu fassen suchte, in ehrfürchtiger Anerkennung des göttlichen Sinnes im Wirklichen, in einer mythisch gebundenen Billigung des So-Seienden.

Größte, aber verhaltene Begeisterung, und dabei größter sachlicher Ernst, über beiden aber das dauernde Bewußtsein letzter Ziele und die Bereitschaft, sich auch mit der ganzen Existenz dafür einzusetzen, ist das Geheimnis dieses Lebens, sein Charisma und der nicht versiegende Zauber seiner Wirkung. So wird es für die Nachgeborenen zum verpflichtenden Vorbild. *Dr. W. Baumgart, Berlin*

[1]) Diese Arbeit ist endlich wieder allgemein zugänglich in dem eben erschienenen Gedenkbuch: Norbert von Hellingrath, Hölderlin-Vermächtnis. München (F. Bruckmann) 1936.

Das Bild, das Norbert von Hellingrath als Kriegsfreiwilligen im Jahre 1915 zeigt, verdanken wir der Liebenswürdigkeit seiner Mutter, Frau Marie von Hellingrath in Ebenhausen.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin. Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 4500 IV. Vj. 36. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

MAR 9 1937
PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 5. Februar 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 3

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co Berlin und Leipzig

Prof. Dr. OTTO SPRINGER, University of Kansas, Lawrence, USA.

Die nordische Renaissance in Skandinavien

Die Vieldeutigkeit des Wortes Romantik ist der Grund, weshalb sich in der Erforschung dieser Epoche der Geist des Forschenden und die Tendenz seiner Zeit noch stärker ausgeprägt haben als in der Deutung anderer geschichtlicher Perioden. So beginnt die Liebe, die bis vor kurzem fast überreichlich den Geistern von Berlin und Jena und ihrem ästhetisch-spekulativen, kritischen, individualistischen Denken zugute gekommen war, sich heute mehr und mehr auf die Seite der jüngeren Romantik zu schlagen mit ihrer innigen Einkehr in deutsche Vergangenheit, ihrer stillen Ehrfurcht vor dem Zauber der Patina, ihrem tiefen Sinn für das Altehrwürdige und Gemeinschaftsgebundene, für volkstümlichen Brauch und für heimische Scholle. Wie die ältere Romantik von der jüngeren politisch geschieden ist durch die Tage von Jena, den Frieden von Tilsit und das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, so liegen zwischen den zwei Einstellungen ihrer Erforschung die Jahre des großen Krieges, sein unseliger Ausgang und die Sammlung der Kräfte zum Wiederaufbau des Reichs.

Dieser Wandel in dem wissenschaftlichen Interesse für deutsche Romantik entspricht einem Zuge der Zeit; sonst hätten nicht Forscher aus den verschiedensten Bezirken sich darin begegnet, von der Geschichte her kommend F. Meinecke, G. P. Gooch, C. J. H. Hayes und seine Schüler, von der Philosophie her E. Rothacker und A. Bäumler, von der Literaturwissenschaft J. Körner, P. Kluckhohn, J. Nadler und viele andere. Sie alle haben unsere Einsicht in das Werden eines völkischen Bewußtseins und eines historischen Sinnes in Deutschland vertieft. Immer deutlicher hebt sich vor unseren Augen die Entwicklung ab von Möser und Herder, ja, von Gottsched und Klopstock an über die Blätter von Deutscher Art und Kunst zu Schleiermacher, Tieck und Wackenroder und weiter zu Brentano, Arnim, Görres, Arndt, Jahn und den Männern der Historischen Schule, um sich dann über Riehl und Ranke, Gustav Freytag und Raabe bis in die Tage der unmittelbaren Gegenwart herein zu erstrecken.

Stets aber war dieses deutsche Nationalbewußtsein bestrebt, sich von kurzsichtigem Alltagspatriotismus oder einseitig politischem Chauvinismus zu scheiden als eine weltanschaulich begründete Idee. So nur ist es möglich gewesen, daß die historisch-poetische Nationenphilosophie, wie sie am Anfang des 19. Jahrhunderts von deutschen Politikern, Poeten und Literaten, Predigern und Schulmeistern verkündigt wurde, als das erlösende Wort zu den unterdrückten oder noch weniger entfalteten Völkergruppen Europas drang. Nicht nur, daß die deutsche Lehre den Nationalstaat der Serben, Tschechen, Ungarn gleichsam mit aus der Taufe hob; auch im skandinavischen Norden schöpfte die völkische Selbstbesinnung der Norweger und Finnen tiefere Begründung und Rechtfertigung aus ihr. Dem ist A. Elviken in seiner Arbeit »Die Entwicklung des norwegischen Nationalismus« (Berlin 1930) und nach ihm O. J. Falnes in seinem Buche »National Romanticism in Norway« (New York 1933) im einzelnen nachgegangen. Für Finnland hat in jüngerer Zeit J. H. Wuorinen ähnliche Zusammenhänge nachgewiesen in seiner Abhandlung »Nationalism in Modern Finland« (New York 1931); dazu vergleiche man die Sonderstudie von L. Krusius-Ahrenberg, »Der Durchbruch des Nationalismus und Liberalismus im politischen Leben Finnlands (1856 bis 1863)« (Helsinki 1934).

Aber wie die Botschaft der deutschen Romantik sich hier politisch und staatenbildend ausgewirkt hat, so trieb sie in national gefestigteren Reichen wie Dänemark und Schweden eine literarische und geistige Erneuerung heimischen Erbes, eine national-nordische Renaissance hervor[1]).

Im Jahre 1802 war H. Steffens von Deutschland in seine dänische Heimat zurückgekehrt, überwältigt von den naturwissenschaftlichen und mythologischen Spekulationen der Geister von Freiberg, Jena und Berlin. Aber was bei ihm nur halbverstanden und gestaltlos gährte, das klärte bei seinem Jünger Oehlenschläger sich zum dichterischen Werk, wurde bei ihm zu einer poetischen Wiedergeburt altnordischer Vergangenheit. Indes, während die deutschen Romantiker sich vielfach bald an ein phantastisches oder märchenhaftes oder weihräucherndes Mittelalter, an universaleuropäische Katholizität oder reaktionären Obskurantismus verloren, geht ihr dänischer Schüler dank Snorri und Saxo im Kern auf ein heroisch-hartes, national-dänisches Altertum zurück, wenngleich auch er dem Geist jener Zeit nur selten gerecht zu werden vermag.

Wie jeder Versuch einer Erneuerung nordischer oder germanischer Vergangenheit, so kommt auch Oehlenschläger immer wieder auf das Problem Heidentum—Christentum zurück, nicht so sehr aus einem historischen Interesse heraus, als unter dem Drang eines entsprechenden Konflikts im eigenen Herzen, den er auf diese Weise zu objektivieren versucht. Gerade in diesem Punkte schied er sich von N. F. S. Grundtvig, seinem Mitstreiter und Rivalen.

Oehlenschläger, im Grunde kein religiöser, noch weniger ein christlich gläubiger Mensch, schwankt nach kurzem jugendlich romantischem Zwischenspiel unentschieden zwischen moralisierendem Rationalismus und humanem Ästhetentum; ihm sind die Nordische Renaissance wesentlich künstlerisches Spiel und buntbewegtes Theater, die nordische Vergangenheit letzten Endes doch nur poetischer Rohstoff, und die Heldensage ihr bestes Teil.

Für Grundtvig dagegen gibt es nicht Kunst als Selbstzweck, sie ist immer nur Dienerin von Religion oder Volksbildung oder Politik. So will Grundtvig, wenigstens in den ersten stürmischen Jahren, eine leibhaftige Auferstehung der nordischen Vorzeit; Nordische Renaissance bedeutet ihm religiöse Sendung, in deren Mittelpunkt die Lehre von den nordischen Göttern steht. Was Oehlenschläger ins Poetische erhöht, ins Allgemein-Menschliche verbreitert oder ins Moralisch-Bürgerliche verflacht, wird bei Grundtvig ins Spekulativ-Konstruierte vertieft oder ins Religiös-Metaphysische ausgereckt.

Und doch haben sie beide in ihrer Weise über den Sund hinübergewirkt auf die Geister, welche in Schweden sich damals zu einer Erneuerung nationaler Vergangenheit rührten. Aber während in Dänemark die Anfänge altnordischer Studien ihren Grund hatten in Kopenhagen als dem natürlichen Sammelbecken altnordischer Quellen, war in Schweden schon der erste Ansatz dazu von einer Woge schwellenden Nationalbewußt-

INHALT:

SPRINGER: Die nordische Renaissance in Skandinavien
RÜDIGER: Martin Opitz' „Aristarchus" und die deutsche Bildung
MARKWARDT: Poetik, Wortkunsttheorie, Literaturphilosophie
MARTINI: Das Problem der literarischen Schichten im Mittelalter
GREIFFENHAGEN: Friedrich Gustav Arvelius — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

seins getragen. In den stolzen Tagen, da Gustav Adolf mit seinen Schwedenscharen das Heilige Römische Reich durchzog wie einst die kühnen Germanenführer der Völkerwanderungszeit, da lebte auch die Erinnerung an Schwedens große Vergangenheit wieder auf. Ein verspäteter patriotischer Humanismus, der in Olof Rudbecks berühmtem »Atlas« etymologisierende Spielerei und Spekulation auf die Spitze trieb, war hier fieberhaft am Werke, der raschaufgeblühten schwedischen Macht einen Adelsbrief aus ihren eigenen Annalen zu schreiben. Solche Stimmungen haben die Tage der schwedischen Großmacht als ein festliches Feuerwerk überstrahlt, — aber den Brand zu erhalten und weiterzugeben an die späteren Geschlechter, das vermochte nur die stillere, anspruchslose Arbeit, welche sich im Herausgeben und Übertragen altnordischer Werke niederschlug. Und das ist die unmittelbare Bedeutung jener nationalen Romantik der schwedischen Großmachtszeit für die Nordische Renaissance des 19. Jahrhunderts: ohne sie wäre E. G. Geijers dichterische und wissenschaftlich-kritische Leistung nicht denkbar, ohne sie keine Frithjofssaga von Tegnér.

Zunächst jedoch entzog der Untergang der schwedischen Großmacht zu Beginn des 18. Jahrhunderts den patriotischen Phantasien im Stile Olof Rudbecks den Boden. Die Ernüchterung blieb nicht aus, und mit Lächeln, Spott oder Beschämung ward man sich seiner Übertreibungen und Tollheiten bewußt. Aber nicht nur die politische Wendung, auch ein tiefgehender Wandel im Lebensgefühl der Zeit war einer geschichtlichen Rückbesinnung und Erneuerung wie der Nordischen Renaissance wenig gewogen. Auch in Schweden regte sich eine Reaktion gegen die Phantasterei, das kunstlose Kraftmeiertum, den patriotischen Eigendünkel und barocken Schwulst des vergangenen Säkulums, — Vernunft und verstandliche Klarheit, Utilitarismus, feine Lebensart und künstlerischer Geschmack, wie sie in England und Frankreich so beredte Fürsprecher gefunden hatten, wurden zum Ideal; freudig öffnete man dem Einfluß dieser Länder die Tore.

Doch unter dem glatten Spiegel eines akademisch-höfischen Denkens und Dichtens zeichnen sich schon allerlei gegensätzliche, irrationale oder pietistische oder romantische Unterströmungen ab in buntem Gekräusel. Noch mußte manches dazu kommen, um den wachsenden Widerspruch gegen die Aufklärung und französisch-klassizistischen Geschmack in Schweden zum offenen Durchbruch zu bringen und den jungen Gegenstrom in das Bett einer Nordischen Renaissance zu leiten. Das war die Gedankenwelt der deutschen Romantik, die kurz nach der Jahrhundertwende durchzusickern begann; dazu der fruchtbare Einsatz einer national-nordischen Dichtung in Dänemark mit Oehlenschlägers und Grundtvigs Werken: und — der *dies ater* von 1809, die politische Erschütterung des schwedischen Reiches nach außen und innen.

Es ist reizvoll, im einzelnen zuzusehen, wie die Sehnsucht nach einer Nordischen Renaissance in Schweden sich verwirklicht in zwiefacher Gestalt, bei dem Feuergeist eines Atterbom und seiner romantischen Freunde in poetischem Schwärmen für den alten Norden und in einer wahrhaften »Schellingisation« seiner Mythen, bei den Brüdern des »Gotischen Bundes« in patriotischer Geselligkeit von vermeintlich altnordischem Zuschnitt und im Sammeln und Bewahren nordischer Altertümer oder volkskundlichen Gutes.

Aber da waren zwei, groß genug, die Nordische Renaissance in Schweden aus der räumlichen und zeitlichen Enge eines literarisch exzentrischen oder bürgerlich geselligen Treibens hinauszuführen und sie in Person und Werk zu verewigen zu beispielhafter Tat, — Erik Gustaf Geijer und Esaias Tegnér.

Der Zug zur Historie, die intensive Teilnahme an der politischen Entwicklung seines Landes hatten Geijer der Nordischen Renaissance gleichsam in die Arme getrieben, hatten ihn für Augenblicke sogar zu dichterischem Ausdruck beschwingt. Das bestach ihn aber nicht in seiner kritischen Stellungnahme zu dem Problem einer künstlerischen Erneuerung nordischer Vorzeit und nationaler Vergangenheit. Geijer selbst war im Grunde kein künstlerisch produktiver, sondern ein ästhetisch-kritischer, wissenschaftlicher, historisch-philosophischer Kopf. So fand die Nordische Reaissance bei ihm ihre wahre Erfüllung in einem historischen Werke, »Svenska Folkets Historia«, jenem wunderbaren Prosaepos auf Schwedens große Vergangenheit, das ins Deutsche, Englische, Französische übersetzt den Ruhm seines Vaterlandes weit hinaus über die Grenzen trug.

In Tegnér endlich vereinigen sich die verschiedensten Ströme Nordischer Renaissance. Und was man auch an seinem Werke, der Frithjofssaga, schelten mag, Elektizismus, Geschmacklosigkeiten, Sentimentalität, — in glänzendem Triumphzug hat es sich Heimatrecht erworben fast in allen Ländern der Welt; in Schweden ist es die nationale Dichtung bis auf den heutigen Tag. Im Zusammenhang der Nordischen Renaissance aber wird es zum sprechenden Zeugen eines Dichters, der bewußt die Grenzen eines kurzsichtigen Historismus durchbricht und in die naive, schlichtgeschürzte Saga von gestern das brennende Problem von heute trägt: germanisches Heidentum oder christlicher Glaube. In einer höheren Einheit löst es sich ihm, in »Allvater«, das aber heißt für Tegnér: in dem raum- und zeitlosen Gedanken klassischer Humanität. Wir denken an Lessing, an Schiller, aber vor allem an Goethe und Iphigenie. Dort der ruhelose Orest, von den Furien verfolgt, hier der jugendliche Wikinger, den Balders Zorn durch Länder und Meere treibt; und auch dort die Versöhnung im Geiste edelster, vollendetster Humanität: »Alle irdischen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.« Dort ist sie, echt goethisch, in einem edlen Weibe verkörpert, bei Tegnér im alten weisen Diener des Gottes. »Echt tegnérisch« könnte man sagen: so hat er selbst oft gesprochen, im Hörsaal, vom Rednerpult, auf der Kanzel, — der ehrwürdige Priester an Gestalt, im Geiste der Verkünder klassisch-griechischer Humanität. —

So erleben wir in den Menschen und Werken der Nordischen Renaissance in Skandinavien das schicksalhafte Ringen eines Volks zwischen eigenem Wesen und fremder Kultur, ein packendes, mahnendes, oft auch warnendes Widerspiel des schmerzlichen Zickzacks, das unsere eigene deutsche Geschichte durchreißt. Zumal die Augenblicke nationaler Selbstbesinnung, die sich so stark unter deutschem Einfluß vollzogen hat, ziehen uns an, gleichviel, ob sie in nationalen Sing- und Trauerspielen, patriotischen Erbauungsbüchern, nationalen Geschichtswerken oder der größten epischen Dichtung der Zeit sich offenbaren.

[1]) Otto Springer, »Die Nordische Renaissance in Skandinavien« (Tübinger germanistische Arbeiten, hgg. von H. Schneider. Bd. 22), Stuttgart-Berlin 1936

Der Wald in der deutschen Dichtung

Der neueste Band der Reihe »Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur« behandelt den Wald, das Kernstück der deutschen Landschaft und bedeutende Symbol deutschen Naturgefühls, auf seinem historischen Weg als Gegenstand deutscher Dichtung. Vf. gibt ebenso eine gewissenhafte, detaillierende Stoffgeschichte im engeren Sinne mit vielen Nachweisen, wie eine klare Übersicht über die Gesamtentwicklung. Er vermeidet, den Stoff lediglich zum Mittel der Deutung einzelner Dichter oder geistesgeschichtlicher Epochen zu machen; sein Bestreben ist vielmehr, »durch Untersuchung des Stoffes als eines Ganzen zur Erfassung der Strukturbedingungen der Dichtung an sich im Verhältnis von Stoff und Werk beizutragen«.

Der Wald wird erst mit dem Erwachen des Naturgefühls im 18. Jahrhundert zum selbst gemeinten Inhalt der Dichtung. Die Zeit bis dahin ist gekennzeichnet durch eine typische, konventionelle Verwendung der Naturthemen, sowohl der heimatlichen im Mittelalter, als auch der arkadischen in der barocken Bildungspoesie (1. Kap.). Brockes ist der erste, der das herkömmliche Schema verwirft und aus eigner Erfahrung schildert. Bei Klopstock und den Stürmern und Drängern kommt die seelische Verbundenheit mit der Natur hinzu (2. Kap.).

Zum geistigen Besitz der Nation wird der Wald durch die Romantik. In ihrem Zeitraum stellen das Volksmärchen, Tieck und Eichendorff den dreifachen Gipfel der deutschen Walddichtung dar (3.—5. Kap.). Die entscheidende Befruchtung ging vom Volksmärchen aus. In ihm ist der Wald eine eigene, von der wirklichen unterschiedene, »zaubererfüllte Welt. Diese Welt ist wild, d. h. im Urzustand und keine menschliche Stätte, ist, dem Nichtmenschlichen entsprechend, dunkel, und ist unermeßlich groß. Menschliches Leben in dieser Welt ist einsam ... Menschliche Ansiedlung im Walde ist nur scheinbar menschlich, sie gehört dem Walde und seinen Geheimnissen an ...« Diese Antithetik Wald—Außenwelt übernimmt die Romantik, aber mit der Umkehrung, daß die Wirklichkeit, die im Volksmärchen zuletzt stets über die feindlichen Mächte des Waldes triumphiert, abgewertet wird zugunsten der Waldwelt, die das romantische Ideal verkörpert. In der von Tiecks Stimmungskunst beschworenen »Waldeinsamkeit« stellt sich das romantische Reich des »Poetischen« selbst dar. Minder ästhetisch-reflektiert, ist die Waldwelt bei Eichendorff ein aus religiöser Tiefe natürlich gewachsenes Symbol des Wahren, Reinen, Ewigen.

Nur in der Schilderung, nicht in der Sinngebung bringt der Realismus Neues (7. Kap.). Und hier ist es Stifter, dem die großartigste, selbständigste Waldkonzeption der Epoche gelang. Für ihn ist der Wald »kein Symbol, sondern ein ganz reales Stück der gesamten Natur, die für den benediktinisch frommen Geist an sich eine religiöse Feierlichkeit besitzt. Darin aber ist der Wald der unirdischste, gottnächste, paradiesisch unbefleckte Teil voll ethischer Würde«. Ein Ausblick auf den späteren Realismus, den Impressionismus und die Heimatdichtung beschließt die gewinnreiche Arbeit.

Dr. R. Sühnel
Leipzig

Wolfgang Baumgart, Der Wald in der deutschen Dichtung. VIII, 127 S. 1936. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. RM. 5.—. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 15.)

Über die neuesten Ereignisse in der Schachwelt orientiert Sie die

Deutsche Schachzeitung.

Sie bringt Studien und Meisterpartien ersten Ranges und Problemschach in sorfältiger Auswahl. Monatlich erscheint 1 Heft im Umfang von 32 Seiten. Preis vierteljährlich RM 2.—. Verlangen Sie Probehefte, die wir Ihnen kostenlos und unverbindlich liefern.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Monrenstr 52. A 2, Flora 7626. Begr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Dr. HORST RÜDIGER, Altona

Martin Opitz' „Aristarchus" und die deutsche Bildung

Die Bildungsideale der italienischen Humanisten waren der poeta und der orator gewesen; von Italien aus hatten diese Ideale die neulateinische Bildungswelt der einzelnen Nationen ergriffen, und bei der Nationalisierung des Humanismus zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren auch diese Ideale dem allgemeinen Kulturstand entsprechend nationalisiert worden. So werden der Dichter-Gelehrte und der Hofmann in Deutschland als höchste Möglichkeiten bildender Gestaltung beim aufstrebenden Bürgertum wie beim alten Adel betrachtet. Das eigentlich deutsche Attribut zur romanischen Substanz stellt jetzt allein die Atmosphäre dar, in der sich die Bildung vollzieht: die Luft der Schulen und Kanzeln einerseits, der kleinstaatlichen Höfe anderseits. Das eigentliche Problem einer Nationalisierung des Humanismus, das die Gebildeten immer mehr beschäftigte, lautete also: Wie kann Deutschland in seiner eigenen Sprache einen Dichter hervorbringen, der eines Petrarca, Sannazaro, Ronsard, Heinsius und anderer legitimen Nachfolger antiker Poesie und Bildung würdig ist? Und ferner: Auf welche Weise kann dieser deutsche gelehrte Poet oder dichtende Gelehrte hof- und gesellschaftsfähig werden, wie er es schon in Italien, Frankreich und Holland ist? Der Mann, der diese Fragen mit aller Deutlichkeit stellte und durch sein Werk wie durch sein persönliches Verhalten beantwortete, war Martin Opitz.

Nicht so sehr in der deutschen Bildungsgeschichte als vielmehr in der Literaturgeschichte ist Opitz bisher als ein Höhepunkt betrachtet worden. Diese Tatsache hat ihren einfachen Grund darin, daß er nicht über die Bildung und ihre Aufgaben spricht, sondern über sprachliche, stilistische und verstechnische Fragen. Es hieße aber die Bedeutung des Schlesiers verkennen, wenn man seine Einführung des Alexandriners, der geregelten Hebung und Senkung des Verses, die Ausstoßung der Dialektformen usw. wichtiger nehmen wollte als seine Leistung für die deutsche Bildung. Denn die Aufgabe, die damals jemand zu leisten hatte, der den humanistischen Geist nationalisieren wollte, war eben im wesentlichen eine sprachliche, stilistische und poetische Gesetzgebung. Es war die gleiche Aufgabe, die Petrarca für das volgare Italienisch seiner Zeit gehabt hatte — nur daß sie in Deutschland später an der Zeit und schon darum schwieriger war, von der Verschiedenheit im Aufbau und im Rhythmus der romanischen und germanischen Sprachen ganz abgesehen.

Welche Bereiche des nationalen Lebens vermochte das seit Luthers deutscher Bibel bestehende Neuhochdeutsch auszudrücken? In erster Linie waren es alle mit dem religiösen Leben zusammenhängenden Fragen und Stimmungen, welche die Zeit bewegten. Vom theologischen Traktat über die Flugschrift bis zur mystischen Ekstase, vom Kirchenlied über die Predigt, die freilich seit dem Mittelalter nie völlig untergegangen war, bis zur einsamen Zwiesprache mit Gott gab es schlechterdings kein Gebiet, für das die deutsche Sprache nicht ausgereicht hätte. Aber auch die Dichtung im Dienste der Reformation oder der alten Kirche mußte sich des Deutschen bedienen, wenn sie ihre Ziele verwirklichen wollte. So eroberte die Sprache des Volkes die religiöse Tendenzliteratur — Satire, Drama, Gedicht — und erreichte mit ihr großartige propagandistische Wirkungen. Dem moralisierenden Zuge der Zeit gemäß waren es von den eigentlichen Kunstgattungen vor allem die Fabel und die Satire, die sich dem heimischen Idiom erschlossen. Aber gerade der seelische Bereich, den Fischart der deutschen Sprache zu erobern vermochte, war im Vergleich zu den sprachlichen Möglichkeiten überhaupt doch sehr eng: Wie erratische Blöcke stehen in seinen Schriften die Wortmassen nebeneinander, gepreßt und gewendet durch einen souveränen Geist, aber formlos und roh, von einer gigantischen Wirkung nur in der Unfläterei. Daneben sprachen namenlose Dichter des Volkes ihre Leiden und Freuden im Liede aus und unterhielten ihre Standesgenossen mit den neu zum Leben erwachten Sagen und Romanen der Ritterzeit. Hans Sachs dichtete aus der Mitte des Volkes seine Spiele; die Romanschriftstellerei der Pauli, Wickram, Frey und anderer blühte wie je und befriedigte das Unterhaltungsbedürfnis der Menge. Alle aber blieben den unteren Kreisen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens verhaftet; alle trugen zur mengenmäßigen Erweiterung der Sprache bei, ohne sie zum Ausdruck des Erhabenen steigern, zur Wiedergabe des Gedanklichen vertiefen zu können. Diese Bereiche des nationalen Sprachlebens waren dem Lateinischen vorbehalten geblieben. Und wo ein Gelehrter wie etwa Paracelsus es unternahm, wissenschaftliche Erörterungen in deutschen Sätzen wiederzugeben, da bleibt es bei mühsamen und in ihrer Vergeblichkeit erschütternden Versuchen. Was das Neuhochdeutsche vor Opitz also nicht vermochte, das war die Darstellung des nationalen Lebens im Bereiche der Wissenschaft und in den höheren Formen der Dichtung.

Es herrscht seit der Romantik das Mißverständnis, dem völkischen Leben gehörten allein die »natürlichen« Lebensäußerungen zu, während die »geistigen« in willkürlicher Weise verselbständigt und jenen »natürlichen« Lebensäußerungen entgegengesetzt werden, als ob nicht auch sie die Kennzeichen des Volkes trügen, dem sie entwachsen sind. Tatsächlich gehören sie, wenn sie echt sind, dem Volke genau so an wie etwa die Volkslieder oder die Märchen, nur daß sie von seinen unteren Schichten ebensowenig hervorgebracht und aufgenommen werden können wie etwa die Schöpfungen der bildenden Kunst. Hier herrscht im gesamtvölkischen Dasein eine natürliche Arbeitsteilung, die zu keiner unüberwindlichen Trennung von Oben und Unten, sondern zur gegenseitigen Ergänzung führt. Die Trennung tritt erst dann ein, wenn sich ein Teil verselbständigt und in bewußten Gegensatz zum Ganzen tritt. Bei Opitz war das zunächst nicht der Fall. Er war seinem inneren Beruf nach gelehrter Hofmann und Poet und als solcher Humanist und Patriot. Mit seinem Wesen war er nicht nur im Deutschtum, sondern sogar im schlesischen Stammestum verwurzelt — trotz seinem humanistischen Wandertrieb, der ihn durch halb Europa führte. Seine zeitgemäße Aufgabe bestand darin, die deutsche Sprache den höheren Formen der Dichtung zu erschließen, wie er es beim romanischen und niederländischen Humanismus im Verhältnis zu den Volkssprachen beobachtete. Diese Aufgabe hat er mit Geschick gelöst. Dagegen hat er die andere Aufgabe, die Sprache der Wissenschaft zu nationalisieren, noch nicht anfassen können, weil ihre Notwendigkeit seiner Zeit noch nicht zum Bewußtsein gekommen war; sie hatte bis zu Thomasius' Wirken Zeit.

Opitz' Gesinnung wird gleich zu Beginn seines literarischen Wirkens ganz deutlich. Sein »Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae«[1]), den er als Zwanzigjähriger in patriotischer Begeisterung veröffentlichte, mutet in der Haltung wie eine unmittelbare Fortsetzung des Huttenschen Arminius-Gespräches an, jenes größten Zeugnisses des nationalen Humanismus, das Deutschland bisher hervorgebracht hatte. »Sooft ich unsere Vorfahren, die tapferen und nie besiegten Germanen, mir im Geiste vorstelle, ergreift mich eine stille Ehrfurcht und ein mächtiger Schauer.... Sie allein widerstanden in offener Feldschlacht den Römern, den Welteroberern, und während jene 'Göttin der Völker und Länder, Rom', sich alles unterworfen hatte, konnte sie doch die Herzen der Germanen, die jeder Gewalt und jedem Angriffe standhielten, nicht bezwingen.« Es folgen dann weitere Umschreibungen Taciteischer Sätze, welche die Vorfahren übermäßig loben und besonders ihre Sittenreinheit hervorheben, um dem moralisierenden Zug der Zeit Genüge zu tun. Bald aber kommt Opitz zu seinem eigentlichen Thema, der deutschen Sprache. Auch sie wird über die Maßen erhoben; doch ist es nicht einfach ein selbstgenugsames Lob, sondern es erhält seine besondere Note durch den Vergleich der deutschen Sprache mit den anderen nationalen Idiomen, wobei ihr der Preis zugesprochen wird. Schon hier macht sich der agonale Hang des nationalen Humanismus bemerkbar, wenn Opitz sagt: »Ich möchte zu behaupten wagen, daß keine Sprache die Zeit, welche ihr wie allem Irdischen nach unserer Erfahrung das Schicksal gesetzt hat, so weit 'über die Kräfte und das Los des Alters hinaus' ausgedehnt hat« wie die deutsche. Opitz wendet sich dann mit Eifer gegen die törichte Verachtung der heimischen Sprache — bezeichnenderweise nicht in dieser Sprache selbst, sondern im wissenschaftlichen Latein der Zeit. Diese Verachtung war bei der mechanischen Übertragung des romanischen Humanismus nach Deutschland aufgekommen, während Opitz die sinngemäße Übertragung lehrt, die die Hochachtung des heimischen Idioms einschloß. Opitz faßt seine Anschauung in dem Satz zusammen, der das ganze Bildungsideal jener Zeit keimartig enthält:

»Wir wollen eifrig dafür sorgen, daß wir von den Franzosen und Italienern, von denen wir Bildung und feine Sitten entlehnen, auch erlernen, unsere Sprache mit Sorgfalt auszubilden und zu schmücken, wie wir sie mit der ihrigen im Wetteifer tun sehen« (Sedulo hoc agamus, ut qui a Gallis ac Italis humanitatem mutuamur et elegantiam: non minus ab ipsis et linguam nostram, quod certatim eos facere in sua animadvertimus, perpolire accurate et exornare addiscamus).

Es handelt sich also bei Opitz um eine Überwindung der nur mechanischen, um eine folgerichtige und zu Ende gedachte Übertragung des romanischen Humanismus nach Deutschland. Wenn schon aus dem Süden Bildung und Eleganz übernommen werden, so — folgert Opitz — muß es in vollkommener

Digitized by Google

Weise geschehen. Also muß auch der Purismus der romanischen Gelehrten sinnentsprechend nach Deutschland verpflanzt werden; Sprachmengerei, Fremdwörter und dergleichen Untugenden, die dem humanistischen Patriotismus widersprechen, sind zu unterdrücken und auszumerzen. Das Streben, es den anderen Völkern gleichzutun, das bei Opitz überall herrscht, stellt im Grunde nur die Bemühung dar, zum Bewußtsein und damit zur Gestaltung seiner selbst zu kommen. Man sucht die romanische Bildungshöhe zu erreichen, nicht um wie die Romanen zu werden, sondern weil man glaubt, auf diesem Wege dem Deutschtum zu dienen. Man bedenkt dabei gar nicht, ob dieser Weg der gemäße oder auch nur der am meisten Erfolg versprechende ist; man will nur nicht geringer scheinen als die anderen Völker, deren Kulturleistungen man schätzt, weil sie allgemein anerkannt sind. »Der Geist unserer Worte und der Fluß unserer Sätze«, argumentiert man in diesem Sinne, »ist ein so angemessener, so glücklicher, daß sie weder der gemessenen Würde des Spaniers noch der Feinheit des Italieners noch der Zierlichkeit und Zungenfertigkeit des Franzosen zu weichen brauchen.« Ob Würde, Feinheit, Zierlichkeit und Zungenfertigkeit im Sinne der romanischen Sprachen die höchsten Ideale eigenwüchsiger deutscher Sprachbildung sind, wird dabei gar nicht untersucht. Es steht von vornherein für die Opitz-Zeit fest, weil alle anderen — das heißt die romanischen — Völker auf diese Weise zu einer modernen literarischen Kultur und Bildung gekommen sind. Wie Hutten seinen nationalen Arminius-Mythos geschaffen hatte, um den Helden des romanischen Humanismus einen ebenbürtigen Gegner an die Seite zu stellen, so unternimmt Opitz seine wissenschaftliche Verteidigung der deutschen Sprache mit dem bewußten Ziel, für diesen geistigsten Ausdruck des völkischen Lebens den Nachweis der Ebenbürtigkeit zu erbringen. Und wiederum steht — nicht deutlich ausgesprochen, aber um so deutlicher spürbar — hinter dieser Absicht der Wunsch nach nationaler Unabhängigkeit; nur hat Unabhängigkeit und Freiheit jetzt nicht mehr die politisch-religiöse Spitze gegen Rom wie während der Reformationszeit, sondern eine kulturelle Spitze gegen die Feinde des humanistischen Patriotismus, denen es an Sprachbewußtsein mangelt, die also den deutschen Geist durch Ausländerei seiner angeborenen Würde berauben. Für das moderne Empfinden klingt es seltsam, daß Freiheit und Unabhängigkeit durch die folgerichtige Übertragung der romanischen Methoden erreicht werden sollte — Opitz und seinen Gesinnungsgenossen, das heißt bald nach seinem Auftreten fast allen gebildeten Deutschen, schien es der einzig mögliche Weg, zu sich selbst zu kommen. Wir erkennen heute darin nur einen Umweg, der aus der mangelnden Bindung zum Volke bei den Gebildeten jener Zeit verständlich wird, der aber trotz allem der deutschen Sprache (nicht der Bildung!) mehr genützt als geschadet haben dürfte.

In seinen Begründungen für die Selbständigkeit der deutschen Sprache geht Opitz noch weiter als Hutten, und darin kündigt sich ein neues Kulturbewußtsein an, das in Deutschland bis zu Lessing bedingungslos geherrscht hat. Zum Vergleich für die Unschönheit der Sprachmengerei führt Opitz »eine Jungfrau von edlem Antlitz vor, deren Keuschheit noch nicht einmal durch die Hoffnung auf eine Liebesnacht vermindert ist«. Sie versinnbildlicht ihm die deutsche Sprache. Er schildert nun, wie sie durch römische Haarfrisur, durch eine spanische Mantilla, durch ein italienisches Brustband, durch ein französisches Kleid und einen athenischen Mantel ihrer Anmut beraubt ist. »Alles ist ungleichartig, alles fremd und nichts natürlich als das, wonach man die Frauen bestimmt.« Damit ist das Stichwort gefallen, das für die Zukunft wesentlich wurde und dessen geistiger Gehalt auch die Regeln der »Poeterey« durchgehend bestimmt: Das Echte, das Natürliche wird zum kritischen Maßstab für den Wert der Sprache und damit der Bildung überhaupt. Es gilt als schön und damit als erstrebenswert; das Unechte dagegen gilt als häßlich und ist darum zu bekämpfen.

Freilich fragt es sich nun, was Opitz unter Echtheit und Natur verstanden hat, und auch hierin läßt sich wiederum seine Abhängigkeit vom romanischen Humanismus dartun [2]). Wir sind seit Rousseau und dem Shakespeare- und »Ossian«-Kultus des Sturmes und Dranges gewohnt, unter Natur die freie, unbeengte, wilde Einsamkeit zu verstehen, wie sie den germanischen Geist immer wieder bezaubert und verwirrt hat. Dadurch ist der Gegensatz von Natur und Kultur zu einem Gemeinplatz geworden, der weniger den Sachverhalt selbst als eine bestimmte Stufe der menschlichen Zivilisation kennzeichnet, auf der die Technik sich zu verselbständigen und der Mensch sich aus den natürlichen Bindungen zu lösen beginnt. Opitz meint dagegen — seiner Zeit und ihrem klassizistischen Empfinden gemäß — die gebändigte Natur, die von Menschenhand bearbeitet und kultiviert ist; sie war in der neulateinischen Dichtung nach Horaz' Vorbild zur stehenden Kulisse menschlicher und göttlicher Handlungen geworden und fand in Versailles ihren architektonischen Höhepunkt. Der romanische Humanismus hat die horazisch-römische Naturanschauung selbstverständlich übernommen; mit der gleichen Selbstverständlichkeit also auch Opitz, wenn freilich die mythische Grundlage der Zeit immer weiter geschwunden und bei Opitz selbst durch das Fundament des Christentums ersetzt ist. Wenn er von Echtem spricht, wenn er Gesetze aufstellt, nach denen Sprache, Stil und Vers in »natürlicher« Weise normiert werden sollen, so tut er es im Bewußtsein, einem natürlichen Zustand Geltung zu verschaffen gegenüber der eingerissenen Unnatur der Fremdwörterei, der Sprachmengerei, der metrischen Lässigkeiten, der mundartlichen Formen in der Schriftsprache usw. Nicht das wildgewachsene Volkslied gilt ihm als natürliche Norm, sondern das Kunstlied; denn in diesem ist die Natur und die Echtheit im Sinne Opitz' verwirklicht. Mit gutem Grund kann Opitz auch auf die höfische Sprachkunst der mittelhochdeutschen Blütezeit als Erfüllung höherer Dichtungsformen verweisen; denn mit seinem scharfen kritischen Verstande hatte er aus der Sammlung des Goldast erkannt, daß hier höchst kunstreiche Stücke vorlagen, die sich neben die französischen, italienischen, holländischen und antiken Muster stellen ließen. Wenn er aber nicht sie, sondern die antiken Kunstformen als Normen aufstellte, wie sie für das gesamte Neulateinertum in den Dichtungen des Horaz mustergültig verwirklicht und in seiner Poetik vorbildlich gesammelt, geordnet und dargestellt waren, so spricht sich darin einerseits die kritische Einsicht in die Zeitbedingtheit der mittelhochdeutschen Formen, anderseits die humanistische Haltung besonders deutlich aus. Neben das Ideal der Natur tritt das Ideal der Antike.

Obwohl Opitz die Befreiung der deutschen Sprache und Dichtung erstrebt, denkt er doch keinen Augenblick daran, die Antike als vorbildliches Muster aufzugeben. Seine agonale Haltung beschränkt sich auf den Wettkampf mit den modernen Nationalliteraturen, denen er in deutscher Sprache Gleichwertiges an die Seite zu stellen wünscht. Darum versteht er unter Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Befreiung die Lösung von der unnatürlichen Unreinheit der Sprache, die von den anderen Kultursprachen und Bildungsformen schon geleistet war. Die agonale Haltung bezieht sich aber noch nicht auf das Altertum selbst. Das griechische und römische Schrifttum gilt ihm als schlechthin unerreichbar; es erscheint ihm als der natürliche Urquell, aus dem die einzelnen Nationalliteraturen und völkischen Bildungsformen entspringen. Seine Aufgabe ist es, für die deutsche Dichtung ein Rinnsal aus derselben Quelle abzuleiten; das ist der Sinn seiner wissenschaftlichen Hauptarbeit, des »Buches von der Deutschen Poeterey«. Im »Aristarchus« aber hatte er das Ideal des Poeten dadurch vorbereitet, daß er die Brauchbarkeit des sprachlichen Stoffes kritisch überprüfte, wie es Petrarca für die italienische Sprache getan hatte, und daß er die natürliche Norm der Sprache in seinem Verständnis wiederherstellte. Noch im Schlußsatz dieses Jugendwerkes faßt er seine agonale Haltung in der Mahnung an seine Landsleute zusammen: »Bringt es endlich dahin, daß ihr den übrigen Völkern, welche ihr an Tapferkeit und Treue übertrefft, auch an Trefflichkeit eurer Sprache nicht nachstehet«. Wenn auch der Weg, den Opitz eingeschlagen hatte, späterhin verlassen wurde, so blieb doch das Ziel verbindlich, das er zeigte.

[1]) Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae... hg. v. Georg Witkowski, Lpg. 1888. — Sperrungen vom Verfasser.
[2]) Vgl. Verfasser, Horaz als Römer, Neue Jahrb. f. Wiss. u. Jugendbildg. 12, 1936, S. 34 ff.; Horaz als Bildungsdichter, Die Literatur 38, 1936, S. 257 ff.

Eine billige Musik-Bücherei!

Eine Auswahl der in der Sammlung Göschen erschienenen Bände:

Allgemeine Musiklehre von Prof. Stephan Krehl. Grundlegend umgearbeitet von Robert Hernried Nr. 220
Musikalische Akustik von Prof. Dr. Karl L. Schaefer. Mit 36 Abb. Nr. 21
Harmonielehre von A. Halm. Mit vielen Notenbeilagen Nr. 120
Harmonielehre von Prof. Stephan Krehl.
I. Vorbereitung. Darstellung und Verbindung der konsonierenden Hauptakkorde der Tonart Nr. 809
II. Darstellung und Verbindung der dissonierenden Akkorde Nr. 810
III. Die Modulation Nr. 811
Systematische Modulation von Robert Hernried Nr. 1094
Musikalische Formenlehre (Kompositionslehre) von Prof. Stephan Krehl. Mit vielen Notenbeispielen. 2 Bände. Nr. 149, 150
Moderne Polyphonie von Siegfried Günther Nr. 1021
Instrumentenlehre von Musikdirektor Prof. Franz Mayerhoff. I. Text. II. Notenbeispiele Nr. 437, 438
Musikästhetik von Dr. Karl Grunsky Nr. 344
Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik von Dr. A. Möhler. Mit zahlreichen Abbildungen und Musikbeilagen. 2 Bände Nr. 121, 347
Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts von Dr. Karl Grunsky. Nr. 239
Musikgeschichte seit Beginn des 19. Jahrhunderts von Dr. Karl Grunsky. 2 Bände Nr. 164, 165
Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr, neubearbeitet von Prof. Paul Sartori. 2 Bände Nr. 25, 132
Die Technik des Klavierspiels aus dem Geiste des musikalischen Kunstwerkes von Prof. Kurt Schubert Nr. 1045
Technik der deutschen Gesangskunst von Oskar Noë und Prof. Dr. Hans Joachim Moser Nr. 576

Jeder Band in Leinen geb. RM. 1.62

Sammelbezugspreise: 10 Expl. = RM 14.40, 25 Expl. = RM 33.75, 50 Expl. = RM 63.—

Bisher sind über 1100 Bände erschienen. Verlangen Sie das systematische Verzeichnis.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Prof. BRUNO MARKWARDT, Greifswald

Poetik, Wortkunsttheorie, Literaturphilosophie

Es liegt nahe, daß die Anteilnahme am Produzierten auch im Raume der Wortkunst lebhafter und wärmer sich zu bekunden pflegt als die Anteilnahme am Produzieren, daß die schöpferische Leistung stärker das Interesse bindet als die betrachtende, beschreibende und deutende Besinnung auf die Seins-, Werde- und Wirkungsgesetzlichkeiten der Wortkunst. Indessen haben es gerade hervorragende Schöpfer und Gestalter nur selten unterlassen, sich klärende Rechenschaft zu geben über ihr Kunstwollen, über die Möglichkeiten und Notwendigkeiten dichterischer Haltung und Gestaltung. Nicht selten haben die Schaffenden gleichsam einen Notausgang aus der Trockenheit kunsttheoretischer Erwägungen zu erzwingen gesucht, indem sie die Kühle der Betrachtung und abhandelnden Erörterung erwärmten durch einen starken Zustrom dichterischen Formungswillens. Davon zeugen die Aphorismen der Romantiker (Athenäumsfragmente) ebensowohl wie Schillers »Künstler« und Goethes »Vorspiel auf dem Theater« (Faust) oder Kleists »Briefe« und Hebbels Tagebücher. Und selbst Lessings »Laokoon« versuchte eine auflockernde Belebung zu gewinnen, indem er vom einzelnen Kunstwerk auszugehen schien.

Neben die Schaffenden treten als Träger der Wortkunsttheorie die Kritiker und die Kunstphilosophen. Die Kritiker werden schon durch die Notwendigkeit des rechten und gerechten Wertungsmaßstabes auf die Schaffensgesetzlichkeiten und Wirkungsgesetzlichkeiten vielfach hingelenkt, um das Kunstkönnen am wandelbaren und reich abgestuften Kunstwollen zu messen. Aber auch der Literaturhistoriker wird an der Poetik, Wortkunsttheorie, Literaturphilosophie und wortkünstlerischen Programmatik einer Epoche nicht vorübergehen dürfen, wenn er die Werde- und Wuchsformen dichterischen deutschen Kunstwollens einfühlungswillig und wertbewußt erfassen will. Die Wechselbeziehung mit der Ästhetik ist seit A. G. Baumgarten historisch gegeben; denn die »Meditationes« (1735) gingen von der Poesie aus; und auch die »Ästhetica« (1750/58) verrät noch diese Ausgangsposition der deutschen Ästhetik von der Poetik her.

Nationalgeist-geschichtlich gesehen, erstarkt die Poetik im 17. Jahrhundert, und zwar am kulturpolitischen Wettbewerb mit den nationalsprachlichen Literaturen des Auslandes. Viele der Auswüchse der »Ticht- und Reimkunst« des Barock (einschließlich der »Poetischen Lexikas«, der »Schatzkammern« schöner Redewendungen, Einkleidungen usw.) sind Folgen einer an sich durchaus kulturpatriotischen Anspannung und Überspannung: möglichst schnell und schlagend die Eignung der deutschen Sprache als vollwertige Dichtersprache nachzuweisen und zu bewähren.

Neben der Rechtfertigung der Dichtkunst vor der Religion, die bis ins 18. Jahrhundert hinein die christlich-moralische Leitidee nachwirken läßt und z. B. ein laufendes Gefecht mit dem Bildungserbe der antiken Mythologie durchzustehen hat, zeigt sich besonders seit Opitz die Rechtfertigung der Dichtkunst vor der Nation wirksam als kulturpatriotische Leitidee, die teils auf den nationalen Humanismus zurückgeht.

Die Rechtfertigung der Dichtkunst als Kunst vor sich selbst ist zur Stärkung des schöpferischen Verantwortungsbewußtseins unentbehrlich, verfällt indessen leicht einem blutarmen und spielerischen Ästhetentum, sobald sie die Kräfte des Religiös-Mythischen und Völkisch-Mythischen aus dem Blickfeld verliert (L'art pour l'art). Gesunde und verantwortungsfreudige Epochen werden stets einen Ausgleich zu finden suchen zwischen den Werttungsattributen und Zielsetzungen der Kunstwürdigkeit einerseits und der Volkswürdigkeit andererseits.

Auch das Ideal der Volkstümlichkeit und Volksnähe ist schon in früheren Epochen der deutschen Wortkunsttheorie zum mindesten keimhaft erlebt worden, so im Raum der deutschen Bewegung der Geniezeit, bei Herder, bei G. A. Bürger u. a. Erinnert sei nur an Bürgers Prägung: »Alle Poesie soll volksmäßig sein; denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit«. Demgegenüber war die Poetik des Barock weit überwiegend volksfremd (laufende Polemik gegen Hans Sachs, mit geringen Ausnahmen), abgesehen von Vorstößen der gegenhöfischen Richtung.

Die Poetik, Wortkunsttheorie und Literaturphilosophie war im Barock und in der »galant-curiösen, politisch-politen Epoche« stark auf die Rhetorik hin ausgerichtet, wobei das rednerische Ideal sich indessen wandelte vom Prunkwillen zum Ordnungswillen (Chr. Weises Gesetz der ordnungsgemäßen Gefügebildung auch innerhalb der gebundenen Rede). Die Poetik des Barock suchte zudem innige Fühlung mit der Malerei; vorzüglich im Nürnberger Kreise um Harsdörffer (Poetischer Trichter, Frauenzimmer-Gesprächsspiele), aber auch weit darüber hinaus »malte« der Dichter »lebendige Gemählde« mit »Wortfarben«, wenn anders er ein rechter Poet sein wollte. Beherrschung im Gleichnisgebrauch galt geradezu als Merkmal echten Dichtertums.

Die Berührung mit der Musik ist schwächer, äußert sich indessen am Interesse für die Klangmalerei, am Sinn für die Versarten als verschiedengeartete Stimmungsträger und Stimmungsverstärker usw. Die Fühlung mit der Stilistik verstärkt sich im frühklassizistischen Raume und in der Aufklärung (Weise, Gottsched). Im Herausstellen der »energischen Künste« (Tonkunst, Wortkunst, Tanz) rückt die Geniezeit die Poesie wiederum der Musik näher. Die Klassik stellt durch den Primat der Plastik eine enge Wechselwirkung mit der Bildkunst her, entsprechend den Vorarbeiten Winckelmanns (Wahrung des »Energisch«-Dynamischen gegenüber der Statik indessen bei Schiller), während die Romantik alle Künste einbezieht und den Kernbezirk des Dichterischen aufgibt im Ausweitungsdrange zur »progressiven Universalpoesie«. Den Primat des Politischen fordert das Junge Deutschland (Wienbarg: »Ästhetische Feldzüge« 1834). Der Naturalismus läßt nicht nur W. Bölsche die »Naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie« (1887) aufsuchen. Unsere Gegenwart bemüht sich, die rassischen, völkischen und weltanschaulichen Grundlagen der Dichtkunst aufzudecken als das wesenbestimmende, formbewegende Kraftfeld für eine zugleich kunstwertige und volkswürdige Dichtung, wobei Besinnung und Gesinnung zur Synthese streben.

Unmöglich erscheint es auf beengtem Raum, die Vielseitigkeit der Fragestellungen und Lösungsversuche innerhalb der Poetik auch nur anzudeuten, die Wandlungen der Begabungsbewertung und Genievorstellung, des Verhältnisses der Dichtkunst zur Gelehrsamkeit und Bildung schlechtweg, zur Religion und Nation (Nationalgefühl und Nationalcharakter), zum Volke (Volksferne und Volksnähe) usw.

Der Reichtum der Wuchsformen in ihrer Vielfalt und Vielgestalt vermag aber in allen Epochen, trotz aller Wandlungen und Umwertungen dennoch im nationalgeistgeschichtlichen Sinne ein eindrucksvolles und lebenerfülltes Vorstellungsbild zu vermitteln vom Wesen, Werden und Wert deutschen Kunstwollens und Kunststrebens im Bereiche der Wortkunst. So verstanden, überprüft die Poetik nicht nur das Wirken, sondern auch das Bewirken, das von deutscher Dichtung ausstrahlt und trotz aller Brechungen doch immer wieder hindrängt und heimfindet zum Wert im Wort.

Stefan George und die „Gestalt"

In einer Analyse des weltanschaulichen Bodens der Georgeschen Dichtung hat Willi Koch (Stefan George, Weltbild — Naturbild — Menschenbild, Halle 1933) Georges Grunderlebnis der Gestalt nach seinen psychologischen Voraussetzungen untersucht. Diese sieht er einerseits im »Mangel einer im Vitalen, im Übersinnlichen oder in der Natur verankerten Weltanschauung«, andererseits in Georges antikem Lebensgefühl, dem das schöne, in sich ruhende Menschentum eines verstorbenen Jünglings nach dem Vorgange der homerischen Religion zum religiösen Sinnbild wurde. — Von diesem Mythus als einer rational nicht zerlegbaren Gegebenheit ausgehend, behandelt Wolfgang Heybey (Glaube und Geschichte im Werk Stefan Georges, Stuttgart 1935) Georges »Sinngebung des Lebens und der Wissenschaft aus neuem Glauben«. Diesem Glauben bedeutet die verklärte Gestalt Maximins eine vorbildliche Aufhebung der Dissonanzen des Alls. Als aus dem Chaos durch den Geist gestaltetes Sein wurzelt die reine Gestalt nicht einseitig im Irrationalen oder Geistigen, sondern aus beiden gezeugt hebt sie den Dualismus beider auf. Der Sinn alles natürlichen, geschichtlichen und seelischen Geschehens ist daher der: »Ewig von neuem die Form, die Gestalt ins Leben zu heben«. »Überall wo dem Dichter der Gestaltsinn des Alls offenbar wird, spricht er von Gott und vom Göttlichen.« Die umfassendste menschliche Gestaltung ist die völkisch verwurzelte Kulturgemeinschaft, die den Staat aus sich herausstellt; ihre Keimzelle und ihr Symbol ist der schöne und heroische Mensch. Ihn hat die Dichtung zu verewigen, die Wissenschaft zu deuten. In diesem Sinne ist die Gestalt das Wertungsprinzip der geisteswissenschaftlichen Arbeiten des George-Kreises, der auch zu einer Verlebendigung der platonischen und klassischen Tradition viel beigetragen hat. — Die vorgenannten Abhandlungen von denen diejenige Kochs die originellere und wesentlichere ist, sind außerhalb des Kreises entstanden; sie haben Abstand genug, um die Grundlagen und einen ersten systematischen Umriß von Georges Glaubens- und Geschichtsbild undogmatisch in klaren und wegweisenden Formulierungen vor Augen zu stellen.

Dr. R. Sühnel
Leipzig

Willi Koch, Stefan George. Halle, Niemeyer. kart. 3.80 RM.
Wolfgang Heybey, Glaube und Geschichte im Werk Stefan Georges, Stuttgart, W. Kohlhammer. Brosch. 6.— RM.

Dr. Karl-Joachim Krüger

Hugo von Hofmannsthal
und
Richard Strauß

Versuch einer Deutung des künstlerischen Weges H. v. Hofmannsthals.

276 S. Text, 8 S. Noten, brosch. RM 10.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

ZUR LITERATUR DES 18. JAHRHUNDERTS

1.

Die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts und das literarische Deutschland

Der Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Edinburgh, W. H. Bruford, ließ zu Anfang des Jahres 1936 ein Buch mit dem Titel: Germany in the Eighteenth Century. The Social Background of the Literary Revival erscheinen. Dieser Titel gibt den Inhalt des nunmehr von F. Wölcken ins Deutsche übersetzten Buches weit genauer wieder als der vage deutsche Titel »Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit«[1]). Denn tatsächlich handelt es sich nicht um die Zeit Goethes, sondern um das 18. Jahrhundert. Dieses Jahrhundert untersucht Bruford auf seine politische Struktur und sein Regierungssystem (Kleinstaaterei und aufgeklärter Absolutismus), auf seine alte Gesellschaftsordnung (Adel, Höfe und Hofleben, Landwirtschaft, Bauerntum, Landedelleute) und auf die neue Gesellschaftsordnung der Bürger (Rückblick auf die vergangenen Jahrhunderte bis zur Reformationszeit, Handel und Gewerbe mit ihren wichtigsten Mittelpunkten, Stadtregierungen und städtische Gesellschaftsstrukturen, städtische Bauweise, Leben, Weltanschauung und Erziehung der Bürger, freie Berufe). In einem letzten Kapitel stellt Bruford die literarische Rückwirkung der gesellschaftlichen Zustände dar: den neu entstandenen Beruf des Schriftstellers sowie die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Einflüsse auf die Literatur. In einem Anhang gibt Bruford Währung, Maße und Gewichte im 18. Jahrhundert sowie eine statistische Übersicht Deutschlands vor den napoleonischen Kriegen und eine ausführliche Bibliographie.

Brufords Buch, das in England bald nach seinem Erscheinen eine 2. Auflage erfuhr, ist das Buch eines Engländers für Engländer. Der Verfasser betont in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe, daß er vieles für deutsche Leser Entbehrliche gebracht habe; doch nicht darauf allein gründet sich die angelsächsische Haltung. Außer den üblichen Schriftstellern der Zeit hat Bruford vor allem das ganze und zum Teil noch völlig unbearbeitete Gebiet der Hofliteratur, Reiseführer, Memoiren usw. besonders englischer Herkunft benutzt. Dieses Verfahren hat seine unverkennbaren Vorteile, denn das Urteil der reisenden Ausländer hat sehr oft Gegenstände und Verhältnisse bemerkenswert gefunden, die den Deutschen selbstverständlich und darum der Aufzeichnung nicht wert erschienen. Anderseits hat es seine ebenso deutlichen Nachteile, weil manche Zeugen in Unkenntnis der tieferen Gründe schief geurteilt haben, Nebensächliches hervorhoben und Wichtiges unbeachtet ließen. Brufords eigene Darstellung hält sich im allgemeinen von Wertungen fast völlig frei, wenn auch die Neigung zur Überschätzung des »Fortschrittes« das Deutschland des 18. Jahrhunderts dem aufgeklärten Engländer oft »zurückgeblieben« erscheinen läßt. Indessen wird der wissenschaftliche Wert des Buches davon kaum berührt, das zum erstenmal eine umfassende Übersicht des täglichen Lebens jener Inkubationszeit der deutschen Klassik bietet.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar (Literatur und Leben. 0. Band). XII und 354 Seiten; brosch. RM. 8.50, Leinen RM. 9.50.

2.

Goethes Beamtenlaufbahn

Selbst über Goethes äußeres Leben weiß die Forschung nach hundertjährigem Bemühen noch immer Neues vorzubringen! Nachdem Joseph A. von Bradish 1933 die Vorgänge bei Goethes Adelung eingehend klargestellt hatte[1]), befaßt er sich jetzt mit Goethes Beamtenlaufbahn[2]). Er geht durchweg auf die Aktenstücke selbst zurück, die er in bisher unerreichter Vollständigkeit zum Abdruck bringt und durch systematische Auszüge aus den sonstigen verfügbaren Quellen ergänzt; auch die Verfassung von Sachsen-Weimar-Eisenach ist des besseren Verständnisses halber kurz geschildert. Es gelingt von Bradish, verschiedene Einzelheiten, die in den meisten Goethe-Biographien ungenau wiedergegeben sind, endgültig richtigzustellen. Z.B. hat der Herzog Karl August und nicht etwa Goethe die Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus veranlaßt. Goethe war auch nicht, wie so oft behauptet wird, Kammerpräsident, und selbst den »ersten Beamten Karl Augusts« sollte man ihn nicht nennen. Der erste Beamte des Weimarer Herzogtums von 1775 bis 1800 war Jakob Freiherr von Fritsch, und nur nach dessen Pensionierung rückt Goethe an die erste Stelle, aber dann lediglich seines Dienstalters wegen, nicht in einer amtlichen Eigenschaft! Erfreulicherweise faßt von Bradish am Schluß seiner Abhandlung auch nochmals die Gründe zur Widerlegung der Ansicht zusammen, daß Goethe als Dichter durch seine amtliche Tätigkeit verloren habe. Denn diese Ansicht übersieht, daß sich Goethes Dichten aus der Ganzheit seines Menschentums nährte und nicht nach gestriger Art eine sorgfältig gepflegte Spezialität war.

Kein künftiger Goethebiograph wird ohne von Bradishs Feststellungen auskommen können, die unsere Anschauung von Goethes amtlicher Tätigkeit überall auf das richtige Maß zurückführen.

Prof. Dr. Ernst Rose
New York

[1]) Joseph A. von Bradish, Goethes Erhebung in den Reichsadelstand und der freiherrliche Adel seiner Enkel. Leipzig, 1933 (Veröffentlichungen des Verbandes deutscher Schriftsteller und Literaturfreunde in New York. Wissenschaftliche Folge, Heft 1).
[2]) Joseph A. von Bradish, Goethes Beamtenlaufbahn. B. Westermann Co., Inc., New York, 1937. 380 S., 8°, mit 8 Bildern (Veröffentlichungen usw., Heft 4). Kartoniert $ 2.50, Halbleinen $ 3.—.

3.

Karl Philipp Moritz

Karl Philipp Moritz gehört zu jenen Randgestalten der deutschen Bildungsgeschichte, die, nicht primär schöpferisch-ursprüngliche Gründer einer eigenen geistigen Welt, vor allem anziehend sind durch jene Art des Aufnehmens, Nachschaffens und Verarbeitens geistiger Kräfte und Strömungen, die beispielhaft das Bildungsschicksal einer ganzen Zeit in einem inneren Ablauf zusammenfaßt und so ein eindrucksvolles Bild der geistigen und seelischen Geschichte des Volkes überhaupt gibt. Der Verfasser des vorliegenden Buches[1]) faßt Moritz von dem zentralen Problem des religiösen Erlebens und Verhaltens aus, das für den aus dem Quietismus des elterlichen Hauses und pietistischen Bildungseinflüssen seiner Jugend herauswachsenden, in allen seinen Grunderschütterungen religiös bestimmten Dichter des »Anton Reiser« in der Tat entscheidend ist, auch wenn seine spätere Entwicklung — nach Überwindung der Berliner Aufklärung und unter dem Einfluß von Goethes Klassik — von religiöser Gebundenheit fort zur Ausbildung einer ästhetisch-mystischen Anschauung strebt, die mit der klassischen Lehre ebenso wie mit dem romantischen Welterlebnis verwandt ist, ohne sich mit ihnen jedoch ganz vereinigen zu lassen. Auf dem Hintergrund einer sehr ausführlichen und verdienstvollen Schilderung von Quietismus und Pietismus in ihren verschiedenen Strömungen zeigt R. Minder in auch volksgeschichtlich bedeutsamen Ausführungen über die soziologische Zugehörigkeit dieser sektenhaften Religiosität den Prozeß einer fortschreitenden Subjektivisierung des religiösen Empfindens, das die Grenzen zum psychologisch-pathologischen Einzelfall völlig verwischt und zu der Zerrüttung des moralischen Bestandes überhaupt führt, Gefahren, von denen sich Moritz im »Anton Reiser« losringt, ohne in ihm jedoch jenen Durchbruch zu seinem eigensten Weltbild zu gewinnen, den nach Minders Darlegungen der allegorische Roman »Andreas Hartknopf« nachzeichnet. Ausführlich und genau mit reichen Belegen verfolgt der Verfasser die Entfaltung des vielseitigen Schriftstellers, den Goethe und Schiller endlich als Gleichstrebenden begrüßten; leider bricht die Arbeit da ab, wo nun die Nachwirkung des religiösen Grunderlebnisses in den der Klassik nahestehenden Schriften von Moritz zu verfolgen gewesen wäre, deren Erörterung die Einsicht in die stark religiösen Voraussetzungen der Haltung der deutschen Klassik noch vertiefen würden. Das Hauptgewicht der an der für solche Untersuchungen vorbildlichen Methode R. Ungers geschulten Arbeit liegt auf der Entwicklung der religiösen Welt des Quietismus und des Pietismus, auf dem Nachweis ihrer ästhetisch-mystischen Überwindung durch Moritz, auf seiner Teilhabe an romantischer Weltsicht. Moritz steht im Banne der Entwicklung eines erst heute ganz aufgehobenen extremen Individualismus, aus dem er in das Reich einer immanentpantheistischen Mystik hineinwuchs, in jenes ahnungsvolle Wissen um das All, das, als eine Art Selbsterlösung von der unbewältigten Wirklichkeit, die Erfüllung mystischer Sehnsucht, die Entsagung um der Bewahrung des Wesens willen erstrebt. Das Buch Minders ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der geistigen Strömungen des für die neuere deutsche Bildungsgeschichte so bedeutsamen 18. Jahrhunderts, geeignet vor allem auch, zu der späteren Entwicklung des romantischen Denkens tragfähige Brücken aus diesem Jahrhundert heraus zu schlagen, das die übliche literarhistorische Epocheneinteilung ungerechtfertigt so gern in sich selbst isoliert.

Dr. F. Martini, *Kiel*

[1]) Dr. Robert Minder: Die religiöse Entwicklung von Karl Philipp Moritz auf Grund seiner autobiographischen Schriften. Studien zum »Reiser« und »Hartknopf«, hrsg. v. R. Unger und F. Neumann. Neue Forschung Bd. 28, Berlin 1936, Junker u. Dünnhaupt. RM. 11.—

4.

Reisende des achtzehnten Jahrhunderts über die englische Bühne

Der wachsende Anteil, den das achtzehnte Jahrhundert englischen Dingen entgegenbrachte, bekundete sich nicht zuletzt in der steigenden Zahl der dorthin unternommenen Bildungsreisen. Ihren schriftlichen (nur zum Teil im Druck überlieferten) Niederschlag bilden zahlreiche Reisebeschreibungen, von denen einige (Franz Paula Graf von Hartigs Reise, 1775—76; Jacques Henri Meisters Reisen, 1789, 1792) heute nur schwer zugänglich oder schon ganz vergessen sind. Professor Kelly hat ihnen allen mit liebevoller Sorgfalt nachgespürt und in seinem neuen Buch (Anm.) die Äußerungen der Reisenden über die englische Bühne zusammengestellt; mit Recht wurden auch französisch geschriebene Werke berücksichtigt, sofern ihre Autoren der deutschen Kulturlandschaft angehörten.

Das Ergebnis dieser Zusammenstellung ist, wie der Verfasser selbst einräumt, weniger aufschlußreich für die Geschichte der englischen Bühne als für die der deutschen Geschmacksbildung. Die frühesten Englandfahrer des achtzehnten Jahrhunderts können sich zwar dem Eindruck des englischen Theaterwesens nicht entziehen, sind aber noch überwiegend franzosenfreundlich eingestellt und finden darum mancherlei auszusetzen; Albrecht von Haller (Reise 1727) kann sogar die englische Bühne mit ein paar oberflächlichen Bemerkungen abtun. Der Siebenjährige Krieg, in dem England auf der Seite

Digitized by Google

Friedrichs des Großen kämpfte, öffnet dann den Deutschen die Augen. Möser, Sturz, Lichtenberg und viele andere kehren mit den besten Eindrücken vom englischen Theater zurück, obgleich sie sich keineswegs blenden lassen. Die Jahre von 1780 bis 1787 schließlich zeigen eine ausgesprochene Englandschwärmerei, die ebenso vom Geiste des Sturmes und Dranges wie von Sternes Sentimental Journey genährt ist; von Moritz (1782) bis Sophie La Roche (Reise 1786) finden wir nur die begeistertsten (und unkritischsten) Urteile über England und die englische Bühne. Aber danach setzt doch wieder eine kritische Haltung ein. Sie kann nur zu einem Teile durch die Begeisterung für die Französische Revolution erklärt werden, in deren Folge selbst die Tragödie der Franzosen wieder eine höhere Wertschätzung erfährt. Zu einem anderen Teil ist das Nachlassen der »Anglomanie« deutlich durch die Entstehung eines eigenen deutschen Dramas bedingt, das sich dem englischen durchaus an die Seite stellen kann und einen Hinweis auf das Vorbild jenseits des Kanals unzeitgemäß werden läßt. **Prof. Dr. Ernst Rose**

New York

John Alexander Kelly, German Visitors to English Theaters in the Eighteenth Century. Princeton University Press, Princeton, 1936. 178 S. $ 2.—.

5.

Schiller auf der dänischen Bühne

Die Feststellungen von Domes[1]) über die Rezeption Schillers durch das Theater in Kopenhagen geben kein sonderlich erfreuliches Bild. An begeisterten Schiller-Verehrern hat es frühzeitig durchaus nicht gefehlt: Rosing, F. Schwarz, K. L. Rahbek sind aus dem Theater rühmlich zu nennen. Aber (nach zwei vorangegangenen »Räuber«-Aufführungen einer deutschen Theater-Gesellschaft und in privatem Kreise) erst 1817 kommt am Kgl. Theater »Maria Stuart« heraus, und in der Zeit bis 1837, also in 20 Jahren, erzielen 6 Schiller-Dramen nur 46 Aufführungen (Goethe kommt mit 3 Stücken in der Zeit 1794—1834 nur 12 Mal, Kleist mit 2 Stücken 7 Mal zu Worte). Kotzebue aber und Iffland haben mit 46 und 21 Stücken 981 und 308 Aufführungen! Da Schiller mit dem gedruckten und gelesenen Werk viel weiter und tiefer wirkt, bestätigt sich auch von hier aus, daß die theatermäßigen Wiedergaben den Anforderungen für Schiller nicht gerecht wurden. Immerhin spielt 1862 die große Luise Heiberg die Maria Stuart. Es ist in den Jahren 1837—1888 die einzige Kopenhagener Schiller-Aufführung, was aus den politischen Ereignissen begreiflich wird. Den Umschwung bringt, nachdem die Kgl. Bühne vor allem in dem Dagmar-Theater eine wesentliche künstlerische Konkurrenz bekommen hat, 1888 das Ensemble-Gastspiel von J. Kainz, und ein Jahr später, 1889, kommen die Meininger; ihr »Wallenstein« und »Wilhelm Tell« sind für Dänemark Uraufführungen. Trotzdem: die Augenblickswirkung ist zwar groß, bedeutend, sensationell (obschon sich auch negative Stimmen bemerkbar machen), eine Befruchtung der dänischen Dramatik bleibt aus, während allerdings das dänische Theater den neuen Stil der deutschen Gäste stark auf sich wirken läßt. Domes bemüht sich, die wichtigsten Aufführungen aus den Kritiken lebendig zu machen und die theatralischen Leistungen abzuwägen. Er hat sein Material an Ort und Stelle kennen gelernt; um so weniger, denke ich, dürfte er dann die »wissenschaftlich stichhaltige« theatergeschichtliche Literatur Dänemarks auf Overskou und Robert Neiiendam beschränken, wenn er »die kritisch-wissenschaftliche Erforschung der dänischen Schaubühne« als kaum durchgeführt bezeichnet; denn dem jungen Theaterhistoriker Torben Krogh verdankt die dänische Theaterforschung bereits wesentlichen Fortschritt.

Dr. H. Knudsen

Berlin-Steglitz

[1]) Schiller auf der dänischen Bühne. Von Fred J. Domes. Leipzig, 1935. B. G. Teubner. VIII, 72 S. RM. 3.—.

Dr. FRITZ MARTINI, Kiel

Das Problem der literarischen Schichten im Mittelalter

Die gegenwärtige Literaturforschung erkennt mehr und mehr die entscheidende Bedeutung einer Erhellung der Frage nach den Voraussetzungen des dichterischen Lebens, die aus der Stellung des Dichters in und zu der ihn umfangenden Gemeinschaft erwachsen. Die Bemühung, das dichterische Werk weit mehr als bisher in die allgemeine Volksgeschichte, nicht nur in eine ideengeschichtliche Einzelbewegung, einzuordnen, drängte notwendig zu einer solchen Fragestellung. Bedeutete doch gerade die ausschließliche Betonung des »Erlebens«, der seelischen Urerschütterung als innerster Wesenheit jeder dichterischen Schöpfung die Verlagerung ihres Gewichtes in die Einsamkeit eines nur durch sich selbst gebundenen Schaffens und damit die Gefahr der Mißachtung der uns heute so bewußten Tatsache, daß gerade auch der Dichter an eine ihn umfassende Gemeinschaft gebunden ist, ohne die sein Dasein schlechthin undenkbar wird. Eine solche Deutung, Erklärung und Wertung des dichterischen Werkes aus seinem »Publikum« im weitesten Sinne heraus ist gerade für die mittelalterliche Dichtung von größter Bedeutung und, wenn auch in den großen Zügen einer geistlichen, ritterlichen, bürgerlichen Dichtung bereits oft genug durchgeführt, in allen tieferen Fragen nach Entstehung und Bedingung des literarischen Lebens noch recht wenig gesichert worden. Wie alles Leben ist auch die Dichtung damals ständisch gebunden, traditionsverhaftet, durch Gesetze der Gattung bedingt. Der große Bereich der Volksdichtung kennt keine namhaften Verfasser, aber ein überaus festes Publikum, das die Texte oft länger und ungestörter bewahrte als die schriftliche Überlieferung.

Eine größere Erfahrung in der Beurteilung der Lebensbedingungen dieser Volksdichtung, das entschiedenere Wissen um geschichtliche Wirklichkeiten, die schärfere Scheidung der Überlieferungen und Ursprünge bewahrt die gegenwärtige Forschung vor dem Rückfall in die romantische Idee vom raunenden und singenden Volksmunde als letzter schöpferischer Einheit. Das Problem der Lebensbezogenheit, für alle Dichtung eine letzte Entscheidung, erhebt sich immer wieder vor der mittelalterlichen Dichtung: es ist nur zu lösen, wenn man die Schichten des Volkes erkennen kann, für die das einzelne Werk gedichtet wurde. Selbst eine so abgeschlossene, greifbare Kultur wie die höfisch-ritterliche Welt läßt viele Fragen noch unbeantwortet, sei es nach Wahrheit und Typik des gedichteten Erlebnisses etwa in dem höfischen Minnesang, nach der Bindung der Dichter an ihre Zuhörerschaft, nach ihrer verschiedenartigen sozialen Stellung, nach den Verbreitungskreisen, der Wiedergabe und dem Nachleben ihrer Dichtungen, nach deren Durchgang durch die verschiedensten Volksschichten bis zum Volkslied und Volksbuch. Trotz vieler Versuche haben sich endgültige Ergebnisse nicht finden lassen und um das Problem etwa der Neidhartschen »Dorfpoesie« hat sich ein Berg gelehrter Vermutungen ohne endgültiges Resultat gehäuft. Gerade hier wird der Zusammenstoß von zwei völlig getrennten Dichtungsschichten deutlich, die Aufnahme von durchaus volksgebundenen Formen, nämlich des bäuerlichen Tanzliedes, durch die höfische Dichtung, ihre Verwandlung und Übersetzung in die höfische Sprechweise, der jedoch eine Bewältigung der fremden Formenwelt keineswegs gelang, ja von vornherein widerstrebte. Das Ergebnis ist ein echt mittelalterliches Nebeneinander mehrerer Vorstellungs- und Sprachschichten, das uns heute als kaum verständlicher Widerspruch erscheint.

Verläßt man den noch halbwegs gesicherten Stoff- und Gestaltenkreis des höfischen Dichtungsraumes, so begegnet man einem Wirrsal ungelöster Fragen, zweifelhafter Vermutungen. Wer waren bereits Dichter und Publikum der unechten Neidhartgedichte, einer stofflich geschlossenen, umfangreichen, landschaftlich sehr verbreiteten Gattung, wer Dichter und Publikum der Schwänke? Der Begriff der Spielleute, den man als eine Art Sammelbezeichnung für alle nicht ohne weiteres ständisch bestimmbare Dichtung nach gewissen Kennzeichen des Stoffes und Stiles, als eine Art unverbindlicher Literatenschicht ähnlich wie die fahrenden Kleriker immer wieder vorschob, ist heute längst äußerst fragwürdig geworden. Die reale Existenz des Spielmanns, dem man die Vaterschaft großer Buchepen ebenso wie volkstümlicher Schwänke zuschreibt, ist ebensowenig greifbar wie die des Mimus, der lange als Schöpfer des deutschen Dramas aus der Tradition der Spätantike heraus gelten sollte, aber auch als Quelle eines Epos wie des Ruodlieb oder gar der echt volksgebundenen Neidhartschen Dichtung betrachtet wurde. Die leidige Suche nach fremdländischen Vorbildern und Einflüssen hat gerade für die mittelalterliche Dichtung verhängnisvoll gewirkt und über Gebühr den Blick von jenen volksgebundenen, überaus reichen Traditionen abgelenkt, die in ungeheurem Strom das ganze Mittelalter bis zur Neuzeit hin durchziehen.

Erst jetzt ahnt man, was an germanischem Erbe die frühmittelhochdeutsche Zeit gerade auch in Stil und Stoff der sprachlichen Formung birgt. Besonders aber die spätmittelalterliche Dichtung, die man als schlechthin »bürgerlich« bezeichnet, ohne daß bisher aber überhaupt eine Untersuchung vorläge, die die Voraussetzungen einer solchen bürgerlichen Literaturentwicklung und damit Lebenskultur in Deutschland wirklich erkläre, läßt sich nur verstehen, wenn man in dieser Zeit das Auftreten ganz neuer Volksschichten beachtet, deren eigenes Dichtgut, vielfach auf altes Brauchtum und rituelle Überlieferungen zurückgehend, mit dem Eintritt in eine andere Kulturschicht nun auch eine ihm eigene literarische Form sucht. Das Spätmittelalter nicht als Verfall, Dekadenz, Abstieg zu werten, sondern als Aufstieg und Lautwerdung bisher anonymer Volksschichten mit ihrem eigenen Entwicklungsstand ist eine der schwierigsten, aber dringendsten Aufgaben der Dichtungsgeschichte.

Wohl legt sich über diese neuen Schichten noch das alte ritterliche Lebensideal als eine zwar abgestorbene, aber doch reizvolle und nachahmenswerte Kulturform, wohl bewegt sich der stadtbürgerliche Geist meist unbeholfen genug in ritterlichen Gewändern, unverkennbar jedoch lebt dahinter die ungebrochene Ursprünglichkeit einer noch unberührten Volksschicht, die uralte bäuerliche Bindungen verläßt, ohne vorerst die neue angemessene Lebensform zu finden. Die spätmittelalterliche Dichtung ist mit ihren überraschend neuen Stoffen, die allzu rasch bisher einer ästhetisch oder moralisch vorein-

Digitized by Google

genommenen, nicht volksgeschichtlich wertenden Stellungnahme zum Opfer fielen, die leider arg verschlammte und getrübte, doch reichste Quelle zur Erschließung der dichterischen Traditionen unterer Volksschichten, vor allem der bäuerlichen Welt.

Nicht zufällig spielt der Bauer in allen diesen Schöpfungen eine Hauptrolle. Er war Träger, Verbreiter, Vermittler der Märchen, Schwänke, Sprichwörter, Schelt-, Neck- und Scherzgedichte, des rituellen Brauchtums, einer typischen Gemeinschaftsdichtung also, die aus Leben und Feier der Gemeinsamkeit geboren, nur von ihr aus überhaupt verständlich ist. Eine unerschöpfliche Erzählfreude hat hier geherrscht, in festen, gattungshaft geprägten Formen sich bewegend, doch großer Mannigfaltigkeit der Motive freien Spielraum lassend. Ein lateinischer Schwank des 10. Jahrhunderts kehrt im 16. Jahrhundert, dann in der Grimmschen Märchensammlung wieder, ein von Notker um die Wende des 10. Jahrhunderts erwähnter Dialog wird heute als Märchen von Sennern im Wallis erzählt. Sind diese Stoffe auch vielfach außerdeutschen Ursprungs, das Volk hat sie durch dauernde Wiederholung in seinen Erlebnisraum einbezogen.

Das Spätmittelalter befindet sich im Zustand dauernder sozialer Umschichtung, ständiger Bewegung. Politisch wie kulturell ohne die großen Züge und Gestalten früherer oder späterer Zeiten, ist es doch ein für Aufbau und Zukunft der deutschen Volksgeschichte entscheidendes Zeitalter geworden. In kaum einer Epoche wird das Problem der Volksschichtung, des Anteils der einzelnen, durch Tradition, Bildung und biologische Artung getrennten Stände am Gesamtleben und ihrer wechselseitigen Durchdringung so bedeutsam wie hier. Was sich in zahlreichen sozialen Bewegungen bis zum großen Bauernkriege politisch abspielte, was in der Kirche zur Absplitterung und Neubildung der Orden und Laienbewegungen bis zur Reformation führte, das lebt auch als aufrührerisches, zerstörendes und Zukunft heischendes Element in der Dichtung, wenn auch gerade sie in besonderem Maße die Gebundenheit an einmal geprägte Ausdrucksformen verrät. Die Sprach- und Stilgeschichte des Spätmittelalters zeigt Vorgänge der Einführung ganz neuer Ausdrucksbereiche, das Wuchern von volkstümlichen Redeformen, Metaphern, Wendungen, die oft genug die Herkunft aus bäuerlicher Lebenssphäre erkennen lassen. Mindestens gleichwertig an Kraft des Durchstoßes und der Wirkung stehen sie neben dem humanistischen Bildungsgut. Eine Durchdringung dieser spätmittelalterlichen Dichtung aber erhellt rückstrahlend auch die wegen der Auslese und Spärlichkeit der Zeugnisse nur schwer erkennbaren Grundlagen der Dichtungsgeschichte des Hochmittelalters und ergänzt so in wesentlichen Zügen das Bild, das bisher die fast ausschließliche Beschäftigung mit der höfischen Welt und kirchlichen Dichtung nur einseitig geben konnte. Allerdings muß man sich der großen Unterschiede bewußt bleiben, die Brauchtum, rituelle Kulte und die literarische Ausformung und Fixierung der in ihnen gegebenen Stoffe trennen; vorsichtig nur wird man in der Ableitung so in ihren Voraussetzungen verschiedener Erscheinungen verfahren, die wohl zusammengehören, aber doch bei der Neigung aller volksgebundenen Kulturformen, im gegebenen Zustand zu beharren, sich nur langsam und nach großen geistigen Umwälzungen zusammenschließen. Vor allem aber wird eine solche Blickrichtung mehr als die rein geistesgeschichtliche Betrachtung die Brücke zur Volkskunde und allgemeinen Volksgeschichte schlagen, die man in jüngster Zeit nicht zu Unrecht in Nachfolge der Philosophie als die Universalwissenschaft aller geisteswissenschaftlichen Teildisziplinen überhaupt bezeichnet hat. Gerade sie wird zur Deutung der Dichtungsgeschichte des Mittelalters entschiedener als bisher herangezogen werden müssen, will man über die Ausgabe der Texte, Erklärung der Sprache, Erforschung des Überlieferten hinaus ein Gesamtbild dieses uns heute näher, als man meist meint, stehenden Zeitalters erreichen.

Der Ursprung der Flexion

Als im letzten Jahrhundert die Sprachwissenschaft die Zusammengehörigkeit einer großen Zahl von Sprachen Europas und Asiens zur sog. »indogermanischen« Sprachenfamilie erkannt hatte, mußte mit Notwendigkeit sofort die Frage nach allfälligen weiteren Zusammenhängen auftreten: wenn Indisch, Persisch, Griechisch, Lateinisch, Keltisch, Germanisch, Slawisch, Litauisch und andere Sprachen aus einer gemeinsamen Wurzel abstammen und diese indogermanische »Grundsprache« doch nicht die Ursprache der Menschheit ist, so muß versucht werden, ob nicht das Indogermanische mit irgend einer der andern festgestellten Sprachenfamilien näher verbunden werden kann. Die Forschungen nach dieser Richtung stehen trotz mannigfacher Bemühungen noch in den Anfängen, und es versteht sich von selbst, daß der Grad der Sicherheit der Vergleichung und die Anschaulichkeit des rekonstruierten Bildes immer geringer werden muß, je weiter man sich von den bezeugten Sprachstufen entfernt. Aber eines ist sicher: die weitere Verwandtschaft des Indogermanischen muß zunächst bei denjenigen nichtindogermanischen Sprachen gesucht werden, die, wie die indogermanischen, eine Deklination und Konjugation haben, d. h. bei den semitisch-hamitischen und den finnisch-ugrischen, und dabei sind wiederum die günstigsten Vergleichungsmöglichkeiten bei den semitischen und hamitischen Sprachen, bei denen allein die Überlieferung so weit zurückreicht wie bei den indogermanischen, ja sogar noch zwei bis drei Jahrtausende weiter (Babylonisch-Assyrisch und Ägyptisch). Aber auch ein Vergleich mit den heutigen hamitischen Sprachen, wie ihn soeben Carl Meinhof, der bekannte Erforscher der afrikanischen Sprachen, in seinem Buch »Die Entstehung flektierender Sprachen« [1]) durchführt, hat seinen besondern Vorteil: er liegt, so sonderbar es klingen mag, gerade darin, daß die »hamitische« Sprachfamilie sehr schwer abzugrenzen ist; denn die Schwierigkeit ist eben die, daß gerade in Bezug auf die Ausbildung einer »Flexion« die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten unter den afrikanischen Sprachen sich mannigfaltig kreuzen. Aus solchen Zwischenformen zwischen dem flektierenden und dem »anreihenden« Sprachbau darf man hoffen, Hinweise auf die Entstehung der Flexion zu bekommen. So faßt Meinhof seine Aufgabe auf.

Wohl ist er sich bewußt, daß diese Zwischenstufen im einzelnen Fall ebensowohl auf nachträglicher Mischung beruhen wie Übergang vom anreihenden zum flektierenden Typus sein können; aber keinesfalls kann alles als Mischung erklärt werden. Wir hätten also hier Beispiele vor uns, wie sich Flexion herausgebildet hat. Meinhof führt das durch an all den Eigenheiten, die die flektierenden Sprachen auszeichnen; es sind: 1. die Verwendung von Bildungsmitteln, die nicht als selbständige Wörter vorkommen (z. B. das *st* von deutsch *geh-st*), 2. die Veränderlichkeit des Wortstamms (z. B. der Vokalwechsel in deutsch *geben gib gab*), 3. die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung (z. B. deutsch *Schlucht — Schluchten, Kind — Kinder, Segel — Segel, Wand — Wände*), 4. das sog. grammatische Geschlecht (z. B. deutsch *der Tisch — die Bank — das Gestell*, wo der Wechsel des »Geschlechts« mit dem natürlichen Geschlecht nichts zu tun hat). Es ergibt sich also, daß in recht vielen Fällen die unselbständigen Formelemente der flektierenden Sprachen aus ursprünglich selbständigen entstanden sind. Bei den wortbildenden Elementen kennen wir das auch im Deutschen: die »Suffixe« *-heit, -schaft* und andere waren bekanntlich einst besondere Wörter. Aber bei den formenbildenden Elementen ist der Nachweis der Entstehung aus selbständigen Wörtern bisher nur in Ausnahmefällen gelungen — ein Beweis, wie alt die Flexion im Indogermanischen eben ist. Auf dem semitisch-hamitischen Gebiet gelingt das weit besser; z. B. die Vorsilbe *ja-* des arabischen *ja-qtulu* »er wird töten« ist im Somali, einer hamitisch-kuschitischen Sprache, das Wort für selbständiges »er«. Doch kommt es auch vor, daß Formelemente durch falsche Abtrennung aus einem Wortstamm entstehen, wie das auch in indogermanischen Sprachen belegt ist: unser Pluralsuffix *-er* war ursprünglich ein Bestandteil gewisser Stämme, und so scheint das Präfix *mu-* der Menschenklasse im Bantu aus dem Stamm *muntu* »Mensch« abgetrennt zu sein.

Besonders lesenswert ist auch das Kapitel über die Klasseneinteilung. Die Sprachen der Welt suchen der verwirrenden Fülle der Erfahrungs- und Denkdinge durch gruppenweise Zusammenfassung Herr zu werden. Dabei kreuzen und überschneiden sich die verschiedenen Einteilungsgrundsätze wie belebt — unbelebt, männlich — weiblich, groß — klein, stark — schwach, Mensch — Tier — Pflanze, angesehen — verachtet, in mannigfacher Weise; die drei »Geschlechter« des Deutschen, die grundsätzlich genau den indogermanischen Zustand fortsetzen und in höchst sonderbarer Weise die Gegensätze belebt — unbelebt (oder persönlich — sächlich) und männlich — weiblich mit einer heute nur noch schwer erkennbaren oder nachfühlbaren Einteilung der unbelebten Welt nach dem Vorbild der belebten verbinden, sind nur eine von vielen denkbaren und vorhandenen Mischungsweisen.

So bewährt sich wieder einmal der Satz, daß die Vergleichung mit näher oder entfernter Verwandtem das Verständnis für die Zustände der eigenen Sprache oder Sprachgruppe fördert. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Beziehungen des Indogermanischen zum Finnisch-Ugrischen in derselben Weise durchgeprüft würden. Daneben darf allerdings nicht vergessen werden, daß man immer wieder versuchen muß, noch auf einem andern Weg dem Ursprung der Flexion beizukommen, nämlich durch Rückschlüsse aus dem ältesten erschließbaren Zustand des Indogermanischen, besonders aus den Störungen innerhalb des Sprachbaus. Die Vergleiche, wie sie Meinhof zieht, geben nur die Möglichkeiten an, wie Flexion überhaupt entstehen kann (so ist auch der Titel seines Buchs zu verstehen); welche davon für die einzelnen Fälle anzunehmen ist, das muß sich aus der rückschließenden Forschungsart ergeben.

Prof. Dr. A. Debrunner, *Bern*

[1]) Berlin, Dietrich Reimer 1936. 108 S. Gr. 8°. 6 RM.

Einschlägige Literatur:

Die Entstehung flektierender Sprachen

Eine Untersuchung von

Carl Meinhof

Steif broschiert, Preis RM 6.—

Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen

herausgegeben von

Carl Meinhof

Band XXVII ist im Erscheinen. Jeder Jahresband (4 Hefte, die in dreimonatlichen Abständen erscheinen) kostet RM. 20.—, jedes Einzelheft RM. 6.—

DIETRICH REIMER VERLAG BERLIN

Digitized by Google

MUSIK

1.

Der musikalische Schaffensprozeß

Ein spezielles Schaffensbereich muß stets herausgegriffen werden, solange wir in den Anfängen exakter Forschung auf dem Gebiet des Schöpferischen stehen. Bahle wählt das der Musik und umgrenzt scharf: Psychologie der schöpferischen Erlebnis- und Antriebsformen. Seine adäquate Methode bringt die Erforschung des künstlerischen Schaffensvorganges zu fruchtbaren Ergebnissen: das Leistungsexperiment als Fernexperiment in Form der Aufgabestellung nach freier Wahl. Die Textkomposition verschafft uns Einblick in den Werkvorgang lebender Komponisten. 32 zeitgenössische Komponisten beteiligten sich an dem Experiment, das darin bestand: aus einer nach dichterischen, musikalischen und psychologischen Gesichtspunkten auserlesenen Gedichtsammlung ein beliebiges auszuwählen, zur gelegenen Zeit zu vertonen und ausführlich zu berichten, wie die Vertonung entstand. Es sind Gedichte von Dauthendey, Burte, M. Hausmann, Hesse usw. Beteiligt waren Komponisten, wie z. B. Hugo Hermann, Franz Philipp, Richard Strauß usw. Bedeutsam ist, daß diese Form des Experiments von den Komponisten mit Freude bejaht und ausgeführt wurde. Es waren die seelischen Vorgänge vom Durchlesen der Gedichte an bis zur fertigen Komposition zu beobachten und zu berichten. Die Berichte wurden ergänzt durch schriftliche Rückfragen und persönliche Unterredungen mit den Komponisten. Schließlich wurden die Ergebnisse erweitert an Hand autobiographischen Materials nicht mehr lebender großer Komponisten.

Bereits die Textwahl gibt interessante Aufschlüsse und Tendenzen des gesamten Schaffens. Ihr vorausgesetzt sind zwei Faktoren: Die musikalische Eignung des Textes und die erlebnisstiftende Wirkung. Das Schwergewicht liegt auf dem (außermusikalischen) Erlebnis. Zwei Erlebnisformen lassen sich psychologisch erfassen: Die außerkünstlerische und die künstlerisch tingierte. Das Erleben wird produktiv durch künstlerische Auswertung ursprünglich rein menschlicher, außerkünstlerischer Gefühlserlebnisse. Diese sind nicht nur anregende, sondern inhaltsbestimmende. Ihre zentrale Stellung im künstlerischen Schaffensprozeß ist bedingt durch die Tatsache, daß im einmaligen spezifisch-produktiven Erlebnis alle früheren Erlebnisse des Künstlers enthalten sind. —

Die Analyse der Gefühlserlebnisse leitet über zum Hauptstück des Buches, zur Betrachtung der Antriebe und Verlaufsformen großer Leistungen. Alle Stadien von der Angleichung an Vorbilder bis zum originalen Schaffen werden durchlaufen. Die vielseitige Beleuchtung von Einflüssen der Umgebung, der geopsychischen Momente, der Einsamkeit, der Jahreszeit usw. auf den Schaffensprozeß des Künstlers kann hier nicht wiedergegeben werden. Bahle arbeitet die schöpferische Lebensform des Musikers plastisch heraus, um schließlich im Vergleich zur psychiatrischen Genieforschung (Kretschmer) zu zeigen, daß schaffenspsychologisch, die häufig als krankhaft bezeichneten Eigenschaften der schöpferischen Persönlichkeit vom Schaffen organisch bedingt und notwendig bzw. vorwiegend psychökonomisch begründet sind.

Der Ausgangspunkt Bahles vom Schaffensprozeß und nicht von der schöpferischen Persönlichkeit oder dem Werk im engeren Sinne erweist sich als außerordentlich fruchtbar. Sind schon die schöpferischen Erlebnis- und Antriebsformen so unmittelbar und exakt erfaßt, so ist, wie sich zeigt, jene Basis geschaffen, auf der eine Analyse des Schaffensprozesses selbst von Erfolg sein wird. Von ihr läßt sich ohne weiteres eine Brücke schlagen zu den schöpferischen Bewußtseins- und Denkvorgängen. — Der Künstler schafft nicht aus dem Nichts, wie oft geglaubt wird. Es gibt kein autonomes, absolutes Musikschaffen. Die bewußte Arbeit wird auch vom Komponisten stets betont. Der Künstler baut zielbewußt auf dem überkommenen Kulturgut weiter, wobei häufig tief religiöse Wertverklammerungen eine ausschlaggebende Rolle spielen. —

Vorliegende Untersuchung wird auf Psychologie und Kunsttheorie nachhaltigen Einfluß ausüben. Methode und Ergebnisse sind derart, daß künftige Forschung auf diesem Gebiet ohne die Arbeit von Bahle nicht auskommen wird. Sie ist außerordentlich reich in der Entwicklung leistungsfähiger Vorstellungen und läßt die schöpferischen Persönlichkeiten unmittelbar und lebensnah zu uns reden, so daß, unabhängig vom wissenschaftlichen Ergebnis, Jeder tiefe Einsicht gewinnen wird, der sich für Fragen der großen Persönlichkeit allgemein, oder speziell für die Frage, wie kommt eine musikalische Komposition zustande, interessiert.

Dr. A. Neff

Der musikalische Schaffensprozeß Von Dr. phil. Dr. habil. Julius Bahle, Universität Jena. XV, 253 Seiten. (Verlag S. Hirzel, Leipzig 1936. RM. 6.—.

2.

Zwei Bücher zum Problem „Dichtung und Musik"

Karl-Joachim Krüger stellt in seinem Buche über Hofmannsthal und Strauß [1]) in methodisch neuer und außergewöhnlicher Weise den künstlerischen Weg Hofmannsthals dar. Richtung und Ziel der Entwicklung des Dichters ist vorgezeichnet durch das Ausgangsproblem, die Fragwürdigkeit des dichterischen Worts und seiner Möglichkeiten. Sie führt an den Rand der Kapitulation vor dem »arrheton« (im platonischen Sinne). Hier erfolgt nun die Lösung durch die Musik, die mit der Elektra beginnt und die erste Epoche gemeinsamer Arbeit (Rosenkavalier, Ariadne, Josephslegende, Frau ohne Schatten) einleitet. Von hier aus, durch die Lösung des Wortproblems von der Musik her, gelingt Hofmannsthal dann die selbständige Befreiung in den nurdichterischen Werken der Reife, auf die eine zweite Reihe gemeinsamer Wort-Ton-Kunstwerke folgt, die die nun selbständig gefundene Lösung in der wiederum kooperativen Leistung verwertet (Ägyptische Helena, Arabella). In Krügers Buch wird in stetig fortschreitenden glänzenden Analysen, die für die Erkenntnis der Straußschen Entwicklung fast ebenso ergiebig sind wie für die Hofmannsthals, die Gesamtdeutung einer dichterischen Schöpferpersönlichkeit aus der Berührung der künstlerischen Sphären heraus vollzogen. Das Verständnis für die Bedeutung dieser Berührung und ihre außergewöhnliche Wirkung ergibt sich zwanglos aus der sorgfältigen Ausnutzung der interpretatorischen Möglichkeiten eines festen und unumstrittenen Tatbestandes, die zu gesicherten Ergebnissen führt. Das ist von dem andern Werke leider nicht zu sagen. Arnold Scherings umfangreiches Buch »Beethoven und die Dichtung« [2]), das an reichstem neuem Materiale die umstrittene Theorie des Musikhistorikers entwickelt, ist auch in der Behandlung des Dichtung-Musik-Problems wesentlich künstlicher und schwieriger. Scherings Theorie, nach seinen bisherigen Schriften schon bekannt, ist kurz folgende: Beethoven habe die Anregung zu seinen Schöpfungen dichterischen Werken oder Werkteilen zu verdanken, und die Herkunft und Ableitung der musikalischen Erfindung lasse sich nach einmal gefundenem »Schlüssel« mit Deutlichkeit aus der Komposition ablesen, die dadurch eine neue und sozusagen authentische Auslegung erfahre. Das neue Buch fügt dieser Auffassung im Theoretischen nichts Wesentliches hinzu, sie wird noch einmal aufs genaueste dargestellt und dann an zahlreichen neuen Beispielen in Anwendung gebracht. Den völlig hypothetischen Charakter der Grundidee dieser Deutungsversuche vermögen die historischen Belege nicht zu ändern, die die Einleitung des Buchs zu erbringen versucht: sie beweisen nichts. Als einer bloßen Hypothese aber bleibt der Theorie Scherings entgegenzuhalten: sie vergewaltigt den Geist der Musik, denn sie greift letztlich ihre Eigengesetzlichkeit an. Sie verstößt gegen das Grundgesetz, daß die Konzeption eines Kunstwerks (die nicht mit der künstlerischen Anregung zu verwechseln ist) für den Dichter im Dichterischen, für den Musiker im Musikalischen liegen muß. Das Dichtung-Musik-Problem ist durch diesen Angriff auf die Eigengesetze der Musik entweder in seinem Wesen verändert, weil der eine Träger der Begriffsverknüpfung in seiner Natur angetastet wird, die beiden Sphären keine Gegenüberstellung, sondern unleidliche Vermischung erfahren, oder eigentlich als Fragestellung hinausgeschoben, da zu unmißverständlicher Erörterung eine neue Einigung über den Musikbegriff vorausgehen muß. Das Problem »Dichtung und Musik« im eigentlichen Sinne ist so nur von Krügers, nicht von Scherings Buch gefördert. Denn es hat die Treffpunkte der beiden Künste als autonomer Sphären aufzusuchen, um ihre Beziehungen zu klären, nicht um ihre Grenzen zu stürzen.

Dr. W. Baumgart

Berlin

[1]) Karl-Joachim Krüger, Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauß. Versuch einer Deutung des künstlerischen Weges Hugo von Hofmannsthals. (Neue Deutsche Forschungen, Abt. Neuere Deutsche Literaturgesch. Bd. 3.) Berlin 1935, Junker & Dünnhaupt. 276 S., 8 S. Noten. Brosch. RM. 10.—.
[2]) Arnold Schering, Beethoven und die Dichtung. Mit einer Einleitung zur Geschichte und Ästhetik der Beethovendeutung. (Neue Deutsche Forschungen, Abt. Musikwissenschaft, Bd. 3.) Berlin 1936, Junker & Dünnhaupt. 620 S. Brosch. RM. 16.—, Ln. RM. 18.—.

3.

Eine deutsche Musikgeschichte

In der Reihe unserer musikgeschichtlichen Darstellungen fehlte es bislang an einer, die sich vornehmlich an den großen Kreis musikinteressierter, gebildeter Laien wendet. Hier hat Hans Mersmann vor etwa Jahresfrist mit seiner »Deutschen Musikgeschichte« Abhilfe geschaffen.

Gegenstand des Buches ist die deutsche Musik, in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungsformen. Beginnend bei den Anfängen germanischer Musikübung umfaßt die Darstellung den ganzen Zeitraum der Entwicklung durch den Lauf der Jahrhunderte bis zur Gegenwart. Daß darüber hinaus gewisse Perioden des außerdeutschen Musikgeschehens einbezogen werden müssen, ergibt sich aus der Eigenart der Situation einer nationalen Kunstgeschichte. Bei solcher Reichheit des zu betrachtenden Materials steht die Gefahr nahe, in philologisch-stilkritische Einzelheiten abzusinken, oder aber — zumal bei einem Laienbuch — sich auf das Aufzeigen von reinen Entwicklungszusammenhängen zu beschränken. Diese Gefahr bannt der Verfasser durch die Art und Weise, in der er Geschichte sieht und darstellt — und gerade das bestimmt den Wert seines Buches.

Ausschlaggebend für die hier angewandte Art der Geschichtsbetrachtung ist die — für die Musikwissenschaft ja nicht neue — Erkenntnis, daß die rein ästhetische Zugangsweise (des 19. Jahrhunderts) zur Musik und die damit verbundene Distanzierung der Kunst vom Leben dem weitaus größten Teil der abendländischen Musikgeschichte nicht gerecht wird, daß Musik — und damit alles Musikalische — primär aus direktem Lebenszusammenhang heraus zu begreifen ist. Eine ihr immanente bestimmte Entwicklungsgesetzlichkeit, die sie in ihrer Eigenart von den anderen Künsten sondert, vorausgesetzt, wird Musik als ein Teil und Problem in der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes und Lebens gesehen. Dazu müssen die geistesgeschichtlichen, soziologischen,

Digitized by Google

wirtschaftlichen Hintergründe aufgezeigt werden, die vielfachen Strömungen der Zeit, aus denen erst sich der Rahmen für Erfassen und Verstehen sowohl des Kunstwerks und Künstlers wie des gesamten musikalischen Lebens einer Zeit überhaupt ergibt: die Musikanschauung dieser Zeit. Komposition und Schöpfer stehen deshalb niemals allein im Mittelpunkt, sondern von gleicher Bedeutung sind die jeweiligen Formen des Musizierens und Hörens, der Musikpflege — sei sie höfisch oder bürgerlich —, »ist der Gegensatz einer Musik als Gemeinschaftsausdruck oder als individuelle Auseinandersetzung«.

Auf dieser Basis hat Mersmann ein vorzügliches, in seiner Vielfarbigkeit (Abbildungen, Musikbeispiele, Literaturangaben) immer lebendiges Buch für den Musikfreund geschrieben. Die Form, in der der Verfasser eine moderne wissenschaftliche Betrachtungsweise der volkstümlichen Darstellung nutzbar macht — hier liegt der Hauptwert des Buches — vermag auch den Fachmann zu interessieren.

Bei dem in Geschichts-, Literatur- und Kunstwissenschaften gegenwärtigen Interesse für das Erfassen von Nationalcharakteren im Historischen stößt das Buch in seiner Bestimmung als nationale Musikgeschichte auf besondere Aktualität. Die Frage nach dem Phänomen des National-Konstanten innerhalb der betrachteten Geschichtsverläufe muß also auch hier gestellt werden, als Frage nach dem spezifisch deutschen im Musikgeschehen der verschiedenen Zeiten und (darüber hinaus) nach der strukturellen Eigenart der deutschen Geschichte. Leider unterbleibt dies — trotz verschiedener Anläufe dazu (s. d. Ausführungen über »Volkslied«, Deutsche Polyphonie des 16. Jahrhunderts«, »Barock« usw.); eine Zusammenfassung angedeuteter Wesenszüge wird nicht versucht. — Stößt auch eine Bemühung um das Wesen des Nationalen in der Kunst letztlich auf ein im tiefsten Kern Irrationales, der Begrifflichkeit Abgewandtes, so bliebe doch eine dahingehende Erweiterung des Mersmannschen Buches unbedingt wünschenswert. Sie vermöchte Bedeutung und Interesse, die ihm auf seinem bisherigen Wege erzeigt wurden, nur zu intensivieren.

Knud Andersson

Hans Mersmann: Eine deutsche Musikgeschichte RM. 7.80, Berlin, Sanssouci-Verlag.

4.

Die großen Meister der Musik

Die Reihe »Die großen Meister der Musik«, mit der die akademische Verlagsgesellschaft Athenaion ihre verlegerischen Großtaten fortsetzt, empfiehlt sich durch mehrere Vorzüge, als deren wichtigste zwei erscheinen. Einmal ist das reichlich beigegebene Bildmaterial geeignet, die Biographie zu vertiefen: es läßt den Raum, in dem sich das Leben abspielt, und die es bewegenden Kräfte lebendig werden. So enthält beispielsweise der Verdi-Band als erste Tafel eine wunderbare Reproduktion (die hohe Qualität der Aufnahmen ist durchweg gewahrt) des bekannten Altersbildnisses Verdis aus der Casa di Riposo in Mailand. Man ertappt sich dabei, das Bild zum erstenmal genau zu betrachten. Denn wie hätte man sonst nicht schon längst bemerken sollen, daß der dichtbehaarte Bauernschädel so gar nichts von einem italienischen Künstler an sich hat! Aber die größte Überraschung bleiben doch die blauen Augen! Wenn man sich im Geist daneben Puccinis Kopf vorstellt, so wird der Unterschied blitzartig klar: Puccini ist schon rein äußerlich Vertreter italienischen Musikertums, Verdi steht in nordsüdlicher Synthese, nicht umsonst zog es ihn immer wieder zu Shakespeare und Schiller. Mit Recht ist das aufschlußreiche Bild an den Anfang des Bandes gestellt. Der zweite Vorzug betrifft die zahlreichen Notenbeigaben, die das im Text Ausgeführte belegen und dem Leser jederzeit eine Nachprüfung gestatten, ja ihn geradezu dazu zwingen. Die Beispiele sind sämtlich gut gewählt, und es gehört zur grundsätzlichen Anlage der »Großen Meister«, vergleichende Stilbeispiele im Notenbild zu geben, die dann mit wenig Worten erläutert werden können. Im Beethoven-Band etwa wird die verschiedene Behandlung des gleichen Vorganges (harmonisierte Tonwiederholung) bei einem romantischen und einem klassischen Meister im Notenbild vergegenwärtigt: neben den Anfang des 2. Satzes aus Schuberts a moll-Sonate op. 42 wird der Anfang des Allegretto aus Beethovens 7. Sinfonie gestellt. Oder die durchgehende Einheitlichkeit bestimmter Melodietypen Verdis wird greifbar deutlich, wenn entsprechende Notenbeispiele aus »Ernani«, »Macbeth« und »Traviata« nebeneinander abgedruckt werden. Ein solches Verfahren (für das hier willkürlich einige Beispiele herausgegriffen wurden) kommt nicht nur der betreffenden Biographie zugute, sondern erzieht das Stilempfinden des Lesers. Auch die Faksimile-Beilagen sind sehr lehrreich.

Die Werkdarstellungen sind so angelegt, daß eingehende Einzelanalysen geboten werden. Gerade für die Musikwissenschaft muß heute der Satz gelten, daß mit allgemeinen Urteilen nichts gewonnen wird. Auch in den Kunstwissenschaften muß — wenn auch nicht more geometrico — »bewiesen« werden können. Die mir vorliegenden Bände zeigen ein vorsichtiges induktives Verfahren, das zum Schluß eine Zusammenfassung ermöglicht und darauf hinausläuft, dem betreffenden Meister seinen Platz im Gesamtverlauf der Musik- und darüber hinaus der Geistesgeschichte anzuweisen. Die Bände sind ebenso wissenschaftlich einwandfrei gearbeitet wie auch für den Liebhaber verständlich und anregend geschrieben. Eine Bibliographie erhöht die Brauchbarkeit, und ebenso sind die durchlaufenden Seiten-Überschriften nützlich. Die Musikfreunde haben also allen Anlaß, dem Verlag und dem Herausgeber der Sammlung, Prof. Ernst Bücken, aufrichtig dankbar zu sein.

Nach diesem grundsätzlich Gesagten seien noch einige Bemerkungen zu den mir vorliegenden Einzelbänden gemacht. Der Herausgeber des Ganzen, Ernst Bücken, hat den Beethoven-Band übernommen. Im gegenwärtigen Zeitpunkt interessiert bei einem Beethoven-Buch am stärksten die Stellung des Vf. zu der Frage von der programmatischen Gebundenheit der Beethovenschen Musik. Bücken verneint diese Frage entschieden. Daß diese Problemstellung allerdings eine echte Frage ist und keine aus der Luft geholte Absurdität, wie man heute manchmal doch allzu leicht anzunehmen bereit ist, bekommt man auch bei Bücken zu spüren. So sehr er sich auch sträubt, Beethoven nach Art der Deutungen E. Th. A. Hoffmanns und Wagners zu den Romantikern zu zählen, so sehr muß er doch auf der anderen Seite bekennen, daß Beethoven nicht schlechthin zu den Klassikern gezogen werden kann. Bücken gelangt zu folgendem Ausweg: »Die Wendung des späten Meisters, der weder rückschauen noch sich romantisieren wollte, mußte demnach notwendig nach Innen gehen. Es erfolgte dabei keine Änderung der Richtung, kein Stilbruch, sondern nur die Verwandlung einer allgemein stilistischen in eine personalstilistische Situation des Schaffens«. Man sieht: eine eigentliche »Lösung« des Problems bietet Bücken nicht, weil sie eben nicht geboten werden kann. Wie alle Künstler, die an einem entscheidenden Wendepunkt ihrer Kunst in die Entwicklung eingreifen, zeigt Beethoven ein Doppelgesicht: er ist sowohl Erfüller der klassischen Formen wie Künder einer neuen, die einmal die romantische genannt werden sollte. Es kann nicht bezweifelt werden, daß Beethoven nicht die Einheitlichkeit der künstlerischen Erscheinung aufweist wie etwa Mozart hier und Schubert dort. 'Leonore III' und 'Coriolan' (um Weniges für Vieles zu nennen) sind »sinfonische Dichtungen«, man darf bei diesem Begriff nur nicht gleich an »Illustrationsmusik« denken, obwohl sogar diese bei Beethoven nicht fehlt...

Persönlichkeit und Werk Haydns stellt Dr. Karl Geiringer dar. Er führt Haydns Schaffen nicht in chronologischer Reihenfolge vor, sondern nach Gattungen geordnet. Das bietet den großen Vorteil, daß man wirklich einmal das Werden verfolgen kann. Es ist ein ganz besonderer Genuß, unter der Führung eines so hervorragenden Kenners, wie es der Vf. ist, die 104(!) Sinfonien in großen Zügen an sich vorüberziehen zu lassen. Ebenso bei den Streichquartetten, nur liegen hier nicht aus jeder Epoche Werke vor. Man wird Zeuge dessen, wie Haydn im Erbe der Vorfahren so lange wurzelt, wie es seinem inneren Wesen gemäß ist, wie er sich dann löst, um sich von seinen Londoner Jahren ab Beethoven in einem Maße zu nähern, das deutlich werden läßt, wie auch er von den neuen Idealen der kommenden Musik berührt wird. Haydn überlebt eben Mozart um fast zwei Jahrzehnte! Besonders einsichtsvoll handelt Geiringer von dem merkwürdigen Versagen Haydns auf dem Gebiet des Instrumentalkonzertes. Er führt es auf Haydns demokratische Kunstauffassung zurück, die keine Bevorzugung eines einzelnen Instrumentes zuläßt, und auf die Abwesenheit jeglicher virtuosenhafter Brillanz bei Haydn. Beide Momente dürften auch die Hauptursachen für Haydns Popularität in England sein.

Aus der Welt der klassischen Instrumentalmusik führt der von Dr. Herbert Gerigk besorgte Verdi-Band in die Opernwelt des 19. Jahrhunderts. Für uns Deutsche beginnt Verdis Schaffen im allgemeinen mit 'Rigoletto', dem — 17. Werk Verdis! Mit Recht nimmt in der Darstellung Gerigks der »unbekannte« frühe Verdi einen breiten Raum ein. Die drei Hauptstationen dieser Epoche sind 'Ernani', 'Luisa Miller' und 'Macbeth'. In 'Ernani' ist bereits der ganze Verdi vorhanden, und doch muß das Werk heute als tot gelten. Eine große kunstwissenschaftliche Leistung, die nicht nur die Verdi-Forschung fördern würde, wäre vollbracht, wenn es nachzuweisen gelänge, welche Umformung der im 'Ernani' schon sämtlich enthaltenen Verdischen Kunstmittel nötig war, um sie zu ihrer großen Wirkung kommen zu lassen. 'Luisa Miller' (soeben in Mannheim wieder

Joh. Seb. Bach

Der Meister und sein Werk

von

Prof. Dr. Wilibald Gurlitt

Mit einem Bildnis Bachs. 80 Seiten, Kaschurbd. RM 1.80

Das Bild Bachs wird in diesem Büchlein des Freiburger Ordinarius der Musikwissenschaft ebenso vom Musikalisch-Künstlerischen wie vom Geistig-Geschichtlichen und vom Religiösen her gestaltet. Man vergleiche die Würdigung des Buches auf der gegenüberstehenden Seite.

Im Furche-Verlag, Berlin.

Digitized by Google

mit größtem Erfolge aufgeführt) harrt noch immer der deutschen Bühne, die sie entscheidend bereichern könnte. 'Sizilianische Vesper' verdiente m. E. eine breitere Darstellung, 'Don Carlos' scheint mir, wie auch anderswo häufig, etwas überschätzt. Er ist entwicklungsgeschichtlich bedeutsam, an tatsächlicher Substanz nicht allzu reich, als wirklich großen Verdi-Stil kann ich nur Philipps Monolog ansehen, selbst die beliebten Eboli-Arien hat Verdi früher und später weit übertroffen. Besonders zu begrüßen sind Gerigks Ausführungen über Verdis Opernbücher, die den großen Vorzug haben: sie veranlaßten Verdi zu seiner Musik...

Alles in allem gesehen, erscheinen mir die drei vorliegenden Bände in ihrer Verarbeitung der bisherigen Forschung und gleichzeitig selbständigen Stellungnahme als das Beste, was es heute in dieser Vollständigkeit über die betreffenden Gegenstände gibt. Bisher erschienen 12 Monographieen, sie betreffen außer den eben behandelten Meistern Bach, Händel, Mozart, Schubert, Weber, Wagner, Bruckner, Reger und Richard Strauß.

Dr. Karl-J. Krüger

5.

Johann Sebastian Bach

Die vorliegende Veröffentlichung aus der Feder des Freiburger Ordinarius für Musikwissenschaft bringt in glücklicher Weise eine eigene und eigenartige, knappe, dabei bewundernswert klare und plastische Schau jenes Ganzen, das durch den Namen »Bach« wie durch einen Begriff zusammengeschlossen wird. Geboren aus der liebevollen Versenkung, die den Verfasser der Darstellungen über Johannes Walter, Michael Prätorius und Heinrich Schütz verrät, ist die Schrift auch und gerade für den Nichtfachmann sehr gut zugänglich, ohne dabei an wissenschaftlicher Höhenlage einzubüßen.

Gurlitt umreißt Bachs Gestalt und Werk als verwurzelt in der Heimatwelt des ost-mitteldeutschen Raums, der Glaubenswelt der evangelisch-lutherischen Kirche und der Berufswelt des stadtbürgerlichen »musicus instrumentalis«. Eisenach, die Wartburg, Luther, leuchten hinein in die Welt Bachs, in der die Musik Soli Deo Gloria geübt wird. So ist Bach in seiner ganzen Lebenshaltung, in Werk und Wort orthodoxer Lutheraner, wobei das Wort »orthodox« nicht eine starre Engstirnigkeit bedeutet, sondern eine freie Bindung an die Objektivität des göttlichen Wortes, die zum Verlangen nach einer »regulierten Kirchenmusik zu Gottes Ehren« führt. Solche regulierte Kirchenmusik ist zugleich »Spiegel göttlicher Ordnung, Vorgeschmack der himmlischen Harmonie« (wie es Andreas Werckmeister 1691 ausdrückt). Sie muß gefühlsbetonte Texte und Empfindungslieder ablehnen, sie ist gebunden durch den Choral, den cantus firmus, der, parallel mit Bachs Lebensentwicklung, mehr und mehr in den Vordergrund seiner Werke tritt; sie ist zusammengehalten durch eine Vertonung aus der Textganzheit, nicht dem Einzelaffekt heraus. Aus solcher innersten Glaubenshaltung heraus mündet Bachs Leben in das Amt des Kantors; sein Entschluß, sich ganz an die Kirche zu binden, ist gewissensmäßig bedingt. Er tritt damit in die Reihe der großen protestantischen Kantoren wie Kuhnau, Schein, Calvisius, seiner Amtsvorgänger, und wie Buxtehude, Schütz, Prätorius und Johannes Walter. Die ungeheure Spannweite seiner Kunst umfaßt ihrer aller Erbe und reicht in dem Spätwerk der kanonischen Veränderungen über »Vom Himmel hoch« zurück bis zum gotischen Organum, ein Sinnbild des Christenlebens aus der Gegenspannung von Zeit und Ewigkeit. Freilich umfaßt der Weg Bachs bis zur letzten Herauskristallisierung dieses seines Wesenskernes alle jene Grenz- und Randmöglichkeiten, die dem Genius gegeben sind. Der Lebensweg, der vom Organisten über den Kapellmeister zum Kantor führt, umschließt auch den »glückseligen Musikus« Bach, jenen, der nicht nur zu Gottes Ehre, sondern auch zur »Recreation des Gemüts« musiziert, ebenso wie den Meister höfischer Gesellschaftskunst, wie sie in den »Brandenburgischen Konzerten« sich dartut, und jenen anderen, den Mystiker, den eschatologischen Bach, den Bach der Himmelssehnsucht und des Karfreitags, und schließlich den großen Zahlenmystiker, dessen Passacaglia nach streng zahlenmäßigen, proportionalen Verhältnissen gebaut ist, den Zeitgenossen eines Leibniz, der Musik definierte als »exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi«.

In ihrer ganzen Universalität läßt Gurlitt Bachs Gestalt und sein Werk lebendig werden. Nicht schöner und zwingender konnte er seine ganze Darstellung zusammenfassen, als wenn er zum Schluß Bachs Werk und Vermächtnis vergleicht mit »dem Barockgeist jenes weitgespannten, unerhört kühnen Kuppelbaues der 1734 vollendeten Frauenkirche in Dresden, in dem George Bähr, der Großmeister protestantischer Kirchenbaukunst, dem Glaubenbekenntnis der evangelischen Gemeinde überzeugenden Ausdruck verliehen hat.« Jener Bau und Bachs Werk erhalten gleichermaßen Sinn und Erfüllung aus dem Soli Deo Gloria, das Bach an den Schluß seiner Werke setzt. Bachs Werk bis ins einzelste in seinen musikalischen und geschichtlichen Bedingungen aus diesem ganzheitlichen Sinn erhellen und aufleuchten zu lassen, ist das hohe und bedeutende Verdienst der Gurlittschen Schrift.

Dr. H.

Willibald Gurlitt, Johann Sebastian Bach, der Meister und sein Werk. Furche-Verlag, Berlin 1936. RM. 1.80.

6.

Busonis Briefe

Unter den Künstlerpersönlichkeiten, die an der Wende dieses Jahrhunderts zu geistiger Führerschaft berufen waren, steht der Musiker Ferruccio Busoni in vorderster Reihe. Obwohl selbst noch verstrickt in die Problematik einer Zeit, deren schöpferische Kräfte von der Auseinandersetzung mit dem vielfältig aufgespaltenen Erbe der Romantik stark absorbiert waren, erhebt sich dieser freie und umfassende Geist im Zenit seines Schaffens zur Höhe und Universalität einer künstlerischen Schau, die nicht nur die Forderungen der eigenen Zeit klar erkannte, sondern ebenso bestimmt einer kommenden neuen Musik die Wege wies. Erst jetzt, zwölf Jahre nach Busonis Tod, beginnt die Erkenntnis sich allgemein durchzusetzen, in welch hohem Maß das Persönliche seiner eigenen — und wahrlich reichen — Entwicklung als Mensch und als Künstler eingebettet ist in einen Strom von geistigen Kräften, die das Bild heutiger Musik typisch bestimmen.

Als Sohn eines Italienesr und einer Deutschen ist Busoni national nicht eindeutig festzulegen. Schon darin liegt ein Besonderes seiner Stellung am Ende einer Epoche, die das Nationale in der Musik als selbständigen Wert ausgebildet hatte, darüber aber gerade damals die Fühlung mit dem großen allgemeinen Wachstum der Kunst zu verlieren drohte. Als der »bedeutendste Klavierspieler seit Liszt« hat Busoni die Länder der alten und neuen Welt nicht nur als Virtuose bereist, er hat ihr geistiges Leben in sich aufgenommen und zu einer ganz persönlichen Geistigkeit, zu einem wahrhaft übernationalen Kulturbewußtsein in sich verschmolzen und reflektiert. So ist seine Wirkung als die eines großen Anregers überall stark gewesen. Sie darf in Deutschland, das ihm als das Land eines Bach, Mozart, Beethoven, eines Hölderlin, Goethe, E. T. A. Hoffmann Wahlheimat und im engeren Sinn geistiger Nährboden wurde, als besonders verpflichtend empfunden werden. Endgültig Wurzel zu schlagen, ist Busoni freilich versagt geblieben. Die Gefahr, in abstrakten Spekulationen über eine »Neue Ästhetik der Tonkunst« die Erfüllungen zu suchen, die ihm seine Zeit oder seine eigene Natur verwehrten, war für ihn besonders groß. Doch immer wieder hat er in einer schöpferischen Unruhe, die, jeden Augenblick bereit, die Brücken hinter sich abzubrechen, beim einmal Erreichten nicht stehen blieb und ständig zu neuen Ufern strebte, die polaren Spannungen seines Wesens produktiv werden lassen. Was ihm als Ideal einer »Jungen Klassizität« vorschwebte: Klarheit und Festigkeit der Form bei wesensvoller Sparsamkeit und absoluter Beherrschung der Mittel, die Befreiung der Melodie, die Überwindung der Schwere, des »psychologischen« Klangs; ferner die reine Musikoper, die, »an das alte Mysterium wieder anknüpfend, zu einer unalltäglichen, halbreligiösen, erhabenen, dabei anregenden und unterhaltsamen Zeremonie sich gestalten« solle; schließlich die »Einheit der Musik« im Sinne einer reinen, menschlich erfüllten, aus sich selbst deutkräftigen Kunst — er hat es selbst vorgelebt und in einer Reihe von Werken wesentlich vollzogen.

Der Drang ins Unbegrenzte hat Busoni in einsame Höhen geführt. Aber sie sind erwärmt vom Strahl eines großen und reinen Menschentums, das sein Leben und Wirken über alle ästhetische, geistesgeschichtliche und kulturpolitische Wertsetzung hinaus zum verpflichtenden Vermächtnis erhebt. Das bezeugen aufs eindringlichste auch die vor kurzem veröffentlichten Briefe Busonis an seine Frau, die Friedrich Schnapp taktvoll und umsichtig herausgegeben und Willi Schuh mit einer feinsinnigen Würdigung des Meisters unterbaut hat. Es sind nicht schlechthin Briefe des Mannes an die Gattin, die Mutter seiner beiden Söhne, die Vertraute seines einzigartigen geistigen Ringens. Es sind nicht nur glänzende Schilderungen eines reich erfüllten äußeren und inneren Künstlerlebens, das durch die »große Welt« führt, von fesselnden Begegnungen mit hervorragenden Menschen und Kunstwerken, mit Landschaften, mit Problemen aller Art zu berichten weiß. Das Gesehene und Erlebte verdichtet sich vielmehr in der Wesensschau dieses überragenden und universalen Geistes, der die Sensibilität des Musikers mit der lebhaften Auffassungsgabe des Malers und dem kritisch geschärften Gewissen des Kulturphilosophen verband, zu einem Zeitbild von letzter Schärfe und Klarheit, reflektiert durch das wache Bewußtsein des schöpferischen Menschen, der gerade aus der klaren Erkenntnis seines Standortes die Kraft zum Werk, die Verantwortlichkeit seines Handelns gewann. So besitzt dieser Briefwechsel nicht nur für den Musiker, sondern für jeden, der sich mit der geistesgeschichtlichen Situation an der Jahrhundertwende auseinanderzusetzen hat, dokumentarischen Wert.

Heinz Joachim

Berlin

Busoni: Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Friedrich Schnapp. Mit einem Vorwort von Willi Schuh. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig 1935. 432 Seiten. Broschiert RM. 4.—, Leinen RM. 5.60.

Prof. Dr. Arnold Schering

Beethoven und die Dichtung

Mit einer Einleitung zur Geschichte und Ästhetik der Beethovendeutung

620 S., mit zahlreichen Notenbeispielen und einem Faksimile, br. RM 16.—, Lein. 18.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Friedrich Gustav Arvelius

ein Erzieher des estnischen Volkes

Seit 1918 hat das estnische Volk sein Geschick in die eigenen Hände genommen. Es hat seitdem an Versuchen von estnischer Seite nicht gefehlt, die »Fremdherrschaft«, ob deutscher, schwedischer oder russischer Art, nachträglich als ein allzu hartes Joch abzuwerfen. Indessen ist dies Bestreben für den Historiker zwar erklärlich, wird aber diesen doch nicht von dem Bestreben ablenken, den Quellen geistlicher wie wirtschaftlicher Erziehung des estnischen Volkes nachzuspüren. Die Untersuchung wird sich in unserem Falle auf eine Gesellschaftsklasse, die Geistlichkeit als Träger der Bildung — und speziell auf den Sohn eines estländischen Pfarrhauses als Erzieher des estnischen Volkes zu erstrecken haben.

Friedrich Gustav Arvelius stammt aus dem Pfarrhause Maholm (estnisch Viru-Nigula) in Wierland (Ost-Estland).

Als Sproß des Pfarrhauses hatte er in seinen Kinderjahren Gelegenheit genug gehabt, mit dem estnischen Landvolk, seinen Leistungen und seinen Nöten vertraut zu werden. Den ersten Unterricht erhielt er zuhause, dann aber schickte ihn sein Vater nach Reval, wo er die obersten Klassen der altehrwürdigen deutschen Ritter- und Domschule besuchte. Der junge Friedrich Gustav Arvelius ist scheinbar schon in jungen Jahren von sozialen wie von künstlerischen Interessen bewegt worden: beides im Sinne der Aufklärung, und ganz besonders in dem Herders.

Es ist nun gewiß ein Beweis für den weiten Blick des Vaters, daß er seinen Sohn nach Beendigung des Gymnasiums nicht nach einer der bisher von den Balten bevorzugten deutschen Hochschulen, sondern nach Leipzig schickte. Das »Klein-Paris«, das seine Leute bildete, wird in mancher Beziehung vorteilhafter auf den jungen Arvelius eingewirkt haben, als etwa eine kleine norddeutsche Universität. In seinem poetischen Empfinden aber steht er den »Stürmern und Drängern« Göttingens näher. Im Mythologischen steht die nordische Götterwelt deutlich im Vordergrunde. Seine Dichtkunst ist ferner gleich den Göttinger Sängern auf den »Barden«-Ton gestimmt. Er selbst nennt sich als Dichter »Sembard«, nach einem kleinen Flüßchen, dem Semschen Bache, der das väterliche Kirchspiel Maholm durchfließt.

Aber der rauhe Norden ließ für einen tätig im Leben Stehenden träumerisches Versinken in nordischem Nebel nicht zu. Mit den Nöten und Eigenheiten des estnischen Volkes wie der deutschen Bevölkerung in Estland wurde der junge Arvelius aufs genaueste bekannt, als er nach seiner Rückkehr aus Leipzig, wo er 4 Jahre lang Sprachen und Literatur studiert hatte, fast 14 Jahre lang als Hauslehrer in deutschen adligen Häusern auf dem Lande wirkte. Durch seine Tätigkeit gewann er Beziehungen, die später auch für die Begründung einer Familie von ausschlaggebender Bedeutung wurden.

In diese Zeit fällt auch die Tätigkeit August v. Kotzebues in Estland. In der deutschen Literaturgeschichte nimmt Kotzebue als nicht immer rühmlicher Gegenspieler eines Goethe und Schiller eine recht zweifelhafte Stellung ein. Sein Wirken in Estland muß mit anderem Maßstabe gemessen werden.

In der Geistesgeschichte des baltischen Landes ist Kotzebue vor allem der Begründer des ersten deutschen Theaters. Aus kunstverständigen Liebhabern schuf er eine Schauspielertruppe, für die er in erster Linie selbst das Repertoire durch seine überaus reiche Bühnen-Schriftstellerei beschaffte.

Im Kreise Kotzebues fand Friedrich Gustav Arvelius gleichgestimmte Seelen. Kotzebue hatte, noch bevor das neue Theater in der Breitstraße zu Reval dastand, anregend auch schon als Begründer von literarischen Zeitschriften in Estland gewirkt. An seiner »Zeitschrift für Geist und Herz« haben Arvelius sowohl wie sein jüngerer Bruder Martin Heinrich als Mitarbeiter regen Anteil genommen, ebenso wie an Lenzens »Livländischer Lesebibliothek« — Zeitschriften, denen meist nur eine kurze Lebensdauer beschieden war. Er wurde der gewiß berufene Darsteller der »Geschichte des deutschen Liebhaber-Theaters«, die in Lenz' »Livl. Lesebibliothek« erschien.

Zu Ende des Jahrhunderts, noch bevor er das Amt des Gymnasiallehrers am Revaler Gymnasium antrat (1790), haben seine Abhandlungen sich allgemein-kulturellen Themen zugewandt, die seinen weiten Blick bekunden. Er schrieb die Abhandlungen »Von gesellschaftlichen Gesprächen über politische Gegenstände (1793)«, »Gedanken über eine zweckmäßige, für die Zukunft nützliche Anwendung der Erholungsstunden der Jugend (um 1799)«, »Gedanken über unsere neuesten Aufklärer und Toleranz-Prediger«; vor allem aber über estnische Sprache und in estnischer Sprache.

Im von der estnischen Akademischen Historischen Gesellschaft herausgegebenen »Historisch-Biographischen Lexikon« heißt es von ihm: »Er ist der erste gewesen, der das estnische Volk mit geistlicher Literatur beschenkte. Er hat anderen ein gutes Beispiel gegeben. Durch ihn hat sich die aufblühende estnische Literatur entwickeln können.«

Die 1792 erschienene Schrift »Über die Kultur der estnischen Sprache« ist ein erstmaliger Versuch, in das Wesen einer noch völlig unentwickelten Sprache, wie es damals das Estnische war, einzudringen und Richtlinien für ihre Entwicklung aufzustellen. Ein heutiger Linguist würde diese Abhandlung für technisch recht kindlich halten müssen; immerhin aber ist in ihr Geist vom Geiste der Aufklärung — philosophischer Geist inmitten rauhster und plattester Alltäglichkeit. Damals war ja das Wort »estnisch« noch nicht im Gebrauch. Die Bauern nannten ihre Sprache »maa keel«, »Landessprache«, sich selbst »maa rahvas«, »Landvolk«; erst im Zeitalter des nationalen Erwachens der Ersten vor etwa 70 Jahren kam die Bezeichnung »estnisch« als nationale auf.

Wenn Arvelius in diesem Programm als Resultat seiner Betrachtungen zusammenfaßt, daß »dem Redner und Schriftsteller kein anderer Weg zur Kultur der estnischen Sprache übrig bleibt, als der, nach allgemeinen vernünftigen Sprachregeln und nach der Analogie fehlerhafte Wortfügungen, Ableitungen und Bindungen alter Wörter zu verdrängen, an deren Stelle richtigere der Sprache aufzudringen und im Notfall nach dieser Analogie neue Worte zu machen«, — so erscheint das als Binsenwahrheit. Wer aber, wie Schreiber dieser Zeilen, erlebt hat, wie das moderne Estnisch erst seit etwa 1920 vor allem im Wortschatz durch Herausgabe von Spezialwörterbüchern, durch strenge Regelung der Rechtschreibung, auf Grund der vergleichenden Grammatik, durch die Umbildung des Stils der Tagespresse erst eigentlich zu einer kulturell entwickelten Sprache geworden ist, eine Arbeit, die ja nur in Kollektivarbeit geleistet werden konnte, der wird die Anregungen jenes Einzelnen in ihrem historisch bedingten Werte nicht unterschätzen.

Freilich haben diese Anregungen damals nur auf Wenige gewirkt. An das gesamte estnische Volk aber wandte sich A. in dem estnischen Haus- und Jugendbuch »Üks kaunus Jutto- ja Oppetuse Ramat« (»Ein schönes Geschichten- und Lehrbuch«), das in 2 Teilen in Reval 1782 und 1787 gedruckt wurde. Es ist eine estnische Bearbeitung des damals in Deutschland verbreiteten »Kinderfreundes« von Rochow. Dem estnischen Volk war bis dahin etwas Ähnliches nicht in die Hand gegeben worden, am wenigsten von den auf dem Lande wirkenden deutschen Geistlichen. Leider aber hat dies Beispiel augenscheinlich auf längere Zeit hinaus keine Nachahmer gefunden. Noch 1844 schreibt Pastor O. W. Masing, ein deutscher Geistlicher estnischer Abstammung: »Wir haben eine Menge gedruckte Absurditäten und nicht ein einziges fehlerfrei geschriebenes estnisches Buch«.

In seinen späteren Lebensjahren hat Fr. G. Arvelius anscheinend sein städtisches Schulamt verhindert, so produktiv zu sein wie in den früheren Jahren. Er hat viermal das Rektorat am Gymnasium bekleidet und hatte die Umformung der Schule 1805 in ein Gouvernements-Gymnasium durchzuführen.

Seine Heirat mit Katharina v. Kursell, Tochter des Christoph v. Kursell — der als Offizier Friedrichs des Großen sich die Ungnade des Königs zugezogen hatte und eine Haft auf der Festung Spandau abbüßen mußte — setzte ihn in Verbindung mit den vornehmen Geschlechtern des Landes. Dieser Ehe ist nur eine Tochter entsprossen.

O. Greiffenhagen
Reval

„. . . . werden in Zukunft u. a. auch die Bände der

Bücherei des Großdeutschen Schachbundes wertvolle Helfer dieser Arbeit sein. Zwei Bände sind bereits erschienen, und zwar im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

A. Brinckmann hat ein

Lehrbuch des Schachspiels geschaffen, das höchsten Ansprüchen genügt. Besonders ausführlich ist der Partieaufbau behandelt, der ja für den Anfänger von großer Bedeutung ist. Das Buch ist sehr geeignet, als Grundlage zu sachlichen Unterrichtskursen verwendet zu werden. (239 Seiten; RM 2.50)

Der Deutschlandmeister *Kurt Richter* hat im zweiten Band

Kombinationen mehr als 250 sorgfältig ausgewählte und nach einem bestimmten Plan geordnete Mittelspielstellungen zusammengestellt. Dieses Buch zeigt die Schönheiten des Schachspiels und wird viele neue Schachfreunde werben. Zugleich wird es den Blick für Kombinationsmöglichkeiten schulen. (115 Seiten; RM 2.50)"

Dresdner Neueste Nachrichten vom 7. VI. 36

Band V und VI:

Schach-Olympia München 1936. Herausgegeben von KURT RICHTER unter Mitwirkung von Willi Schlage, Heinz von Hennig und Ludwig Rellstab. 2 Bände je ca. 175 Seiten mit mehreren Abbildungen. 1. Band. IV, 176 Seiten. Geb. RM 3.90. Der 2. Band erscheint voraussichtlich im Februar 1937.

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 4500 IV. Vj. 36. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

MAR 29 1937

Berlin, 20. Februar 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 4

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Dr. BRUNO RECH, Berlin

Krisis und Erneuerung des portugiesischen Denkens: Anthero de Quental und Eça de Queiroz

Es gibt wenige Nationen, die im Laufe ihrer Geschichte so gewaltige Peripetien erlebt haben wie Portugal. Aus einer kleinen Grafschaft erwachsen, stieg es in rund einem Jahrhundert zur zeitweilig führenden Weltmacht empor. Der Anfang dieser Entwicklung wird bezeichnet durch die Einnahme von Ceuta (1415), das Ende durch die Beherrschung der Ostküste Südamerikas, ganz Afrikas, ganz Vorderindiens sowie großer Teile von Hinterindien. In einem weiteren Jahrhundert, rund gerechnet, brach dieses Weltreich zusammen, so daß Indien bis auf geringe Reste verloren ging, die Herrschaft über Afrika sehr umstritten wurde und als wertvollster Besitz Brasilien übrigblieb. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts machte sich auch dieses selbständig, so daß heute nur noch Trümmer von der einstigen Größe zeugen. Trotzdem aber genügen auch diese Reste noch, um heute Portugal zu einer der führenden Kolonialmächte zu machen.

Jahrhundertelang hat das portugiesische Denken mit merkwürdiger Apathie dieser Entwicklung gegenübergestanden. Bedrohlich wurde sie erst, als auch die geistige Potenz sichtbar zu erlahmen drohte. Denn dadurch wurde die Nation mit der Zeit an den Rand des Weltgeschehens gedrängt, aus einem Agens wurde sie zu einem Akzidens. Besonders bedrohlich wurde dieser Zustand, den wir in ähnlicher Weise auch im benachbarten Spanien beobachten können, im neunzehnten Jahrhundert, als durch den atemberaubenden wissenschaftlichen und technischen Fortschritt diese scheinbar in todesähnlichen Schlaf verfallenen Länder auch wirtschaftlich bedroht und überflügelt wurden.

Die große Erweckung kam durch die um 1865 hervorgetretene Generation, deren Angehörige meist in den vierziger Jahren geboren sind. Um ihre bis auf den heutigen Tag wirksame Tat zu verstehen, möge man sich mit zweien ihrer Hauptvertreter bekannt machen: Anthero de Quental und Eça de Queiroz.

Anthero wurde 1842 auf den Azoren als Sohn eines vornehmen Hauses geboren. Mit jungen Jahren bereits kam er zur Ausbildung — er studierte die Rechte — nach der portugiesischen Universitätsstadt Coimbra. Schon sehr früh wurde er durch Gedichte bekannt, die seine spätere Bedeutung als größten Lyriker Portugals ahnen lassen. In Coimbra wurde er mit mehreren Altersgenossen, unter denen sich auch Eça de Queiroz befand, bekannt, die genau wie er von der Notwendigkeit einer radikalen Umkehr durchdrungen waren. Sehr bald wurde Anthero zum aktiven Führer seiner Studiengenossen. In Aufsätzen, Flugschriften und Protesten, die zum großen Teil von ihm verfaßt sind, wurden die Forderungen der Jugend gegenüber einer morschen und verkalkten Tradition vertreten. Diese Forderungen waren von einem kaum zu überbietenden und in Portugal unerhörten Radikalismus. Pate stand dabei deutlich der Positivismus Comtes. Man trat ganz offenkundig für die Republik ein und kündigte der katholischen Kirche schärfsten Kampf an. Anthero ging noch weiter auf diesem Wege. Er schloß sich der neugegründeten Internationale an und lebte, um sich ganz in diese Front einzureihen, zwei Jahre lang (1866/68) als typographischer Arbeiter in Paris. Nach Portugal zurückgekehrt, nahm er seine nunmehr offen sozialistische Propaganda wieder auf. 1871 hielt er zusammen mit Eça und einigen anderen die berühmten demokratischen, d. h. sozialistisch-republikanischen, Vorträge in Lissabon ab, die dann von der Regierung verboten wurden.

Nun trat eine entscheidende Wende in seinem Leben ein. So aktiv er vorher gewesen war, so sehr trat er jetzt zurück. Seine äußere Kraft schien erlahmt, er führte zwanzig Jahre lang das Leben eines einsamen Denkers. Kaum mehr trat er an die Öffentlichkeit. Als er am 11. September 1891 am Hafen seiner Vaterstadt Ponta Delgada auf den Azoren spazieren ging, zog er einen Revolver und erschoß sich ohne ersichtlichen Anlaß.

Wenn so das äußere Leben des Dichters merkwürdig und seltsam verlief, so wird man in seinem Denken noch größere Probleme finden. Man würde ihm sehr unrecht tun, wenn man ihn als politischen Agitator abtäte. Er ist vielmehr von ganz besonderer weltanschaulicher Bedeutung. Und zwar steht bei ihm nicht das politische, sondern das metaphysische Problem im Vordergrund.

Er wuchs auf in einem sehr strenggläubigen Hause. Sehr bald aber erkannte er gewisse Mängel in der kirchlichen Lehre und fühlte sich unbefriedigt. Naturgemäß wäre nun gewesen, wenn er sich der zersetzenden Aufklärung angeschlossen hätte. Daß diese aber seinem metaphysischen Drang noch weniger entsprach, erkannte er schon sehr früh. In einer 1860 erschienenen Schrift stellte er der Skepsis Byrons, den Angriffen eines Voltaire und dem Zynismus des vorhergehenden Jahrhunderts die Seelen gegenüber, die an edles Menschentum, Hingabe und Liebe glauben können (Prosas I, 2). Diese drei Begriffe sind die immer festgehaltenen Leitsterne seines Handelns gewesen, so sehr, daß er unter seinen Freunden mit Recht »Sant' Anthero«, der »Heilige« genannt werden konnte. Er war reiner Idealist und übertrug diese Haltung auch auf das Politische. Er sah nicht den zerstörenden Klassenkampf, einfach weil derartiges nicht in seine Kategorien paßte. Er projizierte seine erhabene Auffassung in die Tagespolitik. Als die große Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts sah er den Kampf um die Gerechtigkeit, a justiça.

Dadurch wurde auch seine religiöse Haltung bestimmt. »Geist, Kraft, Ursprung, Wesenheit, Jehovah oder Brahma, was brauche ich einen Namen? Ich nenne Gott Gerechtigkeit.« (Prosas II, 3.) Damit war aller Dogmatik der Kampf angesagt, wessen er sich auch sehr wohl bewußt war. Der abstrakte Gottesbegriff wird ersetzt durch eine wirksame Idee. Hegel — mit diesem Denker hat er sich wie mit der deutschen Philosophie überhaupt sehr beschäftigt — wird ihm dabei zum Führer. Hegel hat für ihn »das Haupt über die unbeweglichen und traurigen Wogen der Abstraktion erhoben«, er hat den statischen Gottesbegriff durch den dynamischen ersetzt. (Prosas II, 262.)

Von hier aus findet er auf eine eigentümliche Weise den metaphysischen Zugang zum Positivismus. »Gott tritt heraus aus der Unbeweglichkeit des unveränderlichen Symbols; er wird Leben, er bewegt sich — er ist ein Gott des Fortschritts.« (Prosas II, 266.) Solche Sätze schrieb er 1865, zu einer Zeit, als er noch mitten im Kampf stand.

INHALT

RECH: Krisis und Erneuerung des Portugiesischen Denkens
SCHALK: Albert Thibaudet und die französische Literaturkritik
MEHLAN: Die mittelalterlichen deutschen Bergbaukolonien auf dem Balkan
EHLERS-LANGE: Herder und die Slaven
Besprechungen

Digitized by Google

Zu dieser Zeit aber bereitete sich schon die Krise vor, die diesen idealen Fortschrittsglauben in ihm zerstörte. Von Anfang an bemerken wir in seinen Schriften, vor allem in seinen Gedichten, einen tiefen Pessimismus. Dieser ist ein schon bei den Römern nachweisbarer Grundzug des lateinisch-romanischen Denkens, so seltsam das klingen mag. Fast allen großen lateinischen Denkern vom Altertum bis heute sitzt dieser Stachel im Herzen. Auch Anthero macht davon keine Ausnahme. In einem ganz frühen Gedicht schon lesen wir: »Ich erschaute die unsterbliche Schönheit und war traurig... Vergeblich suche ich die Reinheit der Idee in klarer Form, doch stoße ich in Dunkelheit auf harten Stoff nur, und muß erkennen, wie doch alles unvollkommen ist. Der Dichtung Weihe habe ich empfangen, und sitze doch nur unter unvollkomm'nen Formen, und bleibe ewig bleich und traurig.« (Sonetos: Tormento do Ideal.)

Diese Tendenz verstärkt sich bei ihm immer mehr. Sie wird dadurch verschärft, daß er bei sich einen unheilbaren Riß zwischen der Vita activa, in die er hineingerissen wurde, und der Vita contemplativa, für die er bestimmt war, empfand. Er war nicht zum sozialistischen Agitator geboren, wenn er sich auch mit der ihm eigenen absoluten Ehrlichkeit und seinem Streben nach Gerechtigkeit dieser Aufgabe nicht entziehen zu können glaubte. Es waren nicht nur äußere Gründe, die ihn davon abbrachten. Er mußte vor allem erkennen, daß er als Dichter in dem von ihm angestrebten neuen Weltbild schließlich keinen Raum mehr finden konnte. Es ist packend, zu verfolgen, wie er da nach einer Synthese suchte. Er meinte zuerst, daß die Poesie in dem neuen positiven, wissenschaftlichen und technischen Zeitalter keinen Platz mehr haben würde. 1881 aber, in seiner Abhandlung über »Die Poesie im gegenwärtigen Zeitalter« (Prosas II, 310 ff.), denkt er ganz anders darüber. Er erkennt, daß es da eine Synthese nicht gibt. Er hatte zuerst gemeint, die neue Poesie müßte die Entwicklung der Menschheit schildern im Stil der »Légende des Siècles« eines Victor Hugo. Er erkennt aber das gekünstelte einer derartigen Dichtung, wo das unmittelbare Empfinden zurücktreten muß, er sieht, daß das keine echte Lyrik mehr ist. Von diesem Punkte aus setzt seine dann auf andere Gebiete übertragene Kritik des Positivismus ein. Ja, er spricht jetzt von den »Dogmen des modernen Aberglaubens des Fortschrittes«, an die auch er einst geglaubt habe. (Prosas II, 318.)

Von da an war der Riß nicht nur in seinem zwischen der Vita activa und der Vita contemplativa hin und her gerissenen Empfinden, sondern auch in seinem Denken unheilbar. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in einer völligen Lethargie, weil er keinen Ausweg mehr wußte. Erschütternde Dokumente dieser Geisteshaltung sind seine fünf großen Oden, die er vernichten wollte, die aber sein Freund Oliveira Martins gerettet und der Nachwelt überliefert hat. Er vergleicht die Menschen Gefangenen (Os captivos), die sich nach Licht sehnen, die aber nur Nacht und Dunkelheit, den Abgrund und das Nichts finden; er spricht von sich, wie er alles Erhabene und Große liebte und Gott suchte und dabei scheiterte (Os Vencidos), er verflucht das helle Morgenlicht als Symbol des Daseins (Hymno da Manhã), er schaudert vor der kalten Vernunft, die das warme Leben ertötet (A Fada negra).

Niemand, der ihn genauer kennt, wird sich dem packenden Eindruck dieser Persönlichkeit entziehen können. Die immer und ewig lyrisch bestimmte portugiesische Seele, deren vielleicht größter Verkünder er war, suchte in ihm nach einer Synthese mit der neuen Zeit. Er mußte scheitern, weil er falsche Wege einschlug. Er suchte die Menschheit und verlor darüber sein Vaterland. Einer seiner bekanntesten Aufsätze schließt mit den Worten »Die einzig mögliche und logische Tat eines echten Patriotismus besteht in der Verleugnung der Nationalität« (Prosas II, 82). Er wandte sich ab von dem lebendigen Blutquell seines Volkes, obwohl ihn alles dahin trieb, und folgte kalten »vernünftigen« Ideen. Darüber ist er gestorben.

Ganz anderen Wegen folgte Antheros Zeit- und Kampfgenosse, der oben bereits erwähnte Eça de Queiroz. Er wurde geboren 1845, studierte mit Anthero zusammen in Coimbra ebenfalls die Rechte und trat dann in den Staatsdienst ein. Zuerst betätigte er sich journalistisch. Im Jahre 1869 machte er eine Orientreise, die ihn nach Palästina und Ägypten führte; bei dieser Gelegenheit war er unter anderem Zeuge der Einweihung des Suezkanals. Von 1872—74 war er Konsul in Habana, bis 1876 in gleicher Eigenschaft in New-Castle, dann bis 1888 in Bristol, schließlich bis zu seinem 1900 erfolgten Tode in Paris.

Fast sein ganzes Leben hat demnach Eça im Ausland verbracht. Und dennoch wurde er zu einem der hauptsächlichen Bahnbrecher des neuen Denkens in Portugal. Sein Dasein war ganz der Vita activa gewidmet, sein Wirken trägt einen völlig anderen Charakter als das Antheros. Wenn er auch mit einigen poetischen Erzeugnissen hervorgetreten ist, so ist doch von einer lyrischen Ader sehr wenig bei ihm zu verspüren.

Er führte etwas in Portugal ein, was es bis dahin dort noch nicht gab: den realistischen Roman. Das war etwas ganz Neues, denn man steckte noch mitten in der Romantik, und zwar in einer Romantik, die bereits gekünstelt, falsch und daher lächerlich geworden war. Künstlerisch wandelt er in den Fußtapfen Flauberts und nähert sich dann etwas der Art Zolas, ohne daß man eine Abhängigkeit feststellen könnte (seine Werke gehen teilweise denen Zolas voraus). Er hat aber etwas, was jenen beiden Franzosen abgeht: ein starkes Nationalgefühl.

Wenn er in seinem ersten Roman »Das Verbrechen des Padre Amaro« die Sitten einer kleinen portugiesischen Landstadt beschreibt, so tut er es nicht nur aus einer Freude an photographisch genauer Darstellung. Er will auch gleichzeitig bessern und lehren. Er hält den Menschen den Spiegel vor, in dem sie ihre eigene Nichtigkeit erblicken können. Und wenn er hier in unerhört scharfer Weise gewisse Schwächen der katholischen Kirche schildert, so begnügt er sich indes nicht mit einer negativen Kritik. An die Seite der Vertreter des moralisch minderwertigen Klerus stellt er den Geistlichen wie er sein soll, der unbeschwert von Dogmen und politischem Machtstreben nichts will, als durch sein vorbildliches Beispiel die Lehren des Evangeliums vorleben.

Nicht minder dramatisch und spannungsreich als das eben erwähnte Werk ist der »Vetter Basilio«. Hier schildert er die moralische Verkommenheit, wie er sie in Lissabon in den oberen Gesellschaftskreisen beobachten konnte. Es ist keine Verkommenheit im gewöhnlichen Sinne. Es ist vielmehr eine Gefühlsleere, ein gleichgültiges Spiel ohne Rücksicht auf die dabei zerbrochenen Existenzen. Es sind Larven, hohle Masken, die uns da begegnen und sich selbst vorlügen, daß sie leben. Es ist wie auch im »Padre Amaro« eine scheinbar wohlgeordnete Welt, die uns aber auf Schritt und Tritt vor Abgründen zurückschaudern läßt. Der Dichter lacht und spottet, und doch erschrecken wir vor seinem hoffnungslosen Pessimismus. Hand in Hand mit dieser völligen Vernichtung aller idealen Werte geht — und hier erkennen wir die nationale Tendenz — der Zerfall des Glaubens an Volk und Vaterland. Mit unvergleichlichem Sarkasmus schildert der Dichter diese Menschen, denen Portugal nichts mehr bedeutet, die nur noch in Paris leben können, die nichts dabei fänden, wenn Portugal unterginge, wenn nur ihre eigene kümmerliche Existenz dabei gerettet würde.

Ein groß angelegtes Sittengemälde entwirft Eça in den »Maias«, einer Familiengeschichte. Er zeigt das schrittweise Herabsinken, den fortschreitenden Schwund der Vitalität. Während der Großvater noch eine in seiner Art packende Kampfnatur war, ist der Enkel ein Dandy, der nur genießen will. Während der Vater sich aus getäuschter Liebesleidenschaft das Leben genommen hat, reagiert der Sohn im entsprechenden Fall weniger heftig: nach einer rasch überwundenen Depression tritt er eine große Weltreise an, um sich zu zerstreuen. Er trägt sich dauernd mit den herrlichsten Projekten, ohne daß es zur Ausführung käme. Und wenn er bei allem, was er anfängt, scheitert, so gehört das bereits ganz zu seinem Wesen. Das Ergreifende dabei ist, daß dieser Carlos de Maia nichts anderes darstellt als die portugiesische Nation, so wie Eça sie sieht.

In ähnlichem Geist gehalten ist »Das erlauchte Haus Ramires«. Hier macht er sich im besonderen noch lustig über die oben erwähnte falsche Romantik, von der der letzte, in jeder Beziehung herabgesunkene Sproß eines tausendjährigen Hauses sich nicht freimachen kann. Aber hier findet Eça im Gegensatz zu den früheren Romanen eine weiterführende Lösung. Hier bleibt er nicht im Pessimismus stecken. Gonçalo Mendes Ramires schließt nicht mit einigen zynischen Bemerkungen, nachdem er in der als verkommen und korrupt geschilderten Politik gescheitert ist. Er macht auch keine Reise, um durch neue Eindrücke die häßlichen der Vergangenheit zu vertreiben. Er bricht die Brücke hinter sich ab, verzichtet auf das ehrwürdige halbzerfallene Schloß seiner Ahnen und begibt sich nach Afrika in die Kolonien, um dort als Farmer praktisch aufbauende Arbeit zu leisten.

Wir stehen also vor einer entscheidenden Wende in Eças Auffassung. Der Pessimismus ist beseitigt, der Weg zu nützlichem Tun ist gewiesen. Der Ausweg aus der großen Langeweile, aus dem großen Gähnen ist gefunden, neue Ideale, um die zu kämpfen sich lohnt, dämmern am Horizonte auf; sie gelten nicht nur für diesen einzelnen Menschen, sondern nach den Schlußworten des Dichters für Portugal als Ganzes. Diese Wende war bei Eça innerlich vorbereitet und hatte einen ganz bestimmten Ausgangspunkt.

Wenn man die portugiesische Nation wieder erwecken wollte, so durfte man nicht, wie Anthero es tat, einem allgemeinen Menschheitsideal nachjagen. Man mußte vielmehr zu dem eigentümlich Nationalen zurückkehren. Diesen Weg schlug Eça mit Erfolg ein. Es kam dabei vor allem darauf an, die Nation vor der Überfremdung durch fremdes Gedankengut zu befreien. So kam es, daß dieser

Digitized by Google

Mann, der fast nur im Ausland lebte, der sich genährt hatte an ausländischen Ideen, etwas Unerhörtes wagte: die Auflehnung gegen die französisch bestimmte Zivilisation. Er erkannte, daß hier der Hebel anzusetzen war, wenn die Nation wieder wahrhaft frei werden wollte. Neben zahlreichen verstreuten Bemerkungen kommt hier vor allem sein von ihm nie veröffentlichter nachgelassener Aufsatz »O Francesismo« in Betracht. Vermutlich ist er um 1884 verfaßt, da er sich um diese Zeit in einem Brief in ganz ähnlichem Sinne ausspricht (Correspondencia, p. 60). Er schildert darin zunächst sich selbst als trauriges Produkt einer völlig französisch orientierten Erziehung. Er, wie alle anderen, fühlte gar nicht mehr portugiesisch, sondern rein französisch. Dabei kann Frankreich, wie er erkennen muß, gar nichts mehr geben, denn es ist selbst einer hoffnungslosen Dekadenz verfallen. Und, was den Portugiesen am meisten trifft und ihm sein Wertvollstes zu rauben droht: »Não há alma«, es gibt in Frankreich keine Seele mehr. Es ist alles nur Zivilisation, die den anders gearteten Portugiesen auf die Dauer unmöglich befriedigen kann.

Aus dieser Kritik ist nun Eças letztes Werk, gleichsam sein Vermächtnis, über dem er gestorben ist, zu verstehen »A Cidade e as Serras«, »Die Stadt und das Gebirge«. Die Stadt ist Paris, in der der national völlig entwurzelte Jacintho, Abkömmling einer alten portugiesischen Familie, der aber seine Heimat nie gesehen hat, wohnt. Er lebt inmitten der bis ins Letze gesteigerten Zivilisation der Weltstadt, kann aber damit die große Leere und Öde in seiner Seele nicht töten. Sowie er das Pflaster verläßt und etwa aufs Land hinauskommt, fühlt er sich unbehaglich. Durch einen Zufall kommt er ungewollt nach Portugal zurück. Es ist ihm dabei zumute, als wenn er in die Wildnis verbannt würde. Mit der letzten französischen Grenzstation glaubt er die Kultur hinter sich versinken zu sehen. Schrecklich ist das Los, welches ihn im portugiesischen Gebirge auf dem Landgut seiner Familie erwartet. Aber siehe da, es eröffnet sich ihm eine ganz neue Welt. Ganz leise ergreifen ganz neue Ideen von ihm Besitz: Natur, Heimat, Vaterland, Portugal. Als sein Aufenthalt zu Ende geht, trifft er keinerlei Anstalten, wieder zurückzukehren. Das unfaßliche Wunder ereignet sich: er bleibt. Er läßt sich dauernd nieder, er heiratet eine rechtschaffene Frau, die zwar den Vergleich mit den Luxusdamen in Paris nicht aushält, aber dafür neue, früher nie von ihm begriffene Qualitäten mitbringt. Nach drei Jahren kehrt er nach Paris zurück, um es alsbald fluchtartig wieder zu verlassen. So hat dieser im Grunde so arme Mensch einen neuen Lebensinhalt gefunden und dabei ganz neue, nie geahnte Werte entdeckt.

Das ist die Lösung, die Eça gibt: Zurück zum eigenen Volk. Nicht im Sinne einer falschen, zu bekämpfenden Romantik, sondern im Geiste eines neuen starken Lebensgefühles. Von einer zersetzenden Kritik war er ausgegangen, genau wie Anthero. Er war aber nicht dabei gescheitert, sondern hat neue Wege zu finden gewußt. Beide haben ihr Vaterland geliebt. Anthero hat sich dabei geopfert. Eça hat gesiegt. Seine Lösung ist die bis heute wirksame geblieben. Denn wenn heute Portugals großer Staatsmann Salazar als Grundsatz des neuen Denkens die Parole ausgibt, man müsse Portugal »reaportuguesar«, wieder portugiesisch machen, so sehen wir, wie das Wirklichkeit wird, worum jene Männer gekämpft haben.

KULTURGESCHICHTE DER ROMANISCHEN VÖLKER

1.

Zur Kulturgeschichte Spaniens

Seit 1930 veröffentlicht die Görresgesellschaft jährlich einen Band spanisch-portugiesischer Studien. Der Initiative des um die mittelalterliche Geschichte Aragoniens so verdienten Herausgebers Heinrich Finke verdanken mehrere umfangreiche Aufsätze des vorliegenden Jahrganges ihre Entstehung, die unter Benutzung der Dokumente des aragonesischen Kronarchivs in Barcelona verschiedene Kapitel des dynastischen Imperialismus Aragoniens vom 12. ins 15. Jahrh. neu beleuchten: aus J. Vinckes Beitrag über den siebenjährigen »Eheprozeß Peters II. von Aragon (1206—1213)« erhält man gleichzeitig ein sehr schönes Bild von den germanischen, römischen und christlich-kirchlichen Elementen, die im Eherecht des Mittelalters zusammenströmen, und von den Grundsätzen des Kanonischen Prozeßrechtes der Zeit; C. A. Willemsen schildert den »Untergang des Königreiches Mallorka«, das dem Teilungstestament des Königs Jaime I. seine Entstehung verdankt (1276), den Anstürmen des stärkeren aragonesischen Bruderstaates aber nur bis in das Jahr 1400 widerstehen konnte. War der Aufstand der Sizilianer gegen die Franzosen in Palermo, die »sizilianische Vesper« von 1282, eine spontane Volkserhebung gegen die Unterdrücker oder das Resultat einer von Aragon inspirierten aristokratischen Verschwörung? Für den großen Einfluß Peters des Großen von Aragon und seines sizilianischen Ratgebers Johann von Procida sind die Beweise längst erbracht; den Anteil und die Wirksamkeit des letzteren hebt nun H. Wieruszowski klarer heraus, als es bisher geschehen war. In noch weitergreifende weltpolitische Zusammenhänge und nach Deutschland führt uns H. Finkes eigener Aufsatz »Zur Korrespondenz der deutschen Könige und Fürsten mit den Herrschern Aragons im 14. und 15. Jahrhundert«: Erbansprüche Aragons auf Kärnten, der bayrischen Dynastie auf Sizilien, Verhandlungen der Nachfolger Peters IV. mit den Königen Wenzel und Ruprecht über die Stellungnahme Aragons im großen Schisma zeigen die politischen Fäden, die in dieser Zeit von der Pyrenäenhalbinsel in das Deutsche Reich führen.

Neben der aragonesischen ist die kastilische, neben der politischen die Kirchengeschichte nicht vergessen: von dem Beitrag des bekannten spanischen Kirchenhistorikers Z. García Villada über die Diözese Valpuesta, die einen lebendigen Eindruck von dem Anteil der Kirche an der westgotischen Rückeroberung gegen die Araber vermittelt, möchte man fast bedauern, daß er für den deutschen geschichtlich interessierten Leser nicht in deutscher Übersetzung gegeben ist. Auch Ph. Hofmeisters Darstellung der Entwicklung der Benediktinerkongregation von Valladolid deutet an, in welchem Maße kirchliche Kräfte an der gewaltigen Erweiterung der kastilischen Einflußsphäre mitwirkten.

Ein kunst- und ein literargeschichtlicher Aufsatz bringen uns der Gegenwart näher: G. Weise zeigt, wie in des Fray José de Sigüenza Beschreibung der Erbauung des Escorial die ästhetischen Grundsätze der Gegenreformation Ausdruck finden, die nach Philipps II. Absicht dem ornamentalen Reichtum der spanischen Spätgotik und »platereskem« Renaissance ein Ende machen sollten. Ein ähnliches Motiv, das Gegeneinander- und Ineinanderfließen bodenständiger, ausländischer und zeitgeschichtlicher Gedanken und Empfindungen zeichnet in noch eindringlicherer Weise der Beitrag des vor wenigen Monaten verstorbenen Freiburger Romanisten Hanns Heiß über »Die Entstehung der iberischen Romantik« (Duque de Rivas, Almeida Garrett).

Neben den genannten Beiträgen stehen wieder bibliothekarische und bibliographische Berichte vor allem über das religiöse Schrifttum der Pyrenäenhalbinsel im Vordergrund: F. Stegmüller stellt die in englischen Bibliotheken (London-Oxford-Cambridge) vorhandenen handschriftlichen Aristoteles- und Thomas-Kommentare spanischer Theologen des 16. Jahrhunderts zusammen, eine stattliche Reihe von 36 Verfassern; G. Schürhammer erzählt von dem reichen Inhalt der Lissaboner Palha-Bibliothek, die vor wenigen Jahren in ihren wertvollsten Teilen an die Harvard-University gewandert ist; im Escorial hat A. Dold ein Missalfragment in beneventanischer Schrift des 11. Jahrhunderts gefunden und berichtet nun über sein schrift- und liturgiegeschichtliches Interesse; und aus derselben unerschöpflichen Bibliothek reproduziert J. Schildenberger für die Textgeschichte der Vulgata bedeutsame Stellen der verschollenen Bibel des Klosters Valvanera, die Fernando del Castillo, Hofprediger Philipps II., am Rande seiner Vulgata-Ausgabe vermerkt und uns auf diese Weise erhalten hat. Von den Irrungen und Wirrungen der deutschen Ramon Lull-Interpretation des 16.—18. Jahrhunderts und den philologischen und historischen Beiträgen der deutschen Forschung (von der großen Mainzer Lull-Ausgabe des 18. Jahrh. bis in unsere Tage) spricht L. Klaiber in seiner Skizze »Ramon Lull und Deutschland«.

Aus dem Rahmen dieser vielseitigen Reihe von Aufsätzen scheinen uns durch ihren wenig gepflegten deutschen Stil und durch eine reichlich ungleichartige und ungenaue Darstellung des Stoffes zwei Arbeiten über »Spanische Motive in der deutschen Volksreligiosität« und »Deutsch-spanische Kulturbeziehungen im wissenschaftlichen Pressearchiv« herauszufallen, die aber als Materialsammlungen von Nutzen sein können.

Dr. H. Meier
Rostock

Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit K. Beyerle (†) und G. Schreiber herausg. von Heinrich Finke. (Span. Forschungen der Görresgesellschaft, Reihe I, Bd. 5). 1935. 18 Beiträge; VIII 507 S., 11 Bildtafeln. Geh. RM. 20.50, geb. RM. 22.50.

2.

Zusammenhänge deutscher und spanischer Sakralkultur

Bei Äußerungen, die der Deutsche über Spanien und der Spanier über Deutschland macht, meldet ich naturgemäß auch das Volkstum zu Wort. Wohl üben manche Reiseberichte, zumal aus der älteren Zeit, bei der ihnen eigenen Zielsetzung gelegentlich eine starke Zurückhaltung aus. Man nehme in dieser Hinsicht etwa die Aufzeichnungen des Sebald Ortel (1521—1522), die Th. Hampe in den Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum veröffentlicht hat[1]). Doch ist auch hier manches zwischen den Zeilen zu lesen. Als Mossen Borra zur Zeit des Konstanzer Konzils süddeutsche Städte besuchte, hat er sich darüber gewundert, wie wenig Umständlichkeiten er im deutschen Gerichtswesen antraf[2]). Nicht selten wird eben das, was sich als Eigenart und damit als Abweichung oder Gegensatz gibt, betonter hervorgehoben als das, was die verschiedenen Volkstümer im Innersten verband und verbindet. Das religiöse Gebiet ist davon durchaus nicht ausgenommen. Andrés Giménez Soler, der aus persönlichen Reisen auch unsere deutschen gotischen Dome kennt, spricht nur eine in Spanien geläufige Auffassung aus, wenn er sagt, daß die Gotik im strengen Sinne keine religiöse Kunst sei und daß sie in Aragon nie volkstümlich gewesen ist[3]). Beispiele darüber, wie Deutsche ohne Unterschied des Bekenntnisses manche religiösen Bräuche Spaniens beurteilen, brauche ich hier nicht anzuführen.

Steht dieser Erscheinung das neue Buch G. Schreibers über Deutschland und Spanien[4]) entgegen? Verf. zeigt darin, wie der spanische Heilige im deutschen Volksgemüt Wurzel schlug, etwa in der Namengebung

Digitized by Google

und im Berufspatronat, im Brauchtum der Festfeier und des Werktags, in Bittgang und Pilgerfahrt, in Krankheit und Türkennot, in Andachtsbild und Deckengemälde, auf Altären und an Wegkreuzen, in der Sorge um Familie, Väterglauben, Feldfrucht, Heimaterde und Vaterland, Zeit und Ewigkeit. Man wird nun nicht aus jedem Bild eines spanischen Heiligen, das bei uns gedruckt wurde, die Volkstümlichkeit desselben ablesen dürfen. Verf. will manches mehr kulturkundlich als volkskundlich gesehen wissen. Aber die Fülle des weitschichtigen Stoffes, der hier zum ersten Male gesammelt und verarbeitet vorliegt, läßt doch nicht den geringsten Zweifel übrig, daß das deutsche Volkstum mit warmer Hingabe auf die spanischen Anregungen eingegangen ist. Es würde sich, so scheint es, eines Ignaz und Xaver bemächtigt haben, auch wenn die Ordensbrüder denselben nicht so gern die Wege bereitet hätten. Schon die Instinktsicherheit, mit der es sich und seine Zukunft bejahte, vermochte ihm dazu Anlaß zu geben. Die verhältnismäßig größere eheliche Fruchtbarkeit im katholischen Volksteile Deutschlands hat viele Gründe. Wer hier diese Heiligen im Brauchtum der hoffenden Frauen sieht, erkennt zugleich einen der Stützpunkte, an denen die Geburtenfreudigkeit mancher deutschen Familie sich in widrigen Zeitströmungen aufrechterhalten hat. Und nicht nur der katholische Volksteil fühlte sich angezogen. Die Schriften und Gedankengänge einer hl. Theresia und anderer Mystiker waren, worauf soeben auch H. Tiemann wieder aufmerksam macht[5]), auch den übrigen christlichen Bekenntnissen wohl vertraut. Große spanische Missionsheilige haben ihren Einfluß auch auf die Entwicklung des Missionsgedankens in der evangelischen Kirche nicht verfehlt. Lebensvolle Zusammenhänge werden auch in Fragen sichtbar, in denen kaum jemand solche Beziehungen vermutet hätte.

Und doch hat gerade auch Verf. das jeweils Besondere der beiden Volkstümer nachhaltig unterstrichen. Er stellt immer wieder heraus, wie die sakralen Beziehungen nicht nur ein allgemein-menschliches oder allgemeinkirchliches, sondern sehr stark auch ein volkstumsmäßiges Gepräge haben. Die in Spanien gebräuchlichen Vornamen sprechen uns natürlicherweise schon wegen ihres auffallenden gotisch-swebischen Erbes an. Manche der spanischen Heiligen tragen germanische Namen und wollen uns über diese Äußerlichkeit hinaus auch als Angehörige verwandter Volksstämme blutmäßig nahe sein. Kennzeichnend ist es, daß eben die Züge in den spanischen Heiligen bei uns volkstümlich wirkten, die bei uns auf besondere Gegenliebe stießen, vor allem die unentwegte heldische Hingabe an die höchsten Ziele: die Hinordnung auf Gott und die menschliche Gemeinschaft. Manchen spanischen Heiligen hat unser Volkstum sich so zurechtgeschnitten, wie es ihn brauchte. Fast jeder dieser Heiligen hatte seine besondere Zeit; war diese erfüllt, so trat er zurück und ließ andern den Vorrang. Das Volk ist lebendig und wählerisch, auch den Heiligen gegenüber. Der vollkommen auch mit dem spanischen Volkstum Vertraute wird noch lebendiger, als Verf. es tut, die besondere Art kennzeichnen können, in der Spanier und Deutsche die gleichen Heiligen behandeln, so daß jeder von ihnen der Gefahr der Überfremdung entgeht. Es wäre zu wünschen, daß ein Spanier selbst uns in einer Gegengabe den Blick für die sakrale Bereicherung erschlösse, die seinem Volk aus deutschem Lebensraum zugeströmt ist.

Der Blick des stattlichen Bandes richtet sich auch auf Portugal und die amerikanischen Tochterländer. In großen Zusammenhängen fällt auch neues Licht auf den Einfluß, den die spanische Welt auf die Weiterbildung beispielsweise der Symbole (Pilgermuschel u. a.), des Natur- und Staatsrechts, des religiösen Schauspiels ausübte. Ich will das nur angedeutet haben. Der beherrschende Eindruck besteht in den Anregungen, die hier für die Erkenntnis der beiden Volkstümer und die Pflege der beiderseitigen Beziehungen gegeben werden. Daß Verf., den bei der Neuheit der Fragestellung die Büchereien oft im Stich lassen mußten, in mühevollem Sammelfleiß auch durch persönliche Fühlungnahme mit Land und Leuten diese Zusammenhänge entdeckte oder weiter ausführte und die treibenden Kräfte in ihren sachlichen, örtlichen und zeitlichen Verknüpfungen kenntlich machte, ohne dabei das Besonderungsgesetz des Volkstums zu vernachlässigen, wird ihm die Forschung danken.

Dr. J. Vincke
Freiburg i. Br.

[1]) Nürnberg 1896, S. 61—82.
[2]) Vgl. H. Finke in Hist. Jahrbuch 56 (1936), S. 171.
[3]) A. Giménez Soler, La Edad Media en la Corona de Aragón, Barcelona 1930, S. 370.
[4]) Georg Schreiber, Deutschland und Spanien. Volkskundliche und kulturkundliche Beziehungen. Zusammenhänge abendländischer und ibero-amerikanischer Sakralkultur. Heft 22/24 der Reihe »Forschungen zur Volkskunde«. L. Schwann, Düsseldorf 1936, S. 546, dazu 7 farbige und 64 einfarbige Tafeln. RM. 18.—.
[5]) Hermann Tiemann, Das spanische Schrifttum in Deutschland von der Renaissance bis zur Romantik, Hamburg 1936, S. 79 ff.

3.

Deutsche Geistesarbeit in Spanien

In einer Zeit in der der spanische Bürgerkrieg unermeßliche Kunstschätze und ein durch viele Jahrhunderte — zum Teil in wertvollen Bibliotheken aufgespeichertes Gedankengut vernichtet, ist es auch an der Zeit, der deutschen Geistesarbeit zu gedenken, die neben den Werten deutscher Technik, deutscher Wirtschafts- und Handelsbeziehungen bedroht ist, und sie zu sammeln. Die vorbildlichen deutschen Kultureinrichtungen in Spanien dienten seit langer Zeit nicht nur den Deutschen selbst, sondern zugleich dem kulturellen Austausch zwischen Deutschen und Spaniern. — An wissenschaftlichen Arbeits- und Erziehungsstätten bestanden bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs ein deutsches Lektorat an der Universitätt Murcia, drei Sprachschulen, vier wissenschaftliche Forschungsinstitute und einundzwanzig deutsche, auch von spanischer Jugend besuchte Schulen. Ferner eine Anzahl guter deutscher Büchereien, eine ständige deutsche Theatergruppe und ein Stab deutscher Gelehrter, die teils in Spanien ansässig sind, teils von Deutschland aus zureisten.

Unter diesen Gelehrten befindet sich Freiherr Bolko von Richthofen, Professor an der Universität Königsberg i. Pr., der mit zwei grundlegenden wissenschaftlichen Arbeiten über die vorgeschichtlichen Rundbauten auf der Pyrenäenhalbinsel hervortritt. — Die eine: »Zum Stand der Arbeiten über neuzeitliche Kleinbauten vorgeschichtlich-mittelländischer Art und die Urheimat der Hamiten (Sonderdruck aus der Prähistorischen Zeitschrift, XXIII. Band, 1932, Heft 1/2) beschäftigt sich vornehmlich mit der Bedeutung der Baskenfrage für die Vorgeschichtsforschung. Der Autor findet geistreich durchdachte völkerkundliche Beziehungen zwischen jenen primitiven steinernen Rechteckbauten und steinernen Rundhütten, die noch heute im baskischen Gebiet als Schutzhütten gebräuchlich sind und nicht nur bekannte westeuropäische Formen der Vorzeit fortführen, sondern auch Verbindungen zu ähnlichen, noch auf den Kanaren, in Sardinien, ja sogar bis nach Irland gebräuchlichen Bauformen darstellen. Seine Forschungen stützen sich außerdem auf eine Anzahl hauptsächlich spanischer und deutscher wissenschaftlicher früherer Arbeiten, wie z. B. I. M. de Barandarán und E. de Egurien (Bd. 1 Bilbao und Bd. 2 Bilbao 1931) — Tamarelli: Monumenti dei Linceі (Bd. 27). — Mayrs »Balearen« in Ebert »Reallexikon der Vorgeschichte« (1924) u. a. Die Frage nach der Volkszugehörigkeit der Schöpfer alter Rundbauten im westlichen Mittelmeergebiet, für die »auch die Beurteilung der kanarischen Urbevölkerung mit von Belang sei«, wird in Erwägung gezogen und eine Anzahl älterer deutscher, spanischer und englischer Forscherarbeiten erwähnt.

Die zweite Arbeit Prof. v. Richthofens trägt den Titel: »Zur Bearbeitung der vorgeschichtlichen und neueren kleinen Rundbauten der Pyrenäenhalbinsel.« Sie erschien als Sonderdruck im Verlag der »Sociedade de Martins Sarmento« in Guimaraes (Portugal) 1933 und ist nicht minder interessant. Sie enthält eine Reihe von Illustrationen von sich nach oben zuspitzenden Rundbauten — so von Abalos, aus der Provinz Logroño, von Samiago, aus der Provinz Alave (nach de Barandiarán) — und von diesen Urformen vermutlich beeinflußter Rundhütten in Istrien und auf den Araninseln in Irland. In dieser Schrift wird auch ähnlicher alter Urformen in Portugal sowie der Forscherarbeit, von Martins Sarmento daselbst rühmend gedacht. — Es handelt sich hier um ein Forschungsgebiet mit dem sich in Portugal in Zusammenarbeit mit der Vor- und Frühgeschichtsforschung und der Volks- und Völkerkunde bereits verdiente Fachleute, wie der vor einigen Monaten verstorbene Kunsthistoriker Leite de Vasconcellos (Religioñes de Lusitania — Bd. 1 u. 2, Lissabon 1897—1913) — Mendes Correia (Os novos primitivos da Lusitania, Porto 1924) und andere erfolgreich beschäftigt haben.

Die beiden Richthofenschen Schriften geben also einen umfassenden Überblick.

E. von Hopffgarten

4.

Evangelium und Deutschtum in Portugal

In Lissabon fand kürzlich das 175jährige Jubiläum der deutschen evangelischen Gemeinde statt. Der langjährige verdienstvolle Geistliche, Lic. Paul Wilhelm Gennrich hat anläßlich dieser Feier im Verlag von Walter de Gruyter & Co. (Leipzig-Berlin) eine umfassende Geschichte der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Lissabon unter dem Titel »Evangelium und Deutschtum« herausgegeben, die zugleich eine Geschichte des Deutschtums in Portugal ist. Das unendlich packend geschriebene Buch schildert auf Grund vielseitiger Studien die Geschichte des Deutschtums in Portugal bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, die Beteiligung deutscher Kreuzfahrer an der Vertreibung der Mauren und die Begründung der ersten deutschen Ansiedlung, sowie der noch heute bestehenden deutschen Bartholomäusbruderschaft. Wechselvoll und voller Kämpfe ist nach der Reformation das Schicksal der Lissabonner deutschen Protestanten, und maßlos die Verfolgungen durch die Inquisition, wie das Studium der Inquisitionsakten beweist, die dem Autor zur Verfügung standen. Erst durch Verträge, die die protestantischen Mächte: Schweden 1641, dann England und später Holland mit Portugal abschlossen, erlangten diese, und unter ihrem Schutz die Deutschen Religionsfreiheit und die Erlaubnis, in ihren Häusern und auf ihren Schiffen Gottesdienste abzuhalten, bis endlich die erste selbstständige evangelisch-deutsche Gemeinde entstehen konnte. Diese hat sich, mit Unterbrechung durch den Weltkrieg bis auf den heutigen Tag erhalten, und am 4. November 1934 konnte die von Prof. D. Bartning-Berlin erbaute schöne neue Kirche als eine Krönung langjähriger Kämpfe eingeweiht werden. Hochinteressant ist in dem Gennrichschen Werk die eigenartige Entwicklung Portugals, seine Parteikämpfe und sein Aufbau dargestellt, mit dem das Aufblühen der großen deutschen Kolonie auf das innigste verbunden ist.

E. von Hopffgarten

Digitized by Google

5.

Romanische Sprichwörter

Walter Gottschalk, der um das Studium der Phraseologie so verdiente Gießener Romanist, legt den zweiten Band seiner romanischen Sprichwörter vor[1]). Der erste Band (= Kap. I), welcher der Natur im romanischen Sprichwort gewidmet war, wurde bei seinem Erscheinen an dieser Stelle gewürdigt (vgl. Geistige Arbeit 1936, Nr. 7, S. 11). Die Anerkennung dieser Arbeit und ihrer Bedeutung für das Studium von Sprache und Volkstum darf bei diesem neuen Band insofern noch nachdrücklicher sein, als dieser Band einen noch reicheren Gegenstand behandelt hat, den Menschen im Sprichwort der romanischen Völker: Kap. II Der Mensch und sein Körper, Kap. III Die Nahrung des Menschen, Kap. IV Die Kleidung des Menschen, Kap. V Die Wohnung des Menschen, Kap. VI Hausgerät und Einrichtungsgegenstände, Kap. VII Die bürgerlichen Berufe.

Es ist nicht möglich, hier einen Begriff von der großen Mannigfaltigkeit dieser Sammlung zu vermitteln. Seite für Seite findet man äußerst reizvolle Einblicke in Leben und Fühlen dieser Menschen und — das Verbindende drängt sich viel mehr auf als das Unterscheidende — der Menschen überhaupt, in ihre Arbeit und in ihr Spiel, in Freud und Leid — Worte schlichter Weisheit und Scherze voll sprudelnden Humors, alles aus tiefstem Erleben gewonnen, im Vergleich den schöpferischen Geist enthüllend.

Gegenüber dem ersten Band ist der sprachliche Rahmen insofern erweitert, als das Neuprovenzalische und die rätoromanischen Sprachgruppen noch stärker herangezogen wurden. Für den ersten Teil hat Verf. daher in dem neuen Bande gerade aus diesen beiden Sprachen wertvolle Nachträge angefügt.

Im Vorwort betont Verf. nochmals deutlich, daß er im wesentlichen das Material aus den Schriftsprachen genommen habe. Für die romanischen Dialekte könnte tatsächlich ein so umfassendes, die ganze Romania umspannendes Werk erst in Angriff genommen werden, wenn einmal für die einzelnen Dialekte die nötigen Vorarbeiten geleistet sind.

Verf. stellt auch nochmals ausdrücklich fest, daß seine Einteilung des Stoffes sich auf die in den Sprichwörtern auftretenden Bilder gründet, nicht auf den Sinn der Sprichwörter als Sprichwörter. Wenn man die zwei verschiedenen Ausgangspunkte der Wortforschung auf die Sprichwortforschung — mutatis mutandis — überträgt, so darf man sagen, daß der Verfasser vom Ausdruck, vom Wort ausgeht und nach dessen Bedeutung, d. h. hier nach seinem übertragenen Gebrauch, fragt, also eine semantische Fragestellung (in tieferem Sinne) gewählt hat. Die entsprechende onomasiologische Fragestellung, die von der Bedeutung, d. h. vom übertragenen Sinn, ausgeht und nach dem Ausdruck, d. h. nach dem wörtlichen Sinn, fragt, hätte eine Zusammenstellung der Sprichwörter nach ihrem Verwendungssinn erfordert. Zur Befriedigung dieser umgekehrten Fragestellung kündigt Verf. eingehende Register an, die dem dritten Teil beigefügt werden sollen. Gerade diesem dritten Band, dessen erste Kapitel wohl die höheren Berufe des Menschen und ihre Welt zum Gegenstand haben werden, darf man mit Spannung entgegensehen. **Prof. Dr. H. Rheinfelder,** *München*

[1]) **Walter Gottschalk, Die bildhaften Sprichwörter der Romanen. II. Der Mensch im Sprichwort der romanischen Völker. Heidelberg, Winter, 1936. VIII u. 356 S.**

Prof. Dr. F. SCHALK, Köln

Albert Thibaudet und die französische Literaturkritik

Das Bewußtsein der persönlichen Unersetzlichkeit Albert Thibaudets war in allen seinen Lesern lebendig, die im Vorjahr die Nachricht von seinem plötzlichen Tode empfingen. So sehr hat er sich durch sein geistiges Übergewicht über alle französischen Kritiker der Gegenwart emporgehoben, so sehr schien er in seiner persönlichen Unabhängigkeit keiner andern Organisation anzugehören als dem Staate, den er liebte, sich keinem andern Zwange zu beugen als dem der Sache selber, daß seine Werke heute als ein kostbares Glied in der Kette jener geistigen Schöpfungen erscheinen, durch die das moderne Frankreich als das klassische Land der Kritik gelten kann.

Dem eigentlichen Ursprung und Quell Thibaudet'scher Kritik nähert sich die französische Kritik der Gegenwart bald in vielfältigen Formen von »Approximations«, bald entfernt sie sich so weit von demselben, daß sie in der Verurteilung ihrer romantischen Vergangenheit die Literatur selbst erstickt und begräbt. »Une dernière réaction serait-elle la vraie?« schrieb Thibaudet noch mit sichtbarer Anspielung auf viele Spielarten amusischer und nur scheinbar 'nationaler' Kritik. »Il y aurait lieu de craindre alors qu'en détruisant le romantisme elle ne détruisît simplement la littérature, qu'en emportant le mal, elle emportât le malade.« Denn Thibaudet ist sich stets bewußt gewesen, daß eine Art Pluralismus in der Kunst- und Ideen- und Parteiengeschichte im 19. Jahrhundert so sehr romantischen Ursprungs war wie seine eigene Kritik, die eben nur möglich dank des Fluges romantischer Forschung, die die verschiedenen religiösen, historischen, ethnischen, ästhetischen Formen mit gleicher Leidenschaft umspannt. Den drei schöpferischen Formen der Kritik: am Künstler, am Werk, an der Zeit hat erst die Romantik eine feste Stätte in Frankreich bereitet. Chateaubriands »Génie du christianisme« ist für Thibaudet ein typisch romantisches Werk, jenseits von dem im 17. Jahrhundert wurzelnden Christenglauben, jenseits der Religionsfeindschaft des 18. Jahrhunderts, schlägt es, gleichweit entfernt von beiden in ihrer Art dogmatischen Haltungen, den Weg des Verstehens ein und schafft die Atmosphäre für die Entstehung einer Kritik, die die Signatur der kommenden Zeit werden sollte. So verschiedenen Werken wie Sainte-Beuves' Port Royale, Nisards Beschreibung des französischen Geistes, Taines Englischer Literaturgeschichte ist die romantische Eigenart in charakteristischer Weise aufgeprägt. Diese romantische Form des universalen Verstehens, eine aufgeschlossene freie Unbefangenheit allen historischen Erscheinungen gegenüber war für Thibaudet immer die ideale Form der Kritik. In seinem Buch »Les idées politiques de la France« gibt er dafür ein charakteristisches Beispiel: Sainte-Beuve, der ein Buch über Proudhon veröffentlicht, scheint ihm im Alter, nachdem ihn das Leben und der Zufall, Interessen, Liebe und Haß andere Entscheidungen auferlegt, ihn oft zur einseitigen Parteinahme gezwungen hatten, zur Jugend von 1830 zurückzukehren, in der ihn Lamennais und Saint-Simon, Klassik und Romantik, das Christentum von Port-Royal und der Sensualismus des 18. Jahrhunderts in gleicher Weise erregt haben. Es ist als ob in das Werk Thibaudets, der sein Leben lang auf der Suche nach dem Jugendalter der Kritik war, die Romantik die Erfüllung ausgeströmt hätte, die ihr selbst und ihren Gegnern versagt war, die veralten in der Bekämpfung der romantischen Geschichte, während die Schriften Thibaudets, der leicht und spielend die Bürde der Vergangenheit trägt, sich mit den Jahren nur verjüngen, um ihre Kraft erst zu entfalten.

Thibaudet hat der französischen Philologie, der seine Meisterwerke der Textexegese — sein Flaubert, sein Mallarmé, sein Valéry — angehören, eine Ausdehnung auf die politische Literatur und Philosophie — (Trente ans de vie française: Barrès, Maurras, Le Bergsonisme) und die klassische Philologie (Les heures de l'Acropole, La campagne avec Thucydide) gegeben. Wenn er selten — anders als Taine und Renan — zur produktiven Erforschung fremder Länder vordrang, so schien ihm — wie Sainte-Beuve — die französische Welt erst durch ihre Verschmelzung mit der griechisch-römischen verständlich zu werden. Hier fällt der Kritik die Aufgabe zu, eine Tradition zu erhalten, die die Romantik unterbrochen hat: den Zusammenhang der drei klassischen Literaturen, der griechischen, lateinischen und französischen. »Pour un Français il n'y a pas deux antiquités, il y en a trois, la grecque, la romaine, la française du XVIIe siècle. Le classique est posé pour nous comme la surface l'était pour les Pythagoriens, avec le nombre de trois. L'idée de classique ne descend pas seulement du grec vers le français, elle remonte du français vers le grec.« Wenn es dem deutschen Leser schwer wird, hier Thibaudet zu folgen — dessen Einschätzung der klassischen Literatur Frankreichs man sich kaum versagen kann für eine Überschätzung zu halten — so vertraut man ihm dort um so lieber, wo er das Griechentum der Franzosen des 19. Jahrhunderts in lebendigster Schilderung hervortreten läßt: den Attizismus Paul-Louis Couriers, den Humanismus Sainte-Beuves, die griechischen Meisterwerke von Chénier und Leconte de Lisle.

Und erst das Griechentum, wie er es in seinem Thukydidesbuch versteht, eröffnet Perspektiven, die das Wesen seiner Interpretationskunst erhellen, kraft der er ein festes Band knüpft zwischen der antiken und der französischen, ja der antiken und der modernen Welt. Es ist nicht das Buch eines Fachgelehrten — den Thibaudet freilich, sehr französisch, auch in den Werken zur französischen Literatur verbirgt — sondern das eines Liebhabers, typisch für die französische Beurteilung der Antike, nicht minder typisch als Sainte-Beuves »Etude sur Virgile« — und nicht minder unbekannt in Deutschland. In der Einleitung zu jenem Vergilbuch spricht Sainte-Beuve von der antiken Liebe zum Schönen und Natürlichen in der Dichtung: »Les Grecs l'eurent; les Romains après eux en recueillirent et en rassemblèrent en foyer plus d'une étincelle, ils tinrent à leur tour le flambeau. Quelques-unes de ces étincelles, diminuées, mais vivis encore, ont passé jusqu' à nous: ne les laissons jamais s'éteindre.« Es ist das Credo, das er Taine wie Renan und Thibaudet vermacht hat, und das auch das Credo der Künstler von Baudelaire bis Valéry bildet.

Thibaudet stand, wo er in seinem Thukydidesbuch, das eine Fülle geistreicher und

Digitized by Google

Gruben gefördert. Im wesentlichen waren es also dieselben Erzarten, denen schon die Römer nachgegangen waren; allein das Blei war durch neue Verwendungsarten mehr in den Vordergrund gerückt worden. Die Gewinne aus dem Abbau waren groß, denn bei dem Werte der Edelmetalle in der Zeit vor der Entdeckung Amerikas warfen auch wenig ergiebige Fundstätten nicht unbedeutenden Nutzen ab. Die bosnischen und serbischen Herrscher verdankten den größten Teil ihrer Schätze den Bergwerken, aus denen sie Pachtschillinge und Zehent, ferner Zoll bei der Ausfuhr der Erze und unmittelbare Gewinne aus dem Selbstbetrieb ihrer Gruben erzielten. Orthodoxe Klöster wurden reich durch die Einkünfte aus Bergwerken, welche ihnen seitens der Landesherren geschenkt worden waren. Der zunehmende Wohlstand verführte leider die sächsischen und ragusanischen Bergleute, wenigstens in Serbien und Bosnien, dazu, der alteingesessenen Bevölkerung ein wenig gutes moralisches Beispiel zu geben, indem sie vielfach mit Konkubinen zusammenlebten. Die Bergbausiedlungen wurden zu Stätten des Reichtums und des Luxus.

Gerade dort, wo der sächsische Bergbau am meisten entwickelt war, bildete städtisches Leben sich aus; zum mindesten trifft das für Bosnien und Serbien zu. Noch 1332 berichtete der Reisende Adam: Das serbische Reich bestehe fast ganz aus Landsitzen und Dörfern. Etwas später werden Novo-Brdo, Srebrnica und Rudnik jedoch schon blühende Städte genannt. Daß sie alle eine hochgelegene Burg enthielten, in welche die Bewohner der Unterstadt, wenn Gefahr drohte, schlüpfen konnten, bedeutete in den damals so unruhigen Zeiten für die bergbautreibende Bevölkerung einen erwünschten Schutz. Jedoch haben die bei den Bergwerken entstandenen Städte nicht dieselbe Entwicklungsstufe erreicht wie die in Ungarn nach dem Mongolensturm gegründeten Stadtgemeinden, trotz des regen Handels, der in ihnen getrieben wurde.

Die Sachsenstädte waren nämlich gleichzeitig auch Zentren des Handels. Zwar haben spezielle Marktorte ohne nahe Bergwerke bestanden (Prizren, Pristina), bei denen sogar an den benachbarten Klöstern Jahrmärkte abgehalten worden sind, aber vornehmlich die Ragusanerkolonien in den Minenorten hatten die Erzausfuhr in der Hand. Mittels großer Karawanen nahm diese aus Serbien und Bosnien nach Ragusa hin und aus Čiprovci nach der Walachei und bis nach Konstantinopel ihren Weg. Über diese Handelsverbindungen liegen briefliche Urkunden aus ragusanischen Archiven vor. In Ragusa wurde die vollständige Reinigung und Scheidung der in Barren ausgeführten Metalle vorgenommen, von dort erfolgte die Weiterversendung bis nach Sizilien hinunter. Am gefragtesten war das Blei, weil man im Mittelalter in Italien sowohl wie in der Türkei die Paläste, Kirchen und Karawansereien mit metallenen Dächern zu decken pflegte. Aus dem Gold und Silber prägten dalmatinische und cattarensische Münzmeister in Novo Brdo, Brskovo, Rudnik und Prizren Münzen. Auffallend ist es, daß das Eisen damals noch nicht zur Herstellung von landwirtschaftlichen Geräten verwendet worden ist; wenigstens sprechen alte Reiseberichte und Urkunden nur von hölzernen Pflügen. Aber in um so stärkerem Maße hat es zur Herstellung von Waffen gedient, der sich besonders bosnische und ragusanische Schmiede gewidmet haben. Während die Fertigkeit der ragusanischen und italienischen Goldschmiede seit langem bekannt ist, erhalten wir über das Čiprovcier Kunsthandwerk, dessen Erzeugnisse auch durch in Sofia ansässige Sachsen abgesetzt worden sind, erst jetzt aus ragusanischen Handelskorrespondenzen genaueren Aufschluß. Daß die in Čiprovci hergestellten alten Goldschmiedegeräte in Bulgarien vielfach eine Ähnlichkeit mit den Erzeugnissen der Siebenbürger Sachsen aufweisen, läßt nicht sehr verwundern, weil es Siebenbürger gewesen sind, die sich in Čiprovci niedergelassen haben. Die Blüte des sächsischen Bergbaus hat also ihre fördernden Rückwirkungen auf die Entwicklung des balkanischen Handwerks ausgeübt.

Die Bedeutung der Sachsenkolonien für die Entwicklung der Balkanstaaten, in allererster Linie jedoch der Reichtum der Städte sowie ihre Rolle als wichtige Handels- und Handwerkszentren, haben sie Nachbarn und ferneren Feinden begehrenswert erscheinen lassen. Besonders Srbrnica ist der ständige Zankapfel zwischen Bosniern und Serben gewesen. Um die Sachsenstädte tobte mit größter Erbitterung der Kampf, als die Türken von etwa 1430 an weiter nach Westen vorrückten. Anfangs fanden sie sich, weil die serbischen und bosnischen Fürsten einen erheblichen Tribut aus den Bergwerken zu zahlen versprachen, zu zeitweiligem Einhalten bereit, aber schließlich eroberten sie sie doch trotz aller hartnäckigen Gegenwehr, an der sich die Sachsen rühmlichst beteiligt haben. Wo der Kampf am erbittertsten gewesen war, floh mit dem Ragusaner auch der Sachse — nicht selten mit in dessen Heimat, wie uns einige Urkunden sagen —, die übrigen zwang der Türke, die Einwohnerzahl von Konstantinopel erhöhen zu helfen; in den anderen Orten schonte man die Bergleute um des Bergbaus willen.

Den in den Sachsenstädten verbliebenen Bergleuten ging es unter der Türkenherrschaft verhältnismäßig gut. Sie gehörten zu der privilegierten Raja und waren von wesentlichen Steuern befreit. Čiprovci stand sogar eine Zeit lang unter der Schutzherrschaft einer Sultaninmutter. Der Bergbau jedoch ging allmählich ein. In Serbien und Bosnien wagten ihn die Türken nicht aufrechtzuerhalten wegen der bedrohlichen Nähe Österreichs, das des öfteren Befreiungsvorstöße unternahm und dann von 1718—1735, während es die Gruben im Besitz hatte, sie für die eigenen Zwecke auszubauen unternahm. Das Interesse der Türken an den Bergwerken war weniger durch den Wunsch, die ständig leeren Staatskassen aufzufüllen, ausgelöst, weit mehr war es beherrscht von der Notwendigkeit, für die Bewaffnung Vorsorge treffen zu müssen. Deshalb verlegten sie das Zentrum der Eisengewinnung nach dem weniger gefährdeten Samokov.

Dagegen erfolgte der Niedergang Čiprovcis aus anderem Grunde, im Zusammenhange mit der Befreiungsbewegung der südslawischen Völker. In allen Sachsenorten befanden sich, man möchte sagen Tür an Tür mit der orthodoxen Geistlichkeit, Franziskanerklöster und Minoritenmönche, und mindestens seit 1285 hat der Bischof von Cattaro seine Ansprüche auf diese Gemeinden verfochten. Mit dem Beginn der Türkenherrschaft war Čiprovci als Erzbischofssitz Zentrum der katholischen Propaganda geworden, welcher die von Württemberg ausgehende reformatorische Aufklärung (1561—1565) vergebens einen Riegel vorzuschieben versuchte. Die Häupter dieser Propaganda wurden zu einer starken Stütze des Freiheitsgedankens. Erzbischof Parčević unternahm Reisen nach Warschau, Wien und Venedig, um einen Bund gegen die ungläubigen Türken zu stande zu bringen. Das Vorrücken der österreichischen Truppen im Jahre 1688 löste dann einen Aufstand der Čiprovcier aus, der jedoch von den Türken in einem furchtbaren Blutbade erstickt wurde; wer diesem entrann, floh in die Walachei oder nach Siebenbürgen.

Damit waren die bulgarischen Sachsenstädte aus der weiteren Mitwirkung am Befreiungskampfe ausgeschaltet. Die auf serbischem Boden gelegenen Bergwerke haben dagegen, von den nationalen Führern des Volkes wieder in Betrieb gesetzt, das Munitionsmaterial für den Freiheitskrieg geliefert, vor allen anderen die Bleierzlager des Jagodnjagebirges. Der Schwarze Georg entführte bei Nacht und Nebel einen deutschen Bergmann aus dem Banat und ließ von ihm aus serbischem Kupfer zwei Kanonen herstellen, die bei der Erhebung des Volkes gute Dienste taten und heute im Wiener Arsenale stehen. Nach erfolgter Befreiung hat der Abbau in ganz Serbien in breiterem Umfange wieder eingesetzt, bezeichnenderweise wiederum in den alten Sachsenorten und wiederum unter Einsatz von Deutschen. Schon 1836 hat der sächsische Berghauptmann v. Herder auf Einladung des Fürsten Miloš die wichtigsten Erzlagerstätten des Landes untersucht und die Anregung dazu gegeben, den Betrieb um Rudnik und Majdanpek erneut aufzunehmen.

GRUNDRISS DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

NEUE FOLGE

1. Altfranzösische Dichtung. Von Bruno Rech. I. Die Anfänge. Das Heldenepos. Die geschichtliche Dichtung.
2. Altfranzösische Dichtung. Von Bruno Rech. II. Der Roman und die Novelle. Die Fabel. Geistliche Dichtung. Dramatische Dichtung. Die Prosa.
3. Geschichte der mittelfranzösischen Literatur. Von G. Gröber. 2. Auflage bearbeitet von St. Hofer. I. Vers- und Prosadichtung des 14., das Drama des 14. und 15. Jahrhunderts. VIII, 305 Seiten. 1933. RM 13.—, geb. 15.—. II. Vers- und Prosadichtung des 15. Jahrhunderts. VII, 313 Seiten. Im Druck.
4. Geschichte der mittelfranzösischen Literatur. Von G. Gröber. 2. Auflage bearbeitet von St. Hofer. / 5. Geschichte der französischen Literatur im 16. Jahrhundert. Von Walter Mönch. / 6. Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Von Kurt Wais. / 7. Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Walter Mönch. / 8. Die Romantik 1790—1830. Von Kurt Wais.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Weyrschstraße 13

Soeben beginnt zu erscheinen:

PHILOSOPHEN-LEXIKON

Bearbeitet von
Eugen Hauer · Werner Ziegenfuß
Gertrud Jung

Der Gesamtumfang des Werkes wird etwa 80 Druckbogen im Format 17 x 25 cm umfassen und in etwa 15 Lieferungen, die in dreiwöchigen Abständen ausgegeben werden, erscheinen. Der Preis jeder Lieferung, vor Erscheinen der letzten Lieferung bestellt, beträgt RM 2,50. Bei späteren Bestellungen erhöht sich der Preis. Einzelne Lieferungen sind nicht käuflich. Der Kauf der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.

In der deutschen Literatur gibt es z. Z. kein Lexikon, das über Leben, Lehren und Werke der großen Denker aller Zeiten und besonders der Gegenwart gründlichen Aufschluß gibt. Das „Philosophen-Lexikon" setzt sich zum Ziel, diese Lücke auszufüllen. Es ist die Frucht jahrelanger Arbeit. Nicht nur Philosophen, sondern auch Wissenschaftler der Grenzgebiete, wie Historiker, Soziologen, Theologen, Pädagogen usw., sind in zuverlässiger, lückenloser und objektiver Form behandelt, wobei die Abgabe jedes Werturteils vermieden wird.

Lassen Sie sich die soeben erschienene erste Lieferung von Ihrem Buchhändler vorlegen

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt

Verlag E. S. Mittler & Sohn / Berlin

Digitized by Google

Dr. EHLERS-LANGE, Berlin

Herder und die Slaven

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts finden wir in Mittel- und Osteuropa eine ganze Reihe von Völkern im Zustande einer ethnischen Erstarrung. Einige von ihnen — wie die Tschechen, die Litauer, die Serben und die Bulgaren, hatten in früheren Epochen eine bedeutende geschichtliche Rolle gespielt, waren aber inzwischen wieder auf den Stand ihrer ungeschichtlichen Nachbarn (z. B. Slovaken, Slovenen, Weißrussen, aber auch die nichtslavischen Esten und Letten) zurückgeworfen worden. Sie alle lebten jetzt ohne ein klares Volksbewußtsein, ohne das Bewußtsein einer besonderen geschichtlichen Vergangenheit dahin. An einer Intelligenz, die sich zu diesen Volkstümern bekannte, fehlte es durchaus. Die intellektuellen Kräfte wurden vornehmlich durch die deutsche, in geringerem Maße auch durch die russische Kultur aufgesogen. Kaum eines der aufgezählten Völker hatte eine Schriftsprache, die als Träger einer objektiven Kultur hätte dienen können. Nur in Sitten und Gebräuchen, Mundarten von Unterschichten (Bauern, Kleinbürgern) lebten jene Völker ein naives, unreflektiertes ethnisches Leben — ein Leben, das zu einem Erlöschen in nicht allzu ferner Zeit verurteilt zu sein schien. Selbst um die tschechische Sprache (Mundart) stand es so schlecht, daß ihr der Historiker Pelzel und der Slavist Dobrowsky gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur noch eine kurze Lebensdauer voraussagten. Die Höhe des Volksbewußtseins kann man daran ermessen, daß den aufgezählten slavischen Stämmen jedes Bewußtsein einer völkischen Verwandtschaft fehlte. Noch zur Zeit der französischen Revolution hätte es die gewaltige Mehrzahl der Tschechen mit Entrüstung abgelehnt, wenn man ihnen hätte erklären wollen, daß sie mit den Serben enger verwandt seien als mit den Deutschen.

Dieses traurige Bild eines ethnischen Dornröschenschlafes wurde durch die Aufklärung[1]), vor allem aber durch die auf sie folgende Kulturwelle der Romantik und ihrer Vorläufer ganz entscheidend verändert. Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sehen in der Mitte und im Osten Europas eine ethnische Renaissance.

Wenn man den Triebkräften dieses Prozesses nachspürt, so stößt man auf die verblüffende Tatsache, daß deutsche Gelehrte dem Wiedererwachen der Völker des Ostens den entscheidenden Anstoß gaben. Bei Masaryk lesen wir (»Die tschechische Sprache« 1894). »Trotz allem Enthusiasmus für die Russen und Slaven und trotz allen Widerstreites gegen die Deutschen, bleiben die Deutschen dennoch unsere tatsächlichen Lehrer...« Und an einer anderen Stelle: »Deutsche Philosophie mußte die philosophische Basis für antideutsches nationales Streben bieten.« Unter den hier zu nennenden deutschen Gelehrten, stehen Schlözer und Herder an erster Stelle. Aber während jener vornehmlich auf die slavische Sprach- und Geschichtswissenschaft einwirkte, hat dieser die Kräfte geweckt, die als aktive Träger der ethnischen Renaissance angesprochen werden müssen. Seine Gedanken haben deshalb auch eine viel größere politisch-praktische Bedeutung als die Schlözers erlangt.

Unsere Aufgabe, Herders Einfluß auf das Wiedererwachen der Völker des Ostens Europas zu untersuchen, zwingt uns zunächst zur Beantwortung folgender Fragen: 1. Welche Elemente der Herderschen Geschichtsphilosophie bilden die Grundlage der hier kurz angedeuteten Rolle Herders? Und 2. Was hat Herder speziell für das Wiedererwachen der slavischen Völker getan?

»... Alles neigt sich in Europa zur allmählichen Auslöschung der Nationalcharaktere.« Dieser Satz wurde im Jahre 1784 niedergeschrieben. Ihm muß ein hoher Wahrheitswert zuerkannt werden, wenn man an die universalistischen aufklärerischen Bestrebungen und an die rein etatistische Politik des 18. Jahrhunderts denkt. Aber gerade der Schreiber jener Zeilen hat einen entscheidenden Anteil an der Unterbrechung dieser offenkundigen Tendenzen. In einer Zeit, in der die Staaten die Kräfte des Volkstums zu verschlingen drohten, wird er zum Entdecker der »Eigenständigkeit des Volkes«, zum Entdecker des Volkes als »seelentümlicher Substanz«. Nicht die Staaten, sondern die Völker werden von Herder als Träger der Geschichte und Kultur angesehen. Die jedem Volke eigentümliche Kultur ist ein Produkt seines besonderen Volkscharakters, seines »genetischen Geistes«. Die Sprache, die Musik, die Mimik, Wissenschaft und sogar die Religion des einzelnen Volkes werden durch den ihm allein entsprechenden Volkscharakter entscheidend bestimmt. Herders »Ideen« versuchen immer wieder deutlich zu machen, daß die Mannigfaltigkeit und das freie Wachstum der Völkerindividualitäten in der Absicht der Natur oder Vorsehung liegen. »Wunderbar teilte sie (die Vorsehung, d. Verf.) die Völker nicht nur durch Wälder und Berge durch Meere und Wüsten, durch Ströme und Klimate, sondern insonderheit auch durch Sprachen Neigungen und Charaktere, nur damit sie dem unterjochenden Despotismus sein Werk erschwerte und nicht alle Weltteile in den Bauch eines hölzernen Pferdes steckte.« »Es ist offenbare Absicht der Natur, daß alles auf der Erde gedeihe, was auf ihr gedeihen kann, und daß eben diese Verschiedenheit der Erzeugung den Schöpfer preise.«

In den von der Natur gewollten individuellen Völkern, nicht in den Staaten, vollzieht sich die Entwicklung zur Humanität. In diesem Begriff kreuzen sich die gegeneinanderstrebenden Geistesrichtungen des Jahrhunderts, die aufklärerische und die romantisch-antiaufklärerische. Das Neue an der Herderschen Geschichtsauffassung besteht darin, daß die Humanität nicht als abstraktes über allen Völkern thronendes »Ideal« betrachtet wird, sondern als eine reale Macht, die in allen Völkern, zu allen Zeiten und an allen Orten lebendig wirkt und individuelle Gestalt annimmt. Denn jeder Volkscharakter schafft die ihm eigentümliche Form der Humanität. So wendet sich Herder gegen das uniforme Schema des abstrakten Humanitätsideals, das für alle Völker und Zeiten dasselbe sein soll. Aber trotzdem ist die aufklärerische Stimmung noch stark in ihm wirksam. Schon die Ansicht, daß Geschichte eine Entwicklung zur Humanität ist, entstammt ja ganz aufklärerischen Impulsen. Auch der Gedanke der stufenweisen Entwicklung der Menschheit von der Barbarei zur Kultur und der echt aufklärerische Glaube an den Fortschritt finden sich bei ihm, obwohl gerade er es als eine barbarische Ungerechtigkeit empfindet, daß alle Epochen bis auf die eine, die das Endziel der Entwicklung darstellt, zu bloßen Mitteln ohne Selbstwert herabgewürdigt werden sollen.

Für die um die Jahrhundertwende sich bildende kleine Intelligenzschicht der noch nicht erwachten Völker des Ostens mußte gerade die Akzentverschiebung von den Staaten auf die Völker von entscheidender Bedeutung sein. Durch Herder mußte ihr klar werden, daß ihre Völker trotz des Mangels an politischer Selbständigkeit ein kulturelles Eigenleben zu entwickeln vermögen, da ja nicht staatliche, sondern völkische Kräfte seine Basis bilden. Wenn sie lasen »nur durch die Kultur der vaterländischen Sprache kann sich ein Volk aus der Barbarei heben ...«, so hatten sie auch gleich einen wichtigen positiven Ansatzpunkt für ihre Arbeit im Dienste ihres Volkstums — ein Ansatzpunkt, der ebenso fruchtbar werden sollte, wie Herders verwandte Hinweise auf die Bedeutung des Volksliedes, der Volkssagen und Volksbräuche. Ein deutscher Gelehrter eröffnete so jenen ungeschichtlichen Völkern den Weg, der sie aus ihrem Dahindämmern hinausführen sollte, sie zum Bewußtsein ihrer besonderen Art, ihrer eigenen geschichtlichen Vergangenheit brachte und alle schöpferischen Kräfte zum Schaffen an einer eigenen Kultur veranlaßte.

Von ihm übernahmen sie aber auch die Argumente gegen die Politik der sie beherrschenden Staaten. Mit der Erkenntnis der Bedeutung des Volkes akzeptierten sie Herders Verurteilung der völkerunterdrückenden Staatspolitik. Von ihm lernten sie, daß der natürlichste Staat nur ein Staat mit einem Volkscharakter ist, daß hingegen die »wilde Vermischung« der Nationen nur eine »Staatsmaschine« ohne inneres Leben zu erzeugen vermöge. Ihnen konnte es nur genehm sein, wenn ihr Lehrer die Unterdrückung der Sprache und Sitte der beherrschten Völkerschaften mit den Mitteln einer in der Welt sehr angesehenen Philosophie als Barbarei entlarvte. Mit der Idee der Humanität lieferte ihnen Herder eine vortreffliche Waffe, die es ihnen erlaubte, scheinbar ganz unpolitisch gegen die Unterdrückung des Volkstums zu protestieren und für die Pflege einer eigenen Sprache und Kultur zu werben. Aus den »Ideen« konnten sie darüber hinaus die Hoffnung schöpfen, daß solche »unsittlichen« Staatsgebilde wie Ton zerbrechen werden; untergehen würden wie einst die gewaltigen Reiche der Perser und Römer.

Von den Völkern des Ostens, die Herder zu großem Dank verpflichtet sind, stehen die obengenannten slavischen Völker an erster Stelle. Unter ihnen waren es wieder die Slaven Österreichs, die Herders Lehren am ersten aufgriffen und anwendeten. Sie verdanken das der aufklärerischen Schulpolitik Maria Thresias und des angeblichen »Germanisators« Joseph II., sowie der auf Volkspflege eingestellten Stimmung der Epoche der Romantik. Wieviel Dank gerade die Austroslaven ihren angeblichen Unterdrückern schuldig sind, das beweist die Tatsache, daß die erste nationale Intelligenzschicht der Tschechen, Slovaken, Slovenen, Kroaten und österreichischen Serben, die durchweg durch deutsche Schulen gegangen war, sich sogar in ihren Schriften für den Kampf um die Erweckung ihrer Volkstümer zuerst der deutschen Sprache bediente. Das gilt auch von der Geschichte von Böhmen, die Franz Palacky, einer der Väter des tschechischen Nationalismus, verfaßte — erst 1848 erschien sie in der Muttersprache und hieß nun Geschichte

Digitized by Google

des »tschechischen« Volkes. Erst ganz allmählich gingen die Vorkämpfer des slavischen Nationalismus zum Gebrauch ihrer meistens erst von ihnen geschaffenen Schriftsprache über.

Aber nicht nur Herders allgemeine geschichtsphilosophischen Einsichten konnte sich diese junge Intelligenz zunutze machen, sondern auch seine speziellen Gedanken, die er über die Slaven niederschrieb, sind von großem Werte für die ethnische Wiedergeburt der slavischen Völker geworden.

Schon in seiner Rigaer Zeit gewann Herder ein starkes Interesse am Slaventum, das ihn sein ganzes Leben nicht verlassen hat. Rußland, das er in der Regierungszeit Katharinas kennenlernte, erschien ihm als ein Land der Zukunft, dem überalterten Europa gegenüber. Dem seiner Meinung nach unverdorbenen Staat schreibt er die Mission zu, seine noch halbwilden Völkerschaften auf die Höhen der Menschenbildung zu heben, aus ihnen ein Originalvolk herauszubilden. In dem 1777 erschienenen Aufsatz »Von der Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtung« fordert er »Wenden und Slaven, Polen und Russen« auf, ihre Volkslieder zu sammeln und »unverschönt und unveredelt« in der Ursprache zu veröffentlichen. Hinter dieser Aufforderung steht sein bekannter fruchtbarer Gedanke von dem Werte des Volksliedes für die Erkenntnis der Volkscharaktere. In seinen Stimmen der Völker hat er keine direkte Übersetzung slavischer Volkslieder gebracht, sondern nur Ausschnitte aus dem tschechischen und serbischen Sagenschatz in eine dichterische Form gekleidet. Am wirksamsten aber ist das eindrucksvolle Bild, das Herder von den Slaven in seinen »Ideen« (1784) entworfen hat.

Er beginnt mit der Kennzeichnung des ungeheuren Erdstriches, den die Slaven teilweise als Nachfolger der abwandernden Germanen auf friedliche Weise besetzt haben. Mit diesem Hinweis auf die Friedfertigkeit der slavischen Völker schlägt Herder den Grundton seiner Charakteristik an, die sich geradezu wie eine Verherrlichung ausnimmt. Die Slaven erscheinen als friedliebende, fleißige Ackerbauern, die nach ihrer Art ein »fröhliches«, musikalisches und glückliches Leben führen. »Sie waren mildtätig, bis zur Verschwendung gastfrei, Liebhaber der ländlichen Freiheit, aber unterwürfig und gehorsam, des Raubens und Plünderns Feinde«.

Diese Eigenschaften führten nach Herders Ansicht aber gerade zu ihrer Unterdrückung durch kriegerische Grenznachbarn. Unter ihnen sind es besonders die Deutschen, die von ihrem Landsmann Herder ein sehr schlechtes Zeugnis in Empfang nehmen müssen. Sie sind in seinen Augen die brutalen Unterdrücker des friedliebenden slavischen Volkes. Unter dem Vorwande der christlichen Religion seien sie ins Land gekommen und hätten in ganzen Provinzen die Slaven ausgerottet oder zu Leibeigenen gemacht und ihre Ländereien unter Bischöfe und Edelleute verteilt. »Ihren Handel auf der Ostsee zerstörten nordische Germanen; ihr Vineta nahm durch die Dänen ein trauriges Ende und ihre Reste in Deutschland sind dem ähnlich, was die Spanier aus den Peruanern machten.« Es wäre kein Wunder, wenn die Slaven durch diese Mißhandlung zu »arglistiger, grausamer Knechtsträgheit« herabgesunken wären, dennoch könne man in den Ländern, in denen sie noch einige Freiheit genießen, ihr altes Gepräge erkennen.

Herder schließt mit einer prophetischen Vision. »Das Rad der ändernden Zeit drehet sich indes unaufhaltsam; und da diese Nationen größtenteils den schönsten Erdstrich Europas bewohnen, wenn er ganz bebauet und der Handel daraus eröffnet würde; da es wohl auch nicht anders zu denken ist, als daß in Europa die Gesetzgebung und Politik statt des kriegerischen Geistes immer mehr den stillen Fleiß und den ruhigen Verkehr der Völker untereinander befördern müssen und befördern werden, so werdet auch ihr so tief versunkene, einst fleißige und glückliche Völker, endlich einmal von eurem langen trägen Schlaf ermuntert, von euren Slavenketten befreit, eure schönen Gegenden vom Adriatischen Meer bis zum Karpathischen Gebirge, vom Don bis zur Moldau als Eigentum nutzen und eure alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feiern dürfen.«

Diese äußerst schmeichelhafte Charakteristik ist in ihrer unbestimmt anerkennenden Art nur als Produkt eines Dichters, nicht eines sorgfältig und empirisch arbeitenden Historikers zu werten. Die Farben, die der für die Völkerindividualitäten begeisterte Geschichtsphilosoph für die Zeichnung des slavischen Volkscharakters verwendet, hat er überdies für die Kennzeichnung des Frühstadiums verschiedener Völker verwandt.

Herders Abneigung gegen die »Staatsmaschine« und seine Vorliebe für das nicht durch Kriege gehinderte Wachstum der Völker verführt ihn zudem zu Ungerechtigkeiten gegen die Rolle des deutschen Volkes und läßt ihn die positiven Seiten des deutschen Vordringens im Osten übersehen.

Wie stark andererseits diese Charakteristik auf das Selbstbewußtsein der jungen slavischen Intelligenz und auf ihre Theorienbildung einwirken mußte, liegt auf der Hand. Das Loblied auf die friedliebenden Slaven und der Haßgesang gegen die bösen Deutschen werden zu konstanten Bestandteilen ihres Ringens um die nationale Selbständigkeit und bilden mit der Philosophie der Humanität das Gerüst der Ideologien dieses Kampfes. Durch sie wird Herders Einfluß über die Intelligenzschicht hinaus auch in den breiteren Kreisen der slavischen Nationen wirksam.

Es kann von uns nicht bestritten werden, daß neben Herder auch die Romantik für die slavische Renaissance von großer Bedeutung wurde. Diese große geistige Bewegung schuf durch ihre Herder verwandten Bestrebungen die Atmosphäre, die ihr nur förderlich sein konnte. In der Epoche des Fürsten Metternich, in der alle auf politische Selbständigkeit direkt ausgehenden Bestrebungen der Slaven wohl sofort unterdrückt worden wären, nahm kaum einer der romantisch gebildeten führenden Deutschen daran Anstoß, daß die slavischen Intellektuellen sich für die Pflege der slavischen Sprache, Geschichte und Literatur einsetzten. Vielfach sind sie gerade die Gründer und Förderer slavischer Zeitschriften, Schulen und Bibliotheken gewesen.

Trotzdem ist der direkte Einfluß Herders der überragende und kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Man darf ihn mit Recht den »praeceptor Slavorum« nennen. Besonders stark wirkte er auf die Väter des tschechischen Nationalismus, auf Joseph Dobrowsky, Franz Palacky, Joseph Schaffarik, Johann Kollar — dann aber auch auf den bedeutenden Südslaven Bartholomäus Kopitar. Diese Männer, deren Bedeutung für die Wiedergeburt der slavischen Völker allgemein anerkannt wird, halten sich in ihrer Charakteristik des Slaventums, in der Kennzeichnung der slavischen Zukunft, bei der Beurteilung der deutsch-slavischen Beziehungen, und in den ihre Bestrebungen um die Erneuerung ihres Volkstums ‚basierenden geschichtsphilosophischen Ausführungen an Herders »Ideen« und ihre Philosophie der Humanität. Immer wieder finden wir Herders Abschnitt über die Slaven in den neuentstehenden slavischen Zeitschriften. Die erste Veröffentlichung besorgte wohl der große tschechische Sprachwissenschafter Joseph Dobrowsky (Slavin 1806, vgl. Alfred Fischel, »Der Panslawismus bis zum Weltkrieg«. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1919), der auch sonst sehr stark von der deutschen Wissenschaft beeinflußt wurde. Er steht auf den Schultern des für die slavische Sprachwissenschaft sehr verdienten Schlözer und ist befreundet mit den bahnbrechenden Sprachwissenschaftern Michaelis und Adelung. Nichts spricht mehr für die Bedeutung Herders, als die Tatsache, daß der von Deutschenhaß erfüllte Dichter Johann Kollar (1793—1853), den Namen Herders neben dem Schlözers und Goethes in cyrillischer Schrift am slavischen Himmel erglänzen sieht.

Herders Aufforderung, die slavischen Volkslieder zu sammeln, fiel, noch stark gefördert durch die ähnlichen Tendenzen der Romantik, auf fruchtbaren Boden. Der Tscheche Franz L. Celakowsky veröffentlichte 1822 Volkslieder nahezu aller slavischer Völker mit beigefügter tschechischer Übersetzung. Er selbst sprach die Absicht aus, mit dieser Sammlung ein Gegenstück der Herderschen »Stimmen der Völker« liefern zu wollen. Von den übrigen Veröffentlichungen nennen wir nur die Ausgabe der slowakischen Volkslieder, die Schaffarik besorgte (1823 bis 1827), die der Serben (1814 und 1823) von Vuk Stephansohn Karadschitsch — dem Schöpfer der serbischen Schriftsprache — und die von Waclaw und Olesko besorgte Sammlung ruthenischer und polnisch-galizischer Volkslieder (1833). Diese Arbeit fand ihre Ergänzung in der Sammlung alter Märchen, Sagen und Geschichtsquellen, sowie in der Bevorzugung geschichtlicher Stoffe durch die von neuerwachtem Nationalismus begeisterten Dichter. Und es ist nicht zu bestreiten, daß durch diese Arbeit der Intellektuellen das Volks- und Geschichtsbewußtsein der fortgeschrittensten slavischen Völker entscheidend geformt wurde.

Aber noch auf eine andere Seite der Herderschen Wirksamkeit muß hingewiesen werden, auf seine Verbindung mit dem Panslawismus. Herder redet in seinen »Ideen« von slavischen Völkern, dann aber auch von dem »slavischen Volk« schlechthin. Wahrscheinlich ist er hierin von Schlözer beeinflußt, der auch von dem slavischen Volk als einer Einheit redet. Die Folge dieser Ansicht des 18. Jahrhunderts war, daß sich der Nationalismus der slavischen Völker vor allem bei den Tschechen mit panslavistischen Gedankengängen verbindet. Zunächst äußert sich dieser Panslavismus — ebensowenig wie der junge Nationalismus — nicht in rein politischen Forderungen, weshalb man die erste Phase jener Bewegung auch als die des kulturellen Panslavismus bezeichnet. Sein Programm schrieb der Dichter J. Kollar in dem 1836—1837 erschienenen Werk »Über die

Humanistische Reden und Vorträge
Von WERNER JAEGER
Oktav. VII, 217 Seiten. 1937. Geb. RM 6.—
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Dr. EHLERS-LANGE, Berlin

Herder und die Slaven

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts finden wir in Mittel- und Osteuropa eine ganze Reihe von Völkern im Zustande einer ethnischen Erstarrung. Einige von ihnen — wie die Tschechen, die Litauer, die Serben und die Bulgaren, hatten in früheren Epochen eine bedeutende geschichtliche Rolle gespielt, waren aber inzwischen wieder auf den Stand ihrer ungeschichtlichen Nachbarn (z. B. Slovaken, Slovenen, Weißrussen, aber auch die nichtslavischen Esten und Letten) zurückgeworfen worden. Sie alle lebten jetzt ohne ein klares Volksbewußtsein, ohne das Bewußtsein einer besonderen geschichtlichen Vergangenheit dahin. An einer Intelligenz, die sich zu diesen Volkstümern bekannte, fehlte es durchaus. Die intellektuellen Kräfte wurden vornehmlich durch die deutsche, in geringerem Maße auch durch die russische Kultur aufgesogen. Kaum eines der aufgezählten Völker hatte eine Schriftsprache, die als Träger einer objektiven Kultur hätte dienen können. Nur in Sitten und Gebräuchen, Mundarten von Unterschichten (Bauern, Kleinbürgern) lebten jene Völker ein naives, unreflektiertes ethnisches Leben — ein Leben, das zu einem Erlöschen in nicht allzu ferner Zeit verurteilt zu sein schien. Selbst um die tschechische Sprache (Mundart) stand es so schlecht, daß ihr der Historiker Pelzel und der Slavist Dobrowsky gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur noch eine kurze Lebensdauer voraussagten. Die Höhe des Volksbewußtseins kann man daran ermessen, daß den aufgezählten slavischen Stämmen jedes Bewußtsein einer völkischen Verwandtschaft fehlte. Noch zur Zeit der französischen Revolution hätte es die gewaltige Mehrzahl der Tschechen mit Entrüstung abgelehnt, wenn man ihnen hätte erklären wollen, daß sie mit den Serben enger verwandt seien als mit den Deutschen.

Dieses traurige Bild eines ethnischen Dornröschenschlafes wurde durch die Aufklärung[1]), vor allem aber durch die auf sie folgende Kulturwelle der Romantik und ihrer Vorläufer ganz entscheidend verändert. Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sehen in der Mitte und im Osten Europas eine ethnische Renaissance.

Wenn man den Triebkräften dieses Prozesses nachspürt, so stößt man auf die verblüffende Tatsache, daß deutsche Gelehrte dem Wiedererwachen der Völker des Ostens den entscheidenden Anstoß gaben. Bei Masaryk lesen wir (»Die tschechische Sprache« 1894). »Trotz allem Enthusiasmus für die Russen und Slaven und trotz allen Widerstreites gegen die Deutschen, bleiben die Deutschen dennoch unsere tatsächlichen Lehrer...« Und an einer anderen Stelle: »Deutsche Philosophie mußte die philosophische Basis für antideutsches nationales Streben bieten.« Unter den hier zu nennenden deutschen Gelehrten, stehen Schlözer und Herder an erster Stelle. Aber während jener vornehmlich auf die slavische Sprach- und Geschichtswissenschaft einwirkte, hat dieser die Kräfte geweckt, die als aktive Träger der ethnischen Renaissance angesprochen werden müssen. Seine Gedanken haben deshalb auch eine viel größere politisch-praktische Bedeutung als die Schlözers erlangt.

Unsere Aufgabe, Herders Einfluß auf das Wiedererwachen der Völker des Ostens Europas zu untersuchen, zwingt uns zunächst zur Beantwortung folgender Fragen: 1. Welche Elemente der Herderschen Geschichtsphilosophie bilden die Grundlage der hier kurz angedeuteten Rolle Herders? Und 2. Was hat Herder speziell für das Wiedererwachen der slavischen Völker getan?

»... Alles neigt sich in Europa zur allmählichen Auslöschung der Nationalcharaktere.« Dieser Satz wurde im Jahre 1784 niedergeschrieben. Ihm muß ein hoher Wahrheitswert zuerkannt werden, wenn man an die universalistischen aufklärerischen Bestrebungen und an die rein etatistische Politik des 18. Jahrhunderts denkt. Aber gerade der Schreiber jener Zeilen hat einen entscheidenden Anteil an der Unterbrechung dieser offenkundigen Tendenzen. In einer Zeit, in der die Staaten die Kräfte des Volkstums zu verschlingen drohten, wird er zum Entdecker der »Eigenständigkeit des Volkes«, zum Entdecker des Volkes als »seelentümlicher Substanz«. Nicht die Staaten, sondern die Völker werden von Herder als Träger der Geschichte und Kultur angesehen. Die jedem Volke eigentümliche Kultur ist ein Produkt seines besonderen Volkscharakters, seines »genetischen Geistes«. Die Sprache, die Musik, die Mimik, Wissenschaft und sogar die Religion des einzelnen Volkes werden durch den ihm allein entsprechenden Volkscharakter entscheidend bestimmt. Herders »Ideen« versuchen immer wieder deutlich zu machen, daß die Mannigfaltigkeit und das freie Wachstum der Völkerindividualitäten in der Absicht der Natur oder Vorsehung liegen. »Wunderbar teilte sie (die Vorsehung, d. Verf.) die Völker nicht nur durch Wälder und Berge durch Meere und Wüsten, durch Ströme und Klimate, sondern insonderheit auch durch Sprachen Neigungen und Charaktere, nur damit sie dem unterjochenden Despotismus sein Werk erschwerte und nicht alle Weltteile in den Bauch eines hölzernen Pferdes steckte.« »Es ist offenbare Absicht der Natur, daß alles auf der Erde gedeihe, was auf ihr gedeihen kann, und daß eben diese Verschiedenheit der Erzeugung den Schöpfer preise.«

In den von der Natur gewollten individuellen Völkern, nicht in den Staaten, vollzieht sich die Entwicklung zur Humanität. In diesem Begriff kreuzen sich die gegeneinanderstrebenden Geistesrichtungen des Jahrhunderts, die aufklärerische und die romantisch-antiaufklärerische. Das Neue an der Herderschen Geschichtsauffassung besteht darin, daß die Humanität nicht als abstraktes über allen Völkern thronendes »Ideal« betrachtet wird, sondern als eine reale Macht, die in allen Völkern, zu allen Zeiten und an allen Orten lebendig wirkt und individuelle Gestalt annimmt. Denn jeder Volkscharakter schafft die ihm eigentümliche Form der Humanität. So wendet sich Herder gegen das uniforme Schema des abstrakten Humanitätsideals, das für alle Völker und Zeiten dasselbe sein soll. Aber trotzdem ist die aufklärerische Stimmung noch stark in ihm wirksam. Schon die Ansicht, daß Geschichte eine Entwicklung zur Humanität ist, entstammt ja ganz aufklärerischen Impulsen. Auch der Gedanke der stufenweisen Entwicklung der Menschheit von der Barbarei zur Kultur und der echt aufklärerische Glaube an den Fortschritt finden sich bei ihm, obwohl gerade er es als eine barbarische Ungerechtigkeit empfindet, daß alle Epochen bis auf die eine, die das Endziel der Entwicklung darstellt, zu bloßen Mitteln ohne Selbstwert herabgewürdigt werden sollen.

Für die um die Jahrhundertwende sich bildende kleine Intelligenzschicht der noch nicht erwachten Völker des Ostens mußte gerade die Akzentverschiebung von den Staaten auf die Völker von entscheidender Bedeutung sein. Durch Herder mußte ihr klar werden, daß ihre Völker trotz des Mangels an politischer Selbständigkeit ein kulturelles Eigenleben zu entwickeln vermögen, da ja nicht staatliche, sondern völkische Kräfte seine Basis bilden. Wenn sie lasen »nur durch die Kultur der vaterländischen Sprache kann sich ein Volk aus der Barbarei heben ...«, so hatten sie auch gleich einen wichtigen positiven Ansatzpunkt für ihre Arbeit im Dienste ihres Volkstums — ein Ansatzpunkt, der ebenso fruchtbar werden sollte, wie Herders verwandte Hinweise auf die Bedeutung des Volksliedes, der Volkssagen und Volksbräuche. Ein deutscher Gelehrter eröffnete so jenen ungeschichtlichen Völkern den Weg, der sie aus ihrem Dahindämmern hinausführen sollte, sie zum Bewußtsein ihrer besonderen Art, ihrer eigenen geschichtlichen Vergangenheit brachte und alle schöpferischen Kräfte zum Schaffen an einer eigenen Kultur veranlaßte.

Von ihm übernahmen sie aber auch die Argumente gegen die Politik der sie beherrschenden Staaten. Mit der Erkenntnis der Bedeutung des Volkes akzeptierten sie Herders Verurteilung der völkerunterdrückenden Staatspolitik. Von ihm lernten sie, daß der natürlichste Staat nur ein Staat mit einem Volkscharakter ist, daß hingegen die »wilde Vermischung« der Nationen nur eine »Staatsmaschine« ohne inneres Leben zu erzeugen vermöge. Ihnen konnte es nur genehm sein, wenn ihr Lehrer die Unterdrückung der Sprache und Sitte der beherrschten Völkerschaften mit den Mitteln einer in der Welt sehr angesehenen Philosophie als Barbarei entlarvte. Mit der Idee der Humanität lieferte ihnen Herder eine vortreffliche Waffe, die es ihnen erlaubte, scheinbar ganz unpolitisch gegen die Unterdrückung des Volkstums zu protestieren und für die Pflege einer eigenen Sprache und Kultur zu werben. Aus den »Ideen« konnten sie darüber hinaus die Hoffnung schöpfen, daß solche »unsittlichen« Staatsgebilde wie Ton zerbrechen werden; untergehen würden wie einst die gewaltigen Reiche der Perser und Römer.

Von den Völkern des Ostens, die Herder zu großem Dank verpflichtet sind, stehen die obengenannten slavischen Völker an erster Stelle. Unter ihnen waren es wieder die Slaven Österreichs, die Herders Lehren am ersten aufgriffen und anwendeten. Sie verdanken das der aufklärerischen Schulpolitik Maria Thresias und des angeblichen »Germanisators« Joseph II., sowie der auf Volkspflege eingestellten Stimmung der Epoche der Romantik. Wieviel Dank gerade die Austroslaven ihren angeblichen Unterdrückern schuldig sind, das beweist die Tatsache, daß die erste nationale Intelligenzschicht der Tschechen, Slovaken, Slovenen, Kroaten und österreichischen Serben, die durchweg durch deutsche Schulen gegangen war, sich sogar in ihren Schriften für den Kampf um die Erweckung ihrer Volkstümer zuerst der deutschen Sprache bediente. Das gilt auch von der Geschichte von Böhmen, die Franz Palacky, einer der Väter des tschechischen Nationalismus, verfaßte — erst 1848 erschien sie in der Muttersprache und hieß nun Geschichte

Digitized by Google

des »tschechischen« Volkes. Erst ganz allmählich gingen die Vorkämpfer des slavischen Nationalismus zum Gebrauch ihrer meistens erst von ihnen geschaffenen Schriftsprache über.

Aber nicht nur Herders allgemeine geschichtsphilosophischen Einsichten konnte sich diese junge Intelligenz zunutze machen, sondern auch seine speziellen Gedanken, die er über die Slaven niederschrieb, sind von großem Werte für die ethnische Wiedergeburt der slavischen Völker geworden.

Schon in seiner Rigaer Zeit gewann Herder ein starkes Interesse am Slaventum, das ihn sein ganzes Leben nicht verlassen hat. Rußland, das er in der Regierungszeit Katharinas kennenlernte, erschien ihm als ein Land der Zukunft, dem überalterten Europa gegenüber. Dem seiner Meinung nach unverdorbenen Staat schreibt er die Mission zu, seine noch halbwilden Völkerschaften auf die Höhen der Menschenbildung zu heben, aus ihnen ein Originalvolk herauszubilden. In dem 1777 erschienenen Aufsatz »Von der Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtung« fordert er »Wenden und Slaven, Polen und Russen« auf, ihre Volkslieder zu sammeln und »unverschönt und unveredelt« in der Ursprache zu veröffentlichen. Hinter dieser Aufforderung steht sein bekannter fruchtbarer Gedanke von dem Werte des Volksliedes für die Erkenntnis der Volkscharaktere. In seinen Stimmen der Völker hat er keine direkte Übersetzung slavischer Volkslieder gebracht, sondern nur Ausschnitte aus dem tschechischen und serbischen Sagenschatz in eine dichterische Form gekleidet. Am wirksamsten aber ist das eindrucksvolle Bild, das Herder von den Slaven in seinen »Ideen« (1784) entworfen hat.

Er beginnt mit der Kennzeichnung des ungeheuren Erdstriches, den die Slaven teilweise als Nachfolger der abwandernden Germanen auf friedliche Weise besetzt haben. Mit diesem Hinweis auf die Friedfertigkeit der slavischen Völker schlägt Herder den Grundton seiner Charakteristik an, die sich geradezu wie eine Verherrlichung ausnimmt. Die Slaven erscheinen als friedliebende, fleißige Ackerbauern, die nach ihrer Art ein »fröhliches«, musikalisches und glückliches Leben führen. »Sie waren mildtätig, bis zur Verschwendung gastfrei, Liebhaber der ländlichen Freiheit, aber unterwürfig und gehorsam, des Raubens und Plünderns Feinde«.

Diese Eigenschaften führten nach Herders Ansicht aber gerade zu ihrer Unterdrückung durch kriegerische Grenznachbarn. Unter ihnen sind es besonders die Deutschen, die von ihrem Landsmann Herder ein sehr schlechtes Zeugnis in Empfang nehmen müssen. Sie sind in seinen Augen die brutalen Unterdrücker des friedliebenden slavischen Volkes. Unter dem Vorwande der christlichen Religion seien sie ins Land gekommen und hätten in ganzen Provinzen die Slaven ausgerottet oder zu Leibeigenen gemacht und ihre Ländereien unter Bischöfe und Edelleute verteilt. »Ihren Handel auf der Ostsee zerstörten nordische Germanen; ihr Vineta nahm durch die Dänen ein trauriges Ende und ihre Reste in Deutschland sind dem ähnlich, was die Spanier aus den Peruanern machten.« Es wäre kein Wunder, wenn die Slaven durch diese Mißhandlung zu »arglistiger, grausamer Knechtsträgheit« herabgesunken wären, dennoch könne man in den Ländern, in denen sie noch einige Freiheit genießen, ihr altes Gepräge erkennen.

Herder schließt mit einer prophetischen Vision. »Das Rad der ändernden Zeit drehet sich indes unaufhaltsam; und da diese Nationen größtenteils den schönsten Erdstrich Europas bewohnen, wenn er ganz bebauet und der Handel daraus eröffnet würde; da es wohl auch nicht anders zu denken ist, als daß in Europa die Gesetzgebung und Politik statt des kriegerischen Geistes immer mehr den stillen Fleiß und den ruhigen Verkehr der Völker untereinander befördern müssen und befördern werden, so werdet auch ihr so tief versunkene, einst fleißige und glückliche Völker, endlich einmal von eurem langen trägen Schlaf ermuntert, von euren Slavenketten befreit, eure schönen Gegenden vom Adriatischen Meer bis zum Karpathischen Gebirge, vom Don bis zur Moldau als Eigentum nutzen und eure alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feiern dürfen.«

Diese äußerst schmeichelhafte Charakteristik ist in ihrer unbestimmt anerkennenden Art nur als Produkt eines Dichters, nicht eines sorgfältig und empirisch arbeitenden Historikers zu werten. Die Farben, die der für die Völkerindividualitäten begeisterte Geschichtsphilosoph für die Zeichnung des slavischen Volkscharakters verwendet, hat er überdies für die Kennzeichnung des Frühstadiums verschiedener Völker verwandt.

Herders Abneigung gegen die »Staatsmaschine« und seine Vorliebe für das nicht durch Kriege gehinderte Wachstum der Völker verführt ihn zudem zu Ungerechtigkeiten gegen die Rolle des deutschen Volkes und läßt ihn die positiven Seiten des deutschen Vordringens im Osten übersehen.

Wie stark andererseits diese Charakteristik auf das Selbstbewußtsein der jungen slavischen Intelligenz und auf ihre Theorienbildung einwirken mußte, liegt auf der Hand. Das Loblied auf die friedliebenden Slaven und der Haßgesang gegen die bösen Deutschen werden zu konstanten Bestandteilen ihres Ringens um die nationale Selbständigkeit und bilden mit der Philosophie der Humanität das Gerüst der Ideologien dieses Kampfes. Durch sie wird Herders Einfluß über die Intelligenzschicht hinaus auch in den breiteren Kreisen der slavischen Nationen wirksam.

Es kann von uns nicht bestritten werden, daß neben Herder auch die Romantik für die slavische Renaissance von großer Bedeutung wurde. Diese große geistige Bewegung schuf durch ihre Herder verwandten Bestrebungen die Atmosphäre, die ihr nur förderlich sein konnte. In der Epoche des Fürsten Metternich, in der alle auf politische Selbständigkeit direkt ausgehenden Bestrebungen der Slaven wohl sofort unterdrückt worden wären, nahm kaum einer der romantisch gebildeten führenden Deutschen daran Anstoß, daß die slavischen Intellektuellen sich für die Pflege der slavischen Sprache, Geschichte und Literatur einsetzten. Vielfach sind sie gerade die Gründer und Förderer slavischer Zeitschriften, Schulen und Bibliotheken gewesen.

Trotzdem ist der direkte Einfluß Herders der überragende und kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Man darf ihn mit Recht den »praeceptor Slavorum« nennen. Besonders stark wirkte er auf die Väter des tschechischen Nationalismus, auf Joseph Dobrowsky, Franz Palacky, Joseph Schaffarik, Johann Kollar — dann aber auch auf den bedeutenden Südslaven Bartholomäus Kopitar. Diese Männer, deren Bedeutung für die Wiedergeburt der slavischen Völker allgemein anerkannt wird, halten sich in ihrer Charakteristik des Slaventums, in der Kennzeichnung der slavischen Zukunft, bei der Beurteilung der deutsch-slavischen Beziehungen, und in den ihre Bestrebungen um die Erneuerung ihres Volkstums basierenden geschichtsphilosophischen Ausführungen an Herders »Ideen« und ihre Philosophie der Humanität. Immer wieder finden wir Herders Abschnitt über die Slaven in den neuentstehenden slavischen Zeitschriften. Die erste Veröffentlichung besorgte wohl der große tschechische Sprachwissenschafter Joseph Dobrowsky (Slavin 1806, vgl. Alfred Fischel, »Der Panslawismus bis zum Weltkrieg«. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1919), der auch sonst sehr stark von der deutschen Wissenschaft beeinflußt wurde. Er steht auf den Schultern des für die slavische Sprachwissenschaft sehr verdienten Schlözer und ist befreundet mit den bahnbrechenden Sprachwissenschaftern Michaelis und Adelung. Nichts spricht mehr für die Bedeutung Herders, als die Tatsache, daß der von Deutschenhaß erfüllte Dichter Johann Kollar (1793—1853), den Namen Herders neben dem Schlözers und Goethes in cyrillischer Schrift am slavischen Himmel erglänzen sieht.

Herders Aufforderung, die slavischen Volkslieder zu sammeln, fiel, noch stark gefördert durch die ähnlichen Tendenzen der Romantik, auf fruchtbaren Boden. Der Tscheche Franz L. Celakowsky veröffentlichte 1822 Volkslieder nahezu aller slavischer Völker mit beigefügter tschechischer Übersetzung. Er selbst sprach die Absicht aus, mit dieser Sammlung ein Gegenstück der Herderschen »Stimmen der Völker« liefern zu wollen. Von den übrigen Veröffentlichungen nennen wir nur die Ausgabe der slowakischen Volkslieder, die Schaffarik besorgte (1823 bis 1827), die der Serben (1814 und 1823) von Vuk Stephansohn Karadschitsch — dem Schöpfer der serbischen Schriftsprache — und die von Waclaw und Olesko besorgte Sammlung ruthenischer und polnisch-galizischer Volkslieder (1833). Diese Arbeit fand ihre Ergänzung in der Sammlung alter Märchen, Sagen und Geschichtsquellen, sowie in der Bevorzugung geschichtlicher Stoffe durch die von neuerwachtem Nationalismus begeisterten Dichter. Und es ist nicht zu bestreiten, daß durch diese Arbeit der Intellektuellen das Volks- und Geschichtsbewußtsein der fortgeschrittensten slavischen Völker entscheidend geformt wurde.

Aber noch auf eine andere Seite der Herderschen Wirksamkeit muß hingewiesen werden, auf seine Verbindung mit dem Panslawismus. Herder redet in seinen »Ideen« von slavischen Völkern, dann aber auch von dem »slavischen Volk« schlechthin. Wahrscheinlich ist er hierin von Schlözer beeinflußt, der auch von dem slavischen Volk als einer Einheit redet. Die Folge dieser Ansicht des 18. Jahrhunderts war, daß sich der Nationalismus der slavischen Völker vor allem bei den Tschechen mit panslavistischen Gedankengängen verbindet. Zunächst äußert sich dieser Panslavismus — ebensowenig wie der junge Nationalismus — nicht in rein politischen Forderungen, weshalb man die erste Phase jener Bewegung auch als die des kulturellen Panslavismus bezeichnet. Sein Programm schrieb der Dichter J. Kollar in dem 1836—1837 erschienenen Werk »Über die

Humanistische Reden und Vorträge
Von WERNER JAEGER
Oktav. VII, 217 Seiten. 1937. Geb. RM 6.—
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slavischen Nation«. Neben Forderungen, die ebensogut dem Nationalismus der einzelnen slavischen Völker zugute kommen — (wie die Gründung von Buchhandlungen und Bibliotheken, Zeitschriften, Einrichtung von Lehrstühlen, Abfassung von Schul- und Lesebüchern) fordert er den Austausch der Gedanken zwischen den schöpferischen Geistern, den Austausch und die Übersetzung von Büchern, die Abfassung vergleichender slavischer Sprachlehren, die Abfassung eines allslavischen Wörterbuches, eine einheitliche Orthographie. Der Gedanke einer allslavischen Schriftsprache hat die Geister immer wieder beschäftigt. Die aktivsten Vertreter unter den Panslavisten waren die Tschechen und Slowaken, unter denen besonders Jungmann, Kollar, Schaffarik und Hanka hervorragen. Obwohl die offizielle russische Politik der 30er und 40er Jahre mit dem kulturellen Panslavismus wenig zu tun hatte, entwickelte sich innerhalb der russischen Intelligenz eine Gruppe, die die Bedeutung des Panslavismus für Rußland erkannte (Pagodin und die Slawophilen). Noch bei diesen Russen ist der Einfluß Herders lebendig. Ihre Bemühungen, Kräfte des russischen Volkstums gegen den »verfaulten Westen« zu mobilisieren, können natürlich mit gleichem Recht auf die Romantik zurückgeführt werden. Die unmittelbare Beziehung zu Herder aber zeigt sich, z. B. wenn Pagodin fast mit Herders Worten den Versuch, eine lebende Sprache zu vernichten, verdammt oder wenn die Slawophilen als Zukunftsbild sich das friedliche Zusammenleben aller slavischen Völker — ohne jede staatliche Unterdrückung — ausmalen. Herders Humanitätsidee ist es, die sich hier auswirkt und in der Proklamierung der Slaven als des weltgeschichtlichen Volkes der Zukunft eine seltsame Verbindung mit Hegel eingeht.

Auf der Wende zwischen den kulturellen und rein politischen nationalistischen und panslavistischen Bestrebungen der Slaven zeigt sich der direkte Einfluß Herders noch einmal in voller Deutlichkeit. Die »Proklamation der ersten Slawenversammlung an die Völker Europas« fußt auf Herders Charakteristik der alten Slaven und auf seinem Humanitätsideal. Die Friedfertigkeit der Slawen wird in der bekannten Weise gegen die »Herrsch- und Eroberungssucht« der Deutschen ausgespielt.

Schon auf dem Prager Slawenkongreß (1848) wurde deutlich, daß es den slavischen Führern nicht nur auf die Erweckung und Erhaltung des völkischen Eigenlebens ankam, daß sie auch begannen, staatspolitische Ziele für die noch unterdrückten Völkerschaften zu formulieren. Dies geschah unter dem Einfluß der Ideen der Französischen Revolution, die dann 1918 ihre Früchte zeitigten.

[1] Die Aufklärung muß in diesem Zusammenhang genannt werden, obwohl man annehmen könnte, daß ihre rationalistische, universalistische Grundtendenz einer Herausbildung von Völkerindividualitäten widersprechen müßte. Aber ihre Humanitäts- und Toleranzidee, sowie ihre Bemühungen um die Hebung der Volksbildung leisteten hier wertvolle Vorarbeit.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Tel. 31-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: **Houben-W., Methoden d. org. Chemie,** neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. **Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie.** Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (592.—) 375.—. **Berichte:** 1892—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten nur 720.—

LITERATUR ZUM THEMA AUSSEREUROPA

I.

Kolonien, Weltreiche und Deutschtum

Auf dem letzten Deutschen Geographentag hat der Berliner Kolonialgeograph Carl Troll in seinem Vortrag über: »Kolonialgeographische Forschung und die deutsche Kolonialfrage« aufs neue die Notwendigkeit eigenen Kolonialbesitzes für uns Deutsche betont und klar herausgearbeitet. Troll gehört zu den jüngeren Forschern, die über das deutsche Kolonialproblem auf Grund eigener Anschauung zu reden berufen sind. In einer kleinen Schrift, die nach einem Vortrag in der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Berlin entstanden ist, nimmt er zu den verschiedenen Fragen der deutschen Kolonialforderung Stellung auf Grund einer ostafrikanischen Forschungsreise in den Jahren 1933/34 [1]). Er beschäftigt sich hier vor allem mit den Siedlungsmöglichkeiten, vor deren übertriebenen Hoffnungen er warnt, und schließt mit einem zukunftsfrohen Ausblick auf ein Problem, das bei der deutschen Kolonialfrage oft übersehen wird, das Problem der alten und jungen Generation.

Für alle, die sich mit der deutschen Kolonialfrage in ihren Beziehungen zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im zusammenfassenden Überblick unterrichten wollen, ist unentbehrlich das kleine Büchlein von Gouverneur Dr. Heinrich Schnee [2]), das bereits vor dem Kriege erschienen und dann vergriffen, nunmehr in neuer Auflage in der bekannten Sammlung: Wissenschaft und Bildung vorliegt. Mit souveräner Stoffbeherrschung und einem durch klare Sachlichkeit und innere wärmste Anteilnahme ausgezeichneten Stil werden uns hier die Erwerbung und Entwicklung, die Verwaltung, Wirtschaft und Kultur unserer Kolonien ebenso eindringlich geschildert wie der Verlauf des Weltkrieges in den Kolonien und ihre Entwicklung unter dem Versailler Diktat als Mandate. Gerade dieser Teil enthält eine Fülle wertvollsten Materials für unseren kolonialen Kampf. Das Büchlein schließt mit der deutschen kolonialen Forderung. Auch hier wie sonst in allen seinen Reden und Schriften hat der um den Kampf für Deutschlands Kolonialehre im In- und Ausland so hochverdiente letzte Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft seinem unerschütterlichen Glauben an den Sieg unserer Sache beredten Ausdruck verliehen.

Über unser altes Deutsch-Ostafrika (jetzt Tanganyika Territory) besitzen wir eine aufschlußreiche Monographie von Kurt Blohm [3]), der eine Untersuchung der deutschen Bestrebungen im Lichte der englischen Presse der Jahre 1930—33 angestellt hat. Diese Schrift ist außerordentlich wertvoll für das Verständnis der englischen Mandatsherrschaft in Ostafrika und ihrer wiederholten Versuche, Deutsch-Ostafrika dem Britischen Weltreich einzugliedern (closer union). Sie behandelt die einschlägigen Dokumente (engl. Parlamentsberichte), die deutschen Gegenvorstellungen und vor allem das Echo in der englischen Presse. Auf diese Weise erhalten wir einen guten Einblick in einen wichtigen Abschnitt unseres kolonialen Kampfes der Nachkriegszeit und lernen gleichzeitig die Fehler und Versäumnisse unserer früheren Regierungen kennen und beurteilen.

Das Britische Weltreich ist bei seiner großen Bedeutung für den Gang der Weltpolitik schon oft Gegenstand eingehender Monographien gewesen. Zu den neuesten Arbeiten dieser Art, die von Nichtengländern stammen, gehört in erster Linie das Buch eines russischen Generals und Geopolitikers N. Golowin [4]), das schon deshalb besondere Beachtung verdient, weil hier die militärpolitische Seite des Empire in den Vordergrund der Betrachtung gerückt ist (Organisation und Aufgaben der Seemacht, Landstreitkräfte und Luftstreitkrägfte). Das Buch zeichnet sich aus durch die den hohen Militärs eigene Klarheit im Aufbau, der Durchführung und Schlußfolgerung des gewaltigen Stoffes.

Die historischen Grundlagen der modernen Weltmächtepolitik zeigt uns Richard von Kühlmann [5]), der in großen Linien die Gruppierung der Mächte und den Wandel ihres weltpolitischen Einflusses seit den letzten 120 Jahren (seit dem Sturze Napoleons) darstellt. Der Verf., der selbst den größten Teil seiner Lebensarbeit der praktischen Politik gewidmet hat, ist sich der großen Schwierigkeit, die der von ihm unternommene Versuch mit sich bringt, wohl bewußt. Was er erreichen wollte, nämlich zum Verständnis der gegenwärtigen Weltmachtsbestrebungen beizutragen, ist ihm gelungen. Innerhalb der von uns zum Hauptthema dieses Sammelreferats gewählten Fragen interessieren besonders die Kapitel, in denen der Verf. über die »Rohstoffe als Faktoren der Weltgeltung« und »Die drei Spätgekommenen« (Deutschland, Italien und Japan) schreibt. Das Buch zeichnet sich aus durch eine Fülle anregender Perspektiven und klug abwägender Beurteilungen.

Für alle die Gegenwartsfragen, die von unserem Standpunkt aus um die drei Hauptpunkte: Kolonialherrschaft, Weltmachtstreben und Deutschtum sich konzentrieren, verdient noch besondere Erwähnung das Buch von Wahrhold Drascher [6]), das in einer glänzenden Darstellung gewissermaßen den letzten Appell an die weißen Völker richtet, sich ihrer Verdienste um die Menschheit und ihrer Aufgaben für die Zukunft noch in letzter Stunde bewußt zu werden und dieser Erkenntnis die Tat auch dadurch folgen zu lassen, daß Deutschland entsprechend seiner unbestreitbaren kulturellen und kolonisatorischen Leistungen wieder in der Front der weißen Kolonialherrschernationen den ihm gebührenden Platz erhält.

Als leuchtendes Einzelbeispiel dafür, was fremde Erdteile und Rassen der kolonisatorischen Tätigkeit der Deutschen verdanken, diene zum Schluß das Land Brasilien, wo die Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchentums jetzt einen berufenen Geschichtschreiber in Ferdinand Schröder gefunden hat [7]). Der in der brasiliendeutschen Geschichtsforschung bestens bekannte Verf. hat hier ein auf reichem Quellenmaterial beruhendes Werk geschaffen, das dem Deutschtum in der Welt nur zur Ehre gereichen kann.

Dr. Ernst Gerhard Jacob

[1]) Carl Troll, Das deutsche Kolonialproblem auf Grund einer ostafrikanischen Forschungsreise 1933/34. Berlin 1935. Dietrich Reimer. 69 S. RM. 2,50.
[2]) Heinrich Schnee, Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg. Leipzig 1935. Quelle & Meyer. 163 S. RM. 1.80.
[3]) Kurt Blohm, Tanganyika Territorium und Englische Presse. Berlin 1935. Junker & Dünnhaupt. 158 S. RM. 6,50.
[4]) N. Golowin, Die Weltmacht Großbritannien. Wehrgeopolitische Betrachtungen zur Gegenwart. Aus dem Russischen übertragen von Frhr. von Campenhausen. Berlin 1936, Karl Siegismund. 152 S. RM. 6,—.
[5]) Richard von Kühlmann, Entwicklung der Großmächte vom Sturz Napoleons bis zur Gegenwart. Berlin 1936, Karl Siegismund. 123 S. RM. 4,80.
[6]) Wahrhold Drascher, Die Vorherrschaft der weißen Rasse. Stuttgart 1936, Deutsche Verlagsanstalt. 420 S. RM. 9,—.
[7]) Ferdinand Schröder, Brasilien und Wittenberg. Ursprung und Gestaltung deutschen evangelischen Kirchentums in Brasilien. Berlin 1936, Walter de Gruyter & Co. 418 S. RM. 7,50.

NEUERSCHEINUNG

Daniel Feuling

Hauptfragen der Metaphysik

Einführung in das philosophische Leben

591 Seiten, Leinen RM 9.80
broschiert RM 8.50

„. . . Im Unterschied von vielen ähnlichen Versuchen in deutscher Sprache geht Feuling mit selbständiger bohrender Denkarbeit vor. Er begnügt sich nicht beim Verlaß auf die bewährte Autorität, sondern reicht die Frucht eines zähen, denkerischen Ringens mit allen bezüglichen Problemen . . . Ein nach Gehalt und Ausdruck ungewöhnlich wertvolles Buch."
(Dr. Joseph Bernhart)

Verlag Anton Pustet · Salzburg-Leipzig

Digitized by Google

2.

Kampf um den Erdraum

Paul Ritter hat diesem Buche den Untertitel »Kolonien vom Altertum bis zur Gegenwart« gegeben. Er deutet damit schon an, daß sein Ziel sich einmal auf eine Schilderung der Kolonien-Entwicklung, dann aber auch auf den Kampf des Menschen um Erdraum überhaupt erstreckt. Der Grundton des ganzen Buches nun ist die Forderung: Würdigt die kulturellen Leistungen eines Hundertmillionen-Volkes! Gebt ihm kolonialen Lebensraum! Hiermit wendet er sich an die Weltöffentlichkeit und bringt gleichzeitig durch eine Fülle von statistischem Material, von Karten und Fotos, auch Aufklärungs- und Schulungsstoff für den eigenen kolonialpolitischen Kampf. Mit Schneid und umfassender Literaturkenntnis läßt er die kolonisierenden Völker einzeln an uns vorüberziehen und würdigt besonders eingehend die Deutschen als Kolonialvolk. Mit Recht kann er feststellen: »Es ist seit Beginn der neuen Zeit bis heute, mit einer kurzen Unterbrechung, das Schicksal der Deutschen gewesen, daß sie nirgends geschlossen ... auftreten konnten... Sie haben vielmehr nur einzeln, als wagemutige Pioniere, als weitblickende Kaufleute oder ... Gelehrte ... sich an der Lösung überseeischer Probleme beteiligt.« Es versteht sich, daß die kulturellen Leistungen der Deutschen in Afrika besonders eingehend behandelt werden und es ist erfreulich, daß wir da viel Material in lehrreicher neuer Zueinanderordnung finden. Im Banne der großen Ereignisse in unserem Vaterlande und rings um uns, empfinden wir mehr denn je das Bedürfnis nach einer ausgesprochen deutschen Wertung der Dinge der Gegenwart und Vergangenheit. Gewiß mag es verschiedene Wege und verschiedene Methoden der Stoffauswahl und Anordnung hierfür geben. Das Ziel aber muß unverrückbar sein. Ritters in mitfortreißendem Tempo und rückhaltloser Offenheit geschriebenes Buch ist ein mutiger Schritt auf dem Wege dorthin. **Sch.**

Paul Ritter: Der Kampf um den Erdraum. Phil. Reclam jun. Leipzig, 1935, 348 S., brosch. RM. 6.—, geb. RM. 7.50.

3.

Die Erforscher von Nordamerika

In der Buchreihe »Entdecker und Eroberer der Welt«, die der Wilhelm Goldmann Verlag vor Jahresfrist mit Kirkpatricks Werk über die spanischen Konquistadoren eröffnete (Geistige Arbeit, 3. Jg., Nr. 7), liegt nun der zweite Band vor. In ihm gibt John Bartlet Brebner, Universitätsprofessor an der Columbia-Universität New York, unter dem Titel »Die Erforscher Nordamerikas« erstmalig ein umfassendes Gesamtbild der Erschließung des nordamerikanischen Kontinents durch europäische Pioniere.

Während die spanische Eroberung in Mittel- und Südamerika durch das Zusammenwirken naturgeographischer Faktoren mit den volklichen, kulturellen und konfessionellen Bindungen der Eroberer sowie durch ihre engen Zeitgrenzen eine dynamische Einheit darstellt, zeigt die Erschließung Nordamerikas durch die äußerst fruchtbare Vielseitigkeit ihrer gestaltenden Kräfte das Bild einer jahrhundertelangen tiefgreifenden Entwicklung. Trotzdem aber die Erschließung Nordamerikas in viel engerer Verbindung mit der gesamteuropäischen Entwicklung vor sich ging als die Südamerikas, — trotzdem sie nicht weniger reich an Kämpfen, an bedeutenden Persönlichkeiten und an kühnen, bewundernswerten Leistungen war als jene, — trotzdem gerade das deutsche Volkstum eine beträchtliche Anzahl dieser Pioniere gestellt hat, ist doch dieser geopolitisch wie kulturhistorisch gleich gewaltige Vorgang bei uns bis auf kleine Ausschnitte bisher nicht Allgemeingut geworden.

Das sind die Helden dieser nordamerikanischen Pionierzeit, die nicht aus Hunger nach materiellem Reichtum, sondern aus einer männlichen Leidenschaft, frei von pathetischen Gesten und romantischen Träumen, in der Gefahr sich selber fanden: Samuel Champlain, der im Auftrage Frankreichs den Sankt-Lorenz-Strom erforschte; Etienne Brulé, der neben Jean Nicolet, Radisson und Grosseilliers der berühmte Prototyp aller jener namenlosen und zahllosen »Waldläufer« war; jener Waldläufer, die, ganz auf sich allein gestellt, durch zwei Jahrhunderte hindurch die Hauptlast der Forschungsarbeit trugen und von denen Radisson das stolze Wort sprach: »Wir wissen, wer wir sind; erst kommen die Entdecker, dann die Gouverneure«; der heldenmütige Pater Joguez; der unglückliche Hudson; die deutschen Forscher Johann Lederer, Jakob Sedlmayr und Samuel Stalnaker; die großen Pioniere De La Salle und De La Verendrye; Alexander Mackenzie, der erste Durchquerer des nordamerikanischen Kontinents vom Atlantic zum Pacific, und viele, viele Andere.

Selbstsicherer und fairer als ein großer Teil der spanischen Konquistadoren stehen diese Kämpfer der Forschung im klaren kühlen Lichte ihrer Taten.

An der Größe seines Gegenstandes wächst das Brebnersche Werk zu eindringlichster Stärke.

Das beigefügte Kartenmaterial wäre mit wenigen Mitteln erheblich anschaulicher zu machen.

H. V. C.

J. B. Brebner, Die Erforscher Nordamerikas, 1936, Wilhelm Goldmann, Leipzig. 344 S., 80 Abb., geb. RM. 7.50.

4.

Die portugiesischen Entdecker

Als dritter Band der Reihe »Entdecker und Eroberer der Welt« ist das Werk des Londoner Gelehrten Edgar Prestage über die »Portuguese Pioneers« in deutscher Übersetzung herausgekommen[1]). Fesselnd wird hier geschildert, wie dieses arme Volk, dessen Menschen kaum zur Bestellung der Äcker ausreichten, von Kreuzfahrertum, Wissensdrang und Handelsinteressen getrieben, seine ganzen Energien der überseeischen Expansion zuwandte und im Verlauf eines Jahrhunderts seine Hoheitszeichen nach Guinea und Labrador, nach dem Feuerland und den Molukken trug. Besonders eingehend sind die bisher weniger bekannten Fahrten während des 15. Jahrhunderts behandelt, auf denen sich die portugiesischen Karavellen zäh an der Westküste Afrikas entlangfraßen, bis Diaz die Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung gelang. Für die Kenntnis der Fahrten von Cão, Diaz und Vasco da Gama sind durch die Untersuchungen des Frankfurter Geographen Ravenstein ausgezeichnete Vorarbeiten geleistet worden.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

[1]) Edgar Prestage: »Die portugiesischen Entdecker«. Wilhelm Goldmann Verlag. Leipzig 1936. 256 Seiten. RM 7.50.

4.

Japan in der Welt

Anton Zischkas Japanbuch ist in ursächlicher Verbindung mit seinen anderen Werken (Abessinien. — Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle.) das Ergebnis zehnjähriger Reisen, Beobachtungen und Studien des Verfassers. Dieser Entstehungsart verdankt es das Buch, wenn es durch die intensive Vielseitigkeit seiner Darstellung ein abgerundetes Bild des japanischen Lebenskampfes aus seinen historischen und geographischen Grundtatsachen heraus entwickelt, und wenn es durch die extensive Weite seines räumlichen Blickfeldes die weltpolitischen Auswirkungen dieses Lebenskampfes erschöpfend schildert.

Die Entwicklung Japans von dem mittelalterlichen Feudalstaat auf statischer Wirtschaftsbasis zur modernen industriellen Großmacht auf kinetischer Wirtschaftsbasis ist das Produkt einer straff zentralistischen planvoll geleiteten Wirtschaftsordnung. Seit den Zeiten der »Choshi« und der »Genro-in«, der von Kaiser Meiji um 1870 eingesetzten Planungskommissionen ist dieser Geist für die japanische Wirtschaft charakteristisch. Ebenso aber, wie der Existenzkampf Japans die Auseinandersetzung mit einer Welt von Erscheinungen forderte, die nur zum Teil wirtschaftlicher Natur waren, ist auch Zischkas Japanbuch, im Ganzen gesehen, kein fundamental wirtschaftliches, sondern ein im umfassendsten Sinne des Wortes politisches Werk. Daß der politische Kampf der japanischen Nation um ihr Eigenleben vor allem auf dem Gebiet der Weltwirtschaft ausgetragen wird, liegt daran, daß die Selbsthauptung Japans in ihren wirtschaftlichen Voraussetzungen am entscheidendsten bedroht ist. Die gefährlichen Erschütterungen, die alle Länder der Erde durch die expansive Entwicklung des japanischen Außenhandels und der japanischen Militärmacht erleiden, sind eine zwangsläufige Folge der unnatürlich starken Divergenz der Volksdichten im pazifischen Raum.

So sind es zwei Kräfte, die — Synthese von Mythos und Wirklichkeit — im Mittelpunkt des japanischen Lebenskampfes unserer Tage und zugleich im Mittelpunkt dieses Buches stehen: Das Volk Japans, verkörpert im Tenno, dem Kaiser »aus dem Blute der Götter, — und »der ewige Boden; der Acker, dem Blut und Sonne immer neue Kräfte geben«. Der sachliche, aber nicht trockene Stil des Buches wird dieser Energetik in vollendeter Weise gerecht. Aber es gibt mehr als ein grandioses Bild aus unserer Zeit, mit dem uns innerlich nichts verbindet: die Gegenwart des Buches ist unsere Gegenwart, und seine Erde ist unsere Erde. Kapitel wie »Japans Arbeiter«, »Taiwan«, »Australien, der freie Raum für Japan«, »Der Kampf gegen Rußland« reden eine hammerharte, unmißverständliche Sprache.

Deshalb gehört dies Japanbuch in die Hand jedes verantwortungsfreudigen Lesers, weil es ihn in die Erkenntnis neuer, großer Pflichten hineinzwingt. **H. V. C.**

Zischka, Anton: Japan in der Welt, 1936, W. Goldmann, Leipzig, brosch. RM. 6.80, Lwd. RM. 8.50.

Was bringen die nächsten Hefte:

DORNSEIFF: Gibraltar und Herakles

FRIES: Zur Urgeschichte des Platonischen Dialogs

HOTZ: Wildenberg und Wolfram von Eschenbach

KARTZKE: Amerika-Literatur

LAUFFER: Deutsche Altertumskunde

LAUTS: Neue Funde und Forschungen zur Entstehungsgeschichte des ritterlichen Hofes in Mittelalter

MERIGGI: Die Hieroglyphenschrift der Induskultur

SCHMEIDLER: Deutsche Reichsgeschichte und Reichspolitik im 15. Jahrhundert

SCHRAMM: Englische Königskrönung

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 4500 IV. Vj. 36. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jeder Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 5. März 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 5

APR 5 1937

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Professor Dr. FRANZ DORNSEIFF, Greifswald

Gibraltar und Herakles

Die Meerenge von Gibraltar war um das Jahr 1000 v. Chr. nachweislich nicht die äußerste Grenze für die Schiffahrt der Mittelmeervölker. Denn an der Westküste der iberischen Halbinsel, etwa in der Gegend von Sevilla, lag die große, eine Zeitlang phönizische Handelsstadt Tarschisch, griech. Tartessos, die schon in frühen Bibelteilen (Gen. 10, 4; 1. Kön. 10, 22; 22, 49; Jes. 23, 1) genannt ist. Die auffallende enge Durchfahrtsstelle zwischen dem Felsen von Gibraltar, griech. Kalpe, auf der spanischen Seite, und dem Dschebel Musa bei Ceuta, griech. Aliba, auf der afrikanisch-marokkanischen Seite ist es wohl, die schon zu dem Schiffermärchen von Skylla und Charybdis Anlaß gegeben hat, das in Homers Odyssee als sehr aufregendes Erlebnis von Odysseus berichtet wird.

Den Herakles haben bestimmt schon die Phönizier mit den beiden Gebirgserscheinungen in Verbindung gebracht. Die Phönizier pflegten ihrem Gott Melqart, dem Stadtherrn von Gebal-Tyros, zwei Pfeiler zu weihen. Diese Doppelpfeiler sind gefunden oder bezeugt für Tyros und Malta [1]). Ferner hat der Baumeister Hiram von Tyros, den König Salomon beschäftigte, laut 1. Kön. 7, 15 auch im Jerusalemischen Tempel zwei solche eherne Pfeiler, die die Namen Jachin und Boas tragen, verfertigt. Es wird ihm von Tyros her selbstverständlich gewesen sein. Wenn nun die Tyrier die zwei auffallenden Berge Melqartsäulen nannten, so muß darin noch nicht liegen, daß auch bei ihnen die zugehörige begründende Geschichte schon da war, etwa daß Melqart selbst sie als Zeichen einer Fahrt nach Westen gesetzt habe. Aber es ist möglich, denn durch eine Stele das Ende einer Fahrt zu bezeichnen, ist schon alt-orientalischer Herrscherbrauch, allerdings in der Regel wohl durch eine einzige, wie es die Griechen auch halten.

Der ursprüngliche Sinn der beiden Melqart-Säulen scheint noch erkennbar. Sie dürften Himmelsstützen sein. Solche zwei Himmelsstützen sind auch in Homers Odyssee 1, 52 erwähnt, und es wird dabei gesagt, der Riese Atlas habe sie zu betreuen. Es handelt sich da also um eine ganz bestimmte Vorstellung vom Himmel, wonach dieser durch einige Stützen in bestimmtem Abstand über der Erde festgehalten werden muß. Solche Himmelsstützen finden sich in den Weltbildern der Babylonier, der Ägypter, der afrikanischen Eingeborenen (nach Frobenius). Die Stützen können in der Mitte der Welt sein, als Berg oder Pfeiler, oder auch am Rande, und so wird auch Atlas bei Gibraltar den Himmel tragend gedacht. Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß diese Vorstellung nicht zusammengeht mit der des Götterhimmels auf dem Gebirgsstock des Olymps. Die beiden Vorstellungen werden von ganz verschiedener Herkunft sein.

Das Verhältnis des griechischen Herakles zu dem phönizischen Melqart ist nur ein Teilproblem in zwei großen Fragen: der nach der Herkunft der Heraklesgeschichten und der nach den Gleichsetzungen der babylonischen, syrischen, ägyptischen, griechischen, römischen Göttergestalten untereinander. Wie man aus dem Doppelpfeiler sieht, gehört diese Einzelheit in den Heraklesgeschichten zu dem alt-orientalischen Grundstock. Daß die ganze Figur des Lümmels mit dem Knüppel im Tierfell vorgriechisch ist, hatten schon immer die reihenweisen Übereinstimmungen der Heraklesgeschichten mit den Simsongeschichten des alttest. Richterbuches den Einsichtigen verraten. Jetzt ist die altorientalische Herkunft der Figur gesichert durch die Funde, die die Chicagoer mesopotamische Expedition H. Frankfort in Tell Asmar gemacht hat: bereits um 2500 v. Chr. ist sumerisch Herakles in seinem unverkennbaren Kostüm als Geselle der Götter und Kämpfer gegen Hydra und Krebs da.

Auf keinen Fall liegt in der Benennung der beiden Felsen bei Gibraltar als Säulen des Melqart von Hause aus die Vorstellung, daß hier die Schiffahrt zu Ende sei, denn die Phönizier und Karthager waren gewohnt, durch die Enge hindurch westlich weiterzufahren. Das ist erst griechisch und ist auch bei ihnen nicht von Anfang an vorhanden, denn in der altepischen Darstellung, die bei Apollodor durchschimmert, erscheinen die Säulen des Herakles noch durchaus als triumphierende Siegeszeichen zur Erinnerung an die glorreiche Westfahrt des Gottmenschen, der damals die Äpfel der Hesperiden, den Hund Kerberos und die Rinder des dreileibigen Geryones holte.

Bei den griechischen Autoren des 5. Jahrhunderts erscheinen nun plötzlich die Säulen des Herakles als die äußerste Grenze der Schiffahrt, die zu durchsegeln den Menschen nicht möglich oder jedenfalls nicht ratsam sei. Wir wissen ferner, daß Fahrtberichte des karthagischen Admirals Hanno um 500 und etwa gleichzeitig von dem Karthoger Himilko und dem Perser Sataspes vorhanden waren, die von schrecklichen Schwierigkeiten für die Seefahrt außerhalb des Mittelmeeres erzählten: Untiefen, Windstille, Nebel, Seetang, Seeungeheuer. Der bekannte Erforscher des antiken Spaniens A. Schulten hat diesen Umschwung in der Auffassung in sehr geistvoller und hochpolitischer Weise zu erklären gesucht. Er bringt ihn in Verbindung mit den Nachrichten über römisch-karthagische Handelsverträge in den Jahren 508 und 348 v. Chr., wonach sich in diesen Verträgen die Römer unter anderm auch dazu verpflichteten, nicht durch die Meerenge von Gibraltar zu fahren. Die Karthager hätten nun, sozusagen als moralische Hilfe zur leichteren Vertragserfüllung von Seiten ihres Partners Geschichten in die Welt gesetzt von jenen Schwierigkeiten außerhalb des Mittelmeers im Atlantischen Ozean, um die Römer und Griechen von der Konkurrenzschiffahrt im äußersten Westen abzuschrecken. Besonderen Wert legt Schulten auf eine Pindarstelle Nemeen 3, 20, welche laute: »Es ist nicht mehr möglich, das Meer über die Säulen des Herakles hinaus zu befahren usw.«, und meint, in dem »nicht mehr« sei enthalten, daß Pindar auf den Vertrag von 508 anspielen wollte, vor dessen Abschluß man ruhig dort fahren konnte. Mir scheint, der Stelle wird damit Gewalt angetan. Tatsächlich lautet sie nämlich: »Wenn er, der schön ist und der Gestalt Gleichendes tut, erhabenste Mannheit erklomm, der Sohn des Aristophanes, ist es nicht leicht, noch weiter (οὐκέτι πρόσω) durchs unbefahrene Meer über Herakles' Säulen zu dringen«. Den temporalen Sinn von ἔτι bringt Schulten herein, indem er ein Satzstück aus seinem Zusammenhang herausnimmt. Aber auch von dieser einen Pindarstelle abgesehen: daß die Griechen die Sperrung der Straße von Gibral-

INHALT:

DORNSEIFF: Gibraltar und Herakles
HERZOG-HAUSER: Totengedenktage im alten Rom
NEHRING: Die Griechen und ihre Sprache
W. VON SODEN: Griechische und altorientalische Wissenschaft
MERIGGI: Die Hieroglyphenschrift der Induskultur
PREISENDANZ: Eine neue Handschrift aus Joh. Reuchlins Bibliothek
HEILAND: Johann Ludwig Klüber — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

tar durch die Punier so schnell und so willig mythisch legitimiert hätten, indem sie ihren mutigen Herakles aus dem Besieger der Straße von Gibraltar den Puniern zu Ehren als Erfüllungspolitiker zum Warner vor Gibraltar machten, ist eine sehr schwer vollziehbare Vorstellung. Es ist auch nicht einzusehen, warum gerade nur hinter den Schauergeschichten über das westliche Meer, in das man in den fraglichen Jahrhunderten ja auch wirklich kaum fuhr, wie der fassungslose Unglauben noch um 300 gegenüber den Berichten des Pytheas von Marseille zeigt, überlegtes geschäftliches Raffinement stecken soll, während in allen andern phantastischen Geschichten des Odysseus, Sindbad, Herzog Ernst, Brandan niemand etwas anderes sucht als Schiffergarn. Es erscheint mir daher richtiger, als Ursache für die Vorstellung, daß Herakles mit seinen Säulen die Grenzen für die menschliche Schiffahrt bezeichnet habe, die Denkweise des 5. Jahrhunderts anzusehen. Die Griechen dieser Zeit, Pindaros, Aischylos, Sophokles, Euripides, Herodot reden von nichts in der Welt so viel, wie von der Gefahr, in die den Menschen die Hybris bringt: der Mensch soll sich nicht überheben, das kann die Gottheit nicht ruhig ertragen. Er soll nicht trachten, Gott zu werden wie Tantalos, er soll nicht zu hoch hinauf streben wie der erste Flieger Bellerophontes; und so soll er auch nicht in das äußerste Weltmeer fahren wollen, wo nicht mehr der Bereich der Menschen ist.

Im Mittelalter bei den arabischen Geographen und, anscheinend von da übernommen, ähnlich auch bei den christlichen Gelehrten Gottfried von Viterbo (12. Jahrhundert) und Petrus von Ailly (um 1420) ist die Vorstellung von den Säulen des Herakles umgebildet zu der Erzählung, bei Gibraltar sei eine Reiterstatue, die mit ausgestrecktem Arm warne. Diese legendare Reiterstatue wird anderwärts auf der äußersten Azoreninsel, Corvo, angesetzt.

Eine eindrucksvolle Weiterbildung, eine Art Vorahnung der Fahrt des Kolumbus, findet sich in der Geschichte von des Odysseus letzter Fahrt in Dantes Hölle Gesang 26. Odysseus sitzt als Frevler an Roms Ahnin Troia zusammen mit seinem Spießgesellen Diomedes in einer Flamme und erzählt: als er von Kirke wegfuhr, wollte er noch das Weltgetriebe so weit nur möglich sehen. So fährt er durch die Säulen des Herakles und feuert die Gefährten an:

> Nicht, daß ihr wie das Vieh lebt, habt ihr Leben,
> Vielmehr, daß ihr nach Ruhm und Wissen ringet.

Fünf Monate fährt er nach Westen, gelangt schließlich an einen hohen Berg, wo er zerschellt.

Nach der Entdeckung Amerikas deutete man die im Volk zum Teil bis heute noch nicht ausgestorbene Geschichte von der Reiterstatue so, daß der Reiter einen Wink geben wollte, daß weiter im Westen noch neue unentdeckte Länder seien. Das Non plus ultra, das nach Pindars οὐκέτι πρόσω der Sinn der Heraklespfosten war, hatte sich endgültig in ein Plus ultra verwandelt. Kaiser Karl V. hat es, als Spruchband um die beiden Säulen gewunden, auf das spanische Wappen gesetzt.

Die meisten der hier genannten Schriftstellen findet, wer sie sucht, auch behandelt bei Aly, Hermes 62/1927, 299 ff. A. Schulten in: Jessen, Die Straße von Gibraltar. Berlin 1927, S. 174 ff. Hennig, Archiv f. Kulturgeschichte 26/1936, 337 ff., sodaß hier auf genaue Zitate verzichtet ist.

Livius und Ennius

Ob ein wissenschaftlicher Zweig fruchtbar ist oder nicht, wird sich am ehesten daran zeigen, wie er die Anregungen zu verwerten weiß, die ihm durch die allgemeine Situation der Zeit geboten werden. Es wird sich um so eher zeigen, je weiter ein Gebiet scheinbar vom Geschehen des Tages abliegt, weil sich gerade dann erkennen läßt, ob es zur Sterilität veruteilt ist oder nicht. Wie nützlich eine recht verstandene Anregung durch die allgemeine Zeitsituation sein kann, zeigt sich etwa in der klassischen Philologie; gilt es doch gerade hinsichtlich des Altertums, viele schematisierte Urteile umzuwerten nach den Einsichten, die sich dem Forscher aus der lebendigen Geschichte bieten. In einer bewußt neuen Blickrichtung beschäftigt sich **Wolfgang Aly** mit **Livius und Ennius**. dem Historiker und dem Dichter[1]). Aly bemüht sich dabei, das typisch Römische der beiden Männer scharf herauszuarbeiten. »Wir suchen den Römer in seinen artgebundenen Ursprüngen auf; wir wollen die entscheidenden Abschnitte seiner Geschichte kennen lernen; wir wollen etwas von dem Geist erfahren, der aus den Taten spricht und sie erst möglich werden ließ; wir wollen die Gefahren sehen, die römischer Geist überwand, indem er sich mit ihnen auseinandersetzte, oder denen er unterlag.« Das klingt sehr programmatisch und wird in dieser Hinsicht noch verstärkt durch einen allgemeinen Schriftstellerkanon, der sehr von den gewohnten gymnasialen Vorstellungen über römisches Denken und Dichten abweicht und in seinen Begründungen keineswegs ungeteilte Zustimmung finden kann. Aber Aly geht über das Allgemeine hinaus und erweist an den konkreten Beispielen des Livius und Ennius, wie er sich die Verwirklichung seiner neuen Blickrichtung vorstellt. Damit gewinnen seine Untersuchungen über die philologischen Ergebnisse hinaus prinzipiellen Wert. Aly zeigt nämlich an einzelnen Beispielen die Abhängigkeit der livianischen Geschichtsdarstellung in der Anordnung des gewaltigen Stoffes wie in der »römischen« Haltung von den Annalen des Ennius, indem er zugleich umgekehrt eine Rekonstruktion dieses Werkes vornimmt, soweit es möglich ist. Dieser Versuch führt zu einem völlig neuen Ennius-Bilde: »Gestalter des lateinischen Hexameters, Schöpfer der lateinischen Dichtersprache, Former alter Sage, all das ist so nebensächlich gegenüber der Tatsache, daß der schaffende Dichter mit an der geistigen Physiognomie seiner Zeit gestaltet hat, daß er ein Recht darauf hat, mit den großen Feldherrn und Staatsmännern gleichberechtigt hineingestellt zu werden in die größte Zeit eines heldenhaften Volkes.« Als diese größte Zeit gelten Aly jene Jahrzehnte der Befreiung vom Etruskertum und der Unabhängigkeit vom Hellenismus. — Trotz unserer grundsätzlichen Zustimmung zu Alys Betrachtung ist vor zwei Gefahren zu warnen, denen die Untersuchung nicht entgangen ist: einmal die Übertragung moderner Begriffe auf das Altertum, zum andern die Verabsolutierung der Betrachtungsweise. Doch diese Bedenken stellen keinen entscheidenden Einwand gegen den Wert der Untersuchung dar.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Wolfgang Aly, Livius und Ennius von römischer Art; Neue Wege zur Antike II, 5. B. G. eubner Verlag, Leipzig. 52 Seiten; geh. RM. 2.80.

Was ist Deutsche Philosophie?
Ein Beitrag geistiger Ahnenforschung
Von Professor Dr. **Th. Haering-Tübingen**
1936. 26 Seiten. Brosch. RM 1.—
In dieser stilistisch fein geschliffenen Rede stellt sich der bekannte Tübinger Philosoph die Aufgabe, die deutsche Geisteshaltung zu klarem Bewußtsein zu erheben. An einigen Hauptvertretern deutscher Philosophie (Eckhart, Nikolau von Cues, Paracelsus, Böhme, Leibniz) erweist Haering das spezifisch Deutsche ihrer geistigen Haltung.
VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART

Caesarenleben

Unter Zugrundelegung des Textes von M. Ihm und Heranziehung der alten Übersetzungen von Stahr und Sarrazin hat der Kröner-Verlag das Hauptwerk Suetons neu herausgegeben, die Lebensbeschreibungen der zwölf Kaiser von Caesar bis Domitian*). Dieses Werk zeigt am deutlichsten den nüchternen, ausgeprägt realistischen Sachsinn der römischen Biographie, im Gegensatz zu der künstlerisch bestimmten griechischen Plutarchs. Die Anmerkungen und Erläuterungen sind mit Rücksicht auf nicht-humanistische Leser besonders eingehend behandelt und machen das Buch einem weiten Leserkreis mühelos zugänglich. In der Einleitung hat Rudolf Till die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen für die römische Biographie dargelegt. Die entscheidende Änderung des Verhältnisses von Staat und Individuum, mit dem zweiten Punischen Krieg einsetzend, bringt den Sieg der Persönlichkeit und damit auch die Umgestaltung der römischen Geschichtsschreibung. Der Verfasser schließt daran eine kritische Würdigung der Kaiserviten an und umreißt abschließend die Nachwirkung Suetons auf die Historiker der Kaiserzeit, auf Ammianus Marcellinus, auf Einhard und die Humanisten.

Die Auswahl der Bildnisse, die gleichermaßen künstlerische und ikonographische Werte zu berücksichtigen bemüht war, besorgte Rudolf Heidenreich. **W. Schwerdtfeger**

[1]) Sueton, Cäsarenleben. Alfred Kröner Verlag/Leipzig 1936. (Kröners Taschenausgabe Bd. 130) 510 S. RM. 4.—.

DIE ANTIKE
herausgegeben von W. Schadewaldt, B. Schweitzer u. J. Stroux, ist das Organ der Gesellschaft für antike Kultur. Sie erscheint jährlich in vier stattlichen, vornehm ausgestatteten u. reich illustrierten Heften. Prospekte u. Probehefte durch den Verlag
WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Griechische Terrakotten

Während in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit den zarten Figürchen aus Tanagra, jenem griechischen Städtchen, aus dem die Hauptmasse der wiederentdeckten Terrakotten stammen, geradezu ein Kult getrieben wurde, begann in diesem Jahrhundert eine bei weitem realistischere kunstgeschichtliche Betrachtung. Sie hatte neben dem Vorteil genauerer Kenntnis und der Zerstörung mancher romantischen Legende wie jede wissenschaftliche Betrachtung den Nachteil, die Unmittelbarkeit des Erlebnisses zu zerstören und neben dem Verständnis des Wahren die Empfindung des Schönen zu benachteiligen.

In geradezu mustergültiger Weise hat es **J. Schneider-Lengyel** verstanden, in einem Buch über »Griechische Terrakotten« die divergenten Zweige der Betrachtung zu vereinigen[1]. Der Text gibt eine sichere wissenschaftliche Grundlage, die nach dem Grundsatz geschichtlicher Aufeinanderfolge gegliedert ist; sie ist leicht verständlich, ohne sich im Popularisieren zu verlieren. Die Aufnahmen sind Kabinettstücke raffinierter Lichtbildkunst; mit einer einzigen Ausnahme (Nr. 69) sind sie auf den ersten Blick überzeugend und ungemein geschickt gestellt. Besonders zu begrüßen ist die Wiedergabe seltenerer Motive und die kluge Auswahl aus der Unmenge des Vorhandenen. Jedem Freunde der Kunst und des Altertums wird das Buch hoch willkommen sein.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

J. Schneider-Lengyel: Griechische Terrakotten. 32 Seiten Text. 100 Bilder. Verlag F. Bruckmann AG., München. Preis kart. RM. 5.80.

Digitized by Google

Priv.-Doz. Dr. GERTRUD HERZOG-HAUSER, Wien

Totengedenktage im alten Rom

Ein wichtiger Punkt im Aufbauprogramm des Kaisers Augustus hieß: Förderung der Familie. Neben Gesetzen, die dem Schutz der Ehe und Nachkommenschaft dienten, neben Dichtungen, die den Gedanken der Familie im Sinne des Princeps verherrlichten, war es berechtigterweise das altehrwürdige Brauchtum, dem der Kaiser seine besondere Sorge zuwandte. Im Dienste dieser augustischen Familien- und Religionspolitik ist auch Ovids »Festkalender« entstanden, der mit großer Sorgsamkeit, wenn auch zuweilen mit ebenso großer Verständnislosigkeit, die altrömischen Feiern und Opfer, Riten und Bräuche aufzeichnet und schildert. Leider ist das für die Volkskunde und Religionsgeschichte so aufschlußreiche Werk bekanntlich ein Torso geblieben. Der Verbannungsbefehl brach den Kalender in der Mitte ab; er gedieh nur bis zum Monat Juni. Am Schwarzen Meer fehlten dem Dichter die wissenschaftlichen Behelfe, um auch noch die Feste der zweiten Jahreshälfte zu beschreiben. Es ist eine glückliche Fügung zu nennen, daß wir in Ovids Fasti die ausführliche Schilderung der drei großen Totengedenkfeste besitzen, die uns einen tiefen Einblick in die altrömische Ahnenverehrung gewähren, zugleich sehr deutlich den Stempel der zeitgenössischen Politik und Weltanschauung tragen und trotzdem auch noch bemerkenswerte Berührungen mit dem Brauchtum von zum Teil räumlich und zeitlich weit entfernten Völkern aufzuweisen haben.

So verschieden die Totenverehrung bei den einzelnen Völkerschaften sein mag, Eines erscheint doch so gut wie immer festgehalten, nämlich der Grundsatz, den der Dichter Hermann Gilm schön ausgesprochen hat: »Ein Tag im Jahre ist den Toten frei!« Der altrömische Festkreis kennt jedoch zwei große Staatsfeste *(Feriae publicae)*, die den Toten gehören, daneben noch das neuntägige Totengedenken an den Parentalia, dem — wie schon der Name sagt — eigentlichen »Ahnenfest«. Dazu kommt noch eine ganze Reihe von Festen, die verschiedenen Unterwelts-, bzw. Totengöttern geweiht sind, so z. B. dem Unterweltsbeherrscher Veiovis, der Erd- und Totengöttin Maia, dem unterirdischen Kultgenossen dieser Göttin, dem Feuergott Volcanus, und den Hausgeistern, den Laren. Von den gelegentlichen, von staatswegen erfolgten Totenehrungen, sowie von den persönlichen Gedenktagen (Geburts-, Todes- und Bestattungstagen der verstorbenen Verwandten) sei hier abgesehen und das Augenmerk auf die zwei staatlichen Totenfeste und das neuntägige Totengedenken gerichtet.

Die Parentalia sind durch die überaus lange Festzeit von 9 Tagen gekennzeichnet, nicht minder aber auch durch die stattliche Reihe hochbedeutsamer Feste, die in die gleiche Zeitspanne (vom 13. bis zum 21. Februar) fallen. Der persönliche Charakter, der den Parentalia tatsächlich innewohnt, versteht sich leicht. Es mochte sich jeder innerhalb der neun Februartage, deren ungerade durch wichtige Feste besetzt waren, Zeit und Möglichkeit für seine persönliche *parentatio*, das Totenopfer für seine *parentes*, suchen; kam er nicht dazu, so waren noch, wie oben erwähnt, andere passende Gedenktage da. Der Juppiterverehrer wählte sich etwa die Iden aus; jeder 13. Monatstag, im März, Mai, Juli und Oktober der 15., war dem Juppiter heilig. Die Iden des Februar aber waren zugleich auch ein großer nationaler Gedenktag, der Tag, an dem die 306 Fabier im Jahre 477 v. Chr. an der Cremera in heldenmütigem Kampfe gegen die Vejenter gefallen waren. Der Tag war also besonders geeignet, einen für das Vaterland gefallenen Krieger zu ehren. Das die Volksgemeinschaft gleichfalls tief berührende Lupercalienfest am 15. Februar bot infolge seiner zahlreichen Reinigungs- und Fruchtbarkeitsriten wohl kaum Zeit zur Ausübung des Totenkults. Der 17. Februar brachte ein zweites großes Nationalfest, den Himmelfahrtstag des Romulus. Das Fest der Verklärung des Stadt- und Volksbegründers paßte stimmungsmäßig gewiß gut zum Ahnenfest. An demselben Tage fanden auch die *Feriae stultorum*, das von den »Narren« gefeierte Fest der Fornacalia, statt. Die Riten dieses Festes der »Ofengöttin« wirken durch die Kurienzugehörigkeit der Teilnehmer, durch das gemeinsame schlichte Mahl, durch Umzug und Feldmarkweihe als uraltes Brauchtum.

Der letzte Tag der Parentalia, der 21. Februar, erst brachte das offizielle Totenfest, die Feralia. So versteht man, daß Ovid zwischen Parentalia und Feralia keinen wesentlichen Unterschied macht. Er gebraucht die Bezeichnung *ferales dies* von der ganzen Zeitspanne des Festes, also gleich *parentales dies*, und *dona feralia* sind ihm »Totengaben« schlechthin. An den Feralia, dem allgemein verbindlichen Abschluß der Parentalia, gilt es, seine pflichtmäßigen Gaben, die *munera* (Kränze, Veilchen, Getreide- und Salzkörner, rituellen Brei und Wein) zu den Gräbern der verstorbenen Angehörigen zu bringen *(ferre)*. Seit Varro leitete man »Feralia« von diesem *ferre* ab. Wie die staatliche Feier sonst aussah, bleibt ungewiß. Möglicherweise gibt die andere, bei Festus bewahrte Ableitung von *ferire* (»schlagen, schlachten«) einen Fingerzeig; es wäre dann an ein im Totenkult gebräuchliches Schlachtopfer zu denken.

Auch das Totenfest im Mai, die Lemuria am 9., 11. u. 13. Mai, war ein Staatsfest, zweifellos älter als die Feralia. Die einzige Begründung, die Ovid für das höhere Alter des Maifestes zu geben weiß, ist einfach die, daß das Zwölfmonatsjahr jünger ist als das romulische Zehnmonatsjahr, in dem es eben noch keinen Februar gab. Wichtiger ist es vielleicht noch, daß der Dichter selbst das starke Gefühl vom hohen Alter des Festbrauchs der Lemurien hat. Daß es sich hier tatsächlich um uraltes Brauchtum handelt, geht aus jeder Einzelheit und jedem Begleitumstand der von Ovid geschilderten Kulthandlung hervor. Ohne auf die schier unabsehbare Fülle von Parallelen eingehen zu können, sei nur (aus dem Text) aufgezählt: 1. Mitternachtsstunde als Totenbeschwörungszeit; 2. Der Hausvater ist zugleich der Opferpriester; 3. Der Beschwörende ist frei von jeglichem Band und Knoten; 4. Rituelle Handhaltung (»mano fica«) als Schutz gegen dämonischen Schaden; 5. Rituelle Waschung mit Quellwasser vor und nach dem Opfer; 6. Die Totengeister erhalten schwarze Bohnen als Löse- und Sühnegabe; 7. Der Opfernde wendet beim Werfen das Antlitz ab; 8. Die Gebetsformel (und Schlußformel) wird neunmal (3 mal 3!) gesprochen; 9. Mit Erzgerät wird apotropäischer Lärm vollführt. — Die Dreizahl spielt also die auch sonst bekannte große Rolle. Es sei hinzugefügt, daß das Fest selbst drei Tage umfaßt und am 9. des Monats beginnt. Besonders merkwürdig ist es, daß es sich hier um eine Totenbeschwörung und -beschenkung seitens des Hausvaters im Hause handelt. Die Geister sind also ans Haus, nicht etwa an ihre Gräber gebunden. Das Lemurienfest geht somit wohl auf jene alte Zeit zurück, da man die Toten noch im Hause, zumeist unter der Hausschwelle, begrub; auf diese wirklichen »Hausgräber« folgten dann erst Grabhöhlen und -grotten, Felsengräber, sowie Grabkammern, Särge und Urnen in Hausform.

Außerordentlich schwierig ist die Frage nach der Bedeutung der Lemuren, bzw. ihrer Unterscheidung von den *lares*, *larvae* und *manes*. Diese Frage war schon für die Alten heikel genug. Der Klärungsversuch des Apulejus (um 150 nach Chr.), der in den *lemures* die abgeschiednen Geister schlechthin sah und sie in gute *(lares)*, böse *(larvae)* und indifferente *(manes)* teilte, ist bemerkenswert, aber natürlich nicht einwandfrei oder gar endgültig. Die gegensätzliche Färbung von *lares* und *larvae*, bei möglicher lautlicher Verwandtschaft, darf als nahezu feststehend gelten.

Jedenfalls suchte der Mensch der Antike und auch noch der jetzt lebende Primitive die Geister aus dem Hause zu bannen, in das Reich, in das sie nun einmal gehören und das unter der Erde liegt. Es ist wohl echt heidnische Vorstellung, daß die Toten gerade dann an die Oberwelt begehren, wenn es den Lebenden am wohlsten ist, wenn die Erde in Blumen und Früchten schwelgt. Ein Totenfest in solchem Sinne sind die griechischen Anthesterien (»Blütenfeier«), Frühlings-, Blumen-, Wein- und Totenfest in einem, wie es auch dem umfassenden Wesen des Gottes Dionysos entspricht. An diesem Feste der »Faßöffnung«, der »Kannen« und »Töpfe«, mit seinem Festzug und seinen Maskierungen, an diesem ausgelassenen Feste wurde erst am letzten Tage nicht nur des Dionysos, sondern auch des unterirdischen Hermes und der abgeschiedenen Geister gedacht, die nun umgingen und durch Opfer bzw. durch Teilnahme am Festschmaus gnädig gestimmt werden mußten. Hatten sie ihren Anteil, so wurden sie mit dem bekannten Rufe »Hinaus, ihr Keren, es ist nicht mehr Anthesterienfest« (römisch: *exite, Manes*) aus dem Hause gewiesen. Die Anthesterien enthalten also gewissermaßen Lupercalia und Lemuria in einem; die Opfergänge zu den Gräbern aber finden in den Parentalia und Feralia ihre Entsprechung. Die Lemuria dauerten bis zum 13. Mai, die Parentalia beginnen am 13. Februar; die Lemuria umfassen drei, die Parentalia dreimal drei Tage — sollte hier nicht an absichtliche Anknüpfung zu denken sein?

Das ältere römische Totenfest im Mai war ursprünglich auch das einzige. Der echt römischen, besonders im Sakralen geübten Beharrung ist es zuzuschreiben, daß die Lemurien immer noch im offiziellen Festkalender erschienen, als sie schon längst keine staatliche Feier mehr waren. Die feste Bindung des alten Festes an Haus und Familie sicherte ihm Anerkennung und Fortbestand in allen, dem augustischen Programm treu ergebenen, wenn auch der Volksreligion längst entfremdeten Kreisen Roms.

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 52. A 2, Flora 7626. Begr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

Digitized by Google

Die Griechen und ihre Sprache

Zu Ed. Schwyzers Griechischer Grammatik[1])

Mit Recht nennt Schwyzer seine Darstellung der griechischen Sprache eine Bearbeitung »im Anschluß an K. Brugmanns Griechische Grammatik«. Sie ersetzt zwar Brugmanns Werk im Rahmen des Handbuchs der Altertumswissenschaft, aber sie ist innerlich und äußerlich etwas Neues und Selbständiges, nicht nur in den Einzelheiten des Stoffes, sondern auch in der ganzen Anlage und in prinzipiellen Momenten wie z. B. in der Verwertung moderner sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse und Gesichtspunkte allgemeiner Art. Gewahrt sind aber die Vorzüge der Brugmannschen Grammatik, die souveräne, weitgreifende und doch zugleich weise sich beschränkende Beherrschung des Stoffes und der Literatur, der schlichte und klare Stil, das überlegen und sorgsam alle Möglichkeiten prüfende und abwägende Urteil. Ganz besonders hervorheben möchte ich den geschickten und übersichtlichen Aufbau, der durch ausgezeichnete tabellarische Übersichten ebenso wie durch Kartenskizzen wirkungsvoll unterstützt wird. So ist diese neueste Darstellung der griechischen Sprache und ihrer geschichtlichen Entwicklung eine würdige Nachfolgerin der Brugmannschen Grammatik und dürfte ebenso wie diese dazu berufen sein, für Generationen ein unentbehrliches Hilfsmittel und eine Anregung der Forschung zu werden, und zwar über den engeren Bereich der griechischen Sprachstudien hinaus.

Es ist bezeichnend, daß der allgemeine Teil mit 165 Seiten fast die Hälfte des bisher Erschienenen ausmacht. Er behandelt allgemein sprachliche und speziell indogermanische Tatsachen in ihrer Bedeutung für das Griechische; vor allem aber arbeitet er die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Seiten der griechischen Sprachentwicklung heraus. Daher wird gerade dieser Teil einerseits auch dem an allgemeinen sprachwissenschaftlichen Problemen Interessierten, ja sogar dem auf ganz anderen Sprachgebieten Arbeitenden, andererseits aber auch dem Geschichtsforscher und Kulturhistoriker mancherlei Erkenntnisse und Anregungen vermitteln können. Und gerade die griechische Sprachgeschichte ist geeignet, prinzipielle sprachliche ebenso wie historische oder kulturhistorische Fragen heller zu beleuchten.

Das gilt z. B. für das in letzter Zeit von verschiedenen Seiten behandelte Verhältnis von Sprache und Volkstum. Die Griechen setzten sich mitten hinein in die mediterrane Welt, den unerschöpflichen Born abendländischer Kultur, auf einen Boden, auf dem sich bereits eine vorindogermanische Kultur zu höchster Blüte entfaltet hatte. Eine solche Situation kann das Glück, aber auch das Unglück eines Volkes bedeuten. Für die Griechen ist sie nur ein Segen geworden. Wenigstens die zuerst ins Land gedrungenen Wellen haben sich die Früchte der vorgefundenen Kultur sowohl im Mutterland und auf den Inseln wie auch in Kleinasien in reichem Maße zu eigen gemacht. Aber sie haben es verstanden, das Erworbene geistig so zu bewältigen und das Fremde so zum Eigenen zu machen, daß uns die griechische Kultur als eine völlig originale Schöpfung erscheinen konnte, und daß sie auch heute noch, da wir ihre vorgriechischen Voraussetzungen besser kennen, insofern als original bezeichnet werden kann und muß, als sie eben ein harmonisches, vom griechischen Geist organisch geformtes Ganzes bildet. Wir wissen heute auch, obwohl noch lange nicht genügend, wie stark der vorgriechische, der kleinasiatisch-mediterrane Einschlag in der griechischen Sprache ist. Und trotzdem hat keine andere idg. Sprache, die durch Jahrhunderte reichsten geschichtlichen und kulturellen Lebens hindurchgegangen ist, den altindogermanischen Charakter so stark zu bewahren gewußt wie das Griechische. Das sprachliche und kulturelle Bild decken sich also, und diese Parallelität erweist das Griechische als ein ideales Beispiel für die Sprache als Ausfluß und Ausdruck des Volkscharakters. Denn nur ein Volkstum, das wie die Griechen seiner selbst gewiß ist und fest in sich beruht, das sich seines Wesens und seiner Kultur mit instinktiver Sicherheit bewußt bleibt, vermag mit solcher Selbstverständlichkeit und Konsequenz den Mittelweg zwischen Hingabe an das Fremde und Festhalten an eigener Kultur innezuhalten. Mit der Koine dringt mehr denn je fremdes Sprachgut und fremder Sprachgeist in das Griechische ein. Die Reaktion darauf ist die Rückkehr zur attischen Sprache der klassischen Literatur, der Attizismus, der in verschiedenen Epochen, im 2., im 4., im 6. Jh., immer wieder kräftig aufflammt. Etwa vom 6. bis zum 10. Jh. versucht sich die Volkssprache die Literatur zu erobern. Selbst in historische Werke dringt sie ein. Sofort bringen die folgenden Jahrhunderte die Gegenwirkung: Unter den Paläologen und Komnenen gewinnt die Literatur wieder »eine strengere Sprachform denn je«. In der Gegenwart schließlich kämpft die alte Schriftkoine mit der modernen Volkssprache um den Rang der Hoch- und Schriftsprache. Man kann das falsche Romantik oder übertrieben konservative Gesinnung nennen, man kann mit Schwyzer einfach sachlich feststellen, daß immer wieder »eine archaische Sprachform den Aufstieg der lebenden Sprache verwehrt«. Aber man darf über dem Negativen auch das Positive nicht übersehen. Diese retardierenden Tendenzen bedeuten ein starkes Regulativ für die innere und äußere Entwicklung der Sprache. Sie sind zugleich Ausdruck und Sicherung einer lebendigen Sprachtradition, die sich in besonders starkem Maß mit der sprachlichen Vergangenheit verbunden weiß. Es ist letzten Endes der gleiche Sinn und die gleiche Aufgeschlossenheit für die Sprache, der die Griechen zu den Schöpfern der abendländischen Sprachwissenschaft gemacht, der die Bedeutung der Sprache im Denken der griechischen Philosophen bedingt hat und der sich in der Neuzeit in der Anteilnahme des gebildeten Griechentums an dem Problem der Nationalsprache äußert. Es ist aber auch der gleiche Geist, dem wir immer wieder in der griechischen Geschichte und Kultur begegnen, das sichere und unbeirrbare Beharren im eigenen Wesen, das sich naturgemäß auch ganz besonders eng mit den Wurzeln seines Seins und seiner Kultur verbunden weiß.

Damit zeigt aber das Griechentum nicht nur das Verhältnis von Sprache und Volkstum in besonders hellem Licht, sondern es zeigt zugleich, unter welchen Bedingungen allein dieses Verhältnis zu einem wirklich lebendigen und fördernden Faktor des Volkstums werden kann. Die Sprache wird als nationales Gut und als wesentliches Moment der Volksgemeinschaft nur von einem Volk empfunden und fruchtbar gemacht werden können, das sich seiner nationalen Kultur zu tiefst bewußt ist und das von der Weite dieser Kultur so zu innerst durchdrungen ist, daß es alle ihre Seiten, auch die Sprache, in gleicher Weise zu werten und zu hüten weiß. Gerade dieses Kulturgefühl bedingt aber die Größe des griechischen Volkes.

Daß der Humanismus in immer neuen Ansätzen der Menschheitsbedeutung des Hellenentums immer neue Aspekte abzugewinnen sucht, ist verständlich und berechtigt. Wer aber das Wesen und die Wurzeln hellenischer Größe außerhalb der geistig-kulturellen Sphäre im Physisch-Biologischen sucht, überschreitet die Grenzen des Erlaubten. Wie die Griechen selbst darüber gedacht haben, zeigt allein schon eine von Schwyzer angeführte und tatsächlich sehr bezeichnende Stelle aus dem Panegyrikos des attischen Redners Isokrates: Nicht die gemeinsame φύσις, also die gleiche Rasse, sondern die gemeinsame Bildung (παίδευσις) und die gleiche Denkungsweise (διάνοια) berechtigen zur Führung des Hellenennamens. Ausdruck und zugleich Förderung dieser Gleichheit des Denkens und Fühlens ist aber eben gerade die Sprache, und vielleicht ist sie es nie und nirgends in solchem Maß gewesen wie bei den Griechen. Es ist ein bekannter, aber darum nicht weniger merkwürdiger und bezeichnender Zug der griechischen Literaturgeschichte, daß die literarische Gattung dem Dialekt verhaftet bleibt, in dem sie erwachsen ist. Das Epos ist ein für allemal verbunden mit der Sprachform, die ihm die homerischen Sänger gegeben haben. Noch der Alexandriner Apollonius Rhodios und der Byzantiner Tzetzes haben sich ihrer bedient. Sowohl der Jonier Bacchylides wie der Böoter Pindar haben ihre Gedichte in dem für die Chorlyrik verbindlichen dorischen Dialekt verfaßt. Selbst während Sparta und das attische Seereich in grimmer Feindschaft miteinander ringen, lauscht der Spartaner andachtsvoll den jonischen Klängen des Epos, der Athener den dorischen Tönen im Chorlied der Tragödie. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, die Sprache des Feindes aus der Dichtung auszumerzen. Zeitliche und räumliche Grenzen, geschichtliche und politische Gegensätze verlieren hier ihre Geltung. Man mache sich nur einmal von unseren deutschen Verhältnissen aus klar, was das bedeutet. Bei uns hat den Dialekten für weite Kreise immer etwas mehr oder minder Komisches angehaftet. Im allgemeinen waren sie gerade gut genug für kleine Scherzgedichte und humoristische Erzählungen. Diese, nicht seine ernsten Dichtungen, haben Reuters Ruhm begründet. Gewiß hat auch der Grieche das Fremdartige des fremden Dialektes empfunden. Aber das hat nicht gehindert, daß die griechischen Dialekte zu einem organischen Element der hohen Dichtung und damit zu einem nicht fortzudenkenden Moment einer über alles Trennende hinweg die griechischen Stämme verbindenden nationalen Kultur geworden sind. Und gerade das ist das Eigenartige und wohl auch Einzigartige: Gerade das trennende Moment des Dialekts übernimmt hier die Aufgabe, die sonst einer einheitlichen Hochsprache zufällt, das einigende Band der Nation zu schaffen oder doch wenigstens fester zu knüpfen. Und nur deshalb können die griechischen Dialekte diese Aufgabe erfüllen, weil sie hinein verflochten und verwoben sind in die höchsten Schöpfungen griechischen Geistes, weil sie ein lebendiges und tragendes Element der griechischen Kultur geworden sind.

Damit stoßen wir wieder auf die spezifische Form, die das Verhältnis von Sprache und nationaler Kultur gerade in Griechenland gefunden hat und die auch für die äußere Geschichte der griechischen Sprache von höch-

Digitized by Google

ster Bedeutung geworden ist. In Stämme zerspalten, haben die Griechen nie aus eigener Kraft ein alle Hellenen, geschweige denn auch andere Völker umspannendes Weltreich zu schaffen vermocht. Das ist zweifellos eine politische Schwäche, wenn auch vielleicht eine besonders reine Ausprägung alt- und echtindogermanischen Wesens. Jedenfalls aber hat es nicht die weltweite Wirkung der griechischen Sprache verhindert, ja es sieht im Gegenteil beinahe so aus, als ob die politische Ohnmacht des Griechentums geradezu eine Voraussetzung für die Weltgeltung seiner Sprache war. Des attischen Reiches Herrlichkeit versinkt, aber auf seinen Trümmern erblüht die erste Gemeinsprache, die Koine. Die griechische Freiheit erliegt den Waffen der Makedonier, aber diese, selbst griechischer Sprache und Kultur ergeben, machen die Koine zur Weltsprache, auf deren Flügeln sich dann die christliche Lehre in alle Welt verbreiten kann. Alexanders Reich zerfällt, die Staaten der Diadochen und damit auch Griechenland werden die Beute des römischen Adlers. Aber: Graecia capta ferum victorem cepit. Getragen von griechischer Kultur gibt die griechische Sprache der Sprache des Römers den Schliff, die Vollendung und Geschmeidigkeit, die sie erst befähigen, für lange Jahrhunderte Weltverkehrs- und Weltkultursprache zu werden. Das byzantinische Reich bricht unter dem Ansturm der Barbaren zusammen, aber gerade diese politische Katastrophe trägt dazu bei, die Kenntnis griechischer Sprache im Abendland neu zu beleben und schließlich zu der Geltung zu bringen, die sie auch heute noch besitzt. Immer tiefer führt der politische Abstieg des griechischen Volkes, bis es sich endlich wieder vom türkischen Joch zu befreien vermag. Aber auch dann noch muß es seinen letzten wichtigen Außenposten, das für die geschichtliche und kulturelle Vergangenheit so bedeutsame Kleinasien, den Türken ausliefern und seine Söhne von dort in die Enge des Mutterlandes zurückholen. Währenddessen aber ist der Kulturwortschatz der ganzen europäisch gebildeten Menschheit durchtränkt von griechischen Elementen, und in der Sprache der Wissenschaft und der Reklame hat sich sogar das Altgriechische noch einen letzten, bescheidenen Rest von Leben bewahrt.

In diesem Mißverhältnis zwischen der politischen und der sprachlich-kulturellen Bedeutung des Griechentums liegt eine tiefe, aber vielleicht notwendige Tragik. Letzten Endes ist es im Rahmen des Völkerlebens die Tragödie des großen Heilbringers. Irdischen Glanz und irdisches Glück muß er opfern, damit sein Leben und Wirken zum Heile der Menschheit Früchte tragen kann. Die Materie muß ihr Recht verlieren, soll der Geist triumphieren. Schwerlich hätte die griechische Sprache eine solche weltumspannende Bedeutung erringen können, wäre das Hellenentum mehr politische als geistige Macht gewesen. So wird es uns zu einem eindringlichen Beispiel für die starke kulturelle Bedingtheit der Sprache in ihrer inneren und äußeren Entwicklung.

Es sind nur ein paar flüchtige, ganz an der Oberfläche bleibende Gedanken, zu denen hier das Durchblättern der neuen Darstellung des Griechischen angeregt hat. Sie wollen auch nichts weiter, als bei einer besonders dafür geeigneten Gelegenheit wieder einmal darauf hinweisen, daß Sprache und Sprachgeschichte Zeugnis abzulegen vermögen von der Geschichte und Kultur, ja vom innersten Wesen eines Volkstums, und daß selbst eine trockene Grammatik Quelle und Anregung für den an Geschichte und Kultur Interessierten werden kann, wenn er sie richtig zu lesen versteht und wenn sie die Vorzüge von Schwyzers meisterhafter Darstellung besitzt.

Prof. Dr. A. Nehring
Würzburg

[1]) Griechische Grammatik, im Anschluß an Karl Brugmanns Griechische Grammatik bearbeitet von Eduard Schwyzer. 1. Liefg.: Allgemeiner Teil und Lautlehre. Mit drei Karten, davon zwei im Text. Handbuch der Altertumswissenschaft, begründet von Iwan v. Müller, hg. von Walter Otto, 2. Abt., 1. Tl., 1. Liefg., München, C. H. Beck, 1934.

Prof. Dr. W. von SODEN, Göttingen

Griechische und altorientalische Wissenschaft

Schon seit langem gilt die erstmalige Ausbildung einer echten Wissenschaft als eine der ganz großen und erstaunlichen Leistungen griechischen Geistes. Man war sich auch einig darüber, daß es neben der Geschichtswissenschaft vor allem die in Platon und Aristoteles gipfelnde Philosophie ist, die die griechische Wissenschaft von allen ähnlich gerichteten Bemühungen anderer Völker eindeutig abhebt; verschiedener Ansicht war und ist man nur darüber, wie das Verhältnis der Griechen zu den anderen Völkern und zwar besonders denen der vorgriechischen Mittelmeerwelt und des Orients in dieser Hinsicht näher zu bestimmen sei. Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten darüber gab neben der Verschiedenartigkeit der jeweils zugrundegelegten Wissenschaftsbegriffe und der ungleichen Beurteilung des geistigen Schaffens der Völker des Orients nicht zuletzt auch die Tatsache, daß manche griechische Schriftsteller selbst die wissenschaftlichen Grunderkenntnisse ausdrücklich als dem Orient entlehnt bezeichnen; die griechische Wissenschaft wäre also nach diesen antiken Zeugnissen nur eine Fortbildung und Zusammenfassung der bereits von Ägyptern, Babyloniern und Persern erarbeiteten Methoden und Kenntnisse. Eine kritische Überprüfung der in der griechischen Literatur enthaltenen Behauptungen dieser Art hat nun freilich ergeben, daß sie fast alle erst aus der hellenistischen Zeit stammen, in der den Griechen das bei einem Herodot noch sehr lebendige Gefühl für die schier unbegreifliche Fremdartigkeit des Orients schon weitgehend verloren gegangen war; von der Lebenszeit eines Thales, Pythagoras oder Platon, die ihre Weisheit angeblich einem jahrelangen Studium bei orientalischen Priestern verdankten, sind solche Nachrichten also um Jahrhunderte getrennt und haben daher, da sie uns von den älteren Schriftstellern nicht bestätigt werden, keinen geschichtlichen Quellenwert [1]). Lassen sich somit die antiken Angaben als Stütze für die Annahme weitgehender Abhängigkeit der griechischen Wissenschaft vom Orient nicht verwerten, so darf das Fehlen eindeutiger Aussagen über die geistigen Beziehungen zwischen dem Orient und Griechenland bei den älteren Schriftstellern umgekehrt auch nicht als Bestätigung der entgegengesetzten Annahme betrachtet werden; im Gegenteil, die große Achtung, die den um Jahrtausende älteren Kulturen des Orients weithin (auch von Platon) entgegengebracht wurde, zeigt, daß den Griechen die geistigen Leistungen der orientalischen Völker nicht ganz unbekannt geblieben sein können und daß sie es gewiß nicht verschmäht haben, sich diese, wo es anging, zunutzezumachen. Wenn wir nun über diese noch ganz unbestimmte Aussage hinauskommen und uns darüber klar werden wollen, was der Orient den Griechen auf dem Gebiet der Wissenschaft bieten konnte und was nicht, so müssen wir dazu vor allem Umfang und Eigenart wissenschaftlicher Betätigung bei den Völkern des alten Orients möglichst genau zu erfassen suchen, um diese dann der griechischen Wissenschaft gegenüberzustellen; erst wenn das geschehen ist, gewinnen wir die Möglichkeit zu entscheiden, ob die Griechen bestimmte Einzelerkenntnisse und Methoden dem Orient entlehnt haben können oder nicht. Die in Rasse und Geschichte begründeten außerordentlich tiefgreifenden Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern des alten Orients bringen es dabei mit sich, daß wir diese auch im Vergleich mit dem Griechentum keinesfalls als Einheit behandeln dürfen, sondern die Frage nach der Wissenschaft bei jedem von ihnen neu stellen müssen; die neben den Verschiedenheiten zweifellos vorhandenen gemeinsamen Züge in ihrem Denken brauchen ja bei einem solchen Vorgehen keineswegs unbeachtet zu bleiben, sondern können im Gegenteil viel schärfer herausgearbeitet werden als bei einer von vornherein verallgemeinernden Betrachtung. Der heutige Stand der Forschung erlaubt es allerdings noch längst nicht, bei allen den Völkern des Orients, von denen mittelbare oder unmittelbare Einwirkungen auf die griechische Wissenschaft ausgegangen sein können, die Frage nach ihrer Wissenschaft ausdrücklich zu stellen; fehlen uns doch hierfür ergiebige literarische Quellen bei manchen von ihnen wie vor allem den Persern, den Churri-Völkern und den Phöniziern noch ganz, während bei anderen wie vor allem den Hethitern ihre Durcharbeitung noch gar zu sehr in den Anfängen steht. Ein genügend umfangreiches und wenigstens im Gröbsten gesichtetes Material steht uns lediglich für die Sumerer, Akkader (Babylonier) und Ägypter schon zur Verfügung; der folgende Überblick muß sich daher auf diese Völker beschränken und kann auch bei ihnen nur einige der wichtigsten Gesichtspunkte herausgreifen [2]).

Beginnen wir mit den Sumerern. Bei ihnen begegnen wir der merkwürdigen Tatsache, daß die Anfänge der »Wissenschaft« — ich setze dieses Wort hier in Anführungsstriche, um Verwechselungen mit dem uns geläufigen, mit ganz bestimmtem Inhalt gefüllten Wissenschaftsbegriff vorzubeugen — fast ebenso weit zurückreichen wie die Schrift selbst. Als nämlich in der Mitte des 4. vorchr. Jahrtausends während der Blütezeit der altsumerischen Urukkultur, deren Bild uns die deutschen Ausgrabungen in Uruk von Jahr zu Jahr deutlicher sehen lassen, vermutlich in Uruk selbst sich auch eine Art von Bilderschrift herausbildete, führte die außerordentlich große und zunächst noch ständig wachsende Zahl der Zeichen, von denen manche

Digitized by Google

noch dazu recht mannigfaltige Gestalten annehmen konnten, bald zu Schwierigkeiten [3]). Die Sumerer begegneten ihnen dadurch, daß sie nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete Zeichenlisten anlegten, die den Zeichenbestand begrenzen und leicht übersehbar machen sollten. Da nun jedem Zeichen ein Gegenstand entsprach, ordneten die ältesten Zeichenlisten gleichzeitig auch schon die Gegenstandswelt, soweit sie damals von der Schrift erfaßt wurde. Daß dieses Ergebnis wohl nicht ganz zufällig, sondern von vornherein von den Sumerern ins Auge gefaßt war, lehrt uns neben anderem die weitere Entwicklung der Listen. Das Bedürfnis, auch nicht durch Bilder auszudrückende Begriffe und grammatische Elemente in der Schrift festzuhalten, führte nämlich im Laufe der Zeit dazu, daß ein großer Teil der Wortzeichen, die ihren Bildcharakter durch die Umformung der Schrift zur Keilschrift immer mehr verloren, auch als sinnfreie Silbenzeichen gebraucht wurde; vollständige Zeichenlisten konnten somit nunmehr nicht zugleich auch vollständige Verzeichnisse der in der Schrift wiederzugebenden Begriffe sein. Da man nun aber auf eine umfassende Ordnung wenigstens der im weitesten Sinne gegenständlichen Begriffe nicht verzichten wollte, schuf man zu den alten Zeichenlisten hinzu umfangreiche neue Listen, die alle von der Sprache benannten Gegenstände und Lebewesen in systematischer Ordnung zusammenzufassen suchten. An dieser Ordnung der Gegenstandswelt in ohne jede Erläuterung aufzählenden Listen, an deren Vervollkommnung man im 3. Jahrtausend immer weiter arbeitete, hatte die sumerische »Wissenschaft« ihr Genügen; an eine Ordnung der abstrakten Begriffe (mit Ausnahme bestimmter Gruppen von Zahlen) und der Handlungsweisen hat sie ebensowenig gedacht wie an eine Erklärung der Zusammenhänge zwischen den Dingen — hierfür genügte der Mythus — oder die Formulierung irgendwelcher Erkenntnisse in Form von allgemein feststellenden Sätzen. Die »Wissenschaft« der Sumerer ist also ihrer literarischen Gestalt nach eine satzlose Listenwissenschaft, während ihrer inneren Ausrichtung wohl die Bezeichnung »Ordnungswissenschaft« am besten Rechnung trägt. Welcher Art die Grundsätze waren, nach denen diese »Wissenschaft« die Tausende von Namen ordnete, läßt sich den Listen selbst eben wegen des Fehlens jeglicher Erklärungen und einer übersichtlichen Gliederung nicht mit genügender Eindeutigkeit entnehmen und ist daher heute auch noch nicht ganz durchsichtig. Daß es sich aber nicht nur um eine äußerliche Ordnung der Dinge gehandelt haben kann, lehrt uns ein Blick auf Mythologie und Theologie, Bildkunst und Staatsgestaltung der Sumerer, in denen uns überall das Bemühen um eine Ordnung der ihnen zugänglichen Welt, sei es in der Wirklichkeit, sei es in der Idee, als ein Grundsatz von höchster metaphysischer Bedeutsamkeit entgegentritt. Im Dienst dieser Ordnungsidee hatte die »Wissenschaft« die Aufgabe, die durch Mythus und Bildkunst nur beispielhaft vergegenwärtigte Ordnung als bestimmendes Gesetz der ganzen Gegenstandswelt sichtbar zu machen; über das auf diese Weise gewonnene durchaus lebendige Verständnis der Ordnungsidee hinaus auch noch zu seiner begrifflich klaren Erfassung vordringen zu wollen, lag den Sumerern ganz fern.

Als die semitischen Akkader zu Beginn des 2. Jahrtausends nach jahrhundertelangen Kämpfen die politische Herrschaft in Babylonien endgültig an sich gerissen hatten, war die sumerische Ordnungswissenschaft in Listenform ein Teil des gewaltigen geistigen Erbes, mit dem sie sich auseinanderzusetzen hatten. Da ihnen entsprechend ihrer ganz anderen Wesensart der eigentliche Sinn dieser »Wissenschaft« weithin verborgen bleiben mußte, waren ihnen die Listen jedenfalls zunächst nur ein willkommener Rohstoff, den sie für ihre Zwecke nutzbar machen konnten. Sie entdeckten vor allem sehr bald, daß diese eine geeignete Grundlage für ein sumerisch-akkadisches Wörterbuch als Hilfe zur gründlichen Erlernung der sumerischen Sprache waren, wenn man neben die sumerische Spalte eine zweite mit der akkadischen Übersetzung stellte. Sie nutzten für diesen Zweck allerdings in der altbabylonischen Zeit (etwa 2200—1750) als der ersten Periode ernsthafter geistiger Auseinandersetzung vorerst nur die alten Zeichenlisten in größerem Umfang aus und übertrugen von den ihnen weniger wichtigen Gegenstandslisten nur kleine Ausschnitte. Der Blick richtete sich bei diesen nunmehr zweispaltigen Listen natürlich vor allem auf die Waagerechte, der die sumerisch-akkadischen Begriffsentsprechungen zu entnehmen waren, während die für die Sumerer einzig bedeutsame Senkrechte und somit die Ordnung der Begriffe weniger beachtet wurde. Da solche lexikalische Listen nun aber für die Erlernung der sumerischen Grammatik als notwendiger Ergänzung des Wortschatzes nicht zu gebrauchen waren, schufen die Akkader nach ihrem Muster auch noch neue Listen, die ausgewählten Beispielen für die Formen- und Satzbildung des Sumerischen die akkadische Übersetzung gegenüberstellten. Die Akkader haben damit die Darstellungsform der Liste auf ein Gebiet übertragen, das auf diese Weise schlechthin nicht zureichend behandelt werden konnte und das auch ganz außerhalb des Bereiches sumerischer Listenwissenschaft geblieben war, da diese sich um Beispielsammlungen irgendwelcher Art, die ihrem Wesen nach unvollständig bleiben mußten, nie bemüht hat. Zu einer angemesseneren Darstellungsart für grammatische und lexikalische Sachverhalte als der Liste sind dann auch die späteren Babylonier und Assyrer nie gekommen; sie konnten weder aus den Beispiellisten irgendwelche grammatischen Regeln ableiten noch den Bedeutungsumfang eines sumerischen Wortes nach Art unserer Wörterbücher klar umschreiben. Ihre philologische Arbeit beschränkte sich daher auf den weiteren Ausbau der alten Listenwerke und die Schaffung mannigfacher neuer (weithin in Anlehnung an die sumerischen Listen), denen in Form von Glossen allerlei (den sumerischen Listen ganz fremde) Erläuterungen beigegeben wurden; im 1. Jahrtausend kamen dazu dann auch noch Kommentare zu wichtigen Literaturwerken, die sich aber im allgemeinen mit einem Ausschreiben der Listen begnügten. Eine ähnlich wichtige Rolle hat die Liste auch in den übrigen Gebieten der babylonischen und assyrischen »Wissenschaft« gespielt, die z. T. ohne direkte Anlehnung an sumerische Vorbilder ausgebaut werden mußten. Dieses gilt vor allem von den Naturwissenschaften, die sich in engem Anschluß an die von den Sumerern noch nicht systematisch bearbeiteten Gebiete der Medizin und der Vorzeichenwissenschaft entwickelten; hier haben wir viele Listen von Pflanzen, Tieren und Mineralien sowie den aus pflanzlichen usw. Rohstoffen hergestellten Gegenständen, aber keinerlei zusammenhängende Beschreibungen von solchen oder gar Erörterungen biologischer oder physikalischer Fragen. Lediglich die Medizin kennt innerhalb ihrer Listen von (z. T. magischen) Heilungsvorschriften auch ziemlich ausführliche Krankheitsbeschreibungen in Gestalt von Symptomaufzählungen, die eine sehr genaue Beobachtung verraten; den sich in den Symptomen äußernden krankhaften Veränderungen an sich ist man aber ebensowenig nachgegangen wie den Funktionen des gesunden Körpers. Überall tritt uns als die vielleicht bezeichnendste Eigenart babylonischer »Wissenschaft« die Aufzeichnung gewaltiger, nach sumerischem Vorbild geordneter Beobachtungsreihen entgegen; nirgends aber finden wir Ansätze zu einer Formulierung der aus dem so angesammelten Stoff abzuleitenden allgemeinen Erkenntnisse, obwohl man von manchen im gegebenen Fall durchaus Gebrauch zu machen wußte. Besonders erstaunlich ist dies bei den viel erörterten Gebieten der Mathematik und Astronomie, wo die uns erhaltenen Aufgaben mit Ausrechnungen und die Berechnungstabellen von einem außerordentlich großen Können Zeugnis ablegen; an Lehrsätzen, allgemeinen Formeln oder gar Ableitungen und Beweisen ist uns aber auch nicht das Geringste überliefert, und es fehlt auch jeder Anhalt dafür, daß die mündliche Überlieferung, die neben der schriftlichen einherging, solche gekannt hätte. Wie die Babylonier mangels einprägsamer Sätze ihr Wissen vor allem im Unterricht vergegenwärtigt haben, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen; wahrscheinlich kamen sie, da ihnen das Bedürfnis zur vollen Bewußtmachung ihres Wissens fehlte, mit seiner Einübung an Hand von Musterbeispielen aus. Ihren Sinn erhielt diese »Wissenschaft« wohl im wesentlichen von im weitesten Sinne praktischen Gesichtspunkten aus, unter denen neben der Krankenheilung und der rechtzeitigen Erkennung guter und böser Vorzeichen als besonders wichtig hier noch die Erklärung und zeitgemäße Zurechtlegung der zu einem großen Teil auf die Sumerer zurückgehenden Überlieferung zu nennen ist; galt doch die Überlieferung weithin als heilig-verbindlich, so daß neue Gedanken und Anschauungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte natürlich öfter bemerkbar machen, in diese hineingedeutet werden mußten, wenn sie auf allgemeine Geltung Anspruch erhoben. Da neben diesen praktischen Zielsetzungen aber auch die von den Sumerern ererbten Ordnungsideen in mannigfacher Ausprägung eine erhebliche Rolle in der babylonischen »Wissenschaft« spielten, ist es nicht verwunderlich, daß sie viel reicher und vielseitiger ist als die sumerische Ordnungswissenschaft; zu einer so eindrucksvollen inneren Geschlossenheit wie diese hat sie dafür aber nie gelangen können.

Über die »Wissenschaft« der Ägypter müssen hier wenige Worte genügen. So weit die erhaltene Literatur ein Urteil erlaubt, kommt sie, aufs Ganze gesehen, an Bedeutung nicht an die des Zweistromlandes heran. Wir finden in ihr weder alles durchdringende Ordnungsgedanken nach Art der sumerischen wirksam noch auch eine Beobachtung, deren Ertrag ähnlich ergiebige Beobachtungsreihen wie die der Babylonier hätten werden können. Die erhaltene »wissenschaftliche« Literatur diente entweder rein praktischen Zwecken wie die Medizin, Mathematik und Astronomie, in deren Bereich die wesentlichsten »wissenschaftlichen« Leistungen der Ägypter liegen.

Digitized by Google

oder aber sie war durch vor allem pädagogische Zielsetzungen bestimmt; Ideal der Darstellung war daher nicht die vollständige Liste, sondern das übersichtliche Schulbuch. Zur Formulierung von aus wissenschaftlichen Untersuchungen abzuleitenden allgemeinen Erkenntnissen oder gar deren logischer Begründung fehlte den Ägyptern ebenso wie den Sumerern und Babyloniern jegliches Bedürfnis.

Wenn wir nach diesem notgedrungen ganz knappen Überblick über die »wissenschaftlichen« Bemühungen einiger der wichtigsten Völker des alten Orients, der deren positiven Leistungen natürlich nicht annähernd gerecht werden konnte, die Frage stellen, ob eines von diesen eine Wissenschaft nach Art der griechischen gehabt hat, so werden wir sie glatt verneinen müssen. Jedes dieser Völker hat auf seine Weise Arbeit geleistet, die wissenschaftlich außerordentlich bedeutsam ist, nirgends aber ist es zu der Synthese von sorgfältiger Beobachtung, Zusammenfassung unter ordnenden Gedanken und begrifflich klarer Darstellung in formvollendeter Sprache gekommen, die wir als besonderes Kennzeichen griechischer Wissenschaft immer wieder bewundern. Diese Synthese, die erst das Wesen echter Wissenschaft auch in unserem Sinne ausmacht, ist zweifellos eine ureigene Schöpfung der Griechen und kann nicht als eine auf die ganz anders geartete »Wissenschaft« der Völker des alten Orients notwendig folgende »Entwicklungsstufe« verstanden werden. Daß wir sie aus dem das Griechentum vor allem bestimmenden Geist nordischer Rasse erklären dürfen, zeigt neben der später einsetzenden Blüte der Wissenschaft vor allem im nördlichen Europa auch die Tatsache, daß von den Völkern des Ostens, soweit wir sehen können, einzig die arischen Inder entwicklungsfähige Ansätze zu einer echten Wissenschaft erkennen lassen; daß diese auf den meisten Gebieten, ohne zur Reife zu gelangen, bald abgebogen wurden, ist sicher eine Folge der zunehmenden Vermischung der Arier Indiens mit den Drawidavölkern, die rassisch möglicherweise den Sumerern nicht fernstehen.

Können wir so die griechische Wissenschaft in ihren entscheidenden Wesenszügen nicht aus altorientalischen Vorbildern erklären, so ist damit natürlich noch keineswegs gesagt, daß der alte Orient für sie ganz ohne Bedeutung gewesen ist. Wir müssen jetzt nur die Frage nach dem Verhältnis von Griechenland und altem Orient auf diesem Gebiet bestimmter fassen und untersuchen, welche Einzelerkenntnisse der in auffällig kurzer Zeit zu hoher Reife gesteigerten griechischen Wissenschaft einem der Völker des Orients verdankt oder doch wenigstens durch sie angeregt sein können. Zu überzeugenden Schlüssen in dieser Richtung werden wir dabei erst dann durchstoßen können, wenn sich auch die Zeit und der Weg der Übernahme solcher Anregungen wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit werden aufzeigen lassen. Daß die griechischen Gelehrten der hellenistischen Zeit mancherlei Wissen von Babylonien und Ägypten vor allem auf dem Gebiet der Astronomie, vermutlich aber auch dem der Mathematik, Medizin und anderer Fächer übernommen haben, bedarf ja kaum noch des Beweises, wenn auch Ausmaß und nähere Umstände der Übernahme sowie die Art der Verarbeitung und Weiterbildung des Übernommenen noch keineswegs ausreichend untersucht sind. Von weit größerer grundsätzlicher Bedeutung ist demgegenüber die Frage, ob und in welchem Umfang der Orient auch schon die Anfänge der griechischen Wissenschaft befruchtet hat. Sie ist besonders brennend z. B. bei der voreuklidischen Mathematik, die sich an Namen wie Pythagoras, Thales und Eudoxos knüpft, da manches dafür spricht, daß diese einige ihrer Lehrsätze aus ihnen direkt oder auf Umwegen bekannt gewordenen babylonischen Rechnungen (die ihrerseits ja nie erläutert sind!) abgeleitet haben. Möglichkeiten ähnlicher Art wären auch bei den eigentlichen Naturwissenschaften zu prüfen, während bei den Geisteswissenschaften die Entlehnung von auch nur irgendwie wesentlichen Gedanken aus dem Orient für die ältere Zeit schlecht denkbar erscheint. Bei der Bearbeitung aller dieser bisher noch kaum ernsthaft in Angriff genommenen Fragen werden wir uns sorgfältig hüten müssen, irgendein in diesen Rahmen gehöriges Einzelproblem zu isolieren; denn nur eine umfassende Gesamtwürdigung aller mit den jeweils verglichenen wissenschaftlichen Aussagen zusammenhängenden Fragen kann uns vor Fehlschlüssen bewahren. Mag sich nun bei solchen Untersuchungen vielleicht auch die Bedeutung der »Wissenschaft« Babyloniens und Ägyptens für die griechische Wissenschaft als erheblicher herausstellen als wir sie vorläufig einzuschätzen Veranlassung haben, der Ruhm, echte Wissenschaft mit ihrem unübertroffenen Reichtum an Erkenntnismöglichkeiten und ihrem einzigartigen Ethos erstmalig betrieben zu haben, wird den Griechen bleiben; denn er ist um so echter und heller, je weniger er des früher gern gezeichneten düsteren Hintergrundes einer angeblich barbarisch primitiven orientalischen Welt bedarf.

[1]) Vgl. für diese literarischen Fragen die (in systematischer Hinsicht nicht überall befriedigende) Arbeit von Th. Hopfner, Orient und griechische Philosophie (Leipzig, Hinrichs, 1925).
[2]) Eingehender behandelt sind diese Fragen unter Heranziehung von Quellenbelegen in meinem Aufsatz »Leistung und Grenze sumerischer und babylonischer Wissenschaft« in »Die Welt als Geschichte« Band 2, S. 411—464 und 509—557.
[3]) Für die mit der ältesten Schrift verknüpften Fragen vgl. jetzt A. Falkenstein, Archaische Texte aus Uruk (Berlin u. Leipzig 1936).

C. FRIES, Berlin

Zur Urgeschichte des Platonischen Dialogs

Es wäre verfehlt, alle Eigentümlichkeiten der bei Platon sich findenden Dialogform der rein künstlerischen Erfindungsgabe des attischen Philosophen zuschreiben zu wollen, wie es gemeinhin geschieht. Wenn auch die stark strömende dichterische Ader des großen Denkers nicht unterschätzt werden soll, trägt seine Vortragsart, sein Stil doch so ausgebildete Züge, daß man der Vermutung, hier hätten auch noch andre Vorbilder anregend eingewirkt, unschwer Raum geben möchte. Vor Jahren auf literaturvergleichenden Wegen altindischer Stil- und Kunstform nähergeführt wurde mir die Bekanntschaft mit der großen buddhistischen Dialogsammlung durch die hier fast überall anmutende poetische Einkleidung und allgemeine Formgebung zum Erlebnis. Die großen von K. E. Neumann in gutes Deutsch übersetzten Bände boten einen unendlichen Reiz des Inhalts nicht nur, sondern grade der künstlerischen Form wegen. Das war zwar Philosophie, aber nicht die in halbschürig fremdwortlichem Sprachskelett daherstelzende dürre Kathederweisheit, sondern zunächst wurde man gleichsam durch einen blühenden Vorgarten der Einleitung langsam zum Thema hingeleitet. Da sind etwa die frommen Brüder in einem Mangohain versammelt. Alle Düfte und Farben des indischen Märchenlandes entfalten sich; im Pilgerhain bei rauschenden Brunnen unter schattigen Bäumen ergehen sich die über ein philosophisches Thema grübelnden, disputierenden Brüder im gelben Gewande mit der Almosenschale. Da tritt unter sie »Der Erhabne«, Gotamo Buddho, wie es in dem Pâli-Text des Majjima-Nikajo heißt, und nun beginnt der Ideenkampf. Die Formgebung des Dialogs ist jedesmal verschieden, und doch ist der Grundcharakter einheitlich. So stellte sich ganz unversehens und allmählich zur wachsenden Überraschung des Lesenden die Assoziation ein: Platon! Der Eindruck war unabweislich; die Doppelherme Gotama-Sokrates trat immer plastischer hervor, und ein nun mit geschärftem Blick wiederholter Gang durch die platontischen Schriften führte zur Bestätigung jenes Eindrucks.

Nun liegt nichts näher als das Unterfangen eines indisch-griechischen literarischen Brückenbaues als konstruktiv unausführbar abzulehnen. Hat sich die erste Entrüstung gelegt, so erweisen sich immerhin leise Umrisse solcher Möglichkeit. Die griechische Philosophie z. B. selbst ist der indischen weit mehr verpflichtet als Paul Deussen geahnt zu haben scheint, der in seiner »Allgemeinen Geschichte der Philosophie« in dem griechischen Bande Indien nicht einmal erwähnt, eine Rekordleistung auf dem auch sonst reichbeackerten Gebiet der Unbekümmertheit um antike Kulturübergänge, von der sich nur wenige Philologen wie z. B. der Greifswalder Gräzist Dornseiff vorteilhaft abheben. Auch in dichterisch-metrischer Hinsicht ergeben sich bei näherem Hinblick hohe Wahrscheinlichkeiten alten Zusammenhangs, wie z. B. die indische Trishthub-Zeile mit ihrer Zäsur und ihren elf Silben der sapphischen Zeile und der des äolischen Skolions bedenklich ähnlich sieht, und auch die Jâgati-Zeile strukturell an die Iambik gemahnt. Der Streit um die Priorität der indischen und neuattischen Komödie harrt noch der Entscheidung. So manches Andre wäre noch anzuführen. Die »Persikoi Logoi«, die in Athen im Schwange gewesen sein sollen, zeigen wie besonders auch manches in Aristophanes' Komödien, daß von Persien her immerhin ein selbst für uns noch merkbarer Kulturstrom nach Hellas drang. Was über das weltweite Wanderleben von Männern wie Solon, Pythagoras und andrer verlautet und was Herodot von sich zu berichten weiß, ist wesentlich danach angetan solche Wahrscheinlichkeit zu stützen. Zudem wurde Athen im fünften und vierten vorchristlichen Jahrhundert immer mehr Kulturzentrum, wo verschiedenste Wege der Geistigkeit sich überschnitten.

Sehen wir uns einmal den indischen Dialog etwas näher an; es erweisen sich da

Digitized by Google

Einzelheiten der Übereinstimmung. Bei Platon finden wir häufig ein Gespräch zwischen Sokrates und seinen Schülern nicht direkt wiedergegeben, sondern Jemand, der anwesend war, erzählt alles einem Freunde, wobei man das ungeheure Gedächtnis dieses Erzählers bestaunt. Bei Buddha findet sich oft dasselbe. Ein Brahmane, heißt es da wohl, »berichtete Wort für Wort das ganze Gespräch« (Siamesische Ausgabe 481f.). Oder: »Seitwärts sitzend erzählte nun der ehrwürdige Anando das ganze Gespräch mit König Pasenadi von Kosalo Wort für Wort dem Erhabnen«, oder »Da berichtete nun Dighatapassi Wort für Wort das ganze Gespräch, das er mit dem Erhabnen geführt hatte, dem freien Bruder Nathaputto«. (S. 373 Trenkner.) Der Erhabne erzählt dem Upali »Wort für Wort das ganze Gespräch« (376 Tr.). Das ganze Symposion Platons wird in dieser Weise von Einem, der anwesend war, einem Freunde wiedererzählt, so im Theätet, im Lysis, im Charmides u. ö. Die Übereinstimmung ist jedenfalls merkwürdig. Auch die z. T. poetischen Einleitungen Platons, der Sokrates bei Zikadenklang mit Phaidros am Ilissos unter Platanen lustwandeln läßt u. ä., gemahnen lebhaft an den indischen Vorgang. Die Agone gelten als besonders griechisch. Aber im Indischen pflegten damals vor Königen wie Turniere so auch geistige Kämpfe zwischen Brahmanen ausgefochten zu werden, die dem Sieger hohe Belohnungen eintrugen (vgl. m. Buch »Das philos. Gespräch von Hiob bis Platon«, 59.) Hier lohnte sich der geistige Kampf und wurde wie geistiger Sport von den Hörern aufmerksam verfolgt. In Athen gab es das nicht. Aber ferne Kunde kann leicht dahin gedrungen sein, die Platon aufgriff und mit künstlerischem Sinn ausgestaltete. — Der Erfolg des disputierenden Zweikampfs ist manchmal der, daß der Besiegte »verstummt und verstört, gebeugten Rumpfes, gesenkten Hauptes, das Antlitz von brennender Röte übergossen, wortlos« sich niedersetzt (231 Tr.). Assalayano bricht ähnlich unter Buddhas Dialektik zusammen (555 Siam). Ein Andrer zeigt »Verdrossenheit, Haß, Mißgunst« (352 Siam) u. ä. Auch Protagoras wird gereizt und sträubt sich bei Platon, länger Rede zu stehen. Mit Mühe beschwichtigt Sokrates den Wütenden (Protag. 360 D). Er »lag sprachlos vor den Streichen ihrer Rede darnieder« (303 A). Im Eryxias will dieser gegen Kritias, dessen Logik ihn einkreist, tätlich vorgehen (c. 16). Thrasymachos fährt den Sokrates und Polemarchos so heftig an, daß sie erschreckt vor ihm zurückweichen (Politeia 236 B). Thrasymachos gibt sich besiegt »sich sträubend und notgedrungen, unter wundersamem Schweißvergießen« (Pol. 350 D), wie auch der Brahmane Saccako rühmt, den Brahmanen möchte er sehen, der nicht im Kampf mit ihm wankte, bebte, erzitterte, dem nicht der Angstschweiß herniederrieselte. Zum Schluß aber stellt Buddha fest, daß grade Jenem sich Schweißtropfen von der Stirn gelöst hätten und über den Mantel herab auf die Erde gefallen sei (233 Tr.). Sokrates weist seinen Mitunterrednern Widersprüche nach, ebenso Gotama: »Es geht dir mit dem Ersten das Letzte nicht zusammen (377 Tr. u. ä. 551 Siam usw.), ganz wie Platon im Gorgias 495 A. Einmal heißt es: »Legst du dem Gotama diese doppeldeutige Frage vor, so wird er weder ausschlingen noch einschlingen können — wie ein Mann, dem ein eisener Ring um den Hals gelegt ist« (393 Tr.), und in Platons Gorgias heißt es »Dies wird zusammengehalten und geschlungen, mit eisernen und diamantenen Redefesseln, und wenn du diese nicht lösest — —« (509 A). Alle sind von den Reden zweier Sophisten entzückt, und beinahe hätten selbst die Säulen des Lykeion in den Jubel miteingestimmt, heißt es einmal im Euthydem, wie der brahmanische Prahlhans rühmt: »Ja, wenn ich eine leblose Säule mit meiner Rede anginge, würde selbst diese, von der Rede getroffen, wanken, beben, zittern — geschweige ein Menschlein (227, 233 Tr.). Sokrates ruft zu Zeugen und als Beispiele seiner Behauptungen die Bauern, Zimmerer, Walker, Färber, Bäcker, Gotama die Drechsler, Färber, Schützen, Hirten, Wagner, Schmiede, Metzger, Gerber, Töpfer an (Philos. Gespr. 95), also dieselbe Methode. Kettenschlüsse finden sich beiderseits. Die ganze Nacht hindurch disputiert gelegentlich Buddha — wie Sokrates. Gotama liebt es stundenlang in Gedanken versunken an einer Stelle stillzustehen. Oft sitzt er den ganzen Tag in »Gedenkensruhe« unter einem Zitronenbaum; das Motiv kehrt bei Buddha immer wieder (vgl. m. Ausf. Rhein. Museum f. klass. Philol. 1935, 150). Ebenso Symposion 220 C, wo es heißt, Sokrates habe einmal vom frühen Morgen an einer Stelle nachsinnend gestanden und sei zum Erstaunen der Mitbürger so bis zum nächsten Morgen stehen geblieben (vgl. Gellius II, 1). Ähnliches wird übrigens auch von dem weisen König Masinissa von Numidien erzählt. Also der Zug war im Orient bekannt und beruht offenbar auf dem Eindruck asketischer Übungen, wie sie sich später bei den Säulenheiligen u. ä. wiederfinden. Alles das sind natürlich nur Einzelzüge, die noch sehr vermehrt werden könnten, wenn der Raum es gestattete, aber es dürfte genügen, um die Frage nach indisch-griechischen Kulturzusammenhängen wieder in Fluß zu bringen. Vielleicht ist eine buddhistische Beeinflussung der Platonischen Dialogkunst anzunehmen, was für die Platonforschung keineswegs wertlos sein dürfte.

NEUE
ANTIQUARIATSKATALOGE

Soeben erscheint Kat. 44:
Archäologie, Altertumskunde, Vorgeschichte
In Vorbereitung: Kat. 45: Ostasien (A. Bibl. Lessing).
ANTIQUARIAT ARTHUR COLLIGNON
BERLIN NW 7, Prinz-Louis-Ferdinand-Straße 2

Versandbereit: KATALOG 72 Medizin
Vorbereitet werden ein Katalog GESCHICHTE und ein Katalog PRUSSICA
GRÄFE UND UNZER / Das Haus der Bücher
Königsberg Pr. / *Europas größte Buchhandlung*

Soeben erschienen:
Katalog 67: Archäologie und Klassische Philologie (Bibliothek Geh. Rat P. Wolters)
KARL & FABER, ANTIQUARIAT
MÜNCHEN 2 NW Karolinenplatz 1

Kataloge auf Wunsch kostenlos:
Geschichte, Philosophie, Pädagogik, Staatswissenschaften.
ANTIQUARIAT VITTORIO KLOSTERMANN
Frankfurt am Main Klüberstr. 6.

Soeben erschien! Einst und Jetzt 132
Die Westmark
1161 Nrn. Zusendung kostenlos.
LUDWIG RÖHRSCHEID, ANTIQUARIAT, BONN.

Kat. 377: **Sippen- und Wappenkunde** (92 Seiten) u. **Autographen-Sammler** Heft 9, beides unberechnet
J. A. STARGARDT / ANTIQUARIAT
Berlin W 35 gegr. 1830 Derfflingerstr. 4

Hannibal

Die Freude an der Geschichte, an bedeutenden Ereignissen und Schicksalen, hat viel zu dem buchhändlerischen Erfolg einer neuen Art politisch-historischer Literatur beigetragen, die feuilletonistisch arbeitet, in großen, effektvollen Linien Umrisse gibt, das Leben der Zeit einzufangen versucht, im Gegensatz zu der strengen Forschung, deren nüchterne Gewissenhaftigkeit und lebensferne Beschränktheit auf den Kreis der Fachgelehrten notwendige Begleiterscheinung ist. Unmöglich aber ist die Vermischung beider Typen, die Vermengung ihrer Ziele und Arbeitsweisen.

Görlitz sieht in seinem Buche über Hannibal den Führer ohne Volk, den genialen Staatsmann, der mit übermenschlicher Kraft die Weltmachtsstellung Karthagos gegen die andringenden Römischen Legionen verteidigen will, und dessen Werk zusammenbrechen muß mit den verrotteten, morschen Fundamenten dieses zerbröckelnden Staatswesens. Aber das ist nicht das Ergebnis der Quellenforschungen, sondern die Voraussetzung, die nun den Maßstab für die Wertung der überlieferten Nachrichten abgeben muß. So kommt es zu den auffallendsten Widersprüchen: Livius, einmal der lautere Quell der Authentie, gibt ein andres Mal nur »das übliche Annalistengeschwätz«. Einmal müssen Hannibals Soldaten »zu den besten Truppen gerechnet werden, die die Welt je gesehen hat«, und doch wird sechs Seiten vorher Hannibals endgültige Niederlage als unvermeidlich bezeichnet, weil er das schlechtere Soldatenmaterial hat. Und so geht es weiter. Das Interessanteste an dem Buche sind die Anmerkungen.

W. Schwerdtfeger

[1]) Hannibal. Der Feldherr. Der Staatsmann. Der Mensch. Walter Görlitz. Quelle & Meyer. Leipzig. 1935. 268 Seiten.

Bibliotheken im Alten Orient

Ausgrabungen in Ägypten und in Vorderasien haben uns seit hundert Jahren mit dem umfangreichen Schrifttum der Völker des Alten Orients bekanntgemacht. Die Archäologen haben es auch verstanden, Grundrisse und selbst Rekonstruktionen von vielerlei ausgegrabenen Bauten zu liefern. Stellt man aber die Frage nach Art und Aussehen der Aufbewahrungsräume für die alten Bücher, auf Papyrusrollen hier, auf Ziegeln dort, so ist die Antwort gar nicht so einfach, namentlich für Ägypten, wo die allermeisten Papyrus aus Schutt und Abfall geborgen worden sind. Wir wissen durch Inschriften von einigen Bibliotheken, aber es sind verhältnismäßig kleine Räume und die wohl zugehörigen Büchermagazine sind samt ihren Schätzen leider untergegangen. Besser steht es im Zweistromland, wo in Nippur und andernorts ganze Archive ans Tageslicht gefördert worden sind; leider freilich mit noch unzulänglichen Ausgrabungsmethoden, zudem durch Raubgrabungen gestört, so daß vieles verlorengegangen und eine klare Vorstellung von den Räumlichkeiten kaum zu gewinnen ist. Manche Gelehrte sprechen von Archiven und lehnen die Bezeichnung Bibliothek ab, sicher zu Unrecht. So gut wie die von Trajan gestiftete, bis ins 5. Jahrhundert erhaltene Bibliotheca Ulpia in Rom neben Buchrollen auch Urkunden enthielt, mögen wir ähnliche Verhältnisse auch für Ägypten annehmen. Und für die mesopotamischen Verhältnisse erscheint der Wortstreit vollends müßig.

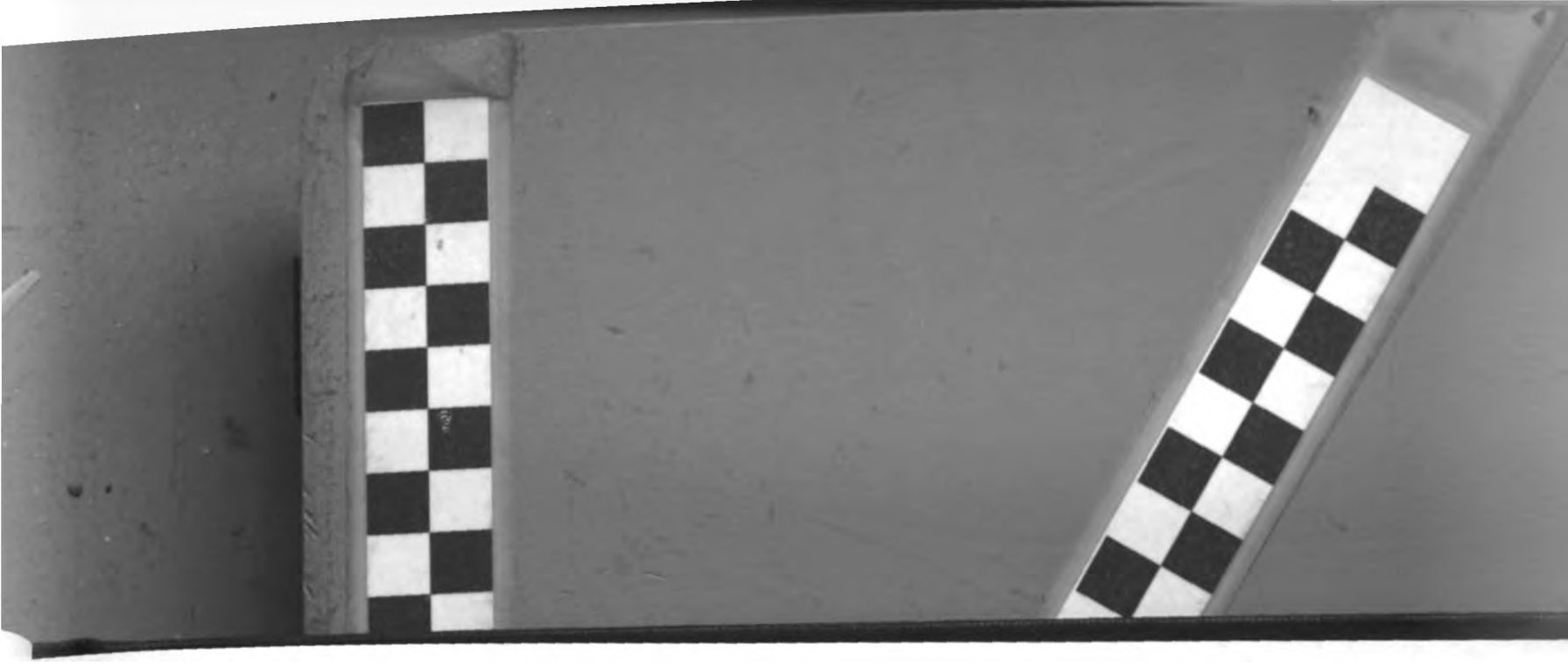
Im Rahmen einer geplanten Geschichte der Bibliotheken vom Altertum bis zur Neuzeit hat Fritz Milkau, ehemals Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek, in den wenigen ihm vergönnten Ruhestandsjahren leider nur einen kurzen Abschnitt vollenden können. Mit meisterlicher Literaturbeherrschung stellt er nach einer kurzen allgemeinen Einleitung alles zusammen, was über altorientalische Bibliotheken bekannt ist.

Wilhelm Printz

Milkau, Fritz: Geschichte der Bibliotheken im Alten Orient. Aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Bruno Meißner. — Leipzig: Otto Harrassowitz, 1935. 58 S. 4°.

Georg und Therese Forster und die Brüder Humboldt
Urkunden und Umrisse.
Von Prof. Albert Leitzmann, Jena.
(VIII, 216 Seiten) Br. RM 3.75, Leinen RM 5.50
LUDWIG RÖHRSCHEID VERLAG / BONN

Digitized by Google



Privatdozent Dr. PIERO MERIGGI, Hamburg

Die Hieroglyphenschrift der Induskultur

Die neuentdeckte sehr alte Kultur im Indusgebiet, die anscheinend einem großen Reich mit der Hauptstadt in Mohenjodaro und einem anderen sehr wichtigen Zentrum in Harappa gehörte, ist schon in dieser Zeitschrift (1936, Nr. 5 S. 11) in ihren so hervorstechenden Hauptzügen geschildert worden. Die Höhe dieser Kultur des III. Jt. vor Chr. wird aber ganz besonders durch die ihr eigene Hieroglyphenschrift bezeugt, die von allen schon bekannten Schriftsystemen Vorderasiens (einschließlich Ägyptens und Kretas) einerseits und der chinesischen Schrift andererseits unabhängig ist. Obwohl die Texte, die uns in der Indusschrift erhalten sind, äußerst kurz sind, zeigen sie, daß das Schriftsystem in recht komplexer Weise durch eine ansehnliche Zahl Hilfszeichen verschiedener Art ausgebildet war.

Dürfen wir nun hoffen, selbst wenn kein neues entscheidendes Material hinzukommt, diese Texte je entziffern zu können und die darin verborgene Sprache kennen zu lernen? Aussichtsvoller wäre die Aufgabe, wenn man bilingue Texte hätte. Wir haben aber bisher keine und nur ein Indussiegel aus Mesopotamien, das eine keilschriftliche Legende (drei nicht einmal sicher erhaltene Zeichen) trägt. Damit ist natürlich nichts anzufangen und wenn wir die Hände in den Schoß legen und darauf warten, daß der gütige Zufall uns eine entscheidende Bilingue beschert, so können wir vielleicht ewig warten. Das wäre z. B. für die hethitischen Hieroglyphen Kleinasiens der Fall gewesen, die heute noch unentziffert wären, wenn man auf einen solchen Glücksfall gewartet hätte. Entschieden des Forschers würdiger ist es schon jetzt zuzusehen, ob er vielleicht nicht auch so zum Ziele gelangen oder wenigstens den Weg dazu bahnen kann.

Das uns erhaltene Material besteht im wesentlichen aus Siegellegenden und zum kleineren Teil aus sonstigen kurzen Aufschriften auf Gegenständen verschiedener Art. Eine Anzahl Siegel wurden in Mesopotamien gefunden. Diese Stücke sichern die Datierung hoch ins 3. Jt. hinauf und bezeugen rege Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern. Z. T. tragen sie ausgesprochen archaischen Charakter und zeigen vorwiegend die runde Form, die sonst selten und als die ältere anzusehen ist (aus der m. E. sich auch das Zeichen für »Stempel« erklären läßt). Auch ist uns nur in Mesopotamien der Originalabdruck eines Siegels erhalten, und zwar auf einer Tonetikette, die offenbar eine Gütersendung begleitete. Das beweist uns wenigstens eine, und ich meine die hauptsächlichste, der Verwendungen, zu denen die Siegel dienten.

Dazu kommt, daß in diesen Legenden Zahlzeichen (vor allem, wie überall, durch Striche ausgedrückt) eine auffallend große Rolle spielen. In vielen Fällen dienen sie wohl als Lautzeichen, wie das auch z. B. bei den hethit. Hieroglyphen der Fall ist, aber häufig werden sie mit Zeichen, die schon piktographisch (d. h. durch die zeichnerische Darstellung der Sache, nicht durch ihre symbolische Vertretung) Mengen oder Stoffe auszudrücken scheinen, in einer Art verbunden, die geradezu erfordert, die Zahlzeichen als wirkliche Zahlen zu betrachten. Daher kam ich zur Überzeugung, daß die Mehrzahl der Legenden dazu diente, die Menge, Qualität und Bestimmung der gelieferten Waren zu bezeugen. Die erstaunliche Zahl der gefundenen Siegel erklärt auch die zunächst etwas überraschende Feststellung, daß nicht nur immer für die Maßeinheit, sondern auch für verschiedene Mengen (übrigens innerhalb sehr enger Grenzen) ein besonderes Siegel angefertigt wurde. Ich gebe in der Abbildung Z. 1 und 2 als Beispiele die beiden »längsten« Texte, Siegellegenden aus Mohenjodaro (Mo. 400) bzw. Harappa (Ha. 134, nach Hunters Ausgabe, s. Literatur am Schluß). Hier lasse ich eine »Übersetzung«, die natürlich nur eine Andeutung des mir als wahrscheinlich erscheinenden allgemeinen Sinnes sein kann, folgen: »Stempel: ... des ...-kornes für die 3. Abteilung (?) Bogenschützen zum Stempeln«, »Getreide ... vom gemähten | Korn | eines Mannes eine Traglast«. (Diese Gliederung des letzteren Textes entspricht genau der Verteilung auf drei Seiten des Siegels. Auch der erstere ist auf drei gleich lange Zeilen verteilt.)

Damit soll nicht geleugnet werden, daß ein Teil der Legenden dasjenige enthält, was zunächst als das Natürlichste erscheint, nämlich Personennamen als Angabe des Siegelinhabers (Absenders, Zeugen usw.). Aber der Aufbau der Legenden selbst zeigt zu oft Zeichenverbindungen, zumal mit Zahlzeichen, die auf dem oben angedeuteten Weg einen vernünftigen Sinn ergeben, während es höchst seltsam wäre, wenn es so viele Personennamen gäbe, deren Schreibung ohne weiteres ideographisch eine so verschiedene Deutung zulassen. Ferner läßt mich das auf den meisten Siegeln erscheinende Wappentier (weitaus am häufigsten das sog. »Einhorn«) in erster Linie an Staats- und Stadtbehörden, somit an Verwaltungsstempel denken. Ein Teil mag wohl Privaten angehört haben, deren Namen übrigens auch durch ideographisch aufzufassende Zahlen ausgedrückt sein könnten, wie Hunter mit Hinweis auf die römischen Namen *Quintus*, *Sextius*, usw. denkt.

Einerlei ob die Zahlwörter als solche oder als Namen aufzufassen sind, so ist für die Entzifferungsmöglichkeit entscheidend, daß sie oft nach der Ziffer (als Wortstammzeichen) phonetische Zeichen als Komplement aufweisen. Diese verschiedenen Wortformen scheinen Kardinalia von Ordinalia (vielleicht auch Multiplikativa) und bei den letzteren wohl auch Deklinationsformen zu unterscheiden. Beispiele dafür s. in der Abb. Z. 3—4, wozu hier eine Andeutung des von mir vermuteten Sinnes folgt:

Mo. 347 »der ...-leute erster(?)«,
Mo. 41 »der ... dritter(?)«,
Mo. 449 »Gefangenen: für(?) 4«,
Mo. 402 »der Mühle: für(?) 5«,
Mo. 123 »Stadt (Städte?) der 7«,
Mo. 92 »des 5. Krieger(-Corps?)«.

Da die äußerst summarischen Angaben eines Verwaltungsstempels natürlich nur Eingeweihten ohne langwierige Ergänzungen und Erläuterungen verständlich sein können, so ist es kein Wunder, daß wir diese Legenden irgendwie ergänzen und auslegen müssen, bevor ein Sinn daraus gewonnen werden kann. Hier sollen die Beispiele nur zeigen, wie unwahrscheinlich jede andere Auffassung der Zahlzeichen in diesen Fällen ist außer der, daß sie eben Zahlen ausdrücken. (Nebenbei wird man die Gleichwertigkeit des selbständigen und des in das U-förmige Endzeichen eingesetzten | als Worttrenner beobachten. Er wird allerdings sehr sparsam verwendet. In Z. 1 sieht man seine Verdoppelung, die ein Interpunktionszeichen etwa wie unser »:«, bes. nach dem so viele Legenden eröffnenden Zeichen STEMPEL, zu sein scheint.)

Deklinationsformen werden sehr deutlich bei anderen Wörtern, in denen ich Bezeichnungen von Landesprodukten, Beamten usw. erblicke, durch verschiedene Endungen ausgedrückt. Als Beispiele s. zunächst einige Formen des mit MÖRSER anfangenden Wortes für »Korn«, in der Abb. Z. 5—8 links (keine vollständigen Texte, außer Mo. 145; zwei weitere Formen stehen in Z. 1—2) Am wichtigsten sind ebenda rechts die beiden Textpaare Mo. 324 — Ha. 148 und Mo. 286 — 336, die nicht nur einen Wechsel der Endung im letzten (bzw. vorletzten) Wort, sondern auch dessen Ursache in dem Hinzutreten eines regierenden Wortes zeigen. Somit machen wir schon Ansätze zu einer zunächst nur graphischen Grammatik der unbekannten Sprache.

Die Feststellung dieser phonetisch ausgeschriebenen Wörter oder wenigstens Flexionselemente eröffnet die Aussicht auf die Möglichkeit, die Schrift zu lesen, sobald es uns gelingt, eine bekannte Sprache ausfindig zu machen, die mit der alten Indussprache verwandt war. Daß das Indogermanische nicht in Frage kommt, weil es sich hier um eine vorarische Kultur handelt, ist allgemein anerkannt. Nun sind vorarische Sprachen in Indien noch reichlich durch die Munda- und die Dravida-Familie vertreten. Von der letzteren, die jetzt im Süden beheimatet ist, hat sich in uralter Zeit ein Zweig

Digitized by Google

abgespalten und fristet noch heute sein Dasein in Sprachinseln, die gerade im Indusgebiet liegen. Es handelt sich um das verwahrloste Brahui, das mit Lehngut, bes. aus dem Iranischen, sehr stark durchsetzt ist, aber seine Urverwandtschaft mit dem Dravidischen noch nicht ganz verleugnet. Seine Abspaltung von der übrigen nach Süden gedrängten Familie kann wohl nur durch den Einbruch eines anderen Volkes zwanglos erklärt werden, und zwar desjenigen, das etwa um 2000 v. Chr. den jähen Abbruch der Induskultur verursachte, d. h. der Arier. Dann muß aber alles Sprachgut, das Brahui und Dravida als Altererbtes gemeinsam haben, aus der vorarischen Zeit stammen, in die eben die Induskultur fällt, und gelingt es der dravidischen Sprachwissenschaft gemein-dravidische (d. h. brahui-dravidische) Sprachformen aufzustellen, so werden sie von den in den Industexten erhaltenen nicht wesentlich abweichen. Täuscht uns diese Hoffnung, so wird man sich an andere Sprachen wenden müssen.

Literatur. Den Schriften, die in meinem leicht zugänglichen Aufsatz »Zur Indusschrift« Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges. XII (1934) 198 ff. angeführt wurden, ist vor allem das damals gleichzeitig erschienene Buch von G. R. Hunter, The script of Harappa and Mohenjodaro and its connection with other scripts, London 1934, nachzutragen.

Sonst sei nur das Hauptwerk »Mohenjodaro and the Indus Civilisation« London (Probsthain) 1932, von Marshall und Mitarbeitern (für die Schrift Gadd, Langdon und Smith) nochmals erwähnt.

Der subaräische Kulturkreis

Der alte Orient galt der Forschung lange Zeit als eine innere Einheit, deren kulturelles Gesicht im wesentlichen durch die schöpferischen Leistungen der Sumerer bestimmt worden sei; an entscheidende Umgestaltungen des sumerischen Weltbildes und Kulturbesitzes durch die Völker, die nach ihnen in vorgriechischer Zeit den Orient beherrschten, glaubte man nicht. Die Ausgrabungen der letzten Zeit im Verein mit einem tiefer eindringenden Studium der literarischen Quellen haben die Unhaltbarkeit dieses Geschichtsbildes erwiesen. Die anderen Völker des Orients haben von den Sumerern wohl außerordentlich viel gelernt und sich der überlegenen sumerischen Kultur in vielen Äußerlichkeiten ganz angepaßt; ihre untereinander ebenso wie von den Sumerern grundverschiedene Wesensart wurde dadurch aber nicht geändert, und wir finden daher im alten Orient so viel verschiedene Kulturen, wie es durch Rasse und Sprache getrennte Völker gab. Darüber hinaus hat uns aber besonders die Vorgeschichtsforschung gelehrt, daß manche dieser Völker sich auch schon vor der Berührung mit den Sumerern Kulturen von ausgeprägter Eigenart geschaffen haben, die dann für die jüngeren Völker ebenfalls nicht ohne Bedeutung geblieben sind. Unter den auf diese Weise ganz neu bekannt gewordenen Kulturen hat besonders eine, die wir die nordmesopotamische Buntkeramikkultur nennen können, in jüngster Zeit eine berechtigterweise stets wachsende Beachtung gefunden, da sie an Formenreichtum die meisten jungsteinzeitlichen Buntkeramikkulturen Europas und Asiens überragt (zeitlich dürfte ihre Blütezeit in die Jahrhunderte um 4000 v. Chr. fallen). Wenn wir nun fragen, welches Volk diese Kultur geschaffen hat, so richtet sich der Blick natürlich zunächst auf die Völker, die in der frühesten geschichtlichen Zeit in und um das obere Mesopotamien herum wohnten. Es sind dies im östlichen Teil des Landes die dort schon in der Mitte des 3. Jahrtausends bezeugten, semitisch sprechenden Assyrer und in dem größeren westlichen Teil die Churrier, die eine den heutigen Kaukasussprachen entfernt verwandte Sprache sprachen. Dieses letztere Volk, auf das wir den größten Teil der früher »hethitisch« genannten Bildwerke werden zurückführen müssen, ist dort allerdings vor etwa 2000 v. Chr. nicht nachzuweisen; trotzdem möchte A. Ungnad in einem kürzlich erschienenen Buch, an das wir hier anzuknüpfen haben[1]), in ihm die Schöpfer der Buntkeramikkultur Nordmesopotamiens sehen. Er nennt dieses Volk die Subaräer nach dem Landesnamen Subartu, der in Babylonien für das mesopotamische Gebiet im weitesten Sinne schon seit dem 3. Jahrtausend gebraucht wurde (die sumerische Form lautet Subir); den Namen Churrier möchte er nur für die Angehörigen des auch Teile anderer Völker umfassenden churrischen Staatenbundes der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends verwandt wissen. Da diese Subaräer des 2. Jahrtausends offenbar überwiegend Menschen vorderasiatischer oder, wie andere sagen, armenoider Rasse gewesen sind, sieht U. in der subaräischen Kultur der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeit zugleich auch die artgemäße Ausdrucksform der vorderasiatischen Rasse, deren kulturelle Schöpferkraft bisher nicht genügend anerkannt worden sei.

Ich glaube nicht, daß U. mit seiner Gleichsetzung der vorgeschichtlichen Buntkeramiker Nordmesopotamiens mit den späteren Churriern oder Subaräern Recht hat; von den Gründen, die m. E. dagegen sprechen, können hier nur die folgenden kurz angedeutet werden. 1. Die Untersuchung der sprachlichen Herkunft der Eigennamen, die aus dem Assyrien und Mesopotamien der Zeit zwischen etwa 2500 und 1500 v. Chr. bisher bekannt geworden sind, macht es mindestens wahrscheinlich, daß die Churrier-Subaräer erst um 2000 v. Chr. von Osten her nach Mesopotamien gekommen sind. 2. Der Nachweis der Zugehörigkeit der Buntkeramiker zur vorderasiatischen Rasse ist nicht erbracht, da rassisch bestimmbare Skelettreste aus dieser frühen Zeit bisher nicht aufgefunden worden sind. 3. Die Kunst der Buntkeramiker mit ihrer starken Vorliebe für allerlei Ornamente ist ihrem Wesen nach von der ganz ornamentarmen, sehr monumentalen Kunst der Churrier, von der in Deutschland die auf dem Tell Halaf gefundenen Denkmäler am bekanntesten sind, zu grundverschieden, als daß sie ohne zwingende Beweise diesem Volke zugeschrieben werden könnte. Wenn wir die Buntkeramiker schon zu einem der aus geschichtlicher Zeit bekannten Völker Vorderasiens in Beziehung setzen wollen, so liegt es m. E. näher, an die sog. Protochattier Kleinasiens zu denken, die dort vor den indogermanischen Hethitern geherrscht haben; erweisen läßt sich ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Völkern allerdings nicht[2]). Daß die Buntkeramiker und die Churrier nicht identisch sind, lehrt schließlich auch ein Blick auf die assyrische Kunst, deren großer Ornamentreichtum weder auf das Vorbild der sumerischen Kunst noch auf das der churrischen zurückgeführt werden kann; er wird bei einem Blick auf die vorgeschichtliche Buntkeramik aber ohne weiteres verständlich, wenn wir annehmen, daß in dem rassisch durchaus nicht einheitlichen Assyrervolk eben auch das Blut der alten Buntkeramiker noch weiterwirkte.

Wenn wir somit einen subaräischen Kulturkreis in dem Umfang, wie U. ihn umschreibt, nicht anerkennen können, sondern an dessen Stelle zwei verschiedene Kulturkreise im Mesopotamien des Altertums wirksam sehen, so ist damit die in U.s Buch geleistete Arbeit keineswegs als nutzlos bezeichnet; das Buch enthält vielmehr eine solche Menge von bisher nie übersichtlich zusammengefaßtem Stoff, daß eine eingehende Beschäftigung mit ihm jedem, der sich für die Völker und Rassen Vorderasiens interessiert, dringend empfohlen werden muß. Der Völkerkundler wird vor allem den Überblick über die Rassen Vorderasiens in dem einleitenden Abschnitt begrüßen, in dem von den gründlichen Untersuchungen des holländischen Anthropologen A. Kappers[3]) ausgiebig Gebrauch gemacht worden ist; recht glücklich erscheint mir in ihm besonders, daß für die überlangschädlige Rasse der Sumerer und die ihr offenbar nächst verwandte der vorarischen Bewohner des Industals, auf die u. a. die großartige Stadtanlage von Mohendscho Daro zurückgeht, hier mit der Bezeichnung »aralische Rasse« (nach dem Aralsee) der bisher fehlende einheitliche Name geschaffen ist. Der Orientalist findet dazu in dem umfangreichen Abschnitt »Quellen« erstmalig eine annähernd vollständige Zusammenstellung der Belege für die Namen Subir, Subartu, Schubarû usw. in der sumerischen und babylonischen Literatur, für die wir U. zu großem Dank verpflichtet sind. Weiteren sehr aufschlußreichen Stoff bietet dann auch noch der große Schlußabschnitt »Ergebnisse«, dessen Folgerungen mir allerdings, was hier nicht weiter begründet werden kann, nur teilweise einleuchten; bedauerlich ist hier vor allem, daß U. die fast allgemein abgelehnte, viel zu frühe Datierung der churrischen Bildwerke durch E. Herzfeld unbesehen übernimmt. Alles in allem kann aber gesagt werden, daß U.s neuestes Werk sich bei kritischer Benutzung noch lange als für die Vorderasienforschung sehr fruchtbar und anregend erweisen wird.

Prof. Dr. W. von Soden
Göttingen

[1]) Arthur Ungnad, Subartu. Beiträge zur Kulturgeschichte und Völkerkunde Vorderasiens. W. de Gruyter, Berlin und Leipzig 1936. XI, 204 S. 8°. Lwd. RM. 10.—.
[2]) Vgl. für alle diese Völker auch A. Götze, Hethiter, Churriter und Assyrer (Oslo 1936), ein Buch, das von U. nicht mehr benutzt werden konnte; G.s Auffassung der hier angedeuteten Fragen scheint mir im Ganzen besser begründet.
[3]) Vgl. vor allem dessen Introduction to the Anthropology of the Near East in ancient and recent times (Amsterdam 1934).

Demnächst erscheint:

Die Indogermanen- und Germanenfrage

Neue Wege zu ihrer Lösung

Band IV der „Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik", herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. W. Koppers

670 Seiten. 8 Abbildungen. In Leinen RM 21.60, broschiert RM 19.80

Diese umfassende Veröffentlichung des Wiener Universitätsinstitutes für Völkerkunde, an der sich nicht weniger als neun bekannte Fachspezialisten beteiligen, versucht, den Kulturzustand und die Urheimat des indogermanischen und germanischen Wurzelvolkes entweder von ganz neuen oder doch noch nicht genügend beachteten Seiten her aufzuhellen.

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt!

Verlag Anton Pustet / Salzburg - Leipzig

Soeben erschien:

Humanistische Reden und Vorträge

Von WERNER JAEGER

Oktav. VII, 217 Seiten. 1937. Gebunden RM 6.—

Früher erschien:

Paideia

Die Formung des griechischen Menschen

Von WERNER JAEGER

I. Bd. Oktav. IX, 513 Seiten. 1936. 2. Aufl. Geb. RM 8.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Digitized by Google

Prof. Dr. K. PREISENDANZ, Heidelberg

Eine neue Handschrift aus Joh. Reuchlins Bibliothek

Bücher und Handschriften aus der Bibliothek des Humanisten Johann Reuchlin gehören schon längst zu den großen Seltenheiten in Antiquariat und Sammlung. Den kleinen Rest hebräischer Handschriften, der noch als zusammengehörige Gruppe gelten kann, verwahrt die Bad. Landesbibliothek in Karlsruhe, und sie besitzt daneben auch ein paar griechische und hebräische Drucke, die einmal Reuchlin gehörten. Aber alle andren sonst in Bibliotheken noch vorhandenen Reuchliniana beschränken sich auf zufällig dorthin versprengte Einzelstücke. Die wertvollsten Bestände seiner griechischen und hebräischen Sammlung hat Reuchlin dem St. Michaelstift zu Pforzheim und damit dem Bad. Markgrafen vermacht, seine deutschen und lateinischen Bücher kamen an Verwandte, so an seinen Bruder Dionysius, den Gräzisten. Die Hauptmasse des Pforzheimer Vermächtnisses ging dann, abgesehen von den Karlsruher Überbleibseln, in den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs unter, und was sich von der andern Hälfte der Reuchlin-Sammlung, an Zahl höchst spärlich, durch die Jahrhunderte gerettet hat, liegt da und dort in Bibliotheken zerstreut — darüber fehlen heute noch genaue Zusammenstellungen. Über einiges unterrichtet K. Christ in seiner Untersuchung über die »Bibliothek Reuchlins in Pforzheim« (Zentralbl. f. Bibl. Wesen, Beiheft 52, 1924), die seiner Entdeckung eines Verzeichnisses dieser Stiftung ihre Entstehung verdankt und sich darum auch mehr mit Reuchlins hebräischen und griechischen als mit seinen übrigen Büchern befaßt.

Daß es aber nicht als ganz aussichtslos erscheinen muß, den bisherigen Besitz unsrer Bibliotheken an Reuchliniana weiterhin zu vermehren, beweist jetzt gerade das Auftauchen einer hebräischen Handschrift, die im Katalog des Pforzheimer Vermächtnisses an zweiter Stelle verzeichnet wird und als verloren zu gelten hatte: die Verteidigungsschrift eines Rabbiners Jomtob Lipman aus Mülhausen mit dem Titel Nizzahon (»Sieg« des Judentums). Sie ist 1399 entstanden und gehörte selbst für die Juden zu Reuchlins Zeit zum verbotenen Schrifttum, weil sie als »Schmachschrift« zu beurteilen war. Das gut erhaltene, schön geschriebene Exemplar dieses Traktats, das ich im Sommer 1935 für die Bad. Landesbibliothek Karlsruhe erwerben konnte, mag nicht lang nach der Abfassung der Schrift überhaupt hergestellt worden sein. Für uns besteht sein Wert nicht etwa in seinem Inhalt, der längst zu den Akten gegangen ist, sondern lediglich in der buchgeschichtlich wichtigen Tatsache, daß mit dieser Handschrift wieder ein Stück aus Reuchlins Bibliothek als gerettet sich erweist. Und daß sie tatsächlich zu ihr gehörte, würden schon die zahlreichen Randbemerkungen zur Genüge dokumentieren, die Reuchlins charakteristische, schöne Humanistenschrift einwandfrei erkennen lassen. Aber dazu tritt noch ein ausführlicher Eintrag von seiner Hand; er gibt einen bedeutsamen Beitrag zur Schicksalsgeschichte dieses Pergamentkodex.

Noch zwei andere, frühere Einträge unbekannter Hand (beide stammen aber von ein und demselben Schreiber) stehen über den Worten Reuchlins. Der erste macht eine überraschende Mitteilung (ich gebe sie wie die beiden folgenden deutsch aus der lateinischen Vorlage wieder): »Am 15. Oktober des Jahres 1478 wurde dieses hebräische Buch auf Anordnung des Dekans zu St. Paul in Worms, Diether von Stein, durch Vermittlung des Grafen von Königstein aus dem Haus des Juden Johel in Mainz weggenommen zur Abwehr der Schmähungen gegen Christus und die Jungfrau Maria, die nach Gebühr Strafe durch die Christen verdienen.«

Die Einziehung dieses Nizzahon-Exemplars fällt in eine sehr judenfeindliche Zeit der Stadt Mainz, aus der die Juden grundsätzlich ferngehalten wurden — nur einzelne Israeliten konnten zeitlich beschränkte oder unbeschränkte Aufenthaltserlaubnis vom Landesherrn erhalten. Zu ihnen mochte der sonst ganz unbekannte Johel gehört haben. Das Buch wurde übrigens nicht etwa vernichtet, sondern wurde aufbewahrt und auch einmal zu sprachlichem oder theologischem Studium ausgeliehen; denn der zweite Eintrag notiert: »Der gleiche Dekan (also Diether von Stein) verlieh das Buch zum Übersetzen dem Franziskanerbruder Paulus in Basel auf zehn Monate vom 1. September 1487 an, und der Bruder Guardian Ulrich Ysenflamm in Basel leistete mit persönlicher Handschrift für die Rückgabe des Buches im März folgenden Jahres sichere Bürgschaft.«

Über keine der beiden Basler Personen ließ sich Näheres ermitteln; nur der richtige Namen des Guardians konnte mit archivalischer Hilfe aus der Abkürzung »Ysenf« ermittelt werden. Jedenfalls kehrte die Handschrift wieder nach Worms zurück, nachdem sie Bruder Paulus mit unbekanntem Erfolg benutzt hatte. Dort aber scheint sie in den Besitz des Humanistenfreundes Johann von Dalberg, des Bischofs zu Worms und Kanzlers des Pfälzer Kurfürsten, übergegangen zu sein. Wenigstens muß er freies Verfügungsrecht über sie besessen haben; denn der dritte Eintrag, der von Reuchlin stammt, bezeugt: »Dieses Buch hat mir, Johann Reuchlin aus Pforzheim, beider Rechte Doktor, geschenkt der erlauchte und verehrungswerte Herr Kämmerer Johann Dalburg, Bischof von Worms, im Jahr 1494. Und zwar heißt es Nizzahon; in ihm sind alle Beweise gesammelt, deren sich die Juden gegen die Christen bedienen.«

Daß Dalberg, dieser Mäzen der Wissenschaft seiner Zeit, Reuchlin und andere seiner literarischen Freunde gern durch Schenkung wertvoller Bücher förderte, bestätigt nicht nur dieser Fall. Reuchlin selbst war ein sehr eifriger Sammler antiker und hebräischer Literatur, von Handschriften wie Drucken, und daß er seine Bücher nicht nur in die Bibliothek stellte, sondern aufs gründlichste durcharbeitete, das bezeugen die zahlreichen Randbemerkungen, mit denen fast alle erhaltenen Werke aus seiner Sammlung versehen sind. So hat er auch das Nizzahon, das ihn etliche Jahre später als amtlichen Gutachter des jüdischen, stark angegriffenen und gefährdeten Schrifttums besonders interessierte, das er selbst auch zu den verwerflichen Schmachbüchern rechnete, ganz genau durchgeschafft; die vielen Bemerkungen und Glossen auf den Seitenrändern beweisen das aufs klarste. Dabei hat ihn offenbar auch der Inhalt persönlich stark berührt. Denn neben Anmerkungen sachlicher und fachlicher Art, mit denen sich die Theologen und Hebraisten erfolgreich abgeben dürften, liest man nicht selten temperamentvolle Ausrufe. ... Der gut kirchengläubige Humanist entsetzte sich ehrlich über die »Blasphemien« gegen das Christentum, die er in diesem Judentraktat zu lesen bekam. Seine Randbemerkungen zeigen aber auch, wie genau und gewissenhaft er es mit seinem Amt als Zensor der hebräischen Literatur genommen hat.

Die Handschrift selbst, deren Inhalt er verdammte, behielt er in seiner Bibliothek, und mit ihr kam das Nizzahon in die Stiftskirche zu Pforzheim, als Reuchlin 1522 gestorben war. Und vielleicht wanderte sie auch noch nach Durlach ins markgräfliche Schloß, als die Bücher des St. Michaelstiftes den Markgrafen bei seiner Übersiedlung 1565 dorthin begleiteten. Aber ihre weiteren Schicksale bis 1642 sind uns unbekannt geblieben: aus diesem Jahr stammt ein Eintrag, der besagt, daß das Nizzahon damals durch Erbschaft in den Besitz eines Pfarrers Magister Johann Georg Hagen zu Groß-Ingersheim (Württemberg) übergegangen war. Freuen wir uns der Tatsache, daß mit dem Nizzahon ein Buch mehr in die sehr gelichteten Reihen der alten Reuchlin-Bibliothek zurückgekehrt ist, wenn es jetzt wieder neben den paar Genossen aus Pforzheimer und Durlacher Zeit im Handschriftenkabinett der Bad. Landesbibliothek zuu Karlsruhe stehn darf[1])!

Aber daß auch in unsern Bibliotheken noch manche Spur Reuchlins gefunden werden kann, mag eine Beobachtung zeigen, die mir erst vor kurzem geglückt ist, als ich in der griechischen Handschrift 292 der Universitätsbibliothek Heidelberg, einem der alten Palatini, nach Einträgen von Friedrich Sylburgs Hand suchte. Sie fanden sich wohl nicht, dafür aber bewies der erste Blick auf die massenhaften Randnoten aller Seiten, auf die ganzseitigen Niederschriften eingelegter Blätter, daß sie nur von Reuchlins Hand herrühren können. Dem Text dieser späten Papierhandschrift (16. Jahrh.) kommt kein sonderlicher Wert zu, er beschäftigt sich mit griechischen Dialekten und mit einem Sentenzenflorilegium. Wertvoll wird die Handschrift erst jetzt durch den sinnfälligen Beweis, daß Reuchlin sie aufs allergenaueste durchgearbeitet und durch unzählige Nachträge, wahrscheinlich aus einem andern Lexikon, vermehrt hat[2]). Das muß geschehen sein zur Zeit, da er in Heidelberg als politischer Flüchtling ein Asyl beim Pfälzer Kurfürsten und bei Johann von Dalberg gewonnen hatte. Damals hat er zeitweise die Bibliothek des Bischofs und auch die der Universität betreut: in jenen Jahren, nicht sehr lang vor 1500, wird er unsern Palatinus graecus 292 mit seinen Bemerkungen und Auszügen dicht besetzt haben. Die Handschrift hatte dann die Wanderungen nach Rom und Paris mitzumachen und kam 1816 wieder nach Heidelberg zurück. H. M. Stevenson, der sie in den »Codices manuscripti Palatini Bibliothecae Vaticanae« (Rom 1885, S. 164) auch inventarisiert hat, schrieb die vielen Einträge Reuchlins einem Italiener des 15. Jahrhunderts zu, der nicht gut griechisch gekonnt habe! Man darf wohl vermuten: in den Pfälzer Handschriften der Bibliotheca Vaticana, die noch in Rom liegen, dürfte sich noch da und dort die Spur von Reuchlins eindringendem Studium in Form von wissenschaftlichen Randbemerkungen seiner Hand entdecken lassen.

[1]) Dazu mehr in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern N. F. 1936, 100—111, mit Abbildung der drei Einträge.
[2]) Darüber an anderer Stelle. Auch die griech. Handschr. 132 enthält Randbemerkungen Reuchlins!

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Johann Ludwig Klüber

Johann Ludwig Klüber (geb. 10. November 1762) gehört zu dem Kreis der fränkischen Menschen um den Staatskanzler von Hardenberg. Er ist der Sohn des Kantonsarchivarius Joh. K. aus dem protestantischen Thann an der Ulster im Grenzgebiet von Thüringen und Fulda. Im Alter von 25 Jahren erhält er in Erlangen die ordentl. Professur für Staatsrecht.

Die Zeitgenossen rühmen den Hochschullehrer Klüber. J. G. F. Papst schreibt in einer Denkschrift an Hardenberg über K. unter anderem: »Geschichtskunde nach ihren speziellsten Teilen, vorzüglich aber des Mittelalters, Diplomatik und Heraldik, schöne Wissenschaften, Feinheit im Ausdruck und Philosophie des Lebens, geben diesem Gelehrten ... einen bedeutenden Rang, der ihm auch erst noch neuerlich zu Frankfurt a. M. von den ersten Staatsmännern Deutschlands willig ist zugestanden worden«. Der Spötter A. G. F. Rebmann schreibt in seinen »Briefen über Erlangen« 1792, daß K. trotz seiner Jugend »gewiß außerordentliche Kenntnisse im Staats- Lehen- und teutschem Recht gezeigt hat«. »Man sieht, daß er selbst Denker und eleganter Jurist ist«; und bei der Schilderung der gesellschaftlichen Vergnügungen: »Obenan steht der erst neuerdings errichtete Clubb, welcher seine Existenz dem unternehmenden Geist des Herrn Hofrath Klübers zu verdanken hat. Die Gesetze desselben sind ganz dem Geist eines solchen Instituts angemessen; Rang und Etikette fallen hier weg, und es wird blos diejenige conventionelle Höflichkeit gefordert, welche sich Leute von Sitten und gutem Ton ohnedem immer erweisen.«

Diesen Mann zog Hardenberg in sein Gefolge. Es scheint so, als ob die in beiden Männern vorhandenen reichsständischen Vorstellungen eine persönliche Verbindung zustande brachten, die bis zum Tode von Hardenberg andauerte. Im Jahre 1795 wirkt K. an dem für die spätere preuß. Außenpolitik unheilvollen Basler Frieden mit und erntet dafür den »Preußischen Hofrat«. Das Frühjahr 1796 sieht ihn bei diplomatischen Konferenzen in Berlin, wo gegen seinen Rat die preuß. Okkupationen in Franken beschlossen wurden. Als auch die Unterwerfung der Reichsstadt Nürnberg zur Debatte steht, wird K. mit den Verhandlungen beauftragt und entwirft an Ort und Stelle »unter ganz nahem Kriegs-Getümmel« in sechsstündiger Nachtarbeit den »Staats-Exemptions- und Subjektionsvertrag vom 2. 9. 1796«. Berlin ist mit dem Ergebnis zufrieden; aus höheren politischen Gesichtspunkten unterbleibt jedoch die Vollziehung des Vertrages. Für die nächsten Jahre kann sich K. ungehindert seinem Lehrberuf widmen. Hier sei nur auf die 1803 erschienene Schrift »Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des deutschen Staatsrechts« verwiesen. K. beschränkt sich auf eine streng positive Dogmatik, schildert aber freimütig, daß das Deutsche Reich zwar ein im hohen Grad ausgebildetes staatsrechtliches System sein eigen nennen könne, jedoch auffallend schwach, zum Teil sich selbst widersprechend, in seinem politischen Charakter geworden sei.

Im Jahre 1804 ruft der Kurfürst von Baden den Erlanger Professor als Geh. Referendär, später Staats- und Cabinettsrath bei dessen Person und als Lehrer in den Staatswissenschaften für den Kurprinzen nach Karlsruhe. Zu diesen Ämtern gesellt sich 1807 die Professur in Heidelberg. Sein »Staatsrecht des Rheinbundes« (1808) versucht die politischen Zustände mit hergebrachten Rechtsregeln in Einklang zu bringen. Während der größten staatsrechtlichen Umwälzungen findet K. Zeit, Themen zu behandeln wie »Baden bei Rastatt« (1810), »Die Sternwarte zu Mannheim« (1811) — er war u. a. deren Kurator — sowie ein Lehrbuch der »Referierkunst« (1808), ein Lehrbuch der »Kryptographik« (1809) und dann plötzlich »Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte« (1811).

Inzwischen war von Preußen aus die Neuordnung des deutschen Volkes und der europäischen Nationen sowie der Neubau der Staaten eingeleitet und durch den Freiheitskrieg sichergestellt. Als jetzt Hardenberg der mächtige Mann in Berlin wurde, erinnerte er sich des Staats- und Völkerrechtlers K. Mit Genehmigung des Großherzogs folgt K. der Einladung Hardenbergs an den Wiener Kongreß. Hier entwickelt sich K. über die

Bedeutung eines kleinstaatlichen Beamten hinaus. Es ist schon wert, einen Augenblick dabei zu verweilen, daß hier ein deutscher Jurist an einer der größten politischen Veranstaltungen der Neuzeit teilnimmt ohne einen amtlichen Auftrag, nur auf Grund seines umfassenden Wissens, seines persönlichen Einflusses und seiner von keiner Seite je bestrittenen gesellschaftlichen Fähigkeit. Der Zar wird auf K. aufmerksam und fordert ihn auf, in russische Dienste zu treten. Im Jahre 1816 ist K. in diplomatischem Auftrag in Petersburg. Jedoch Hardenberg sorgt dafür, daß K. dem preußischen Dienst nicht entgehen kann; im Jahre 1817 wird er zum Rat erster Klasse bei dem Staatskanzler und dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, nachdem ihn der Großherzog huldvoll verabschiedet hatte.

Die Teilnahme am Wiener Kongreß hatte literarisch zur Folge, daß K. seine »Akten des Wiener Kongresses« veröffentlichte, eine Sammlung, die nach seiner eigenen Behauptung an Vollständigkeit nur von den Akten des Wiener Hofes übertroffen wird. Für uns ist diese Veröffentlichung sowie die hernach erschienene »Übersicht der diplomatischen Verhandlungen« nicht allein als Quellensammlung wertvoll, sondern auch durch die Verarbeitung und Bearbeitung, die ihr der Herausgeber zukommen ließ. Hier klingt einmal mehr an als der lehrhafte, kühle Ton eines verstandesmäßig richtig geleiteten Kopfes; hier entfaltet der Herausgeber einen Situationsplan, der erkennen läßt, wie die politische Lage war, was erreicht werden sollte und was endlich erzielt ist.

Für Deutschland wurde auf dem Wiener Kongreß der Deutsche Bund ausgedacht. K. ist der berufene Kommentator der Bundesakte. Er veröffentlicht 1818 in 2. Auflage den entsprechenden Band seiner Aktenstücke und läßt gleichzeitig sein damals berühmtes, hernach berüchtigtes »Öffentliches Recht des Teutschen Bundes« erscheinen. Hier wird ersichtlich, daß K. der aufgeklärte, liberale Theoretiker des Staatsrechts geblieben ist, und daß diese Grundeinstellung durch die seitdem von der Nation geleisteten Opfer und durch die von den Fürsten abgegebenen Versprechungen noch verstärkt worden ist. K. stand nicht an, auch in der 2. Auflage seines »Öffentlichen Rechts« im Jahre 1822 den Traum der Freiheitskämpfer von 1813 staatsrechtlich zu billigen. Dies mußte die preußische Regierung auf den Plan rufen. Im Frühjahr 1822 war Hardenberg gestorben, der große Gönner und Schirmherr. Die 2. Auflage des Lehrbuchs wird als staatsfeindlich bezeichnet; die Reaktion interessiert sich für den Verfasser. Der Minister des Innern erklärt jedoch in Verfolg der eingeleiteten Untersuchung, »daß böse Absichten bei dem ungeziemenden Inhalte dieser Schrift gewiß nicht zu Grunde liegen«. K. erbittet vergrämt seinen Abschied, der ihm auf wiederholtes Drängen unter dem 31. 3. 1824 bewilligt wird.

Hiermit schließt die amtliche Laufbahn von K. Er hat fortan unbehelligt in Frankfurt a. M. gelebt und manche wertvolle Arbeit veröffentlicht. Hin und wieder wurde er als Gutachter gehört zumal in dynastischen Nachfolgefragen.

Am 16. Februar 1837 starb K. in Frankfurt a. M. »im höchsten Grade ruhig und sanft«. Eine späte lobende Erwähnung geschieht K. durch den preuß. Bundestagsgesandten Otto v. Bismarck, der im Bericht vom 17. 6. 1858 an den Minister v. Manteuffel das formelle Exekutionsverfahren gegen Dänemark kritisiert und sich dabei auch auf das inkriminierte Buch »Klüber, Deutsches Staatsrecht« als einer bundesrechtlichen Autorität ausdrücklich beruft.

Kurt Heiland

M. A. Nourse

400 Millionen, Die Geschichte der Chinesen

Lin Tsiu-sen behandelt in einem Schlußkapitel die letzten 20 Jahre bis Oktober 1936

4000 Jahre auf 400 Seiten, 6 Karten, RM 6.50

Das Buch kommt einem echten Bedürfnis entgegen; niemand wird sich schmeicheln dürfen, er begreife die politischen Handlungen eines Volkes, wenn er keine bestimmte Vorstellung davon hat, wie der politische Zustand und das Denken dieses Volkes allmählich geworden sind. Von den großen Begebenheiten erhält das Buch seine eigentliche Wirkung.
Frankfurter Zeitung

Alfred Metzner Verlag, Berlin SW 61

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 4500 IV. Vj. 36. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

APR 20 1937

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 20. März 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 6

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Dr. O. A. ERICH, Potsdam

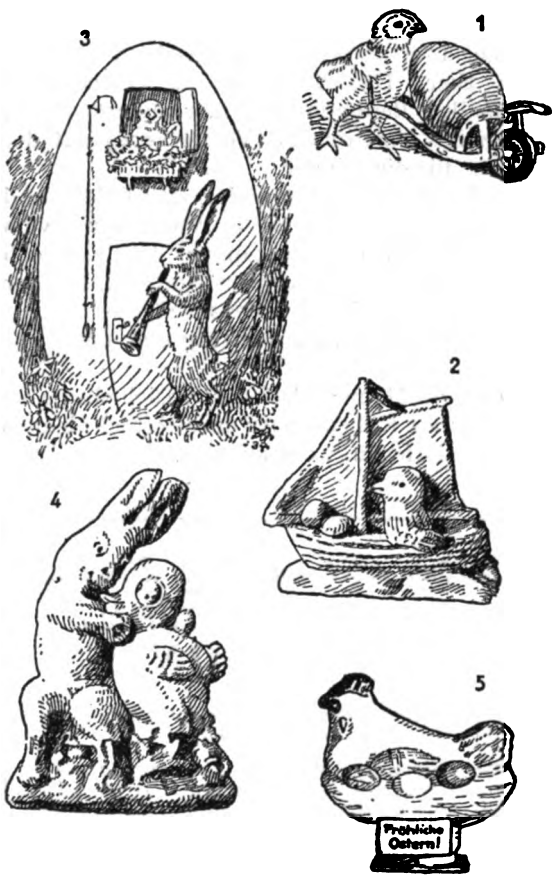
Osterhase und Küken

Zur Typenbildung in der Volkskunst III[1])

Die zahlreichen Osterbräuche, die sich in Deutschland erhalten haben, wie das lustige Eier-Stiepen, -Verstecken, -Rollen usw., das Holen des Osterwassers unter tiefstem Schweigen, oder das festliche Anzünden der Osterfeuer, scheinen mannigfach in ihrer völkischen, zeitlichen und seelischen Schichtung. Unter ihnen muß die Sitte, brennende Räder von den »Osterbergen« rollen zu lassen (die z. B. in Lügde in Westfalen noch heute lebendig ist), auf eine besonders kräftig im Volksbewußtsein verwurzelte vorchristliche Kulthandlung zurückgehen, deren feierliche Dramatik alle Verbote und Drohungen geistlicher und weltlicher Obrigkeiten nicht auszulöschen vermocht hat. Wieweit etwa auch die symbolische Ornamentik kreisgebundener Zeichen in der Volkskunst gerade mit dem Osterrad zu verbinden ist, bedarf noch eingehender Untersuchungen. Wahrscheinlich ist es z. B. der Fall in der Keramik der Deutschen Siebenbürgens, wo gewisse Ornamentmotive auffallend an funkensprühende, rollende Räder erinnern. — Die Meinungen darüber, ob aus den z. T. zweifellos uralten Osterbräuchen auf eine germanische Göttin Ostara zu schließen ist, gehen noch auseinander. Immerhin ist kein geringerer als Jakob Grimm zur Annahme einer Gottheit dieses Namens gelangt, die er als Verkörperung des aufsteigenden Lichtes in der Frühlingszeit nimmt. Auf Grund der Ortsnamenforschung wird ferner von namhaften Forschern geschlossen, daß ihr Kult über ganz Niedersachsen, Hessen und Teile von Bayern verbreitet gewesen sein muß.

Von den österlichen Sachgütern interessiert vornehmlich das Osterei, weil es zugleich Anlaß zu Untersuchungen über seine Bedeutung im Brauchtum, die Symbolik seiner Ornamente und die Technik seiner Bemalung gibt. Es sei hier nur erwähnt, daß zwei mit Streifen und Tupfen bemalte Eier aus einem germanisch-römischen Mädchengrabe des frühen 4. Jh. bei Worms ans Tageslicht kamen. Von gefärbten Ostereiern ist nach Spamer zuerst im Anfang des 13. Jh. in Freidanks »Bescheidenheit«, sodann im 16. Jh. bei Thomas Kirchmair die Rede. — Seit alters ist das Ei ein Geschenk für das Patenkind, eine Minnegabe, die um Gunst wirbt oder Liebe ermuntert und bestätigt. Ähnlichen Zwecken dienten auch gewisse Ostergebäcke, denen der 1914 verstorbene Max Höfler eine ausführliche Schrift gewidmet hat. Auf ihn greifen noch heute zahlreiche Aufsätze über die Gebildbrote der Osterzeit zurück, soweit sie wissenschaftlichen Ehrgeiz haben.

Hiermit scheint das Thema Ostern, wenn man von ausgesprochen kirchlichen Betrachtungen absieht, im wesentlichen erschöpft. Eine Seite des Gegenstandes wurde jedoch bisher völlig vernachlässigt, nämlich die bildgeschichtlich-typologischen Darstellungen szenischer Art, zu denen das Osterfest im Volke Anlaß gibt. Sie scheinen vor anderen geeignet, Licht auf sehr lebendige Vorgänge der volkstümlichen Moralgeschichte zu werfen, weil sich hier mit seltener Unbefangenheit gewisse geistig-sittliche Anschauungen aussprechen, die anderswo nicht so deutlich greifbar werden. — Die Gewohnheit, einander einen Gruß zu senden oder Geschenke auszutauschen, ist zwar zu Ostern nicht so allgemein wie zur Weihnachts- bzw. Neujahrszeit, doch ist sie verbreitet genug, um typenbildend zu wirken. Das Bestreben, auf der Höhe der Zeit zu sein, kleidet auch die Ostertypen jedes Jahr in ein neues, modernes Gewand und setzt die Reklamechefs der Kaufhäuser, die Hersteller von Gebäcken und Zuckersachen und die Verleger von Ansichtskarten (soweit sie nicht mit älteren Auflagen sitzengeblieben sind) in Bewegung.



Es soll im folgenden versucht werden, einige volkstümliche Typen österlicher »Inszenierungen« aufzustellen, als neuzeitliche Antworten auf die Frage: welche bildmäßigen Anschauungen verbindet das Volk mit dem Begriffe Ostern, und welches sind deren sittengeschichtliche Exponenten. Auf die rein kirchlichen Typen kann dabei verzichtet werden, weil sie amtlich sanktioniert, also nur mehr im dogmatischen Sinne volkstümlich sind. In dieser knappen ersten Sichtung eines umfangreichen Stoffes sollen nur solche Typen verzeichnet werden, die heute noch am Leben sind und die gesammelt werden sollten, ehe sie untergegangen sind; auf historische Herleitungen kann dabei nur in aller Kürze hingewiesen werden.

Zunächst die Ostereier selbst, aber hier nicht als Träger von Symbolen, sondern, wie gesagt, als optische Formvorstellungen, die den Anlaß zu österlichem Tun und Treiben geben. Zum Beispiel:

1. In ein gekochtes Ei ist die Gestalt eines Männchens phantasiemäßig hineingesehen. Das obere Drittel des Eiweiß' ist sauber abgeschnitten, das stehengebliebene Eigelb bildet den Kopf, der auf dem Ringe des (unteren) Eiweiß' wie auf einem spanischen Kragen aufsitzt. Mit seinen kleinen Beinchen und seinem Degen oder seinem Regenschirm eilt das Eiermännchen fort, offenbar um zu Ostern noch rechtzeitig am Bestimmungsorte anzulangen. Auch in der Zuckerbäckerei ist das Hineinsehen von Figuren wie Zwerg, Frosch, Küken oder auch nur einem Gesicht in die Eiform häufig.

2. Das Ei als traute Hütte mit rauchendem Schornstein, die in der Ansichtskartensprache sehr beliebt ist. Ein kleines Mädchen kommt zu dem Knaben, der das Ei bewohnt, zu Besuch, eine moderne Abwandlung (1918) des alten Motives: Stellvertretung Erwachsener durch Kinder. Eine Frühform desselben

[1]) Vgl. Geistige Arbeit 1936, Nr. 14 und 23.

INHALT

ERICH: Osterhase und Küken
SCHMEIDLER: Deutsche Reichsgeschichte und Reichspolitik im 15. Jhr.
DOPSCH: Lehnrecht und Staatsgewalt im Mittelalter
LAUTS: Neue Funde und Forschungen zur Entstehungsgeschichte des ritterlichen Harnischs im Mittelalter
Besprechungen

Digitized by Google

sind die Genien, Putten, Amoretten und Eroten der Antike, deren Tun und Treiben oft recht unkindlich ist: bei den Kirchenvätern wird Amor, der Kuppler und Verführer, gelegentlich zum bösen Geist (vgl. auch das Höllenmosaik von Torcello, 12. Jh.) — Im Mittelalter nimmt sich die deutsche Malerei gern der Kinder an, die man selten kindlich spielen, sondern, mitunter recht schwierige, Musikinstrumente spielen oder, in ebenfalls genrehafter Weise, kleine ernstere Tätigkeiten ausführen läßt. (Madonnenbilder, Ruhe auf der Flucht, heilige Familie usw.) — Im Barock ist das Motiv auf allegorischen Gemälden und in der Plastik bekannt. Es lebt weiter und bestreitet z. B. auf den Beilagebildchen zu Stollwercks Schokolade ganze Serien von Genreszenen aus dem 1870er Kriege (um 1895). Die Reihe der »erwachsenen« Kinder, bei Ludwig Richter oder bei Rethel noch von poetischer Harmlosigkeit, verliert sich im 20. Jh. bisweilen in erotische Situationen, was scheinbar gar nicht als abstoßend, sondern lediglich als »niedlich« empfunden wird, wie einst Amor, der »Schelm«.

3. Das Ei als Ball in Händen eines hellgekleideten kleinen Mädchens auf frühlingsgrüner Au (Karte 1906). Es mag gewagt scheinen, hier an die Worte Walthers von der Vogelweide zu erinnern:

»Saehe ich die megde an der straße den ball werfen, so käme uns der vogele schall«,

und doch zeigen zumindest beide, wie das Ballspiel und die Frühlingszeit für das Volk zueinander gehören. Es sei daran erinnert, daß das Kreiselpeitschen und das Murmelspiel der Kinder an ganz bestimmte Zeiten des neuaufsteigenden Jahres gebunden sind, wie man in jedem Frühling mit Erstaunen feststellen kann.

4. Unmittelbar zum Ei gehört das Küken. Mit dem Zersprengen der Schale durch das junge Tier sind Gedanken an die Auferstehung der Natur (Ei mit Blumen gefüllt usw.) verknüpft, aber auch solche an die Auferstehung Christi sind lebendig, wie eine Karte von 1918 zeigt: auf einer Wiese mit weißen Lilien steht ein großes Ei, das ein Engel in blauem Gewand mit einem kleinen Holzhammer zerschlägt. — Zahlreich sind die belangloseren »goldigen« Kükenszenen: in mütterlicher Hut der Henne oder des kleinen Mädchens, an der Futterschale usw. Ein besonderer Typus ist

5. das Küken beim Transport der Eier. Hierzu wird meist ein Schubkarren benutzt, der entweder unter die kleinen Flügel gesteckt oder mit Hilfe eines Traggurtes geschoben wird (Karte 1900, Abb. 1). Auch das große Ei mit bunten Bändern auf den Rücken gebunden kommt vor, selten scheint das mit Eiern beladene Schiff, das mit dem Küken am Steuer zum Verbraucher segelt (Marzipanrelief von 1926, Abb. 2). Eine sonderbare Abart des Schubkarrenschiebens durch das Küken ist eine Beladung mit einem Laubfrosch im Glase: »ein glückliches Osterfest« (1914).

6. Die Beziehungen des Kükens zum Hasen sind mannigfacher Art. Auf einer Postkarte von 1912 hat das Küken den Hasen an der Leine, der Hase rennt in gewaltigen Sprüngen durch das Feld, mühsam, mehr gezogen als laufend, folgt das rotbefrackte Küken seinem Freunde, das rote Käppchen fliegt ihm ab — wie immer in dieser Postkartenwelt, wo eine schnelle Bewegung unterstrichen werden soll. Daß Meister Lampe wirklich der Freund des Kükens ist, beweist u. a. eine Karte von 1906 (Abb. 3), wo er dem Küken ein Flöten-Ständchen bringt. Es schaut oben aus dem Fenster seines Ostereierhauses (traute Hütte) hinaus. Gelegentlich kommt es zu engeren Beziehungen zwischen beiden: ein Gebäck aus Halle (1932, Abb. 4) hat ihre zärtliche Umarmung in Waffelteig festgehalten, und ein Marzipan-Ei, ebenfalls aus Halle, zeigt das Ergebnis: aus einem und demselben Ei schlüpt je ein Häschen und ein Küken aus.

7. Das Ständchen (auch Hase für Häsin) gehört in die Gruppe der musizierenden Tiere, die aus der mittelalterlichen Kathedralplastik und als Miniaturen in gotischen Handschriften bekannt, aber als Typen noch weit älter sind. In der Marburger Keramik taucht das Motiv, besonders die Affenkapellen (vgl. auch Teniers und Watteau), als Spielzeug oder Nippsache auf. Im Ostergebäck ist es ebenfalls nicht selten: Hasen als Militärmusikanten gekleidet, spielen die Baßtuba und rotbefrackte Küken tun desgleichen. (Zuckerbäckerei in Form gedrückt, Potsdam, ca. 1928). Vielleicht hängt die Gruppe: Tiere als Menschen zusammen mit dem umfassenderen Motiv der verkehrten Welt (z. B. Begräbnis des Jägers durch die Tiere: es gibt den Hasen als Jäger auch im Zuckergebäck).

8. Der Osterhase. Als Eierbringer mit Schubkarren im Zuckergebäck (Potsdam, 1928), mit den Eiern in der Kiepe, große und kleine Häsin als Frauchen gekleidet, vor ihnen her geht ein Engel mit Himmelschlüssel (Karte 1928, Steglitz). Modernisiert: Hasen bringen die Eier im Auto herbei. Ferner: Zwerg mit obligatem Bart und roter Zipfelmütze reitet auf einem Hasen. Aus seiner lose umgehängten Tasche verliert er die Eier. Das Verlieren als Zeichen der schnellen Bewegung hat hier außerdem den Sinn des Verstreuens (Versteckens) auf der Wiese für die Kinder.

9. Der Hase als Eiermaler. Mit Palette und Malstock (Volkstümliche Vorstellung vom Maler!) sitzt oder steht er vor dem Eierkorb (Karte 1904) oder vor der Staffelei, auf der er ein Osterei mit Menschengesicht malt (Packung der Firma Hartwig und Vogel vor 1930).

10. Die Henne. Auf der Ansichtskarte ist sie nur als Kükenmutter anzutreffen, niemals beim Eierlegen, wohl aus ästhetischen Gründen. Im Zuckergebäck sitzt sie auf einem Nest mit bunten Eiern, die sie offenbar zu Ostern gelegt hat (Abb. 5).

Diese Aufzählung von zehn Bild-Typen der Osterzeit ist keineswegs vollständig, doch dürften sich die volkstümlichen Vorstellungen, die sich an den Osterhasen, die Henne und das Küken ansetzen, ungefähr auf den gezeigten Linien bewegen. (Es kommen nach einer Karte des Atlas der Dt. Volkskunde noch andere Tiere als Eierleger in Betracht, wie Hahn, Lamm, Fuchs, Storch usw. Doch ist der Hase allgemein anerkannt.) Ihnen gemeinsam ist ein entschiedener Schritt vom Mythologischen und Romantischen fort ins Praktisch-Drastische: Wer legt, wer bemalt, wer versteckt die Eier, wer bringt sie vom Hersteller zum Verbraucher? Es ist der gleiche rationalistische Zug, der die Osterkätzchen als wirkliche Katzen von den Bäumen steigen läßt (Karte von 1905). Die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis des Hasen zum Küken ist nicht minder real gegeben, wie zu zeigen versucht wurde. Die ausgesprochene Liebe des Deutschen zu den Tieren, äußert sich ganz anders als bei den komischen Typen Amerikas: Bonzo und Micky. Hase und Küken sind weder dreist noch verschmitzt, sondern sie sind eifrig an der Arbeit zum Wohle ihrer Abnehmer, der Kinder. So sind diese Typen ein sonderbares Gemisch aus nüchtern praktischem Sinn und gemütvoller Betulichkeit für Hase und Küken, die Tiere mit dem weichen Fell, die man so gern die bunten Eier bringen läßt, um ihnen diese Freundlichkeit seinerseits durch zuckersüße Gefühle zu vergelten.

Trotz ihrer geschäftstüchtigen Verniedlichung hat es keinen Sinn, diese Bilder und Bildszenen als Kitsch abzutun und zu verschweigen. Ihr Wert liegt allerdings nicht im Ästhetischen, sondern in den Aussagen über volkstümliche Bildvorstellungen als Niederschläge geistig-seelischer Haltungen. Zur Volkskunst — wofern man diesen Begriff nicht auf sein Kerngebiet der symbolhaften Ornamentik einschränkt — sind sie zu stellen, weil in ihnen eine Idee bildhaften Ausdruck gewinnt. Wenn auch der Auftraggeber im Einzelfalle ein Verleger oder ein Fabrikant und der Verfertiger ein bestimmter Zeichner oder Photograph ist, der dafür bezahlt wird, so regelt sich der Bildtypus doch nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage, m. a. W. es werden vom Publikum diejenigen Ansichtskarten oder Schokoladenhasen u. dergl. am meisten gekauft, die den Volkston am besten treffen.

Es fällt auf, daß unter den Osterpostkarten die doch gewiß malerisch fruchtbare Darstellung der Osterfeuer vor 1933 zu fehlen scheint, und es ist ebenso bezeichnend, das sie bei den Auslandsdeutschen vorhanden ist. Auf einer Ansichtskarte aus der Tschechoslowakei, aus der Zeit um 1900 ist ein Germane am Osterfeuer gezeigt, während rings von allen Bergkuppen die gleichen Flammen leuchten. Die nicht eben geschickt abgefaßte, aber um so besser gemeinte Unterschrift ist von jener Liebe zum Vaterlande diktiert, die durch den ständigen Kampf um die bedrohte eigene völkische Art frisch erhalten wird:

Es braust ein Ruf durchs Böhmerland:
Wacht auf, von heilgem Zorn entbrannt!
Für Sprach und Sitte, Heim und Flur
Erhebet Herz und Hand zum Schwur:
Deutschböhmerland, magst ruhig sein,
Fest stehn und treu wir für Dich ein!
Heil!

Soeben erscheint die 2. Lieferung

PHILOSOPHEN-LEXIKON

Bearbeitet von
Eugen Bauer · Werner Ziegenfuß
Gertrud Jung

Der Gesamtumfang des Werkes wird etwa 80 Druckbogen im Format 17 x 25 cm umfassen und in etwa 15 Lieferungen, die in dreiwöchigen Abständen ausgegeben werden, erscheinen. Der Preis jeder Lieferung, vor Erscheinen der letzten Lieferung bestellt, beträgt RM 2,50. Bei späteren Bestellungen erhöht sich der Preis. Einzelne Lieferungen sind nicht käuflich. Der Kauf der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.

In der deutschen Literatur gibt es z. Z. kein Lexikon, das über Leben, Lehren und Werke der großen Denker aller Zeiten und besonders der Gegenwart gründlichen Aufschluß gibt. Das „Philosophen-Lexikon" setzt sich zum Ziel, diese Lücke auszufüllen. Es ist die Frucht jahrelanger Arbeit. Nicht nur Philosophen, sondern auch Wissenschaftler der Grenzgebiete, wie Historiker, Soziologen, Theologen, Pädagogen usw., sind in zuverlässiger, lückenloser und objektiver Form behandelt, wobei die Abgabe jedes Werturteils vermieden wird.

Lassen Sie sich die beiden ersten Lieferungen von Ihrem Buchhändler vorlegen

Ausführlicher Prospekt auf Wunsch kostenlos

Verlag E. S. Mittler & Sohn / Berlin

Digitized by Google

Prof. Dr. BERNHARD SCHMEIDLER, München

Deutsche Reichsgeschichte und Reichspolitik im 15. Jahrhundert

Über den hier gewählten Titel wird vielleicht der Kenner der bisherigen Literatur zur Sache, der die deutsche Geschichte des 15. Jahrhunderts unter den bisher überwiegend geltenden Gesichtspunkten betrachtet, von vornherein stutzen. Deutsche Reichsgeschichte im 15. Jahrhundert — immerhin; gibt es doch ein Buch des ehemaligen Historikers an der deutschen Universität Prag, Adolf Bachmann, mit dem Titel: Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max I. (zwei Bände, Leipzig 1884, 1894). Und wenn auch das Deutsche Reich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, besonders etwa in der Zeit von 1440 bis 1470 /80, äußerst schwach und leistungsunfähig wesen ist, so hat es doch immerhin bestanden und also auch eine eigene, wenn auch noch so wenig aktive und bewegliche Geschichte gehabt. Aber eine deutsche Reichspolitik im 15. Jahrhundert? Wenn noch unter Kaiser Sigmund (1410—1437), so doch bestimmt nicht unter Friedrich III. dem Habsburger, dem Nichtstuer, der Schlafmütze, der von 1444—1471, 27 Jahre lang, überhaupt nicht ins Reich gekommen ist, alles sich selbst überlassen und bestenfalls für die eigene habsburgische Hausmacht gesorgt hat, dessen Regierung aber für das Reich nur eine Zeit des verhängnisvollen Nicht-daseins, des Fehlens jeder bewußten Politik und Leitung der Dinge bedeutet. In den folgenden Zeilen will ich in Kürze darlegen, daß nach meiner in längeren Arbeiten gewonnenen Überzeugung diese Anschauungen nach beiden Seiten hin, bezüglich des Reiches und bezüglich seines Oberhauptes in der langen Zeit von 1440—1493, der Nachprüfung und Berichtigung bedürfen. Im Hinblick auf das Reich im 15. Jahrhundert sind die zur Zeit geltenden Anschauungen insofern einseitig, als sie nur die Außenseite der Dinge berücksichtigen und das Wesen der Vorgänge in der Tiefe, die für die künftige Beschaffenheitt des in Umwandlung begriffenen Reiches ausschlaggebend waren, unbeachtet lassen. Und inbezug auf das Reichsoberhaupt, Kaiser Friedrich III., ist die These von seiner Schlaffheit und Unfähigkeit unerhört einseitig und falsch; sie beruht auf der Anschauungsweise und Zeichnung der Dinge in dem blendend geschriebenen Werke von Georg Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter (drei Bände, Berlin 1856, 1862 und 1863), das trotz der langen, seit seinem Erscheinen verflossenen Zeit noch immer vielfach zur Grundlage auch unserer Auffassung der Zeit und Persönlichkeit Friedrichs III. genommen wird.

Es ist bekannt, daß in den vierziger und fünfziger Jahren des Jahrhunderts ein Reichstag nach dem andern stattgefunden hat, von denen nach einem vielgebrauchten Witzwort jener Tage jeder äußerst fruchtbar war, indem jeder von vornherein mit dem nächsten schwanger ging, und alle Entscheidungen von einem auf den andern verschoben wurden, ohne daß jemals welche wirklich gefaßt, geschweige denn gar ausgeführt wurden. Diese äußere Schaufläche des Reichsgeschehens ist bekannt und unerfreulich genug. Aber sie ist nur der Ausdruck für Vorgänge, die viel tiefer liegen und die man nur von einem ganz anderen Standpunkt her verstehen kann. Von jeher ist die deutsche Reichsgeschichte, von etwa 900 an bis zur Gegenwart hin, nur zu verstehen als Ergebnis von Auseinandersetzungen zwischen dem Reich als Ganzem und seinen Teilen: den Stämmen, Herzogtümern, Territorien, Ländern, wie solche Teile in wechselnder Beschaffenheit im Laufe der Jahrhunderte bestanden haben und je nach ihrer Beschaffenheit mit verschiedenen Namen benannt worden sind. Heinrich I. hat sein Reich auf die Herzogtümer der Stämme gegründet, Otto I. die Herzogtümer schärfer abhängig gemacht und als regulierenden Faktor die Kirche eingeschaltet. Im Laufe des 10., 11. und 12. Jahrhunderts hat das Königtum die großen Stammesherzogtümer mehr oder weniger von innen her ausgehöhlt und zuletzt alle ziemlich vollständig zerschlagen. Ein großes Reich wie das Deutsche kann aber, so lange nach den Bedingungen der Zeiten eine vollständige Einheitsregierung nicht möglich ist, nur aus größeren, in sich einigermaßen lebensfähigen und vor allem leistungsfähigen Bestandteilen zusammengesetzt werden. Auf der Grundlage von Reichsstädten, Reichsdörfern und kleinen Grafen, in einer Zusammensetzung aus Territorienfetzen wie sie die Grafen von Oettingen, Nürnberg-Hohenzollern, von Nassau, Cleve, Mark, Jülich und unzählige andere besaßen, mit der Höhe der dadurch entstehenden Verwaltungskosten kann ein Reich wie das Deutsche nicht bestehen, es braucht größere Grundbestandteile, deren Zusammenwirken, nach der Verteilung der Aufgaben wohlgeregelt, das Bestehen des Ganzen ermöglicht. Nun war aber dieses Ganze, das Reich Ottos des Großen, 1197 und endgültig 1250 zusammengebrochen; und dazu hatte das Königtum gerade im 12. Jahrhundert die letzten beiden großen neben ihm bestehenden Herzogtümer, Sachsen und Bayern, teils völlig zerschlagen (Sachsen 1180), teils empfindlich geschwächt wie Bayern durch die endgültige Abtrennung der Ostmark (Österreich) im Jahre 1156. Beim Untergang der Staufer 1250/68 hatte also das Reich weder ein regierungsfähiges Königsgeschlecht — da die Welfen seit 1180 dafür nicht mehr in Betracht kamen — noch überhaupt größere Bestandteile, auf denen es ruhen und von denen es leben konnte. Die Folge war das Chaos, der Kampf aller gegen alle; das Bestreben aller Größeren, wirklich groß und im staatlichen Sinne lebensfähig zu werden, und der Kleinen, größer zu werden und sich überhaupt nur zu erhalten.

Der Inhalt der deutschen Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts ist, daß die Könige danach streben, durch Erwerb und Mehrung von Hausmacht die Ersten unter ihresgleichen, den Fürsten, zu werden und das Reich überhaupt erst wieder in die Hand zu bekommen, lange Zeit mit einem jedenfalls nicht durchschlagenden und niemals anhaltenden und lange dauernden Erfolg. Und daß die Einzelglieder des Reiches in lebhaften und rastlosen Umbildungs- und Umgliederungsprozessen begriffen sind, die lange Zeit auch ihrerseits ohne größere und endgültige Ergebnisse bleiben. Hier wirkt hemmend ein, daß die Gesinnung der Zeit lange nicht auf die Einheit und das Ganze ging, sondern auf die trotzigste Selbstbehauptung des Einzelnen und Einzelnsten; daß die Fürstenhäuser sich nicht freiwillig zusammenfügten und unterordneten, sondern unermüdlich teilten, so lange noch irgend ein regierungsfähiger und nicht selbständig gemachter Sohn vorhanden war, und sich in wütenden Kämpfen unter sich selbst befehdeten und verzehrten. So bietet die innere deutsche Geschichte bis um 1400, ja um 1450 hin das Bild eines Chaos.

Das 15. Jahrhundert beginnt den Rückbildungsprozeß, zur Herausbildung größerer Territorien und Einheiten, zur Schaffung eines wieder lebensfähigen Königstums hin. Da bilden und vergrößern sich die Territorien von Österreich (die Gesamtheit der habsburgischen Erblande), Burgund, Böhmen (das damals und lange noch stets ein besonders wichtiges Glied des Reiches war), Bayern, der Pfalz, Sachsen unter den Wettinern, der Mark Brandenburg unter den Hohenzollern, dazu allenfalls noch Württemberg und Baden — das etwa sind die wichtigsten deutschen Einzelstaaten, die um 1480 in staatlicher Hinsicht lebensfähig waren und leistungsfähige Glieder eines deutschen Gesamtstaates sein konnten. Im einzelnen ging dieser Umbildungsprozeß so vor sich, daß eine Grafschaft um die andere, eine Kirchenherrschaft, eine Reichsstadt nach der andern der Gewalt eines benachbarten Fürsten unterworfen und seinem Fürstentum eingegliedert wurden. Um 1480 war es so ein ganz anderes Reich, das bestand, als dasjenige gewesen war, das um 1400 in das 15. Jahrhundert eintrat; statt aus unzähligen Splittern und Gebietsfetzen bestand es aus den genannten größeren Teilstaaten und aus den Resten der alten Zersplitterung, die, vor allem am Niederrhein, in Schwaben und Franken, dazwischen bestehen geblieben waren.

Einen Ausdruck in einer neuen Reichsverfassung hat dieser Umbildungsprozeß bis gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts nicht gefunden. Die Reichstage der Mitte des 15. Jahrhunderts wurden berufen nach den alten Listen und Zuständen — aber wie sollten sie da etwas leisten können! Wo es jeden Tag zweifelhaft war, ob dieses oder jenes geistliche Stift, diese oder jene Reichsstadt noch selbständig und frei sein würden, ob große Teile des deutschen Reichsbodens diesem oder jenem Herrn gehorchen würden und niemand sagen konnte, wem ihre Steuerkraft und Mannschaft am nächsten Tage zugute kommen würde. Die vollständige Lähmung an der Schauseite des Reiches, auf den Reichstagen und verwandten Veranstaltungen, beruht auf diesem Umbildungsprozeß der wesentlichen und tragenden Kräfte des Reiches im Innern, und konnte nicht behoben werden, ehe nicht eine klare und wenigstens in den Hauptsachen durchgreifende Neugliederung des Reiches von innen her erreicht war.

Was sollte ein deutscher König bei diesem entfesselten Toben der Elemente tun? Noch Kaiser Sigmund (1410—1437) hatte auf der Grundlage der Macht des Hauses Luxemburg, des Ergebnisses der Regierung seines Vaters Karls IV. (1347—1378), Deutschland gegenüber die Absicht befolgt — soweit das bei dem sich kreuzenden Vielerlei seiner Pläne in bezug auf Europa, die Kirche und das Deutsche Reich möglich und ausführbar war —, dem Anwachsen der größeren Fürstentümer zu allzu großer Macht entgegenzutreten und besonders die Reichsstädte zur Unterstützung seines Bestrebens auf Erhaltung des alten Zustandes, auf Mehrung der

Digitized by Google

unmittelbaren Macht des deutschen Königtums zusammenzuschließen. Nach seinem Tode starb sein Schwiegersohn — da ihm ein Sohn und Erbe versagt war — der Habsburger Albrecht II., sehr schnell (1439), und was sollte dessen Nachfolger, sein Verwandter Friedrich (als Habsburger der V., als deutscher König und Kaiser der III.) dann tun? Unmittelbarer Herr war er nur von Steiermark, Kärnten und Krain, und hatte damit und bei der abseitigen Lage seines Herrschaftsgebietes vielleicht noch nicht einmal so viel Macht wie ein Herzog von Bayern-Landshut oder Bayern-München. Durch den Tod Albrechts II. und Herzog Friedrichs IV. von Tirol wurde er 1439 zugleich Vormund der künftigen Landesherren von Österreich ob und unter der Enns und von Tirol mit den sogenannten »Vorlanden« (hauptsächlich im Elsaß). Als Senior des Hauses Österreich hatte er die Regierung von dessen gesamten Ländern und Besitzungen zu führen und nahm eine Art Vorherrschaftsstellung und dauerndes Seniorat für sich in Anspruch. Aber die andern Länder bekämpften ihn wütend und wollten von seiner Regierung nichts wissen. Sein eigener Bruder, Albrecht VI., hat ihn wieder und wieder aufs schwerste gehemmt, Teilung Österreichs und eigene Regierung verlangt und erst durch seinen kinderlosen Tod (1463) diese schweren Kämpfe beendet. In Böhmen und Ungarn waren eigene nationale Herrscher, Georg Podiebrad (1444—58—71) und Matthias Corvinus (1458—1490) in die Höhe gekommen und führten mit dem deutschen Österreich einen schweren Existenzkampf um die Vormacht im Donauraum. Sollte der Kaiser vielleicht noch dazu sich in Kämpfe mit allen größeren deutschen Fürsten stürzen, den aussichtslosen Versuch machen, die Bildung größerer Fürstentümer zu hindern und das Reich im alten Sinne als ein Mosaik von unzähligen Splittern kleiner Teilgebilde zu erhalten? Er hat diesen Versuch mit Recht nicht unternommen, er hätte bei einem ernstlichen Eingreifen in die Kämpfe im Reich nur den Boden unter den eigenen Füßen verloren, die ererbte Herrschaft über seine engeren Länder aufs Spiel gesetzt. Vielmehr hat er seine Stellung in Österreich sorgsam erhalten und ausgebaut, nach dem Tode des Ladislaus Postumus (1457) und seines Bruders Albrecht (1463) Österreich ob und unter der Enns übernommen und gegen Ende seines Lebens (1490) auch Tirol mit den Vorlanden durch seinen Sohn Maximilian erworben. Er hat schon damit dem Königtum und Kaisertum seines Sohnes und Nachfolgers, dessen Wahl zum deutschen König er 1486 erreicht hatte, eine ganz andere Machtgrundlage hinterlassen als er selbst sie 1440 vorgefunden hatte. Dazu hat er seit 1477, gemeinsam mit seinem Sohne Maximilian, im Westen des Reiches den großen und mächtigen Staat Burgund mit entschlossenem Zugreifen gewonnen und damit alle anderen großen Reichsfürsten an Macht weit überflügelt. Im Südwesten hat er mit der Schweiz, dem alten Gegner des Hauses Österreich, durch die »Ewige Richtung« (1474) einen Ausgleich und modus vivendi gefunden und durch den Schwäbischen Bund 1488 eine Machtbrücke von Österreich über Südwestdeutschland nach dem Rhein hin geschlagen.

An großen Kämpfen im Reich zwischen zwei Fürstenparteien um 1460—1462 ist er keineswegs unbeteiligt geblieben, sondern hat nach Gelegenheit und Möglichkeit der Dinge eingegriffen. Freilich hat er die Starken nicht noch verstärken wollen und sich darum gegen die stärkere und schließlich siegreiche Partei der Wittelsbacher gestellt; freilich ist er 27 Jahre lang nicht ins Reich gekommen und hat man dort vielfach das Gefühl gehabt und ihm Ausdruck gegeben, von diesem elenden österreichischen Kaiser aufgegeben und verlassen zu sein. Aber auch das ist wieder nur eine äußere Schauseite der Dinge, und wer tiefer blickt, erkennt, wie die Regierung dieses Herrschers von Anfang an in gewaltigster Weise von dem Streben nach Macht, nach Verwirklichung des: Austriae est imperare orbi universo (Alles Erdreich ist Österreich untertan), durchzogen ist. Das Volk mochte das spottend verdrehen: Aller erst ist Österreich verloren, die deutsche und europäische Geschichte zum mindesten von 1520—1620 zeigt, welches der Erfolg der Regierungen Friedrichs und seines Sohnes Maximilian gewesen ist.

Die Regierungsart und die Persönlichkeit Friedrichs III. sind ganz und gar kühler Verstand; es fehlte ihm an einer gewissen Unmittelbarkeit und an persönlichem Nachdruck des Auftretens, er hielt sich lieber zurück und ließ andere für sich reden und auftreten. Außerdem war er dem Kriege und der rohen Gewalt überhaupt ausgesprochen abgeneigt und spann lieber die Fäden einer weitreichenden und alles mit einander verknüpfenden Diplomatie. In dieser aber hielt er im Hintergrunde die Fäden fest in der Hand, übersah alles und berechnete im wesentlichen alles mit untrüglicher Richtigkeit. So ist es nicht, wie seine modernen Verkleinerer es angesehen haben und ansehen mußten, ein Wunder, ein Ergebnis göttlichen Eingreifens, sondern der wohlverdiente Erfolg einer langen, mehr als 50 Jahre währenden Regententätigkeit, daß er gegen Schluß seines Lebens einen Machtgewinn nach dem andern erringen konnte, daß er zu ganz Österreich noch Burgund und das deutsche Königtum für seinen Sohn Maximilian gefügt, daß er diesem die Möglichkeit gegeben hat, den europäischen Kampf um die Herrschaft über Italien, um die Vormacht in Europa aufzunehmen. Karl V. ist der noch größere, noch mächtigere Fortsetzer des Werkes seines Großvaters Maximilian und seines Urgroßvaters Friedrich III.

Die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtsbetrachtung der Gegenwart hat zum Verständnis für die deutsche Reichsgeschichte des 15. Jahrhunderts und für die Reichspolitik eines Friedrich III. noch vieles nachzuholen und an Mängeln der Auffassung, die die unmittelbare Vergangenheit gehabt hat, besonders gegenüber Friedrich III., zu berichtigen.

Das Material und die wichtigste Literatur zur deutschen Reichsgeschichte im 15. Jahrhundert habe ich verarbeitet und eine eigene Darstellung zu liefern gesucht im Handbuche für den Geschichtslehrer, hrsgb. von Oskar Kende (Leipzig und Wien, Franz Deuticke), Band IV, 1: Das Spätere Mittelalter von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation, 1937; besonders etwa Buch III, S. 227—281. Eine eingehende Einzelstudie über die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs III., des Habsburgers, werde ich künftig an einer zur Zeit noch nicht bestimmten Stelle veröffentlichen.

Der Deutsche Hochschulführer

Lebens- und Studienverhältnisse an den Hochschulen des deutschen Sprachgebiets. Studienjahr 1937 - 19. Ausgabe. Herausgegeben vom Reichsstudentenwerk gemeinsam mit der Reichsstudentenführung. 81 Seiten. RM 1.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Hilfswörterbuch für Historiker

In allen Zweigen der Geschichte spielen rechtliche Beziehungen eine große Rolle. Sie in ihrem sprachlichen Ausdruck richtig zu erfassen, wird dem Freunde der Geschichte, ja auch dem Historiker vom Fach sowohl wegen der Unzahl rechtlicher Kunstausdrücke als auch wegen ihrer Mehrdeutigkeit sehr oft nicht leicht. Wenn es bisher kein handliches Nachschlagewerk gegeben hat, das kurz und zutreffend über die Bedeutung solcher Ausdrücke unterrichtet, so nur deshalb, weil eine auch nur einigermaßen befriedigende Lösung dieser Aufgabe mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden war. Mit um so größerem Danke ist deshalb das »Hilfswörterbuch für Geschichte« von Eugen Haberkern und Josef Friedrich Wallach zu begrüßen. Sie erklären in einem Lexikonband unter rund 17000 Stichworten bei aller Kürze sachlich ausreichend und klar verständlich Kunstausdrücke rechtsgeschichtlichen Inhalts aus dem Mittelalter und der Neuzeit. Bei den zahlreichen Stichproben, die ich machte, hat das Wörterbuch keinmal versagt. Es steckt eine ungeheure Arbeitsleistung in diesem Werke: in der Feststellung der Stichworte, in ihrer Erklärung und nicht zuletzt in der sprachlichen Formulierung. Heute, da zahlreiche Rechtsbegriffe der Vergangenheit für unser völkisches Leben erneut an Bedeutung gewonnen haben, seien weitere Kreise, nicht nur Historiker und Geschichtsfreunde, auf dieses Nachschlagewerk aufmerksam gemacht, da hier Auskunft über die ursprüngliche Bedeutung von Begriffen wie Bauernschaft, Ding, Dorfgericht, Odal, Sippe, Zunft gegeben wird. Soviel ich sehen kann, ist nur ein Problem noch nicht ganz bewältigt, wie weit nämlich der augenblickliche Stand der Forschung in umstrittenen Fragen zu berücksichtigen ist. Es hat natürlich viel für sich, sich auf das zur Zeit mehr oder weniger allgemein Anerkannte zu beschränken, um sich nicht in Streitfragen zu verlieren, deren Lösung nicht die Aufgabe eines solchen Werkes sein kann; andererseits ist es doch bedenklich z. B. bei der Erklärung von der »Allmende« einfach vom »Rest des Gesamteigentums eines Dorfes an Grund und Boden« zu sprechen, als ob die These vom germanischen Gemeinschaftsbesitz, wie ihn Caesar schildert, noch unerschüttert wäre, oder das »primae noctis ius« schlechthin ein »angebliches« Recht zu nennen, ohne auf die »Heiratsgebühr« (dieses Stichwort wäre vielleicht aufzunehmen) hinzuweisen, die für das tatsächliche Bestehen jenes Rechtes spricht (vergl. Kulischer, »Allgemeine Wirtschaftsgeschichte« I. S. 125).

Johannes Bühler

Eugen Haberkern und Joseph Friedrich Wallach. Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit. Mit einem Geleitwort von Hermann Oncken. Berlin-Grunewald, Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. 1935. XVI u. 605 S. Großoktav. RM. 26.—, Leinen RM. 28 RM.

Dr. Martin Naumann

Österreich, England und das Reich 1719—1732

Brosch. RM 8.—

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

Prof. Dr. ALFONS DOPSCH, Wien

Lehnrecht und Staatsgewalt im Mittelalter

Das Lehnrecht hat für die historische Entwicklung des Staates im Mittelalter eine sehr große Bedeutung gehabt. Man pflegt gemeinhin eine negative Wirkung anzunehmen, derart daß die Staatsgewalt durch den Feudalismus gesprengt worden sei. Ja, man wollte eben deshalb sogar eine Staatlosigkeit des Mittelalters behaupten, weil durch das Lehnwesen wichtige Hoheitsrechte in private Hände übergegangen sind. So vor allem die öffentliche Gerichtsbarkeit, indem die Grafenämter in Lehen verwandelt wurden. Andere Hoheitsrechte wurden von dem Träger der Staatsgewalt, dem König, verpfändet. Man spricht von einer Durchbrechung des Reichsuntertanenverbandes durch den Feudalismus. Der Staatsverband erleidet Verluste an seinen Untertanen durch die Immunitäten, indem große Gebiete mit ihren Insassen durch königliche Privilegien von der öffentlichen Gewalt eximiert werden. Das Reich löste sich in Deutschland, besonders im 13. Jahrhundert, in eine Reihe von Territorien auf, welche sich gegenüber der Zentralgewalt des Königstums verselbständigten.

Freilich. Auch die ältere Forschung war sich wohl bewußt, daß dieser Auflösungsprozeß der älteren Staatsordnung vor allem in Deutschland vor sich gegangen sei, dagegen in Frankreich wie auch in England zu derselben Zeit doch umgekehrt eine Festigung und Konzentration der Staatsgewalt durchgeführt wurde. Da nun auch dort das Lehnrecht sich entfaltet hatte, kann diesem doch nicht an sich eine staatsfeindliche, dem öffentlichen Recht grundsätzlich entgegengesetzte Tendenz innewohnen, die eine zentrifugale Entwicklung zur Folge hatte.

Erst der neueren Forschung war es vorbehalten, dieses wichtige Problem der internationalen Staats- und Rechtsgeschichte zu klären. Schon G. v. Below hatte 1914 in seinem Buche »Der deutsche Staat des Mittelalters« gegen die privatrechtliche Auffassung der deutschen Reichsverfassung energisch Front gemacht und die Staatlichkeit derselben auch gegenüber dem Feudalismus nachdrücklich betont. F. Keutgen hat sich dann 1918 dieser Stellungnahme mit weiteren Darlegungen angeschlossen. Eben in jüngster Zeit ist nun auch ein hervorragender Jurist, Heinrich Mitteis, in einem großen Werke, »Lehnrecht und Staatsgewalt« 1933 auf den Plan getreten, in welchem der ganze weite Fragenkreis mit großem Scharfsinn und eindringender Verwertung auch der französischen Spezialforschung behandelt worden ist. Er zeigt, daß das Lehnrecht nicht unbedingt der Feind, es kann auch der Helfer des Staatsgedankens sein. Zwei große politische Prozesse des Mittelalters stehen einander mit fast dramatischer Wirkung gegenüber: die Prozesse Heinrichs des Löwen in Deutschland und Johanns ohne Land in Frankreich. Warum haben sie hier und dort so grundverschiedene Folgen ausgeübt, obwohl in beiden Fällen das Lehnrecht die Entscheidungsgrundlage abgab? Warum führte es in Frankreich zum Einheitsstaat, in Deutschland zu Föderalismus und Partikularismus?

Das Lehnrecht entstand schon in der fränkischen Periode. Es entwickelte sich in der Karolingerzeit zunächst einheitlich. Nach dem Zerfall des karolingischen Großreiches gewann es dann in den einzelnen neuen Reichen, die daraus hervorgingen, eine besondere und verschiedene Ausgestaltung. Frankreich hat eine fast zwei Jahrhunderte währende Periode der Feudalisierung durchgemacht. Das Lehensfürstentum erhob sich überall mächtig. Ein gewaltiger Prozeß der Territorialbildung setzt am Ende des 9. Jahrhunderts dort ein. Durch ihn wird das Aussehen des französischen Staates völlig verändert. Man kann den Vorgang mit einer Parzellierung des französischen Staatsbodens vergleichen, mit der natürlich eine Zerstückelung der Staatsgewalt Hand in Hand gehen mußte. Am Ende des 10. Jahrhunderts sind bereits 55 Baronien vorhanden, die auf alte karolingische Grafschaften zurückgehen. Unter den Herzogtümern, welche zum Teil auf breiterer, militärischer oder politischer Grundlage ruhten, nahm Franzien eine Vormachtstellung ein. Im 11. Jahrhundert gelangten die staatlichen Hoheitsrechte in diesen Territorien in die Hand unterer Vasallen, der Grafen und Vizegrafen. Am Ende desselben bietet Frankreich das Bild eines völlig feudalisierten, nur noch auf föderativer Grundlage aufgebauten Staatswesens. Zwischen dem König und den Lehensfürsten, zwischen diesen und den Untervasallen bestehen nur noch feudale Bindungen. Die Souveränität des Königs ist zu einer Suzeränität über die ziemlich selbständigen Lehensfürsten verblaßt.

Aber das französische Königtum hat niemals den Anspruch auf vollkommene Wiederherstellung seiner Macht aufgegeben. Die Lehensfürstentümer wurden niemals von ihm legalisiert, wie dies in Deutschland durch Kaiser Friedrich II. im 13. Jahrhundert geschehen ist. Das französische Königtum vermochte im 12. Jahrhundert den Einheitsstaat wiederherzustellen, weil im 11. und 12. Jahrhundert in den Lehensfürstentümern eine Wiederbelebung des staatlichen Elementes die Vorbedingungen dazu geschaffen hat. Indem die Lehensfürsten in ihren Territorien die staatlichen Hoheitsrechte wieder in ihre Hand bekamen, arbeiteten sie dem Königtum vor, das ihre Erfolge dann zu ernten vermochte. Sie rundeten ihre Territorien durch Neuerwerbungen und Tausch mit benachbarten Großen ab, sie bauten ein Lehensbeamtentum ebenso aus wie ein Finanzsystem. Vor allem aber knüpften sie direkte Beziehungen zu den Untervasallen an und machten das Recht auf militärische Machtmittel (Befestigung) von ihrer Zustimmung abhängig. Die Gerichtsbarkeit war fast ganz lehenrechtlich organisiert.

Das Königtum hat das lehenrechtliche Oberaufsichtsrecht wieder belebt und die Anfechtung von Urteilen des Lehensgerichtes oder die Rechtsverweigerung benutzt, um einzugreifen. So wurden direkte Beziehungen zwischen der Zentralgewalt und Untervasallen angebahnt und die Möglichkeit geschaffen, auf die innere Regierung der Lehensfürsten einzuwirken. Es entstand ein festes System lehenrechtlicher Instanzen, das in der königlichen Gerichtsbarkeit gipfelte. Die allodiale Justiz verschwindet und die Zahl der Allode schmilzt immer mehr zusammen. Lehensauftragungen taten ein Übriges, so daß allmählich das ganze Land als Lehensbesitz aufgefaßt wurde. Frankreich wird im 11. Jahrhundert mit Mitteln des Lehenrechts verwaltet. Auch das Königtum selbst wird in den Lehensverband einbezogen, indem das Amt des Königs als ein Lehen aus der Hand Gottes aufgefaßt wird.

Das Königtum verwendet das Lehnrecht als Mittel nationaler Konzentration. Als Oberlehnsherr hat der König durch erblosen Heimfall ebenso einzelne Lehensherrschaften gewonnen, wie auch durch Einziehung von Lehen als Abschluß eines siegreich durchgeführten Lehensprozesses. Am bedeutsamsten war jener gegen den englischen König Johann ohne Land, durch welchen die Lehen desselben in Frankreich, die Normandie, Bretagne, die Grafschaften Anjou, Maine und Touraine, das Gebiet von Poitou u. a. ihm abgesprochen und vom Königtum mit Frankreich vereinigt wurden.

Schon unter Ludwig VI. und VII. (1108 bis 1180) gewann das französische Königtum in den Städten, welche eine freie Kommunalverfassung ausbildeten, eine wirksame Unterstützung gegen deren Feudalherren, von welchen sie sich mit Hilfe des Königs zu befreien suchten. Besonders Philipp August II. (1180—1223) hat ganz planmäßig die Stadtgemeinden auf Kosten des Feudaladels begünstigt und gestärkt. Die Neueinteilung des Reiches in Gerichtsbezirke und die Einsetzung königlicher Gerichtshöfe (Parlamente), an welche Appellationen von den Gerichten der Gutsherren (Patrimonialgerichte) nunmehr möglich wurden, trugen zur Konzentration der Staatsgewalt in den Händen des Königs und zur Überwindung der Feudalherrschaften sehr wesentlich bei.

Auch in England hatte sich seit der Eroberung durch die Normannen (1066) das Lehnrecht ausgebildet und ein förmliches System entwickelt. Eine großzügige Verleihung des von Wilhelm dem Eroberer konfiszierten Landes und der von ihm in Besitz genommenen Domanialgüter an die normannischen Ritter machte diese zu Hauptnutznießern der neuen Besitzverteilung. Auch die angelsächsischen Großen mußten sich nun mit Mannschaft und Treueid nach französisch-normannischem Recht unterwerfen. Selbst die Kirchengüter wurden in den Lehensverband einbezogen und zum Teil ähnlich wie in der Karolingerzeit in Frankreich zu Ritterlehen umgewandelt. Die im Domesday Book aufgezeichnete Neuordnung läßt eine vollkommene territoriale Hierarchie erkennen, an deren Spitze der König steht. König Wilhelm, der Eroberer ließ sich 1086 einen allgemeinen Lehenseid schwören. Er ist der oberste Lehensherr jedes Vasallen; es ist kein Lehensband mehr möglich ohne Vorbehalt der ihm geschuldeten Treue. Dieses Prinzip gibt dem Könige die Möglichkeit des Eingriffes in die Verhältnisse der Vasallen (Lehensvormundschaft und Heiratszwang). Das Lehnrecht durchdrang die Heeresverfassung und bestimmte die Leistungen der einzelnen Kronvasallen (Knight fees). Es hat die Thronfolge gestützt und die königliche Prärogative kräftig entwickelt. Das englische Common Law ist in seinem wesentlichen Teile, dem Liegenschaftsrecht, ein Ableger des Lehnrechts.

Und auch die berühmte Magna Charta vom Jahre 1215 weist einen lehnrechtlichen Unterbau auf. Die Rechte der Barone und Kronvasallen wurden gegenüber dem eigenmächtigen Vorgehen des Königs geschützt und gesichert. Ein Ausschuß von 25 Baronen wird zur Überwachung eingesetzt, wenn der König sich einen Übergriff erlaubte. Das commune consilium baronum hat bei übermäßigen Forderungen finanzieller Art

Digitized by Google

(Schildgeld) zu entscheiden. Und diesem Kontrollausschuß der 25 Barone hat jeder eidesfähige Engländer einen Gehorsamseid zu schwören.

So hat sich in England allmählich aus dem Lehnrecht durch die besonderen Umstände der politischen Entwicklung gegenüber dem unerträglich gewordenen Druck seitens der starken Königsmacht am Ausgang des 12. Jahrhunderts dann unter Johann ohne Land eine parlamentarische Verfassung herausgebildet.

Ganz andere Wirkungen als in den großen Staaten des Westens hat das Lehnrecht in Deutschland ausgeübt. Hier vermochte das Königtum, nachdem es am Ausgang der Karolingerzeit seine zentrale Machtstellung eingebüßt hatte und in Verfall geraten war, sich gegenüber den wiederauflebenden Stammesherzogtümern nicht wie in Frankreich wieder zu konsolidieren. Der Umstand, daß es sich im 10. Jahrhunderte viel mehr als in Frankreich auf die Kirche stützte und auch an die Bischöfe wie an die weltlichen Großen staatliche Hoheitsrechte (Grafschaft, Zoll und Markt, Münze) zu Lehen gegeben wurden, hat im Verein mit der Verfolgung alter karolingischer politischer Ziele jenseits der Alpen dann zu dem gewaltigen Kampf mit dem Papsttum (Investiturstreit) Anlaß gegeben. Der Ausgang dieses Kampfes, der zugleich ein Ringen um den Staat war, verlief zu Ungunsten der Zentralgewalt im Reiche und hatte eine Steigerung der Fürstenmacht zur Folge. Die Feudalisierung der Reichsämter, besonders des Grafenamtes, führte zur Ausbildung einer weltlichen Fürstenmacht auch der Bischöfe, die dem Königtum im Investiturstreit ebenso verhängnisvoll wurde, wie der Mangel an Reichs- und Heersteuern, über welche ganz besonders England so reichlich verfügte. Vor allem fehlte hier auch die starke Stütze, die dem Königtum in Frankreich das Städtewesen bot. Viele von den großen Städten waren in Deutschland von weltlichen und geistlichen Fürsten abhängig, ohne daß sie sich etwa mit Hilfe des Königtums davon zu befreien vermochten (Bischofs- und Herzogsstädte). Auch die Einziehung von erledigten Herzogtümern und Grafschaften war dem Königtum nicht wie in Frankreich möglich, da sich bereits im 12. Jahrhundert der Leihezwang in die dritte Hand ausgebildet hatte. Wir finden das deutsche Königtum in der 2. Hälfte des 12. Jahrhundertes auf genau demselben Wege, den das französische und englische schon seit langem eingeschlagen hatte. In dem großen Lehensprozeß Kaiser Friedrichs I. gegen Heinrich den Löwen sollten die Machtmittel des Lehnrechts gegen den unbotmäßigen Vasallen aufgeboten werden, um ihm die Lehen abzuerkennen. Aber gerade in der darüber ausgefertigten Urkunde ist zugleich die erste Anerkennung des Leihezwanges enthalten, der die Krone nötigte, die heimgefallenen Lehen binnen Jahr und Tag wieder aus der Hand zu geben.

Die Wiederherstellung und Festigung der zentralen Staatsgewalt des deutschen Königtums scheiterte an der unterdessen groß gewordenen Macht der Territorialfürsten, die in ihren Ländern eine immer größere Selbständigkeit gegenüber dem König ausbildeten. Die Entwicklung der Landesherrlichkeit hat sich ihrerseits gerade auch mit Hilfe des Lehnrechts vollzogen. Der Landesherr schwang sich zum obersten Lehnsherrn in seinem Lande auf (z. B. in Österreich).

Das Heerwesen am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit

Unter dem Titel: »Das Heerwesen in der Zeit des freien Söldnertums. Das Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft« hat Eugen von Frauenholtz den ersten Teil des II. Bandes seiner »Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens« herausgegeben. Die Vorzüge des Werkes, die wir bei dem Hinweis auf den ersten Band an dieser Stelle (1936, Nr. 11) genannt haben, zeichnen auch diesen Teil aus: sorgfältige Quellenbenützung, Vertrautheit mit der Fachliteratur, selbständiges, in eigener militärischer Erfahrung und langjähriger wissenschaftlicher Tätigkeit geschultes Urteil, klare, allgemeinverständliche Darstellung. Den beigegebenen zeitgenössischen Schlachtberichten eignet der Reiz der spätmittelalterlichen kulturgeschichtlichen Quellen. Die ausführliche Behandlung des Schweizer Söldnertums (Entstehung und Entwicklung, Heeresaufbringung, Recht, Disziplin, Strafen, Belohnung, Kommando und Befehlsverhältnisse, Standesverhältnisse, Heeresstärken, Bewaffnung und Ausrüstung, Verwaltung und Nachschub, Heeresformationen, Heerführung und Gefechtsführung) innerhalb einer deutschen Heeresgeschichte findet seine Rechtfertigung außer in der Zugehörigkeit der damaligen Schweiz zum Reiche darin, daß das Landsknechtstum militärisch auf dem Vorbild der Schweizer Söldner aufgebaut war. Es ist erstaunlich, wieviel Irrtümer, die bis heute in der Heeresgeschichte mitgeschleppt wurden, der Verfasser auch hier zu berichtigen hatte. Für den mit der Geschichte etwas Vertrauten ergeben sich von der Darstellung der militärischen Verhältnisse aus, wie sie von Frauenholtz bietet, höchst beachtenswerte Ausblicke auf die politische und Kulturgeschichte. Neu ist die Feststellung, daß »die ersten staatlichen Versuche im Deutschen Reich, ein kampfkräftiges Fußvolk zu schaffen, auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht vor sich gingen, und man erst zwangsläufig zum Söldnerheer kam«. Der Nachweis, daß die Heranbildung der großen Heere von Fußkämpfern durch das Aufkommen und die schnelle Verbreitung der Buchdruckerkunst weitgehend gefördert wurde, überrascht. Sehr einleuchtend sind die Ausführungen darüber, wie wirtschaftliche Verhältnisse auf die Ausgestaltung des Heerwesens eingewirkt haben. Der Zusammenschluß der drei Waldstätte zur Wahrung des Landfriedens im 13. Jahrhundert war zum Ausgangspunkt einer neuartigen staatlichen Entwicklung geworden. Wie diese dann zu einem Kampfe des Bauerntums gegen die ritterliche Feudalherrschaft führte, ist ein Stück deutscher Tragik: der Bauer siegte und die Schweiz ging durch diesen Sieg dem deutschen Reiche verloren, obwohl sich der Bauer nur die Reichsunmittelbarkeit hatte wiedererkämpfen wollen.

Dr. Johannes Bühler

[1]) Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens unter Mitwirkung von Walter Elze und Paul Schmitthenner herausgegeben von Eugen von Frauenholtz. II. Band erster Teil: Eugen von Frauenholtz, Das Heerwesen in der Zeit des freien Söldnertums. Erster Teil: Das Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1936. X, 216 Seiten. Geheftet RM. 12.—

NEUERSCHEINUNG!

W. von Zaloziecky

Byzanz und Abendland im Spiegel ihrer Kunsterscheinungen

104 S. 12 Abb. 3 Taf. Lein. RM 3.40, br. RM 2.40

„Überlegene Sachkenntnis und eine seltene Disziplin ermöglichen es dem Verfasser, in knappster Form den gewaltigen historischen Vorgang des Aufstieges und Zerfalls des byzantinischen Reichs und der Auseinanderentwicklung des abendländischen und des byzantinischen Geistes darstellerisch zusammenzufassen. Die vergleichende Kunstbetrachtung ist dabei nicht mehr als ein Mittel, um im Symbol des Kunstwerkes den innersten geistigen Gestaltungswillen der Kulturen anschaulich zu machen. (Schönere Zukunft, Wien)

Verlag Anton Pustet / Salzburg-Leipzig

Geistesgeschichte und Landschaft

»Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte will von den Landschaften her neu gesehen werden.« Schon dieser Satz, den Karl Wülfrath an die Spitze der von ihm bearbeiteten »Bibliotheca Marchica« setzt, läßt erkennen, daß mehr als die trockene Registrierung der bis 1666 in der westfälischen Mark und von Märkern außerhalb ihrer Heimat verfaßten Druckschriften geboten werden soll. Die musterhaft ausgearbeiteten bibliographischen Verzeichnisse bilden den Kern und machen es zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden, der sich mit den Schriften von Angehörigen der Grafschaft Mark und ihrer Nebenländer (Essen, Soest, Lippstadt) und der Stadt Dortmund zu beschäftigen hat. Da aber auch die in der westfälischen Mark hergestellten Drucke fremder Autoren berücksichtigt werden, leistet die »Bibliotheca Marchica« als Nachschlagewerk nicht nur für das Schrifttum der westfälischen Mark gute Dienste. Natürlich bringt der Ausgangspunkt für die Nichtmärker, der Druckort, mancherlei Zufälligkeiten für das Schriftstellerverzeichnis mit sich, so sind ein Eck, Eoban Hesse, Jakob von Hochstraten, Mosellanus, Johann Sturm, nicht aber ein Hutten und Reuchlin vertreten; dafür begrüßt man das Gebotene um so dankbarer. Die großzügig gezeichneten »Grundlinien mittelwestfälischer Kulturgeschichte«, der genealogische Namenweiser, die 25 Porträts sind noch besonders hervorzuheben. Es ist gewiß kein Nachteil für das Werk, daß es sich von geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten leiten läßt, nur wäre an einzelnen Stellen vielleicht größere Zurückhaltung geraten gegenüber einer doch immer zeitgebundenen »modernen« Sicht und Ausdrucksweise. In diesem ersten, Humanismus, Reformation und das konfessionelle Zeitalter umfassenden Band stört die nur ganz selten hervortretende Hinneigung zum Allermodernsten freilich noch kaum.

Dr. Joh. Bühler

Wülfrath, Dr. Karl: Bibliotheca Marchica. Die Literatur der Westfälischen Mark. Teil 1: Von den Frühdrucken bis 1666. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde XXI.) 1936. Münster, Aschendorff. Mit 23 Strichätzungen, 28 Kunstdruckseiten und 2 Karten. VIII + 46 und 424 Seiten. Kartoniert 9.00 RM.

Habsburger Politik

Es lohnt sich nicht selten, leere Winkel der Geschichte zu durchstöbern. So förderte z. B. die Untersuchung von Naumann »Österreich, England und das Reich 1719—1732« sehr beachtenswerte Ergebnisse zutage. Es gilt allgemein als feststehende Tatsache, daß das Reich damals nur ein kümmerliches Schattendasein gefristet habe. Dem gegenüber weist Naumann nach, daß zu Beginn des Jahres 1719 die Stellung des Kaisers Karl VI. im Reiche sehr stark gewesen ist, und daß günstige Voraussetzungen für einen weiteren Ausbau der Reichsgewalt gegeben waren. Und doch hat sich gerade unter und durch Karl VI. die endgültige Preisgabe der Reichspolitik zugunsten der österreichischen Hauspolitik vollzogen. Dies ist in überzeugender Weise dargestellt. Naumann hebt auch bei den übrigen deutschen Fürsten immer wieder hervor, wie sie die allgemeinen deutschen den Interessen ihrer Dynastie und ihres Landes opferten, aber wenn das Reichsoberhaupt dasselbe tat, so war es eben doch nicht dasselbe. Indem Karl VI. durch die Pragmatische Sanktion Deutschösterreich enger mit den nicht zum Reiche gehörigen Ländern der Monarchie als mit dem Reiche verband, verlor der Habsburger Staat allmählich den organischen Zusammenhang mit Reiche.

J. B.

Martin Naumann, Österreich, England und das Reich 1719 bis 1732. Neue Deutsche Forschungen. Abt. Neuere Geschichte. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1936. 190 Seiten. Preis RM. 6.—

Digitized by Google

JAN LAUTS, Berlin

Neue Funde und Forschungen zur Entstehungsgeschichte des ritterlichen Harnisches im Mittelalter

Im Plattenharnisch, der seit dem Ende des 14. Jahrhunderts als Schutzbewaffnung des Kriegers über zweihundert Jahre in Geltung gewesen ist, feierte die Kunst der Waffenschmiede ihren höchsten Triumph. Technische Anforderungen, Mode und sich wandelndes Stilgefühl vermochten die äußere Formgebung während dieser langen Blütezeit nicht unwesentlich zu verändern, das grundlegende Konstruktionsprinzip blieb aber, nachdem es einmal entwickelt war, im wesentlichen das gleiche. Immer wachsende Durchschlagskraft der Feuerwaffen im Verein mit einer auf leichtere Beweglichkeit der Truppe zielenden Kriegführung veranlaßten im Verlaufe des 17. Jahrhunderts die Aufnahme neuer, den veränderten Forderungen angemessenerer Formen: der Koller aus dickem Elenleder ersetzt nunmehr das kunstvolle Geschübe der den Körper völlig bedeckenden Eisenplatten und nur einzelne Verstärkungsstücke dienen noch zum Schutz besonders gefährdeter Stellen. Aus zahlreich erhaltenen Stücken sowie bildlichen Quellen läßt sich die Entwicklung und Formwandlung des ritterlichen Harnisches seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert in allen wichtigen Zügen ablesen. Wesentlich schwieriger ist dagegen die Frage nach dem allmählichen Werden dieser Form während des 13. und 14. Jahrhunderts zu beantworten. Nur wenige originale Bruchstücke von Panzern sind aus dieser Zeit auf uns gekommen; Schrift- und Bildquellen, die man zur Ergänzung heranzuziehen hat, fließen spärlicher und setzen einer eindeutigen Interpretation meist Widerstände entgegen. Den Anstoß zur Ausbildung eines durch Eisenplatten verstärkten Körperschutzes gab — ähnlich dem gleichen Vorgang im 17. Jahrhundert — die während des 12. und 13. Jahrhunderts stetig wachsende Wucht und Durchschlagskraft der Angriffswaffen, des langen Reisspießes, des verlängerten ritterlichen Schwertes wie vor allem der Armbrust, die sich in dieser Zeit zu einer gefürchteten und überaus wirksamen Fernwaffe entwickelte. Ihr vor allem war der bislang übliche Körperschutz nicht mehr gewachsen. Als solchen hatte man lange Zeit — abgesehen vom Helm — neben Hose und Schurz einen dick gefütterten oder gesteppten Rock getragen, der oft noch durch aufgenähte Plättchen von Horn oder Eisen verstärkt wurde. Seit dem 12. Jahrhundert finden wir dazu allgemein verbreitet das aus Kettengeflecht bestehende Hemd mit Kapuze und langen Ärmeln; die Technik ist eine seit römischen Zeiten bekannte, in ihrem Ursprung anscheinend orientalische Erfindung. Zu wirksamerem Schutz des Körpers begann man im 13. Jahrhundert nunmehr die Innenseite eines über dem Ringpanzer getragenen, etwa knielangen Waffenhemdes, des Lentners, mit Reihen von ziegelartig übereinander greifenden Eisenplättchen zu versehen; dieser sogenannte Spangenharnisch erlebte seine reichste Ausbildung im Verlaufe des 14. Jahrhunderts; gegen dessen Ende wird der Übergang zum Plattenharnisch gefunden, als die eng angepaßten Platten in unmittelbare Verbindung miteinander treten und daher des ander verbunden werden und daher des Rockes, der ihnen bisher als Unterlage diente, entraten können.

Funde früher Spangenharnische waren vereinzelt bekannt (von der Ruine Tannenberg 1849, jetzt im Darmstädter Museum); eine allgemeine Diskussion über diese Frage entspann sich jedoch erst, nachdem in den letzten Jahren neue bedeutende Funde eine sichere Rekonstruktion verschiedener solcher Harnischtypen ermöglichten. Grundlegend und von höchstem Interesse waren hierfür die in ihren wissenschaftlichen Ergebnissen geradezu sensationell zu nennenden Grabungen, die B. Thordeman (Stockholm) 1928—30 in Korsbetningen vor den Toren von Wisby durchführte[1]). Schon früher (1905 und 1912) waren hier Versuche in dieser Richtung, aber mit unzulänglichen Mitteln und Methoden gemacht worden, die deshalb auch keine sicheren Ergebnisse hatten zeitigen können. Mehrere Massengräber mittelalterlicher Krieger, die in der Verteidigung ihres Landes gegen einen Raubzug König Valdemar Atterdags von Dänemark am 27. Juli 1361 vor den Toren der Stadt ihr Leben gelassen hatten, wurden von Thordeman unter Mitarbeit von P. Nörlund (Kopenhagen) mit aller Sorgfalt freigelegt. Die verkrümmten Stellungen der Skelette machten deutlich, daß die Leichen achtlos und anscheinend in großer Eile begraben wurden, sodaß man bei einigen sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, sie ihrer Harnische zu entkleiden, deren Eisenteile teilweise vollständig vorgefunden wurden. Genaueste Aufnahmen der Lage aller Einzelstücke und ihre Konservierung gingen der mühevollen und mit größter Gewissenhaftigkeit vorgenommenen Rekonstruktion voraus, die den Ausgräber durch eine Fülle neuer Erkenntnisse und geradezu welthistorischer Perspektiven belohnte. Im Folgenden soll davon eingehender berichtet werden. — Spangenharnischfunde, die E. A. Gessler (Zürich) auf der Burg Küßnach in der Schweiz machte[2]), hatten schon vor weiterer Bekanntgabe dieser neuen Forschungsresultate die Aufmerksamkeit der Fachwelt zuerst auf die bisher kaum systematisch behandelte Frage gelenkt. Die Veröffentlichung weiterer Funde aus Mähren (Alt-Titschein 1926)[3]), von der Ruine Reichenstein in Tschechisch-Schlesien[4]), zu denen ergänzend solche aus der Ruine Schönenwerd im Limmattal (Schweiz)[5]) und von der schwäbischen Ruine Helfenstein traten[6]), bestätigten, daß die durch die Ausgrabungen auf Gotland gewonnenen Erkenntnisse nicht nur lokale Bedeutung besaßen, sondern daß ihnen Gültigkeit für das ganze Gebiet abendländisch-ritterlicher Kultur zuzusprechen war. Mit einem durch die neuen Funde geschärften Blick wurden nun auch die bildlichen Quellen der Zeit noch einmal befragt[7]): sie brachten Bestätigung und Erweiterung dessen, was aus den Funden selbst zu entnehmen war. Ein weiteres schönes Ergebnis solcher Bemühungen bildete dann die kürzliche Entdeckung oder besser Wiederentdeckung eines verhältnismäßig intakten und deshalb um so interessanteren Stückes aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, das die Eisenplättchen noch auf ihrer alten Unterlage befestigt zeigte. Als Brigantine aus dem Ende des 15. Jahrhunderts angesprochen, war es vor Jahrzehnten wohl seiner Unansehnlichkeit wegen aus den Schauräumen des Berliner Zeughauses zurückgezogen und auf den Boden verbannt worden. Die Forschung der letzten Jahre hat ihm nun zu glanzvoller und verdienter Wiederauferstehung verholfen[8]).

Die Ausgrabungen vor Wisby, denen durch ihre auf das Jahr genaue Datierung von vornherein schon ein besonderer Wert zukommt, erlaubten die Rekonstruktion von nicht weniger als sieben im Typus untereinander verschiedenen Harnischen. Gemeinsam ist ihnen allen die Anordnung mehrerer flacher, leicht gebogener Eisenschienen, die dachziegelartig seitlich oder von oben nach unten übereinander greifend an der Innenseite eines kaselartig geschnittenen Lentners aus Stoff oder Leder befestigt waren. Die Anordnung der Spangen im einzelnen schwankt durchaus: Einmal finden sich auf der Brust fünf wagrechte, darüber drei senkrecht nebeneinander stehende Spangen, dazu auf dem Rücken sechs ebenfalls senkrecht laufende Platten, ein andermal zeigt bei ähnlicher Anordnung der Vorderseite der Rücken zwei Reihen von oben fünf, unten sieben senkrechten Spangen. Im dritten Falle sind die Plättchen schmaler und vorn wie hinten senkrecht angeordnet, wobei die Brust zwei Reihen mit sieben und dreizehn Einzelstücken aufweist, während der Rücken aus einer einzigen Folge von wiederum dreizehn Spangen besteht, die so gestaltet sind, daß sie von der am längsten gebildeten mittleren gleichmäßig nach den Seiten hin abfallen. Die Achseln sind gelegentlich durch auf den Lentner aufgenietete, schildförmige Plättchen geschützt. Aus alledem wird ersichtlich, daß sich eine feste Norm noch nicht herausgebildet hat; man schwankt zwischen vielerlei Möglichkeiten, die aus der gleichen Grundkonstruktion entwickelt werden. Den Kopf schützte die bei den Skeletten noch vorgefundene allgemein verbreitete Ringelpanzerhaube, zu der hier wohl meist statt des sonst überall gebräuchlichen Helmes noch eine feste Kappe aus Leder oder wattiertem Stoff trat. Eingehende Untersuchungen der Skelette haben die interessante Tatsache ergeben, daß gerade Schädel und Halswirbel die schwersten Verletzungen aufweisen, weniger die Extremitäten, während die Rumpfpartien, Becken und Schlüsselbein am wenigsten betroffen erscheinen. Die Panzerung erfüllte demnach durchaus ihren Zweck. Ähnlich wie den Rumpf suchte man auch die Gliedmaßen zu schützen und verfuhr dabei für die Arme nach denselben Prinzipien. (Knie- und Ellenbogenkacheln wurden dagegen nicht gefunden und sind demnach wohl auch nicht in Gebrauch gewesen.) Den Ausgräbern von Korsbetningen, B. Thordeman und P. Nörlund gelang es weiterhin, aus den Fundstücken in mühevoller Arbeit auch mehrere Panzerhandschuhe verschiedener Art zusammenzusetzen, über die sie in einer umfangreichen Studie berichtet haben[9]). Diese gibt auch über die allmähliche Entwicklung dieses Rüstungsteils wichtige Aufschlüsse: Teils an der Außen-, teils an der Innenseite eines Überzugs befestigt — beide Arten kommen gelegentlich am gleichen Handschuh nebeneinander vor — befinden sich kleine, in gleicher Art wie bei der Rumpfpanzerung angeordnete Platten, eine größere für den Handrücken mit Andeutung der Knöchel, eine weitere für die Daumenwurzel, dann für die einzelnen Finger in der Größe wechselnde Folgen. Schmale Spangen leiten von der Rückenplatte zum Handgelenk über, das durch eine schwach konische Stulpe aus Eisen, in manchen Fällen — wo

Digitized by Google

keine Eisenplatten gefunden wurden — wohl aus Leder geschützt war. Der bildlichen Überlieferung nach tritt der selbständige Panzerhandschuh kaum vor dem Anfang des 14. Jahrhunderts auf; bis zu dieser Zeit bestand er meist nur aus einer sackförmigen Verlängerung des Ringpanzerärmels, einer Art Fausthandschuh mit selbständigem Daumen. Darunter wurde dann wohl ein gewöhnlicher Lederhandschuh getragen. Daß man solche Handschuhe schon vor der Entwicklung des oben besprochenen Plattenhandschuhs durch auf- oder eingenähte Schuppen von Fischbein, Eisen oder Messing zu verstärken trachtete, zeigen Erwähnungen solcher bereits 1285 und 1290 von Pariser Waffenschmieden gearbeiteten Stücke, die damals durchaus nicht als Neuigkeiten galten. Die in Wisby gefundenen Typen stehen in der Mitte zwischen diesen frühen Schuppenhandschuhen und der späteren Form, wie sie sich etwa seit den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts auszubilden beginnt: die nun außen angebrachten Platten vergrößern sich und nehmen an Zahl ab, die Stulpe wird immer umfänglicher, um schließlich mit der Rücken- und Daumendecke zu einer festen Form zusammenzuwachsen, die der engen Einziehung am Handgelenk wegen als »stundenglasförmig« bezeichnet wird. Die Entwicklung zielt parallel der bei der Rumpfpanzerung beobachteten darauf ab, den Zusammenhang der sich vergrößernden Eisenplatten immer enger zu gestalten, den außen liegenden Stoff- oder Lederschutz so weit als möglich zu ersetzen. Daß die Wisbyer Funde immerhin keine primitive Anfangsstufe im Laufe der Entwicklung darstellen, zeigt der sehr komplizierte und sinnvolle Aufbau der Harnische, der eine schon längere Vertrautheit mit diesem Prinzip voraussetzt. Ein später gesondert zu betrachtender, gleichfalls in Wisby gefundener Typus, der sogenannte Lamellenharnisch, stellt das in besonders helles Licht. Die Anfänge solcherart Armierung mit Eisenplatten reichen, soweit die bildlichen Quellen sichere Antwort auf diese Frage zu geben vermögen, bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück. Beispiele dafür sind der Magdeburger Heilige Mauritius von ca. 1250 sowie ein gleichfalls etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts angehörender Grabstein der Londoner Temple-Church[10]). Durch innen angebrachte Eisenschuppen geschützte Kleidung ist seit römischer Zeit in Gebrauch und auch andernorts während des 13. Jahrhunderts nachzuweisen. Doch läßt sich der eben besprochene Spangenrock nicht ohne weiteres daraus ableiten, da er vergleichsweise plötzlich und gleich in voller Ausbildung auf den Plan tritt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hängt sein Aufkommen mit dem Einbruch der Mongolen im Osten Deutschlands zusammen. Wie noch zu zeigen sein wird, hatte der Gebrauch einer Panzerung des Rockes mit Eisenplättchen schon frühzeitig bei den Reitervölkern Zentralasiens Verbreitung gefunden, und mit ihnen wanderte er nach Osten und Westen. Daß diese Art des Körperschutzes im Abendland als neuartig empfunden wurde, bezeugt die interessante Bemerkung Friedrichs II., der 1241 in einem Brief an den König von England bei Erwähnung der Mongolen schreibt[11]): »Sie tragen ungegerbte Häute von Ochsen, Eseln und Pferden, die ihnen durch eingenähte Eisenplatten als Panzer dienen...«. Von hier ging die Anregung aus, die überall — besonders aber anscheinend im nordwestlichen Europa — aufgegriffen wurde, eine der Wurzeln des späteren Plattenharnisches.

Außer den besprochenen Harnischen ließen sich in Wisby nun noch zwei weitere zusammensetzen, deren Konstruktion nicht unwesentlich von denen der anderen Gruppe abweicht. Da einer von ihnen in aller Vollständigkeit an einem mit einer Ringelpanzerhaube bekleideten Skelett gefunden wurde, ist auch hier das nach größten Mühen und mit letzter Sorgfalt erreichte Resultat als durchaus gesichert anzusprechen[12]). Dieser Harnisch wird aus etwa 600 schmalen kleinen Plättchen oder Lamellen gebildet (ca. 9 bis 9,5 : ca. 2 cm), die auf dem Rücken in acht horizontalen übereinandergreifenden Reihen (die drei obersten am kürzesten, die drei untersten am längsten), auf der Brust in sechs solcher Streifen übereinander angeordnet waren. Von diesen sind nur die beiden oberen kürzer und über ihnen sitzen noch einmal drei vertikale Reihen. Brust und Rücken hängen durch Bänder über den Schultern miteinander zusammen. An den Durchlochungen der Plättchen läßt sich erkennen, daß sie nicht mit einer Unterlage vernietet, sondern durch Lederstreifen unmittelbar auf eine kunstvolle Weise miteinander verknüpft und fest verbunden waren. Dieser Harnisch gehört einem sehr alten und weit verbreiteten Typus an, der z. B. auf Denkmälern altrussischer Kunst im Verlauf des 12. und 13. Jahrhunderts häufiger zu finden ist[13]). Ihm nächst verwandt sind Funde in der schwedischen Wikingerstadt Birka, dem 10. Jahrhundert angehörend, ebenso solche aus langobardischen Gräbern in Castel Trosino aus dem 7. Jahrhundert; in das 5. Jahrhundert gehören Reste solcher Panzerung, die aus einem avarischen Katakombenbrandgrab bei Kertsch in der Krim geborgen wurden[14]). Etwa in dieselbe Zeit sind sehr ähnliche Funde aus Dschitigarinsk am Tobol zu datieren, denen sich noch frühere aus vorrömischer Sarmatenzeit in Sibirien an die Seite stellen lassen. Auch der ferne Osten zeigt sich mit diesem Typus vertraut[15]), der in China nach Aussage der Kunstdenkmäler anscheinend erst im 3. nachchristlichen Jahrhundert aus Tibet Eingang fand, um dann in eigener Weise weiterentwickelt zu werden. Von China übernahm ihn Japan. Giovanni de Plano Carpini, der 1246 die Mongolei bereiste, beschreibt den Lamellenharnisch als eigentümliche Bewaffnung der Reiterscharen dieses Landes ausführlich. In Turkestan, Tibet und bei den sibirischen Tschukschen, bei den Alaska-Eskimos ist die Lamellenkonstruktion (auch wohl aus Beinplatten) in ganz gleicher Art zum Teil bis die Gegenwart verbreitet gewesen[16]). Aus allem wird mit Sicherheit klar, daß der Lamellenharnisch bei den Reitervölkern Zentral- und Nordostasiens, wo er bis heute nachlebt, seine Heimat gehabt haben muß; die Mongolen werden Europa während des 13. Jahrhunderts aufs neue mit ihm bekannt gemacht haben. Denn vorher hatten schon einmal die Avaren, die — vielleicht ein Stamm der in der östlichen Mongolei lebenden Tungusen — etwa in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts in die Krim einbrachen, dem Westen diese Harnischkonstruktion vermittelt, die dann durch ihre Nachbarn in Ungarn, die Langobarden, auch in Italien eindrang, während andererseits die zahlreich das Schwarze und Kaspische Meer umwohnenden Schweden der Wikingzeiten dem europäischen Norden die Kenntnis solcher Panzerung vermitteln konnten; auf mehreren bildlichen Darstellungen der Ostseegebiete ist sie vom 10.—14. Jahrhundert zu finden. Die große Reliefdarstellung Chosroes II. aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts bei Taq-i-Bostan zeigt die Bekanntschaft mit dem Lamellenharnisch, der hier das Pferd schützt, auch für Persien[17]). Überhaupt mag der letzte Ursprung aller solcher Konstruktionen, des Schuppenpanzers (der möglicherweise auf eine mit dem Lamellenharnisch gemeinsame Quelle zurückgeht), wie auch des Ringelpanzersystems, im iranischen Hochland zu suchen sein, von wo schon früh Anregungen nach Vorderasien, Mykene und Ägypten ausgingen. Neue Funde gleicher Art des 7. und 6. vorchristlichen Jahrhunderts in Cypern, die eine Verbindung von Lamellen und aufgenähten Schuppen, also eine Vorform beider Typen darzustellen scheinen, weisen in solche Richtung, da die cyprische Kultur in dieser Zeit in enger Beziehung zum asiatischen Festland stand. Durch die kleinasiatischen Völker wurden später die Römer mit dem Schuppen- wie Ringpanzer bekannt, die beide bis in das Mittelalter fortlebten. Dieses übernahm die verschiedenen Möglichkeiten einer Verstärkung des Rumpfschutzes durch lederverknüpfte Lamellen sowohl wie durch eingenähte und -genietete Schuppen oder Reihen ebenso befestigter Plättchen. Aus einer Vermischung von Schuppen- und Plattenharnisch entstand wohl die spätere, mehr im Süden heimische Brigantine, der durch Reihen innen vernieteter wagerechter Plättchen armierte Rock. Eine ganz eindeutige Rückführung jeder einzelnen Form auf ihre ursprüngliche Quelle dürfte kaum möglich sein; denn zu jeder Zeit wird man neben den reinen Vertretern der einzelnen Typen auch Mischformen finden können, wie etwa in einem Wisbyer Harnisch, wo die Lederverschnürung der Lamellen aufgegeben ist und alle Plättchen an der Innenseite eines Rockes vernietet sind, wo also die Konstruktion des Spangenharnisches auf die Form des Lamellenharnisches angewandt ist.

Dies Suchen nach neuen Formen und die Aufnahme verschiedenartigster Anregungen sind kennzeichnend für die Zeit des Übergangs, die das 13. und 14. Jahrhundert in der Entwicklung der Waffentechnik darstellen. Formelemente verschiedenster Art, die aus der Frühzeit menschlicher Geschichte stammend, in ununterbrochener Folge von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk überliefert waren, mußten zusammentreffen, damit aus ihrer Vereinigung, Verarbeitung und selbständigen Weiterentwicklung im Nordwesten Europas eine neue Form der Bewaffnung entstehen konnte, die nun zwei Jahrhunderte für das Abendland verbindlich wurde: der Plattenharnisch des 15. und 16. Jahrhunderts.

[1]) Thordeman, Zeitschrift für historische Waffen- u. Kostümkunde, N. F. 2, S. 129 ff. Post, Z. f. h. W. K. 3, S. 201 ff. —, Thordeman, Acta Archaeologica 1932, S. 53 ff. und 1933, Heft V. Die von B. Thordemann bearbeitete amtliche Publikation dieser Grabungen steht vor dem Abschluß und ist in Bälde zu erwarten.
[2]) Geßler, Z. f. h. W. K., N. F. 1, S. 211 ff. und 2, S. 70 f.
[3]) Prihoda, Z. f. h. W. K. 2, S. 225 ff.
[4]) Prihoda, Z. f. h. W. K. 3, S. 109.
[5]) Geßler, Z. f. h. W. K. 4, S. 107.
[6]) Fleischhauer, Z. f. h. W. K. 4, S. 250 und 5, S. 110.
[7]) u. a. Geßler, Z. f. h. W. K. 1, S. 211; Post, das. 2, S. 196; Thordeman, das. 4, S. 56; Kelly, das. 4, S. 105 und 4, S. 166.
[8]) Ehemals in der Slg. Zschille, Großenhain. — Vgl. Kat. Slg. Zschille Bd. I, Nr. 150, Abb. Taf. 53. — Eine Veröffentlichung in der Zeitschr. f. hist. Waffen- u. Kostümkunde steht bevor.
[9]) Nörlund u. Thordeman, Acta Archaeologica 1931, S. 53 ff.
[10]) Kelly, Z. f. h. W. K. 4, S. 105.
[11]) L. Kantorowicz, Friedrich der Zweite, Berlin 1927, S. 506.
[12]) Thordeman in Acta Archaeologica 1933, V. — Besprechung Post, Z. f. h. W. K. 5, S. 41 f.
[13]) Arendt, Z. f. h. W. K. 5, S. 148.
[14]) Arendt, Z. f. h. W. K. 4, S. 49.
[15]) Vgl. auch Post, Z. f. h. W. K. 2, S. 239.
[16]) Thordeman, Geografiska Annaler, Stockholm 1935.
[17]) Thordeman, Acta Archaeologica 5, 1935, S. 294.
[18]) Thordeman, Geografiska Annaler, Stockholm 1935.

Digitized by Google

BEITRÄGE ZUR KUNSTGESCHICHTE

I.

Prähistorische Kunst

Die zünftige Vorgeschichtsforschung hat der Kunst im allgemeinen auffallend geringe Aufmerksamkeit zugewendet, eine Ausnahme macht dabei vor allem die der diluvialen Zeit. Die »Urgeschichte der bildenden Kunst« von M. Hoernes von 1898 blieb ohne nachhaltige Wirkung, die von ihm eingeschlagenen Wege zur Erkenntnis des künstlerischen Lebens vorgeschichtlicher Perioden erwiesen sich zwar nicht geradezu als Irrwege, aber doch nicht geeignet, um an die letzten Quellen des Verständnisses heranzuführen. Nichts ist dafür bezeichnender, als daß der Herausgeber der neuesten Auflage, Hoernes' Schüler O. Menghin den Text der ersten unverändert stehen ließ, um in ergänzenden Kapiteln einer neuen Auffassung prähistorischer Kunst zu folgen. Einzig im Norden, der in der Vorgeschichtswissenschaft so oft die Führung innehatte, war man den Fragen nach den Anfängen der Kunst eifriger nachgegangen, wobei vor allem B. Salins klassisches Buch über die altgermanische Tierornamentik zu nennen ist. Einen bemerkenswerten Vorstoß, die vorgeschichtliche Kunst aus dem Bereiche der bloßen Tatsachenforschung in den der begrifflichen Betrachtung der Stilprinzipien hinüberzuleiten, unternahm Fr. Adama van Scheltema 1923 in einem Buche über »Die altnordische Kunst« (Mauritus-Verlag, Berlin), das den programmatischen Untertitel »Grundprobleme vorhistorischer Kunstentwicklung« trägt und damit den räumlichen und zeitlichen Rahmen umreißt. Die Einbeziehung der Anfänge der Kunst in die Wölfflinsche Betrachtungsweise wird zur unausweichlichen Forderung, sobald man Kunst als gesetzmäßige Funktion einer Kultur auffaßt. Der Kunstforscher aber muß den Begriff des Kunstwerkes erweitern auf alle Erzeugnisse auch des Kunstgewerbes, ja auch auf den Körperschmuck, dessen fundamentale Bedeutung noch durchaus unterschätzt zu werden pflegt. Da aber Kunstgeschichte unter allen Umständen Geistesgeschichte ist, wird die Betrachtung der Kunst einer noch vorgeschichtlichen, d. h. schriftlosen Epoche zu einem überaus wertvollen Hilfsmittel (wo nicht überhaupt dem einzigen), zur Kernseele prähistorischer Kultur vorzudringen. Und für die Geschichte der Kunst als Ganzes gesehen, bedeutet die Kunst der Urzeit nichts weniger als Fundament schlechthin, auf dem alle spätere Entwicklung aufbaut. Auf den ersten Vorstoß ließ derselbe Verfasser 12 Jahre später ein zweites Werk folgen »Die Kunst unserer Vorzeit«, in dem unter Einhaltung der Forschungsrichtung und Blickeinstellung die vorher mehr skizzierten Gedankengänge in größerer Abgeklärtheit und schärferer Profilierung dargestellt werden. Ein ausgezeichnetes Beispiel für die hier angewandte Methode ist das Eingangskapitel über die figürliche Gestaltung der diluvialen Kunst, die in geistreicher Kombination der Ergebnisse der Urgeschichts- wie der Kunstforschung mit denen der Psychologie als eidetische Anschauungsbildkunst gedeutet wird. Das Phänomen dieser großartigen Kunst in ihrem Verhältnis zu einer immerhin recht primitiven materiellen Kultur wird allerdings auch damit nicht restlos befriedigend erklärt. Durchaus überzeugend hingegen sind Scheltemas Ausführungen über den Körperschmuck, dem er den zeitlichen Primat des gesamten Kunstschaffens zuspricht.

Erst mit dem Bauerntum der »jüngeren Steinzeit«, der Seßhaftwerdung des europäischen Menschen, beginnt ein lückenloser Ablauf prähistorischer Kunst; Scheltema unterscheidet deshalb »Urzeit« und »Vorzeit«. Hier erst beginnt eine »Baukunst«, wenn sie auch noch lange Zeit sich von der Zweckbestimmtheit als alleingültigem Gesetz nicht zu lösen verstand. Den Grabbauten kommt in dieser Entwicklung besondere Bedeutung zu. Erst wenn man mit Scheltema die prähistorische Kunst nicht mit der Diluvialzeit, sondern mit der »jüngeren Steinzeit« beginnen läßt, darf man das Ornament als Grundlage und als geistigen Kern der Vorzeitkunst nehmen, hinter dem die figürliche Darstellung zurücktritt. Die Kluft zwischen der naturalistischen Bildfreude urzeitlicher Jägerkunst und der ausgesprochenen Bildfeindlichkeit der vorzeitlichen Bauernkunst zeigt sich an den beiden Gruppen der skandinavischen Felsbilder, und in allen späteren Stufen vor- und frühgeschichtlicher Kunst sehen wir immer wieder den Kampf zwischen dem nordischen Ornament und den fremden (zumeist mittelländischen) Einsickerungen figürlicher Motive entbrennen, der bis zum Mittelalter regelmäßig mit der Stilisierung naturalistischer Formen enden mußte. (Auf die m. E. abwegige Auffassung der südschwedischen Felszeichnungen näher einzugehen, ist hier nicht der Ort.) Der Ableitung des Ornaments aus der Flechttechnik (die er als »beschränkt materialistisch« abtut) stellt Scheltema die andere Hypothese der Ableitung aus dem Körperschmuck entgegen, doch wird sich dieses Problem schwerlich in eine so starre Einheitsformel zwängen lassen.

Die Bogen- und Spiralornamentik der nordischen Bronzezeit ist in der gleichfalls bäuerlichen Kulturwelt der neolithischen Bandkeramik vorgebildet, also nicht abhängig von der veränderten technischen Grundlage. Der kunstpsychologische Moment des Überganges von der Geradlinigkeit zur Bogenlinie fällt somit nicht zusammen mit der Ablösung der Herrschaft des Steines durch die der Bronze, sondern muß innere Gründe haben. Die Jahrhunderte nach dem Ende der nordischen Bronzezeit bringen mit logischer Folgerichtigkeit nach einer Periode höchster schöpferischer Leistung eine Erschöpfungs- und Atempause. Die neuen künstlerischen Gedanken der Hallstatt- und Latènekultur haben die nordische Kunst nur peripher und indirekt berührt, das halbe Jahrtausend Römerherrschaft an Rhein und Donau hat auf manchen Gebieten Mischformen geschaffen, deren Bedeutung jedoch durchweg lokal begrenzt blieb.

Aus dem gewaltigen Zusammenprall der nordischen mit der mittelländischen Welt in der »Völkerwanderungszeit« entsteht das germanische Tierornament. Es ist für die Geisteshaltung der Germanen dieser Frühzeit überaus bezeichnend, wie sie aus der Zertrümmerung des naturalistischen Vorbildes sich eine innerlich ganz anders struierte Formensprache geschaffen haben, so daß das Vorbild zur belanglosen Äußerlichkeit herabsank. Solche Umbildungen entlehnter Dinge zu arteigenen Formen sind in der frühgermanischen Kultur- und Geistesgeschichte auch sonst nachweisbar. Die germanische Tierornamentik der Völkerwanderungszeit und der folgenden Jahrhunderte erweist sich als die folgerichtige Weiterentwicklung des in der Bronzezeit des Nordens beginnenden spezifisch germanischen Kunstempfindens, das durch eine tiefe Kluft vom keltischen wie vom klassischen getrennt ist. Die überreiche Welt der frühgermanischen Kunst des Nordens, besonders derjenigen der Wikingerzeit, wird von den skandinavischen Forschern eben wieder eifrig bearbeitet und in ihrem wurzel- und blütenreichen Leben freigelegt. In ihr liegt der Schlüssel zum vollen und richtigen Verständnis der deutschen Kunst, und die heute vielfach geläufig gewordene Beurteilung des Mittelalters als des endgültigen Endes nordischer Geistesform wird von dieser Seite her eingreifende Berichtigung erfahren müssen.

Allertiefste Aufschlüsse über die psychologischen Untergründe der prähistorischen Kunst müßte eine gleichgerichtete Durchforschung der bäuerlichen Volkskunst bringen, fruchtbar für beide Gruppen und deshalb eine der dringendsten Forderungen an die Kunstforschung unserer Zeit.

Prof. Dr. Behn
Mainz

Frederik Adama van Scheltema, Die Kunst unserer Vorzeit. Mit 204 Abb. auf 68 Kunstdrucktafeln. Bibliographisches Institut Leipzig.

2.

Zur Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins

Schleswig-Holstein ist bekannt durch seine ausgeprägte Bauernkultur, die sich in dem blühenden Reichtum Frieslands und Dithmarschens in einer prachtvollen bäuerlichen Wohnkultur geäußert hat. Noch heute ist diese ehemalige besondere Kulturblüte zu spüren in dem außerordentlichen, anderen Landschaften überlegenen Interesse, die die Schleswig-Holsteiner der Geschichte ihres Landes entgegenbringen. Das zeigt sich in einer für das Land verhältnismäßig großen Anzahl von Zeitschriften, die der heimatlichen Kulturforschung dienen. Das bekannteste Jahrbuch dieser Art ist »Nordelbingen«, und der Jahresband 1935 gibt eine klare Anschauung der schleswig-holsteinischen Forschungen. — Voran steht eine botanische Untersuchung »Beobachtungen über das Seegras und seine Erkrankungen im nordfriesischen Wattenmeer« von E. Wohlenberg, in der anhand eines um Sylt untersuchten Einzelproblems die weite Verkettung der Zusammenhänge der Watt- und Landbildung an der Westküste deutlich werden. — Durch Funde der letzten Jahre ist das Land besonders in der Vorgeschichte in den Mittelpunkt des Interesses gerückt; Haithabu ist ein wichtiges Zentrum, H. Jankuhn berichtet über seine »Ausgrabungen in Haithabu 1934«. G. Schwanthes (»Die neuzeitliche Stellung des Moorfundes von Hirschsprung«) widerlegt die übliche späte Ansetzung dieses in den letzten Jahren wichtigsten Fundes der vorrömischen Eisenzeit und weist nach, daß die gefundenen Waffen und Gefäße nicht als keltisch beeinflußt angesehen zu werden brauchen. — Die Aufsätze zur Geschichte Schleswig-Holsteins sind fast ausschließlich kunsthistorischer Natur, da die rein historischen Fragen in gesonderten Veröffentlichungen zu Wort zu kommen pflegen. Der Nestor der schleswig-holsteinischen Kunstgeschichte, Richard Haupt, versucht den Nachweis zu erbringen, daß die »Holzkirchen in Dänemark und in Deutschland« keineswegs — wie es als Verlegenheitslösung gern angenommen wird — in einer Zeit des technisch noch nicht beherrschten Steinbaus die durchgängige, primitive Kirchenform darstellten, sondern daß hier wie im übrigen mittleren Europa Holzbauten nur Interimskirchen für die im Entstehen begriffenen Steinkirchen, niemals übliche Bauform waren. Die ältesten Skulpturen in Schleswig-Holstein, die kein Importgut, sondern »schleswig-holsteinische« Plastik sind, hat Fritz Fuglsang der deutschen Kunstgeschichte zugänglich gemacht. Sein Aufsatz über die »Werkstatt der Hürnper Passion« ist eine Ordnung von monumentalen Holzskulpturen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, deren Bedeutung weit über die Kunstgeschichte des Landes hinausgeht. Die Hüruper Passion wie die Taufgruppe in Bau sind ikonographisch wie stilistisch ganz einzigartige Denkmäler, die unabhängig von der großen mittel- und süddeutschen Bildhauerkunst selbständig ihre Anregungen von Frankreich bezogen haben und einen eigenen, sehr intensiven Ausdruck zeigen. Die Zuordnung überzeugt, nur fällt die Taufgruppe als durchaus bedeutendstes Werk aus dem Zusammenhang heraus. Wenn es gelänge, sie an ältere Werke in Norddeutschland anzuschließen, wäre damit die wichtigste Ableitungsmöglichkeit für die ganze Gruppe gegeben; der Lokalisierungsvorschlag »Flensburg« für die übrigen Werke ist überzeugend. — Eine wichtige Ergänzung zur norddeutschen Kunstgeschichte gibt J. Warncke mit seinem »Lübecker Kanzelmeister Hinrich Matte«, dessen Werk auf Grund archivalischer Belege und stilkritischer Untersuchungen sehr sorgfältig zusammengetragen ist. Th. Riewerts bringt in einer prächtigen Rostocker Truhe einen Nachtrag zu Johanns Henning und erörtert grundlegend das Verhältnis der schleswig-holsteinischen Schnitzer des Barock zu graphischen Vorlagen. Von besonderer Bedeutung ist die Abhandlung über die »Wandsbeker Grabkapelle« des Grafen Schimmelmann. H. Schadendorff umreißt in gedrängter, aber sehr lebendiger Form die Persönlichkeit des Kanzlers und legt damit den Grund zu der meisterhaften Untersuchung Hirschfelds über die Baugeschichte. Peter Hirschfeld, dem wir die Aufarbeitung und feinsinnige Vermittlung der schleswig-holsteinischen Profanarchitektur verdanken, gibt hier ein Musterbeispiel für saubere und exakte Urkundenforschung verbunden mit einer sicheren stilkritischen Beobachtung. — Mit einer Monographie über Christian Rohlfs von Lili Martius führt die Kunstgeschichtschreibung in Gegen-

Digitized by Google

wartsprobleme über, einige weitere hier nicht genannte Aufsätze schließen sich an, ferner solche aus Randgebieten der Heimatforschung (wie die amüsanten »Historisch-zoologischen Walfischstudien«), so daß das Jahrbuch als Ganzes einen Abriß schleswig-holsteinischer Kulturgeschichte darstellt und die Weite der Forschungsaufgaben und -möglichkeiten erkennen läßt.

*

Der Jahresband 21, der Anfang 1937 erschienen ist, rundet das Gesamtbild der Forschungen noch stärker ab. Im Vordergrund stehen wiederum hauptsächlich kunsthistorische Aufsätze. So gibt Theodor Riewerts (Der Maler Johann von Enum) einen wichtigen Beitrag zu der bisher kaum beachteten schleswig-holsteinischen Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts; Epitaphien und Altäre des Johan von Enum werden zum erstenmal vorgeführt, ihr merkwürdiger Stil zwischen niederländischem Manierismus und norddeutsch anmutender Verhärtung der Formen wird klar herausgearbeitet. Wilhelm Johnsen (Die Renaissancekirche zu Kampen vor Rendsburg vom Jahre 1593 und der Bildschnitzer Hans van Brunswik) steuert eine sehr sorgfältige, auf genaue urkundliche Forschungen gestützte Arbeit bei: keine langweiligen Aktenauszüge, sondern vielmehr eine von persönlicher Diktion getragene Kulturgeschichte eines kleinen Gebietes; als kunsthistorische Zielsetzung dient das letzte Kapitel des Aufsatzes über den Bildschnitzer Hans van Brunswik. — Arthur Haseloff (Zur Frage des Meisters des Kielmannseck-Epitaphs im Dom zu Schleswig) nimmt zu einem Aufsatz im 11. Bande der Zeitschrift Stellung, in der ein bedeutendes Schleswiger Epitaph als Bremer Arbeit nachgewiesen werden sollte; Haseloff kann den »Beweis« als Irrtum darstellen und mit mehr Recht auf den älteren Quellinus als Urheber hinweisen. Von ganz besonderem Interesse ist der Aufsatz des schwedischen Kunsthistorikers Johnny Roosval (Bertil Målare aus Lübeck und seine Stockholmer Werkstatt); ausgehend von Notizen aus der Zeit um 1500 in Stockholmer Ratsprotokollen, gelingt es Roosval, einem der besten Kenner der lübeckischen Malerei und Plastik des Mittelalters, an den überlieferten Namen Bertil mit großer Wahrscheinlichkeit ein Oeuvre anzuknüpfen. Hauptarbeiten sind der Stockholmer Hochaltar von 1468, die Altäre in Boglösa und Litslena; Werkstattarbeiten findet Roosval in verschiedenen holsteinischen Altären der Zeit um 1480. Es ist damit für die norddeutsch-schwedische Kunstforschung ein weiterer Name gewonnen, der die enge Verbindung Lübecks mit Schweden zeigt: denn der Norddeutsche, in Lübeck geschulte Bertil, hat die Hauptzeit seines künstlerischen Schaffens in Schweden verbracht und hier schulbildend gewirkt. — Friedrich Sarre (Ein Fund spanisch-maurischer Keramik aus dem Eiderstedter Wattenmeer) und Ernst Schlee (Eine unbekannte Anbetung der Hirten von Pieter Aertsen) machen Importstücke ausländischer Kunst in Schleswig-Holstein bekannt — und zwar Sarre einem Malaga-Krug, der wahrscheinlich im 15. Jahrhundert durch einen friesischen Seemann aus Spanien in seine Heimat gebracht und vor einigen Jahren im Wattenmeer bei Eiderstedt gefunden worden ist, und Ernst Schlee ein 1566 datiertes Bild des Holländers Pieter Aertsen, das sich, bisher unerkannt, in der Kirche von Selent befindet. — Anschließend an die Arbeit von Schadendorff-Hirschfeld über die Wandsbecker Grabkapelle im 11. Band bringt Hans Schadendorff in seinem Aufsatz »Schloß Ahrensburg und Dorf Woldenhorn« nunmehr eine kulturgeschichtliche Darstellung Ahrensburgs, seines interessanten Schlosses, seiner Dorfkirche usw. Schadendorffs Mitarbeiter, Peter Hirschfeld, ist im 12. Band mit einem amüsanten Aufsatz über »Otto von Blomes große Tour 1701—1702« vertreten, in der er in kluger Weise die Interessen der Reisenden der Zeit an den Sehenswürdigkeiten Mitteleuropas interpretiert.

Dr. H. Wentzel
Lübeck

Nordelbingen, Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, herausgegeben von F. Fuglsang, W. Passarge, H. Schmidt, Bd. 11 u. 12, Heide 1935 u. 1936.

3.

Zur Geschichte der Herrenwohnung v. Mittelalter bis ca. 1750

Innerhalb der Erforschung der Geschichte der abendländischen Profanarchitektur nimmt der Wohnbau eine vernachlässigte Stellung ein. Das außerordentlich spärlich erhaltene Material, das dazu nur in den seltensten Fällen ohne Um-, An- und Erweiterungsbauten überliefert ist, ließ eine Gesamtdarstellung nur möglich erscheinen bei präzisester Untersuchung auch der geringsten Reste und unter Heranziehung des gesamteuropäischen Materials. — Es waren zwar geringe Vorarbeiten vorhanden; diese hatten jedoch entweder einen lokal sehr beschränkten Rahmen oder beschäftigten sich ausschließlich mit einem Bautypus. Wenn es jetzt Erik Lundberg in seinem Buch »Herremannens Bostad (L'Habitation Seigneuriale)« unternimmt, eine Geschichte der Herrenwohnung zu schreiben, so verdient diese Zielsetzung ganz besonderes Interesse. Der Verfasser geht von einem schwedischen Lokalproblem aus und zieht dann die gesamteuropäische profane Baukunst heran. Daher hat das schwedische Werk, das eine ausführliche französische Zusammenfassung aufweist, nicht nur Bedeutung für die skandinavische Kunstgeschichte, sondern auch für die mitteleuropäische. Neben französischen und englischen Denkmälern sind die deutschen berücksichtigt, besonders die deutschen Burgen und Saalbauten (Pfalzen) werden herangezogen; das ausgezeichnete Kapitel »Kontinentala Salbygnader« gibt eine exakte Zusammenfassung der deutschen Saalbauten des 11. und 12. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den französischen.

Das Buch zeichnet sich durch vorbildliche Knappheit und Klarheit aus. Die Gruppierung und die Aufteilung der einzelnen Typen und Typenreihen sind einleuchtend und bestimmt. Schon aus dieser Gesamtanlage wäre zu spüren, daß der Verfasser von Haus aus Architekt ist. Dieser Tatsache verdankt das Buch sein ausgezeichnetes Abbildungsmaterial (weit über 300 Abbildungen). Ein großer Teil von ihnen ist von Lundberg selber gezeichnet, zum Teil rekonstruiert, zum Teil in einfachere Form umgezeichnet. Besonders dieses vorzügliche Abbildungsmaterial, das alle wesentlichen behandelten Denkmäler vorführt, macht das Werk zu einem unentbehrlichen Handbuch für jede Forschung zur Profanarchitektur des Mittelalters und der Neuzeit. — Mit besonderer Aufmerksamkeit dürfte deshalb auch der zweite Band zu erwarten sein, der die Herrenwohnung von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab behandeln wird.

Dr. Wentzel
Lübeck

Erik Lundberg, Herremannens Bostad, Studier över Nordisk och allmänt Västerländsk Bostadsplanläggning, Stockholm 1935, Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien (404 S., 330 Abb.).

4.

Festschrift für Ernst Neeb

Festschrift für Ernst Neeb, das bedeutet die schönste Ehrung für einen jener alten Vorkämpfer, deren leidenschaftlicher jahrzehntelanger Einsatz der Heimatkultur zum Segen gereichte. Vor Neeb war es für Mainz der längst verstorbene Prälat Schneider, und gleich ihnen finden wir in den Annalen fast aller deutschen Landschaften die Namen Einzelner, die — oft aus einem anderen Lager herauswachsend — sich der Kunst verschworen. Neeb war Schulmann und kam von der Geschichte zum Kunstwerk, und man ist versucht, aus dem Anteil von Geschichte, Archäologie, Kunstgeschichte und Volkskunde des Beitragskranzes Interessenkreis und -grad des Gefeierten herauszuspüren. Denn dies ist leider in der Festschrift versäumt worden, von der literarischen und vor allem der musealen Tätigkeit des Unermüdlichen eine Vorstellung zu geben. Wie schnell schwindet auch denjenigen, die es noch miterlebt haben, die rechte Vorstellung von der Sammel- und Aufbauarbeit auf diesem Gebiete, wenn mit dem Wirken der Nachfolger die Aufgaben der neuen Generation zum Durchbruch kommen. Zwar zeichnet sich eine so langjährige und so intensive Tätigkeit auch späterhin in der Kette des Gesamtgeschehens deutlich ab, und es ist für manche Landschaften glücklich, mit dem Wechsel der Begabungen und Temperamente die verschiedensten Felder bestellt zu wissen. Aber es würde der heranwachsenden Fachjugend nichts schaden, in der Andeutung von Werk und Wirken dieses Mannes wieder zu hören, daß unermüdliche Arbeit, Schaffenslust und das innere Feuer der Begeisterung, wie in diesem vorbildlichen Arbeitsleben, untrennbar von jeder Leistung sind.

Von den 25 Beiträgen aus verschiedensten Gebieten findet jener über die Römerstraßen bei Kaiserslautern von Friedrich Sprater heute im Zeitalter unserer ganz neuartigen Autostraßenplanungen wohl am schnellsten seine Leser. Hervorgehoben seien jene über die Muttergottes des Oberweseler Altares von Otto Schmitt mit einer überzeugenden Vorstellung vom Anteil zweier gleichzeitig arbeitender Meister und die Bekanntmachung mit einer sehr stimmungszarten Schnitzgruppe »Marias Abschied« durch August Feigel, deren Zuweisung in die Mainzer Landschaft des frühen 15. Jahrh. ohne weiteres einleuchtet. Sehr inhaltsreich ist der Beitrag von Wilhelm Diepenbach über Mainzer Gnadenpfennige Johann Schweickhardts von Kronberg. In der dankenswerten Veröffentlichung eines barocken Mainzer Goldbechers durch Walter Boll fällt uns bei der Betrachtung der eingelassenen Emails auf, daß trotz einer in deutschen Kunstsammlungen zu Hunderten erhaltenen Fülle dieses für die Malerei wie für das Gesamtverständnis jener Zeitläufte im weitesten Sinne wichtige Teilgebiet bis heute noch einer umfassenden Veröffentlichung wartet. Zum Schluß sei noch besonders auf die Erlebnisse in deutscher Volkskunde von Erich Jung hingewiesen. Hier haben wir in dem gerade heute durch die Gewissenlosigkeit ebenso kenntnisloser wie wendiger Schreiberseelen so beunruhigten Brauchtumsgelände einen Führer, der außer dem Wissen die Gabe hat, nicht nur das Rechte zu sehen sondern auch in letzter Minute aus dem unverbildeten Volksmund heraus zu hören.

Dr. Heinrich Kohlhaußen

Digitized by Google

5.

Die bildende Kunst in Österreich

Dieses Buch ist der erste Band einer geplanten Gesamtdarstellung der Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. Die einzelnen Abhandlungen dieses Bandes, zeitlich die Urzeit bis 600 n. Chr. umspannend, sind erwachsen aus einem Vortragszyklus in der »Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien«, so daß insgesamt elf Fachgelehrte von Rang von dem Herausgeber Karl Ginhart zur Bearbeitung herangezogen werden konnten. Der Weg, den diese Autoren gehen, basiert auf der Erkenntnis von Wert und Bedeutung der Bindungen an Blut und Boden, so daß die Darstellungen vom Werden des österreichischen Lebensraumes und von den Rassen und Völkern auf dem Boden Österreichs als Faktoren zur Deutung der Kunstentwicklung gewichtig werden. Die Beiträge fügen sich ganzheitlich zusammen zu einer Gesamtschau, in der außer den Einzelabhandlungen über die Kunst in Österreich von der älteren Steinzeit bis zur frühchristlichen Epoche eine geistesgeschichtliche Übersicht von Josef Strzygowski den vorgeführten Wissensstoff in seiner bekannten Methodik nach »Kunde, Wesen, Entwicklung und Beschauer« zusammenfassend untersucht und einordnet.

Gestaltung und Inhalt der Veröffentlichung zeigen das im Zuge unserer Zeit und der modernen Wissenschaft liegende Bemühen, die Geschichte der Kunst synthetisch und synoptisch zu begreifen als Gewordenes aus der Durchdringung und Wechselwirkung aller auch außerkünstlerischen Lebens- und Umweltsbedingungen, denen Künstler und Werk bestimmend ausgesetzt sind. Zudem beseelt die Darstellenden das lebendige geschichtliche Bewußtsein, daß alles auch heute Geschaffene organisch wächst auf einem Nährboden, der in Jahrtausenden Saat und Ernte empfangen und gegeben hat.

Am Schluß der einzelnen Beiträge wird für jedes Gebiet das vorhandene Schrifttum nachgewiesen, ein alphabetisches Schlagwörterverzeichnis erleichtert die Orientierung, und gute Abbildungen erhöhen die Anschaulichkeit.

Dr. H. Hofmann

Die bildende Kunst in Österreich. Voraussetzungen und Anfänge. Herausgegeben von Karl Ginhart. Verlegt bei Rudolf M. Rohrer in Baden bei Wien. 224 S. 180 Abb. Preis geb. 12.— RM., brosch. 11.— RM.

6.

Österreichische Malerei des 18. Jahrhunderts

Nikola Michailow gibt uns mit diesem Buche eine streng systematische Arbeit, geschult an Wölfflinscher Methodik und sehr ergiebig als kunstgeschichtliche Betrachtung vermitteln Troger und Donner einem großen Schülerkreis ein durch die Wiener Akademie erhärtetes Stilgut. Für Maulpertsch und Bergl jedoch, sowie für eine Gruppe sogenannter provinzieller Meister, ist diese akademische Tradition wohl Voraussetzung, aber nicht eigentliche Schaffensquelle. Vielmehr wird die von ihnen erzeugte neue Stilstufe charakterisiert und fundiert durch Kräfte, die vom Verfasser als provinzielle Formkräfte erkannt und gedeutet werden. Er nennt sie einen im Blute sitzenden Formtrieb im Gegensatz zur stilgebundenen Gestaltform, die letzlich auf einen übernationalen Formenschatz zurückgreift. Provinziell heißen sie, weil sie als Ausdrucksmittel in der Provinz reiner und störungsfreier bewahrt werden, jedoch ohne berufene und qualifizierte Träger selten eine weitreichende geschichtliche Sendung zu erfüllen vermögen. Die geschichtliche Bedeutung Maulpertschs beruht daher auf der Manifestation dieser provinziellen Formkräfte in Werken hoher Kunst. Der Verfasser gibt vier charakteristische Erscheinungsweisen der provinziellen Formkräfte an, die in diesem besonderen Falle als Ausdrucksfähigkeit germanischer Grundmächte bezeichnet werden.

Die Sprache des Autors ist präzise und die Untersuchung übersichtlich aufgebaut und gegliedert. Von den 60 Abbildungen ist leider etwa ein Drittel doch zu klein in der Wiedergabe, zumal es sich bei Deckenbildern um an und für sich schwerer erkennbare Objekte handelt, andererseits bezeugt die Vielzahl den Reichtum österreichischer Barockkunst und bringt z. T. ein sonst kaum erreichbares Bildmaterial. Ausführliche Literaturangaben erhöhen noch den wissenschaftlichen Wert dieser guten, wohltuend knappgefaßten Forschungsarbeit. **Dr. H. Hofmann**

Nikola Michailow, Österreichische Malerei des 18. Jahrhunderts. Formgestalt und provinzieller Formtrieb. Verlag: Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main. 1935. 58 Seiten. 60 Abbildungen. Preis: 3.90.

7.

Kunst und Geschichte

Diesen in ihrer Art kunstgeschichtlichen Fibeln, von denen hier in 10. Auflage der 2. Teil »Mittelalter« vorliegt, weist der Autor H. Luckenbach selbst die Bestimmung zu, eine erste Anleitung zum Betrachten von Kunstwerken z. B. für die Schüler höherer Lehranstalten zu vermitteln. Diesen Zweck erfüllt Jahre 1500 abschließt und nicht wie vordem bis ins neunzehnte Jahrhundert hinaufführt, wobei, trotz etwas erhöhter Seitenzahl, in diesem D-Zugtempo die Dinge allzu unbestimmt und flüchtig bleiben mußten. **Dr. H. Hofmann**

H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. II. Teil: Mittelalter 248 Abbildungen, 101 Seiten. 10. Auflage. München u. Berlin 1936. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. Brosch. RM. 2.60.

8.

Dürers „Ritter, Tod und Teufel"

Dieses schmale Bändchen in der Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher enthält einen für den Druck umgeformten Festvortrag, den der Autor Professor Wilhelm Waetzoldt im Juni 1936 in Erfurt hielt. Waetzoldt bemerkt im Vorwort, daß er hier Betrachtungen ausführe, die in seinem umfangreichen Buche »Dürer und seine Zeit« nur gestreift werden konnten. Das erklärt zugleich die Sonderpublikation über diesen in der zahlreichen Dürerliteratur längst ausführlich gedeuteten Kupferstich. Waetzoldts Aspekt ist zeitgemäß und im Hinblick auf unsere Zeit und die jüngste Gegenwart gewählt. Im Schlußabschnitt seiner Betrachtung sagt er selbst: »Die heroischen Seelen lieben diesen Kupferstich — wie Nietzsche es getan hat und wie Adolf Hitler es tut... Wir hören über Jahrhunderte hinweg den Zuruf Dürers — und heute findet er wieder ein Echo in unseren deutschen Herzen.«

In pathetisch geballter Sprache entrollt sich in zwölf kurzen Kapiteln das Bild des bunten, abenteuerreichen sechzehnten Jahrhunderts als Folie für den christlichen Ritter, der Tod und Teufel (Waetzoldt beleuchtet und belegt den mittelalterlichen Todesgedanken und den jene Zeit beherrschenden Teufelsglauben) in glaubensvoller kämpferischer Gesinnung überwindet. Die Erklärung des Form- und Bewegungsproblems, des Beiwerkes und der Landschaft gibt der Autor übereinstimmend mit der maßgebenden Literatur. Es kann nicht zur Diskussion stehen, wieviel der einzelne Betrachter in ein Kunstwerk hineinsieht oder assoziativ empfindet, entscheidend bleibt, daß es diese starke hin- und mitreißende Wirkung auszuüben vermag durch die Kraft der künstlerischen Gestaltung.

Dr. H. Hofmann

Wilhelm Waetzoldt, Dürers Ritter, Tod und Teufel. Preußische Jahrbücher. Schriftenreihe. Herausgeber: Walter Heynen. Heft 33. Verlag von Georg Stilke, Berlin 1936. 23 Seiten. 1 Abbildung. Preis: RM. 1.20.

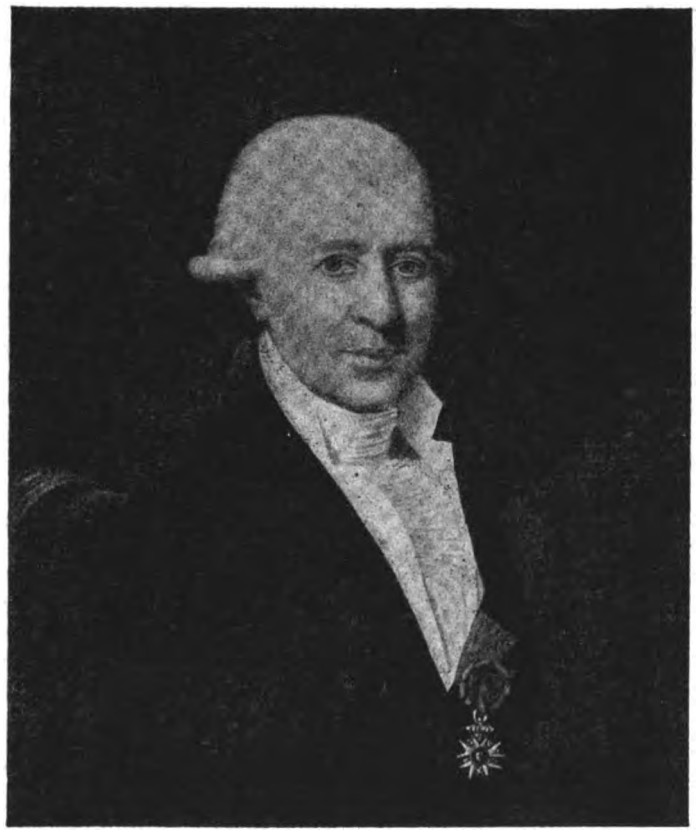
Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Christoph Wilhelm Koch (1737—1813)

Kein geringerer als Johann Wolfgang Goethe hat neben Johann Daniel Schöpflin, dem Altmeister oberrheinischer Landesgeschichte, auch dessen Lieblingsschüler, Christoph Wilhelm Koch in seiner klassischen Schilderung der Straßburger Studienzeit ein dauerndes Denkmal gesetzt und mit warmen Worten anerkannt, wieviel er diesen Lehrern schuldig geworden sei. Stärker und nachhaltiger noch ist der mittelbare Einfluß des in den protestantischen Kreisen des Elsaß unvergessenen Mannes auf die politische Gestaltung Europas in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden. Nicht nur die Freunde der elsässischen Heimatgeschichte haben Anlaß, für das nun vorliegende erste Lebensbild dem Verfasser Dank zu zollen; auch die deutsche Reichshistorie erhält mannigfache Anregungen und wichtige Hinweise.

Der in Buchsweiler geborne Elsässer empfing während seines juristischen Studiums in Straßburg die stärkste Anregung von Anfang an durch die Persönlichkeit und Lehre Schöpflins, den seine großen Arbeiten über die Vergangenheit der Oberrheinlande und seine organisatorischen Fähigkeiten an den benachbarten Fürstenhöfen wie im Kreis der Straßburger Studenten weithin beliebt machten. Nahezu zehn Jahre hindurch war Koch sein Hausgenosse und vertrautester Mitarbeiter, nach dem Tode (1771) des verehrten Meisters Bibliothekar an der von diesem selbst gestifteten Stadtbücherei und außerordentlicher Professor an der Universität, um dann freilich wiederum ein volles Jahrzehnt auf ein Ordinariat zu warten. Erst 1782 wurde ihm zunächst eine feste Stellung an der juristischen Fakultät eingeräumt, 1792 ein planmäßiger Lehrstuhl, trotzdem die Verleihung des philosophischen und des juristischen Ehrendoktors, die Erhebung in den Adelsstand durch Kaiser Josef II., sowie eine (abgelehnte) Berufung an die Universität Göttingen die hohe Geltung seiner wissenschaftlichen Arbeit aufs beste bewiesen.



Nicht in der ordnungsmäßigen Erfüllung beruflicher Pflichten lag Kochs Bedeutung, sondern in der glänzenden Verbindung historischer Erkenntnisse mit der rechtswissenschaftlichen Theorie zur Ausbildung eines politischen Sinnes, wie ihn die herannahende Zeitenwende für den Aufbau eines neuen Europas forderte. Beim Einbruch der Revolution konnte sich der Gelehrte sehr bald auch praktisch betätigen. Als Vertreter der protestantischen Kirche des Elsaß waren ihm sehr erhebliche Erfolge beschieden, als Staatsrechtler nahm er auf die Ausgestaltung der ersten Verfassungen, die sich die Staaten des Rheinbundes aus eigenem Willen ihrer Fürsten und nach dem Diktat der französischen Machthaber gaben, in hohem Maße Einfluß. Vor allem haben die von ihm verfaßten Standwerke eines geschichtlich begründeten Staatsrechts ihren bevorzugten Platz in der europäischen Geistesgeschichte behalten.

Nur zum Teil führten Kochs gelehrte Arbeiten lediglich die von Schöpflin hinterlassenen geschichtlichen Studien fort; zum Teil widmeten sie sich der Untersuchung und Lösung schwieriger kirchenrechtlicher Fragen, unter denen Entstehung und Inhalt der deutschen Konkordate des Spätmittelalters sowie der Streit um die Echtheit der pseudoisidorischen Dekretalien weithin Widerhall fanden. Das Hauptstück bildeten die häufig aufgelegten, viel gelesenen und viel nachgeahmten Handbücher der allgemeinen Geschichte, der Genealogie und Chronologie. Den besten Beweis bildet die Tatsache, daß ein geschichtliches »Gemälde«, das 1771 erschienene »Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire d'Occident jusqu'à nos jours«, mehr als vier ereignisreiche Jahrzehnte hindurch (bis 1813) stetig erweitert, verändert und durch Beigabe von damals höchst seltenen historischen Karten verbessert wurde und auch nach dem Tode des Verfassers seinen »klassischen« Rang in Frankreich wie in deutscher Übersetzung behaupten konnte. Im gleichen Sinne fanden die 1780/82 herausgegebenen und ebenfalls ins Deutsche übertragenen Genealogischen Tabellen der vornehmsten Fürstenhäuser, sowie die chronologischen Übersichten der »Hauptveränderungen in Europa« lebhaftesten Beifall. Das Wesentlichste jedoch sollte eine Sammlung der seit dem Westfälischen Frieden in Europa aufgestellten Staatsverträge werden, die als Ergebnis von Vorlesungen und akademischen Übungen erstmals 1796/97 erschien, in mehrfachen Auflagen bis 1848 fortgeführt wurde und damit für ein volles halbes Jahrhundert die Anerkennung der ganzen politischen Welt als unentbehrliches Nachschlagewerk gewann.

Kurz zuvor war der Gelehrte, wie bereits bemerkt, auch persönlich in den politischen Kampf eingetreten. Dauernden Erfolg hatten lediglich die von ihm mit den neuen revolutionären Machthabern geführten Verhandlungen über die Erhaltung des protestantischen Kirchengutes im Elsaß, über die fast gleichzeitig mit dem hier angezeigten Werke eine kleinere Abhandlung[2]) erschienen ist, während die Mitarbeit in der ersten gesetzgebenden Nationalversammlung in Paris recht unergiebig endete. Wichtiger dagegen wurde die diplomatische Vertretung französischer Interessen auf dem Rastatter Friedenskongreß, bis auch hier das Schwert alle ungelösten Fragen zerhieb. Der letzte Auftrag galt 1807 der Mitarbeit an der Verfassung des Königreichs Westfalen, das Napoleon als Musterstaat für seine deutschen Vasallen einzurichten gedachte. Der Lokkung, als Minister — Staatssekretär in die neue Hauptstadt Kassel überzusiedeln und damit vielleicht mit alten wissenschaftlichen Freunden in Göttingen fruchtbare Beziehungen anzuknüpfen, hat Koch widerstanden und die wichtige Stellung neidlos dem Schweizer Historiker Johannes von Müller überlassen. Wohl aber gewann seine Staatsauffassung und seine Lehre nochmals gewichtigen Einfluß, da die Königlich Westfälische Verfassung ihrerseits wieder den übrigen Rheinlandstaaten vielfach zum Vorbild diente. –

Reicher und vielseitiger, als es die älteren biographischen Skizzen zeigten, liegt das Leben Christoph Wilhelm Kochs in diesen neuen, tief schürfenden Studien vor uns. Nicht nur die Persönlichkeit des letzten Rechtslehrers der alten Straßburger Hochschule bringt das von Friedrich Buech entworfene Bild aus dem elsässischen Gelehrtenleben zur Geltung, auch Verfassung, Studienplan und Eigenart der hochberühmten Universität, die ihren Ursprung in der Blütezeit der Reichsstadt nie vergaß, treten klar und deutlich hervor. Während der Schriftsteller Koch mit Rücksicht auf den europäischen Ruf seiner Schule die Hauptwerke in französischer Sprache herausgab, blieb der Professor daneben nach altem Brauch der deutschen Vergangenheit treu. Die eindeutige Feststellung einer jüngst erschienenen höchst wertvollen Arbeit über die elsässische Presse im 18. Jahrhundert[3]), daß hundert Jahre nach der Besitznahme Straßburgs durch Frankreich die Sprache des Staates noch immer nicht Umgangssprache geworden, in ganzen Bevölkerungsschichten unbekannt sei, gilt nicht zuletzt auch für Gewohnheit und Lehre der elsässischen Hochschule.

Je stärker die neuen Untersuchungen die wahrhaft internationale Bedeutung Christoph Wilhelm Kochs und seiner Schüler hervorheben, unter denen die Franzosen vor den russischen, nordischen und insbesondere deutschen Gästen aus allen Teilen des Heiligen Reiches verschwanden, um so mehr tritt gerade in seiner Person unmittelbar vor der großen nationalsozialistischen Weltenwende der Revolution der deutsche Grundzug der Universität hervor.

Prof. Dr. P. Wentzcke
Frankfurt a. M.

[1]) Friedrich Buech, Christoph Wilhelm Koch (1737—1813) der letzte Rechtslehrer der alten Straßburger Hochschule. Ein Bild aus dem elsässischen Gelehrtenleben (Schriften des wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt. Neue Folge Nr. 17). Frankfurt a. M. M. Diesterweg 1936. XVI, 181 S.
[2]) Jean Richerateau, Le rôle politique du professeur Koch. Straßburg 1936.
[3]) Hans Molz, Die elsässische Presse im 18. Jahrhundert bis zum Ausbruch der Revolution (Schriften der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft Reihe A Bd. 17). Straßburg 1937. S. 3 nach dem amtlichen Bericht des königlichen Prätors vom September 1783.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin. Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 4500 IV. Vj. 36. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 896 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

MAY 3 19??
PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 5. April 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 7

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Prof. Dr. P. JORDAN, Rostock

Bausteine der Materie. *Atome und Atomkerne*

Die historische Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß wir das Wort »Atom« in einem Sinne gebrauchen, welcher der eigentlichen Wortbedeutung durchaus widerspricht. In wörtlicher Übersetzung ist das »Atom« das »Unzerteilbare«; und nur in dieser Fassung entspricht es dem, was die philosophischen Urheber dieses Begriffes sich darunter dachten. Philosophen des alten Griechenlands haben einen ihrer Zeit kühn vorauseilenden Gedanken entwickelt, der erst in viel späteren Jahrhunderten, seit der Renaissance, seine ganze Tiefe und Fruchtbarkeit erweisen sollte. Nach Demokrits und Leukipps Lehre besteht alles, was wir wahrnehmen, aus Anhäufungen kleinster, feinster Teilchen; die gesamte Materie ist aus diesen kleinsten Teilchen aufgebaut; jeder Naturvorgang — nicht nur die Bewegung eines Steines oder des Wassers, sondern ebenso auch das Flackern einer Flamme oder die Entfaltung einer Blume — ist nichts anderes, als Bewegung und Umlagerung der kleinsten Teilchen der Materie. Diese kleinsten Teilchen aber sind »Atome«, d. h. unzerteilbar, unveränderlich, und unzerstörbar.

Diese Gedanken, die seit dem Erlöschen der antiken Welt vergessen waren — das Mittelalter hat, wie man weiß, unter den griechischen Philosophen den der Lehre Demokrits fernstehenden Aristoteles zu seinem philosophischen Lehrmeister erwählt — begannen von neuem die Geister zu bewegen, als in der Renaissance die humanistischen Studien unbekanntes Gedankengut der Antike wiederentdeckten, und gleichzeitig die beginnende abendländische Naturforschung nach neuen Wegen suchte, über Aristoteles und über die Scholastik hinaus. Sie fand in der Lehre von den Atomen eine greifbar-anschauliche Naturdeutung, welche den mystisch-spukhaften Vorstellungen der Alchemie und Astrologie die Idee eines streng gesetzlichen Naturablaufs entgegenstellte.

Vom Beginn an also stand die abendländische Naturforschung unter dem beherrschenden Eindruck dieser Atom-Philosophie; und die ersten erfolgreichen Versuche, die Lehre von den Atomen zur Deutung bestimmter aus dem Experiment gewonnener Erkenntnisse zu verwerten, hängen eng zusammen mit der gedanklichen Grundlegung der Chemie. Nach Boyle sind alle chemischen Substanzen zurückzuführen auf eine — gegenüber der ungeheuren Mannigfaltigkeit der chemischen Substanzen verhältnismäßig kleine — Anzahl chemischer »Elemente«. Diese Elemente, als solche unzerstörbar, bleiben in allen chemischen Verwandlungen unverändert erhalten: aus den Verbindungen, die sie eingegangen sind, dabei scheinbar ihre Eigenschaften völlig verlierend, sind sie jederzeit durch Zerlegung wieder herauszuholen. Das Gold zum Beispiel gehört zu diesen Elementen, und die Hoffnung, es chemisch zu erzeugen, muß deshalb begraben werden. Dieser Begriff des chemischen Elementes erhält nun eine wunderbar anschauliche Deutung, wenn wir mit Dalton die Atomvorstellung in die Chemie einführen: Stellen wir uns vor, daß die verschiedenen chemischen Elemente verschiedenen Arten von Atomen entsprechen, so ist die experimentell gefundene Beständigkeit der chemischen Elemente einfach die Folge der nach Demokrit angenommenen Unveränderlichkeit der einzelnen Atome: Ein Klumpen reinen Goldes besteht aus lauter gleichen unzerstörbaren und unerzeugbaren Atomen, und dasselbe gilt von jedem chemischen Element. In einer chemischen Verbindung dagegen sind die kleinsten Teilchen — »Moleküle« genannt — aus je mehreren Atomen zusammengesetzt.

Man muß sich den Gegensatz dieser Gedanken zum alchemistischen Wunderglauben vor Augen halten, um ermessen zu können, welche Leistung experimenteller Forschung und gedanklicher Durchdringung in diesen uns heute so unmittelbar faßlich und geläufig gewordenen Grundvorstellungen der chemischen Wissenschaft steckt.

Freilich war es noch ein weiter Weg von dieser ersten Einführung der Atomlehre in die Naturwissenschaft bis zu dem erst seit wenigen Jahrzehnten gelungenen Beweis, daß diese Atome nun wirklich existieren. Die obigen Andeutungen werden erkennen lassen, daß die Atomvorstellung eine überzeugend einfache und naheliegende Deutung experimenteller Tatsachen ist; aber dennoch bleiben diese Tatsachen weit davon entfernt, zu beweisen, daß sie auch noch mehr als eine naheliegende und anregende, also nützliche Hypothese ist. Trotz vieler weiterer experimenteller Entdeckungen, die immer wieder zugunsten der Atom-Hypothese sprachen, ist es der neuesten Zeit vorbehalten geblieben, mit raffinierten Experimenten endlich die Atome derart zu erfassen, daß man endgültig ihre Realität erweisen, ihre Massen wägen und ihre Größen messen konnte. Man müßte ungefähr hundert Millionen Atome in einer Kette aneinander legen, um diese Kette ein Zentimeter lang zu machen. Eine riesige Anzahl also; und für den Fall, daß infolge unserer Erinnerung an Inflationszahlen diese Zahl uns noch nicht imponieren sollte, wollen wir uns klarmachen, wieviele Atome danach ungefähr in einem Kubikzentimeter eines festen Stoffes (in dem sie dichtgepackt zusammenliegen) enthalten sind: nach leichter Rechnung erhält man dafür eine Quadrillion, d. h. eine 1 mit 24 Nullen dahinter. Dies macht verständlich, daß die Atome so weit außerhalb unserer unmittelbaren Wahrnehmungsfähigkeiten liegen; und es läßt erahnen, welche Höchstleistungen modernsten technischen Könnens und hochentwickelter Experimentierkunst nötig waren, um die Realität dieser winzigen Objekte sicherzustellen und ihre Eigenschaften zu erforschen.

Wir wissen aber heute auch, daß diese Atome — im Widerspruch mit ihrem Namen — keineswegs letzte, unzerlegbare Bausteine der Materie sind. Wir sahen oben, für welchen Gegenstand wir das Wort »Atom« im naturwissenschaftlichen Sprachgebrauch verwenden: für die kleinsten Teilchen der chemischen Elemente. Und nachdem wir uns in dieser Hinsicht festgelegt haben, besteht durchaus nicht mehr eine Gewähr dafür, daß das, was wir »Atom« genannt haben, wirklich ein letzter, unzerlegbarer Baustein der Materie ist, also wirklich das darstellt, was ursprünglich mit dem Wort Atom bezeichnet werden sollte. Zwar haben wir oben aus den Grundgesetzen der Chemie auf eine Unveränderlichkeit und Unzerstörbarkeit der kleinsten Teilchen eines chemischen Elements geschlossen. Aber dieser Schluß ist aus zwei Gründen zu revidieren: erstens, weil es zur Erklärung der Beständigkeit der Elemente bereits genügt, wenn jedes Atom sozusagen eine ihm zugefügte Beschädigung zu

INHALT:

JORDAN: Bausteine der Materie
FRIEDERICHS: Theoretische Biologie
AMLONG: Neuere Forschungen über pflanzliche Zellteilungshormone
WEHA: Die Aufarbeitung elektrischer Öle
REUSSE: Neue Wege in der Verstärkertechnik
LEHMANN: Umrisse einer soziologischen Strukturlehre
Besprechungen

Digitized by Google

»regenerieren« vermag; und zweitens, weil wir seit einigen Jahrzehnten wissen, daß neben den gewöhnlichen chemischen Umwandlungen, bei denen die Elemente erhalten bleiben, in sehr viel geringerem Ausmaß auch Elementumwandlungen tatsächlich in der Natur vor sich gehen. Diese beiden Punkte verlangen eine genauere Betrachtung.

Der elektrische Strom in einem Metalldraht oder auch in einer Glimmlicht-Röhre, wie sie heute für Leuchtschrift benutzt wird, beruht auf der Bewegung kleinster Teilchen, die man Elektronen nennt. Jedes Elektron trägt dieselbe (natürlich wiederum winzige) Elektrizitätsmenge; und jedes hat dieselbe Masse, die sogar für atomphysikalische Maßbegriffe überraschend klein ist: nämlich fast 2000 mal kleiner als die des leichtesten Atoms, das wir kennen, des Wasserstoffatoms. Man kann nun diese Elektronen sozusagen in Reinkultur bekommen: die von Lenard erforschten Kathodenstrahlen sind nichts anderes, als rasche, durch den freien Raum dahinschießende Elektronen. Läßt man nun ganz besonders schnelle Kathodenstrahlen auf Materie auftreffen, so zeigen sich merkwürdige Dinge: man kann beispielsweise metallische Wände mit sehr schnellen Elektronen glatt durchschießen, und zwar verläuft das nicht so, wie die Durchschießung einer Panzerplatte mit einem Geschoß, das nachher ein Loch hinterläßt, sondern das Elektron geht hindurch, als ob gar kein Hindernis vorhanden wäre. Nur ein ganz kleiner Bruchteil des Strahles schneller Elektronen wird aus seiner Flugbahn herausgeworfen beim Durchqueren der Metallschicht; offenbar bedeutet das, daß einige wenige Elektronen an Orte geraten, wo sie starken Kraftwirkungen ausgesetzt sind. Lenard hat diese Ergebnisse dahin zusammenfassen können, daß in einem Metallklotz von der Größe eines Kubikmeters insgesamt nur ein Raum von der Größe eines Stecknadelkopfes sich als undurchdringlich für die schnellen Elektronen erweist. Natürlich muß dieser undurchdringliche Anteil des Raumes verteilt sein auf die einzelnen Atome des Metalls. Rutherford, der statt mit Elektronen mit noch durchschlagskräftigeren Teilchen schoß — nämlich den in der Radiumstrahlung auftretenden sogenannten Alphateilchen — hat dann folgendes Bild von den Atomen begründet: Jedes Atom besteht aus einem Kern und einer Hülle. Fast die gesamte Masse des Atoms ist konzentriert im Kern, der außerdem eine elektrische Ladung, und zwar eine positive, besitzt. Dabei ist der Kern ungeheuer klein — im Durchmesser noch einmal ungefähr hunderttausendmal kleiner, als das vollständige Atom. Dies vollständige Atom nun besitzt außer dem Kern noch eine Anzahl von Elektronen, welche sich um den Kern herum bewegen und dabei den ganzen, so viel größeren Raum des Atoms durch ihre Bewegung erfüllen. Da aber die Größe eines einzelnen Elektrons ungefähr dieselbe, wie die eines Atomkerns ist, so wird verständlich, daß diese »Hülle« des Atoms, obwohl für langsame Elektronen undurchdringlich, von schnellen Elektronen glatt durchflogen werden kann.

Wieviele Elektronen zu dem vollständigen Atom gehören, hängt davon ab, wie groß die positive elektrische Ladung des Atomkerns ist: die Elektronen — sie sind negativ elektrisch — kompensieren im vollständigen Atom diese Ladung des Kernes, sodaß insgesamt ein elektrisch neutrales Atom zustande kommt.

Diese Elektronenhülle des Atoms kann aber durch Energiezufuhr in stärkere Bewegung versetzt werden. So kommt beispielsweise das Leuchten der oben erwähnten Leuchtröhren so zustande, daß die bei elektrischer Stromzufuhr hindurchlaufenden »freien« Elektronen den Atomen des Neongases oder Quecksilberdampfes bei Zusammenstößen Energie übertragen, wodurch die Elektronenhüllen der Atome in stärkere Bewegung kommen: Die schwingenden elektrischen Ladungen in einem Atom wirken dann als eine winzige Radio-Sendeantenne und senden elektrische Wellen aus, von so kleiner Wellenlänge, daß sie uns als sichtbares Licht erscheinen. Aber man kann einem Atom seine Elektronenhülle auch ganz oder teilweise entreißen, also ein oder mehrere Elektronen ganz daraus entfernen. Dann ist der übrigbleibende Rest des Atoms elektrisch geladen; und bei nächster Gelegenheit »regeneriert« sich das Atom, indem ein vorbeikommendes freies Elektron sich ihm anlagert.

Die Unmöglichkeit, chemische Elemente zu erzeugen oder zu vernichten, erklärt sich also aus der Unveränderlichkeit der Atomkerne: die durch die Kernladung bedingte Anzahl von Elektronen in der Elektronenhülle eines Atoms ist nämlich maßgebend dafür, zu welchem chemischen Element das Atom gehört. Wir kennen im Ganzen 92 verschiedene Elemente, vom Wasserstoff mit nur einem einzigen Elektron angefangen bis zum Uran mit 92 Elektronen.

Aber nun ist auch diese Unveränderlichkeit der Kerne keine absolute: Seit der Entdeckung der Radioaktivität wissen wir, daß manche Atomkerne eine Neigung haben, zu explodieren: eine richtige Umwandlung von Atomkernen, also eine chemische Elementumwandlung geht hier vor sich. Aber in der Natur finden solche Prozesse nur in verschwindend geringem Ausmaß statt; und überwiegend laufen sie ungeheuer langsam ab — übrigens in einem so genau bestimmten Zeitmaß, daß man bei Gesteinen, die radioaktive Anteile enthalten, nach chemischer Analyse berechnen kann, vor wieviel Jahrmillionen sich dies Gestein gebildet hat...

Seit fast zwei Jahrzehnten kennt man auch die Möglichkeit, künstliche Elementumwandlungen hervorzurufen durch Beschießung von Atomkernen mit sehr schnellen Teilchen. Nachdem Rutherford zum ersten Male eine solche künstliche Kernumwandlung erreichte, haben die vereinten Anstrengungen vieler Forscher eine Fülle weiterer Beispiele geliefert. Diese Dinge haben nicht nur deshalb, weil sie die erste Andeutung für eine Erfüllung des alten Alchemistentraumes sind, sondern auch aus einem anderen Grunde vielseitige Aufmerksamkeit erregt. Es sind verhältnismäßig ungeheuer große Energieumsetzungen mit diesen Kernreaktionen verknüpft; und eine Freimachung der Energien, die in den Atomkernen stecken, würde, wenn sie in größerem Maßstab möglich wäre, eine technische Revolution von unvorstellbarem Ausmaß bedeuten. Bislang sind es freilich erst geringste Spuren von Materie, an denen die Physiker diese Kernumwandlungen hervorgerufen haben.

Jedenfalls aber: die Atomkerne sind auch nicht letzte unteilbare Bausteine der Materie; auch sie sind offensichtlich noch aus einfacheren Teilchen zusammengesetzt. Und das ist sehr befriedigend: Es wäre sehr schwer, sich Naturgesetze vorzustellen, die dazu führen sollten, daß es mehr als 90 verschiedene Arten unzerlegbarer Urbestandteile der Materie gäbe!

Bis vor kurzem war man geneigt, zwei Teilchenarten als die vermutlichen Urbestandteile der Materie anzusehen: nämlich einerseits das Elektron und andererseits den einfachsten aller Kerne, den Kern des Wasserstoffatoms, »Proton« genannt. Dies Proton nämlich ist, soweit unser heutiges Wissen reicht, tatsächlich als ein einfaches, unzusammengesetztes Gebilde anzusehen. Es hat eine elektrische Ladung, die der des Elektrons entgegengesetzt gleich ist; seine Masse dagegen ist, wie schon oben gesagt, rund 2000mal größer, als die des Elektrons. Daß das Elektron uns überall als Bestandteil der Atome entgegentritt, wissen wir schon. Nun war es offenbar ein verlockender Gedanke, daß auch die Kerne selber aus Elektronen und Protonen zusammengesetzt sein sollten. Dann gäbe es also nur zwei verschiedene Urbestandteile der Materie — wir kämen zu einem sehr einfachen und befriedigenden Gesamtbild.

Aber tatsächlich ist es anders. I. Chadwick hat 1932 die Entdeckung gemacht, daß bei gewissen Kernreaktionen eine zuvor ganz unbekannte Art von Kern-Bruchstücken auftritt. Es handelt sich um eine neue Teilchenart, mit einer Masse, die nahezu dieselbe, wie die des Protons ist, aber ohne elektrische Ladung. Dieses Fehlen einer elektrischen Ladung, das für das neuentdeckte Teilchen charakteristisch ist, macht verständlich, daß es so lange der Entdeckung entgehen konnte: denn Elektron und Proton, oder auch das früher erwähnte Alphateilchen (was dasselbe ist, wie ein Helium-Atomkern) sind gerade durch ihre elektrischen Ladungen der Untersuchung so gut zugänglich. Nachdem aber dies neue Teilchen — es wird »Neutron« genannt — einmal gefunden war, ist man sehr bald zu einer umfassenden Kenntnis seiner geradezu beherrschenden Rolle in der Physik der Atomkerne gelangt, besonders durch die Untersuchungen des römischen Physikers Fermi. Durch Heisenberg wurde dann eine wohl endgültige Klarheit über die Frage nach den Bausteinen der Atomkerne gebracht: Die Atomkerne bestehen aus Protonen und Neutronen. So daß wir abschließend Protonen, Neutronen und Elektronen als die Urbestandteile aller Materie zu betrachten haben.

Während wir aber so endlich am Ziele stehen, das den Atom-Philosophen vorgeschwebt hat, endlich diejenigen letzten Bausteine der Materie kennen, die wir als einfach und unzusammengesetzt auffassen müssen, ergibt sich andererseits, daß diese Teilchen in Wirklichkeit nicht unzerstörbar sind. Ungefähr gleichzeitig mit der Entdeckung des Neutrons gelang Anderssón die Entdeckung des »Positrons«, eines Teilchens, das genau einem Elektron gleich wäre, wenn es nicht statt der negativen Ladung, die ein Elektron hat, eine positive elektrische Ladung (gleichen Betrages) hätte. Dieses Positron aber kann, theoretische Voraussagen Diracs bestätigend, sich mit einem gewöhnlichen, negativen Elektron so innig vereinen, daß beide Teilchen völlig verschwinden — nur ein gewisser Betrag von Energie (etwa als Licht-Energie) bleibt übrig. Umgekehrt gibt es Prozesse, in denen aus Energie ein Positron und ein Elektron erzeugt wird. Und wahrscheinlich sind ähn-

Digitized by Google

liche Prozesse auch bei den Protonen und bei den Neutronen möglich; sicher ist jedenfalls, daß ein Neutron sich verwandeln kann derart, daß statt seiner ein Proton und ein Elektron entsteht. Aber das bedeutet nicht, daß das Neutron aus einem Proton und einem Elektron zusammengesetzt wäre; denn umgekehrt kann wieder ein Proton sich verwandeln in ein Neutron und ein Positron.

Also wir sehen, daß diese letzten Urbausteine der Materie nun auch wieder nicht die Eigenschaften zeigen, die wir ihnen in Anlehnung an die philosophische Atomlehre gerne zugeschrieben hätten. Trotz letzter Einfachheit und Unzusammengesetztheit haben sie nicht den Charakter absoluter Unzerstörbarkeit. So selten auch ihre Umwandlungsprozesse sind, grundsätzlich kommen sie vor, grundsätzlich also erweisen sich auch diese Urteilchen der Materie als wandelbare Formen des Einzigen, das nach allem, was wir wissen, tatsächlich unzerstörbar ist: der Energie. —

Erwähnen wir übrigens noch, daß man starke Gründe hat, überzeugt zu sein, daß bei den letzterwähnten Umwandlungsprozessen (welche dem sog. radioaktiven Beta-Zerfall und der sog. künstlichen Radioaktivität zugrunde liegen) außer den erwähnten Teilchen noch eine weitere merkwürdige Teilchenart entsteht, die zu erfassen noch schwieriger ist, als im Falle des Neutrons. Bei diesem »Neutrino« (Pauli; Fermi) handelt es sich um ein ebenfalls elektrisch neutrales Teilchen, daß aber viel leichter, nicht nur als das Neutron, sondern sogar als das Elektron ist; wahrscheinlich so leicht, daß es stets mit Lichtgeschwindigkeit dahinsaust, ähnlich dem Lichtquant, jenem »Lichtatom«, von dem wir früher einmal sprachen[1]), als wir uns mit dem geheimnisvollen »Einerseits-Andererseits« in der Physik der kleinsten Teilchen beschäftigten, und als wir feststellen mußten, daß das Licht, wie es etwa von den Atomen in der Leuchtröhre ausgesandt wird, zwar »einerseits« eine Wellenbewegung ist, aber doch auch »andererseits« in Form von einzelnen kleinen Teilchen, den Lichtquanten, ausgeschleudert wird.

[1]) Diese Zeitschrift, Jahrg. 3 (1936), Nr. 6. — Eine ausführliche Darstellung des ganzen Problemgebietes findet sich in meiner Schrift »Die Physik des 20. Jahrhunderts« (Braunschweig 1936).

Soeben erschienen:

S. EDLBACHER

Kurzgefaßtes Lehrbuch der physiologischen Chemie

4. umgearbeitete Auflage

Oktav. VII, 304 Seiten. RM 8.50, geb. 10.—

Das Lehrbuch stellt heute in seiner vierten Auflage ein Werk dar, das nicht nur dem Studierenden der Medizin dient, sondern auch für den Chemiestudenten und besonders für den im Berufsleben stehenden Arzt, Kliniker und Chemiker ein höchst wertvolles Hilfsmittel sein wird. Die Beschreibung der biologischen Oxydations- und Reduktionsvorgänge, sowie die Darstellung des Stoffwechsels der Kohlehydrate wurde einer vollkommenen Neubearbeitung unterworfen. In den Vordergrund gestellt wurden, wie in allen früheren Auflagen, die Hauptanschauungen über den Chemismus der Lebensvorgänge. Das große Gebiet der Synthese der Naturstoffe wird in kurzer prägnanter Form behandelt.

A. BERTHO und W. GRASSMANN

Biochemisches Praktikum

Mit 33 Figuren im Text und einer Klapptafel. Oktav. IX, 201 Seiten. 1936. Geb. 8.80

„... Es wird nicht nur im praktischen Unterricht in der biologischen Chemie wertvollste Dienste leisten, sondern auch demjenigen, dem die Methodik und die Probleme der biologischen Chemie noch fernliegen, eine willkommene Einführung in dieses Gebiet sein; daher wird das Buch sich rasch durchsetzen, und man wird den Autoren wünschen, daß mit ihm der Biochemie, einer bisher an deutschen Hochschulen nur ausschnittweise behandelten und oft vernachlässigten wissenschaftlichen Richtung, ein starker Impuls erteilt wird ..." Klinische Wochenschrift 1936.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Professor Dr. K. FRIEDERICHS

Theoretische Biologie

Während theoretische Physik ein Fach und normaler Bestandteil des Hochschulunterrichts ist, kommt in diesem theoretische Biologie kaum überhaupt zur Geltung, und als Forschung ist sie noch ein Aschenbrödel, das von den Experimentalbiologen etwas über die Achsel angesehen zu werden pflegt als »Schreibtischbiologie«. Das hat nicht gehindert, daß ein großes Schrifttum dieser Art entstanden ist und in mehreren neuen Zeitschriften und ganzen Buchserien diese Richtung verfolgt wird. Worin liegt ihre Berechtigung?

Die theoretische Biologie wird durch die experimentelle und beschreibende Arbeit bedingt, sie erhält von dieser ihre Substanz. Die theoretische Arbeit könnte von der experimentellen Richtung selbst geleistet werden; daß das im allgemeinen nicht geschieht, liegt daran, daß in der Biologie Probleme auftauchen, deren Lösung eine so intensive, vertiefte und langdauernde Denkarbeit verlangt, daß der Bearbeiter einfach wählen muß — mindestens für Zeit — zwischen der Denkarbeit oder dem Experiment, daß er das letztere zeitweise oder ganz ruhen lassen muß, um für die reine Denkarbeit frei zu sein. Hinzu kommt, daß es Forscher gibt, die ganz vorwiegend für die eine oder die andere Art des Arbeitens veranlagt sind. Es ist also das Prinzip der Arbeitsteilung, auf dem die Berechtigung der theoretischen Biologie beruht. Sie gewinnt neuerdings entschieden an Bedeutung. Die vielversprechende Denkmethode, die als »Ganzheitslehre«, »Organizismus« oder »Holismus« auftritt, ist mehr auf diesem Boden gewachsen als auf dem des Experimentes und beginnt die Biologie zu befruchten, ihr einen neuen Sinn zu geben. Damit wird erkennbar, daß die theoretische Biologie, wiewohl sie von der experimentellen gespeist wird, dennoch nicht etwa ein parasitisches Verhältnis zu ihr hat, sondern, wenn wir in diesem Bilde bleiben wollen, in Symbiose mit ihr lebt, oder, ohne Gleichnis ausgedrückt: beide ergänzen und bedingen einander. Die experimentelle bedarf zuweilen — wie gerade jetzt — mehr dieser Ergänzung als zu anderen Zeiten. Versetzen wir uns 80 Jahre zurück, so war es auch damals ein theoretisches Produkt, die Theorie Darwins, das diese Ergänzung und neue Orientierung leistete. Darwin war gewiß ein Kenner der lebenden Natur; jedenfalls hatte er ein umfassendes Wissen, das durch das Studium der Natur selbst gewonnen war; seine große Leistung aber war theoretisch. Das eigentliche Wesen des Lebens lag jener nachmärzlichen Periode der Biologie fern; ihr Interesse galt vor allem der stammesgeschichtlichen und individuellen Entwicklung sowie, wie heute noch, der Technik des Organismus.

Heute ist die größte Aufgabe der theoretischen Biologie eine andere. Sie muß das Wesen des Lebendigen zu fassen suchen, und sie ist, wenn noch nicht auf dem richtigen, dann doch auf dem zur Zeit gegebenen Wege, der uns weiter zu führen scheint. Ihre Arbeit ist dabei vor allem die Erfassung der großen Linie, des wesentlichen dessen, was in der praktischen Arbeit so leicht durch die Einzelheiten verdeckt und erstickt wird. »Klar sieht«, sagt Lao-Tse, »wer von fern sieht, und nebelhaft wer Anteil nimmt«. Wie immer bei solchen sehr allgemeinen Urteilen ist auch

Gsellius Buchhandlung und Antiquariat
Berlin W 8, Mohrenstr. 32. A 2, Flora 7626. Gegr. 1737.
Ankauf v. einzeln. Büchern u. Bibliotheken

das Gegenteil, in anderem Zusammenhang, richtig, aber es ist wahr, daß man zuzeiten, besonders in vorgerücktem Alter des Forschers, sich besinnen, ein Fazit ziehen und dazu wie eine Schnecke in ihr Haus sich in sich selbst zurückziehen muß, wie diese ihre Fühler die geistigen Tastorgane in Ruhe bringen und einfach schauen muß, um klar zu sehen. Nie kann das der Anfänger, selten ein Junger; es muß viel Wissen und Erfahrung dazu gesammelt werden, und nur wenn sie im Buche der Natur selbst angelesen ist, kann mehr als Spekulation dabei herauskommen.

Wie jedes Denken hat auch das der theoretischen Biologie seine Gefahren. Es kann zum Vorurteil führen. Aber »Jede Induktion setzt eine Deduktion voraus«; keine Induktion ohne vorhergehende, mindestens unbewußte Deduktion, die die Richtung gibt, denn sonst käme es ja auf das bloße Prinzip von »Versuch und Irrtum«, wie bei Tieren, hinaus. Richtig zu deduzieren, bevor man induziert, lehrt uns die theoretische Biologie.

Zwei ihrer wichtigsten Aufgaben wurden bereits genannt: das »Lebensproblem« und die Selektionstheorie, die Evolutionstheorien überhaupt: Nicht selten überschneiden sich ihre Aufgaben mit denen der Philosophie, aber auch mit denen der Mathematik, und zwar bei mathematischer Erfassung ökologischer und physiologischer Gesetzmäßigkeiten, wie solche mit sichtlichem Erfolg von den Mathematikern Lotka und Volterra und den Biologen Janisch, Zwölfer u.a. betrieben worden ist. Der praktische Wert dieser Arbeit steht außer Zweifel, darf aber nicht überschätzt werden.

Zusammenfassende Bücher über theoretische Biologie rühren her von Woltereck (»Allgem. Biologie«), v. Uexküll (»Theoret. B.«), v. Bertalanffy (»Theoret. B.«), dazu Schriften von Haldane und viele von Adolf Meyer.

Hoppe-Seyler's Zeitschrift für physiologische Chemie

fortgeführt von A. Kossel u. unter Mitwirkung von E. Abderhalden-Halle, D. Ackermann-Würzburg, M. Bergmann-New York, P. Brigl-Berlin, A. Butenandt-Berlin-Dahlem, S. Edlbacher-Basel, H. v. Euler-Stockholm, K. Felix-Frankfurt a. M., H. Fischer-München, B. Flaschenträger-Zürich, K. Freudenberg-Heidelberg, B. Helferich-Leipzig, M. Hense-Innsbruck, G. Hoppe-Seyler-Kiel, J. Kampffhammer-Freiburg i. Br., O. Kestner-Hamburg, E. Klenk-Köln, F. Kögl-Utrecht, L. Krehl-Heidelberg, R. Kuhn-Heidelberg, F. Kutscher-Marburg, H. Lieb-Graz, C. Th. Mörner-Upsala, F. v. Müller-München, P. Pfeiffer-Bonn a. Rh., W. E. Ringer-Utrecht, M. Schenck-Leipzig, O. Schumm-Hamburg, S. P. L. Sörensen-Kopenhagen, H. Steudel-Berlin, S. Thannhauser-Boston (Mass.), E. Waldschmidt-Leitz-Prag, H. Wieland-München, R. Willstätter-München, A. Windaus-Göttingen, E. Winterstein-Zürich, R. v. Zeynek-Prag

herausgegeben von F. KNOOP-Tübingen und K. THOMAS-Leipzig

Erscheinungsweise: Jährlich erscheinen 6—7 Bände zu je 6 Heften. Anfang 1937 wurde der 246. Band ausgegeben. Jedem Band ist ein Register beigefügt. Für größere Bandgruppen erscheinen Generalregisterbände. Preis: Jeder Band kostet RM 13.50

Das älteste Organ der physiologischen Chemie in der ganzen Welt!

Probehefte stehen gerne zur Verfügung

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

BEITRÄGE ZUR BIOLOGIE

1.

Urdeutschland

Mit der 24. Lieferung ist der II. Band und damit das Gesamtwerk über die deutschen Naturschutzgebiete aus der Feder Walther Schoenichens abgeschlossen. Wenn man das mit Farbtafeln, Lichtbildern und Kartenskizzen (von W. Effenberger gezeichnet) reich ausgestattete Buch zur Hand nimmt und im Lesen und Betrachten der Bilder kreuz und quer durch Deutschland wandert, dann wird einem so recht klar, wie reich an Eigenarten und Schönheiten unsere Heimat-Natur ist und wieviel Reste urtümlicher Landschaft überall verstreut dank der Arbeit des Naturschutzes erhalten sind. Freilich zwingt der Kampf um die Nahrungsfreiheit unseres Volkes zur Preisgabe, d. h. wirtschaftlichen »Erschließung« und Nutzung auch der als Ödland unberührt gebliebenen Reststücke deutscher Urlandschaft, aber diesem Kampf um den Lebensraum sind auch in Notzeiten Grenzen gesetzt, die jenseits wirtschaftlicher Überlegungen und Berechnungen liegen. Mit Recht hat Schoenichen sich im II. Band seines Werkes der Waldnaturschutzgebiete mit besonderer Liebe angenommen und eingehend die mannigfachen Typen deutschen Waldes dargestellt. Selbstverständlich sind daneben auch die unter Schutz stehenden Heiden und Moore, Dünen, sonnigen Hänge und Alpenmatten in Wort und Bild behandelt worden. Von den tierkundlichen Naturschutzgebieten, die — in Rücksicht auf die umfangreiche Jagdliteratur — etwas zu kurz gekommen sind, werden besonders die Vogelfreistätten aufgeführt. Das Werk wird als Hand- und Hausbuch seine große Aufgabe erfüllen: Künder und Mahner, Werber und Träger des Naturschutzgedankens zu sein. **G. F.**

[1]) Verlag J. Neumann-Neudamm.

2.

Fortschritte der Zoologie

Jeder Zoologe und darüber hinaus jeder Biologe und an biologischen Fragen Interessierte wird es mit Freuden begrüßen, daß es nun, wie für die Botanik schon seit einigen Jahren, auch für die Zoologie jedes Jahr einen alles Wesentliche erfassenden kritischen Sammelbericht über die jeweiligen Fortschritte geben wird, um so mehr, da, wie auch der Herausgeber betont, gegenüber der Botanik die Zoologie durch größere Vielseitigkeit und größeren Umfang es dem Einzelnen noch schwerer macht, einen Überblick über die Fortschritte auf allen Einzelgebieten zu bekommen. So wurde etwas — um mit den Worten des Herausgebers der Fortschritte der Botanik, v. Wettstein, zu sprechen — geschaffen, »was auch der mit Arbeit überlastete Fachgenosse lesen kann. Trotzdem sollen auch wichtige und interessante Einzelheiten zur Sprache kommen. An wesentlichen Einzelheiten legen wir gerade auf solche Wert, die auch im Lehrbetrieb Anwendung finden und unsere Vorlesungen beleben können«. Gerade die biologische Dozentenschaft wird den Band und seine jährlichen Wiederholungen mit Dankbarkeit und auch mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung aufnehmen, denn selbst die Referatenblätter sind heute schon so umfänglich, daß bei der an sich schon starken Literaturbelastung in den Sonderzweigen, selbst ein allgemeines Studium der — noch dazu selten kritischen — Referate kaum möglich ist. Die »Fortschritte der Zoologie« sind aus den 1909 von J. W. Spengel begründeten »Ergebnissen und Fortschritten der Zoologie« abgezweigt worden. Der vorliegende erste Band enthält den Bericht über das Jahr 1935. Die Auswahl der Mitarbeiter ist hervorragend. Zu Worte kommen nur Autoren, die »auf den betreffenden Gebieten selbst praktisch wissenschaftlich tätig sind und einen kritischen Überblick über die Literatur besitzen«. Der Gesamtstoff ist in fünf Gebiete gruppiert worden: Morphologie, Systemlehre und Stammesgeschichte, Vergleichende Physiologie des Stoff- und Energiewechsels, Physiologie des Formwechsels und Ökologie. Mehr als zwanzig Verfasser haben Beiträge geliefert und es ist keineswegs des Lobes zu viel, wenn Ref. bemerkt, daß die Einzelbeiträge durchwegs sehr gut und teilweise treffend kritisch abgefaßt sind. — Besonders erfreulich aber ist der geringe Preis des weit über 500 Seiten starken Bandes, so daß es sicherlich sehr viele Fachgenossen geben wird, die sich zur Anschaffung entschließen. Der Wunsch des Herausgebers Max Hartmann, »daß das Unternehmen allen Fachgenossen und unserer Wissenschaft gute Dienste leisten möge« wird gewiß in Erfüllung gehen!

G. Heberer
Tübingen

Fortschritte der Zoologie (Neue Folge), unter Mitarbeit von Fachgenossen herausgegeben von Max Hartmann. Bd. 1, Bericht über das Jahr 1935, Gustav Fischer, Jena. Brosch. RM. 24.—, geb. RM. 26.50.

3.

Vergleichende Entwicklungsgeschichte der Tiere

»Von Entwicklungsgeschichte der Tiere wird in zweierlei Sinne gesprochen, erstens von der Entwicklung des Einzeltieres (Ontogenie) und zweitens von der Entwicklung des gesamten Tierreiches (Stammesgeschichte, Phylogenie).« »Unter Entwicklung versteht man im allgemeinen den Ablauf derjenigen Formveränderungen, welche die Herausbildung eines mehrzelligen Organismus bis zum Erlangen des erwachsenen bzw. geschlechtsreifen Zustandes zur Folge haben.« Diese beiden Sätze E. Korschelts mögen zur Kennzeichnung dessen dienen, was gemeinhin unter Entwicklungsgeschichte verstanden wird. Dieses Gebiet der Forschung kann heute als im wesentlichen abgeschlossen gelten; denn die rein deskriptive Epoche der entwicklungsgeschichtlichen Forschung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen mächtigen Impuls durch die Abstammungslehre erfuhr und in der Erkenntnis der ontogenetischen Wiederholung stammesgeschichtlicher Entwicklungsreihen, in dem sog. biogenetischen Grundgesetz von Ernst Haeckel und Fritz Müller, eine große Bedeutung für die Phylogenie erlangte, gehört wohl endgültig der Vergangenheit an. So sind denn auch die großen Hand- und Lehrbücher der Entwicklungsgeschichte alle am Ausgang des vorigen oder zu Beginn dieses Jahrhunderts erschienen. Ich erinnere nur an Keibels Normentafeln der Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere, an O. Hertwigs Handbuch der Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere und an das Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte der wirbellosen Tiere von Korschelt und Heider. Gewiß fehlte es auch später nicht an rein deskriptiven Untersuchungen über entwicklungsgeschichtliche Themen, aber mit den bahnbrechenden kausalanalytischen Arbeiten von Wilhelm Roux, Hans Spemann, Hans Driesch u. a. wurde die Entwicklungsgeschichte allmählich von der Entwicklungsmechanik oder Entwicklungsphysiologie abgelöst. An die Stelle der reinen Beschreibung und Vergleichung der Entwicklungsvorgänge trat die Frage nach den Ursachen der Formveränderungen. Hat sich auch die Art der Fragestellung im Laufe der Jahre geändert, so hat doch damit das gewaltige Stoffgebiet der Entwicklungsgeschichte nicht an Bedeutung verloren. Vielmehr ist die deskriptive Entwicklungsgeschichte nach wie vor das Fundament für die kausalanalytische Erforschung der Entwicklungsvorgänge. So ist es denn sehr zu begrüßen, daß sich E. Korschelt entschlossen hat, dem berühmten Lehrbuch der vergleichenden Entwicklungsgeschichte der wirbellosen Tiere, das Korschelt und Heider vor mehr als 30 Jahren herausgaben, eine Neuauflage folgen zu lassen.

Die Neuauflage[1]) des berühmten »Korschelt-Heider« unterscheidet sich indessen sehr wesentlich von dem alten »Lehrbuch«. Begrüßenswert ist, daß der Verfasser sich nicht auf die Wirbellosen beschränkt, sondern auch die Wirbeltiere einbezogen hat. Da indessen umfangreiche Lehrbücher über die Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere vorhanden sind, konnten diese ziemlich kurz behandelt werden. Fortgefallen sind dagegen die Kapitel über experimentelle Entwicklungsgeschichte und der Anhang über Vererbung. Allerdings wurden die Ergebnisse der entwicklungsphysiologischen Forschungen nicht übergangen, sondern sind, soweit sie zum Verständnis der Normalentwicklung notwendig erscheinen, weitgehend berücksichtigt worden. Trotz Hinzunahme der Wirbeltiere konnte der Umfang von mehr als 2500 Seiten auf 1314 Seiten herabgesetzt werden. Durch den Wegfall der oben erwähnten Kapitel und eine gedrängtere Darstellung unserer Kenntnisse der Entwicklung der Tiere ist diese Umfangverminderung indessen nicht von Nachteil. Die Bebilderung ist jedoch auch dieses Mal recht reichlich, ja im Verhältnis reichlicher als bei der ersten Auflage, da die Zahl der Abbildungen nur von 1593 auf 1312 erniedrigt wurde. In Anbetracht des großen Umfanges und der vorbildlichen Ausstattung ist der Preis des Werkes als niedrig zu bezeichnen.

Dr. W. F. Reinig
Berlin

[1] Korschelt und Heider, Vergleichende Entwicklungsgeschichte der Tiere. Neu bearbeitet von E. Korschelt. Bd. 1 u. 2., 1314 S. 1312 Abb. 1936. Gustav Fischer, Jena. Preis brosch. 52.— geb. 56.— RM.

4.

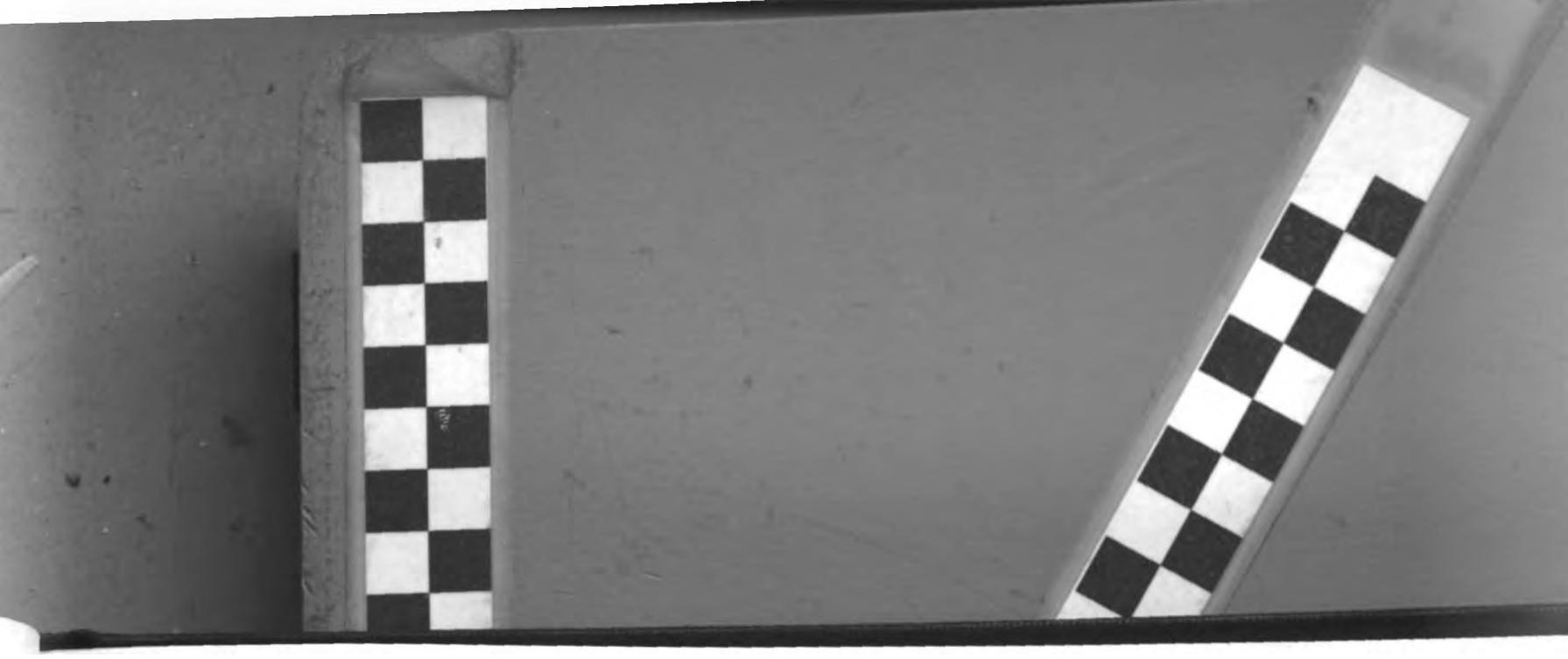
Wunder der Fortpflanzung

Bei dem großen Interesse, das erbbiologische Fragen heute mehr und mehr gewinnen, wird man oft nach einem Buch gefragt, das allgemeinverständlich und doch wissenschaftlich einwandfrei Auskunft über die Grundfragen der Fortpflanzung geben kann. Hier kann man das Buch von Kurt Thesing rückhaltlos empfehlen, denn es berichtet über all die wichtigen Fragen in ausführlicher und doch nie ermüdender Weise.

Leider ist eine große Anzahl der Abbildungen sehr wenig deutlich. Das liegt aber nicht an den Zeichnungen selbst, sondern an der mangelhaften Wiedergabe. **Dr. H. Sell**

Kurt Thesing, Wunder der Fortpflanzung. Eine Einführung in das Wesen des Lebens für jedermann. Gustav Kiepenheuer. 1936. RM. 8.—.

Digitized by Google



Dr. H. U. AMLONG, Greifswald

Neuere Forschungen über pflanzliche Zellteilungshormone

Das Wachstum der Pflanzen läßt sich bekanntlich auf zwei Teilvorgänge zurückführen: auf die ohne Volumenzunahme erfolgende Teilung embryonaler Zellen in der Spitzenregion und ihre Streckung in der darunter liegenden Zone. Während wir nun heute mit Sicherheit sagen können, daß die Zellstreckung durch ein Hormon, das Auxin, hervorgerufen wird[1]), wissen wir bisher verhältnismäßig wenig über die Ursachen der Zellteilung. Doch werden in jüngster Zeit immer mehr Tatsachen bekannt, die dafür sprechen, daß auch dieser Vorgang hormonal bedingt ist.

Schon im Jahre 1860 tauchte infolge eines wissenschaftlichen Streites zwischen Pasteur und Liebig die Frage der Zellteilungshormone zum ersten Male auf. Der französische Bakteriologe Louis Pasteur war in seiner Abhandlung »Mémoire sur la fermentation alcoolique« zu dem Ergebnis gekommen, daß für das Wachstum seiner angesetzten Hefe nur eine Nährlösung aus veraschter Hefe, einem Ammoniumsalz und einem vergärbaren Zucker nötig sei. Der deutsche Chemiker Justus von Liebig erhob dagegen Einspruch und behauptete, daß es unmöglich sei, in einer solchen Nährlösung Hefe zum Wachstum zu bringen. Darauf lud Pasteur Liebig ein, um ihm den Versuch zu zeigen. Liebig starb im folgenden Jahre, die Zusammenkunft wurde unmöglich, und dadurch blieb auch die Frage des Hefeversuches vorerst ungeklärt. Pasteurs Ansehen jedoch schien in der Folgezeit jeden Zweifel an der Glaubwürdigkeit seines Experimentes zu beseitigen.

Über dreißig Jahre wurde dann an dieser Frage nicht wesentlich gearbeitet, bis Wildiers, ein Schüler Ides aus der Löwener Schule, 1901 mit seiner Arbeit erschien. Er behauptete und bewies, daß es in der Tat nicht gelänge, in der Pasteurschen Nährlösung Hefe zur Zellteilung zu bringen, es sei denn, daß genügend große Hefemengen zum Impfen benutzt würden. Wildiers nahm nun weiter an, daß zur Entwicklung der Hefezellen irgend ein noch unbekannter, kochbeständiger organischer Stoff vorhanden sein müsse. Durch die Impfung mit größeren Hefemengen war nach seiner Ansicht eben jenes unbekannte Etwas, das er mit dem Namen »Bios« bezeichnete, mit in die Pasteursche Nährlösung gelangt.

Wildiers' Arbeit wurde zunächst äußerst negativ beurteilt; doch unter dem Einfluß der fortschreitenden Vitaminforschung verstummte diese Kritik allmählich. Durch Copping (1921) rückte die Biosfrage wieder etwas in den Vordergrund. Er untersuchte etwa 20 Heferassen, die teils wild, teils hochgezüchtete Kulturhefe war, und stellte fest, daß die wilden Rassen Bios selbst erzeugen, während die Kulturrassen in ihren Nährlösungen den Zusatz von Bios gebrauchen. Durch diese Untersuchung und ihr Ergebnis läßt sich auch der Streit Pasteur—Liebig aufklären, denn der Irrtum auf einer der beiden Seiten kann in der Anwendung verschiedener Heferassen gelegen haben.

In der Folgezeit ist es dann mehreren Amerikanern gelungen, festzustellen, daß Bios nicht ein einheitlicher Stoff sei, sondern sich in mehrere Faktoren zerlegen lasse. Lucas unterschied nach seinen Feststellungen Bios I und Bios II. Bios I fand er im Niederschlag einer alkoholischen Barytlösung, Bios II dagegen im Filtrat dieser Lösung. Er entdeckte weiter, daß beide für sich allein unwirksam seien, aber vereint eine Wachstumsbeschleunigung, also vermehrte Zellteilung bei Hefekulturen hervorrufen. Dem Kanadier Eastcott war es dann 1928 vergönnt, Bios I als Meso-inosit zu erkennen. Der Versuch, Bios II anzureichern, gelang aber trotz aller Anstrengungen noch nicht.

Im Jahre 1932 fing die Utrechter Schule unter Kögl an, sich eingehend mit der Biosforschung zu beschäftigen. Sie stellte fest, daß die Ergebnisse Eastcotts genau mit ihren eigenen übereinstimmten: Bios I war tatsächlich mit Meso-inosit identisch. Im weiteren Verlauf der Utrechter Versuche gelang es dann, Bios II an Tierkohle zu adsorbieren und von dieser mit Aceton-Ammoniak wieder abzutrennen. Im Tierkohlefiltrat wurde noch ein anderer Wirkstoff, den Kögl Bios III nannte, gefunden. Bios III hat für sich allein keinen Einfluß auf das Hefewachstum, es erhöht aber ganz außerordentlich die Wirksamkeit von Bios II. Das im Bios II wirksame Hormon nannte Kögl »Biotin«. Die nachfolgende Tabelle gibt eine Übersicht der Trennung der drei Biosfaktoren:

Bios I	Bios II	Bios III
In ammoniakalischer Lösung mit Bleiazetat fällbar = Meso-inosit	Adsorbierbar an Tierkohle = Biotin	Tierkohlefiltrat

Nachdem man nun die Biosfaktoren gefunden hatte und an Hand von Hefeversuchen feststellen konnte, daß sie für das Wachstum der angesetzten Kulturen unbedingt erforderlich waren, wirft die Wissenschaft die Fragen auf: Was sind diese Stoffe chemisch, wie kann man sie darstellen, und in welchen Mengen liegen sie vor?

Die chemische Forschung wird sich stets darüber bewußt sein müssen, daß diese Stoffe nur in kleinsten, fast unvorstellbaren Mengen vorhanden sind. Es ist daher unbedingt notwendig, eine Nachweisreaktion, einen »Test«, auszuarbeiten, der es erlaubt, auch geringste Biosspuren qualitativ und quantitativ zu bestimmen. Chemische Verfahren sind hierfür vollkommen unzulänglich, es wird sich also vorwiegend um biologische Nachweise handeln. Bis jetzt ist es tatsächlich auch gelungen, mit Hilfe derartiger Testreaktionen eine ganze Anzahl Hormone rein zu isolieren und damit ihren chemischen Bau aufzuklären.

Solche biologischen Testverfahren zum Nachweis der Biosfaktoren sind nun ganz verschiedener Art. Aus dem Wachstum kann man z. B. durch Auszählung der Zellen im hängenden Tropfen den Grad der Wirksamkeit feststellen, ebenso durch die Gewichts- und Volumenzunahme der Hefekultur. Eine andere Methode der Bestimmung besteht in der Feststellung des Trübungsgrades mit Hilfe des Nephelometers. Der Arbeitsgang kann hier folgendermaßen angegeben werden: In einem Glasgefäß befindet sich die zu untersuchende Hefekultur. Hinter dem Gefäß ist eine Thermosäule aufgestellt, also ein Apparat, der Strahlungsenergie in elektrische Kraft umformt. Die Säule ist mit einem empfindlichen elektrischen Meßgerät verbunden, dessen Ausschlag ein Maß für die Lichtstärke ist. Die durch Vermehrung der Hefepilze getrübte Lösung schwächt einen hindurchgeschickten Lichtstrahl und vermindert damit den Ausschlag des Galvanometers. Der abgelesene Unterschied gibt also unmittelbar ein Maß für die Wirksamkeit der Biosfaktoren.

Bei den im Utrechter Laboratorium mit dem Nephelometer ausgeführten Versuchen ergab sich bei Zusatz von Bios ein Zuwachs von 600% innerhalb einer Zeit von 5 Stunden, dagegen im Vergleichsversuch ohne Bios nur 40% Zunahme der Hefe. Man mußte also notgedrungen weiter ein Maß festsetzen, um den Wertzuwachs in einer bestimmten Zeit anzugeben. Dafür wählte Kögl die »Saccharomyces-Einheit« (1 S. E.)[2]), hierunter versteht er diejenige Menge Bios, die einer Masse von 240 γ (1 γ = 0,001 mg = 0,000001 g) Hefe in 5 Stunden einen Zuwachs von 100% verleiht.

Höchst wichtig und von allgemeinem Interesse war es nun weiterhin, das Vorkommen dieser Hormone festzustellen und zu versuchen, sie aus den Ausgangsstoffen zu isolieren. Eastcott hatte Bios I aus Teeblättern gewonnen, wohingegen die Utrechter Schule diesen Wirkstoff aus Hefepreßsaft erhielt. In jedem Falle erwies sich der gefundene Stoff als Meso-inosit.

Zur Darstellung des Biotins benutzte Kögl zunächst 1000 hart gekochte Hühnereier, deren Eidotter er mahlen ließ. Er erhielt hieraus 4 mg einer sehr biotinreichen Lösung. Da sich dieser Ausgangsstoff begreiflicherweise als zu kostspielig erwies, bezog Kögl daraufhin von der Ching Hsin Egg Factory in Paotingfu (Nordchina) 5 Zentner chinesisches Trocken-Enteneigelb, das wesentlich billiger war, und erhielt hieraus 1,1 mg reinstes Biotinkristallisat. Die seidig glänzenden Kristalle besitzen im Gramm die erstaunliche Wirksamkeit von 25—30 Milliarden Saccharomyces-Einheiten.

Der chemische Bau des Biotins ist noch nicht restlos aufgeklärt, doch läßt sich schon heute mit einiger Sicherheit sagen, daß es sich hierbei um einen Methylester handelt, dessen Molekulargewicht Kögl auf ungefähr 200 festlegte.

Nachdem wir Bios I und Bios II als wirksame Faktoren der Hefe-Zellteilung besprochen haben, sei nun noch kurz auf Bios III eingegangen. Dieses scheint nach neuesten Feststellungen ein Stoffgemisch zu sein; einer der darin enthaltenen Wirkstoffe, der auch bereits rein dargestellt werden konnte, ist wahrscheinlich das Aneurin oder Vitamin B_1, das schon 1930 von Williams als Biosfaktor erkannt und durch Bindung an Kieselgur gewonnen wurde. Aneurin ist in der Natur weit verbreitet, besonders reichlich ist es in Hefe und Reiskleie enthalten. Es ist zwar allein völlig unwirksam, löst aber in Verbindung mit Bios I und II eine kräftige Wachstumssteigerung der Hefe aus. Unter allen drei Biosfaktoren ist jedoch Bios II der wirksamste.

Zusammenfassend muß nun gesagt werden, daß sich sämtliche bisher besprochenen Fragen nur auf Hefepilze beziehen. Hefe ist gerade für Versuche mit Zellteilungshormonen sehr geeignet, da das Wachstum dieser Organismen in erster Linie auf Zellteilung und nicht auf Streckung beruht.

Nun ergibt sich die weitere Frage, ob auch in den höheren Gewächsen Biosfaktoren vorhanden sind. J. Dagys (1935) ist es in der Tat gelungen, derartige Stoffe bei den Blütenpflanzen nachzuweisen. In besonders reichem Maße wurde Bios in keimenden Weizen- und Maiskörnern, ferner in jungen Blättern und Knospen und im Kambium der Birke gefunden, also in Geweben, die durch die

Digitized by Google

Fähigkeit zur Zellteilung ausgezeichnet sind. Auch in Pollen und Samen ist reichlich Bios enthalten; ohne weiteres wird man hieraus erkennen, welch ungeheure Bedeutung diese Tatsache für die Pflanze hat: Den Fortpflanzungsorganen sind Zellteilungshormone in reichem Maße beigegeben, um das Weiterleben der Art in jeder Weise zu gewährleisten. Auch in den Spitzen der Graskeimlinge und Wurzeln konnte Kögl (1936) Biotin nachweisen. Einer der Bios-III-Faktoren, das Aneurin, ist ebenfalls in höheren Pflanzen vorhanden. Dieser Wirkstoff ist zugleich ein äußerst wichtiger Faktor für die menschliche und tierische Ernährung. Der Pflanze ein Hormon, dem Tier ein Vitamin, so stehen beide in inniger Wechselbeziehung.

Nachdem wir nun eindeutig nachgewiesen haben, daß in höheren Pflanzen Bios vorhanden ist, können wir damit aber keineswegs schon sagen, ob es auch bei diesen Gewächsen Einfluß auf die Zellteilung hat. Es besteht ja die Möglichkeit, daß es sich einzig und allein um Nebenprodukte des Stoffwechsels handelt, die ohne irgendwelche Bedeutung für die Pflanze sind. Auch hier war es wieder Kögl, der Licht in diese Frage brachte. An Hand verschiedener Versuche, die er mit Erbsenkeimlingen ausführte, stellte er überzeugend fest, daß auch höhere Gewächse Bios zur Zellteilung beanspruchen. Die von ihm benutzten Keimlinge wurden im embryonalen Zustand ihrer Keimblätter beraubt, d. h. man entfernte künstlich den natürlichen Biosspeicher. Die so behandelten Embryonen legte Kögl dann in Nährgelatine und stellte darauf fest, daß nur sehr geringes Wachstum eintrat. Durch Zugabe von Bios an die Nährgelatine fand wieder lebhaftes Wachstum statt. Hiermit ist einwandfrei erwiesen, welch lebensnotwendige Stoffe die Biosfaktoren sind, nicht nur für die niederen, sondern genau ebenso für die höheren Gewächse.

Mit der Erforschung der Bioshormone und der Feststellung, daß sie zur Auslösung der Zellteilung unbedingt vorhanden sein müssen, ist das Gebiet der Zellteilungshormone jedoch keineswegs restlos erschöpft. Nach schon älteren Untersuchungen des Berliner Botanikers Haberlandt können wir heute sagen, daß die Pflanze neben den Biosfaktoren noch andere Zellteilungshormone besitzt. Haberlandt nannte seine Wirkstoffe Wund- oder Nekrohormone, da sie bei der Verwundung irgendeines Pflanzenteils entstehen. Sie rufen bei einer Verletzung in den benachbarten Geweben eine vermehrte Zellteilung hervor und schaffen dadurch der verwundeten Stelle einen Schutz gegen äußere Einflüsse (Korkbildung!). Haberlandt machte mehrere Versuche an verwundeten Organen und konnte äußerst interessante Tatsachen feststellen: Entfernte er durch dauerndes Spülen der Schnittfläche einer angeschnittenen Kohlrabi- oder Kartoffelknolle die erzeugten Nekrohormone, so blieb die Zellteilung aus oder war nur sehr gering. In einem weiteren Experiment bedeckte er das verwundete Gewebe mit einem Brei zerquetschter Zellen, hiernach trat eine erheblich größere Vermehrung der Zellteilung ein. Diese wurde noch mehr erhöht, wenn der Brei Gefäßbündelteile, insbesondere Siebröhren enthielt. Das zeigt uns, daß die Siebröhren in einer noch unbekannten Weise irgendwie an der Entstehung der Wundhormone beteiligt sein müssen. Die Konzentration dieser erzeugten Wirkstoffe kann mitunter so stark sein, daß erst in viel tieferen Schichten der Verwundung Zellteilung auftritt. Über den chemischen Bau der Nekrohormone ist noch nichts Näheres bekannt. Da auch bei der unverletzten Pflanze ständig Zellen absterben (Bast- und Holzfasern, Korkzellen u. a.), ist der Gedanke naheliegend, daß die von diesen voraussichtlich gebildeten Wundhormone für das Teilungswachstum einer jeden Pflanze von Bedeutung sind.

Obwohl man heute schon vieles über die Phytohormone der Zellteilung weiß, wie wir gesehen haben, und immer Neues aus der Wirkstofforschung der Wissenschaft zugeführt wird, so muß doch noch manches geleistet werden, bis eine vollkommene Lösung dieser Frage gefunden sein wird.

[1]) Vgl. »Geistige Arbeit« 1936, Nr. 2, S. 3; Nr. 17, S. 7; 1937, Nr. 2, S. 5.
[2]) Saccharomyces = Hefe.

Schrifttum:

1. Dagys, J., Wuchsstoffe der Mikroorganismen in embryonalen Geweben und im Blutungssaft. Protoplasma 24, 14. 1935.
2. Haberlandt, G., Wundhormone als Erreger von Zellteilungen. Beitr. z. allg. Bot. 2, 1. 1921.
3. Kögl, F. und B. Tönnis, Über das Bios-Problem. Darstellung von kristallisiertem Biotin aus Eigelb. Hoppe-Seyler's Zeitschr. f. physiol. Chemie 242, 43. 1936.
4. Kögl, F. u. A. J. Haagen-Smit, Biotin und Aneurin als Phytohormone. Ein Beitrag zur Physiologie der Keimung. Ebenda 243, 209. 1936. (Weitere Literatur über das Biosproblem bei 3 und 4.)

Deutsche Physik [1])

Der zweite Band des die bis heute gesicherten Erkenntnisse physikalischer Forschung enthaltenden Lenardschen Werkes behandelt in seinem ersten Teil die Lehre vom Schall mit der allgemeinen Wellenlehre, in seinem 2. Teil die Wärmelehre. Hinsichtlich der Anlage und grundsätzlichen Ausrichtung des dargebotenen Stoffes vergleiche man meine Besprechung des 1. Bandes des Werkes in »Geistige Arbeit«, Nr. 17 (1936).

I. 1. Die Wellenlehre steigt von den wichtigsten Erfahrungsbeispielen der Wasser- und Seilwellen zu den allgemeinen Unterscheidungen von Longitudinal- und Transversal-Wellen auf, deren Kennzeichnung ganz anschaulich hergeleitet, und deren Existenz und Entstehung in der Natur durch Beispiele belegt wird. Die einfache Gewinnung des Ausdrucks für ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeiten und ihre Auffassung als Energieträger ergeben ein klares Wissen über die Haupteigenschaften derjenigen physikalischen Abläufe und Geschehnisse, deren Wesen sich dem Forscher als Wellenvorgang darbietet.

2. Es setzt die Untersuchung des Schalles ein: An die Berechnung der Schallgeschwindigkeit in Gasen schließt sich die Ableitung der Haupteigenschaften des Entfernungsquadratgesetzes der Schallintensität, der Beugung und Reflexion des Schalles mit der schönen geometrischen Konstruktion der Reflexion einer Kugel- oder Kreis-Welle und die Schallabsorption an. Es folgen die Deutung der Schallwahrnehmungen als Geräusch und Ton, die grundsätzlichen Unterscheidungen von Schallstärke und Tonhöhe und schließlich die physikalischen Grundlagen und die Ableitung der Grundgesetze der Musik. Die Behandlung der Interferenzerscheinungen des Schalles ist kaum je so anschaulich und klar dargestellt worden, wie es hier Lenard getan und uns in seinen Vorlesungen, aus denen dieses Werk erwachsen ist, nahegebracht hat. Die Resonanz und der Schalldruck leiten über zu bewegten Schallquellen und bewegten Beobachtern und damit zum Dopplerschen Prinzip, dessen Herleitung anschaulich erfolgt und gerade deshalb so überzeugt, während man sonst geneigt ist, hier das Wesen des physikalischen Phänomens in komplizierte Mathematik einzuhüllen und hinter ihr zu verstecken. Die ausführliche Behandlung von Schallquellen und ihre Heranziehung für den Bau der musikalischen Instrumente schließen sich an.

II. Die Wärmelehre hebt mit der Temperaturmessung, der Ausdehnung der Körper durch Wärme und mit der Ableitung der Zustandsgleichungen an und gibt die Hilfsmittel zur wohlgegründeten Temperaturmessung an die Hand. Die Messung von Wärmemengen und die Darstellung der verschiedenen Kalorimeter leitet zu den wichtigen Ergebnissen über spezifische Wärmen der Körper über und gipfelt im dritten Teil in den Erkenntnissen über die Natur der Wärme, insbesondere in deren Erkenntnis als Energieform. Die selten so schön und eindrücklich dargestellte kinetische Gastheorie, und die nicht zuletzt eigenen Forschungen Lenards zu verdankende Erkenntnis ihrer Tragweite für die Berechnung freier Weglängen, für Volumen, Größe und Zahl der Moleküle im cm^3, ergeben den Anschluß an die Hydrodynamik und sichern die Erkenntnis der absoluten Verbundenheit der Sätze von der Einseitigkeit des Wärmeübergangs, von der beschränkten Verwandelbarkeit der Wärme und von der Unmöglichkeit des Perpetuum mobile 1. und 2. Art. Die Verteilung der Energie, die als Wärme einem Körper zugeführt wird, auf verschiedene Wirkungen und eine ausführliche Behandlung der chemischen Energie folgen. Der folgende Abschnitt handelt von der Ausbreitung der Wärme als Mitführung, Wärmeleitung und Wärmestrahlung. Dabei erfährt gerade das letztere, für die Molekularphysik wichtigste Gebiet, eine Aufgliederung und formklare Behandlung, wie sie besser kaum gegeben werden kann. — Der Abschnitt über die durch Wärme bedingten Aggregatzustandsänderungen behandelt die Erscheinungen der Schmelzung und Erstarrung und der Verdampfung mit ihren wichtigsten Sondererscheinungen, die gerade in der Technik so reiche Anwendung gefunden haben. Als letzter Abschnitt folgt der über Wärmemotoren mit der grundsätzlichen Behandlung der Frage der Umkehrbarkeit und Nichtumkehrbarkeit physikalischer Prozesse, wobei der schöne Gedankenversuch von Clausius aufgenommen, und die Herleitung des Wirkungsgrades von Wärmemotoren gegeben ist. Die beiden Hauptsätze der Thermodynamik und ihre exakte physikalische Formulierung schließen sich an.

Zwei Anhänge behandeln mit einfachsten mathematischen Hilfsmitteln die formelmäßige Fassung der Eigenschaften der Wellen, des Schalls und der Wärme. Auch diesem Bande sind eine Fülle guter, die Anschaulichkeit erhöhender und die Vorstellung und Erinnerung der Experimente unterstützender Abbildungen, und viele wichtige Tabellen beigegeben.

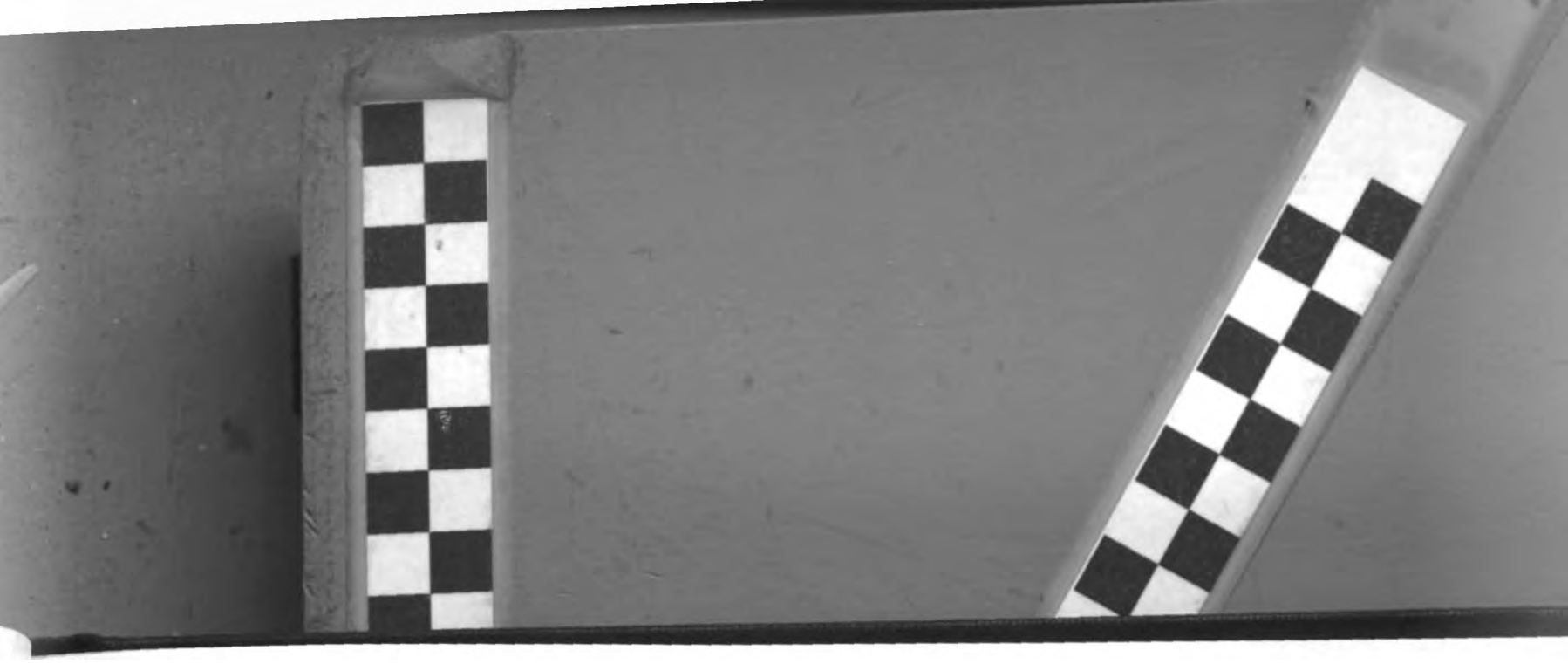
Dr. Max Steck
T. H. München

[1]) P. Lenard: Deutsche Physik. 2. Band: Akustik und Wärmelehre, J. F. Lehmann, München 1936, X u. 271 S. Geb. RM. 9.—.

Helfer bei Ihrer Arbeit
Unter diesem Titel erscheint soeben ein **neues Chemie-Verzeichnis,** das wir Ihnen gern kostenlos liefern.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Tel. 31-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: **Houben-W., Methoden d. org. Chemie,** neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. Ullmann, **Enzyklopädie d. techn. Chemie.** Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—30. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 275.—. Berichte: 1892—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten nur 720.—

Digitized by Google



Dipl.-Ing. WEHA, Berlin

Die Aufarbeitung elektrischer Öle

Im Kampf gegen den Verderb nimmt die sachgemäße Pflege und restlose Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Rohstoffe einen wesentlichen Raum ein. Das gilt natürlich im besonderen Maße für diejenigen Stoffe, die wir aus dem Auslande einführen müssen, wie z. B. die technischen Öle. Der Forschung ist es u. a. gelungen, aus kaum noch brauchbarem Schmieröl durch Reinigung, Entsäuerung usw. wieder ganz einwandfreies Material zu gewinnen. Der beste Beweis dafür ist, daß die Behörden, die an die Güte der von ihr verwendeten Stoffe stets einen besonders strengen Maßstab legen, fast ausschließlich aufgearbeitetes (regeneriertes) Öl verwenden.

Weniger bekannt ist, daß die Elektrotechnik in weitem Umfange Öl verwendet, und zwar für die Isolierung und Kühlung von Maschinen und Geräten. Große Umspanner und Ölschalter enthalten häufig viele Tonnen Öl von ganz besonderer Beschaffenheit, die, wenn man sie beim Nachlassen ihrer Isoliereigenschaften einfach wegwerfen müßte, die Devisenvorräte stark belasten würden. Daher ist man auch auf diesem Gebiete in letzter Zeit immer mehr dazu übergegangen, elektrische Öle durch regelmäßige Aufarbeitung bis aufs äußerste auszunutzen.

Während es bei Schmierölen in erster Linie darauf ankommt, mechanische Verunreinigungen, wie z. B. Metallsplitter, Sand oder auch Ruß und Ölkohle zu entfernen, muß bei den Isolierölen der Hauptwert auf eine gute Trocknung des Öles gelegt werden. Im Laufe der Zeit nehmen die Öle durch das »Atmen« der Geräte, hervorgerufen durch die abwechselnde Erwärmung und Abkühlung, Feuchtigkeit auf, welche die Durchschlagsfestigkeit ganz wesentlich herabsetzt. Einen schädlichen Einfluß haben auch Metalldämpfe und Ruß, wie sie z. B. bei Ölschaltern, die häufig unter Last abschalten müssen, vorkommen. Unter Umständen kann eine einzige Kurzschlußabschaltung das Öl so mit Verbrennungsrückständen und Metalldämpfen anreichern, daß es für den weiteren Gebrauch nicht mehr zu verwenden ist.

Den richtigen Zeitpunkt, an dem das Öl aufgefrischt werden muß, kann man nur durch eine fortlaufende Untersuchung feststellen. Die Prüfung bezieht sich in erster Linie auf die Messung der Durchschlagsspannung. Dazu bringt man eine geringe Menge des zu untersuchenden Öles in eine Meßkammer, in die zwei kugelausschnittförmige Elektroden hineinragen. Die beiden Elektroden liegen an der Sekundärseite eines Transformators. Die Spannung kann so weit erhöht werden, bis der Überschlag erfolgt. Im allgemeinen wird die Durchschlagsspannung in V/cm gemessen. Um die Anlage nicht unnötig kostspielig und groß werden zu lassen, haben die Elektroden nur einen Abstand von 3 mm, wobei sich die gefundene Überschlagspannung sehr leicht auf V/cm umrechnen läßt.

Im Innern des Prüfgeräts ist der Transformator aufgestellt, auf dessen Isolatoren das Prüfgefäß mit der Funkenstrecke untergebracht ist. Um Unfälle zu vermeiden, ist die Schaltung so getroffen, daß das Gerät spannungslos wird, sobald man die Tür öffnet. Die Spannung kann zwischen o und 37,5 kV geregelt werden. Die höchste Spannung entspricht bei einem Elektrodenabstand von 3 mm einer Durchschlagspannung von 131,2 kV/cm.

Wenn man mit dem Prüfgerät festgestellt hat, daß der Feuchtigkeitsgehalt des Öles die zulässige Grenze überschritten hat, bringt man das Öl in ein Trocknungsgerät. Früher ging man meist so vor, daß man das Öl auf eine Temperatur brachte, die über derjenigen des Siedepunktes von Wasser liegt. Dann verdampfte die Feuchtigkeit und man erhielt ein Öl, das in bezug auf Wassergehalt den Anforderungen entsprach. Leider aber hat die starke Erwärmung gleichzeitig eine zweite, sehr unerwünschte Wirkung. Sie begünstigt die Alterung des Öles ganz bedeutend und setzt damit die Dauer der Verwendbarkeit wesentlich herab. Das Bestreben muß also sein, die Temperatur so niedrig wie möglich zu halten, das heißt man muß versuchen, den Siedepunkt des Wassers herabzusetzen. Das geschieht in der Weise, daß man den, auf der Oberfläche der Flüssigkeit lastenden Luftdruck vermindert. Das setzt allerdings voraus, daß man den Trockenprozeß außerhalb der Geräte vornimmt, weil ihre Kessel im allgemeinen nicht druckfest gebaut sind.

Von den verschiedenen Verfahren für Öltrocknung, welche die AEG entwickelt hat, verdient eines besonderes Interesse, weil es ohne jegliche Erwärmung arbeitet. Es ist in der hier beschriebenen Ausführung nur für geringe Ölmengen bestimmt. Die Einrichtung besteht aus zwei Fässern, die durch Schlauchleitungen miteinander verbunden sind. Eine dritte Leitung führt zu einer Luftpumpe. Zu Beginn des Arbeitsganges ist das eine Faß mit dem zu trockenden Öl gefüllt, während das andere leer ist. Nun wird die Luft aus dem leeren Faß entfernt, wobei man Luftverdünnungen von 90 bis 95 Prozent anwendet. Durch diesen Vorgang wird das Öl aus dem leeren Faß abgesaugt und strömt durch eine Sprühdüse in das mit der Pumpe verbundene Faß ein. Die sich dabei entwickelnden Wasserdämpfe werden mit der Luft beseitigt. Gleichzeitig wird das sich entleerende Faß mit frischer, trockener Luft gefüllt. Rückschlagventile sorgen dafür, daß nicht die Luft aus dem vollen Faß abgesaugt wird. Ist das zuerst gefüllt gewesene Faß entleert, so wird die Luftpumpe und damit die Strömungsrichtung des Öles umgeschaltet, wobei sich der Vorgang in umgekehrter Richtung wiederholt. Das Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis das Öl getrocknet ist und eine Durchschlagsfestigkeit von 200 bis 250 kV/cm erreicht hat. Je nach der Ölmenge ist dieser Zustand nach etwa $1^1/_2$ bis 2 Stunden erreicht.

Bei größeren Ölmengen kommt man ohne eine geringe Erwärmung des Öles doch nicht aus, weil sonst der Trocknungsvorgang zu lange dauern würde, wobei neuzeitliche Einrichtungen so niedrige Temperaturen anwenden, daß eine Schädigung des Öles kaum in Betracht kommt. Fortschrittliche Anlagen machen sogar möglich, daß das Öl gar nicht erst aus dem Gerätekessel herausgenommen zu werden braucht. Die Anlage wird vielmehr mit Hilfe von Rohrleitungen an den Kessel angeschlossen, wobei das Trocknen im Kreislauf vor sich geht. Das Öl wird unten aus dem Gerätekessel abgesaugt, zuerst vorfiltriet und dann in einer Rohrschlange, die in einem Ölbad liegt, auf eine vorgeschriebene, durch selbsttätige Regler genau eingehaltene Temperatur gebracht. Von hier gelangt das Isoliermittel in den eigentlichen Niederdruckkessel, wobei es durch eine besondere Düse versprüht wird, so daß es die Feuchtigkeit restlos abgeben kann.

Durch eine andere Pumpe wird das Öl dann aus diesem Raum abgesaugt, in einen Filter gepreßt und in den Gerätekessel zurückbefördert, in dem man einen geringen, seiner Festigkeit entsprechenden Niederdruck hergestellt hat, damit das getrocknete Öl nicht sofort wieder feuchte Frischluft aufnimmt. Nach Beendigung der Behandlung wird das Öl daher mit trockner Luft abgesättigt.

Der Vorteil der Anlage besteht nicht allein darin, daß man das Öl nicht umzufüllen braucht, sondern auch, daß der Vorgang im steten Kreislauf stattfindet, um den man sich nicht mehr zu kümmern braucht, wenn die Anlage erst einmal richtig in Gang gesetzt ist. Das einwandfreie Arbeiten der Trocknungseinrichtung kann an Meßgeräten fortlaufend verfolgt werden, wobei Tagesleistungen bis zu 50 m³ Öl bei einem Leistungsbedarf von etwa 90 kW erzielt werden.

Erdöl

In der schon wohlbekannten Sammlung »Verständliche Wissenschaft« des Verlages Springer ist als 28. Band »Erdöl« von K. Krejci-Graf erschienen. Er wendet sich, wie die ganze Sammlung, hauptsächlich an den Nichtfachmann. Gerade heute bewegt wahrscheinlich manchen Volksgenossen die Frage, ob wir in unserm Lande noch auf neue Erdölfunde hoffen dürfen. Mit um so größerer Spannung wird er von den verwickelten Gesetzmäßigkeiten des Erdölkommens und der Erdölbildung hören, die ihm von einem berufenen und erfahrenen Fachmann vorgetragen werden. Gerade hier wird, wie das Buch lebendig zeigt, eine Fülle von Scharfsinn und umfangreichen Erfahrungen auf den Gebieten der Erdgeschichte (Geologie), der Pflanzen- und Tierkunde (auch der Vorzeit), der Seenkunde und der Meereskunde — z. T. also ziemlich neuen Wissenschaftszweigen — gebraucht, um zu gesicherten Erkenntnissen zu kommen.

Soweit Fremdworte und geologische Kenntnisse unbedingt gebraucht werden, sind sie am Schlusse des Buches erläutert.

Th. Traudt

K. Krejci-Graf, „Erdöl", Bd. 28 der Sammlung Verständliche Wissenschaft. Verl. Springer, Berlin 1936. RM. 4.80.

Das Nachschlagewerk
über Forscher und Forschung
der exakten Naturwissenschaften
ist
J. C. Poggendorffs
biographisch-literarisches
Handwörterbuch
für Mathematik, Astronomie, Physik u. Geophysik, Chemie, Kristallographie und verwandte Wissenschaftsgebiete.
Herausgeg. v. d. *Sächs. Akademie d. Wissenschaften zu Leipzig.* Redigiert von Prof. Dr. *Hans Stobbe*
Der neue Band VI (1923—1931)
mit rd. 150000 biographischen und literarischen Angaben von etwa 10000 Gelehrten aller Völker
begann 1936 zu erscheinen. Es liegt jetzt vor:
I. Teil (A—E). LXXII, 696 Seiten. 4°, 2-spaltiger Satz. Preis je Teil br. RM. 85.—, bei Vorausbestellung auf den ganzen Band RM. 76.50, für Mitglieder der mitherausgebenden Akademien (siehe Prospekt) RM. 68.—
Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt!
VERLAG CHEMIE, G.m.b.H., BERLIN W 35

Digitized by Google

Dr. W. REUSSE, Berlin

Neue Wege in der Verstärkertechnik?

In der neueren Zeit erscheinen in der physikalischen und technischen Literatur in zunehmendem Maße Berichte über Grundlagen und praktische Erfolge gänzlich neuartiger Methoden in der Verstärkertechnik. Die dem eingeschlagenen Weg zugrunde liegenden Ideen sind einerseits sehr einleuchtend und interessant, andererseits haben sie bereits mannigfache Anwendung gefunden und versprechen für die Zukunft weitere Bedeutung. Es mag deshalb gerechtfertigt sein, an dieser Stelle kurz und — soweit wie möglich — elementar diese Verfahren einmal darzustellen:

Es hat wohl jeder schon einmal das Innere eines Rundfunkempfängers gesehen und ist dabei auf die sog. »Röhren« gestoßen. Es ist auch wohl allgemein bekannt, daß diese Röhren neben anderem vornehmlich dem Zweck dienen, die von der Antenne aufgenommenen schwachen elektrischen Impulse zu »verstärken«. Welche Vorgänge sich im einzelnen in solchen »Verstärkerröhren« abspielen, soll hier nicht auseinandergesetzt werden, zumal sie in weitem Maße bekannt sind. Der Hinweis mag genügen, daß die üblichen Verstärkerröhren es gestatten, sehr schwache elektrische Ströme um das Mehrfache zu vergrößern. Die Anwendung dieser Röhren ist natürlich in keiner Weise auf Rundfunkempfänger und -sender beschränkt. Zahlreiche Vorgänge in der Technik und Wissenschaft erfordern Verstärker aller Art, und es ist darum natürlich, daß die Technik jeden Weg zu gehen versucht, um diese der Verstärkung dienenden Geräte möglichst zu vereinfachen. Ein Verfahren, das erst seit kürzerer Zeit Boden gewinnt, geht von den sog. »Sekundärelektronen« aus. Der folgende Gedankengang liegt dem zugrunde:

Die kleinsten Teilchen der Elektrizität sind bekanntlich die — negativ geladenen — Elektronen. Ihre Masse ist etwa $^1/_{2000}$ derjenigen des leichtesten (Wasserstoff-) Atomes. Man kann die Elektronen in Reinkultur in vollkommen luftleeren Räumen erzeugen, und zwar dadurch, daß man entweder Metalle auf sehr hohe Temperatur (Rot- bis Weißglut) erhitzt oder aber Lichtstrahlen auf gewöhnliche oder besonders präparierte Metallflächen fallen läßt (Photoeffekt, Photozelle). Da die Elektronen elektrisch geladen sind, lassen sie sich sehr leicht in bezug auf ihre Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit beeinflussen. Eine in der Nähe der Elektronenquelle angebrachte positiv geladene Metallplatte zieht die Elektronen an, eine negativ geladene stößt sie ab. Man kann also durch Anordnung von verschieden geladenen metallischen Platten, Zylindern und Lochblenden beliebig verlaufende Elektronenstrahlen erzeugen, deren Geschwindigkeit außerdem noch willkürlich gewählt werden kann.

Treffen nun diese Elektronen auf ihrem Wege mit einer bestimmten Geschwindigkeit auf eine metallische Fläche, so vermögen sie Teilchen ihresgleichen, die man in diesem Fall als »Sekundärelektronen« bezeichnet, auszulösen. Die Zahl der von einem einzigen Elektron erzeugten Sekundärelektronen kann dabei bis zu 10 Stück betragen. Ihre Zahl hängt von der Geschwindigkeit der primären auftreffenden Teilchen ab, außerdem aber vor allem von den Eigenschaften der Fläche, an der die Sekundärelektronen entstehen. Es gibt besonders präparierte Oberflächenschichten, deren Bau sich erfahrungsgemäß als besonders ergiebig in Bezug auf Sekundärelektronen erwiesen hat.

Damit ist aber nun schon der entscheidende Vorgang, der den neuen technischen Methoden zugrunde liegt, gekennzeichnet. Die Anwendung geschieht etwa auf folgende Weise: Wir denken uns in einem hoch evakuierten Rohr durch einen schwachen Lichtimpuls an einer Metallfläche eine gewisse Anzahl, sagen wir 1000, Elektronen erzeugt. Der erzeugenden Fläche 1 stellen wir eine zweite gegenüber, die auf positive Spannung geladen ist. Sie wird also unsere 1000 Elektronen auf sich hinziehen. Jedes dieser Elektronen mag etwa bei seinem Auftreffen auf die zweite Fläche 5 neue sekundäre erzeugen, wir erhalten also jetzt 5000 Elektronen. Diese veranlassen wir nun, zu einer dritten Platte zu wandern, die auf noch positivere Spannung geladen ist als die zweite. Die 5000 Sekundärelektronen werden also die dritte Platte erreichen, an ihr neue sekundäre erzeugen, sodaß, wenn der Verstärkungsfaktor wiederum 5 beträgt, jetzt aus den anfänglich vorhandenen 1000 Elektronen bereits 25000 geworden sind. Die Verstärkung ist also in diesem Falle bereits 25fach.

Es ist klar, daß man diese Verstärkungsstufen noch mehrfach hintereinander schalten kann und schließlich beträchtliche Verstärkungen erreicht. Mit die wichtigste Anwendung besteht wohl in der Verstärkung lichtelektrischer Impulse, wie es oben bereits angedeutet ist. Dadurch, daß der gesamte Verstärkungsvorgang in einem einzigen Vakuumgefäß vorgenommen werden kann, sind die äußeren Fehlerquellen wesentlich kleiner an Zahl als in den üblichen Röhrenverstärkern.

Es soll noch eine andere Möglichkeit Erwähnung finden: Erfahrungstatsache ist, daß im allgemeinen die lichtelektrisch wirksamen besonders präparierten Flächen auch gleichzeitig die beste Ergiebigkeit in Bezug auf Sekundärelektronen besitzen. Wir denken uns nun ein evakuiertes Glasgefäß, an dessen beiden Enden sich je eine präparierte Metallfläche befindet. Nun werde an der Fläche 1 durch einen Lichtimpuls ein Elektron ausgelöst, es werde von der positiv geladenen Fläche 2 angezogen und löse dort bei seinem Auftreffen etwa 5 Sekundärelektronen aus. Im Augenblick dieses Vorgangs soll momentan die Fläche 1 positiv gegen 2 geladen sein, so daß sich die 5 Sekundärelektronen nunmehr in der umgekehrten Richtung auf 1 zurückbewegen und dort erneut je 5, d. h. insgesamt 25 neue Teilchen auslösen. Nun soll wiederum die Spannung wechseln und Fläche 2 positiv gegen 1 sein, so daß die 25 Elektronen auf 2 hinwandern und dort wiederum je 5 neue auslösen und so fort.

Der Vorgang stellt keineswegs eine nicht zu verwirklichende Utopie dar. Man muß nur für sorgen, daß die Spannung der beiden Flächen im richtigen Moment wechselt, und zwar immer dann, wenn die Elektronen ihren Weg von Fläche zu Fläche zurückgelegt haben. Das hat man aber in der Hand durch geeignete Wahl der Höhe und sekundlichen Wechselzahl einer Wechselspannung zwischen beiden Flächen.

Die hier kurz skizzierten Vorgänge sind natürlich weitgehend idealisiert und erfordern bei der technischen Verwirklichung noch mancherlei wissenschaftliche und technische Erwägungen. Die ganze Entwicklung steht auch noch sehr im Anfang. Auf den verschiedensten Gebieten der Technik scheint sich jedoch schon jetzt mehr und mehr die praktische Auswertung der angedeuteten Gedankengänge durchzusetzen.

Die Welt im Fortschritt

Die Bewertung dieses umfassend geplanten Informationswerkes hat das seltene Glück, einmal nicht nur zum Leser über die Leistung des Verlages, sondern auch zum Verlag über die Forderungen der Leser sprechen und so an der erfolgreichen Gestaltung eines notwendigen Werkes mitwirken zu können.

Die »gemeinverständlichen Bücher des Wissens und Forschens der Gegenwart«, die die Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig, Berlin, unter dem programmatischen Titel »Die Welt im Fortschritt« in zwangloser Folge veröffentlicht, beweisen durch die Vielseitigkeit ihres Inhalts, durch die geschmackvolle Sachlichkeit ihrer Ausstattung und die niedrige Preishaltung das Bestreben, Allgemeingut zu werden. In der Verfolgung dieses Zieles enthält jeder Band des Werkes in populärwissenschaftlicher Form vier bis sechs Arbeiten namhafter Fachwissenschaftler über die verschiedensten Gebiete der modernen Forschung, außerdem regelmäßig einen Kurzbericht über die neuesten Forschungsergebnisse sowie ein ausführliches Personen- und Sachregister. Der Anblick, den die ersten drei Bände der ersten Reihe als Kronzeugen dieser Methode bieten, fordert zum schärfsten Widerspruch heraus. Zum Widerspruch aus Verantwortung sowohl gegen den Leser wie gegen den Gegenstand wie auch gegen das Werk selbst.

Die Wissenschaft unserer Tage muß ihr Daseinsrecht in einer neuen Leistungsfähigkeit vor dem Forum der Allgemeinheit zu beweisen suchen; in einer Leistungsfähigkeit, die aus einer neuen universalen Wertung der Welt eine neue Erkenntnis ihres wahren Wesens herausentwickelt. Diese notwendige Neuwertung ist nicht das Ziel, sondern der Ausgangspunkt und die Vorbedingung wissenschaftlicher Arbeit überhaupt.

Von solchen Forderungen, die die Zeit für den Leser an den Verlag zu stellen hat, ist in den bisherigen Bänden kaum etwas erfüllt. Es mag vielleicht ungerecht erscheinen, wenn der absolute Wert der einzelnen Beiträge neben diesen relativen Forderungen so weit zurückgestellt wird. Zweifellos ist es für manchen Bildungshungrigen ganz interessant, über die Entwicklung des Weltautobahnverkehrs, über die Neugestaltung der Erdoberfläche durch den Ingenieur, über Geschlechtsumwandlungen bei Fischen und über neue Bühnentechnik unterrichtet zu werden. Aber die Leistung, die ein solches Informationswerk der Gegenwart schuldig ist, nimmt den — absolut mehr oder weniger bedeutenden — Leistungen in diesem Zusammenhang ihren Eigenwert. Eine einzige Ausnahme bilden die Ausführungen Fritz Hellwags über »Wege zu neuem Kunstschaffen«, in denen Ansätze zu einer neuen Verantwortung des Stils vorhanden sind. Ihr beispielhaftes Gegenstück ist Dr. Ernst Vowinckels Beitrag über »Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Deutschland«. Mit einer Nietzsche-Reportage ist hier die Grenze des Erträglichen überschritten. Es gibt so etwas wie Ehrfurcht. Dem Urteil der Chemnitzer Allgemeinen Zeitung, daß »Die Welt im Fortschritt« einem das Wissen sozusagen mühelos gleich einem Nürnberger Trichter einfiltriert, ist nichts hinzuzufügen.

Die Begründung der notwendigen Ablehnung einer solchen bedenklichen Operation erfolgte in der Hoffnung, damit zu einer neuen Orientierung des Werkes beitragen zu können, die dem ideell begrüßenswerten Unternehmen des Verlages die verdiente Verbreitung, dem Leser die Erkenntnis neuer kraftspendender Gemeinschaften, und dem Fortschritt der Welt und der Wissenschaft neue begeisterte Vorkämpfer zu schenken vermag.

H. V. C.

Die Welt im Fortschritt. Gemeinverständliche Bücher des Wissens und Forschens der Gegenwart. Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig. Berlin. Leinen 3.50 RM. (in laufender Lieferung 2.95 RM.)

Digitized by Google

Dr. G. LEHMANN, Berlin

Umrisse einer soziologischen Strukturlehre

Struktur ist Verbindungsform, Strukturlehre die Lehre vom Aufbau eines Gegenstandes von bestimmter Gestalt, d. i. eines Gebildes. Als Gebilde kann jeder Gegenstand betrachtet werden, sofern er eine Form besitzt, d. i. eine ihm wesentliche, nicht zufällige Gestalt; und sofern diese Form einen Inhalt umschließt, der nicht einfach, sondern ein Mannigfaltiges ist. Wo der Inhalt einfach ist, ist der Gegenstand strukturlos, und kein Gebilde. Es kann angenommen werden, daß die Mannigfaltigkeit des Inhalts der Einheit der Form »entspricht«, d. i. daß die Form, die der Gegenstand besitzt, Ausdruck seiner inneren Gesetzlichkeit ist. Ob diese Annahme zutrifft, hängt davon ab, wieweit es gelingt, den Gegenstand nachzubilden, ihn in seinem Aufbau zu erkennen. Eine Lehre von der Struktur ist so zunächst Strukturanalyse, Zerlegung des Ganzen in seine Teile, des Gegenstandes in seine, den »Inhalt« ausmachenden, Teilgegenstände. Sie ist ferner der Versuch, aus der erkannten Ordnung der Teile die Form des Ganzen abzuleiten. Und sie ist schließlich Bestimmung des Strukturprinzips, d. i. des Grundes oder der letzten sachlichen Voraussetzung für die Art der Verbindung. Denn jeder Strukturzusammenhang ist »spezifisch« gemäß der Seinsregion, innerhalb deren er auftritt.

Das sind magere Sätze. Sie sind aber nicht zu entbehren. Denn wie der Begriff der Struktur in allen Wissenschaften Verwendung findet, so enthalten auch alle Wissenschaften einen mehr oder minder ausdrücklich als solchen erkannten Bereich strukturtheoretischer Forschung. Es wird aber in den seltensten Fällen versucht, von hier aus zu allgemeineren strukturtheoretischen Erkenntnissen zu gelangen und den verwendeten Strukturbegriff in seiner Bedeutung zu erfassen. Dabei drängen sich bestimmte strukturtheoretische Probleme, die nur durch einen Rückgang auf die letzten (logischen und ontologischen) Voraussetzungen des Strukturbegriffs zu lösen sind, wie z. B. der Gegensatz mechanischer und ganzheitlicher Systemcharaktere, der Forschung sozusagen von selbst auf. Sie erzwingen denn auch gewisse Behilfslösungen, die als »uneigentliche« Strukturtheorien daran zu erkennen sind, daß sie die Eierschalen derjenigen Wissenschaften, aus denen sie entstanden sind, nicht los werden.

Wesentlich also ist dem Begriff der Struktur, wo immer er verwendet wird, seine innere Beziehung zum Begriff der Form. Strukturprobleme sind Formprobleme, Strukturtheorie ist Morphologie. Das bedarf allerdings gewisser Einschränkungen. Jede Strukturlehre tritt zwar im Rahmen einer Morphologie auf, sie muß aber diesen Rahmen überschreiten, wenn sie die Verbindungsform erklären, d. h. die Ursache für den Zusammenhang der Teile angeben will. Praktisch geschieht das bereits innerhalb dessen, was in den Realwissenschaften als »Morphologie« bezeichnet wird. Wir können sagen: in den Wissenschaften, die es mit wirklichen Objekten zu tun haben, gibt es keine morphologisch-immanente Betrachtungsweise, weil Form hier immer Zeichen für denjenigen »Inhalt« ist, dem sie zukommt, und nur als solche Bedeutung hat. Es ist auch schwer zu sagen, wie der Gegenstand einer reinen Formenwissenschaft, einer Morphologie, die wirklich das ist, was ihr Name sagt, beschaffen sein müßte. Der Formbegriff bezieht sich ursprünglich nur auf Anschauungen: wir erschauen in und an der Gestalt bereits den Inhalt, ihre »Erfüllung«. Alle Anschauung erfaßt ihrem primären (psychologischen) Sinne nach Ausdruckserscheinungen. Erst wenn die Anschauung selbst schematisiert ist, nähert sich das morphologische Verfahren demjenigen reiner Formwissenschaft. Für diese hat dann aber charakteristischerweise der Begriff »Form« selbst übertragene, bzw. symbolische Bedeutung. Wird in solchen Fällen von dem durch die Form nur symbolisierten Bedeutungsgehalt abgesehen, werden Formen, die keine echten Gestalten mehr sind, ihrem reinen Formgehalt nach untersucht, so spricht man von »Formalismus«, formalen Disziplinen (formale Morphologie, formale Logik, Formalsoziologie etc.), und verbindet damit den Nebensinn des Spielerisch-Inhaltlosen.

Immerhin, der Übergang von einer morphologisch-immanenten Betrachtung zu einer andersgearteten, etwa physiologischen (auto- und phylo)genetischen, dynamischen, kann in »morphologischen« Disziplinen den Weg zur richtigen Formunterscheidung bahnen, und dient dann dem Ausbau der Morphologie. Die Strukturtheorie läßt sich jedoch nicht einfach als Teil der Formenlehre bestimmen. Sie hat noch eine andere Aufgabe: sie will nicht bloß die Form des Ganzen als aus der Struktur, d. i. der Verbindungsform der Teile entstandene ableiten, sondern darüber hinaus zeigen, welches die Beschaffenheit des »Bandes« selbst ist. Ist die Form des Ganzen nur aus der Lagerung der Teile, aus der Struktur, zu begreifen, so ist die Struktur ihrerseits zwar auf immer tiefer liegende Strukturschichten: die Struktur der Zelle auf diejenige der Eiweißmoleküle, diese wieder auf diejenige der Atome usf. bis zu Elektronen und Protonen zu beziehen, aber ein Erklärungswert kommt dieser Beziehung nicht zu, weil mit dem Rückgang auf andere Seinsschichten, auf andre Schichten der »Weltstruktur«, auch andere Strukturprinzipien auftreten. A. Meyer will unter dem (von Helmholtz geprägten) Ausdruck »Modal« eine qualitative einstweilen nicht durch Reduktion auf andere Qualitäten weiter analysierbare »Letztheit« verstehen [1]). Wir übernehmen den Terminus in dieser Bedeutung und fassen das Modal als den sinnfälligen Ausdruck für die Anwesenheit eines besonderen Strukturprinzips: Modale sind phänomenal, erschau- und beschreibbar; Strukturprinzipien sind metaphänomenal, vorausgesetzt und nur aus ihren Wirkungen erkennbar.

Daraus erwächst die Forderung, die Strukturlehre nicht bloß logisch, sondern auch ontologisch zu begründen. Die Art dieser Begründung ist nicht dahin mißzuverstehen, als solle nun die Wissenschaft der Metaphysik überantwortet werden. Die Ontologie der Gegenwart [2]) ist nicht Metaphysik, und will auch nicht deduzierend verfahren. Sie ist in gewisser Weise selbst Strukturwissenschaft, wobei Heideggers »Fundamentalontologie« von dem Strukturbegriff W. Diltheys ausgeht und die Struktur des »Daseins« aus seinen »Befindlichkeiten«, also letztlich subjektiven Zuständen erschließt, während N. Hartmanns realistische Ontologie das »Seinsphänomen« in seinem objektiven Gehalt zu bestimmen sucht. Die gerade von Hartmann geltend gemachte Unterscheidung von Seinsschichten, seine Lehre vom »Schichtenbau der Welt« [3]), ist durchaus am Autonomieproblem orientiert, und wohl auch aus der Fassung, die es in der Biologie erfährt, entstanden [4]). Auch die Ontologie der Wirklichkeit von G. Jacoby ist wesentlich Strukturwissenschaft, in dem sie ihre Aufgabe in der Untersuchung der für das Wirklichsein von Gegenständen konstitutiven »Formbeziehungen« erblickt [5]).

Eine ontologische Fundierung der Strukturtheorie ist also nicht viel mehr als ein systematischer Ausbau des Strukturbegriffs nach seiner ontologischen Seite. Der Gewinn aber, den die Einzelwissenschaften aus einer solchen Forschung ziehen können, ist — im Gegensatz zu der früher herrschenden Erkenntnistheorie — mindestens der, daß hier das Ganze der Welt bestimmt, und grundsätzlich nicht aus der Ebene einer besonderen Wissenschaft argumentiert wird; was für den »methodologisch« interessierten Fachwissenschaftler Rückfall in Primitivität zu sein scheint, ist in dem Augenblick eine sehr wichtige und notwendige Kontrolle seiner eigenen, garnicht anspruchsloseren, Tätigkeit, wo Klarheit darüber besteht, daß es einen Fonds von Aussagen über dieses Weltganze gibt, die der wissenschaftlichen Begriffsbildung vorausgehen, — und wo diese vorwissenschaftlichen Weltaussagen bewußt zum Ausgangspunkt der (ontologischen) Begriffsarbeit gemacht werden. Das aber geschicht in den genannten ontologischen Systemen.

Nach diesen vorbereitenden Bemerkungen wollen wir versuchen, Begriff und Problem der Sozialstruktur zu umreißen. Nicht bloß um das Gesagte an einem Beispiel zu veranschaulichen, sondern weil die Strukturfrage in der Soziologie in sehr viel deutlicherer Weise ein allgemeines philosophisches Problem trifft als Strukturfragen anderer Wissenschaften, — weil also die Fragestellung selbst ontologischen Versuchen überaus günstig ist.

Was unter sozialer Struktur zu verstehen ist, wird schon ganz deutlich bei Aristoteles, selbst wenn man es verschmäht, seine Untersuchungen als soziologische zu bezeichnen. Hier ist die Polis ein Ganzes, das aus Teilen besteht, — aber nicht ein Ganzes von der Art eines Individuums, sondern eher ein Kompositum aus artverschiedenen Bestandteilen. Man muß also, um zu sagen was der Staat ist, seine Teile ins Auge fassen: die Aristotelische »Soziologie« ist die Lehre von den Teilen des Staates. Um diese Teile zu bestimmen, gibt es, wie bei jeder Gebildeanalyse, zwei Wege: den deskriptiven und den morphologisch-genetischen. Auf dem ersten Wege kommt Aristoteles zu der bekannten Aufzählung der die Polis bildenden Stände: Bauern, Banausen, Händler, Tagelöhner, Soldaten. Auf dem zweiten Wege kommt er zur Unterscheidung der Hausgemeinschaft, Dorfgemeinde und der aus mehreren Dorfgemeinden zusammengesetzten vollkommenen Gemeinschaft (Staat). Gemäß der begrifflichen Trennung des von »Natur« (d. h. der Idee nach) »Früheren« und des »für uns« (d. h. empirisch) Früheren, das der Idee nach gerade das Spätere ist, kommt Aristoteles zu seinem Satze, daß die Polis als Entwicklungsziel den einfachen Formen bereits zu Grunde liegt, und daß der Mensch in diesem Sinne ein von »Natur« politisches Wesen ist. Die durch die Verschiedenartigkeit der Zusammensetzung bedingte Struktur der Staaten, ihre soziale Lebensordnung, ist die Verfassung. Fragen wir nach dem Strukturprinzip, dem Bande

Digitized by Google

der Verfassung, so ist es der Idee nach das Streben nach dem höchsten, nur in Gemeinschaft zu erreichenden, Gut, faktisch aber die Macht, die durchaus nicht immer im Dienste des Guten zu stehen braucht.

Das Lehrreiche an diesem ersten Versuch, eine realistische, und das ist: soziologische, Staatslehre aufzubauen, ist gerade der Fortfall einer Problematik, die der Soziologie selbst so viel zu schaffen gemacht hat (Individualismus — Universalismus). Daß es nämlich die menschlichen Individuen sind, die das Sozialgebilde aufbauen, unterliegt zwar keinem Zweifel, berechtigt aber nicht im mindesten dazu, sie als die eigentlichen »Teile« des Staates anzusprechen. Das ist der erste Punkt, auf den kurz einzugehen sein wird. Nicht minder lehrreich ist das andere: daß wir bereits hier auf die Unterscheidung von geschichteten und gegliederten Teilgebilden stoßen, und daß das ein wirklicher Strukturunterschied, kein Unterschied zwischen individualistischer oder universalistischer Auffassung, bzw. Ableitung, ist.

In der Tat ist es wichtig, den Eingang in die Strukturlehre nicht mit »Problemen« zu erschweren, die letztlich aus der Reflexion über die soziologische Erkenntnis stammen. Struktur hat nur ein gestalteter Gegenstand, ein Gebilde; Struktur ist die Verbindungsform der Bestandteile eines geformten Ganzen. Dieses Ganze ist ein solches primär für die Anschauung; wir müssen also auch die sozialen Gegenstände irgendwie anschaulich erfassen, um von ihrer »Struktur« sprechen zu können. Daß für die Antike der Stadtstaat ein solches anschaulich erfaßbares Ganze ist, unterliegt keinem Zweifel. Für die im Zeitalter der beginnenden »antikapitalistischen« Massenbewegungen einsetzende moderne Soziologie hat diese Vorstellung von einem gegebenen endlichen Ganzen nicht einmal mehr regulative Bedeutung; diese Soziologie wird beherrscht vom Pathos der Aufklärung, für welche das vorauszusetzende Ganze nicht weniger als die ganze Menschheit ist, ein Abstraktum. Erst langsam bahnt sie sich von hier aus den Weg zur Beschreibung der sozialen Gegenstände: erst in der Gegenwart gibt es eine den deskriptiven Morphologien anderer Wissenschaften vergleichbare Soziographie.

Trotzdem verhalten sich Soziographie (die sich größtenteils mit Sozialstatistik deckt) und soziologische Formenlehre nicht so zu einander, daß jene die von dieser »formal« zu bestimmenden Gegenstände exakt beschreibt. Es ist vielmehr fast so, als wären die Gegenstände der soziologischen Morphologie aus den Objekten, mit denen es die Soziographie zu tun hat, allenfalls erschließbar, aber nicht mit ihnen identisch. Zum Teil deswegen, weil der Formbegriff der Soziologie überhaupt mehr auf virtuelle und imaginäre als auf wirkliche Gestalten geht, also symbolisch verwendet wird. Viel wichtiger aber ist es, daß bereits hier ein Strukturproblem vorliegt: Die Soziographie erfaßt Oberflächenphänomene, die von der Morphologie aus in die richtige perspektivische Stellung zu einander gebracht werden müssen. Sie beschreibt Massenkonfigurationen und Massenveränderungen (Masse dabei im statistischen Sinne genommen), die als solche die sozialen Gestalten garnicht adäquat zum Ausdruck bringen.

Daß sie sie nicht adäquat zum Ausdruck bringen können, hat man, insbesondere von Seiten »verstehender« Soziologie (Max Weber) damit begründet, daß alles, was die Soziographie beschreibt, letzten Endes Handlungen, bzw. Handlungseffekte sind, deren Sinn in bloßen Kausalbeziehungen nicht aufgeht. Man kann noch so viel messen und beschreiben, — wenn man den Sinn sozialen Verhaltens nicht in sich (als subjektiven) vorfindet, weiß man auch nicht, was alle diese Zusammenhänge zu bedeuten haben. Diese »Begründung« bestände in einer Reduktion sozialer Modale, wenn sie die Gegenstände der Soziologie überhaupt in das Bewußtsein des Einzelnen verlegt. Tut sie das aber nicht, so ist es ganz richtig, daß wir ebendeswegen mit der Beschreibung sinnfällig-empirischer Konfigurationen die eigentlichen sozialen Formen nicht erreicht haben, weil diese sozusagen erst »dahinter« liegen, und zwar eingebettet in eigentümliche »Sinnzusammenhänge«.

Ein soziologischer Gegenstand ist eben nicht dieser Menschenhaufen hier in seiner empirisch-zufälligen äußeren Gestalt, sondern dasjenige Gebilde, auf welches wir ihn beziehen müssen, um dem Verhalten der zu ihm vereinigten Menschen einen »Sinn« abzugewinnen. (Was durchaus nicht immer gelingt.) Daß es sich dabei um ein Gebilde, und nicht bloß um eine, dieses Verhalten »erklärende« Idee handelt, — das ist allerdings der für die Soziologie entscheidende Punkt. Bevor wir darauf eingehen, ist noch die einfache Konsequenz zu ziehen, daß dann natürlich auch die empirisch-zufälligen Konfigurationen dem Gebildebestand in der Weise zuzuordnen sind, daß sie eine, nämlich die oberste, der soziographischen Deskription allein zugängliche, Schicht dieses »Ganzen« bilden. Sodaß klar wird, inwiefern es sich hier um ein Strukturproblem handelt: wenn die Individuen, die wir in ihrem Zu- und Gegeneinander, in ihrer raumzeitlichen Aggregation beobachten, bestimmten Gebilden angehören sollen, deren Form nicht mit der Gestalt ihrer empirischen »Figur« identisch ist, wenn vielmehr alle soziographisch erfaßten Gebildezüge nur Oberflächenerscheinung sind, dann ist mindestens zu vermuten, daß auch die Verbindungsform der Individuen eine andere ist, je nachdem, ob wir es mit diesen superfiziellen oder mit den sie fundierenden Strukturen zu tun haben.

Wir bezeichnen die superfiziellen Sozialstrukturen als sozialpsychologische Strukturen und unterscheiden ihren Inhalt in einen psychisch immanenten und einen sozialimmanenten. Die sozialpsychologischen Strukturen bedürfen also der Analyse; man kann bei ihnen nicht stehen bleiben. Ihr psychisch immanenter Bestandteil erweist sich bei näherer Untersuchung als einer Erlebnisstruktur zugehörig; wird diese Erlebnisstruktur (Gliederung des individuellen Erlebniszusammenhanges, d. i. der »Innenwelt« einer »Person«) mit der Sozialstruktur verwechselt, bzw. in sie hineingedeutet, so sprechen wir von Pseudostrukturen: alle Auffassung von einem Kollektivbewußtsein, von einer »Persönlichkeit« des Staates etc. sind pseudostruktuell. Die sozialimmanenten Bestandteile der sozialpsychologischen Strukturen stehen in relationaler Verbindungsform, d. h. sie stehen in der Form der Wechselwirkung. Die bekannte Lehre, daß alle Vergesellschaftung ein Wechselwirkungsprozeß ist (Relationalismus), bezieht sich also auf superfizielle Sozialstrukturen, und zwar auf deren sozialimmanenten Inhalt. Da ist es ganz richtig, daß alles, was wir von sozialen Gestalten und Veränderungen an der Gebildeoberfläche erfassen und beschreiben können, in der Form der Beziehung mehrerer Individuen zueinander erscheint. Diese Oberflächenschicht der Gebilde hat in der Tat den Charakter eines Beziehungsflechts, in welchem die Einzelnen die Verknüpfungspunkte bilden.

Nicht so die tieferen Gebildeschichten. Sie sind fundierend im Hinblick auf die sozialpsychologischen Strukturen, weil sie deren sozialimmanenten Inhalt »tragen«: die einem Gebilde zugehörenden Individuen sind so zueinander »gestellt«, wie es die übergreifenden fundierenden Strukturen verlangen, und daraus erwächst erst ihre (subjektive) »Einstellung« zu einander. Die fundierenden Strukturen haben also insgesamt den Charakter, über die Einzelnen hinauszugreifen; sie sind nicht interindividuelle, sondern superindividuelle Strukturen, deren »Elemente« nicht Individuen, sondern von Individuen repräsentierte letzte Gebildeteile selbst sind. Die Verknüpfungsform dieser »letzten« Gebildeteile ist entweder mechanisch oder ganzheitlich, je nachdem, ob es sich um Sozialorganisate (z. B. Staat) oder um Sozialorganismen (z. B. Volk) handelt. Die Eigenart mechanischer Sozialstrukturen liegt dabei nur darin, daß der Ursprung ihrer Form außer ihnen, diejenige organischer Sozialstrukturen liegt darin, daß der Ursprung ihrer Form in ihnen zu suchen ist.

Hier ist nicht einzuwenden, daß Sozialorganisate, weil »gestiftet« (Institutionen), bzw. willentlich bewirkt, doch wiederum auf Individuen zurückweisen, daß also mindestens diese fundierenden Strukturen individualistisch zu »erklären« sind. Organisationen werden zwar von Einzelnen ins Leben gerufen, aber diese organisierenden Subjekte wurzeln selbst in »organischen« Zusammenhängen, und es ist durchaus kein Kollektivismus, wenn wir im Rahmen einer, die sozialpsychologische Schicht ohnedies einklammernden rein morphologischen Betrachtung sagen: Sozialorganismen haben die Eigenschaft, Sozialorganisate hervorzubringen. Wie sich diese Eigenschaft, ein soziales Modal, aktualisiert, ist eine Frage der sozialen Dynamik, nicht der Formenlehre. Auf jeden Fall ist sie spezifisch. Lebewesen als solche (biologische Organismen) haben sie nicht, erzeugen immer nur artgleiche Individuen. Und wo dennoch im Bereich biologischer Gegenstände Organisate auftreten, stellt das einen soziologischen, keinen biologischen Befund dar (Tiersoziologie).

Abgesetzte Sozialorganisate können zwar als selbständige Gebilde betrachtet werden. Sie sind aber morphologisch nur im »Hinblick« auf ihren sozialorganischen Gebildeursprung zu begreifen (Staaten nur im Hinblick auf Völker, Kirchen nur im Hinblick auf Glaubensgemeinschaften etc.). Ist diese Blickrichtung gewahrt, so kann es kein Befremden erregen, daß an einem konkreten Sozialgebilde ganzheitliche und mechanische Strukturen nebeneinander, übereinander, also selbst geschichtet, auftreten, bzw. sich miteinander verweben. Befremdlich wäre das nur für einen Universalismus, der jedes Sozialgebilde als ein geschlossenes Ganzes mit ausgegliederten Teilen auffaßt, was schon darum nicht möglich ist, weil die sozialen Gebilde selbst mannigfaltig sind, keine systematische Ordnung in Raum und Zeit, und keine Deduktion aus einem sie alle umfassenden Ganzen gestatten.

Ohne auf die besonderen Fragen soziologischer »Diagnostik« näher einzugehen, sei nur noch dieses Grundsätzliche, und das ist die Frage nach dem Strukturprinzip, kurz

Digitized by Google

erörtert. Sie fordert zu ihrer Beantwortung nicht mehr und nicht weniger als eine Ontologie des Sozialen, d. h. eine Bestimmung derjenigen Seins-, bzw. Wirklichkeitsregion, zu welcher alle soziologischen Objekte gehören. Und das sind weder physische Körper, noch Erlebnisinhalte, noch Sinnzusammenhänge, noch Lebewesen: Tiere, Pflanzen, Menschen; obwohl alles dies mit zu den Voraussetzungen der sozialen Wirklichkeit gehört. Die »Dinge« mit denen es die Soziologie primär zu tun hat, sind von der Art der Staaten und Völker, der Familien, Sippen, Stände und Klassen, der Gemeinden, Kirchen, Vereine, Genossenschaften, der Bünde, Parteien, Gruppen und Massen. Niemand bezweifelt, daß es solche Gegenstände gibt, niemand bezweifelt auch, daß sie aus menschlichen Individuen »bestehen«. Aber eben sofern die Individuen zusammen auftreten, und in ihrer Verbindung die eigentliche Form und das Wesen dieser Gegenstände zum Ausdruck bringen. Zur Wesenserkenntnis sozialer Gegenständlichkeit genügt es also nicht, die Einzelnen für sich zu betrachten, oder ihre Erlebnisse zu analysieren. Es muß vielmehr Klarheit darüber bestehen, daß das »Soziale« einer anderen Seinsregion angehört als das physische, psychische und geistige Sein. Wir können hier nicht in eine Untersuchung über die Seinsschichten selbst eintreten; es scheint uns aber, daß gerade unter strukturtheoretischen Gesichtspunkten eine weitgehende Übereinstimmung zwischen dem »Sozialen« und dem »Politischen« besteht, derart, daß die Frage nach der sozialimmanenten Determination sozialer Verbindungen (im Unterschiede von ihrer Determination durch »außersoziale« Seinsfaktoren) notwendigerweise auf diejenigen Kräfte führt, die wir in den (von C. Schmitt beschriebenen) politischen Modalen wirksam sehen. Wobei allerdings das Wichtigste: nämlich eine Untersuchung der durch die Freund-Feind-unterscheidung bewirkten Formgebung (also die morphologische Bedeutung politischer Modale) noch aussteht. Immerhin dürfte die Behauptung zu rechtfertigen sein, daß überall dort, wo untersoziale Faktoren (Rasse, Geschlechtlichkeit, Konstitution, Lebensalter etc.) oder übersoziale Faktoren (Ideen, Normen) das menschliche Zusammenleben bestimmen, sie es nur auf dem Wege über politische Bindungen und Entbindungen bestimmen können, — nur dadurch, daß sie politische Kräfte und Energien »auslösen«.

[1]) A. Meyer, Logik der Morphologie, Berlin 1926. S. 30.
[2]) Vgl. hierzu meine zusammenfassende kurze Darstellung: Die Ontologie der Gegenwart in ihren Grundgestalten, Halle 1933.
[3]) N. Hartmann, Das Problem des geistigen Seins, Berlin 1933. S. 57 f.
[4]) Vgl. hierzu N. Hartmann, Philosophische Grundfragen der Biologie, Göttingen 1912.
[5]) G. Jacoby, Allgemeine Ontologie der Wirklichkeit, Bd. I, Halle 1925, S. 23.

Zur diesjährigen Tagung der Deutschen Vererbungswissenschaftlichen Gesellschaft in Frankfurt am Main vom 18.—20. März 1937

Wollte man das Programm der Frankfurter Tagung rein äußerlich einteilen in Probleme der Erblichkeitslehre bei Pflanzen, Tieren und Menschen, so könnte man zwar feststellen, daß sich die überwiegende Mehrheit der Vorträge mit Fragen aus dem Gebiet der menschlichen Erbbiologie und -pathologie beschäftigte. Man würde indessen der tieferen Problematik nicht gerecht werden und verstieße zudem gegen die (berechtigte) Feststellung F. v. Wettstein's, daß man grundsätzlich nur von einer Allgemeinen Erblehre zu sprechen habe.

Daß im Rahmen des gesamten Erbgeschehens den pflanzlichen, tierischen und menschlichen Organismen entsprechend ihrer spezifischen Struktur Besonderheiten in der Manifestation ihrer Erbanlagen und gewisse Eigengesetzlichkeiten eingeräumt werden müssen, ist selbstverständlich, berechtigt aber nicht dazu, die Erblehre nach trennenden Momenten zu katalogisieren und kategorisieren.

In diesem Sinn verstanden, gewannen die großen Referate F. v. Wettstein's über »die genetische und entwicklungsphysiologische Bedeutung des Zytoplasmas«, Kühn's »genetisch-entwicklungsphysiologische Ergebnisse an Ephestia kühniella« und Lange's Untersuchungen »über die Grenzen der Umweltsbeeinflußbarkeit erblicher Merkmale beim Menschen« grundsätzliche Bedeutung. Zeigten sie doch die bei allen Organismen gemeinsamen Grundzüge des Erbgeschehens und die trennenden Charakteristika für jede Organismengruppe. V. Wettstein beleuchtete insbesondere die im Pflanzenreich schon nachgewiesene Rolle und Bedeutung der Plasmavererbung und betonte, daß man dem Zytoplasma zwar einen prinzipiellen Anteil am Erbvorgang, d. h. an der Merkmalsbildung zuschreiben müsse, daß das Plasmon aber im Gegensatz zum Genom keine strukturierten Einzelheiten aufweise, sondern als Ganzes, als plastische Einheit und zwar in ständiger Wechselwirkung mit dem Genom, als der Gesamtheit der Gene, aufzufassen sei. Kühn-Dahlem trug Ausschnitte aus dem genau analysierten Material an Ephestia kühniella, der Mehlmotte, vor. Er wies den Einfluß der Phänopie (nach Goldschmidt) als der Kopie mutativer Vorgänge durch Außenreize an den Genen nach. Die Ersetzung der Gegenwirkung durch besondere Umweltreize führte hinsichtlich der Bildung und Entwicklung der Flügelfarbmuster und bei der Entstehung und Abwandlung der Farbpigmentierung der Augenfarben zu eigenartigen Konsen Thesen Noack's, die für Hypericum gelten mögen, auch auf Renner's Plastidentheorie an den Önotheren anwendbar sind. (Der Fall Herbst für Hypericum bleibe hier unerörtert.) Das Problem der Prä- oder Postreduktion im Rahmen des Verteilungsmechanismus der Chromosomen bei der Reduktionsteilung wurde von Knapp-Müncheberg in einem Vortrag »Crossing-over und Chromosomreduktion« behandelt und in bezug auf die Konsequenzen für die Verteilungsmöglichkeiten der Erbanlagen erörtert.

Den Auftakt zur Diskussion der schwierigen Fragen aus dem Gebiet der menschlichen Erbbiologie und -pathologie, sowie der Erb- und Rassenhygiene gaben die Ausführungen von Nachtsheim-Dahlem zur Erbpathologie an Kaninchen. Der Vortragende wies aus dem reichen Material nach, daß beim Kaninchen Krankheiten vorkommen, die den gleichen Erbgesetzen wie beim Menschen unterworfen sind. Bei Mensch und Tier können durch parallele Mutationen gleiche Erbleiden entstehen. Die »Schüttellähmung«, eine Erkrankung des extrapyramidalen Systems, erinnert im histopathologischen Bild an die Pseudosklerose oder Wilson'sche Krankheit beim Menschen. Die Schüttellähmung ist nach Nachtsheim ein Schulbeispiel für ein einfach mendelndes rezessives Nervenleiden ohne Manifestationsstörung mit einer selten vorkommenden Rudimentärform. Die »spastische Spinalparalyse« scheint als Erkrankung des pyramidalen Systems auf den gleichen Ursachenkomplex wie die Schüttellähmung, d. h. die gleiche Mutation, zurückzugehen. Der Erbgang entspricht dem der Schüttellähmung, d. h. das Leiden wird durch ein rezessives Gen vererbt. Es liegen klare durch keine Manifestationshemmungen gestörte Zahlenverhältnisse vor. Die »Syringomyelie«, ebenfalls ein erbliches Nervenleiden, weicht dagegen in mancherlei Hinsicht, nicht zuletzt im Erbgang, stark von dem eben beschriebenen Erbleiden ab. Das Krankheitsbild ist sehr vielgestaltig. Von Tieren, die klinisch kaum Krankheitserscheinungen zeigen, bis zu solchen, die mit schwersten Lähmungsdefekten behaftet sind, gibt es alle Übergänge. Auf Grund dieses ungemein variablen Krankheitsbildes und -Verlaufes muß mit einer sehr komplexen genetischen Grundlage gerechnet werden. Epilepsie, Lokomotionsstörungen, Hydrophthalmus, Katarakt und Keratitis sind weitere Erkrankungen beim Kaninchen, die einer Analyse über die Erb-

Digitized by Google

gen zwischen Erbleiden und Spermienanomalien bestehen, scheint nicht zweifelhaft zu sein, ein Kausalzusammenhang zwischen beiden ist jedoch noch nicht nachgewiesen, insbesondere auch nicht zwischen Spermaanomalie und Befruchtungseffekt. Die Methode der Zwillingsforschung bei der menschlichen Erbbiologie und -pathologie an eineiigen und zweieiigen Zwillingen dient bekanntlich dazu, nicht nur die Probleme und Fragen der Umweltsbeeinflußbarkeit erblicher Merkmale beim Menschen zu klären und zu beantworten, sondern auch, um überhaupt festzustellen, ob Eigenschaften erblich oder umweltbedingt sind. Dabei ist allerdings die Brauchbarkeit der Zwillingsmethode für die Erforschung der Erblichkeitsverhältnisse psychologischer Merkmale und Eigenschaften stark umstritten. Neue Wege zur Methodik erbpsychologischer Untersuchungen zeigte Gottschaldt-Dahlem in seinen Arbeiten zum Aufbau der Kenntnis der seelischen Struktur und ihrer Erbbedingtheit aus Zwillingslagern. Die bisher angewandten Leistungsexperimente mit Einzeldaten werden ersetzt durch die biographische Methode, den körperlich-statischen Eigenschaften werden die seelisch-dynamischen koordiniert, der Faktor »Nähe des Beobachters« als wichtiges Moment der sozialen Intimität eingesetzt und so versucht, die Reaktion auf die Lebenshaupt- und -nebensituationen zu erfassen. Den Arbeiten liegt der Gedanke zugrunde: wie finden sich die Zwillinge mit dem täglichen Leben in seiner Ganzheit ab? Aus den vielen Einzel- und Konfliktssituationen täglicher Art ist so eine hinreichend gesicherte charakterologigische Verhaltensanalyse entstanden, die schon heute gewisse Einblicke in die seelische Struktur der untersuchten Zwillinge und ihre Erbbedingtheit gestattet und einige Schlüsse in Hinsicht auf die genotypische Basis der Erscheinungen zuläßt. Die Ausführungen von Wilde-Dahlem über Intelligenzuntersuchungen an Zwillingen zeigten, wie übrigens auch der Vortrag von Just-Greifswald, an anderem Material die Schwierigkeiten und die Problematik für die genetischen Arbeiten über die Vererbung »geistiger« Eigenschaften überhaupt. Abgesehen davon, daß die Anwendung der statistischen Methode auf diesem Gebiet bedenklich erscheint, ist die Errechnung genauer Zahlenverhältnisse sicherlicher noch verfrüht und zudem recht problematisch. Bemerkenswert ist aber, daß die Anwendung einer starren Testmethode heute abgelehnt wird.

Nach Lenz hat Luxenburger-München die Rezessivität der Schizophrenie behauptet, und zwar in dem Sinn, daß für die Entstehung des Erbleidens ein Gen, also Monomerie, angenommen wird. Daß die Schizophrenie ein Erbleiden ist, weiß man nicht aus der empirischen Erbprognose, sondern aus der Zwillingsforschung. Die Tatsache aber, daß Schizophrenie keinen einheitlichen Krankheitstyp darstellt und zudem noch sehr häufig nicht sicher zu diagnostizieren ist, beweist, daß die These nicht unbedingt gesichert sein kann. Auch bei klinischer Einheitlichkeit braucht noch keine genetische Homogenität vorzuliegen. Jedenfalls kann nach Lenz Rezessivität nicht die Regel sein und bleibt nur noch die Annahme dominanten Erbganges übrig. Die Konsequenzen aus dieser Deutung würden bedeuten, daß nur etwa 5% der Gesamtbevölkerung an Schizophrenie leiden können gegen einen wesentlich höheren Prozentsatz nach Luxenburger. Jedenfalls hat sich gezeigt, daß die empirische Erbprognose für Schizophrenie nicht ohne weiteres auf den Einzelfall anzuwenden ist. Diese Feststellung ist für die Handhabung der einschlägigen Bestimmungen des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses sehr wesentlich. Methodisch sehr wichtige Ergebnisse wiesen die Arbeiten von Patzig-Berlin-Buch vor zur Frage der Vererbung der Schädelformen bei Zwillingen. Der Schädel wird auf Abstand röntgenographiert und das Bild nun nicht ohne weiteres ausgewertet, sondern nach der Profilmethode in der Weise zerlegt, daß durch Messungen bestimmter Punkte die Variabilität vieler Einzelmerkmale festgestellt wird. Bei der graphischen Darstellung dieser Varianten von dem Grundtyp einer Sippe und der Berechnung der Streuungskoeffizienten ergab sich bei eineiigen Zwillingen eine gewisse Konkordanz, so daß auf eine genotypische Basis der Schädelformbildung geschlossen werden kann.

Die Tagung schloß ab mit einem Vortrag von Eugen Fischer über das Thema »Rasse und Kultur« in der Aula der Universität. Das Bekenntnis zur Rassengebundenheit jeglicher Kulturleistungen der Menschen setzt die Erbbedingtheit der körperlichen und seelischen Lebensäußerungen beim Einzelindividuum voraus. Am Anfang aller Arbeiten zu diesen Fragen und Problemen steht also die Erforschung der genetischen Grundlage körperlicher und geistiger Eigenschaften beim Einzelwesen und bei den verschiedenen Rassen. Den derzeitigen Stand der theoretischen Forschung und der praktischen Arbeit zeigte der Verlauf der Tagung. Über die noch bestehenden Schwierigkeiten hinweg faßte Fischer die Ergebnisse der bisher vorliegenden Arbeiten zusammen in ein Programm für die Zukunft: die Reinerhaltung aller Rassen, die am Aufbau des deutschen Volkes beteiligt sind. Quantitative und qualitative Maßnahmen der Erbbiologie und -hygiene müssen die Gesundung aller Rasseelemente herbeiführen; durch den »Willen zum Kind« die Überwindung der bevölkerungspolitischen Depression aus den Jahren der inneren und äußeren Not erzwungen und angestrebt werden. — So gesehen und gewertet bekommen die scheinbar weitab vom Ziel liegenden und nicht ohne weiteres zweckgerichteten subtilen Einzeluntersuchungen an Pflanze, Tier und Mensch ihren höheren Sinn, nämlich die erkenntnistheoretische Basis für die praktische Untermauerung aller Gedanken und Maßnahmen zu liefern, die nicht nur der Erhaltung sondern auch der sinnvollen Fortentwicklung des deutschen Volkskörpers und seiner Kulturleistungen dienen sollen.

Dr. G. A. Kausche
Berlin

Exakte Wissenschaft[1])

Der dritte Zyklus der Wiener Vorträge (1936) umfaßt fünf Vorträge über Themen der exakten Wissenschaften.

E. Späth trägt in sehr gegenständlicher Weise über die neuesten Ergebnisse der Vitaminforschung und ihre Anwendung in der Medizin vor.

H. Thirring arbeitet die physikalischen Entdeckungen der letzten Jahre heraus und entwirft zuerst die Grundlinien der Entwicklung des Atomismus seit 1800, wobei er insbesondere auf die Proutsche Hypothese und auf die Frage nach den Urbausteinen der Materie die bis heute errungenen Antworten gibt. Es folgt die Herausstellung der neuen Auffassung über den Aufbau der Atomkerne, insbesondere über die Kernverwandlung. Die Abschweifung über die besondere Frage der künstlichen Golderzeugung ist sehr interessant. Zum Schluß stellt der Verf. die neueren Anschauungen über die Ultrastrahlung zusammen und bespricht einige Methoden der Erzeugung von Materie aus Strahlung.

Der Vortrag von W. Mark über »extreme Versuchsbedingungen als Quelle des Fortschritts« behandelt ganz anschaulich und in klarer Weise die bis heute wissenschaftlich und technisch erreichten höchsten und tiefsten Drucke und Temperaturen, die Herstellung und Verwendung höchster elektrischer und magnetischer Felder, die Herstellung starker Gravitationsfelder nach Svedberg und die Erreichung hoher Lichtintensitäten.

W. Heisenberg trägt über grundsätzliche Fragen der modernen Physik vor, wobei er insbesondere das Problem der Revision der physikalischen Grundbegriffe eingehend bespricht und den bekannten Schluß zieht: »So stellen die Relativitätstheorie und die Quantentheorie die ersten entscheidenden Schritte aus dem Gebiet der anschaulichen Begriffe (der klassischen Physik) in ein abstraktes Neuland dar...« Dabei »sind wir aber eben stets darauf angewiesen, an irgendeiner Stelle einmal unbedenklich die klassischen Begriffe zu verwenden«.

Der Schlußvortrag von K. Menger handelt von der exakten Behandlung sozialwissenschaftlicher Probleme, wobei der Verf. an außerordentlich gut gewählten Beispielen grundsätzlich die Tragweite mathematischer Überlegungen bei sozialwissenschaftlichen Fragestellungen herausstellt und klar die Erkenntnis erarbeitet, daß auch deduktive Methoden in den Sozialwissenschaften anwendbar und ihre systematische Verwendung sinnvoll sind.

Dr. M. Steck
T. H. München

[1]) Neuere Fortschritte in den exakten Wissenschaften, Franz Deuticke Leipzig und Wien 1936.

Die 3. Lieferung ist erschienen

PHILOSOPHEN-LEXIKON

Bearbeitet von
Eugen Heuer · Werner Ziegenfuß
Gertrud Jung

Der Gesamtumfang des Werkes wird etwa 80 Druckbogen im Format 17×25 cm umfassen und in etwa 15 Lieferungen, die in dreiwöchigen Abständen ausgegeben werden, erscheinen. Der Preis jeder Lieferung, vor Erscheinen der letzten Lieferung bestellt, beträgt RM 2,50. Bei späteren Bestellungen erhöht sich der Preis. Einzelne Lieferungen sind nicht käuflich. Der Kauf der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.

Die ersten Urteile:

Blätter: Das vorliegende Werk füllt eine sehr fühlbare Lücke aus. Es ist ein außerordentlich wertvolles Nachschlagewerk.

Hamburger Nachrichten: Das Philosophen-Lexikon wird sich als wertvolles Hilfsmittel für jeden erweisen, der sich mit den Geisteswissenschaften befaßt.

Frankfurter Zeitung: Diese ersten Lieferungen dürfen ein geglückter Beginn genannt werden, der gute Aussichten auf das Gelingen des gesamten Werkes eröffnet.

Neue Züricher Zeitung: Alles in allem ist das neue Philosophen-Lexikon ein sehr brauchbares Nachschlagewerk, dessen ausstehenden Lieferungen man mit Interesse entgegensehen darf.

8-Uhr-Blatt, Nürnberg: Dieses Werk hat uns schon lange gefehlt. Wir begrüßen es mit dem Wunsche, daß es möglichst bald zum Abschluß kommen möge.

In jeder Buchhandlung erhältlich

Verlag E. S. Mittler & Sohn / Berlin

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 4500 IV. Vj. 36. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

DICAL ROOM
AL LIBRARY
OF MIC

MAY 25 1937

Berlin, 20. April 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 8

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Zur Jahrhundertfeier der Universität Athen

Ein Jahrhundert ist vergangen seit jenen Tagen, da die europäische Welt mit begeisterter Anteilnahme den inneren Impuls zur Befreiung des griechischen Volkes aus der Knechtschaft der Osmanen unterstützte und so mitarbeitete an der Neubegründung des neugriechischen Staates. Eine Welle des Mitgefühls für die Idee der Freiheit, verwoben mit der Sehnsucht und Verehrung der antiken Kunst- und Wissensstätten, trieb zahlreiche Philhellenen mit in den Kampf, der siegreich endete. Lord Byron verließ seine Heimat und schrieb mit romantischer Hingabe seine lyrischen Gedichte, die aller Nachwelt den enthusiastischen Antrieb künden, Professor Friedrich Thiersch aus München organisierte ein griechisch-deutsches Heer in Thessalien und Freiherr vom Stein und General von Lützow halfen mit ihren militärischen Erfahrungen. Endlich zog 1833 Otto von Wittelsbach, der Sohn des bayrischen Königs Ludwig I., gewählt als erster König der Hellenen, nach Süden, um dem neuerrichteten Staat Verwaltung, Heer und Schulen zu geben. Daher ist die innere organisatorische und kulturelle Geschichte des griechischen Staates eng verknüpft mit deutschem Einfluß, der heute bei der Jahrhundertfeier der griechischen Hochschulen neu ins Gedächtnis kommt.

Schon das Äußere der modernen attischen Hauptstadt des Landes weist viele Spuren der Wittelsbacher Zeit auf. Die geräumige Aufteilung des Zentrums Athens und der breite Raum um die Stätten antiker Kulte, um Tempel, Tore und Steinfelder sind nach den großzügigen Entwürfen des Schinkel-Schülers Eduard Schaubert entstanden. Die leichtübersehbare Einteilung der Hauptstraßen, der Stadion-, Universitäts-, Hermes-, Piräus- und Äolusstraße, mit dem freien Omoniaplatz am östlichen und dem schön gelegenen Verfassungsplatz am westlichen Ende ist das Resultat der Planung des Münchener Architekten Leo von Klenze. Auch die repräsentativen Gebäude im klassizistischen Stil Schinkels sind mit Hilfe von deutschen Architekten erbaut. Das alte königliche Schloß, mit der glatten, breiten Front nach der Akropolis gerichtet, ist das Werk Friedrich von Gärtners. Die Wissenschaftsakademie im ionischen Stil aus pentelischem Marmor ist nach den Plänen des Dänen Theophil Christian Hansen von dem sächsischen Architekten Ernst Ziller errichtet worden. Ebenso die daneben liegende Nationalbibliothek mit der prächtigen Marmortreppe und dem reichen dorischen Tor, deren Inneres bis vor drei Jahren jahrzehntelang von dem Deutschen Michael Deffner geleitet wurde; und gleicherweise die zwischen beiden Bauten liegende Universität mit den farbigen, gemäldereichen Kolonnaden, die an den antiken Dekorationsstil erinnern.

Ihre Tradition...

Ihr Zentenarfest rollt die Erinnerung auf an die weitzurückreichende, große Geistesgeschichte, die den Gang der geistigen Entwicklung des Abendlandes mitbestimmte. Der gleiche innere Drang nach Bildung und Erkenntnis, das »φιλομαθής« (philomathés), die Lernbegier, die schon Plato als charakteristische Eigenschaft hellenischen Erkenntnisstrebens pries, hat auch die neue Universität im Jahre 1837 geschaffen. Äußerlich unterstützt durch die Hilfe des patriotisch gesinnten Königs Otto erwuchs dem neugeeinten griechischen Volk eine Stätte der modernen Wissenschaft, die trotz der dunklen, schicksalsschweren Jahrhunderte mit der alten Tradition verbunden ist. Nicht nur der gleiche Ort, an dem in der Antike die Platonische Akademie tagte, — deren verschüttete Säulengänge der begeisterte Grieche Pan. Aristophron auszugraben und zu rekonstruieren sich bemüht, — hat die Verbindung zu dem alten Geist geknüpft; auch die das Mittelalter hindurch aufrechterhaltene Liebe zur Weisheit in den Bildungsanstalten des byzantinischen Hellenismus, im Pandidakterion zu Konstantinopel, in der berühmten Rechtsschule zu Berytos und später in den Schulen zu Janina und auf den Inseln Chios und Patmos und nicht am wenigsten die durch die Jahrtausende waltende kulturhütende Macht der orthodoxen Kirche haben den echten griechischen Geist des Strebens und Erforschens bewahrt. Im 18. Jahrhundert lebte er neu auf. Adamantios Korais, der Fichte Griechenlands, weckte das nationale Freiheitsstreben und forderte zugleich zur Verbreiterung der Bildung auf. Ein neuer gewaltiger Impuls im Geiste der Aufklärung entstand. Reiche griechische Patrioten gründeten neue Schulen: das Collegium Magnum zu Janina, die Akademie zu Moschopolis, die Evangelische Schule zu Smyrna, die Gymnasien zu Kydonia und Messolonghi.... Die Athonische Akademie auf dem Heiligen Berg Athos gewann unter der Leitung des berühmten Eugenios Bulgaris an Bedeutung. Der Boden wurde bereitet, auf dem kurz nach der Errichtung des neuen Königtums eine neue wissenschaftliche Universität entstehen konnte.

INHALT

Zur Jahrhundertfeier der Universität Athen
HOTZ: Wildenberg und Wolfram von Eschenbach
BERGEMANN: Entwicklung und Stand der Georg Büchner-Forschung
KNUDSEN: Theatergeschichte als Wissenschaft
Besprechungen

Ihre Geschichte....

Am 14. April 1837 wurde die Alma Mater Atheniensis durch königliche Verordnung als erste moderne Hochschule des nahen Orients begründet, und am 15. Mai desselben Jahres durch König Otto eingeweiht. Nach dem Vorbild der deutschen Universitäten umfaßte sie vier Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und philosophische. Mit 52 Studenten und 75 Hörern begann sie ihre Arbeit zunächst mit verschiedenen deutschen Professoren, mit Professor Gottfried Feder in der juristischen, Heinrich Treiber in der medizinischen, Heinrich Ulrich, Ludwig Ross, Xaver Landerer u. a. in der philosophischen Abteilung. Durch eine großzügige Stiftung eines reichen Griechen in Rußland wurde sie aus praktischen juristischen Gründen umgeformt in eigentlich zwei Hochschulen, von denen die eine die theologische, juristische und philosophische Fakultät umfaßt, die andere zwei naturwissenschaftliche Abteilungen hat, die medizinische und physikalisch-mathematische. Zugleich wurde sie im Sinne des Stifters nach dem ersten griechischen Staatsoberhaupt benannt und führt daher bis heute den Namen der »National- und Kapodistrias-Universität«. Ihr Einfluß auf die lateinischen Staaten war bald groß, so daß sie sich schnell entwickeln konnte. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Studenten schon 3000, heute über 6000, obwohl seit 1925 in Saloniki eine zweite griechische Universität besteht.

In rascher Folge wurden neben ihr wissenschaftliche Institute gegründet, wissenschaftliche Museen, ein Botanischer Garten und schon 1863 die Universitäts- und Nationalbibliothek, die heute etwa 300000 Bände hat nebst einer Präsenzbibliothek von 5000 Exemplaren, worunter ungefähr insgesamt 70000 deutsche Bücher sind. Ende des 19. Jahrhunderts wurden ein anatomisches, chemisches, physikalische und mehrere klinische Institute eingerichtet und in den letzten Jahren noch einige Laboratorien. Ferner wurde

Digitized by Google

ein pädagogisches Seminar begründet und unter Leitung des bekannten Wundtschülers Theophilos Boreas ein Institut für experimentelle Psychologie, das nach deutschem Muster und mit den neuesten deutschen Instrumenten versehen ist. — Gleich den deutschen Universitäten beruht die Organisation der Universität auf dem Prinzip der akademischen Freiheit, das allerdings, der südlichen Mentalität Rechnung tragend, durch Gesetze vom Juli 1911 und vor allem durch Reformbestrebungen des bedeutenden Helleno-Romanisten Demetrius Pappulias durch Verordnungen im Jahre 1922 und 1926 straffere Form gewonnen hat. Etwa nach Art des französischen akademischen Systems ist die Seminartätigkeit obligatorisch, und außerdem sind jährliche Teilprüfungen vorgeschrieben, die die Voraussetzung für die Ablegung der Schluß-Diplomprüfungen und auch der Erwerbung des Doktorgrades sind. Letzterer ist ebenso wie hier an die Abfassung und Veröffentlichung einer Inaugural-Dissertation und Absolvierung einer mündlichen Prüfung gebunden.

Unter der Oberaufsicht des Unterrichtsministeriums genießt die Hochschule weitgehende Freiheit, was sich vor allem in der Neubesetzung der freigewordenen Lehrstühle zeigt. Nicht wie hier erhalten die Gelehrten einen Ruf von Amts wegen, sondern sie haben sich bei der betreffenden Fakultät mit Vorlegung ihrer Werke, ihres Lebenslaufes und einer ausführlichen Denkschrift zu bewerben. Die Wahl erfolgt durch die Fakultät. Der Minister hat lediglich die Funktion, alles Erforderliche zum Erlaß des Ernennungsdekrets zu veranlassen. Nur aus formellen Gründen kann er Einspruch erheben.

Infolge des großen Vermögens der Universität, das durch testamentarische Stiftungen ständig wächst, besitzt die Universität verhältnismäßig viele Lehrstühle, ungefähr 100 ordentliche und 35 selbständige Extraordinariate.

Wissenschaftliches Leben...

Das ist die äußere Struktur einer inneren geistigen Welt, die tief wurzelnd in dem großen Strom der Wirkkräfte der antiken Hochzeit, trotz aller Anlehnung an fremde Bestrebungen in der neueren Zeit, lebendig, eigenständig und andersartig ist. Nicht schöpferisch im Sinne der großen Genies. Der Grieche von heute ist vielmehr unterschiedlich und besonders in der Übernahme fremder überlieferter Stoffe durch die stark ausgeprägte Eigenart seiner geistigen Begabung und südlichen Mentalität. Diese hat nicht mehr die metaphysische Stärke und künstlerische Leistungsfähigkeit der antiken Epochen. Sie verfügt über durchschnittlich beachtliche Intelligenz und leichte Auffassungsgabe und ist im Gegensatz zu früher an andere, eher utilitaristische und pragmatistische Wertmaßstäbe gebunden. Diese entsprechen den Aufgaben des jungen Staates, dem durch die bösen Geschicke harter Zeiten die eigene Basis der neuzeitlichen Geistesentwicklung fehlt. Der moderne Grieche ist nicht primär metaphysisch interessiert. Seine Interessen gehen vornehmlich auf die Aufwärtsentwicklung positiver, technischer, industrieller und ökonomischer Leistungen. Im Bereich der Wissenschaften liegt daher der Schwerpunkt mehr auf medizinischem, naturwissenschaftlichem und technischem Gebiet, abgesehen von der Blüte der Theologie, die ganz anderen Gründen entspringt.

Allen modernen Strömungen gegenüber ist der Grieche geöffnet. Die Vielfalt der Lehraufträge und wissenschaftlichen Institute, zu denen neuerdings auch eins für parapsychologische Forschungen gehört, beweist es. Wenn eben möglich, verbringt er einen Teil der Studienzeit im Ausland, vor allem in Deutschland und Paris. Die geisteswissenschaftliche Entwicklung hat daher seit dem letzten Jahrhundert die gleichen Höhen und Tiefen durchlaufen, wie in Mittel- und Westeuropa. Dem geistigen Aufstieg durch die französische Aufklärung folgte dort wie hier der Kampf gegen ihren die Gläubigkeit zerstörenden Geist. Darauf entstand nach Übersetzung der Werke von Descartes, Leibniz, Locke, Rousseau, Taine, Spencer, James, Haeckel, ... Schelling, Hegel usf. eine Blüte des Intellektualismus, der bald ein Gegenstoß gegen alle pantheistischen, positivistischen und materialistischen Tendenzen folgte. Bedeutende Namen sind mit den einzelnen Richtungen verknüpft. Kaïres gilt als Interpret der Comte'schen Weltauffassung, Nik. Kotzias als Verehrer Schellings, Papadopulos als Herbartianer, Spyridon Sungras als Gegner der mechanistisch-evolutionistischen und materialistischen Lehre Darwins. Alle aber sind Vertreter jener zeitzugehörigen rationalistischen Weise zu denken, die fast schwerer als im übrigen Europa abgelöst zu werden beginnt durch den Blick auf die ganzheitliche Wesensfülle der Welt.

Philosophisch arbeitende Theologen, wie der gegenwärtige Dogmatiker Andrutsos und der neutestamentliche Exegetiker Louvaris (in Berlin bekannt durch seine kürzlich gehaltenen Vorträge über Religionswissenschaft) versuchen vielleicht am intensivsten auf philosophischem und weltanschaulichem Gebiet die Brücke zu den modernsten, auch dem Irrationalen gerechtwerdenden, Strömungen zu schlagen. Louvaris' vielfältige Untersuchungen verraten das Wissen um die Gedankenwelt Nietzsches. Andrutsos veröffentlichte vor wenigen Jahren ein kleines Buch über »Tolstoi, Nietzsche und Bergson«, machte einige Übersetzungen von Arbeiten Eduard Sprangers und ist ein guter Kenner der Phänomenologie Max Schelers, dessen Werke auf seine Veranlassung fast vollzählig in der Athener Universitätsbibliothek vorhanden sind. Diese Verbindung theologischer und philosophischer Arbeit ist in Griechenland nicht erstaunlich, da dort — ähnlich wie im deutschen Mittelalter — unterstützt durch die Einheit von Staat und Kirche, Philosophie und Theologie engstens verknüpft sind. Gerade vor kurzem hat die Religionswissenschaft in Griechenland noch einen merkbaren Aufschwung erlebt. Die Tagung des Kongresses aller orthodoxen Kirchen im vergangenen Jahr in Athen ist ein Zeichen dafür. Gegenüber der immer mächtiger werdenden naturwissenschaftlichen Erkenntnismethode war die Theologie gezwungen, ihre eigenen Fundamente neu zu sichern. Durch die Aufnahme akuter sozialer und kultureller Fragen hat sie ihren Problem- und Arbeitskreis verbreitert. So steht sie wachsam und bereit, Interpretin des echten Sinns der Heilswahrheiten ihrer christlichen Lehre zu sein, in einer religiösen Situation, die dort — wie in allen christlichen Ländern — die traditionelle Selbstverständlichkeit der Übernahme des Glaubensgutes der Vergangenheit zu verlieren beginnt.

Ebenso bedeutsam wie die philosophisch-theologischen Bemühungen sind die Resultate innerhalb der anderen Lehrgebiete. Aus dem Geiste der Freiheit und der individuellen Geltung — dem zündendsten Motiv aller griechischen Entscheidungen — wächst die wissenschaftliche Arbeit, verbunden mit dem Glauben an den Fortschritt, der noch unerschütterlich einer zivilisierten Zukunft entgegenarbeitet und entgegenhofft. International bekannt sind die Arbeiten der Juristen Rhallis und Politis, die Sprachstudien von Georgos Hatzidakis, die Erfolge der Mediziner und Gynäkologen Geroulanos und Logothetopulos. Wie diese ihr Wissen zum großen Teil ihren Studien in Deutschland verdanken, so sind die Ergebnisse archäologischer Arbeiten nicht nur das Verdienst bedeutender griechischer Forscher wie P. Kavvadias und G. Bernadakis, sondern auch erfolgreicher Deutscher wie Schliemann, Dörpfeld u. a.

Mit Freude darf erwähnt werden, daß der vor hundert Jahren begonnene deutsche Einfluß auf kulturellem und geistigem Gebiet bis heute lebendige Realität geblieben ist. Er wird mit der Entwicklung des geistigen Lebens des neugriechischen Staates verbunden bleiben und die zweite Phase des geistigen Austausches beider Länder bilden, die mit der großen Befruchtung von seiten der griechischen Welt im Zeitalter des Humanismus begann.

Dr. Bernd Söhren

Trübners Deutsches Wörterbuch

In Nr. 18 vom 20. September des letzten Jahrgangs der Geistigen Arbeit konnten wir die erste Lieferung des neuen Deutschen Wörterbuches anzeigen, das nach dem Elsässer Verleger Karl J. Trübner genannt ist. Jetzt liegt die Zweite Lieferung zum gleich niedrigen Preis vor[1]), und die seinerzeit angestellten Erwartungen haben sich aufs beste bestätigt. Den wahrhaft kritischen Geist der in dieser Gemeinschaftsarbeit niedergelegten Forschung können auch wir nicht besser umschreiben als durch das vorangestellte Wort aus dem Munde Lessings: »Dieser Untersuchung unterziehe dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit deinen eigenen Augen. Verunstalte nichts, beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht, lenke ihn nicht.«

Alfred Götze, der Herausgeber und Redaktor des Wörterbuches, hat auch für diese Lieferung, welche die Worte O bis patzig umfaßt, eine Reihe eigener Beiträge geschrieben; außerdem sind die folgenden Mitarbeiter daran beteiligt: Werner Betz, Eduard Brodführer (mit 16 Beiträgen), Max Gottschald (mit 18 Beiträgen), Willy Krogmann, Elvire Roeder, Alfred Schirmer, Wolfgang Stammler, Ernst Weißbrodt (mit 21 Beiträgen) und Ruth Westermann. Die Angaben über das Niederländische hat Jan van Dam überprüft. Besonders die Beiträge Stammlers (Oberhaus, Oberwasser, Ofen, Omnibus, Orkan) zeichnen sich ebenso durch wissenschaftliche Gründlichkeit wie durch ungemein lebendige Schreibweise aus.

Wir können uns vorstellen, daß bei folgerichtiger Durchführung der anläßlich der Ersten Lieferung wiedergegebenen Grundsätze ein Wörterbuch entstehen wird, das einen würdigen Platz unter den schon vorhandenen Arbeiten einnehmen wird.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E.

[1]) Trübners Deutsches Wörterbuch — Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung herausgegeben von Alfred Götze. Zweite Lieferung: O—patzig. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 64 Seiten; RM. 1.—.

Digitized by Google

Dr. WALTER HOTZ, Berlin

Wildenberg und Wolfram von Eschenbach

In jüngster Zeit hat die über einem Odenwaldtal südlich Amorbach gelegene Burg Wildenberg viel von sich reden gemacht. Der Zauber ihrer verschlossenen Waldeinsamkeit ist großen Geröllhalden, Steinhaufen, einer Drahtseilbahn zur Beförderung von Baustoffen, Gerüsten und Bretterverschlägen gewichen. Alle diese Maßnahmen gelten der vom bayrischen Landesamt für Denkmalpflege betreuten Erhaltung der seit dem Bauernkriege in Trümmern liegenden Feste, die ein Kleinod mittelalterlicher Burgenbaukunst darstellt. Wind und Wetter, Baumwuchs und menschlicher Unverstand haben den Resten glanzvoller Zeit viel Schaden zugefügt. Der Verfall machte sich trotz mancher Fürsorge mit Riesenschritten allenthalben bemerkbar, so daß Abhilfe dringend not wurde, wollte man die Burg nicht dem gänzlichen Untergange preisgeben. Die Wissenschaft bemüht sich seit Jahren, sowohl die kulturelle wie kunstgeschichtliche Bedeutung der Burg Wildenberg zur Zeit ihrer Errichtung durch die Herren von Dürn (lat. Durne) zu erhellen. Dabei hat sich ergeben, daß kein Geringerer als Wolfram von Eschenbach als Gast der Edelherren von Dürn auf Wildenberg den »Parzival« zu dichten begann. Vor allem haben die Forschungen Albert Schreibers in mehreren Veröffentlichungen das Dunkel über dem Leben Wolframs wesentlich gelichtet und festgestellt, daß Wildenberg als Wiege des deutschen Parzival gelten muß. Diese besonders von dem Heidelberger Germanisten Friedrich Panzer unterstützte Hypothese stellt sich in großen Zügen so dar: Im 5. Buche des Parz. führt Wolfram seinen Helden auf die Gralsburg. Dabei wird die märchenhafte Pracht dieses Schlosses geschildert und bei Erwähnung der Feuerungsanlagen (Pz 230, 12—14) ein Vergleich zu den Feuern »hie ze Wildenberc« gezogen. Wolfram muß sich also während der Abfassung dieses Teils auf einer Burg namens Wildenberg befunden haben. Und in Ansehung aller Beziehungen Wolframs kommt von den verschiedenen Burgen dieses Namens nur die Burg Wildenberg bei Amorbach in Betracht. Auch die Gralsburg selbst nennt Wolfram »Munsalvasche« = mont sauvage = Wildenberg! Daß diese Ehrung keinem geringfügigen Lehenssitz zuteil werden konnte, versteht sich von selbst. Auf Grund weiterer örtlicher Übereinstimmungen etwa von Sigunes Klause (Pz 435, 6ff.; 804, 8ff. u. ö.) mit dem heutigen Amorsbrunn oder von Anspielungen auf die Mönche des Klosters Amorbach (Pz 439, 14f.; 478, 30—479, 2) kann ein längerer Verbleib Wolframs auf Wildenberg angenommen werden, zumal dafür auch noch die engen Beziehungen zwischen Wolframs Lehensherren, den Grafen von Wertheim, und den Herren von Dürn sprechen. Die Datierung dieses Aufenthaltes schwankt allerdings zwischen 1195 und 1235, und ebenso ist — wie viele Fragen, die das Leben Wolframs, die Abfassung und Widmung seines Parzival oder dessen Quellen betreffen — noch nicht endgültig geklärt, ob Ruprecht († um 1210) oder Konrad von Dürn († 1258) als Gönner des Dichters gelten kann. Obwohl die Parzivalforschung sich vielfach in ganz anderen Bahnen bewegte, hat sich doch der überwiegende Teil der deutschen Germanisten diesen neuen Meinungen keineswegs verschlossen. Es darf also als feststehend angesehen werden, daß Wildenberg Wolfram aus eigener Anschauung bekannt war und von ihm durch die farbenprächtige Schilderung der Gralsburg verherrlicht wurde, wobei es nicht abwegig ist, auch Anregungen seitens der kunstbegeisterten Edelherren von Dürn, die im Gefolge der Stauferkaiser viel gesehen hatten, zu vermuten.

Die Beziehungen Wolframs zu Wildenberg erhalten erst rechte Verdeutlichung und Maßstab durch das Bauwerk Wildenberg. Dieses ist am besten von einer Übersicht über den hochbedeutenden, seither merkwürdig wenig beachteten deutschen Palastbau her zu begreifen, wobei dessen Eigenständigkeit als Verkörperung des staufischen Reichsgedankens und Fortwirkung germanischen Saalbaues stets berücksichtigt werden muß. Stilistische Vergleichungen bringen Wildenberg zusammen mit einer Reihe von Reichsburgen des ausgehenden 12. Jahrhunderts. Die Kaiserpfalzen von Hagenau (1153), Kaiserslautern (1158), Kaiserswerth (1174), Wimpfen (1175), Gelnhausen (1180), Rothenburg, Nürnberg, Bamberg und Eger sowie die stolze Felsenfestung Trifels in der Pfalz (1190) bezeugen neben zahlreichen Kirchenbauten namentlich in Schwaben und Elsaß eine rege Bautätigkeit unter Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. In dieser anhebenden Blütezeit des deutschen Burgenbaues schuf man nicht nur Wehrbauten, sondern auch lichte und geräumige Wohnhäuser und Paläste, wo Kunst und Geistesleben eine edle Heimstätte fanden. Trotzdem erfüllten die Burgen in erster Linie einen politischen Zweck als wehrhafte Stützpunkte des Reiches. Ihre Herren sehen wir sämtlich im Gefolge der Stauferkaiser. Vom Hofe gingen auch viele künstlerische Anregungen aus. Die kaiserliche Palastbauhütte hatte seit der Erneuerung der karolingischen Pfalzen Nimwegen, Ingelheim und des Frankfurter Saalhofes neben reichseigenen Pfalzen auch eine ganze Anzahl sonstiger Burgenpläne mit gutem Können in Angriff genommen. Ihre technische Ausbildung war vorzüglich und ihre Baugedanken ebenbürtig den stolzen Herrschaftsplänen ihrer Auftraggeber. Das gilt ebenso von den Kaiserpfalzen wie von den Ministerialenburgen. Burg Münzenberg in der Wetterau entstand unter Kuno von Hagen zwischen 1174 und 1185. Kurz danach hob auch das Bauwesen zu Wildenberg an. Die Steinmetzzeichen beweisen, daß in Münzenberg, Gelnhausen, Büdingen und Wildenberg großenteils dieselben Bauleute mitgearbeitet haben. Zahlreiche Ausstrahlungen dieser Bauhütte machen sich bis hinab zu kleinen Burgsitzen geltend. Die Burgen Schüpf und Schweinberg im badischen Franken, Henneburg und Rieneck am Main, Blankenhorn und Magenheim im Zabergäu entstammen gleichfalls jener gestaltungsfreudigen Baugesinnung. Die Zeit der Thronwirren zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. und die innerpolitischen Auseinandersetzungen unter Otto IV. waren den großzügigen Bauunternehmungen des Reiches nicht günstig. Um so stärker aber wird dann die Bautätigkeit durch Friedrich II. befruchtet. In der Reihe der elsässischen Burgen kennzeichnen die Schlösser Girbaden und Ulrichsburg, die Pfalz von Egisheim, die Burgen Landsberg, Plixburg, Spesburg, Kinzheim, Schöneck, Windstein, Hohbarr, Ortenberg, im Lande zwischen Neckar und Main das Kaiserhaus von Seligenstadt, die Erweiterungsbauten von Wildenberg, die Burg Krautheim u. a. diese Entwicklung. Die deutsche Burgenreihe findet ihre italische Entsprechung in den prachtvollen Kastellen, die Friedrich II. hauptsächlich in Apulien und Sizilien aufführte.

Ruprecht von Dürn ließ seine Burg Wildenberg durch solche kaiserlichen Bauleute errichten. Einheimische Handwerker wirkten mit, und der Edelherr selbst mag den Plan mit Rat und Tat unterstützt haben. Der strategisch günstig gelegene Burghügel beherrschte die Verbindungsstraße vom Main zum Neckar. Der Burgbau begann mit den Wehrbauten: Bergfried und Westturm. Danach wurden die Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie der Palas errichtet. Das Saalstockwerk wurde nach drei Seiten in von einer Reihe mehr oder minder reich geschmückter Doppelfenster erhellt. Im Ostteil des Saales befand sich eine kleine Tribüne, im Westteil der stolze Kamin, auf dessen riesige Feuerstätte mit Recht aufmerksam gemacht wird. Die flache Decke trugen mehrere achtkantige Pfeiler, deren Sockel erhalten geblieben sind. Unter Ruprechts Enkel Konrad wurde gegen 1230 das Burgtor mit der St. Georgskapelle erneuert. Die ausführenden Bauleute können wir auch an der nahegelegenen Gotthardkirche bei Amorbach sowie im dortigen Abteikreuzgang feststellen. Spätestens 1235 schloß das Bauwesen mit der Vollendung des Palasfestsaales ab. Dieser neue Raum ist eine der glanzvollsten Leistungen des deutschen Palasbaues überhaupt und mag höchstens von dem »Marmorsaal« auf dem Trifels übertroffen worden sein. Im heutigen Zustand läßt freilich nur die hochgerühmte Fenstergruppe der Ostwand diese einzigartige Schönheit des Ganzen noch ahnen, die vom einzigartigen Rhythmus gleichgearteter Arkaden gebildet wurde, welche den Saal in vielfältigen Einzelformen rings umzogen. Zwei Stile begegnen sich. Spätstaufische Formenfülle und frühgotische Schlichtheit zeugen für die große Wende, die sich vorzubereiten beginnt und dazu bestimmt sein sollte, das kulturelle Schwergewicht von der Reichsmacht zu nehmen und auf die Städte und Territorien zu verlegen. Eine Besonderheit der Burg Wildenberg sind die sämtlich in deutscher Sprache abgefaßten Bauinschriften. Sie zählen zu den ältesten ihrer Art und sind bis auf zwei kleine Bruchstücke: KÜNDE . IHC . G . . . und OWE MVTER restlos geklärt. Ihre Texte lauten:

Zwei wichtige Neuerscheinungen

WERNER LEIBBRAND

Romantische Medizin

Leinen RM 6.50

Aus dem ersten Presseurteil: „Zum erstenmal seit der Antike und seit der großen Ausnahme Paracelsus verwischt die Romantik bewußt die Grenzen zwischen Dichtung, Philosophie und Medizin und läßt das Idealbild des spekulierenden Arztes hervortreten."

Stuttgarter Neues Tagblatt

LUIGI SALVATORELLI

Benedikt

Der Abt des Abendlandes

8 Bildseiten. Leinen RM 6.80

Im heiligen Benedikt fand das Abendland, das in den politischen, sozialen und theologischen Wirren unterzugehen drohte, wieder Form, Halt und Ordnung. Stille Wachstumskräfte siegen über die Mächte der Zeit, ein Drama voll geheimer Spannung.

H. GOVERTS VERLAG · HAMBURG

Digitized by Google

DISE BVRHG MAHTE HER BVRHERT DVRN und DISE BVRHG MAHTE HER RVEPREHT VON DVRN sowie BERTOLT MVRTE MICH VLRICH HIWE MICH. Erstere befinden sich zu beiden Seiten der Torfahrt, letztere im Palas. Überliefert ist außerdem der Meistername EGGEHART.

Die z. Zt. unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit im Gang befindlichen Erhaltungsarbeiten konnten sich u. a. auch einer Geldspende des Führers und Reichskanzlers erfreuen. Da es gilt, in Wildenberg ein Denkmal von höchster kultureller und künstlerischer Bedeutung zu schützen, wurden inzwischen auch eine Anzahl der Burg durch Sammeltätigkeit im Laufe der Jahre entfremdeter Werkstücke zurückgewonnen. Ein Gesamtbericht über die Ergebnisse muß vorläufig noch ausstehen, da die vor Ende 1937 nicht abgeschlossenen Arbeiten sicher noch manchen wertvollen Einzelfund fördern werden. Der von dem Gauleiter Dr. Hellmuth geführte, 1935 zu Amorbach ins Leben gerufene »Wolfram von Eschenbach-Bund« läßt sich die Erhaltung und Ausgestaltung der Burg Wildenberg als Wolfram von Eschenbach-Weihestätte und die Pflege hochmittelalterlichen Geistesgutes angelegen sein. So werden die Werte, die Wildenberg und der »Parzival« verkörpern, erneut dem deutschen Volke dienstbar gemacht.

Ebhardt, Deutsche Burgen, Berlin 1899.
Bayrische Kunstdenkmäler, III, 18 (Miltenberg) München 1917.
Schreiber, Neue Bausteine zur Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach, Frankfurt/M. 1922.
Vollendung und Widmung des Parz. Zschr. f. dt. Philologie, Bd. 56, Stuttgart 1931.
Die Herkunft der Edelherren von Durne, Zschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F. Bd. 48, Karlsruhe 1934.
Kunis, Wildenberg die Gralsburg im Odenwald, Leipzig 1935.
Droop, Burg Wildenberg, darin Aufsätze von Krebs, Panzer, Hotz, Walter. Amorbach 1936.
Mitteilungen des W. v. E.-Bundes, Heft 1 mit Beiträgen von Panzer, Schreiber, Hotz; Amorbach 1936.

Das Hutten-Sickingen-Bild

Es ist sehr zu begrüßen, wenn eine Fachzeitschrift größere Beiträge als Einzeldrucke erscheinen läßt, die jeder interessierte Leser leicht erwerben kann. Dies ist bei dem Aufsatz »Das Hutten-Sickingen-Bild« von Albert Becker der Fall, der eine Nummer der »Zeitschrift des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte« bildet, zugleich aber auch als Einzelheft der »Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz« zu haben ist. Der aus einem Vortrag hervorgegangene Aufsatz zeigt, wie die beiden Kämpfer der Reformationszeit in Sage und volkstümlicher Überlieferung weiterleben, bis sich seit der 2. Hälfte des 18. Jh. die Dichtung ihrer bemächtigt. **Nienholdt**

Albert Becker, Das Hutten-Sickingen-Bild, Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz 16, Heidelberg 1936. RM. 1.80.

Die Bildende Kunst in Österreich
unter Mitarbeit erster Fachleute, herausgegeben von
KARL GINHART

Voraussetzungen und Anfänge

Umfang 192 Seiten und 32 Kunstdrucktafeln mit 161 Abbildungen 8°, Preis bro. RM 11.— gbd. RM 12.—

Vorromanische und Romanische Zeit

Umfang 218 Seiten und 32 Kunstdrucktafeln mit 125 Abbildungen 8°, Preis bro. RM 11.— geb. RM 12.—

Der Versuch, eine totale Kunstgeschichte von den Bedingungen der Lage, des Bodens und des Blutes ausgehend zu schreiben, immer mit dem Blicke auf die Schicksale des ganzen Erdkreises, wie er in dieser Gemeinschaftsarbeit von Geographen, Prähistorikern, Anthropologen, Ethnologen und Kunsthistorikern verwirklicht wird, eröffnet ganz neue Perspektiven für die geschichtliche Forschung überhaupt. *Völkischer Beobachter, München.*

In sämtlichen Abschnitten des Bandes steckt eine solche Fülle neuer, zum Teil noch unveröffentlichter Forscherarbeit, daß, wenn die weiteren Bände sich auf der gleichen Höhe halten, Österreich in diesem Gemeinschaftswerk seiner besten Fachleute eine Kunstgeschichte voll neuen Stoffreichtums und voll neuer Gesichtspunkte haben wird, wie kein anderes Land sie besitzt.
Prof. Julius Baum, Schwäbischer Merkur, Stuttgart

RUDOLF M. ROHRER VERLAG, WIEN

Kultspiele der Germanen

R. Stumpfls Buch ist der kühne Versuch, durch schöpferisches Umdenken und sorgfältige, strenge philologische Beweisführung ein durch die Forschungsarbeit mehrerer Generationen fest gesichert erscheinendes Dogma zu erschüttern. Es zeigt, wie fruchtbar der Angriff auf einen so als verbürgt geltenden Wissenschaftsbestand ist, wenn er mit größter Materialbeherrschung, verantwortungsbewußter Gründlichkeit, mit umfassender Belesenheit und vor allem auch mit jener Weite des Blickfeldes unternommen wird, die vor den Grenzen des eigenen Fachgebietes nicht zurückschreckt. Literarhistorische, religions-, mythen- und musikgeschichtliche, volkskundliche und Brauchtumsforschungen waren bei der Frage nach den Ursprüngen des geistlichen Dramas des Mittelalters mit gleicher Sorgfalt anzustellen. Der Verfasser entstammt der Schule des Wiener Germanisten R. Much, dessen bedeutende Forschertätigkeit über sein kürzlich erfolgtes Ableben hinaus in einer Reihe von Arbeiten Fortsetzung findet, die der Beweis sind, mit welcher Entschiedenheit hier dringendste Fragen der germanischen Frühgeschichte und ihrer kulturschöpferischen Nach- und Auswirkung im Mittelalter behandelt wurden. Weittragende Ergebnisse legte bereits das Buch von O. Höfler: Kultische Geheimbünde der Germanen I, 1934 vor; mit ihm und R. Wolframs Forschungen über Schwerttanz und Männerbund (Kassel 1936) steht das Werk von R. Stumpfl in enger Beziehung. Wesentlich noch über das engere Problem des erfolgreichen Nachweises der Anfänge des mittelalterlichen geistlichen Dramas und den Bestand der sie begründenden germanisch-heidnischen Kultspiele hinaus ist der in diesem Buch erbrachte Beweis, wie notwendig es ist, die Schranken allzu enger Fachgebundenheit zu durchstoßen, um jene Wirklichkeit des Daseins zu gewinnen, die allein erst die literarische Überlieferung begründet. Höflers Forschungen über das männerbündische Brauchtum ist vor allem der erste kürzere Teil über den Ursprung des Fastnachtsspiels verpflichtet, der es als Gattungseinheit aus den Schwänken einer phallischen Dämonenschar im Rahmen kultischer Vorfrühlingsfeste zusammen mit dem satirischen Rügerecht männerbündischer Maskenspiele erklärt, seine Lust am Obszön-Unflätigen nicht aus städtischer »Bauernverachtung«, sondern aus ursprünglichem, kultisch gebundenem Brauchtum ableitet. Das Hauptgewicht der Arbeit liegt auf der Untersuchung, ob das mittelalterliche geistliche Drama nur aus kirchlich-liturgischer Entwicklung entstanden sein kann oder ihm nicht erst von der Kirche zweckhaft-tendenziös umgedeutete heidnische Kultspiele alle wesentlichen dramatischen Antriebe gegeben haben. Wenn auch über »die Kultspiele der Germanen« »so gut wie nichts überliefert ist«, so berechtigt der Nachweis, daß die Kirche sich zahlreiche heidnische Kultformen einverleibte und eine Fülle stark dramatisch gerichteter germanischer Bräuche lange lebendig blieb, zu dem Versuch, seine Existenz mittelbar abzuleiten. Selbst wenn die Analogie nicht immer als absoluter Schluß gelten kann: das von Stumpfl in erdrückender Fülle beigebrachte Material läßt die Gewißheit zurück, daß hier in großer Leistung unsere Kenntnis der germanisch-mittelalterlichen Geistes-, nicht nur Theatergeschichte, eine bedeutende Bereicherung erfahren hat. Stumpfl erweist die Problematik einer Herleitung aus der Liturgie, die Herkunft der Tropen und Sequenzen aus germanischer Musik, das Einströmen weltlicher Lieder in die Kirche, die Eingliederung kirchlicher Institutionen in heidnische Stätten und Bräuche. Er zeigt den Bestand von heidnischen Tänzen und Gelagen in der Kirche selbst (Tanzprozessionen, Reigen- und Ballspiele, Schwerttänze, Osterfeier, Opferspeisung, Minnetrinken, Totenschmaus u. a. m.). Die Verbote der Geistlichen, überliefertes Brauchtum in seinen Restformen, vorgeschichtliche nordische Felszeichnungen sind Beweisträger dieser heidnischen Kultbräuche. Die zahlreichen Vegetations- und Fruchtbarkeitskulte legen den Bestand eines brauchtümlichen Jahresdramas nahe. Ein Frühlingsdrama von Tod und Auferstehung, das Arztspiel, das männerbündische Ritual von Tod und Auferstehung, das Narren-Teufelmotiv des Rubin, der Osterwettlauf der Apostel mit dem Hinken als rituelles Brauchtum, die Frauen am Grabe weisen als Bestandteil des kirchlichen Osterspiels auf die ursprüngliche Zubehör zum germanischen Kultdrama. Ähnlich führt der Verf. — stets mit restloser Verarbeitung und Kritik aller einschlägigen Literatur — das Weihnachtsspiel auf das heidnische Julfest, germanische Sternprozessionen und -feiern im Zusammenhang mit Sonnenkult und Radsymbol, auf Narrenfeste, und die Geburt des Kindes auf die Verwandtschaft mit einem germanischen Wintersonnenwendefest zurück, das vielleicht mit einem Mutterkult in Berührung stand.

Stumpfls Darlegungen sind oft kühn, aber die peinliche Vorsicht seiner Darlegungen, die ständige wertende Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung, die strenge Zurückhaltung gegenüber allen nicht notwendigen Folgerungen hinterläßt die Gewißheit unbedingter philologischer Bändigung des gewaltigen Stoffmaterials. Es braucht nicht betont zu werden, daß das überaus eindrucksvolle Buch für die Kenntnis der altgermanischen Kultur überhaupt von größter Bedeutung sein wird, darüber hinaus in dem Nachweis der Beziehungen von Germanentum und Kirche einen über das Geschichtliche weit hinausreichenden sehr großen Wert hat. Die kritische Auseinandersetzung, die es heraufbeschwören wird, wird viele verschüttete Probleme aufrühren und die Beantwortung mancher Fragen bringen können, die Stumpfls an sich schon sehr tiefdringende Darstellung selbst noch bewußt offen läßt.

Dr. F. Martini

Robert Stumpfl, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. 448 S. mit Abb. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1936. Geb. RM. 14.—

Leben und Kultur der Germanen

Die Bearbeitung von Tacitus' Germania durch Hans Philipp liegt bereits in 2. Auflage vor; die erste erschien 1926. Erst der Untertitel: Die Entdeckungsgeschichte der Germanenländer nach Tacitus und anderen Quellen, deutet Zweck, Ziel und Umfang des Buches etwas näher an. Es will einen Überblick geben über Leben und Kultur der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit und tut dies, indem es fast nur die Quellen, Ausgrabungsfunde, Denkmäler und die Berichte griechischer und römischer Schriftsteller sprechen läßt. Den knappen, für einen großen Leserkreis gedachten Ausführungen und Zusammenstellungen sind zahlreiche erläuternde Abbildungen und Karten beigefügt.

Nienholdt

Tacitus, Germania, bearbeitet von Dr. Hans Philipp. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1936. RM. 2.50.

NEUE
ANTIQUARIATSKATALOGE

Soeben erschienen: Kostenlos!
Sonderliste 81: Lebensbeschreibungen, Denkwürdigkeiten und Briefwechsel geschichtlich und kulturhistorisch interessanter Personen.
THEODOR ACKERMANN, ANTIQUARIAT,
MÜNCHEN Ritter-von-Epp-Platz 1

Versandbereit: Katalog 73: *Geschichte*
Vorbereitet werden ein Katalog *Prussica* und ein Katalog *Naturwissenschaften*
GRÄFE UND UNZER / Das Haus der Bücher
Königsberg Pr. Europas größte Buchhandlung

Antiquariats-Katalog Nr. 437. Jubiläumskatalog zum 200jährigen Bestehen unserer Firma: 1000 schöne und wertvolle Bücher aus 6 Jahrhunderten.
GSELLIUS 1737—1937. Buchhandlung und Antiquariat. Berlin W 8, Mohrenstr. 52 (U.Bhf. Stadtmitte). Fernruf: A2 Flora 7626.

Auktion XI 27.-28. April
Bücher, Autographen, Graphik
Dr. Ernst Hauswedell & Co., Hamburg 1

Digitized by Google

Dr. FRITZ BERGEMANN, Berlin

Entwicklung und Stand der Georg Büchner-Forschung

Ein Nachwort zum Georg Büchner-Gedenktag, 19. Februar 1937

Der hundertste Todestag Georg Büchners, der 19. Februar 1937, hat die deutsche Kulturwelt weit über die Fachkreise hinaus an den Dichter, naturwissenschaftlichen Forscher und politischen Kämpfer erinnert, dem zwar nur eine kurze Spanne irdischen Wirkens vergönnt war, der aber von seinen Erdetagen geistige Spuren hinterließ, welche noch heute nachwirken und so bald nicht untergehn werden. Der vielseitigen Bedeutung seiner geistigen Hinterlassenschaft ist sich indessen die Nachwelt erst allmählich bewußt geworden, und diese nicht nur für den Autor, auch für sein Publikum charakteristische Entwicklung bis zum heutigen Stand zu verfolgen, dürfte kein unwürdiger Abschluß der hundertjährigen Gedenkfeier für Georg Büchner sein.

I. Editionelle Besitzergreifung.

Die editionelle Arbeit an Büchners literarischem Lebenswerk vollzog sich in folgenden Etappen.

Büchner selbst erwirkte die Veröffentlichung der politischen Kampfschrift »Der hessische Landbote« (1834), des Danton-Dramas in Gutzkows Zeitschrift »Der Phönix« (1835), der Übersetzungen von Victor Hugo's Dramen »Lucretia Borgia« und »Maria Tudor« in der bei Sauerländer erschienenen deutschen Gesamtausgabe dieses französischen Romantikers (1835) sowie endlich der Abhandlung »Sur le Système nerveux du barbeau« in den Berichten der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Straßburgs (1836). Hiervon hatte Büchner den Druck der wissenschaftlichen Arbeit selbst überwachen können, und an der Wiedergabe seiner Verdeutschung Hugos war kaum etwas auszusetzen; aber den von seinem Mitkämpfer Pfarrer Weidig veränderten Text der politischen Flugschrift wollte Büchner nicht mehr als seine Kundgebung anerkennen, und ebensowenig konnte der Dichter mit der aus politischen Rücksichten und Sittlichkeitsbedenken verwässerten Wiedergabe von »Dantons Tod« zufrieden sein. Nach Büchners Tod erschienen dann zunächst, im Rahmen eines Nachrufs, in Gutzkows Zeitschrift »Der Telegraph« 1837 des Dichters wichtigste Briefe an Gutzkow, ferner ebendort 1838, aus dem Nachlaß von Büchners Braut vermittelt, auszugsweise das Lustspiel »Leonce und Lena« und 1839 die »Lenz«-Novelle, mit gutgemeinten, aber unzulänglichen Begleitworten Gutzkows. Hiernach entschloß sich die Familie Büchner zu der Sammlung der »Nachgelassenen Schriften«, die Georgs Bruder Ludwig, der spätere Verfasser des Buches »Kraft und Stoff«, 1850 bei Sauerländer erscheinen ließ. Der denkbar unglücklichste Versuch, den Manen eines Dichters ohne Verständnis für sein Wesen und ohne persönlichen Einsatz für sein Werk gerecht zu werden. Den »Hessischen Landboten« wagte Ludwig Büchner auch 1850 nur auszugsweise mitzuteilen, mit ängstlicher Beseitigung aller auf Hessen bezüglichen Stellen, und des Bruders beste Hinterlassenschaft, das »Woyzeck«-Fragment, ließ er überhaupt weg, mit der Begründung, daß es zum Teil unleserlich und zum andern Teil ohne Zusammenhang wäre. Wenigstens gab er aber das Lustspiel im Gegensatz zu Gutzkow vollständig, außerdem von dem Briefnachlaß auszugsweise die leicht verfügbaren Briefe an die Familie und an die Braut, sowie eine Kostprobe der Züricher Antrittsvorlesung »Über Schädelnerven«. Von einer treuen Wiedergabe des echten Dichterwortes ist dieser erste Versuch einer Gesamtausgabe Georg Büchners noch weit entfernt; dennoch ist ihr zu danken, daß so durch den Druck die später verlorenen Teile des handschriftlichen Nachlasses vor gänzlichem Untergang bewahrt blieben, besonders also die Briefe, der erste Akt des Lustspiels und die Kostprobe der Züricher Vorlesung, von der sich nur ein Teil der Fortsetzung handschriftlich erhalten hat.

Als »Erste kritische Gesamt-Ausgabe« erschien bei demselben Verleger 1879 die Ausgabe von Karl Emil Franzos. Schon äußerlich in viel würdigerer Aufmachung: in Halbleder, auf besserem Papier gedruckt und mit Bildschmuck, dem Porträt des Dichters und einer Ansicht von seiner Grabstätte. Dieses liebevolle Verständnis für den Wert dieses literarischen Nachlasses bewährt auch der Herausgeber bei der Arbeit. Er hat keine Mühe gescheut, aus der Hinterlassenschaft möglichst viel herauszuholen und ferner beizusteuern, was sonst noch an Briefen Büchners und an persönlichen Lebenserinnerungen an ihn erreichbar war. Mit dichterischem Instinkt spürte Franzos auch den Wert des »Woyzeck«-Fragments, und wenn er auch mit seiner Wiedergabe Schiffbruch erlitt (selbst der Name »Wozzek«, den er dem Helden und damit als Titel gab, war falsch gelesen), so hob er doch diesen Schatz als erster aus seiner Versenkung. Auch dem Text der übrigen Dichtungen suchte Franzos mit kritischen Mitteln besser als sein Vorgänger gerecht zu werden, von den Übersetzungen der Dramen Hugo's lieferte er wenigstens Probestücke. Den »Hessischen Landboten« gab er nach dem Originaldruck vollständig wieder, auch versuchte er bereits, die Änderungen und Zutaten Weidigs festzustellen. Die bisherige Wiedergabe der Züricher Antrittsvorlesung ergänzte er etwas aus der erhaltenen Handschrift und fügte eine Probe der französischen Abhandlung über das Nervensystem der Barbe in deutscher Übersetzung hinzu. Aus den »philosophischen Schriften« Büchners gab Franzos, allerdings in Verkennung ihres unselbständigen, nur kompilatorischen Charakters, gleichfalls Probestücke. Zu den Briefen an die Familie und die Braut kamen jetzt die an Gutzkow hinzu. Endlich brachte diese Ausgabe auch noch bezeichnende Erstveröffentlichungen aus der Knaben- und Schulzeit des Dichters, einige der für den Politiker Büchner so wichtigen Aussagen gerichtlicher Zeugen, einen stimmungsvollen Tagebuchbericht über Büchners letzte Tage, sowie den Nekrolog, den Wilhelm Schulz, ein hessischer Landsmann und politischer Gesinnungsgenosse des Verstorbenen, in einer Züricher Zeitung hatte erscheinen lassen.

Bei aller Liebesmüh stand Franzos' Arbeit aber doch unter einem doppelten Unstern: erstens drängten ihn der Verleger und die Familie Büchner zu einem vorzeitigen Abschluß, so daß er seine großangelegte biographische Einleitung nur fragmentarisch geben konnte, und vor allem fehlte eben auch ihm die philologische Gabe, sich bis zur Selbstverleugnung in den Dienst am überlieferten Wort zu stellen. Auch er hat noch am Text des Dichters gesündigt, selbst aus Gründen der Prüderie und der glätteren Formulierung, und außerdem die Aufgabe, die das »Woyzeck«-Fragment dem Herausgeber stellte, nicht bewältigt. Trotz alledem aber: seine Ausgabe hatte einigermaßen das Gesamtwerk des Dichters in einem ansprechenden Rahmen vereinigt, und blieb so 43 Jahre die unangefochtene Grundlage für alle weiteren Ausgaben. An Gesamt- und Teilausgaben erschienen bis 1922, obwohl die Schutzfrist für Büchner längst abgelaufen war, nur noch drei in deutscher Sprache: die »Gesammelten Schriften« in zwei Bänden von Paul Landau (1909), die »Dramatischen Werke« von Rudolf Franz (1912) und die »Gesammelten Werke« von Hausenstein (1919). Hierzu kommt noch die französische Ausgabe, die bereits 1889 Auguste Dietrich in Paris erscheinen ließ und die Jules Claretie mit einem Vorwort bedachte.

Einzelausgaben von Büchners Schriften gingen natürlich nebenher. Die erste, von »Dantons Tod«, erschien 1886, und zwar in der Hauptstadt des Landes, in das so viele politische Flüchtlinge auch aus Hessen geflohen waren: in New York, bezeichnenderweise in der dortigen »Socialistic Library«, mit Gutzkows Auslassungen über diesen Dramatischen Erstling als Nachwort. Dann nahmen Meyer's Volksbücher zwischen 1887 und 1890 dies Drama in ihre Sammlung auf und machten es damit einem größeren Publikum zugängig. Die bereits 1876 durch einen Aufsatz in Liebknechts »Neuer Welt« auf Büchner aufmerksam gemachten sozialdemokratischen Kreise bemächtigten sich zuerst der politischen Kampfschrift, die Eduard David 1896 herausgab. 1903 führte Hendel's Verlag den »Danton« in die Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes ein, während sich Reclam erst 1919 zu dieser Dichtung durch Aufnahme in seine Universalbibliothek bekennen mochte. 1910 aber erschien auch das Lustspiel »Leonce und Lena« in einer ersten Sonderausgabe, die mit Lithographien Karl Walsers geschmückt war. Im Jahre 1913 endlich, wo sich Büchners Geburtstag zum 100. Male jährte, stellte sich die damals noch ganz junge Insel-Bücherei in den Dienst des Dichters, nahm alle seine poetischen Werke einzeln in ihre Sammlung auf und entschied damit endgültig den Kampf um seine Anerkennung durch das für ihn zuständige Publikum.

Noch immer aber war es die verderbte Textüberlieferung, die der Leserwelt zugemutet wurde. Und längst schon beschäftigte sich auch die Wissenschaft mit dem literarischen Phänomen Georg Büchner, als endlich die wichtigste Vorbedingung hierzu erfüllt wurde: der Insel-Verlag erwarb den gesamten Nachlaß des Dichters und ließ auf seiner Grundlage 1922 Büchners »Sämtliche Werke und Briefe« vom Verfasser dieser Zeilen textkritisch neu herausgeben.

Der Gesamtausgabe voraus ging ein Vorzugsdruck des »Woyzeck«, dessen noch nicht bis zur letztmöglichen Entzifferung vordringende Wiedergabe Georg Witkowski besorgte. Wenn schon diese Veröffentlichung berechtigtes Aufsehen in der literarischen Welt bewirkte, so wurde die textkritische Neuausgabe der »Sämtlichen Werke« epochemachend für die gesamte Büchner-Forschung und grundlegend für alle folgenden Ausgaben. Natürlich nur, soweit deren Herausgeber auf eine gewissenhafte Textgestaltung Wert legten, und nicht in solcher Überheb-

Digitized by Google

lichkeit eigene Wege gingen wie Arnold Zweig, der 1923 in der Einleitung zu seiner Ausgabe der »Sämtlichen poetischen Werke« allen Ernstes die Frage »nach dem Rechte des Philologen zum Eingriff in Dramen« stellte; er sah jedoch nicht, wie er nun in seiner Ausgabe ein und dieselbe Szene in alter und neuer Fassung zweimal vorbrachte. Gewiß kann »der Philologe« nicht alles schaffen, nicht für die wissenschaftliche Forschung eine textkritische Ausgabe und damit zugleich die geeignete Form für den bloß genießenden Leser geben. Um auch diesen zufriedenzustellen, hatte aber der Insel-Verlag im Fall »Woyzeck« den Dichter und Dramaturgen Ernst Hardt für eine neue Einzelausgabe in der Insel-Bücherei gewonnen, wie ja denn auch der Text der übrigen Dichtungen Büchners, in der Insel-Bücherei ebenso wie in andern Ausgaben, auf Grund der neuen textkritischen Erkenntnisse eine durchgehende Revision erfahren mußte.

Mit der Ausgabe von 1922 ist die textkritische Gestaltung des gesamten Nachlasses Georg Büchners im wesentlichen abgeschlossen. Einzelne Brieffunde tauchten freilich noch später auf, auch konnte durch verdienstliche Kommentatorenarbeit noch hier und da eine Textverbesserung nachgetragen oder ein in der Briefüberlieferung nicht ausgeschriebener Name richtiger gedeutet werden; im großen und ganzen aber war 1922 die editionelle Arbeit getan und damit auch für die wissenschaftliche Erkenntnis des Dichters, des Menschen, des Politikers und des Naturforschers Georg Büchner reine Bahn geschaffen.

II. Wachstum und Wandel der Einschätzung.

Ganz ohne Widerhall war schon des Dichters erstes dramatisches Auftreten nicht, und als er so plötzlich von der Bühne des Lebens überhaupt abtreten mußte, blieb es nicht bei Nekrologen von befreundeter Seite, sondern als beachtenswerte Persönlichkeit fand er mit seinem Leben und Wirken, soweit dieses bereits bekannt war, auch schon Aufnahme in die damals gerade aufkommenden ersten Konversationslexiken. Im übrigen tauchte Büchners Name in Verbindung mit den politischen Verschwörungen der 30er Jahre auch in all jenen Veröffentlichungen auf, die seit 1839 in aktenmäßiger Darstellung von amtlichen Stellen oder in anklägerischer Form von liberaler Seite erfolgten. Büchners eigene Generation stand noch mitten im Leben, als 1850 seine »Nachgelassenen Schriften« erschienen und in der Verbindung mit der biographischen Einleitung seines Bruders Ludwig ein erstes Gesamtbild von seinem Leben und Wirken vermittelten. Über ein Vierteljahrhundert blieb diese Ausgabe die Stoffquelle für die Behandlung der literarischen und auch der politischen Persönlichkeit Büchners: so für Julian Schmidts Darstellung im 2. Band seiner »Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert« (1853) und für Rochus v. Liliencrons Artikel im 3. Band der »Allgemeinen Deutschen Biographie« (1876).

Die eigentliche Büchner-Forschung beginnt mit Franzos' Ausgabe 1879. Der Herausgeber Franzos konnte nicht mehr wie Ludwig Büchner die Kenntnis der zeitgeschichtlichen Umstände bei den Lesern voraussetzen und zog daher seine biographische Einleitung auch historisch auf. Das Problem, das die »Neue Welt« bereits angeschnitten hatte: ob Büchner ein Vorläufer der Sozialdemokratie gewesen, greift Franzos auf, mit dem negativen Ergebnis, daß Büchner nur die erste sozialistische Flugschrift geschaffen. Der Herausgeber Franzos nimmt auch die wissenschaftlichen Arbeiten Büchners ernst, brachte hierbei nun freilich den Irrtum auf, daß Büchner sich auch mit der Philosophie produktiv beschäftigt hätte.

Seit 1879 ist Georg Büchner von der einschlägigen geisteswissenschaftlichen Forschung kaum noch zu übergehen. 1889 schenkte dem Dichter sogar Treitschke im 4. Band seiner »Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts« Beachtung, mit Verständnis für seine künstlerische Begabung, wenn er auch seinen »trostlosen Materialismus« bedauerte und vom »Danton« irrtümlich meinte, daß er »die Revolution zu verherrlichen« geschrieben wäre. Der Literaturgeschichtsforscher Proelß zog 1892 das poetische Schaffen Büchners in den Ideenkreis seines Buches »Das junge Deutschland« und wies auf Nachwirkungen des »Danton« beim Dramatiker Gutzkow hin. Gutzkows Briefe an Büchner und seine Braut veröffentlichte 1897 Charles Andler im »Euphorion« und trug auf diese Weise zur Aufhellung der persönlichen Umwelt des Dichters bei.

Wenn literaturgeschichtliche Werke mit weiter Umschau in konzentrierter Lösung Auffassungen widerspiegeln, die zum geistigen Besitz ihrer eigenen Zeit gehören, so läßt sich für 1900 ein erheblicher Fortschritt in der Beurteilung des Dichters feststellen. In diesem Jahr erschien Meyers »Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts«. Büchner wird hier nicht nur als »unser erster konsequenter Realist« bezeichnet, der »auch für den Realismus unserer Tage unschätzbar ist«, sondern das Hauptgewicht der Betrachtung liegt auch nicht mehr beim »Danton«, sondern die Novelle »Lenz« wird im Zusammenhang mit der allgemeinen Charakteristik des Dichters zuerst gewürdigt, und weiterhin erfährt auch das »Woyzeck«-Fragment als das dem »heroischen« ebenbürtige bürgerliche Trauerspiel gebührende Beachtung. Fast ablehnend hingegen verhält sich Bartels im 2. Band seiner »Geschichte der Deutschen Literatur«, die wohl zwei Jahre später erschien. Es ist die aufrechte Haltung einer nationalen Gesinnung und einer christlichen Weltanschauung, die in den Schriften Büchners den »Geist des auflösenden Radikalismus ... der absoluten Zersetzung alles Göttlichen und Menschlichen« verabscheut. Mitbestimmt wurde dieser Standpunkt von der Meinung, daß »die heutige Sozialdemokratie in Büchner ihren ersten genialen Agitator mit Recht feiert«. Ob »mit Recht«, bleibe dahingestellt, jedenfalls sehen wir aus dieser Feststellung, wie sehr auch die sozialdemokratischen Kreise aus der Büchner-Forschung Nutzen gezogen hatten. Bartels' Urteil über den Menschen Büchner, den er vom Schriftsteller kaum trennt, wäre wohl versöhnlicher ausgefallen, wenn er bereits das gesamte diesbezügliche Material der Ausgabe 1922 hätte einsehen können. Im übrigen ist hervorzuheben, daß auch Bartels den »Lenz« als »Vorbild moderner Kunst« gelten läßt, beim »Woyzeck« an das moderne naturalistische Drama, ja an Hauptmanns »Fuhrmann Henschel« erinnert wird und auch für das Lustspiel Interesse bezeigt, in dessen Valerio-Figur er etwas von Niebergalls hessischem Humor, aber auch von dem Typ der Hauptmannschen Schluck und Jau wiederfindet. Hauptmann selbst hatte bereits 1887 in einem Vortrag von seinem besondern Verständnis für den Dichter Büchner Zeugnis abgelegt.

Die erste umfassend abgerundete Biographie des Dichters, mit ausführlicher Würdigung seiner literarischen Leistungen, brachte 1909 Landau's Büchner-Ausgabe. Die einzelnen Dichtungen wurden hier zum erstenmal (nur für den »Danton« war schon 1900 eine besondere Untersuchung erschienen) vom literarhistorischen, geistesgeschichtlichen und ästhetischen Standpunkt aus beleuchtet, wobei auch für die Quellenforschung entscheidende Arbeit geleistet wurde; Oberlin's für den »Lenz« benutzte Tagebuchstellen wurden sogar abgedruckt.

Die literarische Persönlichkeit Büchners gehörte 1913 derart zum geistigen Besitz der Nation, daß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages in Aufsätzen und Aufführungsfeiern allenthalben gedacht wurde. Zwei Jahre später erschien dann das erste biographische Buch über Büchner: von Zobel v. Zabeltitz. In den eigentlich biographischen Teilen ging Zabeltitz zwar mangels neuer Quellen nur gelegentlich über die Vorläufer hinaus, schnitt aber in der Betrachtung seines geistigen Schaffens neue Probleme an: Das Ich im politischen und sozialen Zusammenhang, Vereinsamung des Ichs, Doppelbewußtsein, Natur und Ich, Universum und Ich, Weltanschauung und Dichtung, Ironie als Weltanschauung, Naturphilosophie und Empirismus usw. Diese neuen Problemstellungen zeigen, daß die Büchner-Forschung bereits 1915 über die bloß literaturgeschichtliche Betrachtungsweise zur geistesgeschichtlichen Wesensschau vorgedrungen war.

Inzwischen aber wurden auch auf rein biographischem, literarhistorischem und ästhetischem Gebiet wertvolle Einzelbeiträge geleistet. Nach Rudolf Majuts Untersuchung über »Farbe und Licht im Kunstgefühl Georg Büchners« (1912) kam 1914 Biebers bedeutsamer Hinweis auf die literarische Quelle des »Woyzeck«, der, ohne dem dichterischen Genie Eintrag zu tun, näher an das Geheimnis poetischer Empfängnis heranführte. Besonders verdient machte sich ferner um die biographische Aufhellung der Umwelt Büchners die hessische Lokalforschung, vor allem die »Hessische Chronik« sowie die von Haupt 1918 gegründete »Hessische Biographie«, in deren 1. Band gleich Collin den Politiker, Dichter und Naturforscher Büchner selbst behandelte. Über den »sozialpolitischen Denker« Büchner erschien 1920 eine besondere Abhandlung von Hoppe, der zwar den in Büchners Schriften verschiedentlich zutage tretenden Klassenkampf als charakteristisch ansieht, im Grunde aber doch nicht den Dichter für den Marxismus, sondern nur für einen allgemeinen Sozialismus in Anspruch nimmt. — Auch die einzelnen Dichtungen Büchners erhielten noch gründliche Sonderuntersuchungen, leider zu früh das »Woyzeck«-Fragment durch Kupsch, dessen »Beitrag zum Schaffen G. Büchners« (1920) sich durch die Wiedergabe des echten »Woyzeck« zwei Jahre später als verlorene Liebesmüh erwies. Außer kleineren Dissertationen über »Danton« und »Lenz« ist bedauerlicherweise auch Hoyers umfassende Leipziger Dissertation »Stoff und Gestalt bei Georg Büchner« (1922) ungedruckt geblieben. Hoyer hatte in den damals gerade vom Insel-Verlag erworbenen Büchner-Nachlaß bereits Einsicht erhalten und konnte so aus unmittelbarer Erkenntnis schöpfen.

Die Gesamtausgabe 1922 gab der Büchner-Forschung endlich den echten Text des Dichters, womit stilkritischen Untersuchungen und solchen über das Formproblem über-

Digitized by Google

haupt erst eine geeignete Grundlage geschaffen war. Sie bot darüber hinaus für die Beurteilung der politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und auch rein menschlichen Persönlichkeit Büchners durch neue Veröffentlichungen aus dem Nachlaß reichlicheres Material als je zuvor dar. Und sie ging endlich selbst mit der Auswertung dieses Materials voran, indem sie über den engen Rahmen der Textkritik hinaus auch die Quellenforschung förderte, sich an der Kommentierung des Textes beteiligte, den Irrtum bezüglich der philosophischen Arbeiten Büchners beseitigte und durch Heranziehung eines naturwissenschaftlichen Sachverständigen für die Wiederherstellung des teilweis zerstörten Textes der Züricher Antrittsvorlesung auch der Bedeutung des Naturforschers Büchner besser gerecht zu werden suchte.

Die Ausgabe 1922 hat den erstrebten wissenschaftlichen Erfolg gehabt. Die philologische und im engern Sinn literarhistorische Einzelarbeit konnte in der Folgezeit zu einem gewissen Abschluß gebracht werden. Besonders gilt dies von »Dantons Tod«, für den Karl Viëtor letzte text- und quellenkritische Beiträge 1933 lieferte, um danach in einem Sonderaufsatz dieses Werk als »Tragödie des heldischen Pessimismus« herauszustellen und damit die Auffassung einer vom Dichter beabsichtigten Verherrlichung der französischen Revolution endgültig zu widerlegen. Mit dem Lustspiel beschäftigte sich Armin Renker 1924 in einer umfassenden Arbeit »G. Büchner und das Lustspiel der Romantik«, mit neuen Hinweisen auf den französischen Dichter Musset als Anreger für Büchner. Über den »Woyzeck« stellte Winkler 1925 auf Grund des echten Textes erfolgreichere Untersuchungen als seinerzeit Kupsch an. Auch Viëtor widmete diesem ersten »Armeleute-Drama« seine Aufmerksamkeit, stellte überdies eine neue Monographie über den Dichter in Aussicht und lieferte, was ganz besonders dankenswert, 1934 auch für Goedeke's Grundriß den Büchner-Artikel mit der so wichtigen Bibliographie der bisherigen Büchner-Literatur; nach dem bibliographischen Verzeichnis der Ausgabe 1922 hatte auf diesem Gebiet allerdings Majut 1929 wesentliche Vorarbeit geleistet. Majut bewies gleich Viëtor in seiner Forscherarbeit eine besondere Vorliebe für Büchner, der ihn noch zu allgemeineren geistesgeschichtlichen Studien anregte: »Lebensbühne und Marionette« (1931) sowie »Untersuchungen zur Geschichte der problematischen Natur« (1932). Wie denn überhaupt jetzt, nachdem die philologische Arbeit überwiegend getan war, Büchner durchaus nicht für die Forschung erledigt war, sondern neue Seiten seines Geistes zur Betrachtung reizten. Einen Übergang hierzu bildete schon die 1923 erschienene Monographie Lipmanns: »G. Büchner und die Romantik«, die nach seines Lehrers Strich Art über den literaturgeschichtlichen Raum in allgemein-geisteswissenschaftliche Betrachtung hinübergriff: »Die neue Genuß-Religion«, »Natur und Volksmythos« usw. Eine psychologisch-literarische Vergleichung zwischen Büchner und Grabbe stellte 1927 Jancke an, indem er die Depressionskurven beider vergleicht, ohne ganz überzeugen zu können. Büchners pessimistische Weltanschauung brachte 1931 Ingrid Krauß mit der Schopenhauers in zeitgeschichtliche Verbindung, während Arthur Pfeiffer 1934 Büchners Auffassung vom Fatalismus der Geschichte zum Anlaß nahm, um in einer kritischen Studie »Vom Wesen der Geschichte, des Dämonischen und Dramatischen« auch die beim »Danton« auftauchenden Fragen nach dem Phänomen des Dramatischen zu beleuchten.

Und der Naturforscher Büchner? Er hat 1936 in einer liebevollen Studie des Züricher Physiologen Strohl (»Oken und Büchner«) die verdiente Würdigung erfahren: »Büchners Werk steht in den Naturwissenschaften vielleicht noch stärker als in der Dichtung als eindrucksvoller Torso vor uns.«

In seiner Studie kann Strohl außerdem aber unter andern Erstveröffentlichungen auch drei bisher unbekannte wichtige Briefe Büchners an die Brüder Stöber und den befreundeten Mediziner Böckel bringen, kann er, darauf fußend, zugleich einige textkritische Besserungen zur Ausgabe 1922 vorschlagen, kann er endlich von dem bisher unbekannten Sterbehaus des Dichters sogar eine Ansicht bringen. Die Büchner-Forschung hat also aus dieser letzten Veröffentlichung besonders reichen Gewinn zu buchen, es wird hoffentlich und gewiß nicht der allerletzte sein.

Literaturgeschichte und Soziologie

Es ist nicht nur der Dilettantismus, der die Überwindung wissenschaftlicher Spezialisierung verlangt. Im Gegenteil, eine Spezialisierung, die sich ihrer Gründe bewußt ist, kommt von sich aus zur Erkenntnis ihrer Grenzen. Nicht immer ist es möglich, und oft auch ist es nicht erwünscht, daß die Methoden verschiedener Wissenschaften von verschiedenen Personen gehandhabt werden. Besser ist es, wenn der Vertreter eines Faches mit den Methoden benachbarter Fächer genug vertraut ist, um sein Problem auch von einer anderen Seite her betrachten und dann seinem Leser einen einheitlichen Gesamteindruck geben zu können.

Für die Literaturgeschichte gilt das in besonderem Maße. Es ist natürlich, daß ihre Pflege dem Philologen anvertraut ist. Er allein verfügt über die erforderlichen technischen Hilfsmittel. Dichtung erwächst jedoch aus einer bestimmten gesellschaftlichen Umwelt. In ihrem Rahmen sollte sie betrachtet werden. Auf der anderen Seite wird für die Erkenntnis dieser sozialen Umwelt aus der Dichtung ebenso viel gewonnen wie für das Verständnis der Dichtung aus der Betrachtung ihrer sozialen Umgebung.

Mehrfach bereits, wenn auch erst in jüngster Zeit bewußt, ist man daran gegangen, den in der Literatur versenkten Schatz sozialwissenschaftlichen Wissens zu heben. Beschränken wir uns auf die mittelhochdeutsche Literatur, so verdienen Hervorhebung die Arbeiten von G. Ehrismann, namentlich sein Beitrag zur Festschrift für Friedrich Panzer über »Die mittelhochdeutsche didaktische Literatur als Gesellschaftsethik«, und die Gesamtübersicht über das Problem, die Erwin Gustav Gudde gegeben hat. (»Social conflicts in medieval German poetry«, University of California Press, 1934). Jüngst hat sich die deutsche Abteilung der »Catholic University of America« in Washington, die sich unter Leitung von Professor Gleis und Professor Behrendt in verdienstvoller Weise der Pflege der deutschen Sprache und Literatur im Auslande gewidmet hat, diesem Gebiete zugewandt. Ein solider Anfang wurde gemacht mit der Schrift von Professor Behrendt unter dem Titel »The ethical teaching of Hugo of Trimberg« (Washington, 1926), und nun liegen zwei unter seiner Leitung entstandene Dissertationen vor: Mary Paul Götz, »The Concept of Nobility in German Didactic Literature of the Thirteenth Century« (Washington, 1935) und Catherine Theresa Rapp, »Burgher and Peasant in the Works of Thomasin von Ziclaria, Freidank, and Hugo von Trimberg« (Washington, 1936). Beide Arbeiten befassen sich mit dem an gesellschaftlichen Wandlungen so reichen dreizehnten Jahrhundert. In ihm gewinnen die Städte an Bedeutung, und in ihren Mauern entwickeln sich die neuen sozialen Schichten des oberen und niederen städtischen Mittelstandes. Der niedere Mittelstand, im wesentlichen das Zunfthandwerk, findet im Gefüge der mittelalterlichen Gesellschaft ohne weiteres Raum. Nicht so der reiche städtische Kaufmann. Seine Erwerbsethik läßt sich nicht mehr in die alten Fesseln legen. Er gibt den Ton für eine neue Gesellschaft an, die bürgerlich war und in der der bis dahin herrschende Adel sich weder wirtschaftlich noch gesellschaftlich-kulturell zurecht fand.

Die didaktische Literatur, mit der sich beide Arbeiten befassen (Freidanks »Bescheidenheit«, Thomasin's »Der wälsche Gast« und Hugo's »Renner«), ist ein gutes Spiegelbild dieses Wandels. Mit Recht machen die Einleitungen der beiden Dissertationen auf die soziale Herkunft der von ihnen betrachteten Autoren aufmerksam: Der patrizische Kanonikus Thomasin vertritt das Ideal des traditionalen Rittertums; Freidank ist vermutlich bürgerlicher Herkunft, bleibt in seinen Auffassungen jedoch konservativ, während der kleinbürgerliche Hugo, der von keinen Nöten des Lebens verschont bleibt, im Sinne des aufkommenden Bürgertums schreibt. So straff gefaßt und gut formuliert diese Einleitungen sind, so lose ist die Gedankenführung im Hauptteil. Beide Arbeiten versinken in das Material. Der Ehrgeiz der Verfasserinnen, deren klarer und flüssiger Stil reell erfreulich ist, ging offenbar dahin, lückenlos alles zusammenzutragen, was von den drei Dichtern an Äußerungen über soziale Verhältnisse vorliegt. Der Fleiß, mit dem das geschah, verdient Anerkennung, und ebenso die genaue Quellenkenntnis. Aber die Einheitlichkeit des Themas geht verloren. Man sucht lange nach einem »thema probandum«. Der Grund ist offenbar der, daß der Erkenntnisgegenstand der Natur der Dinge nach soziologisch ist. Man kann es verstehen, wenn die beiden Philologinnen ihr Können ungern einer Wissenschaft opfern, die so wenig im Rufe der Exaktheit steht wie die Soziologie. Aber so schmerzlich dieses Opfer ist: Bei solchen Arbeiten muß es gebracht werden; wie anregend wären sie gewesen, wenn die Verfasserinnen von dem Material nur das benutzt hätten, was in Beziehung steht zu dem gesellschaftlichen Wandel im 13. Jahrhundert, und wenn sie dann jeweils gezeigt hätten, was wir mit Bezug auf diesen Wandel von den drei Dichtern lernen können! Zugleich hätte noch deutlicher die Auffassungsweise der drei Didaktiker, besonders die von Thomasin und Hugo, in Beziehung zu ihrer gesellschaftlichen Stellung gesetzt werden können. Zwar muß man sich auf diesem Gebiete vor den so häufigen vulgärmarxistischen Konstruktionen hüten, aber auf der anderen Seite gehört sozialwissenschaftlicher Realismus zur besten deutschen wissenschaftlichen Tradition. Wäre diese Spur weiter verfolgt worden, so wäre zu dem Beitrag zur Kenntnis der Sozialgeschichte ein nicht minder wertvoller Zuwachs an literatursoziologischem Wissen getreten.

F. A. Hermens
Washington D. C.

Digitized by Google

Neue Bücher zur deutschen Literaturgeschichte

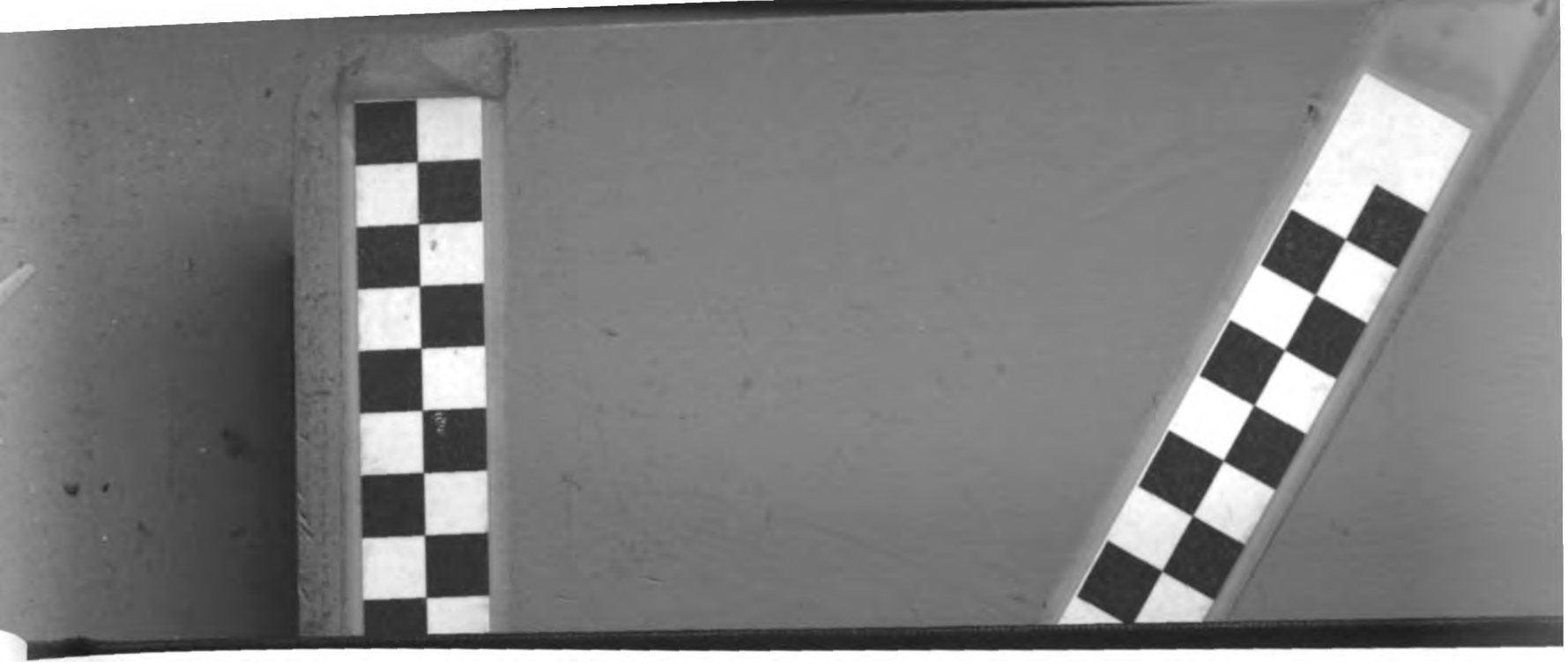
Unter den jüngsten Neuerscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturwissenschaft stehen eine Reihe wichtiger Veröffentlichungen allgemeiner und theoretischer Richtung an der Spitze. — Die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Müllenhoff und Scherer[1]) rückt eine Epoche aus der Geschichte der deutschen Philologie in nahe Beleuchtung, die, wenn auch nicht ganz unbegründet, einer in diesem Maße keineswegs verdienten Vergessenheit und schnellfertigen Mißachtung anheimgefallen ist, besonders in der Einschätzung der jüngeren Generationen. Gerade sie können aus diesem Briefwechsel, der sich mit stetem Eifer von einem Fachproblem zum andern bewegt, erhellt durch manche heiteren Lichter, besonders in den Blicken auf die umgebende Gelehrtenwelt, getragen von der tief im Sachlichen begründeten Freundschaftsbeziehung zwischen Lehrer und Schüler, stärkeren Respekt vor der Haltung und der Leistung dieser Forschungsepoche gewinnen. Besonderen dokumentarischen Wert hat der Band für die Biographie Scherers, zu dessen 50. Todestag er erschien, von Albert Leitzmann herausgegeben, von Edward Schröder, dessen Person uns noch mit jener Zeit verknüpft, mit persönlichsten Worten eingeleitet. —

Oskar Walzel[2]) behandelt in seinem Buch »Grenzen von Poesie und Unpoesie« ein grundlegendes Problem der allgemeinen Literaturwissenschaft und literarischen Ästhetik. In genauester, überall ins einzelne gehender Darstellung, am Schlusse noch einmal straffer zusammengefaßt, entwickelt er die Theorie der klassischen Zeit vom Wesen der Poesie, und die Herkunft, Weiterbildung und Nachwirkung dieser Auffassung über eine Spanne von anderthalb Jahrhunderten. Neben den Mittelpunkt der Weimarer Klassik tritt dabei bedeutungsvoll die an Goethe und im Blick auf ihn entstandene »mythologische« Theorie Friedrich Schlegels, die sowohl innerhalb der Nachgeschichte der klassischen Auffassung wie in einem Ausblick auf die Gegenwart eine neue, tiefere Bewertung erfährt. — Von seiten des Klanglichen, des vorgetragenen Verses greift Wilhelm Leyhausen[3]) die Frage nach dem Wesen der Poesie an und trägt in einfacher, übersichtlicher Form eine auf Metrik- und Betonungsforschungen aufgebaute neue Systematik der Dichtungsarten vor. — Die Gemeinsamkeit, die die Poesie mit ihren Nachbarkünsten, der bildenden und der Tonkunst, verbindet, ist das Thema eines Forschungsberichtes, den Kurt Wais[4]) auf dem 2. Internationalen Kongreß für neuere Literaturgeschichte in Amsterdam 1935 vorgetragen hat. Er will einen engeren Anschluß der benachbarten Kunstwissenschaften fördern und bietet einen Überblick über die Forschungsgrundlagen einer solchen Annäherung. — In der gleichen neuen Reihe von Veröffentlichungen, in der Wais' Vortrag erschien, deutet Heinz Otto Burger[5]) Wesen und Ursprung der neueren deutschen Lyrik als dichterischen Ausdrucks der jeweiligen Seinserfahrung und legt an Beispielen aus schwäbischen Dichtern dar, wie sich diese in die künstlerische Schöpfung umsetzt. — Besondere Aufmerksamkeit verdienen, ihrem Werte wie der Stoffwahl nach, zwei zusammenfassende Werke größeren Umfangs und Anspruchs. Wolfgang Kayser[6]) gibt in seiner Habilitationsschrift die »Geschichte der deutschen Ballade« als einer nach Herkunft und Entwicklung rein deutschen Gattung. Diese Kunstform wird in ihrer Geschichte, von den Ursprüngen in germanischer Frühzeit bis zur jüngsten Gegenwart, als übergeordneter Begriff, greifbar nur in der Vielsträhnigkeit nebeneinander laufender Unterarten, wie der magischen, heldischen, rührenden Ballade, erfaßt. Ein Riesenstoff wird so bewältigt und eine Fülle von Einzelwerken aus den Voraussetzungen ihres historischen Ortes erklärt. Gleichzeitig aber fördert das Buch durch den methodischen Neugewinn, den es in praktischer Anwendung als literargeschichtlicher Darstellung sich erarbeitet, unsere Erkenntnisse der dichterischen Gattungen und damit der organischen Bedingungen des Sprachkunstwerks. Wilhelm Schneider[7]) will in seinem Buch über die auslandsdeutsche Dichtung der Vernachlässigung abhelfen, die die außerhalb der geschlossenen Siedlungsgrenzen der Deutschen entstandene deutsche Dichtung bisher erfahren hat; er findet und entkräftet die Gründe, die dazu geführt haben. Seine Darstellung bietet, nach fünf großen Volksgruppen geordnet, eine Behandlung und Bewertung ihrer literarischen Leistung aus ihren natürlichen Bedingungen, anknüpfend an zahlreiche ausgiebige Proben dieses so schwer zugänglichen Schrifttums. In erstaunlicher Sachbeherrschung ist hier eine neue literarische Provinz erobert, deren außerordentliche Bedeutung über ihren eigentlichen ästhetischen Wert hinausgeht.

Zu diesen Veröffentlichungen des reinen Fachschrifttums treten noch zwei Bücher, die von anderm Ausgangspunkt in das literarhistorische Gebiet herübergreifen. Erich Przywara[8]) gibt eine Deutung des »Heroischen« in katholischem Sinne, die auch Rilke, George, Dietrich Eckart, Gertrud von Le Fort als Zeugen für die »Proklamation« des Heroischen beansprucht. — In dem Nachlaßwerk des vor kurzem jung verstorbenen Eugen Gottlob Winkler[9]) tritt eine literarische Begabung zutage, die sich in essayistischer Form an Gestalten und Problemen aus der deutschen und europäischen Literatur versucht. In der Kunstform des Essays setzt sich hier die Reihe jener Abhandlungen fort, die mit der Darstellungsweise der Fachwissenschaft, oft nicht ohne eine gewisse Mißachtung für sie, rivalisiert, ihr zugleich aber genug Anregungen geboten hat, um ihre Aufmerksamkeit und Anerkennung zu verdienen.

Die Reihe der Einzelarbeiten zur Literaturgeschichte eröffnet Friedrich Wilhelm Wentzlaff-Eggebert[10]) mit einer Abhandlung über »Dichtung und Sprache des jungen Gryphius«, einer jener sorgfältigen Spezialuntersuchungen, die unsere zunehmende Erkenntnis der Barockepoche durch gründliche Fundierung fördern. Gryphius' Jugendstil wird nach seiner Herkunft aus der lateinischen Dichtungstradition und der schrittweisen Loslösung davon interpretiert, und zwar auf Grund zunächst der eigenen lateinischen Dichtung, dann der Übersetzung vor allem aus der lateinischen Jesuitendichtung, und endlich der Nachschöpfung, der »Kirchhofsgedanken« nach Jakob Balde. — Dem Siebenjährigen Krieg in der zeitgenössischen Literatur widmet Karl Schwarze[11]) eine eingehende Untersuchung. Nachdem er die erlebte Wirklichkeit aus der Perspektive des Bürgers und des Soldaten unter Heranziehung reichsten Materials festgelegt hat, gibt er eine erschöpfende Darstellung der dichterischen Produktion, die sich darauf gründet, innerhalb der vier Gruppen der religiösen, philosophischen, politischen und soldatischen Erlebnissphäre. Bei der geringeren literarischen Bedeutung dieser Dichtungen galt es hier hauptsächlich, die Bewältigung des Stoffes, also des Krieges, bis ins einzelne zu verfolgen. Das führt zu der Erkenntnis dieser Werkgruppe als einer zwar aufs stärkste stoffgebundenen, aber überall vom Erlebnis getragenen lebendigen Dichtung. — Neue Zeugnisse zu Schillers Flucht bringt Karl Stenzel[12]) aus dem Stuttgarter Archiv bei, durch die einige Einzelheiten zu den Verhandlungen Schillers mit dem Herzog Karl Eugen über eine mögliche Rückkehr ergänzt werden. — Gleichfalls neues, zum Teil ungedrucktes Briefmaterial, bietet das Büchlein Albert Leitzmanns über die Humboldts und das Ehepaar Forster[13]). Es stammt überwiegend aus der Jugendzeit der Brüder Humboldt, in der sie beide ein näheres Verhältnis zu dem berühmten Weltfahrer gewannen, das in späteren Jahren in der brieflichen Verbindung mit seiner geistreichen Frau eine gewisse Fortsetzung fand. Anmerkungen und weiterleitende Textworte des Herausgebers suchen die Einzelzüge dieser verschiedenen Verhältnisse zusammenzufassen. — In einer knappen, einprägsamen Schrift zum Andenken Hellingraths (vgl. Geist. Arb. 4. Jg. Nr. 2) entwickelt der Freiburger Philosoph Heidegger das Wesen der Dichtung aus fünf Sätzen Hölderlins[14]). Als unschuldigstes, aber auch gefährlichstes Werk steht sie vermittelnd zwischen den Göttern und dem Volk, und ebenso hat zwischen beiden, ausgestoßen in dies Zwischenreich, der Dichter seinen Platz, dessen Mission Hölderlin am tiefsten erfaßt und besungen, dessen Tragik er an sich selbst erfüllt hat. — Zu den bedeutendsten unter den hier angezeigten Büchern gehört ohne Frage die Arbeit über »Faust II« von Kurt May[15]). Durch sie wird zum ersten Male, wenn auch in Anlehnung an die Vorarbeiten anderer, die sprachliche Form des zweiten Teils nicht bloß erfaßt und geklärt, sondern als Grundlage einer Deutung des ganzen Werkes genommen, und zwar mit den überraschendsten Ergebnissen. Mit großem Feingefühl wird Kunst und Wirkung der Sprache nach Metrik, Klang, Wortwahl usf. aufgespürt und der Befund als organischer Teil des Ganzen zu einer Gesamterfassung verwertet, die nicht zwischen Form und Gehalt antithetisch unterscheidet. Diese Forschungsrichtung, bisher in ihren methodischen Mitteln noch wenig entwickelt, in ihrer Ergiebigkeit überwiegend von der Sicherheit des einzelnen Forschers abhängig, weist hier durch ihre Erfolge deutlich vorwärts. — Der Mangel an einer bis ins letzte zulänglichen Methode der Sprachstilforschung macht sich dagegen in Gisela Jahns »Studien zu Eichendorffs Prosastil«[16]) bemerkbar, die bei genauester Ausnutzung der hergebrachten »rationalen Mittel« nur »Stereotypität« und Variation ebenfalls stereotyper Herkunft, dazu eine gewisse Form sprachlicher Ungenauigkeit als Merkmale des Eichendorffschen Prosastils verzeichnet, ein Ergebnis, das bei dem dichterischen Range Eichendorffs und dem unbestrittenen Zauber seiner Sprache kaum befriedigt, so daß man den unausgebildeten Zustand der Erkenntnismittel unserer Stilforschung beklagt, der eine so sorgfältige Arbeit gehemmt hat. — Urban Roedl[17]) zeichnet in einer umfangreichen Biographie (mit schönen Bildbeigaben) Adalbert Stifter als unglücklichen Spießbürger mit erdhaft-dämonischen Anfechtungen, als zwiespältige, zum Scheitern verurteilte, im Kerne tragische Natur. Die Darstellung, die aus den zuverlässigsten Quel-

Digitized by Google



len geschöpft mit der gewissenhaften Langsamkeit seines Helden fortschreitet und zugleich eine feinfühlig durchgeführte Seelengeschichte ist, zeigt so, gänzlich vom Biographischen her gesehen, freilich ein allzu düsteres Bild. Für den Literarhistoriker jedoch, der die Erscheinung Stifters wesentlich durch die Helligkeit und Klarheit der Werke bestimmt sieht, die der stets innerlich bedrohte Mensch seinem Leben abrang, gibt das schöne Buch die ergänzende und erwünschte Gegenansicht.

Zum Schluß verdienen noch drei Werke einen nachdrücklichen Hinweis, die den unmittelbaren Zugang zu den Schöpfungen der literarischen Vergangenheit erleichtern wollen. Ernst Hauswedell[18]) hat die schönsten und charakteristischsten Barockgedichte zu einem schmalen Bändchen vereinigt, das mit zahlreichen kleinen Kupferstichen aus damaliger Zeit geschmückt ist und so mit Wort und Bild einen reizvollen Ausschnitt der barocken Welt gibt. — Eine kleine bibliophile Kostbarkeit stellt der Faksimileneudruck des Liederbuchs von 1810 dar[19]), das zum ersten Male 24 Lieder aus dem Wunderhorn mit Melodien versah; in einem kurzen Nachwort wird die Frage nach dem Herausgeber und der Herkunft der Melodien beantwortet. — Dem brieffreudigsten Zeitalter der deutschen Geistesgeschichte, dem Zeitalter Goethes, hat Ernst von Schenck[20]) eine Auswahl von Briefzeugnissen entnommen und zu einem starken Bande zusammengestellt, der unter dem Gedanken der Freundschaft steht. Neben den bekannten Namen sind auch fernere, auch außerhalb der engeren Literaturkreise stehende, herangezogen, neben den Dokumenten der berühmten Verbindungen ist auch unbekannteres, abgelegenes Material beigebracht, um das Ideal der Freundschaft und die mannigfachen Schicksale seiner Verwirklichungen am Spiegel dieser großen Epoche in voller Breite zu zeigen. Das nach Aufbau wie Ausgestaltung gelungene Buch erhält seine besondere Wirkung durch die Wendung zu den Kraftquellen der Vergangenheit aus den Antrieben der Gegenwart. **Dr. Wolfgang Baumgart**
Berlin

[1]) Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer. Literatur-Archiv Bd. 5. Berlin und Leipzig (Walter de Gruyter) 1937. Ln. RM 14.—.
[2]) Oskar Walzel, Grenzen von Poesie und Unpoesie. Frankfurt a. M. (Gerhard Schulte-Bulmke) 1937. Geh. RM 9.50, Ppbd. RM 12.—.
[3]) Wilhelm Leyhausen, Probleme der Poetik. Greifswald (Ratsbuchhandlung L. Bamberg) 1936. RM 1.50.
[4]) Kurt Wais, Symbiose der Künste. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1936. (Schriften u. Vorträge der Württembergischen Gesellschaft der Wissenschaften, Geisteswissenschaftliche Abt. 1.) RM 1.80.
[5]) Heinz Otto Burger, Vom Wesen und Ursprung der neueren deutschen Lyrik. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1936. (Schriften und Vorträge der Württembergischen Gesellschaft der Wissenschaften, Geisteswissenschaftliche Abt. 2.) RM. 1.80.
[6]) Wolfgang Kayser, Geschichte der deutschen Ballade. Berlin (Junker & Dünnhaupt) 1936. Br. RM 8.—, Ln. RM 10.—.
[7]) Wilhelm Schneider, Die auslandsdeutsche Dichtung unserer Zeit. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1936. Ln. RM 7.50.
[8]) Erich Przywara, Heroisch. Paderborn (Ferdinand Schöningh) 1936. Br. RM 2.—, Ln. RM 3.60.
[9]) Eugen Gottlob Winkler, Gestalten und Probleme. Leipzig-Markkleeberg (Karl Rauch) 1937. Kart. RM 5.80, Ln. RM 7.80.
[10]) Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert, Dichtung und Sprache des jungen Gryphius. Berlin (Akademie der Wissenschaften, in Komm. bei Walter de Gruyter) 1936. (Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Jg. 1936. Phil.-Hist. Klasse Nr. 7.) Br. RM 7.50.
[11]) Karl Schwarze, Der Siebenjährige Krieg in der zeitgenössischen deutschen Literatur. Berlin (Junker & Dünnhaupt) 1936. (Neue Forschung 29.) Br. RM 10.—.
[12]) Karl Stenzel, Herzog Karl Eugen und Schillers Flucht. Stuttgart (Fritz Krais) 1936. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart Heft 1.) RM —.50.
[13]) Albert Leitzmann, Georg und Therese Forster und die Brüder Humboldt. Bonn (Ludwig Röhrscheid) 1936. RM 3.75, geb. RM 5.50.
[14]) Martin Heidegger, Hölderlin und das Wesen der Dichtung. München (Langen/Müller) 1937. Br. RM —.60.
[15]) Kurt May, Faust II, in der Sprachform gedeutet. Berlin (Junker & Dünnhaupt) 1936. (Neue Forschung 30.) Br. RM 12.—.
[16]) Gisela Jahn, Studien zu Eichendorffs Prosastil. Leipzig (Mayer & Müller) 1937. (Palaestra 206.) Br. RM 8.80.
[17]) Urban Roedl, Adalbert Stifter, Geschichte seines Lebens. Berlin (Rowohlt) 1936. RM 5.50, Ln. RM 7.50.
[18]) Dichter des Deutschen Barock, hrg. v. Ernst Hauswedell. Hamburg (Dr. Ernst Hauswedell) 1937. Pp. RM 3.—.
[19]) Vierundzwanzig Alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn, mit Begleitwort von Dr. Johannes Koepp. Potsdam (Ludwig Voggenreiter) 1936. RM 2.20, Ln. RM 2.80.
[20]) Briefe der Freunde, Das Zeitalter Goethes im Spiegel der Freundschaft, hrg. von Ernst von Schenck. Berlin (Verlag Die Runde) 1937. Ln. RM 6.80.

Dr. HANS KNUDSEN, Berlin

Theatergeschichte als Wissenschaft

Wenn die Erforschung des Theaters sich, gerade weil sie erst so spät alten und älteren Disziplinen an die Seite trat, als Wissenschaft durchsetzen und Anerkennung finden wollte, mußte sie sich distanzieren von allem dilettantischen Betrieb und betriebsamen Dilettantismus, in dessen Händen das Suchen um Theaterdinge der Vergangenheit lange genug gewesen ist. Um richtig verstanden zu werden: es ist etwas Herrliches um die Theaterliebe des Laien, um die Anteilnahme an allem, was »Theater« heißt, die wir so ausgebreitet finden und die sich sehr oft bemüht, Theaterinteresse mit Theaterkenntnissen und Wissen um die Dinge zu stützen. Nichts also gegen diesen fruchtbaren Dilettantismus dem Theater gegenüber. Aber: Theatergeschichte mußte als Forschung betrieben werden und eine wissenschaftliche Arbeitsmethode bekommen, ehe sie Geltung finden konnte.

Theatergeschichte mußte, um Wissenschaft zu werden, dem — sagen wir — Anekdotischen, Zufälligen, Nur-Erinnerungsmäßigen entzogen werden. So reihte man vor 30 und 40 Jahren kleine Funde, biographische Notizen, reliquienhafte Stücke aneinander und nannte das Theatergeschichte. Es waren zunächst Abgrenzungen nötig: man warf munter »Theater« und »Drama« durcheinander, nur weil, meistens, das Drama über das Theater — wo es ja auch hingehört — bekannt wird; und so konnte das Buch eines Universitäts-Professors mit dem Titel »Das Theater« erscheinen und befaßte sich tatsächlich nur mit dem Drama. Man mußte aber erst einmal eine stofflich-terminologische Klarheit schaffen und der Theatergeschichte die Erforschung des Theaters zuweisen. Innerhalb dieser so gesehenen Theatergeschichte konnte sehr wohl die »Iphigenie« viel uninteressanter sein als das dichterisch völlig gleichgültige Stück Kotzebues, Beils, Christian Weises oder wer sonst das Theater versehen wollte. Das Drama als Gegenstand des theatergeschichtlichen Interesses ist darin unabhängig von der Stellungnahme der Literaturgeschichte.

Dies zu dokumentieren, ging das Bestreben der Universitäten dahin, Arbeitsstätten für Theatergeschichte von den germanistisch-literarhistorischen Seminaren abzusondern und in sich geschlossen aufzubauen. Sie wurden dann erweitert zu Theaterwissenschaftlichen Instituten, und es muß hier nicht ausgeführt werden, daß die Theatergeschichte innerhalb der Theaterwissenschaft nur ein Teilgebiet ist, daß die Theaterwissenschaft der weiter gezogene, umfassendere Arbeitskreis ist; denn man kann eine dramaturgische, rechtliche, architektonische Theater-Frage wissenschaftlich behandeln, ohne daß sie theatergeschichtlich genommen würde.

Theatergeschichte, freigemacht von der Zusammenkoppelung mit der Literaturgeschichte, mußte auch von der Arbeitsweise dieser Nachbar-Wissenschaft loskommen, ohne etwa das zu übersehen, was als Erfahrungsgut im Philologischen von dort zu erlernen war. Nur: wenn dort biographische Erkenntnisse noch sehr wesentlich sein konnten (Beispiel: Heinrich von Kleist), so mußte die Theatergeschichte als Wissenschaft betont das Biographische an den Rand versetzen. So wenig wie es in das Zentrum der Theatergeschichte vorstößt, wenn ein klassisches Drama nach dem anderen auf seine Bühnen-Schicksale hin abgehorcht wird, so wenig, ja noch weniger interessiert uns jede Einzelheit des Lebensablaufes bei einem Schauspieler. Wir wollen gewiß seine Schicksale kennen lernen, aber das hat mit Theatergeschichte noch herzlich wenig zu tun. Und wenn eine Schauspieler-Darstellung, umfangmäßig, zwei Drittel des Raumes vom Leben des Künstlers redet, von den Lorbeerkränzen (in weitestem Sinn), seinen Gagen, seinen Frauen usw., dann ist das wissenschaftlich bereits verdächtig; das letzte Drittel steht hiernach für den Künstler zur Verfügung, über den dann, nach Kritiken und Briefen, »zusammenfassend« etwas gesagt wird; was — meistens — schon dadurch vertieft werden könnte, daß man Bilder (Rollen-, aber auch Zivil-Bilder) auszudeuten vermag. Was wir theatergeschichtlich am Schauspieler wissenschaftlich erarbeiten müssen, sind: die Mittel seiner Schauspielkunst. Dafür ist es möglicherweise viel ergiebiger, eine oder einige Rollen in ihrer Durchführung nachzuzeichnen, als alle Kritiken darauf anzusehen, welche künstlerischen Eigenschaften summiert die Höchstziffer ergeben. Nirgends ist die Gefahr des Trugschlusses so groß wie aus der Theaterkritik, weil diese so überwiegend stückbeurteilend ist, so wenig theatergemäß orientiert ist, die Fähigkeit, nach einmaligem Anschauen einer Aufführung eine (ja: auch nur eine einzige aus den vielen!) schauspielerische Leistung wiederzugeben, nicht gerade weitverbreitetes Allgemeingut ist. (Paul Fechter hat einmal, leider ohne sie fortzusetzen, mit ganzen Rollen-Analysen des Gegenwarts-Theaters begonnen und damit der späteren Theatergeschichte sehr genützt.) Auch sonst hat dieses Material seine Fehlerquellen. Wenn heute in Deutschland die Theaterkritik verboten und dafür die Kunstbetrachtung eingesetzt ist, so hätte die spätere Theatergeschichte davon Nutzen, wenn nun diese neue Form für die schriftstellerische Wiedergabe einer schauspielerischen Leistung Raum schafft.

Innerhalb der wissenschaftlich betriebenen Theatergeschichte ist das Problem der Schauspieler-Darstellung, der Stilgeschichte in der Schauspielkunst eines der schwierigsten, und es gilt, darauf zu sinnen, wie man die Methode verfeinern kann. Heute sind — für spätere Generationen — die Bewahrungs- und Erhaltungsmittel reichlich genug: Grammophon, Tonfilm, Photographie usw. Gewiß kann man versuchen, einen Typus der Vergangenheit durch einen ähnlichen der Gegenwart zu fassen; aber es muß das absolute Bild auch ohne diesen Umweg erreicht werden, etwa so, daß die Rekonstruktion mit den wissenschaftlichen Mitteln so geschlossen ermöglicht ist, daß ein Schauspieler von heute nach unsern Angaben jenen früheren Darsteller in seinen Ausdrucks-Mitteln nachspielen kann. Bei Schauspielern, die selbst Stücke geschrieben haben (Iffland, Beck, Beil, Stephanie u. a.), haben sich die szenischen Bemerkungen als mit ergiebig erwiesen, Selbstdarstellungen, Briefe, zeitgenössische private Beurteilungen, und — noch viel zu wenig methodisch ausgenützt — Bilder sind wesentlichste Rekonstruktions-Materialien.

Digitized by Google

Das Bild-Material ist, im weitesten Umfang, das Sammlungs-Gebiet der Theater-Museen, die sich in Deutschland gut entwickeln. Was etwa in den Uranfängen des Münchener Theater-Museums als Clara Ziegler-Reliquien beisammen war, konnte — bei allen nur mit ehrfürchtigem Dank zu nennenden Verdiensten dieser Schauspielerin um die Idee einer Theater-Sammlung — nur als Beispiel dafür gelten, wie so etwas gerade nicht aufgebaut sein soll. In München ist ja dann auch mit geschulten Kräften das erste vorbildliche und wirkliche Theater-Museum geschaffen worden. Oberstes Gesetz dafür: lebendig machen. Nicht: letzte Schreibfedern, Locken, Brillengläser, Tintenfässer usw., sondern nur das, was den künstlerischen Vorgang erkennen oder ahnen läßt. Dazu gehören natürlich für die Aufführung: Bühnen-Modelle; wissenschaftlich zuverlässig gebaut, wie Köster mit seiner Sammlung (die heute in München ist) den Weg gewiesen hat. Aber auch sie müssen zum Leben gebracht werden, wie das eben Köster, mit Wort und Figuren, vorbildlich machte. Es ist durchaus ein Ziel wissenschaftlicher Theatergeschichte, wenn diese erarbeiteten Werte dem interessierten Theaterbesucher in Führungen und Vorträgen lebendig gemacht werden, damit sie fruchtbar werden und das Verständnis für das Wunderwerk »Theater« im Publikum steigern helfen.

Denn auch die Wissenschaft vom Theater, so klein und verhältnismäßig eng gezogen der Kreis ihrer Vertreter ist, soll und will volksgebunden sein, will und soll erkennen, wie das Theater (das bei uns ja immer starke Auslands-Antriebe erhalten hat) in seinen eigentlichen und besten Kräften aus deutschem Wesen sich nährte. In solchem Sinne bedurfte die Theatergeschichte einer Erweiterung und mußte z. B. das mittelalterliche Theater nach rückwärts tiefer in die Vergangenheit zurückverfolgen, wie es Robert Stumpfl (Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. Berlin, 1936) getan hat. Es ist wissenschaftlich zur Erforschung der Vergangenheit des Theaters und zur Rekonstruktion früherer Zustände in den letzten 30 Jahren viel geschehen. Die »Gesellschaft für Theatergeschichte«, die in ihren »Schriften« eine Art Sammelbecken für die junge Forschung bietet, veröffentlicht demnächst ihren 50. Band und darf sich (auch wenn frühere Bände der »Schriften« nicht allen wissenschaftlichen Ansprüchen standhielten) zu gute halten, daß sie, als Gesellschaft, den Verlagen, die fast garnicht an theatergeschichtliche Arbeiten heranwollen, das Risiko abgenommen hat. An Problemen fehlt es für die Forschung wahrhaftig nicht. Im ganzen wird man immer noch sagen dürfen, daß es notwendiger ist, erst einmal kleinere Kreise zu erhellen, als schon an die Darstellung weiter Überblicke heranzugehen. Um ein bezeichnendes Beispiel zu geben: so wie es um die lokale Theatergeschichte noch vielfach schlecht aussieht, so fehlt es noch ganz an einer Theatergeschichte Berlins, die zunächst auch garnicht zu schreiben ist, weil erst einmal die Geschichte der mannigfachen Einzelbühnen dargestellt werden muß, für die überhaupt das Quellen-Material, wenn es nicht schon verloren ist, zu beschaffen größte Schwierigkeiten macht. Es wird Aufgabe der Universitäten sein, sich darum zu bemühen, daß jüngere Theaterhistoriker herangebildet, für dieses Forschungsgebiet interessiert werden; denn diese jüngere Generation fehlt fast ganz, und die Theatergeschichte als Wissenschaft bedarf ihrer dringend.

Rilkes innere Gestalt

Das 1. Heft des laufenden Jahresbandes der von Julius Petersen und Hermann Pongs herausgegebenen Zeitschrift »Dichtung und Volkstum« ist Rainer Maria Rilke gewidmet und enthält eine Reihe bedeutender Aufsätze, Mitteilungen und Anzeigen über den Dichter, sein Werk und die Beschäftigung mit ihm[1]). Von Fritz Dehn ist ein Aufsatz »Rilke und Nietzsche« abgedruckt. Einleitend stellt der Verfasser seinen Versuch selbst in Frage durch den Satz: »Fliehen sich diese beiden Naturen nicht wie zwei Gestirne, die in Opposition zueinander stehen?« Ist dieser nicht in der Aktion, jener in der Passion? Die Gemeinsamkeit sieht Dehn in der »existenziellen« Haltung beider: »Nietzsche ist ein 'existenzieller' Denker, Rilke ein 'existenzieller' Dichter.« Beide kreisen also um die gleiche Frage; für die Untersuchung muß sich also eine Gemeinsamkeit in der Gegensätzlichkeit finden lassen. Dehn sieht sie in den Symbolen des Engels bei Rilke und der Ewigen Wiederkehr bei Nietzsche, die beide Sinnträger eines Anliegens sind: »daß Ewigkeit, Unendlichkeit eine paradoxe Einheit eingehe mit der gestalthaften Endlichkeit; daß die Wirklichkeit, die wir nur in der Zeit, als vergängliche kennen, ewig werde.« — Weniger in die Tiefen geistesgeschichtlichen Verständnisses dringt Eva Siebels' Versuch über »Rilke und Kaßner«. Nach einem ausführlichen Referat über die Einordnung Rilkes in das Kaßnersche Weltbild kommt die Verfasserin zu einer Einschränkung von Kaßners Bewertung durch ein tieferes Ernstnehmen der Wesenszüge, die Kaßner befremdeten, sowie zu einer Gegenüberstellung Rilkes und Kaßners als »objektiv — subjektiv, induktiv — deduktiv, weiblich — männlich, Seele und Geist.« — Einen sehr schönen Beitrag bildet Friedrich Beißners Aufsatz über »Rilkes Begegnung mit Hölderlin«, in dem der Verfasser den Weg zeigt, den Rilke »zu sich selbst« eingeschlagen hat und auf dem ihn Hölderlin begleitet hat. Unmittelbare Zeugnisse bilden die fünf Kriegsgesänge sowie das Gedicht »An Hölderlin«, die Beißner treffend analysiert. Den Unterschied zwischen Rilke und Hölderlin sieht Beißner vor allem in dem zarten, aber unverkennbaren »Siegenden«, das Hölderlin auszeichnet; die Begründung — »vielleicht war er tiefer in die Zweifel am Irdischen und Ewigen hineingeführt worden als Hölderlin« — scheint mir eine der in allen bisher genannten Aufsätzen spürbaren leichten Überwertungen Rilkes darzustellen. Die folgenden Arbeiten sind davon freier. Carl Sieber beleuchtet an Hand der Briefe, die der Beschäftigung mit dem Dichter überhaupt einen deutlichen Aufschwung gegeben haben, »Rilkes äußeren Weg zu Goethe«. Auch hier wieder wird »die sonderbare Geste der Selbstverständlichkeit, mit der Rilke nicht Mißzuverstehendes mißversteht« (Dehn), überaus deutlich. Er bekennt sich zwar gegen sein Lebensende auch zu Goethe, faßt ihn aber offenbar auch dann noch als Menschen und als Liebenden auf, dem mühelos alles zufällt und dem die innere Einsatzbereitschaft mangelt. — Zu Einzelproblemen (Deutung der Siebenten Duineser Elegie und über den »Grundgedanken vom Auftrag der Erde«) äußern sich Heinrich Cämmerer und Mien Theissen. — Den in seiner Fragestellung interessantesten Beitrag des Heftes liefert Hermann Pongs mit einem Aufsatz über »Rilkes Umschlag und das Erlebnis der Frontgeneration«. Auch hier wieder geht es um die Frage von »Kunst und Existenz«. Der Verfasser zeigt, wie Rilke sich herauslöst »aus dem Volksgrund, dem seine unbewußte Liebe gilt, dessen Sprache er aber nicht spricht.« — Besonders bereichert wird das Heft durch zwei Faksimile-Blätter Rilkes sowie durch die Mitteilung dreier unveröffentlichter Briefe Rilkes an Hermann Pongs. Sie bieten nicht nur biographisch wertvolle Aufschlüsse, sondern ganz entscheidende Selbstinterpretationen des Dichters.

Dr. Horst Rüdiger
Altona/E

[1]) Dichtung und Volkstum, 37. Band 1936, 1. Heft; 140 Seiten. J. B. Metzlersche Buchhandlung, Stuttgart. RM 5.— brosch.

Erstausgaben J. S. Bachs

Manches vermag sich ein Mensch von heute nur schwer vorzustellen, z. B. daß ein im höchsten Sinne produktiver Musiker die Drucklegung seiner Werke so gut wie gar nicht betreibt. Das war aber der Fall bei J. S. Bach! Aus der Riesenzahl seiner Vokalkompositionen ist zu Bachs Lebzeiten einzig die Ratswahl-Kantate »Gott ist mein König« gedruckt worden und diese auch nicht als Ausfluß Bach'schen Künstlerehrgeizes, sondern zum Ruhme eines hochwohllöblichen Rates der »Kayserl. Freyen Reichs-Stadt Muehlhausen«. Der weitschweifige Titel der Ausgabe weist dem Namen des Komponisten nur einen winzigen Platz zu. Von Instrumentalwerken hat Bach noch drucken lassen die vier Teile der Klavierübung, das Schemellische Gesangbuch, die (nach dem Namen des Verlegers und Stechers so genannten) Schübler'schen Orgelchoräle, das Musikalische Opfer für Friedrich d. Gr., die Veränderungen über Vom Himmel hoch und Die Kunst der Fuge. Das ist alles! Man sieht: von den dem musikalischen Allgemeinbewußtsein gegenwärtigen Werken Bachs ist kaum etwas zu Lebzeiten Bachs gedruckt worden. Man kann diese Tatsache nicht hinreichend damit erklären, daß der Notendruck zu Bachs Zeiten unerschwinglich teuer war. Sicher war das Druckverfahren umständlich und kostspielig, aber immerhin waren die Werke Telemanns — neben Händel war er der Modekomponist der Zeit — weit verbreitet. Dieser Tatbestand findet seine Erklärung einzig in der Persönlichkeit des Thomaskantors, der allem »Betrieb« abhold um seine bürgerliche Existenz kämpfte, nicht aber um den »Erfolg«. Gerechterweise wird man also zugeben müssen, daß die Erweckung Bachs erst im beginnenden 19. Jahrhundert nicht nur zu Lasten des trägen Publikums geht.

Es ist das Verdienst des Kölner Musikwissenschaftlers Georg Kinsky, alle weit verstreuten Einzelheiten zum Thema »Bach-Drucke zu Lebzeiten Bachs« gesammelt und übersichtlich dargestellt zu haben[1]). Kinsky handelt über Stich und Ausstattung, Stecher und Verleger, Erscheinungsjahre, den buchhändlerischen Vertrieb, die zeitgenössischen Briefberichte und Besprechungen, Bachs Handexemplare, um nur die wesentlichsten Probleme zu nennen. Alles ist mit bewunderungswürdigster philologischer Genauigkeit zusammengetragen und belegt. Wieviel Arbeit und sachliche Leidenschaft in solch einer Untersuchung liegt, kann nur der ermessen, der selbst einmal eine derartige Arbeit gemacht hat. Der Text wird durch zahlreiche Nachbildungen der Titelblätter und einiger Notenseiten belebt. Als unmittelbares Quellenwerk darf Kinskys Schrift einen bevorzugten Platz innerhalb des Bach-Schrifttums beanspruchen.

Dr. Karl-Joachim Krüger

[1]) Georg Kinsky. Die Originalausgaben der Werke Johann Sebastians Bachs. Herbert Reichner Verlag Wien-Leipzig-Zürich. 1937. 134 S. RM. 9.—.

DEUTSCHLANDS ERSTER THEATERBAU

Eine Geschichte des Theaterlebens und der englischen Komödianten unter Landgraf Moritz dem Gelehrten von Hessen-Kassel. Von Dr. HANS HARTLEB, in Berlin. Groß-Oktav. VII, 162 Seiten. Mit 2 Grundrissen. RM 5.20, geb. RM 6.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

ZUR DEUTSCHEN SPRACHGESCHICHTE

1.

Das Werden des Namens deutsch

Nach einer Reihe anderer Gelehrter hat neuerdings auch Willy Krogmann im 1. Heft der beginnenden Buchreihe »Deutsche Wortforschung« den mühevollen Versuch unternommen, dem Entwicklungsgang des Wortes *deutsch* nachzuspüren, in der Absicht, ihn wenigstens an der schwierigsten Stelle restlos aufzuhellen[1]). Diese ist in dem keineswegs selbstverständlichen Bedeutungswandel zu suchen, der »das im sprachlichen Sinn gebrauchte Adjektivum zum Namen einer besonderen Sprache« machte.

Die kurze Einleitung beschäftigt sich mit der indogermanischen Herkunft und Bildungsweise des Wortes. Im 2. Kapitel reiht sich Beleg an Beleg über sein älteres Vorkommen im germanischen und mittellateinischen Sprachbereich vom erstmaligen Auftauchen in der gotischen Bibelübersetzung Wulfilas bis in die Texte des 11. Jahrhunderts hinein. In mustergültiger Vollständigkeit hat der Verfasser hier das gesamte Quellenmaterial ausgebreitet und manches Zeugnis beigebracht, das in diesem Zusammenhang bisher unbeachtet geblieben war. Das 3. Kapitel gibt einen klaren Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung und bespricht im einzelnen die neueren Arbeiten der beteiligten Forscher Dove, Braune, Behaghel, Vaas und Rosenstock. Im letzten und wichtigsten Abschnitt schließlich legt Krogmann in steter Auseinandersetzung mit den genannten Gelehrten dar, wie er selber den Namen *deutsch* an Hand der geschichtlichen Tatbestände entstanden sieht.

Zum Ausgangspunkt seiner Erörterungen wählt der Verfasser die Auffassung Jacob Grimms, der zwar schon richtig auf die Existenz eines urgermanischen * theudisk geschlossen, diesem aber voreilig bereits die Bedeutung eines Namens für alle Germanen unterstellt hatte. Auch Krogmann hält an einem gemeingermanischen * theudisk fest. Die Bildungsweise des Wortes ist klar: zu urgerm. * theudo mit der Grundbedeutung »Volk, Völkerschaft«, später auch »Land« des Volkes und »Sprache« des in dem Lande wohnenden Volkes gehört * theudisk als mit dem Suffix -iska- abgeleitetes Adjektivum (ahd. diutisk) und bedeutet also zunächst so viel wie »von der Art der Völkerschaft, zur Völkerschaft gehörig«. Schon frühzeitig finden wir es in der Anwendung auf die Sprache im Sinne von »volkssprachlich«. Wie aber konnte das Wort, das übrigens — von dem gotischen Zeugnis abgesehen — erstmalig in der mittellateinischen Form theodiscus in einem 786 abgefaßten Schreiben des Kardinalbischofs Georg von Ostia an den Papst auftaucht, zur Namensbezeichnung einer einzigen, eben unserer deutschen Sprache werden? Das ist die Kernfrage der ganzen Krogmannschen Untersuchung.

Ihr Gedankengang gipfelt in einer regelrechten Antinomie: Dem ersten Forschungsergebnis, »daß das Adjektivum * theudisk, wenn es latinisiert werden sollte, schon ein wirklicher Name geworden sein muß«, widerspricht das zweite, »daß im Deutschen oder auch sonst irgendwo im Germanischen der Ausdruck niemals ein Name geworden sein kann«, »da sich keiner der in Betracht kommenden Stämme als das »Volk« schlechthin bezeichnete, also * theudo nannte«.

Die Auflösung dieses logischen Widerspruchs hat den Fehler in der Sache selbst zu suchen, und hier kann er nur »auf der Grenze, im Übergang liegen«: durch Mißverständnis, durch eine Art Übersetzungsfehler muß unter Karl dem Großen ein das Deutsche nicht oder nicht völlig beherrschender römischer oder irischer Priester den »Ausdruck, der gar kein Sprachname war, für einen solchen gehalten« haben. Die neue Bezeichnung erlangte nach Krogmann dann zunächst in einem kleineren Kreise kirchlicher Würdenträger Geltung. Von da aus setzte sie sich langsam, aber sicher auch innerhalb des Deutschen durch, bis sie später den heutigen, engeren Bedeutungsumfang annahm.

In der ebenso gründlichen wie vorbildlichen Durchführung seiner Aufgabe hat Krogmann der Wissenschaft einen wertvollen Dienst geleistet. Seine bewundernswerte Deutung des strittigen Sachverhalts überrascht und besticht zugleich. Gleichwohl will es mir aber — zunächst gefühlsmäßig — so scheinen, als ob noch nicht das letzte Wort gesprochen ist und vielleicht doch noch ein Weg offensteht, der es trotz Otfried und entgegen der anscheinend fehlerlosen Beweisführung Krogmanns gestattet, die Entstehung des gemeinsamen deutschen Sprachnamens aus dem deutschen Volkstum selber heraus schon in der vorkarolingischen Zeit wahrscheinlich zu machen und damit auch in diesem entscheidenden Punkte der Überzeugung Jacob Grimms näher zu kommen.

Dr. Hellmuth Dempe
Waltershausen i. Thür.

[1]) **Willy Krogmann, Deutsch. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. Deutsche Wortforschung, Heft 1. 108 S. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936. RM. 6.—.**

2.

Deutsche Sprache eine Sendung

Sprache ist Geist und lebt als solcher im Zustande der Entwicklung. Da aber jede Bewegung der Sprache niemals von ihr selbst, sondern immer und ausschließlich von ihren Trägern ausgeht, das heißt also von denen, die sie brauchen und sprechen, so haben diese Träger auch die volle Verantwortung dafür. In diesem Sinn, meint Esser in seinem Buch »Deutsche Sprache eine Sendung«, erhält der deutsche Mensch eine muttersprachliche Aufgabe oder Sendung. Überall sind seine Fragestellungen eigenartig und in die Tiefe bohrend: so wird ihm unsere Sprachgeschichte, wie er sie hier sieht, zum »Widerspiel lateinisch-romanischen Sprachbewußtseins«. Schade nur, daß im Rahmen des Buches fast alles Einzelne beiseite bleiben und die Darstellung sich meist mit der Grundlegung begnügen muß! Bedauerlich auch, daß der Vergleich mit anderen Sprachen fast ganz fehlt, besonders wo er (im großen Mittelstück des Buches) die Lebensmächte der Muttersprache aus ihren Erscheinungsformen abzulesen strebt. Gerade wenn man stets aus der Betrachtung der wirkenden Kräfte letztlich zu Wertungen aufsteigen will, läßt sich doch kaum ohne das Mittel des Vergleichs auskommen. Natürlich leuchtet auch bei Esser kein Gesamtbild der deutschen Sprache fertig und farbig auf: das Antlitz einer Sprache mit Worten zu malen wäre wohl ebenso unmöglich wie das eines Menschen. Dennoch ist die Leistung dieser Kapitel groß: wie Esser über die »Ordnungen« der Sprache in Lautkörper und Wortschatz spricht, über die gefühlsmäßigen Stufungen ihrer Bestandteile, endlich über die Hauptkräfte ihrer Entwicklungen, das ergibt immer neue Schaupunkte und wird nach der Art des Verfassers mit besonderer Liebe philosophisch begründet und beschlossen.

Am wenigsten eigentlich Neues bringt der dritte Abschnitt »Von den Zielen deutschsinniger Sprachgestaltung«. Dem Gebrauch des Fremdwortes gegenüber kennt Esser kein Markten; es ist ihm Sünde wider den Geist. Freilich kann wiederum Fremdes, solange es wirklich verarbeitet und nicht nur aus Unfähigkeit oder Torheit erborgt wird, bereichern. In der Aufgeschlossenheit gegen den aus aller Welt zuströmenden Stoff liegt für die deutsche Welt ein Antrieb zu stets erneuter jugendlicher Schöpfung ebenso sehr wie die Gefahr, Art und Erbtum vergessend sich selbst untreu zu werden. Mit Recht sieht der Verfasser eins der wirksamsten Mittel, sich in seiner Deutschheit zu festigen, in der stärkeren Beschäftigung mit alter und neuer deutscher Dichtung. Nur daß die Schule in ihren Mitteln wählerisch sein muß, oder sagen wir lieber, sie nach der jugendlichen Seele und Aufnahmefähigkeit bestimmen muß. Althochdeutsch oder Altsächsisch dort zu treiben, verbietet sich von selbst; die Edda steht uns doch nur in gewissen Teilen nahe, ja ist weithin ohne gelehrten Kommentar auch dem Gebildeten unverständlich, darüber soll man sich keinen Trugschlüssen hingeben. Andererseits steht es nicht so, daß von Homer noch immer Hunderte von Versen auf unseren Schulen auswendig gelernt werden; die Gefahr, daß die »klassische Bildung« unserer vaterländischen Abbruch tue, ist doch wohl endgültig beschworen. In diesen Stücken braucht Esser also nicht zu sorgen.

Dr. Werner Schulze

Wilhelm Martin Esser, Deutsche Sprache eine Sendung. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. 1936. 163 S. Geb. RM. 3.60.

3.

Ein Wörterbuch der deutschen Sprache

Das volkstümliche »Wörterbuch der deutschen Sprache« von P. F. L. Hofmann liegt bereits in 10. neubearbeiteter Auflage vor, ein Beweis für seinen praktischen Wert und seine Lebendigkeit. Sein Inhalt ist »das lebendige Wort der deutschen Umgangssprache«. Daher ist von allen hauptsächlich den Philologen interessierenden etymologischen Ableitungen und seltenen Wortbildungen Abstand genommen und das Hauptaugenmerk auf die möglichst vollständige Erfassung des von der Allgemeinheit gesprochenen und geschriebenen gesamtdeutschen Wortschatzes gelegt worden.

Hofmann-Block, Wörterbuch der deutschen Sprache. Verlag Friedrich Brandstätter, Leipzig 1936. RM. 6.25.

4.

. . . und bitten wir sie . . .

Dieses Sprachsündenregister handelt von »diesem und jenem«, ist »modern und neuzeitlich«, nicht nach »Schema F« gearbeitet.

Oscar Jancke führt uns durch ein Raritätenkabinett von »Sprachdummheiten« und zwar in so liebenswürdiger Form, daß man beim Lesen schmunzelt und oft sich nachdenklich sagt: »Halt alter Freund, gehts dir gelegentlich nicht doch auch einmal so, daß .... usw.« **Dr. Hanns Sell**

. . . und bitten wir Sie . . .
Ernsthafte und heitere Glossen zur deutschen Sprache. Von Oskar Jancke. 132 Seiten. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München 1936. Kart. RM. 2.50, Leinen 3.20.

GEORG KINSKY
Die Orginal-Ausgaben der Werke Johann Sebastian Bachs
Mit 16 Abbildungen. In Leinen RM 9.—
„Ein wertvoller und besonders interessanter Beitrag zur Bibliographie der Erstdrucke von Meisterwerken der Tonkunst." Frankfurter Zeitung
„Man muß dem Verfasser für seinen unglaublichen Fleiß und seine wissenschaftliche Darstellung dieser bemerkenswerten Bibliographie danken." Times, London
„Kinskys Buch gehört in die Hand jedes musikhistorisch interessierten Bach-Freundes." Neue Zürcher Zeitung
Herbert Reichner Verlag, Leipzig C 1

Digitized by Google

Hochschulen und Bibliotheken

Die Schrift »Die Martin Luther Universität Halle-Wittenberg« ist ein von der Gesellschaft der Freunde der Universität herausgegebener Rechenschaftsbericht über die Gegenwartsbedeutung der alten Hochschule. Aus allen Fakultäten, einschließlich der naturwissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Institute, sowie der Landesanstalt für Volkheitskunde und des Instituts für Leibesübungen liegen Resumés vor, die, ausgehend von der alten Tradition, vor allem die gegenwärtigen Aufgaben und Ziele der Lehrer- und Studentenschaft schildern.

Allgemeineren und umfassenderen Charakters als diese einer einzigen Universität gewidmete Übersicht sind der »Deutsche Hochschulführer« und der »Deutsche Fachschulführer« für das Studienjahr 1937. Beide enthalten neben dem Verzeichnis der einzelnen Hoch- und Fachschulen nebst Angaben über Studentenwerk, Wohnungsnachweis usw. und statistischen Tabellen kurze Abschnitte über die Rechte, Pflichten und Aufgaben des deutschen Studenten im nationalsozialistischen Staat. — Als Ergänzung kommt hierzu die vom »Institut de Coopération intellectuelle« besorgte, in drei Sprachen — französisch, deutsch, englisch — abgefaßte Zusammenstellung der Ferienkurse in Europa, die alljährlich für Ausländer in den Hochschulstädten der einzelnen Länder und solchen Orten, die wissenschaftliche Institute haben, abgehalten werden.

Das Akademische Auskunftsamt in Berlin gibt außerdem einen »Wegweiser durch die Lehrgebiete der deutschen Hochschulen« heraus, der jedes einzelne Studienfach sowie die hierfür in Frage kommenden Hochschulen gesondert anführt. Auch Vermerke über Aufnahmebedingungen, Immatrikulation, Studienkosten, Prüfungsbestimmungen und die verschiedenen Doktorgrade, speziell der technischen Hochschulen fehlen nicht, kurz der Wegweiser bringt alle diejenigen für die Orientierung der Studierenden notwendigen Angaben, die die beiden Hochschulführer nicht enthalten.

Ebenfalls ein Rechenschaftsbericht ist der Jahresüberblick der Preußischen Staatsbibliothek über das verflossene Kalenderjahr 1935. Er verzeichnet neben den notwendigen statistischen Angaben den Zuwachs jeder einzelnen Abteilung und gibt darüber hinaus ein anschauliches Bild von der Riesenarbeit, die an einem so umfangreichen und vielseitigen geistigen Sammelbecken, wie eine Staatsbibliothek es darstellt, Jahr für Jahr geleistet wird.

Nienholdt

Die Martin Luther Universität Halle-Wittenberg, Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses G. m. b. H., Halle/Saale 1936. RM. 4.—.

Der deutsche Hochschulführer, Deutscher Fachschulführer, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1937. RM. 1.— u. 0.80.

Ferienkurse in Europa, Institut de Coopération intellectuelle de la société des nations, Paris 1937.

Wegweiser durch die Lehrgebiete der Deutschen Hochschulen, Verlag d. deutschen Instituts für Ausländer, Berlin 1937.

Jahresbericht der Preußischen Staatsbibliothek 1935. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1936.

DR. WOLFGANG KAYSER

Geschichte der deutschen Ballade

Brosch. RM 8.—, Leinen RM 10.—

In dieser ersten Geschichte der Ballade kam es dem Verfasser darauf an, in Überwindung einer einseitig ästhetischen oder geistesgeschichtlichen oder auf den einzelnen Dichter gelenkten Betrachtung zu zeigen, wie die deutsche Ballade von den Kräften des Volkstums geformt und getragen wird.

Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin

Jahrbücher und Lexika

Der stattliche 10. Band des Jahrbuches der vor einem Jahrzehnt gegründeten »Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg« offenbart in seinen Beiträgen wieder das reiche Geistesleben des deutschen Grenzlandes. Bis in das späte und hohe Mittelalter greifen Aufsätze zurück über »Die hl. Hildegard und Lothringen« oder über das aus dem 15. Jahrhundert stammende »Mirakelbuch des hl. Theobald zu Thann«. Die jüngste Vergangenheit und Gegenwart wird lebendig in Beiträgen über den Elsässer Orgelkünstler Leo Boellmann und über das Lebenswerk des 1934 verstorbenen Graphikers Henri Bacher sowie über sein Verhältnis zu Kunst und Religion. Dazu gesellen sich Berichte über »Siegelkonservierung«, über »die bischöfliche Münzstätte in Zabern« und über die »Schweizer Einwanderung ins Elsaß«. Und schließlich gibt das immer ergiebige Thema »Goethe« den Stoff zu einem über den engeren Bezirk der elsässischen Heimat hinausreichenden Aufsatz: »Goethe und die bildenden Künste«.

Jahrbuch der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg. Bd. 10. Winter, Heidelberg 1937. RM. 10.—.

•

Vom Shakespeare-Jahrbuch liegt der 72. Band vor. Er bringt neben einer Reihe von Aufsätzen, darunter den in heutiger Zeit besonders interessierenden Festvortrag der letzten Jahresversammlung von Prof. Kindermann über »Shakespeare und das deutsche Volkstheater«, eine sehr umfangreiche Übersicht und Würdigung der Shakespeare-Literatur der letzten Jahre, die außer den Bucherscheinungen auch die Zeitschriftenaufsätze erfaßt. Den Schluß bildet ein interessanter Überblick: Shakespeare auf der deutschen Bühne 1935 und 1936, aus dem hervorgeht, welchen großen Raum seine Dramen auf dem deutschen Theaterspielplan einnehmen.

Shakespeare-Jahrbuch, hrsg. im Auftrag der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller, Bd. 72. Verlag Herrmann Böhlaus Nachf., Weimar 1936. RM. 16.—

•

Ferner legt die Lexikographie die erste Lieferung eines neuen »Englischen Handwörterbuches« vor von Schröer, herausgegeben von Jaeger. Es verzichtet bewußt auf eine die Übersichtlichkeit beeinträchtigende Angabe sämtlicher Übersetzungsmöglichkeiten eines Wortes, legt aber auf Ethymologie und Bedeutungsentwicklung großen Wert und verdeutlicht mit Hilfe eines am Fuße jeder Seite wiederholten Zeichensystems den sprachlichen Charakter des Wortes. Über den Rahmen der älteren Lexika hinaus bringt das neue Wörterbuch auch Ausdrücke aus dem Gebiete der Technik, der Wirtschaft, der Wehrwissenschaft und zahlreiche naturwissenschaftliche Begriffe.

Englisches Handwörterbuch von Dr. M. M. Arnold Schröer, hrsg. von Dr. P. L. Jaeger, K. Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1936. Jede Lieferung Subskriptionspr RM. 2.25.

•

Eine Neuerscheinung auf dem Gebiete der lexikographischen Literatur ist das in Lieferungen erscheinende »Philosophenlexikon«. Die beiden ersten vorliegenden Hefte lassen Plan, Anlage und Zweck des Ganzen bereits deutlich erkennen. Der Begriff »Philosoph« ist sehr weit gefaßt. Er schließt auch Dichter, Historiker, Theologen und andere in ihrer Wirksamkeit den Grenzgebieten der Philosophie angehörende Denker mit ein. Neben Augustin und Buddha begegnet man Namen wie Arndt, Jakob Burckhardt, Carlyle. Die letzten drei zeigen bereits, daß dem 19. Jahrhundert ein sehr weiter Raum eingeräumt ist. Die Zahl der aufgenommenen Philosophen wächst, je mehr diese sich der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit nähern.

Philosophenlexikon bearb. von Eugen Hauer, Werner Ziegenfuß, Gertrud Jung. Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1937. Jede Lieferung br. 2.50.

Meyers Lexikon in 8. Auflage

Zur Verbreitung eines Lexikons, das auf 12 Bände berechnet ist, ist eine nachdrückliche Werbung notwendig unter starker Heraushebung all der Vorzüge und Neuerungen. Das Bibliographische Institut in Leipzig hat diese Werbung in mustergültiger Form aufgezogen. Es betont, daß dieses Großlexikon zum ersten Male bunte, in den Text gedruckte Bilder bringt, daß ein besonderer Atlasband neben den rein geographischen Karten Sonderkarten über Sprache, Religionen, Wirtschaft, Verkehr usw. enthält, daß vor allen Dingen aber ein Registerband all die Fülle des Stoffes erschließen wird. Jeder Band wird RM. 15.— kosten, das ganze Werk also im Preis nicht über RM. 180.— hinausgehen. — Anreiz genug, ein solches Werk zum täglichen Berater werden zu lassen.

Aber das ist nur die äußere Seite der Gestaltung. Das Neuartige des inneren Aufbaus liegt darin, daß dieses Großlexikon ein politisches Werk ist, daß es dem nationalpolitischen Deutschland dienen, daß es neben den bestehenden Werken ein in seiner »weltanschaulichen Ausrichtung« einwandfreies Unternehmen sein will. Das ist keine kleine Aufgabe und eine sehr schwierige, denn auf knappem Raum Werturteile zu fällen, dazu gehört viel Takt. Einer Kritik ist ein solches Werk natürlich auch ausgesetzt und mancher Benutzer wird, namentlich in kulturpolitischer Beziehung, seine Kenntnisse revidieren müssen.

Von dem Werk liegen bis jetzt nur der erste Band und der wirklich ausgezeichnete Kartenband vor. Wenn mehr Bände erschienen sind, wird erst der neue organische Zusammenhang der Artikel gewürdigt werden können.

G. L.

Meyers Lexikon Band I und Atlasband, Bibliographisches Institut, Leipzig.

Verbessern Sie ihr Schriftdeutsch!

Lesen Sie

Wustmann, Sprachdummheiten

Geb. RM 2.80

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Die nächste Nummer bringt u. a.:

SCHRAMM: Die englische Krönung im Lichte der Geschichte

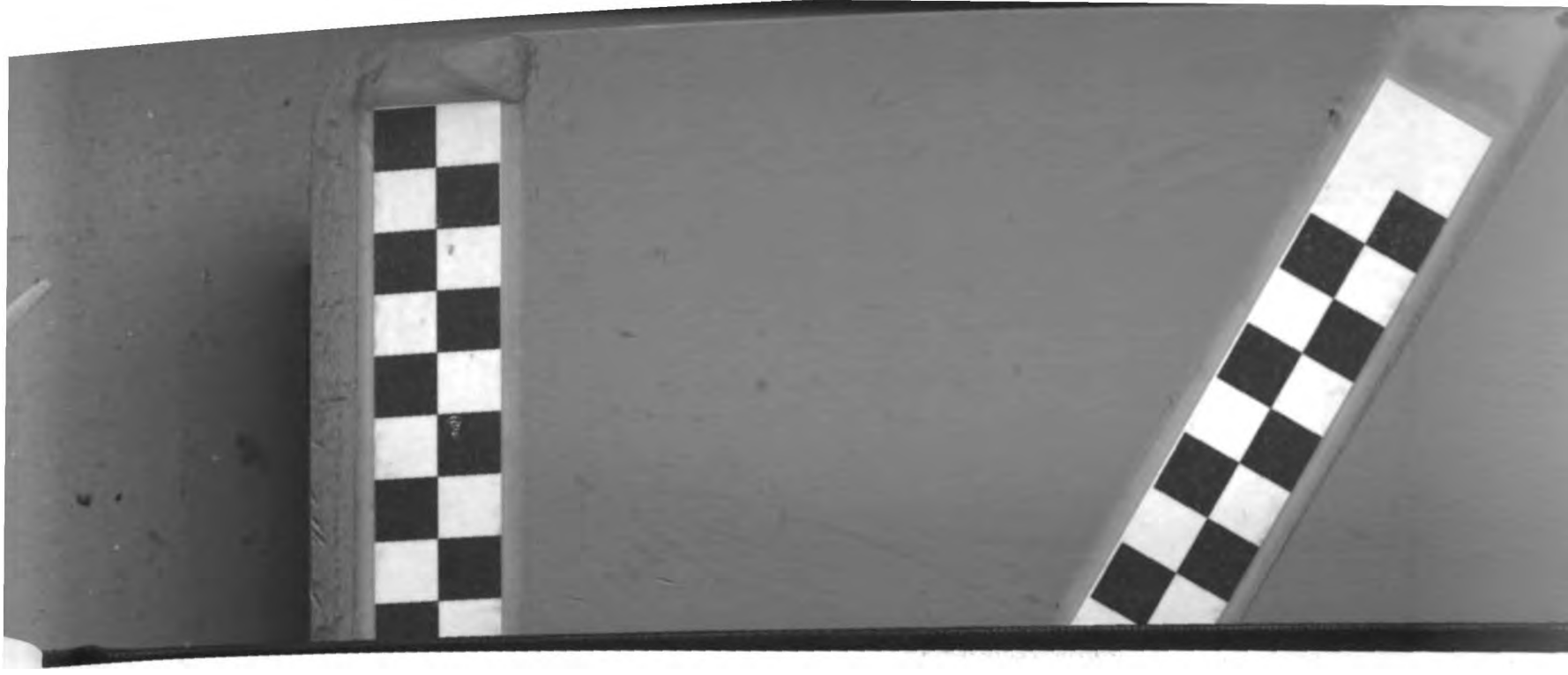
FEHLING: Wissenschaftspflege und Stiftungen in den Vereinigten Staaten

LODEWYCKX: Grundlagen der australischen Kultur

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google



PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY

JUN - 1937

Berlin, 5. Mai 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 9

Zeitung aus der Geistige Arbeit wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Prof. Dr. PERCY ERNST SCHRAMM, Göttingen

Die englische Krönung im Lichte der Geschichte

Nach sechsundzwanzig Jahren wird die Aufmerksamkeit der Welt von neuem auf die Tatsache gelenkt, daß der englische König zwar sofort nach dem Tode des Vaters die Herrschaft antritt, aber noch einer feierlichen Weihe bedarf. Diese Tatsache tritt in ihrer Seltsamkeit heute noch schärfer heraus als bei der Krönung des Vaters. Denn inzwischen hat sich die Zahl der Monarchien weiter gelichtet. Manche der noch bestehenden gehen — wie etwa in Belgien, Italien, Griechenland, Bulgarien — nur bis in das 19. Jahrh. zurück; in andern wie in Schweden und Dänemark hat der Protestantismus einen tiefen Einschnitt zwischen Mittelalter und Neuzeit bewirkt. Soweit also überhaupt noch ältere Traditionen bewahrt blieben, sind sie gestört oder verblaßt. Nur in England ist es anders: hier ist die Krönung in alter Pracht und Feierlichkeit noch immer eine im ganzen Empire bejahte Selbstverständlichkeit, der die Nüchternheit der Neuzeit nicht allzu viel hat anhaben können, und hier allein führt eine ununterbrochene Tradition von den Anfängen des Staates bis zur Jetztzeit.

Wo sind ihre Ursprünge? Wann und wie ist sie dem Wandel der Geschichte angepaßt worden? Welche Faktoren haben ihre Entwicklung bestimmt?

Den Germanen war eine symbolische Einweisung in die Herrschaft vertraut, die bei den einzelnen Völkern in sehr verschiedener Weise ausgeführt worden ist: Erheben auf den Schild, Setzen auf den Thron, Übergabe einer Herrschaftsinsignie sind die Hauptformen dieses Rechtsaktes. Im 7. Jahrh. — vielleicht sogar schon früher — ist die Salbung mit heiligem Öl hinzugekommen, die man aus dem Alten Testament kannte. Ursprünglich ein Initiationsritus mit magischem Untergrund, wird sie nun eine sakramentale Handlung, die den Herrscher innerlich wandelt, ihm einen neuen »Status« verleiht und ihm dadurch einen festen Platz in Gottes Weltordnung anweist. Durch die Salbung hebt sich der neue König von seinen Untertanen ab und wird den Priestern ähnlich — kein Wunder, daß gerade Pippin Wert darauf gelegt hat, sein durch Rechtsbruch erlangtes Königtum durch diese sakramentale Weihe zu sichern. Von da an blieb die Salbung die Regel.

Nachdem die Geistlichen auf diese Weise Anteil beim Herrschaftswechsel erlangt hatten, ergab es sich von selbst, daß ihnen mit der Zeit auch die Übergabe der Insignien und die Thronsetzung zufiel: der Rechtsakt wurde mit der kirchlichen Handlung verbunden und deshalb vor den Altar verlegt, an dem die Laien zurückstehen mußten. Im 9. Jahrh. beginnt das Bemühen, eine feste Ordnung für die Abfolge der Einzelakte und die zu sprechenden Gebete festzulegen. Um 900 besitzen die Westfranken bereits eine reichentfaltete Krönungsordnung; Deutschland ist langsam gefolgt, aber bereits um 960 wurde in Mainz ein Text aufgesetzt, der den des Nachbarn durch seine reiche Gliederung und die Fülle der Gedanken nun schon übertraf.

England ist dieser Entwicklung schrittweise gefolgt. Über die Formen der weltlichen Einweisung ist nicht mehr viel bekannt. Gegen Ende des 8. Jahrh. ist dann die Salbung bezeugt, die wohl den Franken nachgeahmt wurde. Im 9. Jahrh. kam es einmal auch zu der Salbung einer Königin — ein noch als ungewöhnlich empfundener Vorgang, da sie bei den Angelsachsen damals nur die Gemahlin des Königs und nichts mehr war. Zu einem festen Krönungsbrauch gelangte das Inselreich erst um 960 bis 70, als die Kirchenreform die englische Geistlichkeit in engere Beziehung zum Festlande brachte. Dadurch wurden ihr auch die beiden damals vorliegenden Krönungsordnungen zugleich bekannt: die westfränkische und die deutsche. Mit ihrer Hilfe wurde nun für England ein Formular festgelegt — dadurch erklärt es sich, daß in Kürze der Erzbischof von Canterbury über Georg VI. Gebete sprechen wird, die einmal für die Ottonen aufgesetzt und jahrhundertelang in Aachen wiederholt worden sind. Aber wenn auch die einzelnen Teile fast alle vom Festlande übernommen waren, so war das Ganze in seinem Aufbau und seiner Gliederung doch eigen. Erst dadurch, daß der französische Brauch des Mittelalters sich wieder an den angelsächsischen anlehnte, ist dieser Unterschied nachträglich abgeschwächt worden.

Wilhelm der Eroberer, der so viel Angelsächsisches ausgelöscht hat, hütete sich wohl, bei der Krönung das Herkommen zu ändern — wollte er doch als rechtmäßiger Erbe und Nachfolger des angelsächsischen Hauses gelten. Erst die gregorianische Reform, die sich viel darum bemühte, die liturgischen Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern abzuschwächen, hat die Krönungsordnung des 10. Jahrh. einer Revision unterworfen. Da der deutsche Text inzwischen als der allgemein maßgebende anerkannt worden war und deshalb als der »Römische« schlechthin galt, wurde aus ihm zum zweiten Male das eine oder andere übernommen, so daß die Verwandtschaft zwischen Aachen und Westminster noch größer wurde.

Westminster — so darf man jetzt sagen. Denn seit dem 12. Jahrh. war die Regel anerkannt, daß ein englischer König nur in dieser Kirche geweiht werden könne. Dadurch rückte die Abtei an die Stelle, die in Deutschland das Aachener Münster und in Frankreich die Kathedrale von Reims errungen hatten. In diese Zeit fiel auch die Entscheidung, daß die Krönung nur durch den Erzbischof von Canterbury und — wenn er verhindert war — durch einen von ihm bestimmten Suffraganbischof vollzogen werden konnte. Der Erzbischof von York hat sich lange gegen diese Entwicklung gestemmt, da auch er Primas in England zu sein beanspruchte; aber bei der Herrscherweihe ist es ihm nicht besser gegangen als in Deutschland dem Erzbischof von Mainz und in Frankreich dem Erzbischof von Sens: auch sie haben nach langem Widerstreben ihren Rivalen in Köln und Reims die Weihe der Könige einräumen müssen.

Im 12. Jahrh. tritt auch heraus, daß die Eroberung durch die Normannen, deren Wirkung seit 1154 durch die Nachfolge des aus Frankreich stammenden Königshauses Anjou-Plantagenet verstärkt wurde, schließlich doch noch ihre Wirkung auf die Krönungsfeier ausgeübt hat. Nicht auf den kirchlichen Teil, der bis zum Anfang des 14. Jahrh. unangetastet blieb, wohl aber auf den festlichen Rahmen, der ihn seit alters umschloß, vor allem auf die Prozession zur Kirche und auf das anschließende Festmahl.

Geschichte des englischen Königtums im Lichte der Krönung. Von P. E. SCHRAMM

300 Seiten. Gr. 8°. 1937. RM 16.—

I. Teil: Geschichte der Krönung von den Anfängen bis heute. II. Teil: Die Stellung des Königs im Lichte der Krönung. — Drei Probleme beantwortet das Werk: Worum handelt es sich bei der Krönung? Wie hat sie sich im Laufe der Jahrhunderte dem Ausbau des Staates angepaßt? Welche staatsrechtliche Bedeutung ist ihr im Laufe dieses Jahrtausends zugekommen?

VERLAG H. BÖHLAUS NACHF. / WEIMAR

Digitized by Google

Das Mahl in der Königshalle geht bereits auf die germanische Zeit zurück, in der es die Einweisung abschloß. Das Christentum hatte ihm seinen rechtlich-kultischen Charakter genommen. Jetzt finden wir es mit den Formen des Feudalismus ausgestaltet wieder, jeder hat seinen Platz nach Amt und Rang, und mancherlei Dienste sind dem König zu leisten. Sie vollziehen nicht nur die Hofbeamten, deren Aufgabe das auch sonst ist; es beteiligen sich vor allem die Großen des Landes, die dadurch symbolisch ihr Verhältnis zum Herrscher zum Ausdruck bringen. Es ist ihnen Pflicht und Ehre zugleich, denn der englische König hat es ja verstanden, den Feudalismus, der Frankreich schwer zu schaffen gemacht hat und für Deutschland verderbliche Folgen zeitigte, zu seinen Gunsten in den englischen Staat einzubauen. Wer also dem König dienen durfte, war damit in der Lehnspyramide — und das heißt hier: im englischen Staate — auf einer bestimmten Stufe anerkannt. Deshalb liegt auch den Beteiligten daran, diese Ehre als ein vererbliches Recht anerkannt zu wissen. Im 13. Jahrhundert hebt bereits der Streit zwischen den einzelnen Geschlechtern an; und die Streitfragen vervielfältigen sich, da die ursprünglich geistliche Prozession inzwischen zu einem Triumphzug des Hofes geworden ist, bei dem die Insignien zu tragen, der Baldachin zu halten und ähnliche Dienste zu leisten sind. Auch bei der kirchlichen Handlung sind die Laien nun wieder mit allerlei Nebendiensten wie dem Darreichen des Handschuhs u. a. m. beteiligt. Um den sich widerstreitenden Ansprüchen eine Entscheidung entgegensetzen zu können, tagt seit dem 14. Jahrh. vor jeder Krönung ein eigener Gerichtshof, die sog. »Court of Claims«. Als sie im Jahre 1936 zusammentrat, machte ihr besonders die Frage zu schaffen, wer die beiden Sporen des Königs tragen dürfe — um den einen stritten sich gleich mehrere Bewerber, darunter einige Damen des englischen Adels.

Die zeitgenössischen Aufzeichnungen, die seit dem 12. Jahrh. immer ausführlicher werden, lassen nicht nur das Interesse erkennen, das alle diese Fragen bei den Beteiligten und den Zuschauern erweckten, sondern sie geben uns auch Einblick in die Prachtentfaltung, die bei jeder Königsweihe für eine kurze Weile den Alltag in ein märchenhaftes Fest verwandelt: wie die Ritterromane des Mittelalters die höfischen Feste schildern, so ist es bei der Krönung Wirklichkeit geworden. Und was für das hohe Mittelalter gilt, hat erst recht für das späte seine Gültigkeit: der Prunk ist nun breit und schwer gestaltet und dehnt das Fest über Tage hin aus. Aus den echten Rittern von einst sind jetzt allerdings die Mitglieder fürstlicher Ritterorden geworden und aus den Turnieren Kampfspiele, die mit der Wirklichkeit des Kriegs nur noch lose zusammenhängen. Überall drängt sich der schöne Schein in die Festlichkeit ein. Phantastische Aufbauten schmücken den Weg vom Tower nach Westminster, und verkleidete Frauen, die Tugenden personifizieren, begrüßen den König mit Versen. An dieser allgemeinen Entwicklung des Feststiles, die uns J. Huizinga in seinem »Herbst des Mittelalters« so anschaulich geschildert hat, nahm auch England seinen vollen Anteil — nur daß zeitweise die düstere Zeit der Rosenkriege die Heiterkeit der Feste überschattete. Die Kirche tat das ihre dazu; im 14. Jahrh. ist die alte Krönungsordnung noch zweimal überarbeitet worden. Aber so sehr sie auch dadurch in die Breite wuchs, indem sie immer mehr auf die inzwischen festgelegten Einzelheiten einging, Entscheidendes ist damals doch nicht geändert worden: die um 1100 festgelegten Grundzüge wurden getreulich bewahrt. Erwähnung verdient nur, daß 1377 die altertümliche, aber inzwischen ausgemerzte Befragung des Volkes, ob es den neuen König anerkennen und ihm gehorchen wolle, wieder in die Kirchenfeier eingesetzt worden ist: deshalb werden auch noch 1937 die in Westminster Versammelten diese Frage zu beantworten haben — ein Rest des alten Wahlgedankens, der sich trotz des Sieges des Erbrechts hat erhalten können. Bei dieser und andern Einzelheiten hielt man sich damals an das französische Vorbild. Das geschah inmitten des Hundertjährigen Krieges, den England mit Frankreich durchfocht, und an der Schwelle der Zeit, in der sich die Literatur wieder der einheimischen Sprache zuwandte — Selbstbesinnung und politische Feindschaft schlossen eben in diesem und noch in vielen spätern Fällen nicht aus, daß England vom Nachbar jenseits des Kanals entlehnte, was ihm förderlich und dienlich schien.

Das 16. Jahrhundert stürzte England in die Kämpfe zwischen dem alten und neuen Glauben. Sie bedrohten auch die Krönung. Aber sie konnten doch nur die Teile anrühren, die sich mit den Überzeugungen der High Church, die als Siegerin aus dem Streit hervorging, nicht mehr vertrugen. Die Messe, die seit alters die Weihe des Königs umschloß, wurde dem neuen Brauche angepaßt; die Salbung verlor ihren sakramentalen Charakter; und das Abendmahl, das der König nach der Krönung zu nehmen pflegte und auf das die Königin Elisabeth aus religiösen Gründen überhaupt verzichtete, wurde seit Jakob I. in beiderlei Gestalt ausgeteilt. Alle diese Eingriffe wurden dadurch erleichtert, daß es sich als notwendig erwies, das übermäßig in die Breite gewucherte Rituell zu beschneiden. Den ersten Anstoß gab die Krönung Edwards VI. im Jahre 1547; er war damals noch ein Kind, so daß schon aus praktischen Gründen Kürzungen erforderlich waren. Im 17. Jahrh. ist man auf diesem Wege fortgefahren — vor allem bei der Krönung Jakobs II., dessen katholischem Bekenntnis der Erzbischof von Canterbury entgegenkam, indem er die dem König peinlichen Einzelheiten umging.

Äußerlich hat sich die Krönungsordnung in der Zeit der Stuarts dadurch gewandelt, daß der lateinische Wortlaut der Gebete durch einen englischen ersetzt wurde. Aber da die Übertragung Wort für Wort geschah, ist diese Änderung wirklich nur äußerlich. Einen Einschnitt bewirkte erst die Glorious Revolution im Jahre 1689. Sie gab den Anstoß, den gesamten Text zu überprüfen und seine Gliederung zu revidieren. Aber im Gesamt handelte es sich auch diesmal wiederum nur um eine geschickte Anpassung an die Zeitverhältnisse. Neu war nur die noch heute gültige Szene, daß dem König neben den Insignien auch eine Bibel, die ihm als Richtschnur gelten soll, übergeben wird.

In der Folgezeit, die aus dem Prunk des Barock herausstrebte, hat sich der nüchterne Geist der Neuzeit dahin ausgewirkt, daß der festliche Rahmen der Krönungsfeier verengert wurde. Die Prozession vom Tower nach Westminster, die Stunden zu beanspruchen pflegte, kam ab und machte einer Auffahrt des Königs und seines Hofes Platz. Seit Georg IV. fiel auch das altehrwürdige Krönungsmahl in Westminster Hall weg und mit ihm eine Szene, die seit dem 14. Jahrhundert bezeugt ist und ihre Erklärung durch den Gedanken des Gottesgerichts findet: während der Tafel erschien gewappnet der »King's Champion« und forderte jeden heraus, der die Rechtmäßigkeit des neuen Königs anzweifeln wolle.

Durch diese Kürzungen ist die kirchliche Feier wieder zur Hauptsache geworden. Für sie ist seit 1689 dieselbe Ordnung gültig geblieben. Nur unwesentliche Änderungen haben sich inzwischen als notwendig erwiesen. So wurde z. B. bei der Königin Victoria die bisher übliche Salbung an den Händen, der Brust und den Schultern auf Hände und Schultern begrenzt — »from motives of delicacy«. Auch in dem Eide, den der König seit dem 10. Jahrh. bei Beginn der Feier zu leisten hat und dem die staatsrechtlichen Wandlungen Englands im Laufe der Jahrhunderte ihren Stempel aufgedrückt haben, sind einzelne nicht passende Wendungen durch neue ersetzt worden — zuletzt im Februar 1937: die Neuordnung des Empire durch das Statut von Westminster (1931) hatte sie notwendig gemacht.

In Aachen und Reims, wo einst dieselben oder ähnliche Gebete gesprochen wurden, sind sie längst verklungen. In England aber werden wir sie nun wieder hören — Zeugnisse einer tausendjährigen Geschichte, die Revolutionen, Adels- und Bürgerkriege, Absetzungen und Ermordungen von Königen in oft grauenhafter Folge erlebt hat, aber doch durch eine über alle Katastrophen hinweg gerettete Tradition zusammengeschlossen ist. Blickt man in Europa um sich, wo sonst noch in gleicher Weise Vergangenheit zugleich Gegenwart ist, dann findet man nur noch in Rom Vergleichbares. Gerade den Deutschen, die der Wille beschwingt, Überkommenes zu überwinden, tritt im Augenblick dieser Krönung wieder vor Augen, wie verschieden das Schicksal jene Völker gelenkt hat, die sich in der Völkerwanderung eine neue Heimat eroberten.

Vgl. P. E. Schramm, Geschichte des Englischen Königtums im Lichte der Krönung (Weimar, H. Böhlaus Nachf., April 1937 = A History of the English Coronation, translated by Leopold G. Wickham Legg (Oxford, Clarendon Press, April 1937).

Staat und Kirche in England

Das Werk von Kurt Wahl »Staatskirche und Staat in England« behandelt, wie der Untertitel angibt, die »Grundzüge der Verfassung der anglikanischen Kirche in Geschichte und Gegenwart«. Gegenüber der These, die Reformation habe in England nur den schon vorhandenen staatlichen Charakter der Kirche weitergebildet, weist Wahl zunächst darauf hin, daß auch in England während des Mittelalters die »universale Lehr- und Jurisdiktionsgewalt des Papstes in allen geistlichen Fragen« anerkannt gewesen und die Überzeugung von der »Notwendigkeit der Verbindung aller nationalen Kirchen mit Rom in Glauben und Lehre« festgehalten worden sei. Die Loslösung der englischen Kirche vom römischen Stuhl und die Aufrichtung der königlichen Suprematie über die Kirche durch Heinrich VIII. waren revolutionäre Maßnahmen, obwohl sie sich in gesetzlichen Formen hielten. Nach Wahl verfolgte Heinrich VIII. mit der Reformation nicht nur seine eigenen Interessen; die Weigerung des Papstes, seine Ehe aufzulösen, war letzter Anlaß, nicht alleinige Grundlage seiner Reformationspolitik, die im Ethos dieser Epoche

Digitized by Google

wurzelte. Unter Elisabeth wurde dann das von Heinrich VIII. begründete System befestigt, die weltliche von der geistlichen Gewalt abgegrenzt, die Kirche in einer Stufenordnung geistlicher Gewaltverhältnisse gegliedert. Die weltliche Obrigkeit behielt die oberste Leitung, wenn auch unter der »selbstverständlichen Beschränkung, daß ihre Handlungsfreiheit durch das Evangelium begrenzt ist«. Die eigentliche Kirchengewalt »saugt der Klerus in sich auf und ist außerhalb der Laienwelt und über ihr in sich abgeschlossen«. Der 1600 gestorbene Richard Hooker brachte die anglikanische Verfassungsreform in ein wissenschaftliches System, das »Staat und Kirche zu unlösbarer Organeinheit verband«. Gegen die Kanones von 1604, in denen noch einmal der königliche Supremat festgelegt ist, wendete sich die parlamentarische Opposition des 17. Jahrhunderts. Es bildete sich ein heute noch nicht überwundener Gegensatz heraus: die hochkirchliche Auffassung, wonach die anglikanische Kirche eine in sich geschlossene Verbandspersönlichkeit ist und das Streben des Parlaments, des Unterhauses, die Kirchengesetzgebung an sich zu ziehen. Das Parlament suchte demgemäß ohne Beiziehung kirchlicher Autoritäten alles kanonische Recht in Landesrecht umzuwandeln. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts setzte die Restauration der Stuarts auch die Kirche und die Hierarchie wieder in ihre Rechte ein. Die wichtigste Schöpfung dieser Epoche ist das Prayer Book von 1662. Das Eigenleben der Kirche erlahmte im 18. Jahrhundert fast ganz, Regierung und Parlament machten sich zu Herren der erschlafften Kirche. Die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzende Oxfordbewegung knüpfte an die hochkirchliche Überlieferung in katholisierendem Sinne an. Staatlicher und kirchlicher Bereich, weltliches und geistliches Recht dürften darnach nicht untereinander vermengt werden. Die Kirchenverfassung habe wesensmäßig der Wahrung der sakramentalen Gnade zu dienen, der Staat nicht über Dogmen und Liturgie zu entscheiden. Der Streit um das Prayer Book im 20. Jahrhundert und damit um die Kirchendisziplin auf liturgischem Gebiet »enthält die schwerste Problematik der englischen Kirche und ihres Rechtes in der Gegenwart«. Die Einführung des vom Parlament abgelehnten neuen Gebetbuches durch die Bischöfe bahnt ein neues Recht an »von eigenem Typus, das nicht zugleich Landesrecht... und nicht Zwangsrecht ist«, sondern auf der allgemeinen Übereinstimmung der Geistlichkeit und der Laien beruht, also dem Verfassungsrecht ähnelt, das »England mit seinen Dominions verbindet und dauernd von der Zustimmung der Betroffenen getragen ist«. Das letzte Kapitel schildert die neueste Wandlung der anglikanischen Kirchenverfassung: Ausbau des genossenschaftlichen Gedankens, die Nationalversammlung der Kirche, den Neubau der Gemeinde — Bischof und Diözese. Wahls an sich schon hochbedeutsame verfassungsgeschichtliche Untersuchung gewinnt noch dadurch besonders an Wert, daß er auch auf die dogmatisch-religiösen Fragen eingeht, soweit sie das Verfassungsleben der anglikanischen Kirche beeinflußten. Das Ganze ist ein sehr wesentlicher Beitrag zum Problem England.

J. B.

Staatskirche und Staat in England. Von Dr. iur. Kurt Wahl. Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart. 1925. 205 Seiten, brosch. RM. 7.50.

Dr. ADOLF JÜRGENS, Berlin

Ackerbaureform und Ackerbauforschung in England

England ist für die meisten Deutschen noch heute ein Land, das sich in seiner Versorgung mit Lebensmitteln fast ausschließlich auf seinen Handel und seine Schiffahrt verläßt, ganz wie in den seligen Zeiten des Freihandels und seines »Laissez faire, laissez aller«. Seine Industrie und seine Schiffahrt, sein weltumspannender Handel und die wieder gewonnene entscheidende Rolle seiner Finanzmacht stehen für sie so sehr im Vordergrund ihrer Betrachtung, daß der grundlegende Wechsel in der englischen Haltung zum Ackerbau fast stets übersehen wird, obwohl diese Kreise durch den strukturellen Wandel der englischen Haltung in den letzten Jahren selbst besonders stark betroffen sind. Rein handels- und produktionsstatistisch ist allerdings kein Unterschied gegenüber der Zeit vor einem oder zwei Jahrzehnten festzustellen. Gegenüber den ersten Jahren nach dem Weltkrieg zeigt die eigene landwirtschaftliche Produktion Englands sogar einen Rückgang, aber wir unterschätzen meist, was vorhanden ist. Erneut wird in diesen Tagen des Aufbaus der neuen englischen Kriegsindustrie »Der Schattenindustrie« in England selbst die Frage der Landwirtschaft diskutiert und der Rolle, die sie im Kriegsfall zu spielen hat.

Was heißt englische Landwirtschaft? Großbritannien hatte in den letzten Jahrzehnten in runden Ziffern zwischen 29,5 und 30,5 Mill. acres landwirtschaftlich nutzbarer Fläche, von denen 12,5 bis 13,5 Mill. unter dem Pflug lagen, 16,5 bis 17 Mill. acres als Weide und Wiese genutzt wurden. Sein Großviehbestand beträgt etwa 7450000 Stück, wobei die Zahl der Pferde in den letzten zwei Jahrzehnten auf die Hälfte, 873000 Stück, zurückgegangen ist. Die Zahl der Schafe beträgt in England etwa 16,5 Mill., die der Schweine 3,8 Mill. Stück. In Deutschland beträgt die landwirtschaftlich bebaute Fläche 26,7 Mill. ha; 1935 betrug die Zahl der Pferde 3,3 Mill., des Rindviehs 18,9 Mill., der Schweine 22,8 Mill., der Schafe 3,9 Mill. Stück. Der Wert der englischen landwirtschaftlichen Produktion wurde 1925, dem letzten mir erreichbaren Jahre auf £ 225 Mill. geschätzt. Es sind das nicht unbeträchtliche Ziffern, doch damit genug. Wollten wir das Auf und Ab dieser Entwicklung schildern, so gehörte die Arbeit in ein volkswirtschaftliches Organ, aber nicht in eine Zeitschrift, die der geistigen Arbeit selbst dient; Forschung und Landwirtschaftsreform muß daher das Hauptthema unserer Betrachtung sein.

Das letzte halbe Jahrzehnt hat aber die geistige Einstellung Englands zum Ackerbau völlig geändert und auch neue Formen für den Einsatz der geistigen Arbeit auf diesem Gebiete geschaffen, die bei uns bisher fast unbeachtet geblieben sind. Die Forschung hat in der englischen Ackerbaureform eine Schlüsselposition erhalten. Man hat sich einen landwirtschaftlichen Generalstab geschaffen, der zunächst eine Bestandsaufnahme der landwirtschaftlichen Forschung vorgenommen hat, und von der Forschung und der Verbreitung der fortgeschrittensten Landwirtschaftsmethoden her das Land zu größeren Leistungen bereitmachen will, auch wenn man nicht daran denkt, im Augenblick alle vorhandenen Reserven zu mobilisieren und etwa die politischen und ökonomischen Vorzüge des bisherigen Systems aufzugeben, das in der Versorgung eine hohe Abhängigkeit vom Ausland bestehen läßt. Das ist nicht nur eine Folge der veränderten Einstellung Englands zur Forschung überhaupt. Es ist vor allem eine Folge der gänzlich veränderten englischen Wirtschaftspolitik. Allerdings haben Erfolge auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen, technischen, sowie der medizinischen Forschung, die praktisch — unter Benutzung der deutschen Vorkriegspatente — in der erstmaligen Schaffung einer eigenen chemischen Industrie, wissenschaftlich in der Zuteilung einiger Nobelpreise gipfelten, der landwirtschaftlichen Forschung die Bahn geebnet, und zu einer ähnlichen äußeren Form geführt, obwohl diese Wissenschaft in England bisher trotz erheblicher Mittel nicht zu besonderen Ergebnissen geführt hatte. Immerhin kann England sich rühmen, in den 1843 gegründeten Instituten von Rothamsted die älteste experimentelle landwirtschaftliche Station der Welt zu besitzen, die in der Geschichte eine große Rolle gespielt hat. Die Erfahrung, die man mit einer gewissen beratenden Mitwirkung, ja fast einer Selbstverwaltung in dem Department of Scientific and Industrial Research und dem Medical Research Council gemacht hat, hat zur Wahl ähnlicher Formen geführt.

Wie ist in kurzen Zügen die zugrundeliegende landwirtschaftliche Entwicklung verlaufen? Bereits vor dem Weltkriege erkannte man die Gefahr einer Blockade und schuf im Jahre 1909 einen allgemeinen Landeskulturfond, speziell zur Förderung des Kornbaus mit £ 2 Mill., den Development Fond. Dieser teilte seine Mittel von Anfang an auf die 3 Hauptgebiete, Förderung der Landwirtschaft, Hafenbau und Förderung der Fischerei. In der Form handelte es sich teils um Bewilligungen à fonds perdu, teils auch um Anleihen zur Schaffung neuer Einrichtungen. Naturgemäß erforderten die Hafenbauten besonders große Mittel, was einen gewissen Ausgleich darin fand, daß diese Ausgaben zunächst in Form von rückzahlbaren Darlehen gegeben wurden, wenn sie auch zum Teil in einfache Beihilfen umgewandelt werden mußten. Für die Landwirtschaft teilen sich diese Bewilligungen bis 1931 in solche für die englische und schottische Landwirtschaftsverwaltung und in eigene Bewilligungen des Development Fond, wobei die Vorschläge der Ministerien entscheidend sind. Die eigenen Bewilligungen umfaßten besonders große Beihilfen für die Elektrifizierung der Landwirtschaft, die Schaffung einer Zuckerrübenindustrie, landwirtschaftliche Musterfarmen und Beratung. Aus eigenen und den den Ministerien abgegebenen Mitteln wurde auch eine große Reihe landwirtschaftlicher Institute gebaut und eingerichtet. Das ist die durchgehende Linie der Landwirtschaftsförderung, die im Weltkrieg durch die Corn-Production-Act von 1917 mit der Bewilligung von £ 1 Mill. eine Verstärkung erfuhr, zumal diese Mittel auf Anregung der Bauern selbst für landwirtschaftliche Forschung und Erziehung selbst verwandt wurden. Ein Zwischenspiel brachte das Jahr 1920 mit dem Versuch einer gesetzlichen Regelung des gesamten Ackerbauwesens durch die Agriculture Act: dieses Gesetz sah Staatssubsidien für den Körneranbau vor, sobald die Preise unter eine bestimmte Höhe san-

Digitized by Google

ken, gewährte gleichzeitig aber neu geschaffenen County-Agriculture-Comittees ein Recht der Oberaufsicht über die landwirtschaftliche Nutzung des Bodens, und schuf eine feste Lohnskala für die landwirtschaftlichen Arbeiter. Der Preisfall des Jahres 1921 führte zur Zurücknahme dieses Gesetzes und hat die Staatssubvention, die Staatsoberaufsicht und Stabilisierung der Löhne verschwinden lassen. Der Staat kehrte zur Einzelförderung bestimmter Gebiete, wie der Schaffung einer Zuckerrübenindustrie (Sugar-Act von 1925) und der bereits oben erwähnten Förderung der Elektrifizierung der Landwirtschaft durch den Development Fond zurück.

Erst die finanzielle Krisis des Jahres 1931, die eine Umwälzung in der ganzen englischen Wirtschaftspolitik hervorrief, hatte für die Landwirtschaft grundlegende Gesetze in den Jahren 1931—1935 zur Folge. Sie hatten zum Inhalt 1. die planmäßige Organisation der binnenländischen landwirtschaftlichen Erzeugung auf Grund der sogenannten »Marketing-Acts« von 1931 und 1933, also einer Marktregulierung, 2. die Gewährung von Beihilfen für die Erzeugung gewisser landwirtschaftlicher Produkte, 3. die Kontrolle der landwirtschaftlichen Einfuhr durch Zölle oder Einfuhrquoten.

Gleichzeitig wurde eine neue Oberinstanz für die planmäßige Verwendung der Mittel des Development Fond als notwendig empfunden und durch Royal Charter vom Jahre 1931 das Agricultural Research Council ins Leben gerufen. Mitgesprochen hat dabei vielleicht auch die Tatsache, daß in diesem Jahre Beihilfen aufhörten, die das Empire Marketing Board durch eine Anzahl von Jahren an landwirtschaftliche Institute in England gewährt hatte. Die Aufgabe des neuen Councils geht erstens dahin, das Gebiet der naturwissenschaftlichen Forschung, soweit es durch öffentliche Mittel gefördert wird, neben den oben genannten zwei wissenschaftlichen Organisationen rein rahmenmäßig zu ergänzen, weshalb alle drei Einrichtungen der direkten Leitung von Comittees des Privy Councils, des Gesamtministeriums unterstehen. Die zweite nicht nur formale, sondern sachlich wichtigere Aufgabe ist die Beratung des englischen Ministry of Agriculture and Fisheries und des Department of Agriculture for Scotland sowie der Development Comission bei der Verwendung ihrer landwirtschaftlichen Mittel. Während die eigene Verwaltungstätigkeit des neuen Council in seiner Berichtsperiode nur über einen Forschungsfond von £ 11000, 1935/36 von £ 20000 verfügte, erfaßte seine beratende Tätigkeit jährlich seit 1931 einen Betrag von mehr als £ 300000, das entspricht wertmäßig 6 Mill. Reichsmark. Die eigenen Verwaltungskosten des Council sind gering, da es in Bürogemeinschaft mit dem Development Fond lebt. Entscheidend ist seine Zusammensetzung aus lauter Fachleuten, und zwar aus hervorragenden Landwirten, aus dem Parlament, Forschern auf landwirtschaftlichem Gebiet, sowie je einem Mitglied der beiden anderen englischen Forschungsorganisationen.

Die erste große Arbeit, die das Council unternahm, war eine große Inventarisation der bestehenden landwirtschaftlichen Forschungsstätten und die genaue Überprüfung der in diesen geleisteten Arbeit, 1. im Vergleich zu der Arbeit anderer Länder, 2. hinsichtlich der Qualität der Arbeit der einzelnen Institute, 3. hinsichtlich der Notwendigkeit der im Zuge befindlichen Arbeiten, wobei namentlich die Frage der Überschneidung geprüft wurde, 4. eine Gesamtplanung der Arbeit und Neuverteilung einzelner Gebiete. Zu diesem Zweck rief das Council ständige Kommissionen für seine 5 Hauptgebiete und zahlreiche Unterkommissionen, z. B. für die meisten Viehkrankheiten, ins Leben. Die zahlreichen Aufgaben führten das Council in den ersten 2 Jahren seines Bestehens zu mehr als 100 Sitzungen zusammen, sowie zur Besichtigung von 22 Forschungsinstituten oder Forschungszentren, die zum Teil mehrmals geprüft wurden. So gibt der erste Jahresbericht des Councils einen genauen Überblick über den Stand der landwirtschaftlichen Forschung in England in den Jahren 1930—31, gegliedert nach den 8 Hauptgebieten: Landwirtschaftliche Forschung, Bodenforschung, Pflanzenleben, Tierische Vererbungs- und Züchtungsforschung, Physiologie und Erlernung der Krankheiten der Tiere, Milchwirtschaft, Landmaschinenforschung und landwirtschaftliche Statistik. Jede Abteilung enthält einen historischen Überblick, Beschreibung aller englischen Institute und Wertung ihrer Arbeit. Interessant ist es, daß nur in wenigen Fällen Arbeiten als überflüssig zu beseitigen empfohlen wird, daß das Bestreben mehr dahin gerichtet ist, zusammengehörige Arbeiten und Arbeiter — selbst an derselben Hochschule — miteinander in Kontakt zu setzen. Die vorhandenen landwirtschaftlichen Forschungsinstitute werden, abgesehen von dem vorgeschlagenen Neu- und Ausbau des Royal Veterinary College, als ausreichend angesehen. Bezeichnend für die Gesamtauffassung der englischen Lage ist das Gewicht, das man in England der Marktforschung beilegt, weshalb diesen Problemen das erste Kapitel der vorliegenden Berichte gewidmet ist. Gilt es doch, die wirtschaftlichen Folgen einer neuen Planwirtschaft zu erfassen. Die künftige Organisation dieser Forschung wird in dem 1913 gegründeten Institute for Research in Agricultural Economics in Oxford ihren Sitz haben, aber auf ein organisiertes Netz im Land zurückgreifen können und damit nicht nur die allgemeinen Probleme erörtern können, sondern auch Teilprobleme, wie sie aus der Landwirtschaft einzelner Provinzen, ja von Durchschnittswirtschaften einzelner Gebiete erwachsen. Es würde zu weit führen, hier die einzelnen Gebiete im einzelnen darzustellen. Diese Aufgabe muß einem speziellen Fachmann überlassen bleiben.

Die Kompetenzen des Council haben im Laufe der letzten zwei Jahre eine entscheidende Erweiterung erfahren, da nach einer Entscheidung des Gesamtministeriums dem Council das Recht gewährt wurde, eigene Forschungen von sich aus durchzuführen und wissenschaftliche und technische Beamte zu diesem Zweck anzunehmen, obwohl Bedenken der Fachministerien dagegen laut geworden waren. Es wurde dabei die beratende Tätigkeit des Council für die gesamte landwirtschaftliche Forschung auf das klarste festgelegt und ihm die richtunggebende Funktion zuerteilt. Als Hauptrichtlinien seiner künftigen Arbeit nennt das Council 1. eine enge Verbindung zwischen Forschung und Lehre und namentlich die Schaffung einer engeren Verbindung zwischen den bestehenden Forschungsinstituten und benachbarten Universitäten oder landwirtschaftlichen Colleges, 2. die Schaffung eines genügenden Stabes von Forschern, wobei man bestrebt war, begabte Persönlichkeiten auch durch finanzielle Vorteile zu gewinnen und andererseits Wege für die Abhalfterung wenig verwendbarer bisheriger Forschungsarbeiter zu finden. Man hat dabei auch ins Auge gefaßt, zum Teil einmal ganz neue Wege zu gehen, z. B. auf dem Gebiet der Viehzucht Landwirte, Tierärzte und Forscher zusammenzufassen, um das Schwein in jedem Stadium seines Lebens »from Birth to the breakfast table«, von der Geburt bis zum Frühstückstisch, wissenschaftlich zu kontrollieren. Man schenkt dabei der Züchtung bestimmter Typen seine besondere Aufmerksamkeit; das Verhältnis zwischen Ernährung und Krankheit des Menschen, das gemeinsam mit dem medizinischen Council bearbeitet wird, ist ein anderes Hauptthema. Der Hauptteil der augenblicklichen Arbeit ist aber den Tierkrankheiten gewidmet, ein Gebiet, dem auch die künftige Hauptarbeit zugewandt sein wird. Die Nachwuchsfrage findet natürlich auf allen Gebieten eine besondere Berücksichtigung. Revolutionierende Ergebnisse erwartet das Council aber in der Frage der Konservierung von Gras u. a. Futterarten, besonders durch die künstliche Trocknung frischen Grases.

So ist in England mit der Schaffung des neuen Agricultural Research Council und seinen weitreichenden beratenden und planwirtschaftlichen Funktionen auf dem Gebiete der Landwirtschaftsforschung der Ring geschlossen, der die gesamte naturwissenschaftliche Forschung als eine der wichtigsten Aufgaben der Nation der direkten Fürsorge des Gesamtministeriums und seines Lordpresident unterstellt.

England heute und morgen

Wann auch immer ein Buch über die Engländer geschrieben worden ist, wer es auch immer verfaßt haben mag, in Anerkennung und ruhiger Betrachtung, in leidenschaftlicher Ablehnung oder in Bewunderung, stets ist der gleiche Grundton darin: die Feststellung, daß kein Volk der Erde so auf »seinen Stern vertraut« wie die Bewohner des Inselreiches, und daß jedem Engländer das felsenfeste Vertrauen innewohnt, immer Männer zu haben, die auch die größten Schwierigkeiten meistern können. So war es, so ist es heute und so wird es morgen sein.

Und dieses ruhige Vertrauen, in der eigentlichen Entwicklung nicht zurückzubleiben, gibt dem Lande den Mut, aus der Jahrhunderte alten Tradition in seinem öffentlichen und privaten Leben so viel zopfigen Ballast zu dulden und zu lieben und von einer Generation zur andern zu vererben.

Kurt von Stutterheim, der viele Jahre in England als Journalist gelebt hat, versteht es ausgezeichnet, in seinem Buche »England heute und morgen«, die dynamischen Kräfte des Fortschrittes herauszuheben und in lächelnder, liebevoller Kleinmalerei das Beharrungsvermögen im täglichen Leben des Engländers zu schildern. So bekommen die einzelnen Kapitel des Buches »Kind, Schule und Hochschule«, »Die soziale Gliederung«, »Stadt und Land«, »Kirche und Gesetz«, »Geselligkeit und Sport« usw. den Charakter der Bestätigung dessen, was man schon so oft gehört und gelesen hat, und die Note eigenen Erlebens, die vieles überraschend lebendig formuliert und auch unter neue Gesichtspunkte stellt.

G. L.

Kurt von Stutterheim, England heute und morgen. 316 S. F. A. Herbig, Berlin. RM 6.80.

Digitized by Google

Dr. A. W. FEHLING, Berlin

Wissenschaftspflege und Stiftungen in den Vereinigten Staaten

In keinem Lande spielen private Stiftungen eine so große Rolle für die Pflege der Wissenschaft und die Förderung der Forschung wie in den Vereinigten Staaten.

Die Zahl der Stiftungen erreichte 1930 das zweite Hundert. Das Gesamtkapital betrug damals eine Milliarde Dollar und kam damit fast der Höhe der Summe der Eigenvermögen von Universitäten und Colleges gleich. Das Kapital der einzelnen Stiftung schwankt zwischen Beträgen von wenigen tausend Dollar bis zu Fonds, die über die Hundertmillionendollargrenze hinausgehen. Eine Sonderstellung sowohl nach Ausmaß der Mittel wie nach Umfang der Aufgaben nehmen die Gruppen von Stiftungen ein, die auf Carnegie und Rockefeller zurückgehen. Die gewaltigen Schöpfungen dieser beiden Männer haben ihre Namen untrennbar mit dem Begriff der amerikanischen Foundation verbunden. Allein der General Education Board, eine Stiftung Rockefellers, konnte in der Zeit von 1902 bis 1935 Bewilligungen in einer Höhe von 238 Millionen Dollar, also von mehr als einer Milliarde Mark aussprechen.

Innerhalb der Gruppe wissenschaftsfördernder Stiftungen lassen sich zwei Arten unterscheiden, je nachdem die Stiftungssumme der Gründung und Erhaltung bestimmter, zum Teil außerhalb des Rahmens der Universität liegender, reiner Forschungsinstitute dient oder eine allgemein gehaltene Stiftungsurkunde die Verwendung der Zinsen oder auch des Kapitals für verschiedene Zwecke gestattet.

Zum ersten Typ gehören z. B. das Rockefeller Institute for Medical Research, die Carnegie Institution of Washington, die unserer Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft entspricht, das Battelle Memorial Institute und das Boyee Thompson Institute for Plant Research. Die Arbeitsweise dieser Stiftungen gleicht im wesentlichen dem Wirken entsprechender Institute oder Organisationen anderer Nationen, so daß sich die nachfolgende Schilderung auf die Tätigkeit und den Aufgabenkreis der für die Vereinigten Staaten besonders charakteristischen zweiten Art beschränkt, zu der von der Rockefeller Gruppe der General Education Board, die Rockefeller Foundation und der Spelman Fund of New York, von der Carnegie Gruppe die Carnegie Corporation of New York, die Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching und das Carnegie Endowment for International Peace rechnen, außerdem, um einige weitere bekannte Stiftungen zu nennen, der Commonwealth Fund, die John Simon Guggenheim Memorial Foundation, der Julius Rosenwald Fund und die Russel Sage Foundation.

Bei den meisten von ihnen standen zunächst philanthropische und allgemeine Bildungsziele im Vordergrund. Eine Hinwendung zur Förderung der Forschung tritt, ohne daß auf die früheren Aufgaben ganz verzichtet wird, erst in den letzten beiden Jahrzehnten bestimmter hervor. Diese Wandlung hängt wie die Entstehung der Forschungsräte mit der Kriegszeit zusammen, die einen geschlossenen Einsatz der Forschung verlangte und das Interesse der Öffentlichkeit auf die Unterstützung dieser Bestrebungen hinzulenken trachtete. Anfangs herrschte die Neigung vor, Gebiete zu bevorzugen, bei denen die erreichten Ergebnisse in Kürze unmittelbaren Nutzen für das Gemeinwohl versprachen. Doch die Notwendigkeit einer Weiterentwicklung der theoretischen Grundlagen für Erfolge auch in dieser Richtung führte bald zu einer nachdrücklichen Unterstützung der reinen Naturwissenschaft und theoretischen Medizin. Schließlich werden auch die Sozial- und Geisteswissenschaften stärker berücksichtigt.

Die Neigung zur Unterstützung großer Gemeinschaftsarbeiten begegnete sich mit den Hoffnungen und Erwartungen, die in den Kreisen der Forschung, vor allem innerhalb der jüngeren Generation an diesen Weg geknüpft wurden. Immer wieder wurde die Frage der Gemeinschaftsarbeit erörtert. Cooperation, team work, merged attack sind einige der Schlagwörter, die das Erstrebte umschreiben. In der Gemeinschaftsarbeit scheint eine Möglichkeit zu liegen, einen Ausgleich für das zwangsläufige Fortschreiten der Spezialisierung zu schaffen und eine neue Synthese zu finden. Die Idee der Gemeinschaftsarbeit hatte etwas Verlockendes für den Amerikaner, dessen demokratische Ideologie gerade Zusammenarbeit der Einzelglieder, Loyalität gegenüber der Gruppe und ein gewisses Zurücktreten, eine Anonymität des Individuums begünstigen. Das Eingreifen der Stiftungen verstärkte die Entwicklung. Es wirkte als Anreiz, ja fast als Druck, so daß schließlich ein Widerstand gegen die Überspannung fühlbar wurde, und die Forschungsräte, die sich mit allem Nachdruck für Gemeinschaftsarbeiten eingesetzt hatten, im Laufe der Zeit dazu übergingen, eigene Komitees einzurichten, denen die Bearbeitung kleinerer Einzelanträge und die Bewilligung von Mitteln in dieser Richtung obliegt.

Die Zuwendungen der Stiftungen erfolgen meist für begrenzte Perioden, für drei, fünf oder auch zehn Jahre, vielfach unter progressiver Verminderung des Jahresbetrages. Hierbei ist der auch früher bei der Unterstützung des Lehrbetriebes geübte Grundsatz leitend, daß die Aufgabe der Stiftung darin besteht, eine Unternehmung anzukurbeln, sie über die erste Zeit des Experimentes hinwegzubringen und gleichzeitig das Interesse anderer Kreise zu erwecken. Im Erfolgsfalle kann mit anschließender Eingliederung und Unterhaltung durch die in Betracht kommende Universität gerechnet werden. Die Mehrzahl der Stiftungen verzichtet darauf, Einfluß auf die Durchführung der Arbeiten zu nehmen, wenn auch in manchen Fällen die menschlich verständliche Erwartung, schnelle Ergebnisse zu sehen, einen gewissen Druck ausüben mag.

Bahnbrechend ist die Tätigkeit der Stiftungen für die Heranbildung einer leistungsfähigen jungen Forschergeneration geworden. Die zahlreichen Stipendien, die von den Universitäten verliehen wurden, trugen überwiegend den Charakter von Beihilfen für den Abschluß des Studiums und waren anstaltgebunden. Der Typ des eigentlichen, nach der Promotion einsetzenden Forschungsstipendiums ist dem Eingreifen der Stiftungen und der Forschungsräte zu danken. Erhebliche Summen sind es, die alljährlich für die planmäßige Schulung des Nachwuchses ausgeworfen werden. Führend waren die Stiftungen Rockefellers. Ihre Aufwendungen für diese Zwecke betrugen bis 1930 über 9½ Millionen Dollar, durch die 5827 Personen bedacht werden konnten. Hiervon entfielen 1451 Stipendien auf das Spitzenjahr 1929. Für den einzelnen ergibt sich im Durchschnitt ein Betrag von 6500.— M. Wenn auch ein ansehnlicher Teil der Mittel Angehörigen anderer Länder zugute kam, bleibt doch die Einwirkung auf das Vortreiben der Forschung des eigenen Landes gewichtig genug. Für neun andere in gleicher Richtung tätige Stiftungen lassen sich für ein typisches Jahr 600 Stipendien in einer Gesamthöhe von $ 1069300 errechnen. Besonders zahlreich sind die gut dotierten Auslandsstipendien. Zielbewußt wird ein Nachwuchs herangebildet, der, fest in der Wissenschaft des eigenen Landes wurzelnd, in noch jungen beweglichen Jahren andere Wege und Methoden kennen lernt, um später das, was übertragbar erscheint, in der Heimat weiterzugeben.

Über die Auswirkungen dieser großzügigen Stipendienpläne läßt sich ein Urteil heute noch nicht gewinnen. Handelt es sich doch auch hier um erst nach dem Kriege einsetzende Maßnahmen, die von den Naturwissenschaften aus langsam auf die anderen Wissensgebiete übergriffen und erst nach den Erfahrungen einiger Jahre umfassender durchgeführt wurden.

Doch nicht allein der jungen Generation trachtet man, den Weg hinaus in die Welt zu ebnen. Auch den Professoren sucht man durch Beihilfen während ihres Urlaubsjahres längere Arbeit im Auslande zu ermöglichen. Trotz der Zufälligkeiten, die auf die Vielfalt der Geldgeber zurückgehen, zeichnen sich hierbei auch gewisse kulturpolitische Linien ab. Vor allem die Reisen nach Südamerika und dem Fernen Osten lassen oft eine auswählende und richtunggebende Hand deutlich spüren. Besondere Unterstützung genießen die Reisen, die eine Kenntnis der in den anderen Ländern auf bestimmten Gebieten vorhandenen Arbeitsansätze zum Nutzen der eigenen Wissenschaft vermitteln sollen, wie überhaupt die ganze Welt als Arbeitsfeld angesehen wird.

Durch die praktische Arbeit der großen Dauerstiftungen wird eine Gruppe von Menschen mit intimer Kenntnis der Forschungsenergien ihres Landes und auch des Auslandes herangebildet, deren Einfluß sich gewissermaßen von selbst in der Praxis auswirken muß und in gewissem Sinne den Grundsatz, nicht direkt in den Gang der Forschung einzugreifen, aufhebt.

Der Einfluß der Stiftungen ist weit größer als der Prozentsatz, den ihr geldlicher Anteil darstellt. Er steigt durch die häufig angewandte Politik, die Bewilligungen in einer oder der anderen Form an die Bedingung zu knüpfen, daß ein entsprechender Teil von anderer Seite, vom Staate oder von der Universität aufzubringen ist. Hinzu kommt, daß die zahlenmäßig vielleicht höheren, sonstigen Zuwendungen von privater Seite, z. B. von den Alumnii, weit mehr dem Zufall unterworfen und meist für Gebäude oder allgemeine Universitätszwecke bestimmt sind, während die Struktur der Stiftungen einen planmäßigen Einsatz an strategisch wichtigen Punkten erlaubt. Gerade in dieser Ergänzung des Zufälligen durch planmäßiges Geben und in der Betonung der Forschung liegt die wesentliche

Digitized by Google

Bedeutung der großen Stiftungen. Man sehe sich einmal die in den letzten fünfzehn Jahren neu errichteten Forschungsinstitute oder durchgeführten großen Unternehmungen genauer auf ihre Finanzierung hin an, und man wird erstaunt sein, wo überall die Hand der Stiftungen spürbar wird. Dabei fehlt eine Zentralstelle, von der aus die Tätigkeit der Stiftungen einheitlich angesetzt wird. Aber es geht von den Einzelstiftungen selbst das Bestreben aus, durch Zusammenarbeit und Verteilung der Aufgabenkreise eine gewisse Rationalisierung in der Verwendung der vorhandenen Mittel zu erreichen. Als Mittler schieben sich hier vielfach die Forschungsräte ein, die auf Grund ihrer das ganze Land umfassenden Organisationen und ihrer Erfahrungen die besten Ratgeber sein können. Die Teilnahme von Mitarbeitern der Stiftungen an den Tagungen und Komiteesitzungen ermöglicht enge Fühlung. Die Rockefeller Foundation z. B. bedient sich bei der Verteilung ihrer für die verschiedenen Wissensgebiete ins Leben gerufenen Stipendien entsprechender Komitees der Forschungsräte, die unter eigener Verantwortung die Einzelauswahl und Verteilung vornehmen. Oft findet sich bei großen Unternehmungen ein gemeinsames Vorgehen der Stiftungen und eine Verteilung der finanziellen Lasten. Einer solchen Zusammenarbeit verdankt das glänzend ausgestattete Marine Biological Laboratory in Woods Hole seine Errichtung.

Der Wille zur Planmäßigkeit des Gebens zeigt sich auch in der Art, wie die Stiftungen den Punkt, wo ein Eingreifen am notwendigsten erscheint, zu finden bemüht sind. Sie suchen sich als Grundlage für ihre Arbeit durch teils selbst angeregte und durchgeführte, zum Teil geldlich ermöglichte großzügige Erhebungen einen genauen Überblick über den Stand der beruflichen Ausbildung, die vorhandenen im Lande verstreuten Forschungsinstitute, die Spezialgebiete der Forscher und die Forschungspläne und -ansätze zu verschaffen. Je nach Notwendigkeit wird bei derartigen Erwägungen das Ausland mit einbezogen.

Der Grundsatz des durchdachten Gebens und des sinnvollen sich Einfügens zeigt sich auch darin, daß neue Stiftungen sich nicht sofort wie früher durch den Wortlaut einer Gründungsurkunde festlegen. Es kommt vor, daß zunächst nur die Höhe der Stiftung angekündigt wird, der Zweck im einzelnen einer genauen Prüfung der in Frage stehenden Gebiete, der möglichen Methoden und Kanäle der Verteilung vorbehalten bleibt. Andere Stifter suchen eine allgemeine Festlegung zu vermeiden, um neue Mittel dort einsetzen zu können, wo im Augenblick das Bedürfnis am dringendsten scheint, andere schließlich halten es für falsch, auch bei allgemeinerem Programm größere Stiftungen mit auf Jahrzehnte gerichteten Zielen zu schaffen, die ihre eigene Bürokratie heranzubilden pflegen und späterhin zwangsläufig eine Eigengesetzlichkeit entwickeln mögen. Nachdem eine große Stiftung mit der Bestimmung voranging, daß die Mittel 25 Jahre nach dem Tode des Stifters verteilt sein müßten, folgten bald andere mit ähnlichen, teilweise noch schärferen zeitlichen Begrenzungen nach. Das Schicksal älterer Stiftungen, denen eine veränderte Zeit die Grundlage für ihre zweckgebundene Tätigkeit genommen hatte, wurde zum Mahnzeichen gegen inhaltlich oder zeitlich allzu begrenzte Festlegung.

Die Krise der letzten Jahre hat auch die Stiftungsvermögen nicht unberührt gelassen. Die jährlichen Einkünfte sanken erheblich. Der General Education Board z. B. wies 1935 ein Einkommen von 2,4 Millionen Dollar aus gegenüber 5,8 Millionen für 1928. Den 14 Millionen von 1928 standen bei der Rockefeller Foundation 1933 nicht ganz acht Millionen gegenüber. Mancher lieb gewordene Arbeitsbereich mußte eingeschränkt oder ganz fallen gelassen werden. Zudem wurden die Anforderungen für soziale Zwecke wieder dringender. Auch neue Aufgaben kamen hinzu. Staatlichen Wünschen nach Unterstützung wissenschaftlicher Untersuchungen über die mutmaßliche Auswirkung geplanter Maßnahmen konnte und wollte man sich nicht entziehen. Einschränkungen des Lehr- und Forschungsbetriebes verlangten andere Entscheidungen hinsichtlich des besten Einsatzes der Mittel. Alle diese Vorgänge führen zu einer neuen Besinnung auf Aufgabe und Stellung der Stiftungen im Wissenschafts- und Bildungsleben.

AMERIKA IN DER LITERATUR

1.

Die amerikanische Landschaft

Bei der zahlreichen Literatur, die über Amerika, besonders die Vereinigten Staaten erscheint, tritt im allgemeinen die reine landeskundliche Forschung von deutscher Seite zurück; erscheinen jedoch solche Arbeiten, so handelt es sich meist um gediegene Werke, die auf Grund eigener Reisen und umfassender Literaturkenntnis zustande gekommen sind. Eine Vereinigung von fünf derartigen Einzelarbeiten gab kürzlich der Münchener Geograph Erich von Drygalski unter dem Titel »Amerikanische Landschaft«[1]) heraus, wertvolle Beiträge aus dem Kreis seiner Schüler, von denen vier Gelegenheit hatten, an Ort und Stelle zu forschen. Seitdem v. Drygalski auf der klassischen »Transcontinental Excursion of 1912 of the American Geographical Society« starke Anregungen empfangen hatte, hat er diese immer wieder in seinen Vorlesungen auf seine Schüler fortwirken lassen und als Ergebnis legt er diese Sammlung von Arbeiten vor, die unter einheitlichem Gesichtspunkt fünf ganz verschiedene Landschaften Nord- und Mittelamerikas betreffen. In seinem Beitrag »Das Ozarkland. Ein Bergraum in den inneren Ebenen Nordamerikas« (S. 1—128) geht Rudolf Schottenloher von den Landformen aus, die das Klima wie das Organismenleben und den Menschen zu einer Inselwelt in der Steppe verbunden haben, während Max Eichmeier »die kanadische Prärie als Wirtschaftsraum« (S. 129 bis 229) behandelt und ihn von der Dynamik des Menschen ableitet, der die endlosen Prärien Kanadas mit ihren Steppenböden, ihrer Sommerwärme und Regenarmut zu einem gewaltigen Ackerfeld geformt hat. Peter Berger hat aus der Shelflage und ihrem randozeanischen Wirken bei dem gleichzeitigen Zurücktreten von kontinentalen Kraftquellen »die Halbinsel Florida« (S. 231—345) als Landschaft erstehen lassen, wie A. Wilhelm Küchler, »Jamaica, eine Passatinsel« (S. 347 bis 459) aus dem Einfluß des Passatwindes auf die Insel und ihre Landschaft und Homer L. Seeger, ein Amerikaner, »die pazifische Küstenstadt Seattle« (S. 461—532) ihr Werden und ihre Umgebung aus dem dortigen Bruch in der amerikanischen Westküste. Wie der Herausgeber in seinem Vorwort, das eine liebevolle Einführung in diese fünf Schülerarbeiten enthält und zugleich ein Bekenntnis der eigenen akademischen Tätigkeit auf diesem Gebiete, ausführt, wurde das Herrschende in diesen Landschaften geschaut und verankert, um dann alle Einzelheiten, wie das Ganze darum zu formen. Alle Beiträge sind reich mit Karten und Abbildungen sowie mit erschöpfenden Literaturlisten versehen, im Druckbild fast verschwenderisch ausgestattet — das Ganze eine erfreuliche Bereicherung der geographischen Literatur über Nordamerika.

Dr. Hans Praesent
Leipzig

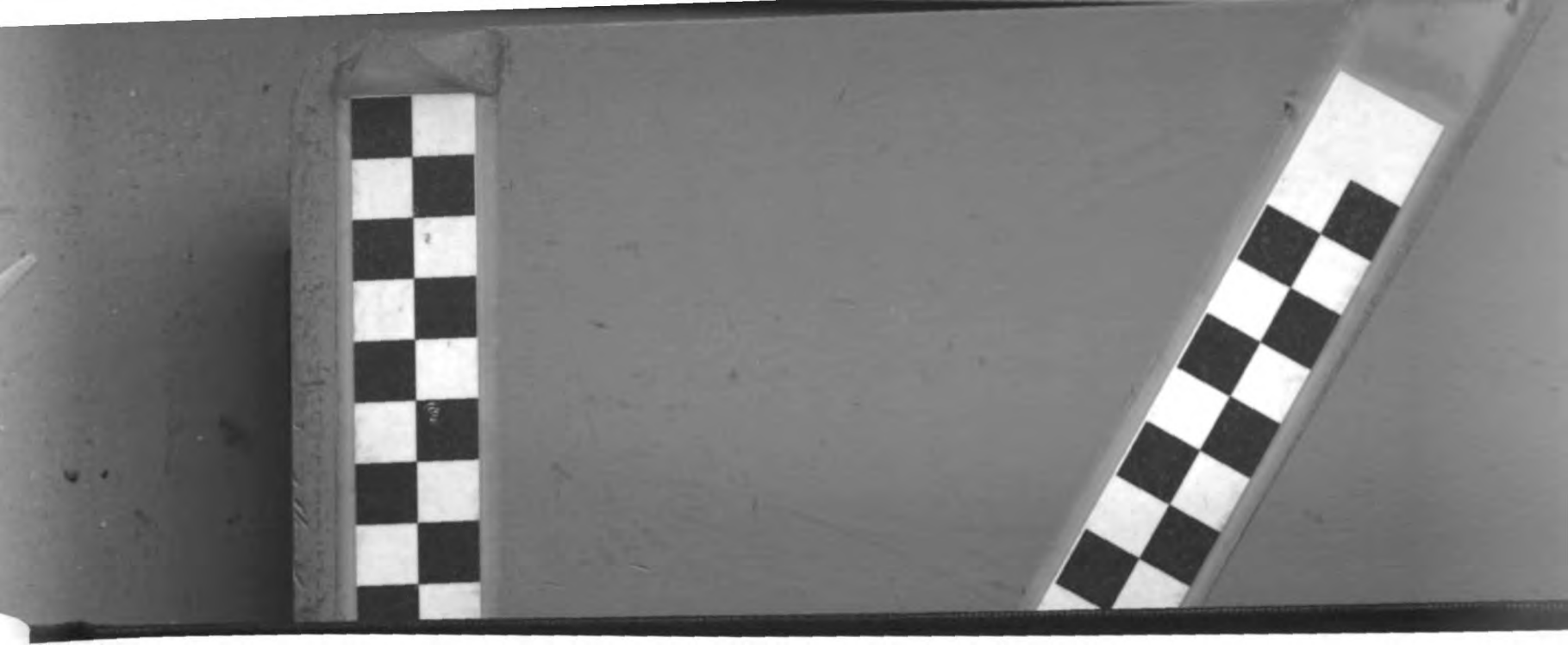
[1]) **Entstehung und Entwicklung in Einzelbildern. Hrg. von Erich von Drygalski. Mit 100 Abb. Berlin und Leipzig: Verlag Walter de Gruyter & Co. 1936. VII, 532 S. 4°. Lw. RM. 26.—.**

2.

Indianische Landwirtschaft

Zu einer Studie über die Geographie und Geschichte der indianischen Landwirtschaft war der Geograph und Amerikanist Sapper um so mehr berufen, als er außer einer eingehenden Kenntnis von Land und Leuten auch selber praktische Kenntnisse in der tropischen Landwirtschaft besitzt. Freilich war eine derartige Studie keine dankbare wissenschaftliche Aufgabe, da es in der Völkerkunde (und speziell der Amerikas) kaum ein vernachlässigteres Gebiet gibt als das der primitiven Wirtschaft. Beobachtungen von Feldforschern aus der Gegenwart sind spärlich. Auch die Literatur der Vergangenheit gibt weniger her, als man erwarten sollte. Sapper hat alles nach Kräften ausgeschöpft und die Lücken durch eine umfangreiche Korrespondenz über Einzelfragen mit europäischen Pflanzern und mit Gelehrten der einschlägigen Fächer zu füllen gesucht, deren Ergebnisse mit verarbeitet werden. So ergibt sich ein zwar nicht »vollständiges«, aber doch abgerundetes Bild der indianischen Landwirtschaft. Sapper hält diese für eine Leistung, die auf amerikanischem Boden selbst von den Indianern vollbracht wurde. Denn deren Vorfahren, die — wahrscheinlich nacheiszeitlich — über die Behringstraße einwanderten, waren noch Fischer, Jäger und Sammler. Als »Vorstufen«, die einen allmählichen Übergang zum Bodenbau bewerkstelligten, haben zu gelten: 1. das Aufspüren von Pflanzen, 2. die Schonung nutzbarer Bäume, Sträucher und mehrjähriger Pflanzen, 3. eine gewisse Pflege (Bewässerung während der Trockenzeiten). Als Gerät kommt der Grabstock in Betracht, dessen Ausführung allerdings wechselt. Sehr schwierig gestaltet sich die Deutung vermutlicher oder vermeintlicher Einzelheiten des altindianischen Feldbaus in den Abbildungen der alten Kodizes: so viele Köpfe, so viele Deutungen! Was der eine für einen Grabstock hält, sieht der zweite für einen Wanderstab, der dritte für ein einzupflanzendes Stämmchen an. Bezüglich der indianischen Landwirtschaft als Leistung gelangt Sapper zu dem Schluß, »daß die Indianer aus eigener Kraft und unter Verwertung amerikanischer Gewächse ein großartiges Werk des Pflanzenbaus vollbracht haben, wenn man sich noch dazu vergegenwärtigt, daß sie die einzelnen Nutzpflanzen durch systematische Zucht allmählich recht verschiedenartigen Naturverhältnissen angepaßt haben und damit weite

Digitized by Google



Räume für ihre Verbreitung gewonnen haben, eine Verbreitung, die für die wichtigsten Kulturpflanzen innerhalb der Tropen auch nachträglich nicht mehr wesentlich ausgeweitet werden konnte« (S. 65). Die Kulturpflanzen stammen mit wenigen Ausnahmen aus Amerika selbst. Die Frage einer vorkolumbischen Einfuhr aus der Südsee wird für den Taro, die Kokospalme, den Flaschenkürbis und die Banane erwogen, ist aber noch nicht spruchreif; wogegen durch Friederici erwiesen ist, daß die amerikanische Süßkartoffel nachkolumbisch (also durch die Spanier) den Völkern der Südsee zugebracht wurde.

Zum Schluß erörtert Sapper in dankenswerter Weise auch die Wandlungen, welche die indianische Landwirtschaft unter dem Einfluß der Zugänge aus Europa, Afrika und Asien durchmachte.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß das Bändchen mit 1 Karte, 25 Textabbildungen landwirtschaftlicher Geräte (darunter auch die hypothetischen Abbildungen aus den Kodizes) sowie zwei Tafeln ausgestattet ist.

W. E. Mühlmann

Breslau

Sapper Karl, Geographie und Geschichte der indianischen Landwirtschaft. (Ibero-amerikanische Studien, herausgegeben von Harri Meier, I.) 98 S. Ibero-amerikanisches Institut, Hamburg 1936. RM 4.50.

3.

Amerika-Literatur

Obwohl als erster amerikanischer Roosevelt-Professor nach dem Weltkrieg der führende Philosoph Fred J. E. Woodbridge an der Universität Berlin lehrte und auch augenblicklich ein Vertreter der Philosophie, Prof. Werkmeister aus Nebraska, über denselben Gegenstand Vorlesungen hält, herrscht noch allgemein das Vorurteil, als ob es keine originale amerikanische Philosophie gäbe. Zwar erschien in Reichl's Philosophischem Almanach schon im Jahre 1927 eine kurze Übersicht, ebenso bot im folgenden Jahr der Ueberweg'sche Grundriß einen kurzen Abriß, aber eine systematische Darstellung in deutscher Sprache war nicht vorhanden. Nunmehr erschien in der Reihe der Frommann'schen Klassiker aus der Feder von Gustav E. Müller, Professor der Philosophie an der Universität von Oklahoma, ein Band über die amerikanische Philosophie [1]). Der deutsche Verfasser lehrt seit 10 Jahren Philosophie in den Vereinigten Staaten. Bei seiner eingehenden Kenntnis der deutschen Philosophie ist es ihm gelungen, sozusagen auf dieser unsichtbaren, stets deutlichen Grundlage ein klares, mit gründlicher Sachkenntnis geschriebenes Werk zu schaffen. In der fesselnden Darstellung weiß er uns nicht nur in die Entwicklung der Philosophie, sondern auch in die großen Strömungen der amerikanischen Kulturgeschichte einzuführen. Der Puritanismus mit seinem philosophischen Vertreter, dem platonisch-christlichen Jonathan Edwards, steht zu Anfang der Entwicklung, die ohne Unterbrechung bis in die Gegenwart wirkt. Ich kann dem Verfasser nur zustimmen, wenn er auf die heutige Macht des so oft schon totgesagten puritanischen Geistes hinweist. In den Hintergrund gedrängt, aber nicht beseitigt wurde der Puritanismus, als die Aristokraten des Südens wie Jefferson, ein aufklärerischer Quäker wie Thomas Paine und ein Deist wie Benjamin Franklin im geistigen Leben führend wurden. Diesem ersten Pragmatiker, wie Müller ihn zutreffend bezeichnet, widmet eine besondere Studie Eduard Baumgarten [2]) unter dem etwas überspitzten Titel »Benjamin Franklin, der Lehrmeister der amerikanischen Revolution«. Diese Darstellung erscheint als erster Band eines auf drei Bände berechneten Werkes »Die geistigen Grundlagen des amerikanischen Gemeinwesens«, wobei der zweite Band dem Pragmatismus, der dritte der Gestalt der amerikanischen Commonwealth und Unionsgeschichte (1620—1864) gewidmet sein sollen. Der Verfasser, der viele Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt und gelehrt hat, hat sich schon durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen über Franklin gut eingeführt. Dieses Buch liest sich infolge der vielen Anmerkungen sehr schwer, besonders da viele ganze Seiten einnehmen und den Zusammenhang unterbrechen. So ist es nicht ganz leicht, dem Verfasser zu folgen, auch da sein Stil sehr eigenwillig ist. Die interessante Lebensentwicklung Franklin's wird anschaulich dargestellt; es folgt dann eine Art Ehrenrettung gegenüber Max Webers Auffassung. Die drei großen Forderungen der amerikanischen Verfassung, »Leben, Freiheit und Glück«, geben die Überschriften der Kapitel, die die nicht schulmäßige, lebendige Lebensphilosophie systematisch darstellen. Besonders wertvoll ist es, daß der Verfasser hier Franklin selbst sprechen läßt. Im Schlußkapitel wird gezeigt, wie es schon Müller in seinem Buch getan hat, daß die Entwicklung von Franklin geradlinig über Emerson, James zu Dewey führt. Im Einzelnen finden sich im Text und in den Anmerkungen sehr viel kluge Bemerkungen. Man möchte nur wünschen, daß bei einer Neubearbeitung die Anmerkungen zusammengefaßt werden und ein systematisches Sach- und Personen-Register die Benutzung erleichtert. Als Auftakt für die romantische antirationalistische Bewegung bringt Müller die Erörterung der Unitarier-Bewegung von Dr. Channing, der Pädagogik von A. B. Alcott, von Margaret Fuller's Bedeutung als Schriftleiterin der Zeitschrift »Dial«, die ein Sammelpunkt der romantischen Beiträge war. Als eine amerikanische Karoline Schlegel wird sie eingereiht in den Kreis von Thoreau, Ripley und R. W. Emerson, dem gedankenreichsten Anreger der amerikanischen Geistesgeschichte. Auch hier handelt es sich nicht um abstrakte Philosophie, sondern um praktisches Naturerlebnis, was Emerson nicht müde wird, in dichterischer Begeisterung zu verkünden. »Hänge Dein Wagen an einen Stern«, — der Mensch ist ein Schöpfer, der Mensch ist absolut! —

Während der deutsche Einfluß bei diesen neu-englischen Weisen von der alles beherrschenden Harvard-Universität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders stark war, bildet sich in dem Zug nach dem Wesen ein solches Zentrum in St. Louis, wo der spätere Commissioner of Education, W. T. Harris, den ersten Kant-Club begründet. Seinen nachhaltigen Einfluß auf die amerikanische Erziehung schildert eingehend eine Sondernummer der »Internationalen Zeitschrift für Erziehung« [3]). An demselben Harvard zeigt sich die weitere Entwicklung der Philosophie durch den ersten wissenschaftlichen Pragmatiker, Charles Peirce, und seinen großen Schüler, Josiah Royce (1855—1916). Der Berichterstatter hat selbst noch von ihm seine Vorlesungen über Loyalty gehört, — einen Begriff, der mit Hingabe an eine Sache nur mangelhaft umschrieben ist — und der eigentlich im Religiösen sein Ziel findet. Eingehend wird von Müller seine Philosophie dargestellt, ebenso wie der Pragmatismus von James, wobei die herkömmlichen platten Erklärungen, mit denen diese Geistesrichtung in Europa gern abgetan wird, folgerichtig abgelehnt werden. Zu seinen großen Schülern gehört John Dewey, der seine Philosophie selbst als Instrumentalismus bezeichnet hat. Seine Philosophie hat besonders die Sozialwissenschaften, vor allem die Pädagogik, befruchtet. Da einige seiner Werke schon ins Deutsche übersetzt sind, haben wir hier Gelegenheit, uns mit der praktisch-idealistischen Gesinnung des amerikanischen Volkes bekanntzumachen. Neben der überragenden Gestalt Deweys treffen wir bedeutende Vertreter des sogenannten Realismus, des Neu-Realismus, der sich in dem rein äußerlichen Behaviorismus ad absurdum führt. Eine eingehende Darstellung von Georg Santayana's Philosophie, des früheren in Spanien geborenen Harvard-Professors, der nach Europa zurückgekehrt ist, wird geboten. Geschichtliche Voraussetzungen, systematischer Aufbau, werden eindringlich von Müller erörtert. Hat er in Santayana den Philosophen der reinen Betrachtung dargestellt, so zeigt er am Beispiel der Familie Adams, vom zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten John Quincy Adams bis zu Henry Adams (gestorben 1918), die praktische Lebensphilosophie einer alten Neu-England-Familie, die in Henry Adams eine Philosophie des Pessimismus entwickelt. Ihm nähert sich die Anschauung einer Generation von Kämpfern, vor allem, H. L. Menckens, der einen erbitterten, ehrlichen und schließlich erfolgreichen Kampf gegen die gesellschaftliche Heuchelei führt. Nachdem die parallele Strömung in der Literatur (Sinclair Lewis an der Spitze) ihr notwendiges Reinigungswerk getan hat, folgt eine Hinwendung zu einem Neu-Humanismus. Es wird wieder angeknüpft an Jonathan Edwards, und viele stille, innerlich gerichtete Amerikaner kommen in der Philosophie und in der Literatur zu Wort. Es ist Prof. Müller gelungen, auf verhältnismäßig engem Raum die einheitliche Entwicklung amerikanischer Geistesgeschichte darzustellen und vollauf seine These zu beweisen, daß es eine originelle amerikanische Philosophie gibt. Man muß es der Carl Schurz Memorial Foundation in Philadelphia Dank wissen, daß sie zur Drucklegung dieses trefflichen Werkes beigetragen hat, das so viel mehr gibt, als der Titel verspricht, nämlich eine wirkliche Einführung in das innerste Wesen der Ver. Staaten. Auf die gegenwärtige Bedeutung der amerikanischen Philosophie weist auch hin Hans Effelberger [4]): »Umrisse der amerikanischen Kultur und Kunst«. Es ist hier eine Reihe von Aufsätzen aus einer Fachzeitschrift für Lehrer einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht worden. In einigen der Aufsätze werden die Leistungen der Literatur und der Kunst gewürdigt, wobei auch die Musik nicht übersehen wird. Man muß vor allen Dingen bedenken, wie in den letzten 25 Jahren Schulen, Colleges, Radio, symphonische Konzerte zu einer großartigen Musikfreudigkeit beigetragen haben. Eben bestätigt die Klavierkünstlerin Gisela Binz nach ihrer Rückkehr aus den Ver. Staaten, wie hoch die musikalische Kultur ist (Dtsch. Tonkünstlerzeitg. Jan. 1937). Wie zum Beweis der Behauptung des Verfassers, daß auch die bildenden Künste in Amerika nicht übersehen werden dürfen, erscheint von Porter Butts [5]) ein Buch über die Kunst im Mittelwesten. Der Verfasser hat unter dem Einfluß des seit nunmehr 12 Jahren in Madison an der Staatsuniversität tätigen Oskar Hagen eine Soziologie

Digitized by Google

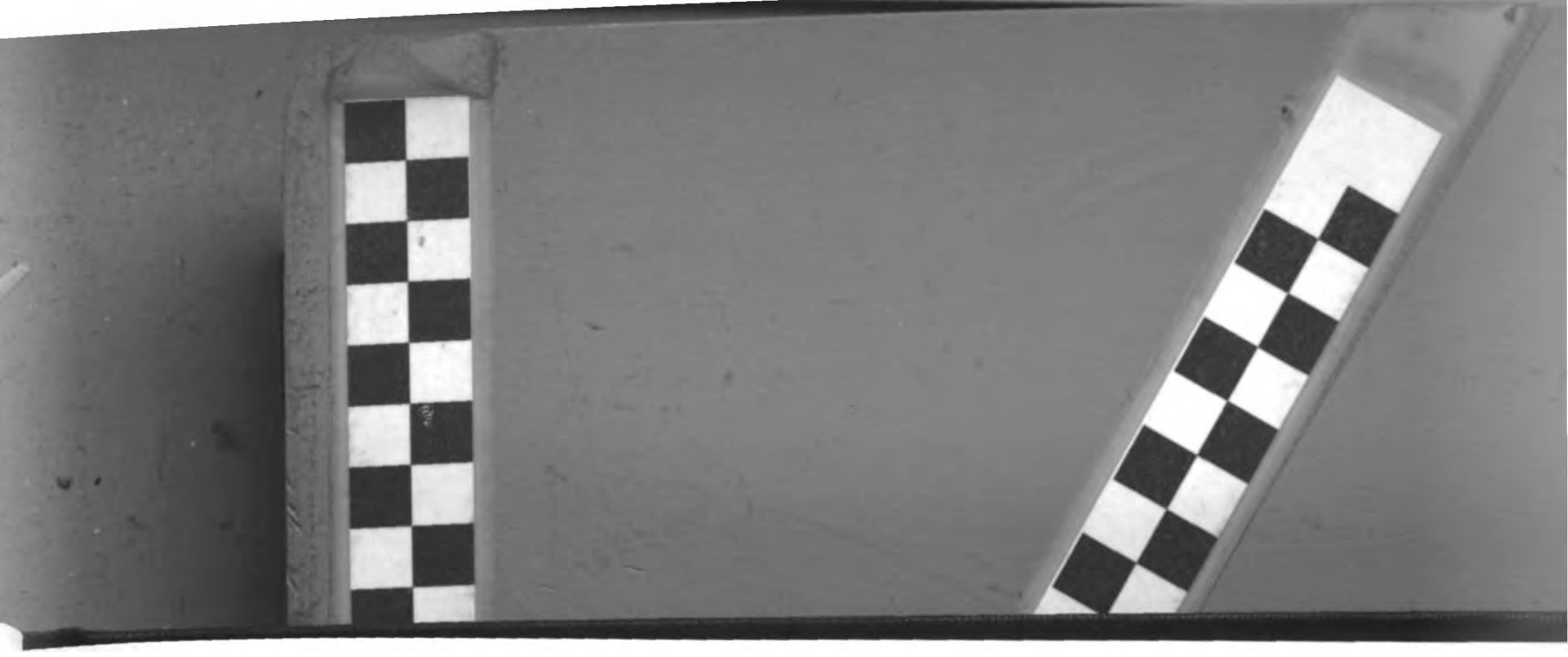
der Kunst der »Grenze« geschrieben. Das Buch zeigt, wie auch die eben in Madison veranstaltete Centennial-Ausstellung, daß dort — an der Grenze — keineswegs ein finsteres Mittelalter geherrscht hat. Dieser Kultur-Wirklichkeit, die hinter der wirtschaftlichen und politischen Masse der Ver. Staaten liegt (wie es einem Europäer erscheinen möchte), gilt das treffliche Werk von Dr. Hermann Lufft[6]), der 9½ Jahre in den Ver. Staaten gelebt und gearbeitet hat. Ohne Bekanntes zu wiederholen, gelingt es ihm in dem kleinen Büchlein von nur 105 Seiten, die lebendigen Kräfte Amerikas uns eindringlich vor Augen zu führen.

Mit Recht warnt er immer wieder vor der Unterschätzung des Landes und erinnert nicht nur an die beinah improvisierten Leistungen des Weltkrieges, sondern auch an die erstaunlichen Widerstandskräfte in der jüngsten, schwersten Krise des Landes. So wichtige Dinge wie die Einflüsse des Klimas, das Geopolitische in der landwirtschaftlichen Siedlung werden dargestellt und mit klugen, selbständigen Gedanken begleitet. Der amerikanische Puritanismus — im Unterschied zum Puritanismus Englands nicht gegen eine Hochkirche kämpfend — wird als ein göttlicher Auftrag aufgefaßt, einen Kontinent für die eigene Rasse und Kultur zu erobern. Trotz des »letzten Puritaners«, des oben erwähnten Philosophen Santayana*), wird der Puritanismus bis in die Gegenwart als lebensfähig angesehen: der Grenzer-Typus tritt daneben mehr im wirtschaftspolitischen Machtkampf hervor (vgl. die heutigen Streiks). Solange infolge der Ausdehnungsmöglichkeit in unbesiedeltes Land die Aussichten der Einwanderer gleich waren und Aufstiegsmöglichkeiten stets vorhanden waren, konnte der Staat wohl jeden sich selbst überlassen. Doch jetzt, nach dem Zusammenbruch der Prosperität, nach der Verstädterung und Industrialisierung mußte er durch soziale Maßnahmen eingreifen, die durch Roosevelts Wiederwahl grundsätzlich vom Volk gutgeheißen worden sind. Neben dieser gedankenreichen Darstellung muß man die größte Verbreitung wünschen einer ausführlicheren und mehr systematischen Darstellung des großen Umbruchs in Amerika von Johannes Stoye[7]) unter dem Titel »Die Vereinigten Staaten lernen um«. Das Buch ist 1935 erschienen, und so ist bei der schnellen Entwicklung schon vieles historisch. Die allgemeinverständliche Darstellung geht vom Politischen aus und setzt beim Leser keine Vorkenntnisse voraus. So wird im ersten Teil amerikanische Geschichte und Verfassung dargestellt und im zweiten der Zusammenbruch von 1929 und dann Roosevelts New Deal im einzelnen behandelt. Es ist eine gute, zuverlässige Darstellung, bei der man nur bedauert, daß der Zeittafel kein Register folgt, so daß man dieses Buch als ein zuverlässiges Nachschlagewerk der jüngsten Krise verwenden könnte. Eine »Fahrt ins neue Amerika« macht man mit Hans F. Kiderlen[8]). Es ist eine Sammlung impressionistischer Skizzen, die flott und amüsant geschrieben sind; um nur einiges hervorzuheben: der amerikanische Arbeitsdienst, das internationale Haus in Chicago, an deren Universität der Verfasser studiert hat, Louisiana, Texas. Das alles wird sehr lebendig geschildert. In dem Artikel über Texas schildert er mit Wehmut, wie die Deutschen, bei allem Festhalten an der deutschen Sprache, allmählich amerikanisiert werden. Den Anteil des Deutschtums untersucht wissenschaftlich Max Hannemann[9]). Er beschränkt sein Thema auf die Verbreitung und Entwicklung des Deutschtums seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. In 6 Kapiteln werden die einzelnen Teile der Staaten in ihrer deutschen Besiedelung dargestellt. Auf Grund seiner vorsichtigen Berechnungen hatte 1927 jeder 4. Bewohner der Ver. Staaten deutsches Blut in den Adern. Ausgezeichnete Karten zeigen auf Tafel 1—9 die Verbreitung der im Deutschen Reich Geborenen; dann folgt eine Karte, die die Haupt-, Zu- und Abwanderungsgebiete der im Deutschen Reich Geborenen im Jahrzehnt 1920—30 zeigt. Darauf eine Gliederung der im Deutschen Reich Geborenen nach Klassen (Landwirtschaft, Handel und Verkehr, Gewerbe, Industrie und Bergbau und akademische Berufe). Mit einer Karte der Verteilung der deutschstämmigen Bevölkerung auf Stadt und Land im Jahre 1930 findet dieses ausgezeichnete kartographische Werk seinen Abschluß. Den großen Anteil der Deutschen am Aufbau der Vereinigten Staaten stellt Colin Ross[10]) in seinem Werk »Unser Amerika« dar. Mit großem Schwung und innerer Wärme hat er hier die Geschichte der Deutschen in Amerika gezeichnet. Sie beginnt mit der Namensgebung Amerika durch den Geographen Waldseemüller, führt von der Besiedelung New Yorks durch Peter Minuit, von der Masseneinwanderung der Deutschen in Pennsylvanien bis zur Tragödie des Weltkrieges, in dem Deutschblütige gegen Deutsche kämpfen mußten. Erschütternd wird uns von Colin Ross zum Bewußtsein gebracht, wie im Grunde genommen der Freiheitskrieg Amerikas ein Bruderkrieg zwischen Deutschen gewesen ist. Die interessante Besiedelung von Texas, das Abenteuer von Sutter, liest man mit gespanntester Aufmerksamkeit. Eine synoptische Geschichtstafel am Schluß des Buches gestattet einem, die Ereignisse im Leben des amerikanischen Deutschtums mit denen in Amerika und Europa zu vergleichen. Man wünscht dieses Buch in den Händen der Deutschen und vor allem der Deutschamerikaner zu sehen, damit sie sich als amerikanische Bürger mit erhobenem Haupt neben ihre angelsächsischen Mitbürger stellen können. Dem größten Deutschamerikaner, Carl Schurz, ist auf Veranlassung der Vereinigung Carl Schurz in Berlin[11]) ein Bändchen der Reclam Bibliothek gewidmet. Es ist sehr zu begrüßen, daß neben der großen deutschen Schurz-Biographie von Dannehl dem deutschen Volk diese kurze Darstellung von Sonthoff geboten wird. Unter dem Titel »Revolutionär, Soldat und Staatsmann« wird in einer beschwingten Darstellung mit lebensvoller Anteilnahme das Leben und das Werk dieses bedeutendsten Deutschamerikaners vor uns entrollt, wobei sehr geschickt Carl Schurz selber an entscheidenden Stellen zu Wort kommt.

Ein besonderes Thema, nämlich das der Schul- und College-Zeitung, behandelt Ernst Roselius[12]). Es ist zum erstenmal, daß eine wissenschaftliche Untersuchung dieser wichtigen journalistischen Leistung unternommen wird, gibt es doch 800 College-Zeitungen und mehrere Tausend Schulzeitungen, die in der Erziehung zur Gemeinschaft und in der Erziehung der Kinder der Einwanderer zu Staatsbürgern eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Der Verfasser hat in einem einjährigen Aufenthalt die nötigen Grundlagen für seine vorzügliche Arbeit gelegt. Die umfassend angelegte Arbeit behandelt im ersten Teil eine Erörterung der öffentlichen Meinung, eine Geschichte der Zeitungen vom Beginn bis zur Gegenwart. In dem zweiten Teil, der Schule und Zeitung behandelt, wird eine gute und klare Übersicht über das Erziehungswesen und dann eine ins einzelne gehende Darstellung der Schulzeitung in ihrer technischen Entwicklung gegeben. Der wichtige Anteil der zeitungswissenschaftlichen Abteilungen an den Hochschulen wird gebührend charakterisiert; sie stellen die Hauptmitarbeiter, wobei aber das ganze College durchaus mitwirkt. Es ist interessant zu sehen, wie viele große Zeitungskorrespondenten allein aus der Schule von Dean Ackermann an der Columbia Universität hervorgegangen sind. Auf ein ehrwürdiges Alter können manche Publikationen zurückblicken, hat doch im vorigen Jahr die Yale Lit. ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert. Ein wichtiges Teilgebiet ist hier dargestellt, und der unbefangene Leser wird wohl durch den Verfasser überzeugt werden, daß es sich nicht um dilettantische Spielereien, sondern um ein wichtiges soziologisches Mittel der Erziehung zur Gemeinschaft handelt. Vorzügliche Bebilderung und eine Karte begleiten den Text, eine sorgfältige Bibliographie mit der tabellarischen Übersicht über Hochschul- und Schulzeitungen und schließlich ein gutes Namen- und Sach-Register vervollständigen die Arbeit, die von einem festen Standpunkt eine ausgezeichnete Einführung in das amerikanische Leben gibt.

Der Gemeinschaftsgeist, der sich besonders in einer immer bereiten Hilfsbereitschaft zeigt, ist gewiß noch jedem Besucher Amerikas aufgefallen. Und nur so ist es zu erklären, daß bis in die Zeiten der großen Depression Millionen der Notleidenden durch großartige Privatfürsorge betreut werden konnten. Aber auch nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland hat Amerika stets großzügig geholfen. Diese erstaunliche Leistung hat zum erstenmal Dr. Stöhr[13]) für die Zeit von 1812 bis 1930 zusammengestellt. Deutschland wird gewiß die Hilfe nach der Hungerblockade nicht vergessen, die in erster Linie von Deutschamerikanern kam, aber doch auch in weitem Maße von den Quäkern aus rein angelsächsischen Kreisen geleistet wurde. General T. Allen ist durch die ganzen Vereinigten Staaten gereist, um in Vorträgen die Amerikaner aller Kreise für die Kinderspeisung aufzurufen. In der Zeit von 1920—26 wurden vom Central Relief Committee über 8 Millionen Dollars Unterstützung nach Deutschland gesandt. Vom Erdbeben in Venezuela 1812 bis zum Hilfswerk 1930 für China erweist eine Übersichtstafel, daß kein Land und kein Erdteil fehlen. 1928 wurden insgesamt 52 Millionen Dollars für Unterstützungszwecke ins Ausland gesandt. Ein Überblick über die Stiftungen macht den Abschluß, wobei die von den Deutschamerikanern Thun, Janssen und dem eben verstorbenen Gustav Oberlaender ins Leben gerufene Carl Schurz Memorial Foundation und der Oberlaender-Trust besonders hervorgehoben werden. In der ausgezeichneten Schriftenreihe der »Preußischen Jahrbücher« ergreifen zwei bekannte Amerikakenner das Wort: Friedrich Luckwaldt[14]), durch seine Forschungen auf dem Gebiet der amerikanischen Geschichte rühmlichst bekannt, schreibt über das Verfassungsleben in den Vereinigten Staaten. Eine klare übersichtliche Darstellung mit Anmerkungen und Sachregister macht es jedem möglich, sich in der ziemlich schwierigen Materie zurechtzufinden. Gerade jetzt, wo in der zweiten Amts-

Digitized by Google



periode die Stellung des Obersten Gerichts und das Verhältnis des Bundes und der Einzelstaaten im Mittelpunkt des Kampfes stehen werden, ist dieses Buch dem deutschen Leser sehr willkommen. Ebenso füllt das Buch von Walter Reinhardt[15]), des deutschen Washington-Biographen, eine Lücke aus, indem er einen Überblick über die Stellung der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean gibt. Die Dinge im Stillen Ozean entwickeln sich zum Teil mit einer ungeahnten Geschwindigkeit, und da ist es wohl nötig, auf Grund einer historischen und geopolitischen Übersicht, wie sie hier durch Karten und Text geboten wird, sich die nötigen Kenntnisse für die Beurteilung der Kräfte zu verschaffen, die im Stillen Ozean wirken. Das Einverständnis zwischen den angelsächsischen Nationen wird immer deutlicher; das Institute of Pacific Relations mit seinen jährlichen Konferenzen bemüht sich um die Lösung der schwebenden Fragen.

Überblicken wir noch einmal die besprochenen Publikationen, so ist festzustellen, daß die Verfasser sich mit Verantwortungsgefühl um ein besseres Verständnis der Vereinigten Staaten bemühen. Ein jahrelanger Aufenthalt in Amerika setzt sie in den Stand, unvoreingenommen das in starkem Umbruch befindliche Land zu behandeln. Sie stimmen alle darin überein, daß die Grenze im wirklichen Sinne nicht mehr existiert; wenn nun der Einzelne mit »kantigem Individualismus« die Grenze nicht mehr in unbekanntes Land vorwärts treibt, so läuft eine andere Grenze durch die Bevölkerung: es ist die Trennungslinie zwischen der großen Zahl der von den Lebensgütern Ausgeschlossenen und der kleinen Zahl der glücklich Besitzenden. Diese Grenzarbeit kann nicht mehr durch den Einzelnen, sondern nur durch Gemeinschaftsgeist gelöst werden. Die Zukunft nur kann lehren, ob Roosevelt derjenige sein wird, der dem »amerikanischen Traum« (J. T. Adams) einen neuen Inhalt, den der sozialen Gerechtigkeit, geben wird.

Georg Kartzke
Berlin

[1]) Gustav E. Müller, Amerikanische Philosophie, Frommanns Klassiker der Philosophie, Bd. XXXI, Stuttgart 1936, RM. 7.80.
[2]) Eduard Baumgarten, Benjamin Franklin, Der Lehrmeister der amerikanischen Revolution, Vittorio Klostermann-Frankfurt a. M. 1936, 248 S., Br. RM. 7.50, Geb. RM. 9.50.
[3]) Internationale Zeitschrift für Erziehung, W. T. Harris Sonderheft. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1936, RM. 2.50.
[4]) Hans Effelberger, Umrisse der amerikanischen Kultur und Kunst, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1937, RM. 1.80.
[5]) Porter Butts M. A., Art in Wisconsin, with a preface by Dr. Oskar F. L. Hagen, Madison Art Association, Madison Wisconsin 1936.
[6]) Dr. Hermann Lufft, USA (Vereinigte Staaten von Amerika) Rudolf Schneider Verlag, Reichenau i. Sa., 1936, RM. 1.50.
[7]) Johannes Stoye, USA. lernt um! Sinn und Bedeutung der Roosevelt-Revolution. Wilhelm Goldmann Verlag. Bern Leipzig Wien, 1935. RM. 6.50.
[8]) Hans F. Kiderlen, Fahrt ins neue Amerika, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936, RM. 3.50.
[9]) Max Hannemann, Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten, seine Verbreitung und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 224, Justus Perthes in Gotha, 1936, RM. 12.—
[10]) Colin Roß, Unser Amerika, Der deutsche Anteil an den Vereinigten Staaten, F. A. Brockhaus, Leipzig, 1936, RM. 4.—.
[11]) Herbert Sonthoff, Revolutionär — Soldat — Staatsmann, Der Deutsche und der Amerikaner Carl Schurz, Verlag von Philipp Reclam, Lpz. 1936, geb. RM. —.75.
[12]) Ernst Roselius, Amerikanische Jugend schreibt Zeitungen, Wesen und Wirkungen der Publizistik, Bd. 3, Universitätsverlag Robert Noske, Leipzig 1936, RM. 6.—.
[13]) Dr. Hermann Stöhr, So half Amerika, Die Auslandshilfe der Vereinigten Staaten, 1812—1930, Ökumenischer Verlag, Stettin 1936, RM. 5.60.
[14]) Friedrich Luckwaldt, Das Verfassungsleben in den Vereinigten Staaten von Amerika, Georg Stilke, Berlin 1936, Preußische Jahrbücher, Schriftenreihe. Nr. 30. RM. 3.—.
[15]) Walter Reinhardt, Die Vereinigten Staaten am Stillen Ozean, Schriftenreihe — Preußische Jahrbücher — Nr. 37, Georg Stilke, Berlin 1936, RM. 4.—.

[*]) Das hier angeführte Buch »The Last Puritain. A Memoir in the form of a novel« (das in Amerika bei seinem Erscheinen viel Aufsehen erregte und wegen S's Darstellung des Puritanertums starke Ablehnung erfuhr), erschien in deutscher Übersetzung im Verlag von C. H. Beck. In Form eines Entwicklungsromans, der das Leben eines Millionärssohnes schildert, dessen Lebenskraft sich in einem unzeitgemäßen Puritanertum erschöpft, gibt S. eine Fülle von philosophischen Betrachtungen zugleich aber ein interessantes Bild amerikanischer Kultur.

George Santayana: Der letzte Puritaner. Die Geschichte eines tragischen Lebens. München, C. H. Beck.

Die Schriftleitung

Prof. Dr. AUGUSTIN LODEWYCKX, Melbourne

Die Grundlagen der australischen Kultur

In seinem heutigen Zustande bietet uns Australien Gegensätze, wie sie kaum irgendwo anders auf der Erde vorkommen. Im Innern des Festlandes und an der Nordküste fristen Australnegerstämme mit ihrer uralten Steinzeitkultur noch ein kümmerliches Sammler- und Jägerleben. An der Ost- und Südküste und in der südwestlichen Ecke dagegen hat die weiße Rasse ihren Sitz und hat in der kurzen Spanne Zeit seit der ersten Besitzergreifung des Landes (1788), nicht nur Landwirtschaft, Vieh- und Schafzucht entwickelt, sondern Großstädte, ja Millionenstädte (Sydney, Melbourne) gegründet, wo die europäische Zivilisation ihre höchste Blüte treibt.

Seitdem es seiner nationalen Sonderexistenz bewußt geworden ist, hat das junge australische Volk sich zwei Hauptziele gesteckt: materiellen Wohlstand und Weiß-Australien. Da die britische Herrschaft bisher nie ernst gefährdet gewesen ist, konnte man sich ungestört der Ausnutzung der reichen natürlichen Hilfsquellen widmen. Auf seinen dadurch ermöglichten Wohlstand und auf seine frohe Lebenshaltung ist der Australier von jeher stolz gewesen. Dank der straffen gewerkschaftlichen Organisation und einer fortschrittlichen sozialen Gesetzgebung hat sich die Arbeiterschicht besonders günstige Arbeitsbedingungen und einen größeren Anteil an den Erzeugnissen des Landes und ihrer eigenen Arbeit gesichert als in den meisten andern Ländern. Zwar schien im Jahrzehnt nach dem Weltkrieg die allgemeine Prosperität in den Vereinigten Staaten unsere australischen Verhältnisse überholt zu haben. Doch ist der Rückschlag der Weltwirtschaftskrise dort um so stärker gewesen, und wenn die Statistik für Sterblichkeit und Lebensdauer ein zuverlässiger Maßstab ist, so sind wir nach überstandener Krise noch immer den Vereinigten Staaten voran mit einer Sterblichkeitsziffer von 9,5 auf tausend gegen 11 in den Vereinigten Staaten im Jahre 1934. Nur die Niederlande und Neuseeland haben eine noch niedrigere Sterblichkeitsziffer als Australien.

Auch die Reinheit der weißen Rasse scheint wohl gesichert in Australien, nachdem die Chinesen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Goldfelder überfluteten, fast alle in ihre Heimat zurückgekehrt, und die Südseeinsulaner, die auf den Zuckerplantagen von Queensland arbeiteten, wieder aus dem Lande entfernt worden sind.

Wie bekannt, war die weiße Bevölkerung Australiens ihrer sozialen Herkunft nach ursprünglich sehr gemischt. Anfänglich war es ja die Hefe der englischen Bevölkerung, die hierher deportiert wurde. Doch anderseits gehörten die freien Einwanderer vielfach zu den besten und gebildetsten Kreisen. Schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, als die Deportation abgeschafft wurde, war der Prozentsatz der Deportierten und ihrer Nachkommen nur ein geringer Bruchteil der Bevölkerung. Jetzt sind, wenigstens äußerlich, alle Spuren der Deportation in der australischen Bevölkerung längst verwischt.

Zu den freien Einwanderern gehörten die von 1838 an in Südaustralien einwandernden preußischen Altlutheraner, die wegen eines Agendenstreites mit ihrem König Friedrich Wilhelm III. ihre Heimat verließen. In geschlossenen Niederlassungen mit deutscher Kirche und Schule führten sie ein beschauliches Leben und widmeten sich fast ausschließlich der Landwirtschaft. Von 1848 an kam dazu eine neue Welle von demokratisch-idealistisch eingestellten deutschen Kolonisten. Auch die 1851 entdeckten Goldgruben lockten Tausende von Deutschen nach Australien. Seit den sechziger Jahren wandte sich die deutsche Einwanderung hauptsächlich Queensland (Nordostaustralien) zu. Nicht wenige deutsche Ansiedler erwarben Reichtum in Handel und Gewerbe. Einige derselben beteiligten sich am öffentlichen Leben und wurden Mitglieder des Parlaments und der Regierung. Andere zeichneten sich aus als Männer der Wissenschaft, besonders als Naturforscher und Forschungsreisende; ein paar von ihnen ernteten Weltruhm, wie Baron von Müller, der Botaniker, und Leichhardt, der Entdeckungsreisende. Übrigens erfreuen sich die deutschaustralischen Ansiedler eines vortrefflichen Rufes, und ihre großen Verdienste um die Urbarmachung des Landes, die Förderung des Weinbaus, des Bergbaus und der Industrie werden allgemein anerkannt.

Die nach dem Weltkrieg einsetzende südeuropäische, hauptsächlich italienische Einwanderung ist dagegen von der australischen Bevölkerung wenig sympathisch aufgenommen, und durch Einverständnis mit den betreffenden Regierungen auf ein sehr geringes Maß zurückgebracht worden. Vor allem in Arbeiterkreisen sieht man in derselben eine Gefahr für die australische Lebenshaltung, und was vielleicht noch wichtiger ist, man fühlt sich von diesen Südeuropäern geistig durch eine viel tiefere Kluft getrennt als von den Einwanderern germanischen Stammes.

Aber auch von den eher bevorzugten Nordwesteuropäern werden im allgemeinen keine zahlreichen Scharen von Kolonisten und vor allem keine neuen geschlossenen Ansiedlungen mehr gewünscht, wie die Altlutheraner sie früher gebildet haben und teilweise noch aufrecht erhalten, da solche geschlossenen Ansiedlungen die Homogenität der Bevölkerung beeinträchtigen könnten. Die sogenannte White Australia Policy ist im Grunde eine British Australia Policy. Man höre nur, wie die Führer der Parteien sich immer rühmen, daß 98 Prozent der australischen Bevölkerung britischer Abstammung sei und daß man dieses Verhältnis aufrecht zu erhalten gedenke. Die Arbeiterpartei, die etwa die Hälfte der Bevölkerung umfaßt, ist, wenn es darauf ankommt, aller Einwanderung in etwas größerem Ausmaße abgeneigt, sogar der britischen und in diesem Sinne könnte sie die Losung »Australia for the Australians« in ihre Fahne schreiben.

Außenstehende werden vielleicht diese Abneigung gegen jeden fremden, ja sogar gegen den englischen Kultureinfluß bedauern, die in dem großen Abstand von den europäischen Kulturzentren eine starke Stütze hat. Aber es muß zugegeben werden, daß wir hier nichts anderes beobachten als die Wirkung der überall in der Welt überhand nehmenden nationalistischen Strömung. Die hiesigen Verhältnisse lassen sich am ehesten vergleichen mit denjenigen der Vereinigten Staaten. Wie man dort der massenhaften europäischen Einwanderung ein Ziel gesetzt hat, und fortwährend das »Hundertprozent Amerikanisch« als höchstes Ideal im Munde führt, so hört man hier immer mehr von einem »Australian Spirit« reden.

Einiges Aufsehen erregt gerade jetzt das

Digitized by Google

von diesem australischen Geist inspirierte Buch von P. R. Stephensen über die Grundlagen der Kultur in Australien[1]). Der Verfasser ist natürlich ein geborener Australier; aber er hat drei Jahre in Oxford als Rhodes Scholar studiert und nicht weniger als acht Jahre in England zugebracht; er muß also mit den englischen Verhältnissen wohl vertraut sein.

In seiner etwas naiven nationalen Begeisterung sieht Stephensen die australische Bevölkerung gegen das Ende dieses Jahrhunderts auf 20 Millionen anwachsen, während die Großbritanniens dann auf etwa dieselbe Zahl zurückgegangen sein wird (S. 18, 54, 150); und er sieht voraus, daß die »kleine Insel in der Nordsee« in Unbedeutendheit herabsinken während Australien, die große Insel in der Südsee, die Führung der weißen Völker übernehmen will! Leider unterläßt es Stephensen anzugeben, wie solcher Bevölkerungszuwachs in Australien herbeigeführt werden soll, und scheint nicht zu ahnen, daß der Geburtenrückgang in seinem Vaterland fast ebensoweit vorgeschritten ist wie in England selbst, sodaß auch hier in ein paar Jahrzehnten mit einem absoluten Rückgang der Bevölkerung zu rechnen ist, selbst in dem Fall, daß inzwischen eine ziemlich bedeutende Einwanderung eintreten sollte[2]).

Stephensen scheint es als ein besonderes Verdienst Australiens zu betrachten, daß hier Ochsenwagen, Pferd, Lokomotive, Kraftwagen und Flugzeug, alle nacheinander in fünf Jahrzehnten, in einem Menschenalter, die Umwelt vollkommen geändert haben (S. 83). Aber ist denn dasselbe oder ähnliches in vielen andern Ländern nicht ebenso der Fall? In der australischen Malerschule sieht er etwas Neues, Entzückendes, ebenso eigentümlich wie japanische oder persische Kunst (S. 74). Ich glaube, daß kaum ein Kunstkenner ihm beistimmen wird.

Stephensen meint, die australische Geschichte des letzten Jahrhunderts sei von mehr Bedeutung für Australien als die ganze englische Vergangenheit. Er bedauert, daß es in Australien noch nichtaustralische Professoren, Lehrer, Geistliche usw. gibt, und daß Jugendbewegungen, wie Boy Scout und Toc H eine kindische Sentimentalität gegenüber England und dem britischen Reich statt australischer Gesinnung pflegen (S. 101). »Man hat uns unsere Kultur schön eingepackt von Fabrikanten Übersee ausgehändigt«, so behauptet er. »Man setzte voraus, daß wir rohe Koloniale diese Ware hier nicht selbst herstellen konnten, genau wie man bis vor einigen Jahren voraussetzte, daß wir keine Hemden, Kragen, Brillen oder Traktoren machen könnten. Aber die Australier können alles erzeugen, selbst eine Literatur« (S. 116), was dann ausführlich mit vielen Namen von australischen Schriftstellern belegt wird. »Die englischen, die amerikanischen und die patagonischen Kulturgarnisonen können jetzt wieder nach Hause zurückkehren; oder wenn sie hier bleiben, so mögen sie unsere Sternenflagge salutieren lernen« (S. 117). »Patagonier« nennt Stephensen die Vertreter der nicht-britischen europäischen Völker in Australien, also auch Deutsche, Skandinavier, Niederländer, Franzosen usw. Einmal faßt er alle diese Völker als »das verhältnismäßig barbarische und halbzivilisierte Europa« zusammen (S. 162).

Auf den Schutz der britischen Flotte will Stephensen gern verzichten: im Notfalle könnte sie uns doch nicht helfen, da sie dann bestimmt auf der andern Seite der Erdkugel das Mutterland verteidigen müßte. Mit 2000 Flugzeugen, die nicht mehr als 8 Kriegsschiffe kosten, kann Australien auf alle Zeiten gegen jedermann verteidigt werden (S. 160).

Die falschen Vorstellungen und die Grobheiten in Stephensens Buch, wovon wir oben einige Beispiele gegeben, sowie die Angriffe auf Persönlichkeiten, worauf wir nicht eingehen können, haben natürlich in England entrüsteten Widerspruch gefunden. Leider lassen sich gewisse Gegner fast zu gleicher Maßlosigkeit verführen[3]), wie Stephensen selber, dessen gehässigen Ton und Geschmacklosigkeit man um so mehr bedauern wird, als der Grundgedanke seines Werkes jedem vernünftigen Betrachter einleuchtet: daß Australien seine eigene Kultur und Literatur entwickeln muß, und daß dieselbe in australischem Boden wurzeln und australische Umwelt als Hintergrund haben muß. Doch kann allzugroße Eile in der Verfolgung des Zieles und das überstürzte Aufgeben des reichen Kulturschatzes Europas nur schaden und den endgültigen Erfolg verzögern. Das hat ein scharfer deutscher Beobachter, der sich während eines langen Aufenthalts im Lande mit den australischen Verhältnissen vertraut gemacht hat, vollkommen eingesehen. In seiner so gediegenen wie erschöpfenden Schilderung der australischen Gesellschaft[4]) sagt Dr. K. H. Pfeffer (S. 252—253):

»Die Vergangenheit auch des eigenwüchsigsten australischen Volkstums ist aber europäische Vergangenheit. Antike und Christentum, europäisches Mittelalter und 19. Jahrhundert können wohl aus der nationalen Bildung hinausgeworfen werden. Dann wird aber diese Bildung dünn und arm. Keine Pflanzenbiologie stillt den Hunger nach ewigen Gedanken. Kein wohlgemeinter Roman mit australischem Stoff kann einen großen Roman der englischen Sprache wirklich ersetzen, wenn er in Mittelmäßigkeit stecken bleibt. Auch die eigenen Leistungen messen sich uneingestanden immer wieder an europäischen Maßstäben. Vielleicht ist es nicht nötig, das Erbe der Väter zu verwerfen, sondern nur zu reinigen, in die Sprache der neuen Gesellschaft zu übersetzen und neu zu gewinnen. Die Demokratie Cromwells und des Perikles mag der australischen Demokratie etwas zu sagen haben. Gerade die Menschen der australischen Arbeitsteilung mögen in ihren Feierstunden nicht nur elende amerikanische und noch schlechtere eigenaustralische Filme, sondern wahre Lösung in einem großen Schauspiel brauchen. Gerade ein junges Volk mag nach der Zucht einer klassischen Wissenschaft für seine Führer verlangen. Vielleicht antwortet die ewige Stimme abendländischer Meister besser auf die Schönheit und Weite der australischen Natur als zweitrangige australische Schlager und mühselig komponierte »Nationalhymnen«. Wenn ein neu gewonnenes Erbe zur eigenen Leistung tritt, wird die nationale Bildung Wirklichkeit sein.«

Wie steht es nun um diese eigene Leistung australischer Kulturarbeit? Ansätze dazu sind schon reichlich vorhanden. Die wissenschaftliche Forschung ist ziemlich rege, doch fast ausschließlich auf praktische Probleme der Industrie, der Landwirtschaft oder der Medizin eingestellt. Die bildenden Künste haben noch wenig hervorgebracht, das lebendige Beachtung im Ausland hätte erzwingen können, obgleich zahlreiche Maler und Malerinnen die australische Landschaft, vor allem den australischen »Busch«, neulich auch das Gebirge in ihrer eigentümlichen Farbenpracht nicht ohne Verdienst darzustellen gewußt haben (hier wäre vor allem der in Deutschland geborene und in Europa ausgebildete Hans Heysen zu erwähnen). Die Literatur hat besonders auf dem Gebiet der Erzählung, des Romans und der leichten Poesie (im Sonett) eine ziemlich reiche Ernte gezeitigt. Doch wäre es verfrüht, schon jetzt entscheiden zu wollen, ob sich viel davon, und was, als von dauerndem Wert bewähren wird. Es gibt einige unterhaltende Komödien, aber noch kein wahrlich gutes, ernstes Drama. Die politischen Einrichtungen sind dem englischen Parlamentarismus sklavisch nachgeahmt, und fangen an, Zeichen des Verfalls spüren zu lassen. Unsere soziale Gesetzgebung galt vor 30 oder 40 Jahren als mustergültig, und man hat ihr damals in Europa Loblieder gesungen[5]). Es hat sich jedoch seitdem gezeigt, daß dieser Gesetzgebung Schwächen anhaften, und daß sie Lücken aufweist, und andere Länder haben uns auch in dieser Beziehung schon überflügelt.

Für die nächste Zukunft, und vielleicht noch lange, wird Australien die wahren Grundlagen seiner Kultur im englischen Mutterlande und auf dem europäischen Festlande suchen müssen.

Literaturangaben:

1. The Foundations of Culture in Australia. An Essay towards National Self Respect by P. R. Stephensen, Australia. Published by W. J. Miles, 4 Rosedale Road, Gordon, New-South-Wales. 1936. Preis 2 sh.
2. The Future of the Australian Population by S. H. Wolstenholme, in Economic Record, Dec. 1936 (pp. 195—213). Melbourne University Press and Oxford University Press.
3. So z. B. Randolph Hughes, Culture in Australia (Nineteenth Century and After, November 1936 pp. 605—629).
4. Karl Heinz Pfeffer, Die bürgerliche Gesellschaft in Australien. Neue Deutsche Forschungen hrsg. von Hans R. G. Günther und Erich Rothacker, Band 64. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1936.
5. Métin, Le Socialisme sans doctrines. Paris 1901. A. Manes, Ins Land der sozialen Wunder. 1911.

Amerikanische Landschaft

Entstehung
und Entwicklung in Einzelbildern.

Herausgegeben von ERICH VON DRYGALSKI. **Ozarkland** von Rudolf Schottenloher — **Kanadische Prärie** von Max Eichmeier — **Florida** von Peter Berger — **Jamaica** von A. Wilhelm Küchler — **Seattle** von Homer L. Seeger. Quart. Mit 100 Abbildungen. VII, 532 Seiten. 1936. Geb. RM 26.—

Die Bergwelt des Ozarklandes in den inneren Ebenen der Vereinigten Staaten, die Kulturentfaltung der Prärien Kanadas, das Schellland Florida, die vom Passat beherrschte Insellandschaft Jamaicas, Seattle und seine einzigartige Küstenlage werden in ihrer natürlichen Entstehung und menschlichen Entwicklung dargestellt. Die Anregungen, die Prof. Dr. Erich von Drygalski auf der „Transcontinental Excursion of 1912 of the American Geographical Society" empfing, und die durch heimische Studien vertieften Eindrücke seiner Schüler auf eigenen Reisen haben in dem Buch zusammengewirkt. Die fünf hier geschilderten Bilder der Amerikanischen Landschaft wollen die Darstellung der Einzelräume in Amerika fördern und damit der länderkundlichen Forschung wie der beginnenden Raumplanung Amerikas dienen.

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Verlag Walter de Gruyter & Co.,
Berlin W 35

KURT WAHL

STAATSKIRCHE UND STAAT IN ENGLAND

Grundzüge der anglikanischen Kirche in Geschichte und Gegenwart. XIII u. 205 Seiten. Brosch. RM 7.50

Der Verfasser entwickelt die Gestalt der englischen Staatskirche nach den Grundauffassungen, die im englischen Volk das Verhältnis von Staat und Kirche bis zur Gegenwart bestimmt haben. Er leistet damit einen Beitrag zu einer grundsätzlichen Neubesinnung über das Problem des Verhältnisses von Staat und Kirche, das wie in Vergangenheit und Gegenwart auch in allen kommenden Zeiten von größter Bedeutung bleiben wird.

W. KOHLHAMMER VERLAG, STUTTGART

Digitized by Google

Nord- und Mittelaustralien

»Australien hat einen weißen Zaun um sein Festland gebaut mit der warnenden Inschrift: 'Nur solche, die mir genehm sind, dürfen eintreten.' Wer weiß, ob wir nicht in den nächsten 25 Jahren, vielleicht schon früher, aufgefordert werden, die Hartnäckigkeit, womit wir auf diesem Anspruch bestehen, mit der Tat zu verteidigen?« — In dieser heiklen Frage gipfelt das vor kurzem erschienene Buch von Price Conigrave über das Nördliche Territorium, »Australien's Aschenbrödel« (S. 249f. und 304).

Das amtlich als das Nördliche Territorium bekannte Gebiet hat bei einer Größe von dreimal Deutschland eine Bevölkerung von 5000 (sage und schreibe fünftausend) Weißen und etwa 20000 Eingeborenen. In den ersten Abschnitten seines Buches schildert der Verfasser die Entdeckungs- und Erforschungsreisen und die früheren Besiedelungsversuche. Schon 1824 wurde auf der Melville-Insel ein Befestigungswerk (Fort Dundas) angelegt. Auf dem Festland folgten dann Raffles Bay (1827) und Port Essington (1838). Doch wurden alle diese Niederlassungen schon nach wenigen Jahren wieder aufgegeben. Port Essington war Endpunkt der berühmten Durchquerung des Festlands von der Ostküste (Brisbane) aus durch den deutschen Entdeckungsreisenden Leichhardt (1845). Bald darauf erforschte ein anderer Deutscher, Freiherr von Müller, das Innere (1855). Endlich, im Jahre 1869, wurde Palmerston gegründet, seit 1911 Darwin genannt, die jetzige Hauptstadt des Territoriums.

Bei der neuerdings so streng durchgeführten »Weiß-Australien-Politik« wird es manchen befremden, daß im Jahre 1877 die für das Nordterritorium verantwortliche südaustralische Regierung an die japanische Regierung mit einem Vorschlag herantrat, um die Überfahrt von einigen hunderten japanischer Einwanderern zu bezahlen. Das Anerbieten wurde jedoch von der japanischen Regierung abgelehnt. Ein ähnlicher Plan zur Einfuhr von Eingeborenen aus Britisch-Indien wurde kurz darauf von den indischen Behörden zurückgewiesen (1879). In den Jahren 1886—89 wurde mit chinesischen Arbeitskräften eine Eisenbahn gebaut. Doch mußte in den neunziger Jahren von der weiteren Ausnützung des Landes mit Hilfe von Farbigen abgesehen werden, wegen des immer stärker werdenden Drucks seitens der verschiedenen australischen Kolonien.

Im Jahre 1909 wird das Nordterritorium von der Bundesregierung übernommen, die sich verpflichtet, die transkontinentale Eisenbahn von der Süd- bis zur Nordküste zu vollenden. Die südliche Strecke hat jetzt den Mittelpunkt des Festlandes in Alice Springs erreicht. Doch fehlen noch 1100 Kilometer zur Verbindung mit der vorhandenen Bahn von der Nordküste aus. Die wichtigste Einnahmequelle ist die Viehzucht; auch der Bergbau beginnt sich etwas auszudehnen und Conigrave behauptet, daß große Mineralschätze der Hebung harren. Seit einigen Jahren ist Darwin ein wichtiger Stützpunkt für die Luftlinie nach Niederländisch-Indien, Britisch-Indien und Europa geworden. Man spricht auch von bedeutenden Verteidigungswerken, die dort ausgeführt werden sollen. Doch wird weder die Luftfahrt noch die Kriegsrüstung an sich kaum etwas zur wirklichen Besiedelung des Landes beitragen können. Und gerade diese Besiedelung wäre die erste Vorbedingung zu einer kräftigen Verteidigung. Im Jahre 1933 befürwortete der Ministerpräsident des Australischen Bundes (Lyons) die Ausnützung von großen Gebieten südlich des Golfes von Carpentaria und am Victoria-Fluß durch privilegierte Gesellschaften (Chartered Companies). Doch scheinen die englischen und australischen Kapitalisten wenig geneigt, sich an diese kostspielige Aufgabe mit zweifelhaftem Erfolg heranzuwagen. Riesige Viehstationen verteilen jetzt den größten Teil des Landes unter sich. Einzelne derselben sind größer als Württemberg; die größte (Victoria River Downs) umfaßt mehr als 30000 qkm und weidet 150000 Rinder.

C. Price Conigrave, Nord-Australia. Jonathan Cape. London 1936. Preis 10s 6d.

•

Allerlei Neues über das zum Teil noch unerforschte Mittelaustralien bringt der Geologe C. T. Madigan (Universität Adelaide) in einem Buch, das in einfacher, populärer Darstellung die Ergebnisse seiner Entdekkungsreisen in diesem Gebiet enthält[1]).

Nachdem er in den ersten Abschnitten die frühere Entdeckungsgeschichte Mittelaustraliens dargestellt hat, schildert uns der Verfasser seine eigenen Reisen in den Jahren 1927, 1929, 1931 und 1932. Zwischen Alice Springs und Charlotte Waters im Westen und der Grenze von Queensland im Osten liegt eine bisher unbekannte Wüste, die Madigan Simpson Desert genannt hat, und die ein Areal von mehr als 60000 km² umfaßt. Frühere Reisende fanden am Rande dieses Gebietes nur Wüstensand und Dorngräser (Spinifex); das Innere des Gebietes war nie von Weißen und kaum je von Eingeborenen betreten worden. Jetzt besitzen wir wenigstens vom Flugzeug aus gemachte Beobachtungen und photographische Aufnahmen. Mehrere Seen ohne Wasser und trockene Flußbetten wurden lokalisiert.

Südlich von diesem Gebiet befindet sich der auf allen Karten Australiens stattlich aussehende Eyre-See. Dieser sogenannte See wurde zum Teil vom Flugzeug aus, zum Teil im Kraftwagen und zu Fuß erforscht. Frühere Reisende berichten in vagen Worten von tiefen, fischreichen Gewässern, deren Wogen vom Sturmwind hoch aufgepeitscht würden, von bewaldeten Inseln, auf welchen wunderbare Lebewesen aus vergangenen geologischen Epochen vielleicht noch erhalten seien. Solche wohl auf Luftspiegelung beruhende Visionen verschwinden bei näherer Bekanntschaft ins Nichts. Madigan fand nur Tausende von km² meist flacher, in der Sonne glühender, mit einer Salzschicht bedeckter Ebene. Wie viele andere mittelaustralische Seen enthält der Eyre-See kein dauerndes Wasser. Wenn einmal ein starker Regenguß ein trockenes Flußbett in einen rauschenden Wasserstrom verwandelt, dehnt sich bei der Mündung in dem sogenannten See das Wasser in eine breite Fläche aus, die nur einige Zoll tief ist und nach wenigen Tagen, höchstens Wochen, ganz verdunstet. Es können Jahre vergehen zwischen zwei solchen Regengüssen. Ein typisches Beispiel berichtet Madigan von der Ortschaft Birdsville in der Südwestecke von Queensland. Dort fand er nämlich eine Wasserleitung, die mit dem Wasser des dortigen Flusses (Diamantina) gespeist werden sollte. Jedes Haus des Ortes war seit fünf Jahren mit dem Röhrensystem verbunden. Doch hatte der Fluß noch nie genügend Wasser enthalten, um die Zisterne zu füllen, und die Bewohner warteten noch immer auf den starken Regenguß, der das Wasser durch die Röhren in ihre Wohnungen fließen machen würde.

Auch das Macdonnell-Gebirge und dessen Umgegend wurde von Madigan geologisch erforscht. Doch blieb die in gewissen Kreisen erhoffte Entdeckung von Gold oder andern wertvollen Mineralien aus. Ein bedeutender wirtschaftlicher Aufschwung Mittelaustraliens ist nach Madigan nicht zu erwarten.

Höchst interessant sind die nicht ohne Humor geschriebenen Mitteilungen des Verfassers über die Sitten und Lebensweise der so spärlichen weißen Bewohner Mittelaustraliens.

Augustin Lodewyckx
Melbourne

[1]) C. T. Madigan, Central Australia, 267 S. mit 7 Abb. und 2 Karten. London, Oxford University Press, Humphrey Milford. 1936. Preis 12 sh. 6 d.

DEUTSCHE GEISTESGESCHICHTE IN EINZELDARSTELLUNGEN

Band 2: DR. FRANZ STRUNZ

Theophrastus Paracelsus

Idee und Problem seiner Weltanschauung

214 Seiten. Leinen RM 6.60, brosch. RM 5.40

Der bekannte Paracelsus-Forscher Franz Strunz zeichnet hier in satten Farben ein Gesamtbild des seltsamen „wunderbarlichen" Mannes Theophrastus Paracelsus. Wer dieses Buch liest, hat unbedingt den Eindruck, daß Paracelsus zu jenen Geistern gehört, die ein Unvergängliches in die deutsche Geistesgeschichte getragen haben. Strunz schickt seinem Werk einen ausführlichen biographischen Teil voran.

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt in Ihrer Buchhandlung

VERLAG ANTON PUSTET SALZBURG/LEIPZIG

Geomorphologie der feuchten Tropen

Karl Sapper, der frühere Würzburger Hochschulgeograph, der jetzt in Garmisch im Ruhestand lebt, ist nicht nur einer der besten Vulkankenner, sondern auch maßgebend in allen Fragen der Tropengeographie, seien es nun Untersuchungen über die Landformen oder anthropogeographische Probleme, wie die Akklimatisation der Weißen im heißen Erdgürtel usw. Zwölf Jahre hat er in Mittelamerika gelebt und hat später auch noch andere Tropengebiete der Erde bereist. So wird man in seinem letzten Buche über »Geomorphologie der feuchten Tropen«[1]) eine erfreuliche Förderung unserer Kenntnisse von vornherein erwarten dürfen und man erhält in der Tat in ihm eine übersichtliche und großzügige Darstellung aller derjenigen Vorgänge, die morphologisch bedeutsam und zugleich entweder den Tropen eigentümlich sind oder wenigstens in den Tropen sich häufiger und stärker auswirken als in den übrigen Gürteln der Erde. Diese systematische morphologische Durcharbeitung der feuchten Tropen bringt Beispiele, meist von Mittelamerika ausgehend, aus dem dauerfeuchten Warmland, dem wechselfeuchten Warmland und dem tropischen Kaltland und schließt ab mit der Betrachtung der morphologisch wichtigen zerstörenden und aufbauenden Einflüsse der Tier- und Pflanzenwelt und nicht zuletzt des Menschen und seiner Kulturen.

Dr. Hans Praesent
Leipzig

[1]) Mit 15 Abb. Leipzig und Berlin: Verlag von B. G. Teubner 1935. 154 S. 8° (Geogr. Schriften, hrsg. von Alfred Hettner. H. 7). RM. 6.—.

Digitized by Google

VÖLKERRECHT

1.

Nie ist es reizvoller, aber auch gleichzeitig schwieriger, in Zeiten, wo alle politischen und rechtlichen Begriffe von Grund auf sich wandeln und umgebaut werden müssen, Fragen zu erörtern, die so ans Tiefste des staatlichen Außendaseins rühren, wie die Grundfragen des Völkerrechts. Heinrich Drost, Völkerrechtslehrer an der Universität Münster i. W., fühlt sich in seinen »Grundlagen des Völkerrechts« gerade auch infolge der »großen Wendung in dem europäischen Rechtsdenken, der endlich allgemeinen Abkehr von der positivistischen Veräußerlichung des Rechts« gedrängt, das gesamte Begriffsgebäude des Völkerrechts von neuem zu durchdenken. Jeder, der sich einmal mit diesem Stoff beschäftigt hat, weiß, daß er hier eine tiefgründige rechtsphilosophische Auseinandersetzung zu erwarten hat. Der Verfasser versucht denn auch mit seiner völkerrechtlichen Delegationstheorie, die sich gründet auf die Auffassung des Rechts als »Inbegriff solcher Normen, welche in dem Bewußtsein einer menschlichen Gemeinschaft als verbindliche, mit äußeren Garantien ihrer Durchsetzung umkleidete Ordnung des sozialen Lebens existieren«, gegen Rationalismus und Positivismus im Völkerrecht Front zu machen. Unverkennbar knüpft er dabei an Duguit, Krabbe und insbesondere die deutsche historische Schule an. Es bleibe dahingestellt, inwieweit das gerade in außenpolitisch-völkerrechtlichen Dingen so verschieden gerichtete Rechtsgefühl der einzelnen Völker die Grundlage für eine internationale Rechtsgemeinschaft abgeben kann. Drost teilt aber auch weiterhin das Schicksal vieler seiner Fachgenossen, daß er einem gewissen Zwiespalt nicht entrinnt: Denn seine Rechtsbewußtseinstheorie ist im Grunde verkapptes Naturrecht, so sehr er auch insbesondere die individualistischen Naturrechtler bekämpft. Von anderer Auffassung her hätte der Verfasser sonst wohl das romanisch-institutionelle Denken besser zu würdigen gewußt. Trotzdem hat Drost in einer Zeit außenpolitischen Ringens mit neuen völkerrechtlichen Gedankengängen unsere völkisch-außenpolitische Rechtsauffassung zu unterbauen gewußt.

Dr. W. Keim
München

Heinrich Drost, Grundlagen des Völkerrechts, München-Leipzig Duncker und Humblot, 1936; br. 3,90, geb. 4,80 RM.

2.

In Glunglers »Leitfaden der Rechtslehre« ist jetzt ein weiterer Band erschienen, der dem Völkerrecht gewidmet ist. Sein Verfasser ist der bekannte Heidelberger Völkerrechtsprofessor Fr. W. von Rauchhaupt, einer unserer besten Kenner nicht nur des Völkerrechts, sondern auch der verschiedensten ausländischen Rechte. Seit vielen Jahren ist von Rauchhaupt ein Vorkämpfer für die Pflege und Verbreitung der rechtsvergleichenden Studien an deutschen Hochschulen. Eines seiner besten Werke aus jüngster Vergangenheit sind »Die Rechte Europas« (2 Bde.), die in derselben Reihe erschienen sind. Mit seinem nunmehr vorliegenden Völkerrecht hat der Verfasser das schon lange ersehnte praktische Handbuch, das Vademecum für alle Rechtsstudierenden und Rechtsbeflissenen auf diesem Gebiet geschaffen. Höchste Anerkennung verdient die außerordentlich klar gegliederte und übersichtlich geordnete Darstellung dieses gewaltigen Stoffes, der sonst nur in dickleibigen, schwer zugänglichen und noch schwerer zu verarbeitenden großen Wälzern vorliegt. Der praktischen Anlage des Buches entsprechend sind sehr nützliche Text-Anhänge und Tabellen beigegeben und überall im Text die neuesten Literaturangaben für weiteres Studium eingestreut. Dem Motto der ganzen Reihe folgend (»Das Recht ist uns nicht gegeben, sondern aufgegeben!«) verfolgt der Verfasser eine ganz neuartige Auffassung und Methode. Er sieht im Völkerrecht ein Verkehrsrecht mit gleichen Rechten und Pflichten aller Beteiligten. Damit erhält das Völkerrecht entsprechend Glunglers Wirklehre von Staat und Recht die Aufgabe und Bedeutung einer zwischenstaatlichen Wirkordnung. Nach einer sehr anregenden Einleitung über Außenpolitik und Völkerrecht (Deutschland wieder Subjekt des Völkerrechts!) behandelt der Verfasser die allgemeinen Grundlehren des Völkerrechts und im besonderen Teil: Subjekte und Objekte des Völkerrechts, den völkerrechtlichen Verkehr und den völkerrechtlichen Streitfall. Auch die bei uns sonst wenig beachteten nord- und südamerikanischen (interamerikanischen) Völkerrechtsbeziehungen sind hier von einem Spezialisten, der Land und Leute genau kennt, behandelt worden. Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, daß er selbst die schwierigsten Fragen mit großer Klarheit und bei aller Knappheit mit tiefdringender Sachkenntnis behandelt hat.

Dr. Ernst Gerhard Jacob
Leipzig

[1]) Fr. W. von Rauchhaupt, Völkerrecht. München und Leipzig 1936. Verlag Fritz & Joseph Voglrieder. 150 S. Preis: kart. RM 2.50, Ganzl. RM 3.60.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Tel. 31-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: Houben-W., Methoden d. org. Chemie, neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie. Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (502.—) 375.—. Berichte: 1892—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten nur 720.—.

VÖLKER UND STAATEN

1.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit[1]) hat sich eines der dankenswertesten Themen gewählt, das die Geschichte der englischen Philosophie überhaupt bietet: er will aufzeigen, inwiefern die Lösung philosophischer Probleme in einer weit verbreiteten philosophischen Strömung mit falschen Mitteln, d.h. in dem vorliegenden Falle mit denen der Psychologie versucht wurde. Um zu einem scharf umrissenen Ergebnis zu kommen, hat er sich die Durchforschung der sogenannten klassischen Philosophie Englands zur Aufgabe gemacht und demgegenüber die englische Philosophie der unmittelbaren Vergangenheit und der Gegenwart nur andeutungsweise und vergleichsweise herangezogen.

In einer systematischen Einführung wird gewissermaßen eine Typologie des Psychologismus geboten und dann aufgezeigt, inwieweit die einzelnen Philosophen Vertreter bestimmter psychologistischer Betrachtungsweisen sind: Bacon kann noch nicht als psychologistischer Empiriker bezeichnet werden, wohl aber Locke und Berkeley und in ganz ausgesprochener Weise Hume, der die wissenschaftlich-psychologistische Anschauung in die englische Philosophie eingeführt hat.

Psychologismus und Empirismus bedingen sich nicht notwendigerweise einander, sie stehen aber in enger Verbindung miteinander. Das können wir als wesentliches Ergebnis der Untersuchungen von Pfeil ansehen, dessen Versuch gut geglückt ist, mit den Anschauungen und der Gliederung der modernen systematischen Philosophie die klassische englische Philosophie zu erfassen. Weitere historische Forschungen werden nun zeigen müssen, ob ein solches Vorgehen in bezug auf alle Einzelheiten der Entwicklung der klassischen Philosophie Englands möglich ist.

Dr. H. Papajewski
Königsberg i. Pr.

[1]) Hans Pfeil: Der Psychologismus im englischen Empirismus. Ferdinand Schöningh, Paderborn. 180 S. Preis 4.80 M.

2.

Das Verständnis für die einzelnen Staaten und Völker wird gefördert durch in letzter Zeit zahlreich erscheinende Einzelabhandlungen, die in knapper, leicht verständlicher Form Herkunft, Wesen, geschichtliche Bedeutung und Gegenwartsprobleme dieser Länder umreißen. Zu diesen gehört die Schriftenreihe »Völker und Staaten« des Rudolf Schneider Verlages, der neben anderen ein Buch über »Das Empire in Verteidigung und Angriff« vorlegt. Ausgehend von den politischen Umschichtungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit, wird hier gezeigt, welche Mittel dem britischen Imperium zur Verfügung stehen, seine Weltmachtstellung weiterhin zu behaupten oder nötigenfalls zu verteidigen. — Ähnliche Probleme greifen mehrere Bände der »Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher« auf, so das Buch »China — Ereignisse und Zustände« von Felix Guse, der hiermit dem Europäer und speziell dem Deutschen das Verständnis Chinas, seiner Kultur, Wirtschaft, Politik sowie der politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart erleichtern will.

Und schließlich ein Buch über Deutschland selbst: »Seht, das ist Deutschland« von Bernhard Klaffke. Keine kurze Abhandlung wie die beiden vorhergehenden, sondern »ein buntes Kartenbilderbuch, wie man es noch nicht sah«. In acht verschiedene, bis auf eine Ausnahme durchweg bunte Karten, die jedesmal die politische Gestalt des Reiches wiedergeben, sind Deutschlands Städte und Burgen, Flüsse und Seen, sein Reichtum und seine Wertarbeit, seine berühmten Männer, seine Bauernhäuser und -trachten, sein Sport und schließlich seine Leib- und Magengerichte eingezeichnet und durch beigefügte kurze Textangaben erläutert. Ndt.

Hermann Luft, Das Empire in Verteidigung und Angriff, Völker und Staaten Bd. 14. Verlag Rudolf Schneider, Reichenau i. Sa. 1936. RM 1.50.

Felix Guse, China, Ereignisse und Zustände, Schriftenreihe der Preuß. Jahrbücher Heft 40. Verlag Georg Stilke, Berlin 1937. RM 3.—.

Bernhard Klaffke, Seht, das ist Deutschland. Bibliogr. Inst. Leipzig. 1936. RM 3.—.

3.

Die Broschüre »Auslandsvolkstum« von Rudolf Heberle geht von allgemeinen soziologischen Betrachtungen aus und schildert kurz die von den verschiedensten sozialen, biologischen, lokalen oder politischen Faktoren abhängigen Lebensbedingungen des aus allen Kreisen zusammengesetzten Auslandsvolkstums, insbesondere der Auslandsdeutschen, sowie die Schwankungen und Verschiebungen des Kultur- und Zivilisationsstandes und schließlich die Frage der Assimilation und Entvolkung. Ndt.

Rudolf Heberle, Auslandsvolkstum. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1936. RM. 2.—.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 20. Mai 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 10

JUN 23 1937

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Dr. FRITZ BOEHM, Berlin

Volkstümliche und gelehrte Zukunftsdeutung aus dem menschlichen Körper

Es ist leicht begreiflich, daß der Urtrieb des Menschen, die Zukunft zu ergründen, auch jene Zeichen nicht verschmähte, die er an seinem eigenen Körper oder dem seiner Mitmenschen beobachtete. Ja, man könnte sich denken, daß der eigene Leib, dies wunderbare und gebieterische Ding, dem Menschen von künftigem Geschehen noch früher etwas zu sagen hatte, als die Dinge außer ihm, die Gestirne, die Elemente, die Tiere und die Pflanzen. Jedenfalls muß überall auf der Erde von der Geburt des Kindes, ja von seiner ersten Bewegung im Mutterleibe an bis zum Tode und Zerfall der menschliche Körper jenem Urverlangen nach Enthüllung des Zukünftigen und Verborgenen Rede stehen.

Es lassen sich auf dem Gesamtgebiet der Zukunftsdeutung zwei Erscheinungsformen beobachten, von denen die eine im Volke lebt, geglaubt, verdammt oder belächelt, scheinbar zusammenhangslos von Mensch zu Mensch überliefert, und eine andere, die sich irgendwie als Wissenschaft gibt, systematisch vorgeht und gehüteter Besitz von Kennern ist, die ihre Orakel nur auf Wunsch und Befragung oder in Buchform geben, Wahrsagerei im engeren, gelegentlich auch im kriminellen Sinne. Selbstverständlich sind die Grenzen zwischen beiden fließend und lassen gegenseitige Beeinflussungen und Zwischenformen zu. So sickern etwa Lehren einer systematisierten Traumdeutung, Punktier- oder Handlesekunst, z. T. durch Vermittlung populärer Katechismen, ins Volk und werden dort von Einzelnen aufgenommen und weiterverbreitet. Dies Verhältnis wird heute das übliche sein, ist aber nicht das ursprüngliche, denn am Anfang steht zweifellos die volkstümliche Einzelerfahrung, und was sich dem Augenschein als zweifache Form bietet, ist eigentlich das Ergebnis einer Spaltung. Es sind Entwicklungslinien, wie wir sie ähnlich in der Geschichte der Heilkunde verfolgen können, ein Vergleich, der für die heutige Zeit vielleicht gewagt erscheint, aber doch zulässig ist, wenn man bedenkt, daß Physiognomik und Chiromantie noch bis tief ins 18. Jahrhundert auch an deutschen Universitäten vertretene Wissenschaften waren.

Sowohl für die volkstümliche wie für die gelehrte Mantik ist der menschliche Körper in doppelter Beziehung bedeutungsvoll; einmal in seiner mehr oder weniger gleichbleibenden Gesamterscheinung und anderseits in seinen Funktionen, so daß man geradezu von einer physiognomischen und einer physiologischen Mantik sprechen darf. Die wissenschaftliche Physiognomik unserer Tage wird freilich, ebenso wie schon Lavater, dagegen Einspruch erheben, irgendwie zur Mantik gerechnet zu werden; doch ist der Schritt von der allgemeinen Charakterkunde zur Zukunftsdeutung — wenigstens in praxi — nicht allzu weit. Ist doch auch jeder Arzt als Kenner der allgemeinen Konstitution des Kranken gewissermaßen ein Künder oder doch ein Wisser von dessen zukünftigem Schicksal — zumindest in der Vorstellung der meisten seiner Patienten, und schon Hippokrates sagt, daß »alle, die die Heilkunst ausüben und nichts auf die Physiognomik geben, mit ihrer Erkenntnis im Dunkel umhertappen und in träge Vergreisung versinken«. Wenn sich die moderne Wissenschaft auf die allgemeine Charakterologie beschränkt, so befolgt sie damit den Grundsatz der antiken Physiognomiker, deren Lehre, fast ausschließlich auf den Forschungen der aristotelischen Schule beruhend, die gesamte spätere Physiognomik des Abend- und des Morgenlandes bis auf Lavater beherrscht. So sehr sich diese Schriften des Altertums als systematische Wissenschaft geben und nur den Charakter, nicht das Schicksal deuten wollen, — die wurzelhaften Zusammenhänge mit dem Blick und dem Urteil des einfachen Mannes liegen deutlich zutage. Die festen Normen finden sie in der Tier- und Völkerkunde, in physiologischen, psychologischen und pathologischen Tatsachen. So deutet z. B. dem Aristoteliker eine dunkle, aber auch eine sehr helle Hautfarbe auf Furchtsamkeit, weil einerseits die Ägypter und die Äthiopen, anderseits die Frauen furchtsam sind; die Blonden sind mutig, wie die Löwen, die Rothaarigen listig, wie die Füchse usw. Wir brauchen uns nur an volkstümliche Redensarten auch unserer Zeit, an den Löwenmut, den Schafskopf u. dgl. zu erinnern, um über die letzte Herkunft dieser Betrachtungsweise nicht in Zweifel zu sein.

INHALT

BOEHM: Volkstümliche und gelehrte Zukunftsdeutung aus dem menschlichen Körper
LAUFFER: Deutsche Altertumskunde
PARET: Das Geschlecht Württemberg mehr als 1500 Jahre bodenständig?
WENTZEL: Die Kunst der Hanse im Ostseegebiet
Besprechungen

Die Physiognomik des Volkes vermeidet fast völlig jene farblosen Charakterologien und Gemeinplätze. Das Volk redet auch in diesem Falle seine eigene Sprache, gegenständlich und kräftig, oft in einprägsamen Sprüchen und Versen. Das Urteil wird immer von Fall zu Fall ausgesprochen, eine Kodifikation der Deutungslehre, wie wir sie bei den griechischen Physiognomikern und schon in babylonischen Keilschrifttexten finden, etwa nach Art der gleichfalls auf die Antike zurückgehenden »echt ägyptischen Traumbücher«, ist für dieses Gebiet undenkbar. Es wird nicht, wie es in den antiken und mittelalterlichen Handbüchern geschieht, das ganze Inventar des menschlichen Körpers abgehandelt, sondern man hält sich an einige besonders ins Auge fallende und oft beobachtete Erscheinungen. Allgemein bekannt sind Sprüchlein wie »Krause Haare — krauser Sinn«, »Swartkopp — Kribbelkopp«, »Rod Haar — keen god Haar«, »Rode Bart — Düvels Art«, »Rode Haar un Ellernholt wast up keen goden Boden«, »Spitze Näs un spitzes Kinn — da sitt de Düvel dremal drin«. Aus der Hautfarbe des Neugeborenen wird kurz und bündig auf langes oder kurzes Leben geschlossen: »blo — blevt do, rod — werd dot.« Das sind noch verhältnismäßig allgemein gehaltene Deutungen; mehr auf den Einzelfall und das persönliche Schicksal gehen andere, z. B. wer von Geburt an ein Löckchen an der Stirn hat, wird durch Selbstmord enden, wer glänzende Haare hat, wird im Wasser umkommen, ein Mädchen mit weichem und zartem Haar bekommt einen reichen Mann. Während in manchen Einzelfällen deutliche Übereinstimmungen mit der antiken Theorie festzustellen sind, finden sich anderseits ausgesprochene Abweichungen. So sieht Aristoteles weit auseinanderstehende Zähne als ein Symptom allgemeiner Körperschwäche und deshalb kurzer Lebensdauer an, dagegen sind sie nach schwäbischem Volksglauben von günstiger Vorbedeutung und künden Reichtum. Zusammengewachsene Augenbrauen

Digitized by Google

sind im deutschen Volksglauben ausnahmslos Zeichen eines unheimlichen Menschen; es ist noch wenig, wenn ein mit diesem Merkmal Gezeichneter als eifersüchtig, verrückt, geistersichtig, einem unnatürlichen Tod verfallen angesehen wird. Oft ist er ein Werwolf, ein Vampir, mit dem bösen Blick behaftet, hexereiverdächtig, und noch heute gehört diese Erscheinung zu den unentbehrlichen Requisiten des Kitschromanstils, wenn ein »dämonischer« Held geschildert werden soll. Dagegen geben die antiken Physiognomiker nur an, ein solcher Mensch sei »verdrießlich«, und in einer späten Schilderung der schönen Briseïs spricht dies Anzeichen gar für ihr »frommes und ehrfürchtiges Herz«; im Mittelalter deutet es Albertus Magnus auf Gelassenheit, Genauigkeit und Eifer. Auch rote Augen sind im deutschen Volksglauben ein Erkennungsmal für Hexen und dämonische Wesen, während das Altertum darin nur das Zeichen eines zornmütigen Charakters sah. Ebenso gering wie der Einfluß der Antike auf unsere Volksweisheit ist auf diesem Gebiet der des Mittelalters. Vor allem fehlt jede Spur von der Verbindung, die die Physiognomik des Mittelalters mit der Astrologie schloß. Es fehlt auch auf dem Sondergebiet der Chiromantie an jener ausgeklügelten Systematik, die das Mittelalter hervorbrachte. Der einfache Mensch sah in ihr von je etwas Fremdartiges, als was sie sich ja auch selbst gibt; er hat ihren Meistern vielleicht einiges abgelernt, kennt wohl die »Lebenslinie« und deutet sich auffallende Zeichen, wie Kreuze, Ringe usw. durch naheliegende Assoziationen, aber er weiß nichts von jener abenteuerlichen Kasuistik der systematischen Handlesekunst. Beliebter sind andere, sinnfälligere Zeichen auf Hand und Fingern, Flecke auf der Hand oder auf den Nägeln; da kommt es sogar dank der Verteilung auf die einzelnen Finger und auf die beiden Körperhälften zu einem gewissen »System«, das in kleinen Orakelversen festgehalten wird (»geschenkt, gedenkt, geliebt, geehrt, gehaßt« u. dgl.); von Runenzeichen auf dem Nagel der Nornen weiß schon die Edda, und »Nornenspuren« heißen jene Flecke noch heute im isländischen Volksglauben, einer der ganz vereinzelten Fälle, die das Vorhandensein solcher Körperwahrsagung auch für die alten Germanen belegen. Die Deutung der Muttermäler und Leberflecke ist uns bereits aus Keilinschriften und aus einem griechischen Traktat bekannt; im 16. Jahrhundert hat sie der berühmte Cardan zu einem astrologisch unterbauten System ausgestaltet. Unmittelbar aus deutschem Volksglauben scheint es an Entsprechungen zu fehlen, doch finden wir sie im nordamerikanischen Aberglauben, der nachweislich viele deutsche Bestandteile enthält (»a mole on the face — you'll suffer disgrace, a mole on the lip — you're a little too flip, a mole on the ear — you'll have money by the year«).

Es wäre eine reizvolle, hier nur anzudeutende Aufgabe, der Fortwirkung volkstümlicher Körperdeutung in der wissenschaftlichen Konstitutionslehre und Physiognomik unserer Tage im einzelnen nachzuforschen; zweifellos würden sich dabei Beweise für das zeitlose Weiterwirken der Mutterschicht aller Wissenschaft ergeben. Auf die unverwüstliche Kraft volkstümlicher Vorstellungen vom Zusammenhang von Körperbau und Charakter weist Ernst Kretschmer in der Einleitung seines bekannten Werkes hin und schließt: »Es könnte sein, daß Dinge, die die Phantasie der Völker in jahrhundertelangen Traditionen auskristallisiert, objektive völkerpsychologische Dokumente wären, Niederschläge von Massenbeobachtungen, auf die vielleicht auch für den Forscher ein kleiner Seitenblick sich verlohnt«. Für den Volkskundler steht die Wahrheit und die Verpflichtung dieses Satzes fest.

Vertrauter als diese Volksphysiognomik ist auch dem Fernerstehenden die volkstümliche Zukunftsdeutung aus den körperlichen Vorgängen. Soweit diese sich normalerweise unbewußt abspielen, wie Atmung, Verdauung usw., geben sie im allgemeinen keinen Anlaß, sie als Omina aufzufassen. Denn ein Omen ist ja, wenn man es nicht etwa absichtlich hervorruft, etwas Zufälliges, Unerwartetes, dessen plötzliches Erscheinen außer unserer Macht liegt, ähnlich dem sogenannten »Angang«, d. h. der zukunftkündenden Bedeutung zufälliger Begegnungen mit Menschen oder Tieren (Schornsteinfeger, schwarze Katze usw.). Dieser Angangsglaube ist eine zu allen Zeiten und in allen Ländern, besonders auch in Deutschland, ungeheuer verbreitete und vielfältige Volksmeinung. Man berücksichtigt bei der Deutung nicht allein die verschiedenen Subjekte und Objekte des Angangs, sondern auch die begleitenden Umstände, also wann, wo und wie sich die Begegnung vollzieht, so daß sich eine Fülle von Sonderfällen aufspaltet; die Zahl der Deutungen vervielfacht sich noch durch örtlich verschiedene Auffassungen, z. B. von der guten oder ungünstigen Vorbedeutung der rechten und der linken Seite. Und wenn es auch nicht an gelehrter, systematischer Katalogisierung für diesen Aberglauben fehlt, das Volk ist hier — im Gegensatz zur Physiognomik — an Vielseitigkeit weit voraus. Genau dieselben Komponenten nun, aus denen sich die Deutung eines Angangs zusammensetzt, finden sich auch bei den spontanen Körperomina, so daß man diese geradezu als einen Angang an dem eigenen Körper bezeichnen könnte. Am meisten Gewicht legt man auf das Niesen, das Gähnen, den Schluckauf, das Ohrenklingen und das Hautjucken. Die Vorbedeutungen dieser Körpervorgänge sind gemeinhin auch dem »Gebildeten« unserer Tage nicht ganz unbekannt. Von dem Alter und der Verbreitung dieses Volksglaubens, von der Vielheit seiner noch heute lebendigen Einzelformen macht er sich jedoch meist keinen Begriff. Was z. B. das Niesen angeht: zu welcher Tageszeit, an welchem Tag — auch hierfür gibt es Merkverse —, bei welcher Verrichtung, nach welcher Seite, wie oft man niest, wer niest, wie viele gleichzeitig niesen usw. — all das findet seine besondere Auslegung; nicht ganz selten ist sie ungünstig, meist freilich günstig. Über die von gelehrter Seite so oft aufgeworfene Frage, weshalb das Niesen zu seiner mantischen Vormachtstellung gekommen sei — Aristoteles sagte geradezu, daß man es für einen Gott halte —, darüber macht sich die Volksmeinung keine Gedanken. Sie weiß nichts von einem Dämon, der bei dieser Gelegenheit den Körper verläßt oder in ihn hineinfährt, und wenn es manchmal heißt, daß ein Kranker gesund wird, wenn er niest, so kann das ja auf ärztlichen Trost zurückgehen, da man im Niesen eine heilsame »Räumung«, eine »mindere Apoplexia« sah, die den »groben Winden« einen ungefährlichen Ausgang aus dem Gehirn eröffnete. Auch ist bekannt, daß man die Segenswünsche, die man dem Niesenden zuruft — eine ebenfalls über alle Zeiten und Länder verbreitete Sitte —, gern auf hygienische Überlegungen zurückführt. Doch selbst die Richtigkeit dieser Erklärung vorausgesetzt, keinesfalls wäre damit der ganze Komplex des zukunftkündenden Niesens gedeutet, und mit rationalistischen Betrachtungen wird man da überhaupt nicht ans Ziel kommen. Es ist doch wohl eben das Plötzliche, das unerwartet und unwiderstehlich über einen Kommende, das dem Niesen seine numinose Bedeutung verleiht, an deren Allgemeinheit und Unbestimmtheit das Volk nun mit den altbewährten Kategorien seiner Deutungskunst, wie links—rechts, morgens—abends, Mann—Frau usw. herangeht.

Gelegentlich klingt in den volkstümlichen Deutungen spontaner Körpervorgänge eine Erinnerung an dämonistische Vorstellungen nach, so, wenn es beim Schlucken in manchen Gegenden Österreichs heißt, man werde »vom Schnagerl gestoßen«. Wenn es ferner oft heißt, das Schlucken verrate eine Lüge oder den Diebstahl von Brot oder Käse, so liegt hier offenbar ein Einfluß des im Mittelalter als Gottesurteil angewendeten »Urteil des Bissens« (indicium offae) vor. Dies bestand darin, daß man einem des Diebstahls Verdächtigten ein Stück kirchlich geweihten Brotes oder Käses zu verschlucken gab, das dieser, wenn er schuldig war, nicht herunterzubringen vermochte.

Beim Ohrenklingen, das bereits im Altertum als ominös galt, sind, genau wie beim Angangsglauben, die Bedeutungen der rechten und der linken Seite landschaftlich sehr verschieden, und ebenfalls wie beim Angang gibt es hier eine ganze Anzahl von Handlungen, die dazu dienen, der üblen Vorbedeutung die Spitze abzubrechen oder den Verleumder, der sich auf diese Weise verrät, zu bestrafen. So beißt man sich im Oldenburgischen, wenn das linke Ohr klingt, schnell auf den linken Rock- oder Schürzenzipfel, dann beißt sich der Verleumder auf die Zunge, oder man spuckt schnell auf den Finger und hält ihn hinter das Ohr. dann näßt er ins Bett, also eine sympathetische Zauberhandlung, bei der anderseits die zauber- und übelabwehrende Kraft des Speichels mitgesprochen hat. Die Vorbedeutungen des Gähnens sind weniger zahlreich und können daher in dieser kurzen Übersicht übergangen werden. Dagegen ist der deutsche Volksglaube sehr reich an Zeugnissen für die Zukunftsbedeutung des Hautjuckens, des Zitterns im Augenlid u. dgl., manches davon hat sich auch in alltäglichen Reden und Meinungen des »Gebildeten« gehalten: Das Fell juckt einem, der Schläge zu erwarten hat, man macht sich auf einen Brief oder Besuch gefaßt, wenn die Nase »krümmert«, auf Geldausgeben oder -einnehmen, wenn die Handfläche juckt, der »Tod läuft über das Grab«, wenn plötzlich die Haut erschauert usw. Für diese Form der Körperwahrsagung gibt es seit früher Zeit eine fast unübersehbare Deutungsliteratur. Ausgehend von einem spätgriechischen Traktat, der jedoch in seinen Anfängen vielleicht bis auf den Anfang unserer Zeitrechnung zurückgeht, hat Hermann Diels in zwei Akademieabhandlungen eine Übersicht über die erhaltenen »Zuckungsbücher« zusammengestellt, die eine schlechthin verblüffende Verbreitung über alle Zeiten und Länder und eine beängstigende Kasuistik der Deutungen erweist. Ein Vergleich dieser abstrusen Katechismen, die in ermüdender Genauigkeit die Bedeutung des Juckens für jeden Teil der Körperoberfläche angeben, mit den physiognomischen Handbüchern ist für das Ver-

Digitized by Google

hältnis von volkstümlicher und gelehrter Körperwahrsagung sehr lehrreich. Während diese in ihrer ganzen Aufmachung Ansprüche auf wissenschaftliche Bedeutung machen und ja auch zum guten Teil Niederschlag einer zu ihrer Zeit anerkannten Wissenschaft sind, ist die Theorie jener Wahrsagung aus den Körpervorgängen niemals auf Universitäten gelehrt worden, sie ist immer Aberglaube des Volkes geblieben, Paganismus im kirchlichen wie im eigentlichen Wortsinn, und so sind denn auch jene Deutungsbücher für das Hautjucken reine »Volksbücher«, wie unsere noch heute in jedem kleinen Papierladen käuflichen Traum- und Punktierbücher. Dies Volkswissen ist unter sich geblieben, von Priestern und Gelehrten bekämpft und verlacht hat es weder eine Wissenschaft erzeugt oder auch nur beeinflußt, noch hat es nennenswerte Zuflüsse aus der Wissenschaft aufgenommen. Übrigens ist bereits für das Altertum auf keinen Fall anzunehmen, daß wir es bei jenen ausgeklügelten Fällen der antiken Zuckungsbücher mit wirklichem Volksglauben zu tun haben. Den etwa tausend Einzeldeutungen des erwähnten griechischen Buches steht in der gesamten griechischen Literatur nur ein einziger in den Rahmen des Alltagslebens gestellter Fall gegenüber, nämlich das bei Theokrit und anderen Dichtern erwähnte und auf Liebesglück gedeutete Zucken des Auges oder Augenlides. Man wird sich die Entstehung dieser Bücher so vorstellen müssen, daß die im lebenden Volksglauben vorhandenen Vorstellungen, deren Anzahl sich immerhin in gewissen Grenzen hält, von findigen Winkelpropheten aufgegriffen und zu einem vielräumigen System aufgeblasen wurden, zum Gebrauch für sie selbst und für besonders zukunftslüsterne Laien, genau wie es bei jenen Traum- und Punktierbüchern der Fall ist. Ihre Wirksamkeit hat sich auch offenbar immer auf diesen Kreis beschränkt; eine nennenswerte Beeinflussung des lebendigen Volksglaubens, mindestens des deutschen, ist von ihnen nicht ausgegangen.

Der Glaube an die zukunftweisende Bedeutung körperlicher Eigenschaften und Vorgänge ist zu allen Zeiten und überall auf der Erde verbreitet und in seinen einfachen Grundformen der gleiche. So ist es schwer denkbar, daß er bei unseren germanischen Vorfahren gefehlt haben sollte, die ja, wie Tacitus berichtet, »Vorzeichen und Loose beobachteten, wie nur irgendeiner«. Freilich, sichere gleichzeitige Zeugnisse für diese Sonderform liegen kaum vor, und die Aberglaubensverbote der christlichen Kirche aus dem frühen Mittelalter, in denen mehrere Arten der Körperwahrsagung vertreten sind, können nicht als völlig eindeutige Beweise verwertet werden. Aber die Reichhaltigkeit der Zeugnisse aus späterer Zeit bis in die Gegenwart wiegt jene Mängel auf.

Das Nehmen und Geben zwischen volkstümlichem Wissen und gelehrter Wissenschaft mag für viele Gebiete, z. B. das der Heilkunde, stärker und deutlicher und für den Menschen unmittelbar wichtiger sein, als auf dem der Zukunftsdeutung, das nur eine verhältnismäßig schwache gegenseitige Auffassung aufweist. Für die Erforschung des Volkstums jedoch ist diese Erkenntnis gleichwohl nicht unwichtig. Denn zu wissen, auf welchen Wegen das Volk geht und bleibt, um die Zukunft zu ergründen, und auch, welche Wege es verschmäht, ist ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis der Volksseele.

Prof. OTTO LAUFFER, Hamburg

Deutsche Altertumskunde

Die Erforschung der Sachgüter aus deutscher Vergangenheit

Wer heute von »Deutscher Altertumskunde« spricht, der muß gleich einen erklärenden Zusatz machen, sonst hat er keine Gewähr dafür, daß er richtig verstanden werde. Wir wollen hier darunter die Kunde von den deutschen Altertümern verstehen. Wir haben es dabei also nur mit den Sachen zu tun, mit den gegenständlichen Resten der deutschen Vergangenheit. Zeitlich nehmen wir den Anschluß an die Arbeiten der germanischen Frühgeschichte. Wir wollen mit unserer Forschung da einsetzen, wo eine deutsche Kultur sich gegen die voraufgehende germanische abzuheben beginnt, also etwa in den Zeiten der Karolinger, und wir wollen die ungeheuere Fülle der volkstümlichen Sachgüter in ihrer Entwicklung verfolgen durch das »Mittelalter« und die »neueren Jahrhunderte« bis in das 19. Jahrhundert hinein oder — um mit Georg Steinhausen's »Geschichte der deutschen Kultur« zu reden — bis zum »Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters«.

Die Unsicherheit des Ausdrucks, von der ich sprach, hat verschiedene Gründe. Sie kommt zunächst einmal daher, daß die Bezeichnung »Altertumskunde« schon früher, und zwar gleich von zwei verschiedenen Seiten, in Anspruch genommen ist. Die Vertreter der klassischen Philologie nennen ihre auf die Erforschung der antiken Geschichte und Kultur der Mittelmeerländer gerichteten Arbeiten mit dem Namen »Altertumskunde«. Sie haben auch mehr als einmal von »deutscher Altertumskunde« gesprochen und darunter dann die Erforschung der provinzial-römischen Kultur auf heute süd- und westdeutschem Boden verstanden. So spielt das Schlagwort »Altertumskunde« im Sinne von »Klassischer Philologie« auch heute noch in Buchverzeichnissen und Antiquariats-Katalogen seine Rolle, und ebenso kann man noch heute — z. B. in den »Neuen Jahrbüchern« 1936, S. 471 f. — zusammenfassende Arbeitsberichte unter der Überschrift »Altertumswissenschaft« finden, die ganz harmlos so tun, als ob es für den deutschen Leser kein anderes Altertum als das griechisch-römische geben könnte.

In einer hiervon völlig abweichenden Bedeutung erscheint nun die »deutsche Altertumskunde« in anderen Zusammenhängen. So ließ der Germanist Karl Müllenhoff in der im Vorwort ausgesprochenen Absicht, »die ersten Stufen der innersten Entwicklung unserer Nation von ihrem Ursprung und ersten Anfang an zu bestimmen«, seine »Deutsche Altertumskunde« erscheinen, eine Arbeit, mit der er schon seit Beginn der 50er Jahre beschäftigt war, und in der er die Herkunft, die Stammes- und die Kulturverhältnisse der germanischen Zeit darzustellen suchte. Dasselbe Ziel hatte eine von der Kommission für deutsche Geschichte bei der Königl. Bayr. Akademie gestellte Preisaufgabe im Auge, nach deren Programm im Jahre 1864 das »Handbuch deutscher Altertümer« von G. Pfahler erschien. Auch die von Friedr. Kauffmann in den Jahren 1913/24 vorgelegte »Deutsche Altertumskunde« folgte in ihrem Titel dem alten Sprachgebrauche, tatsächlich aber hatte sie nicht die jüngere deutsche sondern die ältere germanische Kultur, diese aber in ihrem vollen Umfange im Auge.

Eine Verschiedenheit der Bedeutung haftet auch an der Bezeichnung Archäologie. Wir sprechen in Deutschland gelegentlich von vorgeschichtlicher, sonst aber entweder von klassischer oder von kirchlicher Archäologie, wobei der klassischen meist eine überwiegend kunstwissenschaftliche, der kirchlichen mehr eine bedeutungsgeschichtliche Betrachtungsweise zu eigen ist. Der Gebrauch des Namens Archäologie, der als solcher erst der am Ausgange des 18. Jahrh. hervortretenden Neigung für das Griechische entstammt, ist aber bei anderen Kulturvölkern ein anderer. In Frankreich umfaßt er neben der vorgeschichtlichen und der gallisch-römischen auch die gesamte Kulturgeschichte des Mittelalters, und er geht zurück auf den im 16. und 17. Jahrh. aufgestellten Begriff der »Antiquitates«, unter dem die damaligen Gelehrten den ganzen Umkreis der antiken Lebensführung, also Staats- und Rechtsleben, Privataltertümer, Kultus, Sitte, Denkmäler usw. verstanden.

Wir können es hier den Altphilologen überlassen, ob sie — wie es im heutigen Griechenland geschieht — den Namen Archäologie nur auf die »Realien« beziehen und dadurch die allein brauchbare scharfe Abgrenzung des Arbeitsgebietes gewährleisten wollen. In diesem Falle wird es uns dann allerdings um der nachbarlichen Arbeit willen nicht gleichgültig sein, in welchem Maße sie den auffälligen Mangel an einer methodisch strengen Scheidung zwischen Kunstform und Zweckform überwinden werden, wie er z. B. in K. Sittl's »Archäologie der Kunst« so deutlich zutage tritt. Auf Einzelheiten brauchen wir nicht einzugehen. Wenn es aber klar ist, daß die Bezeichnung »deutsche Altertumskunde« mit der klassischen Archäologie unmittelbar nichts zu tun hat, und daß ferner ihre frühere Verwendung im Sprachgebrauch der Prähistoriker vernünftigerweise derjenigen der »germanischen Altertumskunde« Platz gemacht hat, so brauchen wir nicht mehr zu fürchten, eine Verwirrung in der wissenschaftlichen Terminologie dadurch anzurichten, daß wir für die Erforschung der Sachgüter aus deutscher Vergangenheit, für die wir ein zusammenfassendes Schlagwort nötig haben, kurzer Hand den Namen »Deutsche Altertumskunde« einsetzen.

Wenn wir nun für eine »Altertumskunde« dieser Art eine besondere wissenschaftliche Pflege verlangen, so wird man uns unzweifelhaft entgegenhalten, daß die Erforschung der Sachgüter ja schon von Seiten der Kunstwissenschaft in umfangreicher Weise betrieben werde. Dieser Einwand ist scheinbar richtig, aber er geht doch an unseren Gedankengängen vorbei. Woran das liegt, kann man sich sehr leicht klarmachen.

Bei der Beurteilung eines jeden Gegenstandes, welcher es auch sein mag, ergeben sich drei Hauptfragen, eine nach dem Stoff, eine nach der Form und eine nach dem Zweck. Selbstverständlich überschneiden sie sich gegenseitig. Aber methodisch muß man sie doch, um der Klarheit und der Sauberkeit der Fragestellung willen, jede für sich nehmen, und je nachdem man die eine oder die andere in den Mittelpunkt stellt, ergibt sich eine andere Betrachtungsweise. Fragt man in erster Linie nach den Bedingtheiten

Digitized by Google

des Werkstoffes und nach den daraus sich ergebenden Besonderheiten der Bearbeitung und des Gefüges, so steht man auf dem Standpunkte der Technologie und der Handwerksgeschichte. Fragt man nach dem Zeitgeschmack, nach der Wohlgefälligkeit und dem ästhetisch bedingten Aufbau der Form, so stellt man die Fragen des Kunsthistorikers. Geht man aber in erster Linie aus von der Rücksicht auf den Zweck und auf die gebrauchsmäßige Bedeutung der einzelnen Gegenstände, und faßt man die dem gleichen Zweck dienenden Stücke unter sich zu geschlossenen Gruppen zusammen, so hat man die altertumskundliche Betrachtungsweise. Ein Vergleich führt also zu einem sehr klaren Ergebnis. Für den Kunsthistoriker können nur solche Stücke ernstlich in Betracht kommen, die in ihrer Formgestaltung durch einen bestimmten Kunstwert oder, besser gesagt, durch einen überdurchschnittlichen Kunstwert ausgezeichnet sind. Alles andere muß er als für ihn belanglos beiseite lassen. Für die Altertumskunde aber stellt sich die Aufgabe ganz anders. Ein jeder Gegenstand, ob in der Form wohlgefällig oder nicht, ist zu einem bestimmten Zweck geschaffen und demnach auch zu einer bestimmten Zweckform entwickelt. Es gibt deshalb für die Altertumskunde in der älteren deutschen Gegenstandskultur nichts Bedeutungsloses, und wäre es der Strohwisch oder der Bratspieß oder alle die anderen einfachen Geräte für Ofen und Herd.

Die Werke der Kunst werden entwicklungsgeschichtlich gegliedert nach Stilperioden, nach Schulen und Werkstattzusammenhängen, und sie erfahren ihre Einschätzung nach dem Kunstwert, wobei der Beurteiler die Maßstäbe bewußt oder unbewußt nach dem Kunstwillen und nach den weltanschaulichen Zielen seiner eigenen Zeit wählen muß. Der Altertumskundler steht dem mit der selbstverständlichen Achtung gegenüber, die jeder ernsten Wissenschaft gebührt. Aber er hat grundsätzlich eine völlig andere Ordnung. Der Zweck der Dinge steht für ihn im Vordergrunde. Und eben hieraus ergibt sich für ihn die Gruppenbildung. Die ungeheure und zunächst unübersehbare Fülle der volkstümlichen Sachgüter erhält für ihn eine Übersicht und eine Ordnung, indem er sie aufteilt nach dem Gebrauch, für den sie dereinst bestimmt waren. Für ihn sind — um nur das Wichtigste zu nennen — die Altertümer des Hauses und des Hausrates, der Kleidung und des Schmuckes, der Landwirtschaft, des Handels und des Verkehrs, die Altertümer des Staates, der Gemeinden und der Genossenschaften, die Kriegsaltertümer und die kirchlichen Altertümer die Gruppen, die sich in Rücksicht auf den Gebrauchszweck der Einzelstücke von selbst zu Einheiten zusammenschließen.

Die Quellen, die der altertumskundlichen Forschung zur Verfügung stehen, sind verschiedener Art. An erster Stelle stehen die erhaltenen Denkmäler, daneben die älteren Abbildungen, die in den Fällen, in denen die Denkmäler überhaupt fehlen, ihre besondere Bedeutung gewinnen. Nun aber sind die Sachen selber an und für sich stumm, und sie lassen durchaus nicht immer den Gebrauch, zu dem sie einst gedient haben, ohne weiteres erkennen. In manchen Fällen kommen hier die älteren Bilder zu Hilfe, aber auch sie durchaus nicht immer. Wir suchen also Auskunft in den vorhandenen Schriftquellen. Manche von ihnen geben in der Tat umfangreiche Schilderungen, die den Sachen deutlich zur Erklärung dienen. Andere begnügen sich mit kurzen Andeutungen, und vielfach sind sie auch mißverständlich. Dann gilt es erst einmal eine saubere Textinterpretation vorzunehmen, ehe man die Verbindung mit den Sachen herstellen kann. Schließlich muß auch bei der Frage nach dem Ursprung der Dinge oft schon der bloße Name helfen, Auskunft zu geben, und man sieht, wie in solchen Fällen Sachforschung und Wortgeschichte unmittelbar miteinander in Verbindung treten.

Die Verschiedenartigkeit der Quellen, der Sachen, der Bilder, der Schriften und der Worte, bedingt begreiflicherweise auch eine verschiedene wissenschaftliche Behandlung. Hierin liegt offenbar der Hauptgrund dafür, daß die deutsche Altertumskunde trotz mancher guten Anläufe dennoch — auf das Ganze gesehen — geradezu als ein Stiefkind der Wissenschaft bezeichnet werden muß. Daß ihr von seiten der Kunstwissenschaft keine erhebliche Förderung zuteil werden konnte, ist begreiflich, da dem Kunsthistoriker in der Regel schon die Schriftquellen unzugänglich, die Fragen der Wortforschung aber ganz verschlossen sind. Als rühmliche Ausnahme wäre hier Alw. Schultz zu nennen, der Verfasser des »Höfischen Lebens zur Zeit der Minnesinger«, aber auch er stand den mittelhochdeutschen Quellen nicht mit der nötigen Kritik gegenüber. Nur selten ist aus den Kreisen der Historiker einmal eine altertumskundliche Arbeit hervorgegangen. Sonst ist so gut wie alles, was überhaupt geschah, den Germanisten zu verdanken, bei diesen freilich wieder so, daß die Sicherheit in der Beurteilung und in der Ausnützung der Denkmäler und der Bildquellen eine sehr wechselnde war.

Daß Jak. Grimm's altertumskundliche Pläne nicht zur Ausführung gekommen sind, werden wir immer bedauern. Gescheitert sind sie unzweifelhaft an den Anforderungen, die die Verarbeitung der Sach- und Bildquellen gestellt haben würde. Vortreffliches hat Wilh. Wackernagel in seinen kleinen Schriften geleistet, bei deren Durchsicht man begreift, daß der Verfasser in seiner Jugend gezweifelt hatte, ob er bildender Künstler oder Germanist werden solle. Unzweifelhaft den stärksten Vorstoß hat Moriz Heyne mit seinen unvollendeten »Deutschen Hausaltertümern« gemacht. Man kann ihm auch ein persönliches Verhältnis zu den Sachen nicht abstreiten. Und doch hat er seine Aufgabe so sehr als Sprachforscher und als Lexikograph angefaßt, daß für den Altertumskundler manches zu wünschen übrig bleibt. Eines der wenigen Muster altertumskundlicher Arbeit hat im Jahre 1909 K. v. Amira mit seiner Münchner Akademie-Schrift »Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik« aufgestellt.

Zuletzt nenne ich den Archivdirektor F. Philippi und dessen »Atlas zur weltlichen Altertumskunde des deutschen Mittelalters« vom Jahre 1924. Die Einleitung zu dieser ansehnlichen und verdienstvollen Bildersammlung beginnt mit den Worten: »Sehr übel ist es mit unserer Kenntnis der Realien des deutschen Mittelalters bestellt. Wir wissen meist in dieser Beziehung nicht nur über unsere älteste Vorzeit vielfach genauer Bescheid, sondern sind auch über die entsprechenden Verhältnisse des klassischen Altertums durchweg besser unterrichtet als über die Zeiten des hohen Mittelalters, die uns so viel näher liegen.« Wir sind seit jener Zeit kaum einen Schritt vorangekommen. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß es in erster Linie an einer hinreichenden Ausbeutung der älteren Schriftquellen fehle. Es fehlt an einem planmäßigen Aufbau der Arbeit, es fehlt an einer Zusammenfassung der weit verstreuten altertumskundlichen Literatur, und es fehlt an einem genügenden Überblick über die erhaltenen Denkmäler und die Bildquellen.

Es muß etwas geschehen!

Die nordische Welt

Das große Sammelwerk »Die nordische Welt«, das Hans Friedrich Blunck im Propyläen-Verlag herausgegeben hat, trägt den Untertitel: »Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker«. Es liegt nicht der Akzent auf der Darstellung der politischen Geschichte, sondern die Dichtung, die bildende Kunst und die Entfaltung der nordischen Musik stehen eigentlich im Vordergrund, und die Gemeinsamkeit der kulturellen Grundlagen des Nordens mit dem Süden, d. h. in erster Linie mit Deutschland soll aufs eindringlichste dargetan werden.

Das Buch gliedert sich in vier Hauptteile: Die nordgermanische Frühzeit; das Werden der nordischen Mächte bis zum Beginn der Neuzeit; die Entfaltung des Nordens bis zur Gegenwart; die Länder des Nordens und Deutschland. In dem letzten Teil kommt der Zweck des Werkes, die Zusammenhänge mit Deutschland lebendig zu machen und der Gegenwart nahe zu bringen, eben zum stärksten Ausdruck: Aufsätze wie: »Die niederdeutsche Sprache« (C. Borchling), »Das dichterische Schaffen in Norddeutschland« (W. Stammler), »Wirtschaft und Verkehr im nordeuropäischen Raum« (Ernst Timm) sind Beweise dafür.

Das Werk hat 22 Mitarbeiter, deren Namen Klang haben, und so mußte ein Buch entstehen, das eine Fülle von Tatsachen enthält, die man in dieser Geschlossenheit so leicht nirgends findet, eine Enzyklopädie, die selbstverständlich durch zahlreiche Bilder und Karten belebt und erläutert wird. Auch wer mit den Folgerungen, die der eine Mitarbeiter zurückhaltend und abwägend, der andere kühn und leidenschaftlich, der dritte etwas einseitig zieht, nicht überall mitgeht, wird das Buch als eine Fundgrube von Daten und Anschauungen benutzen müssen.

»Ich wollte die Mitarbeiter nicht zügeln, noch gängeln«, sagt Friedrich Blunck im Vorwort. Das wäre ja auch wohl nicht gut möglich gewesen.

Mit besonderem Genuß habe ich den Aufsatz von Adama von Scheltema über »vorgeschichtliche Kunst auf germanischem Boden« gelesen. Seit dreißig Jahren zeigt die Kompaßnadel seiner Forschung nach dem Norden als »Ort der Erfüllung einer fast religiös betonten Sehnsucht«, aber die wissenschaftliche Wahrheit meistert Auswüchse dieser Sehnsucht. Er leugnet nicht die mannigfachen Einwirkungen fremdländischer Kulturformen auf den Norden, geht ihnen nach, untersucht sie genau, aber er kommt zur Erkenntnis, daß »künstlerisches Formgefühl niemals eine Einfuhrware sein kann und daß dieses wurzelechte Formgefühl in seinem gesetzmäßigem Wachstum trotz aller Einflüsse eine eigene rein geistige Ausdrucksform bekommt, wofür er als Beweise die geometrisch krummlinige Form der nordischen Bronzezeit und die altgermanische Tierornamentik anführt. Diese Einstellung zu den Kulturproblemen ist verständlich, klar und achtunggebietend. Sie ließe sich überall anwenden.

G. L.

[1]) Die nordische Welt. Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker. Unter Mitwirkung von Fred J. Dennes herausgegeben von Hans Friedrich Blunck. — Im Propyläen Verlag. Berlin. Geb. RM 26.—.

Digitized by Google

Konservator Dr. OSCAR PARET, Stuttgart

Das Geschlecht Württemberg mehr als 1500 Jahre bodenständig?

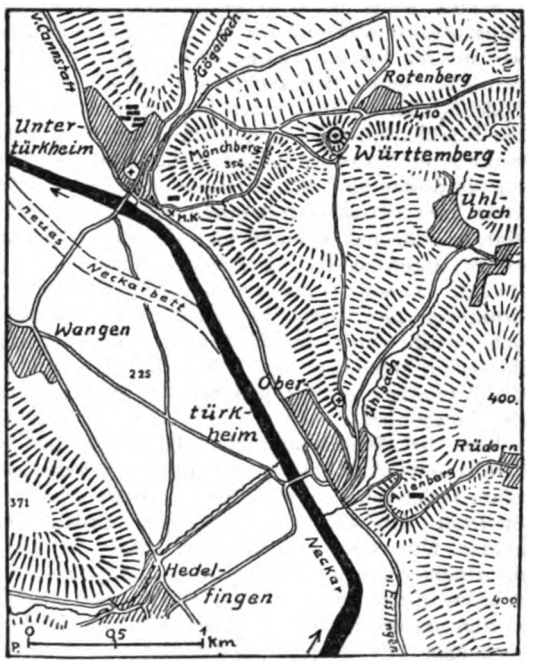
Familien- und Sippenforschung wird heute schon in weiten Kreisen des Volkes und oft mit Leidenschaft getrieben. Mancher Erbhofbauer sieht mit Stolz auf eine drei- oder vierhundertjährige Geschichte seines Geschlechtes und Hofes zurück. Hochadelige Geschlechter können dank der Rolle, die ihre Vorfahren in der Politik und damit im Schrifttum und in den Urkunden gespielt haben, ihren Stammbaum noch Jahrhunderte weiter zurück verfolgen. Die Grenze liegt für sie dort, wo die schriftlichen Urkunden aufhören, also in karolingischer Zeit. Jenseits dieser Grenze herrscht für den Sippenforscher undurchdringliches vorgeschichtliches Dunkel. Daß es aber bei günstigen Verhältnissen möglich ist, unter Heranziehung »vorgeschichtlicher« Bodenfunde in dieses Dunkel einzudringen, mag das Folgende zeigen.

Das Geschlecht der Herren von Württemberg (alte Form Wirtemberg) erscheint zuerst 1081 in den Kämpfen zwischen Kaiser Heinrich IV und Papst Gregor VII. Es ist der auf seiten des Papstes stehende Konrad, der sich eben um diese Zeit im Neckartal bei Stuttgart eine Burg erbaute, auf dem Wirtemberg oberhalb dem durch die Daimler-Benz-Werke heute weltberühmten Untertürkheim. Im Jahre 1083 wurde die Kapelle dieser Stammburg der Wirtemberger eingeweiht, und zwar nach Aussage der erhaltenen Bauinschrift nicht von dem zuständigen, aber kaisertreuen Bischof von Konstanz, sondern von dem Bischof von Worms, der, ein Gegner des Kaisers wie Konrad, im Kloster Hirsau im Schwarzwald in der Verbannung lebte.

Karl Weller hat die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Konrad ursprünglich, ehe er sich dem Zug der Zeit folgend eine Höhenburg erbaute, unten im Tale saß, in Untertürkheim, wo alamannische Gräber des 6./7. Jahrhunderts bekannt sind. Einen weiteren Hinweis sieht Weller in einer Angabe des Geographen von Ravenna, der auf Grund einer Landkarte des späteren 5. Jahrhunderts rechts vom Rhein sieben Orte, offenbar Sitze von Hochadel, nennt, darunter Turigoberga. Die Gleichsetzung dieses Ortes mit (Unter)-Türkheim hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, da auf diese Weise eine der Lage der sieben Orte entsprechende Reihe entsteht.

Ein neuer Fund stützt nun diese Annahmen, bringt uns aber in der ganzen Frage wesentlich weiter. Kürzlich beschäftigte ich mich mit den Bruchstücken eines Goldblattkreuzes des 7. Jahrhunderts, die unter unbekanntem Fundort in der Stuttgarter Staatssammlung liegen. In den Inventaren der alten herzoglichen Kunstkammer fand ich Urkunden darüber, von Herzog Karl Eugen selbst unterzeichnete Berichte, nach denen diese Goldblättchen zu Ende des Jahres 1789 zusammen mit Resten von silbernem Gürtelbeschläg in einem Grab in den herzoglichen Weinbergen bei Untertürkheim aufgefunden worden sind, unfern vom Pfleghaus. Dieses Pfleghaus war im Mittelalter ein Hof des Klosters Zwiefalten und ist heute ein Gasthof zum Mönchskeller. Er liegt am Fuß des nach dem alten Klosterbesitz genannten Mönchberg, einem Vorberg des Württemberg (s. Lageplan).

Nun wurden in den Weinbergen am Mönchberg in den letzten hundert Jahren immer wieder trocken gemauerte Gräber angetroffen. Da sie keine Beigaben enthielten, sah man in ihnen die zum Klosterhof gehörigen Gräber. Das Goldblattkreuz beweist jetzt, daß diese Gräber wesentlich älter und frühalamannisch sind. Ja es ist möglich, die Fundstelle des Grabes mit dem Gold- und Silberschmuck ganz genau anzugeben, denn in einem der 1893 aufgedeckten Gräber war eine Steinplatte mit der Inschrift eingesetzt: Anno 1789 ist dieses Grab geöffnet worden. Die Gräber liegen etwa 80 Schritte vom ehemaligen Klosterhof entfernt auf einer kleinen Stufe des Berghanges. Daß in diesen Gräbern keine Beigaben mehr oder nur diese dürftigen Schmuckreste gefunden worden sind, kann in einem Gelände nicht wundernehmen, das seit vielen Jahrhunderten dem Weinbau dient.



— = alamannische Gräber M. K. = Mönchskeller

Das Goldkreuz stammt aus Italien, ist langobardisch, und kam in der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts über die Alpen. Man kennt aus Württemberg und Hohenzollern nun 15 solcher Kreuze, das von Untertürkheim ist das im Neckarland am weitesten nach Norden vorgedrungene. Gräber mit solchen Kreuzen sind als besonders reich anzusprechen.

Wir kennen damit in Untertürkheim zwei alamannische Gräberfelder. Sie liegen 500 m voneinander entfernt und sind durch das Tal des Gögelbaches getrennt. Das reichere Gräberfeld ist das am Fuß des Mönchberges nun festgestellte, das größere und ärmere das nördlich vom Ort schon lang bekannte. Die beiden Grabfelder lassen aber auch auf zwei Siedlungen schließen. Die eine rechts vom Gögelbach bei der Kirche — aus ihr ist das Dorf Untertürkheim erwachsen —, die andere links vom Bach am Fuß des Mönchberg und damit des Württemberg. Und hier war der Sitz des Ortsadeligen. Ja wir müssen annehmen, daß gerade in dem Klosterhof der alte Adelssitz, der Herrenhof, weiterlebte. Konrad hatte enge Beziehungen zu Hirsau. Im Jahr 1089, sechs Jahre nach der Weihung der Burgkapelle, wurde von Hirsau aus das Kloster Zwiefalten im Süden der Schwäbischen Alb gegründet. Dies wird Konrad den Anlaß gegeben haben, seinen seit dem Bau der Burg verlassenen Herrenhof im Tal mit zugehörigen Weinbergen dem Kloster Zwiefalten als Patengeschenk zu übergeben. 1616 kaufte das Herzoghaus seinen Besitz wieder zurück.

Durch die Gräber am Hang des Mönchberges und die Geschichte des Klosterhofs wird die Stelle des heutigen Mönchskellers als Ort des Herrenhofs bezeugt, wenigstens für die Zeit seit 600. Wir können aber die Geschichte des Herrensitzes und des Geschlechtes noch weiter zurückverfolgen.

In den ältesten Urkunden wird zwischen Unter- und Obertürkheim noch nicht unterschieden. Auch das Turigoberga des 5. Jahrhunderts bezieht sich auf die Gesamtmarkung Türkheim, nicht nur auf Untertürkheim. Damit gewinnt aber noch ein anderer Bodenfund für uns geschichtliche Bedeutung: der unter dem Fundort Rüdern bei Eßlingen bekannte prachtvolle Grabfund.

Die Fundstelle liegt allerdings heute auf Markung Rüdern, einer Teilgemeinde von Eßlingen, aber nur wenige hundert Schritte von Obertürkheim entfernt auf dem Gipfel des Ailenberg unmittelbar südöstlich vom Ort, 120 m über dem Neckar. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Ailenberg einst ganz zur Markung Türkheim gehört hat und nicht zu dem 5 km entfernten Eßlingen, ist doch auch das ostwärts auf der Schurwaldhöhe gelegene Rüdern (von reuten!) erst im Mittelalter von der Reichsstadt Eßlingen aus in einstigem Waldgebiet gegründet worden.

Im Jahr 1857 stieß ein Weingärtner auf dem schmalen Gipfel des Ailenberg auf ein Skelett in Richtung West(Kopf)-Ost, das nach ärztlichem Urteil von einem etwa 30-jährigen kräftigen Manne stammte. Der hochverdiente schwäbische Vorgeschichtsforscher Topograph E. Paulus konnte an der Fundstelle noch in Erfahrung bringen, daß der Tote zu jeder Seite ein eisernes Schwert bei sich hatte, außerdem eine Lanze. Unterhalb der Brust lag eine goldene Gürtelschnalle mit roten Glaseinlagen und einem Kranz von eingesetzten Granaten sowie eine goldene Hülse (Schwertgriff?). Geborgen wurden weiter Reste von Silber- und Bronzeschmuck, von Eisenbeschlägen und Beinstücken unbekannter Bestimmung. Zu bedauern ist, daß dieses Grab nicht sachgemäß untersucht werden konnte. Es ist daher auch nicht sicher, ob der Fund, wie ihn damals der Württembergische Altertumsverein erwarb (heute in der Staatssammlung in Stuttgart), alle gefundenen Beigaben umfaßt. Schon Paulus hat den Fund mit dem berühmten goldreichen Grab des 481 gestorbenen fränkischen Königs Childerich I in Beziehung gebracht, das 1653 in Doornick in Belgien gefunden wurde. Tatsächlich ist das Grab vom Ailenberg mit seiner prachtvollen Gürtelschnalle auch heute noch das einzige dieser Zeit in Mitteleuropa, das sich nach Art seiner Beigaben dem Grab des Childerich an die Seite stellen läßt. Es gehört wie dieses in die 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts. Die Schnalle stammt aus dem Osten, wohl dem Schwarzmeergebiet. Auch sonst ist zu dieser Zeit ein östlicher donauländischer Einfluß in den westlichen Gebieten wahrzunehmen. Und bezeichnend für diese Zeit ist ferner das Einzelgrab oder die

Digitized by Google

ganz kleine Gräbergruppe im Gegensatz zu den Reihengräberfeldern des 6. und 7. Jahrhunderts.

Das Grab vom Ailenberg ist wohl das älteste bisher in Württemberg bekannt gewordene germanische, alamannische Grab. Es muß ein Edler gewesen sein, der auf dem Gipfel des Ailenberg mit der weiten Aussicht über das Neckartal bestattet wurde in einer später nicht mehr üblichen Lage. In ihm und seiner Familie haben wir jenen Hochadel zu sehen, der Turigoberga eben in jenen Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts seine Bedeutung gab.

Der Sitz dieses Adelsgeschlechtes darf am ehesten am Fuß des Ailenberges vermutet werden, da wo der Uhlbach in den Neckar mündet, also an der Stelle von Obertürkheim. Diese Siedlung hat aber keinen Bestand gehabt, denn Obertürkheim scheint erst nach 700 gegründet worden zu sein, da Reihengräber fehlen.

Wir kennen also auf der einen Markung Turigoberga zwei adelige Grabstätten und damit zwei Adelssitze, einen bei Obertürkheim aus dem 5. Jahrhundert und einen 2 km neckarabwärts am Mönchberg bei Untertürkheim, diesen seit mindestens 600. Wenn wir nun nicht annehmen wollen, daß das Geschlecht vom Ailenberg etwa im Laufe des 6. Jahrhunderts ausstarb und durch ein anderes Geschlecht beerbt wurde, muß das Geschlecht vom Ailenberg in dem von Untertürkheim weiterleben. Von seinem Ursitz an der Uhlbachmündung muß es etwa im 6. Jahrhundert an die Gögelbachmündung umgesiedelt sein. Die eine Teilsiedlung blüht auf, die andere verschwindet — eine häufig festzustellende Entwicklung. Anlaß zur Umsiedlung wird die viel günstigere Lage Untertürkheims am Rand des weiten Cannstatter Beckens gegeben haben, das vom Mönchberg und dem hinter diesem sich aufbauenden Württemberg beherrscht wird. Auch die Nähe von Cannstatt selbst mag mitgesprochen haben, war doch dieser Ort wie in vorrömischer und besonders in römischer Zeit, so auch wieder seit dem Aufblühen der Wirtschaft im 6. Jahrhundert der wichtigste Straßenknotenpunkt und der wirtschaftliche Mittelpunkt des mittleren Neckarlandes und daher auch von großer politischer Bedeutung geworden.

Bei der Art der archäologischen Urkunden und Quellen wird man zwar über eine mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit nie zu voller Sicherheit gelangen können, trotzdem muß der Versuch gemacht werden, auch die Bodenfunde in einen geschichtlichen Zusammenhang zu bringen und sie an die schriftlichen Quellen anzuschließen. Und so wage ich den Schluß:

Der Edle vom Ailenberg, der Träger der Rüderner Goldschnalle, ist ein Vorfahre der Herren von Wirtemberg gewesen. In Turigo-Türk wird der Name seines Ahnen stecken, dessen Sippe zwei Jahrhunderte zuvor nach der Eroberung des Limesgebietes sich auf der Markung Türkheim angesiedelt hatte.

Die ihm einst zugefallene Scholle auf Markung Türkheim, über die es immer wachsende Rechte, schließlich das Eigentumsrecht bekam, hat das Haus Württemberg zum Teil heute noch, nach mehr als anderthalb Jahrtausenden, im Besitz. Es sind die Weinberge der herzoglich Württembergischen Hofkammer am Mönchberg, die hinaufziehen gegen die ehemalige Stammburg Wirtemberg.

So reichen sich Vergangenheit und Gegenwart in der Geschichte dieses altschwäbischen Geschlechtes die Hand.

Schrifttum:

O. Paret, Die frühalamannischen Gräberfelder Groß-Stuttgarts und ihre Zeit. Im Druck.

K. Weller, Die Grafschaft Wirtemberg und das Reich bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Württ. Viertelj.-Hefte für Landesgeschichte 1932, 113 ff.

V. Ernst, Die Entstehung des deutschen Grundeigentums. 1926.

J. Werner. Münzdatierte austrasische Grabfunde. 1935.

Indogermanen und Germanen

Unter diesem Titel hat Prof. Walther Schulz, der Direktor der Landesanstalt für Volkheitskunde an der Universität Halle, ein kleines Buch herausgegeben, das in übersichtlicher, faßlicher Weise vom Standpunkt eines Vorgeschichtsforschers aus die Indogermanenfrage behandelt. Der Zweck des Buches ist, wie der Verfasser am Anfang sagt, die 1934 von Hermann Güntert aufgebrachte Meinung, die Indogermanen seien in der asiatischen Steppe entstanden, zu widerlegen. Unleugbar ist diese Grundeinstellung von Schulz richtig, denn seit Hans F. K. Günther ebenfalls im Jahre 1934 genau nachgewiesen hat, daß in alten Zeiten auch die Oberschicht der asiatischen Indogermanenvölker der nordischen Rasse angehört hat, ist eine östliche Herkunft der Indogermanen aus einem Klima, dem die nordische Rasse nicht angepaßt ist, nicht mehr denkbar.

Schulz stellt in knappen, klaren Zügen die Bauernkultur während der jüngeren Steinzeit dar, wie sie sich für das Ostseegebiet und das mitteldeutsche Gebiet der »Schnurkeramiker« aus den Bodenfunden ergibt. Vorteilhaft ist, daß er auch die Nachbarkulturen, den bandkeramischen Kulturkreis in Südosteuropa, den kammkeramischen im Nordosten und den westeuropäischen Kulturkreis kurz betrachtet; dadurch wird den Lesern klar, warum und wodurch man diese fünf Kulturkreise unterscheidet. Der letzte Abschnitt des Buches behandelt die germanische Kultur der Bronzezeit und frühen Eisenzeit und die allmähliche Ausbreitung der Germanen. Viele Abbildungen unterstützen den Text; die Darlegungen des Verfassers entsprechen dem heutigen Stand der Forschung.

Vor die Schilderung der Bauernkultur hat Schulz einen Abschnitt gestellt mit der Überschrift »Die Indogermanen der älteren und mittleren Steinzeit. Die Zeit vor der Bauernkultur«. Die beiden Unterteile sind betitelt: »Die Vorfahren der Indogermanen in Mitteleuropa« und »Das Vordringen in das nordische Neuland.« Hier handelt es sich um die letzte Eiszeit und die Zeit des Eisrückgangs. Es erscheint bedenklich, für diese so frühe Zeit schon den Namen »Indogermanen« zu verwenden; es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Eigenarten der sehr verwickelten urindogermanischen Sprache schon in so alten Zeiten ausgebildet waren. Das Wort »Indogermanen« bezeichnet doch Völker einer bestimmten Sprachgruppe. Es wäre schön, wenn der Verfasser späterhin in dem Gesamttitel dieses Abschnitts ebenso wie im ersten Untertitel von »Vorfahren der Indogermanen« sprechen würde.

Unklar ist die Stellung des Verfassers zur fälischen Rasse. Mit Ausnahme dieser beiden Punkte kann aber der Beurteiler das Buch von Walther Schulz durchaus empfehlen; namentlich wird es Lehrern als Grundlage für ihre im Unterricht vorzutragenden Ansichten nützlich sein.

Dr. Theodor Steche

Walther Schulz, Indogermanen und Germanen. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1936, 104 Seiten mit 98 Abbildungen, kartoniert 2,40 RM.

Zeitschrift für deutsche Geistesgeschichte

Herausgegeben vom Forschungsinstitut für deutsche Geistesgeschichte in Salzburg

Schriftleiter

Univ.-Dozent Dr. P. VIRGIL REDLICH O.S.B.

Zweimonatl. erscheint ein Heft im Umfang v. 48-64 S. Gr.-Oktav. Bezugspreis halbjährl. RM 3.—, Einzelhefte RM 1.30

3. Jahrgang, Heft 1 erscheint demnächst!

AUS DEM INHALT:

Martin Grabmann, Die geistige Lebendigkeit der Philosophie des Mittelalters.

Justus Hashagen, Ranke in neuer geistesgeschichtlicher Beleuchtung.

Herma Piesch, Meister Eckhart heute.

Eduard Winter, Kardinal Schwarzenberg und Domprediger J. E. Veith.

„Die Zeitschrift steckt sich das hohe Ziel, deutsche Geistesgeschichte im weitesten Sinn des Wortes zu betreiben. Kunst, Sprache, Recht, Literatur, Universität werden in dem Bereich der Aufgaben mit einbezogen. Ein Weltbild des geistigen Deutschland steht dem Herausgeber als hohes Ziel vor Augen, Namen von wissenschaftlichem Klang haben Beiträge beigesteuert, die die deutsche Geistesgeschichte von den verschiedensten Seiten behandeln: Wenn sich die Zeitschrift in diesem Geiste weiterentwickelt, dürfen wir in ihr ein Organ für synthetische Betrachtung der Geschichte und für die ungeheure Fülle deutscher Geistesarbeit erblicken." (Jahrbuch St. Wiborada, Westheim)

Verlangen Sie kostenlose Probenummer!

VERLAG ANTON PUSTET, SALZBURG-LEIPZIG

Weltgeschichte der Steinzeit

Die wissenschaftliche Bedeutung von Menghins Buch »Weltgeschichte der Steinzeit« ist in den bisherigen fünf Jahren seines Bestehens so oft und so eingehend untersucht worden, daß der Gedanke einer neuerlichen wissenschaftlichen Würdigung des Werkes etwas abwegig wäre.

Das Buch Menghins ist primär ein fachwissenschaftliches, kein populärwissenschaftliches Werk. In einer übersichtlichen Zusammenordnung aller vorgeschichtlichen Einzelerkenntnisse in ein einheitliches Gesamtbild beruht sein eigentlicher Wert in seiner »gewaltigen, von weitschauendem und großzügigem Geiste getragenen« Systematik. Auf der anderen Seite ist es an die Unvollkommenheit des verarbeiteten Einzelmaterials gefesselt. Die großen Lücken, die heute noch im vorgeschichtlichen Weltbilde vorhanden sind, mußten natürlich auch die vorgeschichtliche Systematik ungünstig beeinflussen. So weitgehend nun Menghin auch die Unvollständigkeit des ihm zur Verfügung stehenden Materials berücksichtigt, war er doch im Interesse einer übersichtlichen Darstellung gezwungen, gefährliche Lücken durch subjektive Hypothesen zu überbrücken.

So selbstverständlich dies Vorgehen dem wissenschaftlich geschulten Leser ist, so bedenklich können die Folgen sein, wenn ein interessierter Laie in Unkenntnis dieser Situation den Inhalt des Menghinschen Buches in allen Teilen als feststehende Wahrheit gläubig hinnimmt. Diese Gefahr ist natürlich kein Mangel des Menghinschen Werkes. Sie ist vielmehr von vornherein unvermeidlich und nur auf Seiten des Lesers durch die klare Erkenntnis der Struktur des Buches zu bannen.

Wie notwendig diese Erkenntnis ist, wird am deutlichsten klar, wenn Menghin mit seinem Kampf gegen die europäozentrisch eingestellte Forschungsweise zu Folgerungen anregt, die weit über das Gebiet der eigentlichen Fachwissenschaft hinausgehen; und wenn er ferner im Schlußkapitel seines Werkes als die drei Stufen der Menschheitsentwicklung die Naturkindschaft, die Naturverbrüderung und die Naturbeherrschung gegeneinander abzugrenzen sucht und damit in die Betrachtung vielleicht der größten und entscheidendsten Frage der Weltanschauung mit einer sehr charakteristischen Stellungnahme eintritt.

So ist das Beste, was dieser groß angelegte Abriß der Weltgeschichte der Steinzeit dem Fachwissenschaftler wie dem interessierten Laien zu geben vermag, — besser als die ungeheure Fülle des verarbeiteten Materials —, die ebenso große Fülle von Fragen und Anregungen, die er Beiden vermittelt. —k

Oswald Menghin. Weltgeschichte der Steinzeit. Verlag Schroll. Wien 1931. Lw. RM 40.—.

Digitized by Google

VOLKSKUNDLICHES

1.

Rechtliche Volkskunde

Das wichtige Gebiet der »Rechtlichen Volkskunde« hat, wie soviele andere volkskundliche Forschungszweige, niemand anders zum Schöpfer als Jacob Grimm, der mit seinem Buch über die »Rechtsaltertümer« ein erstes, sicheres Fundament legte. Das ist nun auch der erste Eindruck von Künßbergs ausgezeichnetem, handlichen Werke: hier wird auf einem Acker gepflügt, der kein Neuland mehr ist. Hier herrscht Umsicht und Sorgfalt, Überblick und Reife im Gliedern und Gestalten des Stoffes. Die für uns heute wieder so besonders lebensnah gewordenen alten deutschen Rechtsverhältnisse werden im ganzen volkstümlichen Sprach- und Sittengut und in allen gegenständlichen Äußerungen wie Holzurkunden, Hausmarken, Viehzeichen, Bauernzahlen und ähnlichen Denkmälern aufgezeigt und beschrieben. Dabei werden eine Menge Tatsachen angerührt, die in weiten Kreisen bekannt, aber nie in diesem Zusammenhang gesehen worden sind. So findet naturgemäß bei den Rechtssagen die Schweizer Erzählung von Wilhelm Tell Erwähnung, wobei interessant ist, daß die beiden Teile dieser Sage: die Verschwörung auf dem Rütli und die Geschichte von Tell, der an der Spitze seines Volkes die Vögte verjagt, ursprünglich gar nicht zusammengehören und zusammenpassen.

Eine wertvolle Einleitung über Rechtswissenschaft und Volkskunde und über die Abgrenzung der rechtlichen Volkskunde gegen die Völkerkunde eröffnet das Buch, ein Schlagwortregister und ein gut ausgewählter Anhang von 28 Abbildungen beschließen es.

Dr. W. Schuchhardt
Berlin

Eberhard Frh. v. Künßberg, Rechtliche Volkskunde. Grundriß d. deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Bd. 3. Herausgegeben von Kurt Wagner. Halle 1936. RM 4.60.

2.

Zunftbräuche

Das Buch von Eugen Weiß »Steinmetzart und Steinmetzgeist«, hat ein guter Kenner der Bauhütten und des Steinmetzgewerbes geschrieben. Das Buch enthält eine lebendige Darstellung des Lebens der Steinmetzen im Mittelalter und der neueren Zeit. Es ist äußerlich in zwei Teile geschieden, in einen darstellenden Abschnitt »Steinmetzart« und einen Teil »Germanische Kunst und Steinmetzgeist«, in dem Gedanken über die seelischen Grundlagen dieser Kunst dargelegt werden. Diese beiden Teile sind aber gar nicht eng geschieden, sondern gehen ineinander über dergestalt, daß der Verfasser den Bräuchen seine Betrachtung sofort anschließt. Dadurch entsteht eine Wiederholung der betrachtenden Gedanken, die umso mehr ins Gewicht fällt, da man sich seinen Betrachtungsgängen auf keinen Fall anschließen kann. Der Verf. sieht überall alte Mystik, Zahlensymbolik, Runenzauber, die er gefühlsmäßig deutet. Das erinnert uns an die längst überstandene Zeit des 19. Jahrhunderts, in der man in jedem Märchen einen Mythos und in jeder Märchengestalt bald die Sonne, bald den Mond zu erkennen glaubte.

Die Bräuche, die der Verf. schildert, hat er z. T. noch miterlebt, oder sie wurden ihm von alten Steinmetzen erzählt. So wird berichtet, daß beim Trinken des »Geschenkes« keilförmig zugeschnittene Weißbrote auf einem Teller gereicht wurden. Man darf in den keilförmig zugeschnittenen Broten nicht gleich, wie es im Sinne des Verf.s liegt, Überreste von alten Opferbroten sehen. Ebenso ist es nicht angebracht, im Steinmetzzeichen den »Wotischen Runengedanken« zu sehen. Sehr aufschlußreich ist die Sitte, daß sich die jungen Steinmetzgesellen ihr Zeichen selbst wählen durften und es auf einem Holzteller eingeritzt den Meistern zur Begutachtung vorlegen mußten. Auch vom Brauchtum in der Werkstätte wird sehr ausführlich berichtet. Dem Steinmetzgesang und Spruch ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Die meisten der angeführten Lieder werden allerdings allgemein von allen Handwerkern, oft mit kleinen Anpassungen, gesungen. Neues für die Zunftsprache findet sich nicht in dem Buche. Die Bezeichnung »Ausfördergeselle« für den Altgesellen der Steinmetzen kennen wir schon aus Wissell (II 397). Das Wort »Zuführgeselle« für Altgeselle ist wohl neueren Datums, wie wohl auch das Schimpfwort »Säckel« für den Pfuscher.

»Altes Brauchtum im Handwerk« heißt eine Buchreihe, die im Verlage H. Buschmann in Münster erscheint und ausschließlich Heftchen von H. Isenberg enthält. Das Bändchen »Das Gesellenwandern und was damit zusammenhing« von diesem Verf. ist besonders Handwerkern, die sich in der Geschichte des Zunftlebens umsehen wollen, zu empfehlen. Durch die große Anzahl von Bildern aus dem Zunftleben und durch das urkundliche, verständlich gemachte Material ist die Arbeit leicht zu lesen. Der Wissenschaftler findet manche ihm bisher unbekannte Urkunden aus unveröffentlichten Gesellen- und Einschreibebüchern der Stadtarchive und wird viele der Bilder aus den Museen dankbar begrüßen. Auch über die Geschichte der Herberge ist manches Wertvolle zu finden, dazu Aufzählungen der Herbergen einiger Städte (Straßburg, S. 96 f.). Den ältesten urkundlichen Beleg für das Gesellenwandern findet der Verf. in einer Urkunde vom Schneidertag in Schweidnitz (1361). Seltsamerweise findet sich unter den Abbildungen eine Holzraspel der Bautzener Töpfergesellen, mit der den »ankommenden Gesellen die Finger geraspelt« wurden (?). Zwischen den in beinahe übergroßer Zahl wörtlich angeführten Urkunden, die allerdings öfters stark unserer Schriftsprache angeglichen zu sein scheinen, vermißt man den ausführenden, erläuternden Text. Auch wäre ab und zu eine kritische Stellungnahme sehr wohl am Platze.

In schöner Ausstattung ist in der Reihe »Deutsche Volkheit« ein Bändchen von Oschilewski, »Der Buchdrucker«, erschienen. Es wird ein kleiner, gut geschriebener Abriß der Geschichte und des Brauchtums der Buchdrucker gegeben. Neben vielem Volkskundlichem und Zunftgeschichtlichem erörtert der Verf. auch die Frage der Wiederbelebung der alten Bräuche in der heutigen Zeit und erkennt sehr klar, daß die jetzigen Bräuche im Wesen, in der Art und der Auffassung von dem alten Brauchtum abweichen. Man geht heute so weit, daß Buchbinder das »Gautschen« der Buchdrucker als Zunftbrauch ausführen. Ganz richtig sagt Oschilewski: »Es muß die Frage gestellt werden, ob hier nicht die Gefahr der Symbolverletzung und des Verkennens alter Berufstradition vorliegt« (S. 33). Aus den Umfragen, die der Verf. an die einzelnen Druckereien richtete, konnte man ersehen, daß der Brauch des »Gautschens« nach dem Kriege nur ganz vereinzelt gepflegt wurde. — Das Büchlein ist allen Schichten des Volkes aufs wärmste zu empfehlen.

Dr. Otto Ludwig
Leipzig

Eugen Weiß, Steinmetzart und Steinmetzgeist, Diederichs Jena. H. Isenberg, Altes Brauchtum im Handwerk, Buschmann Münster. RM 1.50. Oschilewski, Der Buchdrucker, Deutsche Volkheit. Diederichs Jena. RM 1.60.

3.

Deutsche Rechtssymbolik

Die germanische und deutsche Rechtsgeschichte ist überaus reich an Symbolen. Jede Rechtshandlung wurde durch ein Symbol gleichsam veranschaulicht. Auf Grund dieser Erscheinung hat Puetzfeld in seinem Buche »Deutsche Rechtssymbolik« die wichtigsten Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte entwickelt. Es lag ihm daran, keine Aufzählung und bloße Erklärung der Rechtssymbole zu geben, sondern die Rechtsgeschichte in ihren Grundzügen auf diesem Gesichtspunkt aufzubauen. So ist es zu verstehen, daß sich in dem Buche neben Ausführungen über die eigentlichen Symbole wie Fahne, Schwert, Hut, Stab, Szepter, Handschuh usw. und die symbolischen Gebärden mit Hand, Fuß und Mund rechtsgeschichtliche Kapitel, wie »Familie und Ehe« in großer Breite finden. Ziemlich ausführlich spricht der Verf. von den Adoptionsformen, der Blutsbruderschaft, dem Ahnenkult, dem Ding, dem Eid, dem Asyl und der Buße. Genau ist auch das Kapitel »Gottesurteile« behandelt. In dem Abschnitte »Gesprochene Begleitakkorde« werden, was aus der gewählten Überschrift nicht ohne weiteres hervorgeht, feststehende Wortformeln bei den Rechtshandlungen angegeben.

Manche Symbole und symbolische Handlungen vermißt man in dem Buche. Vielleicht hätte eine größere Vollständigkeit den Rahmen des Buches überschritten. So ließen sich viele Ergänzungen im »Deutschen Rechtswörterbuche« finden (z. B. gemalte Kuh u. a.), das der Verf., obwohl er doch das »Handwörterbuch des Aberglaubens« anführt, nicht unter der Literatur aufzählt.

Dr. Otto Ludwig
Leipzig

Carl Puetzfeld, Deutsche Rechtssymbolik. A. Metzner, Berlin 1936. RM 3.80.

4.

Thüringische Glasbläserei

Das weite Gebiet der deutschen Volkskunst leidet heute noch unter starkem Mangel an Einzeluntersuchungen. Unter den wenigen wahrhaft eingehenden, weil örtlich begrenzten Arbeiten, die vorliegen, sind wiederum diejenigen selten, welche sich redlich um die Technik der Herstellung bemühen. Zu ihnen gehört das Buch Barbara Pischels. Der Vorsatz der Verf. auf ein Sachgebiet der Volkskunst Licht fallen zu lassen, ohne kunstgeschichtliche Methoden anzuwenden, kann als geglückt bezeichnet werden. Viele der erarbeiteten Einzeltatsachen scheinen geeignet, ihrerseits den Begriff Volkskunst zu befruchten und psychologisch klären zu helfen, z. B. die Ausführungen über das Gemeingut neuer Erfindungen (S. 57): »Es besteht kein Urheberrecht des Einzelnen für seine gläsernen Kunstwerke. Was der eine erfunden hat, darf der andere nachschaffen. Der Lauschaer Glasbläser Hugo Gerlach behauptet z. B. als erster massives Glas zu Plastiken an der Lampe verarbeitet zu haben. Heute werden von Lauscha bis Cursdorf massive Glasplastiken hergestellt, ohne daß einer dieser Lampenbläser deswegen einer unerlaubten Nachahmung beschuldigt würde. Sämtliche Lampenbläser bilden somit eine Werkgemeinschaft, in der die vom Einzelnen erarbeiteten Werte Besitz aller werden.«

Durchaus zutreffend ist auch, was Verf. über den nationalen Kitsch sagt: »so oft ein Erleben hinter einer künstlerischen Gestaltung — gleich welcher Technik — steht, ist sie ein Stück Volkskunst, auch wenn ihre äußere Form den Ansprüchen einer ästhetischen Betrachtungsweise nicht gerecht wird.«

Gut lesbare Karten über den Stammbaum der Glashütten und ihre Ausbreitung geben dem Buche erhöhten Wert.

Dr. O. A. Erich

Barbara Pischel, Die thüringische Glasbläserei. Fritz Fink Verlag, Weimar 1936. Br. RM 4.—.

5.

Masken

Lebhaft zu begrüßen ist es, daß dieses Buch der Masken endlich einmal von den Masken selbst ausgeht und nicht wie üblich von den Bräuchen. Die Gegenstände selbst sprechen für den, der sie unvoreingenommen betrachtet, eine vernehmliche Sprache, und der Weg von ihnen aus ist denn auch mit manchem schönen Teilerfolg begangen worden. Die hier vertretene Meinung, daß die Tiermasken zu den Perchtenumzügen gehören ist besonders interessant. Die Perchten sind, wie die Verfasserin schließt, keine Vegetationsdämonen, sondern Seelengeister, ihre Darstellung in Tierverkleidung scheint ihr als germanisch erwiesen. Auch die Be-

Digitized by Google

ziehungen der Perchtenmasken zu den Larven der Passions- und Osterspiele sind gut herausgearbeitet. Die Ergebnisse hätten mit der gewählten Methodik aber noch größer sein können, wenn die Germanistik, die im allgemeinen die Sachgüter stark vernachlässigt, der Verfasserin schon die Wege gebahnt hätte, die sie sich nun erst selbst schlagen mußte: man kann es kaum der Verfasserin zur Last legen, wenn sie wesentliche methodische Hilfsmittel außer Acht läßt, wie sie der Kunstgeschichte und der Volkskunstforschung geläufig sind.

So ist es z. B. nicht recht verständlich, weshalb die Verfasserin die Sammlungen von Masken, die sie aus äußeren Gründen nicht selbst hat ansehen können, nicht wenigstens auf schriftlichem Wege, oder durch Einsichtnahme in die betr. Museumskataloge studiert hat. Sie hätte etwa im staatlichen Museum für deutsche Volkskunde auf Anfrage hin leicht feststellen können, daß es dort drei Dutzend Masken mit genauer Herkunftsbezeichnung gibt, die zum größten Teile aus Tirol und dem Salzburger Lande stammen, so daß die Lokalisierungsversuche der Verfasserin an ihnen eine festere Unterlage hätten erhalten können. — Weiter hätte ihr ein Studium frühmittelalterlicher Handschriften zeigen können, daß es Darstellungen von Tiermasken-Trägern in karolingischer Zeit gibt, die wie zeitgenössische Illustrationen des »cervulum facere« wirken. Es ist dem Kritiker gewiß nicht angenehm, auf ein eigenes Buch zu verweisen: wenn hier die »Darstellung des Teufels in der christlichen Kunst« (Berlin 1931) genannt wird, so geschieht es mit dem lebhaften Bedauern, daß Hilde Emmel die dort gemachten Angaben (S. 65f.) nicht als Unterlagen für weitere Untersuchungen über die Perchtenmasken benutzt hat. Da die Verfasserin mit ihrer Arbeit nur einen Anfang zu einem geplanten umfassenderen Werke gleichen Themas geben will, so mögen ihr diese Zeilen zur Anregung dienen, keinesfalls zur Hemmung, weil der von ihr eingeschlagene Weg, wie gesagt, durchaus der richtige zu sein scheint.

Dr. O. A. Erich, *Potsdam*

Hilde Emmel, Masken in volkstümlichen deutschen Spielen. Deutsche Arbeiten der Universität Köln. Bd. 10. Diederichs, Jena. Br. RM 5.—.

6.

Südfränkische Volkssprache

Auf Grund der Mundart des Dorfes Oberschefflenz schildert dieses Buch die Volkssprache des badischen Frankenlandes. Dem Verfasser ist diese Dorfmundart aufs genaueste bekannt, und da er nach ungeheuerer Sammelarbeit die Tatsachen nüchtern aufgezeichnet und übereilige Theorien verworfen hat, besitzt das Ergebnis wirklich wissenschaftlichen Wert. Als ausgesprochener Mundartenfreund, gibt der Verfasser nicht zu, daß die Dialekte Entartungsgebilde oder etwa »gesunkenes Kulturgut« sind. Vielmehr sind sie eigenschöpferisch, eine Heilquelle der Sprache. Der gewöhnliche Vergleich von Mundart und Schriftsprache wird der Mundart ungerecht; denn man vergleicht am häufigsten die Rede der ungeschicktesten Mundartsprecher mit der Hochsprache der ständig schreibenden Gebildeten. Bei richtiger Vergleichsweise würde sich eher ein Grad- als ein Artunterschied herausstellen. Wenn, zum Beispiel, das Denken der Unterschicht »assoziativ« und nicht immer logisch ist, so folgt die Umgangssprache der Oberschicht auch nicht immer den richtigen Denkgesetzen.

Der Band behandelt Laute, Wörter und Wortfügung. Lautlich ist die Schefflenzer Mundart meistens typisch süddeutsch: z. B. ü und ö fehlen, b d g sind stimmlose Lenes. Einen besonderen Zug aber bildet die Näselung der Vokale, welche vor n m ng stattfindet. Was den Wortschatz betrifft, hält der Verfasser die Ansicht für »unglaublich töricht«, daß ein Bauer mit etwa 300 Wörtern für seinen täglichen Bedarf auskommen könne. Der Schefflenzer Wortschatz enthält rund 10000 Wörter. In der Wortfügung wird die Reihung bevorzugt; doch ist die Reihung oft wegen der Klang- und Tonverhältnisse nur eine versteckte Gliederung oder Subordination.

Bücher dieser Art sind der Sprachwissenschaft unentbehrlich; denn die genaue und vollständige Beobachtung der lebendigen Rede gibt der Lautgeschichte eine nicht anders zu gewinnende Sachlichkeit. Das Gesprochene geht dem Geschriebenen voraus; nur im Gesprochenen spüren wir unmittelbar die den Werdegang der Sprache gestaltenden Urkräfte.

Prof. Dr. Murat H. Roberts
New York University

[1]) Edwin C. Roedder, Volkssprache und Wortschatz des badischen Frankenlandes, dargestellt auf Grund der Mundart von Oberschefflenz. 606 Seiten. Modern Language Association of America, New York, 1936.

7.

Marx Sittich v. Wolkensteins Beschreibung Südtirols von 1607—1614

Zu einer Festgabe für Hermann Wopfner, den geschätzten Historiker und Volkskundler Tirols an der Innsbrucker Universität, taten sich 22 Freunde und Schüler des sechzigjährigen Gelehrten zur erstmaligen Herausgabe eines der ältesten und ausführlichsten Werke der tirolischen Landes- und Volkskunde, nämlich der »Tirolischen Chronik« des Freiherrn Marx Sittich von Wolkenstein-Trostburg (1563—1620), zusammen[1]). Wolkensteins Werk ist sozusagen im Konzept stecken geblieben und nur teilweise überliefert. Die Herausgeber übergingen die geschichtlichen Darlegungen, Genealogien u. dgl. und beschränkten sich auf die Beschreibung von Land und Leuten Südtirols, die für unsere Gegenwart von einzigartigem Quellenwerte in der Erfassung der naturkundlichen, sprachlichen und Volkstumsverhältnisse ist und vornehmlich aus eigener Anschauung und Erfahrung des Freiherrn zustande kam. Von besonderer Wichtigkeit bleiben Wolkensteins allgemeine Kapitel: Ursprung des Landes und seine Namen, Lage und Grenzen, Bistümer, Stifte, Städte und Gerichte, Flüsse und Seen, Tiere, Wein und Getreide, Almen, Wälder und Wiesen, Bergbau und Steinbrüche, Kräuter und Wurzeln, Sauerbrunnen und Wildbäder, Fruchtbarkeit und Mißgeburten der Weiber, Alter der Menschen und Beschaffenheit der Luft, Übermaß im Essen und Trinken, Bauernhäuser, Landstände, Sitte, Bräuche und Sprachen. Daran fügt die Ausgabe die Beschreibungen der einzelnen Teile des Landes nach ihren damaligen Eigenfürstlichkeiten mit rein örtlichen Angaben und Bemerkungen über Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Gewerbes, der Jagd und Fischerei, über besondere Naturerscheinungen und Eigentümlichkeiten der Bevölkerung.

Die Ausgabe leiteten der Staatsarchivdirektor Univ.-Prof. Hofrat Otto Stolz und seine Kollegen Karl Dörrer und Hans Kramer mit großer Sorgfalt. Der Hinweis im Gutenberg-Jahrbuch für 1937 S. 151 auf die Beschreibung Brixens durch Donat Fäz vom Jahre 1582 dürfte eine wichtige Quelle Wolkensteins wie überhaupt der erhaltene Bibliothekskatalog seines Vetters Christoph Freiherr von Wolkenstein-Rodenegg die wesentlichen literarischen Unterlagen Marx Sittichs erschließen. Über den Weg, den der größere Teil seiner Handschriften bis in die Universitätsbibliothek von Innsbruck genommen hat, gibt Ignaz de Lucca in seinem Journal der Literatur und Statistik (Bd. 1, Innsbruck 1782, S. 77) einen Anhaltspunkt. Nach A. Hittmair, Geschichte der k. k. Universitätsbibliothek in Innsbruck, kamen die geschichtlichen Werke der Wolkensteiner i. J. 1800 in diese Bücherei.

O. Stolz stellte der Ausgabe eine Würdigung H. Wopfners voran. Dessen selbstloser Art und Hingabe an Volk und Heimat entspricht dieses Gemeinschaftswerk so vieler Freunde Südtirols; es dient über die reichhaltige Tiroler Heimatkunde hinaus der deutschen Volkskunde.

Ant. Dörrer

[1]) Marx Sittich von Wolkenstein, Landesbeschreibung von Südtirol, verfaßt um 1600, erstmals aus den Handschriften herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft von Innsbrucker Historikern. Festgabe zu Hermann Wopfners sechzigstem Lebensjahr (Schlern-Schriften, 34), Innsbruck, Universitäts-Verlag Wagner, gr. 8°, XIV und 328 Seiten mit 3 Tafeln. Brosch. RM. 18.—.

8.

Schock schwere Not

Wenn Wilhelm Fraenger ein Bändchen Moritaten (zum Teil erstmalig) an die Öffentlichkeit bringt, so hat eine Kritik nichts hinzuzufügen. Der Name des Herausgebers bürgt für eine amüsante Auswahl mit sicherer Hand, er birgt ferner für zutreffende psychologische und historische Einordnung, wie sie auf nur zwei Seiten am Schlusse des Bändchens in schlagender Weise vorgenommen worden ist. Aus dem Quellennachweis geht hervor, daß die Sammlung Wustmann in der Stadtbibliothek zu Leipzig den Grundstock der Texte bildet, Stücke aus der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburgs u. a. schließen sich an. Der Titel Schock schwere Not hat den Stimmungsgehalt des Büchleins auf eine knappe Formel gebracht, zutreffend und packend zugleich ist auch der Buchdeckel: eine riesige Hand, die sich über den Dachfirst eines kleinen Hauses hinaus in den Himmel reckt — ein Mecklenburgischer Sträfling ritzte sie zu Tondern in die Wand der Gefängniszelle.

Die Federzeichnungen von Karl Rössing haben den Ton der Moritaten gewiß gut getroffen, aber sie gehen doch nicht restlos in deren Wesen auf. Es bleibt das Werk eines Künstlers, der sie nicht ohne ein leichtes Lächeln schuf: mit den alten Holzschnitten, welche die fliegenden Blätter häufig begleiteten, sind sie jedenfalls nicht zu verwechseln.

Dr. O. Erich
Potsdam

Schock schwere Not. Drei Dutzend Moritaten. Ausgewählt von Wilhelm Fraenger, mit Federzeichnungen von Karl Rössing. Verlag Dr. Ernst Hauswedell & Co. Hamburg. Geb. RM 3.—.

Soeben erschien:

Wortbildung der homerischen Sprache

Von **Ernst Risch**

Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- u. Kulturwissenschaft, Heft 9. Okt. XVI, 236 S. RM 20.–

Die Arbeit will eine Ordnung aller bei Homer belegten Wörter nach ihrer Bildungsart bieten und ein brauchbares Hilfsmittel für weitere Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Wortbildung liefern.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Dr. HANS WENTZEL, Lübeck

Die Kunst der Hanse im Ostseegebiet

Die Hanse bedeutet in der deutschen Geschichte etwas ganz Einmaliges und eigentlich Unvergleichliches: eine rein wirtschaftliche Genossenschaft, ein »Unternehmerkonsortium«, wie man sie genannt hat, wird Träger deutscher Kultur und Kunst auf außerdeutschem Gebiet. — Die politische und wirtschaftliche Stellung der Hanse war schwer errungen, mit immer erneuten Anstrengungen, Kämpfen und Verlusten verbunden. Die wirtschaftliche und kulturelle Diktatur im Ostseegebiet entsprang der mutigen und zähen Überlegung des kaufmännischen Hirnes. Der Reichtum dieses Unternehmerkonsortiums war überwältigend und kaum vorstellbar. An Städten aber, wo Kapitalien umgesetzt wurden, wie umgerechnet auf heutige Kaufkraft kaum in den bedeutendsten Wirtschaftszentren des gegenwärtigen Europa, mußten diese Ausdruck finden in künstlerischen Dingen. Ja, die Kunst muß für uns sogar der Gradmesser der bewegten hansischen Entwicklung, ihrer Erfolge und Mißerfolge sein — sie wird sie aber ausgeglichener wiederspiegeln, nur die grundlegenden Schwankungen aufzeigen und sich weniger berührt finden von Tagesereignissen. — Bei einer Betrachtung der hansischen Kunst muß sich notgedrungen immer Lübeck in den Vordergrund schieben. Es war seit 1226 freie Reichsstadt, nicht von Fürsten und fürstlicher Politik beeinflußt — sein Bürgertum war ausschließlich hansisch, während etwa Brügge, Bergen, London, Soest, Nowgorod, Wisby viel stärker verknüpft waren mit noch anderen Interessen — mit dem Hinterland, mit den ihnen vorgesetzten Fürsten, mit ihrer »Industrie« etc. Lübeck, »mit seiner unvergleichlichen Lage an dem Drehpunkt der beiden Achsen des hansischen Wirtschaftssystems: der Linie Nowgorod — Lübeck und Brügge — Lübeck, ganz zu schweigen von den die Stadt kreuzenden Nord-Süd-Verbindungen« mußte als reine Handels- und Umschlagsstadt das Hauptzentrum sein, das Symbol der Hanse und der charakteristische Ausdruck dieser Gemeinschaft. So ist auch die Kunst etwa von Soest, Köln, Brügge, London, Wisby etc. in jedem Fall westfälische, rheinische, niederländische, englische und gotländische Kunst. Die Lübeckische Kunst ist nur als solche zu bezeichnen, man kann sie nicht einer norddeutschen Kunst unterordnen, nur diese ihr.

Die Lübecker und die hansische Kunst ist das Ergebnis einer langsamen Entwicklung, eines steten Sichherauslösens aus fremden Einflüssen in Richtung auf eine eigene Formensprache.

In der Frühzeit, in der Zeit vor der Mitte des 13. Jh., stehen Lübeck und die Städte der »wendischen Hanse« im kulturell leeren Raum, denn es fehlt im ostelbischen Gebiet durchaus an eigener künstlerischer Tradition. Dem stehen die skandinavischen Staaten gegenüber mit ihrer alten Kultur und Kunst, die seit dem 11. Jh. die abwechselnd englischen und französischen Einflüsse umbilden zu einer eigenen nordisch-christlichen Kunst. Schweden hat Kunstkolonien im Baltikum, Gotländer Taufsteine und Weihwasserbecken finden sich um die ganze Ostsee. Die dänische Kunst greift bis weit nach Schleswig-Holstein und Pommern hinein, die Marienkirche in Bergen auf Rügen ist ein rein dänischer Bau vom Ende des 12. Jh.

Die Hansestädte schließen sich vorerst an die Kunst des deutschen Hinterlandes an, die einwandernden Bürger bringen aus ihrer Heimat Bauformen und bewegliches Kunstgut mit. Niedersächsisch-westfälisch ist der Grundriß der Bauten, niedersächsisch-westfälisch das importierte Kunstgewerbe. Kennzeichnend für die künstlerische Situation der Frühzeit ist die deutsche Stadt auf Gotland: Wisby. Bestimmt wird das Stadtbild von den Kirchen rein skandinavischer Prägung. Die Kirche der Deutschen, St. Maria, ist ein niedersächsischer Bau, in Magdeburg geschulte Steinmetzen haben an ihr gearbeitet; sächsisch-niedersächsisch ist der Charakter ihrer Ausstattungsstücke.

In dieser ausgesprochenen »Kolonialkunst« der Hansestädte zeigt nur die Architektur ein eigenes Gesicht. Der Haustein fehlt im deutschen Ostseegebiet, die niedersächsisch-westfälischen Baupläne müssen in Backstein ausgeführt werden. Das andere Material zwingt zu einer Umformung der Vorbilder: auf Grund eines materialgerechten Denkens wird aus der »niedersächsisch-westfälischen Architektur im Norden« eine eigene norddeutsche Backsteinbaukunst. Ihre Merkmale sind Sparsamkeit in den angewandten Mitteln und Strenge der Formensprache. Durch äußere Ereignisse kann sich diese Baukunst frei entfalten; zu Beginn des 13. Jh. gerät Lübeck unter dänische Oberherrschaft; das führt aber nicht etwa zu einem dänischen Einfluß auf die kaum sich bildenden eigenen Formen, vielmehr breitet sich während der »Fremdherrschaft« unter dem Schutz des einheitlichen Staatsgebietes die junge norddeutsche romanische Backsteinbaukunst zunächst über Schleswig-Holstein aus (Mölln, Eutin, Altenkrempe usw.) — und da Lübeck in dieser Zeit zur »heimlichen Hauptstadt Dänemarks« wird, kann die Architektur auch in Dänemark Fuß fassen (so ist St. Nikolai in Svendborg ein »hansischer« Bau). Nach der Schlacht bei Bornhöved, mit der Reichsfreiheit Lübecks von 1226 erhält die junge Kunst große Entfaltungsmöglichkeiten: es beginnt eine Zeit intensivster Auseinandersetzung mit allen überkommenen Formen. Kennzeichnend für diesen Vorgang ist die Baugeschichte der Lübecker Marienkirche. Um 1220 ist noch die große dreischiffige romanische »niedersächsische« Basilika im Bau, ein Gegenstück zu der Lübecker Bischofskirche, dem Dom; schon um 1240/50 erscheint dem Rat die kaum vollendete Kirche nicht mehr modern und groß genug, man beginnt den romanischen Bau einzureißen und plant dafür eine Hallenkirche von Riesenabmessungen nach westfälischem Vorbild. Diese neue Kirche ist noch nicht bis zu den Gewölben gediehen, da streift Lübeck im Zuge der künstlerischen Auseinandersetzung die niedersächsisch-westfälischen Kunsteinflüsse endgültig ab — damit muß auch das Projekt der neuen Pfarrkirche als Hallenkirche fallen. Kurz nach 1250 baut man über die Reste der alten romanischen-niedersächsischen und der westfälischen Hallenkirche einen neuen Bau: eine gotische Basilika! Dieser Bauwechsel ist nicht aus technischen oder liturgischen Gründen zu erklären — es kann nur ein bewußtes künstlerisches Interesse für einen bestimmten Baugedanken sein. Gleichzeitig mit dem Straßburger Münster entsteht ohne Zwischenglieder im Norden Deutschlands eine der frühesten deutschen gotischen Basiliken: trotz der bewußten Anlehnung an die westlichen Proportionen eine ganz autochtone Bauschöpfung durch die grundsätzliche Umprägung der Formensprache im Sinne einer kargen Straffheit und monumentalen Vereinheitlichung. Dieser Bau bedeutet eine entscheidende Absage an alle innerdeutschen Bautraditionen, er bedeutet Freiheit von traditionellen Einflüssen, Hinauswachsen über die Kolonialkunst und die Fähigkeit, den modernsten künstlerischen Gedanken der Zeit in eigenen Formen wiederzugeben.

Die Klarheit und Eindeutigkeit der Form der Lübecker Marienkirche macht diese zum hansischen Bautypus schlechthin. Um 1275 ist ihr Chor vollendet, und es entstehen in schneller Reihenfolge im ganzen Ostseegebiet Nachfolgebauten. Zunächst folgt die Nikolaikirche in Stralsund — wie gerade Stralsund in seinem Stadtbild, in seiner Anlage und seiner künstlerischen wie wirtschaftlichen Ausrichtung von allen Hansestädten am ehesten Lübecks Schwester geworden ist. In raschem Nacheinander entstehen die Marienkirche in Wismar, die Klosterkirche in Doberan, die Kirchen von Rostock, Schwerin, Greifswald, Malmö, Riga, Dorpat, Reval usw. Der Bautypus der Lübecker Marienkirche wird zum Kennzeichen der Städte um die Ostsee: wo die Chorlösung oder die Langhausgliederung oder die Doppelturmfront der Lübecker Marienkirche ihre Nachwirkungen erkennen lassen, da ist hansisches Kaufmannstum, dort ist die hansische Kultur führend.

Nicht mit der gleichen Schnelligkeit entwickeln sich die Malerei und die Plastik — noch immer ist auf diesen Gebieten Skandinavien führend. Eine Hochblüte erlebt Norwegen mit der englischen Künstlerkolonie am Dom in Trondheim, französische und in Frankreich geschulte Meister arbeiten in Uppland und auf Gotland, eine eigene französisierende Plastik strenger Prägung blüht in Dänemark und Schleswig, gotländische Architekturwerkstücke finden sich noch immer in Lübeck und Pommern. Aber auch hier schafft der Bau der Lübecker Marienkirche die Wandlung. Zu ihrer Ausstattung werden keine fremden Werke importiert, es entstehen für ihren bildhauerischen Schmuck Skulpturen, die wie die bauliche Anlage norddeutsche Umformungen westlicher Anregungen sind. Und zwar sind diese Skulpturen, obgleich sie auf ein ähnliches Vorbild zurückgehen wie die gleichzeitigen schwedischen Werke, selbständiger und eigener in der Formensprache. Kühl, ernst und feierlich ist ihre Grundhaltung, streng und monumental ihr Aufbau. Und damit gewinnt die hansische Kunst auch für Malerei und Plastik ihre Selbständigkeit sowohl vom innerdeutschen Hinterland wie gegenüber Skandinavien. Langsam finden ihre Werke auch den Weg zunächst nach Schleswig-Holstein und Mecklenburg, dann um die Ostsee, entlang den Stationen, die die Backsteinbasiliken aufzeigen. Das lübeckische Recht wird seit der ersten Hälfte des 13. Jh. maßgeblich für diese Städte — das Stadtrecht im Gegensatz zu dem alten niedersächsischen Landrecht — und mit den von Lübeck ausgehenden und in Lübeck geschrieben Kodizes gelangen lübeckische Miniaturen in die Ostseestädte. — Zunächst importieren nur sie lübeckische Kunstwerke, noch immer sind die skandinavischen Staaten selbständig in ihrer Malerei und Plastik.

Der Umschwung tritt mit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert ein. Um 1300 ist

Digitized by Google

Lübeck zu einer der größten und reichsten Städte in Nordeuropa geworden, um 1300 sind die anderen deutschen Ostseestädte in voller Blüte: Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Kolberg (Danzig ist Stadt des Deutschen Ordens und macht eine gesonderte Entwicklung durch), Riga, Reval, Dorpat usw. Der Reichtum der Bürger läßt die industriellen Künste zur vollen Entfaltung kommen, eine Reihe von Namen sind schon für das 13. Jh. für in Lübeck ansässige Künstler urkundlich überliefert, innerhalb der Stadt wohnen sie in einer Art von Künstlerkolonie zusammen, besonders zahlreich vertreten sind die Goldschmiede, reiche Stiftungen aller Art werden für Kirchen, Altäre und Bildwerke gemacht: die Kultur der Hanse erreicht ihren ersten Höhepunkt. Der Geist dieser Kultur und Kunst ist eine Mischung von aristokratischer kühler Vornehmheit entsprechend dem überlegten, weitsichtigen Unternehmungsgeist des hansischen Großkaufmanns und von bürgerlichem Wohlstand entsprechend dem sich in Lübeck immer mehr häufenden Reichtum. Das spiegelt die Kunst: so begegnen sich etwa in Ausstattung und Illustration höfische Themen (wie der »Parzifal«) und niederdeutsche Fabeln (Reinecke Fuchs) und Schwänke (handfeste Sprichwörter).

Von dieser Zeit ab besitzt die hansische Kunst Selbständigkeit und Kraft genug, um auch auf dem Gebiet der Malerei und Plastik auf Skandinavien wirken zu können. Die englisch-französischen Werkstätten in Norwegen, Dänemark, Schweden und auf Gotland lösen sich langsam auf. Der Charakter der Tafel- und Wandmalereien im Ostseegebiet wird rein hansisch-deutsch. Der Stil der Wandmalereien in Lübeck, Büchen, Schwerin, Stralsund und Schleswig ist der gleiche in Sund, Riga und Slagelse, zu den Retabelgemälden in Doberan gehört ein Flügelaltar aus Toresund, Ritzgrabplatten von lübeckischem Typus finden sich in Cammin und im Baltikum, eine gemeinsame Note zeigen die farbigen Glasfenster. Schon finden sich vereinzelte lübeckische Skulpturen in schwedischen Provinzen (Gästrikland).

Auf dem Gebiet des Kunstgewerbes werden fast alle Bronzegeräte (Gießgefäße, Taufbecken, siebenarmige Leuchter) aus Lübeck bezogen, Stickereien gehen von dort hinaus (Ribnitz, Bergen auf Rügen) — wahrscheinlich war es ähnlich bei Goldschmiedearbeiten — nur der Umstand, daß Wullenweber um 1530 alles kirchliche Gold und Silber einschmelzen ließ (es waren allein über 100 Zentner Silber), verhindert den Nachweis Lübecker Goldschmiedekunst im außerdeutschen Ostseegebiet.

Dieser machtvolle Ansatz zur Ausbreitung hansischer Kunst im außerdeutschen Ostseegebiet wird noch einmal gehemmt: die zweite Hälfte des 14. Jh. ist eine Zeit großer Unruhen: Pest und Handwerkeraufstände stören den inneren Frieden. Auf politischem Gebiet wird die Hanse unter Führung Lübecks zum Krieg gegen Dänemark genötigt, dessen König Waldemar Atterdag Wisby überfallen, niedergebrannt und ausgeraubt hatte. Im Frieden von Stralsund wird Dänemark niedergezwungen. Doch kaum ist der eine Feind besiegt, da wird die Hanse hineingezogen in den Kampf um Stockholm, ein heftiger Seeräuberkrieg entwickelt sich, die Vitalienbrüder und Störtebecker mit seinen Genossen beunruhigen Ost- und Nordsee. — Fast ein halbes Jahrhundert ist so der Kunstaustausch im Ostseegebiet unterbunden worden, nur vereinzelte Denkmäler deutscher Herkunft lassen sich in Schonen, Uppland und Finnland feststellen.

Nach Befriedung der Ostsee setzt dann um 1400 ein deutscher Kunstexport in großem Maßstab ein, eine kaum übersehbare Menge deutscher Kunst geht mit den Handelsschiffen nach Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland und in die baltischen Randstaaten. Die Zeit von 1400—1500 ist für die Hanse die Epoche eines in der ganzen deutschen Kunstgeschichte unvergleichlichen Exports von deutscher Kunst in außerdeutsches Gebiet. Die Zahl der heute noch erhaltenen Skulpturen und Malereien in Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland und den baltischen Staaten ist sehr groß — es sind allein mehrere Hundert Altarschränke und Einzelfiguren, die in schwedischen Kirchen stehen und deren deutsche Provenienz eindeutig ist. Dies Hinaussenden deutscher Kunst ist wirklich nur mit dem modernen Begriff »Export« richtig zu kennzeichnen — es ist sogar unumgänglich, den Begriff »Kunsthandel« für diese Zeit zu gebrauchen; denn ohne Vermittlerstellen, die Aufträge entgegennahmen und weiterleiteten, ist die landschaftlich ungeheure Ausbreitung der Denkmäler nicht zu erklären. In den kleinsten Kirchen des nördlichsten Norwegens und Schwedens finden sich hansische Kunstwerke, an Orten, von denen aus kaum direkte Aufträge an hansische Künstlerwerkstätten gegeben sein können.

Es ist ganz unmöglich, für diese Zeitspanne auch nur das Wichtigste im Einzelnen herauszuheben. Es läßt sich jedoch sagen, daß auch in dieser Zeit Lübeck noch das wichtigste Produktionszentrum ist. Daneben treten dann andere hansische Lokalschulen, die in lübeckischem Stil arbeiten, ihn abwandeln oder ihn durchsetzen mit entweder stärker einheimischen Elementen (Rostock, Wismar) oder gar mit flandrischen (Stralsund); auch süddeutsche Elemente dringen im östlichen Gebiet ein, so in Danzig, das immer am unabhängigsten von der hansischen Kunstentwicklung war und nun auch teilnimmt an dem Export. Dieses Erstarken der Lokalschulen zeigt auch die Architektur — langsam bildet sich eine »mecklenburgische«, eine »vorpommersche«, eine »mittelpommersche« und eine »hinterpommersche« Note heraus. Gemeinsam ist ihnen aber allen eine Art hansischer Grundcharakter, der seinerzeit mit der Lübecker Marienkirche angeschlagene Ton klingt bis weit in das Hinterland der Küstenstädte immer wieder durch. Das gilt im besonderen von skandinavischen Kirchen: ohne daß man im einzelnen sagen könnte, die Bauten seien von Lübeck oder Wismar oder Stralsund abhängig, ist ihr Charakter hansisch.

Bei diesem zahlenmäßig kaum faßbaren Export ergibt sich dann die Tatsache, daß die Hauptmasse der hansischen Kunstproduktion nicht mehr auf deutschem Boden steht, sondern in Kirchen des außerdeutschen Ostseegebietes. Es gibt anscheinend ganze Werkstätten, die ausschließlich für den Export gearbeitet haben, von deren Erzeugnissen wir keins in den deutschen Hansestädten selber finden. So ist etwa der Lübecker Meister des großen schwedischen Reichssiegels von 1436 weder in Lübeck noch sonst in Norddeutschland faßbar, nur im Baltikum und in Schweden selber finden sich seine Arbeiten. — Geradezu ein Museum lübeckischer Kunst ist die Klosterkirche in Vadstena, eine der bedeutendsten kirchlichen Weihestätten des Nordens im späten Mittelalter.

Mit dem 15. Jh. werden uns dann auch die Meister namentlich greifbar, die ihre Werke für skandinavische Besteller arbeiteten. Das sind vor allem Johannes Junge, Hans Hesse, Johannes Stenrat, Hans von Hagen und Bernt Notke. Und die Zentralfigur ist Bernt Notke. Sein Hauptwerk ist der St. Jürgen in der Storkyrka in Stockholm, das Grabmal und die nationale Erinnerungsstätte für den schwedischen Reichsverweser Sten Sture. Weitere Arbeiten stehen in Aarhus und Reval; Arbeiten seiner Werkstatt sind in Norwegen, Schweden, Dänemark, Estland, Finnland, Lettland, in Ostpreußen, Mecklenburg und Schleswig-Holstein zu finden. Notke war schwedischer Reichsmünzmeister, mit einer ausgedehnten Werkstatt hat er in Stockholm gearbeitet. »In seiner Person wird noch einmal zusammengefaßt, was Generationen kaufmännischer Eroberer vor ihm errungen haben und im Begriff sind, wieder preiszugeben. Am Ende steht der Künstler; seine heute noch schaubare Kunde von der Macht hansischen Geistes hat die Zeiten überdauert.« (Heise.)

Notke verkörpert den Höhepunkt der Ausbreitung hansischer Kunst im außerdeutschen Ostseegebiet — und zugleich ihren Endpunkt. Denn zwar haben noch große Künstler wie Benedikt Dreyer und Claus Berg in Lübeck gearbeitet — von Dreyer gibt es Werkstattarbeiten in Norwegen, Claus Bergs Hauptwerke stehen in Dänemark — jedoch fehlt ihrem Kunstexport die eigentliche Grundlage zu einer machtvollen Ausbreitung. Denn im ersten Viertel des 16. Jh. bricht die lübeckische und mit ihr die hansische Kunst in sich zusammen. Das liegt nicht daran, daß die skandinavischen Staaten sich etwa dem lübeckischen Einfluß entzogen hätten — gewiß, es haben sich besonders in der zweiten Hälfte des 15. Jh. skandinavische Lokalschulen gebildet, die in der Wandmalerei große eigene Leistungen aufzuweisen haben, jedoch ist der Stil auch der »skandinavischen« Skulpturen noch immer hansisch, hansische Exportstücke mußten demnach noch immer die vornehmsten Kirchenausstattungsstücke sein. Zu dem Zusammenbruch führt vielmehr ein anderer Umstand. Durch die Entdeckung der Neuen Welt verlagert sich der Schwerpunkt der kaufmännischen Welt des Mittelalters von der Ostsee nach dem Westen, nach den Niederlanden. Die Niederländer dringen mit ihren Schiffen in die Ostsee ein, sprengen die ausschließlichen hansischen Handelsrechte. Und die niederländischen Schiffe bringen die niederländische Kunst mit sich. Allein drei flandrische Altäre des frühen 16. Jh. stehen in der Lübecker Marienkirche — und das sind keine vereinzelten Importstücke, wie es sie immer gegeben hat und zu denen die Memling-Altäre in Danzig und im Lübecker Dom gehören — drei flandrische Altäre in der Lübecker Marienkirche, in der Kirche, die einst den hansischen Bautypus formuliert hatte, das bedeutet, daß in dieser Zeit die hansische Kunst nicht mehr fähig ist, die immer noch bestehenden großen Aufgaben im Sinne der Zeit auszuführen. Hansische Auftraggeber — kaufmännisch die ärgsten Feinde der konkurrierenden Niederländer — bestellen in Flandern Kunstwerke. Das gilt nicht nur für Lübeck, das gilt auch für Stralsund, das gilt im besonderen für Schweden, wo sich aus dieser Zeit ganze Serien von flandrischen Altären finden.

Die Reformation setzt dann den Schlußstrich unter die hansische Kunst — einen Schlußstrich, der durch die eigene Entwicklung schon vorher gezogen war.

Digitized by Google

BEITRÄGE ZUR LITERATUR OSTEUROPAS

1.

Der deutsche Osten

Der von C. Thalheim und A. Hillen Ziegfeld herausgegebene Band »Der deutsche Osten« stellt sich schon in seiner Ausstattung als ein Monumentalwerk dar. Zahlreiche Abbildungen und 70 Karten im Text und 28 Tafeln, darunter auch vorzügliche Farbendrucke, mit Landschaftsbildern, Porträts, künstlerischen Aufnahmen von Gebäuden, Innenräumen, Kunstgegenständen und Urkunden verschiedener Art dienen nicht nur dem Verständnisse des Textes, sondern besitzen darüber hinaus großenteils auch für sich dokumentarischen Wert. Der Inhalt ist in acht Hauptabschnitte gegliedert. Im ersten »Der Raum und seine Grenzen« behandeln Max Hildebert Boehm den »deutschen Osten und das Reich«, Walter Geisler den »Raum Ostdeutschland« und A. Hillen Ziegfeld die »Grenzen der Deutschen im Ostraum«. In der zweiten Abteilung werden Geschichte und Eigenart der einzelnen zum ostdeutschen Raum zählenden Landschaften von gründlichen Kennern ihrer Heimat geschildert: Ostpreußen, Danzig, die Provinz Pommern, die Grenzmark Posen-Westpreußen, Niederschlesien, Oberschlesien, Mecklenburg, die Mark Brandenburg, Grenzland Sachsen und die bayrische Ostmark. Ein glücklicher Gedanke war es, auch den Nachbarstaaten im Osten eigene Darstellungen zu widmen, um einen Einblick in die Kräfte zu geben, mit denen sich das Deutschtum im Osten auseinanderzusetzen hat. Die Aufsätze »Volkstum und Lebensformen im deutschen Osten« von Paul Fechter, »die rassischen Grundlagen des ostdeutschen Volkstums« von Rudolf Grau und »Deutsches Vorfeld im Osten« von Thalheim sind unter dem Titel »Das Volk« zusammengefaßt. »Der Weg der Geschichte« wird in ausgezeichneten historischen Überblicken von Hermann Aubin, Erich Maschke und Kurt von Raumer aufgezeigt. In »Das Werden der ostdeutschen Wirtschaft« und die »Ostdeutsche Wirtschaft der Gegenwart« führen Gustav Aubin und Thalheim ein. »Geistesleben und Dichtung des deutschen Osten« und »die künstlerische Leistung des deutschen Ostens« sind wichtige Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. Auf die Bedeutung des deutschen Ostens in Gegenwart und Zukunft, die allen diesen Arbeiten Richtung und Ziel gibt, weisen nochmals nachdrücklich die beiden Schlußaufsätze von Thalheim und Ziegfeld hin: »Der deutsche Osten als Aufgabe und als Kraftquelle« und »Die Lebensgesetze des deutschen Ostens«. — Sämtliche von den beiden Herausgebern und den 20 Mitarbeitern verfaßte Kapitel sind bei aller Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Autoren so aufeinander abgestimmt, wie dies bei derartigen Sammelwerken selten der Fall ist. Alle Beiträge zeugen von vollkommener Beherrschung des Stoffes und ruhen auf einem zuverlässigen wissenschaftlichen Unterbau. Die Wertungen sind bis ins Einzelste von den großen Gesichtspunkten unserer Gegenwart beherrscht und halten sich von Einseitigkeiten und Übertreibungen frei. Gute Verzeichnisse und ein ausführlicher Schrifttums-Nachweis erleichtern seine Benutzung.

Johannes Bühler

Der deutsche Osten. Seine Geschichte, sein Wesen und seine Aufgaben. Herausgegeben von Karl C. Thalheim und A. Hillen Ziegfeld. Im Propyläenverlag, Berlin. Lexikonformat. XII und 624 Seiten. Preis geb. RM. 26.—, br. RM. 22.—.

2.

Deutsches Volkstum in Südosten

Richard Bahr, der verdienstvolle Vorkämpfer volksdeutscher Arbeit, läßt seinem bekannten, heute nun schon in 2. Auflage vorliegenden Werke »Volk jenseits der Grenzen« einen neuen Band: »Deutsches Schicksal im Südosten« folgen, der diesmal die Kleinwelt südostdeutschen Streubesitzes schildert. Der Zweck dieser farbig-anschaulichen Darstellung, die übrigens vielleicht zu sehr auf interessante Einzelzüge und ironisch geistvolle Formulierungen abzielt, ist, die Aufmerksamkeit des Binnendeutschtums auf die »disjecta membra« des Deutschen Reiches zu lenken. Der Vorzug vor ähnlichen Schilderungen des Südostdeutschtums liegt hier unbedingt darin, daß die Arbeit, die stark von der historischen Seite her an ihre Aufgabe herantritt, nicht nur eine Schreibtischarbeit ist. Die lebendige Verbundenheit, die Bahr auf ausgedehnten Reisen mit den Auslandsdeutschen gesucht und gefunden hat, vermittelte ihm eine klare Anschauung von ihren Nöten und Bedrängnissen, die ihn zu der recht pessimistischen Voraussage veranlassen: »Unser großes Argument von dazumal, »wir haben's sieben- oder achthundert Jahre gezwungen, wir werden's auch weiter zwingen«, zieht nicht mehr. Auch im Volkstumskampf gibt es heute Vernichtungswaffen, die unsere auf Feldschlangen und Donnerbüchsen eingerichteten Väter und Großväter nicht kannten. Ich wollte ein ernstes Buch schreiben für ernsthafte deutsche Menschen. Sofern aus ihm eine Lehre zu ziehen ist, ist es diese: nun erst recht!«

In einem einleitenden Kapitel umreißt Bahr in großen Zügen die deutschen Wanderungsbewegungen, die zeitweilig solche Ausmaße annehmen, daß es aussieht, als ob ganz Europa von der Rhone bis an den Dnjepr eine deutsche Kulturgemeinschaft werden möchte. Die weiteren Kapitel schildern das Schicksal der deutschen Volksgenossen vor allem in Ungarn, Rumänien, der Slowakei und Rußland. Das Burgenland in Österreich und Ungarn, die Sprachinseln in der Slowakei und in Karpathen-Rußland, das Zipser Deutschtum, die Deutschen in Sathmar, in Siebenbürgen, der Bukowina, in Beßarabien, der Dobrudscha und in Wolgarußland stellen die Hauptabschnitte des Buches dar.

Auffallend und recht bedenklich ist es aber, daß Bahr in seiner Arbeit, die sich im allgemeinen durch ein ungewöhnliches Wissen und ein liebevolles Versenken in alle Lebensvorgänge deutschen Volkstums im Auslande auszeichnet, recht mangelhafte Kenntnisse der Gastvölker besitzt. Die deutschen Siedler des 12. Jh.s in Siebenbürgen als Vortrupps der Germanisierung des Südostens — im Widerspruch zu Konrad Schünemann — anzusehen, ist eine Anschauung, die die Denkweise späterer Jahrhunderte in allzu frühe Zeiten hineinprojiziert. Stephan den Heiligen als einen der »frisch getauften Söhne der Wildnis« zu bezeichnen, muß man wohl der Freude des Verfassers an »prägnanten« Formulierungen zugute halten. Der Aufstand Franz Rákóczis II. bedeutet nicht nur den Aufstand des Adels, sondern auch eine Bauernerhebung. Die breit ausgeführte Ansicht, daß die jungen Edelleute der »Ungarischen Garde« Maria Theresias beabsichtigt haben sollten, eine eigenständige ungarische Literatur zu schaffen, ist falsch, denn es gab ja bereits eine eigenständige, traditionsgebundene, wenn auch nicht sonderlich umfangreiche ungarische Literatur, vielmehr »nahm aus dem Kreise der Gardisten eine neue ungarische Literaturströmung ihren Ausgangspunkt, die sich an keine nationale Tradition knüpfte, sondern einzig und allein bestrebt war, die westliche Kultur als neue Quelle der Nation zu eröffnen.« (J. v. Farkas, Die Entwicklung der ungarischen Literatur, Berlin: Walter de Gruyter 1934) Michael Munkácsy war nicht Dichter, sondern, wie einen ein jedes Lexikon belehren dürfte, Maler. Und ein Beispiel noch aus einem anderen Gebiet: Štúr hat nicht die slowakische Schriftsprache »ersonnen«, sondern die mittelslowakische Mundart zur Schriftsprache gemacht. Fehler, schiefe Ausdrücke und irrige Ansichten dieser Art, von denen man noch mehr zitieren könnte, sind nicht sonderlich dazu angetan, großes Vertrauen zu diesem Buch, das stellenweise von einer seltenen hinreißenden Eindringlichkeit ist, zu wecken. Sicherlich lassen sich bei einer nochmaligen Überarbeitung diese Fehler vermeiden.

Heinrich Kalek
Berlin

Richard Bahr, Deutsches Schicksal im Südosten. Hamburg Hanseatische Verlagsanstalt 1936. 245 S. 8°. Kart. RM 5.50, Leinen RM 6.50.

Deutsches Volkstum

Band 4:
Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben. Von Professor Dr. Friedr. Pfister. Oktav. IX, 161 Seit. 1936. Geb. RM 3.80

Band 5:
Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch Von Dr. Paul Geiger. Oktav. VIII, 226 Seiten. 1936. Geb. RM 4.80

Übersicht über die geplanten Bände:
1. Band: Deutsches Volkstum in deutscher Sprache. Von John Meier, Gustav Friedrich Meier und Wilhelm Will.
2. Band: Deutsches Volkstum in deutschen Volkserzählungen. Von Heinz Kindermann und Will Erich Peuckert.
3. Band: Deutsches Volkstum in deutscher Volksdichtung und Volksmusik. Von Hans Moser, Erich Seemann und Raimund Zoder.
6. Band: Deutsches Volkstum in Siedlung und Haus. Von Adolf Helbok und Heinrich Marzell.
7. Band: Deutsches Volkstum in der Volkskunst. Von Otto Lehmann.
8. Band: Deutsches Volkstum und Deutscher Mensch. Von Julius Schwietering.
9. Band: Wichtige Literatur zur deutschen Volkskunde. Von John Meier und Erich Seemann.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

3.

Deutsche und Tschechen

Unter allen östlichen Völkern haben vielleicht die Tschechen am stärksten unter dem politischen und geistigen Einfluß des Deutschtums gestanden. Die volklichen und geistigen Wechselbeziehungen, die sich aus diesem Verhältnis ergeben, zu durchforschen und darzustellen, ist das Ziel des Privatdozenten Konrad Bittner (Deutsche Universität Prag) in seinem Werk: »Deutsche und Tschechen. Zur Geschichte des böhmischen Raumes. I.«

Die wesentlichen Tatsachen der germanischen Besiedlung der Sudetenländer bis zur Einwanderung der Slawen (6. Jh.) werden unter kritischer Verwertung der spärlichen Quellen klar und gegenständlich dargestellt. In der Frage des Fortlebens germanischer Volkstumsreste über die Zeit der slawischen Landnahme hinweg folgt der Verfasser der Ansicht Gierachs (Altdeutsche Namen in den Sudetenländern, Reichenberg 1922). Nach ihm fanden die Slawen das Land keineswegs menschenleer vor, wie man vielfach annimmt, sondern trafen eine deutsche Bevölkerung an, denn sonst hätten sie die altdeutschen Namen nicht übernehmen können. — Die Christiani-

Digitized by Google

sierung bringt, nachdem die Idee eines mährisch-slawischen Großreiches zunichte gemacht und die griechische Mission (Kyrillos und Methodius) gescheitert ist, den endgültigen Anschluß an die westliche, römisch-christliche Kirche und damit an die abendländische Kultur und an das Deutsche Reich. Böhmen gliedert sich kulturell und wohl auch wirtschaftlich dem Reich eng ein, weil ja das Reich keine sprachliche, sondern eine religiös-christliche Einheit ist. Später wird es zu einem Königtum im Rahmen des deutschen Staatsverbandes. Im 12. Jh. setzt ein großer Zustrom deutscher Einwanderer in die böhmischen Länder bis tief in die Slowakei hinab ein. Im 13. Jh. erreicht die Durchsetzung der böhmischen Länder mit westlicher, vor allem deutscher Bildung ihren Höhepunkt. Jedes tschechische Geistesleben schweigt. Tschechisch war zwar die Verkehrssprache des tschechischen Bauerntums, aber in deutscher Sprache — und das ist das Entscheidende — ringt das geistige Werden der Zeit nach Gestaltung, deutsch ist die lyrische und epische Dichtung des 13. Jh.s in Böhmen. Das 14. Jh. bringt einen plötzlichen, unerwarteten und in vielen Dingen heute noch rätselhaften und ungeklärten Umschwung: denn zu Beginn des Jahrhunderts setzt plötzlich und mit ungeheurer Kraftentfaltung die tschechische Volkwerdung ein. Nach dem Gesetz von Druck und Gegendruck dürfte der aus dem Haß gegen alles Fremde emporwachsende nationale Gedanke diesen Durchbruch bewirkt haben. Zu dieser Zeit entsteht eine eigene tschechischsprachige Literatur, die nach Gehalt und Gestalt, nach Inhalt und Form eine unmittelbare Fortsetzung des deutschen literarischen Geschehens im 13. Jh. in Böhmen ist.

Dieses erstarkende tschechische Nationalbewußtsein ist dann auch der Nährboden, aus dem die politische und religiöse Umwälzung des Hussitismus herauswächst. König Wenzel überliefert durch das Kuttenberger Dekret vom 18. Januar 1409 die Universität Prag in die Hände der tschechischen Magister, die damit die geistige Führung an sich reißen. Die hussitische Bewegung löst eine neue Blüte des tschechischen Schrifttums aus, das aber fast ausschließlich der Kirchenerneuerung dienstbar bleibt und dessen größte Errungenschaften die Umgestaltung der Volkssprache zur Literatursprache und die geistliche Liederdichtung sind. Das Deutschtum in Böhmen wird durch den Ansturm der Hussiten in den Hintergrund gedrängt. Erst in der 2. Hälfte des 15. Jh.s kommt für das Deutschtum die Zeit der Erholung.

Das vorliegende Werk, dessen 2. Band in nächster Zeit folgen soll, ist die erste umfassendere Darstellung dieses schwierigen Gegenstandes. Wertvoll sind die Neuerkenntnisse in den Darlegungen über die tschechische Literatur des 14. Jh.s als Fortsetzung der deutschen Literatur des 13. Jh.s. Vor allem aber werden die Einflüsse der Prager Hochschule und ihrer deutschen Lehrer auf die hussitische Kirchenerneuerungsbewegung, die von deutscher wie auch von tschechischer Seite so selten hervorgehoben werden, überzeugend herausgearbeitet und wirken der landläufigen Ansicht entgegen, daß der utraquistische Gedankenbau allein das Werk von Huss sei. Wichtig sind auch die zahlreichen kleineren Forschungsergebnisse, durch die bisher geltende Vorstellungen richtig gestellt werden.

Das Zusammenleben beider Völker wird vorwiegend von der geistes- und literaturgeschichtlichen Seite betrachtet. Die Darstellung der staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung tritt stark zurück. Verfasser gibt darüber eigentlich nur Andeutungen. Sicherlich ist vieles auf diesem Gebiete noch nicht spruchreif. Es hätte aber erwähnt werden können, daß die Slawen im Sudetenraum eine straffere Formung der urslawischen Großfamilien durch die Deutschen kennen lernten. Mit der Sache entlehnten sie auch die Bezeichnung aus dem Altdeutschen. Ihr Wort für Fürst, altslawisch kunegu, tschechisch knize, ist aus dem Altdeutschen kuning-König hervorgegangen. So ist schon damals ein germanisches Formgesetz in seiner besonderen deutschen Prägung auch innerhalb der Sudetenslawen geltend geworden, ähnlich wie auch die Waräger und Wikinger dieses politische Prinzip vielfach im russischen Bereich durchsetzten. Unbedingt hätte auch die Tatsache behandelt werden müssen, daß der altböhmische Staat der Přemysliden im Aufbau seiner Verfassung in allem dem Vorbild des Deutschen Reiches folgte, genau so wie in Ungarn die Arpaden deutsche staatliche Einrichtungen übernahmen. Man stellt auch fest, daß Verfasser einer seiner Aufgaben, die er sich in der Einleitung stellt, »die Sudetenländer und ihr geschichtliches Werden in die geschichtlichen Ereignisse des Ostraumes überhaupt hineinzustellen, da ja die Ereignisse im Sudetenraum letzten Endes vielfach nur Abglanz und Folge des großen Geschehens im Ostraum darstellen«, leider ausgewichen ist. Ließen sich doch aufschlußreiche Parallelen zu dem Geschehen in Ungarn und Polen, die in vielem dieselbe Entwicklung durchgemacht haben wie Böhmen, ziehen!

Trotz aller dieser kritischen Einwände kann man nicht genug den wissenschaftlichen Gewinn an neuen geschichtlichen Ergebnissen und die neuartige Arbeitsweise, über die sich vielleicht besser nach Abschluß des Werkes sprechen ließe, hervorheben. **Heinrich Kalek**
Berlin

Konrad Bittner: Deutsche und Tschechen. Zur Geschichte des böhmischen Raumes. Bd. I. Von den Anfängen zur hussitischen Kirchenerneuerung. Brünn/Prag/Leipzig/Wien: Verl. Rudolf M. Rohrer 1936. 239 S. 8°. Geb. RM 7.50.

Deutsche und Tschechen

Zur Geistesgeschichte des böhmischen Raumes

Band I: **Von den Anfängen zur hussitischen Kirchenerneuerung**

Von KONRAD BITTNER
Dozent an der Deutschen Universität in Prag.

8°, 239 S. brosch. RM 6.50 gbd. RM 7.50

Konrad Bittner plant mit seinem großangelegten Werk „Deutsche und Tschechen" eine Geistesgeschichte des böhmischen Raumes. Der vorliegende erste Band handelt von den Anfängen bis zur hussitischen Kirchenerneuerung. Man ginge aber fehl, wollte man in dem Werk eine vorwiegend geschichtsschreiberische Leistung sehen. Bittner geht auf Wegen, die an die raum- und stammgebundene Betrachtungsweise des Literarhistorikers Josef Nadler, der ja sein Landsmann ist, erinnern. Er zeigt für das hohe Mittelalter die deutsche geistige Dominante im böhmischen Raum auf und weist nach, daß dieser Raum, seiner Beschaffenheit und Geschlossenheit wegen, jeweils nur eine völkische Führung zuläßt. Deshalb ist die völkische Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Tschechen unverjährbar und schicksalsbedingt. Es geht dabei nicht, wie im Westen, um ein mögliches Nebeneinander der Volkstümer, sondern um ein vielverflochtenes Ineinander, Miteinander oder Gegeneinander, bei dem die geistige Führung ohne Unterbrechung deutsch, die machtmäßige abwechselnd deutsch oder tschechisch ist.

Zeitschrift für Deutschkunde.

Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn/Wien/Leipzig

4.

Südslavische Rara und Rarissima

»Südslavische Rara und Rarissima, eine empfindsame bibliophile Excursion«, nennt sich die von Mirko Breyer besorgte, mit Abbildungen versehene Zusammenstellung der wichtigsten alten Druckwerke in kroatisch-serbischer und slovenischer Sprache. Sie umfaßt den Zeitraum eines Jahrhunderts. Am Anfang steht das in Venedig erschienene Missale von 1483, den Beschluß bilden die Drucke der Werkstatt des Hans Mannel in Laibach aus den 70er und 80er Jahren des 16. Jahrhunderts. Von besonderem Interesse für den deutschen Leser ist die Tatsache, daß eine ganze Anzahl dieser Frühdrucke, nämlich die protestantische südslavische Literatur, in deutschen Offizinen, in Tübingen, Urach, Wittenberg und Regensburg entstanden und heimlich ihrem Bestimmungsland zugeführt worden ist. N-dt.

Mirko Breyer, Südslavische Rara und Rarissima. Verlag Herbert Reichner, Wien-Leipzig-Zürich 1937. RM. 2.50.

5.

Polnische Volkslieder

Kein anderes Volksgut ist so geeignet, dem Verständnis für die Wesensart fremder Völker den Weg zu bereiten, wie deren Lieder. Dieser Gesichtspunkt war leitend für die genannte Sammlung: sie will uns Deutschen durch Übertragung polnischer Volkslieder polnische Eigenart nahebringen und damit, wie Ł. Kamieński in einem feinsinnigen Nachwort sagt, eine Brücke von Volk zu Volk schlagen, die zum Guten wirken möge.

Als Quelle für die 61 Nachdichtungen des Bändchens dienten in erster Linie die von Z. Gloger 1892 veröffentlichten »Pieśni ludu«, in einigen Fällen auch die mündliche Überlieferung. Die Auswahl, getroffen nach dem inneren Wert der Stücke, bringt neben wenigen geistlichen, legendären und Standesdichtungen vorab Liebeslieder und Balladen. Der Übersetzer hat die charakteristischen Züge dieser Gebilde, vor allem die düsteren und unheimlichen, durch Auftragen besonderer Lichter wie auch gelegentliche Beimischung eigener Farbtöne gegenüber seinen Vorlagen noch plastischer herauszuarbeiten gesucht und hat diese durch seine Sprachkunst auf eine höhere künstlerische Ebene gehoben. Der Weg, den Wesensgehalt der Lieder durch Beigabe der Melodien besonders sinnfällig zu machen, wurde nicht beschritten; hierfür hätte auch die Glogersche Sammlung nicht ausgereicht. E. S.

Dudelsack, Schalmei und Geige. Polnische Volkslieder. Nachdichtungen von Robert Walter. Verlag Dr. Ernst Hauswedell & Co., Hamburg o. J. 8°, 95 S. Geb. RM 3.—.

RICHARD BAHR

Deutsches Schicksal im Südosten

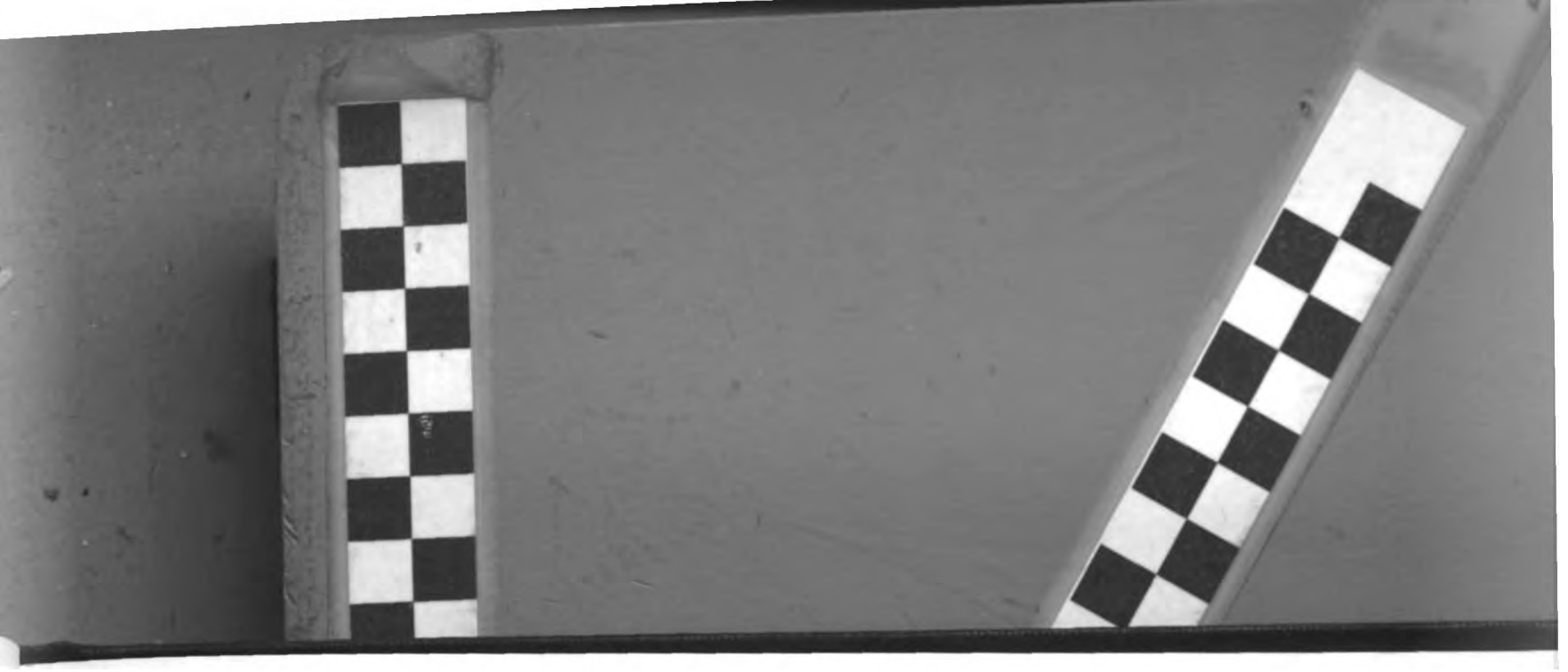
Mit einer Ausklapptafel. Kart. RM 5.50, Lein. RM 6.50. Welche Fülle von richtigen Urteilen, neuen Erkenntnissen und Anregungen! Es ist ein Lesebuch über das Südostdeutschtum, das in die Hand eines jeden gehört, der sich über einen der völkisch ergreifendsten Abschnitte deutscher Volksgeschichte unterrichten möchte. (Staatssekretär a. D. R. Brandsch in „Der getreue Eckart", Wien.)

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google



PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 5. Juni 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 11

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Prof. Dr. ERNST HOWALD, Zürich

Mythologische Heldenpaare

Im Theseusmythos, dessen ältere und jüngere Bestandteile den Helden stets als Einzelgänger schildern, steht ein fremdartig anmutendes Stück Sage, in dem Theseus mit einem anderen Helden verkoppelt ist. Diese Sage ist schon bei unseren ältesten Gewährsmännern in zwei Teile gespalten: Peirithoos hilft dem Theseus, die Helena rauben, und Theseus seinerseits steht dem Peirithoos zur Seite, als dieser den erfolglosen Versuch macht, die Persephone aus der Unterwelt zu holen. Schon der Verlegenheitsausweg, den man suchen mußte, um in dieser zweiten Situation den Theseus aus den ihm durch seine Mittäterschaft erwachsenen Aufenthalt im Hades zu befreien (spätere Rettung durch Herakles), zeigt, daß wir eigentlich zwei Stücke eines und desselben Mythos vor uns haben: zwei Helden machen sich an Göttinnen heran mit entgegengesetztem Erfolge; der eine verliert sein Leben dabei; dem anderen erblüht aus der Liebe seiner Göttin großes Glück. Voraussetzung dieser Deutung ist erstens das Wissen darum, daß Helena einmal eine Göttin war und es in gewissen Teilen Griechenlands geblieben ist, und zweitens das Verständnis dafür, warum das Glück des Theseus nur von so kurzer Dauer war, indem Helena raschestens wieder von den Dioskuren, ihren Brüdern, zurückgeholt wird, während Theseus mit Peirithoos in der Unterwelt weilt. Diese Rückholung ist nicht im Theseusmythos begründet, sondern notwendig, weil Helena für ihre zweite Aufgabe, nämlich diejenige der trojanischen Sage, bereit gestellt sein muß. Helenas Rolle gegenüber Theseus ist ja nur eine Doublette ihres im Lauf der Entwicklung viel berühmter gewordenen trojanischen Abenteuers. Sobald dies bewußt geworden ist, zweifelt man keinen Augenblick daran, daß irgend ein Dichter sekundär auf Theseus übertrug, um diesen zu ehren, was eigentlich von anderen erzählt wurde. Ganz deutlich braucht es aber zum Helenaraub ein Heldenpaar und eine zweite Göttin. So wird Persephone neben Helena gestellt — warum, werden wir später sehen — und Peirithoos herbeigeholt. Der hat sonst gar nichts mit Theseus zu tun, ist nur als ein sehr gewalttätiger Recke bekannt. Diese Eigenschaft war es wohl, die ihn als geeignet erscheinen ließ, Partner des Theseus zu werden, denn der Raub der Persephone wird als ein schandbares Verbrechen hingestellt; der Raub der Helena durch Theseus aber findet keine solche negative Wertung.

Nach welchem Vorbild ist nun aber das künstliche Paar Theseus—Peirithoos gemodelt? Beim Raub der Helena durch Paris ist mit bestem Willen kein Partner und keine unglücklich verlaufende Parallelaktion eines zweiten Helden zu entdecken. Das hieße aber auch am falschen Orte suchen, denn es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Zug nach Troia ursprünglich nicht eine Rache für die Entführung der Gattin des Menelaos darstellte, sondern seinerseits ein Raubzug war. Helena wurde nicht zurückgeholt, sondern geraubt. Erst als die Ethik der epischen Welt so verfeinert war, wie sie jetzt in den homerischen Gedichten erscheint, und aus den Abenteurern verantwortliche Heerführer geworden waren, ging es nicht mehr an, daß die griechischen Helden, denen die Sympathie des Hörers voll angehören soll, Mädchen- oder Göttinnenräuber wären. In diesem Stadium der Sagenentwicklung wurde Paris in die Helenasage eingeführt; ursprünglich aber waren Menelaos und Agamemnon die Helenaräuber, d. h. eigentlich Menelaos allein, aber Agamemnon war dabei. Ob sie immer Brüder waren, läßt sich nicht sicher sagen; auf alle Fälle ungleiche Brüder, zum mindesten, was den Erfolg angeht. Menelaos wird von seiner Göttin in die Heimat begleitet und führt mit ihr ein glückliches Leben, ja wird vielleicht sogar durch sie in irgendeiner Weise der Unsterblichkeit teilhaftig. Sein Partner aber ist vom Unglück verfolgt. In den homerischen Epen sind diese beiden Geschehnisse freilich weit auseinandergerissen. Wir müssen uns aber klar sein darüber, daß wir damit ein ganz spätes Stadium der trojanischen Sage erreicht hatten. Immer neue Helden sind in diese eingezogen und haben ihren Rahmen mehr und mehr erweitert und gar oft gesprengt. So ist Agamemnons zu dem des Menelaos paralleles Geschick von Troia weggenommen und in die Heimat verlegt worden. Wir werden gleich sehen, welche Konkurrenz seine rechte Entfaltung inmitten der troischen Geschehnisse verhinderte. Vorher müssen wir aber nach dem weiblichen Wesen fragen, wenn wir die Parallele mit Theseus und Peirithoos nicht frühzeitig preisgeben wollen, das für ihn das Verhängnis bedeutete. Das kann niemand anders als Kassandra sein. In der endgültigen Form der Sage ist sie freilich eine überzählige Mitspielerin, die sich aber mit unverständlicher Zähigkeit neben Agamemnon behauptet. Sie ist zu seinem Beuteanteil heruntergesunken und fällt mit ihrem Herrn zusammen den Mörderhänden zum Opfer.

INHALT:

HOWALD: Mythologische Heldenpaare
JÜTHNER: Das Alter der Olympischen Spiele
CAPELLE: Poseidonius, der Entdecker der „nordischen" Völker
BICKEL: Franz Bücheler — ein Lebensbild
Besprechungen

Weil sie aber früher einmal eine viel größere Bedeutung hatte und als Opfer der brutalen Triebe des Agamemnon ihm den Tod brachte, so drängte sie sich jetzt in gleicher Funktion in eine ähnliche Situation ein, wie die es war, aus der sie ursprünglich stammt. Sie tritt nämlich in einer für uns noch greifbaren Weise zwischen Aias und Athene. Vor das Verbrechen, das Aias an Athene (oder an ihrer Statue) begeht, schiebt sich ein gleiches Vergehen gegen Kassandra. Weil Agamemnon (und Menelaos) in ganz besonderer Weise in ihren Stellungen immer mehr erhöht werden, in erster Linie Agamemnon als oberster Heerführer der Griechen immer vornehmer und königlicher sein muß, kann er nicht mehr Täter jener Schandtat sein, die ihm ursprünglich zugehörte; er tritt sie an den ab, der zu sehr in Frevel verstrickt war, um gereinigt werden zu können und der der Sündenbock für alle werden konnte, an Aias. Aus den gleichen Gründen der Standeserhöhung verlieren die beiden Atriden auch ihre Individualität, die noch bedeutend ausgesprochener gewesen sein muß in jener Zeit, als die Theseussage ihnen das Helenaabenteuer abnehmen wollte.

Damit sind wir auf ein weiteres Abenteurerpaar gekommen, das in viel stärkerem Maße als die Atriden Zentrum der trojanischen Sage ist, auf Aias und Odysseus. Neben diesen letztgenannten verblassen Agamemnon und Menelaos; sie stehen an der Peripherie des Mythos. Die Helena freilich, die zu ihnen gehört, verankert sich tief in die trojanischen Geschichten; aber die beiden Männer lassen sich gar nicht so schwer entbehren. Der Posten eines Oberbefehlhabers ist mehr ein Verlegenheitsausweg und außerdem erst dann denkbar geworden, als der Zug gegen Ilios zu einem solchen gemeingriechischen Unternehmen herangewachsen war. Ganz anders aber steht es mit Odysseus und Aias, dem Städteeroberer einerseits und der Ursache des Unterganges der Griechen anderseits. Und doch sind beide Paare so ähnlich in ihrem Handeln und Leiden, daß es diese Ähnlichkeit sein muß, die zu

Digitized by Google

ihrer Vereinigung geführt hat, d. h. dazu geführt hat, daß die Aias-Odysseusgeschichte die Atridenabenteuer an sich kettete. Aber zur Eroberung von Troia gehören ursprünglich nur Aias und Odysseus. Wenn ein späterer Dichter, der neue Helden vor Troia einführt, neben diese als Hintergrund die obligatorischen Helden stellen will, so nennt er Aias und Odysseus; so der älteste Iliasdichter, d. h. der erste, der das Lied vom Zorne des Achilleus sang und der, weil sein Held einen großen Teil des Werkes hindurch zürnt, mehr als andere auf das Herbeiziehen fremder Helden angewiesen war. Nun wird man freilich einwenden, daß die Verbundenheit dieser beiden, des Aias und des Odysseus, nur noch sehr schwach in Erscheinung trete. Dabei muß man sich aber klar darüber sein, daß aus bestimmten Gründen der eine oder der andere der beiden in manchen Situationen durch einen anderen Helden ersetzt ist, vor allem Aias durch Diomedes, der eine ganz späte Sagenfigur bildet. Diese Ersetzung wurde von dem Moment an notwendig, als ein Dichter jenes hervorragende Epos vom Kampfe des Aias und des Odysseus um die Waffen des Achill und den Selbstmord des Aias schrieb; wegen dieses Gedichtes, das großen Erfolg hatte, fand die Spaltung des Aias in zwei Aianten statt (da ein Aias bei der Eroberung Troias unentbehrlich und unersetzbar war) und die Ersetzung des Aias an vielen anderen Stellen durch einen anderen griechischen Helden. Dieses Gedicht ist aber geradezu herausgewachsen aus dem in diesem Paar noch lebendigen Widerspruch der beiden Partner, des brutalen Aias und des schlauen Odysseus. Weniger als alle anderen Helden vor Troia haben diese beiden sich zu farblosen Führern landschaftlicher Truppenkontingente entwickelt; sie sind zwar nicht geblieben, was sie waren: Abenteurer, aber alle beide passen sie nicht ganz in die feine Gesellschaft hinein, in der sie jetzt stehen. Aias hat viel von seiner Brutalität, Odysseus nicht minder viel von seiner Durchtriebenheit verloren; aber alles ist nicht abgestreift, und gewisse und zwar wesentliche Sagenzüge halten die Erinnerung daran fest.

Der Schläuling hat Erfolg; jetzt ist der Erfolg die Eroberung der Stadt Troia. Der Brutale vergreift sich an Athene resp. nach späterer Darstellung an ihrer Statue und geht zugrunde. Wiederum müssen wir diese beiden Handlungen, die jetzt zeitlich auseinandergehalten sind, in ihrer ursprünglichen Erscheinungsform unmittelbar nebeneinanderschieben. Aus Odysseus' Handeln vor Troia scheint das Weib ganz verschwunden zu sein; wenn wir ihn aber auf seiner Rückfahrt beobachten, die jetzt den Inhalt der ersten Hälfte der Odyssee bildet, so finden wir die Spuren des Vergangenen. Nicht nur hat er stets neben sich Kameraden (es ist jetzt eine Mehrzahl daraus geworden), die ihm durch ihre Torheit und Unbesonnenheit Gefahr brachten, sondern in vielfältigen Brechungen erscheint immer wieder die helfende Göttin. Kalypso, Kirke, Ino Leukothea, Nausikaa, ja Athena selber sind Widergaben einer und derselben göttlichen Frau, die den Odysseus liebt und ihm in der Stunde der Not zur Seite steht, mögen sie literarisch auch noch so verschiedener Herkunft sein.

Während die normale Entwicklung des Epos das Wechselspiel dieser beiden in ihrem Charakter so verschiedenen Menschen fast ganz ausgelöscht und sie heldischen Normalfiguren angenähert hat, bewahrt eine andere Traditionsweise, die erst zuallerletzt noch in den epischen Fluß einmündete, viel deutlicher den alten Zustand. Es ist dies die Sage vom Raube des Palladions, die jetzt eine Vorbedingung zur Eroberung der Stadt Troia ist, in Tat und Wahrheit aber eine volkstümliche Doublette der Eroberung darstellt. Es fehlt ihr zwar das Ende, indem Aias (resp. der Ersatzmann Diomedes) unbestraft bleibt, aber die Wesensart der beiden Abenteurer, die freche Schlauheit des einen und die hemmungslose Brutalität des andern, treten dafür um so klarer und deutlicher hervor. Solche Paare finden sich auch sonst noch im griechischen Mythos. Tydeus und Polyneikes sind ein weiteres Beispiel; dieses ist freilich stark verschüttet, aber die wichtigen Gegensätze bei aller Verbundenheit finden sich auch bei ihm. Ohne weiter darauf einzugehen, möchte ich nur noch hervorheben, daß an diesem Mythos besonders deutlich wird, was die vorher Behandelten schon vermuten ließen. Nicht eine Stadt ist es ursprünglich, um deren Eroberung es sich handelt, überhaupt kein irdischer Ort, sondern in einer andern Welt offenbarte sich früher einmal die Schicksals- und Charakterverschiedenheit der Heldenpaare. Der eine vergreift sich an einer Unterweltsgöttin und wird dafür bestraft dadurch, daß er auf ewige Zeiten festgehalten wird; der andere aber erfreut sich der Huld einer andern göttlichen Frau und durch ihre Hilfe und seine eigene Klugheit findet er wiederum den Rückweg ins Diesseits.

Vom literarischen Standpunkt aus angesehen ist Doppelheldensage neben der Einzelheldensage von alters her dagewesen. Wirkungen hin- und herüber fanden statt, wie sich natürlich auch die einzelnen Heldenpaare gegenseitig beeinflussen, ja, ohne daß wir dies mehr entscheiden könnten, teilweise unter dem Einflusse schon bestehender älterer Sagen überhaupt erst von einem Dichter neu geschaffen wurden. Aber sie alle gingen ein in jene gleichmachende epische Welt, die in ihren Sitten und ihrer Anschauung vom Wesen des Helden so streng war, daß allmählich jene ausgeprägten Sonderzüge verschwanden. Damit waren aber die Heldenpaare selber getroffen, denn sie beruhten ja größtenteils auf dem Gegensatz ihrer individuellen Charaktere[1]).

[1]) Diese hier entwickelten Gedankengänge stammen aus einem Buch, das unter dem Titel »Der griechische Mythos als Dichtung« diesen Sommer im Verlag Niehans in Zürich erscheinen wird.

FRITZ RECK-MALLECZEWEN

Sophie Dorothee

MUTTER FRIEDRICHS DES GROSSEN

300 Seiten / 16 Abb. / Ganzl. RM 5.50 / Kart. RM 4.50

Bockelson

GESCHICHTE EINES MASSENWAHNS

316 Seiten / 17 Abb. / Ganzl. RM 5.80 / Kart. RM 5.—

Die Porträts der weiblichen Ahnen des großen Preußenkönigs werden hier mit meisterlichen Strichen gezeichnet und analysiert. Man kann ruhig behaupten, daß dieses Buch über den großen König eines der fesselndsten und wichtigsten ist. *Der Türmer*

Fritz Reck-Malleczewen, einer unserer flüssigsten und temperamentvollsten Erzähler, hat in seinem neuesten Buch „Bockelson" den Beweis erbracht, ein ausgezeichneter Historiker zu sein. Mehr noch: er schrieb ein Werk, das aus einer Geschichtsauffassung heraus wuchs, die wir uns zum größten Teil erst erkämpfen müssen, deren Richtigkeit die meisten von uns wohl instinktiv fühlen, aber noch kaum an Hand der Historie zu erhärten vermögen. Knapp in der Sprache, das Richtige beim richtigen Namen nennend, Parallelen zu früheren und späteren Wendepunkten der Geschichte ziehend schuf Reck ein Geschichtsbild von größter Spannung und Dramatik.
Kasseler Neueste Nachrichten

SCHÜTZEN-VERLAG, BERLIN SW 19

Aus klassischer Philologie

Werner Jaeger, der Nachfolger Friedrich August Wolfs und August Böckhs, Diels' und Wilamowitz', bekannt ferner als Herausgeber der »Antike«, in der von berufenen Gelehrten Grundfragen des Griechentums behandelt werden, sowie der »Paideia«, die über »Die Formung des griechischen Menschen« handelt, läßt im Verlag de Gruyter einen Band erscheinen, »Humanistische Reden und Vorträge«, der uns den Gelehrten auch als Meister der Eloquenz zeigt, der Weltanschauliches und mühsam Erschürftes in starkem Wort zu ballen, zu gestalten weiß. Vor allem gibt er zwei Bildnisse vergangner Meister, Hermann Diels und Ulrich von Wilamowitz, die noch lebendig vor unserer Seele stehen und denen sein weihendes Wort huldigt. Er spricht als Gleichgeordneter von Mitschaffenden und wertet ihr Lebenswerk mit thukydideischer Plastik. Uns schweben ihre persönlichsten Lebenszüge noch vor, hallt der Laut dieser Stimmen im Ohr; wir sind ihnen noch zu nah, um an jenen großen Umrißzeichnungen Genüge zu finden, vernehmen noch den Pulsschlag ihrer Gegenwart zu deutlich, um uns an so grandioser Anschauung zu sättigen. Aber bewundernd folgen wir einer so hohen Bildkunst und erleben die schöne Vision mit Genuß. — In »Philologie und Geschichte« zieht Jaeger Parallelen zwischen zwei urverwandten, nur methodologisch getrennten Disziplinen. Schöne Worte findet er für die griechische Staatsethik im Zeitalter des Plato. Dieser »himmlische Geist«, wie ihn Goethe nannte, beherrscht überhaupt mehrere Aufsätze (»Kulturidee und Griechentum«, »Der Wechsel des Platobildes im neunzehnten Jahrhundert«, »Die Platonische Philosophie als Paideia«), und wie im heutigen Deutschland der Erziehungsgedanke eine beherrschende Stellung einnimmt, so schwingt in allen diesen Ausführungen auch die Idee der Paideia untertönend mit und läßt attische Humanität mit spartanischer Körperkultur und Ermannung zusammenklingen. Der Antike im Austausch der Nationen wird ein nachhaltiges Wort gewidmet. War doch immer, wenn ferner Boden Geistesschätze vergrabner Antike freigab, wenn der Spaten südlichen Gräbern Sapphische Lieder oder Aristotelische Politien entriß, der deutsche Philologe vor Allen der gesuchte Orakeldeuter erloschner Schriftzeichen, und Diels und Wilamowitz blieben in anscheinend hoffnungslosen Interpretationsnöten die ultima ratio. Der geistige Austausch der wissenschaftlichen Akademien war immer eine Lieblingsidee der Berliner Dioskuren, und es ist wohl kein edleres Band der Völkerbefriedung und -vereinung denkbar als derartige gegenseitige Gedankenvermittlung und Austausch geistiger Schätze. So ist Werner Jaegers Gabe als schönes Weihgeschenk an den Genius unsrer Jugend hoch zu werten und verdient als teure Votivgabe im Penetrale dieses sakrosankten Raumes gehütet zu werden. Vornehmste Eloquenz spendet hier edle Reden an die deutsche Nation.

C. Fries

Berlin-Schlachtensee

Werner Jaeger: Humanistische Reden und Vorträge. Walter de Gruyter & Co., Berlin. 1937. RM. 6.—.

WERNER JAEGER

PAIDEIA. *Die Formung des griechischen Menschen. Erster Band. Gr.-Okt. 2. Aufl. IX, 513 Seiten. 1936. Geb. RM 8.—*

HUMANISTISCHE REDEN UND VORTRÄGE. *Oktav. VII, 217 Seiten. 1937. Geb. RM 6.—*

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Prof. Dr. JULIUS JÜTHNER, Innsbruck

Das Alter der Olympischen Spiele

Die antike Überlieferung von der Gründung der Olympischen Spiele zeigt auffälligen Zwiespalt. Einerseits galt das Jahr 776 v. Chr. als festes Datum für den Beginn der Wettkämpfe und der Aufzeichnung der olympischen Sieger, so daß die Olympiaden von der späteren Geschichtschreibung zur Datierung verwendet wurden, anderseits standen damit die volkstümlichen Sagen in auffälligem Gegensatz, da sie von ungleich älteren Wettkämpfen zu Olympia zu erzählen wußten. Schon Pindar (5. Jh. v. Chr.) vermag in seinem zehnten olympischen Siegeslied anschaulich zu schildern, wie in grauer Vorzeit der sagenhafte Nationalheld Herakles mit der ersten Olympiade die »Pentaëteris«, also das alle vier Jahre zu feiernde Fest, eingesetzt und bereits reich ausgestaltet hat, da der Dichter die Namen der damaligen Sieger im Stadionlauf, Ringkampf, Faustkampf, Viergespann, Speerwurf, Diskoswurf anzugeben in der Lage ist. Derartige auch noch weiter zurückreichende Sagen sind in den »elischen Aufzeichnungen«, d. h. in den archäologischen Einleitungen zu den Siegerlisten enthalten gewesen, auf die die Angaben von Schriftstellern der römischen Kaiserzeit wie Phlegon, Pausanias, Philostratos zurückgehen. Durch eine schon von Aristoteles erwähnte und noch zur Zeit des Pausanias vorhandene alte Urkunde, eine kreisförmig beschriebene eherne Scheibe, die im Heraheiligtum zu Olympia aufbewahrt wurde, ist dann eine Spielgründung mit Einführung des Gottesfriedens bezeugt, die mit den bereits historischen Namen der Könige Iphitos von Elis, Lykurgos von Sparta, Kleosthenes von Pisa verknüpft wurde. Wie sind nun diese weit auseinandergehenden Berichte zu werten? Ist die bestimmte Zeitangabe, 776 v. Chr., das richtige Datum, und sind die sagenhaften Rückverlegungen nur fromme Legenden, zu dem Zwecke erfunden, die Nationalspiele mit ehrwürdigem Altersglanz zu umgeben, oder ist in den alten Sagen ein Niederschlag historischer Vorgänge zu erblicken, der Beginn der Olympischen Spiele also viel höher anzusetzen und das überlieferte Datum etwa nur für eine Erneuerung der Spiele in Anspruch zu nehmen und im wesentlichen auf den Beginn amtlicher Aufzeichnungen zu beziehen?

Diese Frage ist neu zu erwägen, zumal die Zuversicht, mit der von jeher die Jahreszahl 776 als eines der sichersten Daten der alten Geschichte angesehen wurde, keineswegs allgemein geteilt wird, seitdem nach dem Vorgang von Mahaffy A. Körte Zweifel an der Verläßlichkeit geäußert und den Anfang der Olympionikenliste für eine freie Herstellung des Sophisten Hippias von Elis erklärt hat. Antike Schriftsteller hatten vielfach eine vermittelnde Stellung eingenommen, indem sie auch dem Mythos gerecht zu werden versuchten. So werden vor dem überlieferten Datum Olympiaden ohne Zählung angenommen, und man rechnet von Herakles bis zur ersten gezählten Olympiade 459 Jahre, seit Iphitos 27 Olympiaden oder 108 Jahre. Für Pausanias sind die Iphitosspiele eine Erneuerung alter mythischer Wettkämpfe nach langer Pause, und mit ihnen beginnt dann die historische Olympiadenzählung. Dieser Versuch, die historisch festgestellte Spielgründung nach rückwärts mit dem Mythos zu verknüpfen und gleichsam als Fortsetzung der mythischen Wettkämpfe aufzufassen, führt aber zu einem sonderbaren Widerspruch. Nach Ausweis der Olympionikenliste soll sich nämlich die Spielordnung seit 776 in der Weise entwickelt haben, daß es in den ersten dreizehn Olympiaden nur einfachen Lauf gegeben habe, in der 14. Olympiade der Doppellauf, in der 15. der lange Lauf hinzugekommen sei, in der 18. das Pentathlon und der Ringkampf, in der 23. der Faustkampf, in der 25. das Rennen mit dem Viergespann und später die weiteren Übungen. Es stünde also so, daß lange vor der Dorischen Wanderung, die etwa 1100 stattfand, nach der Sage Pelops und Oinomaos sich im Wagenrennen gemessen, später Herakles bereits die meisten Kampfarten angesetzt hätte, während nach dem offiziellen Beginn der Olympischen Spiele im Jahre 776 ein halbes Jahrhundert hindurch nur der einfache Lauf zugelassen wurde und die anderen Übungen nur allmählich hinzukamen, das Wagenrennen mit dem Viergespann erst im Jahre 680, das Zweigespann, das schon im Epos im Gebrauche war, gar erst im Jahre 408. Diesen Widerspruch bemerkte schon Pausanias und suchte ihn durch die Verlegenheitsbemerkung zu beseitigen, daß die Übungen im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten waren und erst allmählich wieder eingeführt wurden, wenn man sich ihrer erinnerte, während Philostratos in seiner Abhandlung über Gymnastik mit Berufung auf die elische Tradition versichert, daß die einzelnen Übungsarten in der Reihenfolge in die Spielordnung Eingang fanden, wie sie von der Turnkunst erfunden und ausgebildet wurden. Mit dieser Bemerkung wird in diesem Zwiespalt der Meinungen wenigstens ein richtiger Weg gewiesen, um eine obere Grenze zu gewinnen: es ist der Frage nachzugehen, wann der Sport überhaupt aufgekommen ist, und seit wann in Olympia die örtlichen Voraussetzungen für sportliche Betätigung gegeben waren. Über diese letzte obere Grenze ist durch W. Dörpfelds neue Grabungen in dem heiligen Bezirk Klarheit geschaffen worden. Durch Aufdeckung einer alten Siedlung aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. hat er ein hohes Alter des Kultortes Olympia nachgewiesen und ist nach dem Vorgang anderer Gelehrter wie E. N. Gardiner überzeugt, daß es dort entsprechend der Sagenüberlieferung schon lange vor der Dorischen Wanderung Spiele gegeben habe. Ob dies richtig ist, und wie weit man den Ansatz zurückverlegen kann, wird von der zweiten Untersuchung abhängen, wann das Aufkommen des Wettkampfgedankens, des sogenannten »Agonalen« vorauszusetzen, und wie im besonderen Ursprung und Herkunft der Gymnastik und Athletik vorzustellen ist, die ja allzeit den eigentlichen Kern der hellenischen Nationalspiele gebildet hat. Wurde dieser später so wichtige Bestandteil des griechischen Kulturlebens von den eingewanderten griechischen Stämmen bei der unterworfenen einheimischen Bevölkerung vorgefunden und von ihr übernommen, oder haben sie das Agonale und die athletischen Übungen aus ihrer nördlichen Heimat mitgebracht? Diese Frage ist genauer zu erwägen.

Die älteste Überlieferung, die uns zu ihrer Beantwortung zu Gebote steht, sind einerseits die erhaltenen Zeugen der kretisch-mykenischen Kultur, anderseits Homers lebendige Schilderung des Lebens der achäischen Helden. Zum Nachweis einer regen sportlichen Betätigung der vorgriechischen Bevölkerung wird gewöhnlich auf Wandmalereien und auf Gefäße mit erhabener Arbeit hingewiesen, die Stierspiele und Faustkämpfe zur Darstellung bringen. Die Stierspiele wurden von schurzbekleideten Männern und Frauen ausgeführt, die einen in vollem Lauf befindlichen Stier an den Hörnern packen, über ihn hinwegspringen oder von ihm gar mit den Hörnern in die Höhe geschleudert werden, also kein athletischer Sport, wie er in Olympia gepflegt wurde, nicht einmal eine Veranstaltung nach Art der spanischen Stierkämpfe, sondern sichtlich nur eine Art lebensgefährlicher Akrobatenkunststücke zur Belustigung vornehmer Zuschauer und Zuschauerinnen, möglicherweise auch bei kultlichen Veranstaltungen. Dem athletischen Sport viel näher zu stehen scheint jener Faustkampf, dessen beste Darstellung auf einem Trinkgefäß von Hagia Triada auf Kreta zusammen mit Stierspielen erhalten ist. Aber nur der untere Bildstreifen ähnelt griechischem Boxen, die Kämpfer des mittleren und oberen Streifens tragen schwere Helme mit Backenschutz, zum Teil auch mit Helmbusch, was beim griechischen Faustkampf unerhört war. Der Vorgang erinnert eher an die römischen Gladiatorenkämpfe und war offenbar nicht ein sportlicher Agon, sondern ein Kampf auf Leben und Tod, dessen Gefährlichkeit durch den Helmschutz sowie durch den üblen Zustand der Besiegten angedeutet ist. Als Vorbild und Vorläufer des olympischen Faustkampfes kann er jedenfalls nicht gelten, und die eingewanderten griechischen Stämme hätten eines solchen auch nicht bedurft, da nach Ausweis der berühmten Bronzeeimer von Norditalien und den Alpenländern, wie scheint bei illyrischen Stämmen, ein gefährlicher, dem griechischen unähnlicher Faustkampf mit hantelförmiger Faustwehr bekannt gewesen ist.

Homer zeigt uns in den Leichenspielen für Patroklos und Amarynkeus sowie in den von den Phäaken zu Ehren des Odysseus veranstalteten Festspielen den Sport der Griechen schon auf solcher Höhe, daß bereits eine lange Entwicklung vorhergegangen sein muß. Schon allein die Zahl der von ihm geschilderten athletischen Kampfarten überrascht, da von den in der historischen Zeit üblichen eigentlich nur die später erfundenen Verbindungen, der Fünfkampf und das Pankration, die Vereinigung von Ring- und Faustkampf, vermißt werden. Die Durchführung im einzelnen zeigt weitgehende Übereinstimmung, ja auch bereits Ansätze zur ritterlichen Behandlung des Gegners, dem so genannten fair play. Daß ein Edelmann Übung im Wettkampf haben muß, wird als selbstverständlich vorausgesetzt, denn für den Mann gibt es keinen größeren Ruhm als den, »den er mit seinen Füßen erwirbt und mit seinen Händen«. Wir beobachten also bereits eine namhafte Höhe sportlicher und agonaler Einstellung. Indes sind auch beträchtliche Unterschiede nicht zu übersehen. Im Epos gibt es vor allem noch keinerlei in bestimmten Zeitabschnitten wiederkehrende Festspiele, sondern nur einmalige Veranstaltungen bei besonderen Anlässen: zur Ehrung eines Toten oder eines vornehmen Gastes, dann zum Zeitvertreib bei Waffenruhe im Lager der Griechen oder als Kurzweil bei den Freiern der Penelope. Als Siegerehrung dient noch keineswegs der später übliche bescheidene Olivenkranz, sondern wir sehen Achill bei den Leichenspielen für Patroklos überaus wertvolle Preise verteilen, die nicht nur um der Ehre, sondern auch um des Besitzes willen

Digitized by Google

angestrebt werden. Beim Wettlauf, Soloswurf und Speerwurf erscheinen die Kämpfer nicht etwa nackt und gesalbt wie in historischer Zeit, sondern mit dem Chiton bekleidet, ja Odysseus, durch den Spott eines Phäaken gereizt, behält beim Diskoswerfen gar den Mantel an. Auch das später nie fehlende aufmunternde Flötenspiel wird bei Homer nie erwähnt. Einen besonders auffälligen Unterschied gegenüber den historischen Wettkämpfen bildet aber innerhalb der Patroklosspiele der Waffenkampf des Aias und Diomedes, die mit furchtbarem Blick dreimal gegeneinander anstürmen. Aias durchbohrt seinem Gegner den Schild, so daß ihn nur der Panzer vor Verwundung schützt, während Diomedes mit der Spitze seines Speeres immer nach dem Halse des Aias zielt. Das ist keine athletische Übung, kein sportliches Messen von Kraft und Geschicklichkeit, also kein eigentlicher Wettkampf oder Agon, sondern ein ernster lebensgefährlicher Zweikampf, der wohl sehr blutig, wenn nicht tödlich verlaufen wäre, wenn ihn nicht vorher die Achäer durch Zuruf unterbrochen hätten. Dieses Duell scheint einer älteren Vorlage des Epos entnommen und wirkt unter den eigentlich athletischen Übungen wie ein Überrest aus einer früheren, roheren Zeit, ein Ersatz für die noch grausameren ursprünglichen Menschenopfer am Grabe eines vornehmen Toten, wie solche Homer übrigens auch noch kennt. Wir sind dadurch näher an die Entstehungszeit des Wettkampfgedankens herangerückt, und es scheint an der Zeit, der Abgrenzung und dem Ursprung dieses Begriffes näherzutreten.

Der Wettkampf oder Agon setzt bereits eine beträchtliche Höhe sozialer Entwicklung voraus. Naturgegeben ist ja von vornherein nur der ernste Kampf ums Dasein, der auf Vernichtung oder Beraubung des Nebenmenschen ausgeht, der sich seinerseits kämpfend zur Wehre setzen muß. Unter friedlichen Umständen, innerhalb einer befreundeten Gruppe, der Familie, der Sippe, dem Stamm, entwickelt sich schon in der Urzeit als Abbild des Ernstkampfes und Vorstufe des Wettkampfes das Spiel, dessen Naturhaftigkeit an sich balgenden und haschenden jungen Tieren und Kindern zu beobachten ist. Von Natur aus vorhanden ist vor allem auch der Betätigungstrieb an sich, der Eifer, etwas zu leisten, der zu Kriegstaten, Jagderfolg oder einer gewaltigen Arbeitsleistung führt und Ruhm, Macht und Einfluß erwirbt. Dieser Tatendrang ist bei den Menschen allenthalben und zu allen Zeiten wirksam und kommt zu den von Schiller besungenen Naturtrieben, dem Hunger und der Liebe, im menschlichen Getriebe als dritte nicht zu unterschätzende Naturkraft hinzu. Gesellt sich nun zu diesem Betätigungseifer der Vergleich mit anderen und damit der Ehrgeiz, so entsteht der Wetteifer. Der Vernichtungskampf einerseits und dieser friedliche Wetteifer anderseits sind die beiden »Erides«, Streitarten, die Hesiod eingangs seiner Erga, allerdings nur für bäuerliche Verhältnisse, schildert: die tadelnswerte Eris des Kampfes und Krieges und die gute Eris, die mit dem Nachbar in der Leistung wetteifern heißt. Dieser allgemein menschliche Eifer nun, der also nichts eigentlich Hellenisches darstellt, wird seit Burckhardt von den Historikern bereits dem Begriff des Agonalen zugezählt, was jedoch nicht zu empfehlen ist. Denn es handelt sich zwar um eine Anstrengung in ehrgeizigem Hinblick auf die Leistung anderer, aber nicht eigentlich um einen Wettbewerb, da der Vergleich sich gleichsam von selbst ergibt. Auch der von Hesiod für diesen Begriff gewählte Ausdruck Eris, Wettstreit, erscheint eigentlich zu stark. Immerhin ist der Wetteifer aber als Vorstufe des eigentlich Agonalen, des wirklichen Wettkampfes, anzusehen, während man unter Wettkampf ein friedlich geregeltes, entsprechend organisiertes Sich-Messen an Kraft und Geschicklichkeit in körperlichem, an Können in geistigem und künstlerischem Sinne zu verstehen hat.

Auf jener Vorstufe natürlichen Wetteifers nun stehen vielfach noch die achäischen Helden Homers, insbesondere in der Ilias. Sie sind die »Besten« unter den wackeren Männern, die dem adeligen Ideal der Mannestugend, der Areté, nachstreben. Die in den Kampf ziehenden Söhne bekommen von den Vätern die Mahnung mit, »sich stets auszuzeichnen und andere zu überragen«. Es herrscht noch das Zeitalter grausamer Kämpfe, das in dem lebensgefährlichen Zweikampf bei den Leichenspielen des Patroklos eine letzte Spur hinterlassen hat. Daß ein friedlicher, sportlicher Wettkampf noch unbekannt war, beweist das Fehlen einer Bezeichnung hierfür: »agôn« heißt bei Homer noch »Versammlung« oder »Versammlungsort«, und ein zweiter Ausdruck »áethlos (später áthlos)« wird noch in seiner ursprünglichen weiteren Bedeutung »Anstrengung, Leistung« verwendet, die erst allmählich in die engere »Wettkampf« übergeht. Wenn sich nun im Epos eine Benennung des Wettkampfes erst einzubürgern beginnt, die Sache selbst aber, wenn auch in einer noch nicht voll entwickelten älteren Form, bereits besteht, so zeigt dies an, daß der Übergang vom nichtagonalen zum agonalen Zeitalter sich offenbar nicht lange vor der Zeit Homers abgespielt haben muß, eine Bestätigung dafür, daß der Wettkampfgedanke nicht schon bei der vorgriechischen Bevölkerung ausgebildet war. Auch daß er den ersten griechischen Einwanderern, den Achäern und Joniern, schon von ihrer Heimat her vertraut war, erscheint wenig wahrscheinlich, wenn sich in der langen Zeit bis auf Homer nicht eine entsprechende Bezeichnung ergeben und eingebürgert hat. Im höchsten Grade unwahrscheinlich ist es auch, daß die von Homer geschilderte hohe Entwicklungsstufe der einzelnen Übungen in Wirklichkeit den einfacheren Verhältnissen der achäischen Vorzeit, dem 12. Jh. v. Chr. entspricht, vielmehr klar, daß der Dichter die Heroenzeit mit moderneren Zügen ausgestattet hat. So wird man der weitverbreiteten Meinung beipflichten, daß der Wettkampfgedanke und die sportliche Betätigung in Griechenland erst nach jenem wichtigen Einschnitt der griechischen Geschichte einsetzt, der gekennzeichnet ist durch die Einwanderung der Nordwestgriechen und Dorier und weiterhin durch den Übergang vom absoluten Königtum zum freien Staatswesen, zur Polis.

Die erste gut beglaubigte Nachricht über die Vorgänge in Olympia besagt, daß die Ätoler die Gegend besetzt, die Sorge um das Heiligtum von den Achäern übernommen und den olympischen Wettkampf eingeführt hätten. Es ist nicht anzunehmen, daß achäische Spiele unerwähnt geblieben wären, wenn es solche bereits gegeben hätte. Das Hochfest des Zeus von Olympia ist also von Nordwestgriechen begründet und durch Wettkämpfe ausgestaltet worden, geriet dann aber unter lakonischen Einfluß, wie auch sonst vieles auf eine engere Beziehung der dorischen Stämme zur Agonistik hinweist. In Sparta und im dorischen Kreta war die Jugenderziehung stets auf Gymnastik und Agonistik eingestellt, bei den Kretern waren sogar die Altersklassen der Bürger nach ihrer Ausbildung im Lauf benannt. Ihnen und den Lakedaimoniern wird von guter Überlieferung auch die Einführung der Nacktheit und der Einölung bei den Übungen zugeschrieben. So wird man mit der Annahme nicht fehlgehen, daß die unter dem Namen Dorier zusammengefaßten kriegerischen Stämme schon vor der Einwanderung nach Griechenland die Leibesübungen als Vorbereitung für den Krieg gekannt, im Lagerleben in den Pausen des Krieges mit agonalem Wetteifer gepflegt und aus ihrer nördlichen Heimat dann nach Griechenland verpflanzt haben, samt der ebenfalls mit dem Lagerleben zusammenhängenden und später eng mit der griechischen Erziehung verknüpften dorischen Knabenliebe.

Homer lebt in dem Zeitalter der städtisch-ritterlichen Adelsherrschaft, und er schildert seine achäischen Helden nicht nur als kriegerische Fürsten, wie sie in den alten Heldenliedern besungen wurden, sondern er hat, wie dies die Dichter aller Zeiten zu tun pflegen, das Leben seiner Helden auch mit wirksamen Zügen aus seiner Gegenwart ausgestattet. Er zeigt sie uns also einerseits als Vertreter des einstigen ungebundenen Herrenstandes in ihrer mehr kriegerischen als agonalen Einstellung, daneben aber läßt er sie, wenn er dies für seine künstlerischen Zwecke für förderlich hält, sich in der zu seiner Zeit vom Adel geübten Weise agonal betätigen. Damals aber, geraume Zeit nach der Dorischen Wanderung, hatte der ritterliche Sport und die Athletik bereits eine namhafte Höhe der Entwicklung erreicht. Dem entsprechend schildert Homer diese Betätigung in solcher Reichhaltigkeit und Vollkommenheit, daß nun die gleichen Bedenken aufsteigen, wie sie sich bei dem Vergleich der mythischen mit den historischen Olympischen Spielen eingestellt haben. Denn es erscheint auf den ersten Blick unbegreiflich, warum nach der zur Zeit Homers erreichten Vollkommenheit der Agonistik in den ersten Olympischen Spielen seit 776 gleichsam wieder von Anfang angefangen und zunächst nur die einfachste Übung, der Lauf, zugelassen wurde. Doch genügt zum Verständnis dessen eine einfache Erwägung. Es ist ein Unterschied, ob zu Ehren eines toten Helden oder bei feierlichem Anlaß etwa ein Fürst für einen engen Kreis ohne weitere Vorbereitung selbstherrlich Wettkämpfe veranstaltet und mit Preisen ausstattet, oder ob regelmäßig wiederkehrende Spiele eingerichtet werden, bei denen nach genau festgesetzten Regeln wohl vorbereitete Teilnehmer aus weiterem Umkreis sich messen sollen und der Sieg von unparteiischen Kampfrichtern dem Besten zugesprochen wird. Hierfür bedarf es einer sorgfältigen Organisation, die langjährige Erfahrung erfordert. Daher wird das Programm zunächst auf

Johann Gottlieb Fichte

Nachgelassene Schriften

Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft herausgegeben von Dr. Hans Jacob

Umfang der Ausgabe: ca. 6—8 Bände

Zur Eröffnung des Werkes erschien soeben:
Band II: Schriften aus den Jahren 1790—1800
XLIV, 613 Seiten. Preis in Leinen RM 16.—
Bei Verpflichtung zur Abnahme des Gesamtwerkes RM 14.—

Bitte fordern Sie den ausführlichen Prospekt an!

Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin

Digitized by Google

die einfachste Übung eingeschränkt und erst im Laufe der Zeit allmählich erweitert. Ähnliches wird ja auch von den Pythien in Delphi und von den Eleusinischen Spielen berichtet. Auch die modernen Olympischen Spiele, die allerdings auf einer festen antiken Grundlage aufbauen konnten, zeigen in den vierzig Jahren ihres Bestandes eine ungeahnte Entwicklung von dem bescheideneren achttägigen Programm im Jahre 1896 in Athen zu der großartig organisierten, reich ausgestalteten sechzehntägigen Berliner Olympiade des Jahres 1936.

In Kürze stellt sich die Entwicklung also folgendermaßen dar. Die Kultstätte Olympia hat schon in der vorgriechischen Zeit bestanden und wurde von den eingewanderten griechischen Stämmen, die ihre eigenen Gottheiten mitbrachten, auf diese übertragen. In achäischer Zeit sind vorerst noch Menschenopfer und Waffenkämpfe zu Ehren des dortigen Heros, den der Mythos Pelops nennt, vorauszusetzen, nach der Einwanderung der Nordwestgriechen und Dorier traten zu Ehren des Zeus friedliche sportliche Wettkämpfe an die Stelle, zunächst in der mehr freieren Form, die uns Homer schildert, und die er in die achäische Zeit zurückverlegt, wie ja auch die Sagenbildung den Einschnitt der Dorischen Wanderung unbeachtet läßt. Vor dem überlieferten Anfangsdatum der Olympischen Spiele war der Sport seit langem bereits hoch entwickelt und wurde bei feierlichen Anlässen in Wettkämpfen ausgeübt, zu den seit 776 alle vier Jahre wiederkehrenden völkischen Spielen wurden aber die einzelnen Sportarten aus organisatorischen und technischen Gründen nur allmählich der Reihe nach zugelassen. In der Erwartung, daß die bevorstehenden deutschen Ausgrabungen in Olympia neuen Stoff zur Klärung der behandelten Fragen liefern werden, kann man an dem überlieferten Datum des Beginnes der Olympischen Spiele in dem angedeuteten Sinne zunächst noch im wesentlichen festhalten.

E. N. Gardiner, Greek Athletic Sports and Festivals, 1910. — Derselbe, Olympia, 1925. — Derselbe, Athletics of the anc. World, 1930. — W. Dörpfeld, Alt-Olympia, 1935. — W. R. Ridington, The Minoan-Mycenaean Background of Greek Athletics, 1935. — V. Ehrenberg, Ost und West, 1935, Kap. IV, Das Agonale. — E. Pastor, Olympische Spiele der Vorzeit, 1936.

NEUE
ANTIQUARIATSKATALOGE

Katalog NATIONALÖKONOMIE
Finanz- u. Sozialwissenschaft, Wirtschaftsgeschichte
1250 Nummern
WALTER FUNKE, FRANKFURT (MAIN)
Eschersheimer Landstr. 24

Versandbereit: Katalog 75: *Preussen*
Vorbereitet werden ein Katalog *Naturwissenschaften* und ein Katalog *Kunst*
GRÄFE UND UNZER / Das Haus der Bücher
Königsberg Pr. Europas größte Buchhandlung

Verlangen Sie kostenlose Zusendung meines Kataloges Nummer 1
Kulturgeschichte
Wilhelm Heinrich, Buch- und Kunsthandlung, Antiquariat, Frankfurt a. M., N. Hainer Str. 35

No. 644: Bibliographie. Buch- und Schriftwesen. 1582 Nummern.
No. 645: Islamica. 2095 Nummern.
Karl W. Hiersemann, Antiquariat, Leipzig C 1.

Katalog 37: Prachtvolle Liebhaberausgaben, Geschichte, Kulturgeschichte, Memoiren, Biographien, Deutsche Sprache u. Literatur usw.
JOS. A. KIENREICH / Buchhandlung
GRAZ, Sackstr. 6 (Österreich)

Soeben erschien:
Antiquariatsauswahlanzeiger 74
mit Beiträgen aus allen Wissensgebieten
LIPSIUS & TISCHER, Antiquariat, Kiel

Zeit und Heimat der Homerischen Epen

Dieses Homer-Buch von neuer Art ist geschrieben im Geiste Wilhelm Dörpfelds, dem es auch gewidmet ist als Ausdruck einer langjährigen Verbundenheit im Zeichen Homers und seiner Wiedergewinnung in der Wirklichkeit. Vorläufer sind die Homer-Übersetzungen Professor Rüters in rhythmischer Prosa: zunächst 1925 das Heimkehrlied, das von Dörpfeld in seinem folgerichtig dramatischen Aufbau erkannte und zu einem Gedicht von nicht genug zu bewundernder Planmäßigkeit herausgearbeitete Kerngedicht der Odyssee, dann 1929 das Lied vom Zorn des Achilleus als ein ebenfalls in 10 Gesängen sich abwickelndes Urgedicht, dessen Erzählungen eines Menschenschicksals nicht weniger planvoll abrollen.

Der Grundgedanke des neuen Buches ist, daß die homerischen Gedichte Ausschnitte sind aus der lebendigen geschichtlichen Erinnerung und Überlieferung. Ihren Kern bilden Lieder, die an den achäischen Fürstensitzen des griechischen Mutterlandes entstanden sind; diese Dichtungen der sangesfrohen Achäer, d. h. der homerischen Gesamthellenen, gehören noch dem 12. Jahrh. v. Chr. an und sind daher auch gleichzeitige Urkunden des großen Ereignisses, des troischen Krieges und seiner nächsten Folgen, woraus sie zwei Höhepunkte herausgreifen, den Zorn des Achilleus und die Heimkehr des Odysseus. Nach dem Zusammenbruch der achäischen Herrschaft sind die Gedichte mit der jonischen oder besser der achäischen Wanderung nach Kleinasien hinübergewandert und dann durch einen dichterisch hochbegabten Aöden mit anderen Liedern verbunden und zu den Gesamtepen Ilias und Odyssee erweitert worden, vermutlich durch den Homeros, der Aöde und Rhapsode zugleich, den Epen im 9. Jahrh., in welche Zeit ihn das Marmor Parium setzt, die Form gegeben hat, die sie im großen Ganzen bewahrt haben.

Dieser Beweis, der den homerischen Gedichten erst ihre wahre Stellung als Heldenepos der achäischen Zeit anweist und damit ihre einzigartige dichterische und historische Bedeutung festlegt, wird an der Hand von 6 Fragen geführt. Die erste und ausführlichst erörterte gilt der Betrachtung der Epen im Lichte der Forschungen, insbesondere der Ausgrabungen. Hier steht das Lebenswerk des großen Wirklichkeitsschauers Wilhelm Dörpfeld im Mittelpunkt, das er für Homer in Troia und Ithaka, in Pylos und auf Scheria geleistet hat. Auf Grund jahrzehntelangen Gedankenaustauschs mit ihm, eingehender Selbstschau und genauer Vertrautheit mit den Grabungsberichten werden die Forschungen in Hissarlik, eingeschlossen die neuesten Ergebnisse der Amerikaner, auf Thiaki und Leukas, bei Kakovatos, in Sparta und Therapne, in Kerkyra-Palaeokastrizza geschildert: allüberall dasselbe Bild einer lebensnahen Wirklichkeit und Übereinstimmung mit Homer, der mit den von ihm als Szenerie der Handlung der Kerngedichte geschilderten Örtlichkeiten wohl vertraut gewesen ist.

Ein 2. Kapitel gilt der homerischen Sprache. Hier hat uns Georg Mahlow mit seinen sprachgeschichtlichen Untersuchungen über die griechische Sprache und Dichtung (1926) neue Wege gewiesen und damit den Zugang zu einer natürlichen, historischen Erklärung der homerischen Sprache eröffnet. Was schon lange gefordert worden ist, z. B. vom Archäologen Karl Sittl, die Erkenntnis, daß die homerische Sprache nicht als Mundart verschiedener Stämme, sondern nur eines, aber aus verschiedenen Zeiten betrachtet werden muß, wird von Mahlow weiter geführt. So ergibt sich, unter Beseitigung der allzu vielen, fast verwirrenden sprachlichen Einzelheiten, das klare Ergebnis, daß die Sprache der Epen keine künstliche Mischsprache von allerhand Dialekten ist, aber auch keine erfundene Kunstsprache, sondern ursprünglich ein urgriechischer Dialekt, den die älteren Achäer vor der Zeit der Wanderungen gesprochen, den auch ihre Sänger verwandt haben und der dann auch in den in Kleinasien erfolgten Erweiterungen der homerischen Epen beibehalten worden ist. Damit ermöglicht auch die Sprache Homers eine Datierung des Epos in die Zeit vor der dorischen und jonischen Wanderung, somit auch Entstehung im Mutterland. Da sich nun auch beweisen läßt, daß die Schrift daselbst und schon damals bekannt war, wobei nach dem Vorgang W. Dörpfelds in »Alt-Olympia« den Phönikern Altarabiens ihre Vermittlerrolle wieder zuerkannt werden muß, so ist kein Zweifel, daß auch an den achäischen Fürstensitzen schriftkundige Männer gelebt haben, die zugleich Historiographen waren und die Geschichte des Königs und seiner Vorfahren — in Versen — abfaßten. Epen, wie die zwei Kerngedichte konnten ohne Schrift weder gemacht noch überliefert werden. Frühe schon ist die gedächtnismäßige Weitergabe durch schriftliche ersetzt und dadurch der Bestand der kunstvoll aufgebauten Lieder gesichert worden, sowohl im Mutterland als auch in Kleinasien.

Es folgt im 3. Kapitel die Erörterung der geschichtlichen Unterlagen der Epen und der sich daraus für ihre Entstehungszeit ergebenden Folgen. In den Kernliedern, die an das historisch zuverlässig fixierbare, im Anfang des 12. Jahrh. stattgehabte Ereignis des Kampfes der Achäer und Troer in der Skamander-Ebene anknüpfen, spiegeln sich wirklich die achäischen Mannen und ihre Taten wieder, wie wir sie auch in den Urkunden der hethitischen Archive kennen lernen. Mag auch über die Texte von Boğazköy noch lange nicht das letzte Wort gesprochen sein, nicht mehr zu zweifeln ist an der Identität von Ahhijava und Ἀχαιία (Ἀχαία jüngere Form). Damit bestätigen die hethitischen Tontafeln die Angaben Homers über den Bestand eines achäischen Königtums in vordorischer Zeit auf dem griechischen Festland und auf den Inseln (aber nicht in Kleinasien). Dasselbe beweisen auch die ägyptischen Urkunden und die Rolle der Phöniker bei Homer. Die Gedichte selbst lehren uns immer wieder, daß sie entstanden sind, als Theben und Sidon noch blühten, aber auch, als die Achäer noch nicht durch die Dorier wieder zurückgedrängt waren. Wir sind also in der Lage, im Rahmen des geschichtlichen Verlaufs der Ereignisse im Mittelmeer den homerischen Gedichten und ihrem Tatsachen-Hintergrund einen bestimmten Platz anzuweisen, nämlich wiederum die Entstehung der Kernlieder im Mutterland und in der Zeit der Blüte der achäischen Fürstensitze anzusetzen.

Damit stimmt weiter das geographische Bild Griechenlands und anderer Mittelmeerländer, ja das ganze Weltbild Homers überein, behandelt im 4. Kapitel. Der Mittelpunkt der den Achäern der Epen bekann-

Digitized by Google

ten Erde muß in Mittelgriechenland, etwa in Delphi gesucht werden; das hatte schon Dörpfeld in seiner Odyssee (1925, 242) angenommen: wiederum ein Beweis der festländischen Entstehung der Urgedichte. Sogar in den Irrfahrten, die größtenteils nicht zum ursprünglichen Heimkehrlied gehörten, ist ein Teil der Länder und Völker geographisch gesichert oder auffindbar, war also den Achäern geläufig. Freilich auch reine Erfindungen stehen nicht im Widerspruch mit dem Weltbilde der Achäer im allgemeinen. Dazu kommen endlich noch Ausschmückungen und Erweiterungen, die nicht im Mutterland entstanden sind. Zu ihnen gehört z. B. der Katalog; das Zorngedicht kann keinen solchen enthalten haben. Er war nur möglich und nötig bei einem Gedicht über den ganzen troianischen Krieg, aber nicht bei der Behandlung einer so kurzen Episode, wie sie der Streit der Könige war.

Auch eine Betrachtung der Kultur der Epen (Kap. 5) gestattet dieselben Schlüsse auf Zeit und Ort ihrer Entstehung. Erörtert werden das homerische Königtum, das Haus und das tägliche Leben, wie es sich abspielt in Mahlzeiten und Beschäftigung, wie es sich zeigt in Kleidung und Waffen, im Kunstgewerbe und (phönikischen) Bringern der Kunst, in Brautwerbungs- und Bestattungsbräuchen. Auf all diesen Gebieten schildert Homer das Leben im Mutterland zur vordorischen Zeit: der König ist absolut, auch Priamos und Alkinoos. Der Dichter hat das einfache Haus des Odysseus und des Nestor und den reichen Palast des Menelaos, wie auch die Burgen in Mykene und Tiryns gesehen. Er kennt ebenso bescheidenes und vornehmes Hausgerät. Zur Zeit, als die Urgedichte entstanden, waren die Waffen im ganzen aus Bronze und das als Arbeitsmetall dienende Eisen war rar und wertvoll. Seine Helden stattet der Dichter schon deshalb mit bronzenen Waffen aus, weil diese schöner sind als die eisernen. Die volle Übereinstimmung des Totenbrauchs, etwa der reichen Rundgräber auf Leukas-Ithaka mit der homerischen Schilderung der Bestattung des Patroklos ist bekannt.

Im Schlußkapitel (Kap. 6) werden die Götterwelt und der Götterkult auf ihre Auswertungsmöglichkeit für die Abfassungszeit der Gedichte untersucht. Hier gilt es vor allem die Ausscheidung des poetisch-phantastischen Spiels der nachdichtenden Homeriden, das vielfach dem Bemühen jonischer Adelsgeschlechter um den Erweis göttlicher Abkunft seine Erfindung verdankt, und die Herausschälung der für das Zornlied notwendigen Götterwelt, ebenso dann auch für das Heimkehrlied. Dabei wird insbesondere die Stelle des Apollo als eines fremden Gottes erkannt, den die Griechen erst in Kleinasien, wohin er vermutlich durch die Orientalen verpflanzt worden ist, kennen gelernt haben. Seine Rolle als Vertreter der den Achäern feindlichen Interessen in Troia beweist, daß das Lied vom Zorn des Achilleus nicht erst in Kleinasien entstanden ist, sondern früher, nämlich ehe Apollo im Mutterland der Griechen zu großer Verehrung gelangt ist. Wichtig sind für unsere Frage vor allem die Götterversammlungen: gerade die hierbei, allerdings mit Vorsicht, aufzuzeigende Rolle der Götter ist eines der wichtigsten Mittel zur Scheidung der Urlieder, wo sie unentbehrliche Bestandteile der Handlung sind und ihr Eingreifen auf den Forderungen des achäischen Volksglaubens beruht, von Zudichtungen und Einschiebseln. Im Heimkehrlied herrscht, unberührt von der neujonischen Kultur, die sich schon in den Erweiterungen des Zornlieds geltend macht, der »alte edle achäische« Glaube, dem alle Taten der Menschen durch einen allwissenden, gütigen und gerechten Gott bewirkt erscheinen. Dagegen spielt er in den Nachdichtungen der Odyssee, dem größten Teil der Irrfahrten und im 24. Buch, eine geringe Rolle. Eine besondere Frage ist endlich die nach der Bedeutung der großen Mythenkreise, der Heroensagen. Auch sie sind verwertbar für die Frage nach Zeit und Heimat der Urepen. Die in ihnen behandelten Heroensagen führen meist in die Mittelpunkte der mykenischen Kultur, nach Mykene, Tirnys, Sparta und Pylos, so die Persiden, die mit Herakles verknüpft sind, die Pelopiden, die Tyndariden, die Neleiden. Den Sängern des 12. Jahrh. war Pelops eine historische Persönlichkeit, nämlich der achäische König von Pisa; er wurde erst spät nach Kleinasien verpflanzt. Der Peloponnes hat die reichsten Mythen; es folgt Böotien, in dessen Sagenkreis ja auch Ed. Meyer einen geschichtlichen Kern anerkennt.

Das ist der kurze Inhalt des Rüterschen Buches. So mag es seinen Weg gehen nicht bloß zu Gelehrten und Philologen, sondern zu allen Freunden der ewigen Schönheit der Homerischen Epen! Es ist bestimmt für alle, die das Rätsel ihrer Herkunft, ihrer Urgestalt und ihrer Zeit immer wieder lockt. Es mag ihnen den Weg der archäologischen, sprachlichen, geschichtlichen, geographischen und kulturhistorischen Erkenntnis Homers zeigen! »Vor unserem geistigem Auge steht der achäische Fürstensitz, an dem ein Sänger im Kreise vieler Hörer an verschiedenen aufeinanderfolgenden Tagen zum erstenmal das Lied vom Zorn des Achilleus singt.« Und ein anderer ebenso großer Dichter verbindet im Heimkehrlied »die Telemach- und Odysseushandlung mit dem Treiben der Freier auf Ithaka zu einer gewaltigen zehntägigen Handlung«.

Dörpfeld hat uns mit überzeugendster Anschaulichkeit und innerlichstem Eindringen in den Geist Homers gelehrt, daß die Urgedichte, an den Höfen der Fürsten schon in der achäischen Zeit gesungen, vor allem der Jugenderziehung gedient haben. Vielleicht sind die zwei erhaltenen Epen nicht einmal die ältesten und hervorragendsten in dem Schatz der achäisch-urgriechischen Heldengedichte, die das schönste aus dem Norden gebrachte Erbteil gewesen sind.

Prof. Dr. P. Goessler
Tübingen

Heinrich Rüter, Zeit und Heimat der Homerischen Epen vom Zorn des Achilleus und von der Heimkehr des Odysseus. Berlin. Walter de Gruyter Berlin 1937. In Ganzlein en und mit 10 Kartenbeilagen. 280 S. Preis RM. 4.80.

Erziehung und Führung

Unter diesem Titel veröffentlicht Dieter Roser eine Schrift, in der er versucht, zwei verschiedene einander gegenüberstehende Typen der Pädagogik aufzustellen, welche er durch die Begriffe Erziehung und Führung fixieren zu können glaubt. Die Gestalt des Erziehers scheint ihm in Sokrates, die des Führers in Platon besonders rein verkörpert zu sein. Im Gegensatz zum bisherigen Sokratesbild erscheint der große Lehrer Platons bei Roser als eine rein konservative, kultisch eingestellte Persönlichkeit, die ihre Erziehungsaufgabe lediglich darin erblickt, die in Verfall geratenen Athener zu den alten Seinsmächten, zu Frömmigkeit, Bürgertugend und Bescheidenheit zurückzuführen. Platon hingegen ist für Roser der idealistische Revolutionär und Reformator, der sich nicht den Göttern vertrauend hingibt, sondern die göttliche Eigenschaft der Vernunft selbst dazu benutzt, gottähnlich zu werden, der im Gegensatz zu Sokrates' Bescheidenheit stolz genug ist, zum Gesetzgeber zu werden und die Jugend zum Gesetze der Vernunft hinzuführen. Nach dieser Interpretation ist es verständlich, daß für Roser der radikale Schnitt zwischen dem alten Hellenentum und der neuen Zeit (symbolisiert z. B. in der Stellungnahme zu Homer) nicht von Sokrates, sondern vielmehr von Platon vollzogen wird. In einem sehr fragmentarischen Anhang sucht Roser den Zwiespalt zwischen sokratischer Erziehung und platonischer Führung dadurch zu überbrücken, daß er beide auf der höheren Stufe der Dichtung vereinigt. »Von Sokrates und Platon her empfängt der die deutsche Bildung heute Bedenkende und Bewirkende die Radikalität der Möglichkeiten im Denken, den schönen Weg der Mitte aber weist ihm und seinem Volke der Dichter.«

Der Untertitel der Roserschen Schrift lautet »Versuch über Sokrates und Platon«, und der Eindruck, daß es bei dem Versuch geblieben ist, verläßt den Leser bei keiner Zeile. Uns erscheint weder die Anschauung vom sokratischen Konservativismus (gegen den allein der bekannte Spott des konservativen Aristophanes spricht) überzeugend, noch können wir überhaupt in Erziehung und Führung verschiedenartige Typen und Methoden der Menschenformung anerkennen. Denn der wahre Erzieher ist gerade so viel wert, als er Führer zu sein vermag. Und da spricht denn schon die Tatsache, daß Sokrates einen Platon zum Schüler hatte, Platon hingegen keinen einzigen Jünger von ähnlichem Format, gegen die Rosersche pädagogische Fiktion ebenso wie gegen sein neues Sokratesbild. Auch daß systematische und historische Gesichtspunkte in der Untersuchung bunt durcheinander laufen, gereicht der Darstellung nicht zum Vorteil.

Dr. Heinz Horn
Dresden

Dieter Roser: Erziehung und Führung. Versuch über Sokrates und Platon. Stuttgart 1936. Verlag von W. Kohlhammer. 54 Seiten. Brosch. RM 3.60.

Eine ganz große Leistung

deutscher geistiger Arbeit und deutscher Drucktechnik ist das neue „Handbuch der Kulturgeschichte", das in packender Darstellung eindringlich und klar den Gang der Kultur über die Erde schildert. Auf 3500 Seiten mit etwa 3000 Bildern und farbigen Darstellungen geben 26 hervorragende Gelehrte ein umfassendes Bild der deutschen Kultur und im Anschluß daran der Hauptkulturen der ganzen Welt. Leicht anschaffbar durch den Bezug von monatlich 2 Lieferungen zu je RM 2.80. Man verlange ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 16 f von:

ARTIBUS ET LITERIS, Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes

Soeben erschien:

Zeit und Heimat der Homerischen Epen

vom Zorn des Achilleus und von der Heimkehr des Odysseus

Von Heinrich Rüter

Oktav. X, 293 Seiten. Mit 10 Kartenbeilagen. Geb. RM 10.–

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Professor Dr. WILHELM CAPELLE, Universität Hamburg

Poseidonius, der Entdecker der „nordischen" Völker

Unter den Leistungen des griechischen Geistes wird die Schöpfung der Wissenschaft schlechthin und ganz besonders die der Fachwissenschaften noch immer zu wenig gewürdigt. Hierher gehört auch die Entstehung der »Völkerkunde«, d. h. ganz eigentlich ihre Schöpfung durch den griechischen Genius. Für diese lagen bei den Griechen des östlichen Mittelmeergebietes ganz besondere Voraussetzungen vor: zunächst ihre mannigfachen Berührungen und Begegnungen mit Angehörigen fremder Völker. Dauernde Begegnungen solcher Art waren aber nur möglich bei stark entwickeltem Handel und der diesen vermittelnden Schiffahrt nach fernen Küsten und bei längerem Aufenthalt einzelner Griechen bei fremden Völkern, deren Gebiete von den Wellen des weitausgedehnten, buchtenreichen Mittelmeeres umspült wurden. Und sicher haben Handel und Schiffahrt bei den Griechen schon im 8. Jahrhundert v. Chr., wahrscheinlich aber noch weit eher, eine erstaunliche Blüte gehabt. Im Zusammenhang hiermit steht — auch für die Entstehung der Völkerkunde bedeutsam — die Gründung zahlreicher griechischer Kolonien selbst an den entlegensten Küsten des Schwarzen Meeres oder an der Mündung des Nils (Naukratis), auf der Insel Sizilien wie in Unteritalien, in Südfrankreich (Massalia, das heutige Marseille), ja an der spanischen Ostküste und östlich der Großen Syrte in Kyrene im heutigen Libyen. — Freilich, die äußeren Voraussetzungen für die Entstehung einer Völkerkunde lagen auch schon für die Phöniker vor, aber nicht die »inneren« Voraussetzungen, und erst diese sind entscheidend.

Zunächst: die Beobachtungsgabe des griechischen Volkes, vor allem des ionischen Stammes, für das Charakteristische im Menschen- und Völkerleben ebenso wie in der großen Natur, von der wir tausend und abertausend Beispiele in der griechischen Literatur (so in den homerischen Gleichnissen und in den hippokratischen Krankheitsbildern) besitzen. Dazu aber kommt, mit ihr verbunden, die zu vergleichende Betrachtung, die wir schon bei Homer angedeutet finden, so, wenn es von Odysseus heißt: »Vieler Menschen Städte sah er und lernte ihre Denkart kennen«. Klassisch zeigt sich diese vergleichende Betrachtungsweise schon bei dem Dichterphilosophen Xenophanes von Kolophon im 6. Jahrhundert v. Chr., der ja ebenfalls weit an Küsten und Inseln des Mittelmeeres herumgekommen ist. »Die Äthiopen denken sich ihre Götter schwarz und stumpfnasig, die Thraker dagegen blauäugig und rothaarig.« Eine Betrachtungsweise, die den Bekämpfer des anthropomorphen Gottesglaubens schon zu dem Satz führt, den mehr als zweitausend Jahre später Schiller, ohne von seinem Ahnen zu wissen, in den bekannten Worten formuliert hat: »In seinen Göttern malet sich der Mensch.« —

Vor allem aber setzt die Entstehung der wissenschaftlichen Völkerkunde einen starken Forschungs- und Erkenntnistrieb voraus, und zwar mehr nach der Erforschung der Welt der Erfahrung, als der der letzten Gründe alles Seins und Werdens. Solcher Trieb, der ebenfalls für den Griechen charakteristisch ist und später in Aristoteles in seiner »Meisterzeit« — wenn auch in der Hauptsache auf anderen Gebieten — seinen Höhepunkt finden sollte, solcher Trieb drängt notwendig zu ausgedehnten Forschungsreisen über See, zu deren Verwirklichung die hochentwickelte Schiffahrt, zumal der Ionier, vor allem Milets, immer aufs neue lockte. Und so finden wir denn schon gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr., zur Zeit des Königs Darius, den kühnen Hekataios von Milet[1]) auf solchen Fahrten, auch in die westlichen Gebiete des Mittelmeeres, der dann nach seiner Heimkehr die Frucht alles dessen, was er in fremden Landen geschaut und gehört, in seinem von den Späteren »Erdumschreibung« genannten Werk in schriftlicher Form gestaltete und so auf die nach ihm Kommenden tiefgehenden Einfluß übte. Ausgebildet und für uns — da sein Werk ja glücklicherweise vollständig erhalten ist — im vollen Umfange in seiner Wesensart erkennbar zeigt sich dieser Trieb bei Herodot, dem wir nicht nur von Ägypten, Babylon und Susa eingehende ethnographische Schilderungen verdanken, sondern mehr noch beinah von den Skythen und von den Libyern (den Bewohnern Nordafrikas). Und zwar gibt er diese Schilderungen auf Grund eigenen Schauens (von »Autopsie«) und eigener Erkundung an Ort und Stelle; denn er war nicht nur monatelang in Ägypten und in Kyrene, sondern ebenso sicher dank tagelangen Fahrten auf den skythischen Strömen im Herzen des südlichen Rußlands[2]).

Einen weiteren Aufschwung hat die griechische Völkerkunde dann durch Alexanders Siegeszug durch Vorderasien bis nach Indien hinein genommen, da es bei dieser einzigartigen Gelegenheit von den wissenschaftlichen Begleitern Alexanders eine Fülle ethnologischer Tatsachen bei den verschiedensten fremden Völkern zu beobachten und aufzuzeichnen gab. Ein Beispiel dieser Völkerkunde gibt uns aus dem Jahre 325 v. Chr. der Bericht von Alexanders Admiral Nearchos (über die Rückfahrt der Flotte vom Oberlauf des Indus bis in die Mündung des Euphrat[3]), wo uns unter anderem mit erstaunlicher Objektivität das Leben des Volkes der »Fischesser« (Ichthyophagen) geschildert wird, die auf den Standpunkt von Steinzeitmenschen stehengeblieben waren. Doch können wir hier die weitere Entwicklung der griechischen Völkerkunde, die eine mehr als sechshundertjährige Geschichte hat, nicht verfolgen, so sehr die Fülle der Ergebnisse der neueren Forschungen, vor allem Eduard Nordens und des durch einen frühen Tod der Wissenschaft entrissenen hochbegabten jungen Schweizers Karl Trüdinger dazu reizen könnte. Nur zwei große Gedanken der griechischen Ethnologie, die auch für die Entdeckung der nordischen Völker von Bedeutung werden sollten, mögen hier hervorgehoben werden. Der eine ist die epochemachende Geistestat der griechischen Wissenschaft, eine fremde Volksindividualität in ihrer Totalität zu erfassen: als ein seelisch-leibliches Ganzes, das es mit seiner Umwelt in seiner körperlichen Erscheinung und in all seinen Lebensäußerungen — Sitten und Bräuchen, Tracht, Bewaffnung, Ernährung, Beschäftigung, Häuserbau — und nicht zuletzt in seiner seelisch-geistigen Eigenart, seinem »Charakter«, zu erfassen gilt, nicht etwa als eine Summe mehr oder weniger zusammenhangloser Merkmale, sondern als ein organisches Ganzes, das es in seinem eigentümlichen Wesen aus letzten Ursachen zu begreifen gilt. Das andere ist der grandiose Gedanke, der sich in einer geistesgeschichtlich höchst bedeutsamen hippokratischen Schrift, die wahrscheinlich noch dem perikleischen Zeitalter angehört[4]), zum erstenmal findet; der Gedanke nämlich, Wesen und Charakter einzelner Völker aus der Eigenart ihres Klimas und Bodens verstehen zu wollen, ein Gedanke, der bekanntlich nicht wieder verloren ging; u. a. hat Plato, dem die vergleichende Völkerkunde sonst sehr fern liegt, einen Gedanken ausgesprochen, der gerade für unseren Weg bedeutsam ist. Er ist nämlich durch seine Anschauung der drei Seelenteile darauf geführt worden, drei große Völkergruppen der Menschheit zu unterscheiden, deren Wesensart durch das Überwiegen je eines dieser »Teile« entscheidend bestimmt wird. Daher möchte er das Wesen der Thraker und Skythen wie überhaupt der nördlichen Völker, auf das Überwiegen des »Mutartigen« in ihnen, das »Wißbegierige« des griechischen Volkes auf das Vorwalten des Verstandes in ihm, die Erwerbsgier der Phöniker und Ägypter aber auf das Vorwiegen des »Begehrungsvermögens« in ihrem Wesen zurückführen[5]). Eine verwandte Dreiteilung der Völker auf ähnlicher, wenn auch nicht gleicher Grundlage, findet sich auch bei Aristoteles[6]). Es taucht also bei Plato und Aristoteles zum ersten Male der Gedanke auf, die nördlichen Völker der bewohnten Erde als eine besondere Hauptgruppe aufzufassen.

Aber ehe es dazu kam, daß die in unserem Sinne »nordischen« Völker[7]) in den Gesichtskreis der griechischen Forschung traten, mußten erst die historisch-politischen Grundvoraussetzungen dafür geschaffen werden: durch die Entdeckung der Völker des europäischen Westens, zu der freilich schon im 6. Jahrhundert v. Chr. von der griechischen Handelsstadt Massalia aus verheißungsvolle Ansätze gemacht waren[8]), die dann zur Zeit Alexanders Pytheas, der berühmte Sohn der gleichen Stadt, dank seiner denkwürdigen Forschungsreise, die ihn bis zu den Orkneys im Norden Schottlands und auf der Rückfahrt bis an die Elbmündung führte, zur Entfaltung brachte. Aber die Absperrung des ganzen westlichen Mittelmeeres für die griechische Schiffahrt und Wissenschaft, von der nur Pytheas' kühne Fahrt eine Ausnahme bildet, durch die semitischen Karthager hat diese vielversprechende Entwicklung auf mehr als 300 Jahre zum Stillstand gebracht. Die wirkliche Entdeckung der Nordvölker Europas war daher für die griechische Wissenschaft erst möglich, als infolge der Niederwerfung Karthagos durch die Römer das westliche Mittelmeer griechischer Erforschung aufs neue zugänglich wurde. Und hier ist es zuerst der Grieche Polybios, der infolge eines merkwürdigen Schicksals im Jahre 167 v. Chr. als eine der tausend Geiseln des achäischen Bundes nach Italien gekommen, zu den höchsten Kreisen der römischen Aristokratie, vor allem dem des jüngeren Scipio, Zugang fand[9]). Polybios, der im Interesse seines großen Geschichtswerkes, oft unter persönlichen Gefahren, weite Fahrten längs der Küsten des nordwestlichen Afrikas, Spaniens und Südgalliens gemacht, ja sogar einen Alpenpaß überschritten[10]), auch Oberitalien besucht hat, erhält als erster Grieche vor allem nähere Kunde von den Kelten, die ja in der älteren Geschichte des römischen Volkes eine so bedeutsame Rolle spielen. Dem Polybios danken wir denn — auch für die Germanenforschung von erheblicher Bedeutung — eine Nachricht von den Kelten Oberitaliens, die

Digitized by Google

wir mit seinen eigenen Worten anführen[11]): »Um ihre Gefolgschaften entwickeln sie den größten Eifer, weil bei ihnen derjenige am gefürchtetsten und mächtigsten ist, der die meisten Gefolgsmannen um sich zu haben scheint.« Hier haben wir die älteste Nachricht von den keltischen Gefolgschaften, die mehr als 60 Jahre älter als die Angaben Cäsars hierüber ist und mehr als 200 Jahre älter als die des Tacitus von denen der Germanen.

Erst durch den Sieg Roms über Karthago ist also die Möglichkeit zur Erforschung der Völker des europäischen Westens und Nordwestens geschaffen worden. Und die Reisen und Erkundungen des Historikers und Militärs Polybios von den Kelten wie auch von den Iberern, deren Ergebnisse er in seiner Geschichte niedergelegt hatte, haben wohl sicher dazu beigetragen, in seinem großen »Nachfolger«[12]) — davon sogleich! — den Wunsch aufkommen zu lassen, Länder und Menschen dieser Völker selber zu sehen. Aber auch die Reisen und Nachrichten von dessen Lehrer Panaitios, die dieser mit Scipios Hilfe von Karthago aus an der Küste des nordwestlichen Afrikas aus reinem Forschungstrieb mit Polybios unternahm[13]), werden dazu beigetragen haben, ihn zum Besuch des fernen Westens zu veranlassen. Aber den entscheidenden Anstoß zu diesen Forschungsreisen des Poseidonios — denn um ihn handelt es sich hier — hat doch vielleicht erst ein weltgeschichtliches Ereignis ersten Ranges gegeben, das damals die ganze römische Welt in Schrecken und Aufregung versetzte: der Einbruch der germanischen Kimbern und Teutonen in die Länder des Südens, zu dessen Zeitgenossen Poseidonios selber gehört hat. Von diesem Poseidonios soll daher hier die Rede sein; denn er ist der wirkliche, d. h. der wissenschaftliche Entdecker der nordischen Völker und sonst niemand.

II.

Wie Aristoteles zum erstenmal auf dieser Erde die Welt der Organismen, auch der niedersten Lebewesen, als durchaus erforschungswürdig erkennt, ja in ihr etwas Göttliches wirken sieht, so erfaßt Poseidonios die Welt der »Barbarenvölker« — weil für ihn wie schon für den Gründer der Stoa die voralexandrische Zweiteilung der Völkerwelt in »Hellenen und Barbaren« ihre Gültigkeit verloren hat — als etwas wahrhaft Erforschungswürdiges, ja er sieht auch in der Seele des »Barbaren«, zumal des nordischen, göttliche Kräfte aufleuchten. Er tritt daher an diese Barbarenvölker mit unerhörter Unbefangenheit und Frische heran, zugleich mit einer phänomenalen Beobachtungsgabe ausgerüstet wie auch mit der Kraft, die Fülle des Geschauten in großen Synthesen als die Auswirkungen eines organischen Ganzen zu erfassen und in plastischer Sprache zu gestalten. Wie seinem Blick kein Wesenszug in einer fremden Landschaft entgeht, so beobachtet er auch auf seinen großen Reisen in den Westen (um 100 v. Chr.) »alle Gewohnheiten und Wesenheiten der Menschen.« Und dank seiner souveränen Beherrschung der mannigfachen Fülle des Beobachteten dringt er durch all die tausend Einzelheiten zur Erfassung der Totalität des innersten Wesens des fremden Volkes durch, zumal als vergleichender Völkerpsychologe, der auf Grund einer Fülle von Merkmalen auch Verwandtschaft oder Verschiedenheit der einzelnen Völker erschließt, wie er andererseits den eigentümlichen Volkscharakter auf Klima und Boden (»die Natur des Landes«) und diese wieder auf kosmische Mächte zurückzuführen sucht. Insbesondere beobachtet er auch, weil sein Blick ebensosehr in die zeitliche und räumliche Weite wie in die Tiefe geht, die Wandlungen in einem Volkscharakter infolge von Veränderung seiner Wohnsitze, d. h. infolge einer Völkerwanderung in ein andersartiges Land: Akklimatisation oder nicht, Entartung (Degeneration) unter verändertem Himmel erweckt sein ganz besonderes Interesse (so bei den Kelten in Kleinasien und den Kimbern in Venetien).

Als Beispiel diene seine allseitige Erfassung und Schilderung des keltischen Volkstums auf Grund eigenen Schauens in den Landschaften an der Rhône. Sie ist uns in drei verschiedenen Fassungen seiner Ausschreiber (Strabo, Diodor, Athenäus) erhalten; Ulrich v. Wilamowitz hat sie in sein griechisches Lesebuch aufgenommen. Wäre uns das Werk des Poseidonios im Original erhalten, so würde sich zeigen, daß seine Schilderung des Keltentums der des Tacitus von den Germanen nicht nur ebenbürtig ist, sondern sie noch weit überragt, weil er alles selbst gesehen hat, während Tacitus nur auf Grund von Mittelquellen schreibt und gestaltet, und weil Poseidonios ein wirklicher Philosoph und in ethnologischer Hinsicht für diese Dinge dank seinem eigenen Genius geradezu prädestiniert war. Dabei beschreibt er die Wesenszüge des keltischen Volkes nicht etwa in trockener Aneinanderreihung, sondern er schildert dieses, dank seinem eigenen Schauen mitten unter ihm, wie Karl Reinhardt treffend gesagt hat, in »Aktion«, d. h. in Tätigkeit, in lebendiger Bewegung. Daß er uns dabei auch eine Fülle ethnologisch interessanter Züge mitteilt, ist selbstverständlich; als ein solcher, der ihm selber auf seiner Reise zunächst starkes Unbehagen verursachte, mag die Sitte der Kelten erwähnt sein, dem getöteten Feinde den Kopf abzuhauen, diesen an die Mähne des Pferdes zu binden und damit unter wildem Siegesgesang nach Hause zu sprengen, um ihn dann am Giebel der Hütte als Trophäe anzunageln. — Aber Poseidonios ist zugleich Universalhistoriker, der auf die Gesamtrolle des keltischen Volkes in der Geschichte blickt; daher verfolgt er auch dessen weitverzweigte Wanderungen, nach Iberien (dem alten Spanien) oder nach Italien oder durch Böhmen und Kärnten in den Südosten Europas und von da (um 280 v. Chr.) nach Kleinasien, wo sie das Reich der »Galater« gründen.

Auf seiner großen Reise im Keltenlande hat Poseidonios als sein Stammquartier die alte griechische Handelsstadt Massalia (Marseille) genommen, von wo ihn sein dortiger Gastfreund Charmoleon auch in die Weinberge führte, wo die Leichen der gefallenen Teutonen noch zu vielen Tausenden moderten. Dieser Gastfreund hat vermutlich zu den keltischen Stämmen der benachbarten Landschaften lebhafte Handelsbeziehungen unterhalten und seinen Freund Poseidonios mit in ihre Gaue und Dörfer genommen. Durch seinen Gastfreund zunächst wird dann Poseidonios des Näheren sowohl von den Teutonen wie von den Kimbern gehört und sich durch Befragung im einzelnen über alles ihn an ihnen Interessierende unterrichtet haben. Und gerade dies große historische Phänomen, diese wie eine Wetterwolke aus dem Norden über die südlichen Länder hereingebrochenen und binnen kurzem — denn was sind 12 Jahre in der Geschichte! — völlig verschwundenen Völkerscharen, zogen den Forscher (den Historiker und den Ethnologen) und nicht zuletzt den Menschen Poseidonios auf das stärkste an. Ihre mächtigen Gestalten, mit den blonden Haaren und den lichtblauen[14]) Augen, die er noch an überlebenden Gefangenen staunend beobachtete, vor allem aber ihr alles niederwerfender unwiderstehlicher Kampfesmut, mit dem sie, kaum bekleidet, geschweige denn in Helm oder Panzer gehüllt, in die Schlacht gestürmt waren, »bis zum letzten Hauch in ihrem Mut ungebrochen« und nach ihren seit Hannibal unerhörten Siegen über römische Heere an der Rhône erst dank der überlegenen Feldherrnkunst eines Marius und der eisernen Disziplin seines Heeres vernichtet — dem allem ging er jetzt an diesen historischen Stätten nach. Mit wenig Strichen, aber mit grausamer Anschaulichkeit schildert er die Opferung römischer Kriegsgefangener durch die Priesterinnen der Kimbern[15]). Poseidonios hat diese nordischen Völker (zu denen er deutlich genug auch die Kelten rechnet) als eine völkische Einheit aufgefaßt, wie er denn die äußeren Rassenmerkmale und überhaupt zahlreiche Wesenszüge bei Kelten und Germanen als auffallend ähnlich und daher verwandt erkannt hat. Poseidonios hat als Erster auf dieser Erde den Begriff der »nordischen Völker« gefaßt und diese Völker, so insbesondere die Kimbern, als »nur sich selbst ähnlich«, d. h. in ihrer mit keinem anderen Volk zu vergleichenden Eigenart erkannt. Sehr glücklich hat schon Karl Reinhardt in seinem in der Geschichte der Poseidoniosforschung (die ja erst durch den großen Germanisten Karl Müllenhoff in Bd. II seiner Deutschen Altertumskunde eröffnet ist) wirklich epochemachenden Buche[16]) erkannt, daß sich dem Poseidonios, dem Philosophen der Völkerkunde, in dem nordischen Barbarentum »die Seele einer niedrigeren, wohl begabten, aber ungereiften Menschheit enthüllt, eine Seele, noch naturbefangen und regiert von jenen starken, wilden Kräften, deren Tugend, Pracht, Instinkte und Gefährlichkeit der Ethiker als Energien des bloßen »Zorns« kennt. Der »Mut«, vielmehr die ganze seelische Region, die durch das Wort »Thymós« bezeichnet wird und deren Ausbildung die höhere Tierwelt von der niederen abgrenzt, ist die mütterliche Bodenkraft, aus der auch dieser Kelten-Bios auftreibt...«. — Denn Poseidonios hat wirklich den entscheidenden Wesenszug einer großen Völkergruppe (eben der nordischen) als die Auswirkung einer einzigen tieferen (seelischen) Ursache aufgefaßt, des »Mutes« (demgegenüber er dann in den Druiden des Keltenvolkes die Verkörperung des Logos sieht und charakterisiert). Unter diesem Gesichtspunkt hat er augenscheinlich auch die Kimbern und ihr Schicksal betrachtet. Das »Thymoeiodés«, das Mut-, aber auch das Wutartige ihres Wesens wurde ihnen zum Verhängnis.

Daß aber Poseidonios das Wesenhafte der nordischen Völker auch als naturbedingt erfaßt und des Näheren erklärt hat, das soll hier zum Schluß seine »Bluttheorie« zeigen. Damit sich aber der Leser selber überzeugt, daß ich hier nicht etwa augenblicklich aktuelle Probleme in die Gedankenwelt des Poseidonios hineindeute, lasse ich hier die zwei vor allem in Betracht kommenden Stücke aus den antiken Quellen im Wortlaut in eigener Übersetzung folgen. Zunächst die aus Galens Schrift »Von den Dogmen des Platon und Hippokrates«: »... Mit diesen Gedanken verbindet Poseidonios die Erscheinungen, aus denen man die Natur [der Lebe-

Digitized by Google

wesen] erkennt. Denn von den Tieren und den Menschen sind alle diejenigen, die breitbrüstig und warmblütiger sind, ihrer Natur nach mutiger, dagegen die, die breithüftiger und kaltblütiger sind, furchtsamer. Und entsprechend der Natur der von ihnen bewohnten Länder unterschieden sich die Menschen nicht wenig hinsichtlich ihres Charakters nach Mut und Furchtsamkeit, oder die lustliebenden und die mühsalliebenden, da die leidenschaftlichen Bewegungen der Seele stets der Grundverfassung des Körpers folgten, die infolge des Klimas sich nicht wenig verändere. Denn, sagt er, es unterscheidet sich auch das Blut in den Lebewesen nach Wärme und Kälte, Dicke und Dünne (Feinheit) und nicht wenige andere Unterschiede, Dinge, über die Aristoteles eingehend gesprochen hat.« —

Hiermit muß man die Stelle aus Vitruv kombinieren: »Die Sonne bewahrt in den Gegenden, die sie in mäßiger Weise erwärmt, die Körper [der Lebewesen] in der rechten Mischung, dagegen entzieht sie den Gegenden, die sie durch die Nähe ihrer Bahn versengt, durch Verbrennung die feuchte Mischung. Dagegen wird in den kalten Gegenden, die weit vom Süden abliegen, die Feuchtigkeit von der Wärme nicht aufgezehrt, sondern aus der Atmosphäre ergießt die tauige Luft in die Körper Feuchtigkeit und macht den Körperbau umfangreicher und den Klang der Stimme tiefer. Daher sind die Völker, die unter dem Nordgestirn [dem Großen Bären] leben, von gewaltigem Körperbau, weißer Hautfarbe, schlichtem und rötlichem Haar, blau-grauen Augen und mit viel Blut infolge der Fülle an Feuchtigkeit und des kalten Klimas ausgestattet. [Es folgt die gegensätzliche Schilderung der Südvölker]... Es sind daher die Körper, die unter dem Nordgestirn geboren werden, dem Fieber mehr ausgesetzt und weniger widerstandsfähig, aber dank ihrem Reichtum an Blut widerstehen sie dem Eisen ohne Furcht.« — Und dann im Folgenden (wieder nach Gegenüberstellung der Südvölker) noch erweitert: »Die Völker aber, die in kalten Gegenden aufwachsen, sind zum Kampf der Waffen geneigter infolge ihrer kriegerischen Eigenschaften, die keinerlei Furcht kennen; dagegen stürmen sie infolge der Langsamkeit ihres Geistes ohne Überlegung darauflos und sind ohne kluge Gedanken ihren eigenen Entschlüssen im Wege.«

Die Nachwirkung der Denker- und Forscherarbeit des Poseidonios auf die folgenden Jahrhunderte ist beträchtlich gewesen. Hier aber soll darüber nur das Eine gesagt sein: Die Germania des Tacitus, dies Kleinod zur Erkenntnis unserer germanischen Vorfahren vor bald zweitausend Jahren, ist ohne Poseidonios undenkbar, wie ich an anderer Stelle zeigen werde.

[1]) Vgl. F. Jacobys grundlegenden Artikel »Hekataios« in der R. E.
[2]) So ist er nachweislich von Olbia (bei Nikolajewsk) aus den Hypanes (Bug) vier Tagereisen stromaufwärts gefahren, zum Besuch von Exampaios (s. IV 81); vgl. Jacoby a. O. Sp. 257.
[3]) Vgl. meinen Artikel »Nearchos« in der R. E. Sp. 2150 ff.
[4]) »Von Lüften, Gewässern und Ortslagen«. — Ich stimme v. Wilamowitz' zeitlicher Ansetzung der Schrift durchaus zu.
[5]) Staat IV 435 E—436 A. Vgl. hierzu Norden S. 61,3 u. Trüdinger 57,2.
[6]) Politik VII 7. 1327 b 20 ff.
[7]) Ich sehe daher hier absichtlich von den Thrakern (die ja sicher nordischen Ursprungs sind) und den Skythen (in Wahrheit Iraniern) ab.
[8]) Vgl. vor allem Adolf Schulten im Kommentar zu seiner Ausgabe von Aviens »Ora maritima«.
[9]) Zur kulturhistorisch hochbedeutsamen Hellenisierung der römischen Aristokratie durch Polybios und mehr noch durch Panaitios s. die meisterhafte Darstellung bei F. Leo, Römische Literaturgeschichte I 316 ff.
[10]) Vgl. III 59,7 f. und III 48,12.
[11]) II 17,12 und dazu vor allem zu vgl. Norden 124 ff.
[12]) Dies Wort cum grano salis zu verstehen.
[13]) Zu den Reisen des Panaitios vgl. insbesondere Norden 32 f. und 435 Anm. Nordens Ausführungen S. 31 ff. zur Entdeckungsgeschichte des Westens sind überhaupt sehr aufschlußreich.
[14]) Unser Gewährsmann Plutarch (Marius 11), der hier nachweislich den Poseidonios ausschreibt, benutzt hier zur Bezeichnung der Farbe ihrer Augen dasselbe griechische Wort, das anderswo für die Farbe der Flachsblüte verwendet.
[15]) Der Wortlaut des Fragmentes in meinen »Germanen im Frühlicht der Geschichte« (Leipzig 1928) S. 47. Auch in meinem Werk »Das alte Germanien« (Die Nachrichten der Griechen und Römer) (Jena 1909, Neudruck 1937) S. 47.
[16]) »Poseidonios« (München 1920).

Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Bd. II. Berlin. Karl Trüdinger, Studien zur griechisch-römischen Ethnographie. Basel 1918. Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Leipzig 1920. Karl Reinhardt, Poseidonios. München 1920.

Sappho deutsch

Nach einer längeren Pause sind in kurzer Zeit nicht weniger als drei neue Sappho-Verdeutschungen erschienen. Die letzte von ihnen, die Ernst Morwitz verfaßt hat und von dem englischen Philologen Cecil Maurice Bowra eingeleitet wurde[1]), schließt — wahrscheinlich unbewußt — an den Versuch Wilhelm Walthers an, der 1914 erschien und stark durch Georges Stil beeindruckt war. Morwitz ist unabhängiger, aber doch nicht frei genug, um dem Original, das auf der gegenüberstehenden Seite abgedruckt ist, ganz gerecht zu werden. Was die Übertragungen etwa Herders und auch Heinses so auszeichnet, eine einfühlsame Seele und eine kongeniale Sprachkraft, ist hier durch literarischen Geschmack und sprachliche Sicherheit ersetzt. Wohl ist Bowras Bemerkung richtig, daß »weder das Englische noch das Französische die wechselnden Klangfolgen und lebhaften Versmaße nachdichten können«, daß hingegen »die deutsche Sprache mit ihrer

Herodot

Der klassischen Vorstellung gegenüber von Herodot als dem Vater der Geschichte habe sich, so versichert Pohlenz auf der ersten Seite seines neuen Buches[1]), eine jüngste Philologie hervorgewagt, der »diese Vorstellung zu naheliegend schien und zu ausschließlich vom gesunden Menschenverstande eingegeben, um glaubhaft zu sein, und man ersetzte sie durch eine neue Sicht. Man machte Herodot zum Novellisten, dem die Geschicke seines Volkes nur als Rahmenerzählung dienten« usw. Er weist damit auf Philologen hin, die mißtrauischer und darum gleichgültiger gegenüber dem gesprochenen Wort als man es bisher war, mehr auf die dahinter lauernde Gebärde und auf die seelische Lage zu achten sich bemühen und dabei der festen Überzeugung sind, nicht weniger verantwortungsvoll Philologie zu treiben als frühere Generationen. Sicherlich sind sie mit ihren ersten tastenden Versuchen manchmal zunächst in die Irre gegangen und werden darum die ihnen zuteil werdenden Zurechtweisungen geduldig ertragen; Ref. im besonderen muß sogar den Vorwurf der Sprachunkenntnis (S. 17 Anm.) als verdient einstecken. Anderseits dürfte aber auch von den Widersachern dieser Neuerer zugegeben werden, daß deren Auftreten eine ganze Anzahl ausgezeichneter Publikationen gerufen hat, die, was bisher als selbstverständlich galt, durch sorgfältige Analyse und Beweisführung als weiterhin gültig und richtig erweisen mußten. Unter diesen nimmt durch Fülle der Materialien und Tiefe der Einsichten das Buch von P. unzweifelhaft den vordersten Platz ein. Aber auch dieses Buch ist ohne die von ihm so heftig bekämpften Modernisten nicht denkbar; in ganz anderer Weise als die Früheren achtet er auf kompositionelle Fragen; Kapitelüberschriften wie »Das Leitmotiv« und Kapitelinhalte wie »ἱστορίη und λόγος« wären ohne sie nicht denkbar. Der Unterschied gegen früher wird vor allem deutlich werden, wenn man die berühmte Herodotdarstellung Jacobys von 1913 (RE Supplement II), der als Gelehrtentypus P. ähnlich ist, mit der eben erschienenen des letzteren vergleicht. Natürlich in der Grundthese sind sie nicht verschieden; beiden ist Herodot der große Historiker; aber schon die Tatsache, daß Jacoby in vielen Dingen Spuren von Um-, Ein- und Überarbeitungen wittert, die P. aus verfeinertem Verständnis für Herodots Erzählerstil als selbstverständlich ansieht, zeigt die

Digitized by Google

teiligung des Schriftstellers erschließen. Das, wobei seine Teilnahme, seine Lust und seine Unermüdlichkeit in stärkerem Masse ist, das hat das Übergewicht. Gewiß ist es schwer, dies herauszubekommen und noch schwerer es mitzuteilen und darüber eine Einigung zu erzielen, aber mit dieser Feststellung ist das Problem als solches und die grundlegende Wichtigkeit dieses Problems nicht beiseite geschafft.

Man hat sich in der letzten Zeit über ein Spezialthema lebhaft gestritten, nämlich über Herodots Verhältnis zur Religion, speziell zu Mythos und Orakel, vgl. die Rezension von Hellmann (Gnomon 1935, S. 605; vgl. dazu Dornseiff, Hermes 1936, 460) über die Arbeit von Heinz Panitz, Mythos und Orakel bei Herodot (Greifswalder Beiträge 7). Auch hierin bringt der Wortlaut Herodots nicht die letzte Entscheidung, sondern, gerade weil es gefährlich ist, seine Meinung zu sagen, gefährlich und vielleicht stilwidrig, was zwischen den Zeilen steht und was verschwiegen wird. So stehe ich völlig verständnislos der Schilderung des religiösen Menschen Herodot gegenüber, die P. entwirft (S. 115). Herodot soll sich verpflichtet gefühlt haben, wie Sophokles, »gegen den Dünkel eines unfrommen Geschlechtes Einspruch zu erheben, das den Menschen zum Maß und Meister der Dinge machen wollte. Auch persönliche Lebenserfahrungen werden mitsprechen, wenn er Artabanos den Satz in den Mund legt, kein Mensch sei sein ganzes Leben hindurch so glücklich, daß er nicht mehr als einmal lieber tot sein als leben möchte. Aber ganz gewiß hat er auch schöne Augenblicke genug erlebt, denen er ein 'Verweile doch!' zurufen möchte«.

Nicht anders steht es mit dem »Historiker« Herodot. Wenn P. schreibt (S. 130): »Um den Eindruck, den noch heute der Reisende empfängt, wenn er plötzlich die weite, von einem Bergkranz umgebene Landschaft Thessaliens erblickt, dem Leser zu vermitteln, wendet Herodot denselben literarischen Kunstgriff wie bei der Beschreibung des Pontos an: er läßt Xerxes einen Abstecher dorthin machen und die Mündung des Peneios betrachten«. Also gegen seine ἱστορίη, um des literarischen Effekts willen, erfindet er etwas, was nicht geschehen ist oder von dessen Geschehen er nichts weiß, das höchstens hätte geschehen können. Das scheint in diesem Fall unwichtig und nebensächlich; aber wo ist die Grenze? Nur um eine Verschiebung dieser Grenze handelt es sich, wenn die νεωτερίζοντες an der ἱστορίη noch bei viel wichtigeren und ausgedehnteren λόγοι zweifeln. Erst dann, so scheint es mir, bekommt die berühmte Kritik des Thukydides an seinem Vorgänger ihr ganzes verdientes Gewicht.

Dieser prinzipiellen Einstellung entsprechend kann P. sein Bestes geben, wo er sich mit der zweiten Hälfte Herodots beschäftigt. Das Kapitel S. 120, das »dem Ziel und Höhepunkt des Werkes: der Geschichte des hellenischen Freiheitskampfes gegen barbarische Hybris« gewidmet ist, enthält eine vorzügliche Analyse dieser Bücher; in solchen Aufrollungen des inhaltlichen und formellen Duktus von Büchern, in denen nichts Ungreifbares oder Schwergreifbares hinter dem Texte lauert, ist P. von jeher ein Meister gewesen.

Prof. E. Howald

[1]) Max Pohlenz, Herodot. Der erste Geschichtsschreiber des Abendlandes (Neue Wege zur Antike II. Reihe: Interpretationen, Heft 7/8). B. G. Teubner, Leipig u. Berlin 1937. Br. RM 9.20.

Amphipolis

Am Strymon (heute Struma) in taktisch vorzüglicher Stellung auf einem dreiseitig durch den Fluß geschützten Hügel gelegen, wie das beigegebene Flugbild zeigt, hat die Stadt Amphipolis als Schlüsselpunkt zum thrakischen Binnenlande eine erhebliche Bedeutung gehabt, da dieses fruchtbares Ackerland aufwies, aber auch Gold- und Silberbergwerke barg, und in seinen Waldungen Bauholz lieferte. Die unter Perikles 437/36 v. Chr. gegründete athenische Kolonie ging — auch durch das Versagen des Historikers Thukydides — 424 im Peloponnesischen Kriege an die Spartaner verloren, die ihre Eroberung 422 in der Schlacht bei Amphipolis siegreich verteidigten. Die später dem makedonischen Reich einverleibte Stadt war die Basis für die Flotte Alexanders d. Gr., wie auch manche ihrer Schiffsoffiziere Bürger von Amphipolis wurden. In der Auseinandersetzung zwischen Makedonien und Rom wurde das Schicksal des Landes 168 v. Chr. in Amphipolis von den Römern entschieden. Im Mittelalter ist die Stadt von Thessalonike bald überflügelt worden und heute liegt an ihrer Stelle ein unbedeutendes Dorf.

Dieser Stadtgeschichte hat der Verfasser mit weitgehender Unterstützung seiner Mitarbeiter ein Verzeichnis aller uns bekannten Bürger von Amphipolis beigegeben, das über die Hälfte des Buches füllt. In dieser Prosopographie liegt ein besonderer Wert des Buches; denn an ihrer Hand können wir einen Zweig hellenistischer Wissenschaft, die Pflanzengeographie, an den antiken Quellen bis ins einzelne verfolgen. Neben den aus Amphipolis gebürtigen Bürgern sind nämlich in die Liste als »Wahlamphipoliten« auch diejenigen aufgenommen worden, die zu der Stadt in nähere Beziehung getreten sind. Diese letzteren gehören überwiegend zum Freundeskreise Alexander d. Gr., der durch seinen Eroberungszug der Wissenschaft neue Felder erschloß. Zwei dieser Wahlamphipoliten haben ihre Erlebnisse, z. T. unter Aufsicht Alexanders, wissenschaftlich ausgebeutet, Nearch der Admiral, der gleichsam »den Landeroberer Alexander auf dem Meer ergänzt«, die Ergebnisse seiner Flottenfahrt vom Indus bis zur Euphratmündung, und Androsthenes besonders seinen Besuch von Tylos, einer der Bahrein-Inseln, die heute durch ihre Ölvorkommen als Stützpunkte unvergleichlichen Wert für die britische Flotte des Ostens besitzen. Die Berichte der beiden Männer über die Mangrove sind derart klar und zuverlässig, daß nach 2200 Jahren der Botaniker H. Bretzl (Botanische Forschungen des Alexanderzuges, Leipzig 1903) die drei Charakterpflanzen dieser Gattung, Avicennia officinalis, Aegiceras maius und Rhizophora mucronata unterscheiden konnte. Die Blattform der Mangrovenbäume wird so treffend mit der eirunden Form der Blätter von Portulak (Arbutus Andrachule) verglichen, daß der moderne Wissenschaftler, der zahlreiche Abbildungen der verschiedensten Varietäten zur Verfügung hatte, nur bewundernd zustimmen konnte. Die Genauigkeit der antiken Beobachtungen wird ferner durch eine negative Feststellung bestätigt. Da die Pflanzen Indiens und der Umgebung des Persischen Golfes auf dem raschen Zuge Alexanders und seiner Feldherren den Beobachtern nur jeweils in einem bestimmten Abschnitt ihres vegetativen Lebens entgegentraten, kann man aus dem Fehlen gewisser charakteristischer Einzelzüge in den betr. Berichten den Zeitpunkt der niedergelegten Beobachtung erschließen. Die so gewonnene Daten stimmen mit dem überein, was durch historische Quellen über den zeitlichen Verlauf dieser Züge bezeugt ist, und erwecken damit auch für die übrigen Angaben größtes Vertrauen. Bei dieser Lage ist es verständlich, daß die Griechen das interessanteste der gesamten Mangroveformation, die Viviparie (das »Lebendiggebären«) nicht sehen und studieren konnten. Das ist um so bedauerlicher, weil uns dadurch höchstwahrscheinlich eine so wertvolle Beschreibung versagt geblieben ist, wie sie z. B. Androsthenes vom Pflanzenschlaf der Tamarinde in lebendig sinnlicher Sprache gegeben hat. Auf diese und viele andere charakteristische Beispiele für den Stand griechischer Forschung hat schon Bretzl nachdrücklichst hingewiesen. Die Berichte sind aber nicht in der Originalform überliefert, sondern in ihrer Benutzung durch Theophrast, der sie für seine Pflanzengeschichte verwertet hat. Lehmann-Haupt ist daher in der vorliegenden Untersuchung bemüht, noch genauer als bisher die Gewährsmänner für die betr. Abschnitte zu sichern; es ist ihm geglückt, weite Stücke insbesondere Nearch zuzuweisen, diesem Admiral, den die Alexanderforschung der letzten Jahrzehnte auch als Ethnologen, Zoologen und Meteorologen gewürdigt hat, zumal er das Problem der Nilschwelle durch Analogieschluß aus den von ihm in Indien beobachteten Flußüberschwemmungen löste. In den vorstehend angedeuteten wissenschaftlichen Arbeiten der Griechen ist das Streben unverkennbar, das Wissen zu begrifflicher Klarheit zu erheben. Diese Form geistiger Arbeit, die wir als echte Wissenschaft anerkennen und pflegen, hebt sich deutlich ab von dem, was z. B. sumerische und babylonische »Wissenschaft« geleistet hat. Erst kürzlich hat W. v. Soden in dieser Zeitschrift und in einer größeren Untersuchung (Welt als Geschichte II, 1936, 411 ff.) diese Tatsache aus der Bedingtheit von Rasse und Wissenschaftsform erklärt. Die vorliegende Arbeit gibt Gelegenheit, für ein Sondergebiet den erwähnten Zusammenhang nachzuprüfen.

Nachdem die Arbeit des jungen griechischen Historikers und seiner Mitarbeiter die politische und geistige Bedeutung der Stadt Amphipolis erhellt hat, harrt sie nun der dringenden Ergänzung und Abrundung durch systematische Ausgrabungen. Solche dürften über die vorgriechische Besiedlung des Platzes, der ja an einer wichtigen Verkehrskreuzung liegt, Aufschluß geben. Vielleicht gelingt es dann auch, die Reste des dort gefundenen großen steinernen Löwendenkmals einzuordnen, das in seiner Ausführung dem bekannten steinernen Löwen von Chaironeia ähnelt. Es soll als Mahnmal griechischen Geistes mit amerikanischen Mitteln wieder aufgebaut werden.

H. Volkmann
Greifswald

Johannes Papastavru, Amphipolis, Geschichte u. Prosopographie. Mit Beiträgen von C. F. Lehmann-Haupt und A. Stein. Klio, Beiheft 37, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1936. Geh. RM 11.50.

NIETZSCHE
Einführung in das Verständnis seines Philosophierens
Von Dr. Karl Jaspers,
ord. Professor der Philosophie in Heidelberg
Groß-Oktav. VIII, 438 Seiten. 1936. RM 7.–, geb. 8.–
Ausführlicher Prospekt kostenlos.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Augustins geistige Welt

Für die abendländische Welt wird die geistige Persönlichkeit Augustins stets von grundlegender geschichtlicher Bedeutung sein, da er zu einer Zeit, in der sich das alte Imperium Romanum allmählich auflöste und durch das neue Imperium der römischen Kirche ersetzt wurde, in gleichem Maße ein Erbe der Alten, wie ein leidenschaftlicher Künder des jungen christlichen Glaubens war. Kennzeichnend für diese seine Mittlerschaft zwischen der alten Weisheit und der neuen Religion ist in besonderem Maße seine Einstellung zum Platonismus, dessen ontologische Begriffe er zum Aufbau seiner christlichen Metaphysik verwendet.

In seiner »Mundus intelligibilis« genannten Arbeit unternimmt es Joachim Ritter, nicht nur die geistige Herkunft Augustins von Platin und Plotin nachzuweisen, sondern darüber hinaus zu untersuchen, wie sich in ihm die platonischen und neuplatonischen Vorstellungen gewandelt haben und wie diese im Sinne der christlichen Offenbarung umgedeutet werden. Ritter lehnt die Anschauung Alfarics, Thimmes u. a. ab, daß der Platonismus nur für den jungen Augustin ein richtunggebendes Erlebnis gewesen sei und weist demgegenüber nach, daß in allen für die christliche Ontologie entscheidenden Punkten (so in der Konzeption der Welt als »universum«, in der Überzeugung von der Jenseitigkeit des Seins, in der Ansicht, daß das »Übel« nicht, wie Manichäismus und Gnosis lehrten, ein eigenes Prinzip, sondern lediglich eine Einschränkung, ein »privativum« des Guten und damit des positiven Seins sei) Augustin die platonische Ontologie in christlicher Deutung übernimmt. Das Verstehen des augustinischen Platonismus ist daher in derselben Weise ein Verständnis des christlichen Gedankens, wie es ein Verständnis des Nachlebens der antiken philosophischen Gedanken ist. So wird für Augustin das Christentum sowohl zum Erben wie zum Vollender der platonischen Philosophie.

Ritters gründliche und auf genauer Sach- und Literaturkenntnis erwachsene Arbeit darf als ein bedeutungsvoller Beitrag zur Geschichte der Philosophie wie zum Verständnis des Nachlebens der Antike im abendländischen Denken bezeichnet werden.

Dr. Heinz Horn
Dresden

Joachim Ritter: Mundus intelligibilis. — Eine Untersuchung zur Aufnahme und Umwandlung der neuplatonischen Ontologie bei Augustinus. 159 S. Frankfurt a. M. 1937, Verlag Vittorio Klostermann. — Philosophische Abhandlungen Band VI. — Brosch. RM. 6.50.

Die Geschichtsansicht des jungen Nietzsche

Wenige Ereignisse in der deutschen Geistesgeschichte des letzten Jahrhunderts vermögen sich an Tiefe der Bedeutung mit Nietzsches berühmter Streitschrift »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« zu vergleichen.

Denn weit über Nietzsches eigenes Wollen hinaus — über ihre Rolle in der Entwicklung seines Denkens, über die mächtige Wirkung, die zeitweise von ihr ausgegangen ist — stellt sie in der Entwicklung des menschlichen Geistes schlechthin — nicht nur des deutschen allein — eine der großen richtungweisenden Meilensteine dar. In einer Zeit, in der mit dem Zusammenbruch der Hegelschen Spekulation der Sinn für die Lebensfunktion der Geschichte endgültig verlorengegangen zu sein schien und diese sich auf einen, mehr oder weniger klar bewußten, Positivismus — gleichgültig ob naturwissenschaftlich-kollektivistischer oder geisteswissenschaftlich-idealistischer Prägung (Ranke und seine Schule) — eingeschränkt hatte, erhebt Nietzsche in ihr zum erstenmal von neuem, und nunmehr bewußt und grundsätzlich, die grundlegende Frage nach dem Verhältnis von Leben und Geschichte.

So ist es fast ein Wunder zu nennen, daß in unserer Zeit, die von den verschiedensten Ausgangspunkten her sich zu diesem Grundproblem der Geschichte — nicht nur als Wissenschaft, sondern als menschlichem »Selbstbewußtsein« — und damit der menschlichen Existenz überhaupt, zurückzufinden begonnen hat, Nietzsches trotz aller Schwächen geniale Jugendschrift erst jetzt ihre Ausdeutung gefunden hat; vielleicht aber auch ein Glück, denn einen feinsinnigeren und besonneneren Interpreten als Haeuptner hätte man ihr kaum wünschen können.

Die Haupterkenntnis der überaus eingehenden und weitgespannten immanenten Kritik, die H. vor seinen Lesern ausbreitet, geht dahin, daß die mancherlei Sprünge und Widersprüche von Nietzsches schillernden Gedankengängen sich nicht auf diskursiv-logische Spannungen allein beschränken, sondern zurückweisen auf eine tiefere Spannung in der weltanschaulichen Grundeinstellung selbst. Die pantheistische Grundhaltung, mit der N. einsetzt, in der Leben und geistige Kultur untrennbar miteinander verwachsen scheinen, und letztere einer Blume gleich als das organische Produkt der unbewußt sittlichen Kräfte des Instinkts erscheint, wird im Verlaufe der Betrachtung unvermerkt durchbrochen und abgelöst durch eine dualistische, von Schopenhauer, Burckhardt und Schlosser inspirierte, in der Leben und Kultur durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind, und die geistige Kultur nur durch radikale Abwendung vom Leben möglich ist, das hier nicht durch unbewußt sittliche, sondern durch brutal-egoistische Kräfte bestimmt erscheint. Dementsprechend ist auch die Gefahr, die dem Leben von seiten der Historie droht, eine doppelte. Die dumpfe Instinktsicherheit des pantheistisch gefaßten Daseins wird durch ein Übermaß an historischer Bildung in Verwirrung und Haltlosigkeit gestürzt. Auf der anderen Seite führt die von der historischen Wissenschaft vermittelte Erkenntnis in den brutal-egoistischen Charakter des Lebens zur völligen Desillusionierung und damit zur Abwendung vom und zur radikalen Frage nach dem Sinn des Lebens, gegen die Nietzsche die Illusionen der künstlerischen Historie zu Hilfe ruft. Diese beiden Einstellungen, die in der 2 U B unverbunden nebeneinanderstehen und nur am Schlusse in N.s Forderung, das Leben müsse beherrscht sein durch Instinkte und kräftige Wahnbilder, eine äußerliche Zusammenfassung erfahren, weisen zurück auf eine tiefere, in seinen übrigen Jugendschriften vorherrschende, Grundhaltung eines polar gespannten Pantheismus, in dem das politisch aktive Leben zwar ebenfalls als das Brutale, Gemeine erscheint, aber zugleich auch als unbedingt notwendige Grundlage für die Entwicklung alles höheren geistigen Lebens.

Die starke Überzeugungskraft, die von dieser hier sehr vereinfachten Analyse ausgeht, beruht nicht allein auf der Sauberkeit und Umsicht ihrer Gedankenführung, sondern vor allem auch auf dem starken persönlichen Verhältnis zur Problematik der Geschichte, das H. immer wieder in gelegentlich aufblitzenden Randbemerkungen verrät. Freilich liegt in dieser Stärke, wie stets, zugleich eine gewisse Schwäche seiner Untersuchung begründet. Denn so fruchtbar sich dieses lebendige Verhältnis für die Herausarbeitung und kritische Klarstellung der verschiedensten bei Nietzsche auftauchenden Sichten und Aspekte erweist, enthält es doch zugleich die Verführung, der H. nicht immer ganz entgangen ist, die 2 U B allzu einseitig allein unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, was sie uns heute für die Problematik der Geschichte an Echtem und Verbindlichem noch zu sagen hat und darüber die für Nietzsches eigene Entwicklung wichtigen von der Geschichte radikal fortweisenden Züge in ihr allzusehr in den Hintergrund treten zu lassen. **R.**

Gerhard Haeuptner: Die Geschichtsansicht des jungen Nietzsche. Geisteswiss. Forschungen, herausgeg. von Waldemar Mitscherlich H. 9. Stuttgart-Berlin, W. Kohlhammer 1936. 242 S. Br. RM 12.—.

Neues Schrifttum zur Nietzsche-Forschung unter ganz neuen Gesichtspunkten!

Dr. Gerhard Haeuptner
Die Geschichtsansicht des jungen Nietzsche
VII und 242 Seiten. 8°. Broschiert RM 12.—

Dr. Günther Augustin
Nietzsches religiöse Entwicklung
VIII und 126 Seiten. 8°. Broschiert RM 5.40

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Berlin

Nietzsches Werke

Eigentlich spricht nur der klassische Philologe Friedrich Nietzsche aus diesem 4. Bande. Die Pläne, Entwürfe, Arbeiten der Jahre 1866—1868 werden hier in ihrer Vielgestaltigkeit zusammengefaßt. Stichworte über Stichworte, Dispositionen in reicher Fülle reihen sich aneinander. Da plant der Student eine »Encyclopädie der Philologie«, da trägt er zu einem Aufsatz über die »Chronologie der griechischen Epiker« einen Baustein zum andern, da begeistert er sich an der vergessenen, schlecht komponierten Arbeit eines Berliner Bibliothekars, Valentin Rose, aus dem Jahre 1854: »de Aristotelis librorum ordine et auctoritate« und aus der Überlegung, eine Rettung dieses Mannes zu verfassen, formt sich Nietzsches philologische Methode, erarbeitet er sich seinen eigenen anziehenden wissenschaftlichen Stil und kommt er zu den Grundgedanken seiner ersten großen Arbeit »de fontibus Diogenis Laertii«. Sein Lehrer Ritschl hat Oktober 1866 mit Rücksicht auf die Studien seines genialen Schülers diese Aufgabe als Preisthema der philosophischen Fakultät Leipzig gestellt. Nietzsche erhält den Preis.

Während er zunächst den deutschen Entwurf zu dieser Arbeit schreibt, ist er mit ganzer Seele bemüht, ihm eine vollendete Form zu geben. Im April 1867 schreibt er seinem Freunde Gersdorff über diese Laertius-Arbeit: »Vor allem müssen wieder einige munteren Geister in meinem Stil entfesselt werden, ich muß darauf wie auf einer Klaviatur spielen lernen, aber nicht nur eingelernte Stücke, sondern freie Phantasien, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön.«

Der Philologe Friedrich Nietzsche zügelt die Phantasie mit eiserner Disziplin, aber auch in dieser Zeit wachsen ihr die Schwingen.

G. L.

Friedrich Nietzsche, Werke und Briefe. 4. Band: Schriften der Studenten- und Militärzeit 1866—1868, Schriften der letzten Leipziger Zeit 1868. Herausgegeben von Hans Joachim Mette und Karl Schlechta. — C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1937. Geb. RM 16.50.

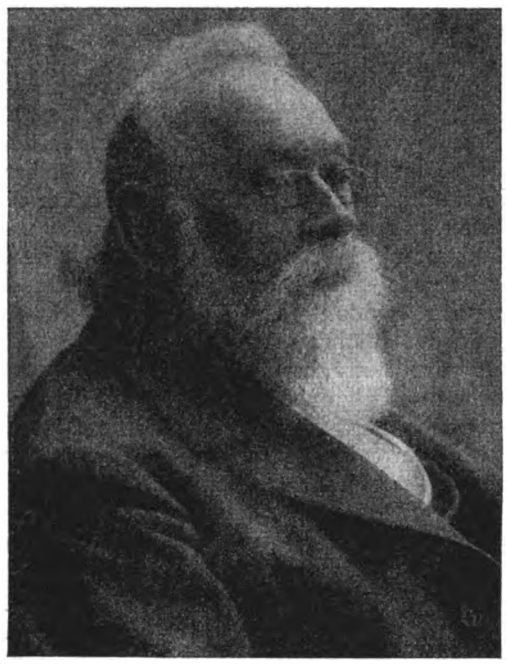
Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Franz Bücheler (1837—1908)

Als Franz Bücheler aus voller Schaffenskraft und jugendlicher Frische des Geistes heraus, siebzig Jahre alt, starb, waren ihm alle äußeren Ehren, die einem Gelehrten zufallen können, zuteil geworden. Dem »Doktor und Professor der Universität Bonn« folgte die Mitgliedschaft der Akademien der meisten Hauptstädte Europas auf der Besuchskarte, mit der er bei offiziellen Gelegenheiten das Ansehen seiner Bonner Philologie vertrat; doch besser als die äußeren Ehren vermittelte eine einzigartige Verbindung von natürlicher Schlichtheit und lebendiger Anregung, die stets von ihm ausströmte, den Eindruck von der Bedeutung des Mannes. Aber der Gelehrte, dem die Kultur seiner Zeit, des antiken Erbes in der Dynamik ihrer wissenschaftlichen Erfolge sich bewußt, solche Auszeichnungen gönnte, hatte merkwürdigerweise nicht durch große geisteswissenschaftliche Werke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Unter den großen Altertumsforschern des 19. Jahrh. war Bücheler Philolog und Antiquar nicht in dem Sinne wie Niebuhr, Welcker oder Mommsen, die in bewunderungswürdigen Konzeptionen zusammenfassende Werke gestaltet hatten, noch auch nach der Weise Lachmanns, Ritschls oder Useners, die die klassisch-philologische Methode auf neue Gebiete bewußt ausgedehnt hatten. Dem philologischen Werk Büchelers konnte nach seinem Tode bei dem Erscheinen der 3 Bände »Kleine Schriften« (1915/30) der Vorwurf von selbstkluger Fachseite gemacht werden, daß die Summe dieses Lebens nur eine Summe glänzender Miszellen sei. Es ist wahr, daß die Bücher, die der Gelehrte veröffentlicht hat, zu ihrem Dasein nicht durch Wehen in Geburtsstunden gekommen sind, sondern durch Jahresringe wie der wachsende Baum. Die »Umbrica«, 1883 erschienen, das Werk, das die Dialektdenkmäler Italiens sprachlich und kulturell grundlegend erschloß, sind aus Bonner Universitätsprogrammen zusammengewachsen. Die 2 Bände »Carmina latina epigraphica«, 1895/7 herausgebracht, die das schwierigste Gebiet lateinischer Inschriftenkunde von den Scipionenelogien bis zu den kaiserzeitlichen Weih- und Grabgedichten der nordischen Provinzen des Römerreichs unter Aufhellung kultureller Züge eines Jahrtausends behandeln, sind eine allmählich gefüllte Schüssel glücklicher Funde, einzeln während Jahrzehnten im »Rheinischen Museum« oder sonstwo veröffentlicht. Auch das erste Meisterstück, mit dem der junge Gelehrte aus Ritschls und Jahns Schule, der 18-jährig zum Doktor und 24jährig zum ordentlichen Professor gelangt war, sich auswies, die große kritische Petron-Ausgabe des Jahres 1862, gab literarhistorisch und kulturgeschichtlich, so sehr der Gegenstand lockte, nur soviel, als es die Emendation des Textes verlangte. Wenn Bücheler auch die Gesamtheit der antiken Kultur, das Volkstum der Italiker und Hellenen von der niedersten bis zur höchsten Schicht in schöpferischer Bildstärke vor sich sah, — die Sprachen der beiden Rassen bis in die Winkel ihrer Dialekte beherrschte, so schrieb er doch nur solche Einzelzüge nieder, wo er einen sprachlichen oder unkundlichen Neufund gewann, — wo er mehr zu sagen sich bewußt war, als sonst die Besten im Wetteifer zu finden sich getrauen konnten. Systematisierendem Ausholen war Büchelers Schreibweise von Grund aus abhold; systematisch war er in nichts, als in der Kürze und Prägnanz seiner Ausdrucksweise. Er war der phrasenlos-sachliche deutsche Gelehrte in Reinkultur zum Verblüffen der Ausländer, aber dennoch ganz kontrastär zu jeder Pedanterie, geistessprühender Künstler in jedem Zug. Der seiner Zeit bedeutendste französische Latinist L. Havel hat von Bücheler gesagt: ainsi dans tout l'œuvre de Buecheler; partout les traits de génie sont systématiquement cachés.

Wenn das Licht, das von Bücheler ausging, in seinen Brechungen bestimmt werden soll, so ist noch dreierlei zu sagen. Erstlich war Bücheler für die großen systematisierenden Antiquare und überhaupt für die Mitforscher seiner Zeit eine Kontrollinstanz sicheren Wissens. »Bei verzweifelten lateinischen Versen pflegte ich sonst Haupt zu fragen; Sie erlauben mir wohl, da ich dies nicht mehr kann, von Zeit zu Zeit Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen« schrieb Theodor



Mommsen an ihn aus Charlottenburg am 28. Mai 1874; dementsprechend sind eine ganze Reihe solcher Anfragen in Büchelers Nachlaß vorhanden, die das freundschaftliche Zusammenarbeiten der beiden großen Forscher beleuchten. Und nicht nur auf dem italischen Gebiet, auf dem Büchelers akademische Lehrtätigkeit sich am meisten bewegte, waltete er als nie versagender Berater. Auch für griechische Papyri, griechische Dialektinschriften, und besonders auch hellenistische Dialektdichtung war er anerkannter Sachkenner. Der bedeutende englische Papyrologe Kenyon fragte ihn wegen des Herondas-Papyrus um Rat, den Bücheler dann selber 1892 herausgab. Das kretische Recht von Gortyn hat er mit dem Juristen Zitelmann zusammen bearbeitet. Das Begleitbuch zu der vorzüglichen Theokritausgabe, die Wilamowitz verdankt wird, ist bezeichnenderweise Bücheler gewidmet.

Neben solcher aus seltenem Reichtum gespendeten Beratertätigkeit Büchelers war die zweite Ausstrahlung seines Wesens, die mehr als die Ausarbeitung individueller Werke sein Dasein füllte, die einzigartige Gelehrtenschulung, die er in seiner Bonner akademischen Lehrtätigkeit zusammen mit Usener ausübte. Es gab im Verlauf der neudeutschen Philologie um die Wende des 19. Jahrh. eine Zeit, da die Mehrzahl der Latinisten auf den deutschen Hochschulen aus Büchelers Schule stammte. Junge Gelehrte zur Selbstfindung ihrer Begabung zu führen, darin war, wie Ritschl und Usener, Bücheler Meister. Solchen »sokratischen« Zug in seinem Wesen betonen die nach seinem Tod erschienenen Lebensabrisse am meisten. Mit einem nie alternden Glauben an die Jugend begabt, hat Bücheler noch als Gelehrter von Weltruf die Seminararbeiten der Anfänger aufs eindringlichste betreut. Vgl. auch über das didaktische Charisma Büchelers als Seminarleiter den Unterzeichneten im 2. Bd. der Geschichte der Universität Bonn (1933) S. 149ff.

Aber, was als drittes hervorzuheben ist, Büchelers pädagogische Mission ging absichtlich oder unabsichtlich noch auf Höheres und Weiteres als auf die Züchtung von Professoren der klassischen Philologie. Wenn man seine Wirksamkeit, die in einem Brennpunkt des preußischen Humanismus Jahrzehnte lang verlief, unter der Perspektive der Bildungsgeschichte des 19. Jahrh. beurteilt, so gehört Bücheler unter die Hauptstützen der durch logischen Sprachunterricht bewirkten Erziehung zu peinlicher wissenschaftlicher Genauigkeit. Ihr gerade aber wird nach der Meinung vieler selbst der unerhörte naturwissenschaftliche und technische Aufstieg der Bismarckzeit mitverdankt. Schüler Büchelers, die Begeisterung für ihn im Herzen trugen, waren leitende Persönlichkeiten im preußischen Kultusministerium und im praktischen Schuldienst wie Reinhardt, Ziehen, Siebourg, Jahnke und andere. In der Geschichte des neudeutschen Humanismus ist Bücheler freilich nicht als Schöpfer oder Ausgestalter neuer Ideen zu nennen, aber er war der glänzende Funktionär eines fertigen Ideals, das er als Selbstverständlichkeit hinnahm. Obwohl er nirgends die theoretische Verteidigung der gymnasialen Erziehung zur formalen Denkkraft und dem intuitiven Schliff der Gehirne der Jugend unternommen hat, so zeigt doch der Schluß seiner Bonner Rektoratsrede »Philologische Kritik« vom 18. Okt. 1878, daß er sich der Bedeutung abstrakter Sprachschulung für die Gesamtheit des deutschen Aufstiegs wohl bewußt war: »Wo die Verkündung der Wahrheit fehlt, wird das Volk wild und wüste; ein zuchtloses Volk hat keinen Exegeten.«

Köstlich ist es, das niederrheinische Volkstum Büchelers sich zu vergegenwärtigen; die deutsche Kulturverbundenheit mit der fernen Römer- und Griechenwelt hat er als Urbesitz und glückliches Schicksal seines Bataver- und ripuarischen Frankenblutes empfunden. Auf dieser Grundlage wuchs seine Lebensarbeit. Im ganzen mehr kulturell als politisch eingestellt, verehrte er gleichwohl mit echter Empfindung die siegreiche Größe des geeinten Deutschlands und trug den Pour le mérite seines preußischen Königs mit Stolz.

Prof. Dr. E. Bickel
Bonn

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

JUL 14 1937

Berlin, 20. Juni 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 12

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Dr. WERNER BUTTLER, Berlin

Deutsche Vor- und Frühgeschichte als Spatenwissenschaft

Im geistigen Leben des neuen Deutschland nimmt die Vor- und Frühgeschichte eine hervorragende Stellung ein. Man erwartet gerade von dieser Wissenschaft viel, hat sie sich doch zum Ziel gesetzt, die Grundlagen unserer Volkwerdung aufzuzeigen. Unser Geschichtsbild ist durch die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung um mehrere Jahrtausende erweitert worden, wobei es einerseits gelungen ist, das völkisch-politische Geschehen in großen Zügen zu erschließen, während gleichzeitig Leben und Kultur der Vorzeit vor unseren Augen lebendig wurden und ein ganz anderes Bild erstehen ließen, als die alleinige Berücksichtigung römischer Geschichtsquellen ergeben hatte. Die Quellen, aus denen man solche Erkenntnisse ableitet, sind in der Vorgeschichte andere als sonst üblich. Nicht Steininschriften und Pergamentrollen weisen dem Forscher den Weg zur Erkenntnis, sondern Urnen und Gebrauchsgefäße, Geräte des täglichen Bedarfs und Kunstgegenstände, die der Erdboden seit Jahrtausenden in seiner schützenden Hülle bewahrt hat, daneben aber auch Hausgrundrisse, Befestigungen, Burgen und Grabanlagen. Der Aufgabe, diese Quellen wieder zu gewinnen und zum Reden zu bringen, gilt die Haupttätigkeit der gegenwärtigen Forschung, und mit Recht trägt daher die Vorgeschichte, ebenso wie ihre ältere Schwester, die Archäologie, die Bezeichnung »Spatenwissenschaft«.

Ausgrabungen werden heute mit anderer Zielsetzung und unter anderen Gesichtspunkten als früher vorgenommen. Während es vor noch gar nicht langer Zeit das Fundstück war, nach dem der »Altertumsforscher« mit dem Ziel die Museumsschränke zu füllen, den Spaten ansetzte, kommt es der heutigen Forschung mehr darauf an, die Umgebung des Fundes genau zu untersuchen. Wir wollen feststellen, wie die Menschen, die jene im Boden erhaltenen Gerätschaften und Gefäße gefertigt haben, gewohnt und gebaut haben, wie ihre Gesellschaftsordnung, ihre Lebens- und Wirtschaftsweise war, welche Bestattungsbräuche und kultischen Anschauungen ihr Leben bestimmten. Dem Ausgräber von heute sind die Urnen und Beigaben, die er in einem Grab findet, willkommene Bereicherung des Fundbestandes, wichtiger aber scheint es ihm, wenn er ein steinernes oder hölzernes Totenhaus oder ein kultisch zu deutendes Ringgräbchen in der Umgebung der Bestattung feststellen kann. Und bei der Untersuchung von Siedlungsstellen begnügen wir uns nicht mehr damit, die »Kulturschicht«, die Wohn- oder Abfallgruben nach Gefäßresten und sonstigem Gerät zu durchgraben, sondern suchen nach Pfostenlöchern und Balkenspuren, mit deren Hilfe Grundriß und oft sogar Aufriß der alten Holzhäuser erschlossen wird. In allerjüngster Zeit ist man sogar dazu übergegangen, auch den Erdboden alter Kulturstätten mit modernen naturwissenschaftlichen Methoden zu untersuchen, da er unschätzbare und bislang nicht ausgewertete Quellen kulturgeschichtlicher Erkenntnis verborgen hält, nämlich organische Reste von Nahrung, Geweben u. dgl. Man kann schon jetzt sagen, daß bei künftigen Ausgrabungen Mikroskop und Reagensglas eine noch nicht zu übersehende Rolle spielen und uns wahrscheinlich zu überraschenden Ergebnissen verhelfen werden.

Kulturhinterlassenschaften der Vorzeit können überall zutage kommen, wo die Erdoberfläche von Menschenhand verändert wird. So werden in vielerlei Erdaufschlüssen, in Sand- und Lehmgruben, bei Bau-Ausschachtungen, Straßenarbeiten und Aufforstungen immer wieder vorgeschichtliche Gräber und Wohnstätten angeschnitten. Leider kommt es dabei noch oft vor, daß solche Reste aus Unkenntnis oder bösem Willen vernichtet werden; die staatliche Bodendenkmalpflege, der im Rahmen einer stammesmäßig gebundenen Kulturarbeit die Sicherstellung aller Bodenaltertümer obliegt, ist leider noch nicht überall so gut ausgebaut, und die Erziehung des Volkes zur Verantwortung gegenüber dem Kulturgut der Ahnen noch nicht so weit gediehen, daß solche Vorkommnisse ganz verhindert werden könnten. Immerhin werden trotzdem den staatlichen Stellen eine große Anzahl von Zufallsfunden bekannt, und einige unserer am besten geleiteten Landesmuseen bzw. Landesämter für Denkmalpflege haben in jedem Jahr mehr als tausend Fundmeldungen zu bearbeiten. So ist es verständlich, wenn sich die Tätigkeit der Museen und Bodendenkmalpfleger zum allergrößten Teil auf die Bergung von Zufallsfunden, Durchführung von Rettungsgrabungen und sonstige vorbeugende Maßnahmen beschränken muß.

INHALT

BEHN: Zehn Jahre Ausgrabungen in Lorsch
BUTTLER: Deutsche Vor- und Frühgeschichte als Spatenwissenschaft
DEHN: Der Ring bei Otzenhausen, eine Trevererfestung
EHRLICH: Das nordische Steinzeitdorf Succase am Frischen Haff
LANGSDORFF: Eine Ausgrabung des Reichsführers-SS in Ostpreußen
PETRIKOVITS: Neue Ausgrabungen bei Xanten
RICHTER: Ringwallausgrabung in Oberhessen
SPRATER: Der Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim
WAGNER: Der Ringwall Dommelsberg bei Koblenz
Besprechungen

Viele hochbedeutsame Funde sind auf diese Weise für die Wissenschaft geborgen worden. Aus der Arbeit der letzten Jahre sei nur auf den einzigartigen Moorfund von Wiepenkathen Kr. Stade verwiesen, einen wundervollen Feuersteindolch mit verzierter Lederscheide und Hängeriemen, oder auf das Fürstengrab von Cannstadt (Württemberg), ein mit Goldschalen und anderen wertvollen Beigaben reich ausgestattetes Grab der Hallstattzeit. Einen ganz besonderen und völlig erstmaligen Fund verdanken wir der Tätigkeit der rührigen schlesischen Bodendenkmalpflege: Vor einigen Monaten entdeckte man bei Erdarbeiten in Breslau-Hartlieb das Lager eines germanischen Bernsteinhändlers. 17 Zentner Rohbernstein fanden sich innerhalb eines vandalischen Hauses der Zeit kurz vor Christi Geburt in trichterförmigen Kellergruben aufgespeichert, ein sprechendes Zeugnis für den blühenden Handel, der damals das begehrte »Gold des Nordens« in die Länder des Südens brachte, und durch den umgekehrt wieder südliche Gegenstände den Weg zu unseren Vorfahren fanden. Es ist gewiß kein Zufall, daß die reichsten und wichtigsten solcher Gelegenheitsfunde da bekannt geworden sind, wo die Denkmalpflege am besten ausgebaut ist, und sie sind für den Forscher der schönste Lohn für die aufgewendeten Mühen.

Solche Fälle sind natürlich bei den Rettungsgrabungen und Bergearbeiten verhältnismäßig selten. Die meisten Fundstücke, die der Zufall ans Licht bringt, und die durch die Bodendenkmalpfleger geborgen werden, sind für den Laien unansehnlich und scheinen ihm unwesentlich. Für die Wissenschaft ist aber oft die kleinste Scherbe, der gewöhnlichste Urnentyp von großer Bedeutung. Gerade die völkisch-historische Betrachtungsweise in der Vorgeschichtsforschung, als deren Meister wir Kossinna verehren, kann nur dann zu unumstößlichen Ergebnissen

Digitized by Google

kommen, wenn die Fundstatistik so vollständig wie irgend möglich ist. Diese Forderung erscheint um so dringlicher, als man sich bei der Auswertung der Funde klar darüber sein muß, wie vieles früher achtlos zerstört worden ist, wie viel auch bei der besten Organisation immer verloren gehen wird, und wie viel noch unentdeckt im Boden ruht. So ist unsere Erkenntnis vom Kulturablauf und dem großen Geschehen in der Vorzeit in hohem Maße davon abhängig, ob genügend viel einzelne Bausteine vorhanden sind, die sich zu einem großen Mosaikbild zusammenschließen lassen.

Neben dieser mehr oder weniger vom Zufall abhängigen Grabungs- und Bergetätigkeit werden nun nach sorgfältiger Planung eine Anzahl von größeren Ausgrabungen durchgeführt, die zur Lösung wichtiger Probleme beitragen sollen. Mit Rücksicht auf die ständige Vervollkommnung der Ausgrabungsmethoden werden diese Plangrabungen im Bewußtsein unserer hohen Verantwortung vor der Hinterlassenschaft der Vorfahren auf das unbedingt nötige Maß beschränkt, um wirklich fühlbare Lücken unserer Erkenntnis zu schließen. Dabei setzt sich immer mehr der Grundsatz durch, eine Grabung so vollständig wie möglich durchzuführen, denn es hat sich gezeigt, daß oft nur dabei wirklich neue und grundlegende Erkenntnisse gewonnen werden können. Das ist besonders bei Siedlungsgrabungen klar geworden, die in letzter Zeit eine wichtige Rolle im Forschungsprogramm spielen, nachdem uns der Altmeister der deutschen Spatenforschung, Carl Schuchhardt, gezeigt hat, daß ebensogut wie Keramik und Gerät auch die Hausformen zur Abgrenzung verschiedener Kulturen und Völker benutzt werden können. Beispiele für den großen wissenschaftlichen Nutzen solcher Siedlungsgrabungen sind die nach dem Weltkrieg durchgeführten Untersuchungen des Tübinger Urgeschichtlichen Instituts in den Vorzeitdörfern des Federseemoors, besonders in der Steinzeitsiedlung Aichbühl und der bronzezeitlichen Wasserburg Buchau, wo die vorzügliche Erhaltung der hölzernen Bauglieder nicht nur wertvolle Einzelheiten über Aufbau und Aussehen der Häuser erkennen ließ, sondern bei der vollständigen oder nahezu vollständigen Freilegung der Siedlungsfläche zu grundlegenden Schlüssen über Leben und gesellschaftliche Schichtung der Dorfbewohner führte. Auch die noch nicht ganz beendeten Ausgrabungen auf dem Goldberg bei Nördlingen erbrachten wichtiges Material dieser Art; weiter ist die Ausgrabung des bandkeramischen Dorfes von Köln-Lindenthal zu nennen, wo durch die Abdeckung sehr großer Flächen ganz neuartige Erkenntnisse über Hausbau, Wohn- und Wirtschaftsweise dieser frühesten Bauernkultur auf süd- und mitteldeutschem Boden gewonnen wurden. Auch die Grabungen in der Wikingerstadt Haithabu, die sich über mehrere Jahrzehnte erstrecken werden, sind so angelegt, daß die wesentlichsten Viertel dieser frühgeschichtlichen Handelsstadt vollständig abgedeckt werden. Zu welchen Ergebnissen eine großzügige Ausgrabung auch für Fragen der geistigen Vorzeitkultur führen kann, hat der römische Tempelbezirk im Altbachtal bei Trier gezeigt, der ein Stammesheiligtum der keltisch-germanischen Treverer war. Für die Religionsgeschichte wurde diese Grabung besonders wichtig, da uns in den dort nachgewiesenen Kulten zum großen Teil einheimische Gottheiten entgegentreten.

Derselbe Grundsatz der Vollständigkeit gilt nun gleichermaßen für die Untersuchung von Grabstätten. Schon der einzelne Grabhügel, der früher einfach durch ein von oben in die Hügelmitte gegrabenes Loch seines Inhalts beraubt wurde, wird heute vollständig abgetragen, wobei nicht nur Nachbestattungen freigelegt werden können, sondern oft auch die Spuren von hölzernen oder steinernen Einbauten, die uns vom Totenkult und Jenseitsglauben der Bestattenden Kunde geben. Ringgräbchen und Pfostenringe in stein- und bronzezeitlichen Hügeln sind nach den grundlegenden Ausgrabungen der niederländischen Forscher in den letzten Jahren auch in Nordwestdeutschland zahlreich zum Vorschein gekommen, ebenso regelrechte Totenhäuser (Baven und Sottorf/Hannover und Grünhof-Tesperhude/Holstein).

Ungemein wichtig ist es, vollständige Friedhöfe auszugraben, nicht nur wegen der reichen Fundausbeute, sondern weil erst dadurch das Bild vom Totenkult der einzelnen Kulturen lückenlos wird. Oft können dabei aus dem Nachweis der von einer Stelle des Grabfeldes ausgehenden Belegung grundlegende Schlüsse über die zeitliche Abfolge der Gräber und ihres Kulturinhaltes gezogen werden. Untersuchungen der süd- und mitteldeutschen Reihengräberfelder der Merowingerzeit, der westfälisch-niederländischen Ringgräbchen-Urnenfelder (z. B. Sölten), der großen Urnenfelder der Lausitzer Kultur Ostdeutschlands oder die noch andauernden Grabungen in dem späteisenzeitlichen Hügel- und Flachgräberfeld Horath Bez. Trier und dem großen wikingisch-preußischen Hügelgrabfeld beis Wiskiauten/Ostpr. beweisen die Wichtigkeit ausgedehnter Untersuchungen.

Oft sind planmäßige Grabungen auch zur Aufklärung über bestimmte in der betr. Gegend noch wenig erforschte Kulturen unerläßlich. In Schlesien war bis vor kurzem kein sicherer Fund der älteren Steinzeit bekannt und erst in den letzten Jahren wurden bei einer Reihe von Höhlengrabungen in den schlesischen Gebirgen die Spuren des Eiszeitmenschen einwandfrei festgestellt. Weiterhin werden Ausgrabungen zur Klärung strittiger Fragen, für die richtige Beurteilung einzelner Fundtypen und ihre Eingliederung in die zeitliche und völkische Ordnung unternommen. Die letzten großen Ausgrabungen eiszeitlicher Rastplätze und Höhlen in Ahrensburg-Meiendorf/Holstein, der Ilsenhöhle bei Ranis, Prov. Sachsen, dem Peterfels bei Freiburg i. Br. und an anderen Stellen haben unsere Kenntnis von der Kultur des ausgehenden Eiszeitalters grundlegend bereichert, da sie eine überaus vielseitige Fundausbeute aus gesicherten Schichten erbrachten. Durch die Ahrensburger Grabungen gelang es, die früh-mesolithische nordische Lyngbykultur zeitlich richtig einzustufen, da ihre Geräte hier erstmalig in einwandfreiem Fundzusammenhang und in pollenanalytisch bestimmbaren Schichten angetroffen wurden.

Andere Untersuchungen wiederum gehen geschichtlich-politischen Fragestellungen nach. Die planmäßigen Wallburggrabungen der rheinischen Provinzialverwaltung dienen der Feststellung, gegen welche Feinde und von welchen Völkern diese Fliehburgen errichtet worden sind. Im Vordergrund steht dabei die Frage, ob die Germanen bei ihrer Abwehr der römischen Angriffe ein eigenes Burgensystem angelegt haben, großzügige Schöpfungen mächtiger Gaufürsten. Soweit bis jetzt zu beurteilen ist, scheint sich diese Annahme zu bestätigen, wodurch uns die Römerkriege in einem ganz anderen Licht erscheinen als bisher bei alleiniger Berücksichtigung der schriftlichen Überlieferung. Die Untersuchungen an ostdeutschen Burgen, beispielsweise der Zantocher Schanze oder auf den Wallanlagen der mittleren Oderlinie bei Frankfurt von Lossow bis Reitwein sind für die Beurteilung grenzpolitischer Fragen des frühen Mittelalters, das Verhältnis des polnischen Reiches zu seinen slawischen Nachbarvölkern und später zu den Deutschen von entscheidender Bedeutung und werden daher mit allem Nachdruck weitergeführt.

Überhaupt hat es sich herausgestellt, daß die Spatenforschung sich nicht auf jene Zeiten zu beschränken braucht, zu deren Aufhellung allein die Ausgrabung beitragen kann. Man geht mehr und mehr dazu über, für die frühgeschichtliche und sogar geschichtliche Zeit zur Ergänzung der schriftlichen Quellen Grabungen heranzuziehen. Außer den schon genannten frühgeschichtlichen Grabungsstätten seien hier noch die Untersuchungen der wendisch-wikingischen Großstadt an der Peenemündung in Wollin erwähnt, mit denen man vielleicht der Lösung des umstrittenen Vinetaproblems näher kommen wird. Sogar mittelalterliche Kaiserpfalzen (Werla bei Goslar, Grona bei Göttingen) werden letzthin ausgegraben, und mit der Untersuchung niedersächsischer Rundwälle des frühen Mittelalters (Stöttinghausen, Altencelle, Heessel) ist man vielleicht den »urbes« Heinrichs I. auf die Spur gekommen.

In jeder Hinsicht wird es in den nächsten Jahrzehnten eine der Hauptaufgaben für die Vor- und Frühgeschichtsforschung sein, durch die Ausführung großer Plangrabungen zum Aufbau ihres noch in den Anfängen stehenden Lehrgebäudes beizutragen. Wir dürfen hoffen, daß dadurch sowie den ständigen Ausbau der Bodendenkmalpflege vieles, was heute erst als Arbeitshypothese gewertet werden kann, wohlbegründete und gesicherte Tatsache werden wird. Daß die Vorgeschichte schon jetzt eine ganze Reihe von Ergebnissen aufzuweisen hat, die in jeder Hinsicht unangreifbar sind, stellt diese junge Wissenschaft gleichwertig neben ihre älteren Schwesterfächer und rechtfertigt die Bestrebungen des nationalsozialistischen Staates, gerade der früher so stiefmütterlich behandelten Vorgeschichte seine besondere Förderung angedeihen zu lassen.

Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit

(Römisch-Germanische Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches.)

1. Band: Die Alamannen in Württemberg. Von Walther Veeck. Text- und Tafelband. — Textband: XII, 380 Seiten und 20 Tafeln. Tafelband: 79 Tafeln und 1 Kartenbeilage. Quart. 1931. RM 58.50, geb. 67.50

2. Band: Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich. Von Hans Zeiss. Mit 32 Tafeln. VIII, 207 Seiten. 1934. RM 30.—, geb. 33.—

3. Band: Münzdatierte Australische Grabfunde. Von Joachim Werner. Mit 43 Tafeln. IX, 157 Seiten. 1935. Geb. RM 30.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Dr. F. Sprater, Speyer

Der Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim

Im Norden des durch seinen ausgedehnten Weinbau wie durch seine heilkräftige Arsenquelle bekannten saarpfälzischen Städtchens Bad Dürkheim wurden am Rande einer vorgeschichtlichen Befestigung, der Heidenmauer, in den Jahren 1934/35 durch das Historische Museum der Pfalz in Verbindung mit der Dürkheimer Stadtverwaltung umfangreiche Ausgrabungen als Notstandsarbeit durchgeführt. Sie bezweckten ein Rätsel zu lösen, das schon lange die Heimatforschung beschäftigt hatte. Umstritten war der Name des Platzes, die Erklärung der hohen, senkrecht abfallenden, mit Eisenwerkzeugen abgearbeiteten Felswände und die Deutung der auf ihnen befindlichen Felszeichnungen. Über diese Fragen haben die Ausgrabungen und die Hand in Hand mit ihr gehende archivalische Forschung wertvolle neue Aufschlüsse ergeben.

Im Volksmund wurde der Platz als Krummholzerstuhl bezeichnet. Diesen Namen hat man von den Krummholzern d. i. von den Wagnern abgeleitet. Man hat den Namen aber auch mit einem in einer Dürkheimer Grenzbeschreibung von 1360 erwähnten Brunoldesstuhl in Verbindung gebracht und darnach den Platz Brunholdisstuhl benannt. Daß aber der Brunoldesstuhl annähernd 500 m südlich der Ausgrabungsstätte lag, ergibt sich klar aus der Urkunde. Die archivalischen Nachforschungen haben ergeben, daß der Ausgrabungsplatz in einer Urkunde von 1414 Kriemhildenstuhl genannt wird. Wenn wir hier einen Namen der Nibelungensage vor uns haben, so dürfen wir annehmen, daß der Namen Brunoldesstuhl verschrieben ist und eigentlich Brünhildenstuhl heißen müßte. Wir befinden uns hier im Nibelungenlande, und so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß Helden der Nibelungensage hier in Ortsnamen sich erhalten haben. Mit der Nibelungensage selbst hat aber unsere Ausgrabungsstelle nichts zu tun.

Die Entstehung der Anlage konnte durch die Ausgrabungen einwandfrei klargestellt werden. Es handelt sich um einen Steinbruch aus der Zeit der Römerherrschaft. Wir können deutlich sehen, wie die zu gewinnenden großen Sandsteinquadern durch Schrotgräben freigelegt und durch Eintreiben von Eisenkeilen im Lager abgehoben wurden. Auch alle für diese Arbeiten benötigten Steinbruchwerkzeuge fanden sich bei den Ausgrabungen vor. Das Alter ergibt sich vor allem aus den zahlreichen auf den Felswänden und auf Quadern vorgefundenen römischen Inschriften. Sie geben gleichzeitig auch wertvolle Aufschlüsse über den Steinbruchbetrieb. Aus ihnen können wir entnehmen, daß hier Soldaten der 22. Legion, die von ihrer Gründung bis zum Jahre 70 n. Chr. und dann wieder von 90 n. Chr. bis zum Ende der Römerherrschaft in Mainz lag, im Steinbruch arbeiteten. Der Betriebsleiter führte den Titel magister. Die Angabe der Monate Februar, Mai und August deutet darauf hin, daß alle Vierteljahre ein Schichtwechsel erfolgte. Zweimal begegnen wir in den Inschriften Kaisernamen. Sie fallen in die Zeit um 200 n. Chr. Besonders in den Museen zu Speyer, Worms und Mainz konnten zahlreiche römische Denkmäler nachgewiesen werden, die aus dem Material des Kriemhildenstuhles hergestellt sind. Aus diesem Material wurde zwischen 70 und 90 n. Chr. in Mainz von der 1. Legion ein mächtiger achteckiger Tempelbau errichtet, von dem zahlreiche große Quadern in den Fundamenten der römischen Stadtmauer zu Mainz gefunden wurden. Die jüngsten Denkmäler sind Steinsärge und Meilensteine aus der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr.

Die Zahl der Felszeichnungen erfuhr durch die Ausgrabungen eine sehr beträchtliche Vermehrung. Eine kleine Anzahl war schon länger bekannt. Die Mehrzahl war durch mächtige Schutthalden, wie sie sich durch den Steinbruchbetrieb entwickelt hatten, verdeckt. Willkürlich sind sie über die vielfach senkrecht zu einander stehenden Felswände zerstreut. Nach Form und Technik sind sie außerordentlich verschieden. Während einzelnen ein gewisser künstlerischer Wert nicht abzusprechen ist, erinnern uns andere an einfachste Kinderzeichnungen. Die Darstellungen sind teils in Umrißzeichnungen teils in Relief ausgeführt. Aus allem ergibt sich, daß es sich hier nicht um Werke handelt, deren Entstehung auf einen einheitlichen Willen zurückzuführen ist. Es sind vielmehr Gelegenheitsarbeiten der Steinbrucharbeiter.

Am häufigsten vertreten sind die bekannten Sonnensymbole: Rad, Hakenkreuz und Dreibein (triquetrum). Das Rad findet sich sechsmal, Hakenkreuz und Dreibein je einmal. Fünfmal sehen wir das Rad in Verbindung mit einem Stabe, nur einmal ohne einen solchen. Die Zahl der Speichen wechselt. Bei einem Radstab besitzt das Rad überhaupt keine Speichen, zweimal je 4 und zweimal je 8 Speichen, das eine Rad ohne Stab hat 6 Speichen. Neben den Sonnensymbolen kommt am häufigsten das Pferd vor. Fünfmal finden wir es in Umrißlinien, zweimal erhaben ausgeführt. Weitere Tierfiguren sind äußerst roh ausgeführt. In einer haben wir wohl einen Pfau, in einer zweiten einen Hahn und in einer dritten einen Hasen zu erkennen, während bei zwei weiteren eine Bestimmung überhaupt nicht möglich ist. Dann finden wir noch einen Vogel über einer Schlange und eine schlangenförmige Linie in der Nähe einer menschlichen Figur. Menschliche Figuren sind fünfmal, menschliche Köpfe viermal vertreten. Leider sind gerade diese Darstellungen in ihrer Ausführung so roh, daß eine Erklärung in der Mehrzahl der Fälle nicht möglich ist. Einmal sehen wir eine Figur mit gekreuzten Beinen, die in der Rechten einen Speer über dem Kopfe und in der Linken einen zweiten Speer vor dem Leibe hält. Offenbar handelt es sich hier um einen Speertänzer. Eine zweite Figur hat auf dem Kopfe ein speichenloses Rad und hält schräg in der Hand einen Stab, der in ein verzeichnetes Rad zu endigen scheint. In zweien der Köpfe haben wir möglicherweise Spottbilder zu sehen. Endlich wären noch 3 Phallusdarstellungen und 3 Darstellungen des Winterzeichens (senkrechter Strich mit zwei nach abwärts gerichteten kürzeren seitlichen Strichen) zu erwähnen.

Während auch in zahlreichen andern Steinbrüchen des Altertums ähnliche Inschriften festgestellt sind, kennen wir aus keinem andern derartige Felszeichnungen. Auch lassen sich solche auf der großen Menge römischer Denkmäler des Rheinlandes nicht nachweisen. Daraus ergibt sich, daß hier besondere Verhältnisse vorliegen müssen. Um eine Erklärung zu gewinnen, müssen wir auf das heute noch in der dortigen Gegend geübte Brauchtum zurückgreifen. Noch vor 100 Jahren wurden, wie uns berichtet wird, auf dem Kriemhildenstuhl von Dürkheims Jugend aus heidnischer Zeit herrührende Fastnachtsfeuer abgebrannt. Daß diese Sitte in uralte Zeit zurückreicht erwies die Auffindung einer schwarzen Erdschicht von $^1/_2$ m Mächtigkeit und 10 m Länge, die sich bei den Ausgrabungen in dem Schutte vorfand. Es handelt sich um Reste von wohl sehr häufig auf dem Felsen abgebrannten Feuern. Die schwarze Erde kam beim Abräumen der Felsenoberfläche zwecks Erweiterung des Steinbruches in den Schutt. So dürfen wir annehmen, daß an dieser Stelle unsere Vorfahren zur Zeit der Sonnenwende große Feuer abbrannten. Bei den Aufzügen zu diesen Feiern trugen wohl die Teilnehmer Sonnenräder an Stäben. Auch diese Sitte hat sich im Brauchtum bis heute erhalten. Die dortige Jugend trägt zum Sommertag Stäbe mit Brezeln, die an die Stelle der Sonnenräder getreten sind. Zum Kampf gegen den Winter tragen die Kinder hölzerne Säbel. In ähnlichem Sinne dürfen wir uns wohl auch das Vorkommen des Speertänzers erklären. Daß die Germanen bei allen ihren Festen Waffentänze, und zwar Schwerter- und Speertänze aufführten, wird uns durch Tacitus bezeugt. So dürfen wir wohl annehmen, daß auf dem Felsen des Kriemhildenstuhles unsere Vorfahren die Feste des Jahreslaufes feierten. An diesen Festen mögen die im Steinbruch beschäftigten Soldaten, die zu einem großen Teil wohl im Lande selbst ausgehoben waren, teilgenommen und ihre Erlebnisse in die Felswände eingemeißelt haben.

Wenn wir einen Teil der Felszeichnungen mit den Festen des Jahreslaufes in Verbindung bringen können, so genügt dies doch nicht zur Erklärung aller Felszeichnungen. Es scheint ihnen vielmehr noch ein zweiter Kultkreis, der Kosmos, zugrunde zu liegen. Als Zeichen des Himmels finden wir die Sonnensymbole: Rad, Hakenkreuz und Dreibein. Die Symbole der Fruchtbarkeit: Phallus, Hahn und Hase dürfen wir wohl als Zeichen der Erde, die Schlange endlich als Zeichen der Unterwelt auffassen. Als Fremdling in diesem Kreise erscheint uns der Pfau, das heilige Tier der Juno. Und doch dürfen wir auch ihn vielleicht dem gleichen Kreise zurechnen. Auf römischen Denkmälern kommt ein Jupiter vor, der ein dem Süden fremdes Attribut, das Rad, trägt. Schon lange ist man sich darüber klar, daß es sich um einen in römischer Gestalt dargestellten einheimischen Himmelsgott, den keltischen Taranis (oder den germanischen Donar), handelt. In großer Zahl kennen wir aus den nördlichen Provinzen des römischen Reiches Denkmäler, die Jupiter und Juno geweiht sind. Auf einem Denkmal von Vaison sehen wir nun den in Gestalt des Jupiter dargestellten Radgott in Begleitung einer Göttin in Gestalt der Juno. Handelt es sich nun bei Jupiter um einen einheimischen Gott, so dürfen wir unter Juno eine einheimische Göttin vermuten. Um welche Göttin es sich hierbei handelt, erfahren wir aus einem Denkmal von Nîmes, wo unter einem Rade eine Weihung an Jupiter und die Erdmutter sich befindet.

Noch keine Erklärung hat das Pferd, dem wir so häufig unter den Felszeichnungen des Kriemhildenstuhles begegnen, gefunden. Tacitus berichtet uns wohl von der großen Verehrung, welche das Pferd bei den Germanen genoß. Wir vermissen bei ihm aber nähere

Digitized by Google

Angaben, welche Bedeutung dem Pferde in der germanischen Religion zukam. Zwei Deutungen sind hier möglich. Auf der einen Seite ist das Pferd, wie uns der Sonnenwagen von Trundholm zeigt, das Tier, das die Sonnenscheibe zieht. Das Pferd ist aber auf der andern Seite das Symbol des Sturmes.

Alle diese Darstellungen haben mit den Kulten Italiens nichts zu tun, sie sind vielmehr aus der Religion der einheimischen Bevölkerung zu erklären. Es war dies ein ausgesprochener Naturdienst. Es scheint mir müssig, nachzuforschen, ob es sich hier um eine keltische oder um eine germanische Religion handelt. Diese Naturreligion scheint mir vielmehr beiden Völkern gemeinsam zu sein. Das Rad als Sonnensymbol finden wir bereits auf den bronzezeitlichen Felszeichnungen Schwedens. Dem Radgott begegnen wir nicht nur im rheinischen Germanien, sondern auch im ganzen keltischen Siedelungsraum. Die Verehrung erfolgt ausschließlich in Symbolen. In den menschlichen Figuren haben wir keine Gottheiten zu sehen. Erst unter römischem Einfluß hat sich die einheimische Bevölkerung daran gewöhnt, ihre Götter in menschlicher Gestalt darzustellen.

Der Kriemhildenstuhl liegt auf einem Ausläufer des Peterskopfes, unterhalb desselben liegt der Michelsberg. Wie nun in der Zeit der Römerherrschaft an die Stelle Donars gerne Jupiter und an die Stelle Wodans Merkur tritt, so tritt in christlicher Zeit an die Stelle Donars gerne Petrus, an die Stelle Wodans Michael. Woher der Peterskopf seinen Namen hat, konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden. Auf dem Michelsberg stand eine Michelskapelle, ein uralter Wallfahrtsort. Von dem hohen Alter zeugen auf dem Michelsberg gefundene fränkische Plattengräber. Daß hier Michael an die Stelle Wodans getreten ist, ist kaum zu bezweifeln. Bestehen nun auch Beziehungen zum Kriemhildenstuhl? Die Beantwortung dieser Frage ist das schwierigste Problem, das durch die Ausgrabung gestellt wurde. Ein Teil der Felszeichnungen läßt sich mit den germanischen Hauptgöttern in Verbindung bringen, so das Pferd mit Wodan, die Sonnensymbole mit Donar. Im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes ist es nicht möglich, diese Fragen eingehend zu behandeln. Aus allem dürfte sich aber ergeben, daß die Felszeichnungen des Kriemhildenstuhles die größte Bedeutung für die Erforschung der religiösen Anschauungen unserer Vorfahren besitzen.

Dr. H. RICHTER, Glauberg, Oberhessen

Ringwallausgrabung in Oberhessen

Eine zur Förderung vorgeschichtlicher Ausgrabungen im Rhein-Main-Gebiet durch den Reichsstatthalter in Hessen ins Leben gerufene Jakob-Sprenger-Stiftung hat zunächst mit den Ausgrabungen auf dem Glauberg in Oberhessen begonnen. Der Glauberg ist ein sich in die Wetterau hineinerstreckender Ausläufer des basaltischen Vogelsberges. Er liegt in der Mitte einer langgestreckten und durch randliche Höhenzüge begrenzten Tallandschaft (Niddertal), die mit der Wetterau zusammenhängt, den gleichen fruchtbaren und leicht zu bestellenden Lößboden wie diese hat und dementsprechend auch die gleiche frühe, dichte und dauerhafte prähistorische Besiedlung zeigt. Durch diese Tallandschaft bzw. auf ihren Randhöhen laufen auch die als Antsanvia und Ortesweg bekannten Hochstraßen, deren vorgeschichtliche Bedeutung durch zahlreiche Nekropolen und Depotfunde gekennzeichnet ist und die für den westöstlichen Verkehr durch das deutsche Mittelgebirge die gleiche Bedeutung gehabt haben wie die durch die nördliche Wetterau am Taunus entlanglaufende Weinstraße für den nordsüdlichen Verkehr.

Der in südwestlicher Richtung gestreckte Glauberg zeigt eine nahezu ebene, ca. 800 m lange und 150 m breite Hochfläche, die an den Längsseiten und im Westen Steilhänge von 40—50 m aufweist und dadurch natürlich geschützt ist. Nur die Ostseite fällt allmählich ab. Für die erste Befestigung des Glaubergs genügte deshalb ein Abschnittswall an dieser Seite, der später zu einem Ringwall um die ganze Hochfläche erweitert wurde. Noch später wurden auch die Bergflanken durch Anschlußwälle in die Befestigung einbezogen. Die Flurnamen der beiden Vorburgen, von denen nur die nördliche (Zwischen den Welschgräben) erhalten, die südliche (Am Daun) bei der Feldbereinigung geschleift worden ist, deuten auf keltisches Alter, für das auch ein Hinweis in einem bei der Verschleifung gefundenen Bronzefragment der Frühlatènezeit vorlag. Der Glauberg wurde deshalb als gallisches Oppidum betrachtet. Außerdem war eine karolingische Mark Glauberg sowie eine Reichsfeste Glauburg urkundlich bezeugt. Letztere soll der Sage nach zum Raubritternest geworden und um 1300 zerstört worden sein.

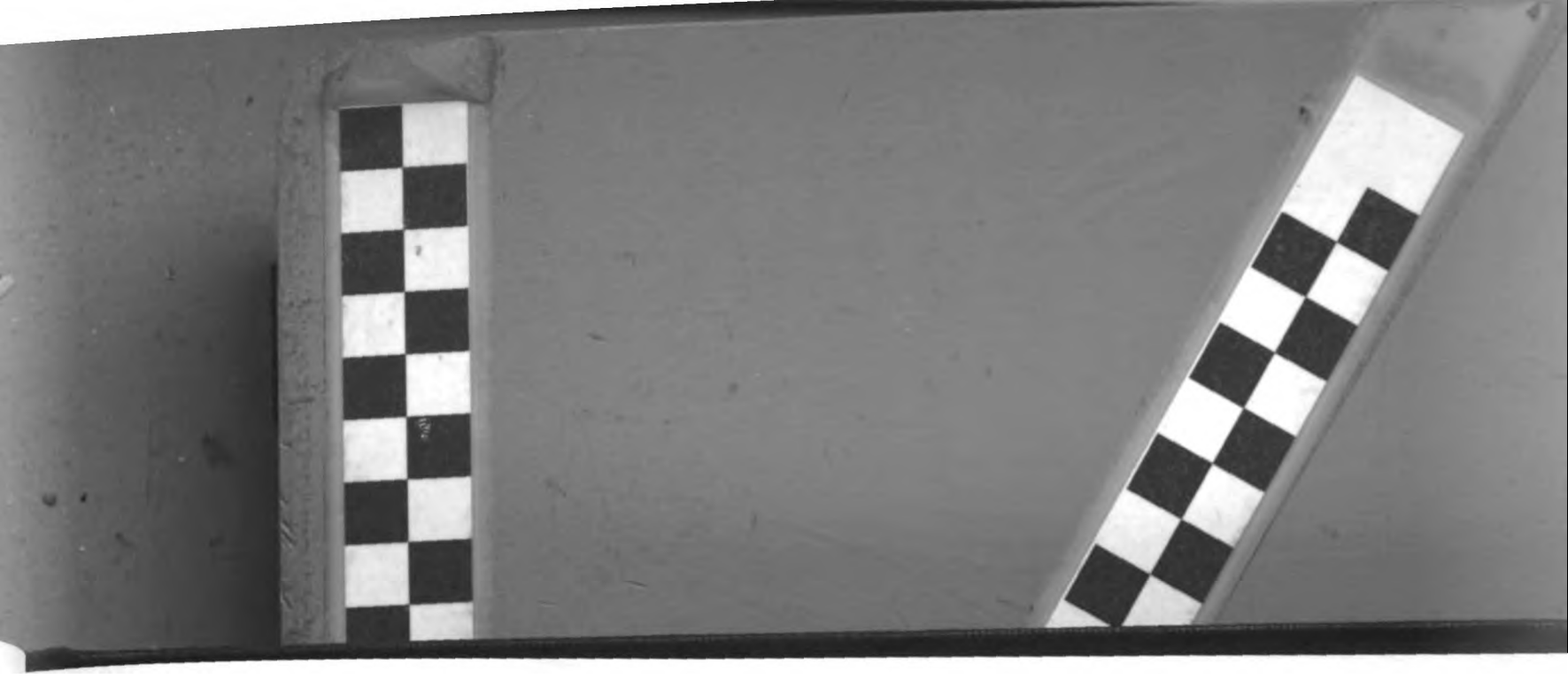
Eine kurz vor dem Kriege vorgenommene kurzfristige Ausgrabung durch den damaligen hessischen Denkmalpfleger blieb ergebnislos. Die z. Zt. laufende, schon 1933 begonnene Ausgrabung arbeitete zuerst mit dem Reichsarbeitsdienst, seit 1935 mit Lohnarbeitern und bestand in Wallschnitten, Suchgräben durch das Ringwallgebiet und Freilegungen der angeschnittenen Wohnanlagen. Dabei ergab sich, daß der gesamte, teilweise über 2 m mächtige Erdboden der Hochfläche aus geschichtetem Kulturschutt besteht, der Tonscherben, Bruchstücke von Waffen, Geräten und Schmucksachen aus Stein, Bronze und Eisen und Knochen enthält und in dem sich vor- und frühgeschichtliche Wohnanlagen in Form von Eintiefungen (Herdgruben, Pfostenlöcher), Verebnungen (Tennen, Pflaster) oder Erhöhungen (Steinfundamente) der Schichtflächen markieren. Die Schichtung beruht teils darauf, daß an den gleichen Stellen, z. B. an dem großen, in der Mitte der Hochfläche gelegenen Wasserreservoir (Weiher) immer wieder gebaut und gewohnt worden ist, teils auf der Zusammenschwemmung von Siedlungsschutt an den tieferen Stellen des Ringwallgebietes.

Aus den Kulturresten, besonders aus den überall reichlich vorhandenen Scherben konnte das Alter der Schichten bestimmt werden, und es ergab sich, daß Wohnanlagen der steinzeitlichen Michelsberger und Rössener Kultur, der bronzezeitlichen Urnenfelderkultur, der als Späthallstatt, Frühlatène und Spätlatène bezeichneten eisenzeitlichen Kulturen, der Völkerwanderungszeit, der karolingischen und ottonisch-staufischen Zeit vorhanden sind. Die Wohnstätten liegen teils locker über die ganze Hochfläche verstreut (Urnenfelder), teils dorfähnlich an bestimmten Stellen derselben gehäuft (Michelsberger), teils in regelmäßiger Aufeinanderfolge an der Innenseite des Ringwalles (Späthallstatt, Frühlatène, Spätlatène und Völkerwanderungszeit), teils an einigen strategisch besonders wichtigen Punkten (karolingische Zeit). Teilweise handelt es sich um einfache Herdstellen, also um kurzfristige Niederlassungen, teilweise um Pfosten- oder Fundamentbauten, aus deren dicker und ausgedehnter Kulturschicht auf eine längere Siedlungsdauer zu schließen ist. Eine dauernd bewohnte Burg scheint der Glauberg nur in den frühgeschichtlichen Perioden, also von der Völkerwanderungszeit ab, gewesen zu sein, in den vorgeschichtlichen Zeiten dagegen eine Fliehburg der bodenständigen Bauernbevölkerung. Er scheint zwar auch in vorgeschichtlichen Perioden stets eine Art von Wache gehabt zu haben, der die Instandhaltung und Bewachung der Verteidigungsanlagen oblag, vollständig besetzt und verteidigt aber nur in Kriegszeiten worden zu sein.

Gerade dieser Umstand gibt dem Glauberg seine weitere wissenschaftliche Bedeutung. Man wird durch die Feststellung der verschiedenen Verteidigungsperioden einen Anhalt für die Völkerbewegungen in der Wetterau und damit einen politischen Querschnitt durch die ganze Vor- und Frühgeschichte des Rhein-Main-Gebietes bekommen. Von näherem Interesse ist natürlich auch die Entwicklung des Befestigungswesens, des Mauerbaues und der ganzen Verteidigungsanlage im Laufe der Zeit. Aus den Schnitten ergab sich, daß im Ringwall Mauerreste der Urnenfelderkultur, der Späthallstatt-, Früh- und Spätlatènezeit und der Völkerwanderungszeit vorhanden sind. Es fehlen also die Wehranlagen der beiden neolithischen Kulturen, die wahrscheinlich nur aus einer Abschnittsmauer (Pallisade) an der Ostseite bestanden haben. Diejenigen der karolingischen Zeit bestanden aus festen Höfen oder Häusern an den drei Ringwalltoren und die mittelalterliche Burg lag auf dem Hügel an der Innenseite des Abschnittswalles. Die erste Anlage der nördlichen Vorburg fällt nach den dort gemachten Schnitten in die Späthallstattzeit und ihre zweite Anlage in die Frühlatènezeit. Im ganzen hat also eine allmähliche Ausdehnung der Befestigungsanlagen vom Neolithikum bis in die Frühlatènezeit stattgefunden und dann eine allmähliche Reduktion bis zur mittelalterlichen Burg.

Von ganz besonderem nationalen Interesse ist der Glauberg durch seine starke und dauernde Besetzung während der Völkerwanderungszeit, wodurch er unser Wissen über die kulturellen, sozialen und politischen Zustände bei den außerhalb des römischen Reiches wohnenden Germanen wesentlich zu erweitern verspricht.

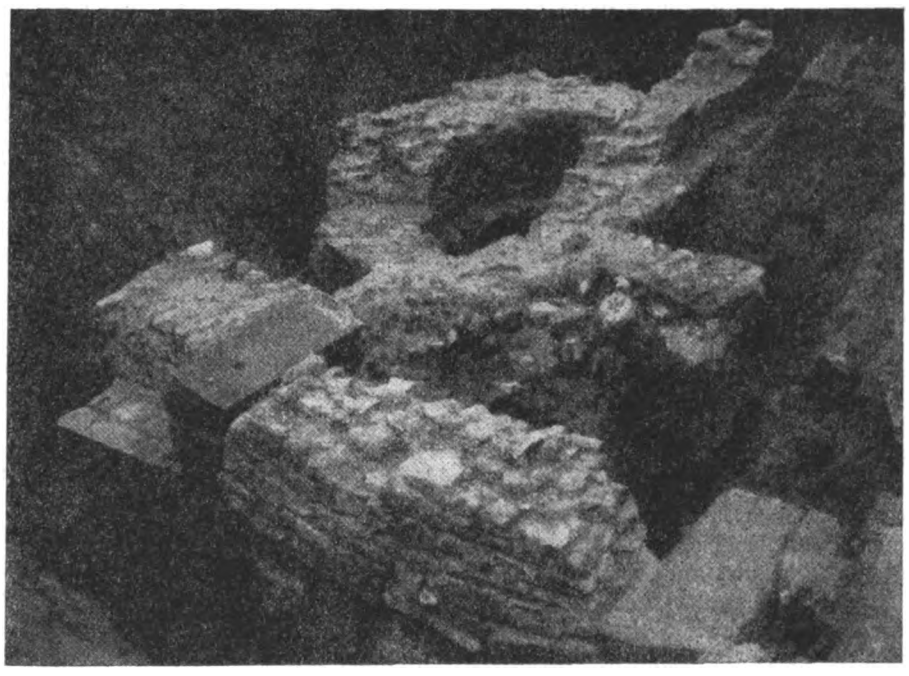
Digitized by Google



Prof. Dr. FRIEDRICH BEHN, Mainz

Zehn Jahre Ausgrabungen in Lorsch

Als wir im Oktober 1927 im Raume des hochberühmten Reichsklosters Lorsch an der Bergstraße den Spaten ansetzten, waren wir uns der zu erwartenden Schwierigkeiten und der Größe der selbstgestellten Aufgabe durchaus bewußt. Seit der Mitte des 19. Jahrh. war das lockende Problem immer wieder angegangen worden, jeweils mit den methodischen Mitteln der Zeit, die sich bei dem durch mehrhundertjährigen Steinraub grauenhaft verwüsteten Boden mehr und mehr als unzureichend erweisen mußten. Eine nochmalige Grabung konnte nur dann überhaupt Aussicht auf Erfolg bieten, wenn man sich entschloß, die in der vorgeschichtlichen Forschung herausgebildeten Arbeitsmethoden anzuwenden. Sie waren an einem Objekt der Bauforschung schon einmal erprobt und hatten es Koldewey ermöglicht, die Tempel in Babylon, die gleichfalls ihrer Mauersubstanz beraubt waren, doch noch an ihren, mit dem unbrauchbaren Bauschutt gefüllten Fundamentgräben zu erkennen. Diese



Teil des Prunktores im Südosten der Klausur

Arbeitsweise hat sich auch in Lorsch als allein brauchbar erwiesen und konnte seither an einer Reihe anderer Bauten des Landes mit gleichem Erfolge angewendet werden. Die weitgehende Störung des Bodens durch Steinraub und Weinbau, Abschwemmung und Abackerung der Dünenkuppe wurde zum Teil dadurch wieder ausgeglichen, daß sich die Schuttgruben von dem gewachsenen weißen Dünensande in eindeutiger Klarheit abhoben, der aber dann wieder durch seine mangelnde Festigkeit neue Schwierigkeiten bot und uns zwang, ganze Flächen planmäßig abzudecken statt uns auf die sonst ausreichenden Schnitte beschränken zu können. Im Winter 1932/33 ergriffen wir die Gelegenheit, das älteste vorkarolingische Kloster auf der Kreuzwiese erneut aufzugraben und konnten die älteren Pläne in wichtigen Punkten vervollständigen und berichtigen. Die Ergebnisse dieser beiden ersten Kampagnen liegen vor in dem 1934 erschienenen Werke des Verf. »Die karolingische Klosterkirche zu Lorsch« mit Beiträgen von A. Feigel, E. Fischer, E. I. R. Schmidt und H. Velte (Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin). Als mittelbare Folge des durch die Ausgrabungen neu angefachten Interesses an Lorsch darf die von der hessischen Denkmalpflege und dem Hochbauamt in Bensheim vorbildlich durchgeführte Wiederherstellung der berühmten »Torhalle« bezeichnet werden, über die H. Walbe in »Kunst und Denkmalpflege« 1935 S. 127ff. berichtet. Im Herbst 1934 begann die dritte und vorläufig letzte Ausgrabungskampagne, die Ende März 1937 beendet wurde, nachdem sie das gesteckte Ziel, das Kloster in seinem südlichen Teile zu durchforschen, erreicht hat. Daß eine Untersuchung auf derart breiter Basis durchgeführt werden konnte, ist allein der Einsatzbereitschaft des Reichs-Arbeitsdienstes zu verdanken, der die aktive Teilnahme an Ausgrabungen in sein Programm aufgenommen und dadurch der deutschen Spatenforschung unschätzbare Dienste geleistet hat. An der Grabung im Kloster war ein Trupp von durchschnittlich 20 Arbeitsmännern mit rund 4000 Tagewerken tätig.

Bedeutete die Grabung 1932/33 im Gebiete des ersten Klosters, in dem im Jahre 763 die große Geschichte von Lorsch begann, scheinbar nur eine Wiederholung der beiden von 1882 und 1910, so erschien es doch nötig, mit den inzwischen wesentlich verfeinerten Arbeitsmethoden einige damals noch ungelöste Fragen (wie das Verhältnis der beiden übereinander liegenden Grundrisse) zur Klärung zu bringen. Es gelang darüber hinaus, den Grundriß zu vervollständigen, der sich jetzt zwanglos in die baugeschichtliche Entwicklung des beginnenden Mittelalters eingliedert. Durch die Feststellung der beiden Eckrisalitbauten der Nordfront, die den früheren Grabungen entgangen waren, bekommt das Kloster nunmehr ganz den Grundriß eines römischen Gutshofes (villa rustica). Die Vermutung, daß Gaugraf Cancor sich in einen solchen, von den Stürmen der Völkerwanderung verschonten hineingesetzt habe, ist nicht aufrecht zu halten, der Bau ist nicht nach römischem, sondern bereits nach karolingischem Fußmaß angelegt. Ist auch nicht mehr zu entscheiden, ob der den Innenhof umziehende Kreuzgang und die an der Südseite liegende kleine Kirche bereits zum ursprünglichen Bauplan gehören oder erst nachträglich angefügt worden sind — der Graf stiftete »praedium cum ecclesia« — so ist doch klar, daß die Umwandelung des Edelhofes in ein Kloster keine baulichen Veränderungen größeren Umfanges vernotwendigte, daß somit nicht nur der fränkische Hof einem römischen nachgebildet war, sondern daß auch die älteste klaustrale Anlage, die wir bisher aus Deutschland kennen, gleichfalls ein Erbstück mittelländischer Bauweise ist. Der östliche Bautrakt hat später einen Umbau erfahren, der durch übergreifende Mauerzüge deutlich erkennbar war, doch nicht bis zum Ende verfolgt werden konnte, da er sich in den Deich der hier ganz nahe vorbeifließenden Weschnitz hineinzieht. Der schräg zu diesem Plane liegende Grundriß, den die älteren Aufnahmen zeigen, gehört zu einem noch jüngeren völligen Neubau, von dem nur noch ganz schwache Spuren erhalten sind. Wir konnten die Gesamttopographie dieses ersten Lorscher Klosters vervollständigen durch erneute Feststellung des künstlichen Wasserlaufes der Westseite, der dem Ganzen Insellage gab, sowie durch Nachweis der nördlich vorüberziehenden (wohl ursprünglich römischen) Straße Lorsch-Bensheim mit zwei getrennten Körpern und der in beiden Böschungen der Weschnitz noch wohlerhaltenen Pfeiler einer Brücke im Zuge dieser Straße. Die Grabung bot ungewöhnlich große technische Schwierigkeiten, da durch die Jahrhunderte währende Beackerung nahezu alle Steinsubstanz beseitigt war und die Mauerzüge sich durchweg nur noch als Kalkstreifen nachweisen ließen mit Stärken zwischen 60 cm und wenigen Millimetern.

Die Grabungen im Raume der großen, 774 geweihten Klosterkirche ergaben schon in den ersten Tagen Erkenntnisse, die das bekannte Adamysche Schaubild vollständig umstürzten. Es zeigte sich zuerst, daß er die Breite des Atriums um die Tiefe der Seitenhallen zu schmal angenommen hatte. Die Torhalle erwies sich nicht als Eingangsbau für den Hof sondern als frei im vorderen Teile desselben stehender triumphaler Bau. Die Treppentürme sind nicht erst nachträglich angefügt, sondern sind nachweislich Teile des Gründungsbaues. Von der Decke der drei offenen Durchgänge fanden sich an beiden Langseiten die dicht liegenden Balkenlöcher. Im Obergeschoß wurden unter dicken Lagen jüngeren Putzes eine gotische Malerei vom Ende des 14. Jahrh. mit figürlichen Kompositionen und unter dieser bedeutende Reste einer klassizistischen Architekturmalerei aufgedeckt, die mit jonischen Säulen auf hohem quadriertem Sockel alle Wände umlief und stilistisch mit der plastischen Verzierung der Außenwände so eng zusammengeht, daß Gleichzeitigkeit oder nur ein ganz geringer zeitlicher Abstand zwischen beiden angenommen werden kann.

Auch das bisherige Bild der Kirche wurde vollkommen umgestoßen. Erhalten steht nur noch ein kleiner Rest, drei zugemauerte Joche des Mittelschiffs mit bis zum Dachansatz vorhandenen Obergaden; nach Osten wird der Raum geschlossen durch eine ganz späte Wand, nach Westen durch eine auffallend starke Mauer, in die ein gotisches Portal und ein Fenster nachträglich eingesetzt worden sind, die aber sonst die Spuren einer sehr viel älteren Bauperiode trägt: eine große halbrunde Bogenöffnung ist im Erdgeschoß durch die gotische Türe größtenteils zer-

Digitized by Google

stört, im Obergeschoß ganz erhalten, doch zugemauert; über dem oberen Bogen beginnt eine jüngere Vermauerung des Mittelbaues mit scharfen Nähten beiderseits. Hinter dieser Zumauerung stellten wir die Reste eines steinernen Pultdaches fest, an dessen Fuß ein großenteils abgeschlagenes Gurtsims über die ganze jetzige Innenwand hinzieht und an beiden Seiten von den Obergaden übersetzt wird. Am Fuße der Innenwand fanden wir ein kräftiges Sockelprofil, das von den Arkaden überbaut ist und eine ältere Bodenhöhe verrät, die rund 60 cm unter der späteren liegt. Der Kirchenteil, zu dem die allein noch erhaltenen Arkaden gehören, ist also nachträglich an die starke Westwand angebaut, die ursprünglich Ostwand eines gewaltigen zweitürmigen Baues war, dessen Fundamente bzw. Fundamentgruben wir im Boden feststellen konnten. Die Basilika selbst lag rund 20 m weiter östlich auf der höchsten Erhebung der Düne. Von ihr fehlte jede Steinsubstanz, doch waren ihre mit Bauschutt gefüllten Fundamentgruben in ganzer Ausdehnung einwandfrei erkennbar und zeigten einen ganz strengen Bau mit 3 Schiffen, rechteckigem Ostchor und ebensolcher Anlage vor der Westfront, doch noch ohne Querschiff; das Mittelschiff hat nach Vitruvs Vorschrift die dreifache Breite der Seitenschiffe. Das Urteil Helwichs (1631), die Kirche sei erbaut »more antiquorum«, besteht somit zu Recht. Das wehrhafte Zweiturmwerk möchte ich nach Analogien von St. Gallen, St. Castor in Koblenz, Hirsau, Paulinzella u. a. für gleichalt mit der Basilika halten. Der ehemals offene Raum zwischen beiden wurde später überbaut und — wohl im Zuge der cluniacensischen Klosterreform — zur Vorkirche (Paradies) gemacht. Der Abbruch der Türme, der die einstige Ostwand des freistehenden Bauwerkes nunmehr zur Westwand der vergrößerten Kirche machte, wird mit einem für das Jahr 1358 überlieferten Blitzschlag zusammenhängen. Der Verlust des alten Atriums zwischen Basilika und Turmwerk machte die Anlage eines neuen vor der Westfront erforderlich, das dann die bis dahin freistehende »Torhalle« einbegriff und die ganzen Bauten zu einer Gesamtanlage von unerhörter Großartigkeit zusammenfaßte.

Die erste Kampagne brachte sodann die Lösung eines alten Problems, die Auffindung der vielgesuchten »Ecclesia varia«, der 882 für Ludwig den Deutschen und die Seinen erbauten Gruftkirche. Sie fand sich da, wo im Jahre 1800 der bekannte karolingische Prunksarkophag mit den jonischen Pilastern ausgegraben war, unmittelbar an den Ostchor der Basilika anschließend in den hier stark abfallenden Hang der Düne als Krypta eingebaut. Ein zufällig erhaltenes größeres Stück Mauersubstanz gestattete Feststellung der Fußbodenhöhe und der vom Chor in die Krypta hinabführenden Treppe, die auch Helwich erwähnt, der dort noch die Sarkophage gesehen hat. Es ist ein kleiner Raum mit halbrunder Apsis an der Ostseite. Daß wir hier wirklich die ihrer Buntheit wegen einst berühmte Gruftkirche gefunden hatten, bewies ein Fund, den wir jenseits der Fundamentgrube der Apsis machten, Tausende von Bruchstücken einer Wandmalerei in leuchtenden Farben, leider zumeist nur in kleinen Brocken, doch auch mehrere Köpfe in der eindrucksvollen Formensprache der karolingischen Kunst: die ersten Reste karolingischer Malerei aus Deutschland.

Die dritte Kampagne galt der Aufdeckung des Klosters, das nach der Chronik des Codex Laureshamensis schon um 800 auf die Südseite der Kirche verlegt war. Die Möglichkeit eingehender Durchforschung des ausgedehnten Gebietes wird vor allem dem vorbildlichen Entgegenkommen der staatlichen Forstverwaltung und dem Einsatz des Reichs-Arbeitsdienstes verdankt. Die neue Grabung schloß an die von 1927/28 an, bei der durch einige Probeschnitte bereits Lage und Größe des Kreuzganges erkannt waren. Sind auch größere Teile der Klausur ihrer Steine beraubt und wieder nur noch in ihren Fundamentgruben erhalten, so stießen wir doch in erwartetem Umfange häufiger auf Mauersubstanz, vor allem in der Nähe der Umfassungsmauer, wo der Zwickel durch Abschwemmung von der Dünenhöhe her offensichtlich schon früh ausgefüllt war mit Höhenunterschieden bis zu 3 Meter, so daß oft sehr bedeutende Erdbewegungen erforderlich wurden. Im Westflügel des Kreuzganges lag u. a. ein langrechteckiger Saal mit mittlerer Säulenstellung, deren Basen sich noch in situ vorfanden; eine wohlerhaltene Treppe führt in den Keller eines Baues, über dessen Fundamenten das jetzige, aus dem 17./18. Jahrh. stammende Forstamtsgebäude steht. Neben einem anderen Raume dieser Gruppe fand sich eine Wasserleitung aus drei Tonrohren, wohl erst aus dem späteren Mittelalter. Eine Grabung an der Innenseite des schon 1928 festgestellten Südtores brachte eine Enttäuschung infolge tiefgehender Störung des Bodens. Der Raum zwischen dem Südflügel des Kreuzganges und der Klostermauer ist völlig frei von Gebäuden, hier lagen danach einstmals die Gärten des Klosters, von denen der bekannte Plan von St. Gallen eine gute Vorstellung gibt.

Reichen Ertrag ergab die Untersuchung im Ostteile der Klausur. Waren auch die Mauerzüge der Südostecke des Kreuzganges nur in Fundamentgräben noch erhalten, wenn auch in klassischer Klarheit, so bestätigen sie doch in unerwartetem Maße die Richtigkeit des Merianschen Stiches wenigstens für diese Baugruppe. Am Nordende dieses Flügels liegt umgeben von anderen Baulichkeiten eine Kapelle mit rechteckiger Chornische, trotz ihrer Kleinheit doch dreischiffig, möglicherweise die von Abt Richbod um 800 erbaute Ecclesia triplex, die gerade in dieser Gegend zu suchen ist. Weiter nach Osten liegt eine Fülle von Mauern als Zeugen zahlreicher Bauperioden, deren genauere Zeit- und Zweckbestimmung in den meisten Fällen offen bleiben muß. Die letzten Wochen der Kampagne waren ausgefüllt mit der Aufdeckung eines Prunktores an der südöstlichen Ecke der Klostermauer, wo Merian ein solches zeichnet. Die Mauer springt hier mit einer Nische zurück, in der man eine Freitreppe annehmen darf, die an die Fassade mit drei offenen Bögen heranführt. An der Südseite des Raumes liegt das Fundament eines Treppenturmes. Die Vorderwand hat man sich wie die der »Torhalle« im Westen mit farbigen Steinplatten inkrustiert zu denken, von denen wir eine Anzahl im Schutt fanden. Wir haben hier zweifellos den repräsentativen Eingang zum Kloster von Osten her, der dem Westtor weitgehend nachgebildet wurde, eine unerwartete Vervollständigung des prunkvollen Gesamtbildes des Königsklosters, als es noch auf der Höhe seiner Macht stand. Die Bögen wurden später zugemauert, über die abgebrochenen Mauern des Torbaues ziehen Mauern jüngerer Bauten hinweg.

Zu den reichen baugeschichtlichen Ergebnissen kamen wieder kunstgeschichtlich bedeutsame Einzelfunde, vor allem ein fast vollständig erhaltener Christuskopf unverkennbar karolingischen Stils in Glasmalerei, der ersten dieser Zeit von deutschem Boden. Unter den Massen gotischer Bodenfliesen findet sich manch neues Muster; zahlreich und als »Leitfossilien der Chronologie« stets hochgeschätzt sind die keramischen Überreste aus verschiedenen Zeiten.

Wieder ruhen nach zweieinhalbjähriger Arbeit die Spaten. Sobald die Ergebnisse des letzten Grabungsabschnittes aufgearbeitet sein werden, wird eine vierte Kampagne den noch verbleibenden Rest des Klosters nördlich der Kirche anzugreifen haben, um ein Bild einer großen Klosteranlage karolingischer Frühzeit geben zu können, soweit es nach dem Stande der Bebauung und mit den Mitteln unserer Forschung noch möglich ist.

Das alte Germanien

Die Arbeit des Übersetzers, die Professor Wilhelm Capelle für sein Buch, »Das alte Germanien, die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller«, geleistet hat, war, wie er selbst im Vorwort sagt, »ein mühseliges, Jahre erforderndes Beginnen«. Die geschichtlichen Nachrichten über den germanischen Menschen von seinem ersten Auftreten bis zum Beginn der Völkerwanderung mußten zusammengetragen, gesichtet und eben übersetzt werden, um den Stoff weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Das Buch gliedert sich in zwei Abschnitte: 1. Römer und Germanen, 2. Land und Leute. Der erste Teil beginnt mit den Nachrichten über die Kimbern und Teutonen und schließt mit den Berichten über die Germanen in Südosteuropa vom Beginn des dritten Jahrhunderts bis zum Beginn der Völkerwanderung. Der zweite Teil faßt Caesars Angaben über die Zustände bei den Germanen, die Germania des Tacitus und anderweitige Berichte zusammen. Wertvolle Anmerkungen mit besonderen Literaturangaben, ein ausführliches Register, zwei Karten und zahlreiche Abbildungen runden den Band ab. Besonders ist hervorzuheben, daß er jetzt als Volksausgabe zum Preise von RM. 4.80 ausgegeben ist als besonderes Zeichen des Wagemutes des Verlages Eugen Diederichs und seines Vertrauens, daß wirklich weite Volkskreise dieses Werk als Lesebuch benutzen.

Der Leser muß sich allerdings darüber klar sein, daß diese originalen Geschichtsquellen oft einander widersprechen, unverbürgte Gerüchte enthalten, von Leidenschaft diktiert und von der etwas hochmütigen Warte des Römers oder Griechen, der auf den Barbaren herabschaut, gesehen sind. Aber gerade darin liegt auch der Reiz des Buches. Die einzelnen Berichte sind, wenn man die Spatenforschung der Vorgeschichte, deren Ergebnisse in dieser Nummer der Zeitschrift in so mannigfacher Form dargestellt sind, zum Vergleiche heranzieht, gewissermaßen Fundstellen, wie sie der geschichtliche Boden hergibt und bei denen gerade der Reiz in der Lage und Art des Fundortes liegt. Der eine Fund ist groß, der andere klein, aber ihre Gesamtheit gibt trotz aller Verstreutheit ein Bild, das wir mit Ehrfurcht und Staunen betrachten.

G. L.

[1]) Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller. Herausgegeben von Wilhelm Capelle. 321 S. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Digitized by Google

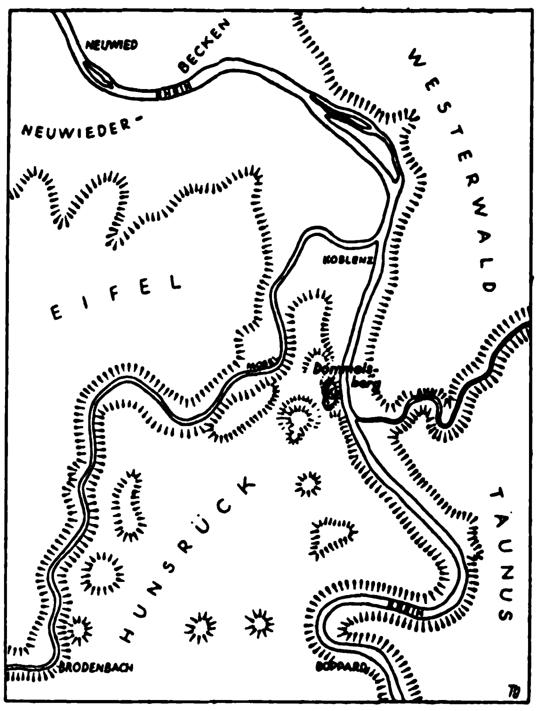
H. K. Wagner, Bonn

Der Ringwall Dommelsberg bei Koblenz

Im Zuge des Mehrjahresprogramms der Rheinischen Provinzialverwaltung, das sich eingehende Untersuchung größerer Objekte zum Ziel setzte, wurde am Mittelrhein u. a. der Ringwall auf dem Dommelsberg bei Koblenz in Angriff genommen. Verhältnismäßig zahlreiche Kleinfunde bei früheren gelegentlichen Schnitten — diese für den Urgeschichtler notwendigen Hilfsmittel historischer Forschung fallen ja bei Ringwällen nicht immer in wünschenswertem Ausmaße an —, die Stärke der Befestigungsanlage, die Bedeutung, die dem Dommelsberg als der für ein weites, dicht besiedeltes Gebiet einzigen Festung zukommen mußte, ließen diese Wahl als besonders erfolgversprechend erscheinen[1]).

Lage und Aufbau des Dommelsberges bieten eine ausgesucht günstige Vereinigung in taktischer und befestigungstechnischer Hinsicht. Auf der Zunge, die das Hunsrückmassiv in den Winkel zwischen Rhein und Mosel vorschiebt, ist er die letzte Bergkuppe, die über der Zweihundertmeter-Grenze liegt und wie eine Sperre des Südausgangs des Neuwieder Beckens unmittelbar an dem linken Rheinufer liegt. Die Ausläufer von Westerwald und Taunus, Rheintal, Mosel- und Lahnmündung sowie der Südausgang des Neuwieder Beckens sind gut einzusehen. Und der geröllbedeckte Steilabfall gegen den Rhein bietet schon von Natur aus einen vorzüglichen Schutz (Abb.).

Der offenkundigen Bedeutung dieser Festung entspricht auch die Stärke der Befestigungsanlage. Ein System von vier Wällen schützt den nur wenig steilen Übergang zum Hunsrückmassiv. Weit ausholend umspannen die Wälle einen Raum von 800 × 400 m bei einem Höhenunterschied von etwa 100 m und bieten Zuflucht für Volk und Habe in Zeiten der Not. Um die Wasserversorgung sicher zu stellen, ziehen sie in ein benachbartes kleineres Bachtal hinunter. Sie haben auch heute noch in ihrem verfallenen Zustand eine ansehnliche Höhe. Die Grabung am äußersten Wall ergab[2]), daß wir es hier mit einem zweimaligen Ausbau zu tun haben. Zur ersten Periode gehörte ein 5 m tiefer und 7,5 m breiter Graben, dahinter ein etwa 3,5 m hoher Erdwall, dessen Vorderfront durch starke Stämme gehalten wurde und mit einer Steinpackung verkleidet gewesen sein muß. Irgendwelche Bauten an der Rückfront des Walles wurden nicht festgestellt. Zeitlich ist diese Periode nach den im Zusammenhang gefundenen Scherben um 1000 v. Chr. Geburt (Urnenfelderstufe) anzusetzen. Danach müßte dieser Teil der Festung von dem Zweigvolk der Urnenfelderkultur erbaut worden sein, das im Zusammenhang mit der großen, das damalige alte Europa in seinem Gefüge erschütternden Völkerwanderung um 1000 v. Chr. Geb. von Süden her das Neuwieder Becken in Besitz nahm, und zwar, wie



die sofortige Errichtung einer Festung zeigt, als Eroberer[3]).

Lange Jahrhunderte friedvoller Entwicklung müssen eine Instandhaltung der Festung überflüssig gemacht haben, sie ist offenbar langsam verfallen. Pfosten und Steinverkleidung der Vorderfront sind in den Graben gestürzt, der Erdwall zerflossen und der Graben zugeschwemmt. Etwa um 300 v. Chr. Geb. wurde in diesen zugeschwemmten Graben der ersten Periode ein 1,5 m tiefer und 2,5 m breiter Graben eingetieft und auf dem verfallenen Wall ohne größere Veränderung eine Mauer aufgesetzt, die eine Höhe von 3 m und eine Breite von 6 m hatte. Vorder- und Rückfront waren sorgfältig aus Bruchsteinen in Lehm gesetzt, das Innere der Mauer mit feinem Schutt ausgefüllt. Um die Standfestigkeit der Mauer zu erhöhen, waren an Vorder- und Rückfront dichte Folgen von Pfosten eingebaut, und zwar waren diese Holzbauten in die Mauerfronten hereingenommen, eine Lösung, deren befestigungstechnische Vorteile (Schutz vor Zerstörung durch Brandlegung und Anhauen) auf der Hand liegen und die der Dommelsberg vor vielen anderen Ringwällen voraus hat[4]). Glücklicherweise stießen wir bei Aufräumung einer alten Störung auf ein Tor. Es liegt, wie dies bei größeren Ringwällen meist der Fall ist, an einer für den Zugang günstigen Stelle. Die Torwangen bestanden aus je einer Pfostenreihe, die an der Vorderfront ein wenig eingezogen war, und einen 2 m breiten Durchgang frei ließen. Die Mauerfronten schlossen, soweit der Erhaltungszustand eine Beobachtung zuließ, an die jeweiligen Eckpfosten an. — Erbauer dieser zweiten Periode waren die Träger der Hunsrück-Eifelkultur. Nach unseren heutigen Vorstellungen muß diese sich im wesentlichen aus der Urnenfelderkultur entwickelt haben[5]), der Dommelsberg kann also jetzt nicht mehr eine Zwingburg wie um 1000 v. Chr. Geb. gewesen sein. Eine dicke Kulturschicht an der Mauerrückfront mit zahlreichen Kleinfunden lassen auf häufige Anwesenheit der Besatzung schließen, das durch Brand zerstörte Tor, Fehlen der Mauervorderfront auf weite Strecken, menschliche Skelettteile im Graben auf bedeutende kriegerische Ereignisse, die für das Volk der Hunsrück-Eifelkultur nicht immer günstig verliefen. Bei der Frage nach dem Angreifer sei mit Vorbehalt auf die Kelten der Mittel-Latènezeit verwiesen, die in dieser Zeit bei Braubach und an der Lahnmündung saßen und ihren Einfluß noch weiter nördlich geltend machten[6]).

[1]) Vorläufiger Bericht über die Grabung des Sommers 1936 s. Germania 21, 1937, 68 (mit Abbildungen). — Die Grabung wird noch mehrere Jahre fortgesetzt werden.
[2]) Die Untersuchung des Innenraumes konnte wegen der notwendigen Erhaltung des Baumbestandes nur wenig betrieben werden. Ein 1 m breiter und 60 m langer Schnitt lieferte nur geringe Siedlungsspuren.
[3]) An neuerer Literatur für das Rheinland s. Germania 19 1935, 295 W. Dehn; Trierer Zeitschrift 11, 1936, Beiheft S. 1 derselbe; Rhein. Verein f. Denkmalpflege u. Heimatschutz 29, 1936, 40 W. Kersten; W. Kersten u. E. Neuffer, Bilder zur Rheinischen Vorgeschichte, Frankfurt 1937.
[4]) In der Regel wird die Mauerfront durch die Holzkonstruktion unterbrochen; die Stellen, wo ehemals die senkrechten Pfosten standen, sind dann als »Pfostenschlitze« von außen sichtbar (s. Germania 20, 1936, Taf. 20, 2. 3).
[5]) S. Anmerkung 3.
[6]) W. Kersten und E. Neuffer, Bilder usw. S. 13 ff.

Dr. von PETRIKOVITS, Bonn

Neue Ausgrabungen bei Xanten

Die ersten wissenschaftlichen Ausgrabungen im Siedlungsraum von Xanten und Birten am linken Niederrhein wurden schon vor dem Kriege vom damaligen Provinzialmuseum zu erweitern. Unweit des römischen Amphitheaters wurden 2 Gräber der rheinischen Becherkultur aufgedeckt. Die rheinische Becherkultur ist in einer Zone des Eindringens

gehörige Siedlung aufzudecken. Diese eisenzeitlichen Gräber liegen am Westrand einer leichten Bodenerhebung, deren Ostabfall sich zu einem in römischer Zeit schiffbaren Rheinarm neigt. Grabungen in dieser östlichen Böschung lehrten, daß hier von den letzten Jahrzehnten v. Ztr. ab bis zum Ausbau der Colonia Traiana eine ununterbro-

Digitized by Google

Ware wurde noch weiterhin während der ersten Hälfte des 1. Jh. n. Ztr. in Xanten sowie in Nymwegen hergestellt. Die ersten Hausgrundrisse dieser Siedlung bei Xanten gehören dem Schichtenkomplex 2 an, der in dem Zeitabschnitt von Augustus bis etwa 50 n. Ztr. bestand. Dieser Schichtenkomplex ist viel mächtiger als die höher gelegenen Schichten. Das erklärt sich daraus, daß der erwähnte Rheinarm während der ersten Hälfte des 1. Jh. häufig über seine Ufer trat und starke Lagen von schwerem Kies bis zu feinstem Schlamm ablagerte. Erst etwa von 50 n. Ztr. ab hören alle Überschwemmungsspuren auf. Die Hausgrundrisse der Siedlung dieser Epoche gleichen den besser erhaltenen der späteren Schichten vollkommen. Ganz allgemein ist der Haustypus dieser Siedlung ein Fachwerkhaus mit Holzschwellrahmen, in diesen eingezapften Holzständern und Lehmfächern. Den Kern der Lehmfächer bilden zur Verstärkung Reisiggeflechte. Die Hausgrundrisse sind rechteckig und zeigen mehrere Räume. Häufig ist ein offener Vorraum. Die Herdstellen lagen außerhalb der Häuser. Sie waren mit Kies gefüllte Kochlöcher. Den Siedlungen der Schichten 3—5 (50 bis etwa 100) ist eigentümlich, daß die Schwellrahmen der Häuser in gestampfte Lehmböden eingesenkt wurden und nicht wie in dem vorangehenden Zeitabschnitt in den bloßen Boden. Zu den Häusern gehören mehrere Brunnen, ferner Vorrats- und Abfallsgruben. In einer Vorratsgrube wurden noch Getreidereste gefunden. An zwei Stellen konnten zu dem Rheinarm führende Abwässergräben festgestellt werden. Aus der Zeit des Kaisers Claudius stammt auch ein Töpferofen, in dem in römischer Technik römische und einheimische Formen gebrannt wurden. In manchen Zügen zeigt diese Siedlung einen unrömischen, ausgesprochen einheimischen Charakter. Es ist mehrfach überliefert, daß im Xantener Siedlungsraum der von Agrippa in der Zeit des Augustus an den linken Niederrhein verpflanzte Teilstamm der Sugambrer, die Cugerner, wohnten. R. Much erklärt diesen Stammesnamen als »die Rindergierigen, Rinderfreudigen«. Tatsächlich scheinen die Cugerner auch sehr viel Viehzucht getrieben zu haben. Nach Ausweis der sehr zahlreichen Tierknochenfunde, die O. Sickenberg, Göttingen, bearbeitet hat, war das Rind das weitaus am häufigsten vorkommende Haustier dieser Siedlung. Dagegen tritt das Pferd fast gar nicht auf.

Im Freiheitskampf der Bataver, dem sich auch keltische Stämme anschlossen, kämpften die Cugerner gegen die Römer. Die Siedlung bei Xanten wurde in diesen Jahren 69/70 verbrannt, wie das gut zu datierende Fundmaterial der Schichte 3 und der nach 70 beginnenden Schichte 4 zeigt. Gegen Ende des 1. Jh. mag diese Siedlung größere Bedeutung erlangt haben. Das dürfte der Grund für die Verleihung des Titels »Colonia Ulpia Traiana« durch den Kaiser Traian gewesen sein. Wenn die Colonia Traiana auch nicht die gleiche rechtliche Stellung einnahm, wie etwa das von Kaiser Claudius mit Stadtrecht begabte Köln, so nahm sie doch von nun an eine besondere Stellung unter den Städten der römischen Provinz Untergermanien ein. Zugleich mit der Kolonieerhebung war ein großer Neuaufbau der Siedlung nach einem festen Städtebauschema erfolgt. Eine mächtige Stadtmauer, von der drei Tore und größere Teile ihres Verlaufes bekannt sind, umschloß ein Stadtgebiet von 83 ha. Damit war diese Stadt nach Köln die zweitgrößte Stadt der römischen Provinz Niedergermanien. Von den großen Innenbauten dieser Stadt ist außer einem vermutlich als Tempel anzusehenden Gebäude und einer unzulänglich ausgegrabenen Thermenanlage ein Amphitheater in der Ostecke der Stadt freigelegt worden. Dieses Amphitheater war zur Zeit der Kolonieerhebung als kombinierter Stein-Holzbau errichtet worden und wurde etwa 100 Jahre später vollkommen in Stein umgebaut. Mit seiner großen Achse von 100 und kleinen Achse von 90 m und seiner Arenafläche von 60×48 m gehört es zu den kleineren Bauten seiner Art. Der Erhaltungszustand der Ruine ist ziemlich schlecht, da diese im Mittelalter und in der frühen Neuzeit wegen der Steinarmut der Gegend als Steinbruch abgebaut wurde. Urkunden des Xantener Stadtarchivs zeigen, daß dieses Abbruchmaterial bis nach Holland verhandelt wurde. Sehr gut war aber ein Arenakeller der ersten Bauperiode erhalten, der zu theatertechnischen Zwecken diente. Das Steinmaterial für die Bauten der Colonia Traiana wurde teils vom Siebengebirge teils vom oberen Moseltal flußabwärts herbeigeschafft. An dem erwähnten Rheinarm wurde eine große Laderampe aus schweren Eichen- und Kiefernbohlen in ausgezeichnetem Erhaltungszustand aufgedeckt. Hier werden die schweren Steinlasten abgeladen worden sein.

In verschiedenen Schnitten wurden jüngere Siedlungsschichten des 2. und 3. Jh. n. Ztr. angetroffen. Da gegen Mitte des 3. Jh. die Franken in dieses linksrheinische Gebiet einzudringen begannen und schon zur Zeit des Kaisers Constantin I. das flache Land als Bauern besiedelten, wird es eine der dringlichsten Aufgaben der weiteren Forschung sein, der späteren Geschichte der Colonia Traiana nachzugehen. Man wird so am ehesten Anhaltspunkte zur Lösung der brennenden Frage nach dem fränkischen Xanten gewinnen können. Eine Siedlung bestand jedenfalls in karolingischer Zeit, wie einzelne Gefäßscherben und Nachrichten zeigen. Aber bisher fehlen alle fränkischen Siedlungsspuren, wenn auch bei den Ausgrabungen unter dem Xantener Dom ein fränkischer Friedhof festgestellt und teilweise aufgedeckt werden konnte. Es ist zu hoffen, daß bei Fortsetzung der Arbeiten im Xantener Siedlungsraum der Spaten irgendwelche Spuren der »richen bürge«, von der das Nibelungenlied berichtet, an das Licht bringen wird.

Grundlinien der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs[1])

Die Lieferung[2]) IV enthält den 2. Teil der Kartenbeilage, Lieferung V bringt die Betrachtung über die Bildung der deutschen Räume (Kap. III) zum Abschluß. Alemannen und Bayern standen sich vor 1000 n. Chr. viel näher (gleiche Ortsnamenbildung, ähnliche Rechtsnormen) als heute, später schlug dort die alpine, hier die dinarische Unterschicht durch; der Österreicher stellt heute noch keinen eigenen Stamm dar, er ist Schwabe oder Bayer, die Gefahr der Sonderentwicklung für ihn besteht nur bei dauernder Isolierung vom Hauptkörper. Neustämme sind dagegen Schlesier und Preußen, aus dem Zusammentreffen von Angehörigen aller Altstämme hervorgegangen. Gewisse Teile Norddeutschlands zeigen im Brauchtum mehr Ähnlichkeit mit Teilen Süddeutschlands (Einhaus, Fletz=fleet, Laternumzüge) als das dazwischen gelegene Thüringen-Sachsen, das als Gebiet hohen Bevölkerungsdruckes und als »Kulturtransformator« sich zwischen die konservativeren Gaue einschiebt (Schnurkeramiker, Heimat des Hochdeutschen, Ausstrahlungsraum des mitteldeutschen Hauses). Wie in der Römerzeit das linke Rheinland, so wirkt im Mittelalter der Alpenraum als Vermittler der mittelmeerischen Kultur, vom Langobardenreich aus, breitet sich über Tirol-Bayern bis an den Neckar eine alte Kulturlandschaft aus (Bildungsraum des Altdeutschen, Steinhaus mit Flachdach). Bayern bleibt immer mehr den südlichen, Alemannien mehr den nördlichen Kulturströmungen zugänglich; so entfremden sie einander immer mehr.

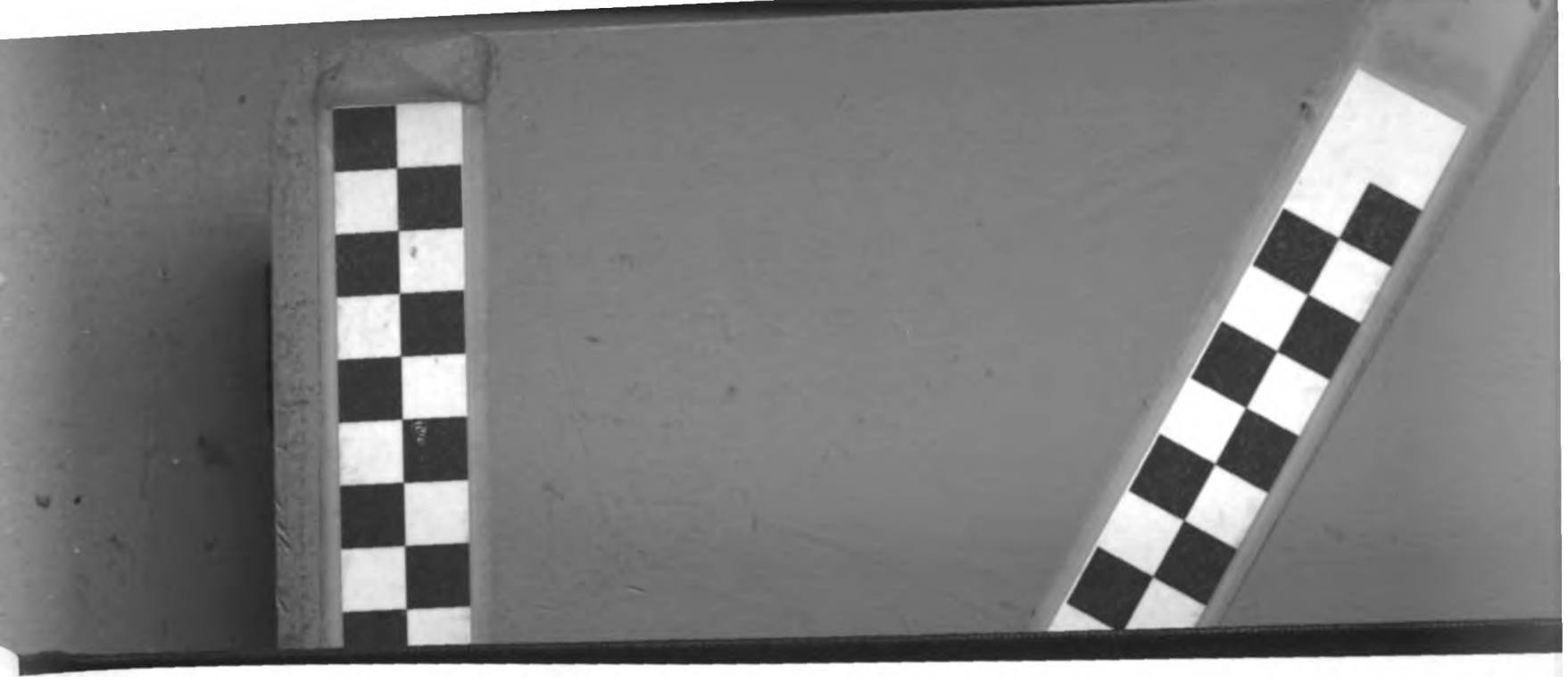
Der folgende Hauptabschnitt schildert den Landesausbau, für dessen Erkenntnis die Formen der Siedlungen, ihre Lage zum Wald und im Gelände, ihre Namenform und die Zeit ihrer ersten urkundlichen Erwähnung wie auch die Ergebnisse der Spatenforschung als Quellen dienen. Die Ausbreitung der Kulturlandschaft erfolgt etappenweise, setzt im W. um 700 ein und erreicht etwa 1000—1300 den Osten Deutschlands; auf altem Kulturboden (Rhein-Donauland-Ostalpen) ist es ausgestaltende Kolonisation, sonst (Böhmisches Randgebirge, Ostelbien) völlige Neuschöpfung. Die weit vorgeschobenen Königsgüter der Karolinger und Ottonen und die Gutshöfe der Adligen, Großwirtschaften der Klöster und des Deutschen Ritterordens sind die vornehmsten Träger dieser Ausweitung deutschen Kulturbodens, der $^2/_5$ des deutschen Reichsgebietes von 1871 umfaßt. Diese Tätigkeit beginnt im Westen und zwar als Ausgestaltung des Altlandes, höchstens randliches Vordringen in den Wald (Landesausbau) und pflanzt sich als riesiges Rodungswerk mit Haubergwirtschaft immer weiter nach Osten fort (Kolonisation). Was dort zwischen 700 und 1000, wird hier zwischen 1000 und 1300 nach Chr. Geb. geschafft; der Westen reift früher zur Handwerkskultur und bedarf der Rohstoffe, die der Osten zu liefern vermag, so gibt es willkommene gegenseitige Ergänzung. Helbok gelingt es, in diesem Ausbauwerke mehrere Etappen festzustellen.

Die germanische Invasion in Frankreich erfolgte in zwei Strömungen, von Osten und aus Belgien her, auseinandergehalten durch einen dichtbesiedelten Streifen Keltenlandes; die Gewanndörfer, aus großen Einzelhöfen durch Teilung hervorgegangen, sobald die verbesserte Agrartechnik (germanischer Schaufelpflug) Menschenhäufung zuließ, markieren die geschlossene Ausbreitung des Germanentums in Frankreich, das im 5. Jahrh. übers ganze Land sein Siedlungsnetz breitete, doch mit nach Norden stark zunehmender Maschenenge; die Grenze starker Germanensiedlung liegt nicht, wie früher angenommen, an der Somme, sondern an der Loire. $^9/_{10}$ aller franz. Gemeinden stammen von Grundherrschaften des 6.—7. Jahrh., die vielfach auf die römischen Fiskalgüter zurückgehen. Auch bei dieser bei dem Fehlen größeren Wildlandes wenig ausgebreiteten, mehr auf Intensivierung von Altland gerichteten Kolonisationstätigkeit lassen sich 3 Zeitabschnitte feststellen. H. hat in diesem Abschnitt die Geschichte auf die Erforschung von Kulturzuständen, die die Früchte der von Generationen Unbekannter ihnen gar nicht bewußt geleisteter Arbeit waren, verwiesen; seine eigenen reichen Ergebnisse auf dieser neuen Bahn ermuntern zu ausgiebiger Nachfolge.

Dr. Richard Marek, *Innsbruck*

[1]) Walter de Gruyter & Co., Berlin 1936.
[2]) Die früheren sind besprochen in dieser Zeitschrift. Jg. 1935, Nr. 14. Jg. 1936, Nr. 8 und Nr. 24.

Digitized by Google



Dr. WOLFGANG DEHN, Trier

Der Ring bei Otzenhausen, eine Trevererfestung

Als um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts Cäsar die Grenzen des römischen Reiches bis zum Rhein vortrug, traf er in den Mosellanden vom Rhein bis in die Nähe der Rhein-Maas-Wasserscheide auf den durch seine Reiterei berühmten Stamm der Treverer, nach dem die Stadt Trier ihren Namen bekommen hat. Wahrscheinlich zur großen Stammesfamilie der Belgen gehörend, siedeln die Treverer zwischen den Germanen und den Galliern, ihre genaue völkische Bestimmung macht daher noch immer Schwierigkeiten.

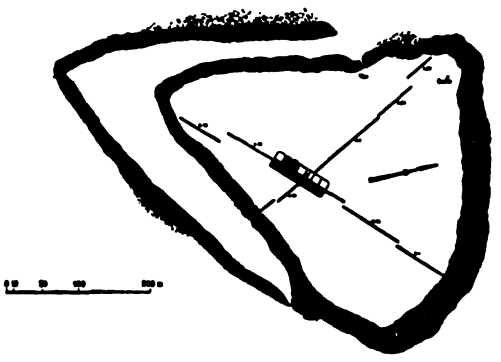
Im Trevererland gibt es eine große Anzahl vorgeschichtlicher Befestigungsanlagen, die man gemeinhin als Ringwälle zu bezeichnen pflegt. Die eindruckvollsten und bekanntesten unter ihnen trifft man am Südrand des Hochwaldes, einer der mächtigsten unter diesen ist der Ring von Otzenhausen, etwa 30 Kilometer südöstlich von Trier. Einige Funde aus einer schon vor fünfzig Jahren unternommenen kleinen Grabung hatten gezeigt, daß diese Befestigung etwa in der Zeit Cäsars von den Treverern benutzt worden war. Als einen Hauptpunkt ihres 1936 verkündeten großen Grabungsprogramms hat die Rheinische Provinzialverwaltung nun die Untersuchung des Rings von Otzenhausen aufgestellt.

Als beherrschender Platz ist der Ring von Otzenhausen auf der Südwestspitze eines langgestreckten Bergrückens da anlegt, wo die Verkehrswege von der oberen Nahe über den Hochwald zur Mittelmosel führen.

Ein 400 Meter langer riesiger Steinwall läuft wie ein erstarrter Lavastrom in leicht geschwungenem Bogen quer über den Höhenzug und riegelt die noch etwa 500 Meter weit sich erstreckende Bergnase ab. Vierzig Meter mißt der Wall an seinem Fuß in der Breite, über zehn Meter ragt er in die Höhe, wirr aufgeschichtet aus den am Ort vorkommenden Quarzitblöcken. Wo an den Enden des Hauptwalles der steile Hang beginnt, schließt sich ein niedriger verstürzter Randwall an, der die Bergnase ganz umzieht, so daß eine etwa dreieckige umwallte Fläche entsteht. An den besterhaltenen Stellen besitzt auch der Randwall noch eine Höhe von

ter, im Osten hängt er sich an den oberen Wall an, im Westen endet er frei. Hier lag der Haupteingang in den oberen Wallbering. Auf einer schwachen Berglehne führt vom Primstal der alte Weg herauf. Deutlich zeichnet sich als Lücke im Wall noch heute die Tordurchfahrt ab. Von beiden Seiten biegen zu ihr die Wallenden leicht hakenförmig ein, ein Kennzeichen vieler Tore an gleichaltrigen Befestigungen. Unüberwindlich ragt der Hauptwall auf, der geschickt gewählte Eingang zur Feste liegt an der Seite, ausgezeichnet durch einen Teil des Innenraumes überhöht, so daß man ihn gut sichern konnte.

Der vom oberen Wall umschlossene Innenraum umfaßt rund zehn Hektar, nimmt man die vom Vorwall umzogene Fläche hinzu, sind es sogar fast zwanzig Hektar. Nahe der Nordostecke und nicht allzuweit vom Tor liegt im Innern am Hauptwall eine Quelle, ein Wassersammelbecken dicht dabei am Randwall sorgt für trockene Zeiten vor.



Der Hauptwall und die stärker verstürzten Randwälle liegen heute in Trümmern. Einst waren es mächtige Mauern, die als Trockenmauern im Lehmverband mit Holzbalkenversteifung errichtet waren, wie es Cäsar von den befestigten Plätzen Galliens beschreibt; er nennt diese Mauertechnik geradezu »gallische Mauer« (murus gallicus). Noch sind solche Mauern zwar in Otzenhausen nicht nachgewiesen, an Hand zahlreicher Beispiele ausgegrabener Steinwälle (Altkönig im Tanus, Donnersberg in der Pfalz) dürfen wir sie aber auch hier vermuten. Ein nahegelegener

Fülle der Scherben läßt auf längere Benutzung, wohl Dauerbesiedlung der Anlage schließen. Das Geschirr der Treverer des letzten vorchristlichen Jahrhunderts ist uns zwar aus den Gräbern wohlbekannt, in Otzenhausen erhält diese Kenntnis jedoch eine wertvolle Bereicherung nach der Seite des groben und einfachen Hausgeschirrs hin. Metallfunde sind nicht sehr zahlreich. Häufig kommen eiserne Nägel vor, die vom Oberbau der Holzhäuser stammen werden, dann eisernes Gerät (Messer u. a.), recht oft erscheinen eiserne Lanzenspitzen. Da bei der Grabung außerdem verschiedentlich Eisenschlacke gefunden wurde, hat man vielleicht eiserne Waffen und Geräte dort oben hergestellt, sodaß die Bewohner des Umlandes im Ring ihren Bedarf decken konnten. Bessere Funde aus Bronze und Glas sind spärlich, auch die Ausbeute an keltischen Münzen ist bescheiden, zwei Typen haben sich gefunden, die nach Ausweis der reichen Münzfunde auf dem Titelberg in Luxemburg im Trevererraum durchaus gängig waren. — Auch aus der Zeit der Römerherrschaft fehlen die Funde nicht, hier haben wir Anhaltspunkte für ein Heiligtum einheimischer Gottheiten.

So zeichnet sich — in schwachen Umrissen freilich erst — das Bild einer stadtartigen stark bewehrten Siedlung auf dem Ring von Otzenhausen vor unsern Augen ab. Hier saß der Gaugraf, vielleicht ein Arda, den wir von den Münzen kennen, ein Indutiomar oder ein Cingetorix, von denen Cäsar schreibt; hier kam das Volk zu Festen und Märkten zusammen, in Zeiten der Not bot die starke Mauer Schutz vor dem Feinde.

Da die Funde der Zeit Cäsars angehören, ist es durchaus möglich, daß der Ring von Otzenhausen in den Feldzügen zur Unterwerfung der Treverer eine nicht unbeachtliche Rolle gespielt hat; Indutiomar mag hier im Widerspiel zu seinem nachgiebigen Schwiegervater Cingetorix seinen Freiheitskampf gerüstet haben. — Auch nach der Einverleibung des Trevererlandes in den römischen Reichsverband ist der Ring noch besiedelt gewesen, das Heiligtum hat seine Bedeutung nicht verloren.

Literatur:

Germania 21, 1937, 78 ff W. Dehn, Der Ring von Otzenhausen.
J. Steinhausen, Siedlungskunde des Trierer Landes 1936, 273 ff über die Treverer.

Digitized by Google

Prof. Dr. BRUNO EHRLICH, Elbing

Das nordische Steinzeitdorf Succase am Frischen Haff

An der durch ihre landschaftliche Schönheit weitbekannten Steilküste des Frischen Haffes liegt etwa 14 km nördlich von Elbing das Dorf Succase. Hier mündet auch eine der tief eingeschnittenen, malerischen Schluchten, die einst von den Schmelzwässern der Nacheiszeit in die Moränenlandschaft der Elbinger Höhe eingerissen wurden und die jetzt, von prächtigem Mischwald bestanden und von klaren Bächen durchströmt, dem Wanderer die Schönheit einer mitteldeutschen Gebirgslandschaft vorzaubern. Bis zu 20 Metern Höhe erhebt sich unmittelbar am Bahnhof Succase-Haffschlößchen der Haffuferbahn die Steilküste. An ihrem Fuße breitet sich nach dem Haff zu das Dorf Succase mit den anschließenden Haffwiesen aus.

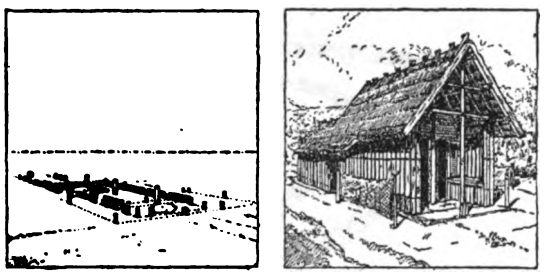
Im Herbst 1933 meldete der Erbhofbauer August Kuck, der Besitzer des ältesten, noch aus der Ordenszeit stammenden Kruges von Succase, daß auf seinem Grundstück bei Erdarbeiten, die vom Arbeitslager Succase ausgeführt wurden und den Zweck hatten, durch Sandmassen von den Uferhöhen das Haffwiesengelände zu erhöhen und ertragreicher zu machen, zwei Gefäße gefunden seien. Die Besichtigung zeigte, daß es sich um zwei wohlerhaltene schnurverzierte Gefäße einer jungsteinzeitlichen Siedlung handelte, die durch den Absturz der Erdmassen in tiefgeschwärzten Kulturschichten etwa 1—2 m unterhalb des Höhenrandes schon auf weite Strecken freigelegt war.

Siedlungsreste der nach der Hauptverzierungsart ihrer Tongefäße sogenannten Schnurkeramiker, die aus ihrer Urheimat im Elb-Saale-Gebiet einen ihrer vielen Auswandererströme um 2000 v.Chr. auch nach Nordostdeutschland gesandt hatten, sind schon vor Jahrzehnten an der Haffküste und auch an der Danziger Bucht und auf der Kurischen Nehrung aufgedeckt worden, die erste vor mehr als 60 Jahren bei Tolkemit am Frischen Haff. Man bezeichnete die Kulturschichten, in denen diese Siedlungsreste lagen, damals allgemein als Küchenabfallhaufen oder als Scherbenplätze und dachte noch nicht an die Möglichkeit, daß in denselben auch die Reste von festen Häusern enthalten sein könnten.

Als im Anfang dieses Jahrhunderts in Norddeutschland das Pfosten- und Vorhallenhaus des Nordischen Kreises entdeckt wurde, wollte es gerade im Urheimatgebiet der Schnurkeramiker nicht glücken, Siedlungen in festen Häusern nachzuweisen. Daher hielten manche Forscher die Schnurkeramiker für Nomaden, bestritten ihre Herkunft aus dem Norden und wollten sie aus den Steppengebieten Südrußlands eingewandert sein lassen. Auch als Prof. Hans Reinerth in den Totenhäusern von Sarmenstorf, Kr. Aargau den Pfostenbau für die Schnurkeramiker glaubhaft machte, hielten die Gegner der von Gustaf Kossinna und seiner Schule vertretenen Ansicht der Herkunft der Schnurkeramiker aus dem Norden an ihrer gegenteiligen Meinung fest.

Wichtige Entdeckungen in den nordöstlichen Siedlungsgebieten der Schnurkeramiker sollten endlich die Forschungslücken ausfüllen. In den Jahren 1921—1924 grub ich, zum Teil mit Max Ebert zusammen, an der Haffküste bei Wieck-Louisenthal zwei dorfartige Siedlungen der Schnurkeramiker mit zusammen etwa 25 Herden in Form von Steinkränzen aus, ohne daß wir damals freilich auch zugehörige Häuser nachweisen konnten. Und 1929 konnte endlich Prof. Kostrzewski, Posen in Rutzau an der Danziger Bucht für die Schnurkeramiker auch das Pfostenhaus nachweisen; es war ihm aber nicht möglich, bei der verwirrenden Menge von Pfosten auch Grundrisse von Häusern festzustellen.

Diesen Erfolg hatten nun endlich die Ausgrabungen in Succase zu verzeichnen. Sie fanden bisher von 1933 bis 1936 alljährlich in längeren Zeitabschnitten statt und wurden vom Städt. Museum in Elbing unter meiner Leitung mit Beihilfen der Stadt und des Landkreises Elbing, der Provinz, des Herrn Reichswissenschaftsministers und der Deutschen Forschungsgemeinschaft durchgeführt. 1933 und 1934 wurden in dankenswerter Weise aus dem Arbeitslager Succase kostenlos Hilfskräfte gestellt.



Succase, Haus XIII. Grundriß und Wiederherstellung

Die bis 3 Meter mächtigen Kulturschichten wurden auf eine Strecke von etwa 120 Metern in Streifen bis 12 Meter Breite und gelegentlich auch darüber freigelegt und in Flächen- und Querschnitten untersucht. Schon bald hatten wir die Freude, die ersten Pfostenhäuser und auch klar erkennbare Grundrisse feststellen zu können. Deutlich hoben sich nach Abräumung der oberen Schuttmassen, die noch in reicher Fülle Reste des einstigen Hausrats und der Nahrung, ferner Arbeitsgeräte und auch Schmuck in sich bargen, im hellen Sande die Spuren von Pfosten und Hauswänden ab, und dazwischen lagen, meist noch gut erhalten, die sorgfältig gepackten rechteckigen oder länglich-runden Steinkränze, die als Kochherde gedient hatten. Bis 1936 sind im ganzen etwa 20 Häuser untersucht worden, doch dehnt sich das Dorf am Rande der Uferhöhe und landeinwärts noch weiter aus.

Die Häuser waren aus Holz, wahrscheinlich gespaltenen Baumstämmen erbaut. Bei einer durchschnittlichen Länge von 10 bis 12 Metern und einer Breite von durchschnittlich 5 Metern hatten sie einen fast rechteckigen Grundriß. Sie waren zum Teil etwas in den Boden eingetieft. An einige Häuser schloß sich eine schmale Vorhalle. Diese lag in einigen Fällen höher als das Haus selbst. Wir fanden ein-, zwei-, auch dreiräumige Häuser mit der entsprechenden Anzahl von Herden.

Die Wände bestanden aus Doppelreihen von Pfosten, die in Stabbau dicht neben einandergestellt waren. Bei einigen Häusern scheint aber auch ein Fachwerkbau vorgelegen zu haben. Die Höhe der Wände betrug über der Erde etwa zwei Meter. Über den Wänden erhob sich ein pfostengetragenes Satteldach. Reihen von Pfosten im Innern der Häuser dienten teils zur Raumteilung, teils wohl als Träger von Bänken, Ruhelagern und Regalen zur Aufbewahrung von Geschirr, Geräten und Vorräten. Außerhalb des Hauses befanden sich wohl Gestelle zum Ausspannen und Trocknen der Netze. In der Nähe der Häuser zeigten sich auch größere Gruben. Es waren teils Abfall-, teils Kellergruben. Eine der Kellergruben, die einen Durchmesser von etwa drei Metern hatte, zeigte starke Holzeinbauten, auch war sie wohl überdacht. In ihr lagen noch große Vorratsgefäße, Becher, Schüsseln und Amphoren, außerdem zahlreiche Knochen von Haustieren.

Die Siedlung muß jahrhundertelang bestanden haben. Darauf läßt schon die Mächtigkeit der Kulturschichten schließen, auch lagen an mehreren Stellen Häuser übereinander oder überschnitten einander. Ferner waren die Herde in den oberen Schichten zum Teil anders gebaut als in den unteren. Sie bestanden dort aus kreisrunden Steinpackungen, wie sie in der Bronzezeit und später bei den Germanen üblich waren, während die Herde der älteren Schichten, wie erwähnt, die Form von länglichen Steinkränzen hatten.

In den Häusern lagen in großen Mengen, teils noch gut erhalten, teils in Scherben allerlei Tongefäße und anderer Hausrat. Im Städtischen Museum zu Elbing konnten noch etwa 50 Gefäße zusammengesetzt werden. In den Formen, wie in den Verzierungen zeigt sich nahe Verwandtschaft mit gleichartigen Fundgegenständen aus sächsisch-thüringischen Gräbern der Schnurkeramiker. Ebenso finden sich starke Anklänge an die Kugelamphorenkultur, an den Bernburger Stil und auch an die Baalberger Gruppe, die alle in Mitteldeutschland beheimatet sind. Trotzdem aber verraten die Succaser Funde ihre besondere Eigenart, so daß wir berechtigt sind, von einer in sich geschlossenen Haffküstenkultur zu sprechen, deren Ausbreitungsgebiet von Rutzau an der Danziger Bucht bis zur Kurischen Nehrung reichte.

Auch die Steingeräte, insbesondere die zahlreichen Beile und die Bruchstücke von Streitäxten zeigen Verwandtschaft mit dem nordischen Kreise. Neben den Geräten aus Felsgestein sind die sehr zahlreichen Kleingeräte aus Feuerstein bemerkenswert. Seltener fanden sich Knochengeräte. Gegenstände aus Holz oder anderen vergänglichen Stoffen sind nicht erhalten. Sie sind restlos vom Sande verzehrt. Die Verzierungen der Gefäße und Abdrucke an denselben lassen aber darauf schließen, daß die Kunst des Flechtens und Webens bekannt und geübt war. Fast in jedem Hause wurden Netzsenker aus Ton gefunden. Die Bevölkerung von Succase war also vorwiegend auf Fischerei eingestellt. Das beweisen auch die eigenartigen bootförmigen Tongefäße, die gerade der Haffküstenkultur eigen sind und über deren Verwendung noch Unklarheit herrscht. Daneben betrieben die Succaser Schnurkeramiker auch Viehzucht und Ackerbau. Mahlsteine und Reibsteine dienten wohl zum Mahlen der Körnerfrucht, wenngleich bisher Getreidereste noch nicht festgestellt werden konnten. Als Haustiere sind vor allem Rind und Schwein zu nennen; auch der Hund war schon der treue Begleiter des Schnurkeramikers der Haffküste.

Die Begräbnisstätten der Schnurkeramiker von Succase sind noch nicht ermittelt. Aus anderen Teilen der Provinz sind aber Hockergräber der Schnurkeramiker bekannt, deren

Digitized by Google

Skelette durch Langschädel ausgezeichnet sind. Bemerkenswert sind aber in Succase einige Schädelbestattungen in und neben den Häusern, von denen eine auch ein kleines Feuersteinbeil und einen reichen Halsschmuck aus röhren- und linsenförmigen Bernsteinperlen als Beigaben enthielt.

Die Schnurkeramiker haben gegen Ende der jüngeren Steinzeit, also etwa 2000—1800 v. Chr. in gewaltigen Wanderzügen von weltgeschichtlicher Bedeutung große Teile von Europa indogermanisiert. Sie trafen in West- und Ostpreußen schon Siedler der fälischen oder nordischen Bauerngeschlechter der Großsteingräberleute (östlichen Trichterbecherkultur) an, die schon ein halbes Jahrtausend vor ihnen bis zur Weichselmündung vorgestoßen waren, ebenso aber auch noch Reste einer schon noch früher in Ost- und Westpreußen ansässigen nordostischen Bevölkerung des nordeurasischen oder kammkeramischen Kulturkreises. Mit diesen vermischten sich die der nordischen Rasse angehörigen Schnurkeramiker, und so wurden sie unter der Einwirkung von Blut und Boden die Ahnen der späteren baltischen Völker. Wenngleich in ihnen die Bestandteile überwogen, die später für die Germanen kennzeichnend sind, so können wir sie doch nicht als Germanen, sondern erst im umfassenderen Sinn als Indogermanen bezeichnen.

Die Ausgrabungen in Succase sind nun von allergrößter Bedeutung für die Frage nach der Herkunft der Indogermanen. Wie schon erwähnt, stützten die Vertreter der Ansicht, daß die Indogermanen aus den Steppengebieten Südrußlands nach dem Nordwesten Europas eingewandert seien, ihre Annahme u. a. besonders darauf, daß die Schnurkeramiker, die wesentlichsten Träger und Verbreiter des Indogermanentums, da von ihnen nur Gräber, aber keine festen Siedlungen bekannt geworden seien, als Nomaden anzusehen seien. Diese Begründung ist nunmehr durch die Entdeckung des schnurkeramischen Dorfes Succase hinfällig geworden, und zugleich hat durch sie die Ansicht Gustaf Kossinnas, daß die Urheimat der Indogermanen im nordwestlichen Deutschland und in den Ländern um das westliche Becken der Ostsee herum zu suchen sei, nachträglich eine glänzende Bestätigung gefunden. Gerade in dieser Hinsicht hat man auch den Ausgrabungen in Succase nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch im Ausland ganz besondere Beachtung geschenkt.

Schrifttum:

Bruno Ehrlich, »Succase. Eine Siedlung der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker im Kreise Elbing«. (Elbinger Jahrbuch, Heft 12/13, 1936. Mit 22 Tafeln Abbildungen.)

Zur Indogermanenfrage:

Gustaf Kossinna, »Ursprung und Verbreitung der Germanen«. (Mannus-Bibl. Nr. 6.)

H. F. K. Günther, »Herkunft und Rassengeschichte der Germanen«. 1934.

Hans Seger, »Vorgeschichtsforschung und Indogermanenproblem«. (Festschrift für Herman Hirt, »Germanen und Indogermanen«.)

Walther Schulz, »Indogermanen und Germanen«. 1936.

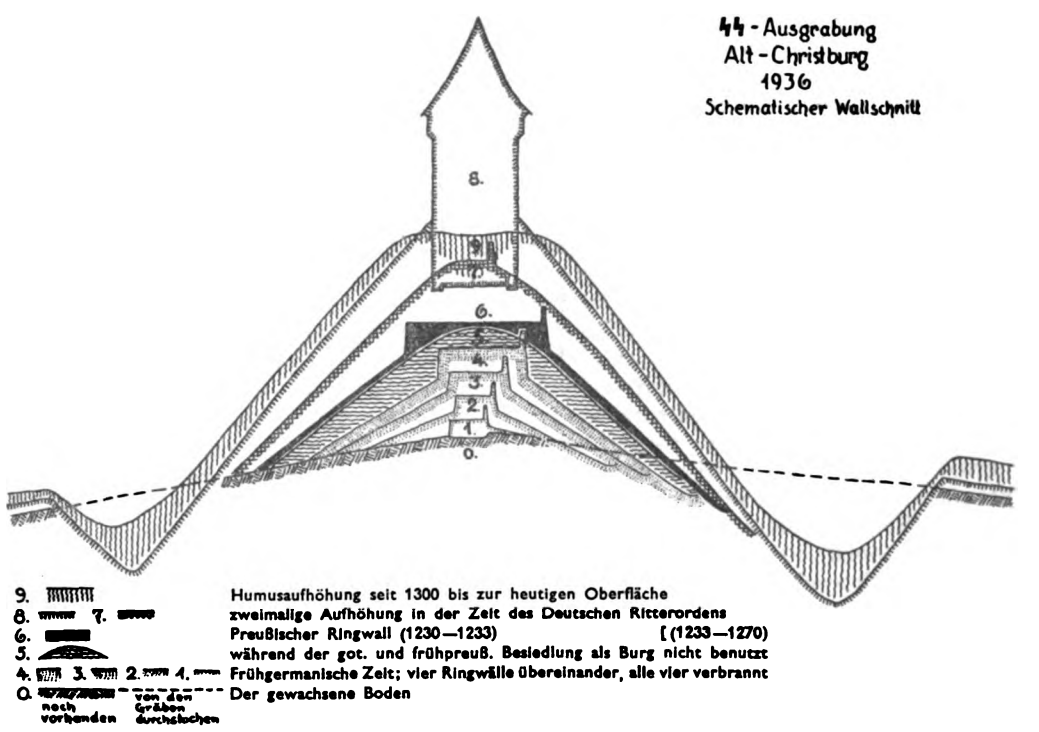
Otto Reche, »Rasse und Heimat der Indogermanen«. 1936.

Prof. Dr. ALEXANDER LANGSDORFF, Berlin

Eine Ausgrabung des Reichsführers-SS in Ostpreußen

Auf dem »Schloßberg« des Dorfes Alt-Christburg, 40 km südlich von Elbing sind im Auftrage des Reichsführers-SS seit 1935 Ausgrabungen im Gange, die sich zum Ziel gesetzt haben, die Geschichte und Entwicklung dieser wohl größten Vorgeschichtsburg Ostpreußens aufzuklären. Der Platz ist für eine Burg denkbar günstig. Er erhebt sich nur wenig über seine nähere Umgebung, so daß er nur von Ortskundigen schon von weitem erkannt wird, liegt aber so günstig, daß seine Besitzer nach allen Seiten, besonders nach Norden, wo das Gelände stetig bis zum Meere insgesamt 120 m abfällt, weit ins Land sehen können.

dung verwendete, bevor er in einheitlichen, großen Ziegeleien für seine steinernen Schlösser die Ziegel im großen, sogenannten »Klosterformat« brannte. Ferner zeigte die von den natürlichen Gegebenheiten des Platzes bestimmte Grundform der Burg als »Abschnittswall« deutlich, daß es sich nicht um eine Neugründung des Ordens in der typischen, vom Gelände unabhängigen Rechteckform der Ordensregel handelte, sondern um Ausbau und Wiederverwendung einer Anlage, die bis dahin von den einheimischen Preußen gegen die Eroberer benutzt worden war. Es galt also zunächst in einer Versuchsgrabung (1935) das Verhältnis dieser bei-



44 - Ausgrabung
Alt - Christburg
1936
Schematischer Wallschnitt

9. Humusaufhöhung seit 1300 bis zur heutigen Oberfläche
8. 7. zweimalige Aufhöhung in der Zeit des Deutschen Ritterordens
6. Preußischer Ringwall (1230—1233) [(1233—1270)
5. während der got. und frühpreuß. Besiedlung als Burg nicht benutzt
4. 3. 2. 1. Frühgermanische Zeit; vier Ringwälle übereinander, alle vier verbrannt
0. Der gewachsene Boden

In flachem Viertelkreis hat sich der Sorge-Bach (altpreußisch Sirgune) tief in den sandigen Hügelabhang eingeschnitten und bildete dabei ein uneinnehmbares, bis zu 40 m hohes Steilufer. Darüber hinaus konnte die Sicherheit des Ufers noch erhöht werden, wenn man durch geringfügige Stauung die Windungen des Bachbettes in flache, sumpfige Seen verwandelte. Sorgte so die Natur für Schutz nach Norden, so mußte nun nach Süden ein künstliches Bollwerk geschaffen werden. Spiegelbildlich zum Bachverlauf, so daß also ein Grundriß in Form eines spitzen Ovals entsteht, zieht sich über die Hügelkuppe ein 280 m langer Wall mit tiefem Graben davor, wobei das natürliche Gefälle des Hügels und an den Enden des Walles zwei kleine Seitentäler des Bachbettes geschickt ausgenutzt wurden. Heute noch steht der Wall bis zu 12 m hoch über der Graben-

den Perioden zueinander festzustellen. Der Versuch übertraf weit alle Erwartungen. (Siehe Abb.) Bei mehreren Schnitten durch den Wall stellte es sich heraus, daß der Hügel schon in der Zeit frühesten germanischen Vordringens nach Osten eine wichtige Rolle in den erbitterten und sicher generationslangen Kämpfen mit den zurückgedrängten baltischen Völkerschaften gespielt hatte.

Nach Ausweis vereinzelter Scherbenfunde war die Kuppe schon vor 3000 Jahren (späte Bronzezeit) dünn besiedelt, aber noch nicht befestigt. Erst als etwa um 800 v. Zw. die ersten Germanenstämme die Weichsel überschritten, wurde der Berg befestigt, vermutlich im Zuge einer langen Nord-Süd-Linie von Befestigungen, denen es dann auch gelang, den Vorstoß vorläufig zum Stehen zu bringen. Jahrhundertelang lag nun die Grenze zwischen Germanen und Balten in

Digitized by Google

wahrscheinlicher ist — ob sie sich damit begnügen mußten, die als Grenzfestung von den Germanen immer wieder erneuerten Wälle in überraschenden Überfällen aus den östlichen Wäldern vorübergehend zu zerstören. Genau datierbare, ausgiebige Scherbenfunde sind naturgemäß in den Füllmassen eines Walles, die von den Erbauern meist in kurzer Zeit aufgeschüttet sind und viel eher Überreste von den Vorgängern als von den Erbauern enthalten, kaum zu erwarten.

Die technische Konstruktion der Wälle gibt auch keine genauen Aufschlüsse, da sie bei beiden Gegnern prinzipiell gleichartig war. Nur die erste, unterste Befestigung unterscheidet sich bemerkenswert von den drei andern der Frühzeit. Sie bestand nur aus Holz, das in Form eines mäßig hohen Dammes aus Knüppelwerk, sicher feindwärts mit einer starken Brustwehr versehen, aufgeschichtet war. Ob davor auch ein Graben ausgehoben war, ist infolge der späteren Überbauungen bisher noch nicht festzustellen gewesen. Diese hölzerne Mauer ist in ihrer ganzen Länge bis auf den Grund niedergebrannt, nur eine dicke schwarze Schicht mit Resten verkohlter Balken läßt ihre einstige Stärke erkennen.

Der zweite Wall besteht bereits aus einer Konstruktion, wie sie vorgeschichtlich allenthalben gebräuchlich war und bekannt ist: zwischen zwei Holzwänden, die aus Flechtwerk zwischen engstehenden Pfosten bestehen, liegt eine Erdfüllung, durch deren Aushub vor dem Wall ein entsprechender Graben entstand. Auch diese zweite Burg, die genau über der ersten liegt, ist völlig verbrannt, wobei die Erdfüllung wallartig auseinanderfloß. In dichten Abständen folgen darüber noch die Brandschichten von mindestens noch zwei weiteren Wällen gleicher Bauart, die auch alle das gleiche Schicksal erlitten. Der glückliche Fund einer großen Schale, die auf dem obersten dieser Wälle zerschlagen und in mehr als dreißig Scherben zersprungen und auf zwei Quadratmeter zerstreut liegen geblieben war, ermöglichte die genaue Bestimmung, daß alle diese Wälle in der Zeit zwischen 800 und 500 v. Zw. errichtet und wieder zerstört wurden.

Frieden hat der blutgetränkte Boden erst gefunden, als die Goten mit dem zweiten germanischen Vorstoß die Grenze weiter nach Osten vortrugen. In dieser Gotenzeit lag der Schloßberg weit im sicheren Inland und wurde demzufolge nicht mehr befestigt. Über den zusammengesunkenen Wällen bildete sich eine Humusdecke und verlieh der Burg ein Aussehen ähnlich dem heutigen. Daß der Innenraum von fast zwei ha. Größe trotzdem bewohnt oder zumindest benutzt war, beweisen sichere Funde aus bester gotischer Zeit, u. a. eine Bronzefibel, die mit Sicherheit ins 2. Jahrh. n. Zw. datiert werden kann.

Als der deutsche Ritterorden nach Osten zog, suchten sich die einheimischen Preußen, die sich in den vergangenen Jahrhunderten in friedlicher Unterwanderung mit den Goten vermischt hatten, die festen Punkte ihres Landes wieder auf und befestigten mit anderem auch den Schloßberg von neuem. Der preußische Wall wurde wesentlich breiter als seine Vorgänger und wich auch in der Konstruktion von ihnen ab. Die hölzernen Stützwände der Erdfüllung wurden nicht mehr wie früher mit verflochtenen Pfosten, sondern im Blockbau auf Schwellen, ähnlich dem preußischen Hausbau, hergestellt. Diese Preußenburg wurde — vermutlich nach der Schlacht an der Sorge 1233 — verbrannt und zerstört, aber sogleich vom Ritterorden notdürftig wieder hergerichtet. Über dem Brandschutt wurde erneut unter Vertiefung des Grabens Erde aufgefüllt, statt starker Holzkonstruktionen begnügte man sich jedoch mit einer leichten hölzernen Brustwehr auf der Kuppe des Walles, dessen nun schon auf 8—10 m angewachsene Böschung ohnehin genügend Schutz gegen Sturmangriffe bot. In den Preußenaufständen der folgenden Jahrzehnte wurde diese Befestigung nochmals vernichtet. Ein Plan des Ordens, die Burg auszubauen und im Innern Unterteilungen und eine zentral gelegene Zitadelle zu schaffen, blieb in den Anfängen stecken, wohl in der Zeit, als man 1247 10 km weiter nördlich die Komtursburg Christburg gründete. Nur auf der höchsten Stelle des Walles wurde noch einmal ein fester Wartturm errichtet, der in dem großen Aufstand 1270/80 unterging. Seitdem liegt der Platz verlassen, eine halbmeterdicke Humusschicht bildet die neunte und letzte Schicht. —

Die Ausgrabung des Innenraumes ist erst begonnen, läßt aber schon wichtige Aufschlüsse erkennen. Sowohl in der Frühzeit wie in der preußischen Notzeit war die Burg dicht bewohnt. Aus preußischer Zeit sind bereits Hausreste und mehrere Herde zutage getreten.

Die Arbeitskräfte für die Grabung stellt das Reichsarbeitsdienstlager 2/31 Rosenberg. Damit, daß ein Teil der Jugend Ostpreußens hier mithilft, die Geschichte ihrer Vorzeit mit eigener Arbeit aufzudecken und bei dieser Arbeit mit eigenen Gedanken wieder zu beleben, wird einer der Programmpunkte der SS-Grabungen in idealer Weise erfüllt: die deutsche Jugend soll aus eigener Kraft wieder eine innere Beziehung zu den überlieferten Werten unserer Vorzeit gewinnen und auf der Suche nach den Wurzeln ihres Stammes erkennen, daß auch ihre Generation nur ein Kettenglied bildet in der Entwicklung eines Volkes, dessen Schicksale wir unsere Geschichte und dessen Eigenschaften wir unsere Tradition nennen.

RÖMISCH-GERMANISCHE FORSCHUNGEN

(Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts zu Frankfurt a. M.)

Herausgegeben von GERHARD BERSU und HANS ZEISS. Quart.

Die neuesten Bände sind:

Band 10: Vindonissa. Lager und Vicus. Von RUDOLF LAUR-BELART. Mit 39 Tafeln, 1 Übersichtsplan und 8 Textabb. VII, 105 Seiten. 1935. RM 18.—

Band 11: Die bandkeramische Ansiedlung bei Köln-Lindenthal. Von WERNER BUTLER und WALDEMAR HABEREY. Mit 1 Tafel und 20 Abb. im Text, sowie 83 Tafeln und 2 Planbeilagen in besonderer Mappe. VII, 178 und IV Seiten. 1936. RM 28.—

Band 12: Die römischen Heilthermen von Badenweiler. Von HERMAN MYLIUS. Mit Beiträgen von E. Fabricius und W. Schleiermacher. Mit 33 Abbild. im Text und 38 Tafeln. VIII, 154 Seiten. 1936. RM 20.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Ein neuer Germania-Kommentar

Jacob Grimm hat von der Germania des Tacitus gesagt: »Durch eines Römers unsterbliche Schrift war ein Morgenrot in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker zu beneiden haben«. Ein germanistischer Kommentar zur Germania wird immer zu einem Abriß der germanischen Altertumskunde werden. So ist denn auch Müllenhoffs Erläuterung der Germania als vierter Band seiner »Deutschen Altertumskunde« erschienen. Rudolf Much schreibt im Vorwort zu seiner neuen Erklärung der Germania über die beiden bisherigen »germanistischen« Germaniakommentare, den Holtzmanns und den Müllenhoffs: »... die beide auch das gemein haben, daß sie von Haus aus Kollegienhefte sind und daß sie nach dem Tode ihrer Verfasser veröffentlicht wurden ...«. Im Februar 1936 starb Rudolf Much, und sein Kommentar, ebenfalls aus einem Kollegienhefte hervorgegangen, ist auch erst nach seinem Tode erschienen.

Es ist das Ergebnis eines langen Forscherlebens, das hier vorgelegt wird. Es ist das Buch eines Mannes über einen Gegenstand, mit dem er sich seit über fünfzig Jahren in der eindringlichsten Weise befaßt hat. Anfang 1933 lag das Manuskript schon fertig vor, aber die immer noch feilende Sorgfalt Muchs hat das Buch dann nicht vor 1937 erscheinen lassen — bis der Tod seiner Arbeit ein Ende setzte.

Es ist unmöglich, in einer kurzen Anzeige ein Bild zu geben von all der schwierigen und fruchtbaren Kleinarbeit, die in dieser Germania-Erläuterung steckt. Nur ein paar Stellen seien herausgegriffen und mit der fünfzig Jahre älteren Müllenhoffschen Germania-Erläuterung verglichen.

Eine besondere Neigung Muchs gehörte der Etymologie. Er hatte auch die glückliche Hand und das weitschauende, lebendige Einfühlungsvermögen, das zu einer erfolgreichen Etymologie nötig ist. Über den zuletzt in der Hirt-Festschrift von ihm eingehend behandelten Germanennamen bringt Much bei Erläuterung des Namenssatzes der Germania seine jetzige Ansicht in knapper Fassung: »Der Sinn des Germanennamens mag die 'Begehrten, Erwünschten, Befreundeten' gewesen sein« (verwandt mit griech. χαρμονή »Freude«). Bei Müllenhoff findet man noch die Ansicht, daß der Germanenname keltisch ist und »Nachbarn« oder »Schreier, Rufer im Streit« bedeutet. Bei Namen wie Rhein und Donau (im ersten Kapitel) gibt Much ausführliche Namenserklärungen, während Müllenhoff sich mit knappen Angaben begnügt. Bei der Erklärung der berühmten Stelle »ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimulare ex magnitudine celestium arbitrantur« gehen Müllenhoff und Much in der umstrittenen Frage des germanischen Tempels auseinander: Much sieht in dem von Tacitus in den Annalen (I, 51) erwähnten Tamfana-Heiligtum einen Tempelbau, Müllenhoff dagegen nicht.

So nimmt diese neue Germania-Erläuterung nicht nur zu allen wichtigen Fragen der germanischen Altertumskunde eindringlich und sorgfältig Stellung, es spiegelt sich, neben die Müllenhoffschen Ausführungen gehalten, gleichzeitig ein halbes Jahrhundert der Forschung darin.

W. Ber

Die Germania des Tacitus, erläutert von Rudolf Much. Winter, Heidelberg 1937. 459 Seiten. Geb. RM 14.—

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
AUG 3 1937

Berlin, 5. Juli 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 13

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Prof. Dr. S. VON BUBNOFF, Greifswald

Die historische Betrachtungsweise in der Geologie

Die Geologie unterscheidet sich von anderen Naturwissenschaften vor allem dadurch, daß ihre Beobachtungsgrundlage sich aus scheinbar unveränderlichen Formen und Zuständen zusammensetzt, deren Bewegung und Veränderung selten durch unmittelbare Beobachtung, meist aber nur durch einen Kunstgriff, eine Art »Zeitraffer« festzustellen sind, da sie oft unterhalb der Grenze menschlicher Wahrnehmung liegen.

Ein unbelebtes Objekt kann auf zweierlei Art für den Menschen Sinn und Bedeutung erlangen: als Symbol und als Dokument. Die erste Betrachtungsweise, vor allem dem Künstler eigen, kann auch als magisch bezeichnet werden; sie ist eigentlich zeitlos und damit der wissenschaftlichen Betrachtung der kausalen Zusammenhänge entgegengesetzt. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß manche tiefere (geniale) Erkenntnis eben aus innerer Schau, also aus magischer Betrachtung entsprungen ist (ich denke z. B. an die in ihrer grundsätzlichen Bedeutung vielfach unterschätzten Gedanken von Edgar Dacqué[1])); als wissenschaftliches Rüstzeug ist die magische Betrachtungsweise im allgemeinen aber nicht verwertbar, da sie subjektiv und nicht erlernbar ist.

Der magischen Betrachtungsweise überlieferter Zustände und Formen steht die wissenschaftlich allein gangbare zeitgebundene historische Betrachtung gegenüber, welche in diesen Zuständen und Formen Dokumente sieht, d. h. Stadien des Werdens und Vergehens[2]).

Das Ziel wissenschaftlicher Untersuchung ist also die Rekonstruktion dieses Prozesses, welcher genau so wenig umkehrbar und wiederholbar ist, wie die Geschichte des Menschen; das unterscheidet die Betrachtungsweise der Geologie von der der exakten, physikalisch-mechanischen Naturwissenschaft, die sich auf wiederholbare Experimente gründet. Damit ist aber nicht gesagt, daß man in der Geologie die exakte naturwissenschaftliche Betrachtung entbehren kann — ganz im Gegenteil! Anspruch auf wissenschaftliche Geltung erhält sie erst, wenn sie aus der Fülle der Dokumente der Erdgeschichte das Allgemeingültige, gesetzmäßig Begründete vom Zufälligen und Individuellen getrennt hat und damit das einmalige »Experiment der Erdgeschichte« auf seine gesetzmäßig-kausale Gültigkeit hin untersuchen kann.

Die Dokumente der Erdgeschichte sind ja keine einfach lesbaren Urkunden, sondern Produkte mechanischer oder biologischer Formung, deren Entstehung wir deuten wollen, ähnlich wie wir aus Artefakten und Baudenkmälern Betätigung, Lebensart und Geschichte vergangener Geschlechter deuten. Zwischen dem überlieferten Zustand und dem Ausgangszustand steht aber ein Prozeß des Werdens, den die Geologie nur durch Anwendung physikalisch-mechanischer oder biologischer Gesetzmäßigkeiten, welche zeitlos sind, d. h. auch für die Gegenwart gelten, klären kann.

Eine glutflüssige Schmelze wird bei hohem Druck und langsamer Temperaturabnahme immer zu einem grobkörnigen Tiefengestein, bei schneller Erkaltung zu einem dichten Ergußgestein erstarren. In heißem trockenem Klima wird sich aus verdunstenden Laugen stets Salz ausscheiden. In der Brandungszone am Meeresufer werden sich immer gröbere und feinere abgerollte Schuttmassen bilden, welche durch die Bewegung des Mediums nach Härte, Löslichkeit und Schwere gesondert werden. Bewegung und Pressung werden dem Gestein immer gewisse Bewegungsspuren aufprägen, deren Richtung und Art uns den Bewegungsvorgang zu deuten erlauben. Die Beziehungen zwischen Tier und Umwelt, die »biologischen Reaktionen« auf Klima, Zusammensetzung des Mediums (Salz-, Sauerstoff-, Schlamm-Gehalt des Wassers) und auf seine Bewegung werden immer in gesetzmäßigen Bahnen verlaufen und ähnliche Ergebnisse zeitigen.

Von dieser Überlegung aus finden wir Zugang zu dem heute viel erörterten[3]) und vielfach mißverstandenen Prinzip des Aktualismus. Eine genetische Deutung der genannten Beispiele von Zuständen und Formen ist ja überhaupt nur aktualistisch, d. h. durch Vergleich mit gegenwärtigen, analogen Vorgängen möglich; ohne die Annahme, daß die mechanischen, chemischen und biologischen Gesetzmäßigkeiten, wie wir sie in der Gegenwart kennen, immer und zu allen Zeiten gelten, müßten wir auf jede erklärende Naturbetrachtung verzichten. Ein Denkfehler beginnt erst, wenn man die für einen bestimmten räumlichen und zeitlichen Bereich festgestellte Gesetzmäßigkeiten auf Bereiche anderer Größenordnung exterpoliert. Veränderungen großer Massen, z. B. ganzer Kontinente lassen sich ebenso wenig aus einem Laboratoriumsexperiment mittlerer Größenordnung ableiten, wie die Mechanik der Moleküle.

Langsame, Jahrmillionen währende Bewegungen der Erdkruste gehorchen anderen mechanischen Gesetzen, als z. B. kurzspannige Erdbeben. Das beweist aber nicht eine bedingte Gültigkeit der Gesetze, sondern nur die Unzulässigkeit einer Exterpolation auf verschiedene Größenordnungen. Aktualismus bedeutet nicht, daß alles immer ebenso war wie heute, sondern daß Reaktionen (physikalische und biologische) derselben Größenordnung von Raum und Zeit unter gleichen Voraussetzungen gleich verlaufen. Es besteht also kein Bedenken dagegen, einzelne Zustände der anorganischen und organischen Materie aktualistisch zu deuten, sofern ihre Größenordnung derjenigen heutiger Beobachtungsmöglichkeiten und heutiger Experimente entspricht; eine solche Deutung ist sogar die notwendige Voraussetzung exakter Forschung. Unzulässig ist es aber, für die Summierung solcher Zustände im Raum (nebeneinander) oder in der Zeit (nacheinander) eine Erklärung aus dem begrenzten Laboratorium oder aus der kurzfristigen Gegenwart zu geben. Ein Beispiel: die Entstehung einer Falte in Gesteinsschichten kann ich unter Umständen mechanisch einwandfrei deuten; aus dieser Deutung auf die Entstehung eines Faltengebirges zu schließen oder gar den Mechanismus der Gebirgsbildung ableiten zu wollen, wäre eine unzulässige Verallgemeinerung des Aktualitätsprinzips. Leider ist eine solche gelegentlich erfolgt, woraus sich manches Vorurteil gegen geologische Methoden erklärt. An sich bilden die aktualistische und historische Betrachtungsweise keine Gegensätze, sondern eine gegenseitige Ergänzung. Ein Gegensatz zu der aktualistischen Betrachtung ist die

INHALT:

VON BUBNOFF: Die historische Betrachtungsweise in der Geologie
VON LIPPMANN: Dantes Schrift „Über Meer und Festland"
WÜST: Golfstrom und Kuroshio in ihrer Bedeutung für das Klima der nördlichen Halbkugel
KÄHLER: Über natürliche und künstliche Ionisierung
Besprechungen

Digitized by Google

schon erwähnte magische, welche in früheren Jahrhunderten geübt wurde, als man die organischen Dokumente für »nie geborene Embryonen« erklärte, welche einer Samenluft vom Meere oder dem Einfluß der Gestirne ihre Entstehung verdanken.

Für die Betrachtung des Großbereiches erdgeschichtlicher Vorgänge bleibt daher nur die historische Betrachtung übrig, d. h. die zeitliche Ordnung des Nacheinanders aktualistisch gedeuteter Dokumente zu einem Bild des Werdens, die Rekonstruktion des »einmaligen Experiments der Erdgeschichte«. Es ist aber notwendig zu betonen, daß diese historische Betrachtung sich im Ziel grundlegend von der Menschheitsgeschichte unterscheidet; denn die Ordnung bezweckt ja nicht eine Nachbildung individueller Vorgänge, sondern sie strebt das Aufzeigen von Gesetzmäßigkeiten an, die aktualistisch, d. h. durch das Experiment in der Gegenwart, nicht erfaßbar sind. Für diesen Anwendungsbereich der historischen Methode seien nun einige Beispiele gebracht.

1. Aus dem Übereinander von im Meere und auf dem Lande gebildeten (aktualistisch gedeuteten) Gesteinen lassen sich Veränderungen des Meeresspiegels und weiterhin langsame Hebungen und Senkungen der Erdrinde ableiten, durch Anwendung des bekannten Kunstgriffs der Geologie, welcher das Übereinander der Schichtgesteine im Raum als ein Nacheinander ihrer Bildung in der Zeit zu deuten erlaubt. Der gleiche Kunstgriff gestattet aber weiterhin, aus der gelegentlichen Überlagerung von stark gefalteten Gesteinsschichten durch ungefaltete Tafeln auch einen anderen Typus kurzfristiger aber intensiver Krustenbewegungen abzuleiten. Die historische Betrachtung führt also zu der Unterscheidung epirogenetischer und tektogenetischer Krustenbewegungen, welche aus unmittelbaren kurzfristigen menschlichen Beobachtungen nicht erschlossen werden können. Diese Unterscheidung, welche vor allem durch Stille[4]) ausgebaut wurde, führte weiterhin zur Erkennung einer Reihe von tektonischen Bewegungsphasen, welche zum Teil weltweite Verbreitung haben und durch längere, ruhige Zeiten getrennt werden. Ob die beiden Bewegungstypen scharf getrennt sind, oder ob sich, wie ich annehme, dazwischen ein Bereich von »Bewegungen zweiter Ordnung«, d. h. ein vermittelnder Typus einschaltet, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle; auch diese Frage ist aber nur durch exakte Ordnung des Nacheinanders der Zustände, d. h. durch historische Betrachtung lösbar.

2. Die Untersuchung der erdgeschichtlichen Entwicklung einzelner Teile der Erdrinde führte mich zu der Unterscheidung von vier Grundtypen der Gestaltung[5]). Ich unterscheide: die »stabilen«, d. h. wenig bewegten und meistens im Aufsteigen begriffenen Blöcke; die zwischen Flachland und Flachmeer pendelnden, verhältnismäßig schwach deformierten Schelfe; die sehr »mobilen«, d. h. intensiv durchbewegten Geosynklinalen, welche sich von einem tieferen Meere zu einem Hochgebirge umwandeln; die anscheinend permanent als Tiefsee verbleibenden Ozeane. Diese Gliederung war natürlich auch nur auf historischem Wege zu gewinnen.

3. Die Gesteinsbildung an der Oberfläche der Erde ist von der geographischen Gestaltung (Land-Meer) und vom Klima abhängig. Die historische Betrachtung ergibt wiederum eine gewisse rhythmische Wiederholung ähnlicher Gesteine im Großen wie im Kleinen. Für den Großbereich sei daran erinnert, daß mindestens dreimal in der Erdgeschichte in weiter Ausdehnung gewisse bunte Sandstein-Bildungen mit Spuren eines warmtrockenen Klimas erscheinen und zwar jedesmal nach einer Zeit intensiver Gebirgsbildung (Algonkium, Old red des Devon, Rotliegendes-Buntsandstein der Trias). Auch die Speicherung von Brennstoffen (Kohle und Erdöl) zeigt eine rhythmische Beziehung zu Krustenbewegungen, womit wir schon zu einer praktischen Auswertung der historischen Gesetzmäßigkeiten kommen. Im Kleinbereich sei auf die jahreszeitlich wechselnde Gesteinsbildung z. B. in den eiszeitlichen See-Absätzen Skandinaviens hingewiesen, welche gelegentlich sogar absolute Zeitangaben gestatten.

4. Die vulkanischen Gesteine, d. h. die in die Erdkruste eindringenden und in ihr erstarrenden Schmelzen ergeben bei zeitlicher Ordnung deutliche Gesetzmäßigkeiten in der Wandlung des Chemismus und der Erscheinungsart, welche in enger Beziehung zu der bei 1 und 2 erörterten zeitlichen und räumlichen Gliederung stehen. Das ist wiederum von praktischer Wichtigkeit, da diese vulkanischen Gesteine mittelbar oder unmittelbar die Zufuhr von Nutzstoffen, vor allem von Erzen bedingen. Man spricht heute daher von metallogenetischen Provinzen und metallogenetischen Zeiten — eine Erkenntnis, die zunächst nur historisch gewinnbar war, auf dieser Basis aber heute sich zum Teil experimentell nachprüfen läßt.

5. Eine ausführliche Analyse der Erdgeschichte Europas führte mich zu der Überzeugung, daß die Wandlung des geographischen Bildes, vor allem der Verteilung von Land und Meer, nicht regellos stattfindet, sondern derart rhythmisch wechselt, daß man Zeiten mit vorwiegend nord-südlicher, nordwest-südöstlicher und west-östlicher Verteilung der Meere unterscheiden kann[6]). Die Erdgeschichte Europas läßt sich in sechs große Zyklen gliedern, während derer die Anordnung der Meeresbecken gesetzmäßig abdreht, so daß sechsmal ähnliche »Gesamtkonstellationen« in gleicher Abfolge wiederkehren. Dieser Rhythmus zeigt enge Beziehungen zu den früher erwähnten vier Gesetzmäßigkeiten.

6. Schließlich sei die biologische Geschichte der Erde erwähnt. Die Wandlung der Arten, die Entwicklung von biologischen Typen und Gemeinschaften kann letzten Endes nur auf historischem Wege geklärt werden, d. h. aus der Betrachtung der Dokumente und ihrer Aufeinanderfolge. Das kurzfristige Experiment, der Versuch am lebenden Organismus ist nur in den seltensten Fällen imstande, die stammesgeschichtlichen Fragen zu entscheiden. Hier ist allerdings die Gegensätzlichkeit der Methoden der Biologie und Geologie noch am wenigsten überwunden, obwohl die Notwendigkeit der gegenseitigen Ergänzung auf diesem Gebiet besonders deutlich vor Augen tritt. Jedenfalls kann heute gesagt werden, daß eine stammesgeschichtliche Aussage nur dann Anspruch auf Gültigkeit besitzt, wenn sie durch Dokumente belegt werden kann; die früher aus Gegenwarts-Betrachtungen allein abgeleitete spekulative Entwicklungsgeschichte blieb tatsachenfern und ist häufig durch nachträglich gefundene Dokumente widerlegt worden.

Zusammenfassend kann gesagt werden: die Deutung der überlieferten Dokumente, d. h. die Rekonstruktion der Einzelzustände kann und muß auf aktualistischer Grundlage erfolgen, in dem Sinne, daß sie den heute geltenden physikochemischen und biologischen Gesetzmäßigkeiten nicht zuwiderlaufen darf. Die Zusammenfassung dieser Zustände zu einem räumlichen und zeitlichen Gesamtbild kann aber nur auf historischer Grundlage, das heißt durch Feststellung des zeitlichen Neben- oder Nacheinanders der Einzelzustände erfolgen; es entspricht das etwa der Zusammenfassung von Momentbildern zu einem Film, eine Methode, die bei der Darstellung der geographischen Entwicklung von Erdteilen schon mehrfach, auch vom Verfasser, angewandt wurde. Es offenbart sich dann ein Rhythmus des Gesamtprozesses und eine gegenseitige Bezogenheit aller erwähnten Teilerscheinungen (einschließlich der biologischen Dokumentenfolge); wir kommen damit zu der Feststellung überindividueller Gesetzmäßigkeiten im Großbereich, welche aktualistisch und experimentell niemals exakt zu beweisen sind, welche aber letzten Endes allein berufen erscheinen, die Deutung des Weltbildes zu ermöglichen.

Allerdings birgt die Anwendung dieser Methode noch eine Schwierigkeit, welche aus dem erwähnten Vergleich mit dem bewegten Film klar wird: den Film kann ich schnell oder langsam abrollen lassen und kann insbesondere bei Gegenwartsdokumenten die Geschwindigkeit des realen und des nachgebildeten Vorgangs gleichschalten. Bei einem erdgeschichtlichen Prozeß fehlt uns dazu eine sichere Grundlage, da alle bisherigen geologischen Zeitangaben relativ sind: sie gründen sich entweder auf biologische Daten, d. h. auf die Lebensdauer von Tierarten, für deren exakte, zahlenmäßige Erfassung jeder Anhaltspunkt fehlt, oder auf den klimatisch und jahreszeitlich bedingten Wechsel der Gesteinsbildung, der aber eine Funktion verschiedener Vorgänge bildet, welche seine Geschwindigkeit beeinflussen. Exakt zeitlich auswerten ließe sich dieser rhythmische Wechsel allenfalls nur, wenn man sicher wäre, daß die ihm zugrunde liegende, astronomische Bewegung der Erde (Umdrehung um die Sonne und um die eigene Achse) seit ihrer Entstehung die gleiche Geschwindigkeit hat. Das ist aber keineswegs bewiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich.

Es fehlt uns also zu einer Mechanik der Gesamterde noch ein wichtiger Baustein, denn dieser Prozeß kann nicht als mechanisch geklärt gelten, solange seine Geschwindigkeit unbekannt ist. Nun besteht aber heute die Hoffnung, daß eine von der Biologie und Astronomie unabhängige »geologische Uhr« sich wird finden lassen, und zwar durch Verwertung des in seiner Geschwindigkeit autonomen radioaktiven Zerfalls einiger Elemente (besonders des Zerfalles von Uran zu Uranblei), welche in Mineralien vorkommen und deren Alter bzw. das Alter der umschließenden Gesteine unabhängig von anderen Bezugssystemen zu bestimmen erlauben. Größenordnungsmäßig läßt sich schon heute die Dauer der dokumentarisch belegten Erdgeschichte auf etwa 2 Milliarden Jahre und das Alter der ältesten bekannten (kambrischen) Fauna auf 500 Millionen Jahre veranschlagen. Der Versuch, den früher erwähnten Rhythmus der Gesteinsbildung, der Erdkrusten-Bewegung und der organischen Entwicklung mit diesen Zahlen in Einklang zu bringen, führte Schuchert und den Verfasser[7]) zu der Vermutung, daß diese Prozesse im Laufe der Erdgeschichte eine Beschleuni-

Digitized by Google

gung erfahren haben. Trifft das zu, dann öffnen sich für die Deutung des erdgeschichtlichen Gesamtprozesses ganz neue Ausblicke. Vor allem erhebt sich die Frage, ob diese Beschleunigung tellurisch oder kosmisch zu deuten ist; anders gesagt, es müßte geklärt werden, ob der Prozeß früher langsamer verlief, indem er eine größere Zahl astronomische Zeiteinheiten (Jahre!) umfaßte, oder ob diese astronomische Zeiteinheit infolge veränderlicher Geschwindigkeit der Erdbewegung früher eine größere absolute Dauer hatte.

Wir stehen damit vor Problemen, die nur gerade formuliert werden können, von ihrer Lösung aber weit entfernt sind; kaum ahnen wir die Methoden, welche dazu führen können. Aber es ist schon ein Fortschritt, wenn wir die Gültigkeit der Methoden scharf logisch abzuwägen lernen; wenn wir erkennen, daß wir im Kleinbereich die Dokumente gesetzmäßig aktualistisch deuten können, um sie dann historisch zur Erkennung der Gesetzmäßigkeiten des Großbereiches zu verwerten. Diese erkannten Gesetzmäßigkeiten zu einer exakten Mechanik der Erde als Ganzes auszubauen, ist dann die Aufgabe der Zukunft.

[1]) Vergl. z. B. Dacqué, Urgeschichte der Erde und des Leben München 1936.
[2]) v. Bubnoff, Grundprobleme der Geologie, Berlin 1931.
[3]) K. Beurlen, Zur Kritik des Aktualismus I-III. Zeitschr. f. d. gesamte Naturwissenschaft, 1935 u. 1936.
[4]) H. Stille, Grundfragen der vergleichenden Tektonik, Berlin 1924.
[5]) v. Bubnoff, Die Gliederung der Erdrinde. Fortschritte der Geologie und Palaeontologie, Bd. I, 1923.
[6]) v. Bubnoff, Geologie von Europa, Bd. II Teil 2, Berlin 1935, und Erdgeschichte und Bewegungsbild der Erde. Zeitschr. f. d. gesamte Naturwiss. 1936.
[7]) Schuchert, The Age of the Earth, Bd. I, Washington 1931; v. Bubnoff, Das Alter der Erde und der Gang der Erdgeschichte, Naturwissenschaften 1935.

Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert

Mit diesem Untertitel erschien eine Arbeit von Helmut Haufe[1]), die auf Anregungen Gunther Ipsens zurückgeht und als 65. Band der vor wenigen Jahren ins Leben gerufenen »Neuen Deutschen Forschungen« nachhaltig Zeugnis ablegt für den Grundgedanken dieser Sammlung, daß in den Forschungen zumal der jüngeren Generation die neue Wissenschaftsgesinnung sich anbahne, die durch den geistigen Umbruch der letzten Jahre bedingt ist. Die Untersuchung geht von der deutschen Gegenwartslage aus, vom Bevölkerungsproblem als dem »eigentlich deutschen Problem« (Moeller v. d. Bruck) und ist gedacht als vorwiegend quantitative, aber als solche notwendige Aufbereitung eines Beitrages zu einer »Soziologie des deutschen Volkstums« im Sinne des Ipsenschen »Programms« (1933). Die etwa die Hälfte des Buches umfassenden und mit nahezu amtlicher Genauigkeit ausgestatteten Tabellen geben eine Statistik des Bevölkerungsvorganges vom Wiener Kongreß bis 1870 und — in einem zweiten Teil — von dieser Zeit des »Auf- und Ausbaus Industrieeuropas« bis in die Gegenwart (»1925«). Der voraufgehende Textteil untersucht in gleicher Zeitteilung den Bevölkerungsgang in Stadt und Land, nachdem am Anfang dieser historischen Fragestellung das Bild des Bevölkerungsstandes zur Zeit der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongreß gezeichnet worden ist. »Gegenwärtige Strukturzusammenhänge sollen aus politischen Entscheidungen der Vergangenheit verständlich werden«. Vier große Karten ergänzen Tabellen und Text. Es bedarf kaum des Hinweises, daß diese gründliche bevölkerungskundliche Arbeit nicht nur für den Soziologen, sondern auch für den Volkskundler ein unentbehrliches Hilfsmittel darstellt.

R. B.

[1]) Dr. Helmut Haufe, Die Bevölkerung Europas. Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert. (Neue Deutsche Forschungen. Abteilung Volkslehre und Gesellschaftskunde. In Verbindung mit M. H. Boehm, H. Freyer, J. Nadler, E. Rothacker, M. Rumpf und A. Walther, hrsg. von Gunther Ipsen, Bd. 7.) Berlin, Junker und Dünnhaupt, 1936. 244 S. 8°. 4 Karten. Brosch. RM. 10.—.

Prof. Dr. Edmund O. von Lippmann, Halle a. S.

Dante's Schrift „Über Meer und Festland"

Quaestio de aqua et terra

Neben den beiden oft genannten lateinischen Prosaschriften Dantes »Über die Volkssprache« und »Über die Monarchie« gibt es noch eine Dritte unter dem in der Überschrift angeführten Titel, die weiteren Kreisen meist nicht einmal dem Namen, geschweige denn dem Inhalte nach bekannt ist. Diese geringe Beachtung erklärt sich u. a. daraus, daß sie, weil erst 1508 wieder aufgefunden und im Druck erschienen, von vielen Seiten für »apokryph« erklärt wurde, so z. B. ganz entschieden noch 1892 seitens des so verdienten Dante-Forschers Scartazzini[1]). Als ich sie dieserhalb 1921 in meinem Aufsatze zum 600jährigen Todestages Dantes »Chemisches u. Technologisches bei Dante«[2]) nicht mit berücksichtigte, belehrte mich indessen Geh.-Rat Prof. Dr. S. Günther (München), der hervorragende Kenner der Geschichte der Geographie und ihrer Literatur, eines Besseren: ihr Gegenstand sei gerade in jenen frühen Zeiten ein vielbehandelter gewesen, ihre Form sei noch durchaus die hergebrachte der scholastischen Streitschriften, und ihr Inhalt stimme vielfach auch im Wortlaute mit dem der anerkannt echten Werke des Meisters überein, während die neuen Lehren, oder deren Vorahnungen, nicht über das hinausgingen, was man einem Genius solchen Ranges zuzutrauen berechtigt sei. Daß auch die italienischen Herausgeber, so Giuliani[3]), die Echtheit umbedingt anerkennen, »senza alcun dubbio«, sei ausdrücklich bemerkt[4]); Scartazzini war nach Günther bei aller seiner Belesenheit doch naturwissenschaftlich nicht ausreichend bewandert, und ihm gegenüber verwies er mich auf die gründliche Abhandlung W. Schmidts »Über Dantes Stellung in der Geschichte der Kosmographie«[5]).

Was nun die Streitfrage betrifft, die Dante in seinem vorletzten Lebensjahre (1320), anläßlich eines kurzen Aufenthaltes zu Verona, dort am 20. Januar in einer Vorlesung behandelte, »ebensowohl aus Liebe zum Wahren wie aus Haß gegen das Falsche« (ein echt Dantescher Ausspruch!), so ist ihr Gegenstand die im 13. Jhdt. noch sehr allgemein geteilte Annahme, der Spiegel des Weltmeeres liege höher als die bewohnte Oberfläche der Erde, die sich auf etwa ein Viertel der gesamten beschränkt und sich ganz innerhalb der nördlichen Zonen befindet. Daß sie überhaupt möglich war, mag uns heute rätselhaft erscheinen, doch darf man nicht vergessen, daß z. B. noch der Khalif Harun al-Raschid zu Beginn des 9. Jhdts. die Durchstechung der Landenge von Suez aufgab, weil die Fachgelehrten einen ungeheueren Unterschied der Wasserhöhen im Roten und im Mittelmeere festgestellt hatten[6]); jedenfalls teilten sie auch die nächsten Vorgänger Dantes, so Brunetto Latini[7]) und Ristoro d'Arezzo[8]), aus deren Schriften er sichtlich vieles schöpfte, wenngleich er sich nicht auf sie beruft, sondern als Autoritäten mit Namen (und bloß gelegentlich) nur anführt: den »Philosophen«, d. i. Aristoteles, seinen »Kommentator«, d. i. Averroës (der spanisch-arabische Ibn-Roschd, 1149 bis 1198), die »Astrologen« Ptolemäus (um 150 n. Chr.) und Alfraganus, d. i. der Araber al-Farghânî (um 900 n. Chr.), sowie Orosius (um 400 n. Chr.), den Verfasser eines vielgelesenen Abrisses der Weltgeschichte mit einführendem geographischem Kapitel.

Dante teilt zunächst die Hauptgründe mit, die die Verteidiger jener Behauptung zu ihren Gunsten anführen: 1. Die Erde, bestehend aus dem schwersten der vier Elemente, befindet sich in der Mitte der Welt; das Zentrum des leichteren Wassers muß also höher liegen als das der Erde und der Welt zugehörige, und daher ebenso auch seine Oberfläche, aus der das Festland nur einseitig und in einer größeren Masse hervortaucht. — 2. Dieser höhere Platz ist auch der dem Wasser als leichterem und daher edlerem Elemente gebührende, da er dem Himmel benachbarter ist. — 3. Der untrügliche Augenschein lehrt, daß man vom Verdeck eines Schiffes das Festland nicht sieht, wohl aber gleichzeitig von der Mastspitze aus, es muß also offenbar tiefer liegen als der Meeresspiegel. — 4. Dieser Umstand erklärt es auch, daß vom Meere her das Festland sein gesamtes Wasser empfangen kann, wie es, nach dem Versickern, in Form von Quellen, Seen, Flüssen u. s. f. wieder zutage tritt. — 5. Ebbe und Flut folgen dem Monde, dessen Sphäre liegt aber »exzentrisch« zu jener der Erde, daher wird das nämliche auch für die des Wassers gelten.

Die Einwände, die Dante gegen diese Darlegungen erhebt, lassen sich in Kürze wie folgt zusammenfassen: Gott und Natur ordnen alles auf das einfachste und beste; diesen Grundsatz darf man selbst bei Untersuchung der verwickeltesten Verhältnisse festhalten, wie etwa bei jener der Frage nach den Beziehungen der Urmaterie (materia prima) zu den einzelnen Elementen, aus deren Mischung wieder alles Vorhandene entspringt; demgemäß hat man jederzeit vom Anschaulichen auszugehen und keine Folgerung zuzulassen, die der Wahrnehmung und den vom Verstand aus ihr richtig gezogenen Schlüssen widerspricht. Als fraglos steht es fest, daß die Erde das schwerste Element ist, — freilich nur als Ganzes, denn ihre einzelnen Bestandteile sind an Eigengewicht und Volum sehr verschieden —, und im Mittelpunkt der Welt ruht, und zwar in Gestalt einer Kugel; den größten Teil ihrer Oberfläche nimmt das Wasser ein, aus dem auf der nördlichen Halbkugel das bewohnbare Festland aufsteigt, in der bekannten, von den »Astrologen« nach Länge und Breite ausgemessenen Gestalt, und in der von Orosius angegebenen Entfernung von Gades im Westen bis zum Ganges im Osten[9]). Die nämliche Schwere nun, die die festen Teile der Erdkugel beherrscht und sie alle gegen den Mittelpunkt drängt, muß auch für die Lage des Meeres den Ausschlag geben, die also unmöglich eine exzentrische sein kann; würde doch eine örtliche Anschwellung der See, etwa in Gestalt eines Kugelsegmentes (einer »Kalotte«) oder eines »Buckels«, nicht nur das Gleichgewicht des ganzen Erdkörpers stören, sondern sich auch gar nicht dauernd erhalten können, da doch das Wasser sofort von der höheren Stelle zur tieferen abströmen müßte. Wie ferner die Überlegung ergibt und eine beigefügte Zeichnung verdeutlicht, würden eine Erdscholle und eine gewisse Wassermenge, die sich an einem bestimmten Orte befänden und beide dem Zuge der Schwere folgten, zwei divergierende Wege nach den Schwer-

Digitized by Google

punkten der Erd- und der Wassermasse einzuschlagen haben, was doch völlig ungereimt ist und klar ersehen läßt, daß die Annahme von zwei Zentren für die beiden schweren Substanzen zu den größten und ganz unmöglichen Widersprüchen führt. Der Hinweis auf den dem »edleren« Wasser gebührenden höheren Platz ist eine leere Redensart, und jener auf den Ausblick von Bord und Mast eines Schiffes erweist sich als hinfällig, weil er eine richtige Beobachtung in falschem und vorgefaßtem Sinne deutet: lehrt doch der Augenschein, daß stets und überall schon die Küste höher liegt als der Wasserspiegel, sowie daß die Flüsse ausnahmslos zum Meere hinab fließen, weil eben das Wasser der Schwere folgt. Ganz unrichtig ist endlich der Glaube, daß das Festland sein gesamtes Wasser vom Meere her als eine Art Zufluß empfange, und daß es in ihm, der Schwere entgegen, bis zu den im Hochgebirge entspringenden Quellen aufsteige; denn in Wirklichkeit kommen die feuchten Dünste in Frage, die die Luft nach oben führt, die sich dort in den kälteren Gebieten abkühlen, und durch ihre Niederschläge die stets unterhalb der Bergeshöhen gelegenen Quellen speisen. Ungerechtfertigt ist schließlich auch das Gewicht, das auf das Verhältnis von Ebbe und Flut zum Monde gelegt wird, denn dieser hat zwar einen eigenen Mittelpunkt, und seine Sphäre mag man als exzentrisch ansehen, aber hieraus läßt sich doch keinerlei berechtigte Folgerung betreffs der Lage des irdischen Wasserspiegels ziehen.

Sind nun alle die besprochenen leeren Annahmen abzuweisen und mit ihnen auch die angeführten unzutreffenden Behauptungen oder Schlüsse, so bleibt doch noch eine wichtige Frage bestehen, die die Verteidiger jener Hypothesen gar nicht beachtet oder doch nicht behandelt haben: wie sind die Erhebungen des Festlandes zustande gekommen, die die gleichmäßige Bedeckung der Erdschicht durch das Meer unterbrechen? Hierüber kann man freilich nur Vermutungen aufstellen und hat zu bedenken, daß der Weg naturwissenschaftlicher Forschung von den Wirkungen zu den Ursachen aufsteigen muß, also unmöglich die nämliche Sicherheit gewährleisten kann wie jener der Mathematik, der von gegebenen Voraussetzungen an Hand logischer Gründe zu neuen Folgerungen herabführt. Erwägt man nun im vorliegenden Falle die möglichen Ursachen jener Erhebung, so ergibt sich als wahrscheinlichste der Einfluß des Fixstern-Himmels, der achten Sphäre des Ptolemäus, und zwar ein solcher des Teiles, der oberhalb des bewohnbaren Festlandes liegt und sehr reich an Sternen ist, deren Mannigfaltigkeit betreffs Größe, Leuchtkraft und Farbe man auch eine ebensolche hinsichtlich der Wirkungskräfte zutrauen darf. Von letzteren kommen wesentlich wohl zwei in Betracht: erstens eine unmittelbare Anziehung gleich der des Magneten auf das Eisen, die sicherlich eine wichtige und allgemeine Rolle bezüglich sämtlicher Bewegungen der Himmelskörper spielt, zweitens die Erzeugung gespannter Dämpfe im Inneren der Erde, die das ganze Festland emporschoben, sei es durch allmählichen Druck, sei es durch plötzliche Stöße, nach Art jener, die bei vulkanischen Ausbrüchen noch jetzt erfolgen. Wie das geschieht und warum so oder so, auch gerade nur an gewissen Stellen, dabei an diesen durch einmalige Expansion und an jenen durch eine Art Pulsation, das bleibt allerdings unbekannt, denn hierbei stehen wir an den Grenzen menschlichen Wissens; das gilt auch bezüglich der Frage nach den verschiedenen Höhen der Gebirge, die übrigens gegenüber dem Gesamtumfange der Erde stets ganz unbedeutende bleiben.

Wie die vorstehende kurze Übersicht erweist, zeigt sich Dante auch in dieser Abhandlung als durchaus freier und vorurteilsloser Geist; betreffs einiger wichtiger Punkte knüpft er zwar an Aristoteles an[10]), betreffs anderer (Einflüsse der Gestirne und Dämpfe) an Ristoro und Albertus Magnus (1200—1280)[11]), stets aber bleibt sein Urteil selbständig, und viele seiner Ansichten nehmen solche vorweg, die erst zu erheblich späteren Zeiten, in ihnen allerdings weit eindringlicher, aufgestellt und entwickelt wurden, so durch Lionardo da Vinci[12]). Mit diesem teilt Dante vor allem die unbedingte Wertschätzung der Erfahrung, die die meisten Gelehrten und Naturforscher seines Jahrhunderts noch weitgehend vernachlässigten, sei es zugunsten der üblichen »Spekulationen«, oder der durch ihr Alter geheiligten Meinungen der »Autoritäten«; wie hoch erhebt sich ihnen gegenüber Dante, der auch im »Paradies«[13]), das er gegen Ende seines Lebens abschloß, mit Nachdruck verkündet:

»Wenn's Dich zur Lösung Deiner Zweifel treibt,
Entschließe Dich und folge der Erfahrung,
Die stets der Quell der Wissensströme bleibt!«

[1]) »Dante-Handbuch« (Leipzig 1892), 370.
[2]) Vgl. meine »Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften u. der Technik« (Berlin 1903), 192.
[3]) »Le opere Latine« (Florenz 1888) II, 355.
[4]) Ebd. 379, 397, 422 ff., 462.
[5]) Graz 1876.
[6]) Vgl. meine »Geschichte des Zuckers« (Berlin 1929), 410.
[7]) »Li livres dou Tresor«, ed. Chabaille, lib. I, cap. 106 (Paris 1863), 114.
[8]) Über ihn bei Schmidt, a. a. O.
[9]) Schon zur Zeit des Juvenal (um 125 n. Chr.), der seine 10. Satire mit den Worten beginnt: »Aller Länder Gebiet, vom Gades an bis zum Ganges . . .«, war aber diese Redensart offenbar ein Gemeinplatz!
[10]) Vgl. »Chemisches u. Alchemisches aus Aristoteles« in meinen »Abhandlungen u. Vorträgen« (Leipzig 1913) II, 64.
[11]) Vgl. Stoppani bei Giuliani, 435 ff.
[12]) Vgl. »Lionardo da Vinci als Gelehrter u. Techniker« in meinen »Abh. u. Vortr.« (Leipzig 1906) I, 346.
[13]) X. Gesang, 95.

Philosophische Erdkunde

Erich v. Drygalski sagte einmal in der Vorlesung, wenn es in der Wissenschaft letztlich darauf ankomme, sich in der Welt so gut als möglich zurechtzufinden, dann leiste die Geographie dabei nicht den schlechtesten Dienst. In diesem Sinne legt Schmidt den ganzen Reichtum der geographischen Wirklichkeiten in so ansprechender Form dar, daß auch ein größerer Kreis sich gern von ihm zu den Werten der Kunde von der Erde führen lassen wird, um zu erkennen, welchen Dienst die Geographie der wirkenden Menschheit leisten will. Bei aller Fülle der Arbeitsbereiche an der festen Erdoberfläche, in der Wasserhülle, im Luftkreis und in der Ausbreitung des Lebens über die Erde besteht dennoch die Einheit der Geographie, so sehr sie auch umstritten scheint. Sie liegt in dem leitenden Forschungsgedanken, die räumliche Verbreitung der Erscheinungen auf der Erdoberfläche nach ihren Ursachen und Wirkungen zu erfassen. Wohl ist der Mensch als Geschöpf eingeflochten in das Wirken der Stoffe der Erde er ist aber auch Gestalter der Erde. Wir stehen vor der Mannigfaltigkeit der Kulturlandschaften, die die Völker sich im Kampf um Leben und Freiheit bauen. Und der Einzelne hat seinen sinnvollen Platz nur in der Gemeinschaft des Volkes. Immer bietet sich der naturphilosophische Ausblick, wenn auch manches in engem Rahmen nur sehr skizzenhaft gestreift werden konnte. Ein längeres Literaturverzeichnis, in dem vor allem einige neuere reichsdeutsche Arbeiten fehlen, ist angehängt. **A. Dieckmann**

Peter Heinrich Schmidt, Philosophische Erdkunde. Die Gedankenwelt der Geographie und ihre nationalen Aufgaben. Enke, Stuttgart, 1937, 122 S. Geh. RM. 5.—, geb. RM. 6.60.

Zehn Jahre unter der Erde

Es waren französische Forscher, die im Heimatboden das Auftreten des Menschen bis in eine märchenhaft erscheinende Vorzeit entdeckten.

Unter ihnen hat sich Norbert Casteret durch die Entdeckung vorgeschichtlicher Zeichnungen und Bildwerke in der Höhle von Montespan im oberen Garonnetal und durch die unterirdische Gewässerkunde, d. i. die Erforschung unterirdischer Flußläufe in den Vorbergen der Pyrenäen und Kleinen Pyrenäen, einen berühmten Namen gemacht und damit geographische, geologische und hydrologische Fragen gelöst. — Seine Forschungen zeichnen sich durch Wagemut, der alle Hindernisse seiner Vorgänger bezwungen hat, durch Methodik seines Forschungsprogrammes und durch wissenschaftliche Selbstzucht aus, die ihm einen Platz in dem Siebengestirn der großen Pyrenäen-Forscher für alle Zeiten sichert.

Zehn Jahre Höhlenforschung, zu der er auch die körperlichen Voraussetzungen mitbringt, da er im Lauf-, Spring- und Schwimmsport gut geschult ist, lassen ihm die Höhlen nicht mehr als Orte des Schreckens einer seltsamen Unterwelt erscheinen. So viele Kilometer er dort zurückgelegt hat, zuweilen auf den Knieen, mühselig kriechend, schwimmend mit einem Windlicht auf dem Kopfe, oder mit selbstgebautem Boote, — er ist dem Zauber des Mineralreiches unterlegen und hat auf diesen seltsamen Forschungsfahrten unter Beistand seiner Frau in der Höhle von Montespan 1923 und 1930 in der Grotte von Alquerdi in Spanisch-Navarra Zeichnungen und Tonbildwerke entdeckt. Nach den ernstesten und vorsichtigsten Berechnungen hat die dort niedergelegte Kunst ein Alter von mehr als 15000 bis 20000 Jahre. Diesen künstlerischen Äußerungen der Urmenschheit gegenüber erscheinen die ägyptischen Altertümer jung.

Aus den ältesten Bildwerken der Erde, aus den ältesten Funden der heiligen Grotte von Labastide im Jahre 1932, die der Nacht der Urzeit angehören, ergeben sich wichtige Schlüsse auf die vorgeschichtliche Magie der ältesten Menschengeschlechter und die Künstler der Vorzeit, die fast nur Tierbildner waren. Diese Aurignac-Menschen, die etwa vor 25000 Jahren lebten, brachten ihre Malereien in der Höhle von Massat (Ariège) an, nicht aus Zeitvertreib, sondern aus magischen Absichten. — Wissenschaftliche Bereicherungen bringt Norbert Casteret auch über die ausgestorbene Großtierwelt. Womit er aber jeden Leser seines Buches mit 43 Abbildungen und 2 Karten in Fesseln schlägt, das ist die atemraubende Schilderung der Methodik seiner wahren Geographie unter der Erde, in der unterirdischen Eiswelt in den Monts Maudits, in der großen Höhle von Cagire, die schließlich zur Entdeckung der wahren Garonnequelle führte. **E. W. S.**

Norbert Casteret: »Zehn Jahre unter der Erde. Höhlenforschungen eines Einzelgängers« mit 43 Abbildungen und 2 Karten. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1936. 176 Seiten. Leinen RM 6.—

Digitized by Google

Prof. Dr. G. WÜST, Berlin

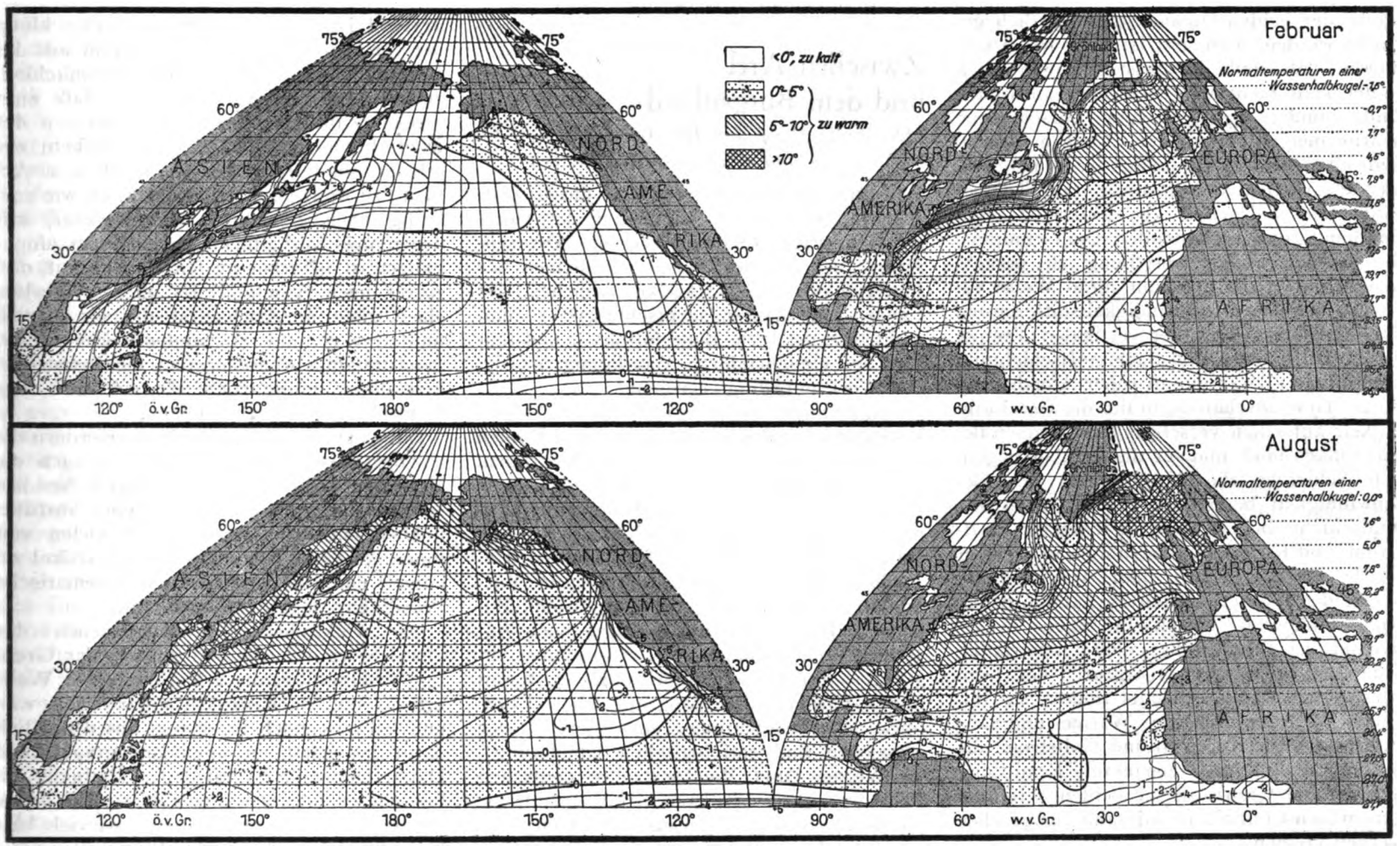
Golfstrom und Kuroshio in ihrer Bedeutung für das Klima der nördlichen Halbkugel[1])

Die relativ hohe Wärme des Nordatlantischen Ozeans und Nordwesteuropas ist eine der auffälligsten und für die Kultur der Menschheit folgenreichsten Erscheinungen im Klimabilde der Nordhalbkugel, die man fast allgemein auf den starken, bis in hohe Breiten wirksamen Wärmetransport des Golfstromes und seiner Ausläufer zurückführt. Aber auch im Stillen Ozean existiert eine ganz ähnliche Strömung, die man den »Kuroshio« (in wörtlicher Übersetzung: schwarzer Strom) nennt. Man hat daher den Kuroshio oft als den Golfstrom des Stillen Ozeans bezeichnet und damit die Auffassung verbunden, daß, wie Krümmel[2]) es 1911 formulierte, dieser »japanische Strom in jeder Hinsicht das Äquivalent des atlantischen Antillen-Florida-Stromes«, d. h. des Golfstromes sei. Dann erhebt sich sofort die Frage, warum das warme Wasser des Golfstromsystems im nördlichen Nordatlantischen und an seinen europäischen Gestaden so starke klimatische Wirkungen, das des Kuroshiosystems im nördlichen Stillen Ozean und an der nordamerikanischen Westküste hingegen so viel schwächere ausübt. Man wird zunächst an all die bemerkenswerten Unterschiede in der Gestalt und Größe der beiden Ozeanhälften denken, wie sie uns in einer flächentreuen Karte an der Oberfläche des Weltmeeres entgegentreten.

Der Altmeister der maritimen Meteorologie, W. Köppen[3]) hat 1911 auf Grund einer Karte der Isanomalen der Oberflächentemperaturen das Problem der starken thermischen Bevorzugung des Nordatlantischen in geistreicher Weise vorwiegend von solchen orographischen Gesichtspunkten aus erörtert. Er erblickt die Hauptsache hierfür in der »besonderen Lage zu den vorherrschenden Winden und zu den Polarmeeren, die dieser S-förmig von Polarkreis zu Polarkreis sich erstreckende Ozean einnimmt. Denn die auf seinem mittleren Teil herrschenden Passatwinde treiben die Hauptmasse des dort von der Tropensonne erwärmten Oberflächenwassers ... längs der Küstenlinie von Kap Roque nach Florida, von wo es die südwestlichen Winde nach Europa und längs dessen im großen und ganzen nordostwärts zurückfliehende Küstenlinie in hohe Breiten führen. Das kalte Polarwasser wird dadurch überdeckt und klimatisch unwirksam gemacht«. Ganz anders liegen nach Köppen die Verhältnisse im nördlichen Pazifischen Ozean, von denen er sagt: »Beim Stillen Ozean ... fehlt das Aufnahmebecken am oberen Ende des S, auf dessen Oberfläche ausgebreitet das warme Wasser die großen klimatischen Wirkungen bei uns hervorbringt. An Stelle dieses Beckens erstreckt sich Land, das im Winter stark erkaltet. Dem aus SW kommenden Meeresstrom stellt sich hier eine nach SO herabsteigende Küstenlinie entgegen, die ihm den Weg in niedrigere Breiten weist, wo es nicht mehr erwärmend, sondern bald abkühlend auftritt.« Stillschweigend ist hierbei angenommen, daß der Wärmetransport dieser beiden Strömungen vorwiegend eine Erscheinung der Oberfläche ist und ferner, daß Golfstrom und Kuroshio in bezug auf die verfrachteten Wärmemengen als gleichwertig anzusehen sind. Mehr und mehr hat sich aber seit 1911 die Auffassung durchgesetzt, daß wir es bei diesen starken Meeresströmungen nicht so sehr mit einer wesentlich durch Winde und Orographie bedingten oberflächlichen Wasserbewegung zu tun haben, sondern daß Golfstrom und Kuroshio zwei besonders tiefreichende (bis 900 bezw. 700 m Tiefe) Strömungen anzusehen sind, die überwiegend durch das innerhalb des Meeres herrschende Druckgefälle und nicht so sehr durch die oberflächlichen Winde aufrecht erhalten werden. Dann aber tritt zu den orographischen Gesichtspunkten die Frage, ob in entsprechenden Stromabschnitten diese beiden Gefällsströmungen in der Tiefe auch wirklich praktisch die gleichen Wärmemengen transportieren.

Ehe wir uns dieser Frage zuwenden, wollen wir das Ausmaß des Wärmeüberschusses an der Meeresoberfläche der Nordhalbkugel auf Grund neueren Materials kennen lernen. Während Köppen von den Jahresmitteln ausging, vermögen wir heute auf Grund der neuen Isothermen-Karten von Böhnecke[4]) und Schott[5]) die Anomalien der Oberflächen-Temperatur für die beiden extremen Monate (Februar, August) zu berechnen und Isanomalen-Karten für Winter und Sommer zu konstruieren. Diese Karten veranschaulichen, um wieviel wärmer oder kälter im Winter bezw. im Sommer das Oberflächenwasser der Nordhalbkugel ist als das einer normal erwärmten Wasserhalbkugel. Als solche kann nach Köppen die vorwiegend vom Wasser bedeckte Südhalbkugel gelten. Es beziehen sich also die Anomalien des Nordwinters (Februar) auf die südhemisphärischen Normalwerte des August und umgekehrt.

Ein gewaltiger Unterschied der Wärmeführung zwischen beiden Stromsystemen tritt



Wärmeüberschuß und Wärmedefizit der Meeresoberfläche auf der Nordhalbkugel im Februar und August, bezogen auf die Normaltemperaturen einer Wasserhalbkugel (Südhalbkugel). (Je dunkler punktiert bzw. schraffiert, umso größer der Wärmeüberschuß in C°).

Digitized by Google

uns in diesen Karten entgegen. Während im Stromstrich des Golfstromsystems in beiden Jahreszeiten von der Straße von Florida bis zum Nordkap das Oberflächenwasser um mehr als 5°, ja vor Norwegen um mehr als 8° bezw. 11° zu warm ist, zeigt das Kuroshiosystem im offenen Pazifischen Ozean im Winter überhaupt keinen merklichen Wärmeüberschuß. Im Sommer ist zwar der Kuroshio in seinem Stromstrich durch eine positive Temperaturanomalie von mehr als 5° vor der japanischen Küste gekennzeichnet. Aber ein grundsätzlicher Unterschied gegenüber dem Golfstromsystem bleibt bestehen. Während dieses mit positiven Anomalien von mehr als 7° quer über den Ozean und bis 70° N reicht, endet vom Standpunkt des Warmwassertransportes das Kuroshiosystem auch im Sommer im offenen Ozean und südlich von 45° N.

Hierfür können aber nicht allein die orographischen und die dadurch bedingten meteorologischen Unterschiede an der Oberfläche der beiden Ozeane verantwortlich gemacht werden. Vielmehr ist a priori zu vermuten, daß beide Meeresströmungen auch in der Tiefe nicht als gleichwertig anzusehen sind, sondern gerade hier verschiedene Wärmemengen verfrachten. Nach modernen hydrodynamischen Methoden ist es möglich, aus der vertikalen Verteilung von Temperatur und Salzgehalt (in senkrecht zum Gradientstrom verlaufenden Querschnitten) die Geschwindigkeitsverteilung zu berechnen. Zwar erhält man auf diese Weise zunächst nur die Geschwindigkeitsdifferenzen. Aus gewissen Zügen der vertikalen Temperatur-, Salzgehalts- und Sauerstoffschichtung kann man — zwar nur in roher Annäherung — die Tiefe abschätzen, in der die Geschwindigkeit auf einen verschwindend kleinen Betrag sinken muß, und für die darüber liegenden Schichten die Absolutwerte der Geschwindigkeit berechnen. Indem man die Nullschicht bei den entsprechenden Golfstrom- und Kuroshioquerschnitten in gleicher Weise festlegt, erhält man vergleichbare Werte des Wassertransportes, auf die es zunächst ankommt. Durch eine solche hydrodynamische Bearbeitung neuerer amerikanischer und japanischer Querprofile der Temperatur und des Salzgehalts findet man folgende Werte des Wasser-, Wärme- und Salztransportes für Kuroshio und Golfstrom, die bis zur endgültigen genaueren Ermittlung der unteren Grenze dieser beiden Strömungen zunächst nur als Relativzahlen angesehen werden können.

Wasser-, Wärme- und Salztransport (Mittelwerte) des Kuroshio und des Golfstroms in 27° bis 37° N.

	Kuroshio	Golfstrom	Verhältnis K:G
Wassermengen m^3/sec	22.200.000	32.500.000	1:1,46
Wärmemengen 10^4kg-Kal/sec	38.000.000	54.600.000	1:1,44
Salzmengen t/sec	788.000	1.210.000	1:1,54

Zwischen 27° N und 37° N Breite führt also der Golfstrom durch seine bis 900 m Tiefe reichenden Querschnitte rund 50% mehr Wasser, Wärme und Salz als der Kuroshio durch die entsprechenden, jedoch nur bis 700 m Tiefe reichenden Querschnitte. Letzterer kann also von vornherein — selbst unter gleichgünstigen orographischen Verhältnissen — nicht so starke klimatische Wirkungen hervorrufen wie der Golfstrom. Überhaupt erweist sich der Golfstrom als der stärkste und tiefreichendste Gradientstrom des Weltmeeres, und hieraus erklärt sich in erster Linie seine große Reichweite und überragende Wärmeführung. Begünstigt wird seine große klimatische Bedeutung durch die im gleichen Sinne wirksamen orographischen Verhältnisse des nördlichen Nordatlantischen Ozean, wie es W. Köppen 1911 oben dargetan hat. Die ungünstigeren orographischen Gegebenheiten (größere Breite des Ozeans) lassen die an und für sich geringeren Wärmemengen des Kuroshio auf der Ostseite des Nordpazifischen Ozeans noch weiter klimatisch unwirksamer werden, seinen Ausläufern stellt sich überdies (ganz im Gegensatz zur atlantischen Ostküste) eine nach Südost herabsteigende Küstenlinie entgegen, durch welche sie in der Hauptsache nach niedrigeren Breiten abgelenkt werden, wo sie als »Kalifornische Strömung« abkühlend wirken.

Diese vergleichende Betrachtung lehrt, daß bei der Behandlung solcher klimatischen Probleme an das Zusammenwirken von Atmosphäre und Ozean gedacht werden muß, und daß hierbei vor allem die sich unter der Meeresoberfläche bis etwa 900 m Tiefe vollziehenden Wärmetransporte der starken Gefällsströmungen in Rechnung gestellt werden müssen.

[1]) Ausführlicher behandelt in: G. Wüst, Kuroshio und Golfstrom. Veröff. Inst. für Meereskde., H. 29, Berlin (E. S. Mittler u. S.), 1936
[2]) O. Krümmel, Handbuch der Ozeanographie. 2. Aufl., 2. Bd., Stuttgart 1911, S. 702.
[3]) W. Köppen, Wodurch ist die hohe Wärme Europas und des Nordatlantischen Ozeans bedingt? Ann. d. Hydrogr., 34. Jahrg., Berlin 1911.
[4]) G. Böhnecke, Temperatur, Salzgehalt und Dichte an der Oberfläche des Atlantischen Ozeans. Atlas zu Bd. V der Wiss. Erg. d. Deutschen Atlantischen Expedition, Berlin (W. de Gruyter), 1936.
[5]) G. Schott, Geographie des Indischen und Stillen Ozean. Hamburg, 1935.

KOLONIAL- UND WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

1.

Zwischen Arel und dem Burgenland

(Der erste Band des Handwörterbuches des Grenz- und Auslandsdeutschtums.)

In einer der ersten Nummern dieser Zeitschrift[1]) berichteten wir unter der Überschrift: »Eine Enzyklopädie des Deutschtums« über das beginnende Erscheinen der Lieferungen des »Handwörterbuches des Grenz- und Auslandsdeutschtums[2])«; nunmehr liegt der erste Band fertig vor und regt zu einer eingehenderen Würdigung an, die das Werk unbedingt verdient.

Von den größeren Regionalartikeln dieses Bandes mit den Buchstaben A und B seien folgende genannt: Argentinien, Australien, Banat, Batschka, Belgien (mit einer sehr schönen Sprachgrenzenkarte von Vlamynck), Bessarabien, Brasilien, Bukowina, Burgenland-Westungarn; von kleineren u. a. Aachen, Alabama, Algerien, Apenrade, Buenos-Aires, Bosnien-Herzegowina, Brünn, Budapest. Ihre Gliederung erfolgte nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Allgemeine Angaben (einschließlich Schrifttum), 2. Raum und Grenzen (also geographischer Überblick), 3. Bevölkerung (einschließlich der rassischen und soziologischen Gliederung), 4. Werden und Wachsen des deutschen Volkstums (Vor-, Frühgeschichte, Siedlungspolitische, Sozial- und Geistesgeschichte sowie Brauchtum und Sprache), 5. Politisches Leben (ohne das Vereinswesen, das besonders behandelt wird), 6. Wirtschaftliches Leben, 7. Kirchliches Leben (dieses bildet ja in fast allen grenz- oder auslandsdeutschen Gebieten das Rückgrat des Deutschtums, dessen Geschichte häufig nur aus den kirchlich-religiösen Verhältnissen heraus verstanden werden kann), 8. Geistiges Leben (Schul- und Hochschulwesen, Forschungen, Bibliothekswesen und Erwachsenenbildung, Theater, Presse), 9. Gesundheitswesen und Wohlfahrtspflege, 10. Vereinsleben. Selbstverständlich trägt dieses Schema den besonderen Verhältnissen jeweils Rechnung.

An wichtigeren Sachartikeln enthält dieser Band u. a. Agrarverfassung, Bergbau, Bevölkerung, Buch- und Büchereiwesen, Altlutheraner usw., Artikel, die je nach ihrer Bedeutung kürzer oder länger gehalten sind, wobei auch Rücksicht darauf zu nehmen war, ob sie bereits in Regionalartikeln mit behandelt wurden. Die Zahl der Personenartikel ist dagegen verhältnismäßig klein, der von ihnen eingenommene Raum soll der Bedeutung der behandelten Persönlichkeit entsprechen. Es versteht sich, daß eine große Zahl bedeutender Vertreter des Deutschtums nicht in eigenen Artikeln erscheint, sondern in den Regional- u. a. Artikeln zu finden ist. Hier vermissen wir vorläufig noch genügend Hinweiswörter, mit denen man verhältnismäßig sparsam umgegangen ist, offenbar im Hinblick darauf, daß später nach Abschluß des ganzen Werkes ein Register vorgesehen ist, das wir aber so umfangreich und erschöpfend, wie nur irgend möglich wünschen, um die Benutzbarkeit dieser einzigartigen Enzyklopädie des Deutschtums noch zu erhöhen.

Ein ganz besonderes Studium erfordern die kartographischen Beigaben, denen auch die Herausgeber große Sorgfalt eingedeihen lassen; sie sind großenteils mit solcher Ausführlichkeit entworfen worden, daß vielen von ihnen die Rolle eigener wichtiger Artikel zukommt und eine eingehendere systematische Würdigung angebracht erscheint.

Die völkischen Notzeiten, denen das Deutschtum diesseits und jenseits der Grenzen, insbesondere in den Jahren des Weltkrieges und nach diesem unterworfen war und teilweise noch ist, haben uns den Blick dafür geschärft, in allen kartographischen Darstellungen hinsichtlich der Methode mit besonderer Sorgfalt vorzugehen. Die Fachkenner dieser Materie wissen, wieviel Unheil angerichtet wurde durch unsachgemäße Kartendarstellungen des Deutschtums.

Zu den Grundvoraussetzungen einer methodisch einwandfrei entworfenen Deutschtumskarte gehören z. B.:

1. Berücksichtigung der natürlichen, also der geographischen Verhältnisse. Das Ausscheiden der unbesiedelten Gebiete, z. B. der Wälder, erzielt ein richtigeres Bild der Verteilung der Nationalitäten, weil damit das mit dem Kolorit der einen resp. anderen Nationalität zu überdeckende freie Gebiet eingeschränkt und so unsachlichen nationalistischen Tendenzen der Boden entzogen wird.

2. Sachgemäße kritische Bewertung der einer Karte zugrunde gelegten Statistik. Auf dem Boden des mitteleuropäischen Deutschtums kennen wir zahlreiche Fälle solcher Verfälschungen der Statistiken; ob Muttersprache, Hochsprache oder Nationalität gezählt wird, ist nicht gleichgültig, ja kann zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen führen.

3. Bevorzugung der »absoluten« Methode in

Digitized by Google

der Auswertung der Statistik gegenüber der »relativen«. Letztere besteht z. B. darin, mit einem einzigen oder einem in mehreren Stufen entsprechend den Verhältniszahlen abgestimmten Kolorit für jede Nationalität den ganzen Raum des zugrunde liegenden Gebietes zu bedecken, eine Methode, die zweifellos früher überbewertet worden ist. Heute wählt man stattdessen in erster Linie Punkte oder Großkreise, die zu den durch sie repräsentierten Zahlen in einem mathematisch einwandfreien Verhältnis stehen.

4. Lokalisierung der angewandten kartographischen Symbole auf dem Raum, dem das größte Gewicht zukommt, entsprechend der Standortsmethode in der Wirtschaftsgeographie. Hierdurch können in Verbindung mit der Ausschaltung unbewohnter Gebiete geographische Kausalzusammenhänge, wenn auch nicht immer restlos erklärt, so doch mit den Mitteln der Kartographie angedeutet und erläutert werden.

5. Differenzierung der zur Darstellung gebrachten Gebiete in möglichst kleine Verwaltungseinheiten, deren Grenzen man natürlich kennen muß. Je weiter der Kartograph in dieser Art differenziert, vorausgesetzt, daß die statistischen Erhebungen (was leider nicht immer der Fall ist) dies gestatten, ein desto klareres Bild kann er entwerfen, desto näher kommt er der Wirklichkeit.

An diesen Maßstäben gemessen, die nicht den Anspruch der Vollständigkeit erheben, muß man den Karten dieses I. Bandes des Handwörterbuches zweifellos ein hohes Prädikat erteilen. Rezensent ist sich über die etwa zu erhebenden Einwände vollkommen im klaren, die 1. gegen die verhältnismäßig hohen Kosten solcher Karten im allgemeinen und gegen die des Handwörterbuches im besonderen erhoben werden können, die 2. die Schwierigkeit betonen, mit denen etwa der Laienleser beim Betrachten solcher Karten zu kämpfen hat.

Demgegenüber braucht man nur zu betonen, daß das deutsche Volkstum diesseits und jenseits der Grenzen ein viel zu kostbares Gut ist, zu dessen Erhaltung alle im Reiche daran interessierten Stellen keine Kosten scheuen dürfen und werden, zumal auf diesem Gebiet viel Versäumtes aus der Zeit vor und während des Krieges nachzuholen, manche Sünde wieder gutzumachen ist.

Auch Karten wollen »gelesen« sein. Das Kartenlesen ist eine andere Art des Lesens als das Bücherlesen schlechthin. Eine Karte ist häufig keine bloße Illustration, sondern ein integrierender Bestandteil einer Abhandlung, sie hat unter Umständen größere Bedeutung als ein Textteil, weil sie sich leichter dem Gedächtnis einprägt. Darum darf man sich nicht davor scheuen, auch schwierigere, aber die tatsächlichen Verhältnisse richtig zum Ausdruck bringende kartographische Methoden zur Anwendung zu bringen.

Die (leider nicht allzu zahlreichen, aber inhaltlich und methodisch auf hoher Stufe stehenden) kartographischen Darstellungen dieses ersten Bandes der Deutschtumsenzyklopädie sind es wert, unter diesen Gesichtspunkten eingehend betrachtet zu werden. Sie müßten viel stärker propagiert werden, um veraltete, aber leider noch aus Unkenntnis oder Bequemlichkeit oft verwertete andersartige Karten zu verdrängen. Sie gehören in die Schule und ins Schulungshaus. Gerade hierin sieht Rezensent die besondere Bedeutung und den hohen Wert dieses Buches und möchte nur anregen, künftig seitens der Herausgeber die Zahl der sogenannten »Problemkarten« bzw. »Artikelkarten«, die ihrer Art nach in den Text gehören, zu verringern zugunsten der »Beilagekarten«, die als solche das Augenmerk des Lesers mehr fesseln und durch ihre Farben eine tiefere Wirkung erzielen.

Dr. Theodor Stocks
Berlin

[1]) »Geistige Arbeit, Nr. 5 vom 5. 3. 1934.
[2]) Herausgegeben von Carl Petersen, Otto Scheel, Paul Hermann Ruth und Hans Schwalm. Erster Band (Lief. 1—9). XIV u. 746 S., 11 teilweise mehrfarbige Tafeln und 135 Textabb. Preis jeder Lieferung RM. 3,—. Verlag: Ferdinand Hirt in Breslau.

2.

Auslandsdeutsche Volksforschung

Dem auslandsdeutschen Schrifttum fehlte bisher eine alle Gebiete der Volksforschung in sich schließende wissenschaftliche Zeitschrift. Diese Lücke füllt die vierteljährlich erscheinende »Auslandsdeutsche Volksforschung« aus, die neben Aufsätzen, Forschungsberichten, Besprechungen und bibliographischen Nachrichten auch einen Abschnitt »Wissenschaftliche Kurznachrichten« bringt, in dem in Form einer kurzen Notiz auf wichtige Fragen und Probleme und ihre Behandlung in der Tagespresse oder Zeitschriftenliteratur sowie auf allgemein interessierende Tatsachen hingewiesen wird. Den umfassenden Charakter der Zeitschrift zeigt bereits das erste Heft, in dem von volkskundlicher, literaturwissenschaftlicher, soziologischer, biologischer und volkswirtschaftlicher Seite zum Auslandsdeutschtum im allgemeinen und im besonderen Stellung genommen wird. Im bibliographischen Teil wird neben dem eigenen besonders auch das außerdeutsche Schrifttum berücksichtigt. **N-dt.**

Auslandsdeutsche Volksforschung, hrsg. von Hans Joachim Beyer. Verlag Ferd. Enke, Stuttgart 1937. Jahrgang (4 Hefte) RM 14.—.

3.

Die mineralischen Bodenschätze der Erde

Gelegentlich internationaler Geologenkongresse sind umfassende Monographien über das Vorkommen einzelner Bodenschätze, wie z. B. des Eisens, der Kohle und des Kupfers herausgegeben worden, aber noch fehlte es bisher an einer übersichtlichen und großzügigen Zusammenfassung aller mineralischen Bodenschätze der Erde. Deren Bedeutung für die gesamte Menschheit ist mit fortschreitender Technik ins Ungeheure gewachsen. Die Gewinnung mineralischer Rohstoffe erreicht jährlich eine Menge von mindestens 2 Milliarden Tonnen und einen Gesamtwert von rund 50 Milliarden Goldmark. Die Zahl der im Bergbau aller Länder tätigen Personen soll, wie schon vor dem Weltkriege, auch jetzt noch trotz aller Wirtschaftskrisen 7 Millionen betragen und rechnet man dazu die Nebenbetriebe der Gruben und die Metallhütten, so läßt sich schätzen, daß die Montanindustrie der Erde etwa 15 Millionen Erwerbstätige zählt. Mit diesen Betrachtungen beginnt Ferdinand Friedensburg sein neues Werk über »die mineralischen Bodenschätze als weltpolitische und militärische Machtfaktoren«[1]), das, wie der Titel besagt, eine übersichtliche Darstellung der Ausbeute der Bodenschätze auf der Erde im Hinblick auf die Weltpolitik vermitteln will. Ausgehend von den geologischen, technischen und wirtschaftlichen Grundlagen werden eingehend die bergwirtschaftlichen Faktoren in Weltwirtschaft und Weltpolitik behandelt und in einem weiteren Kapitel verweilt der Verfasser besonders bei der Bedeutung der Bodenschätze für die Kriegsführung, woran sich noch Richtlinien der zukünftigen Entwicklung schließen. An zahlreichen Einzelbeispielen wird dargetan, wie Kohle, Erdöl, Erze und Salz usw. bedeutsamen Einfluß auf das Weltgeschehen genommen hat und es ist an dieser Stelle natürlich unmöglich, auf den reichen Inhalt im einzelnen einzugehen, bei dessen Gestaltung der Verfasser sich als guter Kenner der Verhältnisse in aller Welt zu erkennen gibt. Das zeigt auch das praktisch angelegte Literaturverzeichnis am Schluß des Werkes, das nach Sachgebieten, Ländern und Rohstoffen geordnet rund 1200 Nachweise enthalten mag.

Ohne Frage sind alle dargestellten Fragen heute für uns von besonderer Wichtigkeit, da es gilt, im Rahmen des Vierjahresplans der eigenen und der fremden Rohstoffwirtschaft besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Dr. Hans Praesent
Leipzig

[1]) Mit 7 Abb. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag 1936. VIII, 260 S. gr. 8°. Geh. RM. 16.—, geb. RM. 17.80.

4.

Kultur- und Wirtschaftsgeographie Mittelbulgariens

Im Rahmen der 1925 von Penck mit den bulgarischen Behörden vereinbarten erkundlichen Erforschung Bulgariens durch deutsche Gelehrte hat Gellert 1932 den mittleren Teil des südlichen Staatsgebietes bereist. Sein Bericht[1]) darüber, gleichzeitig seine Habilitationsschrift, ist als die erste kultur- und wirtschaftsgeographische Darstellung Mittelbulgariens zu werten, d. h. des Gebietes zwischen den Steilabhängen des Balkans und der Rhodopen im N und S und zwischen Ichtiman-Kostenec im W und Sliven-Jambol-Elchovo im O. Dieser Raum verdient besonderes Interesse deswegen, weil er niemals in der Geschichte zum Zentrum des bulgarischen Staates hat werden können, sondern jederzeit entweder okzidentalen oder orientalischen Einflüssen erlegen ist, welche bis in die Gegenwart fortwirken und deren Synthese mit dem ureigen-bulgarischen Kulturbesitz eine Forderung an die Zukunft bleibt.

So ist es zu erklären, daß das Gesamtbild Mittelbulgariens gegensätzlich geartete Überreste vergangener Jahrhunderte enthält, die zwar eigenartig aus ihm hervorstechen, es aber doch so, wie es heute ist, eigentlich erst geformt haben. G. tut also recht daran, zur Erklärung der Gegenwart auf die Vergangenheit zurückzugreifen; nur geschieht es allzu abrißhaft. Die einzige günstige Folge der 5 Jahrh. der türkischen Herrschaft sieht er in der Einführung verschiedener orientalischer Kulturen, für die dieser Raum durch die von O und SO hereinströmenden Klimaeinflüsse besser als das übrige Bulgarien geeignet erscheint und deren Produkte immer wichtiger für die bulgarische Exportwirtschaft werden. Daß gerade Mittelbulgarien außerdem mindestens vom Anfang des 19. Jhrh. an das Ernährungs- und Rohstoffzentrum der europäischen Türkei gewesen ist, davon erwähnt G. nichts. Auch seiner Bedeutung für den Handel gibt er reichlich wenig Raum, obwohl dieser dort besonders lebhaft pulsierte, obwohl ferner der Bazar, dessen Eigenart in die gegenwärtigen Marktformen eingegangen ist, zum Wesensbestand des orientalischen Lebens gehörte und obwohl gerade in diesem Raume oder nahe dabei die größten Balkanmessen stattgefunden haben,

Digitized by Google

welche Kampfplätze der europäischen Konkurrenz gewesen sind.

Vom heutigen Mittelbulgarien erhalten wir durch G. ein abgerundetes Bild. Kleinere Ungenauigkeiten, unter denen vor allem auffällt, daß er übersehen hat, daß Plovdiv mehr und mehr den Charakter auch einer Messestadt annimmt, können den Wert dieser verdienstvollen Untersuchung nicht mindern; sie sind wohl auf die für so umfangreiche Studien etwas knapp bemessene Zeit eines Sommers zurückzuführen. G. hat gut beobachtet, seine Begründungen sind im allgemeinen einwandfrei. Die Bevölkerungsverdichtung in Mittelbulgarien hätte noch markanter bewiesen werden können durch vergleichsweise Heranziehung der aus der Türkenzeit vorliegenden Schätzungen und durch Berücksichtigung der Volkszählung von 1934, deren Ergebnisse bei Abschluß der Arbeit noch nicht vorgelegen haben. Aber es ist ja immer der Nachteil von Gegenwartsbetrachtungen, daß die fortschreitende Entwicklung sie in einzelnen Punkten allzu schnell überholt.

Arno Mehlan
Sofia

[1]) Johannes F. Gellert, Mittelbulgarien. Das kulturgeographische Bild der Gegenwart, Neue deutsche Forschungen Bd. 124. Abteilung Historische und Politische Geographie und Geopolitik, herausgegeben von Walther Vogel. X, 294 S., 23 Karten. Verlag Junker u. Dünnhaupt, Berlin. RM 15.—.

5.

Die Rohstoffgebiete des tropischen Afrika

Aus der gegenwärtigen Hochflut der verschiedensten Veröffentlichungen über das Thema Rohstoffe und deutsche Kolonien ragt das Werk des Bonner Geographen Leo Waibel[1]) hervor, das dieser seinem Kölner Kollegen Franz Thorbecke gewidmet hat. Obwohl zur deutschen Kolonialfrage nur in einem kurzen Schlußkapitel direkt Stellung genommen wird, so bietet doch das ganze umfassende Werk mit seiner reichen Fülle an wirtschaftsgeographischem und wirtschaftshistorischem Material eine feste und breite Basis zur besseren Erkenntnis des deutschen Kolonialproblems, das mit Recht als ein Tropenproblem gekennzeichnet wird.

Der Verfasser hat auf Grund eigener Anschauung tropischer Gebiete und eines gründlichen Studiums der einschlägigen Fachliteratur zum erstenmal eine einheitliche Durchdringung des gesamten gewaltigen Stoffes vollbracht, die in Verbindung mit der klaren Darstellungsweise dem Buch den Wert eines Standardwerkes in länderkundlicher, wirtschaftsgeschichtlicher und wirtschaftsstatistischer Hinsicht sichern. Nach einem allgemeinen Überblick über die Tropen folgt ein solcher geographischer und geschichtlicher Art über das tropische Afrika, dem sich dann die genaue Untersuchung der einzelnen Rohstoffgebiete (Ostafrikan. Inseln, Ostafrika, Katangaschwelle, Angola, Abessinien, Sudan, Guineaküstenländer und Kongogebiet) anschließt. Das letzte Hauptkapitel ist dem Handel der afrikanischen Tropen gewidmet. Ein reiches, vorzügliches Kartenmaterial sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis erhöhen den wissenschaftlichen und praktischen Wert dieses Buches, das in unserem deutschen kolonialen Schrifttum an erster Stelle mit genannt zu werden verdient. Liefert es doch in einwandfreier wissenschaftlicher Weise den Beweis dafür, welche großen Fortschritte das tropische Afrika gerade der deutschen kolonialwirtschaftlichen Tätigkeit zu verdanken hat. Mit dem größten Interesse wird man den vom Verfasser angekündigten Fortsetzungen seiner Forschungsarbeiten entgegensehen, die in ähnlicher Weise das tropische Asien und das tropische Amerika behandeln sollen.

Dr. Ernst Gerhard Jacob
Leipzig

[1]) Leo Waibel, Die Rohstoffgebiete des tropischen Afrika Leipzig 1937, Bibliograph. Institut. 425 S. RM 18.—.

6.

Deutscher Kolonialatlas

Der Deutsche Kolonialatlas erschien im zwanzigsten Jahrgang. Er ist bearbeitet nach den von Paul Sprigade und Max Moisel entworfenen Karten. Nach dem Geleitwort von Gouverneur a. D. Dr. Schnee ist dieser, ursprünglich von den Pionieren der deutschen Kolonialkartographie bearbeitete Atlas besonders dazu bestimmt, der heranwachsenden Generation als Anschauungsmittel zu dienen. Den einzelnen übersichtlichen Karten sind Vergleichskarten deutscher Gebiete beigegeben. Im ersten Teil werden wir in kurzen Abschnitten mit dem Schicksal des deutschen Kolonialreiches bekanntgemacht. Reichhaltiges statistisches Material ermöglicht auch in dieser knappen Form, den Wert der Kolonien als Wirtschafts- und Rohstoffgebiete darzutun. Der zweite Teil enthält nach einer Übersichtskarte Einzelkarten der deutschen Kolonien. Der Atlas ist in seiner Übersichtlichkeit und in der handlichen Form ein wertvolles Unterrichtungsmittel. **Sch.**

Deutscher Kolonialatlas, herausgegeben im Einvernehmen mit der Deutschen Kolonialgesellschaft. Nach den von Paul Sprigade und Max Moisel entworfenen Karten bearbeitet und eingeleitet von Fritz Lange, Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft. Mit einem Geleitwort von Gouverneur a. D. Dr. Schnee. 20. Jahrgang. Berlin 1936, Dietrich Reimer/Andrews & Steiner. 23 S. Text u. 6 Karten. RM. 2.50.

7.

Auswanderer

Da hat ein Mann H. von Freeden sich eine Sammlung von Bildern angelegt, die sich mit dem Schicksal deutscher Auswanderer beschäftigen. Die Sammlung ist reichhaltig und wächst mit den Jahren immer mehr. Sie ist ein Kulturdokument. Es drängt, sie der Öffentlichkeit vorzulegen und den Text dazu zu schreiben. So wohl sind die Bilder und Skizzen aus der Geschichte der deutschen Auswanderung entstanden, die Hermann von Freeden und Georg Smolke herausgegeben haben.

Das Buch ist geschickt aufgebaut. Im Mittelpunkt steht die Auswanderung im 18. und 19. Jahrhundert, sie beginnt im großen Stil im Jahre 1709, wo etwa 13000 Pfälzer ihre Heimat verließen um nach den englischen Besitzungen in Nordamerika zu ziehen und sie hört dann nicht wieder auf. Deutsches Blut düngt fremde Erde in aller Welt. Jede Skizze dieses Buches ist ein Roman in Kurzform, ob sie die deutschen Siedler und Bergleute in Mexiko, den Texasverein, die erste deutsche Gemeinde in Wisconsin oder die deutschen Soldaten im Kaffernlande behandelt.

Je mehr man liest, desto größer wird die innere Verbundenheit mit diesen Menschen, die wagemutig in die Welt gingen, aber auch um so größer die Wut gegen menschliche Profitgier, die mit dieser Menschenware handelte und Tausende, Männer, Frauen, Kinder skrupellos oft, sehr oft dem Elend und dem Massensterben, schon bei der Überfahrt überantwortete. — Ein erschütterndes Buch.

G. L.

Auswanderer. Bilder und Skizzen aus der Geschichte der deutschen Auswanderung. Herausgegeben von Hermann v. Freeden und H. Smolka. Bibliographisches Institut, Leipzig. RM 5.80.

Zur Philosophie der Technik

Da die Kulturphilosophie noch immer die Sonderstellung der Technik innerhalb des gesamten Kulturlebens und seiner Entwicklung unterschätzt und es andererseits eine große Anzahl Schriften gibt, welche die Technik einseitig apologisieren oder aber ebenso einseitig verdammen, so ist es ein Verdienst Eberhard Zschimmers, in seinem Buche »Deutsche Philosophen der Technik« die Lehren von solchen Denkern wie Kapp, Eyth, Eduard von Mayer, Wendt, Alard du Bois-Reymond und Engelhardt behandelt zu haben, die das meiste zur wissenschaftlich-philosophischen Enträtselung des wichtigen Problems der Technik beigetragen haben und zugleich erkannten, daß eine allgemeine Kulturphilosophie nicht möglich ist, ohne der Technik eine Zentralstellung zuzuerkennen. Da, wie auch Zschimmer betont, die Technik philosophisch nur von einem klaren Weltanschauungsprinzip aus klar erfaßt und in die allgemeine Kultur eingeordnet werden kann, kommt den von der Philosophie oder Geisteswissenschaft herkommenden Denkern wie dem Hartmann-Schüler Kapp, dem Nietzsche-Jünger von Meyer, dem Hegelianer Wendt und schließlich Viktor Engelhardt, der zum ersten Male die Technik unter dem völkischen Totalitätsgesichtspunkt betrachtet hat, eine höhere Bedeutung für die Philosophie der Technik zu als Denkern wie Max Eyth und du Bois-Reymond, welche von der Technik oder dem Patentrecht herkamen. In den Untersuchungen der Erstgenannten vor allem finden wir daher auch eine Reihe von Grundgedanken, welche Bausteine einer jeden künftigen Philosophie der Technik zu sein vermögen: Bei Kapp, dem Theoretiker der »Organprojektion«, der bedeutsame Gedanke, daß zwischen unserer hochentwickelten Technik und den primitiven Werkzeugen der Urmenschen kein prinzipieller, sondern nur ein Unterschied des Grades bestehe, bei Meyer der später zu Unrecht verallgemeinerte Gedanke, daß die industrielle, kapitalistische Technik eine Kulturgefahr sei, bei Wendt die Anschauung, im technischen Fortschritt eine Entwicklungsform des menschlichen Geistes zu sehen und vor allem in der Technik den »Grundbau« zu erblicken, der das gesamte Geistesleben trägt, bei Engelhardt, dem Jüngsten unter all diesen wissenschaftlichen Philosophen der Technik, der Versuch, die Technik nicht zu verselbständigen, sondern sie nur als Teil einer »geschlossenen Totalität« zu begreifen.

Zschimmers Buch erscheint besonders geeignet, dem Ingenieur, der keine Zeit für die Lektüre dickleibiger philosophischer Bücher hat, zum Nachdenken über die von ihm betriebene Kunst anzuregen.

Dr. Heinz Horn
Dresden

Eberhard Zschimmer: Deutsche Philosophen der Technik 115 Seiten. Stuttgart 1937, Ferdinand Enke Verlag. — Geheftet RM. 5.—; Geb. RM. 6.50.

Erkenntniskritik auf der Grundlage der Arbeitsbedingungen des Gehirns
Von ERICH MEISNER. 176 Seiten. Preis RM 5.—
Eine neuartige und kühne Erkenntniskritik. Als Techniker geht der Verfasser nicht von den philosophischen Schulbegriffen sondern von anschaulichen Vorstellungen aus. Schaltpläne von der Zusammenarbeit der Gehirnzellen geben Aufschluß über die Entwicklung der Denkformen, über das Wesen der philosophischen Schulbegriffe (z. B. Ursächlichkeit, Bewußtsein) und lassen die Denkgrenzen erkennbar werden. Rein deutsch und allgemeinverständlich geschrieben.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung!
Verlag Felix Meiner, Leipzig

Digitized by Google

Prof. Dr. K. KÄHLER, Potsdam

Über natürliche und künstliche Ionisierung

I. Die natürliche Ionisierung der Freiluft. Seit den bahnbrechenden Untersuchungen der beiden Wolfenbütteler Physiker Elster und Geitel um die Jahrhundertwende wissen wir, daß in der uns umgebenden Luft dauernd positive und negative elektrische Ladungen vorhanden sind, die ihren Ursprung in der Hauptsache den radioaktiven Bestandteilen der Erdrinde verdanken, wozu allerdings noch eine geheimnisvolle, kosmische, ionenerzeugende Strahlung kommt. Wir nennen diese elektrischen Ladungen Ionen, obwohl sie andere Eigenschaften haben als die Ionen der Elektrolyse. Ursprünglich geht die Ladung an ein einzelnes Luftmolekül, das ja einen Durchmesser von 3×10^{-8} cm hat; doch lagern sich sofort weitere Moleküle heran, so daß der Ladungsträger erst bei einem Durchmesser von etwa 8×10^{-8} cm beständig wird. So entstehen die kleinen Ionen der Atmosphäre. Jedes Ion hat die Elementarladung 4.8×10^{-10} elektrostatische Einheiten. Zwischen den positiven und negativen Ionen zeigt sich ein grundsätzlicher Unterschied. Die negativen sind, wenn man sie in ein künstliches elektrisches Feld bringt, stets etwas beweglicher als die positiven, oder anders ausgedrückt: die negativen sind stets etwas kleiner als die positiven. Offenbar lagern sich an die positiven Ionen bei ihrer Entstehung stets einige Moleküle mehr an, vermutlich nicht Luftmoleküle, sondern Moleküle von Fremdkörpern, die ja stets in der Atmosphäre vorhanden sind.

Nun ist seit langem bekannt, daß in Gasen auch Elektrizitätsträger entstehen können, die sehr viel unbeweglicher sind, die also viel größer sein müssen. Sie sind zuerst im Jahre 1905 von Langevin in Paris in der Atmosphäre nachgewiesen worden und müssen etwa einen Durchmesser haben zwischen 10^{-6} und 10^{-5} cm. Wir nennen sie die großen Ionen der Atmosphäre. Sie entstehen offenbar durch Anlagern kleiner Ionen an die ja stets zahlreich in der Luft vorhandenen Kondensationskerne, die deswegen so genannt werden, weil an ihnen die Tröpfchen-, Nebel- und Wolkenbildung vor sich geht. Auch die großen Ionen tragen meistens nur eine elektrische Elementarladung 4.8×10^{-10}. Man kann diese Ionen auf zweifache Art und Weise zählen. Einmal, indem man sie ähnlich wie die kleinen Ionen in einem künstlichen elektrischen Feld abfängt, und zweitens, indem man sie in einem »Kernzähler« zählt.

Da außer den eigentlichen Kondensationskernen noch zahlreiche andere Beimengungen in der Atmosphäre vorhanden sind, wozu in erster Linie der Wasserdampf zu rechnen ist, so war von vornherein anzunehmen, daß sich leichte Ionen auch an diese anlagern können. Schon die großen Ionen haben keine einheitliche Größe. Dazu kommen jetzt noch Ionen, deren Größe zwischen den kleinen und den großen Ionen liegt, die sogenannten mittleren Ionen der Atmosphäre. Die Ionenverteilung oder, wie wir sagen, das Ionenspektrum ist je nach dem Wetter recht verschieden. Die mittleren Ionen sind in Potsdam stets in wechselnder Anzahl in der Atmosphäre vorhanden. Am größten ist ihre Zahl bei starkem Dunst, am geringsten in klarer Luft und bei starkem Nebel. Man kann bei regenlosem Wetter für die Ionenverteilung drei Fälle unterscheiden. Bei guter Sicht und leichter Bewölkung sind vorhanden verhältnismäßig viele kleine, wenig mittlere und verhältnismäßig wenig große Ionen; bei dunstigem, leicht bewölktem Wetter und schlechter Sicht wenig kleine, viele mittlere und meist auch viele große Ionen; bei trübem Wetter wenig kleine, nicht allzu viele mittlere und viele große Ionen.

Die Zahl der kleinen Ionen ist nach neueren Messungen fast immer recht gering. In Potsdam fanden sich bei regenlosem Wetter als Mittelwerte von einjährigen Messungen nur 61 positive und 47 negative im ccm, zusammen also 108, wobei die positiven um 30% überwogen. Auf der Nordseeinsel Norderney wurden in sehr viel reinerer Luft im August/September gezählt 292 positive und 243 negative, zusammen also 535 im ccm. Die Anzahl der großen Ionen betrug in Potsdam bei regenlosem Wetter im Jahresmittel 9760 im ccm, und zwar ist das die Summe der positiven und negativen großen Ionen, gezählt mit dem Kernzähler, bei dem eine Trennung der Vorzeichen nicht möglich ist. Die Zahl der großen Ionen ist also stets ganz erheblich höher als die der kleinen Ionen. Auf Norderney wurden im August/September nur 2670 große Ionen gemessen. Die Anzahl der mittleren Ionen ist in Potsdam etwa von der Größenordnung 1000 im ccm. Ihre Zahl wechselt sehr. Sie sind in dunstiger Luft, vor allem in der Stadtluft stets in sehr viel größeren Mengen vorhanden als in reiner Luft.

Die Lebensdauer der Ionen ist nicht groß. In ganz reiner Luft, in Helgoland z. B., bestehen die kleinen Ionen etwa 200 Sekunden, in stark dunstiger, kernhaltiger Luft mitten auf dem Festlande nur 1 bis 2 Sekunden. Sie lagern sich dann offenbar sofort an Kerne an, am ehesten an solche Kerne, welche die entgegengesetzte Ladung tragen, wodurch also wieder ein ungeladener Kern entsteht. Wir haben also in der Freiluft ein dauerndes Sichbilden und Verschwinden von Ionen. Da sich aber die ionenerzeugenden und ionenvernichtenden Vorgänge bei normalem Wetter die Waage halten, ist doch ein gewisser Gleichgewichtszustand vorhanden, der solange anhält, bis plötzliche Wetteränderungen eintreten. Natürlich gehen aber auch ständig langsamer verlaufende Änderungen des Ionengehalts und damit des Ionenspektrums der Atmosphäre vor sich. Dabei ist als Hauptgesetz gefunden worden, daß kleine Ionen und große Ionen fast stets entgegengesetzt schwanken. Durch Dunst und noch mehr durch Rauch nimmt die Anzahl der großen Ionen zu, die der kleinen ab, beim Einbrechen klarer und kernarmer Luft die Zahl der kleinen Ionen zu, der großen und auch der mittleren Ionen ab. Es ergibt sich also in Norddeutschland ein guter Zusammenhang zwischen Ionengehalt und Luftmasse. Polarluft oder arktische Luft hat viele kleine Ionen, wenig große, tropische und subtropische Luft umgekehrt wenig kleine und viele große Ionen. In der Stadtluft ist die Anzahl der kleinen Ionen fast stets sehr gering. Schon die Benzingase eines vorüberfahrenden Kraftwagens können sie vollkommen vernichten. Ähnlich gering ist die Zahl der kleinen Ionen bei starkem Nebel, wobei sie offenbar sofort nach ihrer Entstehung sich an die kleinen Wassertröpfchen anlagern. Wie die Messungen mit dem Kernzähler zeigen, ist daneben aber die Anzahl der großen Ionen bei Nebel meistens noch recht groß.

Sehr beträchtliche Änderungen der Ionenzahlen treten nun ein durch die atmosphärischen Niederschläge und vor allem durch Böen und Gewitter. Ladungsträger sind dann die Regentropfen, sowie die Schneekristalle, Graupeln und Hagel, aber auch die kleinen Wolkenteilchen und Nebeltröpfchen, also flüssige Ionen. Diese Ionen tragen nun nicht mehr die Einheitsladung 4.8×10^{-10} elektrostatische Einheiten, sondern ein Vielfaches davon, so daß auf diese Weise Ladungen im ccm zustande kommen, die ganz erheblich die Ladungen bei niederschlagsfreiem Wetter übersteigen. Am geringsten ist die Elektrisierung bei ruhigem Regen (Landregen), doch überwiegen in der Luft dabei stets die negativen Ionen. Eine ganz ähnliche Ionenverteilung tritt in der Nähe von Wasserfällen auf, sie kann hier sogar unter Umständen recht kräftig werden. Man nennt diese »Wasserfallelektrizität« nach ihrem Entdecker auch die Lenardwirkung. Auch im Wellenschlag des Meeres tritt diese Lenardwirkung auf, doch bewirkt der Salzgehalt des Meereswassers eine Umkehr der Vorzeichen, so daß über der Meeresoberfläche die positiven Ionen überwiegen. Dieselbe Umkehr der Vorzeichen tritt bei atmosphärischen Niederschlägen ein, wenn statt des Regens ruhiger Schnee aus der Wolke zur Erde fällt. Auch dann überwiegen in der Luft die positiven Ionen. Sowohl bei ruhigem Regen als bei ruhigem Schneefall sind aber die im ccm Freiluft gemessenen Ladungen nicht sehr groß: Größenordnung etwa das 10fache bei normalem Wetter. Eine ganz erhebliche Zunahme und zugleich ein starker Wechsel in den Vorzeichen tritt ein bei Schauern, und zwar sowohl bei Regen-, Schnee-, Graupel- und Hagelschauern. Die stärksten Ladungen bringen die Gewitter, wo oft das 1000fache der Werte bei normalem Wetter erreicht und auch noch überschritten wird.

Die Zimmerluft zeigt, vor allem wenn die Fenster dauernd geschlossen sind, ein anderes Verhalten wie die Freiluft; doch bleiben im ungeheizten Zimmer, in dem nicht geraucht wird, die Schwankungen der Freiluft angedeutet. So wirkt z. B. die Föhnluft, die große elektrische Ladungen mit sich bringt, bis ins Zimmer hinein, und auch die Gewitterschwankungen machen sich im Zimmer noch bemerkbar. Von Einfluß auf die Ionenzahlen im Innern der Häuser ist aber vor allen Dingen die radioaktive Strahlung der Wände, die meistens eine Erhöhung der Ionenzahlen gegenüber der Außenluft bringt. Diese Wirkung ist aber konstant. Durch das Heizen kommen natürlich starke Veränderungen im Ionengehalt, meistens scheint, wenigstens bei Zentralheizung, eine Vermehrung der positiven Ionen einzutreten.

Da der Mensch bei seinem Aufenthalt im Freien stets auch die elektrischen Ladungen der Atmosphäre mit einatmet, so ist mit dem Atmen auch stets eine Abgabe von elektrischen Ladungen an den Körper verbunden. Das Vorzeichen ist bei niederschlagsfreiem Wetter im allgemeinen positiv, bei Landregen negativ, bei ruhigem Schneefall wieder positiv, bei Böen und Gewittern sehr wechselnd, bald stark positiv, bald stark negativ. Es ist von vornherein nicht sehr wahrscheinlich, daß die ja nur kleinen Ionenzahlen bei normalem Wetter merkliche phy-

Digitized by Google

siologische Wirkungen ausüben, eher wäre das bei den sehr viel größeren Gewitterladungen denkbar. Der Gedanke, daß die natürliche atmosphärische Elektrizität schon auf den gesunden Organismus einwirken müsse, ist so alt wie die Kenntnis der Luftelektrizität, ist also schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts ausgesprochen worden. Die meisten großen Naturforscher und Ärzte dieser Zeit, so Galvani, Volta, Hufeland und Alexander von Humboldt, waren von einer solchen Einwirkung überzeugt. Zahllos sind auch die Versuche, mit denen eine solche Wirkung auf Mensch, Tier und Pflanze nachgewiesen werden sollte. Schon sehr früh ging man dabei dazu über, die Ionisierung durch künstliche Mittel zu verstärken.

II. Die künstliche Ionisierung. Dabei war der Gedanke richtungweisend, vor allem dem kranken Menschen zu helfen, der ja auch weit mehr als der gesunde für die atmosphärischen Vorgänge empfänglich ist, wie das Verhalten der Menschen bei Gewittern beweist. Schon am Ende des 18. Jahrhunderts trieben französische Ärzte »Ionentherapie«, indem sie künstliche Ionen durch Kerzenflammen und Spitzenentladung erzeugten. Die künstlichen Ionisierungsapparate ermöglichen es uns, im Laboratorium mit weit stärkeren Dosen zu arbeiten, als sie die Natur zur Verfügung hat. Nach dem großen Kriege sind vor allem am Universitätsinstitut für physikalische Grundlagen der Medizin in Frankfurt a. M. bahnbrechende Untersuchungen auf diesem Gebiet ausgeführt worden. Das Bestreben ging dahin, eine Apparatur zu schaffen, mit der unipolare Ladungen hergestellt werden können, also Luft, die nur Ladungen eines Vorzeichens enthält. Benutzt wurden nicht Gasionen, sondern Staubionen von mittlerer Beweglichkeit, die durch Glühentladung einer kleinen Magnesiumoxyd-Patrone in einem starken elektrischen Feld entstehen. Mit dieser »Dessauerschen Ionenapparatur« wurden außer in Frankfurt auch an vielen anderen Orten experimentelle und klinische Untersuchungen ausgeführt. Außer diesem Gerät ist vor einiger Zeit von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Berlin ein auf dem Prinzip der Spitzenausstrahlung beruhender Ionenspender gebaut worden. Es handelt sich bei ihm um Ionen, die in ihren chemisch-stofflichen und elektrischen Eigenschaften von den Magnesiumoxyd-Ionen verschieden sind, so daß anzunehmen ist, daß auch die biologisch-therapeutischen Wirkungen anders sein werden. Doch liegen darüber noch keine Erfahrungen vor. Die Behandlung mit künstlichen Ionen geschieht entweder durch direkte Einatmung aus einem Trichter oder durch Aufenthalt in einer Ionisierungskammer. In Frankfurt ist vor allem negativ elektrisierte Luft verwendet worden. Versuche von Janitzki und Wolodkewitsch bewiesen, daß, während die kleinen Ionen restlos im toten Raum des Mundes, des Kehlkopfs und der Trachea stecken blieben, die mittleren und großen Ionen in die Lunge gelangten und dort um so mehr verblieben, je kleiner diese Ionen waren, je länger die eingeatmete Luft in der Lunge blieb und je tiefer die elektrisierte Luft in die Lunge eingedrungen war. Das wichtigste Ergebnis dieser Untersuchungen ist, daß es in erster Linie die mittleren negativen Ionen sind, die in der Lunge verbleiben. Weitere klinische Versuche von Happel und Straßburger mit dieser künstlichen negativen Ionisierung, die etwa 10000mal so stark ist wie die natürliche, ergaben günstige Wirkungen gerade bei klimaempfindlichen Menschen auf das Rheuma, den Blutdruck, auf Erregungszustände und Müdigkeit. Positive Ionen wirkten dagegen ungünstig. Diese günstige Wirkung der negativen künstlichen Ionisierung ist dann von anderen deutschen, französischen und russischen Ärzten bestätigt worden. Der Gesamteindruck der in verschiedenen Kliniken mit der Dessauerschen Ionenapparatur vorgenommenen Versuche ist der, daß bei den negativen Ionen eine deutlich heilende Wirkung vorhanden ist. Vielfach klagten in Luft, die mit positiven Ionen geladen war, Patienten über Behinderung der Bewegung und über Atembeschwerden. In negativ geladener Luft fühlten sich die Kranken wohl, wie wenn ein Gewitter zu Ende gegangen war. Die Bewegungen wurden leichter, der Blutdruck sank, der Puls verlangsamte sich und die Atmung wurde kräftiger. Tschijewski-Moskau hat ferner bei Mensch und Tier eine günstige Wirkung auf die Lungentuberkulose festgestellt. Dabei wurde die Dessauersche Ionenapparatur weiter ausgebaut, indem die Magnesiumoxyd-Patrone durch verschiedene andere pharmakologisch wirksame Stoffe ersetzt wurde. Auf diese Weise ist es möglich, Ionen von anderer chemischer Natur zu erzeugen. Verwendet wurde z. B. Kalziumzerstäubung, von der man von der Industrieerfahrung her weiß, daß sie die Tuberkulose günstig beeinflußt. Wir müssen also annehmen, daß außer der elektrischen Wirkung auch noch die stoffliche (chemisch-pharmakologische) Wirkung eine Rolle spielt.

Das führt aber dann auch zur Erkenntnis, daß man bei der Verwendung von Staubionen vorsichtig sein muß, weil sie unter Umständen auch schädliche Wirkungen auf die Lunge ausüben können, wie das ja von manchen Staubarten der Industrie längst bekannt ist. Man kommt aber dann dadurch zum Ziel, daß man statt der festen Ionen flüssige Ionen verwendet. Seit den bahnbrechenden Untersuchungen Lenards ist bekannt, daß beim Zerstäuben von Wasser und wäßrigen Lösungen eine starke Elektrisierung eintritt, deren Vorzeichen vom gelösten Mittel abhängt. Beim Inhalieren zerstäubter Flüssigkeiten gelangen also auch stets elektrische Ladungen in die Atmungsorgane. Wir haben hier dann eine künstliche Ionisierung, die der natürlichen Ionisierung in der Nähe von Wasserfällen, über der Meeresoberfläche und bei atmosphärischen Niederschlägen ganz ähnlich ist. Um gute und eindeutige Wirkungen zu bekommen, muß die Zerstäubung möglichst fein sein und die elektrische Ladung dieser kleinsten Tröpfchen möglichst nur Ladungen eines Vorzeichens enthalten. Das ist der Zweck des Inhalationsverfahrens mit der Barthelschen Kugeldüse (Hersteller Körting-Hannover), mit der in letzter Zeit eine Reihe von Versuchen angestellt worden sind. Am leichtesten gelingt es, bei destilliertem Wasser durch Anlegen von hohen negativen Spannungen fast unipolare, fein verteilte negative Ladungen zu erzeugen, die, wie eine Reihe von klinischen Untersuchungen von Wedekind-Köln zeigten, sehr günstige Wirkungen auf Kranke ausübten, ganz ähnlich wie sie oben bei der Dessauerschen Ionenapparatur beschrieben wurden. Verwendet man statt des reinen Wassers Salzlösungen, z. B. eine physiologische Kochsalzlösung, oder zerstäubt man natürliches Brunnenwasser, so ist die Elektrisierung und damit die Wirkung auf die Atmungsorgane anders, aber ebenfalls durchaus noch günstig. Auch schädliche Wirkungen sind bei manchen Zusätzen möglich, so daß auch hier Vorsicht geboten ist. So kann z. B., wie Versuche in Potsdam gezeigt haben, schon ein geringer Prozentsatz von Salpetersäure Atembeschwerden verursachen. Diese Inhalierungsmethode mit künstlichen flüssigen Ionen ist aber noch sehr ausbaufähig, so daß weitere Untersuchungen mit ihr noch manchen Erfolg versprechen.

Die Bedeutung der modernen Physik

Die Physik hat in den letzten Jahrzehnten eine erstaunliche Entwicklung genommen. Nüchterne, vorsichtige Beurteiler haben sich nicht gescheut, die Vermutung auszusprechen, daß künftigen Generationen diese Entwicklung im Rückblick nicht weniger bedeutungsvoll und großartig erscheinen werde, als die in der Renaissance vollzogene Wende im naturwissenschaftlichen Denken und Forschen. Denn es handelt sich nicht nur um eine Fülle neuer Einzelerkenntnisse, mit denen uns die unermüdlich bohrende physikalische Forschungsarbeit in diesen Jahrzehnten beschenkte. Sondern zugleich mit diesem wachsenden Besitz an sorgfältig gesicherten Tatsachenfeststellungen — und auf Grund dieses Besitzes — erwarben wir die nach allen Richtungen und in jeder Einzelheit begründete und gesicherte Erkenntnis, daß die grundsätzlichen Vorstellungen, welche seit Kopernikus, Galilei und Newton unser naturwissenschaftliches Denken beherrschten, zu eng seien, um auch so abseitige, so völlig aus dem Rahmen des früher Bekannten und Gewohnten hinausführende Entdeckungen in sich aufnehmen zu können, wie sie durch die zu phantastischen Höchstleistungen gesteigerte moderne Experimentierkunst errungen wurden. So hat sich denn in der Physik eine philosophisch bedeutsame Entwicklung vollzogen: mit einer Dringlichkeit, wie sie sonst wohl seit der Begründung der abendländischen Naturwissenschaft nicht mehr bestanden hatte, sahen sich die Physiker zur Prüfung und Klärung erkenntnistheoretischer Grundfragen ihrer Wissenschaft genötigt.

Aber gerade in diesem Zeitabschnitt, der eine Zusammenarbeit von Physikern und Philosophen so dringend forderte, riß im Gegenteil die Verbindung großenteils ab. Die physikalischen Probleme, in deren Untersuchung die erkenntnistheoretische Einstellung der Physiker ihre Bewährungsprobe abzulegen — oder sich notwendige Umstellungen gefallen zu lassen hatte, waren zunächst in so hohem Grade reine Spezialistenfragen, daß eine Erörterung über die engsten Fachgrenzen hinaus unmöglich war. Erst jetzt, nachdem die Quantenphysik im Wesentlichen fertig dasteht, kann eine solche Zwiesprache fruchtbar werden. Es war deshalb zweifellos ein vortrefflicher Gedanke der Verwaltungskommission der Avenarius-Stiftung, eine Preisaufgabe auszuschreiben über die Frage: »Welche Konsequenzen haben die Quantentheorie und die Feldtheorie der modernen Physik für die Theorie der Erkenntnis?« Die Tatsache, daß nicht weniger als 17 Arbeiten eingereicht wurden, bewies die starke Anteilnahme, welche die neue physikalische Entwicklung inzwischen innerhalb des philosophischen

Digitized by Google

Lagers gefunden hat. Drei dieser Arbeiten wurden 1936 mit dem Richard Avenarius-Preis ausgezeichnet; sie sind jetzt im vorliegenden Buch zusammengefaßt.

Ein solches Buch muß der Anteilnahme sowohl der Philosophen, als auch der Physiker sicher sein: in der Überzeugung, daß viele es lesen werden, brauchen wir nicht zu bedauern, daß wir in dieser Besprechung keinen Versuch machen können, seinen gedankenreichen, vielgestaltigen Inhalt auch nur in Kürze zusammenzufassen.

Grete Hermann ist den Physikern schon vor einiger Zeit bekannt geworden durch eine ausgezeichnete Arbeit über die philosophischen Fragen der Quantentheorie. Man wird also mit gespannter Erwartung ihren hier vorgelegten Beitrag zur Hand nehmen, der außer der Quantenphysik auch die Relativitätstheorie in ihrer philosophischen Bedeutung analysiert. Diese Erwartungen werden nicht enttäuscht: ohne Bedenken möchte ich G. Hermanns Abhandlung zu dem Klarsten und Besten rechnen, was wir von philosophischer Seite zu diesen Dingen gehört haben.

Auch E. Mays Arbeit verdient ernste Beachtung und enthält wertvolle Gedanken. Es sei z. B. auf seine treffenden Ausführungen über die Rolle der »Qualitäten« in der Physik (S. 60) hingewiesen. In der Erörterung der nichteuklidischen Geometrie und ihrer physikalischen Bedeutung vertritt er allerdings eine Auffassung, welcher der Physiker nicht zustimmen kann; May setzt sich hier für die Dinglerschen Gedanken ein, und es möge einmal offen ausgesprochen werden, daß nur Nichtphysiker an der Irrigkeit der Dinglerschen Auffassungen zweifeln.

Th. Vogels anziehenden Beitrag möchten wir insbesondere wegen der wertvollen Hinweise hervorheben, die er gibt hinsichtlich der Fragen der Einordnung wissenschaftlich-rationalen Denkens in die weiteren Zusammenhänge menschlichen Denkens, Empfindens und Tuns überhaupt. Es gibt eine passive Erkenntnis, die weiter nichts ist, als eine unbeteiligte Registrierung von »objektiven« Tatbeständen. Aber es gibt auch eine aktive Erkenntnis, die zugleich ein Handeln bedeutet. Das Erkennen des Historikers enthält beide Elemente zugleich: »So gehört jede große Geschichtschreibung in die Sphäre der Tat.« Es ist ein sehr berechtigter und wesentlicher Hinweis, daß die Quantenphysik uns in gewissem Sinne vom Ideal der »passiven« Erkenntnis näher zu dem der »aktiven« Erkenntnis führt, indem sie lehrt, daß im Gebiet des Mikrophysikalischen eine ganz passive, also jede aktive Beeinflussung des Objektes vermeidende Beobachtung überhaupt nicht möglich ist.

P. Jordan
Rostock

G. Hermann, E. May, Th. Vogel: Die Bedeutung der modernen Physik für die Theorie der Erkenntnis. S. Hirzel, Leipzig 1937. — VIII u. 210 Seiten. RM 6.50.

Das heilige Wort

Eine religionsphänomenologische Untersuchung

von Prof. Dr. G. Mensching.

147 Seiten. Preis RM 6.60

Aus einer ausführlichen Besprechung in der D. A. Z. v. 19. 5. ...in drei Hauptabschnitten unterzieht M. das heilige Wort einer religionswissenschaftlich aufschlußreichen Analyse, betrachtet in einem 2. Teil der als Materialsammlung wichtigen Schrift das „Wort im Gottesumgang der Gemeinschaft", um endlich die „Übergänge in das Gebiet des rein-magischen Wortes" aufzudecken.

Ludwig Röhrscheid, Verlagsbuchhandlung, Bonn

Anschauliche Quantentheorie

Es zeugt vom richtigen Verständnis für die Zeitumstände der Technik, wenn der Verlag mich zu einer Besprechung des Jordanischen Buches für die Kreise der Technik auffordert. Diesem Wunsche komme ich gerne entgegen, da ich aus meiner langjährigen Verbundenheit mit diesen Kreisen, dem wissenschaftlich gebildeten Ingenieur nur dringend anraten kann, sich mit den epochemachenden Entdeckungen und Errungenschaften der neuen Physik, die in der Quantenmechanik ihre wissenschaftliche Zusammenfassung erfährt, bekannt zu machen. Für den Elektro-Ingenieur und alle in der Radio-Technik Interessierten, ebenso für den physikalischen Chemiker ist dies heute bereits selbverständlich. Und die rapiden Fortschritte der Röntgenstrahl-Untersuchung im allgemeinen Maschinenbau berechtigen zur Aufforderung, sich bei Zeiten mit der Quanten-Mechanik vertraut zu machen, auch für den Maschinen-Ingenieur. Außerdem wird diese Empfehlung durch einen allgemeinen sozusagen philosophischen Hintergrund gestützt. In der Tat sollte kein Gebildeter dem ungeheuren Umsturz, der sich in der Auffassung der Grundgesetze des Naturgeschehen vollzieht, und im Ersatz des klassischen Kausal-Gesetzes durch bloß statistische Gesetzmäßigkeiten gipfelt, stumpfen

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 9, Knesebeckstr. 94. Tel. 31-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: Houben-W., Methoden d. org. Chemie, neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie. Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 375.—. Berichte: 1898—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten nur 720.—.

Sinnes gegenüberstehen. Dem Bedürfnis des Ingenieurs, aber auch wohl demjenigen des angehenden Physikers, trägt nun das Buch Prof. Jordans in ausgezeichneter Weise Rechnung. In einem durch Präzision und Abgerundetheit meisterhaft wirkenden Stil wird zunächst eine wohl überlegte Auswahl der grundlegenden Experimente der Quantenphysik erläutert, um an Hand des sogenannten Korrespondenzprinzipes, welches die Brücke von den alten Theorien zur neuen Physik bildet, allmählich in die neue Quanten-Mechanik einzutreten. Die bahnbrechende Gleichung von Schrödinger und der Matrizenkalkul, der der eigentliche Geburtshelfer der neuen Physik war, werden dabei parallel behandelt. Bei der durchschnittlichen mathematischen Ausbildung, die Technische Hochschulen heute bieten, wird der Ingenieur also wohl einiges Neues hinzulernen müssen, doch werden alle grundlegenden Lehrsätze im Lehrbuch selbst mit mustergiltiger Klarheit entwickelt. Das Weiterschreiten zur sogenannten relativistischen Behandlung der Quanten-Mechanik bildet bekanntlich ein mit ungelösten Problemen schwer belastetes Kapitel der Theorie und es erweckt im Leser eine besondere Befriedigung, daß die noch vorhandenen Antinomien durchaus unbemäntelt in ihrer Sphinxgestalt dargestellt werden, so daß er als Zuschauer des schweren schöpferischen Ringens nur von tiefer Ehrfurcht durchdrungen werden kann. Ein höchst wertvoller Abschnitt über die Kernphysik führt uns bis zu den vordersten Schützengräben des Forschungs-Kampfes, der größte Neuheiten, wie auch neue Elementarteilchen der Materie zu Tage gefördert hat. So unterscheidet man heute im ganzen bereits das Proton, Neutron, Elektron, Positron und vielleicht das leichte Neutrino, das beim radioaktiven Beta-Zerfall frei wird und eine geheimnisvolle Rolle beim Zustandekommen der Bindungskräfte spielt, welche die aus Protonen und Neutronen aufgebauten Kerne zusammenhalten; vielleicht wird es noch zu einer neuen Lichttheorie führen.

Der Verfasser hat alle Teile seines höchst anregenden Lehrbuches mit glücklichster Hand bearbeitet und der klaren, eindeutig faßlichen Beweisführung in dankenswerter Weise auch Hinweise auf mögliche Irrtümer und Widersprüche beigefügt. So war er durchaus berechtigt, seine Schrift »anschauliche Quanten-Mechanik« zu benennen, nicht in dem Sinne, als ob die Doppelnatur der Korpuskel- und Wellen-Erscheinung der Elementarteilchen ihres Mysteriums entkleidet werden könnte, sondern in der voll gelungenen Absicht, dem Lernenden die begrifflich widerspruchsfreie Erfassung und Handhabung der Theorie dieser »komplementären« Erscheinungen mit Sicherheit zu ermöglichen. Daher darf das Buch gerade technischen Kreisen, die auch im Lernen auf möglichst guten »Wirkungsgrad« Gewicht legen, wärmstens empfohlen werden.

Doch möchten wir diese Besprechung nicht beenden, ohne auf das abstrakte Schlußkapitel des Buches nachdrücklich hingewiesen zu haben, welches die physikalische und erkenntnistheoretische Forschung von allgemeinen Gesichtspunkten aus diskutiert. Dieses Kapitel hat nichts zu tun mit der Berufsaufgabe des Ingenieurs, wohl aber um so mehr mit seiner ganzen Lebensanschauung. Den inneren Standpunkt dem »Positivismus« gegenüber darf gewiß jeder für sich vorbehalten. Aber es ist aufs wärmste zu begrüßen, daß einer der führenden Physiker der Gegenwart diesen von fachlicher Einseitigkeit verpönten Problemen, bis zur Frage der Willensfreiheit hin, nicht aus dem Wege geht. Seine auf vollendeter Beherrschung der mathematischen und physikalischen Materie fußenden spannenden Auseinandersetzungen bilden ein Labsal, verglichen mit der dilettantenhaften Art, die besonders auf biologischer Seite oft anzutreffen war und ist. Infolge dieser, höchste Interessen berührenden Gesinnung darf das Studium des Buches nicht nur dem Ingenieur sondern ebenso dem Biologen, dem Philosophen, überhaupt dem Geisteswissenschaftler dringend empfohlen werden.

Prof. Dr. A. Stodola, *Zürich*

Anschauliche Quantentheorie von Dr. P. Jordan o. ö. Prof. an der Universität Rostock. 8°, 320 S., Preis geb. RM 13.80. Verlag Jul. Springer Berlin 1936.

NEUERSCHEINUNG

Hans Urs von Balthasar

APOKALYPSE DER DEUTSCHEN SEELE

Studien zu einer Lehre von letzten Haltungen

Band 1: Der deutsche Idealismus

734 Seiten, Lein. RM 9.—, br. RM 7.80

„Auf überraschende und sinnvolle Weise breitet der Verfasser eine geistesgeschichtliche Schau großen Ausmaßes vor uns aus. Man wird durch diesen begabten Mittler und Deuter neu bestärkt in der Überzeugung, daß an Höhe und Reichtum der Leistungen der deutsche Idealismus kaum seinesgleichen hat in der geschichtlichen Landschaft Europas. Balthasar weist die Letzthaltungen und Endentscheidungen der größten deutschen Geister — und damit auch des deutschen Geistes in seiner größten Zeit auf ... Ein Werk, das hohe Ansprüche stellt, aber auch hohe Ansprüche befriedigt." *(Prof. Dr. Robert Faesi, Zürich)*

Verlag Anton Pustet · Salzburg-Leipzig

Digitized by Google

Amerikaner in Göttingen

Vom 25. bis 30. Juni feiert die Georg-August-Universität in Göttingen ihren 200. Geburtstag. Der Weg, auf dem Deutschland und die junge amerikanische Republik sich fanden, führte über Göttingen, das somit zur geistigen Brücke der beiden Länder wurde. Da die Wechselbeziehungen der Göttinger Hochschule zu den Ländern außerhalb Deutschlands sich am nachhaltigsten in U.S.A. ausgewirkt haben, dürfte eine Betrachtung darüber zu der bevorstehenden Jubelfeier angebracht sein.

In den letzten 125 Jahren haben über 10000 Amerikaner an deutschen Universitäten studiert. Davon entfallen auf Göttingen rund 1400. Viele von diesen haben als Wissenschaftler, Staatsmänner, Politiker und Schriftsteller nationale und einige internationale Bedeutung erlangt wie beispielsweise das Quartett von Harvard: Edward Everett, George Ticknor, George Bancroft und J. G. Cogswell; der Dichter Longfellow und der Historiker Motley.

Benjamin Franklin war der erste englisch-amerikanische Kolonist, der 1766 der Göttinger Universität einen kurzen Besuch in Verbindung mit einer Gesundheitsreise nach Bad Pyrmont abstattete. Damals gehörten die amerikanischen Kolonien noch zu England. Trotz sorgfältigster Forschung ist über diesen Besuch wenig bekannt. Man weiß lediglich, daß der Erfinder des Blitzableiters elektrische Reibungsversuche einem Kreise Göttinger Professoren vorgeführt hat. Trotzdem ist die Annahme berechtigt, daß Franklins Besuch der hannoverschen Landesuniversität die Anregung zur Umwandlung der Akademie der Wissenschaften von Philadelphia in die Akademie der Wissenschaften von Pennsylvanien nach Göttinger Muster gegeben hat. Aus dieser Akademie ist dann die jetzige bedeutende Universität von Pennsylvanien entstanden.

Einstweilen bevorzugten die Amerikaner freilich noch Oxford und Cambridge in England und die Sorbonne in Paris. Erst mit dem Eintreffen von Everett und Ticknor in Göttingen im Sommer 1815 begann ein wachsender Besuch amerikanischer Studenten, der seine Höchstzahl in den neunziger Jahren erreichte, als über 50 Amerikaner in einem Semester in Göttingen immatrikuliert waren. Everett ist später als Präsident von Harvard und Gouverneur von Massachussetts berühmt geworden, während Ticknor sich einen Namen als Literaturhistoriker gemacht hat. 1816 gesellte sich Cogswell zu ihnen, der als Gründer der früheren Astor und heutigen New Yorker Bibliothek bekannt geworden ist.

Auf Everetts Betreiben erhielt der begabte George Bancroft ein mehrjähriges Stipendium von der Harvard Universität zum Studium in Deutschland. Von 1818 bis 1820 hat Bancroft in Göttingen studiert. Er war der erste Amerikaner, der sich in Göttingen den philosophischen Doktorhut holte. Als Marineminister, Begründer der Marineakademie in Annapolis, Gesandter in Berlin und Verfasser des nach ihm benannten Vertrags zwischen Deutschland und Amerika hat er sich einen Namen gemacht. Bancroft und Cogswell waren auch die ersten Amerikaner, die Altmeister Goethe einen Besuch in Weimar abstatteten. Nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatland versuchten sie, dem deutschen Gymnasium Eingang in Amerika zu verschaffen, mußten sich aber, da sie keine Nachahmer fanden, mit einem Teilerfolg begnügen.

Der Dichter Longfellow hielt sich 1829 ein Semester in Göttingen auf, und drei Jahre später treffen wir dort den Historiker Motley, der sich mit Otto von Bismarck befreundete. Als der Altreichskanzler einmal wegen einer Duellsache von den Universitätsbehörden vernommen werden sollte, hat er sich mehrere Tage auf Motleys »Bude« versteckt.

In einer Versammlung der amerikanischen Kolonie in Göttingen im Sommer 1855 wurde beschlossen, ein Buch über die Tätigkeit und den Lebenslauf aller in Göttingen studierenden Amerikaner anzulegen. So entstand das sogenannte »Koloniebuch« der Göttinger Universität. Als erster ist in diesem Buche ein Student der Mathematik namens White eingetragen, von dem allerdings wenig bekannt ist. An dritter Stelle folgt der älteste Sohn des deutschamerikanischen Millionärs John Jakob Astor, der von 1810 bis 1813 in Göttingen studierte. Von den übrigen im Göttinger Koloniebuch angeführten Amerikanern erwähnen wir die Botschafter Schurman und Houghton, Amerikas bedeutendsten Philologen Gildersleeve, den Chemiker Ira Remsen, den Publizisten Putnam, einen Bruder des Philosophen Emerson, einen Sohn des Präsidenten Grant, Elihu Root, Albert Harkness und den Völkerrechtslehrer Burgeß, der später der erste amerikanische Austauschprofessor in Deutschland wurde.

Bis zum Kriege hielt die blühende amerikanische Kolonie in Göttingen regelmäßige Zusammenkünfte und Gottesdienste in englischer Sprache ab; sie hatte sogar einen Lesesaal. Man feierte gemeinsam alle nationalen Feiertage. Der am längsten in Göttingen weilende Amerikaner führte den Titel Patriarch und hatte Neuankommenden mit Rat und Tat beizustehen.

Auf Veranlassung von J. P. Morgan, dem Begründer des Hauses Morgan & Co., erging in den Neunziger Jahren der Ruf: »Göttinger heraus.« Morgan hatte in den Fünfziger Jahren Mathematik in Göttingen studiert und verspürte das Verlangen, ein paar feuchtfröhliche Stunden im Kreise alter Göttinger Kommilitonen zu verleben. Einige dreißig Göttinger Amerikaner folgten der Einladung zu einem Kommers im Metropolitan Club in New York. Dabei stellte es sich heraus, daß zu jener Zeit über 200 amerikanische Professoren — darunter 22 Universitätspräsidenten — in Göttingen studiert hatten.

Als Göttingen im letzten Jahrzehnt unter Klein und Hilbert zum Weltzentrum der Mathematik aufgerückt war, bewilligte die Rockefeller-Stiftung die Summe von fast anderthalb Millionen Mark zur Errichtung und Ausstattung eines modernen mathematischen Instituts.

1917 erteilte die deutsche Regierung der Göttinger Universität den besonderen Auftrag, die Interessen des englisch-amerikanischen Kulturkreises wahrzunehmen. Wenn auch in bescheidenerer Weise als früher ist Göttingen somit wiederum zur geistigen Brücke zwischen Deutschland und Amerika geworden.

Adolf Heinrich Wedemeyer

Soeben erschien:

MINERVA

Jahrbuch der gelehrten Welt

Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE. Redaktionelle Leitung Dr. FRIEDRICH RICHTER. Oktav. Zweiunddreißigster Jahrgang.

Abteilung: Forschungsinstitute, Observatorien, Bibliotheken, Archive, Museen, wissenschaftliche Kommissionen und Gesellschaften. XII, 1765 Seiten. 1937. Geb. RM 58.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Romantische Medizin

Das vorromantische Zeitalter der Aufklärung trug ein rein mechanistisches Gepräge und bedeutete für den Wissenschaftler ein Forschen im Rahmen der jeweiligen Erfahrungen, ohne diesen Bereich zu überschreiten und etwa auf benachbarten Gebieten nach Berührungspunkten zu suchen. Die Folge war ein mehr oder minder eingeengtes Spezialwissen, das ein starres Festhalten an den Ergebnissen des Experiments mit sich brachte und jegliches spekulative Vorgehen ablehnen ließ. Die Unbefriedigtheit über die Resultate, die im Bereich der damaligen Möglichkeiten nur wenig erschöpfend waren, verschob aber bald die exakte Linienführung in der einmal eingeschlagenen Richtung und ergab einen zunächst vorsichtigen Anschluß an die Dichtkunst; denn diese vermittelte in bildhafter Schau ein Ahnen von der Totalität des Geschehens und sprengte somit die Grenzen der bisherigen Weltanschauung. Es entstand eine Naturphilosophie, die trotz heftiger Anfeindungen in der Wissenschaft Eingang fand und ihr Weltbild entscheidend beeindruckte.

Von den verschiedensten Seiten wurden Überlegungen angestellt, die alle in der Idee einer »durch polare Spannung in ihren Gegensätzen zusammengehaltenen Totalität« gipfelten. Der Begriff der Krankheit wurde determiniert und zog eine Reihe von Lehren über ihren Sinn nach sich. Die wichtigsten sind: Brown, Gegensatz von Stärke und Schwäche; Mesmer, tierischer Magnetismus; Hahnemann, Homöopathie. Während der erste bei seinen Behandlungen von der Gegensätzlichkeit ausging, versuchten die beiden anderen die »Harmonie im Menschen wiederherzustellen« bzw. die »verstimmte Lebenskraft zu harmonisieren«.

Da nun die ursprüngliche Erfahrung des vorromantischen Arztes durch die verschiedenen neuen Systeme in Vergessenheit geriet bzw. nicht genügend berücksichtigt wurde, war die Praxis dieser Epoche das heikelste Gebiet, zumal der enge Zusammenhang von Medizin, Kunst und Philosophie den Arzt zur Übernahme von laienhaften Ansichten brachte. Nebenher machten sich Ansätze zu einer nationalen Heilkunde geltend, die sich jedoch gegenüber den kosmopolitischen Strebungen nicht durchsetzen konnten. Sie gingen von der Überlegung aus, daß bei den verschiedenartigen Völkern eine besondere Neigung zu jeweils bestimmten Krankheiten bestehen müsse.

Außer der umfassenden Übersicht über die allmähliche Entwicklung der romantischen Heilkunde zieht Verfasser noch einige recht interessante Vergleiche zu der »Krise« in der heutigen Medizin, so daß seine Arbeit ein allgemeines Interesse erwecken dürfte.

Herbert Siegmund

Werner Leibbrand: Romantische Medizin. 212 Seiten. 1937. H. Goverts, Hamburg. Geb. RM 6.50.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin. Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3700 II. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit". Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 20. Juli 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 14

AUG 18 1937

Geistige Arbeit
Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt
Verlag Walter de Gruyter & Co Berlin und Leipzig

Prof. Dr. F. DÖLGER, München

Die kulturgeschichtlichen Grundlagen der politischen Einigungsbestrebungen des Balkans

Jüngst hat die Presse eine Nachricht aus dem Südosten unseres Erdteils gebracht, welche vielleicht nicht von allen deutschen Lesern in ihrer Tragweite hinreichend gewürdigt worden ist: Bulgarien hat mit Jugoslavien einen Freundschaftsvertrag geschlossen. Dieser Vertrag dürfte, trotzdem er vorläufig keine bestimmten politischen und wirtschaftlichen Abmachungen enthält, dennoch ein Ereignis von höchster Bedeutung sein. Denn er besiegelt die Überwindung der sehr verständlichen Stimmung, welche im bulgarischen Volke von den ungerechten Friedensverträgen her wirksam war, zugunsten einer nüchternen Einsicht von der Notwendigkeit eines politisch und wirtschaftlich geeinigten Balkans, der als geschlossener und in sich gefestigter Block imstande ist, sich in die europäische Politik und Wirtschaft als maßgebender Faktor einzuschalten und zu behaupten. Es ist bekannt, daß der so tragisch ums Leben gekommene König Aleksander von Jugoslavien der Vorkämpfer dieses Gedankens war und ihn mit ebensoviel Zähigkeit wie Opferbereitschaft seit vielen Jahren verfolgte; auf seine Anregung hin wurde auch das Balkan-Institut in Belgrad gegründet, das sich, geleitet von P. Skok, Zagreb, und M. Budimir, Belgrad, zur Aufgabe gemacht hat, den balkanischen Gedanken mit Hilfe zahlreicher Gelehrten innerhalb und außerhalb des Balkans aus der Geschichte und Kultur des Balkans heraus wissenschaftlich zu begründen und zu vertiefen.

Die Behauptung, daß der Balkan eine gegebene Einheit sei, mag zunächst befremden. Denn in seiner heutigen Gestalt scheint er weder ethnisch noch sprachlich noch physisch ein einheitliches Gebiet zu sein. In seiner Südspitze im wesentlichen einheitlich von Griechen bewohnt, dient er in seinem breiten nördlichen Teil Albanern, Aromunen und Rumänen (d. h. im wesentlichen den Nachkommen der illyrischen und thrakischen, später romanisierten und ethnisch stark gemischten Urbevölkerung), sowie den seit dem 6. Jahrhundert aus dem Norden zugewanderten, zu verschiedenen Zeiten in ihre heutigen Sitze gelangten sogenannten Südslaven (hauptsächlich Bulgaren und Serben und Kroaten), endlich einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von osmanischen Türken (im Gebiete der heutigen europäischen Türkei) als Lebensraum; dabei darf in diesem Rahmen von den zahlreichen Volkssplittern abgesehen werden, welche die nahezu ununterbrochenen, bis in die Neuzeit hereinreichenden Wanderungen da und dort als geschlossene Siedlungen inmitten fremden Volkstums hinterlassen haben, sowie von der in ihrer Wirkung vielfach überschätzten Blutmischung, welche die zahllosen balkanischen Raubzüge aller möglichen Völkerschaften auch asiatischer Herkunft im Laufe der Jahrhunderte hervorgerufen haben müssen. Sprachlich zerfällt der Balkan heute in mindestens 5 Haupttypen: das Griechische, das Südslavische (mit den beiden großen Zweigen des Bulgarischen und Serbischen), das Albanische, das Rumänische und das Osmanische. Geophysisch ist der Balkan ungewöhnlich zerklüftet: ist auch das Klima verhältnismäßig gleichmäßig, so zeigt doch die Bodenformation ein überaus wechselndes und unübersichtliches Bild: eine Zellenstruktur mit abriegelnden, bald westöstlich, bald nordsüdlich verlaufenden hochansteigenden Gebirgsstöcken, welche zahlreiche, z. T. fruchtbare Zentrallandschaften umschließen und der Entstehung kantonaler Sozialgebilde günstig sind. Wenn wir trotz dieser auf den ersten Blick höchst hinderlich erscheinenden natürlichen Bedingungen heute raschen und unerwarteten Erfolgen der balkanischen Einigungsbestrebungen als Tatsache gegenüberstehen, so ist die Grundlage dieser Erfolge wohl auf einem anderen Gebiete zu suchen.

Wir wollen nun zunächst das Gewicht gegenwartsnaher wirtschaftlicher Erwägungen nicht unterschätzen, welche gezeigt haben, daß der Balkan bei geordnetem Ausgleich seiner Natur- und Wirtschaftsgüter sehr wohl in der Lage ist, eine gewisse Autarkie zu erreichen. Ich glaube aber, daß eine solche Erkenntnis nicht ausgereicht hätte, um dem balkanischen Gemeinschaftsgedanken über die Nationalitätsgrenzen, über die von Natur und Sprache gezogenen Schranken hinweg so rasch Bahn zu brechen, wenn man sich nicht eines starken geistigen Bandes wieder bewußt zu werden begonnen hätte, welches zwischen den Balkanvölkern seit mehr als einem Jahrtausend besteht und nur durch die lange Türkenherrschaft sowie besonders durch die auf verschiedenen Wegen unternommene hastige Europaisierung des 19. Jahrhunderts aus dem Bewußtsein verdrängt worden ist. Ich sehe dieses gemeinsame geistige Band in der vielhundertjährigen gemeinsamen byzantinischen Kultur, welche alle Völker des Balkans, zunächst unter der gemeinsamen politischen Herrschaft des byzantinischen Reiches, sodann in der Zeit der südslavischen und rumänischen Nationalstaaten und endlich auch noch unter der Herrschaft der Osmanen, die ja das Wesentliche in der Kultur der unterworfenen Völker unangetastet ließ, verbunden hat.

Wer immer mit offenen Augen und sicherem Kulturgefühl durch die Balkanländer reist, wird sogleich einer ganzen Fülle gemeinsamer Züge gewahr, welche diese Völker unter sich verbinden und von den westeuropäischen Kulturen trennen; leider werden sie vom Westeuropäer in ungerechtem Kulturhochmut meist als unterwertig empfunden, während sie in Wirklichkeit eben nur anders sind. So bemerkt man (natürlich immer nur ganz allgemein und vorwiegend in bezug auf die breite Masse der Landbevölkerung gesehen) eine tiefe, stark im Kirchlichen verankerte, im Alltag durch zahlreiche Äußerlichkeiten, an Festtagen in prunkvollen Zeremonien sich äußernde Religiosität; eine stark hervortretende Unterwürfigkeit gegenüber der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit; eine auffallend gleichartige soziale und wirtschaftliche Schichtung der ländlichen Kleinstadt, die sich auch im äußeren Aufbau ausprägt; eine merkwürdige Gleichartigkeit der Kirchenkunst und der Volkskunst (Webereiund Stickereimotive, Farbenzusammenstellung); eine eigenartige Übereinstimmung in der Redegeste, in der Volksmusik und vieles andere mehr. Geht man all diesen Dingen auf den Grund, so führen sie zumeist auf das Mittelalter, und zwar auf ein bestimmtes mittelalterliches Kulturzentrum mit selten mächtiger Ausstrahlungskraft: auf Byzanz. Mit sicherem Blick für die Gunst der Lage hatte zu Beginn des 4. Jh. der römische Kaiser Konstantin I. diese Stadt zur neuen, zweiten Hauptstadt des römischen Reiches gemacht. Rasch überflügelte dieses »neue Rom« an politischer und kultureller Bedeutung die Tiber-

INHALT

DÖLGER: Die kulturgeschichtlichen Grundlagen der politischen Einigungsbestrebungen des Balkans
TAESCHNER: Ordensrittertum im islamischen Orient
RUSKA: Spätlateinische Alchemie
RAUEN: Bericht von der Achema und dem Reichstreffen d. deutschen Chemiker in Frankfurt a/M.
Besprechungen

Digitized by Google

stadt und wurde zum glänzenden Mittelpunkt jenes in der Idee weltumspannenden christlichen Imperiums, als dessen tragenden kulturellen Grundgedanken jener Konstantin die Einheit von Staat und Kirche, von Christentum und Bildung, von Hellenentum und Römertum für die Jahrhunderte festgelegt hatte. Während Rom und der westliche Teil des Reiches im 5. Jh. unter dem Ansturm der jungen Wandervölker zusammenbrach, gelang es Byzanz nicht nur seine alte, nun organisch durchchristlichte Kultur mit Hilfe eines festgefügten Staatswesens und der tatsächlichen Überlegenheit seiner uralten Kulturtradition zu retten, sondern seine Kulturgesinnung mit erstaunlicher Kraft auch jenen neuen Eindringlingen mitzuteilen, welche sich seit dem 6. Jh. auf der Balkanhalbinsel festzusetzen begonnen hatten. Dies konnte zunächst geschehen auf Grund wirklicher politischer Beherrschung der neubesiedelten Gebiete durch Byzanz, später auf Grund eines immer noch weitreichenden politischen und vor allem kirchenpolitischen Einflusses, immer aber auf Grund einer von Byzanz traditionssicher zur Schau getragenen und von den Nachbarvölkern, ja teilweise auch von den westeuropäischen Völkern anerkannten kulturellen Überlegenheit. Selbstverständlich wurde dieser Kultureinfluß auf dem Balkan mit Schwankungen und Abstufungen in der Stärke und Nachhaltigkeit wirksam, je nach dem Grade des politischen Einflusses und je nachdem andere starke kulturelle Kräftezentren (Rom, Salzburg) die byzantinische Ausstrahlung kreuzten: so sind die Bulgaren zweifellos viel früher und viel stärker byzantinisiert worden als die Serben, welche ihre ursprüngliche gentile Gesellschaftsordnung und die mit ihr zusammenhängenden Kulturelemente viel länger bewahren konnten; die dalmatinischen Küstenländer sind, trotzdem das schon byzantinisierte Slaventum in späterer Zeit dort kräftig Fuß gefaßt hat, stets unter dem vorwiegenden kulturellen Einfluß von Rom und Venedig geblieben; die Rumänen sind als staatenbildende und kulturtragende Nation erst im 14. Jh. hervorgetreten, haben jedoch die byzantinischen Kulturtraditionen treuer bewahrt als irgend ein Volk des Balkans; die Städte sind dem byzantinischen Einfluß rascher und gründlicher erlegen als das flache Land. Im ganzen aber läßt sich trotz aller dieser Abstufungen nicht verkennen, daß es der byzantinischen Kultur im Verlaufe des Mittelalters gelungen ist, die verschiedenen Balkanvölker in ihren Bann zu ziehen und jene einheitliche geistige Physiognomie des Balkans zu schaffen, welche wir heute noch so stark zu empfinden und in vielen Einzelzügen auch zu analysieren vermögen.

Die Geschichte liefert uns den Beweis im einzelnen. Hier können nur die Hauptlinien angedeutet werden. Zunächst hat sich die alle kulturellen Bereiche mitumfassende, große politische Idee des byzantinischen Reiches, nämlich der Glaube an die Bestimmung dieses Reiches als weltumspannendes und einzig berechtigtes Gefäß jeglichen kulturellen Lebens im Zeichen des östlichen Christentums, den Balkanvölkern tief eingeprägt. Der erste Bulgarenstaat (seit 680) sucht seine unmittelbar von Gott abgeleitete Zentralgewalt mittels byzantinischer Gedankengänge zu festigen, um schließlich (seit 864) seinen Anteil an Weltkultur und Weltmacht auf das byzantinische Christentum zu gründen. Der große Bulgarenzar Symeon (Anf. 10. Jh.) wagt den entscheidenden Griff nach der Krone des Herrschers von Byzanz als dem Symbol der Weltmacht. Auch die späteren bulgarischen Reiche suchen ihre Legitimation immer wieder auf dem Boden der politischen Ideologie des byzantinischen Weltkaisertums. Der Aufstieg des jungen serbischen Reiches vollzieht sich seit dem 14. Jh. in engster Anlehnung, wenn auch natürlich im Waffengange, mit Byzanz. Stefan Dušan, der gewaltige serbische Zar des 14. Jh., der seit langem wieder fast über das gesamte Gebiet der Balkanhalbinsel herrschte, wollte in seiner Herrscherauffassung, in seiner Kleidung, in seinem Hofstaat und in seiner Titulatur ein rhomäischer (d. h. byzantinischer) Basileus sein; durch Herausgabe des »Zakonnik«, des ersten serbischen Gesetzeskodex, gedachte er es den stolzesten und ihrer Herrscheraufgaben am stärksten bewußten byzantinischen Kaisern gleichzutun. Überhaupt ist die Durchdringung des Balkans mit byzantinischem Rechte (Staats- und Privatrecht) eine der nachhaltigsten Kulturleistungen der Stadt am Bosporos; in den verschiedensten Kodifikationen, vornehmlich auch in der Gestalt des weltliches und geistliches Recht vereinigenden »Nomokanon« ist es zu den Bulgaren, Serben und Rumänen gelangt und hat alle Rechtsanschauungen auf den weiten sich neuerschließenden Kulturgebieten entscheidend gestaltet. Auch wesentliche Züge der staatlichen Organisation und Verwaltung haben die staatlichen Neubildungen auf dem Balkan übernommen, so den grundsätzlichen byzantinischen Zentralismus und Autokratismus, die Verkörperung der Herrschergewalt in der Provinz durch eine übermächtige und despotische Beamtenhierarchie, den staatlichen Fiskalismus, der in einer sorglosen Überspannung der Steuerkraft der Provinz zum Ausdruck kommt u. a. m. Die Pronoia, ein in der mittelbyzantinischen Zeit unter westlichem Einfluß ausgebildetes System der Entlohnung höherer Beamten und Militärs durch Zuweisung der regelmäßigen Steuereinkünfte eines ländlichen Bezirks, finden wir nach Name und Inhalt im 14. Jh. in Serbien zahlreich vertreten. Die byzantinische Rechtsauffassung der Protimesis, d. h. des Vorkaufsrechts an Grundstücken für Verwandte und Anrainer des Verkäufers, ist weit über den Balkan verbreitet und liegt noch den Rechtsgeschäften der rumänischen Bauern in nachbyzantinischer Zeit zugrunde.

Noch entscheidender für die einheitliche Gestaltung der Balkanphysiognomie dürfte die gleichmäßige soziale Schichtung sein, welche, zum Teil als Folge jener gemeinsamen Rechtsanschauungen, von Byzanz aus für den Balkan charakteristisch geworden ist. Weit über allen steht der Herrscher, ihm folgen die Mitglieder der Herrscherfamilie, sodann der Adel, der sich in zwei Gruppen teilt: 1. die alten Familien des Hochadels, welche durch Generationen hindurch die hohen und einträglichen Ämter unter sich verteilen, 2. der Landadel, der sich aus den großen Grundbesitzern der Provinz, den provinzialen Verwaltungsbeamten und dem höheren Klerus der Bischofskirchen zusammensetzt. In weitem Abstand folgen die freien Bauern der Dörfer und Landstädte und die in Zwangsinnungen gegliederten, in den Städten geschlossen gesiedelten und ihren Beruf vererbenden Handwerker, sodann endlich die große Masse der unfreien Bauern auf den Gütern der weltlichen und geistlichen Grundbesitzer sowie auf dem sehr beträchtlichen Klosterbesitz. Diese Klöster, welche vielfach der Balkanlandschaft ein eigenartiges Gepräge geben, waren im allgemeinen nicht, wie im Westen, Mittelpunkte der Kultur, sondern Sammelpunkte des religiösen Fanatismus und einer mitunter staatsgefährlichen Weltverneinung mit einer meist sehr beachtlichen wirtschaftlichen Widerstandskraft.

Die mittelalterliche Kunst des Balkans steht völlig im Zeichen der von Byzanz eingeschlagenen eigenartigen Richtung. Die Kreuzkuppelkirche ist seit dem 13. Jh. auf quadratischem Grundriß und mit einer Kuppel auf erhöhter Trommel die weitaus vorwiegende Hauptform des Kirchenbaus auf der ganzen Halbinsel (ausgenommen Dalmatien). Wie auf diesem Gebiete, so liefern uns Bulgarien und Serbien entsprechend ihrem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung in dieser Zeit auch auf dem Gebiete der Kirchenmalerei im 13. und 14. Jh. die schönsten und wertvollsten Beispiele für diese die Kirchenwände nach einem festliegenden Kanon und in festliegenden Formen vollständig bedeckende repräsentative Kunst. Für Rumänien ist hier die Fürstenkirche von Argesch ein hervorragender Zeuge. Auch die Miniaturmalerei der slavischen und rumänischen Gebiete bildet mit der byzantinischen Buchmalerei eine unverkennbare Einheit.

Gehen wir der Entwicklung der Literaturen der einzelnen Balkanvölker nach, so ergibt sich die gleiche Erscheinung. Die Südslaven haben erst spät begonnen, sich eine Literatur zu schaffen. Am Anfang stehen die großen Brüder Kyrill und Methodios und ihre Schüler, welche im 9. Jh. als Missionare den Südslaven zuerst die heiligen Bücher in ihrer Sprache aus Byzanz gebracht haben. Die weiteren, natürlich zunächst geistlichen Erzeugnisse der frühesten altslavischen Literatur sind wiederum Übersetzungen byzantinischer Heiligenlegendensammlungen (Paterika), Predigtsammlungen (Iohannes Chrysostomos) usw. An ihre Seite treten seit dem 10./11. Jh. als weitverbreitete Unterhaltungsbücher die Übersetzungen byzantinischer Chroniken, wie des Malalas oder des Georgios Monachos, welche das Geschichtsbild der gebildeteren Schichten im Sinne der providentiellen Bestimmung des byzantinischen Kaiserreiches als Weltreich und des orthodoxen Christentums als Weltreligion formten und festigten. Vielleicht noch wichtiger für die Gestaltung des Weltbildes der Balkanvölker ist es, daß auch der Physiologos als »Naturkundebuch« und die teils moralisierenden, teils heroisierenden Romane wie Stephanites und Ichnelates, der Barlaamroman, die Trojageschichte, die Alexandergeschichte u. a. gerade in byzantinischer Brechung in die breitesten Bevölkerungsschichten gelangten und auch die »Paraliteratur« der Traumbücher, Donnerbücher, Weissagebücher zum großen Teil Übersetzung byzantinischer Vorlagen ist.

In breite Volksschichten führt uns auch die Vergleichung der volkstümlichen Kulturelemente wie Volksüberlieferung, Volksaberglaube u. a. Das Sprichwort, der untrügliche Spiegel volkstümlicher Lebensweisheit und volkstümlicher Ethik, ist auf der Balkanhalbinsel (einschließlich Albaniens) vielfach wörtlich, aber auch sonst, vorwiegend wenigstens, in den häufig überraschenden Gedankengängen und Bildern gemeinsamer Besitz. Die Dryaden und Nerejaden der Griechen finden sich unter verschiedenen Namen als Wald- und Wassergeister ähnlichen Charakters überall auf dem Balkan, ebenso der Wolken- und Berggeist Brukolakas, letzterer vielleicht slavischen Ursprungs. Die naive Belebung von Pflanze und Tier im Gespräch

Digitized by Google

untereinander oder mit dem Menschen, das Streitgedicht als Ausdrucksform volkstümlicher Lebensweisheit, die Totenklage, sind nur wenige Belege eines reichen gemeinsamen Volkslied-Formenschatzes, wie überhaupt das Naturgefühl aller Balkanvölker etwas gleichmäßig Herbes und Trauerndes hat. Die Volksweisen sind bei allen Balkanvölkern gleich schwermütig, auch Liebes- und Freudenlieder. Selbst der Tanz (Choros, Kolo) hat einen gemeinsamen Grundcharakter.

Eine letzte Beobachtung mag uns bis in die Bezirke des Unbewußten hinabführen: sie betrifft die zahlreichen und weitgehenden Gemeinsamkeiten der hauptsächlichsten Balkansprachen: des Griechischen, Bulgarischen, Serbischen, Rumänischen und Albanischen, welche doch mindestens 3 verschiedenen Sprachgruppen angehören. Hier fallen nicht so sehr die überaus zahlreichen Kulturwörter auf, welche aus dem Griechischen stammen und als Lehnwörter oder Übersetzungslehnwörter in allen Balkansprachen eingebürgert sind, als die Tatsache, daß die Balkansprachen entweder sämtlich oder gruppenweise sogar gewisse Eigentümlichkeiten der Syntax und der Ausdrucksweise gemeinsam haben, Eigentümlichkeiten, welche sich nachweislich während des Mittelalters herausgebildet haben. Sie sind so zahlreich und zum Teil auch nur auf die Balkansprachen beschränkt, daß man an Zufall nicht denken kann. Hier steigen wir hinab in Tiefen der Volksseele, deren Erforschung der jungen, aber schon äußerst erfolgreichen »Balkanphilologie« noch zahlreiche Aufgaben übrig läßt.

Aus der Fülle des Stoffes konnte in dieser Übersicht nur das allgemeinste und auch dies nur mit wenigen Worten angedeutet werden. Immerhin dürfte es genügen, um von dem Umfange und der Tiefenwirkung des byzantinischen Einflusses auf die Balkanvölker und seiner einschmelzenden Kraft eine Vorstellung zu vermitteln. Der gewaltige Aufstieg der Byzantinistik in Bulgarien, Jugoslavien und Rumänien in den letzten 3 Jahrzehnten trägt mit täglich neuen Erkenntnissen dazu bei, dieses Bewußtwerden jahrhundertalter Kulturgemeinschaft zu festigen und zu vermehren. Die Europaisierung der Balkanstaaten während des 19. Jh. hat nach dem langen geistigen Schlafe der Türkenherrschaft dieses Bewußtsein verschüttet: heute beginnt es wieder mächtig lebendig zu werden. Wir werden die Bedeutung dieser geschichtlichen Grundlagen eines für die Zukunft Europas bedeutungsvollen Kristallisierungsvorgangs nicht unterschätzen wollen.

Literatur: F. Dölger, Die mittelalterliche Kultur auf dem Balkan. Revue internationale des études balkaniques 1 (1935) 446—462; 2 (1936) 615f. Ch. Diehl, La Civilisation balkanique à l'époque byzantine. Ebenda 2 (1936) 376—388.

NEUERSCHEINUNG

Univ.-Prof. Dr. Alois Dempf

Christliche Staatsphilosophie in Spanien

169 Seiten, Lein. RM 3.60, broschiert RM 2.70

Eine fast verschollene Geisteswelt wahrhaft überragender Art hat Dempf in seinem Buch für einen weiteren Kreis zugänglich gemacht. Er verfolgt die spanische Staatsphilosophie von der Entdekkung Amerikas über das Zeitalter der Religionskriege und des machiavellistischen und antimachiavellistischen Absolutismus bis zu Donoso Cortés und führt sie uns so an ihren wichtigsten Vertretern vor Augen.

Verlag Anton Pustet · Salzburg-Leipzig

DEUTSCHE RECHTSALTERTÜMER

1.

Urfehdebann und Geleitschwur

In einer juristischen Bücherreihe gibt ein Sprachforscher ein willkommenes Gastspiel. Er zergliedert mit aller Kunst einige besonders schöne Stücke nordgermanischer Rechtsdichtung. Indem er sie mit liebevollem Verständnis und mit behutsamen Händen hin und her wendet, auseinanderhält und wieder zusammenlegt, glitzern sie in höchstem Glanz und lassen in wundervollem Aufleuchten ihre tiefsten und ältesten Geheimnisse erkennen oder doch ahnen. Die Untersuchung kann ein Schulbeispiel dafür abgeben, daß nur da, wo sich Ehrfurcht und Liebe mit Sachkunde und Fleiß vereinen, neue Erkenntnisse sich gewinnen lassen.

Urfehdebann (tryggdamál) und Geleitschwur (griðamál) sind die beiden Themen des Buches, beide einander nahestehend und gelegentlich miteinander vermischt. Durch den Urfehdebann soll Friede gesetzt werden zwischen bisherigen Gegnern. Im feierlichen Überschwang wird eine Gesinnung verlangt wie zwischen Vater und Sohn. Der Friedensbrecher wird als Wolf hinausgehetzt bis an die äußersten Grenzen. Germanisches Wesen tritt uns hier in Liebe und Haß in wahrhaft dramatischer Größe entgegen. Im Wolfsgedanken dürfen wir sogar indogermanisches Erbgut vermuten. Alles, was wir im germanischen Recht als wesentlich kennen, spiegelt sich irgendwo und irgendwie in diesen uralten Formeln: Treue und Genossenschaft, Ding und König. Manche bezeichnenden Rechtsbilder begegnen uns: der Dieb mit auf den Rücken gebundener Bürde; der Totschläger, der an die Stelle des Erschlagenen tritt; die Genossen, die Messer und Mahl gemeinsam haben, usw.

Die feinsinnige Zergliederung der Texte zeigt nicht nur die hohe Poesie der Rechtsverse, sondern auch die innige Vermählung heidnischen und christlichen Wesens; die Stücke sind in einer Zeit germanischer Toleranz entstanden. Kultbrauch und Rechtsübung sind aufs engste verbunden. Auf schwedische und südgermanische Parallelen wird hingewiesen. Auch irischer Einfluß ist festzustellen. Daß sich Rechtsbücher und Saga ergänzen und wechselseitig erhellen, ist selbstverständlich.

Schriften der Akademie für deutsches Recht, Gruppe Rechtsgeschichte, herausgegeben von dem Präsidenten der Akademie für deutsches Recht Reichsminister Dr. Hans Frank. Forschungen zum deutschen Recht, herausgegeben von Franz Beyerle, Herbert Meyer und Karl Rauch, Band II, Heft 1: Altnorwegens Urfehdebann und Geleitschwur, Tryggdamál und Gridamál, von Dr. phil. Walther Heinrich Vogt, 1936. Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar. RM 11.20.

*

Gesetze der Burgunden

Nach mancherlei Schicksalen gelangte der burgundische Stamm in der Mitte des fünften Jahrhunderts an die Rhône, wo seine Wanderung zum Stillstand kam. Die Burgunden verteilten sich quartierweise über das Land. Zwei Drittel des Baulandes der gallorömischen Gutsherren mußte an die burgundischen Siedler (faramanni) abgetreten werden, ebenso die Hälfte des Waldes und der unfreien Knechte. Um in diesem Mischreiche eine gedeihliche Ordnung zu sichern, um Willkür und Bestechlichkeit zu bekämpfen, gab König Gundobad um die Wende des fünften und sechsten Jahrhunderts das Gesetz, das nach ihm den Namen führt. Und — welch ein Gegensatz zur Kurzlebigkeit mancher neuzeitlichen Gesetzeswerke! — bis über das neunte Jahrhundert hinaus blieb die Lex Gundobada in Geltung, und nannte man die Leute, die sich auf dieses Stammesrecht beriefen, Gundobadingi. Es war ja nur für die germanische Bevölkerung bestimmt; für die Römer galt die Lex Romana Burgundionum. Zur Festigung wurde das Gesetz nicht nur vom Könige, sondern auch von 31 Grafen des Reiches unterzeichnet und gewann dadurch den Charakter eines Vertrages. Trotz naheliegender, ja selbstverständlicher römischer Einflüsse überwiegen in der Lex Gundobada die germanischen Rechtsgedanken.

In Franz Beyerle ist ein hervorragender Kenner der germanischen Volksrechte für die Herausgabe der burgundischen Gesetze gewonnen worden. Er hat sich insbesondere durch eindringliche und tiefsinnige Untersuchungen dieses Quellenkreises einen Namen gemacht. So zeigt auch die vorliegende Ausgabe — der die Fassung der burgundischen Lex durch König Sigismund von 517/18 zugrundegelegt ist — überall Spuren seiner unabhängigen Arbeitsweise und selbständigen Forschung. Vor allem ist es Beyerle gelungen, den manchmal sehr kanzleinüchternen lateinischen Urtext in lesbares, lebendiges Deutsch zu übertragen. Ein einziges Beispiel statt vieler (S. 108f.): Emergentibus causis necesse est, ea, quae minus statuta sunt, praesentis legis sanctione constitui. Das wird übersetzt mit »Fälle, die aufgetaucht sind, nötigen dazu, eine Gesetzeslücke durch Gesetzeswort zu schließen«.

Gern gewöhnt man sich bei solchem Genuß an gewisse Eigenwilligkeiten, wie etwa »versäumte Gestellung behaftet den Wirt« für »macht haftbar«. Gegenteils für »andernfalls« ist eine glückliche Prägung. Bis in die Rechtschreibung gehen die festen Wünsche des Herausgebers: Loos, Wittwe, Geergeding.

Das sonst übliche Sachverzeichnis ist aufgelöst in eine »sachlich geordnete Inhaltsübersicht«, die in Wahrheit ein meisterhaft zusammengestelltes Lehrbuch in Schlagworten ist. Zum Schluß sind die wenigen erhaltenen burgundischen Rechtswörter knapp erörtert.

Schriften der Akademie für deutsches Recht, Gruppe Rechtsgeschichte, herausg. vom Präsidenten der Akademie für deutsches Recht Reichsminister Dr. Hans Frank. Germanenrechte. Band 10. Gesetze der Burgunden, herausgegeben von Franz Beyerle. 1936. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.

*

Germanische Rechte in Spanien

Eugen Wohlhaupter hat sich schon mehrfach als besonderer Kenner der spanischen Rechtsgeschichte ausgewiesen. Daher lag es nahe, ihm die Bände 11 und 12 der Auswahlsammlung »Germanenrechte« anzuvertrauen. Der elfte Band ist dem westgotischen Rechte gewidmet; er bringt die Bruchstücke des Codex Euricianus und die Antiqua-Schichte der Lex Visigothorum. Um jedoch den Aufbau des Gesamtwerkes ersichtlich zu machen, sind die Buch- und Titelüberschriften übernommen und die Überschriften der Königsgesetze mit den Inhaltsangaben gebracht.

Die älteste erhaltene germanische Gesetzgebung tritt uns im lateinischen Gewande entgegen und ist schon beeinflußt vom römischen Recht. Mit Recht sprach man von einer Brücke von der antiken Welt zum Mittelalter. Diese war um so bedeutungsvoller, als in der Folge westgotisches Recht vielfach in die Gesetzgebungen anderer germanischer Stämme überging. Noch römischer

Digitized by Google

als der Codex Euricianus ist die Lex Visigothorum. Sie schließt sich auch in der Gesetzestechnik, in der Einteilung und in den Überschriften stark an das römische Recht an und ist inhaltlich stellenweise sogar römischer als Rom. So ist also das Studium dieser Quellen vor allem für denjenigen wichtig, der Recht und Kultur von Germanen auf antikem Boden kennenlernen will. Bezeichnend sind z. B. die vielen Bestimmungen über Sklavenhandel, entlaufene Sklaven, über Freistätten, über Landteilung, über Mischehen usw.

Der zwölfte Band der Sammlung betitelt sich »Altspanisch-gotische Rechte«. In eindrucksvoller Einleitung zeichnet hier Wohlhaupter, wenn auch auf knappem Raume, den Verlauf und den Erfolg der Wiedereroberung spanischen Landes aus der maurischen Hand für das christliche Volk. Diese welthistorische Aufgabe war um so schwieriger und die Leistung um so gewaltiger, als die arabische Kultur höchst ansehnlich, die arabische Herrschaft gefestigt war.

Die Überlieferung des westgotischen Rechtes hatte die Zeiten der Fremdherrschaft überdauert, und es lag nahe, in den wiedereroberten Städten den Fuero Juzgo (die Lex Visigothorum) in Geltung zu setzen. Wichtiger aber und folgenreicher ist das Fortleben des gotischen Gewohnheitsrechtes, neben dem sich eine Fülle anderer Rechtseinflüsse (römische, arabische, jüdische) behaupten konnten.

Das Gewohnheitsrecht wurde niedergeschrieben in den sogenannten Fueros, die teils für ganze Territorien galten, teils nur für einzelne Städte oder Dörfer. In ihnen eingestreut finden sich die Fazañas, die Richtersprüche über Einzelfälle. Hier war die Aufgabe des Herausgebers deshalb schwierig, weil es galt, aus einem großen Quellenreichtum eine kleine Auswahl zu treffen. Zum Worte kommen die Rechtsgebiete Leon, Kastilien, Navarra, Aragon und Katalonien; sowohl Ortsrecht wie Landrecht. Der Zeit nach stammen die Texte aus dem elften bis dreizehnten Jahrhundert. Als Sprache begegnet uns das Lateinische und die verschiedenen spanischen Mundarten. Durch sorgfältige Vorbemerkungen wird der Leser in jede einzelne Quelle und ihren Hauptinhalt eingeführt. Einen besonderen Reiz dieser Aufzeichnungen bilden ihre Volksnähe und ihre Altertümlichkeit, worin sie mit den schönsten deutschen Rechtsquellen wetteifern. Rechtssage, Rechtsmärchen und Rechtsschwank bringen weiteres Leben in das farbensatte Bild germanischen Rechts unter südlichem Himmel, vergleichbar der spanischen Malerei und Baukunst.

Schriften der Akademie für Deutsches Recht. Gruppe Rechtsgeschichte. Herausgegeben von dem Präsidenten der Akademie für Deutsches Recht Reichsminister Dr. Hans Frank. Germanenrechte. Texte und Übersetzungen. Band 11 Gesetze der Westgoten, herausgegeben von Eugen Wohlhaupter. RM 7.70. — Band 12 Altspanisch-gotische Rechte, herausgegeben von Eugen Wohlhaupter. RM 6.15. 1936. Verlag H. Böhlaus Nachf., Weimar.

Wir kaufen
und übernehmen zur Auktion

Bücher des 16.—20. Jahrhunderts
Autographen und handschriftliche Nachlässe
Graphik des 16.—20. Jahrhunderts

Angebote sind uns stets erwünscht

Dr. Ernst Hauswedell & Co.

Hamburg 1, Mönckebergstraße 21

Zur kölnischen Rechtsgeschichte

Die rühmlich bekante Kölner rechtsgeschichtliche Schule hat wieder ein Meisterwerk zu verzeichnen. Die Quellen des kölnischen Rechts wären schon entsprechend der allgemeinen Bedeutung, die Köln als Weltstadt einst für das Reich besaß, der ernsten wissenschaftlichen Beachtung wert. Nun kommt aber dazu, daß in diesen Amtleutebüchern und Urkunden das älteste deutsche Grundbuchrecht uns erhalten ist. Die Aufzeichnungen gehen bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Sie sind daher zunächst meist in lateinischer Sprache niedergeschrieben; erst in der zweiten Hälfte des vierzehnJahrhunderts siegt die deutsche Sprache. Die Sondergemeinden selbst aber reichen viel weiter zurück als diese Quellen.

Auf Grund der Kirchspiele der Altstadt und der Rheinvorstadt entstehen weltliche Sondergemeinden, deren es schließlich im zwölften Jahrhundert zwölf gibt; Amtleutegenossenschaften sind es, die etwa in der Art eines Stadtrates die Rechtspflege übten. Die Amtleutegilden bildeten Schwurbrüderschaften, wobei es vollberechtigte »verdiente« Mitglieder gab und »unverdiente« Anwärter. Das Verfahren vor den Amtleutegerichten war entsprechend demjenigen des Burgerichtes. Die Vermutung Konrad Beyerles, daß die Amtleutebücher durch eine Ratsverordnung eingeführt worden seien, ließ sich bei näherem Zusehen nicht stützen.

Als Ordnungsgrundsatz der abgedruckten Quellen ergab sich von selbst die Reihenfolge: Erst die Statuten und Aufzeichnungen der sieben Pfarr-Sondergemeinden Alban, Aposteln, Brigiden, Columba, Laurenz, Martin und Peter. Dann die Quellen aus den zwei weltlichen Sondergemeinden Airsbach und Niederich und schließlich die Texte aus den Sondergemeinden, die sich an Immunitäten anschließen: Christoph, Severin und Weyerstraße. Den Beschluß bildet ein erst kürzlich aufgefundenes Amtleutestatut unbekannter Herkunft. Die Sorgfalt der Ausgabe, sowie der Register verdient besondere Anerkennung. Obwohl schon mancherlei kölnische Rechtsquellen veröffentlicht sind, so sind doch auch im vorliegenden Buche einige Rechtswörter zum erstenmal belegt: beschreinen, schreinspfennig u. a. Hehlsühne war bisher aus Köln nicht bekannt.

Wenn nun, wie zu erwarten steht, demnächst auch die Kölner Schreinsurkunden herausgegeben sind, verfügt die Kölner Forschung über ein unübertreffliches Quellenmaterial zur Geschichte des Liegenschaftsrechtes. Den Reichtum hat namentlich schon das 1935 erschienene Werk von H. Conrad »Liegenschaftsübereignung und Grundbucheintragung« ahnen lassen.

Die Amtleutebücher der kölnischen Sondergemeinden, herausgegeben von Thea Buyken und Hermann Conrad. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1936 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Band XLV). Geb. RM 17.50.

*

Isländisches Recht

Dem Erforscher der germanischen Rechtsgeschichte ist Island deshalb ein besonders anziehendes Arbeitsgebiet, weil sich dort allein eine germanische Staatengründung in einem beinahe menschenleeren Lande, im Lichte der Geschichte vollzog. Die Rechtsordnung konnte unbeeinflußt von fremden Elementen aufgebaut werden. So ist es verständlich, daß Islands Kultur und Geschichte immer wieder als Beispiel germanischer, ja urgermanischer Zustände gewertet wird. Die fesselnde Erzählungskunst der Sagas trägt das Ihre dazu bei. Der vorsichtige Forscher hat häufig Anlaß, darauf hinzuweisen, daß die Landnahme im neunten Jahrhundert christlicher Rechnung stattfand, so daß sich isländische Nachrichten — vor allem die wundervolle Islendingabok Ari's — zwar in ihrer Altertümlichkeit, nicht aber in ihrem Alter mit anderen germanischen Geschichtsnachrichten messen können. Die Altertümlichkeit hat auch den Hauptreiz des isländischen Rechts ausgemacht. Der Laie aber, der in naiver Romantik meint, das altisländische Recht bestehe ganz aus kräftigen Rechtssprichwörtern und opernreifen, geheimnisvollen Rechtsversen, der wird wohl etwas enttäuscht sein, wenn er nun die deutsche Übersetzung aufschlägt. Um es gleich vorweg zu sagen: Andreas Heusler (der Sohn, wie wir bei rechtsgeschichtlichen Arbeiten gerne zum Unterschied von Andreas Heusler, dem Vater, sagen) hat die Riesenaufgabe der Übertragung meisterhaft bewältigt. Es war auch bei dem hervorragenden Kenner germanischen, namentlich nordgermanischen Altertums nicht anders zu erwarten. Aber gerade durch die getreue und gründliche Übersetzung ist nun jedermann selbst in der Lage, etwa liebevoll gehegte Idealbilder zu berichtigen; er merkt nach ein paar Seiten, daß auch das nördlichste germanische Recht keineswegs nur kristallklar und monumental einfach ist. Wohl ist die Grágás, wie die zwei Rechtssammlungen seit dem sechzehnten Jahrhundert genannt werden, bäuerliche Rede. Aber nur ein Teil ist knapp, kernig oder auch feierlich. Der größere Teil jedoch zeigt eine verwickelte Sprache. Die Freude an Rechtsfällen führt dazu, daß der Rechtsstoff aufgesplittert wird in eine Unzahl von Einzelheiten und Möglichkeiten. Der Satzbau wird gekünstelt und überladen. Er wetteifert in Langatmigkeit mit Gesetzestexten späterer Jahrhunderte. Der Übersetzer sah sich daher genötigt in das Dickicht der Sätze ordnende Buchstaben (A, B, C usw.) einzuschalten.

In der Einleitung warnt der Herausgeber, alles wörtlich und ernst zu nehmen. Er weist mit Recht auf manches »Fremde« hin. So, wenn Rotwild und Bär erwähnt werden, die es auf der Insel ebenso wenig gab wie Wald; auch der Name Waldgang für Friedlosigkeit paßt demnach nicht. In Wirklichkeit war gewiß das Strafrecht nicht so streng, und trotz aller Klagebereitschaft wird es in Island friedlicher zugegangen sein. Gerade durch die Ausführlichkeit und Unmittelbarkeit der aus mündlichem Vortrag entstandenen Quelle wird uns germanisches Wesen sehr anschaulich nahe gebracht.

Schriften der Akademie für deutsches Recht, Gruppe Rechtsgeschichte, herausgegeben von dem Präsidenten der Akademie Reichsminister Hans Frank. Germanenrechte, Band 9: Isländisches Recht, Die Graugans übersetzt von Andreas Heusler. 1937. Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar.

Eberhard Frh. v. Künßberg
Heidelberg

Kürzlich erschien:

Zeit und Heimat der Homerischen Epen

vom Zorn des Achilleus und von der Heimkehr des Odysseus

Von Heinrich Rüter

Oktav. X, 293 Seiten. Mit 10 Kartenbeilagen. Geb. RM 4.80

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Prof. Dr. FRANZ TAESCHNER, Münster

Ordensrittertum im islamischen Orient

Da der Islam den »heiligen Krieg« (*ǧihād*) als eine Gemeinschaftspflicht der Gläubigen hinstellt, während das Christentum eine derartige Einbeziehung des Krieges in das religiöse Bereich von Haus aus nicht kennt, so sind auf dem Boden des islamischen Orients die Voraussetzungen zur Bildung von Ritterorden an sich viel günstiger als auf dem des christlichen Abendlandes. Trotzdem können wir auf islamischer Seite ein Ordensrittertum von der Art, wie es sich auf christlich-abendländischer Seite entwickelt hat, nicht beobachten. Was des islamische Orient in dieser Richtung hervorgebracht hat, war ein ordensmäßig organisiertes Glaubenskämpfertum niederer Art, das das ganze Mittelalter hindurch an den Grenzen der islamischen Welt zu beobachten ist. Da es sich bei diesen Glaubenskämpfern (*ġāzī*) meist um illiterate Leute handelte, so ist der Beitrag, den dieses Glaubenskämpfertum zur geistigen Kultur des Islam geleistet hat, sehr gering. Beträchtlich ist aber zeitweise seine politische Formkraft gewesen. Der wichtigste Beitrag, den es zur politischen Geschichte der islamischen Welt geleistet hat, dürfte die Bildung desjenigen Staatswesens im islamisch-byzantinischen Grenzgebiete sein, aus dem sich das osmanische Reich entwickelt hat.

Mit diesen Glaubenskämpferbünden an den Grenzen stehen Ordensbildungen im islamischen Hinterland in Zusammenhang, für die der Name Futuwwa (»Jungmannentum, Ritterlichkeit«) geläufig war. In diesen Futuwwabünden dürfte zum Unterschied von den vorgenannten Glaubenskämpferbünden das islamische Gebot des »hl. Krieges« nicht — jedenfalls nicht allgemein — die tragende Idee gewesen sein. Da sich ferner die Vertreter einer mystischen Frömmigkeit im Islam, des Sufismus, für die Futuwwa als ethischen Begriff interessierten und ihn in ihre ethisch-religiösen Erörterungen einbezogen, so sind die Futuwwabünde — zum mindesten ein beträchtlicher Teil derselben — unter sufischen Einfluß geraten und haben sich in Parallele zu den religiösen Orden, den Derwischorden, weiterentwickelt.

In der Geschichte der islamischen Welt ist die Futuwwa dadurch wirksam geworden, daß der abbasidische Chalife Nāsir (1180 bis 1225) sich ihrer als eines Instrumentes seiner Politik bediente. Dieser Chalife ließ sich i. J. 1182 in die Futuwwa aufnehmen (mit dem »Gewande der Futuwwa« bekleiden), reformierte sie und konzentrierte sie auf seine Person, indem er es durchsetzte, daß alle nur mehr von ihm oder von solchen, die von ihm eingekleidet worden waren, das »Gewand der Futuwwa« entgegennahmen. Auf diese Weise schuf Nāsir eine neue successio in der Futuwwa, die allein auf seine Person zurückging. Der Sinn dieser Maßnahme lag in der dadurch auf seine Person gerichteten Gefolgschaftsverpflichtung der Bundesmitglieder, unter denen die mächtigsten Fürsten der damaligen Zeit zu finden waren. So benutzte der Chalife den von ihm, man kann fast sagen neugeschaffenen Ritterorden der Futuwwa als Machtinstrument, um mit seiner Hilfe einmal die erschütterte Stellung des Chalifates in der islamischen Welt wieder zu stärken und die Fürsten, die sich daran gewöhnt hatten, dem Chalifen nur einen Ehrenprimat zuzubilligen, der zu nichts verpflichtete, wieder mehr an seine Person zu fesseln. Zum anderen war sein Bestreben darauf gerichtet, die inneren Gegensätze in der islamischen Welt, die sich hauptsächlich in der Gegensätzlichkeit der religiös-politischen Parteien äußerte, zu neutralisieren; dies Bestreben kommt deutlich in seiner der Schia zuneigenden Personalpolitik, auch innerhalb der Futuwwa, zum Ausdruck. Daß der Chalife durch eine straffe Zucht unter den Bundesmitgliedern den Bund schlagkräftig zu erhalten suchte, geht aus Dokumenten hervor, die uns erhalten sind. Den Geist, der in den von ihm reformierten Futuwwabünden herrschte und das Brauchtum, das dort geübt wurde, kennen wir aus Schriften, die für diese Bünde verfaßt sind. Aus diesen Schriften geht gleichzeitig hervor, daß die Idee des »hl. Krieges« in diesen Bünden keine nennenswerte Rolle spielte.

Daß der Chalife die Ziele, die er sich gesteckt hatte, erreicht hat, kann man wohl bejahen: er hat dem Chalifat die weltliche Souveränität, wenigstens über Bagdad und das Irak zurück-

Futuwwa über die höfischen Kreise hinaus weit in bürgerliche Kreise hinein verbreitet und hat hier das Organisationsprinzip für die Handwerkerbünde, die Zünfte, abgegeben. Als orientalisches Zunftwesen hat dann die Futuwwa bis in die Neuzeit hinein fortgelebt, bis das Eindringen abendländischer Wirtschaftsmethoden ihr auch hier ein Ende bereitet hat.

Literatur. Über die Futuwwa im Allgemeinen vgl. meinen Aufsatz »Die islamischen Futuwwabünde, Das Problem ihrer Entstehung und die Grundlinien ihrer Geschichte« in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, n. F. 12, 1933, S. 6 ff.; über den Kalifen Nāṣir vgl. meinen Artikel »an-Nāṣir lidīn Allāh« in der Enzyklopädie des Islam, III. Band, S. 929 ff. Eine ausführlichere Behandlung des vorstehenden Themas wird in der Zeitschrift »Die Welt als Geschichte« erscheinen.

Opicinus de Canistris

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Zeitschrift mehr als eine kurze Anzeige dieses Werkes von Richard Salomon zu bringen; ein Hinweis (wenn auch bei dem speziellen Charakter die eingehende Würdigung den Fachzeitschriften überlassen werden muß) ist notwendig, weil das Werk von grundlegender Bedeutung für die Geistes- und Kulturgeschichte des 14. Jahrhunderts ist. Es handelt sich bei dieser Veröffentlichung um die Interpretation und historische Einordnung einer Bilderhandschrift des 14. Jahrhunderts, als deren Verfasser S. einen avignonesischen Kleriker — Opicinus de Canistris —, von dem ein politischer Traktat bereits bekannt war, feststellen und diesen gleichzeitig als Autor einer unter der Verlegenheitsbenennung »Anonymus Ticinensis« veröffentlichten Beschreibung Pavias identifizieren konnte.

S. hat dem Textband einen Tafelband beigegeben, in dem die hs im Faksimile vollständig wiedergegeben ist. Der Textband gibt im 1. Teil die Auswertung des Materials, — das Ergebnis jahrelanger Beschäftigung mit dem spröden Stoff, zugleich Niederschlag der speziellen Kenntnis des Zeitalters d. Verf., — im 2. Teil die notwendigen Erläuterungen zu den Tafeln. Das Material, Zeichnungen von Landkarten, geometrischen Konstruktionen, Figuren im krausen Durcheinander, alles mit einer verwirrenden Fülle von Beischriften versehen, eine Anhäufung von scheinbar zusammenhanglosen Einfällen in Bildern und Worten, — fügt sich der ordnenden Hand S.s und aus dem Chaos ersteht »das Weltbild eines avignonesischen Klerikers« und das

Digitized by Google

schaftlichen politischen Willen seiner frühen Jahre vor Augen und zwingt auch hier zu einer wesentlichen Berichtigung des bisher verbreiteten Bildes. Mit allem Recht hebt dies der Herausgeber hervor: »Die Legende von dem nur ästhetisch empfindenden, alles verstehenden, vorsichtig zurückhaltenden Dilthey wird beseitigt durch das Bild, das uns hier entgegentritt: von dem Freunde und rückhaltlosen Bewunderer Treitschkes, . . ., dem 'Männlichkeit die Tugend der Tugenden ist'.« (Weniger, Bd. XII, S. Vf.)

Dilthey gehört in diesen Jahren zum Freundeskreis, der sich um die »Preußischen Jahrbücher« sammelte und steht mit ihnen gemeinsam in der lebhaftesten und entschiedensten Auseinandersetzung mit allen politischen und wissenschaftlichen Fragen der Zeit. In den verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zerstreut, größtenteils anonym oder pseudonym, entstand in diesen Jahren eine fast unvorstellbare Zahl von größeren und kleineren Schriften, von denen das sorgfältige, bis zum Jahre 1883 durchgeführte Verzeichnis am Schluß des XII. Bandes 72 Nummern verzeichnet. Aus diesem Kreis sind die beiden neuen Bände nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten ausgewählt und durch geeignete Stücke aus dem späteren handschriftlichen Nachlaß ergänzt.

Der XI. Band mit dem noch auf Dilthey selbst zurückgehenden Titel: »Vom Aufgang des geschichtlichen Bewußtseins« sammelt die Arbeiten zur Geschichte der Geschichtsschreibung. Neben mancherlei anderen Stücken enthält der erste Teil die Sammlung »Deutsche Geschichtsschreiber«, in der die Entstehung einer deutschen Geschichtsschreibung von J. v. Müller, Niebuhr, Schlosser, Dahlmann, v. Raumer verfolgt wird. Dilthey sieht die Geschichtsschreibung im unmittelbaren Zusammenhang mit dem politischen Leben eines Volkes (S. 79). Ihr Ziel ist nicht in erster Linie Erkenntnis, sondern »Erziehung des Volkes zu einer praktischen Weltanschauung« (S. 139). Diltheys eigener Einsatz geht genau dahin, wie er es bei Schlosser ausspricht, daß die Geschichte »ein solches Mittel tieferer Bildung würde, wie das bis dahin nur das Altertum und die Philosophie und Poesie für uns Deutsche gewesen waren« (S. 107). Er verfolgt, »wie aus unserer individualistischen deutschen Bildung das Interesse für Geschichte und Staat sich bildete« und betont »das Recht der Geschichte, ein nationales Bildungsmittel zu werden« (S. 164). Dieser erste Teil geht dann über in den zweiten, der die Erinnerungen an seine eigenen Zeitgenossen und die gemeinsame Arbeit für die methodische Selbständigkeit der Geisteswissenschaften enthält.

Der XII. Band vereinigt die Arbeiten zur Preußischen Geschichte, in denen stärker noch der unmittelbare nationale Impuls der Jugendjahre zum Ausdruck kommt. Der Band beginnt mit einem Aufsatz über »Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit«, in dem er sich scharf gegen das »lächerliche Vorurteil« wendet »diese stahlharte Natur für eine empfindsame Seele zu halten« (S. 2). Dann folgen im ersten Teil »Die Reorganisatoren des Preußischen Staates«: Stein, Hardenberg, Humboldt, Gneisenau und Scharnhorst. In diesen Aufsätzen (gegen seine Gewohnheit nicht aus den unmittelbaren Quellen gearbeitet), sucht Dilthey von dem Werk dieser Männer her die Aufgaben seiner Gegenwart zu deuten. Wesentlich ist vor allem der Blick für die große Spannung, in der die preußisch-deutsche Geschichte steht: »Man darf sagen, daß die Fehde zwischen diesen beiden Mächten, altpreußischer straffer prosaischer Staatsgesinnung und dem Enthusiasmus des im vorigen Jahrhundert neugeborenen geistigen Deutschland, auch heute noch nicht beschwichtigt ist. Nie durfte sie durch Aufgeben einer der beiden Richtungen beschwichtigt werden. Ihre Versöhnung ist eine der großen Aufgaben des neuen Deutschen Reiches« (S. 65).

Mit diesen Jugendschriften verschmilzt dann ganz zu innerer Einheit die aus dem Nachlaß herausgegebene Altersschrift über »Das allgemeine Landrecht«, in dem sich für ihn der Geist des friderizianischen Staats mit besonderer Klarheit darstellt.

O. F. Bollnow
Göttingen

Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften. Bd. XI. Vom Aufgang des geschichtlichen Bewußtseins. Jugendaufsätze und Erinnerungen. RM 9.50. Bd. XII. Zur Preußischen Geschichte. RM 7.—. Teubner, Leipzig und Berlin. 1936.

3.

Der deutsche Idealismus und die Geschichte

In apokalyptischer Sprache, die sichtlich mit mehr als einem Tropfen dialektischer Theologie gesalbt ist, beschwört der Verfasser im Namen und an der Stätte des Genius Hölderlins die Schatten der drei Großen des deutschen Idealismus, deren ineinandergreifendes Lebenswerk den stolzen Riesenbau der Philosophie der Geschichte gestaltet hat:

Kant, der zwar zu einer ausgeführten Philosophie der Geschichte nicht gediehen ist; in seiner kritischen Philosophie der Freiheit und der Persönlichkeit jedoch die Grundlagen geschaffen hat, auf der allein Geschichte, d. h. Geschichte der Freiheit, zu begründen ist.

Hegel, weit über ihn hinausschreitend, der Höhepunkt des deutschen Idealismus; in dessen Geschichtsphilosophie — die nicht nur über Geschichte philosophiert, sondern die Geschichte selbst philosophieren läßt —, der Idealismus als die griechisch-heidnische Art der Philosophie von der christlich-germanischen des Personalismus (oder Personal-Idealismus) überwunden worden ist; der aber mit seinem Glauben an die Einsichtigkeit des Weltplans Gottes ebenso sehr den Unterschied zwischen Gott und Mensch verwischt, wie er andererseits, durch die darin liegende Beseitigung des Zufalls, der Geschichte Freiheit und Zukunft und damit aber das wahrhaft Menschliche nimmt und darum im letzten den Real-Idealismus doch nicht zu überwinden vermag;

und endlich den späten Schelling, der in seiner positiven Philosophie eben an diesem Punkte mit seiner Kritik an der nur negativen Hegels einsetzt und in dem Kant seine Wiederauferstehung gefeiert hat.

Eine kritische Würdigung dieser ebenso eigenwilligen wie anregenden Neuauslegung Hegels — die bewußt in seinem Geiste über ihn hinausschreiten will — muß sich an dieser Stelle mit dem kurzen Hinweis darauf begnügen, daß sie mit dieser Wendung vom Weltgeist zur existenziellen Persönlichkeit — so sehr sie damit die zentralen Schwächen der Hegel'schen Position, vor allem die Aufhebung der Gegensätze schon in dieser unserer Zeitlichkeit, »womit er die Geschichte um ihre Vorläufigkeit und damit um ihre ganze volle erdenhafte Schwere bringt« (S. 36), trifft — und zu beheben sucht — eben doch gerade das eigentlich Großartige und spezifisch Historische an Hegels Konzeption der Weltgeschichte verfehlt — ihre noch lange nicht gebührend gewürdigte Erfassung als einheitlichem, sinnerfüllten Prozeß, der keineswegs, wie Hegel glaubte und wollte, dadurch die Zukunft zwangsläufig vorausbestimmt, wohl aber jeder konkreten Situation erst jene ganze volle erdenhafte Schwere verleiht, von der das Handeln der existenziellen Persönlichkeit ihr »weltgeschichtliches Pathos« empfängt. R.

Walter Schönfeld, Der deutsche Idealismus und die Geschichte. Philosophie u. Geschichte Nr. 62. Tübingen. J. C. B. Mohr. 1936. 48 S. RM 1.80.

4.

Gott in der Geschichte

Seit Hegel der Form des geschichtlichen Werdens als »Selbstverwirklichung des Geistes« die unbedingte Überlegenheit des Geistes über Natur und Geschichte als höchsten Gipfel der Entwicklung setzte, sind die Fragen nach Sinn und Wert der Geschichte immer wieder der deutschen, alles umspannenden Weltanschauung Gegenstand der Forschung und Untersuchung geworden. Für Hegel war der im Christentum geoffenbarte Gott nur eine Erscheinungsform des Geistes. Er schloß seine Verkündung vom Sinn und Kern aller Geschichte mit den Worten, daß die Weltgeschichte das wirkliche Werden des Geistes sei. Dieses sei die wahrhafte Theodicee, die Rechtfertigung Gottes in der Geschichte. Damit setzte er in seiner Geschichtslehre weit über den christlichen Gottesgedanken hinaus das Werden der Menschheit mit dem Werden des Geistes als seiner zweiten Wandlung zur Wirklichkeit gleich. Der christliche Gott ist ihm eine Erscheinungsform der Weltvernunft, mehr noch Gegenstand der in die Menschheit einverleibten Erkenntniskraft, Träger, Ausüber einer die Welt lenkenden Gewalt. Um so beachtenswerter ist der Versuch einer neuen Geschichtsmetaphysik und Geschichtstheologie, die Anton Schütz, Professor an der Pázmány-Universität in Budapest als eine geistvolle Synthese umfassender geschichtlicher, philosophischer und theologischer Studien in seinem Werk »Gott in der Geschichte« vorlegt, in Auseinandersetzung mit dem idealistischen Monismus Hegels, dessen Vernunft in der Geschichte für ihn nur eine verwirklichte Logik ist. Diesem geschichtlichen Rationalismus begegnet Anton Schütz mit seinen Untersuchungen von der hohen Warte katholischer Weltanschauung und Philosophie. In einer anschaulichen Sprache werden wir durch zehn Kapitel (Ziele und Wege / Das Irrationale / Die Tragik / Die Energien in der Geschichte / Der Schöpfer / Erlöser und heiligende Gott als Schlüssel der Geschichte / Anfang und Ende / Verlauf der Geschichte / und Das geschichtliche Heute) zum Alpha und Omega alles Geschehens emporgeführt: daß die Geschichte der Menschheit nur aus tiefster Einsicht in das Wesen des Menschen selbst, ja letztlich überhaupt nur vom Dreieinigen Gott als Schöpfer, Erlöser und Heiliger der Menschheit verstanden werden kann. Die Darlegungen werden in einer Form geboten, die den Leser mitreißt. Das Fernsein von aller ungesunden Polemik kennzeichnet das hohe geistige Niveau des Werkes. Seine Geschichtsdeutung fesselt auch den Leser, der dieser Geschichtsanschauung nicht zustimmen kann, durch die Weite des Blickfeldes, die grundsätzlich die geschichtliche konkrete Umgebung der Gegenwart erweitert zur Geschichte der Gesamtmenschheit, zum weltgeschichtlichen Lebens- und Kulturschicksal der Menschheit. Eine neue Phase des Lebens, nicht des pessimistischen Niederganges, ist das, wo hinaus der Kompaß der Geschichte weist. Diese Geschichtsbesinnung, die den einzelnen Menschen zum Imperativ der Tat verpflichtet, rechtfertigt dieses Werk in der zeitlichen Entfaltung geschichtlicher Gegenwart als schöpferischen Weckruf.

Dr. Ernst Hering
Berlin

Anton Schütz, Gott in der Geschichte. Eine Geschichtsmetaphysik und -theologie. Verlag Anton Pustet. Salzburg-Leipzig 1936. Geb. RM 7.20.

Digitized by Google

GESCHICHTSPHILOSOPHIE

1.

Die Entstehung des Historismus

Unsere Zeit versteht sich vorzugsweise als eine Zeit der Überwindungen; sie liebt es, sich von dem Gegensatz her zu deuten, in dem sie sich zu vergangenen Lebensauffassungen und Lebensformen findet. Will man aber einen Gegner überwinden, so ist die erste Voraussetzung, daß man ihn gründlich kennen lernt. Man gerät sonst leicht in Gefahr, sich unversehens auf seinen Boden zu stellen und mit Waffen gegen ihn zu kämpfen, die ihm selber entlehnt sind. Das gilt nicht zuletzt vom Historismus, von dessen angeblicher Überwindung man heute immer wieder hören kann. Eine reiche Literatur ist ihm bereits, vor allem von philosophischer Seite, gewidmet, die sich teils mit seinen philosophischen Problemen und Konsequenzen beschäftigt, teils mit seinen Auswirkungen für Aufbau und Methodik der Geisteswissenschaften. Es fehlte noch die zusammenhängende Darstellung der Vorgeschichte — eine Lücke, die nun das Werk von Friedrich Meinecke »Die Entstehung des Historismus«[1]) ausfüllt. Während — um nur die wichtigsten bisherigen Autoren zu nennen — E. Troeltsch vor allem das 19. Jahrhundert berücksichtigte und E. Rothacker und J. Wach vorwiegend am Werden der Methodik der Geisteswissenschaften selbst interessiert waren und dabei sich auf die deutsche Entwicklung beschränkten, spannt Meinecke den Rahmen weiter und sucht vor allem in Konzentration auf das 18. Jahrhundert das Werden der Grundstimmung selbst zu verfolgen als eine allgemein-europäische geistige Umwälzung, auf deren Boden dann der Historismus des 19. Jahrhunderts sich entfaltete. Mehrfach knüpft er dabei an Diltheys geistesgeschichtliche Forschungen an, diese durch die Auswahl des Stoffes und durch die Beschränkung auf einige bestimmte Problemzusammenhänge in manchen wichtigen Punkten ergänzend.

Ein Idealbild des vollendeten Historismus ist es, das Meinecke als Endziel dieser Bewegung vor Augen steht, gekennzeichnet durch die reifste Ausbildung des Individualitätsgedankens, des geschichtlichen Entwicklungsbegriffs und der methodischen Grundforderung, sich zur Erschließung geschichtlichen Seins nicht auf einen abstrakten Wesenszug menschlichen Seins (die Vernunfterkenntnis) zu stützen, sondern es zu verstehen aus der »Totalität der Gemütskräfte« heraus. Das Werden dieser einzelnen Motive, durch deren Zusammenklang der Historismus in seiner Vollendung gekennzeichnet ist, im Kampfe gegen die naturrechtlich-normative Auffassung der Aufklärung zu verfolgen, ist das Thema des Werkes, das in einer Kette von Einzeldarstellungen mehr monographischer Art behandelt wird. Darin liegt schon, daß es Meinecke vor allem darauf ankommt, die allmähliche Verwandlung der geistigen Atmosphäre vom 18. zum 19. Jahrhundert im Ganzen darzustellen, als urkundlich die direkten Einwirkungen der Geschichtsauffassungen des 18. Jahrhunderts auf die Begründer des eigentlichen Historismus im einzelnen nachzuweisen. Dadurch treten Beziehungen zutage, die dem bloß auf direkte Einflüsse gerichteten Blick vielfach verborgen bleiben.

Der I. Band ist den Vorstufen in der Aufklärungshistorie gewidmet und spannt den Bogen der Darstellung von Shaftesbury, Vico, Leibniz über die französische und englische Aufklärung bis zu den Geschichtsschreibern der englischen Präromantik. Aus der Fülle des Stoffes seien nur die glänzenden Charakteristiken der Geschichtsschreibung Voltaires, Montesquieus und Humes hervorgehoben. Überall wird hier Gewicht darauf gelegt zu zeigen, wie ineins mit der letzten Steigerung des Selbstverständnisses und Lebensbewußtseins der Aufklärung schon Motive auftreten, die geeignet sind, deren Gedankenzusammenhang zu sprengen und den Boden für ein Neues vorzubereiten. So wenn das Grundprinzip der Geschichtsschreibung Voltaires in dem Bestreben gefunden wird, einen gegenwärtig gegebenen Zustand geschichtlich zu rechtfertigen — womit implizit dem Anspruch der Subjektivität Raum gegeben wird, von ihrem gegenwärtigen Standort aus die Geschichte als Universalgeschichte zu begreifen und neu zu formen; oder wenn die relativierenden Momente in Montesquieus Lehre vom esprit général aufgewiesen werden, die den Glauben an absolute, im Vernunftbegriff verankerte Maßstäbe erschüttern; oder wenn an der Geschichtsschreibung Humes verfolgt wird, wie in ihr durch Anwendung einer neuen Psychologie das Bewußtsein für die irrationalen Seelenkräfte und ihre Wirkung in der Geschichte geschärft wird. So erscheint der Prozeß, der im I. Band dargestellt wird, mehr als ein solcher des Brescheschlagens in den Gedankenzusammenhang der Aufklärung, denn als wirkliche Bildung von Vorstufen des Historismus. Tritt doch die Ausbildung des eigentlichen Historismus in der Deutschen Bewegung als ein schöpferisch Neues auf, das nicht durch diese Vorstufen erklärt werden kann.

Der Deutschen Bewegung ist demnach auch ausschließlich der II. Band gewidmet. Indem aber ihre Darstellung nicht isoliert auftritt, sondern aufbauen kann auf der der Aufklärungshistorie, wird mit besonderer Deutlichkeit sichtbar, wie auch in dieser neuen Entwicklung Motive der vorangegangenen und überwundenen Periode lebendig sind und in mannigfachen Umwandlungen aufgegriffen werden; so wenn der Kampf verfolgt wird, der sich in den verschiedenen Entwicklungsperioden Herders zwischen seinem neuen Lebensgefühl und rationalistischen Momenten abspielt und schließlich in der letzten Periode mit einem Überwiegen der letzteren endet, das sich in seiner Geschichtsteleologie und in einer gewissen moralisierenden Haltung der Sphäre des Staatlich-Machtpolitischen gegenüber äußert. Auf die Charakteristik Mösers, Herders und der Stellung Goethes zur Geschichte beschränkt sich dieser Band, wobei dem letzteren der breiteste Raum gewidmet ist. (Eine beigegebene Gedächtnisrede auf Ranke weist bereits über die Anlage des Ganzen hinaus.) Gilt auch Goethe im allgemeinen als ablehnend der Geschichte gegenüber und sind seine direkten Einwirkungen auf die Entstehung des eigentlichen Historismus nicht so stark, so rechtfertigt sich doch der breite Raum, der ihm gewidmet ist, dadurch, daß ohne die Umgestaltung der gesamten geistigen Atmosphäre durch sein Leben und Werk die nachkommende Entwicklung gar nicht denkbar wäre. Meinecke verfolgt seine wechselnde Stellung zur Geschichte durch die verschiedenen Perioden seines Lebens hindurch und begreift seine angebliche Ablehnung des Geschichtlichen von seiner Grundeinstellung her: geschichtliches Geschehen ist für Goethe nur ein Teil eines ewigen Weltschauspiels, ein Ausschnitt des Naturgeschehens, wie dieses Verwirklichung individuell geprägter Urformen. Auf dem Boden seines makrokosmischen Einsgefühls verliert die Trennung von Vergangenheit und Gegenwart, geschichtlichem Augenblick ihre Schärfe. So liegt die Bedeutung dieser Darstellung Goethes vor allem darin, daß hier ein Ausgleich zwischen relativierendem und idealisierendem (absolutierendem) Denken vorgeführt wird und damit eine Zusammenfassung von Motiven und Fäden, die in ähnlicher Weise nur bei Ranke vereinigt waren (abgesehen von seiner unterschiedlichen Stellung zum Christentum), und die im späteren Historismus wieder auseinanderliefen. Es ist damit — und das dürfte Meinecke daran besonders angezogen haben — im Goetheschen Denken die Möglichkeit einer Überwindung des Historismus hinsichtlich seiner relativistischen Konsequenzen verfolgt; eine Lösung, die zwar nicht einfach mehr die unsere werden kann, die aber als Möglichkeit einer tief begründeten Position der Geschichte gegenüber ins Auge gefaßt werden muß, soll das Wesen des Historismus wirklich verstanden werden.

Daß Meinecke dabei das Idealbild des vollendeten Historismus vielleicht als eine allzu feste Größe vor Augen steht, an der die vorangegangenen Entwicklungsstufen gemessen werden, wird man ihm, dem Historiker, nicht verübeln dürfen. Er kann mit Recht sein Urteil vor allem durch den Blick auf die ungeheure Leistung bestimmen lassen, die diese Weltauffassung für den Aufbau der Geisteswissenschaften vollbrachte, und kann dann sagen, sie sei die höchste bisher erreichte Stufe in dem Verständnis menschlicher Dinge. Und der Philosoph wird ihm hierin insoferne zustimmen können, als darin die Forderung beschlossen liegt, daß eine mögliche »Überwindung« des Historismus keinesfalls einfach ein Zurückfallen in durch ihn selbst überwundene Gedankenzusammenhänge bedeuten dürfe.

Doz. Dr. L. Landgrebe
Prag

[1]) 2 Bde. 656 S. Verlag R. Oldenbourg, München, Berlin 1936. Geb. RM 22.—.

2.

Zwei neue Dilthey-Bände

Es ist das eigentümliche Schicksal von Diltheys Philosophie, daß sich ihr wahres Gesicht erst aus dem Nachlaß, lange nach dem Tode ihres Urhebers, schrittweise herausbildet. Jeder neue Band der »Gesammelten Schriften« hat bisher sein Bild nicht nur inhaltlich vermehrt, sondern zugleich als ganzes verwandelt und immer mehr gezwungen, die unzulänglichen Vorstellungen, die sich über ihn gebildet hatten, zu berichtigen. So zerstörten Band V und VI das Bild vom bloßen »feinsinnigen« Geistesgeschichtler durch den Blick auf die systematische Einheit seines Philosophierens. Band VII und VIII zeigten dann die entschieden vorwärts drängende denkerische Energie seiner letzten Lebensjahre. Nachdem schon in Band IX der starke nationalpädagogische Zug sichtbar geworden war, führt jetzt die Veröffentlichung der Jugendschriften in Band XI und XII den leiden-

Digitized by Google

schaftlichen politischen Willen seiner frühen Jahre vor Augen und zwingt auch hier zu einer wesentlichen Berichtigung des bisher verbreiteten Bildes. Mit allem Recht hebt dies der Herausgeber hervor: »Die Legende von dem nur ästhetisch empfindenden, alles verstehenden, vorsichtig zurückhaltenden Dilthey wird beseitigt durch das Bild, das uns hier entgegentritt: von dem Freunde und rückhaltlosen Bewunderer Treitschkes, . . ., dem 'Männlichkeit die Tugend der Tugenden ist'.« (Weniger, Bd. XII, S. Vf.)

Dilthey gehört in diesen Jahren zum Freundeskreis, der sich um die »Preußischen Jahrbücher« sammelte und steht mit ihnen gemeinsam in der lebhaftesten und entschiedensten Auseinandersetzung mit allen politischen und wissenschaftlichen Fragen der Zeit. In den verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zerstreut, größtenteils anonym oder pseudonym, entstand in diesen Jahren eine fast unvorstellbare Zahl von größeren und kleineren Schriften, von denen das sorgfältige, bis zum Jahre 1883 durchgeführte Verzeichnis am Schluß des XII. Bandes 72 Nummern verzeichnet. Aus diesem Kreis sind die beiden neuen Bände nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten ausgewählt und durch geeignete Stücke aus dem späteren handschriftlichen Nachlaß ergänzt.

Der XI. Band mit dem noch auf Dilthey selbst zurückgehenden Titel: »Vom Aufgang des geschichtlichen Bewußtseins« sammelt die Arbeiten zur Geschichte der Geschichtsschreibung. Neben mancherlei anderen Stücken enthält der erste Teil die Sammlung »Deutsche Geschichtsschreiber«, in der die Entstehung einer deutschen Geschichtsschreibung von J. v. Müller, Niebuhr, Schlosser, Dahlmann, v. Raumer verfolgt wird. Dilthey sieht die Geschichtsschreibung im unmittelbaren Zusammenhang mit dem politischen Leben eines Volkes (S. 79). Ihr Ziel ist nicht in erster Linie Erkenntnis, sondern »Erziehung des Volkes zu einer praktischen Weltanschauung« (S. 139). Diltheys eigener Einsatz geht genau dahin, wie er es bei Schlosser ausspricht, daß die Geschichte »ein solches Mittel tieferer Bildung würde, wie das bis dahin nur das Altertum und die Philosophie und Poesie für uns Deutsche gewesen waren« (S. 107). Er verfolgt, »wie aus unserer individualistischen deutschen Bildung das Interesse für Geschichte und Staat sich bildete« und betont »das Recht der Geschichte, ein nationales Bildungsmittel zu werden« (S. 164). Dieser erste Teil geht dann über in den zweiten, der die Erinnerungen an seine eigenen Zeitgenossen und die gemeinsame Arbeit für die methodische Selbständigkeit der Geisteswissenschaften enthält.

Der XII. Band vereinigt die Arbeiten zur Preußischen Geschichte, in denen stärker noch der unmittelbare nationale Impuls der Jugendjahre zum Ausdruck kommt. Der Band beginnt mit einem Aufsatz über »Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit«, in dem er sich scharf gegen das »lächerliche Vorurteil« wendet »diese stahlharte Natur für eine empfindsame Seele zu halten« (S. 2). Dann folgen im ersten Teil »Die Reorganisatoren des Preußischen Staates«: Stein, Hardenberg, Humboldt, Gneisenau und Scharnhorst. In diesen Aufsätzen (gegen seine Gewohnheit nicht aus den unmittelbaren Quellen gearbeitet), sucht Dilthey von dem Werk dieser Männer her die Aufgaben seiner Gegenwart zu deuten. Wesentlich ist vor allem der Blick für die große Spannung, in der die preußisch-deutsche Geschichte steht: »Man darf sagen, daß die Fehde zwischen diesen beiden Mächten, altpreußischer straffer prosaischer Staatsgesinnung und dem Enthusiasmus des im vorigen Jahrhundert neugeborenen geistigen Deutschland, auch heute noch nicht beschwichtigt ist. Nie durfte sie durch Aufgeben einer der beiden Richtungen beschwichtigt werden. Ihre Versöhnung ist eine der großen Aufgaben des neuen Deutschen Reiches« (S. 65).

Mit diesen Jugendschriften verschmilzt dann ganz zu innerer Einheit die aus dem Nachlaß herausgegebene Altersschrift über »Das allgemeine Landrecht«, in dem sich für ihn der Geist des friderizianischen Staats mit besonderer Klarheit darstellt.

O. F. Bollnow
Göttingen

Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften. Bd. XI. Vom Aufgang des geschichtlichen Bewußtseins. Jugendaufsätze und Erinnerungen. RM 9.50. Bd. XII. Zur Preußischen Geschichte. RM 7.—. Teubner, Leipzig und Berlin. 1936.

3.

Der deutsche Idealismus und die Geschichte

In apokalyptischer Sprache, die sichtlich mit mehr als einem Tropfen dialektischer Theologie gesalbt ist, beschwört der Verfasser im Namen und an der Stätte des Genius Hölderlins die Schatten der drei Großen des deutschen Idealismus, deren ineinandergreifendes Lebenswerk den stolzen Riesenbau der Philosophie der Geschichte gestaltet hat:

Kant, der zwar zu einer ausgeführten Philosophie der Geschichte nicht gediehen ist; in seiner kritischen Philosophie der Freiheit und der Persönlichkeit jedoch die Grundlagen geschaffen hat, auf der allein Geschichte, d. h. Geschichte der Freiheit, zu begründen ist.

Hegel, weit über ihn hinausschreitend, der Höhepunkt des deutschen Idealismus; in dessen Geschichtsphilosophie — die nicht nur über Geschichte philosophiert, sondern die Geschichte selbst philosophieren läßt —, der Idealismus als die griechisch-heidnische Art der Philosophie von der christlich-germanischen des Personalismus (oder Personal-Idealismus) überwunden worden ist; der aber mit seinem Glauben an die Einsichtigkeit des Weltplans Gottes ebenso sehr den Unterschied zwischen Gott und Mensch verwischt, wie er andererseits, durch die darin liegende Beseitigung des Zufalls, der Geschichte Freiheit und Zukunft und damit aber das wahrhaft Menschliche nimmt und darum im letzten den Real-Idealismus doch nicht zu überwinden vermag;

und endlich den späten Schelling, der in seiner positiven Philosophie eben an diesem Punkte mit seiner Kritik an der nur negativen Hegels einsetzt und in dem Kant seine Wiederauferstehung gefeiert hat.

Eine kritische Würdigung dieser ebenso eigenwilligen wie anregenden Neuauslegung Hegels — die bewußt in seinem Geiste über ihn hinausschreiten will — muß sich an dieser Stelle mit dem kurzen Hinweis darauf begnügen, daß sie mit dieser Wendung vom Weltgeist zur existenziellen Persönlichkeit — so sehr sie damit die zentralen Schwächen der Hegel'schen Position, vor allem die Aufhebung der Gegensätze schon in dieser unserer Zeitlichkeit, »womit er die Geschichte um ihre Vorläufigkeit und damit um ihre ganze volle erdenhafte Schwere bringt« (S. 36), trifft — und zu beheben sucht — eben doch gerade das eigentlich Großartige und spezifisch Historische an Hegels Konzeption der Weltgeschichte verfehlt — ihre noch lange nicht gebührend gewürdigte Erfassung als einheitlichem, sinnerfüllten Prozeß, der keineswegs, wie Hegel glaubte und wollte, dadurch die Zukunft zwangsläufig vorausbestimmt, wohl aber jeder konkreten Situation erst jene ganze volle erdenhafte Schwere verleiht, von der das Handeln der existenziellen Persönlichkeit ihr »weltgeschichtliches Pathos« empfängt. R.

Walter Schönfeld, Der deutsche Idealismus und die Geschichte. Philosophie u. Geschichte Nr. 62. Tübingen. J. C. B. Mohr. 1936. 48 S. RM 1.80.

4.

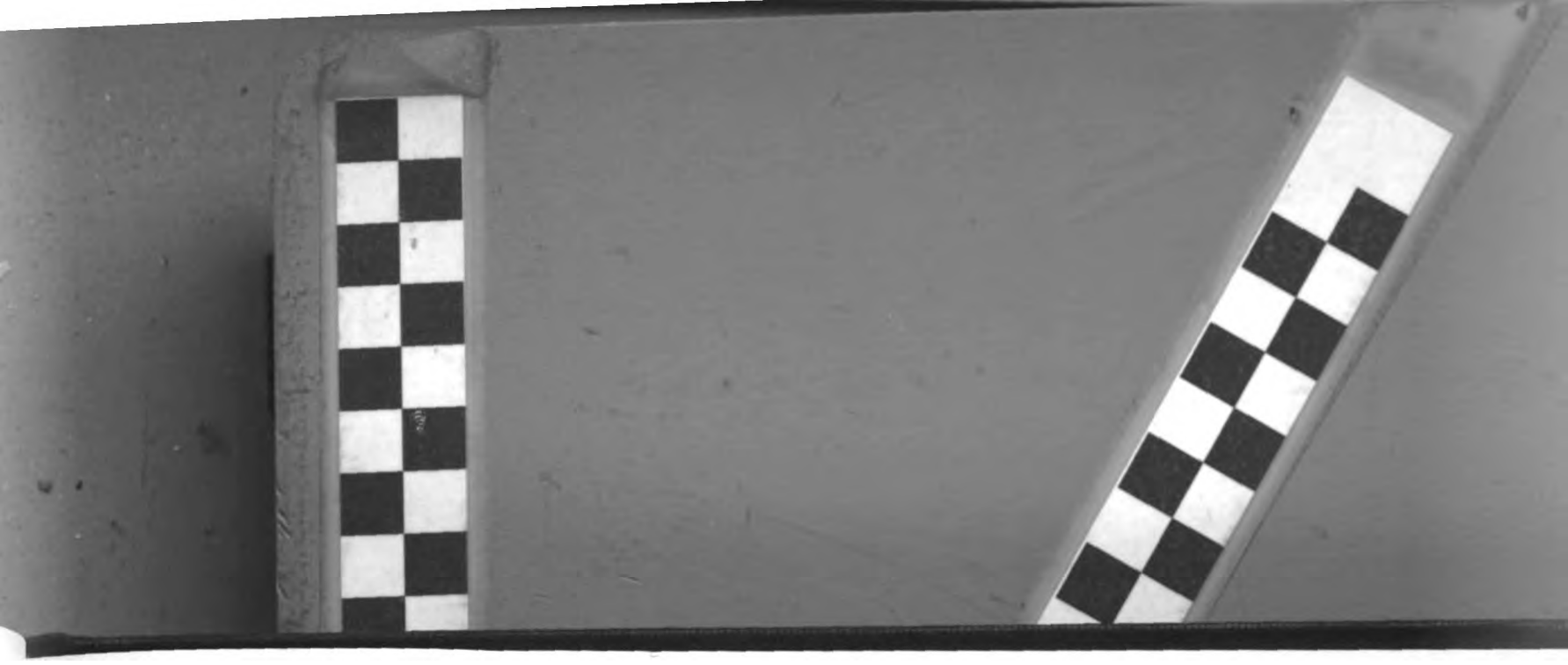
Gott in der Geschichte

Seit Hegel der Form des geschichtlichen Werdens als »Selbstverwirklichung des Geistes« die unbedingte Überlegenheit des Geistes über Natur und Geschichte als höchsten Gipfel der Entwicklung setzte, sind die Fragen nach Sinn und Wert der Geschichte immer wieder der deutschen, alles umspannenden Weltanschauung Gegenstand der Forschung und Untersuchung geworden. Für Hegel war der im Christentum geoffenbarte Gott nur eine Erscheinungsform des Geistes. Er schloß seine Verkündung vom Sinn und Kern aller Geschichte mit den Worten, daß die Weltgeschichte das wirkliche Werden des Geistes sei. Dieses sei die wahrhafte Theodicee, die Rechtfertigung Gottes in der Geschichte. Damit setzte er in seiner Geschichtslehre weit über den christlichen Gottesgedanken hinaus das Werden der Menschheit mit dem Werden des Geistes als seiner zweiten Wandlung zur Wirklichkeit gleich. Der christliche Gott ist ihm eine Erscheinungsform der Weltvernunft, mehr noch Gegenstand der in die Menschheit einverleibten Erkenntniskraft, Träger, Ausüber einer die Welt lenkenden Gewalt. Um so beachtenswerter ist der Versuch einer neuen Geschichtsmetaphysik und Geschichtstheologie, die Anton Schütz, Professor an der Pázmány-Universität in Budapest als eine geistvolle Synthese umfassender geschichtlicher, philosophischer und theologischer Studien in seinem Werk »Gott in der Geschichte« vorlegt, in Auseinandersetzung mit dem idealistischen Monismus Hegels, dessen Vernunft in der Geschichte für ihn nur eine verwirklichte Logik ist. Diesem geschichtlichen Rationalismus begegnet Anton Schütz mit seinen Untersuchungen von der hohen Warte katholischer Weltanschauung und Philosophie. In einer anschaulichen Sprache werden wir durch zehn Kapitel (Ziele und Wege / Das Irrationale / Die Tragik / Die Energien in der Geschichte / Der Schöpfer / Erlöser und heiligende Gott als Schlüssel der Geschichte / Anfang und Ende / Verlauf der Geschichte / und Das geschichtliche Heute) zum Alpha und Omega alles Geschehens emporgeführt: daß die Geschichte der Menschheit nur aus tiefster Einsicht in das Wesen des Menschen selbst, ja letztlich überhaupt nur vom Dreieinigen Gott als Schöpfer, Erlöser und Heiliger der Menschheit verstanden werden kann. Die Darlegungen werden in einer Form geboten, die den Leser mitreißt. Das Fernsein von aller ungesunden Polemik kennzeichnet das hohe geistige Niveau des Werkes. Seine Geschichtsdeutung fesselt auch den Leser, der dieser Geschichtsanschauung nicht zustimmen kann, durch die Weite des Blickfeldes, die grundsätzlich die geschichtliche konkrete Umgebung der Gegenwart erweitert zur Geschichte der Gesamtmenschheit, zum weltgeschichtlichen Lebens- und Kulturschicksal der Menschheit. Eine neue Phase des Lebens, nicht des pessimistischen Niederganges, ist das, wo hinaus der Kompaß der Geschichte weist. Diese Geschichtsbesinnung, die den einzelnen Menschen zum Imperativ der Tat verpflichtet, rechtfertigt dieses Werk in der zeitlichen Entfaltung geschichtlicher Gegenwart als schöpferischen Weckruf.

Dr. Ernst Hering
Berlin

Anton Schütz, Gott in der Geschichte. Eine Geschichtsmetaphysik und -theologie. Verlag Anton Pustet. Salzburg-Leipzig 1936. Geb. RM 7.20.

Digitized by Google



Prof. Dr. J. RUSKA, Berlin

Spätlateinische Alchemie

Ein im August 1936 in dieser Zeitschrift veröffentlichter Aufsatz war dazu bestimmt, einen Überblick über den Stand der griechischen Alchemiegeschichte zu geben. Am Schluß wurde darauf hingewiesen, daß den Arabern noch erheblich mehr griechische Schriften zugänglich waren, als uns heute im Corpus der griechischen Alchemisten zu Gebote stehen. Es läge daher nahe, eine Abhandlung über griechische Alchemie in arabischem Gewande folgen zu lassen, wenn die Erörterung des Themas nicht so sehr mit philologischen Einzelheiten belastet wäre, daß sie sich im Rahmen eines solchen Aufsatzes unmöglich durchführen läßt. Auch über die verschiedenen Entwicklungsformen der arabischen Alchemie möchte ich mich jetzt nicht zusammenfassend äußern, nachdem ich den Gegenstand in den letzten Jahren mehrfach behandelt habe. Wohl aber dürfte ein Überblick über die Aufgaben nützlich sein, die für die gänzlich vernachlässigte Alchemie des Spät-Mittelalters zu lösen sind, wenn ihre Geschichte aus dem chaotischen Zustand herauskommen soll, in dem sie sich heute noch befindet.

Die Quellen für die lateinische Alchemie sind fast unerschöpflich reich und stehen in Handschriften des 13. bis 16. Jahrhunderts in allen Bibliotheken Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens und Spaniens zur Verfügung. Der von Frau D. W. Singer herausgegebene, nach Autoren geordnete Sammelkatalog der englischen Bibliotheken erschließt allein schon eine Fülle von neuen oder bisher unbenützt gebliebenen alchemistischen Texten, und jede Durchsicht eines Katalogs der großen europäischen Bibliotheken führt zu neuen Entdeckungen. Dennoch ist von diesen handschriftlichen Quellen nur in ganz vereinzelten Fällen Gebrauch gemacht worden. Die Historiker der Alchemie haben sich bis auf Schmieder, Kopp und Berthelot fast ausschließlich auf die seit Ende des 15. Jahrhunderts in gedruckten Sammlungen kleineren oder größeren Umfangs dargebotenen Texte beschränkt oder den einen und anderen neuen Text, der ihnen zufällig in die Hände fiel, mit allen Fehlern abgedruckt, ohne sich um die elementarsten Regeln der Editionstechnik zu kümmern. Was als »Geschichte« der lateinischen Alchemie geboten wird, ist heute noch nichts weiter als eine Aneinanderreihung von mehr oder weniger zutreffenden Inhaltsangaben, die meist jedes kritische Eingehen auf Herkunft und Charakter der Schriften vermissen lassen.

Wenn ich dieses schroffe Urteil ausspreche, so denke ich nicht daran, den älteren Chemiehistorikern Leichtsinn oder Unfähigkeit vorzuwerfen. Sie standen, gleichviel ob sie von der Chemie oder von der Philologie herkamen, vor einer unlösbaren Aufgabe und konnten für ihre Zeit nichts Besseres leisten. Tadel würden nur solche Chemiehistoriker verdienen, die fortfahren wollten, nach dieser alten Methode Geschichte zu schreiben, nachdem längst an einwandfreien Beispielen gezeigt worden ist, mit welchen Mitteln die Probleme der Alchemiegeschichte anzufassen und zu lösen sind.

Zunächst ist festzustellen, daß in der lateinischen Alchemie auch nicht eine Zeile unmittelbar auf griechische Quellen zurückgeht. Alles, was seit dem 12. Jahrhundert in lateinischer Sprache über Alchemie geschrieben wurde, ist entweder Übersetzung arabischer Schriften oder lehnt sich an diese an, bis in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Zeit kommt, wo sich die Lateiner von der arabischen Überlieferung frei zu machen und in ihrer Weise zu schreiben beginnen. Wie hätten aber die älteren Chemiehistoriker den wahren Charakter jeder einzelnen lateinischen Schrift erkennen und beurteilen sollen, wenn sie einer Literatur gegenüberstanden, deren Ursprung durch zahllose falsche Angaben über die Verfasser absichtlich in Dunkel gehüllt worden war? Wie sollten sie über die primitivste Frage — ob Übersetzung aus dem Arabischen oder originale lateinische Leistung — ins Klare kommen, wenn ihnen nicht nur jede Kenntnis der arabischen Literatur, sondern auch jede Fähigkeit fehlte, einen aus dem Arabischen übersetzten Text von einem Werk der Scholastik zu unterscheiden?

Daß man dem Hermes, Pythagoras, Plato und Aristoteles alchemistische Traktate zuschrieb, hat das Mittelalter nicht gestört und ist noch im 19. Jahrhundert von manchen Chemiehistorikern nur insoweit angefochten und zurecht gerückt worden, als man einen jüngeren, früh-mittelalterlichen Plato und Aristoteles als Verfasser einsetzte. Niemand dachte daran, diesen arabischen Erfindungen auf den Grund zu gehen und ihre handgreiflich späte Entstehung klarzustellen. Noch viel weniger konnten die den arabischen Autoren zugeschriebenen Werke auf ihre Echtheit geprüft werden. Ich brauche hier nur auf die lateinischen Geber- und Rāzī-Schriften hinzuweisen, die in Umlauf gesetzt wurden, nachdem die Namen dieser großen Autoren durch Übersetzungen echter Schriften in den Kreisen der Alchemisten bekannt und berühmt geworden waren.

Man weiß, daß die »Summa Perfectionis Magisterii« des Geber seit dem Ende des 13. Jahrhunderts als das unübertreffliche Meisterwerk der arabischen Alchemie galt und heute noch von vereinzelten Chemiehistorikern, wenn nicht für eine direkte Übersetzung, so doch für ein durch und durch arabisch beeinflußtes Werk gehalten wird. Daß es keine Übersetzung sein kann, sondern ein in echt scholastischem Latein abgefaßtes Originalwerk ist, hätte man schon lange feststellen können, wenn man auf die Unterschiede zwischen arabischem und lateinischem Sprachbau hätte achten wollen, die sich auf Schritt und Tritt in Übersetzungen fühlbar machen. Wie weit es aber dem Inhalt nach von der arabischen Literatur abhängig, wie weit es eine selbständige Leistung des Verfassers ist, kann aus triftigen Gründen selbst heute noch nicht mit Sicherheit ausgemacht werden.

Von der überragenden Bedeutung, die dem persischen Arzt und Philosophen Rāzī in der Geschichte der Alchemie zukommt, haben erst Forschungen der fünfzehn letzten Jahre ein Bild gegeben. Man kann sagen, daß sein Name bei den Chemiehistorikern bis zum Erscheinen von Berthelots Abhandlung über den Traité de Bubacar (d. i. Abū Bekr ... ar-Rāzī) so gut wie verschollen war. Daß Berthelot die im Cod. 6514 der Bibliothèque Nationale enthaltene Bearbeitung des Secretum Secretorum für eine Übersetzung hielt, ist ihm weiter nicht anzurechnen; der Nachweis, daß hier und in einer Reihe von anderen Handschriften Bearbeitungen und Erweiterungen des Texts der Geheimnisse vorliegen, war wie die Feststellung einer wortgetreuen lateinischen Übersetzung (in einer Handschrift von Palermo) erst möglich, nachdem das arabische Original in mehreren Handschriften aufgefunden und studiert worden war.

Der Glanz des Namens hat dann nicht nur im lateinischen Westen, sondern bereits im Orient und im maurischen Spanien unbekannten Alchemisten Veranlassung gegeben, ihre eigenen Produkte als Werke des Rāzī hinausgehen zu lassen oder den Namen des berühmten Arztes auf Schriften zu übertragen, die vorher unter anderen Namen bekannt gewesen waren. Als das wertvollste dieser pseudepigraphen Werke mag das »Buch der Alaune und Salze« angeführt werden, von dem es zwei unabhängige Übersetzungen gibt, und dessen arabischen Text ich in einer Handschrift der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin habe nachweisen können.

Die gleichen Probleme wie bei Geber und Rāzī liegen auch bei allen anderen über das Arabische in die spätlateinische alchemistische Literatur eingedrungenen Schriften vor. Es ist natürlich schon viel gewonnen, wenn es gelingt, die arabischen Originale aufzuspüren. So ist vor einigen Jahren durch eine Arbeit von H. E. Stapleton das Problem der Tabula Chemica des Senior Zadith restlos geklärt und die lateinische Übersetzung als ziemlich minderwertige Wiedergabe eines Werks von Ibn Umail erkannt worden. Ebenso ist über die Herkunft der Turba Philosophorum, eines der wichtigsten Werke der allegorischen Richtung der arabischen Alchemie, kein Zweifel mehr möglich. Es wäre daher dringend zu wünschen, daß jetzt auch die arabischen Texte des Liber Quartorum, der Interrogationes Calid und anderer ins Lateinische übersetzten Schriften herausgegeben würden. Man stünde dann endlich auf einem festen Fundament, von dem aus der Versuch gewagt werden könnte, auch in die spätere Geschichte der Alchemie, die voll von ungelösten Fragen und Problemen steckt, mehr Licht zu bringen. Niemand darf sich der Täuschung hingeben, daß man die alchemistische Literatur der Spät-Scholastik richtig einreihen und in ihren wahren Zusammenhängen schildern könne, bevor nicht jeder Schriftenkreis auf seine Quellen untersucht und kritisch durchgearbeitet ist, bevor man nicht sicher weiß, ob man es etwa mit echten Schriften des Albertus Magnus, des Thomas von Aquin, des Lullus und des Arnaldus von Villanova oder mit Fälschungen späterer Jahrhunderte zu tun hat.

M. Berthelot, La Chimie au Moyen Âge. Paris 1893.
E. O. v. Lippmann, Entstehung und Ausbreitung der Alchemie. I. Berlin 1919, II. Berlin 1931.
D. W. Singer, Catalogue of Latin and Vernacular Alchemical Manuscripts in Great Britain and Ireland. London 1928 bis 1931.
J. Ruska, Turba Philosophorum. Berlin 1931.
J. Ruska, Das Buch der Alaune und Salze. Berlin 1935.
J. Ruska, Übersetzung und Bearbeitungen von Râzî's Buch Geheimnis der Geheimnisse. Berlin 1935.
J. Ruska, Al-Râzî's Buch Geheimnis der Geheimnisse. Mit Einleitung und Erläuterungen in deutscher Übersetzung. Berlin 1937.

Soeben erschien:

Dornblüth-Pschyrembel

Klinisches Wörterbuch

Die Kunstausdrücke der Medizin

27.—30. Auflage. Geb. RM 7.—

Walter de Gruyter & Co. · Berlin W 35
Woyrschstr. 13

Digitized by Google

GESCHICHTE IN QUELLEN UND DARSTELLUNGEN

1.

Deutsche Geschichte

Die »Deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges« von Adalbert Wahl erfüllt alle Bedingungen eines wissenschaftlichen Werkes. Dies von vorneherein zu betonen, scheint mir deshalb notwendig, weil die wirklich wissenschaftliche Behandlung einer Epoche, von der den Geschichtschreiber nur eine kurze Zeitspanne trennt, mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist, zumal wenn nicht bloß eine allgemeine Übersicht oder die Registrierung der Tatsachen, sondern eine umfangreiche Darstellung — Wahls Werk zählt in vier Bänden zusammen etwas über 2800 Seiten — mit kritischer Wertung der Zeitströmungen, der Ereignisse und Persönlichkeiten geboten wird. Außerdem ist durch verschiedene Umstände sehr reiches Quellenmaterial, auch amtliches, zugänglich geworden. Weitere Dokumentenveröffentlichungen und Spezialarbeiten werden allerdings verschiedene, darunter nicht unwesentliche Punkte in andere Beleuchtung rücken, aber mehr oder weniger trifft das für alle Geschichtsabschnitte zu, je näher wir an die Gegenwart herankommen freilich in steigendem Maße, dafür erleichtern das Miterleben oder doch die vielerlei unmittelbaren Beziehungen zu der Generation vor uns das Verständnis.

Der erste Band von Wahls Deutscher Geschichte erschien 1926, der vierte 1936. Wir brauchen hier nicht näher auszuführen, was es für die innere Sicherheit des Autors wie die Weite seines geschichtlichen Blickes heißt, daß trotz der geistigen Unruhe und des schwankenden Urteils der Nachkriegszeit das ganze Werk aus einem Gusse ist, ohne den geringsten Bruch in der Auffassung und in der Durchführung. Wahls »Vorbemerkungen« von 1926, in denen er seinen Standpunkt angibt, von dem aus er urteilt, lesen sich, als wären sie eben jetzt geschrieben. Sie sind eine glatte Absage an den Fortschrittsgedanken liberaler Prägung: »Es ist unverkennbar, daß in zahlreichen europäischen Staaten seit und infolge der französischen Revolution ein Abstieg einsetzt, von dem freilich noch nicht klar ist, wie tief hinab er führen wird.« Klar ist erkannt, daß »die Indienststellung des Staates unter den Gedanken des Nutzens« die Herrschaft des Geldes mächtig gefördert hat. Ebenso ist die Problemstellung aktuell im besten Sinne: es soll gezeigt werden »wie sich der Zeitgeist mit dem Volksgeist auseinandersetzt, und wiederum, wie sich das große Individuum mit beiden positiv und negativ abfindet«. Dieses Programm ist nicht bloß genannt, wie so manches Geschichtswerk eines ankündigt, um dann im großen und ganzen doch nur in der üblichen Weise den Stoff darzubieten, sondern auf den fast 3000 Seiten straff durchgeführt. Der Hauptnachdruck des Werkes liegt also auf der Wertung, doch kommt darüber die sachliche Unterrichtung über das Tatsächliche keineswegs zu kurz. Äußere und innere politische Geschichte und die sogenannte Kulturgeschichte in ihren verschiedenen Zweigen: Gesellschafts- und Wirtschaftsleben, Wissenschaft, Literatur und Kunst sind in gleicher Weise berücksichtigt. Die großen Strömungen und Richtungen kommen ebenso zur Geltung wie die Einzelpersönlichkeiten. Je nach ihrer Bedeutung für das Staatsleben oder das geistige Leben der Nation werden sie und ihr Wirken glänzend charakterisiert; Wilhelm I. und Wilhelm II., König Ludwig II. und Prinzregent Luitpold von Bayern, Bismarck und seine Nachfolger, Ranke, Treitschke, Wilamowitz-Möllendorff, Harnack, Gierke, Klinger, Max Reger und Richard Strauß, Langbehn, Chamberlain, Ernst von Wildenbruch, Gerhard Hauptmann, Rilke, George seien hier beispielsweise angeführt. Die größte Meisterschaft zeigt Wahl in der Darlegung verwickelter außenpolitischer Lagen wie etwa bei den Krisenjahren 1885—1888, der ersten Marokko-Krise 1905/06, der bosnischen Krise 1908/09, der Julikrise und dem Ausbruch des Weltkrieges. Gerade weil Wahl alle Seiten des nationalen Lebens so weitgehend beherrscht und so klar zur Anschauung bringt, kommt der Primat des Politischen eindeutig zum Ausdruck. Das letzte Kapitel »Das deutsche Volk am Vorabend des Weltkrieges« faßt noch einmal zusammen, was aus dem deutschen Volke im Guten wie im Schlimmen während der 43 Jahre vor dem Einsetzen einer neuen Entwicklung geworden war. Im einzelnen vermag ich nun freilich nicht allen Wertungen Wahls zu folgen. Da hier der Raum zu weiter ausholenden Auseinandersetzungen nicht gegeben ist, beschränke ich mich auf die Feststellung, daß mich solche Stellen erst recht von Wahls ehrlichstem Streben nach geschichtlicher Gerechtigkeit überzeugt haben. Er führt auch da alles Für und Wider so rückhaltlos an, wie es auch bei abweichender Auffassung kaum anders geschehen könnte. Da aber die geschichtliche Urteilsbildung weder von den allgemeinen Grundsätzen noch vom Tatbestand allein abhängig ist, sondern immer auch von der Persönlichkeit des Urteilenden mitbestimmt wird, so schließen die Wertungen immer auch ein subjektives Element in sich. Es wirkt jedoch nur dann störend und verbaut den Weg zu richtigen Erkenntnissen, wenn der Tatbestand zugunsten einer vorgefaßten Meinung umgebogen wird. Davon aber hält sich Wahl in jedem Falle frei.

Mit gründlichster Sachkenntnis vereinigt Wahl eine ausgezeichnete Darstellungsgabe. Sie macht die Lektüre zu einem wahren Genuß. Der Stil ist dem Gegenstande durchaus angemessen, flüssig und, wo von Großem und Erhebendem die Rede ist, von mitreißendem Schwung, ohne jedoch irgendwie ins Belletristische abzugleiten. Es ist das besondere Verdienst Wahls, das Große und Tüchtige, an dem diese Epoche reicher war, als uns gemeinhin bewußt ist, sachlich einwandfrei und in packender Weise herausgestellt zu haben. Dabei und auch bei der Schilderung von Verfallserscheinungen, die im Zweiten Reich keineswegs fehlten und die Wahl nicht verschweigt und bemäntelt, ergibt sich eine Fülle von Beobachtungen, die für die allgemeine geschichtliche und das heißt namentlich bei einer Zeit, unter deren Auswirkungen wir heute noch in vielem stehen, besonders auch für die politische Bildung von größtem Werte sind.

Dr. Johannes Bühler

Professor Dr. Adalbert Wahl, Deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1871—1914). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart und Berlin. Bd. I 1926, XXIII und 717 Seiten, brosch. RM. 18.—, Buckram RM. 20., Halbperg. RM. 22.50. Bd. II 1929 VIII und 642 Seiten, brosch. RM. 16.—, Buckram RM. 18.50, Halbperg. RM. 20.50. Bd. III 1932, X und 699 Seiten, brosch. RM. 20.—, Buckram RM. 22.50, Halbperg. RM. 24.—. Bd. IV, XII und 804 Seiten, brosch. RM. 23.—, Buckram RM. 26.50, Halbperg. RM. 28.50. Bd. I—IV zusammen bezogen: brosch. RM. 72.—, Burkram RM. 80.—, Halbperg. RM. 86.—.

2.

Österreich

Der von Josef Nadler und Heinrich von Srbik unter dem Titel »Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum« herausgegebene Band bietet für ein Sammelwerk von mäßigem Umfang, das 16 Aufsätze von lauter verschiedenen Verfassern enthält, eine erstaunlich geschlossene, vielseitige und inhaltsreiche Gesamtdarstellung des österreichischen politischen und kulturellen Lebens von der Keltenzeit bis zum Ende der Monarchie im Jahre 1918. Fast ganz außer acht blieb die Wirtschaft, was aber den Wert des Werkes kaum beeinträchtigt, da es seinen Zweck durch die Beschränkung auf das Politische, Geistige und Künstlerische vielleicht noch eindringlicher erfüllt: dem Deutschen und Österreicher die Eigenbedeutung und den Anteil Österreichs am deutschen Geschehen und an der deutschen Leistung vor Augen zu führen. Die Beiträge sind nichts weniger als bloße Zusammenfassungen von schon Bekanntem, auf gediegener wissenschaftlicher Forschung beruhend sind die meisten von ihnen in der Form glänzende Essays, die auch dem mit dem Stoff Vertrauten mancherlei Anregungen geben. Einige Aufsätze, so »Österreich in Mitteleuropa 1867 bis 1918« von Reinhold Lorenz und namentlich »Die Kirche in Österreich« von Taras von Borodajkewycz, führen ausgezeichnet in Probleme ein, von denen bisher nur einzelne Teilgebiete behandelt worden sind. Die Reichsdeutschen seien noch besonders auf »Österreich als Völkerreich« von Karl Braunias hingewiesen als Schlüssel zum Verständnis der Lage Österreichs im 19. Jahrhundert und unmittelbar vor dem Kriege. Von dem Aufsatz Hans Sedlmayrs »Österreichs bildende Kunst« läßt schon die Themastellung aufhorchen: »Nicht von den vielen Einzelerkenntnissen, die die Kunstgeschichte zu diesem Thema zu bieten hat, soll hier die Rede sein, sondern von dem Aufsteigen der bildenden Kunst unserer Vergangenheit in das historische Gesichtsfeld des Volks.« Auf Sedlmayrs geistvolle Bemerkungen über Barock und Biedermeier einzugehen, müssen wir uns ebenso versagen, wie darauf, zu den wichtigen Aufsätzen über die politische Geschichte von Hans Hirsch, Otto Brunner, Heinrich Kretschmayr, Paul Müller, Heinrich von Srbik und Ludwig Bittner (»Die Verantwortlichkeit Österreich-Ungarns für den Ausbruch des Weltkrieges«) Stellung zu nehmen. Wovon alle Aufsätze dieses Buches künden, dafür ist es selbst ein hervorragendes Zeugnis: von Österreichs deutscher Art.

J. B.

Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum. Herausgegeben von Josef Nadler und Heinrich R. v. Srbik. Verlag Anton Pustet. Salzburg/Leipzig. 3. Auflage, 5.—6. Tausend. 412 Seiten. Brosch. RM. 5.70. Leinen RM. 6.90.

3.

Quellen zur deutschen Politik Österreichs 1859—1866

Mit den Erörterungen der Vorschläge des sächsischen Ministers Beust zur Reform des Deutschen Bundes setzt der 2. Band der großen österreichischen Aktenpublikation ein[1]). Bernstorff läßt deutlich erkennen, daß es für Preußen nur eine Lösung der deutschen Frage geben kann: die, welche in der Idee des sog. engeren und weiteren Bundes (Kremsierer Programm) ihren Ausdruck gefunden hat. Österreich gibt Deutschland

Digitized by Google

als innerpolitische Interessensphäre frei und überläßt es der preußischen Führung; einer Führung, die König Wilhelm I. auch auf das militärische Gebiet ausdehnen will. Scharf bilden sich nun die Fronten. Die Mittelstaaten schließen sich eng an Österreich an zur Beustschen Politik des »quitte ou double«. Das Vorhandensein einer diplomatischen Koalition der deutschen Staaten gegen Preußen wird demonstrativ dargelegt durch die Überreichung der »identischen Noten« in Berlin. In die Wiener Konferenzen der außerordentlichen Gesandten, an denen Preußen jede aktive oder passive Beteiligung abgelehnt hat, und die Entstehung des Delegiertenprojektes, fällt die Regierungsübernahme durch Bismarck, der das Wort prägt vom »Blut und Eisen«, durch das die großen Fragen der Zeit entschieden würden. Mit dem Zurückfluten der ersten großen Gefahrenwelle und den Verhandlungen, die der entscheidenden Abstimmung im Bundestag über das österreichische Delegiertenprojekt vorangehen, schließt der Band ab.

Die Publikation, die zum überwiegenden Teil erstmalig veröffentlichte Stücke aus dem Staatsarchiv in Wien enthält, ergänzt in aufschlußreicher Weise die preußische Aktenveröffentlichung »Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871«). Die Vorbereitung der »identischen Noten« und die Durchführung der Wiener Gesandtenbesprechungen werden in allen Einzelzügen klargelegt.

[1]) Quellen zur deutschen Politik Oesterreichs 1859—1866. Bd II November 1861 bis Januar 1863. Unter Mitwirkung von Oskar Schmid herausgegeben von Heinrich Ritter von Srbik. XVI u. 821 S. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg/O. 1935. Geh. RM. 52.—

*

Zwischen zwei Polen spannt sich der Bogen der deutschen Politik Österreichs in der Zeit vom Januar 1863 bis zum März 1864, die der dritte Band der großen Aktenpublikation umfaßt, welche von der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird[1]). Der eine ist der Frankfurter Fürstentag, dessen Vorgeschichte und Verlauf völlig geklärt werden, der andere die holsteinische Frage. Den Auftakt bildet die Abstimmung über das österreichische Delegiertenprojekt, dessen Entstehung eines der Hauptthemen des zweiten Bandes gebildet hatte. Die Ablehnung dieses Vorschlags gab die Möglichkeit einer neuen Fühlungnahme mit den Unterzeichnern der identischen Noten. Abermals sollte der Versuch gemacht werden, Preußen eine Phalanx der deutschen Staaten gegenüberzustellen, um es zu einer föderativen Politik zu zwingen. Eine Anzahl von Denkschriften Dörnbergs gestattet das Entstehen der Bundesreformpläne Österreichs bis ins einzelne zu verfolgen und deutlich den Anteil Rechbergs, den — bisher meist übermäßig betonten — Schmerlings, und auch des Kaisers selbst, zu erkennen. Diese Pläne wurden auf dem von Dörnberg in Vorschlag gebrachten Frankfurter Fürstentag dargelegt, von dem fernzubleiben König Wilhelm sich durch die nur mit Widerstreben gebilligte Bismarcksche Politik gezwungen sah. Preußens Widerspruch gegen das in geheimer Beratung fast einstimmig angenommene Projekt paralysierte jede Initiative zu dessen Ausführung und zeigte aufs neue, daß die deutsche Frage die dualistische Machtfrage zwischen Österreich und Preußen war, die nur durch Verständigung der beiden, freiwillig oder erzwungen, gelöst werden konnte. Eine solche Verständigung ergab sich mit dem Auftauchen der holsteinischen Frage. Schon durch die polnischen Aufstandsbewegungen war eine Annäherung hervorgerufen worden. Nun fanden sich die beiden Großmächte, ständig von einer Majorisierung durch die Mittelstaaten bedroht, welche notwendig zu einer Sprengung des Deutschen Bundes hätte führen müssen, zu gemeinschaftlicher Politik zusammen. Gegenüber den liberalen, auf Volkstümlichkeit berechneten Vorschlägen der mittelstaatlichen Regierungen — hier tritt wieder der sächsische Ministerpräsident Beust, der Autor der Trias-Idee, hervor — erstrebte die österreichisch-preußische Politik eine konservative Lösung der holsteinischen Frage auf der Basis des Londoner Protokolls, durch welche die drohende Intervention der europäischen Mächte vermieden wurde. Mit dieser Schwenkung der deutschen Politik Österreichs zu Preußen schließt der Band, der wertvolle Ergänzungen zum dritten und vierten der Preußischen Aktenpublikation gibt.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

[1]) Quellen zur deutschen Politik Österreichs 1859—1866. Band III: Januar 1863 bis März 1864. Unter Mitwirkung von Oskar Schmid herausgegeben von Heinrich Ritter von Srbik (Band 31 der Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts) XVIII u. 826 S. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg/O. 1935.) Subskriptionspreis geheftet RM. 38.60, Hldrbd. RM. 42.50. Ladenpreis nach Ablauf der Subskriptionsfrist geheftet RM. 52.—, Hldrbd. RM. 55.—.

4.

Kriegsgefahr über Europa

Gustav Hubers Untersuchung, ob sich die europäische Kriegsgefahr von 1830—1832 jetzt nach einem Jahrhundert anders, geringer darstellt als in den Augen der Zeitgenossen, und ob ihre Behebung durch Tatsachen begründet war, die von den Mitlebenden nicht klar erkannt wurden, interessiert zunächst methodologisch. Es handelt sich hier zum großen Teil um Dinge, die in ihrem geschichtlichen Wirkungswert schwer zu fassen sind: um einander entgegengesetzte Zeitströmungen (Liberalismus und Konservativismus), um Massensuggestion, der sich auch sonst ruhig überlegende Männer nicht zu entziehen vermochten, und um plötzlich eingetretene Ereignisse, deren Tragweite kaum zu übersehen war, wozu dann noch die äußerst verwirrte außenpolitische Lage und die innenpolitischen Spannungen in Deutschland, Frankreich und England kamen. Huber sucht nun von seiner Fragestellung aus zuerst die »wirkliche und vermeintliche Gefahr« zu ermitteln, wobei er nicht wie sonst die Geschichtschreibung von den einzelnen Schauplätzen des Geschehens ausgeht, sondern von den »Phasen, die sich durch innere Geschlossenheit der Bewegungsvorgänge voneinander abgrenzen, sich wie neue Anläufe nach Atempausen ausnehmen und stoßweise die Handlung vorwärtstreiben«, stellt dann bei »der Kritik der Gefahr« fest, wieweit der Tatsachenablauf den Friedenswillen führender Männer stärkte und die von Anfang gegebenen Finanz- und Militärverhältnisse entscheidend mitspielten, und zeigt schließlich den Unterschied, der hier wie immer »zwischen den Gefahrempfindungen der Zeitgenossen und der Kritik der Gefahr im Urteil der Nachwelt besteht«. Die von Huber angewandte Methode bewährt sich glänzend, sie ermöglichte ihm, die Gefahrenmomente und ihre Beseitigung so klar herauszuarbeiten, daß er sie in einem Diagramm übersichtlich zusammenfassen konnte. Der Kriegslärm von 1830—32 ist längst verstummt, aber die Kriegsgefahr jener Jahre und ihre Behebung bleiben doch immer denkwürdig, weil sich damals der in der Geschichte nicht eben häufige Fall ereignete, daß »die Weltangelegenheiten nach den Gesetzen vernunftmäßigen Interesses geschlichtet wurden«.

Dr. Johannes Bühler

Huber Gustav: Kriegsgefahr über Europa (1830—1832). Im Urteil der Zeit und 100 Jahre später. 161 Seiten, 1 Diagramm, 6 Zeittafeln, 5,50 RM. Neue deutsche Forschungen. 1936. Juncker und Dünnhaupt Verlag. Berlin.

5.

Der italienische Kriegsschauplatz in europäischen Konflikten

Die Arbeit versucht geopolitische und strategische Gesichtspunkte kühn miteinander zu verbinden. Aus drei hervorragenden historischen Beispielen der neueren Geschichte möchte sie das Typische herausholen, um daraus gewisse Grundformen des Einsatzes der Italienfront in den welthistorischen Machtkämpfen der letzten Jahrhunderte zu abstrahieren. Die Beispiele sind ausgezeichnet gewählt: Prinz Eugen, Napoleon I. und der Weltkrieg lehren immer neue Seiten des Verhältnisses von Haupt- und Nebenkriegsschauplatz kennen. Aber die individuelle Verschiedenheit der historischen Situationen ist dann doch zu groß, um zu greifbaren Gesetzmäßigkeiten des kriegerisch-politischen Verlaufes zu führen. Oft verbreitert sich darum die Darstellung zu einer einfachen Gesamtschilderung der untersuchten Kriegsläufte. Das ist überall aus guter Sachkenntnis und besonders beim Weltkrieg unter Verwendung neuer Quellen geschehen (die im Anhang mitgeteilt werden), aber es entspricht dem Ziel der Studie nicht ganz, das doch mehr ein systematisches als ein historisches sein sollte.

Rudolf Stadelmann

Hermann Wendt, Der italienische Kriegsschauplatz in europäischen Konflikten; Kriegsgeschichtliche Abteilung im historischen Seminar Berlin. Heft 11. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin. Brosch. RM 16.—.

6.

Der russisch-japanische Krieg 1904/05[1])

Der Kampf um die Vormachtstellung in Ostasien hatte den Japanern im Kriege gegen China 1894/95 trotz ihres Sieges nicht den erhofften Erfolg gebracht. Die Erwerbung von Port Arthur 1898 durch Rußland, die russischen Bahnbauten im Fernen Osten, starke russische Truppenanhäufungen seit dem Boxeraufstand in der Mandschurei waren Schritte, die schließlich mit der militärisch gesicherten Ausbeutung von Waldkonzessionen am Yalu zur unvermeidlichen Explosion führten. Japan hatte sich 1902 die moralische und finanzielle Unterstützung Englands gesichert. Dem Zarenreiche stand der französische Geldmarkt offen.

Es war ein sehr kühnes und neuartiges Unternehmen, keinem früheren Übersee- oder Kolonialkriege vergleichbar, als das kleine Inselreich zum Angriff gegen den gewaltigen Festlandskoloß schritt.

Entstehung und Verlauf des Krieges hat Otto Haintz mit großem Verständnis für operative und taktische Zusammenhänge klar und verständlich zur Darstellung gebracht. Bei voller Erfassung des Stoffes ermöglicht es die nicht zu umfangreiche Schilderung jedem Leser, ohne allzu großes Studium Bedeutung und Wesen dieses Krieges zu erfassen, dessen politische Auswirkungen zu einer Neugestaltung der Weltlage führten und für Deutschland durch die Wendung Rußlands nach Europa und dem nahen Osten verhängnisvoll wurden.

G. Frantz

[1]) Dr. Otto Hainz: »Der russisch-japanische Krieg 1904—1905«. Verlag von Georg Stilke. 1937. 172 S. Geb. RM 4.50.

Alfred Baeumler
Prof. d. Philosophie und Polit. Pädagogik a. d. Univ. Berlin

Politik und Erziehung

Reden und Aufsätze

173 Seiten. Broschiert RM 3.80, in Leinen RM 5.—

Bitte verlangen Sie den ausführlichen Prospekt!

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Digitized by Google

Bericht von der Achema VIII, Ausstellung für das chemische Apparatewesen, 2./11. Juli, und dem Reichstreffen der Deutschen Chemiker, 6./10. Juli, beide in Frankfurt a. M.

Die Weltschau für chemische Technik und chemisches Apparatewesen stellte erneut unter Beweis, was »Erfindergeist« und »Ausdauer«, Wert- und Präzisionsarbeit, geistige und handwerkliche Leistung der deutschen Wissenschaftler und Ingenieure auf allen Gebieten der reinen und angewandten Chemie in den letzten Jahren hervorgebracht und entwickelt haben. Die »Achema des Erfolges« war mit ihren 1400 qm belegter Ausstellungsfläche um mehr als die Hälfte größer als die letzte Veranstaltung im Jahre 1934, der »Wiederaufbau-Achema«. Sie vereinigte in den Hallen des Frankfurter Ausstellungsgeländes rund 500 Ausstellerfirmen und zeigte Güter in einem Gesamtwert, der vorsichtig gerechnet, sechs Millionen Mark betrug. Methodik und System in der Einteilung des Ausstellungsgutes, übersichtliche Ordnung in seiner Aufstellung, einheitliche Größe und Form der Beschriftung, Vermeidung jeder auffälligen Werbemittel ließen das äußere Bild der Achema VIII zu einem der eindruckvollsten werden.

Die Halle I umfaßte die wissenschaftlichen Laboratoriumsapparate und -Instrumente aus Glas, Porzellan, Metall, Kunststoffen usw. Viele Spezial-Laboratoriumsapparate lagen in weit verbesserter Ausführung vor, so daß sie in bezug auf Arbeitsweise und Meßgenauigkeit noch höheren Ansprüchen genügen. Die Berliner Porzellan-Manufaktur zeigte einen neuen Werkstoff, das Prokorund, das in allen physikalischen Eigenschaften die seitherigen Porzellanmassen überbietet. Die Apparate zur serienmäßigen Analyse, insbesondere der »Poralograph« und die »Serien-Elektrolysen-Apparate« sind verbessert und gut durchkonstruiert worden: besonders der erstere liegt in einer verbilligten Ausführung vor und verdient wegen seiner vielseitigen Verwendbarkeit Beachtung. Die Erzeugnisse der Hanauer Quarz- und Platinschmelzen erregten allgemeine Bewunderung: die 90 kg schwere Kühlschlange aus Silber, das mehrere Quadratmeter große Netz aus Platin und viele andere Gegenstände aus hochwertigen Edelmetallen: Spinndüsen für die Kunstfaser-Industrie, Schmuckgegenstände, Metallkatalysatoren, ein neuer Rhodiumspiegel. Die ausgestellten Spezialkonstruktionen der Optischen Firmen zeigten den Vorzug unerhörter Präzision und Meßgenauigkeit. — Weiterhin waren hier die für die Betriebskontrolle chemischer Fabriken notwendigen Meß-, Prüf- und Kontrolluhren und -Instrumente untergebracht. Es gab Apparaturen, die den Prozentgehalt der einzelnen Bestandteile eines Gasgemisches selbsttätig analysieren und registrieren. Die Halle II faßte die Erzeugnisse aus nichtmetallischen Werkstoffen, wie Schamotte, Tonzeug oder Quarzgut. Ein neuer Werkstoff, Dioxsil, aus geschmolzenem Quarzsand, eignet sich besonders für säurefeste Behälter und Rohrleitungen.

Allgemeines und berechtigtes Aufsehen erregte die »Gemeinschaftschau deutscher Kunststoffe«. Es soll gleich darauf hingewiesen werden, daß angestrebt wird, den etwas unglücklich gewählten Namen »Kunststoff« durch einen anderen zu ersetzen, etwa »synthetische organische Werkstoffe«, da ihm noch der Begriff des »Ersatzstoffes« anhaftet. Der Besucher dieser Schau hat aber den Eindruck gehabt, daß von einem Ersatzstoff in keiner Weise die Rede sein kann. — Der synthetische Gummi, Buna, ein Polymerisationsprodukt aus Butadien erweist sich u. a. als hitze- und chemikalienfest, abriebfest, geeignet für Leitungen für überhitzten Wasserdampf, vollkommen quellfest gegen Öl. Es wurden verschiedene Produkte gezeigt: Gummistopfen, säurefeste Gummiauskleidungen für Metallgefäße, Treibriemen, Gummischläuche, Dichtungen, Membrane. Ein anderer synthetischer Gummi, der weniger starken Beanspruchungen genügt, ist Perduren. Neben diesen wurden künstliche Werkstoffe für die verschiedensten Zweige der Technik gezeigt. Es sollen nur erwähnt werden: künstliche Autoverdeckstoffe, Faltboothäute, Bedachung für Eisenbahnwagen, Fußbodenbeläge, Rohrleitungen; Kunststoffe an Stelle von Sparmetallen und natürlichen Schnitzstoffen in der Elektrotechnik (Kabel- und Leitungsummantelungen), im Maschinenbau (Zahnräder aus Edelkunstharz, die ohne Schmiermittel laufen), im Bauwesen (besonders in der Innenarchitektur), für Verpackungen, Modewaren, Schmuckgegenstände und an Stelle von Leder. Eine im Betrieb befindliche Rohrziehanlage und eine Werkstoffpresse wurden zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgeführt. — Man sah, daß man gelernt hatte, das Problem des neuen Werkstoffs zu meistern, und daß es nun gelingt, sowohl die feinsten und kleinsten, als auch die größten und kompaktesten Gegenstände aus preß- und spritzbarem Material herzustellen. Dieses Material erfordert naturgemäß auch eine gewisse Umstellung in der Art der Bearbeitung. Man hatte nicht nur den Eindruck einer gewaltigen Leistung, sondern man ahnte auch die Ausbaumöglichkeiten dieser Industrie, besonders, da die Rohstoff-Frage hier kein im Vordergrund stehendes Problem ist, und die allein nötigen Rohstoffe zur Erzeugung des synthetischen Werkstoffs: Luft, Wasser, Kohle, Kalk und Holz in Deutschland in ausreichender Menge vorhanden sind. In der »Gemeinschaftschau deutscher Kunstfäden und Kunstfasern« wurden eine Zellwoll-Spinnerei und eine Anlage zur Erzeugung walkfähiger Zellwolle im Betrieb vorgeführt. Man sah den Weg, den das Ausgangsmaterial, Fichtenholz, einschlagen muß, um in Form von Zellstoff-Pappe an die Kunstseiden- und Zellwoll-Industrie geliefert zu werden. Interessant war der Vergleich der vorgelegten Stoffmuster: primitiv anmutende Kunstseidenstränge aus der Kriegs- und Vorkriegszeit und Musterstränge der jetzigen modernsten Kunstseide; ferner Kleiderstoffe aus reiner Zellwolle oder aus einem Gemisch aus Zellwolle und Baumwolle. Leider wurde diesen Produkten noch vielfach mit Vorurteilen begegnet, objektive Beschauer mußten aber den in den letzten Jahren erzielten ungeheuren Fortschritt bewundern und anerkennen. —

In zwei weiteren Hallen waren die technischen Großapparate untergebracht, die in markanter Weise von dem Fortschritt des ingenieurtechnischen Könnens zeugten: Perkolatoren und Laugenkocher von 16 Metern Länge und mehreren Metern Durchmesser, aus einem Stück gewachsene Kupferrohre von mehr als einem Meter Durchmesser und vielen Metern Länge, rießige geschweißte Gefäße aus säurefesten Stählen.

Die 50-Jahr-Jubiläumstagung des Vereins deutscher Chemiker wurde durch eine Morgenfeier eingeleitet. Nach den Ansprachen und Ehrungen sprachen im Rahmen der zusammenfassenden Fachvorträge: Prof. Dr. W. Noddack, Freiburg über: *Der Kohlenstoff im Haushalt der Natur;* Prof. Dr. K. Quasebart, Berlin, über: *Chemische Technik im Gebiet der 5. Dezimale;* Prof. Dr. H. v. Euler, Stockholm, über: *Co-Enzyme;* Prof. Dr. W. Klemm, Danzig, über: *Neuere Probleme der anorganischen Chemie,* und Prof. Dr. H. Bähr, Leunawerk, über: *Fortschritte in der deutschen Schwefelerzeugung unter besonderer Berücksichtigung des Katasulf-Verfahrens.*

Von den im Rahmen der einzelnen Fachsitzungen gehaltenen Vorträgen, in denen über die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeiten berichtet wurde, sollen nur aufgezählt werden: Prof. Dr. R. Kuhn, Heidelberg: *Über die Synthese höherer Polyene;* Prof. Dr. K. Lohmann, Berlin: *Über die biologischen Wirkungen der Co-Carboxylase;* Dr. G. Lunde, Stavanger: *Der Meerestang als Rohstoffquelle;* Prof. Dr. R. Schwarz, Königsberg: *Anorganische Synthesen mit Hilfe der Glimmentladung;* Dr.-Ing. M. Oesterlin, Hamburg: *Zusammenhänge in der Chemotherapie im Hinblick auf das Carcinomproblem;* Dr.-Ing. P. Nowak, Berlin: *Ausgleichstoffe für Blei, Kautschuk und Guttapercha;* Dr.-Ing. W. Röhrs, Berlin: *Kunststoffe an Stelle von Sparmetallen und natürlichen Schnitzstoffen;* Prof. Dr. W. Schrauth, Berlin: *Zur Rohstoff-Frage auf dem Gebiete der Fettchemie;* Dr. F. Frowein, Berlin: *Die Fettversorgung und die deutsche Landwirtschaft;* Prof. Dr. Dr.-Ing. e. h. P. Walden, Rostock: *Die Chemie in der Weltgeschichte;* Dr.-Ing. F. Sekera, Wien: *Die Strukturanalyse des Bodens und die Beurteilung seines Wasserhaushaltes;* Prof. Dr. J. Eggert, Leipzig: *Feinkornemulsionen und Feinkornentwicklung;* Dipl.-Ing. K. Jehle, Dessau: *Die Entwicklung und die Eigenschaften der Zellwolle und ihre Bedeutung für die Textilindustrie.*

Die Fülle der mitgeteilten Forschungsergebnisse auch nur in einzelnen Fällen hier zu erläutern, würde den Rahmen dieses Berichtes um ein Beträchtliches überschreiten und es muß auf die in der »Zeitschrift für angewandte Chemie« erscheinenden Referate verwiesen werden.

Hermann M. Raun
Frankfurt a. M.

Helfer bei Ihrer Arbeit

Unter diesem Titel erscheint soeben ein **neues Chemie-Verzeichnis,** das wir Ihnen gern kostenlos liefern

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY

SEP 11 1937

Berlin, 5. August 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 15

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Prof. HANS NAUMANN, Bonn

Germanische Grundlagen des Rittertums

Wir werden uns wohl daran gewöhnen müssen, das Rittertum stärker als bisher im Zusammenhang mit dem germanischen Altertum zu sehen, sowohl in Frankreich wie in Deutschland, und ferner daran, die Unabhängigkeit des deutschen Rittertums vom französischen für größer und wesentlicher zu halten als bisher. Das Rittertum wuchs drüben wie hüben aus dem gleichen Urgrund herauf. Mag es drüben vielleicht wirklich schneller zu einigen Moden gelangt sein, die dann hüben als mustergültig nachgeahmt wurden, ohne indessen in besondere seelische Tiefen zu dringen: allein der Name des »Ruodlieb« genügt ja, um darzutun, wie hoch schon am Ende der Ottonischen Zeit die deutsche ritterliche Kultur entwickelt war und zwar ganz vom germanischen Urgrund her, der oft genug sagamäßig von Partie zu Partie hindurchschimmert und damit dieser Dichtung einen großen Teil ihrer Rätselhaftigkeit entzieht. Daß das deutsche Rittertum unter überwältigendem fremden Einfluß oder gar unter radikalem gestanden habe, ist ein Vorurteil, das sofort überwunden wird, wenn man sich einige längst bekannte Tatsachen unbefangen aneinander reiht. Es ist sogar auffallend selbständig geblieben, in seinen eigenen Bahnen. Die Wurzeln seines Wesens waren unberührt und so brachten sie denn nach der kluniazensischen Hemmung die hohe staufische Blüte hervor, die ihrerseits wieder für weite Teile Romaniens, etwa Italien, von entscheidendem Einfluß war.

Es ist nicht wahr, daß der Wortschatz des deutschen Rittertums eine radikale Überfremdung aufweise. Hier blieb einiges Modische bloßer Firnis, die ritterliche Lyrik ist langhin frei davon, Walther ist ohne Fremdwörter, und aller wesenhafte Inbegriff wahrhaft ritterlichen Wesens, also das große Thema selbst, drückt sich mit dem uralt heimischen Wortschatz der Väter aus. Das ganze große und reiche Register der ritterlichen Tugendbegriffe weist so gut wie kein einziges Lehn- oder Fremdwort auf, für manche unter ihnen gäbe es im Romanischen gar keine Entsprechung. Der so zentrale hohe Mut, die seelische Beschwingung, die alle Widerstände besiegt, ist eine Haltung, die unter dem Namen *stór módr* bereits die Edda kennt. Alles, was die Begriffe 'Ritter' und 'ritterlich' wirklich ausmacht, berührt sich sprachlich mit dem Romanischen nicht, deckt sich aus dem heimischen Wortschatzerbe. Die uralten Begriffe *triuwe, êre, milte, wistuom* usw. erfuhren die starke staufisch-idealistische Aufwertung, aber sie genügten durchaus und konnten die erneuerten Ansprüche ohne fremde Hilfe aus der eigenen noch vorhandenen Kraft erfüllen. Selbst für die Bezeichnung der drei Wertgebiete reichte völlig die eigene Sprache: *varndez guot, êre* und *gotes hulde* für *utile, honestum* und *summum bonum*. Nicht einmal von Lehnübersetzung kann man bei so eigener Bildmäßigkeit sprechen. Freilich dies System als solches war entlehnt, man gab sich aus pädagogischen Gründen — Erzogensein war alles — jenem aristotelisch-stoisch-christlichen Wertsystem hin, aber die meisten und wichtigsten Einzeltugenden selbst sind alt, nur ihre Systematik war neu. So bedeutete dies System im germanisch-staufischen Raum nichts Tieferes als eine Zusammenfassung von lehrhaften Einzelheiten zu einem lehrfähigen Ganzen und zugleich eine Erhebung von uralten Tatsachen ins hellere Bewußtsein.

Man weiß jetzt längst, daß man zwischen Ritterschlag und Schwertleite streng unterscheiden muß, wenn man von der Hauptzeremonie spricht, die den Knappen zum Ritter macht. Das ist durchaus zweierlei, der Ritterschlag ist die französische und die Schwertleite die deutsche Zeremonie durch die ganze staufische Zeit. Und die Schwertleite ist die feierliche Umgürtung des Knappen mit dem Schwert. Man weiß heute längst wieder, daß sie durchaus der altgermanischen Wehrhaftmachung entspricht, wie sie Tacitus beschreibt, nur daß sie nun nicht mehr allen Freien und Gemeinfreien bei Erreichung des Waffenalters, sondern allein den Ritterlichen bei Aufnahme in den Stand zukommt. Aber sonst gelten seine berühmten Sätze bis in die Einzelheiten hinein, im einfachen Verlauf und im Sinn. Ja, wir dürfen ergänzen, daß der Schwertsegen, den in staufischer Zeit nun die Kirche in der Messe hinzufügt, nichts anderes als die christliche Fortsetzung des Siegrunenzaubers, der magischen Weihe durch eingeritzte heilige Zeichen und Runeninschriften ist, die einst schon in heidnischer Zeit den Waffen Angriffskraft und Segen verliehen. Die Form war neu, aber Wesen und Inhalt uralt. Schwertsegen in der Messe und Umgürtung mit dem Schwert waren die einfache Zeremonie der Aufnahme in den Ritterstand in der ganzen staufischen Zeit. So machte vor den Augen Europas Barbarossa auf dem großen Hoftag von Mainz 1184 seine Söhne zu Rittern. Es war keine Spur von französischem Einfluß dabei: das mystische Bad des Knappen, seine nächtliche Sporenwache, der ein- oder dreimal erteilte Ritterschlag waren nicht da. Ich meine, wenn in jenen zentralen ritterlichen Tugendbegriffen, wenn in dieser wichtigsten und feierlichsten Hauptzeremonie des Rittertums die eigene angestammte Linie behauptet werden konnte, so erweist sich dadurch an zwei ganz zentralen Beispielen die relativ große Selbständigkeit der deutschen Ritterkultur in den eigentlichen Tiefen ihres Wesens.

Die Ritter sind ein höchst merkwürdiger Stand, ein berittener Kriegerstand, gemischt aus adligen Freien bis zum Kaiser hinauf und aus unfreien Ministerialen. Die *equites Romani* scheiden als Ursprung so aus, wie das römische Legionskastell als Ursprung der Ritterburg ausscheidet, denn sie zeigen diese soziale Mischung, die dem alten Kriegeradel ohne Revolution ganz neues Blut aus tieferen und volknäheren Schichten zuführt, nicht. Gerade die Erforscher des Kriegswesens haben längst erahnt, daß wir in der beritten gemachten germanischen Gefolgschaft allein die Ursprünge des abendländischen Rittertums sehen müssen, in Frankreich wie in Deutschland. Von hier, aus dem Bereich der seit der Völkerwanderungszeit berittenen Hauskarle, der Gefolgsleute mit den verschiedenen Rangstufen und der ganz verschiedenen sozialen Herkunft aus Adligen, Gemeinfreien und Schalken (vergl. noch die Begriffe Marschalk und Seneschalk), ergibt sich am ungezwungensten das sonderbare Gemisch von Adligen und Ministerialen, das den Ritterstand bildet. Die Gefolgschaft bedeutete genau schon so die Einigung im Waffenberuf wie dann der Ritterstand. Das Zeitalter des Reiters war seit der Völkerwanderungszeit für die abendländische Kriegsgeschichte so angebrochen wie heute etwa das Zeitalter des Fliegers. Die Wandlung des Lebensgefühls im Krieger muß ganz ähnlich gewesen sein, zum Hohen

INHALT:

NAUMANN: Germanische Grundlagen des Rittertums
LANG: Die Entdeckung einer spätmittelalterlichen Liederhandschrift
WILL: Spracherneuerung auf Island
STAMMLER: Russische geistliche Volksdichtung
Besprechungen

Digitized by Google

Mute hin, zum Gefühl beschwingter Überlegenheit, wie heut beim Flieger so damals beim Reiter. Mit Fußsoldaten hatten die römischen Caesaren ihre Eroberungsversuche ausgeführt, auch in Germanien. Was aber später umgekehrt die deutschen Kaiser nach Italien führten, waren Reiterheere gewesen hauptsächlich, waren Ritter mindestens seit Ottonischer Zeit. Eine so truppenmäßige Geschlossenheit, wie die Legion sie besaß oder der alte germanische keilförmige Stoßtrupp des Heerbanns sie einst besessen hatte, wie der dichte und breite Gevierthaufe der Landsknechte sie später wieder besitzt, besaß der germanisch-deutsche Reiter- und Ritterdienst übrigens nie. Einzelkämpfer bleibt der germanische Reiter bis hoch in den aventiurenden Ritter hinein, und noch das Ritterheer selbst ist im Grunde eine Summe von ausgesprochenen Einzelkriegern. Auf die höchste Vollendung der Einzelleistung zielt immer die ganze Erziehung. Diese und andere wichtige Zusammenhänge des Rittertums mit dem alten Gefolgschaftswesen werden zum Beispiel sehr gut sichtbar in der 'Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens', wie sie Eugen v. Frauenholz (München 1935) zeichnet.

Die Hohenstaufen, unter denen sich das deutsche Rittertum als Stand wie eine riesige geschlossene Gefolgschaft konsolidiert, führen Deutschland und, soweit es geht, zugleich Italien in die ritterlich-höfische Kultur hinein. Aber sie führen Deutschland damit zugleich ein gutes Stück wieder nach Germanien zurück, was man neben den munteren und beherzten Zugriffen ins Fremde so leicht vergißt. Jetzt war in ganz Germanien so etwas wie eine germanische Renaissance erwacht, von Österreich bis nach Island, von der Neufassung des Nibelungenlieds bis zur Aufzeichnung derselben und verwandter Stoffe in der Edda, von Hergers und Walthers Spruchpoesie bis zur Aufzeichnung der Hávamál, der »Sprüche des Hohen«. Um diese Zeit erwachte und vollendete sich der germanische Held im staufischen Ritter. Daß Fürst und Mann dichten, dies altgermanische Verhältnis lebt jetzt weithin wieder auf, gleichfalls bis zum Ministerialen hinab und bis zum Kaiser hinauf. Die Staufer verpflanzen es, wie den deutschen Burgenbau, gar nach Italien und begründen damit durch Friedrich II. und seine Leute die italienische Lyrik. Walther steht zum deutschen König und Kaiser in genau der gleichen Hauskarlenschaft wie der Skalde Sighvat zum Norwegerkönig, nur daß das Politische jetzt auch auf diesem Gebiete der Familiarentätigkeit heller und bewußter geworden ist.

Den alten einheimischen Mannes- und Kriegertugenden ward erneuter Geltungswert durch das feste System gegeben (s. o.). Der Gefolgschaftsdienst, dem Rittertum im Blute, erhielt eine ungeheure Ausweitung in der Übertragung auf die Liebe und die Frau, er machte überhaupt in den Augen dieser Reiterkrieger den »Frauendienst« sinnvoll und möglich. Die christliche Gottheit rückte endlich in das alte Vertrauensverhältnis zum Krieger, das einst die heidnische zu ihm besaß, und er zu ihr. Alles Kluniazensische ward abgeworfen, Welt und Leben, alles Diesseits hatte wieder seinen alten Rang und freudenreichen Wert; der Ehrbegriff schloß wieder jeden bloßen Materialismus aus. Wir treffen erneut die alte Abstraktheit des Heroismus um seiner selbst willen, und die rastlose, unbequeme Aufsichnahme desselben wird mit dem alten Worte *arebeit* bezeichnet. Der thomistischen Weltanschauung ward lebensgefühlsmäßig mächtig der Weg bereitet. Als Thomas geboren wurde (1224), war sie in aller staufischen Dichtung längst breit entfaltet, und wiederum brauchte ihr nur ein System gegeben zu werden.

Wenn die Ritter die Erben der beritten gewordenen Gefolgsleute sind, so begreift man, daß ihre Dichtung zu einem Teile vorbereitet war in deren Dichtung. Deren Stoffe bis in Nebenfiguren wie Iring und Irnfried hinein, bis zum Namen Wieland und dem Vogeljungfraumotiv im späthöfischen 'Friedrich von Schwaben' sind ja nun wieder da. An sich ist es viel wunderbarer, daß Hildebrand, Wolfdietrich, Wate nun noch in deutscher Dichtung leben konnten, die doch kein Bildungskatalog umschloß, als etwa Aeneas, Alexander, St. Georg und Johannes der Täufer. Wie tief also und eigentlich gründlich muß der germanisch-deutsche Zusammenhang im Rittertume gewesen sein, da sie in Wirklichkeit ja nun sogar reich und erneuert lebten. Unsere Perspektive erklärt wohl am ungezwungensten das Wiederaufleben der Heldendichtung, nicht nur in epischer sondern auch in Balladenform, man denke an die skandinavischen Riddaravisur, die ihre Vorgänger gewiß so bei uns gehabt haben, wie früher die eddischen Heldenlieder: wenigstens eine Spezies, die Minnesingerballade, ist ja bei uns bezeugt. Unsere Perspektive erklärt auch die Fortsetzung oder das Wiederaufleben der uralten Gattung Spruchpoesie, zum Teil mit den gleichen Themen wie einst; sie erklärt das Wiederauftauchen der Klagelieder um den verstorbenen Herrn. Die Situation ist eben im Grunde unverändert. Und so kommen in einer fast erschütternden und geheimnisvollen Weise die zweiten Ausfertigungen jener alten großen Lebens- und Göttermythen zu erneuter Geltung. Siegfried ist zwar nicht Balder und Reineke Fuchs ist nicht Loki, der Burgundenuntergang ist nicht die Götterdämmerung und der betrogene Kreis der Tiere um ihren König, den Löwen, herum ist nicht der Kreis der Asen, der unter Loki leidet, ihrem Gesellen; Kriemhild, die das Todeszeichen arglos einstickt in Siegfrieds Kleid, ist nicht Frigg, die das Mistelgeheimnis arglos verrät, — aber unter fast göttergleich unveränderlichen Figuren, Menschen natürlich nun oder Tieren, spielen diese zweiten Ausfertigungen doch, und die alten Grundstimmungen wie Welt- und Lebensanschauungen repräsentieren sie uns mit reicherer Kunst aufs neue. Wenn wir die Zusammenhänge tief und richtig verstehen, wird uns das alles nicht mehr verwunderlich sein. Es ist in der Tat, als sei nach der Götterdämmerung die alte Welt verjüngt wieder neu erstanden, nunmehr in staufischer Zeit, aber mit den gleichen Kräften.

NEUE
ANTIQUARIATSKATALOGE

BIBLIOTHEK KARO
Einst und Jetzt 137: **Archäologie.** (1187 Nummern)
Einst und Jetzt 138: **Antike.** (ca. 1800 Nummern)
Zusendung kostenlos
Ludwig Röhrscheid, Antiquariat, Bonn, Am Hof 28

Nr. 183: **Berlin und die Mark Brandenburg.** *3151 Nrn.*
Nr. 185: **Rechts- u. Staatswissenschaft, Volkswirtschaft, Soziologie.** *3714 Nrn.*
BÜCHERWURM, Berlin W, Motzstraße 24

Vom deutschen Stil

Wer gewohnt ist, wie ein jeglicher tun sollte, in einem neuen Büchlein dieser Art sich das Bemerkenswerte mit dem Stift anzuzeichnen, das Bedenkliche aber und nicht Überzeugende mit einem Fragezeichen zu versehen, der wird an den Rand des neuen Geißler gar viel Striche, aber wahrscheinlich wenig Fragezeichen zu setzen haben. Das Schönste an dem Buch ist freilich gar nicht der Reichtum an Anregungen, den jeder seiner Leser empfangen muß, sondern daß der Verfasser so ganz selbst erfüllt, was er von jedem Schreibenden fordert: »Man muß mit ein bißchen Blutwallung hinter seinem Papier sitzen, und nicht bloß mit Regeln und Tinte.« Lebensprühend bleibt er, ob er von dem Kleinen oder Großen spricht, das sein Stoff ihm zuträgt. Belanglos scheint ihm nicht der Kleinkrieg gegen die unsterblichen Sprachdummheiten: »Den Eifer um das Kleine als Schulmeisterei abtun, heißt den Musiker belächeln, der sich wegen eines Danebengreifens um »nur« Fünfteltöne die Haare rauft«. Wesentlich aber ist ihm, daß alles, was man schreibt, nicht bloßes Kunstgespinst oder Schönstilerei werde, sondern Ausdruck von einem Innen, aus dem tiefen Quell aufsteigend, der die Stilkunst erst tränkt.

Sicherlich geht ein jeder Leser mit, wo Geißler die »gefrorenen Steifbeinigkeiten« des Schreibstils lächerlich macht oder an Stelle der langgeschwänzten Hauptwörterfügungen die Kraft des einfachen Zeitwortes einsetzt; freudig wird er auch beistimmen, wenn Geißler gegen die Übersteigerungen und Superlative jeder Art für das Recht des Einfachen ficht, andererseits aber im Satzbau den klargegliederten deutschen Großsatz anerkennt, ja ihm die Krone des reifen und entwickelten Stils reicht: nur in dem Abschnitt über »Wortbildungen« werden nicht alle die Hand festhalten, die sie so jugendwarm und fast unwiderstehlich ihren Weg mitgehen heißt; die Ängstlichen werden loslassen und abwarten. Und doch überzeugt auch hier fast alles, was der Verfasser vorträgt: Wenn von Sold Söldner, warum nicht von Bank Bankner? wenn von Harfe Harfner, warum nicht von Droge Drogner? wenn von Müde Müdigkeit, warum von prüde Prüderie? und wie greifbar Tiertum und Pflanzentum statt Fauna und Flora! Unser Wortschatz gerät heut mehr denn je ins Fließen, so ist jedem anbefohlen, ein gutes Neuwort nicht zu bespötteln, sondern in seinem Verdienst zu würdigen und freudig mit in Umlauf zu setzen.

Aber die Hauptsache bleibt immer wieder, sich um all diese Dinge bemühen. Nur Toren stellen sich, nach Geißlers drastischer Ausdrucksweise, die Stilkunst als einen Hagel von Musenküssen vor; dem bescheiden und weise Wollenden kann gerade dies Büchlein ungemeine Anregungen geben, durch Lockrufe und Warnungen, und er wird offneren Auges die Schöpfungsmöglichkeiten sehen, die ihm die deutsche Sprache über alle anderen hinaus gibt. **Dr. Werner Schuhe**

Vom deutschen Stil. Von Dr. Ewald Geißler, Bibliographisches Institut, Leipzig. 1937. 85 S. RM —.90

Über die neuesten Ereignisse in der Schachwelt orientiert Sie die
Deutsche Schachzeitung.
Sie bringt Studien und Meisterpartien ersten Ranges und Problemschach in sorgfältiger Auswahl. Monatlich erscheint 1 Heft im Umfang von 32 Seiten. Preis vierteljährlich RM 2.—
Verlangen Sie Probehefte, die wir Ihnen kostenlos und unverbindlich liefern.
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Digitized by Google

Dr. MARGARETE LANG, Berlin

Die Entdeckung einer spätmittelalterlichen Liederhandschrift

In der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin liegt eine Handschrift aus dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, die eine unbekannte Sammlung von etwa 80 Liedern birgt. Der früheren Dichtungsgeschichte erschienen sie als wertlose Nachklänge des Minnesangs, als Zeugen einer Verfallszeit höfischer Kunst und wurden daher beiseite gelegt (Ernst Martin, Zs. f. d. A. 13, 373). Für uns bedeuten sie Lieder einer wenig erforschten Zeit entscheidender Wandlungen im Aufbau unseres Volkes, Lieder des Übergangs von einer großen Zeit deutscher Sangeskunst, der des Minnesangs, zu einer anderen ebenso großen, der des Volkslieds. Die Bedeutung des möglichst restlosen Erfassens solcher Lieder für unsere Volkslied- und Volkstumsforschung drängt zur Herausgabe der Berliner Handschrift.

Zwar ist der Raum des Sammlers der Hs. für den ersten Blick eng umgrenzt: es ist der niederrheinische, in das Niederländische übergehende. Doch hat sich dorthin ein starker Strom mittelhochdeutscher, nach damaliger Bedeutung gemeindeutscher Sangeskunst den Weg gesucht, und die Wesensart des Volksstammes hat ihn in ihre Bahnen geleitet. Wieviel Eigengewachsenes sich dort vorfand und wieviel Neues die Befruchtung hervorbrachte, mag spätere Forschung klären (vgl. Erik Rooth, Ein neuentdeckter niederländischer Minnesänger aus dem 13. Jahrhundert, 1928).

Jedenfalls stammen die Lieder der etwa gleichzeitigen Haager Hs. aus dem gleichen, mehr nach den Niederlanden verlagerten Raum, und — soweit es das aus der Haager Hs. Veröffentlichte erkennen läßt — gleicht die Zusammensetzung vielfach der Berliner Hs. Beide zeigen auch eine ähnliche Sprache, ein Gemisch von höfischem Mittelhochdeutsch und niederländischer, in der Berliner Hs. vorwiegend niederrheinischer Stammessprache.

Weiterhin besteht eine auffallende Übereinstimmung in der Form mancher, sonst gegenstücksloser Lieder der Berliner Hs. mit einer Anzahl altflämischer Lieder (Oudvlaemsche Liederen en andere Gedichten der XIVe en XVe Eeuwen, Gent, Maetschappy der Vlaemsche Bibliophilen II, 9, 1849) und, soweit ich es beurteilen kann, der diesen Liedern in beiden Handschriften beigegebenen Melodien.

Von dem Entstehungsraum der Berliner Sammlung aus gesehen, bilden die Lieder mithin einen Beitrag zur Sanges- und Volkstumskunde des niederrheinisch-flämisch-niederländischen Raumes im 14. Jahrhundert, der — wie mir scheint — damals in vieler Hinsicht eine Kultureinheit war.

Die Bedeutung der Lieder für die Erforschung von Dichtung und Volkstum im damaligen großdeutschen Raum hängt damit zusammen und geht darüber hinaus. Auch hier sind nur Andeutungen möglich.

Einerseits sind die Lieder Zeugnisse dessen, was aus dem höfischen Sang durch Jahrhunderte lebendig blieb, was den Keim zu neuem Leben in sich trug. Der Sammler trägt eine reichhaltige Auswahl liedhaften Gutes herbei, als wollte er uns einen Überblick auf die vielseitig ausstrahlende, aus vielen Wurzeln gespeiste Liedkunst seiner Zeit und seines Raumes geben.

Da klingen, fast wörtlich verwendet, Kürenbergformulierungen aus der Frühzeit des Minnesangs an: eine ganze Falkenstrophe, die auf den Schluß zuführt: »zolde ich daer omme rumen tlant en conde mich van haer wenden noch ghekeren« und dadurch untrüglich nach ihrem Ursprung gekennzeichnet ist. Es fehlt nicht das noch weiter zurückreichende Bild vom »sluzzel« zu des »hertzen scriin«, auch nicht die altbekannte Formel vom Kaiser, dem Reich, der Krone, — eine Prägung des Staufenkaisers Heinrich. Da trifft man auf ein vollständiges, in der Manesse Hs. Reinmar dem Alten zugeschriebenes Lied, eine unbekannte Lesart ohne Nennung des Verfassers, die dem Kenner der sonstigen Überlieferungen (Manesse Hs., Kl. Heidelberger Lhs., Carmina Burana) Anregung bieten wird. Reinmar-Anklänge herrschen in der ganzen Sammlung vor, überall wo Textstellen an alten Minnesang erinnern. Manchmal finden sich wörtliche Übernahmen: »Sô wol dir, wîp, wie reine ein name«, etwas abgewandelt und eingebaut in ein sonst unbekanntes, teilweise späthöfisch anmutendes Lied. Reinmar, nicht Walther von der Vogelweide — das ist erstaunlich im Hinblick auf sonstige Sammlungen aus spät- und nachhöfischer Zeit — gibt hier die Richtung für einen namenlosen Sangeskreis. Daneben taucht Morungens Art stellenweise auf: Seine Traumlieder, seine dämonischen Bilder leben hier seltsam verändert fort. Man erkennt sie ohne weiteres: »daer van zal zich ghein man ontzeen« oder »Dijn eigen stat dijns selves lant haistu wol na zu mael virbrant mit dinen minnentlichen vuer . . .«. Den Einfluß des höfischen Kreuzzugsliedes spürt man deutlich in einem Abschiedsgesang, dem einzigen Lied, das einen, sonst unbekannten, Dichternamen trägt. Zwischen solchen althöfischen Klängen von Minnesehnsucht und -leid findet sich auch, dichterisch neugestaltet, eine Spervogelstrophe mit ihrer Realistik, ein ganzes Tannhäuserlied, ohne Nennung des Dichters, doch aus einer andersartigen Fassung in der Manesse Hs. unbedingt bestimmbar.

Damit ist der andere breite Bestandteil der Berliner Liedersammlung berührt: der eigentlich späthöfische. — Von weniger auffallenden Nachwirkungen, etwa Walthers von der Vogelweide, ist im vorhergehenden abgesehen. — Das Neben- und Ineinander von althöfischen und späthöfischen Ausdrucksformen spiegelt ein gleichartiges Durchdringen altritterlicher Weltanschauung mit der heraufkommenden weiter Volksschichten. Hier wird der Ansatzpunkt sein für die Volkstumsforschung, die sich an die Sangesforschung anschließt. Neben überkommenen Formen des Treugelöbnisses zur Dame steht etwa ein Gleichnis neuer Art vom Vatererbe: die Dame hat einen weiten Garten, »jo hertz da in zi menighen hayt«; ihr »erve ist breyder vyl« als das seinige; ihm ließ der Vater nur drei Stück: Leib, Herz und Sinn; wenn die Dame dies aber nicht verachtet, so will er ihr das geringe, und doch so hochwertige Erbe geben. Zierlieder, in vielgliedrigem, getürmten Reimaufbau, an Neifen und Winterstetten erinnernd, sind eingestreut: »Roesenvaer — ziin yr wengheliin — onde yr mont yr kele wyts by kinne — lachende claer — ziin yr oghen tso alre tsijt . . .«. Neujahrslieder gehören zum Bestand der Handschrift, auch sie zusammengesetzt aus altem und neuem Sprachgut: einer der oben erwähnten Morungenausdrücke trifft in dem gleichen langen Glückwunsch zusammen mit einer Strophe: »Zint ich nit me zu geben hain liebe meisterynne wol gedain wilt mir in dine hulde scriben« — und gleich darauf klingt es in Tannhäusers Weise: »Mocht ich mit dir noch werden alt soe lebede ich vrolich al mijn jaer . . .«.

Balladenhafte Lieder, im Vergleich zu anderen späthöfischen Liedersammlungen selten in der Berliner Handschrift, bringen aber Bemerkenswertes: ein eigenartiger Turnierbericht ist darunter »Doirch vechten wairt ich uysgesant in einen gairten wonneclich — dae ich veil goeder meister vant . . . Die liebeste die ich ye bekant hait mich zu vechten dair gesant . . .«; doch nach dem Sieg wendet sich die Dame von dem Sänger, und er klagt: »Vacht ich ye eenes moetes hoe soe vecht ich dan in jamers dro . . .«. Auch die Minneabsage eines Sängers, der sich ins Kloster begeben will, gehört hierher, ebenso ein an Neifens Art erinnerndes Minneabenteuer. Als ausgesprochen meisterliedhaft kann man kaum ein Lied bezeichnen; doch finden sich meisterliedähnliche Formen mit minneliedartigem oder volksliedhaftem Sinn und Ausdruck. Eine eigenartige Fürstenklage muß trotz des Anklangs an Reinmars Witwenklage zu dem Späthöfischen der Handschrift gerechnet werden. Tanzlieder, in Winterstettens und Tannhäusers Art, sind in der erwähnten Zierliedform gebaut. Eine einzelne Sängerklage über wirtschaftliche Not macht die Seltenheit dieser Gattung, verglichen mit anderen Sammlungen, auffallend. Genrehafte Naturbilder und kurze Szenen, an alte niederländische und flämische Buch- und Bildmalerei erinnernd, beleben die hergebrachten, gedanklich stilisierten Minnesangsformeln. Spruchlieder fehlen in der Sammlung fast gänzlich. Einzelmotive, wie Versteckname für die Dame — ist sie noch ganz Minnedame? — oder Spiel mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens, Farbensymbolik für Minnebeteuerungen, rokokoartig überspitzte Anreden (»Wijf zoukyr zuesyr bloemen bloyt yst dyr lijf«) kommen vor, doch nicht in ähnlicher Fülle wie in den späteren Liederbüchern.

Die Berliner Handschrift vermehrt hauptsächlich unsern Bestand an liedhaften späthöfischen Dichtungen, liedhaft im engeren Sinn. Nicht zu übersehen ist das Fehlen einer Anzahl sonst üblicher Formen der späten Handschriften: politisches Lied, Streitlied, der Neidhartton, Pastourellen, Rätsel — um nur Beispiele anzuführen.

Übergangslieder, wie viele der Handschrift es sind, mischen die Gesetzlichkeiten früheren und späteren Stiles und bringen dadurch eine oft schwer bestimmbare neue Einheit hervor. Meist werden althergebrachte Wendungen zu neuen Bildern gefügt oder zu späthöfisch = verzierlichten Formen. Viel seltener bringt ein Sänger neuartige Ausdrucksweise in alte Minnesangsformen. Bezeichnend ist im ganzen für die Berliner Handschrift der große Anteil althöfischer Sangesart an späteren Liedern. Man hat oft den Eindruck, ältere Lieder seien in ganzen Teilen hier in die Spätzeit hinübergesungen.

Eine besondere, vielleicht die größte Beachtung verdienen schließlich die dem deutschen Volkslied sich nähernden Stellen und Lieder der Handschrift. Sind sie die jüngsten der Sammlung, besonders die Lieder, die bis auf den Reimbau einen einheitlich-volksliedartigen Charakter tragen? Jedenfalls hat der Sammler am Schluß der Handschrift mehrere vereint. Es besteht eine kleine Anzahl kurzer, klargebauter, wahrhaft klassisch anmutender Kunstwerke. Ihr schlichter, inniger Ton wirkt volksliedmäßig, ihre kunstvolle Reimweise kennzeichnet sie jedoch als Zwischenformen. Darf man sie Vorformen des Volksliedes nennen? Eines sei angeführt:

Digitized by Google

Virlangen mir kein rowe laet
noch dir druyt liebeste mynneclijch
wan ich voer al der werlt dich mein

Wisz al mijn freude of hoffen staet
wie ich moege schier gesien dich

Min hertz gants truwe zu dir hait
dar in besorge aller liebeste mich
so gere ich ander vreude kein.

Ein Liebeslied, nicht mehr Minnelied, wird der erste Eindruck des Lesenden sein. Und doch ist es minniglich in der Sprache, bis auf das »druyt liebeste«.

Warum gerade einigen von diesen Liedern Melodien beigefügt sind? Kannte man die Sangesweisen der übrigen Strophengebilde? Es bleibt die Frage, ob eine Untersuchung der Melodien auch frühe volksliedhafte Züge feststellen könnte.

Zu dem Volkslied hinüber weisen Einzelstellen anderer, oft im Aufbau späthöfisch ausgedehnter Lieder. Da ist der Klang vom Abschiednehmen: »Scheiden scheiden du bist ein bitter kruit ... got segen dich lief zu der letz ... Is sij mir lief is sij mir leit / doch kan ich des joe gebesseren niet / Ich vare daehen got geve mir heil ...«.

Auch die einfache Liebesklage, die sich in weitgespanntem Bogen mit einem Motiv aus Minnesangs Vorzeit trifft (Kürenberger Strophen, doch mit vertauschten Rollen von Ritter und Dame), bereitet Volksliedstrophen vor: Was wiltu arme zender man / wes wyltu weynen / ich stande her alleyne / en mach niemmer vreude haen / nochte blide zyn / eyn ander man hayt zijn ghenuechte / van der vrouwen mijn.« Der Liebesgruß aus der Ferne wirkt nicht mehr sternenkühl wie in Reinmars Sprache, vertrauter wird der Ton:

Ich meyne das beste vrouwelijn
daer van ich liden smertze
ich gruet dyr (= dijner) minnentlichen
anscijn
uys ynnencliker hertzen —

Nun kleidet sich manches zeitlose, schon im Minnesang zu findende Bild in traulich-klare, endgültige Volksliedform:

zy is miin venster onde miin sciin
miin morghen vroe miin sterre onde miin
zonne —

Ohne Umschreibung, mit rechter Schärfe, doch nicht unkünstlerisch nüchtern, wird eine Liebesklage gesungen:

daer ich miin arbeyt umme dreyf
des hayt eyn ander vromen
och das ich nich tser heyme en bleyf
onde weer daer nicht ghecomen ...

In ebenso schlichter Sprache klagt ein früher Volkstonsänger mit überlegen-humorvoller Schlußwendung:

ich draghe in der hertz miin
vyl zorghen unde zure piin
want miin trut miin vrouweliin
acht of mir nicht eyn stro ...

Und im Kehrreim verspricht er, trotz der Unnahbarkeit der vrouwe — ganz reinmarmäßig — seine Treue, wohlgemerkt in volkstümlicher Sprache:

dou blijfs mijn vrouwe jo
dou bliifs miin vrouwe —

An solchen Stellen hören wir einen sehr frühen unverkennbaren Volksliedton, unbelastet von einer Richtung des Zeitgeschmacks, die eine Verschnörkelung der Form verlangte. Wir wundern uns über das Nebeneinander der Gegensätze.

Alter und Herkunft der einzelnen Lieder müßte soweit wie möglich an solchen Kennzeichen durchforscht werden. Aus dem Reim läßt sich feststellen, welche Lieder auf keinen Fall mittelhochdeutschen oder niederländischen Ursprungs sein können. Andere werden sich kaum zweifelsfrei einordnen lassen, da die Reime neutral sind. Auch über das Alter der Lieder wird man nur vermutungsweise urteilen können: die beiden auch in der Manesse Hs. erhaltenen Lieder zeigen, wie weit Entstehung und Niederschrift hin und wieder auseinander liegen.

Die Forschung mag das Sprachliche voll herausstellen, mag die Zusammenhänge zu früherer, gleichzeitiger und späterer Lieddichtung eingehend beleuchten, mag dem Hin- und Herfluten von Stammesdichtung und großdeutschem Sang des Mittelalters nachgehen — könnten hier alle wichtigen Fragen berührt werden? Welches die Ergebnisse auch sein mögen, für unsere deutsche Liederforschung, soweit sie allgemein zugänglich sein sollte, bedeuten die lebendigen Beziehungen zwischen Minnesang und Volkslied, wie sie in der Berliner Hs. besonders deutlich sichtbar werden, gewiß eine Bereicherung. Beweisen solche Züge nicht, daß ein wahrer Ausdruck des Deutsch-volkstümlichen in und mit dem standesgebundenen, aber im Volksganzen verwurzelten ritterlichen Sang lebte? Das Volk erkannte, wie das Fortleben der Lieder zeigt, vieles aus dem tapferen und dabei zart-innerlichen Minnelied der Ritter als das Seinige an. Man möchte folgern: wo deutsches Rittertum den übernommenen Minnedienst in der Kunst auf die deutsche Art ausrichtete — auch wenn es zuweilen nur in Teilen der Minnelieder geschah —, da baute der wesensverwandte spätere Sänger anderen Standes weiter, einer, der den hohen Mut zum frohen Gemüt abwandelte, die »frouwe« zur »truyt liebesten«. Vorläufig bleibt die Tatsache: die äußersten Gipfel von Minnelied und Volkslied können wir leicht einander entgegensetzen. Das Zwischenreich, die verbindenden Glieder, stellen den forschenden Betrachter noch vor manche Aufgabe. Eine solche Aufgabe, keine Sammlung von Ergebnissen will die Veröffentlichung sein.

Die Herausgabe möchte sich besonders anschließen an John Meiers große, in der Entstehung begriffene deutsche Volksliedausgabe und an die Bücher und Aufsätze Hans Naumanns, vor allem Jahrbuch für Volksliedforschung 5, 130 (1936), Dichtung und Volkstum 36, 22 ff. (1935), Naumann-Weydt, Herbst des Minnesangs, Berlin 1936.

Das neue Gutenberg-Jahrbuch

Es ist ein überaus erfreuliches Zeichen für die Lebenskraft der »Gutenberg-Gesellschaft« in Mainz und zugleich für das unleugbar große Geschick ihres Fachbetreuers Dr. A. Ruppel, wenn auch dieses Jahr, wiederum pünktlich zum Johannisfest, zum 12. Male ein stattlicher Band des »Gutenberg-Jahrbuches«[1]) vorgelegt werden kann, dessen Vorgänger in Nr. 18 der »Geistigen Arbeit« des Vorjahres angezeigt werden konnte. In dem zweijährigen Turnus der Ausstattung dieser ihrem Inhalte nach international gehaltenen Jahrbücher, schließt sich dieser neue Band ganz dem vorjährigen an, wurde wiederum in Rudolf Kochs kräftiger Wallauschrift im Bibliographischen Institut in Leipzig gesetzt und gedruckt, während den Handeinband wieder Ernst Rehbein in Darmstadt fertigte.

In dreißig Aufsätzen werden diesmal Fragen des Papiers, der Schrift, des Einbandes und der Druckgeschichte folgender Länder behandelt: Belgien, Deutsches Reich, England, Estland, Frankreich, Italien, Kanada, Niederlande, Österreich, Philippinen, Schweiz, Ungarn und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwanzig Arbeiten sind in deutscher, vier in englischer, vier in italienischer und zwei in französischer Sprache geschrieben. Auf den Inhalt einzelner der interessanten Beiträge näher einzugehen, ist an dieser Stelle leider unmöglich. Das Vorwort und der Jahresbericht der Gutenberg-Gesellschaft 1936/37 lassen erkennen, daß die Vorbereitungen der 500-Jahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, die im Jahre 1940, einer jahrhunderte alten Tradition der Kulturwelt folgend, auch in Mainz als der Geburtsstadt der Druckkunst würdig gefeiert werden soll, weiter fortgeschritten sind. **Dr. Hans Praesent**

Leipzig

[1]) Gutenberg-Jahrbuch 1937. Hrsg. von A. Ruppel. Mainz: Gutenberg-Ges.; Leipzig: Otto Harrassowitz in Komm. 1937. 283 S., 79 Abb. 4°. RM 35.—.

Das Allbuch von Brockhaus

Jeder Verlag, der ein neues Lexikon herausbringt, bemüht sich, die Vorzüge dieses Werkes ins Rampenlicht zu rücken und die leicht einprägsamen Stichworte für die Werbung zu schaffen. Der neue Brockhaus in 4 Bänden nennt sich ein »Allbuch«, das über alles Wissenswerte kurz und klar berichtet und auch den Wortschatz und die Entwicklung der deutschen Sprache ganz besonders berücksichtigt. Alle deutschen Stammwörter, auch die alltäglichen und mundartlichen, sind in das Alphabet aufgenommen und gedeutet, und die Sprachregeln zur richtigen Schreibung der Worte und Wortverbindungen sind überall angegeben. Der Besitzer des Werkes braucht zur schnellen Orientierung über Sprachschatz und Sprachgebrauch nicht mehr nach einem andern Buche zu greifen. Das Wissen von dieser Tatsache will der Verlag gewissermaßen plakatieren, und ihre Vorzüge seien deshalb auch in dieser Würdigung des Werkes an erster Stelle hervorgehoben.

Auch sonst ist über die beiden ersten Bände, die bisher erschienen sind, nur Rühmendes zu sagen. Die kleinen, aber völlig ausreichenden Bilder im Text, die besonders der Technik und dem Handwerk gewidmet sind, treten den zahlreichen Tafeln würdig an die Seite.

Weltanschauung, Wirtschaft, Recht und sozialer Aufbau des dritten Reiches sind in ruhigen, nach historischer Klarheit strebenden Artikeln dargestellt.

Auf den neuartigen Weltatlas, der Bild und Karte einer Gegend nebeneinander stellen soll, darf man gespannt sein. **G. L.**

Der neue Brockhaus. Allbuch in vier Bänden und einem Atlas. 1. Bd. A—E. 2. Bd. F—K. F. A. Brockhaus 1936 u. 1937.

Friedrich Kluge

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

11. Auflage

mit Unterstützung von W. Krause bearbeitet von Alfred Götze

Lex.-Oktav. XV, 740 Seiten. 1934. RM 17.—, gebunden RM 18.—

„Dem deutschen Volk sein deutsches Wörterbuch", diese Widmung gab der Verfasser der letzten, vor seinem Tode noch betreuten Auflage seines Werkes mit. In der Tat: im Laufe von über 50 Jahren ist dieses Standardwerk der Philologie, getragen von der Bewunderung und Treue seiner Benutzer, zu einem Volksbuch geworden.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

ZUR DEUTSCHEN LITERATURGESCHICHTE

1.

Probleme des Meistergesangs

Durchblättert man Taylor und Ellis' Bibliographie des Meistergesanges[1]), so stellt man mit Befremden fest, daß wir keine umfassende und heutigen Ansprüchen entsprechende Geschichte dieser spätmittelalterlichen Kunstübung besitzen. Gewiß geben Wolfgang Stammlers Ausführungen in den »Epochen der deutschen Literatur[2])« und im »Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte[3])« einen verläßlichen und für viele Zwecke genügenden ersten Überblick. Wer jedoch näher unterrichtet sein will, der muß sich durch einen Wust kleiner und kleinster Darstellungen durcharbeiten, die zum Teil einander widersprechen oder von fragwürdigem Werte sind, zum Teil aber auch wertvolles Material zutage fördern, das lediglich der systematischen Verwertung bedarf.

Nun wäre das nicht weiter zu bedauern, wenn es sich im Meistergesang um wenig mehr als um eine Kuriosität von bloß antiquarischer Bedeutung handelte. Aber es ist wohl keine Frage, daß wir ohne ein gründliches Verständnis des Meistergesangs kaum dem Wandel vom Mittelalter zur Neuzeit gerecht werden können. Selbst wenn man den Einfluß des Meistergesangs auf die übrige Literatur sehr gering einschätzt, spielt er doch eine große Rolle im Fortleben mittelalterlicher literarischer und musikalischer Formen. Und auch abgesehen von diesen Beziehungen zu Vor- und Folgezeit stellt der Meistergesang eine wichtige Erscheinung in der Kulturgeschichte zweier ganzen Jahrhunderte dar. Was bedeutete er allein für die Ausbreitung der Reformation!

So befindet sich Archer Taylor von der Universität Chicago durchaus im Recht, wenn er in seinem jüngst erschienenen Buche[4]) nachdrücklich eine systematischere und vollständigere Erforschung des Meistergesanges fordert, nachdem auch schon andere Forscher wie Stammler[5]) und Arnold[6]) auf die erstaunlichen Lücken auf diesem Gebiet hingewiesen hatten.

Der Titel von Archer Taylors Buch ist vielleicht für deutsche Leser etwas irreführend; denn was er bietet, ist keineswegs die erwünschte Literaturgeschichte des Meistergesangs, sondern eine umfassende Übersicht über die Einzelprobleme, deren Lösung eine notwendige Voraussetzung für die Bewältigung der größeren Aufgabe bildet. Eine solche ist ja angesichts des Standes der Vorarbeiten noch gar nicht möglich, und diese wiederum verlangen ihrer Natur nach mehr als die Kraft eines Einzelnen.

Es mangelt zunächst an zuverlässigen Texten, deren die ernste literarhistorische Forschung schwer entraten kann. Aus der Frühzeit des Meistergesangs liegen Heinrich von Meißen und Muskatblüt nur in veralteten Texten vor; Heinrich von Mügeln ist überhaupt noch nicht vollständig herausgegeben, geschweige denn der Starke Boppe. Aber selbst von Hans Folz ist noch vieles ungedruckt, und Hans Sachsens Meisterlieder liegen ebenfalls erst zum Teil in gedruckter Form vor; es fehlt sogar ein so wichtiges Lied wie das Meisterlied von der »Wittenbergischen Nachtigall«! Gegen die Spätzeit hin nimmt die Zahl der gedruckten Texte überhaupt fortschreitend ab; schon Stammler mußte für seine Darstellungen die Handschriften selbst durcharbeiten! Auch die Regelbücher der Spätzeit sind nur schwer zugänglich.

Die Interpretation der Texte ist natürlich entsprechend lückenhaft. Verfasserfragen selbst entscheidendster Art sind noch kaum in Angriff genommen. So ist erst kürzlich durch Rudolf Henß[7]) die Echtheit von Hans Folzens Meisterliedern über die Reform der Kunst ernstlich in Frage gestellt worden; wären sie aber wirklich unecht, so wäre Hans Folz nicht, wie man bisher geglaubt hat, der literarische Reformator gewesen, der den Meistersingern die Erfindung neuer Metren ermöglichte und sie von der sklavischen Verwendung der überlieferten befreite! Andere Texte wie die Memminger Regeln von 1660 (in der Universitätsbibliothek Göttingen) scheinen überhaupt noch ganz ununtersucht zu sein.

Es mangelt ferner an den einfachsten biographischen und bibliographischen Hilfsmitteln. Die Stammrollen der Meistersinger sind schwer zugänglich, und es fehlt ein biographisches Lexikon der einzelnen Persönlichkeiten. Eine Liste der Metren wird wenigstens vorbereitet.

Dabei sind alle diese Dinge erst Voraussetzungen für die Lösung der eigentlichen Probleme! Professor Taylor unterscheidet historische (im weitesten Sinne), formalästhetische und literaturgeschichtliche Probleme. In sozialgeschichtlicher Hinsicht ist es z. B. nur bei einzelnen Städten klar, in welcher Beziehung der werdende Meistergesang zu den Sing- und Spielbruderschaften steht. Auch die Frage nach der sozialen Herkunft und Stellung der Meistersinger harrt noch der Lösung.

In formalästhetischer Beziehung muß einmal die Entwicklung der Regeln ernstlicher untersucht werden, wobei man ihre Bedeutung nicht gleich zu überschätzen braucht. Ergiebiger auch in kulturgeschichtlicher Beziehung würde eine systematische Erforschung des technischen Vokabulars der Meistersinger sein. Ebenso ist wenig über die Entwicklung und die Modifikationen ihrer Metren bekannt. Auch die Geschichte der Benennung und des Gebrauchs dieser Metren verträgt noch weitere Aufhellung. Größere Aufmerksamkeit verdient endlich die musikgeschichtliche Seite des Meistergesangs.

Die eigentlich literaturgeschichtlichen Probleme sind bisher fast alle zu stark aus dem Gesichtspunkt des Mittelalters und zu wenig aus dem des Meistergesanges selbst in Angriff genommen worden; andere harren überhaupt noch der Untersuchung. In welchem Umfang wurden die Meistersinger von den geistlichen Spielen, von den Schriften der Mystiker, von der Physiologus-Literatur, vom Fastnachtspiel beeinflußt? Was bedeutete für sie der aufkommende Humanismus? Mehr wissen wir schon über den Einfluß volkstümlicher Literaturgattungen auf die Meister; aber auch hier ist nicht eigentlich systematisch geforscht worden. Warum fehlen in den Meisterliedern so naheliegende Themen wie die symbolische Auslegung der Farben oder die sieben (oder zehn) Alter des Mannes oder der Totentanz? Auch über die Verwendung historischer Details bei den Meistersingern ließe sich Besseres sagen, und viele stilgeschichtliche Probleme sind von ihrer Seite her noch kaum in Angriff genommen worden. Wie steht es mit dem Einfluß der »geblümten Rede«, mit dem Gebrauch der Personifikationen und Natureingänge?

So ist Taylors Untersuchung überreich an Anregungen; im Rahmen dieser Besprechung konnten ja nur einzelne besonders bezeichnende Beispiele erwähnt werden. Überschneidungen und Wiederholungen ließen sich bei dem Zustande des Forschungsgebietes wohl nicht immer vermeiden.

Zu Einzelheiten wäre etwa zu bemerken, daß die »Carmina Cantabrigiensia« jetzt in Karl Streckers ausgezeichneter Ausgabe von 1926 (in den »Monumenta Germaniae«) und nicht in Breuls unzulänglicher Ausgabe von 1915 zitiert werden sollten. Und Lüdtke und Mackensens »Deutscher Kulturatlas« sollte für bibliographische Zwecke genauer beschrieben werden, als es Taylor und Ellis auf S. 53 ihrer Bibliographie tun!

Prof. Dr. Ernst Rose
New York University

[1]) Archer Taylor und Frances Hankemeier Ellis, A Bibliography of Meistergesang. (Indiana University Studies Nr. 113.) Bloomington, Indiana, 1936. 92 S.
[2]) Wolfgang Stammler, Von der Mystik zum Barock. (Epochen der deutschen Literatur II, 1.) Stuttgart, 1927. S. 215—234, 488.
[3]) Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, herausgegeben von Paul Merker und Wolfgang Stammler, Bd. IV, S. 58—65. Berlin, W. de Gruyter & Co., 1931.
[4]) Archer Taylor, The Literary History of Meistergesang The Modern Language Association of America. General Series. New York, 1936. (London: Oxford University Press.) VIII, 134 S.
[5]) Stammler, Von der Mystik zum Barock, S. 488.
[6]) Robert F. Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 3. Aufl. Berlin: W. de Gruyter & Co., 1931. S. 118.
[7]) Rudolf Henß, Studien zu Hans Folz. (Germanische Studien 156.) Berlin, 1934.

2.

Chr. F. D. Schubart

An den Hauptgestalten der Sturm-und-Drang-Zeit gemessen hat der Schwabe Christian Friedrich Daniel Schubart immer nur geringe Beachtung erfahren, und auch hierbei überwog das biographische Interesse an seiner Persönlichkeit und seinem harten Schicksal das an der literarischen Leistung. Zur Wiederkehr seines 190. Geburtstages hat nun vor einigen Jahren ein Landsmann es unternommen, diese reizvolle Erscheinung durch ein Buch neu ins Licht zu rücken, das die Absichten biographischer und literarhistorischer Behandlung mit einer Auswahl seiner Schriften verbindet. Die Gefahr der Zerspaltung, die in solcher Doppelung liegt, ist dadurch glücklich vermieden worden, daß trotz ungefährer Gleichteilung des Raumes die vorgeführte Auswahl der Schriften als Anhang und Quellenbeleg des beschreibenden Teils wirkt. Sie unterstützt in der Art der Zusammenstellung das Hauptziel des Verfassers, der nicht nur Wesen und Persönlichkeit Schubarts eingehend aus dem geistesgeschichtlichen Zusammenhang seiner Zeit heraus darstellen will, sondern vor allem auf eine Seite seiner Tätigkeit größeres Gewicht legt, nämlich auf die publizistische des nationalen, verantwortungsbewußten Chronikschreibers Schubart. Aus diesem Dokument seiner »Deutschen Chronik« (1774—1777, später als »Vaterlands-Chronik« fortgesetzt 1787—1791), auf deren Anerkennung gerade in heutiger Zeit er ein volles Recht hat, lassen sich eher klarere Umrisse und ein deutlicherer Eindruck seiner vielbegabten Natur gewinnen als nur aus den rein dichterischen und musikalischen Werken. In solcher Darstellung kann auch die Erscheinung des Schwaben einem weiteren Publikum, für das der Vf. gearbeitet hat, interessant werden.

Dr. Wolfgang Baumgart
Berlin

Christian Friedrich Daniel Schubart, Schicksal, Zeitbild, Ausgewählte Schriften. Von Konrad Gaiser. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Geb. RM 3.60.

Digitized by Google

3.

Hölderlin-Vermächtnis

Das Andenken Norbert von Hellingraths ist bereits aus Anlaß der 20. Wiederkehr seines Todestags (er fiel im Dez. 1916 vor Verdun) an dieser Stelle geehrt worden (vgl. Nr. 2 dies. Jgs.). Ebenso hat Heidegger seine in den Kern von Hölderlins dichterischer Existenz vorstoßenden Ausführungen über »Hölderlin und das Wesen der Dichtung« (Das Innere Reich, Dezemberheft 1936, auch als Sonderdruck erschienen) dem Gedächtnis Hellingraths gewidmet. Das eindrucksvollste Denkmal hat ihm nun der Vollender der von Hellingrath begonnenen kritischen Ausgabe des Dichters gesetzt, Ludwig von Pigenot, der alle auf Hölderlin bezüglichen Schriften des Frühvollendeten in einem schönen Bande neu herausgegeben hat. Zwei Bildnisse sind dem Buche beigefügt, das eine das weiche, fast knabenhaft reine Antlitz des Studenten, das andere die im Feuer gehärteten Züge des Soldaten zeigend.

Das Buch enthält die Dissertation über die Pindar-Übertragungen Hölderlins (1910), die Vorreden zu Band I, IV und V der historisch-kritischen Ausgabe und die beiden Vorträge »Hölderlin und die Deutschen. / Hölderlins Wahnsinn.«, die Hellingrath während eines Urlaubs 1915 in München hielt. Nicht ihre Ergebnisse sind es, die einen Neudruck notwendig machten, obschon keine neuere Arbeit ihrer entraten kann: ich erinnere nur an die Begriffe der harten und glatten Fügung, die ein ganz neues Verständnis dichterischer Sprachgebung ermöglichten. Auch die forschungsgeschichtliche Bedeutung dieser Arbeiten ist nicht das Entscheidende, obschon sie die Hölderlinrenaissance nicht bloß eingeleitet, sondern in vieler Hinsicht erst ermöglicht haben. Es ist vielmehr der Geist, aus dem heraus diese Renaissance geschah: nicht als philologische Neuentdeckung, nicht als geschichtliche Vervollständigung unseres Bildes vom Dichten und Trachten der klassisch-idealistischen Epoche war sie gemeint, nicht um der historischen Gerechtigkeit willen kam Hellingrath zu Hölderlin. Vielmehr war es die ursprünglichste Möglichkeit eines Rückgriffs in die Geschichte: die der wiederholenden Begegnung. Eine Jugend, die (nach dem Wort Georges, dem H. nahestand) neue Götter suchte, kam zu dem Dichter, der es gewagt hatte, sie zu verkünden.

Bewundernswert bleibt, wie der feierliche Ernst, mit dem diese Begegnung erfahren wird, den jungen Forscher bei allem Enthusiasmus, der zumal die beiden Reden trägt, zu einer philologischen Strenge befähigt, die der des aus alter philologischer Schultradition stammenden Zinkernagel nicht nachsteht und seine Ausgabe, als die einzige, die einen vollständigen Lesartenapparat besitzt, zur Grundlage der Hölderlinforschung gemacht hat. Gerade als echt geschichtliche befähigte diese Erfahrung ihn, der geschichtlichen Einzigkeit von Hölderlins Sendung gerecht zu werden und sie aus dem Netz philosophiegeschichtlicher Parallelen herauszulösen, mit dem Zinkernagels und Böhms Betrachtungsweise sie übersponnen hatte. Die erste vollständige Überschau über die späten Hymnen, die Hellingrath beschert war, wurde zum Angelpunkt für eine neue Auslegung seines Werkes. Sie in einem Gesamtbilde durchzuführen, ist Hellingrath nicht vergönnt gewesen. Was in seiner Arbeit Fragment und Verheißung blieb, vollendete er in seinem Schicksal, in dem sich das von Hölderlin verkündete Ethos durch Tat und Opfer bewährte.

Hermann Blumenthal
Greifswald

Norbert von Hellingrath: Hölderlin-Vermächtnis. Forschungen und Vorträge. Ein Gedenkbuch zum 14. Dezember 1936. Eingeleitet von Ludwig von Pigenot. — München: F. Bruckmann 1936, 188 S. Preis geh. 3.—; in Lein. 4.50

4.

Hölderlins Hymnensprache

Hölderlins große vaterländische Gesänge, nach Hellingraths Worten »Herz, Kern und Gipfel des Hölderlinischen Werkes, das eigentliche Vermächtnis«, sind nicht nur neu und eigen in ihrem Gehalt, sondern auch in ihrer Form. Jedermann spürt, in welch inniger Wechselbeziehung hier Form und Gehalt stehen. Hölderlins Verse sind nicht willkürliche, sogenannte »freie Rhythmen« — jedermann spürt den starken Formgeist, der in jeder Silbe wirksam ist.

Eine Deutung dieser Dichtungen kann also an der Form nicht vorübergehen, und deswegen ist eine »metrische Untersuchung«, wie sie Eduard Lachmann[1]) vorlegt, in höherem Maße wichtig für das Verständnis als eine Formbetrachtung bei manchem andern Werk. Lachmann erkennt aber auch richtig, daß gerade bei der Hölderlinischen Spätdichtung eine Formbetrachtung ihrerseits auch den Gehalt nicht außer acht lassen darf. Er sieht auch die Schwierigkeiten, die sich gleich zu Beginn dem Unternehmen entgegenstellen: ist die Messung der eigenrhythmischen Verse, wie sie der einzelne vornimmt, allgemein verpflichtend? Er findet, daß die Handhabung der horazischen Odenmaße einen brauchbaren Maßstab abgibt für die Beurteilung mancher Hymnenzeile.

Lachmann skandiert jede einzelne Strophe. Nicht alle seine Leser werden das verstehen. Vielmehr wird es ihnen vorkommen, als sei Lachmanns Buch, so stattlich es mit seinen 345 Seiten im Großformat auftritt, nicht ganz fertig geworden. Der Verfasser breitet nämlich alle Vorstudien (die metrischen Schemata) aus, doch stellt er die Schlußfolgerungen, die aus solchen Voraussetzungen zu ziehen wären, nicht mit gleicher Vollständigkeit und Ausführlichkeit dar. So beginnt er, nach den allgemeinen Vorbemerkungen, mit der Hymne »Wie wenn am Feiertage...«, indem er, Strophe für Strophe fortschreitend, in strenger Regelmäßigkeit Gehalt, Satzbau, metrische Form und Rhythmus bespricht. Bei einigen andern Gedichten gliedert er seine Besprechungen gar nicht, oder er betrachtet lediglich die metrische Form. Zuweilen liest man nichts als kurze und wenig gehaltvolle Bemerkungen — etwa: »Der Rhythmus ist ruhig und fest«. Befremden muß es, wenn der Verfasser von einem Verse, bei dessen Skansion er zwischen zwei Möglichkeiten schwankt, später behauptet, er sei metrisch »scharf geprägt« (S. 132). — Merkwürdig ist ferner, daß nicht allein das Ohr die Form der Gesänge auffassen soll, sondern auch das Auge: die Zeilenlängen sollen nämlich durch ihr Druckbild wesentlich die Formwirkung der Strophen bestimmen. Dabei geschieht es, daß ein Vers, in dem der viersilbig zu messende Name Ionia vorkommt, in dem Schema, das durch wagerechte, genau abgemessene Linien das An- und Abschwellen des Rhythmus veranschaulichen soll, beträchtlich kürzer dargestellt wird als der vorhergehende, der weniger Silben und weniger Akzente, aber mehr Konsonanten hat (S. 164 u. 216)!

Das sinnfälligste Mittel zur Unterscheidung der fast ausschließlich zu dreien zusammengeordneten Strophen, die regelmäßig wechselnde Verszahl, erwähnt Lachmann zwar des öfteren, doch verfehlt er nie zu bemerken, solche Feststellungen seien eigentlich wertlos, da »die innere Ordnung einer Dichtung nicht rechnerisch« sei. Hölderlin hat aber auf diese »rechnerische« Ordnung durchaus Wert gelegt; denn die Punkte, die man in den Entwürfen zuweilen am Anfang der einzelnen Zeilen findet, lassen sich wohl kaum anders erklären, als daß der Dichter mit eingetunkter Feder die Zeilen nachgezählt hat! — Handschriften scheint sich der Verfasser nicht angesehen zu haben. Diese Mühe hätte er nicht scheuen sollen vor seinem Urteil über die Form der Hymne »Wie wenn am Feiertage...«. Hellingraths fehlerhafter Text kann der Formbetrachtung nicht zugrunde gelegt werden, und vor allem hätte eine genaue Untersuchung der Handschrift auch Lachmann zu dem Ergebnis geführt, daß es sich bei diesem Gedicht um einen Entwurf handelt, der von der beabsichtigten Ausführung noch weit entfernt ist.

Die Deutung des Gehalts wird durch Lachmann nicht wesentlich gefördert. Oft beschränkt er sich darauf, nicht immer gleichwertige Auffassungen anderer Forscher anzuführen. Seine eigenen Erklärungen verwirren mitunter in wunderlicher Weise den Sinn der Worte. Hier nur ein Beispiel: »Und hoch vom Äther bis zum Abgrund nieder... Fühlt neu die Begeisterung sich, Die Allerschaffende wieder« — in diesen Versen faßt Lachmann das Pronomen »sich« als Dativus ethicus auf! Und um den Sinn vollends zu verdunkeln, stellt er als zweite Möglichkeit hin: »Die Allerschaffende (Natur) fühlt sich die Begeisterung (Akkusativ) neu« (S. 114).

Nach allem ist es wohl nicht zuviel gesagt, daß die gültige Beschreibung der Hölderlinischen Hymnenform noch aussteht. Gleichwohl wird sich der Wert des Lachmannschen Versuchs darin erweisen, daß seine Deutungen zu fruchtbarem und förderndem Widerspruch anregen.

Dr. Friedrich Beissner
Gießen

[1]) Hölderlins Hymnen in freien Strophen. Eine metrische Untersuchung von Eduard Lachmann. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1937. 345 Seiten. Geb. RM 14.50, br. RM 12.50.

5.

Max Dauthendey, Poet und Philosoph

Unablässig auf der Flucht vor dem eigenen Ich, ständig gegen das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit ankämpfend, immerwährend auf der Suche nach neuen Anreizen von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent eilend und doch immer wieder im eigenen Ich und in den engen Grenzen der Vaterstadt sein Ziel findend, das war Max Dauthendey. Unverstanden von den meisten und ungekannt von vielen fand er im Jahre 1918 nach vierjährigem Exil den Tod auf der Insel Java, die einst der Mittelpunkt seiner jugendlichen Sehnsucht gewesen war.

Über ihn hat H. G. Wendt ein kluges, reich dokumentiertes und glänzend geschriebenes Buch verfaßt.

Es beschäftigt sich vor allen Dingen, wie ja schon der Titel anzeigt, mit der weltanschaulichen Entwicklung Dauthendeys. In elf höchst aufschlußreichen Kapiteln

Digitized by Google

führt uns der Verfasser in das geistige Werden des Dichters ein, als dessen Grundlage und Ausgangspunkt er das intensive Naturgefühl und den ungemein stark entwickelten Farbensinn Dauthendeys erkennt. Der leicht wandelbare und stets allen Einflüssen von Außen offene, junge Dauthendey verfiel zunächst der Einwirkung eines sehr beschränkten atomistischen Materialismus der für die Physiognomie seiner Frühwerke wie Verdensaltet, Sun, Ultra Violett und Sehnsucht bestimmend war. Unbefriedigend wie diese rein mechanistische Geisteshaltung auf die Dauer sein mußte, machte sie denn auch sehr bald einer Polarität der Gefühle, die er mit den Namen »Weltnähe« und »Weltferne« belegte, Platz. Diese Gegensätze konnten jedoch überwölbt werden durch die uneigennützige Liebe der Kreatur zur Kreatur, die in der »Weltfestlichkeit« ihren Ausdruck finden sollte. Der Darlegung und Erläuterung dieser Gedankengänge widmete der Dichter das umfängliche Werk »Gedankengut aus meinen Wanderjahren«. Gesteigerte Bedeutung und Vertiefung erhielt dieses nach dem Osten hinweisende Gedankengut durch Dauthendeys Reisen nach dem Orient. Dort erst entdeckte er, wie viel Östliches eigentlich in ihm selbst schon war und dort sollte er auch Erfüllung und Bestätigung dessen finden, was von jeher in seiner eigenen Brust nach Ausdruck gerungen hatte. Hier wäre es ohne Zweifel fesselnd gewesen, wenn der Verfasser es unternommen hätte, dem Einfluß von Rußland her, wo sich Dauthendeys Eltern jahrelang aufhielten, nachzugehen.

Weiterhin werden dann die stilistischen Einflüsse aufgezeigt, denen der Dichter unterworfen war, wobei sich eine unbestreitbare Abhängigkeit von den Werken von Jens Peter Jakobsen und von Marcellus van Eden, um nur die Bedeutsamsten zu nennen, ergibt. Befremdend allein an diesem sonst so sinnfälligen Buche wirkt nur die Tatsache, daß keinerlei Versuch unternommen wurde, dem Dichter geistes- und stilgeschichtlich innerhalb des Rahmens der deutschen Literaturgeschichte einen Platz anzuweisen. Zwar wäre dabei nicht viel gewonnen, aber wäre es dennoch nicht möglich gewesen, ihn etwa einen »impressionistischen Expressionisten« zu nennen? Denn seine Stilmittel sind doch in letzter Linie größtenteils im Impressionismus befangen, während die Haltung seines Geistes unzweideutig auf den Expressionismus hinweist. Allein derartige Formulierungen lagen nicht im Sinne des Verfassers. Ohne Zweifel war es seine große Vertrautheit mit den Werken und dem Lebensgang Dauthendeys, die ihn von einer leichtfertigen Schlagwortbildung abhielt.

Was das Buch ferner überaus wertvoll macht, sind neben einer großen Zahl von sehr interessanten Abbildungen die beigefügten Anhänge, in denen zum erstenmal 20 bisher unveröffentlichte Gedichte von Dauthendey im Druck erscheinen. In weiteren zwei Anhängen erhalten wir recht aufschlußreiche Zeittafeln von Dauthendeys Leben und Werken. Höchst eindrucksvoll ist vollends das beigegebene Schriftenverzeichnis, und man sieht daraus, mit wie gründlicher und weitgehender Literaturbeherrschung die Darstellung bearbeitet ist.

Carl Speth, Jr.
Columbia University, New York City

Max Dauthendey, Poet and Philosopher; by H. G. Wendt. Columbia University Press, New York 1936. (Columbia University Germanic Studies, New Series No. II Edited by M. H. Fife).

Dr. GERD WILL, Hamburg

Spracherneuerung auf Island

Die Kultur des alten Islands ist uns in Deutschland nicht unbekannt. Durch die in dem Diederichsschen Verlag herausgekommene Sammlung Thule ist isländisches Geistesgut, über die Kreise der Fachgelehrten hinaus, auch der gebildeten Allgemeinheit zugänglich gemacht worden. So wichtig es nun ist — und darüber ist in der letzten Zeit genug geschrieben worden — einen Blick in die noch einheitliche Welt der Edda und Saga zu werfen, um so germanisches Fühlen und Wollen einmal von innen heraus beleuchtet zu sehen, ebenso wichtig ist, daß sich ihre sprachliche Überlieferung und der damit verbundene kulturelle Strom aus Vorväter Zeit bis in unsere Gegenwart in Island fortgesetzt hat und ungebrochen fortgesetzt hat. Wo sonst in germanischen Landen versteht der Bauer die Sprache seiner Ahnen von vor 1000 Jahren? Wie dem Engländer das Angelsächsische des Beowulf, so ist uns das Althochdeutsche des Hildebrandliedes vollkommen unverständlich geworden, der Isländer dagegen liest heute die Sagas ebenso mühelos wie sein Vorfahr zur Zeit ihrer Niederschrift. Sie sind lebendiges Kulturgut, eine Tatsache, nicht genug zu bewundern, wenn man das Schicksal Norwegens daneben hält, jenes unvergleichlich volkreicheren Landes, das seine Selbständigkeit sprachlich so weit aufgeben konnte, daß seine größten Söhne (Ibsen, Björnsson, Hamsun) eine fremde Sprache schrieben.

Aber das Isländische hat sich nicht nur erhalten, ist nicht nur eine Gebrauchssprache von beschränkter Reichweite im Alltagsleben der Bauern und Fischer, nein, es ist eine in jeder Beziehung vollwertige Kultursprache, von einer Treffsicherheit und Geschmeidigkeit, die dem Deutschen durchaus nicht nachsteht und uns aufrichtige Bewunderung abnötigt. Um so mehr, wenn man bedenkt, welch eine Mühe und welche Opfer es bedeutet, für 100000 Menschen eine Sprache zu bewahren, die, dem Ausländer, auch dem Skandinavier, unverständlich, doch das gesamte kulturelle und materielle Leben einer Gegenwartsnation widerspiegeln soll. Nur dank einem großen Interesse für Volkstums- und besonders Sprachfragen in allen Schichten der Bevölkerung ist es möglich, daß neben Volksschulen und Höheren Schulen auch eine für jedes höhere kulturelle Leben so wichtige Universität mit 4 Fakultäten besteht, in der die alleinige Lehrsprache Isländisch ist, und daß jährlich etwa 70 Zeitungen und Zeitschriften sowie 200 Bücher erscheinen.

Island hat stets vom Ausland gelernt, aber nie ist es dessen Sklave geworden. Von Norwegen besiedelt, hat es Jahrhunderte lang in engster Verbindung zum Mutterlande gestanden. Nachdem beide von Dänemark abhängig wurden, verloren sich diese Beziehungen, wirtschaftlich trat Dänemark einfach an Norwegens Stelle, kulturell aber vermochte es so gut wie nichts zu geben. Island trat seinen Dornröschenschlaf an, es schaute zurück und lebte nur noch seiner großen Vergangenheit. Erst im 19. Jahrh., mittelbar veranlaßt durch die romantische Bewegung in Deutschland, erwachte in Island das Bewußtsein der nationalen Aufgabe. Junge isländische Studenten in Kopenhagen erkannten, daß es nicht nur galt, Altes zu wahren, sondern vielmehr aus dem Alten heraus ein Neues zu schaffen und eine isländische Gegenwartskultur aufzubauen, fähig, das ganze Volk zu erfassen. Diese Gedanken blieben nicht Programm, sie wurden in die Wirklichkeit umgesetzt. Männer wie Jónas Hallgrímsson und Jón Thoroddsen schufen Werke, die zeigten, daß die poetische Kraft des Isländischen noch nicht erloschen war, und machten gleichzeitig Front gegen die dänischen Brocken, die durch die Beamten in die Sprache an den Handelsplätzen eingedrungen waren. Die 1000-Jahr-Feier der Besiedelung Islands im Jahre 1874 brachte der Sprachbewegung besonders wertvolle Antriebe, so daß, als die Isländer 1918 ihre staatliche Selbständigkeit erreichten, die Sprache schon längst den dänischen und überhaupt den kontinentalen Einfluß überwunden hatte.

Was ist nun das für das heutige Isländisch Auszeichnende und wie hat es seine Selbständigkeit gewahrt? — Das Isländische kennt keinen Formverfall. Die altgermanische Biegung, im Deutschen noch zum Teil bewahrt, in den skandinavischen Sprachen und im Englischen aber bis auf Trümmer beseitigt, ist noch in ihrer ganzen Buntheit erhalten. Ein Wort etwa wie »(der) Schild« lautet noch heute genau so wie in alter Zeit: Einzahl skiöldur, skialdar, skildi, skiöld; Mehrzahl skildir, skialda, skiöldum, skildi. Von den 8 Endungen sind nur 2 gleichlautend und außerdem wird der Stammvokal noch mannigfach verändert. In solch ein Flexionssystem passen Fremdwörter nur schlecht hinein, so daß Sprachreinheit für den Isländer in gewissem Maße immer Selbstverständlichkeit war, ohne daß sie darum eine minder große Aufgabe blieb. Im folgenden will ich nun versuchen, einen Abriß der Rolle des Fremdwortes und des Fremdwortersatzes im Isländischen zu geben.

Die älteste Schicht nicht-bodenständigen Sprachgutes verkörpern übernationale Kulturwörter, wie: vín[1]) (Wein), lín (Flachs), lampi (Lampe), kaupa (kaufen), die durch Vermittlung des Deutschen — zum Teil wohl noch vor der Besiedelung Islands — in den Norden gedrungen sind. An diese Gruppe schließen sich Wörter an, wie: kirkja (Kirche), messa (Messe), biskup (Bischof), engill (Engel), die durch die Einführung des Christentums eindrangen. Sie alle haben schon im Süden, in Deutschland oder England, eine germanische Form erhalten. Im Norden treten sie auf in einer Zeit, wo das Sprachgut gerade in starker Bewegung ist und erhalten so auf Island einen typisch isländischen Anstrich. Sie werden zu Lehnwörtern und werden organisch eingeordnet in das bodenständige Sprachgut.

Die darauffolgende Schicht ist die dänische. Die dänischen Lehnwörter, es sind nur wenige, die wirklich heimisch geworden sind, haben einen ganz anderen Charakter als die alten. Nur in seltenen Fällen handelt es sich um Kulturwörter, die mit dem bestimmten Gegenstand kamen, wie rúða (Fensterscheibe, in I. benutzte man Häute und Blasen), oder púði (Kissen). Meistens sind es Gelegenheitsentlehnungen, wie sie bei 400-jähriger Berührung zweier Sprachen nie ausbleiben, wie fag (Fach), ske (geschehen), kanske (vielleicht), strax (sofort), bara (nur), takk (danke). Sie sind wohl ausnahmslos entbehrlich, aber z. T., wie »takk«, so eingewurzelt, daß sie aus der Umgangssprache kaum wegzudenken sind.

Digitized by Google

Die 3. Schicht sind dann die Fremdwörter der Neuzeit. Sie bilden einen ungeheuren Strom, der sich über das gesamte Abendland ergossen hat und der auch Island nicht verschonte. Und wie hat Island sich dazu verhalten? — Vor mir liegt ein beliebig gewähltes Exemplar der größten isländischen Tageszeitung, des »Morgenblattes« vom 16.2.36. Die ersten 3 Seiten enthalten folgendes: Seite 1: Anzeigen, Seite 2 und 3: Innen- und außenpolitische Nachrichten (Eröffnung des isländischen Reichstages, Bewachung der Hoheitszone, Eisfischausfuhr nach Amerika, Streik in der isl. Stadt Vestmannaeyjar, Islandfahrt der Nord. Ges. in Deutschland, Olympische Spiele, Grenzstreitigkeiten in der Mongolei). Darin finden sich folgende Fremdwörter:

S. 1. febrúar, bíó (= Biograf, Kino), Co., Hótel;
S. 2. nr., fasisti, kommunisti, pólitísk, bensín, gúmmí;
S. 3. nazisti (Nationalsozialist, nach Faschist gebildet).

9 Fremdwörter (denn »Faschist« und »Nazist« sind im isl. Bewußtsein ja Eigennamen) auf 3 Seiten, ein wirklich bewundernswertes Ergebnis, denn dabei handelt es sich um ein ausgesprochenes Zeitungsisländisch — und die Zeitungssprache ist dort beschaffen, wie überall in der Welt.

Wie ist nun das Isländische zu Werk gegangen, um die Fremdwörter zu vermeiden?

Die 1. Möglichkeit war die der Lehnübersetzung. Statt

»Elektrizität« bildete man raf-magn[2]) (»Bernstein-Kraft«)
oder statt »Mikroskop« smá-sjá (»Klein-Sicht«).

Aber solchen Wörtern haftet häufig etwas Gezwungenes an, da ihr Vorbild einem anderen Vorstellungskreis entspringt. Sie sind deshalb nicht häufig. Immerhin sind die beiden genannten Beispiele so fest verwurzelt, daß die Fremdwörter, auch in der Umgangssprache, überhaupt nicht vorkommen.

2. Zweigliedrige Neubildungen:

í-hald	»Ein-halt«	= Konservativismus
út-varp	»Aus-wurf«	= Radio
átta-viti	»Himmelsrichtungszeiger«	= Kompaß
lyfja-búð	»Arzneiladen«	= Apotheke
lyf-sali	»Arzneiverkäufer«	= Apotheker
trú-boði	»Glaubenverkünder«	= Missionar
smjör-líki	»Butterähnliches«	= Margarine

Auch solche Wörter, wie Karte, Paß hat das Isl. nicht. Es stehen dafür landa-bréf, vega-bréf, »Länder-brief«, »Wege-brief« (das Isl. bréf ist viel umfassender als das deutsche, bedeutet auch »Zettel, etwas aus Papier überhaupt«). So fremd uns diese Bildungen z. T. vorkommen mögen, um so mehr muß darauf hingewiesen werden, daß diese Wörter nicht künstliche Schöpfungen eines Sprachvereins sind, sondern zum Gemeingut des ganzen Volkes gehören, wenn auch das eine oder andere der entsprechenden Fremdwörter in den Städten noch vorkommt.

3. Eingliedrige Neubildungen:

hreifill von hreifa	»bewegen«	= Motor
vindill von vinda	»winden, wickeln«	= Zigarre
vindlingur, Verkleinerungsform von vindill		= Zigarette

Solche Wörter zeigen, daß dem Isl. noch eine große wortbildende Kraft innewohnt. Im Deutschen dürften sie kaum nachzumachen sein.

4. Belebung ausgestorbener Wörter und Bedeutungserweiterung wenig gebrauchter.

sími altisl. »Tau, Band, Faden« jetzt: Telegraf (auch rit-sími »Schreib-faden«), Telefon (auch tal-sími »Sprech-faden«)

dazu, um ein Beispiel der Ableitungen zu geben:

síma	= telefonieren
símastöð	= Telefonzentrale
símtscki	= Telefonapparat
símritari	= Telegrafist
símleiðis	= telegrafisch . . .

vél	altisl.	»Kunstgriff, Kniff«	jetzt: Maschine
met	altisl.	»Gewicht, Maß«	jetzt: Rekord
hiti	altisl.	»Hitze«	jetzt: Fieber
ritari		»Schreiber«	Sekretär
fyrirspurn		»Anfrage«	Interpellation
viðtal		»Gespräch«	Interview[3])
fimleikar, pl.		»Geschmeidigkeit«	Gymnastik

5. Zusammenziehungen und Kürzungen:

álm	= Aluminium
berkill	= Tuberkel
glás	= Gulasch
bíll (nach dem dän. bil)	= Automobil

So wie die erwähnten haben sich die meisten Fremdwörter als entbehrlich erwiesen. Eine kleine Zahl gibt es jedoch, die auch im Isl. eine größere Lebenskraft gezeigt hat. Die wichtigsten Gruppen sind folgende:

a) Schule und Bildungswesen:
prófessor, doktor, magister, stúdent; ersetzt sind dagegen: Universität (há-skóli), Gymnasium (mennta-skóli), Klasse (bekkur), Semester (misseri) und alle Namen der verschiedenen Wissensgebiete, wie

landafræði	»Länderkunde«	= Geografie
jarðfræði	»Erdkunde«	= Geologie
goðfræði	»Götterkunde«	= Mythologie
guðfræði	»Gottkunde«	= Theologie
stærðfræði	»Größenkunde«	= Mathematik u. a. m.

b) Gemüse, Früchte, Gewürze, Genußmittel:
kartafla (Kartoffel), rabarbari, salat, appelsína, sítróna, banani, appríkósa, kanell, vanilla, muskad, súkkad (Sukkade), tóbak, súkkuladi (Schokolade), kaffi, te, pilsner, koníak, whisky.

c) Musik, Unterhaltung:
ópera, kantata, sónata, píanó, celló, bíó.

d) Eine Reihe kurzer, dem Isl. mundgerechter Wörter, wie:
gas, olía (Öl), bíll (Auto).

Von diesen Wörtern sind nur Wörter wie die Titel prófessor, doktor, stúdent und wenige andere, wie tóbak und gas wirklich unübersetzbar. Zu vielen anderen schuf man die isl. Entsprechung:

bif-reið	»Bebewagen«	= Auto
gló-aldin	»Glühfrucht«	= Apfelsine
bjúg-aldin	»Wurstfrucht«	= Banane
eir-aldin	»Kupferfrucht«	= Aprikose
jarð-epli	»Erdapfel«	= Kartoffel
slag-harpa	»Schlagharfe«	= Klavier

Bifreið ist viel benutzt, aber nicht stark genug, sich gegen das bequeme bíll durchzusetzen. Die anderen Wörter sind mehr oder weniger künstlich und gehören der Sprechsprache nicht an. Wie denn überhaupt die Sprechsprache manche Launen aufzuweisen hat, indem sie auf der einen Seite ein schön und folgerichtig gebildetes Wort verwirft und auf der anderen Seite ein unbequemes, schwerfälliges Fremdwort behält. Welche Gesetze da herrschen ist manchmal unerfindlich. So hat sich vindill statt sígarr vollkommen durchgesetzt, während das gleich gebildete vindlingur, durch viele Seitenformen gestützt, Schriftsprache geblieben ist. Die Umgangssprache kennt nur: vindill und sígaretta. Ebenso hat das Wort prímus (»Spritkocher«), urspr. die Schutzmarke einer schwedischen Firma, allen Versuchen getrotzt, es durch andere, brími etwa, zu ersetzen, und obwohl die Endung -us ganz vereinzelt ist und in der Biegung die größten Schierigkeiten hervorruft, ist es auf den Lippen jedes Bauern.

Einem »Zufall« verdankt auch das einzige Wort, das das Neuisl. aus dem Deutschen übernommen hat, sein Dasein. Es lautet »fúsjans«, häufiger volksetymologisch an hús (Haus) angelehnt: húsvans und ist nichts anderes als unser »Fuchsschwanz« als Bezeichnung einer kleinen Handsäge. Sein Eindringen ins Isländische ist wohl auf ähnliche Weise zu verstehen, wie das des Wortes prímus, indem die Werkzeuge den eingestempelten Namen mitbrachten.

Die Sprachbewegung in Island ist natürlich nicht abgeschlossen. Jedes Jahr bringt neues Wortgut, und besonders auf technischem Gebiet bedarf es zielbewußter Arbeit, um isländische Fachausdrücke zu finden. Die Handels-, Gewerbe- und Industriekammern haben darum zeitweilig besonders gebildete Ausschüsse eingesetzt, die dann ihre Vorschläge machen. Daran nimmt die Tagespresse stets regen Anteil, und auch sonst finden sich dort Besprechungen neuer Wortschöpfungen und Hinweise auf unschöne und mißbrauchte Fremdwörter. So kann man erwarten, daß das Isländische auch weiterhin sein germanisches Erbe unverfälscht bewahrt.

[1]) Zur Aussprache des Isl.: á=au, é=je, æ=ai, au=öi, ð=th in engl. that.
[2]) Der Bindestrich stets von mir zur Sichtbarmachung der beiden Glieder eingefügt.
[3]) das gew. Wort für »Gespräch« ist samtal.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Tel. 31-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: Houben-W., Methoden d. org. Chemie, neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie. Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 375.—. Berichte: 1892—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten! nur 720.—.

Handbuch der deutschen Sprache

Die 3. Auflage von Hans Reimanns Vergnüglichem Handbuch der deutschen Sprache stellt sich, wie der Autor selbst versichert, in völlig veränderter Gestalt vor. Es ist nicht nur ein vergnügliches, es ist auch ein sehr lehrreiches Handbuch, das in seinen dreißig zwanglos aneinandergereihten Abschnitten einen Reichtum an Wissen birgt, der die Lektüre lohnt. Auf launige Art werden dem Leser alle die Sprech- und Schreibdummheiten, die Verballhornungen, Verdrehungen von Fremd- und Lehnworten sowie die grammatischen und logischen Schnitzer vor Augen geführt, die immer wieder begangen werden. Zugleich bekommt er aber auch ein Bild von der ganzen reichen Fülle der deutschen Sprache, ihren unerschöpflichen Wortbildungsmöglichkeiten von der Spielerei bis zur dichterischen Neuschöpfung, ihrem Bilderreichtum und ihrer in stetem Wandel begriffenen lebendigen Weiterentwicklung, und wenn ihm über alle dem etwas bänglich und unsicher zu Mute werden sollte ob der Schwierigkeit der eigenen Sprache, dann bleibt ihm immer wieder der Trost, daß er es dann am besten macht, wenn er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

N-dt.

Hans Reimann, Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache. 3. Aufl. Piper & Co., München 1937. Kart. RM 3.80, Leinen RM 4.80.

Digitized by Google

Dr. H. Stammler, München

Russische Geistliche Volksdichtung (Duchovnyje Stichi)

Wie alle Völker, die vom Christentum erfaßt wurden, hat auch das russische Volk nach seiner Christianisierung auf die ihm vermittelte Heilslehre von sich aus geantwortet. Mit der zunehmenden Durchdringung des heidnischen Weltbildes des Volkes durch christliche Inhalte entstand zugleich das Bedürfnis, das nunmehr seelisch und geistig Verarbeitete in künstlerischer Form auszudrücken. So entsteht in Rußland neben der bekannten weltlichen Volksepik, den sogenannten Bylinen, auch eine geistliche Volksdichtung, die zunächst in vielen ihren Merkmalen mit der weltlichen Volksepik verwandt ist. Die Fassung der geistlichen Volksdichtung ist zunächst einmal episch, erzählend. In Form und Poetik stimmt sie weitgehend mit der weltlichen Volksepik überein, wenn auch infolge ihres andersgearteten Inhalts die Wortwahl eine wesentlich unterschiedene sein muß. In ihrem historischen Schicksal sind geistliche und weltliche Volksepik ferner dadurch verknüpft, daß die Sänger von epischen Liedern weltlichen Inhalts meist auch geistliche Lieder zu Gehör brachten. Allerdings stimmen die meisten Beobachter und Sammler darin überein, daß die gewerbsmäßigen Sänger geistlicher Lieder im allgemeinen keine Bylinen singen konnten oder wollten.

Das weist schon auf die Sonderstellung hin, die die geistliche Volksdichtung eingenommen hat. In einer Handschrift des XV. Jahrhunderts zum erstenmal belegt, hat sie nach Ansicht der neueren Forscher wie M. Speranskij ihre höchste Blüte im XVI. und besonders im XVII. Jahrhundert erlebt. Ihren größten Aufschwung hat sie wahrscheinlich am Ende des XVII. Jahrhunderts genommen, also zu der Zeit, als das russische Mittelalter sich seinem Ende zuneigte.

Ihre Quellen sind in der Hauptsache die kanonische, aber auch die nichtkanonische geistliche Literatur, die zusammen mit den Heiligen Schriften aus Byzanz und Bulgarien nach Rußland kamen. Neben von der Kirche gebilligten und empfohlenen Stoffen haben wahrscheinlich schon frühzeitig von den geistlichen Behörden unterdrückte apokryphe Legenden und Erzählungen sowie auch dualistische, wohl meist aus Bulgarien kommende Motive Eingang gefunden. Durch ihren Zusammenhang mit sakralen Schriften und Kirchenhymnen hat die geistliche Volksdichtung in Rußland ihren besonderen, von den übrigen Erzeugnissen der Dichtertätigkeit des Volkes abgehobenen Charakter erhalten. In ihr tritt das reflektierende Moment zutage, didaktische und moralisierende Zwecke haben ihr ein gewichtiges Gepräge verliehen. Wenn man will, ist sie gegenüber der berichtenden, unterhaltenden, in sich geschlossenen, daher naiven weltlichen Volksepik sentimentalisch, sich der Unerfülltheit der umgebenden Welt bewußt (»Dieser verweslichen Zeitlichkeit«, wie es oft in geistlichen Liedern heißt). In der geistlichen Volksdichtung werden Lebensideale aufgestellt, bestimmte Lebensformen als vorbildlich besungen und gerühmt. Zur Erkenntnis des Kulturgefüges des mittelalterlichen Rußland ist es lohnend, einmal über die im allgemeinen nicht allzu schwer zu erhellenden quellenmäßigen Zusammenhänge hinausgehend zu prüfen, was denn eigentlich von dem ungeheuren Material von Legenden, Apokryphen, erbaulichen Büchern und schließlich von der Heiligen Schrift selber sich so ins Bewußtsein der Russen eingrub, daß es zum unentbehrlichen Bestandteil der Volksdichtung werden konnte. Als was und wie geartet ist denn das Christentum dem russischen Volke erschienen, als es sich in Form von Dichtungen geistlichen Inhalts bestrebte, auf die christlich-kirchliche — aber auch manche christlich-häretische Lehre zu antworten?

Wir sehen, daß das Bild der Entsagenden, Büßenden, Verlassenen und Leidenden durchaus im Vordergrunde steht: Alexius, der Gottesmann, der arme Lazarus, der von seinen Brüdern verlassene Joseph und St. Georg als Märtyerer sind die meist besungenen Figuren biblisch-christlicher Überlieferung. Zahlreich sind ferner die russischen Varianten der in die Volksdichtung gedrungenen Bearbeitung der bekannten, ursprünglich aus Indien stammenden Legende von Barlaam und Joasaph mit ihrer Thematik von Entsagung und Weltflucht, im russischen geistlichen Liede dichterisch reizvoll als Zwiesprache zwischen dem entsagenden Königssohn Joasaph (Carevič Osafij) und der »Mutter« Einsiedlerklause gefaßt.

Letzte Ereignisse dieser Welt in christlicher Beleuchtung und Erwartungen des Endes aller Dinge und des Gerichtes nehmen in der geistlichen Volksdichtung einen breiten Raum ein. Besingung von Tod und Sterben, Abschied der Seele vom Leibe, Gericht und Verdammnis verleihen ihr über den an sich schon ernsten und getragenen Ton hinaus ein düsteres und melancholisches Gepräge. Schon den russischen Sammlern des XIX. Jahrhunderts ist das aufgefallen. So sagt der Sammler Varencov in der Vorrede zu seiner Sammlung russischer geistlicher Volksdichtungen (St. Petersburg 1860): »Nicht fröhlich waren diese Motive; gleichförmig und traurig die Melodien; aber in ihnen erklang dem Volke vertrautes Leid, und im Bilde des armen Lazarus erkannte es sich selbst wieder — beleidigt und von den Reichen vergessen; von der Not getötet, mit einer einzigen Zuflucht — dem Grabe.«

Keinerlei Naturzugewandtheit, keinerlei franziskanische Schöpfungsauffassung spricht aus der geistlichen Dichtung der Russen, die das asketische Ideal der Ostkirche eher noch vertieft, als mildert. Märtyrertum und Einsiedlerwesen sind die höchsten Lebensformen — der kämpferische Held wie St. Georg (Jegorij Chrabryj), Feodor Tiron, oder auch Alexander Nevskij sind nur möglich durch das göttliche Numen, das aus den Wolken bricht, so wie der hl. Georg auf einer Novgoroder Ikone des XIV. Jahrhunderts abgebildet wird. Dieses Leben in seinem Kummer und seinem Ungemach, die sogar in der russischen geistlichen Volksdichtung personifiziert als das dämonische, den Menschen überallhin verfolgende und umtreibende Wesen »Gore-Zločastije« erscheinen, vergeht wie das Gras nach der in der geistlichen Dichtung des Volkes oft abgewandelten Sprache des Psalmisten. Diese Anschauungen mußten zu einer idealisierten Darstellung des Klosterlebens mit seiner Zurückgezogenheit und Beschaulichkeit führen. Daher ist das lange, aus dem XVII. Jahrhundert stammende geistliche Lied vom Wandel des Menschen und seinem Mißgeschick, das ihm »Gore-Zločastije« dauernd zufügt, von dem unbekannten Dichter auch überschrieben worden: »Erzählung von Leid und Ungemach. Wie 'Leid-Ungemach' den wackeren Burschen zum Mönchsstand führte.«

Wenn man die russische geistliche Volksdichtung tendenziöse genannt hat (Speranskij) ist es schwer, damit übereinzustimmen, wenn unter tendenziös eine Richtung verstanden wird, die danach trachtet, sich andere Strömungen unterzuordnen, also mit einem selbständigen Wahrheitsanspruch auftritt. Im mittelalterlichen Rußland hat es aber gar keine anderen Richtungen mit selbständigem Wahrheitsanspruch gegeben außer dem orthodoxen Christentum; denn die geistliche Volksdichtung erscheint zunächst noch nicht als gegen gewisse häretische Bestrebungen gerichtet. Tendenziös ist sie erst geworden, als sich nach der großen religiösen Krise des russischen Staates und Volkes, nach dem Schisma (Raskol) von 1666/67 die Sektierer, sowohl die Altgläubigen wie auch andere jetzt auftauchende mystisch-ekstatische und asketische Sekten der geistlichen Volksdichtung bemächtigten, sie weiterführten und zu ihren Zwecken aus- und umgestalteten. Verschärfter Asketismus, Dualismus, ekstatische Mystik, letzte Dinge und auch Polemik gegen die Staatskirche und ihre Anhänger sind fortan bleibende Bestandteile der geistlichen Dichtung der russischen Sektierer. Hier sind auch zum erstenmal in der Volksdichtung der Russen gewisse revolutionäre staatsfeindliche Tendenzen unverkennbar. Unter derartigen Einflüssen verliert sie auch häufig die überlieferte Bylinenform — in beschwingten, meist gereimten Kurzversen mit drei Hebungen gewinnt die geistliche Volksdichtung nun die Form des Hymnus (rospevec) im Gegensatz zu der alten, epischen, getragenen Form mit ihren ungereimten Langzeilen.

So ist die russische geistliche Volksdichtung eine wesentliche Quelle zur Erforschung und Darstellung der weltanschaulichen und religiösen Grundstimmungen, die das geistige Leben des alten, vorpetrinischen Rußland beherrscht haben. Asketischer Rigorismus, Weltflucht als Ideal, angstvolle Erwartung letzter Dinge und Verlegung der Lösung aller irdischen Zwiespältigkeiten, Ungerechtigkeiten und Unlösbarkeiten in das Jenseits sind die bestimmenden Merkmale dieser Weltanschauung, soweit sie in der geistlichen Dichtung niedergelegt ist. Sie hat im geistigen Leben des russischen Volkes genau die erbauende und bildende Rolle gespielt, wie die Lektüre der zahlreichen Vitae heiliger Männer und Frauen für die höheren Gesellschaftsschichten des alten Moskau, die sich nach dem Wort des russischen Historikers Ključevskij den Helden und Heldinnen dieser Heiligenleben gegenüber so überaus feinfühlig verhalten haben.

Literatur: Die russischen Darstellungen von M. Speranskij, E. Ljackij, A. Veselovskij u. a. In deutscher Sprache Hinweise bei A. v. Reinholdt, Geschichte der russ. Lit. Leipzig 1886; A. Luther, Geschichte der russ. Lit. Leipzig 1924. Über die Altgläubigen R. Jagoditsch, Das Leben des Protopopen Avvakum, Berlin 1930. Einzelne Hinweise auch in R. Trautmanns Buch über die Volksdichtung der Großrussen (Bylinen), Heidelberg 1935.

Soeben erschien:
MINERVA
Jahrbuch der gelehrten Welt
Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE. Redaktionelle Leitung Dr. FRIEDRICH RICHTER. Oktav. Zweiunddreißigster Jahrgang.
Abteilung: Forschungsinstitute, Observatorien, Bibliotheken, Archive, Museen, wissenschaftliche Kommissionen und Gesellschaften. XII, 1765 Seiten. 1937. Geb. RM 58.—
Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

HISTORISCHE BIOGRAPHIEN

I.

Die Stuarts

In der Folge seiner monographischen Darstellungen repräsentativer Gestalten der europäischen Geschichte läßt der Verlag von Callwey die deutsche Ausgabe des Buches von Eva Scott »Six Stuart Sovereigns« erscheinen[1]). Durch das Schlußkapitel über das Verlöschen der Stuarts, das im englischen Original nicht enthalten ist, wurde das Werk von einer literarischen Porträtgalerie der Stuart-Herrscher zu einer Chronik dieser abenteuerlichen Dynastie.

Scott schrieb sie als Geschichte eines vom Schicksal gezeichneten Geschlechts, das hoffnungslos gegen seine tragische Bestimmung ankämpfte; und bei aller psychologischen Geschichtsbetrachtung liegt tatsächlich etwas vom Schatten der Moira, des Verhängnisses, über den Stuarts.

»Die Religion war der Fels, an dem sie scheiterten.« Aber nicht ihres religiösen Fanatismus wegen, sondern weil sie religiöse Duldsamkeit erstrebten in einem Zeitalter, da die Religion Hauptkomponente der Politik war, das Parteinahme verlangte und verlangen mußte, wie jedes Zeitalter starker Evolution. Und nun ihr zweiter Fehler: Sie erstrebten diese Duldsamkeit — Fanatiker der Toleranz, wenn man will — mit den Machtmitteln des absoluten Königtums, die selbst Elisabeth Tudor nicht mehr besessen hatte. In verhängnisvollem Mißverstehen ihrer Zeit glaubten sie die politische Entwicklung Englands seit den Tagen Heinrichs VIII. ungeschehen machen und dem Volke eine Ordnung der inneren Verhältnisse aufzwingen zu können, die ein völliger Anachronismus war.

Die Verf. verteidigt die Stuarts; aber es ist eine Verteidigung, die sich nicht tendenziös der Erkenntnis persönlicher Unzulänglichkeiten der Stuarts verschließt. Beispielhaft für ihre Einstellung ist das Kapitel über Karl I. (übrigens eins der besten des Buches). Die Gestalt Cromwells tritt ganz zurück. Der Streit zwischen Parlament und Krone wird — ebenso wie der zwischen Maria und Elisabeth — vom geschriebenen Recht aus gezeigt, das doch für die Geschichtsbetrachtung nicht allein bestimmend ist.

Die Darstellung baut sich absolut auf wissenschaftlicher Grundlage auf. Man bedauert übrigens das Fehlen eines Quellenverzeichnisses. Einige Fehldatierungen im II. Kapitel sind wohl Manuskriptirrtümer. Die Sprache ist gepflegt, auch in der Übersetzung kommt das zum Ausdruck, und von einer Gestaltungskraft, wie sie in der Fülle biographischer Literatur leider selten zu finden ist.

[1]) E. Scott »Die Stuarts«. 525 Seiten Großoktav. Verlag Georg D. W. Callwey, München. 1936. Kart. RM 8.50, Gzln. RM 10.—.

*

Wallenstein

Wallensteins politisches und religiöses Weltbild, seine militärischen und merkantilen Gedanken, das alles ist durch zahlreiche Einzelforschungen bekannt. Das Bild, das Heinrich von Srbik gezeichnet hat (»Wallensteins Ende«, 1920), ist auch durch die in den letzten Jahren aufgefundenen Archivalien nur ergänzt, nicht entscheidend verändert worden.

Tritsch geht es in seiner Biographie Wallensteins[1]) nicht um die längst bekannten Fakten dieses Lebens. Er will Wallenstein in neuer Perspektive zeigen, als den »denkenden Täter«. Aber diese Formel ist nur ein Generalnenner, der Wallensteins Wesen nicht erschöpft.

Das Resultat, dem Tritschs Beweisführung zustrebt, ist dies: Wallenstein ist ein verfrühter Wegsucher in deutsche Zukunft, und aus der Ahnung oder dem Bewußtsein des Unmöglichen, des anachronistischen Wollens, erklärt sich sein Scheitern. Das ist das »Sternenzeichen«, unter dem er steht.

Diese These ist rein historisch anfechtbar; sie ist es aber auch bezüglich der Charakterdeutung des »zögernden Täters« Wallenstein. Der Versuch, hier die Aufhebung der Antithese zu finden, die im Untertitel des Buches etwas bombastisch formuliert ist: Herr des Schicksals — Knecht der Sterne, kann nicht unwidersprochen bleiben.

Unter dem Bestreben, die Züge im Bilde Wallensteins herauszuheben, die diese These erhärten sollten und dem Verfasser wesensgestaltend erschienen, hat die Tiefenschärfe, zuweilen sogar die Zuverlässigkeit der Darstellung gelitten (Pilsener Reverse). Der sachlichen Wirkung abträglich ist die Feuilleton-Manier der Arbeit; die Kapitelüberschriften des Index, der leider keine Seitenangaben bringt, wirken geradezu peinlich.

Der Anhang des reich mit Bildern ausgestatteten Bandes bietet eine Übersicht über das neuere Wallenstein-Schrifttum.

[1] Walther Tritsch »Wallenstein. Herr des Schicksals — Knecht der Sterne«. 602 Seiten. 1936. Verlag J. Kittls Nachfolger. Leipzig-M. Ostrau. RM. 6.50.

*

Sophie Dorothee

Das Buch von Reck-Malleczewen über die Mutter Friedrichs des Großen[1]) ist keine Biographie im eigentlichen Sinne. Indem seine Anlage den Rahmen der Lebensbeschreibung sprengt, gibt es einmal mehr, als man von dieser erwarten könnte, genügt aber andrerseits wissenschaftlichen Anforderungen nicht, die man an diese zu stellen berechtigt wäre.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den Einfluß des Stuartsblutes zu untersuchen, das Friedrich dem Großen von väterlicher und mütterlicher Seite zuströmte, und damit zur Deutung des »roi filigran« beizutragen. Dieser Versuch verdient unbedingt Interesse. Leider ist der Verfasser der Gefahr nicht entgangen, die stets in schönen Hypothesen liegt: der Gefahr, daß sie zu Scheuklappen werden und die Tatsachen nur unter einem bestimmten Blickwinkel zu sehen gestatten. So kommt er zwangsläufig dazu, den Einfluß des Stuartblutes zu überschätzen, das er »bis in alle Skandale und Intrigen und Katastrophen, die im achtzehnten, ja noch im neunzehnten Jahrhundert die europäischen Höfe erschütterten«, verfolgen zu können glaubt. Verändert zugunsten seiner Hypothese sind eigentlich schon die Voraussetzungen. Die Brandenburger Hohenzollern waren im 17. Jhrdt. längst nicht mehr das bierselige, lymphatische Schwabengeschlecht, das mit den Stuarts zusammenprallt, um Unheil und Genie zu gebären. Der Große Kurfürst ist nicht minder menschlich interessant, nicht minder »filigran«, als sein Urenkel. Die Genealogie bietet der psychologischen Geschichtsbetrachtung nur allzuviele trügerische Handhaben. Vereinigen sich doch beispielsweise in Friedrich Wilhelm I. das Blut der Coligny und der Guise, die sich einst in wildem Haß zerfleischten. Die Regentengeschlechter im damaligen Europa bildeten im Grunde eine übernationale Kaste. Die Kronen ihrer Stammbäume waren unentwirrbar miteinander verästelt, ohne daß die Blutsverbundenheit entscheidenden Einfluß auf die Politik gehabt hätte. Ebensowenig ist damals die Geschichte »Funktion einer Landschaft« gewesen. Sie war Funktion der Dynastie, die ihre Ziele verfolgte, ohne Rücksicht auf »Blut und Boden«. Man kommt leicht zu Zerrbildern, wenn man Ereignisse und Gestalten jener Zeit aus unserer Begriffswelt heraus deuten will.

Reck-Malleczewens Buch ist eigentlich ein »Buch der Mütter«; so hat es der Verfasser in der Vorrede treffender gekennzeichnet als im Titel. Die Weite des Rahmens erklärt einige anfechtbare historische Angaben. Immerhin sind Irrtümer wie: Lithlingow, Houthorst, Tandalidenlos, einigermaßen störend. Der Wert des Buches, in dem, bei Maria Stuart beginnend, die weiblichen Ahnen Friedrichs des Großen plastisch vorgeführt werden, scheint mir vor allem in dem Versuch einer Deutung Friedrich Wilhelms I. zu liegen, auch wenn man ihr nicht in allen Zügen folgen will.

[1]) Fritz Reck-Malleczewen »Sophie Dorothee, Mutter Friedrichs des Großen«. 303 S. Schützen-Verlag, Berlin 1936. RM. 5.50.

*

Bernadotte

Ein pseudo-historisches Dutzendbuch: »Bernadotte« von Friedrich Wencker-Wildberg[2]). Die unzulängliche Disposition, das Fehlen einer sachlichen Quellendeutung und -kritik, die seichte Psychologie, die sich in der Zeichnung der Charaktere verrät, sind nicht geeignet die Prätension zu rechtfertigen, die dieser »Lebensroman eines Glückskindes der Revolution« erhebt, der, wenn ich das Nachwort verstanden habe, als historische Arbeit gelten will.

[2]) Friedrich Wencker-Wildberg »Bernadotte«. Hoffmann und Campe Verlag. Hamburg. 1935. 328 Seiten. RM. 5.80.

*

Die Denkwürdigkeiten Caulaincourts

1933/34 sind die Erinnerungen des Marquis de Caulaincourt, der als Adjutant und Großstallmeister Napoleons sich ständig in der nächsten Umgebung des Kaisers befand, erstmalig vollständig veröffentlicht worden; seine »Souvenirs du duc de Vicence« sind bereits 1840 erschienen. Aus dem umfangreichen Werk, das von J. Hanoteau herausgegeben und gründlich kommentiert wurde, hat Dr. F. Mathesius eine Auswahl derjenigen Abschnitte getroffen, auf denen in erster Linie der Quellenwert dieser Memoiren beruht[1]). Das sind die Unterredungen, die Caulaincourt mit dem Kaiser führte, und meist unter dem ersten Eindruck aufzeichnete, vor allem über die Rußland betreffenden Fragen, mit denen er durch seine Tätigkeit als Botschafter in Petersburg besonders vertraut war. Einziger authentischer Zeuge ist Caulaincourt für den angezweifelten Selbstmordversuch Napoleons nach seiner Abdankung

Soeben erschien:

Erasmus und Julius II.

— eine Legende

Von Abt Prof. D. Carl Stange

1937. Oktav, XI, 357 Seiten und Text I—XXX mit 2 Tafeln. Geb. RM 12.—

ALFRED TÖPELMANN, BERLIN W35

Digitized by Google

in Fontainebleau. Besonders aufschlußreich — weniger für den Staatsmann als für die Kenntnis des Menschen Napoleon, trotz ihrem vorwiegend politischen Inhalt — sind die Unterredungen auf der Rückkehr aus dem russischen Feldzug, die Napoleon inkognito als Sekretär Caulaincourts antrat. Die Gespräche dieser Winterreise von Smorgonj nach Paris, während der Caulaincourt zwei Wochen lang ununterbrochen der Reisegefährte des Kaisers gewesen ist, wurden seit Juli 1928 in der »Revue des Deux Mondes« veröffentlicht. Kurzgefaßte geschichtliche Verbindungstexte des Übersetzers und Herausgebers stellen den Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten des Memoirenwerkes her.

[1]) »Unter vier Augen mit Napoleon«. Denkwürdigkeiten des Generals Caulaincourt. Übersetzung, Auswahl und Bearbeitung von Dr. F. Mathesius. 308 S. 1937. Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

2.

Lebensbilder deutscher Frauen

Die Verfasser wollen mit diesen »Lebens- und Charakterbildern germanischer Frauen von der Frühzeit bis zur Gegenwart« zeigen, wie eine einzige Linie, unabhängig von Zeit und Lebensraum, die Haltung deutscher Frauen in schweren Schicksalen bestimmt. Die Auswahl der Beispiele ist besonders erfreulich. Beginnend mit der isländischen Unn — warum heißt sie hier eigentlich Aud? — führt das Buch über die Völkerwanderung zu einer der schönsten — leider bisher viel zu wenig beachteten — Frauengestalten des Mittelalters: Irmgard von Hammerstein, die mit ihrem Mann zusammen gegen Kaiser und Papst um ihre Ehe kämpft. Gegensätzlich scheinend steht diesem Lebensbild Hildegard von Bingen, die Ärztin und Seherin, gegenüber. Besonders reizvoll zeigt sich die tüchtige und großherzige Reformatorenfrau Katharina Zell. Die Vielseitigkeit des Bildes, das die Verfasser anstreben, wird dann erweitert durch die Fürstin Lieselott von der Pfalz, die Komödiantin Karoline Neuber, die Dame der Gesellschaft Karoline von Humboldt und die Künstlerin Klara Schumann — sie alle aber Vertreterinnen ein und derselben Geisteshaltung. Ein neues und doch diese Linie nur ergänzendes Frauenbild prägt der große Krieg. Was die Verfasser sich als Aufgabe stellten, ist unbedingt gelungen, sowohl in der inneren Haltung, wie in Darstellung und Sprache. Das Buch scheint uns selbst ein schönes Zeichen verbundener männlicher und weiblicher Arbeit zu sein. Es vermag sowohl dem anspruchsvollen wie dem weniger vorgebildeten Leser — vor allem der Leserin — etwas zu geben und darf unter mancherlei Frauendarstellungen unbedingt eine der besten genannt werden. **Dr. Ruth Westermann**

Ulrike und Heinrich Garbe, Frauenschicksal — Frauengröße. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart-Berlin-Leipzig. 2. Aufl. 251 S. RM 5.50

Fünfundzwanzig Busoni-Briefe

Herausgegeben und eingeleitet von

Gisella Selden-Goth

Mit zwei Bildtafeln. In Leinen RM 3.50

„Diese Briefe gewähren einen Einblick in die Menschlichkeit und Geisteswelt eines außergewöhnlichen Künstlers..."
— Hamburger Nachrichten

„Ein Briefband, der wieder von neuem ein feines Licht auf Busonis durchgeistigte und aufgeschlossene Persönlichkeit wirft..." — Basler Nachrichten

„Das originell und sorgsam ausgestattete Büchlein birgt eine Überfülle an vielerlei Kunstproblemen..."
— Berliner Tageblatt.

Herbert Reichner Verlag, Leipzig C 1

MUSIKLITERATUR

1.

Zwei neue Bände „Große Meister der Musik"

Die Ausnahmestellung, die Richard Strauß nun schon seit Jahrzehnten im deutschen und nicht nur im deutschen Musikleben innehat, wird wieder einmal sichtbar, indem er nunmehr als einziger lebender Musiker in die Monumentenreihe der »Großen Meister der Musik« aufgenommen worden ist. Fritz Gysi, Professor für Musikwissenschaft an der Universität Zürich, hat die Darstellung des Straußschen Lebens und Werkes übernommen[1]). Der Gesamteindruck des Buches ist zweifellos stark, wozu vor allem zwei Momente beitragen. Einmal ist es — das darf immer wieder hervorgehoben werden — die gewohnte luxuriöse Prachtausstattung, die die »Großen Meister« überhaupt zu einer repräsentativen Sammlung macht. Unter den mannigfaltigen Reproduktionen Straußscher Bildnisse und Büsten fällt das verhältnismäßig unbekannte Gemälde von Riemböck auf: es vereinigt vorbildhaft die weltmännische Eleganz des Meisters mit seiner innerlichen Humanität. Abbildungen der Theaterzettel für die Uraufführungen sowie besonders hervorgetretener Strauß-Darsteller und mit Strauß' Biographie verwachsener Persönlichkeiten verlebendigen die jeweiligen Tagesereignisse und lassen sie in ihrem Gesamt in den Bereich der Geistesgeschichte eingehen, dem Strauß bereits zu seinen Lebzeiten als Klassiker angehört. Das Andere, was an dem Buch auffällt, ist der außergewöhnlich glanzvolle, ja geradezu virtuose Stil des Schriftstellers Gysi, der eine gewisse Affinität zu dem dargestellten Gegenstand spüren läßt und sich im Strauß-Schrifttum nicht zum erstenmal bemerkbar macht. Dabei sei das Bedenken nicht verschwiegen, daß sich Gysi von seiner artistischen Sprachkunst nicht selten auch zu salopper Unbekümmertheit verleiten läßt, etwa wenn es von der »Helena« heißt: »Es wird zu Jagd und Krieg geblasen, und ein Vergessens- und Erinnerungstrank, ein Berauschungs- und Ernüchterungselixier nach dem anderen wird gebraut und verabreicht (man bewundert Wagners Bescheidenheit in diesem Metier) und wo nur die geringste szenische Verlegenheit herrscht, da ist die »alleswissende Muschel«, ein ideales Informationsbureau, das funkentelegraphisch mit sämtlichen Küstenstationen und Residenzen des Meergottes verbunden ist, mit sofortiger Auskunft zur Stelle. Märchenherz, was willst du mehr?« (S. 140). Ebenso findet Gysi aber auch schlagende Formulierungen, so wenn er in dem sehr schönen Kapitel über die »ägyptische Helena« die Quintessenz dieses Werkes in den Satz faßt: »Hier war eine schöne Frau, und um diese schöne Frau hat Strauß eine schöne Musik geschrieben.« Mitunter ergeben sich aber auch Reibungen, wenn z. B. an einer Stelle von Hofmannsthal gesagt wird: »Das Wort Librettist verliert seinen Sinn angesichts eines Dichters, der, wie Hofmannsthal ...« (S. 42) und dann an einer anderen: »Was er (Str.) fortan braucht, ... sind Libretti in des Wortes herkömmlicher Bedeutung« (S. 102). Überhaupt vertritt Gysi, was die Kollaboration Strauß-Hofmannsthal anlangt, wieder den Standpunkt der alten communis opinio (»Dabei stellte sich Strauß als der erfüllende Partner hoch über den Dichter« [S. 155]; die berühmte »Unverständlichkeit« der »Frau ohne Schatten« und »Helena«: »Aber was er mit seiner ägyptischen Helena will, das hat noch niemand herausgebracht«), obwohl dieser Standpunkt seine völlige Unfruchtbarkeit allgemach zur Genüge bewiesen hat! Auch der »Salome« vermag Gysi so nicht voll gerecht zu werden. Merkwürdigerweise ist ihm die Neu-Instrumentierung von 1929 entgangen, die Strauß' wahre Absichten mit diesem Werke erst voll enthüllt (vgl. dazu Strauß' Bemerkungen, die ich in meinem Strauß-Buch, das Gysi noch nicht vorlag, abgedruckt habe). Danach ist es ganz unmöglich, »Salome« als Werk und Person »hochdramatisch« zu nehmen und verwundert zu sein über die angebliche »Inkonsequenz«, daß »Salome just da am schönsten, seelisch ergriffensten singt, wo die Musik aus Gründen der Schamhaftigkeit eigentlich schweigen oder zum mindesten sich verhüllen sollte« (S. 92). Ebenfalls ist man betroffen, in dem — aufs Ganze gesehen — so aparten Buche wieder dem abwertenden Vergleich zwischen der »Elektra« und der sophokleischen Tragödie zu begegnen (S. 96). Wieso verlieren Hofmannsthal und Strauß das »Heroische der Hauptgestalt« aus den Augen, »das der griechische Tragiker in Elektras unerbittlicher Befolgung ihres einen und einzigen Rachetriebes erkennt«? Was ist da in der modernen Gestaltung anders? Und daß die »Schlußapotheose die Wirkung des sophokleischen Finales, wo es der Grieche mit der Hinschlachtung Aigisths bewenden läßt, paralysiert«, ist eine fragwürdige Behauptung. Dergleichen muß dem modernen Dichter erlaubt bleiben, der ja auf seine Weise am Mythos weiter dichtet. Man kann sogar sagen: von diesem Schluß aus muß die ganze moderne Operntragödie betrachtet werden, deren »exzentrische Perversitäten«, von denen die Kommentare einschließlich Gysis voll sind, dann mit einem Schlage in den Hintergrund treten. — Die immer noch viel zu wenig gekannten »Gesänge des Orients« möchte Gysi zur Gattung der Straußschen Koloraturgesänge rechnen. Stilistisch scheinen sie mir mehr in den Umkreis der »ägyptischen Helena« zu gehören, der sie ja auch zeitlich am nächsten stehen. Man vergleiche die »Huldigung« — besonders den Schluß — mit dem großen Gesang der Helena zu Beginn des zweiten Aufzuges.

Schließlich sei noch eine Äußerlichkeit, die aber vielleicht mehr als das ist, angemerkt. Sämtliche Bände der »Großen Meister« scheiden den Text in Groß- und Kleindruck. Dieses Anordnungsprinzip darf wohl kaum auf Gründe der bloßen Raumersparnis zurückgeführt werden. Inhaltlich betrachtet entstehen aber Diskrepanzen. Nicht nur, daß z. B. die Brentano-Lieder op. 68, die Gysi selbst sehr hoch wertet, im Kleindruck behandelt werden, während die mehr abseitigen Liederhefte op. 67 (von Gysi selbst so beurteilt) im Großdruck erscheinen, sondern auch in der Biographie springt der Großdruck von der »Ariadne« gleich zur »Arabella«. Sinnvollerweise dürfte die Druckanordnung aber doch nur Wichtiges von mehr Nebensächlichem scheiden!

Zusammenfassend komme ich zum Anfang zurück: der Gesamteindruck des Buches ist stark, stellenweise hält der Glanz einer ins Einzelne gehenden Prüfung nicht ganz stand. Hierüber wird sich die Forschung in jedem besonderen Fall verständigen müssen. Dem Liebhaber und Freund der Straußschen Muse

Digitized by Google

kann das Buch aber empfohlen werden, da es das Tatsachenmaterial übersichtlich ausbreitet und die bisherigen Ergebnisse der Strauß-Forschung, wenn nicht wesentlich erweitert, so doch geschickt zusammenfaßt.

Der zweite neu vorliegende Band, in dem der Gesamtherausgeber Ernst Bücken-Köln Persönlichkeit und Werk Wagners darstellt, kann kürzer angezeigt werden. Nicht etwa, weil der sachliche Ertrag das nicht rechtfertigte (genau das Gegenteil ist der Fall), sondern weil das unermeßliche Wagner-Schrifttum sowohl in den Einzel- wie den Gesamtdarstellungen das Wagner-Bild so weitgehend festgelegt hat, daß für absehbare Zeit der Subjektivität der Forschung ziemlich enge Grenzen gezogen sind. So interessiert ein neues Wagner-Buch mehr unter dem Gesichtspunkt des Wie als des Was. Was geistige Höhenlage und Blick für Perspektiven anlangt, so erfüllt Bückens Buch hohe Ansprüche. Ein Beispiel möge das zeigen: »Auch das gewaltigste Auf und Ab in diesem Lebensprozeß gefährdet seine innere Einheit nicht. Den großen Katastrophen, die ihn bedrohten, vermochte Wagner zu entgehen, weil er stets Mitwisser ihrer Ursachen war und weil seine Natur ihn von je auf die restlose Durchdringung aller Lebensinhalte antrieb. So ist dieses Künstlerleben, so lastend, ja den Menschen überwältigend es sich auch ansehen mag, dennoch frei gewesen« (S. 42f.). Die Darstellung der Werke begnügt sich nicht mit »Analysen«, sondern bietet weit ins Allgemeine weisende geistesgeschichtliche Interpretationen, die in zwei besonderen Kapiteln »Das Typische« und »Die Kulturerscheinung« noch erheblich vertieft werden. In der biographischen Einleitung wird ein Hinweis auf Nietzsches spätere Abwendung und Auseinandersetzung mit Wagner vermißt. An solchen Punkten merkt man, wie es heute nahezu ein Ding der Unmöglichkeit ist, eine Biographie wie die Wagners kurz zu fassen. Episoden verlangen bereits breite Darstellung, führen in tiefe Schächte ... Wieder hervorragend die Aufmachung. Welch Gefühl überkommt einen, wenn man etwa die Wiedergabe einer Umschlagseite sieht, auf der zu lesen steht: »La Favorite pour Piano seul par Richard Wagner. Musique de Donizetti«. Wieder ein sehr empfehlenswerter Band der »Großen Meister«, mit dem Bücken eine nur scheinbar leichte Aufgabe löste.

[1]) Die Großen Meister der Musik. Richard Strauß. Von Fritz Gysi. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion M. b. H. Potsdam. 159 S.
[2]) Richard Wagner. Von Ernst Bücken. Ebda. 160 S.

2.

Wagner-Briefe

Der dauernde Wert der Ausgabe, die die Briefe Richard Wagners an Judith Gautier zusammenfaßt, liegt in der ernsten und klugen Einleitung des Herausgebers Willi Schuh.

Er findet den Ton der Sachlichkeit, die sich von jedem Überschwang fernhält, er läßt erkennen, daß die Begegnung dieser Frau mit Richard Wagner aus ihrer tiefen und echten Begeisterung für seine Musik und sein Schaffen erwächst und sich dann zu Beziehungen erweitert, die nur einen kurzen Zeitraum umspannen, in dem sie die überlegene Natur war. Wagner erlebt oder erträumt einen neuen Rausch seines von Orkanen durchrüttelten Daseins, der sein Schaffen am Parsival mit neuer Phantasie erfüllte.

Man sollte aber Judith Gautier nicht banal die »Altersliebe« des Meisters nennen. Sein Leben lang hat er von der »berückend schönen Frau« geträumt und diese suchende, vielleicht krankhaft gesteigerte Phantasie übersteigt auch das reale Erleben.

Die Briefe selbst sind aus diesen Wunschträumen zu verstehen; daß Sehnsuchtslaute sich so gar seltsam mit den Bestellungen von teuren Parfüms und kostbaren Stoffen vermengen, trägt noch mehr dazu bei, ihnen einen etwas kuriosen Charakter zu geben.

G. L.

Die Briefe Richard Wagners an Judith Gauthier. Mit einer Einleitung »Die Freundschaft Richard Wagners mit Judith Gauthier«. Herausgegeben von Willi Schuh. — Rotapfel Verlag, Erlenbach — Zürich und Leipzig. RM 5.20

3.

Fünfundzwanzig neue Busoni-Briefe

Nach den Briefen an seine Frau lernt die Öffentlichkeit nunmehr die 25 Briefe kennen, die Busoni an ein Mitglied seines Freundeskreises gerichtet hat, dessen Zahl er selbst mit einem Dutzend — wie er meint, eher zu hoch als zu niedrig — beziffert hat[1]). Der Herausgeberin, Gisella Selden-Goth (1922 erschien von ihr eine Schrift über Busoni), gebührt für die Selbstentäußerung, mit der sie die offenen Urteile Busonis über ihre kompositorischen und schriftstellerischen Arbeiten im Interesse des Busoni-Gedächtnisses zur Verfügung stellt, aufrichtiger Dank. Das Bild Busonis wird im Vergleich zu jenem ersten Briefwechsel weniger erweitert als bestätigt und vertieft. Wieder erweist sich Busoni als durch und durch aristokratischer Künstler im Sinne des horazischen Odi profanum volgus. Als sachlich wichtigster erscheint mir der 19. Brief, in dem Busoni eine sehr klärende Deutung seiner »jungen Klassizität« gibt. Er nennt sie nicht »neue«, das wäre unschöpferische Rückgewandtheit, sondern »junge«: »Die Verjüngung — ein architektonischer Terminus technicus — besagt, wie Sie wissen, die Verschlänkung, die Verfeinerung der Linie ... Darum junge Klassizität«. Sein Ideal: »junger Mozart«. Interessante Urteile lernt man kennen: Hochschätzung des »Zauberflöten«-Librettos, Ablehnung des »Barbiers von Bagdad«, Bewunderung des Schlußaktes der »Carmen« u. a. m. Der rastlos strebende Mensch ersteht aus den Briefen ebenso wie der verantwortungsbewußte Freund und Förderer, mit einem Wort: der ethische Mensch, dem man nie begegnen kann, ohne sich aufgerufen zu fühlen. — Als besonderes monumentum pietatis hat die Herausgeberin eine feinfühlige Einführung in Busonis Wesen beigesteuert.

Dr. Karl-Joachim Krüger

[1]) Fünfundzwanzig Busoni-Briefe. Eingeleitet und herausgegeben von Gisella Selden-Goth. Herbert Reichner Verlag Wien-Leipzig-Zürich. 1937. 77 S. RM. 3.50.

4.

Johann Stamitz

Johann Stamitz — trotz der Neuveröffentlichung eines großen Teiles seiner Werke durch Hugo Riemann ist sein Name im wesentlichen eine Angelegenheit der Musikwissenschaft geblieben. Stamitz ist eine der nicht seltenen Persönlichkeiten der Geistesgeschichte, die mit ihrem Schaffen bahnbrechend gewirkt haben, deren Leistung aber von der Geschichte aufgesaugt und von größeren Meistern überhöht worden ist. Tragik des Vorläufers! Mit dem Namen Stamitz ist das größte und leistungsfähigste Orchester seiner Zeit verbunden, die Mannheimer Kapelle um 1750. Mit ihr soll er die ersten crescendo-Wirkungen großen Stiles hervorgebracht haben, die die Hörer von ihren Sitzen aufspringen ließen. Welcher heutige Hörer des crescendierenden unisono-Anfanges der »Freischütz«-Ouverture gedenkt des »Erfinders« dieser Schwell-Technik, die eine neue Epoche der Musik einleitete? Wer weiß noch beim Anhören einer Sinfonie, daß der klassische viersätzige Aufbau und die Kleingliederung (Haupt- und Seitenthema!) zum erstenmal von Stamitz den Ohren der musikalischen Welt so nachdrücklich dargeboten wurde, daß diese Neuerungen von da an unverlierbarer Besitz der Musik waren? Fluch des Vorläufers! Immerhin bleibt es bei der geringen Ergiebigkeit wertbeständigen zeitgenössischen Schaffens zu hoffen, daß die Musikpraxis sich stärker der vorklassischen Instrumentalmusik und damit Stamitz' als ihres bedeutendsten Vertreters annimmt. Auch Bach mußte ja einstmals entdeckt werden...

Daß diese Persönlichkeit auf Grund ihrer eben kurz gestreiften bedeutsamen Eingriffe in den Verlauf der abendländischen Musik eine umfassende wissenschaftliche Würdigung verdient, bedarf keines Wortes. Dr. Peter Gradenwitz legt jetzt eine Arbeit über Stamitz vor, die als ersten Teil eine Darstellung seines Lebens bringt[1]). Eine Biographie ist in diesem Fall für die Erkenntnis der künstlerischen Leistung um so notwendiger, als die erwähnten Neuerungen Stamitz' nur durch die Strukturwandlungen, die die europäische Gesellschaft im 18. Jahrh. erleidet, letzlich zu verstehen sind. Eine sehr eingehende Ausnutzung archivalischer Quellen ermöglicht dem Verf. Richtigstellung oder gar Auffindung wichtiger Lebensdaten. Gradenwitz weist aus der Ahnentafel nach, daß die Stamitz eine deutsch-österreichische Familie sind, also das Gerede vom »böhmischen Musikanten« nicht zutrifft. So erscheint auch die Rivalität Wien—Mannheim bezüglich der sinfonischen Neuerungen stammesmäßig nicht mehr so begründet. Die gründliche Arbeit bietet so viel Aufschlußreiches, daß man auf den zweiten Teil gespannt sein darf, der sich auf bisher unbekannte instrumentale Frühwerke und kirchliche Kompositionen sowie auf die Auswertung neu aufgefundener Quellen stützen kann.

Dr. Karl-Joachim Krüger

Dr. Peter Gradenwitz, Johann Stamitz, I. Das Leben. (Veröffentlichungen des musikwissenschaftlichen Institutes der deutschen Universität in Prag, hrsg. von Gustav Becking, Bd. 8). Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn—Prag—Leipzig—Wien. 1936. 56 S. RM 3.50

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Velhagen & Klasing, Bielefeld bei, auf den wir besonders hinweisen.

Wie bestellt man die „Geistige Arbeit"?

1. **Bei jedem Buch- oder Zeitschriftenhändler (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. Porto).**
2. **Durch eine Postkarte beim Verlag Berlin W 35, Woyrschstr. 13.**
   (Bezugspreis monatlich RM 0.50, vierteljährlich M 1.50 zuzügl. 4 Pfg. Porto für die Nummer.)
3. **Bei jedem Briefträger oder jeder Postanstalt des Deutschen Reiches. Es empfiehlt sich die Ausfüllung des beiliegenden Bestellscheines oder einer Postkarte.**
   (Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzüglich M 0.22 Bestellgeld.)
   Postscheckkonto des Verlages Berlin 59533.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3700 II. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

PERIODICAL
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

OCT 1 1937

Berlin, 20. August 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 16

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

INHALT

NIENHOLDT: Der Stand der Kostümgeschichte in Deutschland
DÖLGER: Rom in der politischen Gedankenwelt der Byzantiner
RÜDIGER: Dilthey und Burckhardt
NIENHOLDT: Johann Ludwig Engel — ein Lebensbild
Besprechungen

Dr. E. NIENHOLDT

Der Stand der Kostümgeschichte in Deutschland

Die Kostümgeschichte als exakt betriebene Wissenschaft ist noch recht jungen Datums und kaum über die ersten Anfänge hinaus gediehen. Wenn auch das Interesse an der Tracht so alt ist wie diese selbst und die erste Trachtenliteratur, Darstellungen der Kleidung um ihrer selbst willen, bezeichnenderweise um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit zu erscheinen beginnt, so bleibt es doch erst der kritisch sichtenden, historischen Einstellung des 19. Jahrhunderts vorbehalten, die Geschichte des Kostüms systematisch zu untersuchen. Bei diesen ersten großen Standardwerken der Kostümgeschichte — zu nennen wären hier etwa: Hermann Weiß, Kostümkunde 1860—72, I. v. Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jhr. nach gleichzeitigen Originalen, 2. Aufl. 1879—89, Jakob v. Falke, Kostümgeschichte der Kulturvölker 1880/81, Alvin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger 1879/80, Ders., Deutsches Leben im 14. und 15. Jhr. 1892 — überwiegt die kulturgeschichtliche Einstellung. Wie schon bei einigen der Titel besagt, wird die Tracht zusammen mit dem Mobiliar und Gerät behandelt, einbezogen in den kulturellen Gesamtzusammenhang mit dem Ziel, die Vorstellungen von Wohn- und Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten vergangener Zeiten und Völker zu bereichern. Erst Hottenroth beschränkt sich in seinem »Handbuch der deutschen Tracht« (1892) allein auf die Geschichte des Kostüms eines Landes und beschreibt es von seinen Anfängen bis an die Grenze der Gegenwart. Das in diesen Büchern zusammengetragene Material ist sehr umfangreich und bisher noch nicht überboten worden. Bildliche und literarische Belege wurden in gleicher Weise gesammelt, um ein abgerundetes Bild von der Tracht der verschiedenen Epochen der Weltgeschichte zu geben und durch das Wort zu ergänzen, worüber das Denkmal oder das erhaltene Original die Auskunft versagt: die Benennung des betreffenden Kleidungsstückes und seine Wirkung auf die Zeitgenossen. Eines nur fehlt allen älteren Kostümgeschichten, die nötige Vorsicht und Kritik gegenüber der von ihnen herangezogenen Quelle, ob bildliche Darstellung oder schriftlicher Bericht. Sie unterscheiden nicht streng zwischen Phantasieformen der Tracht und dem tatsächlich getragenen Kostüm, prüfen auch die schriftlichen Belege nicht genügend auf ihre Zuverlässigkeit. Ähnlich ist auch die neuere, bis in die 20er Jahre dieses Jahrhunderts erschienene Buchreihe »Menschen und Moden« von Max v. Böhn zu bewerten. Sie gibt in unterhaltsamer Form einen Querschnitt durch das Tun und Treiben der menschlichen Gesellschaft im Ablauf der Jahrhunderte, zieht aber gerade im Hinblick auf die Tracht allzu subjektive literarische Quellen zur Beweisführung heran, pikante kleine Erzählungen, die zur Hälfte wahr, zur Hälfte erfunden sein mögen, sowie Memoiren oder Hofgeschichten, deren Gewährsmann oder Urheber gewöhnlich nicht genannt wird.

Nach der Jahrhundertwende setzt dann langsam eine exakte Einzelforschung ein. Der kulturgeschichtliche Standpunkt tritt zurück, und von philologischer Seite bemüht man sich um die Feststellung und Deutung alter Kostümbezeichnungen, mehr noch von kunsthistorischer, um den formalen Wandel der einzelnen Kostümformen innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes und eines lokal genau begrenzten Gebietes. Bahnbrechend hat hier die Dissertation von Paul Post gewirkt über »die französisch-niederländische Männertracht im Zeitalter der Spätgotik« (1910), in der zum ersten Mal eine erschöpfende Analyse der Tracht vorgenommen wird, die jede kleinste Veränderung berücksichtigt. Darüber hinaus wird durch eine vergleichende stilkritische Untersuchung gezeigt, wie sich auch in der Tracht derselbe formende Wille offenbart, der in der gleichzeitigen bildenden Kunst zutage tritt. Den gleichen Weg der Analyse mit anschließender stilkritischer Würdigung beschreiten im Durchschnitt alle folgenden Arbeiten, die die kostümgeschichtliche Untersuchung einer bestimmten Epoche zum Thema haben. Es sind in der Hauptsache Dissertationen, die als Einzeldrucke, in Buchform oder in Zeitschriften erschienen sind, auch ungedruckte befinden sich darunter, alles fleißige Arbeiten, die die Kostümwissenschaft fördern, aber auch, das läßt sich nicht leugnen, vielfach den Stempel einer wissenschaftlichen Erstlingsarbeit tragen. Sie sind ebenso wie die in der »Zeitschrift für historische Waffen- und Kostümkunde«, der einzigen seit 1923 bestehenden kostümgeschichtlichen Fachzeitschrift, veröffentlichten Beiträge wichtige Bausteine für eine künftige große Geschichte der Tracht, die vorläufig noch in weiter Ferne zu liegen scheint. Den Anfang zu einer umfassenden Darstellung der deutschen Tracht gibt Post in sehr knapper und konzentrierter Form in dem in Lieferungen erscheinenden »Deutschen Kulturatlas«, seit Hottenroth der erste Überblick über die deutsche Modetracht in ihrem geschichtlichen Ablauf, leider aber, wie es die Anlage des Kulturatlas' bedingt, auf zu engen Raum zusammengedrängt und daher zu zu kurzer, summarischer Behandlung gezwungen.

Auch mit praktischen schneidertechnischen Fragen hat die moderne Kostümwissenschaft sich verschiedentlich befaßt und entweder aus dem erhaltenen Original, aus der bildlichen Darstellung oder an Hand alter Schnittmuster- und Merkbücher der Schneiderzunft den Schnitt der einzelnen historischen Gewandstücke festzustellen vesucht. (E. v. Sichart, Praktische Kostümkunde (1926), Marg. Bieber, Griechische Kleidung (1928), Mercedes Stoeven, Der Gewandschnitt in den deutschen Städten des Mittelalters, Diss. Freiburg 1919 und Helene Dihle in verschiedenen Aufsätzen in der Zeitschrift f. hist. Waffen- und Kostümkunde). Ferner liegen auch neuere volkswirtschaftliche, ökonomische, soziologische und auch psychologische Einzelbetrachtungen über die Tracht vor (Sombart, Steinmetz, Troeltsch, Simmel), die die Kostümgeschichte hinsichtlich ihrer rein formalen Entwicklung nicht weiter berühren, aber wichtig sind für den kulturellen Gesamtzusammenhang, in den die Tracht auf jeden Fall einbezogen werden muß.

Was die Kostümwissenschaft bisher geleistet hat, ist nur ein kleiner Bruchteil von dem, was ihr noch zu tun bleibt, soll zunächst nur der geschichtliche Ablauf der europäischen Modetracht in allen Phasen und Erscheinungsformen einwandfrei aufgezeigt werden. Abgesehen von den genannten zusammenfassenden Werken und verschiedenen allgemein gehaltenen Büchern über die Mode, liegen von deutscher Seite hauptsächlich

Digitized by Google

Einzeluntersuchungen vor über die Tracht der Griechen und Römer [1]) sowie der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit [2]); das Mittelalter ist erforscht [4]), die italienische Trecentotracht [4]), das französisch-niederländische Kostüm im späten 14. und 15. Jhr.[5]) und die deutsche Tracht etwa bis zum Ausgang des 16. Jhr.[6]). Die folgende Zeit ist mit Ausnahme einer gründlichen Arbeit über das Kostüm der Blütezeit Hollands [7]) noch recht wenig behandelt worden. So ist vor allen Dingen das Auftauchen lokaler kostümlicher Besonderheiten, im Anschluß daran das Entstehen der städtischen Trachten, das gerade in dem an kleinen und kleinsten Hoheitsgebieten so reichen Deutschen Reich eine besondere Rolle spielt, und schließlich die Absplitterung der Volkstrachten von der Modetracht nur in der älteren Literatur gewürdigt worden (Hottenroth, Deutsche Volkstrachten vom 16. bis zum Anfang des 19. Jhr). Auch die Herrschaft der französischen Mode in den einzelnen Ländern, die Unterschiede zwischen höfischer und bürgerlicher Kleidung sind noch lange nicht genügend geklärt. Ist in diesen Punkten ausreichend Klarheit geschaffen worden und gibt ein gründliches Lexikon in knapper Form Auskunft über die zahlreichen historischen Kostümbezeichnungen, dann ist auch wieder die Zeit gekommen für eine grundlegende Kulturgeschichte der Tracht, die die älteren Arbeiten nicht nur durch die Exaktheit ihrer Einzelergebnisse übertrifft, sondern vor allem durch die Weite ihres Blickfeldes, in das der gesamte kunst-, kultur- und geistesgeschichtliche Hintergrund mit einbezogen werden muß, aus dem die Tracht der einzelnen Zeiten und Länder erwachsen ist.

[1]) W. Amelung, Die Gewandung der alten Griechen und Römer, 1903.
[2]) Georg Girke, Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1922.
[3]) Jos. Wirsching, Die Manteltracht im Mittelalter. Diss. München 1915.
Gertrud Basmeyer, Die Gewandung der monumentalen Skulptur des 12. Jahrhunderts in Frankreich, Diss. Frankfurt 1933.
[4]) A. Güdesen in Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde, Diss.
[5]) Paul Post, Die französisch-niederländische Männertracht im Zeitalter der Spätgotik, Diss. Halle 1910.
[6]) Ottilie Rady, Das weltliche Kostüm von 1250 bis ca. 1410 nach Ausweis der Grabsteine im mittelrheinischen Gebiet, ungedr. Diss. Frankfurt 1922.
E. Nienholdt, Die bürgerliche Tracht in Nürnberg und Augsburg vom Anfang des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts., ungedr. Diss. Leipzig 1925.
Aenne Liebreich in Jahrbuch f. Kunstgeschichte, Diss.
Marg. Ronsdorf, Frauenkleidung der Spätgotik, Diss. München 1931.
Sigrid Flamand Cristensen, Die männliche Kleidung in der süddeutschen Renaissance, 1934, Kunstwiss. Studien Bd. 15.
R. Badenhausen, Das spanische Kostüm und seine Bedeutung für die Bühne, Diss. München 1930.
[7]) Frithjof van Thienen, Studien zur Kostümgeschichte der Blütezeit Hollands, 1930, Kunstwiss. Studien Bd. 6.

NEUE
ANTIQUARIATSKATALOGE

Versende an Interessenten kostenlos:
Kat. 57: Deutsche Literatur. 565 Nrn.
Kat. 58: Kunst—Kunstgewerbe. 150 Nrn.
Im Herbst erscheint:
Kat. 60: Zur Geschichte der Berufe. ca. 800 Nrn.
Antiquariat AUGUST SPÄTH, München, Theresienstraße 18

Versandbereit: Katalog 79: **Periodica**
In Vorbereitung: **Romanistik-Anglistik**

GRÄFE UND UNZER / Das Haus der Bücher
Königsberg Pr. / *Europas größte Buchhandlung*

Katalog 68: *Deutsche Kunst und Kultur / Deutsche Literatur / Kulturgeschichte / Kunstgeschichte / Graphik und Handzeichnungen / Alte Landkarten und Städtebilder.* 2328 Nrn.
KARL & FABER, *Kunst- und Literaturantiquariat*
München, Karolinenplatz 1

Soeben erscheint Kat. M. 128: KOSTENLOS!
POLITIK UND GESCHICHTE
MUNZ & CO., G. m. b. H., Großantiquariat
Berlin SW 68 *Friedrichstraße 16*

BEITRÄGE ZUR KUNSTGESCHICHTE

1.

Magie und Naturgefühl in deutscher Malerei

Einem Buche ohne wissenschaftlichen Anspruch gelingt es, das Besonderste, nämlich das Magische und die Natureinfühlung der deutschen Malerei zu ihrer Blütezeit weit bildhafter und lebensvoller in Worte einzufangen als gelehrte Abhandlungen gewohnten Stiles. Es ist ein fraulich-subjektives Buch, geschrieben, wie die Verfasserin mitteilt, »aus tiefstem Erleben vor den Bildern selbst« und mit dem Ziel, »besonders bei den Auslandsdeutschen und in der Fremde ein Echo für die ewigen Werte deutscher Kunst wachzurufen«. Dieser Absicht wird richtig gedient, wenn hier die eine, dem Fremden am schwersten zugängliche Seite deutscher Kunst umschrieben wird. Was dazu gehört, Erlebnisfähigkeit und Kraft zu treffend einprägsamer Formulierung, bringt die Verfasserin in bewundernswürdigem Reichtum mit. Sie vermag durch einfache, einfühlende Beschreibung allbekannter Werke der Malerei und Graphik in schöner und erfinderischer Sprache, wohltuend frei vom hergebrachten kunsthistorischen »Jargon«, das ihr vom Herzen kommende Anliegen abzuladen, so, daß auch der »Fachmann« nach diesem Buche vieles inniger betrachten wird. Es ist bezeichnend, daß Grünewald und Baldung, Cranach und Altdorfer die Beispiele hergeben, Dürer aber fast verlegen nur gestreift wird. Das Thema bringt es mit sich, daß das ewig Gotische, die Linienausdruckskraft als Treibendes der deutschen Kunst gefeiert wird, mit Blicken rückwärts auf das germanische Tierornament (das man aber nicht Schlangenornament nennen sollte) und vorwärts auf die Romantik und selbst den Expressionismus. Aber die Verfasserin erkennt auch, daß das sachlich Ordnende, in Dürer verkörpert, als anderer Pol notwendige Korrektur bedeutet. Wir wünschen dem Buche die Erfüllung seiner Mission, denn nur selten ist aus so reiner Empfindung »etwas von jenem Rauschen und Weben der Natur zu hören, das wir als eines der größten Geschenke deutscher Kunst empfinden«.

Dr. E. G. Troche
Breslau

[1]) Hanna Priebsch Closs, Magie und Naturgefühl in der Malerei von Grünewald, Baldung, Grien, Lukas Cranach und Altdorfer. Bonn, Ludwig Röhrscheid Verlag, 1936. RM 2.75.

2.

Fabelwelt des Mittelalters

Dieses schöne Buch ist eine wertvolle kunstgeschichtliche Arbeit. Sein Titel aber ist irreführend. Der Verfasser sagt selbst »was genau gemeint ist, das ist mit Worten schwer zu umreißen«. Er denkt an drôleries, Laune, Schmucktreib, Anekdote. Aber nicht mit Unrecht sagt man, daß ein klar zuendegedachter Gedanke sich auch in Worte fassen, ja in einen kurzen Titel prägen läßt. Hier ist der Erfinder des Titels (Verfasser oder Verleger?) jedenfalls selbst Schuld daran, daß das Werk nicht in die Hände eines Kunsthistorikers gekommen ist. Er hätte sich sicher dankbar gezeigt für die intimeren Aufschlüsse über die Phantasie- und Zierstücke Lübeckischer Werkleute aus drei Jahrhunderten, wie der weit angemessenere Untertitel des Buches lautet, er hätte sich erfreut an dem feinen, kunstgeschichtlich geschulten Blick, mit dem der Verfasser den vorzüglichen Aufnahmen Wilhelm Castellis nachgegangen ist. Der Volkskundler aber, an den die »Fabelwelt des Mittelalters« gelangte, schöpft beim Lesen vergeblich von Zeit zu Zeit neue Hoffnung auf die Aufschlüsse, die der Titel ihm zu versprechen scheint: er wird, von Ausnahmen abgesehen, sogar in den beiden letzten Kapiteln (die Erzählung und das Tier), auf die er sich ganz besonders verlassen hatte, enttäuscht. Es sagt ihm nicht viel, wenn er von den Fabelgestalten des Titelblattes erfährt, daß sie »mit ihrem tiermenschlichen Doppelwesen so wuchtig wie unheimlich ... die Sokkelzone bilden ... das alles verrät Meisterhand« (S. 73, 74), er hätte lieber gehört, was sie ikonographisch verraten. Erklärungen, die für das »Bestien-Wesen« versucht werden, sind zwar psychologisch originell erdacht, befriedigen aber, selbst wenn sie richtig sind, nicht den, der breitere volkstümlich-bildgeschichtliche Aufschlüsse über diese Welt der Bilder erwartet. Am besten scheinen in diesem Sinne die Köpfe vom Gestühl des Domes bedacht, wenn auch gerade diese Köpfe keine Rätsel aufgeben: »Spieltrieb ist oft stärker am Werk als gestaltende Absicht ... Das ist Volkskunst im besten Sinne des Wortes«. Wirkliche ikonographische Aufschlüsse wie die »verkehrte Welt« (der Fuchs am Galgen) sind vereinzelt.

Aber vielleicht soll man nicht Deutungen verlangen, wo nicht mehr zu deuten ist, als der durchschnittliche Beschauer ohnehin erkennt. Lehrreiche »Fälle« fehlen vielleicht in Lübeck, und es ist weiter nichts gemeint als die »Lust zu fabulieren«? Aber auch das ist nicht der eigentliche Gegenstand des Buches, sondern, wie gesagt, es ist eine feine, lokal eng begrenzte Kunstgeschichte des mittelalterlichen Lübeck.

Dr. O. Erich
Potsdam

Fabelwelt des Mittelalters (Phantasie- u. Zierstücke Lübeckischer Werkleute aus drei Jahrhunderten von Carl Georg Heise 120 Aufnahmen von Wilhelm Castelli. Rembrandt Verlag GmbH. Berlin. Geb. RM 6.50. Kart. RM 4.80.

3.

Die Meißner Bildwerke

Ein Beitrag zur Kunst des Naumburger Meisters.

Es gehört zur ordnenden Arbeit des Kunsthistorikers, auf Grund eingehender Quellenforschung, genauer Denkmälerkenntnis und der Fähigkeit zur Stilkritik anonyme Kunstwerke einzuweisen in eine Schule oder in das Werk eines Meisters. Das Ergebnis ist alsdann mehr als nur eine wissenschaftliche Bestimmung, weil diese für das Werk mit einem Mal zum Blickpunkt wird, seine Mitteilsamkeit steigert und das Eindringen in seine Genesis und sein Wesen erleichtert. Wenn auch die Entscheidung über Wert oder Unwert eines Kunstwerkes unabhängig von seiner Zuordnung oder Namensgebung geschieht oder geschehen sollte, so ist es doch so, daß hier der Autor des Buches über die Meißener Bildwerke, Professor Hermann Giesau in Halle, uns diese neu, gesichert und unverlierbar zu schenken vermag, weil er ursprünglich ihre Reife und künstlerische Kraft erkannte und alsdann durch überzeugende stilkritische Beweisführung die Hand des großen Naumburger Meisters feststellte. Giesaus Untersuchung belegt nicht nur durch Werke auf den früheren Stationen dieses Meisters in Amiens, Straßburg, Mainz und Naumburg die Autorschaft der Meißener Figuren, son-

Digitized by Google

dern vermag rückschließend von Meißen aus das Naumburger Problem aufzugreifen und zu beweisen, daß die Naumburger Lettnerreliefs fraglos von der gleichen Hand stammen, die man in den Statuen als die des sogenannten Naumburger Meisters bestimmte. Es ist eine mutige Tat Giesaus, diese Meißener Figuren aus der Taufe zu heben, da sie zuvor, wie man leicht beim Blättern kunstgeschichtlicher Bilderbücher feststellen kann, kaum publiziert wurden, im Gegensatz zu der Vielzahl von Abbildungen von den Naumburger Stifterfiguren, die breiten Kreisen vertraut sind. Für Giesau bedeuten die Meißener Bildwerke »eine gewaltige Steigerung des persönlichen Ausdrucks des Meisters selbst .... eine überraschende Zunahme des inneren Maßes, des Reichtums an Ausdruck und einer Freiheit und Unabhängigkeit der Gestaltung ....« Hervorragend gute Abbildungen, die gleiche Figur mehrfach von verschiedenen Standpunkten aus und in Details sichtbar, sehr augenfällige Konfrontationen mit den Naumburger Bildwerken und Arbeiten des Meisters anderenorts, unterstützen die gründliche Untersuchung, die vom Morphologischen und Gesinnungsmäßigen her den Nachweis erbringt und schließlich noch den Vorläufern dieser Bildwerke in Obersachsen (die goldene Pforte in Freiberg i. Sa.) nachgeht. Die Vertrautheit Giesaus mit diesem Gebiet, seine jahrelangen Vorarbeiten über diesen Fragenkreis, die vielseitige Vergleichung, ermöglichen nun diese Betrachtung, die dem Leser nicht als auch eine Meinung sondern als Lösung des Problems erscheinen wird.

Dr. Hanna Hofmann

Die Meißner Bildwerke. Ein Beitrag zur Kunst des Naumburger Meisters von Hermann Giesau. Beiträge zur Kunstgeschichte, vierter Band. 1936. August Hopfer Verlag, Burg. 69 Seiten Text, 64 Abbildungen. Preis: 4,—

4.

Die großen Deutschen im Bild

Vor einem Jahre fand während der Olympischen Spiele die Ausstellung »Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit« statt, die die Grundlage für das vorliegende Buch bildet und eine Ergänzung zu dem vierbändigen Werk »Die großen Deutschen« des gleichen Verlegers ist. 460 Abbildungen enthält der Band: Bilder der Herrscher und Staatsmänner, Gelehrten, Dichter und Künstler.

Eine solche Sammlung von Bildern wirkt etwas eintönig und ermüdet den Besucher, wenn er sie hintereinander betrachtet. Man kann, wenn das Interesse nicht erlahmen soll, eigentlich nur die Bilder einer Epoche sich vornehmen und zusammenfassen. Dann allerdings bekommen diese Bilder starkes Leben, weil die Zeitereignisse, die man sich vergegenwärtigt, die Phantasie anregen, dann aber auch, weil die Künstler, die die Bildwerke geschaffen haben, neben ihr Werk treten, sich in die Epoche eingliedern und sie durch die Höhe ihres Schaffens künstlerisch charakterisieren. So sind z. B. die Bilder aus der Reformationszeit so groß und lebendig, weil eben in ihnen die große Kunst von Dürer, Cranach, Holbein sich auswirkt. Jeder Beschauer wird aber auch im einzelnen eine Fülle von Bildern finden und sich zu eigen machen, weil diese oder jene Persönlichkeit für seine Bildung und für seine Einstellung zum politischen und kulturellen Geschehen besonders bestimmend ist. **G. L.**

[1]) Die großen Deutschen im Bild. Herausgegeben von Alfred Hentzen und Niels v. Holst. Mit 460 Abbildungen. Im Propyläen Verlag Berlin. Geb. RM 10.—

5.

Kunstgaben

Die silbernen Bücher, die mit Dürers Landschaftsaquarellen ihre Reihe eröffneten, bieten bereits in rascher Aufeinanderfolge acht gut ausgestattete Kunstgaben dar, die von Kennern und Laien in seltener Eintracht begrüßt werden dank einer glücklichen Themenwahl und vor allem des jeweils besten Interpreten dafür.

Wie genußreich ist es, Gerstenberg anzuhören, wenn er liebevoll und eindringlich Dürers Naturstudien nachgeht und in dem siebenten Band der silbernen Bücher »Albrecht Dürer: Blumen und Tiere« feinfühlig aufdeckt: Anteil und Rang dieser Blumenaquarelle im Gesamtschaffen des Meisters, Dürers Naturgefühl und dessen künstlerische Ausdrucksgebung in seinem und der Zeitgenossen Werk, den Beweggrund für die Wahl (»Liebäugel« als dem spätgotischen Stilgefühl besonders entgegenkommend, »Schöllkraut« als heilkräftig für die Gebresten der Augen usw.) Die Beschreibung der einzelnen Pflanzen- und Tierstudien ist adäquat nachempfunden dem Bildgehalt.

Für die Einleitung des achten Bandes »Michelangelo: Sixtinaköpfe« zeichnet A. E. Brinkmann als Autor. Spannungsvoll rollt der Werdegang dieser Deckenbilder ab, die gedeutet werden »als Wandel vom gebunden Zyklischen zur typischen Manifestation eines sehr individuellen Künstlertums«. Mit kurzen sicheren Strichen skizziert Brinkmann »den historischen Grund«, jene schicksalhafte Verknüpfung zwischen Michelangelo und Julius II., und meisterhaft deutet er in den einzelnen Sixtinaköpfen die von ihnen ausstrahlende geistige Haltung.

Im gleichen Verlag erschien als Sonderband aus Anlaß der 150. Wiederkehr des Todestages Friedrichs des Großen ein Bändchen »Fridericianische Schlösser«. Erstaunlich, wieviel die knappbemessene Einleitung aussagt! Ihr Autor Alfred Thon schuf auch die Aquarelle, nach denen zehn farbige Tafeln Ansichten von Innenräumen der Schlösser wiedergeben. Die Frage taucht auf, ob wirklich das Aquarell die gemäße Ausdrucksform ist, um eine lebendige Vorstellung zu geben von der farbigen Schönheit dieser Räume, der Grazie der Ornamente und der architektonischen Klarheit der Linien? **Dr. H. Hofmann**

Band VII der Silbernen Bücher: A. Dürer, Blumen und Tiere. Einleitung von Kurt Gerstenberg. 10 farb. Tafeln, 6 Textabb. Preis: kart. 2,80 RM.

Band VIII der Silbernen Bücher: Michelangelo, Sixtinaköpfe. Einleitung von A. E. Brinkmann. 10 farb. Tafeln, 3 Textabb., eine Falttafel der ganzen Sixtinadecke. Preis: kart. 2,80 RM.

Sonderband: Fridericianische Schlösser. Einleitung von Alfred Thon. 10 farbige Tafeln nach Aquarellen von Alfred Thon, 8 Holzschnitte im Text von W. Masjutin. Preis kart. 3,40 RM.

Sämtlich erschienen im Verlag von Woldemar Klein, Berlin 1936.

6.

Möbelmalerei in Altbayern

Unser Wissen, oder vielmehr unser Nichtwissen um den Hausrat des deutschen Volkes in der Vergangenheit ist den weißen Flecken unbekannten Landes vergleichbar, in die nur hie und da ein Forscher einige Wege eingezeichnet hat. Von dieser terra incognita hat Torsten Gebhard eine Strecke erforscht. Im Blickpunkt einer deutschen Altertumkunde scheint es nicht eben viel: die Möbelmalerei in Altbayern, in den letzten 300 Jahren, aber dafür ist hier einmal wirkliche Arbeit getan und es sind feste Ausgangspunkte für weitere Forschungen verwandter Art geschaffen worden.

Der Verfasser macht deutlich, daß die Wurzeln der bäuerlichen Möbelmalerei in der Einlegearbeit aus der Zeit um 1600 liegen. Da die Intarsia in der Fläche arbeitet, so strebt auch die Möbelmalerei ursprünglich nicht dreidimensionale Illusion an, sondern sie ist von vornherein gut geschult in der Beherrschung des rein Ornamentalen. So besaßen jene »Kistler« denn auch eine »feine Witterung für das Übersetzen der natürlichen Holzadern in ein ornamentales Liniengefüge und ließen es nie zu einem bloßen Abklatsch kommen«. — In besonderen Abschnitten geht der Verf. einzelnen Motiven der Möbelmalerei nach, der Blumenvase, dem Granatapfel, dem Tor-Turm u. a. — Um die Mitte des 18. Jh. fällt eine Periode entschiedenen Aufblühens des handwerklichen Lebens im bayrischen Alpenvorland. In der Möbelmalerei glaubt der Verf. das Jahr 1760 einigermaßen genau als den Zeitpunkt angeben zu können, von dem ab eine neue Art sich durchgesetzt hat. Durch reichliche Verwendung archivalischer Nachrichten über das Kistlerhandwerk entsteht hier ein deutliches Bild der Möbelmalerei für Tölz, Tegernsee, Miesbach und ein Überblick über die angrenzenden Gebiete, die z. T. noch eingehenderer Bearbeitung harren.

Zu den Überblicken über das Handwerk selbst gesellen sich wertvolle Einzelerkenntnisse technischer Art (Ölfarben, Wasserfarben, Marmorierung usw.) und besonders auch soziologischer Art, z. B.: (S. 76, auf das Rottal bezüglich) »Die meisten dieser Schreiner mußten nebenher Landwirtschaft treiben, um sich zu ernähren, und waren ganz auf die Bewohner der Märkte angewiesen; denn das Landvolk ließ seinen spärlichen Hausrat noch vom Zimmermann fertigen, wie die Akten um 1825 zu berichten wissen. Hier haben sich also spätmittelalterliche Züge erhalten.«

In der Zusammenfassung am Schluß des Buches kommt der Verfasser zu entscheidenden Ergebnissen, wie sie nur aus sicher fundierten und selbst erarbeiteten Kenntnissen hervorgehen können. Er kann z. B. feststellen: »daß die Farbe (als Flächenwert) nicht notwendig zum bäuerlichen Möbel gehört, daß die Möbelmalerei zweitens eine Vorliebe germanischer und westslavischer Völker war ..., daß sie endlich auch bei diesen eine zeitlich und räumlich beschränkte Erscheinung bleibt, die eine bestimmte Höhe des Schreinerhandwerks und der Möbelkultur zur Voraussetzung hatte und im allgemeinen an das Weichholz gebunden war«. »... Man darf die Farbe als spezifisch altbayerisch nicht zu sehr betonen ... dagegen wird man ... als gemein-altbayerischen Zug das ausgesprochene Zurücktreten des Plastischen und das Vorwalten einer derben Farbigkeit anführen können.«

Das Buch Torsten Gebhards wirkt um so erfreulicher, als es in einer klaren und — trotz seines reichen Inhalts — keineswegs anmaßenden Sprache geschrieben ist.

Dr. O. A. Erich
Potsdam

Torsten Gebhard, Möbelmalerei in Altbayern. München, D. W. Callwey 1937. Geb. RM 7.50.

7.

Die bildende Kunst in Österreich

Der zweite Band des für den Zeitraum von vier Jahren geplanten Gesamtwerkes »Die bildende Kunst in Österreich« ist nun erschienen. Er umfaßt, umfänglicher noch als der erste Band (Voraussetzungen und Anfänge von der Urzeit bis um 600 n. Chr.), die vorromanische und romanische Kunst von ca. 600 bis um 1250. Mit wissenschaftlicher Strenge und Verantwortung teilen sich

Digitized by Google

namhafte Autoren in elf Beiträgen diese Aufgabe. Wiederum wie im ersten Band eint die Sachbearbeiter für die einzelnen Gebiete dieser nationalen Kunstgeschichte der gleiche Aspekt, den Strzygowski in einer auch diesen zweiten Band beschließenden Überschau und Einweisung angibt: »In der bildenden Kunst unserer österreichischen Heimat wird es darauf ankommen, daß wir das Einheimische vom Fremden trennen lernen und sehen, ob in der Heimat selbst nicht starke Kräfte stecken.« Auch in der Methodik und Terminologie sind die einzelnen Mitarbeiter diesem Nestor und Mentor der österreichischen Kunstgeschichtler verpflichtet. Strzygowski stellt zugleich die Kernfrage: »Sprachen die Ostalpen, die Donau und Wien bestimmend in Wesen und Werden der Kunst in der Zeit der Karolinger und der sogenannten Romanik mit?«. Er trennt scharf Volk und Macht, in diesem Falle Nordvolk und Mittelmeermacht als Beharrung und Bewegung, als Bleibendes und Vergehendes, und verlegt den Akzent der Untersuchung auf den Nachweis des Volkhaften und Volksgebundenen in den überlieferten Zeugnissen, die in den vorausgehenden Einzeldarstellungen aufgeführt, beschrieben, gedeutet und eingeordnet werden. Er tadelt die »römische« Weg- und Blickrichtung einer anderen Wiener kunsthistorischen Schule, von der er sagt »sie gingen mit der Macht«. Nahezu alle Beiträge dieses Bandes hingegen gipfeln in der Feststellung, daß letztlich nordische Elemente vorherrschten bzw. sich durchsetzten.

Der Baukunst, Bildnerei und Malerei der karolingisch-vorromanischen Zeit und der Romanik, dem mittelalterlichen Städtebau in Österreich bis zum dreizehnten Jahrhundert, dem romanischen Kunstgewerbe und der österreichischen Buchmalerei des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gelten die gründlichen Untersuchungen, Herausgegriffen aus der Reihe der Beiträge, von denen jeder einzeln ausführlich betrachtet zu werden verdient, sei beispielsweise »Die Buchmalerei des 12. und 13. Jahrhunderts in Österreich« von Paul Buberl als ausgezeichnete Darstellung vor allem der Salzburger Malerschule, die im zwölften Jahrhundert für ein Menschenalter die Führung in der Entwicklung der deutschen Malerei errang. Auch in diesem Band ist die nützliche Gepflogenheit beibehalten, für jeden Beitrag das grundlegende Schrifttum anzugeben und durch ein alphabetisches Schlagwörterverzeichnis die Auffindung zu unterstützen. 125 Abbildungen belegen anschaulich den Text.

Dr. H. Hofmann

Die bildende Kunst in Österreich. Vorromanische und romanische Zeit von etwa 600 bis um 1250. Herausgegeben von Karl Ginhart. Verlegt bei Rudolf M. Rohrer in Baden bei Wien. 1937. Preis: RM 12.—

8.

Angelsächsische Kunst

Die Rolle Islands und der Edda als Abbild und Widerschein südgermanischen Lebens mit allem Gehalt und vielfachen Bezügen ist uns seit Jahren deutlich geworden. Nun liegt der Versuch vor, uns die Insel im Nordwesten, England, unter dem gleichen Blickpunkt zu zeigen. Suse Pfeilstücker unternahm dies in ihrem schönen und reichhaltigen Werk »Spätantikes und germanisches Kunstgut in der frühangelsächsischen Kunst« (Nach lateinischen und altenglischen Schriftquellen[1])). Und zwar für die wichtigen Gebiete der angelsächsischen Architektur (zerfallend in Wohnbau, Schiffsbaukunst, Heidnische Kultstätten und Götterverehrung, Kirchenbau), Plastik (Englisches Hochkreuz, Architekturplastik an Kirchen, Grabmal heidnischer und christlicher Zeit, Schnitzereien), Malerei (Tafelbilder und Monumentalmalerei, Angelsächsische Buchkunst), Kunstgewerbe (als besonders wichtiger Abschnitt der über die Schmiedekunst: hier zeigen sich zwar auch fremde Einflüsse, aber diese »hohe Kunst« der Germanen bleibt stets national gebunden!), ferner Glasfabrikation, Möbel und Textilien!

Das gesamte Lebensgut der benachbarten, uns eng verwandten westgermanischen Gruppe der Angelsachsen wird hier zusammengestellt zu einem Bild von großer Deutlichkeit und Farbenpracht. Die scharfen Umrisse können gezeichnet werden, da auf der Insel die Funde für Worte wie für Sachen in Fülle erhalten sind. Was hier weiter besonders wertvoll ist: es sprechen nicht nur fremde Autoren, nein, gerade die heimischen Quellen sind zahlreich und kommen hier sehr gut ausgewertet zu Worte. Die frühere Forschung war geneigt, die angelsächsische Kunst (ganz allgemein, ob es sich nun um Literatur oder andere Gebiete handelte) als abgetrenntes und abgeschlossenes Ganzes zu betrachten. Indes wird uns hier deutlich, wie stark die Zusammenhänge mit dem Festland, dem gemeinsamen früheren Wohnsitz, sind. Auf einen bemerkenswerten Zug wollen auch wir hier verweisen: Die Welle des Christentums flutet von Süden nach Nordwesten, sie kehrt aber von dort wieder und bringt die angelsächsische Kunst mit zum Festland. Wie das Einwirken des Christentums und der Antike aus den festländischen Germanen »Deutsche« machte, so hatten eben die gleichen Mächte: Kirchliches und Spätantikes, die Angelsachsen auf der Insel zu »Engländern« im eigentlichen Sinne gemacht: sie nun beeinflussen wiederum — selbst schon Fremdes aufgenommen und verarbeitet habend — das Festland.

Aus solcher Berührung, Beeinflussung, letztlich vielleicht schon Zusammenarbeit, entsteht wohl von einem Angelsachsen in Deutschland ein Kleinod wie der Thassilokelch.

Das besprochene Werk verdient Beachtung, weil es uns einmal zeigt, wie stark stammesmäßige Bindungen herrschen zwischen der festländischen und der Inselgruppe der Westgermanen. Dann aber möchte man es nicht nur in den Händen von Forschern, sondern auch von Lehrern wissen, die den neu zu gestaltenden Englischunterricht dadurch aufs Beste beleben könnten. **B. S.**

Dtsch. Kunstverlag. Berlin 1936. Kunstwissenschaftl. Studien, Bd. XIX. Geb. RM 17.50

9.

Romanische Malerei in Italien

Der Lehrer für Kunstgeschichte an der Kgl. Universität in Mailand, Paolo d'Ancona, hat ein prächtig ausgestattetes Tafelwerk über die Vorläufer Giottos verfaßt, das der französische Verlag mit großer Sorgfalt hergestellt hat. Die wundervollen Abbildungen (mehr als 100 auf 88 Tafeln) sind hervorragend wiedergegeben, so daß selbst Nuancen der Farbwerte deutlich von einander abgesetzt sind.

D'Ancona beschreibt die bedeutsamen Werke der Mosaikkunst und Wandmalerei, in denen er mit Recht die frühesten Zeugen einer italienischen Malerei sieht. Ohne den Einfluß der byzantinischen Kunst zu bestreiten, zeigt der Gelehrte die Unterschiede auf und weist überzeugend nach, daß diese mittelalterlichen Maler mehr als nur Epigonen sind. Die Kunst von Byzanz brachte das künstlerische Schaffen ganz in Einklang mit der kirchlichen Liturgie. Seine Formen sind von der neuplatonischen Metaphysik des Lichtes und einem daraus abgeleiteten Rhythmus bestimmt. Die originale Leistung der italienischen Primitiven aber beruht auf der Preisgabe der traditionellen Schönheit ihrer Formeln. Ein neuer Ausdruck wird erlangt, eine unerwartete Durchgeistigung und Durchseelung erreicht, eine »Humanisierung« der Gestalt und des Charakters. Der Verfasser erkennt in den alten, meist mönchischen Meistern die Vorläufer der großen Renaissancekünstler, durch die Italien für ganz Europa zum Vorbild geworden ist.

F.I.

Paolo d'Ancona: Les primitifs italiens du XIe au XIIIe siècle. Les éditions d'art et historique. Paris 1935. 150.— Frs.

10.

Donatello als Denker

Zwischen den Idealen der Gotik und der Antike sich bewegend, hat Donatellos großartige Ausdruckskraft gerade im Norden innerstes Verständnis gefunden. Kritisch haben W. Bode und A. Schmarsow, als Führende nicht allein für Deutschland, sein Werk gereinigt und geordnet. So bestand schon längst der Boden für eine Darstellung der Persönlichkeit, in deren Bilden und Denken Hans Kauffmann[1]) uns jetzt tiefer einführt. Die neuen, von ihm eingeschlagenen Wege erfüllen neue Forderungen. Unter der naturgebotenen Einteilung in die erste florentiner, die paduaner und die späte florentiner Zeit tritt die Betrachtung morphologisch an das Werden und Wesen der Werkgattungen: die Statue und das Relief, den Altar und das Reiterbild, und schließlich — so ergibt sich notwendig aus Donatellos letztem Bekenntnis zum Persönlichen — an die Themen des Johannes, des David, der Judith, des Erlösers. Auf das einzelne Werk angewandt, besteht diese Gestaltbetrachtung ihre glänzendste Probe: indem sie ikonographisch und thematisch die Vorbereitung eines jeden Werkes bis in die Anfänge, das gotische oder romanische Mittelalter oder die Antike aufdeckt, ergeben sich oft die erstaunlichsten Aufschlüsse. Von der tiefer erfaßten Bindung hebt sich aber umso reiner die eigene Freiheit des Künstlers ab, und der Ort, wo wir ihn wählen sehen (wenn er etwa für die Madonna des Santo sich an eine romanische Ikone in Florenz erinnert), bezeichnet das Wesentliche des Ausdruckes oft treffender als die stilistische Zergliederung. Diese wird freilich keineswegs vernachlässigt, doch ist die eigentliche Stilkritik selten und manchmal mit geringerer Sicherheit geübt — so dürften in der Zuweisung des Petrus an Orsanmichele oder des Hieronymus in Faenza dem Vf. nur wenige folgen wollen. Mit Recht hat Kauffmann auf Donatellos Wesen als Denker seine eigenste Forschung eingestellt. Es ist die zykliche Verbindung der meisten seiner Werke, die diese weit enger als bisher erkannt zusammenschließt und für die innerste Gedankenwelt des Meisters den Schlüssel liefert. Dieses von der Gotik ausgebildete Prinzip gab ihm die Dombauhütte mit, dort bildete Donatello es am Campanile und im Inneren (in dem Glasfenster der Marienkrönung und der hierauf bezogenen Sängerkanzel) fort. Für sein weiteres Werk ergibt diese Betrachtung Folgen von größter praktischer Bedeutung: jetzt wird der richtige Weg zur Wiederherstellung des Paduaner Altarwerkes sichtbar, die Werke für den Medicipalast können — unter Einschluß des ehemals viel früher datierten Bronzedavid — als große Gedankeneinheit zur Verherrlichung des alten Cosimo begriffen werden, und die bisher als unvollständig angesehenen Kanzeln in S. Lorenzo finden eine Erklärung aus Donatellos persönlichstem Erlebnis. Diese einigenden Gedanken in Donatellos Werk hat Kauffmann fast völlig neu entdecken müssen. Daß sie im Streben zum Gesamtkunstwerk gipfelten, läßt uns die innere Verwandtschaft dieses Meisters zum nordischen Gedankenkreis bewußter, sein Schaffen noch wesentlicher werden. Leider wird der inneren Bedeutung dieses Buches sein Äußeres und namentlich der kärgliche Abbildungenteil nicht gerecht.

Dr. E. G. Troche
Berlin

[1]) Hans Kauffmann, Donatello, Eine Einführung in sein Bilden und Denken, Berlin (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung) 1935. Mit 104 Abbildungen auf 36 Tafeln. Preis RM. 24.—

Digitized by Google

Univ.-Prof. Dr. F. DÖLGER, München

Rom in der politischen Gedankenwelt der Byzantiner

Unter den wahrhaft großen und bewegenden politischen Ideen der Weltgeschichte ist der Romgedanke einer der wirksamsten, wandelbarsten und langlebigsten. Er ist während des Mittelalters einer der bedeutendsten die gesamte Menschheit verbindenden Gedanken überhaupt, insofern »Rom« seit dem Beginne unserer Zeitrechnung den nahezu magisch gebundenen Sitz des Weltimperiums bedeutet, welches der Oikumene als Hüter der Rechts- und Kulturgemeinschaft zugleich den Weltfrieden verbürgt. Rom als Idee und als Kampfparole hat jedoch den Glanz der antiken Stadt lang überdauert und ist, in den verschiedensten Umformungen und Wendungen, bis in die Neuzeit herein immer wieder wirksam gewesen: Karl d. Gr., Gregor VII., Cola di Rienzo, Papst Leo X., Cavour sind die kennzeichnenden Namen für ebensoviele verschiedene Mächte und verschiedene Ziele, die den Romnamen als Losung für ihre Bestrebungen benützt haben. So eifrig man nun den geistigen Auswirkungen der Rompropaganda auf den meisten der genannten Gebiete nachgegangen ist, so wenig ist bisher erforscht worden, was der Begriff Rom den Byzantinern bedeutete. Und doch ist gerade dort, in dem mächtigen und glanzvollen östlichen Großreiche des Mittelalters, Romname und Rombegriff mit den höchsten politischen Vorstellungen und Ansprüchen auf das engste verknüpft.

Der byzantische Reichsgedanke, vom 4. bis 15. Jahrhundert in wechselnder Stärke lebendig, schöpfte das Bewußtsein seines unwiderlegbaren Weltherrschaftsanspruches aus der Anschauung, daß das christliche byzantinische Kaisertum nach dem Weltenplane Gottes infolge der wunderbaren göttlichen Sendung Konstantins d. Gr. die gradlinige und einzig rechtmäßige Fortsetzung des römischen Caesarenreiches sei; die Verchristlichung dieses römischen Weltreiches bedeutete den Byzantinern nicht Auflösung, sondern Erfüllung, letzte und einzige Vorstufe zur Aufrichtung des kommenden, von Christus verheißenen Jenseitsreiches. So bezeichneten sie sich, trotzdem seit dem 7. Jh. nur ein geringer Bruchteil von Untertanen mehr die Sprache der Römer sprach, konsequent bis zum Falle Konstantinopels (1453) als Rhomäer (d. h. Römer); waren sie doch zweifellos die Bürger des seit der Bürgerrechtsverleihung durch Caracella unter ununterbrochener Herrscherreihe fortbestehenden römischen Reiches, die zugleich die nach ihrer Meinung alleinige Grundlage dieses inzwischen christlich gewordenen Reiches, den orthodoxen Glauben, besaßen, im Gegensatze zu den umwohnenden »Barbaren«. Ihr Gesetz ist das Gesetz der Römer, ihr Kaiser nennt sich — seit 812 demonstrativ — Kaiser der Römer gegenüber den unbegreiflichen Anmaßungen anderer Fürsten. Zahlreiche ins Auge springenden Äußerlichkeiten unterstreichen diesen römischen Charakter des Reiches; so hatte Justinian gewollt, daß die Gesetzessprache die lateinische bleiben sollte; die Kommandosprache des Heeres, die Bezeichnungen hoher Beamten blieben in der Tat noch viele Jahrhunderte lateinisch, als nur wenige Gelehrte in Byzanz noch eine blasse Kenntnis dieser Sprache hatten; die Akklamationen des Volkes an die Kaiser wurden bis mindestens in die Mitte des 10. Jh. (wahrscheinlich länger) großenteils in lateinischer Sprache ausgeführt, die Münzlegenden blieben bis ins 8. Jh. lateinisch und bis in das 12. Jh. hielten sich in den Kaiserurkunden bestimmte lateinische Formeln, obgleich sie längst nicht mehr verstanden wurden. Dies alles trotz des schon frühzeitig einsetzenden Mißtrauens gegen die »Lateiner«, wie man verächtlich die Angehörigen der westlichen Nationen zu bezeichnen pflegte.

Man wundert sich unter diesen Umständen, in der Literatur der Byzantiner nur gelegentlich und nur schattenhaft einer geschichtlichen Erinnerung an die alte römische Größe zu begegnen. Wie die Kenntnis des Lateinischen in Byzanz nur ganz selten und unvollkommen zu finden ist, so ist auch die eigentliche Kenntnis der Geschichte des alten Rom im allgemeinen auf eine summarische Vorstellung von Kraft und Heldentum zusammengeschrumpft, die sich meist nur noch in der Nennung der gleichermaßen mythisch gewordenen Namen Romulus, Caesar und Augustus verrät. Immerhin wird in Vergleichen, anfeuernden Feldherrnreden oder auch in schwermütiger Klage nicht ganz selten römische Tapferkeit und römische Heldenkraft beschworen, Römerstolz und Römertugend als Vermächtnis der Vorfahren gepriesen. Bei den Hochgebildeten findet sich dann und wann sogar eine Kenntnis der Namen Scipio, Cato und anderer Helden, doch verrät ihre Verwendung, daß sie eher der Beispielsammlung des Schulheftes als einer wirklichen Kenntnis der römischen Geschichte entstammen. Beliebt ist, besonders bei Kaisern, welche als Usurpatoren auf den Thron gekommen sind, aber auch bei anderen hervorragenden byzantinischen Familien, die phantastische Zurückführung des Stammbaumes auf altrömische Geschlechter.

Seine besondere Bedeutung freilich hat der byzantinische Romgedanke im politischen Kampfe gewonnen, sei es im kirchenpolitischen Machtkampfe, sei es in der Auseinandersetzung des byzantinischen Kaisertums mit den westlichen Ansprüchen. Wieder ist es Konstantin d. Gr., auf den jegliche Rechtsentwicklung zurückgeführt wird. Schon seit dem 2. Jh. hatte die römische Kirche begonnen ihren Vorrang vor den übrigen Kirchen des Erdkreises zu betonen, indem sie diesen Anspruch wesentlich auf die Gründung der römischen Kirche durch Petrus, den Erstberufenen der Apostel und ersten Bischof von Rom, stützte. Anderseits hatte sich die Gliederung der Kirche von Anbeginn an der politischen Provinzeinteilung des römischen Reiches angepaßt, sodaß u. a. das Ansehen der Bischofsstühle nach der politischen Bedeutung des Sitzes bemessen wurde, eine Auffassung, welche auch im ersten Reichskonzil, der von Konstantin d. Gr. berufenen Synode von Nikaia (325), unausgesprochen ihre Bestätigung gefunden hatte. So ergab sich aus der Tatsache der Begründung Konstantinopels als zweiter Reichshauptstadt durch Konstantin d. Gr. nach byzantinischer Auffassung die Berechtigung zur kirchlichen Gleichstellung mit Rom, später, mit dem sinkenden politischen Ansehen Roms, sogar zu einer Vorzugsstellung Konstantinopels Rom gegenüber. Es ist eine Folge dieser reichskirchlichen Betrachtungsweise, daß schon im Laufe des 4. Jh., als die Neugründung Konstantins mächtig aufblühte, die in den Quellen vor 381 nicht belegbare Legende auftaucht, Konstantin habe seiner neuen Stadt den Namen »Neues Rom« verliehen, während er sie nachweisbar nur als »zweites Rom«, d. h. als zweite Reichshauptstadt, bezeichnet hat. Diese Auffassung vom »Neuen Rom« wurde in der Tat durch die Beschlüsse der Reichskonzilien von 381 und 451 reichsgesetzlich verankert und der Bischofsstuhl von Konstantinopel demjenigen von Rom zunächst gleichgestellt: die Bischöfe von Konstantinopel haben seit 451 die Bezeichnung eines Bischofs des »Neuen Rom« aufgenommen und bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Das neue Schlagwort bot aber noch ganz andere Möglichkeiten der Ausbeutung. Wir sehen seit dem 6. Jh. in steigendem Maße in der byzantinischen Literatur einen Gedankengang Boden gewinnen, der in zweierlei Form in den Dienst der politischen Propaganda Ostroms tritt: 1) das »neue Rom« hat von dem großen Konstantin die Aufgabe erhalten das alte Rom als Haupt des Erdkreises überhaupt zu ersetzen: eine Art byzantinischer Translationstheorie; 2) nach einer Art von Naturrecht hat das neue, d. h. (gemäß dem Doppelsinn des griechischen »nea«) das junge, das frische, das lebenskräftige Rom das Herrschaftsrecht gegenüber dem alten, d. h. altersschwachen, verfallenden Rom. Diese Gedankengänge entwickeln sich besonders in der leidenschaftlichen Abwehr der westlichen Bestrebungen der Renovatio imperii, welche an den Romgedanken anknüpfen, und erreichen ihren Höhepunkt im 12. Jh., im Zeitalter des Kampfes der eroberungstüchtigen Komnenen mit den stolzen Staufern um den Weltkaisertitel.

Der byzantinische Kaiser ist durch alle Jahrhunderte hindurch rechtlich unbestritten und somit auch tatsächlich der oberste Herr des Staates und der Kirche gewesen. Aus dieser engen Verbindung von Kirche und Staat erklären sich ohne weiteres die weitreichenden kirchenpolitischen Bestrebungen der Bischöfe von Konstantinopel; so erklärt es sich auch, daß seit dem 7. Jh. gelegentliche Versuche des Patriarchen bemerkbar werden, die kirchliche Gleichstellung mit Rom durch einen kirchlichen Vorrang zu ersetzen. Der erste konsequente und infolge seiner hohen Bildung und seines glühenden Ehrgeizes gefährliche Verfechter dieses Gedankens ist aber erst der gewaltige Patriarch Photios im 9. Jahrhundert, derselbe, der es, freilich vergeblich, auch versucht hat, die Kirche in Byzanz von ihrer Abhängigkeit vom Kaisertum zu lösen und die Zweigewaltentheorie dort gesetzlich zu verankern. Diese seine Anstrengungen, den kirchlichen Primat für Konstantinopel zu gewinnen, machen erst die sonst kleinlich erscheinenden Vorwürfe verständlich, welche er bekanntlich wegen angeblicher dogmatischer und liturgischer Irrtümer gegen die römische Kirche erhoben hat: es sollte dargetan werden, daß Rom infolge von »Häresie« seine geschichtlich nicht wegzuleugnenden kirchlichen Ehrenvorrechte verwirkt habe und damit auch seine Ehrenvorrangsrechte von selbst auf Konstantinopel übergegangen seien.

Anderseits hatte die römische Kirche die Gefährdung ihrer Primatsansprüche durch die reichskirchliche Theorie der Byzantiner längst erkannt und ihr, ebenso wie der lästigen Bevormundung durch den byzantinischen Kaiser, seit der zweiten Hälfte des 8. Jh. jene weltberühmte Fälschung entgegengestellt, welche man als die Konstantinische Schenkung zu bezeichnen pflegt. Ihr zufolge sollte es wiederum der erste christliche Kaiser,

Digitized by Google

Konstantin d. Gr., gewesen sein, welcher bei der Verlegung seiner Residenz nach Konstantinopel dem römischen Bischof Silvester als dem »Stellvertreter Christi und Nachfolger des hl. Petrus« die »höchste Würde über allen apostolischen Stühlen« übertragen hätte, eine Würde, welche selbst »die Kaiserwürde überragen« und im Tragen kaiserlicher Abzeichen durch den Papst ihren äußerlichen Ausdruck finden sollte. Der Kaiser hätte seine Residenz nur deshalb nach Konstantinopel verlegt, weil es »sich nicht gezieme, daß der irdische König da seinen Sitz habe, wo dem Haupte der Christenheit sein Platz angewiesen sei«. Die Byzantiner haben, soviel ich sehe, niemals die Echtheit dieses Dokumentes im ganzen angegriffen, sondern den Gegenschlag dadurch geführt, daß sie ihm diejenigen Stellen entnahmen, welche für ihre eigenen Ansprüche verwertbar erschienen. Sie verknüpften den (willkürlich ausgelegten) Anfangssatz der Urkunde mit der an späterer Stelle stehenden Mitteilung von der Verlegung des Kaisersitzes nach Konstantinopel und betonten, daß Konstantin ja das Kaisertum mit dem ganzen Senat und mit sämtlichen hohen Beamten nach Konstantinopel verpflanzt habe, sodaß offenbar für Rom von der kaiserlichen Macht, aber auch von ihren Akzidentien, nichts übrig geblieben sei. Prüft man die Schriften der Byzantiner durch, so bemerkt man, daß die Konstantinische Schenkung in dieser Umgestaltung eine viel stärkere Bedeutung für die dortigen politischen Theorien gehabt hat als bisher erkannt worden ist.

Glaubte man nun auch auf seiten der Byzantiner den unberechtigten römischen Machtansprüchen vom Standpunkt der reichskirchlichen Auffassung aus wirksam entgegengetreten zu sein, so blieb auf seiten Roms doch noch jene alte traditionalistische Begründung des römischen Vorrangs durch Berufung auf den ältesten Apostel als Gründer. Aber auch da wußte sich die byzantinische Propaganda zu helfen. Zu unbestimmter Zeit, sicher nicht vor dem 7., wahrscheinlich kaum vor dem 9. Jh. bildet sich in Byzanz die Legende von der Begründung des dortigen Bischofssitzes durch den Apostel Andreas, den »Erstberufenen«, d. h. den als ersten mit Namen benannten Jünger Christi, welcher Christus erst seinen Bruder Petrus zuführte. Wir haben Anlaß zu der Vermutung, daß es wiederum Photios war, der diese Legende auf Grund einer schon länger bestehenden Verehrung des Apostels zur Grundlage eines weiteren Angriffs auf die Altersrechte von Rom machte. Erst zu seiner Zeit finden sich die ersten sicher datierbaren schriftlichen Aufzeichnungen der Legende und in seinem großen Exzerptenwerk (der »Bibliotheke«) steht ein Abschnitt aus einer sonst nicht nachweisbaren Predigt eines Presbyter Hesychios von Jerusalem (in dem wohl jeder Leser den hochangesehenen Kirchenvater des 5. Jh. erblicken mußte), in welcher Andreas in den höchsten Ausdrücken gepriesen und als der »Petrus vor Petrus« bezeichnet wird. In der frühesten byzantinischen Kirchengeschichte nach Photios (aus dem 14. Jh.) ist die Gründung des Bischofsstuhles von Byzanz durch den hl. Andreas bereits als geschichtliche Tatsache verzeichnet und eine erdichtete Bischofsliste bis zum 4. Jh. hinzugefügt.

So ist der Romgedanke in Byzanz, teils in echter und gerechtfertigter staatsrechtlicher Tradition, teils durch zweifelhaft begründete Aneignung und Umdeutung des Romnamens, teils als heftig und mit allen Mitteln umkämpftes Symbol älterer Machtansprüche von größter Bedeutung für die Ausgestaltung der politischen Anschauungen der Byzantiner gewesen; im Kampf um »Rom« spiegelt sich die weltgeschichtliche Auseinandersetzung der beiden Großmächte des Frühmittelalters. Auch nach dem Falle von Konstantinopel im Jahre 1453 hatte der Romgedanke im Osten seine Rolle nicht ausgespielt: der Großfürst von Moskau, nun der mächtigste Fürst der östlichen Christenheit, hat mit dem Anspruche auf den Schutz des rechten Glaubens auch die Kampfparole vom »Neuen Rom« übernommen.

F. Dölger: Der Romgedanke in der Gedankenwelt der Byzantiner, Zeitschrift für Kirchengeschichte 56 (1937) 1—42.
J. Hergenroether. Phothius, Patriarch von Konstantinopel, 3 Bände. Regensburg 1867—1869.
Hildeg. Schäder, Moskau, das Dritte Rom. Hamburg 1929.

Der Tondo

In einer weit ausholenden, ausgezeichneten Untersuchung, wie sie schon von Jacob Burckhardt als wünschenswert empfunden wurde, behandelt M. Hauptmann Ursprung, Bedeutung und Geschichte des Tondo in der italienischen, vornehmlich der florentinischen Kunst. Gerade Florenz hat zur Zeit seiner höchsten künstlerischen Blüte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine auffallende, nirgendwo sonst anzutreffende und bisher grundsätzlich noch nicht geklärte Vorliebe für das im reinen Kreise beschlossene Bild und die damit verbundenen formalen Probleme bezeigt, eine Vorliebe, die der Verf. als reinste Ausprägung florentinischer Wesensart überhaupt zu deuten unternimmt. — Das Medaillon der antiken sowie die Glorie der frühen christlichen Kunst, beide schon bald miteinander verschmolzen, bilden die Grundlagen des eigentlichen Tondo, der sich als selbständiges gerahmtes Bild aber erst im Verlaufe des 15. Jahrhunderts aus den größeren Formzusammenhängen löst, in die ihn die der isolierenden Sonderung und geometrisch reinen Ausprägung der Einzelform widerstrebende Gotik eingespannt hatte. Florenz war zur Geburtsstadt der zu Selbständigkeit erwachenden Bildgattung ausersehen, weil das Streben nach starker Betonung des Einzelnen, der Wille zur Begrenzung, Sonderung und Eigenbedeutung der Teile innerhalb des Ganzen eine durch die Jahrhunderte wirksame Grundvoraussetzung seines Kunstschaffens gewesen ist. Solche als »proportional« gekennzeichnete Gesinnung, die schon die Elemente gotischen Stils weitgehender Modifizierung unterworfen hatte, fand ihre erste ganz reine Verkörperung im Werk Brunelleschis. Seine in geometrischer Klarheit gefügten Bauten verwenden das Rund als ein plastisch dem Hintergrund aufgesetztes, ablösbares, selbständig in eigener Rahmung lebendes Gebilde, zu den korrespondierenden Formen der Umgebung nur durch die Proportion in Beziehung gesetzt. Plastik und Malerei fanden hier alle Voraussetzungen und Anregungen gegeben, sich der Kreisform zu bemächtigen und sie mit ihrem Leben zu erfüllen: im Tondo wird sich von nun an auf ein halbes Jahrhundert die Florentiner Kunst am reinsten und eigentümlichsten verkörpern.

Venedigs als »relational« gekennzeichnete Kunstanschauungen sind dem florentinischen Wollen in jeder Weise entgegengesetzt; gegen eine Teilung begrenzter Flächen in gesonderte Felder steht in Venedig der Wille zur Wirkung des architektonischen Gesamtgebildes, zur Angleichung der Einzelformen aneinander, zu farbig entmaterialisierter Flächendekoration. Nicht umsonst ist in Venedig das Breitbild das bevorzugte Format. Solch wesensverschiedene Anlagen beider Städte werden über die Gebiete bildender Kunst hinaus in die Literatur, ja bis in den Volkscharakter als solchen verfolgt.

Bevorzugtes, fast ausschließliches Thema des florentinischen Rundbildes ist die Madonna, öfters, vor allem in der Malerei, zur Heiligen Familie erweitert. Mit der konsequenten Bemühung um die Bewältigung der durch das Format gegebenen Kompositionsprobleme setzt zunächst die Plastik ein, die in B. Rossellinos Brunigrab (nach 1444) den Prototyp der ganzen Gattung aufstellt. Desiderio und A. Rossellino folgen, Benedetto da Majanos Tondo am Strozzigrab (1490/92) gibt eine erste rein ausgewogene Lösung. In Michelangelos Jugendwerken machen sich schon die ersten Anzeichen einer kommenden Sprengung der Bildform bemerkbar. — Die Malerei, die mit Domenico Venezianos Berliner Anbetung der Könige um 1430—35 ihr erstes rundes Andachtsbild schafft, nimmt die Tondokomposition trotz gelegentlicher Versuche doch erst etwa um 1475 im Anschluß an die Plastik in größerem Maße auf. Die erste Zeit einer allmählichen Eroberung der neuen Bildgattung kennzeichnet die Durchsetzung der Kreisfläche mit großen, dem Rahmen sich anfügenden Einzelformen (Signorellis Hl. Familie, Botticellis Magnificatmadonna), das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts bringt eine gewisse Auflockerung, Wendung zu vielteiliger Kleinheit; das Räumliche der Darstellung überwiegt die Bindung an den Rahmen, die in der letzten Periode bei einer neuen Wendung zu großer Figur wieder Grundvoraussetzung wird. Michelangelos Donimadonna gibt eine einmalig neue Lösung in der Vereinigung und Durchdringung der peripherischen, vom Rahmen her gesehenen mit der zentralen, die Mittelachse betonenden Komposition; Erfüllung und Höhepunkt des Tondo-Gedankens ist Raffaels Madonna della Sedia.

Als Rom mit dem 16. Jahrhundert die führende Rolle übernimmt, ist die eigentliche Zeit des Tondo vorüber. Das Stilwollen des Manierismus und werdenden Barock strebt wieder nach Bindung und Angleichung des Einzelnen an seine Umgebung, der Kreis wird zum Oval entwertet und als solcher beliebtes Bildformat der folgenden Jahrhunderte. Der Tondo bleibt ein zeitlich eng begrenztes Kapitel florentinischer Kunstgeschichte, die eigenste Verkörperung florentinischen Geistes, der im 15. Jahrhundert damit »seine Idee auf den Gipfel gebracht hat.

Dr. Jan Lauts

Moritz Hauptmann, Der Tondo. Ursprung, Bedeutung und Geschichte des italienischen Rundbildes in Relief und Malerei. 1936, Verlag V. Klostermann, Frankfurt/M. 319 S., 138 Abbild. Preis br. RM. 18.50.

DIE BILDENDE KUNST IN ÖSTERREICH
1. Voraussetzungen und Anfänge. 192 Seiten u. 32 Kunstdrucktafeln mit 161 Abb. 8°. br. RM 11.—, geb. RM 12.—
2. Vorromanische und romanische Zeit. 218 Seiten und 32 Kunstdrucktafeln mit 125 Abbildungen.
br. RM 11.—, geb. RM 12.—
Unter Mitarbeit erster Fachleute herausgegeben von KARL GINHART
Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Wien: Der reichhaltige Bildteil bringt in vorzüglichen Wiedergaben neben unbedingt notwendigen Hauptwerken unveröffentlichte Denkmäler; er wird dadurch zum Bildatlas der bildenden Kunst in Österreich.
Deutsche Kunst- und Denkmalpflege, Berlin-Wien: Durch dieses großangelegte Werk, das zum erstenmal die gesamte Kunst Österreichs wissenschaftlich zusammenfaßt, haben sich alle Beteiligten ein bleibendes Verdienst erworben. *Justus Schmidt*
VERLAG RUDOLF M. ROHRER, BADEN bei WIEN

Digitized by Google

Prof. Justus Hashagen, Hamburg

Die Staufische Renaissance

Gab es eine Staufische Renaissance? Man kann zu dieser Frage von drei verschiedenen geschichtlichen Standorten aus Stellung nehmen. Am nächsten liegt es, sich zunächst im Zeitalter der späteren »großen« Renaissance zu postieren und von da aus einen vergleichenden Rückblick auf die Staufische Renaissance zu werfen. Man braucht dabei über die zwischen Jakob Burckhardt und Konrad Burdach den Renaissancebegriff betreffenden strittigen Fragen keine Entscheidung zu fällen, da beide in dem für jenen vergleichenden Rückblick auf die Staufische Renaissance bedeutungsvollen Grundgedanken einig sind: daß man von einer Renaissance nur sprechen könne, wenn eine wirkliche innerliche Aneignung und positive Bewertung gewisser klassischer Kulturgüter vorliegt.

Dafür fehlt es nicht an Beispielen aus verschiedenen Gebieten der Staufischen Kultur, aus der Philosophie, aus der Geschichtsschreibung, besonders in Italien und in England, aus der Jurisprudenz und aus mancher grundsätzlichen Äußerung über das Erbe der Antike, seine Anerkennung, Bewertung, Hochschätzung. An manchen Stellen sind damit die inneren seelischen und geistigen Vorbedingungen für eine wirkliche Renaissance schon im Zeitalter der Staufer erfüllt. Man stößt auf Vorläufer und Anfänger eines nicht mehr nur an Äußerlichkeiten haftenden Humanismus.

Wenn man damit weiter vertraut wird, so hält man dann um so lieber in der Staufischen Zeit selbst Einkehr, um eine weitere für die positive Behauptung von der Existenz einer Staufischen Renaissance günstige Feststellung zu wagen. Denn diese Renaissance ist in der Stauferzeit bei näherem Zusehen nichts Überraschendes, und zwar deshalb nicht, weil sie nur ein Spezialfall einer ganz allgemeinen Verweltlichung der Kultur ist, die in dieser Periode weiter um sich greift als jemals zuvor im Mittelalter. So tritt diese Staufische Renaissance erst als besonders kräftiges Symptom einer allgemeinen Verweltlichung in das rechte Licht. Denn wenn sich auch die Kirche wie immer erfolgreich bemühte, die Antike sich anzugleichen und in ihren Dienst zu stellen, so gelang dieser Versuch desto länger je weniger restlos; denn die Antike enthielt nicht angleichbare Elemente des Heidentums, die nun eben jetzt von den Laien aufgegriffen wurden.

Ein Rückblick endlich von der Staufischen Periode auf die sogenannten Renaissancen des früheren Mittelalters, die Ottonische und die neuerdings in neues Licht gerückte Karolingische Renaissance, zeigt deutlicher als irgend etwas anderes die Überlegenheit und die überragende Stellung der Staufischen Renaissance schon als einer wirklich innerlichen Erneuerungs- und bewußten Verweltlichungsbewegung gegenüber den fast nur rein äußerlichen Bemühungen der älteren Zeit.

Nicht nur, daß die Grundlage jetzt außerordentlich verbreitert wird und früher unberührte Kulturgebiete wie die Jurisprudenz und die Rechtspflege (freilich nach einer gewissen Vorbereitung im Zeitalter der Salier) energisch in dem neuen antikisierenden Sinne angebaut werden: auch die Organisation des klassischen Unterrichts macht jetzt große Fortschritte, besonders in der Schule von Chartres. An ihr hat Johann von Salisbury gelernt, der zu einer Reihe namhafter Persönlichkeiten gehört, die sich im Zeitalter der Staufer in den Dienst der Antike stellten und sich von ihr innerlich anregen und befruchten ließen. Von einem Deutschen, dem Bischof Konrad von Hildesheim, später von Würzburg, hat der deutsche Geschichtsschreiber Arnold von Lübeck, V 19, aus dem Jahre 1196 eine eifrig antikisierende italienische Reisebeschreibung überliefert. Manch anderer schriftstellender Geistlicher wurde unter dem Einflusse der Antike zur Herabstimmung seines christlichen Rigorismus veranlaßt.

Wenn nun die Existenz einer Staufischen Renaissance gesichert und sie im ganzen Umfang ihrer vielseitigen Gestalt und Auswirkung beschrieben ist, taucht von selbst die Frage nach den Gründen dieser dem Mittelalter in dieser Reichweite bis dahin fremden Erscheinung auf. Da ist mit Recht immer wieder darauf hingewiesen worden, daß es im europäischen Abendlande Gebiete gab, wo der Zusammenhang mit der Antike niemals ganz unterbrochen oder abgerissen war. An der Spitze dieser Gebiete steht aus naheliegenden Gründen Italien, besonders das normanisch-staufische Unteritalien, wo sich zu den altantiken neubyzantinische Einflüsse gesellen. Es müssen aber auch in den Westländern, in Frankreich und in England, noch starke Überbleibsel antiker Kultur vorhanden gewesen sein. Hinter diesen als Nährböden der Staufischen Renaissance bevorzugten Ländern stehen andere sichtlich zurück, wie die iberischen, wo maurische und jüdische Einflüsse eine für die Antike ungünstigere Lage hervorrufen. Etwas Ähnliches gilt von den germanischen Gebieten und von Deutschland. Doch darf man nicht vergessen, daß die heute vielfach verkannte Italienpolitik der deutschen Könige und Kaiser auch allerlei Einfallstore in die Bereiche des klassischen Altertums öffnete. Etwas Ähnliches gilt auch von den Kreuzzügen. Vor allem aber war die Kirche auch in Deutschland die Hüterin eines Teiles des antik-heidnischen Erbes. Wie dies Erbe zu beurteilen und zu verwerten sei, darüber machten sich die gebildeten Laien auch in Deutschland nicht selten ihre eigenen Gedanken, die leicht den kirchlichen Rahmen sprengen konnten. Die Männer der Kirche bekämpften das, aber nicht ohne selbst unter den verweltlichenden Einfluß der Antike zu geraten, wie Thomas von Aquino, als er keinen Anstand nahm, dem bisher von den klerikalen Schriftstellern verunglimpften Staate mit Hilfe des Aristoteles seine weltliche Würde zurückzugeben. Auch diese große Figur gehört deshalb in die Geschichte der Staufischen Renaissance.

Literatur:

Ch. H. Haskins: The Renaissance of the 12 th century 1927.

Lynn Thorndike: Science and Thought in the 15 th century, 1929 (günstig für die Staufische Renaissance).

M. Manitius: Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters. 3 Bände. 1930.

F. Siebert: Der Mensch um 1300 im Spiegel deutscher Quellen: Historische Studien 206, 1931.

J. Hashagen: Über die ideengeschichtliche Stellung des staufischen Zeitalters: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur- und Geistesgeschichte 9, 1931.

G. Paré u. a.: La Renaissance du 12 e siècle, 1933.

J. Spörl: Grundformen hochmittelalterlicher Geschichtsanschauung, 1935.

H. Benary: Die säkularisierende Wirkung der Kreuzzüge. Hamburgische Dissertation, 1937.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE

I.

Geschichte der deutschen Landwirtschaft des Mittelalters

In dem Nachlaß des 1927 verstorbenen bekannten Historikers G. v. Below hat der Herausgeber ein Bruchstück zu einer Geschichte der deutschen Landwirtschaft aufgefunden und in dem vorliegenden Buch zur Veröffentlichung gebracht. Lütge, ein Schüler v. Belows, der selbst bereits stattliche Leistungen auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte aufzuweisen hat, vermied es, eine Ergänzung der Arbeit vorzunehmen. Mit Recht. Aber er hat in dankenswerter Weise als guter Kenner des Stoffes doch in den Anmerkungen Hinweise auf neuere Literatur und auch auf abweichende Ansichten geboten, die jedenfalls sehr nützlich sind.

Das Ms. v. Belows gliedert sich in drei Abschnitte: I. die Grundlagen (die Urzeit) S. 1—28. 2. die Ausbildung der großen Grundherrschaften (von der Völkerwanderung bis zum Ausgang der Karolinger) S. 29—59. 3. die Agrarverfassung der Feudalzeit (vom Ausgang der Karolingerzeit bis zum Ende des Mittelalters) S. 60—114. Die beiden ersten Abschnitte behandeln jeweils A. die Eigentums- und Besitzverhältnisse, B. die technische Seite der Landwirtschaft. Im dritten Abschnitt ist nur mehr der erste Teil (A) vorhanden.

v. Below, der übrigens die »Urzeit« doch in dem früher üblichen Sinne als die Periode um Christi Geburt auffaßt, was heute wohl angesichts der prähistorischen und frühgeschichtlichen Forschung kaum mehr zutrifft, wendet sich gegen die Theorie, daß die Germanen noch Nomaden waren, und faßt die Berichte Cäsars als kriegerischen Ausnahmezustand auf. Immerhin glaubt er, daß das Ackerland im Eigentum der Gemeinde stand und in gleichem Ausmaß den einzelnen Familien oder Haushalten nur zur Nutzung überwiesen wurde. v. Below sucht hier einen Mittelweg zwischen der Juristenlehre, die einen Agrarkommunismus der alten Germanen annimmt, und neueren wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschungen, einzuhalten, der freilich zu großen Schwierigkeiten führt.

Die Ausbildung der großen Grundherrschaften setzt v. Below relativ spät an. Er meint, das Sondereigentum am Ackerland erscheine erst seit der Völkerwanderung. Das ist freilich eine sehr unbestimmte Zeit; denn die Zeit der Wanderungen dauerte bei den Germanen mindestens sechs Jahrhunderte. Die Grundherrschaft war sicher schon zur Zeit des Tacitus vorhanden. Daß der Unterschied zwischen der Urzeit und der späten Karolingerzeit sehr bedeutend ist, wird niemand leugnen wollen. Aber alle die Motive, welche in letzterer die Ausbildung der großen Grundherrschaften hervorgerufen haben sollen, waren doch auch beträchtlich früher schon vorhanden.

Das wertvollste Kapitel ist jedenfalls das letzte, da hier v. B. besonders wichtige Arbeit in seinen zahlreichen großen Werken geleistet hat. Bei der wichtigen Frage der ostdeutschen Kolonisation würde ich gerne die Bedeutung des Südostraumes stärker hervorgehoben sehen: Österreich, Steiermark, Tirol, Kärnten und Krain haben zur selben Zeit wie

Digitized by Google

der Nordosten doch auch eine ganz kolossale Ausbreitung des Deutschtums erlebt; auch hier wurde ein Landausbau durchgeführt, der jenem ebenbürtig ist und keineswegs mit dem 12. Jahrhundert seinen Abschluß fand.

Bei der Darstellung der Auflösung der Villikationsverfassung folgt v. B. etwas zu sehr den Ausführungen W. Wittichs, die doch nur für Nordwestdeutschland Geltung haben. Mit Recht betont der Herausgeber, daß da sehr wesentliche Unterschiede bestehen. F. Lütge hat ja durch eigene Forschung gerade die Verhältnisse in Mitteldeutschland gründlich aufgehellt. Ihm gilt auch unser besonderer Dank für die Herausgabe des Werkes v. B.s, das jedenfalls ein interessanter und wertvoller Beitrag zur Agrargeschichte des deutschen Mittelalters ist. Wir können nur lebhaft bedauern, daß der große Forscher gerade dieses Kapitel nicht mehr vollenden konnte, da seinem Urteil da besondere Bedeutung zukommt. Auch der rühmlichst bekannte Verlag hat sich mit der Drucklegung ein neues Verdienst um die deutsche Wissenschaft erworben.

Alfons Dopsch
Wien

Georg v. Below, Geschichte der deutschen Landwirtschaft des Mittelalters in ihren Grundzügen. Aus dem hinterlassenen Manuskript herausgegeben von Dr. habil. Friedrich Lütge. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1937. 8°, 214 Seiten. Preis geheftet RM 4.50, geb. RM 6.—.

2.

Eine Verherrlichung der Renaissance

»Die Renaissance« von Schaller ist gewissermaßen Fortsetzung und Abschluß der Bücher desselben Autors über »Die Weltanschauung des Mittelalters« und »Die Reformation« (vgl. »Geistige Arbeit« 1935 Nr. 3 und Nr. 6). Anders aber als die beiden früheren Arbeiten bietet die über die Renaissance in manchen Abschnitten weniger eine objektive Einführung in die behandelten Themen als die persönliche Auffassung Schallers über das, was er unter Renaissance versteht. Bedenken erwecken schon die Bezeichnung der Renaissance als »Sammelname der europäischen Kulturgeschichte der frühen Neuzeit bis etwa 1648« und die Einschätzung der Renaissance als »vielleicht den Höhepunkt aller menschlichen Kulturgeschichte«. Auf vieles wird eingegangen, was der Renaissance noch nicht, und vor allem, was ihr nicht mehr, oder überhaupt nicht zugehört; andererseits wird manches übergangen oder nur flüchtig gestreift, dessen eingehendere Darstellung man erwartet. Es fehlt auch nicht an inneren Widersprüchen, so wenn — mit Recht — die Reformation in Gegensatz zur Renaissance gestellt wird, aber dann doch Leistungen und Persönlichkeiten gerühmt werden, die in erster Linie in der Reformation und nicht in der Renaissance wurzeln. Das Verhältnis vom Spätmittelalter zum Barock ist verkannt, er ist in seinem Wesen, wenigstens in Deutschland, diesem weit näher als der Renaissance. Anregend ist aber diese von umfassender Belesenheit und von selbständigem Urteil zeugende Studie doch in allen ihren Teilen.

Dr. J. Bühler
München

Die Renaissance. Von Heinrich Schaller. 189 Seiten. München, E. Reinhardt, 1935. Geh. 6.60 RM.

3.

Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich[1])

Die aufschlußreiche erstmalige Publikation der zum Teil in der Literatur unbekannt gebliebenen Akten des Prozesses gegen den Kronprinzen und Leutnant Katte läßt uns das Geschehen der dramatischen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn so unmittelbar erleben, wie es bisher durch keine Darstellung erreicht wurde. Neue wesentliche Züge vervollständigen das Bild des jungen Friedrich und seiner ersten politischen Handlung. Die ausgezeichnete Einleitung des Herausgebers führt uns zu einem tieferen Verständnis des Prozesses von 1730. Der größte Vater-Sohnkonflikt im Hause Hohenzollern wird von Hinrichs nicht von der Seite Friedrichs allein aus betrachtet, wie es Koser in seiner glänzenden Jugendgeschichte des Großen Königs mehr oder weniger einseitig getan hat, sondern der künftige Biograph Friedrich Wilhelms I. spürt den Gründen des uns grausam erscheinenden Verhaltens des Königs stärker nach. H. beruft sich zur Rechtfertigung Friedrich Wilhelms vor allem auf dessen kindlichen Gehorsam gegen seinen eigenen Vater, Friedrich I., gegen den er als Kronprinz in scharfer Opposition gestanden hatte. Die knappe Einleitung hat die Diskussion um diesen Prozeß auf eine höhere Stufe gestellt.

Eine endgültige Auswertung der Akten werden wir vom Herausgeber selbst in der hoffentlich bald erscheinenden Biographie Friedrich Wilhelms, der bis heute noch keine würdige, wissenschaftlich fundierte Darstellung gefunden hat, erwarten können.

Dr. G. Oesterreich

[1]) Carl Hinrichs: Der Kronprinzenprozeß Friedrich und Katte, 195 Seiten, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [1936.] Geb. RM 6.80

4.

Quellen zur deutschen Politik Österreichs

Der vierte Band der »Quellen zur deutschen Politik Österreichs 1859—1866« umfaßt die Zeit von März 1864 bis August 1865. Sein Hauptthema bildet demnach die schleswig-holsteinische Frage in ihren Phasen von den Londoner Konferenzen (April bis Juni 64) über den Wiener Frieden (Oktober 64), dessen Unterzeichnung die letzte Amtshandlung des Grafen Rechberg ist, bis zur Konvention von Gastein. Durch diesen Vertrag wurde die Divergenz der beiden Kabinette in der schleswig-holsteinischen Frage, — Annektionswünsche Preußens, erneute Annäherung Österreichs an die Mittelstaaten —, noch einmal überbrückt und die künftige Stellung der Elbherzogtümer durch ein Provisorium geregelt.

Auf Grund einer Vereinbarung mit dem Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, das die Herausgabe der preußischen Aktenpublikation übernommen hat, bringt die Publikation von Srbik keine Akten der Berliner Archive mehr. Mit wenigen Ausnahmen ist dieser Grundsatz schon in dem vorliegenden Band durchgeführt. Enthalten sind noch die Immediatberichte des preußischen Gesandten in Wien, Freiherrn von Werther, an König Wilhelm, Nr. 1871 und 1949 (der erste ohne Bismarcks Randvermerk); ferner die Berichte Nr. 1913, 1986 und 2029. Das Telegramm 1987 findet sich in Band V der A. P. P. als Anmerkung zu Nr. 476; der Bericht Nr. 2014 in wesentlichen Teilen als Fußnote zu Nr. 499. Bedeutsam ist, im Zusammenhang mit Nr. 2152, der erste von Blome nach Gastein gebrachte österreichische Vertragsentwurf (abschriftlich im Auswärtigen Amt, Berlin).

Walter Schwertfeger
Berlin

»Quellen zur deutschen Politik Österreichs. Bd. IV. März 1864 bis August 1865« (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 32). Unter Mitwirkung von Oskar Schmid herausgegeben von Heinrich Ritter von Srbik. XXIII u. 834 Seiten. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg und Berlin.

Soeben erschien:

Geschichte des chinesischen Reiches.

Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit. Von O. FRANKE. Groß-Oktav.

III. Band: Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Band I und II, Sach- und Namenverzeichnis. VII, 576 Seiten. RM 42.—, geb. RM 44.—.

Verlangen Sie unseren Prospekt!

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

5.

Friedrich der Große und Maria Theresia[1])

Carl Hinrichs, dem wir hiermit innerhalb eines Jahres die zweite wichtige Bereicherung des Friederizianischen Schrifttums zu verdanken haben, legt in mustergültiger Form die Berichte des preußischen Gesandten am Wiener Hof an Friedrich den Großen vor. Es bereitet einen seltenen Genuß, diese sorgsam ausgewählten Meisterwerke diplomatischer Schilderungskunst zu lesen. Maria Theresia und ihr Gatte, ihre leitenden Minister und vertrauten Ratgeber, der ganze Hof werden zum Leben erweckt. Mit erst 27 Jahren trat Podewils den damals schwierigen Posten der preußischen Diplomaten nach dem Dresdner Frieden an und konnte er sich auch wegen der allzu großen Ungunst der Verhältnisse gegenüber der wachsenden Unzufriedenheit Friedrichs nicht halten, so beweisen die auch vom Könige gelobten Berichte doch, daß Podewils zu den begabtesten Diplomaten gehörte und auch die vom Herausgeber oft herangezogenen österreichischen Quellen z. B. die Denkschriften von Maria Theresia, die das ganze Buch wertvoll ergänzen und abrunden, zeigen die Richtigkeit der Beobachtungen des jungen Gesandten. Mit tiefem Verständnis schildert P. Charakter und Wesen des Grafen Haugwitz, des großen Reformators der Staats- und Finanzverwaltung Österreichs nach preußischem Vorbild. Auch die übrigen Porträts sind als äußerst gelungen zu bezeichnen. Die 25 ganzseitigen Kupferstiche zeugen vom Bemühen des Verlages, dieses anläßlich seines 400jährigen Bestehens herausgebrachten Werkes würdig auszugestalten. Verlag und Herausgeber können beglückwünscht werden.

Dr. G. Oesterreich

[1]) Friedrich der Große und Maria Theresia. Diplomatische Berichte von Otto Christoph Graf v. Podewils. Herausgegeben von Carl Hinrichs. 156 Seiten. R. v. Deckers Verlag, G. Schenck. Berlin 1937. Geb. RM 6.85

6.

Das Habsburger-Reich

G. Roloff gibt in dem in der Sammlung Göschen erschienene Buch »Das Habsburger-Reich. Von seiner Entstehung bis zu seinem Untergang« einen Abriß der österreichisch-ungarischen Geschichte. Das Schwergewicht liegt auf der Darstellung des 19. Jahrhunderts bis zum Weltkriegende (3. und 4. Kapitel). Die Frühzeit (1. Kapitel: Territoriale Zeit bis 1475) ist recht summarisch und im wesentlichen nur in Hinblick auf die territorialen Veränderungen — die naturgemäß auch in den übrigen Teilen stark im Vordergrund stehen — behandelt. In der Aufzeigung der Problematik, die dem Staat im historischen Ablauf aus der Vereinigung der verschiedensten Gebiete und Völker erwuchs, liegt die Stärke des Buches. Zu bedauern ist das Fehlen von Karten, die gerade bei der Darstellung der Geschichte des Habsburger-Reiches unbedingt notwendig sind.

I. Pr.

G. Roloff: Das Habsburger Reich. Von seiner Entstehung bis zu seinem Untergang. Sammlung Göschen 1102. Walter de Gruyter & Co., Berlin. RM 1.62.

Digitized by Google

Dr. HORST RÜDIGER, Hamburg

Dilthey und Burckhardt

Wilhelm Dilthey und Jacob Burckhardt, der deutsche und der schweizerische Theologensohn, gehören noch heute, ein Vierteljahrhundert beziehungsweise vierzig Jahre nach ihrem Tode, zu den einflußreichsten und am meisten gelesenen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts. Ihre Arbeitsgebiete waren verschiedener Art: Dilthey ist sowohl bei den Theologen wie bei den Philosophen und Pädagogen in die Geschichte der Wissenschaften eingegangen; Burckhardts Name ist in der Kunstgeschichte, besonders aber in der von ihm recht eigentlich zur vollen Wirkung gebrachten Kulturgeschichte unsterblich geworden. Beide aber berühren sich als Historiker, ja als Historiker haben sie eine unmittelbare literarische Begegnung gehabt, die von einem schmalen Bezirk aus ihr ganzes Wesen erhellt.

Im Jahre 1859 war Georg Voigts Werk über »Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus« in 1. Auflage erschienen, ein Buch, dessen wissenschaftlicher Wert noch heute in mancher Beziehung unübertroffen ist. Sein Erscheinen hatte ein allgemeines Interesse an der behandelten Epoche der italienisch-europäischen Geschichte zur Folge, und so war es nur natürlich, daß der im folgenden Jahre herauskommende »Versuch« Jacob Burckhardts, sein noch heute berühmtestes und immer wieder aufgelegtes Buch über »Die Kultur der Renaissance in Italien«, das Aufsehen der gelehrten Welt erregte.

Auch Wilhelm Dilthey, damals noch Privatdozent der Philosophie in Berlin, las das Buch des Baselers und rezensierte es zwei Jahre nach dem Erscheinen in einer 6 Druckseiten umfassenden Besprechung der Berliner Allgemeinen Zeitung, die uns heute durch die Ausgabe seiner Gesammelten Schriften (XI. Band, S. 70ff.; im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin) wieder leicht zugänglich ist. Diese Rezension gehört zu den aufschlußreichsten Jugendaufsätzen Diltheys; wird in ihr doch der ganze Gegensatz zwischen dem auch als Historiker dem Protestantismus und seiner Weltanschauung treugebliebenen Gelehrten und dem künstlerisch veranlagten Humanisten Burckhardt deutlich.

Dilthey geht in seiner Betrachtung davon aus, daß noch Ranke die Blütezeit der italienischen Kultur »nur wie ein Ferment der allgemeinen Kulturentwicklung« sah, während es Burckhardt gelang, den nationalen Charakter und den nationalen Ursprung der italienischen Renaissance nachzuweisen. In diesem Ergebnis stimmt Dilthey mit dem Verfasser überein; auch er übernimmt die eine wesentliche Erkenntnis Burckhardts, daß nämlich die »Wiederbelebung« des Altertums in der Tat nur das Attribut zur national-italienischen Substanz der Renaissance-Kultur ist.

Aber schon bald äußert Dilthey sein unumwundenes Mißfallen mit der Methode, die Burckhardt anwendet. »Sie ist die erste konsequente Durchführung einer kulturhistorischen Behandlung in Deutschland... Wenn anders das Wesen dieser Behandlung ist, daß sie überall an die Stelle der einzelnen Ereignisse das Zuständliche setzt. Es springt in die Augen, welches die große Gefahr dieser Umsetzung ist. Indem das zeitliche und ursächliche Ineinandergreifen der Momente einer Begebenheit aufgelöst wird, scheint die Geschichte in Atome, im besten Falle in unter allgemeine Gesichtspunkte gruppierte Atome zu zerfallen.« Zwar schränkt Dilthey diesen Vorwurf hinsichtlich Burckhardts Werk etwas ein, indem er bemerkt, Burckhardt habe versucht, »Zustände in derselben Weise auf ihre Ursachen zurückzuführen, in der es die politische Geschichte mit den Begebenheiten tut«; aber recht gelungen scheint ihm das Unternehmen nicht. Es finden sich schon hier die Vorwürfe gegenüber Burckhardts Schaffen, die ihm bis heute immer wieder gemacht worden sind: er sei »geistreich«, »ästhetisch«, er huldige einem »historischen Skeptizismus«, er sei »zuweilen etwas zu künstlich« und dergleichen mehr.

Wie es mit allen kritischen Bemerkungen zu gehen pflegt, so kennzeichnen auch Diltheys Einwände weniger die Mängel der Burckhardtschen Darstellung (die wie jede bedeutende geistige Leistung nur der immanenten Kritik zugänglich ist) als vielmehr den Standpunkt des Kritikers. Dilthey sieht im kausalen Zusammenhang das »kompakte Gerüst« der Geschichte. Wo der Historiker diesen Zusammenhang nicht mehr darstellt, wo er vielmehr in Burckhardts unvergleichlicher Weise Bild um Bild, Zug um Zug, ja Strich um Strich zum Ganzen zusammenfügt, löst sich das »kompakte Gerüst« auf, und es entsteht die Dilthey so verhaßte »gestaltlose Masse«, die lediglich ästhetische Reize gewähren kann. Man sieht, worauf Dilthey hinaus will, ohne es ausdrücklich zu bestätigen: Für ihn verläuft die Geschichte im Aufeinander von Ursache und Folge; hier hat sie ihren Sinn, der nicht durchbrochen werden darf, wenn das geschichtliche Leben seinen Inhalt und seinen Wert behalten soll. — Anders Burckhardt. Er vermag in der Geschichte jenen kausalen Zusammenhang nicht zu erkennen; nach unerforschlichen Gesetzen sieht er im geschichtlichen Leben das Wirken des Schicksals, der blinden Göttin. »Unser Ausgangspunkt«, heißt es in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen, »ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird.« Den Menschen in seiner Einmaligkeit trifft das Schicksal; der kausale Zusammenhang ist außer- und übermenschlich. In ihm wird der Mensch Maschine, Rädchen im Geschehen des großen Weltenlaufes, und er verliert die Würde seines Handelns und seines Leidens. Burckhardt hätte Dilthey denselben Vorwurf machen können, den er Hegel macht: seine Geschichtsbetrachtung sei »ein keckes Antizipieren des Weltplanes«.

Es wäre flach, wenn man Burckhardt im Gegensatz zu Diltheys sinngebender Geschichtsbetrachtung einfach einen Vertreter jener Anschauung nennen würde, die in der Geschichte den Ausdruck absoluter Sinnlosigkeit sieht. Der Gegensatz liegt tiefer und ist wie die meisten derartigen Auseinandersetzungen im vorigen Jahrhundert auf religiöse Unterschiede zurückzuführen. Dilthey ist in seinem Geschichtsdenken unbedingter Christ, ja man möchte meinen, sogar jene eigentümlich protestantische Haltung wiederzuerkennen, die sein Freund Graf Yorck vertritt. Die Geschichte und damit das gesamte menschliche Leben würde für ihn und für sein geschichtsbegeistertes Jahrhundert allen Sinn verlieren, wenn der Mensch nicht die Gewißheit einer kausalen, logischen, geordneten Aufeinanderfolge der Begebenheiten hätte. Ohne sie müßte er — als Christ, als protestantischer Christ — die »Auflösung aller Geschichte«, das Chaos erwarten.

Anders Burckhardt. Er ist, um Goethes Wort über Winckelmann anzuwenden, ein »gründlich geborener Heide«, noch dazu mit dem abgründigen Mißtrauen gegen die Geschichts- und Entwicklungsbegeisterung des 19. Jahrhunderts, das in Nietzsches Baseler Umgebung besonders gut gedieh. Als Heide, das heißt als einer der wenigen modernen Vertreter des antiken Schicksalsglaubens, war er gegen alle Geschichtskonstruktionen bedenklich, die sich vermaßen, »einen Weltplan zu verfolgen«. Für sein religiöses Empfinden war dieser Versuch nicht nur durch seine grundsätzliche Vergeblichkeit zum Scheitern verurteilt, sondern bedeutete geradezu ein Sakrileg. Für Dilthey ist Geschichtswissenschaft nicht ohne klare Systematisierung denkbar, wenn sie nicht in »allzu fein sublimierte ästhetische Bildung« abgleiten soll; Burckhardt liebt den Reiz des Zufälligen und Unabsichtlichen. Er hat gleichsam seine innere Freude daran, wenn das rationale Gefüge des Historikers durch den Einbruch irrationaler Mächte erschüttert wird, wenn der Weltplan, den der Protestantismus im geschichtlichen Ereignis zu erkennen meinte, ja sogar vorherzubestimmen glaubte, am Ende das Geheimnis des Schicksals bleibt.

Dilthey und Burckhardt stehen sich als Geschichtsphilosophen diametral gegenüber. Jener steht in der Tradition christlich-protestantischer Weltauffassung, dieser in der Überlieferung des Humanismus.

KUNSTWISSENSCHAFTLICHE STUDIEN

Im Jahre 1937 bisher erschienene Bände:

XIX: *Suse Pfeilstücker*

SPÄTANTIKES UND GERMANISCHES KUNSTGUT IN DER FRÜHANGELSÄCHSISCHEN KUNST

Nach lateinischen und altenglischen Schriftquellen
244 Seiten Text m. 54 Abb. und 31 Bildern
brosch. RM 15.—, Ganzleinen RM 17.50

XX: *Max H. von Freeden*

BALTHASAR NEUMANN ALS STADTBAUMEISTER

126 Seiten Text m. 64 Abb.
brosch. RM 6.—, Ganzleinen RM 7.50

XXI: *Udo von Alvensleben*

DIE BRAUNSCHWEIGISCHEN SCHLÖSSER DER BAROCKZEIT UND IHR BAUMEISTER HERMANN KORB

124 Seiten Text m. 31 Abb. und 32 S. Bildern
brosch. RM 6.—, Ganzleinen RM 7.50

XXII: *Gerhard Hinz*

PETER JOSEF LENNÉ UND SEINE BEDEUTENDSTEN ANLAGEN IN BERLIN UND POTSDAM

214 Seiten Text m. 70 Plänen u. Ansichten
brosch. RM 9.50, Ganzleinen RM 12.—

XXIII: *Hans Dietrich Gronau*

ANDREA ORCAGNA UND NARDO DI CIONE

Eine stilgeschichtliche Untersuchung. 88 Seiten Text und 32 Seiten Bilder brosch. RM 6.50

DEUTSCHER KUNSTVERLAG, BERLIN W 35

Digitized by Google

KRIEG UND SOLDATEN

1.

Schicksalsschlachten der Völker

Wenn der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, v. Cochenhausen, eine Reihe namhafter Mitarbeiter zusammenbringt, um Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte darstellen zu lassen, so ist die Gewähr vorhanden, daß die kriegsgeschichtliche Lösung der Aufgabe eine hervorragende ist.

Zwanzig Schlachten, beginnend mit der Schlacht bei Salamis und mit der Marneschlacht endend, werden geschildert. Jede dieser Schlachten, ob es die Ungarnschlacht d. J. 955, die Schlacht bei Trafalgar, die bei Leipzig, die bei Sedan ist, verändert das politische Bild einer Zeit grundlegend, schafft neue Machtverhältnisse, erringt einem Volke Lebensraum und Wirkungsmöglichkeit. Die Waffen entscheiden Konflikte, deren Entwicklung sich manchmal über lange Zeiträume erstreckt.

In dieser militärgeschichtlichen Darstellung liegt aber nicht der einzige Wert des Buches. Ruhen die Waffen, so bekommt das kulturelle Bild einer Zeit ein anderes Gesicht, so erstreckt sich die neue Ordnung auf alle Gebiete, die im Frieden gedeihen und starken Antrieb zur Entwicklung bekommen. Die Schlacht bei Gaugamela, in der Alexander der Große den Perserkönig besiegt, öffnet Asien dem Griechentum, »von da an wird Alexander die Kraft Europas in die uralte, ruhende des Orients einströmen lassen, damit sie Sauerteig werde zum Gärungsprozeß, und aus europäischen Formen neu geprägt, orientalisches Leben der von ihm gewollten höheren Einheit entgegenreife«. Keine der anderen Schlachten kann sich wohl mit der von Gaugamela an kultureller Bedeutung messen, aber jede hat das gleiche Ergebnis, und die Mitarbeiter v. Cochenhausens haben auch dieses Ausmünden des Krieges in die Werke des Friedens zur Darstellung gebracht, manchmal recht kurz, wo man eine größere Breite gewünscht hätte. Der Krieger muß zu Füßen des Weisen sitzen, um der neuen Lehre, deren Möglichkeit er geschaffen hat, zu lauschen. **G. L.**

Schicksalsschlachten der Völker. Herausgegeben von Generalleutnant v. Cochenhausen unter Mitwirkung namhafter Offiziere und Historiker. 240 Seiten. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin. Geb. RM 5.80

2.

Roon

Ein gedankenreiches, sorgsames Buch. Keine Biographie, die leider noch immer fehlt; eine solche müßte auch das darstellen, was hier fehlen mußte, wie es in der Darstellung fast aller großen Administratoren durch Historiker fehlt: die Leistung grade der Verwaltung. Sondern eine ideengeschichtliche Entwicklung und Einordnung, der Versuch einer Zusammenschau der Einheitlichkeit eines in sich geschlossenen Mannes und ihrer Entfaltung. Die Inhaltsübersicht macht etwas mißtrauisch. Das klingt, für Roon, allzubegrifflich: I. Stellung, Entwicklung und Leistung in der Zeit. A. Die Zeit des Reifens. B. Die Zeit der Leistung; 1. Der General und die Armee. 2. Der Kriegsminister und die Reorganisation. 3. Der Politiker und der Konflikt — womit auch die Zeit der Leistung auf die Jahre 1858—1863 oder 1866 beschränkt wird. C. Die Zeit des Alterns. II. Religion und Staatsanschauung Roons als Wesensäußerung preußischen Dienstes. A. Der Dienst an Gott, als dem absoluten Sein (das klingt wenig nach Roons Frömmigkeitsform). B. Der Dienst an der Geschichte, als dem ewigen Werden. C. Der Dienst am Staat, als der dauernden Form. D. Der Dienst an der Wirklichkeit, als dem unabänderlich Gegebenen. Aber dank reichlichem Zitieren entsteht doch ein lebendiges Bild des Mannes. Und — das ist eine große Erweiterung des bekannten Roonbildes — es wird viel zitiert und verarbeitet auch aus dem, was Roon vor 100 Jahren bekannt machte, den geographischen Jugendwerken des Leutnants und Hauptmanns, dem »Großen Roon« und dem »Kleinen Roon«. Und da ergibt sich ein überraschendes Bild der geistigen Weite der religiösen und philosophischen Entwicklung, viel weiter, als bisher bekannt, weiter als man bei einem Offizier selbst dieser idealistischen Generation und bei einem pommerschen Konservativen erwartet. Die idealistischen und christlichen Wurzeln dieser Persönlichkeit, aus der ihre Leistung wie auch ihr großartiger Stil erwachsen, werden deutlich; die Wirkung auf Männer wie Perthes, Prinz Friedrich Karl wird erst ganz verständlich. Man wird nicht überall zustimmen — z. B. sind die Formulierungen über Roons Anteil an der Reorganisation oft recht unscharf. Den Nichthistoriker regt es überall zum Nachdenken über Staat, Persönlichkeit, Gott an. Ein dankenswertes Buch.

Hermann Witte, Naumburg a. d. S.

Andrea von Harbou. Dienst und Glaube in der Staatsauffassun Albrecht von Roons. Neue Deutsche Forschungen. Junker und Dünnhaupt, Berlin 1936. 138 S. Brosch. RM 6.—

3.

Deutsche Soldatenkunde

Neben die beiden Werke: »Die deutsche Volkskunde« und »Die deutsche Kulturgeschichte«, die im Verlage des Bibliographischen Instituts (gemeinsam mit dem Verlag H. Stubenrauch) erschienen sind, tritt jetzt die »Deutsche Soldatenkunde«, für die Oberst B. Schwertfeger u. Major O. Volkmann als Herausgeber zeichnen. Diese 3 Werke, neben denen noch andere in Vorbereitung sind, sind nach einheitlichem Plane aufgebaut: Textband und Bilderband.

Das Werk will das »Deutsche Soldatentum« zeigen, nicht in der Sondergeschichte des Heerwesens, sondern in einer Verbundenheit mit dem gesamten Volkstum: dem Bauern, Handwerker, Arbeiter, Gelehrten, das eben in der einen oder andern Form die Jahrhunderte hindurch das Soldatenvolk bildet.

Der Inhalt ist zunächst historisch gegliedert: germanische Zeit und frühes Mittelalter, Rittertum, Landsknechte, stehende Heere, Volksheer und Weltkrieg, Berufsheer, Wehrmacht des 3. Reiches usw., daneben treten aber die überaus wertvollen Ergänzungskapitel über: Soldatenbrauch und Glaube, Soldatenlied, Soldatensprache, Soldatenkleid u. Militärmusik, die eben die volksmäßige Verbundenheit am auffallendsten zeigen. So ist es doch z. B. charakteristisch, daß im Soldatenlied des Weltkrieges fast 36% allgemeine Volkslieder, 30% Soldatenlieder im engeren Sinn aus der Zeit vor 1890 sind, und alles andere — erotische Lieder, Schlager, Neuschöpfungen usw. jeweils nicht an 10% herankommen. Das Soldatenlied ist zu einem wesentlichen Teile sentimental, und es liebt die Parodie auf die eigene Empfindsamkeit.

Besonders eingehend ist das Kapitel über die »Soldatensprache« von Prof. Otto Mausser, der Herkunft, Alter und Wesen der Sprache untersucht und mit philologischem Rüstzeug an das Problem der »schöpferischen Triebkräfte« und auch der Grammatik herantritt. — Selbstverständlich, daß in der »Geschichte der Soldatenmusik« ihrem eigentlichen großen Schöpfer Wilhelm Friedrich Wieprecht ein Denkmal gesetzt wird.

Der Bilderatlas des Werkes hat wieder den großen Vorzug, vollständig selbständig zu sein, weil der Text zu jedem Bild ausführlich und kulturhistorisch erschöpfend gehalten ist. Hier findet nicht nur der Kenner und Freund des Soldatenkleides und der Waffen, sondern eben auch der Kunstfreund sein volles Genüge. **G. L.**

[1]) Die Deutsche Soldatenkunde. Herausgegeben von Oberst a. d. Dr. phil. h. c. B. Schwertfeger und Major a. D. Erich Otto Volkmann. I. Band, 523 Seiten. II. Band. Bilderatlas. Bearbeitet von Hauptmann Dr. phil. Otto Großmann. Mit 620 Abbildungen, 7 Farbtafeln usw. Bibliogr. Institut A. G. Leipzig, Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

4.

Strategie des Weltkrieges

Die Reihe »Meyers Kleine Handbücher« ist um zwei wertvolle Beiträge bereichert worden, um die »Strategie des Weltkrieges« und den als Ergänzung hierzu gedachten »Strategischen Atlas zum Weltkrieg«, beide von O. E. Volkmann. In knapper, klarer Zusammenfassung ziehen die Kämpfe und Schlachten auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen vorüber, wie sie von den einzelnen Heeresleitungen vorbereitet wurden und wie sie sich entwickelten, die großen Offensiven im Westen und Osten, die Kämpfe auf dem Balkan, das Ringen an der Alpenfront, der U-Boot-Krieg und die Seeschlachten. Deutlicher als beim unmittelbaren Erlebnis des Krieges werden dem zurückblickenden Betrachter Vorzüge und Schwächen der eigenen sowie der gegnerischen Operationen klar, und er erkennt die Unerbittlichkeit im Gang der Ereignisse. Der strategische Atlas, dem ein ausführliches geographisches Namensverzeichnis beigefügt ist, gibt auf 33 verschieden großen Karten, auf die im Text hingewiesen wird, die Bewegungen der Armeen an sämtlichen Fronten wieder. **N-dt.**

E. O. Volkmann, Strategie des Weltkrieges — Strategischer Atlas zum Weltkrieg. Bibliogr. Institut, Leipzig 1937. Jeder Band RM 2.60.

5. Auflage

Das Weltkriegsende

Gedanken über die deutsche Kriegführung 1918

Von **Bernhard Schwertfeger**

Oberst a. D., Dr. phil. h. c., Lehrbeauftragter für Kriegsgeschichte u. Wehrwesen a. d. Univ. Göttingen und an der Techn. Hochschule Hannover

206 Seiten, Leinen RM 5.80

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion Potsdam

ANDREA VON HARBOU

Dienst und Glaube in der Staatsauffassung Albrecht v. Roons

Broschiert RM 6.—

Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin

Digitized by Google

Das Weltkriegsende

Nachdem bereits 18 Jahre seit Beendigung des großen Völkerringens verflossen sind, hat sich Oberst a. D. Dr. phil. h. c. Bernhard Schwertfeger[1]) an die schwierige Aufgabe gewagt, die Ursachen des Zusammenbruches der Mittelmächte an Hand von Dokumenten zu klären. Wir verdanken ihm schon so bedeutende Werke wie »Zur europäischen Politik, 5 Bde. aus belgischen Dokumenten«, »Die diplomatischen Akten des auswärtigen Amtes 1871/1914« und »Der Weltkrieg der Dokumente«. Auch bearbeitete er bereits im Jahre 1922 ein wohlabgewogenes Gutachten über die politischen und militärischen Verantwortlichkeiten im Verlaufe der Offensive von 1918 für den parlamentarischen Untersuchungsausschuß.

Mag das vorliegende Werk auch nicht alle Ursachen des Zusammenbruches behandeln und weitere Forschung vielleicht in Einzelheiten zu anderen Urteilen führen, so wird das Buch doch im ganzen der gestellten Aufgabe vollauf gerecht. Der Verfasser schreibt rein sachlich, niemandem zu Liebe oder zu Leide, vor allem zu dem Zwecke, aus den Vorgängen, die zum Zusammenbruch führten, die richtigen Lehren zu ziehen.

Im Vordergrunde seiner Betrachtungen steht das Problem der Kriegsleitung, d. h. der politischen und militärischen Kriegführung.

Das Triumvirat — König, Staatsmann, Feldherr —, das uns in den Einigungskriegen zum Siege geführt hatte, wurde 1914 als historisch gegeben übernommen. 1866 u. 70/71 ließ sich der König als wahrer Führer und Herr die Führung nicht aus der Hand nehmen. Wie er selbst, waren seine Paladine starke Persönlichkeiten. Diese Organisation würde wohl auch im Weltkriege genügt haben, wenn ... ebenso bedeutende Männer wie 1870/71 die Kriegsleitung gebildet hätten. Aber gleich bei Beginn des Krieges machte der Kaiser den Chef des Generalstabes zum eigentlichen Oberkommandierenden des Feldheeres, ohne freilich damit die Verantwortung für die Führung los zu werden, die ihm durch die Reichsverfassung aufgebürdet war. Seine schon hierdurch geschwächte Autorität mußte noch weiter sinken, sobald ihn Staatsmann oder Feldherr durch die Macht ihrer Persönlichkeit einseitig beeinflußten. Zunächst war freilich der Reichskanzler ein Staatsmann ohne außenpolitische Schulung und kein zielbewußter Kämpfer, der das Wesen des Krieges begriff und gewillt war, alle Kräfte des Staates und Volkes für den Sieg einzusetzen. Und dem »vermeintlichen« Feldherrn fehlte der Glaube an sich und den Sieg. Immerhin behielt der Staatsmann größeren Einfluß, auch als an die Stelle der ersten die zweite O. H. L. trat. Erst mit dem Feldherrnpaare Hindenburg-Ludendorff gewann die militärische Kriegführung die Vorhand vor der politischen. Sie glaubte gezwungen zu sein, sich auch in innerpolitische Angelegenheiten zu mischen, weil der Staatsmann der Kriegführung nicht die erforderlichen Wehrkräfte aller Art zuführte. Damit sank die Autorität des Staatsmannes, aber auch des Obersten Kriegsherrn in bedauerlicher Weise und das Vertrauen in das Feldherrnpaar ließ auch die auf Bethmann-Hollweg folgenden Reichskanzler die außenpolitische Sachlage optimistisch betrachten.

Schon Bethmann hatte im Januar 1917 die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges protestlos zugelassen, obwohl er die großen Gefahren der Verfeindung mit den Vereinigten Staaten sehr richtig einschätzte. Heute wissen wir, daß es besser gewesen wäre, trotz der Aussicht auf militärische Vorteile den uneingeschränkten U-Bootkrieg nicht zu erklären. Mag auch Wilson beabsichtigt haben, auf Seite der Entente in den Krieg einzutreten, so ist doch kaum anzunehmen, daß er das amerikanische Volk in absehbarer Zeit kriegswillig gemacht hätte. So wäre wenigstens Zeit gewonnen und vielleicht Frankreich auf die Knie gezwungen worden, ehe die amerikanischen Truppen das ausgeblutete Frankreich retten konnten. Jedenfalls ist der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg, der in dem Buche nur kurz erwähnt wird, eine der Hauptursachen für das Weltkriegsende gewesen.

Die Betrachtung des Führungsproblems darf auch nicht außer acht lassen, daß für den einheitlichen Kräfteeinsatz der Mittelmächte eine übergeordnete wirksame Kriegsleitung sowohl militärischer wie politischer Art fehlte und dieser Mangel sich gerade in der höchsten Krisis verhängnisvoll auswirkte.

Meisterhaft schildert der Verfasser, wie die oberste Kriegsleitung bis Ende September 1918 ganz in Händen der 3. Obersten Heeresleitung lag, die politische Leitung weder in der günstigen Lage nach den gewaltigen Siegen in Frankreich noch nach den offensichtlichen Anzeichen eintretender Schwäche, ja nicht einmal nach den schweren Rückschlägen diplomatische Schritte unternahm und auch die Oberste Heeresleitung nicht auf eine klare Entscheidung drängte.

Es folgt dann das Kapitel »Das Herbeirufen der Politik 29. 9.—3. 10. 1918«. Diese Überschrift, im Gegensatz zu den Kapiteln »Die rein militärische« und »Die rein politische Kriegsleitung«, könnte, was wohl nicht in der Absicht des Verfassers lag, die Auffassung hervorrufen, als habe die O. H. L. den Krieg ohne politische Unterstützung beenden wollen. Daß dies nicht der Fall war, geht z. B. schon aus den Denkschriften des Obersten v. Haeften vom Januar und Juni 1918 hervor, die die O. H. L. dem Reichskanzler befürwortend zugeleitet hatte. Freilich sollte die darin empfohlene »Friedensoffensive hinter den feindlichen Fronten« keineswegs amtlichen Charakter tragen. Mit Recht war also die O. H. L. über die Forderung Kühlmanns nach diplomatischen Verhandlungen und das den Feinden höchst willkommene Eingeständnis empört, daß der Frieden durch »rein militärische Entscheidung« nicht erreicht werden könne« (Reichstagsrede am 24. 6. 18). Auch innerpolitisch hatte die O. H. L. die Politik oft genug »herbeigerufen« und auch bei den Besprechungen in Spa am 13. u. 14. August der politischen Leitung Gelegenheit zum Eingreifen gegeben. Es fehlte eben der klarblickende und willensstarke Staatsmann!

Der Verfasser führt dann aus, wie gegen den Willen des Prinzen Max von Baden auf das strikte Verlangen der O. H. L. und auf Grund ausdrücklicher kaiserlicher Entscheidung das Waffenstillstandsangebot noch vor Bildung der neuen Regierung abgesandt wurde.

Nach diesem verhängnisvollen Schritt, der von der Entente nur als Eingeständnis der Kampfunfähigkeit gedeutet werden konnte, hatte nur noch der Staatsmann in Abhängigkeit von einer defaitistischen Vielköpfigkeit das Wort und unterlag der überlegenen und unehrlichen Diplomatie der Entente. Die energische Mahnung der hier politisch einsichtigeren Feldherren, wegen der entehrenden Bedingungen der ersten Wilsonnoten die Verhandlungen abzubrechen und für einen erträglichen Frieden weiter zu kämpfen, fand kein Gehör. Ludendorff wurde entlassen. Umsonst der vielfache Hinweis auf Karthagos Untergang — erst Entwaffnung, dann Vernichtung! Schritt für Schritt wich die schwache Regierung vor den Noten Wilsons zurück und ermutigte die Entente zu immer schärferen Bedingungen. »Setzt den Kaiser ab, dann bekommt Ihr einen günstigen Frieden!« In diese Falle ging nicht nur das ausgehungerte Volk, sondern auch ein großer Teil wirklich überzeugter Monarchisten. Der Zwiespalt im Volke war da, und diese günstige Gelegenheit wollten sich die Marxisten nicht entgehen lassen. Sie forderten den Rücktritt des Kaisers innerhalb 24 Stunden und schritten zur Revolution.

Hier taucht die Frage auf, ob bzw. welche Vorkehrungen die politische Kriegführung zur Verhinderung oder schleunigen Unterdrückung eines so volksverräterischen Verbrechens getroffen hatte, zumal schon seit 1917 durch Sabotageakte, Meuterei in der Marine und bolschewistische Propaganda die bevorstehende Gefahr unverkennbar angekündigt war. Ohne Zweifel gehört es doch zu den Hauptaufgaben der politischen Kriegführung, den im Außenkampfe stehenden Staat gegen Angriffe von innen zu schützen!

In der Überzeugung, daß Kaisertum Dienst am Volke sei, lehnte der Kaiser den freiwilligen Verzicht auf die Krone wiederholt ab. Während dieser Kaiserkrise, die vom 30. 10. bis 8. 11. spielte, war es wieder verhängnisvoll, daß der Monarch sich nicht da, wo jetzt der Schwerpunkt der Kriegführung lag, nämlich bei der politischen Leitung in Berlin, sondern bei der O. H. L. in Spa befand und deshalb nicht genügend und nicht rechtzeitig über die Lage orientiert werden konnte. So brach die Revolution in dem Augenblick aus, in dem die letzte Möglichkeit bestand, die entehrenden Waffenstillstandsbedingungen abzulehnen, und der Reichskanzler erklärte den Rücktritt des Kaisers und Königs sowie den Thronverzicht des Kronprinzen in der Überzeugung, hierdurch die Revolution aufzuhalten. Ein schwerer Irrtum! Die Nachricht vom Rücktritt des Kaisers linderte nicht die Bedingungen, sondern nahm dem rachsüchtigen Gegner jede Bereitwilligkeit für weitere Zugeständnisse. Die Unterzeichnung, die das ausdrückliche Versprechen zur Voraussetzung hatte, daß ein Frieden auf Grund der Ansprache Wilsons vom 8. Januar 1918 geschlossen werden sollte, und zu der Erzberger durch eine offene Depesche mit der bloßen Unterschrift »Der Reichskanzler« ermächtigt wurde, kam der völligen Entwaffnung Deutschlands gleich. Dem wehrlosen Reiche gegenüber konnte sich dann der Vernichtungswille der wortbrüchigen Feinde in dem Schanddiktat von Versailles durchsetzen.

Klar, sachlich und spannend führt uns der Verfasser diese Schicksalstragödie unseres Volkes vor Augen, dessen Schwert nach jahrelangem unerhörtem Heldenkampfe kurz nach dem Zeitpunkt zerbrach, wo es nahe am endgültigen Siege war. Die begangenen Fehler läßt er uns zwischen den Zeilen lesen.

Aus ihnen zu lernen, ist für uns Schicksalsfrage.

Generalmajor a. D. H. Franke

[1]) Das Weltkriegsende. Gedanken über die deutsche Kriegführung 1918. Potsdam, Akademische Verlagsanstalt Athenaion m. b. H. 1937. Preis geb. RM 5.80.

Soeben erschien:
Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften
2. DAS HEER. Mit einem Geleitwort von Generaloberst Freiherr von Fritsch. Subskriptionspreis bei Bezug aller 4 Bände geb. RM 32.—, bei Einzelbezug RM 36.—
Verlangen Sie unseren Prospekt!
VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Johann Karl Ludwig Engel (1778–1840)

Dem Reisenden, der zum ersten Mal nach der finnischen Hauptstadt Helsinki kommt, fällt auf den ersten Blick die stilistische Einheitlichkeit ihrer wesentlichen repräsentativen Bauten sowie die Geschlossenheit und Großzügigkeit der architektonischen Gesamtanlage des Stadtkernes auf, und sofern er ein Deutscher ist, drängt sich ihm unwillkürlich der Name Schinkel auf die Lippen. Er hat nicht sehr weit vom Ziel getroffen, es ist Geist der Schinkelzeit, den »die weiße Stadt im Norden« ausströmt, und ein Deutscher, Freund und Studiengenosse Schinkels, hat ihr das Gepräge gegeben. Dieser, Johann Karl Ludwig Engel, wurde 1778 in Berlin geboren. Seine Ausbildung erhält er an der dortigen neugegründeten Bauakademie als Schüler David Gillys zusammen mit dem um drei Jahre jüngeren Schinkel. Das Stocken der Bautätigkeit während der Napoleonischen Zwangsjahre ist der Grund, weshalb Engel Preußen verläßt und in das Ausland geht. Von 1809 bis 1814 ist er Stadtbaumeister in Reval, scheint aber hier keine bleibenden Spuren hinterlassen zu haben. Nach 1814 taucht Engel vorübergehend in Petersburg auf, und 1816 bereits ist er in Helsingfors, seiner bleibenden Wirkungsstätte, der er in den nächsten beiden Jahrzehnten den Stempel seiner künstlerischen Persönlichkeit aufdrückt.

Diese damals wenig mehr als 7000 Einwohner zählende Stadt ist seit 1812 die Hauptstadt des drei Jahre zuvor von schwedischer unter russische Oberhoheit gekommenen Finnland, und als 1819 auch der Sitz der Regierung von der ehemaligen Landeshauptstadt Turku nach Helsinki verlegt wird, ist es das Hauptbestreben der neuen Herren, der Stadt eine ihrer nunmehrigen Bedeutung entsprechende architektonische Ausgestaltung zu geben. Der gesamte Bebauungsplan wird einem einzigen Architekten anvertraut. Die Wahl fällt auf Engel, der 1820 vom Generalgouverneur Graf Steinthal, in das Stadtbaukomitee berufen wird. Wie sehr man ihn geschätzt haben muß, beweist die Tatsache, daß er bereits fünf Jahre später zum Intendanten des öffentlichen Bauwesens ernannt wird. Engel nimmt somit schon 1825 in Finnland die gleiche Stellung ein, die Schinkel in Preußen erst 1839 erhält. Er beginnt sein städtebauliches Amt mit der Erweiterung und baulichen Ausgestaltung des Hauptplatzes der Stadt, des heutigen Senatsplatzes, und um diesen und seine nähere Umgebung gruppieren sich auch die wichtigsten Bauten, die er für die Stadt schafft und die noch heute ihr geistiges, religiöses und administratives Zentrum bilden.

Der erste von Engel ausgeführte Bau ist das Senatshaus, der heutige Reichsrat, das er an der Ostseite des nach ihm benannten Senatsplatzes errichtet (1822). Es folgt in den Jahren 1828—1832 an der gegenüberliegenden Westseite der völlig entsprechende Neubau der Universität, die nach dem großen Stadtbrande von Turku (1827) nach Helsingfors verlegt wird. Ebenfalls an der linken Seite dieses großen Platzes entsteht danach die im Gegensatz zu den beiden anderen Gebäuden mit durchgehenden Halbsäulen und Pilastern geschmückte Universitätsbibliothek. Den Mittelpunkt und krönenden Abschluß zugleich dieser großzügigen Platzanlage bildet die protestantische Hauptkirche Helsinkis, die Nikolaikirche. Leider wird dieser gewaltige Bau auch das Sorgenkind seines Lebens. Während die Pläne der anderen Bauten anscheinend ohne Widersprüche genehmigt werden, stoßen die Vorlagen für die Nikolaikirche, an denen er seit 1818 arbeitet, mehrmals auf Widerstand. Bis zum Jahre 1839 zieht sich der Kampf um die endgültige bauliche Gestaltung der Nikolaikirche, deren Grundstein 1830 gelegt wird, hin, und als Engel im folgenden Jahr stirbt, ist der Bau erst halb vollendet. Volle zwölf Jahre dauert es noch, ehe er endgültig und mit mancherlei Abänderungen zum Abschluß gebracht wird. Doch die Formensprache Engels, die Einfachheit und Monumentalität, bleibt unverkennbar und darüber hinaus seine große städtebauliche Begabung. Die architektonische Gestaltung des Senatsplatzes, die Anordnung der ihn umgebenden Gebäude sowie die von Engel erst festgelegte Hauptsache des großen freien Platzes durch Errichten der auf hohem Treppenunterbau sich erhebenden Kirche, die als kuppelbekrönter Zentralbau aufsteigt, ist seine Idee und seine größte Schöpfung für die finnische Hauptstadt. Aber noch lange nicht seine einzige. Allenthalben trifft man in Helsingfors auf Zeugen seiner baulichen Tätigkeit. Am Markt, am Beginn der Esplanade erhebt sich der vornehm schlichte Palast des Generalgouverneurs, in dem heute das Außenministerium untergebracht ist. Weitere Bauten Engels in Helsingfors sind das Haus des Generalinspekteurs, das astronomische Observatorium, das Präfektenhaus, zwei Kasernen und eine Holzkirche. Doch hiermit nicht genug, seine Schaffenskraft wirkt sich im ganzen Lande aus. Er entwirft den Stadtplan für das nach dem großen Brande neu aufzubauende Turku, wo er bereits das astronomische Observatorium errichtet hat, Krankenhäuser entstehen nach seinen Plänen, Rathäuser, Gutshöfe und Villen und eine beträchtliche Anzahl von Holzkirchen, bei denen er an die heimische Tradition anknüpft und den vorhandenen Kreuzkirchentypus zum einheitlichen, von einer polygonalen Kuppel überwölbten Zentralbau umgestaltet, vorbildlich vor allem an der kleinen Kirche von Pyhäjoki. Mit der Architektur allein ist Engels Schaffensbereich noch lange nicht erschöpft. Auch er ist Maler wie Schinkel. Aquarellveduten von seiner Hand geben das alte Helsingfors wieder. Daneben zeigt ihn seine Tätigkeit als obersten Leiter des Bauwesens als tüchtigen Verwaltungsbeamten, zu dessen Obliegenheiten auch die Ausbildung von Architekten für die Baubehörde gehört.

Engel ist nicht der erste in Finnland schaffende deutsche Baumeister, schon vor ihm haben verschiedentlich deutsche Künstler hier gewirkt, so um 1770 der in Turku lebende Christ. Friedr. Schröder, und auch nach ihm tauchen deutsche Namen unter den Architekten auf, bis gegen Ende des 19. Jahrh. die einheimischen Baumeister zu überwiegen beginnen. Aber keiner seiner deutschen Kollegen hat so prägnante und nahezu über das ganze Land sich verteilende Spuren hinterlassen wie er. Auch innerhalb der finnischen Baukunst nimmt Engel eine Sonderstellung ein, denn mit ihm setzt eine neue Periode baukünstlerischer Tätigkeit ein, deren Formencharakter sogar in der modernen Architektur wieder auflebt. Seine Formensprache ist gewiß nicht völlig neu in Finnland, eine ganze Reihe klassizistischer Bauwerke ist vor ihm entstanden, Herrenhäuser und auch öffentliche Bauten. Unter den letzteren fällt besonders das heute die 1918 begründete schwedische Universität in Turku beherbergende Gebäude auf durch das bei Engel am Senatshaus und an der Universität in Helsingfors wiederkehrende Motiv des in den beiden oberen Stockwerken mit durchgehenden Säulen geschmückten Mittelrisalits. Es ist von seinem Vorgänger im Amt, dem aus Turin stammenden Carlo Francesco Bassi, in den Jahren 1802—1815 nach Zeichnungen des schwedischen Architekten Gjörwell errichtet worden. Aber diese Gebäude bleiben größtenteils einzelne Leistungen. Erst mit Engel setzt das Bestreben ein, im ganzen Land einen einheitlichen Baustil zum Durchbruch kommen zu lassen. Die Formensprache, deren er sich hierzu bedient, ist die eines gemäßigten Klassizismus. Er ist nicht so streng und herb wie sein Lehrer Gilly, erreicht auch nicht die nahezu klassische Größe, die seines Studiengenossen Schinkel Fassade des Alten Museums in Berlin auszeichnet. Seine Bauwerke zeigen die festen Formen der fortgeschrittenen klassizistischen Epoche, in die sich schon Renaissanceelemente mischen. Diesen bleibt er seine ganze Schaffenszeit hindurch treu, ja sogar seine ersten noch aus der Berliner Zeit stammenden Entwürfe, z. B. der 1806 datierte Grund- und Aufriß eines Bäckereigroßbetriebes (Berlin, Staatl. Kunstbibl.), offenbaren schon die gleiche Formensprache. Eine zu anderen Formen fortschreitende Entwicklung, überhaupt starke formale Abweichungen zwischen den einzelnen Bauwerken lassen sich nicht feststellen. Er zollt auch nicht der Gotik seinen Tribut wie Schinkel und die meisten seiner Zeitgenossen. Hierin liegt seine Einseitigkeit aber auch seine Größe, und vielleicht ist gerade diese Einheitlichkeit seiner baulichen Leistung der Grund, daß ihr Geist in der modernen finnischen Architektur wieder auflebt. Zeugnisse hierfür sind die Stadtbibliothek in Turku und das moderne, erst 1931 fertiggestellte Parlamentsgebäude in Helsingfors, wenn dieses auch in dem wenige Jahre zuvor errichteten Stockholmer Konzerthaus einen näheren jüngeren Verwandten zu haben scheint. Dies ist die Bedeutung Engels für Finnland: Er hat, ohne unmittelbare gleichwertige Nachfolger gefunden zu haben, in der neueren Architektur den Grund gelegt zu einer einheitlichen großzügigen Baugesinnung, auf dem die Nachwelt weiter bauen kann. Für den Deutschen aber ist er über die bloße Tatsache seiner Nationalität hinaus in seiner beherrschten, schlichten aber nicht nüchternen, zweckmäßigen und zugleich monumentalen, von Idealismus beseelten Bauweise ein Repräsentant des »preußischen Stiles«, dem er im Ausland ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

E. Nienholdt

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

OCT 20 1937

Berlin, 5. September 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 17

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Lebendige Werke der Wissenschaft

Der Grundgedanke dieser Nummer unserer Zeitschrift ist der, darauf hinzuweisen und durch eine Reihe von Beispielen zu erhärten, welche Lebenskraft wissenschaftliche Werke haben, wie sie sich immer wieder erneuern und wie sie manchmal für viele Jahrzehnte richtunggebend wirken. Es wird versucht, auf die Entstehungsgeschichte dieser Werke einzugehen und das Zusammenwirken zwischen Verleger und Autor möglichst sinnfällig zu zeigen. Quelle dafür sind im allgemeinen die Geschichten der großen deutschen wissenschaftlichen Verlage, die die weitere Öffentlichkeit leider viel zu wenig kennt, die aber wichtige Bausteine für die Geschichte der deutschen Wissenschaft sind, und durch die eigentlich erst die Gelehrten als forschende Schriftsteller charakterisiert werden können.

Mancher Gelehrter hat auch in seiner Lebensgeschichte der Zusammenarbeit mit seinem Verleger gedacht und dabei nicht vergessen zu betonen, wie sehr sein wissenschaftliches Selbstbewußtsein durch das Vertrauen, das ihm der Verleger entgegenbrachte, gehoben wurde.

In früherer Zeit war wohl mehr als jetzt die Übung vorhanden, daß ein Gelehrter seinem Verleger treu blieb, daß Rat und Tat, die der Verlag für das erste Werk des Gelehrten spendete, nicht vergessen wurden und daß sich eine Zusammenarbeit auf Lebenszeit ergab. Der Gelehrte freute sich des Erfolges seines Wirkens, und er war dankbar dafür, daß die Gemeinschaft mit dem buchhändlerischen Betreuer seiner Arbeiten diesen Erfolg ermöglicht hatte.

Man spricht sehr viel von wissenschaftlichen Schulen, von dem Blühen und Untergang einer Schule, ohne zu wissen oder zu untersuchen, wie eine solche Entwicklung sich vollzieht. Sie wird sehr häufig durch folgende Tatsache bestimmt. Ein Gelehrter wird berühmt durch ein Werk, das für die Wissenschaft richtunggebend ist. Der Verleger dieses Werkes ist vielleicht Anreger, zum mindesten aber verständnisvoller Förderer des Planes gewesen, und auch er hat daraus den entsprechenden Erfolg. Es wird ihm die Möglichkeit geboten, in immer stärkerer Einfühlung in das Wissensgebiet andere Autoren zu gewinnen und vielleicht von ihnen Werke zu erhalten, die jenem Erstlingserfolge nicht nachstehen. Gelehrte und Verleger sind gleichaltrig, gehören zu einer Generation und sind so gewissermaßen schicksalsmäßig miteinander verbunden. Aber die Gelehrten werden älter. Sie haben Schüler, auf deren Arbeiten sich neue Erkenntnisse aufbauen und die ihrerseits wieder selbständige Erfolge erstreben und haben. Anfänglich freuen sich wohl die Schüler eines Gelehrten, auch von dessen Verleger betreut zu werden, sie erwerben sich dort ihre ersten wissenschaftlichen Sporen; aber dann erfolgt nicht selten auf einmal ein Umschwung. Sie haben selbst einen Namen, sind selbst wieder Gründer einer Schule, vielleicht manchmal im Gegensatz zu ihrem Lehrer, und es ergibt sich die überraschende Tatsache, daß ein tatkräftiger junger Verleger, der zu der Generation der Schüler gehört, durch Zusammenarbeit mit ihnen seine Firma zur Blüte bringt und die erfolgreichen Bücher einer neuen Generation schafft. Gewiß ist das keine Regel, gewiß haben auch die Nachfolger eines erfolgreichen Verlegers in Anpassung an die neue Generation die Möglichkeit, diese für sich zu gewinnen, aber mir scheint, daß das Gegenteil häufiger der Fall ist, und das ist auch gut so. Aus diesem Streben einer jungen Generation, die gewissermaßen nicht im Schatten des Alters steht, sondern für sich wirken will, entstehen neue Verlage, deren Namen plötzlich auftauchen, und die die Werke der Schüler mit ihrem Verlagszeichen schmücken können. Mancher Verleger erliegt diesem Streben, ein neues Zentrum zu werden, wenn er zu wagemutig ist und wenn die Begeisterung für eine Idee ihn zu stark ergreift. Er bleibt dann auf der Strecke, der Name verschwindet bald, und nur die, bei denen Wägen und Wagen im richtigen Verhältnis stehen, setzen sich durch.

Wenn man einmal die Geschichte der großen wissenschaftlichen Zeitschriften verfolgen wollte, so würde man jeweils auch hier das Generationsproblem sich auswirken sehen. Die Schüler eines Forschers wollen die Anpassung an die Zeit in Selbständigkeit und in der Gründung neuer Zeitschriften vollziehen.

Aber das berühmte Werk, das einer Generation neue Erkenntnisse gebracht hat, verliert trotzdem nicht seine Geltung, ja es ist erstaunlich, wie sehr es in dem Bewußtsein der wissenschaftlichen Welt sich eingebürgert hat, und wie aus dieser Treue zu dem Buche auch immer wieder die Gelegenheit erwächst, es am Leben zu halten und den Ruhm der Begründer — des Autors und des Verlegers — der nächsten Generation zu übermitteln.

G. L.

INHALT:

Lebendige Werke der Wissenschaft
GUSTAV FISCHER, Jena: Handwörterbuch der Staatswissenschaften
DUNCKER & HUMBLOT, München: Otto von Gierkes „Deutsches Privatrecht"
J. G. COTTA'sche Buchhandlung, Stuttgart: Eduard Meyers „Geschichte des Altertums"
HERDER & CO., Freiburg: Der Geschichtsschreiber der Päpste
ANTON PUSTET, Salzburg: Thomas von Aquino
JULIUS SPRINGER, Berlin: Die „Lebenserinnerungen" von Werner von Siemens
J. B. METZLER'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart: Handbuch der Vermessungskunde
FRIEDRICH VIEWEG & SOHN, Braunschweig: Die Entstehung der Kontinente und Ozeane
R. OLDENBOURG, MÜNCHEN: Mikroskopische Technik
URBAN & SCHWARZENBERG, Berlin und Wien: Pharmakologie und Arzneibehandlung
WALTER DE GRUYTER & CO., Berlin: Grundrisse der Philologie, Georg Dehios „Geschichte der deutschen Kunst", Das „Kochbuch" der Chemie

Handwörterbuch der Staatswissenschaften

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Lex. 1. Aufl. herausgegeben von Johannes Conrad, Ludwig Elster, Wilhelm Lexis, Edgar Loening. 6 Bde. Jena (Gustav Fischer) 1890—94. Dazu 2 Supplementbände 1895 u. 1897. 2. Aufl. hrsg. von denselben. 7 Bände. Jena 1898—1901. 3. Aufl. hrsg. von denselben. 8 Bände. Jena 1909 bis 1911. 4. Aufl. herausgegeben von Ludwig Elster, Adolf Weber und Friedrich v. Wieser. 8 Bände. Jena 1923—28; dazu 1 Ergänzungsband Jena 1929.

Der große wirtschaftliche (besonders industrielle) Aufschwung, den das Reich nach seiner Einigung durch Bismarck erlebte, warf eine Fülle von Problemen auf, die nicht nur den Staatsmann und Wirtschaftspraktiker, sondern auch gerade den Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler auf den Plan rufen mußten und so zu einer starken Intensivierung der Arbeit auf diesem Fachgebiet führten. Die Industrialisierung Deutschlands und die Ausweitung des Außenhandels, der Ausbau der Verkehrswege (besonders der Eisenbahnen), die Schaffung eines leistungsfähigen modernen Bank- und Kreditwesens, die Gewinnung von Kolonien, die Aufteilung der Steuer und sonstigen Finanzquellen unter Reich, Einzelstaaten und Gemeinden auf der einen Seite und die Schattenseiten dieses im Großen gesehen so imponierenden Aufschwunges auf der anderen Seite, nämlich die

Digitized by Google

sozialen Spannungen (Arbeiterfrage), das offensichtliche Zurückbleiben der Landwirtschaft, das Auftreten von Wirtschaftskrisen und ungesunden Spekulationen und der damit auftauchende Zweifel an der Richtigkeit des herrschenden Sozialsystems — all das und vieles andere stellte an die wissenschaftliche Verarbeitung und Durchdringung Aufgaben, mit deren Bewältigung sich die besten Köpfe des Faches abmühten. Es ist daher kein Wunder, daß damals die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften ihre erste große Ausweitung erfuhren.

Von hier aus nahm auch das große Werk, von dem hier die Rede sein soll, seinen Anfang — das »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«. Zwei Männer waren es, die es schufen: Gustav Fischer (Jena), einer der bedeutendsten, unternehmungsfreudigsten und weitsichtigsten Verleger seiner Zeit, ersann 1888 den Plan eines umfassenden lexikalisch geordneten Nachschlagewerkes der gesamten (wirtschaftlich-sozialen) Staatswissenschaften; er war also der eigentliche Urheber und führte diesen Plan unbeirrt durch, auch als Männer, deren Urteil ins Gewicht fiel, glaubten, ihm dringend abraten zu müssen. Und er fand dabei in der Persönlichkeit Ludwig Elsters, dem Schüler Bruno Hildebrands und damaligen Ordinarius für Nationalökonomie an der Breslauer Universität, den Mann der Wissenschaft, der sich sofort auf seine Seite stellte. Mit ihm besprach damals Gustav Fischer auf Grund der bestehenden langjährigen Verbundenheit als erstem den Plan. Er stimmte sofort mit vollem Herzen zu und sorgte mit unermüdlichem Eifer für die Durchführung, indem er Zweifler überzeugte, Mitarbeiter gewann und die wahrlich nicht einfache Redaktion führte. Im besonderen war es Johannes Conrad (Halle), einer der bedeutendsten Volkswirtschaftler seiner Zeit und Lehrer einer ganzen Generation von jungen Nationalökonomen, der, wenn auch erst nach Überwindung vieler Bedenken, gewonnen wurde, dann aber seine reichen Kräfte und ausgedehnten Verbindungen in die Wagschale warf und damit dem gemeinsamen Werk diente, namentlich bei der 2. und 3. Auflage (1888—1901 und 1909 bis 1911), als Ludwig Elster als Mitarbeiter und Nachfolger Althoffs im Berliner Kultusministerium tätig war und dadurch behindert wurde, dem Handwörterbuch so viel Kraft und Zeit zu opfern wie bei der ersten und dann auch bei der vierten Auflage.

Denn der Erfolg hatte den Mutigen recht gegeben; der Optimismus von Gustav Fischer und Ludwig Elster erwies sich nicht nur begründet, sondern die gehegten Hoffnungen wurden sogar bei weitem übertroffen, ein Beweis dafür, daß man das Richtige erkannt und durchgeführt hatte. Als die beiden Supplementbände, die dem Erscheinen der ersten Auflage folgten, abgeschlossen vorlagen, war das Hauptwerk bereits ausverkauft, und eine neue Auflage mußte in Angriff genommen werden, der bald die dritte folgte.

Schon vor dem Kriege hatte man mit den Vorbereitungen einer vierten Auflage begonnen. Aber sein Ausbruch und seine lange Dauer zwangen, all diese Pläne zurückzustellen. Johannes Conrad und ebenso auch Edgar Loening und Wilhelm Lexis, die als Mitherausgeber hinzugezogen waren, starben während seines Verlaufes oder kurz danach. Gustav Fischer senior, der Schöpfer des ganzen Planes, war schon 1910 voraufgegangen, damit die Fürsorge für dieses ihm besonders ans Herz gewachsene Unternehmen seinem gleichnamigen Nachfolger überlassend. Als man nach Beendigung des Krieges in ungebrochenem Mut an die Vorbereitung einer neuen Auflage heranging, traten neben Ludwig Elster als neue Mitherausgeber Friedrich Frhr. von Wieser, Wien, und Adolf Weber, München. Aber die Hauptlast übernahm wieder Ludwig Elster, der nach seinem Ausscheiden aus langjähriger fruchtbarer Tätigkeit im Ministerium in Jena seinen Ruhesitz genommen hatte. Die gänzlich veränderten Verhältnisse machten eine völlige Umgestaltung notwendig und vom einzelnen her gesehen blieb kein Stein auf dem andern. Aber doch blieb es das alte Gebäude, das Standardwerk seines Faches, einmütig anerkannt als wissenschaftlicher Freund aller, die als Lehrer oder Schüler sich um die Wissenschaft bemühten oder als Politiker und Wirtschaftler das Leben gestalteten. Und diesen Wert verdankte es dem Leitgedanken, der von Anfang an dem Ganzen zugrunde lag und an dem unbeirrt festgehalten wurde: nicht eine trockene lexikalisch geordnete Aneinanderreihung von Wissen zu bringen, sondern eine planvolle Zusammenfassung von selbständigen Einzelabhandlungen monographischen Charakters, aus denen das Leben in Wissenschaft und Wirtschaft selbst sprach in seiner bunten Fülle, von Abhandlungen, die oft genug die einzigen modernen Untersuchungen zu dem speziellen Problem darstellten. So war das Werk von vornherein darauf abgestellt, unter sorgfältiger Beobachtung aller hierher gehörigen Lebensäußerungen nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch Anregungen zu weiterer Forschung zu geben. In dieser Verbindung bestand das Eigenartige des Werkes und lag sein Erfolg begründet. Denn man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß das »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« — eine Gemeinschaftsarbeit einiger Hundert Männer unter überlegener einheitlicher Führung — aus den vergangenen Jahrzehnten und der Gegenwart nicht wegzudenken ist, ein Werk deutscher Art und Prägung, anerkannt, geschätzt und beachtet in der ganzen Welt.

„... ein zuverlässiges Nachschlagebuch für den Neubau des Rechts im Dritten Reiche ..." DAZ. v. 1. 11. 1936

Die Rechtsentwicklung der Jahre 1933 bis 1935/36

herausgegeben von Dr. jur. Erich Volkmar, Geh. Reg.-Rat, Ministerialdirektor im Reichsjustizministerium, Mitglied der Akademie für Deutsches Recht
Dr. jur. Alexander Elster, Verlagsdirektor in Berlin,
Dr. jur. Günther Küchenhoff, Amts- und Landgerichtsrat, Gemeinschaftsleiter in Breslau

Zugleich Handwörterbuch der Rechtswissenschaft Bd. VIII: Der Umbruch 1933/1936

Lexikon-Format RM 44.—, in Halbleder geb. RM 48.—

„... Das Werk ist so abgefaßt, daß es für sich selbständig ist u. nach Stichworten geordnet auf sämtlichen Rechtsgebieten zu den einzelnen Rechtsthemen eine Antwort gibt... So ist für den Juristen wie für den Laien ein Handwörterbuch im wahren Sinne des Wortes geschaffen, das zugleich dank der Auswahl der Mitarbeiter eine ebenso zuverlässige wie vom nationalsozialistischen Gedankengut getragene Einführung bietet. Es ist zu erwarten, daß in der Praxis recht oft und gern zu dem neu geschaffenen Werk gegriffen werden wird." Dtsch. Justiz v. 24. 7. 1936

„... Das Standardwerk für den Handgebrauch bei allen Rechtsfragen ..." Dtsch. Justiz v. 1. 2. 1935

Das Bürgerliche Gesetzbuch

mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsprechung des Reichsgerichts, erläutert von Reichsgerichtsräten und Senatspräsidenten am Reichsgericht

Achte, wesentlich umgearbeitete Auflage. 5 Bände. XXIV, 3322 Seiten. 1934/35. In Halbl. geb. RM 143.—

Verlangen Sie bitte unsere Sonderprospekte!

In allen Buchhandlungen erhältlich

Verlag Walter de Gruyter & Co.
Berlin W 35

Otto von Gierkes Deutsches Privatrecht

Deutsches Privatrecht, Band I, Leipzig 1895 (anastatischer Neudruck 1936); Band II, ebenda 1905 (vergriffen); Band III, München und Leipzig 1917. Duncker & Humblot.

Grandios ist die über die Zeiten hinweg reichende Wirkung einer überragenden wissenschaftlichen Leistung, wenn sie wahrhaft schöpferischer Art ist. Oft erfaßt sie noch nicht die Mitwelt, sondern erst die Nachwelt. Hat sie aber erst einmal ihre Wirksamkeit entfaltet, dann ist ihr Einfluß von unabsehbarer Dauer. Mag sie auch vorübergehend in Vergessenheit geraten, so wird immer wieder ein ihrem einstigen Schöpfer geistesverwandter Forscher erscheinen, der das Andenken des vergessenen Vorfahren und seines Werkes zu neuem Leben erweckt.

Die Richtigkeit dieses Gedankengangs kann in der neueren Geistesgeschichte kaum besser belegt werden, als durch die großartige Darstellung des Johannes Althusius [1]) aus der Feder von Otto v. Gierke. Gierke, selbst der feinste Kenner der überzeitlichen Bedeutung wie der Grenzen naturrechtlichen Denkens [2]), hat mit diesem Buch den Namen eines großen deutschen Gelehrten wieder lebendig gemacht, der völlig vergessen, dessen »Politik« aber einer der wichtigsten deutschen Beiträge zur Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien in Europa gewesen war.

Doch Gierkes eigenes Schaffen selbst bietet eine Fülle von Beispielen für die machtvollen Ausstrahlungen gelehrter Arbeit in Gegenwart und Zukunft.

Als junger Mann begründete Gierke seinen Ruhm mit dem mächtigen ersten Band des Deutschen Genossenschaftsrechts [3]), der geradezu erstaunlichen Leistung eines 27jährigen Gelehrten. Dieses Deutsche Genossenschaftsrecht blieb leider unvollendet. Vier stattliche Bände kamen im Laufe der Jahrzehnte heraus. Die Wirkung des Werkes war und ist gewaltig, nicht nur im Bereiche der Rechtswissenschaft, sondern weit darüber hinaus, nicht allein in Deutschland, sondern vor allem auch im Auslande, besonders in den angelsächsischen Ländern. Profunde Gelehrsamkeit vereinigt sich in diesem Werk überall mit künstlerischer Gestaltungskraft. Trotzdem mußte dieses Werk ein Torso bleiben. Warum Gierke auf die Vollendung verzichten mußte, schildert er selbst in ergreifender Weise in der Vorrede zu dem 1913 erschienenen letzten Band des Werkes.

Der Grund und wahrlich ein triftiger Grund für diesen Verzicht war die kämpferische Mitarbeit Gierkes an der Gestaltung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die ersten Vorarbeiten zum BGB hatten die Gefahr der Entstehung eines »nicht deutschen, nicht volkstümlichen, nicht schöpferischen« Gesetzes scharf hervortreten lassen. Der tapferste und bei weitem bedeutendste Streiter im Kampfe gegen den ersten Entwurf des Gesetzes war Gierke. Seine berühmten, heute noch lesenswerten Abhandlungen in Band XII und XIII von Schmollers Jahrbuch, später auch als Buch veröffentlicht [4]), haben die endgültige Gestaltung des BGB stark, wenn auch leider nicht in ausreichendem Maße beeinflußt. Gerade durch diesen Kampf um das neue deutsche bürgerliche Recht aber erwuchs in Gierke die Erkenntnis, daß er für Wissenschaft und Praxis eine große Darstellung des Deutschen Privatrechts zwecks Durchsetzung der lebenskräftigen Gedanken des deutschen

Digitized by Google

Privatrechts vorlegen müsse. So entstand sein Deutsches Privatrecht. Allgemeiner Teil, Personenrecht, Sachenrecht und Schuldrecht liegen vor. Familien- und Erbrecht wurden nicht vollendet. Auch dieses gewaltige Werk blieb ein Torso.

Aber was für ein Torso! Die unserer Zeit obliegende Neugestaltung des bürgerlichen Rechts darf, kann und muß überall an diesen großen Kenner und Künder des deutschen Rechts anknüpfen. Wir vermögen hier nur einige Andeutungen zu geben. Gierkes Darstellung des deutschen Hauses als einer durch die Hausherrschaft geeinten Gemeinschaft wird ein fruchtbarer Grundgedanke für die Gestaltung des kommenden Familienrechts werden. Seine Darstellung der geschäftlichen Unternehmung als einer personenrechtlichen Gemeinschaft kraft herrschaftlicher Gewalt (1895 formuliert!) ist unterdessen durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit bereits verwirklicht worden. Von höchster Aktualität ist seine Auffassung vom Eigentum. Das Eigentum trägt Schranken in seinem Begriff. Es ist nicht reine Befugnis, sondern mit Pflichten gegen die Familie, die Nachbarn und die Allgemeinheit durchsetzt; an Grundstücken kann die Privatherrschaft schon deshalb nicht den Inhalt einer den Sachkörper völlig durchdringenden Macht haben, weil die Grundstücke zugleich den vaterländischen Boden bilden, der als Gebiet den Staatskörper und dessen Gliederbau trägt; Grundeigentum kann also letzten Endes nichts anderes als ein begrenztes Nutzungsrecht an einem Teil des nationalen Gebietes sein. Nicht weniger bedeutungsvoll sind die von Gierke formulierten Grundgedanken des Rechts der Arbeit (vorgetragen bei der Darstellung des Dienstvertrages in Band III des Deutschen Privatrechts), die von der Herkunft des deutschrechtlichen Dienstvertrages aus dem germanischen Treudienstvertrag ausgehen und infolgedessen den grundsätzlich personenrechtlichen Charakter des Dienstverhältnisses betonen.

Große gesetzgeberische Aufgaben sind unserer Zeit gesetzt. Die vorstehenden Ausführungen versuchten in aller Kürze zu zeigen, welche Bedeutung Gierkes Lebenswerk für unsere Rechtserneuerung, welche Bedeutung vor allem sein Deutsches Privatrecht für die Neugestaltung unseres bürgerlichen Rechts hat — ein packendes Beispiel für die Richtigkeit der eingangs aufgestellten Behauptung über die dauernde Wirkung schöpferischer Geistesarbeit. **Dr. Franz Stadelmayer**

München

[1]) Otto v. Gierke, Johannes Althusius, 4. Auflage, Leipzig 1935.

[2]) Vgl. seine Rektoratsrede »Naturrecht und Deutsches Recht«, Frankfurt a. M. 1883. In deutscher Sprache ist zum ewigen Thema des Naturrechts seit Generationen nichts Besseres gesagt worden als in dieser kleinen gedankenreichen Schrift.

[3]) Das Deutsche Genossenschaftsrecht, 4 Bände, Berlin 1868 ff. Von Band I mit III wurde 1913 ein anastatischer Neudruck veranstaltet.

[4])Der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches und das Deutsche Recht, Leipzig 1889.

OTTO VON GIERKE

Deutsches Privatrecht

Kein Werk der deutschen Rechtswissenschaft ist von solcher Bedeutung für die deutsche Rechtserneuerung als das „Deutsche Privatrecht" von Otto von Gierke.

Lieferbar sind folgende Bände:

Band I: Allgemeiner Teil und Personenrecht. XXXII, 897 Seiten. 1936. (Unveränderter Neudruck). Halbleder RM 29.—

Band III: Schuldrecht. CXXIV, 1036 Seiten. 1917. Broschiert RM 32.—

DUNCKER & HUMBLOT / MÜNCHEN

Eduard Meyers „Geschichte des Altertums"

»Geschichte des Altertums von Eduard Meyer«. 1. Bd.: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreiches. 1884. — 2. Bd.: Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege. 1893. — 3. Bd.: Das Perserreich und die Griechen. 1. Hälfte: Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. 1901. 2. Aufl. (Anastat. Neudruck) 1912. — 4. Bd.: Das Perserreich und die Griechen. 3. Buch: Athen (Vom Frieden von 446 bis zur Capitulation Athens i. J. 404 v. Chr.) 1901. 2. unveränderte Aufl. Neuer Abdruck 1915. — 5. Bd.: Das Perserreich und die Griechen. 4. Buch: Der Ausgang der griechischen Geschichte. 1902. 2. Aufl. (Anast. Neudr.) 1913; 3. Aufl. (Omnitypiedruck) 1921. Neubearbeitung. 1. Bd. 1. Hälfte. Einleitung. Elemente der Anthropologie. 1907. 3. Aufl. 1910; 4. Aufl. (Omnitypiedruck) 1921; 5. Aufl. (Photodruck) 1925. — 2. Hälfte. Die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen bis zum 16. Jahrhundert. 1909. 3. Aufl. 1913; 4. Aufl. «Omnitypiedruck) 1921; 5. Aufl. (Omnitypie) 1926. — Nachtrag. Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens. 1925. 2. erweiterte Aufl. Bearbeitet von Dr. Hans Erich Stier. 1931. — 2. Bd.: Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Erste Abteilung: Die Zeit der ägyptischen Großmacht. 1928. — Zweite Abteilung: Der Orient vom zwölften bis zur Mitte des achten Jahrhunderts. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. Hans Erich Stier. 1931. — 3. Bd.: Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Der Ausgang der altorientalischen Geschichte und der Aufstieg des Abendlandes bis zu den Perserkriegen. Herausgegeben von Hans Erich Stier. 1937. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

Als zu Beginn dieses Jahres der Cottasche Verlag in Stuttgart die Ankündigung vom bevorstehenden Erscheinen eines neubearbeiteten 3. Bandes von Ed. Meyers »Geschichte des Altertums«[1]) in die Öffentlichkeit hinausgehen ließ, da bewies das starke Echo, daß die Anhänglichkeit der Freunde der Alten Geschichte an das vor einem halben Jahrhundert zum ersten Mal in die Welt getretene Werk noch unerschüttert und ungeschwächt ist. Obwohl die Neubearbeitung dieses 3. Bandes nicht mehr der Meister selbst besorgte — sein Heimgang vor sieben Jahren hatte es schon beim letzterschienenen Bande nötig gemacht, die Redigierung in die Hände eines seiner Schüler, Hans Erich Stier, jetzt Professor in Münster, zu legen — (und obwohl der 50 Bogen umfassende Band über 30 Mark kostet), ist die Nachfrage nach ihm so rege, daß man darin gewiß ein klares Bekenntnis zu der bedeutenden wissenschaftlichen und darstellerischen Leistung sehen darf, die der große Historiker in diesem universalhistorischen Werke vollbracht hat. Und es liegt nahe, bei der so glücklichen Aufnahme dieses 3. Bandes einen Blick auf das Werden dieses klassischen Werkes deutscher Geschichtsschreibung zu werfen, von dessen verschiedenen Bänden im ganzen nicht weniger als 37 000 Exemplare in die Welt gegangen sind.

Einen solchen Erfolg dürfte die J. G. Cottasche Buchhandlung kaum vorausgeahnt haben, als sie am 29. Mai 1879 die erste Anregung zu diesem Werke gab, indem sie an den damals 24 Jahre alten Privatdozenten Ed. Meyer in Leipzig, der bisher nur mit kleineren Arbeiten hervorgetreten war, folgendes Schreiben richtete:

»Wir wollen nicht länger zögern, nachdem Ihnen bereits von anderer Seite unser Wunsch nach einer Verbindung mit Ihnen bekannt wurde, Sie offiziell zu begrüßen und Ihnen die höfliche Bitte auszusprechen, unsere Firma bei Vergebung von Manuskripten stets in erster Reihe bedenken zu wollen.

Da Sie an der dortigen Universität Alte Geschichte lesen, so dürfte es nahe liegen, daß aus Ihren Collegienheften ein Hand- resp. Lehrbuch der Geschichte des Altertums herauswüchse, für welche in beiderlei Form wir bereite Verleger wären...« Diese Anregung erfuhr zwar kein unmittelbar günstiges Echo, denn Ed. Meyer antwortete darauf am 22. Juni mit folgender, einer Ablehnung fast gleichkommenden Erklärung: »Nach reiflicher Überlegung muß ich von der Ausführung Ihres Vorschlages, ein Handbuch der Alten Geschichte zu schreiben, fürs erste absehen. Ein derartiges Unternehmen würde mehr Zeit und Arbeit fordern, als ich gegenwärtig daran wenden könnte. Vielleicht, daß ich zu späterer Zeit einmal Gelegenheit zu einem derartigen Werke fände, vielleicht in Form einer Neubearbeitung des für seine Zeit vorzüglichen Handbuchs der Geschichte des Altertums von Heeren.«

Es ist nun sicher das Verdienst des Cottaschen Verlags, daß er sich durch diese Antwort nicht entmutigen ließ, sondern am 1. Juli unter dem Ausdruck seiner »besonders freudigen Genugtuung« über die Absicht, Arnold Heerens 1799 erstmalig erschienene und 1810 wiederaufgelegte »Geschichte der Staaten des Altertums« in neuer Bearbeitung herauszugeben, Ed. Meyer dringlichst bat, »die Inangriffnahme« der Bearbeitung »nicht gar zu weit hinauszuschieben«. Dadurch wurde Ed. Meyer bei dem Plane festgehalten und so für ihn erwärmt, daß er schon am 9. Juli auf die Cottasche Bitte mit einem ausführlichen Programmbrief antwortete, nach dem er den Stoff in folgende drei Teile zu gliedern beabsichtigte: 1) »Geschichte des Orients bis auf Alexander«; 2) »Griechische Geschichte bis auf Alexander« und 3) »Geschichte der hellenistischen Zeit«. Als besonderes Ziel seiner Darstellung bezeichnete er dabei, »daß die Staatsverfassung und Staatsverwaltung eingehender berücksichtigt und überall ein Ab-

EDUARD MEYER

Geschichte des Altertums

Band I, 1. Hälfte:
Einleitung. Elemente der Anthropologie.
Geh. RM 6.30, Leinen RM 8.50

Band I, 2. Hälfte:
Die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen bis zum 16. Jahrhundert. Geh. RM 25.20, Leinen RM 28.50

Nachtrag zu Band I:
Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens. Geh. RM 2.70, Leinen RM 4.50

Band II, 1. Abteilung:
Die Zeit der ägyptischen Großmacht
Geh. RM 22.50, Leinen RM 25.50

Band II, 2. Abteilung:
Der Orient vom zwölften bis zur Mitte des achten Jahrhunderts. Aus dem Nachlaß herausg. von Hans Erich Stier. Geh. MR 17.10, Leinen RM 19.80

Band III:
Der Ausgang der altorientalischen Geschichte und der Aufstieg des Abendlandes bis zu den Perserkriegen
Herausg. von Hans Erich Stier
Geh. RM 28.—, Leinen RM 31.50

Ergänzungsband zur „Geschichte des Altertums", Epochen der griechischen Geschichte. Von Hans Erich Stier (erscheint im Herbst ds. Js.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER STUTTGART

Digitized by Google

riß der Kultur- und Literaturgeschichte mit aufgenommen« und daß »auch die Religionsgeschichte kurz zu verfolgen und namentlich bei den orientalischen Völkern eine Skizze der religiösen Systeme zu geben sein würde«. In diesem Programm spricht sich schon aus, was Werner Jaeger später, bei Ed. Meyers Heimgang, in seiner Gedächtnisrede an der Berliner Universität[2]) als den wesentlichen Zug in Meyers wissenschaftlichem Charakter bezeichnen sollte: »Es trieb ihn unwiderstehlich zum Ganzen hin in einer Zeit, wo der Begriff der Weltgeschichte der historischen Forschung ganz abhanden gekommen war und sich in Geschichte der Nationen, der Zeitalter oder der geschlossenen Kulturkreise aufgelöst hatte. Daher wurde er der Schöpfer der Universalgeschichte des Altertums.«

Nachdem die Cottasche Buchhandlung am 23. Juli ihre Zustimmung zu Meyers Vorschlägen gegeben hatte, konnte nun das Werk in Angriff genommen werden. Und daß es gelang, dafür waren viele in Meyers Herkunft liegende günstige Vorbedingungen vorhanden: Von Natur mit einem ruhigen und klaren Blick und einem kraftvollen und warmen Temperamente begabt, hatte er auf dem »Johanneum« seiner Vaterstadt Hamburg, einem durch den Niebuhr-Schüler Johannes Classen vorbildlich geleiteten humanistischen Gymnasium, nicht nur eine sichere Kenntnis der klassischen Sprachen erhalten, sondern auch eine tiefe Liebe zur Geschichte gewonnen und frühzeitig den Plan gefaßt, auf dem Felde der Alten Geschichte einmal tätig sein zu wollen. Da er sich zu diesem Zwecke zum Teil noch auf der Schule, zum Teil während seines Studiums und schließlich während einer Hauslehrerschaft in Konstantinopel mit den meisten orientalischen Sprachen aufs genaueste vertraut gemacht hatte, brachte er das umfassende geistige Rüstzeug mit, um die schwierige Aufgabe glücklich zu bewältigen. Daß sie voll höchster Schwierigkeiten war und daß er diese anfänglich »bei weitem unterschätzt« hatte, gestand er selbst dem Verlag während der Arbeit am 1. Bande, der so auch erst nach vier Jahren, im Frühjahr 1884, erscheinen konnte; und zwar nicht unter der Bezeichnung »Handbuch«, sondern unter dem einfachen und doch weiteren Titel »Geschichte des Altertums«, da, wie Meyer dem Verlag im Februar 1883 erklärt hatte, es sein »Bestreben gewesen sei, lesbar und allgemeinverständlich zu schreiben und das Buch durchaus nicht nur ein Werk zum Nachschlagen sein wolle«.

Der Erfolg war groß, und schon im Nov. des Jahres kam aus England die Nachricht, daß man dort eine Übersetzung des Bandes beabsichtige. Auch der 2. Band, die »Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege« enthaltend, machte schwere Mühe und brauchte bis zu seiner Ausgabe sogar neun Jahre. Und abermals soviel Jahre waren erforderlich, um das Werk bis zu seinem vorläufigen Abschluß in dem bis zum Ende des Athenischen Bundesgenossenkrieges (355 v. Chr.) reichenden 5. Bande zu führen. Nur zu einem vorläufigen Abschluß deshalb, weil der Zuwachs an Stoff in den nächsten Jahren so umfangreich war, daß Ed. Meyer sich zu einer völligen Neubearbeitung des Werkes entschloß, von der die beiden Halbbände des 1. Bandes 1907 bzw. 1909 und 1913 erschienen.

Dann führten der Weltkrieg und die ihm folgenden Unruhejahre, die das historische Interesse des politisch leidenschaftlich bewegten Patrioten Ed. Meyer auf unserer Zeit näherliegende Gebiete lenkten, eine fünfzehnjährige Unterbrechung der Neubearbeitung herbei, und erst 1928 konnte der erste Halbband des 2. Bandes mit dem Titel »Die Zeit der ägyptischen Großmacht« ausgegeben werden, dieser Halbband, den Ulrich Wilcken in seiner Berliner Gedächtnisrede[3]) neben dem (besonders ausgeprägt universalhistorischen Charakter tragenden) 2. Band von 1893 den »inhaltlich wie formell vielleicht schönsten« von allen Bänden nannte, »die uns Meyer beschert hat«. In den nächsten zwei Jahren, den letzten, die ihm das Schicksal leider nur noch vergönnte, konnte Meyer die Neubearbeitung des 2. Halbbandes — »Der Orient vom 12. bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts« — noch im Manuskript und der Korrektur fertigstellen. Die bei seinem Tode in der Neubearbeitung noch vorhandene Lücke vom Glanz und Untergang des assyrischen Weltreichs bis zum Beginn der Kämpfe zwischen Persern und Griechen hat nun Hans Erich Stier mit Material aus Meyers Nachlaß in dem kürzlich erschienenen 3. Bande ausfüllen können, sodaß jetzt von der ältesten ägyptischen Geschichte am Ausgang des 5. Jahrtausends v. Chr. bis zum Beginn der mazedonischen Geschichte ein geschlossenes Ganzes vorliegt.

Wenn auch zu einer den gesamten Umkreis des Altertums umfassenden Geschichte noch die Darstellung des Hellenismus und des Römertums hätte hinzukommen müssen, so ist doch das von Ed. Meyer in den vorhandenen acht Bänden seiner »Geschichte des Altertums« Geleistete von so monumentaler Größe, daß man sich das von den »Göttinger gelehrten Anzeigen« im Jahre 1903 beim Erscheinen des Schlußbandes V gefällte Urteil über das ganze Werk mit Rücksicht auf die seitdem an ihm vorgenommene gewaltige Vervollkommnung mit noch höherem Rechte zu eigen machen darf: Die »Geschichte des Altertums« ist »einer der glänzendsten Beweise für die Höhe, welche die historische Forschung auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts erreicht hat. Ed. Meyer und sein Lebenswerk werden auch von den kommenden Generationen ... stets mit an erster Stelle genannt werden, wenn einst die Summe dessen gezogen wird, was die wissenschaftliche Arbeit eines bedeutenden Zeitabschnittes für die Bereicherung und Berichtigung unserer Erkenntnis der Geschichte der alten Kulturvölker an bleibendem Gewinn eingebracht hat« — oder wie es Werner Jaeger in seiner Gedächtnisrede ausdrückte: »Eduard Meyers Werk ist eine absolut einmalige Tat in der Geschichte der Wissenschaft und wird es bleiben — eine große Originalaufgabe hat hier ihren originalen Mann gefunden und geformt.«

Dr. Herbert Schiller

[2]) „Der Ausgang der altorientalischen Geschichte und der Aufstieg des Abendlandes bis zu den Perserkriegen".
[3]) „Eduard Meyer zum Gedächtnis. Zwei Reden von Ulrich Wilcken und Werner Jaeger. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1931."
[3]) Vgl. die vorangegangene Anmerkung.

Der Geschichtschreiber der Päpste

Ludwig Freiherr v. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters (1305 bis 1799), 16 Bände in 22 Teilen. (Freiburg i. Br., Verlag Herder u. Co., 1886—1933). Die Bände I—IX wurden in den Jahren 1928—32 in 10.—12. oder 8. und 9. Aufl. gedruckt, die Bände von X ab gleich in 1.—7. Auflage. — Die fremdsprachigen Ausgaben erschienen: italienisch 1890ff., französisch 1888ff., englisch 1891ff., spanisch 1910ff.

Traumwandlerisch, möchte man sagen, erkannte der junge Pastor seinen Beruf, der Geschichtschreiber der Päpste in der großen Zeit der katholischen Restauration zu werden, deren Zeugnis die Kirche seiner Zeit und das Rom seiner Tage noch deutlich in sich trugen. Schon als Gymnasiast in Frankfurt, angeregt und gefördert durch Joh. Janssen, las er die bedeutendsten Werke der zeitgenössischen Geschichtschreibung. Ranke führte ihn in die bewegte Geschichte der Päpste der Neuzeit ein; Rankes Bild ließ ihn aber auch erkennen, was dem nichtkatholischen Forscher zu sehen verwehrt ist, und wo die große Lücke liegt, die von einem katholischen Historiker gelöst werden muß: das Leben der Kirche dieser Jahrhunderte auch von innen, von den religiösen Urkräften her zu sehen. Das wurde fortan sein Plan, dazu sammelte schon der Jüngling regelmäßig Material: Rom und Papsttum wurde der Wunschtraum seines erwachenden Forschertriebs.

Janssen in der Frankfurter Gymnasialzeit, dann auf den Universitäten Löwen und Wien die Professoren Gfrörer und Onno Klopp bestimmten Blickrichtung und historische Methode: es ist die Einbeziehung der weiten Bereiche der Künste und Wissenschaften und des ganzen sozialen Lebens, also der Einheit und dokumentarischen Kraft der Kultur als Gesamterscheinung. 1876 sah Pastor, 22-jährig, zum ersten Mal Rom, das ihm innerlich schon völlig vertraut war. Tief sog er den Atem der unsterblichen Stadt ein und fand, daß sein Herz dem gewaltigen Anspruch der historischen Vergangenheit standhielt: angesichts der Monumente aus Stein und Erz gab er sich das Gelöbnis, der Geschichtschreiber der Päpste zu werden. In einer Zeit des beginnenden Historismus, des Zerfließens der historischen Wissenschaft in die Rinnsale der Einzelforschung, war ein solcher Entschluß doppelt staunenswert.

Von da an kannte der Student nur noch die Leidenschaft wissenschaftlicher Arbeit. Die Natur half ihm durch ein erstaunliches Gedächtnis, die Zucht des Willens lieh ihm den eisernen Fleiß; dazu kam die edle Begeisterung der Jugend, der Blick für weltgeschichtliche Zusammenhänge und ein für das Schöne empfängliches Gemüt.

Dem jungen Historiker gelang als erste Tat die Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs durch Papst Leo XIII. Das geschichtliche Interesse des Papstes klug nutzend, legte Pastor, von einflußreichen Prälaten unterstützt, in einer eingehenden Denkschrift dar, daß nur durch die Öffnung des päpstlichen Archivs für die historische Forschung eine wissenschaftlich allseitige, möglichst wahrheitsgetreue, von verfehlten Spekulationen freie Geschichte des Papsttums geschrieben werden könne. Das Vertrauen des Papstes in das »Himmelslicht der Wahrheit«, das über alle menschlichen Schatten hinweg leuchte, und in den objektiven Willen ernster geschichtlicher Forschung öffnete dann tatsächlich 1881 das päpstliche Geheimarchiv der freien Forschung.

Pastor war der Erste, der die neuen Quellen für eine großangelegte Papstgeschichte ausnützte. Sein Arbeitseifer »kannte keine Grenzen« (Dengel). Von Rom aus zog seine Archiv-Durchforschung immer weitere Kreise. Systematisch ging er die wichtigen, großenteils noch unbenutzten Archive der italieni-

Digitized by Google

schen Städte, kleinen Höfe und wichtigeren Adelsfamilien durch und schließlich überhaupt die großen Archive Europas; er brachte stets reiche Beute für seine Geschichte der Päpste heim. So weitete sich von vorneherein die Geschichte der Päpste zur europäischen, ja zur Weltgeschichte.

Inzwischen hatte sich der junge Forscher 1881 in Innsbruck habilitiert, wo ihm zugleich die große Nähe der italienischen Archive günstig war, wurde 1886 außerordentlicher, 1887 ordentlicher Professor und 1901 als Nachfolger Sickels Direktor des Österreichischen Instituts in Rom. Zwischen Innsbruck, Rom und den Archiven Europas floß fortan sein Leben dahin. Charakteristisch ist der kleine überlieferte Zug, daß Pastors Familie jeweils das Weihnachtsfest vorausbeging, weil der Vater gleich den ersten Ferientag für seine Reisen in die italienischen Archive benutzte.

Als Schüler Janssens bei seinem Verleger Herder gut eingeführt, erschien 1886 der 1. Band der »Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters«. Der erste mit dem Verleger besprochene Plan ging auf 6 Bände. Aber bald schon sprengten der Reichtum des Materials und die Gründlichkeit der Forschung und Darstellung die Bandzahl, es wurden schließlich 16, mit den Halbbänden sogar 22 Bände! Für den Verlag ein Wagnis, aber zugleich die Anerkennung für das außerordentliche Vertrauen in eine außergewöhnliche Leistung! Pastor war die Gnade geschenkt, in seinem fast 75jährigen Leben seinen ganzen Plan, so wie er sich die zeitlichen Grenzen gesteckt hatte, auch wirklich durchzuführen: seine Papstgeschichte reicht vom Ende des großen abendländischen Schismas bis zur Epoche der Französischen Revolution (von 1305 bis 1799). Die beiden letzten Bände waren im Manuskript fast fertig, als der Tod dem Unermüdlichen am 30. Sept. 1928 die Feder aus der Hand nahm.

Pastors Lebenswerk fand schon zu Lebzeiten ungewöhnliche Anerkennung und Verbreitung. Von Band zu Band wuchs in der Öffentlichkeit das Gefühl, daß hier ein wahrheitliebender und aufrechter Forscher Tore zu neuer wissenschaftlicher Erkenntnis aufgestoßen habe. Man lobte sein ruhiges sachliches Urteil, seine gewandte und anregende Darstellungskunst, seine feinen Charakterbilder der bewegenden Persönlichkeiten, der großen Päpste wie der religiösen Führer. Die eingehenden Schilderungen der kulturellen Schöpfungen einer Epoche, besonders die kunstgeschichtlichen Partien, sind Glanzstücke seiner Darstellungskunst. Dazu kommt seine intime Kenntnis der kirchlichen Hierarchie und ihrer Arbeitsweise, die es ihm ermöglichte, ein eindrucksvolles Bild von der ganzen Breite der innerkirchlichen Wirksamkeit dieser Jahrhunderte zu geben. Die Fülle des neuen archivalischen Materials mit seinem hohen Quellenwert und die Menge der verarbeiteten internationalen Literatur sichern allein schon Pastors Papstgeschichte auf lange hinaus den Charakter eines unentbehrlichen wissenschaftlichen Werkes. Aber auch seine Entdeckung und Aufhellung des breiten Stromes einer christlichen Renaissance und einer in der Tiefe wirkenden katholischen Reformbewegung vor und nach der Reformation wird Bedeutung behalten, mag die spätere Forschung im Einzelnen auch manches ergänzen und korrigieren. Daß ein 22bändiges wissenschaftliches Werk mehrere Auflagen erlebt und in die wichtigsten Kultursprachen Italienisch, Französisch, Englisch und Spanisch übersetzt wird, bezeugt seinen Wert. Dem Autor selbst hat es zahlreiche verdiente Ehrungen eingetragen: die Mitgliedschaft verschiedener Akademien und gelehrten Gesellschaften, 3 Ehrendoktorate, den österreichischen Freiherrntitel und 1920 den Posten eines österreichischen Gesandten beim Heiligen Stuhl.

Noch andere Bücher sind als Nebenfrucht seiner Tätigkeit oder in pietätvoller Fortführung des Werkes seines Lehrers Janssen entstanden. Aber die »Geschichte der Päpste« ist es, die Pastors Namen in die Reihe der international bedeutenden Historiker gestellt hat.

Georg Dehios Geschichte der deutschen Kunst

I. Band: 1. Auflage 1919, 2. Auflage 1920, 3. Auflage 1923, 4. Auflage 1930; II. Band: 1. Auflage 1921, 2. Auflage 1923, 3. Auflage 1927, 4. Auflage 1930; III. Band: 1. Doppelauflage 1924/25, 2. Auflage 1931; IV. Band von Gustav Pauli, 1. Auflage 1934. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Er war ein knorriger Balte, der alte Dehio! In Reval wurde er am 22. November 1850 geboren; Stationen seiner wissenschaftlichen Laufbahn waren München und Königsberg. Im Jahre 1892 wurde er ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der Universität Straßburg. Es war noch die Zeit, in der ein Ruf an die Universität des Reichslandes als höchste Ehrung galt, vielleicht höher gewertet wurde als die Berufung an eine der großen Reichsuniversitäten. Georg Dehio hat Straßburg nicht mehr mit einer anderen Universität vertauscht; er blieb dort, bis ihn im Jahre 1918 der unglückliche Ausgang des Weltkrieges zwang, diese Stätte zu verlassen, um den Rest seines Lebens in Tübingen zu verbringen.

Es war nicht leicht zu schirren mit dem alten Dehio, und nur wenige wußten, daß hinter der Wortkargheit seines Wesens auch Eigenschaften gemütvoller Aufgeschlossenheit lagen. Er konnte sehr starrköpfig sein und war von seiner Meinung nicht leicht abzubringen. So sind die Verhandlungen, die der G. J. Göschen'sche Verlag im Jahre 1910 über eine Geschichte der deutschen Kunst mit ihm führte, damals und in der Folgezeit nicht ganz leicht gewesen. Dehio war 60 Jahre alt, stand also in einem Alter, in dem der Mensch und der Gelehrte die Erfahrungen, die Erfolge und die Enttäuschungen eines Lebens mit lächelnder Ruhe überschaut und würdigt und zu der großen inneren Sammlung kommt.

Aus der Kraft dieser inneren Sammlung schöpfte Dehio die unerhörte Kunst der Darstellung seines Lebenswerkes, dem er sich nun ganz und gar verschrieb. Den ersten Band hat er noch in Straßburg vollendet, der im Jahre 1919 erschien, in der Zeit, in der Deutschland am tiefsten darniederlag. Aber gerade diese Erniedrigung flößte Dehio den leidenschaftlichen Willen ein, die Größe deutschen Wesens in seinem Werke der Welt zu dokumentieren. Er arbeitete unermüdlich. Im Jahre 1921 war der 2. Band fertig, und der 3. Band konnte im Jahre 1924 ausgegeben werden. Aber nicht nur die Fertigstellung der Manuskripte war Leistung dieser Jahre, sondern der große Erfolg des Werkes, das Auflage nach Auflage erblickte, gab ihm die Freude und die Genugtuung, ständig an der Darstellung zu feilen und seine Auffassung vom Wesen deutscher Kunst in immer größerer Verinnerlichung darzustellen.

Dehio wollte nicht nur für Fachgelehrte schreiben, und so ist das Vorwort, das er dem ersten Band vorangestellt hat, ein Dokument eines leidenschaftlichen Bekenntnisses zum deutschen Volk. Es beginnt mit dem Satz: »Dies Buch wendet sich nicht an die Fachgelehrten, es sucht seine Leser in dem weiteren Kreise, den man den der Gebildeten zu nennen pflegt. Man wird mir sagen, dies sei eine recht unbestimmte Adresse. Wie ich sie verstanden habe, muß das Buch durch sich selbst beantworten«. Und es schließt: »Hinter den Kunstwerken stehen die Menschen: die, die sie schufen, und die, für die sie geschaffen wurden. Deutsche Kunst in uns aufnehmen, heißt: in Kontakt mit dem Seelenleben unserer Vorfahren treten. Deutsche Kunst verstehen, heißt: uns selbst verstehen, unsere angeborenen Anlagen und was das Schicksal aus ihnen gemacht hat, unser Selbstgeschaffenes und unser Erworbenes, unser Erreichtes und unser Versäumtes, unser Glück und unsere Verluste.«

Georg Dehio ist 82 Jahre alt geworden. Zu seinem 80. Geburtstage erhielt er den Adlerschild des Deutschen Reiches mit einem Schreiben des Reichspräsidenten von Hindenburg folgenden Inhalts: »Ich gedenke dabei insbesondere Ihres großen monumentalen Werkes über die Geschichte der deutschen Kunst, in dem Sie in der Entwicklung der deutschen Kunst die Wesensmerkmale des Deutschtums erkennbar werden ließen. Dem Dank, den das deutsche Volk Ihnen schuldet, verleihe ich Ausdruck, indem ich Ihnen die höchste Ehrung des Reiches zuerkenne, den Adlerschild, der auf der Vorderseite das Symbol des Reichs, auf der Rückseite die Widmung: »Dem Lehrer und Geschichtsschreiber der deutschen Kunst« trägt.«

Den vierten Band: »Das 19. Jahrhundert« hat Dehio nicht selbst geschrieben. Auf des Meisters Wunsch hin übernahm Gustav Pauli, Jahrzehnte lang Leiter der Hamburger Kunsthalle, diese Aufgabe und vollendete sie 1934. Pauli geht in der Darstellung einen anderen Weg: Da die Kunst des 19. Jahrhunderts nicht aus denselben sozialen Voraussetzungen erwachsen ist wie die Kunst der vorhergehenden Zeiten, ist sie anders bedingt und anders geartet. Im Grundsätzlichen weiß sich Pauli allerdings mit seinem Vorbild Dehio einig: in der Auffassung der Kunstgeschichte als eines Zweiges der Gesamtgeschichte, untrennbar mit dem Stamm verbunden, ferner in der Auffassung deutscher Kunst als eines Spiegelbildes deutschen Volkscharakters.

G. L.

CARL SCHURZ. Vom deutschen Einwanderer zum amerikanischen Staatsmann. Von C.V. EASUM

219 Seiten, gr.-8°. 1937. Brosch. RM 4.—, Ganzleinen RM 5.50

Der Verfasser stellt in fesselnder Weise die Bedeutung des deutschen Auswanderers Carl Schurz für den amerikanischen Staat heraus, dessen Wirksamkeit für das Land seiner Wahl zum bleibenden Wert wurde. Das amerikanische Volk faßte seine Dankbarkeit in die Worte: „Dem Verteidiger der Freiheit und dem Freunde menschlicher Würde", die auf dem Sockel seines Denkmals in New York stehen. Und Bismarck konnte von ihm sagen, daß er als Deutscher stolz auf Carl Schurz sei.

VERLAG HERMANN BÖHLAUS NACHF. WEIMAR

Digitized by Google

Thomas von Aquino

Im Verlage Anton Pustet, Salzburg, erscheint seit Spätherbst 1933 »Diese Deutsche Thomas-Ausgabe«. Sie wird herausgegeben vom Katholischen Akademikerverband; Übersetzung und Kommentierung besorgen deutsche und österreichische Dominikaner und Benediktiner. Das Werk ist auf 36 Bände berechnet, zu denen noch ein Registerband und ein Wörterbuch der philosophischen und theologischen Fachausdrücke hinzukommt.

Bisher sind erschienen: Band 1: Gottes Dasein und Wesen. Band 2: Gottes Ceben, sein Erkennen und Wollen. Band 4: Schöpfung und Engelwelt. Band 5: Das Sechstagewerk. Band 25: Die Menschwerdung Christi. Band 27: Christi Leben. Band 29: Die Sakramente. Taufe und Firmung.

Das Erscheinen einer vollständigen, ungekürzten deutsch-lateinischen Ausgabe der Summa Theologia, des Hauptwerkes des Thomas von Aquin, ist allgemein als ein wissenschaftliches und darüber hinaus als ein geistesgeschichtliches Ereignis ersten Ranges gewürdigt worden.

Für das romanische Sprachgebiet schon längst kein Unbekannter mehr, war Thomas von Aquin in Deutschland bis zum Erscheinen der Deutschen Thomas-Ausgabe lediglich für die Theologen und nur sehr bedingt auch für die Philosophen eine bestimmbare Größe. Das ist seit Erscheinen der Deutschen Thomas-Ausgabe, der eine Reihe anderer Thomas-Ausgaben gefolgt sind, anders geworden. Beschäftigt sich die Deutsche Thomas-Ausgabe ausschließlich mit dem Werk, so gibt es doch auch eine Reihe Schriften, die uns mit dem Manne bekannt machen. Es sei nur erinnert an die im selben Verlag erschienene Übersetzung des »Thomas von Aquin« von Chesterton. Dieses Buch gibt uns weniger einen Abriß der Lebensschicksale, die kaum über den Rahmen einer allerdings sehr bewegten Professorenlaufbahn hinausgehen, als vielmehr die geistige Physiognomie des Mannes in einem ersten Versuch. —

Nun ist Thomas freilich ohne sein Werk, von dem die Summa Theologia nur einen kleinen Bruchteil darstellt, nicht zu denken und auch nicht zu werten. Sein Leben ist identisch mit seinem Werk, wenn er sich auch in diesem Werk nicht ganz erschöpft. Wer deshalb sein Werk nicht kennt, wird auch den Menschen in Thomas niemals ganz kennen und verstehen lernen. Doch gilt auch umgekehrt: Nur wer sein Leben und seine Zeit kennt und versteht, wird auch das Werk ganz verstehen.

Thomas war lange Zeit — wahrscheinlich von seinem 20. bis zu seinem 27. Lebensjahre — Schüler des großen Albertus, desselben Albert, der der Naturforschung neue Bahnen wies und zugleich als Erster in einer groß angelegten Paraphrase das gesamte Schrifttum des Aristoteles dem christlichen Abendlande zugänglich machte. Diese »Lehrzeit« bei Albert dem Großen bestimmt durchaus die Richtung, in der Thomas von Aquin sein philosophisch-theologisches »System« auf- und ausbauen sollte.

Das 13. Jahrhundert, dessen Mitte mit seiner Lebensmitte fast zusammenfällt — Thomas wurde 1225 geboren und starb 1274 —, verbindet mit einer unerhörten Kraft der Analyse das, was unserer Zeit, die fast ganz im Analytischen stecken geblieben ist, abzugehen scheint: die Fähigkeit zur Zusammenschau, zur Ineinsschau, die Fähigkeit zur großen Synthese, die Fähigkeit also, geistig zu bauen. Das Jahrhundert der »Summa Theologia« ist überhaupt das Jahrhundert der großen »Summen«, in denen man nach einem mehr oder weniger gleichbleibenden Grundriß das gesamte philosophische und theologische Wissen der Zeit unter ein Dach zu bringen suchte. So liegt das Charakteristische der einzelnen Summa weniger in dem großen Bauplan, nach welchem die einzelnen Fragen und Fragenkomplexe — Fragen-Familien könnte man sagen — gruppiert, sondern mehr darin, von welchen metaphysischen und methodischen Voraussetzungen aus sie entschieden wurden. Daß freilich diese Voraussetzungen irgendwie mitbestimmend waren für den Aufbau selbst, liegt auf der Hand. Hier nun erweist sich Thomas sowohl in den philosophischen als auch in den theologischen Fragen, sowohl Aristoteles als besonders Augustinus gegenüber, der bis dahin mit seiner Autorität die gesamte Theologie beherrschte, als der originale Denker, der das Material zwar von überall her zusammensucht, aber schon in den Prinzipien des Bauens eigene Wege geht. Nur so ist es zu verstehen, daß er schon bald nach seinem Auftreten von vielen Seiten scharfen Widerspruch erfuhr, daß es schon damals in den theologischen Streitigkeiten hauptsächlich um diese unerhört neue Lehre ging, daß er kurz nach seinem Tode von dem Pariser Bischof Tempier zeitweise sogar mit kirchlichen Zensuren belegt wurde. In Thomas erreicht die philosophisch-theologische Spekulation des Mittelalters ihre Scheitelhöhe, nach welcher sie rasch auf das Durchschnittsniveau früherer Jahrhunderte zurücksinkt.

Das Neue, von Albertus mit dem sicheren Blick des genialen Forschers entdeckt, von Thomas konsequent durchgeführt, war die mögliche, freilich nicht ohne leise Korrekturen zu bewerkstelligende Verschmelzung des aristotelischen Weltbildes mit dem christlichen, die Indienststellung der aristotelischen Philosophie für die wissenschaftliche Verarbeitung und Systematisierung des Offenbarungsinhaltes. Ein für den Glauben wie für die Vernunft gleich gefährliches Unterfangen! Aber Thomas fand die Methode, d. h. also den wissenschaftlichen »Weg«, der zwischen Fideismus und Rationalismus mitten hindurch führte, der dem Glauben ließ, was des Glaubens war, und dabei die Vernunft auf Höhen hinaufführte, die ihr neue, göttliche Horizonte eröffneten und sie zugleich dadurch in dem ihr eigenen Felde des natürlichen Wissens und Forschens zu neuen ungeahnten Leistungen befähigte. So löst Thomas zum ersten Mal in der Geschichte der Theologie mit aller wünschenswerten Klarheit theoretisch und praktisch das so dornenvolle und zugleich zentrale methodische Problem, das in den folgenden Jahrhunderten bis Kant und über ihn hinaus bis in die neueste wissenschaftliche Diskussion hinein die Geister beschäftigen sollte, die Frage nämlich, wie das Verhältnis von Glaube und Wissenschaft zu bestimmen sei. Dies vor allem und dazu die Entscheidung für das aristotelische gegen das augustinische Weltbild machten Thomas zum Bahnbrecher einer ganz neuen Richtung in der Theologie und die Summa Theologia, sein Hauptwerk, das als Schulbuch gedacht ist, zu einem aus der Geschichte der Theologie nicht mehr wegzudenkenden Ereignis, zu einem wahren Eckstein, der freilich für viele ein Stein des Anstoßes war und blieb. Man darf sagen, daß sich die katholische Theologie geradezu im Kampfe um Thomas lebendig erhalten hat und hält, daß sich ihre einzelnen Entwicklungsphasen bestimmen lassen nach ihrer größeren oder geringeren Nähe zu Thomas.

Von hier aus ist die geistesgeschichtliche Bedeutung des »Deutschen Thomas« zu werten dessen volle Wirkung erst eine spätere Geschichte der Theologie wird feststellen können.

H. M. Christmann

Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert

Von Franz Schnabel

I. **Die Grundlagen.**
640 Seiten. Geheftet 12 RM; Leinen 14.40 RM

II. **Monarchie und Volkssouveränität.**
424 Seiten. Geheftet 7.40 RM; Leinen 9.80 RM

III. **Erfahrungswissenschaften und Technik**
510 Seiten. Geheftet 9 RM; Leinen 11.40 RM

IV. **Die religiösen Kräfte**
630 Seiten. Geheftet 11.40 RM; Leinen 13.80RM

„... Hier meldet sich ein neuer Historiker von ganz hohem Rang, nach seiner Bedeutung als Geschichtsschreiber neben Treitschke und Ranke zu stellen. ... Keiner der geringsten Vorzüge ist der glänzende Stil des Werkes, das ohne Zweifel heute als die beste und umfassendste Darstellung des 19. Jahrhunderts zu betrachten ist." (Dr. Hans Pflug in den „RTA-Nachrichten", 12. Dezember 1934.)

Durch alle Buchhandlungen

VERLAG HERDER / FREIBURG I. BR.

DIE DEUTSCHE THOMAS-AUSGABE

Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Gesamtausgabe der

Summa theologica

des heiligen Thomas von Aquin

Übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband
Das Gesamtwerk umfaßt 36 Bände mit insgesamt 18000 Seiten, 1 Registerband und 1 Thomas-Lexikon

Einzelbandpreis: Leinen RM 10.—, broschiert RM 9.—
Bei Bezug des Gesamtwerkes ermäßigt sich der Bandpreis wie folgt: Leinen RM 9.50, broschiert RM 8.50

„... Man kann dem Hauptschriftleiter der Ausgabe nur beipflichten, wenn er die tiefe Zeitgemäßheit dieser Publikation betonte als eines Dokumentes klarer und souveräner Erfassung der Gesetze des Seienden ... Auch, und gerade ein Außenstehender muß wohl zugestehen: die eherne Strenge dieser logischen Faktur, die absolut sachgebundene Diktion bieten, im Urtext wie in der präzisen Übersetzung, einen unerhörten intellektuellen Genuß.... Wir glauben, daß von dem größten Denker des Mittelalters noch mehr als genug zu lernen ist." (Vossische Zeitung, Berlin).

Bisher erschienen:
Band 1: Gottes Dasein und Wesen
Band 2: Gottes Leben, sein Erkennen und Wollen
Band 4: Schöpfung und Engelwelt
Band 5: Das Sechstagewerk
Band 25: Die Menschwerdung Christi
Band 27: Christi Leben
Band 29: Die Sakramente, Taufe und Firmung

In Kürze erscheint:
Band 30: Das Geheimnis der Eucharistie

Sonderprospekt und Textprobe in jeder Buchhandlung

Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig

Digitized by Google

Die „Lebenserinnerungen" von Werner von Siemens

Lebenserinnerungen von Werner v. Siemens. Mit einem Bildnis des Verfassers. 1. Aufl. 1892, jetzt 12. Aufl. 1922. IV, 221 S. Julius Springer, Berlin.

Man schreibt das historische Jahr 1888, in dem Kaiser Wilhelm I. stirbt, sein Sohn ihm im Tode folgt und Wilhelm II. zur Regierung kommt, da hört der Verlag Julius Springer zum ersten Male, daß Werner Siemens dem Drange seiner Angehörigen und Freunde nachgegeben hat und sich mit dem Gedanken befaßt, der Nachwelt einen Lebensbericht zu hinterlassen. Einer seiner Sekretäre schreibt am 14. August an den Verlag: »Auf Wunsch des heute abgereisten Herrn Geheimrat von Siemens möchte ich über Titel und Anlage des Werkes mit Ihnen Rücksprache nehmen... Es muß ein Gesamttitel sein (etwa 'Naturwissenschaft und Technik'). I. Teil 'Wissenschaftliche Abhandlungen und Vorträge'. 2. vermehrte Auflage. II. Teil ... III. Teil »Geschaffenes und Erlebtes« (Biographie). Obiges ist nur ein flüchtiger Vorschlag...«

Es war also damals noch beabsichtigt, die Erinnerungen mit den wissenschaftlichen und technischen Arbeiten zu einem Gesamtwerk zu verbinden, ein Gedanke, der glücklicherweise später fallen gelassen wurde.

Ein Jahr danach schreibt der Bibliothekar von Siemens & Halske an Julius Springer im Auftrag von Werner Siemens, »daß derselbe mit der Niederschrift seiner Biographie beschäftigt ist und bereits etwa die Hälfte des Manuskripts fertiggestellt hat. Der Herr Geheimrat wird Ihnen also wahrscheinlich das ganze Manuskript gegen Ende September, wo nicht früher, zugehen lassen«.

Das Vorwort der »Lebenserinnerungen« ist datiert: »Harzburg, Juni 1889.« Dorthin, auf sein Landhaus, hatte sich Werner Siemens zurückgezogen, um Brunnen zu trinken und zu schriftstellern, wie er sagt; »zu dem Ende nehme ich für einen Monat Abschied von der Außenwelt«. — Im August muß er der Familie zuliebe nach Sylt; »ich denke dort etwas Zeit zu behalten zum schreiben meines »Lebens und Wirkens«, welches ich hier nicht so fördern kann, wie ich dachte. Es ist doch eine unangenehme schwierige Aufgabe! ...« »Ich bin bis zu den russischen Reisen gekommen, da fängt die Sache an schwierig zu werden. Die ersten 80 halben Bogen haben denen, die sie gelesen haben, recht gut gefallen.« — Am 12. Juni 1890 schreibt er aus Harzburg an seinen Bruder Carl: »Ich schreibe fleißig an meinem 'Leben', in dem ich das Rote Meer glücklich passiert habe!«

Im August 1890 beauftragt er den Physiker und ehemaligen Hauslehrer seiner Söhne, Dr. Willy Howe, damit, die Drucklegung vorzubereiten und zu überwachen.

Am 21. September 1891 schreibt dann Julius Springer an Werner von Siemens: »Wann dürfen wir nun mit der Herstellung Ihrer Autobiographie beginnen? Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich recht bald in den Besitz von druckfertigem Manuskript setzen würden...« —

Ende 1891 will Werner Siemens in Korfu Zeit finden, um das Werk zu vollenden. — Am 3. Juni 1892 kann Dr. Howe dann die ersten 50 Seiten Manuskript an Springer senden. Im August siedelt Dr. Howe bis auf weiteres ganz nach Harzburg in die Villa Siemens über. Wann er das letzte Manuskript druckfertig an Springer geschickt hat, läßt sich nicht feststellen. Im Oktober 1892 fährt Werner nach Degerloch, um in der Villa seiner Frau »an der Fertigstellung meiner Lebenserinnerungen zu arbeiten, die noch im Oktober erscheinen sollen«. Am 11. Oktober kann Dr. Howe den Rest der zu umbrechenden Fahnen an Springer schicken, der im November den Buchhandel auf das baldige Erscheinen des Buches vorbereitet.

Das erste fertige Exemplar wurde Werner Siemens am 29. November 1892 ausgehändigt, so daß er gerade noch einmal die Möglichkeit hatte, sein inhaltreiches Leben in den Blättern des Buches zu durchleben, denn am 6. Dezember ging er für immer von uns.

Die »Lebenserinnerungen« fanden in der Presse aller Richtungen eine einmütig begeisterte Aufnahme. Überall erkannte man sogleich, daß es sich hier nicht um eine der vielen Selbstbiographien handelte, die leider so oft nur für den Verfasser selbst angenehm zu lesen sind, sondern um ein deutsches Volksbuch im allerbesten Sinne. In der Kölnischen Zeitung vom 11. Dezember 1892 stehen, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, folgende charakteristischen Sätze: »Soeben ist bei Springer in Berlin ein Buch erschienen, welches einen besonderen Platz im Hausschatz des deutschen Volkes verdient... Der Begründer der Elektrotechnik erzählt darin, wie er geworden ist, wie er arbeitet, was er erlebt, gesehen und gedacht hat... Der Verfasser hat nicht bloß in sein eigenes Stübchen geblickt, sondern stets ein Fenster für die umgebende Welt weit offen gehalten und, was sich auf der Lebensbühne an diesem vorbeibewegte, das hat er scharfen Auges beschaut und teilt mit, was ihn selbst dabei interessiert hat. Dadurch bekommt seine Biographie eine naive Frische, deren man nie müde wird.« ...

Noch im Dezember 1892 war eine neue Auflage erforderlich. Gleichzeitig begannen die Unterhandlungen wegen fremdsprachlicher Ausgaben. Die Witwe des bekannten Physikers Raoul Pictet erbot sich, eine französische Übersetzung zu machen. Doch ist eine französische Ausgabe bisher nicht erschienen. Dagegen wurde eine englische Ausgabe bereits 1893 dem Buchhandel übergeben. Die englische Übersetzung stammt von dem Schopenhauer- und Hegel-Übersetzer Coupland.

Der Wiederhall war in England im allgemeinen gleich begeistert wie in der deutschen Presse. Nur zwei Blätter machten eine wenig verständliche und wirklich nicht rühmliche Ausnahme: Was der »Manchester Guardian« seinen Lesern am 31. Oktober 1893 vorsetzen zu können glaubt, ist deshalb besonders geistreich, weil er anfangs ausdrücklich versichert, daß er das Buch gar nicht gelesen hat: »Wir haben keine Gelegenheit gehabt, diese Memoiren eines Elektrotechnikers zu prüfen. Aber wir können uns nur schwer vorstellen, daß sie eine besonders gute Lektüre sein werden, selbst für Leute, die in Dynamos und Wechselströmen schwelgen. Für den einfachen und unelektrischen Mann sind sie schrecklich unverdaulich. Dies ist zweifellos zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen, daß sie eine Übersetzung aus dem Deutschen sind. Aber die Schuld liegt noch mehr an der Unfähigkeit des Verfassers, sich in einer Weise auszudrücken, die Interesse erwecken könnte. Vielleicht würde es einem sehr mutigen Mann von zähem Fleiß gelingen, sich durch das Buch durchzufressen und eine gewisse Anzahl interessanter Tatsachen dabei herauszufinden. Aber wir zweifeln daran, daß das Ergebnis die Mühe lohnen würde.«

Der andere Unzufriedene äußert sich im »Daily Chronicle« vom 2. Oktober 1893 folgendermaßen: »Das Buch ist 'made in Germany' und hat daher einige verständliche Mängel in der englischen Typographie; aber im großen und ganzen sind die Übersetzungen und die Austattung gut gelungen. Vom Inhalt kann man das nicht sagen. Er besteht aus einer Aneinanderreihung mehr oder weniger geschwätziger Plaudereien ohne Ordnung und ohne Folgerichtigkeit und manche von ihnen können auch nicht das schwächste Interesse für sich in Anspruch nehmen, nicht einmal bei privaten Freunden. Es ist ein Sammelsurium von Wissenschaft, Familiengeschichte, Abenteuern zu Wasser und zu Lande, Wirtschaftskämpfen, Kriegserlebnissen, Geschäftserfolgen, Erfinderanstrengungen, persönlichen Zänkereien, häuslicher und äußerer Politik und gelehrter Erkenntnisse, von denen man mit Recht sagen könnte: 'None but itself can be its parallel'. Es ist fast unvermeidlich, daß in einem solchen Buche stärkste Selbstbeweihräucherung die vorherrschende Note ist. Wir sind weit davon entfernt, das immer zu verurteilen, aber hier ist nach dieser Richtung doch ein wenig oder mehr als ein wenig des Guten zu viel getan.« Dieser scharfe Kritiker ist dann von dem Inhalt des verurteilten Buches doch so hingenommen, daß er dessen Besprechung mehrere lange Spalten widmet.

Ja, es ist richtig, die »Lebenserinnerungen« sind kein Buch, bei dessen Entstehung der Verfasser erst lange über eine wohlgeordnete Disposition nachgedacht hat. Werner Siemens wollte kein literarisches Kunstwerk schaffen, aber gerade deshalb, gerade weil er zwanglos aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen zu uns plaudert, ist das Buch ein Meisterwerk biographischer Erzählerkunst geworden.

Wie steht es nun aber mit dem maßlosen Eigenlob, von dem derselbe Schreiber zu berichten weiß? Auf Grund der Akten des Verlags kann hierzu eine ganz unbeeinflußte Stimme aus einer merkwürdigen Quelle zitiert werden.

Im Jahre 1895 lag die Aachener Firma B. von Harenne & Schwilden in einem Patentstreit gegen den Treibriemenfabrikanten Kaulhaufen in Aachen. In dem Bericht des Kaiserlichen Justizrats Dr. Reuchling heißt es u. a.: »Man weiß zur Genüge aus der Geschichte der Technik, daß diese, man möchte sagen, vollgefüllt ist mit Fällen, an denen ein sachlich als ganz nahe liegend sich darstellender Gedanke erst das Ergebnis langer vergeblicher Gedankenarbeit war, wenn er schließlich auch vielleicht in die bisherige, lang anhaltende Finsternis wie ein leuchtender Blitz einschlug.« Ce sont toujours les idées les plus simples qui s'offrent les dernières à l'esprit humain«, sagt Laplace in seiner »Exposition du Système du Monde«, und in gleichem Sinne spricht sich Werner von Siemens in seinen »Lebenserinnerungen« im Hinblick auf Vorkommnisse in seinem eigenen Leben aus...« Und nun kommt das, was uns hier besonders angeht: Einmal auf Werner Siemens und seine »Lebenserinnerungen« gebracht, kann dieser deutsche Justizrat seine Begeisterung für Werner Siemens nicht zügeln. Es drängt ihn — was wirklich mit der Sache gar nichts zu tun hat —, in der Gerichtsverhandlung noch folgendes zu sagen: »Wenn es eine sensationelle Lektüre gibt, so ist es W. Poles Biographie von William Siemens[1]), und wenn es eine anregende und insbesondere bei der Erzählung der mannigfachen seltsamen und gefährlichen Reise-

Digitized by Google

erlebnisse dieses auch äußerlich so bewegten Lebens, gelegentlich auch aufregende, zugleich aber auch anmutige und wirklich gemütvolle Lektüre gibt, so sind es diese 'Lebenserinnerungen' von der Hand Werner von Siemens. Während man sonst bei der Lektüre von Memoiren sehr reichlich Wasser in den etwas stark mit Sprit und künstlichem Bouquet versetzten Wein der Selbstbiographen gießen muß, hat dies Werner Siemens mehr noch, als dem Leser billig erscheint, selbst getan. In rückhaltloser Offenherzigkeit und — bei aller in seinem an Mühen und Erfolgen überreichen Leben bewährten Intelligenz und Tatkraft — wahrhaftiger Bescheidenheit wüßte ich ihn in so weit nur — wenn man geschriebene Memoiren gesprochenen vergleichen darf — unserem großen Staatsmann und politischen Nationalhelden, dem Fürsten Bismarck zur Seite zu stellen.«

Was ist nun wahr, die Selbstbeweihräucherung oder die übertriebene Bescheidenheit? Auf diese Frage geben die 12 Auflagen des Buches eine klare Antwort.

Zwei Gründe sind es, aus denen die »Lebenserinnerungen« heute wieder besonders zeitgemäß erscheinen. Der eine ist die Tatsache, daß die technisch-geschichtliche Betrachtungsweise heute stärker in den Vordergrund tritt, und daß man sich keine anregender geschriebene Geschichte des ersten Halbjahrhunderts der Elektrotechnik vorstellen kann, als der Begründer der Elektrotechnik sie uns in diesen seinen Aufzeichnungen geschenkt hat.

Der andere Grund liegt wohl darin, daß in einer Zeit, in der die persönliche Leistung wieder mehr gilt, als Standesvorteil und Besitz, in der die Einschätzung wieder mehr nach der bewiesenen Tüchtigkeit, als nach starren Tarifen geht, es für unsere heranwachsende Jugend keinen wirksameren Ansporn zur Nacheiferung, keine verlockendere Verheißung für Aufstiegmöglichkeiten gibt, als dieses Buch, in dem ein Mann seinen Lebensweg schildert, der nur durch eigene Kraft, ohne Vermögen und ohne Beziehungen, nur durch selbsterworbene Kenntnisse, durch unermüdlichen Fleiß und zähe Ausdauer aus dem Nichts ein Weltunternehmen geschaffen hat, das heute mehr als 140000 Menschen Arbeit und Brot gibt.

Fr. Heintzenberg
Berlin-Nikolassee

[1]) Werners Bruder Sir William Siemens.

Die erfolgreichen Mathematikbücher

EGMONT COLERUS

Von Pythagoras bis Hilbert
GESCHICHTE DER MATHEMATIK FÜR JEDERMANN
6.—9. Tausend

Vom Einmaleins zum Integral
MATHEMATIK FÜR JEDERMANN
22.—26. Tausend

Vom Punkt zur vierten Dimension
GEOMETRIE FÜR JEDERMANN
10.—14. Tausend

Jeder Band RM 5.— in Ganzleinen

PAUL ZSOLNAY VERLAG

Handbuch der Vermessungskunde

Jordan, Wilhelm, (Prof. Dr.), Taschenbuch der praktischen Geometrie. Eine Sammlung von Resultaten der niederen und höheren Vermessungskunde. Mit 161 Holzschnitten. 1873. 27 Bogen 8°.

Jordan, Wilhelm, Handbuch der Vermessungskunde. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage des »Taschenbuchs der praktischen Geometrie«. 2 Bände. Mit zahlreichen Holzschnitten. 1878. 78 Bogen Gr.-8°. I Band: Methode der kleinsten Quadrate und niedere Geodäsie. 732 S. II. Band: Höhere Geodäsie. 502 S.

Jordan, Wilhelm, Handbuch der Vermessungskunde. 3 Bände. I. Band: Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate. 3. verb. u. verm. Aufl. 1888. 379 S. 4. Aufl. 1895. 605 S. 5. Aufl. 1904. Bearbeitet von Prof. Dr. C. Reinhertz. 614 S. 6. Aufl. 1910. Bearbeitet von Prof. Dr. O. Eggert. 628 S. 7. Aufl. 1920. Bearb. von Prof. Dr. O. Eggert. 652 S. 8. Aufl. 1935. Bearb. von Prof. Dr. O. Eggert. 664 S. II. Band: Feld- und Landmessung. 3. verb. u. verm. Aufl. 1888. 763 S. 4. Aufl. 1893. 819 S. 5. Aufl. 1897. 846 S. 6. Aufl. 1904. Bearb. von Prof. Dr. C. Reinhertz. 924 S. 7. Aufl. 1908. Bearb. von Prof. Dr. O. Eggert. 972 S. 8. Aufl. 1914. Bearb. von Prof. Dr. O. Eggert. 983 S. 9. Aufl. Bearb. von Prof. Dr. O. Eggert. I. Halbband: Feld- und Landmessung. 1931. 603 S. 2. Halbband: Höhenmessungen, Tachymetrie, Photogrammetrie und Absteckungen. 1933. 649 S. — III. Band: Landesvermessung und Grundlagen der Erdmessung. 3. Aufl. 1890. 606 S. 4. Aufl. 1896. 677 S. 5. Aufl. 1907. Bearb. von Prof. Dr. C. Reinhertz. Mit Vorwort von Prof. Dr. E. Hammer. 758 S. 6. Aufl. 1916. Bearb. von Prof. Dr. O. Eggert. 871 S. 7. Aufl. 1923. Bearb. von Prof. Dr. O. Eggert. 915 S. — J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Für das im Jahre 1873 erschienene, etwa 400 Seiten umfassende »Taschenbuch der praktischen Geometrie« zeichnete als Verfasser Wilhelm Jordan, Professor am Großherzogl. Polytechnikum in Karlsruhe. So bescheiden der Titel war — aufs erste mußte man hinter ihm ein Lehrbuch der Feldmessung vermuten, die in damaliger Zeit häufig als »Praktische Geometrie« bezeichnet wurde —, so gewichtig war der Inhalt, stellte doch das Werk, weit über diesen engen Rahmen hinausgehend, nichts anderes als eine kurze Übersicht über das Gesamtgebiet der niederen und der höheren Geodäsie dar.

Wenn man unter der niederen Geodäsie die Feld- und Landmessung, unter der höheren Geodäsie die Aufnahme ganzer Länder sowie die Bestimmung der Gestalt und Größe des ganzen Erdkörpers versteht, so waren für die erstere Aufgabe, die zu den ältesten Betätigungen der Kulturvölker gehört, naturgemäß seit vielen Jahrhunderten Lehrbücher vorhanden. Für die höhere Geodäsie, deren neuere Entwicklung eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts einsetzte, gab es unter der deutschen Literatur nur wenig Befriedigendes. Dies war der Stand der geodätischen Literatur, als Jordan mit seinem kleinen Werk hervortrat. Begeistert hatte der junge Gelehrte, dem im Alter von 26 Jahren seine Professur übertragen worden war, die klassischen geodätischen Schriften von Gauß, Bessel, Bohnenberger u. a. studiert, und das Werk, das der Dreißigjährige der Fachwelt vorlegte, ist eine Zusammenstellung dieser Arbeit in meisterhafter Darstellung.

Zwei wichtige Ereignisse hatten für die Aufgaben der höheren Geodäsie ein besonderes Interesse erweckt. Im Jahre 1864 gründete General Baeyer die »Mitteleuropäische Gradmessung«, eine Vereinigung der Staaten Mitteleuropas zum Studium der Erdgestalt, weiterhin im Jahr 1869 das Preußische Geodätische Institut, eine Forschungsstätte für die wissenschaftliche Geodäsie.

Auch die badische Regierung war der Mitteleuropäischen Gradmessung beigetreten, und Jordan, der jede Gelegenheit wahrnahm, um sich auch praktisch-geodätisch zu betätigen, übernahm die Leitung der in Baden auszuführenden Arbeiten.

Da der Umfang seiner »Praktischen Geometrie«, die vor allem zum Ziel hatte, den Fachgenossen das Verständnis für die Arbeiten der Mitteleuropäischen Gradmessung zu erleichtern, möglichst beschränkt bleiben und darin trotzdem das Gesamtgebiet der Geodäsie behandelt werden sollte, so verzichtete Jordan auf alle mathematischen Entwicklungen, es wurden vielmehr nur die Resultate angegeben. 1877/78 erschien bereits eine neue Auflage seines Buches. Die günstige Aufnahme, die es gefunden, ermutigte Jordan dazu, den Inhalt auf zwei starke Bände großen Oktav-Formats zu verteilen und auch auf alle theoretischen Entwicklungen einzugehen, sodaß aus dem kleinen Taschenbuch nun ein umfassendes Lehrbuch wurde, das den Titel »Handbuch der Vermessungskunde« erhielt.

Wichtig für die Befruchtung der deutschen Geodäsie war das Erscheinen des fundamentalen Werkes »Die mathematischen und physikalischen Theorien der höheren Geodäsie« von Prof. Dr. Helmert in Aachen (1880 und 1884), der 1886 als Nachfolger von Baeyer die Leitung des Geodätischen Instituts übernahm und hiermit auch zugleich das geistige Oberhaupt der »Internationalen Erdmessung« wurde, zu der sich Baeyers Werk inzwischen erweitert hatte. Die große Epoche der deutschen Geodäsie, die hiermit ihren Anfang nahm, spiegelt sich auch im Jordanschen Handbuch wieder, für das bald weitere Auflagen erforderlich wurden. Vom Jahre 1888 ab erschien es in 3 Bänden, die die Ausgleichsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate, die Feld- und Landmessung und die Landesvermessung und Erdmessung behandelten.

Bis zum Jahre 1898 waren der erste und der dritte Band in vier Auflagen, der zweite Band, der naturgemäß am meisten Verwendung fand, in fünf Auflagen erschienen. Hiermit sollte aber auch Jordans Lebensarbeit, der seit 1886 an der Technischen Hochschule in Hannover lehrte, ihren Abschluß finden. Im Jahre 1899 setzte ein unerwarteter Tod seinem Wirken ein Ziel.

Der Amtsnachfolger Jordans in Hannover, Professor Dr. Karl Reinhertz, übernahm auch die Weiterführung des Handbuchs, für dessen drei Bände Neuauflagen bereits in den nächsten Jahren erforderlich wurden. Doch konnte er infolge einer ernsten Erkrankung nur mit Mühe die Neubearbeitung der beiden ersten Bände an die Öffentlichkeit bringen, während für den dritten Band nur das Manuskript gerade abgeschlossen war, als er 1906 starb.

So war das Handbuch zum zweitenmal verwaist, und bei der überragenden Stellung, die es im In- und Ausland einnahm, war es eine wichtige Frage, wem seine Weiterführung anvertraut werden sollte. Auf Vorschlag Hel-

Digitized by Google

merts erging die Aufforderung hierzu an seinen Schüler Professor Dr. Otto Eggert, der seine Lehrtätigkeit an der Universität Berlin begonnen und als Dreißigjähriger soeben den Lehrstuhl für Geodäsie an der neugegründeten Technischen Hochschule in Danzig übernommen hatte. Eggert ließ sich sofort für die große Aufgabe gewinnen. Somit war das Handbuch wieder den Händen eines jungen begeisterten Vertreters der geodätischen Wissenschaft übergeben, der nun seit mehr als drei Jahrzehnten es als eine seiner Lebensaufgaben betrachtet, in immer neuer Auflage dafür zu sorgen, daß die Weiterentwicklung der Geodäsie in dem Handbuch zum Ausdruck gelangt.

Wenn man die seit 1873 erschienenen 21 Bände des Handbuchs durchsieht, so findet man darin die Entwicklung der Geodäsie in den letzten 64 Jahren lückenlos verzeichnet. Andererseits hat aber auch kaum ein anderes Werk auf die Entwicklung der Fachwissenschaft so nachhaltig eingewirkt wie das Handbuch der Vermessungskunde. Vieles, was hier an neuen Methoden und neuen Theorien der Fachwelt vorgelegt wurde, hat seinen Weg in die Praxis gefunden und zur Verfeinerung der Messungs- und Berechnungsmethoden beigetragen. In welchem Maße sich die geodätische Wissenschaft in den verflossenen sechs Jahrzehnten entwickelt hat, zeigt das Anwachsen des Umfanges des Handbuchs. Die erste Auflage von 1873 war 26 Druckbogen stark. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes, dessen neue Auflage wie die des zweiten ebenfalls in zwei Halbbänden erscheinen soll, erhält das Handbuch einen Gesamtumfang von etwa 200 Druckbogen.

Eggert, der 1921 zunächst an die Landwirtschaftliche Hochschule, dann an die Technische Hochschule nach Berlin berufen wurde, Mitglied des Reichsbeirats für das Vermessungswesen ist und jetzt auch die Leitung des Preußischen Geodätischen Instituts innehat, ist es durch restlose und unermüdliche Arbeit gelungen, das Werk sowohl dem Inhalt als auch der Form nach stets jung zu erhalten.

Martin Gerbert

OSKAR SCHÜRER / ERICH WIESE

Deutsche Kunst in der Zips

Format 26½ × 18½ cm, Umfang 320 Seiten Text mit etwa 100 Abbildungen und etwa 250 Kunstdrucktafeln mit über 500 Abbildungen, Ganzleinen.

Das Werk verarbeitet die Entdeckung einer überaus reichen Kunstlandschaft im deutschen Kolonisationsgebiet des Ostens (Slowakei), die bisher so gut wie unbekannt war. In ungefähr 50 Städten und Dörfern am Südosthang der Hohen Tatra (Karpaten) sind Kunstdenkmäler erhalten, die vom lebendigen Kunstgeist dieser auf Außenposten stehenden deutschen Siedler und ihrer innigen Verbundenheit mit dem deutschen Mutterland überraschend großartig künden.

Das sehr umfangreiche Material wurde unter Fürsorge des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft (Berlin) in mühevoller mehrjähriger Arbeit auf wissenschaftlichen Expeditionen photographisch und zeichnerisch aufgenommen und von Dr. Erich Wiese (Plastik, Malerei, Kunstgewerbe) und Dr. Oskar Schürer (Architektur und allgemeine Kulturentwicklung) auf breiter Grundlage verarbeitet.

Subskriptionspreis bis 15. 9. 1937 RM 15.—
Ladenpreis RM 18.—

VERLAG RUDOLF M. ROHRER
BRÜNN, WIEN, LEIPZIG

Die Entstehung der Kontinente und Ozeane

Alfred Wegener: Die Entstehung der Kontinente und Ozeane. 1. Aufl. 1915, 2. Aufl. 1920, 3. Aufl. 1922, 4. Aufl. 1929, 5. Aufl. 1936. Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Unter den Büchern, die die Physik der Erde behandeln, hat in der letzten Epoche keines so weitreichende Bedeutung erlangt wie die Arbeit Alfred Wegeners über Entstehung der Kontinente und Ozeane, die jetzt in der 5. Auflage erschienen ist. Die Vorarbeiten zu dem Werk reichen bis 1911 zurück. Die 1. Auflage erschien 1915; die 2., 3. und 4. 1920, 1922 und 1929 sind stark verändert worden. Von der 3. Auflage erschienen Übersetzungen ins Englische, Französische, Russische und Spanische. Seitdem haben sich keine weiteren Änderungen mehr als notwendig herausgestellt, und man kann die Arbeit als eine der klassischen und allgemein verständlichen der exakten Wissenschaft ansehen. Sie faßte zum erstenmal die speziali-

stischen Arbeiten der Geologie und der Geophysik zusammen, die sich unabhängig voneinander in verschiedenen Richtungen entwickelt hatten und anscheinend nicht mehr in Übereinstimmung zu bringen waren.

Die Arbeiten vor allem amerikanischer Geodäten (Airy) hatten gezeigt, daß sich die Schwerebeobachtungen auf den Kontinenten physikalisch nur deuten ließen, wenn man annahm, daß diese Kontinente aus weniger dichtem Material bestanden, das in ähnlicher Weise, wie es etwa Eisschollen auf dem Meere tun, im Schwimmgleichgewicht mit den dichteren Materialien des Erdinnern war, dessen Oberfläche die Meeresböden der Tiefsee bilden. In früherer Zeit hatte man erwartet, daß von den größeren Gesteinsmassen der Kontinente und ihrer Gebirge eine verhältnismäßig größere Anziehung oder Schwere herrühren müsse. Die Beobachtungen widersprachen dem.

Im vergangenen Jahr wurde infolgedessen von einer internationalen geophysikalischen Tagung in Edinburgh der Beschluß gefaßt, die Schweremessungen in Zukunft allgemein in der Weise vergleichbar zu machen, daß man ein Schwimmgleichgewicht zugrunde legt. Die Schwere nimmt nämlich mit der Erhebung über die Erde ab, und ein Vergleich der Schwerebeobachtungen macht deswegen eine Reduktion oder Beziehung auf eine Basisfläche notwendig.

Andererseits war seit langer Zeit bereits von der Geologie angenommen worden, daß die Faltengebirge der Erde durch horizontalen Zusammenschub entstanden sein müßten. Die Entfaltung z. B. der Alpen ergibt, daß der Zusammenschub dieses Gebirges eine Horizontalbewegung entweder Italiens oder Europas oder beider um 70—250 km vermuten läßt. Der Versuch des Wiener Geographen und Geologen Süß, aus einer Schrumpfung der Erde diesen Zusammenschub zu erklären, mußte schon zu Lebzeiten von Süß als unmöglich aufgegeben werden. Die These, die Alfred Wegener 1915 zum erstenmal in der 1. Auflage seines Buches aussprach, besagte nun in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Geophysik, daß die Kontinente im ganzen sich nur horizontal bewegen können und — was neu war — sich im Laufe der Entwicklung der Erdgeschichte bewegt haben. Er konnte auf diese Weise nicht nur den Zusammenschub der Gebirge erklären, sondern auch den Schwerebeobachtungen und den geographisch-geologischen Beobachtungen gerecht werden, die frühere Zusammenhänge der Ostküste Südamerikas mit der westafrikanischen, und der indischen und südafrikanischen Küste zeigten.

Es gibt wohl schwerlich eine Idee, die nicht — flüchtig hingeworfen — irgendwann schon einmal ausgesprochen worden wäre. Ideen sind billig, das Entscheidende ist der Beweis. Und dieser Beweis wurde, nachdem die ersten Auflagen teils energischen Widerspruch, teils begeisterte Zustimmung, letztere vor allem im Ausland, hervorgerufen hatten, in solcher Weise geführt, daß die 4. Auflage des Buches, obgleich sie hellseherisch manche Erfahrungen der folgenden Jahre schon vorweggenommen hat, als klassisch im besten Sinne des Wortes angesprochen werden kann. Nur in unbedeutenden Einzelheiten kann sich heute das Bild noch ändern.

Als wertvolle Ergänzung der 3. Auflage des Buches erschien 1924 bei Bornträger, Berlin, eine Arbeit, die Alfred Wegener zusammen mit seinem Schwiegervater Köppen über die »Klimate der geologischen Vorzeit« erscheinen ließ. Dieses Buch zeigte, daß die Verteilung der Klimazeugnisse aus der Vorzeit der Erde, falls die Geologie nicht vollständig in diesen Dingen geirrt hat, sich ebenfalls nur erklären läßt, wenn man eine grundsätzliche Verschiebung der Kontinente im Lauf der Erdgeschichte annimmt.

Inzwischen ist eine solche Verschiebung auch unmittelbar gemessen worden in Grönland, das sich mit ungefähr 10 m im Jahr auch jetzt noch nach Westen bewegt, nach astronomischen Messungen, die unabhängig voneinander an der Ostküste und Westküste seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgt sind. Die zweite gewaltige und uns besonders interessierende Verschiebung, durch die Amerika von Europa entfernt worden ist, zeigt sich zwar ebenfalls in den astronomischen Beobachtungen, aber der Beweis ist für die Vorsicht der Geodäsie und Astronomie noch nicht klar genug, so daß man hierüber noch weitere Beobachtungen wünschen muß.

Die Ausnahmestellung, die Grönland offenbar bei seiner schnellen Bewegung nach Westen gegenüber allen anderen Kontinenten einnimmt, war wohl der Anreiz für Alfred Wegener, sich besonders mit Grönland zu beschäftigen. Seine letzte Expedition hat in der Tat gezeigt, daß Grönland auch in geophysikalischer Hinsicht eine Ausnahmestellung unter den Kontinenten einnimmt, infolge der 1800 m dicken Eisdecke, die sich auf diesen Kontinent gelegt hat; eine Eisdecke, die, wenn sie abschmelzen würde, den Wasserstand der Weltmeere um rund 9 m erhöhen würde. — Auf seiner letzten Expedition nach Grönland fand Alfred Wegener im Herbst 1930 auf einer Schlittenreise, die er infolge des Notrufes einiger Kameraden zu einer Zeit durchzuführen suchte, zu der Schlittenreisen auf dem Inlandeis Grönlands nicht mehr möglich sind, den Tod.

Eine revolutionäre Schrift
zum Glaubenskampf unserer Zeit

Wilhelm Brachmann

Der Weltprotestantismus in der Entscheidung

Broschiert RM 1.50

Bitte verlangen Sie den ausführlichen Prospekt!

Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin

Digitized by Google

Mikroskopische Technik

Taschenbuch der mikroskopischen Technik. Verlag R. Oldenbourg. 1. Aufl. von Alexander Böhm u. Albert Oppel, München 1890 IV u. 155 S., Kl.-8°. 2. Aufl., München 1893, IV und 192 S. 3. Aufl., München 1896, VI und 224 S. 4. Aufl. von Alexander Böhm und Albert Oppel, München 1900, VI und 240 S., mit einem Beitrag (Rekonstruktionsmethoden) von Dr. G. Born. 5. Aufl., München u. Berlin 1904, VI und 271 S., 6. Aufl., München u. Berlin 1908, VIII und 339 S. 7. Aufl., München u. Berlin 1912, VIII und 365 S. 8. völlig umgearbeitete und erweiterte Aufl. von Benno Romeis, mit einem Beitrag (Rekonstruktionsmethoden) von Gustav Born, München u. Berlin 1919, XI und 473 S. und 1 Tafel. 9. und 10. Aufl., München u. Berlin 1922, XI und 472 S. 11. Aufl., München u. Berlin 1924, XII und 568 S. und 1 Tafel. 12. Aufl. von Benno Romeis, München u. Berlin 1928, XV und 717 S. und 1 Tafel. 13. neubearbeitete und erweiterte Aufl. von Benno Romeis, begründet von A. Böhm und A. Oppel, München u. Berlin 1932, XIII und 801 S. und 1 Tafel.

Die folgenden Ausführungen sind wohl ein ganz besonders lehrreiches Beispiel dafür, wie ein fachwissenschaftliches Hand- und Nachschlagebuch die eigene wie die benachbarten Experimentalwissenschaften auf das nachhaltigste befruchten, ja sich in praktischen wie theoretischen Fragen dieses Gebiets als unentbehrlichen und unbestrittenen Führer behaupten konnte.

Die erste Auflage der mikroskopischen Technik, erschienen München 1890, verfaßt von den damaligen Prosektoren Dr. A. Böhm der Münchener und Dr. A. Oppel der Freiburger Universität, war bestimmt, »durch Zusammenstellung aller brauchbaren mikroskopischen Methoden anatomischen und histologischen Studien zu dienen«. Doch sehr bald wuchs das Werk über diesen ursprünglichen Rahmen hinaus, da immer neue Nachbarwissenschaften, die für ihre Untersuchungen auf die mikrotechnischen Methoden angewiesen sind, sich dieses zuverlässigen Führers bedienten, während die Verfasser andrerseits bestrebt waren, den steigenden Anforderungen von Auflage zu Auflage nach Möglichkeit nachzukommen.

In vollem und ungeahnt hohem Maß sollte dies erst gelingen, als nach dem Tode Prof. Oppels und Dr. Böhms, welch letzterer schon die 5. und 6. Auflage allein betreut hatte, sein Schüler Dr. Romeis, in Erfüllung eines von Dr. Böhm geäußerten Wunsches, in den Jahren 1917/18, die noch vor dem Krieg erschienene und bald völlig veraltete 7. Auflage einer gänzlichen Um- und Neubearbeitung unterzog. — Der ursprünglich behandelte anatomisch-histologische Studienbereich der Human- und Vetrinärmedizin hatte sich seither ungleich erweitert durch die zunehmenden mikrotechnischen Anforderungen der experimentellen Zoologie und Biologie, der Entwicklungslehre und Entwicklungsphysiologie, der experimentellen Pathologie, Pharmakologie und Hygiene, wie endlich der Histo- und Physikohisto-Chemie.

So erschien die neue (8.) Auflage 1919 unter Romeis als ein nahezu gänzlich neues Werk von notwendigerweise weit größerem Umfang und konnte diesen seither bis zu der jetzigen 13. Auflage (1932) abermals verdoppeln, so daß es nun auf 800 Seiten 2059 Paragraphen erörtert und im 54seitigen Literaturverzeichnis über 1700 Spezialarbeiten berichten kann. In knappster Zusammendrängung ist es »das beste mikrotechnische Lehrbuch unserer Zeit« geworden, das, wie die Fachkritik sagt, »alle anderen gleichen und ähnlichen Bücher des In- und Auslands einschließlich der Encyklopädien überflüssig gemacht hat«.

Erst mit Dr. Benno Romeis, Professor der Anatomie und Vorstand der Abteilung für experimentelle Biologie an der anatomischen Anstalt der Universität München, Schüler Rückerts und Molliers, Mitherausgeber von Rouxs Archiv für Entwicklungsmechanik, Verfasser zahlreicher Abhandlungen in den Fachzeitschriften, widmete sich nun dem Werke die überlegene Kraft, die der ständig steigenden Bedeutung und Ausbreitung der Aufgabe voll gewachsen war. Er verband in seltener Weise die Gaben und den Fleiß des gelehrten selbständigen Forschers mit denen des weitüberschauenden Sammlers und kritischen Sichters des fast unabsehbar anschwellenden Stoffes wie seiner sich ständig verzweigenden und vermehrenden Untersuchungsmethoden.

Im glücklichem Gelingen blieb er dem schon von Böhm befolgten Grundsatz treu: aus der Überfülle immer neuer Methoden durch eigene langjährige Erfahrung und Prüfung immer die bewährtesten auszuwählen und diese in möglichster Knappheit und Vollständigkeit für die praktische Brauchbarkeit darzustellen und nötigenfalls zu vervollständigen. Darum kann der Benutzer des Buches auch wirklich danach arbeiten und macht selbst die Erfahrung, daß die jeweilige Methode bei genauer Befolgung der Vorschriften exakt gelingt. Nur dadurch gewinnt er die Überzeugung und Bestätigung, an dem Werk einen verlässigen Führer zu besitzen.

So konnte jede neue Auflage eine genaue Übersicht über alle wichtigen Fortschritte der Wissenschaft auf diesem Gebiet darbieten — gerade auch dadurch, daß ständig minder wichtige oder allmählich veraltende Angaben nach sorgfältiger Prüfung jeweils wieder ausgeschieden wurden, während alles entscheidend wichtige Neue auf Grund reicher, vergleichender Erfahrung auf Wert und Bedeutung kontrolliert und ev. durch eigene Verbesserungen und vertvolle Ratschläge ergänzt wurden, die »sowohl den Anfänger auf Schwierigkeiten hinweisen, die ihm bevorstehen, wie noch viel mehr allen denen sagen, die das Buch seit Jahren oder Jahrzehnten regelmäßig um Rat fragen«.

»In nicht zu überbietender Vollständigkeit bringt es alle wesentlichen histologischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungsmethoden« und dient damit sowohl kritisch als unentbehrliche Unterlage für die praktische Forschungsarbeit im Laboratorium, als auch zugleich mit seinen wohlüberlegten Hinweisen auf die theoretischen Probleme dem Fortschritt der Wissenschaften selbst, während endlich den in ihren Resultaten hier eingefügten Entdeckern neuer Methoden der Vorteil erwächst, daß ihre Spezialarbeiten in diesem weithin geschätzten Buch rascher bekannt werden und damit der Wissenschaft weit ausgiebiger dienen können, als an ihrem ursprünglichen Veröffentlichungsort im Fachblatt. Mit Recht schließt die oben erwähnte Kritik mit dem Dank an den Verfasser »für die viele Arbeit, die er übernommen und uns anderen erspart hat«, womit treffend der hier verwirklichte Wert dieser Art wissenschaftlichen Schrifttums gekennzeichnet ist

Pharmakologie und Arzneibehandlung

Meyer, H(ans) H(orst), (Prof. Dr., Wien) und R(udolf) Gottlieb, (weiland Prof. Dr., Heidelberg), Die experimentelle Pharmakologie als Grundlage der Arzneibehandlung.

1. Aufl. Mit 61 Textabbildungen und 1 farbigen Tafel. XVI, 483 Seiten. 8° 1910. — 2. Auflage. Mit 64 teils farbigen Textabbildungen und 1 farbigen Tafel. XX, 554 Seiten. 8° 1911. — 3. Auflage. Mit 66 teils farbigen Textabbildungen und 1 farbigen Tafel. XX, 595 Seiten. 8° 1914. — 4. Aufl. Mit 84 zum Teil farbigen Textabbildungen und 2 farbigen Tafeln. XX, 694 Seiten, Gr.-8°. 1920. — 5. Aufl. Mit 84 zum Teil farbigen Textabbildungen und 2 farbigen Tafeln. XX, 694 Seiten, Gr.-8°. 1921. — 6. Aufl. Mit 84 zum Teil farbigen Textabbildungen und 2 farbigen Tafeln. XX, 694 Seiten, Gr.-8°. 1922. — 7. Aufl. Mit 87 zum Teil farbigen Textabbildungen und 2 farbigen Tafeln. XX, 792 Seiten, Gr.-8°. 1925.

8. Aufl. Bearbeitet von Prof. Dr. Hans H. Meyer und Prof. Dr. Ernst P. Pick. Mit 98 zum Teil mehrfarbigen Abbildungen im Text. VIII, 813 Seiten, Gr.-8°. 1933.

Neunte Auflage, durch einen Nachtrag ergänzt und verbessert von Prof. Dr. Hans H. Meyer und Prof. Dr. Ernst P. Pick, Wien. Mit 98 zum Teil mehrfarbigen Abbildungen im Text. VIII, 876 Seiten. Gr.-8°. 1936. Urban & Schwarzenberg. Berlin und Wien.

Als im Jahre 1910 die erste Auflage von »Meyer-Gottlieb, Die experimentelle Pharmakologie als Grundlage der Arzneibehandlung« erschien, da fühlte die medizinische Welt: hier war die Bahn gebrochen für eine neue Wissenschaft, die nicht nur unser Erkennen um die Gesetze und tieferen Zusammenhänge der chemischen Vorgänge in unserem Körper förderte und bereicherte, sondern darüber hinaus die Heilkunde, die praktische Therapie und Klinik, in ungeahnter Weise befruchten mußte.

Was bisher auf diesem Gebiete geschaffen war, konnte man am ehesten als »Materia medica«, als eine Art Arzneimittellehre bezeichnen. Hier aber wird kundgetan: die Pharmakologie ist ein Teil der Biologie. Ihre Methoden sind daher das biologische Experiment. Die Ergebnisse der experimentellen Pharmakologie sollen nun, soweit sie für die praktische Therapie am gesunden und kranken Menschen verwertbar erscheinen, in diesem Werk für den Unterricht und zu praktisch therapeutischen Zwecken dargestellt werden.

In dieser Absicht ist der Stoff nicht, wie dies bisher vielfach geschah, nach Arzneimittelgruppen geordnet worden, sondern nach völlig neuen Gesichtspunkten: einerseits nach Organsystemen des menschlichen Körpers, andererseits nach Krankheitsursachen, also in zwei Hauptteile — die organotrope Pharmakologie, die die Funktionen der einzelnen Teile des Körpers im Auge hat, und die ätiotrope, die die Wirkung auf die Krankheitsursachen verfolgt. Ausgehend von der Physiologie bzw. Pathologie der Körperorgane und ihrer Funktionen wird hier ihr Verhalten unter der jeweiligen Einwirkung der Pharmaka klargestellt und deutlich gemacht.

Neu war in der Darstellung dieses Buches vor allem auch die reichliche Verwendung von schematischen Abbildungen und Kurven, wodurch der Text in lebendiger Weise veranschaulicht wurde und an Klarheit und

Digitized by Google

Übersichtlichkeit wesentlich gegenüber früheren Werken gewonnen hat. Im gleichen Sinne hat auch die besondere Behandlung des vegetativen Nervensystems und die Gegenüberstellung der sympathischen und parasympathischen Innervation klärend gewirkt. Da die Verfasser nicht nur von den normal physiologischen Organfunktionen ausgehen, sondern auch von den pathologisch veränderten, findet der Leser hier auch einen gedrängten Überblick über den gegenwärtigen Stand unseres Wissens in der allgemeinen und teilweise auch der speziellen Pathologie. Dies und die reichen Literaturbelege, die fortlaufend den Text begleiten, haben dies Werk tatsächlich zu einem unentbehrlichen Helfer und Berater jedes wissenschaftlich interessierten und arbeitenden Arztes werden lassen.

Die Wirkung, die dieses aus den Vorlesungen H. H. Meyer's erwachsene Buch seit seinem ersten Erscheinen auf Generationen von Studierenden und Ärzten ausgeübt hat, war ebenso tief- und weitgreifend, wie nachhaltig. Jedes neue Werk dieses Wissensgebietes, wo immer es auf der Welt erschien, stand im Banne des »Meyer-Gottlieb«. Überall tauchten Nachahmungen auf, die, bewußt oder unbewußt, den Spuren des Führers folgten. Fast alle Weltsprachen sicherten sich durch Übersetzungen des klassischen Werkes die bahnbrechenden Ergebnisse dieser Forschungen. In rascher Folge reihte Auflage an Auflage; jede hielt Schritt mit den neuesten Fortschritten auf dem engeren Fachgebiete, wie auch auf dem Arbeitsfelde der Gesamtmedizin. An die Stelle des verstorbenen Mitarbeiters trat Meyer's Nachfolger auf dem Wiener Lehrstuhl.

Was sich bei manchen Werken vielfach als Nachteil, als Hemmschuh für die lebendige Fortentwicklung auswirkt, das zunehmende Alter des Verfassers, gibt hier dem vollendeten Bau die weihevolle Krönung: die innere Überlegenheit des denkenden Meisters gegenüber dem behandelten Stoff tritt aus jeder Seite dieses Buches. Und es ist eine Gnade des Schicksals, gleichsam als ein Gegengeschenk der gemeisterten Natur, daß sie diesen Mann in ungebrochenem Hier aber Schaffertum bereits in das neunte Jahrzehnt seines Lebens treten ließ.

Dr. E. Neuner
Wien

...chenbuch
...mikroskopischen Technik
...Benno Romeis
13. Auflage. 814 Seiten. 8°. 1932.
In Leinen RM 23.50

...ührung
...ie mathematische Behandlung
...Naturwissenschaften
...W. Nernst und A. Schoenflies
11. Auflage von W. Nernst und W. Orthmann bearbeitet. 492 Seiten, 108 Abbildungen. Gr.-8°. 1931. In Leinen RM 18.—

...bürgertum und Nationalstaat
...iedrich Meinecke
...Auflage. 570 Seiten. 8°. 1928.
...n Halbpergament RM 19.80

...lenbourg / München 1 und Berlin

Das „Kochbuch" der Chemie

Ludwig Gattermann: Die Praxis des organischen Chemikers 1. Auflage 1894, 2. Auflage 1896, 3. Auflage 1898, 4. Auflage 1900, 5. Auflage 1902, 6. Auflage 1904, 7. Auflage 1905, 8. Auflage 1907, 9. Auflage 1909, 10. Auflage 1910, 11. Auflage 1912, 12. Auflage 1914, 13. Auflage 1917, 14. Auflage 1919, 15. Auflage 1920, 16. Auflage 1921, 17. Auflage 1922, 18. Auflage 1923, 19. Auflage 1925, 20. Auflage bearbeitet von Heinrich Wieland *1927, 21. Auflage 1928, 22. Auflage 1930, 23. Auflage 1933, 24. Auflage 1936, 25. Auflage 1937.*
Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Es war kein langer Brief, den der Professor der Chemie an der Universität Tübingen, Ludwig Gattermann, im Jahre 1893 an den Inhaber des Verlages Veit & Comp. in Leipzig richtete, es war auch kein Brief, der von großem literarischen Ehrgeiz zeugte, sondern ein schnell hingeworfenes Schreiben. Da hatte Gattermann für seine Studenten eine Anleitung für das »organisch-chemische Praktikum« geschrieben und es sich zum Grundsatz gemacht, die praktischen Vorschriften mit theoretischen Erläuterungen zu versehen. Bei seinen Studenten hatte sich seine Methode gut bewährt. Nun gut, — vielleicht diente sie auch einem weiteren Kreise, wie immer wieder Kollegen beteuerten!

Der Inhaber des Verlages Veit & Comp., Credner, war ein merkwürdiger Mann, mit einer ungewöhnlichen Fähigkeit begabt, den Wert eines Buches zu erkennen, aber auch etwas schrullenhaft. Man erzählt von ihm, daß er, wenn ihm ein neues Buch seines Verlages auf den Schreibtisch gelegt wurde, sich dafür keine Berechnung der Herstellungskosten geben ließ. Er blätterte es noch einmal aufmerksam durch, wog es in der Hand und erklärte: Preis soundsoviel. Ob die Kosten mit diesem Preis in Einklang zu bringen waren, darum kümmerte er sich nicht. War sein Tip richtig, so hatte das Werk Erfolg, war er falsch, nun, dann war daran nichts zu ändern! Aber sein Gefühl täuschte ihn selten, zumal er jedes Manuskript, auch wenn ihm die Materie fremd war, las und mit den Verfassern über die praktische Anlage mündlich und schriftlich unausgesetzt verhandelte. War der Verfasser seinen Ratschlägen nicht zugänglich, so verzichtete er auf das Buch. Diese Mitarbeit hat aber dazu geführt, daß viele Werke seines Verlages in immer neuen Auflagen erscheinen konnten.

Auch das »Kochbuch« von Gatterman! Der Verleger war davon nicht überrascht, vielleicht der Autor, der nun die Aufgabe hatte, eine Auflage nach der anderen zu verbessern und dem Stande der Forschung anzupassen. Er hatte keinen Ehrgeiz, ein anderes Buch zu schreiben. Von ihm ist nur noch eine »Tabelle zur Berechnung der volumetrischen Stickstoff-Bestimmungen« im Umfange von 40 Seiten erschienen. Aber das »Kochbuch« hat Tausenden von Chemikern als Wegweiser gedient und tut es heute noch, nach dem Tode des Verfassers betreut von Prof. Heinrich Wieland an der Universität in Freiburg, der auch Gattermann in den letzten Jahren seines Wirkens angehört hat. — Es berührt etwas eigenartig, daß er, der reine Praktiker, Direktor der »philosophischen« Abteilung des chemischen Laboratoriums war, die später in die naturwissenschaftlich-mathematische Abteilung umgeändert wurde.

G. L.

Eugen Diederichs

Wenn in dieser Nummer unserer Zeitschrift die Absicht verwirklicht wird, einige Werke, die Wissenschaftsgeschichte gemacht haben, zu charakterisieren, dabei auf die Zusammenarbeit zwischen dem Verleger und dem Verfasser hinzuweisen und zu erweisen, welch großen Anteil der Verleger an dem Erfolg eines solchen Werkes hat, so gibt es kein besseres Buch, um die Lebensarbeit solch eines Verlegers in ihrer Geschlossenheit, in ihrer Mühe und ihrem Erfolg zu überblicken als die von Lulu von Strauß und Torney-Diederichs herausgegebenen Briefe und Aufzeichnungen von Eugen Diederichs.

Der Mann ist besessen von der Idee, in das Zeitgeschehen durch gute Bücher einzugreifen, eigene Pläne, die er in Hülle und Fülle hat, zu verwirklichen, Menschen zu suchen, die so begeisterungsfähig sind wie er, die etwas Eigenes zu sagen haben und es in seinem Verlage sagen wollen.

Und dabei hat dieser Mann von seinen Vorfahren her keinerlei geistige Tradition, es sind Bauern und kleine Handwerker. Er selbst soll Landwirt werden, kommt spät zum Buchhandel als kleiner Gehilfe und wagt es, »Verleger« zu werden, weil ihn der Dämon dazu treibt, aus kleinsten Anfängen heraus. Er hat keinen Erfolg, hat an den Monographien zur Kulturgeschichte große Verluste, da retten ihn zwei Werke: Geschichte der Revolution von 1848 und Bölsches »Liebesleben in der Natur«.

Immer hat er Pläne, die sich zu Sammlungen auswachsen, wie »Thule« und die Märchen der Weltliteratur, wie die Mystiker, die in dem Meister Eckhart ihren tiefsten Künder haben.

Und es ist bezeichnend für ihn, daß er eine Zeitschrift »Die Tat« gründete, die im Glauben an Deutschlands Zukunft, an das Verantwortungsgefühl seiner Leser appellierte.

Eugen Diederichs ist ein Meister des Briefstils, seine Sätze sind meistens mit Begeisterung geladen. Er hat Ricarda Huchs Buch »Die Romantik« gelesen. Gleich setzt er sich hin und schreibt an Maeterlink einen Brief darüber und fordert ihn auf, sich dieses wundervolle Buch zu eigen zu machen. Am wertvollsten sind aber die reinen Privatbriefe. Da ist ein Brief »an eine junge Malerin«, der so recht das Ringen dieses Mannes mit den Menschen zeigt, da ist die Antwort auf die »Beichte eines Zwanzigjährigen«, die für das Liebesproblem Worte reinster Prägung findet, da ein Brief an eine ganz junge Frau, in dem der Satz steht: »Es ist das Schicksal jedes Menschen, daß er, wenn die Jugend zu Ende ist, dem Leben dienen und sich letzthin selbst zum Opfer bringen muß«.

Das hat dieser tätige, sprühende, unermüdliche Mann getan.

Das Buch hat einen großen Mangel: es hat kein Register. Zum mindesten müßte ein Verzeichnis der Empfänger der Briefe vorhanden sein, noch besser mit einer kurzen Charakterisierung der betreffenden Persönlichkeit. Viele Namen kennt man wohl, aber es sind auch unbekanntere dabei, und es gibt auch zahlreiche Briefe, die an denselben Empfänger gerichtet sind.

G. L.

Eugen Diederichs Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen herausgegeben von Lulu von Strauß und Torney Diederichs. — Eugen Diederichs Verlag, Jena.

PAIDEIA
Die Formung des griechischen Menschen. Von Werner Jaeger. Erster Band: 2. Aufl. Groß-8°. IX, 513 S. 1936. Geb. RM 8.—
Sonderprospekt kostenlos!
WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Digitized by Google

Grundrisse der Philologie

Grundriß der romanischen Philologie, herausgegeben von Gustav Gröber. I. Band 1 Aufl. 1888, 2. Aufl. 1904/06. II. Band 1. Abt., 1. Aufl. 1902, 2. Abt. 1. Aufl. 1897, 3. Abt. 1. Aufl. 1901, fortgeführt in »Neue Folge«.

Grundriß der germanischen Philologie, begründet von Hermann Paul. I. Band 1. Aufl. 1891, 2. Aufl. 1901. II. Band 1, 2.=1. Aufl. 1893, II, 1.=2. Aufl. 1901/09, II, 2=Bd. III d. 2. Aufl. 1900. Seit der 3. Aufl. 1911 ff. in kleinere Einzelbände aufgelöst. Abgezweigt wurde von dem Paulschen Grundriß der »Grundriß der deutschen Literaturgeschichte und der Grundriß der englischen Literaturgeschichte«.

Grundriß der iranischen Philologie, herausgegeben von Wilh. Geiger und Ernst Kuhn. I. Band, 1. und 2 1. Aufl. 1901, Anhang zum 1. Band 1903, II. Band, 1. Aufl. 1896—1904.

Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde, begründet von Georg Bühler. Fortgesetzt von F. Kielhorn. Herausgegeben von Heinrich Lüders und Jacob Wackernagel. Bd. I bis III 1896ff., jeder Band in Hefte aufgelöst.

Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, herausgegeben von Karl Brugmann und Berthold Delbrück. Bd. I 1. Aufl. 1886, 2. Bearbeitung 1897, Neudruck 1930. Bd. II, 1. Aufl. 1889, 2. Bearbeitung 1906/11. Bd. III, 1. Aufl. 1893, Neudruck 1925.

Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 1. Aufl. 1881, 2. Aufl. 1883, 3. Aufl. 1884, 4. Aufl. 1889, 5. Aufl. 1894, 6. Aufl. 1899, 6. Aufl., 2. Abdruck 1905, 7. Aufl. 1910, 8. Aufl. 1915, 9. Aufl. 1921, 10. Aufl. 1921, 11. Aufl. 1930ff.

Alois Walde: Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, herausgegeben und bearbeitet von Julius Pokorny. I. Band 1930, II. Band 1927, III. Band 1932.
Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Als im Jahre 1893 der Grundriß der germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Paul, in drei Bänden in erster Auflage erschien, wurde dieses Werk von der gesamten wissenschaftlichen Presse mit Begeisterung aufgenommen. Da hatte die philologische Forschung eine Zusammenfassung des damaligen Wissens, wie es ihr bisher noch nicht geboten war, und die Möglichkeit, auf dieser Grundlage weiterzubauen. Es war nicht nur ein Ereignis für Deutschland, sondern für die gesamte wissenschaftliche Welt. Sprache, Literatur und Kultur der germanischen Völker schlossen sich hier zu einer Einheit zusammen, und es wurden Richtlinien gegeben, wie die zukünftige Forschung auf diesen Bahnen weitergehen könne.

Der Gedanke, einen solchen Grundriß zu schaffen, entsprang nicht dem Kopf eines Gelehrten, sondern dem Tatendrang eines Verlegers. Karl J. Trübner, der im Jahre 1872 im wiedergewonnenen Elsaß seine Firma gegründet hatte, war der Urheber dieses Werkes. Der Gelehrte, den er für die Herausgabe des Werkes gewann, war ein Mann größter wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit, aber kein Organisator, der die Schwierigkeiten im Verhandeln mit Mitarbeitern zäh überwand. Da mußte eben der Verleger einspringen, wohl den Ratschlägen des Forschers lauschen, aber mit aller Energie dahin wirken, daß das Werk auch zustande kam. Trübner stand damals in der Vollkraft seiner Jahre und im Höhepunkt seines Schaffens. Er reiste von Universität zu Universität, mahnte und beschwor — so kam der Grundriß zustande.

Aber nicht dieser Grundriß allein! Der Plan war viel größer und umfangreicher. Die gesamte damalige Kenntnis der Kulturen der einzelnen Völker sollte zusammengefaßt werden. Neben den germanischen Grundriß trat der romanische, dessen Herausgabe Gustav Gröber in Straßburg übernommen hatte und der zeitlich sogar vor dem germanischen Grundriß steht; dann der Grundriß der iranischen Philologie, für den Wilhelm Geiger und Ernst Kuhn gewonnen wurden, und schließlich der Grundriß der indoarischen Philologie, den der berühmte Sanskritist Georg Bühler herausgab. Gerade bei diesem Grundriß zeigte es sich, wie sehr dieses Werk auf das Weltinteresse abgestellt war, denn hier wurden für die Darstellung der Sprache und Kultur Indiens viele ausländische Mitarbeiter gewonnen, die sich willig der Autorität des berühmten deutschen Gelehrten unterordneten. Bei diesem Werk wurden allerdings die Fesseln der Beschränkung auf drei Bände gesprengt, so daß die einzelnen Teile als Hefte bzw. Bände für sich erscheinen konnten.

Dr. Karl Trübner hatte die Freude, die ersten drei großen Grundrisse vollendet zu sehen und teilweise noch ihre neue Auflage zu erleben. Der Grundriß der indoarischen Philologie kam nicht zum vollen Abschluß, und sein großer Plan, mit einem Grundriß der semitischen Philologie den Schlußstein unter sein Planen zu setzen, wurde nicht mehr ausgeführt. — Wenn dann Dr. Karl Trübner das Glück hatte, in dem Begründer der Leipziger Schule der vergleichenden Sprachwissenschaft, Karl Brugmann, den Mann zu finden, dessen immenses Wissen den Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanische Sprache erstehen ließ, so wurde hierdurch eine Ergänzung jener Werke geschaffen, zu deren Mitarbeit sich eine Vielheit von Forschern in Begeisterung drängte. Es war eine große Ehre, Mitarbeiter an jenen Grundrissen gewesen zu sein. Auch heute noch, nach fast 50 Jahren, sind die Grundrisse aus dem Betriebe der Wissenschaft nicht wegzudenken, sie sind teilweise heute noch das Rüstzeug, das die Forschung nicht entbehren kann. Der glücklichste Stern stand über dem Grundriß der germanischen Philologie, der, in kleinere Einzelbände aufgelöst, bis zur dritten Auflage fortschreiten und die sich stets erweiternde Kenntnis über die ersten Anfänge der Kultur unseres Volkes zur Darstellung bringen konnte.

Wenn dieser große Lebensplan dem umsichtigen Verleger gelang, so hatte ein zweiter nicht den gleichen Erfolg, wenngleich an den Anfang ein Werk trat, das vielleicht in seiner Wirkung auf weite Kreise zu den größten Bucherfolgen unserer Zeit gerechnet werden kann: Friedrich Kluges etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Auch hier ist der Verleger Anreger und Förderer gewesen. Er bot dem jungen Forscher, dessen akademische Laufbahn durch wirtschaftliche Sorgen schwer bedroht war, mit dem Auftrag, dieses Werk zu verfassen, die Möglichkeit ruhigen Forschens. Kluges etymologisches Wörterbuch, das jetzt, bearbeitet von seinem treuen Schüler Alfred Götze, in 11. Auflage vorliegt, konnte im Jahre 1931 das 50jährige Jubiläum feiern, und es wird vielleicht noch manches Jahrzehnt vergehen, ehe es seine Zugkraft eingebüßt hat.

Neben Kluges Wörterbuch sollten aber nach dem Plan Trübners vergleichende Wörterbücher der griechischen, lateinischen, slawischen und romanischen Sprachen treten, für die er ebenfalls, beraten von seinen wissenschaftlichen Freunden, die Bearbeiter gewonnen hatte. Aber hier blieben die Verträge unerfüllt, teilweise deshalb, weil der Verleger nicht mehr mit dem gleichen Feuereifer hinter der Sache stand und sich mit Vertröstungen zufriedengab, anstatt mit energischer Hand als Ersatz junge Kräfte heranzuziehen. Diese jungen Kräfte haben dann in einem anderen Verlag zum wesentlichen Teile die Pläne des Straßburger Verlegers erfüllt. Nur ein Werk, für das eigentlich Karl Brugmann auf Grund seines Grundrisses der gegebene Verfasser war, das Vergleichende Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, für das immer wieder ein neuer Bearbeiter gesucht wurde, fand seine Vollendung, und zwar viele Jahre nach dem Tode von Karl Trübner. Der Breslauer Sprachforscher Alois Walde hatte, nachdem er das vergleichende Wörterbuch der lateinischen Sprache (Winter, Heidelberg) verfaßt hatte, sich zu dieser großen Aufgabe bereit erklärt, und es schien, als ob auch er sie unerfüllt lassen würde. Aber Walde arbeitete Jahr für Jahr mit stets gleichbleibender Energie; als er aber den Schlußstrich unter das gewaltige Manuskript setzen wollte, nahm ihm ein tückisches Leiden die Freude, das Erscheinen dieses seines größten Werkes noch zu erleben.

Es ließe sich noch mancherlei über das Zusammenwirken Trübners mit den Forschern seiner jungen Tage erzählen, so über die Gründung der Zeitschrift »Indogermanische Forschungen«, die in zahllosen Aufsätzen die einzelnen Forschungsergebnisse in sich aufgenommen hat —, aber das würde zu weit führen. Sinn dieser Zeilen ist es, augenfällig zu machen, wie der Straßburger Verleger, von einem Gedanken ausgehend, jeweils den Ring ineinander gehender Pläne schuf, und wie diese ruhig wägende Arbeit den Fortschritt der Wissenschaft auf so vielen Gebieten grundlegend gefördert hat. G. L.

H. H. Meyer und R. Gottlieb

Die experimentelle
Pharmakologie
als Grundlage der Arzneibehandlung
Neunte Auflage
durch einen Nachtrag ergänzt und verbessert
von
Prof. Dr. Hans H. Meyer und Prof. Dr. Ernst P. Pick, Wien

Mit 96 zum Teil mehrfarbigen Abbildungen im Text VIII, 876 Seiten. 1936. RM 30.—, gebunden RM 32.—

„. . . eine Quelle reichster Belehrung . . . für den ärztlichen Praktiker ein unentbehrlicher Ratgeber . . . "
(Medizinische Klinik)

Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien

Einer Teilauflage dieses Heftes liegt je ein Prospekt nachstehender Firmen bei:
Versandbuchhandlung H. Jungck, München 13, und Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3700 II. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

OCT 22 1937

GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Berlin, 20. September 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 18

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Priv.-Doz. Dr. A. RITTMANN, Basel

Das Wesen des Vulkanismus

In Ländern ohne tätige Vulkane unterschätzt man gern die Bedeutung der Vorgänge, die mit dem Aufstieg und dem Hervorbrechen gashaltiger, glutflüssiger Gesteinsmassen (Magma) aus dem Erdinnern zusammenhängen. Man übersieht, daß der Vulkanismus nur eine durch örtliche Umstände begünstigte Folge-Erscheinung von viel gewaltigeren Vorgängen in der Tiefe ist, die wir unter dem Begriff Plutonismus (= Vulkanismus der Tiefe) zusammenfassen.

Etwa neunzehn Zwanzigstel der uns bekannten Erdkruste bestehen aus Gesteinen, die nachweisbar magmatischen Vorgängen ihre Entstehung verdanken, und auch die übrigen Gesteine, die Sedimente, sind nur Verwitterungsprodukte von Erstarrungsgesteinen. Die meisten Erzlagerstätten sind genetisch mit der Erstarrung und der Entgasung von Magmen verknüpft. Wir wissen heute auch, daß zwischen Plutonismus, Vulkanismus und Gebirgsbildung noch unbekannte, ursächliche Zusammenhänge bestehen, deren Aufklärung die Gestaltung des geologischen Weltbildes der Zukunft entscheidend bestimmen wird. Was ist Ursache, was ist Wirkung? Lösen die physikalisch-chemischen Vorgänge im Magma Krustenbewegungen aus, oder sind in der Erdkruste selbst magmafremde Kräfte tätig, die den Aufstieg des Glutflusses verursachen? Oder ist gar eine bikausale Wechselwirkung anzunehmen?

Diese Fragen reichen weit über den Rahmen der Vulkanologie hinaus. Von ihrer Beantwortung hängt eine neue Epoche der geologischen Wissenschaften ab, die ihren umwälzenden Einfluß auch auf dem Gebiet der praktischen Geologie geltend machen wird. Die fähigsten Forscher beschäftigen sich mit diesem Problem, und man darf gespannt sein, welche Hypothese aus dem Widerstreit der Ideen als siegreiche Theorie hervorgehen wird.

Grundlegend ist die Erforschung des Magmas. Die einzige Möglichkeit aber, das Wirken der im irdischen Glutfluß vorhandenen Kräfte unmittelbar zu beobachten, bieten uns die tätigen Vulkane. Der Vulkanologie kommt daher universelle Bedeutung zu, die ihr unter den geologischen Wissenszweigen eine hervorragende Stellung anweist.

Es ist ungemein reizvoll und aufschlußreich, den Wechsel der Erklärungsversuche der vulkanischen Erscheinungen im Laufe der Geschichte zu beobachten. Schon im klassischen Altertum — als der Durchschnittsmensch die Vulkanausbrüche noch als Werk von Dämonen, Riesen oder Göttern ansah — versuchten einzelne Denker, das gewaltige Naturgeschehen vernunftgemäß zu erklären. Platos »Pyriphlegeton«-Theorie war ein solcher Versuch, der in seinen Grundideen ganz modern anmutet. Der Weg zur richtigen Erkenntnis war auf jeden Fall vorgezeichnet. Im bibelgläubigen Mittelalter verirrte man sich jedoch wieder in das dichte Gestrüpp des Aberglaubens. Die Vulkane wurden zu Pforten der Hölle, aus denen das lohende Fegefeuer die sündigen Menschen bedrohte. Die Verängstigten suchten Schutz bei den Priestern, die behaupteten, Gewalt über den bösen Zauber zu haben. Kein Wunder, daß sich diese allgewaltigen Herren gegen die aufdämmernde wissenschaftliche Erkenntnis, die aus der drohenden und rächenden Macht der Hölle ein physikalisch erklärbares, von Seelenheil und Verdammnis völlig unabhängiges Naturereignis machen wollte, energisch — aber glücklicherweise vergebens — zur Wehr setzten.

Die Erklärungsversuche des Vulkanismus auf physikalisch-chemischer und geologischer Grundlage wurden immer zahlreicher und zutreffender. Die meisten enthielten etwas Wahres, hatten jedoch den Fehler, mit Hilfe einer einzigen, an sich richtigen Teilerkenntnis, das gesamte, ungemein vielgestaltige vulkanische Geschehen erklären zu wollen.

Heute wissen wir, daß vielerlei Vorgänge zusammenwirken, von denen bald der eine, bald der andere ausschlaggebend ist. Die klassischen Untersuchungen Nigglis[1]) haben gezeigt, daß das Magma beim Erstarren infolge der Gas-Anreicherung in der Rest-Schmelze aktiv eruptionsfähig werden kann. Der Dampfdruck der Rest-Schmelze steigert sich mit der fortschreitenden Erstarrung bei abnehmender Temperatur. Diese experimentell feststellbare Tatsache genügt, um alle historisch bekannten, überaus mannigfachen Ausbruchserscheinungen des Vesuvs befriedigend zu erklären[2]). Die petrochemische Untersuchung der von diesem Vulkan geförderten Stoffe ergab jedoch den Beweis, daß das Magma in dem etwa $5^1/_2$ km tief liegenden Herd mit den Kalksteinen des Herddaches in chemischer Wechselwirkung steht[3]), die Wärme verbraucht und die Erstarrung des Herdmagmas beschleunigt. Gleichzeitig wird Kohlensäure aus dem Kalk ausgetrieben und teilweise von der Rest-Schmelze aufgenommen. All das hat eine Steigerung der Tätigkeit zur Folge, die allerdings auf Kosten der Lebensdauer des Vesuvs erfolgt.

Der Dampfdruck der Schmelze kann natürlich nicht beliebig hoch steigen. Die vorhandene Gasmenge bedingt seinen Höchstwert, der nur erreicht wird, wenn die Festigkeit und der Belastungsdruck des Herddaches größer als der maximale Dampfdruck sind. Ist der Widerstand der Herdwandungen geringer, so kann sich zwischen Dampfdruck und äußerem Belastungsdruck ein Gleichgewicht einstellen, das einer vulkanischen Dauertätigkeit entspricht (z. B. Feuersee-Tätigkeit des Kilauea auf Hawaii, Schlackenwurf-Tätigkeit des Stromboli, langsame Lava-Ausflüsse des Vesuvs). Solange dieser Gleichgewichtszustand nicht gestört wird, kann es zu keinem Ausbruch kommen. Zur Einleitung einer Eruption ist ein äußerer Anstoß nötig, der eine plötzliche Druckentlastung des Magmas bewirkt. Ein solcher Anstoß besteht meist im Aufreißen einer Spalte im Berghang oder in der Tiefe des Herdes. Es kommt auch vor, daß ein den Schlot verstopfender Pfropfen zertrümmert oder durchgeschmolzen wird. In allen Fällen wird das vorher für einen höheren Druck gasgesättigte Magma aufschäumen und den Überdruck durch explosive Abgabe von Gasen ausgleichen. Diese Angleichung an ein neues Druckgleichgewicht ist der Vorgang, den wir als Eruption bezeichnen.

Man kann jedoch nicht alle vulkanischen Erscheinungen mit Hilfe der Dampfdrucksteigerung erklären. Es sind ländergroße Lava-Ergüsse bekannt (sog. Decken-Basalte), die aus Spalten gefördert wurden und offensichtlich nicht aktiv eruptionsfähiges Magma zutage brachten. In solchen Fällen müssen Krustenbewegungen als Ursache der Ausbrüche angenommen werden. Wenn die Verbindung zur Erdoberfläche durch eine aufreißende Spalte geschaffen ist, so wird auch hier infolge der gewaltigen Druckentlastung eine Entgasung der empordringenden Schmelze stattfinden, die zu Beginn der Aus-

INHALT

RITTMANN: Das Wesen des Vulkanismus
von HARTMANN: Das Unzerteilbare in Idee und Wirklichkeit
JOHANNES: Fragen aus dem Gebiet der Luftfahrtmedizin
WINCKELMANN: Die Photographie in natürlichen Farben
von LIECHTENSTERN: Über die Rolle der „Gestalten" in unserem Erkenntnisprozeß
Besprechungen

Digitized by Google

brüche zu explosiven Erscheinungen führt, ohne daß das Magma vorher in der Tiefe gasgesättigt, d. h. aktiv eruptionsfähig war.

Die Zusammenhänge des vulkanischen Geschehens sind sehr verwickelt und lassen manchmal verschiedene Erklärungsmöglichkeiten zu, je nachdem man der einen oder der anderen Ursache mehr Gewicht beimißt. Im Ganzen genommen dürfen wir aber behaupten, daß heute die wissenschaftlichen Grundlagen geschaffen sind, auf denen eine umfassende Theorie des Vulkanismus aufgebaut werden kann.

Das Wesen des Vulkanismus stellt sich uns heute in seinen wichtigsten Zügen so dar:

Die Herkunft des Magmas ist noch ungeklärt; m. E. handelt es sich um eine aus prägeologischer Zeit stammende primäre Schmelze (Ur-Magma von basaltischem Chemismus wie die Laven von Hawaii), die als »latent-flüssige«, amorph-starre Schale die eigentliche, 60 bis 80 km dicke, kristallinstarre Erdkruste unterlagert. Beim Eindringen des Ur-Magmas in die Erdkruste finden Reaktionen statt. Es entstehen Misch-Magmen und vielleicht auch durch Erwärmung und Durchgasung rein sekundäre Schmelzen, die alle durch Differentiationsprozesse in Teilmagmen verschiedener chemischer Zusammensetzung aufgespalten werden können. Daher die große Mannigfaltigkeit der vulkanischen Gesteine (Laven).

Die potentielle Ausbruchs-Energie des Magmas gibt sich im Dampfdruck der gashaltigen Schmelze kund. Sie wird verursacht und gesteigert durch die Anreicherung der magmatischen Gase in der Rest-Schmelze infolge Abkühlung und Erstarrung und durch die Aufnahme von »resurgenten« Gasen aus durchbrochenen und assimilierten Nebengesteinen.

Die unmittelbare Auslösungs-Ursache der Ausbrüche ist die Störung des Druckgleichgewichts zwischen Dampfspannung des Magmas (Innendruck) und Belastungsdruck (Festigkeit des Herddaches) im Sinne einer Herabsetzung des Außendrucks. Diese wird verursacht durch Aufreißen von Spalten infolge von tektonischen Vorgängen, Sackungs-Erscheinungen im Herddach oder Überwindung des Widerstandes der Deckschichten durch den ansteigenden Innendruck des Magmas.

Die Ausbrüche selbst stellen das gestörte Druckgleichgewicht wieder her, indem sie durch Gasabgabe und Austritt des Magmas an die Erdoberfläche den Innendruck ebenfalls herabsetzen.

Der Vulkanismus ist — wie alle anderen geologischen Vorgänge — die Folge eines verwickelten Spiels zahlreicher Kräfte um die Gleichgewichtslage. Die wichtigsten Mitspieler (Naturkräfte) und die hauptsächlichsten Spielregeln (Naturgesetze) sind uns heute schon durch die geologische Forschung bekannt geworden. Bis wir aber das Zusammenspiel wirklich klar überblicken und in seinen Einzelheiten verstehen, werden wohl noch viele Forschergenerationen diesem Problem ihr Lebenswerk widmen müssen.

Schrifttum allgemein vulkanologischen Inhalts·

K. Sapper, Vulkankunde. Stuttgart 1927.
F. v. Wolff, Plutonismus und Vulkanismus (Handbuch der Geophysik Bd. 3). 1930.
H. Cloos, Einführung in die Geologie. Berlin 1936.
A. Rittmann: Vulkane und ihre Tätigkeit. Stuttgart 1936.

[1]) P. Niggli, Die leichtflüchtigen Bestandteile im Magma. Leipzig 1920.
[2]) A. Rittmann, Der Ausbruchsmechanismus des Vesuvs. Die Naturwissenschaften Bd. 22, S. 305 u. 326. — Berlin 1934.
[3]) A. Rittmann, Die geologisch bedingte Evolution und Differentiation des Somma-Vesuv-Magmas. Z. f. Vulkanologie Bd. 15, S. 8. Berlin 1933
Derselbe, Das Magma in den Vulkanherden. Geolog. Rundschau Bd. 27, S. 31. Stuttgart 1936.

Naturwissenschaftliche Erkenntnis

I.

Die beiden hier zu einer Broschüre vereinigten Vorträge[1]) sind von den Verfassern auf der Tagung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Dresden im Herbst 1936 gehalten und teilweise für den Druck noch etwas erweitert worden. Während der erste Vortrag von M. Hartmann über »Wesen und Wege der biologischen Erkenntnis« wissenschaftstheoretisch das Methodenproblem der Biologie behandelt, ist der zweite von W. Gerlach, »Theorie und Experiment in der exakten Wissenschaft«, aus rein wissenschaftsgeschichtlichen Quellen und aus dem Erfahrungskreis des Forschers selbst, d. h. aus seiner »Tätigkeit im Arbeitszimmer« geschöpft.

1. Hartmann unterscheidet zwei Hauptmethoden, die für die Gewinnung biologischer Erkenntnisse in Frage kommen; für sie nimmt er Gültigkeitswert sogar für jede Art von Wissenschaft in Anspruch und behauptet, »daß es andere Methoden, als diese beiden, nicht gibt und nicht geben kann«. Der Beweis für diese These dürfte allerdings schwer zu erbringen sein. Nach Hartmann ist es die Aufgabe der Biologie »die Mannigfaltigkeit der biologischen Objekte und deren Verrichtungen in ein System zu bringen, sie zu kennzeichnen, d. h. ihre Wesenszüge herauszustellen«. Zu bestimmen und festzulegen, was dabei »Wesenszüge« sind, muß offenbar dem einzelnen Forscher selbst überlassen werden, da sich eine allgemeine Definition dieses Begriffs nicht findet. Hierzu gibt es:

a) die vergleichende oder generalisierende Methode der sog. reinen Induktion, deren Gefüge ein vierfaches ist: induktives und deduktives Schließen sind mit analytischem und synthetischem Verfahren verknüpft;

b) die Verknüpfung der Methode a) mit der sog. exakten Induktion als der kausalanalytischen Methode des Experiments gestattet dann auch in der Biologie die Ableitung »exakter« Aussagen.

Beispiele illustrieren die allgemeinen Entwicklungen. Am Schluß unterzieht der Verf. andere Ansichten über die Gewinnung biologischer Erkenntnisse einer Kritik, wobei Gelegenheit ist, etwas über Kausalität (im Sinne von Gesetzlichkeit), die nach Hartmann als Kategorie aller Erkenntnis jeder wissenschaftlichen Planung vorausgeht, zu sagen.

2. Anders der Vortrag von W. Gerlach. Durch exakte und reiche Anführungen aus dem Originalschrifttum und den Werken der forschenden Physiker, entwirft Gerlach die Grundlinien der historischen Entwicklungen der Auffindungen der Erkenntnisse über 1. Röntgen- und Kathodenstrahlen bis zur Wellenmechanik, 2. die Strahlungsgesetze von Kirchhoff über Plank zu Bohr, 3. das Ortho-Para-Wasserstoffproblem, 4. die Chemie. Er beweist in höchst feinsinniger Weise an Hand dieser als Prototypen zu nehmenden Beispiele seine These, daß es in der Physik nicht zwei getrennte Methoden, die experimentelle und theoretische gibt, sondern »nur eine einzige, eben die exaktwissenschaftliche Methode, die in einer inneren Vereinigung beider (Verfahrensweisen) besteht«. Dabei arbeitet der Verf. an Hand der Quellen die gegenseitige Befruchtung von Theorie und Experiment in gegenständlicher Weise heraus und bringt dies in eine Form der Darstellung, wie man sie sich für eine künftige Geschichte der Physik wünschen würde. Ein 5. Abschnitt über »Theorie und Technik« entwickelt historisch das Anwendungsproblem physikalischer Erkenntnisse. Schließlich gibt der Verf. als Zusammenfassung noch eine Zusammenstellung der Wege der exakten Forschung, deren er fünf sieht. Ihre gegenseitige Abgrenzung und der Nachweis ihrer Vollständigkeit sind schwierig und müßten erst genauer untersucht werden.

[1]) **M. Hartmann und W. Gerlach: Naturwissenschaftliche Erkenntnis und ihre Methoden, Springer Berlin 1937, IV u. 70 S. Preis brosch. RM. 2.40.**

II.

Die Schrift »Philosophie der Naturwissenschaften«[2]) von M. Hartmann ist ein Abdruck aus dem II. Bande der Festschrift »25 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften« (1936) und durch Anmerkungen und ein Schriftenverzeichnis vermehrt. Sie behandelt nach den »Voraussetzungen und Methoden« (1. Teil) in ihrem 2. Teile die »Philosophie der Physik«, die ihrerseits in Relativitätstheorie (Raum-Zeit-Problem), Quantenphysik (Kausalität) und Physik der Materie (Substanzproblem) aufgegliedert ist. In ihrem 3. Teil folgt die Philosophie der Biologie mit den Problemen der Kausalität und Teleologie (Ganzheit) und dem Vitalismus. (Vgl. den oben unter I. 1 besprochenen Vortrag desselben Verf.) Die Schrift ist philosophisch hauptsächlich an den Werken von Cohen, Bauch, Riehl, N. Hartmann, Cassirer, Driesch, Schlick, Reichenbach u. a. orientiert. Man vermißt dabei die Auseinandersetzung des Verf. mit Werken grundlegendster Art zu der vorliegenden Problematik, wie etwa denjenigen von P. Duhem, H. Poincaré, H. Dingler, K. Popper u. a. Die Prüfung und Sichtung der Forschungen dieser Wissenschaftstheoretiker darf man u. E. in einer »Philosophie der Naturwissenschaften« nicht unterlassen, denn diese sachliche und methodische Unvollständigkeit muß notwendig auch zu einem unvollständigen Urteil über das ganze Forschungsgebiet führen.

Dr. Max Steck
T. H. München

[2]) **M. Hartmann: Philosophie der Naturwissenschaften, Springer Berlin 1937, brosch. RM. 3.60.**

Geschichte des deutschen Weidwerks

Von KURT LINDNER

Dieses Werk, das den ersten Versuch darstellt, die deutsche Jagd von ihren Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durch die Geschichte zu verfolgen und ihr Wesen aus allen zur Verfügung stehenden Quellen zu erfassen, ist ein Ergebnis einer vieljährigen Forscherarbeit. Sie gliedert sich in die nachstehend genannten sechs Bände und ist mit ungefähr 1500 zum großen Teil noch unveröffentlichten Bildern ein einzigartiges Standardwerk der deutschen Kulturgeschichte.

1. Die Vorzeit / 2. Das Mittelalter / 3. Die Beizjagd / 4. Das 16. Jahrhundert / 5. Das 17. Jahrhundert / Der deutsche Jagdhund / 6. Das 18. Jahrhundert.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

1. Die Jagd der Vorzeit. Von KURT LINDNER. Oktav. VIII, 435 S. Mit 128 Textabbildungen u. 40 Tafeln. Geb. RM 8.—

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO.
BERLIN W 35

Digitized by Google

G. B. VON HARTMANN

Das Unzerteilbare in Idee und Wirklichkeit

Gedanken zur Geschichte der Atomistik

Unter den grundlegenden naturphilosophischen Ideen nimmt die des Unzerteilbaren als dem letzten Baustein der Materie, des Atoms, einen besonderen Platz ein — nicht nur weil die Frage nach dem Aufbau der Materie ein Kernproblem der Weltanschauung ist, oder weil die Rolle, die dieser Gedanke in der Geistesgeschichte der Menschheit spielt, dramatischen Charakter hat, sondern, darüber hinaus, weil sich wohl an keinem philosophischen Problem Wesensart und Wandlung des europäischen Geistes von seiner ersten Höhe bis zur Gegenwart in gleicher Klarheit zeigt.

Vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden beginnt auf der Brücke zu den orientalischen Kulturkreisen in Klein-Asien, die Geschichte des europäischen Geistes. Und wie beginnt sie! Es ist ein sieghafter Ansturm, mit dem die ionische Naturphilosophie eine neue Höhe erkämpft, von der aus sich ihr ein tiefer, ein neuartiger Einblick in die Zusammenhänge der Natur bietet. Es ist nicht ein größeres Maß an Kenntnis, nicht ein tiefgreifenderes Wissen, das diesen neuen Geist in seinen Anfängen von dem älterer Kulturen unterscheidet. Man kannte die Geometrie in Ägypten besser, wußte in Babylon die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes vorauszusagen und rechnete in Indien mit Zahlen von beängstigender Größe. Darum unternahmen auch viele der griechischen »Weisheitsfreunde« weite Reisen, um möglichst viel von der anderwärts erworbenen Kenntnis der Dinge für sich zu gewinnen. Das, was der geistigen Bemühung dieser Männer Griechenlands jedoch wesentlich eignete, war die Art, die Richtung des Denkens. Es ging ihnen nicht um die Anhäufung von Kenntnissen, die dem praktischen Leben nutzbar zu machen waren, und nicht um die Freude an der, wie wir heute sagen würden, »intellektuellen« Fertigkeit, nein — dieses Denken ist auf die Zusammenhänge gerichtet, ist bemüht, im einzelnen das Allgemeine, in der verwirrenden Vielfalt der Erscheinungen das Gemeinsame zu entdecken. Diese Richtung des Denkens ist es, die die Voraussetzung schafft für die Wissenschaft, mit der der europäische Geist sich — im eigentlichen Sinne des Wortes — die Welt erobert.

Bereits das Grundproblem der ionischen Naturphilosophie, die Frage nach dem Urstoff, stellt eine der großartigsten Abstraktionen des Denkens dar, die je vollzogen wurden. Es ist nicht leicht, sich klar zu machen, was es bedeutet, wenn diese Männer ohne den geringsten Hinweis aus der Erfahrung zu der Vermutung gelangen, daß der Fülle der Erscheinungen in der Natur etwas Einheitliches zugrunde liegen müsse. Den ionischen Naturphilosophen selbst gelingt es nur schwer, diese Hypothese dem allgemeinen Vorstellungsvermögen ihrer Zeit nahe zu bringen; denn wie soll man sich die fast unbegrenzt scheinende Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen in der Natur aus einem einzigen Urstoff entstanden denken? — Eben diese Schwierigkeit führte zu zahlreichen Spekulationen über das Wesen des Urstoffs und weiterhin, hier zur Entrealisierung dieses Begriffes wie bei den Eleaten und Heraklit, dort zur völligen Ablehnung wie bei Anaxagoras.

Da taucht ein neuer Gedanke auf, wiederum rein intuitiv gewonnen, mit dem Demokrit eine vollständige naturwissenschaftlich-philosophische Theorie der Welt aufbaut: der Gedanke des Unzerteilbaren, des Atoms. Dieser Gedanke schlägt die Brücke von dem einen Urstoff zu der Fülle der Erscheinungen, in dem er annimmt, daß jener aus zahllosen, überaus kleinen, bewegten, unzerteilbaren Körperchen bestehe, die sich nur nach Größe und Gestalt voneinander unterscheiden und so durch mannigfache, losere oder festere Zusammenballung die große Zahl der wahrnehmbaren Stoffe aufbauen. Ja, darüber hinaus kann Demokrit sogar, in für unsere Begriffe allerdings etwas primitiver Form, aus den unterschiedlichen geometrischen Gestalten der Atome die Eigenschaften der verschiedenen Stoffe erklären. Das Weltbild, das er mit dieser Theorie gewinnt, ist wohl eines der geschlossensten und weitgreifendsten, die je gedacht und durchdacht wurden. Er gibt dem Kausalgesetz seine erste ausdrückliche Formulierung und weiß, »daß alles, was geschieht, mit Notwendigkeit geschieht«, und daß »die Menschen sich den Zufall zur Beschönigung ihrer eigenen Unwissenheit ersonnen haben«. Er erfaßt, soweit man weiß, als Erster den für die damalige Zeit ungeheuerlichen Gedanken, daß es eine unendlich große Zahl von »Weltsystemen«, wir würden besser Sonnensystemen sagen, gibt, die sich in verschiedenen Entwicklungsstufen befinden. Dieses Weltbild ist mechanistisch und materialistisch. Demokrit erklärt auch die Seele als aus besonders feinen Atomen des gleichen Urstoffs bestehend und führt das gesamte Geschehen auf die mechanische Bewegung, Zusammenballung, Trennung, Verdichtung und Verdünnung der verschiedenen Arten von Atomen zurück. Man hüte sich jedoch zu glauben, daß es diesem materialistischen Weltbild irgendwie an ethischer Höhe fehle. Im Gegenteil, die Weltanschauung, die Demokrit lehrt, ist getragen von einem Ethos, dem nur das der Lehre des Nazareners zur Seite zu stellen ist. Ja, die Lebensgrundsätze, die diese beiden so völlig verschiedenen Weltanschauungen aufstellen, sind so ähnlich, daß man fast dem Worte nach Aussprüche Demokrits im Neuen Testament wiederfindet. Z. B. wenn er sagt: »unseliger ist, wer Unrecht tut, als wer Unrecht leidet«.

Demokrit fand zu seiner Zeit und auch späterhin viel Gegner und wenig Anhänger. Das großartige Bild, das er vom Aufbau der Welt entworfen hatte, stieß fast nur auf Ablehnung, da es über das Vorstellungsvermögen seiner Zeit hinausging. Wie sollte man denn einsehen, daß alles aus ganz winzig kleinen Teilchen aufgebaut sein sollte, zum Beispiel die Luft — es war dies schon eine sehr kühne Behauptung. Zudem sollten diese Teilchen noch raumerfüllend und unzerteilbar sein, was jeglichem klaren Denken widersprach, denn wo etwas Raum einnahm, war es doch immer in zwei Teile geteilt denkbar und von diesen wiederum jedes in zwei Teile und so fort — warum sollte es da eine Grenze geben?! —

Nur die Epikureer trugen die Gedanken Demokrits weiter, bis der hohe Flug griechischen Geistes unter dem totalen Machtanspruch der römischen Zivilisation erlahmte.

Zweitausend Jahre später griff Pierre Gassendi die Lehre des Unzerteilbaren wieder auf und versuchte, Physiologe und Philosoph, diese gegen seine Zeitgenossen, vor allem Descartes, zu vertreten. Aber immer noch erhob sich die »natürliche« Anschauung gegen die, wie es schien, gewaltsame Konstruktion zur Deutung der Natur, und es beginnt ein Kampf, wie es wohl keinen ähnlichen in der Geschichte des menschlichen Geistes gibt. Dichter und Philosophen treten auf den Plan, um die natürliche Auffassung der Stoffe als etwas Kontinuierliches, unbegrenzt Teilbares zu verteidigen. Dieser Kampf dauert Jahrhunderte und nimmt, je weiter er fortschreitet, zunehmend schärfere Formen an. Das Goethesche Weltgefühl sträubte sich gegen eine Lehre von den Dingen, die sich anmaßte in so einfacher Art die Geheimnisse der Natur entschleiern zu wollen — und dieses noch in einer Zeit, in der bereits die ersten experimentellen Hinweise für die Richtigkeit der Theorie vorlagen. Trotzdem durch Dalton und andere gezeigt werden konnte, daß die physikalischen Gesetzmäßigkeiten der Gase nur mit der atomistischen Auffassung deutbar sind, wurde dieser Auffassung von den Philosophen nur der Rang einer Arbeitshypothese zuerkannt und jeglicher erkenntnistheoretischer Wert bestritten. Und dies nicht nur von Philosophen, deren wenig »weisheitsfreundliche« Grundhaltung in einer schroffen Mißachtung der exakten Naturwissenschaften bestand, sondern sogar von Physikern und Chemikern selbst. Die sich auf der Lehre der atomistischen Struktur der Materie aufbauenden ungeheuren Erfolge der Chemie konnten selbst Wilhelm Ostwald, den Begründer der physikalischen Chemie, zunächst nicht zur Anerkennung der Atome als einer physikalischen Realität bewegen. Auch Ernst Mach z. B., der namhafte österreichische Physiker und positivistische Philosoph, führte noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit äußerster Heftigkeit den Kampf gegen die Atomisten. In seinen »Prinzipien der Wärmelehre« findet man: »Es ist ja bezeichnend, daß Dalton, ein Mann, der seines Zeichens ein Schulmeister war, die Atomistik wieder belebt hat. Zu der sonstigen philosophischen Entwicklung der heutigen Physik steht aber die Atomistik mit ihren kindischen und überflüssigen Nebenvorstellungen in einem eigentümlichen Gegensatz.« Und in einer Anmerkung fügt er, auf den inzwischen erhobenen Vorwurf hin, daß er sich gegen unwiderlegliche Tatsachen sträube, hinzu: »nur gegen das dauernde Festhalten willkürlicher Zutaten zu den Tatsachen spreche ich. Nicht zustimmen kann ich Boltzmann über die geringe Verwendbarkeit der Volumelemente. Einem Volumelement schreibe ich, nur mit verändertem Maßstab, solche Eigenschaften zu, wie sie an ausgedehnten Körpern beobachtet werden, und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man den Maßstab außerordentlich verkleinern kann, ohne die Form der Tatsache zu ändern. Darin liegt also gar nichts Hypothetisches und keinerlei Unklarheit«.

Dies ist nur ein Beispiel von der Fülle schärfster Ablehnungen, die die Atomistik, soweit sie den Anspruch erkenntnistheoretischer Bedeutung erhob, noch im zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhundert erfahren hat; und es ist von einem Mann, der sich selbst hohe Verdienste um die Stellung der exakten Naturwissenschaften in der Philoso-

Digitized by Google

phie erworben hat. Aus dem Beispiel erhellt, daß es längst nicht mehr um die Realität des Unzerteilbaren ging, sondern um die erkenntnistheoretische Bedeutung des Experiments überhaupt und der dieses deutenden Theorie.

Es ist die Frage: enthält die Aussage, zu der wir bei der Erklärung experimenteller Erfahrungen geführt werden, einen unanfechtbaren Wahrheitsgehalt auch dann, wenn sie einer natürlichen Anschauung, einer höheren Einsicht oder wie man es sonst nennen will, widerspricht. Es ist die Frage: gibt es überhaupt eine andere Instanz als die Erfahrung, um den Wahrheitsgehalt irgendeiner Aussage zu erkennen.

Während dieser Kampf noch in aller Heftigkeit tobt, fördert die Physik Tatsache auf Tatsache in sich fast überstürzender Aufeinanderfolge zutage. Der menschliche Geist dringt vor in die für unerfahrbar gehaltenen Bereiche des Mikro- und Makrokosmos. Er tut dies nicht mehr nur mit unsicherer Spekulation über das »Wesen« der Dinge, nein, er tut es messend, verfolgend und voraussagend. (Da erst kürzlich in dieser Zeitschrift von berufener Seite über den »Aufbau« der Materie« berichtet worden ist, gehen wir auf die Ergebnisse dieser Entwicklung nicht näher ein.) Und diese aus der Erfahrung gewonnenen und jederzeit nachprüfbaren Erkenntnisse tun die atomistische Struktur der Welt in viel weitgehenderem Maße dar, als man jemals hat ahnen können. Zunächst zeigte es sich, daß alle Materie aus 92 Grundstoffen (Elementen) aufgebaut ist, deren gleichartige kleinste Teilchen sich nur quantitativ, durch Anzahl und Anordnung ihrer elektrischen Ladung, unterscheiden. Darüber hinaus wissen wir durch Planck und Einstein, daß auch der Energieaustausch diskontinuierlich erfolgt: eine Tatsache, die zunächst wiederum »unvorstellbar« erschien. Aber eben gerade hierin liegt die großartigste Erkenntnis, die die ungeheure Entwicklung der Physik in den letzten Jahrzehnten errungen hat, daß nämlich das Argument der Vorstellbarkeit oder der Unvollstellbarkeit für die Dimensionen des unendlich Kleinen und des unendlich Großen nicht stichhaltig ist. Mehr als das: wir dürfen aus dem Bereich unserer durch die fünf Sinne erfahrbaren Welt keinerlei Schlüsse ziehen auf andere Dimensionsbereiche. Alle Widersprüche, alle Irrtümer einschließlich des erbitterten Kampfes gegen die Atomistik sind durch derartige unzulässige Extrapolationen entstanden. Es ist eben nicht richtig, daß man, wie Mach sagt, »den Maßstab außerordentlich verkleinern kann, ohne die Form der Tatsache zu ändern«. Die Gesetze unserer den Sinnen zugänglichen Welt hören auf unbedingt gültig zu sein, wenn es sich um Atome oder Sternsysteme handelt, d. h. wir dürfen sie nicht a priori als gültig annehmen.

Hiermit hängt es auch zusammen, daß, so großartig und genial die intuitive Leistung Demokrits ist, die, bei aller Primitivität der Form, erst nach mehr als zweieinhalb Jahrtausenden in ihren wesentlichen Zügen bestätigt werden konnte, diese doch nicht den letzten Wahrheitsgehalt in sich trug. Sind die Gedankengänge Demokrits auch ohne jede Erfahrung gewonnen, so sind doch die Vorstellungen, die er daraus ableitet, an der Erfahrung gebildet. Deshalb mußte er notwendigerweise zu einem mechanistischen Weltbild gelangen; waren ihm doch andere als mechanische Kräfte, nicht bekannt. Uns hat die Erfahrung, die Kunst des Experimentierens, weitergeführt. Wir wissen, daß es gar keine mechanischen Kräfte gibt, sondern daß alle Kraftwirkung letzten Endes elektromagnetischer Natur sind. Auch die primitive Vorstellung, die sich die griechischen Denker von dem Urstoff machten, hält der fortschreitenden Erkenntnis unserer Zeit nicht stand. Wir mußten lernen, daß die Atome ihrerseits wieder höchst kunstvolle Gebilde sind, die durch das komplizierte Zusammenwirken positiver und negativer elektrischer Ladungen zustandekommen, und die sich sogar »zertrümmern« lassen. Damit wird aber nicht, wie man oft fälschlicherweise hören kann, der Begriff des Atoms ad absurdum geführt, sondern lediglich vertieft durch eine weitgehendere Kenntnis dessen, was sich die Griechen als Urstoff dachten, aus dem die Atome bestehen sollten. Denn das, was uns mit dem etwas sensationell und journalistisch als Atomzertrümmerung bezeichneten Vorgang spurenweise gelingt, ist nur eine Elementumwandlung, also im Sinne Demokrits eine quantitative Veränderung des Urstoffs. Die Tatsache, daß die Umwandlung von Elementen, also die Zerlegung von Atomen durchgeführt werden kann, ist in der atomistischen Struktur des Urstoffs selbst begründet, der aus positiven und negativen Energiezentren und deren Kraftwirkung besteht.

Hiermit sind wir im letzten Kapitel der Geschichte des Atombegriffs angelangt. Vor zweieinhalb Jahrtausenden zum erstenmal gedacht, gestern noch Gegenstand erbitterten Streites, ist dieser Begriff heute jeglicher spekulativ-philosophischer Erörterung enthoben und Grundpfeiler des gewaltigen Baus geworden, den die exakten Naturwissenschaften als Abbild der Wirklichkeit aufgerichtet haben. Und dies die Wandlung, die sich im europäischen Geist vollzogen hat, und die an der Geschichte dieses Begriffs besonders deutlich wird: zu Beginn, in der griechischen Naturphilosophie konnten Erkenntnisse der tieferen Zusammenhänge in der Natur nur durch intuitives Denken gewonnen werden, und der geringen Erfahrung blieb lediglich die Rolle einer wegweisenden Dienerin. Heute, nach Jahrhunderte währender ungeheurer Arbeitsleistung hat die Erfahrung selbst das Tor zu den tiefsten philosophischen Problemen aufgestoßen, und nur mit ihr sind wirkliche Erkenntnisse von den Dingen dieser Welt zu erlangen. Die Intuition kann dankenswerte Helferin, kann belebende, richtunggebende Kraft für die empirisch forschende Tätigkeit sein; Autorität jedoch besitzt nur die Erfahrung, sie allein vermag Erkenntnisse wirklich zu erwerben, weil sie allein in der Lage ist, diese in ihrem Wahrheitsgehalt zu bestätigen.

Damit steht der europäische Geist in einem neuen Anfang: der Schaffung eines wissenschaftlichen Weltbildes von lückenloser Geschlossenheit, das allein Grundlage einer Weltauffassung sein kann, die die wahren Werte des Lebens erkennt und gegen den Zugriff der lichtfeindlichen Kräfte niedriger Instinkte verteidigt.

Oekologie als Wissenschaft von der Natur

Die biologischen Wissenschaften sind seit nunmehr schon geraumer Zeit zu einem Kampffeld widerstreitender Auffassungen betreffs Aufgabe, Methodik und Zielsetzung geworden; und in diesen Auseinandersetzungen ist vorläufig noch kein Ende abzusehen. So dürfte auch das vorliegende Buch, das mit außerordentlichem Mut eine sehr »extremistische« Ansicht vertritt, je nach der eigenen Einstellung des Lesers teils begeisterte Zustimmung, teils auch schroffste Ablehnung erfahren. Der Referent möchte deshalb statt einer kritischen Auseinandersetzung — die auch wiederum nur einem einseitigen Standpunkt entsprechen könnte — lieber eine kurze Erläuterung dessen, was der Verfasser will, versuchen.

Ein einseitiges Spezialistentum lieferte uns zwar im Einzelnen zahllose wertvolle Tatsachenfeststellungen, ließ aber in der zunehmenden Zersplitterung der Forschungsarbeit den Blick für das Ganze der Natur mehr und mehr verlieren. Es ist keineswegs eine bloße theoretische Forderung, sondern es entspricht dringendsten, brennendsten Notwendigkeiten unserer von einseitiger Technisierung bedrohten Kultur, zu einem naturwissenschaftlichen Denken hinzufinden, welches jede Einzeltatsache in der Mannigfaltigkeit ihrer Zusammenhänge mit dem Gesamtleben der Natur bewertet. Die aus der Geschichte bekannte und bei uns sich wiederholende Naturzerstörung durch den Menschen (Waldverwüstung; heutige von technisch-rationalistischem Denken geleitete Wasserregulierung; Beseitigung von Feldhecken durch »rationelle« Feldwirtschaft; die Beispiele lassen sich fast endlos vermehren) kann nur dann aufgehalten werden, wenn wir lernen, unter Überwindung kurzsichtigen Spezialistentums jede Einzelfrage theoretischer und praktischer Art auf ihrem Zusammenhang mit allen anderen Fragen zu prüfen, damit sich nicht aus übersehenen Zusammenhängen heraus durch unsere Eingriffe fortgesetzt Gleichgewichtsstörungen der Natur von unabsehbaren Ausmaßen ergeben.

Der Verfasser sieht in einer Oekologie, im umfassendsten Sinne als Wissenschaft von der Lebensgemeinschaft der Natur aufgefaßt, den Rahmen, in welchen sich die naturwissenschaftliche Einzelforschung einzuordnen hat. Der Begriff der Finalität muß leitend und beherrschend sein für die Betrachtung jedes Dinges als Teiles eines Ganzen, in welchem es einerseits als Zweck und andererseits als Mittel erscheint. Der Verfasser geht dabei so weit, auch die anorganische Welt in die »biozentrische« Finalitätsbetrachtung einzubeziehen; hier wird in geistreicher Erläuterung als Beispiel herangezogen, daß das um 4^0 über dem Gefrierpunkt liegende Dichtemaximum des Wassers geradezu eine unentbehrliche Voraussetzung alles irdischen Lebens ist. Endlich hat der Verfasser den Mut, auszusprechen, daß die religiöse Weltauffassung unvermeidliche letzte Folgerung einer in diesem Sinne verstandenen Naturforschung ist.

Auch der Gegner wird zugestehen müssen, daß das Buch sich nicht in abstrakten Allgemeinheiten erschöpft, sondern in einer Fülle geistvoll ausgeführter Beispiele und Anwendungen die leitende Idee konkretisiert. Es bereichert die den grundsätzlichen Problemen der Biologie geltende Diskussion um eine Auffassungsweise, die wohl noch nie in so mutiger und radikaler Folgerichtigkeit vorgetragen wurde.

P. Jordan
Rostock

Karl Friedrichs: Oekologie als Wissenschaft von der Natur. Joh. Ambrosius Barth, Leipzig 1937. VIII, 108 Seiten. Kart. RM 8.—.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 9, Knesebeckstr. 94. Tel. 32-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: **Houben-W., Methoden d. org. Chemie**, neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. **Ullmann. Enzyklopädie d. techn. Chemie.** Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 375.—. Berichte: 1892—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten! nur 720.—

Digitized by Google

Dozent Dr. med. u. phil. Th. Johannes, Jena

Fragen aus dem Gebiet der Luftfahrtmedizin

Durch den Aufbau der deutschen Luftfahrt ist der medizinischen Wissenschaft in Deutschland ein neuer umfangreicher Tätigkeitsbereich erwachsen. Die biologischen Fragestellungen, die die »Luftfahrtmedizin« zu bearbeiten hat, und die Aufgaben, die den Einsatz der medizinischen Forschung auf dem Gebiete der Luftfahrt verlangen, sind vielseitig und nicht weniger beachtenswert wie die physikalischen des Flugzeugbaus und Flugbetriebes.

Vornehmlich nach zwei Richtungen hin verlangt die biologische Seite des Flugbetriebs genaueste Beachtung: Einmal hinsichtlich der Fluggeschwindigkeiten, die eine gewaltige Steigerung erlangten, und zum anderen hinsichtlich der immer mehr zunehmenden Gipfelhöhe der Flugzeuge. Am Ende des Weltkrieges betrugen die geflogenen Geschwindigkeiten 180—200 Stundenkilometer; heute betragen sie beim Verkehrsflugzeug neuester Bauart etwa 400 km/std., im Luftrennen bereits bis zu 720 km/std. Die Steighöhe betrug 1918 etwa 7000 m, heute werden etwa 10000 m von reihenmäßig hergestellten Flugzeugen angeflogen. Einzelleistungen werden bis zu der überhaupt möglichen Grenze im offenen Flugzeug bis etwa 14500 m verzeichnet. Auch die Steigfähigkeit, also die Fähigkeit möglichst schnell große Höhen zu erreichen, hat erhebliche Fortschritte gemacht; 8000 m können heute in acht Minuten erreicht werden. Es gilt die Lebensbedingungen für den menschlichen Körper gegenüber diesen, bisher in der Menschheitsgeschichte nicht dagewesenen Anforderungen zu sichern. Die Luftfahrtmedizin beschäftigt sich mit dem Menschen im Flugzeug, mit seinen körperlichen und seelischen Gegebenheiten beim Fluge. Darüber hinaus aber vermag die Flugbiologie der Pflanzen- und Tierwelt, die noch ein weites, kaum bearbeitetes Feld der Forschung darstellt, auch zum Bau des Flugzeugs manche Anregung zu vermitteln.

1. Als Höhenwirkung macht sich beim Aufstieg des Menschen in große Höhen in erster Linie die zunehmende Verminderung des Sauerstoff- wie des Kohlensäureteildrucks der Lufthülle bemerkbar. Es kommt von etwa 5500 m an — der Luftdruck ist hier bereits auf die Hälfte abgesunken — zur bedrohlichen Störung des Sauerstoffgleichgewichts, zur mangelnden Sauerstoffversorgung des Körpers. Im Stoffwechselversuch, beim Muskelkraftversuch und bei der feineren Nerven-Sinnesprüfung kann ein Nachlassen der Leistungen des Körpers schon früher nachgewiesen werden. Bis zu dieser Höhe vermag jedoch der Körper noch das mangelnde Sauerstoffangebot in seinen Organen auszugleichen. Für die Mehrzahl der gesunden Menschen liegt die gefährliche Höhe zwischen 5500 und 7000 Metern. Diese Schwankungsbreite der Empfindlichkeit erklärt sich aus der Eigenart des Einzelnen, seinem Alter und aus der Geschwindigkeit des Aufstiegs. In dieser Zone kommt es zu einem Gesamtversagen des Körpers, das gekennzeichnet ist durch Bewußtlosigkeit und bisweilen auch durch Krämpfe. Im Gegensatz zur Überanstrengung bei der Sportleistung, wo die Kohlensäureüberladung des Körpers den Abbruch einer übermäßigen sportlichen Leistung durch überstarken Reiz auf das Atemzentrum und als Folge davon durch krampfhaftes Ringen nach Luft erzwingt, fehlt beim Flug in diesen Höhen dem Körper der Warner vor Schädigung des Organismus in Gestalt der Kohlensäure, da mit zunehmender Höhe auch der Teildruck der Kohlensäure sinkt. Und so gleitet der Flieger, falls er nicht rechtzeitig die erforderlichen Gegenmaßnahmen in Form von künstlicher Sauerstoffzufuhr ergreift, ihm selbst völlig unbemerkt, in den Zustand der »Höhenkrankheit« hinein. Das gegenüber Sauerstoffmangel empfindlichste Organ, Gehirn und zugehöriges Nervensystem, versagt zuerst. Es kommt zum Zerfall der feineren zielgerichteten Bewegungen und der vom Willen unbeeinflußten steuernden nervösen Schaltvorgänge. Nach dem anfänglich gehobenen Gefühl des »Höhenrausches« mit Verkennen der gefährlichen Lage, tritt Schläfrigkeit ein, die Aufnahme- und Verarbeitungsvorgänge im nervösen und Sinnesgeschehen werden mangelhaft, es treten Vergeßlichkeit, Herabsetzung der Verantwortung, Unfähigkeit zu geistiger Sammlung hinzu und schließlich werden völlig urteilsschwache Handlungen ausgeführt. Unversehens tritt dann der Zustand völliger Bewußtlosigkeit ein. Das Leben braucht infolge der, wenn auch geringen, im Körper noch verbleibenden Kohlensäuremengen noch nicht sogleich durch Atemlähmung gefährdet zu sein; vielmehr gelingt es u. U. dem abstürzenden Piloten nach wiedererlangtem Bewußtsein in tieferen Höhenlagen noch rechtzeitig das Flugzeug wieder in seine Gewalt zu bekommen. Besonders das neuzeitliche Flugzeug mit hoher Eigenstabilität, d. h. mit der Fähigkeit, von selbst wieder eine normale Fluglage einzunehmen, gibt hierzu die Möglichkeit. —

Beim Bau der Flugzeuge wird bereits darauf gesehen, daß unnötige Bewegungen des Flugzeugführers bei Bedienung der Steuerorgane, der Ortung usw. vermieden werden, damit nicht infolge von Anstrengungen die Belastung des Körpers mit Kohlensäure noch verstärkt wird. Denn schon eine sehr geringfügige Tätigkeit vermag in den gefährlichen Höhen die schwersten Folgen nach sich zu ziehen, d. h. den Flieger der Höhenkrankheit verfallen zu lassen. Die Störungen, die durch die Luftdruckverminderung in großen Höhen hervorgerufen werden, können in der »Unterdruckkammer« im Versuch nachgeahmt und untersucht werden. — Bis zu einer Höhe von rund 14500 m ist durch Sauerstoffzufuhr mit dem sog. lungenautomatischen Sauerstoffgerät ein Schutz im offenen Flugzeug möglich. Jedoch ist eine solche Höhe nur im Rekordflug erreicht worden; nutzbringende fliegerische Tätigkeit dürfte bereits bei 10000 Metern heute noch ihre Grenze erreichen. Größere Höhen können infolge der allgemeinen Luftdruckverhältnisse (oberhalb von 18000 m Höhe würde das Blut bei Körpertemperatur infolge der dort herrschenden Dampfdruckerniedrigung zu sieden beginnen) nur mit der drucksicheren Höhenkammer aufgesucht werden. — Es mag hier noch kurz die auffallende Tatsache erwähnt sein, daß Bewohner des Himalaja bis zu Höhen über 8000 m nicht nur wohnen, sondern der täglichen Arbeit nachgehen. Dies ist möglich durch die Anpassung des Körpers an diese Höhen; der Blutfarbstoff des einzelnen Blutkörperchens ist vermehrt, die roten Blutkörperchen sind in größerer Anzahl vorhanden. Dadurch ist eine genügende Sauerstoffversorgung des Körpers gewährleistet. —

In physikalischer Hinsicht macht sich die Luftdruckveränderung bei schnellem Höhenwechsel, also schon beim steilen Gleitflug in den lufthaltigen Körperhöhlen, besonders in der Paukenhöhle des Ohres bemerkbar. Bekanntlich stellt die Ohrtrompete beim Schlucken die Verbindung der Außenluft und zwar von der Mundhöhle aus zur Paukenhöhle her. Ist dieser Verbindungsweg etwa durch eine entzündliche Schwellung verlegt und gelingt es nicht, durch Schluck- oder Gähnbewegungen rechtzeitig den Luftdruckausgleich zwischen der Außenluft und der Luft in der Paukenhöhle herzustellen, so entsteht am Trommelfell außen ein Überdruck, der sich als heftiger Schmerz im Ohr auswirken kann, so daß die sichere Führung des Flugzeugs gefährdet ist. Auch in den Nebenhöhlen der Nase, an den Zähnen können dergleichen Mißempfindungen auftreten. Daher bedeutet die Untersuchung dieser Organe einen wichtigen Teil der Fliegertauglichkeitsuntersuchung. —

Die große Höhe verlangt noch einen weiteren sachgemäßen Schutz des Fliegers, nämlich gegen große Kälte. Bei 10000 m herrscht bereits eine Kälte von 50—60° Celsius. Es bestehen hier also Kältegrade, die jenseits der gewöhnlichen Polartemperatur liegen. —

2. Der zweite bedeutungsvolle Fragenkreis der Luftfahrtmedizin leitet sich her aus den hohen Geschwindigkeiten, die mit den neueren Hochleistungsflugzeugen infolge erhöhter Bruchfestigkeit und Wendigkeit zu erreichen sind und den damit verbundenen Beschleunigungen. Bei Richtungsänderung des Flugzeugs durch Steuerkraft, also in erster Linie im Kurvenflug und beim Hochreißen der Maschine, wirken bei großen Geschwindigkeiten auf den Körper Fliehkräfte von erheblichem Ausmaß ein. Es läßt sich leicht berechnen, daß, wenn ein Flugzeug mit 700 km/std eine Kreisbahn von 500 m Radius fliegen wollte, der Flieger mit einer Kraft von 8 g in den Sitz gedrückt würde (g = Erdbeschleunigung als Maß für die hier auftretenden Beschleunigungen). Dabei wissen wir, daß die Grenze der Erträglichkeit etwa bei 5 g und zwar für die Zeit von 3 Sekunden liegt. Sie ist also neben der Größe der einwirkenden Kraft ausschlaggebend abhängig von der Dauer ihrer Einwirkung. Als schädliche Wirkung großer Fliehkräfte kennen wir, abgesehen von gehirnerschütterungsähnlichen Erscheinungen bei sehr starken Einwirkungen z. B. beim Schleuderflug mit zu großer Anfangsbeschleunigung, Seh- und Bewußtseinsstörungen, ein Schwarzwerden oder das Auftreten eines Schleiers, des sog. »Schwarzen Vorhangs« des Fliegers vor den Augen. Daneben können sich Schwindel- und Brechneigung einstellen. Es handelt sich bei diesen Erscheinungen um die Folgen von Durchblutungsstörungen der für das Sehen notwendigen Anteile des Sehapparats durch Sinken des Blutdrucks in diesen Organen. Besonders gefährlich ist das Auftreten der Störungen beim Flug in Bodennähe. Für Höhen über 4000 m ist zur Erhaltung der Leistungsfähigkeit Sauerstoffatmung erforderlich. Beim Flug in Rückenlage liegt die Erträglichkeitsgrenze weit niedriger, nämlich bereits bei 2 g. Auch dem Gleiten mit dem Fallschirm muß sich die Aufmerksamkeit des Fliegerarztes zuwenden.

Digitized by Google

3. Die eigentliche fliegerische Leistung, die vollständige Beherrschung des Flugzeugs mit seinen Bewegungen im Kunstflug gründet sich auf ganzheitlich-nervöse Empfindungs-Bewegungsleistungen und seelische Vorgänge. Sie stehen beim guten Flieger in innigem, ausgewogenem Zusammenhang und sind kaum voneinander trennbar. Offenbar sind für die geordnete, zweckmäßige, gleichgewichtserhaltende Muskeltätigkeit, für Muskelspannungen und -bewegungen, die sog. niederen Sinne für das Zurechtfinden im freien Raum von größter Bedeutung. Es handelt sich hierbei um die Tiefenempfindungen der Muskeln und Gelenke, die Lage-, Bewegungs-, Kraft- und Drehempfindungen sowie um die unbewußt verlaufende Steuerung der Augen- und Skelettmuskelatur. Die Bedeutung dieser nervösen Steuerungen ergibt sich aus der Möglichkeit, sich nach allen Richtungen des Raumes frei bewegen zu können und aus dem Auftreten von mannigfachen Beschleunigungskräften, die auf den Flieger einwirken. Der rechte Einklang der nervösen Vorgänge zur Gleichgewichtserhaltung und zum Zurechtfinden im freien Raum mittels der uns hierbei bisher als ausschlaggebend bekannten Organe, nämlich der Augen, der Oberflächen- und Tiefenempfindungen, sowie des Vestibularapparates im Innenohr bildet die Grundlage für das sog. »Fluggefühl«; es kennzeichnet den geborenen Flieger und muß in emsiger Arbeit weiter entwickelt werden. — Weiterhin sind die Zuverlässigkeit und die Grenzen der Wahrnehmungen dieser Sinnesgebiete genauer aufzuzeigen. Auch die Frage nach der entsprechenden Reizantwort auf einen plötzlich auftauchenden Eindruck hin, gewinnt bei den großen Geschwindigkeiten und den veränderten Sauerstoffverhältnissen eine neue Bedeutung. —

4. Es ist selbstverständlich, daß nur ein gesunder kräftiger Mensch allen Anforderungen, die an den Flugzeugführer vor allem beim Hochleistungsflug gestellt werden, gewachsen sein kann. Aber »Gesundsein« und noch weniger die Anpassungsfähigkeit an große Leistungen sind nicht leicht zu bestimmen. Daher spielt die Auswahl des geeigneten Flugzeugführers und die Anwendung der besten Untersuchungsarten eine große Rolle bei fliegerärztlichen Erwägungen. Nur für einige Bereiche der ärztlichen Tauglichkeitsuntersuchung kann dies kurz angedeutet werden. Kreislauf und Atmung müssen eine hohe Belastung aushalten. Längst abgeklungene Tuberkuloseherde der Lunge könnten beim plötzlichen Reißen in den Haltegurten und bei anderen ähnlichen Gelegenheiten erneut aufflackern. Das Auge muß in allen seinen Betätigungsbereichen einwandfrei arbeiten. In erster Linie ist ungestörtes Farbensehen zu verlangen. Ausreichende Fähigkeit zur Naheinstellung des Auges verlangt das Kartenlesen. Gutes Raumsehen ist wichtig zur Landung und beim Verbandsfliegen. — Das Ohr: auf die Notwendigkeit freier Durchgängigkeit der Ohrtrompete wurde oben bereits hingewiesen. Das Gehör wird bei der Beurteilung des Motorengeräusches, beim Abnehmen von Hörfunkzeichen benötigt. Die Bedeutung des Gleichgewichtssinnes ist nicht die gleich hohe wie beim Vogel, dessen Flügel sich reflektorisch auf die Nachrichten der Gleichgewichtsorgane einstellen. Der Mensch bedarf beim Wegfallen der Sicht, also beim Blindflug im Nebel oder in der Dunkelheit, des Blindfluggerätes, aus dem er die Lage des Flugzeugs erkennt. Sein Lagegefühl allein vermag ihm die notwendige Orientierung nicht zu verschaffen. Andererseits vermag der Vestibularapparat des Innenohrs störend auf die Gleichgewichtserhaltung bei starker, ungewohnter Beanspruchung einzuwirken. Auch die Luftkrankheit, die in ihren Erscheinungen der Seekrankheit entspricht, steht mit seiner Überreizung im Zusammenhang. — Vollends eine Betriebsstörung des Nervensystems könnte zu einem gefährlichen Versagen führen. — Sind die körperlichen Voraussetzungen erfüllt, so muß noch eine geeignete seelische Haltung des Fliegers verlangt werden, die vor allem ein hohes Verantwortungsgefühl erkennen läßt und bei der nötigen Widerstandsfähigkeit und -kraft die Fähigkeit zur weichen, geschmeidigen Flugzeugführung aufweist. Hier liegen besondere Schwierigkeiten bei der Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit, des Charakters, der geistigen Gewandtheit, der Einsatzbereitschaft, der nervösen Belastungsfähigkeit. Die Einschaltung experimentell-psychologischer Untersuchungen ist zu erwägen.

5. Damit sind die Aufgaben der Luftfahrtmedizin noch nicht erschöpft, vielmehr muß die ärztliche Forschung und Beratung dem Flieger in jeder Lebenslage folgen. Es gilt dabei noch andere Gefahrenquellen der neuen Umwelt zu erkennen und zu beseitigen. Hierher gehört die gefährliche Einwirkung der schlecht abgeleiteten Motorenabgase. Bei dem niedrigen Luftdruck größerer Höhen vermag bereits eine sehr geringe Menge von Kohlenoxyd in der Atmungsluft die Höhentauglichkeit durch vorzeitiges Auftreten von Höhenkrankheitserscheinungen wesentlich herabzusetzen. Da die Affinität des CO-Moleküls zum Blutfarbstoff außerordentlich groß ist, vermögen schon Spuren desselben diesen wichtigen Sauerstoffüberträger in großem Umfange auszuschalten. — Motorenlärm, Beheizung und Lüftung der Kabinen verdienen bei dem Bemühen um eine Erweiterung der Leistungsgrenzen Beachtung. Der Flieger selbst bedarf hinsichtlich seines Gesundheitszustandes der Überwachung.

Als letzte Ziele schweben dem Fliegerarzt die Flugsicherung und die Leistungssteigerung des Fliegers vor.

Literaturangaben.

W. Schnell, Luftfahrtmedizin. Eine Einführung in die Biologie und Hygiene des Flugwesens. C. I. E. Volckmann, Nachf., Berlin-Charlottenburg 2, 1935. RM. 6.—.

G. Schubert, Physiologie des Menschen im Flugzeug. 34. Bd. d. Monographien aus dem Gesamtgebiet der Physiologie der Pflanzen und der Tiere. Verlag Jul. Springer. Berlin 1935. RM. 16.20.

Die Zeitschriften:

Luftfahrtmedizin. Herausgegeben unter Mitwirkung von Stellen der Luftfahrt von L. Brauer u. H. Strughold. Verlag Jul. Springer, Berlin. 1. Bd., 1936/37. RM. 28.—.

Luftfahrtmedizinische Abhandlungen, herausgegeben von der Gemeinschaft der Lehrbeauftragten für Luftfahrtmedizin, redigiert von W. Knothe, A. Pickhan, G. A. Weltz, Verlag G. Thieme, Leipzig Bd. I, 1936/37, Heft 1/2. Jahresband RM. 18.—.

P. Supf, Das Buch der deutschen Fluggeschichte. Verlag H. Klemm AG, Berlin-Grunewald.

Hippokrates oder Paracelsus

P. Diepgen versucht in diesem bei der Feier des 75. Bestehens der Lausitzer Ärztegesellschaft in Kottbus gehaltenen Vortrag, den der Hippokratesverlag veröffentlicht, die Frage nach dem Ärzteideal unserer Zeit durch Betrachtung dieser beiden historischen Vertreter des Arzttums zu beantworten. Er gibt eine interessante Darstellung der Wesensverschiedenheit dieser beiden Männer. Doch darf die Gefahr einer solchen rückschauenden Deutung der Wesenheit historischer Persönlichkeiten und ihrer Typisierung zu Vertretern bestimmter Richtungen, wie Rationalismus und Intuition, nicht verkannt werden. Was hier als der Gegensatz zweier Persönlichkeiten in Erscheinung tritt, ist doch vielleicht zum großen Teil im Wesen der Medizin begründet, in ihrer doppelten Aufgabe als forschende und helfende Tätigkeit. Sinngemäß gelangt auch der Verfasser zu dem Schluß, daß das Arztideal unserer Zeit in einer möglichst weitgehenden Zusammenfassung beider Richtungen zu suchen sei. **G. B. von Hartmann**

Diepgen, P.: Hippokrates oder Paracelsus. Hippokrates-Verlag, Stuttgart. Kart. RM 1.80.

Das Gefüge des Lebens

Die Auffassung vom Lebendigen macht gegenwärtig eine wesentliche Wandlung durch. An Stelle mechanistischer, maschinenmäßiger Deutung tritt immer mehr die Erkenntnis von der Eigengesetzlichkeit des Lebens. Das Leben eines Organismus ist nicht eine Summe von mehr oder weniger verwickelten physikalischen und chemischen Vorgängen, sondern eine sinnvolle zweckmäßige Zusammenordnung dieser Vorgänge, die die Erhaltung des Lebens zum Ziele hat. Von der analytischen Betrachtungsweise, die die Gestalten und das Geschehen des Lebens in Einzelteile und Einzelvorgänge auflöst, kommt man nicht durch Summierung zum Verständnis des komplizierten Ganzen, sondern nur dadurch, daß man das System als Ganzes betrachtet. Ein Teil verhält sich vereinzelt im allgemeinen anders als im Zusammenhang des Ganzen. Die Lebensforschung muß also sowohl die Teile und Einzelvorgänge untersuchen, als auch ihre Beziehungen untereinander und zum Ganzen. Aufgabe der neuen Biologie ist es, die Gesetze, die hier obwalten, die »Systemgesetze«, aufzudecken.

Einer der führenden Köpfe dieser Arbeitsrichtung der Biologie ist sicherlich L. von Bertalanffy. In der Sammlung »Die Biologie und das Weltbild unserer Zeit« hat er nun ein Buch[1]) erscheinen lassen, das eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand unserer Erkenntnis auf dem Gebiete der theoretischen Biologie gibt. In sechs Abschnitten (I. Allgemeine Grundlagen, II. Der Stufenbau des Lebens, III. Beharrung im Wechsel der Teile, IV. Der Ablauf des Lebens, V. Organismus und Umwelt, VI. Die Kette der Generationen) werden viele Grundfragen der Lebensforschung in ganzheitlicher und dynamischer Auffassung behandelt. Ausgangspunkt ist dabei immer die exakte Forschung. Die Sprache ist anschaulich und lebendig, so daß das Buch für den einigermaßen naturwissenschaftlich Gebildeten leicht verständlich ist. Dazu tragen noch die zahlreichen guten Abbildungen bei. Das im Preis billige Buch kann allen biologisch Interessierten bestens empfohlen werden, da es ohne große Mühe und Zeitaufwand nicht nur mit der heutigen Ausrichtung der Biologie bekannt macht, sondern auch einen gedrängten Überblick über den Stand der exakten Forschung in einer großen Anzahl wichtiger Fragen der Biologie gibt. **Prof. Dr. K. Andersen**

Freising

[1]) Dr. Ludwig von Bertalanffy, Das Gefüge des Lebens. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 203 S. 67 Abb. Geb. RM. 6.80.

Soeben erscheint:

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1937/38

48. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. G. Lüdtke. Redakt. Leitung Dr. W. Baumgart. Geb. RM 12.—

Durch die Neubearbeitung ist der „Kürschner" wieder zum Führer und Berater geworden, der kein Gegenstück hat.

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Digitized by Google

J. WINCKELMANN, Berlin

Die Photographie in natürlichen Farben

Der Wunsch, nicht nur das Hell-dunkel der Welt mit seinen mannigfaltigen Abstufungen, sondern all ihre lebendige Farbigkeit wiederzugeben, ist fast so alt wie die Lichtbildkunst selbst.

Viele Jahre aber sind seit den ersten Versuchen vergangen, bis auch nur einigermaßen brauchbare Resultate erzielt wurden. Als dann der Film seinen Siegeszug durch die Welt antrat, wurde das Problem erneut von vielen Seiten aufgegriffen, aber erst in der allerletzten Zeit gelang es nach einer intensiven Arbeit, deren erste Anfänge heute über 40 Jahre zurückliegen, zu Resultaten zu kommen, die unsere, allerdings recht weit gespannten Wünsche so befriedigen, daß wir sagen können: hier liegt etwas Brauchbares vor uns, das den Abschluß der ersten Entwicklung bedeutet und damit in eine neue Epoche aller Lichtbildnerei überhaupt überleitet.

Additive und subtraktive Farbenmischung.

Sobald man über irgendwelche Dinge spricht, die etwas mit Farbe zu tun haben, stößt man auf Schwierigkeiten, die ihren Grund in einer Ungenauigkeit unseres Sprachgebrauches haben. Der Physiker oder Physiologe versteht etwas ganz anderes unter Farbe als der Maler oder derjenige, der sonst nichts mit Farben zu tun hat. Der Maler sagt: »Ein Blatt hat eine grüne Farbe.« Er kauft aber auch eine »grüne Farbe«, um einen Zaun damit anzustreichen. Beides sind aber verschiedene Dinge.

Ein Körper, der grün aussieht, hat die Eigenschaft, Licht einer ganz bestimmten Wellenlänge zurückzustrahlen. Licht anderer Wellenlängen wird von ihm verschluckt. Diese Wellenlängen rufen über den Weg des Auges in uns einen Eindruck hervor, den wir die Farbe »grün« nennen.

Zum Anstreichen braucht der Maler aber keine »Farbe«, sondern einen »Farbstoff«, eine »Tünche«, die ebenfalls die oben beschriebene Eigenschaft besitzt.

Und die Malerfarben schwarz und weiß sind erst recht keine »Farben«, sondern schwarz erscheint ein Stoff, eine Tünche, ein Papier, ein Tuch usw., wenn es die Eigenschaft hat, Licht aller Art zu verschlucken und überhaupt nichts zurückzustrahlen, und weiß umgekehrt ein Stoff, der Licht aller Art zurückstrahlt. Ein solches, besonders weißes Licht, das alle Arten farbigen Lichtes in sich enthält, ist das Licht der Sonne.

Mit den 3 Farben blau, gelb und rot kann man nahezu alle Nuancen unserer Farbskala darstellen.

In der Farbenphotographie benutzt man bei Anwendung dieses Verfahrens die Farben rot, grün und blau und verwendet beispielsweise 3 entsprechende Filter, die nun von dem aufzunehmenden Gegenstand die Farbanteile auf 3 Platten getrennt aufnehmen. Weiß wird dann durch die Einwirkung aller 3 Strahlungen erzeugt. Je 2 der 3 Grundstrahlungen liefern die Zwischentöne. Rot und Grün ergeben Gelb; Rot und Blau Purpur, und Blau und Grün geben Blaugrün.

Dieses Verfahren wird das additive genannt.

Der Illustrationsdruck arbeitet fast ausschließlich nach einem anderen Verfahren. Der Papiergrund liefert das weiße Licht. Auf ihn werden nun 3 Pigmentbilder aus durchsichtigen Farbstoffen aufgedruckt. Sie haben nicht die Farben rot, blau und grün, sondern die Komplementärfarben gelb, purpur und blaugrün.

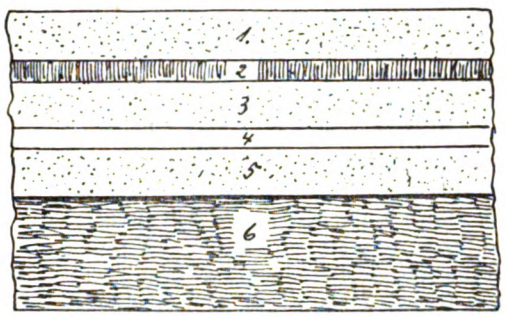
Durch die Überlagerung der 3 Schichten werden vom Weiß nun die nicht gewünschten Farbanteile fortgenommen.

Will man also Grün, muß sich an dieser Stelle Gelb und Blaugrün überlagern.

Purpur und Blaugrün geben Blau, und Purpur und Gelb geben Rot. Das wesentliche ist hier, daß, wenn man Weiß erhalten will, sich gar keine Farbstoffe überlagern, also auch kein Verlust auftritt.

Schwarz ergibt sich dann durch Überlagerung aller 3 Pigmente.

Dieses Verfahren heißt die »subtraktive« Farbenmischung.



1. Blauempfindliche Schicht mit Gelbkomponente. 2. Gelbfilter. 3. Grünempfindliche Schicht mit Purpurkomponente. 4. Zwischenschicht. 5. Rotempfindliche Schicht mit Blaugrünkomponente. 6. Trägerschicht.

Das neue Agfacolor- und Kodachrom-Verfahren.

Es ist nun in letzter Zeit gelungen, dieses subtraktive Verfahren für die Herstellung farbiger photographischer Bilder brauchbar zu machen. Der Film muß dann drei übereinander gegossene Schichten besitzen, von denen die erste für blaues, die zweite für grünes und die dritte für rotes Licht empfindlich ist. Wird ein solcher Film belichtet, befindet sich dann in der obersten Schicht ein Bild, das nur durch die blauen Strahlen des aufgenommenen Gegenstandes beeinflußt ist. Das gleiche gilt für die beiden anderen Schichten für die Grün- und Rotstrahlung. Diese drei Schichten müssen nun jede für sich auf dem fertigen Film irgendwie farbig erscheinen und zwar jeweilig in den entsprechenden Komplementärfarben. Das durch die Blaustrahlung hervorgerufene Teilbild muß auf dem fertigen Film gelb gefärbt sein; das durch die Grünstrahlung hervorgerufene Purpur und das durch die Rotstrahlung hervorgerufene Blaugrün.

Dieses Resultat läßt sich nun auf zwei verschiedenen Wegen erreichen. Entweder man fügt zu der Entwicklerflüssigkeit farblose Stoffe, die sich mit den bei der Entwicklung bildenden Oxydationsprodukten der Entwicklersubstanz zu Farbstoffen binden. Die Farbstoffe besitzen die Eigenschaft, genau an der Stelle zu entstehen, und unlöslich liegen zu bleiben, an der beim Entwickeln das Silber gebildet wird. Diese farbige Entwicklung eines Dreischichtenfilmes wird bei dem neuen Kodachrom-Verfahren beschritten. Die praktische Ausführung erfordert eine große Reihe von Arbeitsgängen.

1. Entwicklung des Silber-Negativs.

2. Entfernung des Silbers. Es befindet sich nur an den Stellen Bromsilber, wo kein Silbernegativ entwickelt wurde.

3. Blaugrünentwicklung aller Schichten. Alles belichtete Bromsilber ist in Silber und Blaugrün-Farbstoff umgewandelt.

4. Erste Bleichung. Zerstörung des Farbstoffes in den oberen beiden Schichten und Umwandlung des Silbers in Halogensilber.

5. Rotentwicklung der beiden oberen Schichten. Das Halogensilber ist in den beiden oberen Schichten in Silber und Rotfarbe umgewandelt.

6. Zweite Bleichung. Entfernung des Farbstoffes aus der obersten Schicht und Umwandlung des Silbers in Halogensilber.

7. Gelbentwicklung der obersten Schicht. Das Halogensilber ist in Silber und Gelbfarbe umgewandelt.

8. Entfernung des Silbers aus der obersten Schicht. Es bleiben 3 reine Farbstoffbilder innerhalb der 3 Schichten zurück.

Die zweite Möglichkeit, die von der Agfa beschritten worden ist, ist folgende. Die 3 verschiedenen Farbstoffe, die bei der obigen Methode erst während der Entwicklung entstehen, werden bereits vorher jeder Schicht entsprechend zugesetzt. Diese »Komponenten« müssen hinreichend löslich sein, um überhaupt den Gelatine-Emulsionen zugefügt werden zu können. Bei der späteren Behandlung im Entwickler aber sollen sie unlöslich sein, so daß sie weder in ihrer eigenen Schicht zu wandern beginnen oder gar in eine andere Teilschicht hinüberdiffundieren. Das ganze Verfahren arbeitet dann in folgender Art.

Der Film wird (wie auch der Kodachromfilm) ohne jedes optische Hilfsmittel und ohne Filter belichtet. In jeder Teilschicht entsteht das latente Bild eines der 3 Teilauszüge. Ein unter der blauempfindlichen Schicht befindliches Gelbfilter sorgt dafür, daß die darunterliegenden Schichten kein blaues Licht erhalten. Die 3 latenten Bilder werden, wie beim gewöhnlichen Film, mit einem normalen Negativentwickler entwickelt. Nun wird aber nicht fixiert oder das gebildete Silber entfernt, sondern es erfolgt eine gute Durchbelichtung der gesamten Schichten. Dieses Verfahren ist dem Liebhaber-Photograph weniger bekannt, wohl aber dem Film-Amateur; es ist die sogenannte Umkehrung eines Negatives in ein Diapositiv. Nach dieser Belichtung erfolgt eine zweite Entwicklung. Hierin wird das soeben belichtete Bromsilber der 3 Schichten ebenfalls zu Silber reduziert, außerdem aber an den gleichen Stellen die Farbstoffe erzeugt, die nachher das Bild aufbauen sollen. Schließlich wird das Gesamtsilber entfernt, so daß als Endresultat wie beim vorigen Verfahren, ein Positiv in den subtraktiven Farben vorliegt.

An und für sich wäre es möglich, die Entwicklung dieser Filme dem Amateur zu überlassen. Zur Zeit aber wird die Entwicklung noch bei der Agfa vorgenommen, um die hierbei gesammelten Erfahrungen allen späteren Verbrauchern gemeinsam zur Verfügung stellen zu können.

Der große Vorteil dieser subtraktiven Verfahren besteht darin, daß der Film mit jeder gewöhnlichen Kamera und mit jedem Projektionsapparat ohne irgendwelche Zusatzteile oder Veränderungen an denselben vorgeführt werden können. Der Lichtbedarf ist nur derselbe wie bei Schwarzweißbildern. Wichtig, besonders für die Schmalfilmerei, ist die Kornlosigkeit der Bilder.

Die Empfindlichkeit dieser Filme ist etwas geringer als die der hochempfindlichen Schwarzweißfilme, reicht aber für alle praktischen Zwecke vollkommen aus.

Digitized by Google

PSYCHOLOGISCHES

1.

Der Organismus der Seele

Das jetzt in II. Auflage erschienene Buch des bekannten Münchener Arztes ist aus einem Vortragszyklus entstanden und will Ärzten wie psychotherapeutisch interessierten Laien eine allgemein-verständliche Einführung in die Aufgaben und Probleme der analytischen Seelenheilkunde geben. Der Inhalt ist in zwei Hauptteile gegliedert:

Im I. Teil bespricht H. an Hand zahlreicher selbstbeobachteter Beispiele von Organneurosen, d. h. psychogen verankerten Störungen des Stoffwechsels, des Kreislaufs oder der Atmung usw., den Einfluß des Unbewußten auf körperliches Geschehen. Anschließend werden die suggestiven Behandlungsmethoden anschaulich erläutert: Suggestivtherapie, Persuasion, Autosuggestion, autogenes Training nach J. H. Schultz, die Franksche Katharsis, endlich die Wege, durch Bewußtmachung symbolhaft verkleideter Innenerlebnisse Einsichten in die Vorgänge im Unbewußten zu vermitteln.

Der II. Teil des Buches ist der Darstellung der eigentlich analytischen Behandlungsmethode gewidmet. Vertraut mit allen Richtungen der Psychotherapie im engeren Sinne bespricht H. vor allem die Hauptrichtungen analytischer Arbeit: die Freudsche Sexualanalyse, die Individualpsychologie und die Jungsche analytische Psychologie. Der Arbeitsrichtung des Verfassers entsprechend wird insbesondere die letztgenannte eingehend behandelt. In diesem Zusammenhange werden zahlreiche Abbildungen von »Seelenbildern«, d. h. Zeichnungen, die von Patienten während der Behandlung in mehr oder weniger tiefem Versenkungszustand geschaffen wurden und Kunde von den im Unbewußten ablaufenden Geschehnissen gaben, reproduziert und erläutert. Sinn und Bedeutung derartiger Bildungen sind, wie die praktische Arbeit gelehrt hat, dem Zeichner selbst oft nicht verständlich, müssen vielmehr erst durch die analytische Arbeit geistig-bewußt und einer Deutung zugänglich gemacht werden.

H. hat die Aufgabe, der das Buch dienen soll, nämlich zu zeigen, was Psychotherapie ist, auf welchen Voraussetzungen sie aufbaut, wie sie betrieben wird und wie sie wirkt, in vorbildlicher Weise erfüllt. Dank seiner Losgelöstheit von dogmatischen Prinzipien einzelner Schulen, seiner langjährigen eigenen Erfahrung und seiner Gabe, das Wesentliche eines Falles künstlerisch lebendig darzustellen, bringt er jedem an diesen Problemen Interessierten, ganz besonders dem angehenden Psychotherapeuten psychotherapeutisches Denken nahe — soweit das eben ohne eigenes Erleben in der analytischen Arbeit überhaupt möglich ist. Die eingehende Beschäftigung mit dem Buch kann insbesondere dem psychologisch interessierten Arzte nur dringend empfohlen werden.

Dr. H. Rosenhagen
Berlin

G. R. Heyer: Der Organismus der Seele. Eine Einführung in die analytische Seelenheilkunde. II. Auflage. J. F. Lehmanns Verlag, München/Berlin 1937. Geb. RM 6.40.

2.

Kindheit und Jugend

In seinem neuen Buche »Kindheit und Jugend« sucht Richard Müller-Freienfels eine Psychologie des werdenden Menschen im Rahmen einer ganzheitlichen Seelenkunde zu geben. Im Gegensatz zu Sprangers bekanntem Werke konzentriert sich diese Neuerscheinung mehr auf das Seelenleben des kleineren, »eigentlichen« Kindes als auf dasjenige der reifenden Jugend. Mit Recht wendet sich der Verfasser scharf gegen die ältere, aber auch heute noch genug vertretene sensualistische und assoziationspsychologische Lehre, die in der Seele einen rein passiven Mechanismus erblickt, welcher nur auf die Einflüsse von außen reagiert. Entwicklung ist für den Verfasser nicht Formung durch Umwelt, sondern Wirksamwerden eines ichbetonten unbewußten Lebensplanes, und Psychologie ist für ihn daher nichts anderes als Verständnis jenes ganzheitlichen Geschehens, das wir Entwicklung nennen. Die mit dem zweiten Lebensjahre beginnende Eroberung der Außenwelt ist für Müller-Freienfels im wesentlichen Objektivierung des eigenen subjektiven Seelenlebens, wofür auch das Erlernen der Sprache hinreichende Beweise liefert. Einen weiteren wichtigen selbstschöpferischen (also nicht auf der sensualistischen »Nachahmung« beruhenden) Entwicklungsfaktor sieht der Verfasser in den »Rollenspielen«, welche einem gewissen Geltungsbedürfnis der Kinder entspringen und oft zu einer bestimmten Ich-Rolle führen, die man als die Keimzelle des späteren »Charakters« bezeichnen kann. Wenn Müller-Freienfels weiterhin eine besonders wichtige Entwicklungsstufe des werdenden Menschen im Gegensatz zu den meisten Psychologen nicht in einer Wendung nach innen, in einer Introversion, sondern vielmehr in einer tatendurstigen Extraversion erblickt, für welche das moderne Sportbedürfnis der Jugend ein genügender Hinweis ist, so glauben wir, dem Verfasser beipflichten zu müssen, ohne zu verkennen, daß diese »Extraversion« notwendigerweise nicht deshalb das Normale zu sein braucht, weil sie in der modernen Jugend besonders deutlich sichtbar ist.

Das Erfreulichste an dieser neuen Kindheits- und Jugendpsychologie ist, daß sie das eigentliche Lebensrecht des Kindes unangetastet läßt und deutlich zwischen einer natürlichen und einer kulturellen Seite des kindlichen Erlebens scheidet. Deshalb wird dem kindlichen Spiel eine besondere Beachtung geschenkt, und ein Satz wie dieser: »Der Knabe ist nur dort ganz Knabe, wo er spielt« zeigt deutlich das ehrliche Bemühn des Autors, die kindliche Seele aus den natürlichen Äußerungen des Kindes selbst zu verstehen.

Unter den Einzelkapiteln des vorliegenden Werkes interessiert besonders noch dasjenige, das von der Geschichte der Kindespsychologie handelt und den Wandlungen in der Kindesauffassung von der Romantisierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts über das »positivistische« Laboratoriumskind bis zum dekadenten Kind der Psychoanalyse nachgeht — ein Kapitel, das zugleich für den zeitgenössischen Forscher auf diesem Gebiete Warnung sein mag, die eigene moderne Theorie für den endgültigen Abschluß des so heiklen Gebietes einer Kindheits- und Jugendpsychologie zu halten.

Dr. Heinz Horn
Dresden

Richard Müller-Freienfels: Kindheit und Jugend. — Artung und Entwicklung des werdenden Menschen. VI, 264 S. — Leipzig 1937. Verlag von Quelle & Meyer. Geb. RM 5.80.

Die Reichspressestelle der NSDAP.

Von Dr. ADOLF DRESSLER, Hauptamtsleiter der Reichspressestelle der NSDAP. 2. verbesserte Auflage. Mit 4 Abbildungen. 16 S. 1937. RM —.60. WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

3.

Die Tyrannei der Seele

Sir Bampfylde Fullers Buch über die »Tyrannei der Seele«, dessen Untertitel »Eine Psychologie des common sense« die eigentliche Aufgabe der Untersuchung schärfer bezeichnet, gehört zu jenen von gebildeten Laien geschriebenen Werken philosophischen Inhalts, welche fachliche Unkenntnis nicht hinter einem Netz mystischer, vieldeutiger Begriffe zu verbergen suchen, sondern vielmehr das Ergebnis eines nüchternen, dabei aber scharfsinnigen und geistvollen Nachdenkens über alle möglichen Erscheinungen des menschlichen Lebens sind. Das darüber hinaus noch besonders Reizvolle der vorliegenden Schrift liegt darin, daß es sich bei Fuller um eine hochgestellte politische Persönlichkeit handelt (er war lange Jahre Staatssekretär und Gouverneur einer indischen Provinz), bei welcher praktische Menschenkenntnis, die Voraussetzung jeder tiefblickenden Psychologie, unmittelbar zum alltäglichen Berufe gehört.

Unter dem Gesichtspunkt der Evolutionstheorie, die er nicht nur auf die körperlichen, sondern auch auf die seelischen Veränderungen angewandt wissen will, gibt Verfasser ein umfassendes System vom Aufbau und vom Werden unseres gesamten bewußten und unbewußten Wesens. Die Herkunft Fullers vom klassischen Empirismus Englands wird dabei überall deutlich: Wenn er die Empfindung als das Primäre und »die empfundene Bewegung« als »die wesentlichste Quelle unserer Kenntnis der körperlichen Welt um uns« bezeichnet, die abstrakten und für unser Weltbild bedeutungsvollsten Vorstellungen wie Kraft, Raum, Zeit und Kausalität durchaus »unkritisch« erst aus den Empfindungen erwachsen läßt, so befindet er sich völlig auf dem Boden des Lockeschen Empirismus, nach dem »nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu«. Wenn dieser Schrift trotzdem eine höhere Bedeutung zukommt, so nicht nur deshalb, weil vieles in einem neuen Zusammenhang erblickt und geistvoll durchleuchtet wird, sondern vor allem deshalb, weil Fuller dem unbewußten Seelenleben unserer mannigfachen Antriebe und Gefühle eine weite Betrachtung einräumt, ohne in den Fehler so vieler gerade modernen Psychologen zu verfallen, dieses Unbewußt-Seelische über die Maßen als ultima ratio zu preisen. Er sieht sehr wohl, daß die Illusionen der Seele »unsern Genuß der Gegenwart gewaltig steigern« können; sein englischer »common sense« jedoch läßt ihn klar erkennen, daß diese Illusionstätigkeit der Seele, die sie tyrannisch ausübt, eine Verkennung der Vergangenheit in gleicher Weise verursacht, wie sie die Voraussicht der zukünftigen Entwicklung hemmt. Gerade dies aber kann der politische Denker am wenigsten zulassen, und seine Aufgabe ist aus diesem Grunde die, durch eine Analyse des Seelenlebens die Tyrannei der Seele zu brechen. Es ist nach der Anlage des Werkes nur logisch, wenn der Verfasser zum Schluß seiner Ausführungen sich schließlich auch der Erörterung politischer Erscheinungen der Gegenwart zuwendet. Und es ist weiterhin bezeichnend, daß der Verfasser gerade da versagt, wo er versucht, eine konstruktive metaphysische Typologie der seelischen Vermögen nach dem Antagonismus »Männlich-Weiblich« zu geben. Da diese Typologie für die Untersuchung Fullers indessen völlig

Digitized by Google

nebensächlich ist, wird das Verdienst seines — von Dr. Albert Wellek übrigens ausgezeichnet übersetzten — Buches durch dieses geringe Manko nicht im geringsten geschmälert.

Dr. Heinz Horn

Dresden

Sir Bampfylde Fuller, Die Tyrannei der Seele. — Eine Psychologie des »common sense«. VII, 261 Seiten mit 1 Tabelle. Leipzig 1937, Johann Ambrosius Barth. Kart. RM. 11.—.

4.

Erkenntniskritische Weltanschauung auf der Grundlage der Arbeitsbedingungen des Gehirns

In der vorliegenden Arbeit von Erich Meisner wird der Versuch unternommen, die bisherigen philosophischen Grundbegriffe auszuschalten und an ihrer Statt eine Erkenntniskritik auf der Basis der neuesten Forschungsergebnisse des Gehirns aufzubauen.

Verfasser geht davon aus, daß die Entwicklung das Prinzip der absoluten Brauchbarkeit in sich schließt und alle Organe im Hinblick auf zweckentsprechendes Verhalten bei geringstem Aufwand gebildet werden. Dies bedeutet, auf seine Untersuchungen angewandt, daß Menschen und Tiere im Gegensatz zur Pflanzenwelt, die nur ein Nervensystem aufweist, zwei Systeme dieser Art benötigen. Es ist ihnen nämlich die Möglichkeit einer nicht reflektorischen Bewegung gegeben, die zielgerichtete Verhaltensweisen zur Folge hat und räumliche Orientierungen mit sich bringt. Daraus entsteht die Notwendigkeit, einen Aufnahmeapparat für die neuen Reize und gleichzeitig auch bestimmte Sinneswerkzeuge zu bilden. Diese haben einmal die Aufgabe, eine Eigenbewegung überhaupt zu ermöglichen und ferner, die räumlichen Wahrnehmungen aufzunehmen und durch elektrische Stromstöße dem Gehirn zuzuleiten. In diesem werden dann vermittels komplizierter Schaltungen andere Stromstöße ausgelöst, die zu den entsprechenden Reaktionen des Organismus führen.

Da nun das animale Nervensystem ausschließlich zum Zwecke der Raumorientierung entwickelt wurde, hält M. die Raumvorstellungen für die alleinige Grundlage des Denkens. Zeitliches Erfassen wird dadurch zu einer Folge von räumlichen Vorstellungen, die nur scheinbar den Eindruck von Zeitwahrnehmungen vermitteln. Metaphysische Begriffe werden gleichfalls in diesem Sinne erklärt. Allerdings macht Verfasser hierbei die Einschränkung, daß die »außersinnliche zusätzliche Ursache«, die er mit Seele bezeichnet, unerkennbar ist.

Im weiteren Verlauf wird dann auf den sittlichen Zwiespalt eingegangen, den Widerstreit zwischen den Trieben des Einzelwesens und des Gesellschaftsgliedes. Das Ergebnis ist eine vorbestimmte Haltung, die eine Verantwortung an sich ausschließt und sie nur gegenüber der Gesellschaft gelten läßt. Und am Schluß wird noch auf den geringen Einfluß des Denkens auf das Trieb- und Gefühlsleben hingewiesen.

Obwohl M. seine Ausführungen an Hand eines praktischen Beispiels — Verhaltensweisen nach Gehirnverletzung — zu erhärten versucht, muten sie in ihren Schlußfolgerungen nicht unwiderlegbar an. Deshalb ist die vom Verfasser gegebene Anregung, an einer Reihe von klinischen Fällen entsprechende Untersuchungen anzustellen, als empfehlenswert zu begrüßen.

Herbert Siegmund

Erich Meisner: Erkenntniskritische Weltanschauung auf der Grundlage der Arbeitsbedingungen des Gehirns. Felix Meiner, Leipzig. Br. RM. 5.—.

CH. v. LIECHTENSTERN, Berlin

Über die Rolle der „Gestalten" in unserem Erkenntnisprozeß

Gedanken zu Ehrenfels' Gestalttheorie

Nicht alle unsere Erkenntnisse sind für uns gleich bedeutsam, selbst wenn wir von ihrer praktischen Verwertbarkeit absehen. Es gibt Wissensgebiete, die uns wie Sackgassen anmuten, Thesen, die — mögen sie noch so zwingend bewiesen sein — uns dennoch nicht eigentlich berühren, da sie uns keine weiteren Erkenntnismöglichkeiten eröffnen. Und dann gibt es Theorien, die uns aufs äußerste fesseln — manchmal sogar, bevor wir von ihrer Richtigkeit voll überzeugt sind — weil sie uns die Möglichkeit eröffnen, unser gesamtes Wissen, in ungeahnter Weise zu erweitern.

Zu welcher dieser Kategorien gehört die Gestalttheorie? Ist sie, wie ihre Anhänger behaupten, das »Sesam öffne dich«, das unserer Erkenntnis ungeahnte Bahnen öffnet, oder sind die durch sie ausgelösten Diskussionen im Grunde müßig, da sie für unser Gesamtwissen ohne Belang sind?

Bevor wir zu dieser Frage Stellung nehmen, müssen wir, wenn auch in ganz großen Zügen, Wesen und Begriff der »Gestalt« im Sinne der nach ihr benannten Theorie kurz skizzieren, um eine klare Ausgangsbasis für unsere Darlegungen zu schaffen.

Christian v. Ehrenfels war es, der 1889 in seiner kurzen aber Epoche machenden Schrift »Über Gestaltqualitäten« das Problem etwa folgendermaßen stellte: Höre ich eine Melodie, so höre ich eine Reihe nacheinander erklingender Töne; aber die Melodie muß etwas anderes sein als die bloße Summe der einzelnen Tonempfindungen; denn sonst ließe sie sich nicht transponieren. Durch die Transposition wird nämlich jeder einzelne Ton verändert. Trotzdem ist die transponierte Melodie der ursprünglichen ähnlich, die Teile sind zwar sämtlich verändert worden, aber das Ganze ist erhalten geblieben. Diese merkwürdige Ganzheit, die zwar aus einzelnen Teilen besteht, aber doch etwas anderes ist als deren Summe, nannte Ehrenfels »Gestalt«.

Natürlich gibt es auch Raumgestalten. Zu ihnen gehört z. B. jede Skulptur, jedes Bild, so weit sie uns als ein einheitliches Ganzes erscheinen. Auch die Raumgestalten lassen sich transponieren, d. h. sie können vergrößert oder verkleinert werden, ohne ihre Wesenheit einzubüßen. Schon aus diesen wenigen Beispielen läßt sich entnehmen, daß die Gestalt gleichzeitig Einheit und Vielheit ist; denn immer ist es eine Vielheit von Elementen, deren Summe die Grundlage für eine Gestalt bildet, die ihrerseits notwendig ein einheitliches Ganzes ist. Überwiegt in dieser Doppelnatur die Einheitlichkeit, so ist die Gestalt streng, überwiegt die Mannigfaltigkeit, so ist die Gestalt reich. Je mehr sich Einheit und Vielheit in einer Gestalt vereinen, desto höher ist sie. So sind z. B. die frühgotischen Ornamente streng, die spätgotischen reich. Die Blütezeit des gotischen Stils vereinigte am besten Formenreichtum mit Einheitlichkeit und brachte daher die höchsten Gestalten hervor.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen ist zu entnehmen, welche Bedeutung der Gestalttheorie auf dem Gebiete der Ästhetik zukommt. Und so baut sich auch z. B. die Ästhetik Th. Lipps' durchaus auf der Gestalttheorie verwandten Gedankengängen auf.

In sinnespsychologischer Hinsicht hat sich Max Wertheimer eingehend und erfolgreich mit der Gestalttheorie befaßt. Felix Krueger verdanken wir unter anderem den Hinweis darauf, daß auch der Struktur der menschlichen Psyche Gestalteigenschaft zukommt, daß wir es auch hier mit einer Vielheit zu tun haben, die aber doch ein einheitliches Ganzes bildet, ein Gedanke, der auch in der Psychiatrie fruchtbare Verwendung gefunden hat.

Hatten die bisher erwähnten Autoren vor allem Probleme des Seelenlebens unter dem Gesichtspunkt der Gestalttheorie zu lösen versucht, so zeigte Hans Driesch, daß die lebenden Organismen Ganze oder Gestalten im Ehrenfelsischen Sinne sind. Einen ähnlichen Nachweis führte Wolfgang Köhler hinsichtlich gewisser physikalischer Gebilde und neuerdings A. Mittasch auch hinsichtlich der Atome, Moleküle und Mehrstoffkatalysatoren. Köhlers Versuch, auf seinen physischen Gestalten eine psychophysisch parallelistische Theorie aufzubauen, hat vielfach Widerspruch gefunden. Hatte Ehrenfels sich anfangs damit begnügt, den Grundgedanken der Gestalttheorie klar aber knapp herauszustellen, so trat er nach langem Schweigen 1916 mit seiner leider viel zu wenig beachteten »Kosmogonie« (ersch. bei Eugen Diederichs, Jena) auf den Plan, ein ebenso originelles als groß angelegtes naturphilosophisches System auf der Gestalttheorie aufbauend. Leider gestattet es der mir zur Verfügung stehende Raum nicht, auf den Inhalt dieses eigenartigen Werkes einzugehen.

Aus dem Gesagten dürfte ersichtlich sein, wie vielseitig fruchtbar die Gestalttheorie auf die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft geübt hat. Es erübrigt noch, kurz zu untersuchen, welche Bedeutung den Gestalten in unserem Erkenntnisprozeß überhaupt zukommt. Dieser Untersuchung kommt insofern eine gewisse Aktualität zu, als sich das Erfassen von Gestalten zweifellos nicht nach logischen Gesetzen vollzieht, deren vorwiegende Bedeutung für unsere Erkenntnis gerade heutzutage oft in Frage gestellt wird. Wir dürfen von der Gestalttheorie hoffen, daß sie diesem In-Frage-stellen Sinn und Grenzen zu verleihen vermag.

Zu den wesentlichsten Grundlagen, auf denen die Logik aufgebaut wird, gehört die Lehre von den Begriffen. Schon hier zeigt sich die große Wichtigkeit, die den Gestalten in unserem Denkprozeß zukommt. Die meisten Begriffe, mit denen wir operieren, sind nämlich, wie schon Ehrenfels gezeigt hat, Gestalten. D. h. das Wesentliche an den meisten Begriffen sind nicht deren einzelne Merkmale, sondern das durch die verschiedenen Merkmale gebildete Ganze. Daher können wir gelegentlich getrost mit Begriffen arbeiten, deren einzelne Merkmale wir nicht analysiert haben. Denn es kommt mehr auf das richtige Erfassen des Ganzen als auf weitgehende Analyse an. So verwendet z. B. die Mineralogie die Begriffe »Metall-, Glas- und Fettglanz«, ohne sie im einzelnen analysieren zu können. Die Rassenkunde nimmt auch da das Vorhandensein von Rassen an, wo sich keine untrüglichen Einzelmerkmale, sondern nur in die Augen springende Typen aufweisen lassen. Und die Medizin arbeitet schon seit langem mit »Krankheitsbildern«, deren Einzelsymptome nicht immer genau angegeben werden können.

Digitized by Google

Weiter ergibt sich aus dem Gesagten, daß bei Abstraktionen oft besondere Vorsicht geboten ist, da beim Absehen von zur Komplexbildung nötigen Eigenschaften das Ganze zerstört werden kann, auch dann, wenn es scheinbar im Rahmen der jeweiligen Untersuchung auf die Eigenschaft, von der abstrahiert wird, nicht ankommt. So erscheint es uns z. B. abwegig, die nationalökonomischen Gesetze am »homo oeconomicus« zu entwickeln, an einem fiktiven Menschen also, der den einzigen Zweck verfolgen sollte, unter Achtung der bestehenden Gesetze wirtschaftliche Vorteile zu erringen, um durch sie Bedürfnisse zu befriedigen, die sich mit wirtschaftlichen Mitteln befriedigen lassen. Vom Standpunkt der Gestalttheorie wäre hierzu zu sagen: Der Mensch ist ein Ganzes, und zu diesem Ganzen gehören auch Liebe und Haß, Sitte und Gewohnheit. Vernachlässigt man diese Eigenschaften, so schafft man ein Zerrbild, das mit dem wirklichen Menschen nur noch wenig gemein hat. Daher können auch die für den homo oeconomicus folgerichtig abgeleiteten Gesetze für den homo sapiens nur in beschränktem Umfange Anwendung finden, selbst wenn es sich nur um Gesetze der Wirtschaftskunde handelt. Wir sehen an diesem Beispiel, mangelnder Blick für Gestalten führt nicht zu Trugschlüssen, aber zu wirklichkeitsfernen, endesletztlich nutzlosen Erkenntnissen, die nur für künstlich konstruierte Schemen, nicht für die Wirklichkeit Geltung besitzen.

Dies ist die eine Seite unseres Problems. Die andere ist dieser gewissermaßen reziprok, wie an einem Beispiel dargetan werden soll. Wer einen mathematischen Lehrsatz beweisen will, wird hierbei von einer Reihe von Axiomen ausgehen, aus diesen Hilfssätze ableiten, aus den Hilfssätzen neue Hilfssätze usw., bis er seine These bewiesen hat. Hierbei kann er nun seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem jeweils eben bewiesenen und dem daraus abzuleitenden Hilfssatz zuwenden. Er wird so sicherlich hinsichtlich des Hauptsatzes zur Evidenz der Gewißheit gelangen, aber keine wesentliche Förderung seines mathematischen Gesamtniveaus gewinnen. Der Lernende kann aber auch, nachdem ihm der Beweis geglückt ist, Rückschau halten und alles, was er bisher Stück für Stück in sich aufgenommen hat, auf einmal überblicken. Dann wird er sehen, wie sich aus den Axiomen Folgerungen von unabsehbarer Mannigfaltigkeit ergeben, die sich zu einem Gebäude strengster Notwendigkeit zusammenfügen, dessen Grenzen er nicht übersehen, dessen Gesetzmäßigkeit er aber trotzdem erkennen wird. Ein solches Erlebnis ist nichts anderes als gestaltliches Erfassen, und nur solche Erkenntnisse werden uns wahrhaft befriedigen.

Dieses Erfassen des Ganzen geht nun häufig der genauen Kenntnis der Teile voraus, ein Vorgang, den wir mit Intuition zu bezeichnen pflegen. Auch sie ist also, wie schon Ehrenfels dargetan hat, im wesentlichen ein, wenn auch mehr ahnendes, Auffassen von Gestalten. Lange Zeit wurde die Bedeutung des intuitiven Erkennens bei weitem unterschätzt. Das erkenntnistheoretische Interesse wandte sich fast ausschließlich der Logik zu. Erst Schopenhauer wies eindringlich darauf hin, daß durch Logik allein kein Zweig unseres Wissens wesentlich gefördert werden kann. Um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen, müssen wir nur bedenken, wie fast nirgends ohne Intuition auch nur eine zweckmäßige Problemstellung möglich wäre. Wie hätte — um nur ein Beispiel zu gebrauchen — Pythagoras den Beweis seines bekannten Lehrsatzes versuchen sollen, hätte er dessen Richtigkeit nicht von vornherein intuitiv vermutet.

Eine Gewähr für die Richtigkeit einer These können wir freilich dadurch noch nicht gewinnen, daß sie uns intuitiv einleuchtet.

Und so können wir denn zusammenfassend sagen: Gestaltliches Erfassen bildet das eigentlich schöpferische, vorwärtstreibende Element in unserem Erkenntnisprozeß, ohne Blick für Gestalten werden wir keine wirklichkeitsnahen Erkenntnisse gewinnen, und letztes Ziel des theoretischen Forschens wird stets wieder ein Erfassen von Gestalten sein. Eine Kontrolle unseres Denkens auf Grund der im wesentlichen stückhaften, also gerade nicht gestaltlichen logischen Gesetze ist aber unerläßlich. Hierin zeigt sich eine Bipolarität, die unseren gesamten Erkenntnisprozeß beherrscht.

Ende September erscheint:

Bevölkerungsgeschichte Italiens

Von KARL JULIUS BELOCH, weil. Prof. an der Universität Rom.

I. Grundlagen. Die Bevölkerung Siziliens und des Königreichs Neapel. Oktav. VII, 277 Seiten. 1937. RM 14.—, geb. 16.—.

Das Werk gibt außer einer Darstellung der Grundlagen der Untersuchung einen Aufriß der Bevölkerung zweier italienischer Gebiete, Siziliens und des Königreichs Neapel. Für mehr als ein halbes Jahrtausend, vom Beginn des XIII. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, werden die Quellen untersucht, aus denen sich die Kopfzahlen und die Bewegungen der Bevölkerung in Frieden, Krieg und Seuchenzeiten feststellen lassen. Die Verarbeitung und kritische Durchleuchtung dieser Quellen geben dem Leser mehr als nur eine Bevölkerungsgeschichte: *sie bieten auch ein Bild der politischen und sozialen Zustände Italiens im behandelten Zeitraum.*

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Experimentelle Mutationsforschung in der Vererbungslehre

In den 37 Jahren, die seit der Wiederentdeckung der Mendel'schen Vererbungsgesetze dahin gegangen sind, hat sich die experimentelle Vererbungsforschung fast zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt, deren Methoden und Ergebnisse manchmal selbst für Biologen schwer zu überblicken sind. Das Buch von N. W. Timoféeff-Ressovsky gibt nun einen knappen und klaren Überblick über diesen jüngsten Forschungszweig der Biologie[1]). In ihm findet sich all das zusammengefaßt, was wir heute über Wesen und Wirken der stofflichen Träger der Vererbung und über die Natur der Erbänderungen, der sog. Mutationen, sowie von ihrer künstlichen Auslösung durch Bestrahlung und andere Einwirkungen wissen. Das eigentliche Ziel des Verfassers ist es, eine genaue Analyse aller biophysikalischen Vorgänge zu geben, die solche Mutationen hervorrufen. Hierauf beschränkt sich sein Buch in klarer Erkenntnis der diesen Forschungen offenbar gesetzten Grenzen. Desto deutlicher wird es dem Leser, wie wenig sie bis heute dem Geheimnis des Entstehens neuer Lebensformen näher gekommen sind. Auch der Verfasser betont immer wieder, daß fast alle beobachteten Mutationen krankhafte Abänderungen darstellen, die das Leben der betreffenden Organismen geradezu gefährden. Neben der Fülle von Tatsachen, die seine Schrift mitteilt, ist dies eine nicht minder wichtige Einsicht, die sich — wahrscheinlich vom Verf. unbeabsichtigt — immer wieder aufdrängt.

G. v. Natzmer,
Berlin

[1]) Experimentelle Mutationsforschung in der Vererbungslehre. Beeinflussung der Erbanlagen durch Strahlung und andere Faktoren. Von N. W. Timoféeff-Ressovsky. Verlag von Theodor Steinkopff, Dresden und Leipzig 1937. Geb. RM 16.50.

I. F. Lehmann

Die »Münchener Medizinische Wochenschrift« und die »medizinischen Atlanten« sind die wirtschaftliche Grundlage der Firma J. F. Lehmann, die der fünfundzwanzigjährige Buchhändler im Jahre 1890 in München gründete. Als Sohn eines Mediziners, der als Student sich für die Revolution von 1848 begeistert hatte und in die Schweiz flüchtete, war er in Zürich geboren. Nach kurzen Buchhändlerischen Lehrjahren bot sich ihm der Glücksfall, die verlegerisch nicht gut geleitete medizinische Wochenschrift zu erwerben. Auch er hat wie Eugen Diederichs mit einem Gehilfen und einem Packer begonnen, konnte aber schon früh einen Hausstand gründen – er heiratete eine Tochter des Reichsgerichtsrats Petersen — und einen schnell wachsenden Erfolg seiner Zeitschrift sehen.

Die Zeitschrift und die Atlanten gehören noch zu den Werken, die eine nach Jahrzehnten rechnende Lebensdauer haben, ja die Atlanten hatten einen Welterfolg, weil sie in besonderen Ausgaben in allen Kulturländern erschienen, und da neben diese Unternehmungen auch andere erfolgreiche medizinische Werke traten, so kann — wobei des gewaltigen Unternehmens, Hegi, Illustrierte Flora von Mitteleuropa besonders gedacht sei — I. F. Lehmann zu den Verlegern gerechnet werden, die durch eigene Initiative und enge schöpferische Zusammenarbeit mit seinen Autoren freudige Diener aufbauender Wissenschaft sind.

Aber I. F. Lehmann war mehr. Er war ein politischer Mensch, begeistert für sein Vaterland und für das Deutschtum, bereit für seine Ideen zu kämpfen, schwer getroffen durch den Zusammenbruch nach dem Kriege und leidenschaftlich bestrebt, Mißstände zu beseitigen, sowie Gegner zu bekämpfen und seinen Freunden zu helfen. So wurde er ein politischer Verleger, so wurde er begeisterter Anhänger der Ideen des Dritten Reiches und so erschien unter der Flagge seiner Firma eine Fülle von Kampfschriften, die auch ganz besonders die Herausarbeitung des Rassegedankens zum Ziele hatten.

I. F. Lehmann hat seinen siebzigsten Geburtstag in voller Schaffensfreudigkeit feiern können; im Januar 1935 schreibt er seinem Freunde, daß auf der Liste seines Verlages 195 neue Werke stehen, die in Vorbereitung sind.

Seine Frau, Melanie Lehmann hat aus ihrer Erinnerung seine Lebensgeschichte geschrieben und darin und in der Auswahl der Briefe in erster Linie den politischen Verleger, der grundehrlich und leidenschaftlich für seine Ideen eintrat, zu Worte kommen lassen. G. L.

Verleger I. F. Lehmann. Ein Leben im Kampf um Deutschland. Lebenslauf und Briefe. Herausgegeben von Melanie Lehmann. I. F. Lehmann Verlag München 1935. 287 Seiten. Preis geb. 5.—

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtausende.

Haus und Siedlung von ADOLF HELBOK, Garten und Pflanzen von HEINRICH MARZELL. Oktav. 145 Seiten. Mit 48 Tafeln. (Deutsches Volkstum, Bd. 6.) Geb. RM 5.80.

Professor Helbok erklärt in diesem Buch aus den vorgeschichtlichen Grundlagen heraus die heutigen Haus- und Siedlungsformen und zeigt Haus und Siedlung als Ausdrucksformen des Gemeinschaftslebens des Volkes. In der Vereinigung dieser Ziele dient das Buch auch dem Rassegedanken. Zahlreiche mit Sorgfalt ausgewählte Bilder erläutern den Text. — Pflanzen im deutschen Volkstum schildert Heinrich Marzell im Abschnitt Bauerngarten und Bauernpflanzen und bietet so über das eigentliche Thema eine Volksbotanik für den Volkskundler.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Genie-Kunde

Manchen Wissenschaftszweigen haftet ihr besonderer Ursprung wie eine immer wieder hervorbrechende Anfälligkeit an. Der Zweig der Seelenkunde, der den schöpferischen Menschen zum Gegenstande hat, ist beklagenswerterweise nicht am Stamm der normalen Psychologie gewachsen, diese hat sich in ihrer »klassischen« Entwicklungszeit (der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) um den wirklichen Menschen kaum gekümmert, sondern er ist der Psychopathologie entsprossen. Die Formel »Genie und Irrsinn« bedeutet nicht etwa bloß eine das Publikum aufwühlende Schlagerfassung, sondern sie bezeichnet bis auf den heutigen Tag beinahe erschöpfend den Umkreis der forschenden Arbeit selber, seine Lagerung samt seiner Begrenzung. Neun Zehntel aller Literatur über den genialen Menschen haben Psychiater zu Verfassern — was schlimmer ist: es gibt wertvolle Literatur von Nichtpsychiatern zu dieser Frage überhaupt kaum nennenswert; im deutschen Bezirk steht seit einem Menschenalter des verstorbenen Physikochemikers Wilhelm Ostwald Werk »Große Männer« (bei allen Mängeln) in dieser Beziehung einsam da. Der Nervenarzt P. J. Moebius hat die »Pathographie« als einen Zweig der Biographie geschaffen, der Irrenarzt Lombroso (leidergotts) jene publikumaufregende Schlagerformel in die Welt geworfen, es mutet schon wie ein Wunder an, wenn ein Vertreter der inneren Klinik wie jüngst der Internist Wolfgang Veil in Jena eine (übrigens meisterhafte) Darstellung der Krankheit eines Schiller darbietet, wir haben von dem Psychiater Ernst Kretschmer ein gutes (aber weitaus nicht sein bestes) Buch über »Geniale Menschen«, und es ist der Psychiater W. Lange-Eichbaum zu Hamburg, dem wir das umfassendste Gesamtwerk über die Frage von Genie und Irrsinn verdanken, das er 1928 in erster und 1935 in zweiter, leider unveränderter Auflage unter dem Titel »Genie — Irrsinn und Ruhm« vorgelegt hat.

Lange hat nämlich zwischen diesen beiden Auflagen eine kleinere Schrift »Das Genie-Problem« (1931) veröffentlicht, welche in der theoretischen Auswertung wesentliche Klärungen und Schärfungen gegenüber dem Text des Hauptwerkes brachte und auf die nur in dem Neudruck des Hauptwerkes verwiesen wird. Auf S. 304 des Hauptwerkes lesen wir z. B.: »Ein langes ... Stück Weg hat uns jetzt endlich zu den Berühmten geführt, zu den anerkannten Genies der Menschheit«. Diese Formulierung, die den Anschein erweckt, als ob Genialität mit Berühmtheit einfach identisch sei, ist auf S. 31 der kleineren Schrift bereits überwunden, da wird festgestellt, »der meiste Ruhm gelangt niemals zur Höhe einer Geniebewertung«, »Genie-Ruhm ist eine engere Unterform des positiven Ruhms überhaupt«.

Die ganze Ruhmhypothese Langes soll damit keineswegs in der Fassung der kleineren Schrift akzeptiert werden. Wir finden im Gegenteil, daß Lange mit der Überschätzung des (fraglos sehr wichtigen) Ruhmproblems sich den Weg zu einer richtigen Auswertung seiner riesenhaften Materialiensammlungen zur Frage des Pathologischen im Schöpferischen verbaut; die zeitlichen Ruhmesschwankungen, die zwischen Vergessenheit und Vergötterung hin und her pendeln können, berühren die objektive schöpferische Wertigkeit einer Gestalt gar nicht. Gregor Mendels Genialität ist für alle Zukunft bezeugt durch seine eine Abhandlung über Pflanzenhybriden und war es von dem Augenblick an, da einige wenige Fachmänner diese Abhandlung entdeckten, längst ehe Mendel den »Fibelruhm« von heute erlangte; es ist geradezu absurd, zu unterstellen, Mendel sei kein Genie gewesen bis zum Jahre 1900, weil er vorher unbeachtet und unverstanden geblieben war. Sechshundert Jahre Vergessenseins berühren den Genierang eines Walter v. d. Vogelweide überhaupt nicht. Leider hat sich Lange auch in der kleineren, gedanklich schärferen und klareren Schrift von der Verabsolutierung des Ruhm-Akzidens für die Genie-Substanz nicht ganz freimachen können.

Im eigentlich Psychopathologischen ist auszustellen, daß Lange 1) fast überall die Wesentlichkeit der abnormen Züge oder Attacken für die schöpferische Seite der Persönlichkeit mehr überschätzt, als es nach unserer heutigen empirischen Kenntnis der Lebensläufe verantwortbar ist; jähe oder unverständliche Stimmungsschwankungen finden sich auch bei zahllosen Menschen des Durchschnitts, nur werden sie von ihnen nicht publikumskundig, die Biographik der berühmten Menschen zerrt noch nach ihrem Tode jede solche Lappalie ins Licht der Publizität 2) in dieser Hinsicht unter den Zusammenhang von »Genie und Irrsinn« auch etwa senile Geistesschwächung einreiht, die (wie Kant u. a.) viele Durchschnittsgreise aufweisen, wenn sie ein gewisses Alter überschreiten, 3) dagegen dem von W. Ostwald zuerst sehr überzeugend nachgewiesenen Faktor der krankhaften Erschöpfung durch die Schöpfung so gut wie keine Beachtung schenkt. Gerade an diesem Punkte aber erblicken wir das eigentliche Schlüsselloch zur Öffnung des Einblicks in den wirklichen Zusammenhang von Produktivem und Krankhaftem, und wahrscheinlich wird man erst von der Klärung dieses Zusammenhanges her das Maß an »Triebkraft« bestimmen können, das die Schöpfung etwa von einem in der Persönlichkeit des Schöpfers angelegten Krankhaften, also vor der Schöpfung vorhandenen und sie mithervortreibenden empfängt.

Es gibt aber kein zweites Werk, das mit so wissenschaftlicher Fundierung das gesamte bis heute zugängliche Material der »Pathographie« aufschichtet und durchspricht. Die Geniekunde ist freilich heute schon weit über den engen Kreis der Psychopathologie des Genies hinausgediehen. Wir wissen über die normalpsychologischen Bedingungen und Zusammenhänge schöpferischer Leistung bestimmt mehr und Gewisseres, als über den Durchschnitts- und Alltagsmenschen. Ich selber halte alle paar Semester eine Vorlesung darüber und habe Mühe, den gesicherten Stoff zu bewältigen, das eigentlich Krankhafte aber spielt eine recht bescheidene Rolle dabei, von 12—15 Stunden füllt es kaum 3. Immerhin spielt es seine Rolle, und ich weiß Langes Werk als Helfer und Berater für den Suchenden auf diesem Felde vollauf zu würdigen. Ist es doch selbst für den Bewanderten eine Fundgrube allein durch die alphabetisch geordnete Lebensdatenzusammenstellung über 150 geniale Menschen und das Literaturverzeichnis von nicht weniger als 1883 Druckschriften des internationalen Schrifttums! Gerade darum möchte ich, daß dieses Werk sich fortentwickle. Wir wünschen ihm und uns eine recht baldige dritte, völlig umgearbeitete Auflage.

Wer eine national besonders akzentuierte Variante der schöpferischen Hominidität studieren möchte, findet durch das ungarische Genieleben bei H. v. Szirmay wohlunterrichtete Führung. Weitaus am wichtigsten und fesselndsten für den deutschen Sucher ist die ausführliche Behandlung der beiden (Mathematiker) Bolyai, Vater und Sohn, Hochtalent und Einleistungsgenie, über die wir die treffliche deutsche Biographie von Stäckel besitzen. Sz. will eine echte Schizophrenie (Spaltungsirresein) des jüngeren Bolyai nachweisen. Der Versuch überzeugt uns nicht restlos. Bolyai János war sicher ein schwerer Psychopath schizothymer Klasse. Unter seinem unerhörten Erlebnis, von dessen zerreibender Gewalt sich wohl unproduktive Gemüter schwerlich einen zureichenden Begriff machen, nämlich der Verschweigung seiner schöpferischen Leistung durch Gauß, dem sie bekannt war und der ihre Tragweite durchschaute, hat sich die schizoide Psychopathie sehr ungünstig verschärfen müssen. Daß sie in eine echte schizophrene Psychose ausgemündet sei, finden wir nicht glaubhaft gemacht; also auch nicht, daß der Mitentdecker der absoluten Geometrie schon eigentlich geisteskrank war, als er in einer Novembernacht als 21jähriger »aus einem Nichts eine Welt erschuf«. Vermutlich hat (ähnlich wie bei Robert Mayer) das Pathologische weiterhin, gesteigert durch die Verkennung (bei Mayer durch Helmholtz), der die Leistung ausgesetzt ward, wesentlich schöpfungszerrüttend gewirkt, nämlich in beiden Fällen ein vollbürtiges Weiterschaffen auf der Linie der genialen Entdeckung erschwert.

Prof. Dr. Dr. W. Hellpach
Heidelberg

W. Lange-Eichbaum, Genie — Irrsinn und Ruhm. 2. Aufl. 1935 Ernst Reinhardt, München. 531 S. Geh. RM 13.—.
Derselbe, Das Genieproblem. 1931, im selben Verlag. 125 S. Geh. RM 2.50.
H. v. Szirmay-Pulszky, Genie und Irrsinn im ungarischen Geistesleben. 1935, im selben Verlag. 200 S. Geh. RM 6.—.

WICHTIGE NEUERSCHEINUNG!

Peter Wust

Ungewißheit und Wagnis

317 Seiten. Leinen RM 6.80, brosch. RM 5.70

„... Man spürt auf jeder Seite, daß Peter Wust die seelischen Nöte der Modernen schmerzhaft im Aufstieg und Abstieg mitgelitten hat. Daher das wohltuende Verständnis, mit dem er das Ineinander von Bios, Ethos, Logos beim Aufbau aller Kulturwerte belauscht, betastet, zerlegt und zusammengeschaut hat ..." (Stimmen der Zeit)

„Keiner, der ernstlich um den Sinn seines Daseins ringt, wird das Buch ohne Gewinn lesen, mag er bekenntnismäßig stehen wo er will." (Nordbayrische Zeitung, Nürnberg)

Verlag Anton Pustet · Salzburg-Leipzig

Das Rüstzeug des Fremdsprachlers
Langenscheidts Taschen-Wörterbücher

Die bewährten zweisprachigen Nachschlagebücher mit Angabe der Aussprache nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Enthalten in beiden Teilen einer Sprache auf durchschnittlich 1000 Seiten einen Schatz von ungefähr 65 000 Stichwörtern und werden ständig verbessert und ergänzt.

Je 2 Teile: fremdsprachlich-deutsch, deutsch-fremdsprachlich Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Lateinisch, Altgriechisch. Ganzleinenbände. Jeder Teil einzeln 3,45 M., beide Teile in einem Band 5,85 M., Ausgaben auf Dünndruckpapier (nur Englisch, Französisch, Italienisch): beide Teile in einem biegsamen Ganzlederband 8,— M.

Dänisch, Hebräisch, Japanisch, Katalanisch, Neugriechisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Tschechisch, Ungarisch. Ganzleinenbände. Jeder Teil einzeln 4,30 M., beide Teile in einem Band 8.— M. Von Neugriechisch jeder Teil ein Doppelband zu je 8.— M. Hebräisch nur Teil I.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Über alle anderen Wörterbücher und Werke unseres Verlages unterrichtet unser ausführliches Verlagsverzeichnis, das wir kostenlos abgeben.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt) K.-G., Berlin-Schöneberg

Digitized by Google

Geopsyche

Seit Friedrich Ratzel, nicht als Erster, aber »als Erster in besonders planvoller Weise« auf die Bedeutung des Raumes als Lebensraum und auf die Beziehungen zwischen Mensch und Raum hingewiesen hat, — der Staat ist ein Stück Boden und ein Stück Menschheit, lautete seine Formulierung — ist in vielen und in immer wieder von neuer Seite her angepackten Untersuchungen der Versuch gemacht worden, den Zusammenhängen näherzukommen, die zwischen dem Raum und den den Raum bewohnenden Menschen bestehen. Es ist das Verdienst der Geopolitik, dies Thema aufgenommen und zur Grundlage einer eigenen wissenschaftlichen Disziplin ausgebaut zu haben. Aber die Geopolitik kann, gemäß ihrer Fragestellung, nur die Auswirkungen des Spiels und Gegenspiels der Kräfte untersuchen, die zwischen den beiden Elementen in politischer Hinsicht wirksam werden und sind. Es blieb immer noch eine Menge von Fragen übrig, die von der physischen und psychologischen Seite her offen waren. Wie wirkt sich z. B. die Naturumwelt auf die rein menschlichen Verhältnisse aus, wie wirkt sie auf den Körper und die Seele des Menschen, d. h. von welcher Art und von welcher Kraft sind die Einwirkungen, die vom Boden, von der Landschaft, vom Wetter, vom Klima auf die Seele und den Körper des Menschen ausgehen? Kann man von einem Einfluß überhaupt reden und wie weitreichend ist der Einfluß dieser Faktoren? Inwieweit vermag ferner die Umwelt einer Landschaft einen besonderen Gautypus, einen »Gauschlag« zu formen, d. h. inwieweit haben die gesamten Faktoren zu Veränderungen in der Physiognomie der Menschen einzelner Gaue geführt. Das sind einige der Fragen, auf die, weil sie einen medizinischen Einschlag haben, die Geopolitik keine endgültige Antwort geben kann.

Wir danken es W. Hellpach, daß er in seinem Buch »Geopsyche« (4. Auflage, Verlag W. Engelmann in Leipzig) diese Lücke ausgefüllt und auf diese Fragen nach der medizinischen und psychologischen Seite hin aufschlußreiche Antworten gegeben hat. Es ist nicht das erste Mal, daß Hellpach zu diesen Themen das Wort nimmt. In vielen Aufsätzen und Abhandlungen hat er sich mit diesem Fragenkomplex auseinandergesetzt und Anregungen zur Vertiefung in Fülle gegeben. Was aber gerade die »Geopsyche« besonders wertvoll macht, das ist die Tatsache, daß er die neue vierte Auflage »ganz und gar auf den gesicherten Ertrag unseres Wissens von den Einwirkungen des Wetters und Klimas, des Bodens und der Landschaft auf das Seelenleben gestellt, Kontroversen und Gelehrtenstreit um einzelne Fragen herausgenommen hat und wesentlich nur die Problematik berücksichtigt, die unmittelbar forschungsgegenwärtig ist oder aus den gewaltigen Umformungen der abendländischen (und vielleicht der ganzen) Menschheit in Hinsicht auf Weltbild, Lebenshaltung und Sinngebung für Ich, Stand und Volk auch den forschenden Fragestellungen auf die Nägel brennt«. Das besagt, daß man mit festen und sicheren wissenschaftlich fundierten Ergebnissen rechnen und arbeiten kann, soweit eben das Menschliche erkenntnismäßig erfaßbar ist. Dafür muß man dankbar sein. Denn gerade der Geopolitiker kann auf solche Ergebnisse und Erkenntnisse nicht verzichten, will er das politische Bild von Mensch und Raum nicht einseitig aufbauen. Wohl ist immer der Mensch der Handelnde, immer bleibt er aber auch von den Einflüssen der Umwelt abhängig, und wenn auch die Umwelt das, was wir Erbgut im Menschen nennen, nicht in seiner Wesenheit ändern kann, so wirken doch ihre Einflüsse auf Stimmung und Einstellung, auf die Größe oder Enge des Denkens, auf sein ganzes Denken und Handeln.

Von diesem Blickpunkt aus wird der erste Hauptteil der »Geopsyche«: Wetter und Seele, werden einzelne Abschnitte aus dem zweiten und dritten: Klima und Seele und Boden und Seele, insofern sie medizinischer und psychologischer Natur sind, als Ergebnisse zu nehmen und als unentbehrliche Grundlage elementarer Natur zu werten und einzusetzen sein. Daneben sind aber aus dem dritten und vierten Hauptteil Boden und Seele: Lebensraum, Gaunormung und Bodenständigkeit, und Landschaft und Seele: Heimat und Fremde, Landschaft und Volksschicksal, Naturgefühl und Kulturstand von unmittelbar geopolitischem Einschlag.

Wenn Hellpach ganz allgemein die Aufhellung der Bodenwesenhaftigkeit des Menschen als eine der großartigsten wissenschaftlichen Aufgaben des 20. Jahrh. bezeichnet, so trifft sich diese Auffassung weitgehend mit der Berechtigung der Aufgabenstellung der Geopolitik. Wie viel auf diesem Gebiet noch zu klären ist, wissen wir alle, und die vorsichtige Formulierung, die Hellpach z. B. in dem Kapitel Gaunormung gibt, trifft ganz unsere Auffassung, wenn er sagt, daß es theoretisch wahrscheinlich und durch einzelne Tatsachenbestände als gestützt gelten dürfe, daß der Boden, auf dem wir leben, uns morphologisch und funktionell nach Erscheinung und Wesenheit mitgestalten helfe, daß aber nur diese vorsichtige Formulierung erlaubt sei. Er lehnt damit die übertriebene Geltung der Umwelttheorie ab, und es ist richtig, daß man mit der Fragestellung neu beginnen muß, seitdem wir wissen, wieviel der Mensch an Möglichkeiten als Erbe mitbringt, wie sehr »die selbsterschaffene Umwelt« für uns Menschen an Bedeutung hat und welchen Anteil die Völker als mittreibende und mithemmende Kräfte im Geschichtsprozeß haben.

Das sind einige allgemeine Gesichtspunkte, die herauszustellen wichtig erscheint, um zu zeigen, daß das Buch auch weiter als nur in das medizinische und psychologische Gebiet greift. Von allgemeinem und besonders wieder geopolitischem Interesse sind auch alle jene Kapitel, die sich auf das Klima, auf die Akklimatisation, auf die Wirkungen des Klimas z. B. in der Arktis, in den Tropen, auf die Möglichkeiten der einzelnen Rassen in den Tropen zu leben, auf die Schwächung des Organismus durch das Tropenklima usw. beziehen. Gerade die Hinweise auf die Erforschung des Tropenklimas für kolonisatorische Belange gewinnen heute besondere Aktualität. Der Einwurf, daß der Schwerpunkt dabei im allgemeinen im Bereich der Erforschung der infektiosen Tropenkrankheiten verblieben sei, erscheint nicht stichhaltig zu sein. Es ist schon von außerordentlichem Wert, z. B. dem Verlauf und der Auswirkung von Seuchen und Epidemien (Malaria) nachzugehen, wie das in H. 12 der Ztschr. für Geopolitik Cl. Schilling getan hat. Die Wirkung solcher Epidemien und Seuchen auf die Eingeborenenbevölkerung und ihre wirksame Bekämpfung durch den Europäer dürfte, ganz abgesehen vom menschlichen und hygienischen Standpunkt, für die politische Stellung des Europäers von außerordentlicher Bedeutung sein.

Die Darlegungen Hellpachs über Landschaft und Seele und die Ergebnisse dieses Kapitels gehören weiter mit zum Elementaren, das jedem gegenwärtig sein muß, will er die Naturumwelt und den Menschen in Wirkung und Zusammenhang voll und ganz erkennen. P. H. Schmidt hat neuerdings in seiner sehr lesenswerten »Philosophischen Erdkunde« diesen Gegenstand ja auch erneut eingehend und liebevoll behandelt. Und wie sehr alle diese Fragen allgemeines Interesse finden, das zeigt die Tatsache, daß es nicht nur Naturwissenschaftler und Ärzte sind, die Anteil am Wachsen und an der Ausweitung des Gesamtthemas und der »Geopsyche« genommen haben, sondern daß auch Historiker, Geographen und Geopolitiker (K. Haushofer) dem Verfasser als »stille Mitarbeiter« wertvolle Hinweise und Anregungen gegeben haben.

Im ganzen genommen ist das Buch Hellpachs ein überaus wertvoller Beitrag, um die Kenntnis über die Beziehungen zwischen Raum, Landschaft, Boden und Mensch zu fördern und zu erweitern. Ja es ist grundlegend eben durch die Fülle der exakten, wissenschaftlich fundierten Erkenntnisse, die es zu vermitteln vermag. Die anregende Art und Weise der Darstellung, die das Buch auszeichnet, ist auch für den Nichtmediziner ein immer neuer Anreiz, zu ihm zu greifen. Der Historiker, der Geograph und der Geopolitiker werden ohne dies Buch nicht auskommen können, wenn sie die entscheidenden Wesenszüge des Raumes, des Volkes, seines politischen Handelns und seiner Geschichte in ihrer Ganzheit erfassen wollen.

Dr. Ludwig Neser

Willi Hellpach, Geopsyche. 4. Auflage. Wilhelm Engelmann Leipzig. Geb. RM. 9.50, brosch. RM. 8.—.

In Kürze beginnt zu erscheinen:

RADIOLOGICA

Internationale Zeitschrift für Photobiologie und Biophysik, Strahlenmedizin und Photochemie

International Journal of Photobiology and Biophysics, Medical Radiology and Photochemistry

Revue internationale de photobiologie et biophysique, radiologie médicale et photochimie

Rivista internazionale di fotobiologia e biofisica, radiologia medicinale e fotochimica

Unter besonderer Mitwirkung erster Fachleute herausgegeben von H. JAUSION-Paris, J. PLOTNIKOW-Zagreb, H. SCHREIBER-Berlin

Die Radiologica erscheint in zwangloser Folge in Heften. Sechs Hefte bilden jeweils einen Band in einem Umfang von 18 Bogen. Jährlich erscheinen 3 Bände. Der Band kostet 30 RM.

Das erste Heft erscheint etwa Anfang Oktober

Verlangen Sie bitte unseren ausführlichen Prospekt!

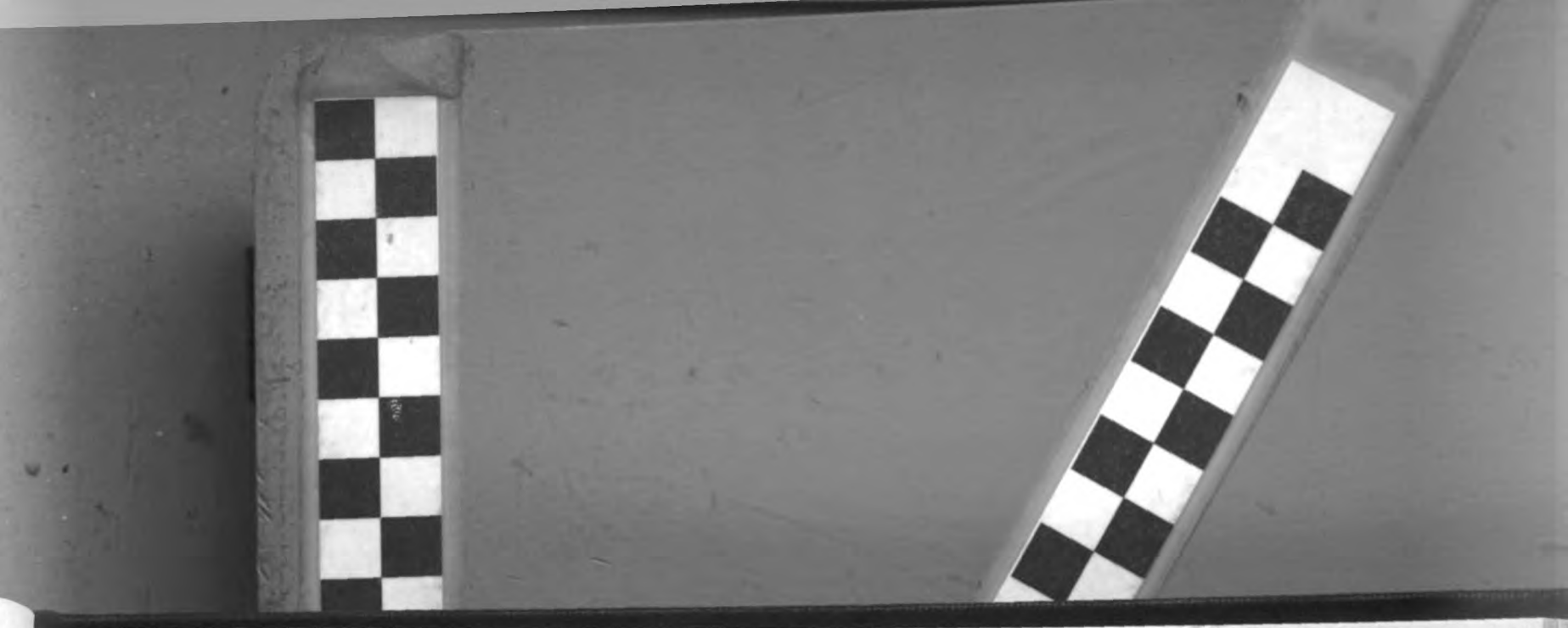
WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Ernst Reinhardt, München bei, auf den wir besonders hinweisen.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin. Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3700 II. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 896 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google



PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

NOV 12 1937

Berlin, 5. Oktober 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 19

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Prof. Dr. AUGUSTIN LODEWYCKX, Melbourne

Die australischen Universitäten

In ihrem Aufbau und in ihrer inneren Organisation sind die australischen Universitäten sehr verschieden, nicht nur von den deutschen, sondern auch von den altehrwürdigen Hochschulen Oxford und Cambridge. Am ehesten lassen sie sich vergleichen mit den sogenannten »Provincial Universities« in England (Manchester, Liverpool, Sheffield usw.). Doch sind sie keineswegs Nachahmungen dieser letzteren, und drei australische Universitäten, gerade die wichtigsten, sind sogar älter als die sämtlichen Hochschulen der englischen Provinz. Abgesehen von den schottischen Universitäten und Oxford und Cambridge ist in Großbritannien nur die Universität London noch älter.

Wegen der eigentümlichen geographischen Verhältnisse hat sich die australische Bevölkerung zum größten Teil an der östlichen und südöstlichen Küste, zu einem geringen Teil auch in der Südwestecke des Landes niedergelassen. In vier der sechs Staaten des Bundes befindet sich die größte Hälfte der Bevölkerung in der Hauptstadt, was zu einer starken Zentralisierung der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Organisation geführt hat. So befindet sich auch jede der sechs australischen Universitäten in der Hauptstadt des Staates, und die großen Entfernungen haben bisher die Beziehungen von Hochschule zu Hochschule sehr erschwert. Im günstigsten Fall ist eine Reise von 800 Kilometer notwendig um die nächste Universitätsstadt zu besuchen, und die Hauptstädte von Queensland und Westaustralien (Brisbane und Perth) liegen fast 5000 Kilometer auseinander.

Doch zeigen die australischen Universitäten eine weit größere Homogeneität als diejenigen von Kanada, Südafrika oder der Vereinigten Staaten. Ihre Errichtung erfolgte durch Staatsgesetz, nachdem sich das Verlangen nach einer eigenen Hochschule in der Öffentlichkeit mit genügendem Nachdruck kundgetan hatte. Dennoch sind sie keine Staatsuniversitäten im Sinne der deutschen oder vieler amerikanischen Universitäten. Kraft des Gesetzes und eines königlichen Privilegs (Charter) haben sie die Rechte und die Unabhängigkeit autonomer akademischer Korporationen.

In der Reihenfolge ihrer Gründung sind die sechs australischen Universitäten die folgenden: Sydney (1850), Melbourne (1853), Adelaide (1874), Hobart (in Tasmanien, 1890), Brisbane (in Queensland, 1909), Perth (in Westaustralien, 1913).

Die Gründer der ersten australischen Universitäten hatten im allgemeinen den Typus der Universitäten Oxford und Cambridge mit ihren »Residential Colleges« als Ideal vor Augen. Doch machte die rein weltliche Grundlage der bürgerlichen Verfassung die Verwirklichung dieses Ideals unmöglich. So wurde ein Kompromiß zustande gebracht, indem ein Teil der für Universitätszwecke gewählten Grundstücke den großen kirchlichen Körperschaften zur Verfügung gestellt wurde zur Errichtung von unabhängigen Colleges im Rahmen der Universität (within the university). In diesen Colleges sollten immatrikulierte Studenten der Universität wohnen und ihren Studien obliegen unter Aufsicht der kirchlichen Behörden.

Solche Colleges sind seitdem an allen australischen Universitäten errichtet worden. In Melbourne und Sydney bestehen auch konfessionelle Colleges für Frauen. Außerdem sind in Sydney, Brisbane und Melbourne nicht-konfessionelle Colleges für weibliche Studenten gegründet worden.

Das College-System ist am weitesten entwickelt an der Universität Melbourne. Dort besteht ein anglikanisches College (Trinity) seit 1872; ein presbyterianisches (Ormond) seit 1879; ein methodistisches (Queen's) seit 1888; und ein katholisches (Newman) seit 1916. Zum anglikanischen College gehört »Janet Clarke Hall« und zum katholischen »St. Mary's Hall«, in welchen weibliche Studenten Aufnahme finden. In Melbourne und Sydney wohnen etwa 15% der Studenten in den Colleges; in den andern Universitätsstädten werden es noch weniger sein. Doch ist der Einfluß dieser Colleges auf das geistige und gesellschaftliche Leben der gesamten Studentenschaft (in Melbourne gibt es etwa 3500, in Sydney 3000 Studenten) viel größer als man aus der verhältnismäßig geringen Anzahl der zu ihnen gehörenden Studierenden schließen könnte.

Jedes College hat seine eigene, von der Universitätsbehörde unabhängige Verwaltung.

Die höchste Behörde der Universität, bei der die Besetzung von Lehrstühlen, die Ernennung des übrigen Lehrkörpers und des sonstigen Personals, sowie die Festsetzung aller Verordnungen und Verwaltungsmaßnahmen im Rahmen des Privilegs und des Universitätsgesetzes beruhen, heißt entweder Senat (Sydney, Queensland, Westaustralien) oder Rat (Council: Melbourne, Adelaide, Tasmanien). Die Zahl der Mitglieder dieser Behörde geht von 18 bis 31. Die Graduierten (frühere Studenten, die an der Universität promovierten) wählen jedenfalls nicht weniger als ein Drittel, in Adelaide und Westaustralien sogar die Mehrzahl der Mitglieder dieser Behörde. Die Staatsregierung hat ihre Vertreter, und in den später gegründeten Universitäten ist diese Vertretung stärker als in den älteren. Der Lehrkörper hat überall seine Vertreter, obschon allein in Melbourne und Sydney diese Vertretung in den Statuten ausdrücklich vorgesehen wird. In den meisten Fällen ist die Zahl der Vertreter des Lehrkörpers auf höchstens drei festgesetzt, die als ein Teil der allgemeinen Vertretung des akademischen Elements von den Graduierten gewählt werden.

In Melbourne schreibt das Universitätsgesetz von 1923 vor, daß die von der Regierung zu ernennenden Mitglieder des Rates, nicht nur Vertreter des Parlaments, sondern auch Vertreter der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, der technischen Schulen sein sollen; außerdem sollen zwei der vier Prinzipale der Colleges und zwei von den Studenten gewählte Vertreter ihren Sitz im Rat haben.

Wie an den anderen britischen Universitäten, gibt es an jeder australischen Universität eine zweite gesetzlich anerkannte akademische Behörde, die in der Hauptsache aus allen an der Universität seit mehr als drei Jahren Graduierten besteht. Wo die höchste Verwaltungsbehörde Senat heißt, nennt man den Gesamtkörper der Graduierten entweder Rat oder »Convocation«; wo die höchste Behörde dagegen Rat heißt, nennt man die Graduierten entweder Senat oder »Convocation«. Die wichtigste Funktion dieser zweiten Behörde ist die Wahl ihrer Vertreter in der höchsten Verwaltungsbehörde. Die allgemeine Regelung der Studien und die Disziplin unterstehen dem Professorenrat, dem alle ordent-

INHALT:

LODEWYCKX: Die australischen Universitäten
EICHHORN: Die Abwehr des Ausländertums in den Stücken des Hiung Fu-hsi
VALIDI: Die Reiseberichte Ibn-Fadlans
SCHMIDT: Alexander Herzen, der Vorkämpfer der Bauernbefreiung in Rußland
Besprechungen

Digitized by Google

liche Professoren angehören und der also fast genau dem Senat der schweizerischen Universitäten entspricht. Die Studienvorschriften der einzelnen Fächer sind Sache jeder Fakultät.

Die Vorschriften über Zulassung zu den Vorlesungen und zu den akademischen Prüfungen sind an jeder Universität verschieden. Im allgemeinen kann wohl gesagt werden, daß die Anforderungen bei der Reifeprüfung bedeutend niedriger sind als an deutschen und den meisten Universitäten des europäischen Festlandes. Ein einigermaßen begabter Schüler kann ohne große Schwierigkeiten die notwendigen Prüfungen im Alter von 16 oder 17 Jahren bestehen, und Fälle, wo Knaben oder Mädchen schon mit 15 Jahren ihre Reifeprüfung bestehen, sind keine Seltenheit. Gewöhnlich werden die Kandidaten für die Maturität geprüft im Englischen, in einer Fremdsprache, in einem mathematischen Fach, und in einem, zwei oder drei andern Fächern, deren Auswahl aus einer großen Zahl von Fächern dem Kandidaten freisteht.

Wegen der großen Entfernungen kommt es nicht häufig vor, daß Studenten von einer Universität zu einer andern übergehen. Es würde noch seltener vorkommen, wäre nicht der Umstand, daß die jüngeren und kleineren Universitäten vielfach noch unvollständig sind. So z. B. haben nur Sydney, Melbourne und Adelaide eine medizinische Fakultät. Die Studenten in diesem Fach, die ihre Studien in Brisbane, Perth oder Hobart anfangen, müssen nach einem oder zwei Jahren nach einer der drei älteren und größeren Universitäten übersiedeln.

Die innere Einrichtung der australischen Universitäten, vor allem ihre Einteilung in Fakultäten ist sehr von der deutschen verschieden, und wir müssen auf eine eingehende Beschreibung derselben verzichten. Im allgemeinen stimmt sie ziemlich überein mit derjenigen der englischen neueren Universitäten von etwa gleicher Bedeutung. Doch gibt es einen wichtigen Unterschied. Da alle die australischen Universitäten von Anfang an rein weltlichen Charakter hatten, gibt es an keiner derselben eine theologische Fakultät, und keine verleiht theologische Grade. Deshalb werden auch keine Vorlesungen in orientalischen Sprachen gehalten, mit der einzigen Ausnahme des Japanischen in Sydney. Die verschiedenen Konfessionen unterhalten ihre eigenen theologischen Seminare.

Anderseits hat man an den australischen Universitäten Fakultäten eingerichtet für mehrere praktische Fächer, die in Deutschland nur an technischen und andern Fachhochschulen vertreten sind. Die Folge ist, daß die australischen Universitäten insgesamt nicht weniger als dreizehn verschiedene Fakultäten besitzen; Melbourne hat deren zwölf, Sydney zehn, und Adelaide neun.

Die Fakultäten der »Arts« und der Naturwissenschaften verleihen den Grad eines B.A. (Bachelor of Arts, früher Baccalaureus Artium) oder B. Sc. (Bachelor of Science). Die Minimum-Studienzeit für diesen Grad ist drei Jahre. Nach einem vierten Jahr kann man dann den Grad Master of Arts oder Master of Science erwerben. Der Doktorgrad wird verhältnismäßig selten und nur für außerordentliche literarische oder wissenschaftliche Leistungen verliehen. Die Studienzeit in der medizinischen Fakultät ist vor einigen Jahren von 5 oder $5^1/_2$ auf 6 Jahre gebracht worden. In Melbourne und Sydney kann das juristische Studium in vier Jahren abgeschlossen werden. Für Ingenieure, Tierärzte, Landwirte, Volkswirtschaftler und Zahnärzte sind es gleichfalls vier Jahre, abgesehen von einigen Ausnahmen. Für Baukunst fünf Jahre.

Wie in einem neubesiedelten Lande nicht anders zu erwarten ist, sind die Verhältnisse für rein wissenschaftliche Forschung bisher nicht sehr günstig gewesen. Die Universitäten sind in erster Stelle berufliche Fachschulen, die Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Lehrer usw. ausbilden. Die Professoren und Dozenten müssen den größten und besten Teil ihrer Zeit und Kräfte ihrer Lehrtätigkeit, ihren Verwaltungsangelegenheiten und den Prüfungen widmen, so daß für die Forschung zu wenig Zeit übrig bleibt.

Das 1916 gegründete »Council for Science and Industry«, das 1926 als »Council for Scientific and Industrial Research« neu eingerichtet wurde (siehe Minerva-Zeitschrift 1927, S. 261—264), hat als eigentliche Aufgabe die Lösung von praktischen Fragen der Landwirtschaft und der Industrie. Doch befaßt sich auch die akademische Forschung mit Problemen, die für die Verwaltung, für die Technik oder sonst für die Praxis von Bedeutung sind.

So wird es nicht wundernehmen, daß Disziplinen wie Sanskrit, Indogermanistik, Altertumskunde, orientalische Sprachen, Assyriologie fast gänzlich vernachlässigt werden. Selbst für Geographie gibt es noch kein Ordinariat, nur einen »Associate-Professor« in Sydney.

Die ersten Professoren der australischen Universitäten kamen sämtlich aus Großbritannien oder Irland. Sie wurden dort von *ad hoc* gebildeten Ausschüssen mit großer Sorgfalt gewählt, nachdem die Stellung in den Zeitungen angezeigt worden, und sich gewöhnlich eine große Anzahl von Bewerbern gemeldet hatten. In späteren Jahren wurden die Lehrstühle mehr und mehr mit in Australien geborenen und ausgebildeten Akademikern besetzt. Zur Zeit sind noch ungefähr die Hälfte der Ordinariate mit Gelehrten aus Großbritannien und Irland besetzt. In Melbourne gibt es z. B. 13 ord. Professoren aus dem Mutterlande, 12 sind Australier und einer ist Neuseeländer. Bei den übrigen, oft jüngeren Dozenten, ist das australische Element natürlich stärker vertreten. Bisher hat es noch kein Nicht-Brite zu einem Ordinariat an einer australischen Universität gebracht.

Vor kurzem traten Vertreter sämtlicher Universitäten von Australien und Neuseeland in Adelaide zu einer »University Conference« zusammen. Neue Wege zum weitern Ausbau der Universitäten, besonders zur besseren Gestaltung des geselligen Verkehrs unter Studierenden und zur Förderung ihres körperlichen und geistigen Wohlergehens während und nach ihrer Studienzeit wurden erörtert. Mit großer Genugtuung wurde die Mitteilung aufgenommen, daß die Bundesregierung, die bisher die finanzielle Verantwortung für die Universitäten gänzlich den einzelnen Staaten und Privatpersonen überlassen hat, sich jetzt bereit erklärt, die rein wissenschaftliche Forschung an den Universitäten zu fördern. Es handelt sich fürs erste um einen jährlichen Zuschuß von £ 30000, der den Universitäten zur Verfügung gestellt wird, für eine Periode von fünf Jahren. Es ist nur ein bescheidener Anfang; doch kann man hoffen, daß in Zukunft auch der reinen Forschung mehr Entwicklungsmöglichkeiten geboten werden, als bisher.

Literatur

1. The Year Book of the Universities of the Empire 1936, G. Bell and Sons, Ltd. London 1936.

2. H. E. Barff, A short historical Account of the University of Sydney, Angus & Robertson, Sydney, 1902.

3. E. Scott, A. History of the University of Melbourne, Melbourne University Press and Oxford University Press 1936.

4. The University of Adelaide, Jubilee Celebrations 1876—1926, The Adelaide Hassell Press 1927.

Australian and New Zealand Universities' Conference, Adelaide 1937, Report of Proceedings, Adelaide, The Hassell Press 1937.

Vom Haushalt der Menschheit

Der Einfluß amerikanischer Werke, die ihren Welterfolg der eigenartigen Erzählungsform verdanken, auch wissenschaftliche und besonders medizinische Probleme und Entdeckungen spannend und in Ausnutzung der dramatischen Momente im Leben der Entdecker darzustellen, ist auch auf die deutsche Literatur unverkennbar. Man sucht nach dem Effekt, im Titel, in den Überschriften und im Text, wo es irgend geht. Der Zweck, den Leser zu fesseln, wird erreicht, wenn man auch den Eindruck der künstlich gewollten Spannung nicht ganz los wird.

Ein Buch dieser Art ist die Wirtschaftsgeographie für Jedermann, die Juri Semjonow unter dem Titel »Die Güter der Erde« verfaßt hat. Die Titel der Kapitel sind spannend gewählt: »Unser täglich Brot; Der Fisch und seine Genossen; Kautschuk, eine dehnbare Sache; Gift und Gegengift der Tropen: Baumwolle, ein Faden in der Geschichte; Der Regenbogen der Metalle; Metalle, die Glück und Unglück bringen, usw.

Wer soll da nicht aufmerksam werden, zumal diese künstlerische Reportage eine sehr vielseitige und große Menge von wirtschaftlichen Tatsachen zusammenträgt und den Kampf um die Güter der Erde, die die Art unseres Lebens bestimmen, überaus lebendig schildert.

Es mögen Fehler in dem Buche sein, und der Fachkritiker mag hier und da etwas auszusetzen haben. Aber sein Zweck, den heutigen Menschen »gleichsam wie ein Schiff auf Reisen in ferne Länder mitzunehmen und ihm zu zeigen, wie Güter erzeugt, gekauft und verkauft werden und wie das ganze Sinnen der Menschen um die Frachten im Bauche des Schiffes kreist« wird erreicht.

G. L.

[1]) Die Güter der Erde. Vom Haushalt der Menschheit. Eine Wirtschaftsgeographie für Jedermann von Dr. Juri Semjonow. 540 Seiten. Mit 230 Abbildungen und Tafeln. Im Verlag Ullstein, Berlin.

Vollständig liegt jetzt vor:

HANNS W. EPPELSHEIMER

HANDBUCH DER WELTLITERATUR

Ein Nachschlagewerk

Lex.-8° XIV, 647 S. / Lwd. RM 31.50 Hfz. 32.50

„das in allen Teilen zuverlässige und bei übersichtlicher Stoffanordnung für Wissenschaftler wie Literaturfreunde gleich brauchbare Nachschlagewerk ..."
Blätter für Bücherfreunde

Ausführliche Prospekte durch jede Buchhandlung oder den Verlag

VITTORIO KLOSTERMANN FRANKFURT AM MAIN

MINERVA

Jahrbuch der gelehrten Welt

Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE. Redaktionelle Leitung Dr. FRIEDRICH RICHTER. Oktav. Zweiunddreißigster Jahrgang.

Abteilung: Forschungsinstitute, Observatorien, Bibliotheken, Archive, Museen, wissenschaftliche Kommissionen und Gesellschaften. XII, 1765 Seiten. 1937. Geb. RM 58.—

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Dr. W. EICHHORN, Bonn

Die Abwehr des Ausländertums in den Stücken des Hiung Fu-hsi

Es gehört zu den Merkmalen eines Kulturvolkes im eigentlichen Sinne, daß es die Notwendigkeit empfindet, die von ihm ausgeprägte innere und äußere Form des Lebens zu wahren und von ihr nicht mehr preiszugeben, als zur Erhaltung seiner Existenz unbedingt notwendig ist.

Die Wacht über diese im Volkstum ausgeprägte Lebensform gehört zu den praktischen Aufgaben der Geisteswissenschaften und Künste.

Nachdem man in China längere Zeit, durch die hohe Entwicklung der Technik geblendet, das Eindringen fremder Zivilisation weitgehend begünstigte, hat neuerdings eine starke Bewegung zur Erhaltung des eigenen Volkstums und Abwehr des fremden eingesetzt.

Diese ablehnende Haltung gegen alles Unchinesische findet sich ausgeprägt in vielen der Stücke des gegenwärtig wohl besten und bekanntesten Theaterschriftstellers Hiung Fu-hsi, der, im Jahre 1901 geboren, nach längeren Studien in Amerika heute in Peiping lebt und in der Volkserziehungsbewegung eine wichtige Rolle spielt. Im Drama, in der Satire und im humorvollen Einakter sucht er das eindringende Ausländertum abzuwehren und unter seinen Landsleuten das nationale Empfinden zu verstärken, das bekanntlich bis in die neueste Zeit hinein dem universalistisch eingestellten Chinesentum fern lag.

Der politische Gegensatz zwischen China und Japan ist der Gegenstand eines Stückes, dessen Titel in Übersetzung bedeutet »ein Herz voll Vaterlandsliebe«[1]). Die Auseinandersetzung findet statt auf dem Hintergrund einer nationalen Mischehe eines Chinesen und einer Japanerin, die beide den höheren Gesellschaftsschichten entstammen[2]).

Obgleich dies noch stark unter dem Einfluß von Ibsen, dem Vorbild des Verfassers, stehende Stück in mancher psychologischen Schwäche und in dem viel zu groben Auftragen der Farben die Mängel einer gewissen Unausgereiftheit verrät, ist es eben durch die stark übersteigerte Betonung der völkischen und nationalen Gegensätze von Interesse. Die Handlung ist kurz die: Eine Japanerin heiratet gegen den Willen ihrer Angehörigen einen chinesischen Revolutionär, der während der Verfolgung unter den Mandschus nach Japan geflohen ist. Die Heirat ermöglicht ihm Studium, Heimkehr und Erlangung einer Position. Der Ehe sind ein Sohn und eine Tochter entsprossen, die zur Zeit des Stückes 25 und 18 Jahre alt sind. Die Japanerin nutzt nun als Mutter die Stellung ihres Sohnes im Staatsdienst aus, um ihn zur Befürwortung eines für China höchst ungünstigen Vertrages mit Japan zu bewegen. Die chinesisch-nationale Tochter versucht, der Mutter das Dokument zu entringen. Während des Kampfes verliert die Mutter durch eine zerstoßene Fensterscheibe das Augenlicht. Die Tochter trägt infolge der Aufregung einen starken psychischen Schaden davon, während die aus dem Hospital blind zurückkehrende Mutter den Entschluß faßt, nach Japan zurückzukehren.

Der symbolische Charakter des Dargestellten zeigt sich unter anderem darin, daß es die Tochter am Ende durchsetzt, die der Mutter im Grunde verhaßten chinesischen Kleider zu tragen, was die siegreiche Behauptung des nationalen Volkstums gegen fremde Sitte versinnbildlicht.

Was in dem Stücke wohl richtig zum Ausdruck kommt, ist die aktive, ordnungschaffende Rolle des Japanertums, dessen Übergriffen gegenüber sich das Chinesentum vielfach in eine passive Lenienz einkapselt (Gatte und Sohn spielen in der Handlung eine nach unserem Gefühl höchst klägliche Rolle), die einerseits die Brutalität der anderen Seite um so krasser hervortreten läßt und anderseits im tiefsten Grunde einen zähen und harten Abwehrwillen nährt, wie er in dem Temperamentsausbruch der Tochter zutage tritt.

Mit den Trägern des fremden Kulturimportes rechnet Hiung Fu-hsi ab in der launigen Satire, deren Titel bedeutet »der Auslandsgraduierte«. Er behandelt darin die Heimkehr eines jener Studenten, der der Zeitmode folgend viele Jahre im Ausland studiert und bei seiner Rückkehr nun nichts anderes aufzuweisen hat, als einen obskuren Titel, schlechte Manieren, erworben in zweifelhafter, fremder Gesellschaft, und einige großspurige Phrasen.

Bereits in den ersten Stunden seiner Ankunft im Heimatsort, einem von europäischem Einfluß noch unberührten Dorfe im Inneren, das gerade vom Einfall des Banditen T'ien Pu-p'a (»vor dem Himmel keine Furcht«) bedroht wird, zeigt sich die Unvereinbarkeit der im Ausland angenommenen Wesensart mit den bodenständigen chinesischen Sitten. Es kommt schließlich dahin, daß die Ankunft des Banditen den Dorfherrn und reichen Grundbesitzer Yang, »den Millionär«, von den unerträglichen Anmaßungen des Zurückgekehrten, den er zur Abschreckung des T'ien Pu-p'a in seine Familie aufgenommen hat, befreit und seine verzweifelten Eltern, die aus Kummer über die verächtliche Behandlung durch ihren sittenlosen Sohn Selbstmord begehen wollen, vor dem Tode bewahrt.

Charakteristisch für die Mentalität mancher dieser Auslandsstudenten scheint mir die in dem Stücke gebührend verspottete, oberflächliche Erfassung demokratischer Gleichheitsideen, die natürlich mit der durch Jahrtausende geheiligten strengen Stufenordnung des Konfuzianismus nicht vereinbar sind.

So hören wir den Zurückgekehrten sagen: »... Wir im Ausland sind alle gleich. Da gibt es keinen Unterschied von Herr, Diener, Vater, Sohn, Gatte, Gattin und Freund[3]). Alle sind Genossen (eigtl. »Blutsbrüder«). Du bist mein Genosse, er ist auch mein Genosse. Wir alle sind Genossen ...«

Zumal da der Verkünder dieser Gleichheit für sich als den Träger eines fremden Titels selbstverständlich eine Ausnahmestellung beansprucht, trifft diese Weisheit bei den Dorfleuten auf abgrundtiefe Verständnislosigkeit.

Die einem Chinesen alten Schlages naheliegende Frage nach der Literatur des fremden Landes wird, da in einer Wendung der Literatursprache an ihn gerichtet, von dem »Herrn Doktor«, der keine Ahnung von der klassischen Bildung seines Landes hat, zunächst überhaupt nicht verstanden und dann mit der Aufzählung von allerlei technischen Äußerlichkeiten beantwortet, die für ihn den Inbegriff fremder Kultur darstellen. In diesen und anderen Zügen, deren Aufzählung zu weit führen würde, tritt, wenn auch nicht klar ausgesprochen, die innere Abwehrstellung des Chinesentums gegen das Zeitalter der Technik und Mechanisierung zutage.

Die Situation des Stückes wird schließlich der Katastrophe nahegebracht, als der zurückgekehrte Student die Gewohnheiten zweifelhafter Tanzbars in das Haus des reichen Herrn Yang verpflanzen will.

Es ist natürlich, daß in dieser Satire das Ausländertum in einer stark tendenziösen Verzerrung gesehen wird. Die Moral des Ganzen richtet sich aber gegen diejenigen der eigenen Landsleute, die ohne tieferes Verständnis für die Werte fremder Kultur, mit deren Unarten behangen, dem zu verfallen drohen, was man richtig »Verniggerung« genannt hat. Es bleibt anderseits allerdings auch eine Tatsache, daß bis heute der Chinese vielfach seines Besitzes nur da froh wird, wo er ihn unter fremden Schutz stellen kann, und der die nationale Gerechtigkeit verkörpernde Bandit T'ien Pu-p'a dürfte ein gegenwärtig nur selten anzutreffendes Wunschbild sein.

In diesem Zusammenhang von Interesse ist ferner auch das Stück, dessen Titel bedeutet »Das Zeitalter der Fliegen«. Darin werden jene im Ausland gebildeten chinesischen Reformer verspottet, die ihre zwar heilsamen und notwendigen Neuerungen ohne tiefere Kenntnis der Schattenseiten des Volkscharakters mit einem fanatischen Übereifer in Szene setzen, der die Unternehmen von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Die dieser Satire zugrunde gelegte Handlung ist kurz folgende: Ein Hygienefanatiker, der »Fliegendoktor«, unternimmt eine großzügige Aktion zur Vernichtung der gefährlichen Bazillenträger. Durch eifrige Propaganda kommt er in den Besitz von Geldern, die als Prämien für gefangene Fliegen verwendet werden. Der chinesische Geschäftssinn erkennt sofort seine Chance und unter der Führung des Neffen und Gehilfen des Fliegendoktors entwickelt sich hinter dessen Rücken eine schwungvolle Fliegenzucht. Zum Schluß dringt die Mutter des Hygienikers, eine strenggläubige Buddhistin, der jedes Lebewesen heilig ist, in den Raum ein, wo die gefangenen Insekten aufbewahrt werden, und erringt sich durch deren Freilassung unabsehbare Verdienste um ihr Heil.

Was in dem Stücke gegeißelt werden soll, ist die unzulängliche Art, wie hilfsbereite Idealisten, die die Lage nur unter fremden Eindrücken sehen, den Hebel an die Nöte des Landes ansetzen. Sie vergessen, daß, bevor die Beseitigung kleinerer Schäden in Angriff genommen werden kann, das Volk eine Erziehung durchmachen muß, die den Hang zum Eigennutz, Aberglauben usw. weitgehend beseitigt, eine Aufgabe, die neuerdings in der Bewegung »Neues Leben« und der Volkserziehung in Angriff genommen ist.

Ein kleiner Seitenhieb der Satire zielt auf diejenigen, die der Ansicht sind, daß es in chinesischen Unternehmen ohne fremde Hilfe und Namen nicht geht, und sich immer bemühen unter allerlei internationalen Tagesschlagworten Verbindungen mit Ausländern anzuknüpfen.

Zuletzt möge hier noch der heitere Einakter »Das Modell« Erwähnung finden. Darin wird

Digitized by Google

geschildert, wie ein im Ausland ausgebildeter Maler das Malen nach natürlichem, menschlichem Modell in China einführen will. Nach langen Verhandlungen gelingt es ihm endlich, das gemietete Mädchen zum Ablegen der Kleider zu bewegen. In diesem Augenblick stürzt jedoch der Vater des Modells auf die Szene, und es kommt zu Auseinandersetzungen. Der vermittelnde Polizist faßt die Situation und die Moral des Ganzen kurz zusammen: »Daß es für ein Modell Pflicht ist, die Kleider abzulegen, das mag im Ausland vielleicht gehen, aber hier bei uns in China werden Sie so etwas noch nicht gehört haben.« Das Stück endet mit dem Sieg der guten, alten Sitte und der Heirat des jungen Paares.

Diese kurzen Ausführungen mögen genügen, um einen kleinen Ausschnitt aus dem ungeheueren Kampfe zu geben, den China heute um seine innere Erneuerung und Erhaltung seiner Eigenart führt. Mag auch vieles der heute drüben anzutreffenden Lage nicht unseren Beifall finden oder unseren Spott und Widerspruch herausfordern, so können wir doch dem ehrlichen Streben der Ringenden unsere Anerkennung billigerweise nicht versagen, zumal nicht einem Mann wie Hiung Fu-hsi, der in keineswegs glänzenden Verhältnissen alles daran setzt, den Geist seiner Landsleute zu läutern und zu heben.

[1]) Hiung Fu-hsi's Werke sind in einer vierbändigen Sammlung bei der Commercial Press, Shanghai erschienen. Das Stück ist inzwischen unter dem Titel „Vaterlandsliebe" von A. Forke ins Deutsche übersetzt worden in Orient et Occident, 2me Année Nr. 11—12 (1936) S. 415—35.

[2]) Eben dieser Art sind in Nordchina nicht allzu selten. Allerdings pflegen sie im Gegensatz zu der geschilderten im allgemeinen dahin zu führen, daß die ehemaligen Japanerinen zu fanatischen Parteigängerinen ihres neuen Vaterlandes werden, wie ich an einem Fall feststellen konnte, der während meines Aufenthaltes in Peiping 1933/34 eine Rolle spielte.

[3]) Die fünf Beziehungen (wu lun) d. h. die Beziehung Fürst—Untertan, Vater—Sohn, Gatte—Gattin, älterer Bruder—jüngerer Bruder, Freund—Freund sind bekanntlich die Grundpfeiler der chinesischen Gesellschaftsordnung.

ZUR KULTURGESCHICHTE ASIENS

1.

Geschichte Indiens

Die von Prof. Zimmer übersetzte »Geschichte Indiens« hat einen der besten Kenner des Landes zum Verfasser: Sir George Dunbar. Er war 28 Jahre Beamter und Soldat in Indien, kennt die dortigen Sprachen und Dialekte und kann daher den indischen Menschen richtig sehen und erleben.

Auf einen Raum von gut 400 Seiten ist ein ungeheures Tatsachenmaterial zusammengedrängt. Die Darstellung beginnt mit dem 4. Jahrh. v. Chr. und endet mit den jüngsten Problemen der Selbstverwaltung Indiens in unseren Tagen.

Da ist die älteste Induskultur ca. 3000 v. Chr., die Einwanderung der Arier, dann das Reich der Mauryyas, die frühen Hindureiche, die mohammedanische Herrschaft vor und während der Mogulzeit, das Reich Akbars und endlich das Eindringen der Europäer: die holländischen, dänischen Handelskompanien, das Vordringen der Engländer, ihre allmähliche Vorherrschaft, und die Stellung Indiens unter die englische Krone.

Für den Geschichtsforscher sind all diese Geschehnisse übersichtlich gruppiert, und er kann sich wohl keinen besseren Führer wünschen als dieses Buch. Für den, sagen wir mal: weniger abgehärteten Leser aber ist es häufig eine schreckliche Lektüre.

Durch die Pässe der Nordwestgrenze dringt immer wieder ein Eroberer nach dem andern in das Land, der Einbruch des Islam bringt zu den politischen noch die religiösen Wirrnisse, die mit dem 11. Jahrhundert bis heute andauern, und das Ganze ist ein »schattenhaftes Spiel« von Aufstieg und Zerfall von Königreichen, ein schattenhaftes Spiel unerhörter Grausamkeiten, Metzeleien und Menschenopfern, ein schattenhaftes Spiel von aus Blut gepreßten Reichtümern, die verprasst oder wieder geraubt werden, ein schattenhaftes Spiel unvorstellbarer Armut der arbeitenden Bevölkerung. »Er war träge, liederlich und grausam« heißt es da von einem Fürsten, nein von vielen, vielen, und da sind unzählige Feldherrn, die einen Aufstand niederschlagen, das Heer für sich gewinnen, zur Macht kommen und auch wieder in Völlerei und tierischer Grausamkeit versinken.

Nun, der Kampf der Europäer untereinander und ihre Skrupellosigkeit im Ausnützen ihrer Macht ist auch nicht gerade schön, aber stärker und stärker kommen dann doch die Grundsätze zur Geltung, die das Land allmählich aufwärts führen: Frieden, Sparsamkeit und Reformen, Bau von Kanälen und Verkehrsmitteln, um die Hungersnot zu bekämpfen. In der Hungersnot von 1865 bis 1866 unter Vizekönig John Lawrence kamen in Orissa allein 1 Million Menschen ums Leben, die Hungersnot von 1878 forderte 5 Millionen Opfer. Lord Curzon ist der letzte Vizekönig, der die Reformen nur durch die Führung der Engländer schaffen will, dann beginnt der in Gandhi verkörperte Kampf, der zur »round table conference« von 1930 führt.

Der Verfasser sagt, daß die Darstellung der Religion, der Literatur und Kunst ihm auch besonders am Herzen gelegen habe. Es wäre aber zu wünschen, daß diese Kapitel stärker hervorträten, um Ruhepunkte und Oasen zur inneren Erholung zu sein. Sie verschwinden zu sehr in der Masse der anderen »Tatsachen«.

Diese »Geschichte Indiens« ist ein Gegenstück zu der »Geschichte des deutschen Volkes«, der »Geschichte Englands«, und der »Geschichte der französischen Nation«, die im gleichen Verlage erschienen sind (Geistige Arbeit II/23); dieser Plan soll durch die Geschichte anderer Staaten erweitert werden. Er verdient wirklich größte Beachtung.

G. L.

[1]) Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Sir George Dunbar (Uebersetzung von Professor Heinrich Zimmer) 426 Seiten. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1937. Geb. RM 10.50.

2.

Die Botschaft des Buddha

Einen wesentlichen Vorzug des Werkes »Die Botschaft des Buddha vom Lotos des guten Gesetzes« von Günther Schulemann müssen wir darin erblicken, daß der Verfasser nicht wie die Mehrzahl der deutschen Forscher den Pâli-Buddhismus Südasiens untersucht, sondern eingehend gerade den nördlichen Buddhismus Japans, Chinas und Tibets behandelt, der sich auf den Lehren der »Großen Überfahrt« (Mahâyâna) gründet. So liegt der Hauptakzent dieses trefflichen Buches nach einer allgemeinen verständnisvollen Würdigung des indischen Geistes überhaupt und einer Darstellung der Lehre und Persönlichkeit Buddhas selbst vor allem auf einer sachkundigen historischen und systematischen Untersuchung jenes Saddharma-Pundarîka-Sûtras, welches ein Zentrum der nordbuddhistischen Spekulation bildet, da es gerade in den außerindischen Ländern zur vollen Wirkung gelangte.

Da das vorliegende Buch, das vom katholischen Standpunkt aus geschrieben ist, auch mit zum Zwecke der Ausbildung und Weiterbildung von Asien-Missionaren geschrieben ist, so versteht sich beinahe von selbst, daß es bei aller hohen Würdigung der Metaphysik und Ethik des Mahâyâna-Buddhismus und trotz des eingehenden Nachweises vieler auffallender Parallelen zwischen christlichen und buddhistischen Anschauungen letzteren doch nur die Rolle einer Wegbereiterin des christlichen Offenbarungsglaubens zuerkennen kann: Das »Ôm mani padmê hûm« wird daher nur als der »Anfang« jener »letzten Weisheit« gewertet, die sich im christlichen »Fiat voluntas tua« verkörpert. Wenn sich mit dieser subjektiven Wertung der Verfasser auch auf ein undankbares Gebiet begibt, so muß doch anerkannt werden, daß diese Tendenz im allgemeinen so stark in den Hintergrund tritt, das sie das gestellte Thema nicht trübt und seine wissenschaftliche Darstellung nicht mit unfruchtbaren Auseinandersetzungen beschwert. So liegt hiermit letzlich ein lesenswertes, auf genauem Quellenstudium und verständnisvoller Einfühlung in eine fremde Gedankenwelt beruhendes Buch vor uns, das in uns den Wunsch erweckt, daß es dem Verfasser bald gelingen möge, seine im Vorwort erwähnte erste deutsche Übertragung des Saddharma-Pundarika-Sûtras nach tibetanischer Version der Öffentlichkeit zu übergeben.

Dr. Heinz Hoen
Dresden

Günther Schulemann: Die Botschaft des Buddha vom Lotos des guten Gesetzes. — VIII, 198 Seiten, Freiburg i. B. 1937. Verlag Herder & Co. — RM 4.60; in Leinen RM 5.80.

3.

Singapur

Den Büchern des Georg Stilke Verlages über »China« oder über »die Vereinigten Staaten am Stillen Ozean« schließt sich als 43. Heft der Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher der Band »Singapur« von Arvid Balk an, in dem die strategische, politische und kommerzielle Bedeutung dieser »Panzerfeste Englands im fernen Osten« klargelegt wird. Im Mittelpunkt der Schilderung steht das Problem England—Japan und die aus ihm sich ergebende große Frage, welchem der beiden Reiche in Zukunft die Macht über Asien verbleiben wird.

N-dt

Arvid Balk, Singapur. Verlag Georg Stilke, Berlin 1937. RM 2.50.

4.

Geschichte des chinesischen Reiches

Trotz des Eindrucks, den seine aus mehr als einem Grunde einzigartige Erscheinung auf Denker vom Range Leibnitz und Hegels nicht verfehlte, hat das chinesische Reich bisher noch immer nicht den ihm gebührenden Platz in unserem geschichtlichen Weltbild gefunden. Beginnen ohnehin die orientalischen Kulturen im Grunde genommen erst seit wenigen Jahren über den Kreis der Fachgelehrten hinaus auch nur der Masse der Gebildeten ein irgendwie greifbarer Begriff zu werden, so hat gerade China in der Würdi-

Digitized by Google

gung seiner weltgeschichtlichen Rolle bisher unverhältnismäßig gegenüber Indien und Japan zurückgestanden, für die wir schon seit längerer Zeit über eine Reihe z. T. recht eingehender Darstellungen (wie etwa Murdoch) verfügen.

Es war daher für den Historiker nicht weniger denn für den engeren Kreis der Sinologen eine mehr als willkommene Gabe, als uns vor nunmehr 7 Jahren Otto Franke mit dem ersten Band einer groß angelegten Geschichte des Chinesischen Reiches beschenkte, die ganz aus den Quellen gearbeitet, den Gegenstand von einer Weite des Standpunktes aus zu erfassen verhieß, wie sie keiner seiner Vorgänger auch nur annähernd erstrebt hatte.

Bildet doch die Herausarbeitung der historischen Persönlichkeit des Konfuzius und der seltsamen und fast paradoxen Umstände, durch die seine Lehre zum Staatsgedanken eines der größten Weltreiche der Erde erwachsen konnte, das Grundthema der jahrzehntelangen Bemühung Frankes. Denn eben die Fähigkeit dieses universalen Staatsgedankens, auch nach dem Zusammenbruch der weltlichen Macht des Reiches der Mitte wieder und wieder die Eroberer in seinen Bann zu schlagen und die mannigfachsten Völkerschaften in seinen Bereich zu ziehen, war es, die mit der durchhaltenden Einheit des chinesischen Kulturbereichs zugleich auch dessen Sonderstellung und -leistung im Rahmen der weltgeschichtlichen Gesamtentwicklung begründete.

Der Urzeit der chinesischen und den Anfängen dieses konfuzianischen Staatsgedankens bis zu seiner offiziellen Rezeption durch die Handynastie war der erste Band gewidmet. Schon damals jedoch konnte man Zweifel hegen, ob sich der gewaltige Hauptteil des Stoffes in einem weiteren Bande würde bewältigen lassen. Die Entwicklung hat diesen Bedenken — man möchte sagen glücklicherweise — Recht gegeben. Infolge des weiter ungeheuerlich anwachsenden Stoffes hat Franke sich gezwungen gesehen, den zweiten Hauptteil, die Darstellung der Entwicklung des konfuzianischen Staates selbst nochmals zu unterteilen, wobei der vorliegende erste Abschnitt (der zweite Band des Gesamtwerkes), der die erste Phase bis zur Tangdynastie umfaßt, — für sich allein den ersten rund um die Hälfte übertrifft, wozu noch ein bereits angekündigter Ergänzungsband mit den wichtigsten Quellen und dem wissenschaftlichen Apparat für die ersten beiden Bände zu treten bestimmt ist.

Dieses gewaltige Anwachsen des Werkes liegt indessen nicht in dem quantitativen Anwachsen des Stoffes und der besonderen Unübersichtlichkeit dieser dunklen Jahrhunderte der chinesischen Geschichte begründet, vielmehr hat gerade die Eigenart und der überwältigende Einfluß des konfuzianischen Staatsgedankens die Tendenz in sich getragen, ihr ähnlich wie in der christlichen Geschichte als einen nicht mehr zu überbietenden, sondern nur noch zu »erfüllenden« Höhepunkt erscheinen zu lassen, demgegenüber diese weitere tatsächliche Entwicklung unverhältnismäßig in den Hintergrund treten mußte. Dementsprechend haben dann diese frühen Abschnitte der chinesischen Geschichte notwendigerweise die klassische Domäne auch der abendländischen Sinologie gebildet und sind daher unverhältnismäßig viel gründlicher erforscht als irgendeine andere Epoche der chinesischen Reichsentwicklung.

Dagegen bilden gerade die ersten nachchristlichen Jahrhunderte, vor allem die Zeit der Wirren, im 4. und 5. noch immer eine der unbekanntesten Abschnitte, dessen grundlegende Erschließung durch Franke eine der glänzendsten Leistungen seines Werkes bilden.

Wesentlich günstiger steht demgegenüber wieder die T'angzeit da — insofern besonders reizvoll, weil in ihr der universale Weltreichsgedanke seinen ersten und vielleicht größten Ausdruck gefunden hat, — mit deren ungemein fesselnden, alle Seiten des chinesischen, sozialen und kulturellen Lebens erfassenden Darstellung dieser zweite Band abschließt.

R.

Otto Franke: Geschichte des chinesischen Reiches II. Bd. Der konfuzianische Staat. Der Aufstieg zur Weltmacht. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1936. 610 Seiten, 1 Kte. Geh. RM 36.—, geb. RM 38.—.

5.

Die chinesische Malerei der mittleren Zeit

Der zweite Band von Siréns großangelegter Histoire de la Peinture Chinoise umfaßt die Sung- und Yüan-Zeit, das 11.—14. Jahrhundert, und behandelt damit die Epoche, die bisher im Mittelpunkt des Interesses an der chinesischen Malerei stand. Das Buch ist mehr als eine Zusammenfassung, es erweitert zugleich unsere Anschauungen nach allen Seiten und geht erheblich über den Rahmen der letzten Arbeiten in Buchform auf diesem Gebiet, wie die von Waley und Ferguson [1]) hinaus. Wieder bringt S. neue aufschlußreiche Bilder, Kopien und Meisterwerke, darunter eins, als dessen »Entdecker« man ihn beglückwünschen kann, die bisher unbeachtete Rolle des Ma Fen in Honolulu (Taf. 17 u. 18), wieder bringt er neue Übersetzungen und neue Gesichtspunkte. Und wieder bemerkt man, daß er durch das Studium in China selbst andere Dinge zu sehen und die Dinge anders zu sehen gelernt hat als man es bisher tat, solange man sich vorwiegend an die Denkmäler hielt, die in Japan bewahrt werden und die wohl von hohem Wert, aber doch nach einem sehr einseitigen Blickpunkt gesammelt worden waren. Die Revision unseres Urteils, das fälschlich in der Südsung-Zeit den absoluten Höhepunkt der chinesischen Malerei sehen wollte, wird schon allein durch die Tatsachen herausgefordert, die S. beibringt, fast mehr noch als durch entschiedene Stellungnahmen, die er, mit Recht vorsichtig geworden, vermeidet und vielleicht sogar vermissen läßt. Nie ist aber z. B. die Kunst des Kuo Hsi und gar die der Yüan-Landschafter so zu Wort gekommen wie hier, und auch auf scheinbar wohlbekannte Schulen wie die des Ma Yüan und Hsia Kuei fällt ein ganz neues Licht.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auch nur auf einige der zahllosen Einzelheiten näher einzugehen, auch nicht darüber zu diskutieren, ob wir den Deutungen und Charakterisierungen der einzelnen Meister durch S. zustimmen können. Ob man etwa die Landschaften von Kuo Hsi »heroisch« nennen kann, bliebe zu erörtern. Erschwerend würde es dazu wirken, daß die französische Ausgabe des Buches von der englischen gerade in einigen wesentlichen Ausdrücken nicht unbedeutend von einander abweicht und deshalb die Auffassung manchmal in der Schwebe bleibt, so wenn z. B. von dem Einfluß des Kaisers Hui-tsung in der einen (S. 65) von einem »aesthetic romanticism«, in der anderen (S. 67) richtiger von »l'esthétique plutôt littéraire« gesprochen wird. Wir möchten hier nur die Frage stellen, wie S. seinen reichen Stoff gebändigt und gegliedert hat. Ist es angesichts einer solchen Fülle von Tatsachen nicht an der Zeit, die ganz mechanische Einteilung nach Dynastien und Stoffgebieten aufzugeben und den Versuch zu machen, zu einer wirklichen Stilgeschichte vorzudringen? Ansätze und z. T. sehr treffende Bemerkungen finden sich nicht wenige bei S., der auch an mehreren Stellen das Wagnis unternimmt, Bilder entgegen ihren Zuschreibungen stilkritisch umzudatieren und daraus Folgerungen zu ziehen, womit er eine solche Stilgeschichte ja eigentlich voraussetzt. Sehr klar stellt er z. B. die Abneigung des Kaisers Hui-tsung gegen Kuo Hsi heraus (S. 14) und später einen fast gleichzeitigen Stilumschwung in der Blumenmalerei durch Ts'ui Po (S. 46). Dabei erhebt sich naturgemäß sogleich die Frage, ob nicht ganz allgemein um etwa 1060—70 eine Grenze zwischen zwei Stilperioden festzustellen ist. Die Entscheidung wird in dem Buch u. a. aber dadurch wieder verschleiert, daß Kuo Hsi erst nach Hui-tsung behandelt wird. Dadurch wird das Verhältnis zwischen diesen beiden führenden Köpfen, das so richtig als gegensätzlich gekennzeichnet war, zeitlich verdreht und die alte Konfusion nicht beseitigt, die so gern die Schriften des einen mit dem mäzenatischen Wirken des andern verband und damit vor allem die noch jüngeren Bilder der Ma-Hsia-Schule interpretierte. Daß zwischen den jüngeren Akademikern wie Ma Yüan und Hsia Kuei und dem älteren Kreis um Hui-tsung ein tiefer Gegensatz klafft und also um 1175 wieder mit einer Stilwandlung zu rechnen ist, wird von S. sehr überzeugend herausgearbeitet. Der Gegensatz wäre vielleicht noch deutlicher geworden, wenn S. entschiedener den Realismus und die Freude Hui-tsungs am Illustrativen zugegeben hätte. Hier fehlte neben den Rollen von Chao Po-chü vor allem die in zahlreichen Wiederholungen bekannte Rolle »Zehntausend Meilen am Fluß entlang« von Chang Tse-tuan mit ihrer bunten Darstellung des wimmelnden Volkslebens, die Hui-tsungs besonderen Beifall fand.

Die Beurteilung der Ch'an-Malerei (S. 90 ff.) ist zwar ruhiger, im Grundsätzlichen aber die gleiche wie bisher. S. stellt sie immer noch als eine neue und gegenüber der Akademie unerhörte Stilrichtung dar, die im Laufe des 13. Jahrhunderts die Führung übernimmt. In Wirklichkeit ist sie eine, wenn auch sehr eigenartige und erfreuliche wilde Blüte der Akademie. Schon im 12. Jahrhundert sind gerade von den Akademikern Ch'an-Bilder gemalt worden; das hätte besonders gut das Bild »Ta-mo und Hui-k'o« von Yen Tz'u-p'ing [2]) gezeigt, das zudem eine viel bessere Vorstellung von dem Meister und seiner Zeit gegeben hätte als die von S. abgebildete Landschaft (Taf. 51), die flau und, wie in der Londoner Ausstellung zu sehen, kaum vor 1700 gemalt ist. Bei einer solchen Auffassung von der Ch'an-Malerei, wobei ein weiteres kräftiges Leben der akademischen Malerei im 13. und 14. Jahrhundert auch nach dem Erlöschen der eigentlichen Akademie zugegeben wird, wäre S. auch zu einer anderen Beurteilung der Meister gekommen, die er als »Réactionnaires« und »Traditionnalistes« in einem Kapitel zusammenfaßt, wobei ganz verschiedene Temperamente und Zeiten unter einem Dach sich verstecken müssen.

Diese Stellungnahmen zu dem so nützlichen Buch wollen in keiner Weise dessen Bedeutung anzweifeln, sie sollen nur aufzeigen, in welcher Weise wir uns die Weiterarbeit auf dem behandelten Gebiet vorstellen. Daß wir zu einem derartigen Standpunkt und zu so weit gehenden Wünschen überhaupt kommen konnten, verdanken wir zum großen Teile gerade Siréns wertvollem Werk.

Dr. Speiser
Köln

Osvald Sirén, Histoire de la Peinture Chinoise II. L'époque Song et l'époque Yüan. Edition van Oest, Paris 1935.
[1]) A. Waley, An Introduction to the Study of Chinese Painting London 1923. J. F. Ferguson, Chinese Painting, Chicago 1927.
[2]) Abb. Tōsō gemmin meigwa taikwan I 72.

ULRICH CHRISTOFFEL

ALTES SPANIEN

Aus dem Inhalt: Spanisches Leben / Mittelalterliche Legenden / Erinnerungen an Arabien / Die Kathedralen / Das Andachtsbild / Cervantes / Calderon / Soledades / Velasquez

192 Seiten, 40 Abbildungen, 2 Karten Spaniens
Preis: Leinen RM 7.50

VERLAG DIE RUNDE / BERLIN

Digitized by Google

SÜDAMERIKA

1.

Kopfjäger vom Amazonas

Expeditionen in das tropische Südamerika gehören immer noch zu den verwegensten Unternehmungen, die ein Forscher auf sich nehmen kann. Man darf sich daher durch den Umstand, daß der finnische Südamerikaforscher Rafael Karsten eine Professur für Moralphilosophie an der Universität Helsingfors bekleidet, über seine Person nicht irreführen lassen. Diese »Moralphilosophie« ist nach deutschem wissenschaftlichem Sprachgebrauch eher als eine Soziologie und Sozialpsychologie aufzufassen, zu der Karsten während dreier Forschungsreisen in Südamerika das völkerkundliche Beobachtungsmaterial selbst zusammengetragen hat. In früheren Büchern und Arbeiten hat er hauptsächlich über die Indianer des Gran Chaco berichtet. Sein neuestes Werk[1]) dagegen befaßt sich mit den seit vier Jahrhunderten berüchtigten Kopfjägerstämmen des westlichen Amazonasgebietes, die unter dem Namen Jibaro oder Jivaro bekannt sind, sich selbst aber Shuara nennen, wovon jene Bezeichnung wahrscheinlich nur die spanische Korruption ist. Karsten besuchte die Jibaro auf seiner zweiten (1916—18) und dritten Reise (1928—29) und weilte insgesamt drei Jahre unter ihnen, so daß seine Ermittelungen weit vollständiger und genauer sind als alles früher über diese Stämme Berichtete. Dies wird man um so höher schätzen müssen, als die Jibaro-Expeditionen zweifellos der gefährlichste Teil von Karstens südamerikanischen Reisen waren, und der Forscher mehrfach Gefahr lief, während seiner Fahrten durch die Katarakte der Pastaza (eines Nebenflusses des Amazonas) Notizen und Lichtbilder oder gar das Leben einzubüßen. Auch der Aufenthalt unter den Kopfjägern selber konnte nicht als ungefährlich angesehen werden, da diese gewohnt sind, in jedem Fremdling einen Feind, mindestens aber einen Träger übler Kräfte zu sehen; — dies dem Weißen gegenüber mit einem gewissen Rechte, da weiße Besucher ihnen öfters Infektionskrankheiten zugetragen haben, die, wie die Masernepidemie von 1928, einen tückischen Verlauf zu nehmen pflegen, da diesen Naturvölkern die jahrhundertlange Durchseuchung und damit relative Immunisierung unserer Bevölkerungen fehlt.

Sprachlich und kulturell haben die Jibaro als ein Volk zu gelten, nicht jedoch politisch. Die politische Einheit reicht vielmehr nicht weiter, als das Gefühl einer auf Blutsverwandtschaft gegründeten Zusammengehörigkeit geht, und dieses Gefühl umschließt nicht einmal den Stamm, sondern nur dessen Unterteilung, den Klan, der nur wenige Familien umfaßt, deren jede eines der großen, im Walde liegenden Kommunalhäuser bewohnt. Der Klanfremde gilt in der Regel als Feind, und häufige Blutrachefehden, die heutzutage mit Gewehren ausgetragen werden, dezimieren den Volksbestand. Einig sind Klans und Stämme nur selten gewesen, und immer nur gegen ihren gemeinsamen dritten Feind, den weißen Mann. Tatsächlich befinden sich die Jibaro auch heute noch außerhalb der Kontrolle der Regierung von Ecuador, sind also im politischen Sinne als unabhängig zu betrachten. Versuche, sie zu christianisieren, wurden schon 1645 unternommen, schlugen aber stets fehl, und kulturelle europäische Einwirkungen haben sich nur minimal ausgewirkt. Die Eingeborenen sind ausgesprochen kulturstolz und weit entfernt von jedem Gefühle einer Rückständigkeit; man darf wohl gerade in dieser Haltung ihr völkisches Rückgrat sehen, — übrigens ein Beispiel dafür, wie vorsichtig man die Theorie eines »schicksalhaften« Hereinbrechens der europäischen Zivilisation über die Naturvölker betrachten muß.

Karstens Buch bietet eine umfassende Monographie von Kultur und Gesellschaft der Jibaro. Eingehend werden Technik, Kunstgewerbe, Ernährung, Feldbau, Jagd und Fischerei besprochen. Bei der Jagd fällt das Hauptgewicht auf die hochspezialisierte Herstellung von Pfeilgiften und die Verfertigung von Blasrohren. In weiteren Abschnitten behandelt der Verfasser die soziale Organisation. Besondere Heiratsordnungen bestehen nicht, es herrscht Klan-Endogamie, d. h. man heiratet innerhalb des Klans. Gegenüber anderen Autoren betont Karsten, daß der Raub klanfremder Frauen nur als Ausnahme vorkomme, vornehmlich dann, wenn infolge der herrschenden Polygynie (Mehrweiberei) Frauenmangel auftritt. Nach der orthodoxen Auffassung aber ist die Ehe innerhalb des Klans zu schließen. Kennzeichnend ist die Auffassung, die in »über den Klan hinaus« erzeugten Kindern Bastarde sieht und die betr. Mütter zwingt, sie zu töten, »damit nicht der fremde Mann bei uns Nachkommen hinterlasse«. Im übrigen wünschen die Jibaro so viele Kinder wie nur möglich zu besitzen. Sie kennen auch, wenigstens ihrer Idee nach, eine Geburtenregelung mit der positiven Spitze eines ausgesprochenen »Willens zum Kinde«. Die Männer glauben nämlich, daß die Zeit kurz vor Neumond am günstigsten für die Empfängnis sei und üben in dieser Zeit den Beischlaf in der ausgesprochenen Absicht aus, Kinder zu erzeugen. Das Motiv dieses »Willens zum Kinde« ist das Bestreben, Reichtum und Macht der eigenen Gruppe zu steigern, — also ein durchaus expansives Weltgefühl.

In weiteren Abschnitten schildert uns der Verfasser Geburtsriten, Erziehung, Feste und Reifeweihen und steuert wertvolle soziologische Beobachtungen über das tägliche Leben der Eingeborenen bei. Als besonders wertvoll müssen die Kapitel über den Krieg und die Siegesfeste gelten. Karsten konnte nämlich solchen Festen selber beiwohnen. Sie sind die Höhepunkte des Stammeslebens, bei denen die bekannten *tsantsas* hergestellt werden. Es sind dies die Skalpe, die von den Schädeln erschlagener Feinde abgelöst und durch ein kompliziertes Verfahren unter Zeremonien zu apfelgroßen Miniaturköpfchen präpariert werden. (Die meisten unserer Völkermuseen besitzen echte oder gefälschte *tsantsas*.) Wie der Sinn des Krieges bei den Jibaro die Kopfjagd ist, so ist der Sinn der Kopfjagd die Gewinnung wenigstens einer *tsantsa*.

In weiteren Kapiteln behandelt Karsten Religion, Kunst, Wissenschaft, Mythologie und Sprache der Jibaro. Es würde zu weit führen, hierüber noch Einzelheiten zu bringen.

Dagegen muß noch mit einigen Worten auf die wissenschaftliche Güte dieses Werkes besonders hingewiesen werden. Nicht nur, daß der Verfasser den eigentlich monographischen Abschnitten einen Reisebericht voranschickt, der über die Bedingungen, unter denen die Ermittelungen zustande kamen, Aufschluß gibt und damit deren Qualität abzuschätzen gestattet. Er bekennt sich auch ausdrücklich zu einem »intensiven Studium begrenzter Gebiete« und wendet sich damit gegen neuerliche Bestrebungen, flüchtige kulturgeographische Bestandsaufnahmen großer Gebiete an die Stelle ethnologischer Erforschung der Details und ihrer gegenseitigen Bedingtheiten zu rücken.

Das Buch ist mit 20 Textfiguren, 1 Karte und 34 zum Teil bunten Tafeln sehr gut ausgestattet.

W. E. Mühlmann
Breslau

[1]) **Karsten, Rafael: The Head-hunters of Western Amazonas. The Life and Culture of the Jibaro Indians of Eastern Ecuador and Peru. (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum VII/1.) XVI und 598 Seiten. Helsingfors 1935.**

2.

Alt-Indianische Kultur in den Hochländern Südamerikas

Die Gebirgsländer des südamerikanischen Westens sind auch heute noch unerschöpflich für Forschungen jeder Art. So oft wir Schilderungen über die glänzenden Trümmer einer untergegangenen Welt lesen und in Abbildungen ihre Reife bewundern, immer werden wir von neuem gefesselt und immer wieder öffnen sich dem Forscher neue Tore zu unentdeckten Landstrichen und kaum bekannten Völkerschaften, die das Bild der alt-amerikanischen Kultur vervollständigen helfen. Es kommen eine grandiose Natur hinzu und die vielfältigen Äußerungen einer unaufhaltsam vorwärts marschierenden Zivilisation. Richard N. Wegner ist den alt-indianischen Kulturen dieses Gebietes in seinem reich, zum Teil farbig bebilderten Werk »Zum Sonnentor durch altes Indianerland« mit liebevollem Verständnis gefolgt. Es geht ihm nicht nur um möglichste Vollständigkeit der Ergebnisse, sondern auch um menschliches Erfassen der Gemütswelt, wie sie sich in Lebensart, den Liedern, Tänzen, der Kleidung und Siedlungsweise offenbart. Durchgeführt wurde die Forschungsreise in den Jahren 1927—1929 und hatte zum Ziel »vergleichend-anatomisches Material zu sammeln und Beiträge zur Rassenentwicklung südamerikanischer Völker in ihrer so verschiedenartigen, vom Hochland zur tropischen Tiefebene wechselnden Umgebung zu erlangen«. Auch den alten deutschen Beziehungen zu Innerbolivien und ihrer Bedeutung für die dortige Kulturentwicklung wurde weiter nachgeforscht. Die zum Teil der Tagebuchform genäherten Schilderungen berücksichtigen ferner den Anteil des Deutschtums in der Jetztzeit. Von den Choroti des Chaco geht es über das nordargentinische Hochland nach Bolivien. Die Aymara um La Paz werden besucht. Seltsame Stämme am Rio Grande, am Rio Beni (Siriono), am Rio Mamoré (Tirinié) führen uns durch uraltes Kulturland, durchs Sonnentor zum Titicacasee. Die Inkaherrschaft wird geschildert. Es folgen die Quechua, und, nach einem Besuch der Gegend um Lima, schließt der Bericht mit der Kultur der Maya in Yucatan.

Sch.

Wegner, N. Richard, Zum Sonnentor durch altes Indianerland. Zweite, neubearbeitete Auflage mit 226 Abb. u. 1 Karte. 332 S. 1936. L. C. Wittich-Verlag, Darmstadt. Ganzleinen RM 9.—.

Soeben erschien:

Geschichte des chinesischen Reiches

Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit. Von Prof. O. Franke. Groß Oktav. III. Band: Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Band I und II, Sach- und Namenverzeichnis. VII, 576 Seiten. 1937. RM 42.—, geb. RM 44.—

Früher erschienen: I. Band: Das Altertum und das Werden des konfuzianischen Staates. XXVI, 431 Seiten. 1930. RM 28.—, geb. RM 30.—. II. Band: Der konfuzianische Staat I. Der Aufstieg zur Weltmacht. VII, 610 Seiten. Mit 1 Karte. 1936. RM 36.—, geb. RM 38.—.

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Prof. Dr. A. ZEKI VALIDI, Bonn

Die Reiseberichte Ibn-Fadlans

Die Reiseberichte Ibn-Fadlans, des gelehrten Sekretärs der arabischen Gesandtschaft, zum König der Wolga-Bulgaren aus dem 10. Jh. sind in Europa schon seit Anfang des vorigen Jh. nach den Zitaten des arabischen Geographen des 13. Jh., Yaqut, bekannt. Diese Zitate kommen in dem geographischen Wörterbuch dieses Autors s. v. Atil (Wolga), Baschgird, Bulgar, Chazar, Chwarezm und Rus vor; sie wurden von mehreren Gelehrten, wie Chr. Frähn, Baron V. Rosen, E. Kunik, F. Westberg, J. Marquart u. a. eingehend untersucht. Die Zitate sind aber nur Bruchstücke, aus denen man über den gesamten Bericht IF's kaum ein richtiges Bild bekommen konnte. Es ist mir 1923 gelungen, in den Bücherschätzen der Moschee Imam Riza in Meschhed (Persien) den Reisebericht in einer Sammelhandschrift ausfindig zu machen. Der Schlußteil des Berichtes bricht mitten in der Erzählung über die Chazaren ab; man kann ihn aber nach Yaquts Zitaten ergänzen. — Es zeigt sich jetzt, daß die bei diesem Autor erhaltenen Fragmente des Berichtes nur ein Drittel des gesamten Werkes bilden, und daß ihn in diesen Berichten hauptsächlich die Wunderdinge interessiert haben, so daß das Original weit wichtiger und interessanter ist als nach den bisher bekannten Zitaten angenommen werden durfte.

Die Gesandtschaft bestand aus mehreren Personen, dem offiziellen Gesandten, dem Sekretär, dem Dolmetscher, dem Religionslehrer und mehreren Pagen des Hofes in Bagdad. Unter den Pagen befanden sich der Türke Tekin, der schon früher im Dienste des Königs der Bulgaren stand, und ein anderer mit Namen Bars al-Saqlabi, der ursprünglich vielleicht ein Bulgare war. Mit der Gesandtschaft, die offiziell auf die Bitte des Bulgarenkönigs Almysch geschickt wurde, kehrte der Gesandte des Bulgarenkönigs in Bagdad, ein muslimischer Chazare, Abdullah b. Baschto, zurück. Sie sollte die damals schon muslimischen Bulgaren im Islam stärken, ferner sollte sie Moscheen und, zum Schutze des Königs vor den jüdischen Chazaren und anderen gegnerischen Nachbarn, Festungen an der Wolga bauen lassen. Für diesen Zweck sowie für die Belohnung der muhammedanischen Gelehrten bei den Bulgaren war das Einkommen eines großen Landgutes in Chwarezm, Artachuschmithan (jetzt Chodjakul) bestimmt. Die Gesandtschaft war außerdem beauftragt, Nachrichten über die Völker des Aral-Wolga-Gebietes und des Nordens zu sammeln, und sollte versuchen, den großen türkischen Stamm der Oguzen, der damals das ganze Land zwischen dem Aral-See und dem Fluß Djayich (Ural) inne hatte, zu gewinnen. Diese Politik war gegen die Chazaren der unteren Wolga gerichtet. Es ist aus dem Bericht IF's zu entnehmen, daß die Oguzen und Bulgaren sich schon früher gegen die Herrschaft der Chazaren vereinigt hatten.

Die Gesandtschaft brach am 2. 4. 921 von Bagdad auf und fuhr über Ray (bei Teheran), Nisapur, Merv nach Buchara, wo sie im September von dem berühmten Statthalter von Chorasan, dem Samaniden Nasr, dessen Münzen schon damals bis Mainz am Rhein im Umlauf waren, empfangen wurde. Von seinem Wezir, dem berühmten Geographen Djayhani, wurden die Gesandten gastfreundlich aufgenommen. Nach 28tägigem Aufenthalt in Buchara kamen sie auf dem Wasserwege nach Chwarezm, und nach viermonatlichem Aufenthalt in den beiden Hauptstädten dieses Landes, in Kath (jetzt Schappas) und Djurdjaniya (jetzt: Küne Ürgendj), brachen sie am 3. 3. 922 nach dem Land der Oguzen auf. Der Heerführer dieses Stammes, Etrek, empfing die Gesandten nicht weit vom Fluß Djam (Emba). Dann gelangten sie über die Länder der Petschenegen und Baschkiren am 12. Mai 922 zum Lager des Königs der Bulgaren. Den ganzen Sommer verbrachte die Gesandschaft in der Horde des Königs, indem sie mit ihm herumzog, und im Herbst kehrte sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, nämlich über das Land der Oguzen und Chwarezm, nach Bagdad zurück.

Die Gesandtschaft löste die Aufgaben, die die Regierung des Kalifen al-Muktadir in Bagdad ihr gestellt hatte, mit Erfolg. Ihre planmäßigen Arbeiten wurden dann leicht auch ohne ihre Anwesenheit fortgesetzt. Es wurden Städte an der mittleren Wolga erbaut; die nomadisierenden Bulgaren wurden ansässig und von den Chazaren unabhängig. Ihr König nahm an Stelle seines früheren Titels »Ilteber« als Vasallen des Chaqan der Chazaren den arabischen Titel »Melik«, (König) an und wurde nominell dem Kalifen und seinem Statthalter in Chorasan unterstellt. Von den heidnischen Oguzen und Baschkiren hatten sich bis dahin nur einzelne Personen zum Islam bekehrt; bald wurden sie alle Muslime und das Judentum im Lande der Chazaren an der unteren Wolga verschwand. Der ganze Handel zwischen Zentralasien und Nordosteuropa konzentrierte sich hauptsächlich an der mittleren Wolga, in den Städten der Bulgaren.

Die Karawane der Gesandtschaft war, als sie von Chwarezm über Ust-Urt nach Bulgar fuhr, sehr groß (sie bestand aus tausend Mann); sie war gleichzeitig eine Handelskarawane, die von einem Kommando aus der Grenzgarnison in Chwarezm begleitet wurde. Das Kommando schützte die Karawane bei der Durchquerung der Flüsse vor den Überfällen der Baschkiren. Unter dem Schutz der Regierungen der drei Völker, der Chwarezmier, der Oguzen und Bulgaren entwickelte sich der Handel zwischen Zentralasien und dem Ostseegebiet sehr schnell, was die skandinavischen Rus nach dem Osten hinzog. Die wirtschaftliche Macht der Wolga-Bulgaren erstreckte sich dann im Norden bis zum Weißen Meer, und im Westen bis Morman. Die Gesandtschaft hat Gelegenheit gehabt, auf dem in der Nähe des Lagers des Bulgarenkönigs gelegenen Stapelplatz (am linken Ufer der Wolga, wo später Jaka Bazar entstand), die genannten skandinavischen Händler, näher kennen zu lernen, die den Arabern auch schon früher bekannt waren.

Der Reisebericht ist inhaltsreich, in ihm werden kurze, aber wertvolle Mitteilungen gegeben über die politische und wirtschaftliche Lage, sowie über die sozialen Verhältnisse, über die Religion und Kultur der von ihr besuchten Völker, wie die genannten Chwarezmier, Oguzen, Petschenegen, Baschkiren, Bulgaren, sowie derjenigen, die sie durch ihre Vertreter kennen gelernt hatten, wie die Chazaren, die Rus und die finnischen Vis und die Norweger (Gog Magog genannt).

Von den in dem Bericht erwähnten Dingen, die sich auf das wirtschaftliche Leben der genannten Völker beziehen, sind zu nennen: Die in Buchara, Chwarezm, bei den Oguzen und Bulgaren im Umlauf befindlichen Münzen und ihr damaliger Kurs; die Bedeutung des Geldes in dem damaligen Handel mit den nomadischen Oguzen; die gegenseitige Beziehung der Nomaden und der muslimischen Händler; der Kredit der reichen Oguzen, den sie den muslimischen, hauptsächlich chwarezmischen Händlern an Vieh und Münzen gewähren; die Schwierigkeiten, die durch die kulturellen und sittlichen Unterschiede zwischen den Oguzen und den chwarezmischen Kaufleuten entstanden; der große Waldreichtum und das äußerst billige Holz in Chwarezm. (Dieser Reichtum war zur Zeit des Yaqut im 13. Jh. schon erschöpft; eine Folge der Überbevölkerung des Landes); die Waren oder andere Artikel, die die Gesandtschaft als Geschenk an die Herrscher der Oguzen und Bulgaren mitgenommen oder in Chwarezm gekauft hatte; die armenischen Teppiche und der griechische Brokat im Zelte des Bulgarenkönigs; die Waren, die von den Bulgaren exportiert wurden; Handelsverkehr der Bulgaren mit den östlich von ihnen gelegenen Türken (Baschkiren u. a.), bei welchen sie hauptsächlich Schafe kauften; das Gesandtschaftsmitglied Tekin war früher ein Eisenhändler bei den Bulgaren oder Baschkiren und war als Schmied auch in Chwarezm tätig gewesen; die Viehzucht bei den Petschenegen, das Weiden der Schafe im Winter im Freien; der Reichtum der Oguzen an Vieh (manche besitzen bis zu 10000 Pferden und 100000 Schafen) und die verhältnismäßige Armut der Petschenegen; das Steuersystem der Bulgaren (ein Zobelfell aus jedem Hause); die Steuer aus den berauschenden Getränken; der Zehnte aus den von den Chazaren und Rus eingeführten Handelsartikeln als Zoll für den Bulgarenkönig; der Tribut des Bulgarenkönigs an den Chaqan der Chazaren; das Jagdsystem der Bulgaren (es war ähnlich mit dem der Jurkae bei Herodotus); die Kleiderstoffe aus Chorasan bei den Nomaden; ein arabischer Schneider aus Bagdad und ein gelehrter Inder aus Sind im Lager des Bulgarenkönigs; die chwarezmischen Frauen bei den Bulgaren (bzw. die Kolonieen der Chwarezmier bei ihnen); das Landgut des Wezirs Ibn-al-Furat, Artachuschmithan im nördlichen Chwarezm, als Quelle für die Ausgaben des Bulgarenkönigs bei den Festungsbauten und für den Unterhalt der Religionslehrer und Geistlichen bei den Bulgaren; der christliche Verwalter dieses Gutes Fadl b. Musa und sein Einfluß auf die Polizeipräfekten auf der Handelsstraße von Sirachs in Chorasan bis Buchara; der Ackerbau bei den nomadischen Bulgaren und die Aufbewahrung des Getreides in den Mieten; das aus dem »faulen Weizen« zubereitete Getränk der Bulgaren; die Bienenzucht bei den Bulgaren; der Marktplatz der Bulgaren am linken Ufer der Wolga (Yaka Bazar), wo man viele schöne, feine Waren verkaufte; die Hausbauten der russischen Händler aus Holz an diesem Stapelplatze; die von den Rus gebrauchten muhammedanischen Münzen (Dirhems), ihre eigenen Geldeinheiten sind irdene Glasperlen.

Im Gegensatz zu der noch vor kurzem wiederholten Behauptung, daß der Bericht des Arabers Istachri über drei Städte der Rus an der oberen Wolga von IF entnommen sei, sehen wir, daß von solchen Städten bei IF keine Rede ist; die Städte der Rus in den den

Digitized by Google

Bulgaren benachbarten Gebieten an der Wolga entstanden offenbar kurz nach dem Besuch der arabischen Gesandtschaft und zwar gleichzeitig mit den Städten der Bulgaren an der mittleren Wolga. Gerade die Unternehmung der Abbasiden und der Samaniden an der Wolga hat vermutlich dazu Anlaß gegeben, daß die skandinavischen Wariager schnell nach Osten vorrückten, um aus der neugeschaffenen günstigen Lage für den Handel Vorteil ziehen zu können.

Von den völkerkundlichen Nachrichten sind folgende bemerkenswert: In Chwarezm herrschte ein Nachkomme der vorislamischen Dynastie, der die Interessen der Chwarezmier im Handel mit den Steppenvölkern eifrig verteidigte. Die Chwarezmier hatten keine Sympathie für die Nachkommen des Propheten, also auch nicht für die Abbasiden, vielmehr schworen sie in jedem Gebiet den Kalifen Ali ab; während unter den muhammedanischen Türken sich der Kult der Nachkommen des Propheten verbreitete. Der kulturelle Gegensatz zwischen den heidnischen Oguzen und den Chwarezmiern war sehr groß. IF gibt einige Bilder von den Sitten der Chwarezmier und nennt einige Worte von ihrer jetzt ausgestorbenen iranischen Sprache. Noch ausführlicher beschreibt er die Sitten und den Glauben der schamanistischen Oguzen. Besonders interessant ist die Beschreibung der Heiratssitten und der Bestattung, die einerseits mit denen der Skythen und anderseits mit jenen der Tou-Kiu (6.—8. Jh.) und der Mongolen zu vergleichen sind. Ebenso interessant sind die Einzelheiten der Bestattung der Chazarenkönige im Strom (eines der historisch belegten Beispiele des Einflusses der vorarischen Induskultur Indiens im Aral-Kaspi-Gebiet). Die Einzelheiten der Staatsorganisation der Oguzen, Bulgaren und Chazaren (auch diese sind mit denen der Tou-Kiu und Skythen zu vergleichen). Der schriftliche Verkehr zwischen den Bulgaren und den nordischen Vis. (Diese Schrift knüpft wohl an die »Kerbschrift« der ungarischen Székel, zentralasiatischen Tschigil, und der Petschenegen an). Von den herrschenden vier Stämmen der Bulgaren lebte der Stamm Isgil, der sich noch nicht zum Islam bekehrt hatte, am rechten Ufer der Wolga. Der eigentliche Träger der zentralasiatischen Kultur, sowie der »Kerbschrift« scheint eben dieser Stamm gewesen zu sein, den wir mit den eben erwähnten Tschigil und Székel identifizieren dürfen. Ein anderer der vier Stämme, Suwar, war offenbar der zweite an Rang nach den eigentlichen Bulgaren; sein Häuptling trug den Titel Wiyryg (tou-kiu'schen Buyruq), d. h. der Beauftragte des Königs für die Verwaltung eines Stammes oder der Provinz. Dieser Stamm war der eigentliche Träger des eigentümlichen türkischen Dialektes, den jetzt die Tschuwaschen an der Wolga sprechen. Die Bulgaren werden bei IF., wie auch bei den anderen früheren arabischen Autoren von den anderen Türken unterschieden und »Saqaliba« genannt, eine Bezeichnung für die Slaven, Germanen und hellhäutigen Völker des Nordens überhaupt.

IF gibt ein Verzeichnis der Stationen, die die Gesandtschaft von Bagdad bis zur nördlichen Grenze von Chwarezm gemacht, sowie aller Flüsse, die sie vom Nordabhang des Plateau Ust-Urt bis zum Lager des Bulgarenkönigs überquert hatte. Sowohl diese Flußnamen, als auch einzelne Ausdrücke der Oguzen und Bulgaren bilden wertvollste Beiträge zum Sprachgut dieser Völker. IF gibt z. B. den Namen einer Sippe bei den Bulgaren, nämlich »Barandjar«, der zweifellos mit dem Namen der Chazarenstadt im Nordostkaukasus Balandjar bzw. Balangar identisch ist. Dieser Name bildet zusammen mit dem Namen der anderen benachbarten Stadt in den armenischen Quellen »Tschungar« die historisch belegten mongolischen Militärtermini Barangar und Žuangar, rechte und linke Flanke, und wirft ein Licht auf die Frage nach der Beziehung der eigentümlichen Türksprache der Chazaro-Suwaren zum Mongolischen.

Zur Zeit der Reise der arabischen Gesandtschaft in dem Aral-Wolga-Gebiet war die innere politische Lage des Abbasiden-Weltreiches durch die aufrührerische Tätigkeit verschiedener ketzerischen Richtungen, der Karmaten, Aleviden u. a. ziemlich verwirrt. Die Anhänger des Zoroaster warteten auf das Jahr 928, wo die Weltherrschaft nach der Prophezeiung ihres Religionsstifters wieder auf die mazdaistischen Perser übergehen sollte. Die Aleviden waren in Nordpersien so stark, daß die Gesandtschaft sich unterwegs (nämlich in Damgan) verbergen mußte. In Nisapur traf sie aber gerade am Tag ein, als der große Heerführer der aufständischen Aleviden Layla b. Nu'man von den Regierungstruppen gefangen genommen und hingerichtet worden war. Gegen diese Aufständischen waren die Militärkräfte der Abbasiden und der Samaniden nicht stark genug. Layla wurde nach dem Berichte des Historikers Ibn-Chaldun mit Hilfe des türkischen, vielleicht noch heidnischen Herrschers Bugra Chan niedergeworfen. Ein Gewinnen der muslimischen und nichtmuslimischen Türken Zentralasiens und Osteuropas für das Kalifat war besonders deshalb wichtig, weil die Herrscher der manichäischen Uiguren in Ostturkestan und der jüdischen Chazaren an der Wolga gerade zu dieser Zeit gegen die Muslimen und speziell gegen die Samaniden eine feindselige Haltung eingenommen hatten, und weil auch die aufständischen Karmaten, wie man aus einem Gedicht ihres Führers Abu-Tahir al-Dajannabi entnehmen darf, hofften, die Byzantiner, Türken (Zentralasiens) und die Chazaren unter ihren eigenen Einfluß bringen zu können. Nachdem die Gesandtschaft ihre Mission glücklich erfüllt und die Bulgaren und auch die Oguzen gewonnen hatte, mußten die Chazaren zum Stillschweigen gebracht werden. Der Heerführer der Oguzen, Etrek, versicherte dem Gesandten, nachdem der Brief des Hofmarschalls des Kalifen ihm vorgelesen und die Geschenke ihm vorgelegt worden waren, daß er entschlossen sei, zum Kalifen zu kommen. Wirklich sehen wir diese Oguzen, die auch »chazarische Turkmenen« genannt werden, unter ihren Heerführern (Sübaschi) zuerst im Dienste der Samaniden, dann des Kalifen selbst. Die großen Gelehrten der Muslime, Biruni und Abdilkadir al-Bagdadi, stellten mit großer Zufriedenheit fest, daß die aufrührerische Tätigkeit der Karmaten und der iranischen Nationalisten erfolglos geblieben sei, im Gegenteil seien die heidnischen Türken Zentralasiens und Nordeuropas für den Islam gewonnen und die Macht des Islam als Weltlehre gesichert worden. Wir haben also in dem Reisebericht Ibn-Fadlans nicht nur eine erstklassige Quelle für das Studium der Kulturgeschichte des Aral-Wolga-Gebietes und Nordosteuropas im 10. Jh., sondern eine äußerst wichtige Urkunde von einer der großartigsten, und erfolgreichsten diplomatischen Unternehmungen des Abbasidenreiches.

Ich hoffe, die Reiseberichte jetzt mit einer deutschen Übersetzung und mit eingehenden Anmerkungen herausgeben zu können.

Weltprobleme

»Kampf um Kautschuk« von W. Jünger und »Neubau der arabischen Welt« von Paul Schmitz, sind die Titel zweier Bändchen, die in der Sammlung »Weltgeschehen« neu erschienen sind.

Zwei Probleme, die seit Jahren wie heute weltwirtschaftliche und weltpolitische Wichtigkeit haben. Ist doch der Sinn dieser Sammlung, sich mit Grundfragen der Weltpolitik zu beschäftigen.

»Kampf um Kautschuk« ist die Ursache, die dem brasilianisch-bolivianischen Krieg, dem gewaltigen amerikanisch-englischen Wirtschaftskampf um das Plantagenmonopol des Kautschuks und den Eingeborenenunruhen in Niederländisch-Indien zugrunde liegt. Kampf der starken Persönlichkeit eines Goodyear, der unter Einsatz seiner ganzen Kraft für die industrielle Verwertung des Gummis ringt. Kämpfe um ein Rohstoffprodukt, das heute zu den lebenswichtigsten Stoffen der Wirtschaft einer Nation gehört. Seine Grundlagen sind in diesem Buch in umfassender Form dargelegt. Und wir werden auf Probleme verwiesen, die uns mit Spannung und Verständnis die weitere Entwicklung dieses Kampfes verfolgen lassen: gelingt es dem Fordschen, brasilianischen Plantagenkautschuk, sich vom Monopol der Engländer vollkommen frei zu machen? Wann wird Deutschland mit seinem »Buna« von der Einfuhr unabhängig sein?

Das zweite Büchlein »Neubau der arabischen Welt«, gibt einen kurzen, ausgezeichneten Abriß über Gestalt, Verfall und Neubau der arabischen Welt. Schon der Zug Napoleons nach Ägypten war das sichtbare Zeichen für den beginnenden, immer rascher fortschreitenden Verfall des Orients. Weitere Schritte waren 1830 die französische Besetzung der Stadt Algier, 1839 die englische Besetzung von Aden und 1857 die von Bab el Mandeb. Bis dann 1914 mit der Kriegserklärung Englands und Frankreichs an die Türkei die Schicksalsstunde der arabischen Welt geschlagen hatte. Mit der Befreiung des arabischen Volkstums von der türkischen Herrschaft beginnt der Neubau des Orients. Doch war bis zur Selbständigkeit noch ein weiter Weg, denn England und Frankreich hatten hier zu lebenswichtige Interessen zu vertreten, als daß sie nicht für eine Beeinflussung der orientalischen Politik alle Hebel in Bewegung gesetzt hätten. Der zielbewußten Politik Englands konnte der Orient keine einheitliche Kraft entgegenstellen, und so geriet man vollkommen unter die Mandatsherrschaft Englands und Frankreichs. Doch dann hat ein jahrelanges unermüdliches Ringen für die Freiheit die Engländer und Franzosen zum Nachgeben veranlaßt, auch wenn die Abschüttelung des europäischen Einflusses noch nicht ganz geglückt ist. Das Ziel ist ein Großarabisches Reich, dessen machtvollste Persönlichkeit der Herr Innerarabiens ist: Ibn Saud. Die heutigen Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern in Palestina sind als Zeichen der Gemeinsamkeit schon zur Sache der ganzen arabischen Welt geworden.

G. L. jr.

Paul Schmitz, „Neubau der arabischen Welt". 97 Seiten. — W. Jünger, „Kampf um Kautschuk". 105 Seiten. Bücherreihe „Weltgeschehen", herausgegeben von Gerhard Herrmann: Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig. Je RM 1.80.

Digitized by Google

EUROPA IN DER LITERATUR

1.

Das neue Rumänien

Während wir im allgemeinen über die südosteuropäischen Staaten heute durch mehrere bemerkenswerte Veröffentlichungen unterrichtet sind, ist das deutsche Schrifttum über Rumänien nach wie vor überraschend spärlich. Die im Theoretischen Max Hildebert Boehm stark verpflichtete gut fundierte Schrift von W. Höpker über »Rumänien diesseits und jenseits der Karpathen« versucht, das Bild des heutigen Rumänien in Umrissen darzustellen, und zwar dadurch, daß sie auf einen zentralen Fragenkreis eingeht, in den nach H. letzthin fast alle entscheidenden Innenprobleme des Landes einmünden. Es ist das Problem Altreich-Neureich, das der historisch begründeten Spannung zwischen dem Lebens- und Kulturkreis Vorkriegsrumäniens und den nach Kriegsende hinzugekommenen Gebieten.

Nach dem Abebben der großen Völkerwanderungswellen hatten sich allmählich auf dem Wege über die Dorf- und Stammgemeinschaft die beiden geschichtlichen Einheiten des Rumänentums, die Fürstentümer Walachei und Moldau, gebildet, während der zur anderen Seite der Karpathen in Siebenbürgen siedelnde Volksteil der ungarischen Krone unterstellt blieb. Im Jahre 1774 wurde der Norden der Moldau als »Bukowina«, eine Willkürschöpfung des österreichischen Militär- und Verwaltungsstaates, Österreich und ihr Osten 1812 als »Bessarabien« Rußland einverleibt.

Erst mit dem Ausgange des Jahres 1918 decken sich rumänischer Staat und rumänischer Volksboden. Und damit ergibt sich die Aufgabe der inneren Angleichung und Verschmelzung der vorerst nur äußerlich vereinigten alten und neuen Landesteile.

Drei Kulturkreise ringen heute um den gegenseitigen inneren Ausgleich.

Das für das Altreich (Regat) — einschließlich der Dobrudscha — bezeichnende Lebenssystem ist das »Regatlertum«. Man belegt mit diesem Sammelbegriff eine gewisse Traditionslosigkeit in Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Politik und Moral, Züge einer fatalistischen Passivität, einen Einschlag des Orients im Südosten unseres Erdteils. Es sind dies Eigenheiten, die man insgesamt als »balkanisch« zu bezeichnen pflegt, vielleicht ein Erbteil aus der jahrhundertelangen türkischen Vasallenzeit. Das soziale Bild des Vorkriegsaltreiches war geprägt vom Bauerntum, das, man kann ohne Übertreibung sagen, zum Teil heute noch im Neolithikum lebt, und dem griechischen und armenischen Familien entstammenden Neobojarentum, wohl der eindeutigsten Ausbeuterklasse in Europa. In kaum vorstellbarem Umfang Herr über Grund und Boden bewirtschaftete der Vorkriegsbojare die mehreren tausend Hektar, deren Eigentümer er war, nicht selbst, sondern verpachtete das Land zumeist an Pächtertrusts, die den Bauern soviel abpreßten, als dies nur irgendwie Erfolg versprach. Erst nach dem Kriege ändert sich die soziale Lage. Die Bojaren werden enteignet. Der Großgrundbesitz wird im Zuge einer Agrarreform aufgeteilt. Eine dritte Schicht, ein eigenvölkisches Bürgertum, ist im Entstehen.

Ein durchaus grundverschiedener Kulturkreis von westeuropäischem Zuschnitt zeigt sich in Siebenbürgen. Der rumänische Bauer in Siebenbürgen ist nicht wie sein Volksangehöriger im Regat Proletarier, sondern im großen und ganzen der Mittelklasse zuzurechnen; zugleich standen in Siebenbürgen Bauer und Intelligenz, die sich vielfach auf deutschen und ungarischen Anstalten ihre Bildungsgrundlage angeeignet hatte, in natürlichem Bündnis zusammen gegen die ungarische Herrenklasse, während sich im Regat die Intelligenz mit den Bojaren gegen die eigene Bauernschaft verbündete.

Auf die größten Schwierigkeiten der Angleichung stößt man aber in Bessarabien. Hier zeigte sich der Erfolg einer hundertjährigen Russifizierungsarbeit darin, daß das rumänische Nationalbewußtsein sich nur in kleinen intellektuellen Zirkeln regte, die breite Masse der rumänischen Bauern verhielt sich stumpf, Adel und Klerus erwiesen sich als völlig russifiziert. Infolge der ungeschickten Verwaltung nach dem Kriege flüchtete das Land bald zurück in den russisch-slawischen Kulturkreis. Die Erinnerung an die Kulturwerte des alten Rußlands (lebte doch u. a. Puschkin längere Zeit in der Hauptstadt Kischinew) wuchs sich aus zu dem unklaren Wunschbild auf eine Wiederkehr des »Väterchen Zar«. Es ist bemerkenswert, daß heute in Bessarabien, das seine großrussische Bevölkerung mit 5 v. H. angibt, an die 80 russische Zeitungen und nur 5 rumänische erscheinen.

Trotz aller kulturellen Zerklüftungen bestehen doch nirgends autonomistische Bestrebungen. Eine Lösung der rumänischen Problematik sieht Höpker darin, daß der gegenwärtig westlich orientierte zentralistische Staat sich regionalistisch unterbaut und dem Grundsatz der Selbstverwaltung Raum gibt, also die heimatliche Verbundenheit seiner Glieder schont und pflegt.

Wolfgang Höpker: Rumänien diesseits und jenseits der Karpathen. München: Knorr & Hirth 1936. 127 S. 1 Kt. 8°. Geh. RM. 3.90, Leinen RM. 4.80.

•

Das ungarländische Deutschtum im Spiegel der Statistik

Unter den letzt erschienenen Veröffentlichungen über das ungarländische Deutschtum nimmt vor allem die Schrift von H. Sachse einen besonders beachtenswerten Platz ein, da sie ein ausgezeichnetes statistisches Material bringt, das Verf. zum großen Teil selbst nach den früheren »Nationalitäten«- und Sprachkenntnisstatistiken wie auch nach den neuesten Angaben über Bevölkerungs- und Wanderungsbewegung und Berufsumschichtung erarbeitet hat. Verf. stellt die Zahlen von 1920 und 1930 für Deutsche und Magyaren in den Deutschtumsgemeinden Ungarns gegenüber. Demnach wurden 1920 bei 7990202 Einwohnern in Ungarn 551624 Deutsche gezählt, d. h. 6,9% der Landesbevölkerung, im Jahre 1930 bei 8688319 Einwohnern 478630, d. h. 5,5%. Nehmen wir die Deutschtumszahlen von 1920 zum Ausgang, so würde das ungarländische Deutschtum heute eine Gruppe von 600000 Menschen darstellen. Wir müssen also einen Verlust von 120000 Bekenntnisdeutschen feststellen. Demnach geben die Zahlen von 1930 die biologischen und blutsmäßigen Anteile des Deutschtums nicht wieder, das seit 1880 bisher in keinem Jahrzehnt so stark abnahm wie im letzten. Einen guten Aufschluß über die Einzelheiten geben die 38 übersichtlich gegliederten Tabellen, ein wichtiges Hilfsmittel für alle, die sich mit der Lage des Deutschtums in Südosteuropa beschäftigen.

Heinrich Kalek

Sachse, Herbert: Die Verluste des ungarländischen Deutschtums im Spiegel der Statistik. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1937. 73 S. 8°. Brosch. RM 4.—.

2.

Frankreich

An Büchern über Frankreich ist kein Mangel. Wenn in der Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher ein neues Buch über das vielbehandelte Thema erscheint, so hat das einen besonderen Grund: Frhr. Roderich von Ungern-Sternberg — bekannt durch seine Arbeiten über die »Ursachen des Geburtenrückganges im europäischen Kulturkreis« und die »Planung als Ordnungsprinzip der deutschen Industriewirtschaft« u. a. — stellt das Thema unter die Gesichtswinkel: Bevölkerungswesen, Rassekunde, Wirtschaftspolitik. Die Kapitel: die Rassen, — das Bevölkerungsproblem, — Frankreichs Wirtschaft, — die Kolonien, — nehmen den Hauptteil des Buches in Anspruch. Wegen ihres statistischen und dokumentarischen Charakters verdienen sie unsere stärkste Beachtung. Da ist vieles neu gesehen oder wenigstens in neuartige Zusammenhänge gestellt, — wenn auch freilich zu beachten ist, daß Zahlen nicht immer beweisen. (Druckfehler bei den Zahlenangaben haben sich leider nicht ganz vermeiden lassen!) Sachlich schreibt der Verfasser über die französische Kolonialpolitik: »Die Franzosen schreiben sich nicht mit Unrecht eine große kulturelle Assimilationsfähigkeit zu... Frankreich regiert in den Kolonien, solange das irgend angängig ist, ohne Gewaltanwendung, nach dem Grundsatz: assister, instruire, enrichir l'indigène, se faire aimer.«

In den nicht dokumentarisch-statistischen Teilen seines Buches versucht der Verfasser, eine Wesenskunde Frankreichs und seiner Bewohner zu geben. Die Rassenzusammensetzung, mithin die körperlich-geistigen Kräfte sind bei Deutschen und Franzosen »im hohen Grade die gleichen«. Auch kulturell zeigen sich starke Gemeinsamkeiten: Christentum, antike Überlieferungen, Reformation usw. Viele geistvolle Bemerkungen machen die Ausführungen äußerst anziehend. Z. B. »Der französische Gartenbau und die Gartenkunst haben... nicht nur wirtschaftliche und feinschmeckerische Bedeutung: sie sind auch von sehr großem kulturellen und ästhetischem Belang...« In der Bestimmung des Wesens des französischen Menschen zeigt sich Ungern-Sternberg wohl als selbständiger Schüler Wechßlers. Es gelingen ihm hübsche Antithesen. Der Wald ist der Ort, wo die deutsche Seele sich heimisch fühlt, »dagegen ist der Garten in hohem Maße ein Ausdruck französischen Wesens«. Der Deutsche will wandern, der Franzose veut se promener. — Daß solche Antithesen vielleicht aber doch nur für gewisse Zeitabschnitte gelten, kann man vorsichtig einwenden. — Hier und da sind wir anderer Meinung. Zola ist ebensowenig wie Marie Curie phänotypisch betrachtet als Franzose anzusprechen. Zolas Vater war Italiener, Marie Curie war Polin. Immerhin, daß die Nordrasse keinen besonderen Einfluß im französischen Geistesleben gehabt habe, mag dem Verfasser cum grano

Digitized by Google

salis zugestanden werden. — Ungern-Sternberg hält die Franzosen für eine glückliche Synthese des Nordens und Südens. — Mit dem Satze: »Das Schicksal des französischen Volkes vollzieht sich auf biologischem Gebiet« zeigt Ungern-Sternberg, daß sein Buch auch über sein Thema hinausweisend eine allgemeine, wichtige Bedeutung hat.

Prof. Urbach
Saig

Roderich von Ungern-Sternberg: Frankreich. Lebensraum und Wesen. Berlin 1937, Georg Stilke. 132 S. RM. 4.50.

3.

Altes Spanien

So nennt sich ein Buch, das Ulrich Christoffel neuerdings der Öffentlichkeit vorgelegt hat[1]). Der Untertitel: Sinnbild und Vorbild: aber gibt den Sinn an, in dem der Obertitel verstanden werden soll. Das alte Spanien ist das ewige Spanien, es ist auch das Spanien der Zukunft. Die Vergangenheit hat dieses spanische Wesen so vollendet zum Ausdruck gebracht, daß es in diesem Spiegel seine Vorbildlichkeit auch fürderhin offenbaren muß. Verfasser stellt die Architektur, Plastik, Malerei, Literatur — auf diesem Gebiete kennt er sich aus, so daß ihm nicht nur der Ausländer, sondern auch der Spanier selbst gern folgen wird — nicht ihrer selbst willen dar, sondern um in ihnen Land und Leute zu deuten.

Derartige Versuche, das spanische Wesen an Hand seiner Erscheinungsformen zum Verständnis zu bringen, sind nicht vereinzelt. Auch heute nicht. So tritt uns die Königin Isabella von Kastilien als Verkörperung und zugleich als fortwirkende Bildnerin Spaniens vor Augen in einer Darstellung Wittlins[2]), die aus Dichtung und Wahrheit besteht, aber auch als Dichtung trotz aller journalistisch-romanhaften Effekthascherei dem ernsten Leser noch etwas sagen kann, weil ihr an manchen Stellen eine gute Kenntnis Spaniens zugrunde liegt. Auch Stoye's aktuelle Schrift: Spanien im Umbruch[3]): zählt noch hierher. Bezeichnend für alle diese Verfasser ist es, daß sie sich mit den inneren Widersprüchen Spaniens auseinandersetzen und doch seine Ganzheit und Einheit anerkennen und ihm auch für die Zukunft vertrauen. Christoffel kommt, obwohl er wichtige Ausdrucksmittel wie Recht und Wirtschaft kaum berührt, unter ihnen der Erfassung der spanischen Wirklichkeit am nächsten. Stoye fehlt es bei der Entwirrung des spanischen Rätsels an der letzten Geduld; er hackt gelegentlich — wie in der Frage der Inquisition, hier trifft sogar Wittlin das Richtigere — das Knäuel wie mit dem Schwerte auseinander und läßt so trotz vieler trefflicher Ausführungen ein Flickwerk zurück. Christoffel läßt die spanischen Dichter und Denker, die Mystiker und die Realpolitiker selbst reden und hebt den Schleier von der Stein und Farbe gewordenen Sprache der Kunst. Auch wer Spanien bis ins Einzelne kennt, ist von der Reichhaltigkeit und Geschlossenheit des Bildes befriedigt. Daß der eine noch die atemberaubende Kühnheit der Gewölbespannungen von Santa Maria del Mar in Barcelona, ein anderer noch die bestechende Unbeirrbarkeit der Kapitels-Kathedralkirche zu Tudela zur Deutung herangezogen wünschte, ist nicht erheblich. Freilich kann jene Barceloneser Kirche des 14. Jahrh. als Symbol des seekühnen Katalanengeistes gelten, der damals die Vormacht im westlichen Mittelmeer errang, und vermittelt die Tudelaner Kirche einen Begriff von der zielsicheren Zähigkeit navarresischen Volkstums — man denke an die Requetés im Heere des Generals Franco —, das nicht ruhte, bis es für den Umkreis eines Städtchens und eines Hinterlandes von sieben Dörfern die Errichtung eines eigenen Bistums durchsetzte. Aber derartige Einzelzüge können das vom Verf. gezeichnete Bild nicht mehr wesentlich ergänzen. Wünschenswert aber wäre ein vertrauteres Verweilen bei den so überaus bezeichnenden Volksliedern und den Rechtsquellen gewesen, in welch letztere nun auch die von E. Wohlhaupter besorgte Ausgabe altspanisch-gotischen Rechts[4]) einen vorzüglichen Einblick gewährt.

Die glückliche Einfühlung in die spanische Vorstellungswelt äußert sich beispielsweise in der Behandlung der Legenden und in der Erkenntnis, wie die spanischen Fürsten und Könige ihre Grabstätten, solange bis sie das ganze Land zurückerobert hatten, an den Landesgrenzen wählten und so noch im Tode und darüber hinaus den Instinkt des Kämpfers bewiesen, dem es einfach unmöglich ist, den gefährdeten Posten zu verlassen. Die Legende ist den Spaniern etwa das, was bei uns die Heldensage ist. Der Apostel Jakobus ist nie, weder lebend noch tot, in Spanien gewesen. Alle einschlägigen Artikel der neuen Auflage des Kirchl. Handlexikons (Lex. f. Theologie u. Kirche) stellen das eindeutig fest. Aber den Spanier stören diese Ergebnisse ebensowenig, wie sich unser Volk das Bild seiner Helden durch den Geschichtsforscher berichtigen läßt. Den Helden hat sich das Volk gemacht, nicht wie er war, sondern wie es ihn haben wollte, wie es sich in ihm selbst wiederfand, wie es seinen eigenen heldischen Drang an ihm immer wieder entzünden wollte. Und so hat auch der Apostel Jakobus der Geschichte mit dem der Legende nicht viel mehr als den Namen gemein. Er ist dem Volke der ritterliche Kämpfer, der auf schnaubendem Roß die Seinen in den Kampf führt; er ist wirklich in Spanien gewesen und in Spanien begraben und hat in Spanien für immer seinen Posten bezogen.

Einzelzüge der Darstellung, die aber nicht das Wesentliche betreffen, bedürfen hier und da der Berichtigung oder klareren Fassung. Luis Dalmau (S. 104) ist nicht Aragonier, sondern Katalane. Die Verwechselung ist in der Literatur aber fast allgemein, da man sich daran gewöhnt hat, Katalonien als Teil von Aragon zu betrachten, was bei der ausgesprochenen Eigenständigkeit beider Völker natürlich zu einer Verzerrung führen muß und auch ein Verständnis der augenblicklichen Lage des Ebrolandes erschwert. Die italienische Politik Ostspanies, zumal im späten Mittelalter (S. 51), war katalanische Politik, auch wenn sie noch so zähe unter dem Namen der aragonischen Politik geht. Ramiro ist nicht Herzog (S. 25), sondern König von Aragon. Alfons X. der Weise (S. 90) ist nur in uneigentlichem Sinne deutscher König gewesen. Über die Ansprüche, die ihm aus einer strittigen Wahl zustanden, ist er nicht hinausgekommen. Gern aber wird der deutsche Leser seinen Landsleuten Hans von Köln (S. 79), Juan Alemán (84) und Dürer (169, 179) begegnen. Andere Deutsche hätten sich zahlreich anfügen lassen.

Wenn man die Eigenart der Einheit des spanischen Wesens begreifen will, so muß man — und das ist dem Verf. gut gelungen — in dem Gemisch doch die verschiedenen Triebkräfte lebendig wirksam sehen, z. B. im spanischen Andachtsbild »die Größe der italienischen Konzeption und die Innerlichkeit der deutschen Empfindung« (104). »Die Herkunft aller spanischen Poesie aus der arabischen wird nirgends so fühlbar wie in den Worten, die der Schönheit galten« (124). Einige Karten, auserlesene Bilder spanischer Kunst und eine Zeittafel der span. Geschichte vervollständigen das gewonnene Bild.

J. Vincke
Freiburg i. Br.

[1]) Ulrich Christoffel, Altes Spanien. Sinnbild und Vorbild. Verlag Die Runde, Berlin 1936, 191 S. Leinen RM 7.50.
[2]) A. St. Wittlin, Isabella, Begründerin der Weltmacht Spanien. 5.—7. Tausend. Erlenbach-Zürich-Leipzig (1936).
[3]) Johannes Stoye, Spanien im Umbruch. 1936.
[4]) Eugen Wohlhaupter, Altspanisch-gotische Rechte. Germanenrechte Bd. 12. Schriften der Akademie für Deutsches Recht. Weimar 1936.

4.

Der Königliche Spanische Oberste Indienrat

In der bekannten Schriftenreihe des Hamburger Ibero-amerikanischen Instituts (gegr. 1917 von Prof. Dr. Bernhard Schädel) ist eine weitere wertvolle Studie erschienen, die um so mehr zu begrüßen ist, als sie sich einem Gebiet widmet, daß bei uns trotz aller Rührigkeit und Emsigkeit spanischer Forschungen bisher sehr vernachlässigt wurde: das Gebiet der neueren spanischen Rechts- und Verwaltungsgeschichte, hier das Teilgebiet der spanischen Kolonialverwaltungsgeschichte. Der Verfasser der Studie, Ernst Schäfer, der seit vielen Jahren in der alten Metropole aus Spaniens glänzender Kolonialherrschaftszeit, in Sevilla, eingehende archivalische Forschungen getrieben hat, bietet hier im ersten Teil des ersten Bandes einen guten Einblick in das Entstehen und den allmählichen Ausbau des Indienrates in Sevilla. Nach einer Einleitung über die Entwicklung der spanischen Kolonisation von 1493—1502 behandelt er in drei großen Abschnitten: 1. die Casa de la Contratación zu Sevilla (= nicht nur »Handelshaus«, sondern Verkehrs- und Verwaltungsbehörde) als alleiniges Exekutivorgan der Indischen Verwaltung, 2. den Indienrat unter Karl V. und 3. den Indienrat unter Philipp II. Indien war damals die amtliche Bezeichnung für das spanische Kolonialreich in Amerika; der Plural »Las Indias« (die Indien!) erklärt sich daraus, daß man zunächst das Kolonialgebiet als zwei gesonderte Gebiete islas y tierra firma (Inseln und Festland) betrachtete. Das in die Geschichte des Indienrates wie überhaupt in die spanische Geschichte bedeutungsvoll einschneidende Datum war das Ende des Hauses Habsburg mit dem Tode des unglücklichen Don Carlos II. im Jahre 1700. Die vorliegende Arbeit trennt methodisch scharf zwischen der Geschichte und Organisation des Indienrates selbst und dessen Verwaltungstätigkeit gegenüber den Kolonien. In dem bisher erschienenen ersten Teil ist nur das erstgenannte Gebiet unter Einschluß der Casa de la Contratación im 16. Jahrhundert behandelt, während die Geschichte des 17. Jahrhundert erst im Manuskript vorliegt. Ein zweiter Band soll die eigentliche Verwaltungstätigkeit des Indienrates und ein dritter seine Geschichte und Tätigkeit unter den Bourbonen bis zu seiner Auflösung (1834) behandeln, wozu wir dem Verfasser ein ebenso gutes Gelingen wünschen.

Dr. Ernst Gerhard Jacob
Leipzig

Ernst Schäfer, Der Königl. Spanische Oberste Indienrat (Consejo Real y Supremo de las Indias) 1. Teil: Geschichte und Organisation des Indienrates und der Casa de la Contratación im 16. Jahrhundert. Hamburg 1936/Ibero-amerikanische Studien Nr. 3. Ibero-amerikanisches Institut. RM 8.—.

Digitized by Google

5.

Der Mittelmeerraum geopolitisch gesehen

Frankreich hat, seit es in seinem Anteil an Nord-Afrika eine ziemliche Geschlossenheit erreichte, gerne vom »Frankreich jenseits des Meeres« gesprochen. Dabei kam es ihm darauf an, sowohl die Sahara wie auch das Mittelmeer nicht mehr als trennende Schranken zu betrachten, sondern, geopolitisch gesehen, als »Binnenmeere«, die beide leicht durch Straßen zu Wasser und zu Lande und in der Luft überbrückbar und auch in restlos befriedigender Weise überbrückt seien. — Mit dem erfolgreichen Vorstoß des faschistischen Italien weit nach Libyen hinein kam Bewegung in die anscheinend fest ausgebildete Anschauung, die sich die anliegenden und den Raum durchfurchenden Staaten über die Funktion des Mittelmeeres gemacht hatten. — Die politischen Ausstrahlungen des faschistischen Aktivismus, die sich mit alten englischen Herrschaftsansprüchen kreuzen, bewirken, daß »der Gesamtbereich des Mittelmeeres wieder vom Schicksal des europäischen Kontinents abdriftet und sein eigenes Gesicht gewinnt«. So stellen Hans Hummel und Wulf Siewert in der Abhandlung über den »Mittelmeerraum« fest, die teilweise im Rahmen einer Aufsatzreihe in der »Zeitschrift für Geopolitik« bereits erschien. Sie wollen von dem aus dem »kontinentalen Empfinden« heraus geprägten Begriff »Südeuropa«, wie er bisher in den meisten Länderkunden geprägt worden sei, übergehen zur Betrachtung der »Kernlage« des Mittelmeerraumes und vom Meere selbst ausgehen, bzw. von den Meeresbecken und nicht von den Halbinseln. Wie immer bei den Arbeiten dieser Verfasser, wird das Verständnis ihrer Darlegungen durch eine Fülle übersichtlicher Karten erleichtert. Vor allen Dingen erscheint die eingehende Betrachtung auch des östlichen Teiles und der von den machtpolitischen Ausstrahlungen erfaßten arabischen und vorderasiatischen Einflußgebiete wichtig. Ausführlich und gut gegliedert ist der Schriftennachweis. **Sch.**

Hans Hummel und Wulf Siewert, Der Mittelmeerraum. Zur Geopolitik eines maritimen Großraumes. Mit 36 Karten. Heidelberg-Berlin. 1936. Kurt Vowinckel Verlag GmbH. 200 S. RM. 5.80.

R. N. WEGNER

Zum Sonnentor durch altes Indianerland

Erlebnisse und Aufnahmen einer Forschungsreise in Nordargentinien, Bolivien, Peru und Yucatan.

Aus den Besprechungen:

Zeitschrift für Rassenkunde: 9. 7. 37. (J. Schwidetzky)

„Anthropologisch von besonderem Interesse die zahlreichen zum Teil neu eingefügten Aufnahmen von Brasiliden und Andiden, an denen die Literatur ja nicht allzu reich ist."

Lasso, Deutsch-Südamerikan. Monatsschrift. Dez. 1936

„Ein echter Forscher schrieb dies Werk, der mit geschultem Blick das Wesentliche erfaßte und uns nun Leben und Sein fremder Rassen mit erstaunlicher Einfühlung nahezubringen versteht."

Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 1937. Heft 2 (Eugen Fischer)

„Es ist eine lebendig und spannend geschriebene Schilderung der Reise; ... Wir sehen von all den Indianerstämmen das gesamte tägliche Leben, Sitten, Bräuche und materielle Kultur, wir machen zoologische Beobachtungen und bewundern unerhört schöne Photographien von Land und Leuten. Anthropologisch finden wir zahlreiche wichtige Einzelbemerkungen. ... Sehr gute Typenbilder, auch solche von Mischlingen sind sehr lehrreich. Die Ausstattung des Werkes sei besonders lobend hervorgehoben."

190 Seiten Text, 168 Abbildungen auf Tafeln, 53 Zeichnungen / In Ganzleinen RM 9.—

L. C. Wittich Verlag Darmstadt

A. SCHMIDT, Berlin

Alexander Herzen, der Vorkämpfer der Bauernbefreiung in Rußland

Da sich der Tag der Geburt Alexander Herzens jetzt zum 125. Male jährt, erscheint es berechtigt, die Aufmerksamkeit der Leser der »Geistigen Arbeit« auf diese Persönlichkeit zu lenken, zumal bis auf den heutigen Tag die von Herzen und seinen Mitstreitern aufgeworfene Kontroverse Westlertum oder Slavophilentum, trotz der Herrschaft des Bolschewismus ihre Nachwirkung noch ausübt. Ist doch erst kürzlich ein Buch des russischen Emigranten Sementowski-Kurilo »Der Heilige Kreis« erschienen, das von dem Programm des Slavophilentums noch zu retten versucht, was zu retten ist. Mit seiner politischen Neukonstruktion knüpft er an Gedankengänge von Herzen an, obgleich dieser im Lager der Westler stand.

Alexander Herzen wurde am 6. April 1912 als illegitimer Sohn des reichen russischen Adligen Jakowlew geboren. Seine Mutter war eine Deutsche, Luise Haag, die der russische Magnat auf einer Reise in Stuttgart kennen gelernt hatte und entführte. Obgleich Jakowlew ein ausgesprochener Voltairianer war und deswegen zu Kaiser Pauls Zeiten den Abschied als Gardeoffizier nahm, weil er den Gamaschendienst nicht mehr mitmachen wollte, — konnte er sich dennoch nicht entschließen, die bürgerliche Luise Haag zu ehelichen. Zu Hause behandelte er sie freilich als seine Frau und an seinem Sohn Alexander hing er mit größter Liebe. Trotzdem blieb die Stellung der Luise Haag in Moskau eine prekäre, da sie in der Gesellschaft keine Aufnahme fand.

Das Leben in großem Reichtum, ohne ganz den oberen Kreisen anzugehören, erweckte in dem sehr begabten Knaben frühzeitig den Hang zu Kritik und Opposition. Seinen Namen Herzen erhielt das Kind von der Anrede des alten Jakowlew an Luise Haag »mein Herz«.

Als Alexander Herzen dreizehn Jahre alt war, wurde bei der Thronbesteigung von Zar Nikolai I. der Dekabristenaufstand blutig niedergeschlagen. Die Hinrichtung von fünf Rädelsführern und die Verbannung der übrigen Teilnehmer an dem Aufstand — fast alles alter russischer Adel — erschütterte den frühreifen Knaben.

»Eine neue Welt — schrieb er später in seinen Memoiren — war in mir aufgegangen und ich fühlte bald, daß dieselbe fortan den Mittelpunkt meiner geistigen und moralischen Existenz bedeuten werde. Ich fühlte, daß ich niemals auf der Seite der Sieger, der Kerkermeister, der Kartätschen und des Galgens stehen werde. Pestels[1]) Hinrichtung hat dem Traumzustand meiner kindlichen Seele für immer ein Ende gemacht und fortan war ich im Schlaf und Wachen mit politischen Gedanken erfüllt.«

Mit dem Vertrauten seiner Jugend, seinem Vetter Ogarew, beschloß Herzen schon 1828 sein »ganzes Leben dem Kampf für die Freiheit des russischen Volkes« zu weihen. Diesem Schwur sind beide Freunde treu geblieben. Trotz seiner Grundsätze wollte der alte Jakowlew seinen Sohn die militärische oder diplomatische Laufbahn einschlagen lassen aber der junge Herzen setzte es durch, die Moskauer Universität zum Studium der Naturwissenschaften beziehen zu dürfen. Auf der Hochschule geriet Herzen bald in einen Kreis junger begeisterter Liberaler, die von der Umgestaltung Rußlands träumten. Kurz nachdem Herzen sein Studium mit einer Schrift über Kopernikus beendet hatte, bekam er das Nikolaitische System zu spüren. Der ganze Moskauer Freundeskreis wurde revolutionärer Umtriebe beschuldigt und mußte neun Monate lang in der Untersuchungshaft sitzen. Der äußere Anlaß dazu war eine Kneiperei in einem Chambre séparé eines Moskauer Restaurants, bei welcher Gelegenheit einige Freiheitslieder gesungen und eine Büste Nikolai I. umgeworfen wurde. Obgleich zufälligerweise weder Herzen noch Ogarew an diesem Abend teilnahmen, wurden auch sie in die Untersuchung gezogen, da sie mit dem Dichter der gesungenen Lieder befreundet waren. Schließlich wurde der ganze Kreis dieser jungen Männer in die Verbannung nach dem hohen Norden geschickt. Von 1834—1837 mußte Herzen in Wjatka, später in Wladimir, unter brutalen Gouverneueren subalterne Bürodienste tun. Es war für ihn eine Erlösung, daß er schließlich als einzig akademisch Gebildeter in der Verwaltung den Auftrag erhielt, die statistischen Daten für die Berichte des Gouverneurs zusammenzustellen. Dadurch gewann Herzen gute Einblicke in Land und Leute, was ihm bei seinen späteren publizistischen Arbeiten sehr zu statten kam. Seine Überführung nach Wladimir, wo sich die Verhältnisse ein wenig günstiger für ihn gestalteten, verdankte er dem Dichter Shukowski, dem Erzieher des Thronfolgers Alexander, des späteren Zaren Alexander II., der auf einer Studienreise nach dem Norden Rußlands durch die geistvollen Erklärungen Herzens über die geologischen Verhältnisse dieses Gebietes auf diesen Verbannten aufmerksam geworden war.

Kaum war es den Verwandten Herzens gelungen, seine Verbannung rückgängig zu machen, so brach neues Unglück über ihn herein. Er hatte in Petersburg, mit Studien beschäftigt, ganz zurückgezogen gelebt, war aber so unvorsichtig gewesen, seinem Vater einen Brief zu senden, der u. a. auch einigen Petersburger Hof- und Stadtklatsch enthielt. Dieser Brief geriet in die Hände der Geheimpolizei und Herzen wurde abermals verbannt. Diesesmal wurde ihm Nowgorod als Verbannungsort bestimmt. Vom Gouverneur wurde er zunächst mit Verwaltungsaufgaben betraut. Schließlich bekam er die Aufsicht über die unter politischer Kontrolle stehenden Personen, zu denen er selbst auch gehörte. 1842 endlich wurde er befreit; er konnte nach Moskau zurückkehren, wo er seine publizistische Tätigkeit begann. Damals erschienen seine beiden Romane »Wer ist schuld?«[2]) und »Dr. Krupow«. Beide Bücher erregten Aufsehen, weil sie zur sogen. Anklageliteratur gehörten. Es bleibt ein Rätsel, daß die sonst so wachsame Zensur die wahren Absichten, die der Verfasser mit diesen beiden Romanen hatte, nicht erkannte. In Moskau schloß sich Herzen den sogen. Westlern (Sapadniki) an und bekämpfte leidenschaftlich die Slavophilen mit ihrer Losung, Orthodoxie, Zarentum und Volkstum. Schon damals prophezeite Rußlands größter Lite-

Digitized by Google

raturkritiker, Belinski, daß Herzen seinen Namen nicht nur in der russischen Literatur, sondern ebenso in der russischen Geschichte verewigen werde.

In diesen Jahren kommt Herzen immer mehr unter den Einfluß der französischen Sozialisten St. Simon und Proudhon, während die Westler anfänglich in Abhängigkeit von Hegel standen. Bald wurde ihm der Boden zu heiß unter den Füßen. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein großes Vermögen hinterließ, zog Herzen mit Frau und Kindern und mit seiner alten Mutter ins Ausland. Zuerst ging es nach Deutschland, von dort nach Paris nebst einem Abstecher nach Italien. Nur zu bald verraucht aber Herzens anfängliche Begeisterung für die europäischen Verhältnisse. Seine Abneigung gegen das Zarentum blieb zwar stärker als je, aber weder in Frankreich, noch in England fand er sein politisches Ideal verkörpert. Er verlor nur zu bald den Glauben daran, daß die Befreiung Europas, und damit der Welt, vom Bürgertum ausgehen werde. Er erwartete jetzt alles Heil vom Sozialismus. Auch auf den europäischen Individualismus begann er mit Skepsis zu schauen und begeisterte sich je länger je mehr für das russische Gemeindeland und den russischen Artell (genossenschaftliche Arbeitsweise). Mit diesen Anschauungen näherte sich Herzen immer mehr der dritten Lösung der Slavophilen: Volkstum.

Als Herzen von einer Italienreise nach Paris zurückgekehrt war, während seine Frau zu Schiff nach Marseille nachkommen sollte, traf ihn das furchtbare Schicksal, durch ein Schiffsunglück Frau und Kinder zu verlieren. Er brach seine Zelte in Paris ab und siedelt nach London über. Hier begann Herzen eine fruchtbare publizistische Tätigkeit. Hatte er bisher durch eine Reihe von Büchern »Briefe aus Italien und Frankreich«[3]) und »Vom andern Ufer«[4]) auf die russische Öffentlichkeit zu wirken versucht, so gibt er jetzt eine Monats- und eine Wochenschrift heraus »Polärnaja Swesda« und »Kolokol«. Diese Wochenschrift namentlich übte einen großen Einfluß auf seine Generation aus. Durch geheime Kanäle kam dieses Blatt in vielen Exemplaren nach Rußland und revolutionierte dort die Oberschicht. Er beschränkte sein Programm auf drei Punkte: auf die Befreiung der Bauern, Befreiung der Öffentlichkeit von der Zensur und Befreiung des steuerzahlenden Standes von Willkürakten der Beamten.

Mit Leidenschaft und Temperament warb er für sein Programm. In den Jahren 1856 bis 1862 beherrschte er die öffentliche Meinung Rußlands. Als Alexander II. den Thron bestieg, wandte sich Herzen mit seinem berühmten »Offenen Brief« an den jungen Zaren:

»Ich schäme mich mit wie Wenigen wir uns zufrieden geben wollen. Wir wollen nur Dinge, an deren Berechtigung Sie ebensowenig zweifeln, wie alle Andern. Fürs erste aber ist das genug!«

Die Befreiung der Bauern durch Alexander II. bildete den Höhepunkt in der publizistischen Tätigkeit Herzens. Der Rückschlag setzte bald ein, denn Herzen vertrat die Berechtigung des polnischen Aufstandes. Damit stieß er nicht nur bei den Slavophilen an, sondern ebenso wollten die meisten Westler davon nichts wissen. Herzen versuchte noch einige Jahre seine Zeitschrift »Kolokol« fortzusetzen, sein Einfluß aber war dahin. 1867 stellt er die Herausgabe seiner Blätter ein. Er erklärte resigniert, daß er der Jugend zu gemäßigt, dem Alter zu radikal geworden sei. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er abwechselnd in Genf, Brüssel und Paris. 1870 ist er in der französischen Hauptstadt gestorben. Für seine politische Weitsicht legt einer seiner letzten Aufsätze Zeugnis ab, in dem er Graf Bismarck als »kommenden Mann« bezeichnete.

Überschaut man den Lebensgang Alexander Herzens, so scheint er dazu bestimmt gewesen zu sein, der große Ankläger gegen die Mißwirtschaft Nikolai I. zu werden. Seine uneheliche Geburt zeigt ihm besonders scharf die Kehrseite der Medaille im Leben des damaligen russischen Adels. Seine Verbannung in die Provinz ließ ihn die Satrapen-Wirtschaft der Gouverneure aus nächster Nähe kennen lernen. Freilich zahlte auch Herzen seiner Zeit reichlichen Tribut, indem er viel Kraft sowohl an die sozialen Utopien, als an die Idee des Tausendjährigen slavischen Reiches verlor. Sein Biograph, Julius von Eckardt, formuliert sein Urteil über Herzen in folgende Worte:

»Aber mit dem, was übrig bleibt, mit der vernichtenden Fehde gegen den absolutistischen Militärstaat und den Pseudokonservatismus des Nikolai'schen Systems hat sich Herzen ein bleibendes Denkmal nicht nur in der russischen, sondern auch in der Geschichte der Menschheit gesetzt. Die Wirksamkeit, die er auf diesem Gebiete geübt, kann, soweit es sich um das Rußland des XIX. Jahrhunderts handelt, billig der Tätigkeit Voltaires im Frankreich des XVIII. Jahrhunderts an die Seite gestellt werden. Wohl kam er immer nur, um anzuklagen und niederzureißen, aber mit dieser vernichtenden und anklagenden Tätigkeit hat Herzen die größte, die einzige Aufgabe erfüllt, die ein Russe seiner Zeit überhaupt lösen konnte.«

Herzens Schriften sind jedoch nicht allein von historischem Interesse, sie enthalten auch Bemerkungen und Urteile, die noch heutzutage Geltung besitzen. Als Beweis seien zwei kurze Stellen aus seinem Buch »Rußlands soziale Zustände« herausgegriffen:

»Das Haus Holstein-Gottorp ist zu deutsch, zu pedantisch, hat eine zu gute Erziehung genossen, als daß es sich freimütig einem halbwilden Nationalismus in die Arme werfen, sich an die Spitze einer volkstümlichen Bewegung stellen könnte, die anfangs nichts anderes begehren wird, als mit dem Adel abzurechnen, als die Institutionen der Landgemeinde auf alles Eigentum, auf die Städte, auf den ganzen Staat auszudehnen.« An anderer Stelle heißt es: »Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Opposition, die offen mit der Regierung kämpft, immer etwas von deren Charakter, aber im umgekehrten Sinne, an sich trägt und ich glaube wohl, daß etwas Wahres an der Furcht ist, die das russische Gouvernement vor dem Kommunismus zu hegen beginnt: der Kommunismus ist die umgekehrte russische Autokratie.« Diese warnenden prophetischen Worte sind durch den Bolschewismus in Erfüllung gegangen.

[1]) Pestel — der Führer der Dekabristen.
[2]) Alexander Herzen »Wer ist schuld?« Reclam 1851.
[3]) Alexander Herzen »Briefe aus Italien und Frankreich« 1850.
[4]) Alexander Herzen »Vom andern Ufer« 1850.
[5]) Alexander Herzen »Aus den Memoiren eines Russen« 1907 übersetzt von O. Buek.
[6]) Julius von Eckardt, Essay über »Alexander Herzen« in »Jungrussisch und Altlivländisch«. Leipzig.
[7]) Alexander Herzen »Rußlands soziale Zustände«. Reclam.

Ein Dostojewskij-Buch

Das nicht sehr umfangreiche Schrifttum über Dostojewskij in deutscher Sprache wird durch das Buch von A. S. Steinberg um einen ausgezeichneten Beitrag erweitert[1]). Zwei Grundsätze sind es vor allem, die – zunächst manchen Leser vielleicht überraschend, im Laufe der scharfsinnig durchgeführten Untersuchung sich aber immer mehr klärend — das Dostojewskij-Bild des Verfassers bestimmen. Einmal gilt ihm Dostojewskij als der nationale Künder typisch östlichen Denkens, zum andern als Philosoph, und zwar in erster Linie als Philosoph. Während die erste These kaum bestritten werden kann, dürfte die zweite schon eher Widerspruch erwecken. Lag es doch in der Gewohnheit jener Zeit, in der Dostojewskij in Westeuropa und besonders in Deutschland bekannt wurde, alle ernsthaften Probleme philosophischer Natur durch eine ästhetisch verharmlosende Betrachtung ihres eigentlichen Stachels zu berauben. So gilt Dostojewskij noch heute weiten Kreisen in erster Linie als Dichter und Romancier (was er ja zweifellos auch ist — und zwar Dichter und Romancier von erstem Rang in der Weltliteratur); hingegen wird man ihm als Denker nicht mit dem gleichen Ernst begegnen wie einer Größe der Philosophiegeschichte.

Die Schuld an diesem mangelnden Ernstnehmen trägt zweifellos die Tatsache, daß Dostojewskij kein philosophisches System hinterlassen hat. Nun ist es sicherlich eine sehr ernsthafte Frage, ob sich eine Weltanschauung systematisch fassen lassen muß, um wirklich zur Philosophie zu werden. Die neuere Zeit hat ohne Zweifel die Neigung, das systematische Philosophieren vor der systemlosen Weisheit zu überschätzen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist von dieser Überschätzung nicht frei, wenn er etwa Dostojewskij als den »großen Systematiker des russischen Denkens und Selbstbewußtseins« bezeichnet, wobei doch zu erwägen ist, daß Dostojewskij erst dann »Systematiker« genannt werden kann, wenn durch einen Akt nachfolgenden Denkens seine romanhaften Rahmen zerstört sind und das Gerüst seines Denkens bloßliegt. Indessen scheint uns dieser Einwand weniger wesentlich gegenüber der Tatsache, daß hier Dostojewskij als »Philosoph« oder sagen wir lieber: als Weiser ernstgenommen worden ist, und zwar gerade in einem der zentralen menschlichen Probleme überhaupt, im Problem der Freiheit. Was darüber von Steinberg gesagt worden ist, sichert dem Buch einen sehr hohen Rang unter den philosophischen Schriften der Gegenwart wie in der Dostojewskij-Literatur im besonderen.

Horst Rüdiger

[1]) A. S. Steinberg, Die Idee der Freiheit — Ein Dostojewskij-Buch Vita-Nova-Verlag, Luzern. 159 Seiten. Kart. RM 3.–

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Albert Langen Georg Müller, München, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3800 III. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit". Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIF.

Berlin, 20. Oktober 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 20

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Universitätsprofessor Dr. FRIEDRICH KAINZ, Wien

Zum Wortschatz der deutschen Romantik

Den Wortschatz eines in sich einheitlichen und geschlossenen Abschnittes des deutschen Geisteslebens gesondert zu betrachten, ist in mehrfacher Hinsicht fruchtbar und demgemäß kann eine solche Untersuchung von verschiedenen Zielsetzungen aus erfolgen. Da ist zunächst das rein wortgeschichtliche Interesse. Es ist wissenswert zu erfahren, welche neuen Ausdrücke in bestimmten Zeiten geschaffen wurden, durch welche Worte eben jener Zeitabschnitt den Sprachschatz bereicherte, welche Schlagworte aufkamen und welche Modefügungen den Sprachgebrauch bestimmten. Ferner erfährt man auf diese Art, welche Bedeutungswandlungen die uns heute geläufigen Wörter mitgemacht haben. Tatsächlich liegt zwischen der Sprache unserer Tage und der vor etwa hundert Jahren üblichen bereits eine Kluft und es ergeben sich gelegentlich schwere Mißverständnisse, wenn man Worte, deren Form sich nicht geändert hat, beim Lesen alter Texte im heutigen Sinn faßt. Neben diesem wortgeschichtlich-sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt steht dann ein geistesgeschichtlicher, stil- und kulturpsychologischer. Indem man den Ausdrucksbestand einer Epoche mustert, erfährt man, welche Vorstellungen und Ideen das geistige Leben jener Zeit beherrschten, lernt man ihre kulturellen und gedanklichen Anliegen kennen. Man erfährt, für welche Probleme sie sehend geworden ist, was im Mittelpunkt und was an der Peripherie ihres geistigen Gesichtskreises liegt. Hier richtet sich der Blick nicht so sehr auf das Neue an Ausdrücken und Bedeutungsabschattungen, sondern auf das Vorwaltende: die Lieblingswörter und -wendungen sind es, die dem nunmehr nicht so sehr geschichtlich als psychologisch eingestellten Forscherinteresse wichtig werden.

Die Erforschung des Sprachschatzes einer bestimmten Zeit vermag Wichtiges beizutragen zur Erreichung des Hochziels der Deutschwissenschaft: der Erforschung der deutschen Sprache und des sie schöpferisch hervorbringenden Volksgeistes in der Gesamtheit seiner geschichtlichen und psychologischen Bedingungen. Wir können hier — aus Gründen des Raums — nicht beiden Gesichtspunkten die gleiche Aufmerksamkeit zuwenden; unsere Betrachtung ist vornehmlich im Sinn des zweiten ausgerichtet. Die ersterwähnte Zielsetzung können wir nur durch einige Gelegenheitsbeiträge fördern, gerade weil hier so viel zu sagen wäre. Denn die Romantik gehört wie das Barock und der Sturm und Drang zu den ausgesprochen sprachschöpferischen Perioden. Sie ist wortschöpferisch zufolge ihrer gesamten Einstellung zur Sprache, die sie nicht als Nachahmung und Wiedergabe der von außen kommenden Eindrücke, sondern als schöpferische Tat des Geistes faßt, als Ausdruck. F. Strich hat mit Recht betont, daß die Grundgesetze der Sprachentwicklung, welche die schöpferischen Wortneubildungen bewirken (Klangmalerei, Lautsymbolik, Verwandlung der Wortbedeutungen, Metaphorik und Analogie) zugleich stilbildende Prinzipien der Romantik sind. Hier wirkt ferner das Verlangen der Romantik nach Fülle, Mannigfalt und Farbigkeit des Ausdrucks. Man fordert neue Worte, Bedeutungsabschattungen und Synonyma, um all die Halb- und Viertelsfarben zu bezeichnen, auf die man jetzt Wert legt. Ein neuer Sprachschatz wird nötig, eine Fülle von Ausdrücken und Wendungen.

Das Grundlegendste, was sich über Weltanschauung und Gesamtkulturwollen der Romantik aussagen läßt, ist, daß es sich hier um eine ausgesprochen idealistische und spiritualistische Bewegung handelt. Nicht der Stoff ist das Wesentliche, sondern der Geist; von ihm her wird die Welt verstanden. Letzten Endes ist für den magischen Idealismus der Romantik alles Geist: zwischen Geist und Natur besteht keine schroffe Grenze. Die stoffliche Welt der Körper und Dinge ist für sie unbewußter Geist, *bewußtlose Intelligenz*. So verkündet die romantische Naturphilosophie (etwa das Schellingsche *Identitätssystem*) eine Allbeseelungslehre. Schelling kann der *Weltseele* eine eigene Schrift widmen, Novalis von einer *Luftseele* sprechen. Unschwer ließe sich mit den Mitteln der Statistik nachweisen, welch beherrschende Rolle die Worte (und damit die Begriffe) *Geist* und *Seele* im Sprachgebrauch und im Denken dieser Richtung spielten. Ich gebe eine kleine, willkürlich zusammengestellte Auswahl: *Weltgeist, Lebensgeist, Kunstgeist, Schergeist, Himmelsgeist, Seelenmysterium, Wundergeist, geistiges Leben und Wesen; Geisterhauch, Geistersprache, Geisterheer, Geisterfreundschaft, geisterreiches Wesen*. Im Anschluß an die letzterwähnten Ausdrücke sei auf die hochausgebildete *Spuk-* und *Gespenster*terminologie der Romantik hingewiesen, die uns darzutun vermag, daß der romantische Spiritualismus gelegentlich in die Irrbahnen des Spiritismus einmündet. Während der Realist und Materialist nach außen blickt und sich an der Welt der Dinge und der äußeren Erfahrungen orientiert, ist der Idealist nach innen gewandt. *Nach innen, ins inwendige Heiligtum des Gemüts führt* — nach Novalis — *der geheimnisvolle Weg* und diese romantische Introversion wirkt sich kennzeichnend im Wortschatz aus. F. Schlegel bezeichnet die Dichtung als Musik für das *innere Ohr* und als Malerei für das *innere Auge;* auch Arndt stellt dem äußern ein inneres Auge gegenüber. Der romantische Physiker J. W. Ritter nennt das Hören ein *Sehen von innen*. Die damalige Sprachtheorie kennt Ausdrücke wie *inneres Wort, innerer Ton, innere Sprache*. Hoffmann spricht von einem *innern Poeten*, andere Romantiker von einem *innerlichen Lachen* und *Weinen*, von *innerem Verstand, Gemüt, Herz, Geist, Leben, Sinn, Prinzip, von innerer Phantasie, Offenbarung, Empfindung, Andacht, Existenz, Tiefe, Struktur, Vergeistigung, Musik* usw. — die Belege ließen sich zu hunderten beibringen.

Die herrschenden Seelenkräfte sind für den Romantiker dementsprechend nicht die an die Außenwelt gewiesene Empfindung und Wahrnehmung sowie der die Gegegebenheiten der Sinnenerfahrung verarbeitende Verstand, sondern das zentrale *Gefühl*, die *Phantasie* und die *schöpferische innere Schau*. Das beweisen zahllose Zusammensetzungen mit dem Wort *Gefühl* (*Alltags-, Angst-, Dank-, Dichter-, Ehr-, Froh-, Kraft-, Krankheits-, Kunst-, Lebens-, Macht-, Miß-, Mit-, Scham-, Selbst-, Sprach-, Weh-, Wohl-, Wollustgefühl* usw.) sowie die häufigen Verwendungen der Ausdrücke *Stimmung* und *Gemüt*, die dadurch geradezu in Mißkredit kommen. Die schlagwörtliche Kennzeichnung der Deutschen als *Gefühlsmenschen* ist schon damals nachweisbar. Die Wendung zu den dunklen Tiefen des Gemüts schließt eine bewußte Abkehr von der Helle des Intellekts und damit von jener Geistesrichtung (der *Aufklärung*) in sich, die den Verstand als das Höchste pries. Aus romantischer Aufklärungsgegnerschaft erwächst das Spottwort *Aufklericht*. Die Romantik bekennt sich zu *geheimnisvollen Stimmungen*, zum *Ahndungs-*

INHALT

KAINZ: Zum Wortschatz der deutschen Romantik
ITTENBACH: Zahlensymbolik in der Komposition mittelalterlicher Dichtungen
HOSSFELD: Zur François-Forschung
LEHMANN: Ein Index zum Nachlaßwerk Kants
Besprechungen

Digitized by Google

vollen und *Wunderbaren*, in welchem sie den stärksten Gegensatz zum hellen Alltag mit seiner Herrschaft des Verständigen und Praktischen erlebt. Dementsprechend fühlt sie sich eigentümlich hingezogen zu den Bereichen des Traumes und seelischer Ausnahmszustände (Somnambulismus), aber auch zum Tod, zu dem Romantiker wie Novalis ein ganz neues Verhältnis gewinnen. Über den Gebieten der Lebenspraxis und der Wissenschaft steht für die Romantik der eigenste Bereich der schöpferischen Phantasie, die Kunst, in der man damals den höchsten Sinn des Lebens erfüllt sieht. Das Irreale ist für sie das wahrhaft Reale. Zahllose Zusammensetzungen mit den Worten *Nacht-, Traum-, Tod-, Schauer-, Zauber-, Wunder-* und *Kunst-* beweisen dies, von denen hier eine kleine Liste gegeben werden soll: *Nachtgesang, -lied, -begeisterung, -spuk, -zauber, -blume, -stück, Erden-, Wetter-, Rabennacht; Traumerinnerung, -geist, -gestalt, -blüte, -geselle, -lied, -schloß; Todesbraut, -geflüster, -kuß, -lust, -gewühl, -pfeil, -wanderer, -wonne, -wort, -schönheit, -zunge, todumschattet, Totenmelodie; Schauergeschichte, -märchen, -romantik, süße Ahnungsschauer; Zauberdampf, -gestalt, -göttin, -garten, -kind, -klang, -kräfte, -kreis, -macht, -nacht, -nebel, -netz, -meer, -rauch, -ring, -schlaf, -schlag, -schloß, -spiegel, -spruch, -strom; Wunderanblick, -blume* (die *blaue Blume* der Romantik), *-bild, -erscheinung, -geschichte, -glaube, -herrlichkeit, -heimat, -glanz, -horn, -kind* (in vollerem und allgemeinerem Sinn als heute, wie denn auch das romantische Lieblingsadjektiv *wunderbar* minder abgeblaßt ist als ein halbes Jahrhundert später), *-land, -spiel, -stamm, -stätte, -tinktur, -werk, -welt, wunderfreundlich, -mild* usw.; *Kunstgenie, -geschichte, -grammatik, -heimat, -sinn* usw. Ausdrücke wie das *Allerheiligste der Kunst* verweisen darauf, daß sich die Verehrung der Kunst bei manchen Romantikern zur Kunstreligion steigert.

Für den Wortschatz der Romantik wird der Einfluß wahlverwandter Geistesrichtungen von früher wichtig: der Mystik etwa und des Pietismus. Tauler, Thomas a Kempis, J. Böhme und Angelus Silesius spiegeln sich in den Schriften Baaders; die Ausdrucksweise von Schuberts »Symbolik des Traums« berührt sich mehrfach mit der des französischen Mystizismus (Louis Claude de St. Martin). Die Märchen von Tieck und Novalis verraten die Einwirkung der damaligen Naturphilosophie, während E. T. A. Hoffmann in Gedankengängen und Wortschatz außerdem stärkste Befruchtung durch romantische Medizin, Psychopathologie, die Erkenntnisse des tierischen Magnetismus (Mesmerismus) und Galvanismus zeigt. Durch G. H. Schuberts »Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft« erhält der von Jean Paul geschaffene, zunächst ganz wörtlich und unschaurig verstandene Ausdruck *Nachtseite* (= die der Sonne abgekehrte Seite eines Planeten) ein geheimnisvolles Stimmungsrelief und einen düstern Unterton. Einflüsse dieser geistigen Strömungen spiegeln sich mit aller Deutlichkeit in der romantischen Prosaepik, wenn wir dort Worte finden wie *Chiffernschrift der Natur, Naturgeist, Zwischenreich, Medium, Nachtwandler, Sympathie, sympathetisch* usw. Manche Ausdrücke haben damals einen mystischen Unterton; so etwa die beliebten Worte *Wollust* und *wollüstig*, die keineswegs bloß in direktem erotischen Sinn verstanden werden dürfen. — Den Romantiker verlangt es nach Gemeinschaft: Lieblingsausdrücke wie *symphilosophieren, sympoetisieren* und *synkritisieren* künden dies Bedürfnis nach geistiger Gemeinschaftsleistung. Aber die romantische Gemeinschaft ist kein Massenbündnis, sondern der Zusammenschluß weniger gleichgestimmter Geister. Aller Betrieb, alles *Weltgetümmel* wird geflohen. Vor ihm zieht man sich mit Vorliebe in die Einsamkeit der Natur zurück. Die berühmteste Wortschöpfung der Romantik — Tiecks *Waldeinsamkeit* — gibt von dieser Sehnsucht Kunde. Im Anschluß an dieses Wort entstehen Bildungen wie *Berg-, Meeres-, Felseneinsamkeit*. Die Bedeutung des deutschen Waldes, dessen Zauber in romantischen Liedern so wundersam widertönt, kommt am deutlichsten in Eichendorffs Wald- und Wanderterminologie zum Ausdruck: *Waldhorn* (das romantische Lieblingsinstrument), *-hornslaut (Hörnerklang), Waldesnacht, -pracht, -rauschen, brausen,- -dunkel, -schauer, -hauch, -garten, -weise* usw. — Es gibt eine Reihe von Vorstellungsinhalten, die ganz allgemein als »romantisch« im engsten Sinn des Wortes gelten. Über sie belehrt uns die Wesensschau des Romantischen, die Tieck in den bekannten Programmversen seines Oktavianus bringt: »*Mondbeglänzte Zaubernacht, | Die den Sinn gefangen hält, | Wundervolle Märchenwelt, | Steig auf in der alten Pracht*«. Man hat die klassische Dichtung als Poesie des ruhig in sich befriedigten Besitzes gekennzeichnet und ihr harmonische Vollendung zugesprochen; für die Romantik dagegen ist schwärmerisch-schweifende Sehnsucht und ein niebefriedigtes Streben ins Unendliche charakteristisch. *Sehnsucht* ist tatsächlich ein romantisches Lieblingswort, das außerdem zumeist in bezeichnenden Verbindungen erscheint, die auf die rational nicht ausschöpfbare *Tiefe des Gemüts* deuten und die romantische Einstellung auf die *Unendlichkeit* symbolisieren: *unendliche, unbeschreibliche, ahndungsvolle, unaussprechliche, unbestimmte Sehnsucht*. Romantisch ist alles *Ferne*, alles, was im *ahnenden Dämmer der Vorzeit* liegt; so empfindet man *unaussprechliches Heimweh* nach dem vergangenen *Heldenzeitalter* und der *altdeutschen Kaiserherrlichkeit*, der Macht und Größe des *alten Reichs*. Diese Sehnsucht wird sprachbereichernd durch das Neuaufgreifen verschollener mittelhochdeutscher und frühneuhochdeutscher Worte. Aber auch auf räumliche Fernen richtet sich die romantische Sehnsucht. Im Sinn dieses Verlangens schwärmt man für das *Wunderland* des Orients, in welchem man das *höchste Romantische* beschlossen sieht, dessen man sich durch eine *zweite Renaissance* (*westöstliche* Dichtung) bemächtigen will.

Die Romantik ist eine gesamtkulturelle Bewegung, die, wenngleich sie die Kunst am höchsten stellt, doch auf verschiedenen Wissenschafts- und Lebensgebieten ihre Auswirkungen zeitigt, auch auf politischem. In die Jahre ihrer Herrschaft fällt das große Geschehen der Befreiungskriege, das im Wortschatz deutliche Spuren hinterläßt. Damals entstehen die Worte *Völkerschlacht* und *Völkerfehde;* die alten Ausdrücke *Landwehr* und *Landsturm* erhalten durch Scharnhorsts Verwirklichung seines Ideals der *allgemeinen Wehrpflicht* einen neuen Sinn. Von damals geschaffenen politischen Schlagworten, die großenteils auf die romantische Journalistik (Görres) zurückgehen, seien erwähnt: *Bundesstaat* (*Staatenbund* schon vorher bei Kleist), *Gefühlspolitik, Krämerpolitik, Kleinstaaterei, Rechtsstaat, militärischer Musterstaat, geschlossener Handelsstaat* (Fichte), *Selbstverwaltung, Weltwirtschaft, Antisemit* usw. — Das Erlebnis der Befreiungskriege bringt der durch die Romantik bedeutsam verstärkten bewußten Deutschgesinnung einen weiteren Auftrieb. Hier sei lediglich der *Turnvater* Jahn genannt. Die Ausdrücke *Volkstum* und *volkstümlich* sind seine Schöpfung. Die Fachsprache des Turnerwesens ist von ihm unter Benützung alten und mundartlichen Sprachguts zum großen Teil selbst geschaffen worden (*Kippe, Reck, Hantel, Wippe, Riege*). An der Spitze der damals sehr regen Sprachreinigungsbestrebungen steht der höchst verdienstvolle J. H. Campe, dessen glückliche Wortschöpfungen in so großer Zahl in den allgemeinen Sprachschatz übergegangen sind, daß in unserm knappen Überblick nicht mehr als ein nachdrücklicher Hinweis auf seine Tätigkeit gegeben werden kann. — In der jüngern Romantik kommen neben dem herrschenden idealistischen Kunstwollen auch wirklichkeitskünstlerische Ansätze zur Geltung, was gleichfalls aus dem Wortschatz deutlich wird. F. Schultz kann daher von einem Illusionismus des romantischen Sprachstils reden, womit er die sprachkünstlerische Absicht meint, durch Wortwahl und -formen die Illusion einer vergangenen Zeit oder eines entfernten Milieus zu erregen, die Patina des Alten zu erzeugen, wie es in jenem archaisch-chronikalischen Stil geschieht, für den Brentanos »Chronika eines fahrenden Schülers« das Musterbeispiel ist. Zu Beginn ihres Wirkens war die ältere Romantik altertümlichen Ausdrücken nicht gerade günstig gesinnt und von mundartlichen Wörtern und Wendungen glaubte A. W. Schlegel, daß sie nur zu komisch-realistischen Zwecken tauglich wären. Das ändert sich später von Grund auf und die jüngere Romantik schwelgt in Wortverwendungen, welche die herkömmliche Stilistik in die Kategorien Archaismus, Provinzialismus, Idiotismus, Vulgarismus, technische Fachworte einreiht. Auch hier nur kargste Auswahl. Altertümliche Ausdrücke: *meinen* (lieben), *Minne, Wat, Wadsack, gassaten gehen, Ruch, schmeißen* (in der Bedeutung schlagen), *fast* (sehr), *schier* (bereits); mundartliche Worte: Brentano verwendet mit sichtlichem Behagen wienerische Mundartworte, die er in einem kleinen Glossar erklärt, das nämliche tut Eichendorff (*grauslich, talket, genaschig*), Kleist gebraucht zahlreiche märkische Ausdrücke (*Fletten, Detz, Flaps, Hütsche, Kossät, heuren, twatsch*), bei den Schwaben und bei Raimund findet sich *dürfen* in der mundartlichen Bedeutung egere (statt hochsprachlich licere), Hoffmann mischt in seinen gemeinsprachlichen Stil unbedenklich Dialektworte wie *glau, mierig* usw.; Ausdrücke der untern Verkehrssprache: *aufrappeln, aushunzen, dämlich, wo* (für wie), *man* (nur); Fachworte: Novalis verwendet Bestände der Bergmannssprache (*mächtig, gebrech, Trum, vor Ort, schurren*), Eichendorff solche der Gaunersprache (*Klebis, Messen, Quin, Kummerer, Schöcherbeth, bracken*), Hoffmann beutet die Fachsprache der Böttcher und der Meistersinger aus und häuft musikalische Fachausdrücke (*Melismen, Ausweichungen, strenger Kirchenstil*). Bei ihm und bei Arnim zeigt sich dann eine merkwürdige Aufgeschlossenheit für die Terminologie des technisch-zivilisatorischen Fortschritts (*Fabrik, elektrisch, Telegraph, Dampfmaschine, Kunststraße, Draisine*). Wenn auch nicht wenige dieser realistischen Ausdrücke in satirisch-parodistischen Zusammenhängen stehen und die wirklichkeitskünstlerischen Ansätze damals noch häufig der Tendenzkrücke bedürfen, so wird der Entwicklungssinn doch unzweifelhaft klar. Auch der Wortschatz macht es deutlich, daß die Kultur der Idee, der die Romantik dient, gegen Ende ihrer Geltungsdauer abgelöst wird von einer neuen Kultur der Erfahrung.

Digitized by Google

DEUTSCHE LITERATUR

1.

Zur Weltanschauung der Aufklärung

Da kein Mangel an Literatur über die deutsche Aufklärung besteht, ist man bei jedem neuen Buche über das Thema verpflichtet zu fragen, inwiefern der Verfasser wirklich neue Gesichtspunkte herausgestellt hat. Wenn man diesen Maßstab bei der »Untersuchung der allgemeinen philosophischen Aufklärungsbewegung« anlegt, die Werner Gent unter dem nur teilweise zutreffenden Titel „Die geistige Kultur um Friedrich den Großen« veröffentlicht hat[1]), so wird man kaum zu einem positiven Ergebnis kommen. Der Verfasser ist zweifellos sehr unterrichtet über sein Gebiet, und er hat einen erfreulichen Blick für geistige Zusammenhänge. Aber seine Belesenheit dürfte zum Teil nicht aus erster Hand stammen, so daß dem Ganzen ein kompilatorischer Charakter eignet. Der Versuch, eine allseitig umfassende Darstellung zu geben, scheitert zudem am Mangel einer einheitlichen Idee und echter Gestaltungskraft. Die enzyklopädische Reihung von Personen und Weltanschauungsfragmenten wirkt lehrbuchhaft, ohne dabei Sichtung und Auswahl zu bieten. Ein Beispiel möge die Art der Charakterisierung Gents beleuchten. Im Kapitel »Die weltanschauliche Einstellung des Barock« heißt es etwa: »Die Männer, welche sich dem Alexandriner mehr oder weniger sklavisch anschließen, faßt man in der sogenannten 'Ersten schlesischen Dichterschule' zusammen; Namen wie Simon Dach, Philipp von Zesen, Zinkgraf (so!), Paul Flemming u. a. gehören hierher. Ihre ausländischen Vorbilder sind die Franzosen.« Man wird nicht behaupten können, daß mit diesen Worten das Wesen der genannten Schule zusammengefaßt oder gar etwas Neues gesagt ist. So bietet Gents Buch zwar eine große Menge aufschlußreichen Materials über die Weltanschauung der Aufklärungszeit, kann aber nicht den Anspruch erheben, ihre grundlegende Darstellung zu sein.

Horst Rüdiger
Hamburg-Altona

[1]) Junker u. Dünnhaupt, Berlin, Neue deutsche Forschungen, Abt. Philosophie, Bd. 19; 304 Seiten; brosch. RM 12.—.

2.

Reuters Leben und Werke

Die im Bibliographischen Institut erschienene Ausgabe der Werke Fritz Reuters ist eine Neuauflage der i. J. 1905 von Wilhelm Seelmann besorgten Ausgabe. Verantwortlich zeichnen jetzt Wilhelm Seelmann und Heinrich Brömse; eine Einführung schrieb Friedrich Griese; Federzeichnungen hat Fritz Koch, Gotha, beigesteuert. Die Werke sind nach ihrer zeitlichen Reihenfolge geordnet, den Texten liegen die Angaben letzter Hand zugrunde.

Das Wertvollste an der Ausgabe sind die im 12. Band vereinigten Einführungen zu den einzelnen Werken, die über deren Entstehung reichen Aufschluß geben, dann aber auch die Anmerkungen, die eine Fülle von wissenschaftlicher Kleinarbeit enthalten und für jeden, der mit Reuters Werken vertraut ist, unentbehrlich sind. Man hat bei Reuter den Eindruck, daß er eigentlich nur nach dem Leben zeichnet und seine Originale da nimmt, wo er sie findet, ohne viel eigenes hinzuzutun: so aus einem Guß stehen die Gestalten da. Die Anmerkungen aber zeigen, daß die Phantasie des Dichters eigentlich erst die Menschen neu schafft, die Handlung erfindet und von erstaunlicher Fruchtbarkeit ist. Man studiere die Anmerkungen zu Reuters größtem Werk: Ut mine Stromtid und wird hier besonders Überraschungen erleben. **G. L.**

[1]) Reuters Werke. Nach der in Gemeinschaft mit Conrad Borchling und Ernst Brander besorgten Ausgabe neubearbeitet und ergänzt von Wilhelm Seelmann und Heinrich Brömse. Mit einer Einführung von Friedrich Griese und Federzeichnungen von Fritz Koch-Gotha. — 12 Bände. Bibliographisches Institut in Leipzig. Je RM 1.90.

3.

Neue Rilke-Bücher

Rilke ist seit längerer Zeit beständig im Gesichtsfeld der literarischen Betrachtung geblieben. Besonders der Anlaß des 10. Todestages im Dezember 1936 hat die Zahl der Veröffentlichungen, die schon in den letzten Jahren zu bedeutender Höhe aufgestiegen war, weiter anschwellen lassen. So ist es verständlich, daß in einem Literaturüberblick auch über eine kurze Berichtszeit die nach Umfang, Absicht und innerem Gewicht unterschiedlichsten Arbeiten zusammengerückt werden.

Hans-Rudolf Müllers Rilke-Buch[1]) steht im Zusammenhange der protestantisch bestimmten Rilke-Deutung, aber an eigenem, im Anhang deutlich distanziertem Standort innerhalb der Rilke-Interpretationen. M. gibt unter dem Begriff des »Mystikers« eine Analyse der Rilkeschen Existenz im Kierkegaardschen Sinne. Die mystische Richtung, als Subjektverewigung aufsteigend, nach dem Umbruch in Wirklichkeits- und Dinglichkeitsmystik verwandelt, wird mit interpretatorischer Genauigkeit, stets in engem Anschluß an die Dichtung, aufgezeigt. Stundenbuch und Malte Laurids Brigge stehen so im Mittelpunkt, obwohl das Buch mit Recht als zusammenhängende Gesamtdeutung Rilkes auftritt. Ähnliches auf knapperem Raume behandelt der Essay Martin Kaubischs[2]), der von der Spannung zwischen mystischer Entselbstung und künstlerischem Schaffen und ihrer Überbrückung im Musikalischen ausgeht und, mehr in der Reihung von Einzelbeobachtungen, zu den sich hier aufdrängenden Fragen wie der Gottesauffassung im Stundenbuch, der Beziehung zu den »Dingen«, der Gestalt des »Engels« spricht. Ein Einzelthema, das zu dem Kreis der mystischen Begriffe enge Beziehung hat, behandelt Hildegard Kießling[3]) in ihrer Dissertation über die Einsamkeit bei Rilke. Von den biographischen und psychologischen Voraussetzungen ausgehend, zergliedert die Vfn. das Motiv in seine vielfachen Tönungen und Erscheinungen und verfolgt diese unter großem Aufwand an Belegmaterial durch das Rilkesche Werk. Bei aller Feinheit der Beobachtung wirken die Grenzen der rein sachlichen Ordnung etwas hemmend an einem so herausgelösten Thema, das ja unmittelbar zu einer Gesamtbehandlung des Phänomens Rilke hinstrebt. Ebenfalls die Einsamkeit, dazu die angrenzenden Begriffe Innerlichkeit, Unendlichkeitsdrang, Religiosität werden in Erwin Cleffs[4]) Arbeit als Grundzüge deutschen Wesens angesetzt und gleichzeitig als grundlegende Linien der Rilkeschen Persönlichkeit herausgestellt, um an ihnen die hie und da angefochtene Deutschheit der Rilkeschen Dichternatur nachzuweisen, die trotz der etwas schematischen Darstellungsweise damit ganz geschickt verteidigt wird. Rilkes besonderen Auftrag an den heutigen Menschen leitet Fritz Klatt[5]) in seiner ernsten (und schön ausgestatteten) Schrift aus der Art seiner Religiosität (Frömmigkeit, nicht Gläubigkeit) und seines Wirklichkeitssinnes ab, vor allem aber aus der Weltdeutung der ganzen späteren Dichtung, in der er eine künstlerische Entsprechung zu der innerlichen Erfahrung der Frontgeneration findet. Hier ist schon die Verlegung des Interesses auf das Spätwerk Rilkes zu beachten, die innerhalb der jüngsten Forschung zu überwiegen beginnt. Mit gutem Grund bemüht man sich dabei in eigenen Arbeiten um das reine Wort- und Sachverständnis, das zunächst zu leisten ist. Für die Orpheus-Sonette versucht das Johanna von Freydorf[6]) mit einer fortschreitenden Umschreibung, nach Vorwegnahme einiger Hauptbegriffe des Werkes, in knappen, manchmal allzu kargen Hinweisen. Den gleichen Weg, noch näher am Text und etwas breiter ausführend, wählt Werner Wolf[7]) zur Deutung der Duineser Elegien. Diese Methode der Prosaparaphrasen, die in beiden Schriften erfolgreich der einfachen Erhellung des sprachlichen Ausdrucks dient, zwingt aber auch beide Male, eine oft störende Ernüchterung durch den Alltagsgebrauch der in der Dichtung so künstlerisch erhobenen Sprache in Kauf zu nehmen. Diese Gefahr hat Heinrich Cämmerer[8]) durch die Wahl seiner Ausdrucksmittel besser vermieden, obwohl seine umfangreiche und genaue Deutung der Elegien sich ebenfalls fortlaufend am Text entwickelt. Die Interpretation wird aber an manchen Stellen auch auf andere Werke ausgedehnt, schließlich auch mehrfach durchstoßen durch grundsätzliche Auseinandersetzungen mit dem Weltbilde Rilkes, die jedoch, ohne geradezu die Einheit zu zerreißen, dem Buche eine gesteigerte Gegenwartsbedeutung verleihen.

Dr. W. Baumgart
Berlin

[1]) Hans-Rudolf Müller, Rainer Maria Rilke als Mystiker. Bekenntnis und Lebensdeutung in Rilkes Dichtungen. Berlin (Furche-Verlag) 1935. 245 S. Geb. RM 6.80.
[2]) Martin Kaubisch, Rainer Maria Rilke. Mystik und Künstlertum. Dresden (Wolfgang Jess) 1936. 70 S. Kart. RM 2.—.
[3]) Hildegard Kießling, Die Einsamkeit als lyrisches Motiv bei Rainer Maria Rilke. Jena (Frommannsche Buchhandlung Walter Biedermann) 1935. (Jenaer Germanistische Forschungen 28.) 75 S. Br. RM 4.—.
[4]) Erwin Cleff, Grundzüge deutschen Wesens in der Dichtung Rainer Maria Rilkes. Würzburg (Konrad Triltsch) 1936. 70 S. RM 2.50.
[5]) Fritz Klatt, Rainer Maria Rilke. Sein Auftrag in heutiger Zeit. Berlin (Lambert Schneider) 1936. 82 S. RM 1.85.
[6]) Johanna von Freydorf, Die Sonette an Orpheus von Rainer Maria Rilke als zyklische Dichtung. Würzburg (Konrad Triltsch) 1937. 30 S. RM 1.50.
[7]) Werner Wolf, Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien. Eine Textdeutung. Heidelberg (Carl Winter's Universitätsbuchhandlung) 1937. Kart. RM 1.50.
[8]) Heinrich Cämmerer, R. M. Rilkes Duineser Elegien. Deutung der Dichtung. Stuttgart (J. B. Metzler) 1937. 151 S. Kart. RM 4.50, Lwd. RM 6.—.

Als neues, großes Standardwerk der Erdkunde und als **eine überragende Leistung deutscher Kultur** erscheint mit gegen **4000** scharfen Bildern und Kärtchen, dazu **300** farbigen, naturnahen Landschaftsbildern, vielen großen Übersichtskarten: **Handbuch der geographischen Wissenschaft**

Herausgegeben von Prof. Dr. **Fritz Klute** in Verein mit Universitätslehrern, Schulgeographen und Forschungsreisenden. — Dieses für die Schule und Wissenschaft unentbehrliche, für jede Hausbibliothek begehrenswerte Werk liefert zu **günstigen Bedingungen**

Man verlange ausführliches Angebot u. Ansichtssendung 160

ARTIBUS ET LITERIS
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Nowawes

Digitized by Google

4.

Volkslied und Gegenwart

Zu allen Zeiten waren Bewegungen am Werke, die in besonderer Weise auf Bestand und Wesensart des Volksliedes umbildend einwirken mußten. In ausnahmsweise breiter Entfaltung und vielfach beschwingt von leidenschaftlicher Zielsetzung treten sie in den letztvergangenen 30 Jahren in Erscheinung. Wir sehen ihr verheißungsvolles Aufkeimen im Volksliederlebnis des Wandervogels (Zupfgeigenhansl!), sehen im Verlaufe der Jahre weitere Jugendbünde aller Schattierungen singend und musizierend sich mit dem Volksliede auseinander setzen; Singbewegungen und Singkreise treten auf den Plan und kämpfen für das »echte« Volkslied nicht nur in ihren eigenen Reihen, sondern in Singabenden und offenen Singstunden auch unterm breiten Volke. Der Schulmusikunterricht wird auf neuen, in mancherlei Hinsicht ans Volkslied anknüpfenden Grundsätzen aufgebaut. Mit Erstarken der nationalsozialistischen Bewegung bahnt sich eine Zusammenfassung der zersplitterten Bestrebungen an und führt zu dem die weitesten Volkskreise umfassenden und dem politischen Lied starken Vorrang verleihenden Gemeinschaftsgesang in den Gliederungen der Partei.

Bleibende Zeugen dieser Vorgänge sind u. a. eine Unmenge von Liederbüchern. Wer sie durchblättert, sieht auf den ersten Blick, wie in ihnen Liedgut verschiedenster Gestaltung bunt nebeneinander liegt: durchaus volksliedhaftes, sei es altüberliefert, oder erst in junger Zeit volksentsprungen, Umdichtungen alten Volksguts unter Anpassung an neue Verhältnisse, im Volksmund umgestaltetes Kunstgut, wie auch solches von noch rein individueller, autorrechtlich geschützter Artung, Leistungen von stärkster künstlerischer Eigenprägung einschließend. Und dies gilt für Wort und Weise, wobei in einem und demselben Liede die beiden vielfach einer unterschiedlichen Schichte angehören.

Bei dieser sowohl für die Geschichte des Volksliedes wie für die Volksmusikpflege belangreichen Sachlage hat das Archiv Deutscher Volkslieder in Berlin, damals noch unter Leitung von Hans Mersmann, im Jahre 1934 damit begonnen, als Ergänzung zu seinen umfassenden Katalogen der aus Volksmund aufgezeichneten Melodien auch einen solchen des Melodienguts der Liederbücher aus Singbewegung und Partei zu erstellen, und als einen ersten Überblick über die Fragen, die sich aus einer näheren Untersuchung des Verhältnisses zwischen diesen beiden Bereichen in melodischer Hinsicht ergeben, legt Mersmann eben ein Buch »Volkslied und Gegenwart« vor. Es ist in 10 Kapitel geteilt, von denen das 3. bis 5. vor allem Fragen des Liedguts von Singbewegung und Partei, von Mersmann unter dem Begriff »Zeitlied« zusammengefaßt, behandeln, während das 6. bis 9., sich fast ausnahmslos auf die Arbeiten von Bringemeier und Spießer stützend, das Volkslied nach seinen inneren und äußeren Lebensbedingungen schildern, Gegebenheiten, die dem Volkskundler im allgemeinen längst vertraut sind. Die schwere Aufgabe, den Leser durch einen sehr verwickelten Fragenkomplex mit sicherer Hand und festem Ziel hindurchzugeleiten, scheint nicht ganz geglückt, und schon das zweite Kapitel »Volkslied und Gegenwart«, das einen vorläufigen Überblick über die Strömungen der letztvergangenen 35 Jahre zu geben versucht, verwischt das tatsächliche Bild, da es den Anschein erweckt, als sei das ererbte Volkslied zu Anfang unseres Jahrhunderts im Volke allmählich verstummt, während es doch bis heute, zwar bereichert, doch nicht abgelöst durch das »Zeitlied«, unter verhältnismäßig geringer Wandlung seines Bestandes sich weiter fortpflanzte. Auch im einzelnen wäre noch manches auszustellen, wie z. B. die gänzlich schiefe Beurteilung der germanistischen Volkslied-Textforschung, die unter Verneinung der schöpferischen Kraft des singenden Volkes die Wiederherstellung der reinen Urfassung aus den Varianten gefordert haben soll (S. 69): und doch hat gerade John Meier, der als angeblicher Vertreter dieser Forderung genannt wird, in seitenlangen Ausführungen ausdrücklich betont, daß jeder Versuch, ein Volkslied in seiner ursprünglichen Fassung zu rekonstruieren, auf geradem Wege vom Volksliedhaften wegführt und in den meisten Fällen zum Mißlingen verurteilt ist (Kunstlieder im Volksmunde, S. XVI bis XXXII). Doch sei von solchen Einwürfen abgesehen: Mersmanns Veröffentlichung hat ihre besonderen Verdienste, ein Forschungsgebiet in Angriff genommen zu haben, auf dem Erkenntnisse zu erwarten sind, die nicht nur unsere Einsicht in das Wesen des Volksliedes vertiefen, sondern auch wichtige Anregungen in volkserzieherischer Hinsicht vermitteln werden.

Erich Seeman

Hans Mersmann, Volkslied und Gegenwart. Ludwig Voggenreiter Verlag Potsdam (1937). 96 Seiten. Kart. RM 2.50; geb. RM 3.50.

5.

Deutsche Dichtung der Gegenwart

Einen gültigen Überblick über die Gegenwartsdichtung zu geben ist nicht leicht. Wer es versucht, muß anders zu Werke gehen als der Literarhistoriker gemeinhin; denn nicht Literaturgeschichte soll er darstellen, sondern Literaturgeschehen, dessen Kräfte und Strebungen er zwar aufzuspüren vermag, dessen Errungenschaften und Bewährungen jedoch dem Urteil späterer Zeit aufbehalten sind. »Erst wenn du die Stadt verlassen hast, siehst du, wie hoch sich ihre Türme über die Häuser erheben.«

Zwei neue Versuche, die deutsche Dichtung der Gegenwart als Ganzes aufzufassen, liegen vor[1]), und es ist bezeichnend, wie sie beide in der Art, den Stoff zu bieten, sich unterscheiden von den Literaturgeschichten, die aus dem Abstand gestalten können: nicht auf die überragenden Persönlichkeiten und ihr eigentümliches Schaffen richtet sich beider Augenmerk, sondern auf die tragenden Kräfte, die das Viele der Stände und Schichten im Volk zu dem Einen der Volkheit führen, und auf die Förderung dieses Vorgangs durch die Dichter.

Erich Trunz zeigt in seinem Büchlein, wie aus dem soldatischen Erlebnis des Krieges und dem neubelebten bürgerlichen Geisteserbe, aus wiedererwachter bäuerlicher Gesinnung und volkgewordenem Arbeitertum und aus der artbewußten Weltoffenheit des Auslandsdeutschen sich in der Dichtung ein neues Bild zu formen beginnt, dessen »gewachsene Vielgestalt« zwar erhalten bleibt, das aber »zugleich und zutiefst eine Einheit« erkennen läßt: »Der Glaube an unsere Bedingtheit in Zeit und Blut und an unsere Aufgabe, von diesem Standpunkt aus Höchstes zu schaffen, der Glaube an die Aufgabe der Dichter und die Zuversicht, daß sie wie alle geistigen Führer 'ihrer Volksgemeinschaft dienen, und daß sie von ihrer Volksgemeinschaft aus der Menschengemeinschaft dienen ...', dieser Glaube lebt in Kolbenheyer, Griese, Lersch, Dwinger und Grimm in gleicher Weise. Ein neues Bild des Menschen ist im Erstehen, und die Dichter haben Entscheidendes getan, um es zu schaffen.« Wenn Trunz in seiner »Bildnisreihe« jedem Abschnitt den Namen eines der fünf genannten Dichter zuordnet, so bedeutet das nicht, daß er sie als einzige »Türme« betrachtete und eingehende Einzelbeschreibungen gäbe — in der Darstellung des Bauerntums ist von Agnes Miegel beispielsweise ebenso ausführlich die Rede wie von Friedrich Griese, dessen Name nur als deutlichstes Kennzeichen unter der Überschrift steht. Eine gewisse Vorliebe des Verfassers kommt darin zum Ausdruck, daß der Abschnitt über das an Dwingers Dichtung aufgezeigte »Erlebnis des Krieges« die Darstellung eröffnet und die übrigen vier alle von Dwinger ausgehen. Zugleich fügen sich durch dieses Kunstmittel wie durch den Schlußabschnitt »Von den Wegen zur Einheit der deutschen Dichtung« die fünf Bildnisse zu einer wirklichen »Bildnisreihe«.

Arno Mulots Darstellung der »Deutschen Dichtung unserer Zeit« ist breiter angelegt. Von dem ganzen geplanten Werk ist jetzt das erste Drittel des ersten Teils erschienen, das sich mit dem »Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit« befaßt. Die beiden nächsten Hefte werden dem Soldaten und dem Arbeiter gelten. Der zweite Teil dann soll »Volk und Reich« heißen und der dritte und letzte »Deutsche Welt- und Gottschau«.

Mulot verzichtet entschiedener als Trunz auf die Formung von runden Bildnissen dichterischer Einzelpersönlichkeiten. »Er sucht vielmehr«, wie es in der Verlagsankündigung heißt, »die entscheidenden völkischen Gestalt- und Gebildezusammenhänge als Grundlage, um festzustellen, wieweit und in welcher Weise sie vom Dichter erhellt werden.« Er gibt also in dem jetzt vorliegenden Heft keine Darstellung der Bauerndichter, sondern er schildert Schicksalsweg und Art des Bauerntums; dabei erscheint von den zu Veranschaulichung und Prüfung herangezogenen Dichtwerken jeweils nur eine besondere Seite, je nachdem in der Darstellung über den »Daseinskampf des Bauerntums«, über »das elementare Wesen des bäuerlichen Menschen«, über »die bäuerliche Familie«, »das Dorf«, über »das Bauerntum in seiner rassischen und geschichtlichen Wirklichkeit« oder über die »Folgen des Weltkriegs für das Bauerntum« gehandelt wird. Überall beweist Mulot einen sicheren Blick für das Wesentliche. Manche Einseitigkeiten, etwa in der Beurteilung Ernst Wiecherts, ergeben sich notwendig aus der Fragestellung, berichtigen sich aber von selbst. Im ganzen erweist sich der Ansatz als außerordentlich fruchtbar, und man legt das Bändchen mit erwartungsvoller Vorfreude auf das nächste aus der Hand, dessen Erscheinen noch für den kommenden Herbst versprochen wird.

Dr. Friedrich Beißner
Gießen

[1]) Erich Trunz: Deutsche Dichtung der Gegenwart. Eine Bildnisreihe (Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher. Heft 44). Verlag von Georg Stilke, Berlin 1937. 65 Seiten. RM 1.80.
Arno Mulot: Die deutsche Dichtung unserer Zeit. I. Teil. Erstes Buch: Das Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1937. 80 Seiten. Geh. RM. 2.85.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Tel. 31-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: Houben-W., Methoden d. org. Chemie, neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie. Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 375.—. Berichte: 1892—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten! nur 750.—

Digitized by Google

Dr. MAX ITTENBACH, Danzig

Zahlensymbolik in der Komposition mittelalterlicher Dichtungen

Unter Zahlensymbolik verstehen wir die mittelalterliche Beschäftigung mit einfachen Zahlen und Zahlenverhältnissen, die in ihnen Gegebenheiten von religiöser Bedeutung sieht. Sie äußert sich einmal in wissenschaftlicher, d. h. theologisch-metaphysischer Beschäftigung mit den Zahlen, deren Auswirkung bis in den heutigen Volksglauben hinein zu verspüren ist; andrerseits auch in künstlerischer Darstellung der Zahlen und Zahlenverhältnisse, die z. B. als Grundverhältnisse Bauwerken zugrundegelegt werden. Die Zahlensymbolik kommt aus alten eigenvölkischen und aus fremden Quellen her; sie begleitet mit ihren verschiedenen Anwendungen den ganzen Wandel der Denkformen im Mittelalter und hat sich in einigen geistigen Bezirken bis in die Gegenwart hinein lebendig erhalten.

Hier aber soll uns nur jene künstlerische Zahlensymbolik beschäftigen und zwar in einer Epoche, wo sie auf ein Gebiet hinübergreift, das ihr im Allgemeinen unzugänglich scheint: die Dichtung. Die geistlichen deutschen Gedichte in dem Jahrhundert um 1100 sind erfüllt von zahlensymbolischen Gedankengängen, die in der gleichzeitigen Theologie aus alter Überlieferung aufs Neue aufleben. Die sakral wichtigen Zahlen, besonders die Drei-, Vier-, Sieben- und Zehnerzahlen, werden bei allen Gelegenheiten hervorgehoben und feierlich genannt; zwei Gedichte beschäftigen sich ausschließlich mit der Bedeutsamkeit der Siebenzahl. Aber darüber hinaus ist, ebenso wie in der gleichzeitigen Architektur, Aufbau und Grundriß der Gedichte oft von zahlensymbolischen Gedanken bestimmt. Diese Dichtkunst kennt eine feste Einheit, auf die sich alle Proportionen und Maßzahlen beziehen: die Strophe, ein sprachlich-stilistisches, ebenso aber auch inhaltliches Ganze, bei dem metrisch noch nicht die strenge Forderung völliger Gleichheit innerhalb des Gedichts gilt wie in späterer Zeit: die Zahl der Reimpaare in der Strophe schwankt in bestimmten Grenzen. Diese strophische Form ist allen Gedichten gemeinsam; in den Handschriften werden die Strophenanfänge regelmäßig durch Initialen hervorgehoben, die (neben den Verstrennungspunkten) die einzige Gliederung des Textes bilden. Wir beobachten nun an einigen Beispielen die zahlensymbolische Ordnung des Strophengefüges.

Das in Bamberg um 1060 entstandene Ezzolied ist die richtungweisende Leistung jenes Zeitabschnitts. In der uns erhaltenen Fassung besteht es aus 34 Strophen: 30 Strophen behandeln das Thema, dann folgt ein dreistrophiges Gebet und, von ihm abgehoben, eine Schlußstrophe. Diese Gesamtzahl und ihre Einteilung wird merkwürdig, wenn wir darauf aufmerksam werden, daß das Gedicht selbst auf diese Gesamtzahl und dieselbe Aufgliederung dieser Gesamtzahl verweist: in Str. 20 wird die Zahl der Lebensjahre Christi eindringlich hervorgehoben: es sind 33, wozu der Dichter das 34. als Todesjahr rechnet. Vorher schon hat er das dreißigjährige Leben Christi im Verborgenen herausgehoben. Das Thema seines Gedichts ist das Erlösungswerk Christi: zur äußeren Form seines Gedichts hat er sich demgemäß die Zahl von Christi Lebensjahren und ihre übliche Aufgliederung in: 30 Jahre im Verborgenen, 3 Jahre Lehren und Wunder, 1 Todesjahr gewählt. Die 30 Strophen des Themas gliedert er in 3 Dekaden: die erste Dekade enthält die Heilsgeschichte vor der Erscheinung des Erlösers, die zweite Dekade enthält die Erscheinung Christi und sein Leben, die dritte Dekade enthält die Vollendung der Erlösung durch seinen Opfertod.

Diese einfache und eindrucksvolle Anlage des Ezzoliedes, durch die sich bis in die äußere Form hinein das Thema zahlensymbolisch darstellt, wird durch die großartige Anlage des etwas jüngeren Annolieds bestätigt. Sein Thema ist die Verherrlichung des Kölner Bischofs Anno, der sich die Erziehung des jungen Heinrich IV. angemaßt und damit die Reichsgewalt für eine Zeitlang in seine Hände gebracht hatte. Anno verband damit auf seine Weise die großen kirchenpolitischen Pläne der Salier, die auf eine abendländische Hierarchie unter Führung des deutschen Kaisertums hinausliefen. Dieser große Plan, der politisch unter Heinrich IV. endgültig scheiterte, spiegelt sich noch einmal in der dichterischen Konzeption des Annoliedes: alle geistliche und weltliche Würde und Gewalt ist in Anno vereinigt. Eine großzügige Übersicht über die Heilsgeschichte führt von der Schöpfung bis zu Anno, eine weit ausgeführte Darstellung aller weltlichen Gewalt vom Ursprung der ersten Burg bis zur gegenwärtigen Bedeutung Kölns führt ebenfalls auf Anno hin; dann erst beginnt — im letzten Drittel des Gedichts — die Darstellung seines Lebens, die aber keine Biographie ist, sondern eine Folge von Bildern, in denen seine Vollkommenheit immer deutlicher herausgestellt und endlich durch ein Wunder bestätigt wird. Auch dieser einheitlichen und sinnvollen Komposition entspricht eine zahlensymbolische Aufgliederung der Strophengruppen.

Die Gesamtzahl der Strophen ist 49: der gesteigerte numerus perfectus der Siebenzahl. Die Übersicht über die Heilsgeschichte bis auf Anno reicht bis Str. 7, die weltgeschichtliche Übersicht bis auf Anno reicht bis Strophe 33, und hierauf beginnt zugleich die Darstellung seines Lebens, so daß die Strophen 7 und 33, die beide von der zentralen Bedeutung Annos im Weltgeschehen sprechen, die beiden Angelpunkte des Gedichts sind. Die Bedeutung dieser Anordnung wird von Str. 33 selbst her verständlich: hier erscheint Anno als der 33. Amtsträger der kölnischen Bischofsgewalt, aber als der 7. Heilige in der Zahl seiner Amtsvorgänger. So spiegelt sich die Thematik des Gedichts mit zahlensymbolisch sinnvollen Entsprechungen in seiner äußeren Gliederung. Auch das letzte Drittel ist mittels der Vierzahl regelmäßig und sinnvoll angeordnet: die Darstellung von Anno als Heiligem zerfällt in 4 Bilder von je 4 Strophen: sein vollkommenes Leben; seine letzte Läuterung; sein Tod; Bestätigung seiner Heiligkeit durch ein Wunder. Auch hier erscheint also, wie im Ezzolied, ein geradezu architektonisch gedachter Gedichtkörper, der nach zahlensymbolischen Gesichtspunkten vom Thema her geformt ist.

Ein anderes Beispiel sei kurz gestreift: eine christliche Weltordnungslehre, die den modernen irreführenden Titel »Summa Theologiae« erhalten hat. In ihrem Mittelpunkt steht das in die vier Richtungen weisende Kreuz; die erste Hälfte der Dichtung enthält einen Abriß der Heilsgeschichte, der vom Beginn der Schöpfung her auf den Kreuzestod hinführt; die zweite Hälfte enthält eine Lebenslehre, die aus der Erlösungstat entwickelt wird. Diesem inhaltlichen Aufbau entspricht in der Symbolik der Maßzahlen die äußere Gliederung bis ins Einzelne: die Gesamtzahl der Strophen ist 32 — die gesteigerte Vierzahl. Vom Kreuz sprechen vier Strophe in der Mitte des Gedichts, Str. 15 bis 18. Von dieser Mitte aus sind die beiden Flügel in Gruppen zu 2 und 4 Strophen so aufgegliedert, daß sie sich in ihren Themen symmetrisch entsprechen, also z. B. Str. 13/14 und Str. 19/20, Str. 1/2 und Str. 31/32. Das Gefühl für die architektonische Fügung und Geschlossenheit der Sprachkörper geht so weit, daß es sogar die Wortwahl beeinflußt: der Dichter vermeidet im ganzen Gedicht das zentrale Wort »Kreuz« und ersetzt es durch Synonyma wie »galgen«, um es nur in den vier mittleren Strophen, und dort in streng symmetrischer Anordnung viermal, einzusetzen.

Diese Beispiele sind bezeichnend für die Gedichtkompositon in einem Zeitabschnitt, der sich ungefähr mit der Regierungszeit des salischen Kaiserhauses deckt. Beziehen wir noch die entsprechenden, in Deutschland entstandenen lateinischen Gedichte mit ein, wie sie in den Cambridger Liedern überliefert sind, so kommt noch die Zeit des letzten Ottonen, Heinrichs II., hinzu. Andrerseits setzt sich in der geistlichen Dichtung der frühen Stauferzeit diese Kunstübung fort. Soweit uns die Überlieferung den Blick auf die ganzen Gedichte freigibt, stellen wir fast regelmäßig eine architektonisch gedachte, von Zahlensymbolik oder einem symmetrischen Grundplan ausgehende Gliederung der äußeren Form fest, die in enger Verbindung mit dem Inhalt steht. Über diesen Zeitabschnitt und über die geistliche Dichtung aber reicht dieses Aufbauprinzip in der hier entwickelten Form nicht hinaus: insbesondere läßt es sich in der im 12. Jh. beginnenden, strophisch gegliederten weltlichen Dichtung nicht feststellen.

Mit dieser Einsicht in die zahlensymbolische Fügung ist ein neuer Ansatz für das Verständnis und die Beurteilung der deutschen Dichtung im 11. und frühen 12. Jh. gewonnen, einer Zeit also, die sehr arm an literarischen Denkmälern ist. Wir gelangen zu einer weit höheren Einschätzung der Dichtung, als sie bisher gelegentlich vorgenommen wurde: jene Gedichte erscheinen nicht mehr als theologische Stoffballungen ohne innere Selbstständigkeit, sondern als souveräne Kosmologien auf christlicher Grundlage, denen die gleichzeitig blühenden romanischen Literaturen nichts Entsprechendes zur Seite stellen können; sie sind der großen politischen Entfaltung Deutschlands unter den ersten Saliern und der großen gleichzeitigen Baukunst, die Dome wie die zu Speyer und Mainz hervorbrachte, nicht unwürdig.

Zugleich lernen wir die erhaltenen Texte besser schätzen. Es kann keine Rede davon sein, daß wir im Annolied, wie es Martin Opitz in Danzig 1639 drucken ließ, nur eine verstümmelte Überlieferung vor uns hätten. Auch beim Ezzolied hat man, wie wir nun überprüfen können, die überlieferte, ausführlichere Fassung zu voreilig für eine spätere Erweiterung genommen und das Fragment einer kürzenden Umarbeitung für das Ur-

Digitized by Google

sprüngliche gehalten. An vielen anderen Stellen werden wir darauf geführt, willkürliche Streichungen und Besserungen älterer Textausgaben rückgängig zu machen.

Über ihren beschränkten Stoffkreis hinaus weisen uns diese Beobachtungen auf die Strophe als den wichtigsten Baustein der frühen Dichtungen hin: es sind die Einheiten, mit denen hier gerechnet wird. Für jedes dieser Gedichte läßt sich eine eigene innere Form der Strophe aufweisen; von den Strophen des frühen Memento mori bis zum Übergang der Annoliedstrophen in die Erzählabschnitte der Kaiserchronik läßt sich eine lange Entwicklungslinie zeichnen.

Außerdem können wir von hier aus — vielleicht an frühester Stelle — deutsche und romanische Dichtung mit einigermaßen vergleichbaren Werken einander gegenüberstellen. Denn etwa zur selben Zeit beginnt die altfranzösische Literatur mit Gedichten größeren Umfangs, den beiden Legenden von St. Leodegar und St. Alexius, und die provenzalische Dichtung mit der Fideslegende. Auch hier spielen äußere Maßverhältnisse eine wichtige Rolle; es zeigen sich ebenso durchdachte und großzügige Fügungen wie in Deutschland. Aber das Verhältnis von Inhalt und Form ist für unsere Begriffe lockerer; und die Verwendung der Maßzahl ist eine gründlich andere: in den romanischen Dichtungen durchzieht sie als ein einheitliches Prinzip das ganze Gedicht und wirkt so sehr ebenmäßige, übersichtliche Gebilde; in den deutschen Dichtungen ist sie eng an den Inhalt gebunden, geht unmittelbar aus ihm hervor und wirkt verschieden große Abschnitte, die zu einem wohlgegliederten, aber nicht sofort überschaubaren körperhaften Ganzen zusammentreten; der Charakter der Maßzahl tritt vor dem der symbolischen Zahl zurück; sie wird weniger wie ein Formgesetz, eher als ein Schrein empfunden, der als äußere Hülle dem Gedankenbau der Dichtung angemessen ist.

Max Ittenbach, Deutsche Dichtungen der salischen Kaiserzeit Würzburg. 1937.

NEUE
ANTIQUARIATSKATALOGE

Kat. Nr. 186: **Lessing und seine Zeit.** 1320 Nummern.

Kat. Nr. 187: **Deutsche Landes- und Ortsgeschichte, Genealogie u. Heraldik.** 2414 Nummern.

„Der Bücherwurm". Berlin W 30, Motzstr. 24

Versandbereit: *Katalog 80:* **Romanistik-Anglistik**
In Vorbereitung: **Klassische Philologie**
GRÄFE u. UNZER / DAS HAUS DER BÜCHER
Königsberg Pr. / Europas größte Buchhandlung
Beide Kataloge werden kostenlos versandt.

Soeben erschien: Antiquariatskatalog: 439 **Geschichte.**
3303 Nummern. Zusendung kostenlos.
GSELLIUS'sche Buchhandlung (F. W. Linde)
Berlin W 8, Mohrenstraße 52

Soeben erschienen:
Auktionskatalog XV (Bibliothek Haeberlin):
Handschriften — Miniaturen — Alte Drucke und Holzschnittbücher — Kupferstichwerke — Klassiker und Humanisten — Deutsche Literatur — Kulturgeschichte (Geographie und Geschichte etc.) — Bibliographie — Monacensia.
KARL & FABER
Kunst- und Literatur-Antiquariat
München 2 NW Karolinenplatz 1

SOEBEN ERSCHIEN
ANTIQUARIATSKATALOG 148
WELTGESCHICHTE IN BIOGRAPHIEN
LIPSIUS & TISCHER, KIEL

ZUR ROMANISCHEN KULTURGESCHICHTE

I.

Eine neue Darstellung des Altfranzösischen

Rheinfelder will in seiner Altfranzösischen Grammatik, von der bisher die Lautlehre erschienen ist, keine neuen wissenschaftlichen Ergebnisse bringen. Vielmehr soll die aus der Praxis heraus entstandene Arbeit in erster Linie praktischen Zielen dienen. Zweifellos werden die behandelten Erscheinungen dem Studierenden faßlich dargestellt, wenn man auch über die Anordnung im einzelnen geteilter Ansicht sein mag. So dürfte z. B. der ganze Abschnitt S. 113ff. (Vokal vor Palatalkonsonant) schwer verständlich sein, wenn nicht zuerst die entsprechenden Erscheinungen des Konsonantismus behandelt sind. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn der Phonetik ein breiterer Raum gewährt worden wäre. Der Verfasser verzichtet bewußt darauf, obwohl gerade von hier aus eine umwälzende und über die bisherigen vergleichbaren Arbeiten hinausführende Darstellung hätte gegeben werden können. Denn gerade das macht das Studium des Altfranzösischen für die meisten Studierenden so schwierig und unerfreulich, daß sie zu sehr am Stoff kleben und die großen phonetischen Gesetze zu wenig erkennen. Das gleiche gilt für die hier ebenfalls fehlende Darstellung der Mundarten. Die meisten vorhandenen praktischen Einführungen geben ein vom Neufranzösischen her gesehenes »Normalaltfranzösisch«, mit dem der Studierende vor dem fast immer mundartlich gefärbten Text wenig anzufangen weiß. Einen unbedingten Vorzug des Buches bilden dagegen die zahlreichen Beispiele, bei denen die neuere etymologische Forschung berücksichtigt ist. Um so mehr vermißt man hier das Wortverzeichnis, ein Mangel, dem hoffentlich im zweiten Band abgeholfen wird. **Dr. Rech**

Hans Rheinfelder, Altfranzösische Grammatik. Erster Teil: Lautlehre. Max Hueber Verlag, München. 1937. XV u. 323 S. Kart. RM 6.80.

2.

Die Burgunder in Frankreich

Hatten die beiden ersten Bände der »Romania Germanica«, des mächtigen Werkes des Berliner Romanisten Ernst Gamillscheg über die Germanen auf dem Boden des alten Römerreichs, vor allem eine gewaltige Synthese der geschichtlichen Auswirkungen des Zusammentreffens der germanischen Völkerstämme mit dem antiken Imperium geboten — eine Synthese, wie sie in dieser durchdringenden Formung die Gegenwartsforschung auf dem Gebiet der Romanistik immer als einen Gipfel der deutschen Sprachwissenschaft auszeichnen wird —, so bedeutet der Schlußband des monumentalen Standardwerkes vor allem eine großartige Pionierarbeit.

Mit einer Kühnheit, wie sie nur dem mit dem mikroskopisch kleinen Mosaikteilchen ganzheitlich denkenden und bauenden Meister eignet, hat Gamillscheg der Wissenschaft ein Neuland erobert, daß die Kärrnerarbeit gewiß um manch eine oder die andere Strecke fruchtbarer Einzelforschung bereichern wird. Sie wird aber für alle Zeiten auf dem Boden bauen, den Gamillscheg gewonnen und bereitet hat. Dies Neuland, das der unermüdlich im größten Stil schaffende Gelehrte dem Nebelmeer unserer bisherigen Vorstellungen davon abgerungen und das er der Wissenschaft überraschend als gesicherten Besitz geschenkt hat, hat er vor den zwei Jahren, die zwischen dem Erscheinen des ersten und des dritten Bandes liegen, noch selbst kaum in seinen Umrissen vor sich gesehen, wie aus dem Vorwort hervorzugehen scheint. Nun aber vermitteln Gamillschegs Ergebnisse Einsicht in die Tragweite gerade des burgundischen Einflusses auf die Sprach- und Siedlungsgeschichte Frankreichs und die deutsch-romanischen Berührungen, die geeignet sind, viel Wesentliches in unabsehbar neuartiger Erhellung zu zeigen. Der bisher immerhin empfindbare Widerspruch, der z. B. zweifellos darin lag, daß man allgemein in Anbetracht des kaum 100jährigen Bestandes des burgundischen Reiches eine entsprechende Bedeutungslosigkeit der burgundischen Kolonisation annahm, daß aber andererseits burgundische Eigenart sich auch heute noch volkskundlich klar umreißen läßt, dieser Widerspruch besteht nun nicht mehr. Zwar haben sich nur geringe Spuren wie des Germanischen überhaupt, so zumal auch des Burgundischen im Verhältnis zu dem verströmten Volkstum sprachlich so erhalten, daß sie der siedlungsgeschichtlichen Erschließung nutzbar zu machen sind. Aber an Hand des einzigen literarischen Denkmals des Südostfranzösischen, das zeitlich in Betracht kommt, des Epos vom Grafen Girard von Roussillon, gewinnt Gamillscheg die Möglichkeit aufzuzeigen, daß der sprachliche Niederschlag der typisch burgundischen Kultur einst größer war, als es die Reliktwörter an sich erkennen ließen. Doch es ist hier nicht möglich, auch nur teilweise auf die Weite und Tiefe des Quellenstoffes und auf die exakt sprachwissenschaftliche Methodik des Werkes hinzuweisen. Die Belege altburgundischer Namen, die systematische Auswertung der Ortsnamen, die zeigen, »daß die Heldennamen des Nibelungenliedes altes burgundisches Sprachgut sind«, vertiefen unsere Kenntnis der tragischen Geschichte des Germanentums auf römischem Boden nicht nur mit einem grundlegenden neuen Kapitel, sondern sie tragen zur stammlichen Geistesgeschichte der Burgunder, die Gamillscheg den vielleicht begabtesten der germanischen Stämme nennt, darüber hinaus entscheidend bei. Mit den fruchtbarsten Ausblick in den Entwicklungsgang des deutschen Volkstums in der Berührung mit dem benachbarten Westen wird der Forschung die von Gamillscheg am Abschluß des Werkes entwickelte Theorie von der Bedeutung der Burgunder für die Umwandlung des Westgermanischen zum Deutschen vermitteln. Sie ist eine der weittragenden Folgerungen, die die Wissenschaft bisher nicht sehen konnte, solange ihr eine Grundlagenforschung fehlte, wie sie mit Gamillschegs Burgunderbuch den Entwicklungszügen des volklichen Antlitzes von Frankreich ein weithin erneuerndes Aussehen gibt. **Edgar Glässer**

Heidelberg

Ernst Gamillscheg, Romania Germanica. Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreichs. Band III. (Grundriß der germanischen Philologie). Berlin und Leipzig. Walter de Gruyter & Co. 1936. Die Burgunder. Schlußwort. Mit 3 Karten. XII, 252 Seiten.

ROMANIA GERMANICA

Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreichs. Von ERNST GAMILLSCHEG, o. Professor an der Universität Berlin.

Band I: Zu den ältesten Berührungen zwischen Römern und Germanen. Die Franken. Die Westgoten. 1934. RM 11.—, geb. 12.—
Band II: Die Ostgoten. Die Langobarden. Die altgermanischen Bestandteile des Ostromanischen. Altgermanisches im Alpenromanischen. Mit 8 Karten. 1935. RM 12.—, geb. 13.—
Band III: Die Burgunder. Schlußwort. Mit 3 Karten. 1936. RM 12.—, geb. 13.—

WALTER DE GRUYTER & CO., / **BERLIN W 35**

Digitized by Google

3.

Michelet und Deutschland

»Weil das Verhältnis von Frankreich und Deutschland eine der tiefsten Spannungen nicht nur im staatlichen, sondern auch im geistigen Leben unseres Kontinents bedeutet, spendet dieser Gegensatz unserer Geschichte Elend und Reichtum. Wir bedürfen seiner, wollen wir nicht einer der Schönheiten unserer europäischen Differenzierung verlustig gehen; wir müssen ihn stets wieder zu überwinden trachten, wollen wir nicht die Einheit und die Möglichkeit unseres Daseins zerstören.« Von dieser These ausgehend unternimmt Werner Kaegi den — im ganzen wohlgelungenen — Versuch, das Gesamtbild des deutschen Lebens, wie es sich in Michelets Geist gestaltet von den Anfängen um 1800 bis zum Abschluß dieses Bildes um 1844, darzustellen. Die letzte Phase im Verhältnis Michelets zu Deutschland (S. 164ff.) ist in diesem Gesamtbilde weniger wichtig. Die politischen Ereignisse nach 1848 scheinen ihm »die slavisch-asiatische Komponente im deutschen Wesen zu verstärken«.

Aus gründlicher Kenntnis aller Schriften und vieler unveröffentlichter Dokumente Michelets hat Werner Kaegi alles Wesentliche zusammengetragen, gesichtet, geordnet und erklärt. — Für Michelets Geschichtsbild ist kennzeichnend: »Die Menschheit legt ihre Seele nieder in einer gemeinsamen Bibel. Ohne Unterlaß schreibt jedes große Volk seinen Vers in jenes Buch . . .« In dieser »Bibel« ist Deutschlands Anteil erhaben und groß. Jenseits der Vogesen beginnt »Die germanische Welt . . . Es gibt da einen allmächtigen Lotos für mich, der mich das Vaterland vergessen macht«. Der Rhein erscheint als »heldischer« Strom; Straßburg, Mainz, Köln sind »heilige« Städte. Cette douce Allemagne ist ein notwendiges »Komplement« des französischen Wesens. Ähnlich wie später Victor Hugo ruft Michelet aus: »Deutschland und Frankreich sind zwei Schwestern. Möchten sie es immer bleiben können!« — Michelets Urteil über Luther, Herder, Lessing, Kant und seine persönlichen Beziehungen zu vielen deutschen Zeitgenossen, z. B. zu Uhland, namentlich aber zu Jakob Grimm, sind besonders aufschlußreich. Kaegis Buch gewinnt außerordentlich durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Michelet und Jakob Grimm.

Prof. Urbach
Saig

Michelet und Deutschland. Von Werner Kaegi. Basel, Benno Schwabe & Co. 221 S. Brosch. RM 4.80.

4.

Romanische Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts

Die romanische Literatur des 19. u. 20. Jahrhunderts beginnt mit der französischen Revolution, die eben eine Periode vulkanischer Erschütterung auf allen Gebieten des Lebens einleitet, deren Wellen nicht zur Ruhe kommen und besonders in der Literatur immer neue Formen annehmen. Menschheitsdichtung, die dem Leben dienen will, Dichtung der Menschenverachtung, wie sie sich besonders in Flaubert verkörpert, Pessimismus und Optimismus, eine Trennung der Geister in dem Verhältnis zur Natur, leidenschaftlicher Kampf um das Problem l'art pour l'art, Kosmopolitismus und Nationalismus, strenge Form im Aufbau und Verslibrismus; das sind die Schlagworte, um deren Inhalt die Dichtung ringt und für die die großen Dichter ihre Seele verschwenden.

Es ist ein Stoffgebiet von fast unerschöpflicher Fülle und Reichhaltigkeit, das nicht nur die Literatur Frankreichs, sondern auch das Schrifttum Italiens, Spaniens, Portugals und Lateinamerikas umfaßt. Den größten Teil dieses Bandes im Handbuch der Literaturwissenschaft hat der verstorbene Romanist der Freiburger Universität Hans Heiss geschrieben, und zwar das »Zeitalter der Revolution und des Empire« in Frankreich, ferner die Zeit »von der Restauration zur Februarrevolution«, während F. Schürr, »Italien im Zeitalter der nationalen Erhebung« und H. Jeschke, »Spanien, Portugal und Lateinamerika« dargestellt haben.

Der wertvollste Teil des Buches ist aber die Einleitung von H. Heiss, die eigentlich ein Werk für sich ist und aus einer erstaunlichen Fülle des Wissens schöpft. Heiss stellt die Frage, ob überhaupt die Zusammenfassung der romanischen Literatur gerechtfertigt sei, und er bejaht sie, zumal schon die besonders von einem Deutschen, Friedrich Diez, geschaffene romanische Philologie dazu geholfen hat, »den Begriff einer einheitlichen lateinischen Seele einzubürgern« und das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer alten, gewaltigen Familie den jungen Nationen das gibt, »was ihnen an eigenem Wert und an eigener Vergangenheit noch fehlt«. So greifen auch seine Ausführungen, wo es irgend geht, vom engeren Stoffgebiet zu allgemeinen Gesichtspunkten über, er schreibt eigentlich eine europäische Literaturgeschichte, nur daß er für ihre Probleme die französische Literatur zur Grundlage nimmt.

G. L.

[1]) Die romanischen Literaturen des 19. u. 20. Jahrhunderts von Prof. Hans Heiss, Prof. Friedrich Schürr, Dr. Hans Jeschke. 384 Seiten. 228 Abbildungen. (Handbuch der Literaturwissenschaft.) Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam.

5.

Spanisches Schrifttum in Deutschland

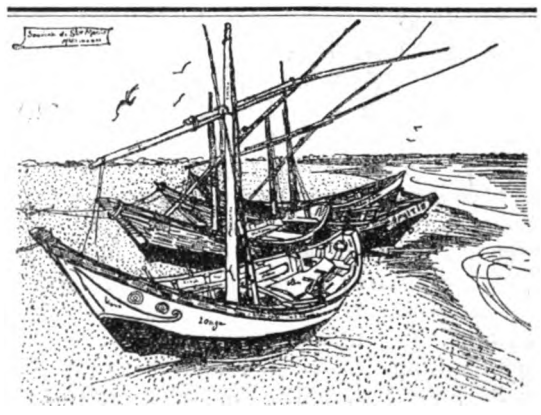
Zu einer Zeit, wo die Frage nach der zukünftigen Staatsform und nach der geistigen Entwicklung Spaniens im Mittelpunkt des europäischen Interesses steht, erscheint ein Buch gerade recht, in dem ein gründlicher Sachkenner, der Bibliothekar Hermann Tiemann, das »Spanische Schrifttum in Deutschland von der Renaissance bis zur Romantik« darstellt. Die Schrift ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, die der Verfasser an der Hansischen Universität gehalten hat; sie erschien in den von Harri Meier herausgegebenen Ibero-Amerikanischen Studien als 6. Heft [1]).

Es ist interessant, daß die erste Bekanntschaft der Deutschen mit einem Hauptwerk des spanischen Schrifttums, mit der »Celestina« genannten »Comedia«, über Italien und die Renaissance führt. Einen unmittelbaren Einfluß in größerem Maße bringt erst die Umgebung des spanisch-deutschen Kaisers Karl V. mit sich. Aber selbst der kirchlichen Reform freundlich gesonnene, wenn auch die Spaltung verurteilende Spanier wie Alfonso de Valdés können den deutschen Widerspruch gegen die politischen »Praktiken« der spanischen Monarchie nicht verhindern, der sich sogar im Werke Fischarts und Opitz' ausdrückt. Er hielt indessen den stärksten Einbruch spanischen Wesens in Deutschland während der Gegenreformation nicht auf; die ultramontane Metaphysik des Suárez wirkte sogar noch bis zu Leibniz nach. Auf dem Wege über die Wiener Hofburg wird der Gesellschaftstypus des »Hofmannes« an den kleineren Fürstenhöfen wirksam und bald das Ideal des deutschen Adels. Freilich spielt für die Ausbreitung des »galanten« und des »politischen« Menschen im 17. Jahrhundert nicht nur der heute noch beliebte Gracián mit seinem durch Thomasius eingeführten und später durch Schopenhauer verdeutschten »Handorakel« sowie andere Spanier eine Rolle, sondern — was man bisher übersehen hat und was auch Tiemann nicht berücksichtigt — sehr wesentlich auch Machiavelli. Wiederum längere Zeit wirken die Schäfer- und Amadis-Romane nach, die während der 2. Hälfte des Jahrhunderts nach Deutschland kommen; noch der junge Goethe gedenkt ihrer in seinen Liedern. Daneben läuft der echt volkstümliche Schelmenroman her, dem Grimmelshausen so viel verdankt, und schon interessieren sich die Humanisten auch für die spanische Sprache, wenn auch die ernsthaften Studien erst mit der Romantik erblühen. Während der Aufklärung tritt Spanien in den Hintergrund des geistigen Interesses; die Mystik der Heiligen Teresa, die noch Harsdörffer begeistert hatte, wird nicht mehr verstanden. Erst der spanische Unabhängigkeitskrieg gegen Napoleon läßt in Deutschland die Parallelität der politischen Interessen erkennen; jetzt nehmen auch breite Kreise wiederum an den literarischen Leistungen Spaniens Anteil. Schon Gleim, Herder und andere hatten die Romanzenlyrik der Spanier verdeutscht. Herder dichtete insbesondere den »Cid« in altspanischem Geiste nach, der zu den klassischen Beständen des deutschen Schrifttums gehört und im Ton so echt getroffen war, daß er bekanntlich mehr als ein halbes Jahrhundert für eine Übersetzung galt. Am spätesten wird das spanische Theater erobert. A. W. Schlegel ist der »erste Missionar Calderons in Deutschland«; die Romantiker sehen im spanischen Schauspiel das romantische, christliche und nationale Element in Reinkultur. Erst durch Grillparzer wird der »Calderonismus« mit der Verehrung Lope de Vegas abgelöst.

So weit reicht Tiemanns aufschlußreiche Schrift. Fast bedauert man, daß diese Bestandserhebung, die gerade im gegenwärtigen Augenblick so willkommen ist, nicht über das 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart fortgeführt ist. Denn wenn auch der spanische Einfluß in Deutschland immer nur dünn und oft sogar — wie in den letzten Jahrzehnten — fast rein »akademisch« gewesen ist, so bezeugt er doch die Weltweite des deutschen Geistes und das allseitige geistige Interesse, welches das klassische Land der »Weltliteratur« dem spanischen Geiste entgegengebracht hat.

Horst Rüdiger
Hamburg-Altona

[1]) Ibero-Amerikanisches Institut Hamburg; 226 Seiten. RM 6.50.



Aus: Vincent van Gogh
Blumen und Landschaften
(Die Silbernen Bücher, Bd. IX, Verlag: Woldemar Klein, Berlin)
10 farbige Tafeln und 8 Textabb., RM 2.80
Verlangen Sie Prospekt Nr. 7

Digitized by Google

6.

Deutschland, Portugal u. Brasilien

Der im Druck vorliegende erste Band der Schriftenreihe des Instituts für Portugal und Brasilien an der Berliner Universität, das im April 1936 gegründet wurde, enthält neben den bei der Eröffnungsfeier gehaltenen Reden zwei Abhandlungen, in denen von portugiesischer Seite die kulturellen Beziehungen zwischen den drei Ländern aufgezeigt und von dem deutschen Referenten die kulturellen und wirtschaftlichen Probleme in Portugal und Brasilien selbst kurz geschildert werden.

Reden und Abhandlungen zur Eröffnung des Instituts für Portugal und Brasilien der Universität Berlin. Verlag Alfred Metzner, Berlin 1936. RM 1.80.

7.

Italienische Anthologie

Lorenzo Bianchi und Paolo Nediani ließen im Jahre 1935 in vorbildlicher Zusammenarbeit bei Zanichelli in Bologna eine Prosa-Auswahl von Carducci erscheinen, die allen Freunden der italienischen Dichtung sowohl durch die geschmackvolle Zusammenstellung wie durch die ausgezeichnete Kommentierung erfreulich sein mußte[1]). Die gleichen Herausgeber legen nun ein neues Buch vor, dem sie den schönen Titel »Aperti Orizzonti« geben. Es erscheint im gleichen Verlag, ist über 1000 Seiten stark und kann auch diesseits der Alpen aus verschiedenen Gründen eifrige Beachtung erfordern[2]).

Es handelt sich in dem vorliegenden Buche um eine italienische Anthologie, die zunächst zum Gebrauch für die höheren Schulen Italiens gedacht ist. Die Vorrede richtet sich an die italienische Jugend, an die »giovani di Mussolini, italiani dell'Impero«, und jugendlich ist der Ton, der aus den Zeilen spricht. »Ihr werdet keine 'Schatten' der Vergangenheit in diesem Buche finden, sondern Menschen 'aus Fleisch und Blut' (nach dem Wort Dantes), lebendig inmitten ihres und unseres Volkes, Politiker und Krieger, Dichter und Künstler, Gelehrte, Weltreisende, Helden und Heilige, die in idealer Gemeinschaft ihre Zeit mit unseren Tagen verknüpfen.«

Diese Worte versprechen in der Tat nicht zu viel. Man wird kaum irgendein berühmtes Zeugnis italienischen Geistes vom Altertum bis zur Gegenwart in diesem Buche vermissen, sei es, daß es selbst im Wortlaut angeführt oder durch einen bedeutenden Schriftsteller erläutert wird. Die Sammlung wird füglich eingeleitet mit dem »Wort des Duce«, Sätzen über Rom, die Nation, den Staat, die Disziplin, die Arbeit, die Schule, die Landwirtschaft, die Religion usw. Der erste Teil ist dem Altertum gewidmet; »Gott und die Schöpfung« heißt die erste Hälfte, in der Stellen aus dem Alten Testament mit religiösen Zeugnissen von Dichtern, Denkern und Päpsten abwechseln; »Mutter Rom: Adler und Kreuz« ist die zweite Hälfte überschrieben, in der Tacitus, Dante, Machiavelli, Leopardi, Metastasio und andere römischen Geist bezeugen. — Im zweiten Teil kommen Mittelalter und Renaissance zu Wort. Dante vernimmt man in diesen Abschnitten neben Petrarca, Boccaccio neben Lorenzo von Medici, Cecco Angiolieri neben Ariost, Vasari neben Tasso, Michelangelo neben Cellini; es fehlt weder der berühmte »Cantico delle creature« des Franz von Assisi noch die süßen Verse Lorenzos im »Trionfo di Bacco e Arianna«, weder Dantes erschütternde Vision des »Conte Ugolino« noch die ehernen Sätze Machiavellis über die Notwendigkeit militärischer Kraft; auch Platen wird mit dem »Grab im Busento« in Carduccis Übersetzung und Goethe mit einer Stelle aus der »Italienischen Reise« angeführt. — Der dritte Teil endlich umfaßt die Zeit vom Risorgimento bis zum Imperium. Ein Anhang mit ausländischen Autoren in italienischer Sprache, darunter Goethe, Herder, Schiller und andere, und einer italienischen Stil- und Verslehre beschließen das ungewöhnlich reichhaltige Buch.

Aus dieser Inhaltsübersicht läßt sich erkennen, daß Bianchis und Nedianis Auswahlwerk keineswegs nur für Italiener Interesse hat; ist es doch vielmehr ein kultur- und literaturgeschichtliches Lesebuch von höchstem Wert für jeden Freund italienischen Geistes. Überdies ist es durch seine Anmerkungen pädagogisch so vorbildlich durchgeführt, daß wir uns für die deutsche Schule etwas Entsprechendes wünschen können.

[1]) Giosué Carducci: Prose scelte. Con introduzione e note a cura di Lorenzo Bianchi e Paolo Nediani. Nicola Zanichelli Editore, Bologna. 362 Seiten. Lit. 15.
[2]) Lorenzo Bianchi e Paolo Nediani: Aperti Orizzonti — Antologia italiana. Ders. Verlag. 1054 Seiten. Lit. 20.

*

Venedig und Florenz im deutschen Erlebnis

Im deutschen Süd-Erlebnis spielen die Städte Italiens eine bedeutsame Rolle; wird in ihren Mauern doch dem Wanderer aus dem Norden zuerst die ganz andere Lebensform jenseits der Alpen augenfällig und verbinden sich mit ihren Namen doch die großartigsten Erinnerungen aus Kunst und Geschichte. Darum ist es sehr zu begrüßen, daß in der Forschungsreihe der Italienischen Studien, die mit Unterstützung des Petrarca-Hauses in Köln herausgegeben werden, neuerdings gleich zwei Bücher erschienen sind, die das Erlebnis italienischer Städte durch deutsche Italien-Wanderer zum Gegenstand haben. Thea v. Seuffert legt ihre Dissertation unter dem Titel »Venedig im Erlebnis deutscher Dichter« vor[1]). Der Gegenstand ist ungemein fruchtbar; denn Venedig nahm ja in Italien eine Sonderstellung ein, die es selbst heute noch teilweise inne hat. Hier bewunderten die alten Venedigersagen den unerhörten Zauber des Orients; hier suchte das Rokoko-Zeitalter den Inbegriff des Abenteuers, wie es sich literarisch in da Pontes Libretto zum »Don Giovanni« und in Schillers »Geisterseher« manifestiert hat. Heinse entdeckt zuerst die venezianische Kunst, besonders ihre Farbwirkungen, gestaltet aber kein einheitliches Bild Venedigs. Goethe genießt die Lagunenstadt durch bloße Anschauung und mit einer Abneigung gegen alles Historische; sie bildet für ihn den Vorgeschmack der sehnlich gesuchten Antike. Byron und Platen sehen in der Totenstadt vergangene, gleichnishaft erhöhte Größe; der Deutsche insonderheit kostet die Wehmut des Verfalls bis zur Neige aus. Grillparzer erlebt die Stadt im Sinne des Historismus, Hebbel steigert sie zum Symbol. Die tiefste Entdeckung blieb der späten Romantik vorbehalten: Wagner, der zwischen den Kanälen den 2. Akt des »Tristan« »zum Klingen bringt«, ist äußerlich durch die phantastische Theatralik der Stadt bezaubert, innerlich empfindet er sie als Traum und Musik. Für Nietzsche ist Venedig die liebste Stadt überhaupt; er hat hier sein stärkstes lyrisch-musikalisches Erlebnis und versteht die Stadt als Civitas metaphysica. Die weittragendste Entdeckung der Folgezeit macht C. F. Meyer durch sein Verständnis Tizians; für Burckhardt tritt Venedig in den Schatten von Florenz. Tizian wird durch Giorgione abgelöst; ihn entdeckt die moderne Dichtung. Für Hofmannsthal ist Venedig zum Problem der »Maske« geworden; d'Annunzio, Rilke, Th. Mann, Däubler u. a. wissen der unendlichen Mannigfaltigkeit Venedigs neue Seiten abzugewinnen. — Man sieht schon aus der knappen Inhaltswiedergabe, daß die Themenstellung der Verfasserin sehr fruchtbar gewesen ist. Derartige Arbeiten sind immer wie die Probe auf das Exempel der Geistesgeschichte: Man erwartet von vornherein, daß sich ein bestimmter Autor in einer bestimmten Weise äußern wird, und in den meisten Fällen erweist sich die Erwartung als richtig. Die saubere Gliederung und verständnisvolle Deutung der Verfasserin sei besonders hervorgehoben; Erwähnung hätte das Drama »Politik« von Colerus verdient.

Während Thea v. Seufferts Arbeit noch stark im Stoff befangen ist, geht Oskar Walzel in seinem erweiterten Vortrag über »Florenz in deutscher Dichtung« über das Stoffliche hinaus und gibt eigentlich schon einen Beitrag zu dem immer wieder erörterten Thema Renaissance[2]). Die Arno-Stadt ist für das unmittelbare Erlebnis weniger ergiebig als das steinerne Märchen in den Lagunen; ihre kühle Vornehmheit hat Geister wie Burckhardt berauscht, aber bis in die nordalpinen Volkssagen ist sie nicht eingedrungen. So spricht Walzel tatsächlich nur sehr kurz über »Florenz in deutscher Dichtung«, weit ausführlicher dagegen über das »Vordringen« der deutschen Geistesgeschichte vom Florenz der Mona Lisa bis zu dem Florenz, das Walzel in der angeblichen Giovanna Tornabouni des Ghirlandajo verkörpert sieht (ein schöner Druck ist beigegeben). Um 1800 wußten die Wegbahner der Nazarener noch wenig von den frühen Florentinern; Giotto und Angelico treten erst allmählich in den Gesichtskreis der deutschen Besucher. Friedrich v. Rumohr, Lenau, Gobineau, Isolde Kurz, Maria Waser u. a. bilden die Stufen zu einem immer »reineren« Bild von Florenz, bis endlich George im Schlußgedicht des »Neuen Reiches« den »kunstvollsten Ausdruck ... vom Wesen des frühen Florenz« findet. Diese Deutung des Gedichtes »Du schlank und rein wie eine flamme«, die übrigens nicht von Walzel zuerst vorgenommen wurde, wird viele Leser überraschen; auch die Wertungen, die Walzel zugunsten des frühen Florenz gegenüber dem Florenz der Hochrenaissance vornimmt, werden nicht ungeteilten Beifall finden. Dennoch ist die deutsche Italien-Literatur durch Walzels Büchlein um ein wertvolles Stück bereichert.

Horst Rüdiger
Hamburg-Altona

[1]) Kommissionsverlag Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart; 190 Seiten. Kart. RM 3.60.
[2]) Ders. Verlag; 50 Seiten. Kart. 1.80.

Abgeschlossen liegt jetzt vor:
ADOLF HELBOK
Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs
Vergleichende Studien zur deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte
Textband: VIII, 725 Seiten. RM 27.50, geb. 29.50. Der Kartenband wird bis Ende des Jahres abgeschlossen werden.
WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Digitized by Google

Dr. HERMANN HOSSFELD, Eisenach

Zur François-Forschung

Bei Dichtern, denen kein ganz sicherer Ruhm — oder keine Mode dient, bedarf es gewöhnlich bestimmter Anlässe, um ihr Werk und ihre Persönlichkeit für einige Zeit ins allgemeine Bewußtsein zu rücken: ihres hundertsten Geburtstags, bisher auch des Ablaufs der Schutzfrist für ihr Schaffen. Beschäftigung mit einem Dichter, um den es stiller zu sein pflegt, außerhalb dieser Anlässe ist entweder Ergebnis der Suche nach Dissertationsstoff oder Sache echter Liebhaberei, mehr: der Liebe.

Ob es im Fach der Dichtungsgeschichte viele Fälle vollkommener Neuentdeckung, der Ausgrabung von wirklich verschüttetem Gut gibt, sei dahingestellt. Das Hauptwerk von Louise von François, ihr Roman »Die letzte Reckenburgerin«, erlebte von 1871 bis 1904 beim Originalverleger immerhin acht Auflagen. Mag sein, daß das Buch hier doch allmählich versackt wäre: da nahm es 1911 der Insel-Verlag in seine Bibliothek der Romane, und sein Schicksal hatte sich endgültig zum Guten gewendet. Bahnbrecherdienste leistete derselbe Verlag den beiden andern Romanen der François, »Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen« und den »Stufenjahren eines Glücklichen«, die beide jeweils wieder vierzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen 1912 bezw. 1917 in der gleichen Romansammlung, trefflich benachwortet, herauskamen, inzwischen freilich aus den Verzeichnissen des Insel-Verlags verschwunden sind. Man kann gewiß nicht sagen, daß die Dichterin vergessen war, als ihr 100. Geburtstag, der 27. Juni 1917, nahte. Und natürlich loben sie bis heute die Literaturgeschichten, voran Paul Fechters schönes und gewichtiges Buch »Dichtung der Deutschen«.

Der 100. Geburtstag der Dichterin zeitigte ein paar Dutzend Aufsätze in der Presse, die alle keinen tieferen Eindruck hinterließen, und das Lebensbild Louises aus der Feder von Ernst Schroeter[1]). Schroeter hat das Mögliche getan, um die Heimatsbeziehungen seiner Weißenfelser Landsmännin und die heimatlichen Bezüge ihrer wirklichkeitstreuen und wirklichkeitsfrohen Erzählungen zu erhellen; er hat später »Das Modell und seine Gestaltung in den Werken der Louise von François« fleißig und erfolgreich untersucht[2]) und zum ersten Bande der Mitteldeutschen Lebensbilder[3]) das knappgefaßte unsrer Dichterin beigesteuert. Viel ist im Augenblick an diesem Punkte der Forschung nicht zu tun, vielleicht eine Ahnentafel der François, der Nachkommin von Hugenotten und kursächsischem Adel (von Brück!) sowie den ostthüringischen Hohls, die heute einen tätigen Sippenverband haben, aufzustellen und mitzuteilen.

Die letzten Kriegs- und die ersten Nachkriegsjahre sahen ein paar Germanisten an wissenschaftlichen Arbeiten über Louise von François. Gedruckt wurden nur die Züricher Doktorschrift von Hans Enz (1918) und die Greifswalder von Gertrude Lehmann (1918); ungedruckt blieben die Münsterische von Agnes Greve (1919) und meine eigene (Jena 1922). Die beiden zuletzt genannten berühren sich im Gegenstand, der Kunst der Erzählung bei L. v. F.; G. Lehmann sieht in der »Letzten Reckenburgerin« ein Selbstbildnis ihrer Schöpferin. Enz hat sich den Rahmen am weitesten gespannt und mit seinem bei Rascher erschienenen Buch auch die meiste Beachtung gefunden; das letzte Wort zur Würdigung der großen Dichterin ist aber wohl auch bei ihm nicht gesprochen. Was Louisens Bücher an stofflichem Reichtum und Reiz, an Tiefe des Gehalts bergen, was sie — trotz den Einwänden von Elisabeth Krause, die die François zu den Halbkünstlern rechnet[4]) — in künstlerischer Hinsicht auszeichnet, das darf gerade unsrer Zeit bald einmal gesagt werden.

Die Werke von Louise von François und die Schriften über sie stellt soeben eine Bibliographie zusammen, die Fritz Oeding verfaßt hat[5]). Die Bücherkunde bei Enz nahm fünf Seiten ein; bei Oeding ist sie zwei Bogen stark. Einiges ist dem eifrigen Forscher entgangen, einiges gut geglückt und zu danken, so der erste Hinweis auf Übersetzungen von Werken der François — ins Holländische, Dänische und Englische. Die Liste der Ausgaben ihrer Werke bringt für die ältere Zeit nichts Neues: von drei Novellen wissen wir auch jetzt noch nicht, wo sie zuerst gedruckt wurden, den Seume-Aufsatz kann auch Oeding nicht nachweisen; der letzte Bericht Louisens über Potsdam (Morgenblatt 1858) hat sich seiner Kenntnis entzogen, dazu je eine Ausgabe von »Hellstädt« und der Geschichte der preußischen Befreiungskriege. Die Liste schwillt an mit den Neuausgaben, die 1924 einsetzen — 1893 ist das Todesjahr der Dichterin! Hier hätte man gern angegeben gesehen, wo Textkürzungen oder -abweichungen, wie beim Druck des »Postens der Frau« in den Weltgeist-Büchern, vorliegen; man vermißt auch ungern die Neuausgabe der »Reckenburgerin« in der Hanseatischen Verlagsanstalt (1925) mit den kundigen Vor- und Nachworten von Bruno Golz. — Es ist ja so: bis gestern machte sich, wer nur vom Freiwerden der Werke eines Dichters Nutzen zu ziehen gelernt hatte, oft kaum die Mühe, zu bedenken, was er nach- und neudrucken sollte. So befriedigt der Ertrag an François-Neuausgaben seit 1924 sowohl kulturpolitisch wie literaturwissenschaftlich nicht recht. An einer so vollendeten wie aufschlußreichen Erzählung der François wie dem »Katzenjunker« z. B. ist man ziemlich allgemein vorbeigegangen. — Ein Fund war Hans Schulz beschieden, der 1927 aus dem Leipziger Volkskalender für 1876 Louisens Aufsatz »Etwas von Brauch und Glauben in sächsischen Landen« ans Licht zog. Leider nicht an die volle Öffentlichkeit[6]); immerhin wissen seitdem ein paar Leute mehr, daß unter den nichtdichterischen Arbeiten der François manches ganz beachtliche oder wenigstens liebenswürdige Stück ist. Man wußte das von den »Erinnerungen aus einer kleinen Stadt«, deren Handschrift aus dem Nachlaß des 1865 gestorbenen Morgenblattherausgebers Hermann Hauff an das Goethe-Schiller-Archiv gekommen war. Sie lohnt die längst geplante und jetzt von Oeding vorgenommene Veröffentlichung[7]), besser jedenfalls als die Bruchstücke und Entwürfe aus dem Besitz des Weißenfelser Museums im gleichen Heft. Die »Erinnerungen« können nur anders, als Oeding meint, nicht später als 1862 geschrieben sein, da Fanny Tarnow, die alte Lehrerin der François, darin noch als lebend erwähnt wird.

Oedings Bibliographie läßt den Schatz von Louisens Briefwechsel überblicken? nein, ahnen, so wertvoll die Zusammenstellung gerade hier ist. Gehoben ist ja bisher fast nur der Briefwechsel mit Conrad Ferdinand Meyer (dessen 2. Aufl., 1920 bei Walter de Gruyter, Oeding wohl nur versehentlich nicht nennt), der mit Marie von Ebner-Eschenbach und der mit Julius Rodenberg, diese beiden nicht lückenlos. Die Briefe Louises an Frau Charlotte Duncker harren des Drucks. Daß der Briefwechsel mit Elise Rüdiger, der Mindener Genossin und Beraterin, noch zu retten ist, wagt man kaum zu hoffen. Und wo mögen die Briefe an die altbefreundeten Familien Gräfe (die Augenärzte!), Thümmel (die Frau des Shakespeareforschers!), Lobedan stecken? Sind wirklich keine Briefe an und von Otto Hartwig, der Louise aus der Hallischen Universitätsbibliothek Lesestoff lieferte und ihr den Nachruf in der Deutschen Rundschau widmete, vorhanden? Oeding gibt auf den ersten Seiten seiner Bibliographie Proben aus unveröffentlichten Briefen an die Dichterin, die das Weißenfelser Museum bewahrt: wir möchten mehr, wir möchten mindestens Louises Briefe an das Cottaische Morgenblatt und die an Hermine Villinger kennenlernen! Eine Sammlung der Briefe von und an Louise von François, aus genauer Kennerschaft erläutert, scheint mir die dringlichste Aufgabe der Françoisforschung zu sein.

[1]) Louise von François. Die Stufenjahre der Dichterin Weißenfels 1917.
[2]) Bilder aus der Weißenfelser Vergangenheit. Festgabe . . . des Weißenfelser Vereins für Natur- und Altertumskunde. Weißenfels 1925.
[3]) Hrsg. von der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. Magdeburg 1926.
[4]) Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, 10. Jahrg. 1915/16, Nr. 5/6.
[5]) Bibliographie der Louise von François. Zusammengestellt von Fritz Oeding. Weißenfels 1937, Verlag und Druck von Leopold Kell.
[6]) Privatdruck zur Feier des zweihundertjährigen Jubiläums der Neubegründung der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig am 23. Oktober 1927.
[7]) Aus einer kleinen Stadt. Erzählungen von Louise von François. Geleitwort von Fritz Oeding. Weißenfels 1937, Verlag und Druck von Leopold Kell.

Kürschners
Deutscher Literatur-Kalender 1937/38

48. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. G. Lüdtke. Redakt. Leitung Dr. W. Baumgart. Geb. RM 12.—

Durch die Neubearbeitung ist der „Kürschner" wieder zum Führer und Berater geworden, der kein Gegenstück hat.

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

WICHTIGE MUSIKBÜCHER

W. A. MOZART
Das Veilchen
Lichtdruck-Faksimile der Originalhandschrift. Mit Nachwort von A. Einstein. Pappbd. RM 5.—.

W. A. MOZART
Drei Lieder für den Frühling
Faksimile des bisher verschollenen Erstdruckes (1791). Mit Nachwort von O. E. Deutsch. Pappbd. RM 4.80

Stille Nacht, Heilige Nacht
Lichtdruck-Faksimile der Original-Handschrift des berühmten Weihnachtsliedes. Mit Nachwort von O. E. Deutsch. Pappbd. RM 4.80.

PAUL STEFAN
Die Zauberflöte
Eine Geschichte von Mozarts Oper bis zur Gegenwart. Mit 41 Abbildungen von Handschriften, Briefen, Bildnissen, Kostüm- und Szenenbildern. Kart. RM 3.—, Leinen RM 4.—.

PAUL STEFAN
Die verkaufte Braut
Vortrag, gehalten in der Amsterdamer Wagner-Vereinigung. Bibliophile Ausstattung. Kart. RM. 1.50.

PAUL STEFAN
Don Giovanni
Mit 40 Abbildungen. Kart. RM 3.—, Leinen RM 4.—

HERBERT REICHNER VERLAG, LEIPZIG C1

Digitized by Google

SPRACHLICHES

1.

Im Dickicht der Sprache

A. J. Storfer hat i. J. 1935 ein Buch »Wörter und ihre Schicksale« zusammengestellt, das von der Presse sehr freundlich aufgenommen wurde. Es war wirklich »unterhaltsam, vergnüglich, lebendig, geschickt und von glänzender Darstellungskunst getragen«. Das gleiche Urteil läßt sich über sein zweites Buch »Im Dickicht der Sprache« fällen. Der Mann versteht zu sehen und zu schildern und die Sprachwissenschaft einem großen Kreise anziehend zu machen. Er sucht sich die Rosinen aus dem Kuchen heraus: »Sich in's Fettnäpfchen setzen«, »in's Gras beißen«, »das geht über die Hutschnur«, »Katzelmacher«, »Rabeneltern«, »Steckbrief«: 77 kleine Wortgeschichten nebst einem Anhang »kreuz und quer«.

Aber eins muß gesagt werden. Der Verfasser ist kein Sprachforscher, dem eigenes Bemühen die Ergebnisse zuführt, sondern er baut zum wesentlichsten Teile auf den Ergebnissen der Sprachforschung auf, die andere geschaffen haben, nennt wohl Namen, aber meistens ohne genaue Angabe der Quelle. Das geht nun doch nicht. Zum mindesten gehört an den Schluß des Buches ein genaues Literaturverzeichnis, das die Verfasser der von Storfer benutzten Bücher und Aufsätze nennt und ihnen die volle Ehre gibt, die ihnen gebührt. **G. L.**

Im Dickicht der Sprache von A. J. Storfer. 307 Seiten. Verlag Dr. Rolf Passer. Wien — Leipzig — Prag. Geb. RM 6.50

2.

Trübners Deutsches Wörterbuch

Den drei bisher erschienenen Lieferungen dieses neuen Deutschen Wörterbuches schließt sich die vierte mit den Worten »Gabe« bis »Geier« an[1]). Warum gerade der Buchstabe G herausgegriffen wurde, erläutert die Vorrede: »Diesmal bei G einzusetzen, haben wir uns entschlossen wesentlich mit dem Blick auf die leidvollen Schicksale der entsprechenden Stücke des [Grimmschen] Deutschen Wörterbuchs, das 1936 zum Ende der Vorsilbe ge- vorgedrungen ist, nach fast sechzigjähriger Arbeit, unter vielfältigem Wechsel der Bearbeiter, mit einem Aufwand von 6166 Spalten. Die Bezieher von Trübners Deutschem Wörterbuch brauchen Ähnliches nicht zu fürchten«; denn der Anlaut G wird auf 2 Bogen erledigt, soweit er vor ge- liegt, während diese Vorsilbe selbst nur kurz behandelt wird, weil die Stammwörter anderweitig zu ihrem Rechte kommen. Die meisten Beiträge hat diesmal Max Gottschald geliefert; ferner sind Eduard Brodführer, Walther Gebhardt, Willy Krogmann, Alfred Schirmer, Wolfgang Stammler, Ernst Weißbrodt und Alfred Götze beteiligt. Besonders ausführlich sind »Gabel«, »Galopp«, »Garn«, »Gatter«, »Gedächtnis«, »Gedanke«, »gegen«, »gehen« behandelt; »galant« hätte man um seines kulturgeschichtlichen Gehaltes vielleicht etwas ausführlicher gewünscht. Meisterstücke der Worterläuterung sind wiederum die beiden Beiträge Stammlers.

Horst Rüdiger
Hamburg-Altona

[1]) Trübners Deutsches Wörterbuch. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung herausgegeben von Alfred Götze. Vierte Lieferung: G-Geier. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 64 Seiten. RM 1.—.

3.

Duden fremdsprachig

Die Reihe der Duden in der Bibliothek wird immer größer. Das sind jetzt schon 6 Bände, wenn ich den »Duden français« und »the English Duden« mitrechne. Diese beiden Bände sind nach dem Vorbild des deutschen Bildwörterbuches aufgebaut und eigentlich für jeden, der Englisch oder Französisch treibt, unentbehrlich. Es sind etwas gefährliche Bücher, denn man sieht, was man alles nicht weiß, und wer gern auf seine Kenntnisse stolz ist, wird kleinlaut. Aber hier hat er die Gelegenheit, so viel Unbekanntes zu lernen, daß das Selbstgefühl wieder gehoben wird.

Ich schlage im deutschen Bildwörterbuch die Seite 142 auf: »Schwimmsport«. Im englischen und im französischen Duden steht auf der gleichen Seite »Swimming« und »La natation«, Großartig! Ich werde diese Seite studieren, und dann soll mein Sohn, der Student, nur mit seinen nicht dudensicheren Kenntnissen kommen!

Jedes Wörterbuch enthält 10250 Stichwörter, im ganzen etwa 30000 gleichlautende oder sinnverwandte Wörter! **G. L.**

The English Duden, adopted from Duden's Bilderwörterbuch by H. Klien und M. Ridpoth-Klien. — Duden français Dictionnaire illustré de la langue française par A. Snyckers. — Bibliographisches Institut, Leipzig. Je RM 6.—.

4.

Vielsprachen-Wörterbücher

Von den in Aussicht genommenen »Vielsprachen-Wörterbüchern«, herausgegeben von Otto Holtzmann, liegt als erste Erscheinung der über 15000 Stichworte aus dem Gebiete der Technik, Mathematik, Physik, Chemie umfassende Band: Grundbegriffe der Technik vor, und zwar zunächst in drei einsprachigen Bänden, deutsch, französisch und englisch. Jedem Stichwort beigegebene laufende Nummern ermöglichen es, den unter der gleichen Nummer gehenden entsprechenden fremdsprachigen Ausdruck in den parallelen Bänden schnell zu finden. **N-dt**

Vielsprachen-Wörterbücher, hrsg. von Otto Holtzmann, Bd.: Grundbegriffe der Technik. Verlag Rudolf Oldenbourg, München — The Technical Press Ltd. London — Dunod, Paris 1937. Je RM 5.—.

5.

Die tschechische Gaunersprache

Entsprechend der sprachsoziologischen Richtung unsrer Zeit rückt auch die Erforschung der Standessprachen wieder in den Vordergrund. In gewissem Sinne redet man von Schiffer-, Bergmanns- usw. -sprache, weil auch in solchen Berufen schon die für Laien unverständlichen Sonderwörter zahlreich sind. Zu einer wirklichen Sprache für sich, in der die von der Umgangssprache abweichenden Wörter die Mehrheit bilden, und bei der diese Abweichungen mit Absicht gewollt wurden, sind jedoch nur zwei Standessprachen geworden, die Gauner- und mitunter die Schülersprache.

Die Verhältnisse in den einzelnen Ländern sind dabei ziemlich verschieden. Die Schülersprache z. B., die sich meist als »Pennälersprache« mit einem kleinen Sonderwortschatz begnügt, ist ausnahmsweise in Finnland zu einer selbständigen Vollsprache geworden, die der neue Helsinkier Gymnasiast so wie andre Fremdsprachen erlernt. Der Selbständigkeitsgrad der Gaunersprache ist am größten dort, wo die Gauner — als »Staat im Staate« — seit alten Zeiten ein großes Eigenleben führen, z. B. als »Heiducken« auf dem Balkan oder als »Nachtmannsvolk« in Norwegen.

Zeitweise gehörte auch Böhmen, das zwischen Hussitenwirren und Dreißigjährigem Krieg gar nicht erst zu geordneten Verhältnissen zurückgefunden hatte, zu den Hochburgen des Gaunerwesens. Damals bildete sich die tschechische Gaunersprache heraus, wie sie für die kleiner gewordene Zunftgemeinschaft noch heute weiterlebt. Eine von Karl Treimer unternommene Analyse dieses Sprachgebildes zeigt sich reich an grundsätzlichen Feststellungen, die für Gaunersprache überhaupt gelten.

Für ihr Ziel der Verschleierung stehn der Gaunersprache zwei Wege zur Verfügung, die häufig noch miteinander verkoppelt werden: Einfuhr neuer Wörter aus Fremdsprachen und Umgestaltung des übernommenen heimischen Materials. Als Fremdwortspender treten für Böhmen 4 Sprachen hervor: Vom geographischen Raum zeugen die deutschen und ungarischen Wörter, von der sozialen Schicht die hebräischen und zigeunerischen. Dabei bediente sich das Ungarische slowakischer Vermittlung, das Hebräische jiddischer. In kleineren Mengen sind auch die verschiedensten andern Sprachen Osteuropas mitbeteiligt, ziemlich stark ferner das Italienische.

Die Umgestaltungen der Wörter, die wir am besten an Entlehnungen aus dem Deutschen beobachten können, bestehn aus Verkürzungen (cvák = zwanzig, retka = Zigarette), Verlängerungen (úrasy = Uhr, holísko = Hals) oder systemlosen Verdrehungen (morák = Monat, monajs = Anis). Charakteristischer noch als die formalen Änderungen sind aber die bedeutungsmäßigen. Besonders wichtig ist hier die Bevorzugung suffixischer Ableitungen an Stelle neuer Grundwörter: Der Schutzmann wird »frhaft'ák« genannt, das Flirten »filipinkovatis« (von »Vielliebchen«); auch ohne Suffix bedeutet schon bloßes »bren« den Brennstoff. Oft erhält auf diese Weise die ganze Sache ihren Namen nach einem nebensächlichen Merkmal: Seitentasche = sajtka, Halbschuh = holub; das aufschiebbare Schloß macht die Damentasche zu einer »šibenice« (= tsch. Galgen). Euphemismen, wie sie auch die gewöhnliche Sprache kennt, spielen eine besonders große Rolle, indem sie von Fällen wie »šmuk = Fesseln« oder »gramofon = Abort« bis zu völligem Gegensinn emporsteigen in »klika = Unglück«. Doch hält dem Euphemismus für schlechte Dinge reichlicher Dysphemismus bei allen neutralen Dingen völlig die Waage, wie denn der Koch »šmíráks« oder das Küssen »špuksna« heißt.

Hellmut Dibelius

Karl Treimer: Das tschechische Rotwelsch. Heidelberg: Winter 1937. 93 S., 8°. RM. 4.—. Slavica: Bd. 13.

VITTORIO KLOSTERMANN
ANTIQUARIAT
FRANKFURT AM MAIN

Regelmäßig erscheinende Kataloge Philosophie, Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaft und Bibliographie an Interessenten kostenlos.

Soeben erscheint Katalog 21. Staatslehre

Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Bücher

Digitized by Google

Dr. GERHARD LEHMANN, Berlin

Ein Index zum Nachlaßwerk Kants

Im vorigen Jahre ist der erste Band des Nachlaßwerkes von Kant erschienen. In kurzem wird der zweite Band (Konvolut VI—XIII) erscheinen und damit die Ausgabe abgeschlossen sein. Wer sich an Hand der bereits veröffentlichten Teile über den Inhalt des Nachlaßwerkes unterrichten will, wird bald merken, daß er vor Schwierigkeiten steht, die alles übersteigen, was es sonst an Schwierigem in Kants Gedankenbildung und Schreibweise gibt. Selbst der Fachmann wird das merken. Das Nachlaßwerk ist kein fertiges Werk, sondern ein Haufe von Entwürfen, Notizen, losen Blättern. Seine Struktur ist durch die überkommene Anordnung der Stücke zerstört. Nachlässigkeiten des Ausdrucks, bloße Andeutungen, unvollendete Sätze, Bandwurmkonstruktionen, Ineinanderschiebungen, zahllose Kontaminationen, fast völliger Mangel an Interpunktion, — es ist schon qualvoll, so etwas zu lesen. Hinzu kommen pathologische Stellen (Senilia), Einflechtungen nicht zum Text gehörender persönlicher Bemerkungen (Allotria). Es ist kein Wunder, daß die Ende vorigen Jahrhunderts veranstalteten Teilabdrucke den Eindruck der Hinfälligkeit und Schwäche, der gedanklichen Verworrenheit, den schon die ersten Begutachter des Manuskripts hatten, nur verstärkten.

Man weiß, daß Kants frühere Schriften durch und durch systematisch angelegt und aufgebaut sind. Daß Kant eine Vorliebe für Architektonik besitzt, oft auf Kosten des Erkenntnisgehaltes. Fast alle Interpreten und die meisten Kritiker seiner Philosophie haben das hervorgehoben. Man kann sich zu Kants architektonischen Neigungen verhalten wie man will, — so viel ist sicher: wenn Kant ein solcher Systematiker ist, wird er es auch im Nachlaßwerk sein, und wenn uns seine Systematik in den früheren Schriften manchmal überflüssig erscheint, im Nachlaßwerk wird sie uns nützliche Dienste leisten.

Wie aber soll man dieser Systematik habhaft werden? Es gibt zwei Wege. Entweder man geht von den früheren Schriften aus, oder man sucht in der Welt des opus postumum Fuß zu fassen, ohne die explizite Systematik der früheren Schriften zur Norm zu machen, — man fingiert einen radikalen Neueinsatz und behandelt das Nachlaßwerk wie ein völlig selbständiges Werk eines unbekannten Autors.

In der bisherigen Literatur ist nur der erste Weg beschritten worden. Der zweite schien nichts zu versprechen, da man — bestärkt durch einige summarische Äußerungen Kants über die Abgeschlossenheit seines Systems — die Überzeugung hatte, daß Kant seiner Philosophie nach der Kritik der Urteilskraft im Grundsätzlichen nichts Neues hinzufügen und höchstens ein paar Umstellungen vornehmen konnte. Selbstkommentar und Versuch einer »Weiterbildung« an einzelnen Punkten, — was konnte man sonst vom opus postumum erwarten?

Diese gewiß naheliegende Auffassung hat zwei Schwierigkeiten. Erstens setzt sie ein völliges Verständnis der kritischen Philosophie auf Grund der früheren Schriften voraus. Zweitens verführt sie dazu, Analogien und Homologien zwischen Nachlaßwerk und früheren Schriften anstatt vom Nachlaßwerk aus, von den früheren Schriften aus zu sehen. Die erste Schwierigkeit könnte man auf das Vorurteil der Systemgeschlossenheit (der früheren Schriften), die zweite auf das Vorurteil der Systemanalogie zurückführen. Ich möchte nun gleich die Gegenthese aufstellen, die mir für die Ablehnung dieser ganzen »genetischen« Interpretation entscheidend zu sein scheint: daß Kants »System« überhaupt erst mit der Systematik des Nachlaßwerkes (und nicht schon vorher) abgeschlossen ist, und daß für eine objektive Darstellung der Gedanken des opus postumum alle vermeintlichen Systemanalogien aus dem op. post. und nicht aus den früheren Schriften zu bestimmen sind.

Das bedeutet allerdings eine kaum überbietbare positive Schätzung des Gedankeninhaltes des Nachlaßwerkes. Es würde zwar mit der — bisher nur von A. Krause ernstgenommenen — gelegentlichen Versicherung Kants, daß das Nachlaßwerk sein Hauptwerk sei, übereinstimmen, im übrigen aber von Allen abgelehnt werden, die sich ohne Kenntnis des Nachlaßwerkes schon einen Zugang zu Kant erarbeitet zu haben glauben. Man wird uns entgegnen, was man Krause entgegnete: daß Kant um 1800 unmöglich noch die Originalität besessen haben kann, die für eine solche Würdigung des Nachlaßwerkes Voraussetzung wäre.

Zugegeben, daß auch das Vorurteil der Originalität ein Vorurteil ist, so bleibt doch die Frage, ob es nicht für die Analyse des Nachlaßwerkes nützlicher ist als die beiden anderen Vorurteile. Und das scheint uns allerdings der Fall zu sein. Jedenfalls hat es uns bei der Arbeit am Index zu den beiden Bänden der Akademieausgabe geleitet. Darüber sei einiges berichtet.

Will man auf rund 100 Seiten in alphabetischer Reihenfolge wiedergeben, was auf 1269 Seiten Text enthalten ist, so hängt alles davon ab, ob es gelingt, das dem Autor Wesentliche zu erfassen. Bei einem »normalen« Buch oder Manuskript ist das nicht schwer, weil der Autor es entweder im Text ausdrücklich sagt, oder es in der Anordnung des Stoffes und der Gliederung der Gedanken zum Ausdruck bringt. Kants opus postumum ist kein »normales« Manuskript; alles, worauf man sich sonst bei der Registrierung verlassen kann, ist fragwürdig. Es bleibt nur übrig, eine rein begriffsstatistische Methode anzuwenden und zuzusehen, wie oft, an welchen Stellen und in welchem Zusammenhange ein Begriff auftritt, der als »wesentlich« erscheint.

Natürlich gibt es Partien im Nachlaßwerk, die sich durch eine mehr oder minder geschlossene Form auszeichnen: die Entwürfe zum Elementarsystem, die Disposition der Ideenlehre, die relativ stereotype Ätherdeduktion, die Aufzählung der »Eigenschaften« des Wärmestoffs, die recht gleichförmige Behandlung einer Reihe physikalischer Phänomene (Metallglanz, Kapillarität, Tropfenbildung, Reibung usw.). Aber das ist bloß der Unterbau. Da, wo die eigentlichen philosophischen Probleme liegen (neue Deduktion, Selbstsetzungslehre, Substitution des »Wärmestoffs« durch das Ganzheitsprinzip), sieht die Sache anders aus. Da ist terra incognita. Da gibt es keine sinngemäße äußere Gliederung mehr, aber eine Fülle höchst subtiler Unterscheidungen und Definitionsversuche, für die Kant oft das rechte Wort sucht, ohne es zu finden.

Geht man hier begriffsstatistisch vor, so zeigt sich etwas sehr merkwürdiges: das Auftreten primärer Begriffsstrukturen — Leitmotive, die als »Leitfossilien« dienen können. Dazu gehört die ganze umfangreiche Gruppe der Stufungen. Alles, was man aus den früheren Schriften an Grundbegriffen kennt: Erfahrung, Erscheinung, Erkenntnis, Apperzeption, Affektion, Wahrnehmung, Raum, Ding an sich usw., tritt jetzt in doppelter Fassung und Bedeutung auf. Dazu gehören ferner Begriffe, die vorher überhaupt nicht exponiert wurden: Existenz, Akt, die Stufe des Direkten und Indirekten, die Unterscheidung von Materie und Körper, das Prinzip der Korrespondenz usw. Dazu gehören endlich die oberhalb dieser Schicht liegenden Termini, die für den Kant von 1800 »neu« sind: Selbstsetzung, Wissenschaftslehre usw. bis zu Galvanismus und Zoroaster.

Dieser dreischichtige Oberbau wird getragen von einem Unterbau aus relativ bekannten und dem Kantforscher geläufigen Begriffen. Aber auch hier zeigt sich etwas merkwürdiges: daß die späteren »Leitfossilien« bereits hier anzutreffen sind. Merkwürdig, wenn man annimmt, Kant habe den ursprünglichen Plan (des Oktaventwurfs) später erweitert und erst dadurch in die Notwendigkeit gekommen, gewisse rein philosophische Probleme neu aufzunehmen. Natürlich kann man sagen, im »Keime« sei eben auch die spätere Wendung in den früheren Entwürfen schon da. Aber gerade die Arbeit am Index zeigte, daß hier keine bloß »keimhaften« Vorwegnahmen bestehen, sondern daß die Leitmotive sich schon in derselben Formulierung wie später in den früheren Entwürfen vorfinden (nur in geringerer »Dichte«).

Das spricht dafür, daß das Nachlaßwerk wirklich eine innere Einheit besitzt, daß es nach seiner inneren Systematik ein Ganzes, und nur nach seiner äußeren Form ein Aggregat ist.

Und noch etwas anderes ist in diesem Zusammenhange hervorzuheben. Man beklagt sich oft über die vielen Wiederholungen, die der Text des Nachlaßwerkes enthält. Diese Wiederholungen sollen sogar für Kants »Senilität« kennzeichend sein. Die Arbeit am Index zeigte uns, daß — von einigen wenigen wirklichen Wiederholungen abgesehen, die aber äußere Gründe haben (Abschrift von früheren Entwürfen) — fast alles, was nach »Wiederholung« aussieht, gar keine Wiederholung, sondern Versuch einer begrifflichen Weiterbildung und Neuformulierung ist. So unendlich oft Kant z. B. die Begriffe Physik oder Transzendentalphilosophie definiert, — er definiert niemals mit denselben Worten. Die Herren, denen die Wiederholungen langweilig vorkamen, haben eben nicht lesen können.

Dazu soll der Index vor allem verhelfen: Das Nachlaßwerk richtig zu lesen. Wenn man bedenkt, wie viel Mühe und Arbeit z. B. Krause und Adickes auf die Interpretation des Nachlaßwerkes verwandten und wie sie trotzdem den Faden nicht fanden, der sich durch das Ganze zieht, wundert man sich darüber, daß bisher noch niemand das tat, was in diesem Falle das »einfachste« ist: ein Register zu entwerfen, — sei es auch nur zum Privatgebrauch.

Buchenau-Lehmann, Der alte Kant, Berlin 1925, S. 24

Digitized by Google

Von österreichischer Musik

Unter Österreich wird hier noch der Raum der alten Habsburger-Monarchie verstanden, also daß auch Smetana mit seiner »verkauften Braut« noch dazu gehört. Denn nicht nur hat sich Smetana von der damals die höheren Stände Böhmens beherrschenden deutschen Sprache zum heimatlichen tschechischen Idiom erst zurücktasten müssen, sondern der europäische Ruhm seines theatralischen Meisterwerkes datiert auch erst von einer Aufführung, die 1892 das Prager Nationaltheater in Wien gab. Jedoch wie steht es mit diesem europäischen Ruhm der »verkauften Braut«? Von einem Kenner werden wir jetzt belehrt, daß ihre Erstaufführung in Holland, das trotz seiner alten Kultur keine stehende Oper besitzt, im Januar 1937 erfolgte! Da ist es reizvoll, sich von Paul Stefan, der die Amsterdamer in das Werk einführte, noch dieses oder jenes neu sagen zu lassen, was auch der deutsche Opernbesucher, der die »verkaufte Braut« längst zum eisernen Bestand rechnet, nicht immer gegenwärtig hat [1]). Zum Thema Opernübersetzung! Unsere Chöre singen: »Seht am Strauch die Knospen springen — hört die muntern Vöglein singen«, die wörtliche Übersetzung unseres Gewährsmannes lautet: »Soll'n wir nicht des Lebens uns freuen, da uns Gott Gesundheit gibt?«. Zweifellos unliterarischer, also dem Geist der »verkauften Braut« entsprechender. Daß der Leser einen gedrängten Abriß der tschechisch-böhmischen Musikgeschichte erhält, vermehrt den Wert der kleinen Schrift, zeigt sie doch, wie die »verkaufte Braut« nicht eine Oper unter vielen anderen ist, sondern zu einem wesentlichen Teil das geistige Gesicht eines Volkes geformt hat.

Mozart auf der Reise nach Prag! »Figaro« und »Don Giovanni« verbinden Wien und Prag, leider schneidet Wien dabei schlecht ab. Doch die »Zauberflöte« ist dann reines Wien, nur schreibt man dann das Jahr 1791... Auch über die »Zauberflöte« bringt Stefan einige »kleine Dinge«, die uns »entzücken«.[2]) Stefan zeigt mit liebevoller Eindringlichkeit die Fäden auf, die dieses vielschichtige Werk mit der Geistesgeschichte seiner Zeit verbinden. Besonders reizvoll ist dann die Darstellung der Geschichte des Ruhmes der »Zauberflöte«. Die erste deutsche Stadt, in der die »Zauberflöte« einschlägt, ist Frankfurt. Frau Rat berichtet eigenhändig dem Sohn, der in so denkwürdiger Weise mit der »Zauberflöte« verbunden werden wird: »So ein Specktackel hat man hier noch nicht erlebt«. 24 Aufführungen in 10 Monaten sind für 1794 ein ungeheurer Erfolg. Die tiefe Wirkung in Berlin hatte zur Folge, daß in großen Teilen Deutschlands fortan deutsche Opern bevorzugt und auch Mozarts italienische Opern deutsch gegeben wurden. Dafür hieß die »Zauberflöte« dann in Dresden umso hartnäckiger il flauto magico, in Braunschweig titulierte man sie sogar französisch (in Paris erschien sie 1801 als Les mystères d'Isis, »eingerichtet« von Ludwig Wenzel Lachnith[!] mit Don Giovannis Champagner-Arie als Duett-Einlage und dem Schlußchor als Introduktion!!), und in Italien hat sie sich so wenig wie die anderen Opern Mozarts durchsetzen können. Unter den Bewunderern des vielgeschmähten Librettos finden sich Namen wie Goethe, Herder, Hegel, Schopenhauer, D. F. Strauß, Hofmannsthal, Busoni. »Merkwürd'ger Fall«! Nestroy debutierte an der Wiener Hofoper als Sarastro... Die »Zauberflöte« ist österreichischer Barock reinster Ausprägung (»Maschinenoper«) und gehört darum neben Wien so recht eigentlich Salzburg. Im Geburtshause Mozarts in der Getreidegasse befindet sich ein »Zauberflöte-Museum, das die Bühnenschicksale der Oper am Beschauer vorüberziehen läßt, und auf dem Kapuzinerberg steht das »Zauberflöten«-Häuschen, in dem Mozart die »Zauberflöte« komponiert haben soll, als es sich noch in Wien befand. Eine Fülle von Faksimilia und Bildreproduktionen vervollständigen das reizende Buch, das für jeden Verehrer der Mozartschen Kunst ein hübscher Geschenkband ist.

Man kann sich ja mit keinem Werk Mozarts beschäftigen, ohne sich nicht sofort gedrungen zu fühlen, erneut und immer wieder mit dem Gesamtschaffen Mozarts in Kontakt zu treten. Gerade für die Beschäftigung mit ihm bedarf der Laie eines zuverlässigen Führers, will er nicht in der ungeheuren Fülle des Stoffes versinken. Für einen Darsteller der Mozartschen Kunst ist es ganz besonders wichtig, daß er neben dem wissenschaftlichen Rüstzeug eine gewisse innere Gelöstheit und vornehme Heiterkeit mitbringt, um das Wort neben der Musik, der es gilt, nicht als gar zu dürr und mißtönend empfinden zu lassen. In der Reihe »Die großen Meister der Musik« ist jetzt der Mozart-Band aus der Feder des Wiener Musikwissenschaftlers Robert Haas erschienen [3]). Das Wesen dieser Reihe, deren Loblied an diesem Orte schon mehrfach gesungen worden ist, scheint sich im vorliegenden Falle bisher am schönsten zu erfüllen. Denn der Geist südlichen Barockes und des eng mit ihm verschwisterten Rokoko hat ganz offenbar auch bei der Anlage und Ausstattung der »Großen Meister« Pate gestanden. Ohne irgendwie abseitigem Geschmäcklertum zu huldigen, hat es der Athenaion-Verlag verstanden, solideste Wissenschaft und künstlerisches Feingefühl seitens der Mitarbeiter mit großzügiger Aufmachung zu vereinen. Jeder, der sich auf musikalischem Gebiet weiterbilden will, ohne sich an (im engeren Sinne) fachwissenschaftliche Werke heranzutrauen, sollte die »Großen Meister« erwerben. Aber auch der Fachmann wird dank der gebotenen Materialfülle jeden Band mit Gewinn benutzen können. Bei dem Mozart-Band entsprechen sich, wiegesagt, Inhalt und Form besonders glücklich. Wenn man die hervorragend wiedergegebenen Bildbeilagen durchblättert, angefangen mit dem Salzburger Residenzplatz und dem Felsentheater in Hellbrunn über die Familienbilder bis zu den Dekorationen Schinkels für die Berliner »Zauberflöte« (schade, daß Slevogts d'Andrade fehlt!) — über allem liegt der Zauber wahrhafter Aristokratie der Seele, eben der Geist Mozarts, von dem Haas in seinem treffsicheren Stil sagt: »Mozarts Haltung war aristokratischer, im Sinne seiner Umwelt, beherrschter und insbesondere völlig selbstbeherrscht. Trotz aller erstaunlichen Auflockerung der Formen blieb das Maß der Dinge vollendet gewahrt, insbesondere durfte die »wahre Expression« niemals aus den bestimmten Grenzen ausbrechen.« Gleich mit dem ersten Satz seines Buches erwirbt Haas das Vertrauen auch des anspruchsvollsten Lesers: »Mozarts Leben umspannt einen knappen Ausschnitt aus der Blütezeit des österreichischen Rokoko, und sein Werk bietet ihren wunderbaren Duft verdichtet, gereinigt und verklärt wieder, er strömt aber auch die neuen geistigen Werte aus, die damals keimten und ein verändertes Weltbild, ein gelösteres Lebensgefühl voraus verkündigten. So gehört der Salzburger Meister zu den führenden Geistern, die zwei Kulturen verbinden, er ist die vollkommene Sammellinse der abgeschlossenen Rokokokultur und doch schon erfüllt von der Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts, zu der er sich in Tönen und in Handlungen bekennt.« Unbeschadet der Gründlichkeit der interpretierenden Abschnitte wird man den Schwerpunkt des Buches — und auch hierin steht es für alle »Großen Meister« — in den Partieen finden, die den geistigen Raum Mozarts herausarbeiten und den Leser so in die Lebensluft des Meisters versetzen, um ihn für die Aufnahme der Werke »einzustimmen«. Ich kann mir keine bessere Vorbereitung zu einer festlichen Mozart-Aufführung denken, als vorher in dem Haas'schen Buche zu blättern. (Nb. Warum wird Piccini durchweg mit zwei n geschrieben?).

Damit aber vor gelehrten Abhandlungen über Musik die lebendige Praxis nicht zu kurz komme, sei zum Schluß noch auf einen Leckerbissen verwiesen, der jedem Bibliophilen und überhaupt jedem Mozart-Enthusiasten willkommen sein wird. »Drei Lieder für den Frühling« [4]) (K. V. Nr. 596—598) — unter ihnen das bekannte »Komm lieber Mai« —, deren Handschrift und von Mozart besorgter Erstdruck verloren gegangen waren, liegen jetzt in Faksimiledruck des kürzlich wiederentdeckten Erstdruckes vor. Da die Hs. endgültig als verloren gelten muß, kommt dem Erstdruck urkundliche Bedeutung zu, so daß der Mozart-Kenner den Wert der Ausgabe zu schätzen wissen wird. Außer dem genannten darf das zweite Lied »Dankesempfindung gegen den Schöpfer des Frühlings« auf besonderes Interesse rechnen, stammt das Gedicht doch von Christoph Christian Sturm, dessen Buch »Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur« die Lieblingslektüre Beethovens war.

Dr. Karl-Joachim Krüger

[1]) Paul Stefan. Die verkaufte Braut. Zu einer ersten Aufführung. Herbert Reichner Verlag. Wien-Leipzig-Zürich. 28 S. RM. 1.50.
[2]) ders. Die Zauberflöte. Herkunft — Bedeutung — Geheimnis ebda. 127 S. RM. 3.—.
[3]) Robert Haas. Mozart. »Die großen Meister der Musik. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Potsdam. 160 S. RM. 10.80.
[4]) Wolfgang Amadeus Mozart. Drei Lieder für den Frühling. Verlegt bei Herbert Reichner. Mit e. Anh. Zur Geschichte der Frühlingslieder von Otto Erich Deutsch. RM. 4.50.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages R. Oldenbourg, München-Berlin, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Musik. *In der Sammlung Göschen sind erschienen:*

Allgemeine Musiklehre. Von Prof. Stephan Krehl. Umgearbeitet von Prof. Rob. Hernried. Nr. 220.
Moderne Polyphonie. Von Siegfried Günther. Nr. 1021.
Musikalische Akustik. Von Prof. Dr. Karl L. Schäfer. Mit 86 Fig. Nr. 21.
Harmonielehre. Von A. Halm. Mit vielen Notenbeilagen. Nr. 120.
Harmonielehre. Von Prof. Stephan Krehl. 3 Bände. Nr. 809/811.
Musikalische Formenlehre (Kompositionslehre). Von Prof. Stephan Krehl. Mit vielen Notenbeispielen. I. Die reine Formenlehre. II. Die angewandte Formenlehre. Nr. 149, 150.
Kontrapunkt. Die Lehre von der selbständigen Stimmführung. Von Prof. St. Krehl. Nr. 390.
Fuge. Erläuterung und Anleitung zur Komposition derselben. Von Prof. Steph. Krehl. Nr. 418.

Jeder Band in Leinen RM 1.62.

Sammelbezugspreise: 10 Exemplare RM 14.40, 25 Exemplare RM 33.75, 50 Exemplare RM 63.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3800 III. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

DEC 1 193
GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.

Berlin, 5. November 1937
25 Pf. 4. Jhg. Nr. 21

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Priv.-Doz. Dr. G. HERZOG-HAUSER (Wien)

Märchenmotive in Homers Ilias

Während in der Odyssee die schönsten Schiffermärchen — vom einäugigen Riesen und von schrecklichen Meerungeheuern, von holden Nixen und windschnellen Zauberschiffen — gewissermaßen mit Händen greifbar sind, kann man das Märchen in der Ilias als »verschüttet« oder »verkapselt« betrachten; es muß erst auf analytischem Wege gegen Göttermythos, Sage und Novelle abgegrenzt werden, wobei es gilt, auf allzu pedantische und gekünstelte Begriffseinengungen von vorneherein zu verzichten[1]). Es gibt in der Ilias eine Reihe von echten Märchen oder doch Märchenmotiven, die vom Dichter gutgläubig als »Wahrheit« erzählt werden, obwohl oder gerade weil er den Märlein nicht anders als die Hellenen der klassischen Zeit, ablehnend gegenübersteht[2]).

Es soll zunächst das bekannte Kernstück aus der Διὸς ἀπάτη, die Überlistung des Zeus durch Hera mit Hilfe des Hypnos, auf ihren Märchengehalt hin betrachtet werden. Hera (XIV 231ff.), mit dem Gürtel des Liebreizes geschmückt, stürmt zum Athos und geht dann nach Lemnos, wo sie Hypnos trifft, und zwar in menschlicher Gestalt. Hypnos wird von Hera gewonnen, die ihm die jüngste der Chariten verspricht. Beide eilen, in Nebel gehüllt, auf den Ida. Hypnos ersteigt eine riesige Tanne, den höchsten Baum des Ida; hier sitzt er, in den Zweigen versteckt, »einem hellstimmigen Vogel gleich, den in den Bergen die Götter Chalkis nennen, die Menschen aber Kymindis«. Hera geht zur Gargaros-Höhe; Zeus wird von Liebe ergriffen, es folgt Rede und Gegenrede, bis Zeus die Gattin in einer goldenen Wolke umarmt. Zeus schläft auf dem Berggipfel ein, ὕπνῳ καὶ φιλότητι δαμείς. Hypnos bringt nun Poseidon die gewünschte Nachricht, daß er bereits zu Gunsten der Griechen eingreifen könne. Darauf geht Hypnos ins Menschenland. — Diese Analyse zeigt ein dichterisch geformtes Ineinander von Mythos, Märchen und Novelle; der stark novellistische Einschlag erinnert etwa an die Ares-Aphrodite-Erzählung in der Odyssee. Als eigentliches Märchenelement läßt sich (neben dem Wundergürtel, der zauberisch erblühenden Wiese 347ff. und der magisch bergenden Wolke) der »Vogel Schlaf im Tannenbaum« betrachten. Der Schlaf als Flügelwesen entspricht allgemein antiker Vorstellung; auch Nacht und Traum sind schwarz geflügelt gedacht; gelegentlich wird auch das Bild des Vogels genauer festgehalten (Nachtigall, Schwalbe; so bei Fronto, De fer. Als. 279 N.) Erst die Vogelgestalt des Hypnos macht den eigentlichen Vorgang verständlich: der Sang des Vogels (das Epitheton λιγυρός wird sinnvoll) schläfert den Götterkönig ein. Über das Wesen des doppelt benannten Vogels haben die Erklärer seit je keinen rechten Bescheid gewußt; es spricht wohl mehr für die »Nachteule« als für den »Nachthabicht« oder den »Nachtraben[3])«. Die himmelhoch ragende Tanne auf dem Berg Ida, unter der selbst Zeus in so tiefen Schlaf versinkt, ist mit den Orakeleichen von Dodona, der Traumulme in Vergils Unterwelt und mit den Traum- und Wunschlinden des Volksliedes und des Märchens zusammenzustellen.

Eine richtige Märchengestalt ist die Meerfrau Thetis, die mit einem sterblichen König verheiratet ist, aber von ihm getrennt in ihrem ursprünglichen Elemente wohnt; sie steht der schönen Melusine, der Gattin des Grafen Raimund von Poitiers, schwesterlich nahe. Grund der Trennung ist in beiden Fällen das störende Dazwischenkommen des Mannes bei einer geheimnisvollen Handlung, dem Bade der Melusine, bzw. dem von Thetis an dem Sohne geübten Feuerzauber, den freilich unsere Ilias nicht kennt, von dem wir uns aber nach dem Demeterhymnus eine Vorstellung machen können. Kommen und Gehen, Tracht und Schönheit, Reichtum und Macht der Thetis, ihr inniges Leben mit den Schwestern entspricht ganz und gar der Nixennatur. Märchenhaft ist auch die freundschaftliche Verbindung der Meerfrau und ihrer »weitwaltenden« Schwester (Εὐρυνόμη) mit Hephaistos, dem koboldartigen, hinkenden Schmied, der den Schwestern in der wogenumrauschten Grotte neun Jahre lang kostbare Kleinodien verfertigt. Achill ist der echte Märchenheld, das blonde Sonnenkind der Meerfrau, mythisch zu deuten wie Siegfried. Achills lichte Kraft und Herrlichkeit zeigt sich manchmal wunderbar deutlich (XVIII 203ff.). Als Märchenheld besitzt er auch ein sprechendes Zauberpferd, Xanthos (»Falb«), das ihm die Zukunft prophezeit und gleich dem stummen Pferde Balios (»Scheck«) an seinem traurigen Geschick herzlichen Anteil nimmt. Der Vergleich mit dem treuen Falada aus dem Grimm'schen Märchen von der Gänsemagd und mit dem getreuen Bayard, dem Pferde der Haimonskinder, liegt nahe. Achills Pferde sind windgeboren, »Geisterpferde«, wie im allgemeinen die Pferde des Mythos und Märchens. Das prophetisch begabte Geisterpferd, das »falbe Roß«, untersteht den Erinyen, die seine Stimme hemmen können.

In fester Verbindung mit mythischen und novellistischen Motiven stehen die Märchenelemente in der Bellerophontes-Sage, aus der sie sich nur durch Analyse gewinnen lassen. Im 6. Gesang (152ff.) wird die Sage von Glaukos, einem Nachfahren des Bellerophon, erzählt. Das »Potipharmotiv« (Liebe der korinthischen Königin zum treuen Gastfreund ihres Gatten) und das Motiv des »Uriasbriefes«, den der bedrängte König an Jobates, den Herrscher von Lykien, schreibt, diese beiden Motive lassen sich als novellistisch bezeichnen; die Fahrt des Bellerophon in das »Lichtland« gehört in das engere Gebiet der Mythe. Echt märchenhaft sind die drei Abenteuer des Helden (der Kampf mit den Männern im Hinterhalt ließe sich mit dem Solymerkampf zusammenlegen), die kombinierte Drachengestalt der Chimaira und die Belohnung des Helden durch die Hand der Prinzessin und das Königreich. An das Märchen gemahnt auch das Vorkommen der Drei-, bezw. der Neunzahl.

Gelegentlich begegnen in der Ilias vereinzelte, nur angedeutete Märchenrudimente, die vom Dichter mit dem Anspruch auf »Wahrheit« vorgebracht werden, etwa das Motiv der »Siebenmeilenstiefel«, wenn es von Poseidon heißt: »Dreimal schritt er aus, das vierte Mal gelangte er ans Ziel« (XIII 20), nämlich vom höchsten Waldgipfel Samothrakes zum goldenen Meerschloß (auch märchenhaft!) von Aigai; oder wenn der alte Phoinix davon spricht, daß ihm ein Gott das Alter »abstreifen« könnte (IX 445f.), wie eine Haut. Man denkt an das schöne deutsche Märchen von der »Gänsehirtin am Brunnen«.

Sehr bemerkenswert ist die Tatsache, daß in der homerischen Wiedergabe eines berühmten Mythos, der uns auch aus zahl-

INHALT:

HERZOG-HAUSER: Märchenmotive in Homers Ilias
MERIGGI: Das Lydische, die indogermanische Sprache des Krösus
KLOTZ: Politische Geschichtsschreibung in Rom zur Zeit des zweiten Punischen Krieges
SÖHREN: Romano Guardini und seine neue Interpretation der Göttlichen Komödie
Besprechungen:

Digitized by Google

reichen anderen Quellen bekannt ist, Märchenzüge weggelassen werden — zweifellos infolge bestimmter Absicht des höfischen Dichters, der, wenn man so sagen kann, schon im Sinne jonischer »Aufklärung« (ἱστορίη) rationalistisch eingestellt war. So fehlt etwa in der Bellerophon-Mythe ein später fest zu ihr gehöriges Märchenrequisit, das geflügelte Zauberpferd, der Pegasos. Es mag sein, daß der Dichter in Rücksicht darauf, daß die reisigen Helden des Epos nicht zu Roß kämpfen, sondern zu Fuß und Wagen, sich veranlaßt sah, auch vom Wunderpferd des Reiters Bellerophon zu schweigen. — Die Meleager-Geschichte (IX 524ff.) wird in der Ilias ohne das Märchenmotiv vom glühenden Holzscheit erzählt, an das das Leben des Jünglings in magischer Weise geknüpft ist. Diese Vulgattradition findet sich bei Phrynichos in den »Pleuroniai«, in Aischylos' Choephoren, bei Bacchylides und Euripides. Die homerische Darstellung läßt den mütterlichen Fluch, die Anrufung des Hades und der Persephoneia, die in feierlich-altertümlicher Weise vollzogen wird, an sich wirken und verzichtet auf das magische *instrumentum;* es ist, wie wenn etwa die Geschichte von Schneewittchen in der Weise erzählt würde, daß die Stiefmutter nicht durch das *donum fatale* (Apfel) den Tod, bezw. Scheintod des Mädchens herbeigeführt hätte, sondern nur durch die Kraft ihres Fluches. In Althaias Namen ist der Zusammenhang mit ἀλθαίνειν »heilen« und der heilkräftigen Pflanze ἀλθαία »Eibisch« (*hibiscum*) unverkennbar und man darf in ihr wohl eine kräuter- und zauberkundige »Fee« erblicken. — Im Schiffskatalog (II 695ff.) wird die Mythe von Protesilaos, dem ersten Griechen, der vor Troja fiel, und seiner untröstlichen Witwe Laodameia nur mit einigen Streiflichtern beleuchtet, was dadurch zu erklären ist, daß der Dichter Figuren und Ereignisse als bekannt voraussetzen darf. Genau umschrieben wird nur das örtliche Gebiet um Phylake, das durch Demeterkult als »chthonisch« charakterisiert ist. Die kaum verständliche Erwähnung des »halbvollendeten Hauses« läßt die weite Verbreitung der Sage erschließen. Da nimmt es denn kaum Wunder, daß der Dichter andere Züge ganz verschwieg, da sie für seine Zwecke nicht in Betracht kamen, nämlich die Erzählung von dem Wachsbildnis, das sich die trauernde Frau von dem fernen (toten) Gatten anfertigte, und von der wunderbaren Wiederkehr des Toten aus dem Schattenreich, in das dann auch die liebende Gattin aufgenommen ward. Dieser Bericht, wieder die Vulgata, trägt die Züge des noch heute auf dem Balkan sehr beliebten Vampyrmärchens an sich.

Zweimal wird in der Ilias ein Märchen richtig »erzählt«, beidemale im 24. Gesang und beidemale ist es der junge Achilleus, der dem unglücklichen alten Priamos einen Mythos erzählt; der hilflose Greis vertritt hier gewissermaßen ein Kind, das durch ein Märchen einmal über seinen Schmerz hinweggetröstet und dann zum Essen bewogen werden soll. Ein bewunderungswürdiger dichterischer Einfall, der dem jugendlichen Gegner die Rolle zuweist, die sonst einer liebevollen alten Kinderfrau zukommt![4]) Nach dem Scholion erzählt Achill (527ff.) zunächst das Märchen von den zwei Fässern, die unten auf dem Estrich des Zeus stehen, »um Priamos zuzureden« (πρὸς παραμυθίαν Πριάμου); im Neugriechischen bedeutet παραμύθι »Märchen«. Das eine Faß, sagt Achill (Homer), enthält böse Gaben, das andere gute. Wem Zeus die Gaben mischt, der bekommt manchmal Böses, manchmal Gutes; wem er aber von den leidvollen gibt, den macht er verächtlich, und böse Not treibt ihn über die Erde und er geht umher, weder von Göttern geschätzt noch von Menschen. Es folgt die Anwendung auf Peleus, Achilleus und Priamos. Es sei hier nicht von dem Pessimismus gesprochen, der »des Lebens ungemischte Freude« für die Menschen verneint und allein den Göttern vorbehält; es sei nur auf das den Griechen so vertraute Bild von den Vorratsfässern im Keller (daher κατα-κεῖσται) hingewiesen (auch Pandoras berühmter πίθος beruht auf gleicher Vorstellung) und auf das neugriechische Märchen[5]) von den zwölf Monaten in Männergestalt, die ἐᾶ oder κακά (im Märchen Gold oder Schlangen) zu vergeben haben. Auch unsre Frau Holle, die entweder Gold oder Pech regnen läßt, gehört hierher. Niobes und des Volkes Versteinerung (XXIV 611ff.) hat eine ganz große Fülle von Märchen- und Sagenparallelen, wie etwa Frau Hitt und König Watzmann.

Homer schöpft, wie jeder große Dichter, unbekümmert aus dem reichen Märchenschatze seines Volkes; wer möchte es ihm verdenken, daß er mit dem köstlichen Gute schaltet wie ein König und daß er es umformt wie ein Zauberer?

[1]) Vgl. L. Radermacher, Erzählungen d. Odyssee. Sitz.-Ber. Ak. Wiss. Wien 1915, phil.-hist. Kl. 178, 2.
[2]) Vgl. II XXII 126.
[3]) Vgl. Omusc. philol Wien, 6. Jahrg., S. 19 f.
[4]) Vgl. Plat. Gorg. 527 A.
[5]) Korfu; P. Kretschmer, Neugriech. Märchen nr. 52.

Platons Gorgias

Wilhelm Schneidewin versucht sich in seiner Broschüre »Das sittliche Bewußtsein« in einer Analyse von Platons »Gorgias«. Obwohl der Verfasser in einer sehr dunklen, unklaren Einleitung die Meinung vertritt, daß »gegenüber andern, die das Thema des Gorgias behandelt haben, dies Buch einen Fortschritt bedeuten solle«, so vermag auch der gutwilligste Leser nicht zu ergründen, worin dieser Fortschritt liegen könne. Der Verfasser erblickt anscheinend die Aufgabe einer »Analyse« darin, die von Platon im »Gorgias« geleistete Gedankenarbeit dadurch zu klären, daß er die direkte Rede des platonischen Originaldialogs in indirekter Rede wiedergibt. Da Schneidewin indessen leider nicht über die platonische Sprachgewalt verfügt, so ist die Lektüre seiner kleinen Schrift keineswegs erfreulich.

Ein Verdienst des vorliegenden Büchleins mag immerhin darin liegen, daß der Leser ob der Unklarheiten des Verfassers dazu verführt wird, sich nun in Platons Originaldialog selbst über das Klarheit zu verschaffen, was diese moderne »Analyse« nicht zu Tage zu fördern vermag. **Dr. Heinz Horn**

Wilhelm Schneidewin: Das sittliche Bewußtsein. Eine Gorgiasanalyse. 54 Seiten. Paderborn 1937. Verlag Ferdinand Schöningh. RM 2.80.

Eine Aischylos-Übersetzung

Der Verlag für Kulturpolitik bringt eine neue Übersetzung von Aischylos' Gefesseltem Prometheus aus der Feder eines Nicht-Altphilologen heraus. Sie ist deshalb auch nicht das Ergebnis eingehender Textkritik sondern aus Liebe und wachsendem Verständnis für den ersten der drei großen griechischen Tragiker entstanden und legt Zeugnis ab für die gute sprachliche Grundlage humanistischer Schulausbildung. **N-dt**

W. A. Roth, Der gefesselte Prometheus von Aischylos. Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1936. RM 2.—

Die Trilogie des Aischylos

Ganzheit ist in dem Werk des Tragikers Aischylos weniger das Einzelstück als die Trilogie. In der vollständig erhaltenen Orestie spannt sich ein einheitliches architektonisches Gefüge durch die drei Teile Agamemnon, Choephoren und Eumeniden. Für die Wiederherstellung andrer Aischyleischer Trilogien sind wir in erster Linie auf die Entdeckung und Auswertung solcher inneren Zusammenhänge angewiesen. Fragmente und antike literarhistorische Zeugnisse sind spärlich. Stoeßls Buch »Die Trilogie des Aischylos« geht den richtigen Weg, im Torso die Spuren des Ganzen zu suchen. So durchforscht er den Gefesselten Prometheus, die Hiketiden, die Sieben gegen Theben und die Perser auf Spuren eines trilogischen Zusammenhanges hin. Aber er faßt die Aischyleischen Tragödien oft zu sehr als Dramen im modernen Sinne, d. h. als Schauspiele mit einer straff aufgebauten Handlung, und ergänzt so aus der Handlung eines Stückes die Handlung der beiden andren Trilogienteile. Diese logisch-psychologische Arbeitsweise würde bei einem Dichter von rationalistischer Prägung — wie etwa dem sophistisch bestimmten Euripides — eher zu zuverlässigen Ergebnissen führen. Aber die Werke des Aischylos sind in ihrer dramatischen Linienführung so sehr irrational und alogisch, daß sie sich der Methode eines Schließens und Wiederaufbauens aus der ratio entziehen. Den Rekonstruktionen Stoeßls, die von dem Gedanken der dramatischen Entwicklung ausgehen, fehlt deshalb der feste Boden. (Die Danais, S. 83—113.) Artgemässer sind dem Wesen der Tragödie die Abschnitte des Buches, die unter dem Aspekt des Formal-Architektonischen das Wiederherstellungsproblem anfassen. Hier wirkt die Rekonstruktion der »Befreiung des Prometheus« als Parallele zum »Gefesselten Prometheus« überzeugend. Eine dritte Quelle für die Wiederherstellung Aischyleischer Trilogien stellen die literarischen Nachwirkungen und Nachahmungen dar. Fast der Rang einer Beweiskraft kommt hier der Wiederherstellung des Aischyleischen Phineus, des ersten Teils der Persertrilogie, aus den Argonautika des hellenistischen Epikers Apollonios von Rhodos zu. Dagegen erscheint es bedenklich, originale Schöpfungen des Sophokles, den König Oedipus und den Oedipus auf Kolonos, in »aischyleische Reste« und »sophokleische Zutaten« aufzuspalten (S. 208/209). Die thebanische Trilogie des Aischylos ist von Sophokles so schöpferisch umgestaltet, daß an ein Durchschimmern der Aischyleischen Szenenführung bei Sophokles nicht zu denken ist. —

Stoeßls Buch darf man als Ganzes eine bedeutende Leistung nennen. Nicht nur das Problem der Rekonstruktion wird gefördert. Bei vielen seiner Interpretationen hat man das Gefühl, daß hier eine neue und zwar fruchtbare Sehweise sich geltend macht. Sie kommt vor allem der Ehrenrettung des vielfach als unecht verdammten »Gefesselten Prometheus« zu gute und fördert darüber hinaus unser ganzes Aischylosbild.

Johannes Seewald
Oberhausen-Osterfeld (Rhlp.).

Franz Stoessl, Die Trilogie des Aischylos. Formgesetze und Wege der Rekonstruktion. Verlag Rudolf M. Rohrer, Baden bei Wien. 1937. RM 13.50.

Die Antike
Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums
Das Organ der Gesellschaft für antike Kultur erscheint jährlich in vier stattlichen, reich illustrierten Heften. Der Bezugspreis beträgt RM 36.— jährlich. Mitglieder erhalten die Zeitschrift unentgeltlich (Mitgliedsbeitrag jährlich RM 27.—) *Prospekt auf Wunsch!*
WALTER DE GRUYTER & Co., BERLIN W 35

Digitized by Google

Privatdozent Dr. P. Meriggi, Hamburg

Das Lydische, die indogermanische Sprache des Krösus

Die Macht und der Reichtum des alten Lydiens sind durch die jedem bekannte Überlieferung verewigt, die die Erfindung des Münzwesens in jenes Land verlegt und aus seinem letzten König das sprichwörtliche Vorbild eines reichen Mannes machte. Aber von der einstigen Herrlichkeit hat sich äußerst wenig bis zu uns gerettet. Um die älteste Geschichte des Landes hat sich noch neuerdings der französische Archäologe R. Dussaud bemüht, aber das Material ist so gering, daß von seinem verdienstlichen Werk der Historiker F. Schachermeyr doch schrieb, es gruppiere sich um ein Vacuum: das unbekannte Lydien. Nun haben wir aber etwa 50 Inschriften in lydischer Sprache, die fast alle aus amerikanischen Grabungen in der Hauptstadt Sardes (einheimisch *Sfard-*) kurz vor dem Krieg stammen. Sobald diese entziffert und zum Reden gebracht wurden, mußte sich der Bau der Sprache zeigen und diese über die Zugehörigkeit der Lydier, wenn sich auch Sprache und Abstammung der Menschen durchaus nicht immer entsprechen, wohl die erste entscheidende Auskunft geben. Und das ist inzwischen tatsächlich erreicht worden.

Unter den Inschriften gab es eine ansehnliche aramäisch-lydische Bilingue, von der jede Hälfte 8 Zeilen umfaßt. Sie war der gegebene Ausgangspunkt für die Entzifferung, die aber zunächst mit dem Aramäisch dieses Textes, das selbst dunkel war, zu kämpfen hatte. Die Grundlage wurde schon im Wesentlichen vom Herausgeber E. Littmann gelegt. Nach Beiträgen von anderen wurde dann die Bearbeitung der Bilingue durch P. Kahle und F. Sommer zu einem so vollkommenen Abschluß gebracht, daß auch die ganze spätere Forschung daran nicht einmal Einzelheiten zu verbessern fand. Doch blieb noch die schlimmste Arbeit zu leisten, in die einsprachigen Texte vorzudringen. Den Mut, da weiter zu gehen, fand der junge Wiener Forscher Wilhelm Brandenstein, der in einer Reihe von Studien mit seltenem Scharfsinn und methodischer Strenge die lydische Grammatik erschloß und bis ins Einzelne vorbildlich darlegte. Diese Ergebnisse waren so vollständig, daß man vielleicht bei einer ersten Lektüre zweifeln konnte, ob er noch aus dem spärlichen Stoff nicht etwa zuviel hätte herausholen wollen und dabei über das Mögliche hinausgegangen wäre. Dieser Zweifel mußte aber verstummen, als später auf einer Grundlage E. Grumach die glänzende Deutung der drei längsten Texte in Prosa und manch anderer Angriff auf die natürlich viel dunkleren Gedichte gelang. Denn viele der längeren Inschriften sind schon rein äußerlich in Verszeilen verteilt, die Endassonanz zeigen daß der letzte Vokal jeder Zeile bleibt durch den ganzen Text hindurch derselbe, z. B. endigen die Zeilen alle auf *-os, -od, -ol*, usw. oder auf *-e, -ad, -at*, usw.). Ein genaueres und vollständigeres Verständnis der Prosatexte und manch anderer Stellen der Gedichte wurde dann auch durch die Bestimmung der Pronominal- und Verbalformen der 1. Pers. Sing. möglich, da mehrere Texte oder Textteile in dieser Form gefaßt sind. Dieses weitere Vordringen in die Texte bringt aber auch eine Vervollständigung unserer grammatischen Kenntnisse mit sich, der vielmehr bedingen sich die beiden Sachen gegenseitig in Wechselwirkung), und so wurde uns auch der Bau des Lydischen im Wesentlichen klar.

Das Überraschende bei diesen letzten Fortschritten war, daß die Sprache das fremdartige Aussehen, das anfangs uns alle mehr oder weniger geblendet hatte, völlig verlor und zu der Reihe der wesentlichen Übereinstimmungen mit dem Idg., die von Anfang an natürlich stark aufgefallen waren (*pis:* lat. *quis*, oskisch-umbrisch *pis; pid:* lat. *quid* (*quod*), oskisch *pid; -k* »und«: lat. *-que; nid:* lat. *ne; ni-k ... ni-k:* lat. *ne-c ... ne-c;* Präs. 3. Pers. auf *-t, -d;* usw.), kamen einige weitere hinzu (*amu* »ich«, *ẽmis* »mein«; *aλas:* lat. *alius;* Präter. 3. Pers. auf *-l* wie im Slavischen, usw.), sodaß das allermeiste von dem bisher in der Grammatik Ermittelten deutlichstes idg. Gepräge trägt. Die zweite Überraschung war aber, daß das Lydische sich als Schwestersprache des Lykischen herausstellte, das weiter im Süden (in der Südwest-Ecke Kleinasiens) beheimatet war (das dazwischen liegende Karisch ist wegen des kärglichen Materials noch so gut wie unbekannt). Wir haben nunmehr (vgl. die beiden Artikel dieser Zeitschrift, Nr. 9 vom 5. V. 1935) eine große Gruppe von Sprachen im vorgriechischen Kleinasien, die einen idg. Bau aufweisen und geradezu das ganze Gebiet einnehmen. Das sind das am besten erhaltene und daher bekannte Hethitisch, das bes. im Nordosten fast das ganze II. Jahrtausend hindurch herrschte; das kümmerlich erhaltene Luwisch, das wahrscheinlich eher dem Südosten eigen war; das hieroglyphische »Hethitisch«, das dem Luwischen am nächsten steht und ungefähr in derselben Zone, aber auch weit darüber hinaus von Hattusas (der hethit. Hauptstadt) bis nach Hamath in Syrien in verschiedenen Epochen (im hethit. Großreich und in den späteren Trümmerstaaten bis zur assyrischen Eroberung etwa um 700 a. Chr.) als Dialekt der Monumentalinschriften im Gebrauch war; dann im Zentrum und im Westen das Phrygische, das Lydische und das Lykische, deren Überlieferung allerdings erst mit dem Gebrauch der Alphabete einsetzt, die dem griechischen im Wesentlichen entlehnt, aber z. T. einschneidend und kunstreich angepaßt wurden (ich erwähne hier nur die Zeichen für Nasalvokale, die auch dem Lykischen eigen sind, und die für die palatalen *n* und *l*, die wir mit *ν* und *λ* umschreiben).

Denn aus der alten ruhmreichen Zeit der Mermnaden haben wir kaum lydische Inschriften. Fast alle, die wir besitzen, stammen aus der Perserzeit oder einer späteren. Immerhin ist die eine kurze bustrophedische Votivinschrift auf einer kahnförmigen Vase mit sehr archaischen Zeichenformen wohl ins VI. Jhr. also doch etwa in die Zeit des Krösus zu datieren. Und wenn auch dieser (übrigens unlydisch aussehende) Name nirgends belegt ist, so ist doch das Fortbestehen der ehrenvollen Erinnerung an die mit ihm ausgegangene Dynastie wenigstens durch den Namen des *Mλimnas*, dem das stattliche von Grumach erschlossene Ehrendekret gilt, bezeugt. Darin ist uns die Originalform erhalten, die die Griechen nicht besser als mit Μέρμνης wiederzugeben wußten.

Wie weit die Erschließung dieser Sprache trotz der geringen Reste gediehen ist, läßt sich schwer in Kürze genauer angeben. Daß die manchmal bis zu einem Dutzend Zeilen langen Grabinschriften bald größtenteils verständlich wurden, verdanken wir der Bilingue. (Dagegen besagt die besondere Dunkelheit der neuen kürzlich von H. Bossert in Forschungen und Fortschritte 1936, S. 430f. edierten Inschrift aus Magnesia nichts. Denn hier haben wir es mit Dialektunterschieden und einem abweichenden Aufbau des übrigens ganz kurzen und nicht unversehrten Textes zu tun.) Aber auch die langen Prosatexte, so viel unverstandene Vokabeln auch darin natürlich noch stecken, lassen über den allgemeinen Sinn selten im Zweifel und an mehreren Stellen werden sogar eine Reihe komplizierter termini technici greifbar, sodaß phantasiereiche Deutungen ausgeschlossen und nur noch die Schattierungen der Bedeutungen zu bestimmen sind. Als Beispiel gebe ich eine kurze Stelle aus der einen der beiden Parallelinschriften (23 und 24), die ein Priester und seine Tempelbehörde aufstellten (Umschrift und vorläufige Übersetzung):

ãn-ẽt Mitridastas Mitrataliś kaves
citoλs buk afaris pλ dẽt amu dãv
ak-m-av brafrśiś brafrlλ sav-tarid
ſa-kud amu ov-v ak-it ped ſa-sfẽnu
ak-at pλ ſa-kan-trov ak-m-λ-iś-piś citollad bitad
ſak-m-λ-it-in Pλdãn-k Artimu-k kat-sarlokid
buλ bilλ-k arlλlλ pṛaλ

»Es verordnet M., des Mitratas (Sohn), der Priester:

Der *citoλs* oder *afaris*, den (man) mir als Gabe gibt,

den (*-av*) soll der *brafrśiś* dem **brafrliś* gut-.....-en!

Und wohin ich es verkünde, und was ich besitze,

und wem ich es vergebe, ihm (*-λ*) ... wer aus .... entzieht(?),

den wird aber dann sowohl Apollo als auch Artemis vernichten, ihn und seinen erblichen Grund(besitz)«.

Aus dieserProbe wird auch das Letzte klar, was wir über den Charakter dieser Sprache noch zu sagen haben. Im Gegensatz zur (übrigens sehr regelmäßigen und durchsichtigen) Grammatik ist der Wortschatz größtenteils nicht idg. Das wäre aus anderen Stellen, wo die grammatischen Elemente gegenüber den sonstigen Vokabeln stärker zurücktreten, noch auffallender. Das geht so weit, daß z. B. »Haus und Hof, Erde und Wasser«, wie uns die Bilingue bezeugt, *aaraλ biraλ-k klidaλ kofuλ-k* (im Objektskasus auf *-λ*, wohl, wie ich auf Grund des Lyk. vermute, aus *-li*) hieß! Es wiederholt sich hier im höchsten Grade, was schon aus dem Hethit. und dem Lyk. bekannt war: diese indogermanoiden Sprachen, wie man sie nennen kann, wenn man soviel Gewicht auf den Wortschatz einer Sprache, das äußerlichste an ihr, legen will, weisen eine abgeschliffene aber unverkennbare idg. Grammatik auf, haben aber größtenteils den Wortschatz der offenbar kulturell viel höher stehenden einheimischen Bevölkerung aufgenommen. Die Beziehungen zum Etruskischen, da die Etrusker nach Herodot und vielen heutigen Forschern aus Lydien (oder wenigstens der Ägäis) stammen, wird ein späterer Artikel in Betracht ziehen. Im übrigen gehen die geschichtlichen Folgerungen aus diesem Befund, die z. T. allerdings naheliegend sind, über meine Aufgabe hinaus und werden den Historikern überlassen, denen die Sprachforschung, selbst abgesehen von ihren eigenen Zielen, wieder einmal einen beachtenswerten Dienst geleistet haben dürfte.

Literatur

J. Friedrich, Kleinasiatische Sprachdenkmäler, Berlin (W. de Gruyter) 1932, Seite 108—123 „Lydische Texte" mit Angabe der ganzen früheren Literatur. Dazu kommen:

E. Grumach, Lydische Studien, Archiv für Orientforschung IX (1934) 187—198.

Vf., Die erste Person Sing. im Lyd., Revue hittite et asianique Ve année (1935) 69—116.

Digitized by Google

Geschichte der römischen Literatur

Die Geschichte der römischen Literatur wurde gewöhnlich in die der republikanischen, augusteischen und Kaiserzeit eingeteilt; innerhalb dieser Abschnitte wurde zumeist Dichtung und Prosa gesondert behandelt. Auf diese Weise war ein geschichtliches Verständnis nicht möglich, wenn auch diese Einteilung vor nicht allzu langer Zeit als altbewährt gepriesen wurde. Das Lehrbuch der Geschichte der römischen Literatur, mit dem uns Ernst Bickel jetzt beschenkt hat, greift tiefer und baut die Literaturgeschichte auf der allgemeinen Kulturentwicklung auf, bietet also in bewußtem Anschluß an die der Literatur gewidmeten Abschnitte von Mommsens Römischer Geschichte eine wirklich geistesgeschichtliche Darstellung des Stoffes. Er führt also eine Betrachtungsweise ein, die in der Geschichte der neueren Literaturen schon ganz geläufig ist.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste (S. 1—314) behandelt zunächst die allgemeinen Fragen, die mit der römischen Literatur im ganzen in Verbindung stehen (Erhaltung und Erforschung der römischen Literatur, der literarische Kunstgeist der Römer, die literarischen Formen und die Abhängigkeit von den Griechen) und dann die Gliederung der römischen Literaturgeschichte, wobei auf die Sprachgeschichte besondere Rücksicht genommen wird. Im zweiten Teil (S. 315—565) gibt der Vf. eine Übersicht über die Literaturdenkmäler, die nach Literaturgattungen geordnet ist.

Der erste der einleitenden Abschnitte, der sich mit der Erhaltung und Erforschung der römischen Literatur befaßt, steht anscheinend nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Literaturgeschichte. Aber da hier die Überlieferung der Schriftsteller seit dem Altertum in einem kurzen Überblick dargestellt wird, dient er ebenfalls dem Verständnis der Literaturgeschichte, indem er den Weg beleuchtet, auf dem die alten Schriftsteller zu uns gekommen sind, und lehrt uns verstehen, wie es kommt, daß gerade die erhaltenen Werke aufbewahrt wurden. So bietet dieser Teil eine wertvolle Darstellung der Überlieferungsgeschichte in großen, klaren Zügen. Geht der Vf. zunächst von den erhaltenen Handschriften und ihren Vorgängern aus, so untersucht er anschließend in Beispielen die philologische Tätigkeit der Römer selbst, die doch die Grundlage der Erhaltung bildet. Dabei hätte vielleicht die Geschichte des Aeneistextes eine eingehendere Behandlung verdient, weil wir hier genau unterrichtet sind. Daß von den Ergänzungen der unvollständigen Verse in den erhaltenen Handschriften keine Spur zu finden sei (S. 37), ist eine irrige Behauptung. Auch hier sind die Hauptlinien mit sicherer Hand gezogen. In Einzelheiten mag man vielleicht dies oder jenes anders betrachten. So erscheint mir z. B. die Anschauung des Vf. über den Hiatus bei Plautus (S. 32) — er vertritt im wesentlichen den Leoschen Standpunkt — nicht haltbar. Auch bei Catos Schrift über den Landbau wird man wohl lieber zu einer andern Erklärung ihres Zustandes greifen. Daß sie uns in einer Gestalt vorliegt, die von der vom Schriftsteller selbst gegebenen Fassung abweicht, halte ich nicht für richtig. Ciceros Briefe an Atticus sind nicht erst nach Asconius herausgegeben, da sie schon in der Vorlage des Valerius Maximus ausgebeutet sind.

Wichtig ist es auch, daß sich der Literarhistoriker ein Bild von der biographischen Überlieferung über die römischen Schriftsteller macht. Man darf hier nicht einfach die Anschauungen, die für die klassischen griechischen Dichter gelten, auf Rom übertragen. Denn hier ist die Entwicklung bis zur Festlegung der literarhistorischen Tatsachen in Suetons Werk De viris illustribus ununterbrochen, während in der griechischen Literaturgeschichte der Bruch zwischen Athen und Alexandria fühlbar ist.

Sehr wichtig ist der Abschnitt über den Kunstgeist der Römer. Die römischen Schriftsteller gehören, wie schon Cicero beobachtet hat, ihrer Herkunft nach ganz Italien an. Aber der Mittelpunkt der Kultur war Rom; nur hier konnte sich ihre Wirkung entfalten. Die römische gravitas hemmt natürlich das freie Spiel der Phantasie. Aber sie beherrscht keineswegs das ganze Volk. Echt italisch ist die Redekunst und der Witz. In der augusteischen Dichtung herrscht allerdings die Erhabenheit vor. Mag also auch die griechische Literatur den Römern die Formen dargeboten haben: sie haben aus dem griechischen Geist heraus, den sie aufnahmen, Neues geschaffen und sind auf manchem Gebiet selbständig, so in der Satire und auch in der Elegie (trotz Mimnermos). Die Anwendung der von den Griechen fein ausgebildeten Stilkunst (Rhetorik) auf die Kunstschöpfungen kann auch nicht ohne weiteres als Entartung betrachtet werden. Dabei wurde das Griechische nicht als fremd empfunden. Es herrscht in den führenden Kreisen Zweisprachigkeit. Aber da sie fest im Boden des Volkstums verwurzelt sind, hat diese Tatsache ihren inneren Kern nicht berührt. Es ist undenkbar, daß einer der führenden Geister trotz der Beherrschung des Griechischen die Muttersprache so behandelt, wie es Friedrich der Große in den Briefen an Fredersdorff tut. Daß Keime zu einer künstlerischen Entwicklung vorhanden waren, ist bekannt. Die Bindung an die literarischen Formen ist nicht so stark wie in Griechenland; der Künstler hat freieren Spielraum. Das lehrt die Verschiedenheit der Satiren des Lucilius, Horaz, Persius und Juvenal.

Deshalb hat der Vf. recht, wenn er die Literatur nicht in erster Linie nach den Formen betrachtet, sondern zunächst ihre Entwicklung von innen heraus, aus der römischen Seele, schildert, die von der griechischen grundverschieden ist. Die Grundanschauung hält das gesamte Schrifttum zusammen. Die Einteilung ist bedingt durch die allgemeine Geschichte, mit der auch die Sprachgeschichte zusammenhängt. In der Betonung der Sprachgeschichte, die ja für die Form der literarischen Kunstwerke maßgebend ist, liegt ein besonderer Vorzug des Werkes. Auch nach der Beteiligung neuer, dem Reich eingegliederter Völker sondern sich einzelne Abschnitte aus. Jeweils zwei- bis dreihundert Jahre nach der Einverleibung ins Römerreich treten die unterworfenen Völker in das Blickfeld der Literatur. Freilich ist dadurch über die Zugehörigkeit der einzelnen Schriftsteller zu ihnen nichts ausgesagt, weil wir ihre Herkunft nicht genau übersehen können. Immerhin ist es kein Zufall, daß z. Z. Caesars die Oberitaliener, im 1. Jahrh. n. Chr. die Spanier, seit dem 2. die Afrikaner eine wesentliche Rolle spielen und schließlich im 4. Gallien eine führende Stellung einnimmt.

Im einzelnen den fesselnd geschriebenen Überblick über die Perioden der Literatur wiederzugeben, ist hier nicht der Platz. Es wäre doch unmöglich, auf all die feinen Bemerkungen hinzuweisen, die der Vf. zur Belebung des Bildes einstreut. Sie verraten eine Weite des Blickes, wie sie selten zu finden ist. Namentlich scheint mir die augusteische Literatur mit ihrem doppelten Gesicht gut gekennzeichnet; sie schaut teils rückwärts, teils vorwärts. Mit Recht hebt der Vf. den romantischen Zug hervor: nicht attische Klarheit, sondern fromme Gebundenheit ist ihr wesentlicher Zug; das ist der wesentliche Unterschied vergilischer und homerischer Weltanschauung. Selbst Horaz ist von ihr nicht ganz frei. Gerade wo er selbständig wirkt, in den politischen Gedichten, tritt er ebenbürtig neben Vergil. Auch Livius' Blick ist in die Vergangenheit gerichtet. Während seine Vorgänger die Gegenwart sich in der Vergangenheit spiegeln lassen, läßt er die Gesamtentwicklung an seinem Auge vorüberziehen und kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß die alte Römergröße verloren, daß der Höhepunkt der Entwicklung überschritten ist. Aber auch für ihn steht Rom im Mittelpunkt der Welt. Neue Gedanken bringt diese Zeit nicht hervor; die Kultur versinkt in Zivilisation. Ovid zeigt die Gefahr der Entartung: auf das Barock folgt das Rokoko.

Das 1. Jahrhundert n. Chr. faßt der Vf. als eine Einheit zusammen. Ich glaube, daß dabei ein wesentlicher Unterschied der neronischen und flavischen Zeit verwischt wird. In der neronischen Zeit führen Seneca, Lucan, Petron die Literatur über die augusteische Klassik hinaus. Aber daneben wirkt auch die klassizistische Richtung, die mit Quintilian zur Herrschaft kommt. Ihr gliedert sich auch Tacitus ein, bei dem freilich schon vereinzelt umgangssprachliche Elemente in die Sprache eindringen.

Die afrikanische Literatur des 2. Jahrhunderts n. Chr. beurteilt der Vf. als ein Erzeugnis des afrikanischen Bodens, erkennt aber daneben eine Beseelung durch den Orient an. Wie weit dieses richtig ist, scheint mir fraglich — aber schließlich ist der Asianismus, der in der zweiten Sophistik auflebt, von jeher als unhellenisch empfunden worden. Seine Wiege steht in Kleinasien. Insofern mag man von orientalischem Einfluß reden, als es sich nicht nur um ein äußeres Kleid, sondern um die Seele handelt.

Das 3. Jahrh. zertrümmert das Reich. Die Provinzen lösen sich von Rom, das noch im 2. Jahrhundert seine Anziehungskraft bewährt hatte. Auch in der Literatur ist ein Niedergang zu beobachten mit Ausnahme von Afrika, wo noch im 4. Jahrhundert viele sonst verschollene Werke der älteren Literatur erhalten waren. Augustin kannte noch Varros Antiquitates; auch auf die reichen Schätze könnte man hinweisen, die Nonius noch ausbeuten konnte. Wenn sonst im Westen der Bildungsstand sinkt, so ist Afrika davon wenig betroffen. Hier wächst zuerst die christliche Literatur in lateinischer Sprache heran.

Nach der Neuordnung der politischen Verhältnisse bringt das 4. Jahrhundert noch eine kurze Nachblüte. Die römischen Vornehmen — es sind durchweg neue Geschlechter — treten als Hüter des alten Glaubens auf. In Rom wirkt aber nicht nur der Kreis der Symmachi in jener Zeit: er zieht Ammian aus dem Osten an, Donats Lehre wirkt in Hieronymus nach, Claudian, ebenfalls aus dem Osten stammend, feiert als seinen Helden den Germanen Stilicho.

Zum Schluß weist der Vf. auf die Bedeutung des Mittellateins hin, das im Gegensatz zu den auseinanderstrebenden Sprachen die

Digitized by Google

Kultur zusammenhält und die Erhaltung der lateinischen Literaturwerke ermöglicht. Es bildet die Fortsetzung der Literatursprache, die sich seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. von der Umgangssprache getrennt hat. Erst mit Petrarca und Dante setzt sich diese als lingua volgare durch. Auch für die Germanen ist die alte Kultur von unschätzbarem Werte. Sie drängen zur Mittelmeerkultur, der Klerus erzieht sie durch das Latein zum begrifflichen Denken. Sie übernehmen die römischen Kulturerrungenschaften, wie besonders die Lehnwörter im Steinbau beweisen.

Die Literaturwerke kann man als Schöpfungen des Künstlers betrachten; man kann auch die einzelnen Gattungen in sich geschlossen überschauen. Dieses ist für die klassische Dichtung der Griechen die gegebene Betrachtungsweise, weil hier die einzelnen Gattungen sich gesondert entwickeln. Schon in der hellenistischen Zeit ist sie nicht mehr durchzuführen. In der römischen Literatur ist die Bindung an die Gattung lockerer. Aber es lohnt doch auch hier einmal festzustellen, was die Gattungen gemeinsam haben. Deshalb ist die Darstellung des Vf. zu begrüßen, weil die Literaturgeschichten sonst den Künstler in den Vordergrund stellen. Freilich muß man dann mit in Kauf nehmen, daß die Werke eines Schriftstellers, der auf mehreren Gebieten tätig war, an verschiedenen Stellen behandelt werden. Da helfen Verweisungen aus. Übrigens scheint gerade der Versuch des Vf., der einmal gemacht werden mußte, zu bestätigen, daß die Einwirkung der Gattung in der römischen Literatur geringer war.

Daß bei einem so umfangreichen Gebiete nicht jeder in allen Punkten die Meinung des Vf. teilen kann, ist nicht befremdlich. Er hat sich den Blick durch Modeansichten nicht trüben lassen: er hält Culex und Ciris nicht für vergilisch, glaubt nicht an die Verfasserschaft Senecas für die Octavia. Ob er mit Recht Minucius Felix in die Antoninenzeit setzt, ist mir fraglich. Die römische Gemeinde ist bis ins 3. Jahrhundert vorwiegend griechisch; das bedeutet, daß sie sich aus den niedern Schichten bildete. Deshalb scheint mir eine spätere Ansetzung richtig. Jedenfalls ist die unbedingte Sicherheit, mit der die Zeit bestimmt wird, bedenklich.

Auf Einzelheiten eingehen, hieße die große Leistung herabsetzen. Ich weise aber darauf hin, daß die Zitate von Übersetzungen — nicht überall voll befriedigend — begleitet sind, damit auch die, denen das Latein nicht unbedingt geläufig ist, das Werk benutzen können. Denn es kann und soll auch dem vergleichenden Literarhistoriker dienen. Zusammenfassend möchte ich sagen, daß das tiefgreifende Werk, dessen Vf. mit weitem Blick das große Feld überschaut, besonders in der ersten Hälfte, eine wahre Bereicherung bedeutet.

Alfred Klotz
Erlangen

Ernst Bickel, Lehrbuch der Geschichte der römischen Literatur. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1937. XII, 587 Seiten. Preis RM 26.50.

Königin Luise von Preußen in der Zeit der Napoleonischen Kriege.
Von Dr. TESSA KLATT
broschiert RM 9.50
Eine eingehende Untersuchung des politischen Wirkens der Königin.

Napoleon in der englischen Geschichtsschreibung von den Zeitgenossen bis zur Gegenwart
Von Dr. WOLFGANG MAILAHN
broschiert RM 7.—
Ein notwendiger Beitrag zur Napoleonforschung

JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG / BERLIN

Prof. Dr. Alfred Klotz, Erlangen

Politische Geschichtsschreibung in Rom zur Zeit des zweiten Punischen Krieges

Lange Zeit hatten in Rom die amtlichen Aufzeichnungen der Priester, die die wichtigen Ereignisse des Jahres in die Kalendertafel eintrugen, und die Niederschriften der Senatsverhandlungen die geschichtlichen Bedürfnisse befriedigt. Beide Arten von Urkunden konnten natürlich nur in Rom selbst wirken. Aber die Römer empfanden gar nicht eine Notwendigkeit, ihre Politik in weiteren Kreisen zu rechtfertigen, weil sie eine Rückwirkung des Auslandes nicht zu befürchten hatten. Seit dem Galliersturm nahm das zeitgenössische Griechentum Kenntnis von den Vorfällen, die Roms äußere Geschichte betrafen. Mit den Samniterkriegen und dem Krieg gegen Pyrrhos kam Rom in unmittelbare Berührung mit der zeitgenössischen griechischen Kultur. Deshalb mußte es auf das Urteil der Griechen Rücksicht nehmen, das ihnen nun nicht mehr gleichgültig war. Die griechischen Geschichtswerke beschäftigten sich mit Rom, namentlich die westgriechischen Geschichtsschreiber wie Timaios von Tauromenion. Aber eine Gegenwirkung wurde erst ausgelöst, als Philinos von Akragas den ersten Punischen Krieg in einem bei dem Akragantiner durchaus begreiflichen karthagerfreundlichen Sinne dargestellt hatte. Hier konnte Rom nicht schweigen, wenn es sich nicht damit abfinden wollte, daß das erste gewaltige Ringen zwischen Rom und Karthago in einem für die Römer ungünstigen Lichte erscheinen sollte.

Zwei Darstellungen des ersten Punischen Krieges hat Rom damals hervorgebracht. Der greise Dichter Cn. Naevius hat als Teilnehmer des Krieges ihn in seinem Epos Bellum Poenicum beschrieben. Weiter griff das Geschichtswerk des Q. Fabius Pictor aus, das die gesamte römische Geschichte von der Gründung der Stadt Rom bis zum zweiten Punischen Kriege einschließlich dargestellt hat. Während das lateinisch geschriebene Epos des Plebejers Naevius über Rom hinaus nicht wirken konnte, wandte sich Fabius an die gesamte Kulturwelt, indem er sich der griechischen Sprache bediente.

Das Geschichtswerk des Fabius war keine dürftige Chronik, obgleich es bestimmend auf die gesamte Annalistik eingewirkt hat. Wir wissen, daß Plutarch im Leben des Romulus die Gründung Roms nach ihm erzählt hat, wobei die Zeit nach einheimischer Überlieferung auf die Mitte des 8. Jahrhunderts vor Chr. gesetzt und eine der vielen griechischen Erfindungen der Gründungssage aufgenommen wurde. In dieser Form ist die Gründungsgeschichte allgemein herrschend geworden. Die Folgezeit war in knapper Form dargestellt, ausführlicher die vom Verfasser selbst durchlebte Zeit und auch schon der erste Punische Krieg, über den die vorhergehende Generation genauere Auskunft geben konnte. Diese Stoffverteilung läßt erkennen, wo der Schwerpunkt des Werkes lag.

Schon längst betrachteten die Griechen, nicht nur die sizilischen, den Aufstieg einer neuen Großmacht im Westen mit Sorge und Mißtrauen. Sie ahnten, daß sie sich mit ihr würden auseinandersetzen müssen, und brachten ihr daher keineswegs freundliche Gefühle entgegen. Wenn die Erweiterung des römischen Reiches nicht als das Ergebnis ländergieriger Machtpolitik erscheinen sollte, so mußte nachgewiesen werden, daß Rom nur durch die Verhältnisse gezwungen entweder in der Verteidigung oder zum Schutz seiner Verbündeten zum Schwert gegriffen hatte. Diese Überzeugung beherrschte die regierende Schicht Roms, die sich im Senat verkörperte. M. Gelzer hat den Nachweis erbracht, daß Fabius, der ja selbst ein Mitglied des Senats war, dem also dessen Anschauungen vertraut sein mußten, sich in den Dienst dieser Idee gestellt hat. Beim Ausbruch des ersten Punischen Krieges zögerte der Senat, den Schutz der stammverwandten Mamertiner in Messana, die durch die Karthager und Hieron von Syrakus bedroht wurden, durch einen Angriff zu übernehmen. Erst das Volk gab hierfür den Ausschlag. Auch bei den Kämpfen gegen Illyrier und Gallier werden in der Überlieferung, die mit Wahrscheinlichkeit auf Fabius zurückgeführt werden darf, diese Übergriffe illyrischer Seeräuber und die Einfälle der Gallier in Mittelitalien als die Ursachen des Kriegs angeführt. Noch mehr mußte den Römern daran gelegen sein, für den Ausbruch des zweiten Punischen Krieges den Gegner verantwortlich zu machen. Die Ausbreitung der karthagischen Herrschaft in Spanien, die besonders das seit langer Zeit mit Rom verbundene Massalia bedrohte, und die Eroberung von Sagunt, das mit Rom einige Jahre vorher in ein amtliches Bundesverhältnis getreten war, wurden von Fabius als die Ursachen des Krieges hingestellt (Polyb. III 8, 1). Aber hierbei ergab sich eine Schwierigkeit für den, der Roms Verhalten rechtfertigen wollte.

Schon seit dem Sommer 220 hatten die Saguntiner durch mehrfache Gesandtschaften an den römischen Senat auf die ihnen drohenden Angriffe Hannibals hingewiesen. Der Senat hatte darauf hin Hannibal im Winter 220/219 durch eine Gesandtschaft ermahnt, nichts gegen die mit Rom verbündeten Saguntiner zu unternehmen. Hannibal hatte sich auf schlechte Behandlung karthager-freundlicher Saguntiner berufen, die er zu schützen verpflichtet sei. Die römischen Gesandten brachten dieselben Bedenken gegen Hannibals Politik in Karthago vor. Aber auch als dieser im J. 219 Sagunt wirklich angriff, hatte Rom nichts unternommen, um den Bundesgenossen zu helfen. Denn in diesem Jahre nahm der illyrische Krieg alle seine Kräfte in Anspruch. Erst nach Beendigung dieses Kampfes konnte der Senat sein Augenmerk wieder nach Westen richten.

Inzwischen war Sagunt gefallen; Rom hatte seine Verbündeten preisgegeben. Wie hat Fabius in diesem Punkte die römische Politik zu rechtfertigen gesucht? Während es sich sonst darum handelte, die Begründung des römischen Handelns im römischen Sinne umzugestalten, half dieses Verfahren beim Fall Sagunts nichts, weil der Untergang der Stadt eine für die Römer betrübliche Tatsache geworden war. Es läßt sich durch die Quellenuntersuchung der Nachweis führen, daß Fabius, um Rom von dem Vorwurfe zu befreien, die Belagerung und Eroberung Sagunts ins J. 218 verschoben hat.

Nachdem Livius von Hannibals Wahl zum Feldherrn berichtet hat — daran schließt sich die Charakteristik Hannibals an (4,1—10) —, läßt er ihn sogleich den Entschluß zum An-

Digitized by Google

griff auf Sagunt fassen. Aber weil dadurch Roms Eingreifen heraufbeschworen wird, unternimmt er erst noch (in den Jahren 221 bis 220 nach Polybios) zwei Feldzüge gegen spanische Stämme. Die mangelhafte Gedankenverbindung lehrt, daß hier eine Fuge vorliegt: Coelius, die unmittelbare Vorlage des Livius, hat die silenische Erzählung über die beiden spanischen Feldzüge mit dem fabianischen Bericht verquickt, wie er auch bei der Schilderung des Alpenüberganges (XXI 30,1ff.) und der Eroberung von Sagunt (XXI 15,1.2) Silen und Fabius verbunden hat, obwohl ihre Berichte einander widersprechen und sich ausschließen. In voller Übereinstimmung mit der fabianischen Darstellung heißt es weiter (6,3): »Konsuln waren damals in Rom P. Cornelius Scipio und Ti. Sempronius Longus«, d. h.: Das saguntinische Hilfsgesuch wird hier ins J. 218 verlegt: in Wirklichkeit hatten die Saguntiner bereits 2 Jahre vorher Gesandte nach Rom geschickt. Wenn die Saguntiner erst im J. 218 um Hilfe bitten und nun der Senat dem einen Konsul Spanien als Feld seiner Tätigkeit zuweist, dann hat Rom alles getan, um Sagunt zu retten. Mit dieser Verschiebung der saguntinischen Gesandtschaft hängt auch die Verschiebung der römischen zusammen, die nach Fabius' Darstellung nicht im Winter 220/219, sondern erst nach Beginn der Belagerung Sagunts (218 nach Fabius) in Spanien eintrifft und nun entgegen dem wirklichen Verlauf (Polyb. III 15,4) von Hannibal gar nicht empfangen wird (Liv. XXI 9,3 Zon. VIII 21,7). Hierdurch macht Hannibal eine friedliche Beilegung des Streitfalls unmöglich, und als die römischen Gesandten sich nach Karthago begeben, um Hannibals Auslieferung zu fordern, lehnt der karthagische Rat die römische Forderung ab, stellt sich also auf die Seite des Friedensbrechers. Rom aber hat alles getan, um eine friedliche Lösung herbeizuführen. Es schickt nun noch eine Gesandtschaft, die den Krieg erklären soll, falls Karthago sich hinter seinen Feldherrn stellt.

Daß diese Verschiebung der Tatsachen auf die eine römische Quelle des Coelius, d. h. Fabius, zurückzuführen ist, wird durch die sonstige Überlieferung bestätigt. Die Zeitfolge, wie wir sie für Fabius voraussetzen, ist für Dio nachweisbar (Zon. VIII 21,4ff.) und wird auch bei Appian befolgt (Iber. 11). Da dessen Darstellung in letzter Linie vorwiegend auf Valerius Antias beruht, von diesem aber zu Coelius unmittelbar keine Verbindungsfäden führen, so muß die zeitliche Stoffordnung auf einen Schriftsteller zurückgehen, der sowohl bei Coelius benutzt ist wie auch auf Antias Einfluß gehabt hat. Das führt uns auf Fabius. Bestätigend tritt Ammian (XX 10,10) hinzu, wonach der Konsul P. Cornelius Scipio im J. 218 nach Spanien zieht, um den Saguntinern zu helfen.

In den Hasdrubalvertrag, dessen Text Polybios bewahrt hat, ist in der späteren Überlieferung eine Bestimmung eingefügt, die die Saguntiner ausdrücklich sicher stellen soll (Liv. XXI 2,7. Zon. VIII 21,4. App. Iber. 7. Ann. 2). Sie muß ebenfalls bis auf Fabius zurückgeführt werden.

Die Fälschung ist von Fabius sorgfältig vorbereitet. Wenn Livius (XXI 2,1) die Dauer des afrikanischen Söldneraufstandes, der Karthago nach dem Friedensschluß (Herbst 241) bedrängte, auf 5 Jahre (statt 3 Jahre 4 Monate) angibt, so führt dies bei der neunjährigen Tätigkeit Hannibals in Spanien und achtjähriger Herrschaft seines Schwiegersohnes Hasdrubal für Hannibals Wahl zum Feldherrn auf den Winter 219/8. Man sieht, es liegt in der falschen Angabe über die Dauer des Söldnerkrieges kein harmloses Versehen vor, sondern eine planmäßige Fälschung.

Was hatte Fabius dadurch erreicht? Bestand seine Darstellung zu recht, so hatte Rom schon vor dem Angriff Hannibals auf Sagunt Schutzmaßnahmen für seine Verbündeten getroffen. Es war also von dem Vorwurf entlastet, daß es treue Anhänger im Stich gelassen hätte. Die Schuld war klar und deutlich dem Gegner zugeschoben: entgegen dem ausdrücklichen Wortlaut des Hasdrubalvertrags hatte Hannibal den Kampf mit Sagunt begonnen.

Hier hatte sich Fabius nicht begnügt, seine Landsleute durch die Gründe zu rechtfertigen, die er ihrem Verhalten unterlegte, sondern er war einen Schritt weiter gegangen und hatte die Reihenfolge der Ereignisse so zurechtgerückt, daß Roms ehrlicher Wille, die Bundesgenossen zu schützen, erwiesen schien.

M. Gelzer, Römische Politik bei Fabius Pictor (Hermes LXVIII 1933, 129—166.
A. Klotz, Die Stellung des Cassius Dio unter den Quellen zur Geschichte des Zweiten Punischen Krieges (Rheinisches Museum (LXXXV 1936, 68—116).
A. Klotz, Appians Darstellung des Zweiten Punischen Krieges (in: Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums XX. 2. Heft) 1936.

Humanismus und deutsches Bildungswesen

»Unser gegenwärtiges deutsches Bildungswesen ist in den Grundlinien ein humanistisches Bildungswesen«, beginnt Fritz Blättner seine knappe, aber gut aufgebaute und kenntnisreiche Kritik des Humanismus unter dem Titel »Der Humanismus im deutschen Bildungswesen«[1]). Schon daraus wird ersichtlich, daß er einmal den Begriff »Humanismus« ziemlich weit faßt, indem er vor allem »die im Ganzen noch gültigen preußischen Richtlinien von 1924« darunter versteht — Richtlinien, die zwar aus dem Geiste Humboldts und Diltheys stammen, die aber, an Humboldts eigenen Ideen gemessen, tatsächlich kaum noch unter »Humanismus« fallen. Zum andern faßt Blättner den Begriff »Humanismus« aber wiederum recht eng, wenn er ihn fast allein auf das Bildungswesen bezieht. Doch diese Einschränkung ist — leider, möchte man sagen — üblich geworden, und so ist mit Blättner allein darüber kaum zu rechten. Innerhalb dieser Grenzen geht der Vf. so vor, daß er die pädagogische These entwickelt, alle Völker hätten ihre Jugend an hohen »Bildern« vom Menschentum erzogen, und daß er fragt, ob der Humanismus in der Geschichte seine menschenformende Aufgabe erfüllt habe, wenn man ihn an diesem Maßstab mißt. Diese Frage bejaht Blättner; insonderheit sei der lebendige Humanismus immer das »Bild einer politisch führenden Schicht gewesen« (oder genauer: er hat die Bilder vermittelt, an denen sich die politische Elite gebildet hat). Besonders der »Beamte« des vorigen Jahrhunderts, der so wesentlich zur Größe Preußen-Deutschlands beigetragen hat, ist aus seiner Schule hervorgegangen. Ja ganz allgemein kann man sagen, »daß in den drei Jahrhunderten zwischen 1500 und 1800 in Europa keine politische Tat geplant, vollzogen und bewertet wurde, bei der nicht der Gedanke an ein römisches Vor- oder Gegenbild entscheidend mitgewirkt hat.« Man sollte meinen, damit habe der Humanismus seine soziologischen Funktionen in jener Zeit wie kaum eine andere Geistesmacht erfüllt! — Aber »alle Bilder ... sind lebendig, solange und insofern sie die Kraft haben, das erlebte Bedürfnis des Volkes auszusprechen, seinen Nöten und Zweifeln die als recht gefühlte Lösung zu geben.« Haben die humanistischen Bilder damals diese Kraft gehabt? Wir zweifeln sehr daran, und Blättner sagt selbst: »Die prägende Wirkung des Humanismus auf das Volk ist eine beschränkte.« Hier hat der Vf. übersehen, daß die deutsche Bevölkerung sich im Laufe der Jahrhunderte vervielfacht hat, daß also darin einer der Hauptgründe für die mangelnde Wirksamkeit des Humanismus im 20. Jahrhundert liegt. Denn nur in einer demokratischen Zeit kann sein aristopädisches Ideal der Kritik unterliegen. Es ist also klar, daß Blättner seine Frage, ob der Humanismus in der Gegenwart »volkbildende, politische Kraft« habe, verneinen muß (wobei immer zu betonen ist, daß der Humanismus gar nicht in erster Linie eine pädagogische Theorie ist!). Die Verneinung wird besonders durch die Kritik der Schulreform von 1924 gestützt, der eine Reihe positiver Thesen gegenübergestellt werden. Hier setzt der Vf. »Humanismus« im wesentlichen mit dem von den Reformern falsch aufgefaßten Begriff »Verstehen« im Sinne Diltheys gleich, wobei der Humanismus freilich nicht gut wegkommt. In der pädagogischen Schlußfolgerung, daß es bei der Erziehung nicht um »Probleme«, sondern um »Wirklichkeiten« gehe, wird man Blättner nur beistimmen. Seine Schrift, die einen der interessantesten Beiträge zu den Fragen der neuen Erziehung bildet, hat den großen Vorzug, daß sie dem historischen Humanismus gerecht wird, was man nur von wenigen Schriften seiner Gegner sagen kann; aber sie leidet daran, daß der Vf. meint, der moderne Humanismus habe »knapp ein Alter von fünf Generationen«, daß er also die »Konstanz des Humanismusproblems« nicht sieht, die tatsächlich 2000 Jahre alt ist. Insofern trifft er die Grundgedanken etwa Georges, Jaegers u. a. gar nicht, da es sich bei diesen Humanisten nicht zuerst um Bildungsfragen, sondern um geistige Wirklichkeiten anderer Art handelt.

Daß indessen auch immer wieder die Meinung vertreten wird, der »deutsche und der humanistische Gedanke im Angesicht der Zukunft« seien unlösbar verbunden, beweist die schöne Rede, die Rudolf G. Binding unter diesem Titel vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums für Berlin und Brandenburg im Jahre 1936 gehalten hat[2]). Man wird in den Ausführungen des Dichters nicht viel neue Gedanken zum Problem antreffen, besonders gar nicht irgendwelche Polemik. Sie sind vielmehr ein Bekenntnis zum deutschen Gedanken, der für Bindings Verständnis unlösbar mit dem humanistischen verbunden ist, und zwar auch für die Zukunft, bis die »deutsche Gestalt« die »Gestalt des Griechenjünglings« endgültig in den Schatten gestellt hat.

Horst Rüdiger
Hamburg-Altona

[1]) Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig; 56 Seiten. Br. RM 1.20.
[2]) Rütten & Loening Verlag, Potsdam; ohne Seitenzahl. RM —.60.

In Kürze erscheint:

Johannes Bühler

Deutsche Geschichte

3. Band: Das Zeitalter der Reformation. Gr.-Oktav. Rund 500 Seiten. Mit 16 Tafeln. Geb. RM 8.50

Früher sind erschienen:

1. Band: Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100. Gr.-Oktav. VII, 413 Seiten. Mit 16 Tafeln und 4 Karten. 1934. Geb. RM 7.20

2. Band: Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum von 1100 bis 1500. Gr.-Oktav. IX, 440 Seiten. Mit 8 Tafeln. 1935. Geb. RM 7.20

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Digitized by Google

Dr. BERND SÖHREN

Romano Guardini und seine neue Interpretation der Göttlichen Komödie

Es wird seit langen Jahren von einer Wende des Denkens gesprochen, die den Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert darstellt und die neue Weise zu denken anzeigt, die kennzeichnend für die kommende Zeit sein wird. Sie ist vielfach beschrieben worden: als Umkehr vom Rationalismus zur ganzheitlichen, intuitives und gläubiges Verstehen mitumfassenden Welterfahrung, — als Abkehr von der bloßen Erkenntnis der Vernunft und ein Sich-Öffnen der ganzen Fülle der Werte, — als Wieder-in-Recht-Setzung des Lebens gegenüber der Vorrangstellung des Geistes, — als Befreiung des Blicks aus der einseitigen Betrachtung der Welt, die mit den Methoden der positiven Wissenschaften nur die Gesetze ihrer Beherrschbarkeit sucht, und als Rückkehr zum Menschen selbst, der im Siegeszug der technischen und wissenschaftlichen Leistungen vor der Sache zurücktrat, ... oder wie immer man jenen Vorgang beschreiben mag, den wir erleben und der die Basis des philosophischen Fortschritts der Zukunft sein wird.

Kierkegaard und Nietzsche haben den entscheidenden Anstoß zu dieser Entwicklung gegeben. Sie haben für die kommende Philosophie aus Redlichkeit einen Strich unter die in Systemen beengte philosophische Forschung der vergangenen Jahrhunderte gezogen und wachsendem Verstehen und Deuten der Tatsachen und Sinnzusammenhänge freien Raum geschaffen. Dieser leidenschaftliche Impuls zur Wahrheit und Wirklichkeit hat langsam eine neue Denkform entstehen lassen, die mehr oder weniger prägnant zum Ausdruck kommt in der Verstehenstheorie Diltheys, in der phänomenologischen Schule Husserls, in den Arbeiten der sogenannten Existentialphilosophen Jaspers und Heideggers, — klar und auffallend bei Max Scheler und Romano Guardini. Beide haben aus der Beunruhigung, die von Kierkegaard und Nietzsche ausging, die Hellsichtigkeit für die geistigen und lebendigen Probleme der Gegenwart gewonnen und die Einsicht in die notwendige Bewältigung der »Umwertung der Werte«, die dem schöpferischen Neuaufbau der Philosophie vorangehen muß.

Verbreiterung des philosophischen Standorts.

Guardini ist einer der modernsten und wohl auch schöpferischsten Denker. Wesentlich für seine philosophische Haltung ist der Schritt aus der Enge in die Weite, sein Blick auf die Ganzheit des Menschen und auf das Ganze der Welt. In schöpferisch neuer Form gilt sein Erkenntnisstreben allen Bereichen des Seins, allen Wirklichkeiten, dem lebendigen Leben und der Welt überhaupt. Ohne Vorurteil und Wertung sucht er das Wesenhafte aller Phänomene, Dinge, Erlebnisse, Erfahrungen, Strukturen und Ordnungen zu zeigen, ohne dem Gegebenen Gewalt anzutuen. Mit einer Behutsamkeit, die der Ehrfurcht vor dem Sein entspringt, und mit einer Tiefe der Sicht und Breite des Zugangs, die auf der Basis von Einfühlung und Wissen ruhen, entstehen seine Analysen, die die Selbstverständlichkeiten neu mit Sinn füllen, die Denkgewohnten aufdecken, Unterschiedliches unterscheiden, die Weisen des Seins von-einander-sondern, die verschiedenen Daseinsebenen aufrollen und so der Vielfalt des So- und Da-Seienden gerecht zu werden versuchen. Es ist schwer zu sagen, mit welchem terminus technicus die Philosophie Guardinis bezeichnet werden könnte. Sie ist Wesenserkenntnis, ganzheitliches Bild der Welt, Phänomenologie, Existentialphilosophie, realistisch und idealistisch, aber das alles in einer neuen Art, die erst im Kommen begriffen ist. Vielleicht wäre es nicht falsch, sie als Philosophie der lebendigen Seinszusammenhänge zu bezeichnen, wenn der Begriff des Lebendigen weit genug genommen wird, — Geist, Herz, Seele und Leib umfassend, das diesseitige und jenseitige Leben und die Welt mit ihrem Telos, das über sie hinausführt.

Zu dieser philosophischen Haltung tritt entscheidend hinzu, daß Guardinis Erkennen einer besonderen Methode und einem bestimmten Ziel folgt. Die Methode besteht darin, die Phänomene auf allen Seinsstufen zu beschreiben, im Bereich des Leiblichen, Seelischen, Geistigen, Religiösen und Christlichen oder je nach dem Gegenstand innerhalb der natürlichen Weltanschauung, auf der Basis der positiven Wissenschaften, der Kunst, der Philosophie, des Mythos, der Religionen und zuletzt wiederum in der Sphäre des Christlichen: wobei sich zeigt, daß die Fülle und Wahrheit und Schönheit der Welt und der Sinn ihrer Sinnzusammenhänge die letzte und größte Weite nicht aus metaphysischer Sicht, sondern von Gott her bekommen. Oder anders ausgedrückt: Guardini versucht, das Dasein vom Standort des Christen aus zu sehen und die im Verlauf der historischen Entwicklung verschütteten und verzerrten Kategorien christlicher Weltauffassung neu zu deuten oder überhaupt erstmalig philosophisch zu fassen. Wie jede Erkenntnis der Welt in Art, Tiefe, Vielfalt, Umfassenheit ... an die Struktur des Erkennenden gebunden ist, so ist auch Guardinis Teilnahme am Wesenhaften weitgehend an die besondere Struktur seiner Persönlichkeit und seines Geistes geknüpft; außerdem aber mitbestimmt durch die Tatsache seines Christseins. Diese Bindung begrenzt und vereinfacht die gestellten Probleme nicht, eher sogar wird sie als Erschwerung und Bereicherung erfahren, selbst da, wo wenig Sympathie für das Christentum besteht und dieses nur mehr als Faktum der abendländischen Geistesgeschichte gesehen wird.

Schöpferische Interpretation.

Die Produktivität Guardinis entfaltet sich in Analysen konkreter lebendiger Gestalten, großer historischer Denker wie Augustin, Pascal, Hölderlin, Kierkegaard, Dostojewskji, Dante ...[1]), seltener in systematischen Konstruktionen[2]). Selbständig und neu versucht er den Wurzeln, Triebkräften, seelischen Impulsen und geistigen Antrieben, aus denen sich ihr Leben in allen Schichtungen aufgebaut hat, nachzuspüren. Doch liegt der größte Gewinn nicht in der Erfassung der jeweiligen Persönlichkeit in ihrer psychologischen Einmaligkeit und geistesgeschichtlichen Bedeutsamkeit, sondern vielmehr in dem Deutlichwerden der christlichen Seins- und Erlebnisstruktur. Das Eigentliche und Wichtige dieser interpretierenden Arbeiten sind die philosophischen und theologischen Ergebnisse, die sich im Analysieren der Kräfte, die das konkrete Leben formen, ergeben. Denn diese fügen sich zu einer ersten Phänomenologie der christlichen Grundbegriffe, Akte und Existenzformen zusammen (die Max Scheler schon in Ansätzen begonnen, aber nicht fortgeführt hat), die der psychologischen Wachheit, dem gegenwärtigen Wissen und dem auf Wesenserforschung hinzielenden Erkenntniswillen gerecht wird. Was Geist, Eros, Herz, Weisheit, ewiges Leben, Schöpfung, Vorsehung, Innerlichkeit, Endlichkeit, Welt, Nichts ... bedeuten von einem Standpunkt, der Metaphysik und Theologie gleicherweise in Gott begründet glaubt oder mit anderen Worten, die volle Wirklichkeit des Daseins erst von Gott her aufleuchten sieht, beschreibt Guardini. Nicht abstrakt, sondern anschaulich und wirklichkeitsnah. Abgelesen an der konkreten Existenz. Vorstoßend bis zum Kern der Phänomene, so daß sichtbar wird, wie weit die christlichen Kategorien Denken und Sein durchdringen, Erkennen, Fühlen, Lieben, Wollen, Leiden ... umformen, wandeln, prägen; — d. h. wie weit die christlichen Phänomene existentielles Gewicht haben. So wachsen mit der Blickrichtung des 20. Jahrhunderts neue Erkenntnisse und — um eines der auffallendsten Resultate herauszunehmen — eine neue Begründung der

Philosophie und Theologie des Geistes und Herzens.

Der Geist, der in der Neuzeit übersteigert in Intellekt und Willensmacht auseinandergebrochen ist und dadurch sogar zum Feind des Lebens erklärt wurde, dieser Geist erfährt eine neue Fundierung. Er erhält wieder Platz in der Wirklichkeit, weil er selbst intensives Leben ist, mit zur Welt gehört, ohne ganz in ihr aufzugehen. Er wird wieder als wertbezogen erfahren und somit aus der einseitigen Ausrichtung auf die Idee befreit. Die Funktion des »Herzens« oder das Problem von Liebe und Erkenntnis wird von neuem gesehen und somit die Tatsache, daß der theoretische Geist allein nur einen Teilaspekt der Welt zu erfassen vermag und um die Welt und die Dinge in ihr ganz zu sehen, der unterstützenden Fähigkeit des Herzens bedarf.

Was aber ist das »Herz«? »Herz heißt die auf den Wert antwortende Innerlichkeit. Damit ist nicht das Gefühlsleben im Gegensatz zum Geist gemeint. Herz ist selbst Geist; aber wertschätzender, im Unterschied zum norm-gehorchenden; vom Wert her erregbarem und auf den Wert hin bewegbarem Geist. Geist als Erosträger« (»Augustin« S. 82). »Wert ist innere Sinn-Bewegtheit des Seins.« — »Wert ist der Kostbarkeitscharakter der Dinge; das, was macht, daß sie würdig sind zu sein. Auf ihn antwortet die Werterfahrung; jenes spezifische, nicht weiter rückführbare Berührtsein und in Schwingung-Kommen des Geistes; aber nicht des theoretischen Geistes, des Verstandes, sondern des würdigenden Geistes, das ist eben des Herzens. 'Herz' ist der Geist, sofern er in Blutnähe gelangt; in die fühlende, lebendige Fiber des Leibes — ohne jedoch dumpf zu werden. Herz ist der vom Blut her heiß und fühlend gewordene, aber zugleich in die Klarheit der Anschauung, in die Deutlichkeit der Gestalt, in die Präzision des Urteils aufsteigende Geist. Herz ist das Organ der Liebe — jener aus der die platonische Philosophie, und, wieder vom christlichen Glauben befruchtet, die gött-

Digitized by Google

liche Komödie aufgestiegen sind. Diese Liebe bedeutet nämlich die Bezogenheit der verlangenden und fühlenden Menschenmitte auf die Idee, die aus dem Blut in den Geist, aus der Leibgegenwart in die geistige Ewigkeit gespannte Bewegung. Sie ist es, die im Herzen erfahren wird« (»Christl. Bewußtsein«, S. 177). — »Endlich aber und endgültigerweise ist das Herz das Organ für jenen Wertcharakter, der sich nur von oben her, aus der Offenbarung erschließt: der erfüllenden und heilgebenden Heiligkeit Gottes« (»Christl. Bew.«, S. 179).

Durch diese Bestimmungen des Geistes weckt Guardini die Erinnerung an die abendländische Tradition der philosophia und theologia cordis, die inzwischen immer wieder vergessen worden ist. Mit Platon hat sie begonnen. Über Paulus, Augustin, Bonaventura geht sie zu Dante. Auf der Schwelle zur Neuzeit lebt sie in dem Begriff des »coeur« bei Pascal auf und findet ihre Fortsetzung bei Newman, Solowjeff, Kierkegaard u. a. Und endlich »ist sie — was vielleicht noch nicht gesehen wurde, — die eigentliche Kraft im Denken Nietzsches, wenn sie auch von ihm gegen Christus und den lebendigen Gott gekehrt wird« (vgl. »Christl. Bew.«, S. 175).

Ähnlich tief greift die in seiner Anthropologie neu formulierte und neu begründete Philosophie der Person, seine Lehre von der Stufenordnung des Daseins und der Rangordnung der Werte. In gleicher Weise interessant und wirklichkeitsnah sind seine Spekulationen über den Begriff der Welt, der Ewigkeit im Gegensatz zum Immer-Weiter, der Entscheidung und Unentschiedenheit, — Erörterungen, die in der neuen Arbeit über Dante

»Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie«

besonders klar zum Ausdruck kommen. In dieser kleinen Schrift, die nur eine vorbereitende Studie zu der noch in Arbeit stehenden umfassenden Interpretation Dantes ist, entsteht deutlich sichtbar am Stoff der Göttlichen Komödie eine selbständige Synthese christlicher Daseinswerte, Denkkategorien und Erlebnisformen, die, geleitet vom Inhalt der christlichen Offenbarung, zugleich ein Dokument modernster Seins-, Welt- und Lebensauffassung ist.

Außerdem aber eröffnet diese Untersuchung einen wirklichen Zugang zu Dantes großem Werk. Der Titel erscheint fast beiläufig, denn die Analyse der Engels-Gestalten ist eigentlich nur Ausgangspunkt der Blickrichtung auf das Ganze; obwohl die Engel nicht unwesentlich für den Fortgang der inneren Bewegung in Dantes Werk sind. Vor allem darf nicht übersehen werden, daß durch Auswahl gerade dieser Frage als Schlüsselstellung Guardini nicht zufällig, — sondern wie so oft, — vorausfühlend ein Problem ans Licht bringt, das noch unbekannt und ungewußt auch für die religiöse Erfahrung des modernen Bewußtseins von neuem eine Rolle spielt; so bei Hölderlin und R. M. Rilke, wie er aufschlußreich für die neuzeitliche Religiosität zeigt. Die vom Christlichen unterschiedene Auffassung beider — die im Welthaft-Mythologischen verankerte Engelsgestalt Hölderlins und der numinos erfahrene, aber vom lebendigen christlichen Gott losgelöste Engel Rilkes — läßt deutlicher sehen, wie anders die real-daseienden christlichen Boten Gottes ihrem Wesen und ihrer Aufgabe nach sind.

Ihr Wirken geht durch das Geschehen der ganzen Dichtung. Daher bringt ihre Deutung auch die Probleme des ganzen Werkes zur Sprache. Diese begreift Guardini anders, als die Danteforschung sie bis heute gesehen. Primär läßt er die ästhetische und philologische Betrachtungsweise beiseite liegen und sucht nach dem ganzheitlichen Sinn dieses unsagbar schönen »Liedes von der Welt«, das Dante, der größte Dichter seiner Heimat, in Erinnerung und zum Lobe seiner Geliebten, Beatrice, gesungen hat. Und es ergibt sich, daß dieses Lied eine ungeheure echte Vision Dantes ist, die nicht weniger enthüllt als ein Bild des geschlossenen, wohlgeordneten, mittelalterlich-christlichen Daseins. Und weiter: daß Dantes Wanderung durch Inferno und Purgatorio zum Paradiso der persönliche innere Heilsweg Dantes unter Führung Beatrices ist. Das Gute und Böse, dem er auf dem beschriebenen Gang begegnet, in einer Welt, die normalerweise erst nach dem Tode zugänglich ist, vollzieht, durchleidet und bewältigt Dante mit. Er durchlebt und erfährt darin seinen eigenen Weg zu Gott: dem Menschensohn, dessen Gestalt im letzten Gesang des Paradiso Ziel, Ende, telos des Ganzen ist.

Diese Auffassung der Sinnerschließung vom Paradiso, dem bisher dunkel gebliebenen Teil der Göttlichen Komödie, her, ist neu. Aber sie wirft ein aufhellendes Licht auf Anfang, Mitte und Ausgang. Alle drei Teile bauen zusammen die geschichtliche, christliche Wirklichkeit auf, die lebendiger, voller, umfassender, wertgefüllter und größer vom Religiösen, Geistigen und Psychologischen her noch nicht gesehen wurde, als Guardini sie durch Dante manifestiert sieht.

Voraussetzung dieser ins Existentielle hineinreichenden Deutung ist die von Guardini seit langem geübte Interpretationsmethode. Sie verfolgt den zu interpretierenden Text mit großer Genauigkeit und begegnet dem Dargebotenem mit vorurteilsfreier, offener Haltung. So kommt Dante ganz in Sicht, wie zuvor Augustin und Pascal. Nicht nur der Dichter, auch der Denker. Der Liebende und der Christ, der er war. Beatrice wird nicht zur Allegorie der Gnade oder der Theologie, sie bleibt die wirkliche Tochter des Portinari, die Dante in früher Jugend kennenlernte, vom ersten Augenblick an liebte und die zugleich der entscheidende Impuls für sein Leben wurde.

Der Stoff — hier die Göttliche Komödie — wird durch diese Methode lebendiger. Er rückt näher, weil der dichtende und denkende Mensch in seiner Struktur mitgesehen und in die Deutung hineingezogen wird. Dagegen erscheint die Einflechtung der oft langen Textstellen zum Vergleich für den Leser ein kleines Übel, das für das Gewonnene gern hingenommen wird. Zumal in dieser Dante-Arbeit, wo die Übersetzung, fast scheint es ungewollt, zu einer künstlerischen Leistung geworden ist.

Damit ist vielleicht noch ein Punkt berührt, der den Arbeiten Guardinis eine charakteristische Note gibt: die Tatsache, daß Guardini nicht nur Denker, sondern auch Künstler ist, der das Wort meistert, nicht trockene logische Exkurse schreibt, sondern in Form und Stil schwingende, schöne Abhandlungen. Er ist damit aber auch eine der schöpferischen Naturen, deren Gefahr es ist: mehr zu sehen als das zu deutende Material birgt.

[1]) „Die Bekehrung des Aurelius Augustinus", Hegner, Leipzig 1935. „Christliches Bewußtsein", Versuche über Pascal, Hegner 1935, „Der Mensch und der Glaube", Versuche über die religiöse Existenz in Dostojewskijs großen Romanen, Hegner 1932. „Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie", Hegner, 1937.
[2]) „Der Gegensatz", Matthias Grünewald, Mainz.

Platons Kratylos und die moderne Sprachphilosophie

In dieser sorgfältig gearbeiteten kleinen Schrift vertritt Karl Büchner[1]) einerseits das Recht der frühen Datierung dieses Platonischen Dialogs gegenüber einem neuen Versuch ihn unter die späten Dialoge zu zählen, andererseits wendet er sich gegen eine Interpretation, die in der Platonischen Problematik der Namengebung und des Verhältnisses von Namen und Dingen die moderne Geltungstheorie und Funktionstheorie der Erkenntnis finden möchte. Die Schrift stellt sich damit in die Reihe der Forschungen, die gerade die Andersartigkeit antiker Philosophie gegenüber modernen Ansätzen herausrarbeiten suchen. Dabei läßt die eindringliche Zergliederung des Gedankengangs des Dialogs sichtbar werden, welche reichen Anregungen sich die Sprachphilosophie bei einem Plato holen könnte, der nicht von vornherein durch die Brille einer bestimmten erkenntnistheoretischen Tradition gesehen ist. Viele von den Einsichten, die sich die neueste Sprach- und Zeichentheorie auf Umwegen erst wieder mühsam erwerben mußte, sind von ihm mit einer beispiellosen Treffsicherheit und Ursprünglichkeit ausgesprochen.

Dozent Dr. L. Landgrebe
Prag

[1]) Karl Büchner, Platons Kratylos und die moderne Sprachphilosophie; Neue Deutsche Forschungen, Abt. Philosophie, Band 16, Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1936. 42 S. br. RM 2.—.

Eine Dante-Schrift

Als Werbeschrift für die deutsche Dante-Gesellschaft stellt sich die vom Herausgeber des deutschen Dante-Jahrbuches verfaßte kleine Broschüre »Der deutsche Weg zu Dante« dar. Dem kurzen Abriß vom Leben und Schaffen des großen Florentiners ist eine Inhaltsübersicht der zum Teil schon vergriffenen 18 Bände des Jahrbuches beigefügt.

Friedrich Schneider, Der deutsche Weg zu Dante. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1937. RM 1.—

Soeben erschien:

VOLK UND VOLKSTUM

JAHRBUCH FÜR VOLKSKUNDE

Herausgegeben von Dr. Georg Schreiber

Band 3 *400 Seiten. 31 Abbildungen auf 16 Kunstdrucktafeln.* *Geh. RM 7.50*

Wie der vorausgehende 1. und 2. Band wiederum eine wertvolle Gabe für jeden Volkskundler, von welcher Seite er auch dem Volkstum näher tritt. Wir bitten den ausführlichen illustrierten Prospekt zu verlangen.

VERLAG KÖSEL-PUSTET MÜNCHEN 15

Als neues, großes Standardwerk der Erdkunde und als **eine überragende Leistung deutscher Kultur** erscheint mit gegen **4000** scharfen Bildern und Kärtchen, dazu **300** farbigen, naturnahen Landschaftsbildern, vielen großen Übersichtskarten: **Handbuch der geographischen Wissenschaft**

Herausgegeben von Prof. Dr. **Fritz Klute** in Verein mit Universitätslehrern, Schulgeographen und Forschungsreisenden. — Dieses für die Schule und Wissenschaft unentbehrliche, für jede Hausbibliothek begehrenswerte Werk liefert zu **günstigen Bedingungen**

Man verlange ausführliches Angebot u. Ansichtssendung 16 c

ARTIBUS ET LITERIS
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Nowawes

Digitized by Google

PHILOSOPHIE

1.

Wertphilosophie

Das Buch möchte über Wertfragen orientieren, indem es eine gemeinsame Plattform über den verschiedenen Schulstandpunkten zu gewinnen sucht, womit eine Beschränkung auf die grundlegenden Fragen verbunden ist. Es will die geistigen Werte gegen die Flutwelle des relativistischen Naturalismus verteidigen. Des Verfassers Standpunkt ist weder der neukantische noch der neuscholastische, auch nicht der Nicolai Hartmanns. Jede intellektualistische Deutung der Werterfassung wird abgelehnt, Hessen vertritt mit Scheler den Emotionalismus. Der Wertgehalt der Welt erschließt sich uns in Akten des intentionalen Fühlens, auf denen sich dann Akte wie Lieben oder Hassen aufbauen.

Die Anthropologie der Werte stellt sich die Frage, da die Werte im engsten Verhältnis zum Menschen stehen: was setzen sie auf Seiten des Menschen voraus, welche anthropologischen Voraussetzungen müssen erfüllt sein, wenn Werte wirklich werden sollen? Hessen setzt sich mit der wertnihilistischen Psychoanalyse auseinander, dem »Zeitwahn, der sich zum Glück langsam im Dämmer einer tragikomischen Erinnerung verliere«, auch mit Ludwig Klages; ein Kapitel ist Nicolai Hartmanns »Stufenbau des menschlichen Wesens« gewidmet. (Überformung der niederen Seinsschicht durch die höhere, Aufruhen der höheren auf der niederen).

Die »Theologie der Werte« unternimmt es, die Werte zum letzten Seinsgrund in Beziehung zu setzen, den Hessen als Wertwirklichkeit erklärt, so daß hier Ontologie und Axiologie zusammenfallen. Prometheisch erscheine die Haltung des Menschen, der das die sittlichen Werte verwirklichende Ich verabsolutiert und so zu einer Verneinung des »ens absolutum« gelangt. Es ist der Standpunkt, den Scheler als postulatorischen Atheismus des Ernstes und der Verantwortung bezeichnet. Nur wenn die Welt als solche sinn- und wertfrei ist, hält er sittliches Handeln für möglich. Hessen polemisiert gegen die Freiheitslehre Nicolai Hartmanns, die den Menschen zum Mikrotheos erhebe, aber auch gegen die ästhetisierende Vergöttlichung des Lebens, die nicht nur von Einzelwesen, sondern von ganzen Zeitaltern vorgenommen werden könne. Das Unzulängliche einer solchen Lebensverklärung zeige sich schon darin, daß jene Zeiten, die eine solche versuchten, stets von Zeiten tiefer Erschütterungen abgelöst wurden. **Dr. H. Ehlers**
Berlin

Johannes Hessen, Wertphilosophie, Verlag Schöningh, Paderborn. Lw. RM 5.80.

2.

Descartes

Dreifach können wir von einem Cartesianismus sprechen, wie es der Freiburger Romanist Hugo Friedrich in seiner Jubiläumsschrift »Descartes und der französische Geist« tut[1]). Im engsten Sinne meinen wir die naturwissenschaftlich-medizinischen Ansichten, die Cartesius vertreten hat. Sie sind bereits in wenigen Jahrzehnten überholt und zunächst durch den Newtonianismus ersetzt worden. Zweitens meinen wir das Gebiet des Philosophen im eigentlichen fachmäßigen Sinne: Erkenntnistheorie und Metaphysik. Die cartesianische Schöpfung auf diesem Gebiet ist nicht nur zeitlich dauerhafter gewesen, sie ist auch darüber hinaus eines der klassischen Systeme der Philosophie, das ein Malebranche, ein Spinoza, Leibniz und Kant umbildete, während Empirismus und Sensualismus des Aufklärungsjahrhunderts es bekämpfte. Die dritte große Wirkung des Cartesianismus ist aber in weite Gebiete des europäischen Geistes übergegangen. Es ist die allgemeinste Form, die Cartesius aufweist. In diesem Sinne hat der Urheber des Rationalismus der Neuzeit alle seine fachphilosophischen Gegner beherrscht, denn in den formalen Prinzipien der Klarheit, der Ordnung auf logischem Gebiet, im Geiste vernünftiger Weltlichkeit, in der Reinheit, Helle und Durchsichtigkeit, die auch ästhetisch stark wirkende Faktoren sind, erscheinen alle Aufklärer als Cartesianer. Nicht umsonst war Cartesius der Lieblingsphilosoph der großen Welt. Es ist der »ewige Cartesianismus«, der, zu einem Mythos geworden, noch immer seine werbende Kraft entfaltet.

Die Internationale Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie tritt mit einer Erinnerungsgabe »Dem Gedächtnis an René Descartes« (Herausgeg. von C. A. Emge) an die Öffentlichkeit[2]).

Darin behandelt Johannes Erich Heyde die cartesianische Leib-Seele-Theorie und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Er beginnt mit der Feststellung, daß die Mehrzahl der Heutigen Cartesius zwar seine historische Bedeutung als Ahnherr der neueren Philosophie zugestehen, im übrigen aber ihn als nicht genügend gegenwartsnah ablehnen würde. Nicht nur seine rationalistische Grundhaltung, auch die speziellen Lehrstücke wie besonders die psychophysische Theorie erführen heute zunehmende Anfeindung. Heyde unternimmt es nun aber, die hohe Bedeutung gerade dieser Lehre für die Philosophie der Gegenwart aufzuweisen.

Von zwei Seiten wird der cartesianische Dualismus angegriffen, von der monistischen und der trialistischen. Die Abwehr dieser Angriffe will die These verteidigen, daß der Mensch eine Zweiheit, keine Einsheit darstelle, aber auch keine Dreiheit. Das Unterscheiden zweier Substanzen im Menschen ist nicht ein »Herstellen von Geschiedenem«, sondern ein Feststellen von Unterschieden. Diese Verschiedenheit stehe nicht im Widerspruch zur Einheit von Leib und Seele, wohl aber zur Einsheit. Auch die ausdruckspsychologischen Einwände, die von einer wechselwirkungslosen Gleichläufigkeit von Seelischem und Leiblichem ausgehen, sucht Heyde zu entkräften. Wenn von einer leibseelischen Einheit gesprochen wird, dann könne das sinnvoll nur bedeuten: Leib und Seele sind zusammen eins, aber nicht etwa: Leib und Seele sind im Grunde eins (= identisch). Decartes spricht von einer »unio compositionis« im Gegensatz zur »unio naturae«.

Eine andere Ablehnung des cartesianischen Grundgedankens läßt sich auf die Formel bringen: der Mensch eine Dreiheit, keine Zweiheit. (Dreiteilung in Leib-Seele-Geist.) Heute wird diese Lehre besonders von Klages und seinem Kreis vertreten, der hierin auf die romantische Philosophie zurückgreift. Zweifellos decke sich das Bedeutungsfeld des Wortes »Seele« mit dem des Wortes »Geist« nicht. Die schlichte Tatsache der Unterschiedenheit darf jedoch nicht zu einer metaphysischen Verschiedenheit, ja Widersächlichkeit umgestempelt werden. (Der Geist als Widersacher der Seele.) Seele und Geist bezeichnen nicht zwei verschiedene Einzelwesen, ein Fühl- und ein Denkwesen, sondern ein- und dasselbe Subjekt, ein Einzelwesen. Anstelle der Formel: Mensch = Leib und Seele und Geist sei zu setzen: Mensch = Leib und Bewußtsein. Damit stehen wir wieder auf cartesianischem Boden. Von einer Dreiteilung könne deshalb keine Rede sein.

Das Festheft enthält weiter Beiträge über das Thema »Husserl und Descartes« (Becker), »Descartes und Brentano« (Katkov), »Das denkende Ich Descartes (Burkamp) und »die Bedeutung Descartes für eine Geschichte des Bewußtseins« (Gehlen). **Dr. H. Ehlers**
Berlin

[1]) Hugo Friedrich, Descartes und der französische Geist, Verlag Meiner. Kart. RM 2.40.

[2]) ed. C. A. Emge: Dem Gedächtnis an René Descartes. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte, Berlin. RM 14.—.

3.

„Philosophia perennis"

Als zweiter Band einer Reihe von philosophischen Schriften, die das Berchmans-Kolleg in Pullach als eine systematische Gesamtdarstellung der Philosophie herausgibt, erscheint jetzt im Verlag Herder & Co. in Freiburg das erkenntnistheoretische Werk »Denken und Sein« von Joseph de Vries S. J. Da es die Absicht der Herausgeber ist, den »metaphysischen Gehalt der klassischen Scholastik, namentlich der Philosophie des hl. Thomas von Aquin, in dieser Sammlung kraftvoll zum Ausdruck kommen zu lassen«, so sind schon von vornherein demjenigen Kritiker Schranken gesetzt, der sich außerhalb der thomistischen Schule bewegt. Trotzdem soll versucht werden, auf diesem begrenzten Raume einiges über die erkenntnistheoretischen Grundergebnisse des Vriesschen Buches zu sagen.

Russland blickt nach Asien –

heute wie vor tausend Jahren. Die Häupter des mächtigen Nowgorod in der sagenhaften Frühzeit, die Moskowiter Großfürsten im Mittelalter, die Zaren des gewaltigen Rußland — sie alle haben Jahrhunderte hindurch die russische Expansion nach Osten vorwärts getrieben. Rußland marschiert heute wie seit Jahrhunderten in Asien, festigt seine Stellungen am Amur, an der mongolischen Grenze, in Sinkiang, an der pazifischen Küste! Die Hintergründe dieses immerwährenden Ringens erschließt das Werk

Dr. Juri Semjonow

Die Eroberung SIBIRIENS

In diesem neuen Buch des Verfassers, der auch die bekannte volkstümliche Wirtschafts-Geographie „Die Güter der Erde" schrieb, lernt der überraschte Leser eine geschichtliche Entwicklung kennen, so abenteuerlich, so erfüllt von Wagemut und Heldentum, so furchtbar und so grausam, daß das meiste, was wir von der Geschichte der Eroberer und Entdecker wissen, davor zurücktritt und verblaßt. In diesem Buche wirkt menschliche Leidenschaft von wahrhaft asiatischer Maßlosigkeit, lebt eine starke, mitreißende Spannung. Hier ist unvergleichlich vollendet „lebendige Geschichte" verwirklicht! 396 Seiten starker Band; 40 Bilder, 8 Karten. Ganzlein. 8 M 50, brosch. 7 M. Verlag Ullstein

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Digitized by Google

Zu diesem Zwecke eignen sich am besten die Kapitel VI und VII, da hauptsächlich in ihnen das Grundprinzip der neuscholastischen Philosophie, der transzendente Realismus, positiv begründet wird. Auch die Untersuchung von de Vries zeigt deutlich, daß als der Hauptgegner dieser kirchlich sanktionierten Schule immer noch Kant und sein Subjektivismus bewertet wird. Wie wenig indessen die Klippe des transzendentalen Idealismus tatsächlich gefahrlos überwunden werden kann, zeigt de Vries selbst, wenn er sich an der Stelle, wo wir ein Kriterium für den transzendenten Realismus erwarten dürfen, mit einem bloßen Postulat begnügt und uns erklärt: »Ohne Erreichung dieses Zieles (d. i. die Wahrheitserkenntnis) würde der Verstand die ihm zukommende Vollkommenheit entbehren. Darum sagen wir: Er 'fordert' die Wahrheit im Sinn des Realismus« (S. 154). Wer diese mehr als willkürliche Folgerung für einen logisch zwingenden Schluß hält, mag sich damit zufrieden geben; wir glauben annehmen zu müssen, daß der Verstand die ihm zukommende Vollkommenheit noch nicht restlos erreicht haben dürfte, wenn er sich mit einem Postulat begnügt, wo ihm das Kriterium mangelt. Zwar sieht der Verfasser selbst ein, daß »durch den Nachweis, daß eine Erkenntnis unabweisbares Bedürfnis ist, noch keine theoretisch vollgültige Begründung gegeben ist« (S. 165); wenn er aber diese vollgültige Begründung in der (mittelbaren und unmittelbaren) »Evidenz« erblickt und dieses Wahrheitskriterium als »das klare Sichzeigen des Sachverhaltes« definiert, so dürfte er gerade hier dem von ihm so gemiedenen Subjektivismus näher sein, als er selbst glaubt und als ihm wünschenswert sein kann. Auch wenn de Vries dies bestreitet, so bleibt diese Evidenz letztlich doch ein »Gefühlsglaube« oder — wie bei Brentano — ein »psychisches Urphänomen«. Wenn er, wahrscheinlich im dunklen Gefühl von der Unzulänglichkeit dieses Kriteriums, zwischen »objektiver« und »subjektiver« Evidenz unterscheidet und sagt: »Der Evidenz, d. h. dem Einleuchten des Sachverhaltes, entspricht auf seiten des Erkennenden notwendig das Einsehen« (S. 168), so müssen wir entgegnen, daß Evidenz doch beim besten Willen überhaupt nichts anderes als eben das (NB. subjektive) Einsehen des Sachverhaltes sein kann und somit die angebliche »objektive« Evidenz in dem Fall null und nichtig wird, wenn der Sachverhalt dem erkennenden Subjekt nicht »einleuchtet«.

Von diesem genügsamen Standpunkt aus mag es leicht fallen, die Beweise Kants für eins der tiefsten Kernstücke seiner Lehre, nämlich die Lehre von der transzendentalen Idealität des Raumes und der Zeit, als »gänzlich unzureichend« zu bezeichnen und die folgende schlichte Gegenfrage für eine ausreichende Widerlegung der kantischen Raum-Zeit-Lehre zu erachten: »Wenn das Nacheinander in unsern Akten nicht Wirklichkeit, sondern nur Erscheinung ist, was bedeutet dann noch Jugend und Alter, was alles Fortschreiten und Lernen, was Befriedigung und Reue wegen früherer Handlungen, was alles Planen für die Zukunft?« (S. 186.) Aus dieser Widerlegung wird ersichtlich, daß der Verfasser die Lehre Kants von der transzendentalen Idealität, aber empirischen Realität von Raum und Zeit in ihrem wahren Sinne anscheinend nicht erfaßt hat.

Diese Beispiele müssen innerhalb dieser räumlich beschränkten Besprechung genügen. Aber bereits sie dürften zeigen, daß das Werk von de Vries den außerhalb der katholischen Dogmatik stehenden Denker nicht von der wissenschaftlichen Notwendigkeit der neuscholastischen Philosophie überzeugen kann. Es darf dagegen als positives Merkmal anerkannt werden, daß das vorliegende Werk nach unserer Kenntnis die umfassendste systematische Darstellung der Ergebnisse des modernen neuthomistischen Denkens ist und insofern besonders geeignet erscheint, auch den Außenstehenden in die Lehren einer philosophischen Schule einzuführen, die ihre Existenz hauptsächlich der Autorität der päpstlichen Enzyklika »Aeterni patris« aus dem Jahre 1879 verdankt. **Dr. Heinz Horn**
Dresden

Joseph de Vries, S. J.: Denken und Sein. Ein Aufbau der Erkenntnistheorie. X und 304 Seiten. Freiburg i. B., 1937. Verlag Herder & Co., G. m. b. H. RM 4.40; in Leinen RM 5.60.

4.

Ein Gegner Kants

»Jakob Anton von Zallinger zum Thurn und seine Kantschrift von 1799« war fast ganz in Vergessenheit geraten: zu Recht, sofern Zallingers Gedanken für uns heute keinen systematischen Ertrag mehr abwerfen; zu Unrecht, sofern sich die Kantforschung eines Mannes hätte annehmen sollen, welcher den katholischen Standpunkt gegen Kant zu dessen Lebzeiten besser als der vielbeachtete Stattler zu wahren gesucht hatte. So wird man eine Darlegung der wichtigsten Argumente Zallingers gegen Kant, wie sie jetzt van der Wey gibt, als einen willkommenen Beitrag zur Philosophiegeschichte des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts begrüßen. Zallinger, hervorragendes Mitglied der bayrischen Provinz der Gesellschaft Jesu, vertrat die katholische Orthodoxie gegen die Aufklärung, ohne jedoch von den Neueren unbeeinflußt zu bleiben. Als Philosoph erscheint er recht eklektisch, neben traditionellen scholastischen stehen etwas unvermittelt Gedanken, die von Aristoteles und Bacon, Descartes und Locke, Newton und Boscovich, ja auch aus der von ihm befehdeten Leibniz-Wolffischen Philosophie stammen. Sein Kantverständnis hebt ihn vorteilhaft über die meisten Antikantianer seiner Zeit hinaus. Aber von dem vorkritizistischen Boden aus, auf dem er verharrt, ist eine durchschlagende Kantkritik, wie sie später etwa Prihonsky, auf Bolzano gestützt, leistete, nicht möglich. Die Darstellung van der Weys beschränkt sich mit Recht auf das Wesentliche und hat den Vorzug der Klarheit. Auch die Schwächen der Zallingerschen Position werden gebührend hervorgehoben.

J. v. Kempski
Berlin

Van der Wey: Jakob Anton von Zallinger zum Thurn und seine Kantschrift von 1799. Geschichtliche Forschungen zur Philosophie der Neuzeit Band 5. 161 Seiten. Ferd. Schöningh, Paderborn. Br. RM 8.80.

5.

Bernard Bolzano

Vornehmlich durch die Untersuchungen Brentanos, Husserls und Meinongs ist der Name des großen, 1848 verstorbenen Kantgegners Bolzano auch in der Gegenwart lebendig geblieben. Sein eigentliches Lebenswerk war die Überwindung und Widerlegung des kantischen Subjektivismus, der Ersatz der Vernunftkritik durch die Logik und die Abkehr vom Formalismus der Ethik Kants hin zu einem materialen moralischen Prinzip von objektiver Gültigkeit. Es liegt dabei in der Natur der Sache, daß diese Abkehr von Kant gleichbedeutend mit einer Rückkehr zur vorkantischen rationalistischen Philosophie sein mußte, insbesondere zu Leibniz, an welchen Bolzano denn auch in der Tat anknüpfte.

Ludwig Waldschmitt gibt in seiner Schrift über Bolzano[1]) eine übersichtliche Darstellung der Lehre des Denkers, sofern sie die Disziplinen der Logik und Ethik betrifft. Auch diese neue Arbeit über Bolzano bestätigt, daß es sich bei Bolzano zumindest um einen Logiker von höchster Präzision handelt, mit dem eine Auseinandersetzung stets fruchtbar ist, während dem Ethiker Bolzano eine ähnliche Anerkennung versagt werden muß. Mit dem Verzicht auf Kritik an der vermeintlichen Begründung des Objektivismus vergibt sich der Verfasser leider die Möglichkeit, einen wichtigen Beitrag zur Lösung des Problems der Objektivität zu geben. **Dr. Heinz Horn**
Dresden

[1]) Ludwig Waldschmitt: Bolzanos Begründung des Objektivismus in der theoretischen und praktischen Philosophie. 117 S. — Würzburg 1937, Verlag Konrad Triltsch. RM 4.—.

6.

Schopenhauer-Jahrbuch

Die Schopenhauer-Gesellschaft legt nun zum vierundzwanzigsten Male ihr Jahrbuch vor, und wieder steht es seinen Vorgängern an Vielfältigkeit des Inhaltes, Lebendigkeit und Qualität nicht nach. Der gewichtigste Beitrag ist der, den Karl Wagner über »Quantentheorie und Metaphysik« beigesteuert hat. Der Verf. versucht eine Interpretation der modernen Physik aus dem Geist der Schopenhauerschen Philosophie zu geben. Wie man auch über die Aussichten eines solchen Versuches denken mag, so wird man sich dem Reiz dieser Arbeit schwerlich entziehen können. W. Rauschenberger versucht im Anschluß an Schopenhauer eine Widerlegung des Solipsismus zu geben, Lina Jung führt in einer hübschen Studie in den Geist der indischen Musik ein. Über das Problem des Ding an sich in der Schopenhauerschen Philosophie ist ein Briefwechsel zwischen A. Costa und R. Klee entstanden, der zum Abdruck gelangt.

Besondere Aufmerksamkeit werden die Beiträge der historisch-biographischen Abteilung erwecken, die manches Licht auf die Persönlichkeit und das Werk des Philosophen werfen, während die vermischten Beiträge neue Aufschlüsse über seine Wirkung geben. Eine besondere Überraschung ist das lebendige Porträt Schopenhauers von H. Philips, das, bisher unbekannt, im Vorjahre unter der Bezeichnung: »komischer oller Kopp« im Handel auftauchte und nun im Jahrbuch zum ersten Mal reproduziert wird. Es stellt in der Tat, wie der Herausgeber Arthur Hübscher schreibt, »eines der ausdrucksvollsten und künstlerisch reifsten Porträts des Philosophen« dar. **J. v. Kempski**
Berlin

Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1937. 214 Seiten. Geb. RM 11.—.

7.

Christliche Metaphysik

Gotthard Günther und Helmut Schelsky vertreten die These, daß die Bewältigung der dem modernen Bewußtsein gestellten philosophischen Probleme nur mit Hilfe der vom deutschen Idealismus des XIX. Jahrhunderts ausgebildeten transzendentalen Methode möglich sei, daß aber der deutsche Idealismus nur eine transzendentale Theorie des theoretischen Bewußtsein gegeben habe, der eine

Digitized by Google

transzendentale Theorie des praktischen Bewußtseins an die Seite gestellt werden müsse. Die tr. Th. d. th. Bw. wird von den Verff. als in der Großen Logik Hegels für gegeben erachtet, während sie fruchtbare Ansätze zur tr. Th. d. pr. Bw. in der Philosophie des späten Schelling erblicken.

Diese Ansätze bei Schelling sucht Schelsky in seinem interessanten Beitrag über »Schellings Philosophie des Willens und der Existenz« zu entwickeln. Auf Einzelheiten dieser Schellinginterpretation, mit der man sich wird auseinandersetzen müssen, kann hier nicht eingegangen werden. Nur zu den sie einleitenden Worten soll bemerkt werden, daß die Eigenbedeutung Schellings gegenüber Fichte und Hegel und sein Hinausgehen über beider Idealismus bereits von Ed. v. Hartmann nachdrücklich hervorgehoben worden und auch später nicht ganz so unbekannt geblieben ist, wie es nach Schelskys Ausführungen scheinen möchte.

Ich gestehe, daß mir G. Günthers Essay über »Religion, Metaphysik und transzendentalen Idealismus« nicht ganz durchsichtig ist und daß mir die religionsphilosophische und theologische Einkleidung als eine metaphorische Redeweise erscheint, die das Problem der Neubegründung der Ethik, um das es doch geht, mehr verdeckt als erhellt. Fraglich erscheint mir zudem die Voraussetzung, welche beide Verfasser machen zu können glauben, daß der logische Anspruch des Idealismus unwiderlegt sei. Jedenfalls dürfte er sich in der Form, die Hegel ihm gegeben hat, nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

Trotz solcher Vorbehalte ist aber die Lektüre des kleinen Buches nur zu empfehlen; denn auch wer den Verff. nicht immer folgen kann, wird es nicht ohne wesentlichen Gewinn aus der Hand legen. **J. v. Kempski**
Berlin

Günther u. Schelsky: Christliche Metaphysik und das Schicksal des modernen Bewußtseins S. Hirzel Leipzig 1937. Kart. RM 3.70.

8.

Zur Sprachphilosophie

Zu den zahlreichen Untersuchungen über die Philosophie des Thomas von Aquin und zu den mannigfachen Darstellungen der verschiedenen Disziplinen, in denen sich dieser umfassende Denker betätigte, gesellt sich jetzt in dem gründlichen Buche des pelpliner Professors Franz Manthey eine umfassende Untersuchung der Sprachphilosophie des Aquinaten. Das vorliegende Werk gliedert sich, nachdem der Verfasser unter Verarbeitung der einschlägigen Literatur das Wesen der Sprachphilosophie im allgemeinen und die zur Zeit des Thomas herrschenden Richtungen im besonderen erläutert hat, in zwei Hauptteile, deren erster die thomistische Sprachphilosophie in allen Einzelheiten erläutert, während der zweite die Anwendung der Sprachphilosophie auf theologische Probleme behandelt. Es liegt in der Natur der Sache, daß nur der erste Teil, der übrigens auch innerhalb der mantheyschen Darstellung selbst als der umfangreichste und wichtigste erscheint, ein allgemeineres wissenschaftliches Interesse beanspruchen kann.

Auch diese Neuerscheinung zeigt, in welcher gründlichen und umfassenden Weise Thomas die vorliegenden Probleme in Angriff zu nehmen und zu durchdenken pflegte. Deshalb bleiben die Ergebnisse, zu denen er gelangt, gleichgültig ob es sich um genetische, logisch-bedeutungshafte oder grammatische Probleme der Sprache handelt, auch für den modernen Forscher stets beachtenswert.

Es ist ein Verdienst des Verfassers, die ausgiebigen sprachphilosophischen Lehren des Aquinaten in eine gründliche und klare Darstellung gebracht zu haben, die auf einer innigen Versenkung in das thomistische Weltbild beruht. Wenn die Darstellung des Verfassers dabei auch oft scholastisch-trocken anmutet, so mag dies in der Hauptsache nicht am Autor, sondern in der Natur der Sache selbst liegen. Auf jeden Fall ist mit dieser Arbeit ein guter Beitrag zur Geschichte der Scholastik und insbesondere zur Kenntnis desjenigen ihrer Philosophen geleistet geworden, der die besonderen Eigenarten ihrer Denkrichtung in seiner Persönlichkeit am reinsten verkörperte.

Franz Manthey: Die Sprachphilosophie des hl. Thomas von Aquin und ihre Anwendung auf Probleme der Theologie. — Paderborn 1937, Verlag Ferdinand Schöningh. 268 Seiten. — Brosch. RM. 7.80.

*

Arbeit als Weltanschauung

Willi Zimmermann sucht in seiner knappen, sehr konzentriert geschriebenen Schrift »Arbeit als Weltanschauung«, die als Nr. 1 der im Auftrag der Kant-Gesellschaft herausgegebenen Ergänzungshefte der »Kant-Studien« erschien, die allgemeinen Grundlagen einer zeitgemäßen Kulturpolitik zu geben. Wenn dem Verfasser auch der Verdienst zuerkannt werden muß, daß er den Begriff der Arbeit nach allen Seiten hin durchdacht und dabei manche wesentliche Erkenntnis zu Tage gefördert hat, so kann doch nicht verkannt werden, daß er diesen Begriff zu allgemein faßt und daher oft zu stark schematisiert. So muß man, um nur ein Beispiel zu bringen, bei dem Satze »Heute kommt es weder auf Quantität, noch auf künstlerische Qualität von Schöpfung an, sondern auf Stilwillen« (S. 17), doch wohl fragen, ob allein der Stilwille die künstlerische Qualität erzeugt und ob nicht vielmehr das tatsächliche Können gerade in der Kunst den Ausschlag gibt.

Müssen uns daher zahlreiche Thesen Zimmermanns als anfechtbar erscheinen, so dürfte es doch in Anbetracht dessen, daß sie durchdacht und scharf herausgemeißelt sind, stets lohnend sein, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Um dabei zu einem wirklich für die Zukunft fruchtbaren Ergebnis zu gelangen, wäre es allerdings wohl nötig, daß Verfasser seine programmatischen Gedanken auf einer breiteren Basis darlegt als in der vorliegenden kleinen Schrift.

Willi Zimmermann: Arbeit als Weltanschauung. Eine kulturpolitische Grundlegung. 22 Seiten. — Berlin-Charlottenburg 1937, Pan-Verlagsgesellschaft m. b. H. RM 1.—.

*

Die Eigenwelt des Menschen

Unter diesem Titel gibt der würzburger Anatomie-Professor Hans Petersen als Band VIII der »Bios«-Abhandlungen zur theoretischen Biologie und ihrer Geschichte, sowie zur Philosophie der organischen Naturwissenschaften eine kurze Darstellung der Uexküllschen Umweltlehre, wobei er statt von »Umwelt« von »Eigenwelt« spricht, um Verwechslungen mit dem etwas ganz anderes meinenden Umweltbegriff der sogenannten »Milieutheorie« zu vermeiden. Die Grundlehren Uexkülls werden vom Verfasser besonders zur Erforschung der menschlichen Eigenwelt angewendet, und es werden von ihm in diesem Zusammenhang eine Reihe interessanter Beispiele dafür gebracht, inwiefern die Eigenwelt des Menschen gegenüber den Tieren reicher und inwiefern sie ärmer ist, wie sich in ihr die verschiedenen Funktionskreise überschneiden, ablösen, ausgliedern u. dergl. mehr. Gegen Ende seiner kurzen Arbeit, die auch einige Einflüsse der Lebensphilosophie z. B. eines Klages aufweist, kommt Verfasser noch kurz auf den aus der Uexküllschen Lehre sich ergebenden Erziehungsbegriff und dessen sinnvolle Bedeutung im Rahmen der Umweltlehre zu sprechen.

Im Ganzen bietet die vorliegende kurze Arbeit eine gute Übersicht über eines der hauptsächlichsten Grenzgebiete zwischen Biologie und Philosophie. Leider ist die Darstellung trotz ihrer Kürze mit zahlreichen Druckfehlern behaftet, die leicht zu vermeiden gewesen wären und die sich besonders in fremdsprachlichen Zitaten finden. An einer Stelle (S. 2) kommt durch diese Unsorgfältigkeit geradezu logischer Unsinn zustande: Es wird hier von dem »Begriff des Dharma der indirekten Philosophie« geredet, worunter sich der Leser so lange nichts vorstellen kann, bis er ergründet hat, daß damit der »Begriff Karma der indischen Philosophie« gemeint sein könnte. Dazu treten noch ein paar grobe sachliche Fehler: so stammt das Wort vom Zoon politikon von Aristoteles und nicht von Platon, als dessen Ausspruch es vom Verfasser zitiert wird. **Dr. Heinz Horn**
Dresden

Hans Petersen: Die Eigenwelt des Menschen. — „Bios"-Abhandlungen Band VIII. — 98 Seiten. — Leipzig 1937, Johann Ambrosius Barth. Kart. RM 2.25.

9.

Die geistige Wiederholung

Der Gedanke der körperlichen Wiederholung hat seine wissenschaftliche Formulierung in dem »biogenetischen Grundgesetz« Ernst Haeckels gefunden. Es besagt, daß das Einzelwesen während seiner Keimesentwicklung (Ontogenese) in abgekürzter Form die Entwicklungsgeschichte der Art (Phylogenese) wiederholt. In dem vorliegenden Werk wird der großangelegte Versuch unternommen, dem biogenetischen Grundgesetz ein »psychogenetisches« an die Seite zu stellen. Der Verf. will den Nachweis führen, daß der einzelne Mensch während seiner Kindheit und Jugend jene seelisch-geistigen Entwicklungszustände wiederholt, welche von seinen Vorfahren in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit durchlaufen wurden. Wie Sch. ausführt, ist der Gedanke der geistigen Wiederholung keineswegs neu; er tritt bereits bei Rousseau und in der idealistischen Philosophie des frühen 19. Jhdts. auf (Herbart). Doch wird er jetzt erst einer wissenschaftlichen Begründung zugänglich, nachdem die Vorgeschichtsforschung und die Kinderpsychologie das notwendige Tatsachenmaterial bereitgestellt haben.

Die Schwierigkeiten, welche dem Nachweis der geistigen Wiederholung entgegenstehen, liegen weniger in der Lückenhaftigkeit der phylogenetischen Urkunden, d. h. im vorgeschichtlichen und geschichtlichen Tatsachenmaterial, als vielmehr darin, daß die ontogenetischen Zeugnisse durch Einwirkungen der Umwelt in weitgehendem Maße »verfälscht« werden. Der heranwachsende Mensch wiederholt die Kulturzustände seiner Vorfahren keineswegs im leeren Raum; er ist von der Geburt an in das Kulturmilieu unserer Gegenwart hineingestellt und wird von diesem im Laufe seiner Entwicklung immer stärker

Digitized by Google

beeinflußt. Dazu kommen die Einwirkungen der Erziehung, die zum großen Teil gerade darauf abzielen, die geistigen Wiederholungserscheinungen abzukürzen, wenn nicht überhaupt zu unterdrücken. So ist das ontogenetische Tatsachenmaterial, das von der Kinder- und Jugendpsychologie geliefert wird, in stärkstem Maße durch Umwelteinflüsse verfälscht, modifiziert. Seine Bereinigung gehört zu den schwierigsten Aufgaben, mit denen das vorliegende Buch zu ringen hat. Die Gefahr von Zirkelschlüssen lauert hier auf Schritt und Tritt; sie wird akut, sobald die Bereinigung der kinderpsychologischen Ergebnisse unter Hinblick auf jenes Tatsachenmaterial erfolgt, das in der phylogenetischen Urkunde der Vorgeschichte und Geschichte vorliegt. Es wird dann das, was erst bewiesen werden soll — die Übereinstimmung des phylogenetischen und ontogenetischen Entwicklungsablaufes — schon in die Beweisunterlagen hineingearbeitet. Nach Meinung des Ref. ist der Verf. dieser Gefahr nicht immer entgangen. Gleichwohl bringt das Buch so viel einwandfreie Beobachtungen, so viel tiefe und fruchtbare Gedanken, daß es wohl als eine schlechthin grundlegende Behandlung des Problemes der geistigen Wiederholung gelten darf. Seine Ergebnisse sind kurz die folgenden: Die vormenschliche Entwicklungsphase wird im Embryonaldasein und im 1. Lebensjahre wiederholt, das eiszeitliche Jägertum im 2. und 3. Jahr. Die geistige Entwicklungsstufe des vor- und frühgeschichtlichen Bauerntumes findet ihre Wiederholung zwischen dem 3. Jahr und der Pubertät; sie erfolgt in drei scharf ausgeprägten Phasen (3—7, 7—12, 12—14), die den Stufen der Jungsteinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit entsprechen. Die Entwicklung von der Pubertät bis zur vollen Reife stellt eine Wiederholung der geistig-seelischen Verfassung des Mittelalters dar.

Wilhelm A. von Jenny

Frederik Adama van Scheltema. Die geistige Wiederholung. Der Weg des Einzelnen und seiner Ahnen. 293 Seiten und XXXII Tafeln. Leipzig 1937, Bibliographisches Institut. Preis geb. RM 5.80.

Deutsches Volkstum

Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier

Die Reihe soll, vom lebenden Volke ausgehend, die geistigen Mächte schildern, die das gemeinsame Gesicht unseres Volkes formen, und weiter zeigen, wieviel dabei an Ahnenerbe überkommen ist und welche Züge die jetzigen Geschlechter geschaffen haben.

Bisher sind erschienen:

Vierter Band

Deutsches Volkstum in Glaube und Aberglaube von Friedrich Pfister. Groß-Oktav. IX, 161 Seiten. Geb. RM 3.80

Fünfter Band

Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch von Paul Geiger. Groß-Oktav. VIII, 226 Seiten. Geb. RM 4.80

Sechster Band

Deutsches Volkstum in Siedlung und Haus von Adolf Helbok und Heinrich Marzell. Groß-Oktav. 154 Seiten mit 48 Tafeln. Geb. RM 5.80

In Vorbereitung befinden sich:

Erster Band

Deutsches Volkstum in deutscher Sprache von John Meier, Gustav Friedrich Meyer und Wilhelm Will

Zweiter Band

Deutsches Volkstum in Märchen, Sage, Schwank und Rätsel. Von Will Erich Peuckert

Dritter Band

Deutsches Volkstum in deutscher Volksdichtung und Volksmusik. Von Hans Moser, Hans Joachim Moser, Erich Seemann und Raimond Zoder

Siebenter Band

Deutsches Volkstum in deutscher Volkskunst von Otto Lehmann

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

Volk und Volkstum

Der fast unübersehbare Reichtum an volkskundlichem Material, das in diesem zweiten Bande der Reihe dargeboten wird, macht es schlechterdings unmöglich, einen einigermaßen erschöpfenden Bericht zu geben. Aus allen Gebieten der Volkskunde haben kundige Gelehrte inhaltreiche Aufsätze beigesteuert und auch diesen Band wieder zu einem Nachschlagebuch gemacht, das kein volkskundlicher Forscher entbehren möchte. Und doch kann der Berichterstatter sich nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß fast ausnahmslos das Volk und sein Volkstum nur von geistlich kirchlicher Seite aus gesehen ist. Das mag verständlich sein, wird aber bei der Benutzung des an sich wertvollen, reichen Quellenmaterials von jedem Forscher berücksichtigt werden müssen, der nach dem natürlich menschlich gebundenen Leben des Volkes sucht, und der sich bewußt ist, daß ein von der Kirche vorgeschriebenes, religiöses Brauchtum erst mittelbar einen Blick in die Volksseele zu tun gestattet. Diese, durch fast das ganze Buch hindurchgehende Stellung der Mitarbeiter möchte der Berichterstatter mit aller Bestimmtheit aussprechen und doch dabei ebenso ausdrücklich hervorheben, daß in jedem der vortrefflichen Aufsätze ein Material an Volksgut zutage gefördert ist, mit dem das Buch eine ergiebige Quelle volkstümlicher Erscheinungen wird, die jeder Volkskundler nach seiner eigenen Einstellung vernünftigerweise benutzen kann.

Es kann nur auf einzelne Aufsätze hingewiesen werden. Theodor Grentrup beginnt die Reihe wieder mit einem sehr überlegten Aufsatz: »Vom Sein und Werden des Volkstums«; auch er sieht — und Ber. stimmt mit ihm überein — das Volkstum als eine in Bewegung befindliche Lebensmacht an und bezeichnet die Sachgüter des Volkstums als vom Lebenshauch des Volkes durchgeistigte Gegenstände, eine Erkenntnis, die für die klare Einstellung zur Volkskunst von grundlegender Bedeutung ist. Daß Paul Diepgen in seiner Arbeit über »Volksmedizin und wissenschaftliche Heilkunde« aus dem Reichtum seines Wissens wiederum eine Fülle von Nachweisen aus dem Volksleben für die Entwicklung der wissenschaftlichen Heilkunde ausbreitet, ist von vornherein zu erwarten. Aus der bäuerlichen Bevölkerungsbewegung in Oberbayern, die von Josef Demleitner behandelt ist, geht hervor, wie bäuerliches Blut und Handwerkerblut zu höheren Gesellschaftsschichten aufsteigen. Sippenforscher werden manches Material in dieser Untersuchung finden, die auch für die allgemeine Volksbewegung in Deutschland aufschlußreich ist. Mitterwieser zeigt, wie in der kirchlich gebundenen Gesinnung der Bewohner des südlichen Bayerns naturhafter Sinn und kirchliche Gläubigkeit auffällig zusammenklingen. Aus persönlichen Erfahrungen und unmittelbaren Mitteilungen schöpft Stiefenhofer, und wir erfahren an dem, an das Osterei sich anknüpfenden Brauchtum eine Fülle volkstümlicher Einzelheiten aus dem mittelfränkischen Gebiet. Mit dem Aufsatz von Johann Peter Steffes über »Volkstum im Lichte von Religion und Magie« möchte man sich in längerer Ausführung auseinandersetzen. Gewiß zeigen sich Seele und Geistesart des Volkes in seiner religiösen Haltung, aber es ist doch zu überlegen, wie weit wirkliche Religiosität des Volkes aus seiner Haltung zu kirchlichem Brauchtum zu erkennen ist, oder ob die religiöse Haltung nicht vielmehr der volklichen Artung entspringt. Innerliche Religiosität hat nichts mit kirchlichem Dogma und kirchlicher Glaubenslehre zu tun, und die Volkskunde will nicht das Volkstum im Lichte von Religion und Magie erfassen sondern sucht vielmehr danach, wie Religion und Magie sich im Lichte des Volkstums entwickeln. Das sind zwei verschiedene Standpunkte. Daß Josef Maria Ritz in der Fortsetzung seines Aufsatzes im ersten Bande wiederum sachlich wertvolle Nachweise gibt, ist selbstverständlich, und einen ungeahnten Reichtum und Quellennachweis bringt der Aufsatz von Joseph Klapper über »Die Heiligenlegende im deutschen Osten«, mit dem uns eine Fundgrube für die Entstehung des Volkstums im schlesischen Gebiet beschert wird. »Die elsässischen Weinpatrone« behandelt ein Aufsatz von Luzian Pfleger, und Leopold Schmidt führt in dem Aufsatz über »Volksschauspiele vom h. Johann von Nepomuk« den Nachweis für Zusammenhänge im volkstümlichen Schauspiel des bayrisch tiroler Volksgebietes wie des Böhmerwaldes. Das im ersten Bande der Sammlung von Andreas Ludwig Veit behandelte Thema über das Brauchtum im merowingischen Gallien wird durch seinen Aufsatz über »Weihnachten im merowingischen Gallien in diesem Bande sehr willkommen erweitert. Die Arbeiten über die ältesten Wallfahrten des Bistums Passau (von Max Heuwieser) wie über die Echternacher Springprozession (von Johannes Hau) sind wertvolle Belege zur kirchlichen Kultur, die bei einer Beurteilung des Volkstums jener Gebiete verwertet werden müssen. Wenn weitere Aufsätze nicht erwähnt werden, so geschieht es nicht wegen ihrer geringeren Bedeutung sondern nur wegen der Unmöglichkeit, sie nach Gebühr zu werten; doch muß auch auf die Miszellen hingewiesen werden, in denen manches für die Volkskunde wertvolle Material steckt. Alles in allem genommen erweist der Band wiederum den Reichtum volkskundlicher Erscheinungen im kirchlichen Brauchtum und erschließt Quellen, die je nach seiner Einstellung dem volkskundlichen Forscher willkommenes Material zur Untersuchung unseres Volkstums liefern können.

Otto Lehmann

Volk und Volkstum, Jahrbuch für Volkskunde. 2. Band. Herausgegeben von Georg Schreiber. Kösel-Pustet, München. Br. RM 7.50.

KARL JASPERS

Descartes und die Philosophie

1937. Groß-Oktav. 104 Seiten. Gebunden RM 4.80

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt!

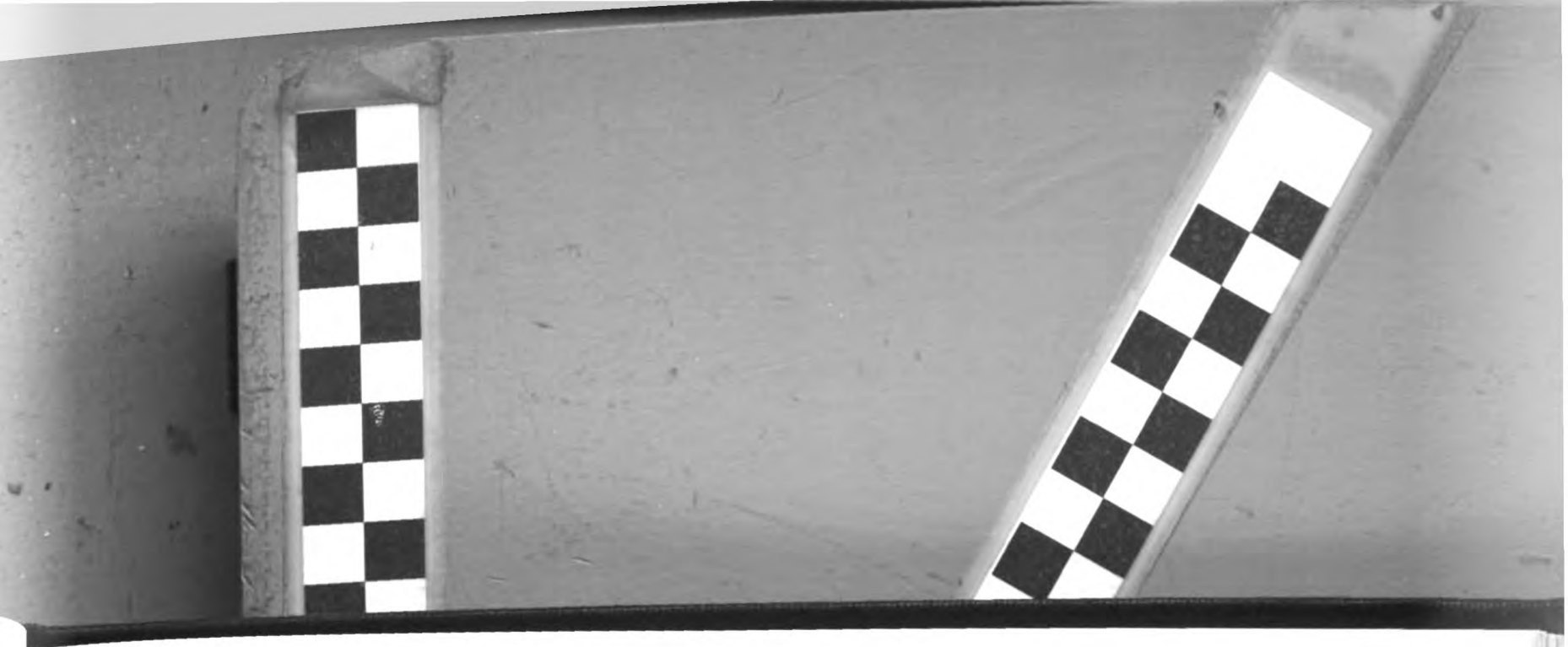
WALTER DE GRUYTER & Co., BERLIN W 35

Diesem Heft liegt je ein Prospekt des Atlantis-Verlages, Berlin und des Verlages Gerhard Schulte-Bulmke, Utting am Ammersee, bei, auf die wir besonders hinweisen.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin. Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3800 III. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google



DEC 23 1937

Auslandsnummer

Berlin, 20. November 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 22

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Prof. Dr. JULIUS v. FARKAS, Berlin

Die Pflege der deutsch-ungarischen wissenschaftlichen Beziehungen in Deutschland

Die ungarische Wissenschaft vermag auf viele Namen ungarischer Gelehrter hinzuweisen, die in der ganzen Welt einen guten Klang haben und hinter denen bedeutende Leistungen stehen. Sie verschloß sich nie fremden Anregungen, und insbesondere sandte sie gern ihre jungen Schüler auf ausländische Universitäten.

Am innigsten waren ihre Beziehungen zweifellos seit jeher zu der deutschen Wissenschaft. Der Besuch einer deutschen Universität war seit Jahrhunderten die Sehnsucht des angehenden ungarischen Gelehrten und das deutsche wissenschaftliche Buch der fruchtbarste Wegweiser seiner heimischen Lehrer. Über die deutsch-ungarischen wissenschaftlichen Beziehungen zu schreiben, würde somit gleichbedeutend sein mit der Aufzeichnung der Entwicklungsgeschichte der ungarischen Wissenschaft schlechthin — eine Aufgabe, die oft genug in Angriff genommen wurde. Wir beschränken uns daher darauf, den ungewohnten Weg gehend, die Frage der Beziehungen von der anderen Seite zu beleuchten und auf die Momente hinzuweisen, wo die deutsche Wissenschaft im eigenen Lande von der ungarischen, wenn auch nicht Anregungen, so doch Bereicherungen erfahren hat.

Es ist kein Zufall, daß das zweitälteste Sprachdenkmal (Ende des 13. Jh.s), die sogenannte »Altungarische Marienklage«, in der Münchener Staatsbibliothek entdeckt wurde, das drittälteste aus dem 14. Jh. den Schatz der Königsberger Bibliothek bildet und daß schließlich die älteste ungarische Bibelübersetzung aus der 1. Hälfte des 15. Jh.s in München aufbewahrt wird. Denn schon im Mittelalter waren die Beziehungen zwischen den ungarischen und den deutschen geistigen Zentren, den Klöstern, sehr rege; die ersteren erhielten oft Bücherschenkungen aus Deutschland, die sie dann mit eigenen Schriften erwiderten. Während aber die ungarischen Klöster mit all ihren Kulturschätzen den Tataren- und Türkenstürmen zum Opfer fielen, blieben die deutschen erhalten und bewahrten auch die Denkmäler mittelalterlicher ungarischer Kultur.

In dieser Periode besuchten die ungarischen Theologen die Pariser und Bologneser Universitäten, später aber — trotz heimischer Universitätsgründungen König Ludwigs d. Gr. (Fünfkirchen), des Kaisers und Königs Sigismund (Ofen) und des Matthias Corvinus (Preßburg) — vorwiegend die Wiener.

Im 16. Jh. trat eine gewaltige Wandlung ein. Die Reformation verbreitete sich lauffeuerartig in dem von den Türken heimgesuchten Lande, und die ungarischen Studenten strömten jetzt nach Wittenberg, der Stadt Luthers und Melanchthons. Allein im 16. Jh. waren an der Wittenberger Universität 871 Ungarn immatrikuliert, bis 1812 stieg ihre Zahl auf 2078. Bereits im Jahre 1555 gründeten sie eine ungarische Burse, die eine regsame wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete und auch mit Veröffentlichungen (hauptsächlich Dissertationen) hervortrat. Sie stellte auch wiederholt den Rektor der Universität, hielt ungarische Gottesdienste ab, ihre Mitglieder zeigten sich in ungarischer Tracht.

Die ungarischen Studenten kamen nach Deutschland, um ihr Wissen zu erweitern und sich im Glauben zu stärken. Sie kehrten nach Ungarn zurück, nicht nur als Vorkämpfer der Reformation, sondern auch als Verbreiter des deutschen Geistes. Es gab aber auch nicht wenige, die in Deutschland blieben und hier eine neue Heimat fanden. So Albert Molnár von Szenc (1574—1633), Wittenberger Student, nach schweren Wanderjahren Schulmeister in Oppenheim, der zu den bedeutendsten Gestalten der ungarischen Kulturgeschichte gehört. In Nürnberg ließ er sein ungarisch-lateinisches Wörterbuch (1604), in Hanau seine seinem hochherzigen Gönner Moritz, Fürsten von Hessen, gewidmete ungarische Grammatik (1610) erscheinen. Durch diese Werke gewannen die deutschen Gelehrten zum erstenmal einen tieferen Einblick in das fremde Idiom der Magyaren, und es gab mehrere, die sich von nun an mit der ungarischen Sprache beschäftigten.

Die in Deutschland lebenden Ungarn bekamen einen bedeutenden Zustrom am Ende des 17. Jh.s, als die gewaltige Rekatholisierung der Habsburger viele Glaubenskämpfer dazu zwang, aus der Heimat zu fliehen. Die Mehrzahl dieser gewesenen Lehrer und Prediger besuchte nun die Universitäten Jenas, Altdorfs, Leipzigs, Breslaus und vor allem Wittenbergs. Man nannte sie Exulanten.

Zu diesen gehörte auch Georg Michaelis Cassai, Dekan der Wittenberger Universität, der unter den Exulanten eine vornehme Stellung einnahm und die gegenseitigen Beziehungen unter ihnen und zu der verlassenen Heimat mit besonderem Eifer pflog. Sein gastfreundliches Wittenberger Haus beherbergte die größte Schöpfung seines vielgeprüften Lebens: eine Sammlung ungarischer Werke, ungefähr 2000 Bände. Unter diesen befinden sich 52 altungarische Drucke, darunter 5 solche, die anderswo nicht zu finden sind und die daher vom ungarischen kulturhistorischen Standpunkt aus besonders wichtig sind. Da Cassai im Jahre 1729 ohne Erben starb, wurde seine Bibliothek den ungarischen Studenten zur Verfügung gestellt. So entstand das erste Vorbild eines deutsch-ungarischen Instituts vor zwei Jahrhunderten in Wittenberg. Wenn man bedenkt, wie wenig man in Deutschland zu dieser Zeit von der Existenz einer ungarischen Literatur (über die ein Johann Reimann in seiner Weltliteraturgeschichte 1708 nichts zu berichten wußte und auch bezweifelte, daß etwas darüber zu berichten möglich wäre) ahnte, so begreift man, von welcher kulturfördernden Bedeutung allein schon das Vorhandensein dieser Bibliothek war.

Sie wurde vielfach benutzt. Schon der Altdorfer Student David Czwittinger, nobilis hungarus, wurde von ihr unterstützt, als er sich, um den Angriff Reimanns zu widerlegen, an die Arbeit machte und in lateinischer Sprache die erste ungarische Literaturgeschichte in lexikalischer Form verfaßte, die dann im Jahre 1711 in Frankfurt erschien. Noch mehr verdankt der Cassaischen Bibliothek Michael Rotarides (1715—1747), der schon in früher Jugend den Plan faßte, eine zusammenfassende Geschichte der ungarischen Kultur zu schreiben. Von seinem großen Werk, das bereits im Manuskript vorlag, konnte er im Jahre 1745 in Altona aller-

INHALT:

von FARKAS: Die Pflege der deutsch-ungarischen wissenschaftlichen Beziehungen in Deutschland
VALJAVEC: Die Entwicklung der ungarischen Geschichtsschreibung
DIBELIUS: Die Herkunft der Ungarn
KALEK: Das kulturelle Leben in Ungarn zur Zeit der Türkenherrschaft
RAICHLE: Das ungarische Zeitungswesen in seinem Werdegang
SACZEK: Die Entwicklung der ungarischen Literaturwissenschaft
von ROOSZ: Der nationale Gedanke in der modernen ungarischen Literatur
SZENDE: Ludwig von Schedius — ein Lebensbild
Besprechungen

Digitized by Google

dings nur einen kurz gefaßten, von großer Gelehrsamkeit zeugenden Plan veröffentlichen.

In der 2. Hälfte des 18. Jh.s besuchten die ungarischen Studenten mit Vorliebe die Universitäten Jena und Göttingen und wurden so zu Wegbereitern des deutschen Idealismus in Ungarn. Ihre Werke, meist in lateinischer Sprache verfaßt, behandelten die Geschichte, die Geographie, die Volkskunde Ungarns und fanden schon durch ihre persönlichen Beziehungen weite Verbreitung. Das wichtigste sprachwissenschaftliche Werk der Zeit, die finnisch-ugrische Sprachvergleichung Samuel Gyarmathys, erschien im Jahre 1799 in Göttingen.

Durch diese Werke wurde das bis dahin unbekannte Ungarn der deutschen wissenschaftlichen Welt erschlossen. Das Interesse wandte sich immer mehr dem romantischen Lande zu, und im Anfang des 19. Jh.s erlernten Wilhelm von Humboldt (als Wiener Gesandter Preußens), Friedrich Schlegel (während eines unfreiwilligen Aufenthaltes in Pest) und Jakob Grimm sogar die ungarische Sprache, um sich mit dem ungarischen Wesen vertraut zu machen.

Die wissenschaftliche Verbindung Ungarns mit Deutschland erfuhr in der 1. Hälfte des 19. Jh.s eine ziemlich starke Unterbrechung. Metternich verbot den Besuch deutscher Universitäten, die Einfuhr von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften. Allein mit der Berliner Universität machte er eine Ausnahme, da ihm der Hegelsche Geist eine Gewähr dafür zu bieten schien, daß die ungarischen Studenten aus Berlin als loyale Staatsbürger des absolutistischen Donaureiches in die Heimat zurückkehren würden.

Es kamen auch bald nach der Begründung der Friedrich-Wilhelms-Universität vereinzelt ungarische Studenten nach Berlin, von denen mehrere später im geistigen Leben Ungarns eine wichtige Rolle spielten. Unter ihnen befand sich auch Franz Toldy-Schedel, der in Ungarn als »der Vater der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung« verehrt wird. Mit 23 Jahren verwirklichte er den gescheiterten Plan von Rotarides und verfaßte nach deutschem romantischem Vorbild eine Entwicklungsgeschichte der ungarischen Literatur — in deutscher Sprache (Handbuch der ungarischen Poesie, 1828). Dieses Werk überreichte er bei einem Besuch in Weimar dem greisen Goethe.

Nach dem mißglückten ungarischen Freiheitskriege 1848/49 und während des nahezu zwei Jahrzehnte dauernden Absolutismus wurden die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Reich und Ungarn wieder abgebrochen. Währenddessen sorgte ein junger Deutsch-Ungar, Karl Kertbeny, dafür, daß Deutschland etwas von der ungarischen Dichtung, die zu dieser Zeit ihre klassische Höhe erreicht hatte, erfuhr. Er veröffentlichte ungefähr 80 Bände und 1000 Aufsätze und gab in Leipzig eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: »Ungarn und Deutschland« (zwanglose Hefte zur Vermittlung richtigeren Verständnisses zwischen beiden Nationen, 1872). Durch seine zum Teil unbeholfenen Übersetzungen ist Petőfis Name auch in Deutschland zu einem Begriff geworden. Das deutsche Lesepublikum lernte so auch Jókais Romane kennen, die in der Folgezeit in über 100000 Exemplaren verbreitet wurden und zu der beliebtesten Lektüre der Zeit gehörten.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Tel. 32-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: Houben-W., Methoden d. org. Chemie, neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie. Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 375.—. Berichte: 1892—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten! nur 700.—

Als Ungarn im Jahre 1867 im Rahmen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie seine nationale Selbständigkeit wiedererlangte, folgte eine ruhige Epoche des staatlichen Aufbaus, aber auch die der nationalen Reaktion. Von nun an galt niemand für einen guten Ungarn, der seine Werke in deutscher Sprache veröffentlichte, selbst wenn er es im nationalen Interesse tat. Es gab in ganz Deutschland keine Stätte, die die neuere Entwicklung der ungarischen Wissenschaften verfolgt hätte.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften sah bald die schädliche Wirkung der völligen Isolierung, der kulturellen Autarkie, ein. Sie gab im Jahre 1877 unter der Schriftleitung Paul Hunfalvys eine deutschsprachige Zeitschrift heraus, die »Literarischen Berichte aus Ungarn«, die von 1881 bis 1895 unter dem Titel »Ungarische Revue« (Leipzig, Brockhaus) weitergeführt wurde. Nach ihrer Einstellung gab es in Deutschland wieder zwei Jahrzehnte lang kein Organ der Ungarnkunde, und erst 1912 trat der Budapester Germanist Gustav Heinrich mit einer sehr lebendig redigierten Zeitschrift, der »Ungarischen Rundschau« (Leipzig, Dunker & Humblot), hervor, die aber nur drei Jahrgänge erlebte.

So mußte der Weltkrieg kommen, um Ungarn für Deutschland zu »entdecken«. Die steigende politische Macht des Staates in der zerfallenden Monarchie lenkte die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes immer mehr nach Ungarn, deutsche Zeitschriften gaben Ungarnhefte heraus, es erschienen Werke über Ungarn und auch Übersetzungen ungarischer Dichter.

Die Atmosphäre war günstig, dieses neuerwachte und äußerst lebendige Interesse in feste Formen zu bannen. Dies wurde zuerst von einem jungen Budapester Hochschulprofessor, Robert Gragger (1887—1926), dem einstigen Hörer der Berliner Universität, erkannt. Er brachte es zuwege, daß der preußische Landtag im März 1916 einstimmig die Aufstellung eines Extraordinariats an der Berliner Universität für ungarische Sprache und Literatur beschloß. Noch im selben Jahre wurde der Lehrstuhl mit dem 29jährigen Robert Gragger besetzt. In dem nächsten Jahre schuf er — dem ungarischen Lehrstuhl beigeordnet — das Ungarische Institut der Universität und zu dessen Förderung die »Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts«. Im Jahre 1921 trat er mit einer Zeitschrift, den »Ungarischen Jahrbüchern« (Berlin, Walter de Gruyter), hervor. Umfangreichere Werke brachte er in seiner Veröffentlichungsreihe, der »Ungarischen Bibliothek« unter. Schließlich krönte er seine Lebensarbeit, an die Tradition der Wittenberger ungarischen Burse anknüpfend, durch die Errichtung eines Heims für junge ungarische Forscher: des Collegium Hungaricum. Nach seinem Tode wurde sein Programm weitergeführt. Erweiterungen erfolgten in zwei Richtungen, einmal in der Erforschung des ungarländischen Deutschtums und dann in der Aufnahme der Beziehungen zu tschechischen, rumänischen und jugoslawischen Gelehrten. Die Bibliothek des Instituts umfaßt gegenwärtig 35000 Bände, bezieht 165 Zeitschriften und dürfte als hungarologische Handbibliothek kaum ihresgleichen haben. Welchen Umfang das Studium des Ungarischen angenommen hat, zeigt auch, daß Lektorate in München und Leipzig eingerichtet wurden.

Durch den Sieg des Nationalsozialismus wurden die deutsch-ungarischen Beziehungen noch weiter vertieft. Der im Jahre 1936 abgeschlossene deutsch-ungarische Kulturvertrag, an dessen Zustandekommen das Institut beteiligt war, bedeutete die höchste Sanktionierung seiner Arbeitsrichtung. Und die schönste Erfüllung seiner Bestrebung: zwischen zwei in Leid und Freud seit Jahrhunderten verbundenen Völkern eine geistige Brücke zu schlagen.

JULIUS VON FARKAS

Die Entwicklung der ungarischen Literatur

Oktav. 306 Seiten. 1934
geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

»Die vielfachen alten Beziehungen Ungarns zu Deutschland, die eine nähere Beschäftigung mit der magyarischen Literatur auch für weitere Kreise interessant machen, und die wichtige Mittlerrolle Ungarns zwischen Ost und West werden dem Leser eindringlich verständlich gemacht.«
Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.

Ungarische Dichtung in schönen Ausgaben:

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von *Robert Gragger.* Numerierte Ausgabe auf Bütten. Oktav. VIII, 219 S. 1927. Geb. RM. 20.—

Ungarische Balladen. Übertragen von *Hedwig Lüdeke,* ausgewählt und erläutert von *Robert Gragger.* Oktav. XIV, 206 S. 1926. Geb. RM. 9.—

Walter de Gruyter & Co.
Berlin W 35 und Leipzig

NEUE
ANTIQUARIATSKATALOGE

Versandbereit: *Katalog 81:* Klassische Philologie
In Vorbereitung: Katalog 82: Kant
GRÄFE und UNZER / DAS HAUS DER BÜCHER
Königsberg Pr. / Europas größte Buchhandlung
Beide Kataloge werden kostenlos versandt.

In Kürze erscheinen: Antiquariatskataloge:
440 Kriegswissenschaft. 441 Völkerrecht - Intern. Privatrecht - Kirchenrecht. *Zusendung kostenlos!*
GSELLIUS'sche Buchhandlung (F. W. Linde)
Berlin W 8, Mohrenstraße 52

Lager-Kat. 113. Bücher aus verschiedenen Gebieten
Aukt.-Kat. 198. Bücher des 16./20. Jahrhunderts
Alte u. moderne Graphik
Japanische Holzschnitte
Max Perl, Berlin W 50, Spichernstr. 17

Einst und Jetzt 140 (1182 Nrn.): Bibliothek Carl Stumpf
Einst und Jetzt 141 (441 Nrn.): Bonner Schatzkästlein
Einst und Jetzt 142 (853 Nrn.): Wichtige Neuerwerbungen
Einst und Jetzt 143 (ca. 1500 Nrn.)
Der Orient erscheint in Kürze
Zusendung kostenlos
Ludwig Röhrscheid, Antiquariat
Bonn/Rhein, Am Hof 28

Kat. Nr. 347, 349, 352: Volkskunde, Kulturgeschichte, Varia.
Kat. Nr. 354: Richard-Wagner-Musik.
FRITZ SEUFFER, Antiquariat, Bayreuth

Digitized by Google

Dr. FRITZ VALJAVEC, München

Die Entwicklung der ungarischen Geschichtsschreibung

Wie kaum eine andere Wissenschaftsrichtung ist die ungarische Geschichtsschreibung imstande, Eigenarten und hervorstechende Züge der ungarischen kulturellen Entwicklung herauszustellen. Sie zeigt vor allem, um das bereits eingangs zu betonen, daß der Leistungsstand des ungarischen geistigen Schaffens vom Anfang an mit dem des europäischen Westens und der Mitte weitgehend übereinstimmt und vermag anderseits zu veranschaulichen, daß das wissenschaftliche Schaffen Ungarns gegenüber den übrigen Völkern des nahen Südostens eigentlich schon seit der ersten Zeit nach der Christianisierung eine Vormachtstellung besessen hat, die kennzeichnend genug ist, um im erforderlichen Grade beachtet zu werden.

Die ersten Anfänge der ungarischen Geschichtsschreibung setzen mit dem Ausgehen des 11. Jh.s ein. Die damals entstandenen »Gesta Ungarorum« sind nicht nur deswegen von Bedeutung, weil sie das erste mittelalterliche Geschichtswerk darstellen, das im Donauraum überhaupt entstanden ist, sondern auch deswegen, weil sie eine bemerkenswerte Vertrautheit mit den damaligen westeuropäischen Formen geschichtlicher Darstellung bekunden. Auch die mittelalterliche Geschichtsliteratur der folgenden Jahrhunderte zeichnet sich dadurch aus, daß sie ganz nach dem Westen orientiert ist, mit der allgemein-europäischen Entwicklung ohne großen Zeitabstand Schritt zu halten wußte. So sehen wir bereits in einem Geschichtswerk Johanns von Küküllö (Mitte des 14. Jh.s) starke Anklänge an das neue humanistische Denken, das bereits zu diesem erstaunlich frühen Zeitpunkt sich auf die ungarische Geschichtsschreibung Einfluß verschafft hatte. Daneben läßt sich früh ein starker deutscher Einfluß wahrnehmen, der sich bis zur Gegenwart für die ungarische Geschichtsschreibung als äußerst anregend und fruchtbar erwiesen hat. Dieser deutsche Einfluß war allerdings insofern nicht einseitig, als gleichzeitig auch die Historiographie der romanischen Länder in Ungarn wirksam wurde. Ich brauche nur an die Dekaden von Bonfini erinnern, das maßgebende Geschichtswerk der ungarischen Renaissance von einem geborenen Italiener.

Diese enge Verbundenheit mit der Entwicklung der Geschichtsforschung der westlichen Länder verlieh auch den ungarischen Werken der beginnenden Neuzeit ihr bestimmendes Kennzeichen. Obwohl die Werke des 16. Jh.s — erinnert sei hier an die Chroniken von Stefan Székely und Kaspar Heltai — noch durchaus im Gewand mittelalterlicher Annalistik erschienen, so brachten sie schon eine Fülle völlig neuzeitlich anmutender Fragestellungen und waren auch dadurch von großer Bedeutung, daß sie den Anfang einer ungarischen Geschichtsprosa darstellen, während die Werke der vergangenen Zeit noch in lateinischer Sprache abgefaßt waren. Was das für die kulturelle Sonderstellung des ungarischen Volkes im Donauraum bedeutet, kann man daraus ermessen, daß etwa das Serben- und Rumänentum erst im Laufe des 18., bzw. 19. Jh.s Darstellungen ihrer Vergangenheit in ihrer Muttersprache erhielt.

Noch waren aber auch in Ungarn die Fesseln einer starren mittelalterlichen Geschichtsschreibung nicht gesprengt. Erst das 18. Jh. bringt auch hierin die große Wandlung. Kaum war in den Ländern des Westens die Methode einer tatsächlich wissenschaftlichen Anforderungen Genüge leistenden kritischen Geschichtsforschung geschaffen, als auch schon in Ungarn daran gegangen wurde, die Vergangenheit der Nation mit den neuen Arbeitsmethoden und -möglichkeiten zu erforschen. Das Hauptverdienst dieser durchgreifenden Umwälzung, die jetzt erst eine eigentliche Geschichtsforschung brachte, fällt den beiden Jesuiten Stephan Katona und Stephan Pray, sowie dem Zipser Sachsen Daniel v. Cornides zu. In jahrzehntelanger Arbeit haben diese Männer die Grundlagen einer kritischen Geschichtsforschung für Ungarn geschaffen, auf denen die kommenden Forschergenerationen bis zur Gegenwart aufbauen.

Dieser Fortschritt hatte jedoch einzig und allein die Methode, die Technik geschichtswissenschaftlichen Arbeitens geläutert, noch stand der geistige Schliff aus, der in das Werk lebloser Zahlen und Namen den belebenden Hauch hineinzubringen berufen war. Im 18. Jh. konnte es dazu noch nicht kommen. Der Geist der Zeit, die Weltanschauung der Aufklärung, vermochte zwar kritisch zu sein, methodisch Veraltetes über Bord zu werfen, war jedoch gerade auf geschichtswissenschaftlichem Gebiet schöpferische Leistungen zu vollbringen nicht imstande. Wenn wir die Entwicklung der Geschichtsforschung etwa in Frankreich oder Deutschland betrachten, sehen wir das gleiche Bild. Auch hier konnte erst das 19. Jh. eine schöpferische Weiterentwicklung durch den wiedererwachten Sinn für geschichtliches Denken und geschichtliche Zusammenhänge ermöglichen. So ist es kein Zufall, daß die großen Leistungen der deutschen Geschichtsschreibung erst mit der inneren Überwindung der Aufklärung, ihres einseitigen Skeptizismus und verallgemeinernden Kosmopolitismus, einsetzen konnte. In Ungarn konnte das nicht anders sein. Es war daher bedeutungsvoll, daß hier das romantische Denken, das in Deutschland der »historischen Schule« zum Siege verhalf, in einer völlig abgewandelten Form zur Geltung gelangte und daher auch fürs erste die ungarische Geschichtsforschung nicht im notwendigem Sinne zu befruchten imstande war. Während in Deutschland sich schon das Schaffen eines Niebuhr und Leopold v. Ranke ankündigte, entstand auf ungarischer Seite Fesslers »Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen«, das der Romantik mehr nur im Äußeren Rechnung trägt, dem Wesen seiner geschichtlichen Schau nach aber noch durchaus dem Boden der Aufklärung verhaftet ist. Es ist auch kein Zufall, daß die »historische Schule« in Ungarn zu ihrer Zeit verhältnismäßig wenig Anklang gefunden hat. So kam es dazu, daß die ungarische Geschichtsschreibung eine Stufe der mitteleuropäischen geistigen Entwicklung gleichsam übersprang, woraus sich Spannungen und Probleme ergaben, die in ihr bis in die jüngste Vergangenheit nachgewirkt haben. Nicht daß der ungarische Geschichtsschreibung ein völkischer Sinn gefehlt hätte. Die Not des nationalen Seins hatte hier früh den Sinn für völkische Gesichtspunkte auch in wissenschaftlichen Arbeiten geschärft. Aber es fehlte ihr der richtige Sinn für das Volkhafte und geschichtlich Gewordene.

Hieraus ergab sich für die ungarische Geschichtsforschung im 19. Jh. eine sehr ernste Gefahr. Rein methodisch und technisch nahm sie zwar etwa seit den 30er Jahren des 19. Jh.s einen sehr bedeutsamen Aufschwung, ohne daß sich dieser auf eine durchgreifende Erweiterung der Gesichtspunkte erstreckt hätte. Die politischen Zielsetzungen des Tages, die herrschende Geistesströmung der Zeit, der Liberalismus, gewannen einen großen Einfluß auf die geschichtswissenschaftliche Forschung. Die ungarische Vergangenheit wurde zu sehr durch die Brille der Zeit betrachtet, woraus sich ungünstige Verzerrungen des Geschichtsbildes ergeben mußten. Die Auseinandersetzung mit Wien, dürre staatsrechtliche Fragen und die Programmpunkte des Liberalismus hielten den ungarischen Historiker in der 2. Hälfte des 19. Jh.s zu sehr in ihrem Bann. Die wirklich brennenden sozialen und völkischen Fragen wurden dadurch mehr oder weniger unberücksichtigt gelassen.

Trotzdem hatte die ungarische Geschichtsschreibung aber auch in jenen Jahrzehnten große und nicht unwesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Es braucht nur an Namen wie Ladislaus Szalay, Franz Salamon, Theodor Pauler — jeder gleichzeitig Vertreter einer Arbeitsrichtung für sich — erinnert zu werden, um den inneren Reichtum dieser Zeit in Erinnerung zu rufen. Gerade die liebevolle Kleinarbeit, die Erschließung des Stoffes, die Klarstellung einer Unsumme von Einzelproblemen hatten doch erst die Möglichkeit gegeben, die ungarische Vergangenheit in ihrer ganzen Vielfältigkeit kennen zu lernen, was eine gerechte Würdigung dieses Zeitalters nie übersehen kann.

Wenn es im 20. Jh. zu einer durchgreifenden Erneuerung der ungarischen Geschichtswissenschaft gekommen ist, so haben wir diese Wandlung nicht in letzter Linie derartigen Vorarbeiten zu verdanken. Boten doch diese den Stoff, aus dem eine spätere Generation die Handhaben für eine Berichtigung des ungarischen Geschichtsbildes gewann.

Diese Wandlung bereitete sich schon seit dem Ausgang des 19. Jh.s vor. Persönlichkeiten wie Fraknói und Angyal waren schon Wegweiser und Bahnbrecher einer neuen Entwicklung, die schöpferisch und kritisch zugleich, eine neue Gesamtschau der ungarischen Geschichte forderte.

Das Hauptverdienst, diese Wandlung unmittelbar in die Wege geleitet und mit ihr begonnen zu haben, gebührt jedoch dem Historiker Julius Szekfü. Sein Buch über Rákóczi (1913) war die erste Kampfansage an die liberale Geschichtsbetrachtung.

Der beste Beweis für die innere Notwendigkeit und Berechtigung dieser Wandlung kann vielleicht darin erblickt werden, daß sie sich im Laufe von wenigen Jahren durchzusetzen gewußt hat. Sichtbaren Ausdruck fand dieses neue Geschichtsbild in der gemeinsam von Valentin Hóman und Julius Szekfü geschriebenen »Ungarischen Geschichte« (Budapest 1929ff.), die eine einzigartige Synthese der ungarischen Vergangenheit bot. Selbstverständlich bedeutet dieses Gesamtbild der ungarischen Geschichte keine Kanonisierung der Anschauungen, sondern kann nur wie alles, was Leben ist, Ausgangspunkt neuer Untersuchungen sein, die ihrerseits wieder zu neuen Zusammenfassungen drängen werden. Wenn auch heute die ungarische Geschichtsforschung durch die Wucht von Persönlichkeiten wie Hóman und Szekfü bestimmend beherrscht wird, so bürgt gerade die überragende Meisterschaft dieser Persönlichkeiten

Digitized by Google

dafür, daß sich daraus nur Befruchtung und Anregung für die Zukunft ergeben kann.

Tatsächlich haben in den letzten Jahren mehrere grundsätzlich bedeutsame Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen maßgebenden Vertretern der ungarischen Geschichtswissenschaft gezeigt, daß auch heute noch Meinungsverschiedenheiten und Spannungen vorhanden sind, die überall da sind, wo es sich um Organisches handelt, das nach wie vor in Entwicklung begriffen ist. Gerade in der Verschiedenheit des geistigen Standorts der heutigen ungarischen Historiker-Elite — neben Hóman und Szekfü müssen hier noch Alexander Domanovszky und Elemér Mályusz hervorgehoben werden — sehe ich die beste Verheißung für die Zukunft und Gewähr dafür, daß die ungarische Geschichtswissenschaft sich ihrer Vergangenheit auch in der Folgezeit würdig erweisen wird.

HELLMUT DIBELIUS, Berlin.

Die Herkunft der Ungarn

Greift man zwei ganz beliebige von den heutigen Kulturvölkern Europas heraus, so können sie einander nicht ferner stehn als Ungarn und Finnen. Schon räumlich liegen Finnland und Ungarn weit voneinander; überdies hat sich Finnland in seiner Kultur und Lebensform nie nach Süden ausgerichtet, sondern bis zum heutigen Tage einzig den skandinavischen Ländern angeschlossen. Daß ausgerechnet diese beiden Völker über alles zwischenliegende Slawentum hinweg miteinander verwandt sein sollen, wirkt auf den unbefangenen Laien widersinnig; und tatsächlich hat man diese Erkenntnis lange, nachdem sie wissenschaftlich gefestigt war, in der Allgemeinheit nicht wahr haben wollen.

Die sprachliche Zusammengehörigkeit des Ungarischen und Finnischen wurde zum erstenmal 1669 von dem Hamburger Arzt Fogel entdeckt; später wiederholten, ohne von Fogel zu wissen, ungarische Gelehrte die gleiche Beobachtung. In der Öffentlichkeit rief diese Lehre, die die bis dahin gehegten ruhmvollen Vorstellungsbilder von ungarischer Vergangenheit mit neuen derart nüchternen Anschauungen verdrängen wollte, jedoch allgemeine Entrüstung hervor. Im Mittelalter war man zu Nachkommen der großen Hunnen erklärt worden. Beim Aufkommen kritischer Wissenschaftsmethoden verzichtete man zwar auf Gleichsetzung gerade mit den Hunnen, blieb jedoch weiter überzeugt, gleich wie Hunnen, Awaren, Tataren, Osmanen usw. ein Glied jener türkischen Völkerfamilie zu sein, vor der so oft Europa zittern mußte. Wie dürftigen Ersatz boten solch türkischer Vetternreihe gegenüber die Waldbauern Finnlands, um deren Steuergroschen die Kronen Schwedens und Rußlands alten Streit führten; um so mehr wenn innerhalb der angesetzten finnischugrischen Völkergruppe die von allen am tiefsten stehenden wogulischen und ostjakischen Jägervölker an den Osthängen des nördlichen Ural als besonders nahe Verwandte der Ungarn mit diesen zur ugrischen Untergruppe vereinigt werden sollten. Bald wurde jeder Anhänger der neuen Sprachforschung zum Landesverräter gestempelt. (Daß das finnische Bauerntum in Wahrheit auf einer recht hohen Kulturstufe stand, war damals — nicht nur in Ungarn! — noch ganz unbekannt; außerdem ging es in diesem Zusammenhang weniger um Kultur als um politische Bedeutung. Die Haltung änderte sich etwas, als in Ungarn das Kalevala bekannt wurde, durch das die Vorgeschichte der Finnen in gleich buntem Lichte strahlt wie die Geschichte der Turkvölker.)

Heute steht die finnisch-ungarische Sprachverwandtschaft fest; man kann sogar auf Grund der vorgeschichtlichen Forschungen angeben, wo das finnischugrische Urvolk gewohnt hat. Denkt man sich vom Peipussee eine Linie über Moskau nach Ufa gezogen, so läßt sich ganz grob gemessen sagen, daß die steinzeitlichen Funde von nördlich dieser Scheide Vorläufer der späteren finnischugrischen Kulturen darstellen, während man die südlicheren Funde Indogermanen zuweisen muß. In der Bronze- und Eisenzeit zerfällt das finnischugrische Kulturgebiet in Gliedstücke, die den heutigen Einzelvölkern entsprechen; meist wohnen die zuzuordnenden Völker noch jetzt in den gleichen Gegenden. Nur ein solches Fundgebiet, das sich längs und südlich der Kama von Kazań bis jenseits des Ural erstreckt, und dessen Kultur für die Bronzezeit nach dem Fundort Ananino (bei Elabuga), für die ältere Eisenzeit nach Pianobor (bei Sarapul) benannt wird, beherbergt heute ein nicht-finnisch-ugrisches Volk, die turkotatarischen Baschkiren. Sicher wurden diese beiden Kulturen von den ugrischen Völkern getragen, den Ungarn und den Wogulen-Ostjaken, die ihrerseits später das finnischugrische Altland verlassen haben, wenn auch in entgegengesetzten Richtungen.

Während die Zuordnung des Ananino-Pianobor-Gebiets zu den ugrischen Völkern noch von allen Gelehrten gleichmäßig anerkannt wird, so gehen für die Einzelgeschichte der Ungarn die Ansichten auseinander, wobei sich zwei Hauptrichtungen gegenüberstehen, vertreten vor allem von den Gelehrten Hóman und Moór. Hier pflanzt sich in die Gegenwart hinein jener alte Kampf um finnische oder türkische Verwandte fort: Heute kann über die Sprache nicht mehr gestritten werden, dafür wollen die neuen Turanier den Türken auf außersprachlichem, nur volklichem Gebiet größte Bedeutung bei Herausbildung des Ungartums zuschreiben. Z. T. gehen sie so weit zu behaupten, die späteren Ungarn seien aus Verschmelzung eines einzigen ur-ungarischen Stamms mit 8 oder 9 Türkenstämmen hervorgegangen, wobei zufällig jener eine Stamm allen anderen die finnischugrische Sprache aufgedrückt habe. Viel einfacher und überzeugender ist es, mit Moór in den heutigen Ungarn unveränderte Nachkommen der Altungarn zu sehen, die wohl mit Turkvölkern in Kulturaustausch gestanden haben, ohne aber so weitgehende Blutmischung einzugehen. Die Gedankenführung, mit der jene Vertürkung und Rückungarisierung bewiesen werden soll, besteht aus geistvollen Kombinationen und Eigennamendeutungen, die aber viel zu unbestimmt sind, um jemanden zu überzeugen, der nicht schon weltanschaulich turanische Neigungen mitbringt.

Bereits darüber gehen die Ansichten auseinander, wie sich das Ananino-Pianobor-Gebiet auf Ungarn und auf Wogulen-Ostjaken verteilte. Natürlich ist es, die auch heute östlich des Ural wohnenden Wogulen und Ostjaken damals im Ostteil des Gebiets zu suchen, die später südwestwärts wandernden Ungarn dagegen diesseits des Gebirges in der Gegend von Ufa. Auf die Ufaer Gegend weisen auch die schon ur-finnischugrischen Wörter des Ungarischen für Tanne, Ulme, Igel, Biene.

Können wir die Urheimat der Ungarn also nur aus vorgeschichtlichen Funden sowie nach sprachwissenschaftlichen Merkmalen erschließen, so geben uns über die späteren Wohnsitze arabische und griechische Schriftsteller unmittelbare Auskunft. Es handelt sich vor allem um Ibn Rosteh aus der Zeit um 900, um Konstantin Porphyrogennetos vom Anfang des 10. und um al-Bekrī vom Ende des 11. Jahrhunderts. Der erste geschichtlich bezeugte Sitz der Ungarn ist das Kubangebiet oder westliche Ziskaukasien, in dem sie bereits für das Jahr 750 genannt werden. Gegen 650 waren als Herren des Kubangebiets die Bulgaren von den Chasaren verdrängt worden; da sich die Ungarn sicher nicht über solch einen Herrschaftswechsel hinweg hätten halten können, muß ihre Ankunft auf später angesetzt werden, d. h. auf das Jahrhundert von 650 bis 750. In der Urheimat, aus der sie wahrscheinlich von den einrückenden Baschkiren vertrieben wurden, blieben ungarische Volksteile zurück; denn noch 1236 traf der ungarische Dominikanermönch Julian — auf der Suche nach der sagenhaft überlieferten Ostheimat seines Volks — im Baschkirengebiet auf Menschen, mit denen er sich in seiner Muttersprache verständigen konnte.

Das Ungarische enthält über 200 türkische Lehnwörter, außerdem waren bei den älteren Ungarn türkische Personennamen in Gebrauch. Dabei fällt jedoch auf, daß die Lehnwörter der westtürkischen Gruppe zugehören, die damals von den Bulgaren vertreten wurde, heute von den Tschuwaschen (westlich Kazańs); die Personennamen dagegen tragen Merkmale der alle übrigen Türkvölker (also auch Hunnen, Chasaren, Petschenegen sowie die noch heute lebenden Baschkiren) umfassenden Ostgruppe. Da die Lehnwörter hauptsächlich dem Gebiet des Ackerbaus und der seßhaften Kultur entstammen, da andrerseits Personennamen vorzugsweise politisch überlegenen Völkern nachgebildet werden, so läßt sich das Völkerverhältnis im Kubangebiet am besten in der folgenden Weise denken: Die Chasaren hatten die Bulgaren als Herrenvolk verjagt, bulgarische Bauern waren jedoch in untergeordneter Rechtsstellung zurückgeblieben. Gegen Anerkennung chasarischer Oberhoheit wurden als Grenze schützendes Kriegervolk im Westen des Reichs die Ungarn angesiedelt, wo sie mit den seßhaften Bulgaren in Berührung kamen und Kulturgüter mit den zugehörigen Wörtern von ihnen übernahmen.

Im 9. Jahrhundert wohnten die Ungarn den historischen Quellen zufolge in »Lebedia«, d. h. nördlich des Asowschen Meeres. Die Angaben reichen nicht aus, um zu entscheiden,

Am 2. und 3. Dezember in Hamburg
Auktion XIII
Eine umfangreiche Sammlung von Ansichten, Büchern und Graphik.
Katalog mit 1175 Nrn. kostenlos.
Angebote von Bibliotheken erbeten.
Dr. Ernst Hauswedell & Co.
Hamburg 1, Mönckebergstraße 21

Digitized by Google

ob es sich hier um freiwillige Weiterwanderung handelt oder um einen Druck von außen her; ebensowenig wissen wir, ob die Ungarn auch in Lebedia noch dem Chasarenreich angehörten. Nur soviel steht fest, daß sie auch dort unter Bulgaren wohnten: Mit einem bulgarotürkischen Wort benennen die Ungarn die Petschenegen, mit denen sie erst in Lebedia bekannt wurden.

Die Petschenegen überfielen damals das Chasarenreich, worauf ein chasarischer Stamm, die Kabaren, nach Lebedia flüchtete und dem ungarischen Stammverband beitrat. Bald aber mußten die Ungarn selbst in Flucht vor den Petschenegen Lebedia verlassen. 889 suchten sie sich ein neues Heim in dem »Land zwischen den Flüssen« (diese Bedeutung hat der überlieferte echtungarische Landesname Etelköz), nämlich zwischen Dnepr und Donau. Schon 6 Jahre später ging die Flucht weiter, bis zu den Karpaten, an die Grenzen des großmährischen Reichs, das damals mit den Franken in Krieg lag. Aus der deutschen Geschichte ist bekannt, wie sich Arnulf von Kärnten das neu auftauchende Volk nutzbar machte und es zum Waffenbündnis gegen die Slawen aufrief. Für die Ungarn beginnt mit der Eroberung des Donaubeckens, mit der endgültigen »Landnahme« die eigentliche Geschichte, während die Deutschen bald erkennen mußten, daß sie mit dem Tausch »Mähren gegen Ungarn« nichts gewonnen hatten.

Als die Ungarn mit ihren Raubzügen auch Deutschland heimsuchten, erblickte man — von der Namenähnlichkeit geleitet — dort die wiedergekehrten Hunnen in ihnen. Die Ungarn selbst nahmen diese Vorstellung gern auf, und bald bildete sich auch eine ungarische Herkunftssage, die von hunnischen Urvettern spricht. Philologische Forschung konnte das geringe Alter dieser Sage sicher aufdecken.

Ist also die hunnische Abkunft der Ungarn bloße Sage, scheinen auch die wissenschaftlichen Lehren, die in den Ungarn nur madjarisierte Türken sehen wollen, wenig überzeugend — frei von türkischen Volksteilen waren die Ungarn der Landnahmezeit nicht. Ein bestimmt türkischer Unterstamm waren ja die Kabaren, die zu Konstantins Zeiten, 50 Jahre nach der Landnahme, noch immer ihre eigene Sprache redeten.

Literatur

Die hier zu Grunde gelegte Auffassung Elemér Moórs ist dargestellt in seinem Buch „A magyar nép erredete (Der Ursprung des ungarischen Volks), Szeged 1933". Hómans Deutungen findet man in dem ersten Band der hervorragenden Ungarischen Geschichte von Hóman und Szekfü, deren Wert auch für den ungeschmälert bleibt, der in den Herkunftsfragen andere Ansichten vertritt; die in Vorbereitung befindliche deutsche Übersetzung dieses Werkes wird auf das lebhafteste zu begrüßen sein. In englischer Sprache stellte Carlile Macartney die hier behandelten Fragen dar in: The Magyars in the ninth century, Cambridge 1930. Die vorgeschichtlichen Grundlagen der Urheimatsbestimmung gehen hauptsächlich auf A. M. Tallgren zurück (u. a. „L'époque dite d'Ananino: Zs. Finn. Altert. Ges. 31/1919" sowie zahlreiche Beiträge im „Reallexikon der Vorgeschichte, Berlin: de Gruyter 1924—32"). Josef Szinnyeis wertvolle Studie „Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur. Berlin: de Gruyter 1923" arbeitet auf Grund des ältesten Wortschatzes die ur-ungarische Kulturform heraus.

System der Lebensphilosophie

Eine Einheitswissenschaft als Grundlage aller spezifischen Lebenswissenschaften. Von Dr. REINHARD JUNGE.

Band I: Grundlegung des totalen Lebenserscheinungssystems. XX, 142 Seiten, 10 Tafeln, Gr.-8°. Brosch. RM 6.50

Band II: Allgemeine Lebensphilosophie der menschlichen individuellen Einheit. XVI, 479 Seiten, 4 Tafeln, Gr.-8°. Brosch. RM 20.—

Bei gleichzeitigem Bezug beider Bände beträgt der Gesamtpreis RM 22.50

JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG / BERLIN

HEINRICH KALEK, Berlin

Das kulturelle Leben in Ungarn zur Zeit der Türkenherrschaft

Die zwei Jahrhunderte der Türkenherrschaft in Ungarn leben im allgemeinen Bewußtsein als eine Epoche der Schreckensherrschaft, der endlosen Feldzüge und Grenzkämpfe, der Plünderungen und Sklavenjagden, der Vernichtung aller Kultur. Im wesentlichen ist diese Vorstellung durchaus begründet, wie der ungeheure Bevölkerungsrückgang und die Verwüstung des Landes beweisen. Aber wie alle großen Katastrophen bedeutete auch die Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn nicht den völligen Untergang der Zivilisation und des geistigen Lebens in den durch sie betroffenen Gebieten. Das geistige und wirtschaftliche Leben ging in Ungarn nach der türkischen Eroberung weiter, wenn auch abgeschwächt und gestört. Im Anfang der Türkenherrschaft gab es sogar in den türkischen Gebieten Ungarns in gewisser Beziehung eine Weiterentwicklung des geistigen und vor allem des literarischen ungarischen Lebens, das nicht im Gegensatz zum Türkentum stand, sondern durch enge Bande mit ihm verknüpft war.

Die Türken forderten im allgemeinen nicht den Übertritt der Unterworfenen zum Islam. Eine gewaltsame Bekehrung, wie sie von den Christen dieser Zeit den Andersgläubigen gegenüber gewöhnlich erstrebt wurde, war der Türkenherrschaft fremd; denn das wohl jeder Religion immanente Bestreben, zum eigenen Glauben zu bekehren, wurde stark eingeschränkt durch die Notwendigkeit einer unterworfenen Bevölkerungsschicht, die die Grundlage der türkischen Herrschaft bilden mußte. Wer sich allerdings von der Sklaverei befreien und an den politischen Rechten der Mohammedaner teilhaben wollte, brauchte nur zum Islam überzutreten. Eine eigenartige Kleider-Verordnung aber, deren Übertretung streng geahndet wurde, konnte den Christen auch zum Übertritt zwingen, der etwa aus Scherz oder auf Ermunterung eines Türken den Turban aufsetzte. »Einen solchen Fall habe ich selbst gesehen«, schreibt Thúry, der Rektor von Tolna aus dem 16. Jh. »Bei dem evangelischen Pfarrer des in unserer Nachbarschaft gelegenen Marktfleckens ließen sich ungerufen einige türkische Gäste nieder, die zum Scherz den Hut des Pfarrers probierten. Der Pfarrer ahmte ihr Beispiel nach und setzte sich ganz unabsichtlich ebenfalls die Kopfbinde oder den Turban des einen Gastes auf. Der Pfarrer wurde gezwungen, Mohammedaner zu werden, und war später eine Zeit lang Subaschi der Ortschaft. — Wer auch nur von ferne solch eine Bewegung machte, wie der Türke beim Grüßen oder wer den Türken grüßte, hatte dasselbe Schicksal zu erwarten wie der genannte Prediger. Wenn der Christ blaue oder grüne Kleider anzog, schnitt man sie ihm samt der Haut vom Leibe.«

Die Türken brauchten die christlichen Bauern und Arbeiter. Sie brauchten Bauarbeiter, Transporteure, Zimmerleute, Bauführer usw. Zu den wichtigsten Bauten der Türken gehörten neben dem Festungsbau die Moscheen, die man gern unweit der christlichen Kirchen errichtete, um deren Material und innere Ausschmückung für die Moschee verwenden zu können. Die christliche Bevölkerung hingegen durfte keine Neubauten errichten, sondern nur in beschränktem Maße und mit Erlaubnis der türkischen Obrigkeit Reparaturen ihrer Wohnungen vornehmen. Wichtigere Bauten der Türken waren außer den Moscheen vor allem noch die Schulen, die sich in mehreren Arten abstuften und den Anhängern des Islam Unterweisung in allen Zweigen der Wissenschaft boten. Besonderen Wert legten die Türken auf den Bau von Bädern und Wasserleitungen.

Manchmal wirkte auch die türkische Gartenkultur auf die Gestaltung des Stadtbildes ein. Die Türken brachten Tulpen und seltene orientalische Blumen mit. Noch bis heute wachsen aus der Türkenzeit am Abhang der Ofener Berge Rosengärten, Feigen und Mandeln. In der Nähe der Stadt bauten sie auch Mais, Melonen und Safran an.

Damit in Verbindung steht auch die besondere Pflege der Kochkunst. Die ungarische Küche nahm orientalische Elemente auf und verfeinerte sie durch solche der westlichen Küche. So entstand als Ergebnis dieses Zusammenwirkens die berühmte feine ungarische Kochkunst. Gefülltes Kraut, Paprika, Kürbis und Tomatenverwendung wurden so durch die Türken in Europa bekannt.

Im allgemeinen aber zeigten die besetzten Städte bald deutliche Spuren des Verfalls, wie fast alle Reisebeschreibungen übereinstimmend zeigen, die sich nicht genug tun können im Ausmalen türkischer Greuel. So schreibt Bocatius im Anfang November 1605 über Ofen unter anderem: »Die Häuser sind teils dachlos, teils haben sie verwitterte Dächer. Die Fenster sind mit Kot, Ziegeln, Stroh zugestopft. — Die Kirchen sind zerfallen. Sie sind zu Viehställen geworden. Nirgends ist auch nur eine neue Dachschindel zu sehen. Die Marmorsäulen aus den Kirchhöfen liegen am Markt in den Winkeln herum, hier als Bank, dort als Greislertisch gebraucht. Bei uns scheinen die Schweine mehr Menschen zu sein als diese! Leichname liegen auf der Gasse herum. Alles, was zerbricht, bleibt dort liegen, wo es hinfällt.«

Die vielen Grausamkeiten, welche die Türken in Ungarn ausgeübt haben, an christlichen Priestern und Nonnen wie auch an Bürgern, widersprechen nicht den Feststellungen, die wir von ihrer Duldsamkeit gemacht haben. Die Grausamkeiten geschahen zum großen Teil im Krieg, vor allem auf solchen Gebieten, die nicht den Türken gehörten, sondern Grenzgebiete waren, deren Besitz wechselte. Solange die Türken ein solches Gebiet nicht als dauernden Besitz betrachteten, wurde die Bevölkerung verschleppt und auf Sklavenmärkten an kleinasiatische Händler verkauft. Besonders die Tätigkeit der katholischen Priester erschien den Türken oft verdächtig, weil sie darin keine bloße religiöse Betätigung, sondern einen Auftrag des Kaisers oder des Papstes sahen oder auch den Versuch, den Zehnten einzutreiben.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Türke den Christen gegenüber ziemlich duldsam war, indem er die Ausübung ihrer Religion nicht gestört hat. Im Gegenteil, er hat mitunter die christlichen Konfessionen vor den Angriffen, die sie selbst gegeneinander richteten, beschützt. Die Protestanten wurden wohl im allgemeinen mit einem gewissen Vorzug behandelt. So hat sich auf dem Gebiete, das der Türke beherrscht hat, der Pro-

Digitized by Google

testantismus stark verbreitet. Sigmund Torda von Gyalu schreibt am 25. Dezember 1545 an Melanchthon, daß vom Standpunkt der Verbreitung des Protestantismus die türkische Eroberung als Gottes besondere Wohltat anzusehen sei. Die Türken hatten mehr Sympathien für den Protestantismus als für die katholische Religion, da die Lehren und Prinzipien des Islam dem Protestantismus näher standen als dem Katholizismus, so z. B. in der Ablehnung der Bilder und Statuen, die sich bei ihnen zu derselben fanatischen Wut steigern konnte wie die Ablehnung des Kirchenschmucks durch die Puritaner. Aktiv trat der Türke aber auch gegen die Katholiken nicht auf, so hat er in Ofen und in anderen Städten die Katholiken trotz der beständigen Angriffe der Protestanten im Besitz ihrer Kirchen gelassen.

Es kam sogar vor, daß der Türke für die Aufrechterhaltung der Zucht in den christlichen Kirchen sorgte. 1580 ließ der Ofener Pascha einen katholischen Priester auf die Fußsohlen schlagen, weil er sich zwar einen Priester nannte, aber doch mit Frau und Kindern umherlief.

Auf dem von den Türken beherrschten Gebiet waren die Bewohner ungarischer Nationalität überwiegend Kalvinisten, die Serben und Rumänen orientalische Christen, die von den christlichen Religionen seitens der Türken verhältnismäßig noch die meiste Duldung genossen. So entstanden 1575 mit türkischer Unterstützung das griechisch-orientalische Patriarchat in Fünfkirchen und in Pozsega sowie das Metropolitanat von Pakrac und zahlreiche serbische Klöster.

Abgesehen von den Geistlichen beschränkte sich das geistige Leben des unter türkischer Herrschaft stehenden Ungartums auf die im Dienst der türkischen Regierung und ihrer Organe stehenden ungarischen Schreiber und Dolmetscher. In dieser Zeit stieg die ungarische Sprache zum Rang einer diplomatischen Verkehrssprache empor. Die ungarischen Schreiber der Türken waren nicht mehr imstande oder auch nicht gewillt, lateinisch oder deutsch abgefaßte Briefe zu lesen und zu beantworten, und so wurde das Ungarische zur diplomatischen Verkehrssprache zwischen den Türken und dem kaiserlichen Hofe.

So ist es auch ganz natürlich, daß die ungarische Sprache eine große Zahl osmanischer Lehnwörter aufnahm, die nach dem Ende der türkischen Herrschaft wieder verschwunden sind. Nur ein geringer Teil von ihnen hat sich bis auf den heutigen Tag in dem Bestand der ungarischen Sprache gehalten.

Die Türkenkriege und die Reformation haben den Charakter des Ungartums aufs entschiedenste geformt. Während die Reformation die religiösen Gefühle vertiefte und entwickelte, brachten die Türkenkriege den Ungarn ihre historische Sendung: als Bollwerk des Christentums gegen den Islam zu dienen. Deutsche Theologen priesen sie als »das manliche, starcke, Ungerische Volk, welches mehr dann hundert Jare eine veste mawer und stellener hammer deutschen landen gewesen ist, eine mawer an dem orthe der deutschen nation, an welcher mawer der Türcke uber hundert jar gestürmet«.

Wir finden aber auch neben dem allgemein europäischen Sendungsbewußtsein bereits auch stark nationale Züge in dem ungarischen Schrifttum dieser Zeit. In keiner Dichtung Europas hat das patriotische Gefühl so tiefgreifend eingewirkt wie gerade auf die ungarische.

Von allen Dichtern behandelt die Türkenkriege der Epiker und Historiograph Sebastian Tinódi am eingehendsten. Er schildert nicht nur die Kämpfe mit den Türken, sondern spornt die Ungarn auch zum Kampf an. Wichtiger vielleicht für die Kenntnis dieser Zeit sind die Prosadarstellungen der Historiker, in erster Linie des Nikolaus Istvánffy, eines der besten Erzähler und Historiker seiner Zeit.

Die bedeutendste ungarische Schöpfung der Türkenzeit war das Werk des Grafen Nikolaus Zrinyi (1620—1664). In seinem großangelegten Epos »Die Belagerung von Sziget« verherrlicht er den Heldentod seines Urgroßvaters, der die Festung Szigetvár mit einer kleinen Mannschaft gegenüber der Übermacht des Sultan Suleiman verteidigte und bei einem Ausfall mit der ganzen Besatzung den Heldentod fand. Zrinyis Werk, das zu seiner Zeit nicht den großen Widerhall fand, den es verdiente, verfolgte das Ziel der Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft durch eigene Kraft.

Aber auch türkischer Einfluß machte sich in der ungarischen Literatur geltend, so vor allem in der Liebeslyrik des Barons Bálint Balassa (1551—1594), des ersten ungarischen Lyrikers von Rang. Doch nicht nur bei Balassa, sondern auch im Volkslied ist der türkische Einfluß in der Sprache, den Formeln und Bildern der Blumenlieder spürbar.

Waren die Einflüsse von seiten der Türken auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens recht mannigfaltig, so hatte sich das türkische Wesen doch niemals dem ungarischen so aufprägen können wie etwa dem rumänischen oder dem südslawischen. Ungarn war — mit Ausnahme von Siebenbürgen — 200 Jahre lang Kampfgebiet zwischen den Türken und Kaiserlichen, und so hatte sich dort niemals ein solcher Grad der Symbiose entwickeln können wie in den Ländern, wo die Türkenherrschaft nicht so erbittert angefochten wurde.

Siebenbürgen in der Literatur

Siebenbürgen zeichnet sich durch eine Fülle arteigenen Lebens aus, das an Reichhaltigkeit der Erscheinungsformen alle übrigen in geschlossener Siedlung wohnenden außendeutschen Gemeinschaften übertrifft. Das Ringen um die volkliche Selbsterhaltung und der gegen eine von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnde Gegnerschaft anhaltende Zusammenhang mit der deutschen Reichsgeschichte führte bei den »Germanissimi Germani«, wie Martin Opitz die Siebenbürger nannte, zu einem festgefügten Einheitswillen und zu einem erhöhten Geschichtsbewußtsein.

So machte sich auch schon früh bei dieser außendeutschen Gruppe das Bestreben geltend, die Denkmäler der Vergangenheit zu deuten und zu sammeln.

Um das Jahr 1765 versuchte Martin Felmer, Stadtpfarrer aus Hermannstadt, in einer großangelegten Abhandlung, welche jetzt von Gottlieb Brandsch herausgegeben worden ist, die zum erstenmal von Melanchthon geäußerte und im 18. Jh. weit verbreitete Lehre von der gotischen Abstammung der Siebenbürger Sachsen und ihrer Sprache zu widerlegen und den Zusammenhang des Siebenbürgisch-Sächsischen mit dem Obersächsischen zu erweisen. In einer für die damalige Zeit erstaunlich klaren und anschaulichen Weise schildert Felmer geographische Lage, Boden, klimatische Verhältnisse Siebenbürgens und seine Bewohner von den ältesten Zeiten bis auf seine Zeit. In einem zweiten, besonderen Teil werden die Namen der Ortschaften, ihre etymologische Ableitung, Vor- und Geschlechtsnamen, Mundart, Kleidung, Sitten und Gebräuche mit weitausholender, systematischer Gelehrsamkeit, aber immer aufgelockert durch geistreiche Exkurse und Deutungen behandelt.

Kann auch der volkskundlich und geschichtlich interessierte Laie dieses Buch mit viel Gewinn und Vergnügen lesen, so ist das »Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, 1416—1437«, hrsg. von G. Gündisch, nur für den zünftigen Historiker. Die unter Leitung von Franz Zimmermann in den 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts glücklich fortschreitende Arbeit am »Urkundenbuch« hatte mit dem Jahre 1902 eine bedauerlich lange Unterbrechung erfahren. Nachdem die Weiterführung des Werkes mehreremals in Angriff genommen worden war, ist jetzt mit Unterstützung der »Deutschen Forschungsgemeinschaft« der 4. Band fertig gestellt worden. Man hat sich jetzt entschlossen, die zyrillischen Urkunden in slawischer Sprache aufzunehmen, die namentlich aus dem regen Verkehr der deutschen Paßstädte Siebenbürgens mit den rumänischen Fürstentümern erwachsen sind.

Mehr aus künstlerischer Sphäre stammt Misch Orends Buch über die Siebenbürger Sachsen, der den Versuch unternimmt, eine »Wesensschau« zu geben, wobei er aber nur den Bauern in den Kreis seiner Betrachtung zieht. Das ist in diesem Fall sicherlich eine ungerechtfertigte Verengung auf eine soziologische Schicht, die wohl als tragende Volkssubstanz eine entscheidende Rolle im Leben der Sachsen spielt, die aber von einem Bürgertum überbaut ist, das sich gerade durch seine Geschichtstiefe und kulturelle Höhe von allen anderen deutschen Volksgruppen charakteristisch abhebt. So wäre es sinnvoller gewesen, den Hauptakzent auf das Siebenbürger Bürgertum zu legen. In seiner Beschränkung aber gibt Verf. in flüssiger und gewandter Darstellung einen ausgezeichneten Einblick in die Form des bäuerlichen Gemeinschaftslebens und in den Charakter der Siebenbürger, Licht- und Schattenseiten dieses rührigen Menschenschlages gegenüberstellend, ohne der Gefahr des Schematisierens zu verfallen.

H. Kalek

[1]) Gottlieb Brandsch: Die Martin Felmer-Handschrift. Eine Darstellung der Geschichte und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen aus dem Jahre 1764. Berlin-Leipzig: Walter de Gruyter 1935. XXIII, 170 S. Gr.-8°.

[2]) Franz Zimmermann—Gustav Gündisch: Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Bd. IV: 1416—1437. 6 Tafeln. Hermannstadt: Krafft & Drotleff 1937. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde.

[3]) Misch Orend: Siebenbürger Sachsen. Lpz.: E. A. Seemann 1937. 131 S. 8 Abb. 8°.

Als neues, großes Standardwerk der Erdkunde und als **eine überragende Leistung deutscher Kultur** erscheint mit gegen **4000** scharfen Bildern und Kärtchen, dazu **500** farbigen, naturnahen Landschaftsbildern, vielen großen Übersichtskarten: **Handbuch der geographischen Wissenschaft**

Herausgegeben von Prof. Dr. **Fritz Klute** in Verein mit Universitätslehrern, Schulgeographen und Forschungsreisenden. — Dieses für die Schule und Wissenschaft unentbehrliche, für jede Hausbibliothek begehrenswerte Werk liefert zu **günstigen Bedingungen**

Man verlange ausführliches Angebot u. Ansichtssendung 16 e

ARTIBUS ET LITERIS
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.,
Berlin-Nowawes

Digitized by Google

Walter Raichle, Berlin

Das ungarische Zeitungswesen in seinem Werdegang

Die ungarische Publizistik vermag auf eine bewegte und abwechslungsreiche Geschichte zurückzublicken. Es gab Zeiten stolzer, glanzvoller Höhe und solche eines von außen erzwungenen, dumpfen und meinungslosen Dahindämmerns. Der Historiker verzeichnet Epochen, in denen der schöpferische Genius der ungarischen Kultur seinem literarischen Niederschlag in der Presse weit vorauseilte und Zeiträume, in denen die moralische und geistige Stärke der Presse den tatsächlichen kulturellen Stand des Landes der Stefanskrone zweifellos übertraf.

Während des 17. Jahrhunderts besaß die ungarische Nation noch keine eigene Zeitung. Den Lesehunger der gebildeten Schichten — andere lasen damals noch keine Zeitung! — befriedigten hauptsächlich österreichische oder reichsdeutsche Blätter, welche letzteren allerdings unter oft erheblichen Schwierigkeiten nach Ungarn eingeführt wurden. Das am meisten gelesene Organ im damaligen Ungarn war das dem Hofe und der Regierung nahestehende Wienerische Diarium, der Vorläufer der späteren amtlichen Wiener Zeitung. Als aber der nachmalig zum Fürsten von Siebenbürgen gewählte Franz Rákóczi II. das Schwert gegen Habsburg zog, nahm das Wienerische Diarium seiner amtlichen Stellung entsprechend scharf Stellung gegen die Bewegung Rákóczis, sprach von »Rebellen« und diskreditierte das Ansehen des Fürsten im Ausland. Zur Entkräftung dieses gegnerischen Einflusses gründete ein politisch aufgeschlossener General im Rákóczischen Lager im Jahre 1705 den Mercurius Hungaricus. Dies war die erste ungarische Zeitung. Wie aus dem Namen schon hervorgeht, wurde das Blatt in lateinischer Sprache redigiert, und zwar aus dem zweifachen Grund, weil einesteils die Sprache des alten Rom während jener Zeit in Ungarn die allgemeine Staatssprache war; andernteils schrieb die Absicht, im Auslande eine politische Werbetätigkeit zu entfalten, den Gebrauch einer Sprache vor, die imstande war, über die bloß bis zur Landesgrenze reichende Kenntnis der magyarischen Sprache hinauszudringen. Aber schon nach fünf Jahren stellte das Blatt sein Erscheinen ein. Nach den Niederlagen Rákóczis und dem darauf folgenden Friedensschluß war für diese »revolutionäre« Zeitung kein Platz mehr. Doch nachdem einmal der Anfang gemacht war, setzten frischer Unternehmungsgeist, Patriotismus und Neigung zu literarischer Arbeit das begonnene Werk fort. Neue Organe entstanden, ebenfalls im lateinischen Idiom, so Nova Posoniensia (1720) und andere mehr.

Die Periode der lateinisch geschriebenen Zeitungen wird abgelöst von jener der deutsch redigierten. Hier ist der Ofnerische Mercurius (1731) als älteste Zeitung zu nennen, der auf vier Seiten wöchentlich zweimal erschien. Die Tatsache der deutschen Abfassung ist nicht erstaunlich angesichts der Tatsache, daß die Einwohnerschaft Ofens damals überwiegend deutsch war. Noch eine Reihe von anderen deutsch geschriebenen Zeitungen, wie die Pressburger Zeitung (1764), suchten mit mehr oder weniger großem Erfolg eine Lesergemeinde um sich zu sammeln.

Kennzeichnend für die Anfänge des magyarischen Zeitungswesens ist also die Fremdsprachigkeit. Die kulturellen und politischen Umstände brachten diese Erscheinung mit sich. Doch die politische Lage, besonders nach dem Friedensschluß von Sathmar, ließ den Wunsch nach einer in der ungarischen Muttersprache geschriebenen Zeitung zur Einigung der Magyaren erstehen. Die Gründung der ersten magyarischen Zeitung knüpft sich an den Namen Matthias Rath. Am 1. Januar 1780 erschien erstmals der Magyar Hírmondó (Ungarischer Nachrichtensager), und von da ab in wöchentlich zweimaliger Folge. Wie bei seinen Vorgängern in lateinischer und deutscher Sprache bestand der Inhalt des Hírmondó in erster Linie aus ausländischen Nachrichten. Besonderen Wert legte er aber auf die Darstellung inländischer Ereignisse und verwandte große Sorgfalt auf die Pflege der ungarischen Literatur. Nach dem bereits 1782 erfolgten Ausscheiden Rath's aus seiner Zeitung setzten seine Nachfolger mit gleich gutem Willen, aber geringerer Geschicklichkeit das von ihm begonnene Werk fort. Der Abstieg begann. Am 8. Okt. 1788 stellte die Zeitung ihr Erscheinen ein.

Ungefähr zwei Jahre vor dem Eingehen des Hírmondó erschien in Wien ein anderes, ebenfalls in magyarischer Sprache redigiertes Blatt: Der Magyar Kurir (Ungarischer Kurier), als dessen Gründer Alexander Szacsvay anzusehen ist. Die Zeitung gelangte wöchentlich zweimal in die Hände ihrer Abonnenten und war mit einem Beiblatt, der Magyar Múzsa (Ungarische Muse), versehen. Szacsvays politische Gedankenwelt fußte auf den Ideen des Liberalismus, und mit einer gewissen Vorsicht kann man das Blatt als amtliches Organ der magyarischen Demokraten bezeichnen. Von der Zensur hatte er im allgemeinen bei der Milde der josefinischen Presseverordnungen nicht viel zu leiden. Durch seine frische Art der Darstellung verstand er es, seinem Blatt eine Lesergemeinde zu sichern, wie sie damals auch nicht annähernd von einer andern ungarischen Zeitung erreicht wurde. Doch bald nach dem Tode Josefs II. ist es mit der Tätigkeit dieses ersten magyarischen Berufsjournalisten zu Ende. Das Bemerkenswerteste an der Gründung Szacsvays ist der Umstand, daß in dem Zentrum des deutschen Sprachgebiets, in Wien, eine im ungarischen Idiom geschriebene, magyarischen Geist atmende Zeitung sich zu halten, ja zu blühen wußte.

Der Initiative Stefan Kultsárs ist die erste Pester Zeitung zu danken. Am 2. Juli 1806 traten die Hazai Tudósítások (Vaterländische Mitteilungen) an die Öffentlichkeit. Die Zeitung, auf einen ernsten und zurückhaltenden Ton gestimmt, fand in den Leserkreisen gute Aufnahme, besonders nachdem der Herausgeber 1808 von der Hofkanzlei die Erlaubnis zum Abdruck ausländischer Nachrichten bekommen hatte. Das Kultsársche Organ war auf patriotisch-moralischer Grundlage aufgebaut. Ein großer Kreis von schriftstellerischen Talenten gruppierte sich um das Blatt und ließ ihm moralische und literarische Unterstützung zuteil werden. Dichter vom Range eines Szemere, Kisfaludy, Kölcsey waren der Zeitung in Freundschaft verbunden. Das Pester nationale Theaterleben, damals noch weitgehend unter deutschem Einfluß, erfuhr durch die moralisch eifrig fördernde Tätigkeit der Tudósítások einen kräftigen Auftrieb. — Das Blatt existierte unter seinem Namen bis 1840, wo es unter dem neuen Titel Nemzeti Újság (Nationale Zeitung) als konservativ-klerikales Blatt weiterbestand, um 1848 in den Wirren der Revolution einzugehn.

Siebenbürgen kannte bis zum Ende des 18. Jhdts. keine einzige Zeitung. Die Stellung einheimischer Organe vertraten ausländische oder ungarische Blätter. Als der von der Aufklärung durchdrungene Josef II. 1782 in Hermannstadt weilte, gab er dem Wunsche Ausdruck, auch die Siebenbürger möchten eine Zeitung besitzen. Zwei Jahre später schuf der Hermannstädter Druckereibesitzer Martin Hochmeister die Siebenbürger Zeitung. Hochmeister, ein außerordentlich beweglicher Mann, brachte 1790 auch die erste magyarisch geschriebene Zeitung Siebenbürgens heraus, den Erdélyi Magyar Hirvivő (Siebenbürgisch-Ungarischer Nachrichtenbringer). 1827 entstand die bedeutendste politische Zeitung des transsilvanischen Magyarentums, der Erdélyi Híradó (Siebenbürgischer Nachrichtengeber). Sein Inhalt war sehr öde und beschränkte sich auf die Wiedergabe ausländischer Nachrichten. Da das Blatt außerdem noch technische Mängel aufwies, das Publikum zudem lieber ausländische Organe las, stellte der Herausgeber, wirtschaftlich in Schwierigkeiten geraten, 1831 das Erscheinen seiner Zeitung ein. Nachdem sich jedoch ein kapitalkräftiger Mitredakteur gefunden hatte, der das Privileg sowie die Druckerei erworben hatte, konnte das Blatt weiterhin erscheinen. Auf die günstige wirtschaftliche Entwicklung des Híradó wirkte in sehr hohem Grade die intensive Mitarbeit des Barons Kemény ein, eines der Führer der um diese Zeit allmählich große Bedeutung erlangenden Oppositionspartei. Die Öde und Leblosigkeit des Inhalts wich einem kampffrohen Ton. Als Kemény auf den Druck der Regierung hin mit seinen Freunden das Blatt verlassen hatte, ging es wirtschaftlich immer weiter zurück und gehört ab 1848 der Geschichte an.

Die geistige Lage und die wirtschaftlichen Verhältnisse der ersten ungarischen Zeitungen wurden durch Schwierigkeiten verschiedener Art bedingt. Neben den die Freiheit des Schaffens und die Eigenverantwortung der schöpferischen Persönlichkeit einengenden Schranken der österreichischen Zensur, die die Herausgabe eines Blattes von einer königlichen Erlaubnis, dem Privileg, abhängig machte, hatten die Redakteure mit Hemmungen der Nachrichtenbeschaffung, der kostspieligen Postbeförderung und nicht zuletzt mit der Indifferenz des Publikums zu ringen. Ebenso machte sich das vollständige Fehlen eines Berufsjournalistentums außerordentlich störend bemerkbar. Die Schöpfer dieser Zeitungen waren oft Geistliche mit literarischen Ambitionen oder Druckereibesitzer. Der Redakteur, häufig auch Verleger und Drucker in einer Person, schrieb die ganze Zeitung sozusagen allein. Eine weitere Schwierigkeit für die Redakteure der magyarischen Blätter ergab sich noch in der Überwindung der inneren Mängel der damals noch wenig entwickelten ungarischen Sprache. Bei kleinem Abonnentenkreis — (die Zahl 300 galt schon als sehr hoch) — und daher vollständigem Fehlen der unentbehrlichen finanziellen Grundlage mußte die Frage der wirtschaftlichen Rentabilität über kurz oder lang entscheidend in die Laufbahn einer Zeitung eingreifen. Etwas besser wurde die fi-

Digitized by Google

nanzielle Lage mit dem Aufkommen bezahlter Anzeigen, die von den deutsch geschriebenen Organen ihren Ausgang nahmen. Auch die Postbeförderung ging mit erheblichen Kosten vor sich und verursachte viel Ärger. Die ungarländischen Verlage führten oft Klage über das Zerreißen oder gar den Verlust von Einzelnummern.

Die politische Presse beginnt sich im ersten Drittel des 19. Jhdts. zu entwickeln, und das ungarische Zeitungswesen erreichte damals eine nie gekannte Entwicklungsstufe, die mitunter als die glänzendste Epoche in der Geschichte der magyarischen Journalistik bezeichnet wird. Der Zeitraum von 1840 bis 1848 steht im Zeichen des größten ungarischen Journalisten, Ludwig Kossuth. Sein großer Gegenspieler, der aristokratische, alles von einer langsamen, friedlichen Evolution erhoffende Graf Széchenyi, befand sich von vornherein im schärfsten Gegensatz zu dem demokratischen, revolutionären Geist Kossuths. So entspann sich ein gigantisches, aber von ungleichen Kräften bestrittenes Ringen, das mit dem Siege des Advokaten Kossuth enden sollte.

Széchenyi hatte bereits 1832 zur Propagierung seiner Reformpläne die Jelenkor (Gegenwart) ins Leben gerufen, die die erste politische Zeitung Ungarns war. Den entscheidenden Schritt aber zur Politisierung der Presse tat Kossuth. Einen gewaltigen Antrieb erhielt das politische Leben durch die am 2. Januar 1841 erfolgte Gründung des Pesti Hirlap (Pester Nachrichtenblatt), dessen Redaktion Kossuth übernahm. Dieser Schritt hatte ungeahnte politische Folgen. Die elementare, eine ganze Nation bewegende Wirkung des Pesti Hirlap beruhte auf Kossuths überragender Führerpersönlichkeit. Wir erkennen in seiner Person den wahren Schöpfer des politischen, bis dahin in Ungarn unbekannten Leitartikels. Kossuth kämpfte mit fast modernen Mitteln der Massenführung. Die Artikel aus seiner Feder waren Meisterwerke der Rhetorik, deren politische Schlagkraft er mit virtuoser Geschicklichkeit zu handhaben verstand. Sein einprägsamer, epigrammatischer Stil, mit wirksamen Bildern bereichert, wußte die Massen zu packen und zu einem politischen Willen zu führen.

Die Konservativen hatten zur Abwehr der gegnerischen Einflüsse ein Blatt ins Leben gerufen, die Világ (Welt), mit deren Redaktion Graf Aurél Dessewffy betraut wurde. Mit dem Rüstzeug westeuropäischer Bildung nahm dieser junge talentierte Journalist den Kampf mit Kossuth auf.

Unter solchen publizistischen Kämpfen zwischen Konservativismus und Fortschritt einerseits, zwischen friedlicher und gewaltsamer Lösung andrerseits, rückte das Revolutionsjahr 1848 heran. Wie Pilze schossen die Zeitungen aus dem Boden. Die Zahl der periodischen Druckschriften stieg in dem genannten Jahr von 33 auf nicht weniger als 86; bereits nach der Waffenstreckung von Világos sank die Zahl auf 9.

Eine tiefe Stagnation war diesen Ereignissen gefolgt. Der Absolutismus eines Bach zwang die ungarische Presse in die alten starren Formen zurück. Die im Frühjahr 1850 erfolgte Gründung des Pesti Napló (Pester Tagebuch), eines noch heute bestehenden Blattes, brachte eine gewisse Auflockerung der öffentlichen Meinung. Von ihm ging auch die publizistische Vorbereitung des Ausgleichs aus. Am 15. April 1865 veröffentlichte Franz Deák seinen berühmten Osterartikel, in dem er unter Betonung der geschichtlichen Rechte der magyarischen Nation die Voraussetzungen eines künftigen Ausgleichs andeutete. Dieser vom Hof außerordentlich günstig aufgenommene Artikel leitete die Versöhnung ein.

Nach dem Jahr 1867, das Ungarn die Eigenstaatlichkeit zurückgegeben hatte, nahm die Entwicklung der ungarischen Presse einen ungeahnten Aufschwung. Die großen, an westeuropäisches Vorbild angelehnten Organe wurden damals ins Leben gerufen. Mitte der 70er Jahre begannen auch die äußere Aufmachung und der innere Gehalt Formen anzunehmen, die den Vergleich mit der großen Presse Europas getrost aushalten konnten. Die Großreportage und die durch moderne Rotationsmaschinen erzielten, noch heute üblichen Formate wurden damals eingeführt. Der Weg zur Massenpresse wurde mit der Gründung des Pesti Hírlap (Pester Nachrichtenblatt) durch Karl Légrády erstmalig beschritten. Seine lebendige, interessante und mit einer gewissen Leichtigkeit servierte Berichterstattung sowie die Vielfältigkeit seines Inhalts verschafften ihm Lesermassen in einem bis dahin ungekannten Umfang. Bereits nach 1 bis 2 Jahren betrug die Abonnentenzahl 8000. Erster Chefredakteur war Josef Csukassy, ein Journalist von Qualität und umfassender Bildung, der aber zusammen mit dem ganzen Redaktionsstab wegen grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten mit der Verlagsführung nach drei Jahren das Blatt verließ und im Bunde mit einem der fähigsten Journalisten, Eugen Rákosi, das Budapesti Hírlap (Budapester Nachrichtenblatt) aufmachte. Beiden Blättern gelang es innerhalb kurzer Zeit, sich einen ansehnlichen Leserkreis zu verschaffen: 1890 besaß Budapesti Hírlap 30000 Abonnenten, während Pesti Hírlap im gleichen Jahr sogar 35000 Bezieher aufzuweisen hatte.

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jhdt.s sind noch mehrere Gründungen von Tagesblättern festzustellen, die eine Bedeutung erlangen sollten. 1891 gründete Julius Horváth das Magyar Hírlap (Ungarisches Nachrichtenblatt), das eine Reihe von namhaften Publizisten zu seinen Mitarbeitern zählte. Das Magyarország (Ungarn) verdankt Ludwig Holló sein Dasein, der sich die sorgsame Pflege des 48er-Geistes zur Aufgabe machte. Edmund Gajary rief Az Újság (Die Zeitung), ein liberales Blatt ins Leben, 1896 überschwemmte die Esti Újság (Abendzeitung), das erste Massenblatt großen Stils, die Straßen der Hauptstadt. Infolge ihrer großen Billigkeit — 1 Kreuzer, d. h. 2 Heller — erzielte die Zeitung eine beispiellose Volkstümlichkeit. — Die deutsch geschriebene Presse vertrat in jenen Jahren der 1853 ins Leben getretene Pester Lloyd, sowie das neue Pester Journal.

Einige der nach 1900 neu erschienenen Blätter bestehen noch heute, darunter der den Nachrichtendienst mit amerikanischen Methoden ausbauende Az Est (Der Abend), dessen Gründer Nikolaus Andor einen neuen Blattstil schuf, die Boulevardpresse. — Allgemein ist die Zeit nach dem Ausgleich eine Epoche zahlreicher Zeitungsgründungen — (1867 betrug die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften in magyarischer Sprache kaum 150, nach 1900 aber war sie bereits auf nahezu 1000 gestiegen!) — und man kann füglich behaupten, daß das letzte Drittel des 19. Jhdt.s die Periode der Geburt der modernen ungarischen Zeitungen ist.

Der Weltkrieg bedeutete für die ungarische Presse einen tiefen Niedergang; fast die Hälfte der damals bestehenden Blätter stellten bei Kriegsbeginn ihr Erscheinen ein. Die Lage der während des Kriegs am Leben gebliebenen Organe war keineswegs als schlecht zu bezeichnen; besonders jene Zeitungen, die »patriotisch« eingestellt waren und einen wilden Chauvinismus pflegten, vermochten ihre Auflage zu einer in Friedenszeiten nie erreichten Höhe zu steigern. Zahlreiche Neuschöpfungen sorgten nach Friedensschluß dafür, daß auch heute wieder Ungarn mit einer stattlichen Zahl moderner Zeitungen aufzuwarten hat, darunter auch eine Függetlenség (Unabhängigkeit) und eine Uj Magyarság (Neues Ungartum), deren frischer Geist und aufgeschlossener Blick auch für das neue Deutschland Verständnis gefunden haben.

UNGARISCHE BIBLIOTHEK

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin

Herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Neuere Veröffentlichungen:

ERSTE REIHE

11. **Das ungarische Volkslied.** Von Béla Bartók. .....RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut..... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** ..... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas ..... RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi. RM. 6.—
17. **Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder.** Von Béla Bartók..... RM. —.50
18. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933)** ..... RM. 7.—
19. **Die Entwicklung der ungarischen Kultur.** Von Gyula Kornis..... RM. —.60
20. **Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker.** Von Béla Bartók ..... RM. 2.—
21. **Denkschrift für Zoltán von Gombocz 1877—1935** ..... RM. 7.—
22. Erscheint später.
23. **Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn.** Von Ludwig Spohr ..... RM. 3.—

ZWEITE REIHE

7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner..... RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae** ..... RM. 46.—
Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache.

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35 UND LEIPZIG

Digitized by Google

LOTHAR SACZEK, Berlin

Die Entwicklung der ungarischen Literaturwissenschaft

Der erste Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Entwicklung der ungarischen Literatur, die gleichzeitig die Grundlage der ungarischen Literaturwissenschaft für zwei Generationen werden sollte, wurde von dem dreiundzwanzigjährigen Franz Toldy, der damals noch den Namen Schedel führte und Sohn eines deutschstämmigen Postmeisters aus Ofen war, unternommen. Dieses deutsch geschriebene Werk »Handbuch der ungarischen Poesie« erschien im Jahre 1828. Nach den rein lexikographischen Registrierungsarbeiten der literaria historia des 18. Jahrhunderts, die von Göttingen ausgehend in Ungarn viel Nachahmung fand, stellte nun das Toldysche Werk, mitbeeinflußt von dem wissenschaftsgeschichtlich so ungeheuer wichtigen Erlebnis der Romantik von der Realität der geschichtlichen Welt und somit einer neuen Schau, die erste von wissenschaftlichem Geiste getragene, systematische Zusammenfassung der ungarischen Dichtkunstentwicklung dar. Für die Ausbildung der Grundzüge seiner literarischen Anschauungen, für Urteil, Methode und Forschungsrichtung ist seine deutsche Erziehung und seine stete Verbundenheit mit der deutschen Geisteswelt von größter Bedeutung gewesen. Wie überhaupt im ganzen genommen die ungarische Literaturwissenschaft bis zur Gegenwart ständig deutsches Forschungsbemühen in allen seinen Errungenschaften rezipierte. Diese bei dem jungen Schedel-Toldy aber weitgehende geistige Abhängigkeit ließ ihn die besondere Lage der ungarischen Dichtkunst nicht erkennen. Er übernahm ganz mechanisch die deutschen Periodisierungen und Bewertungen der Epochen und ließ sich sogar dazu verleiten, ganze Dichtungsarten wie z. B. das höfische Epos, das in der ungarischen Literaturentwicklung fehlte, zu konstruieren oder aus den lateinischen Chroniken ganze Epenkreise herauszulesen. Trotz dieser Fehlkonstruktionen, die aus seiner starken nationalen Begeisterung und Mitarbeit an der geistigen Wiedergeburt seines Vaterlandes zu verstehen sind, machte ihn doch seine staunenswerte Sammler- und Forschungstätigkeit und die Vorwegnahme aller methodischen Versuche des 19. Jahrhunderts zum »Vater der ungarischen Literaturwissenschaft«. Aus dem Geiste seines romantisch-nationalen Zeitalters heraus faßt er, wenigstens theoretisch, in erster Linie die schöne Literatur ins Auge, stellte er weiterhin der ungarischen Literaturwissenschaft die Pflege des nationalen Geistes als Aufgabe hin und stapelte als erster ungarischer Philologe eine große Menge historischen Tatsachenmaterials auf. Die nationalpolitische Sicht seiner Bewertung läßt ihn freilich nicht zu einer rein künstlerisch-ästhetischen Betrachtung kommen, sie ist aber verständlich bei der politischen Lage, bei den geistigen Kämpfen um die völkische Wiedergeburt und der nationalerzieherischen Tendenz der Literaturbestrebungen dieser Zeit. Gilt es doch zu zeigen, daß eine ungarische Literatur wirklich existiert, und es heißt Herders trübe Prophezeiung über den Bestand des Ungarnsvolkes zuschanden zu machen.

Toldy, der dann bis 1875 den Lehrstuhl für ungarische Literaturgeschichte an der Budapester Universität innehatte, modifizierte in seinen späteren literaturgeschichtlichen Arbeiten seine 1828 erstmals niedergelegten Anschauungen nur wenig, sie bewahrten ihre Gültigkeit und keine der folgenden Generationen schuf Raum für eine neue Bewertung der Forschungsergebnisse.

Sein Erbe in der Führung und Gestaltung der Literaturwissenschaft übernahm der auch als Dichter gefeierte Gyulai. Paul Gyulai (1826—1909) entwickelte nun die belletristische Anschauungsweise, seine literarischen Kritiken und Studien sind von wahrhaft künstlerischer Gestaltungskraft. Er arbeitete auf eine ästhetisch-psychologisch fundierte Dichter- und Dichtungsgeschichte hin und ist der kritische Kodifikator der ungarischen Klassik geworden. Er bestimmte Aranys und Petöfis Platz in der ungarischen Literaturgeschichte. Seine ausländischen Vorbilder waren Julian Schmidt, Carlyle und Macauly. Bei Gyulai finden wir allgemeine, menschliche Bewertungsmaßstäbe in der ungarischen Literaturgeschichte. Die Befriedung des politischen Lebens durch den Ausgleich mit Österreich läßt die Betonung nationaler Sehweisen ein wenig abebben.

Die weitere Ausgestaltung der ungarischen Literaturwissenschaft knüpft sich an den Namen des Germanisten der Budapester Universität, an Gustav Heinrich (1845—1922). Lehrer und Vorbild waren ihm die Deutschen Friedrich Zarncke und Wilhelm Scherer und so überträgt er die positivistisch-philologische Literaturauffassung nach Ungarn. Seine bewundernswerte Vielseitigkeit trägt und inspiriert eine gründliche Spezialforschung, die besonders den Berührungen und Wechselbeziehungen zwischen der ungarischen und deutschen Literatur nachgeht, eine stoffliche Wirkungsgeschichte, die die Übernahme von Themen und Motiven klärt. Damit, indem er ein besonderes Augenmerk auf die deutschen Entlehnungen der ungarischen Literatur und auf die ungarischen Stoffelemente in der deutschen legt, entzieht er die ungarische Literatur ihrer Isolierung und stellt sie mittenhinein in das Geistesleben der europäischen Kulturwelt, was man bisher vergessen hatte. Darüber hinaus ist er unbestritten der Begründer einer ernsthaften ungarischen Philologie. Leider kam er neben der positiven Einzelforschung mit ihrer ungeheuren Registrierung von Stoff und Angabenmaterial und neben seiner unermüdlichen Herausgebertätigkeit ungarischer Literatur (Régi Magyar Könyvtár — Alte ungarische Bibliothek) nicht zu einer synthetischen Darstellung ungarischer Literaturentwicklung. Diese Synthese erhalten wir von Zsolt Beöthy (1848—1922). Seine »Illustrierte Ungarische Literaturgeschichte«, die in den 90er Jahren erschien, hat als geistesgeschichtliches Rückgrat gewissermaßen den nationalen Gedanken aufgenommen. Die politische Einstellung des liberalen ungarischen Großbürgertums der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit ihren politischen Ansprüchen gegen die Monarchie und ihrer Furcht um den volklichen Bestand gibt seiner Konzeption die Betrachtungsweise. Er sieht die ganze ungarische Literatur »aus dem Gesichtswinkel der 48er Partei«. Dennoch zeigt seine Darstellungsweise eine große intuitive Kraft, seine Urteile sind ästhetisch gut fundiert, von Formgefühl beseelt und von echtem historischem Verstehen erfüllt. Der Fortschritt, den die ungarische Literaturwissenschaft seit Toldys Beginnen genommen hat, ist bewunderungswürdig.

Die Reihe literaturgeschichtlicher Arbeiten wird in Ungarn nun dichter, da sind L. Katonas Arbeiten (1862—1910) zur Volksüberlieferung und der mittelalterlichen Literatur, gesehen aus dem Blickfeld europäischer Geistesgemeinschaft, was ihn unwillkürlich auch zur vergleichenden Literaturgeschichte führen mußte, dann Jenö Péterfy (1850—1899) ein Stilkünstler und Meister der psychologischen Analyse. Seine Studien über Eötvös, Bajza und Kemény verraten eine überraschende Einfühlungsgabe gepaart mit einer scharfen Urteilskraft. Und endlich Friedrich Riedl (1856—1921), den französisch gebildeten, unter dem Einfluß Taines, Renans und Boissiers stehenden Literarhistoriker, der wiederum ungarische Kultur und Literatur in die gesamteuropäische Entwicklung einzuschalten und die ungarische Literatur vom Gesichtspunkt der weltliterarischen Strömungen her zu betrachten pflegt. Zu seinem weiten Kulturgesichtskreis kommt eine Begabung für feine psychologische Ausdeutungen im Sinne der positivistischen Seelenanalyse.

Wieder kommt ein neuer Impuls für die Weiterentwicklung der ungarischen Literaturwissenschaft aus dem Lager der Germanistik. Der Nachfolger Gustav Heinrichs auf dem Budapester Lehrstuhl der Germanistik Jakob Bleyer, der bekannte Deutschtumsführer, ist es, der hier den Anstoß gibt. Er setzt die Erforschung der deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen fort, unterbaut aber die ganze Arbeitsweise mit einem kulturhistorischen Aspekt. Er verlegt »den Prozeß der literarischen Übertragung aus dem abstrakten Raum der Bücherwelt in den konkreten Raum der Geographie und Geschichte«. Die Literatur Wiens und die deutsche Literatur in Ungarn ist ihm die unmittelbarste Voraussetzung der ungarischen Literatur. Seine grundlegenden Gedanken über »Geistige Rezeption und nationales Schrifttum. Ungarische Literatur und deutscher Einfluß« hat er in der Festschrift für Ermatinger (1933) niedergelegt.

Unterdessen erschien in den Jahren 1909 bis 1913 wieder eine vierbändige synthetische Zusammenfassung der ungarischen Literatur von L. Pintér, an der die Fortschritte der theoretisch-methodischen Grundlegung, um die sich die literaturwissenschaftliche Forschung der letzten Zeit bemüht hatte, spurlos vorübergegangen waren. Es gab nur eine klar gegliederte Zusammenfassung kritisch gesichteter Ergebnisse der ungarischen philologischen Forschung. Eine dritte endgültige, siebenbändige Fassung dieses Werkes erschien dann in den Jahren 1930—1934. Das neubearbeitete Werk mutet an »wie ein ausführlicher Katalog der gesamten literarischen Produktion im ungarischen Raum«. Es verzichtet auf jede weltanschauliche Deutung, auf geistesgeschichtliche oder ästhetische Auswahl und auf gestalterische Durchdringung des Stoffes. Es verbleibt bei den Tatsachen, die es einwandfrei und exakt beschreibt, und stützt sich ausschließlich nur auf die philologische Methode. An grundsätzlicher Einheitlichkeit, klarer Übersichtlichkeit und ausführlicher Vollständigkeit ist es unübertrefflich in seiner neuen Ausgabe. Es ist somit das große Nachschlagewerk der ungarischen Literaturwissenschaft, wobei die methodische Unbefangenheit nur von Vorteil ist. Auch eine Darstellung der Literaturen der Nationalitäten wird gegeben und ebenso der breite historische, politische, soziale und kulturelle Hintergrund einschließlich aller »unterliterarischen« Voraussetzungen durchforscht.

Digitized by Google

In den ersten Nachkriegsjahren war aber auch in Ungarn die Forderung nach methodischer Besinnung und Erneuerung laut geworden. Diese Umgestaltung rezipierte den deutschen wissenschaftsneuformenden Vorgang von Diltheys anregungsreichem Lebenswerk, des Entstehens geisteswissenschaftlicher Literaturforschung und der neuen Fülle methodischer Versuche. Ausgangspunkt war die geisteswissenschaftlich-idealistisch orientierte Minerva-Gesellschaft, ein Kreis der vornehmlich aus jungen Germanisten und Romanisten bestand. Um ihre ausgezeichnete Zeitschrift »Minerva« gruppieren sich diese allgesamt »geisteswissenschaftlich« genannten Bewegungen. Ein Mut zu neuer Wertung und ein entschiedener Wille zur Synthese erwachte. Ausdruck dieser neuen Wissenschaftsgesinnung war Johann Horváths 1922 erschienene grundsätzliche Studie: »Ungarische Literaturkunde, Grundbegriffe des Systems«. Er untersucht darin die Grundprinzipien einer Synthese der ungarischen Literaturgeschichte und beantwortet die Frage nach der Möglichkeit einer autonomen Literaturgeschichte positiv. Literatur definiert er als geistiges Verhältnis zwischen Schriftsteller und Publikum durch Vermittlung des Werks, in den Mittelpunkt der literarischen Entwicklung stellt er das literarische Bewußtsein. Nach Vorarbeiten über Petöfi, über den Rhythmus des ungarischen mittelalterlichen Verses, die eine gediegene Formanalyse und vortreffliche philologische Gründlichkeit verraten, stellte sein ersterer größerer Wurf: »Die Geschichte der ungarischen literarischen Volkstümlichkeit« 1927, eine synthetische Leistung von Rang dar. Seine neuen Arbeiten über die Anfänge der ungarischen Literatur und den ungarischen Humanismus setzten diese Linie fort. Seine Methode nennt Keresztury, einer der angesehendsten jungen Kritiker, eine »autonome, immanent-literarhistorische, welche die immer stärkeren Gegensätze der auseinanderstrebenden Kräfte der kollektiven und persönlichen Aktivität, des Stoffes und der Form wieder zu ruhigem, schöpferischem Gleichgewicht polarisiert, ein Optimum an wissenschaftlicher Exaktheit und bewegter Lebendigkeit, an klarer Gliederung und stofflicher Fülle zu erreichen vermag und doch kein Eklektizismus unorganisch kompilierter Elemente wird.«

Auch Julius von Farkas, der den Berliner Lehrstuhl für ungarische Sprache und Literaturgeschichte innehat, ist aus diesem Kreise hervorgegangen. Auch er ist ein Vertreter der neuen kollektivistischen Betrachtungsweise in dem Sinne, daß er die Akzente seiner Ausdeutung auf die regionale, konfessionelle und generationsmäßige Aufteilung legt. Der Einfluß Nadlers und Petersens ist nicht zu verkennen, es ist hier weniger eine methodische Abhängigkeit als ein Zwang, der sich aus der Identität der literarischen Tatsachen ergab, festzustellen. Farkas deckt in der ungarischen Literaturgeschichte eine Eigengesetzlichkeit ihrer Entwicklung auf und befreit sie aus der Zwangsjacke fremder Epochenanschauungen. Gestützt auf reiches Quellenmaterial kommt er zu einer Revision aller vorgefaßten Urteile und Wertungen der liberalistischen Epoche der ungarischen Literaturwissenschaft. Seine »Ungarische Romantik« (deutsch 1931) widerlegt jene Kopie der deutschen Antithese Klassik-Romantik für die ungarische Literaturentwicklung. Denn in diesem Sinne hatte sich weder eine klassische noch eine romantische Periode ausgebildet. Die organische Fortsetzung dieses Werkes ist seine Arbeit über »Das junge Ungarn«, in der er die Zeit Petöfis und seiner Generation behandelt. Noch stärker wird hier das Gewicht auf die Generationstheorie gelegt. Und es soll nicht Literaturgeschichte im gewohnten Sinne des Begriffs gegeben werden, sondern ein Entwicklungsbild umrissen werden. »Nicht das rein Literarische ist sein Stoff, sondern jene Faktoren des geistigen Lebens, von denen die Literatur selbst nicht zu trennen ist.« Seine auch deutsch erschienene synthetische Zusammenfassung »Die Entwicklung der ungarischen Literatur« (1934) gibt dann von diesem methodischen Blickfeld aus eine Behandlung des Gesamtverlaufes der ungarischen Literaturgeschichte.

Aus der großen Schar der Forscher der Gegenwart erwähnen wir noch den für die methodische Grundlegung einer geisteswissenschaftlich orientierten ungarischen Literaturwissenschaft wichtigen Germanisten Th. Thienemann, ferner den Germanisten Béla von Pukánszky, der Bleyers Erbe der Erforschung der deutsch-ungarischen Beziehungen fortgesetzt und ein gediegenes Werk über die Literatur des ungarländischen Deutschtums veröffentlicht hat.

HILDEGARD von ROOSZ, Budapest

Der nationale Gedanke in der modernen ungarischen Literatur

Als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben hat sich die ungarische Dichtung die Wahrung des nationalen Gedankens gesetzt. Immer wieder hat die ungarische Literatur durch den Nationalismus neue Impulse erhalten. Natürlich wird der Ideengehalt dieses Nationalismus jeweils von den Forderungen und Aufgaben, die jede Epoche mit sich bringt, neu geformt und geprägt.

So erhält das 19. Jh. der ungarischen Geschichte seine Prägung einerseits durch die Unabhängigkeitsbestrebungen der ungarischen Nation gegenüber dem österreichischen Hegemoniewillen im Rahmen des Habsburgerreiches, andererseits werden nach Schaffung der österreich-ungarischen Monarchie um 1867 alle Kräfte auf den Ausbau des ungarischen Nationalstaates verwendet. Der erweiterte Aufgabenkreis des kapitalistisch-technisch neugeordneten bürokratischen Staates bringt eine Umordnung auf wirtschaftlichem, politischem, vor allem auf gesellschaftlichem und kulturellem Gebiet mit sich. Als geistesgeschichtliches Resultat dieser Umschichtung steht die Spaltung der Literatur in das Lager des nationalen Konservativismus und das Lager seiner Opposition.

Die weit gespannten Forderungen des jungen Nationalstaates vermag der ungarische Adel nicht mehr allein zu bewältigen. Der aufstrebende neue Mittelstand, bestehend aus Bürger- und Beamtentum, übernimmt jetzt mit die führende Rolle im Staatsorganismus. Damit fällt ihm auch die Aufgabe der Wahrung und Pflege des ungarischen Nationalismus zu. Nicht stark genug, ihn neu zu formen, übernimmt er oft versteift die Lebens- und Gesinnungsformen der ungarischen Gentry, der Schicht der national-politischen Repräsentation. Dieser Nationalismus ist im wesentlichen ein konservativ-imperialistischer. Konservativ, weil er an den nationalen Idealen des ungarischen Herrentums starr festhält und imperialistisch zugleich, weil er die heterogenen Gruppen des durch Assimilation stark erweiterten Bürgertums zu einer undifferenzierten nationalen Einheit zusammenfassen möchte. Solch ein aufgepfropfter Nationalismus muß langsam seine gemeinschaftsbildende Kraft verlieren und zu einer nationalistischen Ideologie — gegen die sich später die besten Kräfte der Opposition empören — herabsinken.

Aus einer Weltanschauung heraus, deren Grundzug ein durch politische und wirtschaftliche Erfolge gestärkter nationaler Optimismus war, entsteht die nationalistische Vorkriegsliteratur Ungarns. Als Schönheitsideal dieser Literatur steht ein dekorativ pathetisches Ungartum, dessen wesentliche Züge von der »Gentry«, dem ungarischen Herrentum, und einem idealisiert-romantisierten Bauerntum bestimmt sind. Durch diese Ideologie ist Wahl und Behandlungsweise der Themen gegeben. Es entsteht eine romantische, idyllisierende, oft gemacht volkstümliche Literatur vom ungarischen Bauern. Das fein-humoristische Volksstück, die Dorf- und Heimatdichtung sind im Blühen. Daneben ist es die Geschichte, die das historische Drama Herczegscher Prägung inspiriert.

Meister der Dorfidylle ist Koloman Mikszáth. Kraft seiner wunderbaren Erzählungs- und feinen Beobachtungsgabe schuf er eine reichhaltige Galerie interessanter ungarischer Typen; das Bauerntum, die ländliche Gentry, das parlamentarische Leben sind die unerschöpflichen Inspirationsquellen seiner Novellen. National-politischen Charakter erhalten seine Werke durch seine gesellschaftskritische Stellungnahme, in der er sich mit scharfem Spott gegen die herrschende Moral des öffentlichen und privaten ungarischen Lebens wendet, doch nicht um zu zersetzen, sondern um zu bessern.

Die politisch aktivste und publizistisch wirksamste Persönlichkeit dieser Richtung ist Eugen Rákosi. Er wird zum Schöpfer der modernen ungarischen Zeitung und stellt diese in den Dienst seiner groß angelegten kulturpolitischen Bestrebungen. Sein Verdienst ist es, die breiteste Öffentlichkeit des neugeformten ungarischen Mittelstandes mit nationalen Ideen durchdrungen zu haben. Sein feinfühliger Geist ahnt das nahende Verhängnis, sein national-politisches Wollen reicht aber nicht aus, es zu bannen. Aber ungebrochen nimmt er nach dem Kriege nochmals den Kampf für sein blutendes Vaterland auf. Mit der ganzen Kraft seiner publizistischen Persönlichkeit setzt er sich für die Revision der Friedensverträge ein.

Parallel mit dieser aktiv-nationalen Literatur entfaltet sich eine Literatur, die sich viel stärker an eine künstlerische Zielsetzung hält. Obwohl auch geistig politisch orientiert, erstrebt sie nicht so sehr eine Machterweiterung, als vielmehr eine Spiegelung dieser Welt«.

Ihre bedeutendsten Vertreter sind Franz Herczeg (1863) und Cecile Tormay (1876 bis 1937). Franz Herczeg, der Abkömmling schwäbischer Ahnen aus Südungarn, um die Jahrhundertwende der repräsentativste Schriftsteller der ungarischen Herrenschicht, ist ein typisches Beispiel für die Assimilationskraft des Nationalstaates. Seine literarische Laufbahn beginnt er, der Schöpfer des ungarischen Gesellschaftsdramas, als eleganter Darsteller der ungari-

Digitized by Google

schen Offiziersschicht und der ländlichen Gentry. Seine späteren Werke spiegeln die Lebens- und Menschenideale des höheren Mittelstandes überhaupt. Er gewinnt in den Kriegs- und Nachkriegsjahren eine bedeutend vertiefte Stellungnahme zur nationalen Problematik. Das »Tagebuch einer Flüchtenden« (1920) der Cecile Tormay ist Anklage und Leidenschronik der Revolutionsjahre und spiegelt die seelischen Zerwürfnisse dieser untergehenden Welt.

Haben die Revolutionsjahre die literarischen Vertreter des nationalen Konservativismus auch zu einer veränderten Stellungnahme gedrängt, so findet die Gegenwartsproblematik Trianon-Ungarns hier doch noch keine befriedigende Lösung. Die geistige Elastizität dieser durch konservative Bindungen gehemmten Generation reicht nicht mehr aus, um aus den Trümmern der Vergangenheit eine neue Welt zu bauen.

Die soziologischen Vorbedingungen der Opposition wurden durch die tiefgehenden gesellschaftlichen Umgestaltungen des 19. Jh.s geschaffen. Der vom Westen eindringende Kapitalismus mit seiner Industrialisierung und Mechanisierung bringt gewaltige soziologische und weltanschauliche Umschichtungen mit sich, die das Aufkommen eines neuen Menschentypus im Gefolge haben. Das Wirtschaftsleben und die intellektuellen Berufe liegen in den Händen einer durch die Assimilation nicht mehr aufgesaugten Generation, die stark vom Judentum durchsetzt ist. Der gemeinsame Nenner der geistigen und weltanschaulichen Ideologie dieser sonst äußerst heterogenen Gruppen ist die demokratische Zielsetzung und die dadurch bedingte Opposition gegen den herrschenden konservativ-imperialistischen Nationalismus. Sammelzentrum dieser Oppositionsliteratur bildet vor dem Umsturz die Zeitschrift »Nyugat« (Der Westen).

Die »Lautesten und Allzuvielen« dieser Bewegung sind es, die ihr den Stempel der Zivilisationsliteratur aufzudrücken versuchen. Das Hohle und Gekünstelte, weil Anorganische dieser Literatur, hält aber dem Ansturm der Revolution und den Forderungen der Nachkriegsjahre nicht stand, es bröckelt ab und die politisch orientierten Gruppen der Bürgerlich-Radikalen, der Sozialisten und Kommunisten zersplittern sich in der Emigrationsliteratur.

Aber schon vor dem Kriege gären unter der Oberfläche dieser international gerichteten Zivilisationsliteratur wahrhaft nationalrevolutionäre Kräfte, die nach dem Sturz der alten ungarischen Welt Begründer und Wegweiser des neuen ungarischen Nationalismus werden.

Die stärkste und die dichterisch bedeutendste Persönlichkeit ist zweifellos der Lyriker Endre Ady (1877—1919). Er stammt aus ländlichem Kleinadel, der Schicht, die noch am reinsten ihr ungarisches Blut vor fremder Vermischung bewahrt hat. Er, der lebensgierig-trunkene, aus den irrationalen Tiefen des Seins schöpfende Revolutionär, bäumt sich auf gegen die Enge der ungarischen Welt, gegen die rückständige Beschränkung der geistigen und moralischen Freiheit, gegen die das Leben der Nation hemmenden Einrichtungen, gegen die ganze traditionelle ungarische Welt. Hart, unbeugsam und unerbittlich hält er Gericht über diese ungarische »Hölle«. Und doch hält er sich für die leuchtende Offenbarung seiner Nation und als Vorläufer eines kommenden geläuterten Ungartums. Sein unruhiger Geist fühlte die nahende Katastrophe, den Untergang und die Vernichtung, die dem Ungartum drohte. Seine leidenschaftlich-qualdurchtränkte patriotische Dichtung ist der Mahnruf an seine verblendete Nation.

Parallel zu Adys verzweiflungsvoller Warnungslyrik steht das Werk Dezsö Szabós (1879), der in epischer Breite, aber ebenfalls stark aus dem Gefühlsmäßigen heraus einen leidenschaftlichen Aktivismus entfaltet, der sich gegen das alte Ungartum wendend »das neue Ungartum in einem fanatischen Glauben vereinen soll«. Auch in seinem Blut gärt Opposition, auch er ist Kritiker und nicht Gestalter. Sowohl Ady als auch Szabó sind Revolutionäre ihrem innersten Wesen nach, die den »Messianismus der Rasse, des Fleisches und des Blutes« verkünden. Hinter diesen ins Groteske übersteigerten Verzerrungen sind aber Werte eines neuen Nationalismus beschlossen.

Die soziale Problematik des ungarischen Bauerntums, des Urelementes der ungarischen Nation, wird in den realistisch-naturalistischen Romanen von Zsigmond Móricz (1879) zum ersten Mal mit schonungsloser Offenheit gezeichnet. Er bricht mit der Überlieferung der zahmen Dorfidylle des Konservativismus und zeigt den ungarischen Bauern in seiner ganzen sozialen Not, in der drückenden Enge der beschränkten Entwicklungsmöglichkeiten, um so die Nation zur Erkenntnis der Wirklichkeit zu zwingen. Auch er stellt sich als das Gewissen seiner Rasse dem ganzen Ungartum gegenüber. Mit der Romantrilogie »Erdély« (Siebenbürgen), 1935, wird er zum Schöpfer des großen historischen Romans der ungarischen Literatur.

Neben dem leidenschaftlich-nationalen Aktivismus dieser nationalen und sozialen Literatur findet der religiöse Spiritualismus in der Persönlichkeit Ottokar Prohászkas (1858 bis 1927) seinen tiefsten Deuter und Propheten. Als Kanzelredner, Schriftsteller und sozialer Apostel stellt er sich ganz in den Dienst der Gemeinschaft. Aus dem Chaos der Nachkriegszeit will er den neuen Menschen kraft eines geläuterten Christentums neu gestalten. Um die Jahrhundertwende wird er der Führer der christlich-religiösen Renaissance, während der Revolution und Nachkriegszeit zum größten sozialen Apostel des neuen Ungarn.

So werden die genialsten Geister der Opposition Bereiter und Gestalter eines neuen, aus den Tiefen des Volkstums schöpfenden Nationalismus, dessen literarische Gestaltungsmöglichkeit, gehemmt durch die brennend aktuelle Literatur der Kriegs- und Revolutionsjahre, erst in jüngster Gegenwart klare Linien aufweist.

Mit dem Zusammenbruch des ungarischen Staates ist der alte ungarische Raum zerstört, der zusammenhängende ungarische Volksboden zerrissen worden. Damit hat der imperialistische Eroberungs- und Assimilationswille Vorkriegsungarns seine Basis verloren. Der neue Nationalismus braucht eine neue Inspiration; »sie schöpft aus dem Bewußtsein gemeinschaftlicher Zusammengehörigkeit ihre Kräfte und fördert eine aktivistische gegenwartsverbundene Literatur, deren pädagogische Verwertbarkeit oft wichtiger erscheint als ihre künstlerischen Zielsetzungen«. (Keresztury: Die neueste ungarische Literatur, Ungar. Jahrbücher, Bd. XIII, Berlin, Walter de Gruyter, 1933.)

Die junge Generation sucht in den tiefsten Schichten der Gemeinschaft Wurzel zu schlagen und findet diesen neuen Nährboden im »Volk«. Das ungarische Bauerntum als Grundlage einer nationalen Wiedergeburt wird Inspirationsquelle einer neuen Volkstumsliteratur. Diese geht von der stimmungsbedingten, humanistischen Gestaltung der Mikszáth-Gárdonyi-Schule aus und gelangt zu einem völkisch-nationalen Radikalismus, in dem das stark idealisierte, etwas einseitig verherrlichte Bauerntum als »letzte Kraftquelle und Hoffnung der verrotteten Zivilisation« erscheint. Diese Neuwertung des Bauerntums führt zwangsläufig zum Wiederaufleben der Landschaftskulturen. Vor allem in den abgetrennten Gebieten ist dieser Regionalismus als Stützpunkt des Minderheiten-Ungartums von größter kulturpolitischer Bedeutung. Die tiefsten Volkstumswerte und die künstlerisch wertvollste Literatur bringt Siebenbürgen, das klassische Land des Regionalismus, hervor, K. Kós und S. Makkai liefern die historischen und landschaftlichen Argumente eines ausgeprägten »Transylvanismus«. J. Nyirö und A. Tamási zeigen in ihren Romanen ein landschaftlich stark gebundenes Bauerntum und schaffen damit die Grundlagen einer »Székler-Literatur«. Der breiteste Strom des neuen ungarischen Nationalismus wird in erster Linie durch Motive leidenschaftlicher Erbitterung und Begeisterung gespeist und bleibt größtenteils im Erlebnismäßigen stecken. So wird in manchen Kreisen eine Abkehr von der trügerischen, undankbaren westeuropäischen Kultur und ein heidnisch-asiatischer Turanismus gepredigt. Es gibt auch Strömungen, die die neue Mission des Ungartums in der Revolutionierung der großen osteuropäischen Bauernvölker erblicken. Es gibt aber solche, die in richtiger Erkenntnis der Wirklichkeit sehen, daß es sich hier um das Sein oder Nichtsein des Ungartums handelt. Diese halten den leidenschaftlichen Revolutionären die großen Lehren tausendjähriger Vergangenheit entgegen. Die neue historische Schule bricht mit der illusionistischen Historienmalerei des neunzehnten Jahrhunderts und will durch eine objektive Aufhellung der Vergangenheit, die große Aufgabe einer neuen nationalen Pädagogik erfüllen. Die Notwendigkeit einer Synthese des Westlertums und der östlichen Sehnsucht gewinnt immer mehr Nachdruck und immer bewußter taucht in dem westöstlichen Kräftespiel das Motiv einer »ungarischen Selbstzwecklichkeit« auf. Auf eine Handvoll Erde zurückgedrängt, den Schrecknissen des Untergangs der Nation ausgesetzt, hat das Ungartum kaum eine wichtigere Aufgabe als »ein Volk für die Menschheit zu retten«, wie es der große Széchenyi formuliert hat.

ZEITSCHRIFT für die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen Ungarns und seiner Nachbarländer

Ungarische Jahrbücher

Begründet von ROBERT GRAGGER

Herausgegeben von dem Direktor des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin JULIUS von FARKAS.

Seit dem Jahre 1921 sind 16 Bände erschienen. Der laufende 17. Jahrgang trägt die Jahreszahl 1937. Preis des 17. Jahrgangs (4 Hefte) RM 18.—. Preise der ältern Bände auf Anfrage.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35 u. Leipzig

Digitized by Google

EIN LEBENSBILD:

Ludwig von Schedius — ein deutsch-ungarischer Kulturvermittler

Nur wenige Gestalten des ungarländischen Deutschtums im vorigen Jahrhundert zeigen so entschiedene Züge geistigen Führertums, wie sie bei Ludwig von Schedius wahrzunehmen sind. 1768 zu Raab, hart an der deutsch-ungarischen Sprachgrenze geboren und herangewachsen, sind schon seine Kinder- und Schuljahre im Zeichen einer geistigen Synthese verlaufen. Schon in früher Kindheit beherrschte Schedius beide Sprachen, wiewohl seine Familie durchaus deutschen Stammes war. War das Lyzeum zu Preßburg eins der vordersten Bollwerke des Aufklärungsgeistes, so wurde dem letzteren zu Ödenburg, wo Schedius seine letzten Lyzeumsjahrgänge zugebracht hatte, eine ganz auf Göttinger Muster zurückgehende Pflegestätte errichtet. Der daselbst tätig gewesene Konrektor Michael Schwartner war fürsorglich um eine neohumanistische Linienführung der soeben auf akademische Stufe erhobenen Anstalt bedacht. 1788 sehen wir auch Schedius als Göttinger Studenten. Alsbald wird er zum eifrigen Mitglied jener Arbeitsgemeinschaft, welche sich dort um den bahnbrechenden Philologen Christian Gottfried Heyne geschart hatte. Dessen neohumanistische Richtung hielt nun mit Schedius und seinen übrigen, aus Göttingen heimkehrenden Landsleuten in allen protestantischen Gegenden Ungarns bis nach Sárospatak, der östlichsten Musenstadt des Landes, ihren Einzug.

Daß die in Göttingen heranwachsende ungarische Forschergeneration dieser ihrer Aufgabe vollends gewachsen war, beweist die Zuurteilung des für Geschichte ausgesetzten Preises des Königs Georg III. von England-Hannover an den Zipser Christian Engel und des Theologiepreises an — Schedius. So durfte er als Wissenschaftler von Rang gelten und sich auf die Anregung seines inzwischen an die Universität Pest berufenen einstigen Lehrers M. Schwartner um den daselbst erledigten Lehrstuhl für Ästhetik bewerben und erhielt auch durch in letzter Stunde erfolgte Fürsprache seiner Gönner die allerhöchste Ernennung.

Diese fällt mit dem Kaiser Josephs Tode folgenden Aufschwung des ungarischen Nationalismus zeitlich zusammen. Die rationalistische Gefühlswelt der Aufklärungszeit riß auch das deutsche Bürgertum in diese Bewegung mit, denn der Unterschied von Volkstum und Staatsnation ward damals noch nicht empfunden. Mit diesem Umstand ging nun eine weitgehende Toleranz verschiedener Weltanschauungen Hand in Hand, was einzig die geistig-seelische Synthese des Deutschungartums verständlich macht. Bei Schedius läßt sich diese Synthese, trotz seiner raschen Einfügung in die ungarischen Kreise der Hauptstadt, klar verfolgen. Bald nach seiner Ernennung erhält er in Fräulein Elisabeth Windisch, Tochter des feingebildeten Preßburger Bürgermeisters, eine stets verständnisvolle Lebensgefährtin und zudem in der aufklärerischen, publizistischen Tätigkeit seines Schwiegervaters eine willkommene Unterstützung seiner bildungsvermittelnden Rolle zwischen Deutschtum und Ungartum. Sein Heim ward zu beliebtem Treffpunkt der wissenschaftlichen Welt. Schedius bemühte sich auch um die Förderung des neben dem deutschen aufkommenden ungarischen Theaters zu Pest und verwirklichte des weiteren bei der Errichtung der Lutheranerschule die in Göttingen empfangenen Heyne'schen Anregungen. An Unternehmungen größeren Ausmaßes hinderte ihn die als Folge der 1795 enthüllten Verschwörerpläne Martinovics' verschärfte Zensur. Vorerst muß er sich mit der Veröffentlichung des »Literärischen Anzeigers für Ungern«, welche nach deutschem Muster die Produktion des ungarischen Büchermarktes für die Jahre 1798/99 vorführt, begnügen. Eine bedeutendere Unternehmung bildete die »Zeitschrift von und für Ungern zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur«, welche, anknüpfend an die zum gleichen Zweck gegründeten, doch alsbald eingegangenen Zeitschriften, die Förderung des wissenschaftlichen Lebens im Lande und die Verbindung von dessen Geistesleben mit dem Auslande verfolgte.

In der Folge weitet sich Schedius' Tätigkeit von seinem ursprünglichen Arbeitsfeld auf breitere Gebiete aus. Der von ihm kräftigst geförderte, bereits verschiedentlich aufgetauchte Plan einer »Ungarischen Gesellschaft für Naturkunde, Ökonomie und Medizin« kam wegen Mangel an Mitteln wohl nicht zustande, doch Schedius kam bei dieser Bemühung auch mit naturwissenschaftlichen Zeitschriften in Verbindung. Sein Preßburger Landsmann Franz Zach veröffentlichte in seinen »Geographischen Ephemeriden« zahlreiche Ungarn betreffende Beiträge aus Schedius' Feder, was nicht nur ein zunehmendes Interesse im Auslande für Ungarn herbeigeführt hatte, sondern Schedius selbst wurde in raschem Nacheinander bei wichtigsten deutschen Unternehmungen zur Mitarbeit eingeladen. Auch Hegel zog für seine »Bamberger Zeitung« von Schedius Artikel ein, Jacob Grimm trat mit ihm wegen der ungarischen Volkssagen in regen Briefwechsel.

Der durch die Napoleonischen Kriege stets zunehmende Staatspatriotismus zwingt Schedius zur Lösung dieser deutschen Verbindungsfäden, um sich wieder praktischer Tätigkeit innerhalb der Grenzen zuzuwenden. Als Schulinspektor der Lutheranergemeinde macht er an deren Schule das Pestalozzi-System heimisch und tritt lebhaft für die Bürgerschule, den neuen Schultyp der Aufklärungszeit ein. Er ist auch begeisterter Fürsprecher des im Vordergrunde stehenden ungarischen Gewerbeschutzes und findet durch eine eigens angelegte musterhafte Seidenraupenzucht sogar bei Hof allgemeine Anerkennung. Erst 1809 kann er sich endgültig wieder den Musen widmen.

Schedius' Alter erhält durch die Lebensregungen der neueren ungarischen Literatur seine bezeichnende Note. Die als neutrale Plattform der miteinander ringenden literarischen Strömungen geltende Zeitschrift »Tudományos Gyüjtemény« (Wissenschaftliche Sammlung) hatte auch Schedius unter ihren Redakteuren. Schon im ersten Bande dieser ungarischen Zeitschrift erörtert Schedius die damals wie heute überaus aktuelle Frage der Nationalität. Folgerichtig vertritt er hierbei die Herdersche Theorie über die auf innere Volkskräfte und nicht auf Staatsgrenzen zurückgehende Entstehung der Volksgemeinschaft. Er baute diese Abhandlung später zum organischen Bestandteil seines philosophischen Systems aus. Die Rolle des ungarländischen Deutschtums in dem Ungartum als Staatsnation findet hierin allerdings keine Erörterung.

Dieses bei Schedius wie überhaupt im Deutschungartum wahrnehmbare Festhalten an Ungarn und dem Ungartum läßt sich dadurch erklären, daß der nationale Aufschwung des Ungartums unter dem Patronate der Krone geschah, welche überdies die Vermittlungstätigkeit des Deutschungartums mit besonderer Befriedigung verfolgte. Die Anerkennung wurde auch Schedius nicht vorenthalten, der 1831 die Würde eines Königlichen Rates erhielt. Aus dem durch fortwährende literarische Fehden aufgewühlten Kreis der »Tudományos Gyüjtemény« geht er nun zu dem von jenen heftig bekriegten Dramatiker und Dichter Karl Kisfaludy über. In der von diesem herausgegebenen Zeitschrift »Aurora« erschien, ebenfalls ungarisch, seine Abhandlung »Die Wissenschaft des Schönen«. 1827 wird er in den Vorbereitungsausschuß der Ungarischen Akademie der Wissenschaften geladen und 1831 zum Ehrenmitglied gewählt.

So vollzieht sich in Schedius' Alter ein für das Deutschungartum der Zeit bezeichnender Wandel. An Stelle seiner nacheinander dahinscheidenden Freunde und Fachgenossen in Deutschland treten enggeknüpfte Beziehungen mit den Gestalten des erstarkenden ungarischen Geisteslebens. Die rezeptive Richtung seiner während der Jugendzeit in Deutschland angeknüpften Beziehungen erhält nunmehr ein grundverschiedenes Gepräge. Er widmet sich jetzt der Erforschung der geistigen Zusammenhänge des deutschen und ungarischen Lebens. Deren Ergebnis legt er zunächst in seinem Aufsatz über »Albrecht Dürer« (Österr. Archiv, 1832) nieder und weist auf die entscheidende Bedeutung des Anwanderns, Ansiedelns und der Türkenzeit im ungarischen Werden hin, was bislang nur in einzelnen historischen Aufsätzen berührt wurde. Die Rolle des Deutschtums im ungarischen Geistesleben vergleicht er jetzt der »eines guten Familienvaters, der alle Kräfte seiner Kinder nach verschiedenen Richtungen zu gebrauchen weiß«. Das halbe Jahrhundert des ungarischen Reformzeitalters, welches er schaffend, fördernd, hoffend und nun siegesstolz von Jugendjahren an mit erlebt hatte, umgab ihn für seinen Lebensabend mit ungarischem Empfinden und ungarischem Fühlen, was auch durch seine Aufnahme in den Adelsstand seinen Widerhall finden durfte. Die Feuerprobe der ungarischen Reformperiode, den ungarischen Freiheitskampf 1848/49, war ihm nicht mehr vergönnt mitzuerleben, denn er starb, von allgemeiner Beliebtheit, von Wohlstand und Ehren umgeben, im Jahre 1847.

Dr. Zoltán Szende

Einführendes Schrifttum: Thienemann, Th.: Wesen, Wien und die ungarische Literatur, Festschr. f. G. Petz, Budapest 1933. — Pukánszky, B. v. Gesch. d. deutsch. Schrifttums in Ungarn, Münster, 1931, Bd. II. — Über Schedius' Werke auch die ung. Diss. Doromby, K.: Schedius Lajos, Budapest, 1933.

Diesem Heft liegt je ein Prospekt der Verlage Hoffmann und Campe, Hamburg und E. A. Seemann, Leipzig C 1, bei, auf die wir besonders hinweisen.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3800 III. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

schen Erzählstils. Ohne dieses Büchlein gäbe es, vermutlich, kein deutsches Märchen mehr, jedenfalls keines in den motorisierten Städten unseres entgötterten Industrielebens. Wäre einer unter uns, der unter seinen besten Erinnerungen nicht eine Stunde bewahrte, da ihm eine stille, gute Frau im Elternhaus oder auch in der Schule von dem Wolf und den sieben Geißlein, vom tapferen Schneiderlein oder vom Froschkönig (»Heinrich, der Wagen bricht!«) erzählt hätte? Oder der nicht den eigenen Kindern weitergegeben hätte, was er noch vom Fischer und siner Fru, vom Machandelboom oder vom Sterntalerkind wußte? Können wir uns eine deutsche Kindheit überhaupt noch ohne die Grimmschen Märchen denken?

Fast zufällig wurden die Brüder Grimm, deren Kasseler Bibliothekarsleben zum Sammeln und Forschen hingeführt hatte, in den Gedanken hineingeschossen, ihre Aufmerksamkeit dem Märchen zuzuwenden. 100 Jahre vorher lebte die Gattung »Märchen« verborgen und verachtet von den führenden Geistern des deutschen Kulturlebens in den dörflichen Spinnstuben und Wirtshäusern; niemand, der Anspruch darauf erhob, ernst genommen zu werden, kümmerte sich um dieses »Ammengeschwätz«. Dann hatten die

[illegible] deckte hier die deutschen »Volksbücher« neu (1807); Arnim und Brentano schufen hier die erste große deutsche nationale Volksliedersammlung (»Des Knaben Wunderhorn«, 1805 bis 1808) und sammelten um die »Zeitschrift für Einsiedler« die Gleichgesonnenen. Zu ihnen stießen auch die Brüder Grimm, und von Arnim, der durch die Märchenschöpfungen des Malers Philipp Otto Runge begeistert war (»Machandelboom«, »Vom Fischer und siner Fru«), wurde ihnen der Gedanke nahegelegt, sich (anstatt, wie sie ursprünglich wollten, dem Volkslied) dem Märchen zuzuwenden. 1807 notieren sie ihre ersten Märchen.

Damit treten sie in einen ungewollten Wettbewerb zu Brentano, dem die Schaffung eines Märchenwerkes vorschwebte, das, dem »Wunderhorn« parallellaufend, etwa die Mitte zwischen Musäus und den »Kinder- und Hausmärchen« gehalten hätte, wäre es zustande gekommen. Mit einiger Unruhe beobachtet er die gleichgeschalteten Bemühungen der Kasseler Freunde; 1809 bittet er sie ein erstes Mal, ihm Einblick in ihre Sammlungen zu verstatten; 1810 wiederholt er die Bitte dringlicher. Die Brüder, bescheiden hinter der Idee ihrer Arbeit zurücktretend, willfahren seinem Wunsche; dennoch lassen sie —

[illegible] den eigentlichen Redaktor. Zwischen 1810 und 1812 hat sich also eine Arbeitsverschiebung vollzogen, die mehr bedeutet als einen Personalwechsel. Jakob nämlich ist am Märchen rein stofflich interessiert; er sucht in ihm Reste alter Mythen, Stoff für Studien zur germanischen Altertumskunde; ihm schwebt eine wissenschaftliche Materialsammlung vor, nicht ein Kinder- und Hausbuch. »Ich habe«, schreibt er als Greis rückblickend, »lebhaft auf die Treue der Sammlung gehalten und Verzierungen abgewehrt.« Dem entsprechen seine Ökenberger Aufzeichnungen: sehr kurz, ganz unlyrisch, äußerst sachlich hält er den Märcheninhalt fest, ohne die Frage zu stellen, ob diese Gebilde nicht etwa einen eigenen Erzählstil verlangten — »kühl und besonnen«, wie er es später einmal als den Stil des wissenschaftlichen Sammelns bezeichnete.

Wilhelm aber geht »warm und weltvergessen« wie ein Dichter an die Märchenarbeit. Bezaubert von ihrem künstlerischen Gehalt, sieht er von allem Anfang neben dem wissenschaftlichen auch den poetischen Wert dieser Volkserzählungen. Wissenschaftliche »Treue« bedeutet ihm nicht nüchterne Objektivität, sondern die Wiederherstellung der verlorenen Werte. Brentanos volksfremde

Digitized by Google

Stilisierungen lehnt er natürlich ab; darin ist er mit Jakob einig. Aber die Sachlichkeit seines Bruders befriedigt ihn eben so wenig, weil sie ihm der inneren Form der Märchen nicht gerecht zu werden scheint. Er möchte die Märchen so erzählen, wie sie eigentlich erzählt werden müßten; Herdersche Gedanken sind hier unverkennbar.

Wilhelm schafft also, fußend auf seinen mündlichen Gewährsleuten und auf Stilstudien aus der Erzählliteratur vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts, einen eigenen Märchenstil, der ihm der typische, echte, wirkliche und treue Märchenstil zu sein scheint. Wir wissen heute, daß er sich darin irrte: Volksmärchen, die unberührt von literarischen Einflüssen sind, werden ganz anders erzählt. Aber wir wissen auch, daß der von ihm geformte Stil seit der unbeschreiblichen Wirkung seines Buches zum deutschen Märchenstil schlechthin geworden ist. Diese Wirkung beruht ja zum größten Teil eben auf dem Zauber seiner Erzählkunst, und durch sie hat er einem ganzen Volke die Lust zum Märchen neu geweckt. Was will es dagegen besagen, daß es die Forschung bis zu diesem Tage schwer hat (um so schwerer, als Grimmscher Stileinfluß auch die Formung der späteren wissenschaftlichen Märchensammlungen mitprägen half!), zum wirklichen Volkserzählstil vorzustoßen!

Den inneren Entwicklungsweg der »Kinder- und Hausmärchen« von der »stockhessischen Sammlung« des Jahres 1812 bis zur repräsentativen deutschen Märchensammlung, als die sie heute vor uns steht, hier zu verfolgen, fehlt der Raum. 1815 schon erschien ein zweiter Band; 1819 schon konnte das Gesamtwerk neu aufgelegt werden; damals wurde ihm der Anmerkungsband mit seinen grundsätzlichen Darlegungen und seinen Nachweisungen von Märchenparallelen aus aller Welt beigegeben, der einer ganzen Forschung bis heute Grundlage bietet. 1825 scheint es dann ratsam, eine Auswahl von 50 Märchen zusammenzustellen, um dem erwachten Verlangen breitester Kreise Genüge zu tun: auf ihr, die immer wieder aufgelegt wird, beruht in erster Linie die Volkstümlichkeit der Grimmschen Märchen. Schon 1824 waren schwedische und englische Übersetzungen des Originalwerkes erschienen; seither ist es in fast allen Sprachen der Welt übertragen worden, und die deutschen Missionare haben sich daran gewöhnt, ihren eingeborenen Schutzbefohlenen an Übersetzungen Grimmscher Märchen die ersten Lesekünste beizubringen. Dieses Buch ist in des Wortes wahrster Bedeutung um die ganze Erde gewandert, mehr noch: es hat bei allen Völkern, zu denen es kam, die Sehnsucht zum eigenen Märchen geweckt, hat überall zum eigenen Sammeln angeregt und dadurch nicht nur der Forschung einen unbeschreiblichen Antrieb gegeben, sondern auch das Bewußtsein eigener Art bei vielen Völkern mitwecken helfen.

Deutsche Literaturzeitung
Wochenschrift für Kritik der Internationalen Wissenschaft
Herausgegeben im Auftrage des Verbandes der Deutschen Akademien der Wissenschaften
Die Zeitschrift berichtet laufend über alle wissenschaftlichen Neuerscheinungen
Jährlicher Bezugspreis statt RM 40.— nur RM 12.—
Verlangen Sie kostenlose Probehefte!
Weidmannsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW 68

LITERATUR IN DARSTELLUNGEN, SAMMLUNGEN, BRIEFEN

1.

Goethe-Kalender

Der Goethe-Kalender für das Jahr 1938 wird durch einen Aufsatz von Ernst Wiechert: »Vom Troste der Welt« eingeleitet. Er geht dem Gedanken nach, was ein Mensch, der gezwungen wäre, in eine große Einsamkeit zu gehen, wohl an Büchern mit sich nehmen könnte, um einer solchen Notwendigkeit in seelischer Ruhe gewachsen zu sein. Er nennt neben andern die Bibel, Goethes Werke, Kellers Grünen Heinrich, Dickens, Balzac.

Er hat den Goethe-Kalender vergessen.

Ich würde auf jeden Fall die letzten 10 Bände des Kalenders mitnehmen und täglich darin lesen, in der Dämmerstunde, wenn der Geist geneigt ist, sich an der schöngeschliffenen Form eines Gedankens zu erfreuen und ihm beschaulich nachzuhängen.

Der neue Band des Kalenders enthält wieder eine ganze Reihe von wertvollen Studien: eine von Binding über Mephistopheles und Homunkulus, eine von Rudolf Alexander Schröder über die natürliche Tochter und mancherlei anderes über Goethes Vorfahren. Auch ein neues Goethe-Bildnis taucht auf. In Princeton ist die seit 50 Jahren verschollene Goethezeichnung von Ludwig Sebbers gefunden und durch Schenkung Eigentum der deutschen Abteilung der Universität geworden, eine Kreidezeichnung aus dem Jahre 1826.

G. L.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1938. Herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. RM 3.50.

2.

Der junge Schiller

Die neue Hinwendung zu Schiller, die sich im wissenschaftlichen Schrifttum der letzten Jahre bemerkbar macht, hatte in einer neuen Biographie bisher noch keinen Ausdruck gefunden. Herbert Cysarz, der kürzlich über das vergangene Jahrzehnt der Schillerforschung berichtet hat[1]), sieht die Ursache darin, daß keine »neuen stofflichen Bestände« dem Quellenforscher, dem reinen Philologen oder Biographen Aufgaben stellten. Reinhard Buchwalds Werk, dessen erster Band (»Der junge Schiller«) vor wenigen Wochen erschienen ist, gibt ihm darin unrecht[2]). Es ist in betonter Weise eine Lebensbeschreibung, die nach den Worten des Verfassers keine Erläuterungen und Kritiken der Werke des Dichters liefern oder gar deren eigenes Lesen ersetzen will — freilich eine Lebensbeschreibung besonderer Art: Buchwald setzt sich vor, das Leben des jungen Schiller so zu erzählen, wie es sich ihm selbst darstellen mußte, im augenblicklichen Erleben oder im sinngebenden Rückblick, da er als Dreißigjähriger mit dem Gedanken umging, eine »Geschichte seines Geistes« zu schreiben. Das bedingt einen engen Anschluß an die Quellen, an die bekannten sowohl als auch die von Buchwald neu aufgefundenen[3]). Da in der Auswertung dieser zeitgenössischen Berichte und Akten die einzige Gefahr glücklich vermieden und niemals dürren Aufzählungen Raum gegeben wird, so ist der Gewinn doppelt erfreulich: der Leser wird durch das ihm auf solche Weise menschlich nahegebrachte Lebensbild vom Anfang bis zum Schluß gefesselt und verliert doch nie das Gefühl, eine sicher gegründete Darstellung vor sich zu haben. Bloß anekdotenhaften Überlieferungen gegenüber hält sich der Verfasser vorsichtig zurück.

Nicht nur der junge Schiller selber in seinen kämpferischen Entscheidungen, in »des Geistes tapfrer Gegenwehr« gegen unterdrückende Gewalten, sondern auch die Menschen seiner Umwelt erscheinen in dieser »Geschichte seines Geistes« in deutlicherem Licht als bisher. So der wackere Vater Schiller. Der Leser bedauert mit dem Verfasser, schließlich von diesem tüchtigen Mann Abschied nehmen zu müssen, da »er uns doch nur als der Vater seines Sohnes interessieren darf«. Auch der Pfarrer Moser und der junge, die Karlsschuljugend verstehende und begeisternde Professor Abel sind besonders liebevoll geschildert.

Der erste Band, mit fünf gut ausgewählten Bildnissen geschmückt, erzählt Schillers Leben bis zur Flucht aus Schwaben. Der zweite, der auch Quellennachweise und Register bringen wird, soll in der zweiten Novemberhälfte folgen und wird beim Erscheinen dieser Zeilen vorliegen.

Friedrich Beißner
Gießen

[1]) Herbert Cysarz: Ein Jahrzehnt Schillerforschung. Ein Bericht. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 15. Jahrg. (1937), 1. Referatenheft, S. 1—31.
[2]) Reinhard Buchwald: Schiller. Erster Band: Der junge Schiller. Mit 5 Bildtafeln. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1937. 366 S. Geb. RM. 7.—.
[3]) Sie sollen im diesjährigen Rechenschaftsbericht der Schwäbischen Schillervereins im Wortlaut vorgelegt werden.

3.

Zum Problem des Klassischen

Es gibt Bücher, die wertvoll durch die in ihnen niedergelegten Ergebnisse, und solche, die wertvoll durch die Anregungen sind, die sie geben. Keine der beiden Arten steht über der anderen, weil das letzte Resultat, zu dem ein Forscher kommt, oft erst die Frucht der Keime ist, die ein anderer in seinem Werke niedergelegt hatte. Als ein solches Buch, das wertvoll vor allem durch seine reichhaltigen Anregungen ist, müssen wir Hans Roses »Klassik als künstlerische Denkform des Abendlandes« bezeichnen. Rose spricht selbst aus, daß er in der vorliegenden Schrift »Prolegomena zur Behandlung des Klassischen« oder Vorstudien zu einer noch nicht geschriebenen Systematik des Klassischen geben will: Bereits aus dieser Zielsetzung geht hervor, daß die Rosesche Untersuchung keinen abschließenden, sondern nur einen fragmentarischen Charakter hat. Aber dies kann nicht als Nachteil gewertet werden, wenn die Vorstudien und Grundthesen so fruchtbares Neuland erschließen, wie es in der vorliegenden Untersuchung der Fall ist.

Auf beschränktem Raume ist es leider nicht möglich, so ausführlich auf die verschiedenen Gedankengänge des Verfassers einzugehen, wie dies in Anbetracht des Wertes der vorliegenden Untersuchung an sich wünschens-

Goethe-Kalender
auf das Jahr 1938
Herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum
Mit 9 seltenen Abbildungen / In Leinen RM 3.50
Die erlesene Jahresgabe des Bücherfreundes mit Beiträgen von
Ernst Wiechert, Rudolf G. Binding
Karl Heinrich Waggerl
Rud. Alexander Schröder u. a.
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung • Leipzig

Digitized by Google

wert wäre. Wir möchten nur bemerken, daß uns besonders die Methodik Roses in ihrer Abkehr vom klassischen Grundbegriff und Hinwendung zum geschichtlichen Begriff, ferner die Abkehr von der Antithese der systematischen Kunstwissenschaft (z. B. Wölfflin) und schließlich die Einbeziehung des Wertproblems als fruchtbar erscheint. Daß der Gegenstand der Untersuchung insofern eingeschränkt ist, als sie sich in der Hauptsache auf die bildende Kunst und Architektur allein bezieht, muß angesichts des Wertes der Roseschen Fragestellung bedauert werden, wenn sich natürlich auch für die Notwendigkeit dieser Beschränkung weise Gründe angeben lassen. Wir glauben jedoch, daß sich die Roseschen Thesen auch auf die anderen Künste anwenden lassen und auch für deren Betrachtung fruchtbar werden können.

Dr. Heinz Horn
Dresden

Hans Rose: Klassik als künstlerische Denkform des Abendlandes. VIII, 167 S. Geb. RM 8.—. München 1937, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

4.

Bettina-Briefe

Der 1907 als Neunzigjähriger in Stralsund verstorbene Begründer des dortigen Museums für Vorpommern und Rügen, der Verwalter der Ratsbibliothek und Greifswalder Ehrendoktor von 1875 kam als 24jähriger Student nach Berlin und wurde 1844 von Bettina von Arnim an eine Arbeit gesetzt, die sehr notwendig, aber damals vielleicht noch gar nicht möglich war: der Studiosus sollte für die seit 1839 von Bettina veranstaltete Gesamtausgabe ihres 1831 verstorbenen Gatten die Neubearbeitung von »Des Knaben Wunderhorn« übernehmen, das ja ohne »historische genaue Untersuchung« zustande gekommen war, die erst 1909 von Karl Bode gründlichst vorgenommen wurde. Baier sollte also den wissenschaftlichen Apparat für die Volkslieder-Sammlung erarbeiten, unter Leitung der Sechzigjährigen, der großen, selbstbewußten und auch selbstsüchtigen Frau. Was daraus an Schwierigkeiten sich ergeben mußte, wie Bettina den nicht etwa bezahlten, höchstens ganz gelegentlich mit einer kleinen Gratifikation bedachten Studenten unsozial und herrisch behandelte, der doch um dieser Arbeit willen sein Studium vernachlässigte, ja zum Pfandleiher gehen mußte, wie Baier zu allen möglichen subalternen Besorgungen ausgenutzt wurde — das ist in seinen Tagebüchern niedergelegt, die mit dem handschriftlichen Nachlaß 1910 die Universitäts-Bibliothek Greifswald aus dem Besitz der Nichte Baiers erwarb und nun durch K. Gassen, dessen philologische Sicherheit wir aus seiner Arbeit über die Chronologie der Novellen Kleists kennen, herausgeben läßt, der die schwer lesbaren Aufzeichnungen Baiers und eine größere Anzahl von Briefen Bettinas an ihn knapp und klar erläutert. Baier selbst hat 1862 in einem Greifswalder Vortrag »Erinnerungen an Bettina von Arnim« dargestellt, die nicht getrübt waren von den unangenehmen Erlebnissen jener Jahre, sondern für Bettina mit Wärme und Begeisterung eintraten. Das Bild Bettinas wird durch diese neue Quelle nicht verändert, aber sie verstärkt Züge in ihrem Wesen auf durchaus interessierende Weise. **Dr. Hans Knudsen**
Berlin-Steglitz

Bettina von Arnim und Rudolf Baier. Unveröffentlichte Briefe und Tagebuchaufzeichnungen herausgegeben von Kurt Gassen. Greifswald 1937. Universitätsverlag L. Bamberg. IV. 98 S. RM 3.60. Aus den Schätzen der Universitätsbibliothek zu Greifswald. 11.

5.

Maxe von Armin

Da hat einmal Bettina von Arnim nach dem Tode ihres Mannes die Kinder vor sein Bild geführt und zu ihnen gesagt: »Da — schaut euch den an. Das ist ein Antlitz! Alle andern haben ja nur Gesichter.«

Dieser Ausspruch ist mir beim Lesen der Lebensgeschichte der Maxe von Arnim immer lebendig geblieben. Ein »Antlitz« schaut aus diesen Blättern, das etwas schwärmerische Antlitz eines Mädchens, dessen Gefühlsleben in der Romantik wurzelt, aber nicht in dem Überschwang, der ihre Mutter beseelte, sondern besinnlich und, wenn man das sagen darf, »preußisch« betont. Sie hält Zucht.

Da ist das Gut Wiepersdorf, in dem sie mit 4 Brüdern und 2 Schwestern aufwächst, da sind die geistreichen Kreise des literarischen Berlins, in denen die Mutter wurzelt, da die Verwandten, die Brentanos in Frankfurt, wo Maxe im Hause des Onkels mit ihrer Schwester fünf Jahre erzogen wird, da ist für das erwachsene Mädchen der preußische Königshof, dessen Prinzen Adalbert und Waldemar für sie schwärmen.

Jahrelang ist Maxe mit dem Grafen v. d. Groeben, dessen adelsstolze Mutter nicht in die Verbindung willigen will, versprochen, bis sie endlich sich aus dieser seelischen Umklammerung löst und als Vierunddreißigjährige den Grafen Oriola heiratet. Nur zehn Jahre einer glücklichen Ehe sind ihr beschieden als Oberstenfrau, als Generalsfrau, die von dem schönen Bonn nach Berlin, nach Coblenz, nach Breslau ohne Murren umzieht. Und dann kommt die lange Witwenzeit von 32 Jahren, in denen die Tochter Bettinas in ihrem »Salon« für das geistige Berlin eine Stätte der von Geist und Kunst belebten Geselligkeit schafft, in denen sich ihr »Antlitz« als das einer gütigen, hilfsbereiten und allem Schönen erschlossenen Frau ausprägt.

Das Lebensbild, das Johannes Werner auf Grund des Briefwechsels, der Tagebücher, der Reisebeschreibungen und der nur für die Familie bestimmten Memoiren der Gräfin gezeichnet hat, vermittelt die Beziehung zu einer Fülle von Persönlichkeiten, die das politische und geistige Deutschland fünfzig Jahre lang bestimmt haben, gesehen mit den Augen einer Frau, die gütig lächelt und auch für schwere Konflikte meistens ein verzeihendes Wort hat.

[1]) Maxe von Arnim. Tochter Bettinas. Gräfin von Oriola. 1813—1894. Ein Lebens- und Zeitbild aus alten Quellen geschöpft von Prof. Dr. Johannes Werner. Mit 34 Bildern. 309 Seiten. Geb. 5.80. Verlegt bei Koehler u. Amelang, Leipzig 1937.

*

Frauenbriefe

Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Am Anfang stehen die sprudelnden, so überaus natürlichen Briefe von Goethes Mutter. »Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist«, schreibt sie an die Frau von Stein. Die Frauen, deren Briefe und Lebenserinnerungen im Auszug auf diesen Anfang folgen, haben die Gnade von Gott, ihr Leben so gelebt zu haben, daß sie den Menschen, mit denen sie verbunden waren, aus der Fülle ihres Frauentums Freude und Hoffnung und Lebensmut spendeten, »die Dämmerung von außen, durch Helligkeit im Innern vertrieben«. Neben so bekannten Frauen wie Karoline von Humboldt, Annette von Droste-Hülshoff, Mathilde Wesendonck, Luise von François, Marie von Ebner-Eschenbach treten andere, die nicht so stark im Brennpunkt des allgemeinen Erinnerns stehen, wie Amalie Dietrich, Therese Stutzer, Charitas Bischoff, Marie Martin, aber gerade diese weniger bekannten Tagebuchblätter und Briefe geben dem Buch seinen besonderen Reiz. Auch die Kämpferinnen im sozialen und politischen Leben kommen zu ihrem Recht: Amalie Sieveking, die in der christlichen Frauenbewegung wirkte, Elise Averdieck, die »Diako-

Wo kaufe ich
meine Weihnachtsbücher?

Seit 200 Jahren bei
GSELLIUS / Gegr. 1737
BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT
Berlin W 8, Mohrenstraße 52, U-Bhf. Stadtmitte
Fernruf: 12 7626
Zweigstelle Roseneck, Grunewald,
Hohenzollerndamm 92 / Fernruf: 893195

A. Asher & Co
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
Inh. Adolf Geipel
Hauptgeschäft: Berlin W 8, Behrenstraße 55/57
Zweiggeschäft: Berlin NW 7, Unter den Linden 42
Fernruf für beide Geschäfte: A 2 Flora 5941/42

Buchhandlung
KARL BUCHHOLZ
Berlin W 8, Leipziger Str. 119/120 zwischen Wilhelm- u. Mauerstr. Tel. 11 56 43
dient Ihnen mit persönlicher Sorgfalt
Besuchen Sie die Weihnachts-Ausstellung
Verlangen Sie kostenlos den Katalog

ARTHUR COLLIGNON
Buchhandlung für Kunst und Wissenschaft
BERLIN NW 7, Prinz Louis Ferdinandstr. 2
(1/2 Minute vom Bahnhof Friedrichstraße)
Geschichte - Politik
Literatur- und Sprachwissenschaft
Schöne Literatur

Dr. Ernst Hauswedell & Co.
Antiquariat / Verlag / Buchhandlung
Angebote, Prospekte und Kataloge versenden wir kostenlos. Ankauf und Versteigerung von Bibliotheken
Hamburg 1 / Mönckebergstr. 21

Digitized by Google

nissinnenmutter«, Franziska Tiburtius, die erste deutsche Ärztin, Frieda Duensing, die Bahnbrecherin für die praktische Jugendfürsorge.

Es ist ein Buch besonders für Frauen, in dem sie täglich lesen können und aus dem sich ein großer Schatz an Lebensweisheit, Lebens- und Menschenliebe und Lebensenergie schöpfen läßt.

G. L.

Von Goethes Mutter zu Cosima Wagner. Zweihundert Jahre deutsches Frauenleben. Herausgegeben von Georg Mollat. Mit 32 Bildnissen. 1936. Geb. RM 4.—. Fr. Frommanns Verlag Stuttgart.

6.

Emilie Fontane

Mehr um des Menschen als um des Dichters willen — wenn eine solche Trennung statthaft ist — haben wir seit langem das Anliegen, Emilie Fontane, die Gefährtin dieses Lebens kennenzulernen. So wird eine Biographie[1]) die im Untertitel unveröffentlichte Briefe von Emilie und Theodor Fontane verspricht, freudig begrüßt werden. Wenn einem Bedauern bei diesem Unternehmen Ausdruck zu geben ist, so dem, daß es nicht möglich war, mehr vollständiges Briefmaterial und weniger Regesten zu geben. Doch wir sind dankbar für das Gebotene. Aus dem Mitgeteilten erwächst uns das Bild einer temperamentvollen, warmherzigen Frau, aufgeschlossen für das Leben, in tätiger Sorge für Familie und Haushalt — und diese Sorgen sind nicht gering gewesen. Darüber hinaus führt sie geschäftliche Verhandlungen, die sie ihrem Gatten weitgehendst abnimmt, sie »transkribiert« seine Manuskripte und findet bei alledem noch Zeit und Freude am geselligen Beisammensein und genießt alle Anregungen, die der Kreis Ihres Mannes und die Großstadt Berlin gewähren können. Daß bei zwei so ausgeprägten Charakteren Mißverständnisse und Zusammenstöße nicht ausbleiben konnten, ist selbstverständlich. Fontanes Neigung, Unangenehmem schweigend aus dem Wege zu gehen, stieß dabei auf Emiliens Hang, Meinungsverschiedenheiten, die auf Wesensunterschieden beruhen, durch Aussprechen und von einem »objektiven« Rechtsstandpunkt aus klären zu wollen. Diese natürlichen Auseinandersetzungen sind — z. T. durch die Veröffentlichung der impulsiven Reaktionen Theodor F.'s — oft mit unnötiger Schwere behandelt worden. Sie sind unwesentlich angesichts dieser Gemeinschaft, die in heiteren und bitteren Worten einfachste herzlichste Verbundenheit zur Voraussetzung hat. Der Verfasser hat das Werden und Wirken Emilie Fontanes liebevoll geschildert. — Ein Überblick über die Bestände des Fontane-Archivs schließt das Buch ab.

I. Pracht

Hermann Fricke. Emilie Fontane. Rathenower Zeitungsruckerei, Rathenow. 150 S. 2 Taf. RM 2.50.

7.

Gerhart Hauptmann: Jugendjahre

Die Lebensgeschichte Gerhart Hauptmanns ist durch eigene Veröffentlichungen und durch Schilderungen seiner Biographen bekannt. Jetzt hat er in geschlossener Darstellung »Das Abenteuer seiner Jugend« beschrieben, die ersten 25 Jahre seines Lebens bis zu dem Zeitpunkt, als er mit einem Drama »Vor-Sonnenaufgang« in die Literatur eintrat.

Gerhart Hauptmann schreibt mit der behaglichen Breite des alten Mannes, der alle Ereignisse seiner Jugend am Ende seines Lebens andächtig betrachtet und dem nichts unwichtig ist. Das geht im ersten Bande, der die Entwicklung des Knaben bis zu seinem Eintritt in die Breslauer Kunstschule schildert, vielleicht etwas zu weit, denn nicht nur die Personen, die für die Entwicklung des Knaben von Bedeutung sind, treten auf, sondern Stadt und Land werden durch all die Figuren belebt, die in seinen Gesichtskreis treten. Auf einen Bissen Brot kommen zehn Bissen Sorge, das empfand der schmächtige Knabe, der zusammen mit seinem Bruder in Breslau die Schule besuchte, schon sehr früh, und all die Ungebundenheit der Jugend konnte diese Sorge nicht bannen.

Der zweite Band, der mit der Hungerzeit auf der Kunstschule beginnt, bekommt ein literarischeres Gesicht. Das reine und ethische Empfinden des jungen Menschen wehrt sich, obwohl sehr viel von Trinkgelagen aller Art die Rede ist, gegen den niedrigen Zynismus mancher Kumpane; die dichterische Begabung meldet sich, wird beachtet und gibt dem Kunstschüler einen festen Kern des Selbstvertrauens, dessen er namentlich auch während seiner Tätigkeit als Landeleve so dringend bedarf. Dann kommt das Glück: die Verlobung, die ihn bald aller inneren Sorgen enthebt, die Möglichkeit seinem Künstlertum zu leben und in seiner großen Reise, die ihn nach Rom führt, die Eindrücke der schönen Welt auf sich wirken zu lassen. Die Beschreibung dieser Reise ist der wertvollste Teil des Buches; der Dichter braucht sich nicht in die Seele des unfertigen Knaben zurückzuversetzen, braucht nicht Kämpfe des Jünglings in wägende Worte zu fassen, sondern hier sind, da auf jener Reise sein Künstlertum zur ersten Entfaltung kommt, die Erinnerungen von leuchtenden Farben belebt, und der Strom der Schaffensfreude und des Schaffenswillens geht von hier an ungebrochen bis in das Alter.

Viel Krankheit beschattet die Tage in Rom, die junge Ehe in der Nähe von Berlin, aber die Gestalten, die dichterisch geschaut und dann geformt werden, setzen sich durch.

G. L.

Das Abenteuer meiner Jugend von Gerhart Hauptmann. S. Fischer Verlag Berlin 1937. 2 Bände. Geb. RM 12.—.

8.

Rilkes Briefe 1914-1921

In der Reihe der Rilke-Briefe ist jetzt durch die Veröffentlichung der Briefe aus den Jahren 1914—1921 eine Lücke geschlossen, die man schmerzlich empfand. Was uns durch diesen Band gegeben wurde, ist nicht nur ein Beitrag zur Kenntnis des Dichters Rainer Maria Rilke, und durch ein Eingehen auf Einzelheiten, ein An-das-Licht-heben menschlicher und künstlerischer Entwicklung als Vorbereitung seiner späten Schaffensperiode — die Jahre bedeuten ja eine Pause der schöpferischen Tätigkeit — soll dieser Hinweis nicht eingeschränkt werden. Denn zunächst und vor allem sind es Briefe eines Menschen, der, in den Wurzeln seines Seins, seiner seelischen und geistigen Existenz erschüttert, Krieg und Revolution erleidet, der Jahre der Erstarrung überdauert in dem Glauben an einen neuen Anfang: »Ich habe mich alle die Jahre nicht gefragt (es wäre unvorsichtig gewesen es zu tun), wie sehr ich noch bei aller Trübsal, Wirrnis und Entstellung der Welt an die großen, an die vollkommenen, weithin unerschöpflichen Möglichkeiten des Lebens glaube ... Und da bekenne ich denn, ..., daß ich das Leben für ein Ding von der unantastbarsten Köstlichkeit halte, und daß die Verknotung so vieler Verhängnisse und Entsetzlichkeiten, die Preisgebung so zahlloser Schicksale, alles, was uns diese letzten Jahre zu einem immer noch zunehmenden Schrecken unüberwindlich angewachsen ist: mich nicht irre machen kann an der Fülle und Güte und Zugeneigtheit des Daseins.«

Den Briefen des Dichters ist der Zugang zu allen Rilke-Freunden gewiß, möge darüber hinaus dieser Hinweis helfen, den »Briefen von 1914—1921« den Weg zu bereiten.

I. Pracht

Rainer Maria Rilke: Briefe aus den Jahren 1914—1921. Hrsg. v. Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Insel-Verlag, Leipzig, 421 S. RM. 7.—.

9.

Balladenbuch

Der Herausgeber eines Buches, das zum ersten Male vor 30 Jahren erschien, hat es nicht ganz leicht. Er soll den durch so viele Jahre bewährten Wert des Werkes wahren, aber doch auch neu gestalten und formen und sich dem Bedürfnis unserer Tage anpassen. Dr. Hans Böhm hat bei der Erneuerung des Balladenbuches von Ferdinand Avenarius diese Treue gegen den altbewährten Inhalt und diese Aufgeschlossenheit für die Wandlung der Einstellung in jeder Beziehung gewahrt. Er teilt das Buch in 8 Abschnitte: Natur; Mythen und Mären; Schicksal; Schuld und Sühne; Liebe; Heldentum; Deutschland; Das Heilige; — und er gewinnt dadurch einen festen, künstlerischen Rahmen; er berücksichtigt sehr stark das Volkslied, Balladen des Auslanddeutschtums und auch Stücke, die im Weltkrieg entstanden sind. Der Bilderschmuck, der sich auf die größten deutschen Künstler: Dürer, Holbein, Menzel, Rethel, Ludwig Richter, Schwind, Slevogt usw. stützt, gibt dem Band ein sehr lebendiges, vertrautes Gesicht und macht es zu einem Haus- und Volksbuch. Das 200000. Exemplar wird bald in die Welt gehen.

G. L.

Ferdinand Avenarius, Balladenbuch, erneuert von Hans Böhm. Mit vielen Zeichnungen deutscher Meister. 380 S. Georg W. Callwey, München 1937. RM 6.—.

ROMAN IN DER EHE

3 Auflagen in 3 Monaten

von Angelo Gatti

»Der Roman, von den Erfahrungen eines großen und reichen Herzens genährt, steigt zum Rang einer wahren Dichtung« (Deutsche Allgem. Zeitg.). »Ein beglückender Eheroman« (Neue Zürcher Zeitg.). »Manzoni hat den Roman der Verlobten, Gatti den Roman der Verheirateten geschrieben« (La Grande Revue, Paris). »Ein Roman mehrerer Welten« (Atlantica, New York).

In Leinen RM 4.60

BENZIGER VERLAG · EINSIEDELN KÖLN

HERMANN STRESAU

Joseph Conrad

DER TRAGIKER DES WESTENS

200 Seiten. In Leinen geb. RM 5.50

Wer Conrad noch nicht kennt, dem mag dieses Buch als Wegweiser in ein von Farben, Geschehnissen und Erschütterungen reiches Lebenswerk dienen. Wer Conrad kennt, dem zeigt es die innere Verbundenheit und Notwendigkeit seiner dichterischen Gestalten und ihres Verhaltens.

VERLAG DIE RUNDE / BERLIN

Digitized by Google

10.

Deutsche Barocklyrik

Seit einigen Jahren erscheint, in der letzten Zeit von maßgeblichen Stellen besonders gefördert und in der Fortführung beschleunigt, die große Textsammlung »Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen« von zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben im Verlag Reclam in Leipzig, ein nach Ausmaßen wie Inhalten gleich monumentales Unternehmen, das die Schätze der deutschen Literatur von ihren Anfängen an in einer umfassenden Sichtung und Auswahl zu bergen sucht, ähnlich wie — der Vergleich drängt sich auf — vor rund einem halben Jahrhundert Kürschners Deutsche National-Litteratur (1882—1898). Die Gliederung hält sich im großen und ganzen an die hergebrachte Epocheneinteilung, erweitert um mehrere Textreihen in der Form von Längsschnitten durch größere oder kleinere Teile des Gesamtzeitraums (z. B. Politische Dichtung, Westöstliche Strömungen), bei denen der Begriff der Literatur auch schon weiter, über das rein dichterische Maß hinaus, gefaßt ist (z. B. Deutsche Selbstzeugnisse, Nationalpolitische Prosa). Von den 27 Bänden, die für den wiederum vierfach unterteilten Zeit- und Stilbezirk des Barocks vorgesehen sind, liegen die 6 Bände des »Barockdramas«, hrsg. von W. Flemming, Rostock, bereits seit Jahren (1930) abgeschlossen vor. Der »Barockroman« (10 Bde.) des gleichen Herausgebers ist mit Spannung zu erwarten. Die Bände, die die österreichisch-bayrische Barocktradition berücksichtigen, sind in langsamem Erscheinen begriffen. Inzwischen aber treten jetzt, innerhalb desselben Jahres, die 3 Bände der »Barocklyrik«, hrg. von H. Cysarz, Prag, ans Licht, nach der Vorbereitung durch das Buch des Herausgebers »Deutsches Barock in der Lyrik« (Leipzig 1936, vgl. GA. 3. Jg., Nr. 23), das die Einleitung zu den Texten bereits mitenthielt.

Die zeitliche Spannweite der Auswahl ist so groß wie möglich gehalten, sie reicht von dem Auftakt der Renaissancelieder Schallenbergs, Regnarts, Scheins bis zum letzten Ausgang der Barocklyrik in den Hofdichtern Canitz, Besser, König, bis Haller und Brockes, bis zu letzten Nachklängen in Leibniz und Gottsched. Sie ist, wie gebräuchlich, chronologisch und stammes- oder schulenmäßig gegliedert und hierbei zu Gruppen unter Sachüberschriften von der auffallenden Prägnanz Cysarz'scher Sprache, in der auch die schon bekannte Einleitung zum ersten Bande leuchtet, zusammengefaßt. Das Prinzip ist durchbrochen durch die Herausnahme der geistlichen Dichter, die wieder unter sich sachlich getrennt sind. Das hat jedoch, bei aller Berechtigung, seine Nachteile: So erscheint Czepko an zwei Stellen, im 1. und 3. Bande (ohne gegenseitige Hinweise). Hier wäre ein Gesamtregister der Namen über alle drei Bände, das man ungern vermißt, von besonderem Nutzen gewesen. Reichtum und Eigenart der Auswahl, die Cysarz bietet, zeigt am besten ein Vergleich mit den älteren Sammlungen von Goedeke-Tittmann und den betreffenden Bänden der Deutschen National-Litteratur. Dort stehen die großen Namen Opitz, Fleming, Gryphius usw. im Mittelpunkt, hier überwiegen fast die kleineren. Die Größen des 17. Jahrhunderts sind natürlich gebührend vertreten, der Gesamteindruck der Zeit ist aber durch zahlreiche unbekannte oder verschollene Dichtererscheinungen ergänzt und erweitert. Es ist bei diesen Gesichtspunkten verständlich, daß der Leser auch durch manche interessanten Wertungen überrascht wird, wie die Einordnung der Catharina von Greiffenberg neben Gryphius und Grimmelshausen (in der Gruppe »Drei Meister«). Die Berücksichtigung der Forschung ist von Anfang an bemerkbar (G. Müllers Liedgeschichte, Nadler usw.), darüber hinaus aber will die Auswahl, wie im Vorwort gesagt ist, auch selbst neue Antriebe bieten, ebenso zu weiteren Entdeckungen auf dem immer noch reichen Boden des Barockzeitalters wie auch zur endlichen Schaffung von Gesamtausgaben der schon längst gewürdigten Dichter. Der Vorbereitung solcher Editionsarbeit sollen auch die einzelnen Varianten dienen, die an zahlreichen Stellen hinzugefügt sind. Die Textbehandlung selbst ist so gehandhabt, daß ein möglichst reiner Eindruck des barocken Sprachbildes und -klanges, auch im orthographischen Äußeren, gewahrt bleibt, und zwar sind die Texte in der Regel nach den besten Urausgaben, nur in einzelnen Fällen nach kritischen Neudrucken (und, nach Stichproben zu urteilen, sorgfältig und zuverlässig) abgedruckt. Die Cysarzsche Ausgabe ist ganz dazu angetan, auf lange Zeit das grundlegende Text-Buch der deutschen Barocklyrik zu bleiben, als dankbar zu benutzendes Handbuch auch für die, die an die Quellen selbst zu gehen gewohnt oder genötigt sind; wer aber dem Barockzeitalter noch ferner steht, findet gerade für das am leichtesten einführende Gebiet der lyrischen Dichtung in dieser Auswahl den besten Wegweiser, so daß den drei Bänden auch eine breitere Wirkung ebenso zu wünschen wie schon jetzt zu prophezeien ist.

Dr. W. Baumgart
Berlin

Deutsche Literatur, Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Reihe Barock: Barocklyrik. Hrg. v. Herbert Cysarz (1. Bd. Vor- und Frühbarock, 2. Bd. Hoch- und Spätbarock, 3. Bd. Schwund- und Kirchenbarock). Leipzig (Philipp Reclam) 1937. Jeder Band geh. RM. 7.50, Leinen 9.—.

Gerrit Engelke
Vermächtnis
Aus dem Nachlaß
Herausgegeben von Jakob Kneip
400 Seiten mit einem Bild und zwei Brief-Faksimiles. Geheftet 4.80 RM, Leinen 6.50 RM

Die Kunde vom Waffenstillstand klang schon, wie sein letzter Feldbrief besagt, in den Unterstand, — da ist Gerrit Engelke nach fast vierjährigem Kampf an der Westfront vor Cambrai gefallen. Richard Dehmel hatte als erster den Dichter in Engelke erkannt, die Werkleute auf Haus Nyland hatten seine ersten Verse veröffentlicht. Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien, von seinem Freund Jakob Kneip besorgt, nach dem Kriege unter dem Titel »Rhythmus des neuen Europa«. Der größte Teil des Nachlasses aber schien verloren. Er wurde erst vor kurzem wiederentdeckt. Schon der eine Gedichtband hatte vor allem bei der Jugend des In- und Auslandes starken Widerhall gefunden. Dieser umfangreiche Nachlaßband aber, der neben vielen neuen Gedichten, den Briefen an die Freunde, den Kriegsaufzeichnungen und Prosadichtungen auch die berühmten

„Briefe der Liebe"

enthält, wird erst das endgültige Bild des großen Dichters und Menschen geben, der als einer der besten jungen Kämpfer fiel und von dem Heinrich Lersch bekannte, daß er sich in Bewunderung und Ehrfurcht vor ihm beuge.

Paul List Verlag Leipzig

11.

Der neue Büchmann

Es ist die achtundzwanzigste Auflage dieses Buches, die in diesem Jahre erschienen ist: die achtundzwanzigste. Das sagt genug. Das Schiff segelt also immer noch mit geblähten Segeln vor dem Wind, es wird ständig überholt, aufgefrischt, mit neuer Ladung versehen und von Ballast befreit, der veraltet ist. Wie schnell in einer Zeit politischer Hochspannung neue »geflügelte Worte« lebendig werden, das zeigen die letzten Seiten des Buches, die die Schlagworte enthalten, »die der nationalsozialistischen Bewegung, ihrem Kampf um die Macht und ihrer Arbeit um den Neubau des Reiches ihre Entstehung verdanken«.

Der Büchmann enthält ja nur Worte, deren Herkunft literarisch nachgewiesen oder wahrscheinlich gemacht werden kann. Der Verlag kündigt aber einen neuen Band an, der volkstümliche Redewendungen enthalten soll, deren Ursprung nicht genau bestimmt werden kann. Das wird ein interessantes Buch werden. Glück auf! **G. L.**

Büchmann, Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes. 28. Auflage, neubearbeitet von Günther Haupt und Werner Rust. XX, 788 Seiten. Berlin 1936. Verlag der Haude Spenerschen Buchhandlung Max Paschke. RM 14.50.

12.

Handbuch der Weltliteratur

Am 5. Februar 1936 wurde in dieser Zeitschrift die erste Lieferung des neuen »Handbuchs der Weltliteratur« von H. W. Eppelsheimer angezeigt; heute liegt mit der siebenten Lieferung das stattliche Werk abgeschlossen vor. Mit weiser Bescheidung ist die Darstellung nur bis zur Jahrhundertwende fortgeführt, die Entscheidung, was an Schrifttum unserer Tage der Weltliteratur zuzurechnen sei, einem späteren Jahrzehnt überlassend. Von der Anlage des Werks und seiner Absicht habe ich in der ersten Anzeige gesprochen; heute bleibt besonders hervorzuheben, daß es dem Verfasser gelungen ist, den überwiegend bibliographischen — und damit spröden — Stoff zu einer überzeugenden Zusammenschau des Literaturablaufs aller Kulturvölker zu formen. Diese geistesgeschichtliche Leistung ist dadurch ermöglicht worden, daß der Verf. »überzeugt von der weltanschaulichen Gebundenheit alles Kulturschaffens« die gesamte Breite geistigen Lebens einer Zeit berücksichtigt hat. Dem Leser werden zur Kennzeichnung einer Epoche oder Persönlichkeit nicht ein paar Schlagworte im Telegrammstil vorgesetzt, sondern jeweils wird in einigen sehr überlegten, treffsicheren Sätzen die Signatur einer Zeitströmung oder die Wesenszeichnung einer literarischen Erscheinung geboten; in diesem Ineinander von Bibliographie und Deutung liegt der eigentümliche Wert dieses Werkes. Zwei nützliche Anhänge bringen Büchernach-

HANS ROSE
KLASSIK
als künstlerische Denkform des Abendlandes
167 S. Mit 16 Bildtaf. Geh. M. 6.—, Leinen M. 8.—
Soeben erschienen!

Das Buch von Professor Rose, das neuere Kunstgeschichte und Archäologie gleichermaßen heranzieht, beantwortet in grundlegenden Untersuchungen die Frage »Was ist Klassik?« und »Wie ist Klassik heute möglich?«. Es dient also einem lebendigen Zweck: der Klärung unseres gegenwärtigen Kunstwollens!

VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

Aufsätze zur Geschichte der Antike und des Christentums
160 Seiten. Kartoniert RM. 5.—

Aus dem Inhalt: Prof. Altheim, »Geschichte als Universalgeschichte«; Prof. Kerényi, Budapest, »Pythagoras und Orpheus«; Herbert Rüssel, »Die providentielle Bedeutung der griechischen Philosophie im Lichte des Christentums«; W. Iwanow, »Vergil«; Prof. W. Üxküll-Gyllenband, »Römertum und Latinität«; Prof. Vignaux, Paris, »Der Einfluß der Antike auf die mittelalterliche Philosophie«; Karl Schmid, »Dante und Pierre Dubois«.

VERLAG DIE RUNDE/BERLIN

Digitized by Google

weise für die Literaturen einzelner Völker und Völkergruppen und für die verschiedenen literarischen Formen, Gattungen und Stoffkreise.

Mit diesem Handbuch haben wir ein in der gleichen Art nicht mehr vorhandenes Quellenwerk erhalten, das in einem buch- und satztechnisch vorbildlich gestalteten Band dem Befrager eine ganze Bibliothek von Bibliographien ersetzt und als zuverlässiger, besonnen urteilender Führer auf dem Schreibtisch jedes Literaturfreundes heimisch werden sollte. **Dr. W. Gebhardt**

Hanns W. Eppelsheimer, Handbuch der Weltliteratur von den Anfängen bis zum Weltkrieg. Ein Nachschlagewerk. XIV, 647 S. Frankfurt: Vittorio Klostermann 1937. Lwd. RM 31.50.

13.

Lateinische Gedichte

Im vergangenen Jahre wurden hier die »Griechischen Gedichte« angezeigt, die Horst Rüdiger bei Heimeran herausgegeben hat. Jetzt folgt die Ergänzung »Lateinische Gedichte« von demselben Herausgeber im gleichen Verlage, in derselben glücklichen Art der Auswahl und des Aufbaus. Die Gedichte umfassen den Zeitraum vom Ursprung lateinischer Lyrik bis zum politischen Untergang des Römertums, und unter den Übersetzern kommen die bekanntesten deutschen Dichter, beginnend mit einer mittelhochdeutschen Übersetzung, bis zur Gegenwart zu Wort.

Ich kann nicht finden, daß, wie der Herausgeber meint, lateinische Lyrik dem deutschen Empfinden ferner liege als griechische. Man kann hier nicht verallgemeinern, denn besonders die scharfgeschliffene lateinische Satire wird auch in unseren Tagen viele Freunde finden. Bei »Heimeran« in München: der Name hat sich in kurzer Zeit durchgesetzt und allen Freunden antiker Kunst schon so manche wertvolle Gabe geschenkt. **G. L.**

Horst Rüdiger, Lateinische Gedichte, im Urtext mit den schönsten Übertragungen deutscher Dichter. 340 S. Geb. RM 5.50. Ernst Heimeran Verlag, München.

14.

Dantes Göttliche Komödie

Im Insel-Verlag erschien eine neue Übertragung der Göttlichen Komödie. Was der Übersetzer, Friedrich Freiherr von Falkenhausen, anstrebte, »eine Nachbildung, die, bei strenger Treue gegen den Gedankengehalt des Urbildes, auch seine Form, seinen Stil, seine dichterische Wirkung wiedergibt« — uns scheint es glücklich gelungen. Eine Einführung gibt den Ideengehalt kurz wieder; ausführliche Erläuterungen an Hand von Inhaltsangaben der einzelnen Gesänge, führen — ohne in die Auslegungsstreitigkeiten einzugreifen — in das Verständnis der Dichtung ein. **I. P.**

Dante: Die Göttliche Komödie, Deutsch von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. Insel Verlag, Leipzig. 733 S. RM 7.50.

15.

La Rochefoucauld

La Rochefoucauld schrieb seine Maximen, als er 52 Jahre alt war, als die »Leidenschaften und Eigensüchte« seines sich in den Kämpfen gegen das französische Königtum erschöpfenden Lebens hinter ihm lagen. In den Salons, in denen das geistige Leben sich wieder zu sammeln beginnt, sind diese Sprüche der Lebensweisheit und der Lebensverachtung entstanden, erörtert und zu ihrer harten Form geschliffen worden. Sie werden mit dem Motto eingeleitet: »Unsere Tugenden sind meist nur verkappte Laster.«

Im Laufe von ein paar Jahrhunderten haben diese Sprüche ihre Wirkung auf nachdenkliche Menschen bewährt; sie werden sie auch in der vollendeten Übersetzung von Ernst Hardt, die zuerst im Jahre 1906 veröffentlicht wurde und an deren sprachlichem Ausdruck er immer wieder gefeilt hat, behalten.

Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld. Übersetzt von Ernst Hardt. Geb. RM 3.20. Verlag von R. Oldenbourg, München. 1937.

*

Balzac

Von der Ausgabe der Werke Honoré de Balzacs, die zu dem billigen Preise von M. 2,— für den gebundenen Band im Verlage Ernst Rowohlt herausgebracht wird, liegen bis jetzt 12 Bände vor. Es ist mir beim Lesen dieser Bände merkwürdig gegangen: Ich nahm einen Band zur Hand und legte ihn wieder weg. Nein, das kann man nicht mehr lesen: diese geschwollene Sprache und diese auf die Spitze getriebene Gefühlsseligkeit. Aber man liest sich wieder ein, und da ist es doch eben wieder: Balzac. **G. L.**

16.

Morgenländische Spruchweisheit

Die Auswahl arabischer Sprichwörter und Rätsel, die Enno Littmann unter dem Titel »Morgenländische Spruchweisheit« zusammengestellt hat, wendet sich unter Verzicht auf alles gelehrte Beiwerk an ein größeres Publikum, dem die bilderreiche Gedankenwelt des Orients in möglichst wort- und formgetreuer Übersetzung nahe gebracht werden soll. Die Sammlung umfaßt lebendiges Volksgut und beschränkt sich auf die bei den Arabern Kairos landläufigen Sprichwörter und Rätsel. Charakteristisch für sie ist in formaler Hinsicht das Überwiegen des Reimes; im Gedanklichen tritt ein gewisser Pessimismus hervor, der die Schwächen des menschlichen Charakters schärfer sieht als die guten Seiten und sie entsprechend geißelt, ohne diese hintenanzusetzen. **N-dt**

Enno Littmann, Morgenländische Spruchweisheit. Verlag I. C. Hinrichs, Leipzig 1937. RM 3.—.

Oswald Spengler

Die »Reden und Aufsätze« Oswald Spenglers lassen den Leser noch einmal aller Vorzüge und Eigenarten bewußt werden, durch die dieser elementare Denker bedeutsam ist und die wir an ihm schätzen. Wieder zwingt die klare, meisterhaft geformte und dabei doch wieder künstlerisch-suggestive Sprache in ihren Bann, und noch einmal überrascht die Vielseitigkeit und Einfühlungskraft des Philosophen in den Geist der verschiedensten geschichtlichen Epochen. Weil in die vorliegende Sammlung manches kurze Gelegenheitswerk aufgenommen ist, so ist sie nicht so einheitlich wie die sonstigen Werke Spenglers; aber gerade so treten die mannigfachen Interessengebiete des Denkers noch einmal klar vor Augen.

Der Hauptwert des vorliegenden Buches liegt außer in der Dissertation über Heraklit und der aus dem Jahre 1921 stammenden Rechtfertigungsschrift »Pessimismus«, sowie der erstmals veröffentlichten Rede »Nietzsche und sein Jahrhundert« vor allem in der umfangreichen Abhandlung »Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends«, die das Fragment einer auf ungeheure Ausmaße berechneten »Geschichte des Menschen von seinem Ursprung an« bildet und deren Fortführung der Tod Spenglers vereitelte. Dies ist deshalb besonders zu bedauern, weil auch dieses Werk, wie sich aus dem vorliegenden Fragment ergibt, zahlreiche neue Perspektiven eröffnet und wertvolle Anregung und Kritik enthalten hätte.

Noch eins: Es war dem guten Kenner Spenglers nie verborgen geblieben, daß in dem scharfsinnigen Denker auch ein heimlicher Dichter steckte. Durch die dieser Sammlung beigegebene kurze novellistische Skizze »Der Sieger« (1910) wird diese Vermutung nachdrücklich bestätigt. Sie behandelt das Schicksal eines japanischen Soldaten in der Schlacht von Liaoyang gegen die Russen. Wenn der Verfasser einmal — um nur zwei kleine, regellos ausgewählte Bruckstücke zu geben — von den »brüllenden, rauchumwogten Geschützen« spricht, »in denen sich der russische Zorn gesammelt hatte«, oder einen Satz schreibt wie den: »Eine blinde Hand besäte die Ebene mit Hügeln regungsloser oder zuckender Körper«, so zeigt allein die Bildgewalt dieser Sätze, wieviel bestes Dichtertum in Spengler schlummerte.

Dem Verlag gebührt Dank, durch diese Sammlung zahlreicher verstreuter und zum Teil noch unbekannter Arbeiten Spenglers dessen äußeres Gesamtwerk abgerundet und vervollständigt zu haben.

Dr. Heinz Horn
Dresden

Oswald Spengler: Reden und Aufsätze. IX, 293 Seiten. Geb. RM 6.—. München 1937. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein neues Buch des berühmten spanischen Philosophen

JOSÉ ORTEGA Y GASSET

Stern und Unstern

Gedanken über Spaniens Landschaft und Geschichte

Inhalt:

Von Madrid nach Asturien oder zwei Landschaften
Theorie Andalusiens · Aufbau und Zerfall einer Nation
Meditation im Eskorial · Tagebuch einer Sommerfahrt

In Leinen RM 5.25

Diese fünf Aufsätze aus den Jahres 1915 bis 1932 beleuchten und erhellen das spanische Problem in weltpolitischer Betrachtung besser, als alle nur aktuellen Bücher es vermögen. Man muß weit nicht nur im Raume umher, sondern auch in der Zeit zurückgehen, um ähnlichen Stilzauber, ähnlich überwältigende große Logik und ähnlich pralle Fülle genauesten und doch gelockerten Wissens wiederzufinden.

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart-Berlin

Weltgeschehen und Welterkenntnis

Von HANS A. LINDEMANN

421 Seiten. 8°, kart. RM 17.50, in Leinen RM 19.—

Die Grundlegung einer Weltphilosophie! Im Gegensatz zum Relativismus der letzten Jahrzehnte kommt hier auf allen Gebieten der Erkenntnis zum ersten Male die große Einheit der Forschung und der Rhythmus des Weltgeschehens in seiner Grundstruktur geschlossen zur Darstellung. Obwohl das Buch hochgespannten Ansprüchen auf wissenschaftliche Exaktheit genügt, ist es auch dem gebildeten Laien durchaus verständlich; denn es ist erlebt, ist im Laufe eines Lebens nicht erklügelt, sondern natürlich zu einem Ganzen zusammengewachsen und offenbart den Spannungsreichtum unserer modernen Welt. Zur Werbung: Prospekt.

Verlag Rudolf M. Rohrer · Baden b. Wien / Leipzig

Auslieferung für Deutschland: Carl Fr. Fleischer, Leipzig; für Österreich: Ed. Hölzel, Wien IV.

Digitized by Google

FRIEDRICH BEISSNER, Gießen

Hölderlin und die neuere deutsche Dichtung

George, Rilke, Weinheber

1.

»Sein Einfluß auf mich ist groß und großmütig, wie nur der des Reichsten und innerlich Mächtigsten es sein kann.« So bekennt Rilke am 24. Juli 1914 in einem Brief an Norbert von Hellingrath, den Erneuerer und ersten Deuter der hohen Dichtung Hölderlins, und gibt damit wohl das früheste ausdrückliche Zeugnis für eine Anteilnahme, die seither auch bei andern Dichtern fortgewirkt hat.

Die begeisterte Zustimmung, die Hölderlins Werk bei vereinzelten Zeitgenossen hervorrief — »eine Erscheinung ist er in meinen Sinnen, und in mein Denken strömt es Licht«, schrieb Bettine — die Ansätze zu einem tieferen Verständnis auch bei ihrem Bruder Clemens Brentano und ihrem Gatten Achim von Arnim oder bei Görres: sie bedeuten nichts gegen ein jahrhundertlanges Mißverstehen, das sich alsbald beinahe tödlich über des Dichters Wort legte — es war untergegangen, noch ehe es eigentlich vernommen worden war.

Hellingrath ebnete mit seiner Schrift über Hölderlins Pindarübersetzungen und dann mit seiner Hölderlinausgabe[1]) die Wege zum Verständnis einer Dichtart, die der herkömmlichen Auffassung vom Wesen der Dichtkunst unzugänglich gewesen war. Damit hatte sich das Bild des in Griechenheimweh verlorenen und nur in rückwärtiger Sehnsucht sich fruchtlos vertrauernden Sängers auf einmal gewandelt: Hölderlin, der Dichter der großen, nun erst wahrhaft verstandenen oder wenigstens erahnten vaterländischen Gesänge, war nach Georges Wort »der Eckstein der nächsten deutschen Zukunft und der Rufer des neuen Gottes« geworden.

Diese neue Wertung wirkte sich nicht nur in der dann aufblühenden Hölderlin-Forschung aus, sondern auch im lebendigen Kunstschaffen. Gewißlich gab und gibt es hier wie dort Mitläufer, hohle Enthusiasten, die nur die Mode mitmachen. Den echten »großen und großmütigen Einfluß« aber, den jedes von einem Großen errichtete Zukunftsbild üben muß, erfahren nur, die zum Werke berufen sind — und nicht die haben ihn immer am tiefsten erfahren, die am täuschendsten die Hölderlin-Weis nachzuklimpern vermögen. »Nicht daß seine dunklen und gesprengten Silbenmaße ein Muster werden für suchende Versschüler . . denn es gilt Höheres« (George). Nun braucht nicht jeder Anklang und Widerhall, der in der Dichtung seit 1914 an Hölderlin gemahnt — und solcher Anklänge sind viele —, gleich eine leere Nachahmung zu bedeuten. Noch schwerer zu entscheiden ist, ob eine Hölderlinische Sprachbewegung etwa als eine echte Äußerung jenes »Höheren, das es gilt«, zu werten sei. Erst eine spätere Zeit wird aus dem Abstand darüber urteilen dürfen. Es wird also in diesen Zeilen nicht die lückenlose »Ahnenreihe« aufgestellt werden können, deren Stifter, wiederum nach Georges Worten, Hölderlin ist. Wahrscheinlich umfaßt diese Reihe bis jetzt nur wenige Glieder, so daß der eine oder andere, der in der Blickhöhe der Mitlebenden eine sichere Anwartschaft darauf zu besitzen scheint, künftig ausscheiden muß. Es soll deshalb hier nicht davon die Rede sein, welcher Art der Einfluß sei, den Hölderlin etwa auf so verschiedene Geister wie R. A. Schröder oder G. von Le Fort, auf L. F. Barthel oder G. F. Jünger geübt hat. Ein solches Unternehmen bärge zuviel Fehlerquellen, und es empfiehlt sich eine Beschränkung auf George und Rilke, zu deren Werk sich schon ein gewisser Abstand hergestellt hat; und für die Lebenden mag derjenige stehen, für den Hölderlins Dichtung nach seinem eigenen Bekenntnis wie auch nach der allgemeinen Auffassung von höchster Bedeutung ist: Josef Weinheber.

2.

Hellingrath hätte das Wesen des »Seher-Dichters«, wie Gundolf ihn nennt, nicht so klar und rein auffassen können, hätte er nicht eine lebendige Anschauung davon in sich getragen: Georges dichterische Haltung in einer Zeit der zerfließenden Form und des entartenden Geistes. George selbst aber kannte Hölderlin in seiner wahren Bedeutung noch nicht: vielmehr lernte er ihn erst kennen durch Hellingraths Entdeckung. Er war für ihn eine Bestätigung seiner selbst. Seine Zustimmung äußerte sich zunächst ähnlich wie bei Rilke (freilich nicht so rückhaltlos auf das eigene Wesen und Schicksal bezogen) in einem Huldigungsgedicht, das unter der Überschrift »Hyperion« im Spätherbst 1914 in den »Blättern für die Kunst« erschien. Die »Lobrede« auf Hölderlin jedoch, deren wichtigste Sätze schon angeführt sind, stand erst (1919) in der letzten Folge der »Blätter für die Kunst«. Die beiden andern Ahnen seines Dichtertums, Goethe und Jean Paul, hatte George längst als solche erkannt. Die 23 Jahre vorher (1896) veröffentlichte Lobrede auf Jean Paul schloß mit den Worten: »Wenn Du, höchster Goethe, mit Deiner marmornen Hand und Deinem sicheren Schritt unsrer Sprache die edelste Bauart hinterlassen hast, so hat Jean Paul, der Suchende, der Sehnende, ihr gewiß die glühendsten Farben gegeben und die tiefsten Klänge«. Diesen beiden wird nun Hölderlin beigesellt: »Uns heißt es ein greifbares Wunder, wenn, durch Menschenalter nicht beachtet oder nur als zarter Erträumer von Vergangenheiten, plötzlich der große Seher für sein Volk ins Licht tritt«.

Wo spielt was?

Deutsches Land in deutscher Erzählung

Ein literarisches Ortslexikon von Arthur Luther

2., vollständig umgearbeitete und ergänzte Auflage. Großoktavband in Ganzleinen. XII, 431 Seiten. Preis RM 12.—

Dieses Werk antwortet auf folgende Fragen:

1. **Gibt es einen Roman, eine Novelle, eine Skizze, die an einem mir bekannten Ort oder in einer bestimmten Landschaft spielt?**
2. **Wo spielen die Romane eines mir bekannten Verfassers?**

Das Lexikon umfaßt im Alphabet der Orte etwa 15000 Titel, beginnend mit der Romantik, endend 1936. Verzeichnet sind 2070 Orte und 220 Landschaften. Luthers Werk ist die erste und einzige Bibliographie des deutschen Landschaftsromans, ein »Wo ist's?« der deutschen erzählenden Literatur. Die deutsche Heimatdichtung wird mit Hilfe dieses Werkes erschlossen, dem deutschen Literaturhistoriker ein gewaltiges Material erstmalig zur Verfügung gestellt.

Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig

»Wozu Dichter in dürftiger Zeit?« — diese Frage nach Sinn und Ziel seines eigensten Daseins beantwortet Hölderlin in den großen Gesängen, die immer wieder vom »Dichterberuf« künden:

Nicht, was wohl sonst des Menschen Geschick und Sorg'
Im Haus und unter offenem Himmel ist,
Wenn edler, denn das Wild, der Mann sich
Wehret und nährt! denn es gilt ein anders,
Zu Sorg' und Dienst den Dichtenden anvertraut!
Der Höchste, der ists, dem wir geeignet sind,
Daß näher, immerneu besungen
Ihn die befreundete Brust vernehme.

Dieses andere, Höhere, das es gilt, versteht Hölderlin als ein verantwortungsvolles Mittleramt zwischen göttlichem und menschlichem Bezirk, zwischen Überlieferung des Vergangnen und Hoffnung des Künftigen, deutend und verkündend, als ein Bewahren göttlichen Geistes in Zeiten der Nacht, in denen die Gabe zum Opfermahl bereitet und das Feld erzogen werden muß für den neuen Göttertag, bis dann das heilige Herz der Völker, das Vaterland, im Anschaun der wiedergekommenen Götter vereint, sein Delos und sein Olympia feiert und Germania Priesterin ist und wehrlos Rat gibt rings den Königen und den Völkern — es kann hier nicht versucht werden, den ganzen Reichtum der Hölderlinischen Hoffnung auf ein neues Reich Gottes, das ein Reich der Deutschen sein wird, in zusammengerafften Einzelworten zu erschöpfen: nur hinweisen sollen diese Worte auf das, was in Georges Versen, die den Beruf des »Dichters in Zeiten der Wirren« umreißen, aus Hölderlins Verheißung herüberklingt:

Der Sänger aber sorgt in Trauerläuften,
Daß nicht das Mark verfault, der Keim erstickt.
Er schürt die heilige Glut, die überspringt
Und sich die Leiber formt, er holt aus Büchern
Der Ahnen die Verheißung, die nicht trügt,
Daß, die erkoren sind zum höchsten Ziel,
Zuerst durch tiefste Öden ziehn, daß einst
Des Erdteils Herz die Welt erretten soll . .
(Das Neue Reich, S. 38)

Ist in diesen Versen Hölderlins Gedanke vom Dichterberuf rein erfaßt, in seiner ganzen Herrlichkeit und Schwere, so verrät die erste dichterische Äußerung zu dem »greifbaren Wunder« der Wiederentdeckung Hölderlins ein nicht ebenso tiefes Verständnis. Das dreiteilige Gedicht »Hyperion«, zuerst (1914) veröffentlicht in der zehnten Folge der »Blätter für die Kunst«, dann (1928) aufgenommen ins »Neue Reich«, bekundet nur zu Beginn in gewissen äußeren Anklängen eine Berührung mit Hölderlins spätem Werk:

Wo an entlegnem Gestade
Muß ich vor alters entstammt sein,
Brüder des Volkes?
Daß ich mit euch wohl genießend
Wein und Getreid unsres Landes
Fremdling euch bleibe?

Das mag an Hölderlins Gedicht »Der Einzige« erinnern:

Was ist es, das
An die alten seligen Küsten
Mich fesselt, daß ich mehr noch
Sie liebe, als mein Vaterland?

Eine wirkliche Aneignung, ein wirkliches Ergreifen und Begreifen des »greifbaren

Digitized by Google

Wunders«, ist jedoch hier noch nicht zu erkennen. Das kommt schon in der Wahl des Vorwurfs zum Ausdruck: nicht der von Hellingrath ans Licht gehobene Hölderlin spricht hier, sondern der längst bekannte (wenn auch nicht immer gerecht gewürdigte) Hyperion. Klingt schon in dessen Munde der Schlußvers des zweiten Gedichts merkwürdig fremd:

Weh! auf des Syrers Gebot
stürzte die Lichtwelt in Nacht —

so ist er gar nicht zu vereinbaren mit der Haltung, die Hölderlin in seinen letzten Gesängen zu dem »Syrer« Christus einnimmt. Gewiß: im »Hyperion« steht (S. 95 bei Hellingrath) die unmutige Äußerung: »Warum ist die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch Einen zu suchen?« — aber sie gehört zu jenen Augenblicksäußerungen, von denen Hölderlin entschuldigend sagt, sie sollten »als bloße Phänomene des menschlichen Gemüts von Rechts wegen niemand skandalisieren«. Freilich ist nicht zu bestreiten, daß Hölderlin niemals Christ im eigentlichen Sinne gewesen und auch später nicht geworden ist; dennoch würde es nicht zu Hölderlins ganz ursprünglicher und nie und nirgends verleugneter Ehrfurcht vor dem Gewesenen, Gewordenen und Bestehenden stimmen, wollte man als seine Meinung ausgeben, das Christentum habe die griechische »Lichtwelt« zerstört — »auf des Syrers Gebot«. Christus ist vielmehr einer der alten Götter — als solcher durchaus unchristlich aufgefaßt — der Letzte ihres Geschlechts, ja sogar ihres »Hauses Kleinod«; er erscheint am Abend des griechischen Göttertages (vgl. Ev. Joh. 12, 35), als die andern Götter sich schon von der Erde abgewandt haben, und hält nun als »Fackelschwinger« unter den Schatten das Gedächtnis der Himmlischen wach.

Dieselbe Bescheidenheit vor dem Schicksal, die den Dichter also in der ihm fremden Zeit des Christentums doch einen Sinn erkennen und verehren läßt, hätte ihn auch nicht dazu vermocht, selbst — man ist versucht zu sagen: voreilig und aus eigner Machtvollkommenheit — den Gott zu setzen:

Und sag ich gleich,
Ich sei genaht, die Himmlischen zu
schauen,
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die
Lebenden,
Den falschen Priester, ins Dunkel, daß ich
Das warnende Lied den Gelehrigen singe.
(Hellingrath IV 335f.)

Das ist der tiefgreifende Unterschied zwischen Hölderlin und George: der eine empfängt aus der Liebe zu Diotima die Gewähr, daß göttliche Kräfte in der Welt noch lebendig sind, und daß die Götter wiederkommen — der andere kündet aus dem Maximin-Erlebnis selbst den neuen Gott. Es steht uns nicht an, Wahrheit und Berechtigung solcher Stiftung zu untersuchen, wo nur der Glaube entscheiden kann. Hölderlinisch ist das jedenfalls nicht, und es ist noch die Woltersche Meinung abzuwehren, die Hölderlin in eine Johannes-Rolle gegenüber dem von George gesetzten Gott bringen will: »Wo das heilige Loblied Hölderlins auf sein geschautes Reich verstummte, begann das heilige Loblied Georges auf das in Mensch und Land verwirklichte zu schwingen.« (St. George u. die Blätter für die Kunst, Berlin 1930, S. 418.)[2]).

3.

Rilkes Dichter-Existenz war schwerer als die Georges. Sein Leben war offener, preisgegebener den Gefahren einer letzten Einsamkeit vor Gott und Menschen. Gleichwohl war es Rilkes tapferer Vorsatz, diese Gefahren zu bestehen. Den Tiefpunkt der Vereinsamung erreichen die »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«, in denen das Wort steht, Gott sei nur eine Richtung der Liebe, kein Liebesgegenstand, und keine Gegenliebe sei von ihm zu fürchten (Werke V 289). Doch trug den Dichter während der Arbeit an diesem Werke, von dem er sagte, es sei aus seinen eigenen Gefahren gemacht, die aufrichtende Hoffnung, er würde sich durch die Vergegenständlichung solcher Gefahren innerlich befreien. Eine Wasserscheide, hoffte er, würden diese »Aufzeichnungen« werden, und er würde »gar nicht anders können, als nach der neuen Seite abfließen mit allen Kräften und Antrieben«. Doch erweist sich diese Hoffnung als trügerisch: er muß »in eine Dürre hinuntergehn, die nicht anders wird«. Über vier Jahre (1910—1914) dauert der unfruchtbare, »der immer noch abwartende Zustand«.

Im Juni 1914 aber entsteht das Gedicht mit der bedeutsamen Überschrift »Wendung«. Was an Grübeleien und Selbstpeinigungen aus der Malte-Einsamkeit sich unbarmherzig gesteigert hatte, das wird jetzt überwunden:

Denn des Anschauns, siehe, ist eine
Grenze,
und die geschautere Welt
will in der Liebe gedeihn.

In die gleiche Zeit fällt die Begegnung mit Hölderlins großen Gesängen, die Hellingrath, vor dem Erscheinen des vierten Bandes seiner Ausgabe, in einem Sonderdruck seinen Freunden mitteilte, und wir können kaum ermessen, was diese Gedichte gerade in dieser alles aufrührenden Wendezeit über den zu sich selbst genesenden Dichter vermocht haben. Ein »Vorsturm von Arbeit« kommt über ihn, der von Hölderlins Gesängen wo nicht erregt, so doch innerlichst gefördert wird.

Da bricht der Krieg aus — ein neuer gewaltiger Anstoß, der zunächst belebend auf den Dichter wirkt, ihn zu hymnischer Gestaltung drängt: die »Fünf Gesänge — August 1914« (III 389 ff.) schreibt er in sein Hölderlin-Exemplar, mit dem er offenbar täglich umging. Wenige Wochen später entsteht als ein Dankeszeugnis das Gedicht »An Hölderlin« (Späte Gedichte 37 f.). Hölderlin wird darin nicht aus einem Abstand heraus bedichtet, sondern unmittelbar angeredet:

Dir, du Herrlicher, war, dir war, du Beschwörer, ein ganzes
Leben das dringende Bild, wenn du es
aussprachst,
die Zeile schloß sich wie Schicksal, ein
Tod war
selbst in der lindesten, und du betratest
ihn; aber
der vorgehende Gott führte dich drüben
hervor.

Es ist für Rilke ein bedeutender Anhalt, daß solch ein mit den Göttern umgehendes Leben in neuer Zeit möglich und wirklich war. In einem Brief aus dem Jahre 1912 sieht er es als ein Kennzeichen des unschöpferischen, götterfernen Zeitalters an, daß »immer mehr alles Innere Inneres bleibt und sich dort zu Ende spielt ohne eigentliches Bedürfnis, bald fast ohne Aussicht, für seine Grade und Zustände draußen Äquivalente zu finden«, während in dem von ihm bestaunten vierzehnten Jahrhundert »ein Gefühl nichts darauf gab, sich in irgendeinem Innern zu benehmen und dort etwas zu werden; kaum war es da, sprang es schon in die nächste Erscheinung und überfüllte die von lauter Sichtbarem volle Welt«. Hölderlin nun vermochte es — das ist Rilkes ermutigende Erfahrung — in einer Zeit, die eigentlich »nicht mehr gerechnet« wurde, da die Götter sich nicht mehr um die Erde kümmerten und alles menschliche Gefühl sich mehr und mehr nach innen und auf sich selbst richtete, von dem »unendlichen Glück« zu sagen, »als wär es nicht innen«, und zwar schien es ihm natürlich gegeben zu sein, so daß er ungekünstelt und naiv mit diesem »Glück« umgehen konnte, wie Kinder, die im Rasen ein Spielzeug finden, das andere, glücklichere vorher liegen gelassen, und nun unbekümmert, als sei es ihr Eigentum, damit spielen und sich daran freuen:

... So auch
spieltest du heilig durch nicht mehr gerechnete Jahre
mit dem unendlichen Glück, als wär es
nicht innen, läge
keinem gehörend im sanften
Rasen der Erde umher, von göttlichen
Kindern verlassen.

Was ihm diese Begegnung bedeutet, zeigt Rilke in dem Ausruf, der das Gedicht beschließt — hatte er vorher am Göttlichen gezweifelt, weil er dem Irdischen mißtraute, sowie es aus dem Bezirk des eigenen Innern heraustrat und Beziehung suchte zu einem Du, hatte er an der Wahrheit, ja überhaupt am Sein und an der Möglichkeit der Liebe gezweifelt, so hat er jetzt, von der andern Seite her, eine Gewißheit empfangen, die alle Zweifel zu widerlegen stark ist:

Das neue Buch

Josef Weinheber

O Mensch, gib acht

Ein erbauliches Kalenderbuch für Stadt- und Landleut. Mit 50 mehrfarbigen Bildern v. Hilde Schimkowitz. Geb. 4 Mk.

Dem Schritt der Monate durch das Jahr folgend deutet uns Josef Weinheber in zwölfmal sieben Gedichten an den großen und kleinen Dingen des Tages, was sie uns bringen und was unserm Leben Inhalt gibt, und immer wieder steht man vor einer Größe der Kunst und der Anschauung, die das Herz erzittern läßt. Die volkstümlichen Bilder tragen ihr Teil dazu bei, aus diesem reichen und schönen Buch einen getreuen Weggenossen zu machen. Eines großen Dichters Gabe für dieses, für das kommende und für alle Jahre!

bei
Albert Langen · Georg Müller München

Das neue Buch

Wilhelm Schäfer

Wendekreis
neuer Anekdoten

In Leinen 4.50 RM.

„Wie für den Leser in einer scheinbar belanglosen Angelegenheit plötzlich das unendliche Wesen sichtbar wird und wie dann doch diese einzelne Geschichte rein um ihrer selbst willen geschrieben scheint und doch die Erinnerung des Größeren zurückläßt, darin ist die starke dichterische Wirkung dieser kurzen Erzählungen begründet." (Kölnische Zeitung)

bei
Albert Langen · Georg Müller München

Digitized by Google

Was, da ein solcher, ewiger, war, mißtraun wir
immer dem Irdischen noch? ...

So heißt es am Schluß des Gedichts »An Hölderlin«. Doch unter der Oberfläche dieses Jubels droht eine Gefahr, die sich schon ankündigte in den »Fünf Gesängen« vom August 1914. Im ersten Augenblick begeistert den Dichter das große Geschehen: »Endlich ein Gott«. Und er ruft aus: »Heil mir, daß ich Ergriffene sehe.« Nun findet das innere Gefühl »für seine Grade und Zustände draußen Äquivalente«, das Innere bleibt nicht Inneres, es teilt sich mit, das Ich strebt zum Du in einer Gemeinsamkeit, die wahr und entscheidend ist. — Bald aber muß er erkennen, um welchen Preis diese Gemeinsamkeit erkauft wird: es ist ein »tödlich belebender« Gott, dem er zujubelt. Welche Zukunft wird diese Gegenwart ablösen? Denn der »reißende Gott« muß alles Gewußte, »das lange, das liebreich, unser vertraulich Gewußtes« zerstören. Das Ich (nicht im Sinne eines sich absperrenden Egoismus) — das ehemals verantwortlich aufgebaute Ich geht in dem Wir verloren, es verliert sich selbst:

Andere sind wir, ins Gleiche Geänderte: jedem
sprang in die plötzlich
nicht mehr seinige Brust meteorisch ein Herz.
Heiß, ein eisernes Herz aus eisernem Weltall.

Und keiner, so fährt er dann fort, kein dann noch Seiender wird unser älteres Herz, jenes vertraute, hinter der hohen Verwandlung wieder »zurückfühlen«.

Schließlich erweist sich der reißende Kriegsgott stärker als das Erlebnis eines Dichterwerkes, vor dem das Mißtrauen gegen das Irdische sich zur Schaffensfreude wandeln wollte, und Rilke wird wieder auf sich selbst und seine Zweifel allein zurückgeworfen, als er persönlich von der rauhen Wirklichkeit des Krieges angepackt wird. Das bewirkt eine Unterbrechung der schöpferischen Antriebe, die lange nicht zu heilen ist: »Jene Bruchstellen sind hart und kalt geworden, und es fehlt die Wärme argloser Freudigkeit, sie aufzuschmelzen«.

Erst im Februar 1922 verspürt er, nach einer qualvoll langen Pause, wieder den schöpferischen Geist: in wenigen Tagen entstehen die großen »Duineser Elegien« und nebenher, fast ungewollt, die »Sonette an Orpheus«. Nun hat er sich zu dem entschlossenen Glauben durchgerungen, daß die Wendung nach innen zwar im Vergleich mit andern Zeitaltern zuerst ein Verlust zu sein scheint, aber, recht aufgefaßt, eine Bereicherung darstellt, die Stolz und Glück anderer Jahrhunderte fast zu übertreffen vermag.

Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen. Unser
Leben geht hin mit Verwandlung. Und immer geringer
schwindet das Außen. ...
Weite Speicher der Kraft schafft sich der Zeitgeist, gestaltlos
wie der spannende Drang, den er aus allem gewinnt.
Tempel kennt er nicht mehr. Diese, des Herzens, Verschwendung
sparen wir heimlicher ein. ...

Rilke ist seinen Weg zu Ende gegangen trotz aller Gefährdung, ohne vorschnell nach einer Erfüllung zu greifen, die nicht berechtigt, nicht »bestanden« und »geleistet« gewesen wäre. An einer wichtigen Wende dieses Weges wollte Hölderlin ihm helfen. Aber ein Mächtigerer trat dazwischen. Daß Rilke unter der lähmenden Wirkung des reißenden Kriegsgotts den Zusammenhang mit dem Gemeinsamen, der sich eben herzustellen schien, wieder verlor — wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? Ihm half sonst nichts, kein Jüngerkreis; es kam ihm keine Anregung aus einer Heimatlichkeit, wie Hölderlin sie noch genossen hatte — die Trennung von allem Tragenden war zu genau. Denn es war sein Schicksal, den »drängenden Auftrag der Erde« ganz rein zu verstehen, den Abgrund zu sehen zwischen Göttlichem und Menschlichem, Äußerem und Innerem, bis er dann zu der überwindenden Gewißheit kommt, daß die Erde »unsichtbar in uns erstehn« müsse, daß wir also aus der scheinbaren Schwäche unseres Jahrhunderts eine Stärke gewinnen. Damit scheint er sich wieder von Hölderlin zu entfernen (nur im Sprachklang der Elegien ist der »große und großmütige Einfluß« noch spürbar); denn Hölderlin wollte das Reich Gottes in einem andern Zusammenhange zwischen Erd und Himmel erfüllt sehen. Dennoch ist der von Rilke geschaute und erkämpfte, erlittene Zusammenhang keineswegs weniger wirklich als der von Hölderlin verheißene, der sich schöpferischer in der Außenwelt, in der gemeinsamen Außenwelt auswirken würde — »Pfeiler und Statuen«, so groß sie Rilkes Genius im Innern zu bauen vermochte, sollen nach Hölderlins Glauben und Hoffnung auch wieder sichtbar erstehen. — Ist auch Rilke auf seinem Wege durch die Einsamkeit zu einem andern Ziel gelangt als Hölderlin, er ist bis zuletzt dem Hölderlin-Wort getreu geblieben:

Furchtlos bleibt aber, so er es muß, der Mann
Einsam vor Gott, es schützet die Einfalt ihn,
Und keiner Waffen braucht's und keiner Listen, so lange, bis Gottes Fehl hilft.[3])

4.

Weinheber hat den Ruhm, der ihm lange von den Kunstrichtern vorenthalten worden ist, in der letzten Zeit reichlich empfangen[4]). Wenn hier seine Beziehung zu Hölderlin betrachtet wird, so erscheint Hölderlin eigentlich nur als der Erbe und Vermittler griechischer Form — Inhalt und Geist seiner Dichtung werden nicht wesentlich für Weinheber. Im Hinblick auf Hölderlin muß also Weinhebers Dichtung hier in gewisser Weise einseitig beleuchtet werden: er bekennt selbst ausdrücklich in einer kurzen autobiographischen Notiz (»Rufe in das Reich«, Berlin o. J. [1934] S. 386), sein Schaffen sei von Hölderlin nur »formal beeindruckt«.

Gerühmt wird denn auch seine »außerordentliche Formenstrenge«. Das ist wahr: härtere Fügung als Weinheber hat in deutscher Dichtung wohl noch niemand gewagt. Die Frage aber ist, ob solche Fügung innerlich notwendig und wirklich begründet ist. Die Verse sind zuweilen so hart gefügt, daß sie eigentlich ungefüge erscheinen. Die Ode »Kaisergruft« (»Späte Krone« 29f.) beginnt so:

Schweig! Besinn's! Tritt ein in die Nacht! Gesetzt ist
hier dem Weg ein Ziel. Was befahl, beschied sich,
und was groß war, ruht: Das gekrönte Haupt und
alle die Händ' der
Taten, Schwert und Kreuz, überkommne Kraft des
Zepters, Schlacht und Sieg, und der Fahnen wilder
Schwung, und Schild voll Prunk, und des Adlers erz- und
erbliches Zeichen.

Die einzelnen Verse dieser sapphischen Strophen werden manchem Ohr so zerstückt vorkommen, daß es sie nicht als Einheit auffassen kann. Enjambements, die den Vers aufheben, stören immer wieder, bei dem angeführten Beispiel besonders in der Fuge zwischen den beiden Strophen. Im letzten Vers der Anfangsstrophe hört sich die sprachwidrige Abstoßung »Händ' der« nicht gut an. Sind solche Mißachtungen des Melos notwendig, um die »Form« zu wahren? Aber Weinheber ist gar nicht so »formenstreng«, daß er, nur um die metrische Form zu erfüllen, derartige Härten wagen müßte. Beweis dafür ist das bald darauf (S. 35f.) folgende Gedicht »An den Wein«, dessen Form nur der undeutliche Widerhall des asklepiadeischen Maßes ist. (Von den 24 Versen der Ode entsprechen nur 9 einigermaßen dem Metrum. Sie erinnert in dieser Beziehung an Hermann Hesses gutgemeinte, formal aber gänzlich mißglückte »Ode an Hölderlin«.)

Man könnte nun einwenden, das Formprinzip der Ode »Kaisergruft« sei aber auf peinliche Erfüllung des griechischen Metrums gerichtet, so daß der Mißklang »Händ' der« oder das in schwindelnde Einsamkeit hinausgestellte Wort »Taten« in Kauf genommen werden müßte. Dagegen spricht, daß der Dichter in den meisten Gedichten ein gelegentliches Ausweichen zuläßt, häufig an einer einzigen Stelle (z. B. An den Wurzeln Vers 4, Das Werk V. 4, Der Namenlose V. 20, Der verlorene Sohn V. 4), während alle andern Verse nach der Regel gehen. Rilke hat in den späteren Gedichten auch Anklänge an die antiken Maße, und zwar an den elegischen Vers — er hält sich aber so weit davon entfernt, daß die Form doch noch sein ist. Ähnliches läßt sich über seine Behandlung der überkommenen Sonettform sagen. Weinheber aber kommt der Form, äußerlich betrachtet, so nah, daß man sich fragen muß: warum erreicht er sie nicht ganz? will er sie nicht erreichen? oder: warum glaubt er sich verpflichtet zu einer Form, die seiner Sprache so wenig gemäß scheint?

Weinheber hat sich über die antiken Formen geäußert in den »Gedanken zu meiner

MARIA PIPER
Das japanische Theater
Ein Spiegel des Volkes
Mit 64 Bildtaf. (288 Textseiten.) Ganzl. RM 8.50

KNUD RASMUSSEN
Die Gabe des Adlers
Eskimoische Märchen aus Alaska
Übersetzung und Bearbeitung von Aenne Schmücker
Mit 8 Bildtafeln u. zahlreichen Zeichnungen (225 Seiten). Gzl. RM 5.80

FRIEDRICH SIEBURG
Neues Portugal
Bildnis eines alten Landes
Mit 24 Bildseiten. (288 S.) Ganzleinen RM 5.80

JOHANNES WÖLLER
Von Jütland bis Java
Aus dem Reisetagebuch eines dänischen Arztes
Mit 16 Textzeichnungen. (272 S.) Ganzleinen RM 5.40

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
SOCIETÄTS-VERLAG FRANKFURT a.M.

Digitized by Google

Disziplin« (Persönlichkeit u. Schaffen S. 50). Nach seiner Meinung zerhackt der Reim in der deutschen Strophe den »Großen Satz«. Der große Atem könne nur durch die griechischen Maße sprachlich gedeckt werden, weil darin weder Reim noch Strophenende seinen Strom unterbrächen. »Nicht aus Hellassehnsucht, nicht aus humanistischem Sentiment: Aus der Unmöglichkeit, großen Satzbogen im reimzerhackten deutschen Vierzeiler zu gestalten, erwächst die Liebe zur lesbischen Liedform. ... Wenn die antiken Formen nicht zur Hand wären, die Deutschen hätten sie erfinden müssen.«

Die »Liebe zur lesbischen Liedform« wird im Gedicht gestaltet in der Ode »An den antiken Vers« (»Späte Krone« 50f.), deren erste Strophe so lautet:

> Bogen, groß gespannt über Meer und Inseln,
> Herzschrein, holder, adlig Gefäß des Lichts, ge-
> geben jener lieblichsten Stimme, die dem Abendland vorsang.

Hier ist nun zu fragen, ob die zügellose Anwendung des Enjambements sich auf das griechische Vorbild berufen darf. Es läßt sich nicht unbedingt verbindlich nachweisen — aber die Meinung derer, die Griechisch verstehen, geht doch dahin, daß beim Hersagen griechischer Verse ein Hinübergleiten von Vers zu Vers oder gar von Strophe zu Strophe noch unstatthafter ist als die leidige Gewohnheit, deutsche Gedichte ohne Rücksicht auf die metrische Gliederung wie Prosa zu sprechen. Es ist unmöglich, sich griechische Tragödienverse so behandelt zu denken, wie schlechte Schauspieler zuweilen den deutschen Blankvers behandeln. Das Versende »zerhackt« also auch im Griechischen den »Großen Satz«, und gerade in diesem Widerstreit mit dem Metrum erscheint die bezwingende Kraft des großen Satzbogens. Das setzt aber voraus, daß das Metrum sich nach einem Enjambement wiederherstellt, daß also Kolon und Versende bald wieder zusammenfallen — sonst wird das Ohr ratlos. Das Enjambement ist demnach nur dann berechtigt, wenn es sparsam verwendet wird.

Bei Weinheber aber gleiten die meisten Zeilen ohne den leisesten Verhalt ineinander über; Pausen sind häufiger im Vers als in der Versfuge, ja mit Vorliebe interpungiert Weinheber nach dem ersten Wort des Verses. Daß er wirklich das Enjambement so ganz ohne Verhalt gesprochen haben will, geht aus der Worttrennung »ge- geben« hervor, die in der zuletzt angeführten Strophe auffällt. Es ist nicht das einzige Beispiel. Damit entfernt sich der Dichter entscheidend von seinem griechischen Vorbild, das die unbedingte Integrität der Verse fordert. Vermutlich aber ist die Abweichung unbewußt, und Weinheber war schlecht beraten, als er sich nach Sapphos Vorbild berechtigt glaubte, die Versfuge auch nach den beiden ersten Versen der Strophe gelegentlich zu überdecken. Wenn in Sapphos Gedichten zuweilen zwischen den beiden letzten Versen Wortgrenze und Versfuge nicht zusammenfallen, so liegt das daran, daß der kurze Schlußvers (der »Adonius«) metrisch nicht als selbständig aufgefaßt wird, sondern als »Klausel« des dritten Verses: beide sind also eigentlich eins und könnten ebensogut in einer Zeile gedruckt werden.

Dieser Ausflug ins Gebiet der trockenen Verslehre war notwendig zur Beantwortung der Frage, ob Weinhebers »antike Strophen« griechisch seien. Sie sind es nicht. Sie sind oft nur eine kurzzeilige Prosa, der mit mehr oder weniger Mühe die Silbenfolge eines griechischen Metrums unterzulegen versucht ist ohne Rücksicht auf die Verse und ihre Fugen. Hölderlinisch sind solche Verse — das ergibt sich nach diesem näheren Zusehn und Zuhören von selbst — auch nicht, obwohl es zuerst den Anschein hat, und obwohl sich kaum eine Würdigung der Weinheberschen Kunst findet, in der sie nicht als gerade Fortsetzung der Hölderlinischen gefeiert wird.

Man würde den Sinn dieser Zeilen mißverstehen, wenn man sagen wollte, Weinhebers Ruhm solle darin geschmälert werden. Abgewehrt werden soll nur die Meinung, nach der die Griechen und Hölderlin als Vorbilder für seine Verse gelten. Auch wenn Weinheber selbst dieser Meinung ist: manch andere geniale Schöpfung verdankt ihre Entstehung einer mißverstandenen Anregung, und alle sonst gerühmten Eigenschaften und Werte der Weinheberschen Dichtung bleiben durch diese Betrachtung unberührt.

Die Form, das »Dichterische« stellt Weinheber unbedingt über das Weltanschauliche, dessen falsche Überbewertung uns den Begriff der »Parteilyrik« gebracht habe (Persönlichkeit u. Schaffen S. 44). Und von der Form her erklärt sich am ehesten, daß er so spät zu seinem verdienten Ruhm gelangt ist. Die Zeit drängt heute nach neuer Form. Und wenn soeben an einigen bezeichnenden Beispielen nachgewiesen ist, daß bei Weinheber von »Formenstrenge« im herkömmlichen Sinne nicht die Rede sein kann, so ist doch nicht zu leugnen, daß er von einer Sehnsucht nach der Form bewegt wurde und wird in einer Zeit des formlosen Übergangs. Für Hölderlin war die Reinheit der Form noch selbstverständlich und leicht, aus einer Überlieferung heraus — für Weinheber ist die Form noch nicht wieder selbstverständlich, er muß sie erzwingen.

Auch muß man in Weinhebers gelegentlichen Formspielereien (Umstellung der Strophenzeilen; Variationen; Ode an die Buchstaben; »Novelle in Briefen«, die keine Briefe, sondern artistisch gereimte Achtzeiler sind — »Vereinsamtes Herz« 46f.) nicht ohne weiteres mangelnden Sinn für formale Reinheit sehen, sondern man kann darin im Gegenteil geradezu ein Tasten und Versuchen erkennen, dem Ungenügen an dem Vorgefundenen entsprungen: die Sehnsucht nach etwas Neuem, Festem.

Man mißversteht Weinhebers Kunst, wenn man sie vom Inhaltlichen, vom Weltanschaulichen her erfassen will. Von dieser Seite her müßte man sich auch daran stoßen, daß in demselben Gedichtband, der hohe Hymnen enthält, auch das Wiegenlied von dem Onkel Mond zu finden ist, der am Tor steht und von Wolken ein Brustlätzel vorhat (»Adel und Untergang« 85). Weinheber ist eben in erster Linie Wortkünstler. Dabei bleibt jedem unbenommen, ob er in der »Intarsia aus Vokalen« (»Adel und Untergang« 84) nur eine Zungenübung für angehende Schauspieler sehen will oder mehr:

> Wohlform hoher Ordnung, holder Hort
> treu das Treue deutend, scheu Geleucht!
> Leuchte Trost ins morsche Heute fort,
> Wo uns Gott vom großen Borne scheucht.

Der Gedichtband »Adel und Untergang« enthält auch einen Gedichtzyklus, der nicht übergangen werden kann, wenn Weinhebers Verhältnis zu Hölderlin betrachtet werden soll: die »Variationen auf eine hölderlinische Ode« (S. 37—45). Es handelt sich um die Ode »An die Parzen«. Diese Variationen müssen mit aller Deutlichkeit eine wenig formbewußte Spielerei genannt werden. Dichtung ist keine Wortmusik, und wenn Weinheber auch recht hat, daß das »Weltanschauliche« zumeist überbewertet wird zum Schaden des eigentlich Dichterischen, so verfällt er mit diesen Variationen in das andere Extrem. Die Ehrfurcht vor der Gestaltung, die Hölderlins Gefühl in der Ode »An die Parzen« gefunden, hätte nicht zulassen dürfen, daß es willkürlich in formspielerischer Weise zehnmal abgewandelt wurde — als wäre es zufällig, daß es diese Form gefunden hat. Weinheber sagt doch selbst: »Kunst hebt den Zufall auf« (Persönlichkeit u. Schaffen 44); und weiter sagt er: »Wie viel Welten hat ein Dichter nicht durchrast, durchschaut, durchlitten, eh er im letzten Wort zur Ruh kommt!« Desto verwunderlicher ist, daß er das »letzte Wort« Hölderlins wieder aufstört in seinen »Variationen«. — Zudem zeigt sich das Unechte und Falsche dieser Kunstübung, der riesengroße Abstand im Gelingen des griechischen Maßes zwischen Hölderlin und Weinheber, wenn man etwa die »Transfiguration in eine kleine sapphische Strophe« mit dem Original vergleicht:

> dann willkommen, Stille der Schattenwelt! Zu-
> frieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel mir
> nicht hinabfolgt. Einmal, wie Götter, lebt ich,
> und: mehr bedarfs nicht.

Das lautet bei Hölderlin:

> Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
> Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
> Mich nicht hinabgleitet; Einmal
> Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

Die Grenze, die der Geschmack solchem Tun ziehen sollte, wird überschritten, wenn es in der »Verarbeitung einzelner Phrasen in selbständigen Gebilden« heißt:

> Vom süßen Spiel gesättigt, ruhn
> die Liebenden ...

Hölderlin meint mit dem süßen Spiel, von dem gesättigt das Herz sterben soll, wahrlich etwas anderes.

5.

Wir sind am Ende. George und seinem Kreis verdankt Hölderlins Werk seine Wiedererweckung. Für George selbst war es ein bedeutender Antrieb zur Verkündigung des Reiches. In der religiösen Haltung zeigte sich aber ein tiefgehender Unterschied. — Rilke ist unter den neueren Dichtern am tiefsten von Hölderlin berührt worden. — Weinheber hat ihn (und die Griechen) mißverstanden, gelangte aber aus diesem Mißverständnis zu eigener, stilbildender Form.

[1]) Hellingraths Hölderlinschriften sind jetzt vereint in dem Gedenkbuch: N. von Hellingrath, Hölderlin-Vermächtnis. Forschungen und Vorträge. München 1936.

[2]) Über Hölderlin und George handeln im einzelnen: Wilhelm Adt in der Frankfurter Doktorschrift (1934) »Das Verhältnis Stefan Georges und seines Kreises zu Hölderlin« (90 Seiten) und Hans Gerhard in dem Hölderlin-Kapitel seines Buches »Stefan George und die deutsche Dichtung« (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 53), Gießen 1937, S. 83—104.

[3]) Die Ausführungen über Rilke lehnen sich, z. T. wörtlich, an meinen Aufsatz über »Rilkes Begegnung mit Hölderlin« an (Dichtung und Volkstum, 37. Band, 1936, S. 36—50).

[4]) Weinhebers Werke, zumeist Gedichtbände: Der einsame Mensch (1920), Von beiden Ufern (1923), Boot in der Bucht (1926), Das Waisenhaus (1926 — Roman), Adel und Untergang (1934), Wienerisch (1935). Vereinsamtes Herz (1935), Späte Krone (1936). — Einige Schriften über Weinheber: Josef Weinheber, Persönlichkeit und Schaffen. Hg. von Adolf Luser. Mit Beiträgen von K. M. Grimme, Fr. Sacher, A. Schmidt u. J. Weinheber. Wien/Leipzig 1935. — H. Lützeler: Weinhebers Hymnus auf die deutsche Sprache. Dichtung und Volkstum 1936. — Marie Christine Bentivoglio: J. Weinheber. Zeitschr. f. deutsche Bildung 12 (1936), S. 137—141. — G. Fricke: »Späte Krone«. Zu J. Weinhebers neuem Gedichtband. Zeitschr. f. Deutschkunde 51 (1937), S. 159 f. — A. Cloß: J. Weinheber. Eine Einführung. Germanen-Roman. Monatsschrift 25 (1937), S. 94—100.

Digitized by Google

KUNST

1.

Altkreta

Eine dritte Neuauflage erlebt in diesem Jahr Helmuth Theodor Bosserts seit längerer Zeit vergriffenes Werk »Altkreta«. Die Zahl der Abbildungen ist in dieser bedeutend erhöht worden. Dafür sind Bildbeigaben der 2. Auflage, die fragliche oder mehrfach abgebildete Stücke wiedergaben, fortgefallen. Auf den nicht fortlaufend schildernden, sondern nur als knappe ergänzende Bemerkungen, Quellenzitate und Literaturhinweise den Abbildungen vorangestellten Textseiten hat das neueste, inzwischen erschienene archäologische Schrifttum Beachtung gefunden. Wenn auch in der Vorrede betont wird, das Buch, nach dem eben Gesagten in erster Linie ein Abbildungswerk, wende sich in der Hauptsache an den gebildeten Laien, so werden die Benutzer im wesentlichen doch wohl unter den Fachgelehrten zu suchen sein, die in den Tabellen, Grundrissen und kurzen textlichen Hinweisen sicher und aufschlußreich zu lesen vermögen. Der Laie bedarf erst einer erklärenden Einführung in diese ihm fremde Welt künstlerischen Gestaltens. Ein genügend großes allgemeines Interesse für sie darf jedoch auf jeden Fall vorausgesetzt werden in einer Zeit, die der Vorgeschichte erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet. Schon aus diesem Grunde ist die Neuauflage von »Altkreta« besonders zu begrüßen als umfassendste Veröffentlichung über die bronzezeitlichen Kulturen des östlichen Mittelmeergebietes.

N-dt

Helmuth Th. Bossert, Altkreta, Kunst und Handwerk in Griechenland, Kreta und in der Aegäis von den Anfängen bis zur Eisenzeit, 3. vermehrte Auflage. Verlag Ernst Wasmuth, Berlin 1937. RM. 12.

2.

Kleine Kunstbücher

In der Sammlung »Meyers bunte Bändchen« sind in den letzten Monaten mehrere neue Kunstbücher herausgekommen. In einem Bändchen über Meißener Porzellan von Fritz Fichtner wird auf dem zur Verfügung stehenden beschränkten Raum versucht, die wichtigsten Etappen der Manufaktur aufzuzeigen und die Eigenart der bedeutendsten in Meißen tätigen Künstler kurz zu charakterisieren. Was man vermißt, ist eine stärkere Bezugnahme auf die übrigen deutschen Manufakturen, wodurch die besondere Stellung Meißens noch deutlicher zum Ausdruck kommen würde. Die dem Text beigefügten bunten Abbildungen sind an sich sehr zu begrüßen, geben aber von dem tatsächlichen Kolorit nur ein sehr unvollkommenes Bild. Das letztere gilt auch von den Bildbeilagen zum Buch »Deutsche Kaiserbildnisse des Mittelalters« von Gerhard Kiessling, das den Zeitraum von 800—1500 umfaßt, von Karl d. Gr. bis zu Maximilian. Es wird gezeigt, daß die Kaiserbildnisse, die im 12. Jahrhundert vom Repräsentations- zum Historienbild übergehen, bis ins späte Mittelalter als symbolische Darstellung kaiserlicher Macht zu werten sind, ohne Rücksicht auf Porträthaftigkeit, die weder angestrebt noch in den frühen Jahrhunderten gekonnt wird. Erst in der 2. Hälfte des 14. Jhr. tauchen bei den zahlreichen Darstellungen Karls IV. zum erstenmal individuelle Züge auf. Gleichzeitig setzt, entsprechend der geschichtlichen Entwicklung, eine Wandlung des Kaiserbildnisses ein, das vom Symbol weltlicher Macht zum Porträt einer oft kaum anders als ein Privatmann wirkenden Einzelpersönlichkeit wird.

Ein weiterer Band ist dem Passionsaltar des Hans Memling im Dom zu Lübeck gewidmet. Die im Kolorit auch nicht sehr ansprechenden Tafeln geben den 1491 als Doppeltriptychon gemalten Altar in anschaulicher Weise wieder, indem sie vor dem Beschauer nacheinander auseinanderklappen und ihm so die Zusammensetzung des Altares, insbesondere die Außen- und Innenseiten der Flügel deutlicher vor Augen führen als bei einem Nebeneinander der Abbildungen. Der Text von Hans Schröder beschränkt sich in der Hauptsache auf eine Beschreibung des in den Niederlanden, in Brügge entstandenen Kunstwerkes, das bereits 1504 als Stiftung des 1501 verstorbenen Lübecker Domherren Adolf Greverade an seinen heutigen Aufbewahrungsort gelangte.

*

Auch die einfarbig illustrierte Buchreihe »Meyers Bild-Bändchen« hat Zuwachs erhalten. Mit der bildenden deutschen Kunst des frühen und hohen Mittelalters befaßt sich ein Doppelband, zusammengestellt von Johannes Arndt, »Deutsche Kunst im Reich der deutschen Kaiser«, dessen erster Teil von den Karolingern bis zu den Saliern reicht. Der zweite schließt die Stauferzeit in sich. Der Verfasser hat sich bemüht, trotz des knappen Raumes und der Fülle des vorhandenen Materials, das sich ja im vorliegenden Fall nicht auf ein Gebiet allein erstreckt, sondern Baukunst, Bildnerei, die verschiedenen Arten der Malerei und vom Kunstgewerbe die Goldschmiedekunst (Wirkerei und Stikkerei sind leider nicht mit einer Abbildung vertreten) in sich schließt, die fortschreitende Entwicklung jeder einzelnen Kunstgattung aufzuzeigen. Der Leser wird somit nicht nur mit einer Reihe der wichtigsten Denkmäler der ersten großen deutschen Kaiserzeit bekannt gemacht, er lernt auch zugleich, vornehmlich in Architektur und Plastik, die baugeschichtlichen und bildnerischen Probleme jener Zeit und ihre immer vollendetere Lösung kennen. — Neben der Vergangenheit ist auch die Kunst der Gegenwart mit einem Band »Bauten des dritten Reiches« von Hubert Schrade vertreten. Die Zusammenfassung läßt Sinn und Charakter des neuen Bauens deutlich hervortreten. Es sind vorwiegend Gemeinschaftsbauten, die in den letzten Jahren entstanden oder wie das Nürnberger Parteitagsgelände noch im Entstehen begriffen sind. Bei ihnen gibt nicht die reine Architekturform allein den Ausschlag, in die Gesamtwirkung muß vielmehr sowohl die architektonisch gegliederte, häufig Raum abschließende Verwendung der Fahne wie die in den Bauanlagen versammelte Volksmenge, für die sie geschaffen wurden, mit einbezogen werden. Auch der vom Architekten bewußt angestrebte Zusammenklang von Landschaft und Bauwerk in Form und Charakter ist ein wesentlicher positiver Faktor der neuen Baukunst. In formaler Hinsicht ist eine große Beruhigung eingetreten. Man experimentiert nicht mehr, die allzu große Nüchternheit ist überwunden und man bekennt sich zu einem maßvollen Klassizismus, der die Grundlage zu einer einheitlichen Baugesinnung werden kann. — Die innige Bezugnahme auf die Landschaft, die die große Architektur nicht immer kennt, ist bei der bäuerlichen Siedlungsweise selbstverständliche Gegebenheit, da Leben und Tagewerk des Landmannes sich ja zum größten Teil in der freien Natur abspielen. Dieses naturverbundene ländliche Architekturbild veranschaulicht ein weiteres Buch der Bild-Band-Reihe, »Flur- und Dorfbild im deutschen Land« von Klaus Thiede. Es beginnt mit der aus der germanischen Dreifelderwirtschaft sich ergebenden Entwicklung des Flurbildes, schildert dann die verschiedenen Arten der Dorfanlagen und bezieht schließlich noch neben Kirche und Wohnhaus die besonderen bäuerlichen Wahrzeichen in Dorf und Landschaft, die Dorflinde, den Brunnen, Steinkreuze, Bildstöcke, Totenbretter, Brücken und Mühlen mit ein.

N-dt

F. Fichtner, Meißener Porzellan — Gerhard Kießling, Deutsche Kaiserbildn. d. Mittelalters, Bibliogr. Institut. Leipzig 1936/1937. Jeder Band RM. 0,90.

Hans Schröder, Der Passionsaltar des Hans Memling im Dom zu Lübeck. — Johannes Arndt, Deutsche Kunst im Reich der deutschen Kaiser, 2 Bde. — Hubert Schrade, Bauten des dritten Reiches. — Klaus Thiede, Flur- und Dorfbild im deutschen Land, Bibliographisches Institut, Leipzig 1937. Jeder Band RM. 0,90.

»Eines unserer besten Heimat- und Wanderbücher.«
(Neue Worte am Inn, Braunau)

Dr. Hans Karlinger

Im Raum der oberen Donau

Kunst, Landschaft und Volkstum

314 S., 42 Abb., Leinen RM. 6.80

»... Reich ist der Bilderschmuck des vorzüglich ausgestatteten Buches; Pläne, und Grundrisse, Bildtafeln berühmter Gemälde und Stahlstiche begleiten die Aufsätze. Wer das Donauland durchwandern möchte und tiefer ansehen als der flüchtige Reisende, dem wird Karlingers Buch reiche Anregung geben und starkes Erleben schenken.« (Kölnische Zeitung)

Verlag Anton Pustet · Salzburg Leipzig

3.

Gotische Kathedralen in Frankreich

Die Bilder dieses Buches tragen keine Unterschrift. Das Bild soll allein betrachtet werden, es soll allein wirken, es soll den spontanen Eindruck vermitteln, wie er dem Beschauer zuteil wird. Der spontane Eindruck hat auch die Kamera von Martin Hürlimann geführt, der diese Aufnahmen mit wenigen Ausnahmen selbst gemacht hat, und sie geben die überwältigende Wirkung der Bildwerke auf einen Menschen der Gegenwart wieder.

Paul Clemen hat die formvollendete Einleitung zu dem Buche und die Beschreibung der vier Kathedralen: Paris, Chartres, Amiens, Reims, die die Bilder darstellen, verfaßt. Er bringt mit starker Betonung die Kathedralen der Gotik in Zusammenhang mit der Geschichte Frankreichs. Von Frankreich ist im Jahr 1095 die Idee zum ersten Kreuzzuge ausgegangen, dort ist auch für den zweiten Kreuzzug Bernhard von Clairvaux der leidenschaftliche Rufer zum Streit gewesen. Das französische Königtum setzt seine Macht gegen Vasallen und Städte unter den drei Königen: Louis VII. (1137—1188), Philippe Auguste (1188—1223), St. Louis (1226—1270) durch, und in diese Zeit fällt der Bau der vier Kathedralen, deren kraftvolle ungebrochene Wucht und deren Mannigfaltigkeit an Plastik die Bilder vermitteln.

Gebaut sind die Kathedralen mit dem heiligen Eifer aller Kreise, aber ihre Entstehung geht auch zusammen mit dem Auf-

Digitized by Google

schwung der lateinischen geistlichen Dichtung in Frankreich, mit dem Ursprung der Nationaldichtung, mit nationalen Stoffen und in der nationalen Sprache, für die Christian von Troyes am Hofe der Gräfin Marie von Campagne der große Repräsentant ist; schließlich erreicht auch zur selben Zeit der Kirchengesang in seiner Entwicklung zur Mehrstimmigkeit unter den berühmten Kapellmeistern von Notre Dame seine erste Blüte. Wenn man dann noch hinzufügt, daß die unerhörte Pracht der Glasmalereien in den Kathedralen ihnen die höchste Weihe gibt, so ist diese Gleichzeitigkeit der kulturellen Entwicklung kaum zu erfassen.

Clemen weißt darauf hin, daß „rassenmäßig gesehen" es der Typus des Nordfranzosen ist, der „in diesen plastischen Werken sein Abbild findet" und daß der nordfränkische Einschlag dafür mitbestimmend gewesen sein kann. Die Forschung ist noch lange nicht abgeschlossen, aber welche Wege sie auch gehen mag, sie muß sich vor dem Wunder dieser künstlerischen Blüte beugen, und mit einem solchen Wunder ist immer ein Stück des Unbegreiflichen und nicht Erfaßbaren verknüpft. **G. L.**

Gotische Kathedralen in Frankreich, Paris, Charters, Amiens, Reims. Atlantis Verlag. Zürich-Berlin. RM 12.—.

4.

Balthasar Neumann

Der Verlag Velhagen & Klasing setzt die Reihe seiner bekannten Künstler-Monographien fort mit einem Buch über Balthasar Neumann aus der Feder des Würzburger Kunsthistorikers Fr. Knapp. B. Neumann, dessen 250. Geburtstag in diesem Jahr gefeiert werden konnte, wird geschildert als baukünstlerischer Gestalter einer Epoche, die nach Universalismus strebte. Sein Glück war es, in dem in den Bischofsstädten am Main und Rhein residierenden Geschlecht der Grafen Schönborn kongeniale Bauherren zu finden, die ihm Aufgaben stellten, an denen seine Fähigkeiten sich voll entfalten konnten. In über 60 Abbildungen zieht das Lebenswerk dieses grandiosen Barockbaumeisters am Beschauer vorüber, begleitet von einem Text, der alles, was als gesichertes Forschungsergebnis hierüber feststeht, zusammenfaßt, ohne sich in wissenschaftliche Problematik zu verlieren. **N-dt**

Fr. Knapp, Balthasar Neumann, der große Architekt seiner Zeit. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1937. RM 4.—.

5.

Deutsche Lande in der Kunst

Das umfangreichste von vier im Deutschen Kunstverlag herausgegebenen Werken ist das Buch über die Barockkirchen in Altbayern und Schwaben. Durch den Fortfall des fränkischen Barock hat er ein sehr einheitliches Gesicht; außerdem konnten so trotz der Beschränkung auf das Kirchliche alle wirklich wesentlichen Bauten des 18. Jahrhunderts behandelt werden. Ein ähnlicher Band über Franken würde dagegen ohne die profanen Bauten nur ein lückenhaftes Bild des Bauschaffens der Zeit ergeben. In dem vorzüglich ausgewählten Bilderteil werden die Schöpfungen von J. M. Fischer, der Brüder Asam und von Dominikus Zimmermann besonders breit behandelt, zahlreiche Einzelaufnahmen ergänzen die Hauptansichten und man freut sich an den geschickten Ausschnitten und Beleuchtungen, die ein Profil, ein Gebälkstück, eine leicht geschwungene Mauerfläche, Teile von Schmiedegittern und vieles Figürliche erst in ihrer ganzen Beschwingtheit lebendig werden lassen. Man sieht auf diese Weise Einzelformen, die man an Ort und Stelle zunächst kaum beachten würde und lernt die für jeden der beteiligten Künstler kennzeichnenden kleinen Züge. Die Farbtafeln sind mit großer Sorgfalt hergestellt und werden dem, der die Bauten nicht vom Augenschein kennt, eine Vorstellung von ihrem farbigen Reichtum vermitteln; wer aber eigene Farbeindrücke mit den Tafeln vergleicht, wird vielfach über ihre Andersartigkeit erstaunt sein. Aus technischen Gründen — lange Belichtungszeit usw. — ergibt sich eine Farbigkeit, die in den seltensten Fällen mit dem persönlich Erlebten übereinstimmen wird, zumal das Farbempfinden zweifellos auch von Stimmungen abhängt. Man freut sich trotzdem über sie, weil sie in sich sehr schön ausgewogen sind. Der Text ist verhältnismäßig ausführlich und gibt eine Geschichte der Barockbaukunst in Bayern und Schwaben, die durch eine Reihe von Grundrissen bereichert wird. Auch nicht abgebildete Bauten werden herangezogen, was im Rahmen des vorliegenden Bandes nicht unbedingt notwendig gewesen wäre. Die Architektur und ihre Ausstattung sind getrennt dargestellt, was dazu beiträgt, den kunstgeschichtlichen Ablauf deutlicher zu machen. Wenn man aber etwas über einen einzelnen Bau nachschlagen will, ist man gezwungen, die ganze Einleitung durchzulesen, in der im Grunde zuviel steht, auch in ihren allgemeiner gehaltenen Teilen; durch die Fülle des Vorgebrachten verliert der einzelne Gedanke an Gewicht. Vielleicht läßt sich bei der hoffentlich bald zu erwartenden Neuauflage des schönen Bandes manches knapper ausdrücken.

*

OTTO BÖTTCHER

Philipp Otto Runge

Sein Leben, Werk und Schaffen

4°. XII, 307 Seiten und 68 Tafeln
Leinen geb. RM. 24.—

*

Aus »Hamburger Nachrichten« vom 19. 9. 1937:
... Der Verfasser geht von dem äußeren Lebensablauf aus und findet von hier in wundervoller Klarheit und tiefgründiger Forschung den Weg zu dem wahren Wesenskern dieses großen deutschen Meisters der Romantik, dessen ewiges Ringen für ihn um die Erforschung des Lichtes ging, der Farben, aus denen er seine Welt baute, philosophisch und aus dem Unendlichen schöpfend. Wir verfolgen den Werdegang des Menschen und Künstlers Runge von seiner Vaterstadt Wolgast über Kopenhagen nach Dresden und Hamburg, sehen, wie ihm alles in der Natur wichtig erschien, wie er auch dem Realen des täglichen Lebens zugetan ist. Mit bemerkenswerter Einfühlung gestaltet Böttcher den inneren Kampf Runges um die Loslösung von der Antike und seine Hinwendung zu den großen Meistern des Lichtes in den Niederlanden. Das Buch wird in seiner inneren Reichhaltigkeit und äußeren Gestaltung jedem Kunstfreund ein Erlebnis sein, ihm Anregungen geben und anderen einen der größten deutschen Künstler nahebringen. Herrliche Abbildungen geben dem Buch den Rahmen. (Heinz Müller.)

Friederichsen, de Gruyter & Co.
Hamburg I

Das Buch über Halberstadt ist nach dem bewährten Muster der bisher erschienenen Städtebücher der Reihe »Deutsche Lande, Deutsche Kunst« angelegt. Abgebildet ist alles, was sich in der vor der Reformation so mächtigen Bischofsstadt an Kunstwerken von hervorragender Bedeutung erhalten hat, Stadtansichten, Kirchen mit ihrer Ausstattung und die vom Bürgertum errichteten Bauwerke; naturgemäß nimmt die kirchliche Kunst den breitesten Raum ein. Neben den Bauten werden auch die jetzt im Dommuseum untergebrachten prächtigen Stücke des Kunsthandwerks behandelt, die meist aus dem Domschatz stammen und zu denen auch der so schön wiederhergestellte Reliquienschrank aus der Liebfrauenkirche gehört.

*

Besonders hervorzuheben ist der Band über das Baltenland, weil er uns in kunstgeschichtliches Neuland führt. Durch den anschaulichen Text und die Bilder bekommt man eine lebendige Vorstellung von der Schönheit der baltischen Bauwerke und Lust, auch einmal dieses nordöstliche Gebiet mit rein deutscher Kultur zu bereisen. Bauten wie der Dom zu Riga regen die wissenschaftliche Neugier an und werden die Veranlassung sein, das im Vorwort angegebene Schrifttum näher zu besehen; schade, daß dem vorliegenden Bande nicht ein Grundriß des Domes beigegeben ist. Vielen wird neu sein, von den starken künstlerischen Beziehungen des Baltenlandes zu Westfalen während des 13. Jahrhunderts zu hören, während wohl jeder weiß, welche Bedeutung Lübeck für die Kultur aller Ostseeländer hatte. Später wirken sich dann noch mecklenburgische und ostpreußische Einflüsse aus. Sehr eindrucksvoll sind die Bilder von Reval mit seiner mächtigen Stadtbefestigung. Überhaupt steht das bauliche Schaffen stets im Vordergrund, da das bewegliche Kunstgut wegen der wechselnden politischen Schicksale des Landes vielfach verschwunden ist.

*

Bisher sind Burgen recht selten Gegenstand kunstgeschichtlicher Forschertätigkeit gewesen. Das Erscheinen des Buches über Staufische Reichsburgen am Mittelrhein in der Reihe »Deutsche Lande, deutsche Kunst« kommt wohl aus der bestimmt richtigen Annahme des Verlages, daß sich heute größere Kreise kunstliebender Menschen für Burgen interessieren. Schön ist die räumliche und zeitliche Begrenzung, so daß jedes einzelne Bauwerk in Text und Abbildung verhältnismäßig ausführlich behandelt wird. Lagepläne und Grundrisse vervollständigen die Angaben. Der klare Text stellt mit Recht geschichtliche Fragen in den Vordergrund und geht auf die strategische Bedeutung näher ein. Eine hochentwickelte Festungsbaukunst schuf den vier großen Stauferkaisern Barbarossa, Heinrich VI., Philipp und Friedrich II. die Burgen für das ihnen ergebene Rittertum. Da wir durch die Raubkriege Ludwig XIV. den Verlust der Hagenauer Pfalz und anderer fester Sitze zu beklagen haben, sind für uns heute die Ruinen der Burgen Wildenburg und Münzenberg sowie der Pfalz von Gelnhausen am eindrucksvollsten.

Zum Schluß sei noch hervorgehoben, daß die Bände über die Reichsburgen und über die Barockkirchen sich besonders dadurch auszeichnen, daß fast alle ihre Abbildungen jeweils von einem Photographen aufgenommen sind. Ihr Bilderteil bekommt dadurch eine Geschlossenheit, die sonst bei Büchern über Baukunst kaum zu erreichen ist. Bei

Digitized by Google

den Wiedergaben der Burgen spürt man beispielsweise den besonderen Sinn des Lichtbildners für edles Mauerwerk, und beim Durchblättern des Buches sind die herrlichen Buckelquadern bestimmend für den ersten Eindruck. **Heinrich Jerchel**

Walter Hege und Gustav Barthel, Barockkirchen in Altbayern und Schwaben. 56 S. Text mit Grundrissen, 120 Vollbilder, darunter 13 farbige. Ganzl. RM. 12.—

Halberstadt. Von Ernst von Niebelschütz. 72 Seiten Text mit 72 Bildern. Broschiert RM. 2.—, Ganzleinen RM. 3.—

Baltenland. Von Niels v. Holst. Rund 112 Seiten Text mit 120 Bildern. Ganzleinen RM. 5.—, brosch. RM. 4.—

Staufische Reichsburgen am Mittelrhein. Von Walter Hotz. 36 Seiten Text und 72 Vollbilder von Karl Christian Raulfs. Ganzl. RM. 4.50

6.

Ein Chodowiecki-Skizzenbuch

Künstlerisch wie kulturhistorisch gleich fesselnd ist das Skizzenbuch von Daniel Chodowiecki »Von Berlin nach Danzig«, das der Insel-Verlag in liebevoller Ausstattung vorlegt. Die Zeichnungen sind das Ergebnis eines Besuches, den Chodowiecki — ein gebürtiger Danziger — 1773 seiner Familie und seiner Heimat abstattete. Was er unterwegs erlebt: Reisegenossen, Herbergen, Unfälle, — und was in Danzig seine Tage füllt: Familienleben, Gesellschaften, Begegnungen mit Menschen aller Kreise, das findet hier seinen getreuen Niederschlag, ergänzt durch das Tagebuch, das der Künstler führte und das vom Herausgeber in der Erklärung der Bilder Verwendung fand. Heiter und anspruchslos, recht ein intimes Tagebuch, von äußerster Anschaulichkeit in der Gegenständlichkeit der Zeichnung, ist dies Werk des Künstlers eine hübsche Illustration des Bürgertums des 18. Jahrhunderts. **I. P.**

Daniel Chodowiecki: Von Berlin nach Danzig. 100 Bilder nach d. Orig. d. Staatl. Akademie d. Künste i. Berlin hrsg. v. Wolfgang v. Oettingen. 120 S. Insel-Verlag, Leipzig, RM. 4.50.

7.

Deutsche Baukunst des Klassizismus

In knapper, sehr lebendiger Darstellung erschließt ein Buch von Hans Vogel den Zugang zu den geistigen Grundlagen der klassizistischen Architektur. Eine »formale Analyse der Bauten nach ihrer räumlich-körperlichen Erscheinung« genüge nicht, um das mannigfaltige Formengemisch des sogen. Klassizismus in seinem Wesen und in seiner Entwicklung zu verstehen, da es nicht aus einer sinnlichen Vorstellung allein geboren sei. Nicht minder bestimmend sei der Wille zur Ideendarstellung. Mit dieser Bemerkung zur Methode spricht der Verfasser schon aus, worin die Problematik — und man darf ungeachtet einzelner vortrefflicher Leistungen klassizistischer Architekten wohl auch sagen: die künstlerische Schwäche — des Klassizismus liegt: in dem Einbruch moralischer und romantisch-historizistischer Reflexionen in das bildnerische Schaffen.

Es ist das Verdienst der Vogelschen Schrift, an sinnfälligen Beispielen und mit Heranziehung der zahlreichen theoretischen Äußerungen von Architekten der Epoche den eigentümlichen Zwiespalt zwischen ideellem Gestaltungswillen und künstlerischem Gestaltungsvermögen sehr anschaulich aufgewiesen zu haben. An bedeutenden Talenten fehlte es der Epoche gewiß nicht. Ihre Schwäche war nur der Mangel an bindender Konvention, so daß das Talent in letzter Instanz nur die eigene Persönlichkeit als Norm anerkennen konnte. Indem Vogel aufzeigt, wie sich die abstrakt isolierenden Tendenzen (Verselbständigung der Teile, so daß auch die Ornamente wie nachträglich aufgeklebt erscheinen, das Zusammensetzen der Einzelteile usw.) gegen die barocke Tradition durchsetzen, wie sich später die historizistisch-philologischen Reflexionen vordrängen und wie die Forderungen der Materialechtheit und der Ehrlichkeit der Konstruktion, die gerade der Klassizismus erhob, um der reinen Schauwirkung willen preisgegeben wurden, läßt er die Wurzeln der eklektischen Architektur des 19. Jahrhunderts im Klassizismus (nicht erst in seiner Entartung) erkennen: »Eine breite Straße führt von der 'Prachtarchitektur' des Klassizismus in die Niederungen der Gründerjahre und ein schmaler Weg nur von der anspruchslosen 'ökonomischen Baukunst' jener Jahrzehnte zu architektonischen Bestrebungen unserer eigenen Zeit«. Das Buch ist nicht nur wertvoll für den rein historisch Interessierten, auch der Architekt und Künstler wird über künstlerische Schaffensvorgänge und das zwiespältige Verhältnis von Idee und Gestaltung einige wesentliche Aufschlüsse gewinnen können. **Hans Eckstein**

Hans Vogel, Die Baukunst des deutschen Klassizismus. 83 S. 19 Abbildungen. Berlin 1937. Gebr. Mann. Geb. RM 5.75.

NEUERSCHEINUNGEN

DEUTSCHE DOME

WALTER HEGE · GUSTAV BARTHEL

Barockkirchen in Altbayern und Schwaben

60 Seiten Text mit 23 Grundrissen und 120 Vollbilder, davon 13 farbig. Ganzleinen RM 12.—

Die Bilder, ausgewählt aus über 1000 eigens für dieses Buch gemachten Aufnahmen, sollen in freier Synthese eine Gesamtvorstellung vom Wesen des bayerisch-schwäbischen Barocks und seiner großen Meister erwecken. Vorangestellt ist der sachkundige durch das eigene Erlebnis beschwingte Text Gustav Barthels.

4seitiger Prospekt mit farbiger Bildbeilage kostenlos

DEUTSCHE LANDE · DEUTSCHE KUNST

ERNST v. NIEBELSCHÜTZ

Halberstadt

72 Seiten Text mit 78 Bildern
Broschiert RM 2.—, Ganzleinen RM 3.—

Liebfrauenkirche und Dom mit ihren Kunstschätzen und die in Dommuseum und Schatzkammer vereinigten Kostbarkeiten füllen den Hauptteil. Aber auch das Rathaus und die schönen Fachwerkhäuser, nicht zuletzt das Gleimhaus, werden gebührend berücksichtigt.

WALTER HOTZ

Staufische Reichsburgen am Mittelrhein

36 Seiten Text und 72 Bilder. Ganzleinen RM 4.50

Durch die Beschränkung auf einen geographisch verhältnismäßig kleinen Raum konnte in Bild und Wort der Geist dieser Bauten beschworen werden, die herrlich sind selbst in ihren Resten. Ausführlich behandelt sind Trifels, Münzenberg, Gelnhausen, Wildenberg, Wimpfen. Aber auch weniger bekannte Burgen wie Büdingen, Krautheim, Seligenstadt und viele andere sind berücksichtigt.

NIELS v. HOLST

Baltenland

112 Seiten Text mit 120 Bildern. Ganzleinen RM 5.—

Tausende und Abertausende vertriebener Balten und Reichsdeutscher, die während des Krieges das Land kennen und lieben lernten, nicht zum wenigsten auch alle die, welche dort bis heute ausharrten, werden sich über dieses Buch freuen. Es ist gelungen, ein ausgezeichnetes Bildermaterial zu beschaffen, das von der alten Überlieferung und der hohen Kultur in Stadt und Land beredtes Zeugnis ablegt.

16seitige reichbebilderte Werbeschrift steht kostenlos zur Verfügung

DEUTSCHER KUNSTVERLAG
BERLIN W 35

8.

Eine neue deutsche Kostümgeschichte

Auf allen Gebieten deutscher Kunstforschung macht sich heute eine gesunde Reaktion gegen eine einseitige, rein formale, stilästhetische Betrachtungsweise der Denkmäler zugunsten der Ausschöpfung ihres historischen, kultur- und geistesgeschichtlichen Gehalts geltend. Nirgends scheint dies näher zu liegen als bei der Tracht; und es war daher eine sehr zeitgemäße Forderung, die hier kürzlich bei Überprüfung des derzeitigen Stands der Kostümgeschichte in dieser Richtung als allerdings noch fernes Ziel aufgestellt wurde[1]). Ihre Künderin, Eva Nienholdt hat das, was ihr vorschwebte, für die deutsche Tracht in die Tat umgesetzt, allerdings von ihr nur als Versuch bezeichnet[2]). Immerhin ist es ein gewichtiger Versuch, der auf über 200 Seiten den Gesamtverlauf der deutschen Tracht von den frühen Germanen bis in die Gegenwart unter den genannten mannigfachen Gesichtspunkten darzustellen unternimmt, — als erste Gesamtschau nach über 50 Jahren allein schon eine Tat! — Durch drei Jahrtausende einer schier unübersehbaren Formenwelt bahnt ihre kundige Hand auf abgekürzten Pfaden und, mit zur Rück- und Vorschau gut gewählten Ruhepausen an entscheidenden Zeitwenden, den Weg vom wohlgeformten Kittelgewand der bronzezeitlichen Germanen, das uns Moorfunde bewahrten, bis zum modernen Herrenjackett. Gegründet auf zuverlässige Bild- und literarische Quellen, die der Verf. nur bei der Kriegstracht gelegentlich versagen, wird ein treffendes Bild der Gewandtypen und -Formen in ihrem ständigen Wandel entworfen, soweit das ohne veranschaulichende Abbildungen möglich ist; denn auf die 56 Bildtafeln, die bis auf das auch sonst etwas stiefmütterlich behandelte 19. und 20. Jahrhundert glücklich gewählt sind, wird im beschreibenden Teil nirgends Bezug genommen. Hier wird der uneingeweihte Laie um so mehr das treffliche, beschreibende Verzeichnis der Kostümbezeichnungen begrüßen, um sich in dem oft verwirrenden Vielerlei von Gewandformen und -Benennungen zurechtzufinden. Indessen ist das Buch wohl nicht so sehr als Kostümberater gedacht; es wendet sich vor allem an historisch und kulturgeschichtlich eingestellte Kreise, was nicht besagen will, daß nicht auch der Kostümbeflissene es mit großem Nutzen zur Hand nehmen wird. Die sittengeschichtliche Betrachtungsweise von Kostümbüchern des 19. Jahrhunderts weit hinter sich lassend, wird die deutsche Tracht in ihrem ganzen Beziehungsreichtum dargestellt, wie sie, geprägt von der Eigenart ihrer Träger, sich im Laufe einer jahrtausende langen, wechselvollen Geschichte ständig wandelte, beeinflußt durch tausend Faktoren: Die wechselnde gesellschaftliche Struktur, Beziehungen zur Umwelt, kriegerische und religiöse, politische und wirtschaftliche Auseinandersetzungen, zu Hause wie nach außen, und nicht zuletzt die herrschenden geistigen Strömungen. So formen sich die einzelnen Kapitel zu geschlossenen Kulturbildern der einander folgenden Epochen, wie sie sich im erhellenden Widerschein der Tracht spiegeln. Besonders überzeugend und abgerundet erscheinen mir die frühzeitlichen und mittelalterlichen Abschnitte, wo der Verf., wie etwa bei der geistesgeschichtlichen Ausdeutung der frühklassischen Tracht der

Digitized by Google

Naumburger Bildwerke treffende Formulierungen glücken. Etwas matt klingt dagegen das 19. und 20. Jahrhundert aus. Die Nahsicht, scheint mir, läßt die schon im Weltkrieg einsetzenden, keineswegs nur sportlich bedingten tiefgehenden Wandlungen, namentlich in der Frauenkleidung verkennen, die ähnlich wie im 18. Jahrhundert den Umbruch unserer Zeit einleiten.

Für die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise des Kostüms und mannigfache darin einbeschlossene Beziehungen hat Eva Nienhold eine gewichtige Lanze gebrochen und unser Gewissen hierfür geweckt. Aber hüten wir uns vor der Gefahr, daß ihre kunstgeschichtliche Auswertung und Würdigung dabei wieder ins Hintertreffen gerät, wie es auch bei der gedrängten Darstellung im vorliegenden Fall nicht zu vermeiden war. Gleich der Behausung des Menschen — einem kulturgeschichtlichen Aufgabenkomplex erster Ordnung — verlangt auch seine Bekleidung nach ihrer »Architekturgeschichte«, einer mit nichts anderem zu belastende großen Sonderaufgabe, die unter angemessener Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Faktoren ihre kunst- und stilgeschichtliche Ergründung zum einzigen Ziel hat. Denn vergessen wir es nicht, bei aller Vergänglichkeit, Wandelbarkeit und uns oft erscheinenden Eigenwilligkeit strebt die Tracht, und zwar die modische, zu allen Zeiten und mit allen verfügbaren Mitteln an, Mann und Frau dem jeweiligen Geschmack entsprechend anziehend und schön erscheinen zu lassen, — ein kunst- und stilgeschichtliches Problem allerersten Ranges. — **P. Post**

[1]) 4. Jhrg. Nr. 16, 1.
[2]) Eva Nienholdt, Die deutsche Tracht im Wandel der Jahrhunderte. Walter de Gruyter, Berlin S. 241, Tafeln 56 . Geb. RM. 8.20.

9.

Ungarische Kunstgeschichte

Ein dem kunsthistorisch interessierten deutschen Leserpublikum unbekanntes Gebiet erschließt A. Hekler, Professor an der Universität Budapest, in seiner »Ungarischen Kunstgeschichte«. In fünf übersichtlich gegliederten Abschnitten gibt er ein klares, festumrissenes Bild von der Entwicklung der bildenden Künste im gesamtungarischen Raum, also auch seiner nicht-magyarischen Einwohner. Eine knappe Einführung über die Kunst der Landnahmezeit, charakterisiert durch Farbenprächtigkeit und eine allem Irrationalen abgeneigte Wirklichkeitsfreude, weist auf den orientalischen Grundzug der ungarischen Kunst, der bei allen mannigfaltigen westeuropäischen Einflüssen noch heute unverkennbar ist. Die folgenden Kapitel berichten in etwas gedrängter Weise, aber doch durch feinsinnige künstlerische Analysen aufgelockert über die Baudenkmäler im romanischen und gotischen Stil, über Plastik und Malerei des 14.—16. Jh.s, und über die ungarländische Renaissance und den Barock. Leider vermißt man eine Darstellung der modernen Kunst. Das mit einem reichhaltigen und interessanten Bildermaterial versehene Werk bietet eine sehr glückliche Mischung von wissenschaftlicher Gediegenheit und publizistischer Eindringlichkeit. **H. K.**

Anton Hekler, Ungarische Kunstgeschichte. Berlin: Gebr. Mann 1937. 124 S. 159 Abb. auf 72 Taf. 8°. RM 6.50.

Eines der aufregendsten Bücher der letzten Zeit!
(Berliner Tageblatt)

DIESEL

Der Mensch, das Werk, das Schicksal

Von Eugen Diesel. Leinen RM 7,50. Eine Biographie Diesels, wie man sie sich als Darstellung eines Lebensweges und -werkes nicht gültiger vorstellen kann. Eines der erschütterndsten Bücher unserer Zeit, erwachsen aus einem Denkmal, das ein Sohn dem Vater errichtete. (Dt. Allg. Zeitung.)

Geschichte deutscher Dichtung

Von Franz Koch. Leinen RM 6,50. Nicht eine urteilslose Fülle von Namen und Werken, sondern eine wissenschaftlich gut fundierte, dabei flüssig geschriebene Geschichte der deutschen Dichtung von den Anfängen bis auf die Gegenwart gibt Professor Koch. Neu in Darstellung und Wertung.

Kultur und Religion der Germanen

Von Wilhelm Grönbech. Herausgegeben von Otto Höfler. Übertragen von E. Hoffmeyer. Kart. RM 11,—, Leinen RM 12,—. Eine bisher nicht erreichte Gesamtschau der germanischen Kultur, die alle Erscheinungen des rechtlichen, staatlichen, kulturellen und religiösen Lebens zu einem Bild zusammenfügt.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT

Das Buch der Keyserlinge

Die lebenden Glieder der weitverzweigten Familie der Keyserlinge erzählen in diesem Buch von ihrem Lebensschicksalen. Mehrere aus diesem Geschlecht, die dem baltischen Zweige angehören, haben als Beamte und Offiziere in zarischer Zeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Einer von ihnen berichtet von seiner Reise um die Welt mit dem damaligen russischen Thronfolger, dem späteren Zaren Nikolai II. Ein anderer wird von dem Großfürsten Nikolai Nikolaijewitsch nach dem russisch-japanischen Kriege nach China und Japan gesandt, um eine Goldmine in der Mandschurei für den Großfürsten zu sichern, der sich stets in Geldnöten befand. Ein drittes Mitglied der Keyserlinge ist der bekannte Begründer der ersten Walfischkompagnie im Fernen Osten. Alle drei müssen bei Ausbruch der bolschewistischen Revolution fliehen und erleben furchtbare Schicksale. Auch zwei Frauen ergreifen das Wort, um Glück und Not in ihrem Leben zu schildern. Sie Alle finden sich später in Deutschland mit ihren dortigen Verwandten zusammen, die ihrerseits in diesem Buch von ihrer Arbeit als Verwaltungsbeamte oder Marineoffiziere aus Krieg und Frieden erzählen. Der Philosoph Hermann Graf Keyserling ist mit einigen »Sinnbildern aus meinem Leben« vertreten, die seine viel umstrittene politische Stellung in der baltischen Heimat erklären sollen.

Die Einleitung zu dem »Buch der Keyserlinge« schrieb der bekannte baltische Dichter Otto Freiherr von Taube. Sie handelt nicht allein von den großen Ahnen der Keyserlinge: »Cäsarion«, dem Freunde Friedrich des Großen, dem Reichsgrafen Hermann Karl Keyserling, den man in Polen den »Königsmacher« nannte und der ein großer Freund der Bach'schen Musik war (Bach widmete ihm seine »Goldbergvariationen«). Endlich von dem Grafen Heinrich Christian Keyserling, der zuerst in österreichischen Diensten bei der Kaiserin Maria Theresia stand, später Dienst bei Friedrich dem Großen nahm. Sein Palais in Königsberg war der Sammelpunkt eines geistigen Kreises, dem auch Kant angehörte und dem Chodowiecki nicht fernstand. Vor allem erzählt Taube von Alexander Graf Keyserling, der als Naturforscher, als Kurator der Dorpater Universität und als Ritterschaftshauptmann von Estland eine hervorragende Rolle im Baltikum spielte. In Deutschland ist dieser Keyserling am meisten als der Freund Bismarcks bekannt, mit dem er seit der Studentenzeit bis an dessen Lebensende in engster Verbindung stand.

Diese Familiengeschichte der Keyserlinge wächst sich in dem einleitenden Essay Otto Taubes zu einer Darstellung des baltischen Adels aus und bildet zu den Erlebnissen der Familie Keyserling die glücklichste Einführung. **Axel Schmidt**

„Das Buch der Keyserlinge. An der Grenze zweier Welten. Lebenserinnerungen aus einem Geschlecht." S. Fischer Berlin. 28 Seiten. Mit 8 Bildniswiedergaben. Geb. RM 8.50.

Handbuch der Wehrwissenschaften

Dem ersten Band seines Handbuchs, der sich vornehmlich mit Zweck und Wesen des Wehrens, der Wehrpolitik und operativen Kriegführung befaßte, hat General Franke in verhältnismäßig kurzer Zeit den zweiten, dem Heere gewidmeten, folgen lassen. Daß dies möglich war, ergab sich aus der geübten Selbstbeschränkung auf die Zeit von Friedrich dem Großen sowie auf das für die Jetztzeit Wesentliche.

In diesem Sinne sind Schlachten und Gefechte nur in kurzen Strichen behandelt und nur diejenigen Männer aufgeführt, die — außer den schon im 1. Bande geschilderten Strategen und Wehrpolitikern — sich um das Heerwesen besondere Verdienste erworben haben. So wird der Benutzer auch in diesem Bande alles finden, was er in einem nicht allzu umfangreichen und im Preise erschwinglichen Werke erwarten kann, von den Schlachten der letzten beiden Jahrhunderte und den wichtigsten Begriffen der Taktik und Organisation bis zu den Fragen der Heeresverwaltung, des Anzuges und des inneren Dienstes. Das Werk empfiehlt sich schon äußerlich durch klare und übersichtliche Anordnung, sauberen Druck und vor allem durch eine Fülle charakteristischer, die Aufsätze in glücklicher Weise ergänzender Skizzen. Andere Aufsätze wie die über Fahnen und Standarten, die Uniformen und das Militärpferd sind mit hervorragenden Abbildungen ausgestattet.

Sehr eingehend sind an Hand der Dienstvorschriften gewisse Fragen des praktischen Dienstes wie Truppenübungen, Ehrenbezeigungen, Schriftverkehr, die Taktik und ihre Einzelformen wie Angriff, Abwehr, Abbrechen, der Festungskrieg, die Waffengattungen und Sondertruppen, die fremden Heere, die Traditionspflege, die Uniformen, die Verluste behandelt. Gerade diese Aufsätze sind für Fachleute und Laien besonders wertvoll.

Im ganzen bildet der Band für alle diejenigen, die sich für die Entwickelung und den Stand des Heerwesens interessieren — und wer tut das heutzutage nicht — ein unentbehrliches und zuverlässiges Hilfsmittel und eine wahre Fundgrube. **Müller-Loebnitz**
Potsdam

Generalmajor a. D. Hermann Franke, Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften und unter Mitarbeit einer großen Anzahl von Sachverständigen. I. Band: Wehrpolitik und Kriegführung. Mit 81 farbigen und schwarzen Tafeln und 147 Skizzen im Text. XI, 749 Seiten. 1936. II. Band: Das Heer. Mit 14 farbigen und schwarzen Tafeln und 270 Abbildungen bzw. Skizzen im Text. XII, 804 Seiten. 1937. Subskriptionspreis bei Bezug aller 4 Bände geb. je RM 32.—, bei Einzelbezug je RM 36.—

Ein einzigartiges Standardwerk der deutschen Kulturgeschichte!

KURT LINDNER

Geschichte des deutschen Weidwerks

In 6 Bänden mit ca. 1500 Abbildungen

Soeben erschien: **1. Die Jagd der Vorzeit** Geb. RM 8.—

Später erscheinen: 2. Das Mittelalter / 3. Die Beizjagd 4. Das 16. Jahrhundert / 5. Das 17. Jahrhundert. Der deutsche Jagdhund / 6. Das 18. Jahrhundert

WALTER DE GRUYTER & CO. . BERLIN W 35

Digitized by Google

HISTORISCHE DARSTELLUNGEN UND BIOGRAPHIEN

1.

Augustus

Von den Werken über Augustus, die aus Anlaß der Zweitausendjahrfeier seines Geburtstags in diesem Herbst erschienen, sollen hier die Jubiläumsschrift von F. A. Rehrmann[1]) und das Lebensbild, welches Karl Hönn[2]) von dem Imperator entwirft, besprochen werden.

Rehrmanns umfangreiche Monographie zeichnet sich durch gründliche Zusammentragung und kritische Sichtung des Quellenmaterials aus. Auch das wesentliche Schrifttum über die Augustische Zeit ist herangezogen worden. Auffallend allerdings ist, daß die reiche und ergiebige Literatur der letzten zwanzig Jahre — man denke nur an die wertvollen Einzeluntersuchungen über das Wesen des Prinzipats und über die Varusschlacht — kaum berücksichtigt worden ist.

Die Benutzung des Materials wird durch Zeittafeln und ein ausführliches Personen- und Sachverzeichnis sehr erleichtert.

Eingehende Behandlung findet die Genealogie des Julischen und Octavischen Hauses und der Weg des Augustus zur Alleinherrschaft. Die wirtschaftliche und soziale Lage wird dagegen nur im Rahmen des die Verfassung und innere Staatsverwaltung behandelnden Abschnitts erwähnt. Auch das Verhältnis des Kaisers zur Literatur wäre einer weniger kursorischen Behandlung wert gewesen.

Betrachtet man Augustus im allgemeinen nur als Vollender des Werkes Caesars, so zeigt ihn Hönn als Erneuerer der altrömisch-italischen Tradition gegenüber den andringenden Lebensformen des Orients, bewußt eine Reaktion schaffend gegen den übernationalen alexandrischen Reichsgedanken Caesars.

Augustus hat für die ihm hinterlassene Aufgabe seines genialen Vorgängers eine Kompromißlösung gesucht: die Monarchie unter Wahrung der republikanischen Form. Diese Lösung sicherte ihm die Vertreter des römischen Traditionalismus, dem Caesar erlegen war; sie offenbart aber auch den gefährlichsten Mangel der Augustischen Staatsschöpfung. Hönn übersieht nicht das Gezwungene, Willkürliche, das in dieser Wiederbelebung eines Römertums lag, das längst schon als archaisch empfunden wurde. In der langen Zeit seines Prinzipats ist es Augustus nicht gelungen, das Volk zum Träger seines Staatsgedankens zu machen. Durch kein Gesetz ist die äußere Form mit der inneren Haltung in Übereinstimmung zu bringen; die Persönlichkeit des Augustus bietet das eindringlichste Beispiel dafür. Ein kunstvoll überfirnister Riß geht durch das ganze Wesen der Zeit.

Ausgezeichnete Bildtafeln veranschaulichen die Welt des Augustischen Zeitalters.

Walter Schwerdtfeger
Berlin

[1]) Dr. Franz Anton Rehrmann »Kaiser Augustus« Neuschöpfer Roms, Retter des römischen Reiches und der abendländischen Kultur, Ideal eines genialen und sozialen Friedensfursten. Verlag Franz Borgmeyer. Hildesheim 1937. XVI und 712 Seiten. Geb. RM. 18.—.

[2]) Karl Hönn, »Augustus« Verlag L. W. Seidel & Sohn. Wien 1938. 272 Seiten. Geh. RM. 6.50, geb. RM. 7.80.

Ethik

Der evangelische Weg der Verwirklichung des Guten

Von Alfred Dedo Müller. Oktav. XIV, 468 Seiten. 1937. RM 7.50, geb. 8.50

In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Alfred Töpelmann, Berlin W 35

2.

Kaiser Karl V

Mit dem Werk »Kaiser Karl V.[1])« legt Karl Brandi als Frucht langjähriger Forschungen die erste geschlossene Biographie dieses Herrschers, der weiten Kreisen nur im Zusammenhang mit der deutschen Reformation lebendig ist, vor. Das Anliegen des Verfassers gilt — wie der Untertitel es ausspricht — der Darstellung vom »Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches«; dementsprechend zeigen auch die Buchüberschriften eine Zweiheit: I. Buch »Dynastie, Länder und Reiche. Jugendzeit des Kaisers«, II. Buch »Behauptung der ererbten Macht. Jahre der Entwicklung«, III. Buch: »Der Kampf um Deutschland. Höhe des Lebens und Alters.« Letztlich aber erscheint — auch in der Darstellung — dieser doppelte Pol als untrennbare Einheit, da Erbe und Persönlichkeit des Herrschers das Schicksal des Weltreichs bestimmen, dieses aber zugleich sein Wesen prägt.

»Karl V. führte das Haus Habsburg zur Höhe der Macht. Er verband die Länder und rundete sie ab; er gab seinem Hause die neue repräsentative Haltung aus der ritterlichen Lebensform des burgundischen Hofes, aus der gewissenhaften niederländischen Frömmigkeit, aus spanischer Gemessenheit und den universalen Traditionen des alten römisch-deutschen Kaisertums. Er bildete zugleich aus der Summe der von ihm ererbten Herrschaftstitel einen neuen europäischen und in gewissem Sinne überseeischen Imperialismus, ein Weltreich, das zum ersten Male nicht auf Eroberung, noch weniger auf einer zusammenhängenden Ländermasse aufgebaut war, sondern auf der dynastischen Idee und der Einheit des Glaubens.« Damit sind die Wesenskomponente Karls V. und seine Ziele: Universalpolitik und Glaubenseinheit gekennzeichnet. Der Weg, schicksalhaft gewiesen durch den Hausbesitz, führt vom Herzog von Burgund mit seinen Lehrmeistern Adrian von Utrecht und Chièvres, über das spanische und deutsche Königtum zur Kaiserkrone, deren Besitz ihm schon von seinem Kanzler Gattinara als Verantwortung für das Weltreich, als Universalpolitik und Verteidigung des Glaubens, gedeutet wird. In der Erfüllung dieser — von Karl als ihm von Gott auferlegten Pflicht empfunden — verbraucht der Kaiser in unablässigem Ringen seine Kräfte bis er, vorzeitig seelisch und körperlich ermüdet, seine Würden niederlegt und sein Leben in der Zurückgezogenheit von San Yuste beschließt.

Die politischen Ereignisse und geistigen Strömungen sind nur soweit berücksichtigt als sie für die Gesamtgeschichte des Reiches von Bedeutung sind, als die Geschehnisse in den Ländern der alten und neuen Welt bestimmend einwirken auf die Universalpolitik und ihren Träger, in dessen Person einzig der Zusammenhalt der Länder ruht. Stets bleibt die Auswahl und Behandlung der Ereignisse von diesem Gesichtspunkt bestimmt, der der Darstellung die Geschlossenheit gibt. Eindringlich hebt sich das Bild des Menschen Karls V. ab (besonders aufschlußreich sind die ausführlich abgedruckten Testamente der verschiedenen Jahre und seine Briefe an die Mitglieder des kaiserlichen Hauses): mittelalterliche Devotion, Hochgefühl der Würde des kaiserlichen Amtes, Ehrgeiz für sein Haus, persönliches Ruhmbedürfnis, Gemessenheit der äußeren Haltung, leidenschaftliche Hartnäckigkeit (bei einem zögernden Hinausschieben der Entscheidung) in der Verfolgung seiner Pläne, — Unempfänglichkeit für das neue Lebensgefühl des Humanismus und der Reformation, seiner eigenen Zeit oft rätselhaft durch die Distanz und Undurchsichtigkeit. Mit gleicher Anschaulichkeit sind die Figuren der kaiserlichen Familie, ihre Mitarbeiter, Diener und Gegenspieler gezeichnet.

Es ist hier nicht möglich, auf Einzelheiten dieses der Forschung viele neue Blickpunkte schaffenden Werkes einzugehen. Da Brandi auf die Veröffentlichung des gelehrten Apparates verzichtet hat, wird diese Biographie auf einen großen Leserkreis rechnen dürfen.

Im Zusammenhang mit diesem Werk ist es zweckmäßig, auf die Veröffentlichung einer der wesentlichsten Quellen zur Kenntnis von Politik und Charakter der Habsburger hinzuweisen: soeben erschien der zweite Halbband der Korrespondenz Ferdinands I. (Familienkorrespondenz für die Zeit von 1527 bis 28) bearbeitet von W. Bauer und R. Lacroix[2]). Damit ist ein Unternehmen wieder in Fluß gekommen, daß seit langer Zeit ruhte (der I. Band erschien 1912). Die Korrespondenz mit Karl V., Margarete von Burgund, Maria von Ungarn behandelt vorwiegend Fragen der großen Politik: Karls italienische Unternehmungen, Ferdinands Krönung 1527, die Türkengefahr, Fragen der Reformation. Der zweite Halbband, dessen Erscheinen für 1938 vorgesehen ist und die politisch bedeutenden Jahre 1529/30 umfaßt, wird das Register für beide Halbbände enthalten.

I. Pracht

[1]) Karl Brandi: Kaiser Karl V., F. Bruckmann, München, S. 569, geb. RM. 12.50.

Vgl. Karl Brandi: Berichte und Studien z. Geschichte Karls V. Nachr. d. Ges. f. Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-histor. Klasse.

[2]) Die Korrespondenz Ferdinands I. II. Band. 1. Hälfte: Familienkorrespondenz von 1527 und 1528. Bearbeitet von Wilhelm Bauer und Robert Lacroix. Adolf Holzhausens Nachf. Wien. XIX und 361 S. Brosch. RM. 12.50.

3.

Das Spanien der Habsburger

In flüssiger Sprache und vielfach eigener Deutung stellt J. Gregor die spanische Welt zur Zeit der Habsburger dar[1]). Er führt den Leser damit in die Zeit des Höhepunktes spanischer Geschichte, die auf dem Gebiete des Politischen anhebt und nach dem Herabgleiten der politischen Vormachtstellung mit jener stets bewundernswerten Entfaltung der Kunst in ihren mannigfachen Verzweigungen abschließt. Er begreift — das ist die Eigenart seines Buches — das geistige Leben des Volkes als die Quell- und Formkraft der Weltanschauung, der Politik, der Kunst. Aus dem geistigen Grunde formt er die Könige, Dichter, Baumeister, Maler, Heiligen, Entdecker, Abenteurer und Schuster. Mag sein, daß er trotz aller vorsichtigen Wendungen doch einmal eine Skandalchronik zu ernst nimmt, die Personen einer Komödie zu gläubig als wirklich lebend betrachtet oder verallgemeinert und in der Stilgebung allzu unnachgiebig ist, wie ein Dichter oder Schauspieler, der den Charakter des Helden nach bestimmten Gesichtspunkten herausarbeitet: Die Bilder selbst aber sind — auf Grund guter Belesenheit und Einfühlung — lebensvoll und deshalb einprägsam, und sie leiten unmittelbar über zum Verständnis auch der Wirren, unter denen das Land in der Gegenwart blutet. Zahlreiche und sorgfältig aus-

Digitized by Google

gewählte Bildtafeln veranschaulichen das gedruckte Wort, das allerdings gelegentlich auch bissig werden kann. **J. Vincke**

[1]) Joseph Gregor, Das spanische Welttheater (Weltanschauung, Politik und Kunst im Zeitalter der Habsburger). 536 Seiten mit 60 Bildtafeln. Herbert Reichner, Wien, Leipzig, Zürich 1937, geb. RM 8,50.

4.

Verräter und Verschwörer der Weltgeschichte

Wiegler überprüft zwei Jahrtausende Weltgeschichte und richtet dabei den Blick auf düstere Geschehnisse, in denen der Dolch des Verschwörers oder dunkle Ränke oft bestimmend werden für das Schicksal von Ländern und Völkern. Besonders dankenswert sind des Verfassers Darstellungen von den historischen Hintergründen der Fiesco-Revolte, der Don Carlos-Tragödie, der Intriguen um Maria Stuart und des Wallenstein-Schlußaktes, die durch Schillers dichterische Deutung dem Deutschen geistiger Besitz geworden sind. Der naheliegenden Versuchung, bei dem Bericht so ungewöhnlicher und erregender Vorgänge in einen gesteigerten, ja melodramatischen Stil zu verfallen, entgeht Wiegler; eher zieht er es vor, mit übertriebener Sachlichkeit, die an Dürre grenzt, knappe, harte Sätze aneinanderzureihen, so daß die Phantasie des Lesers selbsttätig einsetzen muß, um das nüchtern hingeworfene Bild mit Farbe und Glut zu erfüllen.

Dr. Schmeier
Berlin

Paul Wiegler, Verräter und Verschwörer. Verlag Ullstein-Berlin. 1937. RM. 5.80.

5.

Richelieu

Eine Biographie Richelieus — nicht die erste, sicherlich auch nicht die letzte, diese hält den Leser fest — aus dem Französischen von Hans Rothe in gepflegtes Deutsch übersetzt. Neubildungen wie »Habgierigkeit«, »Leichtsinnigkeit«, »kürzlicher« läse man allerdings lieber nicht. Man kann »in« statt des üblichen »in der« Dauphiné, »in« statt »im« Languedoc zur Not rechtfertigen, aber warum »Piemonte« und warum das unverständliche »Valtellina« statt des uns geläufigen deutschen »Veltlin«? Sehr glücklich dagegen die Übersetzung der in Frankreich sprichwörtlichen »Journée des dupes« vom 11. November 1630 in »Narrentag«. Dem Wesen einer Biographie entsprechend bleibt das geschichtliche Geschehen nur Hintergrund für die Persönlichkeit Richelieus und seine Umwelt. Sein Bild und die Miniaturen der Zeitgenossen sind mit sicherer Hand hingesetzt. Nicht zuletzt die seines Vertrauten Freundes und Beraters, jenes geheimnisvollen Kapuzinerpaters Joseph, dessen von Bailly allerdings nicht erwähnten Zunamen: »die graue Eminenz« Lothar Bucher dem geistesverwandten Gehilfen Bismarcks, Fritz von Holstein, beilegte. Meisterhaft z. B., wie aus der dreifachen Porträtskizze Champaignes zu seinem berühmten Bilde Richelieus im Louvre der geheimnisvolle Zauber des geborenen Herrschers herausgelesen wird. Wahrlich nicht umsonst ist Frankreich ein halbes Jahrhundert hindurch die Stätte des psychologischen Romans und des Impressionismus gewesen. Seltsam, daß sich Bailly zu einer Ehrenrettung eines Genies verpflichtet fühlt, das Frankreich zum Staat machte. Er verteidigt ihn gegen die Anklage grausamen Blutdurstes. Der deutsche Leser, der sich erinnert, daß in jener Zeit Einkerkerung und Meuchelmord Notwehr, Marter und Hinrichtung Tageserscheinungen waren, kann es nur verstehen, sobald er sich vergegenwärtigt, wie Richelieus Bild in der französischen Literatur durch den älteren Dumas, durch Vignys Roman Cinq Mars zum Bluthund verzerrt worden und daß bis heut der erschütternde Aufschrei der Marion Delorme in Victor Hugos Drama noch nicht verhallt ist: Voilà l'homme rouge qui passe! **R.**

Auguste Bailly. Der Kardinal als Diktator. Leipzig. Paul List 1937. 334 S. RM 5.80.

6.

Randbemerkungen Friedrichs des Großen

Soweit die drastisch-lakonischen Randbemerkungen, die Friedrich der Große auf die ihm zur Begutachtung vorgelegten Aktenstücke zu setzen pflegte, in Anekdotensammlungen und Charakteristiken über den König Aufnahme gefunden haben, sind sie fast allgemein bekannt. Doch diese stellen nur einen Bruchteil aus der Fülle des Vorhandenen dar, das uns nun Georg Borchardt in seinem Buch: Die Randbemerkungen Friedrichs des Großen vermittelt. Er hat die im Preuß. Geh. Staatsarchiv aufbewahrten Extrakte, d. h. die Auszüge, die die Kabinettsräte von allen eingehenden Schriftstücken in den Jahren 1764 bis 1786 für den König anfertigten, durchgesehen, die darin verstreuten Marginalien Friedrichs ausgezogen und unter bestimmten leitenden Gesichtspunkten zusammengestellt. Ein anschaulicheres Bild von der Persönlichkeit des Königs als diese spontanen Äußerungen können auch Briefe und Memoiren nicht geben. Das einzige, was der Historiker bei dieser trefflichen Sammlung vielleicht noch vermissen wird, ist die genauere Datumsangabe jeder einzelnen Randbemerkung, die aus dem zugehörigen Aktenstück doch sicher zu ersehen ist. **N-dt**

Georg Borchardt, Die Randbemerkungen Friedrichs des Großen. Akad. Verlagsanstalt Athenaion, Potsdam 1936. RM 2.90.

7.

Nelson

Biographien großer Männer erscheinen in unseren Tagen in reicher Fülle. Sie sind Mode in aller Welt. Manche sind gut, viele schlecht. Zu den guten, die sich bemühen, nicht in romanhafter Form über die Gestalt ihrer Helden zu phantasieren, gehört die Lebensgeschichte Nelsons, die Clennell Wilkinson geschrieben und Th. Lücke ins Deutsche übertragen hat. Die Taten Nelsons sind bekannt. Es mag sein, daß die eine oder andere seiner Leistungen, die ihn zum Nationalhelden seines Volkes machten, in diesem Buche in ein helleres Licht gerückt werden, daß namentlich Nelsons Tage in Neapel einen größeren politischen Ernst bekommen; die große Linie seines Handelns, seiner Unbeirrbarkeit, seiner Voraussicht und seines alle seine Zeitgenossen überragenden persönlichen Mutes liegt unverrückbar fest. Er hat nur noch ein Auge, dessen Sehkraft bedroht ist und in wenigen Jahren auch erlöschen kann, aber während der langen Blockade der französischen Häfen blickt er immer und immer wieder durch das Fernrohr hinüber. Sein Schicksal ist ihm gleichgültig, die Pflicht steht über allem.

Der Mensch Nelson findet eine doppelte Beleuchtung. Zunächst einmal als Vorgesetzter. Er hat immer ein Herz für seine Mannschaft und sorgt für sie, so gut er kann. Während jener langen Blockade hat er kaum Kranke auf seinen Schiffen; in dieser Fürsorge ist er seiner Zeit weit voraus. Und dann: Nelson und Lady Hamilton. Wohl sind das teilweise Irrungen und Wirrungen, über die sehr viel gelästert wurde und die gerade im Viktorianischen Zeitalter das Bild des Helden trübten. Wilkinson sieht auch hier mit modernen Augen. Nelson hat Emma Hamilton mit einer großen, unerschütterlichen Hingabe geliebt; ob er ihr Bild idealisiert hat, ob er sich über die Wesensart dieser großen Verschwenderin getäuscht hat, das ist ohne Belang. Er verschwendete seine Liebe an sie, und ohne sie ist auch seine Größe undenkbar. Wer das eine bewundern will, muß wenigstens für das andere eine verstehende Toleranz haben. **G. L.**

[1]) Nelson von Clonnell Wilkinson (deutsch von Th. Lücke). Geb. RM 7.50. W. Goldmann, Leipzig.

8.

Prinzgemahl Albert

In einer Zeit, in der England im Mittelpunkt des Welterlebens steht, ist das von dem Verlag Carl Reissner, Dresden, herausgegebene Buch[1]) sehr willkommen. Es bringt eine vorzügliche Grundlage und Hinweise, um England und seine Geschichte, seine Handlungen und die Anschauungen des Volkes in allen Schichten zu verstehen. Augenblicklich erschienen schon zwei deutsche Bücher über Queen Victoria und den Prinzgemahl, aber trotz dieser, viele neue Veröffentlichungen bringenden Arbeiten ist das Buch des englischen Schriftstellers wertvoll für das Verständnis jenes Abschnittes, den man das victorianische Zeitalter genannt hat. Bolitho gibt eine ganz einfache und schlichte Schilderung des Lebens des Prinzgemahls. Er umreißt mit wenigen Strichen die Vorgeschichte seiner Ahnen und die Familienbeziehungen zu Victoria. Der junge Prinz Albert ist eine kluge und hochbegabte Persönlichkeit, dem man die sorgfältigste Erziehung zuteil werden läßt. Von seiner frühesten Kinderzeit an, wurde der Plan gefaßt, ihn mit der englischen Thronerbin zu vermählen; ein politisches Ziel, das sich sein Onkel, König Leopold von Belgien gesetzt hatte. Die Feinheit und Größe des Buches liegt in der Schilderung, wie der zwanzigjährige Fürst mit einer beispiellosen Aufopferung und Selbstbeherrschung sich in England und seine Verhältnisse einlebt und mit Hilfe der großen Liebe, die ihm die Königin entgegenbringt, ihren Charakter und ihr Handeln beeinflußt und sie dadurch befähigt, die große Herrscherin zu werden, die einem der glänzendsten Abschnitte englischer Geschichte den Stempel aufgedrückt hat. Mit bewundernswürdigem Geschick stellt der englische Schriftsteller die Gestalt des deutschen Prinzen hin, dem England, wie man heute weiß, mehr zu verdanken hat, als bisher bekannt war. Das Buch fesselt vom Anfang bis zu dem tragischen, allzufrühen Tode des Prinzgemahls.

Als Gegenstück zu dem Buch über die Queen Victoria folgt in diesem Jahr ein neues Werk[2]), in dem das Leben des Prinzgemahls von England in seinen Briefen dargestellt wird. Abschnittweise sind diesen genaue Erklärungen hinzugefügt. Ausgezeichnete Bilder, das Faksimile eines Briefes des Prinzen und eine sehr geschmackvolle Ausstattung sind die äußeren Vorzüge dieser wertvollen Neuerscheinung. Da der Prinz einer der eifrigsten Briefschreiber seiner Zeit war, mußte die Auswahl mit besonderem Geschick

Digitized by Google

getroffen werden, damit die Persönlichkeit nach allen Seiten hin beleuchtet und vertieft in klarer Linie vor dem Leser steht*). Diese schwierige Aufgabe ist nach allen Richtungen hin auf das Glücklichste gelöst worden. Der Coburger junge Prinz nimmt mit zwanzig Jahren die Stellung als Gatte der Königin in England ein. Er lernt bewußt englisch denken, die Interessen des Landes zu verstehen und zu vertreten. Trotz ihrer Liebe zu ihm betont die Königin anfangs, daß der Prinz politisch ausgeschaltet ist. Als sie erkannt hat, daß ihr Gatte uneigennützig, klug und vorsichtig ist, zieht sie ihn zu Rate, lernt nach seinen Vorschlägen zu handeln, in seinem Sinn zu denken. Langsam, aber stetig wächst der Einfluß des Prinzen. Die Zusammenstellung seines Briefwechsels zeigt seinen heißen Wunsch, daß wie England auch die alte Heimat zu einer Weltmacht werden möge. Aus diesem Grunde beschäftigt er sich mit der preußischen Politik. Die Briefe hierüber, die an das preußische Königshaus gerichtet sind, bilden den interessantesten Abschnitt des Buches. Der allzu frühe Tod des Prinzgemahls war nicht nur für seine Familie und Großbritannien ein schwerer Verlust — Dr. Jagows Veröffentlichungen beweisen, daß dies Leben am Throne Englands auch für die deutsche Politik von großer Wichtigkeit gewesen ist. Ein Vorkämpfer und Mitarbeiter für das einige Deutschland ging mit ihm dahin. Bei dem Studium dieser Briefe lernt man als Deutscher den Prinzen als Mann und als Politiker schätzen — England hatte ihm nach dem großen Erfolg, den ihm die Londoner Weltausstellung eintrug, die erst zögernd entgegengebrachte Anerkennung voll zugebilligt. Über all diese Vorgänge bringt die vorliegende Arbeit fesselnde und wichtige Aufschlüsse. **W. von Puttkamer**

126 Neuveröffentlichungen.

*) Hector Bolitho: »Der große Coburger und seine Zeit.« Albert, Prinzgemahl der Königin Victoria von England. Aus dem Englischen übertragen von Dr. Ludwig Ueberfeldt. (Albert the Good.) Geb. RM 7.50. Carl Reissner, Dresden.

*) Prinzgemahl Albert. Ein Leben am Throne. Eigenhändige Briefe und Aufzeichnungen 1831—1861. Herausgeber Dr. Kurt Jagow, Brandenburgisch-Preußisches Hausarchiv. RM 9.50. Verlag Karl Siegismund, Berlin.

9.

Die Sicherheit Indiens

Hermann Oncken unternimmt es in seinem soeben veröffentlichten Werk: »Die Sicherheit Indiens« von einem Punkt her die Politik des englischen Imperiums aufzurollen; er will zeigen, welche ausschlaggebende Bedeutung die Sorge für die Sicherheit Indiens für die englische und damit auch europäische Politik gehabt hat und noch hat.

Die Sicherheit Indiens, des Kernstücks des britischen Empire, erfordert die Kontrolle der Verbindung mit dem Mutterland und die Fernhaltung fremden Einflusses von der mittelasiatischen Welt — die Glacispolitik — (Turkestan, Persien, Afganistan, Tibet). Die verschiedenen Etappen zur Erreichung und Sicherung dieses Ziels, die verschiedenen Methoden englischer Politik werden von O. aufgezeigt: die Auseinandersetzung mit den historischen Wettbewerbern: Frankreich (Einigung 1904) und Rußland (1907), in dessen Unternehmungen in Asien O. das Bemühen sieht »den Gewinn Konstantinopels mit dem mittelasiatischen Hebel herbeizuführen«. Der Ausgang des Weltkrieges enthebt England der Bedrohung seitens eines mächtigen Deutschland und eines siegreichen Rußland. Durch die Festsetzung Italiens in Abessinien und die spanischen Wirren tritt die Frage nach der Sicherheit Indiens in eine neue Phase, die noch nicht abgeschlossen ist.

Durch den Weltkrieg erstarkt das Selbständigkeitsgefühl der dem englischen Weltreich angeschlossenen Völker. Es ergeben sich damit für die englische Politik neue innenpolitische Schwierigkeiten, die in dem Vertrag mit Ägypten und der Erhebung der Förderation von Indien auf die Rechtsgrundlage eines Dominions eine Lösung finden: England hat es verstanden, »sein imperialistisches Interesse mit den Bedürfnissen der Menschheit« in Einklang zu bringen.

Die gegenwärtige Situation sieht O. über die geopolitischen Gegensätze hinaus in der Unvereinbarkeit der Staatsauffassungen: autonomes Nebeneinander nationaler Individualitäten und Gemeinschaft der Völker.

Eine Darstellung, die von einem Punkt aus die europäische Politik beleuchtet, unterwirft sich notwendig Beschränkungen, die Motive und Kräftespiel vereinfachen müssen; durch eine solche Beschränkung gewinnt aber die Darstellung zugleich an Klarheit. Die vorzüglich geschriebene Arbeit ist ein wesentlicher Beitrag zur europäischen Geschichte, interessant und anregend auch für den, der Einzelheiten der Interpretation nicht zustimmt. **I. Pracht**

Hermann Oncken: Die Sicherheit Indiens. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Geb. RM 5.80.

10.

Alexander I.

Maurice Paléologue, bis Kriegsende Botschafter Frankreichs am Zarenhofe, ergänzt mit dem vorliegenden Werke seine Porträts von »Drei Diplomaten« der Napoleonischen Epoche durch eine Biographie Alexanders I.[1]).

In Alexander verkörpert sich die ganze vieldeutige, widerspruchsvolle Wesensart des russischen Menschen, und er wird so zum großen Gegenspieler der klaren Latinität des westeuropäischen Eroberers. Erbliche Belastung durch den geistesgestörten Vater und das quälende Bewußtsein der nicht mehr zu leugnenden Mitschuld an dessen Ermordung, machten Alexander später für die Einflüsse des Mystizismus noch empfänglicher, als es in seiner Mentalität begründet war (Frau von Krüdener und der Rasputin-Vorläufer Photius).

An die amtliche Darstellung von dem plötzlichen Tod des Zaren in Taganrog auf der Krim schließt Paléologue die zahlreichen Einwendungen, die nach und nach dagegen erhoben worden sind. Entgegen einer großen Anzahl neuerer Historiker, die die Kusmitsch-Legende vertreten, nach welcher Alexander 1864 als sibirischer Einsiedler gestorben sein soll, neigt der Verfasser mehr zu der Ansicht, daß der Zar sein Leben in einem Kloster auf dem Berge Athos oder in Palästina beschlossen hat.

Während so die oft seltsamen Linien seines politischen Wollens durch Paléologue psychologische Deutung erfahren, bleibt über seinem Ende jenes »unlösbare Rätsel«, von dem Puschkin gesprochen hat.

[1]) Maurice Paléologue, »Alexander I.«. Der rätselhafte Zar. Paul Neff Verlag. Berlin, 1937, 416 S. Geh. RM. 5.50, Leinen RM. 7.50.

Prinzgemahl Albert

Ein Leben am Throne

Ein Lebensbild in meist unveröffentlichten Briefen des Prinzgemahls aus dem Hohenzollern-Archiv und dem Windsor-Archiv

Herausgegeben von Dr. KURT JAGOW

Der blaue Ganzleinenband enthält ein Vierfarbenbild, ein Brieffaksimile und 16 Kunstdrucktafeln. Er kostet RM 9.50

*

Das Buch über die Queen erschien unter dem Titel

Queen Victoria

Ein Frauenleben unter der Krone

Herausgegeben von Dr. K. JAGOW

Ganzleinenband mit 16 Bildtafeln RM 8.50

KARL SIEGISMUND VERLAG BERLIN

*

Ludwig I. von Bayern

Corti rückt in seiner Biographie des Bayernkönigs die menschlichen Züge in den Vordergrund: sein »Ringen um Freiheit, Schönheit und Liebe«. Gerade das wichtigste Dokument für eine solche Darstellung, die Tagebücher des Königs, sind aber noch immer nicht freigegeben, wenn der Verf. auch sonst Archivalien weitgehendst benutzt hat. Das Gesamtbild Ludwigs, wie es seine älteren Biographen Sepp und Heigel entworfen haben, erfährt auch durch das von Corti neu herangezogene Material keine wesentliche Veränderung. So ist z. B. der umfangreiche Briefwechsel Ludwigs mit der Mariannina inhaltlich wenig ergiebig.

Politische Ereignisse mußten nach Absicht des Verfassers in diesem Werke zurücktreten; man bedauert das um so mehr, als bei der von Anbeginn durchaus autokratischen Herrschaft Ludwigs und bei seinem Charakter seine Politik so eng mit seiner Person verknüpft ist, daß die Trennung, die Corti vornimmt, bedenklich erscheinen mag. Darüber hinaus sind politische Ereignisse zuweilen nur nach Briefen und Gesandtenberichten skizziert und deshalb nicht immer in allen Einzelheiten zuverlässig.

Die Verdienste des Königs um München, die Förderung der bildenden Künste, sind heute unumstritten — es sei hier an das Werk von Eugen Franz »München als deutsche Kulturstadt« erinnert — aber die großen Schwächen seines Charakters, seine romantischen Skurrilitäten, die geringe praktische Bedeutung, die seine unklare und verschwommene »Teutschheit« für die Geschichte gehabt hat, dürfen nicht übersehen werden. Gerade in dieser Hinsicht empfindet man Cortis Darstellung zu apologetisch für das unbeirrte »intellegere« des Wissenschaftlers, das der Verfasser als Motto gewählt hat.

Walter Schwerdtfeger

[1]) Egon Caesar Conte Corti »Ludwig I. von Bayern«. Ein Ringen um Freiheit, Schönheit und Liebe. Verlag F. Bruckmann, München. 1937. 698 Seiten. Leinen geb. RM 9.80.

11.

Amerikaner in der Biographie: Benjamin Franklin und Dwight Morrow

Der Original-Titel der Franklin-Biographie von Philipps Russell ist: B. F. the first civilised American und das Vorwort erklärt ausführlich die Berechtigung dieser Bezeich-

Digitized by Google

nung. — Harold Nicolson, durch die schöne Biographie seines Vaters in Deutschland gut bekannt, »entschuldigt« das »Anmaßende« seines Unternehmens, als Engländer die Biographie eines Amerikaners zu schreiben mit dem Hinweis, daß D. M. »das Vorbild eines durchaus kultivierten Menschen und außerdem des typischen Amerikaners darstellt«: diese Betonung mag nachdenklich stimmen.

Benjamin Franklin steht, als loyaler britischer Untertan und Geburtshelfer der Republik am Anfang der amerikanischen Geschichte. Sein wechselreiches Leben, das in erstaunlicher Spannweite den verschiedensten Tätigkeiten und Anschauungen Raum gibt, schildert Russell in frischer unkomplizierter Erzählung, reichlich gewürzt mit Anekdoten, Aussprüchen und Briefstellen.

Die Welt Franklins ist das Amerika der Kolonisationszeit, das seine Unabhängigkeit von England erkämpft — das Amerika Dwights Morrows erhebt Anspruch, als Schiedsrichter in Europa den Weltkrieg zu beenden — dazwischen liegen noch nicht 150 Jahre eigenstaatlicher Geschichte.

Die äußeren Lebensdaten Dwight Morrows sind schnell aufgezählt: er entstammt engen puritanischen Verhältnissen, besucht das College von Amherst — eine wichtige Etappe seines Lebens — studiert Rechtswissenschaft, wird Anwalt und als solcher in Amerika schnell bekannt durch seine Tätigkeit in der Organisation von Gesellschaften, 1914 Teilhaber von Morgan und damit ein Faktor in der Weltwirtschaft, als Amerika in den Krieg eintritt wird er dem Allied Maritime Transport Council zugeteilt, 1927 Gesandter in Mexiko, 1930 amerikanischer Delegierter auf der Londoner Abrüstungskonferenz, 1931 Senator, — gestorben 1931. Die äußere Laufbahn besagt wenig über den Inhalt des Buches. Worauf es N. ankommt, ist die Persönlichkeit D. M.'s und ihre Wirkung, der sich niemand entziehen konnte und die Europa ein neues Maß für Amerika gab, zu zeigen. Dem Charakter D. M.'s ist im Gegensatz zu Franklin eine vielleicht etwas trockene Geradlinigkeit des Denkens und Handelns eigen; seine Erfolge verdankt er einer unermüdlichen Geduld, mit der er danach strebt, das Reale mit dem Idealen in Verbindung zu bringen, seine Kenntnisse stellt er stets in den Dienst einer Sache, nie einer Person; seine menschliche Wirkung beruht in dem Glauben, daß jeder an der Wahrheit interessiert sei, dem völligen Mangel jeglicher geistiger und moralischer Überheblichkeit, einer großen Duldsamkeit, dem Verstehenwollen, und einem Beschützerinstinkt für den Schwächeren. Besser als Beschreibung mögen einige Worte für ihn sprechen: »Ich bin ungefähr zu der Überzeugung gekommen, daß die Welt nicht eigentlich in Konservative und Radikale geteilt ist, sondern in Leute, die wirkliche Menschen sind und solche, die es nicht sind.« »Die Welt« — so schrieb er einmal an seinen Sohn, »zerfällt in Menschen, die die Dinge tun und in solche, die dafür die Anerkennung erhalten. Versuche, wenn Du kannst, zur ersten Klasse zu gehören.«

Die Stellung, die D. M. einnimmt, gibt dem Verfasser Anlaß zu einer interessanten Schilderung amerikanischen Lebens und amerikanischer Verhältnisse. Jedem, dem es um das Verständnis Amerikas zu tun ist, ist die Lektüre dieses Buches zu empfehlen. **I. Pracht**

[1]) Philipps Russell: Benjamin Franklin, Übersetzt von Friedrich Schönemann. Quelle & Meyer, Leipzig. 316 Seiten. Geb. RM 5.80.

[2]) Harald Nicolson: Dwight Morrow, Finanzmann und Diplomat in USA. Übersetzt von Catharina von Mayer. Hans von Hugo und Schlotheim, Berlin. 357 Seiten. Geb. RM 8.50.

LÄNDER, VÖLKER, REISEN

1.

Merians anmüthige Städtechronik

Vor zwei Jahren brachte der Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt unter dem Titel »Merians anmüthige Städtechronik« eine Auswahl aus der »Topographia Germaniae« des Matthäus Merian. Die freundliche Aufnahme, die dies Büchlein überall fand, veranlaßt jetzt den Verlag als Fortsetzung »Eine Reise durch die Gräntzlande des alten Teutschlands« mit Merian als Cicerone vorzulegen. Die Fahrt geht durch Holland, das Elsaß, die Schweiz, Tirol und Österreich, Böhmen, Pommerellen und Livland. Der Chronist schildert uns — unterstützt von 27 Kupferstichen — Land und Leute, Handel, Sitten und Denkwürdigkeiten einer vergangenen Epoche. Ein hübsches Weihnachtsgeschenk! **I. P.**

Merians anmüthige Städtechronik, Zweyter Teil. Hrsg. v. Hartfried Voss, 100 S. Mit 27 Kupferstichen. »Die Bücher der Rose« Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, RM. 2.—

2.

Reisen und Erfahrungen

Der Hamburger Baumeister Fritz Schumacher, der Verfasser des bekannten Buches »Stufen des Lebens«, scheidet in der Einführung zu seinem neuen Werke »Rundblicke, ein Buch von Reisen und Erfahrungen« zwischen »Reisen in den Jahren des Werdens«, durch deren Kenntnisse und Erfahrungen der Reisende sein heimisches Leben erst recht begreift und würdigt, und »Reisen des reifen Mannes«, die mehr den Charakter von Ausflügen aus fest umrissener und verantwortungsvoller Arbeit haben und neue Perspektiven eröffnen.

Die von ihm beschriebenen Ausflüge in die Welt teilen sich in drei Gruppen: Aus der Vorkriegszeit; aus der Kriegszeit; aus der Nachkriegszeit. Während die Vorkriegszeit in die Weite, nach Nordland, England, Frankreich führt, die Kriegszeit Fahrten nach Belgien und Rumänien bringt, bekommen die Reisen der Nachkriegszeit einen kleineren Radius, der besonders die Heimat: Danzig, das Weserbergland, Weimar usw. umspannt, und den Schluß des Buches bildet bezeichnenderweise ein Aufsatz: Reise durch Hamburger Kunststätten.

Schumacher »macht« nicht in Begeisterung, er liebt die Kleinmalerei, vermeidet nicht die Schilderung aller möglichen Nebensächlichkeiten, die sich ergeben, er »schlendert« oft gemütlich durch die Gegend, und das macht sein Buch zu einer beschaulichen und amüsanten Lektüre. **G. L.**

Fritz Schumacher, Rundblicke. Ein Buch von Reisen und Erfahrungen. 252 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. Geb. RM 5.50.

*

J. STRZYGOWSKI

Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst

XX, 496 S. Mit 362 Abb. Gr. 8°. M. 29.50, geb. 33.—

„Ein Werk, das durch und durch schöpferisch ist und wirklich Neuland erschließt ... Bei solcher Vorführung von Vergleichsreihen und ‚Wertspuren' fallen einem wahrhaft die Schuppen von den Augen. Vor uns ersteht der hohe Norden und mit ihm eine seelische Grundgemeinsamkeit sämtlicher indogermanischer Völker, die Strzygowski von allen nur möglichen Ausgangspunkten her bestimmt. Die Kunstgeschichte hat ihren Bopp!"
Prof. Dr. W. Wüst im „Völkischen Beobachter"

Carl Winter's Univ.-Buchh. / Heidelberg

Siebenbürgen

Ein Bilderbuch mit 148 Tafeln. Aber was für ein Bilderbuch! Im Laufe vieler Jahrhunderte hat dieses Land Siebenbürgen seine deutsche Art und Sitte verteidigt, hat Kirchen gebaut, die Burgen waren, in die sich bei den vielen feindlichen Einfällen Mensch und Tier retten konnten, hat seine Trachten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und fest daran gehalten, daß jede Nachbarschaft eine große Familie war, die alle Feste gemeinsam feiert, die aber auch Unglück und Leid miteinander trägt.

Diese Burgen und Kirchen, diese Marktplätze überragt von den Türmen und Wehren, diese Dorfstraßen, Bauerngehöfte und Tore, diese Bauernstuben und Kirchgangtrachten zeigen die Bilder. Jedes spricht für sich selbst und will mit einem Verständnis für Schönheit und Kunst betrachtet sein.

Das Buch bringt aber nicht nur Bilder aus diesem Deutschtum, sondern berücksichtigt auch die Rumänen, Ungarn, Székler, die die im Osten und Süden von den Karpathen begrenzten Teile Rumäniens bewohnen. Diese Volkstrachten sind nicht weniger alt und ebenso bunt und reich wie die der Sachsen, und die Bilder, die das Hirtenleben zeigen, bilden einen guten Gegensatz zu der landwirtschaftlichen Gebundenheit der Deutschen Siebenbürgens.

Viel Liebe, viel Geschmack und viel Sinn für das Volkstum kommt in diesem Buch zum Ausdruck.

Kurt Hielscher: Siebenbürgen. F. A. Brockhaus, Leipzig. geb. RM 5.90.

*

Zigeuner

Der Verfasser dieses neuen Buches über die Zigeuner, Martin Block, stellt an dessen Anfang die Kapitel: »Die Zigeuner und wir« und »Ich und die Zigeuner«. Die Zigeuner und wir: darin kommt all die Ablehnung zum Ausdruck, die eine geordnete, mit der Seßhaftigkeit rechnende Kultur gegen diese zerlumpten Nomaden hegt, die so ganz anders sind als »Wir«, und die sich ihrer nach Möglichkeit erwehrt. »Ich und die Zigeuner«, da bekennt der Autor, daß er fern aller kritischen Einstellung, fern von der Zivilisation, mit viel Geduld sich diesen Naturmenschen angepaßt, ihre Sprache studiert und all das Material zusammengebracht hat, das er über Märchen und Lieder, Musik und Tanz, Fahrten und Wanderzeichen, Stammesorganisationen, Gastlichkeit und Küche usw. vor den Lesern ausbreitet.

Unter freiem Himmel, beileibe nicht im Wohnwagen gebiert die Zigeunerin ihr Kind; im Freien muß der Zigeuner sterben; liegt er in den letzten Zügen, so wird er aus dem Wagen oder dem Zelt hinausgebracht: mit der Mutter Erde muß er bei Geburt und Tod in Berührung sein; und wenn er tot ist, dann darf er nicht mehr mit Namen genannt werden. Die Toten sind tabu.

Der Gedanke, ob der Verfasser das Eheleben der Zigeuner, dem er völlige Treue, wenn die Ehe mit Kindern gesegnet ist, nachrühmt, nicht etwas idealisiert, ist nicht ganz von der Hand zu weisen, und manchmal taucht er auch sonst seine Feder etwas zu

Digitized by Google

tief in die Tinte der Begeisterung; aber das schadet nicht, man folgt auch dann sehr interessiert seine Schilderungen.

Was er über die Zigeunerin als »Ärztin«, über ihre als Geheimkunst sorgsam bewahrte Kenntnis der Kräuter, über ihre Salben und sonstigen Mittel gegen Krankheiten, über das Besprechen und die Zaubersprüche, über Amulette und den bösen Blick erzählt, das ist besonders lesenswert. Der eine wird dazu lächeln, der andere nachdenklich den Kopf wiegen. Daß pulverisierte Mistkäfer gut gegen Frauenkrankheiten sind, wird allerdings allgemeinen Zweifel begegnen.

Dr. Martin Block, Zigeuner. Ihr Leben und ihre Seele. Dargestellt auf Grund eigener Reisen und Forschungen mit 99 Abbildungen und 64 Kunstdrucktafeln. 220 Seiten. Bibliographisches Institut A. G., Leipzig. RM 5.8.

*

Das spanische Volk

Der Verfasser dieses neuen Buches über Spanien, Friedrich Christiansen, hat schon mehrere Bücher über das spanische Land und das Volk geschrieben. Er geht mit der Kamera so geschickt um wie mit der Feder. Die Bilder verraten den Blick des Mannes für packende Situationen.

Sein Buch wird in erster Linie für alle, die Spanien selbst bereist haben, ein Gewinn sein, es ist ein »Baedeker«, der von Provinz zu Provinz, von Ort zu Ort führt, die Bauwerke, das tägliche Leben, Trachten, Sitten, Tänze, Spiele ausführlich und lebendig beschreibt und so tiefe Einblicke in die Lebens- und Denkart des Volkes gestattet. Es werden sehr häufig gerade unbekannte Orte Spaniens beschrieben, es werden die ärmsten Gegenden gezeigt. Die Bauern haben es schwer, sie arbeiten hart, um einen bescheidenen Lebensunterhalt zu finden. Man sieht also nicht das Spanien, wo einem die Trauben in den Mund hängen, sondern das sich plagende und sich dann freuende Volk.

Man weiß ja, daß die Städte schwer von Alter und Pracht sind, aber hier leben eben doch die armen Nachkommen stolzer und reicher Vorfahren im Glanz der Vergangenheit; die Menschen haben seit jenen Tagen, in denen Spanien aus dem Überfluß schöpfte, nichts Gleichwertiges geschaffen. Das ererbte geräumige Haus träumt von einstiger Größe.

Spanien durchlebt jetzt die große Krise, die das Land in seinen Grundfesten erschüttert und ein gesundes Volk soll erstehen, das die engsten Fesseln der Tradition sprengt und in einem neuen Volkstum die katastrophale Trennung zwischen Reich und Arm, zwischen Besitz und besitzloser Fronarbeit beseitigt.

Wenn ein Reisender mit so hellem Blick wie Christiansen das Land dann wieder bereist, so wird festzustellen sein, wieviel von der »spanischen Seele« übrig geblieben ist. Und abermals nach — etlichen Jahren wird er desselben Landes fahren. **G. L.**

Das spanische Volk. Sein wahres Gesicht von Friedrich Christiansen. Bibliographisches Institut, Leipzig 1937. 521 Seiten. Geb. RM 5.80.

3.

Spanien: Stern und Unstern

Ein Unstern steht über Spaniens Geburtsstunde und begleitet mit seinem düsteren Schein die Geschichte eines hochherzigen, in sich zerrissenen Volkes bis in die jüngste Zeit. Leuchtet im Laufe langer Jahrhunderte ein freundliches Gestirn auf und erhellt spanische Größe und Ruhm, so erweist sich dieses Licht bald als trügerisch und verglimmt rasch, gefolgt von weiterem Dunkel und Verfall. Wie Keltiberertum, römische Kolonisation und der Staat der Westgoten dazu beitragen, den Knoten zu schürzen; wie Separatismus und die damit verbundene »Taktik der direkten Aktion« im Norden und Süden aufflackern; wie Eitelkeit, Aristophobie und Verpöbelung der Massen Spanien immer weiter abwärts treiben, bringt Ortega y Gasset packend und eigenwillig zum Ausdruck. Die Abhandlung „Aufbau und Zerfall einer Nation« steht damit im Mittelpunkt des vorliegenden Werkes. Kritisch, eifernd, warnend und doch nicht hoffnungslos sieht der Verfasser Spaniens Lage.

In ganz persönlich gehaltenen Tagebuchblättern klingen zärtliche, ergreifende Worte für die heimatliche Landschaft auf, die in ihrer Härte und ihrem Glanz zu heißem Leben erwacht. Castiliens Burgen und endlose Ebenen türmen sich zu den rauhen Bergen Cantabriens und verschwimmen im Nebel der asturischen Täler, und Land und Menschen und Geschichte wachsen bedeutsam zusammen zu dem Gemälde eines Volkes, das am Rande eines Abgrundes dahindämmert. Plötzlich taucht wie durch Magie vor den Augen des Lesers Grecos Toledobild auf, wo über dem steilen Kegel der Stadt in fahlen Schwefeltönen sich ein drohender Himmel ballt.

Dr. Schmeier

José Ortega y Gasset. Stern und Unstern. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 248 Seiten. Leinen RM 5.25.

4.

Neues Portugal

Aus der Lähmung, der kleinere Länder so leicht erliegen, hat sich Portugal vor einem Jahrzehnt etwa hochgerissen und in den großen Stromkreis der europäischen Ideen eingeschaltet; nach jahrhundertelanger Schwäche geht Portugal den Weg zum autoritären Staat.

Das Bild dieses neuen Portugals und seines Schöpfers Salazar zu zeichnen, unternimmt Friedrich Sieburg in dem vorliegenden Buch[1]). Er untersucht den Charakter des Landes und seiner Bewohner, seine Geschichte, den Einfluß französischen Geistes und englischen Geldes, der Portugal während des Weltkrieges auf den »Weg nach Richebourg« geführt hat, und der auch heute noch nicht unterschätzt werden darf.

Durch einen Umstand unterscheidet sich Portugal vor allem von den andern antikommunistisch ausgerichteten Staaten Europas. Das Regime Salazar, die »Situation« wie die Portugiesen sagen, ist nicht das Ergebnis einer politischen Entwicklungsreihe oder der bewußten Führung Salazars. Als dieser 1928 von seinem Lehrstuhl an der Universität Coimbra zur Leitung des Finanzministeriums berufen wurde, ahnte er vielleicht selbst kaum, daß der Keim zu einem neuen System gelegt worden war. Schritt für Schritt ging er den Weg von der »Budgetdiktatur« zur Macht, ohne Unterstützung einer politischen Bewegung. Erst 1930 wurde in der »National-Union« ein Gebilde geschaffen, das den Übergang von den früheren Parteien zu neuen Formen bezeichnet. Nachträglich wurde überhaupt erst der ideologische Unterbau für die »Situation« errichtet, woraus sich seine Stückenhaftigkeit und Zufälligkeit erklärt.

Das Land befindet sich heute in einem Stadium des Übergangs. Von der Militärdiktatur hat sich das Regime Salazar allmählich fortentwickelt in der Richtung zum wahren Staat. Damit beginnt Salazars europäische Bedeutung. Hier liegt aber auch, wie Sieburg dargelegt, der schwerste Teil seiner Aufgabe. Das Volk als »moralische, politische und wirtschaftliche Einheit im Sinne der Verfassung, muß er erst schaffen. Das »traurige Gewicht« einer allzu großen Vergangenheit muß abgewälzt werden, um aus dem fatalistischen Portugiesen des »Fado« den politischen Willensträger des neuen Portugals zu bilden.

[1]) Friedrich Sieburg: »Neues Portugal«. Bildnis eines alten Landes. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1937. 288 Seiten. Ganzleinen RM. 5.80.

*

Italien in der Welt

Eine Analyse der wirtschaftlichen und politischen Bedeutung des neuen Italiens versucht Anton Zischka in seinem Buch »Italien in der Welt«. In einem entwicklungsgeschichtlichen Abriß »vom Sieg des bäuerlichen Rom über das weltmeerbeherrschende Karthago bis zum Sieg des Faschismus« zeigt der Verf. — in einer zuweilen recht gewaltsam geführten Vergleichslinie zur Entstehung des Britischen Imperiums — das Aufrücken Italiens zur Großmacht und seinen Kampf um Lebensraum. Aber Zischka will mehr als nur eine Monographie des faschistischen Italiens geben. Was er da aufzeigt: Wesen und Werden der Staatsform, Nahrungsbasis und Rohstoffreserven, Rüstungswesen und die militärischen und politischen Stützpunkte Italiens im Mittelmeerbecken und in Afrika, zeigt er unter einem bestimmten Blickwinkel, als Ausschnitt aus dem Ringen zwischen besitzenden und nichtbesitzenden Ländern, zwischen Liberalismus und Führertum.

Zischka zieht nicht die Summe der einzelnen Posten. Wo er es tut, lassen sich gegen seine Ergebnisse und Formulierungen naturgemäß erhebliche Einwendungen machen. Im allgemeinen verzichtet er auf die undankbare Prophetenrolle und begnügt sich damit, das weitschichtige Tatsachenmaterial herbeizutragen für die Erkenntnis des weltpolitischen Problems Italien. Er denkt nicht zuende, sondern regt zum Denken an — und das ist im Grunde das Beste, was man von einem solchen Buche sagen kann. **W. S.**

W. Goldmann Verlag, Leipzig 1937. 336 Seiten. Kart. RM. 6.—, Leinen RM. 7.50.

5.

Der sanfte Wilde

Diese Erzählung über den sanften Wilden ist kein Reisewerk im strengsten Sinne des Wortes. Das Land, das der Verfasser beschreibt, ist der Anglo-Ägyptische Sudan. »Das Land ist ein Viertel so groß wie Europa und hat eine Eingeborenen-Bevölkerung von annähernd sechs Millionen, neunhundert weißen Beamten und vier Hotels.«

Ein Freund hat den Maler Richard Wyndham eingeladen, ihn doch einmal zu besuchen. Nun, so besucht er ihn eben dort unten in dem Lande, das »ein Stück von Ägypten ist, bloß ein bißchen weiter drunten, denn es reicht beinahe bis zum Äquator«.

Solch eine Besuchsreise regt ja einen Engländer nicht auf. Sie dehnt sich über drei Monate aus. Ziel ist die Provinz Bahr-el-Ghazal, westlich vom weißen Nil. Dort ist der Freund ein hoher Beamter.

Mit etwas gewolltem Humor erzählt der Verfasser nun seine Erlebnisse und schildert so nebenbei, aber mit glänzender Beobachtungsgabe, das Leben und die Sitten der Eingeborenen, von denen er Prachtstücke photographiert und malt, und je weiter er kommt, je länger er im Lande ist, desto größer wird seine Liebe zu diesen einfachen Menschen, desto mehr streift er den Europäer ab und sucht das Verständnis für ihr primi-

Digitized by Google

tives Leben und auch für ihre wilden Sitten. Sein Buch ist ein Gemälde mit seltsamen Farben, über die er sich selbst wundert, die er als Künstler wählt und für die er auch in Deutschland unter seinen Lesern viel Freunde finden wird.

An einer Stelle sagt er bei einem Unglücksfall von den Negern, die ihn zu bestehen haben: »Unfall überstanden. Der erste Gedanke ist dann stets: es ist vorbei. Was das Schicksal auch sonst auf Lager haben mag, das, was in der Minute geschah, ist geschehen.« Man kann die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen dem dem Augenblick lebenden Wilden und dem nachdenklichen Europäer kaum treffender ausdrücken. **G. L.**

Richard Wyndham. Eine Sudanreise. 262 S. Deutsch von Hans Schiebelhuth. Rowohlt Berlin. Geb. RM 7.50.

6.

Der Balkan Amerikas

»Der Balkan Amerikas« nennt C. Roß sein neues Buch, dem eine Reise mit Kind und Kegel durch Mexiko und Mittelamerika zugrunde liegt.

Die Wahl dieses Titels weist schon auf die ähnlichen politischen, rassischen und geographischen Probleme beider Länder hin:

Beide die Wiege uralter, sehr hochstehender Kulturen, beide der Schauplatz ewiger Unruhen, beide von einer Völkerwelle nach der anderen heimgesucht und von einem unvorstellbaren Rassengemisch bewohnt. Nur liegt Mexiko und Mittelamerika »weltstrategisch« wesentlich exponierter.

Als Brücke zweier Kontinente sind diese Länder nicht nur dem nordamerikanischen Einfluß ausgesetzt, sondern in ihnen wirken die Kräfte, die die Vorstöße von Ost und West in sie hineingetragen haben.

Mestizen, Kreolen, Spanier, Neger und Indianer streben alle nach einer Lösung, die doch jeweils nur einem von ihnen Befriedigung geben kann, eben weil jede dieser Rassen eine Klasse verkörpert, die für sich an die Macht kommen und nur ihre Interessen gegenüber den anderen wahren will.

Parole der dauernden Revolutionen war immer: »Land dem Indio und Kampf dem Weißen und dem Kapital«. Denn Weißer und Kapital bedeutet hier dasselbe, da 80% der Goldminen, der Wasser- und Elektrizitätsversorgung, der Straßenbahnen, der Telegraphen usw. in den Händen amerikanischer oder englischer Unternehmer liegt.

Erreicht hat man weder das eine, noch das andere.

Der Peone, der in der Hoffnung, endlich sein Land zu bekommen, der Träger aller dieser Revolutionen war, ist noch nicht in genügender Weise befriedigt worden. Und der amerikanische Einfluß konnte noch nicht zurückgedämmt werden, denn hinter dem amerikanischen Kapital steht der Staat.

Doch das indianische Element gewinnt immer mehr an Boden, und wenn sich aus der Masse der Peonen auch bisher nur einzelne heraushoben, so ist die Indianisierung doch wohl nicht aufzuhalten.

Mexiko wird wieder den Indianern gehören.

C. Roß behandelt sehr eingehend, neben einer packenden Schilderung der Villa'schen Revolution, alle diese Probleme und weiß uns für die kommenden politischen Fragen einen interessanten Ausblick zu geben, der uns weiterhin an den mexikanischen und mittelamerikanischen Fragen regen Anteil nehmen läßt. **GL. jr.**

Colin Roß, Der Balkan Amerikas. F. A. Brockhaus, Leipzig. S. 274, Lwd. RM 6.—.

7.

400 Millionen

Die Kanonen donnern über das Land, Häuser, Tempel, Altäre stürzen zusammen. China wehrt sich, seine Menschen sterben, stoisch und in ihr Schicksal ergeben, aber in ihnen lebt doch die asiatische Zähigkeit, die unzerstörbare Verwurzelung in ihrer uralten Kultur und die Gemeinsamkeit ihrer naturverbundenen Sitten und Gebräuche. Unendlich ist ihre Zahl, eingebettet in den Kreislauf des Jahres und mit den einzelnen Monaten eng verbunden. Das Buch »Das Mondjahr, Chinesische Sitten, Bräuche und Feste« öffnet diese mit Tausenden von Legenden durchwobene Welt, in die man verwundert tritt und die man mit nachdenklicher Rührung verläßt, im Bewußtsein, etwas Köstliches erlebt zu haben.

Im »bitteren Monat«, am 8. Dezember, ist der Tag der »dicken Grütze«, zu der viel Zutaten nötig sind. Arm und Reich ißt sie. Die Legende erzählt von einer armen Mutter, die sich die Zutaten auf Befehl ihres lieblosen Sohnes von den Nachbarn zusammenbettelte. — Der zwanzigste Tag des »bitteren Monats« ist dem Säubern des Hauses gewidmet. Schmutz, der liegen bleibt, macht die Augen blind. — Der dreiundzwanzigste ist der Tag des Küchengottes, an dem jede chinesische Hausfrau die Vorräte für das bevorstehende Neujahrsfest einkauft und dem Gotte opfert, ehe er gen Himmel fährt und dort über das Betragen der Familienmitglieder berichtet. — Und so geht es weiter im »Feiertagsmonat«, im »Knospenmonat«, im »schläfrigen Monat«, im Monat »der hungrigen Geister« (Juli), im Monat »der gütigen Moral« (Oktober). Und zu jedem Brauch und Fest gibt es eben eine Legende, die deren Ursprung erklärt.

Von dieser Schlichtheit und Schönheit chinesischer Legenden gibt eine Ausgabe von 4 Legenden einen Begriff, die im Verlage Metzner in großem Format, in bibliophiler Ausstattung erschienen ist und deren Wert durch die Beigabe von 4 herrlichen chinesischen Tuschzeichnungen in originalgetreuer Reproduktion erhöht wird. Die Legenden sind von einem chinesischen Gelehrten ausgewählt und übersetzt, die vier Blumenstücke stammen aus der Sammlung Lin Si-Lou und werden hier zum ersten Male veröffentlicht. Die Bilder passen so recht zu der rührenden Legende des armen Blumenzüchters, dem der reiche Mann den Garten nimmt, dem aber die Fee zu Hilfe kommt und seine Blumen in neuer Pracht erstehen läßt. Eine Gabe für Freunde eines kostbaren Werkes.

Nach diesem Kunstgenuß vertieft man sich gern in die Geheimnisse der tausendjährigen Geschichte Chinas, die Mary A. Nouru in ihrem Buche »400 Millionen« erstehen läßt. Sie beginnt mit der Sage und den mythischen Anfängen, schildert die großen Dynastien, die eben die Geschichte Chinas bestimmen. Das letzte von Lin Tsiu-Sen verfaßte Kapitel stößt zur Neuzeit vor bis zum Neuaufbau, von dem niemand weiß, ob und wie er sich im Kampfe mit Japan behaupten kann. »Der Himmelsgott ist unzufrieden«: es gilt, ihn zu versöhnen. **G. L.**

Juliet Bredon, Igor Mitrophanow, Das Mondjahr. Chinesische Sitten, Bräuche und Feste. Darstellung und Kulturbericht. Mit 25 Abbildungen 527 S. (Übersetzung Richard Hoffmann, Originaltitel des Buches: The Moon Year.) Paul Zsolnay Verlag Berlin 1937. Lwd. RM 10.—.

Mary A. Nourse, 400 Millionen, Die Geschichte der Chinesen. Mit einem Schlußkapitel über letzte Zeit und Gegenwart von Lin Tsiu-Sen. Alfred Metzner Verlag. Berlin 1936. (Deutsche Übersetzung von Helen Scherer u. Hans Steindorff des Werkes »The four Hundred Millions«.) RM 6.50.

Chinesische Legenden. Aus dem Chinesischen von Lin Tsiu-Sen. Mit vier Farbenlichtdrucken nach chinesischen Gemälden aus dem 17. Jahrh. Berlin, Alfred Metzner Verlag. RM 24.—.

Geschichte der Staats- und Rechtsphilosophie
Ein Überblick von den Griechen bis zur Gegenwart
Von Dr. KURT SCHILLING
Broschiert RM 7.—, Leinen RM 9.—

Germanische Rechtsgeschichte
Ein Grundriß
Von Prof. Dr. CLAUDIUS FREIHERR VON SCHWERIN
Broschiert RM 6.50, Leinen RM 8.50

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

8.

Fahrten durch Asien

Als das »letzte Rätsel Westasiens« galt den Forschern Nuristan, das »Land des Lichtes«. Inmitten des geographisch und politisch unzugänglichsten Teiles Afghanistans im Hindukusch war man einem Volke begegnet, dessen Menschen wegen ihres hohen Wuchses, ihrer regelmäßigen griechischen Züge und ihrer blauen Augen schon früh das Interesse der Reisenden erweckt hatten. Man vermutete, daß es sich hier um Reste der Urarier handelte, und einer der frühen englischen Reisenden verlegte hierher die Heimat der arischen Rasse. Über eine deutsche Forschungsreise in dieses nur wenig bekannte Land berichtet A. Herrlich in seinem Buch »Land des Lichtes«. Aufgabe und Ziel dieser »Deutschen Hindukusch-Expedition« war es in erster Linie, aus den Hochsteppen und Gebirgen Westasiens Kulturpflanzen zu bringen, so vor allem asiatische Getreidepflanzen, die dort ihre Urheimat haben. Über das landwirtschaftlich orientierte Unternehmen wuchsen aber bald die Teilnehmer hinaus zu einer sehr vielseitig interessierten Expedition, die der altertümlichen Sprache, den eigenartigen Sitten und Gebräuchen, dem Imra-Glauben der Bewohner Nuristans, der Kafiren, nachging. Mit einem bajuwarischen Humor und einer gewissen Vorliebe für kleine anekdotische Züge glossiert der Verfasser die Reise, die dem Leser nicht nur Forschungsergebnisse vermittelt, sondern ihn auch gut unterhält. Das Interessanteste und gleichzeitig Verblüffendste an diesem Bericht aber sind die ausgezeichnet photographierten Männerköpfe der nuristanischen Eingeborenen.

Viel weiter gespannt und mit größeren Horizonten ist das an und für sich rein publizistisch gedachte Buch des Engländers Peter Fleming: »Tataren-Nachrichten, eine Reise von Peking nach Kaschmir«. In politischer Hinsicht gibt es einen sehr instruktiven Überblick über Sinkiang, das ein wenig dunkle Interessengebiet Rußlands und Großbritanniens. In menschlicher Hinsicht vermittelt es den Eindruck eines überlegenen trockenen Humors, einer warmherzigen und unaufdringlichen, männlichen Haltung und eines klugen, real denkenden Betrachters von hohen Graden. In erzählerischer Hinsicht erhalten wir einen Bericht, in dem eine einfache Tagebuchchronik sich durch die Kraft des unmittelbaren, bereits an das Dichterische streifenden Ausdrucks zu einem Epos des Abenteuers wandelt.

Heinrich Kalk

Albert Herrlich, Land des Lichtes. München: Knorr & Hirth 1938. 177 Seiten. 88 Abbildungen. 4 Kt. 8°. Geb. RM 5.50.

Peter Fleming, Tataren-Nachrichten, eine Reise von Peking nach Kaschmir. Berlin: Rowohlt o. J. 418 Seiten. 8°. Geb. RM 7.50.

Digitized by Google

RELIGION UND RELIGIONSGESCHICHTE

1.

Religion und Naturwissenschaft

Die Symbole der Religion und die Messungen der Naturwissenschaft ergänzen einander. »Für die Religion ist Gott das Fundament, für die Naturwissenschaft die Krone des Aufbaues jeglicher weltanschaulicher Betrachtung. — Die Naturwissenschaft braucht der Mensch zum Erkennen, die Religion braucht er zum Handeln.«

Diese Kardinalsätze seines Glaubens behandelt und begründet der große Physiker Max Planck in seiner Schrift »Religion und Naturwissenschaft«, die nur 32 Seiten stark ist, aber an Gehalt es mit manchem dicken Wälzer aufnimmt. **G. L.**

Religion und Naturwissenschaft. Vortrag gehalten im Baltikum von Max Planck. 32 S. Brosch. RM 1.50. Johann Ambrosius Barth, Leipzig.

2.

Ein neues Quellenbuch zur reformatorischen und nachreformatorischen Theologie

Für ein gründliches theologisches Studium wie überhaupt für ein sachlich gegründetes Urteil über die Reformation und das reformatorische Christentum ist die eingehende Beschäftigung mit der reformatorischen und nachreformatorischen Ausbildung christlicher Lehre schlechterdings unerläßlich. Die bisher dazu zur Verfügung stehenden systematisch geordneten Quellenauszüge von Hase, Luthardt und Schmid sind aus verschiedenen Gründen veraltet und daher nur noch begrenzt brauchbar. Emanuel Hirsch hat sich also ein großes Verdienst erworben, wenn er diese für den theologischen Unterricht sehr schmerzlich spürbare Lücke nunmehr geschlossen hat (»Hilfsbuch für das Studium der Dogmatik, die Dogmatik der Reformatoren und der altevangelischen Lehrer quellenmäßig belegt und verdeutscht«). Schon der Untertitel zeigt, daß Hirsch mehr bietet als seine Vorgänger: im ersten, größeren Teil gibt er sehr reiche Quellenbelege für die Dogmatik Luthers, Melanchthons und Calvins, während erst der zweite Teil »die orthodoxe Dogmatik« behandelt, auf welche die bisherigen Werke sich beschränkt hatten. So stellt der erste Teil in der Tat etwas völlig Neues dar, das sowohl für Seminarübungen wie für das Privatstudium nicht nur des Studenten, sondern auch des Pfarrers und des wissenschaftlich gebildeten, nach echter Belehrung suchenden Laien sich sehr nutzbar erweisen wird. Daß der zweite Teil sich nicht auf das Altluthertum beschränkt, sondern gesondert auch die altreformierte Dogmatik heranzieht, erhöht die Brauchbarkeit des Buches.

Die Auswahl der dargebotenen Stücke läßt durchweg die gründliche, in jahrzehntelanger historischer Arbeit erworbene Quellenkenntnis des Verfassers spüren und bewundern: sie ist reich, geschickt, systematisch klar geordnet und aufs Ganze gesehen streng sachlich. Die Versuchung, durch die Art der Auswahl vom heutigen Standort aus heimliche Beurteilung zu vollziehen und eigene systematische Überzeugungen zu empfehlen, hat der Verfasser grundsätzlich verworfen und ist dieser Entscheidung auch in der Durchführung im wesentlichen treu geblieben. An einigen Stellen nur wird die ganz ja wohl nie auszuschließende subjektive Stellungnahme in der Auswahl sichtbar, so wenn bei den Belegen über Luthers Stellung zur Bibel, insbesondere zum Alten Testament nur die früheren Vorreden Luthers herangezogen werden, nicht aber die späteren, mit denen Luther ja doch offensichtlich die früheren in nicht unwesentlichen Punkten richtig zu stellen beabsichtigte. Weithin jedoch bewährt sich die besonders glückliche Hand des Verfassers in der Auswahl, so besonders in der reichlichen Heranziehung des Hollaz, der unter den altprotestantischen Theologen in der Tat oft die glücklichsten und prägnantesten Prägungen hat, und der deutschen Laiendogmatik des Nikolaus Hunnius von 1627. So ist ein Werk entstanden, das insbesondere dem akademischen Unterricht bisher schwer zugängliche Reichtümer erschließt und weiteste Verbreitung verdient.

Ein allgemeines Bedenken freilich darf bei aller Dankbarkeit für Hirschs Werk wohl nicht verschwiegen werden. Hirsch bietet alle in der Quelle lateinischen Belege in deutscher Übersetzung. Die gewiß erwägenswerten Gründe des Verfassers (Vorwort S. IV) für sein Verfahren haben mich nicht überzeugt. Der Punkt ist nachgerade erreicht, wo einer weiteren Herabsetzung der Anforderungen an Kenntnis des Lateinischen bei unsern jungen Theologen mit Entschiedenheit widerstanden werden, ja von dem aus bereits verlorenes Gelände wieder gewonnen werden muß. Dazu aber kommt der sachliche Gesichtspunkt: die lateinischen Formulierungen, vielfach auch bei Luther, besonders aber bei Calvin, Melanchthon und den Späteren haben eine Schärfe und vor allem eine Einprägsamkeit, welche keine Übersetzung erhalten kann. Die geringe, an sie gewendete Mühe zwingt zum Verweilen und kommt damit dem Sachverständnis zugute. Über jede Übersetzung wird leichter hinweggelesen. Deshalb wäre es wohl richtiger gewesen, bei jedem Lehrstück mindestens die wichtigsten, besonders die klassisch und geschichtlich wirksam gewordenen lateinischen Formulierungen im Urtext zu geben, weiteren Stoff dagegen in Übersetzung. Sollte eine neue Auflage nötig werden, so würde dies Verfahren gewiß die Brauchbarkeit des wertvollen Werkes noch erhöhen.

Friedrich Karl Schumann

Emanuel Hirsch, Hilfsbuch zum Studium der Dogmatik. Die Dogmatik der Reformatoren und der altevangelischen Lehrer quellenmäßig belegt und verdeutscht. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1937. XII und 446 Seiten. Geb. RM 8.—.

3.

Religionsgeschichtliche Charakterkunde

Von der kleinen, auf 5 Hefte berechneten Sammlung, die eine knappe, allgemein verständliche Darstellung der Hauptreligionen der Welt geben soll, liegen drei Hefte vor: fernöstliche Religionen, indische Religionen, vorderasiatische, afrikanische und amerikanische Religionen. Die Hefte sind aus Vorlesungen erwachsen, die der Verfasser Prof. Richard H. Grützmacher an der Lessing Hochschule in Berlin gehalten hat. Der Verf. sagt treffend, daß jede geschichtliche Religion einen besonderen Charakter hat, ein Antlitz, das ihr eigentümlich ist und dieses Antlitz will er zeichnen. Er will nur die Tatsachen sprechen lassen und namentlich die wichtigsten Grundvorstellungen beschreiben. Jede Religion wird durch den Machtbegriff bestimmt, durch die Vorstellung, daß die überirdischen Mächte Gewalt über den Menschen haben und nur in Furcht und Ehrfurcht zu überwinden sind und günstig gestimmt werden können.

Je höher die Religion steht, desto mehr drängt die durch ethische Vorstellungen bestimmte Ehrfurcht die Furcht zurück. An Hand der Beispiele, die die primitiven Religionen bieten, beschreibt der Verf. dann alle sonstigen Grundelemente der Religion: den Fetischismus, den Totemismus, den Seelenglauben, den Seelenkult usw. und gibt dem Leser ein gutes Fundament, um die teilweise recht verwickelten und hoch entwickelten Vorstellungen der beschriebenen Religionen verstehen zu können. **G. L.**

Richard H. Grützmacher: Religionsgeschichtliche Charakterkunde, Heft 1—3, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig Jedes Heft RM 1.50

Religionsgeschichtl. Charakterkunde

Allgemeinverständlich dargestellt

von **Prof. Dr. R. H. Grützmacher**

5 Hefte je RM. 1.50

Subskriptionspreis: Verpflichtet zur Abnahme aller 5 Hefte je 1.40

Jedes Heft auch einzeln lieferbar

1: **Primitive und fernöstliche Religionen**
China und Japan. 49 S. ..... RM. 1.50

2: **Indische Religionen**
Religion der Veden, Brahmanismus, Jainismus, Hinduismus. 50 S. ..... RM. 1.50

3: **Vorderasiat., afrikan. und amerikan. Religionen**
Babylon u. Assur, Iran, Ägypten, Mexiko u. Peru. 538. RM. 1.50

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig

NEUERSCHEINUNG!

PAUL WYSER

Theologie als Wissenschaft

Ein Beitrag zur theologischen Erkenntnislehre.

221 Seiten, Leinen RM 7.80, brosch. RM 6.60

Seitdem Karl Barth alles rationale Ansetzen im theologischen Bemühen geradezu als Ursünde und Vermessenheit bezeichnet hat, gehört das Problem der Rechtfertigung einer echten, rationalen theologischen Spekulation zu den Fragen der heutigen Theologie; ja, muß als die Frage christlichen Denkens bezeichnet werden, das, ebenso wie es die Natur niemals verachtet hat, auch die Bedeutung der ratio beim theologischen Erkennen keineswegs mißkannt hat.

Verlag Anton Pustet · Salzburg / Leipzig

FRANÇOIS MAURIAC

Leben Jesu

Übersetzt von Robert Scherer

6.—9. Tausend. 8° 298 Seiten

Kartoniert 3 Mark; Halbleder 4.20 Mark

»François Mauriac ist in diesem Augenblick derjenige französische Schriftsteller, der die ernsten Menschen, seien sie nun jung oder alt, am stärksten beschäftigt. Dieses »La Vie de Jésus« ist für die zahlreichen Franzosen, die seit ihrer Kindheit nie mehr einen Blick in das Evangelium getan haben, ein Erlebnis geworden. Das Buch ist der Triumph der Liebe und scheint viele glaubenslose Jahrhunderte mit einer Handbewegung wegzuwischen...« Frankfurter Zeitung, 17. Mai 1936

Durch alle Buchhandlungen

VERLAG HERDER

FREIBURG IM BREISGAU

Digitized by Google

NATURWISSENSCHAFT UND TECHNIK

1.

Madame Curie

Wenn man von der gemeinsamen Arbeit des Ehepaares Curie las, hatte wohl der Nichtfachmann den Eindruck, daß eben auch hier der Mann das aktive Element dieser Zusammenarbeit gewesen sei und die Frau als treue Mitarbeiterin zu gelten habe. Wenn man aber das Buch, das jetzt die Tochter herausgegeben hat, gelesen hat, ist man anderen Sinnes geworden. Was für eine Energie lebt in dieser kleinen polnischen Studentin, die unter großen Entbehrungen in Paris ihre Examina macht, den jungen Gelehrten Curie kennenlernt, seine Werbungen abweist, dann aber schließlich sich mit ihm zu einem Lebensbund zusammenfindet, der schlechthin ideal genannt werden muß. Sie ist es, die zuerst dem Radium auf die Spur kommt, deren wissenschaftliche Mitteilungen den seltsamen Stoff bekannt machen und die nicht rastet, bis die Versuche in einem primitiven Schuppen begonnen, durchgeführt und durch den Erfolg gekrönt werden. Dann erscheinen alle Publikationen unter dem gemeinsamen Namen des Ehepaares. Sie sind im Leben und in der Forschung eins.

Sie werden weltberühmt, und trotzdem müssen sie ihre Versuche weiterhin in dem primitiven Gebäude fortsetzen. Curie selbst, den ein tragischer, grausamer Unfall viel zu früh aus dem Leben riß, ist es nicht beschieden gewesen, ein eigenes großes Laboratorium zu erhalten. Seine Frau hat dann seine Professur bekommen, sie hat in einem großen Laboratorium arbeiten können, immer gequält von dem Gedanken »warum war es nicht ihm beschieden, diesen Herzenswunsch erfüllt zu sehn«, ihm, der eins mit ihr war.

Die menschlich schönsten Stücke des Buches sind die Tagebuchblätter der Madame Curie nach dem Hinscheiden ihres Mannes. Sie hält Zwiesprache mit ihm, immer und immer wieder, und diese Verbundenheit währt bis zu ihrem Ende. — Was Menschen, die sich für eine Idee einsetzen, an Not und Enttäuschungen überwinden können, das sieht man an diesem Lebensschicksal.

G. L.

Eve Curie, Madame Curie. Bermann-Fischer Verlag, Wien. 458 Seiten. Lw. RM 8.40.

2.

Diesel

Schicksal und Werk dieses Mannes, dessen Name zum technischen Begriff geworden ist, die mühevollen Versuche zur Schaffung des vollkommenen Wärmemotors, bestimmt, die unökonomisch arbeitende Dampfmaschine zu verdrängen, die Jahre zermürbenden Kampfes um die Durchsetzung seiner Schöpferidee, die Tragik seines Erfolges, der ihn gesellschaftlich wurzellos machte und schließlich in den Tod trieb: das alles schildert Eugen Diesel in seinem neuen Buch[1]).

Aber diese erste umfassende Lebensdarstellung des großen Ingenieurs ist mehr als ein Akt der Pietät gegenüber dem Andenken des Vaters. Über das lediglich Biographische hinaus reiht sie sich vielmehr würdig den Werken des Kulturphilosophen Eugen Diesel an. Hinter dem bewegten Leben Rudolf Diesels, das die Industriestädte der halben Erde zu Schauplätzen hatte, entrollt der Verfasser ein Bild jenes von der mechanischen Wissenschaft revolutionierten, fortschrittsgläubigen letzten Jahrhundertdrittels, jenes »Zeitalters der Technik«, das durchdrungen war von der Überzeugung, die Menschheit von der Vernunft her erlösen zu können, sei es durch einen Motor oder eine volkswirtschaftliche Theorie. Die Tragödie Rudolf Diesels erhält damit ihren tieferen Sinn: sie symbolisiert das Schicksal eines Zeitalters im Leben eines seiner bedeutendsten Vertreter.

Walter Schwerdtfeger

[1]) Eugen Diesel: „»Der Mensch. Das Werk. Das Schicksal«. 492 Seiten. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. 1937. Leinen RM. 7.50.]

3.

Gärten und Kräuter

Ein Buch für die Winterabende ist Karl Foersters »Kleines Gartenärgerlexikon«. Die Natur ist zur Ruhe gegangen, der Blumenflor verdorrt: der Gartenbesitzer freut sich im Erinnern an der Schönheit, die aus der Erde vom Frühjahr bis zum Herbst erwuchs, und ärgert sich über manchen Mißerfolg, der sich trotz heißen Bemühens einstellte. Diesem Ärger will der Bornimer Gartenarzt für das nächste Jahr abhelfen. Sein Pflanzenwörterbuch muß man in ruhigen Stunden gemütlich und gemächlich durchblättern und sich dann immer fragen: hab' ich's richtig gemacht, hab' ich die beste Sorte gewählt und wie erspare ich mir Ärger? Förster hat schon viele Bücher geschrieben, aber keins, das so praktisch ist wie dieses.

Vom »Gottessegen der Kräuter« spricht ein anderes Buch. Es will zeigen, »wie sich die Kenntnis der Heilkräuter und der Glaube an ihre Heilkraft im Laufe der Zeiten ausgebreitet haben«. Alte Kräuterbücher werden im Auszuge mitgeteilt, die Fülle des Volks- und Aberglaubens wird ausgeschüttet, und der ernsthaften erprobten Verwendung der Kräuter zu Heilzwecken wird nachgegangen. All das kommt ja den Bestrebungen unserer Tage, die die Kräuter des heimischen Waldes zu ihrem Rechte kommen lassen, sehr entgegen.

G. L.

1) Gartenfreude wie noch nie. Kleines Gärtenärgerlexikon. Bornimer Wegweiser — Folgeband von Karl Foerster. Geb. RM 7.50. Verlag der Gartenschönheit Berlin und Bern.

2) Hilde Sieg. Gottessegen der Kräuter einst und immerdar. 324 Seiten. Geb. RM 4.80. Rowohlt, Berlin.

4.

Tierbücher

Der Verlag Hugo Bermühler, Berlin, legt zwei neue illustrierte Tierbücher vor, die weit über die Kreise der Fachwelt hinaus sicherlich auf sehr großes Interesse stoßen werden. Beide Bücher können bestens empfohlen werden, denn sie sind innerlich und äußerlich so, wie man sich solche Bücher wünscht.

In seinem Buch »Säbelschnäbler und Seeschwalben« schildert Eugen Schuhmacher seine Beobachtungen, die er an der deutschen Nordseeküste auf der »Grünen Insel« und der Hallig Norderoog im Laufe eines Sommers gemacht hat. Er erzählt uns von der reichen Vogelwelt, die dort in der Unberührtheit Ihres Lebensraumes noch zu finden ist, und vor allem schildert er das Leben der fast ausgestorbenen Säbelschnäbler. Neben der Darstellung der Tierwelt entsteht vor uns ein Landschaftsbild, das in seiner Großartigkeit vor allem auf den Binnenländer wirkt. Die interessanten Schilderungen werden durch ausgezeichnete Abbildungen unterstützt, die durch ihre Schönheit das Auge erfreuen.

Die Forschung über das Seelenleben der Tiere ist leider in Deutschland bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden. Bei vielen geht die Kenntnis dieser Dinge über den klugen Hans und abgerichtete Varietéhunde nicht hinaus. Neuerdings wird aber dies vernachlässigte Gebiet eingehender bearbeitet. So ist in Münster eine besondere Forschungsstelle entstanden, deren Leiter, Dr. Werner Fischel, der Autor des Buches »Tiere mit Gefühl und Verstand« ist. In jahrelanger Arbeit hat Fischel seine Beobachtungen und Versuche durchgeführt und es ist erstaunlich, was er hierüber in seinem Buche zu berichten hat. Auch hier ergänzen sich der klare und interessante Text und die ausgezeichneten Abbildungen vortrefflich. Das Buch kann jedem bestens empfohlen werden, auch wenn er bisher nur mit Hunden und Katzen und sonstigen Haustieren zu tun hatte. Es berichtet über Gewöhnung und Gewohnheiten der niederen Haustiere und über die erstaunlichen Gedächtnisleistungen bei den höheren Lebewesen. Vor allem interessiert ein Kapitel über die Abrichtung von Tieren, besonders die des Hundes. Es ist gut, daß das Buch mit allen Behauptungen sehr vorsichtig ist — umsomehr Freunde wird es finden.

Dr. Hanns Sell

Eugen Schuhmacher: Unter Säbelschnäblern und Seeschwalben. 54 Seiten und 48 Tafeln mit 92 Bildern nach Naturaufnahmen. Preis RM 3.90. Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde.

Dr. Werner Fischel: Tiere mit Gefühl und Verstand. Eine allgemein verständliche Darstellung der Forschungsergebnisse über das Seelenleben der Tiere mit praktischen Versuchsanleitungen. 141 Seiten mit 100 Abb. Preis RM 3.60. H. Bermühler, Berlin.

Soeben erschien:

J. KILLIAN

Der Kristall

DAS GEHEIMNIS DES ANORGANISCHEN

Mit 67 Textzeichnungen und 7 Abbildungen auf Kunstdruckpapier

Ganzleinen RM 5.50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN

5.

Die Jagd der Vorzeit

Mit dem vorliegenden stattlichen Band wird der Öffentlichkeit der erste Teil einer umfassenden Monographie über die Geschichte des deutschen Waidwerks vorgelegt. Es ist das erste Mal, daß dieser für die Vorzeitkunde so wichtige Zweig der Kulturgeschichte eine umfassende Darstellung erfährt, was um so mehr Berechtigung hat, als die Jagd viele Jahrtausende lang für die Menschen des Eiszeitalters und der Nacheiszeit den Sinn ihres Daseins bedeutete und damit an der Wiege aller menschlichen Kultur stand. Erst durch den großen Kulturumbruch in der jüngeren Steinzeit, der dem seßhaften Bauerntum zum Siege verhalf, sank die Jägerei zwangsläufig zu einer zunächst zwar auch wirtschaftlich noch bedeutungsvollen, aber doch zu einer Nebenbeschäftigung herab, die schließlich mehr und mehr ihre Eigenart als Nahrungserwerb einbüßte und sich zu dem heutigen Begriff des Waidwerks entwickelte, als einer vom Ertrag unabhängigen, sportlich bedingten Tätigkeit.

Durch diesen Vorgang ist die Einteilung des Buches in zwei Abschnitte bedingt, das »Protolithikum und Miolithikum« auf der einen und das »Neolithikum und die Metallzeiten« auf der anderen Seite. Den breitesten Raum nimmt die Behandlung der eisenzeitlichen Jagd ein, die sich an die von O. Men-

Digitized by Google

ghin in seiner »Weltgeschichte der Steinzeit« gegebenen Kulturenfolge anlehnt. Lindner konnte sich bei der Darstellung auf zahlreiche Vorarbeiten stützen, da das Jägertum in allen wissenschaftlichen Untersuchungen über diesen Zeitabschnitt eine wesentliche Rolle spielt. Die Bodenfunde an den Rastplätzen der Jäger und die Ritzzeichnungen an den Wänden ihrer Höhlen werden in umfassender und wissenschaftlich einwandfreier Weise ausgewertet, um ein Bild von der Entwicklung der Waffen, der Jagdtierarten und der Jagdtechnik in den einzelnen Kulturen und Zeitstufen zu geben. Außerdem wird der Versuch unternommen, geistige Haltung und gesellschaftliche Zustände bei jenen Völkern zu erschließen und bis zu ihren jagdrechtlichen Vorstellungen vorzudringen. Dabei wäre es wohl besser gewesen, die Kulturkreislehre der Wiener Schule der Völkerkunde, die in der Vorgeschichte keinen Anklang gefunden hat, kritischer zu betrachten.

Im zweiten Abschnitt des Buches betreten wir wissenschaftliches Neuland. Zwar sind diese und jene Erscheinungen, die von der Jagd der jüngeren Zeitabschnitte künden, schon in Einzelabhandlungen gestreift worden, doch ist es nie zu einer umfassenden Darstellung gekommen. Lindner stellt die Jagdauffassung dieser Zeiten, die sich abgesehen von den Relikt-Kulturen der nordisch-arktischen Landschaft grundsätzlich von der der Eiszeit abhebt, an Hand der Bodenzeugnisse zusammen, wobei sich eine derartige Gleichförmigkeit ergibt, daß es einer getrennten Behandlung der Jagd in der Jungsteinzeit, der Bronze- und Eisenzeit kaum bedurft hätte. Wichtig ist das Ergebnis, daß die Jagdmethoden in den verschiedenen Kulturkreisen nicht dieselben gewesen sind. Da die Forschung bisher in den Siedlungsfunden der jüngeren Zeiten wenig auf jagdliche Dinge geachtet hat, weil diese hinter den neuen und besonders wichtigen Erscheinungen des Bauerntums ganz zurücktreten, ergeben sich in unserer Erkenntnis starke Lücken, und Lindner bezeichnet seine Arbeit selbst als einen Versuch, der zu weiteren Forschungen anregen soll. Am meisten läßt sich für die Geschichte des Waidwerks aus den mancherlei Zeichnungen herausholen, die in grundsätzlichem Gegensatz zu der naturalistischen Kunst der Jägervölker stehen und ganz geometrisch gehalten sind. Wenn diese Kunsterzeugnisse auch hauptsächlich Darstellungen aus einem anderen Lebenskreis bieten, enthalten die nordischen Felszeichnungen der Bronzezeit, die Einritzungen auf Gefäßen der ostgermanischen und illyrischen Eisenzeit, auf keltischen Urnen und einheimischen Bronze- und Tongefäßen der römischen Provinzialkultur manche wichtige Einzelheit über jagdliche Fragen, die die erst spät auftauchenden Berichte antiker Schriftsteller ergänzen und bestätigen, soweit diese nicht, wie z. B. Cäsar, ausgesprochenes Jägerlatein bringen.

Der deutsche Jäger wird es gleichermaßen wie der Vorgeschichtler dankbar begrüßen, daß hier in langjähriger Sammelarbeit alle Zeugnisse über die Jagd der Vorzeit zusammengebracht und gesichtet und zu einer so lebendig geschriebenen Darstellung vereinigt werden. Das Buch verdient es, in möglichst weiten Kreisen Aufnahme zu finden.

Dr. Werner Buttler
Berlin

Kurt Lindner. Die Jagd der Vorzeit. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1937. 435 S. mit 128 Textabb. und 40 Tafeln. RM 8.—.

Kinder rufen nach uns

Zur Weihnachtszeit, in der überall über alles Schwere und Traurige hinweg die Freude klingen soll, darf man das Buch »Kinder rufen nach uns« nicht lesen. Oder vielleicht gerade, um erschüttert zu fühlen, wieviel Millionen Kinder noch in der Welt im Elend verkommen und wie sehr sie gerade in diesen Tagen nach uns rufen und an unser Gewissen appellieren.

Pauf de Kruif hat das Buch geschrieben, der Verfasser des erfolgreichen Buches »Kämpfer für das Leben«. Es ist eine Anklage gegen die sozialen Verhältnisse in Amerika, gegen die krassen Unterschiede zwischen arm und reich. In den Jahren seines Erwachens, zwischen 1933 und 1934 reist er durch das Land, durch die Großstädte und durch die von den Sandstürmen ruinierten Farmergebiete und sieht und erlebt das Kindersterben. Die Titel der Kapitel seines Buches sind packend: Kinder oder Dollars?; Besuch bei den Kindern des Schattenlandes; Sollen Kinder zu essen bekommen? Ein Meister der Sprache erfand diese Titel, und ein Meister der Sprache schrieb den Text.

Das Buch hat in Amerika ungeheuer gewirkt und auch in andern Ländern der Erde. Aber sein Ruf gilt nicht allein den Staaten, sondern jedem einzelnen, ein Kämpfer für das Gedeihen der Kinder zu werden und sich gerade in der Weihnachtszeit dazu zu bekennen.

G. L.

Kinder rufen nach uns. Sünden der Zivilisation von heute von Paul de Kruif. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. med. Emmerich. 302 Seiten. Im Verlag Ullstein. Berlin. Geb. RM 5.80.

Philosophische Neuerscheinungen

Hegel-Lexikon
Von Hermann Glockner
Band I: A — Form. XXXII, 640 S.
Band II: Form-Inhalt — Kontinuität. 640 S.
Brosch. je 36.—, Leinen je 38.—, Halbleder je 39.50.
Das Werk wird 4 Bände umfassen, die zugleich als Band 23—26 der von Hermann Glockner herausgegebenen Jubiläumsausgabe von

Hegel, Sämtliche Werke

erscheinen. Band III wird Anfang 1938, Band IV Frühjahr 1939 erscheinen. Verlangen Sie ausführliche Prospekte über die Glocknersche Hegel-Ausgabe!

Dokumente zu Hegels Entwicklung
Herausgegeben von Johs. Hoffmeister
XII, 476 S. Brosch. 10.—, Leinen 12.—, Halbleder 13.50
Unentbehrlich für jeden Hegel-Forscher.

G. W. F. Hegel
Die Verfassung des Deutschen Reichs
Eine politische Flugschrift. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers in der Preuß. Staatsbibliothek zu Berlin neu herausgegeben von Dr. Georg Mollat. XII, 131 S. Brosch. 2.80, Leinen 3.80, Halbleder 5.80. Die klassische Schrift in klassischem Rahmen.

Prof. J. Hessing (Leiden)
Das Selbstbewußtwerden des Geistes
256 S. Brosch. 6.—, Leinen 7.50. Eine Bearbeitung der Hegelschen Phänomenologie des Geistes, die weit mehr als eine Kommentierung, vielmehr eine systematische Neuschöpfung im Geiste Hegels darstellt.

Frommanns Klassiker der Philosophie
Neue Bände: 31:
Amerikanische Philosophie
Von Gustav E. Müller
Prof. an der Univ. Norman (Oklahoma). VIII, 304 S. Brosch. 6.80 Leinen 7.80.

32: **Spanische Philosophie der Gegenwart**
Von Felipe G. Bicen, Prof. an der Univ. Sevilla (Spanien). Erscheint Anfang 1938. Preis etwa brosch. 5.—, Leinen 6.—. Verlangen Sie ausführliche Prospekte über Frommanns Klassiker der Philosophie!

Johann Eduard Erdmann
Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie
Faksimile-Neudruck in 7 Bänden. Mit einer Einführung in Erdmanns Leben und Werke. Von Hermann Glockner
1. u. 2. Abteilung: Cartesius bis Kant (4 Bände) Brosch. 34.50, Leinen 42.50, Halbleder 50.50.
3. Abteilung: Die Entwicklung der deutschen Spekulation seit Kant (3 Bände). Brosch. 25.—, Leinen 31.—, Halbleder 37.—.
Ermäßigter Preis:
Bei Bestellung des vollständigen Werkes brosch. 54.—, Leinen 68.—, Halbleder 82.—. Erdmanns berühmter „Versuch", der selten und sehr teuer geworden war, ist damit nun in einer schönen und billigen Ausgabe wieder zugänglich gemacht worden.

Christoph Schrempf
Die Grundlage der Ethik
XX, 352 S. Brosch. 12.—, Leinen 13.50.
Preisgekrönte Jugendarbeit des Verfassers.

Mein Testament
Inhalt: Jesus; Theologie; Durch Christentum hindurch zu Gott; Über Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie. VIII, 300 S. mit Schrempfs Bildnis. Brosch. 11.—, Leinen 12.50.

Verlagsverzeichnis gern kostenlos!

Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart-W.

Schenken Sie zu Weihnachten!

JOHANNES BÜHLER
Deutsche Geschichte
Erster Band
Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100
Zweiter Band
Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum von 1100 bis um 1500
Jeder Band gebunden RM 7.20
Dritter Band
Das Zeitalter der Reformation
Geb. RM 8.20

WERNER JAEGER
Die Formung des griechischen Menschen
(Paideia)
Erster Band. 2. Aufl. Geb. RM 8.—

KARL JASPERS
Nietzsche
Einführung in das Verständnis seines Philosophierens.
RM 7.—, geb. 8.—

EVA NIENHOLDT
Die deutsche Tracht im Wandel der Jahrhunderte
Geb. RM 8.20

Trübners Deutsches Wörterbuch
Die Ausgabe erfolgt in monatlichen Lieferungen von je 4 Bogen zum Preise von je RM 1.—
Ein Wörterbuch, das in dieser Art den deutschen Wortschatz erschließt, das in seinem Aufbau den Wünschen und Bedürfnissen eines jeden Gebildeten Rechnung trägt, das wissenschaftlich und volkstümlich ist, gibt es zur Zeit sonst nicht.

FRANZ DORNSEIFF
Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen
RM 12.—, geb. RM 13.20

FRIEDRICH KLUGE
Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache
11. Auflage. RM 17.—, geb. RM 18.—

WUSTMANN
Sprachdummheiten
Gebunden RM 2.80
„. . . . Wir wünschen, daß dies Buch von vielen Deutschen gelesen wird."
Der Bücherwart 1935

Dehio, Geschichte der deutschen Kunst
Preis in Leinen geb. Bd. I u. II je RM 35.—, Bd. III RM 40.—, Bd. IV RM 36.—

Verlag Walter de Gruyter & Co. / Berlin W 35

Digitized by Google

Meyers Lexikon

Von der 8. Auflage von Meyers Lexikon liegen der 2. und 3. Band vor. Die Anlage dieses neuen Lexikons ist schon bei der Besprechung des 1. Bandes in Nr. IV/8 gekennzeichnet worden. Der 2. Band bekommt rein sachlich dadurch ein besonderes Gesicht, daß er alle Artikel über Deutschland umfaßt und zwar teilweise mit völlig neuen Stichworten, die sich durch den Aufbau des dritten Reiches ergeben. Die zwei großen Artikel: »Deutsche Kultur« und »Deutsches Reich« haben je einen Umfang von mehr als 200 Seiten. Besonders wichtig ist, daß in dem Abschnitt »Deutsche Kultur« die deutsche Gegenwartsdichtung unter Nennung der Dichter und der Werke eingehend behandelt worden ist.

Im 3. Band seien bei dem Artikel »Drittes Reich« die Bilder hervorgehoben, die die Entwicklung des neuen Staates plastisch vor Augen führen. Wirtschaft, Industrie und Handel kommen in diesem Bande in den Artikeln »Eisen, Eisenbahnen, Eisenindustrie, elektrische Maschinen, Energiewirtschaft, Farbstoffe usw. besonders zu ihrem Recht.

G. L.

Meyers Lexikon, 2. und 3. Band. Bibliographisches Institut, Leipzig. RM 20.— pro Band.

Karl Künzel

Ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz, vielmehr aus Liebe und Verehrung für den Großvater seiner Frau und aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß bei diesem doch wohl eine biographische Würdigung am Platze sei, ist das Buch von Emil Michelmann geschrieben über Karl Künzel (1808—1877), »das Sammler-Genie aus dem Schwabenland«. Es ist das noch bis in die klassische Epoche hinaufreichende und von ihren Idealen zehrende, schöngeistige 19. Jahrhundert, das eng mit dem Leben Künzels verknüpft ist, den sein Bildungsstreben und sein Beruf als Angestellter in der Heilbronner Papierfabrik der Gebrüder Rauch, wo ihm unter Makulatur ein an Schiller adressierter Briefumschlag in die Hände fiel, zum systematischen Autographensammler werden ließen. Sein schon zu seinen Lebzeiten über die Landesgrenzen hinaus bekanntes, leider vor einem Jahr in Einzelblättern versteigertes Stammbuch, das den Grundstock seiner Sammlung bildet, enthält Eintragungen von Goethe bis zum Ästhetiker Friedrich Vischer. Es fehlen nur wenig Namen von Klang unter seinen Zeitgenossen, und der ideelle Wert des Buches besteht gerade darin, daß ihn mit allen Eintragenden persönliche Beziehungen verknüpften, sei es nur durch Empfehlung oder durch jahrelange Freundschaft. Die seinem Neffen vererbte, bereits in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts verauktionierte Autographensammlung war zu einer der größten dieser Art angeschwollen. Sie enthielt u. a. mehrere hundert Schillerbriefe, die er vor dem Untergang bewahrte und somit der Schillerforschung zugänglich machte, die er außerdem durch Veröffentlichung eines »dramatischen Scherzes« und humoristischer Zeichnungen von Schillers Hand bereicherte.

N-dt

Emil Michelmann, Karl Künzel, ein Sammler-Genie aus dem Schwabenland. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachfolger, Stuttgart 1938. Geb. RM. 3.20.

Hier irrt Goethe

Professor Düntzer hat dem Bekenntnis Goethes, Lilly sei seine größte Liebe gewesen, die Anmerkung beigefügt: »Hier irrt Goethe«. Diese fast zum geflügelten Wort gewordene Schulmeisterei gibt Braun den Titel für eine mehr noch lehrreiche als erheiternde Lese von Anachronismen — treffend zu »Zeitschnitzer« verdeutscht — von Homer — der Gute schlief ja auch bekanntlich bisweilen — bis auf unsere Zeit. Er begnügt sich nicht, nur äußerliche Zeitverstöße zu zeigen, er weist z. B. nach, daß das, was in dem in der Antike spielenden Shakespeareschen Wintermärchen dem delphischen Orakelspruch folgt, als Ratschluß eines gütig lenkenden Gottes, nicht als blindes Walten der Moira, also christlich, nicht heidnisch empfunden ist. Weiter gibt er als Beispiel dafür, wie Zeitwidersprüche zu besserem Verständnis auch erforderlich sein können, die Eindeutschung des Christentums durch den Heliand. Er hätte auch Mommsens deshalb viel angegriffene Römische Geschichte hier einreihen können. Braun überlegt, ob man, wie es in London versucht worden ist, — mit einem Seitenhieb auf die peinlich historische Meiningerei als Gegensatz zum naiv Unhistorischen, — Hamlet im Frack spielen könne. Jedenfalls ist ein solcher Versuch kaum gefährlicher als der kürzlich gemachte, ihn aus der Üppigkeit des Hofes der englischen Elisabeth, in den er gedacht ist, in die Kärglichkeit Dänemarks im 13. Jahrhundert zu verlegen. Damit wird Zeitgemäßes zum — Zeitschnitzer. Zum Schluß ersucht der Verlag um Mitteilung weiterer Zeitschnitzer. Auf dem Umschlag des Buches wird von Düntzer als einem Prof. Düntzer geschrieben. Vor einem Jahrhundert jedoch war dieser zwar trockene aber überaus vielseitige Gelehrte die große Leuchte in den Forschungen für die Zeit der Klassiker und für die Werke Goethes.

R

Hans Braun. Hier irrt Goethe — unter anderen. Geh. RM 3.—. München. Ernst Heimeran. 1937. 114 Seiten.

Anstandsbuch für Anständige

Der Direktor der Berliner Humboldt-Hochschule erzählte kürzlich, nach seiner Arbeitsgemeinschaft über Schönheitspflege sei die über Ton und Sitten der guten Gesellschaft am stärksten besucht. Da also offenbar das Sicherheitsgefühl beim gesellschaftlichen Aufstieg stark gefährdet ist, nimmt es nicht wunder, daß das Verzeichnis der Quellenwerke zur Anstandsgeschichte vom 15. bis zum 20. Jahrhundert bei Heimeran nicht weniger als 28 Seiten umfaßt, zu denen bis zum Jahre 1936 Hunderte von Nachfolgern Kniges hinzukommen. Der Verfasser stellt resignierend fest, Anweisungen für gewisse äußerliche Formen des Umgangs mit Menschen ließen sich geben — wie z. B. die wirklich beherzigenswerte, am Fernsprecher Name oder Nummer zu nennen, nicht aber Halloh zu rufen —, Takt und Höflichkeit des Herzens lägen jedoch auf einer ganz anderen Ebene. Belangreicher ist der zweite, interessant bebilderte Teil des Buches über den Anstand von gestern. Der zeitstolze Leser wird sich überheblich darin gefallen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, der besinnliche über so manches lächeln, darüber hinaus aber in dem Wechsel der Anstandsregeln ein sitten- und sozial-geschichtliches Miniaturbildchen finden. Der gute Ton mußte in dem Zeitalter des Reifrocks und der Allongeperücke anders klingen als in dem der Shorts und der kniefreien Kleider.

R

Ernst Heimeran. Anstandsbuch für Anständige. München. Ernst Heimeran, 1937. 196 Seiten. Geb. RM 4.80.

Kalender:

An Kalendern liegen der Redaktion vor:

Athenaion-Kalender „Kultur und Natur". Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam, RM 1.95.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1938. Bibliographisches Institut, Leipzig, RM 4.80.

Zeitglöcklein 1938. Bibliographisches Institut, Leipzig, RM 1.—.

Unser Schrifttum 1938. Rudolf Schneider, Reichenau-Sa., RM 2.20.

Deutsche Jungen. Rudolf Schneider, Reichenau-Sa. RM 1.—.

Einladung zur Vorbestellung

Im Rahmen der Kritischen Hegelausgabe der „Philosophischen Bibliothek" beginnen demnächst zu erscheinen:

Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie

Auf Grund der erhaltenen Handschriften und Vorlesungsnachschriften neu herausgegeben von Dr. JOHANNES HOFFMEISTER

Die lang erwartete Neuausgabe dieses Kernwerks Hegels in zuverlässiger, endgültiger Gestalt.

Sie wird von jetzt ab für jedes Hegelstudium maßgebend sein.

Vierteljährlich eine Lieferung von 160 Seiten (insgesamt 10—12) für je RM 5.—

Gleichzeitig werden ausgegeben:

Nürnberger Schriften

Texte, Reden, Berichte und Gutachten zum Nürnberger Gymnasialunterricht 1808—1816. Herausgegeben von JOHS. HOFFMEISTER Preis RM 12.50, im Einband der Gesamtausgabe RM 15.—

Phänomenologie des Geistes

In vierter Auflage mit neuer Einleitung neu herausgegeben von JOHS. HOFFMEISTER Im Einband der Gesamtausgabe RM 11.25

Mit der „Geschichte der Philosophie" wird eine neue Subskription auf die Kritische Hegelausgabe eröffnet. Die Vorbesteller erhalten außer den beiden oben genannten weiteren Bänden auch alle jene früher veröffentlichten Bände, die in der vor 100 Jahren erschienenen ersten Gesamtausgabe nicht enthalten sind, nach Wahl zum Vorzugspreis (mit Nachlaß von 10 v. H.).

Ausführliche zwölfseitige Ankündigung zur Verfügung.

FELIX MEINER VERLAG LEIPZIG

Das Erlebnis

der musikalischen Schöpfung und ein anschauliches, fesselndes und klares Bild vom Leben und Schaffen der großen Tondichter vermitteln die neuen Biographienreihen

„Die großen Meister der Musik"

sowie die

„Unsterbliche Tonkunst"

Ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung 16 g durch: ARTIBUS et LITERIS Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3800 III. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

JAN 21 1938

Berlin, 20. Dezember 1937
25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 24

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Verlag Walter de Gruyter & Co
Berlin und Leipzig

Dozent Dr. KURT WAIS, Tübingen

Kritik an Descartes

Die Jahrhundertfeier großer Ereignisse der nationalen Bildungsgeschichte ist gemeinhin nicht der gegebene Augenblick zu kritischen Überprüfungen, falls diese Ereignisse das Gewicht einer nationalen Tat haben. Weniger mit Kritik als mit Huldigung feierte man denn auch in Frankreich das Gedenken daran, daß heuer vor dreihundert Jahren das Hauptwerk des Cartesius erschien. Gleichwohl, und trotz der entscheidenden Rolle, welche René Descartes für den »lateinischen« Mythos seiner Heimat spielt, ist seine Philosophie dort kaum je schärfer angegriffen worden als im vergangenen Jahrzehnt. Die entschiedenste Kritik übte der Neothomist Jacques Maritain, indem er sich gegen die schematisch begriffliche Gottvorstellung Descartes' wandte. Man wird heute nicht mehr den Satz *cogito ergo sum* heranziehen, ohne die im *ego cogitans* mitsprechende Gottexistenz zu prüfen.

Daß Karl Jaspers in seiner Schrift Descartes und die Philosophie, deren französische Übertragung im Descartes-Sonderheft der *Revue philosophique* erschien, vom theologischen Erkenntnisinhalt der Lehre weithin absieht, mag ein Grund mehr sein, weshalb ihm diese um so inhaltsleerer erscheinen mußte. Doch ändert sich dadurch nichts Wesentliches an der groß angelegten Beweisführung des deutschen Philosophen, daß Methode und Gehalt der scheinbar so zwingenden cartesianischen Konstruktion nicht die dauerhafte Gestalt philosophischer Wahrheit darstelle. Eine Unzahl von Widerlegungen und Einwänden gegen Descartes bot ihm schon die Philosophiegeschichte, und soweit diese kritischen Stimmen nicht allzu heterogener Herkunft waren, verschloß Jaspers sich ihnen nicht. Über Descartes' deduktive Prinzipien, sein dogmatisches Gewißheitswollen, welches ihn zu einer noch lange forschungshindernden Verkennung der empirischen Naturwissenschaft verführte, hatte ja schon Voltaire beim Vergleich mit Newton sich lustig gemacht. Die Umbiegung naturwissenschaftlicher Standpunkte ins Schematische und Absolute, die leicht zu Entseelung und Mechanisierung führt, kann geradezu als ein Erbe Descartes' gelten, ... und jedenfalls zögert Jaspers nicht vor dem gewagten Schritt, für spätere Mißbräuche dieser Philosophie durch doktrinäre Schüler und Nachfolger die Lehre des Meisters voll verantwortlich zu machen.

Denn in ihr erkennt er bereits die Keime der künftigen Fehler; ihre Gefährlichkeit besonders für den einseitigen Menschen, da sie nur eine (stets leicht zu erregende) Radikalität erfordere, nicht aber Substanz; und ihre verführerische Unabhängigkeit aus dem Hochgefühl heraus, es lasse sich alles von einem äußersten Zweifel aufbauen. So hat Jaspers ein Buch der Warnung geschrieben, dessen Ausgangspunkt die Überzeugung ist, daß ein Gedanke an sich nichts bedeute, sondern allein wenn er mit der Erfahrung in Verbindung gebracht werde; und daß Gewußtes nur Mittel, nie Endziel sein dürfe, gleichermaßen fern von Dogmatik und Bodenlosigkeit. Er heischt »die Fülle des Seins, des realen Ursprungs in der Gegenwart der Existenz«. Alles Geschichtliche sei existentiell; jedoch der Anspruch einer Gewißheit, für Alle und Alles absolut gelten zu wollen, sei nicht existentiell. Es gelte darum, an der allgemeingültigen zwingenden Gewißheit die Relativität und Begrenzung zu verstehen, und an dem beseelten (nie allgemeingültigen) Geschichtlichen das Unbedingte.

Wer Descartes' Prinzipienphilosophie kennt, weiß sogleich, daß sie diesem Maßstab nicht entsprechen wird. Die scheinbare Gewißheit seines *cogito ergo sum*, erreicht durch Negierung aller denkbaren skeptischen Negierungen, ist nach Jaspers eine Sandbank, von der aus man »nicht weiter kann«, nicht »in die Tiefe des Seins«. Denn diese Freiheit wurde durch die Vereinzelung einer menschlichen Fähigkeit, des reinen Denkens, erkauft, als eine »Befreiung ins Leere ... wunderlich gehaltlos«, ohne Eintritt in die geschichtliche Substanz der eigenen Existenz. Descartes habe in diesem ersten Grundgedanken bereits »alle Fülle verloren, und in jedem weiteren Schritt — zurückstrebend zu Inhalt und Fülle — die Gewißheit nicht mehr erreicht«. Bei der außerordentlichen Schärfe dieses Urteils wird sich mancher Leser etwas beängstigt fragen, wo sich nun noch die Gradunterschiede finden lassen, um den recht beträchtlichen Abstand zwischen Descartes, welcher (nach Jaspers) die Vernunft zum Gespenst verwandelte, und dem subjektivistischen Intellektualisten Spinoza hinreichend zu kennzeichnen! Von unserem literarhistorischen Blickpunkt haben wir Zweifel, ob etwa der Begriff Idee bei Descartes in solchem Maße den Stempel des intellektualistisch Erdachten trägt; in dieser Zeit, am Ausgang der Renaissance, wo der ontologische Gottesbeweis noch nicht als anstößig empfunden wurde, scheint uns der Ideenbegriff noch von dinglichem, objekt-artigem Leben erfüllt zu sein, wie etwas, gegen das man stieß, mit dem man rang (vgl. Malebranche: »Mes idées me résistent«!). Im ganzen aber wird man der Kritik von Jaspers, welche in entfernter Ähnlichkeit auch schon vor ihm laut wurde, recht geben. Auch der Literarhistoriker wird nicht übersehen, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts etwa in dem Maße, in welchem die Kenntnis Descartes' sich verbreitete, es sich wie ein Rauhreif über die Dichtung legte.

In überraschender und äußerst anziehender Weiterführung legt sich Jaspers nun die Frage vor, wie es zu dieser Philosophie gekommen sei. Er findet die Antwort in jener Beobachtung, über welche schon viele Generationen von Descartes-Lesern sich verwunderten: wie betont dieser Mann sich den staatlichen und kirchlichen Bindungen beugte, obwohl doch die Wege seines Denkens nur einen Schritt entfernt von einem Bruch mit dem Offenbarungsglauben verliefen und obwohl, nach Jaspers (p. 76), »deren Sinn bedeutete, daß er ihn getan habe«. Weil Descartes frevlerisch seine »existentielle Moral« nicht in seine gedankliche Schöpfung mit aufnahm, deshalb habe ihm die Vernunft etwas Seinsleeres und Unanschauliches werden müssen, deshalb sei »eine große Unwahrheit« und Zweideutigkeit in sein Leben gekommen. Und deshalb wäre er für den heutigen Philosophen nur noch als ein abschreckendes Beispiel unentbehrlich, um vor solchen verführerischen und katastrophalen Irrwegen zu feien.

Demnach hätte der »Vater der modernen Philosophie« dreihundert Jahre lang eines Ruhmes sich erfreut, der ihm zu Recht nicht gebührte? Es ist niemals leicht, ein Denkmal umzustoßen. Auch an Jaspers' Buch fesselt am meisten das, was an seinem Ringen mit Descartes unentschieden blieb. Sehr deutlich etwa bei seinem schwanken Versuch, von dem undurchschaubar Rätselhaften ein

INHALT:

WAIS: Kritik an Descartes
GLÄSSER: Denkform und Gemeinschaft bei Jules Romains
Besprechungen

Digitized by Google

menschliches Porträt zu entwerfen: unvermittelt stellt Jaspers den »dunklen Kobold« neben den »vollendeten Aristokraten«, den kraftlos absurden Denkspieler neben den pflichtbewußten Kriegsmann, und das Unheimliche neben das allzu Plausible und Platte dieser Philosophie eines Lieblosen, ... der zärtlich die Tulpen Hollands liebte. Der Begriff des *Machtwillens* beim Denken, welchen etliche Franzosen einst Kant zu unterstellen beliebten und der von Jaspers nun Descartes vorgeworfen wird, scheint uns wenig glücklich (»dieser kann sich nicht, wie die echte Wissenschaftsgesinnung, die der Liebe zu den Sachen erwächst, mit dem Partikularen begnügen, mit dem im Kleinsten, Unvergänglichen der Forschung; sondern der Machtwille des Denkers will das Ganze selbst, das Endgültige der Prinzipien«). Gäbe es die Reihe der großen Denker ohne solchen heroischen Übermut, den Anfang einer dauernden Wahrheit zu fassen?

Jaspers' Schrift, das wesentlichste Buch des Descartes-Jahres, wirkt als Ganzes überzeugend: Descartes erfüllt, wie übrigens zahlreiche Philosophen, nicht die berechtigte Forderung, es müsse am Kernpunkt seines Philosophierens auch seine Stellung zu allen Lebensproblemen ersichtlich sein. Doch in manchem scheint uns Jaspers den Bogen allzu schroff zu überspannen. Was er Descartes vorwirft, unterläuft ihm bisweilen selber: er spricht als reiner Denker auch da noch, wo man sich mehr einen historischen Umblick gewünscht hätte. Die richtige Erkenntnis, die Zwiespältigkeit Descartes' müsse tiefer liegen als in bloß philosophischen Fehlern, gab ihm vermutlich ein, von »Widersprüchlichkeiten« statt von Widersprüchen zu reden (p. 76). Aber in Worten wie denen vom »radikalen Irrtum« Descartes' fehlt das Bewußtsein von seiner geschichtlichen Bedingtheit. Seine lebendige Übergangsstellung zwischen Scholastik und moderner Wissenschaft bleibt zu sehr im Hintergrund, und ohne »das Ganze, das Menschliche und Geschichtliche«, aus dem der historische René Descartes lebte, muß er als seelenloses Schemen erscheinen. Seine Zugehörigkeit zum französischen Schicksal, in dessen Rahmen er die von Jaspers vermißte »Geschichtlichkeit eines substantiellen Menschseins« in unbedingtem Maße besitzt, wird nicht einmal erwähnt. Uns erscheint Descartes' strenges Festhalten an der katholischen und der dynastischen Autorität keineswegs als Fremdkörper: es ist jener französische Rückschlag auf das wahrhaft anarchistische Freidenkertum italienischer Renaissancephilosophen, ohne welchen das Zeitalter Ludwigs XIV. schwerlich seine Einheit gefunden hätte. Jaspers nimmt etwas voreilig an, Descartes habe nur einen »Glauben aus bloßer Autorität« gekannt, bei welchem dann in Verbindung mit seinem reinen Denken »kein gutes Gewissen möglich« gewesen sei. Wir glauben im Gegenteil, daß Descartes ein vorzügliches Gewissen besaß, etwa wenn wir jener Stelle gedenken, welche Jaspers selber in anderem Zusammenhang zitiert (p. 72)! wie ehrlich und spontan, völlig unbeeinträchtigt durch etwaige philosophische Skrupel, klingt sein Haß gegen den Wirrwarr jener intellektuellen Unruhestifter, welche den Sinn der von Gott selber eingesetzten oder berufenen Künder der Ordnung nicht begreifen!

In einem anderen Punkt noch müssen wir die rein negative Auswirkung, welche in Jaspers' streng philosophischer Prüfung dargestellt wird, ergänzen durch ein vom geistesgeschichtlichen Blickpunkt her gewonnenes Positiv. In dem Wagnis dieser Philosophie, außerhalb von Geschichte und Überlieferung die zeitlosen und allgemeingültigen Prinzipien des Denkens erkennen zu wollen, sieht Jaspers nicht mit Unrecht das verhängnisvoll Geschichtsfremde in Descartes' Art, ... welches wiederum, wie zu ergänzen wäre, auf die humanistische Lieblingsantithese von Vernunft und Autorität zurückgeht. Doch diese Einstellung erwies sich nicht einzig als Verhängnis, sondern zugleich auch als befruchtende Notwendigkeit. Denn auch Erstarrtes, nicht bloß geschichtlich Lebendiges, wurde weggefegt. Die Vulgärmeinung, welche, wie etwa Houston Stewart Chamberlains Descartes-Buch, in Descartes den heroischen Befreier von der weltfremd kleinlichen Schullogik scholastischer Autorität feiert, hat so unrecht nicht, ... auch wenn wir heute wissen, wie viel Scholastisches er noch mit sich führte. Schon der Gedanke, seine eigenen Erkenntnisse könnten als bindende Autorität mißbraucht werden, veranlaßte ihn ja zu wiederholten Warnungen. Indem seit dem 16. Jahrhundert die scholastische Autorität verneint wurde im Namen der freien Vernunft des denkenden Einzelmenschen, ist ja dann auch der Boden für das Erwachen des differenzierten Nationalempfindens freigelegt worden. Und hier war gerade Descartes »pietätlos« genug, die herkömmliche lateinische Philosophensprache erstmals beispielhaft zu ersetzen durch eine philosophische Abhandlung in der Muttersprache. Allein schon diese große nationale Tat, die nach französischer Art sowohl seinem Rationalismus verknüpft ist als auch zugleich ins »existentiell Geschichtliche« reicht, verpflichtet die Philosophie der Welt zu dauernder Ehrerbietung vor Descartes.

Der Descartes, welchem man in Frankreich huldigt, hat wenig mit dem deduktiven Spekulationsdenker gemein, mit welchem Jaspers abrechnet. Man huldigt ihm drüben wegen einer bei aller Unvergänglichkeit ganz bescheidenen Tat. Sie ist für jeden neueren Wissenschaftler eine so selbstverständliche Voraussetzung, daß er ihrer vielleicht nicht mehr bewußt ist, .. und der Philosoph rechnet sie wohl gar nicht mehr zur Philosophie. Aber Descartes wird drüben eben nicht nur von den Fachphilosophen gelesen und gefeiert. Dieser bescheidene und in drei Jahrhunderten noch nicht veraltete Hinweis war: es müssen für das wissenschaftliche Denken strengere Zucht und bindendere Gesetze gelten als für das alltägliche Triebdenken. Leitbegriffe wie *Klarheit* und *Deutlichkeit*, bei denen Jaspers im Rahmen des Gesamtcartesianismus nur an erfahrung- und naturfremdes mechanistisches Erkennen denkt, haben auf dieser bescheideneren Ebene immer wieder ihre Kraft erwiesen, .. besonders in Zeiträumen relativistisch-skeptischer Erschlaffung gleich dem, welchem Descartes einst diese Forderungen entgegenstellte. Ebensowenig vergessen wird man freilich Jaspers' eindringliche Warnung vor jenen sauber konstruierten Universalsystemen, welche die Illusion erwecken, man habe alle möglichen Fälle eingefangen, und die erst recht zur Denkbequemlichkeit verleiten.

Karl Jaspers: Descartes und die Philosophie, Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1937, S. 104. RM. 4.80.

Chemie-Bücher: H. BLANCK, Chemiebuchhandlung u. Antiquariat, Berlin-Charl. 2, Knesebeckstr. 94. Tel. 32-5833. Ankauf, Verkauf. — Katal. gratis. Biete an: Houben-W., Methoden d. org. Chemie, neueste Aufl. Bd. 1—3. 1925—30. Halbled. Tadellos (301.50): 200.—. Ullmann, Enzyklopädie d. techn. Chemie. Neueste Aufl. 11 Bde. 1928—32. Halbled. Sehr gut erh. (522.—) 375.—. Berichte: 1898—1935. Gut gebunden und sehr gut erhalten! nur 720.—.

Cartesiana

Einer Anregung Carl Schmitts folgend hat das Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie eine Festschrift zu Ehren René Descartes veranstaltet. »Wenn ich als Vorsitzender unserer Vereinigung«, so schreibt der Herausgeber C. A. Emge, »dieses Heft dem Andenken René Descartes widme, so geschieht dies aus diesem Bewußtsein heraus: 'si clairement et si distinctement que je n'eusse aucune occasion de le mettre en doute.' Es geschieht aber auch aus dem Gefühl: 'mihi quaestio factus sum' und dem Ahnen überall unendlicher Situationen.«

Das Heft enthält philosophiegeschichtliche, philosophiegeschichtliche in systematischer Absicht und systematische Arbeiten.

Zur ersten Gruppe gehören die Arbeiten von Gehlen, Witzenmann, Buddeberg und Carl Schmitt. Die drei letzteren fallen zugleich unter den speziellen Aufgabenkreis des Archivs. Buddeberg geht von einem Vergleich aus, den Descartes zwischen Gott, der die Gesetze in der Natur festgesetzt hat, und einem König, der in seinem Reich Gesetze festsetzt, zieht; er konfrontiert »Descartes und den politischen Absolutismus«. Witzenmann skizziert die geschichtliche Kritik, die Giambattista Vico am cartesischen Rationalismus geübt hat. Sehr eindrucksvoll ist die Linie, die Carl Schmitt von Descartes zu Hobbes zieht. Die Mechanisierung des Staates bei Hobbes vollendet nach ihm die Mechanisierung des anthropologischen Bildes des Menschen bei Descartes. Gehlen wieder will Descartes verantwortlich machen für die Entwurzelung des Geistes, genauer »die Loslösung des Geistes von der geschichtlich gewordenen, von der unmittelbaren Wirklichkeit, in die wir hineingewoben sind.«

Die zweite Gruppe umfaßt die Beiträge von Burkamp, Heyde, Katkov und Becker. Der Aufsatz von Heyde ist in Nr. 24 dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigt worden. Katkov konfrontiert Descartes mit Brentano, Becker ihn mit dem Husserl der Méditations Cartésiennes. Der Aufsatz von Katkov ist vor allem durch seine ausführliche Behandlung der Evidenzlehre wertvoll, er setzt sich dabei auch sehr kritisch mit Husserl auseinander. Burkamp endlich behandelt das Thema, das in so vielen Aufsätzen dieses Heftes immer wieder anklingt: »Das denkende Ich Descartes', seine philosophisch fundamentale Bedeutung, sein Wesen und seine Realität.« Burkamp versucht (gegen den Neopositivismus) die Realität des Ich zu verteidigen.

Die dritte Gruppe umfaßt nur einen Beitrag, der dafür aber um so gewichtiger ist, den Aufsatz: »Der metaphysische Grundbestand. Erste Ideen über seine Struktur« von C. A. Emge. Es ist nicht möglich, den Inhalt dieser ebenso gedrängten wie schwierigen Abhandlung in Kürze darzulegen. Emge bezieht sich nicht auf Descartes. »Es geht um die 'Natur der Sache'. Spekulation hat ihre eigene Idee. Leiten kann dabei nur, das, was uns erscheint. Das Gerechte eigener Gedanken ist das alleinige Ziel, das System keine Schublade von Fächern, aus denen bloß zu entnehmen wäre«. Dieser Beitrag ist dem Geiste nach sozusagen der am meisten cartesische. Denn Philosophiegeschichte fällt nicht unter den Descartesschen Begriff der Philosophie, wohl aber ein axiomatischer Versuch, wie ihn Emge darbietet.

Jürgen v. Kempski
Berlin

Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. Berlin 1937. 204 S. RM 14.—.

Digitized by Google

RELIGION UND RELIGIONSGESCHICHTE

1.

Eine Urgeschichte der Moral

Der ehemalige Rektor des Exeter-Colleges in Oxford, R. R. Marett, hat einen sehr guten Namen als Ethnologe und Religionsforscher, wie auch als akademischer Lehrer, aus dessen Schule eine ganze Reihe von bekannten englischen Ethnologen hervorgegangen ist. Als Forscher teilt er die typischen Besonderheiten der älteren britischen Völkerkunde, so vor allem den »evolutionistischen« Zug und die Neigung zu Spekulationen über den »Urmenschen« und die »Anfänge« von allem und jedem. So auch in seinen Vorlesungen über die primitive Religion[1]). Das von zeitgenössischen Naturvölkern gewonnene Material fügt sich hier, leicht eklektizistisch, in die Lücken, welche die prähistorischen Funde für die Deutung des urgeschichtlichen Geisteslebens lassen. Jedoch muß man zugeben, daß die Anwendung nicht ohne Kritik geschieht. Außerdem zeichnet Marett — aus offenkundiger Fähigkeit zum Nacherleben der religiösen Probleme heraus — das Aufkeimen des religiösen Denkens und Fühlens und die Anfänge der religiösen Versittlichung so blutvoll und lebendig, daß man gerne folgt, ja versucht ist, Marett unter jene Ethnologen einzureihen, die einer biologischen Denkweise in der Völkerkunde das Wort reden. Die primitive Religion, man mag sie werten, wie man will, hat auf alle Fälle eine lebenserhaltende Funktion, wenn man die sonstigen geistigen und kulturellen Voraussetzungen des primitiven Menschen als gegeben hinnimmt: das ist etwa die Grundthese Maretts. Der Sinn der primitiven Zeremonien liegt nach seiner Meinung »nicht in dem, was sie sagen, sondern in dem, was sie zu tun ermöglichen«. Magie und Religion fügt Marett aneinander mit der Formel, »daß rituelles Handeln keinem nützt als allein dem tapferen, reinen Herzen«. Als Dominante der primitiven Religion sieht er demnach auch nicht etwa die Furcht, sondern die Hoffnung an. — Überall offenbart sich eine durchaus positive Sicht, fern von jener Überheblichkeit, die zwischen den alten sog. »Kulturreligionen« und den primitiven Religionen Klüfte aufreißen möchte.

Das anregende Buch erschien 1932 englisch unter dem Titel »Faith, Hope, and Charity in Primitive Religion«. Man muß anerkennen, daß die deutsche Übersetzung die an geistreichen Wendungen wie auch an glücklich stilisierten Formulierungen reiche Darstellung Maretts ausgezeichnet wiedergibt.

W. E. Mühlmann
Breslau

[1]) Marett, R. R.: Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion. Eine Urgeschichte der Moral. Autorisierte Übersetzung von Erna Schüler. Mit einem Geleitwort von Konrad Theodor Preuß. XI und 190 Seiten. Stuttgart 1936. Ferdinand Enke Verlag. Geh. RM 7.40, Geb. RM 9.—.

2.

Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst

In diesem — es sei gleich jetzt gesagt — gewaltigen Werk faßt der energische und unermüdliche Vorkämpfer um den Wert der nordischen Kunst alles in seinen bisherigen Schriften Gesagte zusammen, ergänzt es und sieht es unter einem neuen, sehr persönlichen Gesichtswinkel an. Dieser heißt: indogermanischer Glaube, wobei »man Glaube etwa ein Zwiegespräch zwischen Seele und Gewissen nennt, wobei Seele das Ich in seiner sittlichen Gemütstiefe und Gewissen der Maßstab wäre, den die Natur und das Zusammenleben von Menschen im hochnordischen Kampf ums Dasein in jedem Einzelnen aufgerichtet haben«.

Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser seinen vollkommen undogmatischen Standpunkt dem Begriff »Glauben« gegenüber.

Strzygowski ist in diesem seinem letzten Buch oft stark polemisch, was seiner Kampfnatur und den in Wien erlittenen bitteren und unverdienten Kränkungen entspricht. Dieses Polemische muß man vorerst überlesen, um dem großen Wert des Buches gerecht zu werden, das in der Erforschung des Nordkreises einen Markstein darstellt. Vieles darin verblüfft auch den mit der Sache Vertrauten derart, daß man vorerst nicht mitgehen will, um schließlich zu bekennen, daß das Werk Materialien, Bemerkungen, Feststellungen und Anregungen enthält, um deren letzte Erarbeitung wir erst mühsam kämpfen müssen. Es rollt sich vor allem das bisher recht dunkle Bild zentral asiatischer-indogermanischer Glaubensvorstellungen auf (wobei Iran nach Str.'s Ansicht als Ursprung der Indogermanen gilt), dann deren Abzweigungen in die hellenischen und germanischen Kulte und das Nachwirken des Muttergebietes (nach Strzygowski) in die gesamteuropäische Kunst des frühen und hohen Mittelalters.

Der indogermanische Glaube, verbreitet anläßlich der Wanderungen der Indogermanen, stellte sich von Anfang an in scharfen Gegensatz zu den Machtkulturen Westasiens und des südlichen Mittelmeeres, war betont sinnbildlich und lehnte jede naturnahe Darstellung, besonders der Gottesgestalt, ab. Erst in der Berührung mit »dem südlichen Machtgürtel« entstehen Übergangsformen, die der bisherigen Wissenschaft geläufig waren und fälschlich als typisch indogermanisch bezeichnet wurden. Strzygowski geht nun von dieser späten Mischkunst zurück auf die reinen Anfänge und entdeckte schon frühe als das Ziel seines ergreifenden Lebenswerkes hinter der Kunst des Machtgürtels die anders geartete Welt der Indogermanen und dann in folgerichtiger Arbeit die Kunst des europäischen Nordens selbst und verhalf ihr zu ihrem Recht.

Im Besitz einer wohl einzigmaligen Denkmälerkenntnis untersucht nun der greise Verfasser alle Formen der europäischen Kunst, inwieweit sie rein und ausschließlich dem Machtgürtel angehören oder ob sie Reste indogermanischen Denkens und Kunstwollens enthalten. Diese Untersuchung, wiederholt durch das oben erwähnte Polemische durchkreuzt, geht wohl mit aller wissenschaftlicher Strenge vor, erreicht jedoch ihre Ziele oft nur durch jene geniale Intuition, welche Strz. zu Eigen ist, und wegen welcher er von den allzu Zünftigen angegriffen wurde und wird.

Man wird nicht alle Schlüsse ohne weiteres annehmen können, denn vieles ist hochpersönliche Ansicht, die »zur Diskussion gestellt werden muß«. Aber schon die Möglichkeit z. B. die Landschaftsdarstellungen der mittelalterlichen Kunst auf indogermanische Glaubensvorstellungen zurückführen zu können ist genial und erschließt Fernen und Wege, an denen die nächste Generation genug zu tun haben wird. So enthalten die größte geistige Weite die Kapitel über die Ausstattung, über den Mensch als Sinnbild, über den Landschaftsgehalt, und über das Nachleben seelischer Gehalte des Nordens in der menschlichen Gestalt. Immer wird gezeigt, welche ungeahnte Fülle indogermanischer Glaubensvorstellungen in der europäischen Kunst und besonders in jener des Mittelalters vorhanden ist. Die Bezugnahme auf die germanischen Bodenfunde der letzten Zeit und besonders auf die richtunggebenden Denkmäler der langobardischen Kunst ist meist allzu knapp, wenn sie nicht überhaupt fehlt, obwohl gerade hier Grundsätzliches zu sagen wäre. Denn gerade die Kunst der Langobarden mit ihrem sehr großen Denkmälerbestand enthält sehr viele Reste ältester Kultformen.

Die Ausstattung des Buches ist erstklassig; viele der vorzüglich gebrachten Abbildungen werden auch dem Fachmann neu sein.

Prof. Emerich Schaffran
Wien

Josef Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung Heidelberg. 1936. 466 Seiten. 385 Abbildungen. Geb. RM 33.—.

3.

Kultur und Religion der Germanen

Es ist sehr zu begrüßen, daß Grönbechs grundlegendes Werk »Vor Folkeaet i Oldtiden« durch die vorliegende Übersetzung auch in Deutschland einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht wird. Das Buch hat in den fünfundzwanzig Jahren, die seit dem Erscheinen der dänischen Originalausgabe verstrichen sind, nichts von seiner ursprünglichen Bedeutung eingebüßt; es ist die umfassendste und tiefgründigste Darstellung geblieben, welche das altnordische Geistesleben bisher gefunden hat. Der Verf. begnügt sich nicht damit, die verschiedenen Erscheinungen des religiösen, sozialen und kulturellen Lebens zu schildern; er sucht nach dem geistigen Urgrund, in dem das gesamte Lebensgefühl der Wikingerzeit wurzelt, und er glaubt diesen in dem besonderen Verhältnis zu finden, das den einzelnen Menschen mit der »Friedens«-Gemeinschaft seiner Sippe verbindet. Die Sippe ist es, die den eigentlichen Lebensinhalt des altnordischen Menschen bildet; sie stellt eine Seelen- und Blutsgemeinschaft dar, die so tief in die Untergründe des Bewußtseins hinabreicht, daß der Einzelne nicht als Individuum, sondern nur als »Vertreter, als Personifikation der Sippe« zu handeln und zu fühlen fähig ist. Wird ein Glied der Sippe verletzt oder gekränkt, so trifft die Kränkung und die Pflicht zur Rache alle; geht die Sippe unter oder wird das Friedensband zwischen ihren Gliedern gebrochen, so kommt dies einem völligen Sinnloswerden des Daseins gleich. Von diesem alles beherrschenden Daseinsmittelpunkt der Sippengemeinschaft aus deutet nun G. der Reihe nach jene Vorstellungskreise, die sich an die Worte Ehre, Ruhm, Heil, »Hamingja« knüpfen. Die Anforderungen, die dabei an den Leser gestellt werden, sind trotz der ungemein plastischen Darstellungskunst des Verf. keine geringen; es ist erforderlich, sich in Begriffe, Empfindungen und Wertsetzungen hineinzufühlen, die aus völlig anderen geistigen Voraussetzungen stammen, als das rationale Denken und das persönlichkeitsbezogene Erleben des heutigen Menschen. Gerade darin aber, daß der Verf. die altnordische Geisteswelt in ihrer vollen Unnahbarkeit darstellt, daß er jede romantisierende Umdeutung der

Digitized by Google

Tatbestände verschmäht — gerade darin liegt die gewaltige wissenschaftliche Leistung und der bleibende Wert des vorliegenden Buches. Wir möchten der deutschen Übersetzung, die von Ellen Hoffmeyer besorgt und von Otto Höfler herausgegeben wurde, eine möglichst weite Verbreitung wünschen. Sie umfaßt die beiden ersten Bände der dänischen Ausgabe; der restliche Teil soll binnen kurzem folgen.

Wilhelm A. von Jenny

Wilhelm Grönbech: Kultur und Religion der Germanen. (Herausgegeben von Otto Höfler; übertragen von Ellen Hoffmeyer.) 343 Seiten. Hamburg 1937. Hanseatische Verlagsanstalt. Preis 12.—.

4.

Altgermanische Religionsgeschichte

Freudig und dankbar begrüßt man die »Altgermanische Religionsgeschichte« von Carl Clemen[1]) als eine Darstellung, die sich bemüht, mit sicherem, unbefangenem Blick die gesamte Entwicklung, d. h. eine wirkliche Geschichte des germanischen Glaubens zu geben und sie in ihren Hauptwesenszügen sowie den jeweils verschiedenen Tendenzen zu erfassen. Alles das von der hohen Warte des vergleichenden Religionshistorikers her gesehen.

Man braucht nur die Einleitung mit ihren 3 Hauptabschnitten (1. Wohnort und Alter der Germanen; 2. Quellen der germanischen Religion; 3. Die Möglichkeit fremder Einflüsse) zu lesen, um dieses feine kritische Abwägen der Dinge — sei es bei vorgeschichtlichen, ethnographischen, historischen und religionskundlichen oder den rein philologischen Einzelheiten — wahrzunehmen und sich bei allem noch zu wundern: wie es möglich ist, auf so engbegrenztem Raum eine derartige Fülle von Wissen und peinlich genau festgelegten Einzeltatsachen, entgegenstehenden Forschermeinungen, Namen, Daten, Beispielen usw. zu geben, und zwar so klar und eindeutig, daß jeder gebildete Laie und Nichtfachmann sich hindurchzufinden vermag und darüber hinaus zum Nachdenken, zur Besinnung, zur eigenen kritischen Einstellung gegenüber den Problemen und Gegebenheiten der altgermanischen Religion erzogen wird.

Der Schwerpunkt dieser Clemenschen Altgermanischen Religionsgeschichte liegt naturgemäß in der sachlichen Darlegung der gesamten religiösen Glaubensinhalte und Glaubensbetätigungen der Germanen, und zwar abgegrenzt zunächst in I. »Der religiöse Glaube«, angefangen beim Glauben an die in Steinen, Waffen, den Elementen, sphärischen Erscheinungen, Bäumen, Pflanzen, Tieren, lebenden und toten Menschen sowie den Geistern verkörperten übersinnlichen Mächte und Kräfte bis zu den großen Gottheiten selbst, wie sie uns allen bekannt sind: Alcis, Teiwaz-Týr-Ziu, Wodan-Odin, Donar-Thórr usw., einschließlich einer sauberen Unterscheidung zwischen südgermanischen und nordgermanischen Gottheiten und einem Exkurs über die »Gottesvorstellung im allgemeinen«.

Der II. Hauptabschnitt behandelt das »Das religiöse Verhalten« der Germanen ihren Göttern, Geistern und Dämonen gegenüber, also die gesamte kultisch-religiöse Verehrung. Clemen unterscheidet hierbei sechs große Betätigungsfelder: den Zauber, die Abwehr feindlicher Mächte, den Kultus (Opfer, Tempel, Götterbilder), das Priestertum, die Mantik und die Befolgung des Willens der Gottheit.

Der III. Hauptabschnitt »Die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode« umreißt in gedrängter Kürze die hauptsächlichsten Vorstellungen, die sich der germanische Mensch von einem Leben nach dem Tode machte, mit dem Schwerpunkt auf der vielumstrittenen Walhall-Vorstellung, von der z.B. Kummer (Midgards Untergang 126) behauptet: »Walhall ist nichts als das poetisch aufgeputzte und für den Geschmack vornehmer Krieger von seinem Leichengeruch befreite Reich der Hel.« Gerade durch die hier von Clemen gegebene Beieinanderstellung der wichtigsten Zeugnisse und Urteile über Walhall und sonstige Totenvorstellungen gewinnt dieser kurze Abschnitt einen besonderen Wert, weil er zeigt, wie widerspruchsvoll, wie fraglich letzten Endes doch manches ist, was wir von Religion, Sitte und Brauchtum der alten Germanen wissen.

Dr. A. Heiermeier
Berlin

[1]) Carl Clemen, Altgermanische Religionsgeschichte. L. Röhrscheid Verlag, Bonn 1934. 121 S. mit 29 Abbildungen auf 24 Tafeln; Kart. RM 6.80, geb. RM 8.60.

5.

Quellenkunde zur germanischen Religion

Wir haben hier anläßlich der Besprechung von G. Müllers »Zeugnissen germanischer Religion« auf die Bedeutung hingewiesen, die ein eingehendes, kritisches Studium der Quellen, Denkmäler und Zeugnisse für die Erkenntnis und die Würdigung der einzelnen Entwicklungsphasen und Inhalte des germanischen Glaubens oder der germanischen Religion und den damit eng verknüpften Fragen haben muß.

Eigentlich müßte es wundernehmen, daß man seit J. Grimms Deutscher Mythologie, also seit 1835, zwar ununterbrochen, unter Zugrundelegung der verschiedensten Standpunkte, Meinungen, Auffassungen und oft auch Vorurteile am Gegenstand der germanischen Religion und Mythologie gearbeitet und von allen möglichen Ecken und Enden die damit verbundenen Probleme angeschnitten und zu lösen versucht hat — daß sich aber erst vor wenigen Jahren jemand fand, der Hand an die Quellen und Zeugnisse des germanischen Glaubens legte. Es war der vergleichende Religionshistoriker C. Clemen, der in seinen »Fontes Historiae Religionis Germanicae« (Berlin 1928) erstmalig eine nahezu erschöpfende Zusammenstellung der Zeugnisse griechischer und lateinischer Berichterstatter, von Cäsar und Strabo angefangen bis zu dem im Ausklang des 12. Jhs. n. Chr. stehenden dänischen Chronisten Saxo Grammaticus darbot.

Ein Jahr später stellte dann F. R. Schröder[1]) als Bd. 12 der von A. Bertholet herausgegebenen Sammlung religionsgeschichtlicher Lesebücher die Germanen heraus, d. h. eine reiche Zusammenfassung der wichtigsten von den bodenständigen germanischen Quellen, unter denen im wesentlichen die mythologischen Eddalieder, sowie Snorris Prosaedda berücksichtigt sind. Dieses nach vier großen Gesichtspunkten eingeteilte Lesebuch dreht sich somit hauptsächlich um den germanisch-nordischen Götterbereich und ist schon allein aus diesem Grunde besonders verdienstlich.

1933 erschien dann von F. R. Schröder das eigentliche Quellenbuch zur germanischen Religionsgeschichte[2]), das wir hier nachträglich besprechen wollen, weil es gerade heute verdient, in weitesten Kreisen bekannt zu werden, zumal in solchen, die dem Wissensgebiet der altgermanischen Religion — sei es als Fachwissenschaftler oder Laie — mehr oder weniger starkes Interesse entgegenbringen.

Bei diesem Quellenbuch nun handelt es sich nicht um Übersetzungen wie im vorher genannten Lesebuch, sondern um alt- und mittelnordische, angelsächsische, lateinische und griechische Originaltexte. Lediglich die »Bestattungsbräuche der schwedischen Waräger an der Wolga« sind nach dem Gesandschaftsbericht des Arabers Achmed Ibn Fadhlân in deutscher Übersetzung dargeboten (S. 126).

Zu den in reicher Fülle vertretenen altnordischen und spätmittelalterlichen Zeugnissen des Nordens, von denen freilich manche nicht so sehr die Religion, als lediglich den späten Mythenbereich des Nordens anbetreffen, griff Vf. die wichtigsten der bereits von Clemen zusammengestellten griechischen und lateinischen Quellenberichte hinzu und schuf so ein in sich abgerundetes Ganzes als ein in seiner Vielseitigkeit sowie Gründlichkeit und Zuverläßlichkeit lange entbehrtes Hilfsmittel für alle, die sich ernsthaft mit den Problemen des germanischen Glaubens, der germanischen Religion und religiös betonten Weltanschauung auseinandersetzen wollen. Vor allem aber für den Religionsforscher und den Germanisten und Nordisten, welch letzteren die sprachliche Erschließung der bodenständigen germanisch-nordischen Quellen eine hohe Aufgabe ist, so daß Vf. einen guten Nebenzweck seines Quellenbuches mit darin sah, es auch als praktisches Übungsbuch zur Einführung ins Altnordische verwertet zu finden.

Genau wie das Lesebuch ist auch dieses Quellenbuch nach vier Hauptgesichtspunkten orientiert. Somit umfaßt wieder Punkt I: die Götter und Geister, unter denen naturgemäß die überragenden Gestalten eines Wodan-Odin und Donar-Thorr besonders reich vertreten sind. Erfreulich ist aber, daß auch die nordischen und sonstigen Nebengottheiten wie Ullr, Njörd, Skadi, Forseti, Heimdall u. a. keineswegs vernachlässigt, sondern alle gebührend herausgestrichen sind, und ferner die nur im Norden belegten Schutz- und Folgegeister wie die Fylgjen und der vielleicht in seinem Ursprung keltische Marmennill zu ihrem Recht kommen.

Abschnitt II umfaßt die wichtigsten Zeugnisse und Quellen über Weltentstehen und -vergehen, wobei es Schröder gelingt, durch geschickte Auswahl und Aufeinanderfolge der einschlägigsten Nachrichten, von Tacitus bis zu den späten dichterischen Vorstellungen des Nordens, irgendwie eine einheitliche Linie in das germanische Weltbild einzuzeichnen.

Mit Punkt III (Kultus und Zauber) kommen wir zum eigentlichen religiösen Verhalten oder zu dem in der kultisch-religiösen Verehrung nachgewiesenen Glauben an die vorher genannten Götter und Geister.

Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Auswahl in einem von allen möglichen Ecken und Enden her zusammengetragenen Quellenmaterial; fast alles, was nur annähernd religiös ausgewertet werden könnte, ist hier miterfaßt worden: der Nerthuskult, die Menschenopfer der Cimbern, die Marsopfer der Goten, die Sonnwendfeiern der Thuliten (d. h. Skandinavier), der von Tacitus cap. 39 der Germania beschriebene Semnonenhain-Kult in gleicher Weise wie die Irminsul, wie die im Beowulf enthaltenen Spuren angelsächsischen Heidentums, der Freykult auf Island, die schon erwähnten Bestattungsbräuche der

Digitized by Google

schwedischen Waräger an der Wolga, die germanischen Seherinnen, der Lappenzauber, Thurids- und Egils Runenzauber und viele andere äußerst lehrreiche und aufschlußgebende Quellennachrichten über die verschiedenen Zweige des Kultus, der Zauberei und der damit eng verbundenen Zukunftserforschung, viele verborgene und schwer auffindbare Quellen und Zeugnisaussagen, die man sich — wie Vf. einleitend betont — bisher aus mehr denn 50 Büchern zusammensuchen mußte.

Abschnitt IV bringt als »Ausklang« die Zeit des Glaubenswechsels vom Heidentum zum Christentum, wobei die nordische Bekehrungstätigkeit unter den heute mit Vorliebe geschmähten Norwegerkönigen Olaf Tryggvason und Olaf dem Heiligen besonders mitberücksichtigt wurde. Auch hier erfreut die Herausstellung mancher bisher gar nicht so sehr von der Forschung beachteter Kleinigkeiten und Einzelheiten, auf die es aber oft sehr ankommt, und die dazu beitragen, unser Wissen um Werden, Wachsen und Wandlungen der germanischen Religion zu klären und abzurunden.

Es wäre zu wünschen, daß dieses gut angelegte und sauber gearbeitete Quellenbuch über die Universität hinaus auch für die höheren Schulen herangezogen würde, und es allmählich immer mehr Eingang fände in jenen Kreisen, die auf die eine oder andere Weise an der Erforschung der altgermanischen Religion und den damit verbundenen Fragestellungen und Problemen interessiert sind.

Dr. A. Heiermeier
Berlin

[1]) Bertholet, Religionsgeschichtliches Lesebuch. 2. Aufl. Band 12, Die Germanen. Von F. R. Schröder. Tübingen 1929.
[2]) F. R. Schröder, Quellenbuch zur germanischen Religionsgeschichte. Für Vorlesungen und Übungen. Verlag de Gruyter & Co. Berlin 1933. VIII u. 182 S. Preis RM 5.—.

6.

Das Dreieck, ein religiöses Symbol

Diese kleine Arbeit gibt in kurzen Zügen einen Einblick in die geistige und künstlerische Geschichte des Dreiecks, die zurück bis zur Steinzeit verfolgt werden kann. Mit genauer Literaturangabe, guten Abbildungen und in sachlichem Stil versucht der Verfasser die verschiedenartigen Deutungen des gleichseitigen und rechtwinkligen Dreiecks »von Asien bis zu den Säulen des Herkules« bei den Griechen und Ägyptern, bei den Bewohnern Indiens, innerhalb des Buddhismus und Shivakults und innerhalb der christlichen Kirchen des Abendlandes bis zur gegenwärtigen Verwertung zu skizzieren. Dabei ist seine Blickrichtung vielseitig. Sie sucht die arithmetische und kosmogonische Form- und Wesensbestimmung, vor allem bei den Pythagoräern und Ägyptern, ebenso wie die weitverbreitete Kultsymbolik in allen Ländern der alten Welt; sie weist hin auf seine Gewichtigkeit im Bereich des Volksglaubens, wo es im Fruchtbarkeits- und Buchstabenzauber, im Gebrauch als Amulette oder als Ersatz für diese in Eintätowierungen (Ägypten) eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

Zum Schluß, belegt durch Abbildungen, demonstriert der Verfasser die christliche Bedeutung des Dreiecks als Zeichen der göttlichen Natur und als Sinnbild der göttlichen Trinität; die beide erst relativ spät, etwa im 11. Jahrhundert, in die christliche Symbolik aufgenommen worden sind. Dafür aber hat das Dreieck, neben Kreuz, Tetragramm und Hexagramm, auch gestützt auf die außerkirchliche Tradition eines Böhme, Baader, Christian Wolff und Hegel, seine mystische und magische Qualifikation bis heute bewahrt; wenn auch die im Vordergrund lange Zeit hindurch geltende mehr rationalistischen und mathematischen Spekulationen oft das Wissen um seine Wirksamkeit und Bedeutung zurückgedrängt haben.

Es ist verständlich, daß mit dem Aufleben der Symbolforschung überhaupt auch die Frage nach der Geistesgeschichte des Dreiecks, in der sich viel vom Wesen, Sein und Wissen der Völker ablesen läßt, wachgeworden ist. Diese kleine Schrift, die keine neuen Perspektiven und Interpretationen bringt, hat jedenfalls den Vorteil, das Material gesammelt zu weiterer Arbeit vorgelegt zu haben.

B. S.

Georg Stuhlfauth: Das Dreieck, die Geschichte eines religiösen Symbols. Verlag Kohlhammer, Stuttgart, 1937, 56 S., 16 Abbildungen, br. RM 3.—.

7.

Neue Bibel-Papyri

Die Zahl der interessanten Bibel-Papyri, die die Engländer in letzter Zeit veröffentlicht haben, ist soeben durch ein wichtiges Stück vermehrt. C. H. Roberts, der im vorigen Jahr das älteste Bruchstück des Johannes-Evangeliums (aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts!) bekannt gemacht hat, gibt jetzt ein Stück der sog. Septuaginta heraus, der griechischen Übersetzung des alten Testaments. Das Fragment enthält Teile aus dem Deuteronomion und gehört in das zweite Jahrhundert vor Christus. Somit ist dieser Text ungefähr 300 Jahre älter als die ältesten bisher bekannten Bruchstücke des alten Testaments (die ebenfalls griechisch geschrieben sind; hebräische Handschriften gibt es erst aus dem 9. Jahrhundert).

Zusammen mit diesem Bruchstück veröffentlicht Roberts ein Fragment aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. mit griechischen Zitaten aus dem Alten Testament, die offenbar von Christen zusammengestellt sind, um zu erweisen, daß schon in den Verheißungen des Alten Testaments auf das Christentum hingewiesen sei [1]).

B. S.

[1]) Two Biblical Papyri in the John Rylands Library, Manchester, edited by C. H. Roberts. Manchester, The University Press, 1936.

8.

Albertus Magnus

Daß die »Bilder aus dem deutschen Leben«, die die Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion erscheinen läßt, die Gesamtheit geistigen deutschen Lebens auch fernliegender Zeiten in Einzeldarstellungen zu erfassen suchen, beweist die Biographie über Albert den Deutschen von A. Winterswyl. Leben und Wirken des berühmten Dominikaners des 13. Jahrhunderts, der vor Thomas von Aquino, dessen Lehrer er ist, als der umfassendste Vertreter scholastischen Denkens und Wissens gelten kann, werden in einer für einen größeren Leserkreis berechneten allgemeinverständlichen Form geschildert. Die Bildbeilagen zeigen, wie sehr Albertus Magnus bereits zum geistigen Allgemeingut seiner nächsten Nachwelt gehört.

N-dt

Ludwig A. Winterswyl, Albert der Deutsche. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam 1936. RM. 3,50.

9.

Schriften des Nikolaus von Cues

Nicht viel später als die von der Heidelberger Akademie in Angriff genommene Gesamtausgabe der Werke des Nikolaus Cusanus erscheint die erste deutsche Übersetzung der Schriften des großen deutschen Denkers aus dem 15. Jahrhundert. Den Anfang machen die beiden Bücher: Idiota de Sapientia. Sie sind übersetzt, mit einer Einleitung versehen und kommentiert von E. Bohnenstädt. Der Herausgeber der deutschen Schriftenreihe Prof. Ernst Hoffmann, in dessen Händen auch die Leitung der lateinischen Gesamtausgabe liegt, hat ein Geleitwort geschrieben, in dem er Nikolaus von Cues' Stellung innerhalb des gesamten philosophischen Denkens würdigt.

N-dt

E. Bohnenstädt, Nikolaus von Cues, Der Laie über die Weisheit. Verlag Felix Meiner, Leipzig 1936. RM 3.50.

10.

Zur deutschen Mystik des Mittelalters

Mit Wehmut nimmt man eine mittelalterliche Schrift in die Hand, die der verstorbene Londoner Germanist Robert Priebsch noch vor seinem Hinscheiden für die Herausgabe fertiggestellt hatte. Auch sie legt wieder Zeugnis ab für die sorgfältige und hingebende Art, mit der der Tote alle seine Editionen ausstattete, und mit der er in England Schule machte.

Die Schrift führt uns in die gefühlsbetonte Mystik des 14. Jahrhunderts, wie sie, mehr Seuse als Eckhart folgend, in deutschen Laien- und Beginenkreisen immer stärker sich durchsetzte. Keine Landschaft, weder im Norden noch im Süden, war von derartigen ekstatischen Erzeugnissen frei. Gern wird die Einkleidung gewählt, daß eine fromme Frau — die keineswegs einem Orden anzugehören braucht — in einem Gesicht den Heiland und Tatsachen aus seinem Leben erschaut und ihrem Beichtiger mitteilt; er zeichnet sie auf und überliefert sie damit den Zeitgenossen und der Nachwelt. Auch in unserem Traktat haben wir es mit einer solchen visionären Schau von Christi Leidensgeschichte zu tun, die eine fromme Frau ersieht; ein Dominikaner veröffentlicht sie zum Dank gegen Christus, der ihn aus einer schweren Krankheit der Genesung zugeführt hat. Beheimatet ist die Schrift, wie sie uns in einer Handschrift aus Priebschs Besitz vorliegt, im Südwesten Deutschlands, in dem Raum Mainz-Frankfurt-Marburg, wie eine eingehende grammatische Untersuchung nachweist. Christi Leiden soll möglichst realistisch geschildert werden, damit der Gläubige es möglichst intensiv miterlebt und von tiefem Mitleid für den Gottessohn erfüllt wird, der alle die Martern für den Menschen erduldete. Dieser Gedanke durchzieht seit Seuse alle diese Traktate, so auch den hier vorliegenden. Gleiche Strebungen zeigt auch die bildende Kunst dieses Zeitalters in den immer grausiger und naturalistischer werdenden Darstellungen des Gekreuzigten.

Ein warmes Vorwort schildert Priebschs Werden und Wirken und seine Bedeutung für die Germanistik in England, und wir müssen den beiden Herausgebern, Closs und Collinson, dankbar sein für die Gabe, die uns aus des Verewigten Nachlaß dargeboten wird.

Wolfgang Stammler
Berlin

Christi Leiden in einer Vision geschaut. Herausgegeben von Robert Priebsch. Mit Bildnis und Schrifttafel. (Germanische Bibliothek. II. Abteilung. Untersuchungen und Texte. 39.) Heidelberg 1936, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. XI, 49 Seiten. RM 3.50.

11.

Ethik

»Von welchen Fragen die Kirche auch aufgewühlt sein mag, wie tief auch die Meinungsverschiedenheiten über ihre theologischen Voraussetzungen, ihre gottesdienstliche Erneuerung, ihre rechtliche Gestalt gehen mö-

Digitized by Google

gen — die Frage ihrer sittlichen Verantwortung ist auf keine Weise und nicht einen Augenblick von ihrer Existenz abtrennbar.« Und diese Frage nach der sittlichen Verantwortung der Kirche ist brennender als je, denn weite Kreise unseres Volkes stehen der direkten dogmatischen Anrede völlig verständnislos gegenüber. Die Zahl derer, denen der Sinn der christlichen Lehre noch unmittelbar zugänglich ist, ist »jedenfalls auf protestantischer Seite allzu klein geworden, um noch das Ganze des völkischen Lebens zu erreichen und zu durchdringen . . . Dabei handelt es sich keineswegs schon überall um bewußten Bruch mit dem Christentum. Es ist vielfach eine verborgene, verschämte und oft seltsam verbitterte und verkrampfte Sehnsucht danach da, aber man versteht die abstrakt lehrhafte Rede nicht mehr. Die einfachsten Begriffe wie der Fundamentalbegriff »Gott« sind in ihrem christlichen Sinn völlig undeutlich geworden — von anderen, wie Dreieinigkeit, Erbsünde, Auferstehung, Rechtfertigung, ganz zu schweigen. Da drängt sich denn die Empfindung auf, wie befreiend und klärend es wirken müßte, wenn es jetzt gelänge, das Christentum aus dem Element der Rede in das der Tat zu übersetzen. Denn das peinliche Befremden, das weithin der direkten religiösen Rede im Wege steht, kommt vielfach aus enttäuschter Sehnsucht nach einem am liebsten wortlosen Christentum der Tat.«

Die vorliegende Ethik richtet sich an eben diesen Menschen der Gegenwart. Sie geht auf seine Nöte ein und gibt ihm Antworten auf seine Fragen. Diese Aktualität im besten Sinne des Wortes gibt der Ethik M.s ihre besondere Bedeutung. Zahllos sind die Einwendungen des modernen Menschen gegen das Christentum und besonders gegen seine Ethik, sobald sie den Anspruch erhebt, als eine auch sein Leben gestaltende Macht zu gelten. M. führt alle diese Einwendungen auf ihre letzte Ursache zurück und stellt sie unter das Licht des Evangeliums. So gewinnt seine Ethik einen missionarischen und apologetischen Charakter. Es gibt heute viele Bücher, die sich die Apologetik zur Spezialaufgabe machen, nicht wenige von ihnen aber können von der vorliegenden Ethik lernen, sowohl was die theologische Grundlegung angeht, als vor allem auch in Bezug auf die praktische Verwirklichung. — Der Verfasser geht von einer kritisch-realistisch ausgerichteten Theologie aus, ohne jedoch etwas vom Inhalt der christlichen Verkündigung aufzugeben. Er besitzt in vorbildlicher Weise die »Nähe zum wirklichen Leben, die die Dinge dieser Welt bis zum letzten ernst zu nehmen entschlossen ist«. Dabei ist er in allen Dingen von unerbittlicher Sachlichkeit. M. ist nicht geneigt, vor irgendeiner Tradition halt zu machen. Er stellt überall radikal die Wahrheitsfrage und geht allen Tatsachen auf den Grund. So erfüllt seine Darstellung alle Voraussetzungen, die er selbst fordert: »Heute kann uns weder eine Ethik förderlich sein, die an theologischer Strenge hinter dem zurückbleibt, was in dem der Kirche geschenkten neuen Verständnis der reformatorischen Botschaft an religiöser Erkenntnis aufgebrochen ist, noch eine Ethik, die in einer abstrakten, unverbindlichen, uns der lebendigen Beziehung zur Welt und der konkreten Verantwortung für das Hier und Jetzt des geschichtlichen Lebens entfremdenden Rede von Gott stecken bleibt.«

In der Einleitung legt M. die Aufgabe der Ethik heute dar und erörtert die Notwendigkeit und Möglichkeit einer neuen Grundlegung. Seine Darstellung teilt er dann in zwei Bücher: Grundlegung und Verwirklichung. Das erste Buch bringt Darlegungen über das Wesensgefüge des Sittlichen, über natürliche Theologie, natürliche Anthropologie und Kosmologie sowie eine christliche Grundlegung der Sittenlehre. Das zweite Buch »Verwirklichung« behandelt die Individualethik, die Gemeinschaftsethik und die Wirtschaftsethik. Das Werk schließt mit einer tiefgründigen Abhandlung über die Leibwerdung der Kirche als sittliches Grundproblem.

Alles in allem: ein Buch, das man in die Hände eines jeden Theologen wünscht. In erster Linie ist es für den Studenten gedacht, der sich hier Belehrung über die Grundlagen holt. Ebenso wichtig ist es für den Pfarrer im Amt, der Rat sucht für die mannigfachen Probleme, die ihm in der praktischen Verkündigung begegnen. Und nicht zuletzt ist es unentbehrlich für jeden Laien, der sich um einen »evangelischen Weg der Verwirklichung des Guten« gefragt weiß, der um die Stellung des modernen Menschen zum Christentum ringt, und eine Lösung für sich und andere sucht.

Kurt Aland
Berlin-Steglitz

Alfred Dedo Müller, Ethik. Der evangelische Weg der Verwirklichung des Guten. Berlin 1937, Verlag Töpelmann. XIV, 468 S. Brosch. 7,50 geb. 8,50 RM.

12.

Das Heilige Wort

Von dem Standpunkte der modernen Religionsphänomenologie, deren Werden und Wesen Gustav Mensching in dieser Zeitschrift 1934 (Nr. 6 S. 5f.) dargestellt hat, ist seine Untersuchung über »Das Heilige Wort« geschrieben[1]). Mit Hilfe der die Wesensgesetze religiösen Werdens aufzeigenden Religionstypologie stellt Verf. sehr klar die mannigfachen Typen des heiligen Wortes dar. Der Ausgangspunkt wird von ihm nicht vom »Wort« selbst genommen, sondern es wird versucht, »die Typen heiligen Wortes von den Bezirken religiösen Lebens aus zu verstehen« (S. 5). Unter weitgehender Heranziehung der grundlegenden Werke R. Ottos (vgl. Nr. 2, S. 11 des laufend. Jahrgangs) und Heilers zeichnet Verf. wohl erschöpfend die Fülle der Erscheinungen des heiligen Wortes vor allem an den indischen religiösen Texten in Parallele zu den biblischen u. a. — Die schwierige Einteilung des Stoffes ist als recht gut gelungen anzusprechen. Mensching behandelt im I. Abschnitte das heilige Wort in der Beziehung Gott — Welt, im 2. Abschnitte stellt er das heilige Wort dar, wie es in der Beziehung zwischen Mensch und Gott in Erscheinung tritt. Hier ist ein Kapitel dem »Wort als Mythos« gewidmet. Verf. betont, »daß eine einfache Formel für das Wesen des Mythos unmöglich ist« (S. 45). Wenn es also auch ihm nicht gelungen ist, den bunt schillernden Begriff eindeutig zu fassen, so ist doch seine Strukturanalyse des Mythos eine beachtliche Ergänzung zu dieser aktuellen Frage. Eine andere Gegenwartsfrage berührt M. mit der Unterscheidung zwischen der statischen Auffassung des Gotteswortes (z. B. in der nachlutherischen Orthodoxie) und der heute um Anerkennung ringenden dynamischen. Ein 3. Abschnitt behandelt das Wort im Gottesumgang 1. des Einzelnen und 2. der Gemeinschaft. Im Kapitel über das Gebetswort erscheint mir die für die Übersichtlichkeit sehr vorteilhaft gedrängte Kürze der Darstellung etwas zu knapp, die Vereinfachung der Heilerschen Gebetstypen anfechtbar. Die Äußerung auf S. 120 über die christlichen Glaubensbekenntnisse dürfte in dieser Verallgemeinerung nicht zutreffen, sie ist mindestens nicht eindeutig. Ein Kapitel über das Wort der Predigt versucht, auf 6 Seiten die typologischen Probleme aufzuzeigen. Angesichts der Schwierigkeit dieses in der modernen Theologie stark erörterten umfangreichen Fragenkomplexes kann Mensching hier nur sehr knappe Andeutungen geben. Interessant ist seine Deutung der »Theologie« als »ursprünglich eine Art Predigt« (S. 131). In der Tat vermag da, wo mit dieser Auffassung Ernst gemacht wird, eine Belebung der Theologie sowohl wie der Predigt einzutreten. Mit seiner Untersuchung über das Wesen des heiligen Wortes hat Mensching einen wertvollen Beitrag dazu geliefert.

Pfr. Lic. S. Schlauck
Bad Schönfließ-Nm.

[1]) Heft 9 der Untersuchungen z. allgem. Relig.-geschichte. Verlag Röhrscheid, Bonn 1937. 147 S. RM 6.60.

Prof. MIHAIL MANOILESCO
Die nationalen Produktivkräfte und der Außenhandel
Theorie des internationalen Warenaustausches. Brosch. RM 12.—, Leinen RM 14.—

Prof. Dr. HERMANN BENTE
Landwirtschaft und Bauerntum
Eine Einführung in die deutsche Agrarpolitik. Brosch. RM 6.—, Leinen RM 7.50

JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG / BERLIN

13.

Die ethische Mystik Albert Schweitzers

Der Verfasser der hier genannten Schrift bezeichnet Schweitzer als den genialsten und universalsten Menschen, den die gegenwärtige Kulturwelt aufzuweisen hat. Das Buch von Strege über diese Ausnahmeerscheinung unserer Gegenwart verdient das eingehendste Studium aller derer, die Schweitzer kennen und verehren — besonders aber jener, die ihm noch fernstehen und mit ihm in Berührung treten sollten. Schweitzer ist Anreger und Richtunggeber für viele, die an der Welt verzweifeln wollten. In der vorliegenden Arbeit — denn Studie kann man das ausnehmend sorgfältig, mit größter Einfühlungsfähigkeit geschriebene Büchlein nicht nennen — ist das Thema die religiöse Stellung Schweitzers. Die Aufgabe, diese religiöse Auffassung des großen Kulturphilosophen, der zugleich Theologe, Arzt und Künstler war, klarzulegen, ist vollendet geglückt. Der Beweis wird von Schweitzer selbst geliefert, denn er hat an den Verfasser geschrieben: »Ich glaube kaum, daß mich jemand so versteht wie Sie.« Martin Strege ist, wie so viele Männer unserer Geistesbildung, der Sohn eines Landlehrers, war Geistlicher im Harz und ist jetzt beamteter Geistlicher in Köpitz am Haff bei Stettin. — Die Arbeit zeigt, daß Fernsein von Stadt und Universität der geistigen Entwicklung eines besinnlichen Menschen keinen Abbruch tut, sondern vielleicht eine Hilfe bedeutet. Der Stil ist klar und auch für den Laien verständlich, wenngleich der Theologe natürlich auch schwierige Fragen der Kirchen- und Bibelgeschichte heranziehen und erörtern muß. Möchte der Wunsch des

Digitized by Google

Verfassers in Erfüllung gehen, daß seine Arbeit dazu beiträgt, viele erkennen zu lassen »eine wie seltene Gestalt hier unter uns lebt und wie lebendig in dieser Gestalt der Geist Jesu geworden ist«. Das wäre der beste Dank für die unendliche Mühe und Sorgfalt und die große Arbeit und Liebe, mit der das Buch geschrieben worden ist. **W. von Puttkamer**

Zum Sein in Gott durch Denken. Eine Darstellung der ethischen Mystik Albert Schweitzers von Martin Strege, Pastor in Köpitz a. Haff, Pommern. Verlag Felix Meiner, Leipzig. RM 3.20. Für die Schweiz: Verlag Haupt-Bern.

14.

Zur Problematik des modernen Christentums

In einer Schrift, die den leider etwas irreführenden Titel »Der Gottesgedanke in der Welt« trägt, sucht Paul Rohrbach durch eine sachkundige historische Analyse der Entwicklung der christlichen Religion das von aller späteren Deutung und Dogmatik unverfälschte Jesusbild und damit den eigentlichen Sinn des Evangeliums Jesu zu entdecken, um damit eine Möglichkeit zu finden, das Christentum auch in der Gegenwart und Zukunft lebendig zu erhalten. Die Ergebnisse der kritischen Untersuchungen dieses Buches berühren sich eng mit den Ergebnissen von Harnacks »Wesen des Christentums«. Das Lebensfähige der christlichen Ideenwelt sieht Rohrbach darin, daß ihre zentrale Tatsache, die Offenbarung des Gotteswillens in Jesus, streng von den Zutaten vergangener Weltanschauungen geschieden wird, welche in das ursprüngliche Evangelium fremde Gedanken hineintrugen. Zu diesen Fremdelementen gehört die rabbinisch-hellenistische Präexistenzidee und die Lehre von der Erbsünde des Paulus ebenso wie die rein hellenistische Logos-Idee des Verfassers des Johannes-Evangeliums. Aus diesen beiden Kerngedanken haben sich schließlich die Dogmen der römischen und der griechischen Kirche entwickelt. Wenn wir heute von dem Evangelium von Jesus zu dem Evangelium, welches Jesus selbst gelehrt hat, zurückfinden wollen, so müssen wir die paulinischen und die johanneischen Vorstellungen von Jesus in gleicher Weise überwinden und dürfen sie nur religionsgeschichtlich bewerten. Christentum ist für Rohrbach nicht, wie für die Alten und die mittelalterliche Kirche, eine begriffliche Welterklärung, also gleichsam ein Lehrgebäude pseudophilosophischer Spekulation, sondern unerklärliche Offenbarung. Die Mission des Christentums ist nicht zu Ende, sobald man an diesen zentralen Urgedanken anknüpft und alle späteren, aus fremden Weltanschauungen übernommenen und kirchlich fundierten Dogmen zu überwinden sucht. Sofern dies der Fall ist, kann auch von einem Antagonismus zwischen Christentum und Volkstum nicht mehr die Rede sein.

Rohrbachs Buch ist ein Werk, das ebenso wenig den Standpunkt der Kirchen wie denjenigen ihrer gegenwärtigen Gegner, etwa der »Deutschen Glaubensbewegung«, vertritt: Die Stärke und Bedeutung dieser Schrift liegt in der absoluten Ehrlichkeit der religiösen Überzeugung und der historischen, theologischen und systematischen Sachkenntnis, die weder dem einseitigen kirchlichen Dogma noch der antikirchlichen und antichristlichen Phrase verfällt. Wir glauben, daß gerade in der heutigen Zeit diese Schrift für jeden, dem an dem Christentum noch irgendwie gelegen ist, von Bedeutung sein muß. **Dr. Heinz Horn**
Dresden

Paul Rohrbach: Der Gottesgedanke in der Welt. 263 S. Berlin-Tempelhof, 1937. Hans Bott Verlag. Geb. RM 6.—.

EDGAR GLÄSSER, Heidelberg

Denkform und Gemeinschaft bei Jules Romains

Es will viel besagen für eine um die Jahrhundertwende gefaßte Kunstgesinnung, wenn sie in unserer Gegenwart nicht nur in einer reich aufgegliederten Werkschöpfung dasteht, sondern erst recht übergreifende Sinngehalte bewährt. Und dies dürfte um so mehr zu besagen haben, wenn diese Kunstgesinnung — wie in der Tat bei Jules Romains — zunächst als ein -ismus unter -ismen hervortrat und wenn man bedenkt, wie im damaligen Frankreich eine Sintflut solcher -ismen zu deren jeweiliger Eintagsgeltung in durchaus kennzeichnendem Verhältnis stand. Der Unanimisme von Jules Romains hat wohl als einziger Vertreter eines -ismus der Jahrhundertwende überragenden Rang gewonnen und diesen Rang nicht nur für die Zukunft behauptet, sondern darüber hinaus auch dem Gesetz, unter dem er seinerzeit angetreten, eine Geltung bewährt, ohne welche dieses Gesetz wohl nur noch literar-historisch beachtenswert erscheinen würde. Dieses Gesetz, unter dem das Werk von Jules Romains seinen ungehemmten Siegeszug antrat, war zunächst das Gesetz einer Gemeinschaft junger Dichter; es war jene Gemeinschaft, die als die Abbaye (de Créteil) in die Geschichte des französischen Schrifttums eingegangen ist und die — ehe ihre Gruppe zergehen sollte — die Vie unanime von Jules Romains (1908) veröffentlichte, um damit zweifellos mit ihre vornehmste Sendung zu erfüllen[1]). Ihr Gesetz hatte diese Gemeinschaft der Abbaye frei nach Versen des großen Rabelais in einem Leitspruch über die Pforte ihres Hauses gesetzt, der auf deutsch etwa so lauten könnte:

Darinnen findet Hochburg ihr und Herd
Gegen das Irrsal, das feindselig so verheert
Durch sein stillos weltvergiftendes Geschwätz:
Eintretet, daß man schaffe hier das tiefe Treugesetz.

Dieser Spruch offenbart einen aufs Ganze gehenden Sinn, der die Sehnsucht einer Generation nach Befreiung und Erneuerung recht wohl zur Geltung zu bringen vermag. Aber man dürfte füglich bezweifeln, ob diese Kundgabe einer aufs Ganze gehenden Gesinnung ihre Erfüllung in einem entsprechenden Werke jemals gefunden hätte oder vielmehr gefunden hat, es sei denn in dem Werk von Jules Romains allein. Denn ohne dieses Werk und seine Zuordenbarkeit zu jenem Leitgesetz der Abbaye wäre es — das hat die Entwicklung der letzten Generation französischer Geistes- und Schrifttumsgeschichte schließlich deutlich gezeigt — wohl oder übel bei einer solchen Wort-Kundgabe geblieben.

Weite und Grenzen des Romains'schen Werkes und seiner übergreifenden Wirkung liegen im Wesen seines »Unanimisme« als Denkform. Der Name dieser Denkform ist auf alle Bedeutungsmöglichkeiten abgestellt, die seine sprachlichen Grundbestandteile nur meinen können — und es ist nicht wenig, was unter die Begriffe der »Einheit« und »Seele« fällt. So konnte diese Denkform allen möglichen Strömungen des Zeitgeistes offen bleiben und ihr Urheber hat nichts verabsäumt, um die Weite der Gegenstandsbezüge seiner Denkform in umfänglicher Mannigfaltigkeit zu erproben und abzuwandeln. Schon sehr früh aber auch hat Romains die innere Form herausgestellt, die seinem Unanimisme innewohnt und die unverkennbar in den verschiedensten Brechungen in seinem Werke widerstrahlt, wenn er alle jene Gefühle, die eine innige Vereinigtheit der Menschen (l' intime union des hommes) aus der »Sprache des Herzens« übersetzen lassen, als unanimes bezeichnet. Worin nun gründet die künstlerische Wirksamkeit und das gesinnungshafte Inbild der Idee von der Vie unanime, dem »unanimistischen« Leben?

Man hat öfters — im beschränkenden Blickfeld des rein chronologischen Ablaufs messend — den geistigen Nerv der Romainsschen Schöpfung in eine allzu zeitgebundene »sozialistische« Konstellation bannen wollen. Die unvermeidliche Affäre Dreyfus! Und im Sinne eines solchen Kurzschlusses konnte etwa versucht werden, den Begriff des Unanimisme zu formeln als »die ins Lyrische transponierte Politik und Philosophie des streitbaren Linksradikalismus«! In dieses Joch paßt nun freilich der Romains'sche Pegasus ganz und gar nicht, so sehr man auch die von anderer Seite erhobene Forderung, den Unanimisme als unpolitisches reines Kunst-Prinzip aufzufassen, als nicht minder unpassend ablehnen muß. Und über gewisse Wagnisse, die Symbolkunst des Unanimisme auf eine untermenschliche Reaktionsbasis und dementsprechend auf »psychoanalytisches« Niveau zu reduzieren, erübrigt sich längst jede Auslassung. Das Werk von Jules Romains ist weder das eine, noch das andere: weder wortgenügsame l'art-pour-l'art-Kunst, noch Reklame-Kunst einer auch-weltanschaulich sich gebärdenden Komitatschipolitik. Den Kampf gegen den falschen Stil hatte die Abbaye auf ihre Fahne geschrieben und wenn Romains den Sinn dieses Kampfes bewährt hat, so bietet sein Stil wohl einen legitimen Zugang zu seinem Werk. Es ist ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal des Romains'schen Schaffens gegenüber so und so vielen literarischen Vorkämpfern französischen Stilwollens, daß seine Arbeit um den Stil nie in der Wortgenügsamkeit einer Darbietung um der Darbietung willen überspitzt worden ist[2]) — ein Vorgang ansonsten, den manche leicht als typisch für die Wortgesinnung westischen Menschentums zu kennen meinen. Von Anfang an trägt der Stil von Jules Romains die weltanschauliche Bedeutsamkeit einer stellvertretenden Form: so wie der Denker Romains die Welt sieht, so durchwaltet der Künstler Romains die Sprache — systematische Beziehung und formende Bewegung kennzeichnen wie die Verskunst auch die Sinnbilder Romains'schen Schaffens. Es hätte für den Kenner französischer Stilentwicklung der ausdrücklichen Berufung auf Malherbes Namen kaum bedurft, dessen Patenschaft Romains in seinen theoretischen Bemühungen um die Verstechnik bezeugt hat: das Ideal des XVII. Jahrhunderts als französisches Wesensideal ist der Romains'schen Schöpfung wuchshaft eingeprägt, sie ist in solchem geistesgeschichtlichem Hinblick durchaus klassisch bestimmt. Doch klassisch keineswegs allein in »antiromantisch«-westlerischem Sinn[3]), klassisch wohl auch in deutscher Geltung, in abendländischem Sinn, aufs Ganze gehend — so wie Herbert Cysarz den Begriff bestimmt, als »alles wahrhaft Weltbedeutende aus originaler Wurzel«. Denn nicht Epigonentum, das klassischen Zeitgeist und klassische Sprachstimmung etwa nachzuleben suchte, sondern 20. Jahrhundert, das in

Digitized by Google

Kunstgesinnung und Zuchtwertung klassisch gewillt ist, wirkt im Romains'schen Stil.

Dieses klassische Wesensgepräge der Romains'schen Kunst wird zwar einer Öffentlichkeit kaum sich geoffenbart haben, die etwa — wozu soeben auch in Deutschland Gelegenheit war — die Filmschwanknovelle »Donogoo-Tonka (oder die Wunder der Wissenschaft)« allein im Lichtspiel erlebte. Und doch ist in seinem Kern auch dieses heitere Spiel vom sozialmythischen Wesenswerk des echten Unanimisme durchdrungen. Im Zusammenhang einer Trilogie zeugt diese Komödie, wie manches andere Werk des Dichters, von dem Janusantlitz seiner tragikomischen Kunst: wenn in schwankhaften Bühnen- und auch Erzählungswerken von Romains der weise Schalk begegnet, der eine eulenspiegelhafte Freude an Mystifikationen zu haben scheint, so erweist ein tiefer Sinn dieser Komik, mit welch sicherem Recht man in Romains gerne den Molière der modernen französischen Bühne sieht. Denn die Romainssche Komödie führt immer wieder die Götzen des Unanimisme vor und tut dies nur, um die Möglichkeit einer Gott-Werdung der Gemeinschaft umso eindringlicher und eindrücklicher zu bezeugen. Wenn ein Gemeinschaftsgedanke um die Lüge sich so oft und so einfach bilden kann, warum dann — das ist die Lehre der Romains'schen Komödie — nicht erst recht um die Wahrheit? Und um diesen göttlichen Gedanken der wahren Gemeinschaft sind all die Gestaltungen der großen Themen von Liebe und Tod, von Freundschaft und Ehegemeinschaft und vom Wesen des Politischen von Jules Romains in den verschiedensten literarischen Gattungen gestaltet worden. Vom Romains'schen Roman möchte man sagen, daß es sich um eine Art Experimentalroman handelt, nur daß nicht das Inhaltliche, das Stoffliche, zum Gegenstand des Experimentes wird, sondern die Denkform, der »Unanimisme«. Und dies gilt vom Romains'schen Drama und von der Romains'schen Lyrik ebenso. Dieser ringende und immer wieder frisch wagende Einsatz der Denkform des »Unanimisme« stellt ein großartiges Beispiel von Charakterhaftigkeit dar, dem nicht so leicht etwas in der neueren französischen Geistesgeschichte zur Seite zu stellen sein dürfte: denn nicht von einem Urerlebnis glückhafter Volksgemeinschaft her hat die »Gemeinschafts-Denkform« von Jules Romains ihr Gepräge gewonnen und nicht vom Lebensgemeinschaft-formenden Willen zu Blut und Boden. Bot dem Antritt der Romains'schen Kunst an der Schwelle des Jahrhunderts zwar der Zeitgeist kein Beispiel schicksalhaften Gemeinschaftserlebens, so lag die Gefahr umso näher, mit einer unanimistischen Gesinnung einem sich selbst auserwählenden Pan-»Europäertum« mit asiatischem Vorzeichen zu verfallen. Lag es doch im Wesen des Romains'schen »Unanimisme« als Denkform, auf die Suche nach Lebensinhalten zu gehen und solchen Lebensinhalten weitgehend offen zu stehen. Dieser Weite und Offenheit seiner von einem künstlerischen Mythus geprägten Denkform aber ist es vielleicht zu verdanken, daß Romains niemals in Niederungen abgesunken ist, aus denen eine Besinnung und Umkehr etwa im Stile von André Gides »Rückkehr aus URRS« weder häufig noch leicht sich durchführen lassen dürfte. Es ist gegenwärtig für einen gewissen Teil der französischen Geistigkeit keineswegs mehr so leicht, ihr Absinken unter die Schwelle wahren Europäertums — europäischen Europäertums — jemals wieder vergessen zu machen. Und hier gewinnen wir das entscheidende Abhebungsmerkmal, um den Weizen des Romains'schen Unanimisme von der Spreu einer »sozialistischen« Gegenauslese zu sondern, deren »allgemeinmenschliches« Europäertum sich inzwischen längst eindeutig zu einer Vorhut des asiatischen Kulturbolschewismus verdichtet hat. Die Romains'sche Gemeinschaftsdenkform hat mit dieser Ideologie der europäischen Phrasen und orientalisch-asiatischen Wunschträume nichts gemein. So hat die Sendung seines Unanimisme mit einer der Wirklichkeit aufgeschlossenen, in ihrer Sinnbildlichkeit aber tagfernen und traumnahen Suche begonnen. In seinem »Handbuch der Gottwerdung« hat Romains das Reich der Traumwelt als Domäne einer göttlichen Freiheit und Schöpferlust erkoren. Und der Suche nach dem Göttlichen ist sein Werk stets treu geblieben; so konnte er nach dem Weltkriegs-Zusammenbruch der noch nicht schicksalsreifen Ansätze eines guten Europäertums ausrufen:

»Sie mögen weiter im Verbrechen dringen,
Ich aber bleibe Hüter doch und Hort
Von zwei oder dreien göttlichen Dingen.«

Seither ist das Sendungsbewußtsein des Romains'schen Gemeinschaftsgedankens auf der Suche nach artwertigen Lebensinhalten und einer göttlichen Leitidee anthropologisch bestimmter, wirklichkeitsvoller, raumhafter geworden. Es ist nicht unwesentlich, daß der Unanimisme von Romains auf der Suche nach übergreifenden Inhalten auch nicht den Weg des Exotismus beschritten hat, nicht in kosmischer Utopie und einem nivellierenden »Völkergedanken« versunken ist. Der Genius, den Jules Romains und sein Unanimisme verkündet, ist der Genius des Weißen Menschen, der männliche Gott der europäischen Kultur, der Genius des Abendlandes. Romains hat diesem Genius seine eindrucksame Epopöe vom Weißen Mann gewidmet und das Epitheton, das er dem Weißen Menschen gibt, ist so unmißverständlich nordisch art- und wertbetont, daß es sich würdig neben Madison Grants bekanntes Beiwort der »Großen« Rasse stellt.

Je chante l' Homme blanc, l' Homme
premier, la race belle;
La chair non déguisée où le sang fait
des pas visibles.
Ich singe den Weißen Mann, den
Führermenschen, die Schöne Rasse;
Das unvertarnte Fleisch, in dem das
Blut sichtbare Schritte geht.

Näher — so dürfen wir wohl sagen — kann uns ein Dichter fremder Zunge in der Schau eines menschlichen Inbildes kaum jemals kommen. Diese Übereinstimmung ist umso erfreulicher, als uns in dem Künder eines Richtbildes, das uns anmuten muß wie ein leibliches Geschwister unseres ureigensten, der berufene Vertreter des Gemeinschaftsideals in Frankreich seit der Jahrhundertwende begegnet. Der Kulturpolitiker Romains hat dies Zusammentreffen seiner Denkform mit unserer Gemeinschaft in seinem Werk »Das Paar Deutschland-Frankreich«[4]) mit dem Bekenntnis besiegelt: »Ich bin sogar der Auffassung, daß es uns ... gelingen wird, eine neue Welt aufzurichten, besser als die alte und fast ebenso schön wie die Jugend aus dem Anfang dieses Jahrhunderts sie sich hat erträumen können«. Wenn der reinste Rufer der europäischen Gemeinschaft im Frankreich der Gegenwart dieses Bekenntnis gewinnt, so verbürgt dies, daß ein Mächtiger der Erdensöhne, der eine zerstörte schöne Welt in seinem Busen wieder aufzubauen die Kraft besessen hatte, die Wirklichkeit unserer aus der Bindung an Blut und Boden gewordenen Gemeinschaft bejaht und interpretiert hat als Gemeinschaftsgestaltung von verpflichtender Geltung. Nicht, weil unsere Gemeinschaft deutsch und nationalsozialistisch ist, hat sie solche Bejahung und solche Interpretierung durch den französischen Künder des europäischen Unanimisme gefunden — sondern eher vielleicht trotzdem: diese deutsche und nationalsozialistische Gemeinschaft hat solchen Beifall vielmehr deshalb gewonnen, weil sie als Gemeinschaft alle Mächte und Werte bejahenden Menschentums überhaupt zur Wirklichkeit entbunden hat. Man kann das »Paar« Deutschland-Frankreich — erfreulicherweise — nicht unsentimentaler sehen, als Romains es tut: »Ich habe nichts dagegen«, sagt er über den Ausdruck »Paar«, »daß man diesen Titel auslegt, wie es jedem Leser gerade in den Sinn kommt«. Aber daß dieses Paar nun einmal seit einem Jahrtausend besteht und in enger Bindung durch die Geschichte geht, das ist Schicksal. Diesem Schicksal gegenüber gibt es nur zweierlei Möglichkeit der Haltung — und Romains hat diese Pole kühn und wahr in ihrer großen Schlichtheit benannt: eine »schlechte« und eine »gute«. In dieser Überzeugung liegt auch die übergreifende Gesinnung und Geltung des großen Zyklenromans »Die Menschen guten Willens«, dessen Titel allein schon es nochmals bestätigt, daß der Gemeinschaftsgedanke des Unanimisme arthaft-wertbestimmt ist: was »gut« oder »schlecht« ist, wird immer und ewig nur von Gleichen gleich verstanden werden. Und in diesem Sinne treffen wir uns in einer gemeinsamen Verpflichtung mit dem Bekenntnis, das Jules Romains an einer Stelle seines letztgenannten Werkes[5]) geprägt hat: »Wessen es bedarf, um den Traum einer Umwandlung der Gesellschaft zu wagen, was keine Energie zu ersetzen vermag, das alte Wort Ideal bezeichnet es ...«

VITTORIO KLOSTERMANN
ANTIQUARIAT
FRANKFURT AM MAIN

Regelmäßig erscheinende Kataloge Philosophie, Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaft und Bibliographie an Interessenten kostenlos.

Soeben erschien Liste 23:
Alte u. neue Geschichte, Kulturgeschichte
Staatslehre u. Rechtsphilosophie

Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Bücher

Die vorstehende Skizze ist ein Abriß aus einem umfangreicheren Manuskript. Die folgenden Literaturangaben stellen dementsprechend nur die wichtigsten Hauptstützpunkte zur Verfügung:

[1]) Vgl. René Lalou, Histoire de la littérature française contemporaine (1870 à nous jours), Kap. VIII, § 8 und Anhang A: Notes sur l'Abbaye, von René Arcos; Aufl. 1928, S. 462 ff. u. 723 ff.; dann die Studie von Christian Sénéchal über die Abbaye. — Grundlegend über Romains wird fortan das Werk von André Cuisenier, Jules Romains et l'unanimisme (Flammarion 1935), sein, das man als das Buch eines jahrelangen vertrauten Kenners der Romainsschen Persönlichkeit heranziehen wird. Gerade die künstlerische und denkerische Charakteristik des Romainsschen Werkes bleibt naturgemäß von C. unabhängig. Zu knapper Unterrichtung würde ich besonders noch Régis Michaud, Modern Thought and Litterature in France, New-York and London 1934, S. 110 ff., empfehlen.

[2]) In diesem Zusammenhang ist die kürzliche Auseinandersetzung von Romains mit der Poésie pure, der »reinen Dichtung«, entscheidend, die als »Préface à l'Homme Blanc« in der Nouvelle Revue Française vom 1. April 1937 veröffentlicht ist. — Zur Poésie pure s. die grundlegende Studie von Emil Winkler, »Sprachtheorie und Valéry-Deutung«, Zeitschr. für franzö. Sprache u. Literatur Bd. 56, 1932.

[3]) Was oben als »westlerische« umschrieben wird, hat die Darstellung von Hugo Friedrich vornehmlich im Auge: Das antiromantische Denken im modernen Frankreich, München 1935. Vgl. zu dem Begriff bes. den klärenden Aufsatz von Fritz Schalk, Historische Zeitschrift 1937, S. 24 ff.

[4]) In deutscher Übersetzung herausgegeben von Prof. Dr. E. Grimm-Essen.

[5]) Les Hommes de bonne volonté Bd. III, Amours enfantines, S. 17—18.

Digitized by Google

RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFT

1.

Zur Rechtsphilosophie

Das umfangreiche »Lehrbuch der Rechtsphilosophie«, das der römische Professor Giorgio Del Vecchio jetzt auch in deutscher Sprache veröffentlicht, nachdem seine italienische Originalausgabe bereits in dritter Auflage vorliegt und Übersetzungen auch in spanischer und französischer Sprache erschienen sind, erfüllt alle Forderungen, die man an ein Lehrbuch stellen muß. Es ist unseres Erachtens dem vorliegenden Werke nur zugute gekommen, daß es unmittelbar aus Vorlesungen und Vorbereitungsheften entstanden ist. Deshalb verliert es nie seine unmittelbaren Beziehungen zur lebendigen Praxis und ist trotz aller umfassenden Gründlichkeit nie zu abstrakt.

Behandelt der erste (historische) Teil des Buches die Geschichte rechtsphilosophischer Lehren und Gedanken von den griechischen Sophisten bis zur Gegenwart, wobei die Untersuchung noch durch Abrisse der neueren Strömungen in Italien, Frankreich, England, Nordamerika, Spanien und den slawischen Ländern ergänzt wird, so bietet der zweite (systematische) Teil die eigene rechtsphilosophische Lehre des Verfassers, die in drei Hauptabschnitten über den »Begriff des Rechts«, »Ursprung und geschichtliche Entwicklung des Rechts« und »Die Vernunftgrundlage des Rechts« niedergelegt und entwickelt wird.

Besonders an dieser systematischen Untersuchung lassen sich die beiden Kräfte erkennen, die für Del Vecchios geistige Existenz bestimmend gewesen sind: einmal die traditionelle Gebundenheit an den römischen Antagonismus zwischen Staat und Individuum, zum andern der bedeutungsvolle Einfluß der deutschen Philosophie. Ist somit gleichsam das Fundament der rechtsphilosophischen Lehre Del Vecchios die nationale Tradition Italiens und Roms, so hat der deutsche Geist maßgebend an dem Aufbau und der Einzelausgestaltung des wissenschaftlichen Gebäudes mitgewirkt, von welchem der Verfasser in dem vorliegenden Lehrbuch Kunde gibt. Es ist daher vielleicht kein Zufall, wenn zu Beginn seiner systematischen Untersuchungen in bejahendem Sinne auf den Satz eines Altrömers und eines deutschen Philosophen Bezug genommen wird: Mit Kant entscheidet er sich bei der Frage nach der Art der Rechtsform für die Beantwortung der Frage quid ius? und nicht für die der Frage quid iuris?, und für den logischen Charakter der Rechtsform wird Ciceros Satz (De legibus I, 15) in Anspruch genommen: »Iam vero illud stultissimum, existimare omnia iusta esse, quae sita sunt in populorum institutis aut legibus«. Von dem Einfluß der deutschen Rechtslehren auf den Verfasser zeugen insbesondere verschiedene einzelne Abhandlungen über Recht und Staat oder über das Verhältnis zwischen Recht und Moral, deren Grundsätze »Die Moral ... wendet sich an das Subjekt als solches und vergleicht Handlungen mit Handlungen bei demselben Subjekte. Das Recht dagegen vergleicht Handlungen mit Handlungen bei verschiedenen Subjekten« sich auf entscheidende Gedanken des Thomasius und seiner Nachfahren bis Kant und Fichte gründen.

Wir können das Buch nicht nur seiner Gründlichkeit, sondern auch seiner klaren, durchsichtigen Darstellung und Ordnung des so umfangreichen Stoffes wegen empfehlen. Es vermag in gleicher Weise dem Juristen wie dem Philosophen und dem geistesgeschichtlichen Forscher Anregung zu geben.

Dr. Heinz Horn
Dresden

Giorgio Del Vecchio: Lehrbuch der Rechtsphilosophie. — Beiheft 34 für die Mitglieder der Internationalen Vereinigung für Rechtsphilosophie (zugleich Band I der Reihe Italienische Rechtsphilosophie). — 496 Seiten. — Berlin 1937, Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte G. m. b. H. Geb. RM 27.—.

2.

W. Schuppes Allgemeine Rechtslehre

Wilhelm Schuppe hatte das Unglück, seine wichtigsten rechtsphilosophischen Arbeiten schon geschrieben zu haben, als das rechtsphilosophische Interesse neu erwachte und dann gleich andere, neukantische und neuhegelische Bahnen einschlug. So fanden seine Arbeiten nicht die Beachtung, auf die sie ihrer Qualität nach Anspruch erheben konnten. Hinzu mochte noch kommen, daß Schuppe seine ausgebildete allgemeine Rechtslehre nicht im Zusammenhange mehr dargestellt hat; seine »Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie« von 1881 gingen seiner intensiven Beschäftigung mit der Rechtswissenschaft voraus und konnten nicht als der Ausdruck seiner reifen Lehre gelten. So ist es zu begrüßen, daß Wilhelm Fuchs, dem wir bereits mehrere Arbeiten über Schuppes Rechtsphilospohie verdanken, zum hundertsten Geburtstage des Philosophen eine kompendiöse Darstellung von dessen »allgemeiner Rechtslehre mit Einschluß der allgemeinen Lehren vom Sein und Wissen« aus den Werken des Forschers unter Heranziehung des ungedruckten Nachlasses zusammengestellt hat. Was man auch immer gegen ein solches Herausnehmen von Stücken aus ihrem ursprünglichen und Hineinfügen in einen neuen Zusammenhang sagen mag, so muß man Fuchs zugestehen, daß er auf diesem Wege ein erstaunlich gut in sich zusammenhängendes Buch zustande gebracht hat, das in mancher Hinsicht die Schuppesche Rechtsphilosophie erst erschließt. Daß dabei die ontologische und erkenntnistheoretische Grundlage eine ausführliche Berücksichtigung gefunden hat, ist sehr erfreulich, da so der Zusammenhang mit dem System stark hervortritt. Schuppe bezeichnete seine Philosophie als Immanenzphilosophie; sie steht dem Positivismus nahe, ist aber auch zu manchen ontologischen Systemen der Gegenwart nicht ohne Beziehung. Jedenfalls wird man mit Freude feststellen können, daß Schuppe der Rechtsphilosophie manche Anregung zu geben vermag, die in der Richtung gerade moderner Strömungen auf diesem Gebiete liegen.

*

Die akademische Gedenkrede [1]), die Günther Jakoby zum hundertsten Geburtstage des Greifswalder Philosophen gehalten hat, gibt ein ebenso warmherziges Porträt des Menschen und Lehrers Schuppe wie einen abgewogenen Überblick über dessen philosophisches System und seine auch für uns heute noch nicht entschwundene Bedeutung. Wir können ihr nichts Besseres wünschen, als daß sie manchen anregen möge, sich in die Werke des bedeutenden Denkers zu vertiefen.

[1]) Wilhelm Schuppe Allgemeine Rechtslehre mit Einschluß der allgemeinen Lehren vom Sein und Wissen. Unter Verwendung des handschriftlichen Nachlasses redigiert, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wilhelm Fuchs. (Gedächtnisschrift für W. S. zu seinem hundertsten Geburtstag am 5. Mai 1936.) Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte, Berlin 1936. 195 Seiten. RM 8.50.

[1]) G. Jakoby, Wilhelm Schuppe. Akademische Gedenkrede zu seinem hundertsten Geburtstage am 5. Mai 1936. (Greifswalder Universitätsreden 45.) L. Bamberg, Greifswald 1936. 16 Seiten.

*

Festschrift für Otto Peterka

Zum sechzigsten Geburtstag des Prager Juristen Otto Peterka haben einige Freunde dem Jubilar eine wenn auch schmale, so doch hübsch ausgestattete und gehaltreiche Festschrift überreicht. Ein allgemeineres Interesse verdienen daraus die Abhandlungen von Robert Mayr über »Deutsches Recht im A.B.G.B.« und von Ernst Hoyer über »die Ehekrise und die Judikatur der Sacra Romana Rota«, von denen die letztere eine aufschlußreiche Studie zum katholischen Eherecht ist. Der Herausgeber Franz Laufke hat eine Abhandlung über »Schutzvorschriften im Agentenrecht« beigesteuert, Egon Weiss und Wilhelm Weizsäcker zwei interessante rechtsgeschichtliche Arbeiten, von denen die des einen „die Verteilung der Vindizien und den Eigentumsschutz der legisactio sacramento in rem« (der ältesten Form der rei vindicatio) behandelt, die des andern von der »Rechtsmitteilung Breslaus an Olmütz« berichtet und daraus neue Erkenntnisse für die Geschichte der Magdeburg-Breslauer Rechtsentwicklung gewinnt. Nicht unerwähnt soll der Beitrag Oskar Engländers zur Geschichte der Wirtschaftspolitik bleiben; er handelt von den »österreichischen Salinenscheinen 1848—1899 als Vorläufern der Politik des offenen Marktes«. Der Jubilar und wir mit ihm können mit dieser schönen Gabe wohl zufrieden sein.

[1]) Festschrift für Otto Peterka zum 60. Geburtstag, herausgegeben im Namen einiger Fachkollegen von Franz Laufke. 103 Seiten. Verlag Rud. M. Rohrer, Brünn 1936. RM 5.—.

*

Volk und Staat

Die »Vorlesung über Volk und Staat« von Wilhelm Glungler [1]) gibt sich als Leitfaden für die Vorlesung, die jetzt unter diesem Titel an den deutschen Hochschulen gehalten wird. Der Verf. will darin den Teil der alten »Allgemeinen Staatslehre« entwickeln, der die »Politik« umfaßte. So bezeichnet er auch seine historische Einleitung als »Gestaltwandel der Politik«. Die Methode, deren er sich dabei bedient, will an die Stelle der »bisherigen Einseitigkeit« der deskriptiven, theoretischen und praktischen Staatswissenschaften »eine Synthese der Grundvorstellungen und Betrachtungsweisen« setzen. Mittel hierzu sind ihm »eine neue Durchschau, die Ideal, Recht und Leben verbindet und Weltanschauung und Rechtsbewußtsein mit Lebensnähe« vereinigt, und »eine neue Zusammenschau, welche die Grundrichtung des tatsächlichen, rechtmäßigen und zweckmäßigen Handelns« verbindet. (Wobei es dunkel bleibt, wie das »Tun« des für die Gemeinschaft Notwendigen als eine »Schau« bezeichnet werden kann.) Sodann soll die Staatswissenschaft zweckbezogen und am Werte des Volkes ausgerichtet sein.

Es soll nicht bestritten werden, daß die Durchführung im großen und ganzen dem Programm entspricht. Fraglich scheint nur der Nutzen, den die Staatswissenschaft davon hat. Glunglers »Durchschau« und »Zusammenschau« unterscheiden sich nicht allzu sehr von der »Wesensschau« mancher Strafrechtler, die vor kurzem von Schwinge und Zimmerl [2]) treffend kritisiert worden ist. Das Problem einer »politischen Wissenschaft« bleibt dabei ungelöst. Denn feststehen muß, wie noch jüngst der Nationalökonom Vleugels [3]) mit Recht betonte, »die Erkenntnis der Unzulässigkeit einer bloßen Konfusion von Werturteil, Tatsachenforschung und logischer Deduktion«.

J. v. Kempski
Berlin

[1]) F. u. J. Vogelrieder, München und Leipzig 1937. Geb. RM 10.—

[2]) Wesensschau und konkretes Ordnungsdenken im Strafrecht. Röhrscheid, Bonn 1937.

[3]) Die Volkswirtschaftslehre als politische Ökonomik und formale Wirtschaftstheorie. Kohlhammer, Stuttgart 1936.

Digitized by Google

3.

Justus Möser

Es war ein auffälliges, oft schmerzlich empfundenes Versäumnis, daß eine Biographie Justus Mösers, eines der bedeutendsten Männer des 18. Jahrhunderts, des schöpferischen Wegbahners der »Deutschen Bewegung«, des großen Geschichtsforschers, Staatsmannes und Schriftstellers, aus einheitlicher, vertiefter Schau von Mann, Werk und Wirkung fehlte. P. Klassen legt sie jetzt vor; ein Buch, das von großem Fleiße, eingehender Kenntnis zeugt, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes stets bewußt bleibt und sich bemüht, über die Geistesgeschichte hinaus zu der dauernd gültigen Wesenserkenntnis vorzudringen. Zeit und Umwelt, Jugend und Reife werden so als Seelenraum eines im Denken und Erkennen schöpferischen, in Tat und Lehre vorbildlichen Menschen begriffen. Was Möser nicht nur geschichtlich, sondern noch heute bündig für die Deutsche Bewegung als Erwecker und Bahnbrecher bedeutete, wird in seiner Geschichtsschau, seiner Staatslehre, dem Einsatz für das Bauerntum, in seinem Bilde des Menschen und seiner Stellung zu und Aufnahme durch Goethe eindrucksvoll sichtbar. Vielleicht hätte das Kräftefeld der großen europäischen Bewegungen der Zeit noch entschiedener, politischer erfaßt werden können.

Überaus breite vorwiegend berichtende Darstellung erfährt im 2. Teile des Buches Mösers Staatslehre, wie sie aus geschichtlicher Erfahrung erwuchs, durchaus auch als gegenwärtige Auseinandersetzung, Zeitkritik und Zukunftsidee gemeint war. Hier wäre größere Verdichtung, Zusammenfassung, Straffung, auch Kritik wertvoll gewesen Deutlich wird stets, wie Möser altgermanische Vorstellungen nicht nur gedanklich, sondern aus dem Wissen um die innerste Verpflichtung heraus aufnimmt, wie er der westlichen Ideologie ein deutsches Staats- und Volksethos entgegenstellt und so den Deutschen aus eigenstem, arthaftem Wesen heraus die Waffen gegen die Ideenwelt der europäischen Aufklärung und französischen Revolution gab. Möser wollte den deutschen Staat aus deutschem Ethos, aus deutscher Geschichte, aus deutschem Volkstum heraus; in dieser unerhört revolutionären und zugleich durchaus konservativen Zielrichtung liegt die völkische Berufung seines Lebenswerkes. Schön wird von Klassen das Auge auf seine Beziehungen zur Dichtung gewandt, wird hier doch die lebendige, schöpferische Kraft am deutlichsten sichtbar und so auch das gelebte Vorbild bewußt ergriffen. Wehren möchte man sich nur gegen die unnötige Beziehung seines Wesens auf die Antike, als wäre ein solches Dasein nicht ganz aus arteigen deutschem Geiste verständlich. Darin erweist sich der Verfasser als Erbe eines Geschichts- und Menschenbildes, wie es der Kreis um Stefan George trug. Möser war Niedersachse in Erkenntnis, Glauben und männlichem, kämpferischem Willen und gerade darin zum Erwecker ursprünglicher deutscher Seelenwirklichkeit berufen. Doch fallen solche Ausstellungen gering neben dem Wert, den das Werk als auch sprachlich anziehende Darstellung von Wesen, Erkenntnis und Wirkung eines Führers in der völkischen Selbstbesinnung der Deutschen Bewegung hat.

Dr. F. Martini
Kiel

Peter Klassen: Justus Möser. Vittorio Klostermann Frankfurt a. M. 1936. Geb. RM 14.—.

HANS LIETZMANN

Geschichte der Alten Kirche

1. Die Anfänge. Oktav. VIII, 326 S. 2 Aufl. 1937. Geb. RM. 4.80
2. Ecclesia catholica. Oktav. VIII, 339 S. 1936. Geb. RM. 4.80
3. Die Reichskirche. In Vorbereitung.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen u. einzeln käuflich.

„... Die meisterhafte Darstellung ist so gestaltet, daß sie auch ohne alle Vorkenntnisse gelesen und verstanden werden kann."
Christentum u. Wissenschaft, Nr. 5, Mai 1935.

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

4.

Das 19. Jahrhundert

Unter den vielen Versuchen einer Abrechnung mit dem 19. Jahrhundert aus dem Geist und Erleben unserer Tage heraus ist keiner, der sich mit den 250 Seiten Ullmanns vergleichen könnte. Obwohl die innere Auseinandersetzung noch manchmal im Aphorismus stecken bleibt, obwohl da und dort ein Irrtum stehen geblieben ist, haben wir im Augenblick kein Buch, das den gewaltigen Stoff so lebendig durchdacht und zugleich so dramatisch gespürt hat. Mit einer umfassenden Anschauung der sozial- und volksgeschichtlichen Tatsachen und mit einem Blick für das »Interessante« im Rankeschen Sinn verbindet der Verfasser einen hohen geistigen Mut in der Durchführung des Grundgedankens, daß in diesem unglückseligen und unausweichlichen Jahrhundert zwei zum Verwechseln ähnliche und doch im Tiefsten gegensätzliche Mächte miteinander gerungen haben: Masse und Volk.

Rudolf Stadelmann

Hermann Ullmann, Das neunzehnte Jahrhundert. Eugen Diederichs Verlag, Jena. Geb. RM 5.80.

5.

Bemerkungen zur Theorie der Landwirtschaftskrisen

Zu denjenigen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens, die bislang unverhältnismäßig wenig theoretisch durchforscht sind, gehört zweifellos das Phänomen der Landwirtschaftskrisen. Es fehlt uns deshalb auch bis heute eine zureichende Theorie, die ihr Wesen zu erklären zu vermöchte. Das ist insofern verständlich, als der Stil der landwirtschaftlichen Gestaltung nur teilweise, und, soweit überhaupt, auch nur in abgeschwächter Intensität von dem industriell-kapitalistischen Rhythmus erfaßt ist, der den Hintergrund für die allgemeine Konjunktur- und Krisenlehre abgibt.

In der vorliegenden Studie »Theorie der Landwirtschaftskrisen« versucht nun Lagler diese Lücke der nationalökonomischen Forschung zu schließen. Er geht zu diesem Zwecke von den bestehenden Erklärungsversuchen aus und stellt diesen seinen eigenen, auf universalistischen Gedankengängen O. Spanns beruhenden Deutungsversuch gegenüber. Der lehrgeschichtliche Überblick unterscheidet erstens Arbeiten, die sich mit einzelnen konkreten landwirtschaftlichen Krisen beschäftigen; zweitens die sog. entwicklungsgeschichtliche Lehre, welche die landwirtschaftlichen Krisenerscheinungen aus weltwirtschaftlichen Entwicklungserscheinungen erklären will; drittens die geschichtlich-realistische Lehre, die als historisch begründete Überzeugungs- bezw. Unterverbrauchstheorie auftritt und den Krisengrund in Störungen der Preisgestaltung sieht; viertens die marxistischen Theorien, die in einer Anwendung des allgemeinen Marx'schen Krisenschemas auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse bestehen. Die Landwirtschaftskrisen sind hiernach zurückzuführen auf Spannungen zwischen den gestiegenen Erzeugungsmöglichkeiten und der verhältnismäßig zurückbleibenden kaufkräftigen Nachfrage. Die sechste Gruppe stellen die monetären Erklärungsversuche dar, welche die Störungsmomente auf der sog. Geldseite des Wirtschaftslebens sehen.

Nach einer zwar nur summarischen, im Grundsätzlichen jedoch meist zutreffenden Kritik, die jeweils an den einzelnen Richtungen geübt wird, versucht der Verfasser in einem aufbauenden Teil »Bausteine einer ganzheitlichen Theorie der Landwirtschaftskrisen« zusammenzutragen. Er geht dabei von der universalistischen Theorie O. Spanns aus und sieht in den Wirtschaftskrisen »Störungen der Entsprechungsverhältnisse im Leistungsgebäude der Wirtschaft«, die ihren Grund haben »entweder in Veränderungen des gesellschaftlichen Zielsystems oder in Veränderungen des wirtschaftlichen Mittelsystems« (S. 124). Verfasser schildert nun die wirtschaftliche Gesamtentwicklung der letzten anderthalb Jahrhunderte mit ihren krisenbedingenden Wirkungen und geht endlich auf die Krisengründe aus gesellschaftlichen Zieländerungen (Bevölkerungsentwicklung, Verbrauchsverschiebungen) und aus Änderungen des Einsatzes der Wirtschaftsmittel (Geldwertveränderungen, Wandlung der Agrarverfassung und Betriebsverfassung, der Technik und Bodennutzung) über.

Stellt Laglers Versuch einen entscheidenden Schritt zur theoretischen Lösung des landwirtschaftlichen Krisenproblems dar? Die Frage muß, trotz aller Anerkennung der geistigen Leistung, die die Studie darstellt, doch verneint werden, und zwar aus folgenden Gründen. Wenn man den aufbauenden Teil der vorliegenden Arbeit überprüft, dann fällt zunächst auf, daß in ihm, wie der Verfasser selbst betont, im Grunde keine landwirtschaftliche Krisentheorie vorgetragen wird, sondern eine Analyse gesamtwirtschaftlicher und landwirtschaftlicher Strukturwandlungen (S. 147). So sehr es zutrifft, daß das industriell-kapitalistische Konjunkturschema auf den landwirtschaftlichen Sektor der Wirtschaft nur unter besonderen Verhältnissen übertragen und auch dann nur mit Vorsicht angewandt werden kann, so wenig wird — will uns scheinen — das Problem dadurch gelöst, daß man es ausschließlich als Ausfluß struktureller Entsprechungsstörungen betrachtet. Sind wirklich alle Disproportionalitäten im landwirtschaftlichen Sektor strukturell bedingt? Sind nicht auch Störungen anderer Art — man brauche in Er-

NEUE ANTIQUARIATSKATALOGE

Kat. 26: Musik, Musikgeschichte, sowie Neuerwerbungen.
Kat. 27: Neuerwerbungen a. allen Wissensgebieten, vorwiegend Kunst, Medizin, Reisen u. Länderkunde.
Buch- u. Kunstantiquariat Friedr. Trüjen, Bremen 1, Contrescarpe 8a.

ARTHUR COLLIGNON ANTIQUARIAT
Berlin NW 7, Prinz-Louis-Ferdinand-Straße 2
Katalog 46: Philosophie
Liste 100: Philosophie, Psychologie, Pädagogik
Katalog 47: **Kulturgeschichte und Volkskunde in Wort und Bild.**

Digitized by Google

mangelung einer anderen Bezeichnung ruhig den Ausdruck »konjunkturell«, ohne allerdings gleich an den kapitalistischen Konjunkturrhythmus zu denken — vorstellbar? Ist nicht ein beträchtlicher Teil der von Lagler selbst erörterten Erscheinungen zweifellos a-struktureller Natur? Es wäre ebenso dankenswert wie für den Ausbau der landwirtschaftlichen Konjunkturtheorie notwendig gewesen, wenn der Verfasser den Versuch gemacht hätte, den Begriff der konjunkturell und strukturell bedingten Landwirtschaftskrise voneinander abzugrenzen und zu fragen, was im Bereich der Landwirtschaft eine nichtstrukturell bedingte Krise überhaupt bedeuten kann. Vielleicht ist diese Problematik nicht ganz so unfruchtbar, wie die Autoren meinen, auf die sich Lagler stützt, wenn er Landwirtschaftskrisen und landwirtschaftliche Strukturkrisen gleichsetzt. Gleichsam als Sonderfall ergibt sich sodann das Problem der Einwirkungsmöglichkeiten kapitalistischer Konjunkturrhythmen auf die landwirtschaftliche Produktions- und Absatzgestaltung und die Intensität solcher Einwirkungen unter unterschiedlichen Verhältnissen.

Wenn von diesen in der vorliegenden Studie kaum berührten Problemen abgesehen wird, ergibt sich zum anderen die Frage, ob und inwieweit Lagler die herrschende Lehre von den Landwirtschaftskrisen weitergebildet bezw. neugeformt hat, was er selbst als seine Aufgabe bezeichnet. Zunächst ein Wort zu der Geschlossenheit und inneren Einheit seiner aufbauenden Gedankenführung. Bei Überprüfung derselben müssen wir den Lösungsversuch als einheitliche neuartige Theorie ablehnen. Sie setzt sich nämlich aus recht heterogenen Bestandteilen zusammen, die alle bereits im lehrgeschichtlichen Überblick auftauchen und vom Verfasser nur durch eine sog. ganzheitliche Schau zusammengehalten werden. Wir vermögen insbesondere nicht festzustellen, inwiefern sich Laglers ganzheitliche Theorie von der geschichtlich-realistischen unterscheidet, wenn man nämlich diese nicht nach einer vielleicht wenig glücklichen Definition beurteilt, in der der Preisbegriff eine in der Tat zentrale Rolle spielt, sondern nach dem wirklichen Gehalt derselben, der dadurch charakterisiert wird, daß unter geschichtlichen Aspekten möglichst alle den Preisbildungsverschiebungen zugrunde liegende Faktoren in den Kreis der Betrachtung aufgenommen werden, wodurch ja auf die entscheidenden, unter der Oberfläche verborgen liegenden Krisenfaktoren eingehend Bezug genommen wird. Laglers Ausführungen bringen tatsächlich also von theoretischem Gesichtspunkt aus nichts Neues. Auch von ihm ist das theoretische Konstruktionsprinzip der Landwirtschaftskrisen nicht gefunden. Er hat mit seiner übersichtlichen Darstellung, die im übrigen gut in die — noch ungelöste — Problematik einführt, eine eindrucksvolle Rechtfertigung der bisherigen historisch-realistischen Forschung gegeben, allerdings auch gezeigt, daß die Theoriebildung auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Krisenforschung zu einem einheitlichen Erklärungsprinzip nur von der formalen Seite her gelangen kann. Vielleicht ist es nicht abwegig, dieses in den unterschiedlichen ökonomischen Machtpositionen zu sehen, die durch menschliches Handeln dauernden Verschiebungen unterliegen und zu krisenhaften Spannungen und Störungsversuchen führen können.

Der Hauptwert der Laglerschen Untersuchung besteht in der wohlgelungenen Typisierung der bisherigen Krisentheorien und in der Übersichtlichkeit, mit der die mannigfachen krisenverursachenden Faktoren zur Darstellung gebracht sind. Eine gute Einführung in die Problematik des herrschenden Schrifttums der Landwirtschaftskrisen!

Hans-Jürgen Seraphim
Leipzig

Ernst Lagler, Theorie der Landwirtschaftskrisen. Carl Heymanns Verlag Berlin und Oesterreichischer Wirtschaftsverlag, Wien 1935. 190 Seiten. RM 7.50.

Graphologie

Die »Siemens-Studien-Gesellschaft für praktische Psychologie e. V.« gibt einen von Ernst Korff verfaßten Lehrgang der Graphologie heraus, in dem der Versuch unternommen wird, eine phänomenologische Schriftbetrachtung zu bieten. Es soll eine Graphologie für jedermann sein, die um so schwerere Bedenken erweckt, als offenbar nicht nur ein Einblick in die graphologische Arbeitsweise — schon das wäre in der hier gebotenen Art schärfstens abzulehnen — als vielmehr ein Lehrmaterial geboten werden soll. Daß nach einer Reihe von ernsthaften und sehr beachtlichen Arbeiten, zumal nach »Handschrift und Charakter« von Ludwig Klages, noch ein derartiger »Lehrgang« erscheinen kann, ist schlechthin unbegreiflich und lediglich dazu angetan, völlig laienhafte Vorstellungen nicht nur vom Wesen der Graphologie, sondern auch von der Charakterologie und der Psychologie zu vermitteln. **H. St.**

Ernst Korff. Handschriftenkunde u. Charakterkenntnis. S. 468. 1936. Siemens-Verlagsges., Bad Homburg v. d. H. RM 9.80.

Soeben erscheint:

NATHAN
SÖDERBLOM

Von Tor Andrae. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Emmy Groening und Dr. Albrecht Völklein

Oktav. VII, 232 Seiten. Mit 4 Bildnissen. Gebunden RM. 4.80

Erzbischof Söderblom ist die hervorragendste Erscheinung innerhalb der schwedischen Kirche seit den Tagen der Reformation und darüber hinaus einer der markantesten Männer, die das Land hervorgebracht hat. Das vorliegende Lebensbild versucht, Erbe und Heimat, Jugend und erste Lehrerjahre zu zeichnen, ohne dabei die späteren Lebensjahre zu übergehen. Tor Andrae, Bischof von Linköping und Söderbloms Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Religionsgeschichte an der Universität Upsala hat dem Erzbischof in langen Jahren als Schüler und Freund nahegestanden. Solche persönlichen und sachlichen Bindungen lassen ihn zum berufenen und sachkundigen Verfasser einer Söderblom-Biographie werden.

Alfred Töpelmann Verlag, Berlin W 35

Ein wertvolles Weihnachtsgeschenk!

Eine Neuerscheinung, dazu berufen, zu den Hausbüchern der deutschen Familie gezählt zu werden, erschien in unserm Verlage unter dem Titel

Hundert Meister der deutschen Sprache

Eine Sammlung großer deutscher Prosa. Herausgeg. v. Hans H. Bußmann. 526 Seiten, in Ganzleinen geb. RM 4.80

In dieser Sammlung deutscher Prosa wird zum erstenmal versucht, unsere großen Prosaisten von Luther, der sprachlich unser aller Ahnherr ist, bis zur neueren Zeit in einem Band zu vereinigen und so den unversiegbaren Reichtum unserer Sprache als eine wirkende, bildende Kraft aufzuzeigen. — Ziel der Textauswahl ist gewesen, Geist und Charakter des Deutschen nicht nur dort erkennbar werden zu lassen, wo von den wesentlichen Dingen unseres nationalen Daseins ausdrücklich gesprochen wird, sondern auch dort, wo scheinbar von fernliegenden Dingen die Rede geht und dennoch durch den Sprachkörper der ureigene Herzschlag deutschen Wesens unüberhörbar ist.

Das klassische Lesebuch der deutschen Sprache

Durch jede Buchhandlung zu beziehen / Prospekte kostenlos

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt, Berlin-Schöneberg

Das soziale Leben im neuen Deutschland

unter besonderer Berücksichtigung der Deutschen Arbeitsfront. Von Prof. Dr.-Ing. habil. Willy Müller. Kart. RM 4.80, Ganzl. RM 6.—

Der mit den Fragen der sozialen Umgestaltung besonders vertraute Sachmann gewährt mit dem vorliegendem Werk auf Grund eingehender und wissenschaftlich objektiver Untersuchungen einen tiefen Einblick in die Urgründe für die soziale Neuordnung und zieht zugleich die Entstehung, die Entwicklung, Organisation und Tätigkeit der deutschen Arbeitsfront in den Kreis der Betrachtung. Jeder, der den sozialen Umbruch unseres Volkes — der tief in das geistige und seelische Leben eingriff — in seinen innersten Beweggründen erkennen will, wird daher dieses Werk als ein wichtiges Dokument von historischer Bedeutung begrüßen.

Pädagogik der Gegenwart

Ein Handbuch der neuen Erziehungswissenschaft und Pädagogig.
Von Dr. phil., Dr. phil. h. c. Peter Petersen, Prof. an der Universität Jena.
Zweite Auflage der „Pädagogik". Kart. RM 4.50, in Ganzl. RM 5.50

Professor Petersen, einer der maßgebenden Verbreiter und Verkünder völkischer Pädagogik, legt mit diesem Werk das erste Unternehmen vom Standpunkt der neuen deutschen Erziehungswissenschaft und ihres pädagogischen Realismus vor. Der Verfasser unternimmt es, die Geschichte der Erziehung und Pädagogik sowie die Fragestellungen der pädagogischen Wissenschaft und ihre wichtigsten gegenwärtigen Probleme neu zu ordnen und darzustellen. Mit diesem grundlegenden Werk liegt eine Pädagogik der Gegenwart vor, an dem alle Stellen und Persönlichkeiten, die sich mit der neuen deutschen Erziehungswissenschaft zu beschäftigen haben, nicht vorübergehen können.

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN / BERLIN SW 68

Jahresverzeichnis der deutschen Hochschulschriften

Zusammenfassung der in der »Deutschen Nationalbibliographie« erschienenen Titel von Dissertationen, Habilitationsschriften, Rektoratsreden und sonstigen akademischen Veröffentlichungen

Bearbeitet von der Deutschen Bücherei

52. Jahrgang 1936 / Preis RM 33.—

Durch Erlaß des Herrn Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 11. Dezember 1935 ging die Bearbeitung von der Preußischen Staats-Bibliothek an die Deutsche Bücherei über, die mit dem Jahrgang 1936 das erste von ihr zusammengestellte Verzeichnis vorlegt. Die alte, seit einer langen Reihe von Jahren erprobte Form ist beibehalten worden, bis auf die äußere Gestalt des Verzeichnisses und das typographische Bild der Titel, das sich aus der »Deutschen Nationalbibliographie« ergibt. — Der vorliegende Band enthält 10022 Titel gegenüber 9359 im Vorjahre.

Durch jede Buchhandlung

Verlag des Börsenvereins d. Deutschen Buchhändler zu Leipzig

Digitized by Google

Was ist eine „Zeitschrift"?

Ist das nicht eine überflüssige Frage? Mitnichten! Jeder Geistesarbeiter nimmt wohl täglich ein Zeitschriftenheft zur Hand, aber nur wenige haben sich dabei schon klar gemacht, was für ein komplizierter Organismus eine Zeitschrift ist; wie wenige haben sich überlegt, wo eigentlich die Grenzen zum »Buch« und zur »Zeitung« liegen. Warum sind die Leipziger »Illustrirte Zeitung« oder die »Deutsche Fleischer-Zeitung« trotz ihres Titels keine »Zeitungen«, warum halten wir sie rein gefühlsmäßig und richtig für »Zeitschriften«? Wer hat schon einmal klar und prägnant eine Definition einer »Zeitschrift« gegeben? In der Tat, das ist, wie wir sehen werden, sehr schwer, hat doch die neueste Begriffsbestimmung folgenden umständlichen Wortlaut: »Eine Zeitschrift ist ein regelmäßig erscheinendes Druckwerk, das — mit der Absicht der unbegrenzten Dauer begründet — in seinem überwiegenden Teil nicht an die Geschehnisse des Tages gebunden ist oder nur die neuesten Ereignisse eines Fachgebietes berücksichtigt. Die Einzelstücke sind inhaltlich und drucktechnisch mannigfaltig, doch zeigen sie — ebenso wie ihre dauernd fortlaufende Reihe — eine durch geschlossene geistige Führung bewirkte innere und äußere Einheit. Zeitschriften dienen meistenteils nur begrenzten Aufgabengebieten; die Weite ihrer Öffentlichkeit ist daher verschiedenartig. Sie entsprechen in ihrer Gestaltung den Bedürfnissen eines oft weit verstreuten Leserkreises und sind deshalb nur lose an ihren Erscheinungsort gebunden«.

Diese Definition findet sich in der »Einführung in die Zeitschriftenkunde« von Ernst Herbert Lehmann[1]). In ihr wird zum ersten Mal mit Hilfe zeitungswissenschaftlicher Methoden die Eigengesetzlichkeit der deutschen Zeitschrift nachgewiesen und die Stellung dieser Form der Publizistik innerhalb des Pressewesens gekennzeichnet, nachdem die Zeitschrift bisher immer als Anhang der Zeitungswissenschaft betrachtet und entsprechend stiefmütterlich behandelt worden war. Es ist zunächst bemerkenswert, daß die »Zeitschrift«, deren älteste 1583 als sog. Messrelation in Köln erschien, als eine eigene Publikationsform in Deutschland entstanden ist und nicht als eine Nachahmung ausländischer Vorbilder bezeichnet worden darf. Aber das eigentliche Studium der »Zeitschrift« beginnt erst nach dem Weltkriege. Wenn wir von einigen Vorläufern absehen, so waren es in jüngster Zeit besonders Joachim Kirchner, der von der literarhistorischen und Gerhard Menz, der von der wirtschaftlichen Seite her sich mit der »Zeitschrift« beschäftigten. Vor allem aber hat Ernst Herbert Lehmann, der sich schon in seiner Dissertation über die Anfänge der Kunstzeitschrift in Deutschland (Leipzig 1932) auch mit allgemeinen Fragen der Zeitschriftenkunde befaßt hatte, immer wieder auf die Notwendigkeit ihrer eigenen wissenschaftlichen Betrachtung hingewiesen. Die Zeitverhältnisse, — der Umbruch des Reiches, die Reform des Pressewesens usw. — waren seinen Bemühungen günstig, und die Berufsverbände der Praxis konnten für die Erforschung der Zeitschriften interessiert werden. Das Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Berlin errichtete im Mai 1934 eine eigene Zeitschriften-Abteilung, die E. H. Lehmann übertragen wurde; ferner wurden an den Universitäten Berlin und Leipzig Lehraufträge für Zeitschriftenwesen gegründet. So ist heute im Rahmen der älteren Zeitungswissenschaft die »Zeitschrift« anerkannter Gegenstand der Forschung und Lehre, ihre wissenschaftliche und wirtschaftliche Untersuchung eine selbständige Disziplin geworden.

In der obengenannten »Einführung« von E. H. Lehmann werden Entwicklung und Aufgaben der Zeitschriftenforschung kurz skizziert, dann die Anfänge der deutschen Zeitschrift untersucht. Diese historische Betrachtung geht leider nicht über das 18. Jahrhundert hinaus. Es fehlt also die Geschichte der Zeitschrift in den letzten 150 Jahren, deren Darstellung vermutlich den Rahmen des Buches gesprengt hätte. Eine solche bis zur Gegenwart reichende Geschichte scheint uns eine der Hauptaufgaben der jungen Zeitschriftenforschung zu sein. Ein drittes Kapitel bringt den Versuch einer Begriffsbestimmung und betrachtet dabei die aus dem Zeitungswesen bekannten Grundbegriffe der Aktualität, Periodizität, Kontinuität, Öffentlichkeit, Popularität, Universalität, Kollektivität und des Standorts in Anwendung auf die Zeitschrift. Nach der Abgrenzung zum »Buch«, zur »Korrespondenz« und zur »Zeitung« wird schließlich die oben bereits gegebene Definition aufgestellt, die zweifellos nach scharfem und langem Nachdenken niedergeschrieben wurde, deren Langatmigkeit jedoch die ganze Schwierigkeit deutlich erkennen läßt. Ein weiteres Kapitel behandelt die Zeitschrift als publizistisches Führungsmittel und stellt sie gleichberechtigt neben Zeitung, Rundfunk und Film. »Es gilt, die zahlreichen im Wesen der Zeitschrift liegenden Möglichkeiten zur Menschenführung in vollem Umfang zu erkennen — es gilt, dieses eigengesetzliche publizistische Führungsmittel einzusetzen für den kulturellen und wirtschaftlichen Neubau des Deutschen Reiches« (S. 108). Der Anhang druckt das Schriftleitergesetz vom 4. Okt. 1933 ab. Das 5. Kapitel bespricht die wirtschaftlichen und technischen Grundlagen der Zeitschrift auf 40 Seiten in kurzem Überblick. Die Vielseitigkeit dieses Themas zeigt erneut, wieviel auf diesem Gebiete noch zu erarbeiten ist. Neue Möglichkeiten der Entwicklung eröffnet die im Anhang abgedruckte Anordnung der Reichspressekammer zur Wahrung der Unabhängigkeit des Zeitschriftenverlagswesens vom 30. April 1936. Allgemeinere Betrachtungen über die Zeitschrift und ihre Leser bilden den Inhalt des sechsten Kapitels. Von besonderem Wert ist schließlich die eingehende Behandlung der Bibliographie des Zeitschriftenwesens, die einen wesentlichen Teil des Buches einnimmt (S. 193—245). Hier wird zur Theorie der Bibliographie das Notwendige gesagt und in mehreren Gruppen die bisher bekannte Literatur zweckmäßig gegliedert, die der Verfasser seit Jahren über das deutsche Zeitschriftenwesen gesammelt hat. Ein Gesamtverzeichnis beschließt das Buch, das auch mit zwanzig Abbildungen (meist Titelblätter alter Zeitschriften) geschmückt und vom Verlag in bekannter Weise typographisch vornehm ausgestattet ist.

Der Verfasser betont mehrmals, daß es sich hier um einen ersten Versuch einer vorordnenden Zusammenschau der ganzen Materie handle, auf dem weiter gebaut werden soll. Er ist im großen und ganzen gelungen, besonders wenn man berücksichtigt, daß dem Verfasser nicht eine jahrzehntelange Erfahrung eines langen Gelehrtenlebens zur Verfügung stand, sondern daß er in frischem Anpacken den weitschichtigen Stoff mühsam suchen und ordnen mußte. Allerdings ist es schade, daß die Einführung, obwohl es der Titel nicht erkennen läßt, sich ganz auf das deutsche Zeitschriftenwesen beschränkt. Zeitschriften gibt es in Hülle und Fülle in allen Kulturländern und die deutsche Zeitschriftenerforschung könnte gerade von den Beispielen des Auslandes manche wertvolle Anregung empfangen. Zeitschriftenforschung sollte daher international betrieben werden, aber soviel man übersehen kann, ist diese Wissenschaft im Auslande noch weiter zurück als bei uns, so daß es auch nach dieser Richtung hin noch unbegrenzte Arbeitsgebiete zu beackern gilt. Die deutsche Zeitschriftenforschung ist jedenfalls, wie es ähnlich sich bei der Zeitungswissenschaft verhält, vorangegangen und hat in Lehmanns »Einführung« zunächst die Aufgaben herausgestellt. Nun gilt es die Lücken zu schließen. Neben der Aufstellung einer scharfen Definition fehlen besonders Einzelarbeiten zur Geschichte der in- und ausländischen Zeitschriften. Die wirtschaftliche, technische und soziologische Seite der Zeitschrift harrt noch der umfassenden Darstellung und nicht zuletzt erwartet man die vollständige Bibliographie zunächst der laufenden deutschen Zeitschriften, deren Bearbeitung sich in der Deutschen Bücherei als der bibliographischen Zentrale des Reiches in besten Händen befindet.

Dr. Hans Praesent

Leipzig

[1]) Mit 80 Abb. Leipzig: Verlag Karl W. Hiersemann 1936. XII, 253 Seiten. 4°. Lw. 12.—.

Zeitungslehre

In das weite Gebiet der Zeitungswissenschaft führen zwei Bändchen der Sammlung Göschen ein, deren Verfasser Prof. Emil Dovifat von der Universität Berlin ist. Diese als »Zeitungslehre I« bezeichneten Bücher erläutern eingehend die gesamte praktische Arbeit des Zeitungswesens auf Grund des amtlichen Lehrplans für Zeitungswissenschaft vom Jahre 1935 und gehen somit über die bereits 1931 erschienenen, damals »Allgemeine« und »Praktische Zeitungslehre« genannten Bände hinaus. — Ein verwandtes Thema, die Zeitschriftenkunde, behandelt E. H. Lehmann, aus dessen Feder bereits mehrere Bücher und eine Reihe fachwissenschaftlicher Aufsätze hervorgegangen sind, in seiner kurzen, an der Berliner Universität gehaltenen Antrittsvorlesung, die inzwischen im Druck vorliegt. Auch hier wird besonders auf die praktische Bedeutung der Zeitungskunde für den angehenden Zeitschriften-Verleger und -Schriftleiter hingewiesen. **N-dt**

Emil Dovifat, Zeitungslehre I, Bde. 2, Slg. Göschen 1039 u. 1040. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1937. Jeder Bd. RM 1.62.

E. H. Lehmann, Zeitschriftenkunde im Dienst der Wissenschaft und Praxis. Rudolf Lorentz Verlag, Berlin 1936. Br. RM o.Ac.

Geistige Arbeit, Jahrgang 1937

Dieser Nummer liegt das Register des Jahrgangs 1937 bei.

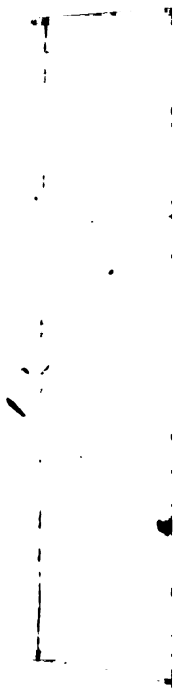
Verlag der „Geistigen Arbeit" Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif III. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit", Berlin W 35, Woyrschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag 219231. DA: 3800 III. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit", Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis vierteljährlich RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03336 3147

MAY 15 1913

UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google